H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Erſter Band.
Reiſebilder. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Reiſebilder

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

P.o. germ. 591 pl/1

ECA
IA
ENSIS.

Inhalt.

Seite
Ankündigung VII
Vorwort des Herausgebers zum erſten und zweiten Bande XXI

Reiſebilder.

Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Reiſebilder . . XLI
Die Harzreiſe 1
Norderney 125
Ideen. Das Buch Le Grand 193

Ankündigung.

Mit Ungeduld hat das Publikum ſeit Jahren der Veröffentlichung einer Geſammtausgabe von Heinrich Heine's Werken entgegengeſehn. Ohne Zweifel beſitzt die Nation ein Recht darauf, endlich die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſes ſeltenen Geiſtes in geordnetem Zuſammenhange zu überblicken. Liebe und Haſs, Begeiſterung und fanatiſche Erbitterung haben die einzelnen Werke des Dichters bei ihrem Erſcheinen begrüßt, aber die Kritik vermochte ihr letztes Wort nicht zu ſprechen, ſo lange ein großer Theil ſeiner Schriften nur in verkürzter, willkürlich von der Cenſurſchere entſtellter Geſtalt vorlag. Sah ſich doch Heine mehr als einmal zu der öffentlichen Erklärung genöthigt, daſs manche ſeiner Bücher „nicht gedruckt worden, wie er ſie geſchrieben," daſs „durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen die urſprüngliche Tendenz gänzlich verloren gegangen,“ und daſs bei ſolchen, zum Theil ſehr weſentlichen Verſtümmelungen von fremder Hand nur „die Furcht vor Miſsdeutung“ ihn abhalte, geradezu gegen die Autorſchaft der betreffenden Werke zu proteſtieren *).

Es bedarf keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung der Gründe, welche das Erſcheinen der, bereits 1837 beſchloſſenen, vervollſtändigten und durch neue Beiträge vermehrten Geſammtausgabe von H. Heine's Werken bis zum Jahr 1848 verhinderten. Die bundestägliche Verfolgung der Schriften des „jungen Deutſchlands,“ die jahrelang fortgeſetzte officielle Überwachung aller Publikationen des Dichters, das Verbot des ganzen Campe'ſchen Verlages in mehren deutſchen Staaten — all' dieſe beengenden Vexationen haben in der Geſchichte unſrer Preſsfreiheit eine traurige Berühmtheit erlangt. Verfaſſer und Verleger kamen daher in dem Wunſche überein, die Veröffentlichung der Geſammtausgabe

---

*) Vgl. das Vorwort Heine's zur zweiten Auflage der „Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland,“ die Vorreden zur „Romantiſchen Schule“ und den „Franzöſiſchen Zuſtänden,“ die Erklärung über den „Schwabenſpiegel“ in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrgang 1839, Nr. 28, S. 112), und beſonders die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ welcher die oben angeführten Worte entnommen ſind.

bis auf eine Zeit zu verſchieben, wo für ein ſolches Unternehmen auf „das unparteiiſche Wohlwollen der reſp. Cenſurbehörden Deutſchlands“ zu rechnen ſei.

Das Jahr 1848 beſeitigte endlich mit manchen andern Beläſtigungen und Hemmniſſen der Geiſtesfreiheit in unſerm Vaterlande auch das verhaſſte Inſtitut der Cenſur, jener Behörde, die „über alle Rügen erhaben“ war, und gegen deren autokratiſche Machtſprüche es für den ſchutzloſen Schriftſteller und ſeinen Verleger keine Appellation gab. Aber die ſtürmiſch aufgeregte Zeit des Revolutionsjahres und die zunächſt folgenden Jahre trüber Entmuthigung unter der Herrſchaft einer brutalen Reaktion erwieſen ſich zu ungünſtig für jedes literariſche Unternehmen, das nicht ausſchließlich der Beſprechung politiſcher Tagesintereſſen gewidmet war, als daſs man damals das Erſcheinen der Geſammtausgabe von H. Heine’s Werken mit Fug hätte erwarten können.

Während ſeiner letzten Krankheitsjahre beſchäftigten den Verfaſſer vielfach die Vorarbeiten zu der franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke, die, größtentheils von ihm ſelbſt für den Druck revidiert und zuſammengeſtellt, von 1855—59 bei Michel Lévy Frères zu Paris in ſieben Oktavbänden veröffentlicht ward. Dieſelbe iſt keineswegs als eine vollſtändige Sammlung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu betrachten; doch enthält ſie zahlreiche Stellen, welche in den deutſchen Ausgaben der betreffenden Werke von der Cenſur unterdrückt worden ſind.

Nach dem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode Heinrich Heine's hielt der Verleger ſeiner ſämmtlichen Werke, Herr Julius Campe, es für ſeine Pflicht, nunmehr ſofort die Publikation der deutſchen Geſammtausgabe zu beginnen. Eine ausführliche Dispoſition zu letzterer befand ſich in zwiefacher Abſchrift unter den nachgelaſſenen Papieren des Dichters, welcher ſich von Herrn Campe das feierliche Verſprechen hatte geben laſſen, daß die von ihm ſelbſt getroffenen Anordnungen genau befolgt werden ſollten. Herr Campe ſuchte daher vor Allem von der Wittwe und Univerſalerbin Heine's die Aushändigung der erwähnten Dispoſition zu erlangen. Leider erwieſen ſich ſeine oft und in jeder Form wiederholten Bemühungen als vergeblich; die launenhafte Frau ſetzte ſeinen gerechten Anforderungen ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und offerierte ihm endlich, ſtatt der verlangten Dispoſition, ein kleines Bändchen nachgelaſſener, größtentheils fragmentariſcher oder früher ſchon veröffentlichter Gedichte ihres Mannes für das exorbitante Honorar von

30,000 Francs. Nachdem in ſolcher Art das Erſcheinen der deutſchen Geſammtausgabe durch Schuld der Wittwe Heine's um länger als fünf Jahre verzögert worden, und inzwiſchen auch Herr Dr. Rud. Chriſtiani, den Jener zum Herausgeber ſeiner ſämmtlichen Werke beſtimmt hatte, verſtorben iſt, hat ſich der Verleger genöthigt geſehen, jetzt ohne die ihm leider nicht erreichbare, von Heine ſelbſt entworfene Dispoſition die Veröffentlichung der Geſammtausgabe zu unternehmen, mit deren Redaktion der Schreiber dieſer Zeilen betraut worden iſt.

In den brieflichen Mittheilungen Heine's an ſeinen Verleger fanden ſich allerdings zwei Dispoſitionen für die Anordnung der deutſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke vor; doch ſtammen dieſelben einerſeits aus älterer Zeit (aus den Jahren 1846 und 1848), und konnten andererſeits ſchon deſshalb keine große Beachtung erfahren, weil ſie in flüchtigſter Eile nach einſeitig buchhändleriſchen Rückſichten entworfen ſind.

Für die vorliegende Sammlung der Heine'ſchen Werke iſt daher, ſoweit möglich, im Weſentlichen das von dem Dichter ſelbſt herrührende Arrangement der franzöſiſchen Ausgabe benutzt worden. Die Reihenfolge der einzelnen Schriften wird — vorbehaltlich kleiner Abänderungen — folgende ſein:

Erster Band. Reiſebilder, erſter Theil. (Die Harzreiſe. — Norderney. — Ideen. Das Buch Le Grand.)

Zweiter Band. Reiſebilder, zweiter Theil. (Italien: Reiſe von München nach Genua. — Die Bäder von Lucca. — Die Stadt Lucca. — Spätere Nachſchrift. — Schlußwort.)

Dritter Band. Engliſche Fragmente. — Shakſpeare's Mädchen und Frauen.

Vierter Band. Novelliſtiſche Fragmente. (Der Rabbi von Bacharach. — Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. — Florentiniſche Nächte.)

Fünfter Band. Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.

Sechſter Band. Die romantiſche Schule.

Siebenter Band. Elementargeiſter und Dämonen. (Elementargeiſter. — Der Doktor Fauſt. — Die Götter im Exil. — Die Göttin Diana.)

Achter Band. Franzöſiſche Zuſtände, erſter Theil.

Neunter Band. Franzöſiſche Zuſtände, zweiter Theil. (Lutetia.)

Zehnter Band. Franzöſiſche Zuſtände, dritter Theil. (Franzöſiſche Maler. — Über die franzöſiſche Bühne. — Anhang zur „Lutetia.")

Elfter Band. Über Ludwig Börne. (Nach Heine's Wunſch, mit Weglaſſung der auf Madame Strauß bezüglichen Stellen.)

Zwölfter Band. Vermiſchte Schriften.

Dreizehnter Band. Dichtungen, erſter Theil. (Buch der Lieder. — Anhang älterer Gedichte und Überſetzungen.)

Vierzehnter Band. Dichtungen, zweiter Theil. (Tragödien. — Romanzen und Balladen.)

Fünfzehnter Band. Dichtungen, dritter Theil. (Atta Troll. — Deutſchland. — Zeitgedichte.)

Sechzehnter Band. Dichtungen, vierter Theil. (Lamentationen. — Hebräiſche Melodien. — Letzte Gedichte.)

Siebzehnter und achtzehnter Band. Briefe.

Bei dieſer Anordnung, welche ſich ſelbſt vertreten mag, war es vor Allem das Beſtreben des Herausgebers, die innere Einheit, den ideellen Zuſammenhang der verſchiedenen Werke des Dichters möglichſt klar hervorleuchten zu laſſen. Heine ſelbſt weiſt (in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“) mit beſonderem Nachdruck darauf hin, „daſs ſeine poetiſchen eben ſo gut wie ſeine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften einem und demſelben Gedanken entſproſſen ſind.“ „Am Ende kommt es auch auf Eins heraus,“ heißt es am Schluſſe der „Harzreiſe,“ „wann und wo man Etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden.“

Nur aus einem äußeren Grunde hat der Herausgeber darauf verzichtet, die vorliegende Geſammtausgabe mit dem Abdruck der Gedichte zu eröffnen. Dieſer Grund war die Hoffnung, während des Erſcheinens der übrigen Bände nicht allein mancherlei Aufſätze und Briefe, ſondern namentlich auch den poetiſchen Nachlaſs Heinrich Heine's und eine größere Zahl ungedruckter oder in Zeitſchriften verſtreuter Gedichte aus früherer Zeit durch Vermittlung der Geſchwiſter und Freunde des Verſtorbenen zu erhalten.

Die Grundſätze, von welchen ich mich bei Herausgabe der ſämmtlichen Werke H. Heine's leiten ließ, ſind in der Kürze die folgenden.

Ich hielt es zunächſt für meine Pflicht, die neueren Ausgaben der einzelnen Schriften aufs ſorgfältigſte, Zeile für Zeile, mit den vorhandenen Originalmanuſkripten oder, ſofern dieſe nicht mehr herbeizuſchaffen waren, mit den älteren deutſchen und den verſchiedenen franzöſiſchen Ausgaben zu vergleichen. Es iſt mir durch ſolche mühſame Vergleichung gelungen, die vorliegende Geſammtausgabe von einer beträchtlichen Anzahl ſtörender Druckfehler zu reinigen, und den größten Theil der Cenſurlücken, welche bei manchen Bänden zwei bis drei Bogen betrugen, vollſtändig zu ergänzen. Ein kurzes Vorwort zu jedem Bande wird den gewiſſenhafteſten Nachweis über dieſe Ergänzungen liefern.

Um den beleidigenden Verdacht zu entfernen, als hätte ſich Heine in der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Werke unpatriotiſcherweiſe, dem franzöſiſchen Publikum zulieb, willkürliche und weſentliche Veränderungen oder Kürzungen erlaubt, habe ich jedem Bande ein genaues Verzeichnis ſämmtlicher Abweichungen und eine wortgetreue Überſetzung der franzöſiſchen Vorreden beigefügt. Die Beſitzer der deutſchen Geſammtausgabe ſind dadurch in den Stand geſetzt, ſich mit leichter Mühe über den Grund oder Ungrund einer derartigen Beſchuldigung ihr ſelbſtſtändiges Urtheil zu bilden.

Bei Veröffentlichung der Briefe, welche zum Theil höchſt intereſſante Aufſchlüſſe über die literariſchen und politiſchen Beſtrebungen des Dichters und ſeiner Zeit gewähren, iſt es nicht im entfernteſten auf einen gehäſſigen Skandal oder eine leichtfertige Buchmacherei abgeſehn. Die Pietät gegen den Todten und die ſchuldige Rückſicht auf Lebende ſoll durch die Publikation ſolcher Briefe in keiner Weiſe verletzt werden. Es bedarf faſt dieſer ausdrücklichen Verſicherung gegenüber der ſchamloſen Ausbeutung des Intereſſes für den großen Verſtorbenen, welche in letzter Zeit von einem angeblichen Freunde Heine's durch Herausgabe mehrer Bände „Dichtungen“ und „Briefe“ von zweifelhafteſter Echtheit*) verſucht worden iſt. Unter andern werthvollen Beiträgen gelang es mir, für die vorliegende Geſammtausgabe den bisher ungedruckten Brief-

---

*) Vgl. über die Steinmann'ſchen „Nachträge zu Heinrich Heine's Werken“ u. A. die Erklärung Alfred Meißner's vom 8. Juni 1861 in Nr. 70 der Hamburger „Reform“ und meinen Aufſatz „über den Steinmann'ſchen Pſeudo-Heine“ in Nr. 82 und 83 des Hamburger „Freiſchütz“ vom ſelben Jahre. — „Es iſt nicht denkbar,“ ſchreibt Meißner a. a. O., „daß Heine, von dem es bekannt iſt, mit welcher ängſtlichen Sorgfalt er ſeine Produkte überwachte, in ſeiner ganzen Nachlaſſenſchaft auch nicht ein einziges der von Herrn Steinmann veröffentlichten Gedichte im Original oder abſchriftlich bei ſich zurückbehalten haben ſollte. Nun habe aber ich ſelbſt dieſen Nachlaß auf den Wunſch ſeiner Wittwe Blatt für Blatt durchgeſehen, geſichtet, wenige Wochen nach ſeinem Tode, als der ganze Haufen Papiere wahrſcheinlich noch in demſelben Zuſtande war, wie ſie von Heine ſelbſt das letzte Mal geordnet wurden. Ich habe in den von Herrn Steinmann herausgegebenen Dichtungen

---

keine einzige Pièce gefunden, die mir aus dieſem Nachlaſſe bereits bekannt geweſen wäre." Zur Beleuchtung der „freundſchaftlichen" Beziehungen des Herrn Steinmann zu Heinrich Heine theilt Meißner eine Erklärung des Letzteren aus der „Zeitung für die elegante Welt" vom 8. Februar 1843 mit. Heine, von welchem Steinmann ſchon damals unbefugterweiſe allerlei alte Privatbriefe hatte abdrucken laſſen, ſchreibt dort wörtlich: „Seit länger als achtzehn Jahren ſtand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringſten Verkehr, nicht in der mindeſten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlaſſung, wodurch jene betrübſame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen ſolches unerlaubte Verfahren endlich aufs beſtimmteſte proteſtieren." Meißner knüpft hieran die treffende Bemerkung: „Nach jenem Briefe H. Heine's, der wie ein antecipierter Proteſt gegen den Herausgeber ſeines Nachlaſſes klingt, muß es wahrlich befremden, wenn wir in den von Herrn Steinmann herausgegebenen „Dichtungen von H. Heine" nun noch allerhand Piècen finden, die Dieſer ihm „aus ſeiner Matratzengruft" zuſendet, und in den „Briefen" die alte Freundſchaft bis in den letzten Todestagen fortglühen ſehen, eine Freundſchaft, die ſich ſo weit ſteigert, daß er, um ſeinen Freund in Münſter zu erfreuen, ihm wohl ein Schock Epigramme über das Frankfurter Parlament einſchickt!" — Ich ſelbſt habe a. a. O. dokumentariſch nachgewieſen, daß Herr Steinmann nicht allein den von ihm öffentlich verſprochenen Beweis für die Echtheit der von ihm unter Heine's wechſel Heine's mit Karl Immermann zu acquirieren, welcher auf die Jugendarbeiten des Erſteren und auf den ernſten literariſchen Freundſchaftsverkehr der beiden Geiſtesheroen ein glänzendes Licht wirft. Gleichfalls ward mir die Freude, durch Güte des Herrn Heinrich Laube mit dem Originalmanuſkript des „Atta Troll“ eine Anzahl von Briefen zu empfangen, welche Heine ſeit dem Jahre 1833 an Herrn Laube gerichtet hat, und welche gewiſſermaßen das konfidentielle Programm des Kampfes enthalten, der zu jener Zeit auf theologiſchem und politiſchem Felde geführt ward.

So ſehr ich beſtrebt ſein werde, in den nachfolgenden Bänden alle literariſchen Arbeiten des Dichters zu ſammeln, können doch ſelbſtverſtändlich nur ſolche Produktionen Aufnahme finden, welche mit unzweifelhafteſter Beſtimmtheit als von Heine herrührend erkannt worden ſind. Ich erſuche daher freundlichſt die Beſitzer ungedruckter Briefe und ſonſtiger Manuſkripte oder in Zeitſchriften, Almanachen ꝛc. verſtreuter Beiträge von Heine's Feder,

---

Namen publicierten Produktionen nicht geliefert, ſondern ſich Betreffs ſeiner Angaben in ein haltloſes Gewebe von Unwahrheiten verſtrickt, und dadurch den gegen ihn vorliegenden Verdacht einer abſichtlichen literariſchen Fälſchung zur größten Wahrſcheinlichkeit erhoben hat.

mir alle derartigen Papiere, wo möglich im Original, recht bald durch die Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg einzuſchicken.

Schließlich mögen noch über die, auf den erſten Blick vielleicht etwas befremdliche, Orthographie dieſer Ausgabe einige Worte am Platze ſein. Heine hat bei Veröffentlichung ſeiner Werke überall keine beſtimmten Grundſätze der Rechtſchreibung befolgt; er iſt ſich in dieſem Punkte häufig ganz inkonſequent. So ſchreibt er nicht ſelten zu einer und derſelben Zeit Nation und Nazion, ſocial und Sozialismus, Kommüne und Communiſt, Gluth und Glut, Reiter und Reuter, ſein und ſeyn, bei und bey ꝛc. Es war ſchwer, hier eine Entſcheidung zu treffen, welche nach keiner Seite hin Anſtoß erregen würde. Da ſich indeſs Heine's Orthographie offenbar niemals den Beſtrebungen der ſogenannten hiſtoriſchen Schule, ſondern vorherrſchend dem gewöhnlichen Schreibgebrauch angeſchloſſen hat, ſchien es mir am richtigſten, hier Daniel Sanders zu folgen, der in ſeinem „Wörterbuch der deutſchen Sprache“ gleichfalls die allgemein übliche Schreibung als gültige Richtſchnur nimmt, ſich aber hiebei, wie in ſchwankenden Fällen, der möglichſten Folgerichtigkeit befleißigt. Ich darf, wenn mir bei Reviſion der erſten zwei Bände hie und da kleine Verſtöße gegen die von

Herrn Sanders befolgten orthographiſchen Regeln entgangen ſind, wohl um ſo eher die Nachſicht des Leſers beanſpruchen, da ich genöthigt war, dieſelben in ziemlich mühſamer Art aus den bis jetzt erſchienenen Lieferungen des erſt zur Hälfte vollendeten Wörterbuchs zu abſtrahieren. — Daſs ich mir grammatiſche Änderungen in dem Text der Heine'ſchen Werke niemals erlaubt habe, will ich hier ausdrücklich bemerken.

* * *

„Kampf dem verjährten Unrecht, der herrſchenden Thorheit und dem Schlechten!“ lautete der Wahlſpruch, mit welchem der zweiundzwanzigjährige Heine dem um vier Jahre älteren Immermann als Waffenbruder die Hand bot im Befreiungskriege der Menſchheit. Der große Kampf dauert noch fort, aber das Grab hat ſich über einem der ausgezeichnetſten Krieger geſchloſſen, und auch die Gegner werden dem Todten nicht die gerechte Bewunderung verſagen. Es iſt nicht unſeres Amtes, ihn an dieſer Stelle zu loben oder zu tadeln — mögen ſeine Werke für ihn reden, die hier zum erſten Mal als ein Ganzes ſeinem Volke geboten werden, und in denen er ſich ein Denkmal gegründet, das den Kampf unſerer Tage weit überdauern wird.

Adolf Strodtmann.

Vorwort des Herausgebers

zum erſten und zweiten Bande.

Die „Reiſebilder“ erſchienen urſprünglich in vier Bänden während der Jahre 1826—31. Der erſte Band ward 1826, der zweite 1827, der dritte 1830, der vierte (zuerſt unter dem Titel: „Nachträge zu den Reiſebildern“) 1831 veröffentlicht.

Außer der „Harzreiſe“ enthielt der erſte Band in erſter Auflage noch den Lieder-Cyklus: „Die Heimkehr;“ ferner die im „Buch der Lieder“ zunächſt folgenden fünf Gedichte: „Götterdämmerung,“ „Ratcliff,“ „Donna Clara,“ „Almanſor“ und die „Wallfahrt nach Kevlaar“ mit einer Notiz über den Stoff dieſer Legende, ſowie endlich die erſte Abtheilung der „Nordſee.“ In den ſpäteren Auflagen blieben die erwähnten fünf Gedichte fort, und es wurde dafür die (urſprünglich dem zweiten Band zugewieſene) zweite Abtheilung der „Nordſee“ hinübergenommen.

Der zweite Band enthielt in erſter Auflage die zweite und dritte Abtheilung der „Nordſee,“ die „Ideen“ oder „Das Buch Le Grand“ und drei „Briefe aus Berlin.“ „Die zweite Abtheilung „Nordſee,“ die bei der erſten Auflage dieſen Band eröffnete,“ ſchreibt Heine in dem Vorwort zur dritten Auflage (Paris den 20. Juni 1831), „habe ich bei der zweiten Auflage bereits dem erſten Bande einverleibt, ferner habe ich ein Dutzend Blätter aus der dritten Abtheilung „Nordſee“ in dieſer neuen Auflage unterdrückt, und endlich ſind hier die „Briefe aus Berlin“ ganz ausgeſchieden worden. Dieſe Ökonomie mag ſich ſelber vertreten. Die Lücke, die dadurch in dieſem Bande entſtand, habe ich nicht mit einem Theile aus dem dritten Bande ergänzen wollen. Letzterer, der dritte Band der Reiſebilder, hat nun einmal in ſeiner jetzigen Geſtalt den Beifall meiner Freunde gewonnen, dieſe Geſtalt ſcheint mir ſeine geiſtige Einheit zu bedingen, und ich möchte deſshalb auch keine Zeile davon trennen, oder irgend ſonſt eine Veränderung, und ſei ſie noch ſo geringfügig, damit vornehmen. Die Lücke, die ſich in dieſem zweiten Bande bildete, ſuchte ich daher mit neuen Frühlingsliedern zu füllen.“

Der dritte Band umfaſſte in ſämmtlichen Auflagen die „Reiſe von München nach Genua“ und

„Die Bäder von Lucca,“ — der vierte „die Stadt Lucca“ nebſt „ſpäterer Nachſchrift,“ die „Engliſchen Fragmente“ und ein „Schluſswort.“ Aus dem Vorwort zum vierten Bande, das ſich faſt ausſchließlich auf die „Engliſchen Fragmente“ bezieht und daher in vorliegender Geſammtausgabe den letzteren beigedruckt worden iſt, mag hier folgender Satz ſeine Stelle finden: „Die Stadt Lucca,“ die ſich unmittelbar den „Bädern von Lucca“ anſchließt und auch gleichzeitig geſchrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, ſondern als den Abſchluſs einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abſchluſs einer Weltperiode zuſammentrifft.“

Außerdem enthielt die letzte Seite des erſten Bandes in erſter Auflage die Berichtigung einiger Druckfehler mit der Bemerkung: „Die übrigen Verbeſſerungen ſollen nachgeliefert werden im zweiten Theil der Reiſebilder, welcher noch außerdem recht viel Hübſches enthalten wird, z. B. abgebrochene Erzählungen, halbe Anſichten der Hauptſtädte Norddeutſchlands, ſogar Bemerkungen über polniſche Wälder und deutſche Literatur u. ſ. w. — Saumſeligen Freunden, die noch immer Manuſkripte von mir zurückhalten und vielleicht von gedruckten Bitten ſtärker gerührt werden als von geſchriebenen, wird recht liebevoll angedeutet, daſs Briefe und Packete mit der Aufſchrift „An Heinrich Heine, Dr. jur., per Adreſſe der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg“ jederzeit richtig an mich befördert werden.“ — Am Schluſſe der erſten Auflage des zweiten Bandes ſtand die Notiz: „Ein Schriftſteller iſt oft übel daran; allerhöchſtäußere Bedingniſſe können verlangen, daſs ein Buch, welches er in die Welt ſchicken will, über 20 Druckbogen enthalte, während er mit ſeinen guten „Ideen“ nur die Hälfte zu füllen vermag. Hannöoriſcher Adel und Briefe aus Berlin werden dann als Ballaſt mitgenommen. So kann es auch geſchehen, daſs im zweiten Theile der Reiſebilder nicht Alles geliefert wird, was in der Schluſsnote des erſten Theiles verſprochen worden, z. B. die Druckfehler: und dieſe mögen erſt im dritten Theile ihre Stelle finden. Freunde des Verfaſſers, die ihm Mittheilungen zu machen haben, werden auf jene Schluſsnote noch ganz beſonders hingewieſen.“

In vorliegender Geſammtausgabe ſind die poetiſchen Intermezzos der Reiſebilder, mit Ausnahme der in die „Harzreiſe“ eingeflochtenen Lieder, ſpäteren Bänden an paſſender Stelle eingereiht und die „Engliſchen Fragmente“ mit der Abhandlung über „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ zu einem beſonderen Bande vereint worden. Der dritten, in ungebundener Redeform geſchriebenen Abtheilung der „Nordſee“ habe ich, der franzöſiſchen Ausgabe folgend, die Überſchrift „Norderney“ gegeben. —

Die Fußreiſe durch den Harz machte Heine, wie aus einem Briefe an Immermann vom 24. Februar 1825 hervorgeht, im Herbſt 1824. — Sein zweimaliger Aufenthalt auf Norderney fällt in den Sommer 1826; er kehrte von dort, wie er am 14. Oktober deſſelben Jahres ſeinem ebengenannten Freunde berichtet, gegen Ende Septembers nach Lüneburg in das elterliche Haus zurück. — Die bekannte Vorkritik über Walter Scott's Geſchichte Napoleon's wurde zuerſt im „Mitternachtsblatte“ vom 16. März 1827 abgedruckt, und ging von dort in die „Allgemeinen politiſchen Annalen“ (24. Band, S. 1 ff.) über. Die Anmerkung Heine's über dieſe Stelle auf S. 174 habe ich der franzöſiſchen Ausgabe entnommen. — Die Xenien hatte Immermann zufolge einer beſonderen Aufforderung Heine's*) eingeſchickt. — Der zweite Band der Reiſebilder ward (vermuthlich wegen der Bemerkungen über den hannövriſchen Adel) bald nach Erſcheinen verboten. — Die Reiſe nach Italien trat Heine im Juli 1828 von München aus an. Sein Bruder Maximilian begleitete ihn bis Tyrol. Über Insbruck, Brixen, Trient und Ala ging der Dichter zuerſt nach Verona, und ſetzte zu Anfang des Auguſtmonats über Brescia, Mailand, Marengo und Monza ſeine Reiſe nach Genua und von da nach den Bädern von Lucca fort. Der Tod ſeines Vaters Samuel Heine rief ihn plötzlich nach Deutſchland zurück. — Auf die literariſche Fehde mit dem Grafen Auguſt v. Platen laſſen die Briefe Heine's an Immermann intereſſante Streiflichter fallen; ich verweiſe daher vorläufig auf das baldige Erſcheinen dieſer werthvollen Korreſpondenz.

---

*) „Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner Reiſebilder hineingeben, ſo ſteht Ihnen darin der beſte Platz offen, und ich berechne Ihnen 2 Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübſch. Die Reiſebilder ſind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum Alles vorbringe, was ich will.“ Aus dem Briefe Heine's an Immermann vom 14. Oktober 1826.

Der Vollſtändigkeit wegen bemerke ich, daſs zwei in der erſten Auflage enthaltene Stellen ſpäter von Heine verändert worden ſind. Die eine derſelben findet ſich in der „Harzreiſe", Seite 84, Zeile 8—13, und lautet in der urſprünglichen Faſſung: „Die Mutter berichtigte dieſe falſche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reiſebriefen, und das Geſpräch kam auf Goethe's Werke. Keiner meiner äſthetiſchen Kollegen würde ſich hier die

Gelegenheit rauben laſſen, über letztere ein lang und breites Geſpräch einzuflechten. Aber ich ſchreibe nicht gern, was unwahr iſt, und wir haben wirklich nicht lange über Goethe geſprochen, indem ich aus Furcht, daſs ich mich, wie ein deutſcher Literatus, am Lieblingsthema feſtſchwatzen möchte, das Geſpräch auf andre Gegenſtände leitete, und ſo kamen wir auf römiſche Vaſen, Angorakatzen, Lord Byron, Makaroni, türkiſche Shawls u. ſ. w. — Die ältere Dame liſpelte ſehr hübſch einige Sonnenuntergangsſtellen aus Byron's Gedichten." — Die urſprüngliche Faſſung der zweiten Stelle („Norderney", S. 168, Z. 6—12) war: „Ein ſolcher Geiſt iſt es, worauf folgende Worte von Kant hinzuweiſen ſcheinen: „Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht wie der unſrige diskurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſonderen geht, Das iſt von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daſs ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſei, ſondern nur daſs wir, in der Dagegenhaltung unſers diskurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer ſolchen Beſchaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, dieſe auch keinen

Widerſpruch enthalte.“ — In den ſpäteren Bänden dieſer Geſammtausgabe ſind ähnliche Varianten, zu bequemerem Überblick, ſtets an der betreffenden Stelle unter dem Text aufgeführt.

Aus der erſten Auflage habe ich ergänzt

In der „Harzreiſe:“

Band I, S. 18 Es liegen noch — S. 20 Streckt uns Alle in den Sand.

S. 28 vielleicht gar — Breiſüppchen zurechtmatſcht.

S. 42 die kunſterfahrene Frau — S. 43 beſpötteln konnte.

S. 48 In dieſen philoſophiſchen — S. 49 der Menſch es nicht aushalten.

S. 50 und Gott weiß — zu verſchlingen drohte.

S. 80 Die Dame war noch — S. 81 ſind ſitzen geblieben.

S. 82 Beide waren entzückt — für ein armer Patron!

S. 88 In der „Macht der Verhältniſſe“ — „jeder Zoll ein Lump!“

S. 103 Eine Karolina ſchreibt — S. 104 naſs geworden.

In „Norderney:"

Band I, S. 134 Auch hat man — iſt vor der Hand geſchützt, und

S. 136 Erſterer iſt — logiert hat.

S. 159 Was aber ein brittiſcher Freiheitston iſt — Britons never shall be slaves!

S. 162 wie mein Unglaubensgenoſſe Spinoza,

S. 179 Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe — S. 184 große Alexanderſprünge verſucht.

S. 184, Z. 16 reichlicher

S. 184 und die mir Derſelbe jüngſthin geſchenkt hat.

In den „Ideen:"

Band I, S. 271 Apropos, Madame, die dreiprocentigen Böckhs ſind flau, die fünfprocentigen Hegels ſind geſtiegen —

S. 293 an deſſen Bildung kein Ariſtoteles Antheil hatte, Dieſer (Die Stelle bezieht ſich auf das verſchollene Uechtritz'ſche Drama „Alexander und Darius", über welches Heine um dieſelbe Zeit im „Hamb. unpart. Correſpondenten" eine beißende Kritik abdrucken ließ.)

Aus der franzöſiſchen Ausgabe ergänzte ich

In der „Reiſe von München nach Genua:"

Band II, S. 129 heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon.

In der „Stadt Lucca:“

Band II, S. 357 Der heilige Joſeph — ſo tief ergriffen gefühlt.

Endlich habe ich noch eine möglichſt wortgetreue Überſetzung der Vorrede Heine's zur franzöſiſchen Ausgabe beigefügt.

Letztere — die franzöſiſche Ausgabe der Reiſebilder — erſchien zuerſt 1834, nachdem Bruchſtücke daraus*) bereits zwei Jahre vorher in der Revue des deux mondes abgedruckt worden. In den Oeuvres complètes de Henri Heine füllen die Reiſebilder zwei Bände. Der erſte enthält, außer einer Studie von Théophile Gautier über den Dichter, die erwähnte Vorrede Heine's, les montagnes du Hartz, l'île de Norderney, le tambour Legrand, Angleterre (einen Auszug der „Engliſchen Fragmente“), Schnabelewopski und die, Explication betitelte Vorrede zum erſten Theile des „Salon:“ — der zweite Voyage de Munich à Gênes, les bains de Lucques, la ville de

---

*) Überſetzt von Loeve-Veimars. Die franzöſiſchen Titel dieſer, in der Revue des deux mondes vom 15. Juni, 1. September und 15. December 1832 enthaltenen Auszüge lauteten: Excursion au Blocksberg et dans les montagnes du Hartz, Histoire du tambour Legrand und Les bains de Lucques.

Lucques und les nuits florentines, unter dem Geſammttitel „Italie.“ Ich habe die beiden Novellenfragmente mit dem „Rabbi von Bacharach“ zu einem beſonderen Bande vereint.

Meinem Verſprechen gemäß gebe ich nachfolgend ein Verzeichnis der Stellen, welche in der franzöſiſchen Ausgabe geſtrichen oder verändert ſind. Es fehlen dort, außer den angeführten, von mir ergänzten Paſſagen und ſämmtlichen Mottos,

In der „Harzreiſe:“

Band I, S. 32 Innig rührt es mich — S. 33 nach euren geheiligten Waden.

S. 42 Indeſſen noch unerfreulicher — als in ein Gotteshaus.

S. 74 Ja, ein junger Dichter — S. 75 und jagte vorüber.

S. 99 Er war ein Frankfurt-am-Mainer — unter dem Fabrikpreiſe verkaufen.

S. 100 Ein Klavierauszug aus Dante's „Hölle“ — cum omni causa.

S. 115 Daſs ich, in ſo miſslicher Stellung, dieſes Letztere gethan habe, wird mir gewiſs Niemand verdenken. (Statt mit dieſem Satze, ſchließt die Überſetzung der „Harzreiſe“ in der Revue des deux mondes mit den Worten: Es iſt weder für ihn ſelbſt, noch für ſeinen Leſer immer gut, wenn der Reiſende ein Poet iſt.)

S. 116 Dieſes würde vielleicht ſchon — S. 117 und ihrer Götter.

In „Norderney:“

Band I, S. 138 und dieſe Menſchen haben einen Tugendpöbel — S. 143 nach Belieben ſtimmt.

S. 152 Mag es immerhin lächerlich klingen — S. 153 von oben herabſehen könnte!

S. 154 Und wer iſt der ſchleichende Dr. L.? — S. 155 wo ich jetzt wandle?

S. 155 Im Jahre 1819 — S. 156 dadurch Hörner erworben.

S. 157 und überall zeigt ſich die Vorliebe — S. 159 Britons never shall be slaves!

S. 160 — ja, können ſie auch nachweiſen — S. 161 eines honetten Mannes geſeſſen.

S. 161 Mein Tadel, wie geſagt — S. 162 und ſie haben alle gut geſpielt.

S. 172 Von dieſer letzteren Seite — S. 173 vor die Seele zu führen.

S. 178 und weil ſein Oreſtes noch lebt.

S. 179 Ein Gothaer, höre ich — S. 192 mit euren Kappen.

In den „Ideen:“

Band I, S. 199 — ſie würden auch ſonſt nicht ſo viele ſchlechte Stücke aufführen laſſen —

S. 210 Ja, als der Major Duvent — um Dieſes ſagen zu dürfen —

S. 263 Die erſte Strophe des Liedes.

S. 276 Apropos, bei Erwähnung — auf dem ſchwarzen Brette verzeichnet ſind.

S. 291 Kann man aber die Leute nicht hängen — S. 302 zum Rieſen mit Siebenmeilenſtiefeln.

S. 303 ohne zu bedenken — den Geſellſchafter.

In der „Reiſe von München nach Genua:“

Band II, S. 9 Ich aber nahm das neue Athen — S. 14 des großen Meiſters.

S. 20 ein übelriechendes Lächeln — begeiſtern konnte.

S. 34 Es giebt einen Adler — S. 39 Ludwig von Baiern.

S. 46 Er iſt für Tyrol — was ihm lieb war.

S. 116 Nächſt Goethe's italiäniſcher Reiſe — S. 117 aus jeder Zeile hervorblickt.

S. 120 Da hörte ich Nichts — Der Dritte im Bunde war ein Miſter Liver (Der letzte Satz beginnt in der franzöſiſchen Ausgabe: „Ich fand in dieſem Hotel Reichmann eine engliſche Bekanntſchaft wieder, einen Miſter Liver“)

S. 124 Vielleicht gewährt — furore.

S. 129 Unbedingt liebe ich — S. 130 ein für allemal verſtändigen.

S. 131 Es will uns da manchmal bedünken — eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle.

S. 131 Wie es eine materielle — S. 132 eher vermehrt als vermindert; doch

S. 137 Wer denkt jetzt noch an Marengo! — S. 143 Ich bin gut ruſſiſch, ſagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und ſtieg („Auf dem Schlachtfelde von Marengo ſtieg ich“)

In den „Bädern von Lucca:“

S. 163 Die Widmung an Immermann.

S. 256 oder gar noch bedenklichere Dinge — auf der Tapete ſehen wirſt.

S. 259 Verſteht ſich: an den Mann — bemerkte meine Wenigkeit.

S. 260 Statt „Gedichte von Auguſt Grafen von Platen ꝛc.“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe: „Gedichte von Graf Ramler dem Jüngeren. Stuttgart, 1828, bei Cotta.“ — Es fehlen gleichfalls die beiden folgenden Sätze: Auf dem Hinterblatte — darin geleſen hatte.

S. 261. Statt des Satzes: „Das iſt eben das Schöne — ſollten wir ihm dankbar ſein.“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe: Das iſt eben das Schöne an dieſem Dichter, daſs er vor Allem die Freundſchaft verſteht.

S. 262 Es iſt ewig Schade — S. 265 o mein ſüßes Leben!“

S. 265. Statt „ächzte — kokettierte.“ ſteht: et fit les mines langoureuses et les coquetteries voulues.

S. 273 Was iſt denn der Graf Platen — S. 311 Geſchrieben im Spätherbſt des Jahres 1829.

In der „Stadt Lucca:“

S. 346. Statt „Vulgata.“ ſteht „Iliade.“

S. 352. Der Schluſs des Kapitels lautet in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt:

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken, Gedanke meiner Seele, meine vielgeliebte, ſchöntanzende, allergläubigſte Franceska! öffne mir deine Thür! Das wird für mich auch die Pforte des Himmels, deines ſchönen katholiſchen Himmels ſein. Ich verſpreche dir, dem proteſtantiſchen Glauben zu entſagen, dieſer häſslichen und kalten Religion, welche ich bekannt habe, ohne ſie jemals zu lieben … Zu deinen weißen, anbetungswürdigen Füßen will ich die Irrthümer Luther's abſchwören, denen ich nur aus weltlichem Zwange und durch die preußiſchen Kniffe Satan's zugethan war ... Öffne mir deine Pforte, und ich will eintreten in den Schoß der katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Kirche! In deinen ſtrenggläubigen Armen will ich koſten die Wonne der Seligen! auf deinen Lippen, in deinen Küſſen wird ſich mir das holde Symbol enthüllen, das Wunder des heiligen Myſteriums vollzieht ſich dann . . . das Wort wird Fleiſch . . . Gott iſt die Liebe . . . Um der Liebe Gottes willen, öffne mir doch!

Ach, die Pforte des Heils öffnete ſich mir nicht in dieſer Nacht, und ich kehrte nach Hauſe zurück, abgeblitzt, verdroſſen, murrend und proteſtantiſch nach wie vor.

S. 395 fehlen die Worte: und deſſen Charakter — das Intereſſe an Fürſtenlaſter!“

S. 402—416 fehlen hier ganz. (S. 406 bis 409 finden ſich indeſs in der franzöſiſchen Ausgabe der „Romantiſchen Schule,“ bei Gelegenheit der Beſprechung Ludwig Tieck's, mit dem Schlusſſatze: „Ich glaubte, daſs ich mich nie darüber tröſten würde; aber die Zeit tröſtet uns über Alles.“)

In der „ſpäteren Nachſchrift:“

S. 420 und 421 fehlen die Worte: Aux armes, citoyens!

In dem „Schlußwort:

S. 422 Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit — S. 425 Das iſt dein größter Mann!

Reiſebilder.

Vorrede

zur franzöſiſchen Ausgabe

der Reiſebilder.

Es wird immer eine ſchwer zu entſcheidende Frage ſein, wie ein deutſcher Schriftſteller ins Franzöſiſche zu überſetzen iſt. Soll man hie und da Gedanken und Bilder ausmerzen, wenn ſie dem civiliſierten Geſchmack der Franzoſen nicht entſprechen und ihnen als eine ſtörende, vielleicht gar lächerliche Übertreibung erſcheinen könnten? Oder ſoll man den ungeleckten Deutſchen bei der Pariſer ſchönen Welt einführen mit all ſeiner überrheiniſchen Originalität, phantaſtiſch mit Germanismen aufgeputzt und überladen mit hyperromantiſchem Zierat? Ich für mein Theil denke nicht, daſs der ungeleckte

Deutſche in geleckte Franzöſiſch überſetzt werden muſs, und ſo ſtelle ich mich hier ſelbſt in meinem urſprünglichen Barbarenzuſtande vor, wie die Charruas-Indianer, denen ihr vorigen Sommer eine ſo wohlwollende Aufnahme bereitet habt. Und auch ich bin ein Krieger, wie der große Takuabeh es geweſen. Er iſt jetzt todt, und ſeine ſterbliche Hülle ruht, ſorgfältigſt aufbewahrt, im zoologiſchen Muſeum des Jardin des Plantes, dieſem Pantheon des Thierreichs.

Mein Buch iſt ein Ausſtellungstheater. Tretet ein ohne Furcht! Ich bin nicht ſo bösartig wie ich ausſehe. Ich habe mein Geſicht nur mit ſo wilden Farben bemalt, um meine Feinde in der Schlacht deſto wirkſamer zu erſchrecken. Im Grunde bin ich ſanft wie ein Lamm. Beruhigt euch alſo, und reicht mir die Hand! Auch meine Waffen dürft ihr berühren, ſelbſt den Köcher und die Pfeile, denn ich habe ihre Spitzen abgeſtumpft, wie wir Barbaren zu thun pflegen, wenn wir uns einem geweihten Orte nähern. Unter uns geſagt, dieſe Pfeile waren nicht bloß ſcharf, ſondern auch wohlvergiftet. Heut zu Tage ſind ſie ganz unſchädlich und harmlos, und ihr könnt euch zum Spaß die bunten Federn daran betrachten; eure Kinder dürften ſie ſelbſt als Spielzeug benutzen.

Ich will die tätowierte Sprache verlaſſen und mich franzöſiſch ausdrücken.

Der Stil, die Gedankenverkettung, die Übergänge, die grotesken Einfälle, die Seltſamkeiten des Ausdrucks, kurz der ganze Charakter des deutſchen Originals iſt, ſoweit möglich, Wort für Wort in dieſer franzöſiſchen Überſetzung der Reiſebilder wiedergegeben. Geſchmack, Eleganz, Anmuth und Zierlichkeit ſind überall ſchonungslos der buchſtäblichen Treue geopfert worden. Es iſt jetzt ein deutſches Buch in franzöſiſcher Sprache, ein Buch, das nicht den Anſpruch macht, dem franzöſiſchen Publikum zu gefallen, ſondern vielmehr dies Publikum eine fremde Originalität kennen zu lehren. Ich will unterrichten, nicht bloß unterhalten. Solcherweiſe haben wir Deutſche die ausländiſchen Schriftſteller überſetzt, und nicht ohne Vortheil — wir haben dabei neue Geſichtspunkte, neue Wortformen und Sprachwendungen gewonnen. Eine ähnliche Acquiſition könnte euch nicht ſchaden.

Nachdem ich mir vorgenommen, euch vor Allem mit dem Charakter dieſes fremdartigen Buches bekannt zu machen, ſchien es mir von minderem Belang, euch daſſelbe völlig unverkürzt darzubieten; einmal weil mehrere Stellen, die nur auf Lokal- und Zeit-Anſpielungen, auf Wortwitzen und ſonſtigen Specialitäten der Art beruhen, ſich nicht im Franzöſiſchen nachahmen ließen; ſodann weil mehrere Partieen, die in feindſeligſter Weiſe gegen hier zu Land unbekannte Perſönlichkeiten und Zuſtände gerichtet waren, auf Franzöſiſch wiederholt, zu den unangenehmſten Miſsverſtändniſſen Anlaſs geben könnten. So habe ich eine Hauptſtelle unterdrückt, welche eine Schilderung der Inſel Norderney und des deutſchen Adels enthielt. Die „Engliſchen Fragmente“ ſind um mehr als die Hälfte verkürzt worden — das Geſtrichene bezog ſich ausſchließlich auf die damalige Politik. In der Abtheilung „Italien“, die im Jahre 1828 geſchrieben ward, haben dieſelben Gründe mich zur Weglaſſung mehrerer Kapitel beſtimmt. Indeſs, die Wahrheit zu ſagen, ich hätte dieſe ganze Abtheilung opfern müſſen, wenn ich mich bei Dem, was die katholiſche Kirche betrifft, von ähnlichen Erwägungen hätte beherrſchen laſſen. Ich hielt mich nur für verpflichtet, hier eine ſehr herbe Stelle zu tilgen, worin ſich jener proteſtantiſche Eifer allzu breit machte, deſſen Grämlichkeit im luſtigen Frankreich wider den guten Geſchmack verſtößt. In Deutſchland war ein ſolcher Eifer keineswegs am unrechten Orte; denn in meiner Eigenſchaft als Proteſtant konnte ich den Obſkuranten und ſcheinheiligen Heuchlern, den deutſchen Phariſäern wie Saducäern, viel wirkſamere Streiche verſetzen, als wenn ich als Philoſoph geredet hätte. Damit es jedoch den Leſern, welche das Original und die Überſetzung vergleichen möchten, nicht möglich ſei, mich wegen ſolcher Auslaſſungen etwa unangemeſſener Konceſſionen zu beſchuldigen, will ich mich offen über dieſen Punkt ausſprechen.

Dies Buch iſt, mit Ausnahme weniger Blätter, vor der Julirevolution verfaſſt worden. Zu jener Zeit hatte in Deutſchland der politiſche Druck eine allgemeine Stummheit zu Wege gebracht; die Gemüther waren in eine Lethargie der Verzweiflung verſunken, und wer damals noch zu reden wagte, muſſte ſich mit um ſo größerer Leidenſchaftlichkeit ausſprechen, je mehr er am Siege der Freiheit verzweifelte, und je erbitterter die Partei des Pfaffenthums und der Ariſtokratie gegen ihn loszog. Ich gebrauche die Ausdrücke „Pfaffenthum“ und

„Ariſtokratie“ nur aus Gewohnheit, denn ich habe mich immer zu jener Zeit dieſer Worte bedient, als ich allein die Polemik gegen die Champions der Vergangenheit unterhielt. Dieſe Worte waren verſtändlich für Jedermann, und ich hielt mich, wie ich einräumen muſs, damals noch an die Terminologie von 1789 und verſchwendete einen großen Aufwand von Worten wider die Geiſtlichkeit und den Adel oder, wie ich ſie nannte, wider das Pfaffenthum und die Ariſtokratie. Aber ich bin ſeitdem auf der Bahn des Fortſchritts weiter gewandert, und meine lieben Deutſchen, welche, durch die Juli-Kanone aus dem Schlafe geweckt, meinen Spuren gefolgt ſind und jetzt die Sprache von 1789 oder gar von 1793 reden, ſind noch ſo weit von mir entfernt, daſs ſie mich aus dem Geſichte verloren haben und ſich einbilden, daſs ich hinter ihnen zurückgeblieben ſei. Ich werde der allzu großen Mäßigung, der Verſtändigung mit den Ariſtokraten bezichtigt, und ich ſehe den Tag ſchon kommen, wo man mir auch eine Hinneigung zum Pfaffenthume vorrücken wird. Die Wahrheit iſt, daſs ich heut zu Tage unter dem Wort Ariſtokratie nicht bloß den Geburtsadel verſtehe, ſondern alle Diejenigen — heißen ſie, wie ſie wollen, — welche auf Koſten des Volkes leben.

Die ſchöne Formel: „Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen,“ die wir, wie ſo vieles Treffliche, den Saint-Simoniſten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen Betreffs der Geburtsprivilegien. Unſer altes Feldgeſchrei gegen den Prieſterſtand iſt gleichfalls durch eine beſſere Parole erſetzt worden. Es handelt ſich nicht mehr darum, gewaltſam die alte Kirche zu zertrümmern, ſondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Prieſterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage ſelbſt danach, Prieſter zu ſein.

Für Deutſchland iſt ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; ſie hat erſt eben begonnen. In Frankreich ſcheint ſie im Gegentheil zu Ende zu gehn; wenigſtens däucht es mir, als müßte man ſich hier vielmehr poſitiven Beſtrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlaſſen hat.

Aus einer Art ſchriftſtelleriſchem Aberglauben habe ich meinem Buche ſeinen deutſchen Titel gelaſſen. Unter dem Namen „Reiſebilder“ hat es (mit beſſerm Erfolg als der Verfaſſer) ſeinen Weg in der Welt gemacht, und ich habe gewünſcht, daſs es dieſen glücklichen Namen in der franzöſiſchen Ausgabe behalte.

Paris, den 20. Mai 1834.

Heinrich Heine.

Die Harzreiſe.

(1824.)

Nichts iſt dauernd, als der Wechſel; Nichts beſtändig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend.

Börne.

Schwarze Röcke, ſeidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſieren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlognen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Karcer, eine Bibliothek und einen **Rathskeller**, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine,“ und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt und an einigen Orten ſo breit, daſs Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen muſste, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, und gefällt Einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muſs ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald darauf konſiliiert wurde, hatte ſie ſchon daſſelbe graue, altkluge Anſehen, und war ſchon vollſtändig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Diſſertationen, Thédanſants, Wäſcherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutſchen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Juſtizräthen, Relegationsräthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten ſogar, die Stadt ſei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutſche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar ſeiner Mitglieder darin zurückgelaſſen, und davon ſtammten alle die Vandalen, Frieſen, Schwaben, Teutonen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis und geſchieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäſte, über die Weenderſtraße einherziehen, auf den blutigen Wahlſtätten der Raſenmühle, des Ritſchenkruges und Bovden's ſich ewig unter einander herumſchlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Geſetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingen's eingetheilt in Studenten, Profeſſoren, Philiſter und Vieh, welche vier Stände doch Nichts weniger als ſtreng geſchieden ſind. Der Viehſtand iſt der bedeutendſte. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Profeſſoren hier herzuzählen, wäre zu weitläuftig; auch ſind mir in dieſem Augenblicke nicht alle Studentennamen im Gedächtniſſe, und unter den Profeſſoren ſind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philiſter muſs ſehr groß ſein, wie Sand oder, beſſer geſagt, wie Koth am Meer; wahrlich, wenn ich ſie des Morgens mit ihren ſchmutzigen Geſichtern und weißen Rechnungen vor den Pforten des akademiſchen Gerichtes aufgepflanzt ſah, ſo mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur ſo viel Lumpenpack erſchaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läſſt ſich ſehr bequem nachleſen in der Topographie derſelben von K. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfaſſer, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligſten Verpflichtungen hege, ſo kann ich doch ſein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muſs tadeln, daſs er jener falſchen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht ſtreng genug widerſpricht. Ja, ich habe mich ſogar ſeit Jahr und Tag mit einer ernſten Widerlegung dieſer Meinung beſchäftigt, ich habe deſshalb vergleichende Anatomie gehört, die ſeltenſten Werke auf der Bibliothek excerpiert, auf der Weenderſtraße ſtundenlang die Füße der vorübergehenden Damen ſtudiert, und in der grundgelehrten Abhandlung, ſo die Reſultate dieſer Studien enthalten wird, ſpreche ich 1) von den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) ſtelle ich Alles zuſammen, was über dieſe Füße auf Ullrich's Garten ſchon geſagt worden, 6) betrachte ich dieſe Füße in ihrem Zuſammenhang, und verbreite mich bei dieſer Gelegenheit auch über Waden, Knie u. ſ. w., und endlich 7), wenn ich nur ſo großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Fakſimile göttingiſcher Damenfüße. —

Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte * lag gewiſs noch im Bette und träumte wie gewöhnlich, er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren ſüßeſten Tönen ſein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der eine zum andern ſagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er iſt ein Lumpenkerl, denn geſtern wuſste er nicht mal, wie der Genitiv von mensa heißt.“ So unbedeutend dieſe Worte klingen, ſo muſs ich ſie doch wieder erzählen, ja, ich möchte ſie als Stadt-Motto gleich auf das Thor ſchreiben laſſen; denn die Jungen piepſen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenſtolz der hochgelahrten Georgia Auguſta.

Auf der Chauſſée wehte friſche Morgenluft, und die Vögel ſangen gar freudig, und auch mir wurde allmählich wieder friſch und freudig zu Muthe. Eine ſolche Erquickung that noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenſtall herausgekommen, römiſche Kaſuiſten hatten mir den Geiſt wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwiſchen den eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme, beſtändig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Juſtinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume ſaß, hielt ich gar für eine Korpusjuris-Ausgabe mit verſchlungenen Händen. Auf der Landſtraße fing es ſchon an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eſeltreiber mit ihren grauen

Zöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieſes iſt nicht das idylliſche Paar, wovon Geſsner ſingt, ſondern es ſind wohlbeſtallte Univerſitätspedelle, die wachſam aufpaſſen müſſen, daſs ſich keine Studenten in Bovden duellieren, und daſs keine neuen Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpekulierenden Privatdocenten eingeſchmuggelt werden. Schäfer grüßte mich ſehr kollegialiſch: denn er iſt ebenfalls Schriftſteller, und hat meiner in ſeinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citiert hat und, wenn er mich nicht zu Hauſe fand, immer ſo gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu ſchreiben. Dann und wann rollte auch ein Einſpänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit oder auch für immer wegreiſten. In ſolch einer Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehn, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration. Das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Ägyptens — nur daſs in dieſen Univerſitätspyramiden keine Weisheit verborgen iſt.

Aus den Myrtenlauben bei Rauſchenwaſſer ſah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort ſein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landſtraße das Geleit, klätſchelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reiter ihr hinten auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitſche überlangte, und ſchob ſich alsdann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geiſtreich, und ſangen gar lieblich das Roſſini'ſche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Liſe!“ Dieſe Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger ſelbſt verlor ich bald völlig aus dem Geſichte, ſintemal ſie ihre Pferde, die im Grunde einen deutſch langſamen Charakter zu haben ſchienen, gar entſetzlich anſpornten und vorwärtspeitſchten. Nirgends wird die Pferdeſchinderei ſtärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich ſah, wie ſolch eine ſchweißtriefende, lahme Kracke für das bischen Lebensfutter von unſern Rauſchenwaſſerrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen muſste, ſo dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiſs haben deine Voreltern im Paradieſe verbotenen Hafer gefreſſen!“

Im Wirthshauſe zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der Eine verzehrte einen Heringsſalat, und der Andere unterhielt ſich mit der gelbledernen Magd, Fuſia Kanina, auch Trittvogel genannt. Er ſagte ihr einige Anſtändigkeiten, und am Ende wurden ſie hand-gemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hoſen, die in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig ſind, wieder heraus und ſchenkte ſie dem kleinen Kellner, den man Kolibri nennt. Die Buſſenia, die alte Wirthin, brachte mir unterdeſſen ein Butterbrot, und beklagte ſich, daß ich ſie jetzt ſo ſelten beſuche, denn ſie liebt mich ſehr.

Hinter Nörten ſtand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshausſonne in Nordheim iſt auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein, und fand das Mittageſſen ſchon fertig. Alle Gerichte waren ſchmackhaft zubereitet, und wollten mir beſſer behagen, als die abgeſchmackten akademiſchen Gerichte, die ſalzloſen, ledernen Stockfiſche mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgeſetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beſchwichtigt hatte, bemerkte ich in derſelben Wirthsſtube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren abzureiſen. Dieſer Herr war ganz grün gekleidet, trug ſogar eine grüne Brille, die auf ſeine rothe Kupfernaſe einen Schein wie Grünſpan warf, und ſah aus, wie der König Nebukadnezar in ſeinen ſpätern Jahren ausgeſehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes Nichts als Salat aß. Der Grüne wünſchte, daſs ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem erſten beſten Studenten das Hotel de Brübbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Geſicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter ausſahen, ein langfleiſchig herabhängendes Unterkinn, das eine ſchlechte Fortſetzung des Geſichtes zu ſein ſchien, und ein hochaufgeſtapelter Buſen, der mit ſteifen Spitzen und vielzackig feſtonierten Krägen, wie mit Thürmchen und Baſtionen, umbaut war und einer Feſtung glich, die gewiſs eben ſo wenig wie jene andern Feſtungen, von denen Philipp von Macedonien ſpricht, einem mit Gold beladenen Eſel widerſtehen würde. Die andere Dame, die Frau Schweſter, bildete ganz den Gegenſatz der eben beſchriebenen. Stammte Jene von Pharao's fetten Kühen, ſo ſtammte Dieſe von den magern. Das Geſicht nur ein Mund zwiſchen zwei Ohren, die Bruſt troſtlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Geſtalt glich einem Freitiſch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit, ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logierten. Ich bejahte es mit gutem Gewiſſen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenſter hinaus. Der Sonnenwirth lächelte gar ſchlau und mochte wohl wiſſen, daß der Karcer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es ſchon gebirgig, und hier und da treten ſchöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meiſtens Krämer, die nach der Braunſchweiger Meſſe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, faſt häuſerhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältnis auf dem Rücken trug. Darin ſaßen allerlei eingefangene Singvögel, die beſtändig piepſten und zwitſcherten, während ihre Trägerinnen luſtig dahinhüpften und ſchwatzten. Mir kam es gar närriſch vor, wie ſo ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Oſterode. Es fehlte mir der Appetit zum Eſſen, und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertationen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daſs es Nacht war, und herabhängende Kryſtall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke ſchlug eben Zwölf, die Saalthüre öffnete ſich langſam, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juriſtiſchen Fakultät. Das Rieſenweib, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis, Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zuſammen in der einen Hand, in der andern hielt ſie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite ſprang windig hin und her der dünne Hofrath Ruſtikus, der Lykurg Hannovers, und deklamierte aus ſeinem neuen Geſetzentwurf; an ihrer linken Seite humpelte gar galant und wohlgelaunt ihr Cavaliere servente, der geheime Juſtizrath Cujacius, und riſs beſtändig juriſtiſche Witze, und lachte ſelbſt darüber ſo herzlich, daſs ſogar die ernſte Göttin ſich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüſterte: „Kleiner, loſer Schalk, der die Bäume von oben herab beſchneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte Etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Syſtemchen, oder Hypotheschen, oder ähnliches Miſsgebürtchen des eignen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die ſich als die andern großen Männer des illuſtren Ordens kund gaben, meiſtens eckige, lauernde Geſellen, die mit breiter Selbſtzufriedenheit gleich darauf los definierten und diſtinguierten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputierten. Und immer kamen noch neue Geſtalten herein, alte Rechtsgelehrte in verſchollenen Trachten, mit weißen Allongeperücken und längſt vergeſſenen Geſichtern, und ſehr erſtaunt, daſs man ſie, die Hochberühmten des verfloſſenen Jahrhunderts, nicht ſonderlich regardierte; und dieſe ſtimmten nun ein, auf ihre Weiſe, in das allgemeine Schwatzen und Schrillen und Schreien, das wie Meeresbrandung immer verwirrter und lauter die hohe Göttin umrauſchte, bis Dieſe die Geduld verlor, und in einem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötzlich aufſchrie: „Schweigt! ſchweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhnende Kraft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuldloſen an den Marterfelſen, und all euer Geſchwätz und Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und ſeine Feſſeln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die ganze Verſammlung heulte wie von Todesangſt ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreiſchte immer wilder, — und fort aus dieſem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſtoriſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die heiligen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der mediceiſchen Venus nebeneinander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Segen, goß ſeine ſüßeſten Lyraklänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freundliches Klingen. Die Herden zogen auf die Weide, und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne ſchien durch das Fenſter und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargeſtellt ſtand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungs-Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabſchneidereien, die man gar nicht anſehen kann, ohne Gott zu danken, daſs man ruhig im Bette liegt und guten Kaffe trinkt und den Kopf noch ſo recht komfortabel auf den Schultern ſitzen hat.

Nachdem ich Kaffe getrunken, mich angezogen, die Inſchriften auf den Fenſterſcheiben geleſen, und Alles im Wirthshauſe berichtigt hatte, verließ ich Oſterode.

Dieſe Stadt hat ſo und ſo viel Häuſer, verſchiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalk's „Taſchenbuch für Harzreiſende“ genauer nachzuleſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteroder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmauerigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurms. Der Weg nach

Klausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervorguckt wie eine Moosroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponierende Rückſeite.

Es liegen noch viele andre Burgruinen in dieſer Gegend. Der Hardenberg bei Nörten iſt die ſchönſte. Wenn man auch, wie es ſich gebührt, das Herz auf der linken Seite hat, auf der liberalen, ſo kann man ſich doch nicht aller elegiſchen Gefühle erwehren beim Anblick der Felſenneſter jener privilegierten Raubvögel, die auf ihre ſchwächliche Nachbrut bloß den ſtarken Appetit vererbten. Und ſo ging es auch mir dieſen Morgen. Mein Gemüth war, je mehr ich mich von Göttingen entfernte, allmählich aufgethaut, wieder wie ſonſt wurde mir romantiſch zu Sinn, und wandernd dichtete ich folgendes Lied:

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmuthsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Droſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöhn,
Wo die grauen Schloſsruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz' ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geſchlechter
Und verſunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der ſtolze Mann,
Der die Beſten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die ſchöne Dame ſtand,
Die den ſtolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin,
Hat beſiegt des Todes Hand —
Jener dürre Senſenritter
Streckt uns Alle in den Sand.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte, der junge Herzog ſei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld freikommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaſſt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem „Herzog Ernſt.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daſs die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das wunderbare Volkslied ſang: „Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!“ Das iſt ſchön bei uns Deutſchen: Keiner iſt ſo verrückt, daſs er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn verſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'ſche Wort ins Leben des Volkes gedrungen, bemerke ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte ebenfalls zuweilen vor ſich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!“ Solche Korruption des Textes iſt beim Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werther's“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einſam wein' ich an der Roſenſtelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Kaſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Kamiſol, und weint wie eine Dachtraufe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!“ Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen hüpfte hin und her und rief beſtändig: „Die doppelte Poeſie iſt die doppelte Poeſie!“ Endlich brachte ich es heraus, daſs er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen, im Sinne hatte. — Unterdeſs, durch große Bewegung und durch den konträren Wind, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſierte: „Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daſs er ſich Blaſen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläuftig ſei; und endlich bei einem Baumſtamme ließ er ſich ſachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode!“

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur keine ſchroffen Übergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch korreſpondierendes Kolorit, ſo daſs alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik in einander ſchmelzen, und jeder Naturanblick krampfſtillend und gemütberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt Letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden klaſſificiert, und das Waſſer iſt naß.

Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten mit grauen Dächern ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort,“ ſagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren,“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändnis; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwidern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich Deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füßchen und ſeinem Bündel Reiſig ins Walddickicht fortgeſprungen. Die Kinder, dacht' ich, ſind jünger als wir, können ſich noch erinnern, wie ſie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und ſind alſo noch im Stande, dieſelben zu verſtehen; Unſereins aber iſt ſchon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und ſchlechte Verſe im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Klausthal wieder recht lebhaft ins Gedächtnis. In dieſes nette Bergſtädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor ſteht, gelangte ich, als eben die Glocke Zwölf ſchlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, faſt alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, ſprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einſt ſelbſt als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholiſchen Kloſterſchule zu Düſſeldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufſtehen durfte, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf ſchlug. Die Kinder ſahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder ſei, und grüßten mich recht gaſtfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, ſie hätten eben Religionsunterricht gehabt, und er zeigte mir den königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Chriſtenthum abfragt. Dieſes Büchlein war ſehr ſchlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch ſchon gleich einen unerfreulich löſchpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erſchrecklich miſsfiel, daſs das Einmaleins, welches doch mit der heiligen Dreiheitslehre bedenklich kollidiert, im Katechismus ſelbſt, und zwar auf dem letzten Blatte desſelben, abgedruckt iſt, und die Kinder dadurch ſchon frühzeitig zu ſündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da ſind wir im Preußiſchen viel klüger, und bei unſerem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die ſich ſo gut aufs Rechnen verſtehen, hüten wir uns wohl, das Einmaleins hinter dem Katechismus abdrucken zu laſſen.

In der „Krone“ zu Klausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterſilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimboraſſo in Miniatur, ſo wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 geſtorben, und um jener Erfindung willen von Karl V. ſo verehrt wurde, daſs derſelbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Zeeland reiſte, bloß um dort das Grab dieſes großen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſolch ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt verzehrt. Nur der Kaffe nach Tiſche wurde mir verleidet, indem ſich ein junger Menſch diskurſierend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronierte, daſs die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſener mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel' goldnen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wuſste er auswendig, ſo wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo ſie am wenigſten paſsten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daſs vor meiner Abreiſe von dort ein Dekret des akademiſchen Senats erſchienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie dadurch von den nichttollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gar keine Schwänze haben. — Nach Tiſche machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt. In der Münze traf ich es ſchon beſſer, und konnte zuſehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei ſolcher Gelegenheit immer das Zuſehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Iſrael die ſilberne Manna mit luſtigem Muthe einſammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komiſch Ehrfurcht und Rührung gemiſcht waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägſtocke kam, in die Hand, und ſprach zu ihm: Junger Thaler! welche Schickſale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böſes wirſt du ſtiften! wie wirſt du das Laſter beſchützen und die Tugend flicken! wie wirſt du geliebt und dann wieder verwünſcht werden! wie wirſt du ſchwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirſt du raſtlos umherirren; durch reine und ſchmutzige Hände, jahrhundertelang, bis du endlich ſchuldbeladen und ſündenmüd verſammelt wirſt zu den Deinigen im Schoße Abraham's, der dich einſchmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen beſſeren Sein, vielleicht gar zu einem unſchuldigen Theelöffelchen, womit einſt mein eigenes Ur-Urenkelchen ſein liebes Breiſüppchen zurechtmatſcht.

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Klausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Karolina,“ fand ich ſehr intereſſant, und ich muſs ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Öffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſtzuhalten habe, und bittet, angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt Nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar Nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daſs man ſich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muſs. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſein mag. Aber bald merkt man doch, daſs es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daſs es mehrere von fünfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Karolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Karolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothig naſs. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer, es ſei gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorſichtiger Menſch hinuntergeſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein vorworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und

Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgeſinterte Waſſer herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah, Lafayette!“ ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinenbewegung, unterirdiſches Quellengerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſcherigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daſs ich im vorigen Jahre ungefähr um dieſelbe Zeit einen Sturm auf der Nordſee erlebte, und ich meinte jetzt, es ſei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeterſtückchen losblaſen, zwiſchendrein der luſtige Matroſenlärm erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luſtiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Karolina. Hier wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung trafen mich mit ihren tiefſinnig klaren Blicken die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Geſichter dieſer jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er, wie viele Feſtlichkeiten damals ſtatt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zither geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todtſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſein und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu wie das treue deutſche Volk. Wüſste ich nicht, daſs die Treue ſo alt iſt wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſenfloskel. An euren Höfen, ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied von dem getreuen Eckart und dem böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und ihr irrt, wenn ihr glaubt, der alte verſtändige, treue Hund ſei plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach euren geheiligten Waden.

Wie die deutſche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht ohne viel Geflacker ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlte — Glückauf!

Die meiſten Bergarbeiter wohnen in Klausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zither, ihrem Lieblingsinſtrumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden;

und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Vierteljahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiſs innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzeleien dieſes Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daſs nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſem Volke in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, konſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Märchen, wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bei allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäter abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühſam einwechſeln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig intereſſieren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber hinterm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter blonder, blitzäugiger Knabe, ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichtchen erzählt haben, viele ernſthafte hübſche Geſchichten, die der Junge gewiſs nicht ſo bald vergiſſt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald als ein erwachſener Mann in den nächtlichen Stollen der Karolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich ins Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemihl. Der Wirth erzählte mir, dieſer Herr ſei in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen, und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen muſste ich meinen Ranzen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſoviel kann ich mich erinnern: ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab, ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Herdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, nnd oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daſs man tief hinein ſchauen konnte bis ins Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen, und in den Zügen ſeines Antlitzes den Generalbaſs ſtudieren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Märchen, wie ein Ritter hinabſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Klausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele Lichter, aus allen Seitenlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwertern, blieſen gellend ins Horn, daſs immer mehr und mehr herzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut herausfloſs, merkte ich erſt, daſs es die rothblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stocke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch gleich Alle verſcheucht, und ich gelangte in einen hellen Prachtſaal; in der Mitte ſtand, weiß verſchleiert, und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küſste ihren Mund, und, beim lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend ſchoſs herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann chaotiſch zuſammen in ein wildes, wüſtes Meer. Ein wildes, wüſtes Meer! über das gährende Waſſer jagten ängſtlich die Geſpenſter der Verſtorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatſchender Peitſche lief ein buntſcheckiger Harlekin, und Dieſer war ich ſelbſt — und plötzlich, aus den dunklen Wellen, reckten die Meerungethüme ihre miſsgeſtalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entſetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerſchönſten Märchen verdorben werden! Eigentlich muſs der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden hat, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier heraus ſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Pallaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muſs der Ritter zu ihr treten und ſprechen: „Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du mich? Und dann antwortet ſie: „Mein allertapferſter Ritter, ich kenne dich nicht.“ Und Dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier herausgeſchnittene Stück, das juſt in denſelben wieder hineinpaſſt, und Beide umarmen ſich zärtlich, und die Trompeter blaſen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es iſt wirklich ein eigenes Miſsgeſchick, daſs meine Liebesträume ſelten ein ſo ſchönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt ſo erfreulich, und es knüpfen ſich daran ſo viele uralte Kaisererinnerungen, daſs ich eine impoſante, ſtattliche Stadt erwartete. Aber ſo geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe beſieht! Ich fand ein Neſt mit meiſtens ſchmalen, labyrintiſch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Waſſer, wahrſcheinlich die Goſe, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaſter, ſo holprig wie Berliner Hexameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfaſſung, nämlich Reſte von Mauern, Thürmen und Zinnen, geben der Stadt etwas Pikantes. Einer dieſer Thürme, der Zwinger genannt, hat ſo dicke Mauern, daſs ganze Gemächer darin ausgehauen ſind. Der Platz vor der Stadt, wo der weitberühmte Schützenhof gehalten wird, iſt eine ſchöne große Wieſe, ringsum hohe Berge. Der Markt iſt klein, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen, deſſen Waſſer ſich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünſten wird einigemal daran geſchlagen; es giebt dann einen weitſchallenden Ton. Man weiß Nichts vom Urſprunge dieſes Beckens. Einige ſagen, der Teufel habe es einſt zur Nachtzeit dort auf den Markt hingeſtellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und ſie machten ſich wechſelſeitig Geſchenke.

Das Rathhaus zu Goslar iſt eine weißangeſtrichene Wachtſtube. Das daneben ſtehende Gildenhaus hat ſchon ein beſſeres Anſehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt ſtehen da die Standbilder deutſcher Kaiſer, räucherig ſchwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter in der andern die Weltkugel; ſehen aus wie gebratene Univerſitätspedelle. Einer dieſer Kaiſer hält ein Schwert, ſtatt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieſer Unterſchied ſagen will; und es hat doch gewiſs ſeine Bedeutung, da die Deutſchen die merkwürdige Gewohnheit haben, daſs ſie bei Allem, was ſie thun, ſich auch Etwas denken.

In Gottſchalk's „Handbuch“ hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiſerſtuhl zu Goslar Viel geleſen. Als ich aber Beides beſehen wollte, ſagte man mir, der Dom ſei niedergeriſſen und der Kaiſerſtuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsſchweren Zeit: tauſendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiſerſtühle in die Rumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des ſeligen Doms ſind jetzt in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmalereien, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Gemälde, worunter auch ein Lukas Cranach ſein ſoll, ferner ein hölzerner Chriſtus am Kreuz, und ein heidniſcher Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Geſtalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Karyatiden getragen, die, in geduckter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte große hölzerne Krucifix. Dieſer Chriſtuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſichte zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hinein geſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus. Die kunſterfahrene Frau Küſterin, die mich herum führte, zeigte mir noch als ganz beſondere Rarität ein vieleckiges, wohlgehobeltes, ſchwarzes, mit weißen Zahlen bedecktes Stück Holz, das ampelartig in der Mitte der Kirche hängt. O, wie glänzend zeigt ſich hier der Erfindungsgeiſt in der proteſtantiſchen Kirche! Denn, wer ſollte dies denken! Die Zahlen auf beſagtem Stück Holze ſind die Pſalmnummern, welche gewöhnlich mit Kreide auf einer ſchwarzen Tafel verzeichnet werden und auf den äſthetiſchen Sinn etwas nüchtern wirken, aber jetzt durch obige Erfindung ſogar zur Zierde der Kirche dienen, und die ſo oft darin vermiſsten Raphael'ſchen Bilder hinlänglich erſetzen. Solche Fortſchritte freuen mich unendlich, da ich, der ich Proteſtant und zwar Lutheraner bin, immer tief betrübt worden, wenn katholiſche Gegner das leere, gottverlaſſene Anſehn proteſtantiſcher Kirchen beſpötteln konnten.

Ich logierte in einem Gaſthofe nahe dem Markte, wo mir das Mittageſſen noch beſſer geſchmeckt haben würde, hätte ſich nur nicht der Herr Wirth mit ſeinem langen, überflüſſigen Geſichte und ſeinen langweiligen Fragen zu mir hingeſetzt; glücklicher Weiſe ward ich bald erlöſt durch die Ankunft eines andern Reiſenden, der dieſelben Fragen in derſelben Ordnung aushalten muſste: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieſer Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus ſeinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, beſonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abweſenheit, nach Quedlinburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückkehrte, — „denn," ſetzte er hinzu, „unſere Familie hat dort ihr Erbbegräbnis." Der Herr Wirth machte die ſehr aufgeklärte Bemerkung, daſs es doch für die Seele gleichgültig ſei, wo unſer Leib begraben wird. „Haben Sie es ſchriftlich?" antwortete der Fremde, und dabei zogen ſich unheimlich ſchlaue Ringe um ſeine kümmerlichen Lippen und verblichenen Äugelein. „Aber," ſetzte er ängſtlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böſes geſagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit ſchöner als wir, ihre Kirchhöfe ſind ordentlich Gärten, und da ſitzen ſie auf ihren weißen, beturbanten Grabſteinen, unter dem Schatten einer Cypreſſe, und ſtreichen ihre ernſthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkiſchen Tabak aus ihren langen türkiſchen Pfeifen; — und bei den Chineſen gar iſt es eine ordentliche Luſt zuzuſehen, wie ſie auf den Ruheſtätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige ſpielen, und die geliebten Gräber gar hübſch zu verzieren wiſſen mit allerlei vergoldetem Lattenwerk, Porzellanfigürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künſtlichen Blumen und farbigen Laternchen — Alles ſehr hübſch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?"

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht ſehr angeſprochen. Deſto mehr aber jenes wunderſchöne Lockenköpfchen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterrefenſter lächelnd heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualificierten Diebſtahle zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbei ging, ſtand die Holde am Fenſter, und wie ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunkeln Hausflur — ich faſſe ſie bei der Hand und ſage: Ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, Das ſtehle ich — und ich küſste ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: Morgen reiſ' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muſs lachen, wenn ich bedenke, daſs ich unbewuſſt jene Zauberformel ausgeſprochen, wodurch unſere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurrbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort und komme wohl nie wieder!“

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammelsberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven ſagen, er heiße Klotar, und das Wachſen des Mondes bewirke er durch Waſſeraufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört, der Mond ſei eine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt und zu den übrigen Vollmonden in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt ſteht, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daſs die Welt nicht ſo eng begrenzt iſt, und daſs der menſchliche Geiſt die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem rieſigen Petri-Schlüſſel, mit der Idee der Unſterblichkeit, alle ſieben Himmel aufgeſchloſſen hat. Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Thonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte, es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daſs ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetieren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nicht anders fühlen und denken konnte? — Liebe! Unſterblichkeit! — in meiner Bruſt ward es plötzlich ſo heiß, daſs ich glaubte, die Geographen hätten den Äquator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergoſſen ſich die Gefühle der Liebe, ergoſſen ſich ſehnſüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenſter dufteten ſtärker. Düfte ſind die Gefühle der Blumen, und wie das Menſchenherz in der Nacht, wo es ſich einſam und unbelauſcht glaubt, ſtärker fühlt, ſo ſcheinen auch die

Blumen, ſinnig verſchämt, erſt die umhüllende Dunkelheit zu erwarten, um ſich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und ſie auszuhauchen in ſüßen Düften. — Ergießt euch, ihr Düfte meines Herzens, und ſucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt ſchon und ſchläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn ſie im Schlafe lächelt, ſo iſt es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Bruſt liegt der Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten, und wenn ſie athmet, ſo bebt mein Herz in der Ferne; hinter den ſeidnen Wimpern ihrer Augen iſt die Sonne untergegangen, und wenn ſie die Augen wieder aufſchlägt, ſo iſt es Tag, und die Vögel ſingen, und die Herdenglöckchen läuten, und die Berge ſchimmern in ihren ſmaragdenen Kleidern, und ich ſchnüre den Ranzen und wandre.

In dieſen philoſophiſchen Betrachtungen und Privatgefühlen überraſchte mich der Beſuch des Hofrath B., der kurz vorher ebenfalls nach Goslar gekommen war. Zu keiner Stunde hätte ich die wohlwollende Gemüthlichkeit dieſes Mannes tiefer empfinden können. Ich verehre ihn wegen ſeines ausgezeichneten, erfolgreichen Scharfſinns, noch mehr aber wegen ſeiner Beſcheidenheit. Ich fand ihn ungemein heiter, friſch und rüſtig. Daſs er

Letzteres iſt, bewies er jüngſt durch ſein neues Werk: „Die Religion der Vernunft,“ ein Buch, das die Rationaliſten ſo ſehr entzückt, die Myſtiker ärgert, und das große Publikum in Bewegung ſetzt. Ich ſelbſt bin zwar in dieſem Augenblick ein Myſtiker, meiner Geſundheit wegen, indem ich nach der Vorſchrift meines Arztes alle Anreizungen zum Denken vermeiden ſoll. Doch verkenne ich nicht den unſchätzbaren Werth der rationaliſtiſchen Bemühungen eines Paulus, Gurlitt, Krug, Eichhorn, Bouterwek, Wegſcheider u. ſ. w. Zufällig iſt es mir ſelbſt höchſt erſprießlich, daß dieſe Leute ſo manches verjährte Übel forträumen, beſonders den alten Kirchenſchutt, worunter ſo viele Schlangen und böſe Dünſte. Die Luft wird in Deutſchland zu dick und auch zu heiß, und oft fürchte ich zu erſticken, oder von meinen geliebten Mitmyſtikern in ihrer Liebeshitze erwürgt zu werden. Drum will ich auch den guten Rationaliſten Nichts weniger als böſe ſein, wenn ſie die Luft etwas gar zu ſehr abkühlen. Im Grunde hat ja die Natur ſelbſt dem Rationalismus ſeine Grenze geſteckt; unter der Luftpumpe und am Nordpol kann der Menſch es nicht aushalten.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, iſt mir etwas höchſt Seltſames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurückdenken. Ich bin von Natur nicht ängſtlich, und Gott weiß, daſs ich niemals eine ſonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Naſe Bekanntſchaft zu machen ſuchte, oder wenn ich mich Nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Koncert ein gähnender Lieutenant zu verſchlingen drohte — aber vor Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie der Öſtreichiſche Beobachter. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Über dieſe Frage disputierte ich ſo oft mit dem Doktor Saul Aſcher, wenn wir zu Berlin im Café Royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammentrafen. Er behauptete immer, wir fürchten Etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrierte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloſs er damit: „Die Vernunft iſt das höchſte Princip!“ — Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doktor Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen, mit ſeinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Fünfzigen, war eine perſonificierte grade Linie. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben heraus philoſophiert, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm Nichts übrig, als das kalte poſitive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpecielle Malice. Gegen Letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommiert, und wobei es der arme Doktor gewiſs ernſthaft genug meinte. und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daſs er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er Dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einigemal beſuchte ich auch den Vernunftdoktor in ſeinem eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bei ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte, ſagte mir ſein Bedienter: Der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht Viel mehr dabei, als wenn er geſagt hätte: Der Herr Doctor iſt ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchſte Princip iſt die Vernunft!“ ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich ins Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's „Deutſche Erzählungen,“ die ich von Klausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daſs mich während des Leſens ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſtererzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräſsliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkürlich. Überdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig ins Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu ſehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man bei Mondſchein das eigene Geſicht zufällig im Spiegel ſieht. In demſelben Augenblicke ſchlug eine ſchwerfällige, gähnende Glocke, und zwar ſo lang und langſam, daſs ich nach dem zwölften Glockenſchlage ſicher glaubte, es ſeien unterdeſſen volle zwölf Stunden verfloſſen, und es müſste wieder von vorn anfangen, Zwölf zu ſchlagen. Zwiſchen dem vorletzten und letzten Glockenſchlage ſchlug noch eine andere Uhr, ſehr raſch, faſt keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langſamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiſerne Zungen ſchwiegen, und tiefe Todesſtille im ganzen Hauſe herrſchte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Korridor vor meinem Zimmer Etwas ſchlottern und ſchlappen, wie der unſichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete ſich meine Thür, und langſam trat herein der verſtorbene Doktor Saul Aſcher. Ein kaltes Fieber rieſelte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Eſpenlaub, und kaum wagte ich das Geſpenſt anzuſehen. Er ſah aus wie ſonſt, derſelbe transcendentalgraue Leibrock, dieſelben abſtrakten Beine, und daſſelbe mathematiſche Geſicht; nur war dieſes etwas gelblicher als ſonſt, auch der Mund, der ſonſt zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zuſammengekniffen, und die

Augenkreiſe hatten einen größeren Radius. Schwankend, und wie ſonſt ſich auf ſein ſpaniſches Röhrchen ſtützend, näherte er ſich mir, und in ſeinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte ſprach er freundlich: „Fürchten Sie ſich nicht, und glauben Sie nicht, daſs ich ein Geſpenſt ſei. Es iſt Täuſchung Ihrer Phantaſie, wenn Sie mich als Geſpenſt zu ſehen glauben. Was iſt ein Geſpenſt? Geben Sie mir eine Definition? Deducieren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Geſpenſtes? In welchem vernünftigen Zuſammenhang ſtände eine ſolche Erſcheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich ſage die Vernunft —“ Und nun ſchritt das Geſpenſt zu einer Analyſe der Vernunft, citierte Kant's „Kritik der reinen Vernunft,“ 2. Theil, 1. Abſchnitt, 2. Buch, 3. Hauptſtück, die Unterſcheidung von Phänomena und Noumena, konſtruierte alsdann den problematiſchen Geſpenſterglauben, ſetzte einen Syllogiſmus auf den andern, und ſchloſs mit dem logiſchen Beweiſe, daſs es durchaus keine Geſpenſter giebt. Mir unterdeſſen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kaſtagnetten, aus Seelenangſt nickte ich unbedingte Zuſtimmung bei jedem Satz, womit der ſpukende Doktor die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht bewies, und Derſelbe demonſtrierte ſo eifrig, daß er einmal in der Zerſtreuung, ſtatt ſeiner goldnen Uhr, eine Handvoll Würmer aus der Uhrtaſche zog, und, ſeinen Irrthum bemerkend, mit poſſierlich ängſtlicher Haſtigkeit wieder einſteckte. „Die Vernunft iſt das höchſte —“ da ſchlug die Glocke Eins, und das Geſpenſt verſchwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Abſicht, den Bruder des Klausthaler Bergmanns aufzuſuchen. Wieder ſchönes, liebes Sonntagswetter. Ich beſtieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne den Nebel zu verſcheuchen ſuchte, wanderte freudig durch die ſchauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar., In ihren weißen Nachtmänteln ſtanden die Berge, die Tannen rüttelten ſich den Schlaf aus den Gliedern, der friſche Morgenwind friſierte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betſtunde, das Wieſenthal blitzte wie eine diamantenbeſäete Golddecke, und der Hirt ſchritt darüber hin mit ſeiner läutenden Herde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; ſie thun es gern, und finden noch obendrein ein beſonderes Vergnügen daran, wenn ſie uns mit ſelbſtgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten, welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir verſinken konnten, und welch ein Glück es ſei, daſs wir ſo wegkundige Leute, wie ſie ſind, noch zeitig angetroffen. Einen ſolchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Geſicht; er ſah aus, als habe er die Viehſeuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zuſammen, und er erzählte mir allerlei Spukgeſchichten, die hübſch klingen konnten, wenn ſie nicht alle darauf hinaus liefen, daſs es doch kein wirklicher Spuk geweſen, ſondern daſs die weiße Geſtalt ein Wilddieb war, und daſs die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräuſch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Menſch krank iſt, ſetzte er hinzu, glaubt er Geſpenſter zu ſehen; was aber ſeine Wenigkeit anbelange, ſo ſei er ſelten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kuriere er ſich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerkſam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume ſind grün, weil grün gut für die Augen iſt. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daſs Gott das Rindvieh erſchaffen, weil Fleiſchſuppen den Menſchen ſtärken, daſs er die Eſel erſchaffen, damit ſie den Menſchen zu Vergleichungen dienen können, und daſs er den Menſchen ſelbſt erſchaffen, damit er Fleiſchſuppen eſſen und kein Eſel ſein ſoll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgeſtimmten gefunden zu haben, ſein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abſchiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichſam die ganze Natur entzaubert; ſobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu ſprechen, und die Sonnenſtrahlen erklangen, und die Wieſenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es beſſer; Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und ſei er noch ſo groß, wünſcht, daſs ſein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, ſteht ausdrücklich, daſs er die Menſchen erſchaffen zu ſeinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich nach der Wohnung des Bruders meines

Klausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes ſchöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.“

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

II.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht ans niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daſs du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daſs du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinnſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſehn?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läſſt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloſs geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

„Da verwünſchte Schloſs und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten drin.

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloſs,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Fraun und Knappentroſs;

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloſs und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küſſt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut:
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Liljen, wie kryſtallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnſuchtsgluth;
In der Liljen Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloſs,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroſs.

Aber Ich, ich hab erworben,
Dich und Alles, Schloſs und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Geſpenſter beim dritten Hahnenſchrei. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar; er wuſste wohl, daſs ſo ein Dichtermenſch viel Hübſches wiedererzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen, wie ihn gewiſs nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man ſagt, das ſeien die Herdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Herde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir, der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daſs mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brot beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich: überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brot gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Über ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt:
Kavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein:
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muſs regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daſs ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!“

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeſslich Reich!

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinſicht Reſpekt habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit vielen großen Granitblöcken überſäet, und die meiſten Bäume muſsten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken oder ſprengen, und mühſam den

Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daſs ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe empor geſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forſtboden des flachen Landes. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Überwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichbörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes, edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte den ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall ſchwellende Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch von den ſchönſten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolſtern, bewachſen. Liebliche Kühle und träumeriſches Quellengemurmel. Hier und da ſieht man, wie das Waſſer unter den Steinen ſilberhell hinrieſelt und die nackten Baumwurzeln und Faſern beſpült. Wenn man ſich nach dieſem Treiben hinab beugt, ſo belauſcht man gleichſam die geheime Bildungsgeſchichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten ſprudelt das Waſſer aus den Steinen und Wurzeln ſtärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läſſt ſich gut ſitzen. Es murmelt und rauſcht ſo wunderbar, die Vögel ſingen abgebrochene Sehnſuchtslaute, die Bäume flüſtern wie mit tauſend Mädchenzungen, wie mit tauſend Mädchenaugen ſchauen uns an die ſeltſamen Bergblumen, ſie ſtrecken nach uns aus die wunderſam breiten, drollig gezackten Blätter, ſpielend flimmern hin und her die luſtigen Sonnenſtrahlen, die ſinnigen Kräutlein erzählen ſich grüne Märchen, es iſt Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erſcheint — ach, daſs ſie ſo ſchnell wieder verſchwindet!

Je höher man den Berg hinaufſteigt, deſto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, ſie ſcheinen immer mehr und mehr zuſammen zu ſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeerſträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſein, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte ſogar, wie einige belletriſtiſche Damen auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Theegeſellſchaft hielten, ſich gemüthlich die „Abendzeitung" vorlaſen, ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſalgenies prieſen, und über alle Erſcheinungen in der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als ſie auch auf den „Ratcliff" und „Almanſor" geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar des jungen Mannes, Entſetzen ergriff ihn, — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens beſteigt, kann man ſich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeſchichten zu denken, und beſonders an die große, myſtiſche deutſche Nationaltragödie vom Doktor Fauſt. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinauf klettere, und Jemand humoriſtiſch Athem ſchöpfe. Und ich glaube, auch Mephiſto muß mit Mühe Athem holen, wenn er ſeinen Lieblingsberg erſteigt; es iſt ein äußerſt erſchöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langerſehnte Brockenhaus zu Geſicht bekam.

Dieſes Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt iſt, bloß aus einem Parterre beſteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erſt 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut, für deſſen Rechnung es auch als Wirthshaus verwaltet wird. Die Mauern ſind erſtaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach iſt niedrig, in der Mitte deſſelben ſteht eine thurmartige Warte, und bei dem Hauſe liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbeſuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man iſt nach einem langen, einſamen Umherſteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus verſetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zuſammengeſetzte, fremde Geſellſchaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich iſt, faſt wie ein erwarteter Genoſſe, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäſte, und, wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich ſchon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinſterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzuſehen, daſs ich kranker Menſch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müſſe. Dieſes verſchaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo ſchon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, ſich etabliert hatte.

In der Wirthsſtube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verſchiedenen Univerſitäten. Die Einen ſind kurz vorher angekommen und reſtaurieren ſich, Andere bereiten ſich zum Abmarſch, ſchnüren ihre Ranzen, ſchreiben ihre Namen ins

Gedächtnisbuch, erhalten Brockenſträuße von den Hausmädchen; da wird in die Wangen gekniffen, geſungen, geſprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Proſit, Adieu. Einige der Abgehenden ſind auch etwas angeſoffen, und Dieſe haben von der ſchönen Ausſicht einen doppelten Genuſs, da ein Betrunkener Alles doppelt ſieht.

Nachdem ich mich ziemlich refreiert, beſtieg ich die Thurmwarte, und fand daſelbſt einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war ſehr ſchön. Eine herrliche Geſtalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, ſchwarzer Atlashut, mit deſſen weißen Federn die Winde ſpielten, die ſchlanken Glieder von einem ſchwarzſeidenen Mantel ſo feſt umſchloſſen, daſs die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge, ruhig hinabſchauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an Nichts als an Zauber- und Wundergeſchichten, und jede ſchöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daſs die Schleppe ihres Kleides naſs war, ſo hielt ich ſie für eine Waſſernixe. Jetzt denke ich anders, ſeit ich aus der Naturgeſchichte weiß, daſs jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daſs die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naſs werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne in erwähnter Stellung auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: Das iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles beim erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriff zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher Gründlichkeit zeigt er uns klar und deutlich, wie ein Rieſenpanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharfgezeichnete, rein illuminierte Specialkarte, nirgends wird das

Auge durch eigentliche ſchöne Landſchaften erfreut: wie es denn immer geſchieht, daſs wir deutſchen Kompilatoren wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine ſchöne Weiſe zu geben. Der Berg hat auch ſo etwas Deutſchruhiges, Verſtändiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge ſo weit und klar überſchauen kann. Und wenn ſolch ein Berg ſeine Rieſenaugen öffnet, mag er wohl noch Etwas mehr ſehen, als wir Zwerge, die wir mit unſern blöden Äuglein auf ihm herum klettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken ſei ſehr philiſtröſe, und Claudius ſang: „Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter!“ Aber Das iſt Irrthum. Durch ſeinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er ſich zwar den Anſtrich von Philiſtroſität; aber, wie bei manchen andern großen Deutſchen, geſchieht es aus purer Ironie. Es iſt ſogar notoriſch, daſs der Brocken ſeine burſchikoſen, phantaſtiſchen Zeiten hat, z. B. die erſte Mainacht. Dann wirft er ſeine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben ſo gut wie wir Übrigen, recht echtdeutſch romantiſch verrückt.

Ich ſuchte gleich die ſchöne Dame in ein Geſpräch zu verflechten; denn Naturſchönheiten genießt man erſt recht, wenn man ſich auf der Stelle darüber ausſprechen kann. Sie war nicht geiſtreich, aber aufmerkſam ſinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, ſteife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlaſſen werden muſs; ſondern jene ſeltnere, freie, poſitive Vornehmheit, die uns genau ſagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchſte geſellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographiſche Kenntniſſe, nannte der wiſsbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, ſuchte und zeigte ihr dieſelben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintiſch, der in der Mitte der Thurmplatte ſteht, mit echter Docentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern ſuchte, als mit den Augen, die ſich unterdeſſen auf dem Geſicht der holden Dame orientierten, und dort ſchönere Partieen fanden, als „Schierke“ und „Elend.“ Dieſes Geſicht gehörte zu denen, die nie reizen, ſelten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe ſolche Geſichter, weil ſie mein ſchlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln. Die Dame war noch unverheirathet, obgleich ſchon in jener Vollblüthe, die zum Eheſtande hinlänglich berechtigt. Aber es iſt ja eine tägliche Erſcheinung, juſt bei den ſchönſten Mädchen hält es ſo ſchwer, daſs ſie einen Mann bekommen. Dies war ſchon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt iſt, alle drei Grazien ſind ſitzen geblieben.

In welchem Verhältnis der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Naſe weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Thone zu beſtehen, woraus die Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammen kniffen, zogen ſich über die Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngern, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft ſchwärmeriſchen

Tiefſinn, um ihren Mund lag ſtrenge Frömmigkeit, doch ſchien mir's, als ob er einſt ſehr ſchön geweſen ſei, und viel gelacht und viele Küſſe empfangen und viele erwidert habe. Ihr Geſicht glich einem Kodex palimpſeſtus, wo unter der neuſchwarzen Mönchsſchrift eines Kirchenvatertextes die halberloſchenen Verſe eines altgriechiſchen Liebesdichters hervorlauſchen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieſes Jahr in Italien geweſen und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte Viel von den Raphael'ſchen Bildern in der Peterskirche; die Tochter ſprach mehr von der Oper im Theater Fenice. Beide waren entzückt von der Kunſt der Improviſatoren. Nürnberg war der Damen Vaterſtadt; doch von deſſen alterthümlicher Herrlichkeit wußten ſie mir Wenig zu ſagen. Die holdſelige Kunſt des Meiſtergeſangs, wovon uns der gute Wagenſeil die letzten Klänge erhalten, iſt erloſchen, und die Burgerinnen Nürnberg's erbauen ſich an welſchem Stegreifunſinn und Kapaunengeſang. O Sankt Sebaldus, was biſt du jetzt für ein armer Patron!

Derweil wir ſprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte ſich tiefer, und die Thurmplatte füllte ſich mit Studenten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgersleuten, ſammt deren Ehefrauen und Töchtern, die Alle den Sonnenuntergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählig verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkürlich; es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöhe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, daſs neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!“ Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsſtimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie ruhig, als wäre Nichts paſſiert, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde ſelbſt, drehte ſich unſre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte, die in Nebel verſinkende

Sonne habe ausgeſehen wie eine rothglühende Roſe, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautſchleier ſeiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick ſolcher Naturerſcheinungen ſchwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte dieſe falſche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reiſebriefen, und frug mich, ob ich den Werther geleſen? Ich glaube, wir ſprachen auch von Angorakatzen, etruskiſchen Vaſen, türkiſchen Shawls, Makaroni und Lord Byron, aus deſſen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsſtellen, recht hübſch lispelnd und ſeufzend, recitierte. Der jüngern Dame, die kein Engliſch verſtand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Überſetzungen meiner ſchönen, geiſtreichen Landsmännin, der Baronin Eliſe von Hohenhauſen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byron's Gottloſigkeit, Liebloſigkeit, Troſtloſigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach dieſem Geſchäfte ging ich noch auf dem Brocken ſpazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht ſtark, und ich betrachtete die Umriſſe der beiden Hügel, die man den Hexenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich ſchoß meine Piſtolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen, und fühle mich umarmt und geküſſt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen hatten, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerm gelehrten Sibirien, wo die Kultur ſo groß iſt, daſs die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Univerſitätsgeſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Die Fenſterſcheiben des Hofraths Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daſs die letzte Kour bei dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen ſei, daſs er einen natürlichen Sohn erwählt, daſs er ſich eine Lichtenſtein'ſche Prinzeſſin ans linke Bein antrauen laſſen, daſs er die Staatsmaitreſſe abgedankt, und daſs das ganze gerührte Miniſterium vorſchriftmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daſs ſich Dieſes auf Halle'ſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chineſen aufs Tapet, die ſich vor zwei Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdocenten der chineſiſchen Äſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall, ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zwecke wurde ein Anſchlagzettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſchang-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daſs es ein echter Deutſcher ſei, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet wurden, die hauptſächlich in Philoſophieren, Tabackrauchen und Geduld beſtanden, und worin noch ſchließlich bemerkt wurde, daſs man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken weg zu ſchnappen pflegten.

Ein junger Burſchenſchafter, der kürzlich zur Purifikation in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt, aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; Beide beurtheilte er falſch. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort“ u. ſ. w. Er ſprach von Garderobeaufwand, Schauſpieler- und Schauſpielerinnenſkandal u. ſ. w. Der junge Menſch wuſste nicht, daſs, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart „man ſo duhn“ hinlänglich andeutet, dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht florieren muſs, und daſs daher die Intendanz am meiſten zu ſorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird,“ für die Treue der Koſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und Das iſt nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiſs der Bankier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daſs ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſe von Heinrich IV. angezogen, ſo würde gewiſs die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, dieſen Anachronimus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen. Solche täuſchende Sorgfalt der Generalintendanz erſtreckt ſich aber nicht bloß auf Schürzen und Hoſen, ſondern auch auf die darin verwickelten Perſonen. So ſoll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren geſpielt werden, den Profeſſor Lichtenſtein ſchon zu dieſem Behufe aus Afrika verſchrieben hat; in „Menſchenhaſs und Reue“ ſoll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei geſpielt werden, die man alle drei nicht erſt aus Afrika zu verſchreiben braucht. In der „Macht der Verhältniſſe" ſoll ein wirklicher Schriftſteller, der ſchon mal ein paar Maulſchellen bekommen, die Rolle des Helden ſpielen; in der „Ahnfrau" ſoll der Künſtler, der den Jaromir giebt, ſchon wirklich einmal geraubt oder doch wenigſtens geſtohlen haben; die Lady Macbeth ſoll von einer Dame geſpielt werden, die zwar, wie es Tieck verlangt, von Natur ſehr liebevoll, aber doch mit dem blutigen Anblick eines meuchelmörderiſchen Abſtechens einigermaßen vertraut iſt; und endlich, zur Darſtellung gar beſonders ſeichter, witzloſer, pöbelhafter Geſellen ſoll der große Wurm engagiert werden, der große Wurm, der ſeine Geiſtesgenoſſen jedesmal entzückt, wenn er ſich erhebt in ſeiner wahren Größe, hoch, hoch, „jeder Zoll ein Lump!" — Hatte nun obenerwähnter junger Menſch die Verhältniſſe des Berliner Schauſpiels ſchlecht begriffen, ſo merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'ſche Janitſcharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroiſches Mittel iſt, um unſer erſchlafftes Volk kriegeriſch zu ſtärken, ein Mittel, das ſchon Plato und Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die diplomatiſche Bedeutung des Balletts. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguet's Füßen mehr Politik ſitzt als in Buchholz Kopf, wie alle ſeine Tanztouren diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, wie jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung habe, ſo z. B. daſs er unſer Kabinett meint, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daſs er den Bundestag meint, wenn er ſich hundertmal auf einem Fuße herumdreht, ohne vom Fleck zu kommen, daſs er die kleinen Fürſten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daſs er das europäiſche Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin und her ſchwankt, daſs er einen Kongreſs andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verſchlingt, und endlich, daſs er unſern allzugroßen Freund im Oſten darſtellt, wenn er in allmähliger Entfaltung ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht, und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und jetzt merkte er, warum Tänzer beſſer honoriert werden, als große Dichter, warum das Ballett beim diplomatiſchen Korps ein unerſchöpflicher Gegenſtand des Geſprächs iſt, und warum oft eine ſchöne Tänzerin noch privatim von dem Miniſter unterhalten wird, der ſich gewiſs Tag und Nacht abmüht, ſie für ſein politiſches Syſtemchen empfänglich zu machen. Beim Apis! wie groß iſt die Zahl der exoteriſchen, und wie klein die Zahl der esoteriſchen Theaterbeſucher! Da ſteht das blöde Volk und gafft, und bewundert Sprünge und Wendungen, und ſtudiert Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudiert die Entrechats der Rohniſch, und ſchwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und Keiner merkt, daſs er in getanzten Chiffern das Schickſal des deutſchen Vaterlandes vor Augen hat.

Während ſolcherlei Geſpräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüſſeln, die mit Fleiſch, Kartoffeln u. ſ. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugeſprochen. Jedoch das Eſſen war ſchlecht. Dieſes erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete, daſs wir Deutſchen, wie mit der wahren Freiheit, ſo auch mit der wahren Genugſamkeit unbekannt ſeien. Ich zuckte die Achſeln und bemerkte, daſs die eigentlichen Fürſtenknechte und Leckerkramverfertiger überall Schweizer ſind und vorzugsweiſe ſo genannt werden, und daſs überhaupt die jetzigen ſchweizeriſchen Freiheitshelden, die ſo viel Politiſch-Kühnes ins Publikum hineinſchwatzen, mir immer vorkommen wie Haſen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Piſtolen abſchießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erſtaunen ſetzen, und dennoch Haſen ſind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiſs nicht böſe gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," ſagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Äußerung ſehr pikiert; er betheuerte, daſs deutſche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloſchen ſei, ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer ſagte: „Nu! nu!" Doch je beſchwichtigender er Dieſes ſagte, deſto eifriger ging der Greifswalder ins Geſchirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuſe gute Tage hatten und die Friſeure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängendes langes Haar, ein ritterliches Barett, einen ſchwarzen altdeutſchen Rock, ein ſchmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte verſah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüſchel von Blücher's

Schimmel. Er ſah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beim Abendeſſen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotiſchen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutſchland müſſe in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete, es müßten 48 ſein, weil man alsdann ein ſyſtematiſcheres Handbuch über Deutſchland ſchreiben könne, und es doch nothwendig ſei, das Leben mit der Wiſſenſchaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutſcher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedicht zur Verherrlichung Hermann's und der Hermannsſchlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieſes Epos. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes ſehr onomatopöiſch durch wäſſerige und holperige Verſe andeuten könne, und daß es eine patriotiſche Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unſinn ſprechen ließe. Ich hoffe, dieſer Kunſtkniff wird ihm, eben ſo erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichſten Illuſion gelingen.

An unſerem Tiſche wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die

Punſchbowlen dampften, es wurde getrunken, ſmolliert und geſungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. ſ. w. erſchollen. Schöne Methfeſſel'ſche Melodien. Am allerbeſten erklangen unſeres Arndt's deutſche Worte: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte!“ Und draußen brauſte es, als ob der alte Berg mitſänge, und einige ſchwankende Freunde behaupteten ſogar, er ſchüttle freudig ſein kahles Haupt, und unſer Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaſchen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fiſtulierte, ein Dritter deklamierte aus der „Schuld,“ ein Vierter ſprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechſter ſtellte ſich auf den Stuhl und docierte: „Meine Herren! Die Erde iſt eine runde Walze, die Menſchen ſind einzelne Stiftchen darauf, ſcheinbar arglos zerſtreut; aber die Walze dreht ſich, die Stiftchen ſtoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern ſelten, Das giebt eine wunderbare, komplicierte Muſik, und dieſe heißt Weltgeſchichte. Wir ſprechen alſo erſt von der Muſik, dann von der Welt, und endlich von der Geſchichte; Letztere aber theilen wir ein in Poſitiv und ſpaniſche Fliegen —“ Und ſo ging's weiter mit Sinn und Unſinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der ſeine Naſe im Punſchglaſe hatte, und ſelig lächelnd den Dampf einſchnupfte, machte die Bemerkung, es ſei ihm zu Muthe, als ſtände er wieder vor dem Theaterbüffett in Schwerin. Ein Anderer hielt ſein Weinglas wie ein Perſpektiv vor die Augen und ſchien uns aufmerkſam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen ins hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeiſtert, warf ſich an meine Bruſt und jauchzte: „O, verſtändeſt du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdamm' mich! es iſt ein gebildetes Mädchen, denn ſie hat volle Brüſte, und trägt ein weißes Kleid, und ſpielt Klavier!“ — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand, und wimmerte beſtändig: „O Bäbeli! O Bäbeli!“

In dieſem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläſer fliegen lernten, ſaßen mir gegenüber zwei Jünglinge, ſchön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leiſe Roſenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe ſahen ſie ſich einander an, als wenn Einer leſen könnte in den Augen des Andern, und in dieſen Augen ſtrahlte es, als wären einige Lichttropfen hineingefallen aus jener Schale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie ſprachen leiſe mit ſehnſuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geſchichten, aus denen ein wunderſchmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore iſt jetzt auch todt!“ ſagte der Eine und ſeufzte, und nach einer Pauſe erzählte er von einem Halle'ſchen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und, als Dieſer Halle verließ, mit Niemand mehr ſprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Kanarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einſt geſchenkt hatte. „Der Vogel ſtarb, und bald darauf iſt auch die Lore geſtorben!“ ſo ſchloſs die Erzählung, und beide Jünglinge ſchwiegen wieder und ſeufzten, als wollte ihnen das Herz zerſpringen. Endlich ſprach der Andere: „Meine Seele iſt traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genoſſe meiner Wehmuth! ich liebe dich, deine Worte tönen wie Rohrgeflüſter, wie gleitende Ströme, ſie tönen wieder in meiner Bruſt, aber meine Seele iſt traurig!“

Nun erhoben ſich die beiden Jünglinge, Einer ſchlang den Arm um den Nacken des Andern, und ſie verließen das toſende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und ſah, wie ſie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, ſtatt des Fenſters, einen großen Kleiderſchrank öffnete, wie Beide vor demſelben mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen ſtehen blieben und wechſelweiſe ſprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erſte, „wie erquickend kühlt ihr meine Wangen! Wie lieblich ſpielt ihr mit meinen flatternden Locken! Ich ſteh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die ſchlafenden Städte der Menſchen, und blinken die blauen Gewäſſer. Horch! dort unten im Thale rauſchen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen in Nebelgeſtalten die Geiſter der Väter. O, könnt' ich mit euch jagen auf dem Wolkenroß durch die ſtürmiſche Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid, und meine Seele iſt traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls ſeine Arme ſehnſuchtsvoll nach dem Kleiderſchrank ausgeſtreckt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und zu einer gelbledernen Hoſe, die er für den Mond hielt, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön biſt du, Tochter des Himmels! Holdſelig iſt deines Antlitzes Ruhe!

Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten. Bei deinem Anblick erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt in deiner Gegenwart ſind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfade? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deine Strahlenpracht, und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buſchigen Berge erglänzen, und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!"

Ein wohlbekannter, nicht ſehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegeſſen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Rindfleiſch verſchlungen, wovon ſechs Gardelieutenants und ein unſchuldiges Kind ſatt geworden wären, dieſer kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, ſchob die beiden elegiſchen Freunde etwas unſanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hauſthüre, und wirthſchaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, ſie lägen zerſchmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals ſtrömte ihnen der edle Rothwein, ſie überſchwemmten ſich wechſelſeitig, und der Eine ſprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daſs ich verblute. Warum weckſt du mich, Frühlingsluſt? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden.“ — Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baſsſtimme, die draußen vor der Thüre unter Fluchen und Jauchzen ſich gottläſterlich beklagte, daſs auf der ganzen dunklen Weenderſtraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal ſehen könne, bei wem man die Fenſterſcheiben eingeſchmiſſen habe.

Ich kann Viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut konditioniert gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon im Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheitsflanell. Er ſchlief noch nicht, und ſuchte ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die engliſchen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen. Es ergriff mich die Luſt, ihn etwas zu myſtificieren; deshalb ſagte ich ihm, ich ſei ein Nachtwandler, und müſſe im Joraus um Entſchuldigung bitten für den Fall, daſs ich ihn etwa im Schlafe ſtören möchte. Der arme Menſch hat deſshalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgnis hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen. Wüſte, beängſtigende Phantaſiegebilde. Ein Klavierauszug aus Dante's „Hölle." Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erb-rechtlicher Text von Gans und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig; Serv. Aſinius Göſchenus als Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolze Falten werfend, ergoſs ſich in polternden Recitativen; Marcus Tullius Elverſus, als Prima Donna legataria; all ſeine holde Weiblichkeit offenbarend, ſang die liebeſchmelzende Bravourarie quicunque civis romanus, ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen; Privatdocenten, als Genien in fleiſchfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballett und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln; unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung; hierauf Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnenaufgang anzuſehen. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt, und ſchweigend ſahen wir, wie am Horizonte die kleine carmoiſinrothe Kugel empor ſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und bloß die Spitzen derſelben ſichtbar hervor traten, ſo daſs man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubte, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervortritt. Um das Geſehene und Empfundene in Worten feſt zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief' ich mit der Haſt des Windes
Über jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küſst' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Munds Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Liljenohren:
Denk' im Traum, daſs wir uns lieben,
Und daſs wir uns nie verloren!

Indeſſen, meine Sehnſucht nach einem Frühſtück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten geſagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffe zu trinken. Es that noth; in meinem Magen ſah es ſo nüchtern aus, wie in der Goslar'ſchen Stephanskirche. Aber mit dem arabiſchen Trunk rieſelte mir auch der warme Orient durch die Glieder, öſtliche Roſen umdufteten mich, ſüße Bülbül-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten ſich in Kamele, die Brockenhausmädchen mit ihren Congreve'ſchen Blicken wurden zu Houris, die Philiſternaſen wurden Minarets u. ſ. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unſinn enthielt es freilich genug.

Es war das ſogenannte Brockenbuch, worin alle Reiſende, die den Berg erſteigen, ihre Namen ſchreiben, und die Meiſten noch einige Gedanken und, in Ermanglung derſelben, ihre Gefühle hinzu notieren. Viele drücken ſich ſogar in Verſen aus. In dieſem Buche ſieht man, welche Greuel entſtehen, wenn der große Philiſtertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, ſich vorgenommen hat, poetiſch zu werden. Der Pallaſt des Prinzen von Pallagonia enthält keine ſo große Abgeſchmacktheiten wie dieſes Buch, wo beſonders hervorglänzen die Herren Acciſeeinnehmer mit ihren verſchimmelten Hochgefühlen, die Komptoirjünglinge mit ihren pathetiſchen Seelenergüſſen, die altdeutſchen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphraſen u. ſ. w. Herr Johannes Hagel will ſich auch mal als Schriftſteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majeſtätiſche Pracht beſchrieben; dort wird geklagt über ſchlechtes Wetter, über getäuſchte Erwartungen, über den Nebel, der alle Ausſicht verſperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ iſt ein ſtehender Witz, der hier von Hunderten nachgeriſſen wird. Eine Karolina ſchreibt, daß ſie bei der Erſteigung des Berges naſſe Füße bekommen. Ein naives Hannchen hat dieſe Klage im Sinn, und ſchreibt lakoniſch: Auch ich bin bei der Geſchichte naſs geworden. Das ganze Buch riecht nach Käſe, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Clauren zu leſen.

Während ich nun beſagtermaßen Kaffe trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeiſterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurme genoſſen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmaſſen gekämpft, daſs es ausgeſehen habe wie eine Geiſterſchlacht, wo zürnende Rieſen ihre langen Schwerter ausſtrecken, geharniſchte Ritter auf bäumenden Roſſen einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abenteuerliche Thierbildungen aus dem wildeſten Gewühle hervortauchen, bis endlich Alles in den wahnſinnigſten Verzerrungen zuſammen kräuſelt, blaſſer und blaſſer zerrinnt, und ſpurlos verſchwindet. Dieſe demagogiſche Naturerſcheinung hatte ich verſäumt, und ich kann, wenn es zur Unterſuchung kommt, eidlich verſichern, daſs ich von Nichts weiß, als vom Geſchmack des guten braunen Kaffes. Ach, Dieſer war ſogar Schuld, daſs ich meine ſchöne Dame vergeſſen, und jetzt ſtand ſie vor der Thür mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu verſichern, daſs es kalt ſei. Sie ſchien unwillig, daſs ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die miſsmüthigen Falten ihrer ſchönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher mit halsbrechender Gefahr von einer ſteilen Felſenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unſchicklich fände, daſs ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke — denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiſs geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume, und ſagte ganz trocken: Sie gehört zur achten Klaſſe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daſs man auch Gottes liebe Blumen, eben ſo wie uns, in Kaſten getheilt hat, und nach ähnlichen Äußerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verſchiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung ſtatt finden, ſo folge man dem Vorſchlage Theophraſt's, der die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eigenes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in Dasjenige, was man eſſen kann, und in Dasjenige, was man nicht eſſen kann.

Jedoch der ältern Dame war die geheimnisvolle Natur der Blumen Nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkürlich äußerte ſie, daſs ſie von den Blumen, wenn ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daſs hingegen ein leiſes Schmerzgefühl traumhaft beängſtigend ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſei, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herabhängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denſelben mit einigen Voltaire'ſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ein paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Konvenienzſtimmung zurück verſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküſſt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten, und der Wagen holperte langſam und beſchwerlich den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Ranzen wurden geſchnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt; die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Geſichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich iſt, die Brockenſträußchen, halfen ſolche auf die Mützen befeſtigen, wurden dafür mit einigen Küſſen oder Groſchen honoriert, und ſo ſtiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einſchlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiſer, durch die ſogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilſenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'ſche Studenten marſchieren ſchneller als die öſtreichiſche Landwehr. Ehe ich mich Deſſen verſah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerſtreuten Steingruppen ſchon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher geſehen. Die Sonne goſs ſchon ihre feſtlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoriſtiſch buntgekleideten Burſchen, die ſo munter durch das Dickicht drangen, hier verſchwanden, dort wieder zum Vorſchein kamen, bei Sumpfſtellen über die quergelegten Baumſtämme liefen, bei abſchüſſigen Tiefen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichſten Tonarten empor johlten, und eben ſo luſtige Antwort zurück erhielten von den zwitſchernden Waldvögeln, von den rauſchenden Tannen, von den unſichtbar plätſchernden Quellen und von dem ſchallenden Echo. Wenn frohe Jugend und ſchöne Natur zuſammen kommen, ſo freuen ſie ſich wechſelſeitig.

Je tiefer wir hinabſtiegen, deſto lieblicher rauſchte das unterirdiſche Gewäſſer, nur hier und da, unter Geſtein und Geſtrüppe, blinkte es hervor, und ſchien heimlich zu lauſchen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entſchloſſen hervorgeſprungen. Nun zeigt ſich die gewöhnliche Erſcheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troſs der Zagenden wird plötzlich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, von Muth ergriffen, und eilt, ſich mit jenem Erſten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt haſtig aus ihrem Verſteck, verbanden ſich mit der zuerſt hervorgeſprungenen, und bald bildeten ſie zuſammen ein ſchon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Waſſerfällen und in wunderlichen Windungen das Bergthal hinabrauſcht. Das iſt nun die Ilſe, die liebliche, ſüße Ilſe. Sie zieht ſich durch das geſegnete Ilſethal, an deſſen beiden Seiten ſich die Berge allmählig höher erheben, und dieſe ſind bis zu ihrem Fuße meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wächſt vorherrſchend auf dem „Unterharze," wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der „Oberharz" heißt, und wirklich viel höher iſt, alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilſe ſich hinunter ſtürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daſs das Waſſer hier wild empor ziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerlei Steinſpalten, wie aus vollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen dabei gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das ſchöne Wetter bezahlen ſoll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimme:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Märchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküſſt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloſs,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroſs.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objektiv und ſubjektiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz, und in der fünften gar Nichts, nämlich die Idee enthalten iſt.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich faſt nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilſethales verlaſſen und wieder bergauf ſtiegen. Dies ging ſehr ſteil und mühſam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unſer ſeliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus ans Bergabſteigen, und waren um ſo vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilſenſtein.

Das iſt ein ungeheurer Granitfelſen, der ſich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umſchließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordſeite, iſt frei, und hier ſchaut man über das unten liegende Ilſenburg und die Ilſe weit hinab ins niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felſens ſteht ein großes, eiſernes Kreuz, und zur Noth iſt da noch Platz für vier Menſchenfüße.

Wie nun die Natur durch Stellung und Form den Ilſenſtein mit phantaſtiſchen Reizen geſchmückt, ſo hat auch die Sage ihren Roſenſchein darüber ausgegoſſen. Gottſchalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünſchtes Schloſs geſtanden, in welchem die reiche ſchöne Prinzeſſin Ilſe gewohnt, die ſich noch jetzt jeden Morgen in der Ilſe bade; und wer ſo glücklich iſt, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felſen, wo ihr Schloſs ſei, geführt und königlich belohnt.“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilſe und des Ritters von Weſtenberg eine hübſche Geſchichte, die einer unſerer bekannteſten Dichter romantiſch in der „Abendzeitung“ beſungen hat. Andere wieder erzählen anders: Es ſoll der altſächſiſche Kaiſer Heinrich geweſen ſein, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſerfee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kaiſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreiſebuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und Dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeſs: „Was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So ſprechen alle dieſe Leute, denen eine ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen iſt, wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen Das beſſer. Auch Kaiſer Heinrich wuſste es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kaiſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten abkonterfeit ſind, wohlgeharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroſs, die heilige Kaiſerkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in feſten Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer Harzprinzeſſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurück ſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wohl gar in dem citronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kaiſer zu heißen, einer echtdeutſchen Titelſucht, woran Kaiſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kaiſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern bloß an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herum flogen, daſs es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaſſt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennoth ans eiſerne Kreuz feſtgeklammert hätte. Daſs ich, in ſo miſslicher Stellung, dieſes Letztere gethan habe, wird mir gewiſs Niemand verdenken.

Die „Harzreiſe“ iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man Etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bei den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſein, und ſie könnten wohl einen minder ſauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obſchon er noch größer iſt, als ich ihn ausgeſprochen, doch lange nicht ſo groß iſt wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum ſollte ich es verſchweigen, ich meine hier ganz beſonders jenen viel theueren Mann, der ſchon in frühern Zeiten ſich ſo freundlich meiner annahm, mir ſchon damals eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, mich ſpäterhin in dem Eifer für daſſelbe beſtärkte, und dadurch meinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich ſpreche von Georg Sartorius, dem großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſerer dunkeln Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten, daſs der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilſethals beſchrieben habe, bei Weitem keinen ſo erfreulichen Anblick wie der romantiſch maleriſche Unterharz gewährt, und in ſeiner wildſchroffen, tannendüſtern Schönheit gar ſehr mit demſelben kontraſtiert; ſowie ebenfalls die drei, von der Ilſe, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander kontraſtieren, wenn man den Charakter jedes Thales zu perſonificieren weiß. Es ſind drei Frauengeſtalten, wovon man nicht ſo leicht zu unterſcheiden vermag, welche die Schönſte ſei.

Von der lieben, ſüßen Ilſe, und wie ſüß und lieblich ſie mich empfangen, habe ich ſchon geſagt und geſungen. Die düſtere Schöne, die Bode, empfing mich nicht ſo gnädig, und als ich ſie im ſchmiededunkeln Rübeland zuerſt erblickte, ſchien ſie gar mürriſch und verhüllte ſich in einen ſilbergrauen Regenſchleier: aber mit raſcher Liebe warf ſie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roſstrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in ſonnigſter Pracht, aus allen Zügen hauchte eine koloſſale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felſenbruſt drang es hervor wie Sehnſuchtſeufzer und ſchmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher zeigte ſich mir die ſchöne Selke, die ſchöne, liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle ſentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverſtecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und Dieſem möchte ich es wohl zuſchreiben, daſs mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimſuchte, daſs ich, indem ich über das Waſſer ſpringen wollte, juſt in die Mitte hineinplumpſte, daſs nachher, als ich das naſſe Fußzeug mit Pantoffeln vertauſcht hatte, einer derſelben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daſs mir ein Windſtoß die Mütze entführte, daſs mir Walddornen die Beine zerfetzten, und leider ſo weiter. Doch all dieſes Ungemach verzeihe ich gern der ſchönen Dame, denn ſie iſt ſchön. Und jetzt ſteht ſie vor meiner Einbildung mit all ihrem ſtillen Liebreiz, und ſcheint zu ſagen: Wenn ich auch lache, ſo meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, beſingen Sie mich! Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge ſpricht: Du gleichſt mir im Stolze und im Schmerze, und ich will, daſs Du mich liebſt. Auch die ſchöne Ilſe kommt herangeſprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Geſtalt und Bewegung; ſie gleicht ganz dem holden Weſen, das meine Träume beſeligt, und ganz, wie Sie, ſchaut ſie mich an, mit unwiderſtehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich ſo innig, ſo ewig, ſo durchſichtig wahr. — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen ſtehen vor mir, und den Apfel gebe ich der ſchönen Ilſe.

Es iſt heute der erſte Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt ſich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenſchaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet ſich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fenſterſcheiben der Häuſer, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Neſtchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern ſich, daſs die Luft ſo angreifend, und ihnen ſelbſt ſo wunderlich zu Muthe iſt, die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchenſträußer, die Waiſenkinder mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Geſichtchen ziehen über den Jungfernſtieg und freuen ſich, als ſollten ſie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke ſchaut ſo vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, ſogar den ſchwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit ſeinem ſpitzbübiſchen Manufakturwaaren-Geſicht einherläuft, beſcheint die Sonne mit ihren toleranteſten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es iſt der erſte Mai, und ich denke deiner, du ſchöne Ilſe — oder ſoll ich dich „Agnes“ nennen, weil mir dieſer Name am beſten gefällt? —

ich denke deiner, und ich möchte wieder zuſehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufſt. Am liebſten aber möchte ich unten im Thale ſtehen und dich auffangen in meine Arme. — Es iſt ein ſchöner Tag! Überall ſehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Überall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieſes Herz iſt auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es iſt kein beſcheidenes Veilchen, keine lachende Roſe, keine reine Lilie, oder ſonſtiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchenſinn erfreut, und ſich hübſch vor den hübſchen Buſen ſtecken läſſt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieſes Herz gleicht mehr jener ſchweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Braſiliens, die der Sage nach alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daſs ich als Knabe eine ſolche Blume geſehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuſs wie von einer Piſtole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daſs es ihre „Aloe“ geweſen, die mit ſolchem Knalle plötzlich aufgeblüht ſei. Sie führten mich in ihren Garten, und da ſah ich zu meiner Verwunderung, daſs das niedrige, harte Gewächs mit den närriſch breiten, ſcharfgezackten Blättern, woran man ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal ſo hoch hinauf ſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und Das mag ſchon lange her ſein, gewiſs ſchon hundert Jahr. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo muſste ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunkeln Winterſturme gewaltſam zerſtört worden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuſs — Mädchen, erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knoſpe, und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach' es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daſs es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daſs ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daſs ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll Das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können — —“

Es iſt der erſte Mai, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht, ſentimental zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Norderney.

(1826.)

Motto: Varnhagen von Enſe's Biographiſche Denkmale. 1. Th. S. 1 und 2

(Geſchrieben auf der Inſel Norderney.)

— — — Die Eingeborenen ſind meiſtens blutarm und leben vom Fiſchfang, der erſt im nächſten Monat, im Oktober, bei ſtürmiſchem Wetter ſeinen Anfang nimmt. Viele dieſer Inſulaner dienen auch als Matroſen auf fremden Kauffahrteiſchiffen und bleiben jahrelang von Hauſe entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von ſich zukommen zu laſſen. Nicht ſelten finden ſie den Tod auf dem Waſſer. Ich habe einige arme Weiber auf der Inſel gefunden, deren ganze männliche Familie ſolcherweiſe umgekommen, was ſich leicht ereignet, da der Vater mit ſeinen Söhnen gewöhnlich auf demſelben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für dieſe Menſchen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim iſt ihnen Allen am wohlſten zu Muthe. Sind ſie auch auf ihren Schiffen ſogar nach jenen ſüdlichen

Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantiſcher leuchtet, ſo können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens ſtopfen, und mitten in der duftigen Heimat des Frühlings ſehnen ſie ſich wieder zurück nach ihrer Sandinſel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Herde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der ſich von gekochtem Seewaſſer nur durch den Namen unterſcheidet, und eine Sprache ſchwatzen, wovon kaum begreiflich ſcheint, wie es ihnen ſelber möglich iſt, ſie zu verſtehen.

Was dieſe Menſchen ſo feſt und genügſam zuſammenhält, iſt nicht ſo ſehr das innig myſtiſche Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinſchaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geiſteshöhe oder, beſſer geſagt, Geiſtesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfniſſe und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Geſinnungen, daher leichtes Verſtändnis unter einander; und ſie ſitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zuſammen, wenn es kalt wird, an den Augen ſehen ſie ſich ab, was ſie denken, die Worte leſen ſie ſich von den Lippen, ehe ſie geſprochen worden, alle gemeinſamen Lebensbeziehungen ſind ihnen im Gedächtniſſe, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige ſtumme Bewegung erregen ſie unter einander ſo viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unſeres Gleichen erſt durch lange Expoſitionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geiſtig einſam; durch eine beſondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte beſondere Lektüre hat Jeder von uns eine verſchiedene Charakterrichtung empfangen; Jeder von uns, geiſtig verlarvt, denkt, fühlt und ſtrebt anders als die Andern, und des Miſsverſtändniſſes wird ſo Viel, und ſelbſt in weiten Häuſern wird das Zuſammenleben ſo ſchwer, und wir ſind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zuſtande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bei unſern Inſulanern ſehen, lebten oft ganze Völker, und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römiſch-chriſtliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen ſolchen Zuſtand in den Korporationen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deſshalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erſcheinungen, den ganzen phyſiſchen und moraliſchen Menſchen unter ihre Vormundſchaft. Es läſſt ſich nicht läugnen, daſs viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward, und das Leben warm-inniger blühte, und die Künſte, wie ſtill hervorgewachſene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anſtaunen, und mit all unſerem haſtigen Wiſſen nicht nachahmen können. Aber der Geiſt hat ſeine ewigen Rechte, er läſſt ſich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach ſeinen Kerker und zerriſs das eiſerne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erſtieg die höchſten Gipfel der Berge, jauchzte vor Übermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthſelt, die alten Zweifel ſind mächtig geworden in unſerer Seele — iſt jetzt mehr Glück darin, als ehemals? Wir wiſſen, daſs dieſe Frage, wenn ſie den großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wiſſen auch, daſs ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück iſt, und daſs wir in den einzelnen zerriſſenen Momenten eines gottgleicheren Zuſtandes, einer höheren Geiſteswürde mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetierten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrſchaft eine Unterjochung der ſchlimmſten Art. Wer bürgte uns für die gute Abſicht, wie ich ſie eben ausgeſprochen? Wer kann beweiſen, daſs ſich nicht zuweilen eine ſchlimme Abſicht beimiſchte? Rom wollte immer herrſchen, und als ſeine Legionen fielen, ſandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Rieſenſpinne ſaß Rom im Mittelpunkte der lateiniſchen Welt und überzog ſie mit ſeinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem ſie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römiſches Gewebe war; nur der höherſtrebende Geiſt, der dieſes Gewebe durchſchaute, fühlte ſich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaſchte ihn leicht die ſchlaue Weberin, und ſog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für ſolches Blut? Die Tage der Geiſtesknechtſchaft ſind vorüber; alterſchwach zwiſchen den gebrochenen Pfeilern ihres Koliſeums, ſitzt die alte Kreuzſpinne, und ſpinnt noch immer das alte Gewebe, aber es iſt matt und morſch, und es verfangen ſich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuſe, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es iſt doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich ſo recht wohlwollend über die Abſichten der römiſchen Kirche zu verbreiten, erfaſſt mich plötzlich der angewöhnte proteſtantiſche Eifer, der ihr immer das Schlimmſte zumuthet; und eben dieſer Meinungszwieſpalt in mir ſelbſt giebt mir wieder ein Bild von der Zerriſſenheit der Denkweiſe unſerer Zeit. Was wir geſtern bewundert, haſſen wir heute, und morgen vielleicht verſpotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewiſſen Standpunkte iſt Alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäiſchen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zuſtand unſerer armen Inſulaner betrachte. Auch dieſe ſtehen an der Grenze einer ſolchen neuen Zeit, und ihre alte Sinneseinheit und Einfalt wird geſtört durch das Gedeihen des hieſigen Seebades, indem ſie deſſen Gäſten täglich Neues ablauſchen, was ſie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweiſe zu vereinen wiſſen. Stehen ſie des Abends vor den erleuchteten Fenſtern des Konverſationshauſes, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verſtändlichen Blicke, die begehrlichen Grimaſſen, das lüſterne Tanzen, das vergnügte Schmauſen, das habſüchtige Spielen u. ſ. w., ſo bleibt Das für dieſe Menſchen nicht ohne ſchlimme Folgen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanſtalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieſes Geld reicht nicht hin für die eindringenden, neuen Bedürfniſſe, daher innere Lebensſtörung, ſchlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnſucht, wenn ſchön gebackene Torten, wovon ich Nichts bekommen ſollte, duftig-offen, bei mir vorübergetragen wurden; ſpäterhin ſtachelte mich daſſelbe Gefühl, wenn ich modiſch entblößte, ſchöne Damen vorbeiſpazieren ſah; und ich denke jetzt, die armen Inſulaner, die noch in einem Kindheitszuſtande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut, wenn die Eigenthümer der ſchönen Torten und Frauen ſolche etwas mehr verdeckten. Dieſe vielen unbedeckten Delikateſſen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müſſen ihren Appetit ſehr ſtark wecken, und wenn die armen Inſulanerinnen in ihrer Schwangerſchaft allerlei ſüßgebackene Gelüſte bekommen und am Ende ſogar Kinder zur Welt bringen, die den Badegäſten ähnlich ſehen, ſo iſt Das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unſittliches Verhältnis anſpielen. Die Tugend der Inſulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit, und gar beſonders durch ihren Fiſchgeruch, der mir wenigſtens unerträglich war, vor der Hand geſchützt. Auch hat man für die Badezeit eine Perſon vom feſten Lande hieher verpflanzt, die alle Sünden der fremden Gäſte in ſich aufnehmen, und dadurch die Inſulanerinnen vor allen ſchlimmen Einflüſſen ſichern ſoll. Allein Das iſt eine ſchlechte Maßregel, die nicht für eine kleine Inſel, ſondern allenfalls für eine große Seeſtadt paſſt, wo die öffentlichen Perſonen gleichſam die Bollwerke und Blitzableiter ſind, wodurch die Moralität der Bürgerstöchter geſchützt wird; wie man mir denn wirklich in Hamburg ein breites Weibsbild gezeigt hat, das ſolchermaßen den halben Wandrahm deckt, ſowie auch eine lange, magere Blitzableiterin, wodurch die große Johannisſtraße im Sommer geſichert wird.

Wie geſagt, die Tugend der Inſulanerinnen iſt vor der Hand geſchützt, und wenn ihre Kinder mit badegäſtlichen Geſichtern zur Welt kommen, ſo würde ich darin vielmehr ein pſychologiſches Phänomen erkennen und mir ſolches durch jene materialiſtiſch-myſtiſchen Geſetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo ſchön entwickelt.

Wie viele räthſelhafte Naturerſcheinungen ſich durch jene Geſetze erklären laſſen, iſt erſtaunlich.

Als ich voriges Jahr durch Seeſturm nach einer andern oſtfrieſiſchen Inſel verſchlagen wurde, ſah ich dort in einer Schifferhütte einen ſchlechten Kupferſtich hängen, la tentation du vieillard überſchrieben, und einen Greis darſtellend, der in ſeinen Studien geſtört wird durch die Erſcheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und ſonderbar! die Tochter des Schiffers hatte daſſelbe lüſterne Mopsgeſicht, wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beiſpiel zu erwähnen: im Hauſe eines Geldwechslers, deſſen geſchäftführende Frau das Gepräge der Münzen immer am ſorgfältigſten betrachtet, fand ich, daſs die Kinder in ihren Geſichtern eine erſtaunliche Ähnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn ſie alle beiſammen waren und mit einander ſtritten, glaubte ich einen kleinen Kongreſs zu ſehen.

Deſshalb iſt das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenſtand für den Politiker. Da die Leute das Geld ſo innig lieben, und gewiſs liebevoll betrachten, ſo bekommen die Kinder ſehr oft die Züge des Landesfürſten, der darauf geprägt iſt, und der arme Fürſt kommt in den Verdacht, der Vater ſeiner Unterthanen zu ſein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die Napoleonsd'or einzuſchmelzen; ſie wollen nicht mehr unter ihren Franzoſen ſo viele Napoleonsköpfe ſehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weiteſten gebracht, man weiß es dort durch eine verſtändige Beimiſchung von Kupfer ſo einzurichten, daſs die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und ſeit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit geſünderes Anſehen als früherhin, und es iſt ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroſchengeſichtchen betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbnis andeutete, womit die Inſulaner hier bedroht ſind, ihre geiſtliche Schutzwehr, Paſtor und Kirche, unerwähnt gelaſſen. Erſterer iſt ein ſtarker Mann mit einem großen Kopfe, ſcheint weder den Rationalismus noch den Myſticismus erfunden zu haben, und ſein größtes Verdienſt iſt, daſs bei ihm eine der ſchönſten Frauen dieſer Welt logiert hat. Wie ſeine Kirche ausſieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin geweſen. Gott weiß, daſs ich ein guter Chriſt bin, und oft ſogar im Begriff ſtehe, ſein Haus zu beſuchen, aber ich werde immer fatalerweiſe daran verhindert, es findet ſich gewöhnlich ein Schwätzer, der mich auf dem Wege feſthält, und gelange ich auch einmal bis an die Pforten des Tempels, ſo erfaſſt mich unverſehens eine ſpaßhafte Stimmung, und dann halte ich es für ſündhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir Etwas der Art, indem mir vor der Kirchenthür die Stelle aus Goethe's Fauſt in den Kopf kam, wo Dieſer mit dem Mephiſtopheles bei einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

> Mephiſto, haſt Du Eil'?
> Was ſchlägſt vorm Kreuz die Augen nieder?

und worauf Mephiſtopheles antwortet:

> Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
> Allein es iſt mir mal zuwider.

Dieſe Verſe ſind, ſo viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Fauſt gedruckt, und bloß der ſelige Hofrath Moritz, der ſie aus Goethe's Manuſkript kannte, theilt ſie mit in ſeinem „Philipp Reiſer," einem ſchon verſchollenen Romane, der die Geſchichte des Verfaſſers enthält, oder vielmehr die Geſchichte einiger hundert Thaler, die der Verfaſſer nicht hatte, und wodurch ſein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entſagungen wurde, während doch ſeine Wünſche Nichts weniger als unbeſcheiden waren, wie z. B. ſein Wunſch, nach Weimar zu gehen, und bei dem Dichter des Werther Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch ſei, um nur in der Nähe Desjenigen zu leben, der von allen Menſchen auf Erden den ſtärkſten Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals ſchon erregte Goethe eine ſolche Begeiſterung, und doch iſt erſt „unſer drittes nachwachſendes Geſchlecht“ im Stande, ſeine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieſes Geſchlecht hat auch Menſchen hervorgebracht, in deren Herz nur faules Waſſer ſintert, und die daher in den Herzen Anderer alle Springquellen eines friſchen Blutes verſtopfen möchten, Menſchen von erloſchener Genußfähigkeit, die das Leben verleumden, und Andern alle Herrlichkeit dieſer Welt verleiden wollen, indem ſie ſolche als die Lockſpeiſen ſchildern, die der Böſe bloß zu unſerer Verſuchung hingeſtellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdoſe mit den gezählten Stückchen Zucker in ihrer Abweſenheit offen ſtehen läſſt, um die Enthaltſamkeit der Magd zu prüfen; und dieſe Menſchen haben einen Tugendpöbel um ſich verſammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen ſeine nackten Göttergeſtalten, die ſie gern durch ihre vermummten dummen Teufel erſetzen möchten.

Das Vermummen iſt ſo recht ihr höchſtes Ziel, das Nacktgöttliche iſt ihnen fatal, und ein

Satyr hat immer ſeine guten Gründe, wenn er Hoſen anzieht und darauf dringt, daſs auch Apollo Hoſen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen ſittlichen Mann, und wiſſen nicht, daſs in dem Clauren-Lächeln eines vermummten Satyrs mehr Anſtößiges liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolfgang Apollo, und daſs juſt in den Zeiten, wo die Menſchheit jene Pluderhoſen trug, wozu ſechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anſtändiger geweſen ſind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daſs ich Hoſen, ſtatt Beinkleider, ſage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für ſie ſchreiben dürfen, und ihre Geiſtesdiener im Occident werden ſo harmlos ſein müſſen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir ins Gedächtnis eine Stelle aus Berthold's Tagebuch:

„Wenn wir es recht überdenken, ſo ſtecken wir doch alle nackt in unſeren Kleidern, ſagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Äußerung übel genommen hatte.“

Der hannövriſche Adel iſt mit Goethe ſehr unzufrieden und behauptet, er verbreite Irreligioſität, und dieſe könne leicht auch falſche politiſche Anſichten hervorbringen, und das Volk müſſe doch durch den alten Glauben zur alten Beſcheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutieren, ob Goethe größer ſei als Schiller, oder umgekehrt. Ich ſtand neulich hinter dem Stuhle einer Dame, der man ſchon von hinten ihre vier und ſechzig Ahnen anſehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwiſchen ihr und zwei hannövriſchen Nobilis, deren Ahnen ſchon auf dem Zodiakus von Dendera abgebildet ſind, und wovon der Eine, ein langmagerer, queckſilbergefüllter Jüngling, der wie ein Barometer ausſah, die Schiller'ſche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeſchoſſener Jüngling, einige Verſe aus der „Würde der Frauen" hinlispelte und dabei ſo ſüß lächelte, wie ein Eſel, der den Kopf in ein Sirupfaß geſteckt hatte und ſich wohlgefällig die Schnauze ableckt. Beide Jünglinge verſtärkten ihre Behauptungen beſtändig mit dem betheuernden Refrain: „Er iſt doch größer, Er iſt wirklich größer, wahrhaftig, Er iſt größer, ich verſichere Sie auf Ehre, Er iſt größer." Die Dame war ſo gütig, auch mich in dieſes äſthetiſche Geſpräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?" Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Bruſt, beugte gläubig das Haupt, und ſprach: „La illah ill allah, wamohammed raſul allah!“

Die Dame hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die allerſchlaueſte Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht gradezu fragen: Was denkſt du von Himmel und Erde? was ſind deine Anſichten über Menſchen und Menſchenleben? biſt du ein vernünftiges Geſchöpf oder ein dummer Teufel? Dieſe delikaten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethe's Werke vor Augen liegen, ſo können wir das Urtheil, das Jemand darüber fällt, mit dem unſrigen ſchnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen feſten Maßſtab, womit wir gleich alle ſeine Gedanken und ſeine Gefühle meſſen können, und er hat unbewuſſt ſein eignes Urtheil geſprochen. Wie aber Goethe auf dieſe Weiſe, weil er eine gemeinſchaftliche Welt iſt, die der Betrachtung eines Jeden offen liegt, uns das beſte Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, ſo können wir wiederum Goethe ſelbſt am beſten kennen lernen durch ſein eigenes Urtheil über Gegenſtände, die uns Allen vor Augen liegen, und worüber uns ſchon die bedeutendſten Menſchen ihre Anſicht mitgetheilt haben. In dieſer Hinſicht möchte ich am liebſten auf Goethe's italieniſche Reiſe hindeuten, indem wir alle, entweder durch eigene Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabei ſo leicht bemerken, wie Jeder daſſelbe mit ſubjektiven Augen anſieht, Dieſer mit Archenhölzern unmuthigen Augen, die nur das Schlimme ſehen, Jener mit begeiſterten Corinnaaugen, die überall nur das Herrliche ſehen, während Goethe mit ſeinem klaren Griechenauge Alles ſieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit ſeiner Gemüthsſtimmung koloriert, und uns Land und Menſchen ſchildert in den wahren Umriſſen und wahren Farben, womit ſie Gott umkleidet.

Das iſt ein Verdienſt Goethe's, das erſt ſpätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meiſt alle krank ſind, ſtecken viel zu ſehr in unſeren kranken, zerriſſenen, romantiſchen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zuſammengeleſen, als daſs wir unmittelbar ſehen könnten, wie geſund, einheitlich und plaſtiſch ſich Goethe in ſeinen Werken zeigt. Er ſelbſt merkt es eben ſo wenig; in ſeiner naiven Unbewuſſtheit des eignen Vermögens wundert er ſich wenn man ihm „ein gegenſtändliches Denken“ zuſchreibt, und indem er durch ſeine Selbſtbiographie uns ſelbſt eine kritiſche Beihülfe zum Beurtheilen ſeiner Werke geben will, liefert er doch keinen Maßſtab der Beurtheilung an und für ſich, ſondern nur neue Fakta, woraus man ihn beurtheilen kann, wie es ja natürlich iſt, daſs kein Vogel über ſich ſelbſt hinauszufliegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plaſtiſchen Anſchauens, Fühlens und Denkens, noch Vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geiſtes ſind ewig feſtſtehend, aber die Kritik iſt etwas Wandelbares, ſie geht hervor aus den Anſichten der Zeit, hat nur für dieſe ihre Bedeutung, und wenn ſie nicht ſelbſt kunſtwerthlicher Art iſt, wie z. B. die Schlegel'ſche, ſo geht ſie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen, und ſieht gar viel Neues in den alten Geiſteswerken. Ein Schubarth ſieht jetzt in der Ilias etwas Anderes und Viel mehr, als ſämmtliche Alexandriner; dagegen werden einſt Kritiker kommen, die Viel mehr als Schubarth in Goethe ſehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe feſtgeſchwatzt! Aber ſolche Abſchweifungen ſind ſehr natürlich, wenn Einem, wie auf dieſer Inſel, beſtändig das Meergeräuſch in die Ohren dröhnt und den Geiſt nach Belieben ſtimmt.

Es geht ein ſtarker Nordoſtwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beſchwören wiſſen; wie es denn überhaupt auf allen nordiſchen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Inſel ſtehe unter der geheimen Herrſchaft ganz beſonderer Hexen, und dem böſen Willen derſelben ſei es zuzuſchreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unſeres Schiffes, die Hexen wären beſonders mächtig auf der Inſel Wight, und ſuchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Inſel ſelbſt zu treiben. In ſolchen Fällen höre man dieſe Hexen ſo laut durch die Luft ſauſen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerſtehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann ſei, antwortete der Erzähler ſehr ernſthaft: Das iſt der gute, unſichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall ſelbſt nachſieht, und ſowohl für die Ordnung, wie für die gute Fahrt ſorgt. Der wackere Steuermann verſicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn ſelber ſehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch beſſer nachſtaue, daher das Knarren der Fäſſer und Kiſten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unſerer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und Das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine ſchadhafte Stelle ungeſäumt auszubeſſern; am liebſten aber ſetze er ſich auf das Bramſegel, zum Zeichen, daſs guter Wind wehe oder ſich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht ſehen könne, erhielt ich zur Antwort: nein, man ſähe ihn nicht, auch wünſche Keiner ihn zu ſehen, da er ſich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden ſei. Einen ſolchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht ſelbſt erlebt, aber von Andern wollte er wiſſen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramſegel herab mit den Geiſtern ſprechen, die ihm unterthan ſind; doch wenn der Sturm zu ſtark und das Scheitern unvermeidlich würde, ſetze er ſich auf das Steuer, zeige ſich da zum erſtenmal und verſchwinde, indem er das Steuer zerbräche. Diejenigen aber, die ihn in dieſem furchtbaren Augenblick ſähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffskapitän, der dieſer Erzählung mit zugehört hatte, lächelte ſo fein, wie ich ſeinem rauhen, wind- und wetterdienenden Geſichte nicht zugetraut hätte, und nachher verſicherte er mir, vor funfzig oder gar vor hundert Jahren ſei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann ſo ſtark geweſen, daſs man bei Tiſche immer auch ein Gedeck für Denſelben aufgelegt, und von jeder Speiſe etwa das Beſte auf ſeinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geſchähe Das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande ſpazieren und gedenke ſolcher ſeemänniſchen Wunderſagen. Die anziehendſte derſelben iſt wohl die Geſchichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgeſpannten Segeln vorbeifahren ſieht, und der zuweilen ein Boot ausſetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu beſorgen weiß, da ſie an längſt verſtorbene Perſonen adreſſiert ſind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fiſcherknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauſcht hatte, und nachher mit ſeiner Geige die ganze Welt durchzog und alle

Menſchen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorſpielte. Dieſe Sage erzählte mir einſt ein lieber Freund, als wir im Koncerte zu Berlin ſolch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelsſohn-Bartholdy, ſpielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Inſel. Das Wetter muſs aber ſchön ſein, die Wolken müſſen ſich ungewöhnlich geſtalten, und man muſs rücklings auf dem Verdecke liegen und in den Himmel ſehen und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie ſüße Ahnung in der Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man ſich alle Tage wiederſehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meer etwas Unheimliches; man will ſich dann einbilden, die beſten Freunde, die wir ſeit Jahren nicht geſehen, führen ſchweigend vorbei, und man verlöre ſie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir ſogar zu Muthe, als ſei das Meer eigentlich meine Seele ſelbſt; und wie es im

Meere verborgene Waſſerpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an deſſen Oberfläche heraufſchwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, ſo kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeſchwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verſchwinden wieder — „Evelina!“

Man ſagt, unfern dieſer Inſel, wo jetzt Nichts als Waſſer iſt, hätten einſt die ſchönſten Dörfer und Städte geſtanden, das Meer habe ſie plötzlich alle überſchwemmt, und bei klarem Wetter ſähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der verſunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort, in der Sonntagsfrühe, ſogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geſchichte iſt wahr; denn das Meer iſt meine Seele —

„Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.“
(W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Geſang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande ſpazieren, ſo gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen ſchönen Anblick. Haben ſie die blendend weißen Segel aufgeſpannt, ſo ſehen ſie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar beſonders ſchön iſt dieſer Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeiſegelnden Schiffe untergeht, und dieſes wie von einer rieſigen Glorie umſtrahlt wird.

Die Jagd am Strande ſoll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, ſo weiß ich es nicht ſonderlich zu ſchätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läſſt ſich oft durch Erziehung den Menſchen beibringen, aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen ſchon ſeit undenklichen Zeiten Rehböcke geſchoſſen haben, ſo findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieſer legitimen Beſchäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und ſoll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen losdrücken, ſo empört ſich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daſs nach abgeſteckter Menſur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünſcht, wo auch Menſchen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, dieſe Zeiten ſind vorüber! Gelüſtet es jetzt ſolche Jäger, wieder einen Menſchen zu jagen, ſo müſſen ſie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen ſah. Der arme Menſch hatte ſich ſchon in der ſchwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannövriſche Junker, die dort Humaniora ſtudierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Menſch lief, und er war todtblaſs und trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Roſſen, deren Hufe zuweilen den gehetzten, keuchenden Menſchen trafen, und es war ein Menſch.

Des Verſuchs halber, denn ich muſs mein Blut beſſer gewöhnen, ging ich geſtern auf die Jagd. Ich ſchoſs nach einigen Möwen, die gar zu ſicher umherflatterten, und doch nicht beſtimmt wiſſen konnten, daſs ich ſchlecht ſchieße. Ich wollte ſie nicht treffen und ſie nur warnen, ſich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen: aber mein Schuſs ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möwe todt zu ſchießen. Es iſt gut, daſs es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Möwchen geworden, die, noch unbefiedert, im Sandneſte der großen Düne liegen, und ohne die Mutter verhungern müſsten. Mir ahndete ſchon vorher, daſs mich auf der Jagd ein Miſsgeſchick treffen würde; ein Haſe war mir über den Weg gelaufen.

Gar beſonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermeſsliche Meer, über mir der Himmel wie eine rieſige Kryſtallkuppel — ich erſcheine mir dann ſelbſt ſehr ameiſenklein, und dennoch dehnt ſich meine Seele ſo weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie ſie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in ſtärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet ſtrebte immer höher als die gothiſchen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roſstrappe haben mir, beim erſten Anblick, die koloſſalen Felſen in ihren kühnen Gruppierungen ziemlich imponiert; aber dieſer Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überraſcht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmaſſen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erſchienen ſie mir nur wie geringe Trümmer eines zerſchlagenen Rieſenpallaſtes, worin ſich meine Seele vielleicht komfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Miſsverhältnis zwiſchen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempſychoſe iſt oft der Gegenſtand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widerſprüche zwiſchen Seele und Körper hervorzubringen pflegt? Wer kann wiſſen, in welchem Schneider jetzt die Seele eines Plato's, und in welchem Schulmeiſter die Seele eines Cäſar's wohnt. Wer weiß, ob die Seele Gregor's VII. nicht in dem Leibe des Großtürken ſitzt, und ſich unter tauſend bätſchelnden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einſt in ihrer purpurnen Cölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Ali's Zeiten mögen ſich jetzt in unſeren antihelleniſchen Kabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, ſitzen vielleicht jetzt in dicken Konſiſtorialbäuchen, und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dſchingischan's wohnt vielleicht jetzt in einem Recenſenten, der täglich, ohne es zu wiſſen, die Seelen ſeiner treueſten Baſchkiren und Kalmucken in einem kritiſchen Journale niederſäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des

Pythagoras iſt vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräiſchen Lehrſatz nicht beweiſen konnte, während in ſeinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochſen wohnen, die einſt Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung ſeines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hindus ſind ſo dumm nicht, wie unſere Miſſionäre glauben, ſie ehren die Thiere wegen der menſchlichen Seele, die ſie in ihnen vermuthen, und wenn ſie Lazarethe für invalide Affen ſtiften, in der Art unſerer Akademien, ſo kann es wohl möglich ſein, daſs in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es hingegen bei uns ganz ſichtbar iſt, daſs in einigen großen Gelehrten nur Affenſeelen ſtecken.

Wer doch mit der Allwiſſenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menſchen von oben herabſehen könnte! Wenn ich des Nachts, am Meere wandelnd, den Wellengeſang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, ſo iſt mir, als habe ich einſt ſolchermaßen von oben herabgeſehen und ſei vor ſchwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es iſt mir dann auch, als ſeien meine Augen ſo teleſkopiſch ſcharf geweſen, daſs ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln geſehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber ſie ſind ſo neblicht, daſs ich nicht erkenne, was ſie wollen. Nur ſo Viel weiß ich, daſs all unſer kluges Wiſſen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiſte eben ſo klein und nichtig erſcheinen muſs, wie mir jene Spinne erſchien, die ich in der Göttinger Bibliothek ſo oft betrachtete. Auf den Folianten der Weltgeſchichte ſaß ſie emſig webend, und ſie blickte ſo philoſophiſch ſicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingiſchen Gelahrtheitsdünkel, und ſchien ſtolz zu ſein auf ihre mathematiſchen Kenntniſſe, auf ihre Kunſtleiſtungen, auf ihr einſames Nachdenken — und doch wuſste ſie Nichts von all den Wundern, die in dem Buche ſtehen, worauf ſie geboren worden, worauf ſie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf ſie auch ſterben wird, wenn der ſchleichende Dr. L.*) ſie nicht verjagt. Und wer iſt der ſchleichende Dr. L? Seine Seele wohnte vielleicht einſt in eben einer ſolchen Spinne, und jetzt hütet er die Folianten, worauf er einſt ſaß — und wenn er ſie auch lieſt, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

---

*) „Der alte ſchleichende Bibliothekar Stiefel" ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder."

Anm. des Herausgebers.

Was mag auf dem Boden einſt geſchehen ſein, wo ich jetzt wandle? Ein Konrektor, der hier badete, wollte behaupten, hier ſei einſt der Dienſt der Hertha oder, beſſer geſagt, Forſete begangen worden, wovon Tacitus ſo geheimnisvoll ſpricht. Wenn nur die Berichterſtatter, denen Tacitus nacherzählt, ſich nicht geirrt, und eine Badekutſche für den heiligen Wagen der Göttin angeſehen haben!

Im Jahre 1819, als ich zu Bonn in einem und demſelben Semeſter vier Kollegien hörte, worin meiſtens deutſche Antiquitäten aus der blaueſten Zeit traktiert wurden, nämlich 1) Geſchichte der deutſchen Sprache bei Schlegel, der faſt drei Monat lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte, 3) germaniſches Staatsrecht bei Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vag ſind, und 4) deutſche Urgeſchichte bei Radloff, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit des Seſoſtris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr intereſſiert haben, als jetzt. Ich ließ ſie durchaus nicht auf Rügen reſidieren, und verſetzte ſie vielmehr nach einer oſtfrieſiſchen Inſel. Ein junger Gelehrter hat gern ſeine Privathypotheſe. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daſs ich einſt am Strande der Nordſee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotiſcher Begeiſterung zu denken. Es iſt wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andere, jüngere Göttinnen. Abſonderlich wenn ich am Strande über die ſchaurige Stelle wandle, wo noch jüngſt die ſchönſten Frauen gleich Nixen geſchwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, ſondern ſpazieren in die freie See. Deſshalb ſind auch die Badeſtellen beider Geſchlechter von einander geſchieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt Viel ſehen. Es geht die Sage, ein neuer Aktäon habe auf ſolche Weiſe eine badende Diana erblickt, und wunderbar! nicht er, ſondern der Gemahl der Schönen habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutſchen, die Droſchken der Nordſee, werden hier nur bis ans Waſſer geſchoben, und beſtehen meiſtens aus viereckigen Holzgeſtellen, mit ſteifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, ſtehen ſie im Konverſationsſaale, und führen dort gewiſs eben ſo hölzerne und ſteifleinene Geſpräche wie die vornehme Welt, die noch unlängſt dort verkehrte.

Wenn ich aber ſage: die vornehme Welt, ſo verſtehe ich nicht darunter die guten Bürger Oſtfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern iſt, wie der Boden, den es bewohnt, das weder ſingen noch pfeifen kann, aber dennoch ein Talent beſitzt, das beſſer iſt als alle Triller und Schnurrpfeifereien, ein Talent, das den Menſchen adelt, und über jene windige Dienſtſeelen erhebt, die allein edel zu ſein wähnen, ich meine das Talent der Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, ſo iſt ein ſolcher Schlag des Herzens eben ſo gut, wie ein Ritterſchlag, und das wiſſen die freien Frieſen, und ſie verdienen ihr Volksepitheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Ariſtokratie in Oſtfriesland niemals vorherrſchend, nur ſehr wenige adlige Familien haben dort gewohnt, und der Einfluſs des hannövriſchen Adels, durch Verwaltungs- und Militärſtand, wie er ſich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Frieſenherz, und überall zeigt ſich die Vorliebe für die ehemalige preußiſche Regierung.

Was aber die allgemeinen deutſchen Klagen über hannövriſchen Adelſtolz betrifft, ſo kann ich nicht unbedingt einſtimmen. Das hannövriſche Officierkorps giebt am wenigſten Anlaſs zu ſolchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, ſo hatte früherhin der hannövriſche Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Officierrange gelangen konnten. Seitdem ſich aber in der deutſchen Legion ſo viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Officierſtellen emporgeſchwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht nachgelaſſen. Ja, das ganze Korps der deutſchen Legion hat viel beigetragen zur Milderung alter Vorurtheile, dieſe Leute ſind weit herum in der Welt geweſen, und in der Welt ſieht man Viel, beſonders in England, und ſie haben Viel gelernt, und es iſt eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn ſie von Portugal, Spanien, Sicilien den ioniſchen Inſeln, Irland und anderen weiten Ländern ſprechen, wo ſie gefochten und „Vieler Menſchen Städte geſehen und Sitten gelernet,“ ſo daſs man glaubt, eine Odyſſee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch iſt unter den Officieren dieſes Korps' viel freiſinnige, engliſche Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövriſchen Brauch ſtärker kontraſtiert, als wir es im übrigen Deutſchland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beiſpiele Englands viel Einwirkung auf Hannover zuſchreiben. In dieſem Lande Hannover ſieht man Nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden ſind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obſkur, und trotz allen Pferden kömmt es nicht weiter. Nein, durch dieſen hannövriſchen Adelswald drang niemals ein Sonnenſtrahl brittiſcher Freiheit, und kein brittiſcher Freiheitston konnte jemals vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövriſcher Roſſe. Was aber ein brittiſcher Freiheitston iſt, habe ich erſt kürzlich erfahren, indem ich im wildeſten Seewetter ein engliſches Schiff vorbeiſegeln ſah, auf deſſen Verdeck mehrere Menſchen ſtanden, und Wind und Wellen faſt frevelhaft trotzig überbrüllten mit ihrem alten: Rule, Britannia, rule the waves, Britons never shall be slaves!

Die allgemeine Klage über hannövriſchen Adelſtolz trifft wohl zumeiſt die liebe Jugend gewiſſer Familien, die das Land Hannover regieren oder mittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art oder, beſſer geſagt, jene Unart ablegen, wenn ſie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine beſſere Erziehung genöſſen. Man ſchickt ſie freilich nach Göttingen, doch da hocken ſie beiſammen, und ſprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geſchichte, und wenn ſie auch wirklich einmal Dergleichen hören, ſo ſind doch unterdeſſen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentiſches, der ein Wahrzeichen Göttingen's, nur für hochgeborene Studenten beſtimmt iſt. Wahrlich, durch eine beſſere Erziehung des jungen hannövriſchen Adels ließe ſich vielen Klagen vorbauen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derſelbe Wahn, als wären ſie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras ſind; dieſelbe Thorheit, mit dem Verdienſte der Ahnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieſelbe Unwiſſenheit über das Problematiſche dieſer Verdienſte, indem die Wenigſten bedenken, daſs die Fürſten ſelten ihre treueſten und tugendhafteſten Diener, aber ſehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsſchufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigſten jener Ahnenſtolzen können beſtimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und ſie zeigen nur, daſs ihr Name in Rüxners Turnierbuch erwähnt ſei; — ja, können ſie auch nachweiſen, daſs dieſe Ahnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jeruſalem's zugegen waren, ſo ſollten ſie, ehe ſie ſich Etwas darauf zu Gute thun, auch beweiſen, daſs jene Ritter ehrlich mitgefochten haben, daſs ihre Eiſenhoſen nicht mit gelber Furcht wattiert worden, und daſs unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes geſeſſen. Gäbe es keine Ilias, ſondern bloß ein Namensverzeichnis der Helden, die vor Troja geſtanden, und ihre Namen exiſtierten noch jetzt — wie würde ſich der Ahnenſtolz Derer von Therſites zu blähen wiſſen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal ſprechen; Philoſophen und Stallknechte haben darüber gar ſeltene Gedanken.

Mein Tadel, wie geſagt, treffe zumeiſt die ſchlechte Erziehung des hannövriſchen Adels und deſſen früh eingeprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andreſſierten Formen. O! wie oft habe ich lachen müſſen, wenn ich bemerkte, wie Viel man ſich auf dieſe Formen zu Gute that; als ſei es ſo gar überaus ſchwer zu erlernen, dieſes Repräſentieren, dieſes Präſentieren, dieſes Lächeln ohne Etwas zu ſagen, dieſes Sagen ohne Etwas zu denken, und all dieſe adligen Künſte, die der gute Bürgersmann als Meerwunder angafft, und die doch jeder franzöſiſche Tanzmeiſter beſſer inne hat, als der deutſche Edelmann, dem ſie in der bärenleckenden Lutetia mühſam eingeübt worden, und der ſie zu Hauſe wieder mit deutſcher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit ſeinen Deſcendenten überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, ſeinem führenden Lehrer entlief, zu ſeinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte, wie das Tanzen eine ſo ſchwere Kunſt ſei, und wie weit er es darin gebracht habe; — und in der That, den Proben, die er von ſeiner Kunſt ablegte, konnten die armen Beſtien ihre Bewunderung nicht verſagen. Jene Nation, wie ſie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieſes Jahr zu Waſſer und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und ſie haben alle gut geſpielt.

Auch fürſtliche Perſonen gab es hier, und ich muſs geſtehen, daſs dieſe in ihren Anſprüchen beſcheidener waren, als die geringere Nobleſſe. Ob aber dieſe Beſcheidenheit in den Herzen dieſer hohen Perſonen liegt, oder ob ſie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, Das will ich unentſchieden laſſen. Ich ſage Dieſes nur in Beziehung auf deutſche mediatiſierte Fürſten. Dieſen Leuten iſt in der letzten Zeit ein großes Unrecht geſchehen, indem man ſie einer Souveränität beraubte, wozu ſie ein eben ſo gutes Recht haben, wie die größern Fürſten, wenn man nicht etwa, wie mein Unglaubensgenoſſe Spinoza, annehmen will, daſs Dasjenige, was ſich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat zu exiſtieren. Für das vielzerſplitterte Deutſchland war es aber eine Wohlthat, daſs dieſe Anzahl von Sedezdespötchen ihr Regieren einſtellen muſsten. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derſelben wir armen Deutſchen zu ernähren haben. Wenn dieſe Mediatiſierten auch nicht mehr das Scepter führen, ſo führen ſie doch noch immer Löffel, Meſſer und Gabel, und ſie eſſen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke, daſs wir einmal durch Amerika etwas von dieſer Fürſtenlaſt erleichtert werden. Denn früh oder ſpät werden ſich doch die Präſidenten dortiger Freiſtaaten in Souveräne verwandeln, und dann fehlt es dieſen Herren an Gemahlinnen, die ſchon einen legitimen Anſtrich haben, ſie ſind dann froh, wenn wir ihnen unſere Prinzeſſinnen überlaſſen, und wenn ſie ſechs nehmen, geben wir ihnen die ſiebente gratis, und auch unſre Prinzchen können ſie ſpäterhin bei ihren Töchtern employieren; — daher haben die mediatiſierten Fürſten ſehr politiſch gehandelt, als ſie ſich wenigſtens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben ſo hoch ſchätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derſelben Abſicht, indem ſie wohl wiſſen, daſs Deutſchland von jeher das große Fürſtengeſtüte war, das alle regierenden Nachbarhäuſer mit den nöthigen Mutterpferden und Beſchälern verſehen muſs.

In allen Bädern iſt es ein altes Gewohnheitsrecht, daſs die abgegangenen Gäſte von den zurückgebliebenen etwas ſtark kritiſiert werden, und da ich der Letzte bin, der noch hier weilt, ſo durfte ich wohl jenes Recht in vollem Maße ausüben.

Es iſt aber jetzt ſo öde auf der Inſel, daſs ich mir vorkomme wie Napoleon auf Sankt Helena. Nur daſs ich hier eine Unterhaltung gefunden, die Jenem dort fehlte. Es iſt nämlich der große Kaiſer ſelbſt, womit ich mich hier beſchäftige. Ein junger Engländer hat mir das eben erſchienene Buch des Maitland mitgetheilt. Dieſer Seemann berichtet die Art und Weiſe, wie Napoleon ſich ihm ergab und auf dem Bellerophon ſich betrug, bis er auf Befehl des engliſchen Miniſteriums an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus dieſem Buche ergiebt ſich ſonnenklar, daſs der Kaiſer im romantiſchen Vertrauen auf brittiſche Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu ſchaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gaſt, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiſs kein Anderer, und am allerwenigſten ein Wellington, begangen hätte. Die

Geſchichte aber wird ſagen, dieſer Fehler iſt ſo ſchön, ſo erhaben, ſo herrlich, daſs dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unſeren Großthaten erſchwingen können.

Die Urſache, weſshalb Capt. Maitland jetzt ſein Buch herausgiebt, ſcheint keine andere zu ſein, als das moraliſche Reinigungsbedürfnis, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böſes Geſchick in eine zweideutige Handlung verflochten hat. Das Buch ſelbſt iſt aber ein unſchätzbarer Gewinn für die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleon's, die den letzten Akt ſeines Lebens bildet, alle Räthſel der früheren Akte wunderbar löſt, und, wie es eine ächte Tragödie thun ſoll, die Gemüther erſchüttert, reinigt und verſöhnt. Der Charakterunterſchied der vier Hauptſchriftſteller, die uns von dieſer Gefangenſchaft berichten, beſonders wie er ſich in Stil und Anſchauungsweiſe bekundet, zeigt ſich erſt recht durch ihre Zuſammenſtellung.

Maitland, der ſturmkalte, engliſche Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und beſtimmt, als wären es Naturerſcheinungen, die er in ſein Logbook einträgt; Las Caſes, ein enthuſiaſtiſcher Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er ſchreibt, zu den Füßen des Kaiſers, nicht wie ein ruſſiſcher Sklave, ſondern wie ein freier Franzoſe, dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkürlich die Kniee beugt; O'Meara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als Solcher ein ehemaliger Feind des Kaiſers, aber jetzt anerkennend die Majeſtätsrechte des Unglücks, ſchreibt freimüthig, ſchmucklos, thatbeſtändlich, faſt im Lapidarſtil; hingegen kein Stil, ſondern ein Stilett iſt die ſpitzige, zuſtoßende Schreibart des franzöſiſchen Arztes Antommarchi, eines Italieners, der ganz beſonnentrunken iſt von dem Ingrimm und der Poeſie ſeines Landes.

Beide Völker, Britten und Franzoſen, lieferten von jeder Seite zwei Männer, gewöhnlichen Geiſtes, und unbeſtochen von der herrſchenden Macht, und dieſe Jury hat den Kaiſer gerichtet, und verurtheilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es ſind ſchon viele große Männer über dieſe Erde geſchritten, hier und da ſehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußſtapfen, und in heiligen Stunden treten ſie wie Nebelgebilde vor unſre Seele; aber ein ebenfalls großer Mann ſieht ſeine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen Funken ihrer irdiſchen Lichtſpur erkennt er ihr geheimſtes Thun, aus einem einzigen hinterlaſſenen Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens: und ſolchermaßen, in einer myſtiſchen Gemeinſchaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtauſende hinweg nicken ſie einander zu, und ſehen ſich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen ſich auf den Gräbern untergegangener Geſchlechter, die ſich zwiſchen ſie gedrängt hatten, und ſie verſtehen ſich und haben ſich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht ſo intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur ſelten die Spur und Nebelformen ſehen, für uns iſt es vom höchſten Werthe, wenn wir über einen ſolchen Großen ſo Viel erfahren, daſs es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unſere Seele aufzunehmen, und dadurch unſere Seele zu erweitern. Ein Solcher iſt Napoleon Bonaparte. Wir wiſſen von ihm, von ſeinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieſer Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir ſehen, wie das verſchüttete Götterbild langſam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdſchlamm, die man von ihm abnimmt, wächſt unſer freudiges Erſtaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geiſtesblitze der Feinde, die das große Bild zerſchmettern wollen, dienen nur dazu, es deſto glanzvoller zu beleuchten. Solches geſchieht namentlich durch die

Äußerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts Anderes ſagt, als daſs der Kaiſer kein Menſch war wie die Andern, und daſs ſein Geiſt mit keinem vorhandenen Maßſtab gemeſſen werden kann.

Ein ſolcher Geiſt iſt es, worauf Kant hindeutet, wenn er ſagt, daſs wir uns einen Verſtand denken können, der, weil er nicht wie der unſrige diskurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſonderen geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. Ja, was wir durch langſames analytiſches Nachdenken und lange Schluſsfolgen erkennen, Das hatte jener Geiſt im ſelben Momente angeſchaut und tief begriffen. Daher ſein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verſtehen, ihren Geiſt zu kajolieren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen.

Da aber dieſer Geiſt der Zeit nicht bloß revolutionär iſt, ſondern durch den Zuſammenfluſs beider Anſichten, der revolutionären und der kontrerevolutionären, gebildet worden, ſo handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz kontrerevolutionär, ſondern immer im Sinne beider Anſichten, beider Principien, beider Beſtrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach handelte er beſtändig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barſch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im Einzelnen, und ſeine Schläge geſchahen immer durch ſeine Kunſt, die Maſſen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickelten, langſamen Intrigue neigen ſich kleine, analytiſche Geiſter, hingegen ſynthetiſche, intuitive Geiſter wiſſen auf wunderbar geniale Weiſe die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, ſo zu verbinden, daſs ſie dieſelben zu ihrem Zwecke ſchnell benutzen können. Erſtere ſcheitern ſehr oft, da keine menſchliche Klugheit alle Vorfallenheiten des Lebens vorausſehen kann, und die Verhältniſſe des Lebens nie lange ſtabil ſind; Letzteren hingegen, den intuitiven Menſchen, gelingen ihre Vorſätze am leichteſten, da ſie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und ſo ſchnell handeln, daſs dieſes durch die Bewegung der Lebenswogen keine plötzliche, unvorhergeſehene Veränderung erleiden kann.

Es iſt ein glückliches Zuſammentreffen, daſs Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz beſonders viel Sinn hat für Geſchichte, ihre Erforſchung und Darſtellung. Es werden uns daher durch die Memoiren der Zeitgenoſſen wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert ſich die Zahl der Geſchichtsbücher, die ihn mehr oder minder im Zuſammenhang mit der übrigen Welt ſchildern wollen. Die Ankündigung eines ſolchen Buches aus Walter Scott's Feder erregt daher die neugierigſte Erwartung.

Alle Verehrer Scott's müſſen für ihn zittern; denn ein ſolches Buch kann leicht der ruſſiſche Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühſam erworben durch eine Reihe hiſtoriſcher Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetiſche Kraft alle Herzen Europa's bewegt haben. Dieſes Thema iſt aber nicht bloß eine elegiſche Klage über Schottlands volksthümliche Herrlichkeit, die allmählich verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrſchaft und Denkweiſe; ſondern es iſt der große Schmerz über den Verluſt der Nationalbeſonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Kultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menſchen Bruſt, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das iſt nicht figürlich geſagt, ſondern es iſt eine Thatſache; als Bullock vor einigen Jahren ein altheidniſches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daſs es nächtlicher Weile mit Blumen bekränzt worden — und doch hatte Spanien mit Feuer und Schwert den alten Glauben der Mexikaner zerſtört, und ſeit drei Jahrhunderten ihre Gemüther gar ſtark umgewühlt und gepflügt und mit Chriſtenthum beſäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter Scott'ſchen Dichtungen, dieſe Dichtungen ſelbſt wecken die alten Gefühle, und wie einſt in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häuſern ſtürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergeſtalt, daß bei Todesſtrafe verboten wurde, es zu ſingen: ſo hat der Ton, der in den Scott'ſchen Dichtungen herrſcht, eine ganze Welt ſchmerzhaft erſchüttert. Dieſer Ton klingt wieder in den Herzen unſeres Adels, der ſeine Schlöſſer und Wappen verfallen ſieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weiſe der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholiſchen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbiniſchen Synagogen, woraus ſogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Bananenwälder Hindoſtans, wo der ſeufzende Bramine das Abſterben ſeiner Götter, die Zerſtörung ihrer uralten Weltordnung und den ganzen Sieg der Engländer vorausſieht.

Dieſer Ton, der gewaltigſte, den der ſchottiſche Barde auf ſeiner Rieſenharfe anzuſchlagen weiß, paſſt aber nicht zu dem Kaiſerliede von dem Napoleon, dem neuen Manne, dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin dieſe neue Zeit ſo leuchtend ſich abſpiegelt, daſs wir dadurch faſt geblendet werden, und unterdeſſen nimmermehr denken an die verſchollene Vergangenheit und ihre verblichene Pracht. Es iſt wohl zu vermuthen, daſs Scott, ſeiner Vorneigung gemäß, jenes angedeutete ſtabile Element im Charakter Napoleon's, die kontrerevolutionäre Seite ſeines Geiſtes, vorzugsweiſe auffaſſen wird, ſtatt daſs andere Schriftſteller bloß das revolutionäre Princip in ihm erkennen. Von dieſer letzteren Seite wurde ihn Byron geſchildert haben, der in ſeinem ganzen Streben den Gegenſatz zu Scott bildete, und ſtatt, gleich Dieſem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, ſich ſogar von denen, die noch ſtehen geblieben ſind, verdrießlich beengt fühlt, ſie mit revolutionärem Lachen und Zähnefletſchen niederreißen möchte, und in dieſem Ärger die heiligſten Blumen des Lebens mit ſeinem melodiſchen Gifte beſchädigt, und ſich wie ein wahnſinniger Harlekin den Dolch ins Herz ſtößt, um mit dem hervorſtrömenden ſchwarzen Blute Herren und Damen neckiſch zu beſpritzen.

Wahrlich, in dieſem Augenblicke fühle ich ſehr lebhaft, daſs ich kein Nachbeter oder, beſſer geſagt, Nachfrevler Byron's bin, mein Blut iſt nicht ſo ſpleeniſch ſchwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir iſt, ſo iſt es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen ſo bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftſtellern iſt Byron juſt derjenige, deſſen Lektüre mich am unleidlichſten berührt; wohingegen Scott mir in jedem ſeiner Werke das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut ſogar die Nachahmung derſelben, wie wir ſie bei Willibald Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher Erſtere, im ironiſchen Walladmor, ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht, und uns auch in einer ſpäteren Dichtung ſo viel Geſtalten- und Geiſtesreichthum gezeigt hat, daſs er wohl im Stande wäre, mit poetiſcher Urſprünglichkeit, die ſich nur der Scottiſchen Form bedient, uns die theuerſten Momente deutſcher Geſchichte in einer Reihe hiſtoriſcher Novellen vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius laſſen ſich beſtimmte Bahnen vorzeichnen, dieſe liegen außerhalb aller kritiſchen Berechnung, und ſo mag es auch als ein harmloſes Gedankenſpiel betrachtet werden, wenn ich über Walter Scott's Kaiſergeſchichte mein Vorurtheil ausſprach. „Vorurtheil“ iſt hier der umfaſſendſte Ausdruck. Nur Eins läſſt ſich mit Beſtimmtheit ſagen: das Buch wird geleſen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutſchen werden es überſetzen*).

---

*) Die vorhergehenden Seiten wurden 1826 geſchrieben, und im folgenden Jahre im zweiten Band der „Reiſebilder“ abgedruckt. 1828 erſchien die „Geſchichte Napoleon Bonaparte's“ von Walter Scott, und zu meinem großen Schmerze ſah ich, daſs das Prognoſtikon, welches ich dem Buche geſtellt, in Erfüllung gegangen war; auch machte es ein vollſtändiges Fiasko, und ſeit dieſem traurigen Ereignis iſt der literariſche Stern des großen Unbekannten erloſchen. Das Übermaß von Arbeit, welches er ſich aufgebürdet, um den Anſprüchen ſeiner Gläubiger gerecht zu werden, hatte die Geſundheit Walter Scott's untergraben; nichts deſto weniger mühte er ſich, noch einige langweilige, faſt alberne Romane zu ſchreiben, und bald darauf ſtarb er. Zu der Zeit, als ſein Buch über Napoleon, dieſe zwölfbändige Blasphemie, erſchien, befand ich mich in München, wo ich eine Monatsſchrift, die „Politiſchen Annalen“, herausgab, und für dies Journal ſchrieb ich den Aufſatz über das Buch, welchen ich ſpäter, 1830, in den vierten Band der „Reiſebilder“ (Engliſche Fragmente, IV) aufnahm.

Anmerkung Heine's zur franzöſiſchen Ausgabe.

Wir haben auch den Segur überſetzt. Nicht wahr, es iſt ein hübſches epiſches Gedicht? Wir Deutſchen ſchreiben auch epiſche Gedichte, aber die Helden derſelben exiſtieren bloß in unſerem Kopfe. Hingegen die Helden des franzöſiſchen Epos ſind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unſeren Dachſtübchen erſinnen können. Und wir haben doch viel Phantaſie, und die Franzoſen haben nur wenig. Vielleicht hat deßhalb der liebe Gott den Franzoſen auf eine andere Art nachgeholfen, und ſie brauchen nur treu zu erzählen, was ſie in den letzten dreißig Jahren geſehen und gethan, und ſie haben eine erlebte Literatur, wie noch kein Volk und keine Zeit ſie hervorgebracht. Dieſe Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie ſie in Frankreich täglich erſcheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu ſingen hat, und worin als deſſen Mittelpunkt das Leben des großen Kaiſers wie ein Rieſenbaum emporragt. Die Segur'ſche Geſchichte des Rußlandszuges iſt ein Lied, ein franzöſiſches Volkslied, das zu dieſem Sagenkreiſe gehört, und in ſeinem Tone und Stoffe den epiſchen Dichtungen aller Zeiten gleicht und gleichſteht. Ein Heldengeſchlecht, das durch den Zauberſpruch „Freiheit und

Gleichheit“ aus dem Boden Frankreichs emporgeſchoſſen, hat wie im Triumphzug, berauſcht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes ſelbſt, die Welt durchzogen, erſchreckt und verherrlicht, tanzt endlich den raſſelnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und dieſe brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch die Kälte und Sklaven.

Solche Beſchreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heldenwelt iſt Grundton und Stoff der epiſchen Dichtungen aller Völker. Auf den Felſen von Ellore und anderer indiſcher Grottentempel ſteht ſolche epiſche Kataſtrophe eingegraben mit Rieſenhieroglyphen, deren Schlüſſel im Mahabarata zu finden iſt: der Norden hat in nicht minder ſteinernen Worten, in ſeiner Edda, dieſen Götteruntergang ausgeſprochen: das Lied der Nibelungen beſingt daſſelbe tragiſche Verderben, und hat in ſeinem Schluſſe noch ganz beſondere Ähnlichkeit mit der Segur'ſchen Beſchreibung des Brandes von Moskau: das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, deſſen Worte verſchollen, deſſen Sage aber noch nicht erloſchen, und noch unlängſt von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Immermann, heraufbeſchworen worden, iſt ebenfalls der alte Unglücksgeſang; und gar das

Lied von Ilion verherrlicht am ſchönſten das alte Thema, und iſt doch nicht großartiger und ſchmerzlicher als das franzöſiſche Volkslied, worin Segur den Untergang ſeiner Heroenwelt beſungen hat. Ja, dieſes iſt ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend iſt der ſchöne Heros, der früh dahinſinkt, wie wir ſolches Leid ſchon ſahen in dem Tode Baldur's, Siegfried's, Roland's und Achilles', die ebenſo durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden ſie wieder im Liede des Segur, wir ſehen ſie rathſchlagen, zanken und kämpfen, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore; iſt auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzubuntſcheckig modern, ſo iſt doch ſein Schlachtmuth und Übermuth eben ſo groß, wie der des Peliden; ein Hektor an Milde und Tapferkeit, ſteht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter; Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier iſt ein Neſtor ohne Weisheit, Davouſt, Daru, Caulincourt u. ſ. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odyſſeus, des Diomedes — nur der Kaiſer ſelbſt findet nicht ſeines Gleichen, in ſeinem Haupte iſt der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn in ſeiner äußern Herrſchererſcheinung mit dem Agamemnon vergleiche, ſo geſchieht Das, weil ihn, eben ſo wie den größten Theil ſeiner herrlichen

Kampfgenoſſen, ein tragiſches Schickſal erwartete, und weil ſein Oreſtes noch lebt.

Wie die Scott'ſchen Dichtungen hat auch das Segur'ſche Epos einen Ton, der unſere Herzen bezwingt. Aber dieſer Ton weckt nicht die Liebe zu längſt verſchollenen Tagen der Vorzeit, ſondern es iſt ein Ton, deſſen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben dieſe Gegenwart begeiſtert.

Wir Deutſchen ſind doch wahre Peter Schlemihle! Wir haben auch in der letzten Zeit Viel geſehen, Viel ertragen, z. B. Einquartierung und Adelsſtolz; und wir haben unſer edelſtes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anſtändige Summe für abgeſchoſſene deutſche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen ſo viel Großes gethan, daß, wenn man es zuſammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben Viel verloren, z. B. unſern Schlagſchatten, den Titel des lieben heiligen römiſchen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüſten, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten hat unſere Literatur kein einziges ſolcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie ſie bei unſeren Nachbaren, gleich ewigen Trophäen, täglich emporſteigen.

Unſere Leipziger Meſſen haben wenig profitiert durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will ſie noch nachträglich in epiſcher Form beſingen: da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghauſen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meinigen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, ſo kann er ſein Epos noch nicht anfangen, er müſste denn beginnen: „Singe, unſterbliche Seele, hildburghäuſiſche Seele, — meiningſche Seele, oder auch altenburgiſche Seele — gleichviel, ſinge, ſinge der ſündigen Deutſchen Erlöſung!“ Dieſer Seelenſchacher im Herzen des Vaterlandes und deſſen blutende Zerriſſenheit läſſt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe aufs Haupt.

Eben die Literaturen unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins und des Kanals muſs man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe, und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationalität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche.

Und doch iſt es nicht anders zu erwarten. Iſt in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, ſo ſucht es dennoch Gegenſtände für gemeinſame Beſprechung, und dazu dienen ihm in Deutſchland ſeine Schriftſteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Meſſe. Statt Boxen haben wir Myſtiker und Rationaliſten, die ſich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, ſich einander den guten Namen zerreißen, während die Philiſter freudig ausrufen: Sieh, Das iſt ein Haupthahn! Dem dort ſchwillt der Kamm! Der hat einen ſcharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muſs ſeine Federn erſt ausſchreiben, man muſs es anſpornen u. ſ. w. In ſolcher Art haben wir auch unſere öffentlichen Aſſiſen, und Das ſind die löſchpapiernen ſächſiſchen

Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundſätzen eines literariſchen Kriminalrechts, das der Abſchreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch beſtraft. Zeigt der Verfaſſer deſſelben etwas Geiſt, ſo iſt das Verbrechen qualificiert. Kann er aber ſein Geiſtesalibi beweiſen, ſo wird die Strafe gemildert. Freilich, bei dieſer literariſchen Kriminaljuſtiz iſt es ebenfalls ein großes Gebrechen, daſs dem richterlichen Ermeſſen ſo Viel überlaſſen bleibt, um ſo mehr, da unſere Bücherrichter, eben ſo wie Falſtaff, ſich ihre Gründe nicht abzwingen laſſen, und manchmal ſelbſt geheime Sünder ſind und vorausſehen, daſs ſie morgen von denſelben Delinquenten gerichtet werden, über die ſie heute das Urtheil ſprechen. Die Jugend iſt in unſerer literariſchen Kriminaljuſtiz ein bedeutender Milderungsgrund, und mancher alte Schriftſteller wird gelinde beurtheilt, weil man ihn für ein Kind hält. Sogar die in der letzten Zeit aufgekommene Erfahrung, daſs junge Menſchen zur Zeit der Entwickelung ihrer Pubertät ein krankhaftes Gelüſte tragen, Brand zu ſtiften, hat auch in der Äſthetik ihren Einfluſs gehabt, und man urtheilt deſshalb gelinder über ſo manche Flammentragödie, z. B. die Tragödie jenes feurigen Jünglings, der nichts

Geringeres als den königlichen Pallaſt zu Perſepolis in Brand geſteckt hat. Wir haben, um Vergleichungen fortzuſetzen, gewiſſermaßen auch unſere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unſere Theaterkritiken; wie denn unſer Schauſpiel ſelbſt gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen franzöſiſchen Unflaths, den unſer Publikum, ſelbſt wenn man ihm am ſelben Abend ein Raupach'ſches Luſtſpiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn ſie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, ſich gleich mit dem beſten Appetit auf einen Quark ſetzt und ihre Mahlzeit damit beſchließt. Ich habe hier vorzüglich im Sinne Raupach's „Bekehrten“, die ich vorigen Winter zu Hamburg von den ausgezeichnetſten Schauſpielern aufführen ſah, und zwar mit eben ſo vielem Beifall, wie die „Schülerſchwänke“, ein parfümiertes Quärkchen, das gleich darauf an demſelben Abend gegeben wurde. Aber auf unſerm Theater gedeiht nicht bloß Miſt, ſondern auch Gift. In der That, höre ich, wie in unſern Luſtſpielen die heiligſten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und ſo leichtfertig ſicher abgeleiert werden, daſs man am Ende ſelbſt gewöhnt wird, ſie als die gleichgültigſten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die ſentimentalen Freundſchaftsbündniſſe zu gemeinſchaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuſchung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' dieſe ſtereotypen Luſtſpielmotive heißen mögen, ach! ſo erfaſſt mich inneres Grauen und bodenloſer Jammer, und ich ſchaue ängſtlichen Blickes nach den armen, unſchuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiſs nicht ohne Erfolg, vordeklamiert wird.

Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutſchen Luſtſpiels, wie ſie aus ehrlichen Herzen hervorgeſeufzt werden, der kritiſche Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unſers Theaters ein mühſameres Geſchäft haben, als Herkules in Stalle des Augias, da unſer Theaterſtall gereinigt werden ſoll, während die Ochſen noch darin ſind; die Beſtrebungen hochbegabter Männer, die ein romantiſches Luſtſpiel begründen möchten, die trefflichſte und treffendſte Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel“ — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathſchläge, Verſuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber ſpricht, iſt wahrhaft in den Wind geredet.

Unſer Oberhaus, die Tragödie, zeigt ſich in höherem Glanze. Ich meine hinſichtlich der Konliſſen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Menſch nicht bringen, und das römiſche Reich ging unter, und bei dieſer Gelegenheit auch das römiſche Theater. Auf unſeren Theatern fehlt es in den Tragödien zwar auch nicht an Tanz und Sprüngen, aber dieſe werden hier von den jungen Tragöden ſelbſt vollbracht, und da es wohl geſchah, daſs Frauenzimmer durch große Sprünge plötzlich zum Manne geworden, ſo handelt ein weibiſches Poetlein wahrhaft pfiffig, wenn es mit ſeinen lahmen Jamben recht große Alexanderſprünge verſucht.

Da ich ſelbſt mich erſt ſpäterhin über dieſes Thema, über deutſche Literaturmiſère, reichlicher verbreiten will, ſo liefere ich einen heiteren Erſatz durch das Einſchalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermann's, meines hohen Mitſtrebenden, gefloſſen ſind, und die mir Derſelbe jüngſthin geſchenkt hat. Die Gleichgeſinnten danken mir gewiſs für die Mittheilung dieſer Verſe, und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich ſie gern als meine eigene Geſinnung vertreten.

Der poetiſche Literator.

Laſs dein Lächeln, laſs dein Flennen, ſag' uns ohne Hinterliſt,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin geſtorben iſt.

„Alle Menſchen müſſen ſterben," ſpricht das Männlein mit Bedeutung.
Alter Junge, Deſſengleichen iſt uns keine große Zeitung.

Mit vergeſsnen, alten Schwarten ſchmiert er ſeine Autorſtiefeln,
Daſs er dazu heiter weine, friſſt er fromm poet'ſche Zwiefeln.

*Willſt du kommentieren, Fränzel, mindeſtens verſchon' den Luther,
Dieſer Fiſch behagt uns beſſer ohne die zerlaſsne Butter.

Dramatiker.

1.

* „Nimmer ſchreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!"
Schimpf' uns, wie du willſt, mein Guter, aber halte dein Verſprechen.

2.

Dieſen Reiterlieutenant müſſet, Stachelverſe, ihr verſchonen;
Denn er kommandiert Sentenzen und Gefühl' in Eſkadronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,
Rieth' ich ihr: Heirathe Dieſen, der ſo milde und ſo zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte Kotzebue
Um in dieſem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und ſo kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,
Daſs die Seelen der Verſtorbnen müſſen in die Beſtien fahren.

Öſtliche Poeten.

Groß' mérite iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

Sonſten ſang beim Mondenſcheine Nachtigall ſeu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnſt mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daſs ſie den Olympus mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaſelen.

*Glockentöne.

Seht den dicken Paſtor, dorten unter ſeiner Thür im Staate,
Läutet mit den Glocken, daſs man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu ſchauen, flugs die Blinden und die Lahmen,
Engebruſt und Krampf, beſonders hyſteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weder heilet, noch verſchlimmert irgend Schäden,
Weiße Salbe findeſt jetzo du in allen Bücherläden.

Geht's ſo fort, und läſſt ſich jeder Pfaffe ferner adorieren,
Werd' ich in den Schoß der Kirche ehebaldigſt retournieren.

Dort gehorch' ich einem Papſte, und verehr' ein praesens numen,
Aber hier macht ſich zum numen jeglich ordiniertes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,
Einen Hals, ihr hohen Götter: Prieſter, Hiſtrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu ſchauen,
Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbſt der liebe Gott verlieret ſehr bei mir an dem Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde ſchnitzen ihn viel' tauſend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,
Aber wenn ich euch verdrieße, ſeht, Das ſtärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;" ja, es iſt, ſich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läſſet er die Arme machen!

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber Eins iſt mir zum Ekel,
Wenn der nervenſchwache Zärtling ſpielt den genialen Rekel.

*Damals mocht'ſt du mir gefallen, als du buhlteſt mit Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebſchaft! mit Marien wollen ſünd'gen.

Erſt in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finſterniſſen,
Überall herumgeſtrichen, deutſchen Rock und Schuh zerriſſen.

Wenn die Damen ſchreiben, kramen ſtets ſie aus von ihren Schmerzen,
Fausses couches touchierter Tugend, — ach, die gar zu offnen Herzen!

Laſſt die Damen mir zufrieden: daſs ſie ſchreiben find' ich räthlich,
Führt die Frau die Autorfeder, wird ſie wenigſtens nicht ſchädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgſten Rockenſtuben,
Die Gevatterinnen ſchnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dſchingischan, o China, wärſt du längſt von mir vernichtet,
Dein verdammtes Theegeplätſcher hat uns langſam hingerichtet.

Alles ſetzet ſich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was frühre Zeiten blieben waren ſchuldig.

Jene Stadt iſt voller Verſe, Töne, Statuen, Schilderei'n,
Wurſthans ſteht mit der Trompete an dem Thor und ſchreit: „Herein!“

„Dieſe Reime klingen ſchändlich, ohne Metrum und Cäſuren.“
Wollt in Uniform ihr ſtecken literariſche Panduren? —

„Sag', wie kommſt du nur zu Worten, die ſo grob und ungezogen?“
Freund, im wüſten Marktgedränge braucht man ſeine Ellenbogen.

„Aber du haſt auch bereimet, was unleugbar gut und groß.“
Miſcht der Beſte ſich zum Plebſe, duldet er des Plebſes Loos.

Wenn die Sommerfliegen ſchwärmen, tödtet ihr ſie mit den Klappen,
Und nach dieſen Reimen werdet ſchlagen ihr mit euren Kappen.

Ideen.

Das Buch Le Grand.

(1826.)

Das Geſchlecht der Örindur,
Unſres Thrones feſte Säule,
Soll beſtehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile.

Müllner.

Evelina

empfange dieſe Blätter

als

ein Zeichen der Freundſchaft und Liebe

des Verfaſſers.

Kapitel I.

Sie war liebenswürdig, und er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.
(Altes Stück)

Madame, kennen Sie das alte Stück? Es iſt ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu ſehr melancholiſch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin geſpielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte ſie, und Das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Kataſtrophe. —

O dieſe einzige Thräne! ſie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüſtert mir ins Ohr ein Lied von dieſer ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man dieſe Melodie! — — —
— — — — — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie ſich wohl vorſtellen, um ſo eher, da Sie verheirathet ſind. Dort amüſiert man ſich ganz ſüperbe, man hat alle mögliche Vergnügungen, man lebt in lauter Luſt und Pläſir, ſo recht wie Gott in Frankreich. Man ſpeiſt von Morgen bis Abend, und die Küche iſt ſo gut wie die Jagor'ſche, die gebratenen Gänſe fliegen herum mit den Sauceſchüſſelchen im Schnabel, und fühlen ſich geſchmeichelt, wenn man ſie verzehrt, butterglänzende Torten wachſen wild wie die Sonnenblumen, überall Bäche mit Bouillon und Champagner, überall Bäume, woran Servietten flattern, und man ſpeiſt und wiſcht ſich den Mund, und ſpeiſt wieder, ohne ſich den Magen zu verderben, man ſingt Pſalmen, oder man tändelt und ſchäkert mit den lieben, zärtlichen Engelein, oder man geht ſpazieren auf der grünen Hallelujah-Wieſe, und die weißwallenden Kleider ſitzen ſehr bequem, und Nichts ſtört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Mißbehagen, ja ſogar, wenn Einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und excusez! ausruft, ſo lächelt Dieſer wie verklärt und verſichert: Dein Tritt, Bruder, ſchmerzt nicht, ſondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur deſto ſüßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinſten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Kroupier der Hölle, und dieſe ſelbſt kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für dieſen Weiberbetrüger, der ein böſes Beiſpiel giebt, dünkt ſie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unſere hochlöblichen Theaterdirektionen ſoviel Flammenſpektakel, Feuerregen, Pulver und Kolophonium dabei aufgehen laſſen, wie es nur irgend ein guter Chriſt in der Hölle verlangen kann.

Indeſſen, in der Hölle ſieht es viel ſchlimmer aus, als unſere Theaterdirektoren wiſſen — ſie würden auch ſonſt nicht ſo viele ſchlechte Stücke aufführen laſſen — in der Hölle iſt es ganz hölliſch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben gar keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorther wenig officielle Nachrichten. Daſs die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all' die ſchlechten Predigten leſen müſſen, die hier oben gedruckt werden — Das iſt Verleumdung. So ſchlimm iſt es nicht in der Hölle, ſo raffinierte Qualen wird Satan niemals erſinnen. Hingegen Dante's Schilderung iſt etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetiſch. Mir erſchien die Hölle wie eine große bürgerliche Küche mit einem unendlich langen Ofen, worauf drei Reihen eiſerne Töpfe ſtanden, und in dieſen ſaßen die Verdammten und wurden gebraten. In der einen Reihe ſaßen die chriſtlichen Sünder, und, ſollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel ſchürten unter ihnen das Feuer mit beſonderer Geſchäftigkeit. In der anderen Reihe ſaßen die Juden, die beſtändig ſchrieen und von den Teufeln zuweilen geneckt wurden, wie es ſich denn gar poſſierlich ausnahm, als ein dicker, puſtender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Waſſer über den Kopf goſs, damit er ſähe, daſs die Taufe eine wahre erfriſchende Wohlthat ſei. In der dritten Reihe ſaßen die Heiden, die, eben ſo wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können und ewig brennen müſſen. Ich hörte, wie Einer derſelben, dem ein vierſchrötiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: „Schone meiner, ich war Sokrates, der weiſeſte der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.“ Aber der vierſchrötige, dumme Teufel ließ ſich in ſeinem Geſchäfte nicht ſtoren und brummte: „Ei was! alle Heiden müſſen brennen, und wegen eines einzigen Menſchen dürfen wir keine Ausnahme machen.“ — — Ich verſichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Hitze, und ein Schreien, Seufzen, Stohnen, Quäken, Greinen, Quirilieren — und durch all' dieſe entſetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liedes von der ungeweinten Thräne.

Kapitel II.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.
(Altes Stück.)

Madame! das alte Stück iſt eine Tragödie, obſchon der Held darin weder ermordet wird, noch ſich ſelbſt ermordet. Die Augen der Heldin ſind ſchön, ſehr ſchön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — ſehr ſchön, und doch ſo ſcharfgeſchliffen, daſs ſie mir wie gläſerne Dolche durch das Herz drangen, und gewiſs aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich ſtarb doch nicht an dieſen meuchelmörderiſchen Augen. Die Stimme der Heldin iſt auch ſchön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall ſchlagen? — eine ſchöne, ſeidne Stimme, ein ſüßes Geſpinſt der ſonnigſten Töne, und meine Seele ward darin verſtrickt und würgte ſich und quälte ſich. Ich ſelbſt — es iſt der Graf vom Ganges, der jetzt ſpricht, und die Geſchichte ſpielt in Venedig — ich ſelbſt hatte mal dergleichen Quälereien ſatt, und ich dachte ſchon im erſten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitſammt dem Kopfe herunter zu ſchießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burſtah, wo ich ein Paar ſchöne Piſtolen in einem Kaſten ausgeſtellt fand — ich erinnere mich Deſſen noch ſehr gut, es ſtanden daneben viel' freudige Spielſachen von Perlmutter und Gold, eiſerne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantaſſen mit zärtlichen Deviſen, Schnupftabaksdoſen mit hübſchen Bildern, z. B. die göttliche Geſchichte von der Suſanne, der Schwanengeſang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lukretia, das dicke Tugendmenſch, mit dem entblößten Buſen, in den ſie ſich den Dolch nachträglich hineinſtößt, die ſelige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Geſichter — aber ich kaufte doch die Piſtolen, ohne viel zu dingen, und dann kauft' ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbeſcheiden, und ließ mir Auſtern und ein Glas Rheinwein vorſtellen —

Eſſen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen ins Glas, und im Glas ſah ich die liebe Heimat, den blauen, heiligen Ganges, den ewig ſtrahlenden Himalaya, die rieſigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, ſeltſam träumeriſche Blumen ſahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten wild, flimmernde Sonnenſtrahlen und ſüßnärriſche Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Prieſtergebete, und dazwiſchen klang die ſchmelzend klagende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte ſie ſtürmiſch auf und nieder, ſie zerriß ihren ſilbernen Schleier, ſie ſtieß zu Boden die ſchwarze Sklavin mit dem Pfauenwedel, ſie weinte, ſie tobte, ſie ſchrie — Ich konnte ſie aber nicht verſtehen, der Keller des Signor Unbeſcheiden iſt 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die ſchöne Sultanin ſchon todt ſeit 3000 Jahren — und ich trank haſtig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufſtieg, hörte ich das Armeſünderglöckchen läuten, die Menſchenmenge wogte vorüber, ich aber ſtellte mich an die Ecke der Strada San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Märchen giebt es goldne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen, ſchöne Jungfraun tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all' die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte
Die ganze blühende Italia entzaubert.
Da liegt ſie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber ſchauen gelb und welk,
Weil man vergaß, ſie gleichfalls roth zu ſchminken,
Und Mäuſe ſpringen um die Königsnaſe,
Und ſpotten frech des großen, goldnen Scepters —

Es iſt allgemein recipiert, Madame, daſs man einen Monolog hält, ehe man ſich todtſchießt. Die meiſten Menſchen benutzen bei ſolcher Gelegenheit das Hamlet'ſche „Sein oder Nichtſein.“ Es iſt eine gute Stelle, und ich hätte ſie hier auch gern citiert — aber Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geſchrieben, worin ſolche Lebensabiturienten-Reden enthalten ſind, z. B. den unſterblichen „Almanſor,“ ſo iſt es ſehr natürlich, daſs man ſeinen eignen Worten ſogar vor den Shakespear'ſchen den Vorzug giebt. Auf jeden Fall ſind ſolche Reden ein ſehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigſtens Zeit. — Und ſo geſchah es, daſs ich an der Ecke der Strada San Giovanni etwas lange ſtehen blieb — und als ich da ſtand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blauſeidnes Kleid und den roſarothen Hut, und ihr Auge ſah mich an ſo mild, ſo todbeſiegend, ſo lebenſchenkend — Madame, Sie wiſſen wohl aus der römiſchen Geſchichte, daſs, wenn die Veſtalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, ſo hatten ſie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat ſie mich vom Tode gerettet, und ich ſtand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und ſie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Kapitel III.

Und ſie ließ mich am Leben, und ich lebe, und Das iſt die Hauptſache.

Mögen Andre das Glück genießen, daſs die Geliebte ihr Grabmal mit Blumenkränzen ſchmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O, Weiber! haſſt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laſſt mich leben! Das Leben iſt gar zu ſpaßhaft ſüß, und die Welt iſt ſo lieblich verworren, ſie iſt der Traum eines weinberauſchten Gottes, der ſich aus der zechenden Götterverſammlung à la françaiſe fortgeſchlichen, auf einem einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt, und ſelbſt nicht weiß, daſs er alles Das auch erſchafft, was er träumt — und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll, oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moſes, die mediceiſche Venus, der Straßburger Münſter, die franzöſiſche Revolution, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt ſich die verſchlafenen Augen, und lächelt — und unſere Welt iſt zerronnen in Nichts, ja, ſie hat nie exiſtiert.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt auch Dieſes beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſein des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes, und das ſchlimmſte Übel iſt der Tod. Mögen berliniſche Gardelieutenants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen, daſs der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch eben ſo viel Kourage wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Kollegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftige Menſchen lieben das Leben. Goethe's Egmont ſcheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens.“ Immermann's Edwin hängt am Leben „wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten,“ und obgleich es ihm hart ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt.“

Wenn Odyſſeus in der Unterwelt den Achilleus als Führer todter Helden ſieht, und ihn preiſt wegen ſeines Ruhmes bei den Lebendigen und ſeines Anſehens ſogar bei den Todten, antwortet Dieſer:

„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.“

Ja, als der Major Duvent den großen Israel Löwe auf Piſtolen forderte und zu ihm ſagte: Wenn Sie ſich nicht ſtellen, Herr Löwe, ſo ſind Sie ein Hund! da antwortete Dieſer: Ich will lieber ein lebendiger Hund ſein, als ein todter Löwe! Und er hatte Recht. — Ich habe mich oft genug geſchlagen, Madame, um Dieſes ſagen zu dürfen — Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umſchlinge ich Bäume und Marmorbilder, und ſie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib iſt mir eine geſchenkte Welt, ich ſchwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als Andre mit ihren ſämmtlichen Gliedmaßen Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick iſt mir ja eine Unendlichkeit; ich meſſe nicht die Zeit mit der Brabanter oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Prieſter ein zweites Leben verſprechen zu laſſen, da ich ſchon in dieſem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit.

Und ich lebe! Der große Pulsſchlag der Natur bebt auch in meiner Bruſt, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tauſendfältiges Echo. Ich höre tauſend Nachtigallen. Der Frühling hat ſie geſendet, die Erde aus ihrem Morgenſchlummer zu wecken, und die Erde ſchauert vor Entzücken, ihre Blumen ſind die Hymnen, die ſie in Begeiſterung der Sonne entgegenſingt — die Sonne bewegt ſich viel zu langſam, ich möchte ihre Feuerroſſe peitſchen, damit ſie ſchneller dahinjagen — Aber wenn ſie ziſchend ins Meer hinabſinkt, und die große Nacht heraufſteigt mit ihrem großen ſehnſüchtigen Auge, o! dann durchbebt mich erſt recht die rechte Luſt, wie ſchmeichelnde Mädchen legen ſich die Abendlüfte an mein brauſendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und ſchwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menſchen.

Kapitel IV.

Aber einſt wird kommen der Tag, und die Gluth in meinen Adern iſt erloſchen, in meiner Bruſt wohnt der Winter, ſeine weißen Flocken umflattern ſpärlich mein Haupt, und ſeine Nebel verſchleiern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einſamer Halm, den der Schnitter vergeſſen, ein neues Geſchlecht iſt hervorgeblüht mit neuen Wünſchen und neuen Gedanken, voller Verwundrung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen ſind verſchollen, und ich ſelbſt bin verſchollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es ſpringen heran zu mir die roſenwangigen Knaben, und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und ſprechen lachend: Du haſt ſchon lange geſchwiegen, du fauler Graukopf, ſing' uns wieder Geſänge von den Träumen deiner Jugend!

Dann ergreife ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerrinnen, Thränen blühen wieder aus meinen todten Augen, es frühlingt wieder in meiner Bruſt, ſüße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich ſehe wieder den blauen Fluſs und die marmornen Palläſte und die ſchönen Frauen- und Mädchengeſichter — und ich ſinge ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied ſein, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küſſt wieder meine Wangen, die Geiſterchöre verſtorbener Nachtigallen flöten aus der Ferne, ſchlaftrunken ſchließen ſich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabſtein beſchatten. Ich hätte gern eine Palme, aber dieſe gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde ſein, und Sommerabends werden dort die Liebenden ſitzen und koſen: der Zeiſig, der ſich lauſchend in den Zweigen wiegt, iſt verſchwiegen, und meine Linde rauſcht traulich über den Häuptern der Glücklichen, die ſo glücklich ſind, daſs ſie nicht einmal Zeit haben zu leſen, was auf dem weißen Leichenſteine geſchrieben ſteht. Wenn aber ſpäterhin der Liebende ſein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde, und ſeufzt und weint, und betrachtet den Leichenſtein, lang und oft, und lieſt darauf die Inſchrift: — Er liebte die Blumen der Brenta.

Kapitel V.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben ſah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die ſich in ſeinen frommen Wellen beſpiegeln. Niemals lag ich träumend unter indiſchen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Jaggernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben ſo wenig jemals in Kalkutta, wie der Kalkutenbraten, den ich geſtern Mittag gegeſſen. Aber ich ſtamme aus Hindoſtan, und daher fühl' ich mich ſo wohl in den breiten Sangeswäldern Valmiki's, die Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz; wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidaſa's blühn mir hervor die ſüßeſten Erinnerungen, und als vor einigen Jahren eine gütige Dame in Berlin mir die hübſchen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, ſchienen mir die zartgemalten, heiligſtillen Geſichter ſo wohlbekannt, und es war mir, als beſchaute ich meine eigene Familiengalerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiſs ſeinen Nalus und ſein Konjugationsſyſtem des Sanskrit geleſen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daſs ich aus dem Haupte Brahma's entſproſſen bin, und nicht aus ſeinen Hühneraugen; ich vermuthe ſogar, daſs der ganze Mahabarata mit ſeinen 200,000 Verſen bloß ein allegoriſcher Liebesbrief iſt, den mein Urahnherr an meine Ureltermutter geſchrieben — O! ſie liebten ſich ſehr, ihre Seelen küſsten ſich, ſie küſsten ſich mit den Augen, ſie waren Beide nur ein einziger Kuſs —

Eine verzauberte Nachtigall ſitzt auf einem rothen Korallenbaum im ſtillen Ocean, und ſingt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muſchelzellen, die wunderbaren Waſſerblumen ſchauern vor Wehmuth, die klugen Meerſchnecken, mit ihren bunten Porzellanthürmchen auf dem Rücken, kommen herangekrochen, die Seeroſen erröthen verſchämt, die gelben, ſpitzigen Meerſterne und die tauſendfarbigen gläſernen Quabben regen und recken ſich, und Alles wimmelt und lauſcht —

Doch, Madame, dieſes Nachtigallenlied iſt viel zu groß, um es hierherzuſetzen, es iſt ſo groß wie die Welt ſelbſt, ſchon die Dedikation an Anangas, den Gott der Liebe, iſt ſo lang wie ſämmtliche Walter Scott'ſche Romane, und darauf bezieht ſich eine Stelle im Ariſtophanes, welche zu Deutſch heißt:

„Tiotio, tiotio, tiotinx,
„Totototo, totototo, tototinx."

(Voſſiſche Überſ.)

Nein, ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes ſchönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit wächſt und im Herbſte gepflückt, gekeltert, in Fäſſer gegoſſen und ins Ausland geſchickt wird. — Wahrhaftig, geſtern hörte ich Jemanden eine Thorheit ſprechen, die Anno 1811 in einer Weintraube geſeſſen, welche ich damals ſelbſt auf dem Johannisberge wachſen ſah. — Viel Thorheit wird aber auch im Lande ſelbſt konſumiert, und die Menſchen ſind dort wie überall: — ſie werden geboren, eſſen, trinken, ſchlafen, lachen, weinen, verleumden, ſind ängſtlich beſorgt um die Fortpflanzung ihrer Gattung, ſuchen zu ſcheinen, was ſie nicht ſind, und zu thun, was ſie nicht können, laſſen ſich nicht eher raſieren, als bis ſie einen Bart haben, und haben oft einen Bart, ehe ſie verſtändig ſind, und wenn ſie verſtändig ſind, berauſchen ſie ſich wieder mit weißer und rother Thorheit.

Mon Dieu! wenn ich doch ſo viel Glauben in mir hätte, daſs ich Berge verſetzen könnte — der Johannisberg wäre juſt derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen ließe. Aber da mein Glaube nicht ſo ſtark iſt, muſs mir die Phantaſie helfen, und ſie verſetzt mich ſchnell nach dem ſchönen Rhein.

O, da iſt ein ſchönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenſchein. Im blauen Strome ſpiegeln ſich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten. — Dort vor der Hausthür ſitzen die Bürgersleute des Sommerabends, und trinken aus großen Kannen, und ſchwatzen vertraulich, wie der Wein, Gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich ſein müſſen, und wie die Marie Antoinette ſo mir Nichts dir Nichts guillotiniert worden, und wie die Tabaksregie den Tabak vertheuert, und wie alle Menſchen gleich ſind, und wie der Görres ein Hauptkerl iſt.

Ich habe mich nie um dergleichen Geſpräche bekümmert, und ſaß lieber bei den Mädchen am gewölbten Fenſter, und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen ins Geſicht ſchlagen, und ſtellte mich böſe, bis ſie mir ihre Geheimniſſe oder irgend eine andere wichtige Geſchichte erzählten. Die ſchöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr ſetzte; es war ein Mädchen wie eine flammende Roſe, und als ſie mir einſt um den Hals fiel, glaubte ich, ſie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die ſchöne Katharine zerfloſs in klingender Sanftmuth, wenn ſie mit mir ſprach, und ihre Augen waren von einem ſo reinen, innigen Blau, wie ich es noch nie bei Menſchen und Thieren und nur ſelten bei Blumen gefunden; man ſah gern hinein und konnte ſich ſo recht viel Süßes dabei denken. Aber die ſchöne Hedwig liebte mich; denn wenn ich zu ihr trat, beugte ſie das Haupt zur Erde, ſo daſs die ſchwarzen Locken über das erröthende Geſicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelem Himmel hervorleuchteten. Ihre verſchämten Lippen ſprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr Nichts ſagen. Ich huſtete und ſie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schweſter bitten, nicht ſo raſch die Felſen zu beſteigen, und nicht im Rheine zu baden, wenn ich mich heißgelaufen oder getrunken. Ich behorchte mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das, mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflittert, in einer Niſche der Hausflur ſtand; ich hörte deutlich, wie ſie die Muttergottes bat: Ihm das Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiſs in das ſchöne Mädchen verliebt, wenn ſie gleichgültig gegen mich geweſen wäre; und ich war gleichgültig gegen ſie, weil ich wuſste, daſs ſie mich liebte. — Madame, wenn man von mir geliebt ſein will, muſs man mich en canaille behandeln.

Die ſchöne Johanna war die Baſe der drei Schweſtern, und ich ſetzte mich gern zu ihr. Sie wuſste die ſchönſten Sagen, und wenn ſie mit der weißen Hand zum Fenſter hinauszeigte nach den Bergen, wo Alles paſſiert war, was ſie erzählte, ſo wurde mir ordentlich verzaubert zu Muthe, die alten Ritter ſtiegen ſichtbar aus den Burgruinen und zerhackten ſich die eiſernen Kleider, die Lorelei ſtand wieder auf der Bergesſpitze und ſang hinab ihr ſüß verderbliches Lied, und der Rhein rauſchte ſo vernünftig beruhigend und doch zugleich neckend ſchauerlich — und die ſchöne Johanna ſah mich an ſo ſeltſam, ſo heimlich, ſo räthſelhaft traulich, als gehörte ſie ſelbſt zu den Märchen, wovon ſie eben erzählte. Sie war ein ſchlankes, blaſſes Mädchen, ſie war todtkrank und ſinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit ſelbſt, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geſchichte, aber es war eine heilige Geſchichte — Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Muth, ſie zu fragen. Wenn ich ſie lange anſah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als ſei ſtiller Sonntag in meinem Herzen, und die Engel darin hielten Gottesdienſt.

In ſolchen guten Stunden erzählte ich ihr Geſchichten aus meiner Kindheit, und ſie hörte immer ernſthaft zu, und ſeltſam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen beſinnen konnte, ſo erinnerte ſie mich daran. Wenn ich ſie alsdann mit Verwunderung fragte, woher ſie die Namen wiſſe, ſo gab ſie lächelnd zur Antwort, ſie habe ſie von den Vögeln erfahren, die an den Flieſen ihres Fenſters niſteten — und ſie wollte mich gar glauben machen, Dieſes ſeien die nämlichen Vögel, die ich einſt als Knabe mit meinem Taſchengelde den hartherzigen Bauernjungen abgekauft habe und dann frei fortfliegen laſſen. Ich glaube aber, ſie wußte Alles, weil ſie ſo blaß war und wirklich bald ſtarb. Sie wußte auch, wann ſie ſterben würde, und wünſchte, daß ich Andernach den Tag vorher verlaſſen möchte. Beim Abſchied gab ſie mir beide Hände — es waren weiße, ſüße Hände, und rein wie eine Hoſtie — und ſie ſprach: Du biſt ſehr gut, und wenn du böſe wirſt, ſo denke wieder an die kleine, todte Veronika.

Haben ihr die geſchwätzigen Vögel auch dieſen Namen verrathen? Ich hatte mir in erinnerungsſüchtigen Stunden ſo oft den Kopf zerbrochen und konnte mich nicht mehr auf den lieben Namen erinnern.

Jetzt, da ich ihn wieder habe, will mir auch die früheſte Kindheit wieder im Gedächtniſſe hervorblühen, und ich bin wieder ein Kind und ſpiele mit andern Kindern auf dem Schloßplatze zu Düſſeldorf am Rhein.

Kapitel VI.

Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke Dieſes ausdrücklich für den Fall, daſs etwa nach meinem Tode ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenſtedt — ſich um die Ehre ſtreiten, meine Vaterſtadt zu ſein. Düſſeldorf iſt eine Stadt am Rhein, es leben da ſechzehntauſend Menſchen, und viele hunderttauſend Menſchen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter ſind Manche, von denen meine Mutter ſagt, es wäre beſſer, ſie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die Beide ſo berühmte Doktoren waren, und ſo viele Menſchen vom Tode kuriert, und doch ſelber ſterben muſsten. Und die fromme Urſula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort begraben, und es wächſt ein Roſenſtrauch auf ihrem Grab — Roſenduft liebte ſie ſo ſehr im Leben, und ihr Herz war lauter Roſenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend ſah er aus, als ich ihn zuletzt ſah! Er beſtand nur noch aus Geiſt und Pflaſtern, und ſtudierte dennoch Tag und Nacht, als wenn er beſorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in ſeinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich ſchuld. Wir waren Schulkameraden im Franciskanerkloſter und ſpielten auf jener Seite deſſelben, wo zwiſchen ſteinernen Mauern die Düſſel fließt, und ich ſagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und luſtig ſtieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riſs das Kätzchen aus dem Waſſer, fiel aber ſelbſt hinein, und als man ihn herauszog, war er naſs und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düſſeldorf iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt, und zufällig dort geboren iſt, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müſste ich gleich nach Hauſe gehn. Und wenn ich ſage, nach Hauſe gehn, ſo meine ich die Bolkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daſs ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſo Viel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat Das meiner armen Mutter genug Mühe gekoſtet.

Aber mein Ruhm ſchläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur-Lorber, womit man meine Stirne geſchmückt, hat ſeinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen nach Düſſeldorf kommen, ſo laſſen ſie das berühmte Haus noch unbeſichtigt und gehen direkt nach dem Marktplatze, und betrachten die dort in der Mitte ſtehende ſchwarze, koloſſale Reiterſtatue. Dieſe ſoll den Kurfürſten Jan Wilhelm vorſtellen. Er trägt einen ſchwarzen Harniſch, eine tiefherabhängende Allongeperücke. — Als Knabe hörte ich die Sage, der Künſtler, der dieſe Statue gegoſſen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daſs ſein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen, und hätten ihm ihre ſilbernen Löffel gebracht, um den Guſs zu vollenden — und nun ſtand ich ſtundenlang vor dem Reiterbilde, und zerbrach mir den Kopf, wie viel' ſilberne Löffel wohl darin ſtecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren nämlich damals meine Paſſion — jetzt iſt es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebsſuppe — und eben unweit des Kurfürſtenbildes, an der Theaterecke, ſtand gewöhnlich der wunderlich gebackene, ſäbelbeinige Kerl mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderſtehlichen Diskantſtimme anzupreiſen wuſste: „Die Apfeltörtchen ſind ganz friſch, eben aus dem Ofen, riechen ſo delikat.“ — Wahrlich, wenn in meinen ſpäteren Jahren der Verſucher mir beikommen wollte, ſo ſprach er mit ſolcher lockenden Diskantſtimme, und bei Signora Giulietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn ſie nicht den ſüßen, duftenden Apfeltörtchenton angeſchlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich ſo ſehr angereizt haben, hätte der krumme Hermann ſie nicht ſo geheimnisvoll mit ſeiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen ſind es, welche — doch ſie bringen mich aus dem Konzert, ich ſprach ja von der Reiterſtatue, die ſo viel' ſilberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürſten Jan Wilhelm darſtellt.

Es ſoll ein braver Herr geweſen ſein, und ſehr kunſtliebend, und ſelbſt ſehr geſchickt. Er ſtiftete die Gemäldegalerie in Düſſeldorf, und auf dem dortigen Obſervatorium zeigt man noch einen überaus künſtlichen Einſchachtelungsbecher von Holz, den er ſelbſt in ſeinen Freiſtunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geſchnitzelt hat.

Damals waren die Fürſten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe feſtgewachſen, und des Nachts zogen ſie noch eine Schlafmütze darüber, und ſchliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen ſchliefen die Völker, und wenn Dieſe des Morgens erwachten, ſo ſagten ſie: „Guten Morgen, Vater!“ und Jene antworteten: „Guten Morgen, liebe Kinder!“

Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düſſeldorf erwachten, und „Guten Morgen, Vater!“ ſagen wollten, da war der Vater abgereiſt, und in der ganzen Stadt war Nichts als ſtumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnisſtimmung, und die Leute ſchlichen ſchweigend nach dem Markte, und laſen den langen papiernen Anſchlag auf der Thür des Rathhauſes. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian ſtand dennoch in ſeiner Nankingjacke, die er ſonſt nur im Hauſe trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, daſs die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und ſeine ſchmalen Lippen bebten, während er das angeſchlagene Plakat vor ſich hinmurmelte. Ein alter pfälziſcher Invalide las etwas lauter, und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich ſtand neben ihm und weinte mit, und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Kurfürſt läſſt ſich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue“ „und entbinden euch eurer Pflichten“ da weinte er noch ſtärker. — Es iſt wunderlich anzuſehen, wenn ſo ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengeſicht, plötzlich ſo ſtark weint. Während wir laſen, wurde auch das kurfürſtliche Wappen vom Rathhauſe heruntergenommen, Alles geſtaltete ſich ſo beängſtigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinſternis erwarte, die Herren Rathsherren gingen ſo abgedankt und langſam umher, ſogar der allgewaltige

Gaſſenvogt ſah aus, als wenn er Nichts mehr zu befehlen hätte, und ſtand da ſo friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Aloyſius ſich wieder auf ein Bein ſtellte und mit närriſcher Grimaſſe die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnatterte, während der beſoffene krumme Gumpertz ſich in der Goſſe herumwälzte und ça ira, ça ira! ſang.

Ich aber ging nach Hauſe, und weinte und klagte: „Der Kurfürſt läſſt ſich bedanken.“ Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wuſste, was ich wuſste, ich ließ mir Nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende — die ſchönen Blumengärten und grünen Wieſen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zuſammengerollt, der Gaſſenvogt ſtieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian ſtand dabei und ſprach zu ſich ſelber: „Ich muſs nach Hauſe gehen und mich hübſch anziehen, denn ich bin todt und ſoll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, ſpärlich ſchimmerten oben einige Sterne, und auch dieſe fielen herab wie gelbe Blätter im Herbſte, allmählich verſchwanden die Menſchen, ich armes Kind irrte ängſtlich umher, ſtand endlich vor der Weidenhecke eines wüſten Bauernhofes und ſah dort einen Mann, der mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häſslich hämiſches Weib, das Etwas wie einen abgeſchnittenen Menſchenkopf in der Schürze hielt, und Das war der Mond, und ſie legte ihn ängſtlich ſorgſam in die offene Grube — und hinter mir ſtand der pfälziſche Invalide und ſchluchzte und buchſtabierte: „Der Kurfürſt läſſt ſich bedanken.“

Als ich erwachte, ſchien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenſter, auf der Straße ging die Trommel, und als ich in unſere Wohnſtube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel ſaß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friſeur ihm während des Friſierens haarklein erzählte, daſs heute auf dem Rathhauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daſs Dieſer von der beſten Familie ſei, und die Schweſter des Kaiſers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anſtand beſitze, und ſein ſchönes ſchwarzes Haar in Locken trage, und nächſtens ſeinen Einzug halten und ſicher allen Frauenzimmern gefallen müſſe. Unterdeſſen ging das Getrommel auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und beſah die einmarſchierenden franzöſiſchen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das ſingend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernſten Grenadiergeſichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Luſtigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, ſilbergeſtickten Tambourmajor, der ſeinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erſte Etage werfen konnte und ſeine Augen ſogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls ſchöne Mädchen am Fenſter ſaßen. Ich freute mich, daſs wir Einquartierung bekämen — meine Mutter freute ſich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da ſah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angeſtrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhauſe, das Eiſengeländer an deſſen Balkon war mit geſtickten Sammetdecken überhängt, franzöſiſche Grenadiere ſtanden Schildwache, die alten Herren Rathsherren hatten neue Geſichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und ſahen ſich an auf Franzöſiſch und ſprachen bon jour, aus allen Fenſtern guckten Damen, neugierige Bürgersleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebſt andern Knaben wir kletterten auf das große Kurfürſtenpferd und ſchauten davon herab in das bunte Marktgewimmel.

Nachbars Pitter und der lange Kunz hätten bei dieſer Gelegenheit beinah den Hals gebrochen, und Das wäre gut geweſen: denn der Eine entlief nachher ſeinen Eltern, ging unter die Soldaten, deſertierte, und wurde in Mainz todtgeſchoſſen, der Andere aber machte ſpäterhin geographiſche Unterſuchungen in fremden Taſchen, wurde deſshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinnanſtalt, zerriſs die eiſernen Bande, die ihn an dieſe und an das Vaterland feſſelten, kam glücklich über das Waſſer, und ſtarb in London durch eine allzuenge Kravatte, die ſich von ſelbſt zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriſs.

Der lange Kunz ſagte uns, daſs heute keine Schule ſei, wegen der Huldigung. Wir muſsten lange warten, bis dieſe losgelaſſen wurde. Endlich füllte ſich der Balkon des Rathhauſes mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeiſter, in ſeinem berühmten rothen Rock, hielt eine Rede, die ſich etwas in die Länge zog, wie Gummi elaſticum, oder wie eine geſtrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weiſen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daſs man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblaſen, und die Fahnen geſchwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich ſelber Vivat rief, hielt ich mich feſt an den alten Kurfürſten. Und Das that noth, denn mir wurde ordentlich ſchwindlich, ich glaubte ſchon, die Leute ſtänden auf den Köpfen, weil ſich die Welt herumgedreht, das Kurfürſtenhaupt mit der Allongeperücke nickte und flüſterte: „Halt feſt an mir!“ — und erſt durch das Kanonieren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und ſtieg vom Kurfürſtenpferd langſam wieder herab.

Als ich nach Hauſe ging, ſah ich wieder, wie der tolle Aloyſius auf einem Beine tanzte, während er die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnarrte, und wie ſich der krumme Gumpertz beſoffen in der Goſſe herumwälzte, und ça ira, ça ira brüllte — und zu meiner Mutter ſagte ich: Man will uns glücklich machen, und deßhalb iſt heute keine Schule.

Kapitel VII.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon — Alles muſste auswendig gelernt werden. Und Manches davon kam mir in der Folge zu Statten. Denn hätte ich nicht die römiſchen Könige auswendig gewuſſt, ſo wäre es mir ja ſpäterhin ganz gleichgültig geweſen, ob Niebuhr bewieſen oder nicht bewieſen hat, daſs ſie niemals wirklich exiſtiert haben. Und wußte ich nicht jene Jahreszahlen, wie hätte ich mich ſpäterhin zurecht finden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem andern gleicht wie ein Tropfen Waſſer oder wie ein Grenadier dem andern, und wo man ſeine Bekannten nicht zu finden vermag, wenn man ihre Hausnummer nicht im Kopfe hat; ich dachte mir damals bei jedem Bekannten zugleich eine hiſtoriſche Begebenheit, deren Jahreszahl mit ſeiner Hausnummer übereinſtimmte, ſo daß ich mich dieſer leicht erinnern konnte, wenn ich jener gedachte, und daher kam mir auch immer eine hiſtoriſche Begebenheit in den Sinn, ſobald ich einen Bekannten erblickte. So z. B. wenn mir mein Schneider begegnete, dachte ich gleich an die Schlacht bei Marathon; begegnete mir der wohlgeputzte Bankier Chriſtian Gumpel, ſo dachte ich gleich an die Zerſtörung Jeruſalem's; erblickte ich einen ſtark verſchuldeten portugieſiſchen Freund, ſo dachte ich gleich an die Flucht Mahomed's; ſah ich den Univerſitätsrichter, einen Mann, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit bekannt iſt, ſo dachte ich gleich an den Tod Haman's; ſobald ich Wadzeck ſah, dachte ich gleich an die Kleopatra — Ach, lieber Himmel, das arme Vieh iſt jetzt todt, die Thränenſäckchen ſind vertrocknet, und man kann mit Hamlet ſagen: Nehmt Alles in Allem, es war ein altes Weib, wir werden noch oft ſeines Gleichen haben! Wie geſagt, die Jahreszahlen ſind durchaus nöthig, ich kenne

Menſchen, die gar Nichts als ein paar Jahreszahlen im Kopfe hatten, und damit in Berlin die rechten Häuſer zu finden wuſsten, und jetzt ſchon ordentliche Profeſſoren ſind. Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! Mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch ſchlechter. Am beſten begriff ich das Subtrahieren, und da giebt es eine ſehr praktiſche Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muſs ich Eins borgen" — ich rathe aber Jedem, in ſolchen Fällen immer einige Groſchen mehr zu borgen; denn man kann nicht wiſſen —

Was aber das Lateiniſche betrifft, ſo haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie Das verwickelt iſt. Den Römern würde gewiſs nicht Zeit genug übrig geblieben ſein, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wuſsten ſchon in der Wiege, welche Nomina den Accuſativ auf im haben. Ich hingegen muſste ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen; aber es iſt doch immer gut, daſs ich ſie weiß. Denn hätte ich z. B. den 20ſten Juli 1825, als ich öffentlich in der Aula zu Göttingen lateiniſch disputierte — Madame, es war der Mühe werth zuzuhören — hätte ich da ſinapem ſtatt ſinapim geſagt, ſo würden es vielleicht die anweſenden Füchſe gemerkt haben, und Das wäre für mich eine ewige Schande geweſen. Vis, buris, sitis, tussis, cucumis, amussis, cannabis, sinapis — Dieſe Wörter die ſo viel Aufſehen in der Welt gemacht haben, bewirkten dieſes, indem ſie ſich zu einer beſtimmten Klaſſe ſchlugen und dennoch eine Ausnahme blieben; deſshalb achte ich ſie ſehr, und daſs ich ſie bei der Hand habe, wenn ich ſie etwa plötzlich brauchen ſollte, Das giebt mir in manchen trüben Stunden des Lebens viel innere Beruhigung und Troſt. Aber, Madame, die verba irregularia — ſie unterſcheiden ſich von den verbis regularibus dadurch, daſs man bei ihnen noch mehr Prügel bekömmt — ſie ſind gar entſetzlich ſchwer. In den dumpfen Bogengängen des Franciskanerkloſters, unſern der Schulſtube, hing damals ein großer, gekreuzigter Chriſtus von grauem Holze, ein wüſtes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume ſchreitet, und mich traurig anſieht mit ſtarren, blutigen Augen — vor dieſem Bilde ſtand ich oft und betete: O du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich iſt, ſo ſieh doch zu, daſs ich die verba irregularia im Kopfe behalte.

Vom Griechiſchen will ich gar nicht ſprechen; ich ärgere mich ſonſt zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten ſonſt ganz Unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgeſtanden. Mit dem Hebräiſchen ging es beſſer, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich ſie, bis auf dieſe Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräiſchen nicht ſo weit bringen wie meine Taſchenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte, und dadurch manche jüdiſche Sitte annahm — z. B. des Sonnabends ging ſie nicht — und die heilige Sprache lernte, und ſie auch ſpäterhin grammatiſch trieb; wie ich denn oft in ſchlafloſen Nächten mit Erſtaunen hörte, daß ſie beſtändig vor ſich hin pickerte: katal, katalta, katalti — kittel, kittalta, kittalti — — pokat, pokadeti — pikat — pik — pik — —

Indeſſen von der deutſchen Sprache begriff ich Viel mehr, und die iſt doch nicht ſo gar kinderleicht. Denn wir armen Deutſchen, die wir ſchon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfſteuern und tauſenderlei Abgaben genug geplagt ſind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgeſackt und quälen uns einander mit dem Accuſativ und Dativ. Viel deutſche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geiſtlichen Herrn, der ſich meiner von Kind auf annahm. Aber ich lernte auch Etwas der Art von dem Profeſſor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geſchrieben hat, und in deſſen Klaſſe ſich meine Mitbuben am meiſten rauften.

Während ich in einem Zuge fortſchrieb und Allerlei dabei dachte, habe ich mich unverſehens in die alten Schulgeſchichten hineingeſchwatzt, und ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie ſo Wenig lernte, daſs ich mich ſpäterhin nicht in der Welt zurecht zu finden wuſste. Damals hatten nämlich die Franzoſen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die ſonſt blau geweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth, die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht und vermiſcht, daſs kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Eichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur Haſen und hinterherlaufende Landjunker zu ſehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten ſich, die Deutſchen wurden gelenkig, die Franzoſen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenſter hinaus, und die Venetianer waren nicht ſchlau genug, unter den Fürſten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und muſsten auf andere Art ihr Brot zu verdienen ſuchen, und einige legten ſich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, dieſe Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in ſolchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch beſſer in der Naturgeſchichte, da können nicht ſo viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es beſtimmte Kupferſtiche von Affen, Känguruhs, Zebras, Nashornen u. ſ. w. Weil mir ſolche Bilder im Gedächtniſſe blieben, geſchah es in der Folge ſehr oft, daſs mir manche Menſchen beim erſten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergeſindel, das ſo luſtig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daſs jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel ſeines Katechismus, z. B. die Liebſchaften der Venus, beſſer auswendig gelernt hat, als ich. Aufrichtig geſtanden, da wir doch einmal die alten Götter auswendig lernen muſsten, ſo hätten wir ſie auch behalten ſollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bei unſerer neurömiſchen Dreigötterei, oder gar bei unſerem jüdiſchen Eingötzenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht ſo unmoraliſch, wie man ſie verſchrieen hat, es iſt z. B. ein ſehr anſtändiger Gedanke des Homer's, daſs er jener vielbeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbeſten aber erging es mir in der franzöſiſchen Klaſſe des Abbé d'Aulnoi, eines emigrierten Franzoſen, der eine Menge Grammatiken geſchrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umherſprang, wenn er ſeine Art poétique und ſeine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnaſium der Einzige, welcher deutſche Geſchichte lehrte. Indeſſen auch das Franzöſiſche hat ſeine Schwierigkeiten, und zur Erlernung deſſelben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur, und vor Allem darf man keine Bête allemande ſein. Da gab es manches ſaure Wort. Ich erinnere mich noch ſo gut, als wäre es erſt geſtern geſchehen, daſs ich durch la religion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl ſechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf Franzöſiſch? Und ſechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt le crédit. Und beim ſiebenten Male, kirſchbraun im Geſichte, rief der wüthende Examinator: Er heißt la religion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten. Madame! ſeit der Zeit kann ich das Wort religion nicht erwähnen hören, ohne daſs mein Rücken blaſs vor Schrecken und meine Wange roth vor Scham wird. Und ehrlich geſtanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt als la religion. — In dieſem Augenblick fällt mir ein, daſs ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler ſchuldig bin. Und wahrhaftig, ich mache mich anheiſchig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra ſchuldig zu ſein, wenn ich nur das unglückſelige Wort la religion in dieſem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu, Madame! ich habe es im Franzöſiſchen weit gebracht! Ich verſtehe nicht nur Patois, ſondern ſogar adliges Bonnenfranzöſiſch. Noch unlängſt in einer noblen Geſellſchaft verſtand ich faſt die Hälfte von dem Diskurs zweier deutſchen Komteſſen, wovon jede über vier und ſechzig Jahr' und eben ſo viele Ahnen zählte. Ja, im Café-Royal zu Berlin hörte ich einmal den Monſieur Hans Michel Martens Franzöſiſch parlieren und verſtand jedes Wort, obſchon kein Verſtand darin war. Man muß den Geiſt der Sprache kennen, und dieſen lernt man am beſten durch Trommeln. Parbleu! wie Viel verdanke ich nicht dem franzöſiſchen Tambour, der ſo lange bei uns in Quartier lag, und wie ein Teufel ausſah, und doch von Herzen ſo engelgut war, und ſo ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, ſchwarzen Schnurrbarte, worunter ſich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her ſchoſſen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm ſeine Knöpfe ſpiegelblank putzen und ſeine Weſte mit Kreide weißen — denn Monſieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auch auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war Nichts als Waffenglanz und Luſtigkeit — les jours de fête sont passés! Monſieur Le Grand wuſste nur wenig gebrochenes Deutſch, nur die Hauptausdrücke — Brot, Kuſs, Ehre — doch konnte er ſich auf der Trommel ſehr gut verſtändlich machen; z. B. wenn ich nicht wuſste, was das Wort „liberté“ bedeute, ſo trommelte er den Marſeiller Marſch — und ich verſtand ihn. Wuſste ich nicht die Bedeutung des Wortes „égalité“, ſo trommelte er den Marſch „ça ira, ça ira — — — les aristocrats à la lanterne!“ — und ich verſtand ihn. Wuſste ich nicht, was „bêtise“ ſei, ſo trommelte er den Deſſauer Marſch, den wir Deutſchen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verſtand ihn. Er wollte mir mal das Wort „l'Allemagne“ erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verſtand ihn doch.

Auf ähnliche Weiſe lehrte er mich auch die neuere Geſchichte. Ich verſtand zwar nicht die Worte, die er ſprach, aber da er während des Sprechens beſtändig trommelte, ſo wuſste ich doch, was er ſagen wollte. Im Grunde iſt Das die beſte Lehrmethode. Die Geſchichte von der Beſtürmung der Baſtille, der Tuilerien u. ſ. w. begreift man erſt recht, wenn man weiß, wie bei ſolchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unſeren Schulkompendien lieſt man bloß: — „Ihre Excellenzen die Barone und Grafen und hochdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Alteſſen die Herzöge und Prinzen und höchſtdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majeſtät der König und allerhöchſtdero Gemahlin wurden geköpft —“ aber wenn man den rothen Guillotinenmarſch trommeln hört, ſo begreift man Dieſes erſt recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, Das iſt ein gar wunderlicher Marſch! Er durchſchauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerſt hörte, und ich war froh, daſs ich ihn vergaß. — Man vergiſſt ſo Etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt ſo viel anderes Wiſſen im Kopf zu behalten — Whiſt, Boſton, genealogiſche Tabellen, Bundestagsbeſchlüſſe, Dramaturgie, Liturgie, Vorſchneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie beſinnen. Aber denken Sie ſich, Madame! unlängſt ſitze ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzeſſinnen, Kammerherren, Hofmarſchallinnen, Hofſchenken, Oberhofmeiſterinnen, Hofſilberbewahrern, Hofjägermeiſterinnen, und wie dieſe vornehmen Domeſtiken noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomeſtiken liefen hinter ihren Stühlen und ſchoben ihnen die gefüllten Teller vors Maul — ich aber, der übergangen und überſehen wurde, ſaß müßig, ohne die mindeſte Kinnbackenbeſchäftigung, und ich knetete Brotkügelchen, und trommelte vor Langeweile mit den Fingern, und zu meinem Entſetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längſtvergeſſenen Guillotinenmarſch.

„Und was geſchah?“ Madame, dieſe Leute laſſen ſich im Eſſen nicht ſtören, und wiſſen nicht, daſs andere Leute, wenn ſie Nichts zu eſſen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar kurioſe Märſche, die man längſt vergeſſen glaubte.

Iſt nun das Trommeln ein angeborenes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert ſich oft unwillkürlich. Zu Berlin ſaß ich einſt im Kollegium des Geheimraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch ſein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern ſich, Madame, aus dem Pauſanias, daſs einſt durch das Geſchrei eines Eſels ein eben ſo gefährliches Komplott entdeckt wurde, auch wiſſen Sie aus dem Livius oder aus Becker's Weltgeſchichte, daſs die Gänſe das Kapitol gerettet, und aus dem Salluſt wiſſen Sie ganz genau, daſs durch eine geſchwätzige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verſchwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf beſagten Hammel zu kommen, im Kollegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein langweiliger Sommernachmittag, und ich ſaß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir eingeſchlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräuſch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrſcheinlich zugehört hatten, daſs juſt das Gegentheil vom Völkerrecht vorgetragen und auf Konſtitutionsgeſinnung geſchimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Hühneraugen das Treiben der Welt beſſer durchſchauen, als der Geheimrath mit ſeinen großen Juno-Augen, dieſe armen, ſtummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszuſprechen, wollten ſich durch Trommeln verſtändlich machen, und trommelten ſo ſtark, daſs ich dadurch ſchier ins Malheur kam.

Verdammte, unbeſonnene Füße! ſie ſpielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Profeſſor Saalfeld hoſpitierte, und Dieſer mit ſeiner ſteifen Beweglichkeit auf dem Katheder hin und her ſprang, und ſich echauffierte, um auf den Kaiſer Napoleon recht ordentlich ſchimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daſs ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer ſtummen Naivetät, euch noch fußtrittdeutlicher ausgeſprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiſer ſchmähen hören? Den Kaiſer! den Kaiſer! den großen Kaiſer!

Denke ich an den großen Kaiſer, ſo wird es in meinem Gedächtniſſe wieder recht ſommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen ſitzen ſingende Nachtigallen, der Waſſerfall rauſcht, auf runden Beeten ſtehen Blumen und bewegen traumhaft ihre ſchönen Häupter — ich ſtand mit ihnen in wunderlichem Verkehr, die geſchminkten Tulpen grüßten mich bettelſtolz herablaſſend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Roſen lachten mir ſchon von Weitem entgegen, die Nachtviolen ſeufzten — mit den Myrten und Lorberen hatte ich damals noch keine Bekanntſchaft, denn ſie lockten nicht durch ſchimmernde Blüthe, aber mit den Reſeden, womit ich jetzt ſo ſchlecht ſtehe, war ich ganz beſonders intim. — Ich ſpreche vom Hofgarten zu Düſſeldorf, wo ich oft auf dem Raſen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monſieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaiſers erzählte, und dabei die Märſche ſchlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, ſo daſs ich Alles lebendig ſah und hörte. Ich ſah den Zug über den Simplon — der Kaiſer voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgeſcheuchtes Gevögel ſein Krächzen erhebt und die Gletſcher in der Ferne donnern — ich ſah den

Kaiſer, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich ſah den Kaiſer im grauen Mantel bei Marengo — ich ſah den Kaiſer zu Roſs in der Schlacht bei den Pyramiden — Nichts als Pulverdampf und Mamelucken — ich ſah den Kaiſer in der Schlacht bei Auſterlitz — hui! wie pfiffen die Kugeln über die glatte Eisbahn! — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Jena — dum, dum, dum — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Eilau, Wagram — — — — nein, kaum konnt' ich es aushalten! Monſieur Le Grand trommelte, daſs faſt mein eignes Trommelfell dadurch zerriſſen wurde.

Kapitel VIII.

Aber, wie ward mir erſt, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monſieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daſs man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die ſchauernden Bäume beugten ſich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenſtrahlen zitterten furchtſam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben ſchwamm ſichtbar ein goldner Stern. Der Kaiſer trug ſeine ſcheinloſe grüne Uniform und das kleine welthiſtoriſche Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein, und das ging ſo ruhig ſtolz, ſo ſicher, ſo ausgezeichnet, — wär' ich damals Kronprinz von Preußen geweſen, ich hätte dieſes Rößlein beneidet. Nachläſſig, faſt hängend, ſaß der Kaiſer, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine ſonnig marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und ſie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Geſicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge deſſelben waren ebenfalls edelgemeſſen, wie die der Antiken, und auf dieſem Geſichte ſtand geſchrieben: Du ſollſt keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, ſchwebte um die Lippen — und doch wußte man, dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Kleriſei hatte ausgeklingelt — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römiſche Reich tanzte. Und dieſe Lippen lächelten und auch das Auge lächelte — Es war ein Auge, klar wie der Himmel, es konnte leſen im Herzen der Menſchen, es ſah raſch auf einmal alle Dinge dieſer Welt, während wir Anderen ſie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten ſehen. Die Stirne war nicht ſo klar, es niſteten darauf die Geiſter zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieſer Stirn, und Das waren die ſchaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenſtiefel-Gedanken, womit der Geiſt des Kaiſers unſichtbar über die Welt hinſchritt — und ich glaube, jeder dieſer Gedanken hätte einem deutſchen Schriftſteller Zeit ſeines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm; hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen und belaſtet mit Gold und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte ſich der tolle Aloyſius und ſchnarrte die Namen ſeiner Generale, unferne brüllte der beſoffene Gumpertz, und das Volk rief tauſendſtimmig: Es lebe der Kaiſer!

Kapitel IX.

Der Kaiſer iſt todt. Auf einer öden Inſel des atlantiſchen Meeres iſt ſein einſames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen laſſen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeirieſelt. Es ſteht keine Inſchrift auf ſeinem Leichenſteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, ſchrieb unſichtbare Worte darauf, die wie Geiſtertöne durch die Jahrtauſende klingen werden.

Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Waſſer genug, um von dir abzuwaſchen die Schande, die der große Todte dir ſterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudſon, nein, du ſelbſt warſt der ſicilianiſche Häſcher, den die verſchworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen, was das Volk einſt öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gaſt und hatte ſich geſetzt an deinen Herd —

Bis in die ſpäteſten Zeiten werden die Knaben Frankreichs ſingen und ſagen von der ſchrecklichen Gaſtfreundſchaft des Bellerophon, und wenn dieſe Spott- und Thränenlieder den Kanal hinüber klingen, ſo erröthen die Wangen aller ehrſamen Britten. Einſt aber wird dieſes Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen iſt das Volk des Stolzes, Weſtminſter's Grabmäler liegen zertrümmert, vergeſſen iſt der königliche Staub, den ſie verſchloſſen — Und Sankt Helena iſt das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz ſtärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudſon Lowe, wie es geſchrieben ſteht in den Evangelien Las Caſes, O'Meara und Autommarchi.

Seltſam! die drei größten Widerſacher des Kaiſers hat ſchon ein ſchreckliches Schickſal getroffen: Londonderry hat ſich die Kehle abgeſchnitten, Ludwig XVIII. iſt auf ſeinem Throne verfault, und Profeſſor Saalfeld iſt noch immer Profeſſor in Göttingen.

Kapitel X.

Es war ein klarer, fröſtelnder Herbſttag, als ein junger Menſch von ſtudentiſchem Anſehen durch die Allee des Düſſeldorfer Hofgartens langſam wanderte, manchmal, wie aus kindiſcher Luſt, das raſchelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinaufblickte nach den dürren Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er ſo hinaufſah, dachte er an die Worte des Glaukos:

„Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann

Wieder der knoſpende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menſchen Geſchlecht, dies wächſt, und jenes verſchwindet.“

In früheren Tagen hatte der junge Menſch mit ganz andern Gedanken an eben dieſelben Bäume hinaufgeſehen, und er war damals ein Knabe und ſuchte Vogelneſter oder Sommerkäfer, die ihn gar ſehr ergötzten, wenn ſie luſtig dahinſummten, ſich der hübſchen Welt erfreuten, und zufrieden waren mit einem ſaftig grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenſtrahl, und mit dem ſüßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben ſo vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war ſein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenſtrahlen waren darin erloſchen, alle Blumen waren darin abgeſtorben, ſogar der ſchöne Traum der Liebe war darin verblichen, im armen Herzen war Nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichſte ſage — es war mein Herz.

Denſelben Tag war ich zur alten Vaterſtadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und ſehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzuſetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte die lieben Gräber beſucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden. Fand ich auch ſonſt noch bekannte Geſtalten auf der Straße, ſo kannte mich doch Niemand mehr, und die Stadt ſelbſt ſah mich an mit fremden Augen, viele Häuſer waren unterdeſſen neu angeſtrichen worden, aus den Fenſtern guckten fremde Geſichter, um die alten Schornſteine flatterten abgelebte Spatzen, Alles ſah ſo todt und doch ſo friſch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächſt; wo man ſonſt Franzöſiſch ſprach, ward jetzt Preußiſch geſprochen, ſogar ein kleines preußiſches Höfchen hatte ſich unterdeſſen dort angeſiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friſeurin meiner Mutter war Hoffriſeurin geworden, und es gab jetzt dort Hofſchneider, Hofſchuſter, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofſchnapsläden, die ganze Stadt ſchien ein Hoflazareth für Hofgeiſteskranke. Nur der alte Kurfürſt erkannte mich, er ſtand noch auf dem alten Platz, aber er ſchien magerer geworden zu ſein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte ſtand, hatte er alle Miſère der Zeit mit angeſehen, und von ſolchem Anblick wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Märchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thore hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermißte ich manchen Baum, und mancher war verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir ſonſt wie grüne Rieſen erſchienen, waren klein geworden. Einige hübſche Mädchen gingen ſpazieren, buntgeputzt, wie wandelnde Tulpen. Und dieſe Tulpen hatte ich gekannt, als ſie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarskinder, womit ich einſt „Prinzeſſin im Thurme“ geſpielt hatte. Aber die ſchönen Jungfrauen, die ich ſonſt als blühende Roſen gekannt, ſah ich jetzt als verwelkte Roſen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einſt das Herz entzückte, hatte Saturn mit ſeiner Senſe tiefe Runzeln eingeſchnitten. Jetzt erſt, aber ach! viel zu ſpät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten ſollte, den ſie einſt dem ſchon jünglinghaften Knaben zugeworfen; ich hatte unterdeſſen in der Fremde manche Parallelſtellen in ſchönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Hutabnehmen eines Mannes, den ich einſt reich und vornehm geſehen, und der ſeitdem zum Bettler herabgeſunken war; wie man denn überall ſieht, daß die Menſchen, wenn ſie einmal im Sinken ſind, wie nach dem Newton'ſchen Geſetze, immer entſetzlich ſchneller und ſchneller ins Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht verändert ſchien, das war der kleine Baron, der luſtig wie ſonſt durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockſchoß in der Höhe haltend, mit der andern Hand ſein dünnes Rohrſtöckchen hin und her ſchwingend; es war noch immer daſſelbe freundliche Geſichtchen, deſſen Roſenröthe ſich nach der Naſe hin koncentriert, es war noch immer das alte Kegelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daſs aus dieſem jetzt einige weiße Härchen, ſtatt der ehemaligen ſchwarzen Härchen, hervorkamen. Aber ſo vergnügt er auch ausſah, ſo wuſste ich dennoch, daſs der arme Baron unterdeſſen viel Kummer ausgeſtanden hatte, ſein Geſichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen ſeines Zöpfchens haben es mir hinter ſeinem Rücken verrathen. Und das Zöpfchen ſelber hätte es gerne wieder abgeleugnet und wackelte gar wehmüthig luſtig.

Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Luſt, mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu ſetzen, in die ich einſt den Namen meines Mädchens eingeſchnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren ſo viele neue Namen darüber hingeſchnitzelt. Ach! einſt war ich auf dieſer Bank eingeſchlafen und träumte von Glück und Liebe. „Träume ſind Schäume.“ Auch die alten Kinderſpiele kamen mir wieder in den Sinn, auch die alten, hübſchen Märchen! aber ein neues falſches Spiel, und ein neues häſsliches Märchen klang immer hindurch, und es war die Geſchichte von zwei armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Treuloſigkeit ſo weit brachten, daſs ſie ſogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es iſt eine böſe Geſchichte, und wenn man juſt nichts Beſſeres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einſt war die Welt ſo hübſch, und die Vögel ſangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika ſah mich an mit ſtillen Augen, und wir ſaßen vor der marmornen Statue auf dem Schloſsplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüſtete Schloſs, worin es ſpukt und Nachts eine ſchwarzſeidene Dame ohne Kopf mit langer, rauſchender Schleppe herumwandelt; auf der andern Seite iſt ein hohes weißes Gebäude, in deſſen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldnen Rahmen wunderbar glänzten, und in deſſen Untergeſchoſſe ſo viele tauſend mächtige Bücher ſtanden, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Urſula an die großen Fenſter hinanhob — Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchſten Leiterſproſſen, und holte die höchſten Bücher herab und las darin ſo lange, bis ich mich vor Nichts mehr, am wenigſten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde ſo geſcheit, daſs ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und ſogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens ſitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menſchenſtimmen, welche das Schickſal der armen Franzoſen beklagten, die, im ruſſiſchen Kriege als Gefangene nach Sibirien geſchleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich ſchon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erſt heimkehrten. Als ich aufſah, erblickte ich wirklich dieſe Waiſenkinder des Ruhmes; durch die Riſſe ihrer zerlumpten Uniformen lauſchte das nackte Elend, in ihren verwitterten Geſichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verſtümmelt, ermattet und meiſtens hinkend, blieben ſie doch noch immer in einer Art militäriſchen Schrittes, und, ſeltſam genug! ein Tambour mit einer Trommel ſchwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufſtehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterſtadt marſchieren, und wovon das alte Volkslied ſingt:

„Er ſchlug die Trommel auf und nieder,
Sie ſind vorm Nachtquartier ſchon wieder,
Ins Gäßlein hell hinaus,
Tralleri, trallerei, trallera,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da ſtehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichenſteine,
Die Trommel geht voran,
Tralleri, trallerei, trallera,
Daß ſie ihn ſehen kann.“

Wahrlich, der arme franzöſiſche Tambour ſchien halb verweſt aus dem Grabe geſtiegen zu ſein, es war nur ein kleiner Schatten in einer ſchmutzig zerfetzten grauen Kapotte, ein verſtorben gelbes Geſicht mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieſer Fünkchen erkannte ich Monſieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Raſen, und da ſaßen wir wieder wie ſonſt, als er mir auf der Trommel die franzöſiſche Sprache und die neuere Geſchichte docierte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er ſie vor ruſſiſcher Habſucht geſchützt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie ſonſt, jedoch ohne dabei zu ſprechen. Waren aber die Lippen unheimlich zuſammengekniffen, ſo ſprachen deſto mehr ſeine Augen, die ſieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märſche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarſch erdröhnen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaiſers trommelte er wie ſonſt, und es ſchien, als ſei die Trommel ſelber ein lebendiges Weſen, das ſich freute, ſeine innere Luſt ausſprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich ſah wieder den Todesmuth der Garde, ich ſah wieder die flatternden Fahnen, ich ſah wieder den Kaiſer zu Roß — aber allmählig ſchlich ſich ein trüber Ton in jene freudigſten Wirbel, aus der Trommel drangen Laute, worin das wildeſte Jauchzen und das entſetzlichſte Trauern unheimlich gemiſcht waren, es ſchien ein

Siegesmarſch und zugleich ein Todtenmarſch, die Augen Le Grand's öffneten ſich geiſterhaft weit, und ich ſah darin Nichts als ein weites, weißes Eisfeld, bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moſkwa.

Ich hätte nie gedacht, daſs die alte, harte Trommel ſo ſchmerzliche Laute von ſich geben könnte, wie jetzt Monſieur Le Grand daraus hervorzulocken wuſste. Es waren getrommelte Thränen, und ſie tönten immer leiſer, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Bruſt Le Grand's. Und Dieſer wurde immer matter und geſpenſtiſcher, ſeine dürren Hände zitterten vor Froſt, er ſaß wie im Traume, und bewegte mit ſeinen Trommelſtöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich ſchaute er mich an mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verſtand ihn — und dann ſank ſein Haupt herab auf die Trommel.

Monſieur Le Grand hat in dieſem Leben nie mehr getrommelt. Auch ſeine Trommel hat nie mehr einen Ton von ſich gegeben, ſie ſollte keinem Feinde der Freiheit zu einem ſervilen Zapfenſtreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grand's ſehr gut verſtanden, und zog ſogleich den Degen aus meinem Stock und zerſtach die Trommel.

Kapitel XI.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben iſt im Grunde ſo fatal ernſthaft, daſs es nicht zu ertragen wäre ohne ſolche Verbindung des Pathetiſchen mit dem Komiſchen. Das wiſſen unſere Poeten. Die grauenhafteſten Bilder des menſchlichen Wahnſinns zeigt uns Ariſtophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerſchmerz, der ſeine eigene Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelverſen eines Puppenſpiels auszuſprechen, und die tödlichſte Klage über den Jammer der Welt legt Shakeſpeare in den Mund eines Narren, während er deſſen Schellenkappe ängſtlich ſchüttelt.

Sie haben's Alle dem großen Urpoeten abgeſehen, der in ſeiner tauſendaktigen Welttragödie den Humor aufs Höchſte zu treiben weiß, wie wir es täglich ſehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſeraktionen kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und zart-legitimen Bonmots, und graziöſe hüpft herbei die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — ſogar in das höchſte Pathos der Welttragödie pflegen ſich komiſche Züge einzuſchleichen, der verzweifelnde Republikaner, der ſich wie ein Brutus das Meſſer ins Herz ſtieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Hering damit geſchnitten worden, und auf dieſer großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz wie auf unſern Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es beſoffene Helden, Könige, die ihre Rolle vergeſſen, Kouliſſen, die hängen geblieben, hervorſchallende Soufleurſtimmen, Tänzerinnen, die mit ihrer Lendenpoeſie Effekt machen, Koſtüme, die als Hauptſache glänzen — Und im Himmel oben, im erſten Range, ſitzen unterdeſſen die lieben Engelein, und lorgnieren uns Komödianten hier unten, und der liebe Gott ſitzt ernſthaft in ſeiner großen

Loge und langweilt ſich vielleicht, oder rechnet nach, daſs dieſes Theater ſich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu ſchlecht ſpielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen Kapitels ſchrieb, und Ihnen erzählte, wie Monſieur Le Grand ſtarb, und wie ich das testamentum militare, das in ſeinem letzten Blicke lag, gewiſſenhaft exekutierte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich freundlich frug, ob ich ein Doktor ſei. Und als ich Dies bejahte, bat ſie mich recht freundlich, mit ihr nach Hauſe zu gehen, um dort ihrem Manne die Hühneraugen zu ſchneiden.

Kapitel XII.

Die deutſchen Cenſoren — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — Dummköpfe — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Kapitel XIII.

Madame! unter Leda's brütenden Hemiſphären lag ſchon der ganze trojaniſche Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verſtehen, wenn ich Ihnen nicht erſt von den alten Schwaneneiern erzähle. Deshalb beklagen Sie ſich nicht über meine Abſchweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln iſt keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich ſchreibe gedrängt, ich vermeide alles Überflüſſige, ich übergehe ſogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citiert — ich meine nicht Geiſter, ſondern, im Gegentheil, ich meine Schriftſteller — und doch iſt das Citieren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors, und ſo ein paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menſchen.

Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntſchaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunſtgriff großer Geiſter, die es verſtehen, die Korinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Kollegienheften herauszupicken; ich weiß auch, woher Barthel den Moſt holt. Im Nothfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin iſt ſo zu ſagen ein kleiner Rothſchild an Citaten, und leiht mir gern einige Millionen, und hat er ſie ſelbſt nicht vorräthig, ſo kann er ſie leicht bei einigen andern koſmopolitiſchen Geiſtesbankiers zuſammenbringen — Apropos, Madame, die dreiprocentigen Böckhs ſind flau, aber die fünfprocentigen Hegels ſind geſtiegen — Doch ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der ſich gut ſteht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe ſogar die Erfindung gemacht, wie man falſche Citate für echte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieſes Geheimnis abkaufen wollen, ſo will ich es gerne für 19,000 Thaler Kourant abſtehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verſchweigen und will ſie gratis mittheilen:

Ich halte es nämlich für rathſam, alle obſkuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citieren.

Dieſe „guten Leute und ſchlechten Muſikanten" — ſo wird im Ponce de Leon das Orcheſter angeredet — dieſe obſkuren Autoren beſitzen doch immer ſelbſt noch ein Exemplärchen ihres längſtverſchollenen Büchleins, und um dieſes aufzutreiben muſs man alſo ihre Hausnummer wiſſen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburſchen" citieren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieſes finden? Citiere ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburſchen, von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lünerſtraße Nr. 2, rechts um die Ecke" —

ſo können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es iſt aber nicht der Mühe werth.

Übrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citieren kann. Überall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Eſſen, ſo bemerke ich in einer Note, daſs die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegeſſen haben, ich citiere all' die köſtlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir, daſs ich anderthalb Jahrtauſend zu ſpät geboren bin! — ich bemerke auch, daſs die gemeinſchaftlichen Mahle bei den Griechen ſo und ſo hießen, und daſs die Spartaner ſchlechte ſchwarze Suppen gegeſſen — Es iſt doch gut, daſs ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts Entſetzlicheres denken, als wenn ich armer Menſch ein Spartaner geworden wäre, Suppe iſt mein Lieblingsgericht — Madame, ich denke nächſtens nach London zu reiſen; wenn es aber wirklich wahr iſt, daſs man dort keine Suppe bekömmt, ſo treibt mich die Sehnſucht bald wieder zurück nach den Suppenfleiſchtöpfen des Vaterlandes. Über das Eſſen der alten Hebräer könnt' ich weitläufig mich ausſprechen und bis auf die jüdiſche Küche der neueſten Zeit herabgehen — Ich citiere bei dieſer Gelegenheit den ganzen Steinweg — Ich könnte auch anführen, wie human ſich viele Berliner Gelehrte über das Eſſen der Juden geäußert, ich käme dann auf die andern Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindungen, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechſel, das Chriſtenthum — aber halt! Letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden ſelbſt haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden als bei der Erfindung der Wechſel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich auch Tacitus citieren — er ſagt, ſie verehrten Eſel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Eſel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet ſich mir! Wie viel Merkwürdiges läſſt ſich anführen über antike Eſel, im Gegenſatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene, und ach! wie ſtupide ſind dieſe. Wie verſtändig ſpricht z. B. Bileam's Eſel,

vid. Pentat. Lib. — — — —

Madame, ich habe juſt das Buch nicht bei der Hand und will dieſe Stelle zum Ausfüllen offen laſſen. Dagegen in Hinſicht der Abgeſchmacktheit neuerer Eſel citiere ich:

vid. — — — —
— — — —

Nein, ich will auch dieſe Stelle offen laſſen, ſonſt werde ich ebenfalls citiert, nämlich injuriarum. Die neueren Eſel ſind große Eſel. Die alten Eſel, die ſo hoch in der Kultur ſtanden,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.
(In comment. Götting. T. II. p. 32.)

ſie würden ſich im Grabe umdrehen, wenn ſie hörten, wie man von ihren Nachkommen ſpricht. Einſt war „Eſel" ein Ehrennahme — bedeutete ſo Viel wie jetzt „Hofrath", „Baron", „Doktor Philoſophiae" — Jakob vergleicht damit ſeinen Sohn Iſaſchar, Homer vergleicht damit ſeinen Helden

Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herrn v. ....! Madame, bei Gelegenheit ſolcher Eſel könnte ich mich tief in die Literaturgeſchichte verſenken, ich könnte alle große Männer citieren, die verliebt geweſen ſind, z. B. den Abälardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curteſium, Angelum Politianum, Raymundum, Lullum und Henricum Heineum. Bei Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citieren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Juſtinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig ſind wir alle fünf auch ſo halb und halb Juriſten. Mabillon konnte nicht einmal den Rauch einer fremden Pfeife vertragen, in ſeinem Intinere germanico klagt er in Hinſicht der deutſchen Wirthshäuſer, „quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor." Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeſchrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gedichtet — Madame, Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daſs ihn Iſaak Elſevirius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat — und Ludovicus Kinſchot hat eine Vorrede in Verſen dazu geſchrieben. Graevius hat ſogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Boxhornius liebte den Tabak. Bayle, in ſeinem Dict. hist. et critiq. meldet von ihm, er habe ſich ſagen laſſen, daſs der große Boxhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife geſteckt, damit ſie ihn in ſeinen Studien nicht hindere — Apropos, bei Erwähnung des großen Boxhornius könnte ich auch all' die großen Gelehrten citieren, die ſich in's Bockshorn jagen ließen und davon lieſen. Ich verweiſe aber bloß auf Joh. Georg Martius: De fuga literatorum etc etc. etc. Wenn wir die Geſchichte durchgehen, Madame, ſo haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müſſen: — Loth, Tarquinius, Moſes, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomed, die ganze preußiſche Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchak Abarbanel, Rouſſeau — ich könnte noch ſehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börſe auf dem ſchwarzen Brette verzeichnet ſind.

Sie ſehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Syſtematie will es noch nicht ſo recht gehen. Als ein echter Deutſcher hätte ich dieſes Buch mit einer Erklärung ſeines Titels eröffnen müſſen, wie es im heiligen römiſchen Reiche Brauch und Herkommen iſt. Phidias hat zwar zu ſeinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben ſo wenig, wie auf der mediceiſchen

Venus — ich habe ſie von allen Seiten betrachtet — irgend ein Citat gefunden wird; — aber die alten Griechen waren Griechen, Unſereiner iſt ein ehrlicher Deutſcher, kann die deutſche Natur nicht ganz verleugnen, und ich muſs mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches ausſprechen.

Madame, ich ſpreche demnach:

I. Von den Ideen,
  A. Von den Ideen im Allgemeinen.
    a. Von den vernünftigen Ideen.
    b. Von den unvernünftigen Ideen.
      α. Von den gewöhnlichen Ideen.
      β. Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen ſind.

Dieſe werden wieder eingetheilt in — doch Das wird ſich Alles ſchon finden.

Kapitel XIV.

Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was iſt eine Idee? „Es liegen einige gute Ideen in dieſem Rock,“ ſagte mein Schneider, indem er mit ernſter Anerkennung den Oberrock betrachtete, der ſich noch aus meinen berliniſch eleganten Tagen herſchreibt, und woraus jetzt ein ehrſamer Schlafrock gemacht werden ſollte. Meine Wäſcherin klagt, „der Paſtor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf geſetzt, und ſie ſei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.“ Der Kutſcher Pattenſen brummt bei jeder Gelegenheit: „Das iſt eine Idee! Das iſt eine Idee!“ Geſtern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug, was er ſich unter einer Idee vorſtelle. Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee iſt eine Idee! eine Idee iſt alles dumme Zeug, was man ſich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieſes Wort als Buchtitel von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Kutſcher Pattenſen iſt ein Mann, der auf der weiten Lüneburger Heide in Nacht und Nebel den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren iſt ein Mann, der ebenfalls mit klugem Inſtinkt die alten Karavanenwege des Morgenlandes auffindet, und dort ſchon ſeit Jahr und Tag ſo ſicher und geduldig einherwandelt, wie jemals ein Kamel des Alterthums; auf ſolche Leute kann man ſich verlaſſen, ſolchen Leuten darf man getroſt nachfolgen, und darum habe ich dieſes Buch „Ideen“ betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben ſo wenig als der Titel des Verfaſſers, er ward von Demſelben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für Nichts weniger als Eitelkeit ausgedeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigſte Verſicherung, Madame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieſer Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüchſe ein Wald von Lorberen auf meinem Haupte, und ergöſſe ſich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz; — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitgenoſſen haben treulich dafür geſorgt — Sie wiſſen Madame, daſs alte Weiber ihre Pflegekinder ein bischen anſpucken, wenn man die Schönheit derſelben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht ſchade — Sie wiſſen, Madame, wenn zu Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeſchmückt, auf ſeinem goldnen Wagen mit weißen Roſſen vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feierlichen Zuge der Liktoren, Muſikanten, Tänzer, Prieſter, Sklaven, Elephanten, Trophäenträger, Konſuln, Senatoren, Soldaten: dann ſang der Pöbel hintendrein allerlei Spottlieder — Und ſie wiſſen, Madame, daſs es im lieben Deutſchland viele alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie geſagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede iſt, ſind von den platoniſchen eben ſo weit entfernt wie Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche ſelbſt eben ſo wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Wahrlich, wie Dieſer überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, iſt mir eben ſo unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und verſichert, wenn der beſagte Verfaſſer zuweilen etwas wirklich Geiſtreiches und Neugedachtes ausſpreche, ſo ſei Dies bloß Verſtellung von ihm, und im Grunde ſei er eben ſo dumm wie die Übrigen. Das iſt falſch, ich verſtelle mich gar nicht, ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen, ich ſchreibe in aller Unſchuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn Das etwas Geſcheites iſt. Aber ich habe nun mal im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Herztreffer, manche Gedankenquaterne, und Das thut Gott; — denn ER, der den frömmſten Elohaſängern und Erbauungspoeten alle ſchönen Gedanken und allen Ruhm in der Literatur verſagt, damit ſie nicht von ihren irdiſchen Mitkreaturen zu ſehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergeſſen, wo ihnen ſchon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andere, profane, ſündhafte, ketzeriſche Schriftſteller, für die der Himmel doch ſo gut wie vernagelt iſt, deſto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menſchenruhm zu ſegnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmal erſchaffen iſt, nicht ganz leer ausgehe und wenigſtens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben verſagt iſt.

vid. Goethe und die Traktätchenverfaſſer.

Sie ſehen alſo, Madame, Sie dürfen meine Schriften leſen, dieſe zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich ſchreibe im blinden Vertrauen auf deſſen Allmacht, ich bin in dieſer Hinſicht ein echt chriſtlicher Schriftſteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben dieſe gegenwärtige Periode anfange, weiß ich noch nicht, wie ich ſie ſchließe und was ich eigentlich ſagen ſoll, und ich verlaſſe mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch ſchreiben ohne dieſe fromme Zuverſicht, in meinem Zimmer ſteht jetzt der Burſche aus der Langhoff'ſchen Druckerei und wartet auf Manuſkript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naß in die Preſſe, und was ich in dieſem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag ſchon Makulatur ſein.

Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horaziſche nonum prematur in annum erinnern. Dieſe Regel mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt ſie Nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pult liegen zu laſſen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der

Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Lerchenrippchen mit Teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter, und Gott weiß! was noch mehr, und Alles umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit, unſere Mäcenaten haben ganz andere Principien, ſie glauben, Autoren und Mispeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Stroh liegen, ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn ſie ja mal einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneſer, der ſich in den duftigen Schoß der Hausdame zu ſchmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brotwiſſenſchaft gelernt und apportieren, tanzen und trommeln kann. — Während ich Dieſes ſchreibe, ſteht hinter mir mein kleiner Mops und bellt — Schweig nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebſt mich und begleiteſt deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdeſt ſterben auf ſeinem Grabe, eben ſo treu wie mancher andere deutſche Hund, der, in die Fremde verſtoßen, vor den Thoren Deutſchlands liegt und hungert und wimmert — Entſchuldigen Sie, Madame, daſs ich eben abſchweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die Horaziſche Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenſtipendium der Muſe nicht entbehren können — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger 9 Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unſterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unſterblich und ganz ſatt werden, und wenn Voltaire dreihundert Jahre ſeines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Eſſens hingeben möchte, ſo biete ich das Doppelte für das Eſſen ſelbſt. Ach! und was für ſchönes, blühendes Eſſen giebt es auf dieſer Welt! Der Philoſoph Pangloſs hat Recht: es iſt die beſte Welt! Aber man muſs Geld in dieſer beſten Welt haben, Geld in der Taſche, und nicht Manuſkripte im Pult. Der Wirth im König von England, Herr Marr, iſt ſelbſt Schriftſteller und kennt auch die Horaziſche Regel, aber ich glaube nicht, daſs er mir, wenn ich ſie ausüben wollte, neun Jahr' zu eſſen gäbe.

Im Grunde, warum ſollte ich ſie auch ausüben? Ich habe des Guten ſo Viel zu ſchreiben, daſs ich nicht lange Federleſens zu machen brauche.

So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenſchen voll Narrheit iſt, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, ſo lange es Frauen giebt; erkaltet es für die Eine, ſo erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie ſtirbt, ſo ſtirbt auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: La reine est morte, vive la reine! Auf gleiche Weiſe wird auch die Narrheit meiner Nebenmenſchen nie ausſterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit, und dieſe hat ihre beſtimmten Grenzen; aber es giebt tauſend unermeſsliche Narrheiten. Der gelehrte Kaſuiſt und Seelſorger Schupp ſagt ſogar: „In der Welt ſind mehr Narren als Menſchen —“

vid. Schuppii lehrreiche Schriften, S. 1121. Bedenkt man, daſs der große Schuppius in Hamburg gewohnt hat, ſo findet man dieſe ſtatiſtiſche Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demſelben Orte, und kann ſagen, daſs mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all' dieſe Narren, die ich hier ſehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, ſie ſind bares Honorar, bares Geld. Ich befinde mich jetzt ſo recht in der Wolle. Der Herr hat mich geſegnet, die Narren ſind dieſes Jahr ganz beſonders gut gerathen, und als guter

Wirth konſumiere ich nur wenige, ſuche mir die ergiebigſten heraus und bewahre ſie für die Zukunft. Man ſieht mich oft auf der Promenade und ſieht mich luſtig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibend-vergnügt zwiſchen den Kiſten, Fäſſern und Ballen ſeines Waarenlagers umherwandelt, ſo wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr ſeid Alle die Meinigen! Ihr ſeid mir Alle gleich theuer, und ich liebe euch, wie ihr ſelbſt euer Geld liebt, und Das will Viel ſagen. Ich muſste herzlich lachen, als ich jüngſt hörte, einer meiner Leute habe ſich beſorglich geäußert, er wiſſe nicht, wovon ich einſt leben würde — und dennoch iſt er ſelbſt ein ſo kapitaler Narr, daſs ich von ihm allein ſchon leben könnte, wie von einem Kapitale. Mancher Narr iſt mir aber nicht bloß bares Geld, ſondern ich habe das bare Geld, das ich aus ihm erſchreiben kann, ſchon zu irgend einem Zwecke beſtimmt. So z. B. für einen gewiſſen, wohlgepolſterten dicken Milionarrn werde ich mir einen gewiſſen, wohlgepolſterten Stuhl anſchaffen, den die Franzöſinnen chaise percée nennen. Für ſeine dicke Millionärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kamel kommt eher ins Himmelreich, als daſs dieſer Mann durch ein Nadelöhr geht — ſehe ich nun Dieſen auf der

Promenade heranwatſcheln, ſo wird mir wunderlich zu Muthe; obſchon ich ihm ganz unbekannt bin, ſo grüße ich ihn unwillkürlich, und er grüßt wieder ſo herzlich, ſo einladend, daſs ich auf der Stelle von ſeiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen geputzten Menſchen, die juſt vorbeigehn. Seine Frau Gemahlin iſt gar keine üble Frau — ſie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es iſt dafür deſto grüner, ihre Naſe iſt wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut, ihr Buſen iſt groß wie das Meer, und es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in dieſen Meerbuſen eingelaufen — man wird ſeekrank ſchon durch den bloßen Anblick — ihr Nacken iſt gar hübſch und fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet ſich etwas tiefer unten — und an der veilchenblauen Gardine, die dieſes vergleichende Bild bedeckt, haben gewiſs tauſend und abermals tauſend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben verſponnen. Sie ſehen, Madame, welch ein Roſs ich mir anſchaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, ſo geht mir ordentlich das Herz auf, es iſt mir, als könnt' ich mich ſchon aufſchwingen, ich ſchwippe mit der Gerte, ich ſchnappe mit den Fingern, ich ſchnalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerlei

Reiterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr! — und die liebe Frau ſieht mich an ſo ſeelenvoll, ſo verſtändnisinnig, ſie wiehert mit dem Auge, ſie ſperrt die Nüſtern, ſie kokettiert mit der Kroupe, ſie kourbettiert, ſetzt ſich plötzlich in einen kurzen Hundetrapp — Und ich ſtehe dann mit gekreuzten Armen, und ſchaue ihr wohlgefällig nach, und überlege, ob ich ſie auf der Stange reiten ſoll oder auf der Trenſe, ob ich ihr einen engliſchen oder einen polniſchen Sattel geben ſoll — u. ſ. w. — Leute, die mich alsdann ſtehen ſehen, begreifen nicht, was mich bei der Frau ſo ſehr anzieht. Zwiſchentragende Zungen wollten ſchon ihren Herrn Gemahl in Unruhe ſetzen und gaben Winke, als ob ich ſeine Ehehälfte mit den Augen eines Roué betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne chaise percée ſoll geantwortet haben, er halte mich für einen unſchuldigen, ſogar etwas ſchüchternen jungen Menſchen, der ihn mit einer gewiſſen Benauigkeit anſähe, wie Einer, der das Bedürfnis fühlt, ſich näher anzuſchließen, und doch von einer erröthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein edles Roſs meinte hingegen,. ich hätte ein freies, unbefangenes, chevalereskes Weſen, und meine zuvorgrüßende Höflichkeit bedeute bloß den Wunſch, einmal von ihnen zu einem Mittagseſſen eingeladen zu werden. —

Sie ſehen, Madame, ich kann alle Menſchen gebrauchen, und der Adreſskalender iſt eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie bankerott werden, denn meine Gläubiger ſelbſt würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie geſagt, lebe ich wirklich ſehr ökonomiſch, verdammt ökonomiſch. Z. B. während ich Dieſes ſchreibe, ſitze ich in einer dunklen, betrübten Stube auf der Düſternſtraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im ſchönſten Garten ſitzen, eben ſo gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realiſieren. Dieſe Letzteren, Madame, beſtehen aus verdorbenen Friſeuren, heruntergekommenen Kupplern, Speiſewirthen, die ſelbſt Nichts mehr zu eſſen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wiſſen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique ſcandaleuſe ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern ſich, daſs ich ſolches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Dieſe Leute ſind meine Blumen. Ich beſchreibe ſie einſt in einem ſchönen Buche, für deſſen Honorar ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen, gelben, blauen und buntgeſprenkelten Geſichtern erſcheinen ſie mir jetzt ſchon wie Blumen dieſes Gartens. Was kümmert es mich, daſs fremde Naſen behaupten, dieſe Blumen röchen nur nach Kümmel, Tabak, Käſe und Laſter! Meine eigne Naſe, der Schornſtein meines Kopfes, worin die Phantaſie als Kaminfeger auf und ab ſteigt, behauptet das Gegentheil, ſie riecht an jenen Leuten Nichts als den Duft von Roſen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violen — O, wie behaglich werde ich einſt des Morgens in meinem Garten ſitzen, und den Geſang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den friſchen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand ſitze ich aber noch auf der dunklen Düſternſtraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich, in der Mitte deſſelben den größten Obſkuranten des Landes aufzuhängen — „Mais, y verrez-vous plus clair alors?“ Augenſcheinlichement, Madame, — doch miſsverſtehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann ſelbſt, ſondern nur die kryſtallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erſchreibe, mir anſchaffen werde. Indeſſen, ich glaube, es wäre noch beſſer und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obſkuranten in natura aufhinge. Kann man aber die Leute nicht hängen, ſo muſs man ſie brandmarken. Ich ſpreche wieder figürlich, ich brandmarke in effigie. Freilich, Herr v. Weiß — er iſt weiß und unbeſcholten wie eine Lilie — hat ſich weißmachen laſſen, ich hätte in Berlin erzählt, er ſei wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ ſich deſshalb von der Obrigkeit beſehen und ſchriftlich geben, daſs ſeinem Rücken kein Wappen aufgedruckt ſei, dieſes negative Wappenzeugnis betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaſs in die beſte Geſellſchaft verſchaffen müſſe, und wunderte ſich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreiſcht jetzt Mord und Zeter über mich armen Menſchen, und will mich mit einer geladenen Piſtole, wo er mich findet, todtſchießen — Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für dieſen Narren, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm herausſchreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faſs Rüdesheimer Rheinwein. Ich erwähne Dieſes, damit ſie nicht glauben, es ſei Schadenfreude, daſs ich ſo luſtig ausſehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, Madame, ich ſehe in ihm nur meinen lieben Rüdesheimer; ſobald ich ihn erblicke, wird mir wonnig und angenehm zu Muthe, und ich trällere unwillkürlich: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben —“ „Dies Bildnis iſt bezaubernd ſchön —“ „O weiße Dame — —“ Mein Rüdesheimer ſchaut alsdann ſehr ſauer, und man ſollte glauben, er beſtände nur aus Gift und Galle — aber ich verſichere Sie, Madame, es iſt ein echtes Gewächs; findet ſich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebrannt, ſo weiß doch der Kenner es zu würdigen, ich werde dieſes Fäſschen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Art zerſpringen will, ſo ſoll es von Amtswegen mit einigen eiſernen Reifen geſichert werden.

Sie ſehen alſo, Madame, für mich brauchen Sie Nichts zu beſorgen. Ich kann Alles ruhig anſehen in dieſer Welt. Der Herr hat mich geſegnet mit irdiſchen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, ſo erlaubt er mir doch in ſeinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu leſen, zu keltern, zu preſſen, zu bütten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten ins Maul fliegen, ſondern mir gewöhnlich roh und abgeſchmackt entgegenlaufen, ſo weiß ich ſie doch ſo lange am

Spieße herumzudrehen, zu ſchmoren, zu pfeffern, bis ſie mürbe und genießbar werden. Sie ſollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal eine große Fête gebe. Madame, Sie ſollen meine Küche loben. Sie ſollen geſtehen, daſs ich meine Satrapen eben ſo pompöſe bewirthen kann, wie einſt der große Ahasveros, der da König war von Indien bis zu den Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hekatomben von Narren werde ich einſchlachten. Jener große Philoſchnaps, der, wie einſt Jupiter, in der Geſtalt eines Ochſen um den Beifall Europa's buhlt, liefert den Ochſenbraten; ein trauriger Trauerſpieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig perſiſches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, an deſſen Bildung kein Ariſtoteles Antheil hatte, Dieſer liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich ſauerſüß lächelnd, mit einer Citronenſcheibe im Maul, und von der kunſtverſtändigen Köchin mit Lorberblättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälſe, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Wädchen, Mimilichen, Küſschen und Aſſeſſorchen, nämlich H. Clauren, oder wie ihn auf der Friedrichſtraße die frommen Bernhardinerinnen nennen: „Vater Clauren! unſer Clauren!“ dieſer

Echte liefert mir all' jene Gerichte, die er in ſeinen jährlichen Taſchenbordellchen mit der Phantaſie einer näſcheriſchen Küchenjungfer ſo jettlich zu beſchreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz beſonderes Extra-Schüſſelchen mit einem Sellerie-Gemüſchen, „wonach Einem das Herzchen vor Liebe puppert!“ — eine kluge, dürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar iſt, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel ſein an göttinger Wurſt, hamburger Rauchfleiſch, pommerſchen Gänſebrüſten, Ochſenzungen, gedämpftem Kalbshirn, Rindsmaul, Stockfiſch, und allerlei Sorten Gelée, Berliner Pfannkuchen, Wiener Torte, Konfitüren —

Madame, ich habe mir ſchon in Gedanken den Magen überladen! Der Henker hole ſolche Schlemmerei! Ich kann nicht Viel vertragen. Meine Verdauung iſt ſchlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutſche Publikum — ich muſs einen Willibald-Alexis-Salat darauf eſſen, der reinigt — O! der unſelige Schweinskopf mit der noch unſeligeren Sauce, die weder griechiſch noch perſiſch, ſondern wie Thee mit grüner Seife ſchmeckt — Ruft mir meinen dicken Millionarrn!

Kapitel XV.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer ſchönen Stirne und Sie ſcheinen zu fragen, ob es nicht Unrecht ſei, daſs ich die Narren ſolchermaßen zurichte, an den Spieß ſtecke, zerhacke, ſpicke, und viele ſogar hinſchlachte, die ich unverzehrt liegen laſſen muſs, und die nun den ſcharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waiſen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthſel löſen: Ich ſelbſt bin zwar keiner von den Vernünftigen, aber ich habe mich zu dieſer Partei geſchlagen, und ſeit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben ſich von uns beeinträchtigt, indem ſie behaupten, es gäbe in der Welt nur eine beſtimmte

Doſis Vernunft, dieſe ganze Doſis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! uſurpiert, und es ſei himmelſchreiend, wie oft ein einziger Menſch ſo viel Vernunft an ſich geriſſen habe, daſs ſeine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obſkur geworden. Dies iſt die geheime Urſache des Krieges, und es iſt ein wahrer Vertilgungskrieg. Die Vernünftigen zeigen ſich, wie gewöhnlich, als die Ruhigſten, Mäßigſten und Vernünftigſten, ſie ſitzen feſtverſchanzt in ihren altariſtoteliſchen Werken, haben viel Geſchütz, haben auch Munition genug, denn ſie haben ja ſelbſt das Pulver erfunden, und dann und wann werfen ſie wohlbewieſene Bomben unter ihre Feinde. Aber leider ſind dieſe Letzteren allzu zahlreich, und ihr Geſchrei iſt groß, und täglich verüben ſie Greuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Greuel iſt. Ihre Kriegsliſten ſind oft von ſehr ſchlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten ſich wohl, die geheime Urſache des Krieges einzugeſtehen. Sie haben gehört, ein bekannter falſcher Mann, der es in der Falſchheit ſo weit gebracht hatte, daſs er am Ende ſogar falſche Memoiren ſchrieb, nämlich Fouché, habe mal geäußert: Les paroles sont faites pour cacher nos pensées: und nun machen ſie viele Worte, um zu verbergen, daſs ſie überhaupt keine Gedanken haben, und halten lange Reden und ſchreiben dicke Bücher, und wenn man ſie hört, ſo preiſen ſie die alleinſeligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man ſie ſieht, ſo treiben ſie Mathematik, Logik, Statiſtik, Maſchinen-Verbeſſerung, Bürgerſinn, Stallfütterung u. ſ. w. — und wie der Affe um ſo lächerlicher wird, je mehr er ſich mit dem Menſchen ähnlich zeigt, ſo werden auch jene Narren deſto lächerlicher, je vernünftiger ſie ſich gebärden. Andere Häuptlinge der großen Armee ſind offenherziger, und geſtehen, daſs ihr Vernunfttheil ſehr gering ausgefallen, daſs ſie vielleicht gar Nichts von der Vernunft abbekommen, indeſſen können ſie nicht umhin, zu verſichern, die Vernunft ſei ſehr ſauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr ſein, aber unglücklichermaßen haben ſie nicht mal ſo viel Vernunft, als dazu gehört, es zu beweiſen. Sie greifen daher zu allerlei Aushülfe, ſie entdecken neue Kräfte in ſich, erklären, daſs ſolche eben ſo wirkſam ſeien wie die Vernunft, ja in gewiſſen Nothfällen noch wirkſamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inſpiration u. ſ. w., und mit dieſem Vernunftſurrogat, mit dieſer Runkelrübenvernunft tröſten ſie ſich. Mich Armen haſſen ſie aber ganz beſonders, indem ſie behaupten, ich ſei von Haus aus einer der Ihrigen, ich ſei ein Abtrünniger, ein Überläufer, der die heiligſten Bande zerriſſen, ich ſei jetzt ſogar ein Spion, der heimlich auskundſchafte, was ſie, die Narren, zuſammen treiben, um ſie nachher dem Gelächter ſeiner neuen Genoſſen preiszugeben, und ich ſei ſo dumm, nicht einmal einzuſehen, daſs Dieſe zu gleicher Zeit über mich ſelbſt lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es iſt wahr, Jene halten mich nicht für ihres Gleichen, und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es ſehr gut, aber ich laſſ' mir Nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es ſehr gut, meine Stellung iſt unnatürlich: Alles, was ich thue, iſt den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Greuel. Sie haſſen mich, und ich fühle die Wahrheit des Spruches: „Stein iſt ſchwer und Sand iſt Laſt, aber der Narren Zorn iſt ſchwerer denn die beide.“ Und ſie haſſen mich nicht mit Unrecht. Es iſt vollkommen wahr, ich habe die heiligſten Bande zerriſſen, von Gott- und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und ſterben müſſen. Und ach! ich hätte es unter dieſen Leuten ſo gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offenen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen abſehen, was ſie mir nur irgend Liebes erweiſen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tiſche laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegeſellſchaften und Klubs, und ich könnte mit ihnen Whiſt ſpielen, Tabak rauchen, politiſieren, und wenn ich dabei gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: Welch' ſchönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!" — erlauben Sie mir, Madame, daſs ich eine Thräne der Rührung weihe — ach! und ich würde Punſch mit ihnen trinken, bis die rechte Inſpiration käme, und dann brächten ſie mich in einer Portechaiſe wieder nach Hauſe, ängſtlich beſorgt, daſs ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir ſchnell die Pantoffeln, der Andre den ſeidnen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmütze, und ſie machten mich dann zum Profeſſor extraordinarius, oder zum Präſidenten einer Bekehrungsgeſellſchaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römiſchen Ausgrabungen; — denn ich wäre ſo recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, ſintemal ich die lateiniſchen Deklinationen ſehr gut von den Konjugationen unterſcheiden kann, und nicht ſo leicht wie andere Leute einen preußiſchen Poſtillonsſtiefel für eine etruskiſche Vaſe anſehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inſpiration könnten noch außerdem in den Betſtunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetiſches Talent würde mir gute Dienſte leiſten bei hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich in einem großen Nationalepos all' jene Helden beſänge, wovon wir ganz beſtimmt wiſſen, daſs aus ihren verweſten Leichnamen Würmer gekrochen ſind, die ſich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einſt mit Vernunft begabt geweſen, ſind ſolcher Vortheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bei ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Überwindung gekoſtet, ſind ihnen jetzt ſchon zur zweiten Natur geworden, ja ſie ſind nicht mehr als Heuchler, ſondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derſelben, in deſſen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinſternis eingetreten, liebt mich ſehr, und jüngſthin, als ich bei ihm allein war, verſchloſs er die Thüre und ſprach zu mir mit ernſter Stimme: „O Thor, der du den Weiſen ſpielſt, und dennoch nicht ſo viel Verſtand haſt wie ein Rekrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daſs die Großen des Landes nur Denjenigen erhöhen, der ſich ſelbſt erniedrigt und ihr Blut für beſſer rühmt als das ſeinige. Und nun gar verdirbſt du es mit den Frommen des Landes! Iſt es denn ſo überaus ſchwer, die gnadenſeligen Augen zu verdrehen, die gläubigverſchränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu laſſen und auswendiggelernte Bibelſprüche zu wiſpern! Glaub mir, keine Hocherlauchte wird dich für deine Gottloſigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich haſſen, verleumden und verfolgen, und du machſt keine Karrière, weder im Himmel noch auf Erden!“

Ach! Das iſt Alles wahr! Aber ich hab' nun mal dieſe unglückliche Paſſion für die Vernunft! Ich liebe ſie, obgleich ſie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles, und ſie gewährt mir Nichts. Ich kann nicht von ihr laſſen. Und wie einſt der jüdiſche König Salomon im Hohenliede die chriſtliche Kirche beſungen, und zwar unter dem Bilde eines ſchwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit ſeine Juden Nichts merkten: ſo habe ich in unzähligen Liedern juſt das Gegentheil, nämlich die Vernunft, beſungen, und zwar unter dem Bilde einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abſtößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieſes Geheimnis meiner unglücklichen Liebe, das ich Niemanden offenbare, giebt Ihnen, Madame, einen Maßſtab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie ſehen daraus, daſs ſolche von außerordentlicher Art iſt, und großartig hervorragt über das gewöhnliche närriſche Treiben der Menſchen. Leſen Sie meinen Ratcliff, meinen Almanſor, mein lyriſches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! Nichts als Vernunft! — und Sie erſchrecken ob der Höhe meiner Narrheit. Mit den Worten Agur's, des Sohnes Jake, kann ich ſagen: „Ich bin der Allernärriſchſte, und Menſchenverſtand iſt nicht bei mir.“ Hoch in die Lüfte hebt ſich der Eichwald, hoch über den Eichwald ſchwingt ſich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen Das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen ſchweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr ſchwindelt vor ihrer eigenen Erhabenheit. Sie macht mich zum Rieſen mit Siebenmeilenſtiefeln. Mir iſt des Mittags zu Muthe, als konnte ich alle Elephanten Hindoſtans aufeſſen und mir mit dem Straßburger Münſter die Zähne ſtochern; des Abends werde ich ſo ſentimental, daſs ich die Milchſtraße des Himmels ausſaufen möchte, ohne zu bedenken, daſs Einem die kleinen Fixſterne ſehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erſt recht los, in meinem Kopf giebt's dann einen Kongreſs von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Aſſyrer, Ägypter, Meder, Perſer, Hebräer, Philiſter, Frankfurter, Babylonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken — Madame, es wäre zu weitläufig, wenn ich Ihnen all' dieſe Völker beſchreiben wollte, leſen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude- und Spenerſche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Geſellſchafter. — Ich will unterdeſſen frühſtücken, es will heute Morgen mit dem Schreiben nicht mehr ſo luſtig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läſſt mich im Stich — Madame, ich fürchte ſogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülfe iſt heute noch gar nicht da geweſen. — Madame, ich will ein neues Kapitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Tode Le Grand's in Godesberg ankam.

Kapitel XVI.

Als ich zu Godesberg ankam, ſetzte ich mich wieder zu den Füßen meiner ſchönen Freundin, — und neben mir legte ſich ihr brauner Dachshund — und wir Beide ſahen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in dieſem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich ſterben können, während ich in jenes Auge blickte, und ſtarb ich in ſolchem Augenblicke, ſo flog meine Seele direkt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beſchreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt geworden iſt, aus dem Tollhauſe kommen laſſen, damit er aus dem Abgrund des Wahnſinns ein Bild heraufhole, womit ich jenes Auge vergleiche — Unter uns geſagt, ich wäre wohl ſelbſt verrückt genug, daſs ich zu einem ſolchen Geſchäfte keines

Gehülfen bedürfte. God d—n! ſagte mal ein Engländer, wenn ſie Einen ſo recht ruhig von oben bis unten betrachtet, ſo ſchmelzen Einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—e! ſagte ein Franzoſe, ſie hat Augen von größtem Kaliber, und wenn ſo ein dreißigpfünder Blick herausſchießt, krach! ſo iſt man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, Der ſagte: Ihre Augen ſehen aus wie zwei Taſſen ſchwarzer Kaffe — Er wollte etwas ſehr Süßes ſagen, denn er warf immer unmenſchlich viel Zucker in ſeinen Kaffe — Schlechte Vergleiche!

Ich und der braune Dachshund lagen ſtill zu den Füßen der ſchönen Frau, und ſchauten und horchten. Sie ſaß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Geſtalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne. Sie ſprachen Beide von den ſieben Bergen, die das ſchöne Abendroth beſtrahlte, und von dem blauen Rhein, der unfern groß und ruhig vorbeifluthete. — Was kümmerte uns das Siebengebirge und das Abendroth und der blaue Rhein und die ſegelweißen Kähne, die darauf ſchwammen, und die Muſik, die aus einem Kahne erſcholl, und der Schafskopf von Student, der darin ſo ſchmelzend und lieblich ſang — ich und der braune Dachs, wir ſchauten in das Auge der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den ſchwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus dunkeln Wolken, roſigbleich hervorglänzte — Es waren hohe griechiſche Geſichtszüge, kühngewölbte Lippen, umſpielt von Wehmuth, Seligkeit und kindiſcher Laune, und wenn ſie ſprach, ſo wurden die Worte etwas tief, faſt ſeufzend angehaucht und dennoch ungeduldig raſch hervorgeſtoßen — und wenn ſie ſprach, und die Rede wie ein warmer, heiterer Blumenregen aus dem ſchönen Munde herniederflockte — o! dann legte ſich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor Allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die ſchöne Hand der Freundin, und drückte ſie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann ſprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals furchte ſich ernſter, und ich ſetzte mich wieder und ergriff wieder die ſchöne Hand und küſete ſie und erzählte und ſprach von der kleinen Veronika.

Kapitel XVII.

Madame, Sie wünſchen, daſs ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgeſehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu leſen, als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daſs ich nur Dasjenige zu ſchreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die ſchöne Hand ausſah, die ich im vorigen Kapitel geküſſt habe.

Zuvörderſt muſs ich eingeſtehen: — ich war nicht werth dieſe Hand zu küſſen. Es war eine ſchöne Hand, ſo zart, durchſichtig, glänzend, ſüß, duftig, ſanft, lieblich — wahrhaftig, ich muſs nach der Apotheke ſchicken, und mir für zwölf Groſchen Beiwörter kommen laſſen.

Auf dem Mittelfinger ſaß ein Ring mit einer Perle — ich ſah nie eine Perle, die eine kläglichere

Rolle ſpielte — auf dem Goldfinger trug ſie einen Ring mit einer blauen Antike — ich habe Stunden lang Archäologie daran ſtudiert — auf dem Zeigefinger trug ſie einen Diamant — es war ein Talisman; ſo lange ich ihn ſah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebſt ſeinen vier Kollegen — und mit allen fünf Fingern ſchlug ſie mir oft auf den Mund. Seitdem ich ſolchermaßen manipuliert worden, glaube ich ſteif und feſt an den Magnetismus. Aber ſie ſchlug nicht hart, und wenn ſie ſchlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottloſe Redensart, und wenn ſie mich geſchlagen hatte, ſo bereuete ſie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwei, und gab mir die eine und dem braunen Dachſe die andere Hälfte, und lächelte dann und ſprach: „Ihr Beide habt keine Religion und werdet nicht ſelig, und man muſs euch auf dieſer Welt mit Kuchen füttern, da für euch im Himmel kein Tiſch gedeckt wird.“ So halb und halb hatte ſie Recht, ich war damals ſehr irreligiös und las den Thomas Paine, das Système de la nature, den weſtphäliſchen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verſtand wachſen, und wollte unter die Rationaliſten gehen. Aber wenn mir die ſchöne Hand über die Stirne fuhr, blieb mir der Verſtand ſtehen, und ſüßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliedchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können ſich kaum vorſtellen, wie hübſch die kleine Veronika ausſah, als ſie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher ſtanden, warfen ihren Schimmer auf das bleiche lächelnde Geſichtchen und auf die rothſeidenen Röschen und rauſchenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Urſula hatte mich Abends in das ſtille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tiſche ausgeſtellt ſah, glaubte ich Anfangs, es ſei ein hübſches Heiligenbildchen von Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend, warum die kleine Veronika ſo ſtill ſei, und die Urſula ſagte: Das thut der Tod.

Und als ſie ſagte: Das thut. der Tod — Doch ich will heute dieſe Geſchichte nicht erzählen, ſie würde ſich zu ſehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elſter ſprechen, die auf dem Schloßplatz herumhinkte und dreihundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich melancholiſch werden. — Ich bekomme plötzlich Luſt, eine andere Geſchichte zu erzählen, und die iſt luſtig, und paſſt auch an dieſen Ort, denn es iſt die eigentliche Geſchichte, die in dieſem Buche vorgetragen werden ſollte.

Kapitel XVIII.

In der Bruſt des Ritters war Nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchſtiche der Verleumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging über den Sankt Markusplatz, war ihm zu Muthe, als wollte ſein Herz brechen und verbluten. Seine Füße ſchwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehetzt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf ſeiner Stirne, und als er in die Gondel ſtieg, ſeufzte er tief. Er ſaß gedankenlos in dem ſchwarzen Gondelzimmer, gedankenlos ſchaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Pallaſte ausſtieg, hörte er, Signora Laura ſei im Garten.

Sie ſtand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem rothen Roſenbaum am Ende der Terraſſe, unfern von den Trauerweiden, die ſich wehmüthig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluſs. Da ſtand ſie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Roſen. Er aber erwachte wie aus einem ſchwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnſucht. „Signora Laura!“ — ſprach er — „ich bin elend und bedrängt von Haſs und Noth und Lüge“ — und dann ſtockte er, und ſtammelte: — „aber ich liebe Euch“ — und dann ſchoſs eine freudige Thräne in ſein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: — „Sei mein, Mädchen, und liebe mich!“

Es liegt ein geheimnisdunkler Schleier über dieſer Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, ſo verhüllt er ſich und ſeufzt und ſchweigt.

Einſam ſtand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, ſein Antlitz war eben ſo verzerrt und weiß, bewuſstlos entblätterte er alle Roſen des Roſenbaums, er zerknickte ſogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine wahnſinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüſterten ängſtlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta, die Nacht kam heraufgeſtiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein ſchöner Stern, der ſchönſte von allen, fiel vom Himmel herab.

Kapitel XIX.

Vous pleurez, Madame?

O, mögen die Augen, die jetzt ſo ſchöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge ſie einſt zudrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbekiſſen, Madame, iſt auch eine gute Sache in der Stunde des Todes und möge Ihnen alsdann nicht fehlen: und wenn das ſchöne, müde Haupt darauf niederſinkt und die ſchwarzen Locken herabwallen über das verbleichende Antlitz: O, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich gefloſſen ſind — denn ich bin ſelber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin ſelber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenen Stern.

Vous pleurez, Madame?

O, ich kenne dieſe Thränen! Wozu ſoll die längere Verſtellung? Sie, Madame, ſind ja ſelbſt die ſchöne Frau, die ſchon in Godesberg ſo lieblich geweint hat, als ich das trübe Märchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Roſen, rollten die ſchönen Thränen über die ſchönen Wangen — der Dachs ſchwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiſer, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem ſchwarzen Mantel, und ich ſaß zu Ihren Füßen, Madame, und ſah in die Höhe in den geſtirnten Himmel — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwei Sterne — Aber wie kann man ſolche ſchöne Augen mit Sternen verwechſeln? Dieſe kalten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menſchen, der ſo elend iſt, daſs er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch beſondere Gründe, dieſe Augen nicht zu verkennen — in dieſen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie ſind geboren juſt an dem Tage, als die kleine Veronika ſtarb. Die Johanna in Andernach hatte mir vorausgeſagt, daſs ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — und ich habe ſie gleich wieder erkannt. — Das war ein ſchlechter Einfall, Madame, daſs Sie damals ſtarben, als die hübſchen Spiele erſt recht losgehen ſollten. Seit die fromme Urſula mir geſagt: „Das thut der Tod“, ging ich allein und ernſthaft in der großen Gemäldegalerie umher, die Bilder wollten mir nicht mehr ſo gut gefallen wie ſonſt, ſie ſchienen mir plötzlich verblichen zu ſein, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten — Sie wiſſen, Madame, welches Stück ich meine: —

Es iſt der Sultan und die Sultanin von Delhi.

Erinnern ſie ſich, Madame, wie wir oft ſtundenlang davor ſtanden, und die fromme Urſula ſo wunderlich ſchmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daſs die Geſichter auf jenem Bilde mit den unſrigen ſo viele Ähnlichkeit hatten? Madame, ich finde, daſs Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es iſt unbegreiflich, wie der Maler Sie ſogar bis auf die Kleidung darſtellte, die Sie damals getragen. Man ſagt, er ſei wahnſinnig geweſen und habe Ihr Bild geträumt. Oder ſaß ſeine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Jokey, aufwartete? — in dieſem Falle muſste er ſich wohl des ſilbergrauen Schleiers erinnern, den er einſt mit rothem Wein überſchüttet und verdorben hat — Ich war froh, daſs ſie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht ſonderlich, wie denn überhaupt die europäiſche Tracht für Frauenzimmer viel kleidſamer iſt als die indiſche. Freilich, ſchöne Frauen ſind ſchön in jeder Tracht. Erinnern Sie ſich, Madame, daſs ein galanter Brahmine — er ſah aus wie Ganeſa, der Gott mit dem Elephantenrüſſel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einſt das Kompliment gemacht hat, die göttliche Maneka, als ſie aus Indra's goldner Burg zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgeſtiegen, ſei gewiß nicht ſchöner geweſen als Sie, Madame!

Sie erinnern ſich Deſſen nicht mehr? Es ſind ja kaum 3000 Jahre, ſeitdem Ihnen Dieſes geſagt worden, und ſchöne Frauen pflegen ſonſt eine zarte Schmeichelei nicht ſo ſchnell zu vergeſſen.

Indeſſen für Männer iſt die indiſche Tracht weit kleidſamer als die europäiſche. O, meine roſarothen, lotosgeblümten Pantalons von Delhi! hätte ich euch getragen, als ich vor Signora Laura ſtand und um Liebe flehte — das vorige Kapitel hätte anders gelautet! Aber ach! ich trug damals ſtrohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chineſe in Nanking gewebt — mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft ſitzt ein junger Menſch in einem kleinen deutſchen Kaffeſtübchen und trinkt ruhig ſeine Taſſe Kaffe, und unterdeſſen im weiten, fernen China wächſt und blüht ſein Verderben, und wird dort geſponnen und verwebt, und trotz der hohen chineſiſchen Mauer weiß es ſeinen Weg zu finden zu dem jungen Menſchen, der es für ein Paar Nankinghoſen hält und dieſe arglos anzieht und elend wird — Und, Madame, in der kleinen Bruſt eines Menſchen kann ſich gar viel Elend verſtecken und ſo gut verſteckt halten, daſs der arme Menſch ſelbſt es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge iſt, und luſtig tanzt und pfeift und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

Kapitel XX.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht

(Altes Stück.)

Und wegen dieſer dummen Geſchichte haben Sie ſich todtſchießen wollen?

Madame, wenn ein Menſch ſich todtſchießen will, ſo hat er dazu immer hinlängliche Gründe, darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber ob er ſelbſt dieſe Gründe kennt, Das iſt die Frage. Bis auf den letzten Augenblick ſpielen wir Komödie mit uns ſelber. Wir maskieren ſogar unſer Elend, und während wir an einer Bruſtwunde ſterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wiſſen gewiſs ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das iſt ein ſchlimmes Übel, und da hilft ſehr gut das

Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Barthold Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — der arme Chineſe trägt keine Schuld, ich habe dieſes Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag ſchon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, ſo wiegte ſie es mit, und wenn ſie mich in den Schlaf ſang, ſo ſchlief es mit mir ein, und es erwachte, ſobald ich wieder die Augen aufſchlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend, und wurde endlich ganz groß, und zerſprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen ſprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Luſt und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

◆

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zweiter Band.
Reiſebilder. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Reiſebilder

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

THECA
ICA
ENSIS.

Inhalt.

Italien.

Seite

I. Reiſe von München nach Genua 3

II. Die Bäder von Lucca 161

III. Die Stadt Lucca 313

Spätere Nachſchrift 417

Schlußwort 422

Reiſebilder.

Italien.

(1828.)

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Wider braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Chriſten.

Goethe.

I.

Reiſe von München nach Genua.

Ein edles Gemüth kommt nie in eure Rechnung: und daran ſcheitert heute eure Weisheit. (Er öffnet ſeinen Schreibtiſch, nimmt zwei Piſtolen heraus, wovon er das eine auf den Tiſch legt und das andre ladet.)

Robert's „Macht der Verhältniſſe.“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kapitel I.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu Gute, niemals grob geweſen zu ſein auf dieſer Erde, wo es ſo viele unerträgliche Schlingel giebt, die ſich zu Einem hinſetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verſe deklamieren; mit wahrhaft chriſtlicher Geduld habe ich immer ſolche Miſère ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie ſehr ſich meine Seele ennuyierte. Gleich einem büßenden Brahminen, der ſeinen Leib dem Ungeziefer preisgiebt, damit auch dieſe Gottesgeſchöpfe ſich ſättigen, habe ich dem fatalſten Menſchengeſchmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet uns, höflich zu sein, und nicht verdrießlich zu ſchweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein ſchwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käſekrämer ſich zu uns ſetzt, und ein allgemein europäiſches Geſpräch anfängt mit den Worten: „Es iſt heute eine ſchöne Witterung.“ Man kann nicht wiſſen, wie man mit einem ſolchen Philiſter wieder zuſammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, daſs wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung iſt ſehr ſchön.“ Es kann ſich ſogar fügen, lieber Leſer, daſs du zu Kaſſel an der Table d'Hôte neben beſagtem Philiſter zu ſitzen kömmſt, und zwar an ſeine linke Seite, und er iſt juſt der Mann, der die Schüſſel mit braunen Karpfen vor ſich ſtehen hat und luſtig austheilt; — hat er nun eine alte Pike auf dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, ſo daſs auch nicht das kleinſte Schwanzſtückchen für dich übrig bleibt. Denn ach! du biſt juſt der Dreizehnte bei Tiſch, welches immer bedenklich iſt, wenn man links neben dem Trancheur ſitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen iſt ein großes Übel; nächſt dem Verluſt der Nationalkokarde vielleicht das größte. Der Philiſter, der dir dieſes Übel bereitet, verhöhnt dich noch obendrein, und offeriert dir die Lorberen, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach! was helfen Einem alle Lorberen, wenn keine Karpfen dabei ſind! — und der Philiſter blinzelt dann mit den Äuglein, und kichert und liſpelt: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann ſich ſogar fügen, daſs du auf irgend einem Kirchhofe neben dieſem ſelben Philiſter zu liegen kömmſt, und hörſt du dann am jüngſten Tage die Poſaune erſchallen und ſagſt zu deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligſt die Hand, damit ich aufſtehen kann, das linke Bein iſt mir eingeſchlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkſt du plötzlich das wohlbekannte Philiſterlächeln, und hörſt die höhniſche Stimme: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Kapitel II.

„Es iſt heute eine ſcheene Witterung —“

Hätteſt du, lieber Leſer, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fiſtelbaß, womit dieſe Worte geſprochen wurden, und saheſt du gar den Sprecher ſelbſt, das erzproſaiſche Wittwenkaſſengeſicht, die ſtockgeſcheiten Äuglein, die aufgeſtülpt pfiffige Forſchungsnaſe: ſo erkannteſt du gleich, dieſe Blume iſt keinem gewöhnlichen Sande entſproſſen, und dieſe Töne ſind die Sprache Charlottenburg's, wo man das Berliniſche noch beſſer ſpricht als in Berlin ſelbſt.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt, und eſſe gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferſtehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung iſt ſehr ſcheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erſt recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von ſeinen Fragen und Selbſtbeantwortungen, und abſonderlich von ſeinen Parallelen zwiſchen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen ſehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daſs Solches diesmal auf Koſten Berlin's geſchah, Das wirſt du mir gern verzeihen, lieber Leſer, wenn ich dir unter der Hand geſtehe, Dergleichen geſchieht zumeiſt aus purer Politik; denn ich weiß, ſobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, ſo hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und ſie zucken die Achſel und flüſtern einander zu: Der Menſch wird ſehr ſeicht, uns ſogar lobt er. Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tauſend miſerable Schriftſteller haben Berlin ſchon in Proſa und Verſen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn iſt ihnen dafür gekocht worden, und man hat ſie unter den Linden immer noch für miſerable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben ſo wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein After-Poet etwa in Parabaſen auf Berlin losſchalt. Wage es aber mal Jemand gegen Polkwitz, Insbruck, Schilda, Poſen, Krähwinkel und andere Hauptſtädte etwas Anzügliches zu ſchreiben! Wie würde ſich der reſpektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon iſt: Berlin iſt gar keine Stadt, ſondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo ſich eine Menge Menſchen, und zwar darunter viele Menſchen von Geiſt, verſammeln, denen der Ort ganz gleichgültig iſt; dieſe bilden das geiſtige Berlin. Der durchreiſende Fremde ſieht nur die langgeſtreckten, uniformen Häuſer, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meiſtens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut ſind, und keine Kunde geben von der Denkweiſe der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen Etwas von der Privatgeſinnung der Einwohner zu errathen, wenn ſie die langen Häuſerreihen betrachten, die ſich, wie die Menſchen ſelbſt, von einander fern zu halten ſtreben, erſtarrend im gegenſeitigen Groll. Nur einmal in einer Mondnacht, als ich etwas ſpät von Lutter und Wegener heimkehrte, ſah ich, wie jene harte Stimmung ſich in milde Wehmuth aufgelöſt hatte, wie die Häuſer, die einander ſo feindlich gegenüber geſtanden, ſich gerührt baufällig chriſtlich anblickten, und ſich verſöhnt in die Arme ſtürzen wollten; ſo daſs ich armer Menſch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetſcht zu werden fürchtete. Manche werden dieſe Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks den andern Morgen durch eben jene Straße wanderte, und ſich die Häuſer wieder ſo proſaiſch entgegen gähnten. Es ſind wahrlich mehrere Flaſchen Poeſie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas Anderes ſehen will als todte Häuſer und Berliner. Hier iſt es ſchwer, Geiſter zu ſehen. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthümlichkeit, und iſt ſo neu; und doch iſt dieſes Neue ſchon ſo alt, ſo welk und abgeſtorben. Denn ſie iſt größtentheils, wie geſagt, nicht aus der Geſinnung der Maſſe, ſondern Einzelner entſtanden. Der große Fritz iſt wohl unter dieſen Wenigen der Vorzüglichſte; was er vorfand, war nur feſte Unterlage, erſt von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre ſeit ſeinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ſie ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinierte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört zu deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinerne Makulatur iſt und des Lächerlichen genug enthält, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe, und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daſs der alte Fritz und ſein ſpaniſches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn ſonſt würde aus den alten, aufgeklärten Fenſtern der geſunden Vernunftſtadt nicht ſo manch krankes Obſkurantengeſicht herausglotzen, und ſo manch dummes, abergläubiſches Gebäude würde ſich nicht unter die alten ſkeptiſch philoſophiſchen Häuſer eingeſiedelt haben. Ich will nicht miſsverſtanden ſein, und bemerke ausdrücklich, ich ſtichele hier keinesweges auf die neue Werderſche Kirche, jenen gothiſchen Dom in verjüngtem Maßſtabe, der uns aus Ironie zwiſchen die modernen Gebäude hingeſtellt iſt, um allegoriſch zu zeigen, wie läppiſch und albern es erſcheinen würde, wenn man alte, längſt untergegangene Inſtitutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlin's äußerlicher Erſcheinung, und wollte man in dieſer Beziehung München damit vergleichen, ſo könnte man mit Recht behaupten, Letzteres bilde ganz den Gegenſatz von Berlin. München nämlich iſt eine Stadt, gebaut von dem Volke ſelbſt, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geiſt noch immer in ihren Bauwerken ſichtbar, ſo daſs man dort, wie in der Hexenſcene des Macbeth, eine chronologiſche Geiſterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiſte des Mittelalters, der geharniſcht aus gothiſchen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geiſt unſerer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende; das Barbariſche empört uns nicht mehr, und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer in ſtiefelknechtlicher Geſtalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schoße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit ſchreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Korſett, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heiteren Kunſttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters.

Kapitel III.

Daſs man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, iſt, unter uns geſagt, etwas ridikül, und es koſtet mich viele Mühe, wenn ich ſie in ſolcher Qualität vertreten ſoll. Dieſes empfand ich aufs tiefſte in dem Zweigeſpräch mit dem Berliner Philiſter, der, obgleich er ſchon eine Weile mit mir geſprochen hatte, unhöflich genug war, alles attiſche Salz im neuen Athen zu vermiſſen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur iſt Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die ſchlanke Kellnerin, die in dieſem Augenblick vorbeiſprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daſs Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beſte Stettiner, war mir ſehr leid, und damit ſie ſich in der Folge wenigſtens keine ſolche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu docieren: Schönes Nannerl, die Ironie is ka Bier, ſondern eine Erfindung der Berliner, der klügſten Leute von der Welt, die ſich ſehr ärgerten, daſs ſie zu ſpät auf die Welt gekommen ſind, um das Pulver erfinden zu können, und die deſshalb eine Erfindung zu machen ſuchten, die eben ſo wichtig und eben Denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, ſehr nützlich iſt. Ehemals, liebes Kind, wenn Jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? Das Geſchehene konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, und die Leute ſagten: Der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügſten iſt und die meiſten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefſten dieſe Unannehmlichkeit. Das Miniſterium ſuchte dagegen ernſthafte Maßregeln zu ergreifen; bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Geſprächen, ſolche Erlaubnis erſtreckte ſich nur auf Profeſſoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden laſſen; — aber alle dieſe Vorkehrungen halfen Nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anläſſen deſto gewaltiger hervor, ſie wurden ſogar heimlich von oben herab protegiert, ſie ſtiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichſam ungeſchehen machen und ſogar in Weisheit umgeſtalten kann. Dieſes Mittel iſt ganz einfach, und beſteht darin, daſs man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder geſprochen. So, liebes Kind, avanciert Alles in dieſer Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satire, natürliche Plumpheit wird kunſtreiche Perſifflage, wirklicher Wahnſinn wird Humor, Unwiſſenheit wird brillanter Witz, und du wirſt am Ende noch die Aspaſia des neuen Athen's.

Ich hätte noch mehr geſagt, aber das ſchöne Nannerl, das ich unterdeſſen am Schürzenzipfel feſthielt, riſs ſich gewaltſam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier“ gar zu ſtürmiſch forderte. Der Berliner aber ſah aus wie die Ironie ſelbſt, als er bemerkte, mit welchem Enthuſiasmus die hohen ſchäumenden Gläſer in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die ſich den Hopfennektar von

Herzen ſchmecken ließen, und über deſſen Vortrefflichkeit disputierten, ſprach er lächelnd: Das wollen Athenienſer ſind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieſer Gelegenheit nachſchob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unſer neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich beſtrebte mich daher, dem raſchen Tadler zu bedeuten, daſs wir erſt ſeit Kurzem auf den Gedanken gekommen ſind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daſs wir erſt junge Anfänger ſind, und unſere großen Geiſter, ja unſer ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet iſt, ſich in der Nähe ſehen zu laſſen. Es iſt Alles noch im Entſtehen, und wir ſind noch nicht komplet. Nur die unterſten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, ſind erſt beſetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daſs wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Perſonal, und Mancher muſs mehrere Rollen zu gleicher Zeit ſpielen. Z. B. unſer Dichter, der die zarte griechiſche Knabenliebe beſingt, hat auch die ariſtophaniſche Grobheit übernehmen müſſen; aber er kann Alles machen, er hat Alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantaſie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns aber an Quantität fehlt, Das erſetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es iſt ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daſs Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels aufwiegt — und hier ſehen Sie ihn ſelbſt.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, die Figur, die ſich uns jetzt präſentierte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob dieſe Figur mit Recht behauptet, daſs ihr Kopf etwas Menſchliches habe und ſie daher juriſtiſch befugt ſei, ſich für einen Menſchen auszugeben, Das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich würde dieſen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Kourtoiſie will ich ihn für menſchlich paſſieren laſſen. Seine Bedeckung beſtand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und ſteifſchwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant geſcheitelt. Auf dieſe Vorderſeite des Kopfes, die ſich für ein Geſicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar ſo ſtark, daſs die dort befindliche Naſe faſt zerquetſcht worden; die niedergeſchlagenen Augen ſchienen dieſe Naſe vergebens zu ſuchen und deſshalb betrübt zu ſein; ein übelriechendes Lächeln ſpielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewiſſe frappante Ähnlichkeit unſeren griechiſchen After-Dichter zu den zarteſten Gaſelen begeiſtern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutſcher Rock, zwar ſchon etwas modificiert nach den dringendſten Anforderungen der neueuropäiſchen Civiliſation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und deſſen Urform ſich unter einer patriotiſchen Schneidergeſellſchaft eben ſo geheimnisvoll traditionell erhalten hat, wie einſt die gothiſche Baukunſt unter einer myſtiſchen Maurergilde. Ein weiſsgewaſchener Lappen, der mit dem bloſsen, altdeutſchen Halſe tiefbedeutſam kontraſtierte, bedeckte den Kragen dieſes famoſen Rockes, aus ſeinen langen Ärmeln hingen lange ſchmutzige Hände, zwiſchen dieſen zeigte ſich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine ſchlotterten — die ganze Geſtalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und Des iſt der Demagog des neuen Athen's? frug ſpottlächelnd der Berliner. Du juter Jott, Des iſt ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — Des iſt ja Derjenige, welcher — Ne, Des iſt die Möglichkeit!

Ja, ihr verblendeten Berliner — ſprach ich, nicht ohne Feuer — ihr verkennt eure heimiſchen Genies, und ſteinigt eure Propheten. Wir aber können Alles gebrauchen!

Und wozu braucht ihr denn dieſe unglückliche Fliege?

Er iſt zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Freſſen, Frömmigkeit, viel Altdeutſch, wenig Latein und gar kein Griechiſch nöthig iſt. Er ſpringt wirklich ſehr gut übern Stock; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichniſſe von allen möglichen Lesarten altdeutſcher Gedichte. Dazu repräſentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindeſten gefährlich zu ſein. Denn man weiß ſehr gut, daſs er ſich von den altdeutſchen Demagogen, unter welchen er ſich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den chriſtlichen Gefühlen ſeines weichen Herzens nicht mehr übereinſtimmte. Seitdem aber die Gefahr verſchwunden, die Märtyrer für ihre Geſinnung gelitten, faſt alle ſie von ſelbſt aufgegeben, und ſogar unſere feurigſten Barbiere ihre deutſchen Röcke ausgezogen haben, ſeitdem hat die Blüthezeit unſeres vorſichtigen Vaterlandsretters erſt recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkoſtüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten; er preiſt noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda, als ſei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer ſeinen germaniſch patriotiſchen Haſs gegen welſches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thierſch's heidniſch griechiſche Grammatik, gegen Quintilius Varus, gegen Handſchuh und gegen alle Menſchen, die eine anſtändige Naſe haben; — und ſo ſteht er da als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan iſt auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie ſehen alſo, daſs wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, dieſen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen ſehr guten Demagogen, der zugleich ſo zahm iſt, daſs er jeden

Speichelnapf beleckt, und aus der Hand friſſt, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Käſe, Würſtchen, kurz Alles friſſt, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in ſeiner Art, ſo haben wir noch den beſonderen Vortheil, daſs wir ſpäterhin, wenn er krepiert iſt, ihn ausſtopfen laſſen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, ſagen Sie Das nicht dem Profeſſor Lichtenſtein in Berlin, Der ließe ihn ſonſt für das zoologiſche Muſeum reklamieren, welches Anlaſs zu einem Kriege zwiſchen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und zweitauſend ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Guineen für ihn geboten, ſchon haben die Öſtreicher ihn gegen die Giraffe eintauſchen wollen; aber unſer Miniſterium ſoll geäußert haben: Der letzte Demagog iſt uns für keinen Preis feil, er wird einſt der Stolz unſeres Naturalienkabinetts und die Zierde unſerer Stadt.

Der Berliner ſchien etwas zerſtreut zuzuhören, ſchönere Gegenſtände hatten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorſamſt, daſs ich Sie unterbreche, aber ſagen Sie mir doch, was iſt denn Das für ein Hund, der dort läuft?

Das iſt ein anderer Hund.

Ach, Sie verſtehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, Das iſt der Hund des neuen Alkibiades.

Aber bemerkte der Berliner, ſagen Sie mir doch, wo iſt denn der neue Alkibiades ſelbſt?

Aufrichtig geſtanden, antwortete ich, dieſe Stelle iſt noch nicht beſetzt, und wir haben erſt den Hund.

Kapitel IV.

Der Ort, wo dieſes Geſpräch ſtattfand, heißt Bogenhauſen, oder Neuburghauſen, oder Villa Hompeſch, oder Montgelasgarten, oder das Schlöſſel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutſcher verſteht uns ſchon an einem gewiſſen durſtigen Augenblinzeln, an einem gewiſſen vorſeligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimaſſen. Tauſend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzoſe für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutſche für das Trinken, und der neuere Athener ſogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier iſt an beſagtem Orte wirklich ſehr gut, ſelbſt im Prytaneum, vulgo Bockkeller, iſt es nicht beſſer, es ſchmeckt ganz vortrefflich, beſonders auf jener Treppenterraſſe, wo man die Tiroler Alpen vor Augen hat. Ich ſaß dort oft vorigen Winter und betrachtete die ſchneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegoſſen zu ſein ſchienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeſchneit, es war mir ſo verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes geſtorbenes Kind, und ein alter Nachärger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich verſicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beſte attiſche Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England ſchon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo Alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge ſchauerten vor Luſt und ihre Schneethränen floſſen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde ſchlug die blauen Augen auf, aus ihrem Buſen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Palläſte der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieſes Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen ſproßten aus dem Herzen, Freiheitsgefühle, wie Roſen, ſchoſſen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwiſchen freilich manch' unnütze Neſſel. Über die Gräber meiner Wünſche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodieen der Poeſie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlaſſene Neſt im Norden wieder aufſuchen, und das verlaſſene nordiſche Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das Alles kam. Iſt es eine braune oder blonde Sonne geweſen, die den Frühling in meinem Herzen aufs Neue geweckt, und all' die ſchlafenden Blumen in dieſem Herzen wieder aufgeküſſt und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur ſelbſt, die in meiner Bruſt ihr Echo ſuchte und ſich gern darin beſpiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terraſſe zu Bogenhauſen, im Angeſicht der Tyroler Alpen, geſchah meinem Herzen ſolch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken ſaß, war mir's oft, als ſehe ich ein wunderſchönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauſchen, und ich wünſchte mir Flügel, um hinzueilen nach ſeinem Reſidenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangendüften, die von den Bergen herüberwogten, ſchmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einſt ſogar, in der goldenen Abenddämmerung, ſah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorberen umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!

Kapitel V.

Mein Blick mochte daher wohl etwas ſehnſüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabſehbare Philiſtergeſpräch, nach den ſchönen Tyroler Bergen hinausſah und tief ſeufzte. Mein Berliner Philiſter nahm aber eben dieſen Blick und Seufzer als neue Geſprächsfäden auf, und ſeufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konſtantinopel ſein! Ach! Konſtantinopel zu ſehen, war immer der eenzige Wunſch meines Lebens, und jetzt ſind die Ruſſen gewiſs ſchon eingezogen, ach, in Konſtantinopel! Haben Sie Petersburg geſehen?“ Ich verneinte Dieſes und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er ſelbſt, ſondern ſein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da geweſen, und es ſoll eine ganz eenzige Stadt ſein. — „Haben Sie Kopenhagen geſehen?“

Da ich dieſe Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieſer Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und verſicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorſtellung davon machen, wenn ich nicht ſelbſt dort geweſen ſei. „Dieſes,“ erwiederte ich, „wird vor der Hand noch nicht ſtattfinden, ich will jetzt eine andere Reiſe antreten, die ich ſchon dieſen Frühling projektiert, ich reiſe nämlich nach Italien.“

Als der Mann dieſes Wort hörte, ſprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte ſich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirili! Tirili! Tirili!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reiſe ich, beſchloſs ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will ſo bald als möglich das Land ſehen, das den trockenſten Philiſter ſo ſehr in Extaſe bringen kann, daſs er bei deſſen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel ſchlägt. Während ich zu Hauſe meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirili's noch immer in die Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Weg kein vernünftiges Wort ſprach und beſtändig tirilirte.

Kapitel VI.

Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den ſüßen Schmerz der Exiſtenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menſchengeſchlechts, ich büße deſſen Sünden, aber ich genieße ſie auch.

Und nicht bloß mit den Menſchen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tauſend grünen Zungen erzählen mir allerliebſte Geſchichten, ſie wiſſen, daſs ich nicht menſchenſtolz bin, und mit den niedrigſten Wieſenblümchen eben ſo gern ſpreche, wie mit den höchſten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit ſolchen Tannen beſchaffen iſt! Aus der Tiefe des Thals ſchießen ſie himmelhoch empor, überragen faſt die kühnſten Felſenberge — Aber wie lange dauert dieſe Herrlichkeit? Höchſtens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen ſie altersmüd zuſammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämiſchen Käuzlein aus ihren Felſenſpalten hervorgehuſcht, und verhöhnen ſie noch obendrein: Seht, ihr ſtarken Tannen, ihr glaubtet euch mit den Bergen meſſen zu können, jetzt liegt ihr gebrochen da unten, und die Berge ſtehen noch immer unerſchüttert.

Einem Adler, der auf ſeinem einſamen Lieblingsfelſen ſitzt, und ſolcher Verhöhnung zuhört, muſs recht mitleidig zu Muthe werden. Er denkt dann an das eigene Schickſal. Auch er weiß nicht, wie tief er einſt gebettet wird. Aber die Sterne funkeln ſo beruhigend, die Waldwaſſer rauſchen ſo troſtvoll, und die eigene Seele überbrauſt ſo ſtolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daſs er ſie bald wieder vergiſſt. Steigt gar die Sonne hervor, ſo fühlt er ſich wieder wie ſonſt, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug iſt, ſingt er ihr entgegen ſeine Luſt und Qual. Seine Mitthiere, beſonders die Menſchen, glauben, der Adler könne nicht ſingen, und ſie wiſſen nicht, daſs er dann nur ſingt, wenn er aus ihrem Bereiche iſt, und daſs er aus Stolz nur von der Sonne gehört ſein will. Und er hat Recht; es könnte irgend Einem von der gefiederten Sippſchaft da unten einfallen, ſeinen Geſang zu recenſieren. Ich habe ſelbſt erfahren, wie ſolche Kritiken lauten: das Huhn ſtellt ſich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernſt; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans ſchnattert, er ſei nicht wiſſenſchaftlich; der Kapaun kikert, er ſei nicht moraliſch; der Dompfaff zwitſchert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepſt, er ſei nicht produktiv genug; Wiedehöpfchen, Elſterchen, Schuhuchen, Alles krächzt und ächzt und ſchnarrt — Nur die Nachtigall ſtimmt nicht ein in dieſe Kritiken; unbekümmert um die ganze Mitwelt, iſt nur die rothe Roſe ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, ſehnſüchtig umflattert ſie die rothe Roſe, und ſtürzt ſich begeiſtert in die geliebten Dornen, und blutet und ſingt.

Kapitel VII.

Es giebt einen Adler im deutſchen Vaterlande, deſſen Sonnenlied ſo gewaltig erklingt, daſs es auch hier unten gehört wird, und ſogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodiſchen Schmerzen. Das biſt du, Karl Immermann, und deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon du ſo ſchön geſungen. Wie konnte ich durch Tyrol reiſen, ohne an das „Trauerſpiel" zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung geſehen: aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths Dasjenige, was er nie geſehen hat, der Wirklichkeit ſo ähnlich ſchafft. Am meiſten ergötzte mich, daſs das „Trauerſpiel in Tyrol" in Tyrol verboten iſt. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moſer ſchrieb, als er mir meldete, daſs der zweite Band der Reiſebilder verboten ſei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch geleſen worden.“

Zu Insbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, und noch jede Ecke mit ſeinen Bildniſſen und Erinnerungen an ihn beklebt iſt, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch Viel von dem Sandwirth erzählen konne? Da war der alte Mann überfließend von Redſeligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daſs jetzt die Geſchichte auch ganz gedruckt heraus ſei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er ſeine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein ſchmutzig blaues Papier von einem ſchon zerleſenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol“ erkannte. Ich ſagte ihm, nicht ohne errothenden Stolz, der Mann, der es geſchrieben, ſei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun ſo Viel als möglich von dem Manne wiſſen, und ich ſagte ihm, es ſei ein gedienter Mann, von feſter Statur, ſehr ehrlich, und ſehr geſchickt in Schreibſachen, ſo daſs er nur wenige ſeines Gleichen finde. Daſs er aber ein Preuße ſei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ ſich nicht ausreden, daſs der Immermann ein Tyroler ſei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er ſonſt Alles wiſſen?“

Seltſame Grille des Volkes! Es verlangt ſeine Geſchichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Hiſtorikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatſachen, ſondern jene Thatſachen wieder aufgelöſt in die urſprüngliche Poeſie, woraus ſie hervorgegangen. Das wiſſen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenluſt modeln ſie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung ſtolztrockner Hiſtoriographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergötzte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geſchichte des Beliſar's in grell kolorierten Bildern ausgehängt ſah, und zwar nicht nach dem Prokop, ſondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geſchichte verfälſcht“ — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „ſie weiß Nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!“ Iſt denn Dies aber wirklich ein Fehler? ſoll man den

Dichtern wegen dieſer Fälſchung gleich den Proceß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geſchichte wird nicht von den Dichtern verfälſcht. Sie geben den Sinn derſelben ganz treu, und ſei es auch durch ſelbſterfundene Geſtalten und Umſtände. Es giebt Völker, denen nur auf dieſe Dichterart ihre Geſchichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Geſänge wie der Mahabarata den Sinn indiſcher Geſchichte viel richtiger als irgend ein Kompendienſchreiber mit all' ſeinen Jahrzahlen. In gleicher Hinſicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geiſt der engliſchen Geſchichte weit treuer als Hume; wenigſtens hat Sartorius ſehr Recht, wenn er in ſeinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der engliſchen Geſchichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirklich äußere Urſachen empfindet, gleichſam maskieren, indem ſie an die Stelle dieſer letzteren ganz andere äußere Urſachen erträumen, die aber in ſo fern ganz adäquat ſind, als ſie dasſelbe Gefühl hervorbringen. So ſind auch in Immermann's „Trauerſpiel“ manche Außendinge ganz willkürlich geſchaffen, aber der Held ſelbſt, der Gefühlsmittelpunkt, iſt identiſch geträumt, und wenn dieſe Traumgeſtalt ſelbſt träumeriſch erſcheint, ſo iſt auch Dieſes der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteſte Richter ſein kann, hat mich, als ich jüngſt das Vergnügen hatte ihn zu ſprechen, auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht. Das myſtiſche Gemüthsleben, die abergläubiſche Religioſität, das Epiſche des Mannes hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegeriſche Liebe, über den Bergen Tyrol's ſo heldenmüthig umherſchwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meiſten zur Ehre gereicht, iſt die eben ſo treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Geßler gemacht, um ſeinen Hofer deſto mehr zu heben; wie Dieſer eine Taube mit dem Schwerte, ſo iſt Jener ein Adler mit dem Ölzweig.

Kapitel VIII.

In der Wirthshausſtube des Herrn Niederkirchner zu Insbruk hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hofer, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Baiern.

Insbruck ſelbſt iſt eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag ſie im Winter etwas geiſtiger und behaglicher ausſehen, wenn die hohen Berge, wovon ſie eingeſchloſſen, mit Schnee bedeckt ſind, und die Lawinen drohnen und überall das Eis kracht und blitzt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man ſieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichſten Kaiſerſage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche ſtehen die oft beſprochenen Standbilder der Fürſten und Fürſtinnen aus dem Hauſe Öſtreich und ihrer Ahnen, worunter Mancher gerechnet worden, der gewiſs bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieſer Ehre gekommen. Sie ſtehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eiſen gegoſſen, um das Grabmal des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig iſt, ſo kommt's Einem vor, als ſähe man ſchwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgeſtell der meiſten lieſt man auch den Namen derjenigen hohen Perſonen, die ſie vorſtellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgeſperrtem Geſichte, die Daumen eingehakt in die Armöffnungen der weißen Weſte, und im Maul einen ledernen Guide des voyageurs; hinter ihm ſeine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, ſchon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich ſchöne Dame; hinter dieſer ein rothes Portergeſicht mit puderweißen Aufſchlägen, ſteif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Mylady's Handſchuhen, Alpenblumen und Mops.

Das Kleeblatt ſtieg ſchnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albion's ſeiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach ſeinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu leſen war: Die erſte Statue iſt der König Chlodewig von Frankreich, die andere iſt der König Arthur von England, die dritte iſt Rudolf von Habsburg u. ſ. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing, ſtatt von unten, wie es der Guide des voyageurs vorausſetzte, ſo gerieth er in die ergötzlichſten Verwechſelungen, die noch komiſcher wurden, wenn er an eine Frauenſtatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, ſo daſs er nicht begriff, warum man Rudolf von Habsburg in Weibskleidern dargeſtellt, dagegen die Königin Maria mit eiſernen Hoſen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wiſſen nachhelfe, bemerkte beiläufig, Dergleichen habe wahrſcheinlich das damalige Koſtüm erfordert, auch könne es beſonderer Wille der hohen Perſonen geweſen ſein, ſo, und bei Leibe nicht anders, gegoſſen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiſer einfallen, ſich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu laſſen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritiſch, der Lakai glotzte, ſein Herr putzte ſich die Naſe, und Mylady ſagte: A fine exhibition, very fine indeed! —

Kapitel IX.

Brixen war die zweite größere Stadt Tyrol's, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war ſie mit Dampf und Abendſchatten übergoſſen. Dämmernde Stille, melancholiſches Glockengebimmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menſchen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jeſuiten ſind in Brixen," hatte ich kurz vorher im Hesperus geleſen. Ich ſah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden geſehen, der einem Jeſuiten glich, es ſei denn jener dicke Mann mit geiſtlich dreieckigem Hut und pfäffiſch geſchnittenem ſchwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen ſchwarzen Hoſen gar auffallend kontraſtierte.

Das kann auch kein Jeſuit ſein, ſprach ich endlich zu mir ſelber; denn ich habe mir immer die Jeſuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jeſuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als ſei ihre Exiſtenz nur eine Chimäre, als ſpuke nur die Angſt vor ihnen noch in unſeren Köpfen, nachdem längſt die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jeſuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längſt aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgeſpanntem Regenſchirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jeſuiten exiſtieren nur ſo lange als man an ſie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz beſtimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher geſehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daſs die bonne société aufhören wird die bonne société zu ſein, ſobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, ſie für die bonne société zu halten. Aber die Jeſuiten? Wenigſtens haben ſie doch nicht mehr die alten Hoſen an! Die alten Jeſuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hoſen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Diſtinktionen, Reſervationen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hoſen durch die Welt ſchleichen ſehen, iſt nicht ſowohl ihr Geiſt, als vielmehr ihr Geſpenſt, ein albernes blödſinniges Geſpenſt, das uns täglich durch Wort und That zu beweiſen ſucht, wie wenig es furchtbar ſei, und wahrlich, es mahnt uns an die Geſchichte von einem ähnlichen Geſpenſte im Thüringer Walde, das einſt die Leute, ſo ſich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es vor Aller Augen ſeinen Schädel von den Schultern herabnahm, und Jedem zeigte, daſs er inwendig ganz hohl und leer ſei.

Ich kann nicht umhin, nachträglich zu erzählen, daſs ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hoſen genauer zu beobachten, um mich zu überzeugen, daſs er kein Jeſuit war, ſondern ein ganz gewöhnliches Vieh Gottes. Ich traf ihn nämlich in der Gaſtſtube meines Wirthshauſes, wo er zu Nacht ſpeiſte, in Geſellſchaft eines langen, magern, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hageſtolzlichen Landjunker, den Shakeſpeare geſchildert, ſo ähnlich war, daſs es ſchien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem ſie die Aufwärterin mit Kareſſen bedrängten, die das liebe, bildſchöne Mädchen nicht wenig anzuekeln ſchienen, ſo daſs ſie ſich mit Gewalt losriſs, wenn der Eine ſie hinten klätſchelte, oder der Andere ſie gar zu embraſſieren ſuchte. Dabei riſſen ſie ihre roheſten Zoten, die das Mädchen, wie ſie wuſsten, nicht umhin konnte anzuhören, da ſie zur Aufwartung der Gäſte, und auch um mir den Tiſch zu decken, im Zimmer bleiben muſste. Als jedoch die Ungebühr ganz unleidlich wurde, ließ die junge Perſon plötzlich Alles ſtehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erſt nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das ſie die ganze Zeit auf dem Arme behielt, während ſie im Gaſtzimmer ihre Geſchäfte beſorgte, obgleich ihr dieſe dadurch um ſo beſchwerlicher wurden. Die beiden Kumpane aber, der geiſtliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Beläſtigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit ſeltſamem Ernſt, ſie bediente; das Geſpräch nahm eine andere Wendung, Beide ſchwatzten jetzt das gewöhnliche Geſchwätz von der großen Verſchwörung gegen Thron und Altar, ſie verſtändigten ſich über die Nothwendigkeit ſtrenger Maßregeln, und reichten ſich mehrmals die heiligen Allianzhände.

Kapitel X.

Für die Geſchichte von Tyrol ſind die Werke des Joſeph von Hormayr unentbehrlich; für die neueſte Geſchichte iſt er ſelbſt die beſte, oft die einzige Quelle. Er iſt für Tyrol, was Johannes von Müller für die Schweiz iſt; eine Parallele dieſer beiden Hiſtoriker drängt ſich uns von ſelbſt auf. Sie ſind gleichſam Wandnachbaren, Beide in ihrer Jugend gleich begeiſtert für ihre Geburtsalpen, Beide fleißig, forſchſam, von hiſtoriſcher Denkweiſe und Gefühlsrichtung; Johannes von Müller epiſcher geſtimmt, den Geiſt wiegend in den Geſchichten der Vergangenheit, Joſeph von Hormayr haſtiger fühlend, mehr in die Gegenwart hineingeriſſen, uneigennützig das Leben wagend für Das, was ihm lieb war.

Bartholdy's „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809“ iſt ein geiſtreich und ſchön geſchriebenes Buch, und wenn Mängel darin ſind, ſo entſtanden ſie nothwendigerweiſe dadurch, weil der Verfaſſer, wie es edlen Gemüthern eigen iſt, für die unterdrückte Partei eine ſichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er ſie beſchrieb.

Viele merkwürdige Ereigniſſe jener Zeit ſind gar nicht aufgeſchrieben, und leben nur im Gedächtniſſe des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon ſpricht, da die Erinnerung mancher getäuſchten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müſſen, und wenn man ſie jetzt fragt, ob ſie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth verſprochen, ſo zucken ſie gutmüthig die Achſel und ſagen naiv: Es war vielleicht ſo ernſt nicht gemeint, und der Kaiſer hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf.

Tröſtet euch, arme Schelme! Ihr ſeid nicht die Einzigen, denen Etwas verſprochen worden. Paſſiert es doch oft auf großen Sklavenſchiffen, daſs man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln

Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! ſie eilen zu den Pumpen, ſtampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen iſt, klettern, ſpringen, kappen die Maſten, winden die Taue, kurz arbeiten ſo lange, bis die Gefahr vorüber iſt. Alsdann werden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefeſſelt, und in ihrem dunkeln Elend machen ſie demagogiſche Betrachtungen über Verſprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überſtandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauſchen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer dieſe Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explicierte, hatte er allerlei politiſche Betrachtungen zu machen, die er bald einſtellte, als die Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden, und die ganze Klaſſe auseinanderging.

Mein alter Lehrer hat Alles voraus gewuſſt. Als wir die erſte Nachricht dieſer Schlacht erhielten, ſchüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich, was dieſes Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war, wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, ſie konnten Gott danken — ſagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Salluſt explicierte — der Kaiſer Napoleon hat ſie ſo oft geklopft, daſs ſie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Alliierten und die ſchlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, hurrah! und der Frauenverein, und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht dieſen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als ſie bei Leuktra endlich einmal jene unbeſiegbaren Spartaner geſchlagen, und beſtändig mit dieſer Schlacht prahlten, ſo daſs Antiſthenes von ihnen ſagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude ſich nicht zu laſſen wiſſen, wenn ſie einmal ihren Schulmeiſter ausgeprügelt haben. Liebe Jungens, es wäre beſſer geweſen, wir hätten ſelbſt die Prügel bekommen.

Bald darauf iſt der alte Mann geſtorben. Auf ſeinem Grabe wächſt preußiſches Gras, und es weiden dort die adeligen Roſſe unſerer renovierten Ritter.

Kapitel XI.

Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit. Sie ſind eine geſunde Menſchenrace, vielleicht weil ſie zu dumm ſind, um krank ſein zu können. Auch eine edle Race möchte ich ſie nennen, weil ſie ſich in ihren Nahrungsmitteln ſehr wählig und in ihren Gewöhnungen ſehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Perſönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoriſtiſchen Serviliſmus, der faſt eine ironiſche Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint iſt. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich ſo zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir ſo derb die Hand, und gebärden ſich dabei ſo putzig herzlich, daſs du faſt glauben ſollteſt, ſie behandelten dich wie einen nahen Verwandten, wenigſtens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, ſie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, daſs ſie nur gemeine Leute ſind, und daſs du ein vornehmer Herr biſt, der es gewiſs gern ſieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit ſich zu ihm herauflaſſen. Und darin haben ſie einen naturrichtigen Inſtinkt; die ſtarrſten Ariſtokraten ſind froh, wenn ſie Gelegenheit finden zur Herablaſſung, denn dadurch eben fühlen ſie, wie hoch ſie geſtellt ſind. Zu Hauſe üben die Tyroler dieſen Servilismus gratis, in der Fremde ſuchen ſie auch noch dadurch zu lukrieren. Sie geben ihre Perſönlichkeit preis, ihre Nationalität. Dieſe bunten Deckenverkäufer, dieſe munteren Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkoſtüm herumwandern ſehen, laſſen gern ein Späßchen mit ſich treiben, aber du muſst ihnen auch Etwas abkaufen. Jene Geſchwiſter Rainer, die in England geweſen, haben es noch beſſer verſtanden, und ſie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geiſt der engliſchen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäiſchen Ariſtokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Koncertſälen der Londoner faſhionablen Welt dieſe Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das

Schaugerüſt betreten ſah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen ſo naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch ins norddeutſche Herz ſo lieblich hinabklingen — da verzerrte ſich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen ſtach mich wie Schlangen, es war mir, als ſähe ich die Keuſchheit des deutſchen Wortes aufs roheſte beleidigt, und die ſüßeſten Myſterien des deutſchen Gemüthslebens vor fremdem Pöbel profaniert. Ich habe nicht mitklatſchen können bei dieſer ſchamloſen Verſchacherung des Verſchämteſten, und ein Schweizer, der gleichfühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: Wir Schwyzer geben auch Viel fürs Geld, unſere beſten Käſe und unſer beſtes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blaſen hören, vielweniger es ſelbſt blaſen für Geld.

Kapitel XII.

Tyrol iſt ſehr ſchön, aber die ſchönſten Landſchaften können uns nicht entzücken bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsſtimmung. Dieſe iſt bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, ſo war auch in mir ſchlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausſtrecken, dann ſchaute ich himmelhohe Berge, die mich ernſthaft anſahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reiſe zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das ſich auf die Fußzehen zu ſtellen ſchien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrſcheinlich um mich zu ſehen. Dabei kreiſchten überall die Waldbäche, die ſich wie toll von den Höhen herabſtürzten und in den dunkeln Thalſtrudeln verſammelten. Die Menſchen ſteckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halde an den ſchroffſten Abhängen und bis auf die Bergſpitzen zerſtreut liegen; niedliche, nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Galerie, und dieſe wieder mit Wäſche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengeſichtern ausgeſchmückt. Auch hübſch bemalt ſind dieſe Häuschen, meiſtens weiß und grün, als trügen ſie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hoſenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich ſolch' Häuschen im einſamen Regen liegen ſah, wollte mein Herz oft ausſteigen und zu den Menſchen gehen, die gewiſs trocken und vergnügt da drinnen ſaßen. Da drinnen, dacht' ich, muſs ſich's recht lieb und innig leben laſſen, und die alte Großmutter erzählt gewiſs die heimlichſten Geſchichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, ſchaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchſäulen aus den kleinen Schornſteinen ſteigen zu ſehen, und es regnete dann immer ſtärker, außer mir und in mir, daſs mir faſt die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob ſich auch mein Herz, und trotz dem ſchlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und Wenig erfahren von Dem, was hier unten geſchieht. Sie ſind deſshalb um Nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wiſſen ſie Nichts, als daſs ſie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt: Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es ſelbſt in Insbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtſam vorſtellten, daſs ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küſsten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen.

Im Grunde iſt es auch Daſſelbe, für was man ſtirbt, wenn nur für etwas Liebes geſtorben wird, und ſo ein warmer, treuer Tod iſt beſſer, als ein kaltes, treuloſes Leben. Schon allein die Lieder von einem ſolchen Tode, die ſüßen Reime und lichten Worte erwärmen unſer Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel' ſolcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrol's dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauſchten mir ſo manch' vergeſſenes Liebeswort ins Gedächtnis zurück. Beſonders wenn mich die großen blauen Bergſeen ſo unergründlich ſehnſüchtig anſchauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die ſich ſo lieb gehabt und zuſammen geſtorben ſind. Es iſt eine veraltete Geſchichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich ſelbſt nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief —“

Dieſe Worte fingen von ſelbſt wieder an in mir zu klingen, als ich bei einem von jenen blauen Seen am jenſeitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesſeitigen ein kleines Mädchen ſtehen ſah, die Beide in der bunten Volkstracht, mit bebänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopfe, gar wunderlieblich gekleidet waren, und ſich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Kapitel XIII.

Im ſüdlichen Tyrol klärte ſich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ ſchon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich ſah ſchon Weinreben, die ſich daran hinaufrankten, und ich konnte mich ſchon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber hinauslehne, ſo lehnt ſich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all ſeine Liebe, ſeine Wehmuth und ſeine Thorheit. Es iſt mir oft geſchehen, daſs das arme Herz dadurch von den Dornen zerriſſen wurde, wenn es ſich nach den Roſenbüſchchen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Roſen Tyrol's ſind nicht häſslich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt beſah, worauf Immermann den Sandwirth Hofer mit ſeinen Geſellen auftreten läſst, da fand ich, daſs der Markt für eine Inſurgenten-

Verſammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug iſt, um ſich darauf zu verlieben. Es ſind da nur ein paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenſter guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und ſchoſs aus ihren großen Augen: — wäre der Wagen nicht ſchnell vorübergerollt, und hätte ſie Zeit gehabt noch einmal zu laden, ſo wäre ich gewiſs geſchoſſen. Ich rief: Kutſcher, fahr zu, mit einer ſolchen Schützin iſt nicht zu ſpaßen: die ſteckt Einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reiſender muſs ich auch anführen, daſs die Frau Wirthin in Sterzing zwar ſelbſt eine alte Frau iſt, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die Einem das Herz, wenn es ausgeſtiegen iſt, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber dich darf ich nicht vergeſſen, du ſchönſte von Allen, du ſchöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hätteſt du mir, wie Ariadne dem Theſeus, den Faden deines Geſpinnſtes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieſes Lebens, jetzt wäre der Minotauros ſchon beſiegt, und ich würde dich lieben und küſſen und niemals verlaſſen!

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, ſagt ein chineſiſcher Schriftſteller, und ein deutſcher Schriftſteller war eben dieſer Meinung, als er in Südtyrol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an deſſen Fuße auf einem nicht ſehr hohen Steindamm eines von jenen Häuschen ſtand, die mit ihrer traulichen Galerie und ihren naiven Malereien uns ſo lieblich anſehen. Auf der einen Seite ſtand ein großes hölzernes Krucifix, das einem jungen Weinſtock als Stütze diente, ſo daß es faſt ſchaurig heiter ausſah, wie das Leben den Tod, die ſaftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens ſtand ein runder Taubenkofen, deſſen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz beſonders anmuthig weiße Taube ſaß auf dem hübſchen Spitzdächlein, das wie die fromme Steinkrone einer Heiligenniſche über dem Haupte der ſchönen Spinnerin hervorragte. Dieſe ſaß auf der kleinen Galerie und ſpann, nicht nach der deutſchen Spinnradmethode, ſondern nach jener uralten Weiſe, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgeſponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So ſpannen die Königstöchter in Griechenland, ſo ſpinnen noch jetzt die Parzen und alle Italiänerinnen. Sie ſpann und lächelte, unbeweglich ſaß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hauſe ſelbſt ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beſchien, daſs ſie ausſahen wie eine ernſte Schutzwache von Rieſen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie ſpann und lächelte, und ich glaube, ſie hat mein Herz feſtgeſponnen, während der Wagen etwas langſamer vorbeifuhr wegen des breiten Stromes der Eiſach, die auf der anderen Seite des Wegs dahinſchoſs. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtnis, überall ſah ich jenes holde Antlitz, das ein griechiſcher Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Roſe geformt zu haben ſchien, ganz ſo hingehaucht zart, ſo überſelig edel, wie er es vielleicht einſt als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber ſah ſie und begriff ſie, dieſe romantiſchen Sterne, die ſo zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag ſah ich dieſe Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da ſaß ſie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte myſtiſch die Flügel, hinter ihr hoben ſich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer ſtürmiſcher und wilder, die Weinreben umrankten mit ängſtlicher Haſt das gekreuzigte Holzbild, das ſich ſchmerzlich regte und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — ſie aber ſpann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Kapitel XIV.

Während die Sonne immer ſchöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldſchleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Bruſt voll Blumen, und dieſe ſproßten hervor und wuchſen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmliſch die ſchöne Spinnerin. Befangen in ſolchen Träumen, ſelbſt ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reiſe ſchon ziemlich vergeſſen hatte, daß ich dorthin reiſte, ſo erſchrak ich faſt, als mich all' die großen italiäniſchen Augen anſahen, und das buntverwirrte italiäniſche Leben mir leibhaftig, heiß und ſummend, entgegenſtrömte.

Es geſchah Dieſes aber in der Stadt Trient, wo ich an einem ſchönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze ſich legt und die Italiäner aufſtehen und in den Straßen auf- und abſpazieren. Dieſe Stadt liegt alt und gebrochen, in einem weiten Kreiſe von blühend grünen Bergen, die wie ewig junge Götter auf das morſche Menſchenwerk herabſehen. Gebrochen und morſch liegt daneben auch die hohe Burg, die einſt die Stadt beherrſchte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorſprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und öſtreichiſche Invaliden hauſen. Auch die Stadt ſelbſt iſt abenteuerlich gebaut, und wunderſam wird Einem zu Sinn beim erſten Anblick dieſer uralterthümlichen Häuſer mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfenſterchen und jenen hervorſtehenden Giebeln, die eſtradenartig auf grauen, alterſchwachen Pfeilern ruhen, welche ſelbſt einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur dieſe abgeſtorbenen Steine mit neuem Leben erfriſchte, wenn nicht ſüße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch ſüßere Mädchengeſichter aus jenen trüben Bogenfenſtern hervorguckten, und über den deutſchen Fremdling lächelten, der wie ein ſchlafwandelnder Träumer durch die blühenden Ruinen einherſchwankte.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man ſich auf irgend Etwas beſinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechſelnd die Häuſer und die Menſchen, und ich meinte faſt, dieſe Häuſer hätte ich einſt in ihren beſſeren Tagen geſehen, als ihre hübſchen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zieraten an den Fenſterfrieſen noch nicht ſo geſchwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderſchönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderſtürmende Zeit ſo pöbelhaft abgebrochen. Auch die Geſichter der alten Frauen ſchienen mir ſo bekannt, es kam mir vor, als wären ſie herausgeſchnitten aus jenen altitaliäniſchen Gemälden, die ich einſt als Knabe in der Düſſeldorfer Galerie geſehen habe. Ebenfalls die alten Männer ſchienen mir ſo längſt-vergeſſen wohlbekannt, und ſie ſchauten mich an mit ernſten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten ſo etwas jahrtauſendlich Verſtorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich faſt ein Grauen anwandelte, ein ſüßes Grauen, wie ich es einſt gefühlt, als ich in der einſamen Mitternacht meine Lippen preſste auf die Lippen Maria's, einer wunderſchönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer daſs ſie todt war. Dann aber muſſt' ich wieder über mich ſelbſt lächeln, und es wollte mich bedünken, als ſei die ganze Stadt nichts Anderes als eine hübſche Novelle, die ich einſt einmal geleſen, ja, die ich ſelbſt gedichtet, und ich ſei jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erſchräke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, iſt das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, bloß um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder ſchlief.

Wenig fehlte, und ich hätte dieſen Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obſtfrau hinſtolperte. Sie begnügte ſich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Überzeugung, daſs ich mich in der wirklichſten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus deſſen kupfernen Tritonen und Delphinen die ſilberklaren Waſſer gar lieblich ermunternd emporſprangen. Links ſtand ein alter Pallazzo, deſſen Wände mit bunt allegoriſchen Figuren bemalt waren, und auf deſſen Terraſſe einige grau öſtreichiſche Soldaten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts ſtand ein gothiſch-lombardiſch kapriciöſes Häuslein, in deſſen Innerm eine ſüße, flatterhafte Mädchenſtimme ſo keck und luſtig trillerte, daſs die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Baufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenſter eine ſchwarze, labyrinthiſch gekräuſelte, komödiantenhafte Friſur herausguckte, worunter ein ſcharfgezeichnetes, dünnes Geſicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geſchminkt war, und daher ausſah wie ein Pfannkuchen, der erſt auf einer Seite gebacken iſt. Vor mir aber, in der Mitte, ſtand der uralte Dom, nicht groß, nicht düſter, ſondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Kapitel XV.

Als ich den grünſeidenen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückſchob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfriſcht von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem beſänftigend magiſchen Lichte, das durch die buntbemalten Fenſter auf die betende Verſammlung herabfloſs. Es waren meiſtens Frauenzimmer, in langen Reihen hingeſtreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiſer Lippenbewegung, und fächerten ſich dabei beſtändig mit großen grünen Fächern, ſo daſs man Nichts hörte, als ein unaufhörlich heimliches Wiſpern, und Nichts ſah als Fächerſchlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln ſtörte manche ſchöne Andacht, und große katholiſche Augen ſahen mich an, halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzuſtrecken und Seelenſieſta zu halten.

Wahrlich, ein ſolcher Dom mit ſeinem gedämpften Lichte und ſeiner wehenden Kühle iſt ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenſchein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unſerem proteſtantiſchen Norddeutſchland, wo die Kirchen nicht ſo komfortabel gebaut ſind, und das Licht ſo frech durch die unbemalten Vernunftſcheiben hineinſchieſst, und ſelbſt die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug ſchützen. Man mag ſagen, was man will, der Katholicismus iſt eine gute Sommerreligion. Es läſſt ſich gut liegen auf den Bänken dieſer alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und ſündigt in Gedanken, die Madonnen nicken ſo verzeihend aus ihren Niſchen, weiblich geſinnt verzeihen ſie ſogar, wenn man ihre eignen holden Züge in die ſündigen Gedanken verflochten hat, und zum Überfluſs ſteht noch in jeder Ecke ein brauner Nothſtuhl des Gewiſſens, wo man ſich ſeiner Sünden entledigen kann.

In einem ſolchem Stuhle ſaß ein junger Mönch mit ernſter Miene; das Geſicht der Dame, die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtſtuhls verborgen. Doch kam außerhalb deſſelben eine Hand zum Vorſchein, die mich gleichſam feſthielt. Ich konnte nicht aufhören dieſe Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir ſo befremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Geſicht zu bilden, das zu dieſer Hand gehören konnte. Es war eine ſchöne Hand, und nicht wie man ſie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Roſe, nur gedankenloſe, vegetabil-animaliſche Hände haben, ſie hatte vielmehr ſo etwas Geiſtiges, ſo etwas geſchichtlich Reizendes, wie die Hände von ſchönen Menſchen, die ſehr gebildet ſind oder viel gelitten haben. Dieſe Hand hatte dabei auch ſo etwas rührend Unſchuldiges, daſs es ſchien, als ob ſie nicht mitzubeichten brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichſam draußen warte, bis Dieſe fertig ſei. Das dauerte aber lange; die Dame muſste viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unſichtbaren Abſchiedskuſs auf die ſchöne Hand, dieſe zuckte in demſelben Momente, und zwar ſo eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich ſie berührte. Um Gotteswillen, dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Kapitel XVI.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obſtfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntſchaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein paar an die Ohren geworfene Feigen ſind zwar nicht immer die beſte Introduktion; aber ich und die Obſtfrau ſahen uns jetzt doch ſo freundlich an, als hätten wir uns wechſelſeitig die beſten Empfehlungsſchreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Ausſehn. Sie war freilich ſchon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unſere Dienſtjahre mit fatalen Chevets auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war ſie auch deſto korpulenter, und was ſie an Jugend eingebüßt, Das hatte ſie an

Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Geſicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen ſtand darauf geſchrieben: „Lieben und geliebt zu werden iſt das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köſtlichſten Reiz verlieh, Das war die Friſur, die gekräuſelten Locken, kreideweiß gepudert, mit Pomade reichlich gedüngt, und idylliſch mit weißen Glockenblumen durchſchlungen. Ich betrachtete dieſe Frau mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie irgend ein Antiquar ſeine ausgegrabenen Marmortorſos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menſchenruine noch Viel mehr ſtudieren, ich konnte die Spuren aller Civiliſationen Italiens an ihr nachweiſen, der etruskiſchen, römiſchen, gothiſchen, lombardiſchen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht intereſſant war mir das civiliſierte Weſen dieſer Frau im Kontraſt mit Gewerb und leidenſchaftlicher Gewöhnung. Nicht minder intereſſant waren mir die Gegenſtände ihres Gewerbes, die friſchen Mandeln, die ich noch nie in ihrer urſprünglich grünen Schale geſehen, und die duftig friſchen Feigen, die hochaufgeſchüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit friſchen Citronen und Orangen ergötzten mich; und, wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildſchöner Knabe, der ein kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwiſchen jedem Schlag derſelben mit ſeinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei ſo weltvergeſſen ſelig in den blauen Himmel hineinlächelte, daſs mir ſelbſt wieder die drolligſte Kinderlaune im Gemüthe aufſtieg, und ich mich wie ein Kind vor die lachenden Körbe hinſtellte und naſchte und mit der Obſtfrau diskurierte.

Wegen meines gebrochenen Italiäniſchſprechens hielt ſie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich geſtand ihr, daſs ich nur ein Deutſcher ſei. Sie machte ſogleich viele geographiſche, ökonomiſche, hortologiſche, klimatiſche Fragen über Deutſchland, und wunderte ſich, als ich ihr ebenfalls geſtand, daſs bei uns keine Citronen wachſen, daſs wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, ſehr preſſen müſſen, wenn wir Punſch machen, und daſs wir dann aus Verzweiflung deſto mehr Rum zugießen. Ach, liebe Frau! ſagte ich ihr, in unſerem Lande iſt es ſehr froſtig und feucht, unſer Sommer iſt nur ein grünangeſtrichener Winter, ſogar die Sonne muſs bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn ſie ſich nicht erkälten will; bei dieſem gelben Flanellſonnenſchein können unſere Früchte nimmermehr gedeihen, ſie ſehen verdrießlich und grün aus und, unter uns geſagt, das einzige reife Obſt, das wir haben, ſind gebratene Äpfel. Was die Feigen betrifft, ſo müſſen wir. ſie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reiſen werden ſie dumm und mehlig: nur die ſchlechteſte Sorte können wir friſch aus der erſten Hand bekommen, und dieſe iſt ſo bitter, daſs, wer ſie umſonſt bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anſtellt. Von den Mandeln haben wir blos die geſchwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obſt, und wir haben Nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haſelnüſſe, Zwetſchen und dergleichen Pöbel.

Kapitel XVII.

Ich freute mich wirklich, ſchon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntſchaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden hingezogen, ſo wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obſtfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner und, ſoll ich die Wahrheit ſagen, bei den ſchönen Mädchen, die rudelweiſe vorbeiſtrömten. Ich weiß nicht, ob andere Reiſende hier das Beiwort „ſchön" billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war juſt die Sorte, die ich liebe — und ich liebe dieſe blaſſen, elegiſchen Geſichter, wo die großen, ſchwarzen Augen ſo liebeskrank herausſtrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener ſtolzen Hälſe, die ſchon Phöbus geliebt und braun geküſſt hat; ich liebe ſogar jene überreifen Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüſterne Vögel daran gepickt; vor Allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene ſtumme Muſik des Leibes, jene Glieder, die ſich in den ſüßeſten Rhythmen bewegen, üppig, ſchmiegſam, göttlich liederlich, ſterbeſam, dann wieder ätheriſch erhaben, und immer hochpoetiſch. Ich liebe Dergleichen, wie ich die Poeſie ſelbſt liebe, und dieſe melodiſch bewegten Geſtalten, dieſes wunderbare Menſchenkoncert, das an mir vorüberrauſchte, fand ſein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der erſten Überraſchung, die Märchenhaftigkeit der wildfremden Erſcheinung, es war ſchon der ruhige Geiſt, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht lieſt, jene Frauenbilder mit entzückt beſonnenem Auge betrachtete. Und bei ſolcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trient's ſich noch ſchmücken wie zu den Zeiten des Konciliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Koncilium hat Wenig ausgerichtet, der Sammt iſt abgeſchabt, die Seide zerfetzt, und den armen Kindern blieb Nichts als kümmerlicher Flitterſtaat, den ſie in der Woche ängſtlich ſchonen, und womit ſie ſich nur des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieſer Reſte eines verſchollenen Luxus, und müſſen ſich mit allerlei ordinären und wohlfeilen Fabrikaten unſers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Kontraſte zwiſchen Leib und Kleid; der feingeſchnittene Mund ſcheint fürſtlich gebieten zu dürfen, und wird höhniſch überſchattet von einem armſeligen Baſthut mit zerknitterten Papierblumen, der ſtolzeſte Buſen wogt in einer Krauſe von plump falſchen Garnſpitzen, und die geiſtreichſten Hüften umſchließt der dümmſte Kattun. Wehmuth, dein Name iſt Kattun, und zwar braungeſtreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger geſtimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Geſtalt und Geſichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf dieſem antik edlen Leib ein Kleid von braungeſtreiftem Kattun trug, ſo daſs es ausſah, als ſei die ſteinerne Niobe plötzlich luſtig geworden, und habe ſich maskiert in unſere moderne Kleintracht, und ſchreite bettelſtolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trient's.

Kapitel XVIII.

Als ich nach der Locanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo beſtellt hatte, war mir wirklich ſo wehmüthig zu Sinn, daß ich nicht eſſen konnte, und Das will Viel ſagen. Ich ſetzte mich vor die Thüre der nachbarlichen Botega, erfriſchte mich mit Sorbet, und ſprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt biſt du ja in Italien — warum tirilirſt du nicht? Sind vielleicht die alten deutſchen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die ſich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und ſie freuen ſich jetzt, und eben ihr gemeinſchaftlicher Jubel erregt nun in der Bruſt jenes pittoreske Weh, das darin ſo ſeltſam ſticht und hüpft und pfeift? Und warum ſollten ſich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen?

Hier in Italien iſt es ja ſo ſchön, das Leiden ſelbſt iſt hier ſo ſchön, in dieſen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantiſcher als in unſeren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorberbäumen läſſt ſich viel wollüſtiger weinen als unter unſeren mürriſch zackigen Tannen, und nach den idealiſchen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läſſt ſich viel ſüßer hinaufſchmachten als nach dem aſchgrau deutſchen Werkeltagshimmel, wo ſogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen ſchneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Bruſt, ihr Schmerzen! ihr findet nirgends ein beſſeres Unterkommen. Ihr ſeid mir lieb und werth, und Keiner weiß euch beſſer zu hegen und zu pflegen als ich, und ich geſtehe euch, ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was iſt denn Vergnügen? Vergnügen iſt Nichts als ein höchſt angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Muſik, die, ohne daſs ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuſchauern ſchon um ſich gezogen, hatte melodramatiſch dieſen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, beſtehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe ſpielte. Der Eine von jenen Beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein ſtämmiger

Mann mit einem dickrothen Banditengeſicht, das aus den ſchwarzen Haupt- und Barthaaren wie ein drohender Komet hervorbrannte, und zwiſchen den Beinen hielt er eine ungeheure Baßgeige, die er ſo wüthend ſtrich, als habe er in den Abruzzen einen armen Reiſenden niedergeworfen und wolle ihm geſchwinde die Gurgel abſiedeln; der Andere war ein langer, hagerer Greis, deſſen morſche Gebeine in einem abgelebt ſchwarzen Anzuge ſchlotterten, und deſſen ſchneeweiße Haare mit ſeinem Buffogeſang und ſeinen närriſchen Kapriolen gar kläglich kontraſtierten. Iſt es ſchon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man ſeinen Jahren ſchuldig iſt, aus Noth verkaufen und ſich zur Poſſenreißerei hergeben muſs: wie viel trübſeliger iſt es noch, wenn er Solches in Gegenwart oder gar in Geſellſchaft ſeines Kindes thut! Und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und ſie accompagnierte mit der Harfe die unwürdigſten Späße des greiſen Vaters, oder ſtellte auch die Harfe bei Seite und ſang mit ihm ein komiſches Duett, wo er einen verliebten alten Gecken und ſie ſeine junge neckiſche Amante vorſtellte. Obendrein ſchien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu ſein, ja es ſchien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräulichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichſüchtige Welken und der zuckende Mißmuth des ſchönen Geſichtes, deſſen ſtolzgeſchwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichſam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren ſchwarzen Triumphbogen ſo herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzenston, der ſo unheimlich kontraſtierte mit den lachend ſchönen Lippen, denen er entſchlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängſtlich violettes Seidenkleidchen ſo tief als möglich umflutterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährten Strohhut, und die Bruſt zierte gar ſinnbildlich eine offne Roſenknoſpe, die mehr gewaltſam aufgeriſſen als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu ſein ſchien. Indeſſen, über dem unglücklichen Mädchen, dieſem Frühling, den der Tod ſchon verderblich angehaucht, lag eine unbeſchreibliche Anmuth, eine Grazie, die ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kundgab, und ſelbſt dann nicht ganz verleugnete, wenn ſie mit vorgeworfenem Leibchen und ironiſcher Lüſternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben ſo unſittſam mit vorgeſtrecktem Bauchgerippe zu ihr heranwackelte. Je frecher ſie ſich gebärdete, deſto tieferes Mitleiden flößte ſie mir ein, und wenn ihr Geſang dann weich und wunderbar aus ihrer Bruſt hervorſtieg und gleichſam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Bruſt die kleinen Schlangen, und biſſen ſich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Roſe ſchien mich dann wie bittend anzuſehen, einmal ſah ich ſie ſogar erzittern, erbleichen — aber in demſelben Augenblicke ſchlugen die Triller des Mädchens um ſo lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Kometgeſicht marterte ſeine Bratſche ſo grimmig, daß ſie die entſetzlich drolligſten Töne von ſich gab, und die Zuhörer noch toller jubelten.

Kapitel XIX.

Es war ein echt italiäniſches Muſikſtück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wunderſamen Gattung, die dem Humor den freieſten Spielraum gewährt, und worin er ſich all ſeiner ſpringenden Luſt, ſeiner tollen Empfindelei, ſeiner lachenden Wehmuth und ſeiner lebensſüchtigen Todesbegeiſterung überlaſſen kann. Es war ganz Roſſini'ſche Weiſe, wie ſie ſich im Barbier von Sevilla am lieblichſten offenbart.

Die Verächter italiäniſcher Muſik, die auch dieſer Gattung den Stab brechen, werden einſt in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und ſind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören, als Fugen von Sebaſtian Bach. Leid iſt es mir um ſo manchen meiner Kollegen, z. B. um Rellſtab, der ebenfalls dieſer Verdammnis nicht entgehen wird, wenn er ſich nicht vor ſeinem Tode zu Roſſini bekehrt. Roſſini, divino maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreiteſt! verzeih meinen Landsleuten, die dich läſtern auf Schreibpapier und auf Löſchpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodiſchen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich ſo lieblich umgaukeln und mir das Herz küſſen wie mit Lippen der Grazien! Divino maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht ſehen, weil du ſie mit Roſen bedeckſt, und denen du nicht gedankenſchwer und gründlich genug biſt, weil du ſo leicht flatterſt, ſo gottbeflügelt! — Freilich, um die heutige italiäniſche Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muſs man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kundgeben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hülfe, alles Dieſes verkappt ſich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von ſchmeichelnden Kareſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen.

Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera Buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner ſeine tödlichſten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daſs ſie Nichts merkt. Denn ſonſt würde der Impreſſario mitſammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Feſtung bedeuten; es würde eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt werden, alle ſtaatsgefährliche Triller und revolutionärriſche Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Kolumbine müſste ſich über dieſes Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, daſs ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiäniſchen Demagogen pfiffiger ſind als die armen Deutſchen, die, Ähnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber ſo auffallend trübſelig ausſahen und bei ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen nannten, ſich ſo gefährlich anſtellten und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daſs die Regierungen endlich aufmerkſam werden und ſie einſtecken muſsten.

Kapitel XX.

Die kleine Harfeniſtin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während ſie ſang und ſpielte, oft nach ihrer Buſenroſe hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit ſie ihr Honorar einſammelte, ein Geldſtück hinwarf, das nicht allzuklein war, da lächelte ſie ſchlau, und frug heimlich, ob ich ihre Roſe haben wolle.

Nun bin ich aber der höflichſte Menſch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Roſe beleidigen, und ſei es auch eine Roſe, die ſich ſchon ein bischen verduftet hat. Und wenn ſie auch nicht mehr, ſo dacht' ich, ganz friſch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend iſt, wie etwa die Roſe von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockſchnupfen habe! Und nur die Menſchen nehmen's ſo genau. Der Schmetterling fragt nicht erſt die Blume: Hat ſchon ein Anderer dich geküßt? Und Dieſe fragt nicht: Haſt du ſchon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daß die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, ſind alle Blumen grau, die ſündigſte Roſe eben ſo gut wie die tugendhafteſte Peterſilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern ſagte ich zu der kleinen Harfeniſtin: Si, signora — — —

Denk nur nichts Böſes, lieber Leſer. Es war dunkel geworden, und die Sterne ſahen ſo klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette ſtand, worauf der ſchöne blaſſe Leib lag, mit ſanften, ſtillen Lippen — Ich dachte wieder an den ſonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen ſollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glaſe auf dem Tiſche ſtand und ſo ſeltſam duftete — Auch durchſchauerte mich wieder der Zweifel, ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erloſch. Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Kapitel XXI.

Ich ging bald zu Bette, ſchlief bald ein und verwickelte mich in närriſche Träume. Ich träumte mich nämlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich ſtaunte wieder wie vorher, und jetzt um ſo mehr, da lauter Blumen ſtatt Menſchen in den Straßen ſpazieren gingen. Da wandelten glühende Nelken, die ſich wollüſtig fächerten, kokettierende Balſaminen, Hyacinthen mit hübſchen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troſs von ſchnurrbärtigen Narciſſen und tolpelhaften Ritterſporen. An der Ecke zankten ſich zwei Maßliebchen. Aus dem Fenſter eines alten Hauſes von krankhaftem Ausſehen guckte eine geſprenkelte Levkoje, gar närriſch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenſtimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze

Adel verſammelt, die hohe Nobleſſe, nämlich jene Liljen, die nicht arbeiten und nicht ſpinnen und ſich doch eben ſo prächtig dünken wie König Salomon in all ſeiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obſtfrau glaubte ich dort zu ſehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie ſaure Gurke? Sie ordinäre Blume mit man eenen Stoobfaden? Ich will Ihnen ſchon begießen!“ Vor Angſt eilte ich in den Dom, und überrannte faſt ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das ſich von einem Gänſeblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen ſaßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtſtuhl ſaß ein ſchwarzer Rettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Geſicht nicht zum Vorſchein kam. Doch ſie duftete ſo wohlbekannt ſchauerlich, daſs ich ſeltſamerweiſe wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer ſtand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Roſen mit ſchwarzen Flören und weißen Taſchentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerriſſene Roſe, die ich am Buſen der kleinen Harfeniſtin kennen gelernt. Sie ſah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaſs, eine weiße Roſenleiche. Bei einer kleinen Kapelle wurde der Sarg niedergeſetzt; da gab es Nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatſchroſe hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin ſie viel ſchwatzte von den Tugenden der Hingeſchiedenen, von einem irdiſchen Katzenjammerthal, von einem beſſeren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näſelnd ſingenden Tone, eine breitgewäſſerte Rede, und ſo lang und langweilig, daſs ich davon erwachte.

Kapitel XXII.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios ſeine Gäule angeſchirrt, und ſchon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Vetturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechſeln.

Ala iſt ſchon ein echt italiäniſches Neſt. Die Lage iſt pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauſcht vorbei, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander ſtolpernden, zuſammengeflickten Bettlerpalläſte. An der Ecke des windſchiefen Marktes, der ſo klein iſt wie ein Hühnerhof, ſteht mit großmächtigen, gigantiſchen Buchſtaben: Piazza di San Marco. Auf dem ſteinernen Bruchſtück eines großen altadeligen Wappenſchilds ſaß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beſchien ſeine naive Rückſeite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild, das er vorher inbrünſtig küßte. Ein kleines bildſchönes Mädchen ſtand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen accompagnierend in eine hölzerne Kindertrompete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag ſpeiſte, war ebenfalls ſchon echt italiäniſcher Art. Oben auf dem erſten Stockwerk eine freie Eſtrade mit der Ausſicht nach dem Hofe, wo zerſchlagene Wagen und ſehnſüchtige Miſthaufen lagen, Truthähne mit närriſch rothen Schnabellappen und bettelſtolze Pfauen einherſpazierten, und ein halb Dutzend zerlumpter, ſonnverbrannter Buben ſich nach der Bell- und Lancaſterſchen Methode lauſten. Auf jener Eſtrade, längs dem gebrochenen Eiſengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth ſprang hin und her, um meine Wünſche zu vernehmen. Er trug einen haſtig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Geſicht, worin eine lange höckerige Naſe mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf ſaß, wie ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kamels. Er ſprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Äffchen auf ſeiner Naſe ebenfalls hin und her ſpränge. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeſte brachte, und wenn ich deſshalb ſchalt, ſo betheuerte er, daſs ich ſchon ſehr gut Italiäniſch ſpreche.

Ich muſste mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürloſen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander ſaßen und ſangen und Hühner rupften. Erſtere war remarkabel korpulent; Brüſte, die ſich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem koloſſalen Hintergeſtell, ſo daſs jene erſt die Inſtitutionen zu ſein ſchienen, dieſes aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht ſehr große, aber ſtark geformte Perſon, ſchien ſich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Geſichtszüge waren nicht ſanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch ſchön gemeſſen, edel, antik; die Locken und Augen brennend ſchwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, ſtumpfe Geſichtszüge, eine roſenrothe Naſe, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il signor padre, herangeſprungen, und fragte nach irgend einem Geſchirr oder Geräthe, und im Recitativ bekam er die ruhige Weiſung, es ſelbſt zu ſuchen. Dann ſchnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken, koſtete aus den kochenden Töpfen, verbrannte ſich das Maul, und ſprang wieder fort, und mit ihm ſein Naſenkamel und das rothe Äffchen. Hinter ihnen drein ſchlugen dann die luſtigſten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerei.

Aber dieſe gemüthliche, faſt idylliſche Wirthſchaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierſchrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgeſicht ſtürzte herein, und ſchrie Etwas, das ich nicht verſtand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe ſchüttelten, gerieth er in die tollſte Wuth und ſpie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Veſuv, der ſich ärgert. Die Wirthin ſchien in Angſt zu gerathen, und flüſterte begütigende Worte, die aber eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachten, ſo daſs der raſende Menſch eine eiſerne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaſchen zerſchlug, und auch die arme Frau geſchlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmeſſer erfaſſt und ihn niederzuſtechen gedroht, im Fall er nicht ſogleich abzöge.

Es war ein ſchöner Anblick, das Mädchen ſtand da blaſsgelb und vor Zorn erſtarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die

Augen tief und tödlich, eine blaugeſchwollene Ader quer über der Stirn, die ſchwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Meſſer — ich ſchauerte vor Luſt, denn leibhaftig ſah ich vor mir das Bild der Medea, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entſchlummert war an dem lieben Herzen Melpomene's, der finſter ſchönen Göttin.

Während dieſer Scene kam der signor padre nicht im mindeſten aus dem Geleiſe, mit geſchäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, ſuchte die Teller zuſammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmeſankäſe, einen Braten derb und feſt wie deutſche Treue, Krebſe roth wie Liebe, grünen Spinat wie Hoffnung mit Eiern, und zum Deſſert geſtopte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat Nichts zu bedeuten, Das iſt nun mal Pietro's Methode, ſprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks ſich entfernt hatte, ſchien es, als ob dort gar Nichts vorgefallen ſei, Mutter und Tochter ſaßen wieder ruhig nach wie vor, und ſangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daſs auch der signor padre ſich aufs Rupfen verſtand, und als ich ihm dennoch außer der Zahlung Etwas für die gute Hand gab, da nieſte er ſo vergnügt ſtark, daſs das Äffchen beinah von ſeinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald ſaß ich in dem eingetauſchten Wagen, fuhr raſch hinab in die lombardiſche Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Kapitel XXIII.

Die bunte Gewalt der neuen Erſcheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Märchenſchauer; in Verona aber erfaſste ſie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, ſcharfbeſtimmter Formen, geſpenſtiſcher Trompetenklänge und fernen Waffengeräuſches. Da war manch verwitterter Pallaſt, der mich ſo ſtier anſah, als wollte er mir ein altes Geheimnis anvertrauen, und er ſcheuete ſich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenſchen, und bäte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoſs, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüſter zerbrochener Bildſäulen, und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geſchichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala Ammazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etſch, war immer gleichſam die erſte Station für die germaniſchen Wandervölker, die ihre kaltnordiſchen Wälder verließen und über die Alpen ſtiegen, um ſich im güldenen Sonnenſchein des lieblichen Italiens zu erluſtigen. Einige zogen weiter hinab, Anderen gefiel es ſchon gut genug am Orte ſelbſt, und ſie machten es ſich heimatlich bequem, und zogen ſeidne Hausgewänder an, und ergingen ſich friedlich unter Blumen und Cypreſſen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre friſchen Eiſenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und ſie verdrängten, — eine Geſchichte, die ſich oft wiederholte, und von den Hiſtorikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, ſo findet man überall die abenteuerlichen Spuren jener Tage, ſo wie auch die Spuren der älteren und der ſpäteren Zeiten. An die Römer mahnt beſonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorich's, des Dietrich's von Bern, von dem die Deutſchen noch ſingen und ſagen, erinnern die fabelhaften Reſte ſo mancher byzantiniſch vorgothiſchen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und ſeine wüthenden Longobarden; ſagenreiche Denkmale mahnen an Karolum Magnum, deſſen Paladine an der Pforte des Doms eben ſo fränkiſch roh gemeißelt ſind, wie ſie gewiß im Leben geweſen — es will uns bedünken, als ſei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäuſern ſeinen Namen auf Wand und Fenſter zu ſchreiben pflegt, ſo habe dort jedes Volk die Spuren ſeiner Anweſenheit zurückgelaſſen, freilich oft nicht in der leſerlichſten Schrift, da mancher deutſche Stamm noch nicht ſchreiben konnte, und ſich damit behelfen mußte, zum Andenken Etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da dieſe Trümmer noch deutlicher ſprechen als zierliche Buchſtaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben ſolche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlaſſen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um ſich durch mildere Mittel im Andenken der Menſchen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beſtändiger Verwunderung ob des nie Geſehenen, anſtarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menſchen, die in geheimnisvoller Haſt dazwiſchen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das ſeltſame Ganze wie ein koſtbarer Rahmen umſchloſs und dadurch gleichſam zu einem Gemälde erhob. Es iſt aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, ſelbſt ſteckt, und hie und da von den Figuren deſſelben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe ſo lieblich geſchah. Das iſt nämlich der Gemüſemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Geſtalten, Frauen und Mädchen, ſchmachtend großäugige Geſichter, ſüße wohnliche Leiber, reizend gelb, naiv ſchmutzig, geſchaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder ſchwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war ſo liſtig um den Buſen geſchlagen, daſs er die ſchönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchſtochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberſtäbchen. Die Bäuerinnen hatten meiſt kleine tellerartige Strohhütchen mit kokettierenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unſrigen, und nur die ungeheuern ſchwarzen Backenbärte, die aus der Kravatte hervorbuſchten, waren mir hier, wo ich dieſe Mode zuerſt bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer dieſe Menſchen, die Männer wie die Frauen, ſo entdeckte man in ihren Geſichtern und in ihrem ganzen Weſen die Spuren einer Civiliſation, die ſich von der unſrigen in ſofern unterſcheidet, daſs ſie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, ſondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden iſt, und ſich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrſcher modificiert hat. Die Civiliſation hat bei dieſen Menſchen keine ſo auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenſtämme erſt geſtern gehobelt worden ſind, und Alles noch nach Firnis riecht. Es ſcheint uns, als habe dieſes Menſchengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechſelt, und der Geiſt der Geſittung habe ſich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die dieſen Platz umgeben, mögen nicht ſo leicht im Stande geweſen ſein mit der Zeit fortzuſchreiten; doch ſchauen ſie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unſre Seele. Da ſtehen hohe Palläſte im venetianiſch-lombardiſchen Stil, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt ſich eine einzelne

Denkſäule, ein Springbrunnen und eine ſteinerne Heilige; hier ſchaut man den launig roth- und weißgeſtreiften Podeſta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerſtört iſt, ſo daſs es ausſieht, als wolle die Zeit ſich ſelber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derſelbe romantiſche Zauber, der uns ſo lieblich anweht aus den phantaſtiſchen Dichtungen des Ludovico Arioſto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bei dieſem Platze ſteht ein Haus, das man wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt iſt, für den Pallaſt der Capulets hält. Es iſt jetzt eine ſchmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutſcher, und als Herbergeſchild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern in einer Kirche zeigt man auch die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter beſucht gern ſolche Orte, wenn er auch ſelbſt lächelt über die Leichtgläubigkeit ſeines Herzens. Ich fand in dieſer Kapelle ein einſames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Weſen, das nach langem Knieen und Beten ſeufzend aufſtand, aus kranken, ſtillen

Augen mich befremdet anſah, und endlich wie mit gebrochenen Gliedern fortſchwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger ſind unfern der Piazza delle Erbe. Sie ſind ſo wunderſam prächtig wie dieſes ſtolze Geſchlecht ſelbſt, und es iſt Schade, daſs ſie in einem engen Winkel ſtehen, wo ſie ſich gleichſam zuſammendrängen müſſen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beſchauer nicht viel Platz bleibt, um ſie ordentlich zu betrachten. Es iſt, als ſähen wir hier die geſchichtliche Erſcheinung dieſes Geſchlechtes vergleichniſſt; dieſe füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italiäniſchen Geſchichte, aber dieſer Winkel iſt gedrängt voll von Thatenglanz, Geſinnungspracht und Übermuthsherrlichkeit. Wie in der Geſchichte, ſo ſieht man ſie auch auf ihren Monumenten, ſtolze, eiſerne Ritter auf eiſernen Roſſen, vor Allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Maſtino, der Neffe.

Kapitel XXIV.

Über das Amphitheater von Verona haben Viele geſprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die ſich nicht in den Kreis dieſes berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es iſt ganz in jenem ernſten thatſächlichen Stil gebaut, deſſen Schönheit in der vollendeten Solidität beſteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geiſt ausſpricht, der nichts Anderes iſt, als der Geiſt von Rom ſelbſt. Und Rom? Wer iſt ſo geſund unwiſſend, daſs nicht heimlich bei dieſem Namen ſein Herz erbebte, und nicht wenigſtens eine traditionelle Furcht ſeine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daſs mein Gefühl mehr Angſt als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma.

Die alte Roma iſt ja jetzt todt, beſchwichtigte ich die zagende Seele, und du haſt die Freude, ihre ſchöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann ſtieg wieder das Falſtaff'ſche Bedenken in mir auf: Wenn ſie aber noch nicht ganz todt wäre und ſich nur verſtellt hätte, und ſie ſtände plötzlich wieder auf — es wäre entſetzlich!

Als ich das Amphitheater beſuchte, wurde juſt Komödie darin geſpielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italiäniſche Poſſe aufgeführt, und die Zuſchauer ſaßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da ſaß ich nun und ſah Brighella's und Tartaglia's Spiegelfechtereien auf derſelben Stelle, wo der Römer einſt ſaß und ſeinen Gladiatoren und Thierhetzen zuſah. Der Himmel über mir, die blaue Kryſtallſchale, war noch derſelbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne ſchimmerten hervor. Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatſchte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekoſtet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, dieſe Männer konnten ſich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und, ernſthaft wie ſie waren, zeigte ſich auch in ihren Spielen der barſte, blutigſte Ernſt. Sie waren keine große Menſchen, aber durch ihre Stellung waren ſie größer als andre Erdenkinder, denn ſie ſtanden auf Rom. So wie ſie von den ſieben Hügeln herabſtiegen, waren ſie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben ſich ausſpricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpſeſten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reiſenden das römiſche Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche ſo auffallend kontraſtieren gegen jene koloſſalen Bauwerke, die das öffentliche Leben ausſprachen, jene Theater, Waſſerleitungen, Brunnen, Landſtraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unſer Staunen erregen. Aber Das iſt es ja eben; wie der Grieche groß iſt durch die Idee der Kunſt, der Hebräer durch die Idee eines heiligſten Gottes, ſo ſind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo ſie in der Begeiſterung dieſer Idee gefochten, geſchrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte ſich dieſe Idee, der Einzelne verlor ſich darin, die Großen, die noch hervorragen, ſind nur getragen von dieſer Idee, und ſie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer ſind deſshalb zugleich die größten Helden und die größten Satiriker geweſen, Helden wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satiriker wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab der Idee Rom, muſste ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheim fallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satire, eben weil er die Größe Rom's und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal, wenn er berichten kann, was die malitiöſen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnierten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtil tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten

Rom's, und mir war dabei, als ſähe ich ſie ſelber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als ſähe ich die Gracchen, mit ihren begeiſterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir ſtimmen für das agrariſche Geſetz! Auch Cäſar ſah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seid ihr wieder verſöhnt? rief ich. Wir glaubten Beide Recht zu haben — lachte Cäſar zu mir hinauf — ich wuſste nicht, daſs es noch einen Römer gab, und hielt mich deſshalb für berechtigt, Rom in die Taſche zu ſtecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieſer Römer war, ſo glaubte er ſich berechtigt, mich deſshalb umzubringen. Hinter dieſen Beiden ſchlich Tiberius Nero mit Nebelbeinen und unbeſtimmten Mienen. Auch Weiber ſah ich dort wandeln, darunter Agrippina mit ihrem ſchönen herrſchſüchtigen Geſichte, das wunderſam rührend anzuſehen war, wie ein altes Marmorbild, in deſſen Zügen der Schmerz wie verſteinert erſcheint. Wen ſuchſt du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich ſie klagen — da erſcholl plötzlich das dumpfſinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenſtreichs. Die ſtolzen römiſchen Geiſter verſchwanden, und ich war wieder ganz in der chriſtlich öſtreichiſchen Gegenwart.

Kapitel XXV.

Auf dem Platze La Bra ſpaziert, ſobald es dunkel wird, die ſchöne Welt von Verona, oder ſitzt dort auf kleinen Stüblchen vor den Kaffebuden, und ſchlürft Sorbet und Abendkühle und Muſik. Da läſſt ſich gut ſitzen, das träumende Herz wiegt ſich auf ſüßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie ſchlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erſchallen, und es ſtimmt ein mit vollem Orcheſter. Dann iſt der Geiſt wieder ſonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen ſchwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, ſtolz und langſam und ewig.

Ich wandelte noch bis ſpät nach Mitternacht durch die Straßen Verona's, die allmählich menſchenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und ſchmerzhaft ſah mich an manch marmornes Geſicht. Ich eilte ſchnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir ſchien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von ſeinem Roſſe herabſteigen und mich als Wegweiſer begleiten. Bleib du nur ſitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz iſt der beſte Cicerone und erzählt mir überall die Geſchichten, die in den Häuſern paſſiert ſind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es ſie treu genug.

Als ich an den römiſchen Triumphbogen kam, huſchte eben ein ſchwarzer Mönch hindurch, und fernher erſcholl ein deutſch brummendes: Wer da? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir ſo ſüß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Ammazzati ſtieg? Es war Geſang wie aus der Bruſt einer ſterbenden Nachtigall, todzärtlich, und wie hülferufend an den ſteinernen Häuſern wiederhallend. Auf dieſer Stelle hat Antonio della Scala ſeinen Bruder Bartolomeo umgebracht, als Dieſer eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz ſagte mir, ſie ſäße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und ſänge nur, um ihre ahnende Angſt zu überſtimmen. Aber bald ſchienen mir Lied und Stimme ſo wohl bekannt, ich hatte dieſe ſeidnen, ſchaurigen, verblutenden Töne ſchon früher gehört, ſie umſtrickten mich wie weiche, flehende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, ſprach ich zu mir ſelber, kennſt du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria ſo oft geſungen? Und die Stimme ſelbſt — kennſt du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gaſthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da ſah ich wieder mein ſüßes geſtorbenes Leben ſchön und regungslos liegen, die alte Waſchfrau entfernte ſich wieder mit räthſelhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küſste wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob ſich langſam, um mir den Gegenkuſs zu bieten.

Wüſste ich nur, wer das Licht ausgelöſcht hat!

Kapitel XXVI.

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?“

Kennſt du das Lied? Ganz Italien iſt darin geſchildert, aber mit den ſeufzenden Farben der Sehnſucht. In der italiäniſchen Reiſe hat es Goethe etwas ausführlicher beſungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen, und man kann ſich auf die Treue der Umriſſe und der Farbengebung ganz verlaſſen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethe's italiäniſche Reiſe hinzudeuten, um ſo mehr, da er bis Verona dieſelbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe ſchon früherhin *) über jenes Buch

---

*) Im erſten Band der „Reiſebilder“ — Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 142.

Anm. des Herausgebers.

geſprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf beſtätigt. Wir ſchauen nämlich darin überall thatſächliche Auffaſſung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, beſſer geſagt, er iſt ſelbſt der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wiſſen, wie ſie ausſieht, und ſie erſchuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intentionen der Natur vermag er uns wiederzuſpiegeln, und es iſt einem hitzigen Goetheaner, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten ſelbſt ſo ſehr erſtaunt, daſs er dem Spiegel ſogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objekte zu erſchaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mal ein Buch über Goethe geſchrieben, worin er ganz ernſthaft verſichert: Hätte der liebe Gott bei Erſchaffung der Welt zu Goethe geſagt: „Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt Alles erſchaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und du thäteſt mir eine Liebe, wenn du ſtatt meiner dieſe Bagatellen noch erſchaffen wollteſt“ — ſo würde Goethe, eben ſo gut wie der liebe Gott, dieſe Thiere und Gewächſe ganz im Geiſte der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün, erſchaffen haben.

Es liegt Wahrheit in dieſen Worten, und ich bin ſogar der Meinung, daſs Goethe manchmal ſeine Sache noch beſſer gemacht hätte, als der liebe Gott ſelbſt, und daſs er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün, erſchaffen hätte. Es iſt wirklich ein Schöpfungsfehler, daſs auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grüne Federn wachſen, und Goethe hat dieſem Mangel wenigſtens dadurch abzuhelfen geſucht, daſs er ihm einen Doktorhut aus Jena verſchrieben und eigenhändig aufgeſetzt hat.

Nächſt Goethe's italiäniſcher Reiſe, iſt Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was dieſen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erſcheinen, Das erſetzen ſie durch männliche Geſinnungen, die Jenem mangeln. Denn Frau von Morgan hat wie ein Mann geſprochen, ſie ſprach Skorpionen in die Herzen frecher Söldner, und muthig und ſüß waren die Triller dieſer flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben ſo, wie männiglich bekannt iſt, war Frau von Staël eine liebenswürdige Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthuſiasmusfläſchchen, und ſtärkte die Müden, und focht ſelber mit, beſſer als die Beſten.

Was überhaupt italiäniſche Reiſebeſchreibungen betrifft, ſo hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hermes eine Überſicht derſelben gegeben. Ihre Zahl iſt Legion. Unter den ältern deutſchen Schriftſtellern in dieſem Fache ſind durch Geiſt oder Eigenthümlichkeit am ausgezeichnetſten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arndt, Meyer, Benkowitz und Rehfues. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter Dieſen nenne ich des allzufrüh verſtorbenen W. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen“ — ach, er war ein deutſcher Dichter! — dann die Reiſe von Kephalides, die ein bischen trocken iſt, ferner Leßmann's „Ciſalpiniſche Blätter“ die etwas zu flüſſig ſind, und endlich die „Reiſen in Italien ſeit 1822, von Friedrich Thierſch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo von Klenze“; von dieſem Werke iſt erſt ein Theil erſchienen, und er enthält meiſtens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thierſch, deſſen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

Kapitel XXVII.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorber ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

— Aber reiſe nur nicht im Anfang Auguſt, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leſer, von Verona nach Mailand nicht mit dem Poſtwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Geſellſchaft von ſechs Banditen, in einer ſchwerfälligen Carrozza, die wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten ſo ſorgfältig verſchloſſen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend Wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, lüftete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu ſpucken. Das eine Mal ſah ich Nichts als einige ſchwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der ſchwülen Sonnenhitze ſehr zu leiden ſchienen; das andere Mal ſah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier ſich ſpiegelten. Letzterer, ein öſtreichiſcher Narciß, bewunderte mit kindiſcher Freude, wie ſein Spiegelbild ihm Alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präſentierte oder ſchulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia ſelbſt weiß ich ebenfalls Wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reiſenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher ſtillt als den des Geiſtes. Doch war ich gewiſſenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen ſtieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen, und da erfuhr ich unter Anderm, die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffehäuſer, 20 katholiſche Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben ſo gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler ſtehlen.

Um Mitternacht arrivierte ich in Mailand und kehrte ein bei Herrn Reichmann, einem Deutſchen, der ſein Hotel ganz nach deutſcher Weiſe eingerichtet. Es ſei das beſte Wirthshaus in ganz Italien, ſagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italiäniſche Gaſtwirthe und Flöhe ſehr ſchlecht zu ſprechen waren. Da hörte ich Nichts als ärgerliche Hiſtörchen von italiäniſchen Prellereien, und beſonders Sir William fluchte und verſicherte, wenn Europa der Kopf der Welt ſei, ſo ſei Italien das Diebsorgan dieſes Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühſtück bezahlen müſſen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handſchuh aufhob, den er beim Einſteigen in den Wagen fallen laſſen. Sein Vetter Tom ſagte, alle Italiäner ſeien Spitzbuben bis auf den einzigen Umſtand, daß ſie nicht ſtehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgeſehen, ſo würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italiänerinnen Spitzbübinnen ſind. Der Dritte im Bunde war ein Miſter Liver, den ich in Brighton als ein junges Kalb verlaſſen hatte, und jetzt in Mailand als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menſchen geſehen, der es beſſer verſtanden hätte, mit ſeiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Ärmelausſchnitte der Weſte einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja ſein Maul war ſogar viereckig aufgeſperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten ſchmal, oben ſpitz, mit kurzer Stirn und ſehr langem Kinn. Unter den engliſchen Bekannten, die ich in Mailand wiederſah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettlawine war ſie von den Alpen herabgekommen, in Geſellſchaft zweier ſchneeweißen, ſchneekalten Schneegänschen, Miß Polly und Miß Molly.

Beſchuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leſer, wenn ich in dieſem Buche ſehr häufig von Engländern ſpreche; ſie ſind jetzt in Italien zu zahlreich, um ſie überſehen zu können, ſie durchziehen dieſes Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäuſern, laufen überall umher, um Alles zu ſehen, und man kann ſich keinen italiäniſchen Citronenbaum mehr denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schock Engländer, die mit ihrem Guide in der Hand darin umherrennen, und nachſehen, ob noch Alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt iſt. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit ſeinen blanken Kutſchen, bunten Lakaien, wiehernden Rennpferden, grünverſchleierten Kammerjungfern und ſonſtig koſtbaren Geſchirren neugierig und geputzt über die Alpen ziehen und Italien durchwandern ſieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu ſehen. Und in der That, der Sohn Albion's, obgleich er weiße Wäſche trägt und Alles baar bezahlt, iſt doch ein civiliſierter Barbar in Vergleichung mit dem Italiäner, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civiliſation bekundet. Jener zeigt in ſeinen Sitten eine zurückgehaltene Roheit, Dieſer eine ausgelaſſene Feinheit. Und gar die blaſſen italiäniſchen Geſichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm ſind ſie gegen die ſteif brittiſchen Geſichter mit ihrer pöbelhaft rothen Geſundheit! Das ganze italiäniſche Volk iſt innerlich krank, und kranke Menſchen ſind immer wahrhaft vornehmer als Geſunde; denn nur der kranke Menſch iſt ein Menſch, ſeine Glieder haben eine Leidensgeſchichte, ſie ſind durchgeiſtet. Ich glaube ſogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menſchen werden; ich habe mal einen ſterbenden

Hund geſehen, der in ſeinen Todesqualen mich faſt menſchlich anſah.

Der leidende Geſichtsausdruck wird bei den Italiänern am ſichtbarſten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes ſpricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das iſt die ſchmerzlichſte Wunde in der Bruſt der Italiäner, und ſie zucken zuſammen, ſobald man dieſe nur leiſe berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achſel, die uns mit ſonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiäner für politiſch indifferent, weil ſie gleichgültig zuzuhören ſchienen, wenn wir Fremde über die katholiſche Emancipation und den Türkenkrieg politiſierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blaſſen Italiäner mit pechſchwarzem Barte ſich darüber ſpöttiſch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen ſehen und den Mordſpektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bei ſolchen Anläſſen ſtatt findet. Ihr Italiäner, ſagte der Britte zu dem Blaſſen, ſcheint für Alles abgeſtorben zu ſein, außer für Muſik, und nur noch dieſe vermag euch zu begeiſtern. Sie thun uns Unrecht, ſagte der Blaſſe und bewegte die Achſel. Ach! ſeufzte er hinzu, Italien ſitzt elegiſch träumend auf ſeinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrauſen, — und Das iſt die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieſes Bekenntnis auch einigen Aufſchluſs über den Enthuſiasmus, den jenſeits der Alpen Roſſini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menſchliche Raſerei geſehen, ſo war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Muſik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz überſprang. Jene Raſerei heißt in Italien: furore.

Kapitel XXVIII.

Obgleich ich, lieber Leſer, jetzt ſchon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambroſiana dir meine Kunſturtheile aufzutiſchen, ſo will ich doch dieſen Kelch an dir vorüber gehen laſſen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daſs ich das ſpitze Kinn, das den Bildern der lombardiſchen Schule einen Anſtrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher ſchönen Lombardin geſehen habe.

Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anſchauung. So iſt mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in ſeiner göttlichſten Heiterkeit plötzlich verſtändlich geworden; ſo habe ich ſpäterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geiſt der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumeriſche Oberflächlichkeit der Venetianer begreifen lernen. Geh nach Rom, liebe Seele, und vielleicht ſchwingſt du dich dort hinauf zur Anſchauung der Idealität und zum Verſtändnis des Raphael.

Indeſſen, eine Merkwürdigkeit Mailand's, die in jeder Hinſicht die größte iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen — Das iſt der Dom.

In der Ferne ſcheint es, als ſei er aus weißem Poſtpapier geſchnitzelt, und in der Nähe erſchrickt man, daß dieſes Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor beſteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothiſchen Krondächlein hervorgucken, und oben auf allen Spitzen gepflanzt ſtehen, dieſes ſteinerne Volk verwirrt Einem faſt die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, ſo findet man es doch recht hübſch, koloſſal niedlich, ein Spielzeug für Rieſenkinder. Im mitternächtlichen Mondſchein gewährt es noch den beſten Anblick, dann kommen all' die weißen Steinmenſchen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgeſtiegen, und gehen mit Einem über die Piazza, und flüſtern

Einem alte Geſchichten ins Ohr, putzig heilige, ganz geheime Geſchichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn ſpäterhin fortgeſetzt.

Siehſt du — ſagte mir ein gar ſeltſamer Heiliger, der in der neueſten Zeit aus dem neueſten Marmor verfertigt war, — ſiehſt du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiſer Napoleon den Dombau ſo eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es ſehr gut, er hat eingeſehen, daß dieſes große Steinhaus auf jeden Fall ein ſehr nützliches Gebäude ſein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt.

Wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt — Ich war ſchier erſchrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine ſolche Sprache führen, und dazu auf einem Platze, wo öſtreichiſche Schildwachen, mit Bärenmützen und Torniſtern, auf und abgehen. Indeſſen, der ſteinerne Kauz hat gewiſſermaßen Recht, das Innere des Domes iſt hübſch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Beſtimmung ſeinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleon's Lieblingsgedanken, und er war nicht weit vom Ziele entfernt, als ſeine Herrſchaft gebrochen wurde. Die Öſtreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonſtraße beſchließen ſollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleon's Standbild wird nicht, wie früher beſtimmt war, auf die Spitze jenes Bogens geſtellt werden. Immerhin, der große Kaiſer hat ein Standbild hinterlaſſen, das viel beſſer iſt und dauerhafter als Marmor, und das kein Öſtreicher unſeren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längſt von der Senſe der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht ſein werden, wird jenes Standbild noch unverſehrt daſtehen; neue Geſchlechter werden aus der Erde hervorwachſen, werden ſchwindelnd an jenes Bild hinaufſehen, und ſich wieder in die Erde legen: — und die Zeit, unfähig ſolch Bild zu zerſtören, wird es in ſagenhafte Nebel zu hüllen ſuchen, und ſeine ungeheure Geſchichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht nach Jahrtauſenden wird ein ſpitzfindiger Schulmeiſter in einer grundgelehrten Diſſertation unumſtößlich beweiſen, daß der Napoleon Bonaparte ganz identiſch ſei mit jenem andern Titanen, der den Göttern das Licht raubte und für dieſes Vergehen auf einem einſamen Felſen mitten im Meere angeſchmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich ſein Herz zerfleiſchte.

Kapitel XXIX.

Ich bitte dich, lieber Leſer, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Miſsverſtändnis, daſs die europäiſche Ariſtokratie, repräſentiert von England, ihn ſo todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regeneriert haben, ſtatt daſs ſie jetzt darnieder liegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiſs allerletzten Sieg.

Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für allemal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt Nichts als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir ſind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Poſtillon dieſe Worte ſprach! Ich war in Geſellſchaft eines ſehr artigen Livländers, der vielmehr den Ruſſen ſpielte, des Abends von Mailand abgereiſt, und ſah des folgenden Morgens die Sonne aufgehn über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daſs er im Rauſche Konſul, Kaiſer, Welteroberer wurde, und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben Alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verſtändige Reflexionen. Es will uns da machmal bedünken, als ſei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon ſei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Räubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haſſe, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müßten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Mißverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert: doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichts deſto weniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit?

Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daſs Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegierter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daſs Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſierten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Princip der Geſellſchaft am unleidlichſten kollidiert, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menſchheit.

Laſſt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freiheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt Alle als gleiche Gäſte das große Verſöhnungsmahl halten und guter Dinge ſind — denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gutbeſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgeſetzt ſein wird: aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen: wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus.

Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte, Dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde iſt gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daſs einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten.

Kapitel XXX.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen Einem die Betrachtungen ſo ſchaarenweis angeflogen, daſs man glauben ſollte, es wären dieſelben, die dort ſo Mancher plötzlich aufgeben muſste, und die nun wie herrenloſe Hunde umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn ſo furchtbar auch der Krieg iſt, ſo bekundet er doch die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieſes Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutroſen tanzte den üppigen Brauttanz! Frankreich war damals Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liede heißt,

Heida! am Polterabend
Zerſchlug man ſtatt der Töpfe
Ariſtokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menſchheit weiter rückt, koſtet Ströme Blutes; und iſt Das nicht etwas zu theuer? Iſt das Leben des Individuums nicht vielleicht eben ſo viel werth wie das des ganzen Geſchlechtes? Denn jeder einzelne Menſch iſt ſchon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm ſtirbt, unter jedem Grabſtein liegt eine Weltgeſchichte — Still davon! ſo würden die Todten ſprechen, die hier gefallen ſind; wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menſchheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — ſagte mein Reiſegefährte, der livländiſche Ruſſe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt ſind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitſch den Türken die Turbane zurechtſetzt, und wir werden noch dieſes Jahr Konſtantinopel einnehmen. Sind Sie gut ruſſiſch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich ſah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geiſterſchnell, in der Ferne erſcholl es wie ein ſchaurig ſüßes Allons, enfants de la patrie — Und dennoch antwortete ich: Ja, ich bin gut ruſſiſch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechſel der Loſungsworte und Repräſentanten in dem großen Kampfe hat es ſich jetzt ſo gefügt, daſs der glühendſte Freund der Revolution nur im Siege Ruſslands das Heil der Welt ſieht, und den Kaiſer Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muſs. Seltſamer Wechſel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit dieſem Amte einen engliſchen Miniſter, das Geheul des hochtoryſchen Haſſes gegen George Canning leitete damals unſere Wahl; in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, ſahen wir die Garantieen ſeiner Treue, und als er des Märtyrertodes ſtarb, da legten wir Trauer an, und der achte Auguſt wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingſtreet, und pflanzten ſie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiſer Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechiſchen Wittwen und Waiſen ſchützte gegen aſiatiſche Barbaren, und in ſolchem guten Kampfe ſeine Sporen verdiente. Wieder hatten ſich die Feinde der Freiheit zu ſehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfſinn ihres Haſſes, um unſer eignes Beſte zu erkennen. Wieder zeigte ſich diesmal die gewöhnliche Erſcheinung, daſs wir unſre Repräſentanten vielmehr der Stimmenmehrheit unſerer Feinde als der eigenen Wahl verdanken, und indem wir die wunderlich zuſammengeſetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Ruſslands ihre frommen Wünſche gen Himmel ſandte, ſo merkten wir bald, wer unſer Freund oder vielmehr das Schrecken unſerer Feinde iſt. Wie muſste der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papſt, Rothſchild I., Metternich, und einen ganzen Troſs von Ritterlingen, Stockjobbern, Pfaffen und Türken für dieſelbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmiſten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Übergröße Ruſslands ausgeſetzt ſind, iſt thöricht. Wenigſtens wir Deutſche haben Nichts zu riskieren, etwas mehr oder weniger Knechtlichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchſte, die Befreiung von den Reſten des Feudalismus und Klerikalismus, zu gewinnen iſt. Man droht uns mit der Herrſchaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich ſicher weiß, daſs unſre Feinde ſie mitbekommen. Ich wette aber, ſie werden, wie ſie immer gethan, der neuen Macht entgegenwedeln, und graciöſe lächeln, und zu den ſchandbarſten Dienſten ſich darbieten, und ſich dafür, da doch einmal geknutet werden muſs, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, ſo wie der Adlige in Siam, der, wenn er beſtraft werden ſoll, in einen ſeidenen Sack geſteckt und mit parfümierten Stöcken geprügelt wird, ſtatt daſs der ſtraffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine ſo wohlriechende Prügel bekömmt. Nun, dieſes Privilegium, da es das einzige iſt, wollen wir ihnen gönnen, wenn ſie nur Prügel bekommen, beſonders die engliſche Nobility. Mag man noch ſo eifrig erinnern, daſs es eben dieſe Nobility ſei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daſs England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit, doch die perſönliche Freiheit geſichert, daſs England der Zufluchtsort für freie Geiſter war, wenn der Despotismus den ganzen Kontinent unterdrückte: — Das ſind tempi passati! England mit ſeinen Ariſtokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geiſter haben jetzt im Nothfall einen noch beſſeren Zufluchtsort: würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, ſo gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entſchlüpfen, das iſt Amerika, und Gottlob! das Loch iſt noch größer als der Kerker ſelbſt.

Aber Das ſind Alles lächerliche Grillen; vergleicht man in freiheitlicher Hinſicht England mit

Rußland, ſo bleibt auch dem Beſorglichſten kein Zweifel übrig, welche Partei zu erfaſſen ſei. Die Freiheit iſt in England aus hiſtoriſchen Begebenheiten, in Rußland aus Principien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten ſelbſt, ſo tragen auch ihre geiſtigen Reſultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England iſt erſtarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtitutionen, wohinter ſich die Ariſtokratie verſchanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Principien aber, woraus die ruſſiſche Freiheit entſtanden iſt oder vielmehr täglich ſich weiter entfaltet, ſind die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit; die ruſſiſche Regierung iſt durchdrungen von dieſen Ideen, ihr unumſchränkter Abſolutismus iſt vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu laſſen; dieſe Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Klerikalismus, ſie iſt der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenſtrebend; ſchon Katharina hat die Kirche eingeſchränkt, und der ruſſiſche Adel entſteht durch Staatsdienſte; Rußland iſt ein demokratiſcher Staat, und ich möchte es ſogar einen chriſtlichen Staat nennen, wenn ich dieſes oft mißbrauchte Wort in ſeinem ſüßeſten, weltbürgerlichſten Sinne anwenden wollte; denn die Ruſſen werden ſchon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidniſchen

Nationalſinnes befreit, ſie ſind Kosmopoliten oder wenigſtens Sechstel-Kosmopoliten, da Rußland faſt den ſechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutſchruſſe, wie mein livländiſcher Reiſegefährte, prahleriſch patriotiſch thut, und von unſerem Rußland und unſerem Diebitſch ſpricht, ſo iſt mir, als hörte ich einen Hering, der das Weltmeer für ſein Vaterland und den Walfiſch für ſeinen Landsmann ausgiebt.

Kapitel XXXI.

Ich bin gut ruſſiſch — ſagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und ſtieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von koloſſalen Wolkenmaſſen zog die Sonne herauf, ſiegreich, heiter, ſicher, einen ſchönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel ſtand. Er hatte ſeine einſame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück ſchlief und nur Geſpenſter, Eulen und Sünder ihr Weſen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorſtieg mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt muſste er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verſchwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein ſchöner Tag werden, rief mein Reiſegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, wiederholte leiſe mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häßlichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daſs man mir einſt mit einem Lorberkranze den Sarg verziere. Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiſet oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert ſollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit.

Kapitel XXXII.

Während der Mittagshitze ſuchten wir Obdach in einem Franciskanerkloſter, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit ſeinen düſtern Cypreſſen und weißen Mönchen wie ein Jagdſchloſs des Glaubens hinab ſchaute in die heiter grünen Thäler des Apennins. Es war ein ſchöner Bau; wie ich denn, außer der Karthauſe zu Monza, die ich nur von außen ſah, noch ſehr merkwürdigen Klöſtern und Kirchen vorbeigekommen bin. Ich wuſste oft nicht, ſollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben ſo große, ſteinfeſte Geſinnung ihrer Erbauer, die wohl vorausſehen konnten, daſs erſt ſpäte Urenkel im Stande ſein würden, ſolch ein Bauwerk zu vollenden, und die Deſſen ungeachtet ganz ruhig den Grundſtein legten und Stein auf

Stein trugen, bis der Tod ſie von der Arbeit abrief, und andere Baumeiſter das Werk fortſetzten und ſich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im feſten Glauben an die Ewigkeit der katholiſchen Religion und im feſten Vertrauen auf die gleiche Denkweiſe der folgenden Geſchlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeiſter lebten und entſchliefen in dieſem Glauben. Da liegen ſie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es iſt zu wünſchen, daſs ihr Schlaf recht feſt ſei, und das Lachen der neuen Zeit ſie nicht erwecke. Abſonderlich für Solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden ſind, für Solche wäre es ſehr ſchlimm, wenn ſie des Nachts plötzlich erwachten, und im ſchmerzlichen Mondſchein ihr unvollendetes Tagewerk ſähen, und bald merkten, daſs die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat, und daſs ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So ſpricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen anderen Glauben.

Ich hörte einſt in Köln, wie ein kleiner Bube ſeine Mutter frug, warum man die halben Dome nicht fertig baue. Es war ein ſchöner Bube, und ich küſste ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm, daſs jetzt die Menſchen ganz etwas Anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Apenninen, ſieht man das Meer, zwiſchen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorſchein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, ſcheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber dieſen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den erſten Abendſchatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen ſich nebelhaft verweben: dann wird Einem ordentlich märchenhaft zu Muthe, der Wagen raſſelt bergab, die ſchläfrig ſüßeſten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt Einem endlich, man ſei in Genua.

Kapitel XXXIII.

Dieſe Stadt iſt alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häſslich über alle Maßen. Sie iſt auf einem Felſen gebaut, am Fuße von amphitheatraliſchen Bergen, die den ſchönſten Meerbuſen gleichſam umarmen. Die Genueſer erhielten daher von der Natur den beſten und ſicherſten Hafen. Da, wie geſagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felſen ſteht, ſo muſsten der Raum-Erſparnis wegen die Häuſer ſehr hoch und die Straßen ſehr eng gebaut werden, ſo daſs dieſe faſt alle dunkel ſind, und nur auf zweien derſelben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuſer dienen hier den Einwohnern, die meiſtens Kaufleute ſind, faſt nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafſtellen; den ſchachernden Tag über laufen ſie umher in der Stadt oder ſitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn ſonſt würden ſich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeſeite, beſonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen beſſern Anblick. Da liegt ſie am Meere wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Rieſenthiers, dunkle Ameiſen, die ſich Genueſer nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen beſpülen es plätſchernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blaſſe Auge der Nacht, ſchaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria ſteht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Waſſerbaſſin. Aber die Statue iſt verwittert und verſtümmelt, das Waſſer ausgetrocknet, und die Möwen niſten in den ſchwarzen Cypreſſen. Wie ein Knabe, der immer ſeine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich, an Friedrich Schiller, den edelſten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutſchen.

Obgleich meiſtens in Verfall, ſind die Palläſte der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch ſehr ſchön, und mit Pracht überladen. Sie ſtehen meiſtens auf den zwei großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallaſt Durazzo iſt der merkwürdigſte. Hier ſind gute Bilder, und darunter Paul Veroneſe's Chriſtus, dem

Magdalena die gewaſchenen Füße abtrocknet. Dieſe iſt ſo ſchön, daſs man fürchten ſollte, ſie werde gewiſs noch einmal verführt werden. Ich ſtand lange vor ihr — ach, ſie ſchaute nicht auf! Chriſtus ſteht da wie ein Religions-Hamlet: Go to a nunnery! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens: letztere ganz durchdrungen von der koloſſalen Heiterkeit dieſes niederländiſchen Titanen, deſſen Geiſtesflügel ſo ſtark waren, daſs er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Zentner holländiſcher Käſe an ſeinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinſten Bilde dieſes großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um ſo mehr, da es jetzt Mode wird, ihn ob ſeines Mangels an Idealität nur mit Achſelzucken zu betrachten. Die hiſtoriſche Schule in München zeigt ſich beſonders groß in ſolcher Betrachtung. Man ſehe nur, mit welcher vornehmen Geringſchätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubensſaal wandelt! Vielleicht aber iſt der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegenſatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läſſt ſich faſt kein größerer Gegenſatz erſinnen — und nichtsdeſtoweniger iſt mir bisweilen zu Sinn, als hätten Beide dennoch Ähnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anſchauen könne. Vielleicht ſind landsmannſchaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leiſe heimiſche Laute anſprechen. Dieſe geheime Verwandtſchaft beſteht aber nimmermehr in der niederländiſchen Heiterkeit und Farbenluſt, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, ſo daſs man meinen ſollte, er habe ſie im freudigen Rheinweinrauſch gemalt, während tanzende Kirmesmuſik um ihn her jubelte. Wahrlich, die Bilder des Cornelius ſcheinen eher am Charfreitage gemalt zu ſein, während die ſchwermüthigen Leidenslieder der Proceſſion durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Urſprünglichkeit ſind ſich Beide ähnlicher, Beide ſind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meiſter, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluſs üben konnte, die aber von der unſrigen ſo abgeſchieden iſt, daſs wir ob der Erſcheinung des Peter Cornelius faſt erſchrecken, daſs er uns manchmal vorkommt wie der Geiſt eines jener großen Maler aus raphaeliſcher Zeit, der aus dem Grabe hervorſteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, ſelbſtbeſchworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir ſeine Bilder, ſo ſehen ſie uns an wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, geſpenſtiſch ſind die Gewänder, als rauſchten ſie uns vorbei um Mitternacht, zauberkräftig ſind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltſam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulſierende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius iſt ein Schöpfer, doch betrachten wir ſeine Geſchöpfe, ſo will es uns bedünken, als könnten ſie alle nicht lange leben, als ſeien ſie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen ſie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Geſtalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unſerer Seele, dieſe ſcheinen ebenfalls den Todeskeim in ſich zu tragen, und es iſt uns, als müſsten ſie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das iſt ſie vielleicht, die geheime Verwandtſchaft, die wir in der Vergleichung beider Meiſter ſo wunderſam ahnen. Die höchſte Luſt in einigen Bildern des Rubens und der tiefſte Trübſinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht daſſelbe Gefühl. Woher aber dieſer Trübſinn bei einem Niederländer? Es iſt vielleicht eben das ſchaurige Bewuſſtſein, daſs er einer längſt verklungenen Zeit angehört und ſein Leben eine myſtiſche Nachſendung iſt — denn ach! er iſt nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, ſondern vielleicht auch der Letzte, der auf dieſer Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit der Caracci's, iſt ein langes Dunkel, und hinter ihm ſchlagen wieder die Schatten zuſammen, ſeine Hand iſt eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt, und die Bilder, die ſie malt, tragen die unheimliche Trauer ſolcher ernſten, ſchroffen Abgeſchiedenheit. Ich habe dieſe letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich erinnerte, daſs ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.

Kapitel XXXIV.

Die Sammlung von Portraits ſchöner Genueſerinnen, die im Pallaſt Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt laſſen. Nichts auf der Welt kann unſre Seele trauriger ſtimmen, als ſolcher Anblick von Portraits ſchöner Frauen, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten todt ſind. Melancholiſch überkriecht uns der Gedanke, daſs von den Originalen jener Bilder, von all' jenen Schönen, die ſo lieblich, ſo kokett, ſo witzig, ſo ſchalkhaft und ſo ſchwärmeriſch waren, von all' jenen Maiköpfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling Nichts übrig geblieben iſt als dieſe bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längſt vermodert iſt, auf ein morſch Stückchen Leinwand gepinſelt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das

Schöne eben ſo wie das Häſsliche, ſpurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verſchont die Roſe eben ſo wenig wie die Diſtel, er vergiſſt auch nicht das einſame Hälmchen in der fernſten Wildnis, er zerſtört gründlich und unaufhörlich, und überall ſehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menſchen und ihre Werke, zu Staub zerſtampft, und ſelbſt jene ägyptiſchen Pyramiden, die ſeiner Zerſtörungswuth zu trotzen ſcheinen, ſie ſind nur Trophäen ſeiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch ſchlimmer als dieſes Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden, gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daſs wir nicht einmal als Originale dahinſterben, ſondern als Kopien von längſtverſchollenen Menſchen, die geiſtig und körperlich uns gleich waren, und daſs nach uns wieder Menſchen geboren werden, die wieder ganz ausſehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein troſtlos ewiges Wiederholungsſpiel, wobei die zeugende Erde beſtändig hervorbringen und mehr hervorbringen muſs, als der Tod zu zerſtören vermag, ſo daſs ſie, in ſolcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen ſorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die myſtiſchen Schauer dieſes Gedankens, als ich im Pallaſt Durazzo die Portraits der ſchönen Genueſerinnen ſah, und unter dieſen ein Bild, das in meiner Seele einen ſüßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufſeher der Galerie meinte zwar, das Bild ſtelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceroneſchen Tone ſetzte er hinzu: Es iſt gemalt von Giorgio Barbarelli del Caſtelfranco de Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venetianiſchen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Laſſen Sie Das gut ſein, Signor Cuſtode. Das Bild iſt gut getroffen, mag es immerhin ein paar Jahrhunderte im Voraus gemalt ſein, Das iſt kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Bruſtgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblaſen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens ſitzt, fortſcheuchen — Maria hatte immer einen Abſcheu vor Spinnen.

Excellenza ſcheinen ein Kenner zu ſein.

Daſs ich nicht wüſste, Signor Cuſtode. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern ſehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was ſehe ich! von wem iſt das Portrait des Mannes im ſchwarzen Mantel, das dort hängt?

Es iſt ebenfalls von Giorgione, ein Meiſterſtück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann, ob ich dem Bilde ähnlich ſehe.

Excellenza ſind nicht ſo blaſs. Das Bild iſt ein Meiſterſtück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Lieber Leſer, der Giorgione iſt mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm beſonders Dank ſchuldig, daſs er mir die Maria gemalt. Du wirſt gewiſs eben ſo gut wie ich einſehen, daſs Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueſer. Und es iſt ſehr gut getroffen, todtſchweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und ſehr ſchwer zu malen war. Das ganze

Bild iſt wie hingeſeufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im ſchwarzen Mantel iſt gut gemalt, und die malitiös ſentimentalen Lippen ſind gut getroffen, ſprechend getroffen, als wollten ſie eben eine Geſchichte erzählen — es iſt die Geſchichte von dem Ritter, der ſeine Geliebte aus dem Tode aufküſſen wollte, und als das Licht erloſch — —

II.

Die Bäder von Lucca.

Ich bin wie Weib dem Manne — —

Graf August von Platen Hallermünde.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's ſagen,
Ich ſpiel' ihm auf.

Figaro.

Karl Immermann,

dem Dichter,

widmet dieſe Blätter

als

ein Zeichen freudigster Verehrung

der Verfaſſer.

Kapitel I.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte ſie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufſetzen. Sie warf ihn raſch von ſich, ſobald ſie mich erblickte, mit ihren wallend goldnen Locken ſtürzte ſie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief ſie, und nach alter Gewohnheit ergriff ſie meine beiden Ohrlappen und küſste mich mit der drolligſten Herzlichkeit.

Wie geht's, wahnſinnigſter der Sterblichen! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzuſehen! Denn ich werde nirgends auf dieſer weiten Welt einen verrückteren Menſchen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, ſie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit iſt ſo ſelten wie die wahre Weisheit, ſie iſt vielleicht gar nichts Anderes als Weisheit, die ſich geärgert hat, daſs ſie Alles weiß, alle Schändlichkeiten dieſer Welt, und die deſshalb den weiſen Entſchluſs gefaſſt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen ſind ein geſcheites Volk, ſie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geſchrieben?

Gewiſs, Doktor, ich ſchrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adreſſe: Abzugeben in Neu-Bedlam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung, nicht dort waren, ſo ſchickte man den Brief nach St. Luze, und da Sie auch hier nicht waren, ſo ging er weiter nach einer ähnlichen Anſtalt, und ſo machte er die Ronde durch alle Tollhäuſer Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückſchickte mit der Bemerkung, daſs der Gentleman, den die Adreſſe bezeichne, noch nicht eingefangen ſei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daſs Sie immer noch auf freien Füßen ſind?

Hab's pfiffig angefangen, Mylady. Überall, wohin ich kam, wuſſt' ich mich um die Tollhäuſer herumzuſchleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier ſind Sie ganz ſicher: denn erſtens iſt gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen ſich alſo zu den Unſeren? Erlauben Sie, daſs ich Ihnen den Bruderkuſs auf die Stirne drücke.

Ach! ich meine: wir Badegäſte, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigſte bin — Und nun machen Sie ſich leicht einen Begriff von der Verrückteſten, nämlich von Julie Maxfield, die beſtändig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiſs engliſche Schönheiten, Mylady —

Doktor, was bedeutet dieſer ſpöttiſche Ton? Die gelbfettigen Makaronigeſichter in Italien müſſen Ihnen ſo gut ſchmecken, daſs Sie keinen Sinn mehr haben für brittiſche —

Plumpuddings mit Roſinenaugen, Roſtbeefbuſen feſtoniert mit weißen Merrettig-Streifen, ſtolze Paſteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine ſchöne Engländerin —

Ja, Das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt, Ihren Landsmänninnen zu huldigen; ſie ſind ſchön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, ſie ſind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne Einen, der dort nicht erfroren iſt, und friſch und geſund übers Meer geſprungen, und es war ein großer deutſcher, impertinenter —

Er hat ſich wenigſtens an den brittiſch froſtigen Herzen ſo ſtark erkältet, daſs er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady ſchien pikiert über dieſe Antwort, ſie ergriff die Reitgerte, die zwiſchen den Blättern eines Romans als Leſezeichen lag, ſchwang ſie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leiſe knurrte, hob haſtig ihren Hut von der Erde, ſetzte ihn keck aufs Lockenhaupt, ſah ein paarmal wohlgefällig in den Spiegel und ſprach ſtolz: Ich bin noch ſchön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchſchauert, blieb ſie ſinnend ſtehen, ſtreifte langſam ihren weißen Handſchuh von der Hand, reichte ſie mir, und meine Gedanken pfeilſchnell ertappend, ſprach ſie: Nicht wahr, dieſe Hand iſt nicht mehr ſo ſchön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten!

Lieber Leſer, man kann es den Glocken ſelten anſehen, wo ſie einen Riſs haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hätteſt du nun den Klang der Stimme gehört, womit obige Worte geſprochen wurden, ſo wüſsteſt du gleich, Mylady's Herz iſt eine Glocke vom beſten Metall, aber ein verborgener Riſs dämpft wunderbar ihre heiterſten Töne, und umſchleiert ſie gleichſam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe ſolche Glocken, ſie finden immer ein gutes Echo in meiner eignen Bruſt; und ich küſste Mylady's Hand faſt inniger als ehemals, obgleich ſie minder vollblühend war, und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu ſagen ſchienen: Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten.

Ihr Auge ſah mich an wie ein wehmüthig einſamer Stern am herbſtlichen Himmel, und weich und innig ſprach ſie: Sie ſcheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, faſt wie ein Almoſen.

Wer heißt Sie die ſtumme Sprache meiner Thränen ſo dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der ſich jetzt an Sie ſchmiegt, verſteht mich beſſer; er ſchaut mich an und dann wieder Sie, und ſcheint ſich zu wundern, daſs die

Menſchen, die ſtolzen Herren der Schöpfung, innerlich ſo tief elend ſind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und Jeder weint eigentlich für ſich ſelbſt.

Genug, genug, Doktor. Es iſt wenigſtens gut, daſs wir Zeitgenoſſen ſind und in demſelben Erdwinkel uns gefunden mit unſeren närriſchen Thränen. Ach des Unglücks, wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Miguel de Cervantes Saavedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre ſpäter auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, deſſen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erſt bei ſeiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt, ſeit wir uns nicht geſehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geſchäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich muſste wieder ſuchen ihn hinaufzurollen — und dieſes Bergauf- und Bergabrollen wird ſich ſo lange wiederholen, bis ich ſelbſt unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meiſter Steinmetz mit großen Buchſtaben darauf ſchreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich laſſe Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholiſch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht! ich will lieber von ſelbſt lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben ſo gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerſt nahe kamen —

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will luſtig ſein. Es iſt gut, daß wir uns wiedergefunden, und der große deutſche — wird ſich wieder ein Vergnügen daraus machen, ſein Leben bei Ihnen zu wagen.

Mylady's Augen lachten wie Sonnenſchein nach leiſem Regenſchauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem ſteifſten Lakaien-Pathos Seine Excellenz den Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino anmeldete.

Er ſei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unſeres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie ſich nicht an ſein Äußeres, beſonders nicht an ſeine Naſe. Der Mann beſitzt vortreffliche Eigenſchaften, z. B. viel Geld, geſunden Verſtand, und die Sucht alle Narrheiten der Zeit in ſich aufzunehmen; dazu iſt er in meine grünäugige Freundin

Julie Maxfield verliebt und nennt ſie ſeine Julia und ſich ihren Romeo, und deklamiert und ſeufzt — und Lord Maxfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, iſt ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daſs Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre ſich weit öffnete, und zu meinem höchſten Erſtaunen mein alter Freund, der Bankier Chriſtian Gumpel, mit ſeinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche hereinwatſchelte. Nachdem ſeine glänzenden breiten Lippen ſich an Mylady's Hand genugſam geſcheuert und übliche Geſundheitsfragen hervorgebrockt hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme ſanken ſich die Freunde.

Kapitel II.

Mathildens Warnung, daſs ich mich an die Naſe des Mannes nicht ſtoßen ſolle, war hinlänglich gegründet, und Wenig fehlte, ſo hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgeſtochen. Ich will nichts Schlimmes von dieſer Naſe ſagen: im Gegentheil, ſie war von der edelſten Form, und ſie eben berechtigte meinen Freund, ſich wenigſtens einen Marcheſe-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nämlich an der Naſe anſehen, daſs er von gutem Adel war, daſs er von einer uralten Weltfamilie abſtammte, womit ſich ſogar einſt der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesalliance, verſchwägert hat. Seitdem iſt dieſe Familie freilich etwas heruntergekommen, ſo daſs ſie ſeit Karl dem Großen meiſtens durch den Handel mit alten Hoſen und Hamburger Lotteriezetteln ihre Subſiſtenz erwerben muſste, ohne jedoch im mindeſten von ihrem Ahnenſtolze abzulaſſen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einſt wieder ihre alten Güter, oder wenigſtens hinreichende Emigranten-Entſchädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverän ſein Reſtaurationsverſprechen erfüllt, ein Verſprechen, womit er ſie ſchon zwei Jahrtauſende an der Naſe herumgeführt. Sind vielleicht ihre Naſen eben durch dieſes lange an der Naſe Herumgeführtwerden ſo lang geworden? Oder ſind dieſe langen Naſen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehovah ſeine alten Leibgardiſten erkennt, ſelbſt wenn ſie deſertiert ſind? Der Marcheſe Gumpelino war ein ſolcher Deſerteur, aber er trug noch immer ſeine Uniform, und ſie war ſehr brillant, beſäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Dekorationen.

Sehen Sie, ſagte Mylady, Das iſt meine Lieblingsnaſe, und ich kenne keine ſchönere Blume auf dieſer Erde.

Dieſe Blume, ſchmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den ſchönen Buſen legen, ohne daſs ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und dieſe Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen

Hitze etwas genieren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köſtliche Blume, die hier ſelten iſt —

Bei dieſen Worten öffnete der Marcheſe die fließpapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langſamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderſchöne Tulpe.

Kaum erblickte Mylady dieſe Blume, ſo ſchrie ſie aus vollem Halſe: Morden! morden! wollen Sie mich morden? Fort, fort mit dem ſchrecklichen Anblick! Dabei gebärdete ſie ſich, als wolle man ſie umbringen, hielt ſich die Hände vor die Augen, rannte unſinnig im Zimmer umher, verwünſchte Gumpelino's Naſe und Tulpe, klingelte, ſtampfte den Boden, ſchlug den Hund mit der Reitgerte, daſs er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief ſie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!
Ein Königthum für ein Pferd!

und ſtürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kurioſe Frau! ſprach Gumpelino, vor Erſtaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, ſo daſs er einem jener Götzenbilder glich, die, mit Lotosblumen in den Händen, auf altindiſchen Denkmälern zu ſchauen ſind.

Ich aber kannte die Dame und ihre Idioſynkraſie weit beſſer, mich ergötzte dieſes Schauſpiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenſter und rief: Mylady, was ſoll ich von Ihnen denken? Iſt Das Vernunft, Sitte — beſonders, iſt Das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, ſo will ich ſchwören:
Ich liebe dich unendlich!

Kapitel III.

Eine kurioſe Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten, ſeine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franceska, deren Bekanntſchaft er mir verſchaffen wollte, zu beſuchen. Da die Wohnung dieſer Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, ſo erkannte ich um ſo dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergſteigen etwas beſchwerlich fand, und auf jedem Hügel athemſchöpfend ſtehen blieb, und O Jeſu! ſeufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lucca nämlich ſind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umſchloſſen iſt, oder ſie liegen auf einem dieſer Berge ſelbſt, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häuſergruppe in das reizende Thal hinabſchaut. Einige liegen aber auch einzeln zerſtreut an den Bergesabhängen, und man muſs mühſam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrtengeſträuch, Geißblatt, Lorberbüſche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal geſehen, beſonders wenn man von der Terraſſe des oberen Bades, wo die ernſtgrünen Cypreſſen ſtehen, ins Dorf hinabſchaut. Man ſieht dort die Brücke, die über ein Flüſschen führt, welches Lima heißt und, das Dorf in zwei Theile durchſchneidend, an beiden Enden in mäßigen Waſſerfällen über Felſenſtücke dahinſtürzt, und ein Geräuſch hervorbringt, als wolle es die angenehmſten Dinge ſagen, und könne vor dem allſeitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieſes Thales liegt aber gewiſs in dem Umſtand, daſs es nicht zu groß iſt und nicht zu klein, daſs die Seele des Beſchauers nicht gewaltſam erweitert wird, vielmehr ſich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, daſs die Häupter der Berge ſelbſt, wie die Apenninen überall, nicht abenteuerlich gothiſch erhaben miſsgeſtaltet ſind, gleich den Bergkarikaturen, die wir eben ſowohl wie die Menſchenkarikaturen in germaniſchen Ländern finden, ſondern daſs ihre edelgeründeten, heiter grünen Formen faſt eine Kunſtciviliſation ausſprechen, und gar melodiſch mit dem blaßblauen Himmel zuſammenklingen.

O Jeſu! ächzte Gumpelino, als wir, mühſamen Steigens und von der Morgenſonne ſchon etwas ſtark gewärmt, oberwähnte Cypreſſenhöhe erreichten und, ins Dorf hinabſchauend, unſere engliſche Freundin hoch zu Roß, wie ein romantiſches Märchenbild, über die Brücke jagen und eben ſo traumſchnell wieder verſchwinden ſahen. O Jeſu! welch eine kurioſe Frau! wiederholte einigemal der Marcheſe. In meinem gemeinen Leben iſt mir noch keine ſolche Frau vorgekommen. Nur in Komödien findet man Dergleichen, und ich glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut ſpielen. Sie hat Etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, ſagte der Schiffskapitän, ſie gliche einer mit Pfeffer beſtreuten Roſe. Zum Dank für dieſe pikante Vergleichung ſchüttete ſie eine ganze Pfefferbüchſe auf ſeinen Kopf aus, als ſie ihn einmal in der Kajüte eingeſchlummert fand, und man konnte ſich dem Manne nicht mehr nähern, ohne zu nieſen.

Eine kurioſe Frau! ſprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben ſo ſtark, und ſitzt zu Pferde eben ſo gut wie ich. Wenn ſie nur nicht ihre Geſundheit zu Grunde reitet! Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf ſeinem magern Gaul hinter ihr herjagte wie die galoppierende Schwindſucht? Das Volk reitet zu leidenſchaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Maxfield's Schimmel koſtet dreihundert goldne, lebendige Louisd'ore — ach! und die Louisd'ore ſtehen ſo hoch und ſteigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch ſo hoch ſteigen, daſs ein armer Gelehrter, wie Unſereiner, ſie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muſs, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyacinth.

Die kleine Geſtalt, die in dieſem Augenblick bei der Windung eines Hügels zum Vorſchein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerlilje verdient. Es war ein ſchlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtreſſen, die im Sonnenglanze ſtrahlten, und aus dieſer rothen Pracht ſchwitzte ein Köpfchen hervor, das mir ſehr wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläſslich beſorgliche

Geſichtchen und die geſchäftig zwinkenden Äuglein näher betrachtete, erkannte ich Jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Apenninen erwartet hatte, und Das war kein Anderer als Herr Hirſch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein ſehr ehrlicher Lotteriekollekteur geweſen, ſondern ſich auch auf Hühneraugen und Juwelen verſteht, dergeſtalt, daſs er erſtere von letzteren nicht bloß zu unterſcheiden, ſondern auch die Hühneraugen ganz geſchickt auszuſchneiden und die Juwelen ganz genau zu taxieren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — ſprach er, als er mir näher kam — daſs Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirſch heiße. Ich heiße jetzt Hyacinth, und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyacinth! rief Dieſer, in ſtaunender Aufwallung über die Indiskretion des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Marcheſe, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht vor dieſem Herrn zu genieren, Der kennt mich, hat manches Loos bei mir geſpielt, und ich möcht' ſogar darauf ſchwören, er iſt mir von der letzten Renovierung noch ſieben Mark neun Schilling ſchuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu ſehen.

Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geſchäfte? Was ſollte man ſonſt hier thun, in dieſer Hitze, und wo man noch dazu bergauf und bergab ſteigen muſs. Ich bin hier des Abends ſo müde, als wäre ich zwanzigmal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jeſu! — rief der Marcheſe — ſchweig, ſchweig! Ich ſchaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum ſchweigen? — verſetzte Hirſch Hyacinthos — Iſt es mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutſch ſprechen kann mit einem Geſichte, das ich ſchon einmal in Hamburg geſehen, und denke ich an Hamburg —

Hier. bei der Erinnerung an ſein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Äuglein flimmernd feucht, und ſeufzend ſprach er: Was iſt der Menſch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore auf dem Hamburger Berg ſpazieren, und beſieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menſchen. und man läſſt ſich Karouſſell fahren oder elektriſieren, und man denkt: Was würde ich erſt für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt iſt, in dem Lande, wo die Citronen und Orangen wachſen, in Italien! Was iſt der Menſch! Iſt er vor dem Altonaer Thore, ſo möchte er gern in Italien ſein, und iſt er in Italien, ſo möchte er wieder vor dem Altonaer Thore ſein! Ach, ſtände ich dort wieder und ſähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich ſo oft des Nachmittags betrachtete wenn ſie ſo freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte ſie oft küſſen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachſen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachſen ſehe, ſo denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo ſie, ganze Karren voll, gemächlich aufgeſtapelt liegen, und wo man ſie ruhig genießen kann, ohne daſs man nöthig hat, ſo viele Gefahr-Berge zu beſteigen und ſo viel Hitzwärme auszuſtehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Marcheſe, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, ſo wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber Das muſs man Ihnen nachſagen, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich.

Hyacinth! — ſprach jetzt Gumpelino, der durch dieſe Schmeichelei etwas beſänftigt worden, — Hyacinth, geh jetzt zu —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nicht, ſage ich dir, Hyacinth —

Ich ſag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz ſchicken mich jetzt zu der Lady Maxfield — Mir braucht man gar Nichts zu ſagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich bekommen Sie nicht ſo leicht — und ich thu' es der Ehre wegen und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich — Bei dieſem Worte putzte er ſich die Naſe mit einem ſehr weißen Taſchentuche.

Hyacinth, ſprach der Marcheſe, du gehſt jetzt zu der Lady Julie Maxfield, zu meiner Julia, und bringſt ihr dieſe Tulpe — nimm ſie in Acht, denn ſie koſtet fünf Paoli — und ſagſt ihr —

Ich weiß ſchon —

Du weißt Nichts. Sag' ihr: Die Tulpe iſt unter den Blumen —

Ich weiß ſchon, Sie wollen ihr Etwas durch die Blume ſagen. Ich habe für ſo manches Lotterieloos in meiner Kollekte ſelbſt eine Deviſe gemacht —

Ich ſage dir, Hyacinth, ich will keine Deviſe von dir. Bringe dieſe Blume an Lady Maxfield, und ſage ihr:

Die Tulpe iſt unter den Blumen,
Was unter den Käſen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käſe
Verehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, Das iſt gut! — rief Hyacinth — Winken Sie mir nicht, Herr Marcheſe; was Sie wiſſen, Das weiß ich, und was ich weiß, Das wiſſen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei dieſen Worten ſtieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beſtändig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es iſt ein treuer Menſch — ſagte der Marcheſe — ſonſt hätte ich ihn längſt abgeſchafft, wegen ſeines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat Das Nichts zu bedeuten. Sie verſtehen mich. Wie gefällt Ihnen ſeine Livree? Es ſind noch für vierzig Thaler mehr Treſſen dran, als an der Livree von Rothſchild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie ſich der Menſch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm ſelbſt Unterricht in der Bildung. Ich ſage ihm oft: Was iſt Geld? Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verliere, ſo bin ich doch noch immer ein großer Kunſtkenner, ein Kenner von Malerei, Muſik und Poeſie. Sie ſollen mir die Augen zubinden und mich in der Galerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinſtellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat, oder wenigſtens die Schule, wozu dieſer Maler gehört. Muſik? Verſtopfen Sie mir die Ohren, und ich höre doch jede falſche Note. Poeſie? Ich kenne alle Schauſpielerinnen Deutſchlands, und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gereiſt, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu ſehen. Italien aber geht über Alles. Wie gefällt Ihnen hier dieſe Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Waſſer — iſt nicht Alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater ſchöner geſehen? Man wird, ſo zu ſagen, ein Dichter! Verſe kommen Einem in den Sinn, und man weiß nicht, woher: —

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daſs hier im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt.

Dieſe erhabenen Worte deklamierte der Marcheſe mit überſchwellender Rührung, indem er wie verklärt in das lachende, morgenhelle Thal hinabſchaute.

Kapitel IV.

Als ich einſt an einem ſchönen Frühlingstage unter den Berliner Linden ſpazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange ſchwiegen, bis endlich die Eine ſchmachtend aufſeufzte: Ach, die jrine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwunderung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs beide Perſonen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchſten Ständen. Was aber jene naive Frage ſelbſt betrifft, ſo kommt ſie mir nie aus dem Gedächtniſſe. Überall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht ſie mir ergötzlich durch den Sinn. Auch bei der Deklamation des Marcheſe wurde ſie in mir laut, und, den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ein zerriſſenes Gemüth, ſo zu ſagen: ein Byron.

Lieber Leſer, gehörſt du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einſtimmen in das Lied von byroniſcher Zerriſſenheit, das mir ſchon ſeit zehn Jahren in allen Weiſen vorgepfiffen und vorgezwitſchert worden, und ſogar im Schädel des Marcheſe, wie du oben gehört haſt, ſein Echo gefunden? Ach, theurer Leſer, wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daſs die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo muſste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, Der geſteht nur, daſs er ein proſaiſches, weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriſs, und eben deſswegen weiß ich, daſs die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngſt, mit vieler Mühe, verſchaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitdichter, der über meine byroniſche Zerriſſenheit ſo ſehr geklagt, und bei den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da wie friſches Heu entgegendufteten, wäre mein armes Herz, das ſchon hinlänglich zerriſſen iſt, faſt auch vor Lachen geborſten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ſo zu ſagen: ein Byron — wiederholte der Marcheſe, ſah noch immer verklärt hinab ins Thal, und ſchnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung: — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! ſolches ruhige Genießen war dir verſagt! War dein Herz ſo verdorben, daſs du die Natur nur ſehen, ja ſogar ſchildern, aber nicht von ihr beſeligt werden konnteſt? Oder hat Byſſhe' Shelley Recht, wenn er ſagt, du habeſt die Natur in ihrer keuſchen Nacktheit belauſcht und wurdeſt deſshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerriſſen!

Genug davon; wir kommen zu einem beſſeren Gegenſtande, nämlich zu Signora Lätizia's und Franceska's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichſam noch im Negligé zu ſein ſcheint, und vorn zwei große runde Fenſter hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinſtöcke ihre langen Ranken herabhängen laſſen, daſs es ausſieht, als fielen grüne Haare in lockiger Fülle über die Augen des Hauſes. An der Thüre ſchon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

Kapitel V.

Signora Lätizia, eine funfzigjährige junge Roſe, lag im Bette und trillerte und ſchwatzte mit ihren beiden Galans, wovon der Eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr ſaß, und der Andre, in einem großen Seſſel lehnend, die Guitarre ſpielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fetzen eines ſüßen Liedes oder eines noch wunderſüßeren Lachens. Mit einer gewiſſen wohlfeilen Ironie, die den Marcheſe zuweilen anwandelte, präſentierte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabei, ich ſei derſelbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutſchen juriſtiſchen Literatur berühmt ſei. Zum Unglück war der eine Herr ein Profeſſor aus

Bologna, und zwar ein Juriſt, obgleich ſein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anſtellung bei der ſphäriſchen Trigonometrie zu qualificieren ſchien. Einigermaßen in Verlegenheit geſetzt, bemerkte ich, daſs ich nicht unter meinem eigenen Namen ſchriebe, ſondern unter dem Namen Jarke; und Das ſagte ich aus Beſcheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigſten Inſektennamen unſerer juriſtiſchen Literatur ins Gedächtnis kam. Der Bologneſer beklagte zwar, dieſen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leſer, der Fall ſein wird — doch zweifelte er nicht, daſs er bald ſeinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er ſich zurück in ſeinen Seſſel, griff einige Accorde auf der Guitarre und ſang aus Axur:

O mächtiger Brahma!
Ach, laſs Dir das Lallen
Der Unſchuld gefallen,
Das Lallen, das Lallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo ſchmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Lätizia aber trillerte dazwiſchen im feinſten Diskant:

Dir allein glüht dieſe Wange,
Dir nur klopfen dieſe Pulſe;
Voll von ſüßem Liebesdrange
Hebt mein Herz ſich dir allein!

Und mit der fettigſten Proſaſtimme ſetzte ſie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spucknapf!

Von ſeinem niedern Bänkchen erhob ſich jetzt Bartolo mit ſeinen dürren, hölzernen Beinen, und präſentierte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzellan.

Dieſer zweite Galan, wie mir Gumpelino auf Deutſch zuflüſterte, war ein ſehr berühmter Dichter, deſſen Lieder, obgleich er ſie ſchon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen und mit der ſüßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauſchen, — derweilen er ſelbſt jetzt nur ein armer, veralteter Menſch iſt, mit blaſſen Augen im welken Geſichte, dünnen weißen Härchen auf dem ſchwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit ſeiner kahlen Hölzernheit gleicht den Weinſtöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen ſtehen ſehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der ſüße Moſt, der ihnen einſt entquoll, in den fernſten

Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauſcht. Wer weiß, wenn einſt die Kelter der Gedanken, die Druckerpreſſe, auch mich ausgepreſſt hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe der alte, abgezapfte Geiſt zu finden iſt, ſitze ich ſelbſt vielleicht eben ſo dünn und kümmerlich, wie der arme Bartolo, auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Lätizia entſchuldigte ſich bei mir, daſs ſie zu Bette liege und zwar bäuchlings, indem ein Geſchwür an der Legitimität, das ſie ſich durch vieles Feigen-Eſſen zugezogen, ſie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau zieme, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hochfriſiertes Haar ſtämmte ſie auf ihre beiden Arme, und zwiſchen dieſen wogte ihr Buſen wie ein rothes Meer.

Sie ſind ein Deutſcher? frug ſie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug ſind die Deutſchen! — ſeufzte ſie — aber was hilft es, daſs die Leute ehrlich ſind, die uns berauben! ſie richten Italien zu Grunde. Meine beſten Freunde ſitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverei —

Nein, nein, rief der Marcheſe, beklagen Sie ſich nicht über die Deutſchen, wir ſind überwundene Überwinder, beſiegte Sieger, ſobald wir nach Italien kommen; und Sie ſehen, Signora, Sie ſehen und Ihnen zu Füßen fallen, iſt Dasſelbe — Und indem er ſein gelbſeidenes Taſchentuch ausbreitete und darauf niederkniete, ſetzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutſchland.

Criſtoforo di Gumpelino! — ſeufzte Signora tiefgerührt und ſchmachtend — Stehen Sie auf, und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Friſur und die Schminke ſeiner Geliebten verdürbe, küſste ſie ihn nicht auf die glühenden Lippen, ſondern auf die glühende Stirne, ſo daſs ſein Geſicht tiefer hinabreichte, und das Steuer desſelben, die Naſe, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daſs auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Wehmüthig lächelte Signor Bartolo, ſprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächſt Mezzofanti, für den beſten Sprachlehrer in Bologna gilt. Wir ſprechen nicht gern, wenn Sprechen unſre Profeſſion iſt. Er diente der Signora als ein ſtummer Ritter, und nur dann und wann muſste er das Gedicht recitieren, das er ihr vor fünfundzwanzig Jahren aufs Theater geworfen, als ſie zuerſt in Bologna in der Rolle der Ariadne auftrat. Er ſelbſt mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend geweſen ſein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionyſos ſelbſt, und ſeine Lätizia-Ariadne ſtürzte ihm gewiſs bacchantiſch in die blühenden Arme — Evoe Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie ſchon erwähnt, ſich in der italiäniſchen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte ſelbſt ſchon längſt zu Makulatur geworden.

Fünfundzwanzig Jahre hat ſich ſeine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an ſein ſeliges Ende auf dem Schemel ſitzen, und auf Verlangen ſeine Verſe recitieren oder den Spucknapf reichen. Der Profeſſor der Jurisprudenz ſchleppt ſich faſt eben ſo lange ſchon in den Liebesfeſſeln der Signora, er macht ihr noch immer ſo eifrig die Kour wie im Anfang dieſes Jahrhunderts, er muſs noch immer ſeine akademiſchen Vorleſungen unbarmherzig vertagen, wenn ſie ſeine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er iſt noch immer belaſtet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieſer beiden Anbeter einer längſt ruinierten Schönheit mag vielleicht Gewohnheit ſein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl ſelbſt, das ſich von der jetzigen Beſchaffenheit ſeines ehemaligen Gegenſtandes ganz unabhängig gemacht hat, und dieſen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So ſehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke in katholiſchen Städten vor einem Madonnenbilde knieen, das ſo verblaſſt und verwittert iſt, daſs nur noch wenige Spuren und Geſichtsumriſſe davon übrig geblieben ſind, ja daſs man dort vielleicht Nichts mehr ſieht als die Niſche, worin es gemalt ſtand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die mit dem Roſenkranz in den zitternden Händen dort ſo andächtig knieen, haben ſchon ſeit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt ſie immer um dieſelbe Stunde zu demſelben Fleck, ſie merkten nicht das Erlöſchen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch ſo ſchwachſichtig und blind, daſs es ganz gleichgültig ſein mag, ob der Gegenſtand unſerer Anbetung überhaupt noch ſichtbar iſt oder nicht. Die da glauben, ohne zu ſehen, ſind auf jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts iſt ſchrecklicher als ſolche Bemerkungen! Einſt freilich glaubte ich, die Treuloſigkeit der Frauen ſei das Schrecklichſte, und, um dann das Schrecklichſte zu ſagen, nannte ich ſie Schlangen. Aber ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichſte iſt, daſs ſie nicht ganz Schlangen ſind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von ſich abſtreifen und neugehäutet ſich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eiferſüchtig war, daſs der Marcheſe, oder vielmehr deſſen Naſe, oberwähntermaßen in Wonne ſchwamm, Das konnte ich nicht bemerken. Bartolo ſaß gemüthsruhig auf ſeinem Bänkchen, die Beinſtöckchen über einander geſchlagen, und ſpielte mit Signora's Schoßhündchen, einem jener hübſchen Thierchen, die in Bologna zu Hauſe ſind, und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneſer kennt. Der Profeſſor ließ ſich durchaus nicht ſtören in ſeinem Geſange, den zuweilen die kichernd ſüßen Töne im Nebenzimmer parodiſtiſch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch ſelbſt ſeinen Singſang, um mich mit juriſtiſchen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unſerem Urtheil nicht übereinſtimmten, griff er haſtige Accorde und klimperte Beweisſtellen. Ich aber unterſtützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, ſehr berühmt iſt.

Ein großer Mann! rief der Profeſſor, und klimperte dabei und ſang:

Seiner Stimme ſanfter Ruf
Tönt noch tief in deiner Bruſt,
Und die Qual, die ſie dir ſchuf,
Iſt Entzücken, ſüße Luſt.

Auch Thibaut, den die Italiäner Tibaldo nennen, wird in Bologna ſehr geehrt: doch kennt man dort nicht ſowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptanſichten und deren Gegenſatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Profeſſor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, ſo — ſprach er, als ich ihn aus dieſem leicht verzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir alſo falſch berichtet. Man ſagte mir ſogar, der Signor Gans habe dieſes Frauenzimmer einſt auf einem Balle zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen, und daraus ſei eine literäriſche Feindſchaft entſtanden.

Man hat Ihnen in der That falſch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, ſchon aus dem menſchenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entſtehe. Jene Aufforderung zum Tanze iſt wahrſcheinlich eine mißverſtandene Allegorie. Die hiſtoriſche Schule und die philoſophiſche werden als Tänzer gedacht, und in ſolchem Sinne denkt man ſich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in ſolchem Sinne ſagt man, daß Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz iſt, doch ſo zierliche Pas tanze wie die Lemière, und daß Signor Gans in der neueſten Zeit einige große Sprünge verſucht, die ihn zum Hoguet der philoſophiſchen Schule gemacht haben.

Der Signor Gans — verbeſſerte ſich der Profeſſor — tanzt alſo bloß allegoriſch, ſo zu ſagen metaphoriſch — Doch plötzlich, ſtatt weiter zu ſprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bei dem tollſten Geklimper ſang er wie toll:

Es iſt wahr, ſein theurer Name
Iſt die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,

Droht der Himmel ſchwarz umzogen,
Hört man ſtets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen ſich.

Von Herrn Göſchen wuſste der Profeſſor nicht einmal, daſs er exiſtiere. Dies aber hatte ſeine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göſchen noch nicht bis Bologna gedrungen iſt, ſondern erſt bis Poggio, welches noch vier deutſche Meilen davon entfernt iſt, und wo er ſich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen ſelbſt iſt in Bologna lange nicht ſo bekannt, wie man ſchon der Dankbarkeit wegen erwarten dürfte, indem es ſich das deutſche Bologna zu nennen pflegt. Ob dieſe Benennung treffend iſt, will ich nicht unterſuchen; auf jeden Fall aber unterſcheiden ſich beide Univerſitäten durch den einfachen Umſtand, daſs in Bologna die kleinſten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinſten Gelehrten und die größten Hunde zu finden ſind.

Kapitel VI.

Als der Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino ſeine Naſe hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte ſein Antlitz in ſchwitzender Selbſtwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Verſprechen, ſie, ſobald ſie wieder ſitzen könne, in ſeinem eignen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, daſs alsdann der Profeſſor vorausreiſen, Bartolo hingegen im Wagen des Marcheſe mitfahren ſolle, wo er ſehr gut auf dem Bock ſitzen und das Hündchen im Schoße halten könne, und daſs man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franceska, die mit Mylady nach Piſa reiſe, unterdeſſen ebenfalls zurückgekehrt ſein würde. Während der Marcheſe an den Fingern die Koſten berechnete, ſummte er vor ſich hin: Di tanti palpiti.

Signora ſchlug dazwiſchen die lauteſten Triller, und der Profeſſor ſtürmte in die Saiten der Guitarre und ſang dabei ſo glühende Worte, daſs ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und ſich auf ſeinem rothen Geſichte zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieſes Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgeriſſen, und herein ſprang ein Weſen —

Euch, ihr Muſen der alten und der neuen Welt, euch ſogar, ihr noch unentdeckten Muſen, die erſt ein ſpäteres Geſchlecht verehren wird, und die ich ſchon längſt geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, euch beſchwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Weſen male, das nächſt der Tugend das Herrlichſte iſt auf dieſer Welt. Die Tugend, Das verſteht ſich von ſelbſt, iſt die erſte von allen Herrlichkeiten, der Weltſchöpfer ſchmückte ſie mit ſo vielen Reizen, daſs es ſchien, als ob er nicht ebenſo Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, und in einer guten Stunde ſchuf er Signora Franceska, die ſchöne Tänzerin, das größte Meiſterſtück, das er nach Erſchaffung der Tugend hervorgebracht, und wobei er ſich nicht im mindeſten wiederholt hat wie irdiſche Meiſter, bei deren ſpäteren Werken die Reize der früheren wieder geborgterweiſe zum Vorſchein kommen — Nein, Signora Franceska iſt ganz Original, ſie hat nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die ſie für eben ſo herrlich halten, und der Tugend, die früher erſchaffen worden, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber iſt Das ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige ſechstauſend Jahre zu jung iſt?

Ach, ich ſehe ſie wieder, wie ſie aus der aufgeſtoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorſpringt, in demſelben Momente ſich unzähligemal auf einem Fuße herumdreht, ſich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, ſich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: Ach, ich bin ſo müde vom Schlafen! Nun naht ſich der Marcheſe und hält eine lange Rede in ſeiner ironiſch breit ehrerbietigen Manier, die mit ſeinem kurzabbrechenden Weſen bei praktiſchen Geſchäftserinnerungen und mit ſeiner faden Zerfloſſenheit bei ſentimentaler Anregung gar räthſelhaft kontraſtierte. Dennoch war dieſe Manier nicht unnatürlich, ſie hatte ſich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daſs es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er ſich durch Geld und Geiſt berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weſshalb er ſie feigerweiſe in die Worte der übertriebenſten Demuth zu verkappen ſuchte. Sein breites Lächeln bei ſolchen Gelegenheiten hatte etwas unangenehm Ergötzliches, und man wuſste nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen ſollte. In ſolcher Weiſe hielt er ſeine Morgenrede vor Signora Franceska, die, noch halb ſchläfrig, ihn kaum anhörte; und als er zum Schluſs um die Erlaubnis bat, ihr die Füße, wenigſtens den linken Fuß, küſſen zu dürfen, und zu dieſem Geſchäfte mit großer Sorgfalt ſein gelbſeidenes Taſchentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete, ſtreckte ſie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebſten rothen Schuh ſteckte, im Gegenſatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Koketterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden ſollte. Als der Marcheſe den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküſſt, erhob er ſich mit einem ächzenden O Jeſu! und bat um die Erlaubnis, mich, ſeinen Freund, vorſtellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobſprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Kavalierparole betheuerte, daſs ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich beſungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünſtigung, ihr den linken Fuß küſſen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieſer Ehre theilhaftig wurde, erwachte ſie wie aus einem dämmernden Traume, beugte ſich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, ſprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte ſich wieder unzähligemal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz ſich beſtändig mitdrehte, bis es faſt ſchwindelig wurde. Der Profeſſor aber griff dabei luſtig in die Saiten ſeiner Guitarre und ſang:

Eine Opera-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geſchloſſen war bald unſre Eh' —
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Korſaren,
Ich verkaufte ſie an die Barbaren,
Ehe ſie ſich es konnte verſehn —
Bravo, Biskroma! ſchön! ſchön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franceska ſcharf und muſternd vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte ſie dann dem Marcheſe, als ſei ich ein Geſchenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszuſetzen; nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, ſie hätte ſie dunkler gewünſcht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand ſie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leſer, ſollte ich jetzt Signora Franceska eben ſo mäkelnd ſchildern; aber ich habe wahrhaftig an dieſer lieblichen, faſt leichtſinnig geformten Graziengeſtalt Nichts auszuſetzen. Auch das Geſicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechiſchen Statuen findet, Stirne und Naſe gaben nur eine einzige ſenkrecht gerade Linie, einen ſüßen rechten Winkel bildete damit die untere Naſenlinie, die wunderſam kurz war, eben ſo ſchmal war die Entfernung von der Naſe zum Munde, deſſen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumeriſchen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte ſich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leſer, ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieſer Inauguralſchilderung noch kein Recht, von den zwei ſchweigenden Blumen zu ſprechen, die wie weiße Poeſie hervorleuchteten, wenn Signora die ſilbernen Halsknöpfe ihres ſchwarzſeidnen Kleides enthäkelte — Lieber Leſer! laſs uns lieber emporſteigen zu der

Schilderung des Geſichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daſs es klar und blaſsgelb wie Bernſtein war, daſs es von den ſchwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwei ſchwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.

Du ſiehſt, lieber Leſer, daſs ich dir gern eine gründliche Lokalbeſchreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reiſende ihren Werken noch beſondere Karten von hiſtoriſch wichtigen oder ſonſt merkwürdigen Bezirken beifügen, ſo möchte ich Franceska in Kupfer ſtechen laſſen. Aber ach! was hilft die todte Kopie der äußeren Umriſſe bei Formen, deren göttlichſter Reiz in der lebendigen Bewegung beſteht. Selbſt der beſte Maler kann uns dieſen nicht zur Anſchauung bringen; denn die Malerei iſt doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechſelnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, ſcheint ſie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leſer, einen marmornen Begriff von Franceska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und Das iſt die Venus des großen

Canova, die du in einem der letzten Säle des Palazzo Pitti in Florenz finden kannſt. Ich denke jetzt oft an dieſe Statue, zuweilen träumt mir, ſie läge in meinen Armen, und belebe ſich allmählig und flüſtere endlich mit der Stimme Franceska's. Der Ton dieſer Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichſte, unendlichſte Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, ſo gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth beſaßen. Auch ſprang ſie oft in die Höhe und tanzte, während ſie ſprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutierte die ſchwierigſten Pas und zeigte dabei ſo viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In ſolcher Weiſe erzählte Franceska auch die Geſchichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burſchen, der in ſie verliebt war, als ſie noch im Arno-Thal Strohhüte ſtrickte, und ſie verſicherte, daſs ich das Glück hätte, ihm ähnlich zu ſehen. Dabei machte ſie die zärtlichſten Pantomimen, drückte ein übers andere Mal die Fingerſpitzen ans Herz, ſchien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichſten Gefühle hervorzuſchöpfen, warf ſich endlich ſchwebend, mit voller Bruſt, aufs Sopha, barg das Geſicht in die Kiſſen, ſtreckte hinter ſich ihre Füße in die Höhe und ließ ſie wie hölzerne Puppen agieren. Der blaue Fuß ſollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franceska vorſtellen, und indem ſie ihre eigene Geſchichte parodierte, ließ ſie ihre beiden verliebten Füße von einander Abſchied nehmen, und es war ein rührend närriſches Schauſpiel, wie ſich beide mit den Spitzen küſsten und die zärtlichſten Dinge ſagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergötzlich kichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewuſſt tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franceska mit pedantiſchen Metaphern rühmte, und die Art, wie ſie auch als arme Franceska Antwort gab und ihre eigene Stimme in der Sentimentalität einer früheren Zeit kopierte, hatte etwas Puppenſpielwehmüthiges, das mich wunderſam bewegte. Ade, Cecco! Ade, Franceska! war der beſtändige Refrain, die verliebten Füßchen wollten ſich nicht verlaſſen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schickſal ſie von einander trennte, indem ſüße Ahnung mir zuflüſterte, daſs es für mich ein Miſsgeſchick wäre, wenn die beiden Liebenden beſtändig vereint blieben.

Der Profeſſor applaudierte mit poſſenhaft ſchwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Marcheſe und ich klatſchten in die Hände wie raſend, und Signora Franceska ſtand auf und verneigte ſich dankbar. Es iſt wirklich eine ſchöne Komödie, ſprach ſie zu mir, aber es iſt ſchon lange her, ſeit ſie zuerſt aufgeführt worden, und ich ſelbſt bin ſchon ſo alt — rathen Sie mal, wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, ſprach raſch: Achtzehn Jahr' — und drehte ſich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt ſind Sie, Dottore?

Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, bemerkte der Marcheſe, es iſt einer der erſten Männer unſeres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Lätizia, und ohne an ihr Eva-Koſtüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob ſie ſich bei dieſer Frage ſo leidenſchaftlich in die Höhe, daſs nicht nur das rothe Meer, ſondern auch ganz Arabien, Syrien und Meſopotamien zum Vorſchein kam.

Indem ich ob dieſes gräſslichen Anblicks erſchrocken zurückprallte, ſtammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine ſolche Frage zu löſen, indem ich ja Signora erſt zur Hälfte geſehen hätte; doch da ſie noch eifriger in mich drang, geſtand ich ihr die Wahrheit, nämlich daſs ich das Verhältnis der italiäniſchen Jahre zu den deutſchen Jahren noch nicht zu berechnen wiſſe.

Iſt der Unterſchied groß? frug Signora Lätizia.

Das verſteht ſich, antwortete ich ihr; da die Hitze alle Körper ausdehnt, ſo ſind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutſchland.

Der Marcheſe zog mich beſſer aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe ſich jetzt erſt in der üppigſten Reife entfaltet. Und, Signora! ſetzte er hinzu, ſo wie die Pomeranze, je älter ſie wird, auch deſto gelber wird, ſo wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre deſto reifer.

Die Dame ſchien mit dieſer Vergleichung zufrieden zu ſein, und geſtand ebenfalls, daſs ſie ſich wirklich reifer fühle als ſonſt, beſonders gegen damals, wo ſie noch ein dünnes Ding geweſen und zuerſt in Bologna aufgetreten ſei, und daſs ſie noch jetzt nicht begreife, wie ſie in ſolcher Geſtalt ſo viel Furore habe machen können. Und nun erzählte ſie ihr Debüt als Ariadne, worauf ſie, wie ich ſpäter entdeckte, ſehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamieren muſste, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theſeus' Treuloſigkeit, voll blinder Begeiſterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella coſa! rief Signora Lätizia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, ſie iſt ſehr ſchön, ſagte der Profeſſor, und es liegt ihr gewiſs eine hiſtoriſche Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, daſs Öneus, ein Prieſter des Bacchus, ſich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er ſie verlaſſen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geſchieht, iſt in der Sage aus dem Prieſter des Gottes der Gott ſelbſt gemacht worden.

Ich konnte dieſer Meinung nicht beiſtimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur hiſtoriſchen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete: In der ganzen Fabel, daſs Ariadne, nachdem Theſeus ſie auf Naxos ſitzen laſſen, ſich dem Bacchus in die Arme geworfen, ſehe ich nichts Anderes als die Allegorie, daſs ſie ſich dem Trunk ergeben hat, eine Hypotheſe, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Marcheſe, werden wahrſcheinlich wiſſen, daſs der ſelige Bankier Bethmann, im Sinne dieſer Hypotheſe, ſeine Ariadne ſo zu beleuchten wuſste, daſs ſie eine rothe Naſe zu haben ſchien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Marcheſe; jedoch im ſelben Augenblicke ſchien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, ſeufzend ſprach er vor ſich hin: Gott, Gott, ich habe vergeſſen, nach Frankfurt an Rothſchild zu ſchreiben! Und mit ernſtem Geſchäftsgeſicht, woraus aller parodiſtiſcher Scherz verſchwunden ſchien, empfahl er ſich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und verſprach, gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff ſtand, wie es in der Welt gebräuchlich iſt, meine Gloſſen über eben den Mann zu machen, durch deſſen Güte ich die angenehmſte Bekanntſchaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daſs Alle ihn nicht genug zu rühmen wuſsten, und daſs Alle beſonders ſeinen Enthuſiasmus für das Schöne, ſein adelig feines Betragen und ſeine Uneigennützigkeit in den übertriebenſten Ausdrücken prieſen. Auch

Signora Franceska ſtimmte ein in dieſen Lobgeſang, doch geſtand ſie, ſeine Naſe ſei etwas beängſtigend und erinnere ſie immer an den Thurm von Piſa.

Beim Abſchied bat ich ſie wieder um die Vergünſtigung, ihren linken Fuß küſſen zu dürfen; worauf ſie mit lächelndem Ernſt den rothen Schuh auszog, ſo wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte ſie mir den weißen, blühenden Liljenfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Papſtes gethan haben möchte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, — ſagte Signora Franceska nach verrichtetem Geſchäfte, wobei ich mich nicht zu ſehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit ſetzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie ſollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküſſt, morgen ſoll Ihnen der rechte zu Gebote ſtehen. Übermorgen dürfen Sie mir ſchon die linke Hand küſſen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie ſich gut auf, ſo reiche ich Ihnen ſpäterhin den Mund, u. ſ. w. Sie ſehen, ich will Sie gern avancieren laſſen, und da Sie jung ſind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieſer Welt! Deß ſeid mir Zeugen, toskaniſche Nächte, du hellblauer Himmel mit großen ſilbernen Sternen, ihr wilden Lorberbüſche und heimlichen Myrten, und ihr, o Nymphen des Apennins, die ihr mit bräutlichen Tänzen uns umſchwebtet, und euch zurückträumtet in jene beſſeren Götterzeiten, wo es noch keine gothiſche Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüſſe im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchleriſches Feigenblättchen vorklebt.

Es bedurfte keiner beſonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauſchte über den Häuptern der Glücklichen.

Kapitel VII.

Was Prügel ſind, Das weiß man ſchon; was aber die Liebe iſt, Das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphiloſophen haben behauptet, es ſei eine Art Elektricität. Das iſt möglich; denn im Momente des Verliebens iſt uns zu Muthe, als habe ein elektriſcher Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unſer Herz eingeſchlagen. Ach! dieſe Blitze ſind die verderblichſten, und wer gegen dieſe einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterſtange wäre, die das ſchreckliche Feuer anderswo hinzuleiten vermöchte! Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man ſeine Pfeile nicht ſo leicht rauben, wie dem Jupiter ſeinen Blitz und den Tyrannen ihr Scepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert ſie wie eine Schlange unter Roſen, und erſpäht die erſte Herzenslücke, um hineinzuſchlüpfen; manchmal iſt es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unſcheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unſer Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufſchießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieſelbe Sonne, die im Nilthal Ägyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebesſaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Ägypten und Potsdam. Aber Thränen ſind noch lange keine Erklärungen — Was iſt die Liebe? Hat Keiner ihr Weſen ergründet? hat Keiner das Räthſel gelöſt? Vielleicht bringt ſolche Löſung größere Qual als das Räthſel ſelbſt, und das Herz erſchrickt und erſtarrt darob, wie beim Anblick der Meduſa. Schlangen ringeln ſich um das ſchreckliche Wort, das dieſes Räthſel auflöſt — O, ich will dieſes Auflöſungswort niemals wiſſen, das brennende Elend in meinem Herzen iſt mir immer noch lieber als kalte Erſtarrung. O, ſprecht es nicht aus, ihr geſtorbenen Geſtalten, die ihr ſchmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Roſengärten dieſer Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Geſellen herablächelt, der den Duft der Roſen preiſt und über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leſer, nicht zu ſagen vermag, was die Liebe eigentlich iſt, ſo könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man ſich gebärdet und wie Einem zu Muth iſt, wenn man ſich auf den Apenninen verliebt hat. Man gebärdet ſich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felſen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe iſt Einem dabei, als ſei die Welt erſt heute erſchaffen worden, und man ſei der erſte Menſch. Ach, wie ſchön iſt das Alles! jauchzte ich, als ich Franceska's Wohnung verlaſſen hatte. Wie ſchön und koſtbar iſt dieſe neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach ſeiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Außendingen ſo wunderbar verſchmolz. Meine Bruſt war eine Quelle von Offenbarung, und ich verſtand alle Formen und Geſtaltungen, den Duft der Pflanzen, den Geſang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauſchen der Waſſerfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo biſt du? Hier bin ich, Franceska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiſs, du haſt Sonne, Mond und Sterne erſchaffen und die Erde mit allen ihren Kreaturen! Dann kicherte es aus den Myrtenbüſchen, und heimlich ſeufzte ich in mich hinein: O ſüße Thorheit, verlaſs mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erſt recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit ſchweren Häuptern, die von der ſcheidenden Sonne ſo roth beſtrahlt wurden, als hätten ſie ſich mit ihren eignen Weintrauben berauſcht. Unten der Bach ſchoſs haſtiger von dannen und rauſchte angſtvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden ſtürzen. Dabei wetterleuchtete es ſo lieblich, wie lichte Küſſe. Ja, rief ich, der lachende Himmel küſſt die geliebte Erde — O Franceska, ſchöner Himmel, laſs mich deine Erde ſein! Ich bin ſo ganz irdiſch, und ſehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und ſtreckte die Arme flehend empor und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte, ſtatt zu ſchelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgeſtalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltſam herausriſs, und der kühlſten Wirklichkeit zurückgab.

Kapitel VIII.

Auf einem Raſenvorſprung unter einem breiten Lorberbaume ſaß Hyacinthos, der Diener des Marcheſe, und neben ihm Apollo, deſſen Hund. Letzterer ſtand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachkniee des kleinen Mannes gelegt hatte und neugierig zuſah, wie Dieſer, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann Etwas hineinſchrieb, wehmüthig vor ſich hinlächelte, das Köpfchen ſchüttelte, tief ſeufzte, und ſich dann vergnügt die Naſe putzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Hirſch Hyacinthos! machſt du Gedichte? Nun, die Zeichen ſind günſtig, Apollo ſteht dir zur Seite, und der Lorber hängt ſchon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich ſchreibe doch keine. Was ſollte ich ſchreiben? Ich hatte eben Nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liſte von den Namen derjenigen Freunde, die einſt in meiner Kollekte geſpielt haben. Einige davon ſind mir ſogar noch Etwas ſchuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen — Das hat Zeit, Sie ſind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 ſtatt 1364 geſpielt, ſo waren Sie jetzt ein Mann von hunderttauſend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg ſitzen, ruhig und vergnügt, und könnten ſich auf dem Sofa erzählen laſſen, wie es in Italien ausſieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereiſt, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muſs ich ausſtehen, und wo nur eine Überſpannung iſt oder eine Schwärmerei, iſt auch Herr Gumpel dabei, und ich muſs Alles mitmachen. Ich wäre ſchon längſt von ihm gegangen, wenn er mich miſſen könnte. Denn wer ſoll nachher zu Hauſe erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genoſſen? Und, ſoll ich die Wahrheit ſagen, ich ſelbſt fang' an, Viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich ſie Gottlob! nicht nöthig; aber man kann nicht wiſſen, man kommt einmal nach einem anderen Ort. Es iſt eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht: ſo ein bischen Bildung ziert den ganzen Menſchen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Maxfield zum Beiſpiel, wie hat ſie mich dieſen Morgen aufgenommen und honoriert! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und ſie gab mir einen Francesconi Trinkgeld, obſchon die Blume nur fünf Paoli gekoſtet hat. Außerdem iſt es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von ſchönen Damenperſonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über dieſe letzte Bemerkung, und dachte gleich: Iſt Das Stichelei? Wie konnte aber der Lump ſchon Kenntnis haben von dem Glücke, das mir erſt denſelben Tag begegnet, zu derſelben Zeit, als er auf der entgegengeſetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene, und offenbarte ſich daran die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, daſs er vielleicht noch tauſend ſolcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodieren, zum Vergnügen der himmliſchen Heerſcharen aufführen ließ? Indeſſen, beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Verſprechen geleiſtet, dem Marcheſe Nichts zu verrathen, geſtand mir der arme Menſch, Lady Maxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht; in dem Augenblick, wo er ſeine ſchöne Anrede halten wollte, ſei einer ihrer Füße nackt zum Vorſchein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubnis gebeten, ſie ausſchneiden zu dürfen, welches auch geſtattet und nachher, zugleich für die Überreichung der Tulpe, mit einem Franceskoni belohnt worden ſei.

Es iſt mir aber immer nur um die Ehre zu thun — ſetzte Hyacinth hinzu — und Das habe ich auch dem Baron Rothſchild geſagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu ſchneiden. Es geſchah in ſeinem Kabinett; er ſaß dabei auf ſeinem grünen Seſſel wie auf einem Thron, ſprach wie ein König, um ihn herum ſtanden ſeine Kourtiers, und er gab ſeine Ordres, und ſchickte Staffetten an alle Könige; und wie ich ihm während Deſſen die Hühneraugen ſchnitt, dacht' ich im Herzen: Du haſt jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der ſelbſt jetzt die ganze Welt in Händen hat, du biſt jetzt ebenfalls ein wichtiger Menſch; ſchneideſt du ihn unten ein bischen zu ſcharf, ſo wird er verdrießlich, und ſchneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichſte Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieſes ſchöne Gefühl vorſtellen, Herr Hyacinth. Welchen aber von der Rothſchild'ſchen Dynaſtie haben Sie ſolchermaßen amputiert? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardſtreet, der ein Leihhaus für Kaiſer und Könige errichtet hat?

Verſteht ſich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothſchild, den großen Nathan Rothſchild, Nathan den Weiſen, bei dem der Kaiſer von Braſilien ſeine diamantene Krone verſetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothſchild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht ſeines intimen Füßes zu erfreuen hatte, ſo wußte er mich doch zu ſchätzen. Als der Herr Marcheſe zu ihm ſagte, ich ſei einmal Lotteriekollekteur geweſen, ſagte der Baron ſehr witzig: Ich bin ja ſelbſt ſo Etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der Rothſchild'ſchen Looſe, und mein Kollege darf bei Leibe nicht mit den Bedienten eſſen, er ſoll neben mir bei Tiſche ſitzen — Und ſo wahr wie mir Gott alles Guts geben ſoll, Herr Doktor, ich ſaß neben Salomon Rothſchild, und er behandelte mich ganz wie ſeines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung geſtanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu ſehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball geweſen, der 1500 Mark und 8 Schilling koſtete, aber Das war doch nur wie ein Hühnerdreckchen gegen einen Miſthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort geſehen! Wie viel' Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldne Fließ, den Löwenorden, den Adlerorden — ſogar ein ganz klein Kind, ich ſage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren gar ſchön maskiert und ſpielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präciſe wie der alte Nathan Rothſchild. Er machte ſeine Sache ſehr gut, hatte beide Hände in der Hoſentaſche, klimperte mit Geld, ſchüttelte ſich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hoſen ſtreichelte er freundlich die Backen, und lobte ihn: Du biſt mein Pläſir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel ſoll mir vom Leib bleiben, ich werde dieſem Narren Nichts borgen, der täglich mehr Menſchen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geſchäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott alles Guts gebe, der Junge machte ſeine Sache ſehr gut, beſonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit echten ſilbernen Liljen gewickelt war, im Gehen unterſtützte und bisweilen zu ihm ſagte: Na, na, du, du, führ dich nur gut auf, ernähr dich redlich, ſorg, daſs du nicht wieder weggejagt wirſt, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich verſichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache ſehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und ſie ſich um das beſte Stück ſtritten, und ſich die Kronen vom Kopf riſſen, und ſchrieen und weinten, und einige ſich ſogar — —

Kapitel IX.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieſer Erde als die Lektüre einer italiäniſchen Reiſebeſchreibung — außer etwa das Schreiben derſelben, — und nur dadurch kann der Verfaſſer ſie einigermaßen erträglich machen, daſs er von Italien ſelbſt ſo wenig als möglich darin redet. Trotzdem daſs ich dieſen Kunſtgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leſer, in den nächſten Kapiteln nicht viel Unterhaltung verſprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilſt, ſo tröſte dich mit mir, der all dieſes Zeug ſogar ſchreiben muſste. Ich rathe dir, überſchlage dann und wann einige Seiten, dann kömmſt du mit dem Buche ſchneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben ſo machen! Glaub' nur nicht, ich ſcherze; wenn ich dir ganz ernſthaft meine Herzensmeinung über dieſes Buch geſtehen ſoll, ſo rathe ich dir, es jetzt zuzuſchlagen, und gar nicht weiter darin zu leſen. Ich will dir nächſtens etwas Beſſeres ſchreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lucca, wieder mit Mathilden und Franceska zuſammentreffen, ſo ſollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob! vor meinem Fenſter erklingt ein Leierkaſten mit luſtigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf ſolcher Aufheiterung, beſonders da ich jetzt meinen Beſuch bei Seiner Excellenz, dem Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino zu beſchreiben habe. Ich will dieſe rührende Geſchichte ganz genau, wörtlich treu, in ihrer ſchmutzigſten Reinheit mittheilen.

Es war ſchon ſpät, als ich die Wohnung des Marcheſe erreichte. Als ich ins Zimmer trat, ſtand Hyacinth allein, und putzte die goldenen Sporen ſeines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre ſeines Schlafkabinetts ſehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Krucifixe auf den Knieen lag.

Du muſſt nämlich wiſſen, lieber Leſer, daſs der Marcheſe, dieſer vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik iſt, daſs er die Ceremonien der alleinſeligmachenden Kirche ſtreng ausübt, und ſich, wenn er in Rom iſt, ſogar einen eignen Kapellan hält, aus demſelben Grunde, weſshalb er in England die beſten Wettrenner und in Paris die ſchönſte Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt ſein Gebet — flüſterte Hyacinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Kabinette ſeines Herrn deutete, fügte er noch leiſer hinzu: So liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knieen vor der Prima Donna mit dem Jeſuskind. Es iſt ein prächtiges Kunſtbild, und es koſtet ihm ſechshundert Franceskonis.

Und Sie, Herr Hyacinth, warum knieen Sie nicht hinter ihm? Oder ſind Sie etwa kein Freund von der katholiſchen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete Jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es iſt eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müßig gehen kann, und für einen Kunſtkenner; aber es iſt keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der ſein Geſchäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muſs jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufſchreiben, und denke ich dann zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholiſche Glock', oder ſchwebelt es mir vor den Augen wie katholiſcher Weihrauch, und ich verſchreib' mich, und ich ſchreibe eine unrechte Zahl, ſo kann das größte Unglück daraus entſtehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel geſagt: Ew. Exc. ſind ein reicher Mann und können katholiſch ſein, ſo viel Sie wollen, und können ſich den Verſtand ganz katholiſch einräuchern laſſen, und können ſo dumm werden, wie eine katholiſche Glock', und Sie haben doch zu eſſen; ich aber bin ein Geſchäftsmann, und muſs meine ſieben Sinne zuſammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es ſei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholiſch würde, verſtände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Viebeſel, den Corretſchio, den Caratſchio, den Caravatſchio — aber ich habe immer gedacht, der Corretſchio und Coratſchio und Caravatſchio können mir Alle Nichts helfen, wenn Niemand mehr bei mir ſpielt, und ich komme dann in die Patſchio. Dabei muſs ich Ihnen auch geſtehen, Herr Doktor, daſs mir die katholiſche Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müſſen Sie mir Recht geben. Ich ſehe das Pläſir nicht ein, es iſt eine Religion, als wenn der liebe

Gott, Gottbewahre! eben geſtorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängnis, und dabei brummt eine ſo traurige Begräbnismuſik, daſs man die Melancholik bekömmt — ich ſage Ihnen, es iſt keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyacinth, wie gefällt Ihnen denn die proteſtantiſche Religion?

Die iſt mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der proteſtantiſchen Kirche keine Orgel, ſo wäre ſie gar keine Religion. Unter uns geſagt, dieſe Religion ſchadet Nichts und iſt ſo rein wie ein Glas Waſſer, aber ſie hilft auch Nichts. Ich habe ſie probiert, und dieſe Probe koſtet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie ſo, mein lieber Herr Hyacinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: Das iſt freilich eine ſehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indeſſen ein bischen Schwärmerei muſs ſie doch haben, ein ganz klein-Wunderchen muſs ſie doch thun können, wenn ſie ſich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer ſoll da Wunder thun? dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine proteſtantiſche Kirche beſah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo Nichts als braune Bänke und weiße Wände ſind, und an der Wand Nichts als ein ſchwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Dutzend weiße Zahlen ſtehen. Du thuſt dieſer Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können dieſe Zahlen eben ſo gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joſeph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und beſetzte eben dieſe Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe beſetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit ſechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber ich verſichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den proteſtantiſchen Nummern iſt herausgekommen. Jetzt wuſste ich, was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich: bleibt mir weg mit einer Religion, die gar Nichts kann, bei der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich ſo ein Narr ſein, auf dieſe Religion, worauf ich ſchon vier Mark und vierzehn Schilling geſetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückſeligkeit zu ſetzen?

Die altjüdiſche Religion ſcheint Ihnen gewiſs viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdiſchen Religion, die wünſche ich nicht meinem ärgſten Feind. Man hat Nichts als Schimpf und

Schande davon. Ich ſage Ihnen, es iſt gar keine Religion, ſondern ein Unglück. Ich vermeide Alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirſch ein jüdiſches Wort iſt und auf Deutſch Hyacinth heißt, ſo habe ich ſogar den alten Hirſch laufen laſſen, und unterſchreibe mich jetzt: Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daſs ſchon ein H. auf meinem Petſchaft ſteht und ich mir kein neues ſtechen zu laſſen brauche. Ich verſichere Ihnen, es kommt auf dieſer Welt Viel darauf an, wie man heißt; der Name thut Viel. Wenn ich mich unterſchreibe: „Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator,“ ſo klingt Das ganz anders, als ſchriebe ich Hirſch ſchlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyacinth! Wer könnte Sie ſo behandeln! Sie ſcheinen ſchon ſo Viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daſs man in Ihnen den gebildeten Mann ſchon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu ſprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortſchritte gemacht wie eine Rieſin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen ſoll; und was die Religion anbelangt, ſo weiß ich, was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen iſraelitiſchen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Moſaik-Gottesdienſt mit orthographiſchen deutſchen Geſängen und gerührten Predigten und einigen Schwärmereichen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine beſſere Religion, und ſie verdient, daſs man ſie unterſtützt. Ich will das Meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, ſo will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag iſt, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menſchen, die dieſem neuen iſraelitiſchen Gottesdienſt einen ſchlechten Namen machen und behaupten, er gebe, mit Reſpekt zu ſagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen verſichern, es iſt eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdiſche Religion vielleicht noch immer ſehr nützlich iſt. Der gemeine Mann muſs eine Dummheit haben, worin er ſich glücklich fühlt, und er fühlt ſich glücklich in ſeiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerriſſenem Rock, und der kein orthographiſch Wort ſprechen kann und ſogar ein bischen grindig iſt, fühlt ſich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg im Bäckerbreitengang auf einem Sahl ein Mann, der heißt Moſes Lump, man nennt ihn auch Moſes Lümpchen, oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit ſeinem Packen auf dem Rücken, um ſeine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hauſe kömmt, findet er die Lampe mit ſieben Lichtern angezündet, den Tiſch weiß gedeckt, und er legt ſeinen Packen und ſeine Sorgen von ſich, und ſetzt ſich zu Tiſch mit ſeiner ſchiefen Frau und noch ſchieferen Tochter, iſſt mit ihnen Fiſche, die gekocht ſind in angenehm weißer Knoblauchſauce, ſingt dabei die prächtigſten Lieder vom König David, freut ſich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Iſrael aus Ägypten, freut ſich auch, daſs alle Böſewichter, die ihnen Böſes gethan, am Ende geſtorben ſind, daſs König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all' ſolche Leute todt ſind, daſs Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fiſch iſſt — Und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, die Fiſche ſind delikat, und der Mann iſt glücklich, er braucht ſich mit keiner Bildung abzuquälen, er ſitzt vergnügt in ſeiner Religion und ſeinem grünen Schlafrock wie Diogenes in ſeiner Tonne, er betrachtet vergnügt ſeine Lichter, die er nicht einmal ſelbſt putzt —

Und ich ſage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die ſie zu putzen hat, nicht bei der Hand iſt, und Rothſchild der Große käme jetzt herein mit all' ſeinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er ſpräche: Moſes Lump, bitte dir eine Gnade aus; was du haben willſt, es ſoll geſchehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moſes Lump würde ruhig antworten: „Putz' mir die Lichter!“ und Rothſchild der Große würde mit Verwunderung ſagen: Wär' ich nicht Rothſchild, ſo möchte ich ſo ein Lümpchen ſein!

Während Hyacinth ſolchermaßen, epiſch breit nach ſeiner Gewohnheit, ſeine Anſichten entwickelte, erhob ſich der Marcheſe von ſeinem Betkiſſen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoſter durch die Naſe ſchnurrend. Hyacinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löſchte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Krucifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demſelben Lappen und mit derſelben ſpuckenden Gewiſſenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen ſeines Herrn geputzt hatte. Dieſer aber war wie aufgelöſt in Hitze und weicher Stimmung; ſtatt eines Oberkleides trug er einen weiten, blauſeidenen Domino mit ſilbernen Frangen, und ſeine Naſe ſchimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jeſus! — ſeufzte er, als er ſich in die Kiſſen des Sofas ſinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daſs ich heute Abend ſehr ſchwärmeriſch ausſehe? Ich bin ſehr bewegt, mein Gemüth iſt aufgelöſt, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müſſen einnehmen — unterbrach Hyacinth die pathetiſche Deklamation — das Blut in Ihren Eingeweiden iſt wieder ſchwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — ſeufzte der Herr.

Ich ſage Ihnen, ich weiß — erwiederte der Diener, und nickte mit ſeinem gutmüthig bethätigenden Geſichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie ſind ganz das Gegentheil von mir; wenn Sie Durſt haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durſt; Sie ſind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe deſto mehr Geſchäftsſinn, ich bin ein Praktikus und Sie ſind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie ſind ganz mein Antipodex.

Ach Julia! — ſeufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handſchuh doch auf deiner Hand und küſste deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia geſehen?

Freilich, und meine ganze Seele iſt noch davon entzückt —

Nun dann — rief der Marcheſe begeiſtert, und Feuer ſchoſs aus ſeinen Augen und beleuchtete die Naſe — dann verſtehen Sie mich, dann wiſſen Sie, was es heißt, wenn ich Ihnen ſage: Ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz dekouvrieren. Hyacinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinauszugehen — ſprach Dieſer verdrießlich — Sie brauchen ſich vor mir nicht zu genieren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß ſchon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweiſe, Herr Marcheſe, daſs ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie ſich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen Alles Nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läſſt ſie nicht aus den Augen, und bewacht ſie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher! — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unterm Tiſch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft ſtehe ich im Mondſchein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich ſelbſt wäre die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamiere, ganz wie die Crelinger:

Komm, Nacht! Komm, Gumpelino, Tag in Nacht!
Denn du wirſt ruhn auf Fittigen der Nacht,
Wie friſcher Schnee auf eines Raben Rücken.
Komm, milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beſtändig, und wir ſterben Beide vor Sehnſuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daſs eine ſolche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren! Ach! ſo eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerei! — rief Hyacinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir ſo eine Nacht, und ach! ſie hat mir ſchon oft eine ſolche Nacht verſprochen, bei der erſten Gelegenheit, und ich hab' mir ſchon gedacht, daſs ſie dann des Morgens deklamieren wird, ganz wie die Crelinger:

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdeſſen mehrmals Hyacinth, und konnte ſich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Marcheſe, von Ihrer Bildung, aber daſs Sie es in der Schwärmerei ſo weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe ſollte Einem lieber ſein als das große Loos! Wirklich, Herr Marcheſe, ſeit ich mit Ihnen Umgang habe als Bedienter, habe ich mir ſchon viel Bildung angewöhnt; aber ſo Viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott ſoll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort, ſo bleiben doch noch immer zwölftauſend Mark! Die Liebe! Wenn ich Alles zuſammenrechne, was mich die Liebe gekoſtet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umſonſtglück in der Liebe gehabt, was mich gar Nichts gekoſtet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Kompläſance die Hühneraugen geſchnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenſchaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges Mal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau ſpielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renovieren, drückte ſie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück ſehr guten Kuchen; — auch hat ſie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal klagte, daſs ich mit Gemüthsbeſchwerden behaftet ſei, gab ſie mir das Recept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, ſie thun immer ihre Wirkung -- weitere Folgen hat unſere Liebe nicht gehabt. Ich dächte, Herr Marcheſe, Sie brauchten mal eins von dieſen Pulvern. Es war mein Erſtes, als ich nach Italien kam, daſs ich in Mailand in die Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage ſie beſtändig bei mir. Warten Sie nur, ich will ſie ſuchen, und wenn ich ſuche, ſo finde ich ſie, und wenn ich ſie finde, ſo müſſen ſie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich den Kommentar wiederholen wollte, womit der geſchäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus ſeiner Taſche kramte. Da kam zum Vorſchein: 1) ein halbes Wachslicht, 2) ein ſilbernes Etui, worin die Inſtrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3) eine Citrone, 4) eine Piſtole, die, obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verurſache, 5) eine gedruckte Liſte von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6) ein ſchwarzledernes Büchlein, worin die Pſalmen David's und die ausſtehenden Schulden, 7) ein dürres Weidenſträußchen, wie zu einem Knoten verſchlungen, 8) ein Päckchen, das mit verblichenem Roſataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterielooſes enthielt, das einſt fünfzigtauſend Mark gewonnen, 9) ein plattes Stück Brot, wie weißgebackener Schiffszwieback, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10) die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewiſſen Rührung und mit ſeinem verwundert wehmüthigen Kopfſchütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — ſeufzte er — daſs mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Recept gegeben, und daſs ich jetzt in Italien bin und dasſelbe Recept in Händen habe, und wieder die Worte leſe: sal mirabile Glauberi, das heißt auf Deutſch: extrafeines Glaubenſalz von der beſten Sorte — ach, da iſt mir zu Muth, als hätte ich das Glaubenſalz ſelbſt ſchon eingenommen, und als fühlte ich die Wirkung. Was iſt der Menſch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte Das gedacht! Ich kann mir vorſtellen, ſie iſt jetzt auf dem Lande in ihrem Garten, wo der Mond ſcheint, und gewiſs auch eine Nachtigall ſingt oder eine Lerche —

Es iſt die Nachtigall und nicht die Lerche! ſeufzte Gumpelino dazwiſchen, und deklamierte vor ſich hin:

Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das iſt ganz einerlei — fuhr Hyacinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel; die Vögel, die man im Garten hält, koſten am wenigſten. Die Hauptſache iſt das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor ſtehen, und da ſtehen zum Beiſpiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die Beide dreihundert Mark koſten. Mitten im Garten hat ſich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen laſſen — Und da ſteht ſie vielleicht jetzt und puhlt ſich die Naſe, und macht ſich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach dieſem Seufzer erfolgte eine ſehnſüchtige Stille, die der Marcheſe endlich unterbrach mit der ſchmachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyacinth, glaubſt du wirklich, daſs dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte Jener. Warum ſoll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Menſch ſo gut wie Sie? Glaubenſalz macht alle Menſchen gleich; und wenn Rothſchild Glaubenſalz einnimmt, fühlt er dieſelbe Wirkung wie das kleinſte Maklerchen. Ich will Ihnen Alles vorausſagen: Ich ſchütte das Pulver in ein Glas, gieße Waſſer dazu, rühre es, und ſo wie Sie Das hinuntergeſchluckt haben, ziehen Sie ein ſaures Geſicht und ſagen Prr! Prr! Hernach hören Sie ſelbſt, wie es in Ihnen herumkullert, und es iſt Ihnen etwas kurios zu Muth, und Sie legen ſich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie ſtehen wieder auf, und Sie legen ſich wieder, und ſtehen wieder auf, und ſo fort, und den andern Morgen fühlen Sie ſich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Geſundeswohlheit, nur ein bischen blaſs ſehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie ſehen gern ſchmachtend blaſs aus, und wenn Sie ſchmachtend blaſs ausſehen, ſieht man Sie gern —

Obgleich Hyacinth ſolchermaßen zuredete, und ſchon das Pulver bereitete, hätte Das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marcheſe plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnisvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie, Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe ſie als Julia geſehen, und Gott! Gott! wie ſpielt ſie! Ich bin doch der größte Enthuſiaſt für die Crelinger, aber die Müller, als ſie den Becher austrank, hat mich hingeriſſen. Sehen Sie — ſprach er, indem er mit tragiſcher Gebärde das Glas, worin Hyacinth das Pulver geſchüttet, zur Hand nahm — ſehen Sie, ſo hielt ſie den Becher und ſchauderte, daſs man Alles mitfühlte, wenn ſie ſagte:

Kalt rieſelt matter Schau'r durch meine Adern,
Der faſt die Lebenswärm' erſtarren macht!

Und ſo ſtand ſie, wie ich jetzt ſtehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Tybalt!
Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir!

da leerte ſie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! ſprach Hyacinth mit feierlichem Tone; denn der Marcheſe hatte in nachahmender Begeiſterung das Glas ausgetrunken, und ſich, erſchöpft von der Deklamation, auf das Sofa hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieſer Lage; denn es klopfte plötzlich Jemand an die Thüre, und herein trat Lady Maxfield's kleiner Jockey, der dem Marcheſe mit lächelnder Verbeugung ein Billett überreichte und ſich gleich wieder empfahl. Haſtig erbrach Jener das Billett; während er es las, leuchteten Naſe und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geiſterbläſſe ſein ganzes Geſicht, Beſtürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgebärden ſprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und ſchrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was iſt? Was iſt? frug Hyacinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das

Krucifix, woran er wieder putzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir dieſe Nacht überfallen?

Was iſt Ihnen, Herr Marcheſe? frug ich, ebenfalls nicht wenig erſtaunt.

Leſt! leſt! rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billett hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei ſein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billette aber laſen wir folgende Worte:

> Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreiſen. Mein Schwager iſt indeſſen ſchon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur dieſe einzige Nacht — Laß uns dieſe benutzen, laß uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —
>
> Julia Maxfield.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe ſchon den Becher des Glaubenſalzes geleert! Wer bringt mir den ſchrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülfe! Hülfe!

Hier kann kein irdiſcher Lebensmenſch mehr helfen, ſeufzte Hyacinth.

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, kondolierte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glauberſalz zu genießen, Das iſt bitter! Statt des Thrones der Liebe harrt Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jeſus! O Jeſus — ſchrie der Marcheſe noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt ſchnell — aber ich laſſe mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niederſinken und da verbluten!

Von Blut iſt gar nicht die Rede — begütigte Hyacinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenſchaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich ſage Ihnen — fuhr Hyacinth fort mit philoſophiſcher Gelaſſenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufſtehen müſſen. Sein Sie nur nicht leidenſchaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abſpringen und je mehr Sie ſich alterieren, deſto ſchneller wirkt das Glaubenſalz. Ihr Gemüth ſpielt der Natur in die Hände. Sie müſſen wie ein Mann tragen, was das Schickſal über Sie beſchloſſen hat. Daſs es ſo gekommen iſt, iſt vielleicht gut, und es iſt vielleicht gut, daſs es ſo gekommen iſt. Der Menſch iſt ein irdiſches Weſen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Menſch meint oft, er ginge ſeinem Glück entgegen, und auf ſeinem Wege ſteht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, ſo fühlt's der Menſch, Herr Marcheſe.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, ſein Diener aber ſprach ruhig weiter:

Der Menſch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügelſuppe, und iſt auch Nektar ſüß, ſo ſind doch Prügel um ſo bitterer; und es iſt noch ein wahres Glück, daſs der Menſch, der den Andern prügelt, am Ende müde wird, ſonſt könnte es der Andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher iſt aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menſchen auflauert, ſo daſs er ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Vielleicht, Herr Marcheſe, iſt es wirklich gut, daſs es ſo gekommen iſt, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiäner mit einem Dolch, der ſechs Brabanter Ellen lang iſt, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun — bloß in die Wade geſtochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Apenninen giebt es keine Nachtwächer. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröſter fort, ohne durch die Verz[illegible]lung des Marcheſe ſich im mindeſten ſtören zu [illegible]ſſen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Maxfield ganz wohl und warm ſäßen, käme plötzlich der Schwager von der Reiſe zurück und ſetzte Ihnen die geladene Piſtole auf die Bruſt, und ließe Sie einen Wechſel unterſchreiben von hunderttauſend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun, aber ich ſetze den Fall, Sie wären ein ſchöner Menſch, und Lady Maxfield wäre in Verzweiflung, daſs ſie den ſchönen Menſchen verlieren ſoll, und eiferſüchtig, wie die Weiber ſind, wollte ſie nicht, daſs eine Andre ſich nachher an Ihnen beglücke — Was thut ſie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und ſchüttet ein klein weiß Pülverchen hinein und ſagt: Kühle dich, Geliebter, du haſt dich heiß gelaufen — und den andern Morgen ſind Sie wirklich ein kühler Menſch. Da war ein Mann, Der hieß Pieper, und Der hatte eine Leidenſchaftsliebe mit einer Mädchenperſon, die das Poſaunenengel-Hannchen hieß, und die wohnte auf der Kaffemacherei, und der Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Hirſch — ſchrie wüthend der Marcheſe, deſſen Unruhe den höchſten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der Fuhlentwiete, und ſein Poſaunenengel von der Kaffemacherei, und du und die Gudel, ihr hättet mein Glaubenſalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — verſetzte Hyacinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daß Lady Maxfield juſt heute Nacht abreiſen will und Sie juſt heute invitiert? Konnt' ich Das voraus wiſſen? Bin ich Ariſtoteles? Bin ich bei der Vorſehung angeſtellt? Ich habe bloß verſprochen, daß das Pulver wirken ſoll, und es wirkt ſo ſicher, wie ich einſt ſelig werde, und wenn Sie ſo diſparat und leidenſchaftlich mit ſolcher Raſerei hin und her laufen, ſo wird es noch ſchneller wirken —

So will ich mich ruhig hinſetzen! ächzte Gumpelino, ſtampfte den Boden, warf ſich ingrimmig aufs Sofa, unterdrückte gewaltſam ſeine Wuth, und Herr und Diener ſahen ſich lange ſchweigend an, bis Jener endlich nach einem tiefen Seufzer und faſt kleinlaut ihn anredete:

Aber, Hirſch, was ſoll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme, ſie wartet jetzt auf mich, ſie harrt ſogar, ſie zittert, ſie glüht vor Liebe —

Sie hat einen ſchönen Fuß — ſprach Hyacinth in ſich hinein und ſchüttelte wehmüthig ſein Köpflein. In ſeiner Bruſt aber ſchien es ſich gewaltig zu bewegen, unter ſeinem rothen Rocke arbeitete ſichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — ſprach es endlich aus ihm hervor — ſchicken Sie mich!

Bei dieſen Worten zog eine hohe Röthe über das bläßliche Geſchäftsgeſicht.

Kapitel X.

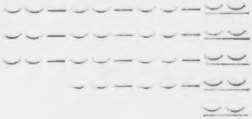
Als Candide nach Eldorado kam, ſah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen ſtatt mit Steinen ſpielten. Dieſer Luxus machte ihn glauben, es ſeien Das Kinder des Königs, und er war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daſs in Eldorado die Goldklumpen eben ſo werthlos ſind, wie bei uns die Kieſelſteine, und daſs die Schulknaben damit ſpielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, iſt etwas Ähnliches begegnet, als er nach Deutſchland kam und zuerſt deutſche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, ſehr erſtaunte; bald aber merkte er, daſs Gedanken in Deutſchland ſo häufig ſind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daſs jene Schriftſteller, die er für Geiſtesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Dieſe Geſchichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriff ſtehe, die ſchönſten Reflexionen über Kunſt und Leben niederzuſchreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzele ſtatt dieſer irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, ſolche Tapeten ſeien in Deutſchland, dem geiſtigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigſten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich dir jetzt zeige, lieber Leſer, ſiehſt du wieder die wohlbekannten Geſichter Gumpelino's und ſeines Hirſch-Hyacinthos, und wenn auch Jener mit minder beſtimmten Zügen dargeſtellt iſt, ſo hoffe ich doch, du wirſt ſcharfſinnig genug ſein, einen Negationscharakter ohne allzu poſitive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienproceß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Marcheſe iſt mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei iſt er der natürliche Alliierte meiner Feinde, er unterſtützt ſie mit Subſidien, er iſt Ariſtokrat, Ultra-Papiſt, nur Etwas fehlte ihm noch — je nun, auch Das wird er ſich ſchon anlehren laſſen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie du auf der Tapete ſehen wirſt.

Es iſt wieder Abend, auf dem Tiſche ſtehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer ſpielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben ſcheinen. Draußen vor dem Fenſter ſtehen im ſilbernen Mondſchein, unheimlich bewegungslos, die düſtern Cypreſſen, und in der Ferne ertönt ein trübes Marienliedchen in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderſtimme. Es herrſcht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino ſitzt, oder vielmehr liegt wieder nachläſſig vornehm auf den Kiſſen des Sofas, der edle ſchwitzende Leib iſt wieder mit dem dünnen blauſeidenen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldſchnitt gebunden iſt, und deklamiert daraus laut und ſchmachtend. Sein Auge hat dabei einen gewiſſen klebrichten Luſtre, wie er verliebten Katern eigen zu ſein pflegt, und ſeine Wangen, ſogar die beiden Seitenflügel der Naſe, ſind etwas leidend blaſs. Jedoch, lieber Leſer, dieſe Bläſſe ließe ſich wohl philoſophiſch anthropologiſch erklären, wenn man bedenkt, daſs der Marcheſe den Abend vorher ein ganzes Glas Glauberſalz verſchluckt hat.

Hirſch-Hyacinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune Eſtrich in großem Maßſtabe ungefähr folgende Charaktere:



Dieſes Geſchäft ſcheint dem kleinen Manne ziemlich ſauer zu werden; keuchend bei dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antiſpaß, Anapäſt und die Peſt! Dazu hat er, um der bequemeren Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorſchein kommen zwei kurze, demüthige Beinchen in engen Scharlachhoſen, und zwei etwas längere abgemagerte Arme in weißen, ſchlotternden Hemdärmeln.

Was ſind Das für ſonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich dieſem Treiben eine Weile zugeſehen.

Das ſind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß dieſe Füße im Kopfe behalten, und meine Hände thun mir ſchon weh von all' den Füßen, die ich jetzt aufſchreiben muſs. Es ſind die wahren, echten Füße von der Poeſie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, ſo ließe ich die Poeſie laufen mit all' ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn Marcheſe Privatunterricht in der Poeſiekunſt. Der Herr Marcheſe lieſt mir die Gedichte vor, und expliciert mir, aus wie viel' Füßen ſie beſtehen, und ich muſs ſie notieren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig iſt.

Sie treffen uns — ſprach der Marcheſe, didaktiſch pathetiſchen Tones — wirklich in einer poetiſchen Beſchäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigenſinnigen Kopf haben, und nicht einſehen, daſs die Füße in der Dichtkunſt die Hauptſache ſind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angeſprochen, dieſe können wir nur von den Griechen lernen und von neueren Dichtern, die griechiſch ſtreben, griechiſch denken, griechiſch fühlen, und in ſolcher Weiſe ihre Gefühle an den Mann bringen.

Verſteht ſich an den Mann, nicht an die Frau, wie ein unklaſſiſcher romantiſcher Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel ſpricht zuweilen wie ein Buch, flüſterte mir Hyacinth von der Seite zu, preßte die ſchmalen Lippen zuſammen, blinzelte mit ſtolz vergnügten Äuglein, und ſchüttelte das wunderſtaunende Häuptlein. Ich ſage Ihnen — ſetzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch ſpricht er zuweilen, er iſt dann, ſo zu ſagen, kein Menſch mehr, ſondern ein höheres Weſen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in den Händen? frug ich den Marcheſe.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten“ ſprang Hyacinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch ſah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

> „Gedichte von Auguſt Grafen von Platen;
> Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G.
> Cotta'ſchen Buchhandlung. 1828.“

Auf dem Hinterblatte ſtand zierlich geſchrieben:

„Geſchenk warmer brüderlicher Freundſchaft.“

Dabei roch das Buch nach jenem ſeltſamen Parfüm, der mit Eau de Cologne nicht die mindeſte Verwandtſchaft hat, und vielleicht auch dem Umſtande beizumeſſen war, daſs der Marcheſe die ganze Nacht darin geleſen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war ſo ſehr bewegt, ich muſste elfmal aus dem Bette ſteigen, und zum Glück hatte ich dabei dieſe vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht bloß Belehrung für die Poeſie, ſondern auch Troſt für das Leben geſchöpft habe. Sie ſehen, wie ſehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich ſo ſaß, wie ich ſaß, kam ich manchmal in Verſuchung —

Das wird Mehreren paſſiert ſein, Herr Marcheſe.

Ich ſchwöre Ihnen bei unſerer lieben Frau von Loretto und ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr Jener fort — dieſe Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wiſſen, geſtern Abend in Verzweiflung, ſo zu ſagen, au Déſespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu beſitzen — da las ich dieſe Gedichte, jedesmal ein Gedicht, wenn ich aufſtehen muſste, und eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daſs mir mein eigener Liebesſchmerz zuwider wurde. Das iſt eben das Schöne an dieſem Dichter, daſs er nur für Männer glüht, in warmer Freundſchaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geſchlechte, und ſchon für dieſe Ehre ſollten wir ihm dankbar ſein. Er iſt darin größer als alle andern Dichter, er ſchmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geſchmack des großen Haufens, er heilt uns von unſerer Paſſion für die Weiber, die uns ſo viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Feſſeln befreit, der iſt ein Wohlthäter der Menſchen. Es iſt ewig Schade, daſs Shakſpear ſein eminentes theatraliſches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er ſoll, wie ich hier zuerſt leſe, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in ſeinen Sonetten von Shakſpear ſagt:

Nicht Mädchenlaunen ſtörten deinen Schlummer,
Doch ſtets um Freundſchaft ſehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberſchlingen,
Und ſeine Schönheit iſt dein Ruhm und Kummer.

Während der Marcheſe dieſe Worte mit warmem Gefühl deklamierte, und der glatte Miſt ihm gleichſam auf der Zunge ſchmolz, ſchnitt Hyacinth die widerſprechendſten Geſichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich ſprach er:

Herr Marcheſe, Sie ſprechen wie ein Buch, auch die Verſe gehen Ihnen wieder ſo leicht ab wie dieſe Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geſchmeichelt, daſs der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von ſolch einem Manne. So iſt der Menſch! Der Eine iſſt gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundſchaft, und ich als ehrlicher Mann muſs aufrichtig geſtehen, ich eſſe gern Zwiebeln, und eine ſchiefe Köchin iſt mir lieber als der ſchönſte Schönheitsfreund. Ja, ich muſs geſtehen, ich ſehe nicht ſo viel Schönes am männlichen Geſchlecht, daſs man ſich darin verlieben ſollte.

Dieſe letzteren Worte ſprach Hyacinth, während er ſich muſternd im Spiegel betrachtete, der Marcheſe aber ließ ſich nicht ſtören und deklamierte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zuſammen,
Wir mühn uns, ach! und kommen nicht zuſammen;
Mein Name klingt aus deinem Mund melodiſch,
Doch reihſt du ſelten dies Gedicht zuſammen;
Wie Sonn' und Mond uns ſtets getrennt zu halten,
Verſchworen Sitte ſich und Pflicht zuſammen,
Laſs Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Geſicht zuſammen!

Doch ach! ich träume, denn du ziehſt von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zuſammen!
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,
O wären's Blumen, die man flicht zuſammen!

Eine komiſche Poeſie! — rief Hyacinth, der die Reime nachmurmelte: — Sitte ſich und Pflicht zuſammen, Geſicht zuſammen, dicht zuſammen, flicht zuſammen! komiſche Poeſie! Mein Schwager, wenn er Gedichte lieſt, macht oft den Spaß, daſs er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn“ und „von hinten“ abwechſelnd hinzuſetzt; und ich habe nie gewuſſt, daſs die Poeſiegedichte, die dadurch entſtehen, Gaſelen heißen. Ich muſs einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Marcheſe deklamiert hat, nicht noch ſchöner wird, wenn man nach dem Wort „zuſammen“ jedesmal mit Abwechslung „von vorn“ und „von hinten“ ſetzt; die Poeſie davon wird gewiſs zwanzig Procent ſtärker.

Ohne auf dieſes Geſchwätz zu achten, fuhr der Marcheſe fort im Deklamieren von Gaſelen und Sonetten, worin der Liebende ſeinen Schönheitsfreund beſingt, ihn preiſt, ſich über ihn beklagt, ihn des Kaltſinns beſchuldigt, Pläne ſchmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eiferſüchtelt, ſchmächtelt, eine ganze Skala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar ſo warmſelig, betaſtungsſüchtig und anleckend, daſs man glauben ſollte, der Verfaſſer ſei ein manntolles Mägdlein — Nur müſste es dann einigermaßen befremden, daſs dieſes Mägdlein beſtändig jammert, ihre Liebe ſei gegen die „Sitte," daſs ſie gegen „dieſe trennende Sitte" ſo bitter geſtimmt iſt wie ein Taſchendieb gegen die Polizei, daſs ſie liebend „die Lende" des Freundes umſchlingen möchte, daſs ſie ſich über „Neider" beklagt, „die ſich ſchlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten," daſs ſie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, daſs ſie ihm verſichert, ſie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm betheuert: „Nicht eine Silbe ſoll dein Ohr erſchrecken!" und endlich geſteht:

„Mein Wunſch bei Andern zeugte Widerſtreben,
Du haſt ihn nicht erhört, doch abgeſchlagen
Haſt du ihn auch nicht, o mein ſüßes Leben!"

Ich muſs dem Marcheſe das Zeugnis ertheilen, daſs er dieſe Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei ſeufzte, ächzte und auf dem Sofa hin- und herrutſchend gleichſam mit dem Geſäße kokettierte. Hyacinth verſäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemerkungen dazwiſchen ſchwätzte. Den Oden ſchenkte er die meiſte Aufmerkſamkeit. Man kann bei dieſer Sorte, ſagte er, weit mehr lernen als bei Saunetten und Gaſelen; da bei den Oden die Füße oben ganz beſonders abgedruckt ſind, kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter ſollte, wie der Graf Platen, bei ſeinen ſchwierigſten Poeſiegedichten die Füße oben drucken und zu den Leuten ſagen: Seht, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will euch nicht betrügen, dieſe krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht ſetze, ſind, ſo zu ſagen, ein Konto finto von jedem Gedicht, und ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekoſtet, ſie ſind, ſo zu ſagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und ihr könnt nachmeſſen, und fehlt daran eine einzige Silbe, ſo ſollt ihr mich einen Spitzbuben nennen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch dieſe ehrliche Miene kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedichte angegeben ſind, denkt man: Ich will kein miſstrauiſcher Menſch ſein, wozu ſoll ich dem Manne nachzählen? er iſt gewiſs ein ehrlicher Mann, und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir ſind jetzt in Italien, und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide auf die Erde zu ſchreiben und jede Ode zu kollationieren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geſchäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müſste dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Kourantkaſſe, worauf geſchrieben ſteht, wie viel' Hundert Thaler darin enthalten — ſie gehen verſiegelt von Hand zu Hand, Jeder traut dem Andern, daſs ſo Viel darin enthalten iſt, wie darauf ſteht, und es giebt doch Beiſpiele, daſs ein Müßiggänger, der nicht Viel zu thun hatte, ſo einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein Paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in der Poeſie viel Spitzbüberei vorfallen. Beſonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich miſstrauiſch. Denn mein Schwager hat mir erzählt, im Zuchthaus zu Odenſee ſitzt — ein gewiſſer Jemand, der bei der Poſt angeſtellt war, und die Geldbeutel, die durch ſeine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und ſie wieder künſtlich zugenäht und weiter geſchickt hat. Hört man von ſolcher Geſchicklichkeit, ſo verliert man das menſchliche Zutrauen und wird ein miſstrauiſcher Menſch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es iſt gewiſs in der Poeſie wie in jedem anderen Geſchäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Marcheſe weiter deklamierte, ohne unſerer zu achten, ganz verſunken im Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, iſt die Hauptſache, und wer kein ehrlicher Mann iſt, Den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von Dem kaufe ich Nichts, von Dem leſe ich Nichts, kurz ich mache kein Geſchäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der ſich auf Nichts Etwas einbildet; wenn ich mir aber Etwas einbilden wollte auf Etwas, ſo würde ich mir Etwas darauf einbilden, daſs ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden ſtaunen — ich ſag' Ihnen, Sie werden ſtaunen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und Der iſt ein Krautkrämer und heißt Klötzchen. Das heißt, ich heiße den Mann Klötzchen, weil wir gute Freunde ſind, ſonſt heißt der Mann Herr Klotz. Auch ſeine Frau muſs man Madam Klotz nennen, und ſie hat nie leiden können, daſs ihr Mann bei mir ſpielte, und wenn ihr Mann bei mir ſpielen wollte, ſo durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm ins Haus kommen, und er ſagte mir immer auf der Straße: Die und die Nummer will ich bei dir ſpielen, und hier haſt du das Geld, Hirſch! Und ich ſagte dann: Gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hauſe, ſo legte ich die Nummer kouvertiert für ihn apart, und ſchrieb auf das Kouvert mit deutſchen Buchſtaben: Für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und ſtaunen Sie! Es war ein ſchöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börſe waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich ſtand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arme ſeine dicke Madam Klotz, und grüßt mich zuerſt, und ſpricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotiſche Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geſchäfte gehen, und ich erzähle ihm, daſs vor einigen Stunden wieder Einer am Pranger geſtanden, und ſo im Geſpräche ſagt er mir: Geſtern Nacht habe ich geträumt: Nummero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demſelben Moment, während Madam Klotz die Kaiſerſtatiſten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine, ich fühle ſie noch jetzt — und ehe Madam Klotz ſich wieder herumdreht, ſag' ich: Gut, Klötzchen! und gehe weg. Und ich gehe direktement, ohne mich umzuſehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Nummero 1538, und kouvertiere ſie, ſobald ich nach Hauſe komme, und ſchreibe auf das Kouvert: Für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu ſtellen, läſſt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirſch, derſelbe Hirſch, der jetzt vor Ihnen ſteht? Dieſer Hirſch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droſchke, und holt ſich bei der Hauptkollekte ſeine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klötzchen ſieht, fragt er: Hirſch, warum biſt du heut ſo geputzt? Ich aber antworte kein Wort, und ſetze einen großen Überraſchungsbeutel mit Gold auf den Tiſch, und rede ganz feierlich: Herr Chriſtian Hinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie ſo gütig waren bei mir zu beſtellen, hat das Glück gehabt, 50,000 Mark zu gewinnen, in dieſem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präſentieren, und ich bin ſo frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klötzchen Das hört, fängt er an zu weinen, wie Madam Klotz die Geſchichte hört, fängt ſie an zu weinen, die rothe Magd weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Rührungsmenſch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erſt in Ohnmacht, und erſt nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Waſſerbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menſchen bebte, als er Dieſes erzählte, und feierlich zog er ein ſchon erwähntes Päckchen aus der Taſche, wickelte davon den ſchon verblichenen Roſataffet, und zeigte mir den Schein, worin Chriſtian Hinrich Klotz den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittierte. Wenn ich ſterbe — ſprach Hyacinth, eine Thräne im Auge — ſoll man mir dieſe Quittung mit ins Grab legen, und wenn ich einſt dort oben am Tage des Gerichts Rechenſchaft geben muſs von meinen Thaten, dann werde ich mit dieſer Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böſer Engel die böſen Handlungen, die ich auf dieſer Welt begangen habe, vorgeleſen, und mein guter Engel auch die Liſte von meinen guten Handlungen ableſen will, dann ſag' ich ruhig: Schweig! — ich will nur wiſſen, iſt dieſe Quittung richtig? iſt Das die Handſchrift von Chriſtian Hinrich Klotz? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und ſagt, er kenne ganz genau Klötzchen's Handſchrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geſchichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwiſſende, der Alles weiß, erinnert ſich an dieſe Geſchichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daſs, wenn meine böſen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er ſagt dann: Hirſch! ich ernenne dich zum Engel erſter Klaſſe, und du darfſt Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Kapitel XI.

Was iſt denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leſer, dieſe Frage las ich ſchon lange auf deinem Geſichte, und nur zaudernd gebe ich an die Beantwortung. Das iſt ja eben das Miſsgeſchick deutſcher Schriftſteller, daſs ſie jeden guten oder böſen Narren, den ſie aufs Tapet bringen, erſt durch trockne Charakterſchilderung und Perſonalbeſchreibung bekannt machen müſſen, damit man erſtens wiſſe, daſs er exiſtiert, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders iſt es noch jetzt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzoſen, die ein Volksleben und daher public characters haben. Wir Deutſchen aber, wir haben zwar ein ganzes närriſches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um ſie als allgemein verſtändliche Charaktere in Proſa oder Verſen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieſer Art, die wir beſitzen, haben wirklich Recht, wenn ſie ſich wichtig machen. Sie ſind von unſchätzbarem Werthe und zu den höchſten Anſprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Profeſſor der Berliner Univerſität, iſt ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen iſt; ein humoriſtiſcher Schriftſteller kann ihn nicht entbehren, und er ſelbſt fühlt dieſe perſönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in ſo hohem Grade, daſs er jede Gelegenheit ergreift, um humoriſtiſchen Schriftſtellern Stoff zur Satire zu geben, daſs er Tag und Nacht grübelt, wie er ſich als Staatsmann, Serviliſt, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, um ſomit die Literatur, für die er ſich gleichſam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutſchen Univerſitäten muſs man überhaupt nachrühmen, daſs ſie die deutſchen Schriftſteller mehr als jede andere Zunft mit allerlei Narren verſorgen, und beſonders Göttingen habe ich immer in dieſer Hinſicht zu ſchätzen gewuſſt. Dies iſt auch der geheime Grund, weſshalb ich mich für die Erhaltung der Univerſitäten erkläre, obgleich ich ſtets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Zunftweſens gepredigt habe. Bei ſolchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue aufs Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Beſten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen Auguſt von Platen-Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, daſs er zweckmäßig bekannt und gewiſſermaßen berühmt werde, ich will ihn literariſch gleichſam herausfüttern, wie die Irokeſen thun mit den Gefangenen, die ſie bei ſpäteren Feſtmahlen verſpeiſen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das ſogenannt Perſönliche, nur in ſoweit berühren, als ſich geiſtige Erſcheinungen dadurch erklären laſſen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn ſah, und ſogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn ſah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerſt gewahrte, war München, der Schauplatz ſeiner Beſtrebungen, wo er bei Allen, die ihn kennen, ſehr berühmt iſt, und wo er gewiſs, ſo lange er lebt, unſterblich ſein wird. Die Brille, wodurch ich ihn ſah, gehörte einigen Inſaſſen

München's, die über ſeine äußere Erſcheinung dann und wann in heiteren Stunden ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn ſelbſt nie geſehen, und wenn ich mir ſeine Perſon denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Wuth, womit einmal mein Freund, der Doktor Lautenbacher, über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbeſondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorberkranze auf dem Kopfe ſich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg ſtellte und, mit der bebrillten Naſe gen Himmel ſtarrend, in poetiſcher Begeiſterung zu ſein vorgab. Andere haben beſſer von dem armen Grafen geſprochen, und beklagten nur ſeine beſchränkten Mittel, die ihn bei ſeinem Ehrgeiz, ſich wenigſtens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und ſie lobten beſonders ſeine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, bei denen er die Beſcheidenheit ſelbſt geweſen ſei, indem er mit der liebreichſten Demuth ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und ſogar die Gutmüthigkeit ſo weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, ſelbſt wenn man ihn die Läſtigkeit ſeiner Viſiten aufs deutlichſte merken laſſen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewiſſermaßen gerührt, obgleich ich dieſen Mangel an Perſonalbeifall ſehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, ſüßer Knabe,
Verſchmäht den melancholiſchen Genoſſen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Poſſen,
Anſtatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzuflehn beſchloſſen.

Vergebens verſicherte der arme Graf, daſs er einſt der berühmteſte Dichter werde, daſs ſchon der Schatten eines Lorberblattes auf ſeiner Stirne ſichtbar ſei, daſs er ſeine ſüßen Knaben ebenfalls unſterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben dieſe Celebrität war Keinem lieb, und in der That, ſie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat ſolcher Celebrität von einigen luſtigen Freunden unter den Arkaden zu München betrachtet wurde. Ein ſcharfſichtiger Böſewicht meinte ſogar, er ſähe zwiſchen den Rockſchößen deſſelben den Schatten eines Lorberblattes. Was mich betrifft, lieber Leſer, ſo bin ich nicht ſo boshaft, wie du denkſt, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn

Andere verhöhnen, ich zweifle, daſs er ſich an der verhaſsten „Sitte“ thätlich gerächt habe, obgleich er in ſeinen Liedern ſchmachtet, ſich ſolcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurückſetzungen und Abweiſungen, wovon er ſelbſt ſo rührend ſingt. Ich bin überzeugt, er betrug ſich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm ſelber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly, von ſich rühmen: Ich war nie berauſcht, ich habe nie ein Weib berührt, und habe nie eine Schlacht verloren. Deſshalb gewiß ſagt von ihm der Dichter:

Du biſt ein nüchterner, modeſter Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte ſchon einige Luſtren hinter ſich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Univerſität in Erlangen, wo man ihm einige Beſchäftigung angewieſen hatte; doch da dieſe ſeinem hochſtrebenden Geiſte nicht genügte, da mit den Luſtren auch die Lüſternheit nach illäſtrer Luſt ihn mehr und mehr ſtachelte, und der Graf von ſeiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeiſtert wurde, gab er jenes Geſchäft auf und beſchloſs, von der Schriftſtellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen ſonſtigen

Verdienſten zu leben. Die Grafſchaft des Grafen liegt nämlich im Monde, von wo er, wegen der ſchlechten Kommunikation mit Baiern, nach Gruithuiſen's Berechnung erſt in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieſer Erde näher kommt, ſeine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Colibrados Hallermünde bei Brockhaus in Leipzig eine Gedichteſammlung mit einer Vorrede, betitelt: „Lyriſche Blätter, Nummer 1.“ herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns verſicherte, die ſieben Weiſen dem Verfaſſer ihr Lob geſpendet. Später gab er, nach Tieck'ſchem Muſter, einige dramatiſierte Märchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daſs ſie der unweiſen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den ſieben Weiſen geleſen wurden. Indeſſen, um außer den ſieben Weiſen noch einige Leſer zu gewinnen, legte ſich der Graf auf Polemik und ſchrieb eine Satire gegen berühmte Schriftſteller, vornehmlich gegen Müllner, der damals ſchon allgemein gehaſſt und moraliſch vernichtet war, ſo daſs der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Örindur noch einen Hauptſtich, nicht ins Haupt, ſondern, nach Falſtaff'ſcher Weiſe, in die Wade zu verſetzen.

Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen miſsfiel daher nicht, und „die verhängnisvolle Gabel“ fand hie und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, ſondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei Letzteren hauptſächlich, weil jene Satire nicht mehr dem romantiſchen Tieck, ſondern dem klaſſiſchen Ariſtophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um dieſe Zeit, daſs der Herr Graf nach Italien reiſte; er zweifelte nicht mehr, von ſeiner Poeſie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche proſaiſche Ehre, für Rechnung der Poeſie das Geld herzugeben; denn die Poeſie, die Himmelstochter, die Hochgeborne, hat ſelbſt nie Geld und wendet ſich bei ſolchem Bedürfnis immer an Cotta. Der Graf verſificierte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Tieck's und des Ariſtophanes, ſondern ahmte auch den Goethe nach im Liede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in perſiſchen Gaſelen — kurz, er gab uns ſolchermaßen eine Blumenleſe der beſten Dichter und zugleich ſeine eigenen „lyriſchen Blätter“ unter dem Titel: „Gedichte des Grafen Platen ꝛc.“

Niemand in Deutſchland iſt gegen poetiſche Erzeugniſſe billiger als ich, und ich gönne einem armen Menſchen wie Platen ſein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße ſeines Angeſichts ſo ſauer erwirbt, gewiſs herzlich gern. Keiner iſt mehr geneigt als ich, ſeine Beſtrebungen zu rühmen, ſeinen Fleiß und ſeine Beleſenheit in der Poeſie zu loben, und ſeine ſilbenmäßigen Verdienſte anzuerkennen. Meine eigenen Verſuche befähigen mich mehr als jeden Andern, die metriſchen Verdienſte des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unſägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anſtrengungen, womit er die Verſe ausgearbeitet, entdeckt unſer Einer weit eher als der gewöhnliche Leſer, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verſe des Grafen für etwas Leichtes hält, und ſich an der glatten Wortſpielerei gedankenlos ergötzt, wie man ſich bei Kunſtſpringern, die auf dem Seile balancieren, über Eier tanzen und ſich auf den Kopf ſtellen, ebenfalls einige Stunden amüſiert, ohne zu bedenken, daſs jene armen Weſen nur durch jahrelangen Zwang und grauſames Hungerleiden ſolche Gelenkigkeitskünſte, ſolche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunſt nicht ſo ſehr geplagt und ſie immer in Verbindung mit gutem Eſſen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es ſaurer und nüchterner ergangen, um ſo mehr preiſen, ich will von ihm rühmen, daſs kein Seiltänzer in Europa ſo gut wie er auf ſchlaffen Gaſelen balanciert, daſs Keiner den Eiertanz über

◡◡—◡◡◡———
◡◡———◡◡◡◡u. ſ. w.

ſo gut executiert wie er, daſs Keiner ſich ſo gut wie er auf den Kopf ſtellt. Wenn ihm auch die Muſen nicht hold ſind, ſo hat er doch den Genius der Sprache in ſeiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freie Liebe dieſes Genius fehlt ihm, er muſs auch dieſem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfaſſen, die trotz ihrer ſchönen Ründung ſich nie edel ausſprechen. Nie ſind tiefe Naturlaute, wie wir ſie im Volksliede, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht; den beängſtigenden Zwang, den er ſich anthun muſs, um Etwas zu ſagen, nennt er eine „große That in Worten“ — ſo gänzlich unbekannt mit dem Weſen der Poeſie, weiß er nicht einmal, daſs das Wort nur bei dem Rhetor eine That iſt, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis. Ungleich dem wahren Dichter, iſt die Sprache nie Meiſter geworden in ihm, er iſt dagegen Meiſter geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuoſe auf einem Inſtrumente. Je weiter er es ſolcherart im Techniſchen brachte, deſto größere Meinung bekam er von ſeiner Virtuoſität; er wuſste ja in allen Weiſen zu ſpielen, er verſificierte ja die ſchwierigſten Paſſagen, er dichtete, ſo zu ſagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte ſich, wenn das Publikum nicht klatſchte. Wie alle Virtuoſen, die ſich einſeitiges Talent ausgebildet, ſtrebte er nur nach Applaudiſſement, ſah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er ſeine Kollegen um ihren Gewinnſt, wie z. B. den Clauren, ſchrieb er gleich fünfaktige Pasquille, wenn er nur eine einzige Xenie des Tadels auf ſich beziehen konnte, kontrollierte er alle Recenſionen, worin Andere gelobt wurden, und ſchrie er beſtändig: Ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. ſ. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte ſich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopſtock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen ſich ſelbſt ernennt, obgleich Jeder einſieht, daſs er nur mit Ramler und etwa A. W. von Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu ſeiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorberkranz auf dem Haupte, aber mit deſto größerem Zopf und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den ſteifleinenen Regenſchirm unterm Arm, im Berliner Thiergarten ſkandierend wandelte, hielt ſich damals für den Repräſentanten der Poeſie auf Erden. Seine Verſe waren die vollendeteſten in deutſcher Sprache, und ſeine Verehrer, worunter ſogar ein Leſſing ſich verirrte, meinten, weiter könne man es in der Poeſie nicht bringen. Faſt Daſſelbe war ſpäterhin der Fall bei A. W. von Schlegel, deſſen poetiſche Unzulänglichkeit aber ſichtbar wird, ſeitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, ſo daſs ſogar Diejenigen, die einſt den Sänger des Arion für einen gleichfallſigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienſtlichen Schullehrer in ihm ſehen. Ob aber der Graf Platen ſchon befugt iſt, über den ſonſt rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie Dieſer einſt über Ramler lachte, Das weiß ich nicht. Aber Das weiß ich, in der Poeſie ſind alle Drei ſich gleich, und wenn der Graf Platen noch ſo hübſch in den Gaſelen ſeine ſchaukelnden Balancierkünſte treibt, wenn er in ſeinen Oden noch ſo vortrefflich den Eiertanz executiert, ja, wenn er in ſeinen Luſtſpielen ſich auf den Kopf ſtellt — ſo iſt er doch kein Dichter. Er iſt kein Dichter, ſagt ſogar die undankbare männliche Jugend, die er ſo zärtlich beſingt. Er iſt kein Dichter, ſagen die Frauen, die vielleicht — ich muſs es zu ſeinem Beſten andeuten — hier nicht ganz unparteiiſch ſind, und vielleicht wegen der Hingebung, die ſie bei ihm entdecken, etwas Eiferſucht empfinden, oder gar durch die Tendenz ſeiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Geſellſchaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit ſcharfen Brillen verſehen ſind, ſtimmen ein in dieſes Urtheil, oder äußern ſich noch lakoniſch bedenklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-Hallermünde? frug ich jüngſt einen ſolchen Mann. Sitzfleiſch! war die Antwort. Sie meinen in Hinſicht der mühſamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte Jener, Sitzfleiſch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platen'ſchen Gedichte betrifft, ſo möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der cenſoriſchen Wuth preisgeben, womit unſere Catonen davon ſprechen oder gar ſchweigen. Chacun a son goût, dem Einen gefällt der Ochs, dem Andren Waſiſchta's Kuh. Ich tadele ſogar den furchtbaren rhadamantiſchen Ernſt, womit über jenen Inhalt der Platen'ſchen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik gerichtet worden. Aber ſo ſind die Menſchen, es wird ihnen ſehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn ſie über Sünden ſprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufſatz, überſchrieben: „Aus dem Journal eines Leſers“, worin der Graf Platen gegen ſolche ſtrenge Tadler ſeiner Freundſchaftsliebe mit jener Beſcheidenheit ſich ausſpricht, die er nie zu verleugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er ſagt, daſs „das Hegel'ſche Wochenblatt“ ihn eines geheimen Laſters mit „lächerlichem Pathos“ beſchuldige, ſo will er, wie leicht zu errathen iſt, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Geſinnung er durch dritte Hand erforſchen laſſen. Indeſſen, man hat ihm ſchlecht berichtet, ich werde mir nie in dieſer Hinſicht einen Pathos zu Schulden kommen laſſen, der edle Graf iſt mir vielmehr eine ergötzliche Erſcheinung, und in ſeiner erlauchten Liebhaberei ſehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verſchämte Parodie eines antiken Übermuths. Das iſt es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerſpruch mit den Sitten, und gab ſich kund mit heroiſcher Öffentlichkeit. Als z. B. der Kaiſer Nero auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gaſtmahl hielt, das einige Millionen koſtete, ließ er ſich mit Einem aus dem Jünglingsſerail, Namens Pythagoras, feierlich einſegnen (cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit), und ſteckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den praſſelnden Flammen deſto beſſer den Untergang Troja's beſingen zu können. Das war noch ein Gaſelendichter, über den ich mit Pathos ſprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom die Pfade der Freundſchaft dürftig und nüchtern und ängſtlich dahinſchleicht, mit ſeinem hellen Geſichte von liebloſer Jugend abgewieſen wird, und nachher bei kümmerlichem Öllämpchen ſein Gaſelchen ausſeufzt. Intereſſant in ſolcher Hinſicht iſt die Vergleichung der Platen'ſchen Gedichtchen mit dem Petron. Bei Dieſem iſt ſchroffe, antike, plaſtiſch heidniſche Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz ſeinem Pochen auf Klaſſicität, behandelt ſeinen Gegenſtand vielmehr romantiſch, verſchleiernd, ſehnſüchtig, pfäffiſch, — ich muſs hinzuſetzen: heuchleriſch. Denn der Graf vermummt ſich manchmal in fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geſchlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten ſollen klar ſehen; gegen den großen Haufen glaubt er ſich genugſam verſteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläſſt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der ſich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand geſteckt, ſo daſs nur der Steiß ſichtbar bleibt. Unſer erlauchter Vogel hätte beſſer gethan, wenn er den Steiß in den Sand verſteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er iſt mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paſſt nicht für ihn, ſeine Liebe hat einen paſſiv pythagoräiſchen Charakter, er iſt in ſeinen Gedichten ein Pathikos, er iſt ein Weib, und zwar ein Weib, das ſich an gleich Weibiſchem ergötzt, er iſt gleichſam eine männliche Tribade. Dieſe ängſtlich ſchmiegſame Natur duckt durch alle ſeine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in dieſen Gedichten ſehen wir Polyandrie, und wenn er auch ſentimentaliſiert:

„Du liebſt und ſchweigſt — O hätt' ich auch geſchwiegen,
Und meine Blicke nur an dich verſchwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müſſt' ich keinen Kränkungen erliegen!

Doch dieſe Liebe möcht' ich gern beſiegen,
Und weh dem Tag, an dem ſie froſtig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns geſendet,
Wo ſelig Engel ſich an Engel ſchmiegen —"

ſo denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Haran's, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichſten Anſchmiegungen entgingen, wie wir leſen im Pentateuch, wo leider die Gaſelen und Sonette nicht mitgetheilt ſind, die damals vor Loth's Thüre gedichtet wurden. Überall in den Platen'ſchen Gedichten ſehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das ſchönſte Gefieder hat und doch nicht fliegen kann, und zänkiſch humpelt über die polemiſche Sandwüſte der Literatur. Mit ſeinen ſchönen Federn ohne Schwungkraft, mit ſeinen ſchönen Verſen ohne poetiſchen Flug, bildet er den Gegenſatz zu jenem Adler des Geſanges, der minder glänzende Flügel hat, aber ſich damit zur Sonne erhebt — ich muſs wieder auf den Refrain zurückkommen: der Graf Platen iſt kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſein. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimieren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Daſs Letzteres bei dem Grafen Platen der Fall ſein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man ſeinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über ſeinen Dichtertitel mit einer einzigen Xenie den geringſten Zweifel zu verrathen — gleich wird er ſich ingrimmig niederſetzen und fünfaktige Satiren gegen euch drucken. Denn die Menſchen halten um ſo eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewiſſer der Titulus iſt, der ſie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter ſein, wenn er in einer anderen Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein Anderer wäre, als er jetzt iſt. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, daſs er in einer Zeit lebt, wo er ſeine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieſelbe Sitte, die ſeiner Liebe immer feindlich entgegenſteht, ihm ſogar verbietet, ſeine Klage darüber unverhüllt auszuſprechen, wo er jede Empfindung ängſtlich verkappen muſs, um ſo wenig das Ohr des Publikums als das eines „ſpröden Schönen“ durch eine einzige

Silbe zu erſchrecken. Dieſe Angſt läſſt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, ſie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichſam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metriſch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung ſeiner eignen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geſchieht ihm vielleicht, wenn man, ſolche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daſs der Graf Platen auch in der Poeſie ſich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die ſchon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römiſchen Pythagoras, ſo würde er vielleicht ſeine eignen Gefühle freier hervortreten laſſen, und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigſtens die Naturlaute in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht vermiſſt werden — doch der Mangel an Geſtalten in ſeinen Dramen würde noch immer bleiben, ſo lange ſich nicht auch ſeine ſinnliche Natur veränderte, und er gleichſam ein Anderer würde. Die Geſtalten, die ich meine, ſind nämlich jene ſelbſtändigen Geſchöpfe, die aus dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüſtet hervortreten, lebendige Traumweſen, deren myſtiſche Geburt, mehr als man glaubt, in wunderſam bedingender Beziehung ſteht mit der ſinnlichen Natur des Dichters, ſo daſs ſolches geiſtige Gebären Demjenigen verſagt iſt, der ſelbſt nur als ein unfruchtbares Geſchöpf ſich gaſelig hingiebt in windiger Weichheit.

Indeſſen, Das ſind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt davon ab, wie weit man an die Kompetenz Deſſelben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs der Graf Platen gar oft dem Publikum verſichert, daſs er erſt ſpäterhin das Bedeutendſte dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daſs er Iliaden und Odyſſeen, Klaſſicitätstragödien und ſonſtige Unſterblichkeitskoloſſalgedichte erſt dann ſchreiben werde, wenn er ſich nach ſo und ſo viel Luſtren gehörig vorbereitet habe. Du haſt, lieber Leſer, dieſe Ergieſzungen des Selbſtbewuſſtſeins in mühſam gefeilten Verſen vielleicht ſelbſt geleſen, und das Verſprechen ſolcher ſchönen Zukunft war dir vielleicht um ſo erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutſchlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm ſchlechter Sudler geſchildert, die ihm nur im Wege ſtehen auf der Bahn des Ruhmes, und die ſo unverſchämt ſeien, jene Lorberen und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber ſprechen hörte, will ich übergehen; aber der Chronologie wegen muſs ich anführen, daſs zu jener Zeit der König von Baiern die Abſicht ausſprach, irgend einem deutſchen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beiſpiel für die ganze deutſche Literatur von ſchöner Folge ſein konnte. Man ſagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlaſſen, ich ſprach von den Prahlereien des Grafen Platen, der beſtändig rief: Ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odyſſeen dichten u. ſ. w. Ich weiß nicht, was das Publikum von ſolchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nämlich ein wahrer Dichter, der die verſchämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poeſie ſchon empfunden hat, und von der Seligkeit dieſer Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunſt einer Prinzeſſin genießt, gewiſs nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat ſchon öfter den Grafen Platen wegen ſolcher Prahlhanſereien weidlich gehänſelt, und er wuſste immer wie Falſtaff ſich zu entſchuldigen. Bei ſolchen Entſchuldigungen kommt ihm ein Talent zu Statten, das außerordentlich in ſeiner

Art iſt, und das eine beſondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nämlich von jedem Flecken, der in ſeiner eignen Bruſt iſt, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und ſei ſie noch ſo klein, zu entdecken, und ſich wegen ſeiner Wahlfleckenverwandtſchaft mit ihm zu vergleichen. Z. B. von Shakſpear's Sonetten weiß er, daſs ſie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet ſind, und ob ſolcher verſtändigen Wahl preiſt er Shakſpear, vergleicht ſich mit ihm — und Das iſt das Einzige, was er von ihm zu ſagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen ſchreiben, und behaupten, daſs er ſich die und die Verirrung noch nicht zu Schulden kommen laſſen, weil er ſich mit dem oder dem großen Manne, dem ſie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialſten aber und bewunderungswürdigſten zeigte er ſich in der Wahl des Mannes, in deſſen Leben er unbeſcheidene Reden entdeckt, und durch deſſen Beiſpiel er ſeine Prahlerei beſchönigen will. Wahrlich, zu einem ſolchen Zwecke ſind die Worte dieſes Mannes noch nie citiert worden — denn es iſt kein Geringerer als Jeſus Chriſtus ſelbſt, der uns bisher immer für ein Muſter der Demuth und Beſcheidenheit gegolten. Chriſtus hätte jemals geprahlt? der Beſcheidenſte der Menſchen, um ſo beſcheidener als er der göttlichſte war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen iſt, Das entdeckte der Graf Platen, denn er inſinuiert uns, Chriſtus, als er vor Pilatus geſtanden, ſei ebenfalls nicht beſcheiden geweſen, und habe nicht beſcheiden geantwortet, ſondern als Jener ihn frug: Biſt du der König der Juden? habe er geſprochen: Du ſagſt es. Und ſo ſage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Haſſe eines Verächters Chriſti gelungen iſt, Das gelang der Exegeſe ſelbſtverliebter Eitelkeit.

Wie wir wiſſen, was wir davon zu halten, wenn Einer ſolchermaßen beſtändig ſchreit: Ich bin der Poet! ſo wiſſen wir auch, was es für eine Bewandtnis hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reife erlangt, noch dichten will, und die ſeine bisherigen Meiſterſtücke an Bedeutung ſo unerhört übertreffen ſollen. Wir wiſſen ganz genau, daſs die ſpäteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender ſind als die früheren, eben ſo wenig wie ein Weib, je öfter ſie gebärt, deſto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erſte Kind iſt ſchon eben ſo gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erſt ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und Dieſer gab uns beim erſten Wurf ſeinen Löwen von Berlichingen. Eben ſo warf auch Schiller gleich ſeine Räuber, an deren Tatze man ſchon die Löwenart erkannte. Später kam erſt die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Meſſina. Nicht ſo begab es ſich mit dem Grafen Platen, der mit der ängſtlichen Künſtelei anfing, und von dem der Dichter ſingt:

> Du, der du ſprangſt ſo fertig aus dem Nichts,
> Geleckten und lackierten Angeſichts,
> Gleichſt einer Spielerei, geſchnitzt aus Korke.

Indeſſen, wenn ich meine geheimſten Gedanken ausſprechen ſoll, ſo geſtehe ich, daſs ich den Grafen Platen für keinen ſo großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlſucht und beſtändigen Selbſtberäucherung glauben ſollte. Ein bischen Narrheit, Das verſteht ſich, gehört immer zur Poeſie; aber es wäre entſetzlich, wenn die Natur eine ſo beträchtliche Portion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menſchen aufgebürdet, und von der Poeſie ſelbſt ihm nur eine ſo unbedeutend geringe Doſis gegeben hätte.

Ich habe Gründe zu vermuthen, daſs der Herr Graf an ſeine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und daſs er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfnis des Augenblicks ſein eigner anpreiſender Ruffiano ſein muſste, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erſcheinungen, von denen man ſagen konnte, daſs ſie mehr ein pſychologiſches als äſthetiſches Intereſſe gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichſte Seelenerſchlaffung und der erlogene Übermuth, daher das klägliche Dünnethun mit baldigem Sterben und das drohende Dickthun mit künftiger Unſterblichkeit, daher der auflodernde Bettelſtolz und die ſchmachtende Unterthänigkeit, daher das beſtändige Klagen, „daſs ihn Cotta verhungern laſſe,“ und wiederum Klagen, „daſs ihn Cotta verhungern laſſe,“ daher die Anfälle von Katholicismus u. ſ. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholicismus Ernſt iſt, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholiſch geworden iſt, wie einige ſeiner hochgeborenen Freunde, Das weiß ich nicht. Daſs er es werden wolle, erfuhr ich zuerſt aus öffentlichen Blättern, die ſogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge ins Kloſter. Böſe Zungen meinten, daſs ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht ſchwer fallen würde. Wie ſich von ſelbſt verſteht, in München klangen bei ſolchen Nachrichten die frommen Glöcklein in den Herzen ſeiner Freunde. Mit Kyrie eleiſon und Hallelujah wurden ſeine Gedichte geprieſen in den Pfaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Cölibats muſsten erfreut ſein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geſchlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daſs Pfaffen und Knabenſänger nicht davon angeſprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben ſo wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreiſe nach Italien von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daſs der Graf Platen ſehr feindſelig gegen mich geſtimmt ſei, und mir mein Verderben ſchon bereitet habe in einem Luſtſpiele Namens „König Ödipus“, das bereits zu Augsburg bei einigen Fürſten und Grafen, deren Namen ich vergeſſen habe oder vergeſſen will, angelangt ſei. Auch Andere erzählten mir, daſs mich der Graf Platen haſſe und ſich mir als Feind entgegenſtelle; — und Das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgeſagt, daſs mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth ſich zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatiſchen Gedichte wegen, ſondern auch wegen der politiſchen Annalen, die ich damals herausgab, ſo konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich ſah, daſs ich Keiner der Ihrigen ſei. Wenn ich hiermit andeute, daſs man nichts Gutes von ihnen ſagt, ſo ſage ich darum noch nichts Böſes von ihnen. Ich bin ſogar der Meinung, daſs ſie nur aus Liebe zum Guten durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Böſen entkräftigen möchten, und daſs ſie Dieſen nur für einen ſolchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geiſtigen Lebensquellen, ſondern auch die materiellen zu verſchütten ſuchen. Man hat jene guten Leute, die ſich in München ſogar öffentlich als Kongregation präſentierten, thörichterweiſe mit dem Namen Jeſuiten beehrt. Sie ſind wahrlich keine Jeſuiten, ſonſt hätten ſie eingeſehen, daſs z. B. ich, Einer von den Böſen, ſchlimmſten Falls die literariſch alchimiſtiſche Kunſt verſtehe, aus meinen Feinden ſelbſt Dukaten zu ſchlagen, dergeſtalt, daſs ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — ſie hätten eingeſehen, daſs ſolche Schläge Nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden aviliert, wie der arme Sünder den Staupbeſen nicht minder ſtark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und was die Hauptſache iſt, ſie hätten eingeſehen, daſs etwas Vorliebe für den antiariſtokratiſchen Voß und einige argloſe Muttergotteswitze, weſshalb ſie mich zuerſt mit Koth und Dummheit angegriffen, nicht aus antikatholiſchem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, ſie ſind keine Jeſuiten, ſondern nur Miſchlinge von Koth und Dummheit, die ich eben ſo wenig wie eine Miſtkarre und den Ochſen, der ſie zieht, zu haſſen vermag, und die mit allen ihren Anſtrengungen nur das Gegentheil ihrer Abſicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten, daſs ich ihnen zeige, wie ſehr ich Proteſtant bin, daſs ich mein gutes proteſtantiſches Recht in ſeiner weiteſten Ermächtigung ausübe, und die gute proteſtantiſche Streitaxt mit Herzensluſt handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verſe bringen laſſen — an den wohlbekannten Schlägen ſollten ſie ſchon den Glaubensgenoſſen eines Luther's, Leſſing's und Voß erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernſte dieſer Heroen die alte Axt ſchwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich leicht zum Lachen, und ich bin ein bischen eulenſpiegeliger Natur, und ich liebe eine Beimiſchung von Spaß — aber ich würde jenen Miſtochſen nicht minder ſtark vor den Kopf ſchlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Axt umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlaſſen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daſs der König von Baiern in ſchon erwähnter Abſicht dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von ſechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskaſſe, ſondern aus der königlichen Privatkaſſe, wie es ſich der Graf als beſondere Gnade gewünſcht hatte. Letzteren Umſtand, der die Kaſte charakteriſiert, ſo geringfügig er auch erſcheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforſcher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wiſſenſchaft iſt Alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daſs ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und ſehe, wie ſorgfältig der feine, zierliche Cuvier in ſeinen Vorleſungen das unreinſte Inſekt mit dem genaueſten Detail ſchildert. Es iſt mir deſshalb auch ſogar leid, daſs ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer konſtatieren kann; ſo viel weiß ich aber, daſs der Graf Platen den König Ödipus früher verfertigt hatte, und daſs

Dieſer nicht ſo biſſig geworden wäre, wenn der Verfaſſer mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutſchland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geſchöpf, das dem großen Ei, worüber unſer ſchöngefiederter Vogel Strauß ſo lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Kongregation mit frommem Gekrächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radſchlagen ſchon lange im Voraus begrüßt hatten. Es ſollte nichts Minderes als ein verderblicher Baſilisk ſein. Kennſt du, lieber Leſer, die Sage von dem Baſilisk? Das Volk erzählt, wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ei gelegt, ſo entſtände daraus ein giftiges Geſchöpf, deſſen Hauch die Luft verpeſte, und das man nur dadurch tödten könne, daſs man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick ſeiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken ſterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erſt zwei Monate ſpäter, als ich auf der Inſel Helgoland badete, den König Ödipus zu leſen, und dort, großgeſtimmt von dem beſtändigen Anblick des großen, kühnen Meers, muſste mir die kleinliche Geſinnung und die Altflickerei des hochgeborenen Verfaſſers recht anſchaulich werden. Jenes Meiſterwerk zeigte mir ihn endlich ganz wie er iſt, mit all ſeiner blühenden Welkheit, ſeinem Überfluſs an Geiſtesmangel, ſeiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er iſt, forciert ohne Force, pikiert ohne pikant zu ſein, eine trockne Waſſerſeele, ein triſter Freudenjunge. Dieſer Troubadour des Jammers, geſchwächt an Leib und Seele, verſuchte es, den gewaltigſten, phantaſiereichſten und witzigſten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts iſt wahrlich widerwärtiger als dieſe krampfhafte Ohnmacht, die ſich wie Kühnheit aufblaſen möchte, dieſe mühſam zuſammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieſer ſilbenſtecheriſch ängſtlich nachgeahmte Geiſtestaumel. Wie ſich von ſelbſt verſteht, zeigt ſich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungsidee, die jedem ariſtophaniſchen Luſtſpiele zum Grunde liegt, und die darin wie ein phantaſtiſch ironiſcher Zauberbaum emporſchießt mit blühendem Gedankenſchmuck, ſingenden Nachtigallneſtern und kletternden Affen. Eine ſolche Idee mit dem Todesjubel und dem Zerſtörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt, die erſte und letzte Idee, Grund und Zweck ſeines ſogenannten Luſtſpiels beſteht, wie bei der „verhängnisvollen Gabel“, wieder in geringfügig literariſchen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Äußerlichkeiten des Ariſtophanes nachahmen, nämlich die feinen Verſe und die groben Worte. Ich ſage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein keifendes Weib gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutſchen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern ſeinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rückſichten beobachten müſſen. Er hätte wenigſtens das Geſchlecht in uns ehren ſollen, da wir keine Weiber ſind, ſondern Männer und folglich zu einem Geſchlechte gehören, das nach ſeiner Meinung das ſchöne Geſchlecht iſt, und das er ſo ſehr liebt. Es bleibt Dieſes immer ein Mangel an Delikateſſe, mancher Jüngling wird deſshalb an ſeiner Huldigung zweifeln, da Jeder fühlt, daſs der Wahrhaftliebende auch das ganze Geſchlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiſs nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen ſollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelikate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum, wir Dichter in Norddeutſchland hätten alle die „Krätze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitiſch er vor vielen ſchätze.“ Der Reim iſt gut.

Am unzarteſten iſt er gegen Immermann. Schon im Anfang ſeines Gedichts läſſt er Dieſen hinter einer ſpaniſchen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen ſind. Ich halte es ſogar für wahrſcheinlich, daſs Immermann ſchon ſolche Dinge gethan hat. Es iſt aber charakteriſtiſch, daſs die Phantaſie des Grafen Platen ſogar ſeine Feinde a posteriori zu belauſchen weiß. Er ſchonte nicht einmal Houwald, dieſe gute Seele, ſanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieſer holden Weiblichkeit wegen haſſt ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er ſagt, ſchon längſt „durch wirklichen Witz urkräftig erlegt,“ dieſer Todte wird wieder aus dem Grabe geſcharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetaſtet. Raupach iſt ein Jude,

„Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt ſo hoch die Naſe,“

„ſchmiert Tragödien im Katzenjammer.“ Noch weit ſchlimmer ergeht es dem „getauften Heine.“ Ja, ja, du irrſt dich nicht, lieber Leſer, Das bin ich, den er meint, und im König Ödipus kannſt du leſen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geſchrieben, gleich darauf mich niederſetze und Dukaten beſchneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mauſcheln zuſammenhocke und den Talmud ſinge, wie ich in der Oſternacht einen unmündigen Chriſten ſchlachte und aus Malice immer einen unglücklichen Schriftſteller dazu wähle — Nein, lieber Leſer, ich will dich nicht belügen, ſolche gute ausgemalte Bilder ſtehen nicht im König Ödipus, und daſs ſie nicht darin ſtehen, Das nur iſt der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die beſten Motive, und weiß ſie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bischen mehr Phantaſie, ſo würde er mich wenigſtens als geheimen Pfänderverleiher geſchildert haben: welche komiſche Scenen hätten ſich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich ſehe, wie ſich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Witzen vorbeigehen laſſen! Wie koſtbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothſchild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Ödipus ſelbſt, die Hauptperſon ſeines Luſtſpiels, hätte er durch einige Modifikationen in der Fabel des Stückes ebenfalls beſſer benutzen können. Statt daſs er ihn den Vater Lajos tödten, und die Mutter Jokaſte heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil ſo einrichten ſollen, daſs Ödipus ſeine Mutter tödtet und ſeinen Vater heirathet. Das dramatiſche pDraſtiſche in einem ſolchen Gedichte hätte einem Platen meiſterhaft gelingen müſſen, ſeine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabei zu ſtatten gekommen, er hätte manchmal wie eine Nachtigall nur die Regungen der eigenen Bruſt zu beſingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das, wenn der gaſelige Iffland noch lebte, gewiſs in Berlin gleich einſtudiert worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollendeteres denken, als den Schauſpieler Wurm in der Rolle eines ſolchen Ödipus. Er würde ſich ſelbſt übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politiſch vom Grafen, daſs er in ſeinem Luſtſpiele verſichert, er habe „wirklichen Witz.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Überraſchungseffekt, auf den Theatercoup, daſs dadurch das Publikum beſtändig Witz erwarten, und dieſer am Ende doch nicht erſcheinen ſoll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu ſuchen, und das Ganze wäre nur ein Blindekuhſpiel, wo der Platen'ſche Witz ſo ſchlau iſt, ſich nie ertappen zu laſſen? Deſshalb vielleicht iſt auch das Publikum, das ſonſt bei Luſtſpielen zu lachen pflegt, bei der Lektüre des Platen'ſchen Stücks ſo verdrießlich, es kann den verſteckten Witz nicht finden, vergebens piept der verſteckte Witz, und piept immer lauter: Hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum iſt dumm und macht ein ernſthaftes Geſicht. Ich aber, der ich weiß, wo der Witz ſteckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräflichen, herrſchſüchtigen Dichter“ las, der ſich in einen ariſtokratiſchen Nimbus hüllt, der von ſich rühmt, „daſs jeder Hauch, der zwiſchen ſeine Zähne komme, eine Zermalmung ſei“, und der zu allen deutſchen Dichtern ſagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünſcht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu ſpalten es —“

Der Vers iſt ſchlecht. Der verſteckte Witz aber beſteht darin, daſs der Graf eigentlich wünſcht, wir wären alle lauter Neronen und er im Gegentheil unſer einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Beſten des Grafen noch manchen anderen verſteckten Witz hervorloben, doch da er mir in ſeinem König Ödipus das Liebſte angegriffen — denn was könnte mir lieber ſein als mein Chriſtenthum? — ſo iſt es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menſchlich geſinnt, den Ödipus, dieſe „große That in Worten“ minder ernſtlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indeſſen, das wahre Verdienſt hat immer ſeinen Lohn gefunden, und dem Verfaſſer des Ödipus wird der ſeinige nicht entgehen, obgleich er ſich auch hier, wie immer, nur dem Einfluſs ſeiner adeligen und geiſtlichen Hinterſaſſen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daſs jede gute oder böſe That ihre nächſten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo ſie kommen — mach dich darauf gefaſſt, lieber Leſer, daſs ich jetzt etwas in Pathos gerathe und ſchauerlich werde — kommen wird der Tag, wo ſie dem Tartaros entſteigen, die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden.“ Beim Styx! — bei dieſem Fluſſe ſchwören wir Götter niemals falſch — kommen wird der Tag, wo ſie erſcheinen, die dunkeln, urgerechten Schweſtern, ſie werden erſcheinen mit ſchlangengelockten, rotherzürnten Geſichtern, mit denſelben Schlangengeißeln, womit ſie einſt den Oreſtes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridiſche Klytämneſtra. Vielleicht hört der Graf ſchon jetzt die Schlangen ziſchen — ich bitte dich, lieber Leſer, denk dir jetzt die Wolfsſchlucht und Samielmuſik — vielleicht erfaſſt den Grafen ſchon jetzt das geheime Sündergrauen — der Himmel verdüſtert ſich, Nachtgevögel kreiſcht, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Kolophonium — Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen ſteigen aus den Gräbern, ſie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, ſie beſchwören ihn, ihre alten Eiſenhoſen anzuziehen, um ſich zu ſchützen vor den entſetzlichen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelſchlangen werden ſich ironiſch an ihm vergnügen, und wie der buhleriſche König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm geſperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winſeln:

Ach! ſie freſſen, ach! ſie freſſen,
Womit meiſtens ich geſündigt.

Entſetze dich nicht, lieber Leſer, es iſt ja Alles nur Scherz. Dieſe furchtbaren Eumeniden ſind Nichts als ein heiteres Luſtſpiel, das ich nach einigen Luſtren unter dieſem Titel ſchreiben werde, und die tragiſchen Verſe, die dich eben erſchreckt, ſtehen im allerluſtigſten Buche von der Welt, im Don Quixote von la Mancha, wo eine alte, anſtändige Hofdame ſie in Gegenwart des ganzen Hofes recitiert. Ich ſehe, du lächelſt wieder. Laß uns heiter und lachend von einander Abſchied nehmen. Wenn dieſes letzte Kapitel etwas langweilig war, ſo lag's nur an dem Gegenſtande; auch ſchrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Luſt, und wenn es mir gelungen iſt, einen neuen Narren auch für die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank ſchuldig ſein. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geiſtreichere Schriftſteller ſäen und ernten werden. Das beſcheidene Bewuſſtſein dieſes Verdienſtes iſt mein ſchönſter Lohn.

Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatière ſchicken wollen, bemerke ich, daſs die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg“ Ordre hat, Dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geſchrieben im Spätherbſt
des Jahres 1829.

III.

Die Stadt Lucca.

Lachen muſs ich immer über die Engländer, die dieſen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakſpear gebührt Byron die Palme) ſo jämmerlich ſpießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verſpottete, ſich ihren Krähwinkelſitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er ſich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen ſchon ein Kreuz, wenn ſie nur von ihm ſprechen, und ſelbſt die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthuſiasmus glühen, wenn ſie ihn leſen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Liebling —

Briefe eines Verſtorbenen; ein fragmentariſches Tagebuch aus England. München, 1830.

Kapitel I.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien iſt ſie leidenſchaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutſchland iſt ſie ernſter, ſinniger und geduldiger. Hatte einſt, wie die Menſchen, auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt Dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind phlegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Ein königl. preuß. Poet wird nimmermehr mit den Klängen ſeiner Leier den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geſchichte, und Das iſt eine andere Naturgeſchichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechſen, die ſchon ſeit Jahrtauſenden in den Felſenſpalten des Apennins leben, ſollte man als ganz außerordentliche Profeſſorin bei einer unſerer Univerſitäten anſtellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juriſtiſchen Fakultät würde ſich gegen eine ſolche Anſtellung auflehnen. Hegt doch Einer von ihnen ſchon jetzt eine geheime Eiferſucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daſs Dieſer ihn einſt im gelehrten Apportieren erſetzen könnte.

Die Eidechſen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren ſpitzfindigen Äuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einſam zwiſchen den Felſen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die nicht bloß unſere Philoſophen, ſondern ſogar die gewöhnlichſten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechſen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daſs Gott einſt Stein werden wolle, um ſie aus ihrer Starrheit zu erlöſen. Eine alte Eidechſe meinte aber, dieſe Steinwerdung würde nur dann ſtattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten ſich verwandelt und ſie erlöſt habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondſchein athmen ſie. Aber dieſe wenige Steine, die ihren Zuſtand fühlen, ſind ſchrecklich elend. Die Bäume ſind viel beſſer daran, ſie können weinen. Die Thiere aber ſind am meiſten begünſtigt, denn ſie können ſprechen, jedes nach ſeiner Art und die Menſchen am beſten. Einſt, wenn die ganze Welt erlöſt iſt, werden alle andern Erſchaffniſſe ebenfalls ſprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter ſingen.

Die Eidechſen ſind ein ironiſches Geſchlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber ſie waren gegen mich ſo demüthig, ſie ſeufzten ſo ehrlich, ſie erzählten mir Geſchichten von Atlantis, die ich nächſtens aufſchreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir ſo innig zu Muthe bei den kleinen Weſen, die gleichſam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Prieſterfamilien, gleich denen des alten Ägyptens, die ebenfalls naturbelauſchend in labyrinthiſchen Felſengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen ſo wunderbare Zeichenbilder wie auf ägyptiſchen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichenſprache gelehrt, vermittelſt welcher ich mit der ſtummen Natur zu ſprechen vermag. Dieſes erleichtert mir oft die Seele, beſonders gegen Abend, wenn die Berge in ſchaurig ſüßen Schatten gehüllt ſtehen, und die Waſſerfälle rauſchen, und alle Pflanzen duften, und haſtige Blitze hin und her zucken —

O Natur, du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daſs ich weine. Aber alsdann verſtehſt du auch mich, und du heiterſt dich auf, und lachſt mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen!

Kapitel II.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, ſagte mir ein alter Eidechs, Alles ſtrebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement ſtattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menſchen, und die Menſchen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was ſoll denn aus dieſen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird ſich finden, lieber Freund, antwortete Jener; wahrſcheinlich danken ſie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruheſtand verſetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphiloſophen noch manches andre Geheimnis erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, Nichts zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von dieſen Beiden? frug mich der alte Eidechs mit einem höhniſchen Lächeln, als ich mal dieſe Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daſs ſie bloß Menſchen und keine Eidechſen ſind, ſo muſs man über das Wiſſen dieſer Leute ſehr erſtaunen. Im Grunde lehren ſie eine und dieſelbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphiloſophie, nur in der Darſtellungsart unterſcheiden ſie ſich. Wenn Hegel die Grundſätze ſeiner Philoſophie aufſtellt, ſo glaubt man jene hübſchen Figuren zu ſehen, die ein geſchickter Schulmeiſter durch eine künſtliche Zuſammenſtellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergeſtalt, daſs ein gewöhnlicher Beſchauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder abſolute Soldätchen ſieht, das aus jenen Zahlen formiert iſt, während ein denkender Schulknabe in der Figur ſelbſt vielmehr die Auflöſung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darſtellungen Schelling's gleichen mehr jenen indiſchen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen durch abenteuerliche Verſchlingungen zuſammengeſetzt ſind. Dieſe

Darſtellungsart iſt viel anmuthiger, heiterer, pulſierend wärmer, Alles darin lebt, ſtatt daſs die abſtrakt Hegel'ſchen Chiffern uns ſo grau, ſo kalt und todt anſtarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechſerich, ich merke ſchon, was Sie meinen; aber ſagen Sie mir, haben dieſe Philoſophen viele Zuhörer?

Ich ſchilderte ihm nun, wie in der gelehrten Karawanſerei zu Berlin die Kamele ſich ſammeln um den Brunnen Hegel'ſcher Weisheit, davor niederknien, ſich die koſtbaren Schläuche aufladen laſſen, und damit weiter ziehen durch die märkiſche Sandwüſte. Ich ſchilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schelling'ſchen Geiſtestranks ſich drängen, als wär' es das beſte Bier, Breihahn des Lebens, Geſöffe der Unſterblichkeit —

Den kleinen Naturphiloſophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daſs ſeine Kollegen ſich ſo großen Zuſpruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: Welchen von Beiden halten Sie für den Größten? Das kann ich nicht entſcheiden, gab ich zur Antwort, eben ſo wenig wie ich entſcheiden könnte, ob die Schechner größer ſei als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechs mit einem ſcharfen, vornehmen Tone der tiefſten Geringſchätzung, denken! wer von euch denkt? Mein weiſer Herr, ſchon an die dreitauſend Jahre mache ich Unterſuchungen über die geiſtigen Funktionen der Thiere, ich habe beſonders Menſchen, Affen und Schlangen zum Gegenſtand meines Studiums gemacht, ich habe ſo viel Fleiß auf dieſe ſeltſamen Geſchöpfe verwendet wie Lyonnet auf ſeine Weidenraupen, und als Reſultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomiſchen Vergleichungen kann ich Ihnen beſtimmt verſichern: Kein Menſch denkt, es fällt nur dann und wann den Menſchen Etwas ein, ſolche ganz unverſchuldete Einfälle nennen ſie Gedanken, und das Aneinanderreihen derſelben nennen ſie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiederſagen: Kein Menſch denkt, kein Philoſoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philoſophie betrifft, ſo iſt ſie eitel Luft und Waſſer, wie die Wolken des Himmels; ich habe ſchon unzählige ſolcher Wolken ſtolz und ſicher über mich hinziehen ſehen, und die nächſte Morgenſonne hat ſie aufgelöſt in ihr urſprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philoſophie, und dieſe ſteht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanze.

Bei dieſen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos geſprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langſam fortſchwänzelte, ſah ich darauf die wunderlichſten Charaktere, die ſich in bunter Bedeutſamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Kapitel III.

Auf dem Wege zwiſchen den Bädern von Lucca und der Stadt dieſes Namens, unweit von dem großen Kaſtanienbaume, deſſen wildgrüne Zweige den Bach überſchatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einſiedleriſch weidete, wurde das Geſpräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lucca, um Franceska und Mathilde zu ſuchen, die ich, unſerer Verabredung gemäß, ſchon vor acht Tagen dort treffen ſollte. Ich war aber zur beſtimmten Zeit vergebens hingereiſt, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den ſchönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Weinreben in feſtlichen Windungen ſich meilenweit hinzogen. Das ganze Land iſt dort ſo gartenhaft und geſchmückt wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargeſtellt werden; auch die Landleute ſelbſt gleichen jenen bunten Geſtalten, die uns dann als ſingende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philiſtergeſichter. Und giebt es hier auch Philiſter, ſo ſind es doch italiäniſche Orangenphiliſter und keine plump deutſchen Kartoffelphiliſter. Pittoresk und idealiſch wie das Land ſind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen ſo individuellen Ausdruck im Geſicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Meſſers, ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menſchen mit allgemeinen, gleichförmigen Phyſiognomien; wenn ihrer zwölf beiſammen ſind, bilden ſie ein Dutzend, und wenn Einer ſie dann angreift, rufen ſie die Polizei.

Auffallend war mir, im Luccefiſchen, wie im größten Theile Toskana's, tragen die Frauenzimmer große ſchwarze Filzhüte mit herabwallend ſchwarzen Straußfedern; ſogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen ſchwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meiſtens einen leichten Strohhut, und junge Burſchen erhalten ſolchen zum Geſchenk von einem Mädchen, das ihn ſelbſt verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So ſaß einſt Franceska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut für ihren caro Cecco, und küſste jeden Strohhalm, den ſie dazu nahm, und trillerte ihr hübſches Occhie, stelle mortale; — das lockige Haupt, das den hübſchen Hut nachher ſo hübſch trug, hat jetzt eine Tonſur, und der Hut ſelbſt hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbateſtübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landſtraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daſs ſie ſich auf engen Holz- und Felſenpfaden verirren. Das geſchah auch hier, und ich habe zu meiner Reiſe nach Lucca gewiſs doppelt ſo viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landſtraßmenſchen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitſcherte und zwitſcherte, und konnte mir doch keinen rechten Beſcheid geben. Vielleicht auch wuſste er ihn ſelbſt nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen ſaßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; ſie waren ſchon davongeflattert, ehe ſie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen ſchüttelten ihre tonloſen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die mit feinen Stimmchen aus der Ferne kicherten. Haſtig erklomm ich dann die höchſten Felſenſpitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! ſagt mir, wo geht der Weg nach Franceſka? Iſt ſie in Lucca? Sagt mir, was thut ſie? Was tanzt ſie? Sagt mir Alles, und wenn ihr mir Alles geſagt habt, ſo ſagt es mir nochmals!

Bei ſolcher Überfülle von Thorheit konnte es wohl geſchehen, daſs ein ernſter Adler, den mein Ruf aus ſeinen einſamen Träumen aufgeſtört, mich mit geringſchätzendem Unmuthe anſah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franceſka geſehen, und daher konnte er noch immer ſo erhabenmüthig auf ſeinem feſten Felſen ſitzen, und ſo ſeelenfrei zum Himmel emporſtarren, oder ſo impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich ſtolzen Blick, und ſieht Einen an, als wollte er ſagen: Was biſt du für ein Vogel? Weißt du wohl, daſs ich noch immer ein König bin, eben ſo gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiter's Blitze trug und Napoleon's Fahnen ſchmückte? Biſt du etwa ein gelehrter Papagei, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantiſch nachplappert? Oder eine vermüſſte Turteltaube, die ſchön fühlt und miſerabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgeſtandener Gänſerich, deſſen Vorfahren das Kapitol gerettet? Oder gar ein ſerviler Haushahn, dem man aus Ironie das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der ſich deſshalb ſo mächtig ſpreizt, als wäre er nun ſelbſt ein Adler? Du weißt, lieber Leſer, wie wenig Urſache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler Dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch ſtolzer als der ſeinige, und wenn er ſich bei dem erſten beſten Lorberbaume erkundigt hat, ſo weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als ſchon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldlieder allmählig verſtummten und die Bäume immer ernſthafter rauſchten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da aus dem Boden blickte ein ſchönes dunkles Auge zu mir herauf, und verſchwand im ſelben Augenblick. Zärtliches Flüſtern tändelte mir ums Herz, und unſichtbare Küſſe berührten luftig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sonnenſtrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daſs es ausſah, als wären ſie Könige mit goldnen Kronen auf den Häuptern. Ich aber ſtand, wie ein Kaiſer der Welt, in der Mitte dieſer gekrönten Vaſallen, die ſchweigend mir huldigten.

Kapitel IV.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lucca begegnete, ein frommer Mann iſt. Aber ich weiß, ſein alter Leib ſteckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerriſſenen Sandalen können ſeine bloßen Füße nicht genug ſchützen, wenn er durch Dorn und Geſtrippe die Felſen hinaufklimmt, um droben in den Bergdörfern Kranke zu tröſten oder Kinder beten zu lehren — und er iſt zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brot in den Sack ſteckt, und ihm ein bischen Stroh giebt, um darauf zu ſchlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht ſchreiben,“ ſprach ich zu mir ſelbſt. „Wenn ich wieder zu Hauſe in Deutſchland auf meinem Lehnſeſſel am kniſternden Öfchen bei einer behaglichen Taſſe Thee wohlgenährt und warm ſitze, und gegen die katholiſchen Pfaffen ſchreibe — gegen den Mann will ich nicht ſchreiben.“ —

Um gegen die katholiſchen Pfaffen zu ſchreiben, muß man auch ihre Geſichter kennen. Die Originalgeſichter ſieht man aber nur in Italien. Die deutſchen katholiſchen Prieſter und Mönche ſind bloß ſchlechte Nachahmungen, oft ſogar Parodien der italiäniſchen; eine Vergleichung derſelben würde ebenſo ausfallen, als wenn man römiſche oder florentiniſche Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuſchrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem ſpießbürgerlichen Pinſel eines Nürenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbefliſſenen aus der langhaarig chriſtlich neudeutſchen Schule ihr trauriges Daſein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben ſich ſchon längſt mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort iſt längſt daran gewöhnt, die geiſtliche Würde von der unwürdigen Perſon zu unterſcheiden, jene zu ehren, wenn auch dieſe verächtlich iſt. Eben der Kontraſt, den die idealen Pflichten und Anſprüche des geiſtlichen Standes und die unabweislichen Bedürfniſſe der ſinnlichen Natur bilden müſſen, jener uralte, ewige Konflikt zwiſchen dem Geiſte und der Materie, macht die italiäniſchen Pfaffen zu ſtehenden Charakteren des Volkshumors in Satiren, Liedern und Novellen. Ähnliche Erſcheinungen zeigen ſich uns überall, wo ein ähnlicher Prieſterſtand vorhanden iſt, z. B. in Hindoſtan. In den Komödien dieſes urfrommen Landes, wie wir ſchon in der Sakontala bemerkt und in der neulich überſetzten Vaſantaſena beſtätigt finden, ſpielt immer ein Brahmine die komiſche Rolle, ſo zu ſagen den Prieſtergracioſo, ohne daſs dadurch die Ehrfurcht, die man ſeinen Opferverrichtungen und ſeiner privilegierten Heiligkeit ſchuldig iſt, im mindeſten beeinträchtigt wird, — eben ſo wenig wie ein Italiäner mit minderer Andacht bei einem Prieſter Meſſe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutſchland iſt Das anders, der katholiſche Prieſter will da nicht bloß ſeine Würde durch ſein Amt, ſondern auch ſein Amt durch ſeine Perſon repräſentieren: und weil er es vielleicht Anfangs mit ſeinem Berufe wirklich ganz ernſthaft gemeint hat, und er nachher, wenn ſeine Keuſchheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidieren, ſie dennoch nicht öffentlich verletzen will, beſonders auch, weil er unſerem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, ſo ſucht er wenigſtens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutſchen Pfaffen; bei den italiäniſchen hingegen viel mehr Durchſichtigkeit der Maske, und eine gewiſſe feiſte Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen ſolche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nützen, lieber Leſer, wenn du etwa Luſt hätteſt, gegen das katholiſche Pfaffenthum zu ſchreiben. Zu dieſem Zwecke muſs man, wie geſagt, mit eignen Augen die Geſichter ſehen, die dazu gehören. Wahrlich, es iſt nicht einmal hinreichend, wenn man ſie im königlichen Opernhauſe zu Berlin geſehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans ſo täuſchend treu als möglich darzuſtellen, ſeinen Landsleuten die Idee einer Proceſſion zu veranſchaulichen und ihnen Pfaffen von allen Kouleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueſte Koſtüm kann nicht die Originalgeſichter erſetzen, und vertrödelte man ſogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Biſchofsmützen, feſtonierte Chorhemden, buntgeſtickte Meſsgewänder und ähnlichen Kram — ſo würden doch die proteſtantiſch vernünftigen Naſen, die unter jenen Biſchofsmützen hervorproteſtieren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieſer Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meſsgewänder viel zu weit, Alles würde Unſereinen daran erinnern, daſs keine katholiſche Geiſtliche, ſondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel beſſer darſtellen und uns das Bild einer Proceſſion viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholiſchen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statiſten, ſondern von jenen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſpielen ließe, die in der theologiſchen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxeſten gegen Vernunft, Weltluſt, Geſenius und Teufelthum zu predigen wiſſen. Es würden dann Geſichter zum Vorſchein kommen, deren pfäffiſches Gepräge gewiſs jenen Rollen viel täuſchender entſpräche. Iſt es doch eine bekannte Bemerkung, daſs die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Muftis, Dominikaner, Konſiſtorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatiſche Korps Gottes, im Geſichte eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben, wie man ſie immer findet bei Leuten, die ein und daſſelbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen ſich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und

Soldaten tragen wieder überall denſelben farouſchen Anſtrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil ſie von Abraham, Iſaak und Jakob abſtammen, ſondern weil ſie Kaufleute ſind, und der Frankfurter chriſtliche Kaufmann ſieht dem Frankfurter jüdiſchen Kaufmanne eben ſo ähnlich wie ein faules Ei dem andern. Die geiſtlichen Kaufleute, Solche, die von Religionsgeſchäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Geſichte eine Ähnlichkeit. Freilich, einige Nüancen entſtehen durch die Art und Weiſe, wie ſie ihr Geſchäft treiben. Der katholiſche Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer großen Handlung angeſtellt iſt: die Kirche, das große Haus, deſſen Chef der Papſt iſt, giebt ihm beſtimmte Beſchäftigung und dafür ein beſtimmtes Salär; er arbeitet läſſig, wie Jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet, und viele Kollegen hat, und im großen Geſchäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des Hauſes liegt ihm am Herzen, und noch mehr deſſen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte ſeinen Lebensunterhalt verlöre. Der proteſtantiſche Pfaffe hingegen iſt überall ſelbſt Principal, und er treibt die Religionsgeſchäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie ſein katholiſcher Gewerbsgenoſſe, ſondern nur einen Kleinhandel; und da er demſelben allein vorſtehen muſs, darf er nicht läſſig ſein, er muſs ſeine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel ſeiner Konkurrenten herabſetzen, und als ächter Kleinhändler ſteht er in ſeiner Ausſchnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuſer, abſonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tauſend Buchhalter und Packknechte beſoldet und ſeine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch ſeine phyſiognomiſche Wirkungen, aber dieſe ſind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Geſichtern katholiſcher und proteſtantiſcher Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, ſo werden ſie ihre Rolle, wie immer, recht täuſchend ſpielen. Auch ihr Gang wird zur Illuſion beitragen: obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, daſs er ſich von dem Gang katholiſcher Prieſter und Mönche ebenfalls durch feine Nüancen unterſcheidet.

Ein katholiſcher Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein proteſtantiſcher Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Kapitel V.

Es war ſchon Nacht als ich die Stadt Lucca erreichte.

Wie ganz anders erſchien ſie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunſchenen Städte verſetzt glaubte, wovon mir einſt die Amme ſo viel erzählt. Da war die ganze Stadt ſtill wie das Grab, Alles war ſo verblichen und verſtorben, auf den Dächern ſpielte der Sonnenglanz wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenſtern eines altverfallenen Hauſes hingen Epheuranken wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmernder Moder und ängſtlich ſtockender Tod, die Stadt ſchien nur das Geſpenſt einer Stadt, ein ſteinerner Spuk am hellen Tage. Da ſuchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Weſens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein ſchlafender Bettler mit ausgeſtreckt offner Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenſter eines ſchwärzlich morſchen Häusleins ſah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feiſten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbuſig nacktes Weibsbild zum Vorſchein; unten in die halb offne Hausthüre ſah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein ſchwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbauchige Weinflaſche trug. — In demſelben Augenblick läutete unfern ein feines ironiſches Glöcklein, und in meinem Gedächtniſſe kicherten die Novellen des Boccaccio. Dieſe Klänge konnten aber keineswegs das ſeltſame Grauen, das meine Seele durchſchauerte, ganz verſcheuchen. Es hielt mich vielleicht um ſo gewaltiger befangen, da die Sonne ſo warm und hell die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Geſpenſter ſind noch furchtbarer, wenn ſie den ſchwarzen Mantel der Nacht abwerfen und ſich im hellen Mittagslichte ſehen laſſen.

Als ich jetzt, acht Tage ſpäter, wieder nach Lucca kam, wie erſtaunte ich über den veränderten Anblick dieſer Stadt! Was iſt Das? rief ich, als die Lichter mein Auge blendeten, und die Menſchenſtröme durch die Gaſſen ſich wälzten. Iſt ein ganzes Volk als nächtliches Geſpenſt aus dem Grabe geſtiegen, um im tollſten Mummenſchanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuſer ſind mit Lampen verziert, überall aus den Fenſtern hängen bunte Teppiche, die morſchgrauen Wände faſt bedeckend, und darüber lehnen ſich holde Mädchengeſichter, ſo friſch, ſo blühend, daß ich wohl merke, es iſt das Leben ſelbſt, das ſein Vermählungsfeſt mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war ſo ein lebendes Todesfeſt — ich weiß nicht, wie es im Kalender genannt wird — auf jeden Fall ſo ein Schindungstag eines geduldigen Märtyrers, denn ich ſah nachher einen heiligen Todtenſchädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelſteinen geziert, und unter hochzeitlicher Muſik herumtragen. Es war eine ſchöne Proceſſion.

Voran gingen die Kapuziner, die ſich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichſam die Sappeurs dieſer Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Geſichter, ſogar manch jugendlich ſchönes Geſicht, das die breite Tonſur ſehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten ſchien, und ſammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, ſchwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeſchlagene dreieckige Hüte, kurz all jene Kloſterkoſtüme, womit wir durch die Bemühungen unſeres Generalintendanten längſt bekannt ſind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Prieſter, weiße Hemde über ſchwarze Hoſen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geiſtliche, in buntſeidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrſcheinlich aus Ägypten ſtammen, und die man auch aus dem Denon'ſchen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt: es waren altgediente Geſichter, und ſie ſchienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben ſo gekleideten alten Männern nach Pagenart getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernſthaft ſchweigend: aber die mit den hohen Mützen ſangen einen gar unglücklichen Geſang, ſo näſelnd, ſo ſchlürfend, ſo kollernd, daß ich überzeugt bin, wären die Juden die größere Volksmenge und ihre Religion wäre die Staatsreligion, ſo würde man obiges Geſinge mit dem Namen „Mauſcheln“ bezeichnen. Glücklicherweiſe konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Proceſſion mit lautem Trommeln und Pfeifen mehrere Kompagnien Militär einherzogen, ſo wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geiſtlichen auch immer je zwei und zwei Grenadiere marſchierten. Es waren faſt mehr Soldaten als Geiſtliche; aber zur Unterſtützung der Religion gehören heut zu Tage viel’ Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müſſen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine ſolche Proceſſion ſehe, wo unter ſtolzer Militär-Eskorte die Geiſtlichen ſo gar trübſelig und jammervoll einherwandeln, ſo ergreift es mich immer ſchmerzhaft, und es iſt mir, als ſähe ich unſeren Heiland ſelbſt, umringt von Lanzenträgern, zur Richtſtätte abführen. Die Sterne von Lucca dachten gewiſs wie ich, und als ich ſeufzend nach ihnen hinaufblickte, ſahen ſie mich ſo übereinſtimmend an mit ihren frommen Augen, ſo hell, ſo klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tauſend und abertauſend Lampen und Kerzen und Mädchengeſichter flimmerten aus allen Fenſtern, an den Straßenecken ſtanden lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geiſtliche noch ſeinen beſonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meiſtens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich friſchen Geſichtchen ſchauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten ernſten Bärten; ſo ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger beſolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder deſſen Muhme ihm beichtet, muſs bei Proceſſionen wohl gratis dieſes Amt übernehmen, und es wird darum gewiſs nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten ſchon erwachſene Rangen, und die hochmütigen Prieſter hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbiſchof — denn Das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und ſich die Gewandzipfel von greiſen Pagen nachtragen ließ — Dieſer hatte an jeder Seite einen Lakaien, die Beide in blauen Livreen mit gelben Treſſen prangten und ceremoniös, als ſervierten ſie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall ſchien mir ſolche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um ſo heller die Geſichter beſehen, die zum Katholicismus gehören. Und ich habe ſie jetzt geſehen, und zwar in der beſten Beleuchtung. Und was ſah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber Dieſes abgerechnet, waren die Geſichter unter einander eben ſo verſchieden wie andre Geſichter. Das eine war blaß, das andre roth, dieſe Naſe erhob ſich ſtolz, jene war niedergeſchlagen, hier ein funkelnd ſchwarzes, dort ein ſchimmernd graues Auge — aber in allen dieſen Geſichtern lagen die Spuren derſelben Krankheit, einer ſchrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrſcheinlich Urſache ſein wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahr' ſpäter die Proceſſion in Lucca zu ſehen bekommt, kein einziges von jenen Geſichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin ſelbſt angeſteckt von dieſer Krankheit, und eine Folge derſelben iſt jene Weichheit, die mich wunderbar beſchleicht, wenn ich ſo ein ſieches Mönchsgeſicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden ſehe, die ſich unter der groben Kutte verſtecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuſchter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geſchlagen worden, alles Dieſes und noch Viel mehr, was eben ſo leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack ſeinen Platz zu finden weiß. O! es iſt keine Übertreibung, wenn der Poet in ſeinem Schmerze ausruft: Das Leben iſt eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod iſt unſer Arzt —“ Ach! ich will nichts Böſes von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen ſtören; denn da er der einzige Arzt iſt, ſo mögen ſie immerhin glauben, er ſei auch der beſte, und das einzige Mittel, das er anwendet, ſeine ewige Erdkur, ſei auch das beſte. Wenigſtens kann man von ihm rühmen, daſs er immer gleich bei der Hand iſt und trotz ſeiner großen Praxis nie lange auf ſich warten läſſt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er ſeinen Patienten ſogar zur Proceſſion, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiſs der Tod ſelbſt, den ich an der Seite eines blaſſen, bekümmerten Prieſters gehen ſah: in dünnen zitternden Knochenhänden trug er Dieſem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig beſänftigend mit dem ängſtlich kahlen Köpfchen, und ſo ſchwach er ſelbſt auf den Beinen war, ſo unterſtützte er doch noch zuweilen den armen Prieſter, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umſinken wollte. Er ſchien ihm Muth einzuſprechen: Warte nur noch einige Stündchen, dann ſind wir zu Hauſe, und ich löſche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du ſollſt ſo feſt ſchlafen, daſs du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirſt.

„Gegen den Mann will ich auch nicht ſchreiben,“ dacht' ich, als ich den armen, bleichen Prieſter ſah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man ſollte eigentlich gegen Niemanden in dieſer Welt ſchreiben. Jeder iſt ſelbſt krank genug in dieſem großen Lazareth, und manche polemiſche Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuſchauer befand, und wo entſetzlich anzuhören war, wie die Kranken ſich einander ihre Gebrechen ſpottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwindſüchtige den aufgeſchwollenen Waſſerſüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Naſenkrebs des Andern, und Dieſer wieder über Maulſperre und Augenverdrehung ſeiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten ſprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern riſſen, und Nichts als ſcheußliches Elend und Verſtümmlung zu ſehen war.

Kapitel VI.

Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechtshin lieblichen Nektar, dem Miſchkrug emſig entſchöpfend.
Doch unermeſsliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hephäſtos im Saal ſo gewandt umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's,
Noch des Geſangs der Muſen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem

Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter: und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daſs die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verſtummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen, und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt: es war eine trübſelige, blutrünſtige Delinquentenreligion.

War ſie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wuſsten auch nicht, wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter Menſch konnte auch in ſeiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Es waren Feſttagsgötter, um die man luſtig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deſshalb auch nie ſo ganz von ganzem Herzen geliebt. Um ſo ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muſs man leidend ſein. Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden, beſonders von den Frauen — —

Dem Menſchengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einſame Kirche verloren, und was du, lieber Leſer, eben geleſen haſt, ſind nicht ſo ſehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingeſtreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Bruſt ziehen ließ. Da liege ich, mit phantaſierender Seele, der ſeltſamen Muſik noch ſeltſamere Texte unterdichtend; dann und wann ſchweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge und ſuchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer iſt die Verſchleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft ſüß die ſchöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus doloroſa; doch kuppleriſch geheimnisvolle Lichter fallen zuweilen wie verſtohlen auf die ſchönen Formen der verſchleierten Beterin. Dieſe liegt zwar regungslos auf den ſteinernen Altarſtufen, doch in der wechſelnden Beleuchtung bewegt ſich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht ſich wieder haſtig zurück, wie ein ſtummer Mohr, der änglſtiche Liebesbote in einem Harem — und ich verſtehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart ſeiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hauſe, hie und da huſcht eine unbeſtimmte Geſtalt den Pfeilern entlang, dann und wann ſteigt leiſes Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Tone ſtöhnt die Orgel, wie ein ſeufzendes Rieſenherz —

Es war aber, als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte ſo unſägliche Beklommenheit, ſo namenloſe Angſt, als wäre ich ſcheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längſtverſtorbener, aus dem Grabe geſtiegen, und ſei mit unheimlichen Nachtgeſellen in die Geſpenſterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören und Leichenſünden zu beichten. Manchmal war mir, als ſähe ich ſie wirklich neben mir ſitzen in geiſterhaftem Dämmerlichte, die abgeſchiedene Gemeinde, in verſchollen altfloreutiniſchen Trachten, mit langen, blaſſen Geſichtern, goldbeſchlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wiſpernd, und melancholiſch einander zunickend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken Prieſter, den ich bei der Proceſſion geſehen, und ich ſprach zu mir ſelber: Der iſt jetzt auch geſtorben, und kommt hierher, um die erſte Nachtmeſſe zu leſen, und da beginnt erſt recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob ſich von den Stufen des Altars die holde Geſtalt der verſchleierten Beterin —

Ja, ſie war es, ſchon ihr lebendiger Schatten verſcheuchte die weißen Geſpenſter, ich ſah jetzt nur ſie, ich folgte ihr raſch zur Kirche hinaus, und als ſie vor der Thüre den Schleier zurückſchlug, ſah ich in Franceska's bethräntes Antlitz. Es glich einer ſehnſüchtig weißen Roſe, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franceska, liebſt du mich? Ich frug Viel, und ſie antwortete Wenig. Ich begleitete ſie nach dem Hotel Croce di Malta, wo ſie und Mathilde logierten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuſer ſchliefen mit geſchloſſenen Fenſteraugen, nur hie und da durch die hölzernen Wimpern blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin ſchwamm der Halbmond, wie eine ſilberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franceska, nur ein einziges Mal hinauf zu ſehen zu unſerm alten, lieben Vertrauten; ſie hielt aber das Köpfchen träumend geſenkt. Ihr Gang, der ſonſt ſo heiter dahinſchwebend, war jetzt wie kirchlich gemeſſen, ihr Schritt war düſter katholiſch, ſie bewegte ſich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, ſo war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte ſie ſich Haupt und Buſen; vergebens verſuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte der Kirche Sankt Michele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte aus der dunkeln Niſche hervorleuchtete, da ſchlang Franceska ihren Arm um meinen Hals, küſste mich und flüſterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm dieſe Küſſe ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wuſste, daſs ſie im Grunde einem bologneſiſchen Abbate, einem Diener der römiſch-katholiſchen Kirche zugedacht waren. Als Proteſtant machte ich mir kein Gewiſſen daraus, mir die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle ſäkulariſierte ich die frommen Küſſe Franceska's. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend ſein, ſie ſchreien gewiſs über Kirchenraub, und würden gern das franzöſiſche Sakrilegiengeſetz auf mich anwenden. Leider muſs ich geſtehen, daſs beſagte Küſſe das Einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franceska hatte beſchloſſen, dieſe Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich, ihre Andachtsübungen zu theilen; — als ſie ihr Zimmer erreichte, ſchloſs ſie mir die Thüre vor der Naſe zu. Vergebens ſtand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaſs, und ſeufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und ſchwor die heiligſten Eide — verſteht ſich, mit geiſtlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jeſuit wurde, ich wurde ganz ſchlecht und erbot mich endlich ſogar, katholiſch zu werden für dieſe einzige Nacht —

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine ſchöne, oftgeküſste, ſchlanke, katholiſche Franceska! für dieſe einzige Nacht, die du mir noch gewährſt, will ich ſelbſt katholiſch werden — aber auch nur für dieſe einzige Nacht! O, die ſchöne, ſelige, katholiſche Nacht! Ich liege in deinen Armen, ſtrengkatholiſch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küſſen wir uns das holde Bekenntnis, das Wort wird Fleiſch, der Glaube wird verſinnlicht in Form und Geſtalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdeſſen euer Kyrie eleiſon, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laſſt die Orgel brauſen, laſſt die Meſſe von Paleſtrina erklingen — Das iſt der Leib! — ich glaube, ich bin ſelig, ich ſchlafe ein — aber ſobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholicismus aus den Augen, und ſehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder proteſtantiſch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

Kapitel VII.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloſchen gänzlich die trübſeligen Gedanken und Gefühle, die von der Proceſſion des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mich das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth anſehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Geputzt bunte Menſchen, dazwiſchen hüpfte hie und da ein ſchwarz Pfäfflein. Das brauſte und lachte und ſchwatzte, man hörte faſt nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Meſſe einlud in die Kathedrale. Dieſe iſt eine ſchöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Façade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert iſt, die uns ſo witzig trübe anſehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Muſik ergoſs ſich über die wogende Menſchenmenge.

Ich führte Signora Franceska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwaſſer reichte, und durch die ſüßfeuchte Fingerberührung unſere Seelen elektriſiert wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektriſchen Schlag ans Bein, daſs ich vor Schreck faſt hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet, und mit langen Ohrringen und Halsketten von gelbem Golde belaſtet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umſah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das ſich fächerte, und hinter dem Fächer erſpähte ich Mylady's kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und ſie hauchte mir ſchmachtend ins Ohr: Delightful!

Um Gotteswillen! flüſterte ich ihr zu, bleiben Sie ernſthaft, lachen Sie nicht; ſonſt werden wir wahrhaftig hinausgeſchmiſſen.

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verſtand man unſere Sprache nicht. Denn als Mylady aufſtand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ ſie ſich ihren tollen Launen ohne die mindeſte Rückſicht, als ſtünden wir allein auf den Apenninen. Sie mokierte ſich über Alles, ſogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht ſicher.

Siehe da! rief ſie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie ſie mit der Schlange diskuriert! Es iſt ein guter Einfall des Malers, daſs er der Schlange einen menſchlichen Kopf mit einem menſchlichen Geſichte gab; es wäre jedoch noch weit ſinnreicher geweſen, wenn er dieſes Verführungsgeſicht mit einem militäriſchen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren geſegneten Zuſtand verkündigt und dabei ſo ironiſch lächelt? Ich weiß, was dieſer Ruffiano denkt! Und dieſe Maria, zu deren Füßen die heilige Alliance des Morgenlandes mit Gold- und Weihrauchgaben niederkniet, ſieht ſie nicht aus wie die Catalani?

Signora Franceska, welche von dieſem Geſchwätz wegen ihrer Unkenntnis des Engliſchen Nichts verſtand als das Wort Catalani, bemerkte haſtig, daſs die Dame, wovon unſre Freundin ſpreche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommée verloren habe. Unſre Freundin aber ließ ſich nicht ſtören und kommentierte auch die Paſſionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus ſchönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme, unthätige Geſichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zuſahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es ſeien die bevollmächtigten Kommiſſarien von Öſtreich, Ruſsland und Frankreich. Der heilige Joſeph hatte am meiſten zu leiden. Sie machte die tollſten Bemerkungen über eine Flucht nach Ägypten, wo Maria mit dem Kinde auf dem Eſel ſitzt, während der heilige Joſeph als Treiber hinterher geht. Mylady behauptete, der Maler habe eine gewiſſe Ähnlichkeit zwiſchen dem Treiber und dem Vierfüßler darſtellen wollen. Beide ließen in der That die langen Ohren ihrer melancholiſch geſenkten Häupter herabhängen. — In welcher unerhörten Verlegenheit befindet ſich der arme Menſch! rief Mathilde aus. Wenn er glaubt, daſs der liebe Gott ſich herabgelaſſen, ſein Mitarbeiter zu ſein, hat er guten Grund, ſich dem Teufel zu ergeben; wenn er es nicht glaubt, iſt er ein Ketzer und fährt gleichfalls zum Teufel. Welch ein ſchreckliches Dilemma! Deſshalb ſenkt er ſo traurig das Haupt. Und ſie haben das Haupt noch dazu mit einer Glorie geziert, die nicht übel einer Strahlenkrone von Hörnern gleicht. Wie das Geſchick des armen Eſeltreibers mir zu Herzen geht! Niemals bis auf den heutigen Tag habe ich mich in einer Kirche ſo tief ergriffen gefühlt.

Indeſſen, die alten Freskos, die zwiſchen den rothen Decken der Wände zum Vorſchein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden

Ernſte die brittiſche Spottluſt abzuwehren. Es waren darauf Geſichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lucca's, wovon in den Geſchichtsbüchern Machiavell's, des romantiſchen Salluſt's, ſo viel die Rede iſt, und deren Geiſt uns aus den Geſängen Dante's, des katholiſchen Homer's, ſo feurig entgegenweht. Wohl ſprechen aus jenen Mienen die ſtrengen Gefühle und barbariſchen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem ſtummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntnis ſchwebt, daſs damals nicht alle Roſen ſo ganz ſteinern und umflort geweſen ſind, und wenn auch durch die frommgeſenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein ſo ſchalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob ſie uns gern noch ein zweites Chriſtkindlein ſchenken möchte. Jedenfalls iſt es aber ein hoher Geiſt, der uns aus jenen altflorentiniſchen Gemälden anſpricht, es iſt das eigentlich Heroiſche, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unſre Äſthetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenſchaft, ſondern in einer ewigen Leidenſchaft ohne Unruhe beſteht. Auch durch einige ſpätere Ölbilder, die in dem Dome von Lucca hängen, zieht ſich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentiniſche Sinn. Beſonders fiel mir auf eine Hochzeit zu

Kana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und ſchroff geſtaltet. Der Heiland ſitzt zwiſchen der weichen ſchönen Braut und einem Phariſäer, deſſen ſteinernes Geſetztafelgeſicht ſich wundert über den genialen Propheten, der ſich heiter miſcht in die Reihen der Heiteren, und die Geſellſchaft mit Wundern regaliert, die noch größer ſind als die Wunder des Moſes; denn Dieſer konnte, und wenn er auch noch ſo ſtark gegen den Felſen ſchlug, nur Waſſer hervorbringen, Jener aber brauchte nur ein Wort zu ſprechen, und die Krüge füllten ſich alle mit dem beſten Wein. Viel weicher, faſt venetianiſch koloriert, iſt das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenſchmelz von einem durchbebenden Schmerze gar ſeltſam gedämpft wird. Es ſtellt dar, wie Maria ein Pfund Salbe nahm von ungefälſchter köſtlicher Narde, und damit die Füße Jeſu ſalbte, und ſie mit ihren Haaren trocknete. Chriſtus ſitzt da im Kreiſe ſeiner Jünger, ein ſchöner, geiſtreicher Gott, menſchlich wehmüthig fühlt er eine ſchaurige Pietät gegen ſeinen eignen Leib, der bald ſo Viel dulden wird, und dem die ſalbende Ehre, die man den Geſtorbenen erweiſt, ſchon jetzt gebührt und ſchon jetzt widerfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das, getrieben von ahnender Liebesangſt, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergeſſen wird, ſo lange es leidende Menſchen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menſchen durch die Jahrtauſende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Chriſti lag, und der auch dieſe That verzeichnet hat, ſcheint Keiner von den Apoſteln ihre Bedeutung zu fühlen, und Der mit dem rothen Barte ſcheint ſogar, wie in der Schrift ſteht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: Warum iſt dieſe Salbe nicht verkauft um dreihundert Groſchen, und den Armen gegeben? Dieſer ökonomiſche Apoſtel iſt eben Derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeſchäfte hat ihn abgeſtumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groſchen dafür einwechſeln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groſchenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch ſymboliſch, in der Geſchichte des Bankiers unter den Apoſteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldſacke lauert, offenbart, und vor der Treuloſigkeit der Geſchäftsleute gewarnt. Jeder Reiche iſt ein Judas Iſcharioth.

Sie ſchneiden ja ein verbiſſen gläubiges Geſicht, theurer Doktor, flüſterte Mylady, ich habe

Sie eben beobachtet, und, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie ſahen aus wie ein guter Chriſt.

Unter uns geſagt, Das bin ich: ja, Chriſtus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daſs er ein Gott ſei?

Das verſteht ſich, meine gute Mathilde. Es iſt der Gott, den ich am meiſten liebe — nicht weil er ſo ein legitimer Gott iſt, deſſen Vater ſchon Gott war und ſeit undenklicher Zeit die Welt beherrſchte, ſondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratiſch geſinnt, keinen höfiſchen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Ariſtokratie von geſchorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein beſcheidener Gott des Volks iſt, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Chriſtus noch kein Gott wäre, ſo würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen abſoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Kapitel VIII.

Der Erzbiſchof, ein ernſter Greis, las ſelber Meſſe, und, ehrlich geſtanden, nicht bloß ich, ſondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiſte, der in dieſer heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der ſie vollzog: — iſt ja doch jeder alte Mann an und für ſich ein Prieſter, und die Ceremonien der katholiſchen Meſſe, ſind ſie doch ſo uralt, daſs ſie vielleicht das Einzige ſind, was ſich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die erſten Vorfahren aller Menſchen unſere Pietät in Anſpruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, ſagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zuſammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieſes Knixen, dieſes Händewaſchen, dieſes Beräuchertwerden, dieſer

Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mitra bis zum Saume der Stola, alles Dieſes iſt altägyptiſch und Überbleibſel eines Prieſterthums, von deſſen wunderſamem Weſen nur die älteſten Urkunden etwas Weniges berichten, eines frühesten Prieſterthums, das die Weisheit erforſchte, die erſten Götter erfand, die erſten Symbole beſtimmte, und die junge Menſchheit —

Zuerſt betrog, ſetzte Mylady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter iſt uns Nichts übrig geblieben als einige triſte Formeln des Betrugs. Und ſie ſind noch immer wirkſam. Denn ſehen Sie dort die ſtockfinſteren Geſichter? und gar jenen Kerl, der dort auf ſeinen dummen Knieen liegt und mit ſeinem aufgeſperrten Maule ſo ultradumm ausſieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leiſe, was iſt daran gelegen, daſs dieſer Kopf ſo wenig von der Vernunft erleuchtet iſt? Was geht Das uns an? Was irritiert Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochſen, Kühe, Hunde, Eſel, die eben ſo dumm ſind, ohne daſs Sie durch ſolchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgeſtört und zu unmuthigen Äußerungen angeregt werden!

Ach, Das iſt was Anderes, fiel mir Mylady in die Rede, dieſe Beſtien tragen hinten Schwänze, und ich ärgere mich eben, daſs ein Kerl, der eben ſo beſtialiſch dumm iſt, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, Das iſt was Andres, Mylady.

Kapitel IX.

Nach der Meſſe gab's noch Allerlei zu ſchauen und zu hören, beſonders die Predigt eines großen vierſtämmigen Mönchs, deſſen befehlend kühnes altrömiſches Geſicht gegen die grobe Bettelkutte gar wunderſam abſtach, ſo daſs der Mann ausſah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendſte Begeiſterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bischen barbariſch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelſteine, köſtliche Speiſen, und Weine von den beſten Jahrgängen; dabei machte er ein ſo verklärt ſchlürfendes Geſicht, und er ſchob ſich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er unter den Englein mit weißen Flüglein ſich ſelber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja ſogar ſehr praktiſch ernſthaft war ſeine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in ſeinem Elemente. Er eiferte beſonders über die Sünder, die nicht mehr ſo recht chriſtlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und ſogar wähnen, ſie habe ſich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächſtens ganz und gar erlöſchen. „Und wäre auch," rief er, „die Hölle am Erlöſchen, ſo würde ich, ich mit meinem Athem die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, daſs ſie wieder auflodern ſollten zu ihrer alten Flammengluth." Hörte man nun die Stimme, die gleich dem Nordwind dieſe Worte hervorheulte, ſah man dabei das brennende Geſicht, den rothen, büffelſtarken Hals und die gewaltigen Fäuſte des Mannes, ſo hielt man jene hölliſche Drohung für keine Hyperbel.

I like this man, ſagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er beſſer als mancher unſerer ſanften, homöopathiſchen Seelenärzte, die $^1/_{10000}$ Vernunft in einen Eimer Moralwaſſer ſchütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für ſeine Hölle habe ich Reſpekt; aber zu ſeinem Himmel hab' ich kein rechtes Vertrauen; wie ich mich denn überhaupt in Anſehung des Himmels ſchon ſehr früh in geheimen Zweifel verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und ſah in den Himmel, und dachte nach, ob wohl der Himmel wirklich ſo viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt. Aber, dacht' ich, wie kommt's, daſs von dieſen Herrlichkeiten niemals Etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring oder eine Schnur Perlen oder wenigſtens ein Stückchen Ananaskuchen, und daſs immer nur Hagel oder Schnee oder gewohnlicher Regen uns von oben herabbeſcheert wird? Das iſt nicht ganz richtig, dacht' ich —

Warum ſagen Sie Das, Mylady? Warum dieſe Zweifel nicht lieber verſchweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, ſollten nicht Proſelyten machen; minder tadelnswerth, ſogar lobenswerth iſt die Proſelytenmacherei derjenigen Leute, die einen ſüperben Himmel haben, und deſſen Herrlichkeiten nicht ſelbſtſüchtig allein genießen wollen, und deſshalb ihre Nebenmenſchen einladen, dran Theil zu nehmen, und ſich nicht eher zufrieden geben, bis dieſe ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daſs manche reiche Leute dieſer Gattung, die wir als Präſidenten, Vicepräſidenten oder Sekretäre von Bekehrungsgeſellſchaften eifrigſt bemüht ſehen, etwa einen alten verſchimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und ſeine einſtige Genoſſenſchaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn ſchon jetzt auf Erden an ihren Genüſſen Theil nehmen zu laſſen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuſer einladen, wo es gewiſs Leckerbiſſen giebt, die dem armen Schelm eben ſo gut ſchmecken würden, als genöſſe er ſie im Himmel ſelbſt.

Das iſt erklärlich, Mylady, die himmliſchen Genüſſe koſten ſie Nichts, und es iſt ein doppeltes Vergnügen, wenn wir ſo wohlfeilerweiſe unſre Nebenmenſchen beglücken können. Zu welchen Genüſſen aber kann der Ungläubige Jemanden einladen?

Zu Nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen ſehr wünſchenswerth ſein kann, beſonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu ſehr geplagt worden.

Dieſes ſprach das ſchöne Weib mit ſtechend bitteren Accenten, und nicht ganz ohne Ernſt antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieſer Welt kümmert mich nicht einmal die Exiſtenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu ſtolz, als daſs der Geiz nach himmliſchen Belohnungen, oder die Furcht vor hölliſchen

Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich leſe ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufſpringen und gleich Extrapoſt nehmen und ein großer Mann werden — ſchon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens ſchritt, in der einen Hand einen Waſſerſchlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menſchen zurief, daß ſie mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen und mit der Fackel den Himmel in Brand ſtecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlaſſen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unſre Handlungen ſollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorſprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben alſo auch nicht an Unſterblichkeit?

O Sie ſind ſchlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, deſſen Herz in die entfernteſten Jahrtauſende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel ſchlägt, ich, der ich ſelbſt einer der ewigſten Menſchen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern – ich ſollte nicht an Unſterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir ſchon ſo viel Gutes und Schönes auf dieſer Erde genoſſen, noch obendrein vom lieben Gott die Unſterblichkeit zu verlangen! Der Menſch, der Ariſtokrat unter den Thieren, der ſich beſſer dünkt, als alle ſeine Mitgeſchöpfe, möchte ſich auch dieſes Ewigkeitsvorrecht am Throne des Weltkönigs durch höfiſche Lob- und Preisgeſänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß, was dieſes Zucken mit den Lippen bedeutet, unſterblicher Herr!

Kapitel X.

Signora bat uns, mit ihr nach dem Kloſter zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigſte in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, daſs wir den Dom verließen, denn Mylady's Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten geſtürzt haben. Sie ſprudelte von witziger Laune; lauter lieblich närriſche Gedanken, ſo übermüthig wie junge Kätzchen, die in der Maiſonne herumſpringen. Am Ausgang des Doms tunkte ſie den Zeigefinger dreimal ins Weihwaſſer, beſprengte ſich jedesmal und murmelte: Dem Zefardeyim Kinnim, welches nach ihrer Behauptung die arabiſche Formel iſt, womit die Zauberinnen einen Menſchen in einen Eſel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manövrierte eine Menge Militär, beinah ganz öſtreichiſch uniformiert und nach deutſchem Kommando. Wenigſtens hörte ich die deutſchen Worte: Präſentiert's Gewehr! Fuß Gewehr! Schultert's Gewehr! Rechtsum! Halt! Ich glaube, bei allen Italiänern, wie noch bei einigen andern europäiſchen Völkern, wird auf Deutſch kommandiert. Sollen wir Deutſchen uns Etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt ſo Viel zu befehlen, daſs das Deutſche ſogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns ſo Viel befohlen, daſs der Gehorſam am beſten die deutſche Sprache verſteht?

Mylady ſcheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu ſein. Sie zog uns mit ironiſcher Furchtſamkeit von dannen. Ich liebe nicht, ſprach ſie, die Nähe von ſolchen Menſchen mit Säbeln und Flinten, beſonders wenn ſie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manövern, in Reih' und Glied aufmarſchieren. Wenn nun Einer von dieſen Tauſenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er ſchon in der Hand hat, mich auf der Stelle niederſticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „Was haſt du zu riskieren? zu verlieren? ſelbſt wenn ſie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode verſprochen wird, nicht ſo ganz brillant ſein, wie man ſie rühmt, mag ſie noch ſo ſchlecht ſein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als ſechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach' dir den Spaß und erſtich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Naſe!“ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, ſo würde ich meine Soldaten in zwei Klaſſen theilen. Die Einen ließe ich an Unſterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht fürchten, und ich würde ſie bloß im Kriege gebrauchen. Die Andern aber würde ich zu Paraden und Revüen beſtimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß ſie nichts riskieren, wenn ſie des Spaßes wegen Jemanden umbrächten, ſo würde ich ihnen bei Todesſtrafe verbieten, an Unſterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen ſogar noch etwas Butter zu ihrem Kommißbrod geben, damit ſie das Leben recht lieb gewinnen. Erſteren hingegen, jenen unſterblichen Helden, würde ich das Leben ſehr ſauer machen, damit ſie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine beſſere Welt anſehen.

Mylady, ſprach ich, Sie wären ein ſchlechter Regent. Sie wiſſen wenig vom Regieren, und von der Politik verſtehen Sie gar Nichts. Hätten Sie die politiſchen Annalen geleſen —

Ich verſtehe Dergleichen vielleicht beſſer als Sie, theurer Doktor. Schon früh ſuchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiſer Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Mylady's Augen, dann aber lachte ſie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel ſitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer Allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuſter, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: Die Schneider machen Kleider, die Schuſter machen Schuhe, die Bäcker backen Brot — Und als ich nun frug: Was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: Die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, ſagte ich da, wenn ich König wäre, ſo würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu ſehen, wie es dann in der Welt ausſieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, Das thun auch manche Könige, und es ſieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Beſonders hier in Italien giebt es ſolche

Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es iſt ſo einem italiäniſchen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es iſt nur zu befürchten, daſs die Carbonari ſo einen Tag benutzen möchten; denn in der neueſten Zeit iſt es mir beſonders aufgefallen, daſs die Revolutionen immer an ſolchen Tagen ausgebrochen ſind, wo nicht regiert wurde. Irrten ſich einmal die Carbonari, und glaubten ſie, es wäre ſo ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, ſo verloren ſie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorſichtig genug ſein, und müſſen ſich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber iſt es die höchſte Politik der Könige, daſs ſie es ganz geheim halten, an welchen Tagen ſie nicht regieren, daſs ſie ſich an ſolchen Tagen wenigſtens einigemal auf den Regierſtuhl ſetzen und etwa Federn ſchneiden oder Briefkouverts verſiegeln oder weiße Blätter liniieren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenſter des Palais hineinguckt, ganz ſicher glaube, es werde regiert.

Während ſolche Bemerkungen aus Mylady's feinem Mündchen hervorgaukelten, ſchwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Roſenlippen Franceska's. Sie ſprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr ſo ſeufzend entſagungsſelig wie am verfloſſenen Abend, ſie trat vielmehr ſiegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indeſſen mehr ein geiſtlicher Sieg als ein weltlicher, der ſich in ihren Bewegungen kund gab, ſie war faſt das Bild einer triumphierenden Kirche, und um ihr Haupt ſchwebte eine unſichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menſchenſtrom, der uns vorbeiſluthete, iſt auch kein einziges Kleidungsſtück ihrem Forſcherblick entgangen. Ecco! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Marcheſe ſoll mir eben ſolchen Kaſchemir zu einem Turban kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten verſprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirſt du dich leicht verſteben, jedoch das Kreuz wird dir noch manche ſaure Stunde machen: aber Signora wird dich ſo lange quälen und auf die Folter ſpannen, bis du dich endlich dazu bequemſt.

Kapitel XI.

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lucca zu ſehen iſt, gehört zu einem Kloſter, deſſen Namen mir dieſen Augenblick nicht im Gedächtniſſe.

Bei unſerem Eintritt in die Kirche lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knieen, in ſchweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, ſprachen ſie einige abgebrochene Worte, die in den einſamen Säulengängen etwas ſchauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenſter fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzloſe Kupferlampen beleuchteten ſpärlich die geſchwärzten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinſend — Mylady ſchrie laut auf, und zeigte zu unſeren Füßen einen Grabſtein, worauf in Relief das ſtarre Bild eines Biſchofs mit Mitra und Hirtenſtab, gefaltenen Händen und abgetretener Naſe. Ach! flüſterte ſie, ich ſelbſt trat ihm unſanft auf die ſteinerne Naſe, und nun wird er mir dieſe Nacht im Traume erſcheinen, und da giebt's eine Naſe.

Der Sakriſtan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launiſch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Geſicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, beſonders wo, wie hier, Ort und Stunde denſelben begünſtigt. Ich glaube dann, daſs Alles in der Welt ein Wunder ſei, und die ganze Weltgeſchichte eine Legende. War ich angeſteckt von dem Wunderglauben Franceska's, die das Kreuz mit wilder Begeiſterung küſste? Verdrießlich wurde mir die eben ſo wilde Spottluſt der witzigen Brittin. Vielleicht verletzte mich ſolche um ſo mehr, da ich mich ſelbſt nicht davon frei fühlte, und ſie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es iſt nun mal nicht zu leugnen, daſs die Spottluſt, die Freude am Widerſpruch der Dinge, etwas Bösartiges in ſich trägt, ſtatt daſs der Ernſt mehr mit den beſſeren Gefühlen verwandt iſt — die Tugend, der Freiheitsſinn und die Liebe ſelbſt ſind ſehr ernſthaft. Indeſſen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Gluth und Kälte ſich ſo abenteuerlich verbinden, daſs es ſchwer wird darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überſchüttet wird. Sie war durchaus nicht ſchlecht bei all ihrer Ausgelaſſenheit, nicht einmal ſinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte ſie nur die witzige Seite aufgefaſſt, und ergötzte ſich daran wie an einem närriſchen Puppenſpiele. Es war ein humoriſtiſches Gelüſte, eine ſüße Neugier, wie ſich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuſtänden gebärden würde. Wie ganz anders war Franceska! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholiſche Einheit. Am Tage war ſie ein ſchmachtend blaſſer Mond, des Nachts war ſie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiederſehen!

Sie haben Recht, ſagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Marcheſe an den Brillanten des verſprochenen Kreuzes nicht zu ſehr knickert, ſo bewirkt er gewiſs bei Signora ein brillantes Wunder; ſie wird am Ende noch ſo ſehr davon geblendet werden, daſs ſie ſich in ſeine Naſe verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So ſpöttelte die hübſche Frau über Alles, ſie kokettierte mit dem armen Sakriſtan, machte dem Biſchof mit der abgetretenen Naſe noch drollige Exküſen, wobei ſie ſich ſeinen etwaigen Gegenbeſuch höflichſt verbat, und als wir an den Weihkeſſel gelangten, wollte ſie mich durchaus wieder in einen Eſel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich dieſen Spaß, der mich im Grunde verdroſs, ſo ſcharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und ſprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, ſind wie Blumen ohne Duft; ſie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chineſiſchen Porzellantöpfen ſo porzellanhaft anſehen, und wenn ſie ſprechen könnten, uns gewiſs auseinanderſetzen würden, wie ſie ganz natürlich aus einer Zwiebel entſtanden ſind, wie es hinreichend ſei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylady in die heftigſten Bewegungen, und während ich ſprach, wirkte ihre Idioſynkraſie gegen dieſe Blume ſo ſtark, daſs ſie ſich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernſt, daſs ſie mich mit bitterem Blicke anſah und aus Herzensgrund ſpottſcharf mich frug: Und Sie, theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylady, ich habe ſie alle, der Duft meiner Seele ſteigt in den Himmel und betäubt ſelbſt die ewigen Götter.

Kapitel XII.

Indem Signora unſer Geſpräch, das wir größtentheils auf Engliſch führten, nicht verſtehen konnte, gerieth ſie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir ſtritten über die Vorzüglichkeit unſerer reſpektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben ſo wie die Deutſchen, obgleich ſie im Herzen die Erſteren für nicht klug und die Letzteren für dumm hielt. Sehr ſchlecht dachte ſie von den Preußen, deren Land nach ihrer Geographie noch weit über England und Deutſchland hinausliegt, beſonders ſchlecht dachte ſie vom Könige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Serafina, in ihrem Benefizballett voriges Jahr getanzt hatte; wie denn, ſonderbar genug, dieſer König, nämlich Friedrich der Große, auf den italiäniſchen Theatern und im Gedächtniſſe des italiäniſchen Volks noch immer lebt.

Nein, ſagte Mylady, ohne auf Signora's ſüßes Gekoſe hinzuhören, nein, dieſen Menſchen braucht man nicht erſt in einen Eſel zu verwandeln; nicht nur, daſs er jede zehn Schritte ſeine Geſinnung wechſelt, und ſich beſtändig widerſpricht, wird er jetzt ſogar ein Bekehrer, und ich glaube gar, er iſt ein verkappter Jeſuit. Ich muſs, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Geſichter ſchneiden, ſonſt giebt er mich an bei ſeinen Mitheuchlern in Chriſto, bei den heiligen Inquiſitionsdilettanten, die mich in effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Perſonen ſelbſt ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daſs ich ſo klug ſei, wie ich ausſehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels willen keine Tulpe, ich will lieber Alles glauben! Ich glaube jetzt ſchon das Hauptſächlichſte, was in der Bibel ſteht, ich glaube, daſs Abraham den Iſaak, und Iſaak den Jacob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, ſo wie auch, daſs Dieſer wieder ſeine Schnur Thamar auf der Landſtraße erkannt hat. Ich glaube auch, daſs Loth mit ſeinen Töchtern zu Viel getrunken. Ich glaube, daſs die Frau des Potiphar den Rock des frommen Joſeph's in Händen behalten. Ich glaube, daſs die beiden Alten, die Suſannen im Bade überraſchten, ſehr alt geweſen ſind. Außerdem glaub' ich noch, daſs der Erzvater Jakob erſt ſeinen Bruder und dann ſeinen Schwiegervater betrogen, daſs König David dem Uria eine gute Anſtellung bei der Armee gegeben, daſs Salomo ſich tauſend Weiber angeſchafft und nachher gejammert, es ſei Alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich, und halte ſogar die meiſten; ich laſſ' mich nicht gelüſten meines Nächſten Ochſen, noch ſeiner Magd, noch ſeiner Kuh, noch ſeines Eſels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem ſiebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorſicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieſe ſiebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche Nichts. Was aber gar die Gebote Chriſti betrifft, ſo übte ich immer das wichtigſte, nämlich daſs man ſogar ſeine Feinde lieben ſoll — denn ach! diejenigen Menſchen, die ich am meiſten geliebt habe, waren immer, ohne daſs ich es wuſste, meine ſchlimmſten Feinde.

Um Gottes willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der ſchmerzhafteſten Bitterkeit aus der heiterſten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorſchoſs. Ich kannte ja dieſen Ton, wobei das witzige Kryſtallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wuſste, daſs er eben ſo leicht, wie er entſteht, auch wieder verſcheucht wird durch die erſte, beſte lachende Bemerkung, die man ihr mittheilte, oder die ihr ſelbſt durch den Sinn flog. Während ſie, gelehnt an das Portal des Kloſterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine preſste, und ſich mit ihren langen Haaren die Thränenſpur aus den Augen wiſchte, ſuchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich in ihrer eigenen Spottweiſe die arme Franceska zu myſtificieren ſuchte, und ihr die wichtigſten Nachrichten mittheilte über den ſiebenjährigen Krieg, der ſie ſo ſehr zu intereſſieren ſchien, und den ſie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Intereſſantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaſchengott von Sansſouci, der die preußiſche Monarchie erfunden, und in ſeiner Jugend recht hübſch die Flöte blies, und auch franzöſiſche Verſe gemacht hat. Franceska frug mich, ob die Preußen oder die Deutſchen ſiegen werden? Denn, wie ſchon oben bemerkt, ſie hielt Erſtere für ein ganz anderes Volk, und es iſt auch gewöhnlich, daſs in Italien unter dem Namen Deutſche nur die Öſtreicher verſtanden werden. Signora wunderte ſich nicht wenig, als ich ihr ſagte, daſs ich ſelbſt lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berlino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie ſchauderte, als ich ihr die Gefahren ſchilderte, denen man dort zuweilen ausgeſetzt iſt, wenn Einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franceska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garniſon, und dieſe kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Baſſa zu ſehen, oder einmal bei Beyermann im Café royal, gut zu eſſen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld koſtet, als ſie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären ſolange dort angebunden wird, bis ſeine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden“ entſtanden iſt. Viele Bären wohnen in der Stadt ſelbſt, ja man ſagt, Berlin verdanke ſeine Entſtehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären ſind aber übrigens ſehr zahm und einige darunter ſo gebildet, daſs ſie die ſchönſten Tragödien ſchreiben und die herrlichſte Muſik komponieren. Die Wölfe ſind dort ebenfalls häufig, und da ſie der Kälte wegen Warſchauer Schafpelze tragen, ſind ſie nicht ſo leicht zu erkennen. Schneegänſe flattern dort umher und ſingen Bravourarien, und Rennthiere rennen da herum als Kunſtkenner. Übrigens leben die Berliner ſehr mäßig und fleißig, und die meiſten ſitzen bis am Nabel im Schnee und ſchreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeſchichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und ſind dabei ſehr moraliſch, denn ſie ſitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Chriſten? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigne Bewandtnis mit ihrem Chriſtenthum. Dieſes fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und ſie ſind auch viel zu vernünftig, um es ernſtlich auszuüben. Aber da ſie wiſſen, daſs das Chriſtenthum im Staate nöthig iſt, damit die Unterthanen hübſch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel geſtohlen und gemordet wird, ſo ſuchen ſie mit großer Beredtſamkeit wenigſtens ihre Nebenmenſchen zum Chriſtenthume zu bekehren, ſie ſuchen gleichſam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung ſie wünſchen, und deren ſtrenge Ausübung ihnen ſelbſt zu mühſam wird. In dieſer Verlegenheit benutzen ſie den Dienſteifer der armen Juden, Dieſe müſſen jetzt für ſie Chriſten werden, und da dieſes Volk für Geld und gute Worte Alles aus ſich machen läſſt, ſo haben ſich die Juden ſchon ſo ins Chriſtenthum hineinexerciert, daſs ſie ordentlich ſchon über Unglauben ſchreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen ſogar daran glauben, gegen die Rationaliſten wüthen, als Miſſionäre und Glaubensſpione im Lande herumſchleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am beſten die Augen verdrehen, die ſcheinheiligſten Geſichter ſchneiden, und mit ſo viel hohem Beifalle frömmeln, daſs ſich ſchon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meiſter des Handwerks ſchon heimlich klagen, das Chriſtenthum ſei jetzt ganz in den Händen der Juden.

Kapitel XIII.

Wenn mich Signora nicht verſtand, ſo wirſt du, lieber Leſer, mich gewiſs beſſer verſtehen. Auch Mylady verſtand mich, und dies Verſtändnis weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr, ob mit ernſthaftem Geſichte — der Meinung beipflichten wollte, daſs das Volk einer beſtimmten Religion bedürfe, konnte ſie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weiſe entgegen zu ſtreiten.

Das Volk muſs eine Religion haben! rief ſie. Eifrig höre ich dieſen Satz predigen von tauſend dummen und abertauſend ſcheinheiligen Lippen —

Und dennoch iſt es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil ſeine Faſſungskraft es nicht erlaubt, ſo muſs auch eine poſitive Religion, eine Kirche vorhanden ſein, die alle überſinnlichen

Fragen des Volks, ſeiner Faſſungskraft gemäß, recht ſinnlich beſtimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichnis bringt mir eine Geſchichte ins Gedächtnis, die am Ende nicht günſtig für Ihre Meinung ſprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort ſprechen. Lächeln Sie nicht ſo unverſchämt, und hören Sie! Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen ſaß, frug ich ſie einſt, was man mit den alten Vollmonden anfange? Liebes Kind, ſagte die Mutter, die alten Vollmonde ſchlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter dieſe offenbar falſche Erklärung nicht verdenken, denn mit den beſten aſtronomiſchen Kenntniſſen hätte ſie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sterneſyſtem aus einander zu ſetzen, und die überſinnlichen Fragen beantwortete ſie ſinnlich beſtimmt. Es wäre aber doch beſſer geweſen, ſie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verſchoben, oder wenigſtens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zuſammen kam und der Vollmond am Himmel ſtand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte ſie mich aus, und ſagte, daſs ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe, die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müſſe man Pfeffer und Salz drauf ſtreuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangeliſch war, mich ausgelacht, ſo lachte ich noch mehr über ihre düſter katholiſche Anſicht, vom Auslachen kam es zum ernſten Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir beſpuckten uns polemiſch, bis der kleine O'Donnell aus der Schule kam und uns auseinander riſs. Dieſer Knabe hatte dort beſſeren Unterricht in der Himmelskunde genoſſen, verſtand ſich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unſere beiderſeitigen Irrthümer und die Thorheit unſeres Streits. Und was geſchah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unſeren Meinungsſtreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es iſt nicht zu ändern, die Menſchen werden immer ſtreiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einſt war es freilich anders, da ließ ſich Keiner einfallen, die Lehre und die Feier ſeiner Religion beſonders anzupreiſen, oder gar ſie Jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geſchichten, Erinnerungsfeier und Myſterien, überliefert von den Vorfahren, gleichſam Familienſakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel geweſen, wenn ein Fremder, der nicht von ſeinem Geſchlechte, eine Religionsgenoſſenſchaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenſchlichkeit gehalten haben, irgend Jemand durch Zwang oder Liſt dahinzubringen, ſeine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Prieſterthums, und außer den Hautkrankheiten und den geſtohlenen Gold- und Silbergeſchirren brachte es auch eine ſogenannte poſitive Religion mit, eine ſogenannte Kirche, ein Gerüſte von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der ſpäteren Staatsreligionen. Nun entſtand die „Menſchenmäkelei“ das Proſelytenmachen, der Glaubenszwang, und all' jene heiligen Greuel, die dem Menſchengeſchlechte ſo viel Blut und Thränen gekoſtet.

Goddamn! dieſes Urübelvolk!

O, Mathilde, es iſt längſt verdammt, und ſchleppt ſeine Verdammnisqualen durch die Jahrtauſende. O, dieſes Ägypten! ſeine Fabrikate trotzen der Zeit, ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich, ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und eben ſo unverwüſtlich iſt jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeſchichte, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, deſſen Spitze ſich wieder zu ſchwärzen ſcheint, und mit den geiſterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da ſitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben ſein Gebet, ein ſchauriges Gebet, worin er ſeine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längſt von der Erde verſchwunden ſind und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in ſeinem Schmerze, bemerkt kaum, daſs er auf den Gräbern derjenigen Feinde ſitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.

Kapitel XIV.

Ich ſprach im vorigen Kapitel von den poſitiven Religionen nur inſofern ſie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch beſonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leſer, die dir aufs bündigſte beweiſen wird, daſs ein Gegner des Kirchthums einer ſolchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats ſei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber ſage dir, Das iſt eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht ſonderlich huldige, ſo glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige ſo thöricht ſind, dem Geiſte des Volks zu widerſtreben, oder gar ſo unedel ſind, die Organe deſſelben durch Zurückſetzungen und Verfolgungen zu kränken: ſo bleibe ich doch meiner tiefſten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchiſchen Princips. Ich haſſe nicht den Thron, ſondern nur das windige Adelgeziefer, das ſich in die Ritzen der alten Throne eingeniſtet, und deſſen Charakter uns Montesquieu ſo genau ſchildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde, ſich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treuloſigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürſtentugend und das Intereſſe an Fürſtenlaſter!“ Ich haſſe nicht den Altar, ſondern ich haſſe die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unſchuldig wie Blumen zu lächeln wiſſen, während ſie heimlich ihr Gift ſpritzen in den Kelch des Lebens, und Verleumdung ziſchen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, haſſe ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und der geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelin Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frei. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionsparteien, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſticismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken.

Für die Religion ſelber, für ihr heiliges Weſen, iſt es eben ſo verderblich, wenn ſie mit Privilegien bekleidet iſt, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweiſe dotiert werden, und zur Erhaltung dieſer Dotationen ihrerſeits verpflichtet ſind, den Staat zu vertreten, und ſolchermaßen eine Hand die andere waſcht, die geiſtliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wiſchwaſch entſteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menſchen ein Greuel iſt. Hat nun der Staat Gegner, ſo werden Dieſe auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deßhalb ſeine Alliierte iſt; und ſelbſt der harmloſe Gläubige wird mißtrauiſch, wenn er in der Religion auch politiſche Abſicht wittert. Am widerwärtigſten aber iſt der Hochmuth der Prieſter, wenn ſie für die Dienſte, die ſie dem Staate zu leiſten glauben, auch auf deſſen Unterſtützung rechnen dürfen, wenn ſie für die geiſtige Feſſel, die ſie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über ſeine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie ſchlimmer ſinken, als wenn ſie ſolchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichſam ihre innere Unſchuld verloren, und ſie wird ſo öffentlich ſtolz, wie eine deklarierte Mätreſſe. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsverſicherungen dargebracht, ſie feiert täglich neue Siege in glänzenden Proceſſionen, bei ſolchen Triumphen tragen ſogar bonapartiſtiſche Generäle ihr die Kerzen vor, die ſtolzeſten Geiſter ſchwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Waſſeraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falſtaff geworben — ſie füllen die Kirche. Von Aufopferung iſt gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Muſterkarten, ſo reiſen die Miſſionäre mit ihren Traktätchen und Bekehrungsbüchlein, es iſt keine Gefahr mehr bei dieſem Geſchäfte, und es bewegt ſich ganz in merkantiliſch ökonomiſchen Formen.

Nur ſo lange die Religionen mit anderen zu rivaliſieren haben, und weit mehr verfolgt werden als ſelbſt verfolgen, ſind ſie herrlich und ehrenwerth, nur da giebt's Begeiſterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie ſchön, wie heilig lieblich, wie heimlich ſüß war das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte, als es ſelbſt noch ſeinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da war's noch die ſchöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in ſanfter Jünglingsgeſtalt unter den Palmen Paläſtina's wandelte und Menſchenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch ſpäter die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als franzöſiſches Evangelium, unſere Zeit begeiſtert. Mit jener Religion Chriſti vergleiche man die verſchiedenen Chriſtenthümer, die in den verſchiedenen Ländern als Staatsreligionen konſtituiert worden, z. B. die römiſch apoſtoliſch katholiſche Kirche, oder gar jenen Katholicismus ohne Poeſie, den wir als High Church of England herrſchen ſehen, jenes kläglich morſche Glaubensſkelett, worin alles blühende Leben erloſchen iſt! Wie den Gewerben, iſt auch den Religionen das Monopolſyſtem ſchädlich, durch freie Konkurrenz bleiben ſie kräftig, und ſie werden erſt dann zu ihrer urſprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, ſobald die politiſche Gleichheit der Gottesdienſte, ſo zu ſagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelſten Menſchen in Europa haben es längſt ausgeſprochen, daſs dieſes das einzige Mittel iſt, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derſelben werden eher den Altar ſelbſt aufopfern, als daſs ſie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeſte verlieren möchten; eben ſo wie der Adel eher den Thron ſelbſt und Hochdenjenigen, der hochdarauf ſitzt, dem ſicherſten Verderben überlaſſen würde, als daſs er mit ernſtlichem Willen die ungerechteſte ſeiner Gerechtſame aufgäbe. Iſt doch das affektierte Intereſſe für Thron und Altar nur ein Poſſenſpiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimnis belauert hat, weiß, daſs die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott reſpektieren, den ſie zu ihrem eignen Nutzen nach Willkür aus Brot und Wort zu kneten wiſſen, und daſs die Adligen viel weniger, als es ein Roturier vermöchte, den König reſpektieren, und ſogar eben das Königthum, dem ſie öffentlich ſo viele Ehrfurcht zeigen und dem ſie ſo viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben ſuchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, ſie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum in den Marktbuden irgend einen Herkules oder Rieſen oder Zwerg oder Wilden oder Feuerfreſſer oder ſonſtig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und deſſen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder wenn er ein Zwerg iſt, deſſen Weisheit mit der übertriebenſten Ruhmredigkeit auspreiſen, und dabei in die Trompete ſtoßen, und eine bunte Jacke tragen, während ſie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des ſtaunenden Volkes verlachen und den armen Hochgeprieſenen verſpotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks ſehr unintereſſant geworden, und deſſen Schwächen und nur andreſſierte Künſte ſie allzu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daſs die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Correſpondenten“ läſe, daſs der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menſchen, es ſei wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daſs die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daſs ſie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen, und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei ſein wie andre Menſchen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das iſt die Emancipation der Könige.

Kapitel XV.

Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daß ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daß man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Kleriſei Nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intriguieren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.

Wie heulen ſie jedesmal, wenn ſie ſich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Rieſin, oder wenn dieſe ihnen mal unverſehens auf die Köpfe trat, daſs das obſkure Gift herausſpritzte! Ihr Grimm wendet ſich dann um ſo tückiſcher gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Maſſe, ſuchen ſie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müſſen es geſtehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wiſſen, und ach! wenn auch eine Glorie ſich zieht um die Wunden des Siegers, ſo bluten ſie dennoch, und ſchmerzen dennoch! Es iſt ein ſeltſames Martyrthum, das ſolche Sieger in unſeren Tagen erdulden, es iſt nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntniſſe, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein raſches Schafott fanden oder den jubelnden Holzſtoß. Das Weſen des Martyrthums, alles Irdiſche aufzuopfern für den himmliſchen Spaß, iſt noch immer dasſelbe; aber es hat Viel verloren von ſeiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein reſignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geſchieht es ſogar, daſs in grauen, kalten Stunden auch die heiligſten

Märtyrer vom Zweifel beſchlichen werden. Es giebt nichts Entſetzlicheres als jene Stunden, wo ein Marcus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend, für die er Alles geopfert! Und ach! Jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber ſind modern weicheren Stoffes, und dazu ſehen wir noch das Gedeihen einer Philoſophie, die aller Begeiſterung nur eine relative Bedeutung zuſpricht, und ſie ſomit in ſich ſelbſt vernichtet, oder ſie allenfalls zu einer ſelbſtbewuſſten Donquixoterie neutraliſiert!

Die kühlen und klugen Philoſophen! Wie mitleidig lächeln ſie herab auf die Selbſtquälereien und Wahnſinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken ſie nicht, daſs jene Donquixoterie dennoch das Preiſenswertheſte des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt, und daſs dieſe Donquixoterie die ganze Welt mit Allem, was darauf philoſophiert, muſiciert, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmaſſe, mitſammt den Philoſophen, iſt, ohne es zu wiſſen, nichts Anders als ein koloſſaler Sancho Panſa, der trotz all ſeiner nüchteren Prügelſchen und hausbacknen Verſtändigkeit dem wahnſinnigen Ritter in allen ſeinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der verſprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er ſie wünſcht, mehr aber noch getrieben von der myſtiſchen Gewalt, die der Enthuſiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politiſchen und religiöſen Revolutionen und vielleicht täglich im kleinſten Ereigniſſe ſehen können.

So z. B. du, lieber Leſer, biſt unwillkürlich der Sancho Panſa des verrückten Poeten, dem du durch die Irrfahrten dieſes Buches zwar mit Kopfſchütteln folgſt, aber dennoch folgſt.

Kapitel XVI.

Seltſam! „Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beſchrieben von Miguel de Cervantes Saavedra“ war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küſsten, und Bäume und Blumen ſchauerten vor eitlem Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte moſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, Das müſſe ſo ſein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroſs mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoſs; und da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen eben ſo wie die Kinder von der Weltironie Nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baren Ernſt, und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters, ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart, und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedorrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden ſo prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählig unterliegen muſste!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben

Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufſprach: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Kapitel XVII.

Das iſt nun lange her. Viele neue Lenze ſind unterdeſſen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigſter Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den ſüßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß, wie ſchnell ſeine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngſte Roſenknoſpe erblicke, ſehe ich ſie im Geiſte ſchmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall ſehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Bruſt aber blüht noch jene flammende Liebe, die ſich ſehnſüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumſchwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgeſtoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimſinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen geſtehen muſs, daſs es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Beſſeres giebt als das Herz der Menſchen. Dieſe Liebe iſt die Begeiſterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob ſie thörichte oder weiſe Handlungen verübt. — Und ſo hat der kleine Knabe keineswegs unnütz ſeine Thränen verſchwendet, die er über die Leiden des närriſchen Ritters vergoß, eben ſo wenig wie ſpäterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierſtübchen weinte über den Tod der heiligſten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jeſus von Jeruſalem, und über Robeſpierre und Saint Juſt von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und ſelbſt ein Mann ſein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, Dieſe ſind es, auf die man noch rechnen kann in unſerer kalten Zeit; denn Dieſe werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deßhalb begreifen ſie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend iſt uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deßhalb die Wahrheit am tiefſten, und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntnis und That. Die älteren Leute ſind ſelbſtſüchtig und kleinſinnig; ſie denken mehr an die Intereſſen ihrer Kapitalien als an die Intereſſen der Menſchheit; ſie laſſen ihr Schifflein ruhig fortſchwimmen im Rinnſtein des Lebens, und kümmern ſich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder ſie erkriechen mit klebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeiſterthums oder der Präſidentſchaft ihres Klubbs, und zucken die Achſel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen ſie vielleicht, daſs ſie ſelbſt in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt ſeien, daſs ſie ſich aber nachher mit der Wand wieder verſöhnt hätten, denn die Wand ſei das Abſolute, das Geſetzte, das an und für ſich Seiende, das, weil es iſt, auch vernünftig iſt, weſshalb auch Derjenige unvernünftig iſt, welcher einen allerhöchſt vernünftigen, unwiderſprechbar ſeienden, feſtgeſetzten Abſolutismus nicht ertragen will. Ach! dieſe Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtſchaft hineinphiloſophieren wollen, ſind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus ſich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlaſſen, ſondern ihn geſchichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran ſich die

Menſchen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das alſo rechtsgültig und geſetzkräftig unumſtößlich ſei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es iſt entſetzlich, wie man's bei uns verſtanden hat, die Sklaverei ſogar geſchwätzig zu machen, und wie deutſche Philoſophen und Hiſtoriker ihr Gehirn abmartern, um jeden Deſpotismus, und ſei er noch ſo albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen iſt die Ehre der Sklaven, ſagt Tacitus; jene Philoſophen und Hiſtoriker behaupten das Gegentheil, und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote, und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudiert in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art als der Wahnſinn und die fixen Ideen des

Manchaners; Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein Kollege ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen; Jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kaſtelle, Eſeltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Kaſtelle nur für Lumpenherbergen, unſre Kavaliere nur für Eſeltreiber, unſre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft. Ach! ſolche Heldenthat bekömmt mir oft eben ſo ſchlecht wie ihm, und ich muſs, eben ſo wie er, Viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich ſie verleugnen, aus eitel Furcht oder ſchnöder Gewinnſucht, ſo könnte ich behaglich leben in dieſer ſeienden vernünftigen Welt, und ich würde eine ſchöne Maritorne zum Altare führen, und mich einſegnen laſſen von feiſten Zauberern, und mit edlen Eſeltreibern bankettieren, und gefahrloſe Novellen und ſonſtige kleine Sklävchen zeugen! Statt Deſſen, geſchmückt mit den drei Farben meiner Dame, muſs ich beſtändig auf der Menſur liegen und mich durch unſägliches Drangſal durchſchlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut koſtet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde ſind ſo tückiſch, daſs Manche, die ich zu Tode getroffen, ſich noch immer ein Air gaben als ob ſie lebten und, in alle Geſtalten ſich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel' Schmerzen habe ich durch ſolchen fatalen Spuk ſchon erdulden müſſen! Wo mir etwas Liebes blühte, da ſchlichen ſie hin, die heimtückiſchen Geſpenſter, und knickten ſogar die unſchuldigſten Knoſpen. Überall, und wo ich es am wenigſten vermuthen ſollte, entdecke ich am Boden ihre ſilbrichte Schleimſpur, und nehme ich mich nicht in Acht, ſo kann ich verderblich ausgleiten, ſogar im Hauſe der nächſten Lieben. Ihr mögt lächeln, und ſolche Beſorgnis für eitel Einbildungen gleich denen des Don Quixote halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man ſich ein, etwas Schierling genoſſen zu haben, ſo kann man die Auszehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daſs ich fett geworden ſei, iſt eine Verleumdung, wenigſtens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch iſt von dem Fett der Vetterſchaft Nichts an mir zu verſpüren. Ich bilde mir ein, man habe alles Mögliche angewendet, um mich mager zu halten; als mich hungerte, da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürſtete, da tränkte man mich mit Wermuth, man goſs mir die Hölle ins Herz, daſs ich Gift weinte und Feuer ſeufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da ſehe ich ſie, die grauenhaften Larven, die noblen Lakaiengeſichter mit fletſchenden Zähnen, die drohenden Bankiernaſen, die tödlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorſtechen, die bleichen Manſchettenhände mit blanken Meſſern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich ſpräche im Schlafe das wahnſinnigſte Zeug, und die vorige Nacht habe ſie deutlich gehört, daſs ich rief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachſchrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche ſonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei ſpäterer Durchſicht der vorſtehenden Blätter etwas allzuherbe erſchienen, im mindeſten zu ändern. Das Manuſkript war ſchon ſo gelb verblichen wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verſtümmeln. Alles verjährt Geſchriebene hat ſolch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar dieſe Blätter, die gewiſſermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn ſie ſind faſt ein Jahr vor der dritten bourboniſchen Hedſchira geſchrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbſte Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anſchein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigſtens bedenklich, wenn man ſah, wie unſere Ritter ſo ſichere

Geſichter bekamen, wie ſie die verblaſſten Wappen wieder friſchbunt anſtreichen ließen, wie ſie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie ſie ſo ſtolz auf ihren hohen Roſſen ſaßen, als wollten ſie nach Quedlinburg reiten, um ſich neu auflegen zu laſſen bei Gottfried Baſſe. Noch unerträglicher waren die triumphierend tückiſchen Äugelein unſerer Pfäffelein, die ihre langen Ohren ſo ſchlau unter der Kapuze zu verbergen wuſſten, daſs wir die verderblichſten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wiſſen, daſs die edlen Ritter ihre Pfeile ſo kläglich verſchießen würden, und meiſtens anonym oder wenigſtens im Davonjagen, mit abgewendetem Geſichte, wie fliehe[illegible]ſchkiren. Eben ſo wenig konnte man vor[illegible]wiſſen, daſs die Schlangenliſt unſerer Pfäffelein ſo zu Schanden werde — ach! es iſt faſt Mitleiden erregend, wenn man ſieht, wie ſchlecht ſie ihr beſtes Gift zu brauchen wiſſen, da ſie uns aus Wuth in großen Stücken den Arſenik an den Kopf werfen, ſtatt ihn lothweis und liebevoll in unſere Suppen zu ſchütten, wenn man ſieht, wie ſie aus der alten Kinderwäſche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erſchnüffeln, wie ſie ſogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzuſehen, ob ſie etwa beſchnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeſchlecht, und die mit dieſer naturgeſchichtlichen Entdeckung noch ſo lang herumziſchen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleiſche bewährt! O der obſkuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis ſie ſelbſt an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Eſels möchte ich meine Leier beſaiten, um ſie nach Würden zu beſingen, die geſchorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Luſt ergreift mich! Während ich ſitze und ſchreibe, erklingt Muſik unter meinem Fenſter, und an dem elegiſchen Grimm der langgezogenen Melodie erkenne ich jene Marſeiller Hymne, womit der ſchöne Barbaroux und ſeine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freiheit, bei deſſen Tönen die Schweizer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphierende Todesgeſang der Gironde, das alte, ſüße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchſchauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeiſterung und die Raketen des Spottes. Ja, dieſe ſollen nicht fehlen bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenſtröme des Geſanges ſollen ſich ergießen von der Höhe der Freiheitsluſt, in kühnen Kaskaden, wie ſich der Ganges herabſtürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bocksfüßigen Pan, leih mir deine Hilfe, du biſt ja mütterlicher Seite dem Titanengeſchlechte entſproſſen, und haſſeſt gleich mir die Feinde deiner Sippſchaft, die ſchwächlichen Uſurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich ſie richte, die verhaſſte Brut, und gieb mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich ſie zu Tode pfeife —

Schon hören ſie das tödliche Pfeifen, und es ergreift ſie der paniſche Schrecken, und ſie entfliehen wieder in Thiergeſtalten wie damals, als wir den Pelion ſtülpten auf den Oſſa —

Aux armes, citoyens!

Man that uns armen Titanen ſehr Unrecht, als man die düſtre Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelsſturm herauftobten — ach! da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es iſt verzeihlich, wenn wir etwas ungeſchlacht erſchienen in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und geſittet in den heiteren Salons des Olymp's ſo viel lieblichen Nektar und ſüße Muſenkoncerte genoſſen.

Ich kann nicht weiter ſchreiben, denn die Muſik unter meinem Fenſter berauſcht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes, citoyens!

Schluſswort.

(Geſchrieben den 29. November 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutſchland, als ich den zweiten Band*) der Reiſebilder ſchrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erſchien, verlautete ſchon Etwas davon im Publikum, es hieß, mein Buch wolle den eingeſchüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe ſchon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei ſolchem Gerüchte war es rathſam, das Werk um ſo ſchneller zu fordern und aus der Preſſe zu jagen. Da es eine gewiſſe Bogenzahl enthalten muſſte, um den Anſprüchen einer hochlöblichen Cenſur zu entgehen, ſo glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beim Guſs des Perſeus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiſs leicht, das Zinn, beſonders das zinnerne Ende des Buches, von dem beſſeren Erze zu unterſcheiden; doch wer das Handwerk verſtand, verrieth den Meiſter nicht.

---

*) Vgl. die Vorrede zum erſten Bande der vorliegenden Ausgabe der Reiſebilder.

Der Herausgeber.

Wie aber Alles in der Welt wiederkehren kann, ſo geſchieht es auch, daſs ſich zufälligerweiſe bei dieſem Bande eine ähnliche Bedrängnis ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guſs werfen müſſen, und ich wünſche, daſs man meine Zinngießereien nur der Zeitnoth zuſchreibe.

Ach! iſt ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, ebenſo wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfaſſers, die ſeiner Privatverhältniſſe kundig ſind, wiſſen ſehr gut, wie wenig ihn die eigene Selbſtſucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer ſind, die er bringen muſs für jedes freie Wort, das er ſeitdem geſprochen — und, wills Gott! noch ſprechen wird. Jetzt iſt das Wort eine That, deren Folgen ſich nicht abmeſſen laſſen; kann doch Keiner genau wiſſen, ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten muſs für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einſt in den Verſammlungen der deutſchen Burſchenſchaft ſo oft ums Wort baten, und mich ſo oft durch ihre rhetoriſchen Talente überwunden, und eine ſo vielverſprechende Sprache geſprochen; ſie waren ſonſt ſo vorlaut. und ſind jetzt ſo nachſtill. Wie ſchmähten ſie damals die Franzen und das welſche Babel und den undeutſchen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat ſich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutſchland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, ſo daſs die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häſcher, denen die Reichspolizei anvertraut, ſchleppen ſchon die Löſcheimer herbei, und ſchnüffeln jetzt um ſo wachſamer und ſchmieden um ſo feſter die heimlichen Ketten, und ich merke ſchon, unſichtbar wölbt ſich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutſche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth! — O daſs ich Katapulta ſprechen könnte! O daſs ich Falarika hervorſchießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen ſchmilzt die vornehme Eisrinde, eine ſeltſame Wehmuth beſchleicht mich — iſt es Liebe und gar Liebe für das deutſche Volk? Oder iſt es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und Das iſt ein ungünſtiger Zuſtand für einen Schriftſteller, der den Stoff beherrſchen und hübſch objektiv bleiben ſoll, wie es die Kunſtſchule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er iſt achzig Jahr' dabei alt geworden und Miniſter und wohlhabend — armes deutſches Volk! Das iſt dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavſeiten, und ich will deſshalb noch eine Geſchichte erzählen — ſie ſchwebt mir ſchon ſeit geſtern im Sinne — es iſt eine Geſchichte aus dem Leben Karl's V.*) Doch iſt es ſchon lange her, ſeit ich ſie vernahm, und ich weiß die beſonderen Umſtände nicht mehr ganz genau. So was vergiſſt ſich leicht, wenn man kein beſtimmtes Gehalt dafür bezieht, daſs man die alten Geſchichten alle halbe Jahre vom Hefte ablieſt. Was iſt aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geſchichten vergeſſen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtniſſe behalten. Dieſe iſt es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen ſtimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

---

*) „aus dem Leben des Kaiſers Maximilian“ heißt es richtig in der franzöſiſchen Ausgabe.

Anmerkung des Herausgebers.

Der arme Kaiſer war von ſeinen Feinden gefangen genommen, und ſaß in ſchwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da ſaß er in einſamer Betrübnis, verlaſſen von allen ſeinen Rittern und Höflingen, und Keiner kam ihm zu Hilfe. Ich weiß nicht, ob er ſchon damals jenes käſebleiche Geſicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit iſt. Aber die menſchenverachtende Unterlippe trat gewiſs noch gewaltſamer hervor als auf jenen Bildern. Muſſte er doch die Leute verachten, die im Sonnenſchein des Glückes ihn ſo ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete ſich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann, und wie Dieſer den Mantel zurückſchlug, erkannte der Kaiſer ſeinen treuen Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath, und es war der Hofnarrr.

O deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln daniederliegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du irrſt dich, ein blankes Beil hältſt du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth iſt Nichts als Blut.

Nein, mein Kaiſer, es iſt die Sonne, obgleich ſie im Weſten hervorſteigt — ſeit ſechstauſend Jahren ſah man ſie immer aufgehen im Oſten, da wird es wohl Zeit, daſs ſie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du haſt ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und ſie hat jetzt ſo ein ſeltſames Anſehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiſer, ich habe ob Eurer Noth ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daſs die närriſchen Schellen abfielen von der Mütze; ſie iſt aber darum nicht ſchlechter geworden.

Kunz von der Roſen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid ſtill! Das iſt die Säge und die Zimmermannsaxt, und bald brechen zuſammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr ſeid frei, mein Kaiſer!

Bin ich denn wirklich Kaiſer? Ach, es iſt ja der Narr, der es mir ſagt!

O, ſeufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch ſo verzagt; wenn Ihr erſt wieder

Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiſerblut in Euren Adern, und Ihr ſeid ſtolz wie ein Kaiſer, und übermüthig, und genädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürſten ſind.

Kunz von der Roſen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willſt du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie ſoll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, laſſt mich nicht umbringen!

◆

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Dritter Band.
Engliſche Fragmente.
Shakſpeare's Mädchen und Frauen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Engliſche Fragmente

und

Shakspeare's Mädchen und Frauen

von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers IX

Engliſche Fragmente.

Vorwort zur erſten Auflage 3
I. Geſpräch auf der Themſe 5
II. London 15
III. Die Engländer 25
IV. John Bull 35
V. The life of Napoleon Buonaparte, by Walter Scott 45
VI. Old Bailey 57
VII. Körperliche Strafe in England 64
VIII. Das neue Miniſterium 68
IX. Die Schuld 73
X. Die Oppoſitionsparteien 94
XI. Die Emancipation 115
XII. Wellington 135
XIII. Die Befreiung 143

Shakſpeare's Mädchen und Frauen.

Einleitung 159

Tragödien.

Creſſida (Troilus und Creſſida) 195

Seite
Caſſandra (Troilus und Creſſida) 200
Helena (Troilus und Creſſida) 202
Virgilia (Coriolan) 206
Portia (Julius Cäſar) 211
Cleopatra (Antonius und Cleopatra) 218
Lavinia (Titus Andronikus) 229
Conſtanze (König Johann) 236
Lady Percy (König Heinrich IV.) 244
Prinzeſſin Catharina (König Heinrich V.) 247
Jeanne d'Arc (**König Heinrich VI.** Erſter Theil) . 250
Margaretha (**König Heinrich VI. Erſter Theil**) . . . 252
Königin Margaretha (König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil) 255
Lady Grey (König Heinrich VI. Dritter Theil) . . . 265
Lady Anna (König Richard III.) 270
Königin Catharina (König Heinrich VIII.) 272
Anna Bullen (König Heinrich VIII.) 276
Lady Macbeth (Macbeth) 280
Ophelia (Hamlet) 285
Cordelia (König Lear) 290
Julia (Romeo und Julia) 295
Desdemona (Othello) 301
Jeſſika (Der Kaufmann von Venedig) 307
Porzia (Der Kaufmann von Venedig) 326

Komödien.

Miranda (Der Sturm) 337
Titania (Ein Sommernachtstraum) 339
Perdita (Das Wintermärchen) 340
Imogen (Cymbeline) 341
Julie (Die beiden Veroneſer) 342

Seite
Silvia (Die beiden Veroneſer) 343
Hero (Viel Lärm um Nichts) 345
Beatrice (Viel Lärm um Nichts) 346
Helena (Ende gut, Alles gut) 348
Celia (Wie es euch gefällt) 350
Roſalinde (Wie es euch gefällt) 352
Olivia (Was ihr wollt) 354
Viola (Was ihr wollt) 356
Maria (Was ihr wollt) 358
Iſabella (Maß für Maß) 359
Prinzeſſin von Frankreich (Der Liebe Müh' umſonſt . 360
Die Äbtiſſin (Die Komödie der Irrungen) 361
Frau Page (Die luſtigen Weiber von Windſor) . . . 363
Frau Ford (Die luſtigen Weiber von Windſor) . . . 364
Anna Page (Die luſtigen Weiber von Windſor) . . . 365
Catharina (Die gezähmte Keiferin) 367
Schlußwort 369

Vorwort des Herausgebers.

Die „Engliſchen Fragmente“ wurden zuerſt theilweis im 26. und 27. Bande der „Neuen allgemeinen politiſchen Annalen“ abgedruckt, welche Heine während des Jahres 1828 gemeinſchaftlich mit F. L. Lindner redigierte*). Später wurden dieſe

---

*) Anfangs wurden die redaktionellen Noten, mit welchen die Herausgeber häufig die von ihnen aufgenommenen Abhandlungen begleiteten, nicht mit einer Namenschiffre bezeichnet. Letzteres geſchah jedoch regelmäßig, ſeit Heine im 4. Heft des 26. Bandes der „Annalen“ (S. 365) ſich zu der Erklärung veranlaſſt ſah, daß eine redaktionelle Note im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'ſche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philoſophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus ſeiner Feder noch aus ſeiner Geſinnung gefloſſen“ ſei.

Aufſätze (mit Weglaſſung der ſpäter aufzuführenden, jetzt wieder von mir ergänzten Stellen, und mit Hinzufügung der fünf neuen Abſchnitte: „London,“ „Die Engländer,“ „Old Bailey,“ „Wellington“ und „Die Befreiung“) unter dem Titel: „Engliſche Fragmente“ den „Nachträgen zu den Reiſebildern“ (Reiſebilder, vierter Theil) einverleibt, deren erſte Auflage zu Anfang des Jahres 1831 erſchien. Der Abſchnitt „Die Schuld“ war in den „Annalen“: „Die engliſchen Finanzen,“ der Abſchnitt „Die Emancipation“: „Die Emancipation der Katholiken“ betitelt. — Die erſten Sätze des Heine'ſchen Vorworts habe ich — als ausſchließlich „Die Stadt Lucca“ betreffend — hier fortgelaſſen.

Aus den „Politiſchen Annalen“ ergänzte ich:

S. 35—44 Die von Heine überſetzte Charakteriſtik John Bull's.

S. 50 Immerhin, wie die Menſchen ſind — S. 51 und verehrt ſeinen Wellington.

S. 64—67 Die Bemerkungen, mit welchen Heine in den „Politiſchen Annalen“ den Aufſatz eines ungenannten Verfaſſers über „Körperliche Strafe“ begleitete. (Die „Nachbemerkungen“ Heine's beginnen dort mit den Worten: „Ich kann den vorhergehenden Aufſatz nicht in die Preſſe ſchicken, ohne einige Worte beizufügen. Ich theile ganz die Gefühle des Verfaſſers, deſſen Urtheil über militäriſche Disciplin gewiſs kompetenter iſt als das meinige. Ich kann nicht beſtimmt genug verſichern, wie ſehr auch ich gegen Prügel“ ꝛc.).

S. 72 und die Wächter deſſelben — leicht überwältigt wären.

S. 86 22) Dazu kommt — S. 88 in die Luft geſprengt.

S. 118 und der unſelige Wellington.

S. 127 Doch ich komme ab — S. 134 bei den nachfolgenden Generationen. (Hört! Hört!)“ — (Den Schluſs der Rede von Spring Rice, welcher für das nächſte Heft der „Annalen“ verſprochen ward, hat Heine leider nicht nachgeliefert.)

In der franzöſiſchen Ausgabe ſind nur ſieben Abſchnitte der „Engliſchen Fragmente“ unter dem Geſammttitel „Angleterre“ dem erſten Bande der Reiſebilder einverleibt. Die Kritik über Walter Scott's „Leben Napoleon's“ iſt dort der bekannten Vorkritik über dies Buch (Norderney, — Sämmtl. Werke, Bd. I., S. 170—174) unmittelbar angehängt. Der Abſchnitt „Die Befreiung“ führt die Überſchrift „L'émancipation.“ Dagegen fehlen, außer dem Motto und den von mir ergänzten Stellen, in der franzöſiſchen Ausgabe gänzlich die Abſchnitte: „Die Schuld,“ „Die Oppoſitionsparteien“

und „Die Befreiung.“ Außerdem finden ſich dort folgende Auslaſſungen und Varianten:

S. 7 Statt „und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu ſuchen iſt,“ ſteht: „und worin immer auch die Gründe der Revolution zu ſuchen ſind,“

S. 8 fehlen die Worte: „und ſtatt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen.“

S. 8 Statt „ihre Unmündigkeit beachtend,“ ſteht: „die Unmündigkeit (l'incapacité) dieſer Verſchwender beachtend.“

S. 53 fehlen die Worte: „und einige Ausſagen — ebenfalls Glauben verdient.“

S. 69 Statt „Vizlipuzli“ ſteht „Aſtaroth.“

Die Erläuterungen zu „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ erſchienen in einem elegant ausgeſtatteten Großoktavbande mit 45 Stahlſtichen im Jahre 1839 (Paris und Leipzig, Brockhaus und Avenarius), und werden, nachdem die erſte und einzige Auflage ſeit länger als einem Decennium vergriffen iſt, hier zum erſten Mal wieder abgedruckt. Um nicht den Preis der Geſammtausgabe erheblich zu vertheuern, verzichtete der Verleger auf die koſtſpielige

Reproduktion der zum Theil allerdings werthvollen Bilder, zu denen Heine ſeine geiſtvollen Erläuterungen ſchrieb. Trotz der fehlenden Stahlſtiche, glaubte ich die betreffenden Citate aus den Shakſpeare'ſchen Komödien nicht fortlaſſen zu dürfen, da manche dieſer Stellen nicht der Schlegel-Tieck'ſchen oder einer älteren Überſetzung entnommen, ſondern offenbar von Heine ſelbſt übertragen ſind. Die häufig ungenaue Akt- und Scenen-Angabe jener Citate, ſowie die Orthographie der Eigennamen, habe ich durchgehends mit der Tauchnitziſchen Stereotypausgabe des engliſchen Originals und mit der Schlegel-Tieck'ſchen Überſetzung in Einklang gebracht.

Eine franzöſiſche Überſetzung dieſer zierlichen Randgloſſen zu den Shakſpeare'ſchen Frauengeſtalten iſt bis jetzt nicht veröffentlicht worden.

Engliſche Fragmente.

(1828.)

Glückſeliges Albion, luſtiges Alt-England! warum verließ ich dich? — Um die Geſellſchaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengeſindel der Einzige zu ſein, der mit Bewuſſtſein lebt und handelt?

„Die ehrlichen Leute“ von W. Alexis.

Vorwort zur erſten Auflage.

Die „Engliſchen Fragmente“ ſind zum Theil vor zwei Jahren für die „Allgemeinen politiſchen Annalen,“ die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfniſſen geſchrieben worden, und, ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich ſie den „Reiſebildern“ als Ergänzung einverleibt.

Ich wünſche, daſs der geneigte Leſer den Zweck der Mittheilung bei dieſen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich in zeitgemäßer Folge noch einige Kunden dieſer Art. Unſere Literatur iſt nicht allzu reichlich damit verſehen. Obgleich England von deutſchen Novellendichtern oft geſchildert wird, ſo iſt doch Willibald Alexis der Einzige, der die dortigen Lokalitäten und Koſtüme mit treuen Farben und Umriſſen zu geben wuſſte.

Ich glaube, er iſt nicht einmal im Lande ſelbſt geweſen, und er kennt deſſen Phyſiognomie nur durch jene wunderſame Intuition, die einem Poeten die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So ſchrieb ich ſelbſt vor elf Jahren den „William Ratcliff,“ worauf ich hier um ſo mehr zurückweiſen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, ſondern auch die Keime meiner ſpätern Betrachtungen über dieſes Land, das ich damals noch nie geſehen, darin enthalten ſind.

Was Reiſebeſchreibung betrifft, ſo giebt es, außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zuſtände beſſer veranſchaulichen könnte, als die, dieſes Jahr bei Franckh in München erſchienenen „Briefe eines Verſtorbenen; ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829.“ Es iſt dieſes noch in mancher anderen Hinſicht ein vortreffliches Buch und verdient in vollem Maße das Lob, das ihm Goethe und Varnhagen von Enſe in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik geſpendet haben.

Hamburg, den 15. November 1830.

Heinrich Heine.

I.

Geſpräch auf der Themſe.

— — — Der gelbe Mann ſtand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themſe erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freiheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, ſind welk und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlaſſen ſind die alten Myrtenwälder, die einſt ſo übervölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben niſten in den zärtlichen Büſchen. Es ſinken die alten Dome, die einſt von einem übermüthig frommen Geſchlechte, das ſeinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, ſo rieſenhoch aufgethürmt wurden; ſie ſind morſch und verfallen, und ihre Götter glauben an ſich ſelbſt nicht mehr. Dieſe Götter ſind abgelebt, und unſere Zeit hat nicht Phantaſie genug, neue zu ſchaffen. Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Märtyrer und ihre Iſchariots!“

„Junger Enthuſiaſt,“ ſprach der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was Sie ſuchen. Sie mögen Recht haben, daſs die Freiheit eine neue Religion iſt, die ſich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einſt jedes Volk, indem es das Chriſtenthum annahm, ſolches nach ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem eignen Charakter modelte, ſo wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur Dasjenige annehmen, was ſeinen Lokalbedürfniſſen und ſeinem Nationalcharakter gemäß iſt.

„Die Engländer ſind ein häusliches Volk, ſie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreiſe ſeiner Angehörigen ſucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm ſchon durch ſeine angeborene geſellſchaftliche Unbeholfenheit außer dem Hauſe verſagt iſt. Der Engländer iſt daher mit jener Freiheit zufrieden, die ſeine perſönlichſten Rechte verbürgt und ſeinen Leib, ſein Eigenthum, ſeine Ehe, ſeinen Glauben und ſogar ſeine Grillen unbedingt ſchützt. In ſeinem Hauſe iſt Niemand freier als ein Engländer: um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er iſt König und Biſchof in ſeinen vier Pfählen, und nicht unrichtig iſt ſein gewöhnlicher Wahlſpruch: My house is my castle.

„Iſt nun bei den Engländern das meiſte Bedürfnis nach perſönlicher Freiheit, ſo möchte wohl der Franzoſe im Nothfall dieſe entbehren können, wenn man ihn nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen läſſt. Die Franzoſen ſind kein häusliches Volk, ſondern ein geſelliges, ſie lieben kein ſchweigendes Beiſammenſitzen, welches ſie une conversation anglaise nennen, ſie laufen plaudernd vom Kaffehaus nach dem Kaſino, vom Kaſino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt ſie zum Geſellſchaftsleben, und deſſen erſte und letzte Bedingung, ja deſſen Seele iſt: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit in Frankreich muſſte daher auch das Bedürfnis der Gleichheit entſtehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu ſuchen iſt, ſo wurde ihr doch zuerſt Wort und Stimme verliehen von jenen geiſtreichen Roturiers, die in den Salons von Paris mit der hohen Nobleſſe ſcheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, ſei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber deſto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, ſchmachvolle Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die canaille roturière ſich die Freiheit nahm, jene hohe Nobleſſe zu köpfen, ſo geſchah Dieſes vielleicht weniger, um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und ſtatt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen. Daſs dieſes Streben nach Gleichheit das Hauptprincip der Revolution war, dürfen wir um ſo mehr glauben, da die Franzoſen ſich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrſchaft ihres großen Kaiſers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter ſeiner ſtrengen Kuratel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.

„Weit geduldiger als der Franzoſe erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Ariſtokratie; er tröſtet ſich, daſs er ſelbſt Rechte beſitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in ſeinen häuslichen Komforts und in ſeinen Lebensanſprüchen zu ſtören. Auch trägt jene Ariſtokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Kontinente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungsſälen London's ſieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und ſilberne Abzeichen nur auf den Röcken der Lakaien. Auch jene ſchöne bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrſtand ankündigt, iſt in England Nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauſpieler ſich nach der Vorſtellung die Schminke abwiſcht, ſo eilt auch der engliſche Officier, ſich ſeines rothen Rocks zu entledigen, ſobald die Dienſtſtunde vorüber iſt, und im ſchlichten Rock eines Gentleman iſt er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Dekorationen und Koſtüme, die aus dem Kehricht des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauſchen die ſeidenen Hoſen und Atlasſchleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzöſiſchen Redensarten, da bläht ſich der Ritter, da ſpreizt ſich das Fräulein. Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon beläſtigt, und verwehrt es ihm ja Niemand, wenn er in ſeinem Hauſe ebenfalls Komödie ſpielt, und ſeine Hausofficianten vor ſich knieen läſſt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honni soit qui mal y pense!

„Was die Deutſchen betrifft, ſo bedürfen ſie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie ſind ein ſpekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzoſen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag ſeinen Kampf und Gegenkampf und ſeine Geſchichte. Der Deutſche hat Nichts, wofür er kämpfen ſollte, und da er zu muthmaßen begann, daſs es doch Dinge geben könne, deren Beſitz wünſchenswerth wäre, ſo haben wohlweiſe ſeine Philoſophen ihn gelehrt, an der Exiſtenz ſolcher Dinge zu zweifeln. Es läſſt ſich nicht leugnen, daſs auch die Deutſchen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie ſein rechtmäßiges Weib, er beſitzt ſie, und wenn er ſie auch nicht mit abſonderlicher Zärtlichkeit behandelt, ſo weiß er ſie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burſchen, der ſich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — ſei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzoſe liebt die Freiheit wie ſeine Braut. Er glüht für ſie, er flammt, er wirft ſich zu ihren Füßen mit den überſpannteſten Betheuerungen, er ſchlägt ſich für ſie auf Tod und Leben, er begeht für ſie tauſenderlei Thorheiten. Der Deutſche liebt die Freiheit wie ſeine alte Großmutter."

Gar wunderlich ſind doch die Menſchen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davonlaufen in die weite Welt; ſind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, ſo iſt uns dieſe wieder zu weit, und heimlich ſehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat, und wir möchten wieder dort in der alten wohlbekannten Stube ſitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter dem Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutſchen leſen. So ging es auch mir auf der Reiſe nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutſchen Küſte, ſo erwachte in mir eine kurioſe Nachliebe für jene teutoniſchen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlaſſen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Mann antwortete: „Lieber Herr, ſcheltet mir nicht die Deutſchen! Wenn ſie auch Träumer ſind, ſo haben doch Manche unter ihnen ſo ſchöne Träume geträumt, daſs ich ſie kaum vertauſchen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unſerer Nachbarn. Da wir Alle ſchlafen und träumen, ſo können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unſere Tyrannen ſchlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals ſind wir erwacht, als die katholiſchen Römer unſere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und ſiegten, und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! ſpottet nicht unſerer Träumer, dann und wann, wie Somnambüle, ſprechen ſie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann abſehen die Wendung der Dinge. Der ſpleenige Britte, ſeines Weibes überdrüſſig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt ſie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzoſe wird ſeiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläſſt ſie, und tänzelt ſingend nach den Hofdamen (courtisanes) ſeines königlichen Pallaſtes (palais royal). Der Deutſche wird aber ſeine alte Großmutter nie ganz von der Thüre ſtoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo ſie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken.“

Während nun das Dampfboot, und auf demſelben unſer Geſpräch, den Strom hinaufſchwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hoſpital zu Greenwich, ein impoſantes pallaſtgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln beſteht, deren Zwiſchenraum leer iſt, und einen, mit einem artigen Schlöſslein gekrönten, waldgrünen Berg den Vorbeifahrenden ſehen läſſt. Auf dem Waſſer nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geſchickt dieſe großen Fahrzeuge ſich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernſthaft freundliches Geſicht, das man nie geſehen hat, und vielleicht auch nie wieder ſehen wird. Man fährt ſich ſo nahe vorbei, daſs man ſich die Hände reichen könnte zum Willkommen und Abſchied zu gleicher Zeit. Das Herz ſchwillt beim Anblick ſo vieler ſchwellenden Segel und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmuſik und der dumpfe Matroſenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verſchwimmen allmählig die Konturen der Gegenſtände, und ſichtbar bleibt nur ein Wald von Maſtbäumen, die lang und kahl hervorragen.

Der gelbe Mann ſtand noch immer neben mir und ſchaute ſinnend in die Höhe, als ſuche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe ſchauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone, als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, ſprach er: „Freiheit und Gleichheit! man findet ſie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne ſind nicht gleich, einer iſt größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen ſie vorgeſchriebenen, eiſernen Geſetzen — Sklaverei iſt im Himmel wie auf Erden."

„Das iſt der Tower!" rief plötzlich Einer unſerer Reiſegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London wie ein geſpenſtiſch dunkler Traum hervorſtieg.

II.

London.

Ich habe das Merkwürdigſte geſehen, was die Welt dem ſtaunenden Geiſte zeigen kann, ich habe es geſehen, und ſtaune noch immer — noch immer ſtarrt in meinem Gedächtniſſe dieſer ſteinerne Wald von Häuſern und dazwiſchen der drängende Strom lebendiger Menſchengeſichter mit all' ihren bunten Leidenſchaften, mit all ihrer grauenhaften Haſt der Liebe, des Hungers und des Haſſes — ich ſpreche von London.

Schickt einen Philoſophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philoſophen hin und ſtellt ihn an eine Ecke von Cheapſide, er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der letzten Leipziger Meſſe; und wie die Menſchenwogen ihn umrauſchen, ſo wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufſteigen, der ewige Geiſt, der darüber ſchwebt, wird ihn anwehen, die verborgenſten Geheimniſſe der geſellſchaftlichen Ordnung werden ſich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsſchlag der Welt hörbar vernehmen und ſichtbar ſehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt iſt, die thätige, mächtige rechte Hand, ſo iſt jene Straße, die von der Börſe nach Downingſtreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber ſchickt keinen Poeten nach London! Dieſer bare Ernſt aller Dinge, dieſe koloſſale Einförmigkeit, dieſe maſchinenhafte Bewegung, dieſe Verdrießlichkeit der Freude ſelbſt, dieſes übertriebene London erdrückt die Phantaſie und zerreißt das Herz. Und wolltet ihr gar einen deutſchen Poeten hinſchicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erſcheinung ſtehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldſchmiedladen — o! dann geht es ihm erſt recht ſchlimm, und er wird von allen Seiten fortgeſchoben oder gar mit einem milden God damn! niedergeſtoßen. God damn! das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieſes Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in ſeinem Lande theurer ſind als bei uns, dennoch beſſer gefüttert und beſſer gekleidet ſein als wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen ſeine Guineen zum Fenſter hinaus, bezahlt andere Völker, daſs ſie ſich zu ſeinem Vergnügen herumboxen, giebt dabei ihren reſpektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deſshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu ſolchen Ausgaben anzuſchaffen, Tag und Nacht muſs er ſein Gehirn anſtrengen zur Erfindung neuer Maſchinen, und er ſitzt und rechnet im Schweiße ſeines Angeſichts, und rennt und läuft, ohne ſich viel umzuſehen, vom Hafen nach der Börſe, von der Börſe nach dem Strand, und da iſt es ſehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapſide einen armen deutſchen Poeten, der, einen Bilderladen angaffend, ihm in dem Wege ſteht, etwas unſanft auf die Seite ſtößt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapſide angaffte, war der Übergang der Franzoſen über die Bereſina.

Als ich, aus dieſer Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die toſende Straße blickte, wo ein buntſcheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Poſtkutſchen, darunter auch ein Leichenzug, ſich brauſend, ſchreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da ſchien es mir, als ſei ganz London ſo eine Bereſinabrücke, wo Jeder in wahnſinniger Angſt, um ſein bischen Leben zu friſten, ſich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger niederſtampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren iſt, wo die beſten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tauſende, die, ſterbensmatt und blutend, ſich vergebens an den Planken der Brücke feſtklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabſtürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher iſt es dagegen in unſerem lieben Deutſchland! Wie traumhaft gemach, wie ſabbathlich ruhig bewegen ſich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenſchein glänzen die Uniformen und Häuſer, an den Flieſen flattern die Schwalben, aus den Fenſtern lächeln dicke Juſtizräthinnen, auf den hallenden Straßen iſt Platz genug: die Hunde können ſich gehörig anriechen, die Menſchen können bequem ſtehen bleiben und über das Theater diskurieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vicelümpchen mit bunten Bändchen auf dem abgeſchabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarſchälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeitänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen, über die Großartigkeit London's, wovon ich ſo Viel gehört, nicht zu erſtaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der ſich vornahm, die Prügel, die er empfangen ſollte, nicht zu fühlen. Die Sache beſtand eigentlich in dem Umſtande, daſs er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und ſtatt Deſſen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Platze, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläſte, und ſah Nichts als lauter kleine Häuſer. Aber eben die Gleichförmigkeit derſelben und ihre unabſehbare Menge imponiert ſo gewaltig.

Dieſe Häuſer von Ziegelſteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; ſie ſind alle von derſelben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenſter breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornſteinen geziert, die wie blutig ausgeriſſene Zähne ausſehen, dergeſtalt, daſs die breiten, regelrechten Straßen, die ſie bilden, nur zwei unendlich lange kaſernenartige Häuſer zu ſein ſcheinen. Dieſes hat wohl ſeinen Grund in dem Umſtande, daſs jede engliſche Familie, und beſtände ſie auch nur aus zwei Perſonen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes

Kaſtell, bewohnen will, und reiche Spekulanten, ſolchem Bedürfnis entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin ſie die Häuſer einzeln wieder verhökern. In den Hauptſtraßen der City, demjenigen Theile London's, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwiſchen den neuen zerſtreut ſind, und wo auch die Vorderſeiten der Häuſer mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und en Relief, bis ans Dach bedeckt ſind: da iſt jene charakteriſtiſche Einförmigkeit der Häuſer nicht ſo auffallend, um ſo weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beſchäftigt wird durch den wunderbaren Anblick neuer und ſchöner Gegenſtände, die an den Fenſtern der Kaufläden ausgeſtellt ſind. Nicht bloß dieſe Gegenſtände ſelbſt machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Aſtrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns ſo finished und einladend entgegenglänzt, ſondern auch die Kunſt der Aufſtellung, Farbenkontraſt und Mannigfaltigkeit giebt den engliſchen Kaufläden einen eignen Reiz; ſelbſt die alltäglichſten Lebensbedürfniſſe erſcheinen in einem überraſchenden Zauberglanze, gewöhnliche Eßwaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, ſogar rohe Fiſche liegen ſo wohlgefällig appretiert, daſs uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleiſch liegt wie gemalt auf ſaubern, bunten Porzellantellerchen, mit lachender Peterſilie umkränzt, ja Alles erſcheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch ſo beſcheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menſchen ſind nicht ſo heiter wie auf dieſen holländiſchen Gemälden, mit den ernſthafteſten Geſichtern verkaufen ſie die luſtigſten Spielſachen, und Zuſchnitt und Farbe ihrer Kleidung iſt gleichförmig wie ihre Häuſer.

Auf der entgegengeſetzten Seite London's, die man das Weſtende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beſchäftigte Welt lebt, iſt jene Einförmigkeit noch vorherrſchender; doch giebt es hier ganz lange, gar breite Straßen, wo alle Häuſer groß wie Palläſte, aber äußerlich Nichts weniger als ausgezeichnet ſind, außer daſs man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäuſern London's, die Fenſter der erſten Etage mit eiſengittrigen Balkonen verziert ſieht und auch au rez de chaussée ein ſchwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geſchützt wird. Auch findet man in dieſem Theile der Stadt große Squares:

Reihen von Häuſern gleich den obenbeſchriebenen, die ein Viereck bilden, in deſſen Mitte ein von ſchwarzem Eiſengitter umſchloſſener Garten mit irgend einer Statue befindlich iſt. Auf allen dieſen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Überall ſtarrt Reichthum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen London's durchwandert und nicht juſt in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, ſieht daher Nichts oder ſehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden iſt. Nur hie und da am Eingange eines dunklen Gäßchens ſteht ſchweigend ein zerſetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Bruſt, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn dieſe Augen noch ſchön ſind, ſchaut man einmal hinein — und erſchrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geſchaut hat. Die gewöhnlichen Bettler ſind alte Leute, meiſtens Mohren, die an den Straßenecken ſtehen und, was im kothigen London ſehr nützlich iſt, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Geſellſchaft des Laſters und des Verbrechens ſchleicht erſt des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie ſcheut das Tageslicht um ſo ängſtlicher, je grauenhafter ihr Elend kontraſtiert mit dem Übermuthe des Reichthums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt ſie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäſschen, und da ſieht ſie mit ſtummen, ſprechenden Augen und ſtarrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geſchäftig-geldklimpernd vorübereilt, oder zu dem müßigen Lord, der wie ein ſatter Gott auf hohem Roſs einherreitet und auf das Menſchengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameiſen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geſchöpfe, deren Luſt und Schmerz mit ſeinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menſchengeſindel, das am Erdboden feſtklebt, ſchwebt Englands Nobility wie Weſen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Abſteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Geſellſchaftsſaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken ſchweben ſie dahin, und ihr Gold iſt ein Talisman, der ihre tollſten Wünſche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muſs dein Hunger ſein, dort wo Andere im höhnenden Überfluſſe ſchwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brotkruſte in den Schoß geworfen, wie bitter müſſen die Thränen ſein, womit du ſie erweichſt! Du vergifteſt dich mit deinen eigenen Thränen. Wohl haſt du Recht, wenn du dich zu dem Laſter und Verbrechen geſellſt. Ausgeſtoßene Verbrecher tragen oft mehr Menſchlichkeit im Herzen, als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Böſen erloſchen iſt, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laſter iſt nicht immer Laſter. Ich habe Weiber geſehen, auf deren Wangen das rothe Laſter gemalt war, und in ihrem Herzen wohnte himmliſche Reinheit. Ich habe Weiber geſehen — ich wollt', ich ſähe ſie wieder! —

III.

Die Engländer.

Unter den Bogengängen der Londoner Börſe hat jede Nation ihren angewieſenen Platz, und auf hochgeſteckten Täfelchen lieſt man die Namen: Ruſſen, Spanier, Schweden, Deutſche, Malteſer, Juden, Hanſeaten, Türken u. ſ. w. Vormals ſtand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name ſeiner Nation geſchrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort ſuchen; die Menſchen ſind fortgerückt; wo einſt Spanier ſtanden, ſtehen jetzt Holländer, die Hanſeaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken ſucht, findet man jetzt Ruſſen, die Italiäner ſtehen, wo einſt die Franzoſen geſtanden, ſogar die Deutſchen ſind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börſe, ſo auch in der übrigen Welt ſind die alten Täfelchen ſtehen geblieben, während die Menſchen darunter weggeſchoben worden und Andere an ihre Stelle gekommen ſind, deren neue Köpfe ſehr ſchlecht paſſen zu der alten Aufſchrift. Die alten ſtereotypen Charakteriſtiken der Völker, wie wir ſolche in gelehrten Kompendien und Bierſchenken finden, können uns Nichts mehr nutzen und nur zu troſtloſen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unſern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unſerer weſtlichen Nachbaren ſich allmählig umgeſtalten ſahen, ſo können wir ſeit Aufhebung der Kontinentalſperre eine ähnliche Umwandlung jenſeits des Kanales wahrnehmen. Steife, ſchweigſame Engländer wallfahren ſcharenweis nach Frankreich, um dort ſprechen und ſich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr ſieht man mit Erſtaunen, daſs ihnen die Zunge gelöſt iſt, daſs ſie nicht mehr wie ſonſt zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefſteak und Plumpudding zufrieden ſind. Ich ſelbſt habe einen ſolchen Engländer geſehen, der in Taviſtock-Tavern etwas Zucker zu ſeinem Blumenkohl verlangt hat, eine Ketzerei gegen die ſtrenge anglikaniſche Küche, worüber der Kellner faſt rücklings fiel, indem gewiſs ſeit der römiſchen Invaſion der Blumenkohl in England nie anders als in Waſſer abgekocht und ohne ſüße Zuthat verzehrt worden.

Es war derſelbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie geſehen, ſich zu mir ſetzte und einen ſo zuvorkommend franzöſiſchen Diskurs anfing, daſs ich nicht umhin konnte, ihm zu geſtehen, wie ſehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend ſei, worauf er ohne Lächeln eben ſo freimüthig entgegnete, daſs er mit mir ſpräche, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu üben.

Es iſt auffallend, wie die Franzoſen täglich nachdenklicher, tiefer und ernſter werden, in eben dem Maße, wie die Engländer dahin ſtreben, ſich ein legères, oberflächliches und heiteres Weſen anzueignen; wie im Leben ſelbſt, ſo auch in der Literatur. Die Londoner Preſſen ſind vollauf beſchäftigt mit faſhionablen Schriften, mit Romanen, die ſich in der glänzenden Sphäre des high life bewegen oder dasſelbe abſpiegeln, wie z. B. Almacks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher letztere Roman die beſte Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländiſchen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, ſchwerfällige Leichtigkeit, ſaure Süßelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen Weſt-London's herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die franzöſiſche Preſſe, jene ächte Repräſentantin des Geiſtes und Willens der Franzoſen! Wie ihr großer Kaiſer die Muße ſeiner Gefangenſchaft dazu anwandte, ſein Leben zu diktieren, uns die geheimſten Rathſchlüſſe ſeiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felſen von St. Helena in einen Lehrſtuhl der Geſchichte zu verwandeln, von deſſen Höhe die Zeitgenoſſen gerichtet und die ſpäteſten Enkel belehrt werden: ſo haben auch die Franzoſen ſelbſt angefangen, die Tage ihres Miſsgeſchicks, die Zeit ihrer politiſchen Unthätigkeit ſo rühmlich als möglich zu benützen; auch ſie ſchreiben die Geſchichte ihrer Thaten; jene Hände, die ſo lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem ſie zur Feder greifen, die ganze Nation iſt gleichſam beſchäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt ſie meinem Rathe, ſo veranſtaltet ſie noch eine ganz beſondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübſch kolorierten Abbildungen von der Einnahme der Baſtille, dem Tuilerienſturm u. dgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden ſuchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzoſen von ſich abſtreifen, ſo muſs ich nachträglich bemerken, daſs ein ſolches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerſtande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nation, beſonders die Kaufleute in den Fabrikſtädten und faſt alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte ſagen Puritanismus, ſo daſs dieſer gottſelige Theil des Volkes mit den weltlich geſinnten Vornehmen auf dieſelbe Weiſe kontraſtiert wie die Kavaliere und Stutzköpfe, die Walter Scott in ſeinen Romanen ſo wahrhaft ſchildert.

Man erzeigt dem ſchottiſchen Barden zu viel Ehre, wenn man glaubt, ſein Genius habe die äußere Erſcheinung und innere Denkweiſe dieſer beiden Parteien der Geſchichte nachgeſchaffen, und es ſei ein Zeichen ſeiner Dichtergröße, daſs er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht anthut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betſtuben von Liverpool und Mancheſter, und dann in die faſhionablen Salons von Weſt-London, ſo ſieht man deutlich, daſs Walter Scott bloß ſeine eigene Zeit abgeſchrieben und ganz heutige Geſtalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daſs er von der einen Seite ſelbſt als Schotte durch

Erziehung und Nationalgeiſt eine puritaniſche Denkweiſe eingeſogen hat, auf der andern Seite als Tory, der ſich gar ein Spröſsling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich geſinnt ſein muſs, und daher ſeine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfaſſen und zugleich durch deren Gegenſatz neutraliſiert werden: ſo erklärt ſich ſehr leicht ſeine Unparteilichkeit bei der Schilderung der Ariſtokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unparteilichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitete, als dürften wir in ſeiner Geſchichte Napoleon's eine eben ſo treue fair play-Schilderung der franzöſiſchen Revolutionshelden von ihm erwarten*).

Wer England aufmerkſam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritaniſche, in ihrer widerwärtigſten Blüthe und, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihren Zweikampf zu beobachten. Eine ſolche Gelegenheit gab ganz beſonders der famöſe Proceſs des Herrn Wakefield, eines luſtigen Kavaliers, der gleichſam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn

---

*) Heine's prophetiſche Vorkritik über das angekündigte „Leben Napoleon Bonaparte's von Walter Scott“ findet ſich in den „Reiſebildern“; Sämmtl. Werke, Bd. I. S. 170 ff.

Anmerkung des Herausgebers.

Turner, eines Liverpooler Kaufmanns, entführt und zu Gretna Green, wo ein Schmied wohnt, der die ſtärkſten Feſſeln ſchmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängeriſche Sippſchaft, das ganze Volk der Auserleſenen Gottes, ſchrie Zeter über ſolche Verruchtheit, in den Betſtuben Liverpool's erflehte man die Strafe des Himmels über Wakefield und ſeinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verſchlingen ſollte wie die Rotte des Korah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch ſicherer zu ſein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtsſälen London's der Zorn des Kings-Bench, des Großkanzlers und ſelbſt des Oberhauſes auf die Entweiher des heiligſten Sakramentes herabplädirt — während man in den faſhionablen Salons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu ſcherzen und zu lachen wuſſte. Am ergötzlichſten zeigte ſich mir dieſer Kontraſt beider Denkweiſen, als ich einſt in der großen Oper neben zwei dicken Mancheſternen Damen ſaß, die dieſen Verſammlungsort der vornehmen Welt zum erſten Male in ihrem Leben beſuchten, und den Abſcheu ihres Herzens nicht ſtark genug kundgeben konnten, als das Ballett begann, und die hochgeſchürzten ſchönen Tänzerinnen ihre üppig graciöſen Bewegungen zeigten, ihre lieben langen, laſterhaften Beine ausſtreckten, und plötzlich bacchantiſch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme ſtürzten; die warme Muſik, die Urkleider von fleiſchfarbigem Trikot, die Naturalſprünge, Alles vereinigte ſich, den armen Damen Angſtſchweiß auszupreſſen, ihre Buſen errötheten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten ſie beſtändig, und ſie waren ſo ſehr von Schrecken gelähmt, daſs ſie nicht einmal das Perſpektiv vom Auge fortnehmen konnten und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieſer Situation ſitzen blieben.

Trotz dieſen entgegengeſetzten Geiſtes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im engliſchen Volke eine Einheit der Geſinnung, die eben darin beſteht, daſs es ſich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen ſich immerhin wechſelſeitig haſſen und verachten, dennoch hören ſie nicht auf, Engländer zu ſein; als Solche ſind ſie einig und zuſammengehörig, wie Pflanzen, die aus demſelben Boden hervorgeblüht und mit dieſem Boden wunderbar verwebt ſind. Daher die geheime Übereinſtimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim erſten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widerſprüche dünken will. Überreichthum und Miſère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtſchaft, Grauſamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, dieſe Gegenſätze in ihren tollſten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten ſummende Maſchinen, Zahlen, Gaslichter, Schornſteine, Zeitungen, Porterkrüge, geſchloſſene Mäuler, alles Dieſes hängt ſo zuſammen, daß wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unſer Erſtaunen oder Lachen erregen würde, erſcheint uns als ganz gewöhnlich und ernſthaft in ſeiner Vereinigung.

Ich glaube aber, ſo wird es uns überall geben, ſogar in ſolchen Landen, wovon wir noch ſeltſamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unſere Reiſeluſt, unſere Begierde, fremde Länder zu ſehen, beſonders wie wir ſolche im Knabenalter empfinden, entſteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraſte, durch jene geiſtige Maskeradeluſt, wo wir Menſchen und Denkweiſe unſerer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und ſolchermaßen unſere beſten Bekannten in die fremden Koſtüme und Sitten vermummen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, ſo ſind es die Damen unſerer Vaterſtadt, die ſchwarz angeſtrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unſerer

Vorſtellung umhertanzen, während unſere jungen Schöngeiſter als Buſchklepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpol-Länder, ſo ſehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Geſichter, unſere Muhme fährt in ihrem Hundeſchlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der Bärenhaut und ſäuft ruhig ſeinen Morgenthran, die Frau Acciſe-Einnehmerin, die Frau Inſpektorin und die Frau Infibulationsräthin hocken beiſammen und kauen Talglichter u. ſ. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, ſo ſehen wir bald, daſs dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daſs die Geſichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfniſſen paſſen, ja daſs Pflanzen, Thiere, Menſchen und Land ein zuſammenſtimmendes Ganze bilden.

IV.

John Bull.

(Überſetzt aus einer engliſchen Beſchreibung London's.)

Es ſcheint, als ob die Irländer durch ein unveränderliches Geſetz ihrer Natur den Müßiggang als das echte, charakteriſtiſche Kennzeichen eines Gentlemans betrachten; und da ein Jeder dieſes Volkes, kann er auch aus Armuth nicht einmal ſein gentiles Hintertheil bedecken, dennoch ein geborener Gentleman iſt, ſo geſchieht es, daſs verhältnismäßig wenige Sprößlinge des grünen Erin ſich mit den Kaufleuten der City vermiſchen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine Erziehung genoſſen, und Solcher zählt man wohl die Meiſten, ſind Taglohn-Gentlemen (gentlemen day-labourers), und die übrigen ſind Gentlemen an und für ſich ſelbſt. Könnten ſie durch einen raſchen coup de main zum Genuſſe eines merkantiliſchen Reichthums gelangen, ſo würden ſie ſich wohl gerne dazu entſchließen; aber ſie können ſich nicht auf dreifüßige Komptoirſtübchen niederlaſſen und über Pulte und lange Handelsbücher gebeugt liegen, um ſich langſame Schätze zu erknickern.

Dergleichen aber iſt ganz die Sache eines Schotten. Sein Verlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, iſt ebenfalls ziemlich heftig; aber ſeine Hoffnungen ſind weniger ſanguiniſch als beharrlich, und mühſame Ausdauer erſetzt das momentane Feuer. Der Irländer ſpringt und hüpft wie ein Eichhörnchen; und wenn er, was oft geſchieht, ſich an Stamm und Zweigen nicht feſt genug hielt, ſchießt er herab in den Koth, ſteht dort beſudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge von Hin- und Herſprüngen werden Vorbereitungen zu einem neuen Verſuche, der wahrſcheinlich eben ſo fruchtlos ablaufen wird. Hingegen der zögernde Schotte wählt ſich ſeinen Baum mit großer Sorgfalt, er unterſucht, ob er gut gewachſen iſt und ſtark genug, ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd, um nicht von den Stürmen des Zufalls niedergeblaſen zu werden. Er ſorgt auch, daſs die niedrigſten Äſte ganz in ſeinem Bereiche ſind und durch eine bequeme Folge von Knoten an der Rinde ſein Aufſchwingen ſicher vollbracht werden kann. Er beginnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor er ſich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, ehe er ſicher iſt, daſs der andre recht feſt ſteht. Andre Leute, welche hitziger und minder bedächtig ſind, klimmen über ihn fort, und beſpötteln die ängſtliche Langſamkeit ſeiner Fortſchritte; aber Das kümmert ihn wenig, er klettert weiter, geduldig und beharrlich, und wenn Jene niederpurzeln und er oben auf iſt, ſo kömmt das Lachen an ihn, und er lacht recht herzlich.

Dieſe bewunderungswerthe Fähigkeit des Schotten ſich in Handelsgeſchäften hervorzuthun, ſeine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen ſeinen Vorgeſetzten, die beſtändige Haſt, womit er ſein Segel nach jedem Winde aufſpannt, hat nicht allein bewirkt, daſs man in den Handelshäuſern London's eine Unzahl ſchottiſcher Schreiber, ſondern auch Schotten als Kompagnons finden kann. Dennoch vermochten die Schotten keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einfluſſes, dieſer Sphäre der Londoner Geſellſchaft ihren Nationalcharakter einzuprägen. Eben jene Eigenſchaften, wodurch ſie beim Anfang ihrer Laufbahn die beſten Diener ihrer Obern und ſpäterhin die beſten Aſſociés ſind, bewirken auch, daſs ſie die Sitten und den Geſchmack ihrer Umgebung nachäffen. Außerdem finden ſie, daſs jene Gegenſtände, worauf ſie zu Hauſe den höchſten Werth legten, in ihrer neuen Heimath wenig geachtet werden. Ihre kleinliche Feudalverbindungen, ihre prahlende Vetterſchaft mit irgend einem unbarbierten Eigenthümer von zwei oder drei kahlen Bergen, ihre Legenden von zwei oder drei außerordentlichen Männern, deren Namen man niemals außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritaniſche Mäßigkeit, worin ſie erzogen worden, und die Sparſamkeit, die ſie ſich zu eigen gemacht — all Dergleichen ſtimmt nicht überein mit den poſitiven und verſchwenderiſchen Gewöhnungen John Bull's.

Das Gepräge John Bull's iſt ſo tief und ſcharf, wie das einer griechiſchen Denkmünze; und wo und wie man ihn findet, ſei es in London oder in Kalkutta, ſei es als Herr oder als Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall iſt er ein Weſen wie eine plumpe Thatſache, ſehr ehrlich, aber kalt und durchaus abſtoßend. Er hat ganz die Solidität einer materiellen Subſtanz, und man kann nie umhin zu bemerken, daſs, wo er auch ſei und mit wem er auch ſei, John Bull ſich doch immer als die Hauptperſon betrachtet — ſo wie auch, daſs er niemals Rath oder Lehre von Demjenigen annehmen wird, der ſich vorher die Miene gegeben, als ob er Deſſen bedürfe. Und wo er auch ſei, bemerkt man: ſein eigner Komfort, ſein eigner, unmittelbarer, perſönlicher Komfort, iſt der große Gegenſtand all' ſeiner Wünſche und Beſtrebungen.

Denkt John Bull, daſs Ausſicht zu irgend einem Gewinn vorhanden ſei, ſo wird er ſchon beim erſten Zuſammentreffen ſich mit Jemand einlaſſen. Will man aber einen intimen Freund an ihm haben, ſo muſs man ihm wie einem Frauenzimmer die Kour machen; hat man endlich ſeine Freundſchaft erlangt, ſo findet man bald, daſs ſie nicht der Mühe werth war. Vorher, ehe man ſich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue Höflichkeit, und was er nachher zu geben hat, iſt nicht Viel mehr. Man findet bei ihm eine mechaniſche Förmlichkeit und ein offenes Bekenntnis jener Selbſtſucht, welche andre Leute vielleicht eben ſo ſtark beſitzen, aber gar ſorgſam verbergen, ſo daſs uns das koſtbarſte Gaſtmahl eines Engländers kaum halb ſo gut ſchmeckt wie die Hand voll Datteln des Beduinen in der Wüſte.

Aber während John Bull der kälteſte Freund iſt, iſt er der ſicherſte Nachbar, und der gradſinnigſte und generöſeſte Feind; während er ſein eigenes Schloſs wie ein Paſcha hütet, ſucht er nie in ein fremdes einzudringen. Komfort und Unabhängigkeit — unter dem Einen verſteht er die Befugnis, ſich Alles zu kaufen, was zu ſeiner bequemſten Behaglichkeit beitragen kann, unter dem andern Ausdruck verſteht er das Gefühl, daſs er Alles thun kann, was er will, und Alles ſagen kann, was er denkt — dieſe beiden ſind ihm die Hauptſache, und da kümmert er ſich wenig um die zufälligen und vielleicht chimäriſchen Auszeichnungen, die in der übrigen Welt ſo viel Plag' und Noth hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in hinlänglicher Fülle — iſt nicht der Stolz des Haman: Wenig kümmert es ihn, ob Mardachai, der Jude, lang und breit vor der Thüre ſeines Hauſes ſitzt, nur dafür ſorgt er, daſs beſagter Mardachai nicht ins Haus hineinkomme, ohne ſeine ſpecielle Erlaubnis, die er ihm gewiſs nur dann gewährt, wenn es zuſammenſtimmt mit ſeinem eigenen Vortheil und Komfort.

Sein Stolz iſt ein engliſches Gewächs; obſchon er ziemlich viel prahlt, ſo iſt ſeine Prahlerei doch nicht von der Art anderer Völker. Nie ſieht man, daſs er ſich auf Rechnung ſeiner Vorfahren irgend ein Air von Würde beimeſſe; wenn John Bull ſeine Taſchen voll Guineen hat und ein Mann geworden iſt, der warm ſitzt, ſo kümmert es ihn keinen Pfifferling, ob ſein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenſchieber. „Jedermann iſt er ſelbſt und er iſt nicht ſein Vater“ iſt John's Theorie, und nach dieſer richtet er ſeine Handlungen. Er prahlt nur damit, daſs er ein Engländer iſt, daſs er irgendwo zwiſchen Lowestoſt und St. Davids und zwiſchen Penzance und Berwick das Licht des Tages erblickte und thut ſich auf dieſen Umſtand mehr zu Gut, als wenn er auf irgend einem andern Fleck dieſes Planeten geboren worden wäre. Denn Alt-England gehört ihm, und er gehört Alt-England. Dieſem aber iſt Nichts gleich auf der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, die ganze Welt unterrichten, und wenn es darauf ankäme, auch die ganze Welt erobern.

Aber Das iſt nur im Allgemeinen geſagt; denn erſucht man John auf das Beſondere einzugehen, und rückt ihm etwas näher zu Leibe, ſo findet man, daſs in dieſem geprieſenen England eigentlich doch Nichts vorhanden iſt, womit er ganz zufrieden wäre, außer ihm ſelbſt.

Man erwähne gegen ihn den König, denſelben König, deſſen Thron er mit ſo großem Stolz auf ſeinen Schultern trägt — und gleich klagt er über Verſchwendung im königlichen Hausſtand, Beſtechlichkeit und königliche Gunſt, wachſenden bedrohlichen Einfluſs der Krone, und betheuert, daſs, wenn nicht bedeutende, ſchnelle Eingriffe und Beſchränkungen ſtattfinden, ſo wird England bald nicht mehr England ſein. Erwähnt man gegen ihn die Parlamente — ſo brummt er und verdammt beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunſt und das Unterhaus durch Parteiweſen und Beſtechungen gefüllt werden, und vielleicht verſichert er obendrein, England würde beſſer daran ſein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gegen ihn die Kirche — ſo bricht er aus in ein Zetergeſchrei über Zehnten und über gemäſtete Pfaffen, die das Wort Gottes zu ihrer Domäne gemacht haben und alle mühſamen Früchte fremder Arbeit in geiſtlichem Müßiggang verzehren. Erwähnt man die öffentliche Meinung und den großen Vortheil der ſchnellen Verbreitung aller Art von Mittheilung — ſo beklagt er ganz ſicher, daß der Irrthum auf dieſen verbeſſerten Wegen eben ſo ſchnell reiſt wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgiebt, um ſich neue dafür anzuſchaffen. Kurz, in England giebt es keine einzige Inſtitution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft ſein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrt er über das Klima eben ſo ſtark wie über Dinge, die von Menſchen herrühren. Selbſt mit den Gütern, die er ſelbſt erworben, iſt er unzufrieden, wenn man ihn näher ausforſcht. Obſchon er große Reichthümer zuſammengeſcharrt hat, ſo iſt doch ſein beſtändiger Refrain, daſs er zu Grunde geh'; er iſt bettelarm, während er zwiſchen aufgehäuften Schätzen in einem Pallaſte wohnt; und er ſtirbt vor Hunger — während er ſo rund gefüttert iſt, daſs er mit ſeinem Schmerbauche Mühe hat, ſich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuſchieben. Nur Eins giebt es, was ſein vollſtändiges Lob erhält, ſelbſt wenn man es ganz beſonders erwähnt — und Das iſt die Flotte, die Kriegsſchiffe, Alt-Englands hölzerne Wälle: und dieſe lobt er vielleicht, weil er ſie nie ſieht.

Indeſſen, wir wollen dieſe Tadelſucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen, England zu Dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt iſt. Dieſer Murrſinn des rauhen, halsſtarrigen, aber ehrlichen John Bull's iſt vielleicht das Bollwerk britiſcher Größe im Ausland und brittiſcher Freiheit daheim, und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu ſchätzen wiſſen, ſo verdanken ſie doch das reelle Gute, das ſie beſitzen, weit eher John Bull's beharrlichem Knurren als der nachgiebigen Philoſophie des Schotten oder dem ſtürmiſchen Feuer des Irländers. Dieſe beiden Völker, in der jetzigen Klemme, ſcheinen nicht Kraft und Ausdauer genug zu beſitzen, ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgend ein Widerſtand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leiſten iſt oder eine Maßregel für das allgemeine Beſte ergriffen werden ſoll, ſo zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daſs in den meiſten Fällen mit einem ſolchen Widerſtand und einer ſolchen Maßregel Niemand anders hervortritt als John Bull, der mürriſche, ſelbſtſüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vordringende und durchdringende John Bull.

V.

The life of Napoleon Buonaparte

by

Walter Scott.

Armer Walter Scott! Wäreſt du reich geweſen, du hätteſt jenes Buch nicht geſchrieben, und wäreſt kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Conſtable'ſchen Maſſe kamen zuſammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahieren und Dividieren ſchüttelten ſie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb Nichts übrig als Lorberen und Schulden. Da geſchah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte ſich auch einmal im Heroismus verſuchen, er entſchloſs ſich zu einer cessio bonorum, der Lorber des großen Unbekannten wurde taxiert, um große bekannte Schulden zu decken — und ſo entſtand in hungriger Geſchwindigkeit, in bankrotter Begeiſterung das Leben Napoleon's, ein Buch, das von den Bedürfniſſen des neugierigen Publikums im Allgemeinen und des engliſchen Miniſteriums insbeſondere gut bezahlt werden ſollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr ſämmtlichen Philiſter des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämertugend, die Alles aufopfert, um die Wechſel am Verfalltage einzulöſen — nur mir muthet nicht zu, daſs auch ich ihn lobe.

Seltſam! der todte Kaiſer iſt im Grabe noch das Verderben der Britten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter ſeinen Lorber verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man mag ſagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker ſeiner Romane mäkelten an ſeiner Größe und warfen ihm vor, er dehne ſich zu ſehr ins Breite, er gehe zu ſehr ins Detail, er ſchaffe ſeine großen Geſtalten nur durch Zuſammenſetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umſtändlichkeiten, um die ſtarken Effekte hervorzubringen — Aber, die Wahrheit zu ſagen, er glich hierin einem Millionär, der ſein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groſchen und Pfennigen herbeifahren muſs, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, ſobald man ſich über ſolche Unart und das mühſame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, ſo gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe ſie doch, und er ſei im Grunde eben ſo zahlfähig und auch wohl eben ſo reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe ſogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem Jener ſich auf dem großen Gemüſemarkte mit ſeinen großen Goldbarren, die dort keinen Kours haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groſchen und Pfennige geboten werden. Mit dieſem populären Reichthume des brittiſchen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, deſſen Münze ſo kourant war, daſs die Herzogin und die Schneidersfrau ſie mit gleichem Intereſſe annahmen, er iſt jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schickſal mahnt an die Sage von den Bergelfen, die neckiſch wohlthätig den armen Leuten Geld ſchenken, das hübſch blank und gedeihlich bleibt, ſo lange ſie es gut anwenden, das ſich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, ſobald ſie es zu nichtswürdigen Zwecken miſsbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scott's neue Zufuhr, und ſiehe da! ſtatt der blitzenden, lachenden Gröſchlein finden wir Nichts als Staub und wieder Staub. Ihn beſtraften die Bergelfen des Parnaſſus, die Muſen, die, wie alle edelſinnigen Weiber, leidenſchaftliche Napoleoniſtinnen ſind, und daher doppelt empört waren über den Miſsbrauch der verliehenen Geiſtesſchätze.

Werth und Tendenz des Scott'ſchen Werks ſind in allen Zeitſchriften Europa's beleuchtet worden. Nicht bloß die erbitterten Franzoſen, ſondern auch die beſtürzten Landsleute des Verfaſſers haben das Verdammungsurtheil ausgeſprochen. In dieſen allgemeinen Weltunwillen muſsten auch die Deutſchen einſtimmen; mit ſchwerverhaltenem Feuereifer ſprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten ſich die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und der Recenſent, der jene kalte Ruhe um ſo wohlfeiler erſchwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches ſein muſs, charakteriſiert daſſelbe mit den trefflichen Worten:

„In dieſer Erzählung iſt weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unſicher und wandelbar zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erſcheint in ſeiner beſtimmten Eigenheit, nirgends werden die ſpringenden Punkte ſichtbar, kein Ereignis wird deutlich, keines tritt in ſeiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung iſt nur äußerlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnet. In ſolcher Darſtellung muſs alles Licht der Geſchichte erlöſchen, und ſie ſelbſt wird zum nicht wunderbaren, ſondern gemeinen Märchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche ſich öfters dem Vortrag einſchieben, ſind von einer entſprechenden Art. Solch dünnlicher philoſophiſcher Bereitung iſt unſere Leſewelt längſt entwachſen. Der dürftige Zuſchnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. — —“

Dergleichen und noch ſchlimmere Dinge, die der ſcharfſinnige Berliner Recenſent, Varnhagen von Enſe, ausſpricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir ſind Alle Menſchen, und der Beſte von uns kann einmal ein ſchlechtes Buch ſchreiben. Man ſagt alsdann, es ſei unter aller Kritik, und die Sache iſt abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daſs wir in dieſem neuen Werke nicht einmal Scott's ſchönen Stil wiederfinden. In die farbloſe, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingeſtreut, vergebens ſollen glänzende Läppchen aus den Poeten die proſaiſche Blöße bedecken, vergebens wird die ganze Arche Noäh geplündert, um beſtialiſche Vergleichungen zu liefern, vergebens wird ſogar das Wort Gottes citiert, um die dummen Gedanken zu überſchilden. Noch verwunderlicher iſt es, daſs es dem Walter Scott nicht einmal gelang, ſein angeborenes Talent der Geſtaltenzeichnung auszuüben und den äußeren Napoleon aufzufaſſen. Walter Scott lernte Nichts aus jenen ſchönen Bildern, die den Kaiſer in der Umgebung ſeiner Generäle und Staatsleute darſtellen, während doch Jeder, der ſie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragiſchen Ruhe und antiken Gemeſſenheit jener Geſichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgeſichter ſo ſchauerlich erhaben kontraſtieren, und etwas Herabgeſtiegen-Göttliches beurkunden. Konnte aber der ſchottiſche Dichter nicht die Geſtalt, ſo konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaiſers begreifen, und gern verzeih' ich ihm auch die Läſterung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muſs ihm ebenfalls verzeihen, daſs er ſeinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheoſe Deſſelben ſo ſehr in Andacht geräth, daſs er, der doch ſo ſtark in Viehbildern iſt, nicht weiß, womit er ihn vergleichen ſoll. Immerhin, wie die Menſchen ſind, ſo ſind auch ihre Götter. – Stumpfſinnige Neger verehren giftige Schlangen, queräugige Baſchkiren verehren häßliche Klötze, platte Lappländer verehren Seehunde — Sir Walter Scott giebt dieſen Leuten Nichts nach, und verehrt ſeinen Wellington.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ich ihm die Gehaltloſigkeit, Irrthümer, Läſterungen und Dummheiten ſeines Buches, verzeih' ich ihm ſogar die Langeweile, die es mir verurſacht — ſo darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz deſſelben verzeihen. Dieſe iſt nichts Geringeres als die Exkulpation des engliſchen Miniſteriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In dieſem Gerichtshandel zwiſchen dem engliſchen Miniſterium und der öffentlichen Meinung," wie der Berliner Recenſent ſich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter," er verbindet Advokatenkniffe mit ſeinem poetiſchen Talente, um den Thatbeſtand und die Geſchichte zu verdrehen, und ſeine Klienten, die zugleich ſeine Patrone ſind, dürften ihm wohl außer ſeinen Sporteln noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiſer bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es iſt ein rechtes Schottenſtück, ein echt ſchottiſches Nationalſtückchen, und man ſieht, daß ſchottiſcher Geiz noch immer der alte, ſchmutzige Geiz iſt, und ſich nicht ſonderlich verändert hat ſeit den Tagen von Naſeby, wo die Schotten ihren eigenen König, der ſich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pfund Sterling an ſeine engliſchen Henker verkauft haben. Jener König iſt derſelbe Karl Stuart, den jetzt Caledonia's Barden ſo herrlich beſingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und beſingt.

Das engliſche Miniſterium hat ſeinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöffnet, und Dieſer hat im neunten Bande ſeines Werks die Aktenſtücke, die ein günſtiges Licht auf ſeine Partei und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewiſſenhaft benutzt. Deſshalb gewinnt dieſer neunte Band bei all ſeiner äſthetiſchen Werthloſigkeit, worin er den vorgehenden Bänden Nichts nachgiebt, dennoch ein gewiſſes Intereſſe; man erwartet bedeutende Aktenſtücke, und da man deren keine findet, ſo iſt Das ein Beweis, daſs deren keine vorhanden waren, die zu Gunſten der engliſchen Miniſter ſprechen — und dieſer negative Inhalt des Buches iſt ein wichtiges Reſultat.

Alle Ausbeute, die das engliſche Archiv liefert, beſchränkt ſich auf einige glaubwürdige Kommunikationen des edlen Sir Hudſon Lowe und deſſen

Myrmidonen und einige Ausſagen des General Gourgaud, der, wenn ſolche wirklich von ihm gemacht worden, als ein ſchamloſer Verräther ſeines kaiſerlichen Herrn und Wohlthäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Faktum dieſer Ausſagen nicht unterſuchen, es ſcheint ſogar wahr zu ſein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statiſten der großen Tragödie, konſtatiert hat; aber ich ſehe nicht ein, was im günſtigſten Falle dadurch bewieſen wird, außer daſs Sir Hudſon Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hilfsmitteln ſolcher Art und erbärmlichen Suggeſtionen behandelt Walter Scott die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleon's, und bemüht ſich, uns zu überzeugen, daſs der Exkaiſer — ſo nennt ihn der Exdichter — nichts Klügeres thun konnte, als ſich den Engländern zu übergeben, obgleich er ſeine Abführung nach St. Helena vorauswiſſen muſſte, daſs er dort ganz charmant behandelt worden, indem er vollauf zu eſſen und zu trinken hatte, und daſs er endlich friſch und geſund und als ein guter Chriſt an einem Magenkrebſe geſtorben.

Walter Scott, indem er ſolchermaßen den Kaiſer vorausſehen läſſt, wie weit ſich die Generoſität der Engländer erſtrecken würde, nämlich bis St. Helena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf, die tragiſche Erhabenheit ſeines Unglücks habe ihn ſelbſt ſo gewaltig begeiſtert, daſs er civiliſierte Engländer für perſiſche Barbaren und die Beefſteakküche von St. James für den Herd eines großen Königs anſah — und eine heroiſche Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiſer zu dem größten Dichter, der jemals auf dieſer Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernſthaft inſinuiert, daſs alle jene denkwürdigen Schriften, die ſeine Leiden auf St. Helena berichten, ſämmtlich von ihm ſelbſt diktiert worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daſs dieſer Theil des Walter Scott'ſchen Buches, ſo wie überhaupt die Schriften ſelbſt, wovon er hier ſpricht, abſonderlich die Memoiren von O'Meara, auch die Erzählung des Kapitän Maitland, mich zuweilen an die poſſenhafteſte Geſchichte von der Welt erinnert, ſo daſs der ſchmerzlichſte Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Lachluſt übergehen will. Dieſe Geſchichte iſt aber keine andere als „Die Schickſale des Lemuel Gulliver,“ ein Buch, worüber ich einſt als Knabe ſo viel gelacht, und worin gar ergötzlich zu leſen iſt, wie die kleinen Lilliputaner nicht wiſſen, was ſie mit dem großen Gefangenen anfangen ſollen, wie ſie tauſendweiſe an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härchen feſtbinden, wie ſie mit großen Anſtalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie ſie über die Menge Lebensmittel klagen, die ſie ihm täglich verabreichen müſſen, wie ſie ihn im Staatsrath anſchwärzen und beſtändig jammern, daſs er dem Lande zu Viel koſte, wie ſie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da ſein Leichnam eine Peſt hervorbringen könne, wie ſie ſich endlich zur glorreichſten Großmuth entſchließen, und ihm ſeinen Titel laſſen und nur ſeine Augen ausſtechen wollen u. ſ. w. Wahrlich, überall iſt Lilliput, wo ein großer Menſch unter kleine Menſchen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichſte Weiſe ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausſtehen; aber hätte der Dechant Swift in unſerer Zeit ſein Buch geſchrieben, ſo würde man in deſſen ſcharfgeſchliffenem Spiegel nur die Gefangenſchaftsgeſchichte des Kaiſers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Geſichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluſs des Märchens von St. Helena iſt anders, der Kaiſer ſtirbt an einem Magenkrebs, und Walter Scott verſichert uns, Das ſei die alleinige Urſache ſeines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widerſprechen. Die Sache iſt nicht unmöglich. Es iſt möglich, daſs ein Mann, der auf der Folterbank geſpannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluſs ſtirbt. Aber die böſe Welt wird ſagen, die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böſe Welt hat ſich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieſer gute Mann, der ſonſt ſo bibelfeſt iſt und gern das Evangelium citiert, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orkane, der beim Tode Napoleon's ausbrach, nichts Anders ſieht, als ein Ereignis, das auch beim Tode Cromwell's ſtattfand, ſo hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleon's als die entſetzlichſte Untbat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den advocatum diaboli, die Heiligſprechung des todten Kaiſers ſtrömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäiſchen Vaterlandes verachten ſeine kleinen Henker und den großen Barden, der ſich zu ihrem Komplicen geſungen, die Muſen werden beſſere Sänger zur Feier ihres Lieblings begeiſtern, und wenn einſt Menſchen verſtummen, ſo ſprechen die Steine, und der Martyrfelſen St. Helena ragt ſchauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Jahrtauſenden ſeine ungeheure Geſchichte.

VI.

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt ſich gleich ein großes ſchwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Pallaſt des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Kriminalgefängnis, und da ſieht man nur eine hohe Wand von wetterſchwarzen Quadern, worin zwei Niſchen mit eben ſo ſchwarzen allegoriſchen Figuren, und, wenn ich nicht irre, ſtellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen iſt, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes iſt der Altar dieſer Göttin, nämlich das Fenſter, wo das Galgengerüſt zu ſtehen kommt, und endlich rechts befindet ſich der Kriminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Seſſionen gehalten werden. Hier iſt ein Thor, das gleich den Pforten der Dante'ſchen Hölle die Inſchrift tragen ſollte:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieſes Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abſchaum des Pöbels verſammelt iſt, um die Verbrecher durchpaſſieren zu ſehen; auch ſtehen hier Freunde und Feinde Derſelben, Verwandte, Bettelkinder, Blödſinnige, beſonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einſicht als Richter und Jury, trotz all ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der Gerichtsthüre eine alte Frau geſehen, die im Kreiſe ihrer Gevatterinnen den armen ſchwarzen William beſſer vertheidigte, als drinnen im Saale Deſſen grundgelehrter Advokat — wie ſie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwiſchte, ſchien auch William's ganze Schuld vertilgt zu ſein.

Im Gerichtsſaale ſelbſt, der nicht beſonders groß, iſt unten vor der ſogenannten Bar (Schranken) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben an beiden Seiten ſehr geräumige Galerien mit erhöheten Bänken, wo die Zuſchauer Kopf über Kopf geſtapelt ſtehen.

Als ich Old Bailey beſuchte, fand auch ich Platz auf einer ſolchen Galerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratifikation eines Shillings erſchloſſen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury ſich erhob, um zu urtheilen, ob der ſchwarze William des angeklagten Verbrechens ſchuldig oder nicht ſchuldig ſei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen London's, ſitzen die Richter in blauſchwarzer Toga, die hellviolett gefüttert iſt, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perücke, womit oft die ſchwarzen Augenbraunen und ſchwarzen Backenbärte gar drollig kontraſtieren. Sie ſitzen an einem langen grünen Tiſche, auf erhabenen Stühlen, am oberſten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchſtaben eine Bibelſtelle, die vor ungerechtem Richterſpruch warnt, eingegraben ſteht. An beiden Seiten ſind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber iſt der Platz der Angeklagten; Dieſe ſitzen nicht auf einem Armeſünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, ſondern aufrecht ſtehen ſie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein ſchmalgebogenes Thor ausgeſchnitten iſt. Es ſoll dabei ein künſtlicher Spiegel angebracht ſein, wodurch der Richter im Stande iſt, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor Letzteren, um ihre Nerven zu ſtärken, und Das mag zuweilen nöthig ſein, wo man angeklagt ſteht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tiſche der Richter ſah ich dergleichen grüne Kräuter und ſogar eine Roſe liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieſer Roſe hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Roſe, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem ſchrecklichen Richtertiſche von Old Bailey. Es war im Saale ſo ſchwül und dumpfig. Es ſchaute Alles ſo unheimlich mürriſch, ſo wahnſinnig ernſt. Die Menſchen ſahen aus, als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Geſichter. Hörbar klirrten die eiſernen Wagſchalen über dem Haupte des armen ſchwarzen William's.

Auch auf der Galerie bildete ſich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunſenem Geſicht die kleinen Äuglein wie Glühwürmchen hervorglimmten, machte die Bemerkung, daß der ſchwarze William ein ſehr hübſcher Burſche ſei. Indeſſen ihre Nachbarin, eine zarte, piepſende Seele in einem

Körper von ſchlechtem Poſtpapier, behauptete, er trüge das ſchwarze Haar zu lang und zottig, und blitze mit den Augen wie Herr Kean im Othello — „Dagegen," fuhr ſie fort, „iſt doch der Thomſon ein ganz anderer Menſch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er iſt ein ſehr geſchickter Menſch, er bläſt ein bischen die Flöte, er malt ein bischen, er ſpricht ein bischen Franzöſiſch" — „Und ſtiehlt ein bischen", fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was, ſtehlen!" verſetzte die dünne Nachbarin, „Das iſt doch nicht ſo barbariſch wie Fälſchung; denn ein Dieb, es ſei denn, er habe ein Schaf geſtohlen, wird nach Botany-Bay transportiert, während der Böſewicht, der eine Handſchrift verfälſcht hat, ohne Gnad' und Barmherzigkeit gehenkt wird." „Ohne Gnad' und Barmherzigkeit!" ſeufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten ſchwarzen Rock; „Hängen! kein Menſch hat das Recht, einen Andern umbringen zu laſſen, am allerwenigſten ſollten Chriſten ein Todesurtheil fällen, da ſie doch daran denken ſollten, daſs der Stifter ihrer Religion, unſer Herr und Heiland, unſchuldig verurtheilt und hingerichtet worden!" „Ei was," rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn ſo ein Fälſcher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann ſeines Vermögens ſicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthin's Lane, oder unſer Freund Herr Scott, deſſen Handſchrift ſo täuſchend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch ſein Vermögen ſo ſauer erworben, und man ſagt ſogar, er ſei dadurch reich geworden, daſs er für Geld die Krankheiten Anderer auf ſich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: Ich gebe Dir einen Sixpence, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmſt, wir geben Dir einen Shilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willſt" — „Kurios!" fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es iſt doch kurios, daſs der ſchwarze William und der Thomſon früherhin die beſten Spießgeſellen geweſen ſind, und zuſammen gewohnt und gegeſſen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomſon ſeinen alten Freund der Fälſchung anklagt! Warum iſt aber die Schweſter von Thomſon nicht hier, da ſie doch ſonſt ihrem ſüßen William überall nachgelaufen?" Ein junges ſchönes Frauenzimmer, über deſſen holdem Geſicht eine dunkle Betrübnis verbreitet lag, wie ein ſchwarzer Flor über einem blühenden Roſenſtrauch, flüſterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geſchichte, wovon ich nur ſo Viel verſtand, daſs ihre Freundin, die ſchöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geſchlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt ſie doch nicht die ſchöne Mary!“ brummte verdrießlich die dicke Dame; „viel zu mager, ſie iſt viel zu mager, als daſs man ſie ſchön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird —“

In dieſem Augenblick erſchienen die Männer der Jury und erklärten, daſs der Angeklagte der Fälſchung ſchuldig ſei. Als man hierauf den ſchwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomſon.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einſt ein Engel und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er Dieſe zum Abfall verleiten wollte, und deſshalb von der Gottheit hinuntergeſtoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabſank, ſchaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er ſank, deſto entſetzlicher und immer entſetzlicher wurde ſein Blick — Und es muſs ein ſchlimmer Blick geweſen ſein; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in ſeine Wangen, und er heißt ſeitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomſon.

VII.

Körperliche Strafe in England.

Ich kann nicht beſtimmt genug verſichern, wie ſehr ich gegen Prügel im Allgemeinen eingenommen bin, und wie ſehr ſich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenſchen insbeſondere ſehe. Der ſtolze Herr der Erde, der hohe Geiſt, der das Meer beherrſcht und die Geſetze der Sterne erforſcht, wird gewiſs durch Nichts ſo ſehr gedemüthigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodernden Hochmuth der Menſchen herabzudämpfen, erſchufen ſie die Prügel. Die Menſchen aber, deren Erfindungsgeiſt durch den brütenden Unwillen geſchärft wurde, erſchufen dagegen das Point d'honneur. Franzoſen, Japaner, indiſche Brahminen und das Officierkorps des Kontinents haben dieſe Erfindung am ſchönſten ausgebildet, ſie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphen gebracht, und die Duelle, obgleich ſie von den Staatsgeſetzen, von der Religion und ſelbſt von der Vernunft mißbilligt werden, ſind dennoch eine Blüthe ſchöner Menſchlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo ſonſt alle Erfindungen zur höchſten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht ſeine rechte Politur empfangen. Der Engländer hält Prügel noch immer für kein ſo großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Scene beigewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel in dem freien England keine ſo ſchlimmen Wirkungen auf die perſönliche Ehre wie im deſpotiſchen Deutſchland. Ich habe Lords abprügeln geſehen, und ſie ſchienen nur das Materielle dieſer Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epſom und Brighton ſah ich Jokeyen, die, um den Wettreitern Bahn zu machen, mit einer langen Peitſche hin und her liefen, und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitſchten. Und was thaten die ſolchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem ſaueren Geſichte.

Iſt alſo körperliche Strafe in England nicht ſo entehrend wie bei uns, ſo iſt doch der Vorwurf ihrer Grauſamkeit dadurch noch nicht gemildert.

Aber dieſer trifft nicht das engliſche Volk, ſondern die Ariſtokratie, die unter dem Wohl Englands nichts Anderes verſteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrſchaft. Freien Menſchen mit freiem Ehrgefühl dürfte dieſe deſpotiſche Rotte nicht trauen; ſie bedarf des blinden Gehorſams geprügelter Sklaven. Der engliſche Soldat muſs ganz Maſchine ſein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marſchiert und losſchießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Perſönlichkeit. Eines Solchen bedurften freie Franzoſen, die der Enthuſiasmus leitet, und die einſt, trunken von der Feuerſeele ihres großen Feldherrn, wie im Rauſche die Welt eroberten. Engliſche Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnſtabs, ſondern nur eines Korporalſtocks, der die ausgerechneten Miniſterialinſtruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten ſteht, recht ruhig und genau ausführt. Und, o je! da ich ihn doch einmal rühmen muſs, ſo geſtehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock ſolcher Art iſt der . . . . Wellington, dieſer eckig geſchnitzelte Hampelmann, der ſich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Ariſtokratie zieht, dieſer hölzerne Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron ſagt), und ich möchte hinzuſetzen: mit hölzernem

Herzen. Wahrlich, Alt-England kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmauern rechnen, womit es beſtändig prahlt.

General Foy hat in ſeiner Geſchichte des Krieges auf der pirenäiſchen Halbinſel den Kontraſt des franzöſiſchen und engliſchen Militärs und ihrer Mannszucht ſehr treffend geſchildert, und dieſe Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es iſt zu hoffen, daſs das grauſame Syſtem, welches die engliſche Ariſtokratie befolgt, ſich nicht lange mehr erhält, und John Bull ſeinen regierenden Korporalſtock entzweibricht. Denn John iſt ein guter Chriſt, er iſt milde und wohlwollend, er ſeufzt über die Härte ſeiner Landesgeſetze, und in ſeinem Herzen wohnt die Menſchlichkeit. Ich könnte eine hübſche Geſchichte davon erzählen.

Ein andermal!

VIII.

Das neue Miniſterium.

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philoſophen kennen gelernt, der mir mit heimlichen Augen und flüſternder Stimme viele wichtige Aufſchlüſſe über den Urſprung des Übels gegeben hat. Wie mancher andere ſeiner Kollegen meinte auch er, daſs man hierbei etwas Hiſtoriſches annehmen müſſe. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer ſolchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umſtand, daſs der liebe Gott zu wenig Geld erſchaffen habe.

„Du haſt gut reden,“ antwortete der Philoſoph, „der liebe Gott war ſehr knapp bei Kaſſa, als er die Welt erſchuf. Er muſſte das Geld dazu beim Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verſchreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott- und Rechtswegen die Welt noch ſchuldig iſt, ſo darf er ihm auch aus Delikateſſe nicht verwehren, ſich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu ſtiften. Der Teufel aber iſt ſeinerſeits wieder ſehr ſtark dabei intereſſiert, daſs die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich ſeine Hypothek verloren gehe; er hütet ſich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm iſt und wohl weiß, daſs er im Eigennutz des Teufels ſeine geheime Garantie hat, geht oft ſo weit, daſs er ihm die ganze Herrſchaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Miniſterium zu bilden. Dann geſchieht, was ſich von ſelbſt verſteht, Samiel erhält das Kommando der hölliſchen Heerſcharen, Beelzebub wird Kanzler, Vizliputzli wird Staatsſekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. ſ. w. Dieſe Verbündeten wirthſchaften dann in ihrer Weiſe, und indem ſie, trotz des böſen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen ſind, das Heil der Welt zu befördern, entſchädigen ſie ſich für dieſen Zwang dadurch, daſs ſie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigſten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngſthin ſo arg, daſs Gott im Himmel ſolche Greuel nicht länger anſehen konnte, und einem Engel, den Auftrag gab, ein neues Miniſterium zu bilden. Dieſer ſammelte nun um ſich her alle guten

Geiſter. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die böſen Geiſter entwichen. Aber ſie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoß, heimlich wirken ſie gegen alles Gute, ſie vergiften die neuen Heilquellen, ſie zerknicken hämiſch jede Roſenknoſpe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerſtören ſie den Baum des Lebens, chaotiſches Verderben droht Alles zu verſchlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrſchaft übergeben müſſen, damit ſie, ſei es auch durch die ſchlechteſten Mittel, wenigſtens erhalten werde. Siehſt du, Das iſt die ſchlimme Nachwirkung einer Schuld.“

Dieſe Mittheilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen engliſchen Miniſterwechſel. Erliegen müſſen die Freunde Canning's, die ich die guten Geiſter Englands nenne, weil ihre Gegner deſſen Teufel ſind; Dieſe, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeſchrei. Schelte mir Keiner den armen George, er muſſte den Umſtänden nachgeben. Man kann nicht leugnen, daſs nach Canning's Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die ſie deſshalb zu ergreifen hatten, beſtändig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit ſeiner Krone, als das Wichtigſte erſcheint, muſſte daher den Tories ſelbſt wieder die Verwaltung des Staates überlaſſen. — Und, o! ſie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hineinverwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brot ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſein.

Die Quelle jener Übel iſt die Schuld, the national debt, oder, wie Cobbett ſagt, the king's debt. Cobbett bemerkt nämlich mit Recht: Während man allen Inſtituten den Namen des Königs voranſetzt, z. B. the king's army, the king's navy, the king's courts, the king's prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Inſtituten hervorging, niemals the king's debt genannt, und ſie iſt das Einzige, wobei man der Nation die Ehre erzeigt, Etwas nach ihr zu benennen.

Der Übel größtes iſt die Schuld. Sie bewirkt zwar, daſs der engliſche Staat ſich erhält, und daſs ſogar deſſen ärgſte Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber ſie bewirkt auch, daſs ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muſs, um ſeine Gläubiger zu füttern, daſs England vor lauter Zahlungsſorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daſs England, wie bei ſtarkverſchuldeten Menſchen zu geſchehen pflegt, zur ſtumpfſten Reſignation niedergedrückt iſt und ſich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben ſo viel' Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen, und die Wächter deſſelben, die feiſten rothröckigen Beefeaters, leicht überwältigt wären.

IX

Die Schuld.

Als ich noch ſehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich intereſſierten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderſt, unter dem Artikel „Großbritannien,“ ſuchte ich gleich, ob Richard Martin keine neue Bittſchrift für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Eſel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt,“ ſuchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundestag für die großherzoglich heſſiſchen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her und durchlas das lange Konſtantinopel, um nur zu ſehen, ob nicht wieder ein Großveſier mit der ſeidenen Schnur beehrt worden.

Dieſes Letztere gab mir immer den meiſten Stoff zum Nachdenken. Daſs ein Deſpot ſeinen Diener ohne Umſtände erdroſſeln läſſt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einſt in der Menagerie, wie der König der Thiere ſo ſehr in majeſtätiſchen Zorn gerieth, daſs er gewiſs manchen unſchuldigen Zuſchauer zerriſſen hätte, wäre er nicht in einer ſichern Konſtitution, die aus eiſernen Stangen verfertigt war, eingeſperrt geweſen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umſtand, daſs nach der Erdroſſelung des alten Herrn Großveſiers ſich immer wieder Jemand fand, der Luſt hatte, Großveſier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren Freunden, den Türken, beſchäftige, ergreift mich ein analoges Erſtaunen, wenn ich ſehe, wie nach dem Abgang eines engliſchen Premier-Miniſters gleich ein Anderer ſich an Deſſen Stelle drängt, und dieſer Andere immer ein Mann iſt, der auch ohne dieſes Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) Nichts weniger als ein Dummkopf iſt. Schrecklicher als durch die ſeidene Schnur endigen ja alle engliſchen Miniſter, die länger als ein Semeſter dieſes ſchwere Amt verwaltet. Beſonders iſt Dieſes der Fall ſeit der franzöſiſchen Revolution; Sorg' und Noth haben ſich vermehrt in Downingſtreet, und die Laſt der Geſchäfte iſt kaum zu ertragen.

Einſt waren die Verhältniſſe in der Welt weit einfacher, und die ſinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Miniſter mit deſſen Steuermann. Jetzt aber iſt Alles komplicierter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsſchiff iſt ein Dampfboot geworden, und der Miniſter hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, ſondern als verantwortlicher Engineer ſteht er unten zwiſchen dem ungeheuern Maſchinenwerk, unterſucht ängſtlich jedes Eiſenſtiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entſtehen könnte, ſchaut Tag und Nacht in die lodernde Feuereſſe, und ſchwitzt vor Hitze und Sorge — ſintemalen durch das geringſte Verſehen von ſeiner Seite der große Keſſel zerſpringen, und bei dieſer Gelegenheit Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehen könnte. Der Kapitän und die Paſſagiere ergehen ſich unterdeſſen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmaſt, und wer das Boot ſo ruhig dahinſchwimmen ſieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maſchinerie und welche Sorge und Noth in ſeinem Bauche verborgen iſt.

Frühzeitigen Todes ſinken ſie dahin, die armen verantwortlichen Engineers des engliſchen Staatsſchiffes. Rührend iſt der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Percival wäre an der gewöhnlichen Miniſterkrankheit geſtorben, wenn nicht ein Dolchſtoß ihn ſchneller abgefertigt hätte. Dieſe Miniſterkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Caſtlereagh ſo zur Verzweiflung brachte, daſs er ſich die Kehle abſchnitt zu North-Cray in der Grafſchaft Kent. Lord Liverpool ſank auf gleiche Weiſe in den Tod des Blödſinns. Canning, den göttergleichen Canning, ſahen wir, vergiftet von hochtoryſchen Verleumdungen, gleich einem kranken Atlas unter ſeiner Weltbürde niederſinken. Einer nach dem Andern werden ſie eingeſcharrt in Weſtminſter, die armen Miniſter, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müſſen, während Dieſe gedankenlos und wohlbeleibt dahinleben bis ins höchſte Menſchenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Miniſtern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und ſie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben ſo wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. ſ. w., gehören zwar zu den Vorzügen des Menſchen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber ſie ſind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menſchheit, und wie ſie den Einzelnen zu Grunde richten, ſo bringen ſie auch ganze Geſchlechter ins Verderben, und ſie ſcheinen das alte Fatum zu erſetzen in den Nationaltragödien unſerer

Zeit. England kann dieſem Fatum nicht entgehen, ſeine Miniſter ſehen die Schreckniſſe herannahen, und ſterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preußiſcher Oberlandeskalkulator, oder Mitglied des Geniekorps, ſo würde ich in gewohnter Weiſe die ganze Summe der engliſchen Schuld in Silbergroſchen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichſtraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geſchäft überlaſſen, ſeine Schulden aufzuzählen und die daraus entſtehende Miniſternoth herauszurechnen. Dazu taugt Niemand beſſer als der alte Cobbett, und aus der letzten Nummer ſeines Regiſters liefere ich folgende Erörterungen.

„Der Zuſtand der Dinge iſt folgender:

1) Dieſe Regierung, oder vielmehr dieſe Ariſtokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wollt, dieſe Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür ſie viele Siege, ſowohl Land- als Seeſiege, gekauft hat — eine Menge Siege von jeder Sorte und Größe.

2) Indeſſen muſs ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlaſſung und zu welchem Zwecke man die Siege gekauft hat; die Veranlaſſung (occasion)

war die franzöſiſche **Revolution**, die alle **ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten** niedergeriſſen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrſcheinlich ein ähnliches Niederreißen aller ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daſs das Beiſpiel der Franzoſen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig, die Franzoſen anzugreifen, ſie in ihren Fortſchritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freiheit zu gefährden, ſie zu verzweifelten Handlungen zu treiben, und endlich die Revolution zu einem ſolchen Schreckbilde, zu einer ſolchen Völkerſcheuche zu machen, daſs man ſich unter dem Namen der Freiheit Nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorſtellen, und das engliſche Volk in der Begeiſterung ſeines Schreckens dahin gebracht würde, ſich ſogar ordentlich zu verlieben in jene greuelhaft deſpotiſche Regierung, die einſt in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabſcheute, ſeit den Tagen Alfred's des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorſätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verſchiedener fremder Nationen;

dieſe Nationen wurden daher mit engliſchem Gelde unterſtützt (subsidized); franzöſiſche Emigranten wurden mit engliſchem Gelde unterhalten; kurz, man führte einen zweiundzwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das ſich gegen ariſtokratiſche Vorrechte und geiſtliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unſere Regierung alſo erhielt „unzählige Siege“ über die Franzoſen, die, wie es ſcheint, immer geſchlagen worden; aber dieſe unſere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. ſie wurden erfochten von Miethlingen, die wir für Geld dazu gedungen hatten, und wir hatten in unſerem Solde zu einer und derſelben Zeit ganze Scharen von Franzoſen, Holländern, Schweizern, Italiänern, Ruſſen, Öſterreichern, Baiern, Heſſen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugieſen, Neapolitanern, Malteſern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch ſolches Miethen fremder Dienſte und durch Benutzung unſerer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir ſo viele Siege über die Franzoſen, welche armen Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls Dergleichen einzuhandeln, ſo daſs wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Ariſtokratie bei ihnen bis zu einer gewiſſen Stufe wieder-

herſtellten, jedoch um Alles in der Welt willen die geiſtlichen Zehnten nicht ebenfalls reſtaurieren konnten.

7) Nachdem wir dieſe große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unſere Regierung ein brüllendes Siegesgeſchrei, wobei ſie ihre Lunge nicht wenig anſtrengte, und auch lautmöglichſt unterſtützt wurde von jeder Kreatur in dieſem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taxen lebte.

8) Beinah ganze zwei Jahre dauerte der überſchwängliche Freudenrauſch bei dieſer damals ſo glücklichen Nation; zur Feier jener Siege drängten ſich Jubelfeſte, Volksſpiele, Triumphbögen, Luſtkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine Viertelmillion Pfund Sterling koſteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einſtimmig eine ungeheure Summe (ich glaube: drei Millionen Pfund Sterling), um Triumphbögen, Denkſäulen und andere Monumente zu errichten und damit die glorreichen Ereigniſſe des Krieges zu verewigen.

9) Beſtändig ſeit dieſer Zeit hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derſelben Perſonen zu leben, die unſere Angelegenheiten in beſagtem glorreichen Kriege geführt hatten.

10) Beſtändig ſeit dieſer Zeit lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daſs Dieſes noch jetzt der Fall iſt, ungeachtet unſerer kleinen zwiſchenſpieligen Rauferei mit den Türken; und daher ſollte man denken, es könne keine Urſache in der Welt geben, weſshalb wir jetzt nicht glücklich ſein ſollten: wir haben ja Frieden, unſer Boden bringt reichlich ſeine Früchte, und, wie die Weltweiſen und Geſetzgeber unſerer Zeit eingeſtehen, wir ſind die allererleuchtetſte Nation auf der ganzen Erde. Wir haben wirklich überall Schulen, um die heranwachſende Generation zu unterrichten; wir haben nicht allein einen Rektor oder Vikar oder Kuraten in jedem Kirchſprengel des Königreichs, ſondern wir haben in jedem dieſer Kirchſprengel vielleicht noch ſechs Religionslehrer, wovon Jeder von einer andern Sorte iſt als ſeine vier Kollegen, dergeſtalt, daſs unſer Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art verſorgt iſt, kein Menſch dieſes glücklichen Landes im Zuſtande der Unwiſſenheit leben wird, — und daher unſer Erſtaunen um ſo größer ſein muſs, wie irgend Jemand, der ein Premierminiſter dieſes glücklichen Landes werden ſoll, dieſes Amt als eine ſo ſchwere und ſchwierige Laſt anſieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und Das iſt ein wahres Unglück: wir haben nämlich einige Siege gekauft — ſie waren herrlich — es war ein gutes Geſchäft — ſie waren drei- oder viermal ſo viel werth als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu ſagen pflegt, wenn ſie vom Markte nach Hauſe kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz, wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu ſo billigem Preiſe mit einer ſo großen Portion Ruhm zu verſehen.

12) Aber, ich geſtehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir dieſe Siege gekauft, als wir dieſer Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weiſe wieder los werden können, eben ſo wenig wie ein Mann ſeines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, ſich die holde Beſcherung aufzuladen.

13) Daher geſchieht's, daſs jeder Miniſter, der unſere Angelegenheiten übernimmt, auch ſorgen muſs für die Bezahlung unſerer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu ſorgen, daſs das ganze Geld, welches wir borgten, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Kapital

und Zinſen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinſen muſs er leider Gottes! ganz beſtimmt ſorgen; und dieſe Zinſen, zuſammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unſeren Siegen herrühren, ſind ſo bedeutend, daſs ein Menſch ziemlich ſtarke Nerven haben muſs, wenn er das Geſchäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieſer Summe zu ſorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben Siege einzuhandeln und uns allzureichlich mit Ruhm zu verſorgen, trugen wir ſchon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zuſammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch Nichts von jener Laſt hatten, die unter dem Namen dead weight uns jetzt aufgebürdet iſt, und ganz aus unſerm Durſt nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer dieſem Gelde, das von Kreditoren geborgt worden, die es freiwillig hergaben, hat unſere Regierung aus Durſt nach Siegen auch indirekt bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. ſie ſteigerte die gewöhnlichen Taxen bis auf eine ſolche Höhe, daſs die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daſs ſich die

Anzahl der Armen und Armengelder erſtaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder ſtiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichſam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt ſich alſo wieder eine Schuld von ſechs Millionen, welche man hinzurechnen muſs zu jenen anderen Schulden, die unſere Paſſion für Ruhm und der Einkauf unſerer Siege verurſacht hat.

18) The dead weight beſteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Penſionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienſte, welche jene Männer beim Erlangen unſerer Siege geleiſtet haben, oder geleiſtet haben ſollen.

19) Das Kapital der Schuld, welche dieſe Regierung kontrahiert hat, um ſich Siege zu verſchaffen, beſteht ungefähr in folgenden Summen:

	Pf. Sterling.
Hinzugekommene Summe zu der Nationalſchuld	800,000,000.
Hinzugekommene Summe zur eigentlichen Armengelder-Schuld . .	150,000,000.
Dead weight als Kapital einer Schuld berechnet	175,000,000.
	Pf. St. 1125,000,000.

D. h. elfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Procent iſt der Betrag jener jährlichen ſechsundfünfzig Millionen; ja, Dieſes iſt ungefähr der jetzige Betrag, nur daſs die Armengelder-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt iſt, indem ſie das Land gleich direkt in den verſchiedenen Kirchſpielen bezahlt. Will man daher jene ſechs Millionen von den ſechsundfünfzig Millionen abziehen, ſo ergiebt ſich, daſs die Staatsſchuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Übrige verſchlingen.

20) Indeſſen, die Armengelder ſind eben ſo eine Schuld wie die Schuld der Staatsſchuldgläubiger, und augenſcheinlich aus derſelben Quelle entſprungen. Von der ſchrecklichen Laſt der Taxen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gedrückt, aber Jeder außer den Armen wuſſte dieſe Laſt mehr oder weniger von ſeinen Schultern abzuwälzen, und ſie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und Dieſe verloren ihre Bierfäſſer, ihre kupfernen Keſſel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und Alles bis auf ihr Handwerksgeräthe, ſie verloren ihre Kleider, und muſſten ſich in Lumpen hüllen, ſie verloren das Fleiſch von

ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter aufs Äußerſte getrieben werden, und von Dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder Etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengeldern. Dieſe ſind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Intereſſen dieſer Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn Dieſes geſchieht, würden die Perſonen, die ſolche zu fordern haben, in Maſſe herbeikommen und ſich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieſes iſt alſo eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen anderen Schulden geſtatten.

21) Es iſt alſo nicht nöthig, ſich ſehr zu wundern, wenn man die Noth Derjenigen ſieht, die ſolche Geſchäfte übernehmen! Es iſt zu verwundern, daſs ſich überhaupt Jemand zu einer ſolchen Übernahme verſteht, wenn ihm nicht anheimgeſtellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Syſtems vorzunehmen.

22) Dazu kommt: Die zwei erſtgenannten Schulden, nämlich die Staatsſchuld und die dead weight-Schulden, bezahlte man früherhin, oder, beſſer geſagt, die Intereſſen derſelben bezahlte man

früherhin in einem herabgeſetzten Papiergelde, von welcher Währung fünfzehn Schillinge kaum ſo Viel werth waren, wie ein Wincheſterner Scheffel Weizen. Dieſes war die Art, wie man jene Kreditoren während ſehr vielen Jahren bezahlt hat; aber im Jahre 1819 machte ein tiefſinniger Miniſter, Herr Peel, die große Entdeckung, daſs es für die Nation beſſer ſei, wenn ſie ihre Schulden in wirklichem Gelde ausbezahlte, in wirklichem Gelde, wovon fünf Schilling, ſtatt fünfzehn Schilling Papiergeld, ſo Viel werth ſind wie ein Wincheſterner Scheffel Weizen!

23) Die *Nominalſumme* wurde nie verändert! Dieſe blieb immer dieſelbe, Nichts geſchah, als daſs Herr Peel und das Parlament den *Werth der Summe veränderten*, und ſie verlangten, daſs die Schuld in einer Geldſorte bezahlt würde, wonach fünf Schillinge ſo viel werth ſind und nur durch eben ſo viel Arbeit oder eben ſo viel' Realien erlangt werden können, wie fünfzehn Schillinge jener Währung, *worin die Schulden kontrahiert ſind, und worin die Intereſſen jener Schulden während ſehr vielen Jahren bezahlt worden.*

24) Von 1819 bis heutigen Tag lebte daher die Nation in dem troſtloſeſten Zuſtand, ſie wird aufgegeſſen von ihren Kreditoren, die gewöhnlich

Juden ſind, oder, beſſer geſagt, Chriſten, die wie Juden handeln, und die man nicht ſo leicht dahin bringen könnte, weniger haſtig auf ihren Raub loszufahren.

25) Mancher Verſuch wurde gemacht, um die Folgen der Veränderung, welche 1819 in der Währung des Geldes ſtattfand, einigermaßen zu mildern; aber dieſe Verſuche miſsglückten, und hätten einſt bald das ganze Syſtem in die Luft geſprengt.

26) Hier giebt's keine Möglichkeit der Aushülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzuſetzen ſucht: um ſolches Herabſetzen der Schuld, ſolche Reduktion dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daſs ſie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daſs nicht eine halbe Million Menſchen in und um London dadurch vor Hunger ſterben müſſen: da iſt nöthig, daſs man zuvor weit verhältnismäßigere Reduktionen anderswo vornehme, ehe man die Reduktion jener obigen zwei Schulden oder ihrer Intereſſen verſuchen wollte.

27) Wie wir bereits geſehen haben, die Siege wurden gekauft in der Abſicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern und die ariſtokratiſchen

Vorrechte und geiſtlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelſchreiende Greuelthat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinſen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermiethet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir Dergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Ariſtokratie, ihre Penſionen, Sinekuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Klerus unangetaſtet blieben!

28) Hier, hier alſo liegt die Schwierigkeit: Wer Miniſter wird, wird Miniſter eines Landes, das eine große Paſſion für Siege gehabt, auch ſich hinlänglich damit verſehen und ſich unerhört viel militäriſchen Ruhm verſchafft — aber leider dieſe Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Miniſter überläſſt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daſs Dieſer weiß, woher er das Geld nehmen ſoll.“

Das ſind Dinge, die einen Miniſter ins Grab drücken, wenigſtens des Verſtandes berauben können. England iſt mehr ſchuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daſs es Indien und reiche Kolonien beſitzt. Wie ſich aus den letzten Parlamentsdebatten ergiebt, zieht der engliſche Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus ſeinem großen, unermeſslichen Indien, ja er muſs dorthin noch einige Millionen Zuſchuſs bezahlen. Dieſes Land nutzt England bloß dadurch, daſs einzelne Britten, die ſich dort bereichern, durch ihre Schätze die Induſtrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tauſend Andere durch die indiſche Kompagnie Brot und Verſorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuſchuſſes, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Ariſtokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geſchickt werden. Die Bezahlung der Nationalſchuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier ſind die Reſourcen nicht ſo beträchtlich wie die Schuld ſelbſt. Wir wollen ebenfalls hier Cobbett ſprechen laſſen:

„Es giebt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Reſourcen des Landes ſprechen. Dies ſind die Schüler des ſeligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geſchrieben, um zu beweiſen, daſs unſere Schuld uns nicht im Mindeſten beſorgt machen darf, indem ſie ſo klein ſei im Verhältnis zu den Reſourcen der Nation; und damit ſeine klugen Leſer eine beſtimmte Idee von der Unermeſslichkeit dieſer Reſourcen bekommen mögen, machte er eine Abſchätzung von Allem, was im Lande vorhanden iſt, bis herab auf die Kaninchen, und ſchien ſogar zu bedauern, daſs er nicht füglich die Ratten und Mäuſe mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildbret, Kaninchen, Fiſche, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein Äſtimatum; und dann, nachdem er das Ganze aſſummiert, und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuſer, Minen, den Ertrag des Graſes, des Korns, die Rüben und das Flachs hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen tauſend Millionen herausgebracht hat, grinſt er in pfiffig prahleriſch ſchottiſcher Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: Mit Reſourcen, wie dieſe, fürchtet ihr da noch einen Nationalbankerott?

„Dieſer Mann bedachte nicht, daſs man Häuſer nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit ſie Futter liefern, die Kleider, damit man ſeine Blöße bedecke, die Kühe, damit ſie Milch geben, den Durſt zu löſchen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man ſie eſſe, ja, der Teufel hole dieſen widerſinnigen Schotten! dieſe Dinge ſind nicht dafür da, daſs ſie verkauft und die Nationalſchulden damit bezahlt werden. Wahrhaftig, er hat noch den Taglohn der Arbeitsleute zu den Reſourcen der Nation gerechnet! Dieſer dumme Teufel von Diebesfänger, den ſeine Brüder in Schottland zum Doktor geſchlagen, weil er ein ſo vorzügliches Buch geſchrieben, er ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daſs Arbeitsleute ihren Taglohn ſelbſt bedürfen, um ſich dafür etwas Eſſen und Trinken zu ſchaffen. Er konnte eben ſo gut den Werth des Blutes in unſeren Adern abſchätzen, als ein Stoff, wovon man allenfalls Blutwürſte machen könnte!"

So weit Cobbett. Während ich ſeine Worte in deutſcher Sprache niederſchreibe, bricht er leibhaftig ſelbſt wieder hervor in meinem Gedächtniſſe, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittageſſen in Crown-and-Anchor-Tavern, ſehe ich ihn wieder mit ſeinem ſcheltend rothen Geſichte und ſeinem radikalen Lächeln, worin der giftigſte Todeshaſs gar ſchauerlich zuſammenſchmilzt mit der höhniſchen Freude, die den Untergang der Feinde ganz ſicher vorausſieht.

Tadle mich Niemand, daſs ich Cobbett citiere! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltſucht und eines allzu ordinären Weſens beſchuldigen; aber man kann nicht leugnen, daſs er viel beredtſamen Geiſt beſitzt, und daſs er ſehr oft, und in obiger Darſtellung ganz und gar, Recht hat. Er iſt ein Kettenhund, der Jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den beſten Freund des Hauſes in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deſshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbett einen Brocken zuzuwerfen und ihm damit das Maul zu ſtopfen. Dieſes wurmt den Hund am bitterſten, und er fletſcht die hungrigen Zähne.

Alter Cobbett! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal iſt mir jede gemeine Natur; aber du dauerſt mich bis in tiefſter Seele, wenn ich ſehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene Diebe nicht erreichen kannſt, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortſchleppen und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verſpotten.

X.

Die Oppoſitionsparteien.

Einer meiner Freunde hat die Oppoſition im Parlamente ſehr treffend mit einer Oppoſitionskutſche verglichen. Bekanntlich iſt Das eine öffentliche Stage-Kutſche, die irgend eine ſpekulierende Geſellſchaft auf ihre Koſten inſtituiert und zwar zu ſo ſpottwohlfeilen Preiſen fahren läſſt, daſs die Reiſenden ihr gern den Vorzug geben vor den ſchon vorhandenen Stage-Kutſchen. Dieſe letztern müſſen dann ebenfalls ihre Preiſe herunterſetzen, um Paſſagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppoſitionskutſche überboten oder vielmehr unterboten, ruinieren ſich durch ſolche Konkurrenz, und müſſen am Ende ihr Fahren ganz einſtellen. Hat aber die Oppoſitionskutſche auf ſolche Art das Feld gewonnen, und iſt ſie jetzt auf einer beſtimmten

Tour die einzige, ſo erhöht ſie ihre Preiſe, oft ſogar den Preis der verdrängten Kutſche überſteigend, und der arme Reiſende hat Nichts gewonnen, hat oft ſogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppoſitionskutſche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuſchungen entſtehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'ſche Partei erlag und die proteſtantiſche Dynaſtie den engliſchen Thron beſtieg! Die Tories bildeten damals die Oppoſition, und John Bull, der arme Staatspaſſagier, hatte Urſache, vor Freude zu brüllen, als ſie die Oberhand gewannen. Aber ſeine Freude war von kurzer Dauer, er muſſte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde Viel bezahlt und ſchlecht gefahren, die Kutſcher wurden obendrein ſehr grob, es gab Nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckſtein drohte Umſturz — und der arme John dankte Gott, ſeinem Schöpfer, als unlängſt die Zügel des Staatswagens in beſſere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppoſitionskutſcher fiel todt vom Bock herab, der andere ſtieg ängſtlich herunter, als die Pferde ſcheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reiter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitſche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hetzen und kehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppoſitionsparteien gebraucht habe, und einige Erörterung dieſer Namen iſt vielleicht um ſo fruchtbarer, je mehr ſie ſeit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Ghibellinen und Guelfen durch Umwandlungen der Intereſſen und neue Ereigniſſe die vagſten und veränderlichſten Bedeutungen erhielten, ſo auch ſpäterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entſtehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es ſeien früherhin Spottnamen geweſen, die am Ende zu honetten Parteinamen wurden, was oft geſchieht, wie z. B. der Geuſenbund ſich ſelbſt nach dem Spottnamen les gueux taufte, wie auch ſpäterhin die Jakobiner ſich ſelbſt manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obſkuranten ſich vielleicht einſt ſelbſt dieſe Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was ſie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig“ ſoll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfiſches bedeutet haben, und dort zuerſt zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Sekten gebraucht worden ſein. Das Wort „Tory," welches zu derſelben Zeit als Parteibenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art ſchäbiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts während der Streitigkeiten zwiſchen den Sekten und der herrſchenden Kirche.

Die allgemeine Anſicht iſt, die Partei der Tories neige ſich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wobingegen die Partei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und deſſen Rechte beſchütze. Indeſſen, dieſe Annahmen ſind vag und gelten zumeiſt nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Koterienamen anſehen. Sie bezeichnen Menſchen, die bei gewiſſen Streitfragen zuſammenhalten, deren Vorfahren und Freunde ſchon bei ſolchen Anläſſen zuſammenhielten, und die in politiſchen Stürmen Freude und Ungemach und die Feindſchaft der Gegenpartei gemeinſchaftlich zu tragen pflegten. Von Principien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beibehaltung gewiſſer Miſsbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche Questions — gleichviel aus welchem Geſichtspunkte, meiſtens aus Gewohnheit. — Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabei einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freiheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Partei für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinne denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für eben ſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokraten ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als Dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toryiſch geſinnt iſt, dürfen wir deſshalb bei Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frei ſein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen.

Um die engliſche Oppoſition zu begreifen, ſind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr beſtimmt ausgeſprochen, daſs dieſe Namen jetzt alle Bedeutung verloren; und Thomas Lethbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verſtandes nicht mit allzuviel Witz ausgerüſtet, hat damals dennoch einen ſehr guten Witz, vielleicht den einzigen ſeines Lebens, über die Äußerung Burdett's geriſſen, nämlich: He has untoried the tories and unwhigged the whigs.

Bedeutungsvoller ſind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, ſie zielen auf daſſelbe Gebrechen des Staates, auf dieſelbe heilſame Abhülfe, und unterſcheiden ſich nur durch mehr oder minder ſtarke Färbung. Jenes Gebrechen iſt die bekannte ſchlechte Art der Volksrepräſentation, wo ſogenannte rotten boroughs, verſchollene, unbewohnte Ortſchaften, oder, beſſer geſagt, die Oligarchen, denen ſie gehören, das Recht haben, Volksrepräſentanten ins Parlament zu ſchicken, während große bevölkerte Städte, namentlich viele neue Fabrikſtädte, keinen einzigen Repräſentanten zu wählen haben; die heilſame Abhülfe dieſes Gebrechens iſt die ſogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, dieſe betrachtet man nicht als Zweck, ſondern als Mittel. Man hofft, daſs das Volk dadurch auch eine beſſere Vertretung ſeiner Intereſſen, Abſchaffung ariſtokratiſcher Miſsbräuche und Hülfe in ſeiner Noth gewinnen würde. Es läſſt ſich denken, daſs die Parlamentsreform, dieſe gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menſchen, die Nichts weniger als Jakobiner ſind, ihre Verfechter findet, und wenn man ſolche Leute reformers nennt, betont man dieſes Wort ganz anders, und himmelweit iſt es alsdann unterſchieden von dem Worte radical, auf das ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbett, kurz von jenen heftigen, fletſchenden Revolutionären ſpricht, die nach Parlamentsreform ſchreien, um den Umſturz aller Formen, den Sieg der Habſucht und völlige Pöbelherrſchaft herbeizuführen. Die Nüancen in den Geſinnungen der Koryphäen dieſer Partei ſind daher unzählich. Aber, wie geſagt, die Engländer kennen ſehr gut ihre Leute, der Namen täuſcht nicht das Publikum, und dieſes unterſcheidet ſehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernſt iſt. Oft lange Jahre hindurch iſt der Kampf im Parlamente nicht Viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Turnier, wo man für die Farbe kämpft, die man ſich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernſten Krieg, ſo eilt Jeder gleich unter die Fahne ſeiner natürlichen Partei. Dieſes ſahen wir in der Canning'ſchen Zeit. Die heftigſten Gegner vereinigten ſich, als es Kampf der poſitivſten Intereſſen galt; Tories, Whigs und Radikale ſcharten ſich, wie eine Phalanx, um den kühnen bürgerlichen Miniſter, der den Übermuth der Oligarchen zu dämpfen verſuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborne Whig, der ſtolz hinter Canning ſaß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Sippſchaft übergetreten ſein, wenn plötzlich die Abſchaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih' mir die Sünde), Francis Burdett ſelbſt, der in ſeiner Jugend zu den heftigſten Radikalen gehörte und noch jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde ſich bei einem ſolchen Anlaſſe ſehr ſchnell neben Sir Thomas Lethbridge geſetzt haben. Dieſes fühlen die plebejiſchen Radikalen ſehr gut, und deſshalb haſſen ſie die ſogenannten Whigs, die für Parlamentsreform ſprechen, ſie haſſen ſie faſt noch mehr wie die eigentlich hochfeindſeligen Tories.

In dieſem Augenblick beſteht die engliſche Oppoſition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Oppoſition im Unterhauſe, the leader of the opposition, gehört unſtreitig zu jenen Letztern. Ich ſpreche hier von Brougham.

Die Reden dieſes muthigen Parlamentshelden leſen wir täglich in den Zeitblättern, und ſeine Geſinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt vorausſetzen. Weniger bekannt ſind die perſönlichen Eigenthümlichkeiten, die ſich bei dieſen Reden kundgeben; und doch muſs man erſtere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geiſtreicher Engländer von Brougham's Erſcheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier ſeine Stelle finden:

„Auf der erſten Bank zur linken Seite des Sprechers ſitzt eine Geſtalt, die ſo lange bei der Studierlampe gehockt zu haben ſcheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, ſondern die Lebenskraft ſelbſt zu erlöſchen begonnen; und doch iſt es dieſe ſcheinbar hilfloſe Geſtalt, die alle Augen des ganzen Hauſes auf ſich zieht, und die, ſo wie ſie ſich in ihrer mechaniſchen, automatiſchen Weiſe zum Aufſtehen bemüht, alle Schnellſchreiber hinter uns in fluchende Bewegung ſetzt, während alle Lücken auf der Galerie, als ſei ſie ein maſſives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußenſtehenden Menſchenmenge hereindrängt. Unten im Hauſe ſcheint ſich ein gleiches Intereſſe kundzugeben; denn ſo wie jene Geſtalt ſich langſam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack ſteif zuſammengefügter Linien, auseinander wickelt, ſind die paar ſonſtigen Zeloten auf beiden Seiten, die ſich ſchreiend entgegendämmen wollten, ſchnell wieder auf ihre Sitze zurückgeſunken, als hätten ſie eine verborgene Windbüchſe unter der Robe des Sprechers bemerkt.

„Nach dieſem vorbereitenden Geräuſch und während der athemloſen Stille, die darauf folgte, hat ſich Henry Brougham langſam und bedächtigen Schrittes dem Tiſche genähert, und bleibt dort zuſammengebückt ſtehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, ſeine

Oberlippe und Naſenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu ſprechen. Sein Ausſehen, ſein Weſen gleicht faſt einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieſer Art, der die müßige Sonntagsmenge nach ſich zieht, ſondern einem ſolchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildnis zu verbreiten ſuchte, wenn ſie aus der Stadt und ſelbſt aus der Kirche verbannt war. Die Töne ſeiner Stimme ſind voll und melodiſch, doch ſie erheben ſich langſam, bedächtig und, wie man zu glauben verſucht iſt, auch ſehr mühſam, ſo daſs man nicht weiß, ob die geiſtige Macht des Mannes unfähig iſt, den Gegenſtand zu beherrſchen, oder ob ſeine phyſiſche Kraft unfähig iſt, ihn auszuſprechen. Sein erſter Satz, oder vielmehr die erſten Glieder ſeines Satzes — denn man findet bald, daſs bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen ſehr kalt und unſicher hervor, und überhaupt ſo entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daſs man nicht begreifen kann, wie er ſie darauf hinbiegen wird. Jeder dieſer Sätze freilich iſt tief, klar, an und für ſich ſelbſt befriedigend, ſichtbar mit künſtlicher Wahl aus den gewählteſten Materialien deduciert, und mögen ſie kommen, aus welchem Fache des Wiſſens es immerhin ſein mag, ſo enthalten ſie doch deſſen reinſte Eſſenz. Man fühlt, daſs ſie alle nach einer beſtimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer ſtarken Kraft; aber dieſe Kraft iſt noch immer unſichtbar wie der Wind, und, wie von dieſem, weiß man nicht, woher ſie kommt und wohin ſie geht.

„Wenn aber eine hinreichende Anzahl von dieſen Anfangsſätzen vorausgeſchickt iſt, wenn jeder Hilfsſatz, den menſchliche Wiſſenſchaft zur Feſtſtellung einer Schluſsfolge bieten kann, in Dienſt genommen worden, wenn jeder Einſpruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeſchoben iſt, wenn das ganze Heer politiſcher und moraliſcher Wahrheiten in Schlachtordnung ſteht — dann bewegt es ſich vorwärts zur Entſcheidung, feſt zuſammengeſchloſſen wie eine macedoniſche Phalanx, und unwiderſtehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

„Iſt ein Hauptſatz gewonnen mit dieſer ſcheinbaren Schwäche und Unſicherheit, wohinter ſich aber eine wirkliche Kraft und Feſtigkeit verborgen hielt, dann erhebt ſich der Redner ſowohl körperlich als geiſtig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erficht er einen zweiten Hauptſatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und ſo weiter, bis alle Principien und die ganze Philoſophie der Streitfrage gleichſam erobert ſind, bis Jeder im Hauſe, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, ſo unwiderſtehlich wie von ſeiner eigenen Exiſtenz überzeugt iſt, ſo daſs Brougham, wollte er hier ſtehen bleiben, ſchon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geiſtigen Hilfsquellen des Mannes ſind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert faſt an das altnordiſche Märchen, wo Einer immer die erſten Meiſter in jedem Fache des Wiſſens getödtet hat, und dadurch der Alleinerbe ihrer ſämmtlichen Geiſtesfähigkeiten geworden iſt. Der Gegenſtand mag ſein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abſtruſe oder praktiſch, ſo kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andere mögen mit ihm wetteifern, ja Einer oder der Andere mag ihn ſogar übertreffen in der Kenntnis äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber Niemand iſt tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philoſophie, die gewiſs als ein koſtbarſter Edelſtein hervorglänzt aus jenen Schmuckkäſtchen, die uns das Alterthum hinterlaſſen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben ſo wenig ſind ſeine Reden in der Form denen des Demoſthenes ähnlich, obgleich ſie etwas von deſſen Farbe an ſich tragen: aber ihm fehlen weder die ſtreng-logiſchen Schlüſſe des römiſchen Redners noch die ſchrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daſs Keiner beſſer als er es verſteht, das Wiſſen des Tages in ſeinen Parlamentsreden zu benutzen, ſo daſs dieſe zuweilen, abgeſehen von ihrer politiſchen Tendenz und Bedeutung, ſchon als bloße Vorleſungen über Philoſophie, Literatur und Künſte, unſre Bewunderung verdienen würden.

„Es iſt indeſſen gänzlich unmöglich, den Charakter des Mannes zu analyſieren, während man ihn ſprechen hört. Wenn er, wie ſchon oben erwähnt worden, das Gebäude ſeiner Rede auf einen guten philoſophiſchen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er, nochmals zu dieſer Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß anlegt, um zu unterſuchen, ob Alles in Ordnung iſt, und mit einer Rieſenhand zu prüfen ſcheint, ob Alles auch ſicher zuſammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten feſtgebunden wie mit Seilen, die Keiner zu zerreißen im Stande iſt — dann ſpringt er gewaltig auf das Gebäude, das er ſich gezimmert hat, es erhebt ſich ſeine Geſtalt und ſein Ton, er beſchwört die Leidenſchaften aus ihren geheimſten Winkeln, und überwältigt und erſchüttert die maulaufſperrenden Parlamentsgenoſſen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erſt ſo leiſe und anſpruchlos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brauſen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Geſtalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu ſinken ſchien, ſieht jetzt aus, als hätte ſie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als ſei ſie unſterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die ſie eben ausgeſprochen; jenes Geſicht, welches vorher blaſs und kalt war wie ein Stein, iſt jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geiſt noch mächtiger als die geſprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und ſtillen Kreiſen ſo demüthig anſahen, als wollten ſie unſre Nachſicht und Verzeihung erbitten, aus denſelben Augen ſchießt jetzt ein meteoriſches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So ſchließt der zweite, der leidenſchaftliche oder deklamatoriſche Theil der Rede.

„Wenn er Das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredtſamkeit halten möchte, wenn er gleichſam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann ſinkt ſeine Geſtalt wieder zuſammen, und auch ſeine Stimme fällt herab bis zum ſonderbarſten Flüſtern, das jemals aus der Bruſt eines Menſchen hervorgekommen. Dieſes ſeltſame Herabſtimmen oder vielmehr Fallenlaſſen des Ausdrucks, der Gebärde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit beſitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, faſt hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Silbe vollkommen vernehmbar ſind, tragen in ſich eine Zaubergewalt, der man nicht widerſtehen kann, ſelbſt wenn man ſie zum erſten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede ſei erſchöpft. Dieſe gemilderten Blicke, dieſe gedämpften Töne bedeuten Nichts weniger als den Anfang einer Peroratio, womit der Redner, als ob er fühle, daſs er etwas zu weit gegangen, ſeine Gegner wieder beſänftigen will. Im Gegentheil, dieſes Zuſammenkrümmen des Leibes iſt kein Zeichen von Schwäche, und dieſes Fallenlaſſen der Stimme iſt kein Vorſpiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es iſt das loſe, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erſpäht, wo er ſeinen Gegner deſto gewaltſamer umſchlingen kann, es iſt das Zurückſpringen des Tigers, der gleich darauf mit deſto ſichereren Krallen auf ſeine Beute losſtürzt, es iſt das Zeichen, daſs Heinrich Brougham ſeine ganze Rüſtung anlegt und ſeine mächtigſte Waffe ergreift. In ſeinen Argumenten war er klar und überzeugend; in ſeiner Beſchwörung der Leidenſchaften war er zwar etwas hochmütig, doch auch mächtig und ſiegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuerſten Pfeil auf ſeinen Bogen — er wird fürchterlich in ſeinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher ſo ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnisvollen Dunkel dieſer zuſammengezognen Brauen! Wehe dem Wicht, dem dieſe halbgeflüſterten Worte ein Vorzeichen ſind von dem Unheil, das über ihn heranſchwebt!

„Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erſtenmal die Galerie des Parlamentes beſucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er ſieht bloß einen Mann, der ihn mit ſeinen Argumenten überzeugt, mit ſeiner Leidenſchaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem ſonderbaren Flüſtern einen ſehr lahmen, ſchwächlichen Schluſs anzubringen ſcheint. O Fremdling! wäreſt du bekannt mit den Erſcheinungen dieſes Hauſes und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder überſehen könnteſt, ſo würdeſt du bald merken, daſs Dieſe in Betreff eines ſolchen lahmen, ſchwachlichen Schluſſes durchaus nicht deiner Meinung ſind. Du würdeſt Manchen bemerken, den Parteiſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo furchtſam und ängſtlich umherblickt wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres Vorzeichen iſt, daſs von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauche; — du würdeſt irgend einen klugen Mann bemerken, der faſt greinen möchte und an Leib und Seele ſchauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperſchlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt, und ſich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närriſcher Miene dem Untergange ſich darbietet; — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen, wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Grafſchaft, der beide Fäuſte in das Kiſſen ſeiner Bank hineingräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

„Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tief geflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an, ſo laut, daſs ſie ſelbſt den Jubelruf der eignen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückſeliger Gegner bis auf die Knochen geſchunden und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden, dann iſt der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerſchlagen von der Kraft ſeines eignen Geiſtes, er ſinkt auf ſeinen Sitz zurück, und der Beifall-Lärm der Verſammlung kann jetzt unaufhaltſam hervorbrechen.“

Ich habe es nie ſo glücklich getroffen, daſs ich Brougham während einer ſolchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur ſtückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn ſprechen, und nur ſelten kam er mir dabei ſelbſt zu Geſicht. Immer aber — das merkte ich gleich — ſobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, faſt ängſtliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, iſt gewiſs nicht übertrieben. Seine Geſtalt, von gewöhnlicher Manneslänge, iſt ſehr dünn, ebenfalls ſein

Kopf, der mit kurzen ſchwarzen Haaren, die ſich der Schläfe glatt anlegen, ſpärlich bedeckt iſt. Das blaſſe, längliche Geſicht erſcheint dadurch noch dünner, die Muſkeln deſſelben ſind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer ſie beobachtet, ſieht des Redners Gedanken, ehe ſie geſprochen ſind. Dieſes ſchadet ſeinen witzigen Einfällen; denn für Witze und Geldborger iſt es heilſam, wenn ſie uns unangemeldet überraſchen. Obgleich ſein ſchwarzer Anzug bis auf den Schnitt des Fracks ganz gentlemänniſch iſt, ſo trägt ſolcher doch dazu bei, ihm ein geiſtliches Anſehen zu geben. Vielleicht bekommt er Dieſes noch mehr durch ſeine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironiſche Geſchmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerſt auf dieſes „Klerikaliſche“ in Brougham's Weſen aufmerkſam gemacht, und durch die obige Schilderung wird dieſe feine Bemerkung beſtätigt. Mir iſt zuerſt das „Advokatiſche“ im Weſen Brougham's aufgefallen, beſonders durch die Art, wie er beſtändig mit dem vorgeſtreckten Zeigefinger demonſtriert und mit vorgebeugtem Haupte ſelbſtgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigſten iſt die raſtloſe Thätigkeit dieſes Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht ſchon acht Stunden lang ſeine täglichen Berufsgeſchäfte, nämlich das Advocieren in den Gerichtsſälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufſätzen für das Edinburgh Review oder an ſeinen Verbeſſerungen des Volksunterrichts und der Kriminalgeſetze gearbeitet hat. Erſtere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiſs einſt ſchöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Kriminalgeſetzgebung, womit Brougham und Peel ſich jetzt am meiſten beſchäftigen, ſind vielleicht die nützlichſten, wenigſtens die dringendſten; denn Englands Geſetze ſind noch grauſamer als ſeine Oligarchen. Der Proceſs der Königin begründete zuerſt Brougham's Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für dieſe hohe Dame, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, wird Georg IV. niemals die Dienſte vergeſſen, die er ſeiner lieben Frau geleiſtet hat. Deſshalb, als vorigen April die Oppoſition ſiegte, kam Brougham dennoch nicht ins Miniſterium, obgleich ihm als leader of the opposition in dieſem Falle nach altem Brauch ein ſolcher Eintritt gebührte.

XI.

Die Emancipation der Katholiken.

Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheiteſte Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren. Selten in ihren parlamentariſchen Verhandlungen iſt es den Engländern möglich, ein Princip auszuſprechen, ſie diskutieren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Fakta, die Einen pro, die Anderen contra, zum Vorſchein.

Mit Faktis aber kann man zwar ſtreiten, doch nicht ſiegen, da giebt es Nichts als ein materielles Hin- und Herſchlagen, und das Schauſpiel eines ſolchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutſcher Studenten, deren Reſultat darauf hinausläuft, daſs ſo und ſo viel' Gänge gemacht worden, ſo und ſo viel' Quarten und Terzen gefallen ſind, und Nichts damit bewieſen worden.

Im Jahr 1827, wie ſich von ſelbſt verſteht, haben wieder die Emancipationiſten gegen die Oranienmänner in Weſtminſter gefochten, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, es iſt Nichts dabei herausgekommen. Die beſten Schläger der Emancipationiſten waren Burdett, Plunkett, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten oder, beſſer geſagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher ſtimmten die geiſtreichſten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichſtellung der Katholiken, ſowohl aus Gründen des innigſten Rechtsgefühls als auch der politiſchen Klugheit. Pitt ſelbſt, der Erfinder des ſtabilen Syſtems, hielt die Partei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht ſo weit die Stimme ſeines Herzens unterdrücken, daſs er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, ſogar damals, als er noch ein toryſcher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm deſſen Sache war, hat er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezichtigte, gar rührend naiv ausgeſprochen. Wahrlich, ein großer Menſch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen ſeine Überzeugung handeln und zweideutig oft von einer Partei zur andern übergehen; — man muſs alsdann billig bedenken, daſs Derjenige, der ſich auf einer gewiſſen Höhe behaupten will, ebenſo den Umſtänden nachgeben muſs, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, den, obgleich er von Eiſen iſt, jeder Sturmwind zerbrechen und herabſchleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe, und nicht die edle Kunſt verſtände, ſich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Menſch ſo weit die Gefühle ſeiner Seele verleugnen können, daſs er das Unglück ſeiner Landsleute mit indifferenter Ruhe anſehen und ſogar vermehren könnte. Wie wir unſere Mutter lieben, ſo lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren ſind, ſo lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menſchen, die aus dieſem Boden hervorgeblüht ſind, keine Religion iſt ſo ſchlecht und keine Politik iſt ſo gut, daſs ſie im

Herzen ihrer Bekenner ſolche Liebe erſticken könnte; obgleich ſie Proteſtanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Partei nehmen gegen das arme, grüne Erin; Irländer, die ſchreckliches Elend und namenloſen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, ſind Menſchen — wie der ſelige Caſtlereagh und der unſelige Wellington.

Daſs die große Maſſe des engliſchen Volkes gegen die Katholiken geſtimmt iſt, und täglich das Parlament beſtürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, iſt ganz in der Ordnung. Es liegt in der menſchlichen Natur eine ſolche Unterdrückungsſucht, und wenn wir auch, was jetzt beſtändig geſchieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, ſo ſind alsdann unſere Augen nach oben gerichtet, wir ſehen nur Diejenigen, die über uns ſtehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts ſehen wir nie bei ſolchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, Diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns geſtellt ſind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verdrießt es ſogar, wenn Dieſe ebenfalls in die Höhe ſtreben, und wir ſchlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, ſpreizt ſich aber gegen den Mulatten, und ſprüht Zorn, wenn Dieſer ſich ihm gleichſtellen will. Ebenſo handelt der Mulatte gegen den Meſtizen, und Dieſer wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert ſich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert ſich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, ſeine Juden zu emancipieren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit ſchwärmt, aber bis auf dieſe Stunde ſeine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenſchaft entlaſſen hat.

Was den engliſchen Klerus betrifft, ſo bedarf es keiner Erörterung, weſshalb von dieſer Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden iſt überall das Monopol der Geiſtlichkeit, und auch die anglikaniſche Kirche behauptet ſtreng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten ſind ihr die Hauptſache, ſie würde durch die Emancipation der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Intereſſen iſt ein Talent, das den Prieſtern der Liebe eben ſo ſehr abgeht wie den ſündigen Laien. Dazu kommt noch, daſs jene glorreiche Revolution, welcher England die meiſten ſeiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiöſem, proteſtantiſchem Eifer hervorgegangen; ein Umſtand, der den Engländern gleichſam noch beſondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrſchende proteſtantiſche Kirche auferlegt, und ſie dieſe als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läſſt. Manche ängſtliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholicismus und deſſen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer. Auch giebt es ängſtliche Parlamentsglieder, die ein neues Pulverkomplott befürchten — Diejenigen fürchten das Pulver am meiſten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten ſie, wie die grünen Bänke, worauf ſie in der St. Stephanskapelle ſitzen, allmählich warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geſchieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen ſie ängſtlich: Hear him! hear him! Was endlich den Rektor von Göttingen betrifft, der in London eine Anſtellung als König von England hat, ſo kennt Jeder ſeine Mäßigkeitspolitik; er erklärt ſich für keine von beiden Parteien, er ſieht gern, daſs ſie ſich bei ihren Kämpfen wechſelſeitig ſchwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weiſe, wenn ſie friedlich bei ihm kouren, er weiß Alles und thut Nichts, und verläſſt ſich im ſchlimmſten Falle auf ſeinen Oberſchnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daſs ich in ſtipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Löſung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben je wichtiger ein Gegenſtand iſt, deſto luſtiger muſs man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das ſchaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkiſche Muſik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wiſſen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauſpiel des unbefangenſten Witzes und der witzigſten Unbefangenheit; bei den ernſthafteſten Debatten, wo das Leben von Tauſenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel ſteht, kommt doch Keiner von ihnen auf den Einfall, ein deutſch-ſteifes Landſtändegeſicht zu ſchneiden, oder franzöſiſch-pathetiſch zu deklamieren, und wie ihr Leib, ſo gebärdet ſich alsdann auch ihr Geiſt ganz zwanglos, Scherz, Selbſtperſifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verſe ſprudeln hervor im blühendſten Farbenſpiel, ſo daſs die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geiſtreichſte Unterhaltung gewähren. Wie ſehr kontraſtieren dagegen die öden, ausgeſtopften, löſchpapiernen Reden unſerer ſüddeutſchen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigſte Zeitungsleſer nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft ſchon einen lebendigen Leſer verſcheuchen kann, ſo daſs wir glauben müſſen, jene Langweiligkeit ſei geheime Abſicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuſchrecken, und ſie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Iſt alſo die Art, wie die Engländer im Parlamente die katholiſche Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Reſultat hervorzubringen, ſo iſt doch die Lektüre dieſer Debatten um ſo intereſſanter, weil Fakta mehr ergötzen als Abſtraktionen, und gar beſonders amüſant iſt es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeſchichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, beſtimmten Fall witzig perſiffliert, und dadurch vielleicht am glücklichſten illuſtriert. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhauſe eine jener Parallelgeſchichten, wie ich ſie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hierherſetze: (vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—26. Pag. 31.)

„Lord King bemerkte, daſs, wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, ſo befänden ſich doch ſechs Millionen Katholiken in einem ganz andern Zuſtande jenſeits des irländiſchen Kanals, und die dortige ſchlechte Regierung ſei eine Schande für unſer Zeitalter und für alle Britten. Die ganze Welt, ſagte er, iſt jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entſchuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menſchenklaſſen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großſultan hat ſich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derſelben Weiſe wie das engliſche Gouvernement die Bekehrung der irländiſchen Katholiken betrieben, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten und demüthigſt baten, ein bischen beſſer als mahomedaniſche Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan ſeinen Großveſier holen, um Rath zu ſchaffen. Dieſer Großveſier war früherhin ein Freund und ſpäterhin ein Feind der Sultanin geweſen. Er hatte dadurch in der Gunſt ſeines Herrn ziemlich gelitten, und in ſeinem eigenen Divan von ſeinen eigenen Beamten und Dienern manchen Widerſpruch ertragen müſſen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluſs nach die zweite Perſon im Divan war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volles freundlich geneigt war. Dieſer Beamte, wie man wuſſte, war Miniſter der äußern Angelegenheiten, und ſeine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in dieſem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verſchaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht ſeine minder erleuchteten Kollegen in allen ſeinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahrem Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkiſcher Staatsleute, da er auch mit poetiſchen Talenten begabt war. Der Kiaya-Bei oder Miniſter des Innern und der Kapudan Paſcha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Oppoſition gegen die Rechtsanſprüche dieſes Volks war der Obermufti oder das Haupt des mahomedaniſchen Glaubens (Gelächter). Dieſer Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte ſich regelmäßig widerſetzt bei allen Verbeſſerungen im Handel, bei allen Verbeſſerungen in der Juſtiz, bei jeder Verbeſſerung in der ausländiſchen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte ſich jedesmal als der größte Verfechter der beſtehenden Miſsbräuche. Er war der vollendetſte Intrigant im ganzen Divan (Gelächter). In früherer Zeit hatte er ſich für die Sultanin erklärt, aber er wandte ſich gegen ſie, ſobald er befürchtete, daſs er dadurch ſeine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm ſogar die Partei ihrer Feinde. Einſt wurde der Vorſchlag gemacht, einige Griechen in das Korps der regulären Truppen oder Janitſcharen aufzunehmen; aber der Obermufti erhob dagegen ein ſo heilloſes Zetergeſchrei — ähnlich unſerem No popery-Geſchrei — daſs Diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan ſcheiden muſsten. Er gewann ſelbſt die Oberhand, und ſobald Dies geſchah, erklärte er ſich für eben dieſelbe Sache, wogegen er vorhin am meiſten geeifert hatte (Gelächter). Er ſorgte für des Sultans Gewiſſen und für ſein eigenes; doch will man bemerkt haben, daſs ſein Gewiſſen niemals mit ſeinen Intereſſen in Oppoſition war (Gelächter). Da er aufs genaueſte die türkiſche Konſtitution ſtudiert, hatte er ausgefunden, daſs ſie weſentlich mahomedaniſch ſei (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindſelig ſein müſſe. Er hatte deſshalb beſchloſſen, der Sache der Intoleranz feſt ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imams und Derwiſchen, welche ihn in ſeinen edeln Vorſätzen beſtärkten. Um das Bild dieſer Spaltung im Divan zu vollenden, ſei noch erwähnt, daſs deſſen Mitglieder übereinkamen, ſie wollten bei gewiſſen Streitfragen einig und bei andern wieder entgegengeſetzter Meinung ſein, ohne ihre Vereinbarung zu brechen. Nachdem man nun die Übel, die durch ſolch einen Divan entſtanden, geſehen hat, nachdem man geſehen, wie das Reich der Muſelmänner zerriſſen worden durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, ſo ſollte man doch den Himmel bitten, das Vaterland vor einer ſolchen Kabinettsſpaltung zu bewahren.“

Es bedarf keines ſonderlichen Scharfſinns, um die Perſonen zu errathen, die hier in türkiſche Namen vermummt ſind; noch weniger iſt es vonnöthen, die Moral der Geſchichte in trocknen Worten herzuſetzen. Die Kanonen von Navarino haben ſie laut genug ausgeſprochen, und wenn einſt die hohe Pforte zuſammenbricht — und brechen wird ſie trotz Pera's bevollmächtigten Lakaien, die ſich dem Unwillen der Völker entgegenſtemmen — dann mag John Bull in ſeinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen ſpricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England ſchon jetzt ahnen, indem ſeine beſten Publiciſten ſich gegen den Interventionskrieg erklären und ganz naiv darauf hindeuten, daſs die Völker Europa's mit gleichem

Rechte ſich der irländiſchen Katholiken annehmen und der engliſchen Regierung eine beſſere Behandlung derſelben abzwingen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illuſtriert. Freilich hätten Europa's Völker das heiligſte Recht, ſich für die Leiden Irlands mit gewaffneter Hand zu verwenden, und dieſes Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht ſtärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, ſondern die Völker ſelbſt ſind die Helden der neuern Zeit, auch dieſe Helden haben eine heilige Alliance geſchloſſen, ſie halten zuſammen, wo es gilt für das gemeinſame Recht, für das Völkerrecht der religiöſen und politiſchen Freiheit, ſie ſind verbunden durch die Idee, ſie haben ſie beſchworen und dafür geblutet, ja ſie ſind ſelbſt zur Idee geworden — und deſshalb zuckt es gleich ſchmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, ſei es auch im äußerſten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

Doch ich komme ab von meinem Thema. Ich wollte alte Parlamentsſpäße erzählen, und, ſieh da! die Zeitgeſchichte macht jetzt aus jedem Spaße gleich Ernſt. Ich will ein noch luſtigeres Stückchen wählen, nämlich eine Rede, die Spring Rice den 26. Mai deſſelben Jahrs im Unterhauſe hielt, und worin er die proteſtantiſche Angſt wegen etwaiger Übermacht der Katholiken auf die ergötzlichſte Weiſe perſiffliert: (vid. Parliamentary history and review etc. Pag. 252.)

„Anno 1753, ſagte er, brachte man ins Parlament eine Bill für die Naturaliſierung der Juden, — eine Maßregel, wogegen heutzutage in dieſem Lande nicht einmal irgend ein altes Weib etwas einwenden würde, die aber doch zu ihrer Zeit den heftigſten Widerſpruch fand, und eine Menge von Bittſchriften aus London und andern Plätzen, von ähnlicher Art, wie wir ſie jetzt bei der Bill für die Katholiken vorbringen ſehen, zur Folge hatte. In der Bittſchrift der Londoner Bürger hieß es: „Sollte die beſagte Bill für die Juden geſetzliche Sanktion erhalten, ſo würde ſie die chriſtliche Religion erſchrecklich gefährden, ſie würde die Konſtitution des Staates und unſerer heiligen Kirche untergraben (Man lacht), und würde den Intereſſen des Handels im Allgemeinen und der Stadt London insbeſondere außerordentlich ſchaden (Gelächter).“ Indeſſen, ungeachtet dieſer ſtrengen Denunciation fand der nachfolgende Kanzler des Exchequer, daſs die bedrohten, erſchrecklichen Folgen ausblieben, als man die Juden in die City von London und ſelbſt in Downingſtreet aufnahm (Gelächter). Damals hatte das Journal „Der Kraftsmann“ bei der Denunciation der unzähligen Unglücke, welche jene Maßregel hervorbringen würde, in folgenden Worten ſich ausgelaſſen: „Ich muſs um Erlaubnis bitten, die Folgen dieſer Bill auseinander zu ſetzen. Bei Gott iſt Gnade, aber bei den Juden iſt keine Gnade, und ſie haben 1700 Jahre der Züchtigung an uns abzurächen. Wenn dieſe Bill durchgeht, werden wir Alle Sklaven der Juden, und ohne Hoffnung irgend einer Rettung durch die Güte Gottes. Der Monarch würde den Juden unterthan werden, und der freien Landbeſitzer nicht mehr achten. Er würde unſere brittiſchen Soldaten abſchaffen und eine größere Armee von lauter Juden errichten, die uns zwingen würde, unſere königliche Familie abzuſchwören, und gleichfalls unter einem jüdiſchen König naturaliſiert zu werden. Erwacht daher, meine chriſtlichen und proteſtantiſchen Brüder! Nicht Hannibal iſt vor euren Pforten, ſondern die Juden, und ſie verlangen die Schlüſſel eurer Kirchthüren!“ (Lautes anhaltendes Gelächter). Bei den Debatten, welche über jene Bill im Unterhauſe ſtatt fanden, erklärte ein Baron aus dem Weſten (Man lacht), daſs, wenn man die Naturaliſierung der Juden zugeſtehe, ſo gerathe man in Gefahr, bald von ihnen im Parlamente überſtimmt zu werden. „Sie werden unſere Grafſchaften", ſagte er, „unter ihre Stämme vertheilen, und unſere Landgüter den Meiſtbietenden verkaufen." (Man lacht). Ein anderes Parlamentsglied war der Meinung, „wenn die Bill durchgehe, würden ſich die Juden ſo ſchnell vermehren, daſs ſie ſich über den größten Theil Englands verbreiten, und dem Volke ſein Land ebenſo wie ſeine Macht abringen würden. Das Parlamentsglied für London, Sir John Bernard, betrachtete den Gegenſtand aus einem tiefern theologiſchen Geſichtspunkte, einem Geſichtspunkt, den man ganz wiederfindet in der neulichen Petition aus Leiceſter, deren Unterzeichner den Katholiken vorwerfen, ſie ſeien Abkömmlinge Derer, die ihre Vorfahren verbrannt haben — und in ſolcher Art rief er, „die Juden ſeien die Nachkommen Derjenigen, welche den Heiland gekreuzigt haben, und deſshalb bis auf die ſpäteſten Enkel von Gott verflucht worden." — Er (Spring Rice) bringe jene Auszüge zum Vorſchein, um zu zeigen, daſs jenes alte Lärmgeſchrei eben ſo begründet geweſen ſei, wie der jetzige neue Lärm in Betreff der Katholiken. (Hört! hört!) Zur Zeit der Judenbill ward auch eine ſcherzhafte „Judenzeitung" ausgegeben, worin man die folgende Ankündigung las: „Seit unſerer letzten Nummer iſt der Poſtwagen von Jeruſalem angekommen. Vergangene Woche wurden im Entbindungshoſpital, Brownlow-Street, fünfundzwanzig Knaben öffentlich beſchnitten. Geſtern Abend wurde im Sanhedrin durch Stimmenmehrheit die Naturaliſierung der Chriſten verworfen. Das Gerücht eines Aufruhrs der Chriſten in Nord-Wales erfand ſich als ganz unbegründet. Letzten Freitag wurde die Jahrfeier der Kreuzigung im ganzen Königreiche ſehr vergnüglich begangen.“ — In dieſer Art und zu allen Zeiten, bei der Judenbill ſowohl als bei der Bill für die Katholiken, wurde der lächerlichſte Widerſetzungslärm durch die geiſtloſeſten Mittel erregt, und wenn wir den Urſachen eines ſolchen Lärms nachforſchen, finden wir, daſs ſie ſich immer ähnlich waren. Wenn wir den Urſachen der Oppoſition gegen die Judenbill im Jahre 1753 nachforſchen, finden wir als erſte Autorität den Lord Chatham, der im Parlamente ausſprach, „er ſowohl als die meiſten andern Gentlemen ſeien überzeugt, daſs die Religion ſelbſt mit dieſer Streitfrage Nichts zu ſchaffen habe, und es nur dem Verfolgungsgeiſte der alten erhabenen Kirche (the old high church's persecuting spirit) gelungen ſei, dem Volke das Gegentheil weiß zu machen.“ (Hört! hört!) So iſt es auch in dieſem Falle, und es iſt wieder ihre Liebe für ausſchließliche Macht und Bevorrechtung, was jetzt die alte erhabene Kirche antreibt, das Volk gegen die Katholiken zu bearbeiten; und er (Spring Rice) ſei überzeugt, daſs Viele, welche ſolche Künſte anwenden, ebenfalls ſehr gut wüſsten, wie wenig die Religion bei der letzten Katholikenbill in Betrachtung kommen konnte, gewiſs eben ſo wenig, wie bei einer Bill für Regulierung der Maße und Gewichte oder für Beſtimmung der Länge des Pendels nach der Anzahl ſeiner Schwingungen. Ebenfalls in Betreff der Judenbill befindet ſich in der damaligen Hardwicke-Zeitung ein Brief des Doktor Birch an Herrn Philipp York, worin Jener ſich äußerte, daſs all dieſer Lärm wegen der Judenbill nur einen Einfluſs auf die nächſtjährigen Wahlen beabſichtigt.“ (Hört! Man lacht.) Es geſchah damals, wie Dergleichen auch in unſerer Zeit geſchieht, daſs ein vernünftiger Biſchof von Norwich zu Gunſten der Judenbill aufgetreten. Dr. Birch erzählt, daſs Dieſer bei ſeiner Zurückkunft in ſeinen Kirchſprengel jener Handlung wegen inſultiert worden; „als er nach Ipswich ging, um dort einige Knaben zu konfirmieren, ward er unterwegs verſpottet und man verlangte von ihm beſchnitten zu werden;“ auch annoncierte man, „daſs der Herr Biſchof nächſten

Samstag die Juden konfirmieren und Tags darauf die Chriſten beſchneiden würde.“ (Man lacht.) So war das Geſchrei gegen liberale Maßregeln in allen Zeitaltern gleichartig unvernünftig und brutal. (Hört ihn! hört ihn!) Jene Beſorgniſſe in Hinſicht der Juden vergleiche man mit dem Alarm, der in gewiſſen Orten durch die Bill für die Katholiken erregt wurde. Die Gefahr, welche man befürchtete, wenn den Katholiken mehr Macht eingeräumt würde, war ebenſo abſurd; die Macht Unheil anzurichten, wenn ſie dazu geneigt waren, konnte ihnen durch das Geſetz in keinem ſo hohen Grade verliehen werden, wie ſie jetzt ſolche eben durch ihre Bedrückung ſelbſt erlangt haben. Dieſe Bedrückung iſt es, wodurch Leute wie Herr O'Connell und Herr Sheil ſo einfluſsreich geworden ſind. Die Nennung dieſer Herren geſchehe nicht um ſie verdächtig zu machen; im Gegentheil, man muſs ihnen Achtung zollen, und ſie haben ſich um das Vaterland Verdienſte erworben; dennoch wäre es beſſer, wenn die Macht vielmehr in den Geſetzen als in den Händen der Individuen, ſeien Dieſe auch noch ſo achtungswerth, beruhen möchte. Die Zeit wird kommen, wo man den Widerſtand des Parlaments gegen jene Rechtseinräumung nicht bloß mit Verwunderung, ſondern auch mit Verachtung

anſehen wird. Die religiöſe Weisheit eines frühern Zeitalters war oft Gegenſtand der Verachtung bei den nachfolgenden Generationen. (Hört! hört!) — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — —“

XII.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhaſſt. Wir ſehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironiſcher von Fortuna begünſtigt, und es iſt, als ob ſie ſeine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem ſie ihn auf den Schild des Sieges emporhebt. Fortuna iſt ein Weib, und nach Weiberart grollt ſie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling ſtürzte, obgleich Deſſen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt bei der Emancipation der Katholiken läſſt ſie ihn wieder ſiegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry ſein Vorgänger im Miniſterium geweſen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er ſiegt, wo Canning zu Grunde ging. Ohne ſolches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann paſſieren, man würde ihn nicht haſſen, nicht genau meſſen, wenigſtens nicht mit dem heroiſchen Maßſtabe, womit man einen Napoleon und einen Canning miſſt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er iſt als Menſch.

Er iſt ein kleiner Menſch, und noch weniger als klein. Die Franzoſen haben von Polignac nichts Ärgeres ſagen können, als: er ſei ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarſchalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beſte Apologie des Lord Wellington — im engliſchen Sinne des Wortes — geliefert. Man wird ſich aber wundern, wenn ich ehrlich geſtehe, daſs ich dieſen Helden einſt ſogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es iſt eine gute Geſchichte, und ich will ſie hier erzählen.

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Miſter White, ein armer kleiner Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Kleide, das einen weißen Wiederſchein gab; er war ſo dünn, daſs die Façade ſeines Geſichtes nur ein Profil zu ſein ſchien, und die Seufzer in ſeiner Bruſt ſichtbar waren noch ehe ſie aufſtiegen. Er ſeufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, jemals die Nationalſchuld zu bezahlen.

„Ach!“ — hörte ich ihn gewöhnlich ſeufzen — ‚was brauchte ſich das engliſche Volk darum zu bekümmern, wer in Frankreich regierte und was die Franzoſen in ihrem Lande trieben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundſätze der franzöſiſchen Revolution, und um dieſe Grundſätze zu unterdrücken, muſſte John Bull ſein Blut und ſein Geld hergeben und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges iſt jetzt erreicht, die Revolution iſt unterdrückt, den franzöſiſchen Freiheitsadlern ſind die Flügel beſchnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz ſicher ſein, daſs keiner derſelben über den Kanal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche ſollten jetzt wenigſtens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Intereſſe, und nicht für das arme Volk gemacht worden ſind. Ach! das arme Volk —“

Immer, wenn er an „das arme Volk“ kam, ſeufzte Miſter White noch tiefer, und der Refrain war dann, daſs das Brot und der Porter ſo theuer ſei, und daſs das arme Volk verhungern müſſe, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daſs es nur Eine Hilfe gäbe. Bei dieſen Worten pflegte er auch das Meſſer zu ſchleifen, und während er es über das Schleifleder hin und her zog, murmelte er ingrimmig langſam: „Lords, Hunde, Pfaffen!“

Gegen den Duke of Wellington kochte aber ſein radikaler Zorn immer am heftigſten, er ſpuckte Gift und Galle, ſobald er auf Dieſen zu ſprechen kam, und wenn er mich unterdeſſen einſeifte, ſo geſchah es mit ſchäumender Wuth. Einſt wurde ich ordentlich bange, als er mich juſt nahe beim Halſe barbierte, während er ſo heftig gegen Wellington loszog, und beſtändig dazwiſchen murmelte: „Hätte ich ihn nur ſo unterm Meſſer, ich würde ihm die Mühe erſparen, ſich ſelbſt die Kehle abzuſchneiden, wie ſein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der ſich die Kehle abgeſchnitten zu North-Cray in der Grafſchaft Kent — Gott verdamm' ihn!“

Ich fühlte ſchon, wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daſs er in der Leidenſchaft ſich plötzlich einbilden konnte, ich ſei der Duke of Wellington, ſuchte ich ſeine Heftigkeit herabzuſtimmen und ihn unter der Hand zu beſänftigen. Ich nahm ſeinen Nationalſtolz in Anſpruch, ich ſtellte ihm vor, daſs Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daſs er immer nur eine unſchuldige Maſchine in dritten Händen geweſen ſei, daſs er gern Beefſteaks eſſe, und daſs er endlich — Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Meſſer an der Kehle ſtand.

* * *

Was mich am meiſten ärgert, iſt der Gedanke, daſs Arthur Wellington eben ſo unſterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Iſt doch in ähnlicher Weiſe der Name Pontius Pilatus eben ſo unvergeſslich geblieben wie der Name Chriſti. Wellington und Napoleon! Es iſt ein wunderbares Phänomen, daſs der menſchliche Geiſt ſich Beide zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größren Kontraſte als dieſe Beiden, ſchon in ihrer äußern Erſcheinung. Wellington, das dumme Geſpenſt mit einer aſchgrauen Seele in einem ſteifleinernen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Geſichte — daneben denke man ſich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein ~~Gott~~! [illegible], Nie ſchwindet dieſes Bild aus meinem Gedächtniſſe. Ich ſehe ihn immer noch hoch zu Roſs, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgeſichte, ſchickſalruhig hinabblicken auf die vorbeidefilierenden Garden — er ſchickte ſie damals nach Ruſsland, und die alten Grenadiere ſchauten zu ihm hinauf ſo ſchauerlich ergeben, ſo mitwiſſend ernſt, ſo todesſtolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überſchleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich ſelbſt geſehen, ob wir wirklich ſeine Genoſſen waren, und es iſt mir dann, als ob ſein Bild, losgeriſſen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer ſtolzer und herriſcher zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name ſchon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt und eben ſo antik und heroiſch wie die Namen Alexander und Cäſar. Er iſt ſchon ein Loſungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident ſich begegnen, ſo verſtändigen ſie ſich durch dieſen einzigen Namen.

Wie bedeutſam und magiſch alsdann dieſer Name erklingen kann, Das empfand ich aufs tiefſte, als ich einſt im Hafen von London, wo die indiſchen Docks ſind, an Bord eines Oſtindienfahrers ſtieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein rieſenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindoſtanern. Die grotesken Geſtalten und Gruppen, die ſeltſam bunten Trachten, die räthſelhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernſt auf einigen ſanftgelben Geſichtern, deren Augen, wie ſchwarze Blumen, mich mit abenteuerlicher Wehmuth anſahen — alles Das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie verſetzt in Scheherezade's Märchen, und ich meinte ſchon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhälſige Kamele und goldbedeckte Elephanten und andre fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorſchein kommen. Der Superkargo, der ſich auf dem Schiffe befand und die Sprache jener Leute eben ſo wenig verſtand als ich, konnte mir, mit ächtbrittiſcher Beſchränktheit, nicht genug erzählen, was Das für ein närriſches Volk ſei, faſt lauter Mahomedaner, zuſammengewürfelt aus allen Ländern Aſiens, von der Grenze China's bis ans arabiſche Meer, darunter ſogar einige pechſchwarze, wollhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländiſchen Weſens ſo ziemlich überdrüſſig, ſo recht europamüde, wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieſes Stück Morgenland, das ſich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfriſchten wenigſtens einige Tropfen jenes Trankes, wonach es in trüb hannöpriſchen oder königlich preußiſchen Winternächten ſo oft geſchmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl anſehen, wie angenehm mir ihre Erſcheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen geſagt hätte. Daſs auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzuſehen, und ſie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes geſagt, und es war eine Trübſal, daſs Keiner des Anderen Sprache verſtand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundſchaftliche Geſinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausſtreckend wie zum Liebesgruß rief ich den Namen: Mahomed!

Freude überſtrahlte plötzlich die dunklen Geſichter der fremden Leute, ſie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß riefen ſie den Namen: Bonaparte!

XIII.

Die Befreiung.

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Unterſuchungen wiederkehrt, ſo werde ich langweiligſt gründlich beweiſen, daſs nicht Indien, ſondern Ägypten jenes Kaſtenthum hervorgebracht hat, das ſeit zwei Jahrtauſenden in jede Landestracht ſich zu vermummen und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuſchen wuſſte, das vielleicht jetzt todt iſt, aber, den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilſtiftend unter uns wandelt, mit ſeinem Leichendufte unſer blühendes Leben vergiftet, ja als ein Vampyr des Mittelalters den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen ſaugt. Dem Schlamme des Nilthals entſtiegen nicht bloß die Krokodile, die ſo gut weinen können, ſondern auch jene Prieſter, die es noch beſſer verſtehen, und jener privilegiert erbliche Kriegerſtand, der in

Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodile noch übertrifft.

Zwei tiefſinnige Männer deutſcher Nation entdeckten den heilſamſten Gegenzauber wider die ſchlimmſte aller ägyptiſchen Plagen, und durch ſchwarze Kunſt — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen ſie die Gewalt jener geiſtlichen und weltlichen Hierarchie, die ſich aus einer Verbindung des Prieſterthums und der Kriegerkaſte, nämlich aus der ſogenannten katholiſchen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geiſtlich knechtete. Die Druckerpreſſe zerſprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geiſter gekerkert, und Nordeuropa athmete wieder frei, entlaſtet von dem nächtlichen Alp jener Kleriſei, die zwar in der Form von der ägyptiſchen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiſte aber dem ägyptiſchen Prieſterſyſteme um ſo getreuer bleiben konnte, da ſie ſich nicht durch natürliche Fortpflanzung, ſondern unnatürlich, durch mamelukenhafte Rekrutierung, als eine Korporation von Hageſtolzen noch ſchroffer darſtellte. Eben ſo ſehen wir, wie die Kriegskaſte ihre Macht verliert, ſeit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen iſt bei der neuen Kriegsweiſe; denn von dem Poſaunentone der Kanonen werden jetzt die ſtärkſten Burgthürme niedergeblaſen wie weiland die Mauern von Jericho, der eiſerne Harniſch des Ritters ſchützt gegen den bleiernen Regen eben ſo wenig wie der leinene Kittel des Bauers: das Pulver macht die Menſchen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben ſo gut los wie eine adlige Flinte — das Volk erhebt ſich.

* * *

Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Kommünen, und der freien Städte in Deutſchland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, ſondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Korporationen ſtritten um Privilegien, und es blieb Alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes, ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deutſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen, daſs die Menſchen von gleich edler Geburt ſind, daſs hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muſs, daſs der Reichthum eine Sünde iſt, und daſs auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern zogen die Bauern durch das ſüdliche Deutſchland, und der üppigen Bürgerſchaft im hochgethürmten Nüremberg ließen ſie ſagen, es ſolle künftig kein Haus im Reiche ſtehen bleiben, das anders ausſehe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten ſie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, ſchauen wir die Spuren dieſer Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiſte überſchleicht den Wanderer, wenn er im Mondſchein die dunkeln Burgtrümmer ſieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl Dem, der, nüchternen Sinns, nichts Anderes ſieht; iſt man aber ein Sonntagskind — und Das iſt jeder

Geſchichtskundige — ſo ſieht man auch die hohe Jagd, die der deutſche Adel, der roheſte der Welt, gegen die Beſiegten geübt, man ſieht, wie tauſendweis die Wehrloſen todtgeſchlagen, gefoltert, geſpießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern ſieht man ſie geheimnisvoll nicken, die blutigen Bauernköpfe, und drüberhin hört man pfeifen eine entſetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenſtein.

Etwas beſſer erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht ſo ſchmählig und erfolglos, und noch jetzt ſehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feſte Begründung deſſelben, die ſauberen Kavaliere herrſchen wieder nach wie vor, und ergötzen ſich an den Spaßgeſchichten von den alten ſtarren Stutzköpfen, die der befreundete Barde zu ihrer müßigen Unterhaltung ſo hübſch beſchrieben. Keine geſellſchaftliche Umwälzung hat in Großbritannien ſtattgefunden, das Gerüſte der bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen blieb unzerſtört, die Kaſtenherrſchaft und das Zunftweſen hat ſich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und, obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civiliſation, verharrt England in einem mittelalterlichen Zuſtande, oder vielmehr im Zuſtande eines faſhionablen Mittelalters. Die Konceſſionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, ſind dieſer mittelalterlichen Starrheit nur mühſam abgekämpft worden, und nie aus einem Princip, ſondern aus der faktiſchen Nothwendigkeit ſind alle modernen Verbeſſerungen hervorgegangen, und ſie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangſal und neuen Todeskampf und deſſen Gefahren nöthig macht. Die religiöſe Reformation iſt in England nur halb vollbracht, und zwiſchen den kahlen vier Gefängniswänden der biſchöflich anglikaniſchen Kirche befindet man ſich noch viel ſchlechter, als in dem weiten, hübſch bemalten und weich gepolſterten Geiſteskerker des Katholicismus. Mit der politiſchen Reformation iſt es nicht viel beſſer ergangen, die Volksvertretung iſt ſo mangelhaft als möglich — wenn die Stände ſich auch nicht mehr durch den Rock trennen, ſo trennen ſie ſich doch noch immer durch verſchiedenen Gerichtsſtand, Patronage, Hoffähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte und ſonſtige Fatalien; und wenn Eigenthum und Perſon des Volks nicht mehr von ariſtokratiſcher Willkür, ſondern vom Geſetze abhängen, ſo ſind doch dieſe Geſetze nichts Anderes als eine andere Art von Zähnen, womit die ariſtokratiſche Brut ihre Beute erhaſcht, und eine andere Art von

Dolchen, womit ſie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Kontinente würde aus Willkür ſo viel' Taxen erpreſſen, als das engliſche Volk von Geſetzwegen bezahlen muſs, und kein Tyrann war jemals ſo grauſam wie Englands Kriminalgeſetze, die täglich morden für den Betrag eines Shillings, und mit Buchſtabenkälte. Wird auch ſeit Kurzem manche Verbeſſerung dieſes trüben Zuſtandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geiſtlichen Habſucht hie und da Schranken geſetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlſtimme von einem rotten borough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barſche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Sekten bevorrechtet — ſo iſt dieſes Alles doch nur leidige Altflickerei, die nicht lange vorhält, und der dümmſte Schneider in England kann vorausſehen, daſs über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübſeligen Fetzen auseinanderreißt.

* * *

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riſs wird ärger. Und Niemand faſſet Moſt in alte Schläuche; anders zerreißt der Moſt die Schläuche, und der Wein wird verſchüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man ſoll Moſt in neue Schläuche faſſen.“

Die tiefſte Wahrheit erblüht nur der tiefſten Liebe, und daher die Übereinſtimmung in den Anſichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, und jener ſpäteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte.

Ich ſpreche von der franzöſiſchen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit ſo ſiegreich emporſtieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche ſich in jedem Menſchenhaupte wiederholt und ein Wiſſen begründet, noch weit vorzüglicher ſein muſs als jene überlieferte Offenbarung, die ſich nur in wenigen Auserleſenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Dieſe letztgenannte Offenbarungsart, die ſelbſt ariſtokratiſcher Natur iſt, vermochte nie die Privilegienherrſchaft, das bevorrechtete Kaſtenweſen, ſo ſicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratiſcher Natur iſt, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeſchichte iſt die Kriegsgeſchichte dieſes Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen: es iſt der Todeskampf mit dem Ägyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich ſtumpfer werden, obgleich wir ſchon die beſten Poſitionen beſetzt, ſo können wir doch nicht eher das Triumphlied anſtimmen, als bis das Werk vollendet iſt. Wir können nur in den Zwiſchennächten, wenn Waffenſtillſtand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehen, um die Todten zu beerdigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verleumdung, das freche Geſpenſt, ſetzt ſich auf die edelſten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die ſo ſchlau den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wiſſen, und die ſogar jenen ernſten Bergprediger, den reinſten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wuſſten; denn als ſie nicht leugnen konnten, daſs er der größte Menſch ſei, machten ſie ihm zum kleinſten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, Der mache ſich darauf gefaſſt, daſs der beſte Lug und die triſtigſten Verleumdungen ſeinen armen guten Namen zerfetzen und ſchwärzen werden. Aber gleichwie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meiſten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geſchwärzt worden, höher ehrt als die blankſten und geſündeſten Rekrutenfahnen, und wie man ſie endlich als Nationalreliquien in den Domen aufſtellt: ſo werden einſt die Namen unſerer Helden, jemehr ſie zerfetzt und angeſchwärzt worden, um ſo enthuſiaſtiſcher verehrt werden in der heiligen Genovevakirche der Freiheit.

Wie die Helden der Revolution, ſo hat man die Revolution ſelbſt verleumdet, und ſie als ein Fürſtenſchrecknis und eine Volksſcheuche dargeſtellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all' die ſogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen laſſen, und auf den Jahrmärkten ſah man einige Zeit nichts Anderes als grellkolorierte Bilder der Guillotine. Es iſt freilich nicht zu leugnen, dieſe Maſchine, die ein franzöſiſcher Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monſieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den böſen Herzen ſehr leicht trennen kann, dieſe heilſame Maſchine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einſt

Tauſende und aber Tauſende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit. Daſs die Franzoſen mit jener Maſchine ſogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, iſt freilich entſetzlich, und man weiß nicht, ob man ſie deſshalb des Vatermords oder des Selbſtmords beſchuldigen ſoll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daſs Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenſchaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daſs diejenigen Leute, die das Volk zu ſolchem Opfer drängten, und die ſelbſt zu allen Zeiten in weit reichlicherem Maße Fürſtenblut vergoſſen haben, nicht als laute Kläger auftreten ſollten. Nur zwei Könige, Beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Intereſſen wegen, ſondern in äußerſter Kriegsbedrängnis, als es ſich von ihnen verrathen ſah, und während es ſeines eignen Blutes am wenigſten ſchonte; aber gewiſs mehr als tauſend Fürſten fielen meuchlings, und der Habſucht oder frivoler Intereſſen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es iſt, als ob dieſe Kaſten den Fürſtenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deſshalb den Tod Ludwig's XVI. und

Karl's I. um ſo eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einſähen, daß ſie als Könige des Volkes im Schutze der Geſetze viel ſicherer leben können, als unter der Guarde ihrer adligen Leibmörder!

* * *

Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution ſelbſt, ſondern ſogar unſer ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unſerer heiligſten Ideen hat man parodiert, mit unerhörtem Frevel, und wenn man ſie hört oder lieſt, unſere ſchnöden Verächter, ſo heißt das Volk die Kanaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchleriſche Duckmäuſer, die unter der Laſt ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherſchleichen, wagen es ein Zeitalter zu läſtern, das vielleicht das heiligſte iſt von allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das ſich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Meſſias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die ſchwere Kreuzeslaſt kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße riſſe über die neuern Phariſäer und Saducäer. Die koloſſalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne ſolche Witzreißerei und Perſiflage! Der Ernſt tritt um ſo gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzoſen, die ſehr ſchreckliche leichtfertige Bücher geſchrieben, und doch ſehr ſtreng und ernſthaft ſein konnten, wo Strenge und Ernſt nothwendig wurden; z. B. Laclos und gar Louvet de Couvray, die Beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit ſtritten, übrigens aber ſehr frivol und ſchlüpfrig ſchrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben ſo gut eine Religion wäre als jede andere! Da es die unſrige iſt, ſo könnten wir, mit demſelben Maße meſſend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich dieſe Blätter eröffnet: Die Freiheit iſt eine neue Religion, die Religion unſerer Zeit. Wenn Chriſtus auch nicht der Gott dieſer Religion iſt, ſo iſt er doch ein Hoherprieſter derſelben, und ſein Name ſtrahlt beſeligend in die Herzen der Jünger. Die Franzoſen ſind aber das auserleſene Volk der neuen

Religion, in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter.

Shakſpeare's

Mädchen und Frauen.

(1839.)

Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daſs unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er ſich eingeſtehen muſste, daſs der Mann, der, ein Muſter der Vollkommenheit, die höchſte Verehrung verdient, dennoch zur Sippſchaft jener ungeſchnäuzten Langnaſen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumhauſieren ſieht, die er ſo gründlich verachtet, und die ihm noch fataler ſind, wenn ſie gar, wie er ſelber, ſich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbeſtoffen zuwenden, und ſeine eigenen Intereſſen beeinträchtigen.

Wie es dieſem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daſs er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie eng, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daſs es ihm Übelkeiten im Magen verurſachen möchte . . . Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das ſich gewiſs mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt . . .

Und in einem ſolchen Lande, und unter einem ſolchen Volke hat William Shakſpeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordiſchen Bethlehem, welches Stratford upon Avon geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakſpeare'ſchen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiſs von dem heutigen ſehr verſchieden; auch nannte man es merry England, und es blühete in Farbenglanz, Maskenſcherz, tiefſinniger Narrethei, ſprudelnder Thatenluſt, überſchwänglicher Leidenſchaft . . . Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter in Schimpf und Ernſt die Hauptrolle ſpielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erſchütterte . . . Und ſtatt des dicken Biers trank man den leichtſinnigen Wein, das demokratiſche Getränk, welches im Rauſche die Menſchen gleich macht, die ſich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterſchieden . . .

All dieſe farbenreiche Luſt iſt ſeitdem erblichen, verſchollen ſind die freudigen Trompetenklänge, erloſchen iſt der ſchöne Rauſch . . . Und das Buch, welches dramatiſche Werke von William Shakſpeare heißt, iſt als Troſt für ſchlechte Zeiten und als Beweis, daſs jenes merry England wirklich exiſtiert habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es iſt ein Glück, daſs Shakſpeare eben noch zur rechten Zeit kam, daſs er ein Zeitgenoſſe Eliſabeth's und Jakobs war, als freilich der Proteſtantismus ſich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweiſe äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterweſens, noch in aller Glorie der Poeſie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erſt in der Theorie zerſtört; aber er lebte noch mit ſeinem vollen Zauber im Gemüthe der Menſchen, und erhielt ſich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anſchauungen. Erſt ſpäter, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübſinn auszubreiten, der ſeitdem, entgeiſtet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnſchläfrigen Pietismus ſich verwäſſerte. Wie die Religion, ſo hatte auch das Königthum in England zu Shakſpeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die ſich dort heutigen Tags unter dem Namen konſtitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Beſten der europäiſchen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunſt geltend macht. Mit dem Blute Karl's des Erſten, des großen, wahren, letzten Königs, floß auch alle Poeſie aus den Adern Englands; und dreimal glücklich war der Dichter, der dieſes kummervolle Ereignis, das er vielleicht im Geiſte ahnete, nimmermehr als Zeitgenoſſe erlebt hat. Shakſpeare ward in unſren Tagen ſehr oft ein Ariſtokrat genannt. Ich möchte dieſer Anklage keineswegs widerſprechen, und ſeine politiſchen Neigungen vielmehr entſchuldigen, wenn ich bedenke, daß ſein zukunftſchauendes Dichterauge aus bedeutenden Wahrzeichen ſchon jene nivellierende Puritanerzeit vorausſah, die mit dem Königthum ſo auch aller Lebensluſt, aller Poeſie und aller heitern Kunſt ein Ende machen würde.

Ja, während der Herrſchaft der Puritaner ward die Kunſt in England geächtet: namentlich wüthete der evangeliſche Eifer gegen das Theater, und ſogar der Name Shakſpeare erloſch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erſtaunen, wenn man jetzt in den Flugſchriften damaliger Zeit, z. B. in dem Histrio-Mastix des famoſen Prynne, die Ausbrüche des Zornes lieſt, womit über die arme Schauſpielkunſt das Anathema ausgekrächzt wurde. Sollen wir den Puritanern ob ſolchem Zelotismus allzu ernſthaft zürnen? Wahrlich, nein; in der Geſchichte hat Jeder Recht, der ſeinem inwohnenden Principe getreu bleibt, und die düſtern Stutzköpfe folgten nur den Konſequenzen jenes kunſtfeindlichen Geiſtes, der ſich ſchon während der erſten Jahrhunderte der Kirche kundgab, und ſich mehr oder minder bilderſtürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Dieſe alte, unverſöhnliche Abneigung gegen das Theater iſt Nichts als eine Seite jener Feindſchaft, die ſeit achtzehn Jahrhunderten zwiſchen zwei ganz heterogenen Weltanſchauungen waltet, und wovon die eine dem dürren Boden Judäa's, die andere dem blühenden Griechenland entſproſſen iſt. Ja, ſchon ſeit achtzehn Jahrhunderten dauert der Groll zwiſchen Jeruſalem und Athen, zwiſchen dem heiligen Grab und der Wiege der Kunſt, zwiſchen dem Leben im Geiſte und dem Geiſt im Leben; und die Reibungen, öffentliche und heimliche Befehdungen, die dadurch entſtanden, offenbaren ſich dem eſoteriſchen Leſer in der Geſchichte der Menſchheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, daß der Erzbiſchof von Paris einem armen todten Schauſpieler die gebräuchlichen Begräbnisehren verweigert, ſo liegt ſolchem Verfahren keine beſondere Prieſterlaune zum Grunde, und nur der Kurzſichtige erblickt darin eine engſinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfs gegen die Kunſt, welche von dem helleniſchen Geiſt oft als Tribüne benutzt wurde, um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Judäismus; die Kirche verfolgte in den Schauſpielern die Organe des Griechenthums, und dieſe Verfolgung traf nicht ſelten auch die Dichter, die ihre Begeiſterung nur von Apollo herleiteten, und den proſkribierten Heidengöttern eine Zuflucht ſicherten im Lande der Poeſie. Oder iſt gar etwa Rankūne im Spiel? Die unleidlichſten Feinde der gedruckten Kirche, während der zwei erſten Jahrhunderte, waren die Schauſpieler, und die Acta Sanctorum erzählen oft, wie dieſe verruchten Hiſtrionen auf den Theatern in Rom ſich dazu hergaben, zur Luſt des heidniſchen Pöbels die Lebensart und Myſterien der Nazarener zu parodieren. Oder war es gegenſeitige Eiferſucht, was zwiſchen den Dienern des geiſtlichen und des weltlichen Wortes ſo bittern Zwieſpalt erzeugte?

Nächſt dem aſketiſchen Glaubenseifer war es der republikaniſche Fanatismus, welcher die Puritaner beſeelte in ihrem Haſe gegen die alt-engliſche Bühne, wo nicht bloß das Heidenthum und die heidniſche Geſinnung, ſondern auch der Royalismus und die adligen Geſchlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem andern Orte*) gezeigt, wie viele Ähnlichkeit in dieſer Beziehung zwiſchen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Muſen uns von der Herrſchaft dieſer Letztern bewahren!

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politiſchen Umwälzungen verlor ſich auf lange Zeit der Name Shakſpeare's, und es dauerte faſt ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber ſtieg ſein Anſehen von Tag zu Tag, und gleichſam eine geiſtige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdammnis, jenes Botanybay ohne ſüdliches Klima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern Alles, was ſchön und lieblich iſt, verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang noch Sinne zum Genuſs verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakſpeare.

---

*) Bei Beſprechung der Charaktere im „Julius Cäſar“ auf den nachfolgenden Blättern.

Anmerkung des Herausgebers.

Ja, Dieſer iſt die geiſtige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdeſten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakſpeare, und wie verklärt erſcheinen uns dadurch die gewöhnlichſten Gegenſtände. Überall umrauſcht uns dort der Fittig ſeines Genius, aus jeder bedeutenden Erſcheinung grüßt uns ſein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu ſehen, leiſe nicken, leiſe und lächelnd.

Dieſe unaufhörliche Erinnerung an Shakſpeare und durch Shakſpeare ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reiſender, dort von Morgens bis in die ſpäte Nacht nach den ſogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder lion mahnte an den größern lion, an Shakſpeare. Alle jene Orte, die ich beſuchte, leben in ſeinen hiſtoriſchen Dramen ihr unſterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von früheſter Jugend bekannt. Dieſe Dramen kennt aber dort zu Lande nicht bloß der Gebildete, ſondern auch Jeder im Volke, und ſogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakſpeare, welcher die nähern Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herumführt, ſpricht immer von Shakſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in ſteinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen, und für einen Shilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder klägliche Rolle ſpielen. Er ſelber, die Bildſäule des großen Dichters, ſteht dort in Lebensgröße, eine erhabene Geſtalt mit ſinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle ... Es ſtehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beſchwört, die dort in den Grabmälern ruhen, ſo ſteigen ſie hervor mit ihren verroſteten Harniſchen und verſchollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Roſe, und auch die Damen heben ſich ſeufzend aus ihren Ruheſtätten, und ein Schwertergeklirr und ein Lachen und Fluchen erſchallt ... Ganz wie zu Drurylane, wo ich die Shakſpeare'ſchen Geſchichtsdramen ſo oft tragieren ſah, und wo Kean mir ſo gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rann:

„A horse, a horse, my kingdom for a horse!“

Ich müſſte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakſpeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollſten geſchah Dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deſshalb, weil das Lokal desſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe, nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen, citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daſs Shakſpeare in England nicht bloß als Dichter gefeiert, ſondern auch als Geſchichtſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daſs es ungerecht ſei, wenn man bei den geſchichtlichen Dramen Shakſpeare's die Anſprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem bloß die Poeſie und ihre künſtleriſche Einkleidung der höchſte Zweck iſt, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakſpeare's war nicht bloß die Poeſie, ſondern auch die Geſchichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereigniſſe und Charaktere nach Laune geſtalten; und eben ſo wenig, wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Intereſſes für eine einzige Perſon oder für eine einzige Thatſache beobachten. Dennoch in dieſen Geſchichtsdramen ſtrömt die Poeſie reichlicher und gewaltiger und ſüßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder ſelbſt erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das ſtrengſte

Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunſt, namentlich aber in dem enchaînement des scènes, den armen Shakſpeare übertreffen.

Ja, Das iſt es, der große Britte iſt nicht bloß Dichter, ſondern auch Hiſtoriker; er handhabt nicht bloß Melpomene's Dolch, ſondern auch Klio's noch ſchärferen Griffel. In dieſer Beziehung gleicht er den früheſten Geſchichtſchreibern, die ebenfalls keinen Unterſchied wuſſten zwiſchen Poeſie und Hiſtorie, und nicht bloß eine Nomenklatur des Geſchehenen, ein ſtäubiges Herbarium der Ereigniſſe lieferten, ſondern die Wahrheit verklärten durch Geſang, und im Geſange nur die Stimme der Wahrheit tönen ließen. Die ſogenannte Objektivität, wovon heut ſo viel die Rede, iſt Nichts als eine trockene Lüge; es iſt nicht möglich die Vergangenheit zu ſchildern, ohne ihr die Färbung unſerer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der ſogenannte objektive Geſchichtſchreiber doch immer ſein Wort an die Gegenwart richtet, ſo ſchreibt er unwillkürlich im Geiſte ſeiner eigenen Zeit, und dieſer Zeitgeiſt wird in ſeinen Schriften ſichtbar ſein, wie ſich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, ſondern auch des Empfängers offenbart. Jene ſogenannte Objektivität, die, mit ihrer Lebloſigkeit ſich brüſtend, auf der Schädelſtätte der Thatſachen thront, iſt ſchon deßhalb als unwahr verwerflich, weil zur geſchichtlichen Wahrheit nicht bloß die genauen Angaben des Faktums, ſondern auch gewiſſe Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Faktum auf ſeine Zeitgenoſſen hervorgebracht hat, nothwendig ſind. Dieſe Mittheilungen ſind aber die ſchwierigſte Aufgabe; denn es gehört dazu nicht bloß eine gewöhnliche Notizenkunde, ſondern auch das Anſchauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakſpeare ſagt, „das Weſen und der Körper verſchollener Zeiten“ ſichtbar geworden.

Und ihm waren ſie ſichtbar, nicht bloß die Erſcheinungen ſeiner eigenen Landesgeſchichte, ſondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlaſſen haben, wie wir es mit Erſtaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrſten Farben ſchildert. Wie den Rittergeſtalten des Mittelalters, hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren geſehen, und ihnen befohlen, das tiefſte Wort ihrer Seele auszuſprechen. Und immer wuſſte er die Wahrheit zur Poeſie zu erheben, und ſogar die gemüthloſen Römer, das harte nüchterne Volk der Proſa, dieſe Miſchlinge von roher Raubſucht und feinem Advokatenſinn, dieſe kaſuiſtiſche Soldateske, wuſſte er poetiſch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf ſeine römiſchen Dramen muſs Shakſpeare wieder den Vorwurf der Formloſigkeit anhören, und ſogar ein höchſt begabter Schriftſteller, Dietrich Grabbe, nannte ſie*) „poetiſch verzierte Chroniken," wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wiſſe, wer Hauptperſon, wer Nebenperſon, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Intereſſes zu finden ſei. Sonderbarer Irrthum der ſchärfſten Kritiker! Nicht ſowohl die letztgenannte Einheit, ſondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unſerm großen Dichter. Nur ſind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz ſeiner Dramen iſt dieſer Erdball, und Das iſt ſeine Einheit des Ortes; die Ewigkeit iſt die Periode, während welcher ſeine Stücke ſpielen, und Das iſt ſeine Einheit der Zeit; und beiden angemäß iſt der Held ſeiner Dramen, der dort als Mittelpunkt ſtrahlt, und die Einheit des Intereſſes repräſentiert . . . Die Menſchheit iſt jener Held, jener Held, welcher beſtändig ſtirbt und beſtändig auferſteht — beſtändig liebt, beſtändig haſſt, doch noch mehr liebt als haſſt — ſich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorber verdient, noch öfter Beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Rieſe, der homöopathiſch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar ſehr verdünnt, aber doch immer exiſtiert — ach! laſſt uns von dem Heldenthum dieſes Helden nicht zu Viel reden, aus Beſcheidenheit und Scham!

---

*) In ſeinem Aufſatz „Über die Shakſpearomanie," abgedruckt im zweiten Band der „Dramatiſchen Dichtungen von Grabbe," Frankfurt, 1827.

Anmerkung des Herausgebers.

Dieſelbe Treue und Wahrheit, welche Shakſpeare in Betreff der Geſchichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu ſagen, daſs er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieſer Ausdruck iſt tadelhaft, da er über das Verhältnis des Dichters zur Natur irreleitet. In dem Dichtergeiſte ſpiegelt ſich nicht die Natur, ſondern ein Bild derſelben, das dem getreueſten Spiegelbilde ähnlich, iſt dem Geiſte des Dichters eingeboren; er bringt gleichſam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelangt, iſt ihm jeder Theil der äußern Erſcheinungswelt gleich in ſeinem ganzen Zuſammenhang begreifbar; denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in ſeinem Geiſte, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiſte räthſelhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forſchung nur mühſam, oder auch gar nicht begriffen werden . . . Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinſte Fragment eines Kreiſes giebt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt deſſelben angeben kann: ſo auch der Dichter, wenn ſeiner Anſchauung nur das kleinſte Bruchſtück der Erſcheinungswelt von außen geboten wird, offenbart ſich ihm gleich der ganze univerſelle Zuſammenhang dieſes Bruchſtücks; er kennt gleichſam Cirkulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weiteſten Umfang und tiefſten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchſtück der Erſcheinungswelt muſs dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceſs der Weltergänzung in ihm ſtattfinden kann; dieſes Wahrnehmen eines Stücks der Erſcheinungswelt geſchieht durch die Sinne, und iſt gleichſam das äußere Ereignis, wovon die innern Offenbarungen bedingt ſind, denen wir die Kunſtwerke des Dichters verdanken. Je größer dieſe letztern, deſto neugieriger ſind wir, jene äußeren Ereigniſſe zu kennen, welche dazu die erſte

Veranlaſſung gaben. Wir forſchen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Dieſe Neugier iſt um ſo thörichter, da, wie aus Obengeſagtem ſchon hervorgeht, die Größe der äußeren Ereigniſſe in keinem Verhältniſſe ſteht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereigniſſe können ſehr klein und ſcheinlos ſein, und ſind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich ſehr klein und ſcheinlos iſt. Ich ſage ſcheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübſameren Worte bedienen. Die Dichter präſentieren ſich der Welt im Glanze ihrer Werke, und beſonders wenn man ſie aus der Ferne ſieht, wird man von den Strahlen geblendet. O laſſt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie ſind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Raſen und Lauben ſo prächtig hervorglänzen, daſs man glauben ſollte, ſie ſeien die Sterne der Erde . . . daſs man glauben ſollte, ſie ſeien Diamanten und Smaragde, koſtbares Geſchmeide, welches die Königskinder, die im Garten ſpielten, an den Büſchen aufgehängt und dort vergaßen . . . daſs man glauben ſollte, ſie ſeien glühende Sonnentropfen, welche ſich im hohen Graſe verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht ſich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengeſtirn ſie wieder zu ſich heraufſaugt . . . Ach, ſuche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelſteine und Sonnentropfen! Statt ihrer ſiehſt du ein armes miſsfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, deſſen Anblick dich anwidert, und das dein Fuß dennoch nicht zertreten will, aus ſonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakſpeare? Trotz aller Forſchungen hat man faſt gar Nichts davon ermitteln können, und Das iſt ein Glück. Nur allerlei unbewieſene läppiſche Sagen haben ſich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da ſoll er bei ſeinem Vater, welcher Metzger geweſen, ſelber die Ochſen abgeſchlachtet haben . . . Dieſe letztern waren vielleicht die Ahnen jener engliſchen Kommentatoren, die wahrſcheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwiſſenheit und Kunſtfehler nachwieſen. Dann ſoll er Wollhändler geworden ſein und ſchlechte Geſchäfte gemacht haben ... Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könne er endlich in der Wolle ſitzen. Ich glaube Nichts von der ganzen Geſchichte; viel Geſchrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, daſs unſer Dichter wirklich Wilddieb geworden, und wegen eines Hirſchkalbs in gerichtliche Bedrangnis gerieth: weßhalb ich ihn aber dennoch nicht ganz verdamme. „Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb geſtohlen,“ ſagt ein deutſches Sprichwort. Hierauf ſoll er nach London entflohen ſein und dort für ein Trinkgeld die Pferde der großen Herrn vor der Thüre des Theaters beaufſichtigt haben . . . So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeſchichte ein altes Weib dem andern nachklatſcht.

Authentiſche Urkunden über die Lebensverhältniſſe Shakſpeare's ſind ſeine Sonette, die ich jedoch nicht beſprechen möchte, und die eben ob der tiefen menſchlichen Miſère, die ſich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an beſtimmteren Nachrichten über Shakſpeare's Leben iſt leicht erklärbar, wenn man die politiſchen und religiöſen Stürme bedenkt, die bald nach ſeinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine völlige Puritanerherrſchaft hervorriefen, auch ſpäter noch unerquicklich nachwirkten, und die goldene Eliſabethperiode der engliſchen Literatur nicht bloß vernichteten, ſondern auch in gänzliche Vergeſſenheit brachten. Als man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakſpeare wieder ans große Tageslicht zog, fehlten alle jene Traditionen, welche zur Auslegung des Textes förderſam geweſen wären, und die Kommentatoren muſſten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus und noch kläglicheren Materialismus ihre letzten Gründe ſchöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeutenden Kommentator Shakſpeare's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, ſelbſtbeſpiegelnde Seichtigkeit, enthuſiaſtiſch thuender Dünkel, gelehrte Aufgeblaſenheit, die vor Wonne faſt zu platzen droht, wenn ſie dem armen Dichter irgend einen antiquariſchen, geographiſchen oder chronologiſchen Schnitzer nachweiſen und dabei bedauern kann, daſs er leider die Alten nicht in der Urſprache ſtudiert, und auch ſonſt wenige Schulkenntniſſe beſeſſen habe. Er läſſt ja die Römer Hüte tragen, läſſt Schiffe landen in Böhmen, und zur Zeit Troja's läſſt er den Ariſtoteles citieren! Das war mehr als ein engliſcher Gelehrter, der in Oxford zum magister artium graduiert worden, vertragen konnte! Der einzige Kommentator Shakſpeare's, den ich als Ausnahme bezeichnet, und der auch in jeder Hinſicht einzig zu nennen iſt, war der ſelige Hazlitt, ein Geiſt eben ſo glänzend wie tief, eine Miſchung von Diderot und Börne, flammende Begeiſterung für die Revolution neben dem glühendſten Kunſtſinn, immer ſprudelnd von Verve und Esprit.

Beſſer als die Engländer haben die Deutſchen den Shakſpeare begriffen. Und hier muſs wieder zuerſt jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine große Initiative galt. Gotthold Ephraim Leſſing war der Erſte, welcher in Deutſchland ſeine Stimme für Shakſpeare erhob. Er trug den ſchwerſten Bauſtein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter, und, was noch preiſenswerther, er gab ſich die Mühe, den Boden, worauf dieſer Tempel erbaut werden ſollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten franzöſiſchen Schaubuden, die ſich breit machten auf jenem Boden, riſs er unbarmherzig nieder in ſeinem freudigen Baueifer. Gottſched ſchüttelte ſo verzweiflungsvoll die Locken ſeiner Perücke, daſs ganz Leipzig erbebte, und die Wangen ſeiner Gattin vor Angſt, oder auch von Puderſtaub, erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Leſſing'ſche Dramaturgie ſei im Intereſſe Shakſpeare's geſchrieben.

Nach Leſſing iſt Wieland zu nennen. Durch ſeine Überſetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirkſamer die Anerkennung Deſſelben in Deutſchland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der

Muſarion, der tändelnde cavaliere servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzoſen: er war es, den auf einmal der brittiſche Ernſt ſo gewaltig erfaſſte, daſs er ſelber den Helden aufs Schild hob, der ſeiner eigenen Herrſchaft ein Ende machen ſollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakſpeare in Deutſchland erklang, gehörte unſerem lieben, theuern Herder, der ſich mit unbedingter Begeiſterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetentuſch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, Einer nach dem Andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakſpeare zum Kaiſer der Literatur erwählten.

Dieſer Kaiſer ſaß ſchon feſt auf ſeinem Throne, als auch der Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel und ſein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkuſſe gelangten, und aller Welt verſicherten, jetzt erſt ſei das Reich auf immer geſichert, das tauſendjährige Reich des großen William's.

Es wäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienſte abſprechen wollte, die er durch ſeine Überſetzung der Shakſpeare'ſchen Dramen und durch ſeine Vorleſungen über dieſelben erworben hat. Aber ehrlich geſtanden, dieſen letzteren fehlt allzu ſehr der philoſophiſche Boden: ſie ſchweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige häſsliche Hintergedanken treten allzu ſichtbar hervor, als daſs ich darüber ein unbedingtes Lob ausſprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeiſterung iſt immer ein künſtliches, ein abſichtliches Hineinlügen in einen Rauſch ohne Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantiſchen Schule, ſollte die Apotheoſe Shakſpeare's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'ſche Überſetzung iſt gewiſs bis jetzt die gelungenſte, und entſpricht den Anforderungen, die man an eine metriſche Übertragung machen kann. Die weibliche Natur ſeines Talents kommt hier dem Überſetzer gar vortrefflich zu Statten, und in ſeiner charakterloſen Kunſtfertigkeit kann er ſich dem fremden Geiſte ganz liebevoll und treu anſchmiegen.

Indeſſen, ich geſtehe es, trotz dieſer Tugenden möchte ich zuweilen der alten Eſchenburg'ſchen Überſetzung, die ganz in Proſa abgefaſst iſt, vor der Schlegel'ſchen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakſpeare iſt nicht Demſelben eigenthümlich, ſondern ſie iſt ihm von ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen überliefert: ſie iſt die herkömmliche Theaterſprache, deren ſich damals der dramatiſche Dichter bedienen muſſte, er mochte ſie nun ſeinem Genius paſſend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dodsley's Collection of old plays zu blättern, und man bemerkt, daſs in allen Tragödien und Luſtſpielen damaliger Zeit dieſelbe Sprechart herrſcht, derſelbe Euphemismus, dieſelbe Übertreibung der Zierlichkeit, geſchraubte Wortbildung, dieſelben Koncetti, Witzſpiele, Geiſtesſchnörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakſpeare finden, und die von beſchränkten Köpfen blindlings bewundert, aber von dem einſichtsvollen Leſer, wo nicht getadelt, doch gewiſs nur als eine Äußerlichkeit, als eine Zeitbedingung, die notwendiger Weiſe zu erfüllen war, entſchuldigt werden. Nur in den Stellen, wo der ganze Genius von Shakſpeare hervortritt, wo ſeine höchſten Offenbarungen laut werden, da ſtreift er auch jene traditionelle Theaterſprache von ſich ab, und zeigt ſich in einer erhaben-ſchönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeſchminkten Natur wetteifert und uns mit den ſüßeſten Schauern erfüllt. Ja, wo ſolche Stellen, da bekundet Shakſpeare auch in der Sprache eine beſtimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metriſche Überſetzer, der mit gebundenen Wortfüßen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abſpiegeln kann.

Bei dem metriſchen Überſetzer verlieren ſich dieſe außerordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleiſe der Theaterſprache, und auch Herr Schlegel kann dieſem Schickſal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metriſchen Überſetzens, wenn eben das Beſte des Dichters dadurch verloren geht, und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Überſetzung in Proſa, welche die prunkloſe, ſchlichte, naturähnliche Keuſchheit gewiſſer Stellen leichter reproduciert, verdient daher gewiſs den Vorzug vor der metriſchen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat ſich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakſpeare's einiges Verdienſt erworben. Dieſes geſchah namentlich durch ſeine dramaturgiſchen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erſchienen ſind, und unter Theaterliebhabern und Schauſpielern das größte Aufſehen erregten. Es herrſcht leider in jenen Blättern ein breitbeſchaulicher, langwürdiger Belehrungston, deſſen ſich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewiſſen geheimen Schalkheit befliſſen hat. Was ihm an Kenntnis der klaſſiſchen Sprachen, oder gar an Philoſophie abging, erſetzte er durch Anſtand und Spaßloſigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Seſſel zu ſehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der weitbauſchigen, doktrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig ſeine philologiſche und philoſophiſche Unwiſſenheit, ſeine ignorantia zu verbergen ſucht, befinden ſich in den erwähnten Blättern die ſcharfſinnigſten Bemerkungen über die Charaktere der Shakſpeare'ſchen Helden, und hie und da begegnen wir ſogar jener poetiſchen Anſchauungsfähigkeit, die wir in den frühern Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieſer Tieck, welcher einſt ein Dichter war und, wo nicht zu den Höchſten, doch wenigſtens zu den Hochſtrebenden gezählt wurde, wie iſt er ſeitdem heruntergekommen! Wie kläglich iſt das abgehaſpelte Penſum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugniſſen ſeiner Muſe aus der frühern mondbeglänzten Märchenweltzeit! Eben ſo lieb wie er uns einſt war, eben ſo widerwärtig iſt er uns jetzt, der ohnmächtige Neidhart, der die begeiſterten Schmerzen deutſcher Jugend in ſeinen Klatſchnovellen verleumdet! Auf ihn paſſen ſo ziemlich die Worte Shakſpeare's: „Nichts ſchmeckt ſo ekelhaft wie Süßes, das in Verdorbenheit überging; Nichts riecht ſo ſchnöde wie eine verfaulte Lilie!“

Unter den deutſchen Kommentatoren des großen Dichters kann man den ſeligen Franz Horn nicht unerwähnt laſſen. Seine Erläuterungen Shakſpeare's ſind jedenfalls die vollſtändigſten, und betragen fünf Bände. Es iſt Geiſt darin, aber ein ſo verwaſchener und verdünnter Geiſt, daß er uns noch unerquicklicher erſcheint als die geiſtloſeſte Beſchränktheit. Sonderbar, dieſer Mann, der ſich aus Liebe für Shakſpeare ſein ganzes Leben hindurch mit dem Studium Deſſelben beſchäftigte und zu ſeinen eifrigſten Anbetern gehört, war ein ſchwachmatiſcher Pietiſt. Aber vielleicht eben das Gefühl ſeiner eigenen Seelenmattigkeit erregte bei ihm ein beſtändiges Bewundern Shakſpeare'ſcher Kraft, und wenn gar manchmal der brittiſche Titane in ſeinen leidenſchaftlichen Scenen den Pelion auf den Oſſa ſchleudert und bis zur Himmelsburg hinanſtürmt, dann fällt dem armen Erläuterer vor Erſtaunen die Feder aus der Hand, und er ſeufzt und flennt gelinde. Als Pietiſt müßte er eigentlich ſeinem frömmelnden Weſen nach jenen Dichter haſſen, deſſen Geiſt, ganz getränkt von blühender Götterluſt, in jedem Worte das freudigſte Heidenthum athmet; er müßte ihn haſſen, jenen Bekenner des Lebens, der, dem Glauben des Todes heimlich abhold und in den ſüßeſten Schauern alter Heldenkraft ſchwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entſagung und der Kopfhängerei Nichts wiſſen will! Aber er liebt ihn dennoch, und in ſeiner unermüdlichen Liebe möchte er den Shakſpeare nachträglich zur wahren Kirche belehren; er kommentiert eine chriſtliche Geſinnung in ihn hinein; ſei es frommer Betrug oder Selbſttäuſchung, dieſe chriſtliche Geſinnung entdeckt er überall in den Shakſpeare'ſchen Dramen, und das fromme Waſſer ſeiner Erläuterungen iſt gleichſam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem großen Heiden auf den Kopf gießt.

Aber, ich wiederhole es, dieſe Erläuterungen ſind nicht ganz ohne Geiſt. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt; dann ſchneidet er allerlei langweilig ſüß-ſäuerliche Grimaſſen, und greint und dreht ſich und windet ſich auf dem Gebärſtuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt die Nabelſchnur, und lächelt erſchöpft wie eine Wöchnerin. Es iſt in der That eine ebenſo verdrießliche wie kurzweilige Erſcheinung, daſs grade unſer ſchwächlicher pietiſtiſcher Franz den Shakſpeare kommentiert hat. In einem Luſtſpiel von Grabbe iſt die Sache aufs ergötzlichſte umgekehrt: Shakſpeare, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken ſchreiben*).

Wirkſamer, als die Gloſſen und die Erklärerei und das mühſame Lobbudeln der Kommentatoren, war für die Populariſierung Shakſpeare's die begeiſterte Liebe, womit talentvolle Schauſpieler ſeine Dramen aufführten, und ſomit dem Urtheil des geſammten Publikums zugänglich machten. Lichtenberg, in ſeinen Briefen aus England, giebt uns einige bedeutſame Nachrichten über die Meiſterſchaft, womit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Londoner Bühne die Shakſpeare'ſchen Charaktere dargeſtellt wurden. Ich ſage: Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutige Stunde haben die brittiſchen Schauſpieler im Shakſpeare nur die Charakteriſtik begriffen, keineswegs die Poeſie, und noch weniger die Kunſt. Solche Einſeitigkeit der Auffaſſung findet ſich aber jedenfalls in weit bornierterem Grade bei den Kommentatoren, die durch die beſtäubte Brille der Gelehrſamkeit nimmermehr im Stande waren, das Allereinfachſte, das Zunächſtliegende, die Natur, in Shakſpeare's Dramen zu ſehen. Garrick ſah klarer den Shakſpeare'ſchen Gedanken als Dr. Johnſon, der John Bull der Gelehrſamkeit, auf deſſen Naſe die Königin Mab gewiſs die drolligſten Sprünge machte, während er über den Sommernachtstraum ſchrieb; er wuſſte gewiſs nicht, warum er bei Shakſpeare mehr Naſenkitzel und Luſt zum Nieſen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritiſierte.

---

*) „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung;" Luſtſpiel in drei Aufzügen. Dramatiſche Dichtungen von Grabbe. Band II. Die betreffende Stelle findet ſich in der zweiten Scene des zweiten Aktes, S. 125.

Anmerkung des Herausgebers.

Während Dr. Johnſon die Shakſpeare'ſchen Charaktere als todte Leichen ſecierte, und dabei ſeine dickſten Dummheiten in ciceronianiſchem Engliſch auskramte, und ſich mit plumper Selbſtgefälligkeit auf den Antitheſen ſeines lateiniſchen Periodenbaues ſchaukelte, ſtand Garrick auf der Bühne und erſchütterte das ganze Volk von England, indem er mit ſchauerlicher Beſchwörung jene Todten ins Leben rief, daſs ſie vor Aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geſchäfte verrichteten. Dieſer Garrick aber liebte den großen Dichter, und zum Lohne für ſolche Liebe liegt er begraben in Weſtminſter neben dem Piedeſtal der Shakſpeare'ſchen Statue, wie ein treuer Hund zu den Füßen ſeines Herrn.

Eine Überſiedelung des Garrick'ſchen Spiels nach Deutſchland verdanken wir dem berühmten

Schroder, welcher auch einige der beſten Dramen Shakſpeare's für die deutſche Bühne zuerſt bearbeitete. Wie Garrick, ſo hat auch Schroder weder die Poeſie noch die Kunſt begriffen, die ſich in jenen Dramen offenbart, ſondern er that nur einen verſtändigen Blick in die Natur, die ſich darin zunächſt ausſpricht; und weniger ſuchte er die holdſelige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einſeitigſten Naturtreue zu reproducieren. Zu dieſem Urtheil berechtigen mich ſowohl die Traditionen ſeines Spieles, wie ſie ſich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten, als auch ſeine Bearbeitungen der Shakſpeare'ſchen Stücke ſelbſt, worin alle Poeſie und Kunſt verwiſcht iſt, und nur durch Zuſammenfaſſung der ſchärfſten Züge eine feſte Zeichnung der Hauptcharaktere, eine gewiſſe allgemein zugängliche Natürlichkeit hervortritt.

Aus dieſem Syſteme der Natürlichkeit entwickelte ſich auch das Spiel des großen Devrient, den ich einſt zu Berlin gleichzeitig mit dem großen Wolf ſpielen ſah, welcher Letztere in ſeinem Spiele vielmehr dem Syſteme der Kunſt huldigte. Obgleich, von den verſchiedenſten Richtungen ausgehend, Jener die Natur, Dieſer die Kunſt als das Höchſte erſtrebte, begegneten ſie ſich doch Beide in der Poeſie, und durch ganz entgegengeſetzte Mittel erſchütterten und entzückten ſie die Herzen der Zuſchauer.

Weniger als man erwarten durfte, haben die Muſen der Muſik und der Malerei zur Verherrlichung Shakſpeare's beigetragen. Waren ſie neidiſch auf ihre Schweſter Melpomene und Thalia, die durch den großen Britten ihre unſterblichſten Kränze erſiegt? Außer „Romeo und Julia" und „Othello", hat kein Shakſpeare'ſches Stück irgend einen bedeutenden Komponiſten zu großen Schöpfungen begeiſtert. Der Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Zingarelli's entſproſſen, brauche ich eben ſo wenig zu loben wie jene ſüßeſten Klänge, womit der Schwan von Peſaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemona's und die ſchwarzen Flammen ihres Geliebten beſungen hat! Die Malerei, wie überhaupt die zeichnenden Künſte, haben den Ruhm unſeres Dichters noch kärglicher unterſtützt. Die ſogenannte Shakſpeare-Galerie in Pall-Mall zeugt zwar von dem guten Willen, aber zugleich von der kühlen Ohnmacht der brittiſchen Maler. Es ſind nüchterne Darſtellungen, ganz im Geiſte der ältern Franzoſen, ohne den Geſchmack, der ſich bei Dieſen nie ganz verleugnet. Es giebt Etwas, worin die Engländer eben ſo lächerliche Pfuſcher ſind wie in der Muſik, Das iſt nämlich die Malerei. Nur im Fache des Portraits haben ſie Ausgezeichnetes geleiſtet, und gar wenn ſie das Portrait mit dem Grabſtichel, alſo nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen ſie die Künſtler des übrigen Europas. Was iſt der Grund jenes Phänomens, daß die Engländer, denen der Farbenſinn ſo kümmerlich verſagt iſt, dennoch die außerordentlichſten Zeichner ſind, und Meiſterſtücke des Kupfer- und Stahlſtichs zu liefern vermögen? Daß Letzteres der Fall iſt, bezeugen die nach Shakſpeare'ſchen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile*), und deren Vortrefflichkeit wohl keines Kommentars bedarf. Von Kommentar iſt hier überhaupt am allerwenigſten die Rede. Die vorſtehenden Blätter ſollten nur dem lieblichen Werke als flüchtige Einleitung, als Vorgruß dienen, wie es Brauch und üblich iſt. Ich bin der Pförtner, der euch dieſe Galerie aufſchließt, und was ihr bis jetzt gehört, war nur eitel Schlüſſelgeraſſel. Indem ich euch umherführe, werde ich manchmal ein kurzes Wort in eure Betrachtungen hineinſchwatzen; ich werde manchmal jene Cicerone nachahmen, die nie erlauben, daſs man ſich in die Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeiſtrungsvoll verſenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wiſſen ſie euch bald aus der beſchaulichen Entzückung zu wecken.

---

*) Vgl. in Betreff dieſer Bilder das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Der Herausgeber.

Jedenfalls glaube ich mit dieſer Publikation den heimiſchen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieſer ſchönen Frauengeſichter möge ihnen die Betrübnis, wozu ſie jetzt ſo ſehr berechtigt ſind, von der Stirne verſcheuchen. Ach, daſs ich euch nichts Reelleres zu bieten vermag, als dieſe Schattenbilder der Schönheit! Daſs ich euch die roſige Wirklichkeit nicht erſchließen kann! Ich wollte einſt die Hellebarden brechen, womit man euch die Gärten des Genuſſes verſperrt . . . Aber die Hand war ſchwach, und die Hellebardiere lachten und ſtießen mich mit ihren Stangen gegen die Bruſt, und das vorlaut großmüthige Herz verſtummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. Ihr ſeufzet?

Tragödien.

Creſſida.

(Troilus und Creſſida.)

Es iſt die ehrenfeſte Tochter des Prieſters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publiko zuerſt vorführe. Pandarus war ihr Oheim: ein wackerer Kuppler; ſeine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch ſchier entbehrlich geweſen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erſter Liebhaber; ſie erfüllte alle Formalitäten, ſie ſchwur ihm ewige Treue, brach ſie mit gehörigem Anſtand, und hielt einen ſeufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe ſie ſich dem Diomedes ergab. Der Horcher Therſites, welcher ungalanter Weiſe immer den rechten Namen ausſpricht, nennt ſie eine Metze. Aber er wird wohl einſt ſeine Ausdrücke mäßigen müſſen; denn es kann ſich wohl ereignen, daſs die Schöne, von einem Helden zum andern und immer zum geringeren hinabſinkend, endlich ihm ſelber als ſüße Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieſer Galerie das Bildnis der Creſſida aufgeſtellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil ſie ein Typus des gewöhnlichen Weibercharakters, geſtattete ich ihr den Vorrang vor ſo manchen herrlichen Idealgeſtalten Shakſpeare'ſcher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unſeres Dichters ſämmtliche Werke herausgeben ſollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen „Troilus und Creſſida“ führt, allen andern voranſtellen würde. Steevens, in ſeiner Prachtausgabe Shakſpeare's, thut Daſſelbe, ich weiß nicht warum; doch zweifle ich, ob dieſelben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen engliſchen Herausgeber beſtimmten.

„Troilus und Creſſida“ iſt das einzige Drama von Shakſpeare, worin er die nämlichen Heroen tragieren läſſt, welche auch die griechiſchen Dichter zum Gegenſtand ihrer dramatiſchen Spiele wählten; ſo daſs ſich uns durch Vergleich mit der Art und Weiſe, wie die ältern Poeten dieſelben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakſpeare's recht klar offenbart. Während die klaſſiſchen Dichter der

Griechen nach erhabenſter Verklärung der Wirklichkeit ſtreben und ſich zur Idealität emporſchwingen, dringt unſer moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit ſcharfgewetzter Geiſtesſchaufel in den ſtillen Boden der Erſcheinungen, und entblößt vor unſeren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegenſatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Koſten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakſpeare ſein Augenmerk zunächſt auf Wahrheit und Inhalt; daher ſeine Meiſterſchaft der Charakteriſtik, womit er nicht ſelten, an die verdrießlichſte Karikatur ſtreifend, die Helden ihrer glänzenden Harniſche entkleidet und in dem lächerlichſten Schlafrocke erſcheinen läſſt. Die Kritiker, welche „Troilus und Creſſida" nach den Principien beurtheilten, die Ariſtoteles aus den beſten griechiſchen Dramen abſtrahiert hat, muſſten daher in die größten Verlegenheiten, wo nicht gar in die poſſierlichſten Irrthümer gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernſthaft und pathetiſch genug; denn Alles darin ging ſo natürlich von Statten, faſt wie bei uns; und die Helden handelten eben ſo dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Hauptheld iſt ein Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unſeren nächſten Bekannten wahrnehmen . . . und gar die gefeierteſten Namenträger, Renommeen der heroiſchen Vorzeit, z. B. der große Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miſerabel erſcheinen ſie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollſtrömig floſs darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längſten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulyſſes über die Nothwendigkeit der Auktoritas anſtellt, und die bis auf heutige Stunde die größte Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, worin ſolche Reden gewechſelt werden, das kann keine Komödie ſein, ſagten die Kritiker, und noch weniger durften ſie annehmen, daſs ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Maſsmann, blutwenig Latein und gar kein Griechiſch verſtand, ſo verwegen ſein ſollte, die berühmten klaſſiſchen Helden zu einem Luſtſpiele zu gebrauchen!

Nein, „Troilus und Creſſida" iſt weder Luſtſpiel noch Trauerſpiel im gewöhnlichen Sinne; dieſes Stück gehört nicht zu einer beſtimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maßſtäben meſſen — es iſt Shakſpeare's eigenthümlichſte Schöpfung. Wir können ihre hohe

Vortreſſlichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer beſonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Äſthetik, die noch nicht geſchrieben iſt.

Wenn ich nun dieſes Drama unter der Rubrik „Tragödien“ einregiſtriere, ſo will ich dadurch von vornherein zeigen, wie ſtreng ich es mit ſolchen Überſchriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik im Gymnaſium zu Düſſeldorf bemerkte einſt ſehr ſcharfſinnig: „Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geiſt Thalia's, ſondern die Schwermuth Melpomene's athmet, gehören ins Gebiet der Tragödie.“ Vielleicht trug ich jene umfaſſende Definition im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, „Troilus und Creſſida“ unter die Tragödien zu ſtecken. Und in der That, es herrſcht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie ſie uns nie in den Spielen der komiſchen Muſe begegnete. Es iſt weit eher die tragiſche Göttin, welche überall in dieſem Stücke ſichtbar wird, nur daſs ſie hier einmal luſtig thun und Spaß machen möchte ... Und es iſt, als ſähen wir Melpomene auf einem Griſettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen, und den Tod im Herzen.

Caſſandra.

(Troilus und Creſſida.)

Es iſt die wahrſagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildniſſe vorführen. Sie trägt im Herzen das ſchauerliche Vorwiſſen der Zukunft; ſie verkündet den Untergang Ilion's, und jetzt, wo Hektor ſich waffnet, um mit dem ſchrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht ſie und jammert ſie . . . Sie ſieht im Geiſte ſchon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten . . . Sie fleht und jammert. Vergebens! Niemand hört auf ihren Rath, und eben ſo rettungslos wie das ganze verblendete Volk ſinkt ſie in den Abgrund eines dunkeln Schickſals.

Kärgliche und eben nicht ſehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakſpeare der ſchönen Seherin; ſie iſt bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeſchrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,

wie Figura zeigt.

Liebreicher hat ſie unſer großer Schiller in einem ſeiner ſchönſten Gedichte gefeiert. Hier klagt ſie dem pythiſchen Gotte mit den ſchneidendſten Jammertönen das Unglück, das er über ſeine Prieſterin verhängt ... Ich ſelber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamieren, und ſtecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.

Helena.

(Troilus und Creſſida.)

Dieſes iſt die ſchöne Helena, deren Geſchichte ich euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müſſte denn wirklich mit dem Ei der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hieß Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Geſtalt eines Vogels ihre gebenedeite Mutter befruchtet hatte, wie Dergleichen im Alterthum oft geſchah. Früh verheirathet ward ſie nach Sparta; doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit iſt es leicht begreiflich, daſs ſie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Menelaus, zum Hahnrei machte.

Meine Damen, wer von euch ſich ganz rein fühlt, werfe den erſten Stein auf die arme Schweſter. Ich will damit nicht ſagen, daſs es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch ſchon das erſte Weib, die berühmte Eva, ein Muſter ehelicher Treue. Ohne den leiſeſten Ehebruchsgedanken wandelte ſie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adam's, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konverſierte ſie gern, aber bloß wegen der ſchönen franzöſiſchen Sprache, die ſie ſich dadurch aneignete, wie ſie denn überhaupt nach Bildung ſtrebte. O, ihr Evastöchter, ein ſchönes Beiſpiel hat euch eure Stamm-Mutter hinterlaſſen! . . .

Frau Venus, die unſterbliche Göttin aller Wonne, verſchaffte dem Prinzen Paris die Gunſt der ſchönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gaſtrechts, und entfloh mit ſeiner holden Beute nach Troja, der ſichern Burg . . . was wir Alle ebenfalls unter ſolchen Umſtänden gethan hätten. Wir Alle, und darunter verſtehe ich ganz beſonders uns Deutſche, die wir gelehrter ſind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Geſängen des Homer's beſchäftigen. Die ſchöne Helena iſt unſer frühеſter Liebling, und ſchon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken ſitzen und der Magiſter uns die ſchönen griechiſchen Verſe expliciert, wo die trojaniſchen Greiſe beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen . . . dann pochen ſchon die ſüßeſten Gefühle in unſerer jungen unerfahrenen Bruſt ... Mit erröthenden Wangen und unſicherer Zunge antworten wir auf die grammatiſchen Fragen des Magiſters ... Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt und ſogar Hexenmeiſter geworden ſind, und den Teufel ſelbſt beſchwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiſte, daſs er uns die ſchöne Helena von Sparta verſchaffe. Ich habe es ſchon einmal geſagt*), der Johannes Fauſtus iſt der wahre Repräſentant der Deutſchen, des Volkes, das im Wiſſen ſeine Luſt befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieſer berühmte Doktor, der Normal-Deutſche, endlich nach Sinnengenuſs lechzt und ſchmachtet, ſucht er den Gegenſtand der Befriedigung keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, ſondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und während ein franzöſiſcher oder italiäniſcher Nekromant von dem Mephiſtopheles das ſchönſte Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutſche Fauſt ein Weib, welches bereits vor Jahrtauſenden geſtorben iſt, und ihm nur noch als ſchöner Schatten aus altgriechiſchen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutſam charakteriſiert dieſes Verlangen das innerſte Weſen des deutſchen Volkes!

---

*) Bei Gelegenheit der Beſprechung von Goethe's Fauſt — „Romantiſche Schule," erſtes Buch; Sämmtliche Werke, Band VI.

Anmerkung des Herausgebers.

Eben ſo kärglich wie die Caſſandra hat Shakſpeare im vorliegenden Stücke, in „Troilus und Creſſida," die ſchöne Helena behandelt. Wir ſehen ſie nebſt Paris auftreten, und mit dem greiſen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Geſpräche wechſeln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt ſie, daſs er mit ſeiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied ſinge. Aber ſchmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entſetzlichen Ausgangs beſchleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den roſigſten Scherzen recken die Schlangen ihre ſchwarzen Köpfchen hervor, und ſie verräth ihren Gemüthszuſtand in den Worten:

„Laſs uns ein Lied der Liebe hören . . . dieſe Liebe wird uns Alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!"

Virgilia.

(Coriolan.)

Sie iſt das Weib des Coriolan, eine ſchüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überſtolzen Gatten. Wenn Dieſer aus dem Felde ſiegreich zurückkehrt, und Alles ihm entgegenjubelt, ſenkt ſie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt ſie ſehr ſinnig: „Mein holdes Stillſchweigen!“ In dieſem Stillſchweigen liegt ihr ganzer Charakter; ſie ſchweigt wie die erröthende Roſe, wie die keuſche Perle, wie der ſehnſüchtige Abendſtern, wie das entzückte Menſchenherz ... es iſt ein volles, koſtbares, glühendes Schweigen, das mehr ſagt als alle Beredtſamkeit, als jeder rhetoriſche Wortſchwall. Sie iſt ein verſchämt ſanftes Weib, und in ihrer zarten Holdſeligkeit bildet ſie den reinſten Gegenſatz zu ihrer Schwieger, der römiſchen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus

Marcius einſt geſäugt mit ihrer eiſernen Milch. Ja, Letztere iſt die wahre Matrone, und aus ihren patriciſchen Zitzen ſog die junge Brut Nichts als wilden Muth, ungeſtümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch ſolche früh eingeſogenen Tugenden und Untugenden die Lorberkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die beſſere Krone, den bürgerlichen Eichenkranz einbüßt, und endlich bis zum entſetzlichſten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabſinkend, ganz ſchmählich untergeht: Das zeigt uns Shakſpeare in dem tragiſchen Drama, welches „Coriolan“ betitelt iſt.

Nach „Troilus und Creſſida,“ worin unſer Dichter ſeinen Stoff der altgriechiſchen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem „Coriolan,“ weil wir hier ſehen, wie er römiſche Zuſtände zu behandeln verſtand. In dieſem Drama ſchildert er nämlich den Parteikampf der Patricier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß dieſe Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römiſchen Geſchichte übereinſtimme; aber das Weſen jener Kämpfe hat unſer Dichter aufs tiefſte begriffen und dargeſtellt. Wir können Solches um ſo richtiger beurtheilen, da unſere Gegenwart manche

Erſcheinungen aufweiſt, die dem betrübſamen Zwieſpalte gleichen, welcher einſt im alten Rom zwiſchen den bevorrechteten Patriciern und den herabgewürdigten Plebejern herrſchte. Man ſollte manchmal glauben, Shakſpeare ſei ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römiſchen Masken die jetzigen Tories und Radikalen ſchildern wolle. Was uns in ſolcher Meinung noch beſtärken könnte, iſt die große Ähnlichkeit, die ſich überhaupt zwiſchen den alten Römern und heutigen Engländern und den Staatsmännern beider Völker vorfindet. In der That, eine gewiſſe poeſieloſe Härte, Habſucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfeſtigkeit iſt den heutigen Engländern eben ſo eigen wie den alten Römern, nur daſs Dieſe weit mehr Landratten als Waſſerratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin ſie Beide den höchſten Gipfel erreicht haben, ſind ſie ſich gleich. Die auffallendſte Wahlverwandtſchaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der engliſche wie der ehemalige römiſche Edelmann iſt patriotiſch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politiſchen Rechtsverſchiedenheit, mit den Plebejern aufs innigſte verbunden, und dieſes ſympathetiſche Band bewirkt, daſs die engliſchen Ariſtokraten und Demokraten, wie einſt die römiſchen, ein Ganzes, ein einiges Volk bilden.

In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, ſondern mehr an die Perſon des Fürſten gefeſſelt iſt, oder gar ſich ganz den partikulären Intereſſen ſeines Standes hingiebt, iſt Dieſes nicht der Fall. Dann finden wir bei dem engliſchen, wie einſt bei dem römiſchen Adel, das Streben nach Auktoritas als das Höchſte, Ruhmwürdigſte und mittelbar auch Einträglichſte: ich ſage das mittelbar Einträglichſte, da, wie einſt in Rom, ſo jetzt auch in England die Verwaltung der höchſten Staatsämter nur durch miſsbrauchten Einfluſs und herkömmliche Erpreſſungen, alſo mittelbar, bezahlt wird. Jene Ämter ſind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einſt bei den Römern: und, wie bei Dieſen, ſo auch bei Jenen gilt Kriegskunſt und Beredtſamkeit als die beſten Hilfsmittel künftiger Auktoritas. Wie bei den Römern, ſo auch bei den Engländern, iſt die Tradition des Regierens und des Adminiſtrierens das Erbtheil der edlen Geſchlechter; und dadurch werden die engliſchen Tories vielleicht eben ſo lange unentbehrlich ſein, ja ſich eben ſo lange in Macht erhalten, wie die ſenatoriſchen Familien des alten Rom's.

Nichts aber iſt dem heutigen Zuſtand in England ſo ähnlich wie jene Stimmenbewerbung, die wir im „Coriolan“ geſchildert ſehen. Mit welchem verbiſſenen Grimm, mit welcher höhniſchen Ironie bettelt der römiſche Tory um die Wahlſtimmen der guten Bürger, die er in der Seele ſo tief verachtet, deren Zuſtimmung ihm aber ſo unentbehrlich iſt, um Konſul zu werden! Nur daß die meiſten engliſchen Lords, die, ſtatt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und ſich von ihren Müttern in der Verſtellungskunſt beſſer unterrichten laſſen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht ſo zur Schau tragen wie der ſtarre Coriolan.

Wie immer, hat Shakſpeare auch in dem vorliegenden Drama die höchſte Unparteilichkeit ausgeübt. Der Ariſtokrat hat hier Recht, wenn er ſeine plebejiſchen Stimmherrn verachtet; denn er fühlt, daß er ſelber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchſte Tugend galt. Die armen Stimmherrn, das Volk, haben indeſſen ebenfalls Recht, ſich ihm trotz dieſer Tugend zu widerſetzen; denn er hat nicht undeutlich geäußert, daß er als Konſul die Brotvertheilung abſchaffen wolle. „Das Brot iſt aber das erſte Recht des Volks.“

Portia.

(Julius Cäſar.)

Der Hauptgrund von Cäſar's Popularität war die Großmuth, womit er das Volk behandelte, und ſeine Freigebigkeit. Das Volk ahnete in ihm den Begründer jener beſſern Tage, die es unter ſeinen Nachkommen, den Kaiſern, erleben ſollte; denn Dieſe gewährten dem Volke ſein erſtes Recht: ſie gaben ihm ſein tägliches Brot. Gern verzeihen wir den Kaiſern die blutigſte Willkür, womit ſie einige hundert patriciſche Familien behandelten und die Privilegien derſelben verſpotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerſtörer jener Adelsherrſchaft, welche dem Volk für die härteſten Dienſte nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preiſen ſie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der

Patricier Tacitus, die Privatlaſter und Tollheiten der Cäſaren mit dem poetiſchſten Gifte beſchreiben, wir wiſſen doch von ihnen das Beſſere: ſie fütterten das Volk.

Cäſar iſt es, welcher die römiſche Ariſtokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indeſſen, manche alte Patricier hegen im Herzen noch den Geiſt des Republikanismus; ſie können die Oberherrſchaft eines Einzigen noch nicht vertragen: ſie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und ſei es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäſar: und ſie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum ſtehen ſich nicht feindlich gegenüber, wie man fälſchlich in unſern Tagen behauptet hat. Die beſte Demokratie wird immer diejenige ſein, wo ein Einziger als Inkarnation des Volkswillens an der Spitze des Staates ſteht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnierten Volkswillen, wie unter der Majeſtät Gottes, blüht die ſicherſte Menſchengleichheit, die echteſte Demokratie. Ariſtokratismus und Republikanismus ſtehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und Das ſehen wir am klarſten im vorliegenden Drama, wo ſich eben in den hochmüthigſten Ariſtokraten der Geiſt des Republikanismus mit ſeinen ſchärfſten Charakterzügen ausſpricht. Bei Caſſius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns dieſe Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daſs der Geiſt des Republikanismus in einer gewiſſen engbrüſtigen Eiferſucht beſteht, die Nichts über ſich dulden will; in einem gewiſſen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold iſt, der nicht einmal die Tugend durch einen Menſchen repräſentiert ſehen möchte, fürchtend, daſs ſolcher Tugendrepräſentant ſeine höhere Perſönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner ſind daher heut zu Tage beſcheidenheitſüchtige Deiſten, und ſähen gern in den Menſchen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, ſich aller hochmüthigen Auszeichnungsluſt und ehrgeizigen Prunkſucht enthalten ſollten. Die engliſchen Republikaner huldigten einſt einem ähnlichen Principe, dem Puritanismus, und Daſſelbe gilt von den altrömiſchen Republikanern: ſie waren nämlich Stoiker. Wenn man Dieſes bedenkt, muſs man erſtaunen, mit welchem Scharfſinn Shakſpeare den Caſſius geſchildert hat, namentlich in ſeinem Geſpräche mit Brutus, wenn er hört, wie das Volk den Cäſar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeſchrei begrüßt:

Ich weiß es nicht, wie Ihr und andre Menſchen
Von dieſem Leben denkt; mir, für mich ſelbſt,
Wär' es ſo lieb, nicht da ſein, als zu leben
In Furcht vor einem Weſen wie ich ſelbſt.
Ich kam wie Cäſar frei zur Welt, ſo Ihr;
Wir nährten uns ſo gut, wir können Beide
So gut, wie er, des Winters Froſt ertragen.
Denn einſt, an einem rauhen, ſtürm'ſchen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäſar zu mir: Wagſt du, Caſſius, nun
Mit mir zu ſpringen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu ſchwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, ſtürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir ſchlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Bruſt des Trotzes:
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäſar: Hilf mir, Caſſius! ich ſinke.
Ich, wie Äneas, unſer großer Ahn,
Aus Troja's Flammen einſt auf ſeinen Schultern
Den alten Vater trug, ſo aus den Wellen
Zog ich den müden Cäſar. — Und der Mann

Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf, und muſs den Rücken beugen,
Nickt Cäſar nur nachläſſig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieſer Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht,
Sein Auge, deſſen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieſer Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen ſeine Reden,
Ach, rief: „Titinius! gieb mir zu trinken!“
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erſtaune,
Wie nur ein Mann ſo ſchwächlicher Natur
Der ſtolzen Welt den Vorſprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäſar ſelber kennt ſeinen Mann ſehr gut, und in einem Geſpräche mit Antonius entfallen ihm die tiefſinnigen Worte:

Laſſt wohlbeleibte Männer um mich ſein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut ſchlafen.
Der Caſſius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute ſind gefährlich.

. . . .

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede
Als dieſen hagern Caſſius. Er lieſt Viel;
Er iſt ein großer Prüfer, und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten, und auf ſolche Weiſe,
Als ſpott' er ſein, verachte ſeinen Geiſt,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und ſolche Männer haben nimmer Ruh',
Solang ſie Jemand größer ſehn als ſich.
Das iſt es, was ſie ſo gefährlich macht.

Caſſius iſt Republikaner, und, wie wir es oft bei ſolchen Menſchen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundſchaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert ſich für die Republik, nicht weil er ſeiner Natur nach Republikaner, ſondern weil er ein Tugendheld iſt, und in jener Aufopferung eine höchſte Aufgabe der Pflicht ſieht. Er iſt empfänglich für alle ſanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an ſeiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, iſt dennoch liebenswürdig, und ſelbſt in den höchſten Aufflügen ihres Heroismus offenbart ſie den weiblichſten Sinn und die ſinnigſte Weiblichkeit. Mit ängſtlichen Liebesaugen lauert ſie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahinzieht und ſeine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wiſſen, was ihn quält, ſie will die Laſt des Geheimniſſes, das ſeine Seele drückt, mit ihm theilen . . . Und als ſie es endlich weiß, iſt ſie dennoch ein Weib, unterliegt faſt den furchtbaren Beſorgniſſen, kann ſie nicht verbergen und geſteht ſelber:

Ich habe Mannesſinn, doch Weiberohnmacht,
Wie fällt doch ein Geheimnis Weibern ſchwer!

Cleopatra.

(Antonius und Cleopatra.)

Ja, Dieſes iſt die berühmte Königin von Ägypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat. Er wuſſte es ganz beſtimmt, daſs er durch dieſes Weib ſeinem Verderben entgegenging, er will ſich ihren Zauberfeſſeln entreißen . . .

Schnell muſs ich fort von hier.

Er flieht . . . doch nur um deſto eher zurückzukehren zu den Fleiſchtöpfen Ägyptens, zu ſeiner alten Nilſchlange, wie er ſie nennt . . . bald fühlt er ſich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

Dort auf dem Markt, auf ſilberner Tribüne,
Auf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäſarion ſaß

Zu ihren Füßen, den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unechten Kinder, die ſeit jener Zeit
Erzeugte ihre Wolluſt. Ihr verlieh
Ägypten er zum Eigenthum, und machte
Von Niederſyrien, Cyprus, Lydien ſie
Zur unumſchränkten Königin.

. . . .

An dem Ort,
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet' er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Großmedien, Parthien,
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolomäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönicien an. Sie ſelbſt erſchien
Im Schmuck der Göttin Iſis dieſen Tag,
Und, wie man ſagt, ertheilte ſie vorher
Auf dieſe Weiſe oftmals ſchon Gehör.

Die ägyptiſche Zauberin hält nicht bloß ſein Herz, ſondern auch ſein Hirn gefangen, und verwirrt ſogar ſein Feldherrntalent. Statt auf dem feſten Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er die Schlacht auf der unſichern See, wo ſeine Tapferkeit ſich weniger geltend machen kann; — und dort, wohin das launenhafte Weib ihm durchaus folgen wollte, ergreift ſie plötzlich die Flucht nebſt allen ihren Schiffen, eben im entſcheidenden Momente des Kampfes; — und Antonius, „gleich einem brünſt'gen Entrich,“ mit ausgeſpannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und läſſt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht bloß durch die weiblichen Launen Cleopatra's erleidet der unglückſelige Held die ſchmählichſte Niederlage: ſpäterhin übt ſie gegen ihn ſogar den ſchwärzeſten Verrath, und läſſt, im geheimen Einverſtändnis mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen . . . Sie betrügt ihn aufs niederträchtigſte, um im Schiffbruche ſeines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige größere Vortheile zu erfiſchen . . . Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Argliſt und Lüge . . . Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er ſie mit ganzem Herzen: ja, nach jedem Verrath, den ſie an ihm übte, entlodert ſeine Liebe um ſo flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den roheſten Schimpfreden entladet ſich ſeine beſſere Einſicht, und er ſagt ihr die bitterſten Wahrheiten.

Eh' ich dich kannte, warſt du halb verwelkt!
Ha! ließ ich deßhalb ungedrückt in Rom
Mein Kiſſen, gab darum die Zeugung auf

Rechtmäß'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von Der getäuſcht zu ſein,
Die gern ſieht, daſs ſie Andre unterhalten?

. . . .

Du warſt von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Miſſethaten hart,
Dann — o des Unglücks! — ſchließen weiſe Götter
Die Augen uns: in unſern eigenen Koth
Verſenken ſie das klare Urtheil; machen,
Daſs wir anbeten unſern Wahn und lachen,
Wenn wir hinſtolpern ins Verderben.

. . . .

Als kalten Biſſen auf
Des todten Cäſar's Schüſſel fand ich dich;
Du warſt ein Überbleibſel ſchon des Cnejus
Pompejus; andrer heißer Stunden nicht
Zu denken, die, vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüſtig dir
Erhaſchteſt.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er ſchlug, wieder heilen konnte, ſo kann der Mund des Liebenden mit ſeinen Küſſen auch die tödlichſten Stiche wieder heilen, womit ſein ſcharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat. . . . Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilſchlange gegen den römiſchen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die Dieſer darüber losheulte, züngeln ſie Beide mit einander um ſo zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von ſo vielen Küſſen noch den letzten Kuſs. . .

Aber auch ſie, die ägyptiſche Schlange, wie liebt ſie ihren römiſchen Wolf! Ihre Verräthereien ſind nur äußerliche Windungen der böſen Wurmnatur, ſie übt Dergleichen mehr mechaniſch aus angeborner oder angewöhnter Unart . . . aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarſte Liebe für Antonius, ſie weiß es ſelbſt nicht, daſs dieſe Liebe ſo ſtark iſt, ſie glaubt manchmal, dieſe Liebe überwinden oder gar mit ihr ſpielen zu können, und ſie irrt ſich, und dieſer Irrthum wird ihr erſt recht klar in dem Augenblick, wo ſie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt': es gab einſt einen Feldherrn Marc
Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,
Um noch einmal ſolch einen Mann zu ſeh'n!

. . . .

Sein Geſicht
War wie des Himmels Antlitz. Drinnen ſtand

Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem O.

. . . . ,

Seine Füße
Beſchritten Oceane; ſein empor-
Geſtreckter Arm umſauſte eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn ſie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erſchüttern,
Wie Donner raſſelnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; ſie war ein Herbſt, der ſtets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War ſein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das ſie hegt.
Es wandelten in ſeiner Liverei
Der Königs- und der Fürſtenkronen viel'.
Und Königreich' und Inſeln fielen ihm
Wie Münzen aus der Taſche.

Dieſe Cleopatra iſt ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es iſt ein Irrthum zu glauben, daſs die Weiber, wenn ſie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn ſie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, ſo möchten ſie doch manchmal ein bischen nippen, an dem

Rande lecken, um wenigſtens zu koſten, wie Gift ſchmeckt. Nächſt Shakſpeare, in vorliegender Tragödie, hat dieſes Phänomen Niemand ſo gut geſchildert wie unſer alter Abbé Prevoſt in ſeinem Romane „Manon de Leſcaut“. Die Intuition des größten Dichters ſtimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlſten Proſaikers.

Ja, dieſe Cleopatra iſt ein Weib, in der holdſeligſten und vermaledeiteſten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausſpruch Leſſing's: Als Gott das Weib ſchuf, nahm er den Thon zu fein! Die Überzartheit ſeines Stoffes verträgt ſich nun ſelten mit den Anſprüchen des Lebens. Dieſes Geſchöpf iſt zu gut und zu ſchlecht für dieſe Welt. Die lieblichſten Vorzüge werden hier die Urſache der verdrießlichſten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit ſchildert Shakſpeare ſchon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeiſt, der im Kopfe der ſchönen Königin beſtändig rumort, nicht ſelten in den bedenklichſten Fragen und Gelüſten überſprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all ihrem Thun und Laſſen zu betrachten iſt. Nichts iſt charakteriſtiſcher als die fünfte Scene des erſten Akts, wo ſie von ihrer Kammerjungfer verlangt, daſs ſie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieſer Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt ſie der Teufel, ihren Kaſtraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was ſeine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet ſie, denn Nichts gefällt mir jetzt, was Eunuchen eigen iſt — aber ſage mir: Fühlſt du denn Leidenſchaft?

Mardian.

Ja, holde Königin!

Cleopatra.

In Wahrheit?

Mardian.

Nicht in Wahrheit:
Denn Nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anſtand kann geſchehn, und doch empfind'
Ich heft'ge Triebe, denk' auch oft an Das,
Was Mars mit Venus that.

Cleopatra.

O Charmian!
Wo, glaubſt du, iſt er jetzt? Steht oder ſitzt er?
Geht er umher? beſteigt er jetzt ſein Roß?
Beglücktes Roß, das ſeine Laſt erträgt!
Sei tapfer, Roß! denn weißt du, wen du trägſt?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menſchen! Sprechen wird er oder

Wird murmeln jetzt: Wo iſt nun meine Schlange
Des alten Nil's? — Denn alſo nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatoriſchem Miſslächeln, meinen ganzen Gedanken ausſprechen, ſo muſs ich ehrlich bekennen: dieſes ordnungsloſe Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungsloſen, müßigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewiſſe Klaſſe verſchwenderiſcher Frauen, deren koſtſpieliger Haushalt von einer außerehelichen Freigebigkeit beſtritten wird, und die ihre Titulargatten ſehr oft mit Liebe und Treue, nicht ſelten auch mit bloßer Liebe, aber immer mit tollen Launen plagen und beglücken. Und war ſie denn im Grunde etwas Anders, dieſe Cleopatra, die wahrlich mit ägyptiſchen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römiſchen Entreteneur, die erpreſſten Schätze ganzer Provinzen als Geſchenke empfing, und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unſtäten, aus lauter Extremen zuſammengewürfelten, drückend ſchwülen Geiſte der Cleopatra wetterleuchtet ein ſinnlich wilder, ſchwefelgelber Witz, der uns mehr erſchreckt als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von dieſem Witze, der ſich mehr in Handlungen als in Worten ausſpricht, und ſchon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den myſtificierten Antonius, der mit ſeiner königlichen Geliebten auf den Fiſchfang ausfuhr, aber an ſeiner Schnur lauter eingeſalzene Fiſche heraufzog; denn die ſchlaue Ägypterin hatte heimlich eine Menge Taucher beſtellt, welche unter dem Waſſer an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingeſalzenen Fiſch zu befeſtigen wußten. Freilich, unſer Lehrer machte bei dieſer Anekdote ein ſehr ernſthaftes Geſicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Übermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, aufs Spiel ſetzte, um den beſagten Spaß auszuführen; unſer Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns ſehr nachdrücklich darauf aufmerkſam, wie ſich der Antonius durch dieſes Weib ſeine ganze Staats-Karrière verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück ſtürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es iſt äußerſt gefährlich, ſich mit einer Perſon, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältnis einzulaſſen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein

Held. Der lieben Mittelmäßigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, ſo iſt auch ihre Stellung eine äußerſt witzige. Dieſes launiſche, luſtſüchtige, wetterwendiſche, fieberhaft kokette Weib, dieſe antike Pariſerin, dieſe Göttin des Lebens, gaukelt und herrſcht über Ägypten, dem ſchweigſam ſtarren Todtenland ... Ihr kennt es wohl, jenes Ägypten, jenes geheimnisvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg ausſieht ... Im hohen Schilfe greint das Krokodil oder das ausgeſetzte Kind der Offenbarung ... Felſentempel mit koloſſalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt ... An der Pforte nickt der hieroglyphenmützige Iſismönch ... In üppigen Villas halten die Mumien ihre Sieſta, und die vergoldete Larve ſchützt ſie vor den Fliegenſchwärmen der Verweſung ... Wie ſtumme Gedanken ſtehen dort die ſchlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden ... Im Hintergrund grüßen die Mondberge Äthiopiens, welche die Quellen des Nil's verhüllen ... Überall Tod, Stein und Geheimnis ... Und über dieſes Land herrſchte als Königin die ſchöne Cleopatra.

Wie witzig iſt Gott!

Lavinia.

(Titus Andronikus.)

In „Julius Cäſar“ ſehen wir die letzten Zuckungen des republikaniſchen Geiſtes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat ſich überlebt, und Brutus und Caſſius können nur den Mann ermorden, der zuerſt nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen ſie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfniſſen der Zeit ſchon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra ſehen wir, wie, ſtatt des einen gefallenen Cäſar's, drei andre Cäſaren nach der Weltherrſchaft die kühnen Hände ſtrecken; die Principienfrage iſt gelöſt, und der Kampf, der zwiſchen dieſen Triumvirn ausbricht, iſt nur eine Perſonenfrage: Wer ſoll Imperator ſein, Herr über alle Menſchen und Lande? Die Tragödie, betitelt „Titus Andronikus,“ zeigt uns, daſs auch dieſe unbeſchränkte Alleinherrſchaft im römiſchen Reiche dem Geſetze aller irdiſchen Erſcheinungen folgen, nämlich in Verweſung übergehen muſſte, und Nichts gewährt einen ſo widerwärtigen Anblick wie jene ſpäteren Cäſaren, die dem Wahnſinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen noch die windigſte Schwächlichkeit hinzufügten. Dieſen, den Neronen und Caligulen, ſchwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; ſich erhaben dünkend über alle Menſchlichkeit, wurden ſie Unmenſchen; ſich ſelber für Götter haltend, wurden ſie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erſtaunen ſie kaum mehr nach vernünftigen Maßſtäben beurtheilen. Die ſpäteren Cäſaren hingegen ſind weit mehr Gegenſtände unſeres Mitleids, unſeres Unwillens, unſeres Ekels; es fehlt ihnen die heidniſche Selbſtvergötterung, der Rauſch ihrer alleinigen Majeſtät, ihrer ſchauerlichen Unverantwortlichkeit . . . Sie ſind chriſtlich zerknirſcht, und der ſchwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewiſſen geredet, und ſie ahnen jetzt, daſs ſie nur armſelige Würmer ſind, daſs ſie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und daſs ſie einſt für ihre irdiſchen Sünden in der Hölle geſotten und gebraten werden.

Obleich in „Titus Andronikus“ noch das äußere Gepränge des Heidenthums waltet, ſo offenbart ſich doch in dieſem Stück ſchon der Charakter der ſpätern chriſtlichen Zeit, und die moraliſche Verkehrtheit in allen ſittlichen und bürgerlichen Dingen iſt ſchon ganz byzantiniſch. Dieſes Stück gehört ſicher zu Shakſpeare's früheſten Erzeugniſſen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorſchaft ſtreitig machen; es herrſcht darin eine Unbarmherzigkeit, eine ſchneidende Vorliebe für das Häßliche, ein titaniſches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir Dergleichen in den Erſtlingswerken der größten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegenſatz zu ſeiner ganzen demoraliſierten Umgebung, iſt ein echter Römer, ein Überbleibſel aus der alten ſtarren Periode. Ob dergleichen Menſchen damals noch exiſtierten? Es iſt möglich; denn die Natur liebt es von allen Kreaturen, deren Gattung untergeht oder ſich transformiert, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und ſei es auch als Verſteinerung, wie wir Dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus iſt ein ſolcher verſteinerter Römer, und ſeine foſſile Tugend iſt eine wahre Kurioſität zur Zeit der ſpäteſten Cäſaren.

Die Schändung und Verſtümmelung ſeiner Tochter Lavinia gehört zu den entſetzlichſten Scenen, die ſich bei irgend einem Autor finden. Die Geſchichte der Philomele in den Verwandlungen des

Ovidius iſt lange nicht ſo ſchauderhaft; denn der unglücklichen Römerin werden ſogar die Hände abgehackt, damit ſie nicht die Urheber des grauſamſten Bubenſtücks verrathen könne. Wie der Vater durch ſeine ſtarre Männlichkeit, ſo mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die ſittlichere Vergangenheit; ſie ſcheut nicht den Tod, ſondern die Entehrung, und rührend ſind die keuſchen Worte, womit ſie ihre Feindin, die Kaiſerin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne Derſelben ihren Leib beflecken wollen:

Nur ſchnellen Tod erfleh' ich! — und noch Eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh mich ihrer Wolluſt, ſchrecklicher
Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garſt'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper ſieht.
O, Dies erfüll, und ſei erbarmungsvoll
Als Mörderin!

In dieſer jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegenſatz zu der erwähnten Kaiſerin Tamora; hier, wie in den meiſten ſeiner Dramen, ſtellt Shakſpeare zwei ganz gemüthsverſchiedene weibliche Geſtalten neben einander, und veranſchaulicht uns ihren Charakter durch den Kontraſt. Dieſes ſahen wir ſchon in „Antonius und Cleopatra," wo neben der weißen, kalten, ſittlichen, erzproſaiſchen und häuslichen Octavia unſere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünſtige Ägypterin deſto plaſtiſcher hervortritt.

Aber auch jene Tamora iſt eine ſchöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, daſs der engliſche Grabſtichel in gegenwärtiger Galerie Shakſpeare'ſcher Frauen ihr Bildnis nicht eingezeichnet hat. Sie iſt ein ſchönes majeſtätiſches Weib, eine bezaubernd imperatoriſche Geſtalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wolluſt, prachtvoll laſterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unſer Dichter ſich immer zeigt, hat er ſchon in der erſten Scene, wo Tamora erſcheint, alle die Greuel, die ſie ſpäter gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus juſtificiert. Denn dieſer ſtarre Römer, ungerührt von ihren ſchmerzlichſten Mutterbitten, läſſt ihren geliebten Sohn gleichſam vor ihren Augen hinrichten; ſobald ſie nun in der werbenden Gunſt des jungen Kaiſers die Hoffnungsſtrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln ſich ihren Lippen die jauchzend finſtern Worte:

Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf den Straßen kniet,
Und Gnad' umſonſt erfleht.

Wie ihre Grauſamkeit entſchuldigt wird durch das erduldete Übermaß von Qualen, ſo erſcheint die metzenhafte Liederlichkeit, womit ſie ſich ſogar einem ſcheußlichen Mohren hingiebt, gewiſſermaßen veredelt durch die romantiſche Poeſie, die ſich darin ausſpricht. Ja, zu den ſchauerlich ſüßeſten Zaubergemälden der romantiſchen Poeſie gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiſerin Tamora ihr Gefolge verlaſſen hat, und ganz allein im Walde mit dem geliebten Mohren zuſammentrifft.

Warum ſo traurig, holder Aaron?
Da doch umher ſo heiter Alles ſcheint.
Die Vögel ſingen überall im Buſch,
Die Schlange liegt im Sonnenſtrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im ſüßen Schatten, Aaron, laſs uns ſitzen,
Indeſs das Echo ſchwatzhaft Hunde äfft,
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang,
Als ſei die Jagd verdoppelt; — laſs uns ſitzen,

Und horchen auf das gellende Getöſe.
Nach ſolchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Äneas einſt genoß,
Als glücklich ſie ein Sturmwind überfiel,
Und die verſchwiegne Grotte ſie verbarg,
Laß uns verſchlungen Beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Luſt genoſſen, goldnem Schlaf
Uns überlaſſen; während Hund und Horn
Und Vögel mit der ſüßen Melodie
Uns Das ſind, was der Amme Lied iſt, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wolluſtgluthen aus den Augen der ſchönen Kaiſerin hervorlodern, und über die ſchwarze Geſtalt des Mohren wie lockende Lichter, wie züngelnde Flammen ihr Spiel treiben, denkt Dieſer an weit wichtigere Dinge, an die Ausführung der ſchändlichſten Intriguen, und ſeine Antwort bildet den ſchroffſten Gegenſatz zu der brünſtigen Anrede Tamora's.

Conſtanze.

(König Johann)

Es war am 29. Auguſt des Jahrs 1827 nach Chriſti Geburt, als ich im Theater zu Berlin bei der erſten Vorſtellung einer neuen Tragödie vom Herrn E. Raupach allmahlig einſchlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muſs ich hier bemerken, daſs benannter Herr Raupach ein ſehr nützlicher Mann iſt, ein Tragödien- und Komödien-Lieferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meiſterwerke verſieht.* Die Berliner Bühne iſt eine vortreffliche Anſtalt und beſonders nützlich für Hegel'ſche Philoſophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geiſt erholt ſich dort noch weit natürlicher als bei Wiſotzki. Man geht ins Theater, ſtreckt ſich nachläſſig hin auf die ſammtnen Bänke, lorgniert die Augen ſeiner Nachbarinnen oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komödianten nicht gar zu laut ſchreien, ſchläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan am 29. Auguſt des Jahres 1827 nach Chriſti Geburt.

Als ich erwachte, war Alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, daſs ich mich ganz allein im leeren Schauſpielhauſe befand. Ich beſchloſs, den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, ſuchte wieder gelinde einzuſchlafen, welches mir aber nicht mehr ſo gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Moderduft der Raupach'ſchen Verſe mir in die Naſe ſtieg; auch ſtörte mich allzuſehr das Kniſpern und Gepiepſe der Mäuſe. Unfern vom Orcheſter raſchelte eine ganze Mäuſekolonie, und da ich nicht bloß Raupach'ſche Verſe, ſondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verſtehe, ſo erlauſchte ich ganz unwillkürlich die Geſpräche jener Mäuſe. Sie ſprachen über Gegenſtände, die ein denkendes Geſchöpf am meiſten intereſſieren müſſen: über die letzten Gründe aller Erſcheinungen, über das Weſen der Dinge an und für ſich, über Schickſal und Freiheit des Willens, über die große Raupach'ſche Tragödie, die ſich kurz vorher mit allen möglichen

Schreckniſſen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, ſprach langſam ein alter Mauſerich, ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige ſolcher Stücke geſehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren ſchon ſehr viele erlebt und ſie alle mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, daſs ſie ſich im Weſen alle ähnlich, daſs ſie faſt nur Variationen desſelben Themas ſind, daſs manchmal ganz dieſelben Expoſitionen, Verwicklungen und Kataſtrophen vorkommen. Es ſind immer dieſelben Menſchen und dieſelben Leidenſchaften, welche nur Koſtüme und Redefiguren wechſeln. Da ſind immer dieſelben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Haſs oder Ehrgeiz oder Eiferſucht, der Held mag nun eine römiſche Toga oder einen altdeutſchen Harniſch, einen Turban oder einen Filz tragen, ſich antik oder romantiſch gebärden, einfach oder geblümt, in ſchlechten Jamben oder in noch ſchlechtern Trochäen ſprechen. Die ganze Geſchichte der Menſchheit, die man gern in verſchiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, iſt doch immer eine und dieſelbe Geſchichte; es iſt eine nur maſkierte Wiederkehr derſelben Naturen und Ereigniſſe, ein organiſcher Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man

Das einmal gemerkt hat, ſo ärgert man ſich nicht mehr über das Böſe, man freut ſich auch nicht mehr allzuſtark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die ſich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menſchengeſchlechts; man amüſiert ſich mit weiſer Gelaſſenheit.

Ein kicherndes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören ſchien, bemerkte dagegen mit großer Haſt: Auch ich habe Beobachtungen angeſtellt, und nicht bloß von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine ſpringende Mühe verdrießen laſſen, ich verließ das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Kouliſſen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieſer Held, den ihr eben bewundert, der iſt gar kein Held; denn ich ſah, wie ein junger Burſch ihn einen beſoffenen Schlingel nannte, und ihm diverſe Fußtritte gab, die er ruhig einſteckte. Jene tugendhafte Prinzeſſin, die ſich für ihre Tugend aufzuopfern ſchien, iſt weder eine Prinzeſſin, noch tugendhaft; ich habe geſehen, wie ſie aus einem Porzellantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angeſtrichen, und Dieſes galt nachher für Schamröthe; am Ende ſogar warf ſie ſich gähnend in die Arme eines Gardelieutenants, der ihr auf Ehre verſicherte, daſs ſie auf ſeiner

Stube einen guten Heringsalat nebst einem Glaſe Punſch finden würde. Was ihr für Donner und Blitz gehalten habt, Das iſt nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth geſtoßenen Kolophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Großmuth zu ſein ſchien, der zankte ſich ſehr geldgierig mit einem dünnen Menſchen, den er Herr Generalintendant titulierte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe Alles mit eigenen Augen geſehen, und mit eigenen Ohren gehört: all das Große und Edle, das uns hier veragiert wurde, iſt Lug und Trug: Eigennutz und Selbſtſucht ſind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Weſen läſſt ſich nicht täuſchen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob ſich eine ſeufzende, weinerliche Stimme, die mir ſchier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wuſſte, ob ſie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelſucht, und betheuerte Viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe euch, ſeufzte ſie, und ich ſage euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte ſich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich ſchlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieſer Bühne vorüberzogen, zu enträthſeln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brotkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu ſtillen; denn ich liebe euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kaſten, worin zuſammengekauert ein dünnes, graues Männchen ſaß, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiſer Stimme alle die Reden ruhig vor ſich hin ſprach, welche oben auf der Bühne ſo laut und leidenſchaftlich deklamiert wurden. Ein myſtiſcher Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligſte zu erſchauen, ich befand mich in der ſeligen Nähe des geheimnisvollen Urweſens, des reinen Geiſtes, welcher mit ſeinem Willen die Körperwelt regiert, mit ſeinem Wort ſie ſchafft, mit dem Worte ſie belebt, mit dem Worte ſie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher ſo ſtark bewundert, ich ſah, daſs ſie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn ſie Sein Wort ganz gläubig nachſprachen, daſs ſie hingegen ängſtlich ſtammelten und ſtotterten, wenn ſie ſich ſtolz von Ihm entfernt und Seine Stimme nicht vernommen hatten; Alles, ſah ich, war nur abhängige Kreatur von Ihm, Er war der Alleinſelbſtändige in Seinem allerheiligſten Kaſten An jeder Seite Seines Kaſtens erglühten die geheimnisvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Muſik, Er ſchwamm in harmoniſchen Strahlen und ſtrahlenden Harmonien. . .

Doch dieſe Rede ward am Ende ſo näſelnd und weinerlich wiſpernd, daſs ich Wenig mehr davon verſtehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Katzen und Mauſefallen, — gieb mir mein tägliches Broſämchen, — ich liebe euch — In Ewigkeit! Amen. —

Durch Mittheilung dieſes Traumes möchte ich meine Anſicht über die verſchiedenen philoſophiſchen Standpunkte, von wo aus man die Weltgeſchichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich dieſe leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philoſophie der engliſchen Geſchichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatiſchen Gedichte, worin Shakſpeare die großen Begebenheiten der engliſchen Hiſtorie verherrlicht hat, nicht dogmatiſch erläutern, ſondern nur die Bildniſſe der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in dieſen engliſchen Geſchichtsdramen die Frauen Nichts weniger als die Hauptrollen ſpielen, und der Dichter ſie nie auftreten läßt, um, wie in andern Stücken, weibliche Geſtalten und Charaktere zu ſchildern, ſondern vielmehr weil die darzuſtellende Hiſtorie ihre Einmiſchung erforderte, ſo werde ich auch deſto kärglicher von ihnen reden.

Conſtanze beginnt den Reihen, und zwar mit ſchmerzlichen Gebärden. Wie die Mater dolorosa trägt ſie ihr Kind auf dem Arme. . .

> Das arme Kind, durch welches Alles gebüßt wird,
> Was die Seinigen verſchuldet.

Auf der Berliner Bühne ſah ich einſt dieſe trauernde Königin ganz vortrefflich dargeſtellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brillant war die gute Maria Luiſe, welche zur Zeit der Invaſion auf dem franzöſiſchen Hoftheater die Königin Conſtanze ſpielte. Indeſſen kläglich über alle Maßen zeigte ſich in dieſer Rolle eine gewiſſe Madame Karoline, welche ſich vor einigen Jahren in der Provinz, beſonders in der Vendée, herumtrieb; es fehlte ihr nicht an Talent und Paſſion, aber ſie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauſpielerin immer ſchadet, wenn ſie heroiſche Königswittwen tragieren ſoll. —

Lady Percy.

(König Heinrich IV.)

Ich träumte mir ihr Geſicht und überhaupt ihre Geſtalt minder vollfleiſchig als ſie hier konterfeit iſt. Vielleicht aber kontraſtieren die ſcharfen Züge und die ſchlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre geiſtige Phyſiognomie offenbaren, deſto intereſſanter mit ihrer wohlgerundeten äußern Bildung. Sie iſt heiter, herzlich und geſund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern dieſe liebliche Geſtalt verleiden, und parodiert ſie und ihren Percy:

> „Ich bin noch nicht in Percy's Stimmung, dem Heißſporn des Nordens, der euch ſechs bis ſieben Dutzend Schotten zum Frühſtück umbringt, ſich die Hände wäſcht und zu ſeiner Frau ſagt: „Pfui über dies ſtille Leben! Ich muß zu thun haben." — „O, mein Herzens-Heinrich," ſagt

ſie, „wie Viele haſt du heute umgebracht?“ — „Gebt meinem Schecken zu ſaufen,“ und eine Stunde drauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn; Bagatell! Bagatell!“

Wie kurz, ſo entzückend iſt die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und ſeiner Frau ſehen, wo dieſe den brauſenden Helden mit den leckſten Liebesworten zügelt:

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Geradezu auf Das, was ich dich frage.
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willſt du mir nicht die ganze Wahrheit ſagen.

Percy.

Fort! Fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — Ich lieb' dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Iſt dies 'ne Welt
Zum Puppenſpielen und Mit-Lippen-fechten?
Nein, jetzo muſs es blut'ge Naſen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was ſagſt du, Käthchen? wollteſt du mir was?

Lady Percy.

Ihr liebt mich nicht? Ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, laſſt es nur; denn, weil Ihr mich nicht liebt,

Lieb' ich mich ſelbſt nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, ſagt mir, ob Das Scherz iſt oder Ernſt?

Percy.

Komm, willſt mich reiten ſehn?
Wenn ich zu Pferde bin, ſo will ich ſchwören:
Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen:
Du muſſt mich ferner nicht mit Fragen quälen,
Wohin ich geh', noch rathen, was es ſoll.
Wohin ich muſs, muſs ich; und kurz zu ſein,
Heut Abend muſs ich von dir, liebes Käthchen.
Ich kenne dich als weiſe, doch nicht weiſer
Als Heinrich Percy's Frau: ſtandhaft biſt du,
Jedoch ein Weib, und an Verſchwiegenheit
Iſt keine beſſer, denn ich glaube ſicher:
Du wirſt nicht ſagen, was du ſelbſt nicht weißt, —
Und ſo weit, liebes Käthchen, trau ich dir.

Prinzeſſin Catharina.

(König Heinrich V.)

Hat Shakſpeare wirklich die Scene geſchrieben, wo die Prinzeſſin Katharina Unterricht in der engliſchen Sprache nimmt, und ſind überhaupt von ihm alle jene franzöſiſchen Redensarten, womit ſie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unſer Dichter hätte dieſelben komiſchen Effekte mittelſt eines engliſchen Jargons hervorbringen können, um ſo mehr, da die engliſche Sprache die Eigenſchaft beſitzt, daſs ſie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch bloße Anwendung romaniſcher Worte und Konſtruktionen eine gewiſſe franzöſiſche Geiſtesrichtung hervortreten laſſen kann. In ähnlicher Weiſe könnte ein engliſcher Schauſpieldichter eine gewiſſe germaniſche Sinnesart andeuten, wenn er ſich nur altſächſiſcher Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die engliſche Sprache beſteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romaniſchen und dem germaniſchen Element, die, nur zuſammengedrückt, nicht zu einem organiſchen Ganzen vermiſcht ſind; und ſie fallen leicht auseinander, und alsdann weiß man doch nicht genau zu beſtimmen, auf welcher Seite ſich das legitime Engliſch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doktor Johnſon oder Addiſon's mit der Sprache Byron's oder Cobbett's. Shakſpeare hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Prinzeſſin Catharina Franzöſiſch ſprechen zu laſſen.

Dieſes führt mich zu einer Bemerkung, die ich ſchon an einem andern Orte ausſprach. Es iſt nämlich ein Mangel in den geſchichtlichen Dramen von Shakſpeare, daſs er den normanniſch-franzöſiſchen Geiſt des hohen Adels nicht mit dem ſächſiſch-brittiſchen Geiſt des Volks durch eigenthümlichere Sprachformen kontraſtieren läſſt. Walter Scott that Dieſes in ſeinen Romanen, und erreichte dadurch ſeine farbigſten Effekte. —

Der Künſtler, der uns zu dieſer Galerie das Konterfei der franzöſiſchen Prinzeſſin geliefert, hat ihr, wahrſcheinlich aus engliſcher Malice, weniger ſchöne als drollige Züge geliehen. Sie hat hier ein wahres Vogelgeſicht, und die Augen ſehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die ſie auf dem Haupte trägt, und ſoll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weiße, neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallſucht iſt ihr ganzes Weſen, und ſie weiß mit dem Fächer allerliebſt zu ſpielen. Ich wette, ihre Füßchen kokettieren mit dem Boden, worauf ſie wandeln.

Jeanne d'Arc.

(König Heinrich VI. Erſter Theil.)

Heil dir, großer deutſcher Schiller, der du das hohe Standbild wieder glorreich geſäubert haſt von dem ſchmutzigen Witze Voltaire's und den ſchwarzen Flecken, die ihm ſogar Shakſpeare angedichtet! ... Ja, war es brittiſcher Nationalhaſs oder mittelalterlicher Aberglaube, was ſeinen Geiſt umnebelte, unſer Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargeſtellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet iſt. Er läſſt die Dämonen der Unterwelt von ihr beſchwören, und gerechtfertigt wird durch ſolche Annahme ihre grauſame Hinrichtung. — Ein tiefer Unmuth erfaſſt mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte, und eine ſchlechte Statue dieſe ſchlechte That verewigt. Qualvoll tödten! Das war alſo ſchon damals eure Handlungsweiſe gegen überwundene Feinde! Nächſt dem Felſen von St. Helena giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen das empörendſte Zeugnis von der Großmuth der Engländer.

Ja, auch Shakſpeare hat ſich an der Pucelle verſündigt, und wo nicht mit entſchiedener Feindſchaft, behandelt er ſie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte ſie es auch mit Hilfe der Hölle gethan, ſie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pucelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile „Heinrichs VI.,“ die Autorſchaft des großen Dichters abſprechen? Sie behaupten, dieſe Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer ſolchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente ſind nicht haltbar. Dieſe beſtrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu ſehr das Vollgepräge des Shakſpeare'ſchen Geiſtes.

Margaretha.

(König Heinrich VI. Erſter Theil.)

Hier ſehen wir die ſchöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt ſie vor als Gefangene, doch ehe er ſich Deſſen verſieht, hat ſie ihn ſelber gefeſſelt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der von einem Wachtpoſten aus ſeinem Hauptmann entgegenſchrie: „Ich habe einen Gefangenen gemacht.“ — „So bringt ihn zu mir her,“ antwortete der Hauptmann. „Ich kann nicht,“ erwiederte der arme Rekrut, „denn mein Gefangener läſſt mich nicht mehr los.“

Suffolk ſpricht:

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur!
Von mir gefangen werden iſt dein Loos.
So ſchützt der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit ſeinen Flügeln ſie gefangen haltend:

Allein ſobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh, und ſei als Suffolk's Freundin frei.
(Sie wendet ſich weg, als wollte ſie gehen.)

O bleib! Mir fehlt die Kraft, ſie zu entlaſſen,
Befrein will ſie die Hand, das Herz ſagt Nein.
Wie auf kryſtallnem Strom die Sonne ſpielt
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So ſcheint die lichte Schönheit meinen Augen.
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fodre Tint' und Feder, ihr zu ſchreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht ſelbſt.
Haſt keine Zung'? iſt ſie nicht da?
Verzagſt du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majeſtät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüſt.

Margaretha.

Sag, Graf von Suffolk (wenn du ſo dich nennſt),
Was gilt's zur Löſung, eh' du mich entläſſeſt?
Denn wie ich ſeh', bin ich bei dir Gefangne.

Suffolk (beiſeit).

Wie weißt du, ob ſie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich verſucht?

Margaretha.

Du ſprichſt nicht. Was für Löſung muſs ich zahlen?

Suffolk (beiſeit).

Ja, ſie iſt ſchön, drum muß man um ſie werben;
Sie iſt ein Weib, drum kann man ſie gewinnen.

Er findet endlich das beſte Mittel, die Gefangene zu behalten, indem er ſie ſeinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Iſt dieſes Verhältnis zwiſchen Margarethen und Suffolk in der Geſchichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakſpeare's divinatoriſches Auge ſieht oft Dinge, wovon die Chronik Nichts meldet, und die dennoch wahr ſind. Er kennt ſogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Klio aufzuzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derſelben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erſcheinungen verſchwinden, ſondern geſpenſtiſch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenſchen, die ahnungslos darüberhin ihre Geſchäfte treiben, aber manchmal ganz farben- und formenbeſtimmt ſichtbar werdend für das ſehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

(König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil.)

In dieſem Bildnis ſehen wir dieſelbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des ſechſten Heinrich's. Die Knoſpe hat ſich entfaltet, ſie iſt jetzt eine vollblühende Roſe; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie iſt ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beiſpiellos grauſam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt iſt die Scene, wo ſie dem weinenden York das gräſsliche, in das Blut ſeines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, daſs er ſeine Thränen damit trocknen möge. Entſetzlich ſind ihre Worte:

Sieh, York! dies Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geſchärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ ſtrömen aus des Knaben Buſen;
Und kann dein Aug' um ſeinen Tod ſich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.

Ach, armer York! haſſt' ich nicht tödlich dich,
So würd' ich deinen Jammerſtand beklagen.
So gräm dich doch, mich zu beluſt'gen, York!
Wie? dörrte ſo das feur'ge Herz dein Innres,
Daſs keine Thräne fällt um Rutland's Tod?
Warum geduldig, Mann? Du ſollteſt raſen:
Ich höhne dich, um raſend dich zu machen.
Stampf, tob und knirſch, damit ich ſing' und tanze!

Hätte der Künſtler, welcher die ſchöne Margaretha für dieſe Galerie zeichnete, ihr Bildnis mit noch weiter geöffneten Lippen dargeſtellt, ſo würden wir bemerken, daſs ſie ſpitzige Zähne hat wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in „Richard III.," erſcheint ſie auch phyſiſch ſcheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die ſpitzigen Zähne ausgebrochen, ſie kann nicht mehr beißen, ſondern nur noch fluchen, und als ein geſpenſtiſch altes Weib wandelt ſie durch die Königsgemächer, und das zahnloſe böſe Maul murmelt Unheilreden und Verwünſchungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiß uns Shakſpeare ſogar für dieſes Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecheriſch auch dieſe Liebe iſt, ſo dürfen wir derſelben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit abſprechen. Wie entzückend ſchön iſt das Abſchiedsgeſpräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach, rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh' noch nicht! So herzen ſich und küſſen
Verdammte Freund', und ſcheiden tauſendmal,
Vor Trennung hundertmal ſo bang als Tod.
Doch nun fahr wohl! fahr wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärſt du von hinnen;
Volkreich genug iſt eine Wüſtenei,
Hat Suffolk deine himmliſche Geſellſchaft.
Denn wo du biſt, da iſt die Welt ja ſelbſt,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht biſt, Öde nur und Trauer.

Wenn ſpäterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeſte Verzweiflung ausjammert, mahnt ſie uns an die furchtbare Chriemhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Troſtworte ohnmächtig abgleiten! —

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, daſs ich in Beziehung auf Shakſpeare's Dramen aus der engliſchen Geſchichte mich aller hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen iſt noch immer nicht ganz abgehandelt, ſo lange der Kampf der modernen Induſtrie-Bedürfniſſe mit den Reſten des mittelalterlichen Feudalweſens unter allerlei Transformationen fortdauert. Hier iſt es nicht ſo leicht wie bei den römiſchen Dramen, ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen, und jede ſtarke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweiſen.

Es iſt mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutſche Kommentatoren ganz beſtimmt für die Engländer Partei nehmen, wenn ſie von jenen franzöſiſchen Kriegen reden, die in den hiſtoriſchen Dramen des Shakſpeare's dargeſtellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht noch die Poeſie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Succeſſionsvorwänden die roheſte Plünderungsluſt verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerintereſſen ſich herumſchlugen . . . ganz wie zu unſerer eignen Zeit, nur daß es ſich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Kaffe und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimnis der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. ſ. w. befindet ſich im Komptoir der Kaufleute von London, von Bordeaux, von Bruges.“ — — — — „Wolle und Fleiſch begründeten das urſprüngliche England und die engliſche Race. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollſpinnerei und Eiſenmanufaktur wurde, war es eine Fleiſchfabrik. Von jeher trieb dieſes Volk vorzugsweiſe Viehzucht und nährte ſich von Fleiſchſpeiſen. Daher dieſe Friſche des Teints, dieſe Kraft, dieſe (kurznaſige und hinterkopfloſe) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines perſönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands geſehen; ich hatte mehr angeſtaunt als begriffen. Erſt auf meiner Rückreiſe, als ich von York nach Mancheſter ging, die Inſel in ihrer Breite durchſchneidend, empfing ich eine wahrhafte Anſchauung Englands. Es war eines Morgens bei feuchtem Nebel; das Land erſchien mir nicht bloß umgeben, ſondern überſchwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landſchaft. Die neuen ziegelrothen Häuſer hätten allzu ſchroff gegen die ſaftig grünen

Raſen abgeſtochen, wären dieſe ſchreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weideplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornſteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Induſtrie, Alles war in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängt, Eins über das Andre, Eins das Andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Graſe, der Menſch von Blut.

„Der Menſch in dieſem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt iſt, kann nur durch Arbeit ſein Leben friſten. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß ſich an ihr zu rächen: er läßt ſie ſelber arbeiten, er unterjocht ſie durch Eiſen und Feuer. Ganz England keucht von dieſem Kampfe. Der Menſch iſt dort wie erzürnt, wie außer ſich. Seht dieſes rothe Geſicht, dieſes irrglänzende Auge... Man könnte leicht glauben, er ſei trunken. Aber ſein Kopf und ſeine Hand ſind feſt und ſicher. Er iſt nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt ſich ſelbſt wie eine Dampfmaſchine, welche er bis zum Übermaß mit Nahrung vollſtopft, um ſo viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt iſt: zu ſtark genährt, angetrieben zum

Handeln, und kriegeriſch in Ermanglung einer induſtriellen Beſchäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabricierte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff: Andere wuſſten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürſten ſtritten und haderten, lebten doch die engliſchen Viehhändler und die flämiſchen Tuchfabrikanten in beſter Einigkeit, im unzerſtörbarſten Bündnis. Die Franzoſen, welche dieſes Bündnis brechen wollten, muſſten dieſes Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die engliſchen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die engliſche Wolle. Verſammelt um einen großen Wollſack, hielten die Kommünen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hilfsgelder und Armeen.

„Eine ſolche Miſchung von Induſtrie und Chevalerie verleiht dieſer ganzen Geſchichte ein wunderliches Anſehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen ſtolzen Eid geſchworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätiſch närriſchen

Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, ſie ſind doch keine ſo großen Narren, als daſs ſie auf eigne Koſten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten iſt nicht mehr an der Zeit. Dieſe Ritter ſind im Grunde doch nichts Anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Kommis-Voyageurs der Londoner und Genter Kaufleute. Eduard ſelbſt muſs ſich ſehr verbürgern, muſs allen Stolz ablegen, muſs den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erſchmeicheln, muſs ſeinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muſs auf den Schreibtiſch eines Viehhändlers ſteigen, um das Volk anzureden.

„Die engliſchen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben ſehr komiſche Partien. In den nobelſten Rittern ſteckte immer etwas Falſtaff. In Frankreich, in Italien, in Spanien, in den ſchönen Ländern des Südens, zeigen ſich die Engländer eben ſo gefräßig wie tapfer. Das iſt Herkules der Ochſenverſchlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufreſſen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und beſiegt ſie durch ſeine Früchte und Weine. Ihre Fürſten und Armeen übernehmen ſich in Speiſ' und Trank, und ſterben an Indigeſtionen und Dyſſentrie.“

Mit dieſen gedungenen Fraßhelden vergleiche man die Franzoſen, das mäßigſte Volk, das weniger durch ſeine Weine berauſcht wird, als vielmehr durch ſeinen angebornen Enthuſiasmus. Letzterer war immer die Urſache ihrer Miſsgeſchicke, und ſo ſehen wir ſchon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie ſie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Übermaß von Ritterlichkeit unterliegen muſsten. Das war bei Crecy, wo die Franzoſen ſchöner erſcheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den ſie in unritterlicher Weiſe durch Fußvolk erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crecy wird dieſe romantiſche Kavallerie, dieſe Poeſie, ſchmählich niedergeſchoſſen von der modernen Infanterie, von der Proſa in ſtrengſtiliſierter Schlachtordnung, ja, hier kommen ſogar die Kanonen zum Vorſchein. . . Der greiſe Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vaſall Frankreichs dieſer Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daſs eine neue Zeit beginne, daſs es mit dem Ritterthum zu Ende ſei, daſs künftig der Mann zu Roſs von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er ſprach zu ſeinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichſt, führt mich ſo weit ins Treffen hinein, daſs ich noch einmal mit einem guten Schwertſtreich dreinſchlagen kann!“ Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das ſeinige, jagten mit ihm in das wildeſte Getümmel, und des andern Morgens fand man ſie Alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zuſammengebunden waren. Wie dieſer Böhmenkönig und ſeine Ritter, ſo ſielen die Franzoſen bei Crecy, bei Poitiers; ſie ſtarben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, ſogar durch ihre Niederlagen wiſſen die Franzoſen ihre Gegner in den Schatten zu ſtellen. Die Triumphe der Engländer ſind immer eine Schande der Menſchheit, ſeit den Tagen von Crecy und Poitiers bis auf Waterloo. Klio iſt immer ein Weib, trotz ihrer parteiloſen Kälte iſt ſie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldenſinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirſchendem Herzen verzeichnet ſie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(König Heinrich VI. Dritter Theil.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheimgefallen war. Der wollüſtige König, welcher ihre Keuſchheit nicht zu kirren vermag, wird ſo ſehr von ihren ſchönen Thränen bezaubert, daſs er ihr die Krone aufs Haupt ſetzt. Wie viel Kümmerniſſe für Beide dadurch entſtanden, meldet die Weltgeſchichte.

Hat Shakſpeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Hiſtorie geſchildert? Ich muſs wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daſs er verſtand, die Lakunen der Hiſtorie zu füllen. Seine Königscharaktere ſind immer ſo wahr gezeichnet, daſs man, wie ein engliſcher Schriftſteller bemerkt, manchmal meinen ſollte, er ſei während ſeines ganzen Lebens der Kanzler des Königs geweſen, den er in irgend einem Drama agieren läſſt. Für die Wahrheit ſeiner Schilderungen bürgt nach meinem Bedünken auch die frappante Ähnlichkeit, welche ſich zwiſchen ſeinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kundgiebt, die wir als Zeitgenoſſen am beſten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geſchichtſchreiber ſagt, gilt ganz eigentlich von unſerem Dichter: Er iſt ein in die Vergangenheit ſchauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmteſten unſerer gekrönten Zeitgenoſſen den Spiegel vorzuhalten, ſo würde Jeder einſehen, daſs ihm Shakſpeare ſchon vor zwei Jahrhunderten ſeinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieſes großen, vortrefflichen und gewiſs auch glorreichen Monarchen überſchleicht uns ein gewiſſes Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Geſtalt begegnen, die wir ſchon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptſtadt reiten ſahen, „barhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend,“ dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London ſchildert. Sein Vetter, der neuere Richard II, kannte ihn ſehr gut, durchſchaute ihn immer und äußerte einſt ganz richtig:

Wir ſelbſt und Buſhy, Bagot hier und Green
Sahn ſein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er ſich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunſt gewinnend
Und ruhigem Ertragen ſeines Looſes,
Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Auſterweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüßten: „Gott geleit' euch!"
Und ihnen ward des ſchmeid'gen Knies Tribut,
Nebſt: „Dank, Landsleute! meine güt'gen Freunde!"

Ja, die Ähnlichkeit iſt erſchreckend Ganz wie der ältere, entfaltete ſich vor unſeren Augen der heutige Bolingbroke, der nach dem Sturze ſeines königlichen Vetters den Thron beſtieg, ſich allmählig darauf befeſtigte: ein ſchlauer Held, ein kriechender Rieſe, ein Titan der Verſtellung, entſetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem ſammtnen Handſchuh, und damit die öffentliche Meinung ſtreichelnd, den Raub ſchon in weiter Ferne erſpähend, und nie darauf losſpringend, bis er in ſicherſter Nähe..

Möge er immer ſeine ſchnaubenden Feinde beſiegen und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu ſeiner Todesſtunde, wo er zu ſeinem Sohn jene Worte ſprechen wird, die Shakſpeare ſchon längſt für ihn aufgeſchrieben:

Komm her, mein Sohn, und ſetz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathſchlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenſchlich' und krumme Wege
Ich dieſe Kron' erlangt; ich ſelbſt weiß wohl,
Wie läſtig ſie auf meinem Haupte ſaß.
Dir fällt ſie heim nunmehr mit beſſrer Ruh',
Mit beſſrer Meinung, beſſerer Beſtät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir ins Grab. An mir erſchien ſie nur
Wie eine Ehr', erhaſcht mit heft'ger Hand;
Und Viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daſs ich durch ihren Beiſtand ſie gewonnen,
Was täglich Zwiſt und Blutvergießen ſchuf,
Dem vorgegebnen Frieden Wunden ſchlagend.
All' dieſe dreiſten Schrecken, wie du ſiehſt,
Hab' ich beſtanden mit Gefahr des Lebens;
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der dieſen Inhalt ſpielte; nun verändert
Mein Tod die Weiſe; denn was ich erjagt,

Das fällt dir nun mit ſchönerm Anſpruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägſt.
Und, ſtehſt du ſichrer ſchon als ich es konnte,
Du biſt nicht feſt genug, ſolang die Klagen
So friſch noch ſind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt,
Sind' Zähn' und Stachel kürzlich nur entnommen,
Die durch gewaltſam Thun mich erſt befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Abſetzung; was zu vermeiden
Ich ſie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah
Mein Reich ſie prüfen ließ. Darum, mein Sohn,
Beſchäft'ge ſtets die ſchwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwiſt, daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt' ich, doch die Lung' iſt ſo erſchöpft,
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir verſagt iſt.
Wie ich zur Krone kam, o Gott! vergebe,
Daß ſie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Lady Anna.

(König Richard III.)

Die Gunſt der Frauen, wie das Glück überhaupt, iſt ein freies Geſchenk, man empfängt es, ohne zu wiſſen wie, ohne zu wiſſen warum. Aber es giebt Menſchen, die es mit eiſernem Willen vom Schickſal zu ertrotzen verſtehen, und Dieſe gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem ſie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem ſie ihr Mitleiden anregen, oder indem ſie ihnen Gelegenheit geben ſich aufzuopfern . . . Letzteres, nämlich das Geopfertſein, iſt die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet ſie ſo ſchön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einſamkeit ſo viel thränenreiche Wehmuthsgenüſſe.

Lady Anna wird durch alles Dieſes zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigſeim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen . . . Richard ſchmeichelt ihr, derſelbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den ſie eben zu Grabe beſtattet . . . Er befiehlt den Leichenträgern mit herriſcher Stimme, den Sarg niederzuſetzen, und in dieſem Moment richtet er ſeine Liebeswerbung an die ſchöne Leidtragende... Das Lamm ſieht ſchon mit Entſetzen das Zähnefletſchen des Wolfes, aber dieſer ſpitzt plötzlich die Schnauze zu den ſüßeſten Schmeicheltönen... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt ſo erſchütternd, ſo berauſchend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden . . . Und König Richard ſpricht von ſeinem Kummer, von ſeinem Gram, ſo daß Anna ihm ihr Mitleid nicht verſagen kann, um ſo mehr, da dieſer wilde Menſch nicht ſehr klageſüchtig von Natur iſt . . . Und dieſer unglückliche Mörder hat Gewiſſensbiſſe, ſpricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den beſſeren Weg leiten, wenn ſie ſich für ihn aufopfern wollte . . . Und Anna entſchließt ſich, Königin von England zu werden.

Königin Catharina.

(König Heinrich VIII.)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen dieſe Fürſtin, welcher ich dennoch die höchſten Tugenden zugeſtehen muſs. Als Ehefrau war ſie ein Muſter häuslicher Treue. Als Königin betrug ſie ſich mit höchſter Würde und Majeſtät. Als Chriſtin war ſie die Frömmigkeit ſelbſt. Aber den Doktor Samuel Johnſon hat ſie zum überſchwänglichſten Lobe begeiſtert, ſie iſt unter allen Shakſpeare'ſchen Frauen ſein auserleſener Liebling, er ſpricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung . . . Das iſt nicht zu ertragen. Shakſpeare hat alle Macht ſeines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch dieſe Bemühung wird vereitelt, wenn man ſieht, daſs Dr. Johnſon, der große Porterkrug, bei ihrem Anblick in ſüßes Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überſchäumt. Wär' ſie meine Frau, ich könnte mich von ihr ſcheiden laſſen ob ſolcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreiz von Anna Bullen, was den armen König Heinrich von ihr losriſs, ſondern der Enthuſiasmus, womit ſich irgend ein damaliger Dr. Johnſon über die treue, würdevolle und fromme Catharina ausſprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all ſeiner Vortrefflichkeit etwas pedantiſch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnſon war, zu ſehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam ſein Enthuſiasmus etwas theuer zu ſtehen: der König erhob ihn deſshalb ſelbſt in den Himmel.

Ich weiß nicht, was ich am meiſten bewundern ſoll: daſs Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder daſs Heinrich ſeine Gattin während ſo langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht bloß ſehr launenhaft, jähzornig und in beſtändigem Widerſpruch mit allen Neigungen ſeiner Frau — Das findet ſich in vielen Ehen, die ſich trotzdem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs beſte erhalten — aber der König war auch Muſiker und Theolog, und Beides in vollendeter Miſerabilität. Ich habe unlängſt als ergötzliche Kurioſität einen Choral von ihm gehört, der eben ſo ſchlecht war wie ſein Traktat de septem sacramontis. Er hat gewiß mit ſeinen muſikaliſchen Kompoſitionen und ſeiner theologiſchen Schriftſtellerei die arme Frau ſehr beläſtigt. Das Beſte an Heinrich war ſein Sinn für plaſtiſche Kunſt, und aus Vorliebe für das Schöne entſtanden vielleicht ſeine ſchlimmſten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nämlich noch hübſch in ihrem vierundzwanzigſten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und ſie heirathete, obgleich ſie die Wittwe ſeines Bruders geweſen. Aber ihre Schönheit hat wahrſcheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um ſo mehr da ſie aus Frommigkeit mit Geißelung, Faſten, Nachtwachen und Betrübungen ihr Fleiſch beſtändig kaſteite. Über dieſe aſketiſchen Übungen beklagte ſich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären Dergleichen an einer Frau ſehr fatal geweſen.

Aber es giebt noch einen andern Umſtand, der mich in meinem Vorurtheil gegen dieſe Königin beſtärkt: Sie war die Tochter der Iſabella von Kaſtilien und die Mutter der blutigen Maria. Was ſoll ich von dem Baume denken, der ſolcher böſen Saat entſproſſen, und ſolche böſe Frucht gebar?

Wenn ſich auch in der Geſchichte keine Spuren ihrer Grauſamkeit vorfinden, ſo tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo ſie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten chriſtlichen Demuth, gerieth ſie doch jedesmal in einen faſt heidniſchen Zorn, wenn man einen Verſtoß gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte ſie dieſen unauslöſchbaren Hochmuth, und auch bei Shakſpeare ſind ihre letzten Worte:

Ihr ſollt mich balſamieren, dann zur Schau
Ausſtellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr!

Anna Bullen.

(König Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrich's Gewiſſensbiſſe ob ſeiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der ſchönen Anna entſtanden ſeien. Sogar Shakſpeare verräth dieſe Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

. . . . Gott ſei mit dir!
Solch ſüß Geſicht als deins erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, ſie iſt ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen,
Und Viel, Viel mehr, wenn er dies Weib umfängt;
Ich tadle ſein Gewiſſen nicht.

Von der Schönheit der Anna Bullen giebt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen

Begriff, wo er den Enthuſiasmus ſchildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

Wie ſehr Shakſpeare ſeine Gebieterin, die hohe Eliſabeth, liebte, zeigt ſich vielleicht am ſchönſten in der Umſtändlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darſtellt. Alle dieſe Details ſanktionieren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wuſſte die beſtrittene Legitimität ſeiner Königin dem ganzen Publikum zu veranſchaulichen. Aber dieſe Königin verdiente ſolchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde Nichts zu vergeben, wenn ſie dem Dichter geſtattete, alle ihre Vorfahren, und ſogar ihren eigenen Vater, mit entſetzlicher Unparteilichkeit auf der Bühne darzuſtellen! Und nicht bloß als Königin, ſondern auch als Weib wollte ſie nie die Rechte der Poeſie beeinträchtigen; wie ſie unſerem Dichter in politiſcher Hinſicht die höchſte Redefreiheit gewährte, ſo erlaubte ſie ihm auch die keckſten Worte in geſchlechtlicher Beziehung, ſie nahm keinen Anſtoß an den ausgelaſſenſten Witzen einer geſunden Sinnlichkeit, und ſie, the maiden queen, die königliche Jungfrau, verlangte ſogar, daſs Sir John Falſtaff ſich einmal als Liebhaber zeige. Ihrem lächelnden Wink verdanken wir „Die luſtigen Weiber von Windſor.“

Shakſpeare konnte ſeine engliſchen Geſchichtsdramen nicht beſſer ſchließen, als indem er am Ende von „Heinrich VIII.“ die neugeborne Eliſabeth, gleichſam die beſſere Zukunft in Windeln, über die Bühne tragen läſſt.

Hat aber Shakſpeare wirklich den Charakter Heinrich's VIII., des Vaters ſeiner Königin, ganz geſchichtstreu geſchildert? Ja, obgleich er die Wahrheit nicht in ſo grellen Lauten wie in ſeinen übrigen Dramen verkündete, ſo hat er ſie doch jedenfalls ausgeſprochen, und der leiſere Ton macht jeden Vorwurf deſto eindringlicher. Dieſer Heinrich VIII. war der ſchlimmſte aller Könige, denn während alle andere böſe Fürſten nur gegen ihre Feinde wütheten, raſte Jener gegen ſeine Freunde, und ſeine Liebe war immer weit gefährlicher als ſein Haſs. Die Eheſtandsgeſchichten dieſes königlichen Blaubarts ſind entſetzlich. In alle Schreckniſſe derſelben miſchte er obendrein eine gewiſſe blödſinnig grauenhafte Galanterie. Als er Anna Bullen hinzurichten befahl, ließ er ihr vorher ſagen, daſs er für ſie den geſchickteſten Scharfrichter von ganz England beſtellt habe. Die Königin dankte ihm gehorſamſt für ſolche zarte Aufmerkſamkeit, und in ihrer leichtſinnig heitern Weiſe umſpannte ſie mit beiden weißen Händen ihren Hals und rief: Ich bin ſehr leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines ſchmales Hälschen.

Auch iſt das Beil, womit man ihr das Haupt abſchlug, nicht ſehr groß. Man zeigte es mir in der Rüſtkammer des Towers zu London, und während ich es in den Händen hielt, beſchlichen mich ſehr ſonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre, ich ließe jenes Beil in die Tiefe des Oceans verſenken.

Lady Macbeth.

(Macbeth.)

Von den eigentlich hiſtoriſchen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien, deren Fabel entweder rein erſonnen oder aus alten Sagen und Novellen geſchöpft iſt. Macbeth bildet einen Übergang zu dieſen Dichtungen, worin der Genius des großen Shakſpeare am freieſten und keckſten ſeine Flügel entfaltet. Der Stoff iſt einer alten Legende entlehnt, er gehört nicht zur Hiſtorie, und dennoch macht dieſes Stück einige Anſprüche an geſchichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauſes von England darin eine Rolle ſpielte. Macbeth ward nämlich unter Jakob I. aufgeführt, welcher bekanntlich von dem ſchottiſchen Banquo abſtammen ſollte. In dieſer Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zur Ehre der regierenden Dynaſtie ſeinem Drama eingewebt.

Macbeth iſt ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden, ihre Anſichten über die antike Schickſalstragödie, in Vergleichung mit der Auffaſſung des Fatums bei modernen Tragikern, des Breiteſten auseinander zu ſetzen. Ich erlaube mir über dieſen Gegenſtand nur eine flüchtige Bemerkung.

Die Schickſalsidee des Shakſpeare iſt von der Idee des Schickſals bei den Alten in gleicher Weiſe verſchieden, wie die wahrſagenden Frauen, die kronenverheißend in der alten nordiſchen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenſchweſterſchaft verſchieden ſind, die man in der Shakſpeare'ſchen Tragödie auftreten ſieht. Jene wunderſamen Frauen in der alten nordiſchen Legende ſind offenbar Walküren, ſchauerliche Luftgöttinnen, die, über den Schlachtfeldern einherſchwebend, Sieg oder Niederlage entſcheiden, und als die eigentlichen Lenkerinnen des Menſchenſchickſals zu betrachten ſind, da letzteres im kriegeriſchen Norden zunächſt vom Ausgang der Schwertkämpfe abhängig war. Shakſpeare verwandelte ſie in unheilſtiftende Hexen, entkleidete ſie aller furchtbaren Grazie des nordiſchen Zauberthums, er machte ſie zu zwitterhaften Mißweibern, die ungeheuerlichen Spuk zu treiben wiſſen, und Verderben brauen aus hämiſcher Schadenfreude oder auf Geheiß der Hölle; ſie ſind die Dienerinnen des Böſen, und wer ſich von ihren Sprüchen bethören läſſt, geht mit Leib und Seele zu Grunde. Shakſpeare hat alſo die altheidniſchen Schickſalsgöttinnen und ihren ehrwürdigen Zauberſegen ins Chriſtliche überſetzt, und der Untergang ſeines Helden iſt daher nicht etwas vorausbeſtimmt Nothwendiges, etwas ſtarr Unabwendbares wie das alte Fatum, ſondern er iſt nur die Folge jener Lockungen der Hölle, die das Menſchenherz mit den feinſten Netzen zu umſchlingen weiß: Macbeth unterliegt der Macht des Satans, dem Urböſen.

Intereſſant iſt es, wenn man die Shakſpeare'ſchen Hexen mit den Hexen anderer engliſchen Dichter vergleicht. Man bemerkt, daſs Shakſpeare ſich dennoch von der altheidniſchen Anſchauungsweiſe nicht ganz losreißen konnte, und ſeine Zauberſchweſtern ſind daher auffallend grandioſer und reſpektabler als die Hexen von Middleton, die weit mehr eine böſe Bettelnatur bekunden, auch weit kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beſchädigen, über den Geiſt wenig vermögen, und höchſtens mit Eiferſucht, Miſsgunſt, Lüſternheit und ähnlichem Gefühlsausſatz unſere Herzen zu überkruſten wiſſen.

Die Renommée der Lady Macbeth, die man während zwei Jahrhunderten für eine ſehr böſe

Perſon hielt, hat ſich vor etwa zwölf Jahren in Deutſchland ſehr zu ihrem Vortheil verbeſſert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brockhauſiſchen Konverſations-Blatt die Bemerkung, daß die arme Lady bisher ganz verkannt worden, daß ſie ihren Mann ſehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth beſäße. Dieſe Meinung ſuchte bald darauf Herr Ludwig Tieck mit all ſeiner Wiſſenſchaft, Gelahrtheit und philoſophiſchen Tiefe zu unterſtützen, und es dauerte nicht lange, ſo ſahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth ſo gefühlvoll girren und turteltäubeln, daß kein Herz in Berlin vor ſolchen Zärtlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches ſchöne Auge von Thränen überfloß beim Anblick der juten Macbeth. — Das geſchah, wie geſagt, vor etwa zwölf Jahren, in jener ſanften Reſtaurationszeit, wo wir ſo viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem iſt ein großer Bankrott ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Perſon nicht die überſchwängliche Liebe widmen, die ſie verdient, ſo ſind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland, während der Reſtaurations-Periode unſre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutſchland die Liebenswürdigkeit der beſagten Lady noch immer verficht, weiß ich nicht. Seit der Juliusrevolution haben ſich jedoch die Anſichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht ſogar in Berlin einſehen lernen, daſs die jute Macbeth eine ſehr beſe Beſtie ſint.

Ophelia.

(Hamlet.)

Das iſt die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes ſchönes Mädchen, und beſonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der mir ſchon damals das Herz rührte, als ich nach Wittenberg reiſen wollte und zu ihrem Vater ging, um ihm Lebewohl zu ſagen. Der alte Herr war ſo gütig, mir alle jene guten Lehren, wovon er ſelber ſo wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zuletzt rief er Ophelien, daſs ſie uns Wein bringe zum Abſchiedstrunk. Als das liebe Kind ſittſam und anmuthig mit dem Kredenzteller zu mir herantrat, und das ſtrahlend große Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerſtreuung zu einem leeren ſtatt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Miſsgriff. Ihr Lächeln war ſchon damals ſo wunderſam glänzend, es zog ſich über ihre Lippen ſchon jener berauſchende Schmelz, der wahrſcheinlich von den Kuſselfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauſchten.

Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelia's mir wieder entgegenleuchtete, vergaß ich darüber alle Spitzfindigkeiten der Scholaſtik, und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen: Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnisvoll ſchmachtende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre ſeligen Strahlen? Iſt es ein Abglanz des Himmels, oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiederſchein dieſer Augen? Steht jenes Lächeln im Zuſammenhang mit der ſtummen Muſik des Sphärentanzes, oder iſt es nur die irdiſche Signatur der überſinnlichſten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schloſsgarten zu Helſingör uns ergingen, zärtlich ſcherzend und koſend, die Herzen in voller Sehnſuchtsblüthe . . . es bleibt mir unvergeſslich, wie bettelhaft der Geſang der Nachtigallen abſtach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelia's, und wie armſelig blöde die Blumen ausſahen mit ihren bunten Geſichtern ohne Lächeln, wenn ich ſie zufällig verglich mit dem holdſeligen Munde Ophelia's! Die ſchlanke Geſtalt, wie wandelnde Lieblichkeit ſchwebte ſie neben mir einher.

Ach, Das iſt der Fluch ſchwacher Menſchen, daſs ſie jedesmal, wenn ihnen eine große Unbill widerfährt, zunächſt an dem Beſten und Liebſten, was ſie beſitzen, ihren Unmuth auslaſſen. Und der arme Hamlet zerſtörte zunächſt ſeine Vernunft, das herrliche Kleinod, ſtürzte ſich durch verſtellte Geiſtesverwirrung in den entſetzlichen Abgrund der wirklichen Tollheit, und quälte ſein armes Mädchen mit höhniſchen Stachelreden . . . Das arme Ding! Das fehlte noch, daſs der Geliebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todſtach . . . Da muſste ſie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnſinn iſt nicht ſo ſchwarz und brütend düſter wie der Hamlet'ſche, ſondern er gaukelt gleichſam beſänftigend mit ſüßen Liedern um ihr krankes Haupt. . . . Ihre ſanfte Stimme ſchmilzt ganz in Geſang, und Blumen und wieder Blumen winden ſich durch all ihr Denken. Sie ſingt und flechtet Kränze und ſchmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem ſtrahlenden Lächeln, armes Kind!...

Es neigt ein Weidenbaum ſich übern Bach,
Und zeigt im klaren Strom ſein grünes Laub,
Mit welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand
Von Hahnfuß, Neſſeln, Maßlieb, Kuckucksblumen.
Dort, als ſie aufklomm, um ihr Laubgewinde

An den geſenkten Äſten aufzuhängen,
Zerbrach ein falſcher Zweig, und nieder ſielen
Die rankenden Trophäen und ſie ſelbſt
Ins weinende Gewäſſer. Ihre Kleider
Verbreiteten ſich weit, und trugen ſie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indeſs ſie Stellen alter Weiſen ſang,
Als ob ſie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element. Doch lange währt' es nicht,
Bis ihre Kleider, die ſich ſchwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den ſchlamm'gen Tod.

Doch was erzähl' ich euch dieſe kummervolle Geſchichte! Ihr kennt ſie Alle von früheſter Jugend, und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte als tauſend Brüder mit ihrer Geſammtliebe ſie zu lieben vermochten, und welcher verrückt wurde, weil ihm der Geiſt ſeines Vaters erſchien, und weil die Welt aus ihren Angeln geriſſen war und er ſich zu ſchwach fühlte, um ſie wieder einzufügen, und weil er im deutſchen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl ſtand, entweder wahnſinnig zu werden oder eine raſche That zu begehen, und weil er als Menſch überhaupt große Anlagen zur Tollheit in ſich trug.

Wir kennen dieſen Hamlet wie wir unſer eigenes Geſicht kennen, das wir ſo oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt iſt, als man glauben ſollte; denn begegnete uns Jemand auf der Straße, der ganz ſo ausſähe wie wir ſelber, ſo würden wir das befremdlich wohlbekannte Antlitz nur inſtinktmäßig und mit geheimem Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken, daſs es unſere eignen Geſichtszüge ſind, die wir eben erblickten.

Cordelia.

(König Lear.)

In dieſem Stücke liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe für den Leſer, ſagt ein engliſcher Schriftſteller. Ein Anderer bemerkt, dieſe Tragödie ſei ein Labyrinth, worin ſich der Kommentator verirren und am Ende Gefahr laufen könne, von dem Minotaur, der dort hauſt, erwürgt zu werden; er möge hier das kritiſche Meſſer nur zur Selbſtvertheidigung gebrauchen. Und in der That, iſt es jedenfalls eine mißliche Sache, den Shakſpeare zu kritiſieren, ihn, aus deſſen Worten uns beſtändig die ſchärfſte Kritik unſerer eignen Gedanken und Handlungen entgegen lacht: ſo iſt es faſt unmöglich, ihn in dieſer Tragödie zu beurtheilen, wo ſein Genius bis zur ſchwindligſten Höhe ſich emporſchwang.

Ich wage mich nur bis an die Pforte dieſes Wunderbaus, nur bis zur Expoſition, die ſchon gleich unſer Erſtaunen erregt. Die Expoſitionen ſind überhaupt in Shakſpeare's Tragödien bewunderungswürdig. Durch dieſe erſten Eingangs-Scenen werden wir ſchon gleich aus unſeren Werkeltagsgefühlen und Zunftgedanken herausgeriſſen, und in die Mitte jener ungeheuern Begebenheiten verſetzt, womit der Dichter unſere Seelen erſchüttern und reinigen will. So eröffnet ſich die Tragödie des Macbeth mit der Begegnung der Hexen, und der weiſſagende Spruch derſelben unterjocht nicht bloß das Herz des ſchottiſchen Feldherrn, den wir ſiegestrunken auftreten ſehen, ſondern auch unſer eignes Zuſchauerherz, das jetzt nicht mehr loskann, bis Alles erfüllt und beendigt iſt. Wie in „Macbeth“ das wüſte, ſinnebetäubende Grauen der blutigen Zauberwelt ſchon im Beginn uns erfaſſt, ſo überfröſtelt uns der Schauer des bleichen Geiſterreichs bereits in den erſten Scenen des „Hamlet,“ und wir können uns hier nicht loswinden von den geſpenſtiſchen Nachtgefühlen, von dem Alpdrücken der unheimlichſten Ängſte, bis Alles vollbracht, bis Dänemarks Luft, die von Menſchenfäulnis geſchwängert war, wieder ganz gereinigt iſt.

In den erſten Scenen des „Lear“ werden wir auf gleiche Weiſe unmittelbar hineingezogen in die fremden Schickſale, die ſich vor unſeren Augen ankündigen, entfalten und abſchließen. Der Dichter gewährt uns hier ein Schauſpiel, das noch entſetzlicher iſt als alle Schreckniſſe der Zauberwelt und des Geiſterreichs; er zeigt uns nämlich die menſchliche Leidenſchaft, die alle Vernunftdämme durchbricht, und in der furchtbaren Majeſtät eines königlichen Wahnſinns hinaustobt, wetteifernd mit der empörten Natur in ihrem wildeſten Aufruhr. Aber ich glaube, hier endet die außerordentliche Obmacht, die ſpielende Willkür, womit Shakſpeare ſeinen Stoff immer bewältigen konnte; hier beherrſcht ihn ſein Genius weit mehr als in den erwähnten Tragödien, in „Macbeth“ und „Hamlet,“ wo er mit künſtleriſcher Gelaſſenheit neben den dunkelſten Schatten der Gemüthsnacht die roſigſten Lichter des Witzes, neben den wildeſten Handlungen das heiterſte Stillleben hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie „Macbeth“ lächelt uns eine ſanfte befriedete Natur entgegen; an den Fenſterflieſen des Schloſſes, wo die blutigſte Unthat verübt wird, kleben ſtille Schwalbenneſter; ein freundlicher ſchottiſcher Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall ſchöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarſchiert, Birnam-Wald kommt nach Dunſinan. Auch in „Hamlet“ kontraſtiert die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Bruſt des Helden, ſo geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius iſt ein amüſanter Narr, und es wird ruhig Komödie geſpielt, und unter grünen Bäumen ſitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet ſie ihre Kränze. Aber in „Lear“ herrſchen keine ſolche Kontraſte zwiſchen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und ſtürmen um die Wette mit dem wahnſinnigen König. Wirkt ein ſittliches Ereignis ganz außerordentlicher Art auch auf die ſogenannte lebloſe Natur? Befindet ſich zwiſchen dieſer und dem Menſchengemüth ein äußerlich ſichtbares Wahlverhältnis? Hat unſer Dichter Dergleichen erkannt und darſtellen wollen?

Mit der erſten Scene dieſer Tragödie werden wir, wie geſagt, ſchon in die Mitte der Ereigniſſe geführt, und wie klar auch der Himmel iſt, ein ſcharfes Auge kann das künftige Gewitter ſchon vorausſehen. Da iſt ein Wölkchen im Verſtande Lear's, welches ſich ſpäter zur ſchwärzeſten Geiſtesnacht verdichten wird. Wer in dieſer Weiſe Alles verſchenkt, Der iſt ſchon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, ſo lernen wir auch den Charakter der Töchter ſchon in der Expoſitionsſcene kennen, und namentlich rührt uns ſchon gleich die ſchweigſame Zärtlichkeit Cordelia's, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schweſter noch übertrifft. Ja, ſie iſt ein reiner Geiſt, wie es der König erſt im Wahnſinn einſieht. Ganz rein? Ich glaube, ſie iſt ein bischen eigenſinnig, und dieſes Fleckchen iſt ein Vatermal. Aber wahre Liebe iſt ſehr verſchämt und haſſt allen Wortkram: ſie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schweſtern anſpielt, iſt von der zarteſten Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren ſich der Meiſter aller Liebe, der Held des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet ſich des gerechteſten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

> Fürwahr, nie heirath' ich wie meine Schweſtern, um bloß meinen Vater zu lieben.

Julie.

(Romeo und Julie.)

In der That, jedes Shakſpeare'ſche Stück hat ſein beſonderes Klima, ſeine beſtimmte Jahrszeit und ſeine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Perſonen in jedem dieſer Dramen, ſo hat auch der Boden und der Himmel, der darin ſichtbar wird, eine beſondere Phyſiognomie. Hier, in „Romeo und Julie,“ ſind wir über die Alpen geſtiegen und befinden uns plötzlich in dem ſchönen Garten, welcher Italien heißt . . .

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es iſt das ſonnige Verona, welches Shakſpeare zum Schauplatze gewählt hat für die Großthaten der Liebe, die er in „Romeo und Julie“ verherrlichen wollte. Ja, nicht das benannte Menſchenpaar, ſondern die Liebe ſelbſt iſt der Held in dieſem Drama. Wir ſehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältniſſen Trotz bietend, und Alles beſiegend . . . Denn ſie fürchtet ſich nicht, in dem großen Kampfe zu dem ſchrecklichſten aber ſicherſten Bundesgenoſſen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündniſſe mit dem Tode iſt unüberwindlich. Liebe! Sie iſt die höchſte und ſiegreichſte aller Leidenſchaften. Ihre weltbezwingende Stärke beſteht aber in ihrer ſchrankenloſen Großmuth, in ihrer faſt überſinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsſüchtigen Lebensverachtung. Für ſie giebt es kein Geſtern und ſie denkt an kein Morgen . . . Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber dieſen verlangt ſie ganz, unverkürzt, unverkümmert . . . Sie will Nichts davon aufſparen für die Zukunft und verſchmäht die aufgewärmten Reſte der Vergangenheit . . . „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht“ . . . Sie iſt eine wandelnde Flamme zwiſchen zwei Finſterniſſen . . . Woher entſteht ſie? . . . Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! . . . Wie endet ſie? . . . Sie erlöſcht ſpurlos, eben ſo unbegreiflich . . . Je wilder ſie brennt, deſto früher erlöſcht ſie . . . Aber Das hindert ſie nicht, ſich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieſes Feuer . . .

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der großen Gluth erfaſſt wird, ſo fehlt leider dieſer Glaube an ihre Unſterblichkeit, und die ſchmerzlichſte Erinnerung ſagt uns, daſs ſie ſich am Ende ſelber aufzehrt . . . Daher die Verſchiedenheit der Melancholie bei der erſten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der erſten denken wir, daſs unſere Leidenſchaft nur mit tragiſchem Tode endigen müſſe, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden ſind, entſchließen wir uns leicht, mit der Geliebten ins Grab zu ſteigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, daſs unſere wildeſten und herrlichſten Gefühle ſich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daſs wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt ſo ſchauerlich begeiſtern, einſt mit Gleichgültigkeit betrachten werden . . . Ach! dieſer Gedanke iſt melancholiſcher als jede Todesahnung! . . . Das iſt ein troſtloſes Gefühl, wenn wir im heißeſten Rauſche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wiſſen, daſs die hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften ein ſo kläglich proſaiſches Ende nehmen! . . .

Dieſe hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften! Wie die Theaterprinzeſſinnen gebärden ſie ſich, und ſind hochroth geſchminkt, prachtvoll koſtümiert, mit funkelndem Geſchmeide beladen, und wandeln ſtolz einher und deklamieren in gemeſſenen Jamben . . . Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzeſſin ihre Werkeltagskleider wieder an, wiſcht ſich die Schminke von den Wangen, ſie muſs den Schmuck dem Garderobemeiſter überliefern, und ſchlotternd hängt ſie ſich an den Arm des erſten beſten Stadtgerichtsreferendarii, ſpricht ſchlechtes Berliner Deutſch, ſteigt mit ihm in eine Manſarde, und gähnt und legt ſich ſchnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die ſüßen Betheuerungen: „Sie ſpielten jettlich, auf Ehre!“ . . .

Ich wage es nicht, Shakſpeare im mindeſten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber ausſprechen, daſs er den Romeo erſt eine Leidenſchaft für Roſalinde empfinden läſst, ehe er ihn Julien zuführt. Trotzdem, daſs er ſich der zweiten Liebe ganz hingiebt, niſtet doch in ſeiner Seele eine gewiſſe Skepſis, die ſich in ironiſchen Redensarten kundgiebt, und nicht ſelten an Hamlet erinnert. Oder iſt die zweite Liebe bei dem Manne die ſtärkere, eben weil ſie alsdann mit klarem Selbſtbewuſstſein gepaart iſt? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, ſeine Natur iſt zu zart, als daſs ſie zweimal das furchtbarſte Erdbeben des Gemüthes überſtehen könnte. Betrachtet Julie! Wäre ſie im Stande zum zweiten Male die überſchwänglichen Seligkeiten und Schreckniſſe zu ertragen, zum zweiten Male, aller Angſt Trotz bietend, den ſchauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, ſie hat genug am erſten Male, dieſe arme Glückliche, dieſes reine Opfer der großen Paſſion.

Julie liebt zum erſten Male, und liebt mit voller Geſundheit des Leibes und der Seele. Sie iſt vierzehn Jahre alt, was in Italien ſo Viel gilt wie ſiebzehn Jahre nordiſcher Währung. Sie iſt eine Roſenknoſpe, die eben vor unſeren Augen von Romeo's Lippen aufgeküſſt ward, und ſich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geiſtlichen Büchern gelernt, was Liebe iſt; die Sonne hat es ihr geſagt, und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgeſprochen, als ſie ſich nächtlich unbelauſcht glaubte. Aber Romeo ſtand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört, und nimmt ſie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe iſt Wahrheit und Geſundheit. Das Mädchen athmet Geſundheit und Wahrheit, und es iſt rührend anzuhören, wenn ſie ſagt:

Du weißt, die Nacht verſchleiert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um Das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt' ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich ſprach — doch weg mit Förmlichkeit!
Sag, liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt's bejahn,
Und will dem Worte traun; doch wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo, wenn du mich liebſt,
Sag's ohne Falſch! Doch dächteſt du, ich ſei
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter blicken,
Will widerſpenſtig ſein und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt — ſonſt nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich:
Du könnteſt denken, ich ſei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſein
Als ſie, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh ich's gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat!

Desdemona.

(Othello.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daſs der Charakter des Romeo etwas Hamletiſches enthalte. In der That, ein nordiſcher Ernſt wirft ſeine Streifſchatten über dieſes glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, ſo wird ebenfalls in Jener ein nordiſches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenſchaft bleibt ſie doch immer ihrer ſelbſt bewuſſt, und im klarſten Selbſtbewuſſtſein Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, ſondern dem ſtärkern Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit beſteht darin, daſs das Schlechte auf ihre edle Natur keine ſolche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiſs immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein ſchüchternes Kind, den häuslichen Geſchäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich ſie die Augen niederſchlug, ſah ſie doch ſein Antlitz in ſeinen Worten, in ſeinen Erzählungen, oder wie ſie ſagt: „in ſeiner Seele“ . . . und dieſes leidende, großmüthige, ſchöne, weiße Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderſtehlich hinreißenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabantio: eine mächtige Magie war Schuld daran, daſs ſich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene häſslich ſchwarze Larve nicht fürchtete, welche der große Haufe für das wirkliche Geſicht Othello's hielt . . .

Julia's Liebe iſt thätig, Desdemona's Liebe iſt leidend. Sie iſt die Sonnenblume, die ſelber nicht weiß, daſs ſie immer dem hohen Tagesgeſtirn ihr Haupt zuwendet. Sie iſt die wahre Tochter des Südens, zart, empfindſam, geduldig, wie jene ſchlanken, großäugigen Frauenlichter, die aus ſanskritiſchen Dichtungen ſo lieblich, ſo ſanft, ſo träumeriſch hervorſtrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidaſa, des indiſchen Shakſpeare's.

Der engliſche Kupferſtecher, dem wir das vorſtehende Bildnis der Desdemona verdanken, hat ihren großen Augen vielleicht einen zu ſtarken Ausdruck von Leidenſchaft verliehen. Aber ich glaube bereits angedeutet zu haben, daſs der Kontraſt des Geſichtes und des Charakters immer einen intereſſanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber iſt dieſes Geſicht ſehr ſchön, und namentlich dem Schreiber dieſer Blätter muſs es ſehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob! an ſeinem eignen Antlitz nie ſonderlich gemäkelt hat und dasſelbe bis jetzt nur in ſeiner Seele ſah . . .

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geſchichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr: Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schickſal, das ich überſtand.
Ich lief ſie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen muſſt' ich da
Von höchſt unglücklichen Ereigniſſen,
Von rührendem Geſchick zu See und Land,
Wie in der Breſche ich gewiſſem Tod
Kaum um die Breite eines Haars entwiſchte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Daraus gelöſt, und die Geſchichte Deſſen,
Wie ich auf meinen Reiſen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüſten,

Von rauhen Gruben, Felſen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hatt' ich ſodann zu ſprechen Anlaſs, auch
Von Kannibalen, die einander freſſen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachſen unter ihren Schultern.
Von ſolchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona ſich ſehr große Neigung:
Doch riefen Hausgeſchäfte ſtets ſie ab,
Die ſie beſeitigte mit ſchnellſter Haſt;
Kam ſie zurück, mit gier'gem Ohr verſchlang ſie,
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernſter Bruſt
Die Bitte zu entwinden: daſs ausführlich
Ich ſchildre ihr die ganze Pilgerſchaft,
Von der ſie ſtückweis Etwas wohl gehört,
Doch nicht zuſammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen ſie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen ſprach,
Die meine Jugend trafen. Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh.
Sie ſchwor: In Wahrheit, ſeltſam! mehr als ſeltſam!
Und kläglich ſei es, kläglich wunderſam!
Sie wünſchte, daſs ſie Nichts davon gehört,

Und wünſchte doch, daſs ſie der Himmel auch
Zu ſolchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir ſie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geſchichte
Von meinem Leben müſſ' erzählen;
Dann werb' er ſie. Ich ſprach auf dieſen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr beſtand,
Und weil ſie mich bedaure, lieb' ich ſie.

Dieſes Trauerſpiel ſoll eine der letzten Arbeiten Shakſpeare's geweſen ſein, wie „Titus Andronikus" für ſein Erſtlingswerk erklärt wird. Dort wie hier iſt die Leidenſchaft einer ſchönen Frau zu einem häſslichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einſt ſeine Jugend beſchäftigte. Hat er jetzt wirklich die Löſung gefunden? Iſt dieſe Löſung eben ſo wahr als ſchön? Eine düſtre Trauer erfaſſt mich manchmal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, daſs vielleicht der ehrliche Jago mit ſeinen böſen Gloſſen über die Liebe Desdemona's zu dem Mohren nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigſten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände ſeiner Gattin.

Ein eben ſo abenteuerliches und bedeutſames Beiſpiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in „Titus Andronikus“ und „Othello“ ſehen, findet man in „Tauſend und eine Nacht,“ wo eine ſchöne Fürſtin, die zugleich eine Zauberin iſt, ihren Gemahl in einer ſtatuenähnlichen Starrheit gefeſſelt hält, und ihn täglich mit Ruthen ſchlägt, weil er ihren Geliebten, einen häßlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreißend ſind die Klagetöne der Fürſtin am Lager der ſchwarzen Leiche, die ſie durch ihre Zauberkunſt in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiß und mit verzweiflungsvollen Küſſen bedeckt, und durch einen noch größeren Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappierte mich in den arabiſchen Märchen dieſes Bild leidenſchaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Jeſſika.

(Der Kaufmann von Venedig.)

Als ich dieſes Stück in Drurylane aufführen ſah, ſtand hinter mir in der Loge eine ſchöne blaſſe Brittin, welche am Ende des vierten Aktes heftig weinte und mehrmals ausrief: The poor man is wronged! (dem armen Mann geſchieht Unrecht!) Es war ein Geſicht vom edelſten griechiſchen Schnitt, und die Augen waren groß und ſchwarz. Ich habe ſie nie vergeſſen können, dieſe großen und ſchwarzen Augen, welche um Shylock geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, ſo muſs ich den „Kaufmann von Venedig“ zu den Tragödien rechnen, obleich der Rahmen des Stückes von den heiterſten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert iſt, und auch der Dichter eigentlich ein Luſtſpiel geben wollte. Shakſpeare hegte vielleicht die Abſicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Währwolf darzuſtellen, ein verhaſstes Fabelgeſchöpf, das nach Blut lechzt, und dabei ſeine Tochter und ſeine Dukaten einbüßt und obendrein verſpottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeiſt, der in ihm waltet, ſteht immer höher als ſein Privatwille, und ſo geſchah es, daſs er in Shylock, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Juſtifikation einer unglücklichen Sekte ausſprach, welche von der Vorſehung aus geheimnisvollen Gründen mit dem Haſs des niedern und vornehmen Pöbels belaſtet worden, und dieſen Haſs nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was ſag' ich? der Genius des Shakſpeare erhebt ſich noch über den Kleinhader zweier Glaubensparteien, und ſein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Chriſten, ſondern Unterdrücker und Unterdrückte und das wahnſinnig ſchmerzliche Aufjauchzen dieſer Letztern, wenn ſie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinſen zurückzahlen können. Von Religionsverſchiedenheit iſt in dieſem Stücke nicht die geringſte Spur, und Shakſpeare zeigt in Shylock nur einen Menſchen, dem die Natur gebietet ſeinen Feind zu haſſen, wie er in Antonio und deſſen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre ſchildert, die uns befiehlt unſere Feinde zu lieben. Wenn Shylock dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte ſagt:

Signor Antonio, viel und oftermals
Habt Ihr auf dem Rialto mich geſchmäht
Um meine Gelder, und um meine Zinſen;
Stets trug ich's mit geduld'gem Achſelzucken,
Denn dulden iſt das Erbtheil unſers Stamms.
Ihr ſcheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und ſpeit auf meinen jüdiſchen Rocklor,
Und Alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt ſich's, Ihr braucht meine Hülfe;
Ei freilich, ja, Ihr kommt zu mir, Ihr ſprecht:
„Shylock, wir wünſchten Gelder.“ So ſprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie Ihr von der Schwelle
Den fremden Hund ſtoßt; Geld iſt Eur Begehren.
Wie ſollt' ich ſprechen nun? Sollt' ich nicht ſprechen:
„Hat ein Hund Geld? Iſt's möglich, daſs ein Spitz
Dreitauſend Dukaten leihn kann?“ Oder ſoll ich
Mich bücken, und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wiſpernd, mit verhaltnem Odem,
So ſprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet Ihr mich an; Ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt Ihr mich einen Hund —

Für dieſe Höflichkeiten will ich Euch
Die und die Gelder leihn"

da antwortet Antonio:

Ich könnte leichtlich wieder dich ſo nennen,
Dich wieder anſpein, ja mit Füßen treten. —

Wo ſteckt da die chriſtliche Liebe! Wahrlich, Shakſpeare würde eine Satire auf das Chriſtenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Perſonen repräſentieren ließe, die dem Shylock feindlich gegenüber ſtehen, aber dennoch kaum werth ſind, Demſelben die Schuhriemen zu löſen. Der bankrotte Antonio iſt ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Haſſes und alſo auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, deſſen Fleiſch wirklich zu nichts Beſſerm taugt, als „Fiſche damit zu angeln." Die abgeborgten dreitauſend Dukaten ſtattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Baſſanio giebt ihm das Geld nicht wieder, und Dieſer iſt ein echter fortune-hunter, nach dem Ausdruck eines engliſchen Kritikers; er borgt Geld, um ſich etwas prächtig herauszuſtaffieren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautſchatz zu erbeuten; denn, ſagt er zu ſeinem Freunde:

Euch iſt nicht unbekannt, Antonio,
Wie ſehr ich meinen Glücksſtand hab' erſchöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine ſchwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammr' ich jetzt nicht, daſs die große Art
Mir unterſagt iſt; meine Sorg' iſt bloß,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verſchwendriſch,
Mich hat verſtrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, ſo iſt er der Mitſchuldige eines der infamſten Hausdiebſtähle, und nach dem preußiſchen Landrecht würde er zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger geſtellt werden; obgleich er nicht bloß für geſtohlene Dukaten und Juwelen, ſondern auch für Naturſchönheiten, Landſchaften im Mondlicht und für Muſik ſehr empfänglich iſt. Was die andern edlen Venetianer betrifft, die wir als Gefährten des Antonio auftreten ſehen, ſo ſcheinen ſie ebenfalls das Geld nicht ſehr zu haſſen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben ſie Nichts als Worte, gemünzte Luft. Unſer guter Pietiſt Franz Horn macht hierüber folgende ſehr wäſſrige, aber ganz richtige Bemerkung: „Hier iſt nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, daſs es mit Antonio's Unglück ſo weit kam? Ganz Venedig kannte und ſchätzte ihn, ſeine guten Bekannten wuſsten genau um die furchtbare Verſchreibung, und daſs der Jude auch nicht einen Punkt derſelben würde auslöſchen laſſen. Dennoch laſſen ſie einen Tag nach dem andern verſtreichen, bis endlich die drei Monate vorüber ſind, und mit denſelben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Scharen um ſich zu haben ſcheint, doch wohl ziemlich leicht geworden ſein, die Summe von dreitauſend Dukaten zuſammen zu bringen, um ein Menſchenleben — und welch eines! — zu retten; aber Dergleichen iſt denn doch immer ein wenig unbequem, und ſo thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur ſogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde ſind, — Nichts und wieder Nichts und gar Nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher ſo ſchöne Feſte veranſtaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, ſchelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylock, was gleichfalls ohne alle Gefahr geſchehen kann, und meinen dann vermuthlich Alle, ihre Freundſchaftspflicht erfüllt zu haben. So ſehr wir Shylock haſſen müſſen, ſo würden wir doch ſelbſt ihm nicht verdenken können, wenn er dieſe Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja, er ſcheint zuletzt auch den Graziano, den Abweſenheit entſchuldigt, mit Jenen zu verwechſeln und in Eine Klaſſe zu werfen, wenn er die frühere Thatloſigkeit und jetzige Wortfülle mit der ſchneidenden Antwort abfertigt:

> Bis du von meinem Schein das Siegel wegſchiltſt,
> Thuſt du mit Schrein nur deiner Lunge weh.
> Stell deinen Witz her, guter junger Menſch,
> Sonſt fällt er rettungslos in Trümmern dir.
> Ich ſtehe hier um Recht.

Oder ſollte etwa gar Lanzelot Gobbo als Repräſentant des Chriſtenthums gelten? Sonderbar genug, hat ſich Shakſpeare über letzteres nirgends ſo beſtimmt geäußert wie in einem Geſpräche, das dieſer Schalk mit ſeiner Gebieterin führt. Auf Jeſſika's Äußerung:

> „Ich werde durch meinen Mann ſelig werden, er hat mich zu einer Chriſtin gemacht"

antwortet Lanzelot Gobbo:

> „Wahrhaftig, da iſt er ſehr zu tadeln. Es gab unſer vorher ſchon Chriſten genug, grade ſo

> viele als neben einander gut beſtehen konnten. Dies Chriſtenmachen wird den Preis der Schweine ſteigern; wenn wir alle Schweinefleiſcheſſer werden, ſo iſt in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben.“

Wahrlich, mit Ausnahme Porzia’s iſt Shylock die reſpektabelſte Perſon im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verſchweigt nicht dieſe Liebe, er ſchreit ſie aus auf öffentlichem Markte . . . Aber es giebt Etwas, was er dennoch höher ſchätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für ſein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unſäglicher Schmähungen; und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er ſchlägt ſie aus, und die dreitauſend, die zehnmal dreitauſend Dukaten gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleiſch ſeines Feindes damit erkaufen kann. „Was willſt du mit dieſem Fleiſche?“ fragt ihn Salarino. Und er antwortet:

> „Fiſch’ mit zu angeln. Sättigt es ſonſt Niemanden, ſo ſättigt es doch meine Rache. Er hat mich beſchimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verluſt belacht, meinen Gewinn beſpottet, mein Volk geſchmäht, meinen Handel

gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenſchaften? Mit derſelben Speiſe genährt, mit denſelben Waffen verletzt, denſelben Krankheiten unterworfen, mit denſelben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Chriſt? Wenn ihr uns ſtecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, ſterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, ſollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, ſo wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Chriſten beleidigt, was iſt ſeine Demuth? Rache. Wenn ein Chriſt einen Juden beleidigt, was muß ſeine Geduld ſein nach chriſtlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß ſchlimm hergehn, oder ich will es meinen Meiſtern zuvorthun."

Nein, Shylock liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch ſeine Tochter, „Jeſſika, mein Kind." Obgleich er in der höchſten Leidenſchaft des Zorns ſie verwünſcht und todt zu ſeinen Füßen liegen ſehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg, ſo liebt er ſie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der chriſtlichen Societät zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und dieſe treten bei ihm hervor mit der rührendſten Innigkeit. Den Türkis, den Ring, den ihm einſt ſeine Gattin, ſeine Lea, geſchenkt, er hätte ihn nicht „für einen Wald von Affen“ hingegeben. Wenn in der Gerichtsſcene Baſſanio folgende Worte zum Antonio ſpricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und ſie iſt
So lieb mir als mein Leben ſelbſt, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe Alles hin, ja opfert' Alles,
Das Leben ſelbſt, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befrein —

wenn Graziano ebenfalls hinzuſetzt:

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre! liebe;
Doch wünſcht' ich ſie im Himmel, könnt' ſie Mächte
Dort flehn, den hünd'ſchen Juden zu erweichen —

dann regt ſich in Shylock die Angſt ob dem Schickſal ſeiner Tochter, die unter Menſchen, welche ihre Weiber aufopfern konnten für ihre Freunde, ſich verheirathet hat, und nicht laut, ſondern „bei Seite“ ſagt er zu ſich ſelber:

So ſind die Chriſtenmänner! Ich hab' 'ne Tochter;
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Chriſt! —

Dieſe Stelle, dieſes leiſe Wort begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die ſchöne Jeſſika ausſprechen müſſen. Es war kein liebloſer Vater, den ſie verließ, den ſie beraubte, den ſie verrieth. . . . Schändlicher Verrath! Sie macht ſogar gemeinſchaftliche Sache mit den Feinden Shylock's, und wenn dieſe zu Belmont allerlei Mißreden über ihn führen, ſchlägt Jeſſika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jeſſika's, ſondern Jeſſika ſpricht von ihrem Vater das Schlimmſte. . . . Entſetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, ſondern abenteuerlichen Sinn. Sie langweilte ſich in dem ſtreng verſchloſſenen „ehrbaren“ Hauſe des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichfertige Herz ward allzuſehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und der quergehalſten Pfeife. Hat

Shakſpeare hier eine Jüdin ſchildern wollen? Wahrlich, nein; er ſchildert nur eine Tochter Eva's, einen jener ſchönen Vögel, die, wenn ſie flügge geworden, aus dem väterlichen Neſte fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, ſo Imogen dem Poſtumus. Das iſt weibliche Sitte. Bei Jeſſika iſt beſonders bemerkbar eine gewiſſe zagende Scham, die ſie nicht überwinden kann, wenn ſie Knabentracht anlegen ſoll. Vielleicht in dieſem Zuge möchte man jene ſonderbare Keuſchheit erkennen, die ihrem Stamme eigen iſt, und den Töchtern deſſelben einen ſo wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuſchheit der Juden iſt vielleicht die Folge einer Oppoſition, die ſie von jeher gegen jenen orientaliſchen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienſt bildeten, der einſt bei ihren Nachbaren, den Ägyptern, Phöniciern, Aſſyrern und Babyloniern in üppigſter Blüthe ſtand, und ſich in beſtändiger Transformation bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden ſind ein keuſches, enthaltſames, ich möchte faſt ſagen: abſtraktes Volk, und in der Sittenreinheit ſtehen ſie am nächſten den germaniſchen Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen iſt vielleicht von keinem abſoluten Werthe, aber in ihrer Erſcheinung macht ſie den lieblichſten, anmuthigſten und rührendſten

Eindruck. Rührend bis zum Weinen iſt es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen die Frauen derſelben den Marius anflehen, ſie nicht ſeinen Soldaten, ſondern den Prieſterinnen der Veſta als Sklavinnen zu übergeben.

Es iſt in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrſcht. Dieſe Wahlverwandtſchaft entſtand nicht auf hiſtoriſchem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germaniſchen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichſten Feinde der Römer, und alſo natürliche Bundesgenoſſen waren; ſie hat einen tiefern Grund, und beide Völker ſind ſich urſprünglich ſo ähnlich, daß man das ehemalige Paläſtina für ein orientaliſches Deutſchland anſehen könnte, wie man das heutige Deutſchland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geiſtheit halten ſollte.

Aber nicht bloß Deutſchland trägt die Phyſiognomie Paläſtina's, ſondern auch das übrige Europa erhebt ſich zu den Juden. Ich ſage erhebt ſich, denn die Juden trugen ſchon im Beginne das moderne Princip in ſich, welches ſich heute erſt bei den europäiſchen Völkern ſichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeiſtert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die ſpätern nordiſchen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an der Perſon ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vaſallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürſten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Geſetz, an dem abſtrakten Gedanken, wie unſere neueren kosmopolitiſchen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Perſon der Fürſten, ſondern die Geſetze als das Höchſte achten. Ja, der Kosmopolitismus iſt ganz eigentlich dem Boden Judäa's entſproſſen, und Chriſtus, der trotz dem Miſsmuthe des früher erwähnten Hamburger Specereihändlers ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums geſtiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, ſo erinnere ich mich im Joſephus geleſen zu haben, daſs es zu Jeruſalem Republikaner gab, die ſich den königlich-geſinnten Herodianern entgegenſetzten, am muthigſten fochten, Niemanden den Namen „Herr“ gaben, und den römiſchen Abſolutismus aufs ingrimmigſte haſſten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was iſt aber der letzte Grund jenes Haſſes, den wir in Europa zwiſchen den Anhängern der moſaiſchen Geſetze und der Lehre Chriſti bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Beſondern veranſchaulichte, im „Kaufmann von Venedig“ ein ſchauerliches Bild geliefert hat? Iſt es der urſprüngliche Bruderhaſs, den wir ſchon gleich nach Erſchaffung der Welt ob der Verſchiedenheit des Gottesdienſtes zwiſchen Kain und Abel entlodern ſehen? Oder iſt die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menſchen haſſen ſich, um ſich zu haſſen, wie ſie ſich lieben, um ſich zu lieben? Auf welcher Seite iſt die Schuld bei dieſem Groll? Ich kann nicht umhin, zur Beantwortung dieſer Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylock's juſtificiert:

„Ich verdamme nicht den Haſs, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückſeligen Irrthümer, die jenen Haſs erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, ſeinem Haſſe wie ſeiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Inſtinkt zu Grunde, nur weiß es nicht, ſeine Empfindungen richtig zu formulieren, und ſtatt der Sache trifft ſein Groll gewöhnlich die

Perſon, den unſchuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Miſsverhältniſſe. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuſs, und obgleich ihm die Prieſter der Staatsreligion verſichern, „daſs man auf Erden ſei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durſt der Obrigkeit zu gehorchen“ — ſo hat doch das Volk eine geheime Sehnſucht nach den Mitteln des Genuſſes, und es haſſt Diejenigen, in deren Kiſten und Kaſten Dergleichen aufgeſpeichert liegt; es haſſt die Reichen und iſt froh, wenn ihm die Religion erlaubt, ſich dieſem Haſſe mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk haſſte in den Juden immer nur die Geldbeſitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze ſeines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesweilige Zeitgeiſt lieh nun immer jenem Haſſe ſeine Parole. Im Mittelalter trug dieſe Parole die düſtre Farbe der katholiſchen Kirche, und man ſchlug die Juden todt und plünderte ihre Häuſer, „weil ſie Chriſtus gekreuzigt“ — ganz mit derſelben Logik, wie auf St. Domingo einige ſchwarze Chriſten zur Zeit der Maſſacre mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatiſch ſchrieen: Les blancs l'ont tué, tuons nous les blancs!

„Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich verſichere Sie, die weſtindiſchen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt zur Sühne Chriſti, wie einige Jahrhunderte früher die europäiſchen Juden. Aber die ſchwarzen Chriſten auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! Die Weißen lebten müßig in der Fülle aller Genüſſe, während der Neger im Schweiße ſeines ſchwarzen Angeſichts für ſie arbeiten muſſte, und zum Lohne nur ein bischen Reismehl und ſehr viele Peitſchenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

„Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, ſchlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beſchönigt ſeinen Haſs nicht mehr mit der Religion; unſere Zeit iſt nicht mehr ſo naiv glaubensheiß, der traditionelle Groll kleidet ſich in moderne Redensarten, und der Pöbel in den Bierſtuben wie in den Deputiertenkammern deklamiert wider die Juden mit merkantiliſchen, induſtriellen, wiſſenſchaftlichen oder gar philoſophiſchen Argumenten. Nur abgefeimte Heuchler geben noch heute ihrem Haſſe eine religiöſe Färbung und verfolgen die Juden um Chriſti willen; die große Menge geſteht offenherzig, daſs hier materielle Intereſſen zu Grunde liegen, und ſie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer induſtriellen Fähigkeiten erſchweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vierundzwanzig Bekenner des moſaiſchen Glaubens heirathen, damit ihre Population nicht zunimmt und für die chriſtlichen Handelsleute keine allzuſtarke Konkurrenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhaſſes mit ſeinem wahren Geſichte hervor, und dieſes Geſicht trägt keine düſter fanatiſche Mönchsmiene, ſondern die ſchlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der ſich ängſtigt, im Handel und Wandel von dem iſraelitiſchen Geſchäftsgeiſt überflügelt zu werden.

„Aber iſt es die Schuld der Juden, daſs ſich dieſer Geſchäftsgeiſt bei ihnen ſo bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnſinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Induſtrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeſchäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deſshalb den einträglichſten Theil ſolcher Induſtriezweige, namentlich die Geldgeſchäfte, in die Hände der Juden gab; ſo daſs Dieſe, ausgeſchloſſen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweiſe die raffinierteſten Kaufleute und Bankiers werden muſſten. Man zwang ſie reich zu werden, und haſſte ſie dann wegen ihres

Reichthums; und obgleich jetzt die Chriſtenheit ihre Vorurtheile gegen die Induſtrie aufgegeben hat, und die Chriſten in Handel und Gewerb eben ſo große Spitzbuben und eben ſo reich wie die Juden geworden ſind, ſo iſt dennoch an dieſen Letztern der traditionelle Volkshaſs haften geblieben, das Volk ſieht in ihnen noch immer die Repräſentanten des Geldbeſitzes und haſſt ſie. Sehen Sie, in der Weltgeſchichte hat Jeder Recht, ſowohl der Hammer als der Amboſs.“

Porzia.

(Der Kaufmann von Venedig.)

„Wahrſcheinlich wurden alle Kunſtrichter von Shylock's erſtaunlichem Charakter ſo geblendet und befangen, daß ſie ihrerſeits Porzia ihr Recht nicht widerfahren ließen, da doch ausgemacht Shylock's Charakter in ſeiner Art nicht kunſtreicher, noch vollendeter iſt als Porzia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren ſind beide ehrenwerth — werth, zuſammen in dem reichen Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller, anmuthiger Formen zu ſtehen. Neben dem ſchrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen ſeine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abſtechend, hängt ſie wie ein prächtiger, ſchönheitathmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

„Porzia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenſchaften, die Shakſpeare über viele ſeiner weiblichen Charaktere ausgegoſſen; neben der

Würde aber, der Süßigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geſchlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, beſondere Gaben: hohe geiſtige Kraft, begeiſterte Stimmung, entſchiedene Feſtigkeit und Allem obſchwebende Munterkeit. Dieſe ſind angeboren; ſie hat aber noch andere ausgezeichnete äußerlichere Eigenſchaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So iſt ſie Erbin eines fürſtlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienſtwilliger Luſtbarkeiten hat ſie ſtets umgeben; von Kindheit an hat ſie eine mit Wohlgerüchen und Schmeicheldüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieteriſche Anmuth, eine vornehme, hehre Zierlichkeit, ein Geiſt der Pracht in Allem, was ſie thut und ſagt, als die von Geburt an mit dem Glanze Vertraute. Sie wandelt einher wie in Marmorpaläſten, unter goldverzierten Decken, auf Fußböden von Ceder und Moſaiken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geiſterartig flüſternder Muſik. Sie iſt voll eindringender Weisheit, unverfälſchter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da ſie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Mißerfolg gekannt, ſo hat ihre Weisheit keinen Zug von Düſterheit oder Trübheit; all ihre Regungen ſind mit Glauben, Hoffnung, Freude verſetzt; und ihr Witz iſt nicht im mindeſten böswillig oder beißend.“

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameſon, welches „Moraliſche, poetiſche und hiſtoriſche Frauen-Charaktere“ betitelt. Es iſt in dieſem Buche nur von Shakſpeare'ſchen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiſte der Verfaſſerin, die wahrſcheinlich von Geburt eine Schottin iſt. Was ſie über Porzia im Gegenſatz zu Shylock ſagt, iſt nicht bloß ſchön, ſondern auch wahr. Wollen wir Letzteren, in üblicher Auffaſſung, als den Repräſentanten des ſtarren, ernſten, kunſtfeindlichen Judäa's betrachten, ſo erſcheint uns dagegen Porzia als die Repräſentantin jener Nachblüthe des griechiſchen Geiſtes, welche von Italien aus im ſechzehnten Jahrhundert ihren holden Duft über die Welt verbreitete, und welche wir heute noch unter dem Namen „die Renaiſſance“ lieben und ſchätzen. Porzia iſt zugleich die Repräſentantin des heitern Glückes im Gegenſatze zu dem düſtern Miſsgeſchick, welches Shylock repräſentiert. Wie blühend, wie roſig, wie reinklingend iſt all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm ſind ihre Worte, wie ſchön alle ihre Bilder, die meiſtens der Mythologie entlehnt ſind! Wie trübe, kneifend und häſslich ſind dagegen die

Gedanken und Reden des Shylock, der im Gegentheil nur alttestamentaliſche Gleichniſſe gebraucht! Sein Witz iſt krampfhaft und ätzend, ſeine Metaphern ſucht er unter den widerwärtigſten Gegenſtänden, und ſogar ſeine Worte ſind zuſammengequetſchte Mißlaute, ſchrill, ziſchend und quirrend. Wie die Perſonen, ſo ihre Wohnungen. Wenn wir ſehen, wie der Diener Jehovah's weder ein Abbild Gottes noch des Menſchen, des erſchaffenen Konterfei Gottes, in ſeinem „ehrbaren Hauſe" duldet, und ſogar die Ohren deſſelben, die Fenſter, verſtopft, damit die Töne des heidniſchen Mummenſchanzes nicht hineindringen in ſein „ehrbares Haus" . . . ſo ſehen wir im Gegentheil das koſtbarſte und geſchmackvollſte Villeggiatura-Leben in dem ſchönen Palazzo zu Belmont, wo lauter Licht und Muſik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorberbäumen die geſchmückten Freier luſtwandeln und über Liebesräthſel ſinnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Porzia, gleich einer Göttin hervorglänzt,

Das ſonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch ſolchen Kontraſt werden die beiden Hauptperſonen des Dramas ſo individualiſiert, daß man darauf ſchwören möchte, es ſeien nicht Phantaſiebilder eines Dichters, ſondern wirkliche, weibgeborene Menſchen. Ja, ſie erſcheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeſchöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen Etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unſterblichſte Blut, die ewige Poeſie, pulſiert. Wenn du nach Venedig kommſt und den Dogenpallaſt durchwandelſt, ſo weißt du ſehr gut, daß du weder im Saal der Senatoren noch auf der Rieſentreppe dem Marino Falieri begegnen wirſt; — an den alten Dandolo wirſt du im Arſenale zwar erinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirſt du den blinden Helden ſuchen; — ſiehſt du an einer Ecke der Straße Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, ſo kommt dir vielleicht der ſtolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick. Aber weit mehr als an alle ſolche hiſtoriſche Perſonen denkſt du zu Venedig an Shakſpeare's Shylock, der immer noch lebt, während Jene im Grabe längſt vermodert ſind, — und wenn du über den Rialto ſteigſt, ſo ſucht ihn dein Auge überall, und du meinſt, er müſſe dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden ſein, mit ſeinem jüdiſchen Rockelor, mit ſeinem mißtrauiſch berechnenden Geſicht, und du glaubſt manchmal ſogar ſeine kreiſchende Stimme zu hören: „Dreitauſend Dukaten — gut!“

Ich wenigſtens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich ſah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylock. Ich hätte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daſs z. B. ſein Vetter, Herr von Shylock zu Paris, der mächtigſte Baron der Chriſtenheit geworden, und von Ihrer katholiſchen Majeſtät jenen Iſabellenorden erhalten hat, welcher einſt geſtiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entſchloſs mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu ſuchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Verſöhnungstag und ſtanden eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, faſt ausſehend wie eine Verſammlung von Geſpenſtern. Die armen Juden, ſie ſtanden dort, faſtend und betend, vom früheſten Morgen, hatten ſeit dem Vorabend weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwaige Beleidigungen, die ſie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfalls ihre Sünden verzeihe, — ein ſchöner

Gebrauch, welcher ſich ſonderbarer Weiſe bei dieſen Leuten findet, denen doch die Lehre Chriſti ganz fremd geblieben iſt!

Indem ich, nach dem alten Shylock umherſpähend, all' die blaſſen, leidenden Judengeſichter aufmerkſam muſterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verſchweigen kann. Ich hatte nämlich denſelben Tag das Irrenhaus San Carlo beſucht, und jetzt in der Synagoge fiel es mir auf, daſs in dem Blick der Juden derſelbe fatale, halb ſtiere halb unſtäte, halb pfiffige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnſinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieſer unbeſchreibliche, räthſelhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geiſtesabweſenheit, als vielmehr von der Oberherrſchaft einer fixen Idee. Iſt etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moſes ausſprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotzdem daſs man es ſeit zwei Jahrtauſenden in die Zwangsjacke ſteckte und ihm die Douche gab, dennoch nicht davon ablaſſen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo ſah, und der ſich ebenfalls nicht ausreden ließ, daſs die Sonne ein engliſcher Käſe ſei, daſs die Strahlen derſelben aus lauter rothen Würmern beſtünden, und daſs ihm ein ſolcher herabgeſchoſſener Wurmſtrahl das Hirn zerfreſſe?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee beſtreiten, ſondern ich will nur ſagen, daſs die Träger derſelben zu ſchwach ſind, um ſie zu beherrſchen, und davon niedergedrückt und inkurabel werden. Welches Martyrthum haben ſie ſchon um dieſer Idee willen erduldet! welches größere Martyrthum ſteht ihnen noch bevor! Ich ſchaudre bei dieſem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieſelt mir durchs Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag ſtand die herrſchende Weltanſchauung nicht in direktem Widerſpruch mit jener Idee, die Moſes den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeſchnallt, ihnen ins Fleiſch eingeſchnitten hatte; ja, von Chriſten und Mahomedanern unterſchieden ſie ſich nicht weſentlich, unterſchieden ſie ſich nicht durch eine entgegengeſetzte Syntheſe, ſondern nur durch Auslegung und Schiboleth. Aber ſiegt einſt Satan, der ſündhafte Pantheismus, vor welchem uns ſowohl alle Heiligen des alten und des neuen Teſtaments als auch des Korans bewahren mögen, ſo zieht ſich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird . . .

Trotzdem daſs ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherſpähete, konnte ich das Antlitz des Shylock's nirgends erblicken. Und doch war es mir, als halte er ſich dort verborgen unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünſtiger betend als ſeine übrigen Glaubensgenoſſen, mit ſtürmiſcher Wildheit, ja mit Raſerei hinaufbetend zum Throne Jehovah's, des harten Gottkönigs! Ich ſah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo nach dem Glauben der Juden die Pforten des Himmels geſchloſſen werden und kein Gebet mehr Einlaſs erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieſelten, wie ſie nie mit den Augen geweint werden ... Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte ... Es waren Schmerzlaute, wie ſie nur aus einer Bruſt kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk ſeit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in ſich verſchloſſen hielt... Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niederſinkt vor den Himmelspforten ... Und dieſe Stimme ſchien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich ſie einſt gehört, wie ſie eben ſo verzweiflungsvoll jammerte: „Jeſſika, mein Kind!“

Komödien.

Miranda.

(Der Sturm. Akt III. Scene I.)

Ferdinand.

Warum weint Ihr?

Miranda.

Um meinen Unwerth, daſs ich nicht darf bieten,
Was ich zu geben wünſchte; noch viel minder,
Wonach ich todt mich ſehnen werde, nehmen.
Doch Das heiſst tändeln, und je mehr es ſucht
Sich zu verbergen, um ſo mehr erſcheint's
In ſeiner ganzen Macht. Fort, blöde Schlauheit!
Führ du das Wort mir, ſchlichte, heil'ge Unſchuld!
Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt,
Sonſt ſterb' ich Eure Magd; Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin Euch zu ſein, doch Dienerin
Will ich Euch ſein, Ihr wollet oder nicht.

Ferdinand.

Geliebte, Herrin, und auf immer ich
So unterthänig!

Miranda.

Mein Gatte denn?

Ferdinand.

Ja, mit ſo will'gem Herzen,
Als Dienſtbarkeit ſich je zur Freiheit wandte.
Hier habt Ihr meine Hand.

Titania.

(Ein Sommernachtstraum. Akt II, Scene II.)

(Titania kommt mit ihrem Gefolge.)

Titania.

Kommt! einen Ringel-, einen Feenſang!
Dann auf das Drittel 'ner Minute fort!
Ihr, tödtet Raupen in den Roſenknoſpen!
Ihr Andern führt mit Fledermäuſen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke draus zu machen!
Ihr endlich, ſollt den Kauz, der nächtlich kreiſcht
Und über unſre ſchmucken Geiſter ſtaunt,
Von uns verſcheuchen! Singt mich nun in Schlaf;
An eure Dienſte dann, und laſſt mich ruhn!

Perdita.

(Das Wintermärchen. Akt IV, Scene III.)

Perdita.

— — Nehmt die Blumen!
Mich dünkt, ich ſpiel' ein Spiel, wie ich's um Pfingſten
Von Hirten ſah; fürwahr, dies Prachtgewand
Verwandelt meine Stimmung.

Florizel.

Was Ihr thut,
Veredelt all Eu'r Thun. Sprecht Ihr, ſo wünſcht' ich,
Ihr ſprächet immer; ſingt Ihr, möcht' ich, daß Ihr
So ſingend kauftet und verkauftet, und
Almoſen gäbt und betetet, und Alles
So thätet, was Ihr thut; und wenn Ihr tanzet,
Wollt' ich, Ihr wäret Welle, ſtets zu tanzen,
Euch ſtets nur ſo, nicht anders zu bewegen,
Als Ihr Euch regt; denn jedes Euer Thun
Iſt ſo in allen Theilen einzig, daß,
Was Ihr auch thut, jedwede Handlung ſich
Als Königin bewährt.

Imogen.

(Cymbeline. Akt II, Scene II.)

Imogen.

Ihr Götter!
In euren Schutz empfehl' ich mich! Beſchützt
Vor Feen mich und nächtlichen Verſuchern!
(Sie ſchläft ein. Jachimo ſteigt aus der Kiſte.)

Jachimo.

Die Grille ſingt, des Menſchen müde Sinne
Erholen ſich im Schlaf. So drückt' Tarquin
Die Binſen* ſanft, eh er die Keuſchheit weckte,
Die er verletzte! — Cytherea, wie
Du hold dein Lager ſchmückſt! Du friſche Lilie!
Und weißer als dein Bettgewand! O könnt'
Ich dich berühren, küſſen, einmal küſſen!
Rubinen ſonder Gleichen, o wie hold
Muſs Euer Kuſs ſein! Iſt's ihr Athem doch,
Der dieſes Zimmer ſo erfüllt mit Duft.
Des Lichtes Flamme neigt ſich gegen ſie,
Und guckte gern ihr unters Augenlied,
Das dort verſchloſſne Licht zu ſchaun — —

Julia.

(Die beiden Veroneſer. Akt IV, Scene IV.)

Julia.

Ob viele Fraun wohl brächten ſolche Botſchaft?
Ach, armer Proteus! einen Fuchs haſt du
Zum Hirten deiner Lämmer angenommen.
Ach, arme Thörin! du bedauerſt ihn,
Der ſo von ganzem Herzen dich verachtet!
Weil er ſie liebt, ſo ſchätzt er mich gering:
Weil ich ihn liebe, muſs ich ihn bedauern.
Bei unſerm Abſchied gab ich ihm den Ring,
Zu feſſeln die Erinnrung meiner Liebe.
Nun werd' ich — Unglücksbote! — hingeſandt,
Das zu erflehn, was ich nicht wünſchen kann;
Zu fordern, was ich gern verweigert ſähe;
Die Treu' zu preiſen, die ich tadeln muſs!
Ich bin die treue Liebe meines Herrn,
Doch kann ich treu nicht dienen meinem Herrn,
Will ich mir ſelber kein Verräther ſein.
Zwar will ich für ihn werben, doch ſo kalt,
Als, weiß es Gott! es hätte keine Eil'.

Silvia.

(Die beiden Veroneſer. Akt IV, Scene IV.)

Silvia.

— — — Jüngling! da du ſo
Dein Fräulein liebſt, verehr' ich dir dies Geld.
Gehab dich wohl!
(Sie geht ab.)

Julia.

Wenn du ſie je erkennſt, ſagt ſie dir Dank.
Ein tugendhaftes Mädchen, mild und ſchön!
Ich hoffe, kalt empfängt ſie meinen Herrn,
Da meines Fräuleins Liebe ſie ſo ehrt.
Wie Liebe mit ſich ſelber tändelt! — Ach,
Hier iſt ihr Bild. Ich will doch ſehn. Mich dünkt,
Mein Antlitz wäre — hätt' ich ſolchen Schmuck —
Gewiß ſo reizend als ihr Angeſicht.
Und doch der Maler ſchmeichelt ihr ein wenig,
Wenn ich mir ſelbſt zu viel nicht ſchmeicheln mag;
Ihr Haar iſt braun, mein Haar vollkommen gelb.
Iſt Dieſes ſeines Leichtſinns einz'ger Grund.

So ſchmück' ich mich mit falſchem, braunem Haar.
Ihr Aug' iſt grau wie Glas; ſo iſt auch meins.
Ja, doch die Stirn iſt niedrig, meine hoch.
Was kann's nur ſein, was er an ihr ſo ſchätzt,
An mir ich ihn nicht ſchätzend machen kann?

Hero.

(Viel Lärm um Nichts. Akt IV, Scene I.)

Mönch.

Herrin, wer iſt's, mit dem man Euch beſchuldigt?

Hero.

Die mich beſchuld'gen, wiſſen's — ich weiß Nichts,
Denn weiß ich mehr von irgend einem Mann,
Als Keuſchheit reiner Jungfrau es geſtattet,
So fehl' all' meinen Sünden Gnade. Vater!
Beweiſt ſich's, daſs zu unanſtänd'gen Stunden
Mit mir ein Mann ſprach, oder daſs ich geſtern
Zu Nacht mit irgend Einem Wort gewechſelt,
So haſſt — verſtoßt mich — martert mich zu Tode.

Beatrice.

(Viel Lärm um Nichts. Akt III, Scene I.)

Hero.

Doch ſchuf Natur noch nie ein weiblich Herz
Von ſpröderm Stoff, als das der Beatrice.
Hohn und Verachtung ſprüht ihr funkelnd Auge
Und ſchmäht, worauf ſie blickt; ſo hoch im Preiſe
Stellt ſie den eignen Witz, daſs alles Andre
Ihr nur gering erſcheint; ſie kann nicht lieben,
Noch Liebe faſſen und in ſich entwerfen.
So eigenliebig iſt ſie.

Urſula.

Gewiſs, ſolch Mäkeln iſt nicht zu empfehlen.

Hero.

O nein, ſo ſchroff, ſo außer aller Form,
Wie Beatrice, iſt nicht lobenswerth.
Wer aber darf's ihr ſagen? Wollt' ich reden,
Zerſtäubte ſie mit Spott mich, lachte mich

Aus mir heraus, erdrückte mich mit Witz.
Mag Benedikt drum, wie verdecktes Feuer,
Zergehn in Seufzern, innerlich hinſchmelzen,
Ein beſſrer Tod wär's immer als an Spott,
Was eben iſt wie todtgekitzelt werden.

Helena.

(Ende gut, Alles gut. Akt I, Scene III.)

Helena.

So bekenn' ich
Hier auf den Knien vor Euch und Gott dem Herrn,
Daß ich vor Euch und nächſt dem Herrn des Himmels
Lieb' Euren Sohn.
Mein Stamm war arm, doch ehrſam; ſo mein Lieben.
Zürnt nicht darüber! thut's ihm doch kein Leid,
Daß er von mir geliebt wird. Ich verfolg' ihn
Mit keinem Zeichen dringlicher Bewerbung;
Noch möcht' ich ihn, bis ich mir ihn verdient;
Weiß aber nicht, wie mir Das werden ſollte.
Ich weiß, ich lieb' umſonſt und wider Hoffnung;
Und doch in dies unhaltbar weite Sieb
Gieß' ich beſtändig meiner Liebe Fluth,
Die nimmer doch erſchöpft wird; gleich dem Inder,

Wahngläubig fromm, andächtig bet' ich an
Die Sonne, die da ſchauet auf den Beter,
Doch mehr von ihm nicht weiß. O theure Herrin,
Laſſt Euren Haß nicht meine Liebe treffen,
Weil ſie Daſſelbe liebt wie Ihr! — — —

Celia.

(Wie es euch gefällt. Akt I, Scene II.)

Roſalinde.

Das will ich von nun an, Mühmchen, und auf Späße denken. Laſs ſehen, was hältſt du vom Verlieben?

Celia.

Ei ja, thu's, um Spaß damit zu treiben. Aber liebe keinen Mann in wahrem Ernſt, auch zum Spaß nicht weiter, als daſs du mit einem unſchuldigen Erröthen in Ehren wieder davon kommen kannſt.

Roſalinde.

Was wollen wir denn für Spaß haben?

Celia.

Laſs uns ſitzen und die ehrliche Hausmutter Fortuna von ihrem Rade wegläſtern, damit ihre Gaben künftig gleicher ausgetheilt werden mögen.

Roſalinde.

Ich wollte, wir könnten Das; denn ihre Wohlthaten ſind oft gewaltig übel angebracht, und am meiſten verſieht ſich die freigebige blinde Frau mit ihren Geſchenken an Frauen.

Celia.

Das iſt wahr; denn Die, welche ſie ſchön macht, macht ſie ſelten ehrbar, und Die, welche ſie ehrbar macht, macht ſie ſehr häßlich.

Roſalinde.

(Wie es euch gefällt. Akt III, Scene II.)

Celia.

Haſt du dieſe Verſe gehört?

Roſalinde.

O ja, ich hörte ſie alle und noch was drüber, denn einige hatten mehr Füße als die Verſe tragen konnten.

Celia.

Das thut Nichts, die Füße konnten die Verſe tragen.

Roſalinde.

Ja, aber die Füße waren lahm und konnten ſich nicht außerhalb des Verſes bewegen, und darum ſtanden ſie ſo lahm im Verſe.

Celia.

Aber haſt du gehört, ohne dich zu wundern, daſs dein Name an den Bäumen hängt und eingeſchnitten iſt?

Roſalinde.

Ich war ſchon ſieben Tage in der Woche über alles Wundern hinaus, ehe du kamſt; denn ſieh nur, was ich an einem Palmbaum fand. Ich bin nicht ſo bereimt worden ſeit Pythagoras' Zeiten, wo ich eine Ratte war, die ſie mit ſchlechten Verſen vergifteten, deſſen ich mich kaum noch erinnern kann.

Olivia.

(Was ihr wollt. Akt I, Scene V.)

Viola.

Liebes Fräulein, laſſt mich Euer Geſicht ſehn.

Olivia.

Habt Ihr irgend einen Auftrag von Eurem Herrn, mit meinem Geſicht zu verhandeln? Jetzt ſeid Ihr aus Eurem Text gekommen. Doch will ich den Vorhang wegziehn, und Euch das Gemälde weiſen. (Sie entſchleiert ſich.) Seht, Herr, ſo ſah ich in dieſem Augenblick aus. Iſt die Arbeit nicht gut?

Viola.

Vortrefflich, wenn ſie Gott allein gemacht hat.

Olivia.

Es iſt echte Farbe, Herr; es hält Wind und Wetter aus.

Viola.

'S iſt reine Schönheit, deren Roth und Weiß
Natur mit zarter, ſchlauer Hand verſchmelzte.
Fräulein, Ihr ſeid die Grauſamſte, die lebt,
Wenn Ihr zum Grabe dieſe Reize tragt,
Und laſſt der Welt kein Abbild.

Viola.

(Was ihr wollt. Akt II, Scene V.)

Viola.

Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte,
Wie ich vielleicht, wär' ich ein Weib, mein Fürſt,
Euch lieben würde.

Herzog.

Was war ihr Lebenslauf?

Viola.

Ein leeres Blatt,
Mein Fürſt. Sie ſagte ihre Liebe nie,
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knoſpe
Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.
Sich härmend, und in bleicher, welker Schwermuth
Saß ſie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd. Sagt, war Das nicht Liebe?
Wir Männer mögen leicht mehr ſprechen, ſchwören,
Doch der Verheißung ſteht der Wille nach —
Wir ſind in Schwüren ſtark, doch in der Liebe ſchwach.

Herzog.

Starb deine Schweſter denn an ihrer Liebe?

Viola.

Ich bin, was aus des Vaters Haus von Töchtern
Und auch von Brüdern blieb — — —

Maria.

(Was ihr wollt. Akt I, Scene III.)

Junker Andreas.

— — — Schönes Frauenzimmer, denkt Ihr, Ihr hättet Narren am Seile?

Maria.

Nein, ich habe Euch nicht am Seile.

Junker Andreas.

Ihr ſollt mich aber am Seile haben; hier iſt meine Hand.

Maria.

Nun, Herr, Gedanken ſind zollfrei; aber mich däucht, Ihr könntet ſie immer ein bischen in den Keller tragen, und ihnen zu trinken geben.

Junker Andreas.

Wozu, mein Engelchen? Was ſoll die verblümte Redensart?

Maria.

Sie iſt trocken, Herr.

Iſabella.

(Maß für Maß. Akt II, Scene IV.)

Angelo.

Nehmt an, kein Mittel wär', ihn zu befrein —
(Zwar gelten laſſ' ich's nicht, noch Eines ſonſt,
Doch ſo zum Beiſpiel nur) — daſs Ihr, die Schweſter,
Geliebt Euch fändet von ſolch einem Mann,
Deſs hoher Rang, deſs Einfluſs auf den Richter
Euch wohl den Bruder könnt' entfeſſeln vom
Allbindenden Geſetz, und übrig wär'
Ihm gar kein Rettungsmittel, als entweder
Ihr übergäbt das Kleinod Eures Leibs
Dem Mann da, oder ließt den Bruder leiden. —
Was thätet Ihr?

Iſabella.

Das für den armen Bruder, was für mich.
Das heißt: wär' über mich erkannt der Tod:
Der Geißel Striemen trüg' ich als Rubinen,
Enthüllte mich zum Tode, wie zum Bett,
Das ich verlangt' in Sehnſucht, eh' ich gäbe
Den Leib der Schmach.

Prinzeſſin von Frankreich.

(Der Liebe Müh umſonſt. Akt III, Scene I.)

Schädel.

Gottes ſchönſter Gruß Euch! Sagt, wer iſt die Hauptdame?

Prinzeſſin.

Du wirſt ſie erkennen, Freund, an den Übrigen, die ohne Haupt ſind.

Schädel.

Wer iſt die größte Dame, die höchſte?

Prinzeſſin.

Die Dickſte und die Längſte.

Schädel.

Die Dickſt' und die Längſte! So iſt's; wahr iſt wahr.
War Euch ſchmächtig der Leib, wie der Witz mir, o Frau,
Ein Gürtel der Jungfrau da paſſt' Euch genau.
Seid Ihr nicht die Hauptfrau? die Dickſte ſeid Ihr.

Die Äbtiſſin.

(Die Komödie der Irrungen. Akt V, Scene I.)

Äbtiſſin.

Daher kam's eben, daſs er raſend ward.
Der giſt'ge Lärm der eiferſücht'gen Frau
Vergiſtet mehr als toller Hunde Zahn.
Du hinderteſt durch Schelten ſeinen Schlaf,
Und davon hat ſich ſein Gehirn entzündet.
Mit deinem Tadel würzteſt du ſein Mahl;
Geſtörte Mahlzeit hindert das Verdaun,
Und daher rührt des Fiebers Raſerei.
Denn, was iſt Fieber, als ein Wahnſinns-Hauch?
Du ſtörteſt ſtets mit Schelten ſein Ergötzen;
Erholung, die ſo ſüße! was wird draus,
Verſperrt man ihr die Thür? Melancholie,
Die Blutsfreundin untröſtlicher Verzweiflung,
Und hinter ihr ein ungeheures Heer

Von bleichen Kränklichkeiten, Lebensfeinden!
Beim Mahl, im Scherz, bei lebensnähr'nder Ruh
Geſtöret ſtets, muſs Menſch und Thier verrücken,
Und daraus folgt: vor deiner Eiferſucht,
Ergriff der Witz des Gatten hier die Flucht.

Frau Page.

(Die luſtigen Weiber von Windſor. Akt II, Scene II.)

Jungfer Quickly.

Nun, Das wäre wahrhaftig ein ſchöner Spaß! Für ſo einfältig halt' ich ſie nicht. Das wäre ein Streich! Meiner Seele! Frau Page aber läſſt Euch um aller Liebe willen bitten, ihr Euren kleinen Jungen zu ſchicken, ihr Mann hat eine unbeſchreibliche Zuneigung zu dem kleinen Jungen; und Herr Page iſt wahrhaftig ein ſehr rechtſchaffener Mann. Kein Weib in ganz Windſor führt ein beſſeres Leben als ſie. Sie thut, was ſie will: ſie ſagt, was ſie will: ſie nimmt Alles, bezahlt Alles, geht zu Bette, wenn ſie Luſt hat, ſteht auf, wenn ſie Luſt hat, und Alles wie ſie will. Und ſie verdient es, wahrhaftig! denn wenn es in Windſor nur irgend eine gutmüthige Frau giebt, ſo iſt ſie's. Es hilft Nichts, Ihr müſſt ihr Euren Knaben ſchicken.

Frau Ford.

(Die luſtigen Weiber von Windſor. Akt I, Scene III.)

Falſtaff.

Jetzt keine Poſſen, Piſtol! Freilich geht mein Wanſt zwei Ellen hinaus; aber jetzt will ich nicht auf unnützen Aufwand, ſondern auf gute Wirthſchaft hinaus. Kurz, ich beabſichtige einen Liebeshandel mit Ford's Frau. Ich ſpüre Unterhaltung bei ihr. Sie ſchwatzt, ſie ſchneidet vor, und ihre Blicke ſind einladend. Ich kann mir den Inhalt ihrer vertraulichen Geſpräche erklären, und der ungünſtigſte Ausdruck ihres Betragens iſt in deutlichen Worten: Ich bin Sir John Falſtaff's.

Anne Page.

(Die luſtigen Weiber von Windſor. Akt I, Scene I.)

Anne.

Nun? Iſt's Euch nicht auch gefällig hereinzukommen, hochgeehrter Herr?

Slender.

Nein, ich danke Euch, wahrhaftig! von ganzem Herzen. Ich beſinde mich hier recht wohl.

Anne.

Man wartet mit dem Eſſen auf Euch, lieber Herr.

Slender.

Ich bin gar nicht ſo hungrig. Ich danke Euch, wahrhaftig! (Zu Simpel:) Geh, Burſche! und wenn du gleich mein Diener biſt, ſo warte dennoch meinem Herrn Vetter Shallow auf. Ein Friedensrichter kann manchmal ſeinem Freunde um eines Dieners willen verpflichtet werden. Bis zum Tode meiner Mutter halte ich mir nur noch drei Leute und einen Burſchen. Wenn Das aber auch iſt, ſo leb' ich doch immer noch ſo gut als ein armer Junker.

Anne.

Ohne Euer Geſtrengen darf ich nicht hineinkommen. Man wird ſich nicht eher ſetzen, als bis Ihr kommt.

Catharina.

(Die gezähmte Keiferin. Akt II, Scene I.)

Petruchio.

Nimm an, ſie ſchmählt; nun, ruhig ſag' ich ihr,
Sie ſinge lieblich wie die Nachtigall.
Nimm an, ſie mault, ich ſag', ihr Blick ſei klar
Wie Morgenroſen, friſch getränkt vom Thau.
Nimm an, ſie muckt und redet nicht ein Wort;
Dann preiſ' ich ihre Zungenfertigkeit
Und ihres Vortrags zaubriſche Gewalt.
Ruft ſie mir: Packt Euch fort! ich ſag' ihr Dank,
Als ob ſie ſagte: Bleib die Woche hier!
Schlägt ſie die Heirath ab: „Wann“, frag' ich, „ſoll
Das Aufgebot ſein, wann der Hochzeitstag?“ —
Doch ſeht, ſie kommt; nun ſprich, Petruchio!
Guten Morgen, Käth'; ich hör', Eu'r Nam' iſt Das.

Catharina.

Ihr hörtet recht, obgleich halbtauben Ohrs;
Man ſagt Cathrina, redet man von mir.

Petruchio.

Ihr lügt fürwahr; bloß Käthe nennt man Euch,
Und raſche Käth', auch wohl erzböſe Käth'.

In den einleitenden Blättern dieſes Bilderſaals habe ich berichtet, auf welchen Wegen ſich die Popularität Shakſpeare's in England und Deutſchland verbreitete, und wie hier und dort ein Verſtändnis ſeiner Werke befördert ward. Leider konnte ich in Bezug auf romaniſche Länder keine ſo erfreuliche Nachrichten mittheilen; in Spanien iſt der Name unſeres Dichters bis auf heutigen Tag ganz unbekannt geblieben; Italien ignoriert ihn vielleicht abſichtlich, um den Ruhm ſeiner großen Poeten vor transalpiniſcher Nebenbuhlerſchaft zu beſchützen; und Frankreich, die Heimat des herkömmlichen Geſchmacks und des gebildeten Tons, glaubte lange Zeit den großen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte, und über ſeine Roheit ſo wenig als möglich ſpöttelte. Indeſſen, die politiſche Revolution, welche dieſes Land erlebte, hat auch eine literariſche hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erſtere überbietet, und Shakſpeare ward bei dieſer Gelegenheit auf den Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politiſchen Umwälzungsverſuchen, ſind die Franzoſen ſelten ganz ehrlich in ihren literäriſchen Revolutionen; wie dort, ſo auch hier preiſen und feiern ſie irgend einen Helden, nicht ob ſeinem wahren inwohnenden Werthe, ſondern wegen des momentanen Vortheils, den ihre Sache durch ſolche Anpreiſung und Feier gewinnen kann; und ſo geſchieht es, daſs ſie heute emporrühmen, was ſie morgen wieder herabwürdigen müſſen, und umgekehrt. Shakſpeare iſt ſeit zehn Jahren in Frankreich für die Partei, welche die literariſche Rovolution durchkämpft, ein Gegenſtand der blindeſten Anbetung. Aber ob er bei dieſen Männern der Bewegung eine wirkliche gewiſſenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verſtändnis gefunden hat, iſt die große Frage. Die Franzoſen ſind zu ſehr die Kinder ihrer Mütter, ſie haben zu ſehr die geſellſchaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingeſogen, als daſs ſie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, ſehr viel Geſchmack abgewinnen oder gar ihn verſtehen könnten.

Es herrſcht freilich bei ihren Schriftſtellern ſeit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach ſolcher Natürlichkeit; ſie reißen ſich gleichſam verzweiflungsvoll die konventionellen Gewänder vom Leibe, und zeigen ſich in der ſchrecklichſten Nacktheit . . . Aber irgend ein modiſcher Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur, und entlockt dem deutſchen Zuſchauer ein ironiſches Lächeln. Dieſe Schriftſteller mahnen mich immer an die Kupferſtiche gewiſſer Romane, wo die unſittlichen Liebſchaften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit ſind, und, trotz dem paradiſiſchen Naturkoſtüme der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, dieſe ihre Thurmfriſuren und ihre Schuhe mit hohen Abſätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, ſondern indirekt durch dramatiſche Schöpfungen, die dem Shakſpeare mehr oder minder nachgebildet ſind, gelangen die Franzoſen zu einigem Verſtändnis des großen Dichters. Als ein Vermittler in dieſer Weiſe iſt Viktor Hugo ganz beſonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als bloßen Nachahmer des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wiſſen. Viktor Hugo iſt ein Genius von erſter Größe, und bewunderungswürdig iſt ſein Flug und ſeine

Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er iſt der größte Dichter Frankreichs; aber ſein Pegaſus hegt eine krankhafte Scheu vor den brauſenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den friſchen Fluthen ſich abſpiegelt . . . vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit ſucht er zu ſeiner Erlabung jene verſchollenen Quellen, wo einſt das hohe Flügelroſs des Shakſpeare ſeinen unſterblichen Durſt gelöſcht hat. Iſt es nun, weil jene alten Quellen, halbverſchüttet und übermoort, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Viktor Hugo's dramatiſche Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geiſt der altengliſchen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmoniſche Geſundheit . . . und ich muſs geſtehen, zuweilen erfaſſt mich der ſchauerliche Gedanke, dieſer Viktor Hugo ſei das Geſpenſt eines engliſchen Poeten aus der Blüthezeit der Eliſabeth, ein todter Dichter, der verdrießlich dem Grabe entſtiegen, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Konkurrenz des großen William's geſichert, einige poſthume Werke zu ſchreiben. In der That, Viktor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heywood u. ſ. w., die in Sprache und Manier ihrem großen Zeitgenoſſen ſo ähnlich waren, und nur ſeinen Tiefblick und Schönheitsſinn, ſeine furchtbare und lächelnde Grazie, ſeine offenbarende Naturſendung entbehrten ... Und ach! zu den Mängeln eines Marlow's, Decker's und Heywood's geſellt ſich bei Viktor Hugo noch das ſchlimmſte Entbehrnis: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Überfülle, an wildeſter Vollblütigkeit, und ihr poetiſches Schaffen war geſchriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen: aber Viktor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muſs es geſtehen, hat etwas Verſtorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentſtiegen Vampyriſches ... Er weckt nicht die Begeiſterung in unſern Herzen, ſondern er ſaugt ſie heraus ... Er verſöhnt nicht unſere Gefühle durch poetiſche Verklärung, ſondern er erſchreckt ſie durch widerwärtiges Zerrbild ... Er leidet an Tod und Häſslichkeit.

Eine junge Dame, die mir ſehr nahe ſteht, äußerte ſich jüngſt über dieſe Häſslichkeitsſucht der Hugo'ſchen Muſe mit ſehr treffenden Worten. Sie ſagte nämlich: Die Muſe des Viktor Hugo mahnt mich an das Märchen von der wunderlichen Prinzeſſin, die nur den häſslichſten Mann heirathen wollte, und in dieſer Abſicht im ganzen Lande das Aufgebot ergehen ließ, daſs ſich alle Junggeſellen von ausgezeichneter Miſsbildung an einem gewiſſen Tage vor ihrem Schloſſe als Ehekandidaten verſammeln ſollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Perſonal eines Hugo'ſchen Werkes vor ſich zu ſehen . . . Aber Quaſimodo führte die Braut nach Hauſe.

Nach Viktor Hugo muſs ich wieder des Alexander Dumas erwähnen; auch Dieſer hat dem Verſtändnis des Shakſpeare in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn Jener durch Extravaganz im Häſslichen die Franzoſen daran gewöhnte, im Drama nicht bloß die ſchöne Drapierung der Leidenſchaft zu ſuchen, ſo bewirkte Dumas, daſs ſeine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenſchaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenſchaft als das Höchſte, und in ſeinen Dichtungen uſurpierte ſie den Platz der Poeſie. Dadurch freilich wirkte er deſto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publikum in dieſer Sphäre, in der Darſtellung der Leidenſchaften, an die größten Kühnheiten des Shakſpeare; und wer einmal an „Heinrich III." und „Richard Darlington" Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geſchmackloſigkeit im „Othello" und „Richard III." Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einſt anheften wollte, war eben ſo thöricht wie ungerecht. Dumas hat freilich in ſeinen leidenſchaftlichen Scenen hie und da Etwas dem Shakſpeare entlehnt, aber unſer Schiller that Dieſes mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakſpeare ſelber, wie Viel entlehnte er nicht ſeinen Vorgängern! Auch dieſem Dichter begegnete es, daſs ein ſauertöpfiſcher Pamphletiſt mit der Behauptung gegen ihn auftrat, „das Beſte ſeiner Dramen ſei den ältern Schriftſtellern entwendet.“ Shakſpeare wird bei dieſer lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher ſich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geſchmückt habe. Der Schwan von Avon ſchwieg und dachte vielleicht in ſeinem göttlichen Sinn: „Ich bin weder Rabe noch Pfau!“ und wiegte ſich ſorglos auf den blauen Fluthen der Poeſie, manchmal hinauflächelnd zu den Sternen, den goldenen Gedanken des Himmels.

Des Grafen Alfred de Vigny muſs hier ebenfalls Erwähnung geſchehen. Dieſer Schriftſteller, des engliſchen Idioms kundig, beſchäftigte ſich am gründlichſten mit den Werken des Shakſpeare, überſetzte einige derſelben mit großem Geſchick, und dieſes Studium übte auch auf ſeine Originalarbeiten den günſtigſten Einfluſs. Bei dem feinhörigen und ſcharfäugigen Kunſtſinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muſs, darf man annehmen, daſs er den Geiſt Shakſpeare's tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meiſten ſeiner Landsleute. Aber das Talent dieſes Mannes, wie auch ſeine Denk- und Gefühlsart, iſt auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und ſeine Werke ſind beſonders koſtbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daſs er manchmal wie verblüfft ſtehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakſpeare gleichſam aus den gewaltigſten Granitblöcken der Poeſie ausgehauen hat . . . Er betrachtete ſie gewiſs mit ängſtlicher Bewunderung, gleich einem Goldſchmied, der in Florenz jene koloſſalen Pforten des Baptiſterii anſtarrt, die, einem einzigen Metallguſs entſprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciſeliert, ja wie die feinſte Bijouterie-Arbeit ausſehen.

Wird es den Franzoſen ſchon ſchwer genug, die Tragödien Shakſpeare's zu verſtehen, ſo iſt ihnen das Verſtändnis ſeiner Komödien faſt ganz verſagt. Die Poeſie der Leidenſchaft iſt ihnen zugänglich; auch die Wahrheit der Charakteriſtik können ſie bis auf einen gewiſſen Grad begreifen, denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Paſſionierte iſt ſo recht ihr Fach, und mit ihrem analytiſchen Verſtande wiſſen ſie jeden gegebenen Charakter in ſeine feinſten Beſtandtheile zu zerlegen, und die Phaſen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit beſtimmten Weltrealitäten zuſammenſtößt. Aber im Zaubergarten der Shakſpeare'ſchen Komödie iſt ihnen all dieſes Erfahrungswiſſen von wenig Hilfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verſtand ſtehen, und ihr Herz weiß keinen Beſcheid, und es fehlt ihnen die geheimnisvolle Wünſchelruthe, deren bloße Berührung das Schloß ſprengt. Da ſchauen ſie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und ſehen, wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weiſe unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und ſeine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauſchen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirſch mit ſilbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keuſches Einhorn aus dem Buſche ſpringt und der ſchönen Jungfrau ſein Haupt in den Schoß legt . . . Und ſie ſehen, wie aus den Bächen die Waſſerfrauen mit grünem Haar und glänzenden Schleiern hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht . . . Und ſie hören dann, wie die Nachtigall ſchlägt . . . Und ſie ſchütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närriſche Zeug! Ja, die Sonne können die Franzoſen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigſten das ſelige Schluchzen und melancholiſch entzückte Trillern der Nachtigallen . . .

Ja, weder ihre empiriſche Bekanntſchaft mit den menſchlichen Paſſionen, noch ihre poſitive Weltkenntnis iſt den Franzoſen von einigem Nutzen, wenn ſie die Erſcheinungen und Töne enträthſeln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakſpeare'ſchen Komödie entgegen glänzen und klingen . . . Sie glauben manchmal ein Menſchengeſicht zu ſehen, und bei näherem Hinblick iſt es eine Landſchaft, und was ſie für Augenbrauen hielten, war ein Haſelbuſch, und die Naſe war ein Felſen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir Dergleichen auf den bekannten Vexierbildern ſchauen... Und umgekehrt, was die armen Franzoſen für einen bizarrgewachſenen Baum oder wunderlichen Stein anſahen, das präſentiert ſich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menſchengeſicht von ungeheurem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchſter Anſtrengung des Ohres irgend ein Wechſelgeſpräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauſchen, ſo gerathen ſie in noch größere Verlegenheit . . . Sie hören bekannte Worte, aber dieſe haben einen ganz anderen Sinn; und ſie behaupten dann, dieſe Leute verſtünden Nichts von der flammenden Leidenſchaft, von der großen Paſſion, Das ſei witziges Eis, was ſie einander zur Erfriſchung böten, nicht lodernder Liebestrunk ... Und ſie merkten nicht, daſs dieſe Leute nur verkleidete Vögel ſind, und in einer Koterieſprache konverſieren, die man nur im Traume oder in der früheſten Kindheit erlernen kann ... Aber am ſchlimmſten geht es den Franzoſen da draußen an den Gitterpforten der Shakſpeare'ſchen Komödie, wenn manchmal ein heiterer Weſtwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahinſtreicht, und ihnen die unerhörteſten Wohlgerüche in die Naſe weht ... „Was iſt Das?“

Die Gerechtigkeit verlangt, daſs ich hier eines franzöſiſchen Schriftſtellers erwähne, welcher mit einigem Geſchick die Shakſpeare'ſchen Komödien nachahmte, und ſchon durch die Wahl ſeiner Muſter eine ſeltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunſt beurkundete. Dieſer iſt Herr Alfred de Muſſet. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geſchrieben, die, was den Bau und die Weiſe betrifft, ganz den Komödien des Shakſpeare nachgebildet ſind. Beſonders hat er ſich die Kaprice (nicht den Humor), der in denſelben herrſcht, mit franzöſiſcher Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar ſehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poeſie fehlte es nicht in dieſen hübſchen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daſs der damals jugendliche Verfaſſer, außer der franzöſiſchen Überſetzung des Shakſpeare, auch die des Byron geleſen hatte, und dadurch verleitet ward, im Koſtüme des ſpleenigen Lords jene Überſättigung und Lebensſattheit zu affektieren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die roſigſten Knäbchen, die geſundeſten Gelbſchnäbel behaupteten damals, ihre Genuſsfähigkeit ſei erſchöpft, ſie erheuchelten eine greiſenhafte Erkältung des Gemüthes, und gaben ſich ein zerſtörtes und gähnendes Ausſehen.

Seitdem freilich iſt unſer armer Monſieur Muſſet von ſeinem Irrthume zurückgekommen, und er ſpielt nicht mehr den Blaſé in ſeinen Dichtungen, — aber ach! ſeine Dichtungen enthalten jetzt, ſtatt der ſimulierten Zerſtörnis, die weit troſtloſeren Spuren eines wirklichen Verfalls ſeiner Leibes- und Seelenkräfte . . . Ach! dieſer Schriftſteller erinnert mich an jene künſtlichen Ruinen, die man in den Schloſsgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindiſchen Laune, die aber im Laufe der Zeit unſer wehmüthigſtes Mitleid in Anſpruch nehmen, wenn ſie in allem Ernſte verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen ſich verwandeln.

Die Franzoſen ſind, wie geſagt, wenig geeignet, den Geiſt der Shakſpeare'ſchen Komödien aufzufaſſen, und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines Einzigen, Niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von dieſem ſeltſamen Geiſte beſäße. Wer iſt Das? Wer iſt jene Ausnahme? Gutzkow ſagt, der Elephant ſei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein ſolcher verſtändiger und ſehr ſchwerfälliger Elephant hat das Weſen der Shakſpeare'ſchen Komödie am ſcharfſinnigſten aufgefaſſt. Ja, man ſollte es kaum glauben, es iſt Herr Guizot, welcher über jene graziöſen und muthwilligſten Luftgebilde der modernen Muſe das Beſte geſchrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Leſers überſetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahr 1822 bei Ladvocat in Paris erſchienen, und „De Shakspeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot“ betitelt iſt.

„Jene Shakſpeare'ſchen Komödien gleichen weder der Komödie des Molière noch des Ariſtophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neuern Zeit bei den Franzoſen, entſtand die Komödie durch eine zwar freie, aber aufmerkſame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darſtellung deſſelben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterſcheidung einer komiſchen und einer tragiſchen Gattung findet man ſchon im Beginn der Kunſt, und mit der Ausbildung derſelben hat ſich die Trennung beider Gattungen immer beſtimmter ausgeſprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen ſelbſt. Die Beſtimmung wie die Natur des Menſchen, ſeine Leidenſchaften und ſeine Geſchäfte, der Charakter und die Ereigniſſe, Alles in uns und um uns hat ſowohl ſeine ernſthafte wie ſpaßhafte Seite, und kann ſowohl unter dem einen wie dem andern Geſichtspunkte betrachtet und dargeſtellt werden. Dieſe Zweiſeitigkeit des Menſchen und der Welt hat der dramatiſchen Poeſie zwei natürlichermaßen verſchiedene Bahnen angewieſen; aber während ſie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunſt ſich dennoch nie von der Beobachtung und Darſtellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Ariſtophanes mit unumſchränkter Phantaſiefreiheit die Laſter und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eiferſucht, der Pedanterei, der adlichen Hoffart, der bürgerlichen Eitelkeit und der Tugend ſelbſt durchhecheln; — was liegt daran, daß beide Dichter ganz verſchiedene Gegenſtände behandeln; —

daß der Eine das ganze Leben und das ganze Volk, der Andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat — dieſe Verſchiedenheit der komiſchen Stoffe iſt eine Folge der Verſchiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civiliſation . . . Aber dem Ariſtophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt immer als Boden ihrer Darſtellungen. Es ſind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laſter und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt, es iſt die Natur und das Leben der Menſchen, was ihre poetiſche Laune entzündet und erhält. Die Komödie entſpringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und ſie ſchmiegt ſich noch viel enger als die Tragödie an die äußeren Thatſachen der Wirklichkeit . . .

„Nicht ſo bei Shakſpeare. Zu ſeiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatiſchen Kunſt, Natur und Menſchengeſchick, noch nicht von den Händen der Kunſt jene Unterſcheidung und Klaſſifikation empfangen. Wenn der Dichter dieſen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, ſo nahm er ihn in ſeiner Ganzheit, mit allen ſeinen Beimiſchungen, mit allen Kontraſten die ſich darin begegneten, und der Geſchmack des Publikums gerieth keineswegs in Verſuchung, ſich über ſolches Verfahren zu beklagen. Das Komiſche, dieſer Theil der menſchlichen Wirklichkeit, durfte ſich überall hinſtellen, wo die Wahrheit ſeine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener engliſchen Civiliſation, daſs die Tragödie, indem man ihr ſolchermaßen das Komiſche beigeſellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei ſolchem Zuſtand der Bühne und ſolcher Neigung des Publikums, was konnte ſich da als die eigentliche Komödie darbieten? Wie konnte letztere als beſondere Gattung gelten und ihren beſtimmten Namen „Komödie“ führen? Es gelang ihr, indem ſie ſich von jenen Realitäten losſagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geſchützt noch anerkannt wurden. Dieſe Komödie beſchränkte ſich nicht mehr auf die Darſtellung beſtimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; ſie ſuchte nicht mehr die Dinge und die Menſchen unter einer zwar lächerlichen, aber wahren Geſtalt zu ſchildern, ſondern ſie ward ein phantaſtiſches und romantiſches Geiſteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrſcheinlichkeiten, welche die Phantaſie aus Trägheit oder Laune nur an einem dünnen Faden zuſammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und intereſſieren, ohne eben dem

Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Überraſchungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuſchte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben, welche Verkleidungen herbeiführen, Das ward der Stoff jener harmloſen, leicht zuſammengewürfelten Spiele. Die Kontextur der ſpaniſchen Stücke, woran man in England Geſchmack zu finden begann, lieferte dieſen Spielen allerlei verſchiedene Rahmen und Muſter, die ſich auch ſehr gut anpaſſen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene franzöſiſchen und italiäniſchen Novellen, welche nebſt den Ritterromanen eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es iſt begreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube und dieſe leichte Gattung die Aufmerkſamkeit Shakſpeare's ſchon frühe auf ſich zog. Man darf ſich nicht wundern, daſs ſeine junge und glänzende Einbildungskraft ſich gern in jenen Stoffen wiegte, wo ſie, des ſtrengen Vernunftjoches bar, auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit alle möglichen ernſten und ſtarken Effekte bereiten konnte. Dieſer Dichter, deſſen Geiſt und Hand mit gleicher Raſtloſigkeit ſich bewegten, deſſen Manuſkripte faſt keine Spur von Verbeſſerungen enthielten, er muſste ſich gewiſs mit beſonderer Luſt jenen ungezügelten und abenteuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anſtrengung alle ſeine verſchiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte Alles in ſeine Komödien hineinſchütten, und, in der That, er goß Alles hinein, ausgenommen was mit einem ſolchem Syſteme ganz unverträglich war, nämlich jene logiſche Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakſpeare findet man ſchwerlich irgend eine Konception, eine Situation, einen Akt der Leidenſchaft, einen Grad des Laſters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer ſeiner Komödien wiederfände; aber was ſich dort in die abgründlichſte Tiefe erſtreckt, was ſich fruchtbar an erſchütternden Folgerungen erweiſt, was ſich ſtreng in eine Reihe von Urſachen und Wirkungen einfügt, Das iſt hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und ſich eben ſo ſchnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: das Weſen der Shakſpeare'ſchen Komödie beſteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit ſie von Blume zu Blume dahingaukelt, ſelten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegenſatz zu der realiſtiſchen Komödie der Alten und der Franzoſen läßt ſich von der Shakſpeare'ſchen Komödie etwas Beſtimmtes ausſagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieſer unendlichen und unbegrenzten Gattung, von der Komödie des Shakſpeare, eine poſitive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Herſinnen ſchlief ich endlich ein, und mir träumte, es ſei ſternhelle Nacht und ich ſchwämme in einem kleinen Kahn auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Maſken, Muſikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Koſtüme aus allen Zeiten und Landen, altgriechiſche Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientaliſche Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bändern, wilde und zahme Thierlarven ... Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Geſtalt ... Zuweilen grüßten vertraute Weiſen ... Aber Das zog immer ſchnell vorüber, und lauſchte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahingleitenden Barke entgegenjubelten, ſo verhallten ſie bald, und anſtatt der luſtigen Fiedeln erſeufzten neben mir die melancholiſchen Waldhörner einer anderen Barke ... Manchmal trug der Nachtwind Beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten dieſe gemiſchten

Töne eine ſelige Harmonie . . . Die Waſſer erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magiſchen Wiederſchein der Fackeln, und die buntbewimpelten Luſtſchiffe mit ihrer abenteuerlichen Maſkenwelt ſchwammen in Licht und Muſik . . . Eine anmuthige Frauengeſtalt, die am Steuer einer jener Barken ſtand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hätteſt gern eine Definition von der Shakſpeare'ſchen Komödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte, aber das ſchöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Waſſer getaucht und mir die klingenden Funken ins Geſicht geſpritzt, ſo daſs ein allgemeines Gelächter erſcholl, und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengeſtalt, die mich ſolchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealiſch ſchönen Haupte ſaß eine buntſcheckige gehörnte Schellenkappe, ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umſchloſs die faſt allzu ſchlanken Glieder, und vor der Bruſt trug ſie eine rothblühende Diſtel. Es war vielleicht die Göttin der Kaprice, jene ſonderbare Muſe, die bei der Geburt Roſalindens, Beatrice's, Titania's, Viola's und wie ſie ſonſt heißen, die lieblichen Kinder der Shakſpeare'ſchen Komödie, zugegen war und ihnen die Stirne küſſte. Sie hat wohl alle ihre Launen und

Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküſſt, und Das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, ſo auch bei den Weibern in der Shakſpeare'ſchen Komödie iſt die Leidenſchaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernſt, ganz ohne jene fataliſtiſche Nothwendigkeit, womit ſie ſich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber dieſe Pfeile ſind dort weniger tödlich zugeſpitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott ſchielt manchmal ſchalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als ſie leuchten, aber Flammen ſind es immer, und wie in den Tragödien des Shakſpeare, ſo auch in ſeinen Komödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit iſt immer das Kennzeichen Shakſpeare'ſcher Liebe, gleichviel in welcher Geſtalt ſie erſcheint, ſie mag ſich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich dieſe Namen eher zufällig als abſichtlich zuſammen erwähne, bietet ſich mir die Bemerkung, daſs ſie auch die drei bedeutungsvollſten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda iſt die Repräſentantin einer Liebe, welche ohne hiſtoriſche Einflüſſe, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Geiſterfüße betreten durften, ihre höchſte

Idealität entfalten konnte. Ariel's Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erſchien ihr nie anders als in der abſchreckend häßlichen Geſtalt eines Kaliban. Die Liebe, welche Ferdinand in ihr erregt, iſt daher nicht eigentlich naiv, ſondern von ſeliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, faſt ſchauerlicher Reinheit. Julia's Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantiſch mittelalterlichen, ſchon der Renaiſſance entgegenblühenden Charakter; ſie iſt farbenglänzend wie der Hof der Scaliger, und zugleich ſtark wie jene edlen Geſchlechter der Lombardei, die mit germaniſchem Blute verjüngt worden, und eben ſo kräftig liebten, wie ſie haſſten. Julia repräſentiert die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen, aber unverdorbenen, geſunden Periode. Sie iſt ganz durchdrungen von der Sinnengluth und von der Glaubensſtärke einer ſolchen Zeit, und ſelbſt der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erſchüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unſere Cleopatra, ach! ſie repräſentiert die Liebe einer ſchon erkrankten Civiliſation, einer Zeit, deren Schönheit ſchon abwelkt, deren Locken zwar mit allen Künſten gekräuſelt, mit allen Wohldüften geſalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten ſind, einer Zeit, die den Kelch, der zur

Neige geht, um ſo haſtiger leeren will. Dieſe Liebe iſt ohne Glauben und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewuſſtſein, daſs dieſe Gluth nicht zu dämpfen iſt, gießt das ungeduldige Weib noch Öl hinein, und ſtürzt ſich bacchantiſch in die lodernden Flammen. Sie iſt feige, und dennoch getrieben von eigner Zerſtörungsluſt. Die Liebe iſt immer eine Art Wahnſinn, mehr oder minder ſchön: aber bei dieſer ägyptiſchen Königin ſteigert ſie ſich zur gräulichſten Tollheit . . . Dieſe Liebe iſt ein raſender Komet, der mit ſeinem Flammenſchweif in den unerhörteſten Kreisläufen am Himmel dahinſtürmt, alle Sterne auf ſeinem Wege erſchreckt, wo nicht gar beſchädigt, und endlich, kläglich zuſammenkrachend, wie eine Rakete in tauſend Funken zerſtiebt.

Ja, du glicheſt einem furchtbaren Kometen, ſchöne Cleopatra, und du glühteſt nicht bloß zu deinem eignen Verderben, ſondern du bedeuteteſt auch Unglück für deine Zeitgenoſſen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroiſche Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit ſoll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich ſchaue wieder nach dem Himmel und ſuche dort euer Ebenbild. Es befindet ſich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes beſäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Gluth der Sonne, ich würde dich damit vergleichen, Miranda!

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Novelliſtiſche Fragmente.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Novelliſtiſche Fragmente

von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

HECA
N878.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Novelliſtiſche Fragmente.

Der Rabbi von Bacharach 1
Memoiren des Herrn von Schnabelewopski 81
Florentiniſche Nächte 185

Vorwort des Herausgebers.

Von den in dieſem Bande enthaltenen novelliſtiſchen Fragmenten wurden „Der Rabbi von Bacharach“ zuerſt 1840 im vierten, die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ 1834 im erſten, und die „Florentiniſchen Nächte“ 1837 im dritten Bande des „Salon“ abgedruckt.

„Der Rabbi von Bacharach“ wurde, wenn man dem ſonſt unzuverläſſigen Steinmann diesmal glauben darf, bereits 1821 in Berlin begonnen*), und gehört jedenfalls zu Heine's älteren Arbeiten. Bei einer Feuersbrunſt im Hauſe ſeiner Mutter zu Hamburg verbrannte, nebſt vielen anderen Papieren des Dichters, auch das Manuſkript dieſer Novelle. Vermuthlich beſaß der Verfaſſer noch eine Abſchrift der erſten Kapitel und begann ſpäter die Fortſetzung aus der Erinnerung zu reproducieren: wenigſtens iſt in dem mir vorliegenden Manuſkripte nur das unvollendete dritte Kapitel und die Bemerkung, daſs der Schluſs ohne Verſchulden des Autors verloren gegangen, von Heine's eigener Hand geſchrieben.

---

*) H. Heine: Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe ꝛc. von Friedrich Steinmann S. 146.

In den franzöſiſchen Ausgaben fehlt dies Novellen-Fragment gänzlich.

Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ ſind in der franzöſiſchen Geſammtausgabe dem erſten Bande der „Reiſebilder“ eingefügt.

Ich ergänzte nach dieſer Ausgabe:

S. 85 (Man muſs gleichfalls nieſen, wenn man dieſen Namen richtig ausſprechen will)

S. 139 und Zampettis, nach den Fegatellis,

S. 174 Wer ließ den Marcus Tullius Cicero ermorden?

S. 1[illegible]1 Welch eine Dummheit! ſeufzte der Kleine. Van Moeulen fuhr fort:

In der franzöſiſchen Ausgabe finden ſich folgende Auslaſſungen und Varianten:

S. 83 Statt 1795 ſteht: 1805.

S. 96 fehlen die Worte: „und noch immer Haare darauf — die ehemalige Centralkaſſe.“

S. 100—101 fehlt die Stelle: „ganz nach demſelben Plane — das Werk iſt nicht zu Stande gekommen.“

S. 103 und 105 Statt „Seligmann“ ſteht: Moſes Offenbach.“

S. 105 Statt „Seligmann's ſelige Wittwe“ ſteht: „Wittwe Offenbach und Iſrael Offenbach Sohn.“

S. 111—123 Kapitel V. fehlt.

S. 126—127 fehlt die Stelle: „Die Ufergegenden der Elbe — Gold und Affen.“

S. 149 fehlen die Worte: „ihres Jehovah,“ ſowie in der letzten Zeile: „und damals Jehovah geheißen hat.“

S. 161 Statt „der nackten“ ſteht: „der tugendhaften.“

S. 163 Statt „bei den Juden — dem Geiſtervolk.“ ſteht: „bei den alten Juden, und erreichte ſeine höchſte Blüthe bei den modernen Juden, die wir Chriſten nennen.“

S. 169 Statt „Italiänerin“ ſteht: „Spanierin.“

Heine's dramatiſch-lebhafte Schilderung der Aufführung des „Fliegenden Holländers“ im Theater zu Amſterdam (S. 130 ff.) hat bekanntlich

Richard Wagner die Anregung und den Stoff zu ſeiner gleichnamigen Oper gegeben*).

Die „Florentiniſchen Nächte“ bilden in der franzöſiſchen Ausgabe den Schluſs des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ (Italien).

Ich habe nach dieſer Ausgabe folgende Stellen ergänzt:

S. 248 Seine Durchlaucht der Herzog Karl — Pfeife mit ihm geraucht.

S. 276 der auf den Hunden — aus derſelben Pfeife geraucht.

S. 280 der großen Tambourmajors.

S. 280 Graſſini ſang.

S. 288 Ich hielt dies anmuthige Räthſel — nicht ſeine Löſung.

---

*) „Der fliegende Holländer, deſſen innige Bekanntſchaft ich auf der See gemacht hatte, feſſelte fortwährend meine Phantaſie; dazu machte ich die Bekanntſchaft von H. Heine's eigenthümlicher Anwendung dieſer Sage in einem Theile ſeines „Salons.“ Beſonders die von Heine erfundene, echt dramatiſche Behandlung der Erlöſung dieſes Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, dieſe Sage zu einem Opernſujet zu benutzen. Ich verſtändigte mich darüber mit Heine ſelbſt, verfaſſte den Entwurf ꝛc.“ — Aus R. Wagner's Abriſs ſeiner Lebensgeſchichte in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Jahrgang 1843, Nr. 6, S. 138.

S. 291 und wieder ebenſo geſchmeidig — in meine Arme glitt.

In der franzöſiſchen Ausgabe finden ſich nachſtehende Auslaſſungen und Varianten:

S. 208 Statt „Da iſt es der Mühe werth,“ ſteht: „Bei gewiſſen Paſſagen Roſſini's iſt es ein Vergnügen,“

S. 208 fehlen in der letzten Zeile die Worte: „oder Meyerbeer.“

S. 212 Statt „blutſchänderiſch, weltuntergangsmäßig.“ ſteht: „haarſträubend.“

S. 212—213 fehlt die Stelle: „Ja, wenn man mit ihm — die ſich kaum verbeißen ließ.“

S. 237 fehlen die Worte: „die man nicht ſehr oft an ihm bemerkt hat, und“

S. 239 Statt „acht“ ſteht: „neun“ Jahre.

S. 252 Statt „Veſtris“ ſteht: „Herr Taglioni.“

S. 252 Statt: „in dem Sinne wie — ſagen würde.“ ſteht: „comme l'entendrait un Jeune-France.“

S. 259 Statt „die Tour de Nesle“ ſteht: „die Tour de Nesle von Alexander Dumas.“

S. 267 Statt „Nachher ſpielte er — Hochzeitstages komponiert hat.“ ſteht: „Dann ſpielte er ein Stück aus einer jener phantaſtiſchen Symphonien von Berlioz, wo das Genie des jungen franzöſiſchen Maeſtro demjenigen Beethoven's gleichkommt, den er zuweilen an wahnſinniger Begeiſterung — an furor francese — übertrifft. Berlioz iſt unbeſtritten der größte und originellſte Muſiker, den Frankreich der Welt gegeben hat. Das von Liszt geſpielte Stück that ſeine Wirkung.“

S. 268 fehlt der Satz: „Die Weiber ſind — Etwas vorgeſpielt hat.“

S. 272 Statt „Herr Caſimir Perrier“ ſteht: „der Premierminiſter“

S. 274 fehlen die Worte: „in der Sorbonne.“

S. 287 Statt „Vergeſſen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!“ ſteht: „Sagen Sie, was Ihnen gefällt, theurer Freund! Ich ſchlafe.“

Der Rabbi von Bacharach.

(Ein Fragment.)

Seinem geliebten Freunde

Heinrich Laube

widmet die Legende

des

Rabbi von Bacharach

heiter grüßend

der Verfaſſer.

Kapitel I.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felſen mit ihren abenteuerlichen Burgruinen ſich trotziger gebärden, und eine wildere, ernſtere Herrlichkeit emporſteigt, dort liegt, wie eine ſchaurige Sage der Vorzeit, die finſtre, uralte Stadt Bacharach. Nicht immer waren ſo morſch und verfallen dieſe Mauern mit ihren zahnloſen Zinnen und blinden Wartthürmchen, in deren Luken der Wind pfeift und die Spatzen niſten: in dieſen armſelig häßlichen Lehmgaſſen, die man durch das zerriſſene Thor erblickt, herrſchte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von ſchreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Dieſe Mauern waren einſt ſtolz und ſtark, und in dieſen Gaſſen bewegte ſich friſches, freies Leben, Macht und Pracht, Luſt und Leid, viel Liebe und viel Haſs. Bacharach gehörte einſt zu jenen Municipien, welche von den Römern während ihrer Herrſchaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten ſehr ſtürmiſch und obgleich ſie ſpäterhin unter Hohenſtaufiſche und zuletzt unter Wittelsbacher Oberherrſchaft geriethen, wuſſten dennoch, nach dem Beiſpiel andrer rheiniſchen Städte, ein ziemlich freies Gemeinweſen zu erhalten. Dieſes beſtand aus einer Verbindung einzelner Körperſchaften, wovon die der patriciſchen Altbürger und die der Zünfte, welche ſich wieder nach ihren verſchiedenen Gewerken unterabtheilten, beiderſeitig nach der Alleinmacht rangen, ſo daſs ſie ſämmtlich nach außen zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel feſt verbunden ſtanden, nach innen aber wegen ſtreitender Intereſſen in beſtändiger Spaltung verharrten; und daher unter ihnen wenig Zuſammenleben, viel Miſstrauen, oft ſogar thätliche Ausbrüche der Leidenſchaft. Der herrſchaftliche Vogt ſaß auf der hohen Burg Sareck, und wie ſein Falke ſchoſs er herab, wenn man ihn rief, und auch manchmal ungerufen. Die Geiſtlichkeit herrſchte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geiſtes. Eine am meiſten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperſchaft war die kleine Judengemeinde, die ſchon zur Römerzeit in Bacharach ſich niedergelaſſen, und ſpäterhin während der großen Judenverfolgung ganze Scharen flüchtiger Glaubensbrüder in ſich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wüthete am grimmigſten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen Peſt, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entſtanden ſein ſollte, indem man behauptete, ſie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hilfe der Ausſätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, beſonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die, zur Buße ſich ſelbſt geißelnd und ein tolles Marienlied ſingend, die Rheingegend und das übrige Süddeutſchland durchzogen, ermordeten damals viele tauſend Juden, oder marterten ſie, oder tauften ſie gewaltſam. Eine andere Beſchuldigung, die ihnen ſchon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angſt koſtete, Das war das läppiſche, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Märchen, daſs die Juden geweihte Hoſtien ſtählen, die ſie mit Meſſern durchſtächen, bis das Blut herausfließe, und daſs ſie in ihrem Paſchafeſte Chriſtenkinder ſchlachteten, um das Blut derſelben bei ihrem nächtlichen Gottesdienſte zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaſſt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Feſttage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn ſie das Gerücht eines ſolchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinſchwärzten und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen, wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geſchahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanoniſierte. Sankt Werner iſt ein ſolcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberweſel jene prächtige Abtei geſtiftet, die jetzt am Rhein eine der ſchönſten Ruinen bildet, und mit der gothiſchen Herrlichkeit ihrer langen ſpitzbögigen Fenſter, ſtolz emporſchießenden Pfeiler und Steinſchnitzeleien uns ſo ſehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Urſprung nicht kennen. Zu Ehren dieſes Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getödtet oder miſshandelt. Dies geſchah im Jahre 1287, und auch zu Bacharach, wo eine von dieſen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangſal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte ſeitdem blieben ſie verſchont von ſolchen Anfällen der Volkswuth, obgleich ſie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haſs ſie von außen bedrängte, deſto inniger und traulicher wurde das häusliche Zuſammenleben, deſto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacharach. Ein Muſter gottgefälligen Wandels war der dortige Rabbiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen ſeiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieſer Stadt, und ſein Vater, der dort ebenfalls Rabbiner geweſen, hatte ihm in ſeinem letzten Willen befohlen, ſich demſelben Amt zu widmen und Bacharach nie zu verlaſſen, es ſei denn wegen Lebensgefahr. Dieſer Befehl und ein Schrank mit ſeltenen Büchern war Alles, was ſein Vater, der bloß in Armuth und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein ſehr reicher Mann; verheirathet mit der einzigen Tochter ſeines verſtorbenen Vaterbruders, welcher den Juwelenhandel getrieben, erbte er Deſſen große Reichthümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen ſeine Frau geheirathet habe. Aber ſämmtliche Weiber widerſprachen und wuſsten alte Geſchichten zu erzählen, wie der Rabbi ſchon vor ſeiner Reiſe nach Spanien verliebt geweſen in Sara — man hieß ſie eigentlich die ſchöne Sara — und wie Sara ſieben Jahre warten muſste, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er ſie gegen den Willen ihres Vaters und ſelbſt gegen ihre eigne Zuſtimmung durch den Trauring geheirathet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdiſches Mädchen zu ſeinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang, ihr einen Ring an den Finger zu ſtecken und dabei die Worte zu ſprechen: „Ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moſes und Iſrael!“ Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigne Weiſe zu lächeln; und Das geſchah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daſs Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emſig genug das Studium des göttlichen Geſetzes getrieben, aber auch chriſtliche Gebräuche nachgeahmt und freigeiſtige Denkungsart eingeſogen habe, gleich jenen ſpaniſchen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung ſtanden. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte ſehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernſt war ſeit ſeiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweiſe des Rabbi, die kleinlichſten Glaubensgebräuche übte er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, alle Montag und Donnerstag pflegte er zu faſten, nur am Sabbath oder anderen Feiertagen genoß er Fleiſch und Wein, ſein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Geſetz im Kreiſe der Schüler, die der Ruhm ſeines Namens nach Bacharach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der ſchönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal ſeines Hauſes, welches neben der Synagoge lag, ſtand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde; hier ging man aus und ein ohne Umſtände, verrichtete ſchleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Berathung in allgemeiner Noth; hier ſpielten die Kinder am Sabbathmorgen, während in der Synagoge der wöchentliche Abſchnitt verleſen wurde; hier verſammelte man ſich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte ſich und verſöhnte ſich; hier fand der Frierende einen warmen

Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tiſch. Außerdem bewegten ſich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte, Brüder und Schweſtern mit ihren Weibern und Kindern, ſo wie auch ſeine und ſeiner Frau gemeinſchaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläuftige Sippſchaft, die Alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hauſe Deſſelben früh und ſpät verkehrten, und an hohen Feſttagen ſämmtlich dort zu ſpeiſen pflegten. Solche gemeinſchaftliche Familienmahle im Rabbinerhauſe fanden ganz beſonders ſtatt bei der jährlichen Feier des Paſcha, eines uralten, wunderbaren Feſtes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Niſſen, zum ewigen Gedächtniſſe ihrer Befreiung aus ägyptiſcher Knechtſchaft, folgendermaßen begehen.

Sobald es Nacht iſt, zündet die Hausfrau die Lichter an, ſpreitet das Tafeltuch über den Tiſch, legt in die Mitte deſſelben drei von den platten ungeſäuerten Bröten, verdeckt ſie mit einer Serviette, und ſtellt auf dieſen erhöhten Platz ſechs kleine Schüſſeln, worin ſymboliſche Speiſen enthalten, nämlich ein Ei, Lattich, Mairettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Miſchung von Roſinen, Zimmet und Nüſſen. An dieſen Tiſch ſetzt ſich der Hausvater mit allen Verwandten und

Genoſſen und lieſt ihnen vor aus einem abenteuerlichen Buche, das die Agade heißt, und deſſen Inhalt eine ſeltſame Miſchung iſt von Sagen der Vorfahren, Wundergeſchichten aus Ägypten, kurioſen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Feſtliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieſer Feier eingeſchoben, und ſogar während des Vorleſens wird zu beſtimmten Zeiten Etwas von den ſymboliſchen Gerichten gekoſtet, ſo wie alsdann auch Stückchen von dem ungeſäuerten Brote gegeſſen und vier Becher rothen Weines getrunken werden. Wehmüthig heiter, ernſthaft ſpielend und märchenhaft geheimnisvoll iſt der Charakter dieſer Abendfeier, und der herkömmlich ſingende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgeleſen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgeſprochen wird, klingt ſo ſchauervoll innig, ſo mütterlich einlullend, und zugleich ſo haſtig aufweckend, daſs ſelbſt diejenigen Juden, die längſt von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt ſind, im tiefſten Herzen erſchüttert werden, wenn ihnen die alten wohlbekannten Paſchaklänge zufällig ins Ohr dringen.

Im großen Saale ſeines Hauſes ſaß einſt Rabbi Abraham, und mit ſeinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gäſten beging er die Abendfeier des Paſchafeſtes. Im Saale war Alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tiſch zog ſich die buntgeſtickte Seidendecke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich ſchimmerten die Tellerchen mit den ſymboliſchen Speiſen, ſowie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Zierat lauter heilige Geſchichten von getriebener Arbeit; die Männer ſaßen in ihren Schwarzmänteln und ſchwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardiſchen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeſchmeide; und die ſilberne Sabbatlampe goſs ihr feſtliches Licht über die andächtig vergnügten Geſichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkiſſen eines mehr als die übrigen erhabenen Seſſels und angelehnt, wie es der Gebrauch heiſcht, ſaß Rabbi Abraham und las und ſang die Agade, und der bunte Chor ſtimmte ein oder antwortete bei den vorgeſchriebenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls ſein ſchwarzes Feſtkleid, ſeine edelgeformten, etwas ſtrengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn ſie viel Holdes erzählen wollten, und in ſeinen Augen ſchwamm es wie ſelige Erinnerung und Ahnung. Die ſchöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetſeſſel an ſeiner Seite ſaß, trug als Wirthin Nichts von ihrem Geſchmeide, nur weißes Linnen umſchloß ihren ſchlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieſes Antlitz war rührend ſchön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigenthümlich rührender Art iſt; das Bewußtſein des tiefen Elends, der bittern Schmach und der ſchlimmen Fahrniſſe, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Geſichtszüge eine gewiſſe leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangſt, die unſere Herzen ſonderbar bezaubern. So ſaß heute die ſchöne Sara und ſah beſtändig nach den Augen ihres Mannes; dann und wann ſchaute ſie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübſchen, in Gold und Sammet gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbſtück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worin ſo viele keck und bunt gemalte Bilder, die ſie ſchon als kleines Mädchen am Paſcha-Abend ſo gerne betrachtete, und die allerlei bibliſche Geſchichten darſtellten, als da ſind: wie Abraham die ſteinernen Götzen ſeines Vaters mit dem Hammer entzwei klopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moſes den Mizri todtſchlägt, wie Pharao prächtig auf dem Throne ſitzt, wie ihm die Fröſche ſogar bei Tiſche keine Ruhe laſſen, wie er, Gott ſei Dank! verſäuft, wie die Kinder Iſrael vorſichtig durch das rothe Meer gehen, wie ſie offnen Maules mit ihren Schafen, Kühen und Ochſen vor dem Berge Sinai ſtehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe ſpielt, und endlich wie Jeruſalem mit den Thürmen und Zinnen ſeines Tempels beſtrahlt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war ſchon eingeſchenkt, die Geſichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungeſauerten Oſterbrote ergriff und heiter grüßend empor hielt, las er folgende Worte aus der Agade: „Siehe! Das iſt die Koſt, die unſere Väter in Ägypten genoſſen! Jeglicher, den es hungert, er komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und theile unſere Paſchafreude! Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Feſt, aber zum kommenden Jahre im Lande Iſrael's! Gegenwärtigen Jahres feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!“

Da öffnete ſich die Saalthüre, und herein traten zwei große blaſſe Männer, in ſehr weite Mäntel gehüllt, und der Eine ſprach: „Friede ſei mit euch, wir ſind reiſende Glaubensgenoſſen und wünſchen das Paſchafeſt mit euch zu feiern." Und der Rabbi antwortete raſch und freundlich: „Mit euch ſei Frieden, ſetzt euch nieder in meiner Nähe!" Die beiden Fremdlinge ſetzten ſich alsbald zu Tiſche, und der Rabbi fuhr fort im Vorleſen. Manchmal während die Übrigen noch im Zuge des Nachſprechens waren, warf er koſende Worte nach ſeinem Weibe, und anſpielend auf den alten Scherz, daß ein jüdiſcher Hausvater ſich an dieſem Abend für einen König hält, ſagte er zu ihr: „Freue dich, meine Königin!" Sie aber antwortete, wehmüthig lächelnd: „Es fehlt uns ja der Prinz!" und damit meinte ſie den Sohn des Hauſes, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeſchriebenen Worten ſeinen Vater um die Bedeutung des Feſtes befragen ſoll. Der Rabbi erwiderte Nichts und zeigte bloß mit dem Finger nach einem eben aufgeſchlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmuthig zu ſchauen war, wie die drei Engel zu Abraham kommen, um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von ſeiner Gattin Sara, welche unterdeſſen weiblich pfiffig hinter der Zeltthüre ſteht, um die Unterredung zu belauſchen. Dieſer leiſe Wink goß dreifaches Roth über die Wangen der ſchönen Frau, ſie ſchlug die Augen nieder, und ſah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der ſingend fortfuhr im Vorleſen der wunderbaren Geſchichte, wie Rabbi Jeſua, Rabbi Elieſer, Rabbi Aſaria, Rabbi Akiba und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt ſaßen und ſich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Iſrael aus Ägypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es ſei Tag und in der Synagoge verleſe man ſchon das große Morgengebet.

Derweilen nun die ſchöne Sara andächtig zuhörte und ihren Mann beſtändig anſah, bemerkte ſie, wie plötzlich ſein Antlitz in grauſiger Verzerrung erſtarrte, das Blut aus ſeinen Wangen und Lippen verſchwand, und ſeine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten: — aber faſt im ſelben Augenblicke ſah ſie, wie ſeine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie ſeine Lippen und Wangen ſich wieder rötheten, ſeine Augen munter umherkreiſten, ja, wie ſogar eine ihm ſonſt ganz fremde tolle Laune ſein ganzes Weſen ergriff. Die ſchöne Sara erſchrak wie ſie noch nie in ihrem Leben erſchrocken war, und ein inneres Grauen ſtieg kältend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von ſtarrem Entſetzen, die ſie einen Moment lang im Geſichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen ſeiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelaſſenheit überging. Der Rabbi ſchob ſein Barett ſpielend von einem Ohre nach dem andern, zupfte und kräuſelte poſſierlich ſeine Bartlocken, ſang den Agadetext nach der Weiſe eines Gaſſenhauers, und bei der Aufzählung der ägyptiſchen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weintropfen zur Erde wirft, beſpritzte der Rabbi die jüngern Mädchen mit Rothwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrauſen, und ſchallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der ſchönen Sara bei dieſer krampfhaft ſprudelnden Luſtigkeit ihres Mannes, und beklommen von namenloſer Bangigkeit ſchaute ſie in das ſummende Gewimmel der buntbeleuchteten Menſchen, die ſich behaglich breit hin und her ſchaukelten, an den dünnen Paſchabröten knoperten, oder Wein ſchlürften, oder mit einander ſchwatzten, oder laut ſangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit, wo die Abendmahlzeit gehalten wird; Alle ſtanden auf, um ſich zu waſchen, und die ſchöne Sara holte das große ſilberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waſchbecken, das ſie jedem der Gäſte vorhielt, während ihm Waſſer über die Hände gegoſſen wurde. Als ſie auch dem Rabbi dieſen Dienſt erwies, blinzelte ihr Dieſer bedeutſam mit den Augen, und ſchlich ſich zur Thüre hinaus. Die ſchöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; haſtig ergriff der Rabbi die Hand ſeines Weibes, eilig zog er ſie fort durch die dunkeln Gaſſen Bacharach's, eilig zum Thor hinaus auf die Landſtraße, die den Rhein entlang nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgeſtirnt ſind, aber doch die Seele mit ſeltſamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; ſchadenfroh und zugleich ſelbſtbeängſtigt zwitſcherten die Vögel; der Mond warf heimtückiſch gelbe Streiflichter über den dunkel hinmurmelnden Strom; die hohen Felſenmaſſen des Ufers ſchienen bedrohlich wackelnde Rieſenhäupter; der Thurmwächter auf Burg Strahleck blies eine melancholiſche Weiſe; und dazwiſchen läutete eifrig gellend das Sterbeglöckchen der Sankt Wernerskirche. Die ſchöne Sara trug in der rechten Hand das ſilberne Waſchbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaſſt, und ſie fühlte, wie ſeine Finger eiskalt waren und wie ſein Arm zitterte; aber ſie folgte ſchweigend, vielleicht weil ſie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und fragenlos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angſt verſchloſſen waren.

Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dörfchen Niederrheinbach liegt, erhebt ſich eine Felſenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Dieſe erſtieg Rabbi Abraham mit ſeinem Weibe, ſchaute ſich um nach allen Seiten, und ſtarrte hinauf nach den Sternen. Zitternd und von Todesängſten durchfröſtelt ſtand neben ihm die ſchöne Sara und betrachtete ſein blaſſes Geſicht, das der Mond geſpenſtiſch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wuth. Als aber der Rabbi plötzlich das ſilberne Waſchbecken ihr aus der Hand riß und es ſchollernd hinabwarf in den Rhein, da konnte ſie das grauſenhafte Angſtgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe „Schadai voller Genade!“ ſtürzte ſie zu den Füßen des Mannes und beſchwor ihn, das dunkle Räthſel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: „Siehſt du den Engel des Todes? Dort unten ſchwebt er über Bacharach! Wir aber ſind ſeinem Schwerte entronnen. Gelobt ſei der Herr!“ Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entſetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemuth die Agade hinſingend und angelehnt ſaß, und zufällig unter den Tiſch ſchaute, habe er dort zu ſeinen Füßen den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt. „Da merkte ich" — ſetzte der Rabbi hinzu — „daſs unſre zwei ſpäte Gäſte nicht von der Gemeinde Iſrael's waren, ſondern von der Verſammlung der Gottloſen, die ſich berathen hatten, jenen Leichnam heimlich in unſer Haus zu ſchaffen, um uns des Kindermordes zu beſchuldigen und das Volk aufzureizen, uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken laſſen, daſs ich das Werk der Finſternis durchſchaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beſchleunigt, und nur die Liſt hat uns Beide gerettet. Gelobt ſei der Herr! Ängſtige dich nicht, ſchöne Sara; auch unſre Freunde und Verwandte werden gerettet ſein. Nur nach meinem Blute lechzten die Ruchloſen; ich bin ihnen entronnen, und ſie begnügen ſich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, ſchöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns laſſen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das ſilberne Becken, zur Verſöhnung hingeworfen. Der Gott unſerer Väter wird uns nicht verlaſſen. — Komm herab, du biſt müde; dort unten ſteht bei ſeinem Kahne der ſtille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf."

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die ſchöne Sara in die Arme des Rabbi hingeſunken, und langſam trug er ſie hinab nach dem Ufer. Hier ſtand der ſtille Wilhelm, ein taubſtummer, aber bildſchöner Knabe, der zum Unterhalt ſeiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Fiſchfang trieb und hier ſeinen Kahn angelegt hatte. Es war aber, als erriethe er ſchon gleich die Abſicht des Rabbi, ja es ſchien, als habe er eben auf ihn gewartet; um ſeine geſchloſſenen Lippen zog ſich das lieblichſte Mitleid, bedeutungstief ruhten ſeine großen blauen Augen auf der ſchönen Sara, und ſorgſam trug er ſie in den Kahn.

Der Blick des ſtummen Knaben weckte die ſchöne Sara aus ihrer Betäubung, ſie fühlte auf einmal, daſs Alles, was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum ſei, und Ströme bitterer Thränen ergoſſen ſich über ihre Wangen, die jetzt ſo weiß wie ihr Gewand. Da ſaß ſie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr ſaßen ihr Mann und der ſtille Wilhelm, welche emſig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderſchlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die

Freude wächſt, immer geſchieht es, daſs auch der Betrübteſte ſeltſam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht in einem leichten Kahne leicht dahinfährt auf dem lieben, klaren Rheinſtrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn ſeine Kinder weinen; thränenſtillend wiegt er ſie auf ſeinen treuen Armen, und erzählt ihnen ſeine ſchönſten Märchen, und verſpricht ihnen ſeine goldigſten Schätze, vielleicht gar den uralt verſunkenen Niblungshort. Auch die Thränen der ſchönen Sara floſſen immer milder und milder, ihre gewaltigſten Schmerzen wurden fortgeſpült von den flüſternden Wellen, die Nacht verlor ihr finſtres Grauen, und die heimatlichen Berge grüßten wie zum zärtlichſten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich, und in ſeiner ſeltſamen Mondbeleuchtung ſchien es, als ſtände wieder oben ein Fräulein mit ängſtlich ausgeſtreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felſenſpalten, und als käme ein Reiter den Berg hinaufgeſprengt in vollem Galopp; und der ſchönen Sara war zu Muthe, als ſei ſie wieder ein kleines Mädchen und ſäße wieder auf dem Schoße ihrer Muhme aus Lorch, und Dieſe erzähle ihr die hübſche Geſchichte von dem kecken Reiter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geſchichten, vom wunderlichen Wisperthale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig ſprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgſamen Kinder kommen, und von verwünſchten Prinzeſſinnen, ſingenden Bäumen, gläſernen Schlöſſern, goldenen Brücken, lachenden Nixen . . . Aber zwiſchen all' dieſen hübſchen Märchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die ſchöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausſchalt, daſs ſie dem Kinde ſo viel' Thorheiten in den Kopf ſchwatze! Alsbald kam's ihr vor, als ſetzte man ſie auf das kleine Bänkchen vor dem Sammetſeſſel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar ſtreichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und ſich behaglich hin und her wiegte in ſeinem weiten, blauſeidenen Sabbathſchlafrock . . . Es muſste wohl Sabbath ſein, denn die geblümte Decke war über den Tiſch geſpreitet, alle Geräthe im Zimmer leuchteten, ſpiegelblank geſcheuert, der weißbärtige Gemeindediener ſaß an der Seite des Vaters und kaute Roſinen und ſprach Hebräiſch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat beſcheidentlich ſeinen Oheim um die Erlaubnis, einen Abſchnitt der heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der

Oheim ſich ſelber überzeuge, daſs er in der verfloſſenen Woche Viel gelernt habe und viel Lob und Kuchen verdiene ... Nun legte der kleine Burſche das Buch auf die breite Armlehne des Seſſels, und erklärte die Geſchichte von Jakob und Rahel, wie Jakob ſeine Stimme erhoben und laut geweint, als er ſein Mühmchen Rahel zuerſt erblickte, wie er ſo traulich am Brunnen mit ihr geſprochen, wie er ſieben Jahr' um Rahel dienen muſſte, und wie ſie ihm ſo ſchnell verfloſſen, und wie er die Rahel geheirathet und immer und immer geliebt hat ... Auf einmal erinnerte ſich auch die ſchöne Sara, daſs ihr Vater damals mit luſtigem Tone ausrief: „Willſt du nicht eben ſo dein Mühmchen Sara heirathen?“ worauf der kleine Abraham ernſthaft antwortete: „Das will ich, und ſie ſoll ſieben Jahr' warten.“ Dämmernd zogen dieſe Bilder durch die Seele der ſchönen Frau, ſie ſah, wie ſie und ihr kleiner Vetter, der jetzt ſo groß und ihr Mann geworden, kindiſch mit einander in der Lauberhütte ſpielten, wie ſie ſich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Äpfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koſte, bis er allmählig größer und mürriſcher wurde, und endlich ganz groß und ganz mürriſch ... Und endlich ſitzt ſie zu

Hauſe allein in ihrer Kammer eines Samstagabends, der Mond ſcheint hell durchs Fenſter, und die Thür fliegt auf, und haſtig ſtürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reiſekleidern und blaſs wie der Tod, und ergreift ihre Hand, ſteckt einen goldnen Ring an ihren Finger und ſpricht feierlich: „Ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Geſetzen von Moſes und Iſrael!“ „Jetzt aber“ — ſetzt er bebend hinzu — „jetzt muſs ich fort nach Spanien. Lebewohl, ſieben Jahre ſollſt du auf mich warten!“ Und er ſtürzt fort, und weinend erzählt die ſchöne Sara das Alles ihrem Vater . . . Der tobt und wüthet: „Schneid ab dein Haar, denn du biſt ein verheirathetes Weib!“ — und er will dem Abraham nachreiten, um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber Der iſt ſchon über alle Berge, der Vater kehrt ſchweigend nach Haus zurück, und wie die ſchöne Sara ihm die Reitſtiefeln ausziehen hilft und beſänftigend äußert, daſs der Abraham nach ſieben Jahren zurückkehre, da flucht der Vater: „Sieben Jahr' ſollt ihr betteln gehn!“ und bald ſtirbt er.

So zogen der ſchönen Sara die alten Geſchichten durch den Sinn, wie ein haſtiges Schattenſpiel; die Bilder vermiſchten ſich auch wunderlich, und zwiſchendurch ſchauten halb bekannte, halb fremde bärtige Geſichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch, als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derſelben ſtiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerſchlägt ängſtlich die Götzengeſtalten, die ſich immer haſtig wieder von ſelbſt zuſammenſetzen; der Mizri wehrt ſich furchtbar gegen den ergrimmten Moſes; der Berg Sinai blitzt und flammt; der König Pharao ſchwimmt im rothen Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone feſthaltend; Fröſche mit Menſchenantlitz ſchwimmen hintendrein, und die Wellen ſchäumen und brauſen, und eine dunkle Rieſenhand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hatto's Mäuſethurm, und der Kahn ſchoſs eben durch den Binger Strudel. Die ſchöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und ſchaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloſslichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel ſich hinzogen. Plötzlich aber glaubte ſie dort ihre Freunde und Verwandte zu ſehen, wie ſie mit Leichengeſichtern und in weißwallenden Todtenhemden ſchreckenhaftig vorüberliefen, den Rhein entlang ... es ward ihr ſchwarz vor den Augen, ein Eisſtrom ergoſs ſich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte ſie nur noch, daſs ihr der Rabbi das Nachtgebet vorbetete, langſam ängſtlich, wie es bei todtkranken Leuten geſchieht, und träumeriſch ſtammelte ſie noch die Worte: „Zehntauſend zur Rechten, zehntauſend zur Linken; den König zu ſchützen vor nächtlichem Grauen . . .“

Da verzog ſich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grauſen, der düſtre Vorhang ward vom Himmel fortgeriſſen, es zeigte ſich oben die heilige Stadt Jeruſalem mit ihren Thürmen und Thoren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe deſſelben erblickte die ſchöne Sara ihren Vater in ſeinem gelben Sabbathſchlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenſtern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligſten kniete der fromme König David mit Purpurmantel und funkelnder Krone, und lieblich ertönte ſein Geſang und Saitenſpiel — und ſelig lächelnd entſchlief die ſchöne Sara.

Kapitel II.

Als die ſchöne Sara die Augen aufſchlug, ward ſie faſt geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Thürme einer großen Stadt erhoben ſich, und der ſtumme Wilhelm ſtand mit der Hakenſtange aufrecht im Kahne und leitete denſelben durch das luſtige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannſchaft entweder müßig hinabſchaute auf die Vorbeifahrenden, oder vielhändig beſchäftigt war mit dem Ausladen von Kiſten, Ballen und Fäſſern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden, wobei ein betäubender Lärm, das beſtändige Hallohrufen der Barkenführer, das Geſchrei der Kaufleute vom Ufer her und das Keifen der Zöllner, die in ihren rothen Röcken mit weißen Stäbchen und weißen Geſichtern von Schiff zu Schiff hüpften.

„Ja, ſchöne Sara“ — ſagte der Rabbi zu ſeiner Frau, heiter lächelnd — „Das iſt hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am Main, und Das iſt eben der Mainfluſs, worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuſer, umgeben von grünen Hügeln, Das iſt das Sachſenhauſen, woher uns der lahme Gumpertz zur Zeit des Lauberhüttenfeſtes die ſchönen Myrrhen holt. Hier ſiehſt du auch die ſtarke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht ſicher darüberhin, und in der Mitte ſteht das Häuschen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daſs ein getaufter Jude darin wohnt, der Jedem, der ihm eine todte Ratte bringt, ſechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdiſchen Gemeinde, die dem Stadtrathe jährlich fünftauſend Rattenſchwänze abliefern ſoll!“

Über dieſen Krieg, den die Frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, muſste die ſchöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entſetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verſcheucht, und als ſie aus dem landenden Kahne von ihrem Manne und dem ſtummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte ſie ſich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der ſtumme Wilhelm aber mit ſeinen ſchönen, tiefblauen Augen ſah ihr lange ins Geſicht, halb ſchmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, ſprang zurück in ſeinen Kahn, und bald war er damit verſchwunden.

„Der ſtumme Wilhelm hat doch viele Ähnlichkeit mit meinem verſtorbenen Bruder,“ bemerkte die ſchöne Sara. „Die Engel ſehen ſich alle ähnlich,“ erwiderte leichthin der Rabbi, und ſein Weib bei der Hand ergreifend, führte er ſie durch das Menſchengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Oſtermeſſe, eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut ſtanden. Als ſie durch das dunkle Mainthor in die Stadt gelangten, fanden ſie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier in einer engen Straße erhob ſich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuſer, wie überall in Frankfurt, waren ganz beſonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeſchoſſe keine Fenſter, ſondern lauter offene Bogenthüren, ſo daß man tief hineinſchauen und jeder Vorübergehende die ausgeſtellten Waaren deutlich betrachten konnte. Wie ſtaunte die ſchöne Sara ob der Maſſe koſtbarer Sachen und ihrer niegeſehenen Pracht! Da ſtanden Venetianer, die allen Luxus des Morgenlandes und Italiens feil boten, und die ſchöne Sara war wie feſtgebannt beim Anblick der aufgeſchichteten Putzſachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armſpangen und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, den die Frauen ſehr gern bewundern und womit ſie ſich noch lieber ſchmücken. Die reichgeſtickten Sammet- und Seidenſtoffe ſchienen mit der ſchönen Sara ſprechen und ihr allerlei Wunderliches ins Gedächtnis zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Muthe, als wäre ſie wieder ein kleines Mädchen, und Mühmele Täubchen habe ihr Verſprechen erfüllt, und ſie nach der Frankfurter Meſſe geführt, und jetzt eben ſtehe ſie vor den hübſchen Kleidern, wovon ihr ſo Viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte ſie ſchon, was ſie nach Bacharach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauſeidne Gürtel am beſten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottſchalk paſſen mögen, — doch plötzlich ſagte ſie zu ſich ſelber: Ach Gott! Die ſind ja unterdeſſen großgewachſen und geſtern umgebracht worden! Sie ſchrak heftig zuſammen, und die Bilder der Nacht wollten ſchon mit all ihrem Entſetzen wieder in ihr aufſteigen; doch die goldgeſtickten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tauſend Schelmenaugen und redeten ihr alles Dunkle aus dem Sinn, und wie ſie hinaufſah nach dem Antlitz ihres Mannes, ſo war dieſes unumwölkt, und trug ſeine gewöhnliche ernſte Milde. „Mach die Augen zu, ſchöne Sara“ — ſagte der Rabbi, und führte ſeine Frau weiter durch das Menſchengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeiſt waren es Handelsleute, die laut mit einander feilſchten, oder auch mit ſich ſelber ſprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthelfern, die in kurzem Hundetrab hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge ſchleppen ließen. Andere Geſichter ließen merken, daſs bloß die Neugier ſie herbeigezogen. Am rothen Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Rathsherrn. Das ſchwarze, wohlhabend bauſchige Wams verrieth den ehrſamen ſtolzen Altbürger. Die eiſerne Pickelhaube, das gelbledерne Wams und die klirrenden Pfundſporen verkündigten den ſchweren Reitersknecht. Unterm ſchwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zuſammenlief, barg ſich ein roſiges Mädchengeſicht, und die jungen Geſellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein ſprangen, zeigten ſich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingenden Schnabelſchuhe und ihre ſeidnen Kleider von getheilter Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite roth, oder die eine regenbogenartig geſtreift, die andre buntſcheckig gewürfelt war, ſo daſs die närriſchen Burſchen ausſahen, als wären ſie in der Mitte geſpalten. Von der Menſchenſtrömung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit ſeinem Weibe nach dem Römer. Dieſes iſt der große, mit hohen Giebelhäuſern umgebene Marktplatz der Stadt, ſeinen Namen führend von einem ungeheuren Hauſe, das „Zum Römer“ hieß und vom Magiſtrate angekauft und zu einem Rathhauſe geweiht wurde. In dieſem Gebäude wählte man Deutſchlands Kaiſer, und vor demſelben wurden oft edle Ritterſpiele gehalten. Der König Maximilian, der Dergleichen leidenſchaftlich liebte, war damals in Frankfurt anweſend, und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren vor dem Römer ein großes Stechen veranſtaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, ſtanden noch viele Müßiggänger und erzählten ſich, wie geſtern der Herzog von Braunſchweig und der Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenſchall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter ſo gewaltig aus dem Sattel geſtoßen, daſs die Lanzenſplitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max im Kreiſe ſeines Hofgeſindes auf dem Balkone ſtand und ſich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldnen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der ſpitzbögigen Rathhausfenſter. Auch die übrigen Häuſer des Marktplatzes waren noch feſtlich geſchmückt und mit Wappenſchilden verziert, beſonders das Haus Limburg, auf deſſen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieſes Hauſes ſtanden viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin- und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte ſich hier, um ihre Schauluſt zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, geſtohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwiſchendrein ſchmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im rothen Mantel mit ſeinem Hanswurſt und Affen auf einem hohen Gerüſte ſtand, ſeine eigne Kunſtfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, ſeine Tinkturen und Wunderſalben anpries, oder ernſthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder ſich anſchickte, einem armen Bauer den Backzahn auszureißen.

Zwei Fechtmeiſter, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rappiere ſchwingend, begegneten ſich hier wie zufällig und ſtießen mit Scheinzorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten ſie ſich wechſelſeitig für unüberwindlich, und ſammelten einige Pfennige. Mit Trommler und Pfeifer marſchierte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stocker, der eine rothe Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhauſe „Zum Eſel“ von Würzburg herkamen und nach dem Roſenthale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewieſen. „Mach die Augen zu, ſchöne Sara!“ — ſagte der Rabbi. Denn jene phantaſtiſch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige ſehr hübſche, gebärdeten ſich auf die unzüchtigſte Weiſe, entblößten ihren weißen, frechen Buſen, neckten die Vorübergehenden mit ſchamloſen Worten, ſchwangen ihre langen Wanderſtöcke, und indem ſie auf letzteren wie auf Steckenpferden die Sankt-Katharinenpforte hinabritten, ſangen ſie mit gellender Stimme das Hexenlied:

„Wo iſt der Bock, das Höllenthier?
Wo iſt der Bock? Und fehlt der Bock,

So reiten wir, ſo reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!“

Dieſer Singſang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor ſich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Proceſſion. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und barfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heiligenbildern oder auch große ſilberne Kruciſixe trugen. An ihrer Spitze gingen roth- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkeſſeln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin ſah man Geiſtliche in weißen Chorhemden von koſtbaren Spitzen oder in buntſeidenen Stolen, und Einer derſelben trug in der Hand ein ſonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligenniſche der Marktecke anlangend, hoch empor hob, während er lateiniſche Worte halb rief, halb ſang . . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen, und alles Volk ringsum verſtummte, fiel auf die Kniee und bekreuzte ſich. Der Rabbi aber ſprach zu ſeinem Weibe: „Mach die Augen zu, ſchöne Sara!“ — und haſtig zog er ſie von hinnen nach einem ſchmalen Nebengäſschen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüſten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwiſchen dem Dom und dem Mainufer, nämlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholiſchen Prieſter erlangten eine päpſtliche Bulle, die den Juden verwehrte, in ſolcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magiſtrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo ſie das heutige Judenquartier erbauten. Dieſes war mit ſtarken Mauern verſehen, auch mit eiſernen Ketten vor den Thoren, um ſie gegen Pöbelandrang zu ſperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angſt, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöthen. Im Jahre 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erſte Judenſchlacht nannte, und im Jahre 1349, als die Geißler bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandſtiftens anklagten, wurden Dieſe von dem aufgereizten Volke zum größten Theile ermordet, oder ſie fanden den Tod in den Flammen ihrer eigenen Häuſer, welches man die zweite Judenſchlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bei inneren Unruhen Frankfurt's, beſonders bei einem Streite des Rathes mit den Zünften, ſtand der Chriſtenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu ſtürmen. Letzteres hatte zwei Thore, die an katholiſchen Feiertagen von außen, an jüdiſchen Feiertagen von innen geſchloſſen wurden, und vor jedem Thor befand ſich ein Wachthaus mit Stadtſoldaten.

Als der Rabbi mit ſeinem Weibe an das Thor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offnen Fenſter ſehen konnte, auf der Pritſche ihrer Wachtſtube, und draußen vor der Thüre im vollen Sonnenſchein ſaß der Trommelſchläger und phantaſierte auf ſeiner großen Trommel. Das war eine ſchwere, dicke Geſtalt: Wams und Hoſen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft und, als wenn unzählige Menſchenzungen daraus hervorleckten, von oben bis unten beſäet mit kleinen eingenähten rothen Wülſtchen; Bruſt und Rücken gepanzert mit ſchwarzen Tuchpolſtern, woran die Trommel hing; auf dem Kopfe eine platte, runde ſchwarze Kappe; das Geſicht eben ſo platt und rund, auch orangegelb und mit rothen Schwärchen geſpickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So ſaß der Kerl und trommelte die Melodie des

Liedes, das einſt die Geißler bei der Judenſchlacht geſungen, und mit ſeinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

„Unſre liebe Fraue,
Die ging im Morgenthaue,
Kyrie eleiſon!“

„Hans, Das iſt eine ſchlechte Melodie“ — rief eine Stimme hinter dem verſchloſſenen Thore des Judenquartiers — „Hans, auch ein ſchlecht Lied, paſſt nicht für die Trommel, paſſt gar nicht, und bei Leibe nicht in der Meſſe und am Oſtermorgen, ſchlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommelhänschen, ich bin ein einzelner Menſch, und wenn du mich lieb haſt, wenn du den Stern lieb haſt, den langen Stern, den langen Naſenſtern, ſo hör auf!“

Dieſe Worte wurden von dem ungeſehenen Sprecher theils angſtvoll haſtig, theils aufſeufzend langſam hervorgeſtoßen, in einem Tone, worin das ziehend Weiche und das heiſer Harte ſchroff abwechſelte, wie man ihn bei Schwindſüchtigen findet. Der Trommelſchläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd ſang er weiter:

„Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entſprungen,
Halleluja!“

„Hans“ — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — „Hans, ich bin ein einzelner Menſch, und es iſt ein gefährlich Lied, und ich hör' es nicht gern, und ich hab' meine Gründe, und wenn du mich lieb haſt, ſingſt du was Anderes, und morgen trinken wir . . .“

Bei dem Wort „Trinken“ hielt der Hans inne mit ſeinem Trommeln und Singen, und biedern Tones ſprach er: „Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Naſenſtern, biſt mein Freund, ich beſchütze dich, und wenn wir noch oft zuſammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pathe ſein: wenn du getauft wirſt, wirſt du ſelig, und wenn du Genie haſt und fleißig bei mir lernſt, kannſt du ſogar noch Trommelſchläger werden. Ja, Naſenſtern, du kannſt es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zuſammen trinken — aber jetzt mach mal das Thor auf, da ſtehen zwei Fremde und begehren Einlaß.“

„Das Thor auf?“ — ſchrie der Naſenſtern, und die Stimme verſagte ihm faſt. „Das geht nicht ſo ſchnell, lieber Hans, man kann nicht wiſſen, man kann gar nicht wiſſen, und ich bin ein einzelner Menſch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüſſel und ſteht jetzt ſtill in der Ecke und brummelt ſein Achtzehngebet; da darf man ſich nicht unterbrechen laſſen. Jäkel der Narr iſt auch hier, aber er ſchlägt jetzt ſein Waſſer ab. Ich bin ein einzelner Menſch!"

„Der Teufel hole die Juden!" — rief der Trommelhans, und über dieſen eignen Witz laut lachend, trollte er ſich nach der Wachtſtube und legte ſich ebenfalls auf die Pritſche.

Während nun der Rabbi mit ſeinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verſchloſſenen Thore ſtand, erhub ſich hinter demſelben eine ſchnarrende, näſelnde, etwas ſpöttiſch gezogene Stimme: „Sternchen, dröhnle nicht ſo lange, nimm die Schlüſſel aus Rindsköpfchen's Rocktaſche, oder nimm deine Naſe, und ſchließe damit das Thor auf. Die Leute ſtehen ſchon lange und warten."

„Die Leute?" — ſchrie ängſtlich die Stimme des Mannes, den man den Naſenſtern nannte — „ich glaubte, es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus, wer da iſt."

Da öffnete ſich im Thore ein kleines wohlvergittertes Fenſterlein, und zum Vorſchein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verſchnörkelte Luſtigmachergeſicht Jäkel's des Narren. In demſelben Augenblicke ſchloß ſich wieder die Fenſterluke, und ärgerlich ſchnarrte es: „Mach auf, mach auf, draußen iſt nur ein Mann und ein Weib.“

„Ein Mann und ein Weib!“ — ächzte der Naſenſtern. — „Und wenn das Thor aufgemacht wird, wirft das Weib den Rock ab, und es iſt auch ein Mann, und es ſind dann zwei Männer, und wir ſind nur unſer Drei!“

„Sei kein Haſe“ — erwiederte Jäkel der Narr — „und ſei herzhaft und zeige Kourage!“

„Kourage!“ — rief der Naſenſtern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — „Haſe! Haſe iſt ein ſchlechter Vergleich, Haſe iſt ein unreines Thier. Kourage! Man hat mich nicht der Kourage wegen hiehergeſtellt, ſondern der Vorſicht halber. Wenn zu Viele kommen, ſoll ich ſchreien. Aber ich ſelbſt kann ſie nicht zurückhalten. Mein Arm iſt ſchwach, ich trage eine Fontanelle, und ich bin ein einzelner Menſch. Wenn man auf mich ſchießt, bin ich todt. Dann ſitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbath bei Tiſche, und wiſcht ſich vom Maul die Roſinenſauce, und ſtreichelt ſich den Bauch, und ſagt vielleicht: Das lange Naſenſternchen war doch ein braves Kerlchen, wäre Es nicht geweſen, ſo hätten ſie das Thor geſprengt, Es hat ſich doch für uns todtſchießen laſſen, Es war ein braves Kerlchen, ſchade daß Es todt iſt —“

Die Stimme wurde hier allmählig weich und weinerlich, aber plötzlich ſchlug ſie über in einen haſtigen, faſt erbitterten Ton: „Kourage! Und damit der reiche Mendel Reiß ſich die Roſinenſauce vom Maul abwiſchen und ſich den Bauch ſtreicheln und mich braves Kerlchen nennen möge, ſoll ich mich todtſchießen laſſen? Kourage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herzhaftig, und hat geſtern auf dem Römer dem Stechen zugeſehen, und hat geglaubt, man kenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug von Sammet, drei Gulden die Elle, mit Fuchsſchwänzchen, ganz goldgeſtickt, ganz prächtig — und ſie haben ihm den violetten Rock ſo lange geklopft, bis er abfärbte und auch ſein Rücken violett geworden iſt und nicht mehr menſchenähnlich ſieht. Kourage! Der krumme Leſer war herzhaftig, nannte unſeren lumpigen Schuldheiß einen Lump, und ſie haben ihn an den Füßen aufgehängt zwiſchen zwei Hunden, und der Trommelhans trommelte. Kourage! Sei kein Haſe! Unter den vielen Hunden iſt der Haſe verloren, ich bin ein einzelner Menſch, und ich habe wirklich Furcht!“

„Schwör mal!“ — rief Jäkel der Narr.

„Ich habe wirklich Furcht!“ — wiederholte ſeufzend der Naſenſtern — „ich weiß, die Furcht liegt im Geblüt, und ich habe es von meiner ſeligen Mutter —“

„Ja, ja!“ — unterbrach ihn Jäkel der Narr — „und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und Der hatte es wieder von dem ſeinigen, und ſo hatten es deine Voreltern Einer vom Andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philiſter zu Felde zog und der Erſte war, welcher Reißaus nahm. — Aber ſieh mal, Rindskopfchen iſt gleich fertig, er hat ſich bereits zum viertenmal gebückt, ſchon hüpft er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorſichtig in die Taſche . . .“

In der That, die Schlüſſel raſſelten, knarrend öffnete ſich ein Flügel des Thores, und der Rabbi und ſein Weib traten in die ganz menſchenleere Judengaſſe. Der Aufſchließer aber, ein kleiner Mann mit gutmüthig ſauerm Geſichte, nickte träumeriſch wie Einer, der in ſeinen Gedanken nicht gern geſtört ſein möchte, und nachdem er das Thor wieder ſorgſam verſchloſſen, ſchlappte er, ohne ein

Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Thore, beſtändig Gebete vor ſich hinmurmelnd. Minder ſchweigſam war Jäkel der Narr, ein unterſetzter, etwas krummbeiniger Geſell, mit einem lachend vollrothen Antlitz und einer unmenſchlich großen Fleiſchhand, die er aus den weiten Ärmeln ſeiner buntſcheckigen Jacke zum Willkomm hervorſtreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg ſich eine lange magere Geſtalt, der ſchmale Hals weiß befiedert von einer feinen batiſtnen Krauſe, und das dünne, blaſſe Geſicht gar wunderſam geziert mit einer faſt unglaublich langen Naſe, die ſich neugierig angſtvoll hin und her bewegte.

„Gott willkommen! zum guten Feſttag!“ — rief Jäkel der Narr — „wundert euch nicht, daß jetzt die Gaſſe ſo leer und ſtill iſt. Alle unſere Leute ſind jetzt in der Synagoge, und ihr kommt eben zur rechten Zeit, um dort die Geſchichte von der Opferung Iſaak's vorleſen zu hören. Ich kenne ſie, es iſt eine intereſſante Geſchichte, und wenn ich ſie nicht ſchon dreiunddreißig Mal angehört hätte, ſo würde ich ſie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es iſt eine wichtige Geſchichte, denn wenn Abraham den Iſaak wirklich geſchlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, ſo wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der

Welt.“ — Und mit wahnſinnig luſtiger Grimaſſe ſing der Jäckel an, folgendes Lied aus der Agade zu ſingen:

„Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein! ein Böcklein!

„Es kam ein Kätzlein, und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Hündlein, und biſs das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Stöcklein, und ſchlug das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Feuerlein, und verbrannte das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wäſſerlein, und löſchte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Öchslein, und ſoff das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein: ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Schlächterlein, und ſchlachtete das Öchslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein: ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Todesenglein, und ſchlachtete das Schlächterlein, das geſchlachtet das Öchslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Ja, ſchöne Frau“ — fügte der Sänger hinzu — „einſt kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter ſchlachten wird, und all unſer Blut kommt über Edom; denn Gott iſt ein rächender Gott — — —"

Aber plötzlich den Ernſt, der ihn unwillkürlich beſchlichen, gewaltſam abſtreifend ſtürzte ſich Jäkel der Narr wieder in ſeine Poſſenreißereien und fuhr fort mit ſchnarrendem Luſtigmachertone: „Fürchtet Euch nicht, ſchöne Frau, der Naſenſtern thut Euch Nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle iſt er gefährlich. Sie hat ſich in ſeine Naſe verliebt, aber die verdient es auch. Sie iſt ſchön wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut und erhaben wie die Ceder des Libanon's. Auswendig glänzt ſie wie Glimmgold und Zirup, und inwendig iſt lauter Muſik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht ſie, im Winter iſt ſie zugefroren, und Sommer und Winter wird ſie gehätſchelt von Schnapper-Elle's weißen Händen. Ja, die Schnapper-Elle iſt verliebt in ihn, ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, ſie füttert ihn, und ſobald er fett genug iſt, wird ſie ihn heirathen, und für ihr Alter iſt ſie noch jung genug, und wer mal nach dreihundert Jahren hieher nach Frankfurt kömmt, wird den Himmel nicht ſehen können vor lauter Naſenſternen!"

„Ihr ſeid Jäkel der Narr" — rief lachend der Rabbi — „ich merk' es an Euren Worten. Ich habe oft von Euch ſprechen gehört."

„Ja, ja“ — erwiederte Jener mit drolliger Beſcheidenheit — „ja, ja, Das macht der Ruhm. Man iſt oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man ſelbſt weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu ſein, und ſpringe und ſchüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre haben's leichter . . . Aber ſagt mir, Rabbi, warum reiſet Ihr am Feiertage?“

„Meine Rechtfertigung“ — verſetzte der Befragte — „ſteht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbath.“

„Gefahr!“ — ſchrie plötzlich der lange Naſenſtern und gebärdete ſich wie in Todesangſt — „Gefahr! Gefahr! Trommelhans, trommel, trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans . . .“

Draußen aber rief der Trommelhans mit ſeiner dicken Bierſtimme: „Tauſend Donner-Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das iſt ſchon das dritte Mal, daſs du mich heute aus dem Schlafe weckſt, Naſenſtern! Mach mich nicht raſend! Wenn ich raſe, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, ſo wahr ich ein Chriſt bin, dann ſchieße ich mit der Büchſe durch die Gitterluke des Thores, und dann hüte Jeder ſeine Naſe!“

„Schieß nicht! ſchieß nicht! ich bin ein einzelner Menſch“ — wimmerte angſtvoll der Naſenſtern und drückte ſein Geſicht feſt an die nächſte Mauer, und in dieſer Stellung verharrte er zitternd und leiſe betend.

„Sagt, ſagt, was iſt paſſiert?“ — rief jetzt auch Jäkel der Narr mit all jener haſtigen Neugier, die ſchon damals den Frankfurter Juden eigenthümlich war.

Der Rabbi aber riſs ſich von ihm los und ging mit ſeinem Weibe weiter die Judengaſſe hinauf. „Sieh, ſchöne Sara,“ — ſprach er ſeufzend — „wie ſchlecht geſchützt iſt Iſrael! Falſche Freunde hüten ſeine Thore von außen, und drinnen ſind ſeine Hüter Narrheit und Furcht!“

Langſam wanderten die Beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenſter hinausguckte, während ſich die Sonne in den blanken Scheiben feſtlich heiter beſpiegelte. Damals nämlich waren die Häuſer des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erſt ſpäterhin die Juden, als ſie in Frankfurt ſich ſehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, ſardellenartig zuſammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Theil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande ſtehen geblieben und den man die alte Gaſſe nennt, jene hohen ſchwarzen Häuſer, wo ein grinſendes, feuchtes Volk umherſchachert, iſt ein ſchauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge exiſtiert nicht mehr; ſie war minder geräumig als die jetzige, die ſpäter erbaut wurde, nachdem die Nüremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erſt zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauſes trennte er ſich von ſeinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort ſteht, ſeine Hände gewaſchen, trat er in jenen untern Theil der Synagoge, wo die Männer beten; die ſchöne Sara hingegen erſtieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abtheilung der Weiber.

Dieſe obere Abtheilung war eine Art Galerie mit drei Reihen hölzerner, braunroth angeſtrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette verſehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, ſehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen ſaßen hier ſchwatzend neben einander, oder ſtanden aufrecht, inbrünſtig betend; manchmal auch traten ſie neugierig an das große Gitter, das ſich längs der Morgenſeite hinzog, und durch deſſen dünne grüne Latten man hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, ſtanden die Männer in ihren ſchwarzen Mänteln, die ſpitzen Bärte herabſchießend über die weißen Halskrauſen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den geſetzlichen Schaufäden verſehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide beſtand, mitunter auch mit goldnen Treſſen geſchmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig geweißt, und man ſah dort keine andere Zierat als etwa das vergoldete Eiſengitter um die viereckige Bühne, wo die Geſetzabſchnitte verleſen werden, und die heilige Lade, ein koſtbar gearbeiteter Kaſten, ſcheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Kapitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inſchrift geſtickt war. Hier hing die ſilberne Gedächtnis-Ampel und erhob ſich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer ſich allerlei heilige Geräthe befanden, unter andern der ſiebenarmige Tempel-Leuchter und vor demſelben, das Antlitz gegen die Lade, ſtand der Vorſänger, deſſen Geſang inſtrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen ſeiner beiden Gehülfen, des Baſſiſten und des Diskantſängers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Inſtrumentalmuſik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, daſs der Lobgeſang Gottes erbaulicher aufſteige aus der warmen Menſchenbruſt, als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute ſich die ſchöne Sara, als jetzt der Vorſänger, ein trefflicher Tenor, ſeine Stimme erhob, und die uralten, ernſten Melodien, die ſie ſo gut kannte, in noch nie geahneter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Baſſiſt zum Gegenſatze die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwiſchenpauſen der Diskantſänger fein und ſüß trillerte. Solchen Geſang hatte die ſchöne Sara in der Synagoge von Bacharach niemals gehört, denn der Gemeindevorſteher, David Levi, machte dort den Vorſänger, und wenn dieſer ſchon bejahrte zitternde Mann mit ſeiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in ſolch gewaltſamer Anſtrengung ſeinen ſchlaff herabhängenden Arm fieberhaft ſchüttelte, ſo reizte Dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemiſcht mit weiblicher Neugier, zog die ſchöne Sara ans Gitter, wo ſie hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung, die ſogenannte Männerſchule. Sie hatte noch nie eine ſo große Anzahl Glaubensgenoſſen geſehen, wie ſie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte ſo vieler Menſchen, die ihr ſo nahe verwandt durch gemeinſchaftliche Abſtammung, Denkweiſe und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drei alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite ſchoben, den Kaſten aufſchloſſen und ſorgſam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geſchrieben und für deſſen Erhaltung die Juden ſo Viel erduldet, ſo viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tauſendjähriges Martyrthum. Dieſes Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürſtliches Kind in einem buntgeſtickten Mäntelchen von rothem Sammet gehüllt: oben auf den beiden Rollhölzern ſteckten zwei ſilberne Gehäuschen, worin allerlei Granaten und Glöckchen ſich zierlich bewegten und klingelten, und vorn an ſilbernen Kettchen hingen goldne Schilde mit bunten Edelſteinen. Der Vorſänger nahm das Buch, und als ſei es ein wirkliches Kind, ein Kind, um deſſentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur deſto mehr liebt, wiegte er es in ſeinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an ſeine Bruſt und, durchſchauert von ſolcher Berührung, erhub er ſeine Stimme zu einem ſo jauchzend frommen Dankliede, daſs es der ſchönen Sara bedünkte, als ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapitäler immer höher hinaufwüchſen, und die Töne des Diskantiſten ſich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge geſprengt würde von den gewaltigen Tönen des Baſſiſten, und die Freudigkeit Gottes herabſtrömte aus dem blauen Himmel. Das war ein ſchöner Pſalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schluſsverſe, und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge ſchritt langſam der Vorſänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben ſich haſtig hinzudrängten, um die Sammethülle deſſelben zu küſſen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das ſammtne Mäntelchen ſo wie auch die mit bunten Buchſtaben beſchriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem ſingenden Tone, der am Paſchafeſte noch gar beſonders moduliert wird, las der Vorſänger die erbauliche Geſchichte von der Verſuchung Abraham's.

Die ſchöne Sara war beſcheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar geſpreizt wohlwollendem Weſen hatte ihr mit ſtummem Nicken die Miteinſicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Dieſe Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrtin ſein; denn als ſie die Gebete murmelnd vor ſich hinlas, wie die Weiber, da ſie nicht laut mitſingen dürfen, zu thun pflegen, ſo bemerkte die ſchöne Sara, daſs ſie viele Worte allzuſehr nach Gutdünken ausſprach und manche gute Zeile ganz überſchlupperte. Nach einer Weile aber hoben ſich ſchmachtend langſam die waſſerklaren Augen der guten Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzellanhaft roth' und weiße Geſicht, und mit einem Tone, der ſo vornehm als möglich hinſchmelzen wollte, ſprach ſie zur ſchönen Sara: „Er ſingt ſehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel beſſer ſingen hören. Sie ſind fremd und wiſſen vielleicht nicht, daſs es der Vorſänger aus Worms iſt, und daſs man ihn hier behalten will, wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es iſt ein lieber Mann, und ſeine Hände ſind wie Alabaſter. Ich halte viel von einer ſchönen Hand. Eine ſchöne Hand ziert den ganzen Menſchen!“ — Dabei legte die gute Frau ſelbſtgefällig ihre Hand, die wirklich noch ſchön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graciöſen Beugung des Hauptes andeutend, daſs ſie ſich im Sprechen nicht gern unterbrechen laſſe, ſetzte ſie hinzu: „Das Singerchen iſt noch ein Kind und ſieht ſehr abgezehrt aus. Der Baſs iſt gar zu häſslich, und unſer Stern hat mal ſehr witzig geſagt: Der Baſs iſt ein größerer Narr als man von einem Baſs zu verlangen braucht! Alle Drei ſpeiſen in meiner Garküche, und Sie wiſſen vielleicht nicht, daſs ich Elle Schnapper bin.“

Die ſchöne Sara dankte für dieſe Mittheilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie ſie einſt in Amſterdam geweſen, dort wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachſtellungen unterworfen war, und wie ſie drei Tage vor Pfingſten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheirathet, wie Dieſer am Ende geſtorben, wie er auf dem Todbette die rührendſten Dinge geſprochen, und wie es ſchwer ſei, als Vorſteherin einer Garküche die Hände zu konſervieren. Manchmal ſah ſie nach der Seite mit wegwerfendem Blicke, der wahrſcheinlich einigen ſpöttiſchen jungen Weibern galt, die ihren Anzug muſterten. Merkwürdig genug war dieſe Kleidung: ein weit ausgebauſchter Rock von weißem Atlas, worin alle Thierarten der Arche Noah grellfarbig geſtickt, ein Wams von Goldſtoff wie ein Küraſs, die Ärmel von rothem Sammt, gelb geſchlitzt, auf dem Haupte eine unmenſchlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Krauſe von weißem Steiflinnen, ſo wie auch eine ſilberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Kameen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amſterdam, bis über den Buſen herabhingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und beſtand wohl aus einem Gemiſche von Moden verſchiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juwelierladen. Es war freilich den Frankfurter Juden damals eine beſtimmte Kleidung geſetzlich vorgeſchrieben, und zur Unterſcheidung von den Chriſten ſollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufſtehende blaugeſtreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde dieſe obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, beſonders an Feſttagen und zumal in der Synagoge, ſuchten die Weiber ſo viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, theils um ſich beneiden zu laſſen, theils auch um den Wohlſtand und die Kreditfähigkeit ihrer Eheherrn darzuthun.

Während nun unten in der Synagoge die Geſetzabſchnitte aus den Büchern Moſis vorgeleſen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulaſſen. Mancher macht es ſich bequem und ſetzt ſich nieder, flüſtert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um friſche Luft zu ſchöpfen. Kleine Knaben nehmen ſich unterdeſſen die Freiheit, ihre Mütter in der Weiberabtheilung zu beſuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückſchritte gemacht: hier wird geplaudert, geruddelt, gelacht, und, wie es überall geſchieht, die jüngeren Frauen ſcherzen über die alten, und Dieſe klagen wieder über Leichtfertigkeit der Jugend und Verſchlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorſänger gab, ſo gab es in der oberen Abtheilung eine Vorklatſcherin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine ſkandalöſe Geſchichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielſcheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, ſie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebärden derſelben nachzuäffen, ſo wie auch den ſchmachtenden Anſtand, womit ſie die ſchalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

„Wiſſt ihr wohl,“ — rief jetzt Hündchen Reiß — „die Schnapper-Elle hat geſtern geſagt: Wenn ich nicht ſchön und klug und geliebt wäre, ſo möchte ich nicht auf der Welt ſein!“

Da wurde etwas laut gekichert, und die nahſtehende Schnapper-Elle, merkend, daſs es auf ihre Koſten geſchah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein ſtolzes Prachtſchiff ſegelte ſie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppiſche Frau, bemerkte mitleidig, die Schnapper-Elle ſei zwar eitel und beſchränkt, aber ſehr bravmüthig, und ſie thue ſehr viel Gutes an Leute, die es nöthig hätten.

„Beſonders an den Naſenſtern“ — ziſchte Hündchen Reiß. Und Alle, die das zarte Verhältnis kannten, lachten um ſo lauter.

„Wiſſt ihr wohl“ — ſetzte Hündchen hämiſch hinzu — „der Naſenſtern ſchläft jetzt auch im Hauſe der Schnapper-Elle . . . Aber ſeht mal, dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette, die Daniel Fläſch bei ihrem Manne verſetzt hat. Die Fläſch ärgert ſich . . . Jetzt ſpricht ſie mit der Flörsheim . . . Wie ſie ſich ſo freundlich die

Hand drücken! Und haſſen ſich doch wie Midian und Moab! Wie ſie ſich ſo liebevoll anlächeln! Freſſt euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Geſpräch anhören.“

Und nun, gleich einem lauernden Thiere, ſchlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daſs die beiden Frauen theilnehmend einander klagten, wie ſehr ſie ſich verfloſſene Woche abgearbeitet, um in ihren Häuſern aufzuräumen und das Küchengeſchirr zu ſcheuern, was vor dem Paſchafeſte geſchehen muſs, damit kein einziges Broſämchen der geſäuerten Bröte daran kleben bleibe. Auch von der Mühſeligkeit beim Backen der ungeſäuerten Bröte ſprachen die beiden Frauen. Die Fläſch hatte noch beſondere Beklagniſſe; im Backhauſe der Gemeinde muſſte ſie viel Ärger erleiden, nach der Entſcheidung des Loſes konnte ſie dort erſt in den letzten Tagen, am Vorabend des Feſtes, und erſt ſpät Nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig ſchlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelhölzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Bröte verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es ſo ſtark, daſs es durch das bretterne Dach des Backhauſes beſtändig tröpfelte, und ſie muſſten ſich dort, naſs und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

„Und daran, liebe Flörsheim“ — ſetzte die Flaſch hinzu mit einer ſchonenden Freundlichkeit, die keineswegs ächt war — „daran waren Sie auch ein bischen Schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hilfeleiſtung beim Backen geſchickt haben.“

„Ach, Verzeihung“ — erwiederte die Andre — „meine Leute waren zu ſehr beſchäftigt, die Meſswaaren müſſen verpackt werden, wir haben jetzt ſo Viel zu thun, mein Mann . . .“

„Ich weiß,“ — fiel ihr die Flaſch mit ſchneidend haſtigem Tone in die Rede — „ich weiß, ihr habt Viel zu thun, viel' Pfänder und gute Geſchäfte, und Halsketten . . .“

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten, und die Flörsheim ward ſchon roth wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreiſchte: „Um Gottes Willen, die fremde Frau liegt und ſtirbt . . . Waſſer! Waſſer!“

Die ſchöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um ſie herum drängte ſich ein Schwarm von Weibern, geſchäftig und jammernd. Die Eine hielt ihr den Kopf, eine Zweite hielt ihr den Arm; einige alte Frauen beſpritzten ſie mit den Waſſergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen zum Behufe des Händewaſchens, im Fall ſie zufällig ihren eignen Leib berührten; Andre hielten unter die Naſe der Ohnmächtigen eine alte Citrone, die, mit Gewürznägelchen durchſtochen, noch vom letzten Faſttage herrührte, wo ſie zum nervenſtärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief ſeufzend ſchlug endlich die ſchöne Sara die Augen auf, und mit ſtummen Blicken dankte ſie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches Niemand verſäumen darf, feierlich angeſtimmt, und die geſchäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geſchehen muſs, ſtehend und das Geſicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend, wo Jeruſalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längſten bei der ſchönen Sara: die beiden Erſteren, indem ſie ihr eifrigſt ihre Dienſte anboten, die Letztere, indem ſie ſich nochmals bei ihr erkundigte, weſshalb ſie ſo plötzlich ohnmächtig geworden.

Die Ohnmacht der ſchönen Sara hatte aber eine ganz beſondere Urſache. Es iſt nämlich Gebrauch in der Synagoge, daſs Jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verleſung der Geſetzabſchnitte öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorſicht für ſeine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu ſolcher Dankſagung unten in der Synagoge ſich erhob, und die ſchöne

Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte ſie, wie der Ton derſelben allmählig in das trübe Gemurmel des Todtengebetes überging, ſie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem ſegnenden Beiwort, das man den Verſtorbenen ertheilt; und die letzte Hoffnung ſchwand aus der Seele der ſchönen Sara, und ihre Seele ward zerriſſen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte todt ſei, daß auch ihre Baschen, Blümchen und Vögelchen, todt ſeien, auch der kleine Gottſchalk todt ſei, Alle ermordet und todt! Von dem Schmerze dieſes Bewußtſeins wäre ſie ſchier ſelber geſtorben, hätte ſich nicht eine wohlthätige Ohnmacht über ihre Sinne ergoſſen.

Kapitel III.

Als die ſchöne Sara nach beendigtem Gottesdienſte in den Hof der Synagoge hinabſtieg, ſtand dort der Rabbi, harrend ſeines Weibes. Er nickte ihr mit heiterem Antlitz und geleitete ſie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verſchwunden und ein lärmiges Menſchengewimmel zu ſchauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameiſenhaufen; Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer; neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil ſie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häuſern ihren Eltern entgegen hüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen — Alle heiter und freudig, und die Gaſſe auf und ab ſpazierend im ſeligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, deſſen lieblicher Duft ſchon mundwäſſernd hervorſtieg aus den ſchwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeinde-Ofen geholt worden.

In dieſem Gewirre war beſonders bemerkbar die Geſtalt eines ſpaniſchen Ritters, auf deſſen jugendlichen Geſichtszügen jene reizende Bläſſe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuſchreiben. Sein Gang, obſchon gleichgültig hinſchlendernd, hatte dennoch eine etwas geſuchte Zierlichkeit: die Federn ſeines Barettes bewegten ſich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes als durch das Wehen des Windes; mehr als eben nothwendig klirrten ſeine goldenen Sporen und das Wehrgehänge ſeines Schwertes, welches er im Arme zu tragen ſchien, und deſſen Griff koſtbar hervorblitzte aus dem weißen Reitermantel, der ſeine ſchlanken Glieder ſcheinbar nachläſſig umhüllte und dennoch den ſorgfältigſten Faltenwurf verrieth. Hin und wieder, theils mit Neugier, theils mit Kennermienen, nahte er ſich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, ſah ihnen ſeelenruhig feſt ins Antlitz, verweilte bei ſolchem Anſchauen, wenn die Geſichter der Mühe lohnten, ſagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige raſche Schmeichelworte, und ſchritt ſorglos weiter, ohne die Wirkung zu erwarten. Die ſchöne Sara hatte er ſchon mehrmals umkreiſt, jedesmal wieder zurückgeſcheucht von dem gebietenden Blick Derſelben oder auch von der räthſelhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in ſtolzem Abſtreifen aller ſcheuen Befangenheit, trat er Beiden keck in den Weg, und mit ſtutzerhafter Sicherheit und ſüßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

„Sennora, ich ſchwöre! Hört, Sennora, ich ſchwöre! Bei den Roſen beider Kaſtilien, bei den arragoneſiſchen Hyacinthen und andaluſiſchen Granatblüthen! Bei der Sonne, die ganz Spanien mit all' ſeinen Blumen, Zwiebeln, Erbſenſuppen, Wäldern, Bergen, Mauleſeln, Ziegenböcken und Alt-Chriſten beleuchtet! Bei der Himmelsdecke, woran dieſe Sonne nur ein goldner Quaſt iſt! Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke ſitzt, und Tag und Nacht über neue Bildung holdſeliger Frauengeſtalten nachſinnt . . . Ich ſchwöre, Sennora, Ihr ſeid das ſchönſte Weib, das ich im deutſchen Lande geſehen habe, und ſo Ihr gewillet ſeid, meine Dienſte anzunehmen, ſo bitte ich Euch um die Gunſt, Huld und Erlaubnis, mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernſt Eure Farben zu tragen!“

Ein erröthender Schmerz glitt über das Antlitz der ſchönen Sara, und mit einem Blicke, der um ſo ſchneidender wirkt, je ſanfter die Augen ſind, die ihn verſenden, und mit einem Tone, der um ſo vernichtender, je bebend weicher die Stimme, antwortete die tiefgekränkte Frau:

„Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter ſein wollt, ſo müſſt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in dieſem Kampfe giebt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, ſo müſſt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugeſtreifte Schärpe umbinden; denn Dieſes ſind meine Farben, die Farben meines Hauſes, des Hauſes, welches Iſrael heißt, und ſehr elend iſt, und auf den Gaſſen verſpottet wird von den Söhnen des Glücks!“

Plötzliche Purpurröthe bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen ſeinen Zügen, und faſt ſtotternd ſprach er:

„Sennora . . . Ihr habt mich mißverſtanden . . . unſchuldiger Scherz . . . aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Iſrael . . . ich ſtamme ſelber aus dem Hauſe Iſrael . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht ſogar mein Vater . . .“

„Und ganz ſicher, Sennor, iſt Euer Oheim ein Jude“ — fiel ihm der Rabbi, der dieſer Scene ruhig zugeſehen, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke ſetzte er hinzu: — „Und ich will mich ſelbſt dafür verbürgen, daſs Don Iſaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem beſten Blute Iſrael's entſproſſen iſt, wo nicht gar dem königlichen Geſchlechte David's!“

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, ſeine Wangen erblichen wieder bis zur fahlſten Bläſſe, auf ſeiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerze ringt, aus ſeinen Augen grinſte der zornigſte Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, ſcharfgehackten Tone ſprach er:

„Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohlan, ſo wiſſt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daſs ich der Brut des Löwen angehöre, ſo wird er ſich hüten, und ſeinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann ſeine Schwächen begreifen . . .“

„O, ich begreiſe es wohl,“ — antwortete der Rabbi, und wehmüthiger Ernſt zog über ſeine Stirne — „ich begreife es wohl, wie der ſtolze

Leu aus Stolz ſeinen fürſtlichen Pelz abwirft und ſich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode iſt, ein greinendes, ſchlaues, gefräßiges Krokodil zu ſein! Was ſollen erſt die geringeren Thiere beginnen, wenn ſich der Löwe verleugnet? Aber hüte dich, Don Iſaak, du biſt nicht geſchaffen für das Element des Krokodils. Das Waſſer — (du weißt wohl, wovon ich rede) — iſt dein Unglück, und du wirſt untergehen. Nicht im Waſſer iſt dein Reich; die ſchwächſte Forelle kann beſſer darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verſchlingen wollten . . .“

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Iſaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verſchloſs ſeinen Mund mit Küſſen, ſprang ſporenklirrend vor Freude in die Höhe, daſs die vorbeigehenden Juden zurückſchraken, und in ſeinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

„Wahrhaftig, du biſt Abraham von Bacharach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundſchaftsſtück, als du zu Toledo von der Alkantara-Brücke ins Waſſer ſprangeſt und deinen Freund, der beſſer trinken als ſchwimmen konnte, beim Schopf faſſteſt und aufs Trockene zogeſt! Ich war nahe dran, recht gründliche Unterſuchungen anzuſtellen, ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluſs genannt haben. Ich ſage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Waſſerpartie.“

Bei dieſen Worten gebärdete ſich der Spanier, als wollte er anhängende Waſſertropfen von ſich abſchütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte ſeinem Freunde wiederholentlich die Hand, und jedesmal ſagte er: „Ich freue mich!“

„Und ich freue mich ebenfalls,“ — ſprach der Andere — „wir haben uns ſeit ſieben Jahren nicht geſehen; bei unſerem Abſchied war ich noch ein ganz junger Gelbſchnabel, und du, du warſt ſchon ſo geſetzt und ernſthaft . . . Was ward aber aus der ſchönen Donna, die dir damals ſo viele Seufzer koſtete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet haſt . . .“

„Still, ſtill! die Donna hört uns, ſie iſt mein Weib, und du ſelbſt haſt ihr heute eine Probe deines Geſchmackes und Dichtertalentes dargebracht.“

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit begrüßte der Spanier die ſchöne Frau, welche mit anmuthiger Güte jetzt bedauerte, daſs ſie durch Äußerungen des Unmuths einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

„Ach, Sennora,“ — antwortete Don Iſaak — „wer mit täppiſcher Hand nach einer Roſe griff, darf ſich nicht beklagen, daſs ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendſtern ſich im blauen Strome goldfunkelnd abſpiegelt . . .“

„Ich bitte dich um Gotteswillen,“ — unterbrach ihn der Rabbi — „hör auf! . . . Wenn wir ſo lange warten ſollen, bis der Abendſtern ſich im blauen Strome goldfunkelnd abſpiegelt, ſo verhungert meine Frau; ſie hat ſeit geſtern Nichts gegeſſen und ſeitdem viel Ungemach und Mühſal erlitten.“

„Nun, ſo will ich euch nach der beſten Garküche Iſrael's führen“ — rief Don Iſaak — „nach dem Hauſe meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nämlich der Garküche. O wüſsteſt du, Abraham, wie dieſer Duft mich anſpricht! Er iſt es, der mich, ſeit ich in dieſer Stadt verweile, ſo oft hinlockt nach den Zelten Jakob's. Der Verkehr mit dem Volke Gottes iſt ſonſt nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, ſondern um zu eſſen, beſuche ich die Judengaſſe . . .“

„Du haſt uns nie geliebt, Don Iſaak . . .“

„Ja“ — fuhr der Spanier fort — „ich liebe eure Küche weit mehr als euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauce. Euch ſelber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbſt in euren beſten Zeiten, ſelbſt unter der Regierung meines Ahnherrn David's, welcher König war über Juda und Iſrael, hätte ich es nicht unter euch aushalten können, und ich wäre gewiſs eines frühen Morgens aus der Burg Zion entſprungen und nach Phönicien emigriert oder nach Babylon, wo die Lebensluſt ſchäumte im Tempel der Götter . . .“

„Du läſterſt, Iſaak, den einzigen Gott,“ — murmelte finſter der Rabbi — „du biſt weit ſchlimmer als ein Chriſt, du biſt ein Heide, ein Götzendiener . . .“

„Ja, ich bin ein Heide, und eben ſo zuwider wie die dürren, freudloſen Hebräer ſind mir die trüben, qualſüchtigen Nazarener. Unſere liebe Frau von Sidon, die heilige Aſtarte, mag es mir verzeihen, daſs ich vor der ſchmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! . . .“

„Aber ſchau nicht ſo ſauer,“ — fuhr der Spanier fort in ſeiner Rede, als er ſah, wie wenig dieſelbe den Rabbi zu erbauen ſchien — „ſchau mich nicht an mit Abſcheu. Meine Naſe iſt nicht abtrünnig geworden. Als mich einſt der Zufall um Mittagszeit in dieſe Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Naſe ſtiegen, da erfaſſte mich jene Sehnſucht, die unſere Väter empfanden, als ſie zurückdachten an die Fleiſchtöpfe Ägyptens: wohlſchmeckende Jugenderinnerungen ſtiegen in mir auf; ich ſah wieder im Geiſte die Karpfen mit brauner Roſinenſauce, die meine Tante für den Freitagabend ſo erbaulich zu bereiten wuſſte; ich ſah wieder das gedämpfte Hammelfleiſch mit Knoblauch und Mairettig, womit man die Todten erwecken kann, und die Suppe mit ſchwärmeriſch ſchwimmenden Klößchen . . . und meine Seele ſchmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und ſeitdem eſſe ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!“

Dieſe Garküche hatte man unterdeſſen erreicht: Schnapper-Elle ſelbſt ſtand an der Thüre ihres Hauſes, die Meſsfremden, die ſich hungrig hineindrängten, freundlich begrüßend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinauslehnend, ſtand der lange Naſenſtern und muſterte neugierig ängſtlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte ſich Don Iſaak unſerer Gaſtwirthin, die ſeine ſchalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knixen erwiderte; darauf zog er den Handſchuh ab von ſeiner rechten Hand, umwickelte ſie mit dem Zipfel ſeines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, ſtrich ſie langſam über die Haare ſeines Stutzbartes und ſprach:

„Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluthen der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger ſie gekocht werden, ſich deſto mehr verhärten, ſo wird dennoch mein Herz nur um ſo weicher, je länger es von den Flammenſtrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und ſucht ein trauliches Neſtchen in Eurem Buſen ... Dieſen Buſen, Sennora, womit ſoll ich ihn vergleichen? Es giebt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieſes Gewächs iſt einzig in ſeiner Art. Obgleich der Sturm die zarteſten Röslein entblättert, ſo iſt doch Euer Buſen eine Winterroſe, die allen Winden trotzt! Obgleich die ſaure Citrone, je mehr ſie altert, nur deſto gelber und runzlichter wird, ſo wetteifert dennoch Euer Buſen mit der Farbe und Zartheit der ſüßeſten Ananas! O Sennora, iſt auch die Stadt Amſterdam ſo ſchön, wie Ihr mir geſtern und vorgeſtern und alle Tage erzählt habt, ſo iſt doch der Boden, worauf ſie ruht, noch tauſendmal ſchöner . . ."

Der Ritter ſprach dieſe letztern Worte mit erheuchelter Befangenheit und ſchielte ſchmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elle's Halſe hing; der Naſenſtern ſchaute von oben herab mit ſuchenden Augen, und der belobte Buſen ſetzte ſich in eine ſo wogende Bewegung, daſs die Stadt Amſterdam hin und her wackelte.

„Ach!" — ſeufzte die Schnapper-Elle — „Tugend iſt mehr werth als Schönheit. Was nützt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber, und ſeit Schnapper todt iſt — er hat wenigſtens ſchöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?"

Und dabei ſeufzte ſie wieder, und wie ein Echo, faſt unhörbar, ſeufzte hinter ihr der Naſenſtern.

„Was Euch die Schönheit nützt?" — rief Don Iſaak — „O, Donna Schnapper-Elle, verſündigt Euch nicht an der Güte der ſchaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdeſten Gaben! Sie würde ſich furchtbar rächen. Dieſe beſeligenden Augen würden blöde verglaſen, dieſe anmuthigen

Lippen würden ſich bis ins Abgeſchmackte verplatten, dieſer keuſche, liebeſuchende Leib würde ſich in eine ſchwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amſterdam würde auf einen muffigen Moraſt zu ruhen kommen —“

Und ſo ſchilderte er Stück vor Stück das jetzige Ausſehn der Schnapper-Elle, ſo daß der armen Frau ſonderbar beängſtigend zu Muthe ward, und ſie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen ſuchte. In dieſem Augenblicke war ſie doppelt froh, als ſie der ſchönen Sara anſichtig ward und ſich angelegentlichſt erkundigen konnte, ob ſie ganz von ihrer Ohnmacht geneſen. Sie ſtürzte ſich dabei in ein lebhaftes Geſpräch, worin ſie alle ihre falſche Vornehmthuerei und echte Herzensgüte entwickelte, und mit mehr Weitläuftigkeit als Klugheit die fatale Geſchichte erzählte, wie ſie ſelbſt vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie wildfremd mit der Trekſchuite zu Amſterdam ankam, und der ſpitzbübiſche Träger ihres Koffers ſie nicht in ein ehrbares Wirthshaus, ſondern in ein freches Frauenhaus brachte, was ſie bald gemerkt an dem vielen Branntweingeſöffe und den unſittlichen Zumuthungen . . . und ſie wäre, wie geſagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn ſie es während der ſechs Wochen, die ſie in jenem verfänglichen Hauſe zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte, die Augen zu ſchließen . . ."

„Meiner Tugend wegen" — ſetzte ſie hinzu — „durfte ich es nicht wagen. Und das Alles paſſierte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht, und Tugend beſteht."

Don Iſaak war ſchon im Begriff, die Einzelheiten dieſer Geſchichte kritiſch zu beleuchten, als glücklicherweiſe der ſchele Aron Hirſchkuh von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hauſe hervorkam, und ärgerlich klagte, daſs ſchon längſt die Suppe aufgetragen ſei und die Gäſte zu Tiſche ſäßen und die Wirthin fehle. — — —

(Der Schluſs und die folgenden Kapitel ſind, ohne Verſchulden des Autors, verloren gegangen.)

Aus den Memoiren

des

Herrn von Schnabelewopski.

Erstes Buch.

(1831.)

Kapitel I.

Mein Vater hieß Schnabelewopski; meine Mutter hieß Schnabelewopska; als Beider ehelicher Sohn wurde ich geboren den erſten April 1795 zu Schnabelewops. Meine Großtante, die alte Frau von Pipitzka, pflegte meine erſte Kindheit, und erzählte mir viele ſchöne Märchen, und ſang mich oft in den Schlaf mit einem Liede, deſſen Worte und Melodie meinem Gedächtniſſe entfallen. Ich vergeſſe aber nie die geheimnisvolle Art, wie ſie mit dem zitternden Kopfe nickte, wenn ſie es ſang, und wie wehmüthig ihr großer einziger Zahn, der Einſiedler ihres Mundes, alsdann zum Vorſchein kam. Auch erinnere ich mich noch manchmal des Papageis, über deſſen Tod ſie oft bitterlich weinte. Die alte Großtante iſt jetzt ebenfalls todt, und ich bin in der ganzen Welt wohl der einzige

Menſch, der an ihren lieben Papagei noch denkt. Unſere Katze hieß Mimi, und unſer Hund hieß Joli. Er hatte viel Menſchenkenntnis und ging mir immer aus dem Wege, wenn ich zur Peitſche griff. Eines Morgens ſagte unſer Bedienter, der Hund trage den Schwanz etwas eingekniffen zwiſchen den Beinen und laſſe die Zunge länger als gewöhnlich hervorhängen; und der arme Joli wurde, nebſt einigen Steinen, die man ihm an den Hals feſtband, ins Waſſer geworfen. Bei dieſer Gelegenheit ertrank er. Unſer Bedienter hieß Prrſchtzztwitſch. Man muſs dabei nieſen, wenn man dieſen Namen richtig ausſprechen will. Unſere Magd hieß Swurtſzska, welches im Deutſchen etwas rauh, im Polniſchen aber äußerſt melodiſch klingt. Es war eine dicke, unterſetzte Perſon mit weißen Haaren und blonden Zähnen. Außerdem liefen noch zwei ſchöne ſchwarze Augen im Hauſe herum, welche man Seraphine nannte. Es war mein ſchönes herzliebes Mühmelein, und wir ſpielten zuſammen im Garten, und belauſchten die Haushaltung der Ameiſen, und haſchten Schmetterlinge, und pflanzten Blumen. Sie lachte einſt wie toll, als ich meine kleinen Strümpfchen in die Erde pflanzte, in der Meinung, daſs ein Paar große

Hoſen für meinen Vater daraus hervorwachſen würden.

Mein Vater war die gütigſte Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderſchöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, ſondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befeſtigt war. Seine Hände waren blendend weiß, und ich küſſte ſie oft. Es iſt mir, als röche ich noch ihren ſüßen Duft und er dränge mir ſtechend ins Auge. Ich habe meinen Vater ſehr geliebt: denn ich habe nie daran gedacht, daſs er ſterben könne.

Mein Großvater väterlicher Seite war der alte Herr von Schnabelewopski; ich weiß gar Nichts von ihm, außer daſs er ein Menſch und daſs mein Vater ſein Sohn war. Mein Großvater mütterlicher Seite war der alte Herr von Wlrſſrnski (man muſs gleichfalls nieſen, wenn man ſeinen Namen richtig ausſprechen will), und er iſt abgemalt in einem ſcharlachrothen Sammetrock und einem langen Degen, und meine Mutter erzählte mir oft, daſs er einen Freund hatte, der einen grünſeidenen Rock, roſaſeidne Hoſen und weißſeidne Strümpfe trug, und wüthend den kleinen Chapeaubas hin und her ſchwenkte, wenn er vom König von Preußen ſprach.

Meine Mutter, Frau von Schnabelewopska, gab mir, als ich heranwuchs, eine gute Erziehung. Sie hatte Viel geleſen; als ſie mit mir ſchwanger ging, las ſie faſt ausſchließlich den Plutarch, und hat ſich vielleicht an einem von Deſſen großen Männern verſehen, wahrſcheinlich an einem von den Gracchen. Daher meine myſtiſche Sehnſucht, das agrariſche Geſetz in moderner Form zu verwirklichen. Mein Freiheits- und Gleichheitsſinn iſt vielleicht ſolcher mütterlicher Vorlektüre beizumeſſen. Hätte meine Mutter damals das Leben des Cartouche geleſen, ſo wäre ich vielleicht ein großer Bankier geworden. Wie oft als Knabe verſäumte ich die Schule, um auf den ſchönen Wieſen von Schnabelewops einſam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menſchheit beglücken könnte. Man hat mich deſshalb oft einen Müßiggänger geſcholten und als Solchen beſtraft; und für meine Weltbeglückungsgedanken muſſte ich ſchon damals viel Leid und Noth erdulden. Die Gegend um Schnabelewops iſt übrigens ſehr ſchön, es fließt dort ein Flüſschen, worin man des Sommers ſehr angenehm badet, auch giebt es allerliebſte Vogelneſter in den Gehölzen des Ufers. Das alte Gneſen, die ehemalige Hauptſtadt von Polen, iſt nur drei Meilen davon entfernt. Dort im Dom iſt der

Heilige Adalbert begraben. Dort ſteht ſein ſilberner Sarkophag, und darauf liegt ſein eignes Konterfei in Lebensgröße, mit Biſchofmütze und Krummſtab, die Hände fromm gefaltet, und Alles von gegoſſenem Silber. Wie oft muſs ich deiner gedenken, du ſilberner Heiliger! Ach, wie oft ſchleichen meine Gedanken nach Polen zurück, und ich ſtehe wieder in dem Dome von Gneſen, an den Pfeiler gelehnt, bei dem Grabmal Adalbert's! Dann rauſcht auch wieder die Orgel, als probiere der Organiſt ein Stück aus Allegri's Miſerere; in einer fernen Kapelle wird eine Meſſe gemurmelt; die letzten Sonnenlichter fallen durch die bunten Fenſterſcheiben; die Kirche iſt leer; nur vor dem ſilbernen Grabmal des Heiligen liegt eine betende Geſtalt, ein wunderholdes Frauenbild, das mir einen raſchen Seitenblick zuwirft, aber eben ſo raſch ſich wieder gegen den Heiligen wendet und mit ihren ſehnſüchtig ſchlauen Lippen die Worte flüſtert: „Ich bete dich an!“

In demſelben Augenblick, als ich dieſe Worte hörte, klingelte in der Ferne der Meſsner, die Orgel rauſchte mit ſchwellendem Ungeſtüm, das holde Frauenbild erhob ſich von den Stufen des Grabmals, warf ihren weißen Schleier über das erröthende Antlitz, und verließ den Dom.

„Ich bete dich an!“ Galten dieſe Worte mir oder dem ſilbernen Adalbert? Gegen Dieſen hatte ſie ſich gewendet, aber nur mit dem Antlitz. Was bedeutete jener Seitenblick, den ſie mir vorher zugeworfen und deſſen Strahlen ſich über meine Seele ergoſſen, gleich einem langen Lichtſtreif, den der Mond über das nächtliche Meer dahingießt, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und ſich ſchnell wieder dahinter verbirgt? In meiner Seele, die eben ſo düſter wie das Meer, weckte jener Lichtſtreif alle die Ungethüme, die im tiefen Grunde ſchliefen, und die tollſten Haifiſche und Schwertfiſche der Leidenſchaft ſchoſſen plötzlich hervor, und tummelten ſich, und biſſen ſich vor Wonne in den Schwänzen, und dabei brauſte und kreiſchte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöſe auf der Nordſee.

Den anderen Tag verließ ich Polen.

Kapitel II.

Meine Mutter packte ſelbſt meinen Koffer; mit jedem Hemde hat ſie auch eine gute Lehre hineingepackt. Die Wäſcherinnen haben mir ſpäterhin alle dieſe Hemde mitſammt den guten Lehren vertauſcht. Mein Vater war tief bewegt; und er gab mir einen langen Zettel, worin er artikelweis aufgeſchrieben, wie ich mich in dieſer Welt zu verhalten habe. Der erſte Artikel lautete, daſs ich jeden Dukaten zehnmal herumdrehen ſolle, ehe ich ihn ausgäbe. Das befolgte ich auch im Anfang; nachher wurde mir das beſtändige Herumdrehen viel zu mühſam. Mit jenem Zettel überreichte mir mein Vater auch die dazu gehörigen Dukaten. Dann nahm er eine Schere, ſchnitt damit das Zöpfchen von ſeinem lieben Haupte, und gab mir das Zöpfchen zum Andenken. Ich beſitze es noch, und weine immer, wenn ich die gepuderten ſeinen Härchen betrachte — —

Die Nacht vor meiner Abreiſe hatte ich folgenden Traum:

Ich ging einſam ſpazieren in einer heiter ſchönen Gegend am Meer. Es war Mittag, und die Sonne ſchien auf das Waſſer, daſs es wie lauter Diamanten funkelte. Hie und da am Geſtade erhob ſich eine große Aloe, die ſehnſüchtig ihre grünen Arme nach dem ſonnigen Himmel emporſtreckte. Dort ſtand auch eine Trauerweide mit lang herabhängenden Treſſen, die ſich jedesmal emporhoben, wenn die Wellen heranſpielten, ſo daſs ſie alsdann wie eine junge Nixe ausſah, die ihre grünen Locken in die Höhe hebt, um beſſer hören zu können, was die verliebten Luftgeiſter ihr ins Ohr flüſtern. In der That, Das klang manchmal wie Seufzer und zärtliches Gekoſe. Das Meer erſtrahlte immer blühender und lieblicher, immer wohllautender rauſchten die Wellen, und auf den rauſchenden glänzenden Wellen ſchritt einher der ſilberne Adalbert, ganz wie ich ihn im Gneſener Dome geſehen, den ſilbernen Krummſtab in der ſilbernen Hand, die ſilberne Biſchofmütze auf dem ſilbernen Haupte, und er winkte mir mit der Hand und er nickte mir mit dem Haupte, und endlich, als er mir gegenüberſtand, rief er mir zu mit unheimlicher Silberſtimme: — — —

Ja, die Worte habe ich wegen des Wellengeräuſches nicht hören können. Ich glaube aber, mein ſilberner Nebenbuhler hat mich verhöhnt. Denn ich ſtand noch lange am Strande und weinte, bis die Abenddämmerung heranbrach und Himmel und Meer trüb und blaſs wurden und traurig über alle Maßen. Es ſtieg die Fluth. Aloe und Weide krachten und wurden fortgeſchwemmt von den Wogen, die manchmal haſtig zurückliefen und deſto ungeſtümer wieder heranſchwollen, toſend, ſchaurig, in ſchaumweißen Halbkreiſen. Dann aber auch hörte ich ein taktförmiges Geräuſch wie Ruderſchlag, und endlich ſah ich einen Kahn mit der Brandung herantreiben. Vier weiße Geſtalten, fahle Todtengeſichter, eingehüllt in Leichentüchern, ſaßen darin und ruderten mit Anſtrengung. In der Mitte des Kahnes ſtand ein blaſſes, aber unendlich ſchönes Frauenbild, unendlich zart, wie geformt aus Liljenduft — und ſie ſprang ans Ufer. Der Kahn mit ſeinen geſpenſtiſchen Ruderknechten ſchoſs pfeilſchnell wieder zurück ins hohe Meer, und in meinen Armen lag Panna Jadviga und weinte und lachte: „Ich bete dich an!“

Kapitel III.

Mein erſter Ausflug, als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutſchland, und zwar nach Hamburg, wo ich ſechs Monat blieb, ſtatt gleich nach Leyden zu reiſen und mich dort, nach dem Wunſche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muſs geſtehen, daſs ich während jenes Semeſters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Macbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Banko's herrſcht überall in dieſem kleinen Freiſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freiſtaat, und hier findet man die größte politiſche Freiheit. Die Bürger können hier thun, was ſie wollen, und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun, was er will: Jeder iſt hier freier Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiſs ſeinen Franzoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch, und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſere Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Über Religion, Politik und Wiſſenſchaft ſind ihre reſpektiven Meinungen ſehr verſchieden, aber in Betreff des Eſſens herrſcht das ſchönſte Einverſtändnis. Mögen die chriſtlichen Theologen dort noch ſo ſehr ſtreiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagsmahls ſind ſie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tiſchgebet auf Deutſch ſpricht, während eine andere es auf Hebräiſch abſingt: beide Parteien eſſen, und eſſen gut, und wiſſen das Eſſen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Geſetze, die ſo lange die Geſetze wenden und anwenden, bis ein Braten für ſie dabei abfällt, Dieſe mögen noch ſo ſehr ſtreiten, ob die Gerichte öffentlich ſein ſollen oder nicht: darüber ſind ſie einig, daſs alle Gerichte gut ſein müſſen, und Jeder von ihnen hat ſein Leibgericht. Das Militär denkt gewiſs ganz tapfer ſpartaniſch, aber von der ſchwarzen Suppe will es doch Nichts wiſſen. Die Ärzte, die in der Behandlung der Krankheiten ſo ſehr uneinig ſind und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeſchwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleiſch oder als Homöopathen durch $^1/_{10000}$ Tropfen Abſinth in einer großen Kumpe Mockturtelſuppe zu kurieren pflegen: dieſe Ärzte ſind ganz einig, wenn von dem Geſchmacke der Suppe und des Rauchfleiſches ſelbſt die Rede iſt. Hamburg iſt die Vaterſtadt des letztern, des Rauchfleiſches, und rühmt ſich Deſſen, wie Mainz ſich ſeines Johann Fauſt's und Eisleben ſich ſeines Luther's zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation in Vergleich mit Rauchfleiſch? Ob beide erſteren genutzt oder geſchadet, darüber ſtreiten zwei Parteien in Deutſchland; aber ſogar unſere eifrigſten Jeſuiten ſind eingeſtändig, daſs das Rauchfleiſch eine gute, für den Menſchen heilſame Erfindung iſt.

Hamburg iſt erbaut von Karl dem Großen und wird bewohnt von 80,000 kleinen Leuten, die Alle mit Karl dem Großen, der in Aachen begraben liegt, nicht tauſchen würden. Vielleicht beträgt die Bevölkerung von Hamburg gegen 100,000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging, um mir dort die Menſchen zu betrachten. Auch habe ich gewiſs manchen Mann überſehen, indem die Frauen meine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, ſondern meiſtens ſogar korpulent, mitunter reizend ſchön, und im Durchſchnitt von einer gewiſſen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bei Leibe nicht miſsfiel. Wenn ſie in der romantiſchen Liebe ſich nicht allzu ſchwärmeriſch zeigen und von der großen Leidenſchaft des Herzens wenig ahnen, ſo iſt Das nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld Amor's, des kleinen Gottes, der manchmal die ſchärfſten Liebespfeile auf ſeinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeſchick viel zu tief ſchießt, und ſtatt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, ſo ſah ich meiſtens unterſetzte Geſtalten, verſtändige kalte Augen, kurze Stirn, nachläſſig herabhängende rothe Wangen, die Eſswerkzeuge beſonders ausgebildet, der Hut wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hoſentaſchen, wie Einer, der eben fragen will: Was hab' ich zu bezahlen?

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören: 1) das alte Rathhaus, wo die großen Hamburger Bankiers, aus Stein gemeißelt und mit Scepter und Reichsapfel in Händen, abkonterfeit ſtehen. 2) Die Börſe, wo ſich täglich die Söhne Hammonia's verſammeln, wie einſt die Römer auf dem Forum, und wo über ihren Häuptern eine ſchwarze Ehrentafel hängt mit dem Namen ausgezeichneter Mitbürger. 3) Die ſchöne Marianne, ein außerordentlich ſchönes Frauenzimmer, woran der Zahn der Zeit ſchon ſeit zwanzig Jahren kaut — Nebenbei geſagt, der „Zahn der Zeit" iſt eine ſchlechte Metapher, denn ſie iſt ſo alt, daß ſie gewiß keine Zähne mehr hat, nämlich die Zeit — die ſchöne Marianne hat vielmehr jetzt noch alle ihre Zähne und noch immer Haare darauf, nämlich auf den Zähnen. 4) Die ehemalige Centralkaſſe. 5) Altona. 6) die Originalmanuſkripte von Marr's Tragödien. 7) Der Eigenthümer des Röding'ſchen Kabinetts. 8) Die Börſenhalle. 9) Die Bacchushalle, und endlich 10) das Stadttheater. Letzteres verdient beſonders geprieſen zu werden, ſeine Mitglieder ſind lauter gute Bürger, ehrſame Hausväter, die ſich nicht verſtellen können und Niemanden täuſchen, Männer, die das Theater zum Gotteshauſe machen, indem ſie den Unglücklichen, der an der Menſchheit verzweifelt, aufs wirkſamſte überzeugen, daſs nicht Alles in der Welt eitel Heuchelei und Verſtellung iſt.

Bei Aufzählung der Merkwürdigkeiten der Republik Hamburg kann ich nicht umhin zu erwähnen, daſs zu meiner Zeit der Apolloſaal auf der Drehbahn ſehr brillant war. Jetzt iſt er ſehr heruntergekommen, und es werden dort philharmoniſche Koncerte gegeben, Taſchenſpielerkünſte gezeigt und Naturforſcher gefüttert. Einſt war es anders! Es ſchmetterten die Trompeten, es wirbelten die Pauken, es flatterten die Straußfedern, und Heloiſe und Minka rannten durch die Reihen der Oginski-Polonaiſe, und Alles war ſehr anſtändig. Schöne Zeit, wo mir das Glück lächelte! Und das Glück hieß Heloiſe! Es war ein ſüßes, liebes, beglückendes Glück mit Roſenwangen, Liljennäschen, heißduftigen Nelkenlippen, Augen wie der blaue Bergſee; aber etwas Dummheit lag auf der Stirne, wie ein trüber Wolkenflor über einer prangenden Frühlingslandſchaft. Sie war ſchlank wie eine Pappel und lebhaft wie ein Vogel, und ihre Haut war ſo zart, daſs ſie zwölf Tage geſchwollen blieb durch den Stich einer Haarnadel. Ihr Schmollen, als ich ſie geſtochen hatte, dauerte aber nur zwölf Sekunden, und dann lächelte ſie — Schöne Zeit, als das Glück mir lächelte! ... Minka lächelte ſeltener, denn ſie hatte keine ſchöne Zähne. Deſto ſchöner aber waren ihre Thränen, wenn ſie weinte, und ſie weinte bei jedem fremden Unglück, und ſie war wohlthätig über alle Begriffe. Den Armen gab ſie ihren letzten Schilling; ſie war ſogar oft in der Lage, wo ſie ihr letztes Hemd weggab, wenn man es verlangte. Sie war ſo ſeelengut. Sie konnte Nichts abſchlagen, ausgenommen ihr Waſſer. Dieſer weiche, nachgiebige Charakter kontraſtierte gar lieblich mit ihrer äußeren Erſcheinung. Eine kühne, junoniſche Geſtalt; weißer frecher Nacken, umringelt von wilden ſchwarzen Locken, wie von wollüſtigen Schlangen; Augen, die unter ihren düſteren Siegesbogen ſo weltbeherrſchend ſtrahlten; purpurſtolze, hochgewölbte Lippen; marmorne, gebietende Hände, worauf leider einige Sommerſproſſen; auch hatte ſie in der Form eines kleinen Dolchs ein braunes Muttermal an der linken Hüfte.

Wenn ich dich in ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft gebracht, lieber Leſer, ſo tröſte dich damit, daß ſie dir wenigſtens nicht ſo viel gekoſtet wie mir. Doch wird es ſpäter in dieſem Buche nicht an idealiſchen Frauensperſonen fehlen, und ſchon jetzt will ich dir zur Erholung zwei Anſtandsdamen vorführen, die ich damals kennen und verehren lernte. Es iſt Madame Pieper und Madame Schnieper. Erſtere war eine ſchöne Frau in ihren reifſten Jahren, große ſchwärzliche Augen, eine große weiße Stirne, ſchwarze falſche Locken, eine kühne altrömiſche Naſe, und ein Maul, das eine Guillotine war für jeden guten Namen. In der That, für einen Namen gab es keine leichtere Hinrichtungsmaſchine als Madame Pieper's Maul; ſie ließ ihn nicht lange zappeln, ſie machte keine langwichtige Vorbereitungen; war der beſte gute Name zwiſchen ihre Zähne gerathen, ſo lächelte ſie nur — aber dieſes Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeſchnitten und fiel in den Sack. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend. Von Madame Schnieper ließ ſich Daſſelbe rühmen. Es war eine zarte Frau, kleine ängſtliche Brüſte, gewöhnlich mit einem wehmüthig dünnen Flor umgeben, hellblonde Haare, hellblaue Augen, die entſetzlich klug hervorſtachen aus dem weißen Geſichte. Es hieß, man könne ihren Tritt nie hören, und wirklich, ehe man ſich Deſſen verſah, ſtand ſie oft neben Einem, und verſchwand dann wieder eben ſo geräuſchlos. Ihr Lächeln war ebenfalls tödlich für jeden guten Namen, aber minder wie ein Beil, als vielmehr wie jener afrikaniſche Giftwind, von deſſen Hauch ſchon alle Blumen verwelken; elendiglich verwelken muſſte jeder gute Name, über den ſie nur leiſe hinlächelte. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend.

Ich würde nicht ermangeln, mehre von den Söhnen Hammonia's ebenfalls hervorzuloben und einige Männer, die man ganz beſonders hochſchätzt — namentlich Diejenigen, welche man auf einige Millionen Mark Banko zu ſchätzen pflegt — aufs prächtigſte zu rühmen; aber ich will in dieſem Augenblick meinen Enthuſiasmus unterdrücken, damit er ſpäterhin in deſto helleren Flammen emporlodere. Ich habe nämlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Ehrentempel Hamburg's herauszugeben, ganz nach demſelben Plane, welchen ſchon vor zehn Jahren ein berühmter Schriftſteller entworfen hat, der in dieſer Abſicht jeden Hamburger aufforderte, ihm ein ſpecificiertes Inventarium ſeiner ſpeciellen Tugenden, nebſt einem Species-Thaler, aufs ſchleunigſte einzuſenden. Ich habe nie recht erfahren können, warum dieſer Ehrentempel nicht zur Ausführung kam; denn die Einen ſagten, der Unternehmer, der Ehrenmann, ſei, als er kaum von

Aaron bis Abendroth gekommen und gleichſam die erſten Klötze eingerammt, von der Laſt des Materials ſchon ganz erdrückt worden: die Anderen ſagten, der hoch- und wohlweiſe Senat habe aus allzugroßer Beſcheidenheit das Projekt hintertrieben, indem er dem Baumeiſter ſeines eignen Ehrentempels plötzlich die Weiſung gab, binnen vierundzwanzig Stunden das Hamburgiſche Gebiet mit allen ſeinen Tugenden zu verlaſſen. Aber gleichviel aus welchem Grunde, das Werk iſt nicht zu Stande gekommen; und da ich ja doch einmal aus angeborener Neigung etwas Großes thun wollte in dieſer Welt und immer geſtrebt habe das Unmögliche zu leiſten, ſo habe ich jenes ungeheure Projekt wieder aufgefaſſt, und ich liefere einen Ehrentempel Hamburg's, ein unſterbliches Rieſenbuch, worin ich die Herrlichkeit aller ſeiner Einwohner ohne Ausnahme beſchreibe, worin ich edle Züge von geheimer Mildthätigkeit mittheile, die noch gar nicht in der Zeitung geſtanden, worin ich Großthaten erzähle, die Keiner glauben wird, und worin mein eignes Bildnis, wie ich auf dem Jungfernſtieg vor dem Schweizerpavillon ſitze und über Hamburg's Verherrlichung nachdenke, als Vignette paradieren ſoll.

Kapitel IV.

Für Leſer, denen die Stadt Hamburg nicht bekannt iſt — und es giebt Deren vielleicht in China und Ober-Baiern — für dieſe muſs ich bemerken, daſs der ſchönſte Spaziergang der Söhne und Töchter Hammonia's den rechtmäßigen Namen Jungfernſtieg führt; daſs er aus einer Lindenallee beſteht, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuſer, auf der anderen Seite von dem großen Alſterbaſſin begrenzt wird; und daſs vor letzterem, ins Waſſer hineingebaut, zwei zeltartige luſtige Kaffehäuslein ſtehen, die man Pavillons nennt. Beſonders vor dem einen, dem ſogenannten Schweizerpavillon, läſſt ſich gut ſitzen, wenn es Sommer iſt und die Nachmittagsſonne nicht zu wild glüht, ſondern nur heiter lächelt und mit ihrem Glanze die Linden, die Häuſer, die Menſchen, die Alſter und die Schwäne, die ſich darauf wiegen, faſt märchenhaft lieblich übergießt. Da läſſt ſich gut ſitzen, und da ſaß ich gut gar manchen Sommernachmittag, und dachte, was ein junger Menſch zu denken pflegt, nämlich gar Nichts, und betrachtete, was ein junger Menſch zu betrachten pflegt, nämlich die jungen Mädchen, die vorübergingen — und da flatterten ſie vorüber, jene holden Weſen mit ihren geflügelten Häubchen und ihren verdeckten Körbchen, worin Nichts enthalten iſt — da trippelten ſie dahin, die bunten Vierländerinnen, die ganz Hamburg mit Erdbeeren und eigener Milch verſehen, und deren Röcke noch immer viel zu lang ſind — da ſtolzierten die ſchönen Kaufmannstöchter, mit deren Liebe man auch ſo viel bares Geld bekömmt — da hüpft eine Amme, auf den Armen ein roſiges Knäbchen, das ſie beſtändig küſſt, während ſie an ihren Geliebten denkt — da wandeln Prieſterinnen der ſchaumentſtiegenen Göttin, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen, die auf die Jagd gehn, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter — ach! da wandelt auch Minka und Heloiſa! Wie oft ſaß ich vor dem Pavillon und ſah ſie vorüberwandeln in ihren roſageſtreiften Roben — die Elle koſtet 4 Mark und 3 Schilling, und Herr Seligmann hat mir verſichert, die Roſaſtreifen würden im Waſchen die Farbe behalten — Prächtige Dirnen! riefen dann die tugendhaften Jünglinge, die neben mir ſaßen. — Ich erinnere mich, ein großer Aſſekuradeur, der immer wie ein Pfingſtochs geputzt ging, ſagte einſt: Die Eine möcht' ich mir mal als Frühſtück und die Andere als Abendbrot zu Gemüthe führen, und ich würde an ſolchem Tage gar nicht zu Mittag ſpeiſen — Sie iſt ein Engel! ſagte einſt ein Seekapitän ganz laut, ſo daſs ſich beide Mädchen zu gleicher Zeit umſahen, und ſich dann einander eiferſüchtig anblickten. — Ich ſelber ſagte nie Etwas, und ich dachte meine ſüßeſten Garnichtsgedanken, und betrachtete die Mädchen und den heiter ſanften Himmel und den langen Petrithurm mit der ſchlanken Taille und die ſtille blaue Alſter, worauf die Schwäne ſo ſtolz und ſo lieblich und ſo ſicher umherſchwammen. Die Schwäne! Stundenlang konnte ich ſie betrachten, dieſe holden Geſchöpfe mit ihren ſanften langen Hälſen, wie ſie ſich üppig auf den weichen Fluthen wiegten, wie ſie zuweilen ſelig untertauchten und wieder auftauchten, und übermüthig plätſcherten, bis der Himmel dunkelte, und die goldnen Sterne hervortraten, verlangend, verheißend, wunderbar zärtlich, verklärt. Die Sterne! Sind es goldne Blumen am bräutlichen

Buſen des Himmels? Sind es verliebte Engelsaugen, die ſich ſehnſüchtig ſpiegeln in den blauen Gewäſſern der Erde und mit den Schwänen buhlen?

— — — Ach! Das iſt nun lange her. Ich war damals jung und thöricht. Jetzt bin ich alt und thöricht. Manche Blume iſt unterdeſſen verwelkt und manche ſogar zertreten worden. Manches ſeidne Kleid iſt unterdeſſen zerriſſen, und ſogar der roſageſtreifte Kattun des Herrn Seligmann hat unterdeſſen die Farbe verloren. Er ſelbſt aber iſt ebenfalls verblichen — die Firma iſt jetzt „Seligmann's ſelige Wittwe“ — und Heloiſa, das ſanfte Weſen, das geſchaffen ſchien, nur auf weichbeblümten indiſchen Teppichen zu wandeln und mit Pfauenfedern gefächelt zu werden, ſie ging unter in Matroſenlärm, Punſch, Tabaksrauch und ſchlechter Muſik. Als ich Minka wiederſah — ſie nannte ſich jetzt Kathinka und wohnte zwiſchen Hamburg und Altona — da ſah ſie aus wie der Tempel Salomonis, als ihn Nebukadnezar zerſtört hatte, und roch nach aſſyriſchem Knaſter — und als ſie mir Heloiſa's Tod erzählte, weinte ſie bitterlich und riſs ſich verzweiflungsvoll die Haare aus, und wurde ſchier ohnmächtig, und muſſte ein großes Glas Branntwein austrinken, um zur Beſinnung zu kommen.

Und die Stadt ſelbſt, wie war ſie verändert. Und der Jungfernſtieg! Der Schnee lag auf den Dächern, und es ſchien, als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſtiegs waren nur todte Bäume mit dürren Äſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus mit einem gefrornen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daß alle Menſchen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren um dieſelbe Stunde mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zweimal zwei iſt vier — Entſetzlich! rief ich, wenn Einem von dieſen Leuten, während er auf dem Komptoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf ſei, und daß er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüberwandlenden Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor, als ſeien ſie ſelber Nichts anders als Zahlen, als arabiſche Ziffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſecuradeur, der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharao's mageren Kühen ausſah — blaſſe hohle Wangen wie ein leerer Suppenteller, kaltrothe Naſe wie eine Winterroſe, abgeſchabter ſchwarzer Rock, der einen kümmerlich weißen Wiederſchein gab, ein Hut, worin Saturn mit der Senſe einige Luftlöcher geſchnitten, doch die Stiefel noch immer ſpiegelblank gewichſt — und er ſchien nicht mehr daran zu denken, Heloiſa und Minka als Frühſtück und Abendbrot zu verzehren, er ſchien ſich vielmehr nach einem Mittageſſen von gewöhnlichem Rindfleiſch zu ſehnen. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Dieſe und die anderen Zahlenmenſchen rollten vorüber, haſtig und hungrig, während unfern längs den Häuſern des Jungfernſtiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug ſich hinbewegte. Ein trübſinniger Mummenſchanz! hinter dem Trauerwagen, einherſtelzend auf ihren dünnen ſchwarzſeidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundiſchem Koſtüm; kurze ſchwarze Mäntel und ſchwarze Pluderhoſen, weiße Perücken und weiße Halsberge, wozwiſchen die rothen bezahlten Geſichter gar poſſenhaft hervorguckten, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenſchirm.

Aber noch unheimlicher und verwirrender als dieſe Bilder, die ſich wie ein chineſiſches Schattenſpiel ſchweigend vorbeibewegten, waren die Töne, die von einer anderen Seite in mein Ohr drangen. Es waren heiſere, ſchnarrende, metallloſe Töne, ein unſinniges Kreiſchen, ein ängſtliches Plätſchern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Ächzen, ein unbeſchreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Baſſin der Alſter war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entſetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geſchöpfe, die darin herumſchwammen und in entſetzlicher Todesangſt ſchrieen, und ach! es waren dieſelben Schwäne, die einſt ſo weich und heiter meine Seele bewegten. Ach! die ſchönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit ſie im Herbſt nicht auswandern konnten nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden ſie feſtgebannt in ſeinen dunkeln Eisgruben — und der Markeur des Pavillons meinte, ſie befänden ſich wohl darin, und die Kälte ſei ihnen geſund. Das iſt aber nicht wahr, es iſt Einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert iſt, faſt eingefroren, und Einem die Flügel gebrochen ſind, und man nicht fortfliegen kann nach dem ſchönen Süden, wo die ſchönen Blumen, wo die goldnen Sonnenlichter, wo die blauen Bergſeen — Ach! auch mir erging es einſt nicht viel beſſer, und ich verſtand die Qual dieſer armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieſelben Sterne, die einſt in ſchönen Sommernächten ſo liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber ſo winterkalt, ſo froſtig klar und faſt verhöhnend auf ſie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daſs die Sterne keine liebende, mitfühlende Weſen ſind, ſondern nur glänzende Täuſchungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts — —

Kapitel V.

Während ich das vorige Kapitel hinſchrieb, dacht' ich unwillkürlich an ganz etwas Anderes. Ein altes Lied ſummte mir beſtändig im Gedächtnis, und Bilder und Gedanken verwirrten ſich aufs unleidlichſte; ich mag wollen oder nicht, ich muſs von jenem Liede ſprechen. Vielleicht auch gehört es hieher und es drängt ſich mit Recht in mein Geſchreibſel hinein. Ja, ich fange jetzt ſogar an es zu verſtehen, und ich verſtehe jetzt auch den verdüſterten Ton, womit der Klas Hinrichſon es ſang; er war ein Jütländer und diente bei uns als Pferdeknecht. Er ſang es noch den Abend vorher, ehe er ſich in unſerem Stall erhenkte. Bei dem Refrain: „Schau dich um, Herr Vonved!" lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieherten dabei ſehr angſtvoll, und der Hofhund bellte, als ſtürbe Jemand. Es iſt das altdäniſche Lied von dem Herrn Vonved, der in der Welt ausreitet und ſich ſo lange darin herumſchlägt, bis man ſeine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle ſeine Räthſel gelöſt ſind, gar verdrießlich nach Hauſe reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was ſang er im Anfang? was ſang er am Ende? Ich hab' oft darüber nachgedacht. Klas Hinrichſon's Stimme war manchmal thränenweich, wenn er das Lied anfing, und wurde allmählig rauh und grollend wie das Meer, wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Vonved ſitzt im Kämmerlein,
Er ſchlägt die Goldharf' an ſo rein,
Er ſchlägt die Goldharf' unterm Kleid,
Da kommt ſeine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Herr Vonved!

Das war ſeine Mutter Adelin, die Königin, die ſpricht zu ihm: Mein junger Sohn, laß Andere die Harfe ſpielen, gürt um das Schwert, beſteige dein Roß, reit aus, verſuche deinen Muth, kämpfe und ringe, ſchau dich um in der Welt, ſchau dich um, Herr Vonved! Und

Herr Bonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet mit Kämpfern zu ſtreiten.
So wunderlich iſt ſeine Fahrt:
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Bonved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,
Sein Roß war ſpringend,
Selbſt der Herr war ſo ſchwingend.
Schau dich um, Herr Bonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach,
Doch nimmer eine Stadt er ſah;
Eia, ſagte der junge Mann,
Iſt keine Stadt in dieſem Land?
Schau dich um, Herr Bonved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet' ihm,
Herr Thule mit ſeinen Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all'.
Schau dich um, Herr Bonved!

Mein jüngſter Sohn, hör' du mein Wort:
Den Harniſch tauſch mit mir ſofort,
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Eh' wir ſchlagen dieſen Helden frei.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved reißt ſein Schwert von der Seite,
Es lüſtet ihn mit Kämpfern zu ſtreiten;
Erſt ſchlägt er den Herren Thule ſelbſt,
Darnach all' ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite, es lüſtet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Weidmann und verlangt von ihm die Hälfte ſeiner Jagdbeute; Der aber will nicht theilen, und muſs mit ihm kämpfen, und wird erſchlagen. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't,
Sieht, wie der Hirt das Vieh da treibt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und hör du, Hirte, ſag du mir:
Weſs iſt das Vieh, das du treibſt vor dir?
Und was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Herr Bonved!

Sag: wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Bonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill ſein Mund,
Davon er gar Nichts ſagen kunnt'.
Er ſchlug nach ihm mit der Zunge,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Herr Bonved!

Und er kommt zu einer anderen Herde, und da ſitzt wieder ein Hirt, an den er ſeine Fragen richtet. Dieſer aber giebt ihm Beſcheid, und Herr Bonved nimmt einen Goldring und ſteckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Rold, und erſchlägt ihn mitſammt ſeinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er warf herum ſein Pferd,
Herr Bonved der junge Edelherr;
Er thät über Berg' und Thale dringen,
Doch konnt' er Niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Herr Bonved!

So kam er zu der dritten Schar.
Da ſaß ein Hirt mit ſilbernem Haar:
Hör du, guter Hirte mit deiner Herd',
Du giebſt mir gewiſslich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Bonved!

Was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines todten Mannes Füß'?
Schau dich um, Herr Bonved!

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königsſaale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Schau dich um, Herr Bonved!

Wer trägt den Bart auf ſeinem Rück'?
Wer trägt die Naſ' unter ſeinem Kinn?
Als ein Riegel was iſt ſchwärzer noch mehr?
Und was iſt raſcher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Bonved!

Wo iſt die allerbreiteſte Brück'?
Was iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick?
Wo wird gefunden der höchſte Gang?
Wo wird getrunken der kälteſte Trank?
Schau dich um, Herr Bonved!

„Die Sonn' iſt runder als ein Rad,
Im Himmel begeht man die fröhliche Weihnacht,
Gen Weſten geht die Sonne zu ihrem Sitz.
Gen Oſten ruhn eines todten Mannes Füß'."
Schau dich um, Herr Bonved!

„Der Schnee füllt aus alle Thale,
Am herrlichſten kleidet der Muth im Saale,
Der Donner ruft lauter als der Kranich kann,
Und Engel ſind weißer als der Schwan."
Schau dich um, Herr Bonved!

„Der Kiebitz trägt den Bart in dem Nacken ſein,
Der Bär hat die Naſ' unterm Kinn allein,
Die Sünde ſchwärzer iſt als ein Riegel noch mehr,
Und der Gedanke raſcher als ein Reh.“
Schau dich um, Herr Bonved!

„Das Eis macht die allerbreiteſte Brück',
Die Kröt' iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick,
Zum Paradies geht der höchſte Gang,
Da unten da trinkt man den kälteſten Trank.“
Schau dich um, Herr Bonved!

„Weiſen Spruch und Rath haſt du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir.“
Nun hab' ich ſo gutes Vertrauen auf dich,
Viel' Kämpfer zu finden beſcheideſt du mich.
Schau dich um, Herr Bonved!

„Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg',
Dort findeſt du viel' Kämpfer und Rittersleut',
Die können viel gut ſich wehren im Streit.“
Schau dich um, Herr Bonved!

Er zog einen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn goldne Pfund;
Den thät er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft' die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er reitet ein in die Burg, und er erſchlägt zuerſt den Randulf, hernach den Strandulf,

Er ſchlug den ſtarken Ege Under,
Er ſchlug den Ege Karl, ſeinen Bruder,
So ſchlug er in die Kreuz und Quer,
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer, und Der war viel ſtark.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag mir, du edler Ritter gut:
Wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Bonved!

„In Oſten ſteht der Fiſch in der Fluth,
Im Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Halland findſt du Vidrich daheim
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein.“
Schau dich um, Herr Bonved!

Von der Bruſt Bonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er dem Kämpfer an ſeinen Arm:
Sag, du wärſt der letzte Mann,
Der Gold vom Herrn Bonved gewann.
Schau dich um, Herr Bonved!

Herr Bonved vor die hohe Zinne thät reiten,
Bat die Wächter, ihn hineinzuleiten;
Als aber Keiner heraus zu ihm ging,
Da ſprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Bonved!

Sein Roſs an einen Strick er band,
Darauf er ſich zur Burgſtube gewandt;
Er ſetzte ſich oben an die Tafel ſofort,
Dazu ſprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Bonved!

Er aß, er trank, nahm Speiſe ſich,
Den König fragt' er darum nicht; —
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo ſo viel' verfluchte Zungen waren.
Schau dich um, Herr Bonved!

Der König ſprach zu den Kämpfern ſein:
„Der tolle Geſelle muſs gebunden ſein;
Bindet ihr den fremden Gaſt nicht feſt,
So dienet ihr mir nicht aufs beſt'.“
Schau dich um, Herr Bonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu,
Und komm zum Spiel du ſelbſt herzu!
Einen Hurenſohn, ſo nenn' ich dich,
Außer du bindeſt mich.
Schau dich um, Herr Bonved!

König Esmer, mein lieber Vater,
Und ſtolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das ſtrenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Herr Bonved!

„War Esmer, der König, dein Vater
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So biſt du Herr Bonved, ein Kämpfer ſchön,
Dazu meiner liebſten Schweſter Sohn.“
Schau dich um, Herr Bonved!

„Herr Bonved, willſt du bleiben bei mir,
Beides Ruhm und Ehre ſoll werden dir,
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Bonved!

„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“
Doch Das zu thun lüſtet ihn nicht,
Er wollt' fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Bonved!

Herr Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn übers weiße Schienbein hin:
Herr Vonved mit ſeinem Roſs herumdringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie finden bei ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück'.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er iſſt, und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharf' ſo lang',
Daſs ſpringen entzwei alle die Strang'.
Schau dich um, Herr Vonved!

Kapitel VI.

Es war aber ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erſtenmal die Stadt Hamburg verlaſſen. Noch ſehe ich, wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbäuche ſpielten, und ich höre noch das heitre, langhingeſungene Hoiho! der Matroſen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichſte Ähnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erſtenmal in die Welt geht, ſich zum erſtenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch ſind alle ſeine Gedanken buntbewimpelt, Übermuth ſchwellt alle Segel ſeiner Wünſche, hoiho! — aber bald erheben ſich die Stürme, der Horizont verdüſtert ſich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerſchellt an romantiſchen Klippen oder ſtrandet auf ſeicht proſaiſchem Sand — oder vielleicht morſch und gebrochen, mit gekapptem Maſt, ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abgetakelt häßlich, als elendes Wrack!

Aber es giebt auch Menſchen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, ſondern mit Dampfſchiffen. Dieſe tragen ein dunkles Feuer in der Bruſt, und ſie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Rauchflagge flattert wie der ſchwarze Federbuſch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder ſind wie koloſſale Pfundſporen, womit ſie das Meer in die Wellenrippen ſtechen, und das widerſpenſtig ſchäumende Element muß ihrem Willen gehorchen wie ein Roß — aber ſehr oft platzt der Keſſel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff ſetzen, welches von Hamburg nach Amſterdam fährt. Es war ein ſchwediſches Fahrzeug, hatte außer dem Helden dieſer Blätter auch Eiſenbarren geladen, und ſollte wahrſcheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfiſche nach Hamburg oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe ſind wunderlieblich, beſonders hinter Altona, bei Rainville. Unfern liegt Klopſtock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein todter Dichter ſo gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, iſt ſchon weit ſchwerer. Wie oft hab' ich dein Grab beſucht, Sänger des Meſſias, der du ſo rührend wahr die Leiden Jeſu beſungen! Du haſt aber auch lang' genug auf der Königſtraße hinter dem Jungfernſtieg gewohnt, um zu wiſſen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Curhaven, welches eine hamburgiſche Kolonie. Die Einwohner ſind Unterthanen der Republik und haben es ſehr gut. Wenn ſie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geſchickt, und in allzuheißen Sommertagen ſchickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonſul reſidiert dort ein hoch- oder wohlweiſer Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es iſt dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daſs es zu gleicher Zeit ein Elbbad iſt. Ein großer Damm, worauf man ſpazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Curhaven gehört. Das Wort kommt aus dem Phöniciſchen; die Worte „Ritze" und „Büttel" heißen auf Phöniciſch: „Mündung der Elbe." Manche Hiſtoriker behaupten, Karl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönicier aber hätten Hamburg und Altona gegründet, und zwar zu derſelben Zeit, als Sodom und Gomorrha zu Grunde gingen. Vielleicht haben ſich Flüchtlinge aus dieſen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwiſchen der Fuhlentwiete und der Kaffemacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Byrſa X. geſchlagen worden. Nach meiner Meinung iſt Hamburg das alte Tharſis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nämlich der König von Juda und Iſrael, hatte immer eine beſondere Liebhaberei für Gold und Affen.

Unvergeſslich bleibt mir dieſe erſte Seereiſe. Meine alte Großmuhme hatte mir ſo viele Waſſermärchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtnis aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke ſitzen und an die alten Geſchichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme ſprechen zu hören. Wenn ich die Augen ſchloſs, dann ſah ich ſie wieder leibhaftig vor mir ſitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und haſtig bewegte ſie wieder die Lippen, und erzählte die Geſchichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen geſehen, die auf weißen Klippen ſitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte ſie nur ſingen hören.

Wie angeſtrengt ich auch manchmal in die klare See hinabſchaute, ſo konnte ich doch nicht die verſunkenen Städte ſehen, worin die Menſchen, in allerlei Fiſchgeſtalten verwünſcht, ein tiefes, wundertiefes Waſſerleben führen. Es heißt, die Lachſe und alte Rochen ſitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenſter und fächern ſich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfiſche in Rathsherrentracht vorbeiſchwimmen, wo junge Modeheringe nach ihnen hinauflorgnieren, und wo Krabben, Hummer und ſonſtig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht ſo tief hinabſehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht ſah ich mal ein großes Schiff mit ausgeſpannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daſs es ausſah wie ein dunkler Rieſe in einem weiten Scharlachmantel. War Das der fliegende Holländer?

In Amſterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, ſah ich ihn leibhaftig ſelbſt, den grauenhaften Mynheer, und zwar auf der Bühne. Bei dieſer Gelegenheit, im Theater zu Amſterdam, lernte ich auch eine von jenen Nixen kennen, die ich auf dem Meere ſelbſt vergeblich geſucht. Ich will ihr, weil ſie gar zu lieblich war, ein beſonderes Kapitel weihen.

[illegible]

Kapitel VII.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer iſt euch gewiſs bekannt. Es iſt die Geſchichte von dem verwünſchten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt ſchon ſeit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, ſo kommen Einige von der unheimlichen Mannſchaft in einem Boote herangefahren, und bitten, ein Packet Briefe gefälligſt mitzunehmen. Dieſe Briefe muſs man an den Maſtbaum feſtnageln, ſonſt widerfährt dem Schiffe ein Unglück, beſonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeiſen am Fockmaſte befindlich iſt. Die Briefe ſind immer an Menſchen adreſſiert, die man gar nicht kennt, oder die längſt verſtorben, ſo daſs zuweilen der ſpäte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an ſeine Urgroßmutter gerichtet iſt, die ſchon ſeit hundert Jahr' im Grabe liegt. Jenes hölzerne Geſpenſt, jenes grauenhafte Schiff, führt ſeinen Namen von ſeinem Kapitän, einem Holländer, der einſt bei allen Teufeln geſchworen, daſs er irgend ein Vorgebirge, deſſen Namen mir entfallen, trotz des heftigſten Sturms, der eben wehte, umſchiffen wolle, und ſollte er auch bis zum jüngſten Tage ſegeln müſſen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaſſt, er muſs bis zum jüngſten Tage auf dem Meere herumirren, es ſei denn, daſs er durch die Treue eines Weibes erlöſt werde. Der Teufel, dumm wie er iſt, glaubt nicht an Weibertreue, und erlaubte daher dem verwünſchten Kapitän, alle ſieben Jahr' einmal ans Land zu ſteigen und zu heirathen, und bei dieſer Gelegenheit ſeine Erlöſung zu betreiben. Armer Holländer! Er iſt oft froh genug, von der Ehe ſelbſt wieder erlöſt und ſeine Erlöſerin los zu werden, und er begiebt ſich dann wieder an Bord.

Auf dieſe Fabel gründete ſich das Stück, das ich im Theater zu Amſterdam geſehen. Es ſind wieder ſieben Jahr' verfloſſen, der arme Holländer iſt des endloſen Umherirrens müder als jemals, ſteigt ans Land, ſchließt Freundſchaft mit einem ſchottiſchen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu ſpottwohlfeilem Preiſe, und wie er hört, daſs ſein Kunde eine ſchöne Tochter beſitzt, verlangt er ſie zur Gemahlin. Auch dieſer Handel wird abgeſchloſſen. Nun ſehen wir das Haus des Schotten; das Mädchen erwartet den Bräutigam, zagen Herzens. Sie ſchaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen ſchönen Mann in ſpaniſch niederländiſcher Tracht darſtellt; es iſt ein altes Erbſtück, und nach der Ausſage der Großmutter iſt es ein getreues Konterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr' in Schottland geſehen, zur Zeit König Wilhelm's von Oranien. Auch iſt mit dieſem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daſs die Frauen der Familie ſich vor dem Originale hüten ſollten. Eben deſshalb hat das Mädchen von Kind auf ſich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erſchrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch Jener iſt betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorſtelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von ſich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er ſpöttelt ſelber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, ſchildert er, wie Mynheer auf der unermeßlichen Waſſerwüſte die unerhörteſten Leiden erdulden müſſe, wie ſein Leib Nichts anders ſei als ein Sarg von Fleiſch, worin ſeine Seele ſich langweilt, wie das Leben ihn von ſich ſtößt und auch der Tod ihn abweiſt; gleich einer leeren Tonne, die ſich die Wellen einander zuwerfen und ſich ſpottend einander zurückwerfen, ſo werde der arme Holländer zwiſchen Tod und Leben hin und her geſchleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; ſein Schmerz ſei tief wie das Meer, worauf er herumſchwimmt, ſein Schiff ſei ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube, Dieſes waren ungefähr die Worte, womit der Bräutigam ſchließt. Die Braut betrachtet ihn ernſthaft, und wirft manchmal Seitenblicke nach ſeinem Konterfei. Es iſt, als ob ſie ſein Geheimnis errathen habe, und wenn er nachher fragt: Katharina, willſt du mir treu ſein? antwortet ſie entſchloſſen: Treu bis in den Tod.

Bei dieſer Stelle, erinnere ich mich, hörte ich lachen, und dieſes Lachen kam nicht von unten aus der Hölle, ſondern von oben, vom Paradieſe. Als ich hinaufſchaute, erblickte ich eine wunderſchöne Eva, die mich mit ihren großen blauen Augen verführeriſch anſah. Ihr Arm hing über der Galerie herab, und in der Hand hielt ſie einen Apfel, oder vielmehr eine Apfelſine. Statt mir aber ſymboliſch die Hälfte anzubieten, warf ſie mir bloß metaphoriſch die Schalen auf den Kopf. War es Abſicht oder Zufall? Das wollte ich wiſſen. Ich war aber, als ich ins Paradies hinaufſtieg, um die Bekanntſchaft fortzuſetzen, nicht wenig befremdet. ein weißes ſanftes Mädchen zu finden, eine überaus weiblich weiche Geſtalt, nicht ſchmächtig, aber doch kryſtallig zart, ein Bild häuslicher Zucht und beglückender Holdſeligkeit. Nur um die linke Oberlippe zog ſich Etwas, oder vielmehr ringelte ſich Etwas wie das Schwänzchen einer fortſchlüpfenden Eidechſe. Es war ein geheimnisvoller Zug, wie man ihn juſt nicht bei den reinen Engeln, aber auch nicht bei häßlichen Teufeln zu finden pflegt. Dieſer Zug bedeutete weder das Gute noch das Böſe, ſondern bloß ein ſchlimmes Wiſſen: es iſt ein Lächeln, welches vergiftet worden von jenem Apfel der Erkenntnis, den der Mund genoſſen. Wenn ich dieſen Zug auf weichen, vollroſigen Mädchenlippen ſehe, dann fühl' ich in den eignen Lippen ein krampfhaftes Zucken, ein zuckendes Verlangen jene Lippen zu küſſen: es iſt Wahlverwandtſchaft.

Ich flüſterte daher dem ſchönen Mädchen ins Ohr: Juffrow! ich will deinen Mund küſſen.

Bei Gott, Mynheer, Das iſt ein guter Gedanke! war die Antwort, die haſtig und mit entzückendem Wohllaut aus dem Herzen hervorklang.

Aber nein — die ganze Geſchichte, die ich hier zu erzählen dachte, und wozu der fliegende Holländer nur als Rahmen dienen ſollte, will ich jetzt unterdrücken. Ich räche mich dadurch an den Prüden, die dergleichen Geſchichten mit Wonne einſchlürfen, und bis an den Nabel, ja noch tiefer, davon entzückt ſind, und nachher den Erzähler ſchelten, und in Geſellſchaft über ihn die Naſe rümpfen, und ihn als unmoraliſch verſchreien. Es iſt eine gute Geſchichte, köſtlich wie eingemachte Ananas, oder wie friſcher Kaviar, oder wie Trüffel in Burgunder, und wäre eine angenehme Lektüre nach der Betſtunde; aber aus Rankünе, zur Straſe für frühere Unbill, will ich ſie unterdrücken. Ich mache daher hier einen langen Gedankenſtrich ——

Dieſer Strich bedeutet ein ſchwarzes Sofa, und darauf paſſierte die Geſchichte, die ich nicht erzähle. Der Unſchuldige muſs mit dem Schuldigen leiden, und manche gute Seele ſchaut mich jetzt an mit einem bittenden Blick. Je nun, dieſen Beſſeren will ich im Vertrauen geſtehen, daſs ich noch nie ſo wild geküſſt worden, wie von jener holländiſchen Blondine, und daſs Dieſe das Vorurtheil, welches ich bisher gegen blonde Haare und blaue Augen hegte, aufs ſiegreichſte zerſtört hat. Jetzt erſt begriff ich, warum ein engliſcher Dichter ſolche Damen mit gefrorenem Champagner verglichen hat. In der eiſigen Hülle lauert der heißeſte Extrakt. Es giebt nichts Pikanteres als der Kontraſt jener äußeren Kälte und der inneren Gluth, die bacchantiſch emporlodert und den glücklichen Zecher unwiderſtehlich berauſcht. Ja, weit mehr als in Brünetten zehrt der Sinnenbrand in manchen ſcheinſtillen Heiligenbildern mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Liljenhänden. Ich weiß eine Blondine aus einem der beſten niederländiſchen Häuſer, die zuweilen ihr ſchönes Schloſs am Zuyderſee verließ, und inkognito nach Amſterdam und dort ins Theater ging, Jedem, der ihr gefiel, Apfelſinenſchalen auf den Kopf warf, zuweilen gar in Matroſenherbergen die wüſten Nächte zubrachte, eine holländiſche Meſſaline.

— — Als ich ins Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck ſeines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu ſchauen iſt. Er liebt ſie und will ſie verlaſſen, um ſie nicht ins Verderben zu ziehen, und er geſteht ihr ſein grauenhaftes Schickſal und den ſchrecklichen Fluch, der auf ihm laſtet. Sie aber ruft mit lauter Stimme: Ich war dir treu bis zu dieſer Stunde, und ich weiß ein ſicheres Mittel, wodurch ich dir meine Treue erhalte bis in den Tod!

Bei dieſen Worten ſtürzt ſich das treue Weib ins Meer, und nun iſt auch die Verwünſchung des fliegenden Holländers zu Ende, er iſt erlöſt, und wir ſehen, wie das geſpenſtiſche Schiff in den Abgrund des Meeres verſinkt.

Die Moral des Stückes iſt für die Frauen, daſs ſie ſich in Acht nehmen müſſen, keinen fliegenden Holländer zu heirathen; und wir Männer erſehen aus dieſem Stücke, wie wir durch die Weiber im günſtigſten Falle zu Grunde gehn.

Kapitel VIII.

Aber nicht bloß in Amſterdam haben die Götter ſich gütigſt bemüht, mein Vorurtheil gegen Blondinen zu zerſtören. Auch im übrigen Holland hatte ich das Glück, meine früheren Irrthümer zu berichtigen. Ich will bei Leibe die Holländerinnen nicht auf Koſten der Damen anderer Länder hervorſtreichen. Bewahre mich der Himmel vor ſolchem Unrecht, welches von meiner Seite zugleich der größte Undank wäre. Jedes Land hat ſeine beſondere Küche und ſeine beſondere Weiblichkeiten, und hier iſt Alles Geſchmackſache. Der Eine liebt gebratene Hühner, der Andere gebratene Enten; was mich betrifft, ich liebe gebratene Hühner und gebratene Enten und noch außerdem gebratene Gänſe. Von hohem idealiſchen Standpunkte betrachtet, haben die Weiber überall eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die brittiſchen Schönen nicht eben ſo geſund, nahrhaft, ſolide, konſiſtent, kunſtlos und doch ſo vortrefflich wie Altenglands einfach gute Koſt: Roſtbeef, Hammelbraten, Pudding in flammendem Kognac, Gemüſe in Waſſer gekocht, nebſt zwei Saucen, wovon die eine aus zerlaſſener Butter beſteht? Da lächelt kein Frikaſſée, da täuſcht kein flatterndes Vol-au-vent, da ſeufzt kein geiſtreiches Ragout, da tändeln nicht jene tauſendartig geſtopften, geſottenen, aufgehüpften, geröſteten, durchzückerten, pikanten, deklamatoriſchen und ſentimentalen Gerichte, die wir bei einem franzöſiſchen Reſtaurant finden, und die mit den ſchönen Franzöſinnen ſelbſt die größte Ähnlichkeit bieten! Merken wir doch nicht ſelten, daſs bei Dieſen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebenſache betrachtet wird, daſs der Braten ſelber manchmal weniger werth iſt als die Sauce, daſs hier Geſchmack, Grazie und Eleganz die Hauptſache ſind. Italiens gelbfette, leidenſchaftgewürzte, humoriſtiſch garnierte, aber doch ſchmachtend idealiſche Küche trägt ganz den Charakter der italiäniſchen Schönen. O, wie ſehne ich mich manchmal nach den lombardiſchen Stuffados und Zampettis, nach den Fegatellis, Tagliarinis und Broccolis des holdſeligen Toskana! Alles ſchwimmt in Öl, träge und zärtlich, und trillert Roſſini's ſüße Melodien, und weint vor Zwiebelduft und Sehnſucht! Den Makaroni muſſt du aber mit den Fingern eſſen, und dann heißt er: Beatrice!

Nur gar zu oft denke ich an Italien, und am öfteſten des Nachts. Vorgeſtern träumte mir, ich befände mich in Italien und ſei ein bunter Harlekin, und läge recht faulenzeriſch unter einer Trauerweide. Die herabhängenden Zweige dieſer Trauerweide waren aber lauter Makaroni, die mir lang und lieblich bis ins Maul hineinfielen; zwiſchen dieſem Laubwerk von Makaroni floſſen ſtatt Sonnenſtrahlen lauter gelbe Butterſtröme, und endlich fiel von oben herab ein weißer Regen von geriebenem Parmeſankäſe.

Ach! von geträumtem Makaroni wird man nicht ſatt — Beatrice!

Von der deutſchen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich ſage aber nicht, welchen. Da giebt's gefühlvolles, jedoch unentſchloſſenes Backwerk, verliebte Eierſpeiſen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthsſuppe mit Gerſte, Pfannkuchen mit Äpfeln und Speck, tugendhafte Hausklöße, Sauerkohl -- wohl Dem, der es verdauen kann!

Was die holländiſche Küche betrifft, ſo unterſcheidet ſie ſich von letzterer erſtens durch die Reinlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerkeit. Beſonders iſt die Zubereitung der Fiſche unbeſchreibbar liebenswürdig. Rührend inniger und doch zugleich tiefſinnlicher Sellerieduft. Selbſtbewuſſte Naivetät und Knoblauch. Tadelhaft jedoch iſt es, daſs ſie Unterhoſen von Flanell tragen; nicht die Fiſche, ſondern die ſchönen Töchter des meerumſpülten Hollands.

Aber zu Leyden, als ich ankam, fand ich das Eſſen fürchterlich ſchlecht. Die Republik Hamburg hatte mich verwöhnt; ich muſs die dortige Küche nachträglich noch einmal loben, und bei dieſer Gelegenheit preiſe ich noch einmal Hamburg's ſchöne Mädchen und Frauen. O ihr Götter! in den erſten vier Wochen, wie ſehnte ich mich zurück nach den Rauchfleiſchlichkeiten und nach den Mockturteltauben Hammonia's! Ich ſchmachtete an Herz und Magen. Hätte ſich nicht endlich die Frau Wirthin zur rothen Kuh in mich verliebt, ich wäre vor Sehnſucht geſtorben.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Es war eine unterſetzte Frau mit einem ſehr großen runden Bauche und einem ſehr kleinen runden Kopfe. Rothe Wängelein, blaue Äugelein;

Roſen und Veilchen. Stundenlang ſaßen wir beiſammen im Garten, und tranken Thee aus echtchineſiſchen Porzellantaſſen. Es war ein ſchöner Garten, viereckige und dreieckige Beete, ſymmetriſch beſtreut mit Goldſand, Zinnober und kleinen blanken Muſcheln. Die Stämme der Bäume hübſch roth und blau angeſtrichen. Kupferne Käfige voll Kanarienvögel. Die koſtbarſten Zwiebelgewächſe in buntbemalten, glaſierten Töpfen. Der Taxus allerliebſt künſtlich geſchnitten, mancherlei Obelisken, Pyramiden, Vaſen, auch Thiergeſtalten bildend. Da ſtand ein aus Taxus geſchnittener grüner Ochs, welcher mich faſt eiferſüchtig anſah, wenn ich ſie umarmte, die holde Wirthin zur rothen Kuh.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Wenn Myfrow den Obertheil des Kopfes mit den frieſiſchen Goldplatten umſchildet, den Bauch mit ihrem buntgeblümten Damaſtrock eingepanzert, und die Arme mit der weißen Fülle ihrer Brabanter Spitzen gar koſtbar belaſtet hatte, dann ſah ſie aus wie eine fabelhafte chineſiſche Puppe, wie etwa die Göttin des Porzellans. Wenn ich alsdann in Begeiſterung gerieth und ſie auf beide Backen laut küßte, ſo blieb ſie ganz porzellanig ſteif ſtehen und ſeufzte ganz porzellanig: Mynheer, Alle Tulpen des Gartens ſchienen dann mitgerührt und mitbewegt zu ſein und ſchienen mitzuſeufzen: Mynheer!

Dieſes delikate Verhältnis ſchaffte mir manchen delikaten Biſſen. Denn jede ſolche Liebesſcene influencierte auf den Inhalt der Eſskörbe, welche mir die vortreffliche Wirthin alle Tage ins Haus ſchickte. Meine Tiſchgenoſſen, ſechs andere Studenten, die auf meiner Stube mit mir aßen, konnten an der Zubereitung des Kalbsbratens oder des Ochſenfilets jedesmal ſchmecken, wie ſehr ſie mich liebte, die Frau Wirthin zur rothen Kuh. Wenn das Eſſen einmal ſchlecht war, muſste ich viele demüthige Spötteleien ertragen, und es hieß dann: Seht, wie der Schnabelewopski miſerabel ausſieht, wie gelb und runzlicht ſein Geſicht, wie katzenjämmerlich ſeine Augen, als wollte er ſie ſich aus dem Kopfe herauskotzen, es iſt kein Wunder, daſs unſere Wirthin ſeiner überdrüſſig wird und uns jetzt ſchlechtes Eſſen ſchickt. Oder man ſagte auch: Um Gotteswillen, der Schnabelewopski wird täglich ſchwächer und matter, und verliert am Ende ganz die Gunſt unſerer Wirthin, und wir kriegen dann immer ſchlechtes Eſſen wie heut — wir müſſen ihn tüchtig füttern, damit er wieder ein feuriges Äußere gewinnt. Und dann ſtopften ſie mir juſt die allerſchlechteſten Stücke ins Maul, und nöthigten mich, übergebührlich viel Sellerie zu eſſen. Gab es aber magere Küche mehrere Tage hinter einander, dann wurde ich mit den ernſthafteſten Bitten beſtürmt, für beſſeres Eſſen zu ſorgen, das Herz unſerer Wirthin aufs Neue zu entflammen, meine Zärtlichkeit für ſie zu erhöhen, kurz, mich fürs allgemeine Wohl aufzuopfern. In langen Reden wurde mir dann vorgeſtellt, wie edel, wie herrlich es ſei, wenn Jemand für das Heil ſeiner Mitbürger ſich heroiſch reſigniert, gleich dem Regulus, welcher ſich in eine alte vernagelte Tonne ſtecken ließ, oder auch gleich dem Theſeus, welcher ſich in die Höhle des Minotaurs freiwillig begeben hat — und dann wurde der Livius citiert und der Plutarch u. ſ. w. Auch ſollte ich bildlich zur Nacheiferung gereizt werden, indem man jene Großthaten auf die Wand zeichnete, und zwar mit grotesken Anſpielungen; denn der Minotaur ſah aus wie die rothe Kuh auf dem wohlbekannten Wirthshausſchilde, und die karthaginienſiſche vernagelte Tonne ſah aus wie meine Wirthin ſelbſt. Überhaupt hatten jene undankbaren Menſchen die äußere Geſtalt der vortrefflichen Frau zur beſtändigen Zielſcheibe ihres Witzes gewählt. Sie pflegten gewöhnlich ihre Figur aus Äpfeln zuſammen zu ſetzen oder aus Brotkrumen zu kneten. Sie nahmen dann ein kleines Äpfelchen, welches der Kopf ſein ſollte, ſetzten dieſes auf einen ganz großen Apfel, welcher den Bauch vorſtellte, und dieſer ſtand wieder auf zwei Zahnſtochern, welche ſich für Beine ausgaben. Sie formten auch wohl aus Brotkrumen das Bild unſerer Wirthin und kneteten dann ein ganz winziges Püppchen, welches mich ſelber vorſtellen ſollte, und dieſes ſetzten ſie dann auf die große Figur, und riſſen dabei die ſchlechteſten Vergleiche. Z. B. der Eine bemerkte, die kleine Figur ſei Hannibal, welcher über die Alpen ſteigt. Ein Anderer meinte hingegen, es ſei Marius, welcher auf den Ruinen von Karthago ſitzt. Dem ſei nun, wie ihm wolle, wäre ich nicht manchmal über die Alpen geſtiegen, oder hätte ich mich nicht manchmal auf die Ruinen von Karthago geſetzt, ſo würden meine Tiſchgenoſſen beſtändig ſchlechtes Eſſen bekommen haben.

Kapitel IX.

Wenn der Braten ganz ſchlecht war, diſputierten wir über die Exiſtenz Gottes. Der liebe Gott hatte aber immer die Majorität. Nur Drei von der Tiſchgenoſſenſchaft waren atheiſtiſch geſinnt; aber auch Dieſe ließen ſich überreden, wenn wir wenigſtens guten Käſe zum Deſſert bekamen. Der eifrigſte Deiſt war der kleine Simſon, und wenn er mit dem langen Van Pitter über die Exiſtenz Gottes diſputierte, wurde er zuweilen höchſt ärgerlich, lief im Zimmer auf und ab und ſchrie beſtändig: Das iſt, bei Gott! nicht erlaubt. Der lange Van Pitter, ein magerer Frieſe, deſſen Seele ſo ruhig wie das Waſſer in einem holländiſchen Kanal, und deſſen Worte ſich ruhig hinzogen wie eine Trekſchuite, holte ſeine Argumente aus der deutſchen Philoſophie, womit man ſich damals in

Leyden ſtark beſchäftigte. Er ſpöttelte über die engen Köpfe, die dem lieben Gott eine Privatexiſtenz zuſchreiben, er beſchuldigte ſie ſogar der Blasphemie, indem ſie Gott mit Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und ähnlichen menſchlichen Eigenſchaften verſähen, die ſich gar nicht für ihn ſchickten; denn dieſe Eigenſchaften ſeien gewiſſermaßen die Reaktion von menſchlichen Gebrechen, da wir ſie nur als Gegenſatz zu menſchlicher Dummheit, Ungerechtigkeit und Haſs aufgefaſſt haben. Wenn aber Van Pitter ſeine eigenen pantheiſtiſchen Anſichten entwickelte, ſo trat der dicke Fichteaner, ein gewiſſer Dickſen aus Utrecht, gegen ihn auf, und wuſſte ſeinen vagen, in der Natur verbreiteten, alſo immer im Raume exiſtierenden Gott gehörig durchzuhecheln, ja er behauptete, es ſei Blasphemie, wenn man auch nur von einer Exiſtenz Gottes ſpricht, indem „Exiſtieren“ ein Begriff ſei, der einen gewiſſen Raum, kurz etwas Subſtantielles vorausſetze. Ja, es ſei Blasphemie, von Gott zu ſagen: „Er iſt;“ das reinſte Sein könne nicht ohne ſinnliche Beſchränkung gedacht werden; wenn man Gott denken wolle, müſſe man von aller Subſtanz abſtrahieren, man müſſe ihn nicht denken als eine Form der Ausdehnung, ſondern als eine Ordnung der Begebenheiten; Gott ſei kein Sein, ſondern ein reines

Handeln, er ſei nur Princip einer überſinnlichen Weltordnung.

Bei dieſen Worten aber wurde der kleine Simſon immer ganz wüthend, und lief noch toller im Zimmer herum, und ſchrie noch lauter: O Gott! Gott! Das iſt, bei Gott! nicht erlaubt, o Gott! Ich glaube, er hätte den dicken Fichteaner geprügelt zur Ehre Gottes, wenn er nicht gar zu dünne Ärmchen hatte. Manchmal ſtürmte er auch wirklich auf ihn los; dann aber nahm der Dicke die beiden Ärmchen des kleinen Simſon, hielt ihn ruhig feſt, ſetzte ihm ſein Syſtem ganz ruhig auseinander, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und blies ihm dann ſeine dünnen Argumente mitſammt dem dickſten Tabaksdampf ins Geſicht, ſo daſs der Kleine faſt erſtickte vor Rauch und Ärger, und immer leiſer und hilfeflehend wimmerte: O Gott! O Gott! Aber Der half ihm nie, obgleich er Deſſen eigene Sache verfocht.

Trotz dieſer göttlichen Indifferenz, trotz dieſem faſt menſchlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simſon doch der beſtändige Champion des Deismus, und ich glaube, aus angeborener Neigung. Denn ſeine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einſt mit ſeiner beſonderen Liebe protegiert, und das daher bis auf dieſe Stunde eine gewiſſe Anhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden ſind immer die gehorſamſten Deiſten, namentlich Diejenigen, welche, wie der kleine Simſon, in der freien Stadt Frankfurt geboren ſind. Dieſe können bei politiſchen Fragen ſo republikaniſch als möglich denken, ja ſich ſogar ſanskülottiſch im Kothe wälzen; kommen aber religiöſe Begriffe ins Spiel, dann bleiben ſie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetiſchs, der doch von ihrer ganzen Sippſchaft Nichts mehr wiſſen will und ſich zu einem gott-reinen Geiſt umtaufen laſſen.

Ich glaube, dieſer gott-reine Geiſt, dieſer Parvenu des Himmels, der jetzt ſo moraliſch, ſo kosmopolitiſch und univerſell gebildet iſt, hegt ein geheimes Miſswollen gegen die armen Juden, die ihn noch in ſeiner erſten rohen Geſtalt gekannt haben, und ihn täglich in ihren Synagogen an ſeine ehemaligen obſkuren Nationalverhältniſſe erinnern. Vielleicht will es der alte Herr gar nicht mehr wiſſen, daſs er paläſtiniſchen Urſprungs und einſt der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's geweſen und damals Jehovah geheißen hat.

Kapitel X.

Mit dem kleinen Simſon hatte ich zu Leyden ſehr vielen Umgang, und er wird in dieſen Denkblättern noch oft erwähnt werden. Außer ihm ſah ich am öfteſten einen Anderen meiner Tiſchgenoſſen, den jungen Van Moeulen: ich konnte ganze Stunden lang ſein ſchönes Geſicht betrachten und dabei an ſeine Schweſter denken, die ich nie geſehen, und wovon ich nur wuſſte, daſs ſie die ſchönſte Frau im Waterland ſei. Van Moeulen war ebenfalls ein ſchönes Menſchenbild, ein Apollo, aber kein Apollo von Marmor, ſondern viel eher von Käſe. Er war der vollendetſte Holländer, den ich je geſehen. Ein ſonderbares Gemiſch von Muth und Phlegma. Als er einſt im Kaffehauſe einen Irländer ſo ſehr erzürnt, daſs Dieſer eine Piſtole auf ihn losdrückte und, ſtatt ihn zu treffen, ihm nur die irdene Pfeiſe vom Munde wegſchoſs, da blieb Van Moeulen's Geſicht ſo bewegungslos wie Käſe, und im gleichgültig ruhigſten Tone rief er: Jan, e nüe Piep! Fatal war mir an ihm ſein Lächeln; denn alsdann zeigte er eine Reihe ganz kleiner weißer Zähnchen, die eher wie Fiſchgräte ausſahen. Auch miſsfiel mir, daſs er große goldene Ohrringe trug. Er hatte die ſonderbare Gewohnheit, alle Tage in ſeiner Wohnung die Aufſtellung der Möbeln zu verändern, und wenn man zu ihm kam, fand man ihn entweder beſchäftigt, die Kommode an die Stelle des Bettes, oder den Schreibtiſch an die Stelle des Sofas zu ſetzen.

Der kleine Simſon bildete in dieſer Beziehung den ängſtlichſten Gegenſatz. Er konnte nicht leiden, daſs man in ſeinem Zimmer das Mindeſte verrückte; er wurde ſichtbar unruhig, wenn man dort auch nur das Mindeſte, ſei es auch nur eine Lichtſchere, zur Hand nahm. Alles muſste liegen bleiben, wie es lag. Denn ſeine Möbel und ſonſtigen Effekten dienten ihm als Hilfsmittel, nach den Vorſchriften der Mnemonik allerlei hiſtoriſche Daten oder philoſophiſche Sätze in ſeinem Gedächtniſſe zu fixieren. Als einſt die Hausmagd in ſeiner Abweſenheit einen alten Kaſten aus ſeinem Zimmer fortgeſchafft und ſeine Hemde und Strümpfe aus der Kommode genommen, um ſie waſchen zu laſſen, da war er untröſtlich, als er nach Hauſe kam, und er behauptete, er wiſſe jetzt gar Nichts mehr von der aſſyriſchen Geſchichte, und alle ſeine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele, die er ſo mühſam in den verſchiedenen Schubladen ganz ſyſtematiſch geordnet, ſeien jetzt in die Wäſche gegeben.

Zu den Originalen, die ich in Leyden kennen gelernt, gehört auch Mynheer Van der Piſſen, ein Vetter Van Moeulen's, der mich bei ihm eingeführt. Er war Profeſſor der Theologie an der Univerſität, und ich hörte bei ihm das hohe Lied Salomonis und die Offenbarung Johannis. Er war ein ſchöner, blühender Mann, etwa fünfunddreißig Jahr' alt, und auf dem Katheder ſehr ernſt und geſetzt. Als ich ihn aber einſt beſuchen wollte, und in ſeinem Wohnzimmer Niemanden fand, ſah ich durch die halbgeöffnete Thür eines Seitenkabinetts ein gar merkwürdiges Schauſpiel. Dieſes Kabinett war halb chineſiſch, halb pompadouriſch verziert: an den Wänden goldig ſchillernde Damaſttapeten; auf dem Boden der koſtbarſte perſiſche Teppich; überall wunderliche Porzellanpagoden, Spielſachen von Perlmutter, Blumen, Straußfedern und Edelſteine; die Seſſel von rothem Sammet mit Goldtroddeln, und darunter ein beſonders erhöhter Seſſel, der wie ein Thron ausſah, und worauf ein kleines Mädchen ſaß, das etwa drei Jahr' alt ſein mochte, und in blauem ſilbergeſtickten Atlas, jedoch ſehr altfränkiſch, gekleidet war, und in der einen Hand, gleich einem Scepter, einen bunten Pfauenwedel und in der andern einen welken Lorberkranz emporhielt. Vor ihr aber auf dem Boden wälzten ſich Mynheer Van der Piſſen, ſein kleiner Mohr, ſein Pudel und ſein Affe. Dieſe Vier zauſten ſich und biſſen ſich unter einander, während das Kind und der grüne Papagei, welcher auf der Stange ſaß, beſtändig Bravo! riefen. Endlich erhob ſich Mynheer vom Boden, kniete vor dem Kinde nieder, rühmte in einer ernſthaften lateiniſchen Rede den Muth, womit er ſeine Feinde bekämpft und beſiegt, ließ ſich von der Kleinen den welken Lorberkranz auf das Haupt ſetzen, — und Bravo! Bravo! rief das Kind und der Papagei und ich, welcher jetzt ins Zimmer trat.

Mynheer ſchien etwas beſtürzt, daſs ich ihn in ſeinen Wunderlichkeiten überraſcht. Dieſe, wie man mir ſpäter ſagte, trieb er alle Tage; alle Tage beſiegte er den Mohr, den Pudel und den Affen; alle Tage ließ er ſich belorberen von dem kleinen Mädchen, welches nicht ſein eignes Kind, ſondern ein Findling aus dem Waiſenhauſe von Amſterdam war.

Kapitel XI.

Das Haus, worin ich zu Leyden logierte, bewohnte einſt Jan Steen, der große Jan Steen, den ich für eben ſo groß halte wie Raphael. Auch als religiöſer Maler war Jan eben ſo groß, und Das wird man einſt ganz klar einſehen, wenn die Religion des Schmerzes erloſchen iſt, und die Religion der Freude den trüben Flor von den Roſenbüſchen dieſer Erde fortreißt, und die Nachtigallen endlich ihre lang' verheimlichten Entzückungen hervorjauchzen dürfen.

Aber keine Nachtigall wird je ſo heiter und jubelnd ſingen, wie Jan Steen gemalt hat. Keiner hat ſo tief wie er begriffen, daſs auf dieſer Erde ewig Kirmes ſein ſollte; er begriff, daſs unſer Leben nur ein farbiger Kuſs Gottes ſei, und er wußte, daß der heilige Geiſt ſich am herrlichſten offenbart im Licht und Lachen.

Sein Auge lachte ins Licht hinein, und das Licht ſpiegelte ſich in ſeinem lachenden Auge.

Und Jan blieb immer ein gutes, liebes Kind. Als der alte ſtrenge Prädikant von Leyden ſich neben ihm an den Herd ſetzte, und eine lange Vermahnung hielt über ſein fröhliches Leben, ſeinen lachend unchriſtlichen Wandel, ſeine Trunkliebe, ſeine ungeregelte Wirthſchaft und ſeine verſtockte Luſtigkeit, da hat Jan ihm zwei Stunden lang ganz ruhig zugehört und er verrieth nicht die mindeſte Ungeduld über die lange Strafpredigt, und nur einmal unterbrach er ſie mit den Worten: „Ja, Domine, die Beleuchtung wäre dann viel beſſer, ja ich bitte Euch, Domine, dreht Euren Stuhl ein klein wenig dem Kamine zu, damit die Flamme ihren rothen Schein über Euer ganzes Geſicht wirft und der übrige Körper im Schatten bleibt — —“

Der Domine ſtand wüthend auf und ging davon. Jan aber griff ſogleich nach der Palette, und malte den alten ſtrengen Herrn, ganz wie er ihm in jener Strafpredigtpoſitur, ohne es zu ahnen, Modell geſeſſen. Das Bild iſt vortrefflich und hing in meinem Schlafzimmer zu Leyden.

Nachdem ich in Holland ſo viele Bilder von Jan Steen geſehen, iſt mir, als kennte ich das ganze Leben des Mannes. Ja, ich kenne ſeine ſämmtliche Sippſchaft, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Mutter, alle ſeine Vettern, ſeine Hausfeinde und ſonſtige Angehörigen, ja, ich kenne ſie von Angeſicht zu Angeſicht. Grüßen uns doch dieſe Geſichter aus allen ſeinen Gemälden hervor, und eine Sammlung derſelben wäre eine Biographie des Malers. Er hat oft mit einem einzigen Pinſelſtrich die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Seele darin eingezeichnet. So glaube ich, ſeine Frau hat ihm allzu oft Vorwürfe gemacht über ſein vieles Trinken. Denn auf dem Gemälde, welches das Bohnenfeſt vorſtellt, und wo Jan mit ſeiner ganzen Familie zu Tiſche ſitzt, da ſehen wir ſeine Frau mit einem gar großen Weinkrug in der Hand, und ihre Augen leuchten wie die einer Bacchantin. Ich bin aber überzeugt, die gute Frau hat nie zuviel Wein genoſſen, und der Schalk hat uns weiß machen wollen, nicht er, ſondern ſeine Frau liebe den Trunk. Deßhalb lacht er deſto vergnügter aus dem Bilde hervor. Er iſt glücklich: er ſitzt in der Mitte der Seinigen; ſein Söhnchen iſt Bohnenkönig und ſteht mit der Krone von Flittergold auf einem Stuhle; ſeine alte Mutter, in ihren Geſichtsfalten das ſeligſte

Schmunzeln, trägt das jüngſte Enkelchen auf dem Arm; die Muſikanten ſpielen ihre närriſch luſtigſten Hopſamelodieen; und die ſparſam bedächtige, ökonomiſch ſchmollende Hausfrau iſt bei der ganzen Nachwelt in den Verdacht hineingemalt, als ſei ſie beſoffen.

Wie oft, in meiner Wohnung zu Leyden, konnte ich mich ganze Stunden lang in die häuslichen Scenen zurückdenken, die der vortreffliche Jan dort erlebt und erlitten haben muſſte. Manchmal glaubte ich, ich ſähe ihn leibhaftig ſelber an ſeiner Staffelei ſitzen, dann und wann nach dem großen Henkelkrug greifen, „überlegen und dabei trinken, und dann wieder trinken ohne zu überlegen.“ Das war kein trübkatholiſcher Spuk, ſondern ein modern heller Geiſt der Freude, der nach dem Tode noch ſein altes Atelier beſucht, um luſtige Bilder zu malen und zu trinken. Nur ſolche Geſpenſter werden unſere Nachkommen zuweilen ſchauen, am lichten Tage, während die Sonne durch die blanken Fenſter ſchaut, und vom Thurme herab keine ſchwarz dumpfe Glocken, ſondern rothjauchzende Trompetentöne die liebliche Mittagſtunde ankündigen.

Die Erinnerung an Jan Steen war aber das Beſte, oder vielmehr das einzig Gute an meiner

Wohnung zu Leyden. Ohne dieſen gemüthlichen Reiz hätte ich darin keine acht Tage ausgehalten. Das Äußere des Hauſes war elend und kläglich und mürriſch, ganz unholländiſch. Das dunkle morſche Haus ſtand dicht am Waſſer, und wenn man an der anderen Seite des Kanals vorbeiging, glaubte man eine alte Hexe zu ſehen, die ſich in einem glänzenden Zauberſpiegel betrachtete. Auf dem Dache ſtanden immer ein paar Störche, wie auf allen holländiſchen Dächern. Neben mir logierte die Kuh, deren Milch ich des Morgens trank, und unter meinem Fenſter war ein Hühnerſteig. Meine gefiederten Nachbarinnen lieferten gute Eier; aber da ich immer, ehe ſie deren zur Welt brachten, ein langes Gackern, gleichſam die langweilige Vorrede zu den Eiern, anhören muſſte, ſo wurde mir der Genuſs derſelben ziemlich verleidet. Zu den Unannehmlichkeiten meiner Wohnung gehörten aber zwei der fatalſten Miſsſtände: erſtens das Violinſpielen, womit man meine Ohren während des Tages beläſtigte, und dann die Störungen des Nachts, wenn meine Wirthin ihren armen Mann mit ihrer ſonderbaren Eiferſucht verfolgte.

Wer das Verhältnis meines Hauswirths zu meiner Frau Wirthin kennen lernen wollte, brauchte nur Beide zu hören, wenn ſie mit einander Muſik machten. Der Mann ſpielte das Violoncello, und die Frau ſpielte das ſogenannte Violon d'Amour; aber ſie hielt nie Tempo, und war dem Manne immer einen Takt voraus, und wuſſte ihrem unglücklichen Inſtrumente die grellfeinſten Keiflaute abzuquälen; wenn das Cello brummte und die Violine greinte, glaubte man ein zankendes Ehepaar zu hören. Auch ſpielte die Frau noch immer weiter, wenn der Mann längſt fertig war, daſs es ſchien, als wollte ſie das letzte Wort behalten. Es war ein großes, aber ſehr mageres Weib, Nichts als Haut und Knochen, ein Maul, worin einige falſche Zähne klapperten, eine kurze Stirn, faſt gar kein Kinn und eine deſto längere Naſe, deren Spitze wie ein Schnabel ſich herabzog, und womit ſie zuweilen, wenn ſie Violine ſpielte, den Ton einer Saite zu dämpfen ſchien.

Mein Hauswirth war etwa fünfzig Jahr' alt und ein Mann von ſehr dünnen Beinen, abgezehrt bleichem Antlitz und ganz kleinen grünen Äuglein, womit er beſtändig blinzelte, wie eine Schildwache, welcher die Sonne ins Geſicht ſcheint. Er war ſeines Gewerbes ein Bruchbandmacher und ſeiner Religion nach ein Wiedertäufer. Er las ſehr fleißig in der Bibel. Dieſe Lektüre ſchlich ſich in ſeine nächtlichen Träume, und mit blinzelnden

Äuglein erzählte er ſeiner Frau des Morgens beim Kaffe, wie er wieder hochbegnadigt worden, wie die heiligſten Perſonen ihn ihres Geſpräches gewürdigt, wie er ſogar mit der allerhöchſt heiligen Majeſtät Jehovah's verkehrt, und wie alle Frauen des alten Teſtamentes ihn mit der freundlichſten und zärtlichſten Aufmerkſamkeit behandelt. Letzterer Umſtand war meiner Hauswirthin gar nicht lieb, und nicht ſelten bezeugte ſie die eiferſüchtigſte Mißlaune über ihres Mannes nächtlichen Umgang mit den Weibern des alten Teſtamentes. Wäre es noch, ſagte ſie, die keuſche Mutter Maria, oder die alte Marthe, oder auch meinethalb die Magdalene, die ſich ja gebeſſert hat — aber ein nächtliches Verhältnis mit den Sauftöchtern des alten Loth, mit der ſauberen Madam Judith, mit der verlaufenen Königin von Saba und dergleichen zweideutigen Weibsbildern darf nicht geduldet werden. Nichts glich aber ihrer Wuth, als eines Morgens ihr Mann im Übergeſchwätze ſeiner Seligkeit eine begeiſterte Schilderung der ſchönen Eſther entwarf, welche ihn gebeten, ihr bei ihrer Toilette behülflich zu ſein, indem ſie durch die Macht ihrer Reize den König Ahasveros für die gute Sache gewinnen wollte. Vergebens betheuerte der arme Mann, daß Herr Mardachai ſelber ihn bei ſeiner ſchönen Pflegetochter eingeführt, daſs dieſe ſchon halb bekleidet war, daſs er ihr nur die langen ſchwarzen Haare ausgekämmt — vergebens! die erboſte Frau ſchlug den armen Mann mit ſeinen eignen Bruchbändern, goſs ihm den heißen Kaffe ins Geſicht, und ſie hätte ihn gewiſs umgebracht, wenn er nicht aufs heiligſte verſprach, allen Umgang mit den altteſtamentaliſchen Weibern aufzugeben, und künftig nur mit Erzvätern und männlichen Propheten zu verkehren.

Die Folge dieſer Miſshandlung war, daſs Mynheer von nun an ſein nächtliches Glück gar ängſtlich verſchwieg; er wurde jetzt erſt ganz ein heiliger Roué; wie er mir geſtand, hatte er den Muth, ſogar der nackten Suſannah die unſittlichſten Anträge zu machen; ja, er war am Ende frech genug, ſich in den Harem des Königs Salomon hineinzuträumen und mit deſſen tauſend Weibern Thee zu trinken.

Kapitel XII.

Unglückſelige Eiferſucht! durch dieſe ward einer meiner ſchönſten Träume und mittelbar vielleicht das Leben des kleinen Simſon unterbrochen!

Was iſt Traum? Was iſt Tod? Iſt dieſer nur eine Unterbrechung des Lebens, oder gänzliches Aufhören deſſelben? Ja, für Leute, die nur Vergangenheit und Zukunft kennen und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja, für Solche muſs der Tod ſchrecklich ſein! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann ſinken ſie ins ewige Nichts.

Und der Traum? Warum fürchten wir uns vor dem Schlafengehen nicht weit mehr als vor dem Begrabenwerden? Iſt es nicht furchtbar, daſs der Leib eine ganze Nacht leichentodt ſein kann, während der Geiſt in uns das bewegteſte Leben führt, ein Leben mit allen Schreckniſſen jener Scheidung, die wir eben zwiſchen Leben und Geiſt geſtiftet? Wenn einſt in der Zukunft beide wieder in unſerem Bewuſſtſein vereinigt ſind, dann giebt es vielleicht keine Träume mehr, oder nur kranke Menſchen, Menſchen, deren Harmonie geſtört, werden träumen. Nur leiſe und wenig träumten die Alten; ein ſtarker, gewaltiger Traum war bei ihnen wie ein Ereignis und wurde in die Geſchichtsbücher eingetragen. Das rechte Träumen beginnt erſt bei den Juden, dem Volke des Geiſtes, und erreichte ſeine höchſte Blüthe bei den Chriſten, dem Geiſtervolk. Unſere Nachkommen werden ſchaudern, wenn ſie einſt leſen, welch ein geſpenſtiges Daſein wir geführt, wie der Menſch in uns geſpalten war und nur die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt. Unſere Zeit — und ſie beginnt am Kreuze Chriſti — wird als eine große Krankheitsperiode der Menſchheit betrachtet werden.

Und doch, welche ſüße Träume haben wir träumen können! Unſere geſunden Nachkommen werden es kaum begreifen. Um uns her verſchwanden alle Herrlichkeiten der Welt, und wir fanden ſie wieder in unſerer inneren Seele — in unſere Seele flüchtete ſich der Duft der zertretenen Roſen und der lieblichſte Geſang der verſcheuchten Nachtigallen —

Ich weiß das Alles, und ſterbe an den unheimlichen Ängſten und grauenhaften Süßigkeiten unſerer Zeit. Wenn ich des Abends mich auskleide und zu Bette lege, und die Beine lang ausſtrecke, und mich bedecke mit dem weißen Laken, dann ſchaudre ich manchmal unwillkürlich, und mir kommt in den Sinn, ich ſei eine Leiche, und ich begrübe mich ſelbſt. Dann ſchließe ich haſtig die Augen, um dieſem ſchauerlichen Gedanken zu entrinnen, um mich zu retten in das Land der Träume.

Es war ein ſüßer, lieber, ſonniger Traum. Der Himmel himmelblau und wolkenlos, das Meer meergrün und ſtill. Unabſehbar weite Waſſerfläche, und darauf ſchwamm ein buntgewimpeltes Schiff, und auf dem Verdeck ſaß ich koſend zu den Füßen Zadviga's. Schwärmeriſche Liebeslieder, die ich ſelber auf roſige Papierſtreifen geſchrieben, las ich ihr vor, heiter ſeufzend, und ſie horchte mit ungläubig geneigtem Ohr und ſehnſüchtigem Lächeln, und riß mir zuweilen haſtig die Blätter aus der Hand und warf ſie ins Meer. Aber die ſchönen Nixen, mit ihren ſchneeweißen Buſen und Armen, tauchten jedesmal aus dem Waſſer empor und erhaſchten die flatternden Lieder der Liebe. Als [illegible] mich über Bord beugte, konnte ich ganz klar bis in die Tiefe des Meeres hinabſchauen, und da ſaßen, wie in einem geſellſchaftlichen Kreiſe, die ſchönen Nixen, und in ihrer Mitte ſtand ein junger Nix, der mit gefühlvoll belebtem Angeſicht meine Liebeslieder deklamierte. Ein ſtürmiſcher Beifall erſcholl bei jeder Strophe; die grünlockichten Schönen applaudierten ſo leidenſchaftlich, daſs Bruſt und Nacken errötheten, und ſie lobten mit einer freudigen, aber doch zugleich mitleidigen Begeiſterung: „Welche ſonderbare Weſen ſind dieſe Menſchen! Wie ſonderbar iſt ihr Leben! wie tragiſch ihr ganzes Schickſal! Sie lieben ſich und dürfen es meiſtens nicht ſagen, und dürfen ſie es einmal ſagen, ſo können ſie doch einander ſelten verſtehn! Und dabei leben ſie nicht ewig wie wir, ſie ſind ſterblich, nur eine kurze Spanne Zeit iſt ihnen vergönnt das Glück zu ſuchen, ſie müſſen es ſchnell erhaſchen, haſtig ans Herz drücken, ehe es entflieht — deſshalb ſind ihre Liebeslieder auch ſo zart, ſo innig, ſo ſüß ängſtlich, ſo verzweiflungsvoll luſtig, ein ſo ſeltſames Gemiſch von Freude und Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft ſeinen melancholiſchen Schatten über ihre glücklichſten Stunden und tröſtet ſie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poeſie in ſo einer Menſchenthräne!“

Hörſt du, ſagte ich zu Jadviga, wie Die da unten über uns urtheilen? — Wir wollen uns umarmen, damit ſie uns nicht mehr bemitleiden, damit ſie ſogar neidiſch werden! Sie aber, die Geliebte, ſah mich an mit unendlicher Liebe, und ohne ein Wort zu reden. Ich hatte ſie ſtumm geküßt. Sie erblich, und ein kalter Schauer überflog die holde Geſtalt. Sie lag endlich ſtarr wie weißer Marmor in meinen Armen, und ich hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich nicht zwei große Thränenſtröme unaufhaltſam aus ihren Augen ergoſſen — und dieſe Thränen überflutheten mich, während ich das holde Bild immer gewaltiger mit meinen Armen umſchlang —

Da hörte ich plötzlich die keifende Stimme meiner Hauswirthin, und erwachte aus meinem Traum. Sie ſtand vor meinem Bette, mit der Blendlaterne in der Hand, und bat mich, ſchnell aufzuſtehn und ſie zu begleiten. Nie hatte ich ſie ſo häßlich geſehn. Sie war im Hemde, und ihre verwitterten Brüſte vergoldete der Mondſchein, der eben durchs Fenſter fiel; ſie ſahen aus wie zwei getrocknete Citronen. Ohne zu wiſſen, was ſie begehrte, faſt noch ſchlummertrunken, folgte ich ihr nach dem Schlafgemache ihres Gatten, und da lag der arme Mann, die Nachtmütze über die Augen gezogen, und ſchien heftig zu träumen. Manchmal zuckte ſichtbar ſein Leib unter der Bettdecke, ſeine

Lippen lächelten vor überſchwänglichſter Wonne, ſpitzten ſich manchmal krampfhaft wie zu einem Kuſſe, und er röchelte und ſtammelte: Vaſthi! Königin Vaſthi! Majeſtät! Fürchte keinen Ahasveros! Geliebte Vaſthi!

Mit zornglühenden Augen beugte ſich nun das Weib über den ſchlafenden Gatten, legte ihr Ohr an ſein Haupt, als ob ſie ſeine Gedanken erlauſchen könnte, und flüſterte mir zu: Haben Sie ſich nun überzeugt, Mynheer Schnabelewopski? Er hat jetzt eine Buhlſchaft mit der Königin Vaſthi! Der ſchändliche Ehebrecher! Ich habe dieſes unzüchtige Verhältnis ſchon geſtern Nacht entdeckt. Sogar eine Heidin hat er mir vorgezogen! Aber ich bin Weib und Chriſtin, und Sie ſollen ſehen, wie ich mich räche.

Bei dieſen Worten riſs ſie erſt die Bettdecke von dem Leibe des armen Sünders — er lag im Schweiß — alsdann ergriff ſie ein hirſchledernes Bruchband, und ſchlug damit gottläſterlich los auf die dünnen Gliedmaßen des armen Sünders. Dieſer, alſo unangenehm geweckt aus ſeinem bibliſchen Traum, ſchrie ſo laut, als ob die Hauptſtadt Suſa in Feuer und Holland in Waſſer ſtünde, und brachte mit ſeinem Geſchrei die Nachbarſchaft in Aufruhr.

Den andern Tag hieß es in ganz Leyden, mein Hauswirth habe ſolch großes Geſchrei erhoben, weil er mich des Nachts in der Geſellſchaft ſeiner Gattin geſehen. Man hatte Letztere halbnackt am Fenſter erblickt; und unſere Hausmagd, die mir gram war, und von der Wirthin zur rothen Kuh über dies Ereignis befragt worden, erzählte, daſs ſie ſelber geſehen, wie Myfrow mir in meinem Schlafzimmer einen nächtlichen Beſuch abgeſtattet.

Ich kann nicht ohne gewaltigen Kummer an dieſes Ereignis denken. Welche fürchterliche Folgen!

Kapitel XIII.

Wäre die Wirthin zur rothen Kuh eine Italiänerin geweſen, ſo hatte ſie vielleicht mein Eſſen vergiftet; da ſie aber eine Holländerin war, ſo ſchickte ſie mir ſehr ſchlechtes Eſſen. Schon des andern Mittags erduldeten wir die Folgen ihres weiblichen Unwillens. Das erſte Gericht war: keine Suppe. Das war ſchrecklich, beſonders für einen wohlerzogenen Menſchen wie ich, der von Jugend auf alle Tage Suppe gegeſſen, der ſich bis jetzt gar keine Welt denken konnte, wo nicht des Morgens die Sonne aufgeht und des Mittags die Suppe aufgetragen wird. Das zweite Gericht beſtand aus Rindfleiſch, welches kalt und hart war wie Myron's Kuh. Drittens kam ein Schellfiſch, der aus dem Halſe roch wie ein Menſch. Viertens kam ein großes Huhn, das, weit entfernt unſern Hunger ſtillen zu wollen, ſo mager und abgezehrt ausſah als ob es ſelber Hunger hätte, ſo daſs man faſt vor Mitleid Nichts davon eſſen konnte.

Und nun, kleiner Simſon, rief der dicke Dickſen, glaubſt du noch an Gott? Iſt Das Gerechtigkeit? Die Frau Bandagiſtin beſucht den Schnabelewopski in der dunkeln Nacht, und wir müſſen dafür ſchlecht eſſen am hellen, lichten Tag!

O Gott! Gott! ſeufzte der Kleine, gar verdrießlich wegen ſolcher atheiſtiſcher Ausbrüche und vielleicht auch wegen des ſchlechten Eſſens. Seine Verdrießlichkeit ſtieg, als auch der lange Van Pitter ſeine Witze gegen die Anthropomorphiſten losließ und die Ägypter lobte, die einſt Ochſen und Zwiebeln verehrten; denn erſtere, wenn ſie gebraten, und letztere, wenn ſie geſtovt, ſchmeckten ganz göttlich.

Des kleinen Simſon's Gemüth wurde aber durch ſolche Spöttereien immer bitterer geſtimmt, und er ſchloſs endlich folgendermaßen ſeine Apologie des Deismus: Was die Sonne für die Blumen iſt, Das iſt Gott für die Menſchen. Wenn die Strahlen jenes himmliſchen Geſtirns die Blumen berühren, dann wachſen ſie heiter empor und öffnen ihre Kelche und entfalten ihren bunteſten Farbenſchmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt iſt, ſtehen ſie traurig mit geſchloſſenen Kelchen, und ſchlafen, oder träumen von den goldenen Strahlenküſſen der Vergangenheit. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten ſtehen, verlieren Farbe und Wuchs, verkrüppeln und erbleichen, und welken miſsmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachſen, in alten Burgkellern, unter Kloſterruinen, die werden häſslich und giftig, ſie ringeln am Boden wie Schlangen, ſchon ihr Duft iſt unheilbringend, boshaft betäubend, tödlich —

O, du brauchſt deine bibliſche Parabel nicht weiter auszuſpinnen, ſchrie der dicke Drickſen, indem er ſich ein großes Glas Schiedammer Genever in den Schlund goſs; du, kleiner Simſon, biſt eine fromme Blume, die im Sonnenſchein Gottes die heiligen Strahlen der Tugend und Liebe ſo trunken einſaugt, daſs deine Seele wie ein Regenbogen blüht, während die unſrige, abgewendet von der Gottheit, farblos und häſslich verwelkt, wo nicht gar peſtilentialiſche Düfte verbreitet —

Ich habe einmal zu Frankfurt, ſagte der kleine Simſon, eine Uhr geſehen, die an keinen Uhrmacher glaubte; ſie war von Tombak und ging ſehr ſchlecht —

Ich will dir wenigſtens zeigen, daſs ſo eine Uhr wenigſtens gut ſchlagen kann, verſetzte Drickſen, indem er plötzlich ganz ruhig wurde und den Kleinen nicht weiter moleſtierte.

Da Letzterer trotz ſeiner ſchwachen Ärmchen ganz vortrefflich ſtieß, ſo ward beſchloſſen, daſs ſich die Beiden noch denſelben Tag auf Pariſiens ſchlagen ſollten. Sie ſtachen auf einander los mit großer Erbitterung. Die ſchwarzen Augen des kleinen Simſon glänzten feurig groß, und kontraſtierten um ſo wunderbarer mit ſeinen Ärmchen, die aus den aufgeſchürzten Hemdärmeln gar kläglich dünn hervortraten. Er wurde immer heftiger; er ſchlug ſich ja für die Exiſtenz Gottes, des alten Jehovah, des Königs der Könige. Dieſer aber gewährte ſeinem Champion nicht die mindeſte Unterſtützung, und im ſechſten Gang bekam der Kleine einen Stich in die Lunge.

O Gott! ſeufzte er, und ſtürzte zu Boden.

Kapitel XIV.

Dieſe Scene hatte mich furchtbar erſchüttert. Gegen das Weib aber, das mittelbar ſolches Unglück verurſacht, wandte ſich der ganze Ungeſtüm meiner Empfindungen; das Herz voll Zorn und Kummer, ſtürmte ich nach dem rothen Ochſen.

Ungeheuer, warum haſt du keine Suppe geſchickt? Dieſes waren die Worte, womit ich die erbleichende Wirthin anredete, als ich ſie in der Küche antraf. Das Porzellan auf dem Kamine zitterte bei dem Ton meiner Stimme. Ich war ſo entſetzlich, wie der Menſch es nur immer ſein kann, wenn er keine Suppe gegeſſen und ſein beſter Freund einen Stich in die Lunge bekommen.

Ungeheuer, warum haſt du keine Suppe geſchickt? Dieſe Worte wiederholte ich, während das ſchuldbewuſſte Weib ſtarr und ſprachlos vor mir ſtand. Endlich aber, wie aus geöffneten Schleuſen, ſtürzten aus ihren Augen die Thränen. Sie überſchwemmten ihr ganzes Antlitz und tröpfelten bis in den Kanal ihres Buſens. Dieſer Anblick konnte jedoch meinen Zorn nicht erweichen, und mit verſtärkter Bitterkeit ſprach ich: O ihr Weiber, ich weiß, daſs ihr weinen könnt; aber Thränen ſind keine Suppe. Ihr ſeid erſchaffen zu unſerem Unheil. Euer Blick iſt Lug, und euer Hauch iſt Trug. Wer hat zuerſt vom Apfel der Sünde gegeſſen? Gänſe haben das Kapitol gerettet, aber durch ein Weib ging Troja zu Grunde. O Troja, Troja, des Priamos heilige Veſte, du biſt gefallen durch die Schuld eines Weibes! Wer hat den Marcus Antonius ins Verderben geſtürzt? Wer ließ den Marcus Tullius Cicero ermorden? Wer verlangte den Kopf Johannis des Täufers? Wer war Urſache von Abälard's Verſtümmelung? Ein Weib! Die Geſchichte iſt voll Beiſpiele, wie wir durch euch zu Grunde gehn. All euer Thun iſt Thorheit und all euer Denken iſt Undank. Wir geben euch das Höchſte, die heiligſte Flamme des Herzens, unſere Liebe — was gebt ihr uns als Erſatz? Fleiſch, ſchlechtes Rindfleiſch, noch ſchlechteres Hühnerfleiſch — Ungeheuer, warum haſt du keine Suppe geſchickt!

Vergebens begann Myfrow jetzt eine Reihe von Entſchuldigungen herzuſtammeln und mich bei allen Seligkeiten unſerer genoſſenen Liebe zu beſchwören, ihr diesmal zu verzeihen. Sie wollte mir von nun an noch beſſeres Eſſen ſchicken als früher und noch immer nur ſechs Gulden die Portion anrechnen, obgleich der groote Doblenwirth für ſein ordinäres Eſſen ſich acht Gulden bezahlen läſſt. Sie ging ſo weit, mir für den folgenden Tag Auſterpaſtete zu verſprechen; ja, in dem weichen Ton ihrer Stimme dufteten ſogar Trüffel. Aber ich blieb ſtandhaft, ich war entſchloſſen, auf immer zu brechen, und verließ die Küche mit den tragiſchen Worten: Adieu, für dieſes Leben haben wir ausgekocht!

Im Fortgehn hörte ich Etwas zu Boden fallen. War es irgend ein Küchentopf oder Myfrow ſelber? Ich nahm mir nicht einmal die Mühe nachzuſehen, und ging direkt nach der grooten Doblen, um ſechs Portion Eſſen für den nächſten Tag zu beſtellen.

Nach dieſem wichtigſten Geſchäft eilte ich nach der Wohnung des kleinen Simſon, den ich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande fand. Er lag in einem großen altfränkiſchen Bette, das keine Vorhänge hatte, und an deſſen Ecken vier große marmorierte Holzſäulen befindlich waren, die oben einen reich vergoldeten Betthimmel trugen. Das Antlitz des

Kleinen war leidend blaſs, und in dem Blick, den er mir zuwarf, lag ſo viel Wehmuth, Güte und Elend, daſs ich davon bis in die Tiefe meiner Seele gerührt wurde. Der Arzt hatte ihn eben verlaſſen und ſeine Wunde für bedenklich erklärt. Van Moeulen, der allein dort geblieben, um die Nacht bei ihm zu wachen, ſaß vor ſeinem Bette und las ihm vor aus der Bibel.

Schnabelewopski, ſeufzte der Kleine, es iſt gut, daſs du kommſt. Kannſt zuhören und es wird dir wohlthun. Das iſt ein liebes Buch. Meine Vorfahren haben es in der ganzen Welt mit ſich herumgetragen, und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haſs dafür erduldet, oder ſich gar dafür todtſchlagen laſſen. Jedes Blatt darin hat Thränen und Blut gekoſtet, es iſt das aufgeſchriebene Vaterland der Kinder Gottes, es iſt das heilige Erbe Jehovah's —

Rede nicht zu Viel, rief Van Moeulen, es bekommt dir ſchlecht.

Und gar, ſetzte ich hinzu, rede nicht von Jehovah, dem undankbarſten der Götter, für deſſen Exiſtenz du dich heute geſchlagen —

O Gott! ſeufzte der Kleine, und Thränen fielen aus ſeinen Augen — O Gott, du hilfſt unſeren Feinden!

Rede nicht ſo Viel, wiederholte Van Moeulen. Und du, Schnabelewopski, flüſterte er mir zu, entſchuldige, wenn ich dich langweile; der Kleine wollte durchaus, daſs ich ihm die Geſchichte ſeines Namensvetters, des Simſon, vorleſe — wir ſind am vierzehnten Kapitel, hör zu:

„Simſon ging hinab gen Thimnath, und ſahe ein Weib zu Thimnath unter den Töchtern der Philiſter —“

Nein, rief der Kleine mit geſchloſſenen Augen, wir ſind ſchon am ſechzehnten Kapitel. Iſt mir doch, als lebte ich das Alles mit, was du da vorlieſt, als hörte ich die Schafe blöcken, die am Jordan weiden, als hätte ich ſelber den Füchſen die Schwänze angezündet und ſie in die Felder der Philiſter gejagt, als hätte ich mit einem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter erſchlagen — O, die Philiſter! ſie hatten uns unterjocht und verſpottet, und ließen uns wie Schweine Zoll bezahlen, und haben mich zum Tanzſaal hinausgeſchmiſſen auf dem Roſs und zu Bockenheim mit Füßen getreten — hinausgeſchmiſſen, mit Füßen getreten, auf dem Roſs! O Gott, Das iſt nicht erlaubt!

Er liegt im Wundfieber und phantaſiert, bemerkte leiſe Van Moeulen, und begann das ſechzehnte Kapitel:

„Simſon ging hin gen Gaza, und ſahe daſelbſt eine Hure, und lag bei ihr.

„Da ward den Gazitern geſagt: Simſon iſt herein gekommen. Und ſie umgaben ihn, und ließen auf ihn lauern die ganze Nacht in der Stadt Thor, und waren die ganze Nacht ſtille, und ſprachen: Harre; morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen.

„Simſon aber lag bis zu Mitternacht. Da ſtund er auf zu Mitternacht, und ergriff beide Thüren an der Stadt Thor, ſammt den beiden Pfoſten, und hub ſie aus mit den Riegeln, und legte ſie auf ſeine Schultern, und trug ſie hinauf auf die Höhe des Berges von Hebron.

„Darnach gewann er ein Weib lieb am Bach Sorek, die hieß Delila.

„Zu Der kamen der Philiſter Fürſten hinauf und ſprachen zu ihr: Überrede ihn und beſiehe, worinnen er ſo große Kraft hat, und womit wir ihn übermögen, daſs wir ihn binden und zwingen; ſo wollen wir dir geben ein Jeglicher tauſend und hundert Silberlinge.

„Und Delila ſprach zu Simſon: Lieber, ſage mir, worinnen deine große Kraft ſei, und womit man dich binden möge, daſs man dich zwinge.

„Simſon ſprach zu ihr: Wenn man mich bünde mit ſieben Seilen von friſchem Baſt, die noch nicht verdorret ſind: ſo würde ich ſchwach, und wäre wie ein anderer Menſch.

„Da brachten der Philiſter Fürſten zu ihr hinauf ſieben Seile von friſchem Baſt, die noch nicht verdorret waren: und ſie band ihn damit.

„(Man hielt aber auf ihn bei ihr in der Kammer.) Und ſie ſprach zu ihm: Die Philiſter über dir, Simſon! Er aber zerriß die Seile, wie eine flächſerne Schnur zerreißet, wenn ſie ans Feuer reucht; und ward nicht kund, wo ſeine Kraft wäre.'

O dumme Philiſter! rief jetzt der Kleine, und lächelte vergnügt: wollten mich auch auf die Konſtablerwacht ſetzen —

Van Moeulen aber las weiter:

„Da ſprach Delila zu Simſon: Siehe, du haſt mich getäuſchet und mir gelogen; nun, ſo ſage mir doch, womit kann man dich binden?

„Er antwortete ihr: Wenn ſie mich bünden mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geſchehen iſt; ſo würde ich ſchwach und wie ein anderer Menſch.

„Da nahm Delila neue Stricke, und band ihn damit, und ſprach: Philiſter über dir, Simſon!

(man hielt aber auf ihn in der Kammer), und er zerriß ſie von ſeinen Armen, wie einen Faden."

O dumme Philiſter! rief der Kleine im Bette.

„Delila aber ſprach zu ihm: Noch haſt du mich getäuſchet und mir gelogen. Lieber, ſage mir doch, womit kann man dich binden? Er antwortete ihr: Wenn du ſieben Locken meines Hauptes flochteſt mit einem Flechtbande, und befteteſt ſie mit einem Nagel ein.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon! Er aber wachte auf von ſeinem Schlaf, und zog die geflochtenen Locken mit Nagel und Flechtband heraus."

Der Kleine lachte: Das war auf der Eſchenheimer Gaſſe. Van Moeuten aber fuhr fort:

„Da ſprach ſie zu ihm: Wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, ſo dein Herz doch nicht mit mir iſt? Dreimal haſt du mich getäuſchet, und mir nicht geſaget, worinnen deine große Kraft ſei.

„Da ſie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn, ward ſeine Seele matt bis an den Tod,

„Und ſagte ihr ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: Es iſt nie kein Schermeſſer auf mein Haupt kommen; denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleib an. Wenn du mich beſchöreſt, ſo wiche meine Kraft von mir, daſs ich ſchwach würde und wie alle andere Menſchen.“

Welch eine Dummheit! ſeufzte der Kleine. Van Moeulen fuhr fort:

„Da nun Delila ſahe, daſs er ihr alle ſein Herz offenbaret hatte, ſandte ſie hin, und ließ der Philiſter Fürſten rufen, und ſagen: Kommet noch einmal herauf; denn er hat mir alle ſein Herz offenbaret. Da kamen der Philiſter Fürſten zu ihr herauf, und brachten das Geld mit ſich in ihrer Hand.

„Und ſie ließ ihn entſchlafen auf ihrem Schoß, und rief Einem, der ihm die ſieben Locken ſeines Hauptes abſchöre. Und ſie fing an ihn zu zwingen. Da war ſeine Kraft von ihm gewichen.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon! Da er nun von ſeinem Schlaf erwachte, gedachte er: Ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, ich will mich ausreißen, und wuſſte nicht, daſs der Herr von ihm gewichen war.

„Aber die Philiſter griffen ihn, und ſtachen ihm die Augen aus, und führten ihn hinab gen Gaza, und bunden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er muſſte mahlen im Gefängnis.“

O Gott! Gott! wimmerte und weinte beſtändig der Kranke. Sei ſtill, ſagte Van Moeulen, und las weiter:

„Aber das Haar ſeines Hauptes fing wieder an zu wachſen, wo es beſchoren war.

„Da aber der Philiſter Fürſten ſich verſammleten, ihrem Gott Dagon ein groß Opfer zu thun und ſich zu freuen, ſprachen ſie: Unſer Gott hat uns unſern Feind Simſon in unſere Hände gegeben.

„Deſſelbigengleichen, als ihn das Volk ſahe, lobeten ſie ihren Gott; denn ſie ſprachen: Unſer Gott hat uns unſern Feind in unſere Hände gegeben, der unſer Land verderbete, und Unſer Viele erſchlug.

„Da nun ihr Herz guter Dinge war, ſprachen ſie: Laſſet Simſon holen, daſs er vor uns ſpiele. Da holeten ſie Simſon aus dem Gefängnis, und er ſpielete vor ihnen, und ſie ſtelleten ihn zwiſchen zwo Säulen.

„Simſon aber ſprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: Laſs mich, daſs ich die Säulen taſte, auf welchen das Haus ſtehet, daſs ich mich daran lehne.

„Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philiſter Fürſten alle da, und auf dem Dach bei dreitauſend, Mann und Weib, die da zuſahen, wie Simſon ſpielete.

„Simſon aber rief den Herrn an, und ſprach: Herr, Herr, gedenke mein, und ſtärke mich doch, Gott, diesmal, daſs ich für meine beiden Augen mich einſt räche an den Philiſtern!

„Und er faſſete die zwo Mittelſäulen, auf welchen das Haus geſetzet war und darauf ſich hielt, eine in ſeine rechte, und die andere in ſeine linke Hand,

„Und ſprach: Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern! und neigete ſich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürſten, und auf alles Volk, das darinnen war, daſs der Todten mehr waren, die in ſeinem Tode ſturben, denn die bei ſeinem Leben ſturben."

Bei dieſer Stelle öffnete der kleine Simſon ſeine Augen geiſterhaft weit, hob ſich krampfhaft in die Höhe, ergriff mit ſeinen dünnen Ärmchen die beiden Säulen, die zu Füßen ſeines Bettes, und rüttelte daran, während er zornig ſtammelte: Es ſterbe meine Seele mit den Philiſtern! Aber die ſtarken Bettſäulen blieben unbeweglich, ermattet und wehmüthig lächelnd fiel der Kleine zurück auf ſeine Kiſſen, und aus ſeiner Wunde, deren Verband ſich verſchoben, quoll ein rother Blutſtrom.

Florentiniſche Nächte.

(1835.)

Erſte Nacht.

Im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt, wie er eben ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Ich bin ſehr preſſiert, rief ihm Dieſer haſtig entgegen. Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geſchlafen, und nur in dieſem Augenblick iſt ſie ein wenig eingeſchlummert. Ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, ſie durch kein Geräuſch zu wecken; und wenn ſie erwacht, darf ſie bei Leibe nicht reden. Sie muſs ruhig liegen, darf ſich nicht rühren, nicht im mindeſten bewegen, darf nicht reden, und nur geiſtige Bewegung iſt ihr heilſam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerlei närriſche Geſchichten, ſo daſs ſie ruhig zuhören muſs.

Seien Sie unbeſorgt, Doktor, erwiderte Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich habe mich ſchon ganz zum Schwätzer ausgebildet und laſſe ſie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr ſchon genug phantaſtiſches Zeug erzählen, ſo viel Sie nur begehren . . . Aber wie lange wird ſie noch leben können?

Ich bin ſehr preſſiert, antwortete der Arzt und entwiſchte.

Die ſchwarze Deborah, feinöhrig wie ſie iſt, hatte ſchon am Tritte den Ankommenden erkannt, und öffnete ihm leiſe die Thüre. Auf ſeinen Wink verließ ſie eben ſo leiſe das Gemach, und Maximilian befand ſich allein bei ſeiner Freundin. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Dieſe warf dann und wann bald furchtſame, bald neugierige Lichter über das Antlitz der kranken Frau, welche ganz angekleidet in weißem Muſſelin auf einem grünſeidnen Sofa hingeſtreckt lag und ruhig ſchlief.

Schweigend, mit verſchränkten Armen, ſtand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die ſchönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte als verhüllte, und jedesmal, wenn die Lampe einen Lichtſtreif über das blaſſe Antlitz warf, erbebte ſein Herz. Um Gott! ſprach er leiſe vor ſich hin, was iſt Das? Welche Erinnerung wird in mir wach? Ja, jetzt weiß ich's.

Dieſes weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja, jetzt . . .

In dieſem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traumes hervorſchauend, blickten auf den Freund die ſanften, dunkelblauen Augen, fragend, bittend . . . An was dachten Sie eben, Maximilian? ſprach ſie mit jener ſchauerlich weichen Stimme, wie ſie bei Lungenkranken gefunden wird, und worin wir zugleich das Lallen eines Kindes, das Zwitſchern eines Vogels und das Geröchel eines Sterbenden zu vernehmen glauben. An was dachten ſie eben, Maximilian? wiederholte ſie nochmals und erhob ſich ſo haſtig in die Höhe, daſs die langen Locken wie aufgeſchreckte Goldſchlangen ihr Haupt umringelten.

Um Gott! rief Maximilian, indem er ſie ſanft wieder aufs Sopha niederdrückte, bleiben Sie ruhig liegen, ſprechen Sie nicht; ich will Ihnen Alles ſagen, Alles was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal ſelber weiß!

In der That, fuhr er fort, ich weiß nicht genau, was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloſs meiner Mutter, an den wüſten Garten dort, an die ſchöne Marmorſtatue, die im grünen Graſe lag . . . Ich habe

„das Schloſs meiner Mutter“ geſagt, aber ich bitte Sie, bei Leibe, denken Sie ſich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An dieſe Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz beſonderen Ausdruck auf die Worte „das Schloſs!“ und er lächelte dabei immer ſo eigenthümlich. Die Bedeutung dieſes Lächelns begriff ich erſt ſpäter, als ich, ein etwa zwölfjähriges Bübchen, mit meiner Mutter nach dem Schloſſe reiſte. Es war meine erſte Reiſe. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, deſſen dunkle Schauer mir immer unvergeſslich bleiben, und erſt gegen Abend hielten wir ſtill vor einer langen Querſtange, die uns von einer großen Wieſe trennte. Wir muſſten faſt eine halbe Stunde warten, ehe aus der nahegelegenen Lehmhütte der Junge kam, der die Sperre wegſchob und uns einließ. Ich ſage „der Junge,“ weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte; Dieſer hatte, um die gnädige Herrſchaft würdig zu empfangen, das alte Livreekleid ſeines verſtorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein bischen ausſtäuben muſſte, ließ er uns ſo lange warten. Hätte man ihm Zeit gelaſſen, würde er auch Strümpfe angezogen haben; die langen, nackten, rothen Beine ſtachen aber nicht ſehr ab von dem grellen Scharlachrock. Ob er darunter eine Hoſe trug, weiß ich nicht mehr. Unſer Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung „Schloſs“ oft vernommen, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der Junge uns zu dem kleinen gebrochenen Gebäude führte, wo der ſelige Herr gewohnt. Er ward aber ſchier beſtürzt, als meine Mutter ihm befahl, die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnen, daſs auf dem „Schloſſe“ keine Betten befindlich! und die Ordre meiner Mutter, daſs er Bettung für uns mitnehmen ſolle, hatte er entweder ganz überhört oder als überflüſſige Mühe unbeachtet gelaſſen.

Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in ſeinen beſten Zeiten höchſtens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Vergänglichkeit. Zerſchlagene Möbeln, zerfetzte Tapeten, keine einzige Fenſterſcheibe ganz verſchont, hie und da der Fußboden aufgeriſſen, überall die häſslichen Spuren der übermüthigſten Soldatenwirthſchaft. „Die Einquartierung hat ſich immer bei uns ſehr amüſiert,“ ſagte der Junge mit einem blödſinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daſs wir ſie allein laſſen möchten, und während der Junge mit Johann ſich beſchäftigte, ging ich den Garten beſehen. Dieſer bot ebenfalls den troſtloſeſten Anblick der Zerſtörnis. Die großen Bäume waren zum Theil verſtümmelt, zum Theil niedergebrochen, und höhniſche Wucherpflanzen erhoben ſich über die gefallenen Stämme. Hie und da, an den aufgeſchoſſenen Taxusbüſchen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da ſtanden auch Statuen, denen meiſtens die Köpfe, wenigſtens die Naſen, fehlten. Ich erinnere mich einer Diana, deren untere Hälfte von dunklem Epheu aufs lächerlichſte umwachſen war, ſo wie ich mich auch einer Göttin des Überfluſſes erinnere, aus deren Füllhorn lauter mißduftendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war, Gott weiß wie, von der Bosheit der Menſchen und der Zeit verſchont geblieben; von ihrem Poſtamente freilich hatte man ſie herabgeſtürzt ins hohe Gras, aber da lag ſie unverſtümmelt, die marmorne Göttin mit den reinſchönen Geſichtszügen und mit dem ſtraffgetheilten, edlen Buſen, der wie eine griechiſche Offenbarung aus dem hohen Graſe hervorglänzte. Ich erſchrak faſt, als ich ſie ſah; dieſes Bild flößte mir eine ſonderbar ſchwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei ſeinem holden Anblick verweilen.

Als ich wieder zu meiner Mutter kam, ſtand ſie am Fenſter, verloren in Gedanken, das Haupt geſtützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen floſſen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich ſie noch nie weinen ſehen. Sie umarmte mich mit haſtiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daſs ich durch Johann's Nachläſſigkeit kein ordentliches Bett bekommen werde. „Die alte Marthe,“ ſagte ſie, „iſt ſchwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann ſoll dir aber die Kiſſen aus dem Wagen ſo zurecht legen, daſs du darauf ſchlafen kannſt, und er mag dir auch ſeinen Mantel zur Decke geben. Ich ſelber ſchlafe hier auf Stroh; es iſt das Schlafzimmer meines ſeligen Vaters; es ſah ſonſt hier viel beſſer aus. Laſs mich allein!“ Und die Thränen ſchoſſen ihr noch heftiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht ſchlafen. Der Mondſchein drang ſo unmittelbar durch die gebrochenen Fenſterſcheiben, und es war mir, als wolle er mich hinauslocken in die helle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen ſchließen oder wieder ungeduldig öffnen, immer muſſte ich an die ſchöne Marmorſtatue denken, die ich im Graſe liegen ſehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bei ihrem Anblick erfaſſt hatte; ich ward verdrießlich ob dieſes kindiſchen Gefühls, und „Morgen,“ ſagte ich leiſe zu mir ſelber, „morgen küſſen wir dich, du ſchönes Marmorgeſicht, wir küſſen dich eben auf die ſchönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein ſo holdſeliges Grübchen zuſammenſchmelzen!“ Eine Ungeduld, wie ich ſie noch nie gefühlt, rieſelte dabei durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich ſprang ich auf mit keckem Muthe und ſprach: „Was gilt's, und ich küſſe dich noch heute, du liebes Bildnis!“ Leiſe, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um ſo leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenſchild, aber mit keinen Thüren mehr verſehen war; und haſtig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des wüſten Gartens. Auch kein Laut regte ſich, und Alles ruhte ſtumm und ernſt im ſtillen Mondſchein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Graſe lag die ſchöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein ſteinerner Tod, ſondern nur ein ſtiller Schlaf ſchien ihre lieblichen Glieder gefeſſelt zu halten, und als ich ihr nahete, fürchtete ich ſchier, daſs ich ſie durch das geringſte Geräuſch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück, als ich mich über ſie hinbeugte, um die ſchönen Geſichtszüge zu betrachten; eine ſchauerliche Beängſtigung ſtieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüſternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küſſte ich die ſchöne Göttin mit einer Inbrunſt, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküſſt habe in dieſem Leben. Auch nie habe ich dieſe grauenhaft ſüße Empfindung vergeſſen können, die meine Seele durchfluthete, als die beſeligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte . . . Und ſehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen ſtand und ich Sie in Ihrem weißen Muſſelinkleide auf dem grünen Sofa liegen ſah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Graſe. Hätten Sie länger geſchlafen, meine Lippen würden nicht widerſtanden haben . . .

Max! Max! ſchrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele — Entſetzlich! Sie wiſſen, daſs ein Kuß von Ihrem Munde . . .

O, ſchweigen Sie nur, ich weiß, Das wäre für Sie etwas Entſetzliches! Sehen Sie mich nur nicht ſo flehend an. Ich miſsdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die letzten Gründe derſelben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf Ihre Lippen drücken dürfen . . .

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, ſie hatte ſeine Hand erfaſſt, bedeckte dieſe Hand mit den heftigſten Küſſen, und ſagte dann lächelnd: Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von ihren Liebſchaften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloſsgarten Ihrer Mutter geküſſt?

Wir reiſten den andern Tag ab, antwortete Maximilian, und ich habe das holde Bildnis nie wiedergeſehen. Aber faſt vier Jahre beſchäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenſchaft für marmorne Statuen hat ſich ſeitdem in meiner Seele entwickelt, und noch dieſen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurentiana, der Bibliothek der Mediceär, und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollſte Geſchlecht Italiens ſich eine Schlafſtelle von Edelſteinen gebaut hat und ruhig ſchlummert. Eine ganze Stunde blieb ich dort verſunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbilds, deſſen gewaltiger Leibesbau von der kühnen Kraft des Michel Angelo zeugt, während doch die ganze Geſtalt von einer ätheriſchen Süßigkeit umfloſſen iſt, die man bei jenem Meiſter eben nicht zu ſuchen pflegt. In dieſen Marmor iſt das ganze Traumreich gebannt mit allen ſeinen ſtillen Seligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in dieſen ſchönen Gliedern, ein beſänftigendes Mondlicht ſcheint durch ihre Adern zu rinnen . . . es iſt die Nacht des Michel Angelo Buonarotti. O, wie gern möchte ich ſchlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieſer Nacht . . .

Gemalte Frauenbilder, fuhr Maximilian fort nach einer Pauſe, haben mich immer minder heftig intereſſiert als Statuen. Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderſchöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Köln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein ſehr eifriger Kirchengänger, und mein Gemüth verſenkte ſich in die Myſtik des Katholicismus. Ich hätte damals gern, wie ein ſpaniſcher Ritter, alle Tage auf Leben und Tod gekämpft für die immakulierte Empfängnis Mariä, der Königin der Engel, der ſchönſten Dame des Himmels und der Erde! Für die ganze heilige Familie intereſſierte ich mich damals, und ganz beſonders freundlich zog ich jedesmal den Hut ab, wenn ich einem Bilde des heiligen Joſeph's vorbeikam. Dieſer Zuſtand dauerte jedoch nicht lange, und faſt ohne Umſtände verließ ich die Mutter Gottes, als ich in einer Antiken-Galerie mit einer griechiſchen Nymphe bekannt wurde, die mich lange Zeit in ihren Marmorfeſſeln gefangen hielt.

Und Sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen? kicherte Maria.

Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt, antwortete Maximilian, über deſſen Geſicht ſich wieder ein großer Ernſt verbreitete. Er bemerkte nicht, daſs bei dieſen Worten Maria erſchreckend zuſammenfuhr, und ruhig ſprach er weiter:

Ja, es iſt höchſt ſonderbar, daſs ich mich einſt in ein Mädchen verliebte, nachdem ſie ſchon ſeit ſieben Jahren verſtorben war. Als ich die kleine Very kennen lernte, gefiel ſie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beſchäftigte ich mich mit dieſer jungen Perſon und fand das höchſte Ergötzen an Allem, was ſie that und ſprach, an allen Äußerungen ihres reizend wunderlichen Weſens, jedoch ohne daſs mein Gemüth dabei in überzärtliche Bewegung gerieth. Auch wurde ich einige Monate darauf nicht allzu tief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daſs ſie in Folge eines Nervenfiebers plötzlich geſtorben ſei. Ich vergaß ſie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daſs ich jahrelang auch nicht ein einziges Mal an ſie gedacht habe. Ganze ſieben Jahre waren ſeitdem verſtrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungeſtörter Einſamkeit den ſchönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menſchen in Berührung, und mein ganzer Umgang beſchränkte ſich auf die Statuen, die ſich im Garten von Sansſouci befinden. Da geſchah es eines Tages, daſs mir Geſichtszüge und eine ſeltſam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtnis traten, ohne daſs ich mich Deſſen entſinnen konnte, welcher Perſon Dergleichen angehörten. Nichts iſt quälender als ſolches Herumſtöbern in alten Erinnerungen, und ich war deſshalb wie freudig überraſcht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Very erinnerte und jetzt merkte, daſs es ihr liebes, vergeſſenes Bild war, was mir ſo beunruhigend vorgeſchwebt hatte. Ja, ich freute mich dieſer Entdeckung wie Einer, der ſeinen intimſten Freund ganz unerwartet wiedergefunden: die verblichenen Farben belebten ſich allmählig, und endlich ſtand die ſüße kleine Perſon wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, ſchmollend, witzig, und ſchöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieſes holde Bild nimmermehr verlaſſen, es füllte meine ganze Seele; wo ich ging und ſtand, ſtand und ging es an meiner Seite, ſprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von dieſem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es iſt leicht, Geiſter zu beſchwören, doch iſt es ſchwer, ſie wieder zurück zu ſchicken in ihr dunkles Nichts; ſie ſehen uns dann ſo flehend an, unſer eigenes Herz leiht ihnen ſo mächtige Fürbitte . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen, und ich verliebte mich in die kleine Very, nachdem ſie ſchon ſeit ſieben Jahren verſtorben. So lebte ich ſechs Monate in Potsdam, ganz verſunken in dieſer Liebe. Ich hütete mich noch ſorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend Jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeiſtreifte, empfand ich die mißbehaglichſte Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegniſſen eine tiefe Scheu, wie ſolche vielleicht die nachtwandelnden Geiſter der Todten empfinden; denn Dieſe, wie man ſagt, wenn ſie einem lebenden Menſchen begegnen, erſchrecken ſie eben ſo ſehr, wie der Lebende erſchrickt, wenn er einem Geſpenſte begegnet. Zufällig kam damals ein Reiſender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei ſeinem Anblick und bei ſeinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeſchichte erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zuſammenſchreckend fühlte ich plötzlich, in welcher grauenhaften Einſamkeit ich ſo lange für mich hingelebt. Ich hatte in dieſem Zuſtande nicht einmal den Wechſel der Jahrzeiten gemerkt, und mit

Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die, längſt entblättert, mit herbſtlichem Reife bedeckt ſtanden. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Very, und in einer andern Stadt, wo mich wichtige Geſchäfte erwarteten, wurde ich durch ſehr eckige Verhältniſſe und Beziehungen ſehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.

Lieber Himmel! fuhr Maximilian fort, indem ein ſchmerzliches Lächeln um ſeine Oberlippe zuckte, — lieber Himmel! die lebendigen Weiber, mit denen ich damals in unabweisliche Berührungen kam, wie haben ſie mich gequält, zärtlich gequält mit ihrem Schmollen, Eiferſüchteln und beſtändigem In-Athem-halten! Auf wie vielen Bällen muſſte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatſchereien muſſte ich mich miſchen! Welche raſtloſe Eitelkeit, welche Freude an der Lüge, welche küſſende Verrätherei, welche giftige Blumen! Jene Damen wuſſten mir alle Luſt und Liebe zu verleiden, und ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geſchlecht verdammte. Es erging mir faſt wie dem franzöſiſchen Offiziere, der im ruſſiſchen Feldzuge ſich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Bereſina gerettet hatte, aber ſeitdem gegen alles Gefrorene eine ſolche Antipathie bekommen, daſs er jetzt ſogar die ſüßeſten und angenehmſten Eisſorten von Tortoni mit Abſcheu von ſich wies. Ja, die Erinnerung an die Bereſina der Liebe, die ich damals paſſierte, verleidete mir einige Zeit ſogar die köſtlichſten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillenſorbet.

Ich bitte Sie, rief Maria, ſchmähen Sie nicht die Weiber! Das ſind abgedroſchene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu ſein, bedürft ihr dennoch der Weiber.

O, ſeufzte Maximilian, Das iſt freilich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art, wie ſie uns glücklich machen können, während ſie uns auf dreißigtauſend Arten unglücklich zu machen wiſſen.

Theurer Freund, erwiderte Maria, indem ſie ein leiſes Lächeln verbiſs, ich ſpreche von dem Einklange zweier gleichgeſtimmten Seelen. Haben Sie dieſes Glück nie empfunden? . . . Aber ich ſehe eine ungewöhnte Röthe über ihre Wangen ziehen . . . Sprechen Sie . . . Max?

Es iſt wahr, Maria, ich fühle mich faſt knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe geſtehen ſoll, die mich einſt unendlich beſeligt hat! Dieſe Erinnerung iſt mir noch nicht verloren, und in ihren kühlen Schatten flüchtet ſich noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande, Ihnen von dieſer Geliebten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war ſo ätheriſcher Natur, daſs ſie ſich mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, Sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; dieſe nächtlichen Erſcheinungen haben wahrlich eben ſo viel Realität wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antaſten können, und woran wir uns nicht ſelten beſchmutzen. Ja, es war im Traume, wo ich ſie ſah, jenes holde Weſen, das mich am meiſten auf dieſer Welt beglückt hat. Über ihre Äußerlichkeit weiß ich Wenig zu ſagen. Ich bin nicht im Stande, die Form ihrer Geſichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Geſicht, das ich nie vorher geſehen, und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So Viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und roſig, ſondern ganz einfarbig, ein ſanft angeröthetes Blaſsgelb und durchſichtig wie Kryſtall. Die Reize dieſes Geſichtes beſtanden weder im ſtrengen Schönheitsmaß, noch in der intereſſanten Beweglichkeit; ſein Charakter beſtand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, faſt erſchreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Geſicht voll bewuſſter Liebe und graciöſer Güte; es war mehr eine Seele als ein Geſicht, und deſshalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren ſanft wie Blumen, die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein ſeidnes Peignoir von kornblauer Farbe, aber hierin beſtand auch ihre ganze Bekleidung; Hals und Füße waren nackt, und durch das weiche, dünne Gewand lauſchte manchmal wie verſtohlen die ſchlanke Zartheit der Glieder. Die Worte, die wir mit einander geſprochen, kann ich mir ebenfalls nicht mehr verdeutlichen; ſo Viel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja faſt wie Bruder und Schweſter, mit einander koſ'ten. Manchmal aber ſprachen wir gar nicht mehr und ſahen uns einander an, Aug' in Auge, und in dieſem beſeligenden Anſchauen verharrten wir ganze Ewigkeiten . . . Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht ſagen, aber ich ſchwelgte noch lange Zeit in dem Nachgefühle dieſes Liebesglücks. Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die ſchmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude ſchien über alle meine Empfindungen ausgegoſſen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiederſah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblick ganze Ewigkeiten genoſſen? Auch kannte ſie mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daſs ich keine Wiederholungen liebe.

Wahrhaftig, rief Maria, Sie ſind ein homme à bonne fortune . . . Aber ſagen Sie mir, war Mademoiſelle Laurence eine Marmorſtatue oder ein Gemälde? eine Todte oder ein Traum?

Vielleicht alles Dieſes zuſammen, antwortete Maximilian ſehr ernſthaft.

Ich konnte mir's vorſtellen, theurer Freund, daſs dieſe Geliebte von ſehr zweifelhaftem Fleiſche ſein muſste. Und wann werden Sie mir dieſe Geſchichte erzählen?

Morgen. Sie iſt lang, und ich bin heute müde. Ich komme aus der Oper und habe zu viel Muſik in den Ohren.

Sie gehen jetzt oft in die Oper, und ich glaube, Max, Sie gehen dorthin mehr um zu ſehen, als um zu hören.

Sie irren ſich nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Geſichter der ſchönen Italiänerinnen zu betrachten. Freilich, ſie ſind ſchon außerhalb dem Theater ſchön genug, und ein Geſchichtsforſcher könnte an der Idealität ihrer Züge ſehr leicht den Einfluſs der bildenden Künſte auf die Leiblichkeit des italiäniſchen Volkes nachweiſen. Die Natur hat hier den Künſtlern das

Kapital zurückgenommen, das ſie ihnen einſt geliehen, und ſiehe! es hat ſich aufs entzückendſte verzinſt. Die Natur, welche einſt den Künſtlern ihre Modelle lieferte, ſie kopiert heute ihrerſeits die Meiſterwerke, die dadurch entſtanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und wie einſt das Fleiſch auf den Geiſt, ſo wirkt jetzt der Geiſt auf das Fleiſch. Und nicht fruchtlos iſt die Andacht vor jenen ſchönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern, die ſich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen, während die Braut einen ſchönen Heiligen im brünſtigen Sinne trägt. Durch ſolche Wahlverwandtſchaft iſt hier ein Menſchengeſchlecht entſtanden, das noch ſchöner iſt als der holde Boden, worauf es blüht, und der ſonnige Himmel, der es wie ein goldner Rahmen umſtrahlt. Die Männer intereſſieren mich nie viel, wenn ſie nicht entweder gemalt oder gemeißelt ſind, und Ihnen, Maria, überlaſſe ich allen möglichen Enthuſiasmus in Betreff jener ſchönen, geſchmeidigen Italiäner, die ſo wildſchwarze Backenbärte und ſo kühn edle Naſen und ſo ſanft kluge Augen haben. Man ſagt, die Lombarden ſeien die ſchönſten Männer. Ich habe nie darüber Unterſuchungen angeſtellt, nur über die Lombardinnen habe ich ernſthaft nachgedacht, und Dieſe, Das habe ich wohl gemerkt, ſind wirklich ſo ſchön, wie der Ruhm meldet. Aber auch ſchon im Mittelalter müſſen ſie ziemlich ſchön geweſen ſein. Sagt man doch von Franz I., daſs das Gerücht von der Schönheit der Mailänderinnen ein heimlicher Antrieb geweſen, der ihn zu ſeinem italiäniſchen Feldzuge bewogen habe: der ritterliche König war gewiſs neugierig, ob ſeine geiſtlichen Mühmchen, die Sippſchaft ſeines Taufpathen, ſo hübſch ſeien, wie er rühmen hörte . . . Armer Schelm! zu Pavia muſste er für dieſe Neugier ſehr theuer büßen!

Aber wie ſchön ſind ſie erſt, dieſe Italiänerinnen, wenn die Muſik ihre Geſichter beleuchtet. Ich ſage: beleuchtet, denn die Wirkung der Muſik, die ich in der Oper auf den Geſichtern der ſchönen Frauen bemerke, gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erſtaunen ſetzen, wenn wir Statuen in der Nacht bei Fackelſchein betrachten. Dieſe Marmorbilder offenbaren uns dann mit erſchreckender Wahrheit ihren innewohnenden Geiſt und ihre ſchauerlichen ſtummen Geheimniſſe. In derſelben Weiſe giebt ſich uns auch das ganze Leben der ſchönen Italiänerinnen kund, wenn wir ſie in der Oper ſehen; die wechſelnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünſchen und Ärgerniſſen, die ſich alle augenblicklich in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erbleichen, und gar in ihren Augen ausſprechen. Wer zu leſen verſteht, kann alsdann auf ihren ſchönen Geſichtern ſehr viel' ſüße und intereſſante Dinge leſen, Geſchichten, die ſo merkwürdig wie die Novellen des Boccaccio, Gefühle, die ſo zart wie die Sonette des Petrarcha, Launen, die ſo abenteuerlich wie die Ottaverime des Arioſto, manchmal auch furchtbare Verrätherei und erhabene Bosheit, die ſo poetiſch wie die Hölle des großen Dante. Da iſt es der Mühe werth, hinaufzuſchauen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdeſſen ihre Begeiſterung nicht mit ſo fürchterlichem Lärm ausſprächen! Dieſes allzu tolle Geräuſch in einem italianiſchen Theater wird mir manchmal läſtig. Aber die Muſik iſt die Seele dieſer Menſchen, ihr Leben, ihre Nationalſache. In andern Ländern giebt es gewiß Muſiker, die den größten italiäniſchen Renommeen gleichſtehen, aber es giebt dort kein muſikaliſches Volk. Die Muſik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräſentiert, ſondern ſie offenbart ſich in der ganzen Bevölkerung, die Muſik iſt Volk geworden. Bei uns im Norden iſt es ganz anders; da iſt die Muſik nur Menſch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein wenn man das

Beſte, was ſolche nordiſche Muſiker uns bieten, genau unterſucht, ſo findet ſich darin italiäniſcher Sonnenſchein und Orangenduft, und viel eher als unſerem Deutſchland gehören ſie dem ſchönen Italien, der Heimat der Muſik. Ja, Italien wird immer die Heimat der Muſik ſein, wenn auch ſeine großen Maeſtri frühe ins Grab ſteigen oder verſtummen, wenn auch Bellini ſtirbt und Roſſini ſchweigt.

Wahrlich, bemerkte Maria, Roſſini behauptet ein ſehr ſtrenges Stillſchweigen. Wenn ich nicht irre, ſchweigt er ſchon ſeit zehn Jahren.

Das iſt vielleicht ein Witz von ihm, antwortete Maximilian. Er hat zeigen wollen, daſs der Name „Schwan von Peſaro,“ den man ihm ertheilt, ganz unpaſſend ſei. Die Schwäne ſingen am Ende ihres Lebens, Roſſini aber hat in der Mitte des Lebens zu ſingen aufgehört. Und ich glaube, er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt, daſs er ein Genie iſt. Ein Künſtler, welcher nur Talent hat, behält bis an ſein Lebensende den Trieb, dieſes Talent auszuüben, der Ehrgeiz ſtachelt ihn, er fühlt, daſs er ſich beſtändig vervollkommnet, und es drängt ihn, das Höchſte zu erſtreben. Der Genius aber hat das Höchſte bereits geleiſtet, er iſt zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen

Ehrgeiz, und geht nach Hauſe, nach Stratford am Avon wie William Shakſpeare, oder promeniert ſich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens zu Paris wie Joachim Roſſini. Hat der Genius keine ganz ſchlechte Leibeskonſtitution, ſo lebt er in ſolcher Weiſe noch eine gute Weile fort, nachdem er ſeine Meiſterwerke geliefert oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, nachdem er ſeine Miſſion erfüllt hat. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müſſe früh ſterben; ich glaube, man hat das dreißigſte bis zum vierunddreißigſten Jahr als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Bellini damit geneckt, und ihm aus Scherz prophezeit, daſs er, in ſeiner Eigenſchaft als Genie, bald ſterben müſſe, indem er das gefährliche Alter erreiche. Sonderbar! trotz des ſcherzenden Tones ängſtigte er ſich doch ob dieſer Prophezeiung, er nannte mich ſeinen Jettatore und machte immer das Jettatorezeichen ... Er wollte ſo gern leben bleiben, er hatte eine faſt leidenſchaftliche Abneigung gegen den Tod, er wollte Nichts vom Sterben hören, er fürchtete ſich davor wie ein Kind, das ſich fürchtet im Dunkeln zu ſchlafen ... Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihm nur mit ſeinem baldigen Tode zu drohen, und er ward dann gleich kleinlaut und bittend und machte mit den zwei erhobenen Fingern das Jettatorezeichen . . . Armer Bellini!

Sie haben ihn alſo perſönlich gekannt? War er hübſch?

Er war nicht häßlich. Sie ſehen, auch wir Männer können nicht bejahend antworten, wenn man uns über Jemand von unſerem Geſchlechte eine ſolche Frage vorlegt. Es war eine hoch aufgeſchoſſene, ſchlanke Geſtalt, die ſich zierlich, ich möchte ſagen kokett, bewegte; immer à quatre épingles; ein regelmäßiges Geſicht, länglich, blaßroſig; hellblondes, faſt goldiges Haar, in dünnen Löckchen friſiert; hohe, ſehr hohe, edle Stirn; grade Naſe; bleiche, blaue Augen; ſchöngemeſſener Mund; rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas Vages, Charakterloſes, Etwas wie Milch, und in dieſem Milchgeſichte quirlte manchmal ſüßſäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieſer Ausdruck von Schmerz erſetzte in Bellini's Geſichte den mangelnden Geiſt; aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poeſielos in den Augen, er zuckte leidenſchaftslos um die Lippen des Mannes. Dieſen flachen, matten Schmerz ſchien der junge Maeſtro in ſeiner ganzen Geſtalt veranſchaulichen zu wollen. So ſchwärmeriſch wehmüthig waren ſeine Haare friſiert, die

Kleider ſaßen ihm ſo ſchmachtend an dem zarten Leibe, er trug ſein ſpaniſches Röhrchen ſo idylliſch, daſs er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unſeren Schäferſpielen mit bebänderten Stäben und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudieren ſehen. Und ſein Gang war ſo jungfräulich, ſo elegiſch, ſo ätheriſch. Der ganze Menſch ſah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bei den Frauen vielen Beifall gefunden, aber ich zweifle, ob er irgendwo eine ſtarke Leidenſchaft geweckt hat. Für mich ſelber hatte ſeine Erſcheinung immer etwas ſpaßhaft Ungenießbares, deſſen Grund wohl zunächſt in ſeinem Franzöſiſchſprechen zu finden war. Obgleich Bellini ſchon mehrere Jahre in Frankreich gelebt, ſprach er doch das Franzöſiſche ſo ſchlecht, wie es vielleicht kaum in England geſprochen werden kann. Ich ſollte dieſes Sprechen nicht mit dem Beiwort „ſchlecht“ bezeichnen; ſchlecht iſt hier viel zu gut. Man muſs entſetzlich ſagen, blutſchänderiſch, weltuntergangsmäßig. Ja, wenn man mit ihm in Geſellſchaft war, und er die armen franzöſiſchen Worte wie ein Henker radebrach, und unerſchütterlich ſeine koloſſalen coq-à-l'âne auskramte, ſo meinte man manchmal, die Welt müſſe mit einem Donnergekrache untergehen . . . Eine Leichenſtille herrſchte dann im ganzen

Saale; Todesſchreck malte ſich auf allen Geſichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zinnober; die Frauen wuſsten nicht, ob ſie in Ohnmacht fallen oder entfliehen ſollten; die Männer ſahen beſtürzt nach ihren Beinkleidern, um ſich zu überzeugen, daſs ſie wirklich dergleichen trugen; und was das Furchtbarſte war, dieſer Schreck erregte zu gleicher Zeit eine konvulſive Lachluſt, die ſich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Geſellſchaft war, muſste ſeine Nähe immer eine gewiſſe Angſt einflößen, die durch einen grauenhaften Reiz zugleich abſtoßend und anziehend war. Manchmal waren ſeine unwillkürlichen Calembours bloß beluſtigender Art, und in ihrer poſſierlichen Abgeſchmacktheit erinnerten ſie an das Schloſs ſeines Landsmannes, des Prinzen von Pallagonien, welches Goethe in ſeiner italiäniſchen Reiſe als ein Muſeum von barocken Verzerrtheiten und ungereimt zuſammengekoppelten Miſsgeſtalten ſchildert. Da Bellini bei ſolchen Gelegenheiten immer etwas ganz Harmloſes und ganz Ernſthaftes geſagt zu haben glaubte, ſo bildete ſein Geſicht mit ſeinem Worte eben den allertollſten Kontraſt. Das, was mir an ſeinem Geſichte miſsfallen konnte, trat dann um ſo ſchneidender hervor. Das, was mir da miſsfiel, war aber nicht von der Art, daſs es juſt als ein Mangel bezeichnet werden konnte, und am wenigſten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreuſam geweſen ſein. Bellini's Geſicht, wie ſeine ganze Erſcheinung, hatte jene phyſiſche Friſche, jene Fleiſchblüthe, jene Roſenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erſt ſpäterhin, als ich Bellini ſchon lange kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieſes entſtand namentlich, als ich bemerkte, daſs ſein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele iſt gewiſs rein und unbefleckt geblieben von allen häſslichen Berührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmloſe Gutmüthigkeit, das Kindliche, das wir bei genialen Menſchen nie vermiſſen, wenn ſie auch Dergleichen nicht für Jedermann zur Schau tragen.

Ja, ich erinnere mich — fuhr Maximilian fort, indem er ſich auf den Seſſel niederließ, an deſſen Lehne er ſich bis jetzt aufrecht geſtützt hatte — ich erinnere mich eines Augenblickes, wo mir Bellini in einem ſo liebenswürdigen Lichte erſchien, daſs ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm, ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der letzte Augenblick, wo ich ihn in dieſem Leben ſehen ſollte. Dieſes war eines Abends, nachdem wir im Hauſe einer großen Dame, die den kleinſten Fuß in Paris hat, mit einander geſpeiſt und ſehr heiter geworden, und am Fortepiano die ſüßeſten Melodieen erklangen . . . Ich ſehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich, erſchöpft von den vielen tollen Bellinismen, die er geſchwatzt, ſich auf einen Seſſel niederließ . . . Dieſer Seſſel war ſehr niedrig, faſt wie ein Bänkchen, ſo daſs Bellini dadurch gleichſam zu den Füßen einer ſchönen Dame zu ſitzen kam, die ſich ihm gegenüber auf ein Sofa hingeſtreckt hatte und mit ſüßer Schadenfreude auf Bellini hinabſah, während Dieſer ſich abarbeitete, ſie mit einigen franzöſiſchen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth, Das, was er eben geſagt hatte, in ſeinem ſicilianiſchen Jargon zu kommentieren, um zu beweiſen, daſs es keine Sottiſe, ſondern im Gegentheil die feinſte Schmeichelei geweſen ſei. Ich glaube, daſs die ſchöne Dame auf Bellini's Redensarten gar nicht viel hinhörte; ſie hatte ihm ſein ſpaniſches Röhrchen, womit er ſeiner ſchwachen Rhetorik manchmal zu Hilfe kommen wollte, aus den Händen genommen, und bediente ſich deſſen, um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maeſtro ganz ruhig zu zerſtören. Dieſem muthwilligen Geſchäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Geſichte einen

Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menſchenantlitz geſehen. Nie kommt mir dieſes Geſicht aus dem Gedächtniſſe! Es war eins jener Geſichter, die mehr dem Traumreich der Poeſie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören ſcheinen, Konturen, die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem ſentimental ſpitz-zulaufenden Kinn der lombardiſchen Schule. Die Färbung mehr römiſch ſanft, matter Perlenglanz, vornehme Bläſſe, Morbidezza. Kurz, es war ein Geſicht, wie es nur auf irgend einem altitaliäniſchen Portraite gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorſtellt, worin die italiäniſchen Künſtler des ſechzehnten Jahrhunderts verliebt waren, wenn ſie ihre Meiſterwerke ſchufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn ſie ſich unſterblich ſangen, und wonach die deutſchen und franzöſiſchen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn ſie ſich das Schwert umgürteten und thatenſüchtig über die Alpen ſtürzten ... Ja, ja, ſo ein Geſicht war es, worauf ein Lächeln der ſüßeſten Schadenfreude und des vornehmſten Muthwillens ſpielte, während ſie, die ſchöne Dame, mit der Spitze des ſpaniſchen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerſtörte. In dieſem Augenblick erſchien mir Bellini wie berührt von einem

Zauberſtäbchen, wie umgewandelt zu einer durchaus befreundeten Erſcheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Geſicht erglänzte im Wiederſchein jenes Lächelns, es war vielleicht der blühendſte Moment ſeines Lebens . . . Ich werde ihn nie vergeſſen . . . Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daſs Italien einen ſeiner rühmlichſten Söhne verloren!

Sonderbar! Zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganini's angezeigt. An dieſem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte, fahle Paganini immer wie ein Sterbender ausſah; doch der Tod des jungen, roſigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des Erſteren nur ein Zeitungs-Irrthum, Paganini befindet ſich friſch und geſund zu Genua, und Bellini liegt im Grabe zu Paris!

Lieben Sie Paganini? frug Maria.

Dieſer Mann, antwortete Maximilian, iſt eine Zierde ſeines Vaterlandes und verdient gewiſs die ausgezeichnetſte Erwähnung, wenn man von den muſikaliſchen Notabilitäten Italiens ſprechen will.

Ich habe ihn nie geſehen, bemerkte Maria, aber dem Rufe nach ſoll ſein Äußeres den Schönheitsſinn nicht vollkommen befriedigen. Ich habe Portraite von ihm geſehen . . .

Die alle nicht ähnlich ſind, fiel ihr Maximilian in die Rede; ſie verhäſslichen oder verſchönern ihn, nie geben ſie ſeinen wirklichen Charakter. Ich glaube, es iſt nur einem einzigen Menſchen gelungen, die wahre Phyſiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der in ſeiner geiſtreichen Tollheit mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganini's ſo gut getroffen hat, daſs man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. „Der Teufel hat mir die Hand geführt," ſagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bei ſeinen genialen Eulenſpiegeleien zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz ſeiner Taubheit liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik, und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Opernkritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern? In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen. Giebt es doch Menſchen, denen die Töne ſelber nur unſichtbare Signaturen ſind, worin ſie Farben und Geſtalten hören.

Ein ſolcher Menſch ſind Sie! rief Maria.

Es iſt mir leid, daſs ich die kleine Zeichnung von Lyſer nicht mehr beſitze; ſie würde Ihnen vielleicht von Paganini's Äußerem einen Begriff verleihen. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaſſt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreich als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſcheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Alſterpavillon ſtanden, an dem Tage, wo Paganini dort ſein erſtes Koncert gab. „Ja, mein Freund," fuhr er fort, „es iſt wahr, was die ganze Welt behauptet, daſs er ſich dem Teufel verſchrieben hat, Leib und Seele, um der beſte Violiniſt zu werden, um Millionen zu erfiedeln, und zunächſt um von der verdammten Galere loszukommen, wo er ſchon viele Jahre geſchmachtet. Denn, ſehen Sie, Freund, als er zu Lucca Kapellmeiſter war, verliebte er ſich in eine Theaterprinzeſſin, ward eiferſüchtig auf irgend einen kleinen Abbate, ward vielleicht cocu, erſtach auf gut italiäniſch ſeine ungetreue Amata, kam auf die Galere zu Genua und, wie geſagt, verſchrieb ſich endlich dem Teufel, um loszukommen, um der beſte Violinſpieler zu werden, und um Jedem von uns dieſen Abend eine Brandſchatzung von zwei Thalern auferlegen zu können . . . Aber, ſehen Sie! alle guten Geiſter loben Gott! ſehen Sie, dort in der Allee kommt er ſelber mit ſeinem zweideutigen Famulo!“

In der That, es war Paganini ſelber, den ich alsbald zu Geſicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch ſeine Geſtalt ſehr hoch zu ſein ſchien. Das lange ſchwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf ſeine Schultern herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blaſſe, leichenartige Geſicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüſtlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig proſaiſch: — roſig verrunzeltes Geſicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausſtehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber voll beſorglicher Scheu nach der düſteren Geſtalt hinaufſchielend, die ihm ernſt und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzſch zu ſehen, wo Fauſt mit Wagner vor den Thoren von Leipzig ſpazieren geht. Der taube Maler kommentierte mir aber die beiden Geſtalten in ſeiner tollen Weiſe, und machte mich beſonders aufmerkſam auf den gemeſſenen, breiten Gang des Paganini. „Iſt es nicht," ſagte er, „als trüge er noch immer die eiſerne Querſtange zwiſchen den Beinen? Er hat ſich nun einmal dieſen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch, wie verächtlich ironiſch er auf ſeinen Begleiter manchmal hinabſchaut, wenn Dieſer ihm mit ſeinen proſaiſchen Fragen läſtig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Kontrakt bindet ihn an dieſen Diener, der eben kein Anderer iſt als Satan. Das unwiſſende Volk meint freilich, dieſer Begleiter ſei der Komödien- und Anekdotenſchreiber Harrys aus Hannover, den Paganini auf Reiſen mitgenommen habe, um die Geldgeſchäfte bei ſeinen Koncerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daſs der Teufel dem Herrn Georg Harrys bloß ſeine Geſtalt abgeborgt hat, und daſs die arme Seele dieſes armen Menſchen unterdeſſen neben anderem Lumpenkram in einem Kaſten zu Hannover ſo lange eingeſperrt ſitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleiſch-Enveloppe zurückgiebt, und er vielleicht ſeinen Meiſter Paganini in einer würdigeren Geſtalt, nämlich als ſchwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird."

War mir aber Paganini, als ich ihn am hellen Mittage unter den grünen Bäumen des Hamburger

Jungfernſtiegs einherwandeln ſah, ſchon hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich erſchienen: wie muſſte mich erſt des Abends im Koncerte ſeine ſchauerlich bizarre Erſcheinung überraſchen. Das Hamburger Komödienhaus war der Schauplatz dieſes Koncertes, und das kunſtliebende Publikum hatte ſich ſchon frühe und in ſolcher Anzahl eingefunden, daſs ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orcheſter erkämpfte. Obgleich es Poſttag war, erblickte ich doch in den erſten Ranglogen die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Bankiers und ſonſtigen Millionärs, die Götter des Kaffees und des Zuckers, nebſt deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wandrahm und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrſchte eine religiöſe Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüſtete ſich zum Hören. Mein Nachbar, ein alter Pelzmakler, nahm ſeine ſchmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die koſtbaren Töne, die zwei Thaler Entréegeld koſteten, beſſer einſaugen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Geſtalt zum Vorſchein, die der Unterwelt entſtiegen zu ſein ſchien. Das war Paganini in ſeiner ſchwarzen Galla: der ſchwarze Frack und die ſchwarze Weſte von einem entſetzlichen Zuſchnitt, wie er vielleicht am Hofe Proſerpinens von der hölliſchen Etikette vorgeſchrieben iſt; die ſchwarzen Hoſen ängſtlich ſchlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme ſchienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der andern den Bogen geſenkt hielt und damit faſt die Erde berührte, als er vor dem Publikum ſeine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen ſeines Leibes lag eine ſchauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närriſch Thieriſches, daſs uns bei dieſen Verbeugungen eine ſonderbare Lachluſt anwandeln muſste; aber ſein Geſicht, das durch die grelle Orcheſterbeleuchtung noch leichenartig weißer erſchien, hatte alsdann ſo etwas Flehendes, ſo etwas blödſinnig Demüthiges, daſs ein grauenhaftes Mitleid unſere Lachluſt niederdrückte. Hat er dieſe Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Iſt dieſer bittende Blick der eines Todkranken, oder lauert dahinter der Spott eines ſchlauen Geizhalſes? Iſt Das ein Lebender, der im Verſcheiden begriffen iſt und der das Publikum in der Kunſt-Arena, wie ein ſterbender Fechter, mit ſeinen Zuckungen ergötzen ſoll? Oder iſt es ein Todter, der aus dem Grabe geſtiegen, ein Vampyr mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taſchen ſaugt?

Solche Fragen kreuzten ſich in unſerem Kopfe, während Paganini ſeine unaufhörlichen Komplimente ſchnitt; aber alle dergleichen Gedanken muſsten ſtracks verſtummen, als der wunderbare Meiſter ſeine Violine ans Kinn ſetzte und zu ſpielen begann. Was mich betrifft, ſo kennen Sie ja mein muſikaliſches zweites Geſicht, meine Begabnis, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu ſehen; und ſo kam es, daſs mir Paganini mit jedem Striche ſeines Bogens auch ſichtbare Geſtalten und Situationen vor die Augen brachte, daſs er mir in tönender Bilderſchrift allerlei grelle Geſchichten erzählte, daſs er vor mir gleichſam ein farbiges Schattenſpiel hingaukeln ließ, worin er ſelber immer mit ſeinem Violinſpiel als die Hauptperſon agierte. Schon bei ſeinem erſten Bogenſtrich hatten ſich die Kouliſſen um ihn her verändert; er ſtand mit ſeinem Muſikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches luſtig unordentlich dekoriert mit verſchnörkelten Möbeln im Pompadourgeſchmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chineſiſches Porzellan, ein allerliebſtes Chaos von Bändern, Blumenguirlanden, weißen Handſchuhen, zerriſſenen Blonden, falſchen Perlen, Diademen von Goldblech und ſonſtigem Götterflitterkram, wie man Dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganini's Äußeres hatte ſich ebenfalls, und zwar aufs allervortheilhafteſte verändert; er trug kurze Beinkleider von lillafarbigem Atlas, eine ſilbergeſtickte, weiße Weſte, einen Rock von hellblauem Sammet mit goldumſponnenen Knöpfen, und die ſorgſam in kleinen Löckchen friſierten Haare umſpielten ſein Geſicht, das ganz jung und roſig blühete und von ſüßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübſchen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult ſtand, während er Violine ſpielte.

In der That, an ſeiner Seite erblickte ich ein hübſches junges Geſchöpf, altmodiſch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauſcht unterhalb den Hüften, die Taille um ſo reizender ſchmal, die gepuderten Haare hoch auffriſiert, das hübſch runde Geſicht um ſo freier hervorglänzend mit ſeinen blitzenden Augen, mit ſeinen geſchminkten Wänglein, Schönpfläſterchen und impertinent ſüßem Näschen. In der Hand trug ſie eine weiße Papierrolle, und ſowohl nach ihren Lippenbewegungen, als nach dem kokettierenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu ſchließen, ſchien ſie zu ſingen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinſpiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich, was ſie ſang und was er ſelber während ihres Singens in der Seele fühlte. O, Das waren Melodieen, wie die Nachtigall ſie flötet in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Roſe ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnſucht berauſcht! O, Das war eine ſchmelzende, wollüſtig hinſchmachtende Seligkeit! Das waren Töne, die ſich küſſten, dann ſchmollend einander flohen, und endlich wieder lachend ſich umſchlangen und eins wurden, und in trunkener Einheit dahinſtarben. Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem anderen neckend ausweicht, ſich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhaſcht wird, und dann mit dem anderen, leichtſinnig beglückt, im goldnen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann ſolchen verliebten Schmetterlingen mal plötzlich ein tragiſches Schickſal bereiten. Ahnte Dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig ſeufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranſchleichenden Unglücks, glitt leiſe durch die entzückteſten Melodieen, die aus Paganini's Violine hervorſtrahlten . . . Seine Augen werden feucht . . . Anbetend kniet er nieder vor ſeiner Amata . . . Aber ach! indem er ſich beugt, um ihre Füße zu küſſen, erblickt er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht, was er gegen den armen Menſchen haben mochte, aber der Genueſer wurde blaſs wie der Tod, er erfaſſt den Kleinen mit wüthenden Händen, giebt ihm diverſe Ohrfeigen, ſowie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, ſchmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stilett aus der Taſche und ſtößt es in die Bruſt der jungen Schönen . . .

In dieſem Augenblick aber erſcholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburg's begeiſterte Männer und Frauen zollten ihren rauſchendſten Beifall dem großen Künſtler, welcher eben die erſte Abtheilung ſeines Koncertes beendigt hatte, und ſich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Auf ſeinem Geſichte, wollte mich bedünken, winſelte ebenfalls eine noch flehſamere Demuth als vorher. In ſeinen Augen ſtarrte eine grauenhafte Ängſtlichkeit, wie die eines armen Sünders.

Göttlich! rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er ſich in den Ohren kratzte, dieſes Stück war allein ſchon zwei Thaler werth.

Als Paganini aufs Neue zu ſpielen begann, ward es mir düſter vor den Augen. Die Töne verwandelten ſich nicht in helle Formen und Farben; die Geſtalt des Meiſters umhüllte ſich vielmehr in finſtere Schatten, aus deren Dunkel ſeine

Muſik mit den ſchneidendſten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich ſein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloſchen war. Sonderbar war ſein Anzug, geſpaltet in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere roth. An den Füßen laſteten ihm ſchwere Ketten. Hinter ihm bewegte ſich ein Geſicht, deſſen Phyſiognomie auf eine luſtige Bocksnatur hindeutete, und lange, haarichte Hände, die, wie es ſchien, dazu gehörten, ſah ich zuweilen hilfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini ſpielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beifall-Lachen accompagnierte dann die Töne, die immer ſchmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Geſang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten und, aus dem Reiche der Seligen verwieſen, mit ſchamglühenden Geſichtern in die Unterwelt hinabſtiegen. Das waren Töne, in deren bodenloſer Untiefe weder Troſt noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel ſolche Töne hören, erſtirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen, und ſie verhüllen weinend ihre frommen

Häupter! Zuweilen, wenn in die melodiſchen Qualniſſe dieſes Spiels das obligate Bockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft luſtig mit den häſslichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern in neckender Schadenfreude ihre Rübchen ſchabten. Aus der Violine drangen alsdann Angſtlaute und ein entſetzliches Seufzen und ein Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es ſei denn im Thale Joſaphat, wenn die koloſſalen Poſaunen des Gerichts erklingen und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schickſals harren . . . Aber der gequälte Violiniſt that plötzlich einen Strich, einen ſo wahnſinnig verzweifelten Strich, daſs ſeine Ketten raſſelnd entzweiſprangen und ſein unheimlicher Gehilfe, mitſammt den verhöhnenden Unholden, verſchwanden.

In dieſem Augenblicke ſagte mein Nachbar, der Pelzmakler: Schade, ſchade, eine Saite iſt ihm geſprungen, Das kommt von dem beſtändigen Pizzicato!

War wirklich die Saite auf der Violine geſprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfiguration der Töne, und da ſchien mir

Paganini und ſeine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wieder erkennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr verſteckte als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kapuze, einen Strick um die Hüfte, barfüßig, eine einſam trotzige Geſtalt, ſtand Paganini auf einem felſigen Vorſprunge am Meere und ſpielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überfloſs die weiten Meeresfluthen, die immer röther ſich färbten und immer feierlicher rauſchten, im geheimnisvollſten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röther aber das Meer wurde, deſto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Waſſer wie lauter ſcharlachgrelles Blut ausſahen, da ward droben der Himmel ganz geſpenſtiſchhell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne . . . und dieſe Sterne waren ſchwarz, ſchwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer ſtürmiſcher und kecker, in den Augen des entſetzlichen Spielmanns funkelte eine ſo ſpöttiſche Zerſtörungsluſt, und ſeine dünnen Lippen bewegten ſich ſo grauenhaft haſtig, daſs es ausſah, als murmelte er uralt verruchte Zauberſprüche, womit man den Sturm beſchwört und jene böſen Geiſter entfeſſelt, die in den Abgründen des Meeres gefangen liegen. Manchmal, wenn er, den nackten Arm aus dem weiten Mönchsärmel lang mager hervorſtreckend, mit dem Fiedelbogen in den Lüften fegte, dann erſchien er erſt recht wie ein Hexenmeiſter, der mit dem Zauberſtabe den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnſinnig in der Meerestiefe, und die entſetzten Blutwellen ſprangen dann ſo gewaltig in die Höhe, daß ſie faſt die bleiche Himmelsdecke und die ſchwarzen Sterne dort mit ihrem rothen Schaume beſpritzten. Das heulte, Das kreiſchte, Das krachte, als ob die Welt in Trümmer zuſammenbrechen wollte, und der Mönch ſtrich immer hartnäckiger ſeine Violine. Er wollte durch die Gewalt ſeines raſenden Willens die ſieben Siegel brechen, womit Salomon die eiſernen Töpfe verſiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verſchloſſen. Jene Töpfe hat der weiſe König ins Meer verſenkt, und eben die Stimmen der darin verſchloſſenen Geiſter glaubte ich zu vernehmen, während Paganini's Violine ihre zornigſten Baßtöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie Jubel der Befreiung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen ſah ich hervortauchen die Häupter der entfeſſelten Dämonen: Ungethüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodile mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirſchgeweihen, Affen bemützt mit Trichtermuſcheln, Seehunde mit patriarchaliſch langen Bärten, Weibergeſichter mit Brüſten an der Stelle der Wangen, grüne Kamelsköpfe, Zwittergeſchöpfe von unbegreiflicher Zuſammenſetzung, alle mit kaltklugen Augen hinglotzend und mit langen Floſstatzen hingreifend nach dem fiedelnden Mönche . . . Dieſem aber, in dem raſenden Beſchwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten ſein Haupt wie ſchwarze Schlangen.

Dieſe Erſcheinung war ſo ſinneverwirrend, daſs ich, um nicht wahnſinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen ſchloſs. Da war nun der Spuk verſchwunden, und als ich wieder aufblickte, ſah ich den armen Genueſer in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt ſeine gewöhnlichen Komplimente ſchneiden, während das Publikum aufs entzückteſte applaudierte.

„Das iſt alſo das berühmte Spiel auf der G-Saite,“ bemerkte mein Nachbar; „ich ſpiele ſelber die Violine und weiß, was es heißt, dieſes Inſtrument ſo zu bemeiſtern!“ Zum Glück war die Pauſe nicht groß, ſonſt hätte mich der muſikaliſche Pelzkenner gewiſs in ein langes Kunſtgeſpräch eingemufft. Paganini ſetzte wieder ruhig ſeine Violine ans Kinn, und mit dem erſten Strich ſeines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfiguration der Töne. Nur geſtalteten ſie ſich nicht mehr ſo grellfarbig und leiblich beſtimmt. Dieſe Töne entfalteten ſich ruhig, majeſtätiſch wogend und anſchwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und Alles umher hatte ſich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem koloſſalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, ſondern nur das Auge des Geiſtes ihn faſſen kann. In der Mitte dieſes Raumes ſchwebte eine leuchtende Kugel, worauf rieſengroß und ſtolzerhaben ein Mann ſtand, der die Violine ſpielte. Dieſe Kugel, war ſie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealiſch verſchönert, himmliſch verklärt, verſöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftigſter Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umſchloſs die veredelten Glieder, um ſeine Schultern wallte in glänzenden Locken das ſchwarze Haar; und wie er da feſt und ſicher ſtand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine ſtrich, da war es, als ob die ganze Schöpfung ſeinen Tönen gehorchte. Er war der Menſch-Planet, um den ſich das Weltall bewegte, mit gemeſſener Feierlichkeit und in ſeligen Rhythmen erklingend. Dieſe großen Lichter, die ſo ruhig glänzend um ihn her ſchwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entſtand, war es der Sphärengeſang, wovon Poeten und Seher ſo viel Verzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angeſtrengt weit hinausſchaute in die dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße wallende Gewänder zu ſehen, worin koloſſale Pilgrime vermummt einher wandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und ſonderbar! die goldnen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Dieſe Pilgrime zogen in weiter Kreisbahn um den großen Spielmann umher, von den Tönen ſeiner Violine erglänzten immer heller die goldnen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erſchollen und die ich für Sphärengeſang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unnennbare heilige Inbrunſt wohnte in dieſen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnisvolles Flüſtern auf dem Waſſer, dann wieder ſüßſchauerlich anſchwollen, wie Waldhorntöne im Mondſchein, und dann endlich mit ungezügeltem Jubel dahinbrauſten, als griffen tauſend Barden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, ſondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift ſie das Herz am hellen, lichten Tage, wenn es ſich jauchzend verſenkt in die Schönheitslinien und Ovale eines griechiſchen Kunſtwerks ...

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zuviel getrunken hat!“ ließ ſich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unſeren Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er ſich umdrehte, erblickte er den Doktor, der in Begleitung der ſchwarzen Deborah ganz leiſe ins Zimmer getreten war, um ſich zu erkundigen, wie ſeine Medicin auf die Kranke gewirkt habe.

„Dieſer Schlaf gefällt mir nicht,“ ſprach der Doktor, indem er nach dem Sofa zeigte.

Maximilian, welcher, verſunken in den Phantasmen ſeiner eignen Rede, gar nicht gemerkt hatte, daß Maria ſchon lange eingeſchlafen war, biß ſich verdrießlich in die Lippen.

Dieſer Schlaf, fuhr der Doktor fort, verleiht ihrem Antlitz ſchon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht ſchon aus wie jene weißen Masken, jene Gipsabgüſſe, worin wir die Züge der Verſtorbenen zu bewahren ſuchen.

Ich möchte wohl, flüſterte ihm Maximilian ins Ohr, von dem Geſichte unſerer Freundin einen ſolchen Abguſs aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch ſehr ſchön ſein.

Ich rathe Ihnen nicht dazu, entgegnete der Doktor. Solche Masken verleiden uns die Erinnerung an unſere Lieben. Wir glauben, in dieſem Gipſe ſei noch Etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, iſt doch ganz eigentlich der Tod ſelbſt. Regelmäßig ſchöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch ſie uns mehr erſchrecken als erfreuen. Wahre Karikaturen aber ſind die Gipsabgüſſe von Geſichtern, deren Reiz mehr von geiſtiger Art war, deren Züge weniger regelmäßig als intereſſant geweſen; denn ſobald die Grazien des Lebens darin erloſchen ſind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geiſtige Reize ausgeglichen. Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung aufs unleidlichſte die Seele durchfröſtelt; ſie ſehen alle aus wie Menſchen, die im Begriffe ſind, einen ſchweren Gang zu gehen.

Wohin? frug Maximilian, als der Doktor ſeinen Arm ergriff und ihn aus dem Zimmer fortführte.

Zweite Nacht.

Und warum wollen Sie mich noch mit dieſer häſslichen Medicin quälen, da ich ja doch ſo bald ſterbe!

Es war Maria, welche eben, als Maximilian ins Zimmer trat, dieſe Worte geſprochen. Vor ihr ſtand der Arzt, in der einen Hand eine Medicinflaſche, in der anderen einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig ſchäumte. Theuerſter Freund, rief er, indem er ſich zu dem Eintretenden wandte, Ihre Anweſenheit iſt mir jetzt ſehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daſs ſie nur dieſe wenigen Tropfen einſchlürft; ich habe Eile.

Ich bitte Sie, Maria! flüſterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht ſehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem ſo wunden

Herzen zu kommen ſchien, daſs die Kranke, ſonderbar gerührt, faſt ihres eigenen Leides vergeſſend, den Becher in die Hand nahm; ehe ſie ihn aber zum Munde führte, ſprach ſie lächelnd: Nicht wahr, zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geſchichte von der Laurentia?

Alles, was Sie wünſchen, ſoll geſchehen! nickte Maximilian.

Die blaſſe Frau trank alsbald den Inhalt des Bechers, halb lächelnd, halb ſchaudernd.

Ich habe Eile, ſprach der Arzt, indem er ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Legen Sie ſich ruhig nieder, Signora, und bewegen Sie ſich ſo wenig als möglich. Ich habe Eile.

Begleitet von der ſchwarzen Deborah, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, ſahen ſie ſich lange ſchweigend an. In Beider Seele wurden Gedanken laut, die Eins dem Anderen zu verhehlen ſuchte. Das Weib aber ergriff plötzlich die Hand des Mannes und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen.

Um Gotteswillen, ſprach Maximilian, bewegen Sie ſich nicht ſo gewaltſam und legen Sie ſich wieder ruhig aufs Sofa.

Als Maria dieſen Wunſch erfüllte, bedeckte er ihre Füße ſehr ſorgſam mit dem Shawl, den er vorher mit ſeinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, denn ſie zwinkte vergnügt mit den Augen wie ein glückliches Kind.

War Mademoiſelle Laurence ſehr ſchön?

Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundin, und mir angeloben, ganz ſchweigſam und ruhig zuzuhören, ſo will ich Alles, was Sie zu wiſſen begehren, umſtändlich berichten.

Dem bejahenden Blicke Maria's mit Freundlichkeit zulächelnd, ſetzte ſich Maximilian auf den Seſſel, der vor dem Sofa ſtand, und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

Es ſind nun acht Jahre, daſs ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und Das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Konverſationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben, und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unſeres Aufenthalts, und mit dieſem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daſs die Engländer ihre franzöſiſche Konverſation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roſtbeefe tranchieren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob ſtark oder ſchwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Dieſe Roſtbeefe und ihre Hammelbraten ſind aber auch Alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus $^1/_3$ Mehl und $^2/_3$ Butter, oder, je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus $^1/_3$ Butter und $^2/_3$ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven Gemüſen, die ſie in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als die Küche der Engländer ſind ihre Toaſte und ihre obligaten Standreden, wenn das Tiſchtuch aufgehoben wird und die Damen ſich von der Tafel wegbegeben, und ſtatt ihrer eben ſo viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden . . . denn durch letztere glauben ſie die Abweſenheit des ſchönen Geſchlechtes aufs beſte zu erſetzen. Ich ſage des ſchönen Geſchlechtes, denn die Engländerinnen verdienen dieſen Namen. Es ſind ſchöne, weiße, ſchlanke Leiber. Nur der allzubreite Raum zwiſchen der Naſe und dem Munde, der bei ihnen eben ſo häufig wie bei den engliſchen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die ſchönſten Geſichter verleidet. Dieſe Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien ſehe, wo ihre kärglich gemeſſenen Naſen und die breite Fleiſchfläche, die ſich darunter bis zum Maule erſtreckt, einen deſto ſchrofferen Kontraſt bildet mit den Geſichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit ſind, und deren Naſen, entweder römiſch gebogen oder griechiſch geſenkt, nicht ſelten ins Allzulängliche ausarten. Sehr richtig iſt die Bemerkung eines deutſchen Reiſenden, daſs die Engländer, wenn ſie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen ausſehen, denen man die Naſenſpitze abgeſchlagen hat.

Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontraſt ihre Mängel erſt recht grell hervortreten ſehen. Es ſind die Götter der Langeweile, die in blank lackirten Wagen mit Extrapoſt durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter ſich laſſen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Intereſſe, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholiſchen Gegenſtänden. Schon ſeit drei Wochen ſieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher ſtundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuſchaut, der dort, zu Pferde ſitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieſes Schauſpiel ſoll den edlen Sohn Albions vielleicht ſchadlos halten für die Exekutionen, die er in ſeinem theuern Vaterlande verſäumt ... Denn nächſt Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köſtlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf geſtohlen oder eine Handſchrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgeſtellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit ſchleudert. Es iſt keine Übertreibung, wenn ich ſage, daſs Schafdiebſtahl und Fälſchung in jenem häſslich grauſamen Lande gleich den abſcheulichſten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutſchande, beſtraft werden. Ich ſelber, den ein triſter Zufall vorbeiführte, ich ſah in London einen Menſchen hängen, weil er ein Schaf geſtohlen, und ſeitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handſchrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer ſehe ich die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daſs man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigne Handſchrift nachzuahmen! Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen geſtehen, Maria, wenn mir in England Nichts munden wollte, weder Menſchen noch Küche, ſo lag auch wohl zum Theile der Grund in mir ſelber. Ich hatte einen guten Vorrath von Miſslaune mit hinübergebracht aus der Heimat, und ich ſuchte Erheiterung bei einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort den Geiſt des Menſchen uſurpiert zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſein, während der entgeiſtete Menſch als ein hohles Geſpenſt ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſtäke friſſt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt.

Wie mein Miſsbehagen in dieſem Lande ſich täglich ſteigerte, können Sie ſich wohl vorſtellen. Nichts aber gleicht der ſchwarzen Stimmung, die mich einſt befiel, als ich gegen Abendzeit auf der Waterloo-Brücke ſtand und in die Waſſer der

Themſe hineinblickte. Mir war, als ſpiegelte ſich darin meine Seele, als ſchaute ſie mir aus dem Waſſer entgegen mit allen ihren Wundenmalen … Dabei kamen mir die kummervollſten Geſchichten ins Gedächtnis . . . Ich dachte an die Roſe, die immer mit Eſſig begoſſen worden und dadurch ihre ſüßeſten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte . . . Ich dachte an den verirrten Schmetterling, den ein Naturforſcher, der den Montblanc beſtieg, dort ganz einſam zwiſchen den Eiswänden umherflattern ſah . . . Ich dachte an die zahme Äffin, die mit den Menſchen ſo vertraut war, mit ihnen ſpielte, mit ihnen ſpeiſte, aber einſt bei Tiſche in dem Braten, der in der Schüſſel lag, ihr eignes junges Äffchen erkannte, es haſtig ergriff, damit in den Wald eilte, und ſich nie mehr unter ihren Freunden, den Menſchen, ſehen ließ … Ach, mir ward ſo weh zu Muthe, daſs mir gewaltſam die heißen Tropfen aus den Augen ſtürzten . . . Sie fielen hinab in die Themſe und ſchwammen fort ins große Meer, das ſchon ſo manche Menſchenthräne verſchluckt hat, ohne es zu merken!

In dieſem Augenblick geſchah es, daſs eine ſonderbare Muſik mich aus meinen dunklen Träumen weckte, und als ich mich umſah, bemerkte ich am Ufer einen Haufen Menſchen, die um irgend ein ergötzliches Schauſpiel einen Kreis gebildet zu haben ſchienen. Ich trat näher und erblickte eine Künſtlerfamilie, welche aus folgenden vier Perſonen beſtand:

Erſtens eine kleine unterſetzte Frau, die ganz ſchwarz gekleidet war, einen ſehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervortretenden Bauch hatte. Über dieſen Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel, worauf ſie ganz unbarmherzig lostrommelte.

Zweitens ein Zwerg, der wie ein altfranzöſiſcher Marquis ein brodiertes Kleid trug, einen großen gepuderten Kopf, aber übrigens ſehr dünne, winzige Gliedmaßen hatte, und hin und her tänzelnd den Triangel ſchlug.

Drittens ein etwa fünfzehnjähriges junges Mädchen, welches eine kurze, enganliegende Jacke von blaugeſtreifter Seide und weite, ebenfalls blaugeſtreifte Pantalons trug. Es war eine luftig gebaute, anmuthige Geſtalt. Das Geſicht griechiſch ſchön. Edel grade Naſe, lieblich geſchürzte Lippen, träumeriſch weich gerundetes Kinn, die Farbe ſonnig gelb, die Haare glänzend ſchwarz um die Schläfen gewunden: ſo ſtand ſie, ſchlank und ernſthaft, ja miſslaunig, und ſchaute auf die vierte Perſon der Geſellſchaft, welche eben ihre Kunſtſtücke producierte.

Dieſe vierte Perſon war ein gelehrter Hund, ein ſehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben zur höchſten Freude des engliſchen Publikums aus den Holzbuchſtaben, die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zuſammengeſetzt und ein ſehr ſchmeichelhaftes Beiwort, nämlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man ſchon ſeinem geiſtreichen Äußern anmerken konnte, kein engliſches Vieh war, ſondern nebſt den anderen drei Perſonen aus Frankreich hinübergekommen, ſo freuten ſich Albions Söhne, daſs ihr großer Feldherr wenigſtens bei franzöſiſchen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Kreaturen Frankreichs ſo ſchmählich verſagt wird.

In der That, dieſe Geſellſchaft beſtand aus Franzoſen, und der Zwerg, welcher ſich hiernächſt als Monſieur Türlütü ankündigte, fing an in franzöſiſcher Sprache und mit ſo leidenſchaftlichen Geſten zu bramarbaſieren, daſs die armen Engländer noch weiter als gewöhnlich ihre Mäuler und Naſen aufſperrten. Manchmal nach einer langen Phraſe krähte er wie ein Hahn, und dieſe Kikerikis, ſowie auch die Namen von vielen Kaiſern, Königen und Fürſten, die er ſeiner Rede einmiſchte, waren wohl das Einzige, was die armen Zuſchauer verſtanden. Jene Kaiſer, Könige und Fürſten rühmte er nämlich als ſeine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren, wie er verſicherte, hatte er eine lange Unterredung mit der höchſtſeligen Majeſtät Ludwig XVI., welcher auch ſpäterhin bei wichtigen Gelegenheiten ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revolution war er, wie ſo viele Andere, durch die Flucht entgangen, und erſt unter dem Kaiſerthum war er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt, um theilzunehmen an dem Ruhme der großen Nation. Napoleon, ſagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Seiner Heiligkeit dem Papſte Pius VII. ſei er faſt vergöttert worden. Der Kaiſer Alexander gab ihm Bonbons, und die Prinzeſſin Wilhelm von Kyritz nahm ihn immer auf den Schoß. Seine Durchlaucht der Herzog Karl von Braunſchweig ließ ihn manchmal auf ſeinen Hunden umherreiten, und Seine Majeſtät der König Ludwig von Baiern hatte ihm ſeine erhabenen Gedichte vorgeleſen. Die Fürſten von Reuß-Schleiz-Kreuz und von Schwarzburg-Sondershauſen liebten ihn wie einen Bruder, und hatten immer aus derſelben Pfeiſe mit ihm geraucht. Ja, von Kindheit auf, ſagte er, habe er unter lauter Souveränen gelebt, die jetzigen Monarchen ſeien gleichſam mit ihm aufgewachſen, und er betrachte ſie wie Seinesgleichen, und er lege auch jedes Mal Trauer an, wenn Einer von ihnen das Zeitliche ſegne. Nach dieſen gravitätiſchen Worten krähte er wie ein Hahn.

Monſieur Türlütü war in der That einer der kurioſeſten Zwerge, die ich je geſehen; ſein verrunzelt altes Geſicht bildete einen ſo putzigen Kontraſt mit ſeinem kindiſch ſchmalen Leibchen, und ſeine ganze Perſon kontraſtierte wieder ſo putzig mit den Kunſtſtücken, die er producierte. Er warf ſich nämlich in die keckſten Poſituren, und mit einem unmenſchlich langen Rappiere durchſtach er die Luft die Kreuz und die Quer, während er beſtändig bei ſeiner Ehre ſchwur, daſs dieſe Quarte oder jene Terze von Niemanden zu parieren ſei, daſs hingegen ſeine Parade von keinem ſterblichen Menſchen durchgeſchlagen werden könne, und daſs er Jeden im Publikum auffordere, ſich mit ihm in der edlen Fechtkunſt zu meſſen. Nachdem der Zwerg dieſes Spiel einige Zeit getrieben und Niemanden gefunden hatte, der ſich zu einem öffentlichen Zweikampfe mit ihm entſchließen wollte, verbeugte er ſich mit altfranzöſiſcher Grazie, dankte für den Beifall, den man ihm geſpendet, und nahm ſich die Freiheit, einem hochzuverehrenden Publiko das außerordentlichſte Schauſpiel anzukündigen, das jemals auf engliſchem Boden bewundert worden. „Sehen Sie, dieſe Perſon“ — rief er, nachdem er ſchmutzige

Glacéhandſchuh angezogen und das junge Mädchen, das zur Geſellſchaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreiſes geführt — „dieſe Perſon iſt Mademoiſelle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und chriſtlichen Dame, die Sie dort mit der großen Trommel ſehen, und die jetzt noch Trauer trägt wegen des Verluſtes ihres innigſtgeliebten Gatten, des größten Bauchredners Europas! Mademoiſelle Laurence wird jetzt tanzen! Bewundern Sie jetzt den Tanz von Mademoiſelle Laurence!“ Nach dieſen Worten krähte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen ſchien weder auf dieſe Reden, noch auf die Blicke der Zuſchauer im mindeſten zu achten; verdrießlich in ſich ſelbſt verſunken harrte ſie, bis der Zwerg einen großen Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet und wieder in Begleitung der großen Trommel ſeinen Triangel zu ſpielen begann. Es war eine ſonderbare Muſik, eine Miſchung von täppiſcher Brummigkeit und wollüſtigem Gekitzel, und ich vernahm eine pathetiſch närriſche, wehmüthig freche, bizarre Melodie, die dennoch von der ſonderbarſten Einfachheit. Dieſer Muſik aber vergaß ich bald, als das junge Mädchen zu tanzen begann.

Tanz und Tänzerin nahmen faſt gewaltſam meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das war nicht das klaſſiſche Tanzen, das wir noch in unſeren großen Balletten finden, wo, ebenſo wie in der klaſſiſchen Tragödie, nur geſpreizte Einheiten und Künſtlichkeiten herrſchen; Das waren nicht jene getanzten Alexandriner, jene deklamatoriſchen Sprünge, jene antithetiſchen Entrechats, jene edle Leidenſchaft, die ſo wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettiert, daſs man Nichts ſieht als Himmel und Trikot, Nichts als Idealität und Lüge! Es iſt mir wahrlich Nichts ſo ſehr zuwider wie das Ballett in der großen Oper zu Paris, wo ſich die Tradition jenes klaſſiſchen Tanzens am reinſten erhalten hat, während die Franzoſen in den übrigen Künſten, in der Poeſie, in der Muſik und in der Malerei, das klaſſiſche Syſtem umgeſtürzt haben. Es wird ihnen aber ſchwer werden, eine ähnliche Revolution in der Tanzkunſt zu vollbringen; es ſei denn, daſs ſie hier wieder, wie in ihrer politiſchen Revolution, zum Terrorismus ihre Zuflucht nehmen, und den verſtockten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotinieren. Mademoiſelle Laurence war keine große Tänzerin, ihre Fußſpitzen waren nicht ſehr biegſam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, ſie verſtand Nichts von der Tanzkunſt, wie ſie Veſtris lehrt, aber ſie tanzte wie die Natur den Menſchen zu tanzen gebietet: ihr ganzes Weſen war im Einklange mit ihren Pas, nicht bloß ihre Füße, ſondern ihr ganzer Leib tanzte, ihr Geſicht tanzte... ſie wurde manchmal blaſs, faſt todtenblaſs, ihre Augen öffneten ſich geſpenſtiſch weit, um ihre Lippen zuckten Begier und Schmerz, und ihre ſchwarzen Haare, die in glatten Ovalen ihre Schläfen umſchloſſen, bewegten ſich wie zwei flatternde Rabenflügel. Das war in der That kein klaſſiſcher Tanz, aber auch kein romantiſcher Tanz, in dem Sinne wie ein junger Franzoſe von der Eugène Renduel'ſchen Schule ſagen würde. Dieſer Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches, noch etwas Venetianiſches, noch etwas Bucklichtes, noch etwas Makabriſches, es war weder Mondſchein darin, noch Blutſchande . . . Es war ein Tanz, welcher nicht durch äußere Bewegungsformen zu amüſieren ſtrebte, ſondern die äußeren Bewegungsformen ſchienen Worte einer beſonderen Sprache, die etwas Beſonderes ſagen wollte. Was aber ſagte dieſer Tanz? Ich konnte es nicht verſtehen, ſo leidenſchaftlich auch dieſe Sprache ſich gebärdete. Ich ahnte nur manchmal, daſs von etwas grauenhaft Schmerzlichem die Rede war. Ich, der ſonſt die Signatur aller

Erſcheinungen ſo leicht begreift, ich konnte dennoch dieſes getanzte Räthſel nicht löſen, und daſs ich immer vergeblich nach dem Sinne deſſelben tappte, daran war auch wohl die Muſik Schuld, die mich gewiſs abſichtlich auf falſche Fährten leitete, mich liſtig zu verwirren ſuchte und mich immer ſtörte. Monſieur Türlütü's Triangel kicherte manchmal ſo hämiſch! Madame Mutter aber ſchlug auf ihre große Trommel ſo zornig, daſs ihr Geſicht aus dem Gewölke der ſchwarzen Mütze wie ein blutrothes Nordlicht hervorglühte.

Als die Truppe ſich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demſelben Platze ſtehen, und dachte darüber nach, was dieſer Tanz bedeuten mochte. War es ein ſüdfranzöſiſcher oder ſpaniſcher Nationaltanz? An Dergleichen mahnte wohl der Ungeſtüm, womit die Tänzerin ihr Leibchen hin und her ſchleuderte, und die Wildheit, womit ſie manchmal ihr Haupt rückwärts warf in der frevelhaft kühnen Weiſe jener Bacchantinnen, die wir auf den Reliefs der antiken Vaſen mit Erſtaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunken Willenloſes, etwas finſter Unabwendbares, etwas Fataliſtiſches, ſie tanzte dann wie das Schickſal. Oder waren es Fragmente einer uralten verſchollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeſchichte? Manchmal beugte ſich das Mädchen zur Erde wie mit lauerndem Ohre, als hörte ſie eine Stimme, die zu ihr heraufſpräche . . . ſie zitterte dann wie Eſpenlaub, bog raſch nach einer anderen Seite, entlud ſich dort ihrer tollſten, ausgelaſſenſten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängſtlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaſs, ſchauderte, blieb eine Weile kerzengrade ſtehen wie erſtarrt, und machte endlich eine Bewegung wie Jemand, der ſich die Hände wäſcht. War es Blut, was ſie ſo ſorgfältig lange, ſo grauenhaft ſorgfältig von ihren Händen abwuſch? Sie warf dabei ſeitwärts einen Blick, der ſo bittend, ſo flehend, ſo ſeelenſchmelzend ... und dieſer Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an dieſen Blick, an dieſen Tanz, an das abenteuerliche Accompagnement; und als ich des anderen Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London ſchlenderte, empfand ich den ſehnlichſten Wunſch, der hübſchen Tänzerin wieder zu begegnen, und ich ſpitzte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmuſik hörte. Ich hatte endlich in London Etwas gefunden, wofür ich mich intereſſierte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in ſeinen gähnenden Straßen.

Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Axt, womit Anna Bullen geköpft worden, genau betrachtet, ſowie auch die Diamanten der engliſchen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze inmitten eines großen Menſchenkreiſes wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monſieur Türlütü wie einen Hahn krähen hörte. Der gelehrte Hund ſcharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zuſammen, der Zwerg zeigte wieder ſeine unparierbaren Terzen und Quarten, und Mademoiſelle Laurence begann wieder ihren wunderbaren Tanz. Es waren wieder dieſelben räthſelhaften Bewegungen, dieſelbe Sprache, die Etwas ſagte, was ich nicht verſtand, daſſelbe ungeſtüme Zurückwerfen des ſchönen Kopfes, dasſelbe Lauſchen nach der Erde, die Angſt, die ſich durch immer tollere Sprünge beſchwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblaſſen, das Erſtarren, dann auch das furchtbar geheimnisvolle Händewaſchen, und endlich der bittende, flehende Seitenblick, der diesmal noch länger auf mir verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben ſo gut wie die Frauen, merken es gleich, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen. Obgleich

Mademoiſelle Laurence, wenn ſie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor ſich hinſah und, während ſie tanzte, manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf, ſo war es von jetzt an doch nie mehr bloßer Zufall, daſs dieſer Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich ſie tanzen ſah, deſto bedeutungsvoller ſtrahlte er, aber auch deſto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von dieſem Blicke, und drei Wochen lang von Morgen bis Abend trieb ich mich umher in den Straßen von London, überall verweilend, wo Mademoiſelle Laurence tanzte. Trotz des größten Volksgeräuſches konnte ich ſchon in der weiteſten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monſieur Türlütü, ſobald er mich heraneilen ſah, erhub ſein freundlichſtes Krähen. Ohne daſs ich mit ihm, noch mit Mademoiſelle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten Hund jemals ein Wort ſprach, ſo ſchien ich doch am Ende ganz zu ihrer Geſellſchaft zu gehören. Wenn Monſieur Türlütü Geld einſammelte, betrug er ſich immer mit dem feinſten Takt, ſobald er mir nahete, und er ſchaute immer nach der entgegengeſetzten Seite, wenn ich in ſein dreieckiges Hütchen ein kleines Geldſtück warf. Er beſaß wirklich einen vornehmen Anſtand, er erinnerte an die guten Manieren der

Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daſs er mit Monarchen aufgewachſen, und um ſo befremdlicher war es, wenn er zuweilen, ganz und gar ſeiner Würde vergeſſend, wie ein Hahn krähete.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr ich verdrießlich wurde, als ich einſt drei Tage lang vergebens die kleine Geſellſchaft in allen Straßen London's geſucht, und endlich wohl merkte, daſs ſie die Stadt verlaſſen habe. Die Langeweile nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und preſste mir wieder das Herz zuſammen. Ich konnte es endlich nicht länger aushalten, ſagte ein Lebewohl dem Mob, den Blackguards, den Gentlemen und den Faſhionables von England, den vier Ständen des Reichs, und reiſte zurück nach dem civiliſierten feſten Lande, wo ich vor der weißen Schürze des erſten Kochs, dem ich dort begegnete, anbetend niederkniete. Hier konnte ich wieder einmal wie ein vernünftiger Menſch zu Mittag eſſen und an der Gemüthlichkeit uneigennütziger Geſichter meine Seele erquicken. Aber Mademoiſelle Laurence konnte ich nimmermehr vergeſſen, ſie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtniſſe, in einſamen Stunden muſste ich noch oft nachdenken über die räthſelhaften Pantomimen des ſchönen Kindes, beſonders über das Lauſchen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile, ehe die abenteuerlichen Triangel- und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

Und Das iſt die ganze Geſchichte? ſchrie auf einmal Maria, indem ſie ſich leidenſchaftlich emporrichtete.

Maximilian aber drückte ſie wieder ſanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf ſeinen Mund und flüſterte: Still! ſtill! nur kein Wort geſprochen! liegen Sie wieder hübſch ruhig, und ich werde Ihnen den Schwanz der Geſchichte erzählen. Nur bei Leibe unterbrechen Sie mich nicht.

Indem er ſich noch etwas gemächlicher in ſeinem Seſſel zurücklehnte, fuhr Maximilian folgendermaßen fort in ſeiner Erzählung:

Fünf Jahre nach dieſem Begebnis kam ich zum erſten Male nach Paris, und zwar in einer ſehr merkwürdigen Periode. Die Franzoſen hatten ſo eben ihre Juliusrevolution aufgeführt, und die ganze Welt applaudierte. Dieſes Stück war nicht ſo gräßlich wie die früheren Tragödien der Republik und des Kaiſerreichs. Nur einige tauſend Leichen blieben auf dem Schauplatz. Auch waren die politiſchen Romantiker nicht ſehr zufrieden und kündigten ein neues Stück an, worin mehr Blut fließen würde und wo der Henker mehr zu thun bekäme.

Paris ergötzte mich ſehr durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen dort kundgiebt und auch auf ganz verdüſterte Gemüther ihren Einfluſs ausübt. Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naſs werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte Saint-Martin erging, als ich die „Tour de Nesle“ aufführen ſah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſarother Gaze trug, und dieſer Hut war ſo breit, daſs er mir die ganze Ausſicht auf die Bühne verſperrte, daſs ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieſes Hutes ſah, und daſs mir alſo alle Greuel der „Tour de Nesle“ im heiterſten Roſenlichte erſchienen. Ja, es giebt in Paris ein ſolches Roſenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuſchauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuſs nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigenden Schauer. Die Schmerzen werden ſonderbar geſänftigt. In dieſer Luft von Paris heilen alle Wunden viel ſchneller als irgend anderswo; es iſt in dieſer Luft etwas ſo Großmüthiges, ſo Mildreiches, ſo Liebenswürdiges wie im Volke ſelbſt.

Was mir am beſten an dieſem Pariſer Volke gefiel, Das war ſein höfliches Weſen und ſein vornehmes Anſehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickteſt du meine kranke Seele, die in Deutſchland ſo viel Tabaksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeſchluckt! Wie Roſſini'ſche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entſchuldigungsreden eines Franzoſen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leiſe geſtoßen hatte. Ich erſchrak faſt vor ſolcher ſüßen Höflichkeit, ich, der ich an deutſch flegelhafte Rippenſtöße ohne Entſchuldigung gewöhnt war. Während der erſten Woche meines Aufenthalts in Paris ſuchte ich vorſätzlich einigemal geſtoßen zu werden, bloß um mich an dieſer Muſik der Entſchuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieſer Höflichkeit, ſondern auch ſchon ſeiner Sprache wegen hatte für mich das franzöſiſche Volk einen gewiſſen Anſtrich von Vornehmheit. Denn, wie Sie wiſſen, bei uns im Norden gehört die franzöſiſche Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Franzöſiſch-ſprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und ſo eine Pariſer Dame de la Halle ſprach beſſer Franzöſiſch als eine deutſche Stiftsdame von vierundſechzig Ahnen.

Wegen dieſer Sprache, die ihm ein vornehmes Anſehen verleiht, hatte das franzöſiſche Volk in meinen Augen etwas allerliebſt Fabelhaftes. Dieſes entſprang aus einer anderen Reminiscenz meiner Kindheit. Das erſte Buch nämlich, worin ich Franzöſiſch leſen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derſelben hatten ſich meinem Gedächtniſſe am unauslöſchlichſten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Franzöſiſch ſprechen hörte, erinnerte ich mich beſtändig der Lafontaine'ſchen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierſtimmen zu hören; jetzt ſprach der Löwe, dann wieder ſprach der Wolf, dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht ſelten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieſes war ja eben jene Welt, die dem ſeligen Lafontaine die Typen ſeiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Winterſaiſon begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin ſich jene Welt mehr oder minder luſtig herumtreibt. Als das Intereſſanteſte dieſer Welt frappierte mich nicht ſowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrſcht, ſondern vielmehr die Verſchiedenheit ihrer Beſtandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menſchen betrachtete, die ſich dort friedlich verſammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechiſcher Apollo neben einer chineſiſchen Pagode, ein mexikaniſcher Vizlipuzli neben einem gothiſchen Ecce-homo, ägyptiſche Götzen mit Hundköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. ſ. w. Da ſah ich alte Mousquetairs, die einſt mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Obſervanz, die in der Aſſemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxembourg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrſchende

Jeſuiten der Reſtauration, kurz lauter abgefärbte, verſtümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn ſie ſich berühren, aber die Menſchen ſieht man friedſam und freundlich neben einander ſtehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiken des Quai Voltaire. In germaniſchen Landen, wo die Leidenſchaften weniger disciplinierbar ſind, wäre ein geſellſchaftliches Zuſammenleben ſo heterogener Perſonen etwas ganz Unmögliches. Auch iſt bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht ſo ſtark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn ſie ſich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finſteres Stillſchweigen beobachten können. Auch iſt in Frankreich die Gefallſucht ſo groß, daſs man eifrig dahin ſtrebt, nicht bloß den Freunden, ſondern auch den Feinden zu gefallen. Da iſt ein beſtändiges Drapieren und Minaudieren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieſer Bemerkung nichts Böſes gemeint haben, bei Leibe nichts Böſes in Betreff der franzöſiſchen Frauen, und am allerwenigſten in Betreff der Pariſerinnen. Bin ich doch der größte Verehrer Derſelben, und ich verehre ſie ihrer

Fehler wegen noch weit mehr als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes, als die Legende, daſs die Pariſerinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daſs aber eine holde Fee ſich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er ſogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Dieſe holde Fee iſt die Grazie. Sind die Pariſerinnen ſchön? Wer kann Das wiſſen! Wer kann alle Intriguen der Toilette durchſchauen, wer kann entziffern, ob Das echt iſt, was der Tüll verräth, oder ob Das falſch iſt, was das bauſchige Seidenzeug vorprahlt! Und iſt es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und ſind wir eben im Begriff, den Kern zu erforſchen, dann hüllt er ſich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch dieſen unaufhörlichen Modewechſel ſpotten ſie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Geſichter ſchön? Auch Dieſes wäre ſchwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Geſichtszüge ſind in beſtändiger Bewegung, jede Pariſerin hat tauſend Geſichter, eins lachender, geiſtreicher, huldſeliger als das andere, und ſetzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das ſchönſte Geſicht auswählen oder gar das wahre Geſicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir unterſuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und wen ſie nicht treffen, dieſe Augen, den blenden ſie wenigſtens durch ihr Feuer, und er iſt froh genug, ſich in ſicherer Schuſsweite zu halten. Iſt der Raum zwiſchen Naſe und Mund bei ihnen breit oder ſchmal? Manchmal iſt er breit, wenn ſie die Naſe rümpfen: manchmal iſt er ſchmal, wenn ihre Oberlippe ſich übermüthig bäumt. Iſt ihr Mund groß oder klein? Wer kann wiſſen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muſs der Beurtheilende und der Gegenſtand der Beurtheilung ſich im Zuſtande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bei einer Pariſerin ſein und welche Pariſerin iſt jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, ſie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn ſie ihn mit einer Nadel aufs Papier feſtgeſtochen haben. Das iſt eben ſo thöricht wie grauſam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling iſt kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muſs man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariſerin muſs man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo ſie mit der Nadel in der Bruſt befeſtigt iſt, ſondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn ſie mit den geſtickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Kryſtallkronen der Freude!

Dann offenbart ſich bei ihnen eine haſtige Lebensſucht, eine Begier nach ſüßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch ſie faſt grauenhaft verſchönert werden und einen Reiz gewinnen, der unſere Seele zugleich entzückt und erſchüttert.

Dieſer Durſt, das Leben zu genießen, als wenn in der nächſten Stunde der Tod ſie ſchon abriefe von der ſprudelnden Quelle des Genuſſes, oder als wenn dieſe Quelle in der nächſten Stunde ſchon verſiegt ſein würde, dieſe Haſt, dieſe Wuth, dieſer Wahnſinn der Pariſerinnen, wie er ſich beſonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todten Tänzerinnen, die man bei uns die Willis nennt. Dieſe ſind nämlich junge Bräute, die vor dem Hochzeittage geſtorben ſind, aber die unbefriedigte Tanzluſt ſo gewaltig im Herzen bewahrt haben, daſs ſie nächtlich aus ihren Gräbern hervorſteigen, ſich ſcharenweis an den Landſtraßen verſammeln, und ſich dort während der Mitternachtsſtunde den wildeſten Tänzen überlaſſen. Geſchmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den bleichen Händen, ſchauerlich lachend, unwiderſtehlich ſchön, tanzen die Willis im Mondſchein, und ſie tanzen immer um ſo tobſüchtiger und ungeſtümer, je mehr ſie fühlen, daſs die vergönnte Tanzſtunde zu Ende rinnt, und ſie wieder hinabſteigen müſſen in die Eiskälte des Grabes.

Es war auf einer Soirée in der Chauſſée d'Antin, wo mir dieſe Betrachtung recht tief die Seele bewegte. Es war eine glänzende Soirée, und Nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzen des geſellſchaftlichen Vergnügens: genug Licht um beleuchtet zu werden, genug Spiegel um ſich betrachten zu können, genug Menſchen um ſich heiß zu drängen, genug Zuckerwaſſer und Eis um ſich abzukühlen. Man begann mit Muſik. Franz Liſzt hatte ſich ans Fortepiano drängen laſſen, ſtrich ſeine Haare aufwärts über die geniale Stirn, und lieferte eine ſeiner brillanteſten Schlachten. Die Taſten ſchienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, ſpielte er eine Paſſage aus den Palingeneſieen von Ballanche, deſſen Ideen er in Muſik überſetzte, was ſehr nützlich für Diejenigen, welche die Werke dieſes berühmten Schriftſtellers nicht im Originale leſen können. Nachher ſpielte er den Gang nach der Hinrichtung, la marche au supplice, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieſer junge Muſiker, wenn ich nicht irre, am Morgen ſeines Hochzeitstages komponiert hat. Im ganzen Saale erblaſſende Geſichter, wogende Buſen, leiſes Athmen während der Pauſen, endlich tobender

Beifall. Die Weiber ſind immer wie berauſcht, wenn Liſzt ihnen Etwas vorgeſpielt hat. Mit tollerer Freude überließen ſie ſich jetzt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe, mich aus dem Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten. Hier wurde geſpielt, und auf großen Seſſeln ruheten einige Damen, die den Spielenden zuſchauten, oder ſich wenigſtens das Anſehen gaben, als intereſſierten ſie ſich für das Spiel. Als ich an einer dieſer Damen vorbeiſtreifte und ihre Robe meinen Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis hinauf zur Schulter ein leiſes Zucken, wie von einem ſehr ſchwachen elektriſchen Schlage. Ein ſolcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Iſt ſie es, oder iſt ſie es nicht? Es war daſſelbe Geſicht, das an Form und ſonniger Färbung einer Antike gleich: nur war es nicht mehr ſo marmorrein und marmorglatt wie ehemals. Dem geſchärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsflecken mahnten, wie man ſie auf dem Geſichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgeſetzt ſtanden, zu finden pflegt. Es waren auch dieſelben ſchwarzen Haare, die in glatten Ovalen wie Rabenflügel die Schläfen bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, deſſen raſcher Blitz mir immer ſo räthſelhaft durch die Seele ſchoſs, da zweifelte ich nicht länger — es war Mademoiſelle Laurence.

Vornehm hingeſtreckt in ihrem Seſſel, in der einen Hand einen Blumenſtrauß, mit der anderen geſtützt auf der Armlehne, ſaß Mademoiſelle Laurence unfern eines Spieltiſches, und ſchien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern und Bruſtnadeln von Perlen trug ſie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte den jugendlichen Buſen, bedeckte ihn faſt puritaniſch bis am Halſe, und in dieſer Einfachheit und Zucht der Bekleidung bildete ſie einen rührend lieblichen Kontraſt mit einigen älteren Damen, die buntgeputzt und diamantenblitzend neben ihr ſaßen, und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle, wo einſt Troja ſtand, melancholiſch nackt zur Schau trugen. Sie ſah noch immer wunderſchön und entzückend verdrießlich aus, und es zog mich unwiderſtehbar zu ihr hin, und endlich ſtand ich hinter ihrem Seſſel, brennend vor Begier mit ihr zu ſprechen, jedoch zurückgehalten von zagender Delikateſſe.

Ich mochte wohl ſchon einige Zeit ſchweigend hinter ihr geſtanden haben, als ſie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog und, ohne ſich nach mir umzuſehen, über ihre Schulter hinweg mir dieſe Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieſer Blume, und er übte auf mich eine eigenthümliche Verzauberung. Ich fühlte mich entrückt aller geſellſchaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man Allerlei thut und ſpricht, worüber man ſich ſelber wundert, und wo unſere Worte einen gar kindiſch traulichen und einfachen Charakter tragen. Ruhig, gleichgültig, nachläſſig, wie man es bei alten Freunden zu thun pflegt, beugte ich mich über die Lehne des Seſſels, und flüſterte der jungen Dame ins Ohr:

Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn die Mutter mit der Trommel?

„Sie iſt todt,“ antwortete ſie in demſelben Tone, eben ſo ruhig, gleichgültig, nachläſſig.

Nach einer kurzen Pauſe beugte ich mich wieder über die Lehne des Seſſels und flüſterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn der gelehrte Hund?

„Er iſt fortgelaufen in die weite Welt,“ antwortete ſie wieder in demſelben ruhigen, gleichgültigen, nachläſſigen Tone.

Und wieder nach einer kurzen Pauſe beugte ich mich über die Lehne des Seſſels und flüſterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn Monſieur Türlütü, der Zwerg?

„Er iſt bei den Rieſen auf dem Boulevard du Temple,“ antwortete ſie. Sie hatte aber kaum dieſe Worte geſprochen, und zwar wieder in demſelben ruhigen, gleichgültigen, nachläſſigen Tone, als ein ernſter alter Mann von hoher militäriſcher Geſtalt zu ihr hintrat und ihr meldete, daſs ihr Wagen vorgefahren ſei. Langſam von ihrem Sitze ſich erhebend, hing ſie ſich Jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ ſie mit ihm die Geſellſchaft.

Als ich die Dame des Hauſes, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptſaales ſtand und den Ankommenden und Fortgehenden ihr Lächeln präſentierte, um den Namen der jungen Perſon befragte, die ſo eben mit dem alten Manne fortgegangen, lachte ſie mir heiter ins Geſicht und rief: „Mein Gott! wer kann alle Menſchen kennen! ich kenne ihn eben ſo wenig . . .“ Sie ſtockte, denn ſie wollte gewiſs ſagen, eben ſo wenig wie mich ſelber, den ſie ebenfalls an jenem Abende zum erſten Male geſehen. Vielleicht, bemerkte ich ihr, kann mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?

„Auf der Jagd bei Saint-Germain,“ antwortete die Dame mit noch ſtärkerem Lachen, „er iſt heute in der Frühe abgereiſt und kehrt erſt morgen Abend zurück ... Aber warten Sie, ich kenne Jemanden, der mit der Dame, wonach Sie ſich erkundigen, Viel geſprochen hat, ich weiß nicht ſeinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn ſie ſich nach dem jungen Menſchen erkundigen, dem Herr Caſimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo.“

So ſchwer es auch iſt, einen Menſchen daran zu erkennen, daſs er vom Miniſter einen Fußtritt erhalten, ſo hatte ich doch meinen Mann bald ausfindig gemacht, und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das ſonderbare Geſchöpf, das mich ſo ſehr intereſſierte und das ich ihm deutlich genug zu bezeichnen wuſste. „Ja,“ ſagte der junge Menſch, „ich kenne ſie ganz genau, ich habe auf mehren Soiréen mit ihr geſprochen“ — und er wiederholte mir eine Menge nichtsſagender Dinge, womit er ſie unterhalten. Was ihm beſonders aufgefallen, war ihr ernſthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit ſagte. Auch wunderte er ſich nicht wenig, daſs ſie ſeine Einladung zu einer Contredanſe immer abgelehnt, und zwar mit der Verſicherung, ſie verſtünde nicht zu tanzen. Namen und Verhältniſſe kannte er nicht. Und Niemand, ſo viel ich mich auch erkundigte, wuſste mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rann ich durch alle möglichen Soiréen, nirgends konnte ich Mademoiſelle Laurence wiederfinden.

Und Das iſt die ganze Geſchichte? — rief Maria, indem ſie ſich langſam umdrehte und ſchläfrig gähnte — Das iſt die ganze merkwürdige Geſchichte? Und Sie haben weder Mademoiſelle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel, noch den Zwerg Türlütü, und auch nicht den gelehrten Hund jemals wiedergeſehn?

Bleiben Sie ruhig liegen, verſetzte Maximilian. Ich habe ſie Alle wiedergeſehen, ſogar den gelehrten Hund. Er befand ſich freilich in einer ſehr ſchlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier Latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbei, und aus den Pforten derſelben ſtürzte ein Hund, und hinter ihm drein mit Stöcken ein Dutzend Studenten, zu denen ſich bald zwei Dutzend alte Weiber geſellten, die Alle im Chorus ſchrieen: Der Hund iſt toll! Faſt menſchlich ſah das unglückliche Thier aus in ſeiner Todesangſt, wie Thränen floſs das Waſſer aus ſeinen Augen, und als er keuchend an mir vorbei rann und ſein feuchter Blick an mich hinſtreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den Lobredner von Lord Wellington, der einſt das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? War er vielleicht vor lauter Gelehrſamkeit übergeſchnappt, als er im Quartier Latin ſeine Studien fortſetzte? Oder hatte er vielleicht in der Sorbonne durch ſein Scharren und Knurren ſeine Miſsbilligung zu erkennen gegeben über die pausbäckigen Charlatanerien irgend eines Profeſſors, der ſich ſeines ungünſtigen Zuhörers dadurch zu entledigen ſuchte, daſs er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend unterſucht nicht lange, ob es verletzter Gelehrtendünkel oder gar Brotneid war, welcher zuerſt ausrief: Der Hund iſt toll! und ſie ſchlägt zu mit ihren gedankenloſen Stöcken, und auch die alten Weiber ſind dann bereit mit ihrem Geheule, und ſie überſchreien die Stimme der Unſchuld und der Vernunft. Mein armer Freund muſste unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeſchlagen, verhöhnt, und endlich auf einen Miſthaufen geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrſamkeit!

Nicht viel heiterer war der Zuſtand des Zwergs Monſieur Türlütü, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiſelle Laurence hatte mir zwar geſagt, er habe ſich dorthin begeben, aber ſei es, daſs ich nicht daran dachte, ihn im Ernſte dort zu ſuchen, oder daſs das Menſchengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erſt ſpät bemerkte ich die Boutike, wo die Rieſen zu ſehen ſind. Als ich hineintrat, fand ich zwei lange Schlingel, die müßig auf der Pritſche lagen und raſch aufſprangen und ſich in Rieſenpoſitur vor mich hinſtellten. Sie waren wahrhaftig nicht ſo groſs, wie ſie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwei lange Schlingel, welche in Roſatrikot gekleidet gingen, ſehr ſchwarze, vielleicht falſche Backenbärte trugen, und ausgehöhlte Holzkeulen über ihre Köpfe ſchwangen. Als ich ſie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiderten ſie, daſs er ſeit vier Wochen wegen ſeiner zunehmenden Unpäſslichkeit nicht mehr gezeigt werde, daſs ich ihn aber dennoch ſehen könne, wenn ich das doppelte Entréegeld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu ſehen, das doppelte Entréegeld! Und ach! es war ein Freund, den ich auf dem Sterbebette fand. Dieſes Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit ſeinem gelb verſchrumpften Greiſengeſicht. Ein etwa vierjähriges kleines Mädchen ſaß neben ihm, und bewegte mit dem Fuße die Wiege, und ſang in lachend ſchäkerndem Tone:

Schlaf, Türlütüchen, ſchlafe!

Als der Kleine mich erblickte, öffnete er ſo weit als möglich ſeine gläſern blaſſen Augen, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine weißen Lippen; er ſchien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir ſein vertrocknetes Händchen und röchelte leiſe: Alter Freund!

Es war in der That ein betrübſamer Zuſtand, worin ich den Mann fand, der ſchon im achten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzeſſin von Kyritz auf dem Schoße getragen, der auf den Hunden des Herzogs von Braunſchweig umhergeritten, dem der König von Baiern ſeine Gedichte vorgeleſen, der mit deutſchen Fürſten aus derſelben Pfeife geraucht, den der Papſt vergöttert, und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieſer letztere Umſtand bekümmerte den Unglücklichen noch auf ſeinem Todbette oder, wie geſagt, in ſeiner Todeswiege, und er weinte über das tragiſche Schickſal des großen Kaiſers, der ihn nie geliebt, der aber in einem ſo kläglichen Zuſtande auf Sankt Helena geendet — „ganz wie ich jetzt endige, ſetzte er hinzu, einſam, verkannt, verlaſſen von allen Königen und Fürſten, ein Hohnbild ehemaliger Herrlichkeit!“

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Rieſen ſtirbt, ſich mit dem Rieſen, der unter Zwergen geſtorben, vergleichen konnte, ſo rührten mich doch die Worte des armen Türlütü und gar ſein verlaſſener Zuſtand in der Sterbeſtunde. Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung zu bezeugen, daſs Mademoiſelle Laurence, die jetzt ſo vornehm geworden, ſich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber dieſen Namen genannt, ſo bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarſten Krämpfe, und mit ſeinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind! das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, dem ich gelehrt, wie man ſich unter den Großen dieſer Welt bewegen und gebärden muſs, wie man lächelt, wie man ſich bei Hof verbeugt, wie man repräſentiert . . . du haſt meinen Unterricht gut benutzt, und biſt jetzt eine große Dame, und haſt jetzt eine Kutſche und Lakaien und viel Geld, und viel Stolz und kein Herz. Du läſſeſt mich hier ſterben, einſam und elend ſterben, wie Napoleon auf Sankt Helena! O Napoleon, du haſt mich nie geliebt . . .“ Was er hinzuſetzte, konnte ich nicht verſtehen. Er hob ſein Haupt, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen Jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Senſe dieſes Gegners widerſteht kein Menſch, weder ein Napoleon, noch ein Türlütü. Hier hilft keine Parade. Matt, wie überwunden, ließ der Zwerg ſein Haupt wieder ſinken, ſah mich lange an mit einem unbeſchreibbar geiſterhaften Blick, krähte plötzlich wie ein Hahn, und verſchied.

Dieſer Todesfall betrübte mich um ſo mehr, da mir der Verſtorbene keine nähere Auskunft über Mademoiſelle Laurence gegeben hatte. Wo ſollte ich ſie jetzt wiederfinden? Ich war weder verliebt in ſie, noch fühlte ich ſonſtig große Zuneigung zu ihr, und doch ſtachelte mich eine geheimnisvolle Begier, ſie überall zu ſuchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten, und die Geſellſchaft gemuſtert, und das wohlbekannte Geſicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe, und es trieb mich wieder von hinnen. Über dieſes Gefühl nachdenkend, ſtand ich einſt um Mitternacht an einem entlegenen Eingang der großen Oper, auf einen Wagen wartend, und ſehr verdrießlich wartend, da es eben ſtark regnete. Aber es kam kein Wagen, oder vielmehr es kamen nur Wagen, welche anderen Leuten gehörten, die ſich vergnügt hineinſetzten, und es wurde allmählich ſehr einſam um mich her. „So müſſen Sie denn mit mir fahren,“ ſprach endlich eine Dame, die, tief verhüllt in ihrer ſchwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir geſtanden, und jetzt im Begriffe war, in einen Wagen zu ſteigen. Die Stimme zuckte mir durchs Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder ſeinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiſelle Laurence in einem weichen, warmen Wagen befand. Wir ſprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verſtehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräuſche durch die Straßen von Paris dahinraſſelte, ſehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorwege ſtillhielt.

Bedienten in brillanter Livree leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemächer. Eine Kammerfrau, die mit ſchläfrigem Geſichte uns entgegenkam, ſtotterte unter vielen Entſchuldigungen, daſs nur im rothen Zimmer eingeheizt ſei. Indem ſie der Frau einen Wink gab, ſich zu entfernen, ſprach Laurence mit Lachen: „Der Zufall führt Sie heute weit, nur in meinem Schlafzimmer iſt eingeheizt . . .“

In dieſem Schlafzimmer, worin wir uns bald allein befanden, loderte ein ſehr gutes Kaminfeuer, welches um ſo erſprießlicher, da das Zimmer ungeheuer groß und hoch war. Dieſes große Schlafzimmer, dem vielmehr der Name Schlafſaal gebührte, hatte auch etwas ſonderbar Ödes. Möbel und Dekoration, Alles trug dort das Gepräge einer Zeit, deren Glanz uns jetzt ſo beſtäubt und deren Erhabenheit uns jetzt ſo nüchtern erſcheint, daß ihre Reliquien bei uns ein gewiſſes Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich ſpreche nämlich von der Zeit des Empires, von der Zeit der goldnen Adler, der hochfliegenden Federbüſche, der griechiſchen Koiffüren, der Gloire, der großen Tambourmajors, der militäriſchen Meſſen, der officiellen Unſterblichkeit, die der Moniteur, dekretierte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Eichorien verfertigte, und des ſchlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabricierte, und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar Nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, dieſe Zeit des pathetiſchen Materialismus . . . Talma deklamierte, Gros malte, die Bigottini tanzte, Graſſini ſang, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiſer las den Oſſian, Pauline Borgheſe ließ ſich moulieren als Venus, und zwar ganz nackt, denn das Zimmer war gut geheizt, wie das Schlafzimmer, worin ich mich mit Mademoiſelle Laurence befand.

Wir ſaßen am Kamin, vertraulich ſchwatzend, und ſeufzend erzählte ſie mir, daſs ſie verheirathet ſei an einen bonapartiſchen Helden, der ſie alle Abende vor dem Zubettegehn mit der Schilderung einer ſeiner Schlachten erquicke: er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereiſt, die Schlacht bei Jena geliefert; er ſei ſehr kränklich und werde ſchwerlich den ruſſiſchen Feldzug überleben. Als ich ſie frug, wie lange ihr Vater todt ſei, lachte ſie und geſtand, daſs ſie nie einen Vater gekannt habe, und daſs ihre ſogenannte Mutter niemals verheirathet geweſen ſei.

Nicht verheirathet! rief ich, ich habe ſie ja ſelber zu London wegen dem Tod ihres Mannes in tiefſter Trauer geſehen!

„O, erwiederte Laurence, ſie hat während zwölf Jahren ſich immer ſchwarz gekleidet, um bei den Leuten Mitleid zu erregen als unglückliche Wittwe, nebenbei auch, um einen heirathsluſtigen Gimpel anzulocken, und ſie hoffte unter ſchwarzer Flagge deſto ſchneller in den Hafen der Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte ſich ihrer, und ſie ſtarb an einem Blutſturz. Ich habe ſie nie geliebt, denn ſie hat mir immer viel' Schläge und Wenig zu eſſen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monſieur Türlütü ein Stückchen Brot ins Geheim zuſteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daſs ich ihn heirathe, und als ſeine Hoffnungen ſcheiterten, verband er ſich mit meiner Mutter, ich ſage „Mutter“ aus Gewohnheit, und Beide quälten mich gemeinſchaftlich. Da ſagten ſie immer, ich ſei ein überflüſſiges Geſchöpf, der gelehrte Hund ſei tauſendmal mehr werth als ich mit meinem ſchlechten Tanzen. Und ſie lobten dann den Hund auf meine Koſten, rühmten ihn bis in den Himmel, ſtreichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen, und warfen mir die Krumen zu. Der Hund, ſagten ſie, ſei ihre beſte Stütze, er entzücke das Publikum, das ſich für mich nicht im mindeſten intereſſiere, der Hund müſſe mich ernähren mit ſeiner Arbeit, ich fräße das Gnadenbrot des Hundes. Der verdammte Hund!“

O, verwünſchen Sie ihn nicht mehr, unterbrach ich die Zürnende, er iſt jetzt todt, ich habe ihn ſterben ſehen . . .

„Iſt die Beſtie verreckt?“ rief Laurence, indem ſie aufſprang, erröthende Freude im ganzen Geſichte.

Und auch der Zwerg iſt todt, ſetzte ich hinzu.

„Monſieur Türlütü?“ rief Laurence, ebenfalls mit Freude. Aber dieſe Freude ſchwand allmählich aus ihrem Geſichte, und mit einem milderen, faſt wehmüthigen Tone ſprach ſie endlich: „Armer Türlütü!“

Als ich ihr nicht verhehlte, daſs ſich der Zwerg in ſeiner Sterbeſtunde ſehr bitter über ſie beklagt, gerieth ſie in die leidenſchaftlichſte Bewegung, und verſicherte mir unter vielen Betheuerungen, daſs ſie die Abſicht hatte, den Zwerg aufs beſte zu verſorgen, daſs ſie ihm ein Jahrgehalt angeboten, wenn er ſtill und beſcheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeizig, wie er iſt, fuhr Laurence fort, verlangte er, in Paris zu bleiben und ſogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung ſeine ehemaligen Verbindungen im Faubourg Saint-Germain wieder anknüpfen, und ſeine frühere glänzende Stellung in der Geſellſchaft wieder einnehmen. Als ich ihm Dieſes rund abſchlug, ließ er mir ſagen, ich ſei ein verfluchtes Geſpenſt, ein Vampyr, ein Todtenkind . . .“

Laurence hielt plötzlich inne, ſchauderte heftig zuſammen, und ſeufzte endlich aus tiefſter Bruſt: „Ach, ich wollte, ſie hätten mich bei meiner Mutter im Grabe gelaſſen!“ Als ich in ſie drang, mir dieſe geheimnisvollen Worte zu erklären, ergoſs ſich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und zitternd und ſchluchzend geſtand ſie mir, daſs die ſchwarze Trommelfrau, die ſich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einſt ſelbſt erklärt habe, das Gerücht, womit man ſich über ihre Geburt herumtrage, ſei kein bloßes Märchen. „In der Stadt nämlich, wo wir wohnten,“ fuhr Laurence fort, „hieß man mich immer das Todtenkind! Die alten Spinnweiber behaupteten, ich ſei eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der ſeine Frau beſtändig miſshandelte und, als ſie ſtarb, ſehr prachtvoll begraben ließ; ſie ſei aber hochſchwanger und nur ſcheintodt geweſen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeſchmückte Leiche zu beſtehlen, ihr Grab öffneten, hätten ſie die Gräfin ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als ſie nach der Entbindung gleich verſchied, hätten die Diebe ſie wieder ruhig ins Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerin, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieſes arme Kind, das begraben geweſen, noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall das Todtenkind . . . Ach! Sie begreifen nicht, wie viel Kummer ich ſchon als kleines Mädchen empfand, wenn man mich bei dieſem Namen nannte. Als der große

Bauchredner noch lebte und nicht ſelten mit mir unzufrieden war, rief er immer: Verwünſchtes Todtenkind, ich wollt', ich hätte dich nie aus dem Grabe geholt! Ein geſchickter Bauchredner, wie er war, konnte er ſeine Stimme ſo modulieren, daſs man glauben muſſte, ſie käme aus der Erde hervor, und er machte mir dann weiß, Das ſei die Stimme meiner verſtorbenen Mutter, die mir ihre Schickſale erzählte. Er konnte ſie wohl kennen, dieſe furchtbaren Schickſale, denn er war einſt Kammerdiener des Grafen. Sein grauſames Vergnügen war es, wenn ich armes kleines Mädchen über die Worte, die aus der Erde hervorzuſteigen ſchienen, das furchtbarſte Entſetzen empfand. Dieſe Worte, die aus der Erde hervorzuſteigen ſchienen, meldeten gar ſchreckliche Geſchichten, Geſchichten, die ich in ihrem Zuſammenhange nie begriff, die ich auch ſpäterhin allmählich vergaß, die mir aber, wenn ich tanzte, recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine ſonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner ſelbſt und kam mir vor, als ſei ich eine ganz andere Perſon, und als quälten mich alle Qualen und Geheimniſſe dieſer Perſon . . . und ſobald ich aufhörte zu tanzen, erloſch wieder Alles in meinem Gedächtnis.“

Während Laurence Dieſes ſprach, langſam und wie fragend, ſtand ſie vor mir am Kamine, worin das Feuer immer angenehmer loderte, und ich ſaß in dem Lehnſeſſel, welcher wahrſcheinlich der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehn ſeine Schlachten erzählte. Laurence ſah mich an mit ihren großen Augen, als frūge ſie mich um Rath; ſie wiegte ihren Kopf ſo wehmüthig ſinnend; ſie flößte mir ein ſo edles, ſüßes Mitleid ein; ſie war ſo ſchlank, ſo jung, ſo ſchön, dieſe Lilje, die aus dem Grabe gewachſen, dieſe Tochter des Todes, dieſes Geſpenſt mit dem Geſichte eines Engels und dem Leibe einer Bajadere! Ich weiß nicht, wie es kam, es war vielleicht die Influenz des Seſſels, worauf ich ſaß, aber mir ward plötzlich zu Sinne, als ſei ich der alte General, der geſtern auf dieſer Stelle die Schlacht bei Jena geſchildert, als müſſe ich fortfahren in meiner Erzählung, und ich ſprach: Nach der Schlacht bei Jena ergaben ſich binnen wenigen Wochen, faſt ohne Schwertſtreich, alle preußiſchen Feſtungen. Zuerſt ergab ſich Magdeburg; es war die ſtärkſte Feſtung, und ſie hatte dreihundert Kanonen. Iſt Das nicht ſchmählich?

Mademoiſelle Laurence ließ mich aber nicht weiter reden, alle trübe Stimmung war von ihrem ſchönen Antlitz verflogen, ſie lachte wie ein Kind und rief: „Ja, Das iſt ſchmählich, mehr als ſchmählich! Wenn ich eine Feſtung wäre und dreihundert Kanonen hätte, würde ich mich nimmermehr ergeben!“

Da nun Mademoiſelle Laurence keine Feſtung war und keine dreihundert Kanonen hatte . . .

Bei dieſen Worten hielt Maximilian plötzlich ein in ſeiner Erzählung, und nach einer kurzen Pauſe frug er leiſe: Schlafen Sie, Maria?

Ich ſchlafe, antwortete Maria.

Deſto beſſer, ſprach Maximilian mit einem feinen Lächeln, ich brauche alſo nicht zu fürchten, daſs ich Sie langweile, wenn ich die Möbel des Zimmers, worin ich mich befand, wie heutige Novelliſten pflegen, etwas ausführlich beſchreibe.

Vergeſſen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!

Es war in der That, erwiederte Maximilian, ein ſehr prachtvolles Bett. Die Füße, wie bei allen Betten des Empires, beſtanden aus Karyatiden und Sphinxen, es ſtrahlte von reichen Vergoldungen, namentlich von goldnen Adlern, die ſich wie Turteltauben ſchnäbelten, vielleicht ein Sinnbild der Liebe unter dem Empire. Die Vorhänge des Bettes waren von rother Seide, und da die Flammen des Kamins ſehr ſtark hindurchſchienen, ſo befand ich mich mit Laurence in einer ganz feuerrothen Beleuchtung, und ich kam mir vor wie der Gott Pluto, der, von Höllengluthen umlodert, die ſchlafende Proſerpine in ſeinen Armen hält. Sie ſchlief, und ich betrachtete in dieſem Zuſtand ihr holdes Geſicht und ſuchte in ihren Zügen ein Verſtändnis jener Sympathie, die meine Seele für ſie empfand. Was bedeutet dieſes Weib? Welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieſer ſchönen Formen? Ich hielt dies anmuthige Räthſel jetzt als mein Eigenthum in meinen Armen, und doch fand ich nicht ſeine Löſung.

Aber iſt es nicht Thorheit, den inneren Sinn einer fremden Erſcheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthſel unſerer eigenen Seele zu löſen vermögen! Wiſſen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erſcheinungen wirklich exiſtieren! Können wir doch manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgeſichten unterſcheiden! War es ein Gebilde meiner Phantaſie, oder war es entſetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und ſah? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daſs, während die wildeſten Gedanken durch mein Herz flutheten, ein ſeltſames Geräuſch mir ans Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, ſonderbar leiſe. Sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterſchied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Dieſe Muſik, ſchwirrend und ſummend, ſchien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, ſah ich nahe vor mir mitten im Zimmer ein wohlbekanntes Schauſpiel: es war Monſieur Türlütü, der Zwerg, welcher den Triangel ſpielte, und Madame Mutter, welche die große Trommel ſchlug, während der gelehrte Hund am Boden herumſcharrte, als ſuche er wieder ſeine hölzernen Buchſtaben zuſammen. Der Hund ſchien nur mühſam ſich zu bewegen, und ſein Fell war von Blut befleckt. Madame Mutter trug noch immer ihre ſchwarze Trauerkleidung, aber ihr Bauch war nicht mehr ſo ſpaßhaft hervortretend, ſondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr Geſicht war nicht mehr roth, ſondern blaſs. Der Zwerg, welcher noch immer die brodierte Kleidung eines altfranzöſiſchen Marquis und ein gepudertes Toupet trug, ſchien etwas gewachſen zu ſein, vielleicht weil er ſo gräſslich abgemagert war. Er zeigte wieder ſeine Fechterkünſte und ſchien auch ſeine alten Prahlereien wieder abzuhaspeln; er ſprach jedoch ſo leiſe, daſs ich kein Wort verſtand, und nur an ſeiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken, daſs er wieder wie ein Hahn krähte.

Während dieſe lächerlich grauenhaften Zerrbilder wie ein Schattenſpiel mit unheimlicher Haſt ſich vor meinen Augen bewegten, fühlte ich, wie Mademoiſelle Laurence immer unruhiger athmete. Ein kalter Schauer überfröſtelte ihren ganzen Leib, und wie von unerträglichen Schmerzen zuckten ihre holden Glieder. Endlich aber, geſchmeidig wie ein Aal, glitt ſie aus meinen Armen, ſtand plötzlich mitten im Zimmer und begann zu tanzen, während die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel ihre gedämpfte, leiſe Muſik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloobrücke und auf den Karrefours von London. Es waren dieſelben geheimnisvollen Pantomimen, dieſelben Ausbrüche der leidenſchaftlichſten Sprünge, daſſelbe bachantiſche Zuruckwerfen des Hauptes, manchmal auch daſſelbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle ſie horchen, was man unten ſpräche, dann auch das Zittern, das Erbleichen, das Erſtarren, und wieder aufs Neue das Horchen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr. Auch rieb ſie wieder ihre Hände, als ob ſie ſich wüſche. Endlich ſchien ſie auch wieder ihren tiefen, ſchmerzlichen, bittenden Blick auf mich zu werfen . . . aber nur in den Zügen ihres todtblaſſen Antlitzes erkannte ich dieſen Blick, nicht in ihren Augen, denn dieſe waren geſchloſſen. In immer leiſeren Klängen verhallte die Muſik: die Trommelmutter und der Zwerg, allmählig verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verſchwanden endlich ganz; aber Mademoiſelle Laurence ſtand noch immer und tanzte mit verſchloſſenen Augen. Dieſes Tanzen mit verſchloſſenen Augen im nächtlich ſtillen Zimmer gab dieſem holden Weſen ein ſo geſpenſtiſches Ausſehen, daſs mir ſehr unheimlich zu Muthe wurde, daſs ich manchmal ſchauderte, und ich war herzlich froh, als ſie ihren Tanz beendigt hatte und wieder eben ſo geſchmeidig, wie ſie fortgehuſcht war, in meine Arme glitt.

Wahrhaftig, der Anblick dieſer Scene hatte für mich nichts Angenehmes. Aber der Menſch gewöhnt ſich an Alles. Und es iſt ſogar möglich, daſs das Unheimliche dieſem Weibe einen noch beſonderen Reiz verlieh, daſs ſich meinen Empfindungen eine ſchauerliche Zärtlichkeit beimiſchte ... genug, nach einigen Wochen wunderte ich mich nicht mehr im mindeſten, wenn des Nachts die leiſen Klänge von Trommel und Triangel ertönten, und meine theure Laurence plötzlich aufſtand und mit verſchloſſenen Augen ein Solo tanzte. Ihr Gemahl, der alte Bonapartiſt, kommandierte in der Gegend von Paris, und ſeine Dienſtpflicht erlaubte ihm nur die Tage in der Stadt zuzubringen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, er wurde mein intimſter Freund, und er weinte helle Tropfen, als er ſpäterhin für lange Zeit von mir Abſchied nahm. Er reiſte nämlich mit ſeiner Gemahlin nach Sicilien, und Beide habe ich ſeitdem nicht wiedergeſehen.

Als Maximilian dieſe Erzählung vollendet, erfaſſte er raſch ſeinen Hut und ſchlüpfte aus dem Zimmer.

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Fünfter Band.

Über Deutſchland. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Über Deutſchland

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie
in Deutſchland.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

ICA

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Über Deutſchland.

Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland“ 3

Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.

Vorrede zur erſten Auflage 15
Vorrede zur zweiten Auflage 17
Erſtes Buch. Deutſchland bis Luther 29
Zweites Buch. Von Luther bis Kant 105
Drittes Buch. Von Kant bis Hegel. 179

Vorwort des Herausgebers.

Die Überſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, welche Heinrich Heine in franzöſiſcher Sprache unter dem Geſammttitel „De l'Allemagne“ erſcheinen ließ, wird jetzt zum erſten Male dem deutſchen Publikum als ein geſchloſſenes Ganzes vorgelegt. Der Verfaſſer hat in den Vorreden zu den einzelnen Partien ſeines Werkes mehrfach die Gründe angedeutet, welche ihn nöthigten, daſſelbe in Deutſchland bruchſtückweiſe zu veröffentlichen. Dieſe Gründe waren von äußerlichſter, aber nichtsdeſtoweniger zwingender Art. Einerſeits muſſte er ſich beeilen, die in franzöſiſcher Sprache für franzöſiſche Journale geſchriebenen Aufſätze dem vaterländiſchen Publikum mitzutheilen, damit kein unberufener Dritter aus einer Überſetzung der Heine'ſchen Arbeiten Gewinn zöge. Es mangelte zu jener Zeit nicht bloß an einem internationalen Vertrage, der dem Schriftſteller das Eigenthums- und Überſetzungsrecht ſeiner im Ausland veröffentlichten Werke ſicherte, ſondern ein Bundesbeſchluſs vom 5. Juli 1832 hatte obendrein verfügt, daſs keine im Ausland in deutſcher Sprache erſchienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckſchrift politiſchen Inhalts in [illegible]em deutſchen Bundesſtaat ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelaſſen und verkauft werden dürfe. — Andererſeits nahmen die Cenſurhinderniſſe damals von Jahr zu Jahr einen immer bedrohlicheren Charakter an, bis durch Wolfgang Menzel's Denunciation jener Bundesbeſchluſs v. 10. December 1835 veranlaſst ward, der mit den Schriften des ſogenannten „jungen Deutſchlands“ ſämmtliche Werke Heinrich Heine's in Acht und Bann that, und ſeinem Verleger gar ein Verbot ſeines ganzen Verlages in mehren Bundesſtaaten zuzog. Ein Buch Heine's mit dem Geſammttitel: „Über Deutſchland“ wäre jedenfalls eher von der Cenſur und den fortſchrittsfeindlichen Regierungen unterdrückt worden, als eine bunt durcheinander gewürfelte Anzahl philoſophiſcher, kunſt- und literaturgeſchichtlicher oder novelliſtiſcher Fragmente, wie „der Salon“ ſie enthielt. Daſs Heine übrigens auch dieſe bruchſtückweis veröffentlichten Partien ſeines Werkes von der Cenſurſchere auf ärgſte verſtümmelt, ja ihre eigentliche Tendenz bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſah, iſt bekannt. Wenn der Leſer die vorſtehenden, nach dem Originalmanuſkript und den franzöſiſchen Ausgaben ergänzten Bände nur aufs flüchtigſte mit den früheren deutſchen Ausgaben vergleicht, wird er ſofort wahrnehmen, daſs Heine, trotz der wachſenden Schwierigkeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Lage, ſich auch in ſeinem Buche über Deutſchland niemals zu unwürdigen, die Idee preisgebenden Konceſſionen verleiten lieſs. „Ich beſchwöre Sie," ſchreibt er zur Zeit der Menzel'ſchen Denunciationen (am 25. November 1835) ſeinem Freunde Heinrich Laube, — „ich beſchwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutſchland jetzt führt, wo nicht Partei zu faſſen, doch wenigſtens eine ſehr ſchützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte dieſe Jugend anzutaſten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel' Konceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel: Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt, noch nicht entſchieden iſt. Erſt ſpäter kommt die Frage, durch welche Mittel dieſe Idee im Leben realiſiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Ariſtokratie, oder gar durch Abſolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch ſolche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Cenſur beſchwichtigen; denn Diskuſſion über das religiöſe Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze proteſtantiſche Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren: hier bekömmt man die Zuſtimmung der Philiſter . . . Sie verſtehen mich, ich ſage das religiöſe Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleiſch iſt, Eins und Daſſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſiert werden als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben.“

Die von Heine ſelbſt getroffene Anordnung der franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland“ iſt von mir faſt unverändert beibehalten worden. Nur habe ich dem letzten Abſchnitt des dritten

Buches der „Romantiſchen Schule," welcher die Vorrede zur erſten Auflage der franzöſiſchen Ausgabe bildete, den Platz gelaſſen, den er in der bisherigen deutſchen Ausgabe einnahm. Ferner habe ich den „Geſtändniſſen," welche der neueſten franzöſiſchen Ausgabe des Buches als Nachwort dienen, aus inneren und äußeren Gründen eine andere Stelle angewieſen. Der ſiebente Band der vorliegenden Geſammtausgabe wäre nämlich im Verhältnis zu den übrigen Bänden zu ſtark geworden, hätte ich ihm die „Geſtändniſſe" angefügt: — wichtiger indeſs war mir der innere Grund, daſs jener Aufſatz, der ſeiner Abfaſſungszeit und ſeinem Inhalte nach den Endabſchluſs der literariſchen Thätigkeit des Dichters bildet, einen viel geeigneteren Platz im letzten Band der proſaiſchen Schriften zu finden ſchien. Die Auslaſſungen und Milderungen einzelner Stellen, von denen Heine in der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe ſpricht, ſind endlich viel zu unweſentlicher Natur, als daſs zu ihrer Würdigung eine gleichzeitige oder gar vorherige Lektüre der „Geſtändniſſe" erforderlich wäre.

Die Abhandlung „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland," welche zuerſt in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel „De l'Allemagne depuis Luther“ in der Revue des deux mondes v. 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlicht ward, erſchien bald darauf (zu Anfang des Jahres 1835) in deutſcher Ausgabe als zweiter Band des „Salon,“ — jedoch in ſo willkürlich verſtümmelter und verkürzter Geſtalt, daſs mindeſtens die patriotiſche Tendenz des Buches gänzlich verloren ging. Bei der zweiten Auflage, im Jahre 1852, wurden die beträchtlichſten Lücken von dem Verfaſſer nach der franzöſiſchen Verſion ergänzt, da Heine des Glaubens war, daſs ſein früher nach Hamburg geſandtes Originalmanuſkript bei dem großen Brande der Stadt im Jahre 1842 verloren gegangen. Letzteres hat ſich indeſs unter den wenigen damals geretteten Papieren des Verlegers wiedergefunden, und iſt bei Veranſtaltung der vorliegenden Ausgabe Behufs weiterer Ergänzungen benutzt worden.

Dieſe Ergänzungen aus dem Originalmanuſkript ſind folgende:

S. 117 Ja, es iſt dort — daſs auch Deutſche dieſe Blätter leſen.

S. 134 Nicht bloß die römiſchen — zur Unterdrückung der Völker.

S. 134 den ſieben Blutſäufern.

S. 135 denn ſie wiſſen, wir lieben dieſes Gift.

S. 135 Da iſt wahrlich nicht mehr die Rede davon — wird der alten Schmach entlaſtet.

S. 138 Die politiſche Revolution — S. 139 geſchöpft haben.

S. 140 Er erhält ſich dort nur — wie ſo manches Andere.

S. 154 Sobald die Religion — keine Rieſen aufrecht erhalten.

S. 167 In der Trübnis der Gegenwart — die Sonne aus dem Morgenroth."

S. 193 Wie ich höre, beſchäftigt ſich — S. 194 nützliches wie wichtiges Buch.

S. 198 und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deiſten.

S. 244 Laſſt uns wieder von Philoſophie reden!

S. 266 — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt —

Aus den franzöſiſchen Ausgaben habe ich außerdem noch ergänzt:

S. 85 verrätheriſch

S. 94 und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächſtens die alten geharniſchten Worte:

S. 207 Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei,

S. 261 eine gewiſſe Tugend,

Zur bequemeren Vergleichung ſind vom vorliegenden fünften Bande an die Abweichungen der franzöſiſchen Ausgaben ſämmtlich gleich unter dem Text, ſtatt im Vorworte, aufgeführt. — Die in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe aus Milderungsgründen geſtrichenen oder veränderten Stellen finden ſich einzig auf S. 43, 200—202 und 203. Außerdem hat nur die Anſpielung auf Victor Couſin, S. 261—262, eine weſentliche Umänderung erlitten.

Über Deutſchland.

Vorrede

zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches

„Über Deutſchland.“

Der beſchränkte Raum einer Vorrede würde mir nicht geſtatten, hier alles Das ausführlich zu berichten, was ich gleich Anfangs dem Publikum mittheilen möchte. Ich habe es daher vorgezogen, dieſe Geſtändniſſe des Verfaſſers in dem letzten Theil meines Werkes als ein Ganzes darzubieten*), und ich geſtehe ſogar, daſs der liebe Leſer wohl daran thäte, ſeine Lektüre mit dieſem letzten Theil zu beginnen. Das iſt ein wichtiger Rath. Diejenigen, welche zufällig die erſte Ausgabe meines Buches kennen, werden auf den erſten Blick wahrnehmen, daſs die neue Ausgabe um mehr als die Hälfte erweitert, und daſs eine groſze Anzahl von Stellen darin geſtrichen worden, ſo daſs dies Buch „über Deutſchland“ ein ganz anderes Ausſehn gewonnen hat und nicht mehr daſſelbe Buch iſt.

---

*) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

In mehreren neuen Abſchnitten, die ich hinzugefügt, beſonders in denjenigen, welche den ganzen zweiten Theil bilden, habe ich mir die Aufgabe geſtellt, den Augen des franzöſiſchen Publikums die geheimſten und nationalſten Beſitzthümer des deutſchen Volkes zu entſchleiern, in welchen ſich, ſo zu ſagen, ſein ganzes träumeriſches und zugleich ſtarkes Gemüth ausſpricht. Ich rede von jenen Traditionen und Sagen, die im Munde der armen Leute fortleben, und von denen die beſten und originellſten niemals aufgezeichnet worden ſind. Ich theile hier mehr als eine derſelben mit, die ich ſelbſt am Herd niederer Hütten geſammelt, wo irgend ein herumſtreichender Bettler, irgend eine alte und blinde Groſzmutter ſie erzählten: aber den geheimnisvoll ſeltſamen Wiederſchein, welchen die flackernden Äſte manchmal auf das Geſicht des Erzählers warfen, und das Herzklopfen der Zuhörer, welche ihm mit feierlicher Stille lauſchten, vermochte ich nicht wiederzugeben, und dieſe ländlichen, faſt barbariſchen Erzählungen entbehren dadurch ihres wunderbarſten heimatlichen Zaubers.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung in Betreff der Auslaſſungen, welche mein Buch erfahren hat. Ich habe ſo wenigſtens die Gefahr vermieden, mich eines Mangels an Takt ſchuldig zu machen. Ich habe bittere Ausfälle unterdrückt, welche einſtmals einer jugendlichen und ungerechten Malice entfloſſen, und ich habe es ebenſo mit den huldigenden Zueignungsworten*) gemacht, die heut zu Tage ein

---

*) Die Widmung der erſten Ausgabe lautete:

An Proſper Enfantin

in Ägypten.

Sie haben gewünſcht, den Fortſchritt der Ideen in Deutſchland während der jüngſten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geiſtige Bewegung dieſes Landes zu der Syntheſe der Doktrin ſteht.

Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich erſuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, daß ich dieſe Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren.

Geſtatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entſprechen vermag. Wie Dem auch ſei, ich bitte Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen.

Heinrich Heine.

Über die ſonſtigen Auslaſſungen vergleiche man das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Der Herausgeber.

Anachronismus ſein würden, und deren unzeitgemäße Form namentlich jetzt eine Wirkung hervorbringen würde, ganz entgegengeſetzt derjenigen, welche der Verfaſſer im Auge hatte, als die erſte Ausgabe ſeines Buches erſchien. Zu jener Zeit war der Name, welchem ich dieſe Huldigungen darbrachte, ſo zu ſagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeſchrittenſte Partei im Befreiungskampfe der Menſchheit, welche ſo eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Geſellſchaft niedergeſchmettert worden war. Durch Begünſtigung der Beſiegten ſchleuderte ich ihren Gegnern eine ſtolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beſchimpfte, und in den Journalen wie in der Geſellſchaft erbarmungslos ſchmähte. Ich fürchtete nicht, mich der Lächerlichkeit auszuſetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie ſich nicht leugnen läſſt, ein wenig behaftet war. Die Dinge haben ſich ſeitdem geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, ſie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion iſt; ſie durchlaufen nicht mehr barfüßig die Wüſten Arabiens, um dort das freie Weib zu ſuchen — dieſe Befreier vom Gattenjoch, dieſe Zerbrecher der ehelichen Bande haben ſich bei ihrer

Rückkehr aus dem Orient verheirathet und ſind die unerſchrockenſten Eheliebhaber (épouseurs) von der Welt geworden, und ſie tragen Stiefel. Die meiſten dieſer Märtyrer ſitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen ſind neugebackene Millionäre, und mehr als Einer iſt zu der ehrenvollſten und einträglichſten Stellung gelangt — man reiſt ſchnell mit den Eiſenbahnen. Dieſe ehemaligen Apoſtel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menſchheit geträumt, haben ſich damit begnügt, das ſilberne Zeitalter, die Herrſchaft jenes Geld-Gottes (dieu-argent) fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem iſt — es iſt vielleicht derſelbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles iſt in ihm, Nichts iſt außer ihm, ohne ihn iſt Nichts. — Aber Das iſt nicht der Gott, welchen der Schreiber dieſer Zeilen verehrt, ich ziehe ihm ſogar jenen armen Gott von Nazareth vor, der keinen Heller beſaß, und der Gott der Bettler und Leidenden war. Da ich ein wenig zu dieſer letzten Klaſſe gehöre, würde ich einen Akt großer Thorheit begehen, wenn ich durch veraltete Komplimente die hochmüthigen Sieger, die Glücklichen des Tages lobpreiſen wollte, die ihrer wohl entrathen können.

Ich kann nicht eindringlich genug hervorheben, daſs ich nicht die Abſicht gehabt, ein vollſtändiges

Bild von Deutſchland zu liefern. Ich wollte nur an verſchiedenen Stellen den Schleier lüpfen, welcher dies geheimnisvolle Land bedeckt; und wenn der Leſer nicht Alles geſehen oder nur einen kleinen Theil geſehen hat, ſo hat er wenigſtens dieſen kleinen Theil in ſeiner natürlichen Wahrheit geſehen, während er ſich nur ſehr dürftig oder gar nicht durch die Bücher unterrichten wird, in denen man ihm die vollſtändigſte Belehrung verſpricht, und die ſchließlich Nichts als eine trockne und unfruchtbare, wenn ſchon richtige und gewiſſenhafte, Aufzählung und Nomenklatur geben. Was die deutſche Literatur betrifft, ſo umfaſſt mein Buch nur die Geſchichte der ſogenannten romantiſchen Schule, und indem ich mir vornahm, die genaueſte Nachricht über die Schriftſteller zu geben, welche zu dieſer gehören, war ich genöthigt, von ihnen ausführlicher zu reden, als ich es von deutſchen Dichtern höheren Ranges gethan habe, die mit weit größerem Talente begabt, aber keine Mitglieder der romantiſchen Schule ſind. Ich habe ſogar mehrere große Schriftſteller mit Stillſchweigen übergangen, die man bisweilen zu den Anhängern dieſer Schule zählt, die aber nach meiner Meinung keinesweges dazu gehören, wie z. B. Heinrich von Kleiſt und meine verſtorbenen Freunde Karl Immermann und Chriſtian Grabbe, alle Drei Männer von großem Genie. Sie ſind Rieſen, wenn man ſie mit jenen Schriftſtellern der romantiſchen Schule vergleicht, von denen ich in meinem Buche geſprochen, und ſie können ohne Widerrede als die ausgezeichnetſten Dichter Deutſchlands während der Goethe'ſchen Periode betrachtet werden. Jedenfalls ſind ſie ſeither nicht übertroffen worden, obgleich das deutſche Theater der Gegenwart zwei Dichter von ſeltenſtem Verdienſt in der Perſon meiner Freunde Friedrich Hebbel, Verfaſſer der „Judith,“ und Alfred Meißner, Verfaſſer der Tragödie „Das Weib des Urias,“ beſitzt. Der Erſtere iſt ein Geiſtesverwandter Kleiſt's und Grabbe's, und ein banaler Kritiker vermöchte nicht ſein Genie zu würdigen; der Andere, Alfred Meißner, iſt dem Verſtändnis der Maſſen weit zugänglicher, ſein Publikum iſt größer; er iſt ein leidenſchaftererfülltes Gemüth, und ich bin überzeugt, daſs es ihm gelingen wird, ſich einſt die Popularität Friedrich Schiller's zu erobern, deſſen präſumtiver Erbe er in Deutſchland iſt.

Ich habe ſo eben bemerkt, daſs ich in meinem Buche von mehreren unſerer großen deutſchen Dichter nicht habe reden können, weil ſie in den Rahmen meiner Schrift nicht paſſten, die ausſchließlich der romantiſchen Schule gewidmet war. Unter dieſen großen Dichtern befinden ſich auch einige lyriſche Dichter, welche ſich durch die Richtung ihres mit Romantik getränkten Geiſtes der genannten Schule nähern. Auch nennt man ſie irrthümlicher Weiſe zuweilen Romantiker. Zu dieſer Zahl gehören Vier, deren Talent dem unſerer größten Dichter gleichkommt; es ſind: mein verſtorbener Freund Adelbert von Chamiſſo, von Geburt ein Franzoſe; ferner der treffliche Friedrich Rückert, deſſen Phantaſie von einer üppigen, orientaliſchen Fülle iſt; der Dritte iſt mein Freund der Graf Auerſperg, bekannt unter dem Namen Anaſtaſius Grün, ein lyriſcher Dichter, der ſehr reich, faſt allzu reich an Bildern iſt und eine große und edle Seele beſitzt; endlich der Vierte, Zuletztaufgetretene iſt Ferdinand Freiligrath, ein Talent erſten Ranges, ein kräftiger Koloritmaler und begabt mit einer großen Originalität.

In einem anderen Werke, das ich noch zu vollenden hoffe, werde ich Gelegenheit haben, ausführlich von vielen deutſchen Schriftſtellern zu reden, die meine Zeitgenoſſen geweſen ſind, und von denen ich in meinem Buch „über Deutſchland“ keinen Bericht gegeben. Ich werde dann reichlich die Lücken dieſes letzteren Werkes ausfüllen, und ich ſtehe dafür ein, daß weder das Publikum, noch die Schriftſteller, mit welchen ich mich jetzt nicht habe beſchäftigen können, Etwas dabei verloren haben ſollen, daſs ſie gewartet.

Paris, den 15. Januar 1855.

Heinrich Heine.

Aus der Vorrede zur erſten Auflage der franzöſiſchen Ausgabe.

In den erſten drei Abſchnitten dieſes Buches habe ich ziemlich ausführlich von den Kämpfen zwiſchen der Religion und Philoſophie in Deutſchland geredet; ich hatte jene geiſtige Revolution meines Vaterlandes zu erklären, über welche Frau von Staël ihrerſeits ſo viele Irrthümer in Frankreich verbreitet hat. Ich erkläre es offen: ich hatte das Buch dieſer Großmutter der Doktrinäre fortwährend im Auge, und in berichtigender Abſicht habe ich dem meinigen denſelben Titel: „Über Deutſchland“ ertheilt.

Paris, den 8. April 1835.

Heinrich Heine.

Zur

Geſchichte der Religion

und

Philoſophie

in

Deutſchland.

(1834.)

Vorrede zur erſten Auflage.

Ich muſs den deutſchen Leſer darauf beſonders aufmerkſam machen, daſs dieſe Blätter urſprünglich für eine franzöſiſche Zeitſchrift, die Revue des deux mondes, und zu einem beſtimmten Zeitzweck abgefaſſt worden. Sie gehören nämlich zu einer Überſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, wovon ich bereits früher dem franzöſiſchen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutſcher Sprache als Beiträge „zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ erſchienen ſind*). Die Anforderungen der periodiſchen Preſſe, Übelſtände in der Ökonomie derſelben, Mangel an wiſſenſchaftlichen Hilfsmitteln, franzöſiſche Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutſchland promulgiertes Geſetz über ausländiſche Drucke, welches nur auf mich ſeine Anwendung fand, und dergleichen Hemmungen mehr erlaubten mir nicht, die verſchiedenen Theile jener Überſchau in chronologiſcher Reihenfolge und unter einem Geſammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz ſeiner inneren Einheit und ſeiner äußerlichen Geſchloſſenheit, iſt alſo nur das Fragment eines größeren Ganzen.

---

*) Vgl. Betreffs dieſer und der nachfolgenden Angaben das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Der Herausgeber.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichſten Gruße. —

Geſchrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erſte Auflage dieſes Buches die Preſſe verließ, und ich ein Exemplar deſſelben zur Hand nahm, erſchrak ich nicht wenig ob den Verſtümmelungen, deren Spur ſich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwiſchenſatz, ganze Stellen waren ausgelaſſen, ohne Rückſicht auf die Übergänge, ſo daſs nicht bloß der Sinn, ſondern manchmal die Geſinnung ſelbſt verſchwand. Viel mehr die Furcht Cäſar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei dieſen Verſtümmelungen, und während ſie alles politiſch Verfängliche ängſtlich ausmerzte, verſchonte ſie ſelbſt das Bedenklichſte, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieſes Buches, welche eine patriotiſch-demokratiſche war, verloren, und unheimlich ſtarrte mir daraus ein ganz fremder Geiſt entgegen, welcher an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.

Ich ſchmeichelte mir Anfangs mit der Hoffnung, daſs ich bei einem zweiten Abdruck die Lakunen dieſes Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Reſtauration der Art iſt jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuſkript im Hauſe meines Verlegers verloren gegangen *). Mein Gedächtnis iſt zu ſchwach, als daſs ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchſicht des Buches mir wegen des Zuſtandes meiner Augen nicht erlaubt ſein. Ich begnüge mich damit, daſs ich nach der franzöſiſchen Verſion, welche früher als die deutſche gedruckt worden, einige der größern ausgelaſſenen Stellen aus dem Franzöſiſchen zurück überſetze und interkaliere. Eine dieſer Stellen, welche in unzähligen franzöſiſchen Blättern abgedruckt, diskutiert und auch in der vorjährigen franzöſiſchen Deputiertenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzoſen, dem Grafen Molé, beſprochen worden, iſt am Ende dieſer neuen Ausgabe

---

*) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

befindlich und mag zeigen, welche Bewandtnis es hat mit der Verkleinerung und Herabſetzung Deutſchlands, deren ich mich, wie gewiſſe ehrliche Leute verſicherten, dem Auslande gegenüber ſchuldig gemacht haben ſoll. Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutſchland, das verſchimmelte Philiſterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat, — ſo wuſste man Das, was ich ſagte, ſo darzuſtellen, als ſei hier die Rede von dem wirklichen Deutſchland, dem großen, geheimnisvollen, ſo zu ſagen anonymen Deutſchland des deutſchen Volkes, des ſchlafenden Souveränen, mit deſſen Scepter und Krone die Meerkatzen ſpielen. Solche Inſinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, daſs jede Kundgabe meiner wahren Geſinnung mir während einer langen Periode ſchier unmöglich war, beſonders zur Zeit als die Bundestagsdekrete gegen das „junge Deutſchland" erſchienen, welche hauptſächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preſsknechtſchaft. Als ich ſpäterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch iſt Fragment, und ſoll auch Fragment bleiben. Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich dieſes Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die

Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daſs er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern*) todt geſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändnis machte, daſs ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes, und war ſo übermüthig wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturze.

---

*) Die betreffende Kritik über „Heinrich Heine und ſeine Zeit" findet ſich in erweiterter Ausführung abgedruckt in Arnold Ruge's „geſammelten Schriften," zweiter Band. Mannheim, J. P. Grohe. 1846.

Der Herausgeber.

Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beher zigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigt ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was Dasſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daſs die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daſs ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stamm-Mutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſowie das Weib zum denkenden Selbſtbewuſſtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.

Ich habe mich bereits in meinem jüngſten Buche, im „Romancero“*), über die Umwandlung ausgeſprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiſte ſtattgefunden. Es ſind ſeitdem mit chriſtlicher Zudringlichkeit ſehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die beſſere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen ſcheinen darnach zu lechzen, daſs ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und ſie möchten gerne wiſſen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damaskus, oder ob ich nicht wie Balaam, der Sohn Beor's, einen ſtätigen Eſel geritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu ſprechen begann wie ein Menſch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiſte niemals nach Damaſkus, ich weiß Nichts von Damaſkus, als daſs jüngſt die dortigen Juden beſchuldigt worden, ſie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied geleſen, wo der König Salomo die Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gen Damaſkus ſchaut. Auch ſah ich nie einen Eſel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Menſch geſprochen hätte, während ich Menſchen genug traf, die jedesmal, wenn ſie den Mund aufthaten, wie Eſel ſprachen. In der That, weder eine Viſion, noch eine ſeraphitiſche Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder ſonſt ein Wunderſpuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe: ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt: ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſt, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Naſe — und dieſes Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man dieſe auch die heilige Schrift; wer ſeinen Gott verloren hat, Der kann ihn in dieſem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, Dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche ſich auf Koſtbarkeiten verſtehen, wußten ſehr gut, was ſie thaten, als ſie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und ſilbernen Opfergeſchirre, die Leuchter und Lampen, ſogar den hohenprieſterlichen Bruſtlatz mit den großen Edelſteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Dieſe war der wahre Tempelſchatz, und derſelbe ward, Gottlob! nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Veſpaſianus, des Böſewichts, der ein ſo ſchlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdiſcher Prieſter, der zweihundert Jahr' vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jeruſalem lebte und Joſua Ben Siras Ben Eliezer hieß, hat in einer Gnomenſammlung, Meſchalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken ſeiner Zeit ausgeſprochen, und ich will ſeine ſchönen Worte hier mittheilen. Sie ſind ſacerdotal-feierlich und doch zugleich ſo erquickend friſch, als wären ſie erſt geſtern einer lebenden Menſchenbruſt entquollen, und ſie lauten, wie folgt:

---

*) Vgl. das Nachwort Heine's zum „Romancero“ und die ſpäteren „Geſtändniſſe.“

Der Herausgeber.

„Dies Alles iſt eben das Buch des Bundes, mit dem höchſten Gott gemacht, nämlich das Geſetz, welches Moſe dem Hauſe Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit gefloſſen iſt, wie das Waſſer Piſon, wenn es groß iſt, und wie das Waſſer Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verſtand gefloſſen iſt, wie der Euphrates, wenn er groß iſt, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demſelben iſt hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Waſſer Nilus im Herbſt. Er iſt nie geweſen, der es ausgelernt hätte, und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn ſein Sinn iſt reicher weder kein Meer und ſein Wort tiefer denn kein Abgrund.“

Geſchrieben zu Paris, im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Deutſchland bis Luther.

Die Franzoſen glaubten in der letzten Zeit, zu einer Verſtändnis Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daſs ich im Stande wäre, Dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums ganz einfach und ganz kurz zu formulieren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.

Große deutſche Philoſophen, die etwa zufällig einen Blick in dieſe Blätter werfen, werden vornehm die Achſeln zucken über den dürftigen Zuſchnitt alles Deſſen, was ich hier vorbringe. Aber ſie mögen gefälligſt bedenken, daſs das Wenige, was ich ſage, ganz klar und deutlich ausgedrückt iſt, während ihre eignen Werke zwar ſehr gründlich, unermeſsbar gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupend tiefſinnig, aber eben ſo unverſtändlich ſind. Was helfen dem Volke die verſchloſſenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüſſel hat? Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrot, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über

Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den ſiebenhundert Weiſen Deutſchlands. Ich ſtehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und iſt da irgend eine Wahrheit durchgeſchlüpft, und iſt dieſe Wahrheit bis zu mir gelangt, dann iſt ſie weit genug: — ich ſchreibe ſie mit hübſchen Buchſtaben auf Papier und gebe ſie dem Setzer; der ſetzt ſie in Blei und giebt ſie dem Drucker; dieſer druckt ſie, und ſie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutſchland erfreuen, iſt das Chriſtenthum. Ich werde alſo zu erzählen haben, was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholicismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus, und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging.

Indem ich nun mit Beſprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, ſich bei Leibe nicht zu ängſtigen*). Fürchtet Nichts,

---

*) In der *Revue des deux mondes* findet ſich, ſtatt des obigen, folgender Eingang:

fromme Seelen! Keine profanierenden Scherze ſollen euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nütz-

---

„Indem ich es unternehme, von Deutſchland und der deutſchen Literatur zu reden, muß ich zuerſt bei der Religion verweilen, um ein beſſeres Verſtändnis dieſer Literatur anzubahnen. Nicht nur in der Vergangenheit hat die Religion die Form und Richtung unſeres ſocialen und politiſchen Lebens beſtimmt, ſondern auch auf die Gegenwart übt ſie noch den erheblichſten Einfluß. Ich muß daher vom Chriſtenthum im Allgemeinen und insbeſondere vom Proteſtantismus reden, ich werde ſodann zeigen, wie unſere ganze heutige Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte, daraus hervorgegangen.“

In den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben lautet der Eingang, wie folgt:

„Nachdem ich lange Zeit hindurch mich bemüht habe, Frankreich in Deutſchland verſtändlich zu machen, jene nationalen Vorurtheile zu zerſtören, welche die Despoten ſo gut zu ihrem Vortheil auszubeuten wiſſen, unternehme ich heut eine ähnliche und nicht minder nützliche Arbeit, indem ich Deutſchland den Franzoſen erkläre.

„Die Vorſehung, welche mich zu dieſer Aufgabe berufen hat, wird mir auch die nöthige Erleuchtung geben. Ich vollbringe ein Werk, das beiden Ländern zu Statten kommt, und ich habe vollen Glauben an meine Sendung.

„Bisher herrſchte in Frankreich die vollſtändigſte Ignoranz in Betreff der geiſtigen Zuſtände Deutſchlands, eine Ignoranz, die in Kriegszeiten höchſt verderblich ward. Heut zu Tage dagegen verbreiten ſich ein Halbwiſſen, eine irrthümliche Auffaſſung des deutſchen Geiſtes, eine Konfuſion altdeutſcher lich in Deutſchland, wo es gilt, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutraliſieren. Wir ſind nämlich dort in derſelben Lage wie ihr vor der Revolution, als das Chriſtenthum im untrennbarſten Bündniſſe ſtand mit dem alten Regime. Dieſes konnte nicht zerſtört werden, ſo lange noch jenes ſeinen Einfluſs übte auf die Menge. Voltaire

---

Doktrinen, welche in Friedenszeiten furchtbar und höchſt gefährlich ſind.

„Die meiſten Franzoſen bildeten ſich ein, um den deutſchen Gedanken zu verſtehen, genüge es, ſich mit den Meiſterwerken der deutſchen Kunſt bekannt zu machen; aber die Kunſt iſt nur eine Seite dieſes Gedankens, und auch dieſe läſst ſich nur verſtehen, wenn die beiden anderen Seiten des deutſchen Gedankens, die der Religion und der Philoſophie, uns bekannt ſind.

„Nur aus der Geſchichte der von Luther verkündeten religiöſen Reform kann man erfahren, wie ſich die Philoſophie bei uns zu entwickeln vermocht, und nur durch eine ausführliche Darlegung unſerer philoſophiſchen Syſteme wird man in den Stand geſetzt, jene große literariſche Revolution zu würdigen, welche mit der Theorie, mit den Grundſätzen einer neuen Kritik begann, und die von euch ſo ſehr bewunderte Romantik hervorrief. Ihr habt Blumen bewundert, deren Wurzeln ihr ſo wenig kanntet wie ihre ſymboliſche Sprache. Ihr habt nur die Farben erblickt, nur die Düfte eingeathmet.

„Um den deutſchen Gedanken zu entſchleiern, muſs ich alſo zuerſt von der Religion ſprechen. Dieſe Religion iſt das Chriſtenthum.“

Der Herausgeber.

muſſte ſein ſcharfes Gelächter erheben, ehe Samſon ſein Beil fallen laſſen konnte. Jedoch wie durch dieſes Beil, ſo wurde auch durch jenes Lachen im Grunde Nichts bewieſen, ſondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Chriſtenthums verletzen können. Alle ſeine Späße, die aus der Kirchengeſchichte geſchöpft, alle ſeine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieſes heiligſte Buch der Menſchheit, über die Jungfrau Maria, dieſe ſchönſte Blume der Poeſie, das ganze Diktionär philoſophiſcher Pfeile, das er gegen Klerus und Prieſterſchaft losſchoſs, verletzte nur den ſterblichen Leib des Chriſtenthums, nicht deſſen inneres Weſen, nicht deſſen tieferen Geiſt, nicht deſſen ewige Seele.

Denn das Chriſtenthum iſt eine Idee, und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich, wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?

Eben weil man dieſe Idee noch nicht klar begriffen und Äußerlichkeiten für die Hauptſache gehalten hat, giebt es noch keine Geſchichte des Chriſtenthums. Zwei entgegengeſetzte Parteien ſchreiben die Kirchengeſchichte und widerſprechen ſich beſtändig, doch die eine eben ſo wenig wie die andere wird jemals beſtimmt ausſagen, was eigentlich jene Idee iſt, die dem Chriſtenthum als Mittelpunkt dient, die ſich in deſſen Symbolik, im Dogma, wie im

Kultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat. Weder Baronius, der katholiſche Kardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn ihr alle Folianten der Manſiſchen Conciliensſammlung, des Aſſemanniſchen Koder der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als dogmatiſche Spitzfindigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kundgiebt; in dieſer, in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtskaſuiſtik und Regierungskunſt mit neuen Formeln und Zwangsmitteln ſich wieder geltend machen. In der That, wie man in Konſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältnis der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über ὁμουσιος, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber die byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott Vater ὁμουσιος ſei? ob Maria

Gottgebärerin heißen ſoll oder Menſchengebärerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern muſſte, oder nur deſswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Löſung davon abhängt, was in den Gemächern des sacri palatii geziſchelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn dieſe Dame haſſt den Neſtorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, Jene haſſt den Cyrillus, welchen Pulcheria beſchützt. Alles bezieht ſich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätſche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben ſo geht's im Occident: Rom wollte herrſchen: „als ſeine Legionen gefallen, ſchickte es Dogmen in die Provinzen:“ alle Glaubenszwiſte hatten römiſche Uſurpationen zum Grunde; es galt die Obergewalt des römiſchen Biſchofs zu konſolidieren. Dieſer war über eigentliche Glaubenspunkte immer ſehr nachſichtig, ſpie aber Feuer und Flamme, ſobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputierte nicht Viel über die Perſonen in Chriſtus, ſondern über die Konſequenzen der Iſidor'ſchen Dekretalen; er centraliſierte ſeine Gewalt durch kanoniſches Recht, Einſetzung der Biſchöfe, Herabwürdigung der fürſtlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. ſ. w.

Aber war Dieſes das Chriſtenthum? Offenbart ſich uns aus der Lektüre dieſer Geſchichten die Idee des Chriſtenthums? Was iſt dieſe Idee?

Wie ſich dieſe Idee hiſtoriſch gebildet und in der Erſcheinungswelt manifeſtiert, ließe ſich wohl ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geſchichte der Manichäer und der Gnoſtiker vorurtheilsfrei nachforſchen. Obgleich Erſtere verketzert und Letztere verſchrien ſind und die Kirche ſie verdammt hat, ſo erhielt ſich doch ihr Einfluſs auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte ſich die katholiſche Kunſt, und ihre Denkweiſe durchdrang das ganze Leben der chriſtlichen Völker. Die Manichäer ſind ihren letzten Gründen nach nicht ſehr verſchieden von den Gnoſtikern. Die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem böſen, die ſich bekämpfen, iſt Beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten dieſe Lehre aus der altperſiſchen Religion, wo Ormuzd, das Licht, dem Ahriman, der Finſternis, feindlich entgegenſetzt iſt. Die Anderen, die eigentlichen Gnoſtiker, glaubten vielmehr an die Präexiſtenz des guten Princips, und erklärten die Entſtehung des böſen Princips durch Emanation, durch Generationen von Äonen, die, jemehr ſie von ihrem Urſprung entfernt ſind, ſich deſto trüber verſchlechtert. Nach Cerinthus war der Erſchaffer unſerer Welt keineswegs der höchſte Gott, ſondern nur eine Emanation Deſſelben, Einer von den Äonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet iſt, und jetzt als böſes Princip dem aus dem höchſten Gott unmittelbar entſprungenen Logos, dem guten Princip, feindlich gegenüber ſtehe. Dieſe gnoſtiſche Weltanſicht iſt urindiſch, und ſie führte mit ſich die Lehre von der Inkarnation Gottes, von der Abtodtung des Fleiſches, vom geiſtigen Inſichſelbſtverſenken, ſie gebar das aſcetiſch beſchauliche Mönchsleben, welches die reinſte Blüthe der chriſtlichen Idee. Dieſe Idee hat ſich in der Dogmatik nur ſehr verworren und im Kultus nur ſehr trübe ausſprechen können. Doch ſehen wir überall die Lehre von den beiden Principien hervortreten: dem guten Chriſtus ſteht der böſe Satan entgegen: die Welt des Geiſtes wird durch Chriſtus, die Welt der Materie durch Satan repräſentiert: Jenem gehört unſere Seele, Dieſem unſer Leib; und die ganze Erſcheinungswelt, die Natur, iſt demnach urſprünglich böſe, und Satan, der Fürſt der Finſternis, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu entſagen, unſern Leib, das Lehn Satan's, zu peinigen, damit die Seele ſich deſto herrlicher emporſchwinge in den lichten Himmel, in das ſtrahlende Reich Chriſti.

Dieſe Weltanſicht, die eigentliche Idee des Chriſtenthums, hatte ſich unglaublich ſchnell über das ganze römiſche Reich verbreitet, wie eine anſteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch Mancher von uns ſchon geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig Geſunde unter lauter Siechen. Einſt, wenn die Menſchheit ihre völlige Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen, dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und ſchöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nachkommen werden ſchöner und glücklicher ſein als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, ſie habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtitutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erſt am jüngſten Tage im Himmel ſtattfinden ſoll. Jenes iſt vielleicht eben ſo wie Dieſes eine thörichte Hoffnung, und es giebt keine Auferſtehung der Menſchheit, weder im politiſch moraliſchen, noch im apoſtoliſch katholiſchen Sinne*). Die Menſchheit iſt vielleicht zu ewigem Elend beſtimmt, die Völker ſind vielleicht auf ewig verdammt, von Deſpoten zertreten, von den Spießgeſellen Derſelben exploitiert, und von den Lakaien verhöhnt zu werden. Ach! in dieſem Falle müßte man das Chriſtenthum, ſelbſt wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten ſuchen, man müßte in der Mönchskutte und barfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter und Entſagung predigen, und den gegeißelten und verſpotteten Menſchen das tröſtende Krucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode dort oben alle ſieben Himmel verſprechen.

---

*) „weder im politiſchen, noch im religiöſen Sinne," ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Vielleicht eben weil die Großen dieſer Erde ihrer Obermacht gewiſs ſind, und im Herzen beſchloſſen haben, ſie ewig zu unſerem Unglück zu miſsbrauchen, ſind ſie von der Nothwendigkeit des Chriſtenthums für ihre Völker überzeugt, und es iſt im Grunde ein zartes Menſchlichkeitsgefühl, daſs ſie ſich für die Erhaltung dieſer Religion ſo viele Mühe geben *)!

Das endliche Schickſal des Chriſtenthums iſt alſo davon abhängig, ob wir deſſen noch bedürfen **). Dieſe Religion war eine Wohlthat für die leidende Menſchheit während achtzehn Jahrhunderten, ſie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was ſie der Civiliſation genützt, indem ſie die Starken zähmte und die Zahmen ſtärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was ſonſt noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird,

---

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) „Die Dauer der Religionen war immer davon abhängig, ob wir ihrer noch bedurften.“ heißt es in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Das iſt ſogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröſtung, die ſie durch ſich ſelbſt den Menſchen angedeihen laſſen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Chriſtus, deſſen Blut gleichſam der lindernde Balſam war, der in die Wunden der Menſchheit herabrann. Beſonders der Dichter wird die ſchauerliche Erhabenheit dieſes Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze Syſtem von Symbolen, die ſich ausgeſprochen in der Kunſt und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche koloſſale Konſequenz in der chriſtlichen Kunſt, namentlich in der Architektur! Dieſe gothiſchen Dome, wie ſtehen ſie im Einklang mit dem Kultus, und wie offenbart ſich in ihnen die Idee der Kirche ſelber! Alles ſtrebt da empor, Alles transſubſtanziert ſich: der Stein ſproſſt aus in Äſten und Laubwerk und wird Baum: die Frucht des Weinſtocks und der Ähre wird Blut und Fleiſch: der Menſch wird Gott: Gott wird reiner Geiſt! Ein ergiebiger, unverſiegbar koſtbarer Stoff für die Dichter iſt das chriſtliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Chriſtenthum konnten auf dieſer Erde ſich Zuſtände bilden, die ſo kecke Kontraſte, ſo bunte Schmerzen und ſo abenteuerliche Schönheiten enthalten, daſs man meinen ſollte, Dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtiert, und das Alles ſei ein koloſſaler Fiebertraum, es ſei der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen: indeſſen, obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleien, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daſs der Menſch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrak, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der Baſeler Nachtigall kommt mir hier ins Gedächtnis, und da ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Koncils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bei Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie disputierten über theologiſche Streitigkeiten, und diſtinguierten und argumentierten, oder ſtritten über Annaten, Expektativen und Reſervationen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne, und blieben wie angewurzelt ſtehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall ſaß, die in den weichſten und zärtlichſten Melodien jauchzte und ſchluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei ſo wunderſelig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die ſcholaſtiſch verklauſulierten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterſchlaf, ſie ſahen ſich an mit ſtaunendem Entzücken; — als endlich Einer von ihnen die ſcharfſinnige Bemerkung machte, daſs Solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daſs dieſe Nachtigall wohl ein Teufel ſein könne, daſs dieſer Teufel ſie mit ſeinen holdſeligen Lauten von ihren chriſtlichen Geſprächen abziehen und zu Wolluſt und ſonſtig ſüßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorcieren, wahrſcheinlich mit der damals üblichem Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieſer Beſchwörung, ſagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böſer Geiſt!“ und ſei lachend davon geflogen; Diejenigen aber, die ſeinen Geſang gehört, ſollen noch ſelbigen Tages erkrankt und bald darauf geſtorben ſein.

Dieſe Geſchichte bedarf wohl keines Kommentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die Alles, was ſüß und lieblich war, als Teufelei verſchrie. Die Nachtigall ſogar wurde verleumdet, und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang. Der wahre Chriſt ſpazierte mit ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältnis des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändnis der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muſs. Vorläufig kann ich nur bemerken, daſs franzöſiſche Schriftſteller, miſsleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſei während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Princip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten: dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Princip, über das Reich Satan's, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daſs die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, alle dieſe Götter ſeien lauter Teufel und Teuſelinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Göttergeſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darin doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich Dieſe galt für eine Tochter Beelzebub's, und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar ins Geſicht:

O Venus, ſchöne Fraue mein,
Ihr ſeid ein' Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daß die ſchöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Geſponſen unter Spiel und Tänzen das liederlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des früheren Nationalglaubens manifeſtiert ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheiſtiſch, ſeine Myſterien und Symbole bezogen ſich auf einen Naturdienſt, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Weſen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erſcheinungswelt war durchgöttert: das Chriſtenthum verkehrte dieſe Anſicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunſt verſchönerten Gebilde der griechiſchen Mythologie, die mit der römiſchen Civiliſation im Süden herrſchte, hat man jedoch nicht ſo leicht in häßliche, ſchauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germaniſchen Göttergeſtalten, woran freilich kein beſonderer Kunſtſinn gemodelt hatte, und die ſchon vorher ſo mißmüthig und trübe waren wie der Norden ſelbſt. Daher hat ſich bei euch, in Frankreich, kein ſo finſterſchreckliches Teufelsthum bilden können wie bei uns, und das Geiſter- und Zauberweſen ſelber erhielt bei euch eine heitere Geſtalt. Wie ſchön, klar und farbenreich ſind eure Volksſagen in Vergleichung mit den unſrigen, dieſen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel beſtehen und uns ſo grau und grauſam angrinſen. Unſere mittelalterlichen Dichter, indem ſie meiſtens Stoffe wählten, die ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder erſonnen oder zuerſt behandelt habt, verliehen ihren Werken, vielleicht abſichtlich, ſo Viel als möglich von jenem heiter altfranzöſiſchen Geiſte. Aber in unſeren Nationaldichtungen und in unſeren mündlichen Volksſagen blieb jener düſter nordiſche Geiſt, von dem ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben ſo wie wir, mehre Sorten von Elementargeiſtern, aber die unſrigen ſind von den eurigen ſo verſchieden wie ein Deutſcher von einem Franzoſen. Die Dämonen in euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und beſonders wie reinlich ſind ſie in Vergleichung mit unſerer grauen und ſehr oft unfläthigen Geiſterkanaille. Eure Feen und Elementargeiſter, woher ihr ſie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, ſie ſind doch ganz naturaliſiert, und ein franzöſiſcher Geiſt unterſcheidet ſich von einem deutſchen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glacéhandſchuhen auf dem Boulevard Coblence flaniert, ſich von einem ſchweren deutſchen Sackträger unterſcheidet. Eure Nixen, z. B. die Meluſine, ſind von den unſrigen eben ſo verſchieden wie eine Prinzeſſin von einer Wäſcherin. Die Fee Morgana, wie würde ſie erſchrecken, wenn ſie etwa einer deutſchen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben beſchmiert, und auf einem Beſenſtiel, nach dem Brocken reitet. Dieſer Berg iſt kein heiteres Avalon, ſondern*) ein Rendezvous für Alles, was wüſt und häßlich iſt. Auf dem Gipfel des Berges ſitzt Satan in der Geſtalt eines ſchwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht ſich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schweſterſchaft um ihn herum und ſingt: Donderemus, Donderemus! Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahut. Es iſt ein böſes Omen für die Hexe, wenn ſie bei dieſem Tanze einen Schuh verliert: Das bedeutet, daß ſie noch im ſelbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angſt übertäubt die tolle, echt berlioziſche Sabbathmuſik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauſchung erwacht, liegt ſie nackt und müde in der Aſche neben dem verglimmenden Herde.

Die beſte Auskunft über dieſe Hexen findet man in der „Dämonologie“ des ehrenfeſten und hochgelahrten Doktors Nicolai Remigii, des durchlauchtigſten Herzogs von Lothringen Kriminalrichter. Dieſer ſcharfſinnige Mann hatte fürwahr die beſte Gelegenheit, das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Proceſſen inſtruierte, und zu ſeiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen beſtiegen, nachdem ſie der Hexerei überwieſen worden. Dieſe Beweisführung beſtand meiſtens darin: man band ihnen Hände und Füße zuſammen und warf ſie ins Waſſer. Gingen ſie unter und erſoffen, ſo waren ſie unſchuldig; blieben ſie aber ſchwimmend über dem Waſſer, ſo erkannte man ſie für ſchuldig, und ſie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

---

*) „Dieſer Berg iſt ein Rendezvous“ ꝛc. ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Als Grundzug im Charakter der deutſchen Dämonen ſehen wir, daſs alles Idealiſche von ihnen abgeſtreift, daſs in ihnen das Gemeine und Gräſsliche gemiſcht iſt. Je plump vertraulicher ſie an uns herantreten, deſto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts iſt unheimlicher als unſere Poltergeiſter, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in ſeinem Anthropodemus enthält in dieſer Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck*) hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeiſtern halten können, als daſs es rechte Menſchen ſein müſſen, in der Geſtalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche ſetzen dazu, daſs ſie theils Meſſer in den Rücken haben ſollen, theils noch anders und gar greulig geſtaltet wären, nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument, vorzeiten umgebracht ſeien. Denn die Abergläubiſchen halten dafür, daſs es derer vorweilen im Hauſe ermordeten Leute Seelen ſein ſollen. Und ſchwatzen ſie von vielen Hiſtorien. daſs, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hauſe gute Dienſte gethan und ſich ihnen beliebt gemacht haben, daſs manches Menſch daher gegen die Kobolde eine ſolche Affektion bekommen, daſs ſie ſolche Knechtchen auch zu ſehen inbrünſtig gewünſcht und von ihnen begehrt haben: worin aber die Poltergeiſter niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daſs man ſie nicht ſehen könne, ohne ſich darüber zu entſetzen. Doch wenn dennoch die lüſternen Mägde nicht haben nachlaſſen können, ſo ſollen die Kobolde Jenen einen Ort im Hauſe benannt haben, wo ſie ſich leibhaft präſentieren wollen; aber man müſſe zugleich einen Eimer kaltes Waſſer mitbringen. Da habe es ſich denn begeben, daſs ein ſolcher Kobold etwa auf dem Boden in einem Kiſſen nackt gelegen, und ein großes Schlachtmeſſer im Rücken ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daſs ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufgeſprungen iſt, das Waſſer genommen, und das Menſch damit über und über begoſſen hat, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Luſt verloren, und lieb Chimchen niemals weiter zu ſchauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich ſollen auch Alle beſondere Namen führen, insgemein aber Chim heißen. So ſollen ſie auch für die Knechte und Mägde, welchen ſie ſich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde ſtriegeln, füttern, den Stall ausmiſten, Alles aufſcheuern, die Kühe ſauber halten und, was ſonſten im Hauſe zu thun iſt, ſehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh ſoll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müſſen die Kobolde auch von dem Geſinde kareſſiert werden, daſs ſie ihnen nur im Geringſten Nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Verſäumung im Speiſen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehilfen einmal im Hauſe angenommen, ſo muſs ſie täglich um eine gewiſſe Zeit und an einem beſtimmten Ort im Hauſe ſein bereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen und ihren Weg wieder gehen; ſie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig ſchlafen gehen, ſie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beſchickt finden. Vergiſſt ſie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speiſe unterlaſſend, ſo bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und ſie hat allerhand Miſsgeſchick: daſs ſie ſich entweder im heißen Waſſer verbrennt, die Töpfe und das Geſchirr zerbricht, das Eſſen umgeſchüttet oder gefallen iſt u. ſ. w., daſs ſie alſo nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgeſcholten wird; worüber man auch zum öftern den Kobold ſoll kichern oder lachen gehört haben. Und ſo ein Kobold ſoll ſtets in ſeinem Hauſe verblieben ſein, wenngleich ſich das Geſinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandieren und aufs beſte anbefehlen müſſen, daß Jene ſeiner auch alſo wartete. Hat Dieſe nun nicht gewollt, ſo hat es ihr auch an kontinuierlichem Unglück nicht gemangelt, und ſie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müſſen.“

---

*) Fr. L. F. v. Dobeneck, des deutſchen Mittelalters Volksglauben und Heroenſagen ꝛc. Berlin, 1815.

Der Herausgeber.

Vielleicht zu den grauenhafteſten Geſchichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unſichtbaren Hausgeiſt bei ſich am Herde ſitzen, wo ſie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo ſie ſich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn alſo hieß ſie den Geiſt, er ſolle ſich doch einmal ſehen laſſen, wie er von Natur geſtaltet ſei. Aber das Heinzlein weigerte ſich Deſſen. Endlich aber willigte es ein und ſagte, ſie möchte in den Keller hinabgehen, dort ſolle ſie ihn ſehen. Da nimmt die Magd ein Licht, ſteigt hinab in den Keller, und dort in einem offenen Faſſe ſieht ſie ein todtes Kindlein in ſeinem Blute ſchwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß geſteckt.

Indeſſen, wie die Deutſchen nun einmal ſind, ſie ſuchen oft im Grauen ſelbſt ihren beſten Spaß, und die Volksſagen von den Koboldén ſind manchmal voll ergötzlicher Züge. Beſonders amüſant ſind die Geſchichten von Hüdeken, einem Kobold, der im zwölften Jahrhundert zu Hildesheim ſein Weſen getrieben, und von welchem in unſeren Spinnſtuben und Geiſterromanen ſo viel die Rede iſt. Eine ſchon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik*) giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erſchien ein böſer Geiſt eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim in der Geſtalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe, weßhalb die Bauern ihn in ſächſiſcher Sprache Hüdeken nannten. Dieſer Geiſt fand ein Vergnügen daran, mit Menſchen umzugehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte Niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des Letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienſte erwies. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen. Der Geiſt bat den Hauptkoch oder den Küchenmeiſter, daß er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: Du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiderte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtande ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriß ihn in Stücke, und ſetzte dieſe in Töpfen ans Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaſſte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche, vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig! Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ Keinen zu ihr, ſondern warf ſie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkam, da ging ihm der Geiſt weit entgegen und ſagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich ſehr über deine Ankunft, damit ich von dem ſchweren Dienſt frei werde, den du mir auferlegt haſt. Ich habe deine Frau mit unſäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daſs du ſie mir nie wieder anvertrauen mögeſt. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachſenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen ſucht.“

---

*) „Aus der Chronik des Kloſters Hirſchau vom Abt Tritheмus," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Der Genauigkeit wegen muſs ich bemerken, daſs Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Koſtüme der Kobolde abweicht. Dieſe ſind meiſtens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigſtens ſieht man ſie ſo im Däniſchen, wo ſie heut zu Tage am zahlreichſten ſein ſollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deſshalb ſo gern in Dänemark, weil ſie am liebſten „rothe Grütze“ äßen. Aber ein junger däniſcher Dichter, Herr Anderſen, den ich das Vergnügen hatte, dieſen Sommer hier in Paris zu ſehen, hat mir ganz beſtimmt verſichert, die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebſten „Brei“ mit Butter. Wenn dieſe Kobolde ſich mal in einem

Hauſe eingeniſtet, ſo ſind ſie auch nicht ſobald geneigt, es zu verlaſſen. Indeſſen, ſie kommen nie unangemeldet, und wenn ſie irgend wohnen wollen, machen ſie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: ſie tragen des Nachts allerlei Holzſpäne ins Haus und in die Milchfäſſer ſtreuen ſie Miſt von Vieh. Wenn nun der Hausherr dieſe Holzſpäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit ſeiner Familie von jener beſchmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieſes iſt Manchem ſehr miſsbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende ſo verdrießlich über die Genoſſenſchaft eines ſolchen Kobolds, daſs er ſein Haus ſelbſt aufgeben wollte, und ſeine Siebenſachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächſten Dorfe fuhr, um ſich dort niederzulaſſen. Unterwegs aber, als er ſich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: Wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei dieſen kleinen Dämonen aufgehalten, und es iſt Zeit, daſs ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle dieſe Geſchichten illuſtrieren den Glauben und den Charakter des deutſchen Volks. Jener Glaube war in den verfloſſenen Jahrhunderten eben ſo gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius ſein großes Buch über das Hexenweſen beendigt hatte, glaubte er ſeines Gegenſtandes ſo kundig zu ſein, daſs er ſich einbildete, jetzt ſelber hexen zu können; und ein gewiſſenhafter Mann, wie er war, ermangelte er nicht, ſich ſelber bei den Gerichten als Hexenmeiſter anzugeben, und in Folge dieſer Angabe wurde er als Hexenmeiſter verbrannt.

Dieſe Greuel entſtanden nicht direkt durch die chriſtliche Kirche, ſondern indirekt dadurch, daſs dieſe die altgermaniſche Nationalreligion ſo tückiſch verkehrt, daſs ſie die pantheiſtiſche Weltanſicht der Deutſchen in eine pandämoniſche umgebildet, daſs ſie die früheren Heiligthümer des Volks in häſsliche Teufelei verwandelt hatte. Der Menſch läſſt aber nicht gern ab von Dem, was ihm und ſeinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen ſich ſeine Empfindungen daran feſt, ſelbſt wenn man es verderbt und entſtellt hat. Daher erhält ſich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Chriſtenthum in Deutſchland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation ſchwand ſehr ſchnell der Glaube an die katholiſchen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholiſche Wun- [illegible] der, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daſs er ihm das Tintenfaſs an den Kopf ſchmiſs. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin, eins davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daſs einmal gute Geſellen bei einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſte Kind unter ihnen, Der hatte geſagt: wenn Einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt Einer in die Stuben zu ihm, ſetzet ſich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter Anderem zu Dem, der ſich alſo Viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn Einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laſs mich heute recht ſchlemmen, demmen und guter Dinge ſein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte Ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket euch, wenn Einer ein Pferd kauft, gehort ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken Alle. Aber letztlich ſprach der Mann: Nun ſagt's flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daſs Niemand gewuſſt, wo er war hinkommen.“

Obgleich ich für unſern großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daſs er ein Spiritualiſt ſei.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Geſinnung des Papſtes und der katholiſchen Kirche. Bei meiner ſtrengen Unparteilichkeit muſs ich Beide, eben ſo wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich aufs Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daſs der Papſt Leo X. eigentlich weit vernünftiger war als Luther, und daſs Dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daſs die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daſs ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſei; er hatte nicht begriffen, daſs der Katholicismus gleichſam ein Konkordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird, alle ihre annullierten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletrieren und dem Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpationen verwahren. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens

Gehör geben und ein ſchönes Mädchen umarmen, aber du muſſt eingeſtehn, daſs es eine ſchändliche Sünde war, und für dieſe Sünde muſſt du Abbuße thun. Daſs dieſe Abbuße durch Geld geſchehen konnte, war eben ſo wohlthätig für die Menſchheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ, ſo zu ſagen, Wehrgeld bezahlen für jeden fleiſchlichen Genuſs, und da entſtand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Kolporteurs, welche im Namen der römiſchen Kirche die Ablaſszettel für jede taxierte Sünde im Lande feilboten, und ein Solcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerſt auftrat. Unſere Hiſtoriker meinen, dieſes Proteſtieren gegen den Ablaſshandel ſei ein geringfügiges Ereignis geweſen, und erſt durch römiſchen Starrſinn ſei Luther, der Anfangs nur gegen einen Miſsbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchſten Spitze anzugreifen. Aber Das iſt eben ein Irrthum, der Ablaſshandel war kein Miſsbrauch, er war eine Konſequenz des ganzen Kirchenſyſtems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche ſelbſt angegriffen, und dieſe muſſte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Politian, der Freund des Raphael, der griechiſche Philoſoph mit der dreifachen Krone, die ihm das Konklave vielleicht deſshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch chriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war . . . Leo von Medicis, wie muſſte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſei die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaſsgeldern beſtritten wurden, ſo daſs die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtitution erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daſs es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daſs der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen muſſte, daſs man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, Dieſes begriff man nicht im deutſchen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel' Ablaſszettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. Oktober 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaſs an die Thüre der Auguſtinerkirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwei verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr, wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede von ſelber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wovon die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daſs ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpationen des Geiſtes zu vindicieren ſucht*).

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in der Revue des deux mondes, und lautet in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben, wie folgt:

Auf obige Anfänge der lutheriſchen Reformation, die ſchon den ganzen Geiſt derſelben offenbaren, muſs ich ebenfalls beſonders aufmerkſam machen, da man hier in Frankreich über die Reformation noch die alten Miſsbegriffe hegt, die Boſſuet durch ſeine Histoire des variations verbreitet hat, und die ſich ſogar bei heutigen Schriftſtellern geltend machen.*) Die Franzoſen begriffen nur die negative

---

„Ich habe mich ſo eben der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient. Ich werde dieſelben ſpäter erklären, wenn ich von der deutſchen Philoſophie rede. Es genügt mir hier zu bemerken, daß ich dieſe Ausdrücke nicht zur Bezeichnung philoſophiſcher Syſteme, ſondern nur zur Unterſcheidung zweier ſocialer Syſteme gebrauche, wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundſatze baſiert iſt, daß man alle Anſprüche der Sinne verachten muß, um ausſchließlich dem Geiſte die Herrſchaft zu gewähren, daß wir unſer Fleiſch kreuzigen, fletrieren, abtödten müſſen, um unſere Seele deſto mehr zu verherrlichen; während das andere Syſtem, der Senſualismus, die Rechte des Fleiſches wieder in Anſpruch nimmt, welche man weder vernichten ſoll noch kann.“

Der Herausgeber

*) Dieſer Satz lautet in der Revue des deux mondes: „Obigen Anfängen der lutheriſchen Reformation, welche ſchon den ganzen Geiſt derſelben offenbaren, muß ich die Bemerkung hinzufügen, daß man in Frankreich die verkehrteſten Anſichten über die Reformation hegt, und daß dieſe Anſichten vielleicht die Franzoſen verhindern werden, jemals zu einer

Seite der Reformation, ſie ſahen darin nur einen Kampf gegen den Katholicismus, und glaubten manchmal, dieſer Kampf ſei jenſeits des Rheines immer aus denſelben Gründen geführt worden, wie dieſſeits in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengeſetzte. Der Kampf gegen den Katholicismus in Deutſchland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daſs er nur den Titel der Herrſchaft führte, und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus durch hergebrachten Unterſchleif die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaſskrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus.

---

gerechten Würdigung des deutſchen Lebens zu gelangen." — In den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben leſen wir: „Die Anfänge der Reformation laſſen ſchon die ganze Tragweite derſelben erkennen. Kein Franzoſe hat noch die Bedeutung dieſer großen Thatſache begriffen. Die irrthümlichſten Anſichten herrſchen in Frankreich Betreffs der Reformation; und ich muſs hinzufügen, daſs dieſe Anſichten vielleicht die Franzoſen verhindern werden, jemals zu einer gerechten Würdigung des deutſchen Lebens zu gelangen."

Der Herausgeber.

Der Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Senſualismus begann, als er ſah, daſs er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe fletriert wurde. Statt daſs man nun in Deutſchland mit keuſchem Ernſte kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; und ſtatt daſs man dort eine theologiſche Disputation führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satire. Der Gegenſtand dieſer letzteren war gewöhnlich, den Widerſpruch zu zeigen, worin der Menſch mit ſich ſelbſt geräth, wenn er ganz Geiſt ſein will; und da erblühten die köſtlichſten Hiſtorien von frommen Männern, welche ihrer thieriſchen Natur unwillkürlich unterliegen, oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra ſchilderte in ihren Novellen ſolche Miſsſtände, das Verhältnis der Mönche zu den Weibern iſt ihr gewöhnliches Thema, und ſie will alsdann nicht bloß unſer Zwerchfell, ſondern auch das Mönchsthum erſchüttern. Die boshafteſte Blüthe ſolcher komiſchen Polemik iſt unſtreitig der Tartuffe von Molière; denn Dieſer iſt nicht bloß gegen den Jeſuitismus ſeiner Zeit gerichtet, ſondern gegen das Chriſtenthum ſelbſt, ja gegen die Idee des Chriſtenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affichierte Angſt vor dem nackten Buſen der Dorine, durch die Worte:

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accommodements —

dadurch wurde nicht bloß die gewöhnliche Scheinheiligkeit perſiffliert, ſondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Unausführbarkeit der chriſtlichen Idee nothwendig entſteht; perſiffliert wurde dadurch das ganze Syſtem von Konceſſionen, die der Spiritualismus dem Senſualismus machen muſste. Wahrlich, der Janſenismus hatte immer weit mehr Grund als der Jeſuitismus, ſich durch die Darſtellung des Tartüffe verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodiſten noch immer ſo miſsbehagen wie den katholiſchen Devoten ſeiner Zeit. Darum eben iſt Molière ſo groß, weil er, gleich Ariſtophanes und Cervantes, nicht bloß temporelle Zufälligkeiten, ſondern das Ewig-Lächerliche, die Urſchwächen der Menſchheit, perſiffliert. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unweſentliche angriff, muſs ihm in dieſer Beziehung nachſtehen.

Jene Perſiflage aber, namentlich die Voltaire'ſche, hat in Frankreich ihre Miſſion erfüllt, und wer ſie weiter fortſetzen wollte, handelte eben ſo unzeitgemäß wie unklug. Denn wenn man die letzten ſichtbaren Reſte des Katholicismus vertilgen würde, könnte es ſich leicht ereignen, daſs die Idee deſſelben ſich in eine neue Form, gleichſam in einen neuen Leib, flüchtet, und, ſogar den Namen Chriſtenthum ablegend, in dieſer Umwandlung uns noch weit verdrießlicher beläſtigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinierten und allgemein diskreditierten Geſtalt. Ja, es hat ſein Gutes, daſs der Spiritualismus durch eine Religion und eine Prieſterſchaft repräſentiert werde, wovon die erſtere ihre beſte Kraft ſchon verloren, und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthuſiasmus unſerer Zeit in direkter Oppoſition ſteht.

Aber warum iſt uns denn der Spiritualismus ſo ſehr zuwider? Iſt er etwas ſo Schlechtes? Keineswegs. Roſenöl iſt eine koſtbare Sache, und ein Fläſchchen deſſelben iſt erquickſam, wenn man in den verſchloſſenen Gemächern des Harems ſeine Tage vertrauern muſs. Aber wir wollen dennoch nicht, daſs man alle Roſen dieſes Lebens zertrete und zerſtampfe, um einige Tropfen Roſenöl zu gewinnen, und mögen dieſe noch ſo tröſtſam wirken.

Wir ſind vielmehr wie die Nachtigallen, die ſich gern an der Roſe ſelber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erſcheinung eben ſo beſeligt werden wie von ihrem unſichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholicismus angriff. Aber Dieſes gilt nur vom Anfang der Reformation: ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner langverhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten: die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leyden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten: wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nämlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter. Es iſt Dieſes eine ſehr verwickelte Geſchichte, ſchwer zu entwirren. Der katholiſchen Partei wird es leicht, nach Belieben die ſchlimmſten Motive hervorzukehren, und wenn man ſie ſprechen hört, galt es nur die frechſte Sinnlichkeit zu legitimieren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geiſtigen Intreſſen müſſen immer mit den materiellen Intereſſen eine Alliance ſchließen, um zu ſiegen. Aber der Teufel hatte die Karten ſo ſonderbar gemiſcht, daſs man über die Intentionen nichts Sicheres mehr ſagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichsſaale zu Worms verſammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerſpruch ſtanden mit den Worten ihres Mundes. Da ſaß ein junger Kaiſer, der ſich mit jugendlicher Herrſcherwonne in ſeinen neuen Purpurmantel wickelte und ſich heimlich freute, daſs der ſtolze Römer, der die Vorgänger im Reiche ſo oft miſshandelt und noch immer ſeine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirkſamſte Zurechtweiſung gefunden. Der Repräſentant jenes Römers hatte ſeinerſeits wieder die geheime Freude, daſs ein Zwieſpalt unter jenen Deutſchen entſtand, die wie betrunkene Barbaren ſo oft das ſchöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Überfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürſten freuten ſich, daſs ſie mit der neuen Lehre ſich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten ſchon, ob ſie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurſtaaten, Bisthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten ſich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier Was zu gewinnen und dachte heimlich an irdiſche Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daſs er nicht an ſich dachte, ſondern nur an die göttlichen Intereſſen, die er vertreten ſollte. Dieſer Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorſehung auserwählt, jene römiſche Weltmacht zu brechen, wogegen ſchon die ſtärkſten Kaiſer und kühnſten Weiſen vergeblich angekämpft. Aber die Vorſehung weiß ſehr gut, auf welche Schultern ſie ihre Laſten legt: hier war nicht bloß eine geiſtige, ſondern auch eine phyſiſche Kraft nöthig. Eines durch klöſterliche Strenge und Keuſchheit von Jugend auf geſtählten Leibes bedurfte es, um die Mühſeligkeiten eines ſolchen Amtes zu ertragen. Unſer theurer Meiſter war damals noch mager und ſah ſehr blaſs aus, ſo daſs die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags faſt mit Mitleid auf den armſeligen Mann in der ſchwarzen Kutte herabſahen. Aber er war doch ganz geſund, und ſeine Nerven waren ſo feſt, daſs ihn der glänzende Tumult nicht im mindeſten einſchüchterte, und gar ſeine Lunge muſs ſtark geweſen ſein. Denn, nachdem er ſeine lange Vertheidigung geſprochen, muſste er, weil der Kaiſer kein Hochdeutſch verſtand, ſie in lateiniſcher Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke: denn unſer theurer Meiſter ſtand neben einem offenen Fenſter, der Zugluft ausgeſetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl ſehr ermüdet und ſein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden ſein. Der muſs jetzt großen Durſt haben, dachte gewiſs der Herzog von Braunſchweig: wenigſtens leſen wir, daſs er dem Martin Luther drei Kannen des beſten Eimbecker Biers in die Herberge zuſchickte. Ich werde dieſe edle That dem Hauſe Braunſchweig nie vergeſſen.

Wie von der Reformation, ſo hat man auch von ihren Helden ſehr falſche Begriffe in Frankreich.

Die nächſte Urſache dieſes Nichtbegreifens liegt wohl darin, daſs Luther nicht bloß der größte, ſondern auch der deutſcheſte Mann unſerer Geſchichte iſt; daſs in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen aufs Großartigſte vereinigt ſind, daſs er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentiert. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen. Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinktionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloſs in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen

Geiſtes, er konnte ſich ganz verſenken ins reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und wuſſte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe Wahlſpruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöſes, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewuſſt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff, ſo viel Leidenſchaftſchlacke an ihm kleben geblieben ſein, wie man Dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdiſche Beimiſchung hätte er nicht ein Mann der That ſein können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Geſpenſterlehre, daß die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Gebärden zu machen verſtehen, daß ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen als Dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt: aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben angedeutet, hat die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran ſich die ganze Menſchheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papſtes leugnet und öffentlich erklärt, „daß man ſeine Lehre durch die Ausſprüche der Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe,“ da beginnt ein neues Zeitalter in Deutſchland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutſche Kirche an Rom gefeſſelt, wird entzwei gehauen. Dieſe Kirche, die vorher einen integrierenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöſe Demokratien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch-gnoſtiſche Element, und wir ſehen, wie ſich wieder das jüdäiſch-deiſtiſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht bloß berückſichtigt, ſondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone, und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Überhaupt, von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daſs es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Phyſiker ſo miſstrauiſch auf die Finger ſehen, ſei es auch, daſs er nicht gern mit Bosko konkurrieren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmaht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen, was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtens beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daſs eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahr' nach ſeinem Tode von ſeinen Schülern bar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle Taitbout begeiſtrungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittierte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiciers ſtutzten ob ſolchem übernatürlichen Zeugnis*). Die Schneider aber fingen ſchon an zu glauben!

Indeſſen, wenn bei uns in Deutſchland durch den Proteſtantismus mit den alten Mirakeln auch ſehr viele andere Poeſie verloren ging, ſo gewannen wir doch mannigfaltigen Erſatz. Die Menſchen wurden tugendhafter und edler. Der Proteſtantismus hatte den günſtigſten Einfluſs auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen: ja, der Proteſtantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieſer Moral ganz zuſammenfällt, und das Evangelium nur als ſchöne Parabel gültig bleibt. Beſonders ſehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geiſtlichen. Mit dem Cölibat verſchwanden auch die frommen Unzüchten und Mönchslaſter. Unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen finden wir nicht ſelten die tugendhafteſten Menſchen, Menſchen, vor denen ſelbſt die alten Stoiker Reſpekt hätten. Man muſs zu Fuß als armer Student durch Norddeutſchland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein ſchönes Beiwort gebe, wie viel evangeliſche Tugend manchmal in ſo einer ſcheinloſen Pfarrerwohnung zu finden iſt. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gaſtfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daſs ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegeſſen und gut geſchlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Paſtor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geſchwätzige Frau Paſtorin ſteckte mir einige Butterbröte in die Taſche, welche mich nicht minder erquickten; und in ſchweigender Ferne ſtanden die ſchönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren ſchüchternes Feuer noch in der Erinnerung für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

---

*) „ob ſolcher modernen Transſubſtantiation des Papieres in Gold," ſteht in der Revue des deux mondes.

Der Herausgeber.

Indem Luther den Satz ausſprach, daſs man ſeine Lehre nur durch die Bibel ſelber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe, war der menſchlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und ſie, die Vernunft, war als oberſte Richterin in allen religiöſen Streitfragen anerkannt. Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreiheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Freilich, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholaſtiker haben über Dinge disputiert, wovon wir kaum begreifen, wie man ſie im Mittelalter auch nur ausſprechen durfte. Aber Dieſes geſchah vermittelſt der Diſtinktion, welche man zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit machte, eine Diſtinktion, wodurch man ſich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und Das geſchah auch nur innerhalb den Hörſälen der Univerſitäten und in einem gothiſch abſtruſen Latein, wovon doch das Volk Nichts verſtehen konnte, ſo daſs wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche ſolches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat ſie auch wirklich einen armen Scholaſtiker verbrannt. Jetzt aber, ſeit Luther, machte man gar keine Diſtinktion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformation annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menſchliche Geiſt ſich ſo frei ausſprechen*) können wie in Deutſchland ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Invaſion. Namentlich in Preußen herrſchte eine grenzenloſe Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daſs er, der nur durch das proteſtantiſche Princip ein legitimer König von Preußen ſein konnte, auch die proteſtantiſche Denkfreiheit aufrecht erhalten muſſte.

Seitdem freilich haben ſich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unſerer proteſtantiſchen Denkfreiheit hat ſich zur Unterdrückung derſelben mit der ultramontanen Partei verſtändigt, und er benutzt dazu verrätheriſch eine Waffe, die das Papſtthum zuerſt gegen uns erſonnen und angewandt: die Cenſur.

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und

---

*) „und entwickeln“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den „Hamburger Correſpondent" ſetzen wollen: „Meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!" dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit."

Wird Dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preſsfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutiert wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daſs die Preſsfreiheit nichts Anderes iſt als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freiheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daſs auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souveränen von allen Seiten inſinuiert, daſs man dieſe Inſtitute unterdrücken oder doch wenigſtens in gewöhnliche

Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Pläne geſchmiedet und das pro und contra diskutiert. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreifen nicht, daſs die Jugend überall und unter allen Disciplinen für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſein wird, und daſs, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht in Verbindung mit der Jugend des Handelsſtandes und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprechen wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daſs mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daſs eben die akademiſche Freiheit den Studien ſo nützlich ſei, daſs die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche Vokabeln oder einige Roheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gölte den Fürſten alle Wiſſenſchaft, Studien und Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet ſtünde! Sie wären heroiſch genug, alle jene relativen Güter für das einzig Abſolute, für ihre abſolute Herrſchaft aufzuopfern. Denn dieſe iſt ihnen von Gott anvertraut und, wo der

Himmel gebietet, müſſen alle irdiſchen Rückſichten weichen.

Miſsverſtand iſt ſowohl auf Seiten der armen Profeſſoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Univerſitäten öffentlich auftreten. Nur die katholiſche Propaganda in Deutſchland begreift die Bedeutung derſelben, dieſe frommen Obſkuranten ſind die gefährlichſten Gegner unſeres Univerſitätsſyſtems, Dieſe wirken dagegen meuchleriſch mit Lug und Trug, und gar wenn ſich Einer von ihnen, wie jüngſt ein magnifiker Schurke in der Aula zu München *), den liebevollen Anſchein giebt, als wollte er den Univerſitäten das Wort reden, offenbart ſich die jeſuitiſche Intrigue. Wohl wiſſen dieſe feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel ſteht zu gewinnen. Denn mit den Univerſitäten fällt auch die proteſtantiſche Kirche, die ſeit der Reformation nur in jenen wurzelt, ſo daſs die ganze proteſtantiſche Kirchengeſchichte der letzten Jahrhunderte faſt nur aus den theologiſchen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'ſchen Univerſitätsgelehrten beſteht. Die Konſiſtorien ſind nur der ſchwache Abglanz der

---

*) Dieſer Zwiſchenſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

theologiſchen Fakultät, ſie verlieren mit dieſer allen Halt und Charakter, und ſinken in die öde Abhängigkeit der Miniſterien oder gar der Polizei.

Doch laſſt uns ſolchen melancholiſchen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um ſo mehr, da wir hier noch von dem providentiellen Manne zu reden haben, durch welchen ſo Großes für das deutſche Volk geſchehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieſer Martin Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewuſſt zu haben, daſs es gar nicht gleichgültig iſt, durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Überſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte.

Man beſaß zwar die Vulgata, die man verſtand, ſo wie auch die Septuaginta, die man ſchon verſtehen konnte. Aber die Kenntnis des Hebräiſchen war in der chriſtlichen Welt ganz erloſchen. Nur die Juden, die ſich hie und da in einem Winkel dieſer Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Traditionen dieſer Sprache. Wie ein Geſpenſt, das einen Schatz bewacht, der ihm einſt im Leben anvertraut worden, ſo ſaß dieſes gemordete Volk, dieſes Volk-Geſpenſt, in ſeinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräiſche Bibel; und in dieſe verrufenen Schlupfwinkel ſah man die deutſchen Gelehrten heimlich hinabſteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntnis der hebräiſchen Sprache zu erwerben. Als die katholiſche Geiſtlichkeit merkte, daſs ihr von dieſer Seite Gefahr drohte, daſs das Volk auf dieſem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römiſchen Fälſchungen entdecken konnte, da hätte man gern auch die jüdiſche Tradition unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräiſchen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unſer vortrefflicher Doktor Reuchlin ſo glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agierten, beſonders Hochſtraaten, waren keineswegs ſo geiſtesbeſchränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten, ſie in ſeinen litteris obscurorum virorum ſchildert. Es galt die Unterdrückung der hebräiſchen Sprache. Als Reuchlin ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den Dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den Jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: Ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war mit der Ritterpoeſie der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerzeit gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literariſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte Adelung Recht gehabt zu behaupten, daſs der ſächſiſche, namentlich der Meißen'ſche Dialekt unſer eigentliches Hochdeutſch, d. h. unſere Schriftſprache, ſei. Aber Dieſes iſt längſt widerlegt worden, und ich muſs Dieſes hier um ſo ſchärfer erwähnen, da ſolcher Irrthum in Frankreich noch immer gäng und gebe iſt. Das heutige Sächſiſche war nie ein Dialekt des deutſchen Volks, eben ſo wenig wie etwa das Schleſiſche; denn ſo wie Dieſes entſtand es durch slaviſche Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutheriſchen Bibel finden, entſtanden iſt. Aber ich weiß, daſs durch dieſe Bibel, wovon die junge Preſſe, die ſchwarze Kunſt, Tauſende von Exemplaren ins Volk ſchleuderte, die lutheriſche Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutſchland verbreitet und zur allgemeinen Schriftſprache erhoben wurde. Dieſe Schriftſprache herrſcht noch immer in Deutſchland, und giebt dieſem politiſch und religiös zerſtückelten Lande eine literariſche Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bei dieſer Sprache dafür entſchädigen, daſs ſie in ihrer heutigen Ausbildung etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen Dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können, und ihre Sprache wird bibliſch ſein*).

Luther's Originalſchriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutſche Sprache zu fixieren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revolution mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehörte manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geiſt Gottes immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläſſt er ſich einer plebejiſchen Roheit, die oft eben ſo widerwärtig wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder ägyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Kolorit und abenteuerliche Häſslichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtil erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger des Berges, der von der Höhe deſſelben die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

---

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luther's Gedichte, die Lieder, die in Kampf und Noth aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war Nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller Hymne der Reformation, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächſtens die alten geharniſchten Worte:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt.
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt Nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer er iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt'n uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daß dieſe, und ganz eigentlich die ſchöne Literatur, mit Luther beginnt, daſs ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muſs daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Miſswollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine tölpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivetät des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neueren Zeit zu betrachten*). Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daſs ich den Gegenſatz unſerer neuen Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther bluhte, ſo finden wir:

---

*) Hier ſchließt das erſte Buch der franzöſiſchen Ausgaben. In der Revue des deux mondes ſteht noch der zunächſtfolgende Satz; doch fehlt auch hier die obige Vergleichung der älteren mit der neuen Literatur. Der Herausgeber.

1. Ihr Material, ihr Stoff, iſt, wie das Leben des Mittelalters ſelbſt, eine Miſchung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf ſich ſo gewaltig umſchlungen, daſs ſie am Ende in einander verſchmolzen, nämlich: die germaniſche Nationalität und das indiſch-gnoſtiſche, ſogenannte katholiſche Chriſtenthum.

2. Die Behandlung, oder vielmehr der Geiſt der Behandlung in dieſer älteren Literatur iſt romantiſch. Abuſive ſagt man Daſſelbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erſcheinungen des Mittelalters, die durch die Verſchmelzung der erwähnten beiden Elemente, germaniſche Nationalität und katholiſches Chriſtenthum, entſtanden ſind. Denn wie einige Dichter des Mittelalters die griechiſche Geſchichte und Mythologie ganz romantiſch behandelt haben, ſo kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klaſſiſcher Form darſtellen. Die Ausdrücke „klaſſiſch" und „romantiſch" beziehen ſich alſo nur auf den Geiſt der Behandlung*). Die Behandlung iſt klaſſiſch, wenn die Form des Dargeſtellten ganz identiſch iſt mit der Idee des Dar-

---

*) Vgl. Betreffs der Heine'ſchen Definition dieſer Ausdrücke das erſte Buch der „Romantiſchen Schule;" Sämmtl. Werke, Bd. VI.

Der Herausgeber.

zuſtellenden, wie Dieſes der Fall iſt bei den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läſſt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch" lieber als das Wort „ſymboliſch." Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles Andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der chriſtlichen Religion hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; Das iſt nicht wahr, ſie exiſtierten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das Mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die

Kreuzigung u. Dgl. waren unantaſtbare Thatſachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. In dieſem paraboliſchen Geiſt wurden nun auch alle Künſte im Mittelalter behandelt, und dieſe Behandlung iſt romantiſch. Daher in der Poeſie des Mittelalters jene myſtiſche Allgemeinheit; die Geſtalten ſind ſo ſchattenhaft, was ſie thun, iſt ſo unbeſtimmt, Alles iſt darin ſo dämmernd, wie von wechſelndem Mondlicht beleuchtet: die Idee iſt in der Form nur wie ein Räthſel angedeutet, und wir ſehen hier eine vage Form, wie ſie eben zu einer ſpiritualiſtiſchen Literatur geeignet war. Da iſt nicht, wie bei den Griechen, eine ſonnenklare Harmonie zwiſchen Form und Idee; ſondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und dieſe ſtrebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir ſehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit; manchmal iſt die Form ganz der Idee über den Kopf gewachſen, ein läppiſch winziger Gedanke ſchleppt ſich einher in einer koloſſalen Form, und wir ſehen groteske Farce; faſt immer ſehen wir Unförmlichkeit.

3. Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß ſich in allen Produkten derſelben jener feſte, ſichere Glaube kundgab, der damals in allen

weltlichen wie geiſtlichen Dingen herrſchte. Baſiert auf Autoritäten waren alle Anſichten der Zeit: der Dichter wandelte mit der Sicherheit eines Mauleſels längs den Abgründen des Zweifels, und es herrſcht in ſeinen Werken eine kühne Ruhe, eine ſelige Zuverſicht, wie ſie ſpäter unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papſtes, gebrochen war und alle anderen nachſtürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denſelben Charakter, es iſt als habe ſie nicht der einzelne Menſch, ſondern das ganze Volk gedichtet: ſie ſind objektiv, epiſch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1. Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden ſoll, iſt der Kampf der Reformationsintereſſen und Anſichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeiſt iſt jener Miſchglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germaniſche Nationalität und indiſch-gnoſtiſches Chriſtenthum, entſtanden iſt, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidniſche Götzendienerei, an deſſen Stelle die wahre Religion des judäiſch-deiſtiſchen Evangeliums treten ſoll. Eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet ſich; der Geiſt macht Erfindungen, die das Wohlſein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Induſtrie

und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditiert; der dritte Stand erhebt ſich; die Revolution grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und Das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2. Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Äußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3. Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darin, daſs jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein

einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen. Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darin das innigſte Selbſtbewuſſtſein, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektierend.

Zweites Buch.

Von Luther bis Kant.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiöſen Revolution gehandelt, die von Martin Luther in Deutſchland repräſentiert ward. Jetzt haben wir von der philoſophiſchen Revolution zu ſprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts Anderes iſt, wie die letzte Konſequenz des Proteſtantismus.

Ehe wir aber erzählen, wie dieſe Revolution durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müſſen die philoſophiſchen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schickſale der Leibnitz'ſchen Philoſophie, die Wechſelverhältniſſe dieſer Philoſophie und der Religion, die Reibungen derſelben, ihr Zerwürfnis u. Dgl. mehr erwähnt werden. Beſtändig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philoſophie, denen wir eine ſociale Bedeutung beimeſſen, und zu deren Löſung ſie mit der Religion konkurriert.

Dieſes iſt nun die Frage von der Natur Gottes. Gott iſt Anfang und Ende aller Weisheit! ſagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philoſoph, in allem Stolze ſeines Wiſſens, muſs dieſem frommen Spruche beiſtimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, ſondern René Descartes iſt der Vater der neuern Philoſophie, und in welchem Grade die deutſche Philoſophie von ihm abſtammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

René Descartes iſt ein Franzoſe, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Initiative. Aber das große Frankreich, das geräuſchvolle, bewegte, vielſchwatzende Land der Franzoſen, war nie ein geeigneter Boden für Philoſophie, dieſe wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und Das fühlte René Descartes, und er ging nach Holland, dem ſtillen, ſchweigenden Lande der Trekſchuiten und Holländer, und dort ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke. Nur dort konnte er ſeinen Geiſt von dem traditionellen Formalismus befreien und eine ganze Philoſophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt ſind, wie es ſeitdem von jeder wahren

Philoſophie verlangt wird. Nur dort konnte er ſo tief in des Denkens Abgründe ſich verſenken, daſs er es in den letzten Gründen des Selbſtbewuſſtſeins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbſtbewuſſtſein konſtatieren konnte, in dem weltberühmten Satze: Cogito, ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Traditionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben: dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubnis zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft neben dieſelbe hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht bloß die Suprematie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie ſagten: einmal Eins iſt Eins, und bewieſen es; aber ſie ſetzten lächelnd hinzu, das iſt wieder ein Irrthum der menſchlichen Vernunft, die immer irrt, wenn ſie mit den Beſchlüſſen der ökumeniſchen Koncilien in Widerſpruch geräth: einmal Eins iſt Drei, und Das iſt die wahre Wahrheit, wie uns längſt offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geiſtes! Die Scholaſtiker bildeten im Geheim eine philoſophiſche Oppoſition gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten ſie die größte Unterwürfigkeit, kämpften ſogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen paradierten ſie im Gefolge derſelben, ungefähr wie die franzöſiſchen Oppoſitionsdeputierten bei den Feierlichkeiten der Reſtauration.

Die Komödie der Scholaſtiker dauerte mehr als ſechs Jahrhunderte, und ſie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholaſticismus zerſtörte, zerſtörte er auch die verjährte Oppoſition des Mittelalters. Die alten Beſen waren durch das lange Fegen ſtumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Beſen. Nach jeder Revolution muſs die bisherige Oppoſition abdanken; es geſchehen ſonſt große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die katholiſche Kirche, als vielmehr die alten Gegner derſelben, der Nachtrab der Scholaſtiker, welche ſich zuerſt gegen die Carteſianiſche Philoſophie erhoben. Erſt 1663 verbot ſie der Papſt.

Ich darf bei Franzoſen eine zulängliche, ſüffiſante Bekanntſchaft mit der Philoſophie ihres großen Landsmannes vorausſetzen, und ich brauche hier nicht erſt zu zeigen, wie die entgegengeſetzteſten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich ſpreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, beſonders in Frankreich, dieſe zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und und Senſualismus bezeichnet, und da ich mich dieſer beiden Benennungen in anderer Weiſe bediene, ſo muſs ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher beſprechen.

Seit den älteſten Zeiten giebt es zwei entgegengeſetzte Anſichten über die Natur des menſchlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geiſtigen Erkenntnis, über die Entſtehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unſre Ideen nur von außen, unſer Geiſt ſei nur ein leeres Behältnis, worin die von den Sinnen eingeſchluckten Anſchauungen ſich verarbeiten, ungefähr wie die genoſſenen Speiſen in unſerem Magen. Um ein beſſeres Bild zu gebrauchen, dieſe Leute betrachten unſeren Geiſt wie eine tabula rasa, worauf ſpäter die Erfahrung täglich etwas Neues ſchreibt, nach beſtimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengeſetzter Anſicht, behaupten: die Ideen ſind dem Menſchen angeboren, der menſchliche Geiſt iſt der Urſitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntnis Deſſen, was ſchon vorher in unſerem Geiſte war, ſie wecken dort nur die ſchlafenden Ideen.

Die erſtere Anſicht hat man nun den Senſualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Rationalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverſtändniſſe entſtehen, da wir mit dieſen zwei Namen, wie ich ſchon im vorigen Buche erwähnt, ſeit einiger Zeit auch jene zwei ſociale Syſteme, die ſich in allen Manifeſtationen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlaſſen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geiſtes, der, nach alleiniger Verherrlichung ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu fletrieren ſucht; und den Namen Senſualismus überlaſſen wir jener Oppoſition, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitieren der Materie bezweckt und den

Sinnen ihre unveräußerlichen Rechte vindiciert, ohne die Rechte des Geiſtes, ja nicht einmal ohne die Suprematie des Geiſtes zu leugnen*). Hingegen den philoſophiſchen Meinungen über die Natur unſerer Erkenntniſſe, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem erſteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geiſteserkenntnis durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

---

*) Hier findet ſich in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript dieſes Bandes folgende Stelle, welche indeſs von Heine ſelbſt ausgeſtrichen iſt, — vielleicht weil die am Schluſſe citierten Shakſpeare'ſchen Worte ſpäter (auf S. 140) in anderer Anwendung wiederkehren:

„Auch dieſe zwei Syſteme ſtehen ſich ſeit Menſchengedenken entgegen! denn zu allen Zeiten giebt es Menſchen von unvollkommener Genuſsfähigkeit, verkrüppelten Sinnen und zerknirſchtem Fleiſche, die alle Weintrauben dieſes Gottesgartens ſauer finden, bei jedem Paradiesapfel die verlockende Schlange ſehen, und im Entſagen ihren Triumph und im Schmerz ihre Wolluſt ſuchen. Dagegen giebt es zu allen Zeiten wohlgewachſene, lebensſtolze Naturen, die gern das Haupt hoch tragen; allen Sternen und Roſen lachen ſie einverſtändlich entgegen, ſie hören gern die Melodien der Nachtigall und des Roſſini, ſie lieben das ſchöne Glück und das Titian'ſche Fleiſch, und dem kopfhängeriſchen Geſell, dem Solches ein Ärgernis, antworten ſie wie der Shakſpeare'ſche Narr: Meinſt du, weil du tugendhaft biſt, ſolle es keinen ſüßen Sekt und keine Torten auf dieſer Welt geben?

„Dieſen beiden ſocialen Syſtemen laſſe ich daher die Namen Spiritualismus und Senſualismus.“

Der Herausgeber.

Bedeutungsvoll iſt der Umſtand, daſs die idealiſtiſche Seite der Carteſianiſchen Philoſophie niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Janſeniſten verfolgten einige Zeit dieſe Richtung, aber ſie verloren ſich bald in den chriſtlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieſer Umſtand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditierte. Die Völker ahnen inſtinktmäßig, weſſen ſie bedürfen, um ihre Miſſion zu erfüllen. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Wege zu jener politiſchen Revolution, die erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu ſie eines Beils und einer eben ſo kaltſcharfen, materialiſtiſchen Philoſophie bedurften. Der chriſtliche Spiritualismus ſtand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Senſualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Da die franzöſiſchen Senſualiſten gewöhnlich Materialiſten waren, ſo entſtand der Irrthum, daſs der Senſualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann ſich eben ſo gut als ein Reſultat des Pantheismus geltend machen, und da iſt ſeine

Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Übel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein inficiertes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding war ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte Alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann: Mechanik, Scheidekunſt, Kombinieren, Konſtruieren, Rechnen. Nur Eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daſs wir unſere Erkenntniſſe von außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruierten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben Alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klaſſe ſetzt. Und doch muſs es geſchehen, und ich darf daher die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger ſammt und ſonders als Materialiſten bezeichnen. L'homme machine iſt das konſequenteſte Buch der franzöſiſchen Philoſophie, und der Titel ſchon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltanſicht.

Dieſe Materialiſten waren meiſtens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maſchine ſetzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchſten Vollkommenheit dieſer erſteren, daſs ſie die techniſchen Kenntniſſe eines ſolchen Künſtlers, theils an ihrer eigenen Konſtruktion, theils an ſeinen übrigen Werken, zu erkennen und zu ſchätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich ſeine Miſſion erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht daſſelbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolutionären Parteien, namentlich die Benthamiſten, die Prädikanten der Utilität. Dieſe ſind gewaltige Geiſter, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborener Materialiſt, und ſein chriſtlicher Spiritualismus iſt meiſtens eine traditionelle Heuchelei oder doch nur materielle Borniertheit — ſein

Fleiſch reſigniert ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hilfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland, und die deutſchen Revolutionäre irren ſich, wenn ſie wähnen, daſs eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei. Ja, es iſt dort gar keine allgemeine Revolution möglich, ſolange ihre Principien nicht aus einer volksthümlicheren, religiöſeren und deutſcheren Philoſophie deduciert und durch die Gewalt derſelben herrſchend geworden. Welche Philoſophie iſt Dieſes? Wir werden ſie ſpäterhin unumwunden beſprechen. Ich ſage: unumwunden, denn ich rechne darauf, daſs auch Deutſche dieſe Blätter leſen*).

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deſshalb während anderthalb Jahrhunderten der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descartes, und der große Schüler Deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinierteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinen Nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntnis der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehilfliche Formulierung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz“ eben nur „Formel“ ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daſs Dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtiert, und daſs es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hilfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodicee iſt in Deutſchland von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten beſprochen worden. Es iſt jedoch ſein ſchwächſtes Werk. Dieſes Buch, wie noch einige andere Schriften, worin ſich der religiöſe Geiſt des Leibnitz ausſpricht, hat ihm manchen böſen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichſten Schwachköpfigkeit beſchuldigt; ſeine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenſtand der Kontroverſe. Die Billigſten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freiſprechen können. Am meiſten ſchmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten ſie einem Philoſophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenſtrafen und gar die Gottheit Chriſti vertheidigt zu haben! So weit erſtreckte ſich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von ſeiner harmoniſchen Höhe konnte er ſehr gut das ganze Chriſtenthum vertheidigen. Ich ſage: das ganze Chriſtenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Chriſtenthum. Er zeigte die Konſequenz der Orthodoxen im Gegenſatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann ſtand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verſchiedenſten Syſteme nur verſchiedene Seiten derſelben Wahrheit ſind. Dieſen Indifferenzpunkt hat ſpäterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wiſſenſchaftlich begründet, als ein Syſtem der Syſteme. In gleicher Weiſe beſchäftigte ſich Leibnitz mit einer Harmonie zwiſchen Plato und Ariſtoteles. Auch in der ſpäteren Zeit iſt dieſe Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Iſt ſie gelöſt worden?

---

*) Die letzten vier Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Nein, wahrhaftig nein! Denn dieſe Aufgabe iſt eben nichts Anderes als eine Schlichtung des Kampfes zwiſchen Idealismus und Materialismus. Plato iſt durchaus Idealiſt und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Menſch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derſelben bewuſst wird, ſo kommen ſie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Daſein. Daher auch das Vage und Myſtiſche des Plato, er erinnert ſich mehr oder minder klar. Bei Ariſtoteles hingegen iſt Alles klar, Alles deutlich, Alles ſicher; denn ſeine Erkenntniſſe offenbaren ſich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, ſondern er ſchöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles aufs beſtimmteſte zu klaſſificieren. Er bleibt daher auch ein Muſter für alle Empiriker, und Dieſe wiſſen nicht genug Gott zu preiſen, daſs er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daſs er durch deſſen Eroberungen ſo viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der

Wiſſenſchaft, und daß ſein ſiegender Schüler ihm ſo viele tauſend Talente gegeben zu zoologiſchen Zwecken. Dieſes Geld hat der alte Magiſter gewiſſenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren ſeciert und Vögel ausgeſtopft, und dabei die wichtigſten Beobachtungen angeſtellt; aber die große Beſtie, die er am nächſten vor Augen hatte, die er ſelber auferzogen, und die weit merkwürdiger war als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider überſehen und unerforſcht gelaſſen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, deſſen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthſel anſtaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnſinniger oder ein Gott? Noch jetzt wiſſen wir es nicht. Deſto beſſere Auskunft giebt uns Ariſtoteles über babyloniſche Meerkatzen*), indiſche Papageien und griechiſche Tragödien, welche er ebenfalls ſeciert hat.

Plato und Ariſtoteles! Das ſind nicht bloß die zwei Syſteme, ſondern auch die Typen zweier verſchiedenen Menſchennaturen, die ſich, ſeit undenklicher

---

*) „aſſyriſche Vierfüßler," ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit, unter allen Koſtümen, mehr oder minder feindſelig entgegenſtehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde ſolchermaßen gekämpft, und dieſer Kampf iſt der weſentlichſte Inhalt der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Von Plato und Ariſtoteles iſt immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmeriſche, myſtiſche, platoniſche Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die chriſtlichen Ideen und die entſprechenden Symbole. Praktiſche, ordnende, ariſtoteliſche Naturen bauen aus dieſen Ideen und Symbolen ein feſtes Syſtem, eine Dogmatik und einen Kultus. Die Kirche umſchließt endlich beide Naturen, wovon die Einen ſich meiſtens im Klerus, und die Anderen im Mönchsthum verſchanzen, aber ſich unabläſſig befehden. In der proteſtantiſchen Kirche zeigt ſich derſelbe Kampf, und Das iſt der Zwieſpalt zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen, die den katholiſchen Myſtikern und Dogmatikern in einer gewiſſen Weiſe entſprechen. Die proteſtantiſchen Pietiſten ſind Myſtiker ohne Phantaſie, und die proteſtantiſchen Orthodoxen ſind Dogmatiker ohne Geiſt.

Dieſe beiden proteſtantiſchen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philoſophie Deſſelben intervenierte ſpäterhin, als Chriſtian Wolf ſich derſelben bemächtigte, ſie den Zeitbedürfniſſen anpaſſte, und ſie, was die Hauptſache war, in deutſcher Sprache vortrug. Ehe wir aber von dieſem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen ſeines Strebens und von den ſpäteren Schickſalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müſſen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz ſich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haß betrachtet worden, und dennoch in unſeren heutigen Tagen zur alleinigen Geiſterherrſchaft emporſteigt.

Ich ſpreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet ſich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Aſſimilierung als durch Reibung. Ein Diamant ſchleift den andern. So hat die Philoſophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, ſondern nur befördert. Daher zunächſt finden wir bei dem Schüler die Methode des Meiſters; Dieſes iſt ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieſes iſt ein großes Gebrechen. Die mathematiſche Form giebt dem Spinoza ein herbes Äußere. Aber dieſes iſt wie die herbe Schale der Mandel; der Kern iſt um ſo erfreulicher. Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigſten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung ſind, während die unerſchütterlichen Baumſtämme in der ewigen Erde wurzeln. Es iſt ein gewiſſer Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geiſt der hebräiſchen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem ſpäten Enkel. Dabei iſt ein Ernſt in ihm, ein ſelbſtbewuſſter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu ſein ſcheint: denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholiſchſten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die ſich ebenfalls, wie im Leben, ſo auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet hat.

Konſtatiert iſt es, daſs der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben ſeines göttlichen Vetters, Jeſu Chriſti. Auch wie Dieſer litt er für ſeine Lehre, wie Dieſer trug er die Dornenkrone. Überall, wo ein großer Geiſt ſeinen Gedanken ausſpricht, iſt Golgatha.

Theurer Leſer, wenn du mal nach Amſterdam kömmſt, ſo laſs dir dort von dem Lohnlakaien die ſpaniſche Synagoge zeigen. Dieſe iſt ein ſchönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier koloſſalen Pfeilern, und in der Mitte ſteht die Kanzel, wo einſt der Bannfluch ausgeſprochen wurde über den Verächter des moſaiſchen Geſetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieſer Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblaſen, welches Schofar heißt. Es muſs eine furchtbare Bewandtnis haben mit dieſem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon geleſen, ſuchte einſt der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als Derſelbe bei ſeinen philoſophiſchen Ketzereien halsſtarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finſtern Worten: Weißt du, was Das iſt? Als aber der Schüler Kant's ſehr gelaſſen antwortete: „Es iſt das Horn eines Bockes!“ da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entſetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Exkommunikation des Spinoza akkompagniert, er wurde feierlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt, hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine chriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die

Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der ſpaniſchen Synagoge zu Amſterdam, wo ſie einſt mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza geſtochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf ſolche perſönliche Miſsgeſchicke des Mannes beſonders aufmerkſam zu machen. Ihn bildete nicht bloß die Schule, ſondern auch das Leben. Das unterſcheidet ihn von den meiſten Philoſophen, und in ſeinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht bloß eine Wiſſenſchaft. Eben ſo die Politik. Auch dieſe lernte er in der Praxis kennen. Der Vater ſeiner Geliebten wurde wegen politiſcher Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man ſchlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei ſtattfinden. Der Delinquent ſtirbt zugleich vor Langerweile, und der Zuſchauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, daſs Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende ſehr viel nachgedacht hat, und ſo wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, ſo begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt ſein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des René Descartes, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, dociert, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr entfernt, wie von dem Idealismus ſeines Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er giebt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine Subſtanz, Das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen derivieren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidentielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch“ beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er leugne Gott, könnte man ſagen, er leugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura naturans.

In einem Briefe an Madame Du Deſſant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daſs alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daſs ein Wiſſen derſelben ihm Nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht bloß die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere, für uns unerkennbare Attribute gebühren.

Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiſte Erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. In unſerer Erklärung des Weſens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann iſt ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verſchiedene Form unſerer Anſchauung, und dieſe verſchiedenen Formen ſind identiſch in der abſoluten Subſtanz. Der Gedanke iſt am Ende nur die unſichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung iſt nur der ſichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptſatz der deutſchen Identitätsphiloſophie, die in ihrem Weſen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verſchieden iſt. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daſs ſeine Philoſophie von dem Spinozismus verſchieden ſei, daſs ſie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen“ ſei, daſs ſie ſich von dem Spinozismus unterſcheide, „wie die ausgebildeten griechiſchen Statuen von den ſtarr ägyptiſchen Originalen“: dennoch muſs ich aufs beſtimmteſte erklären, daſs ſich Herr Schelling in ſeiner früheren Periode, wo er noch ein Philoſoph war, nicht im Geringſten von Spinoza unterſchied. Nur auf einem andern Wege iſt er zu derſelben Philoſophie gelangt, und Das habe ich ſpäterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußſtapfen weiterſchreitet und, durch das Walddunkel der Naturphiloſophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angeſicht zu Angeſicht, gegenüberſteht.

Die neuere Naturphiloſophie hat bloß das Verdienſt, daſs ſie den ewigen Parallelismus, der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herrſcht, aufs ſcharfſinnigſte nachgewieſen. Ich ſage Geiſt und Materie, und dieſe Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für Das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewiſſermaßen gleichbedeutend iſt auch Das, was unſere Naturphiloſophen Geiſt und Natur, oder das Ideale und das Reale nennen.

Ich werde in der Folge weniger das Syſtem als vielmehr die Anſchauungsweiſe des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben ſo gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheiſten iſt in der Welt ſelbſt, nicht indem er ſie mit ſeiner Göttlichkeit durchdringt in der Weiſe, die einſt der heilige Auguſtin zu veranſchaulichen ſuchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einſauge; nein, die Welt iſt nicht bloß gottgetränkt, gottgeſchwängert, ſondern ſie iſt identiſch mit Gott. „Gott,“ welcher von Spinoza die eine Subſtanz und von den deutſchen Philoſophen das Abſolute genannt wird, „iſt Alles, was da iſt,“ er iſt ſowohl Materie wie Geiſt, Beides iſt gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie Der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt.

Der Gott des Pantheiſten unterſcheidet ſich alſo von dem Gotte des Deiſten dadurch, daſs er in der Welt ſelbſt iſt, während Letzterer ganz außer oder, was Daſſelbe iſt, über der Welt iſt. Der Gott des Deiſten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgeſondertes Etabliſſement. Nur in Betreff der Art dieſes Regierens differenzieren unter einander die Deiſten. Die Hebräer denken ſich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Chriſten als einen liebenden Vater; die Schüler Rouſſeau's, die ganze Genfer Schule, denken ſich ihn als einen weiſen Künſtler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa ſeine Uhren verfertigt, und als Kunſtverſtändige bewundern ſie das Werk und preiſen den Meiſter dort oben.

Dem Deiſten, welcher alſo einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, iſt nur der Geiſt heilig, indem er letzteren gleichſam als den göttlichen Athem betrachtet, den der Weltſchöpfer dem menſchlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk ſeiner Hände eingeblaſen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armſelige Hülle des Ruach hakodaſch, des heiligen Hauchs, des Geiſtes, und nur dieſem widmeten ſie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Kultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geiſtes, keuſch, genügſam, ernſt, abſtrakt, halsſtarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre ſublimſte Blüthe iſt Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt im wahren Sinne des Wortes der inkarnierte Geiſt, und tiefſinnig bedeutungsvoll iſt die ſchöne Legende, daſs ihn eine leiblich unberührte, immakulierte Jungfrau nur durch geiſtige Empfängnis zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringſchätzung betrachtet, ſo ſind die Chriſten auf dieſer Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Übel ſelbſt. Da ſehen wir nun einige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt eine Religion emporſteigen, welche ewig die Menſchheit in Erſtaunen ſetzen und den ſpäteſten Geſchlechtern die ſchauerlichſte Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es iſt eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte

Religion, die dem Geiſte auf dieſer Erde die unbedingteſte Herrſchaft erobern wollte. — Aber dieſe Religion war eben allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für dieſe Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamiert, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Verſuch einer Ausführung dieſer Idee hat in der Geſchichte unendlich viel' herrliche Erſcheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon ſingen und ſagen. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, iſt jedoch, wie wir endlich ſehen, aufs kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſein in ganz Europa. Wenn wir noch, wie Viele glauben, im Jugendalter der Menſchheit leben, ſo gehörte das Chriſtenthum gleichſam zu ihren überſpannteſten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verſtande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Chriſtenthum den Händen Cäſar's und ſeiner jüdiſchen Kammerknechte, und begnügte ſich damit, Erſterem die Suprematie abzuſprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber ſiehe! das gehaſſte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräſentanten des Geiſtes müſſen ſich mit ihnen verſtändigen. Ja, aus dieſem Verſtändnis iſt ſogar eine ſolidariſche Allianz geworden. Nicht bloß die römiſchen, ſondern auch die engliſchen, die preußiſchen, kurz alle privilegierten Prieſter haben ſich verbündet mit Cäſar und Konſorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch dieſe Verbündung geht die Religion des Spiritualismus deſto ſchneller zu Grunde. Zu dieſer Einſicht gelangen ſchon einige Prieſter, und um die Religion zu retten, geben ſie ſich das Anſehen, als entſagten ſie jener verderblichen Alliance, und ſie laufen über in unſere Reihen*), ſie ſetzen die rothe Mütze auf, ſie ſchwören Tod und Haſs allen Königen, den ſieben Blutſaufern, ſie verlangen die irdiſche Gütergleichheit, ſie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns geſagt, wenn ihr ſie genau betrachtet, ſo findet ihr, ſie leſen Meſſe in der Sprache des Jakobinismus, und wie ſie einſt dem Cäſar das Gift beigebracht, verſteckt in der Hoſtie, ſo ſuchen ſie jetzt dem Volke ihre Hoſtien beizubringen, indem ſie ſolche in revolutionärem Gifte verſtecken; denn ſie wiſſen, wir lieben dieſes Gift.

---

*) Hier folgen in den franzöſiſchen Ausgaben die Worte: „und hüllen ſich in unſere Farben“. Dagegen fehlen dort die nachfolgenden Zeilen bis zum Schluſſe des Abſatzes.

Der Herausgeber.

Vergebens jedoch iſt all euer Bemühen! Die Menſchheit iſt aller Hoſtien überdrüßig, und lechzt nach nahrhafterer Speiſe, nach echtem Brot und ſchönem Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die ſie troz aller Anſtrengung nicht verwirklichen konnte, und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit huldigt jezt dem irdiſchen Nüzlichkeitsſyſtem, ſie denkt ernſthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr ſpäteres Alter. Da iſt wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen des Cäſar's und gar den Säckel in den Händen ſeiner Knechte zu laſſen. Dem Fürſtendienſt wird die privilegierte Ehre entriſſen, und die Induſtrie wird der alten Schmach entlaſtet*). Die nächſte Aufgabe iſt, geſund zu werden; denn wir fühlen uns noch ſehr ſchwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten

---

*) Dieſe beiden Säze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Beleidigungen verzeihe. Es wäre ſogar rathſam, wenn wir Feſtſpiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entſchädigungs-Ehren erwieſen. Denn das Chriſtenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat ſie überall fletriert, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt, und die Sinne muſſten heucheln, und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſeren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle müſſen wir durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt.

Der nächſte Zweck aller unſerer neuen Inſtitutionen iſt ſolchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinſetzung derſelben in ihre Würde, ihre moraliſche Anerkennung, ihre religiöſe Heiligung, ihre Verſöhnung mit dem Geiſte. Puruſa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltſame Trennung, wie in der indiſchen Mythe ſo ſinnreich dargeſtellt wird, entſtand die große Weltzerriſſenheit, das Übel.

Wiſſt ihr nun, was in der Welt das Übel iſt? Die Spiritualiſten haben uns immer vorgeworfen, daſs bei der pantheiſtiſchen Anſicht der Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen aufhöre. Das Böſe iſt aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanſchauung, anderen

Theils iſt es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanſchauung iſt die Materie an und für ſich böſe, was doch wahrlich eine Verleumdung iſt, eine entſetzliche Gottesläſterung. Die Materie wird nur alsdann böſe, wenn ſie heimlich konſpirieren muß gegen die Uſurpationen des Geiſtes, wenn der Geiſt ſie fletriert hat und ſie ſich aus Selbſtverachtung proſtituiert, oder wenn ſie gar mit Verzweiflungshaß ſich an dem Geiſte rächt; und ſomit wird das Übel nur ein Reſultat der ſpiritualiſtiſchen Welteinrichtung.

Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtiert ſich in den Pflanzen, die ohne Bewuſſtſein ein kosmiſch-magnetiſches Leben führen. Er manifeſtiert ſich in den Thieren, die in ihrem ſinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Exiſtenz empfinden. Aber am herrlichſten manifeſtiert er ſich in dem Menſchen, der zugleich fühlt und denkt, der ſich ſelbſt individuell zu unterſcheiden weiß von der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kundgeben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewuſſtſein, und ſolches Selbſtbewuſſtſein offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber Dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen, ſo daſs jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaſſt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That, und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen, ſie iſt eine Inkarnation Gottes!

Es iſt eine irrige Meinung, daſs dieſe Religion, der Pantheismus, die Menſchen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewuſſtſein ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen.

Die politiſche Revolution, die ſich auf die Principien des franzöſiſchen Materialismus ſtützt, wird in den Pantheiſten keine Gegner finden, ſondern

Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiöſen Syntheſe, geſchöpft haben. Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt miſsachten, ſondern weil wir wiſſen, daſs die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kundgiebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder aviliert, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Juſt ausgeſprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterſcheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentänz, Muſik und Komödien. — Seid deſshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure cenſoriſchen Vorwürfe entgegnen wir euch, was ſchon ein Narr des Shakſpeare ſagte: Meinſt du, weil du tugendhaft biſt, ſolle es auf dieſer Erde keine angenehmen Torten und keinen ſüßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simoniſten haben Etwas der Art begriffen und gewollt. Aber ſie ſtanden auf ungünſtigem Boden, und der umgebende Materialismus hat ſie niedergedrückt, wenigſtens für einige Zeit. In Deutſchland hat man ſie beſſer gewürdigt. Denn Deutſchland iſt der gedeihlichſte Boden des Pantheismus; dieſer iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus, wie ich ſpäter erzählen werde, iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Er erhält ſich dort nur noch in der gedankenloſen Maſſe, ohne vernünftige Berechtigung, wie ſo manches Andere*). Man ſagt es nicht, aber Jeder weiß es; der Pantheismus iſt das öffentliche Geheimnis in Deutſchland. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wir ſind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

„Der Pantheismus iſt die verborgene Religion Deutſchlands, und daſs es dahin kommen würde, haben diejenigen deutſchen Schriftſteller vorausgeſehen, die ſchon vor funfzig Jahren ſo ſehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendſte dieſer Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutſchen Philoſophen zu nennen. Er war Nichts als ein zänkiſcher Schleicher, der ſich in dem Mantel der Philoſophie vermummte, und ſich bei den Philoſophen einſchlich, ihnen erſt Viel von ſeiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losſchmähte. Sein Refrain war immer, die Philoſophie, die Erkenntnis durch Vernunft ſei eitel Wahn, die Vernunft wiſſe ſelbſt nicht, wohin ſie führe, ſie bringe den Menſchen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerſpruch, und nur der Glaube könne ihn ſicher leiten. Der Maulwurf! er ſah nicht, daſs die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während ſie droben ſicher einherwandelt, ſich ſelber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Haſſe des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza*).

---

*) „Gegen Spinoza, den großen Atheiſten“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Merkwürdig iſt es, wie die verſchiedenſten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zuſammenſetzung den ſpaßhafteſten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm ſchwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfäſſern, marſchiert die Phalanx der Encyklopädiſten, die ebenfalls gegen dieſen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amſterdammer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläſt, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Perſifflage zum Beſten des Deismus muſiciert. Dazwiſchen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieſer Glaubensarmee.

Wir entrinnen ſo ſchnell als möglich ſolchem Charivari. Zurückkehrend von unſerem pantheiſtiſchen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitziſchen Philoſophie, und haben ihre weiteren Schickſale zu erzählen.

Leibnitz hatte ſeine Werke, die ihr kennt, theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Chriſtian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht bloß ſyſtematiſierte, ſondern auch in deutſcher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienſt beſteht nicht darin, daſs er die Ideen des Leibnitz in ein feſtes

Syſtem einſchloſs, noch weniger darin, daſs er ſie durch die deutſche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte; ſein Verdienſt beſteht darin, daſs er uns anregte, auch in unſerer Mutterſprache zu philoſophieren. Wie wir bis Luther die Theologie, ſo haben wir bis Wolf die Philoſophie nur in lateiniſcher Sprache zu behandeln gewuſst. Das Beiſpiel einiger Wenigen, die ſchon vorher Dergleichen auf Deutſch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhiſtoriker muſs ihrer mit beſonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daſelbſt, ich glaube zu Straßburg, geſtorben iſt. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Myſtikern, die ich als die platoniſche Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren ſeines Lebens entſagte dieſer Mann allem gelehrten Dünkel, ſchämte ſich nicht, in der demüthigen Volksſprache zu predigen, und dieſe Predigten, die er aufgezeichnet, ſo wie auch die deutſchen Überſetzungen, die er von einigen ſeiner früheren lateiniſchen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutſchen Sprache. Denn hier zeigt ſie ſchon, daſs ſie zu metaphyſiſchen Unterſuchungen nicht bloß tauglich, ſondern weit geeigneter iſt als die lateiniſche. Dieſe letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Urſprung verleugnen. Sie iſt eine Kommandoſprache für Feldherren, eine Dekretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum mit wahrhaft chriſtlicher Geduld länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält, dieſe Sprache zu ſpiritualiſieren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da muſste er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnisvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung des Paracelſus oder, wie er ſich nannte, des Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich Das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnisvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht durch zufälligen Einfluſs die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete, homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und, was ſie nicht wuſsten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm ſollte eigentlich auch hier die Rede ſein. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können ihn zu leſen.

Ich laſs mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daſs ſie das Publikum myſtificieren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrifft, ſo hat euch ja Saint-Martin Einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſetzt. Karl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daſs er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Wörlitz ſchickte, um ihn zu ſtudieren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königlicher Herr. Denn während Dieſer zu Whitehall den Kopf verlor durch Cromwell's Beil, hat Jener zu Wörlitz durch Jakobs Böhm's Theoſophie nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſieren und ſein Populariſieren der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel, und wir müſſen beiläufig Deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſieren war nur eitel Schein, und das Wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es, um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumateralien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften." Daſs er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerierte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie, Alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtrieren. Es entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolf'ſche Philoſophie wurde immer wäſſriger und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündfluth ſind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da auf unſeren höchſten Muſenſitzen findet man noch alte Foſſilien aus der Wolf'ſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Über ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältnis zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen ſeit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfindige Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daſs die proteſtantiſche Klopffechterei meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ihren Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir im katholiſchen Gewande während dem ganzen Mittelalter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Koſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie Dieſer durch ſeine Überſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſticismus begründet, ſo begründete Jener den proteſtantiſchen Pietismus durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, weher vielleicht der Name Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beiſpiele und im Sinne ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf Deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid ſeiner Kollegen, die deſshalb unſerem armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er muſſte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich, denn er iſt der Stifter des Halle'ſchen Waiſenhauſes. Die Univerſität Halle ward nun bevölkert von Pietiſten, und man nannte ſie „die Waiſenhauspartei." Nebenbei geſagt, dieſe hat ſich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle iſt noch bis jetzt die Taupinière der Pietiſten, und ihre Streitigkeiten mit den proteſtantiſchen Rationaliſten haben noch vor einigen Jahren einen Skandal erregt, der durch ganz Deutſchland ſeinen Miſsduft verbreitete. Glückliche Franzoſen, die ihr Nichts davon gehört habt! Sogar die Exiſtenz jener evangeliſchen Klatſchblätter, worin die frommen Fiſchweiber der proteſtantiſchen Kirche ſich weidlich ausgeſchimpft, iſt euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzoſen, die ihr keinen Begriff davon habt, wie hämiſch, wie kleinlich, wie widerwärtig unſre evangeliſchen Prieſter einander begeifern können. Ihr wiſſt, ich bin kein Anhänger des Katholicismus. In meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geiſt des Proteſtantismus*). Ich bin alſo für die proteſtantiſche Kirche noch immer parteiiſch. Und doch muſs ich der Wahrheit wegen eingeſtehen, daſs ich nie in den Annalen des Papismus ſolche Miſerabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Skandal zum Vorſchein kamen. Die feigſten Mönchstücken, die kleinlichſten Kloſterränke ſind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den chriſtlichen

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich, ſtatt obigen Satzes, die ausführlichere Stelle: „Der Proteſtantismus war für mich mehr als eine Religion, er war für mich eine Sendung, und ſeit vierzehn Jahren kämpfe ich für ſeine Intereſſen gegen die Ränke der deutſchen Jeſuiten. Später freilich erloſch meine Sympathie für das Dogma, und ich erklärte offenherzig in meinen Schriften, mein ganzer Proteſtantismus beſtände nur noch in der Thatſache, daſs ich als evangeliſcher Chriſt in die Kirchenbücher der lutheriſchen Gemeinde eingetragen ſei . . . Aber eine geheime Vorliebe für Das, wofür wir einſtmals gekämpft und gelitten, bleibt immer in unſerm Herzen, und in meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt noch der Geiſt des Proteſtantismus.“

Der Herausgeber.

Heldenthaten, die unſere proteſtantiſchen Orthodoxen und Pietiſten gegen die verhaßten Rationaliſten ausübten. Von dem Haß, der bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt, habt ihr Franzoſen keinen Begriff. Die Deutſchen ſind aber überhaupt vindikativer als die romaniſchen Völker.

Das kommt daher, ſie ſind Idealiſten auch im Haß. Wir haſſen uns nicht um Außendinge, wie ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Viſitenkarte, nein, wir haſſen bei unſern Feinden das Tiefſte, das Weſentlichſte, das in ihnen iſt, den Gedanken. Ihr Franzoſen ſeid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, ſo auch im Haſſe. Wir Deutſchen haſſen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen ſind, um uns mit ſchneller Perfidie zu rächen, ſo haſſen wir bis zu unſerem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, dieſe deutſche Ruhe, ſagte jüngſt eine Dame, indem ſie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängſtigt anſah; ich weiß, ihr Deutſchen gebraucht daſſelbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That, ſie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet Beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'ſchen Orthodoxen, welche in ihrem Kampfe mit den eingeſiedelten Pietiſten die Wolf'ſche Philoſophie zu Hilfe riefen. Denn die Religion, wenn ſie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt ſie bei uns betteln. Aber alle unſere Gaben bringen ihr ſchlechten Gewinn. Das mathematiſche, demonſtrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paſſte ihr ſo ſchlecht, daſs ſie ſich noch beengter fühlte und in dieſer Beengnis ſehr lächerlich machte. Überall platzten die ſchwachen Nähte. Beſonders der verſchämte Theil, die Erbſünde, trat hervor in ſeiner grellſten Blöße. Hier half kein logiſches Feigenblatt. Chriſtlich lutheriſche Erbſünde und Leibnitz-Wolf'ſcher Optimismus ſind unverträglich. Die franzöſiſche Perſifflage des Optimismus miſsfiel daher am wenigſten unſeren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbſünde zu Gute. Der deutſche Pangloſs hat aber durch die Vernichtung des Optimismus ſehr Viel verloren und ſuchte lange nach einer ähnlichen Troſtlehre, bis das Hegel'ſche Wort „Alles was iſt, iſt vernünftig!" ihm einigen Erſatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philoſophie Hilfe begehrt, iſt ihr Untergang unabwendlich. Sie ſucht ſich zu vertheidigen und ſchwatzt ſich immer tiefer ins Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Abſolutismus, darf ſich nicht juſtificieren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Äſchylus läſſt die perſonificierte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muſs ſtumm ſein. Sobald die Religion einen räſonnierenden Katechismus drucken läſſt, ſobald der politiſche Abſolutismus eine officielle Staatszeitung herausgiebt, haben beide ein Ende. Aber Das iſt eben unſer Triumph, wir haben unſere Gegner zum Sprechen gebracht, und ſie müſſen uns Rede ſtehn.

Es iſt freilich nicht zu leugnen, daſs der religiöſe Abſolutismus, eben ſo wie der politiſche, ſehr gewaltige Organe ſeines Wortes gefunden hat. Doch laſſt uns darob nicht bange ſein. Lebt das Wort, ſo wird es von Zwergen getragen: iſt das Wort todt, ſo können es keine Rieſen aufrecht erhalten *).

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hilfe ſuchte bei der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Äſon. Zuerſt wurde

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr langſam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken, es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf Mitregent Gottes zu ſein, er wurde gleichſam mediatiſiert, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonce. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthume ſchieden, heißen Rationaliſten, und gegen Dieſe wendete ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, Das vermochte der gemeinſchaftliche Haſs, der Haſs gegen die Rationaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie*) beginnt mit dem ruhigen Semler, den ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem ſeichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft ihr Nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Über Erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeid ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wiſſt, daſs er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte blies, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von euch haben gewiſs auch Sansſouci beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloſswart, hat euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in ſchwarzen Maroquin einbinden laſſen, damit ſein geſtrenger Vater glaubte, er läſe in einem lutheriſchen Geſangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweiſen, den ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieſes nordiſchen Salomo's, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie ihr im Buche der Könige, Kapitel X., leſen könnt, durch ſeinen Freund Hiram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ*). Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluſs auf den deutſchen Geiſt gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nationalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muſs ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte Keiner Derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit Demſelben führte, iſt merkwürdig.

---

*) „Dieſe Reform der proteſtantiſchen Theologie" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt, ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daſs wir deſshalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam, ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden, wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wiſſen, daſs der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen, daſs es meiſtens unſere eignen Feinde, die Obſkuranten geweſen, die ihn zu Grunde perſiffliert, ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland Daſſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revolution ſtattfinden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch, und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daſs er

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben iſt hier die betreffende Stelle aus dem 1. Buch der Könige (X, 22) in lateiniſcher Sprache nach der Vulgata citiert: „Classis regis per mare cum classe Hiram semel per tres annos ibat, deferens inde aurum et argentum, et dentes elephantorum, et simias et pavos.“ Der Herausgeber.

Windmühlen für Rieſen anſah und dagegen focht. Noch ſchlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Rieſen für bloße Windmühlen anſah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er ſchrieb eine Satire gegen Deſſen Werther, worin er alle Intentionen des Autors aufs plumpſte verkannte. Indeſſen, in der Hauptſache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit ſeinem Werther eigentlich ſagen wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daſs es noch eine kleine kalte Schluſsrede haben müſſte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daſs je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiſs nicht. Die wuſſten ſich vor der Schwärmerci der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!"

Freund Nicolai hat nun wirklich nach ſolcher Angabe einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Blei war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz, endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek" hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. Dgl. kämpften. Es iſt nicht zu leugnen, daſs mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge, der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Sirenen nicht hörten, unbekümmert, daſs ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszureuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Partei der Blumen und Nachtigallen, und Alles, was zu dieſer Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutſchland haben ſich die Umſtände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen iſt eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einſt ſein ſchöner Tag ſein Licht über unſer ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiſs auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden deine Aſche nach dem deutſchen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Muſikanten, unter deren Blasinſtrumenten bei Leibe keine Querpfeife ſein wird: wir werden auf deinen Sarg die anſtändigſte Lorberkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philoſophiſchen und religiöſen Zuſtänden jener Zeit einen Begriff geben möchte, muſs ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinſchaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichſam ein Juſtemilieu zwiſchen Philoſophen und Belletriſtik bildeten. Sie hatten kein beſtimmtes Syſtem, ſondern nur eine beſtimmte Tendenz. Sie gleichen den engliſchen Moraliſten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie ſchreiben ohne wiſſenſchaftlich ſtrenge Form, und das ſittliche Bewuſstſein iſt die einzige Quelle ihrer Erkenntnis. Ihre Tendenz iſt ganz dieſelbe, die wir bei den franzöſiſchen Philanthropen finden. In der Religion ſind ſie Rationaliſten. In der Politik ſind ſie Weltbürger. In der Moral ſind ſie Menſchen, edle, tugendhafte Menſchen, ſtreng gegen ſich ſelbſt, milde gegen Andere. Was Talent betrifft, ſo mögen wohl Mendelsſohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Bieſter als die ausgezeichnetſten genannt werden. Moritz iſt mir der Liebſte. Er leiſtete Viel in der Erfahrungsſeelenkunde. Er war von einer köſtlichen Naivetät, wenig verſtanden von ſeinen Freunden. Seine Lebensgeſchichte iſt eins der wichtigſten Denkmäler jener Zeit. Mendelsſohn hat jedoch vor allen Übrigen eine große ſociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutſchen Iſraeliten, ſeiner Glaubensgenoſſen, er ſtürzte das Anſehen des Talmudismus, er begründete den reinen Moſaismus. Dieſer Mann, den ſeine Zeitgenoſſen den deutſchen Sokrates nannten und wegen ſeines Seelenadels und ſeiner Geiſteskraft ſo ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küſters der Synagoge von Deſſau. Außer dieſem Geburtsübel hatte ihn die Vorſehung auch noch mit einem Buckel belaſtet, gleichſam um dem Pöbel in recht greller Weiſe die Lehre zu geben, daſs man den Menſchen nicht nach ſeiner äußern Erſcheinung, ſondern nach ſeinem innern Werthe ſchätzen ſolle. Oder hat ihm die Vorſehung eben aus gütiger Vorſicht einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Übel zuſchreibe, worüber ein Weiſer ſich leicht tröſten kann*)?

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Wie Luther das Papſtthum, ſo ſtürzte Mendelsſohn den Talmud; und zwar in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradition verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholicismus. In der That, der Talmud iſt der Katholicismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daſs ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholicismus muſste auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daſs ſie dem chriſtlichen Rom ebenſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rom widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht bloß widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden“ — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Lafitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hotel Numero 15, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann herorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer, grandſeigneurlicher Nonchalance dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in Deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daſs er dieſen jüdiſchen Katholicismus wenigſtens in Deutſchland geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradition verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten waren, und wofür ſo viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen gefloſſen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, ſo müſſen auch die Könige des Geiſtes unerbittlich ſein gegen Familiengefühle: auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen ſanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deſshalb vielmehr der Meinung, daſs Moſes Mendelsſohn in dem reinen Moſaismus eine Inſtitution ſah, die dem Deismus gleichſam als eine letzte Verſchanzung dienen konnte. Denn der Deismus war ſein innerſter Glaube und ſeine tiefſte Überzeugung. Als ſein Freund Leſſing ſtarb, und man Denſelben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängſtlichſten Eifer, und er ärgerte ſich bei dieſer Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier ſchon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutſcher ausſprechen kann, ohne daſs in ſeiner Bruſt ein mehr oder minder ſtarkes Echo laut wird. Aber ſeit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe Beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart ſchauen wir hinauf nach ihren tröſtenden Standbildern, und ſie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Leſſing fortgeſetzt, und deſſen das deutſche Vaterland ſo ſehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich ſehe ſchon ſeine goldne Rüſtung, die aus dem purpurnen Kaiſermantel hervorſtrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!“

Gleich dem Luther wirkte Leſſing nicht nur, indem er etwas Beſtimmtes that, ſondern indem er das deutſche Volk bis in ſeine Tiefen aufregte, und indem er eine heilſame Geiſterbewegung hervorbrachte, durch ſeine Kritik, durch ſeine Polemik. Er war die lebendige Kritik ſeiner Zeit, und ſein ganzes Leben war Polemik. Dieſe Kritik machte ſich geltend im weiteſten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt. Dieſe Polemik überwand jeden Gegner und erſtarkte nach jedem Siege. Leſſing, wie er ſelbſt eingeſtand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geiſtesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntniſſe und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erſchlug, und in dieſer Weiſe endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich iſt es, daſs ſolch ein ſtreitluſtiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutſchland verurſachte, in dem ſtillen Deutſchland, das damals noch ſabbathlich ſtiller war als heute. Verblüfft wurden die Meiſten ob ſeiner literariſchen Kühnheit. Aber eben dieſe kam ihm hilfreich zu ſtatten; denn oser! iſt das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, eben ſo wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Leſſing'ſchen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm ſicher. Ja, manchen Schädel hat er ſogar aus Übermuth heruntergeſchlagen, und dann war er dabei noch ſo boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daſs er inwendig hohl war. Wen ſein Schwert nicht erreichen konnte, Den tödtete er mit den Pfeilen ſeines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieſer Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Leſſing'ſche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen ſpringenden saillies, wie man hier zu Land Dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines franzöſiſches

Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft: ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſing'ſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals Etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt Deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daß jener witzigſte Menſch in Deutſchland auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Konceſſion, ſelbſt wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte Alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büffon's „der Stil iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf Niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil iſt ganz der Stil der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bei der höchſten Einfachheit: gleich Quaderſteinen ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schluſsfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo Wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bei unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt.

Daſs ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſein konnte, werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo muſſte er doch unglücklich ſein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen

Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läſſt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deſshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Miſsbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Miſsbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als Dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daſs ihm ſchöne Komödiantinnen amüſanter dünkten als Hamburgiſche Paſtöre, und daſs ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräſslich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daſs die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daſs man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen muſste? daſs er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daſs er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen: dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, Keiner verſtand ihn. Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verleumdung behauptete: er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament ins dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt, und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſein Beiſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine ſociale Bedeutung, und „Nathan der Weiſe“ iſt im Grunde nicht bloß eine gute Komödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabſtieß, dann ſprang er aufs Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage, Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand, wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradition. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der Einzige war, der die Tradition bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schar, und in ſolcher Bedrängnis rief er einſt aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der Dieſes ausrief, nur noch Dieſes ausrufen konnte. (Huß rief Dieſes auf dem Scheiterhaufen). Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

„O daſs er es könnte, er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums, und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts Anders, als Das, was die Wolf'ſchen Philoſophen zu demonſtrieren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelsſohn im Moſaismus gefunden, was die Freimaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich damals in Deutſchland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Leſſing ſtarb zu Braunſchweig, im Jahre 1781, verkannt, gehaſſt und verſchrieen. In demſelben Jahre erſchien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit dieſem Buche, welches durch ſonderbare Verzögerung erſt am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geiſtige Revolution in Deutſchland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die ſonderbarſten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben ſo wichtig dünken muſs wie jene. Sie entwickelt ſich mit denſelben Phaſen, und zwiſchen beiden herrſcht der merkwürdigſte Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines ſehen wir denſelben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, ſo muſs dort in Deutſchland jeder Gedanke ſich juſtificieren, und wie hier das Königthum, der Schluſsſtein der alten ſocialen Ordnung, ſo ſtürzt dort der Deismus, der Schluſsſtein des geiſtigen alten Regimes.

Von dieſer Kataſtrophe, von dem 21. Januar des Deismus, ſprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnisvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu ſchreiben.

Unſere Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der alte Jehovah ſelber*), der ſich zum Tode bereitet. Wir haben ihn ſo gut gekannt, von ſeiner Wiege an, in Ägypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibiſſen und Katzen erzogen wurde — Wir haben ihn geſehen, wie er dieſen Geſpielen ſeiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen ſeines heimatlichen Nilthals Ade ſagte, und in Paläſtina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpallaſt wohnte — Wir ſahen ihn ſpäterhin, wie er mit der aſſyriſch-babyloniſchen Civiliſation in Berührung kam, und ſeine allzumenſchlichen Leidenſchaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache ſpie, wenigſtens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte — Wir ſahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptſtadt, wo er allen Nationalvorurtheilen entſagte, und die himmliſche Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit ſolchen ſchönen Phraſen gegen den alten Jupiter Oppoſition bildete und ſo lange intriguierte, bis er zur Herrſchaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte —

---

*) „Der Alte vom Himmel ſelber" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Wir ſahen, wie er ſich noch mehr vergeiſtigte, wie er ſanftſelig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm Alles Nichts helfen —

Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Von Kant bis Hegel.

Es geht die Sage, daſs ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabricieren; Dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch gebärden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulierten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raſpeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echt engliſche Ausſprache; kurz, dieſes Automat war ein vollendeter

Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar Nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewuſſt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daſs er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Kontinente, reiſt beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältnis kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Miſsmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältnis kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht, wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrnis in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läſſt uns keine Ruhe, bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und, wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Gedanken auszuſprechen, und es geſtaltet ſich die Welt, es wird Licht oder es wird Finſternis, die Waſſer ſondern ſich von dem Feſtland, oder gar wilde Beſtien kommen zum Vorſchein. Die Welt iſt die Signatur des Wortes.

Dieſes merkt euch, ihr ſtolzen Männer der That. Ihr ſeid Nichts als unbewuſſte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigſter Stille euch all euer Thun aufs beſtimmteſte vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war Nichts als die Hand von Jean Jacques Rouſſeau, die blutige Hand, die aus dem Schoße der Zeit den Leib hervorzog, deſſen Seele Rouſſeau geſchaffen. Die unſtäte Angſt, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte ſie vielleicht daher, daſs er ſchon im Geiſte ahnte, welch eines Geburtshelfers ſeine

Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen*)?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht, als er ſagte: Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten, ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet, ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſein. Bei Gott! ich laſſ' ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin wie ein toller Bacchantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern, und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn, ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

**) „alle Wahrheiten“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

der Dichter: Wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nicht beſſer gehen. Ich bin der Krankſte von euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß, was Geſundheit iſt. Ihr aber, ihr wiſſt es nicht, ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeid kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken. Ja, Viele von euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und, entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft .... Fort, ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorcierende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeid ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und Dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe ihr köpftet*). Und dabei muſſtet ihr ſo viel trommeln und ſchreien und mit den Füßen trampeln, daſs es den ganzen Erdkreis erſchütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich ſeine Anfälle von Zerſtörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in ſeiner regiciden Epilepſie; aber ſobald vom höchſten Weſen die Rede war, wuſch er ſich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog ſeinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen, und ſteckte noch obendrein einen Blumenſtrauß vor ſeinen breiten Bruſtlatz.

Die Lebensgeſchichte des Immanuel Kant iſt ſchwer zu beſchreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geſchichte. Er lebte ein mechaniſch geordnetes, faſt abſtraktes Hageſtolzenleben in einem ſtillen abgelegenen Gäſschen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöſtlichen Grenze Deutſchlands. Ich glaube nicht, daſs die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenſchaftsloſer und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufſtehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Kollegienleſen, Eſſen, Spazierengehn, Alles hatte ſeine beſtimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier ſei, wenn Immanuel Kant in ſeinem grauen Leibrock, das ſpaniſche Rohrchen in der Hand, aus ſeiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man ſeinetwegen noch jetzt den Philoſophengang nennt. Achtmal ſpazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, ſah man ſeinen Diener, den alten Lampe, ängſtlich beſorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen Regenſchirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorſehung.

---

*) Die letzte Hälfte dieſes Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Sonderbarer Kontraſt zwiſchen dem äußeren Leben des Mannes und ſeinen zerſtörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieſes Gedankens geahnt, ſie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menſchen hinrichtet — aber die guten Leute ſahen in ihm nichts Anderes als einen Profeſſor der

Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten ſie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit Dieſem manche Ähnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächſt finden wir in Beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden daſſelbe Talent des Miſstrauens, nur daſs es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffe und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daſs ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagſchale . . .

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft“ iſt das Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781 und wurde erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde Anfangs ganz überſehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntnis liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel als irgend ein anderer Philoſoph; um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiſs zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels,“ geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen,“ geſchrieben zehn Jahre ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers,“ voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Essais. Der Witz eines Kant, wie er ſich in dieſen Schriftchen äußert, hat etwas höchſt Eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz ſeiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne ſolche Stütze freilich kann der reichſte Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muſs er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit ſeinen koſtbarſten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in einem ſo grauen, trocknen Packpapierſtil geſchrieben? Ich glaube, weil er die mathematiſche Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wiſſenſchaft möchte Etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn ſie ſich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausſpräche. Er verlieh ihr daher eine ſteife, abſtrakte Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geiſtesklaſſen kalt ablehnte. Er wollte ſich von den damaligen Popularphiloſophen, die nach bürgerlichſter Deutlichkeit ſtrebten, vornehm abſondern, und er kleidete ſeine Gedanken in eine hofmänniſch abgekältete Kanzleiſprache. Hier zeigt ſich ganz der Philiſter. Aber vielleicht bedurfte Kant zu ſeinem ſorgfältig gemeſſenen Ideengang auch einer Sprache, die ſorgfältig gemeſſener, und er war nicht im Stande, eine beſſere zu ſchaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieſes Mangels, ebenſo wie der gute Maximilian, war Kant um ſo mißtrauiſcher gegen das Genie, und in ſeiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er ſogar, das Genie habe Nichts in der Wiſſenſchaft zu ſchaffen, ſeine Wirkſamkeit gehöre ins Gebiet der Kunſt.

Kant hat durch den ſchwerfälligen, ſteifleinenen Stil ſeines Hauptwerks ſehr vielen Schaden geſtiftet. Denn die geiſtloſen Nachahmer äfften ihn nach in dieſer Äußerlichkeit, und es entſtand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philoſoph ſei, wenn man gut ſchriebe. Die mathematiſche Form jedoch konnte ſeit Kant in der Philoſophie nicht mehr aufkommen. Dieſer Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematiſche Form in der Philoſophie, ſagte er, bringe Nichts als Kartengebäude hervor, ſo wie die philoſophiſche Form in der Mathematik nur eitel Geſchwätz hervorbringt. Denn in der Philoſophie könne es keine Definitionen geben wie in der Mathematik, wo die Definitionen nicht diskurſiv, ſondern intuitiv ſind, d. h. in der Anſchauung nachgewieſen werden können; was man Definitionen in der Philoſophie nenne, werde nur verſuchsweiſe, hypothetiſch, vorangeſtellt; die eigentlich richtige Definition erſcheine nur am Ende als Reſultat.

Wie kommt es, daſs die Philoſophen ſo viel Vorliebe für die mathematiſche Form zeigen? Dieſe Vorliebe beginnt ſchon mit Pythagoras, der die Principien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieſes war ein genialer Gedanke. In einer Zahl iſt alles Sinnliche und Endliche abgeſtreift, und dennoch bezeichnet ſie etwas Beſtimmtes und deſſen Verhältnis zu etwas Beſtimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denſelben Charakter des Entſinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denſelben Charakter und daſſelbe Verhältnis zu einander haben. Man kann die Ideen, wie ſie in unſerem Geiſte und in der Natur ſich kundgeben, ſehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee ſelber. Der Meiſter bleibt dieſes Unterſchieds noch bewuſſt, der Schüler aber vergiſſt deſſen, und überliefert ſeinen Nachſchülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulſtolz nachplappert. Daſſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixieren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läſſt es ſich fixieren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Äußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntnis geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daſs ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der bloß dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen. — Wie ich höre, beſchäftigt ſich der Herr Doktor Schön, ein deutſcher Gelehrter in Paris, mit einer franzöſiſchen Herausgabe des Kant. Ich hege eine zu günſtige Meinung von den philoſophiſchen Einſichten des Obgenannten, als daſs ich es für nöthig erachtete, obigen Wink auch an ihn zu richten, und ich erwarte vielmehr von ihm ein eben ſo nützliches wie wichtiges Buch*).

Die „Kritik der reinen Vernunft“ iſt, wie ich bereits geſagt, das Hauptbuch von Kant, und ſeine übrigen Schriften ſind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Kommentare zu betrachten. Welche ſociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Die Philoſophen vor Kant haben zwar über den Urſprung unſerer Erkenntniſſe nachgedacht, und ſind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verſchiedene Wege gerathen, jenachdem ſie Ideen a priori oder Ideen a poſteriori annahmen: über das Erkenntnisvermögen ſelber, über den Umfang unſeres Erkenntnisvermögens, oder über die Grenzen unſeres Erkenntnisvermögens iſt weniger nachgedacht worden. Dieſes ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unſer Erkenntnisvermögen einer ſchonungsloſen Unterſuchung, er ſondierte die ganze Tiefe dieſes Vermögens und konſtatierte alle ſeine Grenzen. Da fand er nun freilich, daſs wir gar Nichts wiſſen können von ſehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrauteſter Bekanntſchaft zu ſtehen vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich zu wiſſen, von welchen Dingen wir Nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt wie Derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daſs wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, Nichts wiſſen, ſondern daſs wir nur inſofern Etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektieren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato im ſiebenten Buche vom Staate ſo Betrübſames erzählt. Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daſs ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt, und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar Nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand dahinbewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und, getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeien dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

---

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale derſelben einſammelte und ſie klaſſificierte, hörte auf, als Kant erſchien, und Dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kundgab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtillſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtillſtehen und die Erde um ſie herumwandeln, und, ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft gleich der Sonne um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läſſt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kommt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, iſt Jedem begreiflich, daſs ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur inſoweit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kundgeben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen, ſo hat Kant die Dinge, inſofern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir Etwas wiſſen, Nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen: ſie exiſtieren, noch: ſie exiſtieren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, inſoweit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtieren, und in Dinge, welche für uns nicht exiſtieren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott iſt nach Kant ein Noumen. In Folge ſeiner Argumentation iſt jenes transscendentale Idealweſen, welches wir bisher Gott genannt, nichts Anders als eine Erdichtung. Es iſt durch eine natürliche Illuſion entſtanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar Nichts wiſſen können, und wie ſogar jede künftige Beweisführung ſeiner Exiſtenz unmöglich ſei. Die Dante'ſchen Worte: „Laſſt die Hoffnung zurück!“ ſchreiben wir über dieſe Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläſſt mir gern die populäre Erörterung dieſer Partie, wo „von den Beweisgründen der ſpekulativen Vernunft, auf das Daſein eines höchſten Weſens zu ſchließen,“ gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieſer Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erſt in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorſchein kommt, ſo iſt ſie doch ſchon von vornherein aufs abſichtlichſte eingeleitet, und ſie gehört zu deſſen Pointen. Es knüpft ſich daran die „Kritik aller ſpekulativen Theologie,“ und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deiſten. Bemerken muſs ich, daſs Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Daſein Gottes, nämlich den ontologiſchen, den kosmologiſchen und den phyſikotheologiſchen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den erſteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt ſind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterſcheidungen formuliert:

„Es ſind nur drei Beweisarten vom Daſein Gottes aus ſpekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieſer Abſicht einſchlagen mag, fangen entweder von der beſtimmten Erfahrung und der dadurch erkannten beſonderen Beſchaffenheit unſerer Sinnenwelt an, und ſteigen von ihr nach Geſetzen der Kauſalität bis zur höchſten Urſache außer der Welt hinauf; oder ſie legen nur unbeſtimmte Erfahrung, Das iſt irgend ein Daſein zum Grunde, oder ſie abſtrahieren endlich von aller Erfahrung und ſchließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Daſein einer höchſten Urſache. Der erſte Beweis iſt der phyſikotheologiſche, der zweite der kosmologiſche, der dritte iſt der ontologiſche Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben.“

Nach mehrmaligem Durchſtudieren des Kant'ſchen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daſs die Polemik gegen jene beſtehenden Beweiſe für das Daſein Gottes überall hervorlauſcht, und ich würde ſie weitläufiger beſprechen, wenn mich nicht ein religiöſes Gefühl davon abhielte. Schon daſs ich

Jemanden das Daſein Gottes diskutieren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt Alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an dem Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich aber jede Diskuſſion über das Daſein Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewuſſtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewuſſtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnisvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt durch die erſte Regung der Vernunft*). Der

---

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen der Schluſs dieſes und die erſten zwei Sätze des nächſtfolgenden Abſatzes. Der Herausgeber.

Verfaſſer dieſer Blätter iſt ſich einer ſolchen frühen, urſprünglichen Religioſität aufs freudigſte bewußt, und ſie hat ihn nie verlaſſen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: Was iſt Gott? was iſt ſeine Natur? ſo frug ich ſchon als kleines Kind: Wie iſt Gott? wie ſieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufſehen, und war des Abends ſehr betrübt, daß ich niemals das allerheiligſte Angeſicht Gottes, ſondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Aſtronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, ſogar die kleinſten Kinder nicht verſchonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß alle dieſe Tauſendmillionen Sterne eben ſo große, ſchöne Erdkugeln ſeien wie die unſrige, und über all dieſes leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einſt im Traume, erinnere ich mich, ſah ich Gott, ganz oben in der weiteſten Ferne. Er ſchaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenſter hinaus, ein frommes Greiſengeſicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er ſtreute eine Menge Saatkörner herab, die, während ſie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichſam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis ſie lauter ſtrahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede ſo groß, wie unſere eigene Erdkugel. Ich habe dieſes Geſicht nie vergeſſen können, noch oft im Traume ſah ich den heiteren Alten aus ſeinem kleinen Himmelsfenſter die Weltenſaat herabſchütten; ich ſah ihn einſt ſogar mit den Lippen ſchnalzen, wie unſere Magd, wenn ſie den Hühnern ihr Gerſtenfutter zuwarf. Ich konnte nur ſehen, wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten; aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingeſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner. Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtörte*).

Die Rettung des ontologiſchen Beweiſes käme dem Deismus gar nicht beſonders heilſam zu Statten, denn dieſer Beweis iſt ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verſtändnis bemerke ich, daſs der ontologiſche Beweis derjenige iſt, den Descartes aufſtellt, und der ſchon lange vorher im Mittelalter durch Anſelm von Canterbury in einer rührenden Gebetform ausgeſprochen worden. Ja, man kann ſagen, daſs der heilige Auguſtin ſchon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologiſchen Beweis aufgeſtellt hat.

Ich enthalte mich, wie geſagt, aller populariſierenden Erörterung der Kant'ſchen Polemik gegen jene Beweiſe. Ich begnüge mich zu verſichern, daſs der Deismus ſeitdem im Reiche der ſpekulativen

---

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe lautet dieſer Abſatz, wie folgt: „Der Orient und der Occident haben ſich in Hyperbeln erſchöpft. Denn mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes, ihrer Beweiſe für ſein Daſein, und es betrübt uns wenig zu ſehen, wie Kant dieſe Beweisführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtört hat."

Der Herausgeber.

Vernunft erblichen iſt. Dieſe betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe ſie ſich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längſt Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hauſe gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philoſophen traciert, er hat den Himmel geſtürmt, er hat die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, der Oberherr der Welt ſchwimmt unbewieſen in ſeinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für dieſſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — Das röchelt, Das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabei, mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daſs er nicht bloß ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironiſch ſpricht er: „Der alte Lampe muſs einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſein — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſein — Das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant dieſe Reſurrektion nicht bloß des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Überzeugung gehandelt? Hat er eben dadurch, daſs er alle Beweiſe für das Daſein Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie miſslich es iſt, wenn wir Nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunklen ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deſshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben Nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daſs die Kritik der reinen Vernunft bei ihrem Erſcheinen nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläuterungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von Nichts mehr die Rede als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Kommentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen, und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei Vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revolution. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffierten wir uns eben ſo ſehr wie ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, Das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revolution, und es fehlte nicht an Greueln. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das

Maß fülle, und die Kontrerevolution deſto ſchneller als nothwendige Reaktion ſtattfinde. Es gab bei uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bei euch in der Politik. Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei, gingen bei uns manche Peſſimiſten in der Selbſtverblendung ſo weit, daſs ſie ſich einbildeten, Kant ſei mit ihnen in einem geheimen Einverſtändnis, und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſein Gottes nur deſshalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daſs man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntnis Gottes gelange, und daſs man ſich alſo hier an die geoffenbarte Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluſs. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer, und ſeine Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie wegen ihrer abſtrakten Trockenheit ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läſſt ſich nicht leicht bewegen; iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis ans Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nationalſache. Eine ſchöne Schar großer Denker ſproſſte plötzlich aus dem deutſchen Boden, wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revolution, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon frühe hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanke und Geſinnung Eins, und in ſolcher großartigen

Einheit wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht bloß eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe! Vollauf ſind wir gewiß entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'ſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht bloß den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; Beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichte'ſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem hat man der Kant'ſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie“ abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kant'ſchen Methode ganz treu, ſo daſs man ſeine erſte Abhandlung, als ſie anonym erſchien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber ſpäter ein Syſtem aufſtellt, ſo geräth er in ein eifriges, gar eigenſinniges Konſtruieren, und wenn er die ganze Welt konſtruiert hat, ſo beginnt er eben ſo eifrig und eigenſinnig von oben bis unten herab ſeine Konſtruktionen zu demonſtrieren. In dieſem Konſtruieren und Demonſtrieren bekundet Fichte eine, ſo zu ſagen, abſtrakte Leidenſchaft. Wie in ſeinem Syſtem ſelbſt, ſo herrſcht bald die Subjektivität auch in ſeinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor ſich hin, und ſeciert ihn, und zerlegt ihn in ſeine feinſten Faſern, und ſeine Kritik der reinen Vernunft iſt gleichſam das anatomiſche Theater des Geiſtes. Er ſelber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode, ſo auch die Form der Fichte'ſchen Schriften. Sie iſt lebendig, aber ſie hat auch alle Fehler des Lebens: ſie iſt unruhig und verwirrſam. Um recht lebendig zu bleiben, verſchmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philoſophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verſtändnis. Er hat überhaupt über Verſtändnis ganz eigene Grillen.

Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daſs ihn Niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als Dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte, er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differencierte, ließ er drucken, Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todbette lag, ſagte er: „Nur Einer hat mich verſtanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „Und Der hat mich auch nicht verſtanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichte'ſche Philoſophie keine große Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur inſofern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur inſofern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Konſequenz beurkundet, und nur inſofern ſie den nothwendigen Übergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet, iſt der Inhalt der Fichte'ſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche ſich Fichte ſtellt, iſt: Welche Gründe haben wir, anzunehmen, daſs unſeren Vorſtellungen von Dingen auch Dinge außer uns entſprechen? Und dieſer Frage giebt er die Löſung: Alle Dinge haben Realität nur in unſerem Geiſte.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, ſo iſt die „Wiſſenſchaftslehre“ das Hauptbuch von Fichte. Dieſes Buch iſt gleichſam eine Fortſetzung des erſteren. Die Wiſſenſchaftslehre verweiſt den Geiſt ebenfalls in ſich ſelbſt. Aber wo Kant analyſiert, da konſtruiert Fichte. Die Wiſſenſchaftslehre beginnt mit einer abſtrakten Formel (Ich=Ich), ſie erſchafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geiſtes, ſie fügt die zerſetzten Theile wieder zuſammen, ſie macht den Weg der Abſtraktion zurück, bis ſie zur Erſcheinungswelt gelangt. Dieſe Erſcheinungswelt kann alsdann der Geiſt für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte iſt noch die beſondere Schwierigkeit, daſs er dem Geiſte zumuthet, ſich ſelber zu beobachten, während er thätig iſt. Das Ich ſoll über ſeine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anſtellen, während es ſie ausführt. Der Gedanke ſoll ſich ſelber belauſchen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Dieſe Operation mahnt uns an den

Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte, die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daſs man bloß objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewuſſt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daſs die Fichte'ſche Philoſophie immer Viel von der Satire auszuſtehen hatte. Ich ſah mal eine Karikatur, die eine Fichte'ſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daſs ſie nicht mehr weiß, ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich-Ich. Jean Paul hat die Fichte'ſche Philoſophie aufs heilloſeſte perſiffliert in einem Buche, betitelt Clavis Fichteana. Daſs der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie leugnete, Das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir mokierten uns nicht übel über das Fichte'ſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken producierte. Unſeren Spöttern kam dabei ein Miſsverſtändnis zu Statten, das zu populär geworden, als daſs ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'ſche Ich, Das ſei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich leugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer

Menſch glaubt nicht, daſs wir exiſtieren, wir, die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeiſter und Amtsaktuare ſogar ſeine Vorgeſetzten ſind! Die Damen fragten: Glaubt er nicht wenigſtens an die Exiſtenz ſeiner Frau? Nein? Und das läſst Madame Fichte ſo hingehn?

Das Fichte'ſche Ich iſt aber kein individuelles Ich, ſondern das zum Bewuſſtſein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'ſche Denken iſt nicht das Denken eines Individuums, eines beſtimmten Menſchen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es iſt vielmehr ein allgemeines Denken, das ſich in einem Individuum manifeſtiert. So wie man ſagt: „Es regnet, es blitzt" u. ſ. w., ſo ſollte auch Fichte nicht ſagen: „Ich denke," ſondern: „Es denkt," „Das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der franzöſiſchen Revolution mit der deutſchen Philoſophie habe ich einſt, mehr aus Scherz als im Ernſte, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten ſich hier bedeutſame Ähnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroriſtiſches Zerſtörungswerk vollbracht, erſcheint Fichte, wie Napoleon erſchienen, nachdem die Konvention ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentieren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That Eins ſind, und die koloſſalen Gebäude, welche Beide zu konſtruieren wiſſen, zeugen von einem koloſſalen Willen. Aber durch die Schrankenloſigkeit dieſes Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wiſſenſchaftslehre wie das Kaiſerreich zerfallen und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie entſtanden.

Das Kaiſerreich gehört nur noch der Geſchichte, aber die Bewegung, welche der Kaiſer in der Welt hervorgebracht, iſt noch immer nicht geſtillt, und von dieſer Bewegung lebt noch unſere Gegenwart. So iſt es auch mit der Fichte'ſchen Philoſophie. Sie iſt ganz untergegangen, aber die Geiſter ſind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar iſt die Nachwirkung ſeines Wortes. Wenn auch der ganze Transcendentalidealismus ein Irrthum war, ſo lebte doch in den Fichte'ſchen Schriften eine ſtolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die beſonders auf die Jugend einen heilſamen Einfluſs übte. Fichte's Ich war ganz übereinſtimmend mit ſeinem unbeugſamen, hartnäckigen, eiſernen Charakter. Die Lehre von einem ſolchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem ſolchen Charakter entſprießen, und ein ſolcher Charakter muſſte, zurückwurzelnd in eine ſolche Lehre, noch unbeugſamer werden, noch hartnäckiger, noch eiſerner.

Wie muſſte dieſer Mann den geſinnungsloſen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel ſein! Sein ganzes Leben war ein beſtändiger Kampf. Seine Jugendgeſchichte iſt eine Reihe von Kümmerniſſen, wie bei faſt allen unſeren ausgezeichneten Männern. Armuth ſitzt an ihrer Wiege und ſchaukelt ſie groß, und dieſe magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts iſt rührender, als den willenſtolzen Fichte zu ſehen, wie er ſich durch Hofmeiſterei in der Welt durchzuquälen ſucht. Solches klägliche Dienſtbrot kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muſs nach Warſchau wandern. Dort die alte Geſchichte. Der Hofmeiſter miſsfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße ſind nicht fein genug, nicht franzöſiſch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polniſchen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeſchafft wie ein Lakai, erhält von der miſsvergnügten Herrſchaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläſſt Warſchau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthuſiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Männer iſt in jeder Hinſicht intereſſant, und ich glaube, Beider Weiſe und Zuſtände nicht beſſer veranſchaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie Deſſelben, die ſein Sohn unlängſt herausgegeben, enthalten iſt:

„Am fünfundzwanzigſten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne beſondere Fährlichkeiten am erſten Juli daſelbſt ein. — Den vierten. Kant beſucht, der mich indeſs nicht ſonderlich aufnahm: ich hoſpitierte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag iſt ſchläfrig. Unterdeſs ſchrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernſthafter beſuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu ſchreiben, und ſie ihm ſtatt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete ſeitdem ununterbrochen fort. — Am achtzehnten Auguſt überſchickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigſten hin, um ſein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und ſchien ſehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wiſſenſchaftlichen Geſpräche kam es nicht; wegen meiner philoſophiſchen Zweifel verwies er mich an ſeine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich ſofort aufſuchen werde. Am ſechsundzwanzigſten ſpeiſte ich bei Kant, in Geſellſchaft des Profeſſor Sommer, und fand einen ſehr angenehmen, geiſtreichen Mann an Kant; erſt jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen, in ſeinen Schriften niedergelegten Geiſtes würdig ſind.

„Den ſiebenundzwanzigſten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher ſchon die Excerpte aus den Kant'ſchen Vorleſungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beſchließe ich, jenes hinfüro ordentlich alle Abende vor Schlafengehn fortzuſetzen, und alles Intereſſante, was mir begegnet, beſonders aber Charakterzüge und Bemerkungen, einzutragen."

„Den achtundzwanzigſten, Abends. Noch geſtern fing ich an, meine Kritik zu revidieren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daſs die erſte Bearbeitung von Grund aus oberflächlich iſt. Heute wollte ich die neuen Unterſuchungen fortſetzen, fand mich aber von meiner Phantaſie ſo fortgeriſſen, daſs ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage iſt Dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daſs ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier ſubſiſtieren kann. — Freilich bin ich ſchon in ſolchen Verlegenheiten geweſen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entſchluſs, kann keinen faſſen. — Dem Paſtor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an Niemand als an Kant ſelbſt.

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Kondition vor, die aber noch nicht völlig gewiſs iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändnis ab, daſs ich preſſiert ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bei Erſterem ſind ſehr miſslich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Kurländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo Anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's deſto freundlicher. Es iſt ein eckiges preußiſches Geſicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſelbſt aus ſeinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und Deſſen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntnis.

„Am erſten September ſtand ein Entſchluſs in mir feſt, den ich Kant entdecken wollte: eine Hauslehrerſtelle, ſo ungern ich dieſelbe auch angenommen hätte, findet ſich nicht, und die Ungewiſsheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiſte zu arbeiten und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: alſo fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verſchafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen und meinen Vorſchlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beſchloſs, zu ſchreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und ſchickte ihn ab.“

Trotz ſeiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entſchließen, dieſen Brief hier in franzöſiſcher Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es ſteigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir iſt, als ſollte ich die verſchämteſten Kümmerniſſe der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach franzöſiſchem Weltſinn, trotz meinem philoſophiſchen Kosmopolitismus, ſitzt doch immer das alte Deutſchland mit allen ſeinen Spießbürgergefühlen in meiner Bruſt. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war ſo arm, daſs er, trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindeſten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierherſetzen will, ſchließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit, ſagte aber, er habe ſich über meinen Vorſchlag noch nicht reſolviert: jetzt bis in vierzehn Tagen ſei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Übrigens machte er Schwierigkeiten über meine Deſſeins, welche verriethen, daſs er unſere Lage in Sachſen nicht genug kennt. — — Alle dieſe Tage habe ich Nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das Übrige ſchlechthin Gott überlaſſen. — Am ſechſten. Ich war zu Kant gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſei gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt Dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Übrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unſerer Affäre; Magiſter Genſichen war zugegen, und nur allgemeine zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche; auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich Derſelbe. — — Am dreizehnten. Heute wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird Dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!"

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feſte Stelle in Jena, und von hieraus datiert ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen in Jena. Die Jahrzahl iſt bedeutſam und erklärt ſowohl den Geiſt ſeiner damaligen Schriften, als auch die Tribulationen, denen er ſeitdem ausgeſetzt ſtand, und denen er vier Jahre ſpäter endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben ſich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch ſeinen Abgang von Jena bewirken. Dieſe Begebenheit, die merkwürdigſte in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon ſchweigen. Hier kommt auch Fichte's Anſicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitſchrift „Philoſophiſches Journal," welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufſatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion," der ihm von einem gewiſſen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingeſendet worden. Dieſem Aufſatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung."

Die beiden Stücke nun wurden von der kurſächſiſchen Regierung konfisciert, unter dem Vorgeben, ſie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requiſitionsſchreiben an den Weimar'ſchen Hof, worin derſelbe aufgefordert wurde, den Profeſſor Fichte ernſtlich zu beſtrafen. Der Weimar'ſche Hof hatte nun freilich von dergleichen Anſinnen ſich keineswegs irreleiten laſſen; aber da Fichte bei dieſem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellation ans Publikum ſchrieb, ohne ſeine officielle Behörde zu berückſichtigen, ſo hat dieſe, die Weimar'ſche Regierung, verſtimmt und von außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in ſeinen Ausdrücken unvorſichtigen Profeſſor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der ſich in ſeinem Rechte glaubte, wollte ſolche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach ſeinen damaligen Briefen zu ſchließen, wurmte ihn ganz beſonders das Verhalten zweier Männer, die durch ihre amtliche Stellung in ſeiner Sache beſonders wichtige Stimmen hatten, und Dieſes waren Se. Ehrwurden der Oberkonſiſtorialrath von Herder und Se. Excellenz der Geheime-Rath von Goethe. Aber Beide ſind hinreichend zu entſchuldigen. Es iſt rührend, wenn man in Herder's hinterlaſſenen Briefen lieſt, wie der arme Herder ſeine liebe Noth hatte mit den Kandidaten der Theologie, die, nachdem ſie in Jena ſtudiert, zu ihm nach Weimar kamen, um als proteſtantiſche Prediger examiniert zu werden. Über Chriſtus, den Sohn, wagte er im Examen ſie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Exiſtenz des Vaters zugeſtand. Was Goethe betrifft, ſo hat er ſich in ſeinen Memoiren über obiges Ereignis folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen im höheren Betracht Nichts auszuſetzen: aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fand. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuſcht und geſchlichtet, als uns Deſſen Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig, wie man ihm auf das gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde Dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralyſirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er muſste ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.“

Iſt Das nicht, wie er leibt und lebt, der miniſterielle, ſchlichtende, vertuſchende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daſs Fichte Das geſprochen, was er dachte, und daſs er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken geſprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, ſondern das Wort. Daſs der Deismus in der deutſchen Denkerwelt ſeit Kant vernichtet ſei, war, wie ich ſchon einmal geſagt, ein Geheimnis, das Jeder wuſste, das man aber nicht laut auf dem Markte ausſchreien ſollte. Goethe war ſo wenig Deiſt wie Fichte; denn er war Pantheiſt. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit ſeinem ſcharfen Auge die Haltloſigkeit der Fichte'ſchen Philoſophie am beſten durchſchauen, und ſeine milden Lippen muſsten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deiſten am Ende Alle ſind, muſste Fichte ein Greuel ſein; dem großen Heiden war er bloß eine Thorheit. Der „große Heide“ iſt nämlich der Name, den man in Deutſchland dem Goethe beilegt. Doch iſt dieſer Name nicht ganz paſſend. Das Heidenthum des Goethe iſt wunderbar moderniſiert. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändnis begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, er hat vom Blute Chriſti genoſſen, und dadurch verſtand er die verborgenſten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verſtand, als ein Tropfen Blut des erſchlagenen Drachen ſeine Lippen benetzte. Es iſt merkwürdig wie bei Goethe jene Heidennatur von unſerer heutigſten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor ſo modern pulſierte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben ſo ſtark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengotts. Der Pantheismus des Goethe iſt alſo von dem heidniſchen ſehr unterſchieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poeſie. Alle Gedichte Goethe's ſind durchdrungen von demſelben Geiſte, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht.

Daſs Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenigſtens beſchäftigte er ſich damit während ſeiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang ſeiner Memoiren, ſo wie auch in dem kürzlich erſchienenen letzten Bande derſelben, hat er Solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es geleſen, daſs Herder über dieſe beſtändige Beſchäftigung mit Spinoza einſt übellaunig ausrief: Wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateiniſches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber Dieſes gilt nicht bloß von Goethe; noch eine Menge ſeiner Freunde, die ſpäter mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeit dem Pantheismus, und dieſer blühte praktiſch in der deutſchen Kunſt, ehe er noch als philoſophiſche Theorie bei uns zur Herrſchaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philoſophie ſeine erhabenſte Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunſt gewaltſam zerſtört, und es entſtand hier jene berühmte Kunſtrevolution, die noch heute nicht beendigt iſt, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklaſſiſche Regime, mit den Schlegel'ſchen Emeuten*), anfängt.

---

*) Die Worte „mit den Schlegel'ſchen Emeuten" fehlen in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

In der That, unſere erſten Romantiker handelten aus einem pantheiſtiſchen Inſtinkt, den ſie ſelbſt nicht begriffen. Das Gefühl, das ſie für Heimweh nach der katholiſchen Mutterkirche hielten, war tieferen Urſprungs als ſie ſelbſt ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Überlieferungen des Mittelalters, für deſſen Volksglauben, Teufelthum, Zauberweſen, Hexerei . . . alles Das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der ſchnöde beſchmutzten und boshaft verſtümmelten Geſtalt liebten ſie eigentlich nur die vorchriſtliche Religion ihrer Väter. Hier muſs ich erinnern an das erſte Buch, wo ich gezeigt, wie das Chriſtenthum die Elemente der altgermaniſchen Religion in ſich aufgenommen, wie dieſe nach ſchmählichſter Umwandlung ſich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, ſo daſs der alte Naturdienſt als lauter böſe Zauberei, die alten Götter als lauter häſsliche Teufel und ihre keuſchen Prieſterinnen als lauter ruchloſe Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unſerer erſten Romantiker laſſen ſich von dieſem Geſichtspunkte aus etwas milder beurtheilen, als es ſonſt geſchieht. Sie wollten das katholiſche Weſen des Mittelalters reſtaurieren, weil ſie fühlten, daſs von den Heiligthümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nationalität, ſich noch Manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haſſten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die Dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daſs der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daſs ſogar die katholiſchen Romantiker unbewuſſt dieſer Richtung folgten, und daſs Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identificierung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein Verhältnis mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege; er beſchwört die geheimen Erdkräfte durch die Zauberformeln des Höllenzwangs*). Aber am reinſten und lieblichſten beurkundet ſich dieſer Goethe'ſche Pantheismus in ſeinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat ſich aus der mathematiſchen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'ſches Lied. Daher die Wuth unſerer Orthodoxen und Pietiſten gegen das Goethe'ſche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen ſie nach dieſem Schmetterling, der ihnen beſtändig entflattert. Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe Goethe'ſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte: das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.

---

*) „— des uralten Zauberbuchs, das ich mal in einer alten Kloſterbibliothek geſehen, wo es an der Kette lag; das Titelblatt zeigt das Bild des Feuerkönigs, an deſſen Lippen ein Schloſs hängt, und auf deſſen Haupt der Vogel Specht ſteht mit der Wünſchelruthe im Schnabel," folgt hier in den franzöſiſchen Ausgaben. In dem deutſchen Manuſkript hat

In Goethe's Betragen gegen Fichte ſehen wir alſo keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildeſten mißdeuteten die Paſſivität Goethe's, als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichtigten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Mi-

---

Heine die Stelle durchſtrichen. In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe iſt „Specht“ in „Rabe“ geändert.

Der Herausgeber.

niſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phidias zu Olympia, daſs er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er Einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und Dieſes ſollte er riskieren für eine Lehre, die nicht bloß irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daſs die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daſs ſich politiſche Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat, beſtimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philoſoph hat aber keine ſolche Verpflichtung eingegangen, kann ſie nicht eingehn, und ſein Gedanke iſt frei wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daſs ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen, nicht Alles, was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den miſslichen Stellen will ich aus dem inkulpierten Aufſatze hier herſetzen: „— — Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes, und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen als die Urſache deſſelben anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluſs ſicher nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt miſsverſtehende Philoſophie macht ihn. — —“

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellation an das Publikum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart, wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur, und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinſt erklärt und ſogar ironiſiert. Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreit, daſs er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtieren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Sein als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Sein zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'ſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtiert ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealiſmus die Gottheit durch alle möglichen Abſtraktionen ſo lange durchfiltriert, bis am Ende gar Nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt, wie bei euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loi athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loi, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichte'ſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſchliche Geiſt ausgeheckt. Er iſt gottloſer und verdammlicher als der plumpſte Materialismus. Was man Atheismus der Materialiſten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Reſultaten des Fichte'ſchen Transcendentalidealismus. So Viel weiß ich, beide ſind mir zuwider. Beide Anſichten ſind auch antipoetiſch. Die franzöſiſchen Materialiſten haben eben ſo ſchlechte Verſe gemacht, wie die deutſchen Transcendentalidealiſten. Aber ſtaatsgefährlich iſt die Lehre Fichte's keineswegs geweſen, und noch weniger verdiente ſie als ſtaatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieſer Irrlehre miſsleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines ſpekulativen Scharfſinns, wie er nur bei wenigen Menſchen gefunden wird. Dem großen Haufen mit ſeinen tauſend dicken Köpfen war dieſe Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'ſche Anſicht von Gott hätte alſo auf rationellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müſſen. Wegen Atheismus in der Philoſophie angeklagt zu werden, war auch in Deutſchland ſo etwas Befremdliches, daſs Fichte wirklich im Anfang gar nicht wuſste, was man begehre. Ganz richtig ſagte er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſei oder nicht, klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage, ob ein Dreieck grün oder roth ſei.

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worin er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datiert vom zweiundzwanzigſten Mai 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängnis des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil desſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daſs dieſen Entſchluſs die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen; ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder ans Reden kommen. — Es war mir, ſeit der Verbindung Ruſslands mit Öſtreich, ſchon längſt wahrſcheinlich, was mir nunmehr durch die neueſten Begebenheiten, und beſonders ſeit dem gräſslichen Geſandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: So iſt's Recht, dieſe Hunde muſs man todtſchlagen), völlig gewiſs iſt, daſs der Deſpotismus ſich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daſs er durch Paul und Pitt konſequent wird, daſs die Baſis ſeines Plans die iſt, die Geiſtesfreiheit auszurotten, und daſs die Deutſchen ihm die Erreichung dieſes Zwecks nicht erſchweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daſs der Weimar'ſche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Univerſität werde durch meine Gegenwart geſchadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, beſonders von Kurſachſen kräftigſt ergriffenen Plans mich entfernen *müſſen*. Burſcher in Leipzig, ein Eingeweihter dieſer Geheimniſſe, iſt ſchon gegen Ende des vorigen Jahrs eine anſehnliche Wette eingegangen, daſs ich zu Ende dieſes Jahrs Exulant ſein würde. Voigt iſt durch Burgsdorf ſchon längſt gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wiſſenſchaften zu Dresden iſt bekannt gemacht worden, daſs Keiner, der ſich auf die neuere Philoſophie lege, befördert werden, oder, wenn er es ſchon iſt, weiter rücken ſolle. In der Freiſchule zu Leipzig iſt ſogar die Roſenmüller'ſche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus iſt neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer ſind von Neuem auf die ſymboliſchen Bücher konfirmiert worden. Das wird weiter gehn und ſich verbreiten. — — — In Summa: es iſt Nichts gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, wenn nicht die Franzoſen die ungeheuerſte Übermacht erringen und in Deutſchland, wenigſtens einem beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich, ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; Dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beiſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr: wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube Dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm ſteinigen laſſen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menſchen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber darf ich dann ſchweigen? Nein, Das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daſs, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutſchen Geiſtes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillſchweigen die Philoſophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daſs ſie mich ſchweigend würden exiſtieren laſſen, traue ich noch weniger zu, daſs ſie mich werden reden laſſen.

„Aber ich werde ſie von der Unſchädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir ſo gut von dieſen Menſchen denken kannſt! Je klärer ich werde, je unſchuldiger ich erſcheine, deſto ſchwärzer werden ſie, und deſto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daſs ſie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; ſie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen, (Kant's Glück war ſeine Obſkurität) und einen verſchrieenen Demokraten; es erſchreckt ſie. wie ein Geſpenſt, die Selbſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt.“

Ich bemerke nochmals, daſs dieſer Brief nicht von geſtern iſt, ſondern das Datum des 22. Mai 1799 trägt. Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daſs damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter Dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revolution die bleiern deutſcheſte Schlafſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſein, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranwogen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchenocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeit des Rheins die deutſchen Herzen . . .' Aber ſie waren ſo iſoliert, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüſsten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland muſsten für jene Revolutionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris, und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein biſschen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaſs und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiter fühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte Dichter Heiberg*). Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg

---

*) Peter Andreas Heiberg, geboren 1758 in Dänemark, Vater des bekannten Theaterdichters, ging, wegen politiſcher Schriften des Landes verwieſen, nach Paris, ward unter Napoleon I. beim Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt, und ſtarb daſelbſt in den dreißiger Jahren. Er ſchrieb, außer zahlreichen Luſtſpielen: Précis histor. de la monarchie danoise, Paris 1820, ꝛc.

Der Herausgeber.

Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiſs nie geahnt, daſs er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals mit allerhöchſter Bewilligung in Deutſchland emporjubelte. Sie wuſſten, was ſie wuſſten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffehauſe ſang er uns die Marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn Der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und Einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudieren, die jetzt noch nicht geboren ſind. Viele von uns werden aber unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde. — —

Laſſt uns wieder von Philoſophie reden! Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'ſche Philoſophie aus den dünnſten Abſtraktionen aufgebaut, dennoch eine eiſerne Unbeugſamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegenſten Spitze emporſtiegen, kundgab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen, und wird weich und beſcheiden. Aus dem idealiſtiſchen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in deſſen leere Gemächer herumgetaſtet, wird jetzt etwas gebückt Chriſtliches, das Viel von Liebe ſeufzt. Solches iſt nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes Syſtem erleidet die befremdlichſten Modifikationen. In jener Zeit ſchrieb er ein Buch, welches ihr jüngſt überſetzt: „Die Beſtimmung des Menſchen.“ Ein ähnliches Buch „Anweiſung zum ſeligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der ſtarrſinnige Mann, wie ſich von ſelbſt verſteht, wollte dieſer eignen großen Umwandlung niemals eingeſtändig ſein. Er behauptete, ſeine Philoſophie ſei noch immer dieſelbe, nur die Ausdrücke ſeien verändert, verbeſſert; man habe ihn nie verſtanden. Er behauptete auch, die Naturphiloſophie, die damals in Deutſchland aufkam und den Idealismus verdrängte, ſei im Grunde ganz und gar ſein eignes Syſtem, und ſein Schüler, Herr Joſeph Schelling, welcher ſich von ihm losgeſagt und jene neue Philoſophie eingeleitet, habe bloß die Ausdrücke umgeſchaffen und ſeine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phaſe des deutſchen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joſeph Schelling und Naturphiloſophie; da nun Erſterer hier faſt ganz unbekannt iſt, und da auch der Ausdruck Naturphiloſophie nicht allgemein verſtanden wird, ſo habe ich Beider Bedeutung zu erklären. Erſchöpfend können wir Solches nun freilich nicht in dieſen Blättern; ein ſpäteres Buch werden wir einer ſolchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweiſen, und nur der ſocialen Wichtigkeit der erwähnten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit leihen.

Zuerſt iſt zu erwähnen, daſs Fichte nicht ſo ganz Unrecht hat, wenn er eiferte, des Herrn Joſeph Schelling's Lehre ſei eigentlich die ſeinige, nur anders formuliert und erweitert. Eben ſo wie Herr Joſeph Schelling lehrte auch Fichte: Es giebt nur ein Weſen, das Ich, das Abſolute: er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wiſſenſchaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Konſtruktion aus dem Idealen das Reale konſtruieren wollen. Herr Joſeph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er ſuchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundſatze ausgehend, daſs der Gedanke und die Natur Eins und Daſſelbe ſeien, gelangt Fichte durch Geiſtesoperation zur Erſcheinungswelt, aus dem Gedanken ſchafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demſelben Grundſatz ausgeht, wird die Erſcheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen ſich daher gewiſſermaßen. Denn nach jenem erwähnten oberſten Grundſatze konnte die Philoſophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen, wie aus der Idee die Natur zur Erſcheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen, wie die Natur ſich in lauter Ideen auflöſt. Die Philoſophie k[illegible] daher zerfallen in transcendentalen Idealismus und in Naturphiloſophie. Dieſe beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in ſeinen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur," und erſtere in ſeinem „Syſtem des transcendentalen Idealismus."

Dieſe Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erſchien, erwähne ich nur deſshalb, weil jene ergänzenden Richtungen ſchon in ihrem Titel ausgeſprochen ſind, nicht weil etwa ein vollſtändiges Syſtem in ihnen enthalten ſei. Nein, dieſes findet ſich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt ſeiner Philoſophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn

Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muſs vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daſs man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet, und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph, und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtrieren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch in den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und ſeine philoſophiſche Stärke beſteht im Konſtruieren. Letzteres aber iſt eine Geiſtesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben ſo oft gefunden, wie bei den beſten Philoſophen.

Nach dieſer letzteren Andeutung wird begreiflich, daſs Herr Schelling in demjenigen Theile der Philoſophie, der bloß transcendentaler Idealismus iſt, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben muſste; daſs er aber in der Philoſophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthſchaften hatte, gar gewaltig blühen und ſtrahlen muſste. Dieſe Richtung iſt daher nicht bloß von ihm, ſondern auch von den gleichgeſtimmten Freunden vorzugsweiſe verfolgt worden, und der Ungeſtüm, der dabei zum Vorſchein kam, war gleichſam nur eine dichterlingſche Reaktion gegen die frühere abſtrakte Geiſtesphiloſophie. Wie freigelaſſene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Laſt der Vokabeln und Chiffern geſeufzt, ſo ſtürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, ſonnige Reale, und jauchzten, und ſchlugen Burzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling“ darf hier ebenfalls nicht in ſeinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling ſelber ſagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterſchule, wo Keiner an eine beſtimmte Doktrin und durch eine beſtimmte Disciplin gebunden iſt, ſondern wo Jeder dem Geiſte gehorcht und Jeder ihn in ſeiner Weiſe offenbart. Er hätte auch ſagen können, er ſtifte eine Prophetenſchule, wo die Begeiſterten zu prophezeien anfangen, nach Luſt und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meiſters Geiſt angeregt, die beſchränkteſten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer anderen Zunge, und es entſtand ein großes Pfingſtfeſt in der Philoſophie.

Wie das Bedeutendſte und Herrlichſte zu lauter Mummenſchanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholiſchen Hanswürſten im Stande iſt, eine große Idee zu kompromittieren. Das ſehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphiloſophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenſchule oder die Dichterſchule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphiloſophie iſt ja im Grunde nichts Anders als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphiloſophie, wie ſie Herr Schelling in ſeiner beſſeren Periode aufſtellte, ſind weſentlich Eins und Daſſelbe. Die Deutſchen, nachdem ſie den Locke'ſchen Materialismus verſchmäht und den Leibnitz'ſchen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und dieſen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philoſophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann ſagen, es ſei derſelbe, den ſie ſchon vor zweitauſend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieſer beiden Kreisläufe zeigt ſich eine weſentliche Verſchiedenheit. Die Griechen hatten eben ſo kühne Skeptiker wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben ſo beſtimmt geleugnet wie unſere neueren Transcendentalidealiſten. Plato hat eben ſo gut wie Herr Schelling in der Erſcheinungswelt die Geiſteswelt wiedergefunden. Aber wir haben Etwas voraus vor den Griechen, ſo wie auch vor den carteſianiſchen Schulen, wir haben Etwas vor ihnen voraus, nämlich: wir begannen unſeren philoſophiſchen Kreislauf mit einer Prüfung der menſchlichen Erkenntnisquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unſeres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daſs der Beweis für das Daſein Gottes, den Derſelbe noch beſtehen laſſen, nämlich der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daſs dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daſs Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt: „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Princip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Giordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiäner behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie beſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: „Philoſophie und Religion.“ Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kategoriſche: Das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität Beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: Wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer Beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: Es iſt nur *ein* Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: Die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläſſt jetzt den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuition zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen: die Narrheit beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch-Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jules David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis Beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal iſt, bis ſie Etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube, mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herrn Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer

Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Diſciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philoſophie aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, Dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs, und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibniz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daſs er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie Jener und kräftig wie Dieſer, und hat dabei noch einen konſtituierenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in Dieſen mehr der revolutionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, ſo geſchah Dieſes doch für einen Staat, der dem Princip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig.

Herr Schelling hingegen windet ſich wurmhaft in den Vorzimmern eines ſowohl praktiſchen wie theoretiſchen Abſolutismus, und er handlangert in der Jeſuitenhöhle, wo Geiſtesfeſſeln geſchmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er ſei noch immer unverändert derſelbe Lichtmenſch, der er einſt war, er verleugnet ſeine Verleugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verſchweigen: der Mann, welcher einſt am kühnſten in Deutſchland die Religion des Pantheismus ausgeſprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinſetzung des Menſchen in ſeine Gottesrechte am lauteſten verkündet, dieſer Mann iſt abtrünnig geworden von ſeiner eignen Lehre, er hat den Altar verlaſſen, den er ſelber eingeweiht, er iſt zurückgeſchlichen in den Glaubensſtall der Vergangenheit, er iſt jetzt gut katholiſch, und predigt einen außerweltlichen, perſönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erſchaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daſs der Menſch ſich dem Katholicismus*) zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie, und würden nur ſchlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daſs es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſolange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche ſagt, es ſei ein Naturgeſetz, daſs die Initiatoren gleich ſterben müſſen, ſobald ſie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, Das iſt nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: Wenn das Werk der Initiation vollbracht iſt, ſtirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und ſo können wir vielleicht das ſtrenge Urtheil, welches das denkende Deutſchland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die ſchwere, dicke Verachtung, die auf ihm laſtet, in ſtilles Mitleid verwandeln, und ſeinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgeſetzes, daſs Derjenige, der an das Ausſprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle ſeine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er dieſen Gedanken ausgeſprochen oder ausgeführt hat, erſchöpft dahinſinkt, dahinſinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme ſeiner ehemaligen Gegner.

---

*) „der Religion“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Nach ſolcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns ſo tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung Alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich, wenn ſie geſiegt hat, dieſe Meinung verlaſſen und ins feindliche Lager hinübertreten! Nach ſolcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerkſam machen, daſs nicht bloß Herr Joſeph Schelling, ſondern gewiſſermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beſchuldigen ſind. Fichte iſt noch zeitig genug geſtorben, ehe ſein Abfall von der eigenen Philoſophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant iſt der Kritik der reinen Vernunft ſchon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktiſchen Vernunft ſchrieb. Der Initiator ſtirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieſer letzte Satz wirkt ſo melancholiſch zähmend auf mein Gemüth, daſs ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laſſt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeſslich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräſentiert, eben ſo wie Kant und Fichte, eine der großen Phaſen unſerer philoſophiſchen Revolution, die ich in dieſen Blättern mit den Phaſen der politiſchen Revolution Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroriſtiſche Konvention und in Fichte das napoleoniſche Kaiſerreich ſieht, ſo ſieht man in Herrn Schelling die reſtaurierende Reaktion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächſt ein Reſtaurieren im beſſeren Sinne. Herr Schelling ſetzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er ſtrebte nach einer Verſöhnung von Geiſt und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltſeele. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die wir bei den altgriechiſchen Philoſophen finden, die erſt durch Sokrates mehr ins menſchliche Gemüth ſelbſt hineingeleitet wird, und die nachher ins Ideelle verfließt. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die, aus der alten, pantheiſtiſchen Religion der Deutſchen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracelſus die ſchönſten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Carteſianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende reſtaurierte er Dinge, wodurch er auch im ſchlechten Sinne mit der franzöſiſchen Reſtauration verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde ſchmählich herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, ſein Majordomus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und ſchor ihn, und der entſetzte Schelling lebte ſeitdem wie ein armſeliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffiſchen Charakter ſchon im Namen trägt und auf Latein Monacho monachorum heißt. Dort ſah ich ihn geſpenſtiſch umherſchwanken mit ſeinen großen blaſſen Augen und ſeinem niedergedrückten, abgeſtumpften Geſichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ ſich krönen zu Berlin, leider auch ein biſschen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie.

Unſere philoſophiſche Revolution iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geſchloſſen. Wir ſehen ſeitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphiloſophiſchen Lehre. Dieſe iſt, wie ich ſchon geſagt, in alle Wiſſenſchaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls angedeutet, muſste zugleich ans Licht treten. Dieſe Erſcheinungen ſind ſo vielfältig, daſs ſchon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier iſt die eigentlich intereſſante und farbenreiche Partie unſerer Philoſophiegeſchichte. Ich bin jedoch überzeugt, daſs es den Franzoſen nützlicher iſt, von dieſer Partie gar Nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren: manche Sätze der Naturphiloſophie, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, könnten bei euch großes Unheil anrichten. So Viel weiß ich, wäret ihr vor vier Jahren*) mit der deutſchen Naturphiloſophie bekannt geweſen, ſo hättet ihr nimmermehr die Juliusrevolution machen können. Zu dieſer That gehörte ein Koncentrieren von Gedanken und Kräften, eine edle Einſeitigkeit, eine gewiſſe Tugend, ein ſüffiſanter Leichtſinn, wie Deſſen nur eure alte Schule geſtattet. Philoſophiſche Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholiſche Inkarnationslehre allenfalls vertreten konnte, hätten eure Begeiſterung gedämpft, euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthiſtoriſch wichtig, daſs euer großer Eklektiker, der euch damals die deutſche Philoſophie lehren wollte, auch nicht das Mindeſte davon verſtanden hat*). Seine providentielle Unwiſſenheit war heilſam für Frankreich und für die ganze Menſchheit.

---

*) „im Jahre 1830" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ach, die Naturphiloſophie, die in manchen Regionen des Wiſſens, namentlich in den eigentlichen Naturwiſſenſchaften die herrlichſten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichſte Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialſte Denker und einer der größten Bürger Deutſchlands, ſeine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutſche Jugend für die Urrechte der Menſchheit, für Freiheit und Gleichheit, begeiſterte: ach! zu derſelben Zeit docierte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphiloſophiſchen Principien; zu derſelben Zeit predigte Herr Görres den Obſkurantismus des Mittelalters, nach der naturwiſſenſchaftlichen Anſicht, daß der Staat nur ein Baum ſei und in ſeiner organiſchen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müſſe, welches Alles ſo hübſch in der Korporations-Hierarchie des

---

*) „daß gewiſſe deutſche Sendlinge, die damals nach Paris kamen, um euch die deutſche Philoſophie zu lehren, auch nicht das Mindeſte davon verſtanden haben. Ihre providentielle ꝛc." ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Mittelalters zu finden ſei; zu derſelben Zeit proklamierte Herr Steffens das philoſophiſche Geſetz, wonach der Bauernſtand ſich von dem Adelſtand dadurch unterſcheidet, daſs der Bauer von der Natur beſtimmt ſei, zu arbeiten ohne zu genießen, der Adlige aber berechtigt ſei, zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir ſagt, hat ein Krautjunker in Weſtphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Harthauſen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußiſche Regierung angeht, den konſequenten Parallelismus, den die Philoſophie im ganzen Weltorganismus nachweiſt, zu berückſichtigen, und die politiſchen Stände ſtrenger abzuſcheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, ſo gebe es auch vier analoge Elemente in der Geſellſchaft, nämlich Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man ſolche betrübende Thorheiten aus der Philoſophie emporſproſſen und zur ſchädlichſten Blüthe gedeihen ſah; wenn man überhaupt bemerkte, daſs die deutſche Jugend, verſenkt in metaphyſiſchen Abſtraktionen, der nächſten Zeitintereſſen vergaß und untauglich wurde für das praktiſche Leben, ſo muſſten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philoſophie empfinden, und Einige gingen ſo weit, ihr als einer müßigen, nutzloſen Luftfechterei ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht ſo thöricht ſein, dieſe Malkontenten ernſthaft zu widerlegen. Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige, das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daſs wir erſt unſere Philoſophie und hernach unſere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodiſches Volk, wie wir, muſſte mit der Reformation beginnen, konnte erſt hierauf ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politiſchen Revolution übergehen. Dieſe Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philoſophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abſchlagen. Die Philoſophie hätte aber nimmermehr die Köpfe brauchen können, die von der Revolution, wenn dieſe ihr vorherging, abgeſchlagen worden wären. Laſſt euch aber nicht bange ſein, ihr deutſchen Republikaner; die deutſche Revolution wird darum nicht milder und ſanfter ausfallen, weil ihr die Kant'ſche Kritik, der Fichte'ſche Transcendentalidealismus und gar die Naturphiloſophie vorausging. Durch dieſe

Doktrinen haben ſich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo ſie hervorbrechen und die Welt mit Entſetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorſchein kommen, die auch in der Erſcheinungswelt von keiner Pietät etwas wiſſen wollen, und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unſeres europäiſchen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen ſind; denn ſie leben im Geiſt, ſie trotzen der Materie, gleich den erſten Chriſten, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüſſe bezwingen konnte; ja, ſolche Transcendentalidealiſten wären bei einer geſellſchaftlichen Umwälzung ſogar noch unbeugſamer als die erſten Chriſten, da dieſe die irdiſche Marter ertrugen, um dadurch zur himmliſchen Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealiſt aber die Marter ſelbſt für eitel Schein hält und unerreichbar iſt in der Verſchanzung des eigenen Gedankens. Doch noch ſchrecklicher als Alles wären Naturphiloſophen, die handelnd eingriffen in eine deutſche Revolution und ſich mit dem Zerſtörungswerk ſelbſt identificieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtiert: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daſs er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daſs er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daſs alsdann in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu ſiegen, ſondern bloß um zu kämpfen. Das Chriſtenthum — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt — hat jene brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo Viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht*). Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome... Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen, und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löſchen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, über den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher, und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wiſſt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrika's werden die Schwänze einkneifen und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. Jetzt iſt es freilich ziemlich ſtill; und gebärdet ſich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, ſo glaubt nur nicht, Dieſe würden einſt als wirkliche Akteure auftreten. Es ſind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erſcheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen ſollen.

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Es heißt dort: „Dann — und, ach! dieſer Tag wird kommen — erheben ſich die alten ſteinernen Götter ꝛc.“

Der Herausgeber.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppieren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Ich rathe euch, ihr Franzoſen, verhaltet euch alsdann ſehr ſtille, und bei Leibe! hütet euch zu applaudieren. Wir könnten Das leicht miſsverſtehen und euch, in unſerer unhöflichen Art, etwas barſch zur Ruhe verweiſen; denn wenn wir früherhin, in unſerem ſervil verdroſſenen Zuſtande euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit eher im Übermuthe des jungen Freiheitsrauſches. Ihr wiſſt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtande vermag. —

und ihr ſeid nicht mehr in einem ſolchen Zuſtande. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deſshalb ſage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutſchland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Alliance mitſammt allen Kroaten und Koſaken. Denn erſtens liebt man euch nicht in Deutſchland, welches faſt unbegreiflich iſt, da ihr doch ſo liebenswürdig ſeid, und euch bei eurer Anweſenheit in Deutſchland ſo viel Mühe gegeben habt, wenigſtens der beſſern und ſchönern Hälfte des deutſchen Volks zu gefallen. Und wenn dieſe Hälfte euch auch liebte, ſo iſt es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundſchaft euch alſo wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einſt im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutſcher, daſs man Rache an den Franzoſen nehmen müſſe für Konradin von Staufen, den ſie zu Neapel geköpft. Ihr habt Das gewiſs längſt vergeſſen. Wir aber vergeſſen Nichts. Ihr ſeht, wenn wir mal Luſt bekommen mit euch anzubinden, ſo wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich euch daher auf eurer Hut zu ſein. Es mag in Deutſchland vorgehen, was da wolle, es mag der

Kronprinz von Preußen *) oder der Doktor Wirth zur Herrſchaft gelangen, haltet euch immer gerüſtet, bleibt ruhig auf eurem Poſten ſtehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich ſchier erſchreckt, als ich jüngſt vernahm, eure Miniſter beabſichtigten, Frankreich zu entwaffnen. —

Da ihr trotz eurer jetzigen Romantik geborene Klaſſiker ſeid, ſo kennt ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die ſich dort bei Nektar und Ambroſia erluſtigen, ſeht ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von ſolcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es iſt die Göttin der Weisheit.

---

*) „der Prinz von Kyritz" ſteht in dem älteſten Originalmanuſkript.

Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. Heine's
ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Sechſter Band.

Über Deutſchland. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Über Deutschland

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Die romantiſche Schule.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Die romantiſche Schule.

Vorbericht zur erſten Auflage. I. II. 5
Vorrede zur zweiten Auflage 11
Erſtes Buch. Die deutſche Literatur bis zu Goethe's Tode. 13
Zweites Buch. Die Romantiker.
  1. Die Gebrüder Schlegel 105
  2. Ludwig Tieck 133
  3. Schelling's Einfluſs auf die romantiſche Schule 154
  4. Hoffmann und Novalis 171
Drittes Buch. Die Romantiker (Fortſetzung).
  1. Clemens Brentano 185
  2. Achim von Arnim 204
  3. Jean Paul 221
  4. Zacharias Werner. — De la Motte Fouqué . 233
  5. Ludwig Uhland 254
  6. Nachwort 271
Anhang. (Victor Couſin) 281

Vorwort des Herausgebers.

Der größte Theil des vorliegenden Bandes (vgl. die Anmerkung auf S. 220) ward zuerſt in franzöſiſcher Sprache während des Jahres 1833 in der „Europe littéraire“ abgedruckt, und erſchien noch im ſelben Jahre in deutſcher Verſion unter dem Titel: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ (Zwei Theile; Paris und Leipzig, Heideloff und Campe). Auch die erſte franzöſiſche Ausgabe des Buches „De l'Allemagne“ (Paris, Eugène Renduel, 1835) enthielt noch nicht die ſpäteren Ergänzungen des dritten Buches; dieſe wurden vielmehr erſt der zweiten deutſchen Ausgabe beigefügt, welche 1836 unter dem Titel: „Die romantiſche Schule“ herauskam. Die neue Auflage ward nöthig, da zufolge des (auf S. VIII des Vorworts zum fünften Bande erwähnten) Bundesbeſchluſſes vom 5. Juli 1832 der Vertrieb der früheren, im Ausland publicierten Ausgabe faſt in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Alles politiſch Verfängliche ward vom Rothſtift des Cenſors ausgemerzt, und erſt in der vorliegenden Ausgabe ſind die dadurch entſtandenen zahlreichen Lücken nach ſorgfältiger Vergleichung mit dem noch vorhandenen Originalmanuſkript wieder ausgefüllt worden.

Der letzte Abſchnitt des dritten Buches, das Nachwort zur deutſchen Ausgabe der „Romantiſchen Schule," bildete, wie ſchon im Vorwort zum fünften Bande bemerkt ward, die Vorrede zur erſten Auflage der franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland."

Aus dem Originalmanuſkript ergänzte ich:

S. 12 glorreiche

S. 12 Dem Mitleid der ewigen Götter — Gedanken ſeiner Schriftſteller.

S. 37 und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird.

S. 51 Wir hätten auch den Napoleon — S. 52 unſeren Fürſten befohlen wird.

S. 93 Aber nein, das Wiſſen — S. 94 die große Tochter der Reformation.

S. 101 War es Reſpekt — S. 102 aber die Könige behalten wir.

S. 112 die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München,

S. 136 Aber man muſs auch — S. 138 Kuppler und Artiſten.

S. 147 Aber ſie iſt nur ein Zeichen — S. 148 daſs er wirklich wahnſinnig iſt.

S. 159 nämlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda, deren Hauptquartier zu München.

S. 160 und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört.

S. 161 beauftragt von der heiligen Alliance,

S. 162 Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig — dient er bis auf dieſe Stunde, und

S. 220 O! ich möchte — der ganze Spuk wäre zu Ende.

S. 251 wo, wie ihr wiſſt, alles Ruſſiſche gut aufgenommen wird;

S. 263 die nicht mehr von den Erinnerungen des ſogenannten Freiheitskrieges zehren.

S. 270 Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt — Vorwärts!

S. 275 Das deutſche Mittelalter — langweilig ſaugt?

S. 279, Zeile 3 v. o., heiligen

S. 283 Dabei iſt er ein liebendes Gemüth — S. 284 nicht mehr ſchlägt?

Aus den franzöſiſchen Ausgaben ergänzte ich folgende Stellen:

S. 107 und er ahnte nicht — die Felſen zerbarſten,

S. 149 Unter den genannten Dramen — S. 150 die Neuzeit hervorgebracht hat.

S. 150 Das Buch lieſt ſich faſt — S. 152 von ſeinem Werk machen würde?

S. 153 Hat aber der alte Cervantes — durchgehechelt wird.

S. 165 Ich habe hier nur — durch die Philoſophie retten will.

S. 170 Laſſen wir die Jeſuiten — dem Schelling von ehemals gleicht.

In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlt die Diatribe gegen Victor Couſin und die Stelle (auf S. 166), welche zu derſelben in Bezug ſtand. Außerdem ſind nur eine Stelle auf S. 19 ff. und zwei Ausdrücke auf S. 111 und S. 159 gemildert.

Eine ziemlich vollſtändige engliſche Überſetzung der älteſten deutſchen Ausgabe dieſes Werkes erſchien 1836 in Boſton (James Munroe & Co.) unter dem Titel: Letters, auxiliary to the history of modern polite literature in Germany, by Heinrich Heine; translated from the German by G. W. Haven.

Über Deutſchland.

Die romantiſche Schule.

(1833.)

1*

Vorbericht zur erſten Auflage.

I.

Obgleich dieſe Blätter, die ich für die Europe littéraire, eine hieſige Zeitſchrift, geſchrieben habe, erſt die Einleitung zu weiteren Artikeln bilden, ſo muſs ich ſie doch jetzt ſchon dem vaterländiſchen Publikum mittheilen, damit kein Dritter mir die Ehre erzeigt, mich aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche zu überſetzen.

In der Europe littéraire fehlen einige Stellen, die ich hier vollſtändig abdrucke; die Ökonomie der Zeitſchrift verlangte einige geringfügige Auslaſſungen. An Druckfehlern ließ es der deutſche Setzer eben ſo wenig fehlen wie der franzöſiſche. Das hier zum Grunde gelegte Buch der Frau von Staël heißt: „De l'Allemagne.“ Ich kann zugleich nicht umhin, eine Anmerkung zu berichtigen, womit die Redaktion der Europe littéraire dieſe Blätter begleitet hat. Sie bemerkte nämlich, „daſs dem katholiſchen Frankreich die deutſche Literatur von einem proteſtantiſchen Standpunkte aus dargeſtellt werden müſſe.“ Vergebens war meine Einwendung, „es gäbe kein katholiſches Frankreich; ich ſchriebe für kein katholiſches Frankreich; es ſei hinreichend, wenn ich ſelbſt erwähne, daſs ich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche gehöre; dieſe Erwähnung, indem ſie bloß das Faktum ausſpricht, daſs ich das Vergnügen habe, in einem lutheriſchen Kirchenbuche als ein evangeliſcher Chriſt zu paradieren, geſtatte ſie mir doch in den Büchern der Wiſſenſchaft jede Meinung, ſelbſt wenn ſolche dem proteſtantiſchen Dogma widerſpräche, vorzutragen, — wohingegen die Anmerkung, ich ſchriebe meine Aufſätze vom proteſtantiſchen Standpunkte aus, mir eine dogmatiſche Feſſel anlegen würde.“ — Vergebens, die Redaktion der Europe hat ſolche ſubtile, tüdeſke Diſtinktionen unbeachtet gelaſſen. Ich berichte Dieſes zum Theil, damit man mich nicht einer Inkonſequenz zeihe, zum Theil auch damit mich nicht gar der läppiſche Argwohn trifft, als wollte ich auf kirchliche Unterſcheidungen einen Werth legen.

Da die Franzoſen unſere deutſche Schulſprache nicht verſtehen, habe ich bei einigen, das Weſen

Gottes betreffenden Erörterungen diejenigen Ausdrücke gebraucht, mit denen ſie durch den apoſtoliſchen Eifer der Saint-Simoniſten vertraut geworden ſind; da nun dieſe Ausdrücke ganz nackt und beſtimmt meine Meinung ausſprechen, habe ich ſie auch in der deutſchen Verſion beibehalten. Junker und Pfaffen, die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deſshalb zu depopulariſieren geſucht, mögen immerhin jene Ausdrücke miſsbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beſchuldigen: ſie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simoniſten; ſie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rückſichten ſollen mich jedoch verleiten, meine Anſicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verſchleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, daſs ich meine Gedanken nicht gehörig verſtecke, daſs ich die delikateſten Gegenſtände ſchonungslos enthülle, daſs ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde ſoll mich davon abhalten, über die wichtigſte Frage der Menſchheit, über das Weſen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszuſprechen.

Ich gehöre nicht zu den Materialiſten, die den Geiſt verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geiſt zurück, ich durchgeiſtige ſie wieder, ich heilige ſie.

Ich gehöre nicht zu den Atheiſten, die da verneinen; ich bejahe.

Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesleugner. Solche ſchweigende Verleugnung wird jetzt ſogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Mißbegriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen.

Anfang und Ende aller Dinge iſt in Gott.

Geſchrieben zu Paris, den 2. April 1833.

Heinrich Heine.

II.

Die Vorrede des erſten Theiles dieſes Buches mag auch das Erſcheinen des zweiten Theiles rechtfertigen. Jener beſprach die Geſchichte der romantiſchen Schule im Allgemeinen, Dieſer beſpricht die Häuptlinge derſelben insbeſondere. In einem dritten und vierten Theile wird nachträglich von den übrigen Helden des Schlegel'ſchen Sagenkreiſes, dann auch von den Tragödiendichtern aus der letzten Goethe'ſchen Zeit, und endlich von den Schriftſtellern meiner eigenen Zeit die Rede ſein.

Eindringlich bitte ich den geneigten Leſer, nicht zu vergeſſen, daſs ich dieſe Blätter für die Europe littéraire geſchrieben, und mich den Beſchränkungen, welche dieſes Journal in Hinſicht der Politik vorzeichnet, einigermaßen fügen muſſte.

Da ich ſelber die Korrektur dieſes Buches beſorgt, ſo bitte ich eine etwa zu große Menge

Druckfehler zu entſchuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir, daſs ich es auch an ſonſtigen Verſehen nicht fehlen laſſen. Sehr ernſthaft muſs ich hier berichten, daſs der Kaiſer Heinrich kein Enkel des Barbaroſſa iſt, und daſs Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger iſt, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnim's iſt unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in dieſen Blättern mal behauptet, die höhere Kritik in Deutſchland habe ſich nie mit Hoffmann beſchäftigt, ſo vergaß ich ausnahmsweiſe zu erwähnen, daſs Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteriſtik Hoffmann's geſchrieben hat.

Paris, den 30 Juni 1833.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Den beträchtlichſten Theil dieſer Blätter, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaſſt und an Franzoſen gerichtet ſind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutſcher Verſion, unter dem Titel „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland,“ dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel: „Die romantiſche Schule“ verdienen; denn ich glaube, daſs es dem Leſer die Hauptmomente der literariſchen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreuſamſte veranſchaulichen kann.

Es war meine Abſicht, auch die ſpätere Periode unſerer Literatur in ähnlicher Form zu beſprechen; aber dringendere Beſchäftigungen und äußere Verhältniſſe erlaubten mir nicht, unmittelbar ans Werk zu gehen. Überhaupt iſt die Art der Behandlung und die Weiſe der Herausgabe bei meinen letzten Geiſteserzeugniſſen immer von zeitlichen Umſtänden bedingt geweſen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ als einen zweiten Theil des „Salon“ publicieren müſſen; und doch ſollte dieſe Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutſche Literatur bilden. Ein beſonderes Mißgeſchick, das mich bei dieſem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits durch die Tagespreſſe zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte, mein Buch eigenmächtig verſtümmelt zu haben, hat dieſer Beſchuldigung durch daſſelbe Organ widerſprochen; er erklärte jene Verſtümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben iſt.

Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die ſchutzloſen Gedanken ſeiner Schriftſteller. —

Geſchrieben zu Paris, im Herbſt 1835.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Frau von Staël's Werk De l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen, und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Übergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte*), „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.“

---

*) Dieſer Zwiſchenſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evolutionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode,“ mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne ankündige, muſs ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier in der Form eines Buches gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſierten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem

Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, da iſt das Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in direktem Widerſpruche ſind, da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daſs ſie, außer den unbewuſſten, auch noch bewuſſte Parteilichkeiten ausübt, daſs ſie durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondieren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch ſeine Apologie der Deutſchen eine indirekte Satire gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen ſie beförderte, ſo meinte ich die romantiſche Schule. Daſs dieſe in Deutſchland ganz etwas Anders war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daſs ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, Das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts Anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben, manifeſtiert hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. Ich weiß nicht, ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar miſsfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel u. ſ. w. abkonterfeit ſieht, eine Blume, die durchaus nicht häſslich, ſondern nur geſpenſtiſch iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen, die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. In ſolcher Hinſicht wäre dieſe Blume das geeignetſte Symbol für das Chriſtenthum ſelbſt, deſſen ſchauerlichſter Reiz eben in der Wolluſt des Schmerzes beſteht*).

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Chriſtenthum nur den römiſchen Katholicismus verſteht, ſo muſs ich doch beſonders bevorworten, daſs ich nur von letzterem ſpreche**). Ich ſpreche von jener Religion, in deren erſten Dogmen eine Verdammnis alles Fleiſches enthalten iſt, und die dem Geiſte nicht bloß eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen***); ich ſpreche von jener

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe lautet der obige Satz: „Ich muſs ausdrücklich bemerken, daſs, indem ich mich des Ausdruckes Chriſtenthum bediene, ich weder von einer ſeiner Kirchen, noch von irgend einem Prieſterthum (sacerdoce), ſondern vielmehr von der Religion ſelbſt ſpreche, — von jener Religion, in deren erſten Dogmen ꝛc.“

Der Herausgeber.

***) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe hat Heine die nachfolgende Stelle in folgender Weiſe gemildert: „Erhaben und göttlich in ihrem Princip, aber, ach! zu uneigennützig für dieſe unvollkommene Welt, wird eine ſolche Reli-

Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammnis des Fleiſches die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geiſt zu ſein, die Hypokriſie ſich ausbilden muſſte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Deſpotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen, daſs auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindicieren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualismus

---

gjon die ſicherſte Stütze der Deſpoten, welche jene abſolute Verwerflichkeit der irdiſchen Güter, jene naive Demuth, jene fromme Geduld und himmliſche Entſagung, die von den heiligen Apoſteln gepredigt worden, zu ihrem Vortheile auszubeuten gewuſſt haben. Minder ſanftmüthige Prediger ſind ſeitdem aufgeſtanden, und in ihren ſchrecklichen Worten zeigen ſie die praktiſchen Schwierigkeiten und geſellſchaftlichen Gefahren der nazareniſchen Lehren; ſie laſſen ſich nicht mehr ꝛc."

Der Herausgeber.

jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daſs die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphinx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch leugnen wir hier den Nutzen, den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaktion gegen den grauenhaft koloſſalen Materialismus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pièces justificatives der franzöſiſchen Revolution bilden; wie uns der Terrorismus eines comité du salut public als nothwendige Arznei erſcheint, wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft geleſen: ſo erkennt man auch die Heilſamkeit des ascetiſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher, die man als pièces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daſs es wohl der chriſtlichen Disciplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmal eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genuſsfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinierte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Überreiz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosporus wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie, die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcherte, ſich an dem ſiegenden Feinde rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, ſo liſtig zu überliefern wuſste? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daſs Helm und Harniſch ſeinen welkenden Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, Das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilſam auf die übergeſunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civiliſation. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große geniale Inſtitutionen die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewuſſt.

Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt, und Das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſificieren.

Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſein; denn letztere exiſtierten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz chriſtlich; denn, wenn die heilige Poeſie auch ausſchließlich das jüdiſche Volk, welches für das allein heilige galt, und deſſen Geſchichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Teſtamentes, die Legende, kurz die Kirche beſang, ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat,“ ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegation, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno“ für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus ins Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von dem erſteren, wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in „Barlaam und Joſaphat“ die höchſte Einfachheit, nirgends iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang mageren, ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgeſang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutſchen Gemälden, das Beiwerk faſt zur Hauptſache, und trotz der grandioſen Anlage iſt doch das Einzelne aufs kleinlichſte ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Konception eines Rieſen oder die Geduld eines Zwergs bewundern ſoll. Ottfried's Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poeſie zu rühmen pflegt, iſt lange nicht ſo ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poeſie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerſt den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrſcht noch die ganze vorchriſtliche Denk- und Gefühlsweiſe, da iſt die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da ſtehen noch wie Steinbilder die ſtarren Kämpen des Nordens, und das ſanfte Licht und der ſittige Athem des Chriſtenthums dringt noch nicht durch die eiſernen Rüſtungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermaniſchen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt, und es entſteht ein lichter Kampfplatz, wo der Chriſt mit dem Heiden kämpft; und Dieſes ſehen wir im Sagenkreis Karl's des Großen, worin ſich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abſpiegeln. Nun aber, aus der chriſtlich ſpiritualiſierten Kraft, entfaltet ſich die eigenthümlichſte Erſcheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das ſich endlich noch ſublimiert als ein geiſtliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, ſehen wir am anmuthigſten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Courtoiſie und die abenteuerlichſte Kampfluſt herrſcht. Aus den ſüß närriſchen Arabesken und phantaſtiſchen Blumengebilden dieſer Gedichte grüßen uns der köſtliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben dieſem Sagenkreis ſehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral“, worin das geiſtliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioſeſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier ſtehen wir der romantiſchen Poeſie gleichſam perſönlich gegenüber, wir ſchauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und ſie umſtrickt uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Endlich ſehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem chriſtlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieſer ſogar frondiert wird, wo der Dichter ſich den Ketten der abſtrakten chriſtlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig ſich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es iſt eben nicht der ſchlechteſte Dichter, der uns das

Hauptwerk dieſer Richtung, „Triſtan und Iſolde,“ hinterlaſſen hat. Ja, ich muſs geſtehen, Gottfried von Straßburg, der Verfaſſer dieſes ſchönſten Gedichts des Mittelalters, iſt vielleicht auch deſſen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt, den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiſs für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceska da Polenta*) und ihr ſchöner Freund muſſten theuer dafür büßen, daſs ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daſs ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche

---

*) „Franceska von Rimini“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antike Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Miſsverſtändniſſen. Nämlich, die Künſtler ſollen ihren Stoff immer plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſein, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, ebenſo wie in der antiken Kunſt, die Hauptſache ſein. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Komödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daſs die plaſtiſchen Geſtalten in der antiken Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee, die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daſs die Irrfahrten des Odyſſeus gar nichts Anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odyſſeus hieß; daſs ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts Anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuſs, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts Anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt: wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daſs er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daſs ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftiger Weiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen.

Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche

Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Überſchwängliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen, das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Ausgeburten der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht Viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die recitierenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen muſſten, ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen. Daher in Skulptur und Malerei jene abſcheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heilige, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchieffromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll, ſo erfaſſt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaſsbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch muſſten auch ſie, die Maler, mit den widerwärtigſten Leidensgeſtalten die ſeufzende Leinwand belaſten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldeſammlung betrachtet und Nichts als Blutſcenen, Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht, ſo ſollte man glauben, die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Galerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es, die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiäner wuſſten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoß des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne dame du comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt*).

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben lautet dieſer Satz: „Die Jungfrau Maria war die Burgfrau (la dame châte-

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtationen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonierten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt: die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt, dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daſs man ſie für ausgeſchnitzelt, daſs

---

laine) der katholiſchen Kirche, welche die Ritter des Nordens mit ihrem ſüßen himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.“

Der Herausgeber.

man ſie für Brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte, dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wuſſte, daſs er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daſs ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht.

Aber die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformation ſchwand allmählich die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen ſteckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel ſchützte ſie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeſchichte iſt nicht jedes Ereignis die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereigniſſe bedingen ſich vielmehr wechſelſeitig. Keineswegs bloß durch die griechiſchen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigriert, iſt die Liebe für das Griechenthum und die Sucht, es nachzuahmen, bei uns allgemein geworden, ſondern auch in der Kunſt, wie im Leben, regte ſich ein gleichzeitiger Proteſtantismus; Leo X., der prächtige

Mediäer, war ein eben ſo eifriger Proteſtant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtierte, ſo proteſtierte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nymphengeſichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtierenden Gegenſatz zu dem altdüſtern, abgehärmten Katholicismus? Die Maler Italiens polemiſierten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, Das iſt Alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die, welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals, als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frei, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit, aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten beſangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neuklaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet, ſo gewann hier jene neuklaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluſs des großen Königs verbreitete ſich dieſe neuklaſſiſche Poeſie im übrigen Europa: in Italien, wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Kolorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Verſailles unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Gottſched, jene große Allongeperücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius, der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeſchmacktheit jener Nachahmungen des franzöſiſchen Theaters, das ſelbſt wieder dem Griechiſchen nachgeahmt ſchien. Aber nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſeine eignen Kunſtwerke ward er der Stifter der neuern deutſchen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geiſtes, alle Seiten des Lebens verfolgte dieſer Mann mit Enthuſiasmus und Uneigennützigkeit. Kunſt, Theologie, Alterthumswiſſenſchaft, Dichtkunſt, Theaterkritik, Geſchichte, Alles trieb er mit demſelben Eifer und zu demſelben Zwecke. In allen ſeinen Werken lebt dieſelbe große ſociale Idee, dieſelbe fortſchreitende Humanität, dieſelbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Meſſias wir noch erwarten. Dieſe Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüſte. Und dann fehlte ihm auch die Kunſt, den Stein in Brot zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Armuth und Drangſal; Das iſt ein Fluch, der faſt auf allen großen Geiſtern der Deutſchen laſtet, und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird. Mehr als man ahnte, war Leſſing auch politiſch bewegt, eine Eigenſchaft, die wir bei ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht finden; wir merken jetzt erſt, was er mit der Schilderung des Duodezdeſpotismus in „Emilia Galotti" gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geiſtesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn ſeine theologiſchen Schriften verſtand man ſchon beſſer. Die

Fragmente „über Erziehung des Menſchengeſchlechts,“ welche Eugène Rodrigue ins Franzöſiſche überſetzt hat, können vielleicht den Franzoſen von der umfaſſenden Weite des Leſſing'ſchen Geiſtes einen Begriff geben. Die beiden kritiſchen Schriften, welche den meiſten Einfluſs auf die Kunſt ausgeübt, ſind ſeine „Hamburgiſche Dramaturgie“ und ſein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.“ Seine ausgezeichnetſten Theaterſtücke ſind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weiſe.

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren zu Camenz in der Lauſitz den 22. Januar 1729, und ſtarb zu Braunſchweig den 15. Februar 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit ſeiner Polemik das Alte zerſtörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit ſelber etwas Neues und Beſſeres ſchuf; er glich, ſagt ein deutſcher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshauſe weiter bauten. Es iſt hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Leſſing ſagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs er in der ganzen Literaturgeſchichte derjenige Schriftſteller iſt, den ich am meiſten liebe.

Noch eines anderen Schriftſtellers, der in demſelben Geiſte und zu demſelben Zwecke wirkte und Leſſing's nächſter Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; ſeine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeſchichte einen ganz einſamen Platz einnimmt, und ſein Verhältnis zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahre 1803.

5

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue, wo Jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. Wenn ich da unter ſo vielen unbedeutenden Leichen den Leſſing oder den Herder ſehe mit ihren erhabenen Menſchengeſichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne euch flüchtig die blaſſen Lippen zu küſſen!

Wenn aber Leſſing die Nachahmerei des franzöſiſchen Aftergriechenthums gar mächtig zerſtörte, ſo hat er doch ſelbſt, eben durch ſeine Hinweiſung auf die wirklichen Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums, gewiſſermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorſchub geleiſtet. Durch ſeine Bekämpfung des religiöſen Aberglaubens beförderte er ſogar die nüchterne Aufklärungsſucht, die ſich zu

Berlin breit machte, und im ſeligen Nicolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere blies ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr, wenn man etwa glaubt, daſs Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſei. Sein „Götz von Berlichingen“ und ſein „Werther“ waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den „Götz“ und den „Werther“ hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt Niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der „Götz“ war ein dramatiſierter Ritterroman, und dieſe Gattung liebte man damals. In dem „Werther“ ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings, der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daſs die

Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt worden, ſeinen Lebensüberdruſs geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buche noch mehr Beſprechung; einige Narren verfielen auf die Idee, ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todtzuſchießen; das Buch machte durch ſeinen Stoff einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da Dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter, mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Ramler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrſchte Iſſland mit ſeinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen*).

Dieſe Literatur war es, wogegen ſich während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gérants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentiert haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage: Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die Schlegel'ſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſing's, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daſs Jener ſo ſtark und Dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproducierenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines

---

*) In der älteren deutſchen Ausgabe fehlt das Wort „bürgerlich,“ und ſtatt „banal“ ſteht „trivial.“ Der Satz lautet in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe: „Indeſs wollen wir gern einräumen, daſs der Verfaſſer des „Oberon“ und des „Ariſtipp“ ſeine großen Erfolge verdient hat; er beſchenkte Deutſchland mit ſchönen und nützlichen Werken, er war ein Rieſe neben Iſſland, der das Theater mit ſeinen bürgerlichen Dramen, und Kotzebue, der es mit ſeinen zahlloſen Luſtſpielen beherrſchte.“

Der Herausgeber.

Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändnis gebracht werden muſſten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch Dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlte ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall*). Man fabelt Mancherlei von dem Einfluſs des Fichte'ſchen Idealismus und der Schelling'ſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läſſt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluſs einiger Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluſs einer Philoſophie**). Herr Schelling, der da-

---

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schluſſe des Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Hier folgt in der älteren deutſchen Ausgabe die nachſtehende Stelle: „Und Dieſes erklärt ſich ſchon aus dem einmals in Jena docierte, hat freilich perſönlich großen Einfluſs auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, es ſei noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſiert den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den Poëten ihrer Schule beſtellten, keine feſte Theorie angeben konnten, ſo erſetzten ſie dieſen Mangel dadurch, daſs ſie die beſten Kunſtwerke der Vergangenheit als Muſter

---

fachen Grunde, weil damals ſchon Fichte's Philoſophie in ſich ſelbſt zerfallen und Fichte ſelbſt ſie durch Beimiſchung Schelling'ſcher Sätze ungenießbar gemacht hat, und weil anderen Theils Herr Schelling nie eine Philoſophie aufgeſtellt, ſondern nur ein vages Philoſophieren, ein unſicheres Improviſieren poetiſcher Philoſopheme, verbreitet hat. Vielleicht aus dem Fichte'ſchen Idealismus, jenem tiefironiſchen Syſteme, wo das Ich dem Nicht-Ich entgegengeſetzt iſt und dieſes vernichtet, nahm die romantiſche Schule die Lehre von der Ironie, die der ſelige Solger beſonders ausgebildet hat, die auch die Herren Schlegel anfänglich als das Weſen der Kunſt angeſehen, ſpäter aber als unfruchtbar erfunden und gegen die poſitiveren Axiome der Schelling'ſchen Identitätslehre vertauſcht haben. Herr Schelling, der damals in Jena docierte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß ꝛc."

Der Herausgeber.

anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Überſetzung des Shakſpeare's, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre*). Auch wurde dieſe Überſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit, als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmiert hatte. Später, als Dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakſpeare angeprieſen; denn bei Jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten: Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Komödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſche Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der „Andacht zum Kreuz,“

---

*) Vgl. Heine's Sämmtl. Werke, Bd. III, S. 181.

oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im „ſtandhaften Prinzen"; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit, wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen*) in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne, dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und Das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man Folgendes erzählt. Sie hatte bemerkt, daſs ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in

---

*) „von Obrigkeitswegen," fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elixir enthielt; ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daſs ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks nicht bloß wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo Viel eingeſchluckt, daſs er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau von Staël ſo ſehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daſs es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütiert, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifacius, und ich komme, euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman: „Sternbald's Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen

Unbeholfenheit kundgiebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man Nichts mehr wiſſen, kaum einmal von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muſs man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muſs man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube, jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graciöſe, als daſs man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muſs ſich dieſe altitaliäniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitaliäniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort, wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andre Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man gleich heiligen Reliquien blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaſs jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber, auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem, wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit, wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich-altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort, und wahrlich, nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten wie das deutſche, und mehr noch als der traurige Zuſtand, worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrſchaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer beſiegten Fürſten, die ſie zu den Füßen Napoleon's kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muſs, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen, wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daſs nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adliger Wachskerzen auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden, wie wir Solches mit hinlänglicher Rührung in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübnis fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hilfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein Anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen Heerſcharen war nicht mehr zu rechnen, und man muſste vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden.

Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unſere Fürſten, während ſie hofften, durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben ſie auch zugleich dem Gedanken Raum, daſs die zuſammengefaſſten Kräfte ihrer Völker dabei ſehr mitwirkſam ſein möchten, man ſuchte in dieſer Abſicht den Gemeinſinn unter den Deutſchen zu wecken, und ſogar die allerhöchſten Perſonen ſprachen jetzt von deutſcher Volksthümlichkeit, vom gemeinſamen deutſchen Vaterlande, von der Vereinigung der chriſtlich germaniſchen Stämme, von der Einheit Deutſchlands. Man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unſere Fürſten befehlen.

Man muſs ſich aber unter dieſem Patriotismus nicht daſſelbe Gefühl denken, das hier in Frankreich dieſen Namen führt. Der Patriotismus des Franzoſen beſteht darin, daſs ſein Herz erwärmt wird, durch dieſe Wärme ſich ausdehnt, ſich erweitert, daſs es nicht mehr bloß die nächſten Angehörigen, ſondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civiliſation mit ſeiner Liebe umfaſſt. Der Patriotismus des Deutſchen hingegen beſteht darin, daſs ſein Herz enger wird, daſs es ſich zuſammenzieht, wie Leder in der Kälte, daſs er das Fremdländiſche haſſt, daſs er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, ſondern nur ein enger Deutſcher ſein will. Da ſahen wir nun das idealiſche Flegelthum, das Herr Jahn in Syſtem gebracht; es begann die ſchäbige, plumpe, ungewaſchene Oppoſition gegen eine Geſinnung, die eben das Herrlichſte und Heiligſte iſt, was Deutſchland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menſchenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unſere großen Geiſter, Leſſing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutſchland immer gehuldigt haben.

Was ſich bald darauf in Deutſchland ereignete, iſt euch allzu wohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Koſaken die beſten Kräfte des Napoleon zerſtört hatten, erhielten wir Deutſche den allerhöchſten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzu lang ertragenen Knechtſchaft, und wir begeiſterten uns durch die guten Melodien und ſchlechten Verſe der Körner'ſchen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit: denn wir thun Alles, was uns von unſeren Fürſten befohlen wird.

In der Periode, wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, muſſte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles Deutſch-Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirierte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirierte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nämlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphierte auch definitiv die volksthümlich-germaniſch-chriſtlich-romantiſche Schule, die „neu-deutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaktion nicht aus, welche jeder Übertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaktion gegen die brutale Herrſchaft des imperial-römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaktion gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaktion gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaktion gegen die Wiedereinführung jener katholiſch-feudaliſtiſchen Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nämlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewuſst, daſs dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daſs ſie in ihrer kunſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daſs der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fieſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das Unerklärbar-Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten, Dieſe entſchloſſen ſich, zu derſelben Hippokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakulöſe

Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti mit der Milch ſeiner Eſelin die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schoß der alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Übergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Clemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schoße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Übertritt zum Katholicismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſcharenweis das evangeliſche Glaubensbekenntnis und die Vernunft*) abſchworen, war weit größer.

Wenn man nun ſah, wie dieſe jungen Leute vor der römiſch-katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten, da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daſs eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daſs es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher mit den ſüßen Tönen der Romantik die deutſche Jugend ſo verderblich zu verlocken wuſſte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln*), da entſtand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geiſtesfreiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland.

---

*) Die Worte: „und die Vernunft“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ich habe Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; ich hoffe aber, daſs man mich, obgleich ich mich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche bekenne, keiner Parteilichkeit für letztere beſchuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Parteilichkeit habe ich Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammengenannt; und in der That, es beſteht in Deutſchland ein freundſchaftliches Verhältnis zwiſchen beiden. Auf jeden Fall ſind ſie beide verwandt, und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der proteſtantiſchen Kirche manche fatale Engſinnigkeit vorwirft, ſo muſs man doch zu ihrem unſterblichen Ruhme bekennen: indem durch ſie die freie Forſchung in der chriſtlichen Religion erlaubt und die Geiſter vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forſchung überhaupt in Deutſchland Wurzel ſchlagen und die Wiſſenſchaft ſich ſelbſtändig entwickeln können. Die deutſche Philoſophie, obgleich ſie ſich jetzt neben die proteſtantiſche Kirche ſtellt, ja ſich über ſie heben will, iſt doch immer nur ihre Tochter; als ſolche iſt ſie immer in Betreff der Mutter zu einer ſchonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtſchaftsintereſſen verlangten es, daſs ſie ſich verbündeten, als ſie beide von der gemeinſchaftlichen Feindin, von dem Jeſuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der proteſtantiſchen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben ſich zu gleicher Zeit gegen die Reſtauratoren des Katholicismus; und wie ſich von ſelbſt verſteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Intereſſen der Philoſophie oder der proteſtantiſchen Kirche, ſondern für die Intereſſen der bürgerlichen Freiheit beſorgt waren, traten ebenfalls zu dieſer Oppoſition. Aber in Deutſchland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphiloſophen und Theologen, und es iſt immer dieſelbe Idee der Freiheit, wofür ſie kämpfen, ſie mögen nun ein rein politiſches, oder ein philoſophiſches oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat, ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

---

*) Die Worte: „wie einſt — in Hameln“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es Wenige, denen das deutſche Volk in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht nach Leſſing der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daſs ich nicht allzu kärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahre 1751 *) im Mecklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernachläſſigte ſie, als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen Beiden, gab Unterricht, um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten und lebte arm, frugal und arbeitſam bis

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben ſteht irrigerweiſe 1750.
Der Herausgeber.

in ſein fünfundſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorber, und ſpöttelten Viel über den altmodiſchen, ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadoure, ſo ſomnambüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Lucinde, wie fatal muſſte er ihm ſein, dieſer nüchterne Voß mit ſeiner „keuſchen Louiſe“ und ſeinem „alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau!“ Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholicismus nie ſo ehrlich gemeint hat wie ſein Bruder*), der konnte ſchon mit dem alten Voß viel beſſer harmonieren, und es beſtand zwiſchen Beiden eigentlich nur eine Überſetzer-Rivalität, die übrigens für die deutſche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte ſchon vor Entſtehung der neuen Schule den Homer überſetzt, jetzt überſetzte er mit unerhörtem Fleiß auch die übrigen heidniſchen Dichter des Alterthums, während Herr Auguſt Wilhelm Schlegel die chriſtlichen Dichter der romantiſch katholiſchen Zeit überſetzte. Beider Arbeiten wurden beſtimmt durch die verſteckt polemiſche Abſicht; Voß wollte die klaſſiſche Poeſie und Denkweiſe durch ſeine Überſetzungen befördern; während Herr Auguſt Wilhelm Schlegel die chriſtlich-romantiſchen Dichter in guten Überſetzungen dem Publikum zur Nachahmung und Bildung zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte ſich ſogar in den Sprachformen beider Überſetzer. Während Herr Schlegel immer ſüßlicher und zimperlicher ſeine Worte glättete, wurde Voß in ſeinen Überſetzungen immer herber und derber, die ſpäteren ſind durch die hineingefeilten Rauheiten faſt unausſprechbar; ſo daſs, wenn man auf dem blank polierten, ſchlüpfrigen Mahagoni-Parkett der Schlegel'ſchen Verſe leicht ausglitſchte, ſo ſtolperte man eben ſo leicht über die verſificierten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich aus Rivalität wollte Letzterer auch den Shakſpeare überſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber Das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Überſetzung miſslang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll, da iſt Voß hart wie Stein, und man muſs fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, Das iſt die Kraft, womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch-ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein miſsgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

---

*) qui n'avait pas poussé les choses aussi loin que son frère, heißt es in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Herr Wolfgang Menzel*), ein deutſcher Schriftſteller, welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht, iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalereske, alle Kourteoiſie, alle Graciöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden muſſte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch in ſeinen Sitten und Weiſen viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir, als ſähe ich den alten einäugigen Odin ſelbſt, der ſeine Aſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Katechismus einſtudiert, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter ins Deutſche überſetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stolberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

---

*) Der Name fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stolberg, war ein Dichter der alten

Schule und außerordentlich berühmt in Deutſchland, vielleicht minder durch ſeine poetiſchen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutſchen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetiſche Schule ſtifteten. Ich empfehle den franzöſiſchen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu leſen, worin Johann Heinrich Voß das idylliſche Zuſammenleben des Dichterbundes geſchildert, wozu er und Fritz Stolberg gehörten. Dieſe Beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterſchar. Als nun Fritz Stolberg mit Eklat zur katholiſchen Kirche überging, und Vernunft und Freiheitsliebe abſchwor, und ein Beförderer des Obſkurantismus wurde, und durch ſein vornehmes Beiſpiel gar viele Schwächlinge nachlockte, da trat Johann Heinrich Voß, der alte ſiebzigjährige Mann, dem eben ſo alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und ſchrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ Er analyſierte darin Deſſen ganzes Leben, und zeigte, wie die ariſtokratiſche Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie ſie nach den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution immer ſichtbarer hervortrat; wie Stolberg ſich der ſogenannten Adelskette, die den franzöſiſchen Freiheitsprincipien entgegenwirken wollte, heimlich anſchloß; wie dieſe Adligen ſich mit den Jeſuiten verbanden; wie man durch die Wiederherſtellung des Katholicismus auch die Adelsintereſſen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Reſtauration des chriſtkatholiſchen feudaliſtiſchen Mittelalters und der Untergang der proteſtantiſchen Denkfreiheit und des politiſchen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutſche Demokratie und die deutſche Ariſtokratie, die ſich vor den Revolutionszeiten, als jene noch Nichts hoffte und dieſe noch Nichts befürchtete, ſo unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, dieſe ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutſchen Publikums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die mit aller Erhabenheit über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezichtigen. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren, man möchte von ihrer eigenen

Miſère auch einmal die Gardine fortziehen. Dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeien. Als nun Fritz Stolberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein“ herauskam, worin er mit frömmelnd chriſtlichem, verzeihendem, echt jeſuitiſchem Tone über den armen verblendeten Freund ſich ausſprach, da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten.

Überhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird*). Die Deutſchen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie verſäumen, einer Exekution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Exekutionen ſo jammervoll ſich gebärden, würden aber ſehr verdrießlich ſein, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne Etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müſſten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann Denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

---

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schluß des Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Indeſſen, die Voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſierende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für Deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haſſe gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da mehr oder minder jeder Vernunfterkenntnis entäußert haben. Letztere in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich untereinander vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein Anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule durch die Enthüllung der katholiſchen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nämlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnisurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſkuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Brahma.

Offen geſtanden, Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen muſſten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von Dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herrn Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber Dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältnis dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Skandalſucht, über ihre Manier durch Skandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichtsdeſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommée den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroſs es aber den tiefſchauenden Goethe, daſs die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittieren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah; — denn wie Voß dem ſtarren, einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen

Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener freilich muſſte mit Thor's Hammer tüchtig zuſchlagen; Dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethe's erſchien im zweiten Hefte der Goethe'ſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum,“ und es führt den Titel: „Über die chriſtlich-patriotiſch-neu-deutſche Kunſt.“ Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18. Brumaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegel'ſche Direktorium ſchon lange ein Greuel war, acclamiert wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich, es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie Dieſem nicht Viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Kourteoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend ſie küßten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm: dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich jedoch von der großen Menge dadurch, daſs ſie auch in Goethe's Gegenwart ihren Lorberkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondierten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann, wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt, Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverän geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten während der beiden letzten Decennien ſehr gerechte Gründe, auf Goethe ungehalten zu ſein. Wie ich ſelber es damals mit hinlänglicher Bitterkeit offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état emporhob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtändigen Originalſchriftſteller und lobte und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja, er trieb Dieſes ſo weit, daſs es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſein.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goethe'ſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen ärgerten ſich, daſs in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja daſs ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus ärgerten ſich im Gegentheil, daſs man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben, weil er ſo ſelbſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daſs es ausſah, als ſeien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ im Jahr 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nämlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht bloß die Goethe'ſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des Goethe'ſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wuſſte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daſs der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens Puſtkuchen, was auf Franzöſiſch omelette soufflée heißt, ein Name, welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts Anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen, daſs ſeine Dichtungen keinen moraliſchen

Zweck hätten; daſs er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgäre Figuren ſchaffen könne; daſs hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſei.

Letzteres, daſs nämlich Schiller größer ſei als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa und ſonſtiger Schiller'ſchen Theaterhelden, wogegen ſie die Goethe'ſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daſs Letztere und auch die Goethe'ſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daſs aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſei, denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel" hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſei ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluſs einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt und, indem ſie in die Sitten übergeht, ſich auch als eine neue Moral geltend macht, ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Ärgernis empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiken Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müſſte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletriert iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena,“ deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal, dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heirathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daſs alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten, die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamieren und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaſſte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind, unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umſchließen ſoll: er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haſs gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Karlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daſs er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Karl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudieren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmiert und die Weltgeſchichte beſingt, ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunſt oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, muſſte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht.

Es iſt leider wahr, wir müſſen es eingeſtehn, nicht ſelten hat der Pantheismus die Menſchen zu Indifferentiſten gemacht. Sie dachten: Wenn Alles Gott iſt, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtiert ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtiert ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und Jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtiert ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde, und, ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte; Gott manifeſtiert ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein „rückwärtsgekehrter Prophet," und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell*).

---

*) Der obige Abſatz lautete in der erſten deutſchen Ausgabe: „Wenn Gott in Allem enthalten iſt, ſo iſt es ganz gleich, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie die Alten ihn begriffen, ſondern Gott iſt in dem „Proceſs," wie Hegel ſich ausdrückt und wie er auch von den Saint-Simoniſten gedacht wird. Dieſer Gott der Saint-Simoniſten, der nicht bloß den Fortſchritt regiert, ſondern ſelbſt der Fortſchritt iſt, und ſich von dem alten, in der Subſtanz eingekerkerten Heidengott eben ſo ſehr unterſcheidet wie von dem chriſtlichen Dieu-pur-esprit, der von ſeinem Himmel herab mit liebender Flötenſtimme die Welt regierte, dieſer Dieu-progrès macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie Wolfgang Goethe wähnte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde und, ſtatt mit

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emancipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nämlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete, ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne, gefällige Form.

---

den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte: Gott iſt vielmehr in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifeſtation, in der Zeit, ſein heiliger Odem ꝛc." — Der Abſatz lautet in den franzöſiſchen Ausgaben: „Wenn Gott Alles iſt, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber Gott iſt auch in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifeſtation, in der Zeit; ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, welche das eigentliche Buch Gottes iſt; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Wilhelm Tell."

Der Herausgeber.

So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und Alles, was er ſchrieb, wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode“ bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtändigen Werth der Goethe'ſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die Goethe'ſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor wie die Schiller'ſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die Goethe'ſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles Deſſen, was bloß durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen, hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube, Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Ähnliches geſagt, und Das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Ägypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit; — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiken mahnten mich an die Goethe'ſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daſs ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daſs ſie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daſs ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Parteien, die in Deutſchland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutſchland nennt; ſie fürchteten ſeinen Einfluſs auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja durch die unſcheinbarſten Liederchen ſeine Weltanſicht einflößte; ſie ſahen in ihm den gefährlichſten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er ſagte, ſo fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich ſo ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszuſprechen wagte mitten in Deutſchland, im Lande, wo jenes Ungeziefer der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Alliance überall herrſchend ſind. Juſt Dieſes war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe miſsfiel. Wie ſchon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit ſeines Wortes, das Kunſtweſen, das durch ihn in Deutſchland verbreitet wurde, das einen quietiſierenden Einfluſs auf die deutſche Jugend ausübte, das einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Krucifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülotte mit der Pike. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Eſprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war*), zeigte in ſeiner Polemik nicht ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten, er baſierte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegel's, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daſs Goethe kein Genie ſei, ſondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Juliusrevolution: Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtitutionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres: ſein Haſs gegen Goethe war daher echt, und er ſchrieb gegen ihn aus Überzeugung, alſo nicht, wie Viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethe's war, ſo war ich doch unzu-

---

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe lautet dieſer Satz: „Ein deutſcher Schriftſteller, der eine Sammlung witziger

---

Einfälle unter dem Titel „Streckverſe“ veröffentlicht hat, und den man den chriſtlichen Saphir nannte, um ihn von Herrn Saphir, dem geiſtreichen Wiener Witzbold, zu unterſcheiden — Herr Wolfgang Menzel — begann zu jener Zeit ebenfalls den Kampf gegen Goethe. Herr Menzel zeigte ꝛc.

Der Herausgeber.

frieden über die Herbheit, womit Herr Menzel ihn kritiſierte, und ich beklagte dieſen Mangel an Pietät. Ich bemerkte, Goethe ſei doch immer der König unſerer Literatur; wenn man an einen ſolchen das kritiſche Meſſer lege, müſſe man es nie an der gebührenden Kourtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Karl I. zu köpfen hatte und, ehe er ſein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethe's gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige Andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit wegen politiſcher Vergehen im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethe's. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es, das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag, ſeine antigoetheaniſchen Überzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich Dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muſs ich jedoch nochmals erwähnen, daſs ich in Goethe nie den

Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, Das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörichter als die Geringſchätzung Goethe's zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries, um Goethe herabzuſetzen. Oder wuſſte man wirklich nicht, daſs jene hochgerühmten, hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läſſt? Wiſſen ſie denn nicht, daſs mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daſs aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauer, welcher kotzt oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häſsliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinettbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen?

Das Große und Furchtbare läſſt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die ägyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche: aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: Da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im „Fauſt“, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im „Meiſter“ — Das könnt ihr dennoch Alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethe's! Aber ihr wollt Das auch nicht nachmachen, und ich höre, wie ihr mit Abſcheu behauptet: Wir ſind keine Hexenmeiſter, wir ſind gute Chriſten. Daſs ihr keine Hexenmeiſter ſeid, Das weiß ich.

Goethe's größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles Deſſen, was er darſtellt; da giebt es keine Partien, die ſtark ſind, während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt, während der andere nur ſkizziert worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre ſie die Hauptperſon. So iſt es auch bei Homer, ſo bei Shakſpeare. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenperſonen, jede Figur iſt Hauptperſon an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber nach eigenem Gutdünken ihre höchſte Geltung zuerkennen*). Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Ruſsland erwähnte, daſs ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſiere, da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „Es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann, außer Demjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche, iſt er wichtig.“ Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läſſt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homer's, Shakſpeare's und Goethe's.

---

*) Der Schluſs des Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethe's geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten Derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht Einer, Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zumeiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt, auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Vielleicht iſt es nützlich, hier zu erwähnen, daſs Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede Leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik.

Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich, aber deſto tiefſinniger, in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der „Fauſt“, womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und kommentiert, er ward die weltliche Bibel der Deutſchen.

Ich wäre kein Deutſcher, wenn ich bei Erwähnung des „Fauſtes“ nicht einige erklärende Gedanken darüber ausſpräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinſten Markör, vom Philoſophen bis herab zum Doktor der Philoſophie, übt Jeder ſeinen Scharfſinn an dieſem Buche. Aber es iſt wirklich eben ſo weit wie die Bibel, und wie dieſe, umfaſſt es Himmel und Erde, mitſammt dem Menſchen und ſeiner Exegeſe. Der Stoff iſt hier wieder der Hauptgrund, weſshalb der „Fauſt“ ſo populär iſt; daſs er jedoch dieſen Stoff herausgeſucht aus den Volksſagen, Das zeugt eben von Goethe’s unbewuſſtem Tiefſinn von ſeinem Genie, das immer das Nächſte und Rechte zu ergreifen wuſste. Ich darf den Inhalt des „Fauſt“ als bekannt vorausſetzen; denn das Buch iſt in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land auf den Jahrmärkten ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt, wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudiert hatte, am Ende ſeine Bücher wegwarf, und ein Bündnis mit dem Teufel ſchloſs, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben muſste. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, Dergleichen einem Teufelsbündnis zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Paracelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntnis der Dinge, ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und Das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur

Zeit lebte, wo man anfing, gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtändig zu forſchen, — ſo daſs mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt in der That ſehr bedeutſam, daſs zur Zeit, wo nach der Volksmeinung der Fauſt gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daſs er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nämlich die Buchdruckerei, eine Kunſt, die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolution geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen: endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat. /Aber nein, das Wiſſen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, giebt uns endlich die Genüſſe, um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat; wir erkennen, daſs die Menſchen nicht bloß zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmliſchen Seligkeit, die uns das Chriſtenthum ſo beſtimmt verſpricht, nach dem Tode theilhaftig werden, ſo ſoll uns Das ſehr lieb ſein.

Das hat nun längſt ſchon das deutſche Volk tiefſinnig geahnt; denn das deutſche Volk iſt ſelber jener gelehrte Doktor Fauſt, es iſt ſelber jener Spiritualiſt, der mit dem Geiſte endlich die Ungenügbarkeit des Geiſtes begriffen, und nach materiellen Genüſſen verlangt, und dem Fleiſche ſeine Rechte wiedergiebt. Doch noch befangen in der Symbolik der katholiſchen Poeſie, wo Gott als der Repräſentant des Geiſtes und der Teufel als der Repräſentant des Fleiſches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleiſches als einen Abfall von Gott, als ein Bündnis mit dem Teufel.

Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutſchen Volke in Erfüllung geht, was es ſo tiefſinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geiſt die Uſurpationen des Geiſtes einſieht, und die Rechte des Fleiſches vindiciert. Das iſt dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.

Minder bekannt als der „Fauſt“, iſt hier in Frankreich Goethe's „Weſt-öſtlicher Divan,“ ein ſpäteres Buch, von welchem Frau von Staël noch nicht Kenntnis hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und Das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gazellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Deburcau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas Dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer langröhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit echtem Mokka-Kaffe darreicht; — den berauſchendſten Lebensgenuſs hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daſs man ſich wundert, wie Dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber;

und da iſt Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitvoll wie ein Greis. Dieſe Proſa iſt ſo durchſichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windſtille, und man ganz klar hinabſchauen kann in die Tiefe, wo die verſunkenen Städte mit ihren verſchollenen Herrlichkeiten ſichtbar werden; — manchmal iſt aber auch jene Proſa ſo magiſch, ſo ahnungsvoll, wie der Himmel, wenn die Abenddämmerung heraufgezogen, und die großen Goethe'ſchen Gedanken treten dann hervor, rein und golden wie die Sterne. Unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſes Buches; es iſt ein Selam, den der Occident dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter, ſinnlich rothe Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Selam aber bedeutet, daſs der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er im „Fauſt“ ſein Miſsbehagen an dem abſtrakt Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen ausgeſprochen, warf ſich gleichſam mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daſs dieſes Buch bald nach dem „Fauſt" erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethe's, und ſein Beiſpiel war von großem Einfluſs auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſein, daſs Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Widerwillen ausſprach. Ihm miſsfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daſs er bei den ſanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Hinterliſt*) witterte. Dieſe Herren betrachteten nämlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteiungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethe's Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr

---

*) „eine katholiſche arrière-pensée" ſteht in der älteſten deutſchen und den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Auguſt Wilhelm Schlegel nannte ihn deſshalb mit gläſernem Ärger „einen zum Islam bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieſes Jahr über Goethe erſchienen ſind, verdient ein hinterlaſſenes Werk von Johannes Falk, „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt,“ die rühmlichſte Erwähnung. Der Verfaſſer hat uns in dieſem Buche, außer einer detaillierten Abhandlung über den Fauſt (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichſten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns Denſelben in allen Beziehungen des Lebens ganz naturgetreu, ganz unparteiiſch, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Hier ſehen wir Goethe im Verhältnis zu ſeiner Mutter, deren Naturell ſich ſo wunderbar im Sohne wieder abſpiegelt; hier ſehen wir ihn als Naturforſcher, wie er eine Raupe beobachtet, die ſich eingeſponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier ſehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ihm ernſthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menſchheit ſelbſt unbeachtet läſſt; wir ſehen ihn, wie er am Hofe des Großherzogs von Weimar, luſtig improviſierend, unter blonden Hofdamen ſitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des Königs

Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie Dieſer, um ihn herabzuſetzen, eine öffentliche Feier zu Ehren Schiller's veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern. //

In der That, die Übereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort, das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudieren, wie an einer Antike. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge dieſes Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich-ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt; — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala annehmen bei Damayanti's Hochzeit, da erkennt Dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da, wie geſagt, die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daſs er ein Gott war. Goethe's Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüberſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daſs er Deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf Deutſch, daſs die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daſs die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen, womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküſst hatte — —

Les dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22. März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renomméen verloren hat. Es iſt, als ſei der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine fournée ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod im Gegentheil im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renomméen auch ihre Autoritäten vernichtete, und die geiſtige Gleichheit beförderte? War es Reſpekt oder Inſolenz, weshalb der Tod im vorigen Jahre die Könige verſchont hat? Aus Zerſtreuung hatte er nach dem König von Spanien ſchon die Senſe erhoben, aber er beſann ſich zur rechten Zeit, und er ließ ihn leben. In dem verfloſſenen Jahr iſt kein einziger König geſtorben. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.

Zweites Buch.

1.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muſs ich hier erwähnen, daſs mehrere Franzoſen ſich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber, ſolche Beklagnis würde nicht ſtattfinden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel nur aus dem Werke der Frau von Staël, ſeiner edlen Beſchützerin. Die Meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtnis als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daſs es ein wunderlicher Kauz von Gott iſt, der in Ägypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Ähnlichkeit zwiſchen Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel und dem Oſiris ſtattfindet, iſt ihnen am allerwenigſten bekannt*).

Da ich einſt zu den akademiſchen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, ſo dürfte man mich vielleicht in Betreff Deſſelben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr Auguſt Wilhelm Schlegel den alten Bürger geſchont, ſeinen literariſchen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

Ich habe ſchon in dem vorigen Abſchnitt bemerkt, daſs Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr Auguſt Wilhelm; und, in der That, Letzterer zehrte nur von den Ideen ſeines Bruders, und verſtand nur die Kunſt, ſie auszuarbeiten. Friedrich

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich hier folgender Zwiſchenſatz: „Obſchon es heut zu Tage eine große Zahl deutſcher Schriftſteller giebt, welche weit eher als die Gebrüder Schlegel eine ausführliche Erwähnung verdienen, ſehe ich mich genöthigt, dem Letzteren noch einige Zeilen zu widmen, um dem Vorwurf der Härte, den man mir gemacht, zu begegnen. Leider werden auch dieſe neuen Betrachtungen einem Panegyrikus nicht ſehr ähnlich ſehn.“

Der Herausgeber.

Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit, und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn, und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs, und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daſs ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Friedrich Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher „einen umgekehrten Propheten.“ Dieſes Wort iſt die beſte Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaſſt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Friedrich Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, er ahnte nicht, weſshalb der Tempelvorhang zerriſs und die Erde erbebte und die Felſen zerbarſten, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Übermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete Solches als ſündhaft, als Sünde, die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde“ muſſte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die „Lucinde“ iſt ein Roman, und außer ſeinen Gedichten und einem, dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, „Alarkos“ geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Friedrich Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleiermacher hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die „Lucinde“ herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Kritikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeiten, daſs es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Ruſsland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegel'ſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldin dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daſs ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwei Abſtraktionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeihen, daſs er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, „Florentin“ geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daſs es Friedrich Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von Vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer, die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heuchelei ſind Zwillingsſchweſtern, und beide ſehen ſich ſo ähnlich, daſs ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte, und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe.“ — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die Andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen des Frau von Staël'ſchen **De l'Allemagne** hat Friedrich Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine „Weisheit und Sprache der Indier," und ſeine „Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur." Durch das erſtgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland, was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilt, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinfluthet wie der Ganges, der heilig-klare Fluſs. Wie kleinlich zeigte ſich dagegen Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern überſetzte, und ſich dabei nicht genug zu rühmen wuſſte, daſs er in ſeiner Überſetzung keine Trochäen einſchlüpfen laſſen und ſo manches metriſche Kunſtſtückchen der Alexandriner nachgeſchnitzelt hat. Friedrich Schlegel's Werk über Indien iſt gewiſs ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann mir das weitere Lob erſparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es iſt im Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Nicht bloß die Myſterien deſſelben, ſondern auch die ganze katholiſche Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im „Mahabarata“ und im „Ramayana“ ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn in letzterwähntem Epos der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bei uns der Kaiſer mit dem Papſte*) ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegel'ſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Ähnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche**). Und bei Allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten

---

*) „der Sohn des Barbaroſſa mit dem Papſte Hildebrand“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „einer gothiſchen Kirche“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Stellen deſſelben lauter tonſurierte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen wüſſte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herder'ſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Überſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nationen, und verdammte oder abſolvierte ſie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menſchheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meiſters, jedes Volk dünkte ihm eine beſonders geſtimmte Saite dieſer Rieſenharfe, und er begriff die Univerſalharmonie ihrer verſchiedenen Klänge.

Friedrich Schlegel ſtarb im Sommer 1829, wie man ſagte, in Folge einer gaſtronomiſchen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahre[*]) alt. Sein Tod veranlaſſte einen der widerwärtigſten literariſchen Skandale. Seine Freunde, die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München, waren ungehalten über die inofficiöſe Weiſe, womit die liberale Preſſe dieſen Todesfall beſprochen; ſie verläſterten und ſchimpften und ſchmähten daher die deutſchen Liberalen. Jedoch von Keinem Derſelben konnten ſie ſagen, „daſs er das Weib ſeines Gaſtfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almoſen des beleidigten Gatten gelebt habe.“

---

*) „56 Jahre" ſteht irrig in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ich muſs jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel, ſprechen. Wollte ich in Deutſchland noch von ihm reden, ſo würde man mich dort mit Verwunderung anſehen.

Wer ſpricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr Auguſt Wilhelm Schlegel iſt geboren zu Hannover den 5. September 1767*). Ich weiß Das nicht von ihm ſelber. Ich war nie ſo ungalant, ihn über ſein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindler's Lexikon der deutſchen Schriftſtellerinnen. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel iſt daher jetzt 64 Jahre alt. Herr Alexander von Humboldt und andere Naturforſcher behaupten, er ſei älter. Auch Champollion war dieſer Meinung. Wenn ich von ſeinen literariſchen Verdienſten reden ſoll, ſo muſs ich ihn wieder zunächſt als Überſetzer rühmen. Hier hat er unbeſtreitbar das Außerordentliche geleiſtet. Namentlich ſeine Übertragung des Shakſpeare in die deutſche Sprache iſt meiſterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herrn Gries und des Herrn Grafen Platen, iſt Herr Auguſt Wilhelm Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutſchlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der äſthetiſchen Kritik fehlt ihm, wie ich ſchon geſagt, der Boden einer Philoſophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenoſſen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutſchen ſteht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch ſeine deutſche Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beiſpiel der Schlegel die altdeutſchen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutſchen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergeſprungen wäre. Aber das Altdeutſche war außer Mode gekommen, und mit dem Sanskrit konnte man friſches Aufſehen erregen. Auch hier blieb er gewiſſermaßen Dilettant, die Initiative ſeiner Gedanken gehört noch ſeinem Bruder Friedrich, und das Wiſſenſchaftliche, das Reelle in ſeinen ſanskritiſchen Leiſtungen gehört, wie Jeder weiß, dem Herrn Laſſen, ſeinem gelehrten Kollaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin iſt in Deutſchland der eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhr's, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes von Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muſs man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

---

*) Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der erſten Auflage dieſes Buches. Das Geburtsjahr iſt übrigens ganz richtig angegeben. Der Herausgeber.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: „Die Violinſpieler werden eingetheilt in drei Klaſſen; zur erſten Klaſſe gehören Die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweiten Klaſſe gehören Die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Klaſſe gehören endlich Die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweiten Klaſſe emporgeſchwungen.“

Gehört nun Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zur erſten Klaſſe oder zur zweiten Klaſſe? Die Einen ſagen, er ſei gar kein Dichter; die Andern ſagen, er ſei ein ſehr ſchlechter Dichter. So Viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr Auguſt Wilhelm Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte

Keckheit, womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riſs die Lorbeerkränze von den alten Perücken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Skandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Kritik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worin jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegel'ſchen Kritik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt, wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher, dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtrieren. Aber Alles, was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur Etwas von der Phyſiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und Das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerm ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Überhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eignen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntnis iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen, die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf Koſten der Dichtungen, worin unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben*). Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer Geiſt zuweilen aus den Bürger'ſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokratie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieſes war nämlich die Lage des Verfaſſers der „Lenore," und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Docenten in Göttingen darbten, verkümmerten und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovierte, baroniſierte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worin Bürger laut ausruft, daſs ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraushungern ſolle!

Der Name „Bürger“ iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daſs ihre ganze klaſſiſche Literatur Nichts werth ſei, daſs Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſei, daſs Racine ebenfalls Nichts tauge, daſs man uns Deutſche hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daſs die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeien und daſs es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Konvention, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit, als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improviſierte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern . . . Herr Schlegel hat jedoch von dem Allem Nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daſs er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles, was modernes Leben iſt, muſſte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine muſſte gleich der Erſte ſein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deſshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorberen darin knoſpen ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racine's zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, ſie hatten Alle einſt Racine's Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talma's. Wer weiß, wie viel' Centner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daſs Letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind Alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daſs die Miſſion des Racine'ſchen Wortes vollendet ſei, und daſs die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe, ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racine's Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht bloß ahnte er Nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daſs Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiken Gewändern koſtümierte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte; Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für bare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bei Herrn Schlegel ſo eingewurzelt, daſs er immer mit dem Lorberzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geißeln pflegte, und daſs er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts Beſſeres wuſste, als daſs er ihn mit dem älteren Sophokles oder gar mit dem Äſchylus verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln, wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen geſucht, eben ſo, wie einſt Ariſtophanes, das größte Unglück verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich in dieſer Hinſicht auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantiſchen Schule die größte

Ähnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtaurieren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die echten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſifflierten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert, ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaſſt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haſſte den rationaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haſſte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haſſte den Euripides, welcher nicht mehr wie Äſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle, ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewuſſt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Äſchylus und Sophokles; ich glaube, ein unbewuſſtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch-katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaſſt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daſs er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Helleniſt, und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht Derjenige, dem es mit der Schlegel'ſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit, ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte, ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Stile zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen, die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Überhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau von Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europa's die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfnis geworden, daſs er nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſation. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſein kann, und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle konventionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter“ oder gar der Name „poetiſches Genie“ erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoſs, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküſſt von Luna's gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darin beſteht, wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann.

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher

Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter Auguſt Wilhelm Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet: er war noch ganz parfümiert von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund,“ und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu dutzen. Sein Äußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daſs er ganz Geiſt zu ſein ſchien, daſs er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotzdem hatte er damals geheirathet, und er, der Chef der Romantiker, heirathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Rationaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Rationalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Rationalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Rationalismus wieder nach Hauſe, und wollte Nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Rationalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſein, und, ſobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel, und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haſſte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riſs er ihn in Stücke. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr, den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie muſſte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Ägypten ein ſkandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Skandal.

Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Miſsmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich nach langjähriger Abweſenheit wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literariſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen über Äſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Äſthetik, erhalten hatte.

Man ſpottete und zuckte die Achſel. Es ging ihm wie einer alten Komödiantin, die nach zwanzigjähriger Abweſenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succès wieder betritt, und nicht begreift, warum die Leute lachen ſtatt zu applaudieren. Der Mann hatte ſich entſetzlich verändert, und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage ſeiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der ſich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichſten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübnis, Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel perſönlich wieder zu ſehen. Wahrlich, von dieſer Veränderung hatte ich doch keine Vorſtellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt. Ich ging eben, das Haus zu ſehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter und ſuche überall mit religiöſer Andacht die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Auguſt Wilhelm Schlegel kundgab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt, und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël geſtorben. Dabei lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichſam eine ſpaßhafte zweite Auflage ſeiner Jugend erlebt; er ſchien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu ſein, und die Röthe ſeiner Wangen habe ich ſogar in Verdacht, daſs ſie keine Schminke war, ſondern eine geſunde Ironie der Natur.

Mir war in dieſem Augenblick, als ſähe ich den ſeligen Molière am Fenſter ſtehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholiſch-heitere Erſcheinung. Alle Lächerlichkeit derſelben ward mir auf einmal ſo ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Luſtſpielcharakter jener fabelhaft ridikülen Perſonnage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat, um ſie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann geweſen, der eine ſolche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und Das ahnte Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſchon frühzeitig, und er haſſte den Molière aus demſelben Grunde, weſshalb Napoleon den Tacitus gehaſſt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daſs ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte; ſo hatte auch Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daſs er dem Molière, dem großen Komiker, wenn Dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſei der Verleumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daſs er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſei.

Herr Auguſt Wilhelm Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen*), mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert worden.

---

*) Die Worte: „von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich Dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leier und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck in dramatiſcher Form gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatiriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakſpeare'ſchen unterſcheidet. Hatte nämlich die antike Komödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satiren des Herrn Tieck ganz ſo abenteuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkürlich wie die Tragödien des Shakſpeare. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtierte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italiäniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig-bizarren, venetianiſch-phantaſtiſchen Märchen-Komödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Maſken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen

Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daſs Letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln,“ wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bäuen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſierlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Komödien wirklich „ſcherzende Tragödien“ waren, denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlin empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht, und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen.

Giebt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber verſtiegen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung; über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den „Fröſchen“ beſprochen, wagten ſie zu behandeln; zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satire wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatiriſierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unſerer Bühne.

Aber man muſs auch den politiſch unfreien Zuſtand Deutſchlands berückſichtigen. Unſere Witzlinge müſſen ſich in Betreff wirklicher Fürſten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für dieſe Beſchränkung wollen ſie daher an den Theaterkönigen und Kouliſſenprinzen ſich entſchädigen. Wir, die wir faſt gar keine räſonnierende politiſche Journale beſaßen, waren immer deſto geſegneter mit einer Unzahl äſthetiſcher Blätter, die Nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, ſo daſs, wer unſere Blätter ſah, beinahe glauben muſste, das ganze deutſche Volk beſtände aus lauter ſchwatzenden Ammen und Theaterrecenſenten. Aber man hätte uns doch Unrecht gethan. Wie wenig ſolches klägliche Geſchreibſel uns genügte, zeigte ſich nach der Juliusrevolution, als es den Anſchein gewann, daſs ein freies Wort auch in unſerem theuren Vaterland geſprochen werden dürfte. Es entſtanden plötzlich Blätter, welche das gute oder ſchlechte Spiel der wirklichen Könige recenſierten, und mancher derſelben, der ſeine Rolle vergeſſen, wurde in der eigenen Hauptſtadt ausgepfiffen. Unſere literariſchen Scheherezaden, welche das Publikum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuſchläfern pflegten, muſsten jetzt verſtummen, und die Komödianten ſahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn ſie noch ſo göttlich ſpielten, und wie ſogar der Sperrſitz des furchtbaren Stadtkritikers ſehr oft unbeſetzt blieb. Früherhin hatten ſich die guten Bretterhelden immer beklagt, daſs nur ſie und wieder ſie zum öffentlichen Gegenſtand der Beſprechung dienen müſsten, und daſs ſogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erſchraken ſie, als es den Anſchein gewann, daſs am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede ſein möchte!

In der That, wenn in Deutſchland die Revolution ausbrach, ſo hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erſchreckten Novellendichter, Komödianten und Theaterrecenſenten fürchteten mit

Recht, „daſs die Kunſt zu Grunde ginge.“ Aber das Entſetzliche iſt von unſerem Vaterlande durch die Weisheit und Kraft des Frankfurter Bundestages glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revolution in Deutſchland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schreckniſſen der Preſsfreiheit ſind wir bewahrt, ſogar die Deputiertenkammern, deren Konkurrenz den früher konceſſionierten Theatern ſo viel geſchadet, werden abgeſchafft, und die Kunſt iſt gerettet. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wuſste er den ſtörrigen, freiheitſüchtigen Geiſt derſelben nur dadurch zu bezähmen, daſs er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache; und da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excelliert, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt in der That der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein Anderer war als der ſelige Nicolai ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſticismus und der Romantik. Nicolai war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehen, daſs der alte Nicolai ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als

Nicolai, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell“ der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt, als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geizig geweſen ſei, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eignen Bruſt, und die Schlegel muſſten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erſchloſſen ſich alle Schätze ſeiner Phantaſie, ſeines Gemüthes und ſeines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarſten Perlen, und vor Allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelſtein, wovon die romantiſchen Poeten damals ſo Viel geſagt und geſungen. Dieſe reiche Bruſt war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literariſchen Feldzüge die Kriegskoſten ſchöpften. Herr Tieck muſſte für die Schule die ſchon erwähnten ſatiriſchen Luſtſpiele ſchreiben, und zugleich nach den neuen äſthetiſchen Recepten eine Menge Poeſien jeder Gattung verfertigen. Das iſt nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswertheſten dramatiſchen Produkte in dieſer Manier ſind „der Kaiſer Octavian,“ „die heilige Genofeva“ und „der Fortunat,“ drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet ſind. Dieſe alten Sagen, die das deutſche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen koſtbaren Gewanden gekleidet. Aber ehrlich geſtanden, ich liebe ſie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. So ſchön auch die Tieck'ſche Genofeva iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſaugen läſſt.

Weit koſtbarer noch als jene Dramen ſind die Novellen, die Herr Tieck in ſeiner zweiten Manier geſchrieben. Auch dieſe ſind meiſtens den alten Volksſagen nachgebildet. Die vorzüglichſten ſind: „Der blonde Eckbert“ und „Der Runenberg.“ In dieſen Dichtungen herrſcht eine geheimnisvolle Innigkeit, ein ſonderbares Einverſtändnis mit der Natur, beſonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leſer fühlt ſich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdiſchen Quellen melodiſch rauſchen;

er glaubt manchmal im Geflüſter der Bäume ſeinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umſtricken manchmal beängſtigend ſeinen Fuß; wildfremde Wunderblumen ſchauen ihn an mit ihren bunten ſehnſüchtigen Augen; unſichtbare Lippen küſſen ſeine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachſen klingend empor am Fuße der Bäume; große ſchweigende Vögel wiegen ſich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; Alles athmet, Alles lauſcht, Alles iſt ſchauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein ſchönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Und dieſes ſchöne Fräulein iſt ſo ſchön, ſo blond, ſo veilchenäugig, ſo lächelnd und zugleich ſo ernſthaft, ſo wahr und zugleich ſo ironiſch, ſo keuſch und zugleich ſo ſchmachtend wie die Phantaſie unſeres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, ſeine Phantaſie iſt ein holdſeliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem ſeltenen Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läſſt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt ſich aber jetzt mit Herrn Tieck, und dieſe bekundet ſich in ſeiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geſchwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weiſe, wie man ſie von ihm am wenigſten erwartet hätte. Der ehemalige Enthuſiaſt, welcher einſt aus ſchwärmeriſchem Eifer ſich in den Schoß der katholiſchen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Proteſtantismus ſo gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudaliſtiſches Mittelalter athmete, welcher die Kunſt nur in der naiven Herzensergießung liebte, Dieſer trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darſteller des modernſten Bürgerlebens, als Künſtler, der in der Kunſt das klarſte Selbſtbewußtſein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So ſehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethe's iſt darin ſichtbar, ſowie überhaupt Herr Tieck in ſeiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erſcheint. Dieſelbe artiſtiſche Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'ſchen Schule nicht gelungen, den Goethe zu ſich heranzuziehen, ſo ſehen wir jetzt, wie dieſe Schule, repräſentiert von Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mahomedaniſche Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge geſagt: Berg, komm zu mir! Aber der

Berg kam nicht. Und ſiehe! das größere Wunder geſchah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck iſt geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er ſich zu Dresden niedergelaſſen, wo er ſich meiſtens mit dem Theater beſchäftigte, und er, welcher in ſeinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſiffliert hatte, er ſelber wurde jetzt königlich-ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Mißverhältnis eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieck'ſche Verſtand, iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und Nichts von Schwärmerei wiſſen will; jene aber, die Tieck'ſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe Beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft oder gar in ſeinem Käſeladen behilflich ſein ſoll. Manchmal aber des Nachts, wenn der Herr Gemahl mit ſeiner baumwollnen Mütze über dem

Kopfe ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem ehelichen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roſs und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs der Tieck'ſche Verſtand in ſeinen jüngſten Novellen noch grämlicher geworden, und daſs zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten ſogar mit gähnendem Behagen im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſ're eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in Allem, was er that und ſchrieb. Wenigſtens in Allem, was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar Nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethe's. Seine Theaterkritiken, die er unter dem Titel „Dramaturgiſche Blätter“ geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läſſt Shakſpeare ihn auch im Geſpräche mit den Komödianten als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaſſt. Er ſtudierte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll er immer fremd geblieben ſein, als ein echter Romantiker. Nie beſchäftigte er ſich mit Philoſophie; dieſe ſcheint ihm ſogar widerwärtig geweſen zu ſein. Auf den Feldern der Wiſſenſchaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Gerten, um mit erſteren die Naſen ſeiner Freunde, und mit letzteren die Rücken ſeiner Gegner zu regalieren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er ſich nie abgegeben. Seine Schriften ſind Blumenſträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe iſt es Cervantes, welchen Herr Tieck am meiſten nachgeahmt. Die humoriſtiſche Ironie, ich könnte auch ſagen: der ironiſche Humor dieſer beiden modernen Dichter verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's dritter Manier. Ironie und Humor ſind da ſo verſchmolzen, daſs ſie Ein und Daſſelbe zu ſein ſcheinen. Von dieſer humoriſtiſchen Ironie iſt viel bei uns die Rede, die Goethe'ſche Kunſtſchule preiſt ſie als eine beſondere Herrlichkeit ihres Meiſters, und ſie ſpielt jetzt eine große Rolle in der deutſchen Literatur. Aber ſie iſt nur ein Zeichen unſerer politiſchen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquiſition zu einer humoriſtiſchen Ironie ſeine Zuflucht nehmen muſſte, um ſeine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faſsbare Blöße zu geben, ſo pflegte auch Goethe im Tone einer humoriſtiſchen Ironie Dasjenige zu ſagen, was er, der Staatsminiſter und Höfling, nicht unumwunden auszuſprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verſchwiegen, ſondern, wo er ſie nicht nackt zeigen durfte, hat er ſie in Humor und Ironie gekleidet. Die Schriftſteller*), die unter Cenſur und Geiſteszwang aller Art ſchmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verleugnen können, ſind ganz beſonders auf die ironiſche und humoriſtiſche Form angewieſen. Es iſt der einzige

---

*) „Die ehrlichen Deutſchen,“ ſteht in der älteſten deutſchen und in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ausweg, welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoriſtiſch-ironiſchen Verſtellung offenbart ſich dieſe Ehrlichkeit noch am rührendſten. Dieſes mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dänemark. Hamlet iſt die ehrlichſte Haut von der Welt. Seine Verſtellung dient nur, um die Dehors zu erſetzen; er iſt wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetikette doch immer minder verletzt als eine dreinſchlagende offene Erklärung. In allen ſeinen humoriſtiſch-ironiſchen Späßen läſſt er immer abſichtlich durchſchauen, daſs er ſich nur verſtellt; in Allem, was er thut und ſagt, iſt ſeine wirkliche Meinung ganz ſichtbar für Jeden, der ſich auf Sehen verſteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen ſagen kann (denn dazu iſt er zu ſchwach), dem er ſie aber keineswegs verbergen will. Hamlet iſt durch und durch ehrlich; nur der ehrlichſte Menſch konnte ſagen: „Wir ſind alle Betrüger,“ und indem er ſich wahnſinnig ſtellt, will er uns ebenfalls nicht täuſchen, und er iſt ſich innerlich bewuſſt, daſs er wirklich wahnſinnig iſt.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er ſich ganz beſonders den Dank des deutſchen Publikums erworben. Das ſind ſeine Überſetzung einer Reihe engliſcher

Dramen aus der vorſhakſpeare'ſchen Zeit und ſeine Überſetzung des „Don Quixote.“

Unter den genannten Dramen tragen einige denſelben Titel und behandeln denſelben Stoff wie Shakſpeare'ſche Stücke. Wir finden dort ſogar dieſelbe Intrigue, dieſelbe Scenenfolge, mit einem Wort die ganze Shakſpeare'ſche Tragödie, ausgenommen die Poeſie. Einige Kommentatoren haben gemeint, Dies ſeien die erſten Entwürfe des großen Dichters, gleichſam ſeine dramatiſchen Cartons, und wenn ich nicht irre, hat Herr Tieck ſelbſt behauptet, der „König Johann,“ eines dieſer alten Stücke, ſei eine Arbeit Shakſpeare's, ſo zu ſagen ein Präludium zu dem großen Meiſterwerk, das wir unter dieſem Titel kennen. Aber Das iſt ein Irrthum. Dieſe Tragödien ſind nichts Anders als jene veralteten Stücke, welche Shakſpeare, wie wir wiſſen, ganz oder theilweiſe nach den Bedürfniſſen der Theaterdirektoren überarbeitete. Letztere zahlten ihm für eine ſolche Arbeit zwölf bis ſechzehn Schillinge. Ja, ein armer Überarbeiter fremder Dramen wiegt die ſtolzeſten Literaturkönige der Gegenwart auf!

Der andere große Dichter, Miguel de Cervantes, ſpielte eine nicht minder beſcheidene Rolle in der realen Welt. Dieſe beiden Männer, der Verfaſſer des „Hamlet“ und der Verfaſſer des „Don Quixote,“ ſind die größten Dichter, welche die Neuzeit hervorgebracht hat*).

Die Überſetzung des „Don Quixote“ iſt Herrn Tieck ganz beſonders gelungen; Keiner hat die närriſche Grandezza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha ſo gut begriffen und ſo treu wiedergegeben, wie unſer vortrefflicher Tieck**). Das Buch lieſt

---

*) Hier folgt in den franzöſiſchen Ausgaben das ſechzehnte Kapitel der „Stadt Lucca“ (Sämmtl. Werke, Bd. II., S. 406—409; vgl. auch das Vorwort des Herausgebers zum erſten Bande, S. XXXVI), eingeleitet durch die Worte: „Aber Cervantes übt auf mich, noch mehr als der ſüße William, einen unbeſchreiblichen Zauber. Ich liebe ihn bis zu Thränen. Dieſe Liebe datiert ſchon von ſehr langer Zeit her.“

Der Herausgeber.

**) Hier fand ſich in den früheren deutſchen Ausgaben nachſtehende Paſſage, welche ich den franzöſiſchen Ausgaben folgend, an den Schluſs dieſes Abſchnittes ſtellen muſſte, um die obigen Ergänzungen gehörigen Orts anbringen zu können: „Spaßhaft genug iſt es, daſs gerade die romantiſche Schule uns die beſte Überſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird. Denn dieſe Schule war ja von demſelben Wahnſinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen ſeinen Narrheiten begeiſterte; auch ſie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder reſtaurieren; auch ſie wollte eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Saavedra in ſeinem närriſchen Heldengedichte ſich faſt wie ein deutſches Original; und neben „Hamlet" und „Fauſt" bildet es vielleicht die Lieblingslektüre der Deutſchen. Das macht, in dieſen beiden ſtaunenswerthen und tiefſinnigen Werken haben wir, wie im „Don Quixote," die Tragödie unſeres eigenen Nichts wiedergefunden. Die deutſchen Jünglinge lieben „Hamlet," weil ſie fühlen, daſs „die Zeit aus den Fugen gegangen iſt." Sie ſeufzen in demſelben Athem, daſs ſie berufen ſind, ſie wieder einzurenken; ſie empfinden zu derſelben Zeit ihre unglaubliche Schwäche, und declamieren von „Sein oder Nichtſein." Die reifen Männer lieben dagegen mehr den „Fauſt." Ihr Seelenzuſtand zieht ſie zu dem kühnen Forſcher, der einen Pakt mit der Geiſterwelt ſchließt und keine Furcht vor dem Teufel hat. Diejenigen aber, welche erkannt haben, daſs Alles eitel iſt, daſs alle menſchlichen Anſtrengungen vergeblich ſind, geben dem Roman des Cervantes den Vorzug; ſie ſehen darin eine Perſifflage jeder Begeiſterung, und all' unſere jetzigen Ritter, welche für eine Idee kämpfen und leiden, erſcheinen ihnen als eben ſo viele Don Quixote.

---

auch andere Ritter perſifflieren wollen, nämlich alle Menſchen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter" ꝛc.

Der Herausgeber.

Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine ſpätere Zeit von ſeinem Werke machen würde? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in deſſen dickem Schildknappen den realen Verſtand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muſs dennoch auf ſeinem ruhigen Eſel hinter der Begeiſterung einhertrottieren; trotz ſeiner beſſern Einſicht muſs er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt: ja, die ideale Begeiſterung iſt von ſo gewaltig hinreißender Art, daſs der reale Verſtand, mitſammt ſeinen Eſeln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muſs.

Oder hat der tiefſinnige Spanier noch tiefer die menſchliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Geſtalt des Don Quixote unſeren Geiſt und in der Geſtalt des Sancho Panſa unſeren Leib allegoriſiert und das ganze Gedicht wäre alsdann nichts Anders als ein großes Myſterium, wo die Frage über den Geiſt und die Materie in ihrer gräſslichſten Wahrheit diskutiert wird? So Viel ſehe ich in dem Buche, daſs der arme, materielle Sancho für die ſpirituellen Don Quixoterien ſehr Viel leiden muſs, daſs er für die nobelſten Abſichten ſeines Herrn ſehr oft die ignobelſten Prügel empfängt, und daſs er immer verſtändiger iſt als ſein hochtrabender Herr; denn er weiß, daſs Prügel ſehr ſchlecht, die Würſtchen einer Olla-Potrida aber ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen als mit dem Kopf.

Hat aber der alte Cervantes nur beabſichtigt, in ſeinem „Don Quixote“ die Narren zu ſchildern, welche das mittelalterliche Ritterthum reſtaurieren, eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen wollten, ſo iſt es eine ſpaßhafte Ironie des Zufalls, daſs gerade die romantiſche Schule uns die beſte Überſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß*)?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Wörlitz in der Oberlauſitz das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern

---

*) Dieſer Satz und die beiden nachfolgenden Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Romantikern um ſo zugänglicher. Ob jener ſonderbare Schuſter ein ſo ausgezeichneter Philoſoph geweſen iſt, wie viele deutſche Myſtiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht geleſen; ich bin aber überzeugt, daſs er keine ſo guten Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuſter ſpielen überhaupt eine Rolle in unſerer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuſter, welcher im Jahre 1454 zu Nüremberg geboren iſt, und dort ſein Leben verbracht, ward von der romantiſchen Schule als einer unſerer beſten Dichter geprieſen. Ich habe ihn geleſen, und ich muſs geſtehen, daſs ich zweifle, ob Herr Sakoski jemals ſo gute Verſe gemacht hat wie unſer alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schelling's Einfluſs auf die romantiſche Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn ſpäter beſonders beſprechen werde, kann ich mir hier ſeine ausführliche Beurtheilung erſparen. Jedenfalls verdient dieſer Mann unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revolution entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daſs die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere

Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichte'ſchen Idealismus proteſtierte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſein muſs. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikation der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden, erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die ganz im Gegentheil nur den Geiſt als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikation des Geiſtes erklärte, die ſogar die Exiſtenz der Materie leugnete. Es ſchien faſt, der Geiſt habe jenſeits des Rheins Rache geſucht für die Beleidigung, die ihm dieſſeits des Rheins widerfahren. Als man den Geiſt hier in Frankreich leugnete, da emigrierte er gleichſam nach Deutſchland und leugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieſer Beziehung als den Herzog von Braunſchweig des Spiritualismus betrachten, und ſeine idealiſtiſche Philoſophie wäre Nichts als ein Manifeſt gegen den franzöſiſchen Materialismus. Aber dieſe Philoſophie, die wirklich die höchſte Spitze des Spiritualismus bildet, konnte ſich eben ſo wenig erhalten, wie der kraſſe Materialismus der Franzoſen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat, daſs die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtiere, daſs unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſei mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schelling'ſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt Nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literarhiſtoriſche Bedeutung. Die Hegel'ſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſierter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſierten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt, und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach, war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantiert. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht, ſo hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm „ſeine Ideen genommen;“ und „meine Ideen ſind es, die er genommen,“ und wieder „meine Ideen“ war der beſtändige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, ſprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter.

Nichts iſt lächerlicher als das reklamierte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich ſehr viele Schelling'ſche Ideen zu ſeiner Philoſophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit dieſen Ideen Etwas anzufangen gewuſſt. Er hat immer nur philoſophiert, aber nimmermehr eine Philoſophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daſs Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm ſelber. Wenn man den Spinoza einſt aus ſeiner ſtarren, altcarteſianiſchen, mathematiſchen Form erlöſt und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird ſich vielleicht zeigen, daſs er mehr als jeder Andere über Ideendiebſtahl klagen dürfte. Alle unſere heutigen Philoſophen, vielleicht oft ohne es zu wiſſen, ſehen ſie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geſchliffen hat*).

---

*) Statt der letzten drei Abſätze findet ſich in den franzöſiſchen Ausgaben folgende Stelle: „Von der philoſophiſchen

Miſsgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiſs, daſs Unmuth wegen Hegel's immer ſteigendem Anſehen den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen, nämlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda*), deren Hauptquartier zu München. Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daſs es dazu kommen muſſte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich ſo oft die Worte gehört, „man müſſe den Glauben verbinden mit dem Wiſſen.“ Dieſe Phraſe war unſchuldig wie die Blume, und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich, was ihr gewollt habt. Herr Schelling muſs jetzt dazu dienen, mit allen Kräften ſeines Geiſtes die katholiſche Religion zu

---

Bedeutung des Herrn Schelling habe ich ſchon geſprochen; ich habe ſeine ehemalige Herrlichkeit aufgezeigt, und ich muſſte leider auch ſeinen jetzigen Zuſtand, ſeine bedauernswerthe Alliance mit der Partei der Vergangenheit, den Fall dieſer philoſophiſchen Größe berichten.“

Der Herausgeber.

*) „jener traurigen Propaganda“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechtfertigen, und Alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts Anders als eine Rechtfertigung des Katholicismus. Dabei ſpeculierte man noch auf den Nebenvortheil, daſs der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt, und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört. Andächtig kniet dieſe Jugend nieder vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herren Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena, als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, namentlich ſeine Anthropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein

Meiſter ſich beklagen, daſs man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich Keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee, „Henrik Steffens, geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger bei Drontheim in Norweg ſei der größte Mann ſeines Jahrhunderts."

Seit den letzten Jahren iſt dieſer Mann in die Hände der Pietiſten gerathen, und ſeine Philoſophie iſt jetzt Nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäſſrichter Pietismus.

Ein ähnlicher Geiſt iſt Herr Joſeph Görres, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schelling'ſchen Schule gehört. Er iſt in Deutſchland bekannt unter dem Namen: „der vierte Alliierte." So hatte ihn nämlich einſt ein franzöſiſcher Journaliſt genannt, im Jahr 1814, als er, beauftragt von der heiligen Alliance, den Haſs gegen Frankreich predigte. Von dieſem Komplimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber in der That, Niemand vermochte ſo gewaltig wie er vermittelſt nationaler Erinnerungen den Haſs der Deutſchen gegen die Franzoſen zu entflammen: und das Journal, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, „der rheiniſche Merkur," iſt voll von ſolchen Beſchwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres faſt in Vergeſſenheit. Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig und ließen ihn laufen. Als er deſshalb zu knurren anfing, verfolgten ſie ihn ſogar. Es ging ihnen wie den Spaniern auf der Inſel Cuba, die im Kriege mit den Indianern ihre großen Hunde abgerichtet hatten, die nackten Wilden zu zerfleiſchen; als aber der Krieg zu Ende war, und die Hunde, die an Menſchenblut Geſchmack gefunden, jetzt zuweilen auch ihre Herren in die Waden biſſen, da muſsten Dieſe ſich gewaltſam ihrer Bluthunde zu entledigen ſuchen. Als Herr Görres, von den Fürſten verfolgt, Nichts mehr zu beißen hatte, warf er ſich in die Arme der Jeſuiten; dieſen dient er bis auf dieſe Stunde, und er iſt eine Hauptſtütze der katholiſchen Propaganda zu München. Dort ſah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüthe ſeiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meiſtens aus katholiſchen Seminariſten beſtand, hielt er Vorleſungen über allgemeine Weltgeſchichte, und war ſchon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein ſchreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Alliierte iſt jetzt dazu verdammt, den katholiſchen Seminariſten, der École polytechnique des Obſkurantismus*), jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrſchte, wie in ſeinen Büchern, die größte Konfuſion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und nicht ohne Grund hat man ihn oft mit dem babyloniſchen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttauſend Gedanken ſich abarbeiten und ſich beſprechen und zurufen und zanken, ohne daſs der eine den andern verſteht. Manchmal ſchien der Lärm in ſeinem Kopfe ein wenig zu ſchweigen, und er ſprach dann lang und langſam und langweilig, und von ſeinen miſsmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogiſche Wildheit wieder in ihm erwachte und mit ſeinen mönchiſch frommen Demuthsworten widerwärtig kontraſtierte; wenn er chriſtlich liebevoll wimmerte, während er blutdürſtig wüthend hin und her ſprang, dann glaubte man eine tonſurierte Hyäne zu ſehen.

Herr Görres iſt geboren zu Koblenz den 25. Januar 1776.

---

*) Dieſer Zuſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die übrigen Partikularitäten ſeines Lebens, wie die des Lebens der meiſten ſeiner Genoſſen, bitte ich mir zu erlaſſen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung ſeiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überſchritten, wie weit man das Leben dieſer Leute beſprechen darf.

Ach! wie betrübſam iſt es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, ſondern wenn man überhaupt die Sterne unſerer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erſcheinen uns aber vielleicht deſshalb ſo ſchön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt ſtehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiſs dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen ſind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche ſich einander küſſen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch ſchmerzlicher iſt, ſogar ihren Freunden ſchmeicheln, eben ſo gut wie wir hier unten. Jene Kometen, die man dort oben manchmal, wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöſtem Strahlenhaar umherſchweifen ſieht, Das ſind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende ſich reuig und devot in einen obſkuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne haſſen.

Ich habe hier nur von zwei Schülern des Herrn Schelling geredet, welche ſich bei dieſer Bewegung der Romantik hervorthaten; indeſs ſind ſie keineswegs die bedeutendſten Köpfe der Schule des ehemaligen Schelling. Um jedem Irrthum vorzubeugen, will ich beiläufig erwähnen, daſs die Herren Oken und Franz Baader all' ihren lebenden Schulgenoſſen überlegen ſind. Erſterer, der treffliche Oken, iſt der urſprünglichen Lehre ſeines Meiſters treu geblieben; der Andere, Herr Baader, hat ſich leider zu ſehr dem Myſticismus ergeben; doch glaube ich nicht, daſs er, wie man munkelt, ſich tief in das ultramontane Ränkeſpiel eingelaſſen hat. Er hält ſich noch ziemlich fern von der frommen Münchener Sippſchaft, welche die Religion durch die Philoſophie retten will.

Indem ich hier von deutſchen Philoſophen geſprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutſchen Philoſophie hier in Frankreich allzuſehr verbreitet finde. Seit nämlich einige Franzoſen ſich mit der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie beſchäftigt, die Reſultate ihrer Studien in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, auch wohl auf franzöſiſche Verhältniſſe angewendet; ſeitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daſs man aus Deutſchland die aberwitzigſten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geiſter zu verwirren, und jede Lüge und jeden Deſpotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verſtünde. Mit einem Worte, dieſe edlen, für die Intereſſen des Liberalismus beſorgten Leute klagen über den ſchädlichen Einfluſs der deutſchen Philoſophie in Frankreich. Aber der armen deutſchen Philoſophie geſchieht Unrecht*). Denn erſtens iſt Das keine deutſche Philoſophie, was den Franzoſen bisher unter dieſem Titel, namentlich von Herrn Viktor Couſin, präſentiert worden. Herr Couſin hat ſehr viel geiſtreiches Wiſchiwaſchi, aber keine deutſche Philoſophie vorgetragen. Zweitens, die eigentliche deutſche Philoſophie iſt die, welche ganz unmittelbar aus Kant's Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen und, den Charakter dieſes Urſprungs bewahrend, ſich wenig um politiſche oder religiöſe Verhältniſſe, deſto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntnis bekümmerte.

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes lautet in der älteſten deutſchen Ausgabe: „Dieſer Name gebührt eigentlich nur den Forſchungen über die letzten Gründe aller Erkenntnis und alles Seins, wie Solches bis vor dem Auftreten des Herren Schelling das eigentliche Thema der deutſchen Philoſophen geweſen. Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ war die Blüthe dieſer deutſchen Philoſophie.“ Der Herausgeber.

Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der meiſten deutſchen*) Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete Das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben ſo wenig der Deſpotismus ſeine Stricke daraus drehen, um die Geiſter zu binden. Nur**) ſeit Schelling verlor die deutſche Philoſophie dieſen dünnen, aber harmloſen Charakter***). Unſere Philoſophen kritiſierten ſeitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntniſſe und des Seins überhaupt, ſie ſchwebten nicht mehr in idealiſtiſchen Abſtraktionen, ſondern ſie ſuchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, ſie wurden Juſtifikatoren Deſſen, was da iſt. Während unſere früheren Philoſophen arm und entſagend in kümmerlichen Dachſtübchen hockten und ihre Syſteme ausgrübelten, ſtecken unſere jetzigen Philoſophen in der brillanten Livrée der Macht, ſie wurden Staatsphiloſophen, nämlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worin ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch-proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtificiert jetzt in ſeinen Vorleſungen ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche*).

---

*) „der meiſten vorſchellingſchen“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „Jedoch“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) In der älteſten deutſchen Ausgabe folgen hier noch die Worte: „ſie iſt ganz weſentlich verändert, und ſie iſt ganz etwas Anders als eine deutſche Philoſophie.“

Der Herausgeber.

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um durch allegoriſche Auslegungen die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Ähnliches für die Religion Chriſti**). Es kümmert uns wenig, zu unterſuchen, ob dieſe Philoſophen einen uneigennützigen Zweck haben; ſehen wir ſie aber in Verbindung mit der Partei der Prieſter, deren materielle Intereſſen mit der Erhaltung des

---

*) Die beiden letzten Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „Für die moderne Religion“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Katholicismus verknüpft ſind; ſo nennen wir ſie Jeſuiten. Sie mögen ſich aber nicht einbilden, daſs wir ſie mit den älteren Jeſuiten verwechſeln. Dieſe waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O der ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Kombinationen erſonnen als die, wodurch die alten Jeſuiten den Katholicismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Katholicismus und nicht für den Katholicismus ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem an und für ſich war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanierten ſie zuweilen das katholiſche Princip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüſte, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſolutionen und buhlten ihre Kaſuiſten mit jedem Laſter und Verbrechen. Vergebens haben ſie mit den Laien in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler, und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder ſchaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barrault: „Die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde.“ Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Laſſen wir die Jeſuiten in ihren Gräbern, und zucken wir mitleidig die Achſeln beim Anblick der neuen Jeſuiten! Jene ſind todt, und Dieſe ſind nur die Würmer, welche ihren Leichnamen entkriechen. Sie gleichen den alten Jeſuiten ſo wenig, wie der heutige Herr Schelling dem Schelling von ehemals gleicht.

Herr Schelling iſt geboren den 27. Januar 1775 in Würtemberg.

4.

Über das Verhältnis des Herrn Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig' Andeutungen geben können. Sein Einfluſs war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaſſt worden. Die Einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die Anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderen zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wuſſte das Geheimnis jeder jungen Roſe, er identificierte ſich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder Berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daſs er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein miſsgeſchliffener Spiegel, worin er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigne Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts Anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantiſchen Schule. Er ſtand in keiner Berührung mit den

Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte ſeiner hier nur im Gegenſatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule iſt. Novalis iſt hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem ſo vortreſſlichen Anzuge dem franzöſiſchen Publikum vorgeſtellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputation erlangt hat. Bei uns in Deutſchland iſt jetzt Hoffmann keineswegs en vogue, aber er war es früher. In ſeiner Periode wurde er viel geleſen, aber nur von Menſchen, deren Nerven zu ſtark oder zu ſchwach waren, als daſs ſie von gelinden Akkorden afficiert werden konnten. Die eigentlichen Geiſtreichen und die poetiſchen Naturen wollten Nichts von ihm wiſſen. Dieſen war der Novalis viel lieber. Aber ehrlich geſtanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn Letzterer mit ſeinen idealiſchen Gebilden ſchwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann mit allen ſeinen bizarren Fratzen ſich doch immer an der irdiſchen Realität feſtklammert. Wie aber der Rieſe Antäus unbezwingbar ſtark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und ſeine Kraft verlor, ſobald ihn Herkules in die Höhe hob, ſo iſt auch der Dichter ſtark und gewaltig, ſo lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläſſt, und er wird ohnmächtig, ſobald er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Ähnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daſs ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daſs die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Kritikers, ſondern des Arztes ſei. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurgluth in Hoffmann's Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzuſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht*) eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Übel ſtarb. In Allem, was er ſchrieb, weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht im Jahr 1801, ehe er ſein neunundzwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Komödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von Ofterdingen, der berühmte Dichter, iſt der Held dieſes Romans. Wir ſehen ihn als Jüngling in Eiſenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße, jener alten Wartburg liegt, wo ſchon das Größte, aber auch ſchon das Dümmſte geſchehen; wo nämlich Luther ſeine Bibel überſetzt, und einige alberne Deutſchthümler den Gendarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieſer Burg ward auch einſt jener Sängerkrieg geführt, wo unter andern Dichtern auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettſtreit in der Dichtkunſt geſungen, den uns die Maneſſiſche Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter ſollte das Haupt des Unterliegenden verfallen ſein, und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt ſich nun die Wartburg, der Schauplatz ſeines ſpäteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie geſagt, in dem väterlichen Hauſe zu Eiſenach. „Die Eltern liegen ſchon und ſchlafen, die Wanduhr ſchlägt ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſt der Wind; abwechſelnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

---

*) „vielleicht ſelbſt“ ſteht in der älteſten deutſchen und in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

„Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt, fernab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne, und ich kann nichts Anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert? und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume habe ich damals nie gehört."

Mit ſolchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen," und überall in dieſem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll iſt es, daß ſelbſt die fabelhafteſten Perſonen in dieſem Buche uns ſo bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten ſchon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, ſelbſt Sophia trägt ſo wohlbekannte Geſichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtnis, wo wir mit ihr auf und ab gegangen und heiter gekoſt. Aber das Alles liegt ſo dämmernd hinter uns wie ein halbvergeſſener Traum.

Die Muſe des Novalis war ein ſchlankes, weißes Mädchen mit ernſthaft blauen Augen, goldnen Hyacinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermal an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nämlich als Muſe der Novalis'ſchen Poeſie eben daſſelbe Mädchen, das mich zuerſt mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldſchnitt, welcher den „Ofterdingen“ enthielt, in ihren ſchönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stationen von Göttingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmann'ſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen, zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmann'ſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe Manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novalis'ſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm, um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtattgefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert, und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nämlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern, und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen

Profeſſor Blumenbach für einen afrikaniſchen erkannte. Der arme Vogel! mit dem Pfeil in der Bruſt war er doch nach dem nordiſchen Neſte zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſein, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen auf irgend einer ägyptiſchen Pyramide und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich im Spätherbſt 1828 aus dem Süden zurückkehrte (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt), führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſiert, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Poſtillon Pieper erfuhr, hatte ſie ſogar die Luſt an den Hoffmann'ſchen Romanen verloren, und ſie trank jetzt vor Schlafengehn deſto mehr Branntewein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmann'ſchen Romane hingegen muſſten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlich'ſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoſſen und ſei davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich muſſte ein Weſen ſein, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte, ſie ſei ein Engel! Und er ſagte Dieſes, während er mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen an einer Stange hing zum Trocknen ein durchnäſſter, ſcharlachrother Poſtillonsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Ofterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und Das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Kapitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinett, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Land und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abenteuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barock wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Karikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſiert höflich ſind; und um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſierlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daſs ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muſs.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine ſchräggeſchlitzte Äuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herzen die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn Das recht kniſterte und krackte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine als eine unheilbare Wahnſinnige in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonificierte Kaprice, iſt zugleich die perſonificierte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe, die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreißt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit fünfzehn Jahr' lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja eingemauert in ſeinem Katholicismus. Es gab nichts Koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen, die ihn liebten, und Jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken*) zu ſehen. Das tummelt ſich Alles in ſüßeſter Verwirrung, und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Ärmeln und allzu großen Weſtenknöpfen. Da ſpringen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Policinelle. Liebesworte wie neckende Kolombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und Das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bacchantiſchen Zerſtörungsluſt.

---

*) „von Worten und Wortſpielen“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „Die Gründung Prag's“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnisvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich: „Die Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl.“ Als das ſchöne Annerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich Etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Annerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: Eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrak noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „Liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm Jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daſs ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Annerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr’ alt ſein, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondierendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit ſeinem verſtorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinſchaft mit Letzterem, unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn,“ eine Sammlung Lieder herausgegeben, die ſie theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und ſeltenen Druckſchriften gefunden haben. Dieſes Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdſeligſten Blüthen des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe dieſe Volkslieder. In dieſem Augenblick liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir, als röche ich den Duft der deutſchen Linden. Die Linde ſpielt nämlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens zeigt. Dieſe Bemerkung machte einſt ein deutſcher Dichter, der mir am liebſten iſt, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches iſt ein Knabe, der das Horn bläſt; und wenn ein Deutſcher in der Fremde dieſes Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekannteſten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beſchleichen, wie den Schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pike von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. „Des Knaben Wunderhorn“ enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen,
Das gieng nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,

Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir Solches angethan,
Das klag' ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch durch chemiſchen Proceſs die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeiſt der deutſche Spott, hier küſſt die deutſche Liebe. Hier perlt der echt deutſche Wein und die echt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eſſ' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da muſſt' ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer muſſt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch muſſt' er mir laſſen.“

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter, den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewuſſte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel, und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz dich, Gretlein, ſchürz dich,
Wohlauf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan.“

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laſs mich bei dir ſein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein.“

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein.
Die Kleider dieſes Gretlein
Müſſen verſchlemmet ſein.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth der war groß,
Daſs ihr die lichte Zähre
Über die Wänglein floſs.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,
Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr?
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr'?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das iſt kein Goethe'ſches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen biſt;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägſt keine Federn weg.“

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle und die ganze Seele übergießend, ſtrahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt:
Daſs du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schluſsworten:

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gänſ' übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind beſonders die Handwerksburſchen. Gar oft auf meinen Fußreiſen verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſierten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch mit Ränzel und Wanderſtab vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchem Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all' die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutſchen Handwerksburſchen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es iſt eine merkwürdige Menſchenſorte. Ohne Sous in der Taſche, wandern dieſe Handwerksburſchen durch ganz Deutſchland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daſs Drei zuſammen auf ſolche Wanderſchaft ausgingen. Von dieſen Dreien war der Eine immer der Räſonneur; er räſonnierte mit humoriſtiſcher Laune über Alles, was vorkam, über jeden bunten Vogel, der in der Luft flog, über jeden Muſterreiter, der vorüberritt, und kamen ſie gar in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: Der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort ſagen, ohne dabei zu fluchen; er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet; und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daſs er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm täglich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurücklieſs. Bei dem Wort „Halberſtadt" ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefſter Bruſt; er iſt der Jüngſte, macht zum erſtenmal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läſſt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluſs geübt, als daſs ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Nibelungenlied ſpielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muſs hier eine beſondere Erwähnung geſchehen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſei? Und das Publikum ſah dabei aus wie ein Knabe, den man ernſthaft fragt: Haſt du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls iſt aber dieſes Nibelungenlied von großer, gewaltiger Kraft. Ein Franzoſe kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet iſt. Es iſt eine Sprache von Stein, und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen artigen Leutchen euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der Straßburger Münſter, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. ſ. w., und dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es iſt wahr, daſs ihr Gang ein biſchen unbeholfen iſt, daſs einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daſs man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich untereinander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptperſonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen: kein Thurm iſt ſo hoch und kein Stein iſt ſo hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chriemhilde.

Wer hat aber dieſes Lied verfaſſt? Eben ſo wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geſchrieben. Sonderbar! von den vortrefflichſten Büchern, Gedichten, Bauwerken und ſonſtigen Denkmälern der Kunſt weiß man ſelten den Urheber. Wie hieß der Baumeiſter, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die ſchöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige ſo erquicklich abkonterfeit ſind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das ſo viele leidende Menſchengeſchlechter getröſtet hat? Die Menſchen vergeſſen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edlen, der für das Heil ſeiner Mitbürger geſorgt, finden wir ſelten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtnis bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grauſamen Kriegshelden. Der Baum der Menſchheit vergiſſt des ſtillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor ſchädlichen Thieren geſchützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in ſeine Rinde unbarmherzig eingeſchnitten mit ſcharfem Stahl, und er überliefert ſie in immer wachſender Große den ſpateſten Geſchlechtern.

2.

Wegen ihrer gemeinſchaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns“ pflegt man auch ſonſt die Namen Brentano und Arnim zuſammen zu nennen, und da ich Erſteren beſprochen, darf ich von dem Andern um ſo weniger ſchweigen, da er in weit höherem Grade unſere Aufmerkſamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim iſt ein großer Dichter, und war einer der originellſten Köpfe der romantiſchen Schule. Die Freunde des Phantaſtiſchen würden an dieſem Dichter mehr als an jedem andern deutſchen Schriftſteller Geſchmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann ſowohl als den Novalis. Er wuſſte noch inniger als Dieſer in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Geſpenſter beſchwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann ſelbſt zuweilen betrachtete, ſo kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommée unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und Das waren eben Diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Stevens von Voltaire gebraucht, als Dieſer den Shakſpeare ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt: er ſagte nämlich: Dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignoriert. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnim's Renommée konnte beſonders deßhalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Partei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläſſigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: Das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen, das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfnis konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In Allem, was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich und flüſtern uns leiſe ins Ohr: Wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſein, wäre nicht die Arnim'ſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch, als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch, wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen, Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſein könne; aber Das iſt Kinderſpiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann ſeine Todten beſchwört, und ſie aus den Gräbern hervorſteigen und ihn umtanzen, dann zittert er ſelber vor Entſetzen, und tanzt ſelbſt in ihrer Mitte, und ſchneidet dabei die tollſten Affengrimaſſen. Wenn aber Arnim ſeine Todten beſchwört, ſo iſt es, als ob ein General Heerſchau halte, und er ſitzt ſo ruhig auf ſeinem hohen Geiſterſchimmel, und läſst die entſetzlichen Scharen vor ſich vorbeidefilieren, und ſie ſehen ängſtlich nach ihm hinauf und ſcheinen ſich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784 in der Mark Brandenburg, und ſtarb den Winter 1830*). Er ſchrieb dramatiſche Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen ſind voll intimer Poeſie, namentlich ein Stück darunter betitelt: „Der Auerhahn“. Die erſte Scene wäre ſelbſt des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu iſt die betrübteſte Langeweile da geſchildert! Der Eine von den drei natürlichen Söhnen des verſtorbenen Landgrafen ſitzt allein in dem verwaiſten weiten Burgſaal und ſpricht gähnend mit ſich ſelber, und klagt, daſs ihm die Beine unter dem Tiſche immer länger wüchſen, und daſs ihm der Morgenwind ſo kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nur langſam hereingeſchlappt, in den Kleidern des ſeligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er ſonſt um dieſe Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie Dieſer ihm oft eine Brotkruſte zuwarf, die er mit ſeinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; dieſe letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daſs nun der Vater todt ſei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

---

*) Arnim war geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, und ſtarb am 21. Januar 1831. Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der erſten Auflage dieſes Buches.

Der Herausgeber.

Arnim's Romane heißen: „Die Kronwächter“ und „Die Gräfin Dolores.“ Auch erſterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz iſt oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und ſeiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht ſo dick iſt, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es iſt Verleumdung, wenn man ihr nachſagte, ſie ſei oben in der Thurmwohnung ſo korpulent geworden, daſs ſie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabſteigen könne, und nach dem Tode ihres erſten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt geweſen ſei, den neuen Thürmer zu heirathen. Über ſolche böſe Nachrede grämte ſich die arme Frau droben nicht wenig; und ſie konnte nur deſshalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „Die Gräfin Dolores,“ hat ebenfalls den allervortrefflichſten Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth, und zwar einer adligen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch' ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörnis! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloſs der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloſsgarten iſt Alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorber und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geißeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf nach langer Abweſenheit wieder in ſein Schloſs heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau ſehr auffallend, es paſſiert bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und Das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und, eben ſo wie das übrige Hausgeſinde, längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber am Ende ſelbſt zu ahnen, daſs er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich Etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine „Iſabella von Ägypten.“ Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Égyptiens nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Märchenvolk mit ſeinen braunen Geſichtern, freundlichen Wahrſageraugen und ſeinem wehmüthigen Geheimnis. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen myſtiſchen Schmerz. Die Zigeuner müſſen nämlich nach der Sage, die in dieſer Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungaſtlichen Härte, womit einſt ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewieſen, als Dieſe auf ihrer Flucht in Ägypten ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deſshalb hielt man ſich auch berechtigt, ſie mit Grauſamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schelling'ſchen Philoſophen hatte, ſo muſſte die Poeſie damals die Beſchönigung der unwürdigſten und grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen Niemand waren dieſe

Geſetze barbariſcher als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten ſie, jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne Unterſuchung und Urthel aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Ägypten, unſchuldig gehenkt. Mit dieſem trüben Ereignis beginnt die Arnim'ſche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürſtenmantel um die Schulter, ſetzen ihm die ſilberne Krone auf das Haupt, und verſenken ihn in die Schelde, feſt überzeugt, daſs ihn der mitleidige Strom nach Hauſe bringt, nach dem geliebten Ägypten. Die arme Zigeunerprinzeſſin Iſabella, ſeine Tochter, weiß Nichts von dieſer traurigen Begebenheit, ſie wohnt einſam in einem verfallenen Hauſe an der Schelde, und hört des Nachts, wie es ſo ſonderbar im Waſſer rauſcht, und ſie ſieht plötzlich, wie ihr bleicher Vater hervortaucht im purpurnen Todtenſchmuck, und der Mond wirft ſein ſchmerzliches Licht auf die ſilberne Krone. Das Herz des ſchönen Kindes will ſchier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will ſie den todten Vater feſthalten; er ſchwimmt ruhig weiter nach Ägypten, nach ſeinem heimatlichen Wunderland, wo man ſeiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben.

Rührend iſt das Todtenmal, womit das arme Kind den verſtorbenen Vater ehrt; ſie legt ihren weißen Schleier über einen Feldſtein, und darauf ſtellt ſie Speiſ' und Trank, welches ſie feierlich genießt. Tief rührend iſt Alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er ſchon an anderen Orten ſein Mitleid gewidmet, z. B. in ſeiner Nachrede zum „Wunderhorn," wo er behauptet, daſs wir den Zigeunern ſo viel Gutes und Heilſames, namentlich die mehrſten unſerer Arzneien verdanken. Wir hätten ſie mit Undank verſtoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten ſie bei uns keine Heimat erwerben können. Er vergleicht ſie in dieſer Hinſicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daſs ſie Alles herbeiſchafften, was ſich ihre großen ſtarken Feinde zu Gaſtmälern wünſchten, aber einmal für wenige Erbſen, die ſie aus Noth vom Felde ablaſen, jämmerlich geſchlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menſchen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und Jeder dort ein Münzchen niederlegen muſſte, bis ſie ein Faſs damit füllten.

Eine Überſetzung der erwähnten Novelle: „Iſabella von Ägypten" würde den Franzoſen nicht bloß eine Idee von Arnim's Schriften geben, ſondern auch zeigen, daſs all' die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'ſchen Dichtungen nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſein ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt, wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läſſt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr' als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weſshalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt und wie ein ſchönes Weib ſich gebärdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort: „Wahrheit," und

wenn man dieſes auslischt, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daſs ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem Männlein auch ein bisſchen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Miſsgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küſſte ſie ihm das Hagebuttmaul ganz ſchief; ſie küſſte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf, und der garſtige Knirps wurde dadurch ſo verzogen, daſs er am

Ende Feldmarſchall werden wollte, und eine brillante Feldmarſchalluniform anzog, und ſich durchaus Herr Feldmarſchall titulieren ließ.

Nicht wahr, Das ſind vier ſehr ausgezeichnete Perſonen? Wenn ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Miracle und ſämmtliche Peſthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet ihr doch keine ſo gute Geſellſchaft zuſammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutſche von Bracke nach Brüſſel fuhr. Ihr Franzoſen ſolltet doch endlich einſehen, daſs das Grauenhafte nicht euer Fach, und daſs Frankreich kein geeigneter Boden für Geſpenſter jener Art. Wenn ihr Geſpenſter beſchwört, müſſen wir lachen. Ja, wir Deutſchen, die wir bei euren heiterſten Witzen ganz ernſthaft bleiben können, wir lachen deſto herzlicher bei euren Geſpenſtergeſchichten. Denn eure Geſpenſter ſind doch immer Franzoſen; und franzöſiſche Geſpenſter! welch' ein Widerſpruch in den Worten! In dem Wort „Geſpenſt“ liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Worte „Franzöſiſch“ liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſein, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtieren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Variétés und dem Gymnaſe ſtrömen die heiterſten Gruppen, und Das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soirée. Wie müſſte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wär, und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiſs nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die Einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreunions bilden, ſie würden ein Todtenkaffehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariſer Todtenrevue, und es gäbe bald Todtenſoirées, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die

Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſieren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüſſte ich, daſs man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtieren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daſs ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde, und in Paris ſpuken kann zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt. und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht! ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muſs, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf dem Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben*).

O ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, ihr ſolltet doch endlich einſehen, daſs eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir Anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Maſken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenluken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der große Tod. Ihr ſeid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche eurer Kunſt. Das haben ſchon eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laſſt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen! Laſſt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen, nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Grenze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art.

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

O! ich möchte mich auf den Straßburger Münſter ſtellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein theures Vaterland hinüberſchwenkte, und die rechten exorcierenden Worte dabei ausſpräche: die alten Hexen würden auf ihren Beſenſtielen davonfliegen, die kalten Bärenhäuter würden wieder in ihre Gräber hinabkriechen, die Golems würden wieder als eitel Lehm zuſammenfallen, der Feldmarſchall Cornelius Nepos kehrte wieder zurück nach dem Orte, woher er gekommen, und der ganze Spuk wäre zu Ende*).

---

*) Hier ſchloß die erſte deutſche ſowie die erſte franzöſiſche Ausgabe der „Romantiſchen Schule."

Der Herausgeber.

3.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretenden Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien, ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche

Molluſken u. ſ. w. Andere im Gegentheil treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie Dieſer handeln ſie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sternen, und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit, eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher, worin dieſe ſich offenbaren, aus der Konſtellation der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimieren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtificiert. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten, die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich, emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindiciert.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit, und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſecierte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. Ich würde herzlich gern als ein literariſcher Kalchas in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müſſte ich nicht befürchten, in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jetzt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jetzt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr Franzoſen ſeid während fünfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeid jetzt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jetzt am Studiertiſche geſeſſen und haben alte Klaſſiker kommentiert, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich, mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben, und auf welchen ſeitdem durch die geiſtreichen Artikel von Philareth

Chasles das franzöſiſche Publikum noch beſonders aufmerkſam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erſt ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgeſonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeſchichte von ihm reden müßte. Er iſt faſt gleichzeitig mit der romantiſchen Schule aufgetreten, ohne im mindeſten daran Theil zu nehmen, und eben ſo wenig hegte er ſpäter die mindeſte Gemeinſchaft mit der Goethe'ſchen Kunſtſchule. Er ſteht ganz iſoliert in ſeiner Zeit, eben weil er im Gegenſatz zu den beiden Schulen ſich ganz ſeiner Zeit hingegeben und ſein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und ſeine Schriften waren Eins und Daſſelbe. Dieſe Eigenſchaft, dieſe Ganzheit finden wir auch bei den Schriftſtellern des heutigen jungen Deutſchlands, die ebenfalls keinen Unterſchied machen wollen zwiſchen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, und die zu gleicher Zeit Künſtler, Tribune und Apoſtel ſind.

Ja, ich wiederhole das Wort: Apoſtel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beſeelt ſie mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode keine

Ahnung hatten. Es iſt Dieſes der Glaube an den Fortſchritt, ein Glaube, der aus dem Wiſſen entſprang. Wir haben die Lande gemeſſen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Induſtrie berechnet, und ſiehe, wir haben ausgefunden, daſs dieſe Erde groß genug iſt, daſs ſie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte ſeines Glückes darauf zu bauen; daſs dieſe Erde uns Alle anſtändig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Koſten des Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klaſſe an den Himmel zu verweiſen. — Die Zahl dieſer Wiſſenden und Gläubigen iſt freilich noch gering. Aber die Zeit iſt gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, ſondern nach Herzen*). Und iſt das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Komödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn wie könnte ich von dem jungen Deutſchland ſprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendſten hervorleuchtet?

---

*) Die nachfolgenden, auf die Schriftſteller des „jungen Deutſchlands“ bezüglichen Bemerkungen fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Heinrich Laube, einer jener Schriftſteller, die ſeit der Juliusrevolution aufgetreten ſind, iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle guten Eigenſchaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabei iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form: und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.

In dieſer Hinſicht verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich Dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muſs ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und des urtheilenden Kunſtſinnes zuerkennen, und auch ſeine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffaſſung unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe; aber in Allem, was Laube ſchreibt, herrſcht eine weitaustönende Ruhe, eine ſelbſtbewuſſte Größe, eine ſtille Sicherheit, die mich perſönlich tiefer anſpricht, als die pittoreſke, farbenſchillernde und ſtechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'ſchen Geiſtes.

Herr Karl Gutzkow, deſſen Seele voller Poeſie, muſſte, eben ſo wie Laube, ſich zeitig von jenen Zeloten, die unſeren großen Meiſter ſchmähen, aufs beſtimmteſte losſagen. Daſſelbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Guſtav Schleſier, zwei höchſt ausgezeichneten Schriftſtellern der jüngſten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutſchland die Rede iſt, ebenfalls nicht unerwähnt laſſen darf. Sie verdienen in der That, unter deſſen Chorführern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es iſt hier nicht der Ort, ihr Können und Wirken ausführlicher zu beſprechen. Ich habe mich zu ſehr von meinem Thema entfert; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt, wie Jean Paul Friedrich Richter in ſeiner Hauptrichtung dem jungen Deutſchland voranging. Dieſes Letztere jedoch, aufs Praktiſche angewieſen, hat ſich der abſtruſen Verworrenheit, der barocken Darſtellungsart und des ungenießbaren Stiles der Jean-Paul'ſchen Schriften zu enthalten gewuſſt. Von dieſem Stile kann ſich ein klarer, wohlredigierter, franzöſiſcher Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Paul's Periodenbau beſteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal ſo eng ſind, daſs, wenn eine Idee dort mit einer andern zuſammentrifft, ſie ſich beide die Köpfe zerſtoßen; oben an der Decke ſind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden ſind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läſſt ſie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bereitet er uns mehr Erſtaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachſen würden, wenn er ſie ordentlich Wurzel faſſen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern ſich ausbreiten ließe, dieſe rupft er aus, wenn ſie kaum noch kleine Pflänzchen, oft ſogar noch bloße Keime ſind, und ganze Geiſteswälder werden uns ſolchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüſſel als Gemüſe vorgeſetzt. Dieſes iſt nun eine wunderſame, ungenießbare Koſt; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und

Bananen in ſolcher Menge vertragen. Jean Paul iſt ein großer Dichter und Philoſoph, aber man kann nicht unkünſtleriſcher ſein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in ſeinen Romanen echtpoetiſche Geſtalten zur Welt gebracht, aber alle dieſe Geburten ſchleppen eine närriſch lange Nabelſchnur mit ſich herum und verwickeln und würgen ſich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich ſein Denken ſelbſt, wir ſehen die materielle Thätigkeit ſeines Gehirns; er giebt uns, ſo zu ſagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen hüpfen dabei ſeine Witze, die Flöhe ſeines erhitzten Geiſtes *). Er iſt der luſtigſte Schriftſteller und zugleich der ſentimentalſte. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer, und ſein Lachen verwandelt ſich jählings in Weinen. Er vermummt ſich manchmal in einen bettelhaften plumpen Geſellen, aber dann plötzlich, wie die Fürſten inkognito, die wir auf dem Theater ſehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den ſtrahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfaſſer des „Triſtram Shandy,“ wenn er ſich in

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

den roheſten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich durch erhabene Übergänge an ſeine fürſtliche Würde, an ſeine Ebenbürtigkeit mit Shakſpeare zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in ſeinen Schriften ſeine Perſönlichkeit preisgegeben, er hat ſich ebenfalls in menſchlichſter Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewiſſen unbeholfenen Scheu, beſonders in geſchlechtlicher Hinſicht. Lorenz Sterne zeigt ſich dem Publikum ganz entkleidet, er iſt ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hoſe. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl beſeſſen als Sterne, weil Dieſer, ſobald der Gegenſtand, den er behandelt, eine tragiſche Höhe erreicht, plötzlich in den ſcherzhafteſten, lachendſten Ton überſpringt; ſtatt daſs Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindeſten ernſthaft wird, allmählich zu flennen beginnt und ruhig ſeine Thränendrüſen austräufen läſſt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er iſt ein größerer Dichter. Er iſt, wie ich ſchon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakſpeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaſs. Aber nach Frauenart haben ſie ihn beſonders durch ihre Liebkoſungen ſchon frühe verdorben. Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küſſte Dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daſs das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſyne's, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und kuſſte begütigend ſeine Lippen, und küſſte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei.

Und ſeitdem geriethen Sterne's Herz und Sterne's Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch: wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

4.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung, wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſei, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute desſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daſs man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Miſsbegriff der chriſtlichen Verſöhnunslehre, was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug er war herrſchend, und in Liedern und Sagen lebt die ſchauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geſchlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu feſtigen. Heut zu Tage iſt die Menſchheit verſtändiger; wir glauben nicht mehr an die

Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Beſteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den ſilbernen und goldenen Hoſtien, ſchreiben ſie eine Wunderkraft zu; das Geld iſt der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn ſie ein Gebäude zu errichten haben, ſo tragen ſie große Sorge, daſs unter den Grundſtein einige Geldſtücke, eine Kapſel mit allerlei Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben ſo wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, ſo beruhen alle unſere heutigen Inſtitutionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch Dieſes iſt der bare Egoismus. Erſteren zerſtörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerſtören. Die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft wird einſt eine beſſere ſein, und alle großen Herzen Europas ſind ſchmerzhaft beſchäftigt, dieſe neue beſſere Baſis zu entdecken.

Vielleicht war es der Miſsmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den ſie überall hervorgrinſen ſahen, was in

Deutſchland einige Dichter von der romantiſchen Schule, die es ehrlich meinten, zuerſt bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Reſtauration des Mittelalters zu befördern. Dieſes mag namentlich bei Denjenigen der Fall ſein, die nicht die eigentliche Koterie bildeten. Zu dieſer letztern gehörten die Schriftſteller, die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literarhiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes habe ich von dieſen Koteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht miſsverſtehen wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drei Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudiert wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und Herr Ludwig Uhland iſt der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nämlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Komödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben beſchäftigt hat, doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vordeklamierte, und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzogin bis zur Wäſcherin mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtrahlte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bei der Vorleſung ſeiner Novellen ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckte. Die Kraft dieſer Poeſie muſſte immer deſto mehr hervortreten, jemehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtierte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt, muſste Herr Tieck als einer der kräftigſten Dichter erſcheinen. Während die Lieder unſeres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erſchollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen geliſpelt werden, iſt kein einziges Lied des Herrn Tieck in unſere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck iſt in unſerem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieſes großen Lyrikers.

Zacharias Werner iſt geboren zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine perſönliche, ſondern nur eine ſympathetiſche. Er begriff in der Ferne, was ſie wollten und that ſein Möglichſtes, in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte ſich für die Reſtauration des Mittelalters nur einſeitig, nämlich nur für die hierarchiſch katholiſche Seite deſſelben begeiſtern; die feudaliſtiſche Seite hat ſein Gemüth nicht ſo ſtark in Bewegung geſetzt. Hierüber hat uns ſein Landsmann T. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern einen merkwürdigen Aufſchluſs ertheilt. Er erzählt nämlich, daſs Werner's Mutter gemüthskrank geweſen und während ihrer Schwangerſchaft ſich eingebildet, daſs ſie die Muttergottes ſei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geiſt Werner's trug nun ſein ganzes Leben hindurch das Muttermal dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionſchwärmerei finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, „Der Vierundzwanzigſte Februar,“ iſt frei davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werner's übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter bei aller draſtiſchen Kraft faſt gänzlich an Kenntnis der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmann's, der Herr Kriminalrath Hitzig, hat auch Werner's Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends im brillanteſten Putz die Galerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein und neckten ihn und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-Royal, ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Richtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daſs Alles auf Erden eitel ſei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſei nur eine häſsliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein Paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtillonshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daſs die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig, daſs er ein großer Sünder ſei.

Genau betrachtet, iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daſs er früherhin bloß beſang, was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, asceтiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genuſsſucht ſpiritualiſieren, die in den Tiefen der religiöſen

Myſtik die ſchauerlichſten Seligkeiten ſuchen, heilige Roués.

Kurz vor ſeinem Tode war die Freude an dramatiſcher Geſtaltung noch einmal in Werner erwacht, und er ſchrieb noch eine Tragödie, betitelt: „Die Mutter der Makkabäer.“ Hier galt es aber nicht, den profanen Lebensernſt mit romantiſchen Späßen zu feſtonieren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen ſind feierlich gemeſſen wie Glockengeläute, bewegen ſich langſam wie eine Charfreitagsproceſſion, und es iſt eine paläſtinaiſche Legende in griechiſcher Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menſchen hier unten: ob es den Engeln im Himmel beſſer gefiel, Das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias ſtarb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr' auf dieſer ſündigen Erde gewandelt.

Wir laſſen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantiſchen Triumvirats. Es iſt der vortreffliche Freiherr de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr' 1777, und zum Profeſſor ernannt an der Univerſität Halle im Jahr 1833. Früher ſtand er als Major im königlich preußiſchen Militärdienſt, und gehört zu den Sangeshelden oder Heldenſängern, deren Leier und Schwert während dem ſogenannten Freiheitskriege am lauteſten erklang. Sein Lorber iſt von echter Art. Er iſt ein wahrer Dichter, und die Weihe der Poeſie ruht auf ſeinem Haupte. Wenigen Schriftſtellern ward ſo allgemeine Huldigung zu Theil, wie einſt unſerem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er ſeine Leſer nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieſes Publikum iſt immer groß genug, und Herr Fouqué kann ſich rühmen, daſs er der Einzige von der romantiſchen Schule iſt, an deſſen Schriften auch die niederen Klaſſen Geſchmack gefunden. Während man in den äſthetiſchen Theezirkeln Berlin's über den heruntergekommenen Ritter die Naſe rümpfte, fand ich in einer kleinen Harzſtadt ein wunderſchönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeiſterung ſprach und erröthend geſtand, daſs ſie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn ſie nur einmal den Verfaſſer der „Undine“ küſſen könnte. — Und dieſes Mädchen hatte die ſchönſten Lippen, die ich jemals geſehen.

Aber welch' ein wunderliebliches Gedicht iſt die Undine! Dieſes Gedicht iſt ſelbſt ein Kuſs; der Genius der Poeſie küſſte den ſchlafenden Frühling, und dieſer ſchlug lächelnd die Augen auf, und alle Roſen dufteten und alle Nachtigallen ſangen, und was die Roſen dufteten und die Nachtigallen ſangen, Das hat unſer vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: „Undine.“

Ich weiß nicht, ob dieſe Novelle ins Franzöſiſche überſetzt worden. Es iſt die Geſchichte von der ſchönen Waſſerfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daſs ſie ſich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt . . . aber, ach! mit dieſer Seele bekömmt ſie auch unſere menſchlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemal wird treulos, und ſie küſſt ihn todt. Denn der Tod iſt in dieſem Buche ebenfalls nur ein Kuſs.

Dieſe Undine könnte man als die Muſe der Fouqué'ſchen Poeſie betrachten. Obgleich ſie unendlich ſchön iſt, obgleich ſie eben ſo leidet wie wir, und irdiſcher Kummer ſie hinlänglich belaſtet, ſo iſt ſie doch kein eigentlich menſchliches Weſen. Unſere Zeit aber ſtößt alle ſolche Luft- und Waſſergebilde von ſich, ſelbſt die ſchönſten, ſie verlangt wirkliche Geſtalten des Lebens, und am allerwenigſten verlangt ſie Nixen, die in adlige Ritter verliebt ſind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beſtändige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalweſens, die ewige Ritterthümelei miſsbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutſchen Publikum, und man wandte ſich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieſer beſtändige Singſang von Harniſchen, Turnierroſſen, Burgfrauen, ehrſamen Zunftmeiſtern, Zwergen, Knappen, Schloſskapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel ſonſt heißt, wurde uns endlich läſtig; und als der ingenioſe Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué ſich immer tiefer in ſeine Ritterbücher verſenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verſtändnis der Gegenwart einbüßte, da muſſten ſogar ſeine beſten Freunde ſich kopfſchüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieſer ſpäteren Zeit ſchrieb, ſind ungenießbar. Die Gebrechen ſeiner früheren Schriften ſind hier aufs höchſte geſteigert. Seine Rittergeſtalten beſtehen nur aus Eiſen und Gemüth; ſie haben weder Fleiſch noch Vernunft. Seine Frauenbilder ſind nur Bilder oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen über die anmuthigen Blumengeſichter. Wie die Werke von Walter Scott, mahnen auch die Fouqué'ſchen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Geſtaltung und Farbenpracht mehr unſer Auge als unſere Seele ergötzen. Das ſind Ritterfeſte, Schäferſpiele, Zweikämpfe, alte Trachten, Alles recht hübſch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte

Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqué's, wie bei den Nachahmern des Walter Scott, iſt dieſe Manier, ſtatt der inneren Natur der Menſchen und Dinge nur ihre äußere Erſcheinung und das Koſtüm zu ſchildern, noch trübſeliger ausgebildet. Dieſe flache Art und leichte Weiſe graſſiert heutigen Tags in Deutſchland eben ſo gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darſtellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, ſondern auch unſere moderne Zuſtände betreffen, ſo iſt es doch noch immer die vorige Manier, die ſtatt der Weſenheit der Erſcheinung nur das Zufällige derſelben auffaſſt. Statt Menſchenkenntnis bekunden unſere neueren Romanciers bloß Kleiderkenntnis, und ſie fußen vielleicht auf dem Sprichwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenſchreiber, beſonders bei den Engländern! Richardſon giebt uns die Anatomie der Empfindungen; Goldſmith behandelt pragmatiſch die Herzensaktionen ſeiner Helden. Der Verfaſſer des „Triſtram Shandy“ zeigt uns die verborgenſten Tiefen der Seele; er öffnet eine Luke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradieſe und Schmutzwinkel, und läſſt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das ſeltſame Theater hineingeſchaut, Beleuchtung und Perſpektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kouliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſtrung aufblitzen wird, die Pauke, worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maſchinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beiſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe in ſeinem „Wilhelm Meiſter“ das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouqué'ſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring“ und „Thiodolph der Isländer“ verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſonders „Sigurd, der Schlangentödter“ iſt ein kühnes Werk, worin die altſkandinaviſche Heldenſage mit all ihrem Rieſen- und Zauberweſen ſich abſpiegelt. Die Hauptperſon des Dramas, der Sigurd, iſt eine ungeheure Geſtalt. Er iſt ſtark wie die Felſen von Norweg und ungeſtüm wie das Meer, das ſie umrauſcht. Er hat ſo viel Muth wie hundert Löwen und ſo viel Verſtand wie zwei Eſel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie ſind die Lieblichkeit ſelbſt. Sie ſind ſo leicht, ſo bunt, ſo glänzend, ſo heiter dahinflatternd; es ſind ſüße lyriſche Kolibris.

Der eigentliche Liederdichter aber iſt Herr Ludwig Uhland, der, geboren zu Tübingen im Jahre 1787, jetzt als Advokat in Stuttgart lebt. Dieſer Schriftſteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über franzöſiſche Troubadoure geſchrieben. Es ſind zwei kleine hiſtoriſche Unterſuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Baier“ und „Herzog Ernſt von Schwaben.“ Erſtere habe ich nicht geleſen; ſie iſt mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Geſinnung. Es weht darin ein ſüßer Hauch der Poeſie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unſerem Theater ſo viel Beifall ernten, nimmermehr angetroffen wird. Deutſche Treue iſt das Thema dieſes Dramas, und wir ſehen ſie hier, ſtark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutſche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um ſo rührender ins Herz. Dieſes Drama, oder vielmehr dieſes Lied, enthält Stellen, welche zu den ſchönſten Perlen unſerer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzu bitter darob tadeln. Dieſe Leute haben beſtimmte Bedürfniſſe, deren Befriedigung ſie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten ſollen nicht eben den Sympathien ſeines eignen Herzens, ſondern viel eher dem Begehr des Publikums entſprechen. Dieſes letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüſte, der einen Sack mit Erbſen gefunden zu haben glaubt und ihn haſtig öffnet; aber ach! es ſind nur Perlen. Das Publikum verſpeiſt mit Wonne des Herrn Raupach's dürre Erbſen und Madame Birch-Pfeiffer's Saubohnen; Uhland's Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzoſen höchſtwahrſcheinlich nicht wiſſen, wer Madame Birch-Pfeiffer und Herr Raupach iſt, ſo muſs ich hier erwähnen, daſs dieſes göttliche Paar, geſchwiſterlich neben einander ſtehend wie Apoll und Diana, in den Tempeln unſerer dramatiſchen Kunſt am meiſten verehrt wird. Ja, Herr Raupach iſt eben ſo ſehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeiffer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, ſo iſt Letztere als kaiſerlich öſterreichiſche Hofſchauſpielerin in Wien, und Erſterer als königlich preußiſcher Theaterdichter in Berlin angeſtellt. Die Dame hat ſchon eine Menge Dramen geſchrieben, worin ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin, hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt, Herr Ludwig Tieck habe durch eine unvorſichtige Äußerung dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Kritiken bemerkte er nämlich, daſs die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können als in einem guten Stücke. Fußend auf ſochem Axiom, griffen die Komödianten ſcharenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Komödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darin zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen, das Stück ſei gut? Der Schauſpieler und der Dichter, die bisher in einer

Art von kollegialiſchem Verhältniſſe ſtanden (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder), traten jetzt in offne Feindſchaft. Die Schauſpieler ſuchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben, ſie verſtänden Nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verſtänden Nichts von draſtiſchen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauſpieler ſie in der Praxis erlernt und ſie in ſeinen Stücken anzubringen weiß. Die Komödianten oder, wie ſie ſich am liebſten nennen, die Künſtler ſpielten daher vorzugsweiſe in ihren eignen Stücken oder wenigſtens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künſtler, verfertigt hatte. In der That, dieſe entſprachen ganz ihren Bedürfniſſen; hier fanden ſie ihre Lieblingskoſtüme, ihre fleiſchfarbige Trikotpoeſie, ihre applaudierten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimaſſen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affektiertes Kunſtzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern geſprochen wird, Blumen, die nur dieſem erlogenen Boden entſproſſen, Früchte, die nur am Lichte der Orcheſterlampe gereift, eine Natur, worin nicht der Odem Gottes, ſondern des Souffleurs weht, kouliſſenerſchütternde Tobſucht, ſanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geſchminkte Unſchuld mit Laſterverſenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentuſch u. ſ. w.

Solchermaßen haben die Schauſpieler in Deutſchland ſich von den Poeten und auch von der Poeſie ſelbſt emancipiert. Nur der Mittelmäßigkeit erlauben ſie noch, ſich auf ihrem Gebiete zu producieren. Aber ſie geben genau Acht, daſs es kein wahrer Dichter iſt, der im Mantel der Mittelmäßigkeit ſich bei ihnen eindrängt. Wie viel' Prüfungen hat Herr Raupach überſtehen müſſen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu faſſen! Und noch jetzt haben ſie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück ſchreibt, das nicht ganz und gar ſchlecht iſt, ſo muſs er aus Furcht vor dem Oſtracismus der Komödianten gleich wieder ein Dutzend der allermiſerabelſten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert euch über das Wort: „ein Dutzend“? Es iſt gar keine Übertreibung von mir. Dieſer Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen ſchreiben, und man bewundert dieſe Produktivität. Aber „es iſt keine Hexerei,“ ſagt Jantjen von Amſterdam, der berühmte Taſchenſpieler, wenn wir ſeine Kunſtſtücke anſtaunen, „es iſt keine Hexerei, ſondern nur die Geſchwindigkeit.“

Daſs es Herrn Raupach gelungen iſt, auf der deutſchen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen beſondern Grund. Dieſer Schriftſteller, von Geburt ein Deutſcher, hat lange Zeit in Ruſsland gelebt, dort erwarb er ſeine Bildung, und es war die moskowitiſche Muſe, die ihn eingeweiht in die Poeſie. Dieſe Muſe, die eingezobelte Schöne mit der holdſelig aufgeſtülpten Naſe, reichte unſerem Dichter die volle Branntweinſchale der Begeiſtrung, hing um ſeine Schulter den Köcher mit kirgiſiſchen Witzpfeilen, und gab in ſeine Hände die tragiſche Knute. Als er zuerſt auf unſere Herzen damit losſchlug, wie erſchütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erſcheinung muſſte uns nicht wenig in Verwunderung ſetzen. Der Mann gefiel uns gewiſs nicht im civiliſierten Deutſchland; aber ſein ſarmatiſch ungethümes Weſen, eine täppiſche Behendigkeit, ein gewiſſes brummendes Zugreifen in ſeinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf ſeinem ſlaviſchen Pegaſus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poeſie dahinjagte, und unter dem Sattel nach echter Baſchkirenweiſe ſeine dramatiſchen Stoffe gar ritt. Dieſes fand Beifall in Berlin, wo, wie ihr wiſſt, alles Ruſſiſche gut aufgenommen wird; dem Herrn Raupach gelang es, dort Fuß zu faſſen, er wuſſte ſich mit den Schauſpielern zu verſtändigen, und ſeit einiger Zeit, wie ſchon geſagt, wird Raupach-Apollo neben Diana-Birch-Pfeiffer göttlich verehrt in dem Tempel der dramatiſchen Kunſt. Dreißig Thaler bekömmt er für jeden Akt, den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel“ giebt. Alle möglichen Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unterbekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar, Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daſs Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach, der ſie fürs Theater zurichtet. Raumer'ſche Holzfiguren überzieht er mit ſeiner ledernen Poeſie, mit ſeinen ruſſiſchen Juchten, und der Anblick ſolcher Karikaturen und ihr Miſsduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die ſchönſten und edelſten Kaiſer des deutſchen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht ſolchen Frevel? Wenn ſie nicht gar ſelbſt die Hand im Spiel hat! Neue, emporſtrebende Regentenhäuſer lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiſerſtämme, an deren Stelle ſie gern treten möchten. Nicht bei Immerman, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uechtritz, ſondern bei dem Herrn Raupach wird die Berliner Theaterintendanz einen Barbaroſſa beſtellen. Aber ſtreng bleibt es Herrn Raupach unterſagt, einen Hohenzollern unter den Sattel zu ſtecken; ſollte es ihm einmal danach gelüſten, ſo würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweiſen*).

Die Ideenaſſociation, die durch Kontraſte entſteht, iſt Schuld daran, daſs ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeiffer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theater-Diana noch viel weniger als unſer Theater-Apoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo muſste ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentieren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bei uns die Herrſchaft der Bühne uſurpieren**).

---

*) Dieſer ganze Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

5.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhland'ſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte euch, Zeit und Ort, wo ich Dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu feiern vermocht! Damals empfand ich ſeine Vortrefflichkeit vielleicht beſſer als jetzt; er ſtand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber ſo Vieles hat ſich ſeitdem ereignet! Was mir ſo herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholiſche Weſen, jene Ritter, die im adligen Turnei ſich hauen und ſtechen, jene ſanften Knappen und ſittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minneſänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsſchauern, jene blaſſen Entſagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir ſeitdem verleidet! Ja, einſt war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schloſſes zu Düſſeldorf am Rhein, ſaß ich und deklamierte vor mich hin das ſchönſte aller Uhland'ſchen Lieder:

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb,
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunterſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schloſſes ſaß und dieſes Lied deklamierte, hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und Das ſeufzte und Das ſtöhnte aus den Fluthen mit komiſchem Pathos:

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht ſtören von ſolchen Neckereien der Waſſerfrauen, ſelbſt wenn ſie bei den ſchönſten Stellen in Uhland's Gedichten ironiſch kicherten. Ich bezog ſolches Gekicher damals beſcheidentlich auf mich ſelbſt, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamierte, um dadurch die geheimnisvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloſstrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, daſs dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange ſeidne Schleppe vorbeirauſchen zu hören, und mein Herz pochte ... Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland“ begeiſtert war.

Daſſelbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, ich habe unterdeſſen Viel gehört und geſehen, gar Viel, ich glaube nicht mehr an Menſchen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben ſitze und leſe, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildeſten Wogen des Tages, dort kreiſchen die lauteſten Stimmen der modernen Zeit; Das lacht, Das grollt, Das trommelt; im Sturmſchritt ſchreitet vorüber die Nationalgarde; und Jeder ſpricht franzöſiſch. — Iſt Das nun der Ort, wo man Uhland's Gedichte leſen kann? Dreimal habe ich den Schluſs des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamiert, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einſt ergriff, wenn das Königstöchterlein ſtirbt und der ſchöne Schäfer ſo klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein:

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Vielleicht auch bin ich für ſolche Gedichte etwas kühl geworden, ſeitdem ich die Erfahrung gemacht, daſs es eine weit ſchmerzlichere Liebe giebt als die, welche den Beſitz des geliebten Gegenſtandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der

That, ſchmerzlicher iſt es, wenn der geliebte Gegenſtand Tag und Nacht in unſeren Armen liegt, aber durch beſtändigen Widerſpruch und blödſinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergeſtalt, daſs wir Das, was unſer Herz am meiſten liebt, von unſerem Herzen fortſtoßen, und wir ſelber das verflucht geliebte Weib nach dem Poſtwagen bringen und fortſchicken müſſen:

„Ade, du Königstöchterlein!“

Ja, ſchmerzlicher als der Verluſt durch den Tod iſt der Verluſt durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte aus wahnſinniger Leichtfertigkeit ſich von uns abwendet, wenn ſie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Menſch ſie begleiten kann, und wenn ſie dann, ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig friſiert, dem erſten beſten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt . . .

„Ade, du Schäfer mein!“

Vielleicht erging es Herrn Uhland ſelber nicht beſſer als uns. Auch ſeine Stimmung muſs ſich ſeitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er ſeit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daſs dieſes ſchöne

Dichtergemüth ſo kärglich von der Natur begabt geweſen und nur einen einzigen Frühling in ſich trug. Nein, ich erkläre mir das Verſtummen Uhland's vielmehr aus dem Widerſpruch, worin die Neigungen ſeiner Muſe mit den Anſprüchen ſeiner politiſchen Stellung gerathen ſind. Der elegiſche Dichter, der die katholiſch-feudaliſtiſche Vergangenheit in ſo ſchönen Balladen und Romanzen zu beſingen wuſſte, der Oſſian des Mittelalters, wurde ſeitdem in der würtembergiſchen Ständeverſammlung ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geiſtesfreiheit. Daſs dieſe demokratiſche und proteſtantiſche Geſinnung bei ihm echt und lauter iſt, bewies Herr Uhland durch die großen perſönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einſt den Dichterlorber errungen, ſo erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit ſo ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeiſterung weiter ſingen; und da ſein Pegaſus nur ein Ritterroſs war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich ſtetig wurde, wenn es vorwärts ſollte in das moderne Leben, da iſt der wackere Uhland lächelnd abgeſtiegen, ließ ruhig abſatteln und den unfügſamen Gaul nach dem Stall bringen.

Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein Kollege, das Roſs Bayard's, hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſein, daſs das hohe Ritterroſs mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Federbüſchen nie recht gepaſſt habe zu ſeinem bürgerlichen Reiter, der an den Füßen ſtatt Stiefeln mit goldenen Sporen nur Schuhe mit ſeidenen Strümpfen, und auf dem Haupte ſtatt eines Helms nur einen Tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben, daſs Herr Ludwig Uhland niemals mit ſeinem Thema ganz übereinſtimmen konnte; daſs er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealiſierter Wahrheit wiedergiebt, ſondern ſie vielmehr in eine kränklich ſentimentale Melancholie auflöſt; daſs er die ſtarken Klänge der Heldenſage und des Volkslieds in ſeinem Gemüthe gleichſam weich gekocht habe, um ſie genießbar zu machen für das moderne Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'ſchen Gedichte genau betrachtet, ſo ſind es nur ſchöne Schatten, verkörperter Mondſchein, in den Adern Milch, in den Augen ſüße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhland'ſchen Ritter mit den Rittern der alten Geſänge, ſo kommt es uns vor, als beſtänden ſie aus Harniſchen von Blech, worin lauter Blumen ſtecken, ſtatt Fleiſch und Knochen. Die Uhland'ſchen Ritter duften daher für zarte Naſen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiſerne Hoſen trugen und viel fraßen und noch mehr ſoffen.

Aber Das ſoll kein Tadel ſein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Kopei die deutſche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerſchein ergötzen, und er ließ ſie freundlich zurückſpiegeln von der dämmernden Fläche ſeines Geiſtes. Dieſes mag ſeinen Gedichten vielleicht einen beſonderen Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler ſanften und guten Menſchen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber ſelbſt in der matteſten Beſchwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Partei gefaſſt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Überlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns dieſe Geiſterſtimmen ſelbſt in ihrem ſchwächſten Nachhall. Und es iſt leicht begreiflich, daſs die Balladen und Romanzen unſeres vortrefflichen Uhland's nicht bloß bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, ſondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den ſchönſten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um ſie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterſcheiden, die nicht mehr von den Erinnerungen des ſogenannten Freiheitskrieges zehren. Jene älteren Patrioten müſſen an der Uhland'ſchen Muſe das ſüßeſte Wohlgefallen finden, da die meiſten ſeiner Gedichte ganz von dem Geiſte ihrer Zeit geſchwängert ſind, einer Zeit, wo ſie ſelber noch in Jugendgefühlen und ſtolzen Hoffnungen ſchwelgten. Dieſe Vorliebe für Uhland's Gedichte überlieferten ſie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einſt als Patriotismus angerechnet, wenn ſie ſich Uhland's Gedichte anſchafften. Sie fanden darin Lieder, die ſelbſt Max von Schenkendorf und Herr Ernſt Moritz Arndt nicht beſſer gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhland'ſchen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immer fort,
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewaltiges Öſterreich!
Vorwärts! thu's den Andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall!
Vorwärts, tapfre Streiter all'!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhland's Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht bloß den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentiert eine ganze Periode, und er repräſentiert ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumieren. Der Ton, der in den Uhland'ſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und Mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort, wo ich noch Manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Ähnlichkeit mit Herrn

Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhland'ſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kriſtallhafteren Wahrheit der Eichendorff'ſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herrn Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bei Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade, und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form aufs erfreuſamſte beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muſs hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volkslieds klingt er ganz zuſammen mit Herrn Uhland; mich will es ſogar bedünken, als ſei er in ſolchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesformen und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Übergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muſs ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhland's, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus' „Urania." Daſs Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften Beide aus derſelben Quelle, dem Volksgeſange, und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bei Herrn Uhland geründeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daſs er in ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutſchland angehört. Aber in den Liedern ſeiner früheren Periode weht derſelbe Odem, der uns auch aus den Uhland'ſchen Gedichten entgegenſtrömt; derſelbe Klang, dieſelbe Farbe, derſelbe Duft, dieſelbe Wehmuth, dieſelbe Thräne ... Chamiſſo's Thränen ſind vielleicht rührender, weil ſie, gleich einem Quell, der aus einem Felſen ſpringt, aus einem weit ſtärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in ſüdlichen Versarten geſchrieben, ſind ebenfalls den Sonetten, Aſſonanzen und Ottaverime ſeiner Mitſchüler von der romantiſchen Schule aufs innigſte verwandt, und man kann ſie nimmermehr, ſowohl der Form als des Tones nach, davon unterſcheiden. Aber, wie geſagt, die meiſten jener Uhland'ſchen Zeitgenoſſen mitſammt ihren Gedichten gerathen in Vergeſſenheit; Letztere findet man nur noch mit Mühe in verſchollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald,“ die „Sängerfahrt,“ in einigen Frauen- und Muſenalmanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitſchriften, namentlich in Achim von Arnim's „Tröſteinſamkeit“ und in der „Wünſchelruthe,“ redigiert von Heinrich Straube und Rudolph Christiani, in den damaligen Tagesblättern, und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland iſt nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder ſonſt ſo Einer, aus deren Individualität ein beſonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenoſſen einen beſtimmten Wiederhall fand. Herr Uhland iſt nicht der Vater, ſondern er iſt ſelbſt nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht urſprünglich angehört, ſondern den ſie aus früheren Dichterwerken mühſam hervorgequetſcht hatte. Aber als Erſatz für dieſen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben ſo herrlich wie ſelten ſind. Er iſt der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genoſſen deutſcher Zunge erfreuen ſich dieſes edlen Sängergemüthes. In ihm reſumieren ſich die meiſten ſeiner lyriſchen Geſpielen von der romantiſchen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um ſo inniger, da wir im Begriffe ſind, uns auf immer von ihm zu trennen*).

---

*) Hier ſchließt die franzöſiſche Ausgabe der „Romantiſchen Schule.“ Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt, ſondern dem Geſetze der Nothwendigkeit gehorchend, ſetzt ſich Deutſchland in Bewegung ... Das fromme, friedſame Deutſchland! ... es wirft einen wehmüthigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter ſich läſſt, noch einmal beugt es ſich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhland's Gedichten ſo ſterbebleich anſchaut, und es nimmt Abſchied mit einem Kuſſe. Und noch einen Kuſs, meinetwegen ſogar eine Thräne! Aber laſſt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung ...

Vorwärts! fort und immer fort,
Frankreich rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

6.

„Als nach langen Jahren Kaiſer Otto III. an das Grab kam, wo Karl's Gebeine beſtattet ruhten, trat er mit zwei Biſchöfen und dem Grafen von Laumel (der dieſes Alles berichtet hat) in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte, ſondern ſaß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handſchuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt und waren herausgewachſen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk ſehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, muſſte eine Öffnung gebrochen werden; ſobald man hineingelangt war, ſpürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten ſogleich die Knie, und erwieſen dem Todten Ehrerbietung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war Nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte Etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Karl's Mund einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. — Nachts drauf ſoll ihm im Traume Karl erſchienen ſein und verkündigt haben, daſs Otto nicht alt werden und keinen Erben hinterlaſſen werde.“

Solchen Bericht geben uns die „deutſchen Sagen.“ Es iſt Dies aber nicht das einzige Beiſpiel der Art. So hat auch euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen laſſen, um ſelber zu ſehen, ob dieſer Held von ſo rieſenhafter Geſtalt geweſen, wie die Dichter rühmen. Dieſes geſchah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebaſtian von Portugal ließ die Grüfte ſeiner Vorfahren öffnen, und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog*).

---

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe ſteht etwas ausführlicher: „Einen ähnlichen Beſuch machte der König Sebaſtian von Portugal den Grüften ſeiner Vorfahren, ehe er ſich zu dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika einſchiffte, wo der Sand von Alkaſſar-Kebir ſein Leichentuch ward. Er ließ jeden Sarg öffnen, und betrachtete lange fragend die Züge der alten Könige.“ Der Herausgeber.

Sonderbar ſchauerliche Neugier, die oft die Menſchen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuſchauen! Es geſchieht Dieſes zu außerordentlichen Perioden, nach Abſchluſs einer Zeit, oder kurz vor einer Kataſtrophe. In unſeren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erſcheinung erlebt; es war ein großer Souverän, das franzöſiſche Volk, welcher plötzlich die Luſt empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längſt verſchütteten, verſchollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheiſen ſchnell bei der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein ſtarker Duft ließ ſich verſpüren, der als gothiſches Haut-gout diejenigen Naſen, die für Roſenöl*) blaſiert ſind, ſehr angenehm kitzelte. Die franzöſiſchen Schriftſteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere ſchnitt ihm die Nägel, ein Dritter ſetzte ihm eine neue Naſe an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausriſſen, Alles wie Kaiſer Otto.

---

*) „für klaſſiſche Parfüms“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ob der Geiſt des Mittelalters dieſen Zahnausreißern im Traume erſchienen iſt und ihrer ganzen romantiſchen Herrſchaft ein frühes Ende prophezeit hat, Das weiß ich nicht. Überhaupt, ich erwähne dieſer Erſcheinung der franzöſiſchen Literatur nur aus dem Grunde, um beſtimmt zu erklären, daſs ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derſelben im Sinne habe, wenn ich in dieſem Buche eine ähnliche Erſcheinung, die in Deutſchland ſtattfand, mit etwas ſcharfen Worten beſprochen. Die Schriftſteller, die in Deutſchland das Mittelalter aus ſeinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus dieſen Blättern erſehen wird, und die Wirkung, die ſie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die franzöſiſchen Schriftſteller hatten nur artiſtiſche Intereſſen, und das franzöſiſche Publikum ſuchte nur ſeine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die Meiſten ſchauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Abſicht, um ſich ein intereſſantes Koſtüm für den Karneval auszuſuchen. Die Mode des Gothiſchen war in Frankreich eben nur eine Mode, und ſie diente nur dazu, die Luſt der Gegenwart zu erhöhen. Man läſſt ſich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigſten Bemerkung des Friſeurs, daſs es nicht gut kleide, läſſt man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt Das andere. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei euch, gänzlich todt und verweſt iſt. Das deutſche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem böſen Geſpenſte belebt, und tritt am hellen, lichten Tage in unſere Mitte, und ſaugt uns das rothe Leben aus der Bruſt . . .

Ach! ſeht ihr nicht, wie Deutſchland ſo traurig und bleich iſt? zumal die deutſche Jugend, die noch unlängſt ſo begeiſtert emporjubelte? Seht ihr nicht, wie blutig der Mund des bevollmächtigten Vampyrs, der zu Frankfurt reſidiert, und dort am Herzen des deutſchen Volkes ſo ſchauerlich langſam und langweilig ſaugt?

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daſs ich eine Partei, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von Letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es ſind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Geſindel, heuchleriſch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, Das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelſt, fühlſt du plötzlich den Stich in der Ferſe. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es iſt die Partei der Lüge, es ſind die Schergen des Deſpotismus*), die Reſtauratoren aller Miſère, aller Greuel und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verſchieden iſt jene Partei, die man hier die katholiſche nennt, und deren Häupter zu den talentreichſten Schriftſtellern Frankreichs gehören. Wenn ſie auch nicht eben unſere Waffenbrüder ſind, ſo kämpfen wir doch für dieſelben Intereſſen, nämlich für die Intereſſen der Menſchheit. In der Liebe für dieſelbe ſind wir einig; wir unterſcheiden uns nur in der Anſicht Deſſen, was der Menſchheit frommt. Jene glauben, die Menſchheit bedürfe nur des geiſtlichen Troſtes, wir hingegen ſind der Meinung, daſs ſie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die katholiſche Partei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, ſich als die

---

*) „Die Schergen der heiligen Allianee“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Partei der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Katholicismus in Frankreich ſo gründlich ekraſiert, daſs faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daſs Derjenige, welcher den Katholicismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, iſt eine eben ſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeien gute Katholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen, welche ich in der Provinz fand, ſahen Alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum, weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revolution nicht mehr exiſtiert, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein

Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bei Vernunft, und lachte über Weihwaſſer und Ölung. Aber heißt Das eine Herrſchaft des Katholicismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Karl X. durch den Reiz der Neuheit auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Katholicismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Überraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt worden, daſs die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Handeln wie im Gedanken ganz heidniſch koſtümiert waren. Während der Revolution blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antike Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen, und dieſer reſumierte ſich in dem heiligen Namen*): „Napoleon!“ Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös, weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muſs vielmehr ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muſs ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo Viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen**) noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe, man wird dieſe Bemerkungen nicht miſsverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen, den Leſer dieſes Buches vor einem argen Miſsverſtändniſſe zu bewahren.

---

*) „in einem einzigen Namen:“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „ſind die Franzoſen“ ſteht in der älteren, — „iſt Frankreich“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 166) in Betreff des großen Eklektikers entſchlüpft ſind, ganz miſsverſtanden werden. Wahrlich, fern iſt von mir die Abſicht, Herren Victor Couſin zu verkleinern. Die Titel dieſes berühmten Philoſophen verpflichten mich ſogar zu Preis und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und ſeine geiſtreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs. Dabei iſt er ein liebendes Gemüth, und er liebt nicht die banalen Gegenſtände, die jeder Franzoſe lieben kann, z. B. den Napoleon, er liebt nicht einmal den Voltaire, der ſchon minder leicht zu lieben iſt . . . nein, des Herren Couſin's Herz verſucht das

Schwerſte: er liebt Preußen. Ich wäre ein Böſewicht, wenn ich einen ſolchen Mann verkleinern wollte, ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit . . . denn ich ſelber bin ein Preuße. Wer wird uns lieben, wenn das große Herz eines Victor Couſin nicht mehr ſchlägt?

Ich muſs wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthuſiasmus verleiten könnten, gewaltſam unterdrücken. Ich möchte nämlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Couſin iſt ſehr einfluſsreich im Staate durch ſeine Stellung und Zunge. Dieſe Rückſicht könnte mich ſogar bewegen, eben ſo freimüthig ſeine Fehler wie ſeine Tugenden zu beſprechen. Wird er ſelber Dieſes miſsbilligen? Gewiſs nicht! Ich weiß, daſs man große Geiſter nicht ſchöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben ſo gewiſſenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules beſingt, muſs man auch erwähnen, daſs er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken geſeſſen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben ſolche Umſtände von Herrn Couſin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Couſin, wenn er auch zuweilen ſchwatzend am Spinnrocken ſaß, ſo hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen ſchmeichelhaften Unterſchieds erwähnen. Das Volk hat nämlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeſchrieben, die von verſchiedenen ſeiner Zeitgenoſſen vollbracht worden; die Werke des Herren Couſin ſind aber ſo koloſſal, ſo erſtaunlich, daſs das Volk nie begriff, wie ein einziger Menſch Dergleichen vollbringen konnte, und es entſtand die Sage, daſs die Werke, die unter dem Namen dieſes Herren erſchienen ſind, von mehren ſeiner Zeitgenoſſen herrühren.

So wird es auch einſt Napoleon gehn; ſchon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held ſo viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Couſin ſchon jetzt nachſagt, daſs er fremde Talente zu exploitieren und ihre Arbeiten als die ſeinigen zu publicieren gewuſſt, ſo wird man einſt auch von dem armen Napoleon behaupten, daſs nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer, vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muſs man Herren Couſin ganz unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beiſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nämlich die Meinung, daſs man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daſs man durch metaphyſiſche Spekulationen den Sinn für induſtrielle Spekulationen verliere, und daſs man, allem Ämterglanz entſagend, in naiver Armuth und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiete des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beiſpiel hat er gezeigt, daſs man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair de France werden kann.

Freilich, einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande, daſs von jenen zwei Eigenſchaften des Herren Couſin nur die letztere konſtatiert ſei. Giebt es eine liebloſere, unchriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann iſt aber jemals der Perſifflage ſeiner Zeitgenoſſen entgangen? Haben die Athener mit ihren attiſchen Epigrammen den großen Alexander verſchont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäſar geſungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herren Couſin trifft daſſelbe Schickſal, welches ſchon Alexander, Cäſar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer mitten in Paris treffen wird. Je größer der Mann, deſto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge ſind ſchon ſchwerer zu treffen.

Die Maſſe aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, iſt von ernſthafter Natur, es iſt abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erſcheinungen erklärt es in tiefſinnig myſtiſcher Weiſe. Alle ſeine Auslegungen tragen einen poetiſchen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganini's erſtaunliches Violinſpiel ſucht das Volk dadurch zu erklären, daſs dieſer Muſiker aus Eiferſucht ſeine Geliebte ermordet, deſshalb lange Jahre im Gefängniſſe zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine beſeſſen und, indem er ſich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchſte Meiſterſchaft auf dieſem

Inſtrumente erlangt habe. Die philoſophiſche Virtuoſität des Herren Couſin ſucht das Volk in ähnlicher Weiſe zu erklären, und man erzählt, daſs einſt die deutſchen Regierungen unſeren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angeſehen und feſtgeſetzt haben, daſs er im Gefängniſſe kein anderes Buch außer Kant's Kritik der reinen Vernunft zu leſen bekommen, daſs er aus langer Weile beſtändig darin ſtudiert, und daſs er dadurch jene Virtuoſität in der deutſchen Philoſophie erlangte, die ihm ſpäterhin in Paris ſo viele Applaudiſſements erwarb, als er die ſchwierigſten Paſſagen derſelben öffentlich vortrug.

Dieſes iſt eine ſehr ſchöne Volksſage, märchenhaft, abenteuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Beor's, von Quaſer dem Weiſen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Couſin eine ſymboliſche Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herren Couſin nicht mehr ein wirkliches Individuum ſehen, ſondern nur die Perſonifikation des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker ſitzend, Troſt ſucht in der Weisheit, in der Kritik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche ſieht vielleicht in ihm eine Allegorie ſeiner Zeit ſelbſt, einer

Zeit, wo die Kritik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker ſaß.

Was nun wirklich dieſe Gefangenſchaftsgeſchichte des Herren Couſin betrifft, ſo iſt ſie keineswegs ganz allegoriſchen Urſprungs. Er hat in der That einige Zeit, der Demagogie verdächtig, in einem deutſchen Gefängniſſe zugebracht, eben ſo gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daſs aber Herr Couſin dort in ſeinen Mußeſtunden Kant's Kritik der reinen Vernunft ſtudiert habe, iſt aus drei Gründen zu bezweifeln. Erſtens, dieſes Buch iſt auf Deutſch geſchrieben. Zweitens, man muſs Deutſch verſtehen, um dieſes Buch leſen zu können. Und drittens, Herr Couſin verſteht kein Deutſch.

Ich will Dieſes, bei Leibe! nicht in tadelnder Abſicht geſagt haben. Die Größe des Herren Couſin tritt um ſo greller ins Licht, wenn man ſieht, daſs er die deutſche Philoſophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verſtehen, worin ſie gelehrt wird. Dieſer Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menſchen, die wir nur mit großer Mühe dieſe Philoſophie verſtehen, obgleich wir mit der deutſchen Sprache von Kind auf ganz vertraut ſind! Das Weſen eines ſolchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; Das ſind jene intuitive Naturen, denen Kant das ſpontaneiſche Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Kombination der Einzeltheile die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daſs einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Kritik der reinen Vernunft durch bloße intuitive Anſchauung verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch Deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſiert wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daſs man ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Unterſuchung, von einer wiſſenſchaftlichen Anſicht nur ein Weniges zu ſagen braucht, und dieſes Wenige wiſſen ſie ſo vortrefflich in ihrem Geiſte zu kombinieren und zu verarbeiten, daſs ſie alsdann die Sache noch weit beſſer verſtehen wie wir ſelber, und uns über unſer eignes Wiſſen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als ſeien die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daſs jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzähligemal reflektiert; eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. Dieſe brillanten Köpfe, eben ſo wie die glänzenden Kaffehäuſer, pflegen einen armen Deutſchen, wenn er zuerſt nach Paris kömmt, ſehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den ſüßen Gewäſſern des Lobes unverſehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin, den Herren Couſin wegen eines Umſtandes bitter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, er iſt ungerecht gegen ſich ſelber, er verleumdet ſich ſelber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel Allerlei entlehnt. Gegen dieſe Selbſtanſchuldigung muſs ich Herren Couſin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewiſſen! dieſer ehrliche Mann hat aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeſte geſtohlen, und wenn er als ein Andenken von dieſen Beiden Etwas mit nach Hauſe gebracht hat, ſo war es nur ihre Freundſchaft. Das macht ſeinem Herzen Ehre. Aber von ſolchen fälſchlichen Selbſtanklagen gibt es viele Beiſpiele in der Pſychologie. Ich kannte einen Mann, der von ſich ſelber ausſagte, er habe an der Tafel des Königs ſilberne Löffel geſtohlen; und doch wuſſten wir Alle, daſs der arme Teufel nicht hoffähig war, und ſich dieſes Löffeldiebſtahls anklagte, um uns glauben zu machen, er ſei im Schloſſe zu Gaſte geweſen.

Nein, Herr Couſin hat in der deutſchen Philoſophie immer das ſechſte Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingeſteckt. Alle Zeugenausſagen ſtimmen darin überein, daſs Herr Couſin in dieſer Beziehung, ich ſage: in dieſer Beziehung, die Ehrlichkeit ſelbſt ſei. Und es ſind nicht bloß ſeine Freunde, ſondern auch ſeine Gegner, die ihm dieſes Zeugnis geben. Ein ſolches Zeugnis enthalten z. B. die Berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik von dieſem Jahre, und da der Verfaſſer dieſer Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und ſeine Worte alſo deſto unverdächtiger ſind, ſo will ich ſie ſpäter in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt, einen großen Mann von einer ſchweren Anklage zu befreien, und nur deſshalb erwähne ich das Zeugnis der Berliner Jahrbücher, die freilich durch einen etwas ſpöttiſchen Ton, womit ſie von Herren Couſin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam dem Sohne Beor's, Quaſer dem Weiſen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der Erſte, der dieſen großen Namen auch den Namen Couſin beigeſellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich ſeine Feinde ſagen, ſeine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen Nichts heilig iſt, die keine Religion haben, und die nicht einmal an an Herrn Couſin glauben. Aber es wird nicht das erſte Mal ſein, daſs eine Nation erſt durch einen Fremden ihre großen Männer ſchätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienſt um Frankreich, daſs ich den Werth des Herren Couſin für die Gegenwart und ſeine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn ſchon bei Lebzeiten poetiſch ausſchmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt, wie er ſich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einſt eine Zeit kommt, wo der Name Victor Couſin eine Mythe ſein wird. Jetzt iſt er ſchon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O ihr Verläſterer des Thrones und des Altars, ihr Böſewichter, die ihr, wie Schiller ſingt, „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen pflegt,“ ich prophezeie euch, daſs die Renommée des Herren Couſin, wie die franzöſiſche Revolution, die Reiſe um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzuſetzen: In der That, die Renommée des Herren Couſin macht eine Reiſe um die Welt, und von Frankreich iſt ſie bereits abgereiſt*).

---

*) Die vorliegende Diatribe gegen Victor Couſin, welche in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlt, ſchließt in der erſten Ausgabe des Buches De l'Allemagne vom Jahre 1835 mit den Worten: „Die Franzoſen ſind ein frivoles Volk, und ein ernſthafter Deutſcher, wie ich, hat Mühe, mit ihnen fertig zu werden. Ich will daher aufhören, die hohen Verdienſte des Herren Couſin herauszuſtreichen, und ich beſchränke mich darauf, den obenerwähnten Aufſatz der „Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ hier abzudrucken, deſſen Verfaſſer der berühmte Hinrichs iſt. Man wird daraus erkennen, daß, wenn Herr Couſin die deutſchen Philoſophen nicht verſteht, Dieſe dafür Herren Couſin nicht beſſer verſtehen.“ — Die erwähnte Kritik der „Fragmens philosophiques, par V. Cousin“ findet ſich im Auguſtheft der „Berliner Jahrbücher“ vom Jahre 1834.

Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Über Deutſchland. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Über Deutſchland

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.
Elementargeiſter und Dämonen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers . . . VII

Elementargeiſter und Dämonen.

I. Elementargeiſter 5

II. Der Doktor Fauſt.

Einleitende Bemerkung 123
Der Doktor Fauſt; ein Tanzpoem . . 131
Erläuterungen 161

III. Die Götter im Exil.

Vorbemerkung zur franzöſiſchen Ausgabe . . . 209
Die Götter im Exil 211

IV. Die Göttin Diana.

Vorbemerkung 303
Die Göttin Diana 305

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Bande enthaltenen Abhandlungen ſind in derſelben Ordnung, wie in der vom Verfaſſer beſorgten franzöſiſchen Geſammtausgabe, zuſammengeſtellt. „Die Göttin Diana,“ welche in letzterer fehlt, wurde von Heine bereits im Jahre 1854 (im erſten Band ſeiner „Vermiſchten Schriften“) als Nachtrag zu den „Göttern im Exil“ veröffentlicht, und es lag kein Grund vor, dieſe Anordnung zu ändern.

Das Manuſkript der „Elementargeiſter,“ welche in deutſcher Verſion zuerſt 1837 im dritten Bande des „Salon“ abgedruckt wurden, iſt bei dem großen Brande der Stadt Hamburg im Jahre 1842 verloren gegangen. Ich muſſte die beträchtlichen Cenſurlücken und ſpäteren Erweiterungen daher nach der neueſten franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland“ (deſſen erſte Auflage 1835 erſchien) ergänzen. Dieſer Ausgabe folgend, habe ich gleichfalls den früheren Schluſs jener Abhandlung (vgl. die Anmerkung auf S. 257) den „Göttern im Exil“ vorgefügt.

Die von mir vorgenommenen Ergänzungen ſind:

S. 7 Ich habe mein Möglichſtes gethan — S. 8 noch nicht gänzlich erloſchen.

S. 13 Auch wollten ſich die Rieſen — S. 16 der Siebente geboren ward.

S. 17 Ich kann bei dieſer Gelegenheit — S. 18 um nach Beiſtand zu ſpähen.

S. 19 Man kann übrigens — S. 20 Geheimniſſe beſonderer Art.

S. 21 Ich bezweifle, daſs die Zwerge — S. 22 uns zuletzt ſo plötzlich verließen.

S. 26 Ebenſo wenig wird — ſo lange man Engliſch verſtehen wird.

S. 42 Man erzählt ſich die folgende Geſchichte — S. 43 ſeines ganzen Hauſes beſingt.

S. 50 Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte — S. 52 zum Andenken an jenes Ereignis.

S. 57 Ich habe völlig genug — zwiſchen ihren gläubigen Herden.

S. 70 Sie ſind weibliche Weſen — S. 72 geſchildert werden.

S. 72 Ich theile die lieblichſte Verſion — S. 78 auf die Gruft ſetzen, das Kreuz!

S. 84 Ich habe dieſe Erzählung — S. 96 führte ihn mit ſich fort. U. ſ. w.

S. 96 Da, wo die chriſtlichen Prieſter — nur eine Heirathschronik iſt.

S. 97 vorzüglich der Alemannen,

S. 98 und ich bin überzeugt — ſelbſt ſeine Entſtehung verdankte.

S. 99 Die Engländer nennen ſie — Jack with a lantern.

S. 102 Er erſchien ihnen — Feder auf dem Haupte.

S. 110 Manche verſichern — S. 119 einen guten Bogen geführt.

Der Verfaſſer hat in dem neueſten franzöſiſchen Abdruck der „Elementargeiſter“ durchaus keine Stellen aus Milderungsgründen geſtrichen oder verändert.

„Der Doktor Fauſt“ ſollte urſprünglich dem „Romancero“ als „Viertes Buch,“ unter dem

Titel: „Der Doktor Fauſt; eine getanzte Tragödie,“ einverleibt werden, wie das Originalmanuſkript und die noch vorhandenen Korrekturbogen beweiſen. Heine entſchloſs ſich indeſs auf Rath ſeines Verlegers, eine Separatausgabe des Buches zu veranſtalten, die zu Anfang des Jahres 1852 erſchien. Die franzöſiſche Verſion iſt in der neuen Ausgabe des Buches „De l'Allemagne“ ganz konform mit der deutſchen; bei dem erſten Abdruck in der Revue des deux mondes vom 15. Februar 1852 (Méphistophéla et la légende de Faust) fehlten die letzten drei Sätze der „Erläuterungen.“ Im Übrigen fehlt bei beiden Abdrücken nur das poetiſche Motto.

Die „Götter im Exil“ erſchienen zuerſt in franzöſiſcher Sprache in der Revue des deux mondes vom 1. April 1853. Da zum Nachtheil des Verfaſſers eine deutſche Überſetzung des Aufſatzes von fremder Hand („Die verbannten Götter,“ Berlin, Guſtav Hempel. — Vgl. die Vorrede zu den „Geſtändniſſen“ im 12. Band der ſämmtl. Werke) publiciert ward, ſah ſich Heine genöthigt, ſeine Arbeit raſch ſelbſt zu übertragen und noch im Sommer deſſelben Jahres in einer deutſchen Zeitſchrift (den „Blättern für literariſche Unterhaltung“) zu veröffentlichen. „Die Götter im Exil“ wurden von ihm, wie erwähnt, im folgenden Jahre den „Vermiſchten Schriften“ eingereiht. Betreffs des Arrangements in vorliegender Ausgabe vergleiche man die Anmerkungen auf S. 233 und 257.

Aus der neuen franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland“ ergänzte ich, außer der Vorbemerkung, folgende Stellen:

S. 240 Ja, wie herrlich iſt dies Gedicht! — S. 242 wunderbare Wirkungen hervor.

S. 255 Ich will dem Publikum Nichts aufbinden — S. 257 zu den intereſſanteſten Unterſuchungen böte.

S. 290 Nur unter den Thieren mittlerer Statur — S. 291 in ihren Schoß aufzunehmen? Dies Gethier (Er)

Erſt nach vollendetem Druck des vorliegenden Bandes kommt mir das Originalmanuſkript der „Götter im Exil“ zu Händen. In demſelben findet ſich am Schluſſe des Abſatzes auf S. 260 noch folgende, ſpäter von dem Verfaſſer durchſtrichene Stelle:

„Solches kühne Ermeſſen erregte in nicht geringem Grade das Miſsfallen der ſogenannten Zunftgelehrten. Ich hatte aber nicht ſo Viel dadurch zu leiden wie durch den Unmuth der heimiſchen Staatsbehörden, den ich mir zuzog, als ich meine Nekromantie auch im Gebiete politiſcher oder kirchlicher Doktrinen ausübte. Nicht der gefährlichen Ideen wegen, welche „das junge Deutſchland“ zu Markte brachte, ſondern der popularen Form wegen, worin dieſe Ideen gekleidet waren, dekretierte man das berühmte Anathem über die böſe Brut und namentlich über ihren Rädelsführer, den Meiſter der Sprache, in welchem man nicht eigentlich den Denker, ſondern nur den Stiliſten verfolgte. Nein, ich geſtehe beſcheiden, mein Verbrechen war nicht der Gedanke, ſondern die Schreibart, der Stil.

„Mein Freund Heinrich Laube hat einſt dieſen Stil ein literariſches Schießpulver genannt. Es war in der That eine gute Erfindung, und die nachfolgende Generation, welche dieſes Pulver nicht erfunden, hat wenigſtens tüchtig damit zu knallen gewußt.“

Über Deutſchland.

Elementargeiſter

und

Dämonen.

I.

Elementargeiſter.

(1834.)

Ich habe mein Möglichſtes gethan, die mittelalterliche Tendenz unſrer Romantiker nicht einzig und allein aus tadelnswerthen Quellen herzuleiten; ich habe ihren beſten Rechtfertigungsgrund im dritten Buch der Beiträge „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ angeführt*), wo ich bemerkte, daſs die Manie für das Mittelalter am Ende vielleicht nur eine geheime Vorliebe für den altgermaniſchen Pantheismus war, da die Überreſte dieſer alten Religion in dem Volksglauben jener ſpäteren Epoche fortlebten. Ich habe ſchon früher davon geſprochen, wie dieſe Überreſte ſich, freilich in entſtellter und verſtümmelter Form, in dem Zauber- und Hexenweſen erhielten. Ja, ſie leben in dem Gedächtnis des Volkes, in ſeinen Gebräuchen, in ſeiner Sprache fort ... Auf jedes Brot, das der deutſche Bäcker backt, druckt er den alten Druidenfuß, und unſer tägliches Brot trägt noch das Zeichen der germaniſchen Religion. Welch einen bedeutſamen Kontraſt bildet dies wirkliche Brot zu dem trockenen, ſaftloſen Scheinbrote, mit dem der ſpiritualiſtiſche Kultus*) uns abſpeiſt!

---

*) Sämmtliche Werke, Bd. V. S. 230.

Nein, die Erinnerungen an den altgermaniſchen Glauben ſind noch nicht erloſchen. Wie man behauptet, giebt es greiſe Menſchen in Weſtfalen, die noch immer wiſſen, wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette ſagen ſie es dem jüngſten Enkel, und Der trägt dann das theure Geheimnis in dem verſchwiegenen Sachſenherzen. In Weſtfalen, dem ehemaligen Sachſen, iſt nicht Alles todt, was begraben iſt. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefſinnigen Zauberſprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnisvolle Ehrfurcht durchſchauerte meine Seele, als ich einſt, dieſe

---

*) „der chriſtliche Kultus" ſteht in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbeikam. „Hier," ſagte mein Wegweiſer, „hier wohnte einſt König Wittekind," und er ſeufzte tief. Es war ein ſchlichter Holzhauer, und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieſer Mann, wenn es drauf ankömmt, ſchlägt ſich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf ſein Beil fällt!

Das war ein ſchwarzer Tag für Sachſenland, als Wittekind, ſein tapferer Herzog, von Kaiſer Karl geſchlagen wurde bei Engter. Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun Alles mit Weib und Kind an die Furth kam und ſich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil ſie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen ſollte, ſo wurde ſie von den Sachſen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns-Kamp begraben; dabei ſprachen ſie: „Krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannſt dem Gerappel nich mer folgen."

Man ſagt, daſs die alte Frau noch lebt. Nicht Alles iſt todt in Weſtfalen, was begraben iſt*).

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die Gebrüder Grimm erzählen dieſe Geſchichte in ihren deutſchen Sagen; die gewiſſenhaften, fleißigen Nachforſchungen dieſer wackeren Gelehrten werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unſchätzbar iſt das Verdienſt dieſer Männer um germaniſche Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwiſſenſchaft mehr geleiſtet*), als eure ganze franzöſiſche Akademie ſeit Richelieu**). Seine deutſche Grammatik iſt ein koloſſales Werk, ein gothiſcher Dom, worin alle germaniſchen Völker ihre Stimmen erheben, wie Rieſenchöre, jedes in ſeinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente bei dieſem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um dieſe Quadern von Gelehrſamkeit herbeizuſchleppen, um aus dieſen hunderttauſend Citaten einen Mörtel zu ſtampfen, dazu gehört mehr als ein Menſchenleben und mehr als Menſchengeduld.

---

*) „Dieſe Männer haben mehr geleiſtet,“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Statt der folgenden drei Sätze leſen wir in den franzöſiſchen Ausgaben: „Jakob Grimm hat in ſeinem Fache nicht ſeines Gleichen. Seine Gelehrſamkeit iſt koloſſal wie ein Berg, und ſein Geiſt ſo friſch wie der Quell, welcher demſelben entſprudelt.“

Der Herausgeber.

Eine Hauptquelle für Erforſchung des altgermaniſchen Volksglaubens iſt Paracelſus. Ich habe ſeiner ſchon mehrmals erwähnt. Seine Werke ſind ins Lateiniſche überſetzt, nicht ſchlecht, aber lückenhaft. In der deutſchen Urſchrift iſt er ſchwer zu leſen; abſtruſer Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er iſt ein Naturphiloſoph in der heutigſten Bedeutung des Ausdrucks. Man muſs ſeine Terminologie nicht immer in ihrem traditionellen Sinne verſtehen. In ſeiner Lehre von den Elementargeiſtern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deſshalb, weil dieſe Namen dem Publikum ſchon geläufig ſind, nicht weil ſie ganz Dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anſtatt neue Worte willkürlich zu ſchaffen, hat er es vorgezogen, für ſeine Ideen alte Ausdrücke zu ſuchen, die bisher etwas Ähnliches bezeichneten. Daher iſt er vielfach miſsverſtanden worden, und Manche haben ihn der Spötterei, Manche ſogar des Unglaubens bezichtigt. Die Einen meinten, er beabſichtige ein Kindermärchen aus Scherz in ein Syſtem zu bringen, die Anderen tadelten, daſs er, abweichend von der chriſtlichen Anſicht, jene Elementargeiſter nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe, anzunehmen, ſagt er irgendwo, daſs dieſe Weſen dem Teufel gehören; und was der Teufel ſelbſt iſt, Das wiſſen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeiſter wären, eben ſo gut wie wir, wirkliche Geſchöpfe Gottes, die aber nicht wie Unſeresgleichen aus Adam's Geſchlechte ſeien, und denen Gott zum Wohnſitz die vier Elemente angewieſen habe. Ihre Leibesorganiſation ſei dieſen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Paracelſus die verſchiedenen Geiſter, und hier giebt er uns ein beſtimmtes Syſtem.

Den Volksglauben ſelbſt in ein Syſtem bringen, wie Manche beabſichtigen, iſt aber eben ſo unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen faſſen. Höchſtens kann man unter beſtimmten Rubriken das Ähnliche zuſammentragen. Dieſes wollen wir auch in Betreff der Elementargeiſter verſuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits geſprochen[*]. Sie ſind Geſpenſter, ein Gemiſch von verſtorbenen Menſchen und Teufeln; man muſs ſie von den eigentlichen Erdgeiſtern genau unterſcheiden. Dieſe wohnen meiſtens in den Bergen und man nennt ſie Wichtelmänner, Gnomen, Metallerii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von dieſen Zwergen iſt analog mit der Sage von den Rieſen, und ſie deutet auf die Anweſenheit zweier verſchiedener Stämme, die einſt mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber ſeitdem verſchollen ſind. Die Rieſen ſind auf immer verſchwunden aus Deutſchland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergſchachten, wo ſie, gekleidet wie kleine Bergleute, die koſtbaren Metalle und Edelſteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten beſeſſen; denn ſie konnten überall unſichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuſchlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Rieſen aber blieben immer arm, und wenn man ihnen Etwas geborgt hätte, würden ſie Rieſenſchulden hinterlaſſen haben. Auch wollten ſich die Rieſen niemals zum Chriſtenthume bekehren. Ich ſchließe Dies aus einer alten däniſchen Ballade, wo ſich die Rieſen zuletzt verſammeln und eine Hochzeit feiern. Die Braut verſchlingt allein zum Frühſtück vier Tonnen Brei, ſechzehn Ochſenleiber und achtzehn Schweineſeiten, und trinkt außerdem ſieben Tonnen Bier. Freilich bemerkt der Bräutigam: „Ich ſah noch nie eine junge Braut, die ſo guten Appetit gehabt hätte." Unter den Gäſten befand ſich der kleine Mimmering, deſſen Kleinheit einen Gegenſatz zu der Geſtalt dieſer Rieſen bildete. Und das Lied endigt mit den Worten: „Klein Mimmering war unter dieſem heidniſchen Volke das einzige Chriſtenkind."

---

[*] Im erſten Buch der „Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.“ Sämmtliche Werke, Band V. S. 52 ff.

Der Herausgeber.

Über die Hochzeiten des kleinen Volkes, wie man in Deutſchland zuweilen die Zwerge nennt, hat man noch die anmuthigſten Traditionen, z. B. die folgende:

Das kleine Volk wollte einſtmals im Schloſſe Eilenburg in Sachſen eine Hochzeit feiern. Während der Nacht ſchlüpften ſie durchs Schlüſſelloch und durch die Fenſterritzen in den Saal, und ſprangen Alle auf der gebohnten Diele, wie Erbſen auf einer Scheunentenne, umher. Dadurch erwachte der alte Graf, welcher unter dem Himmel ſeines großen Bettes in jenem Saale ſchlief, und er war ſehr verwundert beim Anblick dieſer Menge von winzigen Leuten. Dann ſchritt Einer von ihnen, reich wie ein Herold gekleidet, auf ihn zu und lud ihn höflich und in geziemenden Ausdrücken ein, an dem Feſte theilzunehmen. „Aber," fügte er hinzu, „wir bitten dich um Eins: Nur du allein darfſt hier zugegen ſein; Keiner deines Hauſes darf ſich erlauben, das Feſt gleichzeitig mit dir anzuſehn, wäre es auch nur mit einem einzigen Blicke.“ Der alte Graf antwortete freundlich: „Da ihr mich in meinem Schlafe geſtört habt, will ich euch gern Geſellſchaft leiſten.“ Hierauf führte man ihm eine kleine Frau zu; kleine Fackelträger ſtellten ſich auf, und eine leiſe, geheimnisvolle Muſik begann. Der Graf hatte viel Mühe, beim Tanz nicht die kleine Frau zu verlieren, welche ihm ſo leicht bei ihren Sprüngen entſchlüpfte und zuletzt ſo mit ihm herum wirbelte, daſs er kaum Athem zu holen vermochte. Plötzlich hielt Alles im Augenblick der lebhafteſten Tanzfreude inne; die Muſik verſtummte, und die ganze Schar rannte zu den Thürritzen, Mauſelöchern und überall hin, wo ſich ein kleiner Ausgang fand. Aber die Vermählten, die Herolde und die Tänzer richteten ihre Augen zu einer Öffnung in der Saaldecke empor und erblickten dort das Geſicht der alten Gräfin, welche verſtohlen die luſtige Geſellſchaft betrachtete. Dann verbeugten ſie ſich vor dem Grafen, und Der, welcher ihn eingeladen, näherte ſich ihm abermals und dankte ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „da unſere Feſtfreude und unſere Hochzeit geſtört worden ſind, weil noch ein anderes menſchliches Auge ſie angeſehn hat, ſollen von deinem Geſchlecht künftig nie mehr als ſieben gleichzeitig am Leben ſein.“ Darauf entflohen ſie eiligſt; Alles war wieder in Schweigen gehüllt, und der alte Graf befand ſich allein in dem dunklen Saale. Der Fluch iſt bis heut in Erfüllung gegangen, und immer ſtarb einer der ſechs Ritter von Eilenburg, welche bis dahin gelebt hatten, ſobald der Siebente geboren ward.

Von der Kunſtfertigkeit der Zwerge iſt in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie ſchmiedeten die beſten Schwerter, aber nur die Rieſen wuſſten mit dieſen Schwertern dreinzuſchlagen. Waren dieſe Rieſen wirklich von ſo hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat ſich ſchon oft ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Konſtantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, geſteht ganz ernſthaft, daſs einer dieſer eiſernen Ritter des Nordens, der Alles vor ſich her zu Paaren trieb, ihnen in dieſem ſchrecklichen Augenblick fünfzig Fuß groß zu ſein ſchien*).

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie ſchon erwähnt, die Berge. Die kleinen Öffnungen, die man in den Felſen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele geſehen. Manche Tropfſteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, ſo wie auch manche bizarre Felſenſpitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit*). Es ſind Zwerge, die ein böſer Zauberer in Steine verwandelt, als ſie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hauſe trippelten, oder auch beim Hochzeitmahl ſich gütlich thaten. Die Sagen von ſolchen Verſteinerungen ſind im Norden eben ſo heimiſch wie im Morgenlande, wo der bornierte Moslem die Statuen und Karyatiden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter verſteinerte Menſchen hält. Wie im Harze, ſo auch in der Bretagne ſah ich allerlei wunderſam gruppirte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker ſind die Häuſer der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamſet.

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit noch eine ſolche Hochzeitgeſchichte erzählen.

Es giebt in Böhmen, nicht weit von Elnbogen, in einem wilden aber ſchönen Thale, durch welches die Eger ſich in vielfachen Windungen bis nach Karlsbad ſchlängelt, eine berühmte Zwergengrotte. Die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer erzählen ſich Folgendes. Dieſe Felſen wurden in alter Zeit von kleinen Berggeiſtern bewohnt, welche dort ein ruhiges Daſein verbrachten. Sie thaten Niemanden Etwas zu Leide, und halfen im Gegentheil ihren Nachbarn vorkommenden Falles aus Noth und Verlegenheit. Sie wurden lange Zeit von einem mächtigen Zauberer beherrſcht; allein eines Tages, als ſie eine Hochzeit feiern wollten und ſich zu dem Ende in ihre kleine Kirche begaben, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte ſie in Steine, oder ſchloß ſie vielmehr, da ſie unvernichtbare Geiſter waren, in ſolche ein. Dieſe Felſenmaſſe heißt noch heut zu Tage „die verzauberte Zwergenhochzeit,“ und man ſieht die kleinen Geſtalten in allen möglichen Poſituren auf den Bergſpitzen. Man zeigt in der Mitte eines Felſens das Bild eines Zwerges, der, als die Anderen der Verzauberung entſchlüpfen wollten, zu lange in ſeiner Wohnung blieb, und in dem Momente verſteinert ward, wo er aus dem Fenſter ſah, um nach Beiſtand zu ſpähen.

---

*) Der Schluß dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen, wodurch ſie ſich unſichtbar machen können; man nennt ſie

Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einſt beim Dreſchen mit dem Dreſchflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeſchlagen; Dieſer wurde ſichtbar und ſchlüpfte ſchnell in eine Erdſpalte. Man kann übrigens durch Beſchwörungen die Zwerge ſichtbar machen.

Zu Nürnberg lebte ein Mann, Namens Paul Kreutz, der eine wunderbare Beſchwörung anwandte. Er ſtellte an eine gewiſſe flache Stelle einen kleinen ganz neuen Tiſch, mit einem weißen Tuche bedeckt, darauf zwei Schüſſelchen Milch, ferner zwei Schüſſelchen Honig, zwei Tellerchen und neun Meſſerchen. Hierauf nahm er ein ſchwarzes Huhn und ſchnitt demſelben über einer Küchenpfanne den Hals ab, ſo daſs das Blut in die Speiſe tröpfelte. Dann warf er ein Stück nach Sonnenaufgang und das andere nach Sonnenuntergang, und begann ſeine Beſchwörung. Darnach ſtellte er ſich ſchleunigſt hinter einen großen Baum, und ſah, daſs zwei Zwerglein aus der Erde hervorgekommen, ſich zu Tiſche geſetzt und auf der koſtbaren Räucherpfanne gegeſſen, die er gleichfalls dort hingeſtellt. Nun richtete er Fragen an ſie, die ſie beantworteten, und als er Dies oft wiederholt hatte, wurden ſie ſo vertraut mit ihm, daſs ſie wie ſeine Gäſte in ſein Haus kamen. Wenn er nicht die gehörigen Anſtalten getroffen, erſchienen ſie gar nicht oder entflohen faſt auf der Stelle. Er ließ endlich auch ihren König erſcheinen, der allein in einem Scharlach-mäntelchen ankam, worunter er ein Buch trug, das er auf den Tiſch warf, und er geſtattete ſeinem Beſchwörer darin zu leſen, ſo viel und ſo lange er wolle. Auch ſchöpfte der Mann daraus große Weisheit und Geheimniſſe beſonderer Art.

Die Zwerge zeigten ſich auch manchmal freiwillig den Menſchen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boshaft, wie wir noch ſind, wir ſpielten ihnen manchen Schabernack. In Wyß' Volksſagen lieſt man*) folgende Geſchichte:

„Des Sommers kam die Schar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und geſellte ſich entweder hilfreich oder doch zuſchauend zu den arbeitenden Menſchen, namentlich zu den Mahdern in der Heuernte. Da ſetzten ſie ſich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Aſt eines Ahorns ins ſchattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und ſägten bei Nacht den Aſt durch, ſo daſs er bloß noch ſchwach am Stamme hielt, und als die argloſen Geſchöpfe ſich am Morgen darauf niederließen, krachte der Aſt vollends entzwei, die Zwerge ſtürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten ſich heftig und jammerten:

---

*) „Im Haslithale erzählt man“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

„O wie iſt der Himmel ſo hoch
Und die Untreue ſo groß!
Heut hierher und nimmermehr!“

Sie ſollen ſeit der Zeit das Land verlaſſen haben.

Ich bezweifle, daſs die Zwerge die Menſchen als gute Geiſter betrachteten; ſicherlich vermochten ſie an unſern Handlungen nicht unſern göttlichen Urſprung zu erkennen. Weſen von einer andern Natur als die unſrige dürften keine gute Meinung von uns hegen, und der Teufel hält uns für die ſchlechteſten aller Kreaturen. Ich habe einmal in einer Dorfſcheune die Fauſtkomödie darſtellen ſehn. Fauſt beſchwört den Teufel und verlangt im Vertrauen auf ſeine Unerſchrockenheit, daſs der Teufel ihm in der furchtbarſten Geſtalt, unter den Zügen der entſetzlichſten aller Kreaturen erſcheine ... und der gehorſame Teufel erſcheint unter der Geſtalt eines Menſchen.

Man weiß nicht recht, weſshalb die Zwerge uns zuletzt ſo plötzlich verließen. Es giebt indeſſen noch zwei andere Traditionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unſerer Neckſucht und Bosheit zuſchreiben. Die eine wird in den erwähnten Volksſagen*) folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge, welche in Höhlen und Klüften rings um die Menſchen herum wohnten, waren gegen Dieſe immer freundlich und gut geſinnt, und des Nachts, wenn die Menſchen ſchliefen, verrichteten ſie deren ſchwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk früh Morgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erſtaunte, daſs Alles gethan war, ſteckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daſs vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen ſein würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie entflohen, und ſeitdem hat ſie kein Auge wieder erblickt. Die Urſache war dieſe. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirſchbaum ſtehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es ſich, daſs dreimal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obſt auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt ſonſt die Kirſchen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe ſprachen: „Das thut niemand Anders als die redlichen Zwerge, Die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leiſe wie Vögel, und ſchaffen den Menſchen emſig ihr Tagwerk; ſchon einmal hat man ſie heimlich belauſcht, allein man ſtört ſie nicht, ſondern läſſt ſie kommen und gehen.“ Durch dieſe Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewuſſt, warum die Zwerge ſo ſorgfältig ihre Füße bärgen, und ob dieſe anders geſtaltet wären als Menſchenfüße. Da nun das nächſte Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daſs die Zwerge heimlich die Kirſchen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Aſche und ſtreute ſie rings um den Berg herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er ſah unten in der Aſche die Spuren von vielen Gänſefüßen eingedrückt. Da lachte der

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben nennt Heine das Märchenbuch der Gebrüder Grimm als die Quelle, aus welcher er die beiden Sagen geſchöpft habe.

Der Herausgeber.

Hirt und ſpottete, daſs der Zwerge Geheimnis verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüſteten Dieſe ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menſchengeſchlecht und verſagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der ſie verrathen hatte, wurde ſiech und blödſinnig fortan bis an ſein Lebensende.“

Die andere Tradition, die in Otmar's Volksſagen mitgetheilt wird*), iſt von viel betrübſam härterem Charakter:

„Zwiſchen Walkenried und Neuhof in der Grafſchaft Hohenſtein hatten einſt die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daſs ſeine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daſs er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weiſen Frau bei einbrechender Nacht an ſeinem Erbſenfelde auf und ab, und ſchlug mit einem dünnen Stabe über daſſelbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unſichtbar machenden Nebelkappen abgeſchlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daſs ihr Volk es ſei, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerſte Noth ſie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk ſandte endlich Abgeordnete, und bot Löſung für ſich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlaſſen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren geſammelten und verſteckten Schätzen abziehen laſſen, und das Zwergvolk wollte bei ſeinem Abzuge nicht geſehen ſein. Endlich kam man dahin überein, daſs die Zwerge über eine ſchmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daſs Jeder von ihnen in ein dorthin geſtelltes Gefäß einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens als Abzugszoll werfen ſollte, ohne daſs einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geſchah. Doch einige Neugierige hatten ſich unter die Brücke verſteckt, um den Zug der Zwerge wenigſtens zu hören. Und ſo hörten ſie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menſchen; es war ihnen, als ob eine ſehr große Herde Schafe über die Brücke ging.“

---

*) Dieſer Zwiſchenſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Vgl. die Anmerkung auf der vorletzten Seite.

Der Herausgeber.

Nach einer Variante ſollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldſtück in das Faſs werfen, welches man vor der Brücke hingeſtellt; und den andern Morgen fand man das Faſs ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber in ſeinem rothen Mäntelchen zu den Landeseinwohnern gekommen ſein, um ſie zu bitten, ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehentlich erhob er ſeine Ärmchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Aragonien*).

Von den Zwergen, den Erdgeiſtern, ſind genau zu unterſcheiden die Elfen, die Luftgeiſter, die auch in Frankreich mehr bekannt ſind und die beſonders in engliſchen Gedichten ſo anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unſterblich wären, ſo würden ſie es ſchon allein durch Shakſpeare geworden ſein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poeſie. Eben ſo wenig wird man je die Elfenkönigin Spencer's vergeſſen, mindeſtens ſo lange man Engliſch verſtehen wird.

Der Glaube an Elfen iſt nach meinem Bedünken viel mehr celtiſchen als ſkandinaviſchen Urſprungs. Daher mehr Elfenſagen im weſtlichen Norden, als im öſtlichen. In Deutſchland weiß man wenig von Elfen, und Alles iſt da nur matter Nachklang von bretoniſchen Sagen, wie z. B. Wieland's Oberon*). Was das Volk in Deutſchland Elfen oder Elben nennt, ſind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Böſen gebuhlt. Die eigentlichen Elfenſagen ſind heimiſch in Irland und Nordfrankreich**); indem ſie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermiſchen ſie ſich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus ſolcher Vermiſchung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die ſchöne Fee ihre Gunſt ſchenkt, unter dem Beding, daſs er ſein Glück verſchweige. Als aber König Arthus bei einem Feſtgelage zu Karduel ſeine Königin Ginevra für die ſchönſte Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger ſchweigen: er ſprach, und ſein Glück war wenigſtens auf Erden zu Ende. Nicht viel beſſer ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann ſein Liebesglück nicht verſchweigen, die geliebte Fee verſchwindet, und auf ſeinem Roſs Gedefer reitet er lange vergebens, um ſie zu ſuchen. Aber in dem Feenland Avalun finden die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland ſo Viel ſchwatzen, als nur ihr Herz gelüſtet. Hier kann auch Ogier der Däne von ſeinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen ſeiner Morgane. Ihr Franzoſen kennt ſie alle, dieſe Geſchichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perſer kennt es auch, und er nennt es Dſchinniſtan. Es iſt das Land der Poeſie*).

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

---

*) Der Zuſatz: „wie z. B. Wieland's Oberon" und der nachfolgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „in Irland, Schottland, England und Nordfrankreich," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Das Äußere der Elfen und ihr Weben und Treiben iſt euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencer's Elfenkönigin iſt längſt zu euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Weſſen Hirn iſt ſo dick, daſs es nicht manchmal das heitre Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Iſt es aber wahr, daſs es ein Vorzeichen des Todes, wenn man dieſe Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte Dieſes gern genau wiſſen, denn

In dem Wald im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

---

*) Der folgende Abſatz und das angefügte Gedicht Heine's fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin; wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In den däniſchen Volksliedern giebt es zwei Elfenſagen, die den Charakter dieſer Luftgeiſter am treueſten zur Anſchauung bringen*). Das eine Lied erzählt von dem Traumgeſichte eines jungen Fants, der ſich auf Elvershöh niedergelegt hatte und all-

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben werden hier, ſtatt dieſes und des folgenden Abſatzes, die Lieder ſelbſt in worttreuer Überſetzung mitgetheilt. Es heißt dort (ich gebe das erſte Lied theilweiſe nach der Übertragung von Roſa Warrens):

„Es giebt nur zwei Elfenſagen, die im öſtlichen Norden heimiſch ſind, und da ſie in den däniſchen Volksliedern den kürzeſten und beſten Ausdruck finden, will ich ſie in dieſer Geſtalt mittheilen. Die erſte lautet:

Ich legte mein Haupt an die Elfenhöh',
Mein Auge ward ſchlummerbefangen.
Da kamen gegangen zwei Jungfraun ſchön,
Die mit mir zu reden verlangen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Die Eine ſtrich mir die Wange rund,
Die Andre flüſterte leiſe:
„Steht auf, Herr Ritter, ich frag' Euch jetzund,
Geliebt's Euch zu tanzen im Kreiſe?“
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Wacht auf, wacht auf, Herr Rittersmann,
Geliebt's Euch im Reigen zu wallen;
Meine Jungfrau viel Holdes Euch ſingen kann,
Das wird Euch zu hören gefallen.“
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Sie huben ein Lied zu ſingen an,
Ich hörte die Weiſe beginnen.
Der reißende Strom im Lauf hielt an,
Der ſonſtens pflegte zu rinnen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Der reißende Strom hielt an gemach,
Der ſonſtens pflegte zu rinnen;
Die kleinen Fiſchlein im klaren Bach
Die plätſcherten ſpielend darinnen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Sie ſpielten mit ihren Schwänzlein all',
Die kleinen Fiſchlein im Springen.
Die Vöglein alle mit ſüßem Schall
Begannen in Lüften zu ſingen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

mählich eingeſchlummert war. Er träumt, er ſtände auf ſeinem Schwerte geſtützt, während die Elfen im

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Geliebt's Euch bei uns zu bleiben?
Wir lehren Euch Runen zu ſchneiden dann,
Runen zu leſen und ſchreiben.“
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Ich lehr' Euch den Eber in Waldesnacht,
Den Bären zu ſchlagen in Bande.
Der Drache, welcher das Gold bewacht,
Soll fliehen vor Euch aus dem Lande.“
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Sie tanzten herab, ſie tanzten heran,
Die Elfen alle im Reigen.
Da thät' ich junger Rittersmann
Aufs Schwert die Hände neigen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Und wollt Ihr uns fürder noch meiden:
So müßt von ſchneidigem Meſſer dann
Den kalten Tod Ihr erleiden.“
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Und hätte es Gott nicht gnädig verliehn,
Daß der Hahn geregt ſeine Flügel,
So müßt' ich mit den Elfinnen ziehn
Hinein in den Elfenhügel.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Kreiſe um ihn her tanzen und durch Liebkoſen und Verſprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und ſtreichelt ihm die Wange und flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und das Süßeſte, was nur immer dein Herz gelüſtet, wollen wir dir ſingen.“ Und da beginnt auch ein Geſang von ſo bezwingender Liebesluſt, daſs der reißende Strom, deſſen Waſſer ſonſt wildbrauſend dahin fließt, plötzlich ſtill ſteht, und in der ruhigen Fluth die Fiſchlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein ſpielen. Eine andere Elfe flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und wir wollen dich Runenſprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber beſiegen kannſt, ſowie auch den Drachen, der das Gold hütet: ſein Gold ſoll dir anheimfallen. Der junge Fant widerſteht jedoch allen dieſen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich, ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken ſie ihre ſcharfen Meſſer, da, zum Glücke, kräht

---

Drum will ich jedem Geſellen nunmeh,
Der zu Hof ausreitet, Das ſagen:
Er reite nimmer zur Elfenhöh',
Noch mög' er zu ſchlummern dort wagen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Der Herausgeber.

der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht iſt minder luftig gehalten, die Erſcheinung der Elfen findet nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und ihr ſchauerlich anmuthiges Weſen tritt uns deſto ſchärfer entgegen*).

Herr Oluf reitet im Mondenſchein,
Er ladet die Gäſte zur Hochzeit ein.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie tanzen zu vier und zu fünfen durchs Land,
Erlkönigs Tochter ſtreckt aus die Hand.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Willkommen, Herr Oluf, halt an dein Roſs,
Und tanze mit mir im Elfenſchloſs!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben heißt es, ſtatt des obigen Abſatzes:

„Das andere Gedicht behandelt faſt daſſelbe Thema; nur findet die Erſcheinung der Elfen diesmal nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und der Ritter, welcher nicht mit ihnen tanzen will, empfängt diesmal wirklich eine tödliche Wunde.

Es iſt das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends ſpät ausreitet, um ſeine Hochzeitgäſte zu entbieten.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Zwei Widderhautſtiefel die geb' ich dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Zwei Widderhautſtiefel, die ſitzen ſo ſchön,
So gut die güldenen Sporen ſtehn.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Ein Hemd von Seiden das geb' ich dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Ein Hemd von Seiden, ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es mit Mondenſchein.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Eine güldene Schärpe die geb' ich dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Eine güldene Schärpe die liebt' ich mir,
Doch darf ich nimmer tanzen mit dir.““
Und das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Der Refrain iſt immer: „Aber das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.“ Man glaubt, unheimlich

---

„Und willſt du nimmer tanzen mit mir,
Soll Peſt und Krankheit folgen dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie gab einen Schlag ihm mitten aufs Herz,
Wohl nimmer empfand er ſo großen Schmerz.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie hob ihn auf ſein rothbraun Roß:
„Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Und als er kam an des Schloſſes Thor,
Seine Mutter harrend ſtand davor.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Hör, liebſter Sohn, und ſag mir gleich,
Warum iſt deine Wange ſo bleich?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Wohl mag die Wange bleich mir ſein,
Ich war zu Nacht bei dem Elfenreihn.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, mein Sohn, ſo klug und traut,
Was ſag' ich deiner jungen Braut?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

lüſterne Melodien zu hören und zwiſchendrein ein Kichern und Wiſpern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf ſieht endlich, wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigs Tochter die Hand nach ihm ausſtreckt. Sie bittet

---

„„Sag ihr, ich ſei im Walde zur Stund',
Und prüfe mein Roſs und meine Hund'.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Am Morgen früh, als Tag es war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitſchar.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie ſchenkten Meth, ſie ſchenkten Wein.
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräutigam mein?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Herr Oluf ritt in den Wald zur Stund',
Zu prüfen ſein Roſs und ſeine Hund'.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Die Braut hub auf das Bahrtuch roth,
Da lag Herr Oluf, Der war todt.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Als wieder vom Himmel das Frühlicht floſs,
Drei Leichen trug man hinaus vom Schloſs.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Der Herausgeber.

ihn zärtlichſt, in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und ſagt zu ſeiner Entſchuldigung: „Morgen iſt mein Hochzeitstag.“ Da werden ihm nun gar verführeriſche Geſchenke angeboten; jedoch weder die Widderhautſtiefel, die ſo gut am Beine ſitzen würden, noch die güldenen Sporen, die man ſo hübſch daran ſchnallen kann, noch das weißſeidene Hemd, das die Elfenkönigin ſelber mit Mondſchein gebleicht hat, nicht mal die ſilberne Schärpe, die man ihm ebenfalls ſo koſtbar anrühmt, Nichts kann ihn beſtimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beſtändige Entſchuldigung iſt: „Morgen iſt mein Hochzeitstag.“ Da freilich verlieren die Elfen endlich die Geduld, ſie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden geſunkenen Ritter wieder auf ſein Roſs und ſagen ſpöttiſch: „So reite denn heim zu deiner Braut.“ Ach! als er auf ſeine Burg zurückkehrte, da waren ſeine Wangen ſehr blaſs und ſein Leib ſehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitſchar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein ſtiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin ſo ſchnell durch den Wald.“

Der Tanz iſt charakteriſtiſch bei den Luftgeiſtern; ſie ſind zu ätheriſcher Natur, als daſs ſie proſaiſch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über dieſe Erde wandeln ſollten. Indeſſen ſo zart ſie auch ſind, ſo laſſen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Raſenplätzen, wo ſie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es ſind eingedrückte Kreiſe, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben*).

In einem Theile Öſtreichs giebt es eine Sage, die mit den vorhergehenden eine gewiſſe Ähnlichkeit bietet, obgleich ſie urſprünglich ſlaviſch iſt. Es iſt die Sage von den geſpenſtiſchen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis“ bekannt ſind. Die Willis ſind Bräute, die vor der Hochzeit geſtorben ſind. Die armen jungen Geſchöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen; in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzluſt, die ſie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht ſteigen ſie hervor, verſammeln ſich truppenweis an den Heerſtraßen, und wehe dem jungen Menſchen, der ihnen da begegnet! Er muſs mit ihnen tanzen, ſie umſchlingen ihn mit ungezügelter Tobſucht, und er tanzt mit ihnen ohne

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ruh und Raſt, bis er todt niederfällt. Geſchmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz eben ſo wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich ſchneeweiß, iſt jugendlich ſchön, ſie lachen ſo ſchauerlich heiter, ſo frevelhaft liebenswürdig, ſie nicken ſo geheimnisvoll lüſtern, ſo verheißend; dieſe todten Bacchantinnen ſind unwiderſtehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute ſterben ſah, konnte ſich nie überreden, daſs Jugend und Schönheit ſo jähling gänzlich der ſchwarzen Vernichtung anheimfallen, und leicht entſtand der Glaube, daſs die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden ſucht.

Dieſes erinnert uns an eins der ſchönſten Gedichte Goethe's, die Braut von Korinth, womit das franzöſiſche Publikum durch Frau von Staël ſchon längſt Bekanntſchaft gemacht hat. Das Thema dieſes Gedichtes iſt uralt und verliert ſich hoch hinauf in die Schauerniſſe der theſſaliſchen Märchen. Aelian erzählt davon, und Ähnliches berichtet Philoſtrates im Leben des Apollonius von Tyane. Es iſt die fatale Hochzeitgeſchichte, wo die Braut eine Lamia iſt.

Es iſt den Volksſagen eigenthümlich, daſs ihre furchtbarſten Kataſtrophen gewöhnlich bei Hochzeitfeſten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schrecknis kontraſtiert dann deſto grauſig ſchroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der luſtigen Muſik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der koſtbare Trank noch immer verſchüttet werden. Ein düſterer Hochzeitgaſt kann eintreten, den Niemand gebeten hat, und den doch Keiner den Muth hat fortzuweiſen. Er ſagt der Braut ein Wort ins Ohr, und ſie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leiſen Wink, und Dieſer folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich iſt es ein früheres Liebesverſprechen, weſshalb plötzlich eine kalte Geiſterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle ſaß, und zufällig aufwärts ſchaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichſten Liebesbündniſſe geſtanden, und an dieſem Wahrzeichen merkte er wohl, daſs er durch ſeine Treuloſigkeit das Leben verwirkt. Er ſchickt zum Beichtiger, läſſt ſich das Abendmahl reichen und bereitet ſich zum Tode.

Von dieſer Geſchichte wird in deutſchen Landen noch Viel geſagt und geſungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unſichtbar umarmt und in dieſer Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieſer tragiſchen Erzählung. Aber unſere jungen Freigeiſter lächeln darüber ſpöttiſch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen ſo gefährlich ſind. Sie werden ſpäterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Ähnlichkeit mit den Elfen. Sie ſind Beide verlockend, anreizend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wieſen, freien Waldplätzen und am liebſten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüſſen; man ſah ſie auch wohl auf dem Waſſer tanzen, den Vorabend wenn Jemand dort ertrank. Auch kommen ſie oft zu den Tanzplätzen der Menſchen, und tanzen mit ihnen ganz wie Unſereins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht iſt. Auch wohl an dem feinen Geſpinnſte ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnisvollen Weſens*). Den männlichen

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nix erkennt man daran, daſs er grüne Zähne hat, die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind*). Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man ſeine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu ſorglos mit ihm tanzt. Er zieht ſie hinab in ſein feuchtes Reich**). Man erzählt ſich die folgende Geſchichte:

Zu Laibach wohnte in dem Fluſſe, welcher denſelben Namen führt, ein Waſſergeiſt, den man Nix oder Waſſermann nannte. Er hatte ſich Nachts den Fiſchern und Schifferknechten und Tags anderen Leuten gezeigt, ſo daſs Jeder erzählen konnte, wie er aus dem Waſſer geſtiegen ſei, und ſich in menſchlicher Geſtalt habe blicken laſſen. Im Jahre 1547, am erſten Sonntag im Juli, verſammelte ſich die ganze Bevölkerung der Gegend nach altem Gebrauche auf dem Marktplatze zu Laibach neben der Quelle, welche luſtig von einer Linde beſchattet war. Sie nahmen bei den Klängen der Muſik freundnachbarlich ihr Mahl ein; dann begannen ſie zu tanzen. Nach

---

*) Der Zuſatz: „die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind“ und der nachfolgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Verlauf einiger Zeit kam ein junger wohlgebauter und wohlgekleideter Mann, und ſchien an dem Tanze theilnehmen zu wollen. Er grüßte höflich die ganze Verſammlung und bot Jedem freundlich ſeine Hand, die ſehr weich und eiskalt war und bei der Berührung einen eigenthümlichen Schauer erregte. Dann forderte er ein ſchönes und reichgeſchmücktes junges Mädchen zum Tanz auf, ein friſches, keckes Ding und von leichtfertigen Sitten, mit Namen Urſula Schöfferin; ſie wuſſte ſich trefflich in ſeine Art zu finden, und halb und halb auf ſeine beluſtigenden Späße einzugehn. Als ſie ſo einige Zeit leidenſchaftlich getanzt hatte, wirbelten ſie von dem Platze fort, den gewohnlich der Tänzerkreis umſchloſs, und immer weiter, erſt von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er vor den Augen vieler Schifferknechte mit ihr hinabſprang, und Beide verſchwanden.

Die Linde ſtand noch bis zum Jahre 1638, wo man ſie ihres Alters wegen umhieb.

Dieſelbe Sage exiſtiert in vielerlei Variationen. Die ſchönſte iſt die däniſche in dem Liedercyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marſk Stig und ſeines ganzen Hauſes beſingt*).

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben werden, ſtatt des obigen Abſatzes, ſiebzehn Strophen aus einem dieſer Lieder

Marſk Stig, der Königsmörder, hatte zwei ſchöne Töchter, wovon die jüngſte in des Waſſermanns

---

mitgetheilt. Es heißt dort: „Der Nix ſpricht zu ſeiner Mutter:

„Lieb Mutter, gebt einen Rath mir gleich
Wie bring' ich die Tochter Marſk Stig's in mein Reich?“
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie ſchuf ihm ein Roſs vom Waſſer klar,
Der Zaum und Sattel von Sande war.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie macht' ihn zu einem Ritter fein,
Zum Marienkirchhof dann ritt er ein.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Er band ſein Roſs an den Kirchfirſt an,
Und dreimal umſchritt er die Kirche dann.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Der Meermann trat in die Kirche ſtumm,
Die Heil'genbilder da wandten ſich um.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Der Prieſter ſprach vor dem Altarſchrein:
„Welch ſtattlicher Ritter mag Das ſein?“
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Die Tochter Marſk Stig's unterm Schleier ſprach:
„Daſs der Himmel den Ritter mir geben mag!“
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Gewalt gerieth, ſogar während ſie in der Kirche war. Der Nix erſchien als ein ſtattlicher Ritter:

Er ſchritt eine Bank und zwo vorbei:
„O Tochter Marſk Stig's, gelobe mir Treu!"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Er ſchritt über vier und fünf hinaus:
„O folge mir, Tochter Marſk Stig's, in mein Haus!"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Es ſtreckte die Maid ihre Hand herfür:
„Ich gelobe dir Treu und ich folge dir."
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Aus der Kirche da ging eine Hochzeitſchar,
Und ſie tanzten freudig ohn' alle Gefahr.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie tanzten mitſammen zum Meeresſtrand,
Bis endlich Keiner bei ihnen mehr ſtand.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

„O Tochter Marſk Stig's, halt an mein Pferd,
So bau' ich dir ein Schifflein werth."
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Und als ſie kamen zum weißen Sand,
Da wandten ſich alle Schifflein zum Land.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Und als ſie kamen hinaus auf den Sund,
Verſank die Maid auf den Meeresgrund.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten

ſeine Mutter hatte ihm ein Roſs von klarem Waſſer und Sattel und Zaum von dem weißeſten Sande gemacht, und die argloſe Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird ſie ihm da unten im Meere die verſprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Waſſermann, der ſich ebenfalls eine Frau vom feſten Lande geholt hat und aufs liſtigſte von ihr betrogen ward. Es iſt die Sage von Roſemer, dem Waſſermann, der, ohne es zu wiſſen, ſeine eigne Frau in einer Kiſte auf den Rücken nahm und ſie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoſs darüber nachher die bitterlichſten Thränen.

Man hörte bis tief in das Land hinein
Die Tochter Marſk Stig's im Waſſer ſchrein.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Ich rathe jeglicher Jungfrau gut,
Sie geh' nicht zum Tanze ſo hochgemuth!
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Auch wir geben manchem jungen Mädchen den weiſen Rath, nicht mit dem erſten beſten Ankömmling zu tanzen. Aber das junge Blut fürchtet immer, nicht genug Tänzer zu bekommen, und ehe ſie ſich der Gefahr ausſetzten, Tapiſſerie-Arbeit zu machen, würfen ſie ſich mit Freuden einem Waſſermann in die Arme."

Der Herausgeber.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, daß ſie an dem Umgang der Menſchen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geſchichte*), die von deutſchen Dichtern vielfach beſungen worden. Aber am rührendſten klingt ſie in folgenden ſchlichten Worten, wie ſie die Gebrüder Grimm in ihren Sagen mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtuben des Dorfes. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes, und keine Spinnerin konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag Elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen, und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſchen ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden, ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und Nichts that ihm leider, als daſs ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken, und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke Elf ſchlug, es aber ſchon eigentlich Zwölf war, ſtanden die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schweſtern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeiſters Sohn zehrte ab und ſtarb kurz darnach.“

---

*) „die mich mit ſeltſamer Rührung erfüllt hat:“ ſchließt hier der obige Abſatz in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Es liegt etwas ſo Geheimnisvolles in dem Treiben der Nixen. Der Menſch kann ſich unter dieſer Waſſerdecke ſo viel Süßes und zugleich ſo viel Entſetzliches denken. Die Fiſche, die allein Etwas davon wiſſen können, ſind ſtumm. Oder ſchweigen ſie etwa aus Klugheit? Fürchten ſie grauſame Ahndung, wenn ſie die Heimlichkeiten des ſtillen Waſſerreiches verriethen? So ein Waſſerreich mit ſeinen wollüſtigen Heimlichkeiten und verborgenen Schreckniſſen mahnt an Venedig. Oder war Venedig ſelbſt ein ſolches Reich, das zufällig aus der Tiefe des adriatiſchen Meers zur Oberwelt heraufgetaucht mit ſeinen Marmorpaläſten, mit ſeinen delphinäugigen Kourtiſanen, mit ſeinen Glasperlen- und Korallenfabriken, mit ſeinen Staatsinquiſitoren, mit ſeinen geheimen Erſäufungsanſtalten, mit ſeinem bunten Maskengelächter? Wenn einſt Venedig wieder in die Lagunen hinabgeſunken ſein mag, dann wird ſeine Geſchichte wie ein Nixenmärchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Waſſervolk erzählen, das durch Beharrlichkeit und Liſt ſogar über das feſte Land geherrſcht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler todtgebiſſen worden.

Das Geheimnisvolle iſt der Charakter der Nixen, wie das Träumeriſch-luftige der Charakter der Elfen. Beide ſind vielleicht in der urſprünglichen Sage ſelbſt nicht ſehr unterſchieden, und erſt ſpätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen ſelbſt geben keine ſichere Auskunft. In Skandinavien heißen alle Geiſter Elfen, Alf, und man unterſcheidet ſie in weiße und ſchwarze Alfen; Letztere ſind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gibt man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich ſchon früher gemeldet, Niſſen nennt.

Dann gibt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menſchliche Bildung tragen, unten aber in einen Fiſchſchweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderſchöne Frau und mit der Unterhälfte als eine ſchuppige Schlange erſcheinen, wie eure Meluſine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, deſſen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daſs die Nixen, wenn ſie ſich mit Menſchen in ein Liebesbündnis einlaſſen, nicht bloß Verſchwiegenheit verlangen, ſondern auch bitten, man möge ſie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimat und Sippſchaft. Auch ſagen ſie nicht ihren rechten Namen, ſondern ſie geben ſich unter den Menſchen ſo zu ſagen einen nom de guerre. Der Gatte der Kleve'ſchen Prinzeſſin nannte ſich Helias. War er ein Nix oder ein Elfe? Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte, erinnert mich an die Sage von den Schwanenjungfrauen. Die Geſchichte von dieſem Helias lautet in unſeren Volksmärchen, wie folgt:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Kleve. Ihr Vater war todt, und ſie war Herrin von Kleve und vielen anderen Landen. Eines Tages ſaß das junge Burgfräulein im Schloſſe von Nymwegen; es war ſchönes Wetter, die Luft war klar, und ſie ſchaute hinab in den Rhein. Dort gewahrte ſie ein ſeltſamlich Ding. Ein weißer Schwan glitt den Fluſs hinab, und er trug ein gülden Kettlein am Halſe. An der Kette war ein Nachen befeſtigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Nachen ſaß ein ſchöner Mann: er hielt ein Goldſchwert in der Hand, ein Jagdhorn hing an ſeiner Seite, und er trug einen koſtbaren Ring am Finger. Der junge Mann ſprang ans Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er ſagte ihr, daſs er ihr Land beſchützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr ſo gut, daſs ſie ſich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er ſagte ihr: „Fraget mich niemals nach meinem Geſchlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich darnach früget, müſste ich von Euch ſcheiden, und Ihr würdet mich niemals wiederſehn.“ Und er ſagte ihr noch, daſs er Helias heiße. Er war von hoher Geſtalt, ganz wie ein Rieſe. Sie hatten nachmals mehre Kinder mit einander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, einſt in der Nacht, als Helias bei ſeiner Gemahlin im Bette lag, ſprach die Prinzeſſin, ohne der Warnung zu gedenken: „Herr, wollt Ihr nicht unſern Kindern ſagen, woher Ihr gekommen?“ Bei dieſen Worten verließ Helias ſeine Gemahlin, ſprang in ſein Schwanenſchiff, und ward nimmermehr geſehen. Die Frau härmte ſich ab, und ſtarb vor Gram und Reue im ſelbigen Jahr. Es ſcheint jedoch, daſs er ſeinen drei Kindern ſeine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurückließ. Seine Nachkommen leben noch, und auf dem Schloſſe zu Kleve erhebt ſich ein hoher Thurm, auf deſſen Spitze ein Schwan ſteht; man nennt ihn den Schwanenthurm, zum Andenken an jenes Ereignis.

Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnisvollen Ritter, der ſo wehmüthig ſtreng ſein Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach ſeiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte*).

Aber es iſt auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht eure Lippen zum Küſſen, nicht zum Fragen, ihr Schönen*)! Schweigen iſt die weſentlichſte Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunſtbezeugungen ſeines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimniſſen ihres Glückes neugierig forſcht, dann gehen ſie Beide ihres Glückes verluſtig.

---

*) Hier folgt in den früheren deutſchen Ausgaben, welche nicht die eben mitgetheilte Erzählung enthalten, der Satz: „Als die Prinzeſſin ihre Neugier nicht bemeiſtern konnte, und einſt in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte ſprach: „Herr, ſolltet Ihr nicht unſerer Kinder wegen ſagen, wer Ihr ſeid?“ da ſtieg er ſeufzend aus dem Bette, ſetzte ſich wieder auf ſein Schwanenſchiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück.“

Der Herausgeber.

Elfen und Nixen können zaubern, können ſich in jede beliebige Geſtalt verwandeln; indeſſen manchmal ſind auch ſie ſelber von mächtigeren Geiſtern und Nekromanten in allerlei häſsliche Miſsgebilde verwünſcht worden. Sie werden aber erlöſt durch Liebe, wie im Märchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muſs dreimal geküſst werden, und es verwandelt ſich in einen ſchönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häſsliche überwindeſt und das Häſsliche ſogar lieb gewinnſt, ſo verwandelt es ſich in etwas Schönes. Keine Verwünſchung widerſteht der Liebe. Liebe iſt ja ſelber der ſtärkſte Zauber, jede andere Verzauberung muſs ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt iſt ſie ohnmächtig. Welche iſt Das? Es iſt nicht das Feuer, nicht das Waſſer, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es iſt die Zeit.

---

*) Der Schluſs des Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die ſeltſamſten Sagen in Betreff der Elementargeiſter findet man bei dem alten guten*) Johannes Prätorius, deſſen „Anthropodemus plutonicus, oder neue Weltbeſchreibung von allerlei wunderbaren Menſchen" im Jahre 1666 zu Magdeburg erſchienen iſt. Schon die Jahrzahl iſt merkwürdig; es iſt das Jahr, dem der jüngſte Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches iſt ein Wuſt von Unſinn, aufgegabeltem Aberglauben**), maulhängkoliſchen und affenteuerlichen Hiſtorien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenſtände ſind geordnet nach den Anfangsbuchſtaben ihres Namens, die ebenfalls höchſt willkürlich gewählt ſind. Auch die Eintheilungen ſind ergötzlich, z. B. wenn der Verfaſſer von Geſpenſtern handeln will, ſo handelt er 1) von wirklichen Geſpenſtern,

---

*) „Ich habe der Sammlung der Gebrüder Grimm einige der mitgetheilten Sagen entnommen; aber mein beſter Führer iſt der gute alte" ꝛc. heißt es in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) „und gelehrten Citaten. Das Buch macht denſelben Eindruck wie ein Raritäten-Kabinett am Quai Malaquais oder am Quai Voltaire. Reliquien aller entſchwundenen Religionen, Geräthſchaften fabelhafter Länder, untermiſcht mit Kruciſixen und erblichenen Madonnen, — ein buntes Sammelſurium (vrai bric-à-brac)." heißt es in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

2) von erdichteten Geſpenſtern, d. h. von Betrügern, die ſich als Geſpenſter vermummen. Aber er iſt voll Belehrung, und in dieſem Buche, ſo wie auch in ſeinen anderen Werken, haben ſich Traditionen erhalten, die theils ſehr wichtig für das Studium der germaniſchen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Kurioſitäten ſehr intereſſant ſind. Ich bin überzeugt, ihr Alle wiſſt nicht, daſs es Meerbiſchöfe giebt. Ich zweifle ſogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute, zu wiſſen, daſs das Chriſtenthum ſogar im Ocean ſeine Anhänger hat, und gewiſs in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeſchöpfe ſind Chriſten, wenigſtens eben ſo gute Chriſten wie die Majorität der Franzoſen. Ich möchte Dieſes gern verſchweigen, um der katholiſchen Partei in Frankreich durch dieſe Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Waſſermenſchen zu ſprechen habe, verlangt es die deutſch-gewiſſenhafte Gründlichkeit, daſs ich der Seebiſchöfe erwähne. Prätorius erzählt nämlich Folgendes:

„In den holländiſchen Chroniken lieſt man, Cornelius von Amſterdam habe an einen Medikus, Namens Gelbert, nach Rom geſchrieben, daſs im Jahr 1531 in dem nordiſchen Meere, nahe bei

Elpach, ein Meermann ſei gefangen worden, der wie ein Biſchof von der römiſchen Kirche ausgeſehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeſchickt. Weil er aber ganz im geringſten Nichts eſſen wollte von Allem, was ihm dargereicht, ſei er am dritten Tage geſtorben, habe Nichts geredet, ſondern nur große Seufzer geholet.“

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beiſpiel mitgetheilt:

„Im Jahre 1433 hat man in dem baltiſchen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Biſchof ganz ähnlich geweſen. Er hatte einen Biſchofshut auf dem Haupte, ſeinen Biſchofsſtab in der Hand und ein Meſsgewand an. Er ließ ſich berühren, ſonderlich von den Biſchöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren laſſen, darwider ſetzte er ſich mit Gebärden, und bat die Biſchöfe, daſs man ihn wieder in ſein Element laſſen wolle, welches auch geſchehen, und wurde er von zwei Biſchöfen dahin begleitet, und erwies ſich freudig. Sobald er in das Waſſer kam, machte er ein Kreuz, und tauchte ſich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr geſehen. Dieſes iſt zu leſen in Flandr. Chronic. in Hist. ecclesiast. Spondani. wie auch in den Memorabilibus Wolfii.“

Ich habe beide Geſchichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbiſchöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten, noch mehr Biſchöfe*) zu erfinden. Ich habe völlig genug an denen, welche uns ſichtbar ſind. Ich ſähe ſogar Manche derſelben gern ihren Kollegen im Ocean einen Beſuch abſtatten und die Chriſtenheit drunten im Meere mit ihrer Gegenwart erfreuen. Der Unglaube hat ſich noch nicht bis in die Tiefen des Oceans verbreitet: man hat dort noch keine Voltaire'ſchen Werke zu fünf Sous gedruckt: die Meerbiſchöfe ſchwimmen dort noch friedlich umher zwiſchen ihren gläubigen Herden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich geſtern über die Reform der anglikaniſch-epiſkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbiſchöfen lauter Meerbiſchöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch von den obenerwähnten Schwanenjungfrauen zu reden. Die Sage iſt hier ſehr unbeſtimmt und mit einem allzugeheimnisvollen Dunkel umwoben**). Sind ſie Waſſergeiſter? Sind ſie Luftgeiſter? Sind ſie Zauberinnen? Manchmal kommen ſie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von ſich wie ein Gewand, ſind dann ſchöne Jungfrauen, und baden ſich in ſtillen Gewäſſern. Überraſcht ſie dort irgend ein neugieriger Burſche, dann ſpringen ſie raſch aus dem Waſſer, hüllen ſich geſchwind in ihre Federhaut, und ſchwingen ſich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Muſäus erzählt in ſeinen Volksmärchen die ſchöne Geſchichte von einem jungen Ritter, dem es gelang, eines von jenen Federgewändern zu ſtehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade ſtiegen, ſich ſchnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb Eine zurück, die vergebens ihr Federkleid ſuchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, iſt wunderſchön, und der ſchlaue Ritter heirathet ſie. Sieben Jahre leben ſie glücklich; aber einſt in der Abweſenheit des Gemahls kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geſchwind ſchlüpft ſie hinein und fliegt davon.

---

*) „noch mehr Pfaffen" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

In den altdäniſchen Liedern iſt von einem ſolchen Federgewand ſehr oft die Rede; aber dunkel und in höchſt befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem älteſten Zauberweſen. Hier ſind Töne von nordiſchem Heidenthum, die wie halbvergeſſene Träume in unſerem Gedächtniſſe einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin, ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht bloß von der Federhaut geſprochen wird, ſondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenſtück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieſes Lied iſt ſo ſchauerlich, ſo grauenhaft, ſo düſter wie eine ſkandinaviſche Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat*), eine Liebe, die, immer gewaltiger entlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporſchießt und mit ihren leidenſchaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieſes ungeheure Liebesgedicht mittheile, muſs ich vorausbemerken, daſs ich mir dabei nur metriſche Veränderungen erlaubte, daſs ich nur am Äußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein bischen geſchneidert. Der Refrain nach jeder Strophe iſt immer: „So fliegt er über das Meer!“ **)

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der folgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich hier noch folgende Einſchaltung: „Es iſt ein wunderbares Lied, und ſein Zauber wirkt immer noch . . . Hört nur!

Sie ſchifften wohl über das ſalzige Meer,
Der König und die Königin beide:
Daſs die Königin nicht geblieben daheim,
Das ward zu großem Leide.

Das Schiff das ſtand auf einmal ſtill,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund verſenken.

„Iſt Jemand unter den Wellen verſteckt,
Und hält das Schiff befeſtigt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er laſſe uns unbeläſtigt.

„So du es biſt, Nachtrabe wild,
So ſenk uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde.“

Der König, die junge Königin,
Die ſaßen bei Tiſche ſelbander;
Von einer Fahrt übers ſalzige Meer
Sprachen ſie wohl miteinander.“

Der Herausgeber.

„„Dein Gold und Silber verlang' ich nicht,
Ich verlange beſſere Gaben,
Was du trägſt unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.““

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das ſind ja meine Schlüſſel klein,
Nimm hin, und laſſ' mir mein Leben!“

Sie zog heraus die Schlüſſel klein,
Sie warf ſie ihm über Borde.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt ſie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hauſe kam,
Sie ging am Strande ſpazieren,
Da merkt' ſie, wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verfloſſen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines ſchönen Sohnes ſie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft ſogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn ſchon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wußte ſich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft ſeine liebe Mutter ihn ſah
Thät ſich ihr Herz betrüben.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe,
Warum ſo traurig werdet Ihr,
Daß ich Euch weinen ſehe?“

„„So wiſſe, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben iſt bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet.““

„O Mutter, liebe Mutter mein,
O laſſt Eu'r Leid nur fahren!
Was mir mein Schickſal beſcheren will,
Davor kann mich Niemand bewahren.“

Das war eines Donnerstags im Herbſt,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenſtube offen ſtand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häßliche Rabe kam herein,
Setzt' ſich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Euer Kind,
Ihr habt's mir verſprochen mit Worten."

Sie aber hat beim höchſten Gott,
Bei allen Heil'gen geſchworen,
Sie wüßte weder von Tochter noch Sohn,
Die ſie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig ſchrie er im Fluge:
„Wo find' ich German, den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge."

Und German war alt ſchon fünfzehn Jahr',
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er;
Er ſchickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt,
Und nach England zu reiſen beſchloſs er:
„Wie komm' ich ſchnell zu meiner Braut,
Rings um die Inſel iſt Waſſer?“

Und Das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach ſich kleiden that er,
In ſeinem ſcharlachrothen Kleid
Vor ſeine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Daſs ich fliegen kann über dem Meere.“

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke, daſs ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbeſſeren werde.

„„Auch ſind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken ſie nieder —
Und ziehſt du fort in ein fremdes Land,
Ich ſchaue dich niemals wieder.““

Er ſetzte ſich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Waſſer;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere ſaß er.

Wohl über das Waſſer flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erſchrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir verſprach,
Da warſt du viel zarter und kleiner.“

„„O laſs' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bei meinem Worte!),
Sobald ich ſie geſprochen hab',
Dich hier auf demſelben Orte.““

„So will ich dich zeichnen, daſs immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben,
Und dieſes Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben.“

Er hackte ihm aus ſein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.
Der Ritter kam zu ſeiner Braut
Mit großen Liebesſchmerzen.

Er ſetzte ſich in der Jungfraun Saal,
Er war ſo blutig, ſo bleiche;
Die koſenden Jungfraun in dem Saal,
Sie verſtummten alle ſogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie ſaßen ſtill ſo ſehre;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Warf von ſich Nadel und Schere.

Die Jungfraun ſaßen ſtill ſo ſehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Schlug zuſammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr geſpielet ſo muthig?
Warum ſind Eure Wangen ſo bleich
Und Eure Kleider ſo blutig?“

„„Ade, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Muſs wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriſs und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben.““

Einen goldnen Kamm zieht ſie heraus,
Selbſt kämmt ſie ihm ſeine Haare;
Bei jedem Haare, das ſie kämmt,
Vergießt ſie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die ſie ihm ſchlingt,
Vergießt ſie Thränen viel klare;
Sie verwünſcht ſeine Mutter, durch deren Schuld
Er ſo viel Unglück erfahre.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide:
„Deine böſe Mutter ſei verwünſcht,
Sie bracht' uns zu ſolchem Leide.“

„„Hört, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünſchet nimmer,
Sie konnte nicht, wie ſie gewollt,
Seinem Schickſal erliegt man immer.““

Er ſetzte ſich in ſein Federgewand,
Flog wieder fort ſo ſchnelle.
Sie ſetzt ſich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beſtändig hinter ihm drein,
Blieb immer in ſeiner Nähe.

„Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Müſſt wieder nach Hauſe fliegen;
Eure Saalthür ließet ihr offen ſtehn,
Eure Schlüſſel zur Erde liegen.“

„„Laſs' meine Saalthür offen ſtehn,
Meine Schlüſſel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eu'r Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.““

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen ſo dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihn aus dem Geſichte.

Alle die Vögel, die ſie im Fluge traf,
Die ſchnitt ſie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht glücken.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand ſie;
Sie fand nicht German, den fröhlichen Held,
Seine rechte Hand nur fand ſie.

Da ſchwang ſie ſich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Weſten, gen Oſten ſie flog,
Von ihr ſelbſt den Tod ſollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scher',
Hat ſie in Stücken zerſchnitten;
Und als ſie den wilden Nachtraben traf,
Sie ſchnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie ſchnitt ihn und zerrt ihn, ſo lang bis ſie ſelbſt
Des müden Todes geſtorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchſt bedeutungsvoll iſt in dieſem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, ſondern das Fliegen ſelbſt. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man ſagte, daſs ſie in den Lüften zu fliegen verſtünden, und dieſe Zauberkunſt, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde ſpäter in chriſtlicher Zeit als eine Abſcheulichkeit des Hexenweſens dargeſtellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen iſt eine Traveſtie alter germaniſcher Traditionen und verdankt ſeine Entſtehung keineswegs dem Chriſtenthum, wie man aus einer Bibelſtelle, wo Satan unſeren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelſtelle könnte allenfalls zur Juſtifikation des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewieſen ward, daſs der Teufel wirklich im Stande ſei, die Menſchen durch die Luft zu tragen*).

Die Schwanenjungfrauen, von welchen ich geredet, halten Manche für die Walküren der Skandinavier. Auch von Dieſen haben ſich bedeutſame Spuren im Volksglauben erhalten. Sie ſind weibliche Weſen, die mit weißen Flügeln die Luft durchſchneiden, gewöhnlich am Vorabend einer Schlacht, deren

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ausgang ſie durch ihre geheime Entſcheidung beſtimmen. Sie pflegen auch den Helden auf einſamen Waldwegen zu erſcheinen, und ihnen den Sieg oder die Niederlage vorherzuſagen. Man lieſt im Prätorius:

> Es hat ſich dermaleinſt begeben, daſs König Hother in Dänemark und Schweden, da er auf der Jagd in einem Nebel von den Seinen zu weit abgeritten, zu ſolchen Jungfrauen ſei kommen, die haben ihn gekannt, mit Namen genennet und angeſprochen. Und als er gefragt, wer ſie wären, haben ſie zur Antwort gegeben, ſie wären Die, in deren Hand der Sieg ſtünde im Krieg wider die Feinde, ſie wären allezeit im Kriege mit und hulfen ſtreiten, ob man ſie gleich mit Augen nicht ſehe: wem ſie nun den Sieg gönneten, der ſchlüge und überwinde ſeine Feinde, und behielte den Sieg und das Feld, und könnte ihm der Feind nicht ſchaden. Wie ſie Solches zu ihm geredet, ſind ſie bald mit ihrem Hauſe und Tempel vor ſeinen Augen verſchwunden, daſs der König da allein geſtanden iſt im weiten Felde, unter offenem Himmel.

Der weſentliche Inhalt dieſer Geſchichte erinnert uns an die Hexen, die Shakſpeare in ſeinem Macbeth auftreten läſſt, und die in der alten Sage, welche der Dichter faſt umſtändlich benutzt hat, weit edler, als ſonſt wohl die Hexen, geſchildert werden.

Nach dieſer Sage ſind gleichfalls dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drei räthſelhafte Jungfrauen begegnet, die ihm ſein Schickſal vorausſagten und ſpurlos verſchwanden. Es waren Walküren oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An Dieſe mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmärchen bekannt ſind; die Eine hat einen Plattfuß, die Andere einen breiten Daumen, und die Dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man ſie immer, ſie mögen ſich verjüngt oder verältert präſentieren*). Ich theile die lieblichſte Verſion dieſes Märchens nach dem Grimm'ſchen Buche mit.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht ſpinnen, und die Mutter mochte ſagen, was ſie wollte, ſie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daſs ſie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr grade die Königin vorbei, und als ſie das Weinen hörte, ließ ſie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum ſie ihre Tochter ſchlüge, daſs man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da ſchämte ſich die Frau, daſs ſie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren ſollte und ſprach: „Ich kann ſie nicht vom Spinnen abbringen, ſie will immer und ewig ſpinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeiſchaffen.“ Da antwortete die Königin: „Ich höre Nichts lieber als Spinnen, und bin nicht vergnügter als wenn die Räder ſchnurren; gebt mir Eure Tochter mit ins Schloſs, ich habe Flachs genug, da ſoll ſie ſpinnen, ſo viel ſie Luſt hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als ſie ins Schloſs gekommen waren, führte ſie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom ſchönſten Flachs. „Nun ſpinn mir dieſen Flachs,“ ſprach ſie, und wenn du es fertig bringſt, ſo ſollſt du meinen älteſten Sohn zum Gemahl haben; biſt du gleich arm, ſo acht' ich nicht darauf, dein unverdroſſener Fleiß iſt Ausſtattung genug.“ Das Mädchen erſchrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht ſpinnen, und wär's dreihundert Jahr' alt geworden, und hätte jeden Tag von Morgen bis Abend dabei geſeſſen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen, und ſaß ſo drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben fehlt der obige Satz. Auch lauten die vorhergehenden Sätze der Form nach etwas anders.

Der Herausgeber.

Tage kam die Königin, und als ſie ſah, daſs noch Nichts geſponnen war, verwunderte ſie ſich, aber das Mädchen entſchuldigte ſich damit, daſs es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus ſeiner Mutter Hauſe noch nicht hätte anfangen können. Das ließ ſich die Königin gefallen, ſagte aber beim Weggehen: „Morgen muſſt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wuſſte es ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen, und trat in ſeiner Betrübnis vor das Fenſter. Da ſah es drei Weiber herkommen, davon hatte die Erſte einen breiten Platſchfuß, die Zweite hatte eine ſo große Unterlippe, daſs ſie über das Kinn herunterhing, und die Dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenſter ſtehen, ſchauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen ſeine Noth, da trugen ſie ihm ihre Hilfe an und ſprachen: „Willſt du uns zur Hochzeit einladen, dich unſer nicht ſchämen und uns deine Baſen heißen, auch an deinen Tiſch ſetzen, ſo wollen wir dir den Flachs wegſpinnen, und Das in kurzer Zeit.“ „Von Herzen gern,“ antwortete es; „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei ſeltſamen Weiber herein und machte in der erſten Kammer eine Lücke, wo ſie ſich hinſetzten und ihr Spinnen anhuben. Die Eine zog den Faden und trat das Rad, die Andere netzte den Faden, die Dritte drehte ihn und ſchlug mit dem Finger auf den Tiſch, und ſo oft ſie ſchlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinſte geſponnen. Vor der Königin verbarg ſie die drei Spinnerinnen, und zeigte ihr, ſo oft ſie kam, die Menge des geſponnenen Garns, daſs Dieſe des Lobes kein Ende fand. Als die erſte Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abſchied und ſagten zum Mädchen: „Vergiſs nicht, was du uns verſprochen haſt, es wird dein Glück ſein."

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete ſie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute ſich, daſs er eine ſo geſchickte und fleißige Frau bekäme, und lobte ſie gewaltig. „Ich habe drei Baſen," ſprach das Mädchen, „und da ſie mir viel Gutes gethan haben, ſo wollte ich ſie nicht gern in meinem Glücke vergeſſen: erlaubt doch, daſs ich ſie zu der Hochzeit einlade, und daſs ſie mit an dem Tiſch ſitzen." Die Königin und der Bräutigam ſprachen: „Warum ſollen wir Das nicht erlauben?" Als nun das Feſt anhub, traten die drei Jungfrauen in wunderlicher Tracht herein, und die Braut ſprach: „Seid willkommen, liebe Baſen!“ „Ach,“ ſagte der Bräutigam, „wie kommſt du zu der garſtigen Freundſchaft?“ Darauf ging er zu der Einen mit dem breiten Platſchfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen ſolchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete ſie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur Zweiten und ſprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken,“ antwortete ſie, „vom Lecken.“ Da fragte er die Dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Fadendrehen,“ antwortete ſie, „vom Fadendrehen.“ Da erſchrak der Königsſohn und ſprach: „So ſoll mir nun und nimmermehr meine ſchöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war ſie das böſe Flachsſpinnen los.

Und die Moral? Die Franzoſen, denen ich dies Märchen erzählt habe, fragten mich immer nach der Moral davon. Meine Freunde, Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen euch und uns. Wir fragen nur im wirklichen Leben, nicht aber bei den Schöpfungen der Poeſie, nach der Moral. Ihr könnt jedenfalls aus dieſer Geſchichte lernen, wie man ſeinen Flachs von Andern ſpinnen laſſen und doch Prinzeſſin werden kann. Es iſt hübſch von der Amme, frühzeitig den Kindern zu bekennen, daß es noch etwas Wirkſameres als die Arbeit giebt, nämlich das Glück. Man erzählt bei uns häufig die Sage von Kindern, die in einer Glückshaut geboren ſind, und denen ſpäter Alles in der Welt gelingt. Der Glaube an das Glück, als ein angeborenes oder zufällig gewährtes, iſt von heidniſchem Urſprung und kontraſtiert anmuthig mit den chriſtlichen Vorſtellungen, wonach Leiden und Entbehrungen als die höchſte Gunſt des Himmels betrachtet werden.

Die Aufgabe, das Endziel des Heidenthums war die Erreichung des Glücks. Der griechiſche Held nennt es das goldene Flies, der deutſche den Nibelungenhort. Die Aufgabe des Chriſtenthums war im Gegentheil die Entſagung, und ſeine Helden erlitten die Qualen des Märtyrerthums; ſie luden ſich ſelber das Kreuz auf, und ihr großartigſter Kampf trug ihnen immer nur den Gewinn eines Grabes ein.

Man wird ſich freilich erinnern, daſs das goldene Flies und der Nibelungenhort ihren Beſitzern großes Leid gebracht haben. Allein es war eben der Irrthum dieſer Helden, daſs ſie das Gold für das Glück hielten. In der Hauptſache jedoch hatten ſie Recht. Der Menſch ſoll das Glück auf dieſer Erde erſtreben, das ſüße Glück und nicht das Kreuz . . . Ach, er mag warten, bis er auf den

Kirchhof kommt; dann wird man es ihm ſchon auf die Gruft ſetzen, das Kreuz!*)

Ich kann nicht umhin, hier eines Märchens zu erwähnen, als deſſen Schauplatz mir die rheiniſche Heimat wieder recht blühend und lachend ins Gedächtnis tritt. Auch hier erſcheinen drei Frauen, von welchen ich nicht beſtimmen kann, ob ſie Elementargeiſter ſind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidniſchen Obſervanz, die ſich von der ſpäteren Hexenſchweſterſchaft durch poetiſchen Anſtand ſo ſehr unterſcheiden. Ganz genau habe ich die Geſchichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre, wird ſie in Schreiber's rheiniſchen Sagen aufs umſtändlichſte erzählt**). Es iſt die Sage vom Wiſperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen iſt. Dieſes Thal führt ſeinen Namen von den wiſpernden Stimmen, die Einem dort am Ohre vorbeipfeifen und an ein gewiſſes heimliches Piſt! Piſt! erinnern, das man zur Abendzeit in gewiſſen Seitengäſschen einer Hauptſtadt zu vernehmen pflegt. Durch dieſes Wiſperthal wanderten eines Tages drei junge Geſellen, ſehr froh gelaunt und höchſt neugierig, was doch das beſtändige Piſt! Piſt! bedeuten möge. Der Ältere und Geſcheiteſte von ihnen, ein Schwertfeger ſeines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das ſind Stimmen von Weibern, die gewiſs ſo häſslich ſind, daſs ſie ſich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd ſchlauen Worte geſprochen, da ſtanden plötzlich drei wunderſchöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und ſeine zwei Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, ſich in ihrem Schloſſe von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen und ſonſtig zu erluſtigen. Dieſes Schloſs, welches ſich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Geſellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, ſondern in einen Felſen ausgehauen war, ſo daſs nur die kleinen Spitzbogenfenſter und ein großer Thorweg von außen ſichtbar. Als ſie hineintraten in das Schloſs, wunderten ſie ſich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen ſchienen, gaben ihnen dort ein köſtliches Gaſtmal, wobei ſie ihnen ſelber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Geſellen, denen das Herz in der Bruſt immer freudiger lachte, hatten nie ſo ſchöne, blühende und liebreizende Weibsbilder geſehen, und ſie verlobten ſich denſelben mit vielen brennenden Küſſen. Am dritten Tage ſprachen die Jungfrauen: Wenn ihr immer mit uns leben wollt, ihr holden Bräutigame, ſo müſſt ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und euch erkundigen, was die Vögel dort ſingen und ſagen; ſobald ihr dem Sperling, der Elſter und der Eule ihre Sprüche abgelauſcht und ſie wohlverſtanden habt, dann kommt wieder zurück in unſere Arme.

---

*) In der älteſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen hier die nachfolgenden Paſſagen bis S. 96: „Ich habe in dieſen Blättern ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) Die obige Stelle ſtimmt mit der neueſten franzöſiſchen Ausgabe faſt überein. Der letzte Satz lautet dort: „Die hier mitgeteilte Verſion weicht ohne Zweifel von derjenigen ab, mit welcher uns der Verfaſſer des „Taſchenbuchs für Rheinreiſende,“ der geſchmackloſe und proſaiſche Herr Aloys Schreiber, regaliert hat.

Der Herausgeber.

Die drei Geſellen begaben ſich hierauf in den Wald, und nachdem ſie ſich durch Geſtrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, auch über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu dem Baume, worauf ein Sperling ſaß, welcher folgenden Spruch zwitſcherte:

Es ſind mal drei dumme Hänſe
Ins Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänſe
Ihnen juſt vors Maul geflogen.
Sie aber ſprachen: Die armen Schlaraffen,

Sie wiſſen doch nichts Geſcheites zu ſchaffen,
Die Gänſe müßten viel kleiner ſein,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das iſt eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänſe ſogar vors Maul geflogen kommen, ſo fruchtet es ihr doch Nichts! Ihr Maul iſt zu klein und die Gänſe ſind zu groß, und ſie weiß ſich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Geſellen weiter gewandert, ſich durch Geſtrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, auf deſſen Zweigen eine Elſter hin- und herſprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elſter, meine Großmutter war ebenfalls eine Elſter, meine Urgroßmutter war wieder eine Elſter, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elſter, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht geſtorben wär', ſo lebte ſie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das verſtehe ich! Das iſt ja die allgemeine Weltgeſchichte. Das iſt am Ende der Inbegriff aller unſerer Forſchungen, und Viel mehr werden die Menſchen auf dieſer Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Geſellen wieder weiter gewandert, durch Geſtrüpp und Krüppelholz ſich den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, in deſſen Höhlung eine Eule ſaß, die folgenden Spruch vor ſich hin murrte: Wer mit einem Weibe ſpricht, Der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern ſpricht, Der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern ſpricht, Der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armſeliger Vogel mit deiner häßlichen, armſeligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das iſt alter, abgeſtandener Leumund. Du würdeſt die Weiber weit beſſer beurtheilen, wenn du hübſch und luſtig wäreſt wie wir, oder wenn du gar unſere Bräute kennteſt, die ſo ſchön ſind wie die Sonne und ſo treu wie Gold!

Hierauf machten ſich die drei Geſellen auf den Rückweg, und nachdem ſie, luſtig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden ſie ſich wieder Angeſichts des Felſenſchloſſes, und mit ausgelaſſener Fröhlichkeit ſangen ſie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machſt du?
Schläfſt du oder wachſt du?
Weinſt du oder lachſt du?

Während nun die jungen Geſellen ſolchermaßen jubilierend vor dem Schloſsthore ſtanden, öffneten ſich über demſelben drei Fenſterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus; alle drei langnaſig und triefäugig, wackelten ſie vergnügt mit ihren greiſen Köpfen, und ſie öffneten ihre zahnloſen Mäuler und ſie kreiſchten: Da unten ſind ja unſere holden Bräutigame! Wartet nur, ihr holden Bräutigame, wir werden euch gleich das Thor öffnen und euch mit Küſſen bewillkommnen, und ihr ſollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Geſellen, zu Tode beſtürzt, warteten nicht ſo lange, bis die Pforten des Schloſſes und die Arme ihrer Bräutchen und das Lebensglück, das ſie darin genießen ſollten, ſich ihnen öffneten; ſie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten ſo lange Beine, daſs ſie noch deſſelben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als ſie hier des Abends in der Schenke beim Weine ſaßen, muſsten ſie manchen Schoppen leeren, ehe ſie ſich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügſte Vogel der Welt ſei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe dieſe Erzählung dem Märchen von den drei Spinnerinnen angereiht. Nach der Meinung einiger gelehrten Helleniſten ſind Letztere die drei Parzen; allein unſere patriotiſchen Alterthumsforſcher, welche für Alles, was nach klaſſiſchen Studien ausſieht, wenig eingenommen ſind, vindicieren dieſe drei Frauen der ſkandinaviſchen Mythologie und behaupten, es ſeien die drei Nornen. Dieſe beiden Hypotheſen könnten auch auf die drei Frauen des Wiſperthals Anwendung finden. Es iſt ſchwierig, das Weſen der ſkandinaviſchen Nornen genau zu beſtimmen. Man kann ſie für Eins und Daſſelbe mit den Walküren halten, von denen ich ſchon geſprochen. Die Sagas der isländiſchen Dichter erzählen uns von dieſen Walküren die wunderbarſten Dinge. Bald reiten ſie in den Lüften über dem Getümmel der Schlacht, deren Loos ſie entſcheiden; bald ſind ſie Amazonen, welche Schildjungfrauen genannt werden und für ihre Liebhaber kämpfen; bald erſcheinen ſie unter der Geſtalt jener Schwanenjungfrauen, von denen ich oben einige Züge mitgetheilt. Es herrſcht in dieſen Traditionen eine

Verworrenheit, die ſo neblicht iſt wie der Himmel des Nordens. Eine derartige Walküre war die ſtarke Sigrun; in der Saga, die von ihr redet, finden wir eine rührende Epiſode, die an Bürger's „Lenore" erinnert. Aber Letztere erſcheint matt im Vergleich mit der Heldin des ſkandinaviſchen Gedichtes. Ich gebe nachſtehend einen Auszug dieſer Saga.

König Sigmund, der Sohn Wölſung's, hatte Borghild von Bralund zur Gemahlin, und ſie nannten ihren Sohn Helgi, nach Helgi, dem Sohne Sorward's. Sigmund und die Mannen ſeines Geſchlechts nannten ſich Wölſungen. — Hunding war der König eines reichen Landes, das nach ihm Hundland hieß; er war ein großer Krieger und der Vater zahlreicher Söhne, die zum Kampf ausgezogen. Der König Hunding und der König Sigmund lebten miteinander in Feindſchaft und Krieg, und tödteten einander gegenſeitig ihre Freunde, — Granmar war der Name eines mächtigen Königs, der auf einer Anhöhe, Swarinshöh genannt, reſidierte; er hatte viele Söhne, von welchen der Eine Hodbrodd, der Andere Gudmund und der Dritte Starkoddr hieß. Hodbrodd wohnte der Königsverſammlung bei, und ward mit Sigrun, der Tochter Högni's, verlobt. Als aber Dieſe hievon Kunde erhielt, ſchwang ſie ſich mit den Walküren aufs

Roſs, und durchſchweifte die Lüfte und das Meer, um Helgi aufzuſuchen. Helgi befand ſich damals zu Logafjäll: er hatte gegen Hunding's Söhne gekämpft, hatte Alf, Eiolf, Hagbard und Herward getödtet, und ermüdet von der Schlacht ruhte er unter der Adlerklippe aus. Dort fand ihn Sigrun; ſie fiel ihm um den Hals, umarmte ihn (unter ihrem Helm) und ſprach: „Mein Vater hat mich mit dem böſen Sohne Granmar's verlobt, aber ich habe ihn tapfer wie den Sohn einer Katze genannt. In wenigen Nächten wird der Fürſt kommen, wenn du ihn nicht auf das Schlachtfeld lockſt, und die Königstochter entführſt.“ Da fühlte ſich der Held von Liebe zu der Jungfrau ergriffen; aber Sigrun hatte den Sohn Sigmund's ſchon leidenſchaftlich geliebt, bevor ſie ihn geſehen. Die Tochter Högni's folgte daher ihrem Herzen, indem ſie ſagte, daſs ſie Helgi's Liebe bedürfe. „Aber,“ fuhr Sigrun fort, „ich ſehe, o Prinz, den Zorn der Freunde unſeres Hauſes voraus, weil ich den liebſten Wunſch meines Vaters vereitelt habe.“ Helgi antwortete: „Kümmere dich nicht um den Zorn Högni's, noch um den Groll deines Stammes; du wirſt bei mir wohnen, Jungfrau: du biſt, wie ich ſehe, von edler Herkunft.“ Helgi verſammelte eine große Zahl Krieger und hieß ſie zu Schiff ſteigen, und fuhr mit ihnen gen Frekaſtein; auf dem Meere wurden ſie von einem heftigen Sturm überfallen, der ſie in Lebensgefahr brachte, die Blitze zuckten rings am Himmel, der Strahl fuhr hinab und traf ihre Schiffe. Da ſahen ſie neun Walküren in den Lüften reiten, und ſie erkannten Sigrun; bald legte ſich das Unwetter, und ſie erreichten wohlbehalten das Ufer. Die Söhne Granmar's lagerten auf einem Berge, als die Schiffe ans Land kamen. Gudmund warf ſich auf ſein Pferd und ritt zum Meere hinab, um die Ankömmlinge in Augenſchein zu nehmen. Da zogen die Wölſungen ihre Segel auf, und Gudmund frug: „Wer iſt der König, der über dieſe Flotte gebeut und dies furchtbare Heer in unſer Land führt?“ Der Sohn Sigmund's antwortete ihm ſtolz und herausfordernd, und Gudmund kehrte mit der Kriegsbotſchaft zurück. Alsbald ſammelten die Söhne Granmar's ein Heer, in welchem ſich viele Könige befanden, ſowie auch Högni, der Vater Sigrun's, und ſeine Söhne Bragi und Dag. Und es kam zu einer großen Schlacht, in der alle Söhne Granmar's und alle ihre Heeresoberſten fielen, ausgenommen Dag, den Sohn Högni's, welcher Frieden ſchloſs und den Wölſungen Treue ſchwor. Sigrun ging über das Schlachtfeld und fand Hodbrodd, der im Sterben lag. Sie ſprach: „Niemals, o König Hodbrodd, wird Sigrun von Sewafjäll in deinen Armen ruhn; dein Leben iſt verfallen. Bald wird die Wolfstatze die Söhne Granmar's zerfleiſchen.“ Dann ging ſie wieder zu Helgi und war voller Freude; der junge Krieger ſprach zu ihr: „Leider, o Alwitr (die Allwiſſende, einer der Namen, die man den Walküren gab), leider iſt nicht Alles nach deinen Wünſchen gegangen, aber die Nornen lenken unſre Schickſale; Bragi und Högni ſind heute Morgen bei Frekaſtein gefallen — ich war ihr Mörder. Und Starkoddr fiel bei Styrkleif, und bei Hlebjorg fielen Hrollang's Söhne; der Eine von ihnen war der grimmſte Held, den ich jemals geſehen; als ſein Kopf abgehauen war, kämpfte noch immer ſein Leib. Faſt dein ganzes Geſchlecht liegt jetzt am Boden, verwundet und todt: du haſt in dieſer Schlacht Nichts gewonnen; es war dir vorherbeſtimmt, nur durch Kämpfe die Erfüllung deiner Wünſche zu erreichen.“ Da vergoſs Sigrun Thränen, und Helgi ſprach: „Tröſte dich, Sigrun, du warſt unſere Hilde (eine Kriegsgöttin, die zum Kampf anfeuerte); die Könige ſelbſt entgehen nicht ihrem Schickſal!“ Sie antwortete: „Ach, könnte ich Die, welche todt ſind, wieder beleben, zugleich aber in deinen Armen ruhn!“

Helgi nahm Sigrun zum Weibe, und ſie ſchenkte ihm Söhne. Helgi lebte nicht lange. Dag, der Sohn Högni's, brachte Odin Opfer dar und bat ihn um Beiſtand, ſeinen Vater zu rächen, und Odin lieh ihm ſeine furchtbare Lanze. Dag fand ſeinen Schwager in der Gegend, welche Fjöturland heißt, und er durchbohrte ihn mit der Lanze Odin's. So fiel Helgi; aber Dag ritt ſofort nach Sewafjäll und brachte Sigrun die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Helden. „Meine Schweſter, ich bin genöthigt, dir eine traurige Botſchaft zu verkünden. Ich muſs dich Thränen vergießen machen; ein König iſt heute Morgen in Fjöturland gefallen, ein König, welcher der beſte von allen auf Erden war, und deſſen Haupt hoch über dem der tapferſten Krieger emporragte." Sigrun rief aus: „Möge dein Herz durchbohrt werden von allen Eiden, die du Helgi bei der Lichtwelle Leiptr's (der Fluſs der Unterwelt) und bei der Eisklippe geſchworen haſt, die von ſeinen Waſſern beſpült wird! Möge nie ein Schiff unter dir dahingleiten, das ein günſtiger Wind treibt; möge nie ein Schlachtroſs dich forttragen, würdeſt du auch von deinen grauſamſten Feinden verfolgt! Möge das Schwert, das du ſchwingſt, ſeine Schneide verlieren, wenn es dir nicht ſelbſt um das Haupt pfeift! O, könnteſt du, um den Tod Helgi's an dir gerächt zu ſehn, in einen Wolf verwandelt werden und im Walde leben, jedes Guts, jeder Freude und jeder Nahrung beraubt, wenn du nicht zwiſchen Leichen umherſpringſt!“ Dag erwiderte: „Du raſeſt, meine Schweſter, und es iſt Wahnſinn, deinem Bruder zu fluchen. Odin allein war Urſache all dieſes Unglücks; er warf Zwietrachtsrunen zwiſchen die nächſten Verwandten. Dein Bruder bietet dir jetzt die rothen Ringe der Verſöhnung, er bietet dir alles Land von Wlandilswe und Wigdali; nimm, o Weib mit den Ringen geſchmückt, nimm für dich und deinen Sohn die Hälfte des Reiches zum Erſatz für deinen Schmerz!“ Sigrun ſprach: „Nimmer werde ich glücklich in Sewafjäll thronen, noch mich des Lebens erfreuen bei Nacht oder bei Tag, wenn der Glanz meines Helden nicht an der Pforte des Grabes erſcheint, und wenn das Streitroſs meines Königs, Wigblör mit den goldenen Zügeln, ſich nicht unter ihm bäumt, auf daſs ich ihn erfaſſen und ihn in meine Arme drücken kann. So erſchreckt flohen vor Helgi alle ſeine Feinde und ihre Freunde, wie vor dem Wolf die aufgeſcheuchten Bergziegen entfliehen. So hoch ragte Helgi unter den Helden hervor, wie die Edeleſche unter den Brombeeren hervorragt, oder wie der thaubenetzte Damhirſch alle anderen Thiere übertrifft und ſeine glänzenden Hörner gen Himmel erhebt!“

Ein Grabhügel ward über Helgi errichtet; und als er nach Walhall kam, bot ihm Odin an, mit ihm ſeine Herrſchaft über das Weltall zu theilen. Und Helgi ſprach, Hunding erblickend: „Du, Hunding, wirſt alle Tage, bevor du zu Bette gehſt, jedem Manne ſein Fußbad bereiten, du wirſt das Feuer anzünden, die Hunde koppeln, die Pferde beſorgen und den Schweinen ihr Futter geben!“

Die Magd Sigrun's ging Abends am Grabhügel Helgi's vorüber, und ſiehe, ſie ſah Helgi mit einem zahlreichen Gefolge von Kriegern die Höhe hinanreiten. Die Magd ſagte: „Sind es nur Trugbilder, die meinen Augen erſcheinen, oder iſt das Ende der Welt da? Todte Männer kommen geritten; mit den Sporen treibt ihr eure Streitroſſe an. Iſt die Rückkehr den Helden gewährt?“ Helgi ſprach: „Es ſind keine Trugbilder, die deinen Augen erſcheinen, und das Ende der Welt iſt auch noch nicht da, obgleich du uns ſiehſt und wir mit den Sporen unſere Streitroſſe antreiben, aber die Rückkehr iſt den Helden gewährt.“ Die Magd ging eilig nach Hauſe und ſprach zu Sigrun: „Geh auf den Hügel, Sigrun von Sewafjäll, wenn es dich verlangt, den Fürſten der Völker zu finden; das Grab hat ſich geöffnet, Helgi iſt gekommen, ſeine Wunden bluten; er ladet dich ein, ſie zu ſtillen und ſie zu heilen. Sigrun eilte zum Hügel, trat zu Helgi und ſprach: „Wie froh bin ich, dich wiederzuſehn! ſo froh wie Odin's fraßgierige Geier, wenn ſie den Geruch von Leichnamen wittern, oder, von Thau befeuchtet, die Morgenröthe heraufſteigen ſehn. Zuerſt will ich dich umarmen, todter König, ehe du dein blutiges Panzerhemd ablegſt. O Helgi, dein Haar iſt weiß geworden vom Reif, du biſt überall von dem Thau der Todten (das Blut) bedeckt, und deine Hände ſind kalt wie Eis. Wie vermag ich, o König, deinen Leiden Linderung zu verſchaffen?“ Helgi antwortete: „Du allein, Sigrun von Sewafjäll, biſt Urſache, daſs Helgi vom Thau des Unglücks benetzt iſt; allabendlich, ehe du einſchläfſt, o Königin mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, vergießeſt du lange Zeit bittere Thränen. Jede deiner Thränen iſt blutend auf meine Bruſt gefallen, auf meine eiſige und ſchmerzzerſchlagene Bruſt! Aber wir trinken noch mit einander den Saft der Wonnen, wenn wir auch jede Freude und jegliches Gut verloren; ja, daſs Niemand ein Trauerlied anſtimme, wenn er auch klaffende Wunden auf meiner Bruſt ſieht! Frauen weilen jetzt bei uns im Verborgenen, Königsfrauen bei uns, den Todten!“ Sigrun bereitete ein Bett in dem Hügel: „Hier iſt ein Bett der Ruhe und frei von Sorgen, das ich für dich bereitet habe, o Helgi, Sohn Wölſung's! Ich will ſchlafen in deinen Armen, o König, wie ich es gethan, als du lebteſt!“ Helgi ſprach: „Jetzt behaupte ich, daſs Nichts unglaublich iſt früh oder ſpät in Sewafjäll, da du, hehre Tochter Högni's von königlichem Stamme, in meinen lebloſen Armen ruhſt, du, die noch unter den Lebenden weilet! — Aber es iſt Zeit, daſs ich meinen Lichtweg wieder wandle, und mein bleiches Streitroſs ſeinen Luftpfad wieder antrete, den das Morgenroth ſchon zu erhellen beginnt; denn ich muſs weſtwärts von der Windhjalm-Brücke (der Regenbogen) ſein, ehe Salgofnir (der Hahn) das Volk der Sieger weckt.“ — Helgi und ſein Gefolge ritten auf ihren Streitroſſen fort, und die Frauen kehrten zu ihrer Wohnung zurück. Am folgenden Tag gegen Abend ließ Sigrun ihre Magd am Grabhügel Wacht halten. Aber bei Sonnenuntergang, als Sigrun zum Hügel kam, ſagte ſie: „Um dieſe Stunde würde der Sohn Sigmund's von Odin's Hallen gekommen ſein, wenn er heute zu kommen gedächte. Meine Hoffnung erliſcht, den Helden wieder erſcheinen zu ſehn, denn die Adler laſſen ſich ſchon nieder auf den Zweigen der Eiche, und alle Welt beeilt ſich, in das Reich der Träume einzugehn.“ Die Magd erwiderte: „Sei nicht ſo tollkühn, o Tochter der Skjoldunger, dich allein in die Wohnungen der Geiſter zu begeben; in der Nacht ſind die Todten mächtiger als in der Helle des Tages.“ — Sigrun lebte nicht lange in Leid und in Gram.

Hier endigt die Sage, aber der Erzähler fügt auf eigene Verantwortung die Worte hinzu:

Es herrſchte in alten Zeiten der Glaube an die Wiedergeburt der Menſchen; allein in unſeren Tagen nennt man Das ein Ammenmärchen. Man berichtet von Helgi und Sigrun, daſs ſie zum zweiten Mal lebten; er hieß nachmals Helgi, der Held von Haddjugia, und Sigrun hieß Kara, die Tochter Halfdan's, und ſie war eine Walküre.

Ich gebe noch den Anfang einer andern ſkandinaviſchen Sage, die Wölundurs-Saga genannt, weil daraus ein recht deutlicher Beweis der Verwandtſchaft oder gar der Identität der Walküren mit den drei Spinnerinnen und den Schwanenjungfrauen hervorzugehen ſcheint, von denen ich vorhin geſprochen. Es heißt dort:

Nidhudur war der Name eines Königs in Swithiod (Schweden): er war der Vater zweier Söhne und einer Tochter, Namens Baudwildur. — Und er hatte in Finnland drei Brüder, Söhne des

Königs in dieſem Lande, von denen der älteſte Slagfidr, der zweite Egil und der dritte Wölundur hieß; ſie zogen aus, ihre Herden zu weiden, und ſie kamen nach Ulfdalir (das Wolfsthal), wo ſie ſich Hütten bauten. Dort war ein See, Namens Ulfſjar (der Wolfsſee), und am Ufer dieſes Waſſers fanden die Königsſöhne eines Morgens zu ſehr früher Stunde drei Frauen ſitzen, welche Flachs ſpannen und ihre Schwanengewänder neben ſich auf die Erde gelegt hatten. Es waren Walküren, und zwei von ihnen waren Töchter des Königs Laudwer; ſie hießen, die Eine Hladgur Swanhvit (Schwanenweiß) und die Andere Hervoer Alwitr (die Allwiſſende); aber die Dritte war Aulrun, die Tochter Kjar's von Walland. Die drei Brüder führten ſie heim, und Egil nahm Aulrun, Slagfidr Swanhvit und Wölundur Alwitr zur Gemahlin. Sie blieben ſieben Winter beiſammen, aber im achten Jahre entflogen die Frauen, um bei Kämpfen zugegen zu ſein, und ſie kamen nimmer zurück. Egil zog fort, um Aulrun zu ſuchen, und Slagfidr ſuchte ſeine Swanhvit, aber Wölundur blieb in Ulfdalir. Er war, nach dem Bericht alter Sagen, der geſchickteſte Mann in ſeiner Kunſt. Er faſſte koſtbare Perlen in edles Gold, und er reihte all' ſeine Ringe auf ein Baſtſeil. So erwartete er die Rückkehr ſeiner hehren

Gemahlin. — Als Nidhudur, der König von Swithiod, erfuhr, daſs Wölundur allein in Ulfdalir ſei, zog er nächtlicher Weile aus mit ſeinen Mannen; ihre Rüſtungen waren feſt gefügt, und ihre Schilde glänzten im Mondenſchein. Bei der Wohnung Wölundur's angelangt, überfielen ſie den Königsſohn und knebelten ihn während ſeines Schlafes, und Nidhudur führte ihn mit ſich fort. U. ſ. w.

Ich habe in dieſen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den intereſſanteſten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte, nämlich die Art und Weiſe, wie das Chriſtenthum die altgermaniſche Religion entweder zu vertilgen oder in ſich aufzunehmen ſuchte, und wie ſich die Spuren derſelben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde, iſt bekannt. Da, wo die chriſtlichen Prieſter nicht durch geſchickte Mirakel die Prieſter des Heidenthums zu verdrängen vermochten, kam ihnen das Schwert der weltlichen Gewalt willfährig zu Hilfe. Die meiſten Bekehrungen wurden durch chriſtliche Prinzeſſinnen vollbracht, welche den heidniſchen Anführer heiratheten, und es giebt Jahrhunderte, wo die ganze Kirchengeſchichte nur eine Heirathschronik iſt. Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienſt, auch nach der Bekehrung für gewiſſe Orte eine verjährte Ehrfurcht bewahrte, ſo ſuchte man ſolche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des böſen Feindes zu verſchreien. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der chriſtliche Prieſter ſein kluges Kirchlein, und er ſelber ſegnete jetzt das Waſſer und exploitierte deſſen Wunderkraft. Es ſind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig ſeine Geſundheit ſchöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Äxten widerſtanden, wurden verleumdet; unter dieſen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre hölliſche Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutſchen Volkes, die Eiche iſt noch heut zu Tage das Symbol der deutſchen Nationalität ſelber: es iſt der größte und ſtärkſte Baum des Waldes; ſeine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; ſein Wipfel, wie ein grünes Banner, flattert ſtolz in den Lüften; die Elfen der Poeſie wohnen in ſeinem Stamme; die Miſtel der heiligſten Weisheit rankt an ſeinen Äſten; nur ſeine Früchte ſind kleinlich und ungenießbar für Menſchen.

In den altdeutſchen Geſetzen, vorzüglich der Alemannen, giebt's jedoch noch viele Verbote, daß man bei den Flüſſen, den Bäumen und Steinen nicht ſeine Andacht verrichten ſolle, in ketzeriſchem Irrwahn, daſs eine Gottheit darin wohne. Karl der Große muſſte in ſeinen Kapitularien ausdrücklich befehlen, man ſolle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüſſen; auch ſolle man dort keine geweihten Kerzen anzünden*).

Dieſe drei, Steine, Bäume und Flüſſe, erſcheinen als Hauptmomente des germaniſchen Kultus, und damit korreſpondiert der Glaube an Weſen, die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Weſen, die in den Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und an Weſen, die im Waſſer wohnen, nämlich Nixen. Will man einmal ſyſtematiſieren, ſo iſt dieſe Art weit zweckmäßiger, als das Syſtematiſieren nach den verſchiedenen Elementen, wo man, wie Paracelſus, noch für das Feuer eine vierte Klaſſe Elementargeiſter, nämlich die Salamander, annimmt. Das Volk aber, welches immer ſyſtemlos, hat nie Etwas von Dergleichen gewuſſt, und ich bin überzeugt, daſs der Glaube an Feuergeiſter nur dem Paracelſus ſelbſt ſeine Entſtehung verdankte. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere, welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben ſind eifrige Naturforſcher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal ſehr angelegen ſein laſſen, zu unterſuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einſt meinen Schulkameraden gelungen, ein ſolches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als daſſelbe in den Ofen zu werfen, wo es erſt einen weißen Schleim in die Flammen ſpritzte, immer leiſer ziſchte und endlich den Geiſt aufgab. Dieſes Thier ſieht aus wie eine Eidechſe, iſt aber ſafrangelb, etwas ſchwarz geſprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von ſich giebt, und womit es vielleicht manchmal die Flamme löſcht, mag den Glauben veranlaſſt haben, daſs es in den Flammen leben könne.

---

*) Der letzte Halbſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, ſind keine Elementargeiſter, ſondern Geſpenſter von verſtorbenen Menſchen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Böſewichtern, die einen Grenzſtein verrückt haben. Die Irrwiſche ſind auch keine Geiſter. Man weiß nicht genau, was ſie ſind; ſie verlocken den Wanderer in Moorgrund und Sümpfe. Die Engländer nennen ſie Will with a wisp oder wohl auch Jack with a lantern. Wie geſagt, eine ganze Klaſſe Feuergeiſter, wie Paracelſus ſie beſchreibt, kennt das Volk nicht*). Es ſpricht höchſtens nur von einem einzigen

---

*) Der obige Satz ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben zu Anfang dieſes Abſatzes. Statt der nachfolgenden Zeilen findet ſich dort die Stelle:

„Was die echten Feuergeiſter betrifft, d. h. Die, welche im Feuer zu leben vermögen, ſo giebt es Deren vielleicht nur zwei, nämlich Gott und den Teufel.

Da man in unſerm Frankreich Wenig von dieſen beiden Widerſachern weiß, oder von ihnen nur dunkle Erinnerungen hat, werdet ihr vielleicht neugierig ſein, zu erfahren, was der Volksglaube in Deutſchland darüber meldet.

Daſs Gott ein Feuergeiſt ſei, behaupten ſchon die alten Philoſophen, z. B. Porphyrius, nach welchem unſre Seele nur ein Ausfluſs der Feuerſeele Gottes iſt. Die alten Magier haben das Feuer als die Gottheit ſelbſt verehrt. Moſes ſah Jehovah im feurigen Buſche . . . Wäre er nicht ein Feuergeiſt, wie hätte er ſich dort aufhalten können? Die gewichtigſte Autorität iſt die des kleinen Mädchens, dem die Muttergottes erlaubt hatte, im Himmel umherzugehn. Nachdem die Kleine zwölf große Zimmer geſehn hatte, in deren jedem ein Apoſtel wohnte, kam ſie endlich zu einer Kammer, in welche einzutreten die Muttergottes ihr ſtreng verboten hatte. Aber ſie vermag ihrer Neugier nicht zu widerſtehen, ſie öffnet die Thür, und was erblickt ſie? Die heilige Dreieinigkeit inmitten eines hellſtrahlenden rothen Feuers.

Der Teufel muſs ein Feuergeiſt ſein: wie könnte er es ſonſt in der Hölle aushalten? Aber während der liebe Gott das Feuer verträgt, weil er ſelbſt ein feuriger Geiſt iſt, hält

Feuergeiſt, und Das iſt kein Anderer als Lucifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erſcheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er alſo der einzige Feuergeiſt iſt und uns für eine ganze Klaſſe ſolcher Geiſter ſchadlos halten muſs, wollen wir ihn näher beſprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeiſt wäre, wie könnte er es dann in der Hölle aushalten? Er iſt ein Weſen von ſo kalter Natur, daſs er ſogar nirgend anders als im Feuer ſich behaglich fühlen kann. Über dieſe kalte Natur des Teufels haben ſich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinſtimmend ſind in dieſer Hinſicht die Ausſagen der Hexen, wie wir ſie in den Hexenproceſſen aller Lande*) finden können. Dieſe Damen, die ihre fleiſchlichen Verbindungen mit dem Teufel eingeſtanden, ſogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte ſeiner Umarmungen; eiskalt, klagten

---

der Teufel daſſelbe vortrefflich aus, weil er von ſo kalter Natur iſt, daſs er ſich nur im Feuer behaglich fühlt."

Der Herausgeber.

*) „und beſonders in den Werken des Kriminaliſten Carpzew" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſie, waren die Ergüſſe dieſer teufliſchen Zärtlichkeit*). Er erſchien ihnen gewöhnlich im Gewand eines Höflings, mit einer rothen Feder auf dem Kopfe.

Der Teufel iſt kalt, ſelbſt als Liebhaber. Aber häßlich iſt er nicht; denn er kann ja jede Geſtalt annehmen. Nicht ſelten hat er ſich ja auch mit weiblichem Liebreiz bekleidet, um irgend einen frommen Kloſterbruder von ſeinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur ſinnlichen Freude zu verlocken. Bei Anderen, die er nur ſchrecken wollte, erſchien er in Thiergeſtalt, er und ſeine hölliſchen Geſellen. Beſonders wenn er vergnügt iſt und viel geſchlemmt und gebechert hat, zeigt er ſich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachſen, Der hatte ſeine Freunde eingeladen zu einem Gaſtmahl. Als nun der Tiſch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und Alles zugerichtet war, fehlten ihm ſeine Gäſte, die ſich Einer nach dem Andern entſchuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „Wenn kein Menſch kommen will, ſo mag der Teufel bei mir eſſen mit der ganzen Hölle!“ und er verließ das Haus, um ſeinen Unmuth zu verſchmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und ſchwarze Reiter, und heißen des Edelmanns Knecht ſeinen Herrn ſuchen, um ihm anzuzeigen, daſs die zuletzt geladenen Gäſte angelangt ſeien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich ſeinen Herrn, kehrt mit Dieſem zurück, haben aber Beide nicht den Muth, ins Haus hineinzugehn. Denn ſie hören, wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich ſehen ſie, wie die beſoffenen Teufel in der Geſtalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchſen ans offene Fenſter treten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnauzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

---

*) Der letzte Halbſatz lautet in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe: „beſonders aber klagen ſie darüber, daß ſeine Naſe eiskalt und gar zu ſtumpf ſei.“

Der Herausgeber.

Daſs der Teufel in Geſtalt eines ſchwarzen Bockes dem Konvente der Hexen präſidiert, iſt allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieſer Geſtalt zu ſpielen pflegte, werde ich ſpäter berichten, wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worin der hochgelahrte Georgius Godelmanus über dieſes letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abſtattet, finde ich auch, daſs der Teufel nicht ſelten in der Geſtalt eines Mönchs erſcheint. Er erzählt folgendes Beiſpiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte ſtudierte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeiſtern daſelbſt gehört zu haben, daſs vor Luther's Thür gekommen ſei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte, was er wollte, da fraget der Münch, ob der Luther daheim wäre. Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch geſehen hatte. Da Dieſer hineinkam, ſprach er, er habe etliche papiſtiſche Irrthümer, derwegen er ſich gern mit ihm beſprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da ſie Luther ohne Mühe auflöſte, brachte er andere, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, dieſe Worte entfahren ließ: Du machſt mir viel zu ſchaffen, da ich doch Anderes zu thun hätte! und ſtund ſobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage, ſo der Münch vorbrachte. Und als er in demſelbigen Geſpräche vermerkte, daſs des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, ſprach er: Biſt du nicht Der? Halt, höre zu, dieſes Urtheil iſt wider dich gefällt! und zeigte ihm ſobald den Spruch in Geneſi.

dem erſten Buche Moſis: Des Weibes Samen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit dieſem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, deſſen die Stube noch etliche Tage übel roch *).“

In der vorſtehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die ſich ſchon frühe kundgab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es iſt nämlich ſeine Disputierſucht, ſeine Sophiſtik, ſeine „Syllogismen.“ Der Teufel verſteht ſich auf Logik, und ſchon vor achthundert Jahren hat der Papſt Sylveſter, der berühmte Gerbert, Solches zu ſeinem Schaden erfahren. Dieſer hatte nämlich, als er zu Cordova ſtudierte, mit Satan einen Bund geſchloſſen, und durch ſeine hölliſche Hilfe lernte er Geometrie, Algebra, Aſtronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunſtſtücke, unter anderen die Kunſt, Papſt zu werden. In Jeruſalem ſollte vertragsmäßig ſein Leben enden. Er hütete ſich wohl hinzugehen. Als er aber einſt in einer Kapelle zu Rom Meſſe las, kam der Teufel, um ihn abzuholen, und indem der Papſt ſich da-

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben fehlen die drei folgenden Abſätze.

Der Herausgeber.

gegen ſträubt, beweiſt ihm Jener, daſs die Kapelle, worin ſie ſich befänden, den Namen Jeruſalem führe, daſs die Bedingungen des alten Bündniſſes erfüllt ſeien, und daſs er ihm nun zur Hölle folgen müſſe. Und der Teufel holte den Papſt, indem er ihm lachend ins Ohr flüſtert:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante, Inferno c. 28).

„Du dachteſt nicht daran, daſs ich ein Logiker bin!“

Der Teufel verſteht Logik, er iſt Meiſter in der Metaphyſik, und mit ſeinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überliſtet er alle ſeine Verbündeten. Wenn ſie nicht genau aufpaſſten und den Kontrakt ſpäter nachlaſen, fanden ſie zu ihrem Erſchrecken, daſs der Teufel, anſtatt Jahre, nur Monate oder Wochen oder gar Tage geſchrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweiſt ihnen, daſs die Friſt abgelaufen. In einem der älteren Puppenſpiele, welche das Satansbündnis, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Fauſtus vorſtellen, findet ſich ein ähnlicher Zug. Fauſt, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdiſchen Genüſſe begehrte, hat ihm dafür ſeine Seele verſchrieben und ſich anheiſchig gemacht, zur Hölle zu fahren, ſobald er die dritte Mordthat begangen habe. Er hat ſchon zwei Menſchen getödtet und glaubt, ehe er zum drittenmale Jemanden umbringe, ſei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieſer aber beweiſt ihm, daſs eben ſein Teufelsbündnis, ſein Seelentodſchlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieſer verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in ſeinem Mephiſto jenen Charakterzug der Sophiſtik exploitiert hat, kann Jeder ſelbſt beurtheilen. Nichts iſt ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die ſich aus der Zeit der Hexenproceſſe erhalten haben, und worin der Kontrahent ſich vorſichtig gegen alle Chikanen verklauſuliert und alle Stipulationen aufs ängſtlichſte paraphraſiert.

Der Teufel iſt ein Logiker. Er iſt nicht bloß der Repräſentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleiſches, er iſt auch Repräſentant der menſchlichen Vernunft, eben weil dieſe alle Rechte der Materie vindiciert; und er bildet ſomit den Gegenſatz zu Chriſtus, der nicht bloß den Geiſt, die ascetiſche Entſinnlichung, das himmliſche Heil, ſondern auch den Glauben repräſentiert. Der Teufel glaubt nicht, er ſtützt ſich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eignen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieſes iſt nun freilich etwas Entſetzliches, und mit

Recht hat die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kirche das Selbſtdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräſentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Über die Geſtalt des Teufels läſſt ſich in der That nichts Genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich ſchon erwähnt, er habe gar keine beſtimmte Geſtalt und könne ſich in jeder beliebigen Form producieren. Dieſes iſt wahrſcheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horſt, daſs der Teufel ſich ſogar zu Salat machen könne. Eine ſonſt ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und ſich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte ſie ihn gegeſſen, als ſie Regungen empfand, die ihr ſonſt fremd waren und ſich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar ſonderbar zu Muth jedes Abends im Mondſchein, wenn die Blumen ſo ſtark dufteten und die Nachtigallen ſo ſchmelzend und ſchluchzend ſangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeſelle mit ihr Bekanntſchaft. Nachdem Beide mit einander vertrauter geworden, fragte ſie der ſchöne Jüngling einmal: „Weißt du denn auch, wer ich bin?“ Nein, ſagte die Nonne mit einiger Beſtürzung. „Ich bin der Teufel," erwiderte Jener. „Erinnerſt du dich nicht jenes Salates? Der Salat Das war ich!"

Manche behaupten, der Teufel ſehe immer wie ein Thier aus, und es ſei nur eitel Täuſchung, wenn wir ihn in einer anderen Geſtalt erblicken. Etwas Cyniſches hat der Teufel freilich, und dieſen Charakterzug hat Niemand beſſer beleuchtet wie unſer Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutſcher Schriftſteller, der in ſeinen Mängeln eben ſo großartig iſt wie in ſeinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern erſten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieſes genialen Schriftſtellers erſcheint der Teufel auf Erden, weil ſeine Mutter in der Hölle ſchruppt; Letzteres iſt eine bei uns gebräuchliche Art, die Zimmer zu reinigen, wobei das Eſtrich mit heißem Waſſer übergoſſen und mit einem groben Tuche gerieben wird, ſo daß ein quickender Mißton und lauwarmer Dampf entſteht, der es einem vernünftigen Weſen unmöglich macht, unterdeſſen zu Hauſe zu bleiben; der Teufel muß deßhalb aus der wohlgeheizten Hölle ſich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag iſt, empfindet der arme Teufel dennoch einen ſo großen Froſt, daſs er faſt erfriert, und nur mit ärztlicher Hilfe aus dieſer Erſtarrung gerettet wird.

Wir ſahen eben, daſs der Teufel eine Mutter hat; Viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch Dieſe kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf ſie bezieht ſich vielleicht das Sprichwort: Wo der Teufel ſelbſt Nichts ausrichten kann, da ſchickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber iſt ſie in der Hölle mit der Küche beſchäftigt, oder ſitzt in ihrem rothen Lehnſeſſel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeſchäften, nach Hauſe kommt, friſſt er in ſchlingender Haſt, was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er ſeinen Kopf in ihren Schoß, und läſſt ſich von ihr lauſen, und ſchläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuſchnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da ſteht eine Roſenblume,
Roſe roth wie Blut.

Manche verſichern, wenn das arme Kind nicht einſchlafen kann, greift die gute Alte gewöhnlich zu dem Mittel, ihm die Berliner „evangeliſche Kirchenzeitung“ vorzuleſen.

Der Haushalt des Teufels in der Hölle, woſelbſt er als Junggeſell mit ſeiner Mutter lebt, bildet das vollſtändigſte Gegenſtück zu dem Haushalt Chriſti im Himmel. Dieſer lebt droben gleichfalls als Junggeſell mit ſeiner heiligen Mutter; die Himmelskönigin und die Engel ſind ſeine Vertrauten, wie die Teufel die Vertrauten des Andern. Der Teufel und ſeine Diener ſind ſchwarz; Chriſtus und ſeine Engel ſind weiß. In den Volksliedern des Nordens iſt immer vom weißen Chriſtus die Rede. Wir pflegen den Teufel den Schwarzen, den Fürſten der Finſternis zu nennen. Dieſen beiden Perſönlichkeiten, Chriſtus und dem Teufel, hat unſer Volk noch zwei andere ebenſo unſterbliche, ebenſo unzerſtörbare Figuren, den Tod und den ewigen Juden, beigeſellt. Das Mittelalter hat der modernen Kunſt dieſe vier Typen als koloſſale Perſonifikationen des Guten, des Böſen, der Zerſtörung und der Menſchheit hinterlaſſen. Den ewigen Juden, das wehmüthige Symbol der Menſchheit, hat Keiner ſo tief aufgefaſſt, wie Edgar Quinet, einer der größten Dichter Frankreichs. Wir Deutſche, die jüngſt ſeinen „Ahasverus“ überſetzten, waren nichtwenig erſtaunt, bei einem Franzoſen eine ſo großartige Konception anzutreffen.

Vielleicht auch ſind die Franzoſen berufen, mit größtmöglicher Richtigkeit die Symbole des Mittelalters zu erklären. Die Franzoſen ſind längſt aus dem Mittelalter herausgetreten, ſie betrachten dasſelbe mit Ruhe, und vermögen ſeine Schönheiten mit philoſophiſcher oder artiſtiſcher Unparteilichkeit zu würdigen. Wir Deutſche ſtecken noch tief im Mittelalter, wir bekämpfen noch ſeine hinfälligen Vertreter; wir vermöchten es alſo nicht mit allzu großer Vorliebe zu bewundern. Wir müſſen uns im Gegentheil in parteilichem Haſſe ereifern, damit unſere Zerſtörungskraft nicht gelähmt werde.

Ihr Franzoſen mögt das Ritterthum bewundern und lieben. Es ſind euch davon nur heitere Chroniken und eiſerne Rüſtungen geblieben. Ihr wagt Nichts dabei, eure Einbildungskraft ſolchergeſtalt zu erluſtigen, eure Neugier zu befriedigen. Bei uns Deutſchen aber iſt die Chronik des Mittelalters noch nicht geſchloſſen; die neueſten Blätter ſind noch feucht von dem Blut unſerer Verwandten und Freunde, und jene funkelnden Harniſche ſchützen noch den lebendigen Leib unſerer Henker. Nichts hindert euch Franzoſen, die alten gothiſchen Formen zu ſchätzen. Für euch ſind die großen Kathedralen, wie Notre-Dame-de-Paris, nichts Anders als Denkmäler der Baukunſt und Romantik: für uns ſind ſie die furchtbarſten Feſtungen unſrer Feinde. Für euch ſind Satan und ſeine hölliſchen Genoſſen nur Gebilde der Poeſie; bei uns giebt es Schelme und Dummköpfe, welche ſich abmühen, den Glauben an den Teufel und an hölliſchen Hexenfrevel wieder philoſophiſch zu begründen. Daſs ſo Etwas in München geſchieht, iſt in der Ordnung; daſs man aber im aufgeklärten Würtemberg eine Rechtfertigung der alten Hexenproceſſe verſucht, daſs ein angeſehener Schriftſteller, Herr Juſtinus Kerner, ſich dort unterfangen hat, den Glauben an Beſeſſene wieder zu beleben, Das iſt ebenſo betrübend als widerwärtig.

O ſchwarze Schelme und ihr Schwachköpfe aller Farben! vollendet euer Werk, erhitzt das Gehirn des Volkes durch den alten Aberglauben, treibt es auf die Bahn des Fanatismus! Ihr ſelbſt werdet eines Tags ſeine Opfer ſein: ihr werdet nicht dem Looſe der ungeſchickten Beſchwörer entrinnen, die am Ende die Geiſter, welche ſie heraufgerufen, nicht mehr beherrſchen konnten und von ihnen in Stücke zerriſſen wurden.

Vermag der Geiſt der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutſche Volk aufzurütteln? iſt es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal ſiedend zu Kopfe ſteigt, wenn es ſein Herz wieder ſchlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singſang bairiſcher Scheinheiligen noch auf das myſtiſche Geſchwätz ſchwäbiſcher Faſler hören; ſein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen.

Wer iſt dieſer Mann?

Es iſt der Mann, den das deutſche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verſchaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es ſo lange in ſeinen Träumen geſchmachtet. Was zögerſt du noch, du, den die Greiſe mit ſo brennender Sehnſucht verkündet haben, du, den die Jugend ſo ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberſtab der Freiheit und die kreuzloſe Kaiſerkrone trägt?

— Es iſt hier indeſs nicht der Ort zu Beſchwörungen, um ſo mehr als ich mich dadurch von meinem Thema entfernen würde. Ich habe nur von unſchuldigen Sagen zu reden; von Dem, was hinter den deutſchen Öfen geſagt und geſungen wird. Ich bemerke eben, daſs ich nur ſehr dürftig von den Geiſtern geſprochen, die in den Bergen hauſen, z. B. daſs ich Nichts von dem Kyffhäuſer geſagt, wo der Kaiſer Friedrich wohnt. Dieſer iſt allerdings kein Elementargeiſt, und nur von Solchen habe ich in dieſer Abhandlung zu reden. Aber die Sage iſt zu lieblich und entzückend; ſo oft ich ihrer gedachte, erbebte mein Gemüth von heiliger Sehnſucht und geheimnisvoller Hoffnung. Es liegt ſicherlich mehr als ein bloßes Märchen in dem Glauben, daſs Kaiſer Friedrich, der alte Barbaroſſa, nicht todt ſei, ſondern daſs er, als das Prieſtervolk ihn zu arg beläſtigte, in einen Berg floh, den man den Kyffhäuſer nennt. Man ſagt, er bleibe dort mit ſeinem ganzen Hofhalt verborgen, bis er einſt wieder in der Welt erſcheinen wird, um das deutſche Volk glücklich zu machen. Dieſer Berg liegt in Thüringen, nicht weit von Nordhauſen. Ich bin dort oft vorübergekommen, und in einer ſchönen Winternacht blieb ich daſelbſt länger als eine Stunde und rief wiederholentlich: „Komm, Barbaroſſa, komm!“ und das Herz brannte mir wie Feuer in der Bruſt, und Thränen rieſelten über meine Wangen. Aber er kam nicht, der geliebte Kaiſer Friedrich, und ich konnte nur den Felſen umarmen, in welchem er wohnt.

Ein junger Hirt aus der Umgegend war glücklicher. Er weidete ſeine Schafe am Kyffhäuſer, und begann auf dem Dudelſack zu ſpielen, und als er einen guten Lohn verdient zu haben glaubte, rief er laut: „Kaiſer Friedrich, ich habe dir dies Ständchen gebracht!“ Man ſagt, der Kaiſer ſei alsdann aus dem Berge gekommen, habe ſich dem Hirten gezeigt und zu ihm geſprochen: „Gott grüße dich, junger Knabe! Wem zu Ehren haſt du geſpielt?“ — „Dem Kaiſer Friedrich.“ — „Wenn Dem alſo iſt, komm mit mir, er wird dich belohnen.“ — „Ich darf mich nicht von meinen Schafen entfernen.“ — „Folge mir nur, es wird deinen Schafen kein Leid widerfahren.“

Der Schäfer folgte dem Kaiſer, der ihn an der Hand zu einer Öffnung im Berg führte. Sie gelangten an eine Eiſenthür, die ſich öffnete, und man erblickte alsdann einen großen und ſchönen Saal, woſelbſt ſich viele Herren und wackere Diener befanden, die ihn ehrerbietig empfingen. Danach zeigte ſich der Kaiſer ſehr wohlwollend gegen ihn, und frug ihn, welchen Lohn er begehre. Der Schäfer antwortete: „Gar keinen.“ Der Kaiſer ſagte ihm darauf: „Geh hinaus, und nimm als Lohn einen der Füße meiner goldenen Trinkkanne.“ Der Schäfer that, wie ihm geboten, und wollte ſich entfernen; aber der Kaiſer zeigte ihm noch viele merkwürdige Waffen, Harniſche, Schwerter und Büchſen, und hieß ihn den Leuten ſagen, er wolle mit dieſen Waffen das heilige Grab erobern.

Der Schäfer hat ihn ohne Zweifel falſch verſtanden. Barbaroſſa hat ganz andere Eroberungen als die des heiligen Grabes im Sinne. Oder vielleicht auch hat der Schäfer, aus Furcht, als Demagog eingeſperrt zu werden, die Wahrheit ein wenig entſtellt. Nicht ein Grab, das kalte Bett eines Todten, will der alte Barbaroſſa erobern, ſondern einen herrlichen Wohnort für die Lebenden, ein warmes Reich des Lichts und der Freude, wo er fröhlich herrſchen kann, in der Hand den Zauberſtab der Freiheit und die kreuzloſe Kaiſerkrone auf dem Haupte.

Was den erwähnten Schäfer belangt, ſo meldet das Ende der Erzählung, daſs er geſund und munter aus dem Berge hervorkam, und am folgenden Morgen den Fuß der Trinkkanne, der ihm geſchenkt worden, zu einem Goldſchmiede trug. Der Goldſchmied erkannte denſelben für gediegenes Gold, und bezahlte ihm das kaiſerliche Geſchenk mit dreihundert Dukaten.

Man erzählt auch von einem Bauern aus dem Dorfe Reblingen, daſs er den Kaiſer im Kyffhäuſer ſah und ein artiges Geſchenk von ihm erhielt. Ich weiß nur, wenn mich mein Stern in dieſen Berg führt, ſo werde ich von Barbaroſſa weder Goldkannen noch ähnliche Kleinodien begehren, ſondern wenn er mir Etwas ſchenken will, werde ich ſein Buch De tribus impostoribus von ihm fordern.

Ich habe dies Buch vergeblich in den Bibliotheken geſucht, und ich denke mir, daſs der Verfaſſer, der alte Rothbart, gewiſs ein Exemplar davon im Kyffhäuſer aufbewahrt.

Manche verſichern, der Kaiſer ſitze in ſeinem Berge an einem Steintiſch und ſchlafe, oder ſinne auf Mittel, ſein Reich wieder zu erobern. Er wiegt beſtändig den Kopf hin und her, und blinzt mit den Augen. Sein Bart wallt jetzt bis zur Erde hinab. Manchmal ſtreckt er wie im Traume die Hand aus, und ſcheint nach ſeinem Schwert und Schild greifen zu wollen. Man ſagt: wenn der Kaiſer auf die Erde zurückkehrt, ſo wird er dieſen Schild an einen abgeſtorbenen Baum hängen, und der Baum wird dann ausſchlagen und grünen, und es wird dann für Deutſchland eine beſſere Zeit beginnen. Von ſeinem Schwert aber ſagt man, daſs ein Bauer in grobem Kittel es vor ſich hertragen, und daſs man allen Denen den Kopf damit abſchlagen wird, die noch einfältig genug ſind, ſich von beſſerem Blut als ein Bauer zu dünken. Aber die alten Erzähler fügen hinzu, Niemand wiſſe recht, wann und wie Solches geſchehn werde.

Man berichtet noch, daſs einſt, als ein Schäfer von einem Zwerg in den Kyffhäuſer geführt wurde, der Kaiſer ſich erhob und ihn frug, ob die Raben noch um den Berg flögen. Und als die Antwort des Schäfers bejahend lautete, rief er aus: „So muſs ich alſo noch hundert Jahr' ſchlafen!“

Ach, gewiſs fliegen die Raben noch immer um den Berg, jene Raben, die uns ſo gut bekannt ſind, und deren frommes Gekrächz wir beſtändig vernehmen. Aber das Alter hat ſie geſchwächt, und es giebt gute Schützen, die ſie im Fluge herabſchießen. Wenn der Kaiſer einſt auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf ſeinem Wege mehr als einen Raben von Pfeilen durchbohrt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs der Schütz, der ſie getroffen, einen guten Bogen geführt*).

---

*) In der älteſten franzöſiſchen Ausgabe findet ſich, ſtatt der letzten zwei Sätze, folgender Schluſs: „Ich kenne einen dieſer Schützen, der gegenwärtig zu Paris wohnt und von dort aus die Raben zu treffen weiß, die um den Kyffhäuſer fliegen. Wenn der Kaiſer auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf ſeinem Wege mehr als einen Raben von den Pfeilen dieſes Schützen erlegt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs Derſelbe einen guten Bogen geführt.“

Der Herausgeber.

II.

Der Doktor Fauſt,

ein Tanzpoem;

nebſt

kurioſen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunſt.

(1851.)

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters ihrer Majeſtät der Königin zu London, forderte mich auf, für ſeine Bühne ein Ballett zu ſchreiben, und dieſem Wunſche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: „Doktor Fauſt, ein Tanzpoem.“ Doch dieſes Tanzpoem iſt nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saiſon, für welche daſſelbe angekündigt war, der beiſpielloſe Succeſs der ſogenannten ſchwediſchen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüſſig machte, theils auch weil der Ballettmeiſter aus Esprit de corps de ballet, hemmend und ſäumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieſer Ballettmeiſter hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daſs einmal ein Dichter das Libretto eines Balletts gedichtet hatte, während doch ſolche

Produkte bisher immer nur von Tanzaffen ſeiner Art, in Kollaboration mit irgend einer dürftigen Literatenſeele, geliefert worden. Armer Fauſt! armer Hexenmeiſter! ſo muſsteſt du auf die Ehre verzichten, vor der großen Viktoria von England deine Schwarzkünſte zu producieren! Wird es dir in deiner Heimat beſſer gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutſche Bühne ihren guten Geſchmack dadurch bekunden, daſs ſie mein Opus zur Aufführung brächte, ſo bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieſer Gelegenheit auch nicht zu verſäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu laſſen. Ich halte es nicht für überflüſſig zu bemerken, daſs ich, um das Eigenthumsrecht meines Balletts in Frankreich zu ſichern, bereits eine franzöſiſche Überſetzung drucken ließ und die geſetzlich vorgeſchriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponiert habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Ballettmanuſkript einzuhändigen und wir bei einer duftigen Taſſe Thee uns über den Geiſt der Fauſtſage und meine Behandlung derſelben unterhielten, erſuchte mich der geiſtreiche Impreſario, das Weſentliche unſeres Geſpräches aufzuzeichnen, damit er ſpäterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung ſeinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch ſolchem freundlichen Begehr nachkommend, ſchrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieſes Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem deutſchen Leſer dieſe flüchtigen Blätter einiges Intereſſe gewähren dürften.

Wie über den hiſtoriſchen Fauſt, habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythiſchen Fauſt nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin, in Bezug auf die Entſtehung und Entwickelung dieſes Fauſtes der Sage, der Fauſtfabel, hier das Reſultat meiner Forſchungen mit wenigen Worten zu reſumieren.

Es iſt nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneſchall des Biſchofs von Adama in Sicilien, ſondern eine alte angloſächſiſche, dramatiſche Behandlung derſelben, welche als die Grundlage der Fauſtfabel zu betrachten iſt. In dem noch vorhandenen plattdeutſchen Gedichte vom Theophilus ſind altſächſiſche oder angloſächſiſche Archäismen, gleichſam Wortverſteinerungen, foſſile Redensarten enthalten, welche darauf hinweiſen, daß dieſes Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals iſt, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz nach der Invaſion Englands durch die franzöſiſchen Normannen muſs jenes angloſächſiſche Gedicht noch exiſtiert haben, denn augenſcheinlich ward daſſelbe von einem franzöſiſchen Poeten, dem Troubadour Ruteboeuf, faſt wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich aufs Theater gebracht. Für Diejenigen, denen die Sammlung von Mommerque, worin auch dieſes Mystère abgedruckt, nicht zugänglich iſt, bemerke ich, daſs der gelehrte Mangin vor etwa ſieben Jahren im Journal des savants über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft giebt. Dieſes Myſterium vom Troubadour Ruteboeuf benutzte nun der engliſche Dichter Marlow, als er ſeinen Fauſt ſchrieb, indem er die analoge Sage vom deutſchen Zauberer Fauſt nach dem älteren Fauſtbuche, wovon es bereits eine engliſche Überſetzung gab, in die dramatiſche Form kleidete, die ihm das franzöſiſche, auch in England bekannte Myſterium bot. Das Myſterium des Theophilus und das ältere Volksbuch von Fauſt ſind alſo die beiden Faktoren, aus welchen das Marlow'ſche Drama hervorgegangen. Der Held deſſelben iſt nicht mehr ein ruchloſer Rebell gegen den Himmel, der, verführt von einem Zauberer und um irdiſche Güter zu gewinnen, ſeine Seele dem Teufel verſchreibt, aber endlich durch die Gnade der Muttergottes, die den Pakt aus der Hölle zurückholt, gerettet wird, gleich dem Theophilus, ſondern der Held des Stücks iſt hier ſelbſt ein Zauberer; in ihm, wie im Nekromanten des Fauſtbuchs, reſumieren ſich die Sagen von allen früheren Schwarzkünſtlern, deren Künſte er vor den höchſten Herrſchaften produciert, und zwar geſchieht Solches auf proteſtantiſchem Boden, den die rettende Muttergottes nicht betreten darf, weſshalb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenſpiel-Theater, die zur Shakſpeare'ſchen Zeit in London florierten und ſich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiſs auch nach dem Marlow'ſchen Vorbilde einen Fauſt zu geben gewuſſt, indem ſie das Originaldrama mehr oder minder ernſthaft parodierten, oder ihren Lokalbedürfniſſen gemäß zuſtutzten, oder auch, wie oft geſchah, von dem Verfaſſer ſelbſt für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es iſt nun jener Puppenſpiel-Fauſt, der von England herüber nach dem Feſtland kam, durch die Niederlande reiſend auch die Marktbuden unſerer Heimat beſuchte und, in derb deutſcher Maulart überſetzt und mit deutſchen Hanswurſtiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutſchen Volkes ergötzte. Wie verſchieden auch die Verſionen, die ſich im Laufe der Zeit, beſonders durch das Improviſieren, gebildet, ſo blieb doch das Weſentliche unverändert, und einem ſolchen Puppenſpiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen ſah, hat unſer großer Dichter die Form und den Stoff ſeines Meiſterwerks entlehnt. In der erſten Fragment-Ausgabe des Goethe'ſchen Fauſtes iſt Dieſes am ſichtbarſten; dieſe entbehrt noch die der Sakontala entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, ſie weicht noch nicht ab von der ſchlichten Puppenſpielform, und es iſt kein weſentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntnis der älteren Originalbücher von Spieß und Widman ſchließen läſſt.

Das iſt die Geneſis der Fauſtfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der ſie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Iſaak, Iſaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in deſſen Händen das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt, oder den er gar verleugnen möchte.

Geſchrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Heinrich Heine.

Der Doktor Fauſt.

Ein Tanzpoem.

Du haſt mich beſchworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebteſt mich mit Wolluſtgluth —
Jetzt kannſt du die Gluth nicht ſtillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menſchen Odem iſt göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten ſind unerſättlich.

Erſter Akt.

Studierzimmer, groß, gewölbt, in gothiſchem Stil. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherſchränke, aſtrologiſche und alchymiſtiſche Geräthſchaften (Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und ſeltſame Gläſer), anatomiſche Präparate (Skelete von Menſchen und Thieren) und ſonſtige Requiſiten der Nekromantie.

Es ſchlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgeſtapelten Büchern und phyſikaliſchen Inſtrumenten bedeckten Tiſche, in einem hohen Lehnſtuhl, ſitzt nachdenklich der Doktor Fauſt. Seine Kleidung iſt die altdeutſche Gelehrtentracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Er erhebt ſich endlich und ſchwankt mit unſichern Schritten einem Bücherſchranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeſchloſſen; er öffnet das Schloſs und ſchleppt das entfeſſelte Buch (den ſogenannten Höllenzwang) nach ſeinem Tiſche. In ſeiner Haltung und ſeinem ganzen Weſen beurkundet ſich eine Miſchung von Unbeholfenheit und Muth, von linkiſcher Magiſterhaftigkeit und trotzigem Doktorſtolz. Nachdem er einige Lichter angezündet und mit einem Schwerte verſchiedene magiſche Kreiſe auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in ſeinen Gebärden offenbaren ſich die geheimen Schauer der Beſchwörung. Das Gemach verdunkelt ſich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der ſich praſſelnd öffnet, ſteigt empor ein flammend rother Tiger. Fauſt zeigt ſich bei dieſem Anblick nicht im mindeſten erſchreckt, er tritt der feurigen Beſtie mit Verhöhnung entgegen und ſcheint ihr zu befehlen, ſogleich zu entweichen. Sie verſinkt auch alsbald in die Erde. Fauſt beginnt aufs Neue ſeine Beſchwörungen, wieder blitzt und donnert es entſetzlich, und aus dem ſich öffnenden Boden ſchießt empor eine ungeheure Schlange, die, in den bedrohlichſten Windungen ſich ringelnd, Feuer und Flammen ziſcht. Auch ihr begegnet der Doktor mit Verachtung, er zuckt die Achſel, er lacht, er ſpottet darüber, daſs der Höllengeiſt nicht in einer weit gefährlichern Geſtalt zu erſcheinen vermochte, und auch die Schlange kriecht in die Erde zurück. Fauſt erhebt ſogleich mit geſteigertem Eifer ſeine Beſchwörungen, aber diesmal ſchwindet plötzlich die Dunkelheit, das Zimmer erhellt ſich mit unzähligen Lichtern, ſtatt des Donnerwetters ertönt die lieblichſte Tanzmuſik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus einem Blumenkorb, ſteigt hervor eine Ballett-Tänzerin, gekleidet im gewöhnlichen Gaze- und Trikot-Koſtüme und umhergaukelnd in den banalſten Pirouetten.

Fauſt iſt anfänglich darob befremdet, daſs der beſchworene Teufel Mephiſtopheles keine unheilvollere Geſtalt annehmen konnte als die einer Ballett-Tänzerin, doch zuletzt gefällt ihm dieſe lächelnd anmuthige Erſcheinung, und er macht ihr ein gravitätiſches Kompliment. Mephiſtopheles oder vielmehr Mephiſtophela, wie wir nunmehr die in die Weiblichkeit übergegangene Teufelei zu nennen haben, erwidert parodierend das Kompliment des Doktors und umtänzelt ihn in der bekannten koketten Weiſe. Sie hält einen Zauberſtab in der Hand, und Alles, was ſie im Zimmer damit berührt, wird aufs ergötzlichſte umgewandelt, doch dergeſtalt, daſs die urſprüngliche Formation der Gegenſtände nicht ganz vertilgt wird; z. B. die dunklen Planetenbilder erleuchten ſich buntfarbig von innen, aus den Pokalen mit Miſsgeburten blicken die ſchönſten Vögel hervor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll ſprießen an den Wänden hervor die koſtbarſten güldenen Geräthe, venetianiſche Spiegel, antike Basreliefs, Kunſtwerke, Alles chaotiſch geſpenſtiſch und dennoch glänzend ſchön, eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne ſcheint mit Fauſt ein Freundſchaftsbündnis zu ſchließen, doch das Pergament, das ſie ihm vorhält, die furchtbare Verſchreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von ihr, die übrigen hölliſchen Mächte zu ſehen, und Dieſe, die Fürſten der Finſternis, treten alsbald aus dem Boden hervor. Es ſind Ungethüme mit Thierfratzen, fabelhafte Miſchlinge des Skurrilen und Furchtbaren, die meiſten mit Kronen auf den Köpfen und Sceptern in den Tatzen. Fauſt wird denſelben von der Mephiſtophela vorgeſtellt, eine Präſentation, wobei die ſtrengſte Hofetikette vorwaltet. Ceremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Majeſtäten ihren plumpen Reigen, doch indem Mephiſtophela ſie mit dem Zauberſtabe berührt, fallen die häßlichen Hüllen plötzlich von ihnen, und ſie verwandeln ſich ebenfalls in lauter zierliche Ballett-Tänzerinnen, die in Gaze und Trikot und mit Blumenguirlanden dahinflattern. Fauſt ergötzt ſich an dieſer Metamorphoſe, doch ſcheint er unter allen jenen hübſchen Teufelinnen Keine zu finden, die ſeinen Geſchmack gänzlich befriedige; Dieſes bemerkend, ſchwingt Mephiſtophela wieder ihren Stab, und in einem ſchon vorher an die Wand hingezauberten Spiegel erſcheint das Bildnis eines wunderſchönen Weibes in Hoftracht und mit einer Herzogskrone auf dem Haupte. Sobald Fauſt ſie erblickt, iſt er wie hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden Bildnis mit allen Zeichen der Sehnſucht und Zärtlichkeit. Doch das Weib im Spiegel, welches ſich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von ſich ab mit hochmüthigſtem Naſerümpfen: er kniet flehend vor ihr nieder, und ſie wiederholt nur noch beleidigender ihre Geſten der Verachtung.

Der arme Doktor wendet ſich hierauf mit bittenden Blicken an Mephiſtophela, doch Dieſe erwidert ſie mit ſchalkhaftem Achſelzucken, und ſie bewegt ihren Zauberſtab. Aus dem Boden taucht ſogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephiſtophela, die ärgerlich den Kopf ſchüttelt, ſchleunigſt wieder hinabſinkt in den Boden, woraus im nächſten Augenblicke ein ſchöner, ſchlanker Ballett-Tänzer hervorſpringt, welcher die banalſten Pas exekutiert. Der Tänzer naht ſich dem Spiegelbilde, und indem er demſelben mit der fadeſten Süffiſance ſeine buhleriſchen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das ſchöne Weib aufs holdſeligſte entgegen, ſie ſtreckt die Arme nach ihm aus mit ſchmachtender Sehnſucht und erſchöpft ſich in den zärtlichſten Demonſtrationen. Bei dieſem Anblick geräth Fauſt in raſende Verzweiflung, doch Mephiſtophela erbarmt ſich ſeiner, und mit ihrem Zauberſtab berührt ſie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurückſinkt, nachdem er ſich zuvor in einen Affen verwandelt und ſeine abgeſtreifte Tänzerkleidung auf dem Boden zurückgelaſſen hat. Jetzt reicht Mephiſtophela wieder das Pergamentblatt dem Fauſt dar, und Dieſer, ohne langes Beſinnen, öffnet ſich eine Ader am Arme, und mit ſeinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er für zeitliche irdiſche Genüſſe ſeiner himmliſchen Seligkeit entſagt. Er wirft die ernſte, ehrſame Doktortracht von ſich und zieht den ſündig bunten Flitterſtaat an, den der verſchwundene Tänzer am Boden zurückgelaſſen; bei dieſer Umkleidung, die ſehr ungeſchickt von Statten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps de Ballet der Hölle.

Mephiſtophela giebt dem Fauſt jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunſtſtücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichſten Effekte und Kontraſte. Die teufliſchen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, Jede ſucht auf eigene

Weiſe die Lehre durch Beiſpiel zu erklären, Eine wirft den armen Doktor in die Arme der Andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberſtabs, der die unfolgſamen Glieder allmählig gelenkig ſchlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchſte Fertigkeit; er tanzt ein brillantes Pas de deux mit Mephiſtophela, und zur Freude ſeiner Kunſtgenoſſinen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichſten Figuren. Nachdem er es zu dieſer Virtuoſität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem ſchönen Frauenbilde des Zauberſpiegels zu erſcheinen, und dieſes beantwortet ſeine tanzende Leidenſchaft mit den Gebärden der glühendſten Gegenliebe. Fauſt tanzt mit immer ſich ſteigernder Seelentrunkenheit; Mephiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altklaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, Erſterer ein ſteif ältlicher Herr, Letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Aktes dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daſs ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Rokokogeſchmacke: graciöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballett-Tänzerinnen unter jauchzenden Fanfaren ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch Erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung, ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas de deux, welches Letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben Beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſt Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodiert, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graciöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt, und verlangt als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor. Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt, gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelzmützen auf den ſpitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem dieſe Karikaturen ihren Umzug gehalten, verſchwinden ſie wieder in den Boden unter rauſchenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue ſpringen Fauſt und Mephiſtophela hervor zu einem glänzenden Pas de deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andere wieder den Herzog mit verliebten Gebärden anlockt, ſo daſs das erlauchte Fürſtenpaar endlich nicht mehr widerſteht und, ſeinen Sitz verlaſſend, ſich den Tänzen jener Beiden anſchließt. Dramatiſche Quadrille, wo Fauſt die Herzogin noch inniger zu beſtricken ſucht. Er hat ein Teufelsmal an ihrem Halſe bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daſs ſie eine Zauberin ſei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächſten Hexen-Sabbath. Sie iſt erſchrocken und will leugnen, doch Fauſt zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen iſt, woran man die Domina, die fürnehmſte Satansbraut, erkennt.

Verſchämt geſtattet ſie das Rendezvous. Parodiſtiſch gebärden ſich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephiſtophela, und die dämoniſchen Tänzerinnen ſetzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptperſonen ſich in Zwiegeſprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe ſeiner Zauberkunſt zu geben, ergreift Fauſt den magiſchen Stab und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Dieſe verwandeln ſich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir ſie im erſten Akte geſehen, und aus dem graciöſeſten Ringelreihen in die täppiſchſte und barockſte Ronde überplumpſend, verſinken ſie zuletzt unter ſprühenden Flammen in den ſich öffnenden Boden. — Rauſchend enthuſiaſtiſcher Beifall, und Fauſt und Mephiſtophela verbeugen ſich dankbar vor den hohen Herrſchaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberſtück ſteigert ſich die tolle Luſt; die vier Hauptperſonen ſtürzen rückſichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die ſich erneuet, gebärdet ſich die Leidenſchaft immer dreiſter: Fauſt kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittierenden Pantomimen ihre Gegenliebe kundgiebt; vor der ſchäkernd hingeriſſenen Mephiſtophela kniet, wie ein lüſterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er ſich zu fällig umwendet und ſeine Gattin nebſt Fauſt in den erwähnten Poſituren erblickt, ſpringt er wüthend empor, zieht ſein Schwert und will den frechen Schwarzkünſtler erſtechen. Dieſer ergreift raſch ſeinen Zauberſtab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte Deſſelben ſchießt ein ungeheures Hirſchgeweih empor, an deſſen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Beſtürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Fauſt und Mephiſtophela eindringen. Fauſt aber bewegt wieder ſeinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegeriſche Trompetenſtöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schar von Kopf bis zu Füßen geharniſchter Ritter. Indem die Höflinge ſich gegen dieſe zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Fauſt und Mephiſtophela durch die Luft davon, auf zwei ſchwarzen Roſſen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im ſelben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterſchar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexenſabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen ſeltſame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein ſteinernes Poſtament, wie ein Altar, und darauf ſteht ein großer ſchwarzer Bock mit einem ſchwarzen Menſchenantlitz und einer brennenden Kerze zwiſchen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die, einander überragend, gleichſam ein Amphitheater bilden, auf deſſen koloſſalen Stufen als Zuſchauer die Notabilitäten der Unterwelt ſitzen, nämlich jene Höllenfürſten, die wir in den vorigen Akten geſehen und die hier noch rieſenhafter erſcheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Muſikanten mit Vogelgeſichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinſtrumenten. Die Scene iſt bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verſchiedenſten Länder und Zeitalter erinnern, ſo daſs die ganze Verſammlung einem Maſkenball gleicht, um ſo mehr, da wirklich Viele verlarvt und vermummt ſind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieſer Geſtalten, ſo dürfen ſie dennoch den Schönheitsſinn nicht verletzen, und der häſsliche Eindruck des Fratzenweſens wird gemildert oder verwiſcht durch märchenhafte Pracht und poſitives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, Beide mit einer ſchwarzen Fackel in der Hand, ſie verbeugen ſich vor der Rückſeite des Bocks, knieen davor nieder und leiſten das Homagium des Kuſſes. Unterdeſſen kommen neue Gäſte durch die Luft geritten, auf Beſenſtielen, Miſtgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Dieſe Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigſter Willkomm-Begrüßung miſchen ſie ſich unter die tanzenden Gruppen. Auch ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; ſie iſt ſo entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie ſcheint Jemanden mit Ungeduld zu ſuchen. Endlich erblickt ſie den Erſehnten, nämlich Fauſt, welcher mit Mephiſtophela auf ſchwarzen

Roſſen zum Feſte heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand, und ſeine Gefährtin ſchmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutſchen Edelfräuleins. Fauſt und die Herzogin ſtürzen einander in die Arme, und ihre überſchwellende Inbrunſt offenbart ſich in den verzückteſten Tänzen. Mephiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſifflierenden Lüſternheit. Alle Vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daſs die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet, und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adoration des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zuſchauer auf den Bergſpitzen, und ſie applaudieren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antlitz iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Überdruſs und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldenen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl, ſich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde, wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und nach einigen ſonderbaren Komplimentierungen mit der Herzogin ein Menuett tanzt. Langſam gemeſſene ceremoniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blaſierten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen Dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuett zuſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Mephiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff Derſelben etwas Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem gothiſchen Wuſte, der nur eine plump ſchnöde Verhöhnung der kirchlichen Ascetik, ihm aber eben ſo unerquicklich ſei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnſucht nach dem Reinſchönen, nach griechiſcher Harmonie, nach den uneigennützig edlen Geſtalten der Homeriſchen Frühlingswelt! Mephiſtophela verſteht ihn, und mit ihrem Zauberſtab den Boden berührend, läſſt ſie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorſteigen und ſogleich wieder verſchwinden. Das iſt es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürſtende Herz des Doktors begehrte; er giebt ſeine volle Begeiſterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephiſtophela erſcheinen wieder die magiſchen Roſſe, worauf Beide davon fliegen. In demſelben Momente erſcheint die Herzogin wieder auf der Scene; ſie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unſinnigſte Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In dieſem Zuſtande wird ſie von einigen wüſten Geſtalten aufgehoben und mit Scherz und Poſſen wie im Triumphe umhergetragen. Wieder Hexenronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmuſik iſt. Alles drängt ſich zum Altar, wo der ſchwarze Bock in Flammen aufgeht und praſſelnd verbrennt. Nachdem der Vorhang ſchon gefallen, hört man noch die grauſenhaft burlesken Freveltöne der Satansmeſſe.

Vierter Akt.

Eine Inſel im Archipel. Ein Stück Meer, ſmaragdfarbig glänzend, iſt links ſichtbar und ſcheidet ſich lieblich ab von dem Turkoiſenblau des Himmels, deſſen ſonniges Tageslicht eine ideale Landſchaft überſtrahlt; Vegetation und Architekturen ſind hier ſo griechiſch ſchön, wie ſie der Dichter der Odyſſee einſt geträumt. Pinien, Lorberbüſche, in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvaſen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; kryſtallene Waſſerfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorſchimmert; und das Alles belebt von blühenden Menſchen, die Jünglinge in weißen Feſtgewanden, die Jungfrauen in leichtgeſchürzter Nymphentracht, ihre Häupter geſchmückt mit Roſen oder Myrten, und theils in einzelnen Gruppen ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſte derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, klaſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt- und Angſtſchauer, an überirdiſche Ekſtaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emancipiert; hier iſt Alles reale plaſtiſche Seligkeit ohne retroſpektive Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnſucht. Die Königin dieſer Inſel iſt Helena von Sparta, die ſchönſte Frau der Poeſie, und ſie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venustempel; Tanz und Poſituren im Einklang mit der Umgebung, gemeſſen, keuſch und feierlich.

In dieſe Welt brechen plötzlich herein Fauſt und Mephiſtophela, auf ihren ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte herabfliegend. Sie ſind wie befreit von einem düſtern Alpdruck, von einer ſchnöden Krankheit, von einem triſten Wahnſinn, und erquicken ſich Beide an dieſem Anblick des Urſchönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gaſtlich entgegen, bieten ihnen Speiſe und Trank in koſtbar ciſelierten Geräthen, und laden ſie ein, bei ihnen zu wohnen auf der ſtillen Inſel des Glücks. Fauſt und ſeine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Feſtzug bildend, begeben ſich zuletzt nach dem Tempel der Venus.

wo der Doktor und Mephiſtophela ihre mittelalterlich romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen; in ſolcher Umwandlung wieder mit Helena auf die Vorderſcene tretend, tragieren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaſſt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrten von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegeriſchen Pantomimen, welche von den alten Autoren ſo wohlgefällig beſchrieben ſind.

In dieſer heroiſchen Paſtorale mag auch eine antike Humoreske eingeſchaltet werden, nämlich eine Schar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieſes artige Spiel wird aber plötzlich geſtört — die erſchreckten Liebesbübchen werfen ſich raſch auf ihre Reitſchwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Fauſt und Helena ruhig ſitzen. Sie ſcheint Jenem die wahnſinnigſten Vorwürfe zu machen und Dieſe zu bedrohen. Mephiſtophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena ſich ebenfalls wieder tanzend beigeſellen, ſo daß dieſe Freudenchöre mit dem Zorn der Herzogin gleichſam verhöhnend kontraſtieren. Letztere kann ſich zuletzt vor Wuth nicht mehr faſſen, ſie ſchwingt den Zauberſtab, den ſie in der Hand hält, und ſcheint dieſe Bewegung mit den entſetzlichſten Beſchwörungsſprüchen zu begleiten. Alsbald verfinſtert ſich der Himmel; Blitz und Donnerſchlag; das Meer fluthet ſtürmiſch empor, und auf der ganzen Inſel geſchieht an Gegenſtänden und Perſonen die ſchauderhafteſte Umwandlung. Alles iſt wie getroffen von Wetter und Tod; die Bäume ſtehen laublos und verdorrt; der Tempel iſt zu einer Ruine zuſammengeſunken; die Bildſäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena ſitzt als eine faſt zum Gerippe entfleiſchte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Fauſt; die tanzenden Frauenzimmer ſind ebenfalls nur noch knöcherne Geſpenſter, gehüllt in weiße Tücher, die, über den Kopf hängend, nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darſtellt, und in dieſer Geſtalt ſetzen ſie ihre heitern Tanzpoſituren und Ronden fort, als wäre gar Nichts paſſiert, und ſie ſcheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Fauſt iſt aber bei dieſem Begebnis, wo all ſein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eiferſüchtigen Hexe, aufs höchſte gegen Dieſelbe erboſt; er ſpringt vom Thron herab mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Bruſt der Herzogin.

Mephiſtophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, ſie treibt den Fauſt angſtvoll an, ſich ſchnell aufzuſchwingen, und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdeſſen immer höher, es überſchwemmt allmählich Menſchen und Monumente, nur die tanzenden Lamien ſcheinen Nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen ſie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Inſel gleichſam im Waſſer verſinkt. Über das ſturmgepeitſchte Meer, hoch oben in der Luft, ſieht man Fauſt und Mephiſtophela auf ihren ſchwarzen Gäulen dahinjagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothiſches Portal im Hintergrunde ſichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geſchnittene Lindenbäume; unter denſelben links ſitzen zechende und ſchmauſende Bürgersleute, gekleidet in der niederländiſchen Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Unfern ſieht man auch mit Armbrüſten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel ſchießen. Überall Kirmesjubel, Schaubuden, Muſikanten, Puppenſpiel, umherſpringende Pickelheringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Raſenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel iſt herabgeſchoſſen, und der Sieger hält als Schützenkönig ſeinen Triumphzug. Eine feiſte Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und

Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech, und ſolchermaßen mit Geklingel und Geraſſel einherſtolzierend. Vor ihm marſchieren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligſten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätiſch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeiſter und ſeiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebſt ihrem Töchterlein unter den Linden ſitzen, wird die Fahne geſchwenkt und neigen ſich reſpektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwidern die Salutation, und ihr Tochterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländiſchen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenſtöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geſchmückten Karren, der von zwei ſchwarzen Gäulen gezogen wird, erſcheint der hochgelahrte Doktor Fauſt in ſcharlachrothem und goldbetreſſtem Quackſalberkoſtüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, ſchreitet Mephiſtophela, ebenfalls in grell marktſchreieriſchem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf ſie zuweilen Fanfaren bläſt, während ſie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt ſich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen bare Bezahlung austheilt. Einige Perſonen bringen ihm in großen Flaſchen ihren Urin zur Beſichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut ſichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlaſſen und vor Freude tanzen. Er ſteigt endlich herab vom Wagen, der davonfährt, und vertheilt unter die Menge ſeine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigſten Tanzluſt ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verſchluckt, empfindet deſſen Zaubermacht, er ergreift Mephiſtophela und hopſt mit ihr ein Pas de deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeiſter und ſeine Gattin übt der Trank ſeine beinbewegende Wirkung, und Beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das ſämmtliche Publikum im tollſten Wirbel ſich umherdreht, hat Fauſt ſich der Bürgermeiſterstochter genaht, und, bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr ſeine Liebe, und mit wehmüthigen, faſt ſchüchternen Gebärden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Eltern, die ſich keuchend wieder auf ihre Bank niederlaſſen, wiederholt er ſeine Werbung; Jene ſind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verſchämte Zuſtimmung. Letztere und Fauſt werden jetzt mit Blumenſträußen geſchmückt, und tanzen als Braut und Bräutigam ihre ſittſam bürgerlichen Hymenäen. Der Doktor hat endlich im beſcheiden ſüßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergeſſen ſind die Zweifel und die ſchwärmeriſchen Schmerzgenüſſe des Hochmuthgeiſtes, und er ſtrahlt vor innerer Beſeligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet ſich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derſelbe iſt ſchon auf dem Wege zur Kirche, als Mephiſtophela plötzlich mit hohnlachenden Gebärden vor den Bräutigam tritt und ihn ſeinen idylliſchen Gefühlen entreißt; ſie ſcheint ihm zu befehlen, ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Fauſt widerſetzt ſich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuſchauer ſind beſtürzt über dieſe Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt ſie, als plötzlich auf Mephiſtophela's Beſchwörung ein nächtliches Dunkel und das ſchrecklichſte Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angſtvoll und flüchten ſich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauſchen beginnen, — ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden

Höllenſpektakel auf der Scene kontraſtiert. Auch Fauſt hat ſich wie die Andern in den Schoß der Kirche flüchten wollen, aber eine große ſchwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephiſtophela mit boshaft triumphierender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einſt mit ſeinem Blute unterzeichnet hat; ſie zeigt ihm, daſs die Zeit des Kontraktes verfloſſen ſei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Fauſt allerlei Einwendungen, vergebens legt er ſich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimaſſen der Verhöhnung. Es öffnet ſich der Boden, und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürſten, die gekrönten und ſceptertragenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verſpotten ſie ebenfalls den armen Doktor, den Mephiſtophela, die endlich ſich in eine gräſsliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umſchlingung erdroſſelt. Die ganze Gruppe verſinkt unter Flammengepraſſel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, chriſtlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

To

Lumley, Esqre,

Director

of the Theatre of Her Majesty the queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreiſliche Zagnis überfiel mich, als ich bedachte, daſs ich zu meinem Ballette einen Stoff gewählt, den bereits unſer großer Wolfgang Goethe, und gar in ſeinem größten Meiſterwerke, behandelt hat. Wäre es aber ſchon gefährlich genug, bei gleichen Mitteln der Darſtellung mit einem ſolchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müſſte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die, im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethiſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Ärmſter ausgerüſtet bin, um Das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und gebärden ſollen, und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorationen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Balletts, rivaliſierend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchem ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb derſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten vermag, und ich habe wenigſtens einem Verdienſte nachgeſtrebt, deſſen ſich Goethe keineswegs rühmen darf; in ſeinem Fauſtgedichte nämlich vermiſſen wir durchgängig das treue Feſthalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiſte, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein Solcher blieb Goethe bis an ſein ſeliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat ſich in dieſer Beziehung einer Willkür ſchuldig gemacht, die auch äſthetiſch verdammenswerth war, und die ſich zuletzt an dem Dichter ſelbſt gerächt hat. Ja, die Mängel ſeines Gedichts entſprangen aus dieſer Verſündigung, denn indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutſchen Volksbewuſſtſein lebte, konnte er das Werk nach dem neu erſonnenen ungläubigen Bauriſs nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Fauſtes, welcher vierzig Jahre ſpäter erſchien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In dieſem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er ſchickt ihn nicht zur Hölle, ſondern läſſt ihn triumphierend einziehen ins Himmelreich, unter dem

Geleite tanzender Englein, katholiſcher Amoretten, und das ſchauerliche Teufelsbündnis, das unſern Vätern ſo viel haarſträubendes Entſetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farce, — ich hätte faſt geſagt: wie ein Ballett.

Mein Ballett enthält das Weſentlichſte der alten Sage vom Doktor Fauſtus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewiſſenhaft an den vorhandenen Traditionen, wie ich ſie zunächſt vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenſpielen, die ich in meiner Kindheit tragieren ſah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, ſind keineswegs gleichlautend. Die meiſten ſind willkürlich zuſammengeſtoppelt aus zwei ältern großen Werken über Fauſt, die, nebſt den ſogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten ſind. Dieſe Bücher ſind in ſolcher Beziehung zu wichtig, als daſs ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müſſte. Das älteſte dieſer Bücher über Fauſt iſt 1587 zu Frankfurt erſchienen bei Johann Spies, der es nicht bloß gedruckt, ſondern abgefaſſt zu haben ſcheint, obgleich er in einer Zueignung an ſeine Gönner ſagt, daſs er das Manuſkript von einem Freunde aus Speier erhalten.

Dieſes alte Frankfurter Fauſtbuch iſt weit poetiſcher, weit tiefſinniger und weit ſymboliſcher abgefaſſt, als das andere Fauſtbuch, welches Georg Rudolph Widman geſchrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletiſchen Betrachtungen durchwäſſert und mit gravitätiſchen Gelehrſamkeiten geſpickt iſt. Das beſſere Buch ward dadurch verdrängt und verſank ſchier in Vergeſſenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteſte Verwarnung gegen Teufelsbündniſſe, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Fauſtſage, die ſogenannten Höllenzwänge, ſind Geiſterbeſchwörungsbücher, die zum Theil in lateiniſcher, zum Theil in deutſcher Sprache abgefaſſt und dem Doktor Fauſt ſelbſt zugeſchrieben ſind. Sie ſind ſehr wunderlich von einander abweichend und kurſieren auch unter verſchiedenen Titeln. Der famoſeſte der Höllenzwänge iſt „Der Meergeiſt" genannt; ſeinen Namen flüſterte man nur mit Zittern, und das Manuſkript lag in den Kloſterbibliotheken mit einer eiſernen Kette angeſchloſſen. Dieſes Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskretion im Jahr 1692 zu Amſterdam bei Holbek in dem Kohlſteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entſtanden ſind, benutzten auch mitunter ein eben ſo merkwürdiges Opus über Doktor Fauſt's zauberkundigen Famulus, der Chriſtoph Wagner geheißen und deſſen Abenteuer und Schwänke nicht ſelten ſeinem berühmten Lehrer zugeſchrieben werden. Der Verfaſſer, der ſein Werk 1594, angeblich nach einem ſpaniſchen Originale, herausgab, nennt ſich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spaniſchen überſetzt, was ich aber bezweifle, ſo iſt hier eine Spur, woraus ſich die merkwürdige Übereinſtimmung der Fauſtſage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Fauſt gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Fauſt für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewiſſermaßen noch ſchlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamiert, und ſie behaupten, er ſei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es iſt wahr, nach früheſten Nachrichten über Fauſt hat Derſelbe auf der Univerſität zu Krakau die Zauberkunſt ſtudiert, wo ſie öffentlich gelehrt ward als freie Wiſſenſchaft, was ſehr merkwürdig; es iſt auch wahr, daſs die Polen damals große Hexenmeiſter geweſen, was ſie heut zu Tage nicht ſind; aber unſer Doktor Johannes Fauſtus iſt eine ſo grundehrliche, wahrheitliche, tiefſinnig naive, nach dem Weſen der Dinge lechzende, und ſelbſt in der Sinnlichkeit ſo gelehrte Natur, daſs er nur eine Fabel oder ein Deutſcher ſein konnte. Es iſt aber an ſeiner Exiſtenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigſten Perſonen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenweſen geſchrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luther's, ſowie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimniſſen ſich abgab und daher, beiläufig geſagt, vielleicht aus Handwerksneid den Fauſt herabzuwürdigen und ihn als einen unwiſſenden Marktſchreier darzuſtellen ſuchte. Nach den eben erwähnten Zeugniſſen von Wierus und Melanchthon war Fauſt gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muſs ich hier bemerken, daſs die oben erwähnten Hauptbücher über Fauſt von einander abweichen in der Angabe ſeines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter Verſion iſt er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Verſion von Widman heißt es hingegen: „Fauſtus iſt gebürtig geweſen aus der Grafſchaft Anhalt, unb haben ſeine Eltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute.“

In einer Denkſchrift über den fürtrefflichen und ehrenfeſten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beſchäftige, finde ich Gelegenheit, bis zur Evidenz zu beweiſen, daſs der wahre hiſtoriſche Fauſt kein Anderer iſt, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktſchreier und Erzſchelm ſchilderte, welcher Gott und die Welt beſefelt habe. Der Umſtand, daſs Derſelbe auf einer Viſitenkarte, die er an Tritheim ſchickte, ſich „Fauſtus junior“ nannte, verleitete viele Schriftſteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieſes Namens gegeben. Das Beiwort „junior“ ſoll aber hier nur bedeuten, daſs der Fauſt einen Vater oder älteren Bruder beſaß, der noch am Leben geweſen; was für uns von keiner Bedeutung iſt. Ganz anders wäre es z. B., wenn ich unſerm heutigen Calmonius das Epithet „junior“ beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner geweſen ſein mochte; er rühmte ſich z. B. der vertrauten Freundſchaft Friedrich's des Großen und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee vor ſeinem Hauſe vorbeimarſchiert ſei und, vor ſeinem Fenſter ſtille haltend, zu ihm hinauf gerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe jeßt in den ſiebenjährigen Krieg, und ich hoffe Ihn einſt geſund wieder zu ſehen!“

Sehr verbreitet im Volke iſt der Irrthum, unſer Zauberer ſei auch derſelbe Fauſt, welcher die Buchdruckerkunſt erfunden. Dieſer Irrthum iſt bedeutungsvoll und tiefſinnig. Das Volk identificierte die Perſonen, weil es ahnte, daſs die Denkweiſe, die der Schwarzkünſtler repräſentiert, in der Erfindung des Buchdrucks das furchtbarſte Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwiſchen Beiden entſtanden. Jene Denkweiſe iſt aber das Denken ſelbſt in ſeinem Gegenſatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entſchädigung dort oben für die Entſagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete. Fauſt fängt an zu denken, ſeine gottloſe Vernunft empört ſich gegen den heiligen Glauben ſeiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wiſſenſchaft, nach weltlicher Macht, nach irdiſcher Luſt, er will wiſſen, können und genießen, — und, um die ſymboliſche Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf ſeine himmliſche Seligkeit und huldigt dem Satan und deſſen irdiſchen Herrlichkeiten. Dieſe Revolte und ihre Doktrin ward nun eben durch die Buchdruckerkunſt ſo zauberhaft gewaltig gefördert, daſs ſie im Laufe der Zeit nicht bloß hochgebildete Individuen, ſondern ſogar ganze Volksmaſſen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Fauſtus deſshalb einen ſo geheimnisvollen Reiz für unſre Zeitgenoſſen, weil ſie hier ſo naiv faſslich den Kampf dargeſtellt ſehen, den ſie ſelber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft, zwiſchen Autorität und Vernunft, zwiſchen Glauben und Denken, zwiſchen demüthigem Entſagen und frecher Genuſsſucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt, wie den armen Doktor aus der Grafſchaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unſer Schwarzkünſtler wird in der Sage nicht ſelten mit dem erſten Buchdrucker identificiert. Dies geſchieht namentlich in den Puppenſpielen, wo wir den Fauſt immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als ſein Domicil bezeichnen. Es iſt tief bedeutſam, daſs hier der Wohnort des Fauſtes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsſtätte und das Laboratorium des Proteſtantismus iſt.

Die Puppenſpiele, deren ich abermals erwähne, ſind nie im Druck erſchienen, und erſt jüngſt hat einer meiner Freunde nach den handſchriftlichen Texten ein ſolches Opus herausgegeben. Dieſer Freund iſt Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Univerſität zu Bonn die Schlegel'ſchen Kollegien über deutſche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausſtach und ſich ſolchermaßen in den Hilfswiſſenſchaften perfektionierte, die ihm ſpäter zu Statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenſpiels. Mit Geiſt und Takt reſtaurierte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komiſchen Perſon bezeugt, daſs er auch über deutſche Hanswürſte, wahrſcheinlich ebenfalls im Kollegium Auguſt Wilhelm Schlegel's zu Bonn, die beſten Studien gemacht hat. Wie köſtlich iſt der Anfang des Stücks, wo Fauſt allein im Studierzimmer bei ſeinen Büchern ſitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab ich's nun mit Gelehrſamkeit gebracht,
Daſs ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchſtöbert von vorne bis hinten,
Und kann doch den Stein der Weiſen nicht finden.
Jurisprudenz, Medicin, Alles umſunſt,
Kein Heil als in der nekromantiſchen Kunſt.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?

Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe,
Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen,
Aber um die Geiſter zu citieren,
Muß ich mich in der Magie informieren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetiſche und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären, und auch wirklich größern dramatiſchen Dichtungen entlehnt ſind. Dieſe Dichtungen ſind zunächſt der Fauſt von Marlow, ein geniales Meiſterwerk, dem augenſcheinlich die Puppenſpiele nicht bloß in Bezug auf den Inhalt, ſondern auch in Betreff der Form nachgeahmt ſind. Marlow's Fauſt mag auch andern engliſchen Dichtern ſeiner Zeit bei der Behandlung deſſelben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus ſolchen Stücken ſind dann wieder in die Puppenſpiele übergegangen. Solche engliſche Fauſtkomödien ſind wahrſcheinlich ſpäter ins Deutſche überſetzt und von den ſogenannten engliſchen Komödianten geſpielt worden, die auch ſchon die beſten Shakſpeare'ſchen Werke auf deutſchen Brettern tragierten. Nur das Repertoir jener engliſchen Komödianten-Geſellſchaft iſt uns nothdürftig überliefert: die Stücke ſelbſt, die nie gedruckt wurden, ſind jedoch verſchollen und erhielten ſich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigſten Ranges. So erinnere ich mich ſelbſt, daſs ich zweimal von ſolchen Kunſtvagabunden das Leben des Fauſt's ſpielen ſah, und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, ſondern wahrſcheinlich nach Fragmenten alter, längſt verſchollener Schauſpiele. Das erſte dieſer Stücke ſah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem ſogenannten Hamburger Berge zwiſchen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citierten Teufel erſchienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fauſt's: „Seid ihr Männer oder Weiber?“ antworteten ſie: „Wir haben kein Geſchlecht.“ Fauſt fragt ferner, wie ſie eigentlich ausſähen unter ihrer grauen Hülle, und ſie erwidern: „Wir haben keine Geſtalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Geſtalt, worin du uns zu erblicken wünſcheſt; wir werden immer ausſehen wie deine Gedanken.“ Nach abgeſchloſſenem Vertrag, worin ihm Kenntnis und Genuſs aller Dinge verſprochen wird, erkundigt ſich Fauſt zunächſt nach der Beſchaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er, daſs es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß ſein müſſe; am leidlichſten ſei das Klima wohl auf unſerer lieben Erde. Die köſtlichſten Frauen dieſer lieben Erde gewinnt er durch den magiſchen Ring, der ihm die blühendſte Jugendgeſtalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteſte Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchſchlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältnis mit der Signora Lukretia, der berühmteſten Kourtiſane von Venedig; er verläſſt ſie aber verrätheriſch und ſchifft nach Athen, wo ſich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukretia ſucht Rath bei den Mächten der Unterwelt, um ſich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daſs alle Herrlichkeit des Fauſt mit dem Ringe ſchwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukretia reiſt nun in Pilgertracht nach Athen, und gelangt dort an den Hof, als eben Fauſt, hochzeitlich geſchmückt, der ſchönen Herzogstochter die Hand reichen will, um ſie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachſüchtige Weib, reißt dem Bräutigam haſtig den Ring vom Finger, und plötzlich verwandeln ſich die jugendlichen Geſichtszüge des Fauſt in ein runzlichtes Greiſenantlitz mit zahnloſem Munde; ſtatt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch ſpärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, ſchlottrigen Leib, den jetzt nur ſchäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daſs er ſich ſolcherweiſe verändert oder vielmehr, daſs Körper und Kleider jetzt die wahre Zerſtörnis offenbaren, die ſie ſeit zwanzig Jahren erlitten, während hölliſches Blendwerk dieſelbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menſchen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgeſinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzeſſin ausruft: Schafft mir den alten Bettler aus den Augen! Da hält ihm die vermummte Lukretia ſchadenfroh einen Spiegel vor, er ſieht darin mit Beſchämung ſeine wirkliche Geſtalt, und wird von der frechen Dienerſchaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andere Fauſt-Drama, deſſen ich oben erwähnt, ſah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannövriſchen Flecken. Auf freier Wieſe war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daſs am hellen Tage geſpielt ward, wirkte die Beſchwörungs-Scene hinlänglich ſchauervoll. Der Dämon, welcher erſchien, nannte ſich nicht Mephiſtopheles, ſondern Aſtaroth, ein Name, welcher urſprünglich vielleicht identiſch iſt mit dem Namen der Aſtarte, obgleich Letztere in den Geheimſchriften der Magiker für die Gattin des Aſtaroth's gehalten wird. Dieſe

Aſtarte wird in jenen Schriften dargeſtellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie ſie denn wirklich einſt in Phönicien als eine Mondgöttin verehrt und deſshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon der Weiſe hat ſie jedoch heimlich angebetet, und Byron hat in ſeinem Fauſt, den er Manfred nannte, ſie gefeiert. In dem Puppenſpiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Fauſt verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Fauſt ſeine Beſchwörung mit der Klage, er ſei ſo arm, daſs er immer zu Fuße laufen müſſe und nicht einmal von der Kuhmagd geküſſt werde; er wolle ſich dem Teufel verſchreiben, um ein Pferd und eine ſchöne Prinzeſſin zu bekommen. Der beſchworene Teufel erſcheint zuerſt in der Geſtalt verſchiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochſen, eines Affen, doch Fauſt weiſt ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du muſſt bösartiger ausſehen, um mir Schrecken einzuflößen.“ Der Teufel erſcheint alsdann wie ein Löwe brüllend, quaerens quem devorat — Auch jetzt iſt er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muſs ſich mit eingekniffenem Schweife in die Kouliſſen zurückziehen und kehrt wieder als eine rieſige Schlange. „Du biſt noch nicht entſetzlich und grauenhaft genug,“ ſagte Fauſt. Der Teufel muſs nochmals beſchämt von dannen trollen, und jetzt ſehen wir ihn hervortreten in der Geſtalt eines Menſchen von ſchönſter Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Fauſt giebt ihm ſeine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: „Es iſt nichts Entſetzlicheres und Grauenhafteres als der Menſch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und ziſcht die Natur aller andern Thiere, er iſt ſo unfläthig wie ein Schwein, ſo brutal wie ein Ochſe, ſo lächerlich wie ein Affe, ſo zornig wie ein Löwe, ſo giftig wie eine Schlange, er iſt ein Kompoſitum der ganzen Animalität.“

Die ſonderbare Übereinſtimmung dieſer alten Komödianten-Tirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphiloſophie, wie ſie beſonders Oken entwickelt, frappierte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geſchloſſen, bringt Aſtaroth mehrere ſchöne Weiber in Vorſchlag, die er dem Fauſt anpreiſt, z. B. die Judith. „Ich will keine Kopfabſchneiderin,“ antwortet Jener. Willſt du die Kleopatra? fragt alsdann der Geiſt. „Auch Dieſe nicht,“ erwidert Fauſt, „ſie iſt zu verſchwenderiſch, zu koſtſpielig und hat ſogar den reichen Antonius ruinieren können; ſie ſäuft Perlen.“ So rekommandiere ich dir die ſchöne Helena von Sparta, ſpricht lächelnd der Geiſt, und ſetzt ironiſch hinzu: Mit dieſer Perſon kannſt du Griechiſch ſprechen. Der gelehrte Doktor iſt entzückt über dieſe Propoſition und fordert jetzt, daſs der Geiſt ihm korperliche Schonheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zuſage geht er ab mit dem Geiſte. und Beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorſchein, und zwar auf zwei hohen Roſſen. Sie werfen ihre Mäntel von ſich, und Fauſt ſowohl als Aſtaroth ſehen wir jetzt im glänzendſten Flitterſtaate engliſcher Reiter die erſtaunlichſten Reitkunſtſtücke verrichten, angeſtaunt von den verſammelten Roſskämmen, die mit hannöveriſch rothen Geſichtern im Kreiſe umherſtanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hoſen ſchlugen, daſs es klatſchte, wie ich noch nie bei einer dramatiſchen Vorſtellung klatſchen hörte. Aſtaroth ritt aber wirklich allerliebſt und war ein ſchlankes, hübſches Mädchen mit den größten ſchwarzen Augen der Hölle. Auch Fauſt war ein ſchmucker Burſche in ſeinem brillanten Reiterkoſtüme, und er ritt beſſer als alle anderen deutſchen Doktoren, die ich jemals zu Pferde geſehen. Er jagte mit Aſtaroth um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derſelben die ſchöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll iſt die Erſcheinung der ſchönen Helena in der Sage vom Doktor Fauſt. Sie charakteriſiert zunächſt die Epoche, in welcher dieſelbe entſtanden und giebt uns wohl den geheimſten Aufſchluß über die Sage ſelbſt. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Fauſt ihre Aufwartung macht, iſt eben Griechenland und das Hellenenthum ſelbſt, welches plötzlich im Herzen Deutſchlands emportaucht, wie beſchworen durch Zauberſprüche. Das magiſche Buch aber, welches die ſtärkſten jener Zauberſprüche enthielt, hieß Homeros, und dieſes war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Fauſt und ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen köderte und verführte. Fauſt, ſowohl der hiſtoriſche als der ſagenhafte, war einer jener Humaniſten, welche das Griechenthum, griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt, in Deutſchland mit Enthuſiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmſten Prälaten dem Kultus der alten Götter anhingen, und ſogar der Papſt, wie einſt ſein Reichsvorgänger Konſtantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde eines Oberhauptes der chriſtlichen Kirche kumulierte. Es war die ſogenannte Zeit der Wiederauferſtehung oder, beſſer geſagt, der Wiedergeburt der antiken Weltanſchauung, wie ſie auch ganz richtig mit dem Namen Renaiſſance bezeichnet wird. In Italien konnte ſie leichter zur Blüthe und Herrſchaft gelangen, als in Deutſchland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelüberſetzung auch die Wiedergeburt des judäiſchen Geiſtes, die wir die evangeliſche Renaiſſance nennen möchten, ſo bilderſtürmend fanatiſch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menſchheit, die ſich vor einem Jahrtauſend ſo feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben ausſprach, daſs die Revolte der realiſtiſchen, ſenſualiſtiſchen Lebensluſt gegen die ſpiritualiſtiſch altkatholiſche Asceſe, die eigentliche Idee der Fauſtſage iſt, ſo will ich hier darauf hindeuten, wie jene ſenſualiſtiſche, realiſtiſche Lebensluſt ſelbſt im Gemüthe der Denker zunächſt dadurch entſtanden iſt, daſs dieſelben plötzlich mit den Denkmalen griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft bekannt wurden, daſs ſie den Homer laſen, ſo wie auch die Originalwerke von Plato und Ariſtoteles. In dieſe beiden hat Fauſt, wie die Tradition ausdrücklich erzählt, ſich ſo ſehr vertieft, daſs er ſich einſt vermaß: gingen jene Werke verloren, ſo würde er ſie aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen können, wie weiland Esra mit dem alten Teſtamente gethan. Wie tief Fauſt in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daſs er den Studenten, die bei ihm ein Kollegium über dieſen Dichter hörten, die Helden des trojaniſchen Krieges in Perſon vorzuzaubern wuſste. In derſelben Weiſe beſchwor er ein andermal zur Unterhaltung ſeiner Gäſte eben die ſchöne Helena, die er ſpäter für ſich ſelber vom Teufel begehrte und bis zu ſeinem unſeligen Ende beſaß, wie das ältere Fauſtbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht dieſe Geſchichten, und der Verfaſſer äußert ſich mit den Worten:

„Ich mag dem chriſtlichen Leſer nicht fürenthalten, daſs ich an dieſem Orte etliche Hiſtorien von D. Johanne Fauſto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen nicht habe hierher ſetzen wollen, als: daſs ihn der Teufel noch fortan vom Eheſtand abgehalten und in ſein hölliſches, abſcheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beiſchläferin zugeordnet hat, die ihm auch fürs Erſte ein erſchreckliches Monſtrum, und darnach einen Sohn mit Namen Juſtum geboren.“

Die zwei Stellen im älteren Fauſtbuch, welche ſich auf die ſchöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unverſehens wieder in D. Fauſti Behauſung zum Nachteſſen, brachten ihr Eſſen und Trank mit ſich, welches angenehme Gäſte waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tiſch von ſchönen Weibsbildern geredet, da Einer unter ihnen anfing, daſs er kein Weibsbild lieber ſehen wollte, als die ſchöne Helenam aus Graecia, derowegen die ſchöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, ſie müſste ſchön geweſen ſein, weil ſie ſo oft geraubt worden, und wodurch ſolche Empörung entſtanden wäre. Weil ihr denn ſo begierig ſeid, die ſchöne Geſtalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Caſtoris und Pollucis Schweſter (welche die Schönſte in Graecia geweſen ſein ſoll), zu ſehen, will ich euch Dieſelbe fürſtellen, damit ihr perſönlich ihren Geiſt in Form und Geſtalt, wie ſie im Leben geweſen, ſehen ſollt, dergleichen ich auch Kaiſer Carolo Quinto auf ſein Begehren, mit Fürſtellung Kaiſer Alexandri Magni und ſeiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Fauſtus, daſs Keiner Nichts reden ſollte, noch vom Tiſche aufſtehen oder ſie zu empfahen ſich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, ſo wunderſchön, daß die Studenten nicht wußten, ob ſie bei ſich ſelbſt wären oder nicht, ſo verwirrt und inbrünſtig waren ſie. Dieſe Helena erſchien in einem köſtlichen ſchwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte ſie herabhangen, das ſo ſchön und herrlich als Goldfarbe ſchien, auch ſo lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit ſchönen kohlſchwarzen Augen, ein lieblich Angeſicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirſchen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus ſchön gleißend Angeſicht, eine länglichte aufgerichtete grade Perſon. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, ſie ſahe ſich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübiſchem Geſicht, daß die Studenten gegen ſie in Liebe entzündet wurden; weil ſie es aber für einen Geiſt achteten, verginge ihnen ſolche Brunſt leichtlich, und ging alſo Helena mit D. Fauſto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten ſolches Alles geſehen, baten ſie D. Fauſtum, er ſolle ihnen ſo Viel zu Gefallen thun, und ſie morgen wiederum fürſtellen, ſo wollten ſie einen Maler mit ſich bringen, Der ſollte ſie abkonterfeien, welches ihnen aber D. Fauſtus abſchlug und ſagte, daſs er ihren Geiſt nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Konterfei davon zukommen laſſen, welches ſie, die Studenten, abreißen laſſen möchten, was dann auch geſchah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder ſchickten, denn es war eine ſehr herrliche Geſtalt eines Weibsbildes. Wer aber ſolches Gemälde dem Fauſto abgeriſſen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als ſie zu Bett gekommen, haben wegen der Geſtalt und Form, ſo ſie ſichtbarlich geſehen, nicht ſchlafen können. Hieraus iſt dann zu ſehen, daſs der Teufel oft die Menſchen in Liebe entzündet und verblendet, daſs man ins Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen iſt.“

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Fauſtus ſeines Fleiſches Lüſten genugſam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens ſeinen Geiſt anmahnt, er ſollte ihm die Helenam darſtellen, die ſeine Konkubine ſein möchte, was auch geſchah, und dieſe Helena war ebenmäßiger Geſtalt, wie er ſie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem und holdſeligem Anblicke. Als nun D. Fauſtus Solches ſah, hat ſie ihm ſein Herz dermaßen gefangen, daſs er mit ihr anfing zu buhlen und ſie für ſein Schlafweib bei ſich behielt, die er ſo lieb gewann, daſs er ſchier keinen Augenblick von ihr ſein konnte, wurde alſo im letzten Jahre ſchwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, deſſen ſich Fauſtus heftig freute, und ihn Juſtum Fauſtum nannte. Dies Kind erzählte D. Fauſto viel' zukünftige Dinge, die in allen Ländern ſollten geſchehen. Als er aber hernach um ſein Leben kam, verſchwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind.“

Da die meiſten Volksbücher über Fauſt aus dem Widman'ſchen Werke entſtanden, ſo geſchieht darin von der ſchönen Helena nur kärgliche Erwähnung, und ihre Bedeutſamkeit konnte leicht überſehen werden. Auch Goethe überſah ſie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den erſten Theil des Fauſt ſchrieb, jene Volksbücher kannte und nicht bloß in den Puppenſpielen ſchöpfte. Erſt vier Decennien ſpäter, als er den zweiten Theil zum Fauſt dichtete, läſſt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte ſie con amore. Es iſt das Beſte, oder vielmehr das einzig Gute, in beſagtem zweiten Theile, in dieſer allegoriſchen und labyrinthiſchen Wildnis, wo jedoch plötzlich auf erhabenem

Poſtamente ein wunderbar vollendetes griechiſches Marmorbild ſich erhebt und uns mit den weißen Augen ſo heidengöttlich liebreizend anblickt, daſs uns faſt wehmüthig zu Sinne wird. Es iſt die koſtbarſte Statue, welche jemals das Goethe'ſche Atelier verlaſſen und man ſollte kaum glauben, daſs eine Greiſenhand ſie gemeißelt. Sie iſt aber auch vielmehr ein Werk des ruhig beſonnenen Bildens, als eine Geburt der begeiſterten Phantaſie, welche letztere bei Goethe nie mit beſonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenſo wenig wie bei ſeinen Lehrmeiſtern und Wahlverwandten, ich möchte faſt ſagen: bei ſeinen Landsleuten, den Griechen. Auch Dieſe beſaßen mehr harmoniſchen Formenſinn als überſchwellende Schöpfungsfülle, mehr geſtaltende Begabnis als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei ausſprechen, mehr Kunſt als Poeſie.

Sie werden, theuerſter Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der ſchönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballette gewidmet habe. Die Inſel, wohin ich ſie verſetzt, iſt übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten ſie ſchon längſt entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, beſonders des Pauſanias und des Plinius, lag ſie im Pontus Euxinus, ungefähr bei der Mündung der Donau, und ſie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der ſich darauf befand. Er ſelbſt, hieß es, der aus dem Grab erſtandene Pelide, wandle dort umher in Geſellſchaft der andern Berühmtheiten des Trojaniſchen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müſſen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen ſie der Gruft und bringen ſie rettend nach irgend einer glückſeligen Inſel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'ſchen Fauſtes etwas mürriſch abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden, um meine ganze Bewunderung auszuſprechen über die Art und Weiſe, wie die ſchöne Helena darin behandelt iſt. Hier blieb Goethe auch dem Geiſte der Sage getreu, was leider, wie ich ſchon bemerkt, ſo ſelten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieſer Beziehung hat ſich am meiſten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephiſtopheles hat nicht die mindeſte innere Verwandtſchaft mit dem wahren „Mephiſtopheles," wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier beſtärkt ſich meine Vermuthung, daſs Goethe letztere nicht kannte, als er den erſten Theil des Fauſtes ſchrieb.

Er hätte ſonſt in keiner ſo ſäuiſch ſpaßhaften, ſo cyniſch ſkurrilen Maſke den Mephiſtopheles erſcheinen laſſen. Dieſer iſt kein gewöhnlicher Höllenlump, er iſt ein „ſubtiler Geiſt,“ wie er ſich ſelbſt nennt, ſehr vornehm und nobel und hochgeſtellt in der unterweltlichen Hierarchie, im hölliſchen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner iſt, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Geſtalt, die ſeiner Würde angemeſſen. Verwandelte ſich doch der Teufel immer am liebſten in ein ſchönes Frauenzimmer, und im älteren Fauſtbuche weiß auch Mephiſtopheles den armen Doktor in dieſer Geſtalt zu kirren, wenn den Ärmſten manchmal fromme Skrupel überſchlichen. Das alte Fauſtbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Fauſt allein war und dem Wort Gottes nachdenken wollte, ſchmücket ſich der Teuffel in Geſtalt einer ſchönen Frauwen für ihn, hälſet ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, alſo daſs er des göttlichen Worts bald vergaß und in Wind ſchlug, und in ſeinem böſen Fürhaben fortfuhr.“

Indem ich den Teufel und ſeine Geſellen als Tänzerinnen erſcheinen laſſe, bin ich der Tradition treuer geblieben, als Sie vermuthen. Daſs es zur Zeit des Doktor Fauſt ſchon Corps de ballets von Teufeln gegeben hat, iſt keine Fiktion Ihres

Freundes, ſondern es iſt eine Thatſache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Chriſtoph Wagner, welcher Fauſt's Schüler war, beweiſen kann. In dem ſechzehnten Kapitel dieſes alten Buches leſen wir, daſs der arge Sünder ein Gaſtgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergeſtalt mit Saitenſpielen die ſchönſte und lieblichſte Muſik machten, und andre Teufel „allerlei ſeltſame und unzüchtige Tänze tanzten.“ Auch in Affengeſtalt tanzten ſie bei dieſer Gelegenheit, und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten franzöſiſche Ballette, wie jetzt die Leute in Welſchland, Frankreich und Deutſchland zu thun pflegen, ſprungen und hüpften ſehr wohl, daſs ſich männiglich verwunderte.“ Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geiſt angehörte, zeigte ſich gewöhnlich in der Geſtalt eines Affen. Er debütiert ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beſchwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch, und da heißt es: „Der ſprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, ſchlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer Hundert.“

Ich kann hier, liebſter Freund, der Verſuchung nicht widerſtehen, Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillardtanzen“ verſteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt iſt und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daſs oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor ſagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardiſchen Volta, einem welſchen Tanze, wo man einander an ſchamigen Orten faſſet und wie ein getriebener Topf herumhaſpelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich iſt gebracht worden, mag man auch wohl ſagen, daſs zu Dem, daſs ſolcher Wirbeltanz voller ſchändlicher unfläthiger Gebärden und unzüchtiger Bewegungen iſt, er auch das Unglück auf ſich trage, daſs unzählig viel' Morde und Miſsgeburten daraus entſtehen. Welches wahrlich bei einer wohlbeſtellten Polizei iſt wahrzunehmen und aufs allerſchärfſte zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen haſſet, ſo hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle Die tanzend und ſpringend zu machen, die ſie mit einer eiſernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat ſie der Richter geſpottet, und geſagt, ſie werden ſie nicht mögen umbringen; hat deſshalb der Übelthat nie keine Reue gehabt.“

Sie ſehen aus dieſer Citation, liebſter Freund, erſtens, was die Gaillarde iſt und zweitens, daſs der Teufel die Tanzkunſt aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Ärgernis zu geben. Daſs er gar die fromme Stadt Genf, das calviniſtiſche Jeruſalem, mit ſeiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, Das war der Gipfel ſeiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie ſich alle dieſe kleinen Genfer Heiligen, alle dieſe gottesfürchtigen Uhrmacher, alle dieſe Auserwählten des Herrn, alle dieſe tugendhaften Erzieherinnen, dieſe ſteifen, eckigen Prediger- und Schulmeiſterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geſchichte muſs wahr ſein, denn ich erinnere mich, ſie auch in der Daemonomania des Bodinus geleſen zu haben, und ich hätte nicht übel Luſt, ſie zu einem Ballette zu bearbeiten, betitelt: „Das tanzende Genf!“

Der Teufel iſt ein großer Tanzkünſtler, wie Sie ſehen, und es darf wahrlich Niemanden wundern, wenn er in der Geſtalt einer Tänzerin ſich einem verehrungswerthen Publico präſentiert. Eine minder natürliche, aber ſehr tiefſinnige Metamorphoſe iſt es, daſs ſich im älteren Fauſtbuche der Mephiſtopheles in ein geflügeltes Roſs verwandelt und auf ſeinem Rücken den Fauſt nach allen Ländern und Orten brachte, wohin deſſen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geiſt hat hier nicht bloß die Geſchwindigkeit des Gedankens, ſondern auch die Macht der Poeſie; er iſt hier ganz eigentlich der Pegaſus, der den Fauſt zu allen Herrlichkeiten und Genüſſen dieſer Erde hinträgt in der kürzeſten Friſt. Er bringt ihn im Nu nach Konſtantinopel, und zwar direkt in den Harem des Großtürken, wo Fauſt unter den erſtaunten Odalisken, die ihn für den Gott Mahomed hielten, ſich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom, und hier direkt in den Vatikan, wo Fauſt, unſichtbar allen Augen, dem Papſte ſeine beſten Gerichte und Getränke vor der Naſe wegſtibitzt und ſich ſelber zu Gemüthe führt: manchmal lacht er laut auf, ſo daſs der Papſt, der ſich im Zimmer allein glaubte, innerlich erſchrak. Eine Animoſität gegen Papſtthum und katholiſche Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Fauſtſage. In dieſer Beziehung iſt es auch charakteriſtiſch, daſs Fauſt nach den erſten Beſchwörungen dem Mephiſtopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinfüro, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franciskaners zu erſcheinen. In dieſer Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher (nicht die Puppenſpiele), zumal wenn er mit Fauſt über Religionsthemata disputiert. Hier weht der Athem der Reformationszeit.

Mephiſtopheles hat nicht bloß keine wirkliche Geſtalt, ſondern er iſt auch unter keiner beſtimmten Geſtalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenſpiegel, dieſes perſonificierte Gelächter in der derben Figur eines deutſchen Handwerksburſchen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, deſſen weiße Haare an der Spitze, wie verjüngt, wieder ſchwarz geworden. Mephiſtopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinierte Bildung wie andere Geiſter, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erſcheint, oder wie der Teufel Marbuel, der ſich ausdrücklich in der Geſtalt eines zehnjährigen Knaben präſentiert.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu laſſen, daſs ich es ganz dem Belieben Ihres Maſchiniſten überlaſſe, ob er den Fauſt nebſt ſeinem hölliſchen Geſellen auf zwei Pferden oder Beide in einen großen Zaubermantel gehüllt durch die Lüfte reiſen laſſen will. Der Zaubermantel iſt volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müſſen wir jedoch reiten laſſen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutſche

Hexe bedient ſich gewöhnlich des Beſenſtiels, den ſie mit derſelben Zauberſalbe beſtreicht, womit ſie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr hölliſcher Galan etwa in Perſon ſie abzuholen, ſo ſitzt er vorne und ſie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die franzöſiſchen Hexen ſagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!“ während ſie ſich einſalben. „Oben hinaus und nirgends an!“ iſt der Spruch der deutſchen Beſenreiterinnen, wenn ſie zum Schornſtein hinausfliegen. Sie wiſſen es ſo einzurichten, daſs ſie ſich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenſo wie die Feen, das chriſtliche Glockengeläute aus tiefſtem Herzen haſſen, ſo pflegen ſie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn ſie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch dieſe Anklage kommt vor in den Hexenproceſſen, und das franzöſiſche Sprüchwort ſagt mit Recht, daſs man nur gleich die Flucht ergreifen ſolle, wenn man angeklagt ſei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre-Dame geſtohlen zu haben.

Über den Schauplatz ihrer Verſammlung, d… die Hexen ihren Konvent, auch ihren Reichstag nennen, herrſchen im Volksglauben ſehr abweichende

Anſichten. Doch nach übereinſtimmenden Ausſagen ſehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiſs die Wahrheit bekannt, ſowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines De Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entſchieden, wie ich Solches im dritten Akte meines Ballettes vorgezeichnet. In Deutſchland ſoll der Hexenkonvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, ſtattgefunden haben oder noch ſtattfinden. Aber es ſind nicht bloß deutſche Nationalhexen, welche ſich dort verſammeln, ſondern auch viele ausländiſche, und nicht bloß lebende, ſondern auch längſt verſtorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und, wie die Willis, auch nach dem Tode von üppiger Tanzluſt gepeinigt werden. Deſshalb ſehen wir beim Sabbath eine Miſchung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erſcheinen meiſtens verlarvt, um ganz ungeniert zu ſein. Die Hexenmeiſter, die in großer Menge ſich hier einfinden, ſind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarſten, chriſtlichſten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungieren, ſo ſind ſie von ſehr verſchiedenem Range, ſo daſs eine alte Köchin oder Kuhmagd ſich mit einem ſehr untergeordneten armen Teufel begnügen muſs, während vornehmere Patricierfrauen und große Damen auch standesgemäß ſich mit ſehr gebildeten und feingeſchwänzten Teufeln, mit den galanteſten Junkern der Hölle erluſtigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altſpaniſch burgundiſche Hoftracht, doch entweder von ganz ſchwarzer oder gar zu ſchreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette ſchwankt die unerläſsliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgeſtaltet und ſchöngekleidet dieſe Kavaliere beim erſten Anblick erſcheinen, ſo iſt es doch auffallend, daſs ihnen immer ein gewiſſes „finished“ fehlt, und ſich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Weſen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt; ſie ſind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Geſicht iſt entweder zu blaſs oder zu roth, die Naſe zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorſchein. Nach Schwefel riechen ſie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die ſich, wie geſagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müſſen. Aber gemein iſt allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen

Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüſſe.

Lucifer, von Gottes Ungnaden König der Finſternis, präſidiert dem Hexenkonvente in Geſtalt eines ſchwarzen Bocks mit einem ſchwarzen Menſchengeſichte und einem Lichte zwiſchen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Verſammlung ſteht Seine Majeſtät auf einem hohen Poſtamente oder einem ſteinernen Tiſche, und ſieht ſehr ernſthaft und melancholiſch aus, wie Einer, der ſich ſchmählich ennuyiert. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle verſammelten Hexen, Zauberer, Teufel und ſonſtige Vaſallen, indem ſie mit brennenden Kerzen in der Hand paarweiſe vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig ſein Hintertheil küſſen. Auch dieſes Homagium ſcheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholiſch und ernſthaft, während jubelnd die ganze vermiſchte Geſellſchaft um ihn herumtanzt. Dieſe Ronde iſt nun jener berühmte Hexentanz, deſſen charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß die Tänzer ihre Geſichter alle nach außen kehren, ſo daß ſie ſich einander nur den Rücken zeigen und Keiner des Andern Antlitz ſchaut. Dies iſt gewiß eine Vorſichtsmaßregel und geſchieht, damit die Hexen, die ſpäter gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht ſo leicht die Gefährtinnen angeben können, mit welchen ſie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor ſolcher Angeberei beſuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Geſichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, Viele entäußern ſich auch dieſes Gewandes. Manche verſchränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder ſie ſtrecken einen Arm weit aus; Manche ſchwingen ihren Beſenſtiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es iſt ein böſes Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, ſo bedeutet dieſer Umſtand, daſs ſie noch in demſelben Jahre den Scheiterhaufen beſteigen müſſe.

Die Muſikanten, welche zum Tanze aufſpielen, ſind entweder hölliſche Geiſter in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundierende Virtuoſen, die von der Landſtraße aufgegriffen worden. Am liebſten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenſpieler, welche blind ſind, damit ſie nicht vor Entſetzen im Muſicieren geſtört werden, wenn ſie die Greuel der Sabbathfeier ſähen. Zu dieſen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den ſchwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grauſenhafteſten Myſterien. Sie wird gleichſam officiell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finſterer Gatte, giebt ihr bei dieſer Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken ſeiner Zärtlichkeit. Beſagtes Merkmal iſt ſo verborgen, daſs der Unterſuchungsrichter bei den Hexenproceſſen oft ſeine liebe Noth hatte, daſſelbe aufzufinden, und deſshalb der Inquiſitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abſchneiden ließ.

Der Fürſt der Hölle beſitzt aber unter den Hexen der Verſammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel: „Oberſte Braut," Archi-sposa, führt und gleichſam ſeine Leibmätreſſe iſt. Ihr Ballkoſtüm iſt ſehr einfach, mehr als einfach, denn es beſteht aus einem einzigen goldenen Schuh, weſshalb ſie auch die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie iſt ein ſchönes großes, beinahe koloſſales Weib, denn der Teufel iſt nicht bloß ein Kenner ſchöner Formen, ein Artiſt, ſondern auch ein Liebhaber von Fleiſch, und er denkt: Je mehr Fleiſch, deſto größer die Sünde. Ja, in ſeinem Raffinement der Frevelhaftigkeit ſucht er die Sünde noch dadurch zu ſteigern, daſs er nie eine unverheirathete Perſon, ſondern immer eine Vermählte zu ſeiner Oberbraut wählt, den Ehebruch kumulirend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute

Tänzerin muſs ſie ſein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier ſah man wohl den erlauchten Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigen und höchſtſelbſt mit ſeiner nackten Schönen einen ſonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beſchreiben will, „aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen,“ wie der alte Widman ſagen würde. Nur ſo Viel darf ich andeuten, daſs es ein alter Nationaltanz Sodoma's iſt, deſſen Traditionen, nachdem dieſe Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und ſich bis auf heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn ſelber jenen Tanz ſehr oft tanzen ſah zu Paris, Rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Aſſomption. Erwägt man nun, daſs es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral giebt, die in der Uniform von Municipalgardiſten die bacchantiſche Luſt zu hemmen weiß, ſo läſſt ſich leicht errathen, welche Bockſprünge bei oberwähntem Pas de deux zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Bankette zu präſidieren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer Etwas davon einſteckt, findet den andern Tag, daſs der goldne Becher nur ein irdenes

Töpſchen und der ſchöne Kuchen nur ein Miſtfladen war. Charakteriſtiſch bei dem Mahle iſt der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäſte ſingen, ſind eitel Gottesläſterungen, und ſie plärren ſie nach der Melodie frommer Kantiken. Die ehrwürdigſten Ceremonien der Religion werden dann durch ſchändliche Poſſenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unſere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieſer ſcheußlichen Handlung gebärden ſich Pathe und Pathin wie devote Chriſten und ſchneiden die ſcheinheiligſten Geſichter. Das Weihwaſſer, womit ſie jene Taufe verrichten, iſt eine ſehr frevelhafte Flüſſigkeit, nämlich der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; Die von der romaniſchen Zunge ſprechen dabei die Worte: „In nomine Patrica Aragueaco, Petrica, agora, agora, Valentia, jouando goure gaits goustia,“ welches ſo viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike von Aragonien, zu dieſer Stunde, zu dieſer Stunde, Valencia, all unſer Elend iſt vorbei!“ Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der hölliſche Bock zuletzt ſeine furchtbarſte Donnerſtimme und ruft: „Rächt euch, rächt euch, ſonſt müſſt ihr ſterben!“ Dieſes ſind die ſakramentalen Worte, womit er den Hexenkonvent aufhebt, und um den erhabenſten Akt der Paſſion zu parodieren, will auch der Antichriſt ſich ſelbſt zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, ſondern zum Unheil der Menſchheit: der Bock verbrennt ſich endlich ſelbſt, er lodert auf mit großem Flammengepraſſel, und von ſeiner Aſche ſucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaſchen, um ſie zu ſpätern Maleficien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus ſind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an ſehr zu frieren, und wie ſie gekommen, ſo fahren ſie von dannen, aber noch ſchneller, und manche Frau Hexe legt ſich wieder zu Bette zu ihrem ſchnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daſs nur ein Scheit Holz, welches die Geſtalt ſeiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abweſenheit an ſeiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geſchrieben, um die Notizen zuſammenzuſtellen, die Sie aufgezeichnet zu ſehen wünſchten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballett auf die Bühne bringen ſoll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den Alles intereſſiert, was Kunſt und Gedanken iſt. Ja, mein Freund, Sie verſtehen den flüchtigſten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen iſt wieder befruchtend für Dieſen. Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktiſche Geſchäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt ſein konnten, und noch mehr erſtaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulationen Ihrer Berufsthätigkeit ſich ſo viel Liebe und Begeiſterung für Poeſie zu erhalten wußten!

III.

Die Götter im Exil.

(1836 und 1853.)

Vorbemerkung

zur franzöſiſchen Ausgabe*).

Wir ſcheiden Alle dahin, Menſchen und Götter, Glaubenslehren (croyances) und Sagen ... Es iſt vielleicht ein frommes Werk, dieſe letzteren vor völliger Vergeſſenheit zu bewahren, indem man ſie einbalſamiert, nicht nach der häſslichen Gannal'ſchen Methode, ſondern durch Anwendung von Geheimmitteln, die ſich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubenslehren (croyances) und mit ihnen die Sagen ſcheiden dahin. Sie erliſchen, nicht allein in unſern civiliſierten Ländern, ſondern bis zu den mitternächtlichſten Weltgegenden, wo unlängſt noch der buntſcheckigſte Aberglaube in Flor ſtand. Die Miſſionäre, welche dieſe kalten Regionen durchwandern, beklagen ſich über die Ungläubigkeit ihrer Bewohner. In dem Bericht eines däniſchen Geiſtlichen über eine Reiſe im Norden von Grönland erzählt uns Dieſer, daſs er einen Greis nach dem gegenwärtigen Glaubenszuſtande der grönländiſchen Bevölkerung gefragt. Der gute Mann antwortete ihm: „Früher glaubte man noch an den Mond, aber heut zu Tage glaubt man nicht mehr daran.“

---

*) Obige Vorbemerkung ward bei der erſten Veröffentlichung der „Götter im Exil“ in der Revue des deux mondes (vom 1. April 1853) durch die Worte eingeleitet: „Vorliegende Studie iſt das neueſte Produkt meiner Feder; nur einige Blätter ſtammen aus früherer Zeit. Auf dieſe Bemerkung kommt es mir an, damit es nicht etwa den Anſchein habe, als trete ich in die Fußſtapfen gewiſſer Buchſchmiede, die manchmal aus meinen Sagenforſchungen Vortheil zu ziehen gewuſſt haben. Ich würde gern eine baldige Fortſetzung dieſer Arbeit verſprechen, zu welcher das Material in meinem Gedächtniſſe ſich angehäuft; aber der ſchwankende Geſundheitszuſtand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, eine Verbindlichkeit für den nächſten Tag einzugehn.“

Der Herausgeber.

Paris, den 19. März 1853.

Heinrich Heine.

Es iſt eine eigne Sache um die Schriftſtellerei. Der Eine hat Glück in der Ausübung derſelben, der Andre hat Unglück. Das ſchlimmſte Mißgeſchick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magister Artium zu Göttingen. Keiner dort iſt ſo gelehrt, Keiner ſo ideenreich, Keiner ſo fleißig wie dieſer Freund, und dennoch iſt bis auf dieſe Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Meſſe zum Vorſchein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, deſſen er ſehr bedürftig ſei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel, während er die Bücherleiter hinaufſtieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn ſie auf der Bibliothek die Bücher abholten „für den Kitzler*).“ Der Mann galt allgemein für einen Eſel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Urſache, warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich ſie, als ich ihn einſt um Mitternacht beſuchte, um mein Licht bei ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben ein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums vollendet; aber er ſchien ſich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth ſein Manuſkript. Nun wird dein Name doch endlich, ſprach ich zu ihm, im Leipziger Meſskatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, auch dieſes Werk werde ich ins Feuer werfen müſſen, wie die vorigen… Und nun vertraute er mir ſein ſchreckliches Geheimnis. Den armen Magiſter traf wirklich das ſchlimmſte Miſsgeſchick, jedesmal wenn er ein Buch ſchrieb. Nachdem er nämlich für das Thema, das er beweiſen wollte, alle ſeine Gründe entwickelt, glaubte er ſich verpflichtet, die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen; er ergrübelte alsdann vom entgegengeſetzten Standpunkte aus die ſcharfſinnigſten Argumente, und indem dieſe unbewuſſt in ſeinem Gemüthe Wurzel faſſten, geſchah es immer, daſs, wenn das Buch fertig war, die Meinungen des armen Verfaſſers ſich allmählich umgewandelt hatten, und eine dem Buche ganz entgegengeſetzte Überzeugung in ſeinem Geiſte erwachte. Er war alsdann auch ehrlich genug (wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ebenfalls handeln würde)*), den Lorber des literariſchen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, d. h. ſein Manuſkript ins Feuer zu werfen. Darum ſeufzte er aus ſo tiefſter Bruſt, als er die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums bewieſen hatte. Da habe ich nun, ſprach er traurig, zwanzig Körbe Kirchenväter excerpiert; da habe ich nun ganze Nächte am Studiertiſche gehockt und Acta sanctorum geleſen, während auf deiner Stube Punſch getrunken und der Landesvater geſungen wurde; da habe ich nun für theologiſche Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, 38 ſauer erworbene Thaler an Vandenhoeck & Ruprecht bezahlt, ſtatt mir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund ſeit zwei

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Jahren, zwei koſtbaren Lebensjahren ... und Alles, um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuſchlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Planck mich fragt: Wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Chriſtenthums herauskommen? Ach! das Buch iſt fertig, fuhr der arme Mann fort und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum darin verherrlicht und ich habe bewieſen, daſs dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnſinn geſiegt. Aber ich Unglückſeligſter, in tiefſter Bruſt fühle ich, daſs — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüſtung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu ſchwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehen! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums leugnen möchteſt, ſo kannſt du doch nicht leugnen, daſs der Sieg des Evangeliums ſelber ein Wunder war. Eine kleine Schar wehrloſer Menſchen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weiſen, und triumphierte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morſche Heidenthum erbebte und krachte bei dem Worte dieſer fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und Nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht den Grimm der noch wilderen Menſchen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn ſie ſelber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieſes Schwert hat das welke Laub und dürre Reiſig abgeſchlagen von dem Baume des Lebens und ihn dadurch geheilt von der einfreſſenden Fäulnis; dieſe Flamme hat den erſtarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daſs friſches Laub und duftige Blüthen hervorſproſſten . . . es iſt die ſchauerlich erhabenſte Erſcheinung der Weltgeſchichte, dieſes erſte Auftreten des Chriſtenthums, ſein Kampf und ſein vollkommener Sieg.

Ich ſprach dieſe Worte mit deſto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend ſehr viel Eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſcholl.

Heinrich Kitzler ließ ſich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironiſch ſchmerzlichen Lächeln ſprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüſſige Mühe. Alles, was du jetzt ſagſt, habe ich ſelber in dieſem Manuſkripte weit beſſer und weit gründlicher auseinander geſetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzuſtand zur Zeit des Heidenthums aufs grellſte ausgemalt, und ich darf mir ſchmeicheln, daſs meine kühnen Pinſelſtriche an die Werke der beſten Kirchenväter erinnern. Ich habe gezeigt, wie laſterhaft die Griechen und Römer geworden durch das böſe Beiſpiel jener Götter, welche nach den Schandthaten, die man ihnen nachſagte, kaum würdig geweſen wären, für Menſchen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgeſprochen, daſs ſogar Jupiter, der oberſte der Götter, nach dem königlich hannövriſchen Kriminalrechte hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralſprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphraſiert und gezeigt, wie nach dem Muſter ihres göttlichen Vorbilds die erſten Chriſten, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche ſie dafür erduldeten, nur die ſchönſte Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das iſt die ſchönſte Partie meines Werks, wo ich begeiſterungsvoll ſchildere, wie das junge Chriſtenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und dieſen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieſer Zweikampf erſcheint mir ſeitdem in einem ſonderbaren Lichte — — — Ach! alle Luſt und Liebe für meine Apologie verſiegte mir in der Bruſt, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums ſchildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftſteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die ſich eben nicht beſonders günſtig über jenen Sieg ausſprachen und nicht ſehr davon erbaut ſchienen, daſs die Chriſten, wo das geiſtige Schwert und die geiſtige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ja, ich muſs geſtehen, daſs mich endlich für die Reſte des Heidenthums, jene ſchöne Tempel und Statuen, ein ſchauerliches Mitleid anwandelte; denn ſie gehörten nicht mehr der Religion, die ſchon lange, lange vor Chriſti Geburt todt war, ſondern ſie gehörten der Kunſt, die da ewig lebt. Es trat mir einſt feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek die „Schutzrede für die Tempel“ las, worin der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs ſchmerzlichſte beſchwor, jene theuren Meiſterwerke zu ſchonen, womit der bildende Geiſt der Hellenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menſchheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiederbringlich zu Grunde durch den ſchwarzen Zerſtörungseifer der Chriſten — — —

Nein, fuhr der Magiſter fort in ſeiner Rede, ich will nicht nachträglich durch Herausgabe dieſes Buches Theil nehmen an ſolchem Frevel, nein, Das will ich nimmermehr . . . Und euch, ihr zerſchlagenen Statuen der Schönheit, euch, ihr Manen der todten Götter, euch, die ihr nur noch liebliche Traumbilder ſeid im Schattenreiche der Poeſie, euch opfere ich dieſes Buch!

Bei dieſen Worten warf Heinrich Kitzler ſein Manuſkript in die Flammen des Kamins, und von der Vortrefflichkeit des Chriſtenthums blieb Nichts übrig als graue Aſche. —

Dieſes geſchah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnisvollen Neujahrsnacht, wo der Pedell Doris die fürchterlichſten Prügel bekommen und zwiſchen der Burſchenſchaft und den Landsmannſchaften fünfundachtzig Duelle kontrahiert wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals wie ein hölzerner Platzregen auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Chriſt tröſtete er ſich mit der Überzeugung, daſs wir dort oben im Himmel einſt entſchädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweiſe hienieden erduldet haben*). Das iſt nun lange her. Der alte Doris hat längſt ausgeduldet und ſchlummert in ſeiner friedlichen Ruheſtätte vor dem Weender Thore. Die zwei großen Parteien, die einſt die Wahlplätze von Bovden, Ritſchenkrug und Raſenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längſt im Gefühl ihrer gemeinſchaftlichen Nichtigkeit aufs zärtlichſte Brüderſchaft getrunken, und auf den Schreiber dieſer Blätter hat ebenfalls das Geſetz der Zeit ſeinen mächtigen Einfluſs geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz iſt ſchwer geworden; wo ich einſt lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

---

*) Der Schluſs des obigen und die beiden folgenden Abſätze fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küſste. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wiſſend, daſs meine Lippen ſich nicht immer mit Kapuzinerfleiſch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küſste ſchöne Frauen . . . Aber ſie ſahen mich manchmal an mit ſo bleichem Schmerze, und ich erſchrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das Niemand ſah und woran Jeder litt; und ich dachte darüber nach. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſei, und ob Diejenigen, die hienieden ſich mit Diſteln begnügt haben, dort oben deſto reichlicher mit Ananaſſen geſpeiſt werden? Nein, wer Diſteln gegeſſen, war ein Eſel, und wer die Prügel bekommen hat, der behält ſie. Armer Doris!

Doch es iſt mir nicht erlaubt, mit beſtimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger iſt es mir erlaubt, die Reſultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verſchloſſenen Lippen ins Grab hinabſteigen müſſen, wie ſo manche Andere?

Nur einige banale Thatſachen ſind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleien, die ich kompiliere, einige Vernünftigkeit oder wenigſtens den Schein derſelben einzuweben. Jene Thatſachen beziehen ſich nämlich auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum*). Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, daſs die Bilderſtürmerei der erſten Chriſten ſo bitter zu tadeln ſei; ſie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht ſchonen, denn in dieſen lebte noch jene alte griechiſche Heiterkeit, jene Lebensluſt, die dem Chriſten als Teufelthum erſchien. In dieſen Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht bloß die Gegenſtände eines fremden Kultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle, ſondern dieſe Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die dieſe Statuen darſtellten, verlieh er eine unbeſtrittene Exiſtenz; ſie waren nämlich lauter Teufel. Wenn die erſten Chriſten ſich weigerten, vor den Bildſäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deſshalb angeklagt und vor Gericht geſchleppt wurden, antworteten ſie immer: ſie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daſs ſie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelin Diana, oder gar vor der Erzteufelin Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

---

*) Statt der beiden obigen Sätze, findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe zu Anfang dieſes Abſatzes die Zeile: „Ich komme auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum zurück.“

Der Herausgeber.

Arme griechiſche Philoſophen! Sie konnten dieſen Widerſpruch niemals begreifen, wie ſie auch ſpäterhin niemals begriffen, daſs ſie in ihrer Polemik mit den Chriſten keineswegs die alte erſtorbene Glaubenslehre, ſondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nämlich, nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neoplatoniſche Spitzfindigkeiten zu beweiſen, den erſtorbenen Göttern ein neues ſymboliſches Lebensblut zu infuſieren und ſich mit den plumpen, materiellen Einwürfen der erſten Kirchenväter, die beſonders über den moraliſchen Charakter der Götter faſt voltairiſch ſpotteten, tagtäglich abzuquälen — es galt vielmehr, den Hellenismus ſelbſt, griechiſche Gefühls- und Denkweiſe, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäiſchen Gefühls- und Denkweiſe, entgegenzuwirken. Die Frage war, ob der trübſinnige, magere, ſinnenfeindliche, übergeiſtige Judäismus der Nazarener, oder ob helleniſche Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebensluſt in der Welt herrſchen ſolle? Jene ſchönen Götter waren nicht die Hauptſache; Niemand glaubte mehr an die ambroſiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüſierte ſich göttlich in ihren Tempeln, bei ihren Feſtſpielen, Myſterien; da ſchmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feierlich holde Tänze, da lagerte man ſich zu freudigen Mahlen . . . wo nicht gar zu noch ſüßeren Genüſſen.

All dieſe Luſt, all dieſes frohe Gelächter iſt längſt verſchollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechiſchen Gottheiten, aber ſie haben durch den Sieg Chriſti alle ihre Macht verloren, ſie ſind arge Teufel, die ſich am Tage unter Eulen und Kröten in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit verſteckt halten, des Nachts aber in liebreizender Geſtalt emporſteigen, um irgend einen argloſen Wanderer oder verwegenen Geſellen zu bethören und zu verlocken.

Auf dieſen Volksglauben beziehen ſich nun die wunderbarſten Sagen, und neuere Poeten ſchöpften hier die Motive ihrer ſchönſten Dichtungen. Der Schauplatz iſt gewöhnlich Italien und der Held derſelben irgend ein deutſcher Ritter, der wegen ſeiner jungen Unerfahrenheit, oder auch ſeiner ſchlanken Geſtalt wegen, von den ſchönen Unholden mit beſonders lieblichen Liſten umgarnt wird. Da geht er nun an ſchönen Herbſttagen mit ſeinen einſamen Träumen ſpazieren, denkt vielleicht an die heimiſchen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelaſſen, der leichte Fant! Aber plötzlich ſteht er vor einer marmornen Bildſäule, bei deren Anblick er faſt betroffen ſtehen bleibt. Es iſt vielleicht die Göttin der Schönheit, und er ſteht ihr Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was iſt Das? So ſchlanke Glieder hat er noch nie geſehen, und in dieſem Marmor ahnt er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleiſchlichkeit ſeiner Landsmänninen gefunden hat. Dieſe weißen Augen ſehen ihn ſo wollüſtig an und doch zugleich ſo ſchauerlich ſchmerzvoll, daſs ſeine Bruſt erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter ſpazieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannſchaft iſt verwundert, daſs man ihn faſt gar nicht mehr ſieht bei Trinkgelagen und Waffenſpielen. Es gehen kurioſe Gerüchte über ſein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens ſtürzt er mit bleichem, verzerrtem Antlitz in die Herberge, berichtigt die Zehrung, ſchnürt ſeinen Ranzen und eilt zurück über die Alpen. Was iſt ihm begegnet?

Es heißt, daſs er eines Tages ſpäter als gewöhnlich, als ſchon die Sonne unterging, nach ſeinen geliebten Ruinen wanderte, aber ob der einbrechenden Finſternis jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildſäule der ſchönen Göttin ſtundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es ſchon Mitternacht ſein mochte, befand er ſich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie geſehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten und ihn im Namen ihrer Gebieterin einluden, dort zu übernachten. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er, in einen weiten erleuchteten Saal tretend, eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf- und nieder wandelte und an Geſtalt und Geſichtszügen mit der ſchönen Statue ſeiner Liebe die auffallendſte Ähnlichkeit hatte. Ja, ſie glich jenem Marmorbilde um ſo mehr, da ſie ganz in blendend weißem Muſſelin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter mit ſittigem Verneigen ihr entgegentrat, betrachtete ſie ihn lange ernſt und ſchweigend und fragte ihn endlich lächelnd, ob er hungrig ſei. Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Bruſt bebte, ſo hatte er doch einen deutſchen Magen, in Folge des ſtundenlangen Umherirrens ſehnte er ſich wirklich nach einer Atzung, und er ließ ſich gern von der ſchönen Dame nach dem Speiſeſaal führen. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand, und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die trotz aller Pracht eine unheimliche Öde verriethen. Die Girandolen warfen ein ſo geſpenſtiſch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerlei heidniſche Liebesgeſchichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Kalypſo und Ulyſſes, darſtellten. Die großen abenteuerlichen Blumen, die in Marmorvaſen längs den Fenſtergeländern ſtanden, waren von ſo beängſtigend üppigen Bildungen, und dufteten ſo leichenhaft, ſo betäubend. Dabei ſeufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Menſch. Im Speiſeſaale ſetzte ſich endlich die ſchöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die beſten Biſſen. Mancherlei bei dieſem Abendmahle mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, deſſen auf dem Tiſche fehlte, zuckte ein faſt häſslicher Unmuth über das weiße Angeſicht der ſchönen Frau, und erſt nach wiederholtem Verlangen ließ ſie endlich mit ſichtbarer Verdrießlichkeit von den Dienern das Salzfaſs herbeiholen. Dieſe ſtellten es mit zitternden Händen auf den Tiſch und verſchütteten ſchier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beſchwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüſternen Muthes, und als ihn die ſchöne Dame frug, ob er wiſſe, was Liebe ſei, da antwortete er ihr mit flammenden Küſſen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von ſüßem Wein, entſchlief er bald an der Bruſt ſeiner zärtlichen Wirthin. Doch wüſte Träume ſchwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgeſichte, wie ſie uns im wahnwitzigen Halbſchlafe eines Nervenfiebers zu beſchleichen pflegen. Manchmal glaubte er ſeine alte Großmutter zu ſehen, die daheim auf dem rothen Lehnſeſſel ſaß und mit haſtigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhniſches Kichern, und Das kam von den großen Fledermäuſen, die mit Fackeln in den Krallen um ihn her flatterten; als er ſie genauer betrachtete, wollte es ihm jedoch dünken, es ſeien die Bedienten, die ihm bei Tiſche aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, ſeine ſchöne Wirthin habe ſich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er ſelber, in raſcher Todesangſt, habe zu ſeinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeſchlagen. — Erſt ſpät Morgens, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, erwachte der Ritter aus ſeinem Schlafe. Aber ſtatt in der prächtigen Villa, worin er übernachtet zu haben vermeinte, befand er ſich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entſetzen ſah er, daſs die ſchöne Bildſäule, die er ſo ſehr liebte, von ihrem Poſtamente herunter gefallen war und ihr abgebrochenes Haupt zu ſeinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einſt in einer Villa bei Rom mit einigen Freunden Ball ſchlug, ſeinen Ring, der ihm bei dieſem Spiele hinderlich wurde, von ſeiner Hand abzog und, damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes ſteckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine heidniſche Göttin vorſtellte, zurückkehrte, ſah er mit Schrecken, daſs das marmorne Weib den Finger, woran er ſeinen Ring geſteckt hatte, nicht mehr gerade, wie vorher, ſondern ganz eingebogen hielt, ſo daſs ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen, welches ihm doch ein ſeltſames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu ſeinen Spielgenoſſen, um ihnen dieſes Wunder zu berichten, und lud ſie ein, ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit ſeinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder gerade ausgeſtreckt, wie gewöhnlich, und der Ring war verſchwunden. Einige Zeit nach jenem Ereigniſſe beſchloſs der Ritter in den heiligen Eheſtand zu treten, und er feierte ſeine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oben erwähnten Statue ganz ähnlich war an Geſtalt und Antlitz, und ſie behauptete: dadurch, daſs er ſeinen Ring an ihren Finger geſteckt, habe er ſich ihr angelobt, und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens ſträubte ſich der Ritter gegen dieſen Einſpruch; jedesmal, wenn er ſich ſeiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidniſche Weibsbild zwiſchen ihm und ihr, ſo daſs er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten muſste. Daſſelbe geſchah in der zweiten Nacht, ſowie auch in der dritten, und der Ritter ward ſehr trübſinnig geſtimmt. Keiner wußte ihm zu helfen, und ſelbſt die frömmſten Leute zuckten die Achſel. Endlich aber hörte er von einem Prieſter, Namens Palumnus, der ſich gegen heidniſchen Satansſpuk ſchon öfter ſehr hilfſam erwieſen. Dieſer ließ ſich lange erbitten, ehe er dem Ritter ſeinen Beiſtand verſprach; er müſſe dadurch, behauptete er, ſich ſelber den größten Gefahren ausſetzen. Der Prieſter Palumnus ſchrieb alsdann einige ſonderbare Charaktere auf ein Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weiſung: er ſolle ſich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewiſſen Kreuzweg ſtellen: dort würden ihm allerlei wunderbare Erſcheinungen vorüberziehen; doch möge er ſich von Allem, was er höre und ſähe, nicht im Mindeſten verſchüchtern laſſen, er müſſe ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er ſeinen Ring geſteckt, ſolle er hinzutreten und ihr das beſchriebene Stück Pergament überreichen. Dieſer Vorſchrift unterzog ſich der Ritter: aber nicht ohne Herzklopfen ſtand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den ſeltſamen Zug vorüberziehen ſah. Es waren blaſſe Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Feſtgewanden aus der Heidenzeit: einige trugen goldne Kronen, andere trugen Lorberkränze auf den Häuptern, die ſie aber kummervoll ſenkten; auch allerlei ſilberne Gefäße, Trinkgeſchirre und Geräthſchaften, die zum alten Tempeldienſte gehörten, wurden vorübergetragen mit ängſtlicher Eile; im Gewühle zeigten ſich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, ſtrahlend in Purpur und mit Roſen bekränzt, erſchien ein hohes, wunderſchönes Götterweib. Zu Dieſer trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Prieſters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das ſeinen Ring beſaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beſchrieben war, hub ſie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebärde rief ſie: „Grauſamer Prieſter Palumnus! du biſt noch immer nicht zufrieden mit dem Leid, das du uns zugefügt haſt! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel geſetzt, grauſamer Prieſter Palumnus!“ Nach dieſen Worten reichte ſie dem Ritter ſeinen Ring, und Dieſer fand in der folgenden Nacht kein Hindernis mehr, ſeine Ehe zu vollziehen. Der Prieſter Palumnus aber ſtarb den dritten Tag nach jenem Ereignis.

Dieſe Geſchichte las ich zuerſt in dem Mons Veneris von Kornmann. Unlängſt fand ich ſie auch angeführt in dem abſurden Buche über Zauberei von Del-Rio, welcher ſie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; ſie iſt wahrſcheinlich ſpaniſchen Urſprungs*). Der Freiherr von Eichendorff, ein neuerer deutſcher Schriftſteller, hat ſie zu einer ſchönen Erzählung aufs anmuthigſte benutzt. Die vorletzte Geſchichte hat ebenfalls ein deutſcher Schriftſteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu ſeinen poetiſch geiſtreichſten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kormann, Mons Veneris, oder der Venusberg, iſt die wichtigſte Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es iſt ſchon lange her, daſs es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es ſchwebt mir noch immer im Gedächtnis, das kleine, etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein mit ſeinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt ſein. Die Lehre von den Elementargeiſtern iſt darin aufs bündigſte abgehandelt, und daran ſchließt der Verfaſſer ſeine wunderbaren Mittheilungen über den

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Venusberg. Eben nach dem Beiſpiele Kornmann's habe auch ich bei Gelegenheit der Elementargeiſter von der Transformation der altheidniſchen Götter ſprechen müſſen. Dieſe ſind keine Geſpenſter, denn, wie ich mehrmals angeführt, ſie ſind nicht todt; ſie ſind unerſchaffene, unſterbliche Weſen, die nach dem Siege Chriſti ſich zurückziehen muſſten in die unterirdiſche Verborgenheit, wo ſie, mit den übrigen Elementargeiſtern zuſammenhauſend, ihre dämoniſche Wirthſchaft treiben. Am eigenthümlichſten, romantiſch wunderbar, klingt im deutſchen Volke die Sage von der Göttin Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, ſich in einen geheimen Berg flüchtete, wo ſie mit dem heiterſten Luftgeſindel, mit ſchönen Wald- und Waſſernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verſchwunden, das abenteuerlichſte Freudenleben führt. Schon von weitem, wenn du dem Berge naheſt, hörſt du das vergnügte Lachen und die ſüßen Zitherklänge, die ſich wie eine unſichtbare Kette um dein Herz ſchlingen und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs hält Wache ein alter Ritter, geheißen der getreue Eckart; er ſteht geſtützt auf ſeinem großen Schlachtſchwert wie eine Bildſäule, aber ſein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beſtändig, und er warnt dich betrübſam vor den zärtlichen Gefahren, die deiner im Berge harren. Mancher ließ ſich noch bei Zeiten zurückſchrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners und ſtürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Luſt. Eine Weile lang geht's gut. Aber der Menſch iſt nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal ſtill und ernſt und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit iſt die eigentliche Heimat ſeiner Seele, und es erfaſſt ihn ein Heimweh nach den Gefühlen, die er einſt empfunden hat, und ſeien es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuſer, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigſten Sprachdenkmalen gehört, die ſich im Munde des deutſchen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerſt in dem erwähnten Werke von Kornmann. Dieſem hat es Prätorius faſt wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg“ von Prätorius haben es die Sammler des „Wunderhornes“ abgedruckt*), und erſt nach einer vielleicht fehlerhaften Abſchrift aus letzterem Buche muſs ich das Lied hier mittheilen:

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgt hier zunächſt die Heine'ſche Bearbeitung des Tannhäuſerliedes. Ich habe die Anordnung der deutſchen Ausgabe beibehalten, indeß die fehlenden Stellen aus der franzöſiſchen Ausgabe paſſenden Ortes eingefügt.

Der Herausgeber.

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen;
Da zog er in Frau Venus' Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken.“

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will Dem widerſprechen,
Denn Niemand ſpricht Das mehr als Ihr,
Gott helf' mir zu den Rechten.““

„Herr Tannhäuſer, wie ſaget Ihr mir!
Ihr ſollet bei uns bleiben,

Ich geb' Euch meiner Geſpielen ein',
Zu einem ehlichen Weibe."

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muſs ich in der Höllengluth
Da ewiglich verbrennen.""

„Du ſagſt mir Viel von der Höllengluth,
Du haſt es doch nicht befunden;
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmäre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.""

„Herr Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;
Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart,
Und friſchet Euer Leben."

„„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,

Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.““

„Herr Tannhäuſer nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laſſt uns in die Kammer gehn,
Und ſpielen der heimlichen Minnen.“

„„Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.““

„Tannhäuſer, ach, wie ſprecht Ihr ſo,
Beſtehet Ihr mich zu ſchelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns ſein,
Des Worts müſſt Ihr entgelten.

„Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen: —

Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Papſt vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muſs es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag' Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab',
Als ich Euch will verkünden:

„Ich bin geweſen ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen."

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.""

„Sollt' ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,

So wollt' ich Reu' und Buß' empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden: —
Maria Mutter, reine Magd,
Muſs ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen ſeid, mein liebſter Herr,
Du Held, mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt' er nun bleiben,

So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Den Menſchen Miſstroſt geben,
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Die Sünde ſei ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerſt dieſes Lied las, in dem erwähnten Buche von Kormann, überraſchte mich zunächſt der Kontraſt ſeiner Sprache mit der pedantiſch verlateiniſierten, unerquicklichen Schreibart des 17. Jahrhunderts, worin das Buch abgefaſſt. Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergſchacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die ſtolz einfachen, urkräftigen Worte ſtrahlten mir ſo blank entgegen, daſs mein Herz faſt geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus dieſem Liede ſprach zu mir eine wohlbekannte Freudenſtimme; ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die während der Paſſionszeit des Mittelalters mit gar ſchweigſamen Schnäblein ſich verſteckt halten muſſten, und nur zuweilen, wo man ſie am wenigſten vermuthete, etwa gar hinter einem Kloſtergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennſt du die Briefe von Heloiſe an Abälard? Nächſt dem hohen Liede des großen Königs (ich ſpreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Geſang der Zärtlichkeit, als das Zweigeſpräch zwiſchen Frau Venus und dem Tannhäuſer. Dieſes Lied iſt wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheſte Herzblut.

Ja, wie herrlich iſt dies Gedicht! Schon zu Anfang ſtoßen wir auf eine Stelle von wunderbarem Effekte. Der Dichter giebt uns die Antwort der Frau Venus, ohne zuvor die Frage des Tannhäuſer berichtet zu haben, welche jene Antwort hervorruft. Durch dieſe Ellipſe gewinnt unſere Phantaſie einen freieren Spielraum und läſſt uns Alles errathen, was Tannhäuſer hat ſagen können, und was vielleicht ſehr ſchwierig in wenigen Worten auszudrücken war. Trotz ſeiner mittelalterlichen Reinheit und Frömmigkeit, hat der alte Dichter die unheilvollen Verführungskünſte und ſchamloſen Liebesränke der Frau Venus trefflich zu ſchildern gewuſſt. Ein laſterhafter moderner Schriftſteller hätte die Geſtalt dieſes dämoniſchen Weibes nicht beſſer zeichnen können, dieſer bezaubernden Hexe (cette diablesse de femme), die bei all ihrem olympiſchen Stolz und bei all ihrer prächtigen Leidenſchaft nichtsdeſtoweniger die galante Frau durchblicken läſſt; ſie iſt eine himmliſche, nach Ambroſia duftende Kourtiſane, eine Kamelien-Gottheit und, ſo zu ſagen, eine unterhaltene Göttin. Wenn ich meine Erinnerungen durchblättere, muſs ich ihr eines Tages auf dem Bredaplatze begegnet ſein, wo ſie mir zierlich leichten Schrittes vorüberging; ſie trug ein graues Hütchen von geſuchter Einfachheit, und war vom Kinn bis zu den Ferſen in einen prachtvollen indiſchen Shawl gehüllt, deſſen Saum über das Pflaſter hinſtreifte. Wofür halten Sie dieſe Frau? ſagte ich zu Herrn De Balzac, der mich begleitete. — „Es iſt eine unterhaltene Frau,“ antwortete der Romanſchreiber. — Ich war vielmehr der Anſicht, daſs ſie eine Herzogin ſei. Aus den Mittheilungen eines gemeinſamen Freundes, der gerade hinzutrat, erſahen wir, daſs wir Beide Recht gehabt.

Eben ſo gut, wie den Charakter der Frau Venus, verſtand der alte Poet den des Tannhäuſer zu ſchildern, jenes wackern Ritters, welcher der Chevalier Des Grieux des Mittelalters iſt. Welch ein ſchöner Zug ferner, wenn in der Mitte des Liedes Tannhäuſer plötzlich in ſeinem eigenen Namen zum Publikum zu ſprechen beginnt und uns erzählt, was eigentlich der Dichter erzählen ſollte, nämlich wie er die Welt in Verzweiflung durchpilgert! Wir ſehen darin die Ungewandtheit eines bildungsarmen Dichters, aber dergleichen Töne bringen in ihrer Naivetät wunderbare Wirkungen hervor.

Das eigentliche Alter des Tannhäuſerlieds wäre ſchwer zu beſtimmen. Es exiſtiert ſchon in fliegenden Blättern vom älteſten Druck. Ein junger deutſcher Dichter, Herr Bechſtein, welcher ſich freundlichſt in Deutſchland daran erinnerte, daſs, als ich ihn in Paris bei meinem Freunde Wolf ſah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unſerer Unterhaltung bildeten, hat mir dieſer Tage eins derſelben, betitelt: „Das Lied von dem Danheüſer“ zugeſchickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Verſion dieſe ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt nach meinem Bedünken einen weit poetiſcheren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängſt eine Bearbeitung deſſelben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Verſionen beibehalten worden, die inneren Motive jedoch aufs ſonderbarſte verändert ſind. In ſeiner älteren Geſtalt iſt das Gedicht unſtreitig viel ſchöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewiſſe Wahrheit des Gefühls hat die erwähnte jüngere Verſion mit demſelben gemein, und da ich gewiſs das einzige Exemplar beſitze, das davon exiſtiert, ſo will ich auch dieſe hier mittheilen:

Ihr guten Chriſten, laſſt euch nicht
Von Satan's Liſt umgarnen!
Ich ſing' euch das Tannhäuſerlied,
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küſs mich geſchwind und ſage mir,
Was du bei mir vermiſſet?

„„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele worden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

„Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen vieltauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm, laſs uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie Viele einſt für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner liljenweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

„Dein ſchöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie Viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„„Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.““

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Proceſſion,
Der Papſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Papſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Ich laſſ' dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder:
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt?
Vor dem Papſte kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flatterte meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schaun dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen!

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren —
Iſt Das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!“

Der Papſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſel'ger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der ſchlimmſte von Allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtsſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich ins Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brot,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabei ſo ſüße.

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben;
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hieher geeilet.

„Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papſt geſehn,
Der Papſt er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

„Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu ſchneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und ſchreien.

„Und als ich auf dem Sankt Gotthardt ſtand,
Da hört' ich Deutſchland ſchnarchen;
Es ſchlief da unten in ſanfter Hut
Von ſechsunddreißig Monarchen*).

„In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Gar liebe Geſchöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackſtühlchen ſaßen ſie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgt hier die Schlußſtrophe: „J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma mie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne."

Der Herausgeber.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße;
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

„In Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt gehört zu den Beſſern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wäſſern.

„Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſei todt,
Und Eckermann ſei noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrei —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.““

„Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte.
Ich kam dort durch in ſtockfinſtrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

„Zu Hamburg frug ich, warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten.
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir,
Das käme von den Flethen.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechter Geſelle;
Und als ich auf die Börſe kam,
Ich glaubte, ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll Keiner mich wiederſchauen!
Ich bleibe jetzt im Venusberg,
Bei meiner ſchönen Frauen.“ *)

---

*) Obige Schlußſtrophe glaubte ich an dieſer Stelle in unveränderter Form abdrucken zu müſſen. Heine änderte dieſelbe ſpäter, wie folgt:

„Zu Hamburg ſah ich Altena,
Iſt auch eine ſchöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir,
Was mir alldort begegnet.“

Der Herausgeber.

Ich will dem Publikum Nichts aufbinden, weder in Verſen noch in Proſa, und ich bekenne offen, daſs das eben mitgetheilte Gedicht von mir ſelbſt herrührt, und keinem Minneſänger des Mittelalters angehört. Ich fühlte mich indeſs verſucht, daſſelbe dem urſprünglichen Liede folgen zu laſſen, in welchem der alte Dichter denſelben Stoff behandelt hat. Dieſe Zuſammenſtellung wird recht intereſſant und belehrend für den Kritiker ſein, der ſehen möchte, in wie verſchiedener Art zwei Dichter zweier ganz entgegengeſetzten Epochen eine und dieſelbe Legende behandelt haben, indem ſie denſelben Plan, daſſelbe Versmaß und faſt denſelben äußeren Rahmen beibehielten. Der Geiſt jener beiden Zeitalter muſs aus einer ſolchen Zuſammenſtellung deutlich hervorleuchten; es iſt, ſo zu ſagen, ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur. In der That, wenn man gleichzeitig dieſe beiden Verſionen durchlieſt, ſieht man, wie bei dem älteren Dichter der antike Glaube vorherrſcht, während bei dem modernen Dichter, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren ward, ſich der Skepticismus ſeines Zeitalters offenbart. Man ſieht, wie der Letztere, von keiner Autorität beengt, ſeiner Phantaſie den freieſten Flug gewährt und in ſeiner Dichtung keinen anderen Zweck verfolgt als den, rein menſchliche Gefühle in ſeinen Verſen angemeſſen auszuſprechen (bien exprimer). Der ältere Poet dagegen verbleibt unter dem Joche der kirchlichen Autorität; er hat einen didaktiſchen Zweck, er will ein religiöſes Dogma feiern, er predigt die Tugend der chriſtlichen Liebe, und das letzte Wort ſeines Gedichtes deutet auf die Gnadenkraft der Reue zur Vergebung jeglicher Sünde hin. Der Papſt ſelber bekommt einen Verweis, weil er dieſer erhabenen chriſtlichen Wahrheit vergaß, und der dürre Stecken, der in ſeinen Händen zu grünen beginnt, läſſt ihn — freilich zu ſpät — die unergründliche Tiefe des göttlichen Erbarmens erkennen.

Das vorhin mitgetheilte urſprüngliche Tannhäuſerlied iſt, allem Anſchein nach, kurz vor der Reformation verfaſſt; die Legende, welche den Stoff dazu hergab, iſt nicht viel früher entſtanden und vielleicht kaum ein Jahrhundert älter. Die Frau Venus erſcheint alſo erſt ſehr ſpät in den deutſchen Volksſagen, während andere Gottheiten, z. B. Diana, ſeit Beginn des Mittelalters bekannt ſind. Im ſechsten und ſiebenten Jahrhundert figuriert Diana ſchon als ein böſer Geiſt in den biſchöflichen Dekreten. Seit jener Zeit ſtellt man ſie gewöhnlich als zu Pferde ſitzend dar, — ſie, die vordem auf zierlichen Sandalen und leicht wie die Hinde, der ſie nachjagte, zu Fuße die Wälder des alten Griechenlands durchſtrich. Während fünfzehn Jahrhunderten läſſt man dieſe Gottheit nach und nach die verſchiedenartigſten Geſtalten annehmen, und zu gleicher Zeit erleidet ihr Charakter die vollſtändigſte Umbildung.

Hier drängt ſich meinem Geiſte eine Beobachtung auf, deren Weiterentwicklung hinlänglichen Stoff zu den intereſſanteſten Unterſuchungen böte*). Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur

---

*) Hier beginnt die von Heine beſorgte deutſche Ausgabe der „Götter im Exil,“ eingeleitet durch die Worte: „Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder ꝛc.“ — In der franzöſiſchen Ausgabe fehlt die nachfolgende Stelle. Es heißt dort ſtattdeſſen weiter: „Ich will mich indeſs darauf beſchränken, Gelehrten, die ſich nicht gern den Kopf zerbrechen, Arbeitern des Gedankens, deren Weisheit auf dem Sande ſitzt, einen Fingerzeig zu geben und ihnen auf die rechte Bahn zu helfen (à l'indiquer et à ouvrir la voie à des érudits sans travail, ouvriers de la pensée en grève). Nur mit wenigen Worten will ich darauf aufmerkſam machen, wie die alten heidniſchen Götter zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums ꝛc.“

Der Herausgeber.

Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles, was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturkulte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteuflung der Götter, habe ich ſowohl in den Beiträgen „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ wie in den „Elementargeiſtern“ unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der Initiative erworben, ſo war Dieſes gewiſs eine Vergeſslichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Vulgariſieren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtnis wie mit dem Ei des Kolumbus. Jeder hat die Sache gewuſſt, aber Keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet. — Auch geſtehe ich, daſs ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber ſie haben es, ſo zu ſagen, eingeſargt in die hölzernen Mumienkaſten ihrer konfuſen und abſtrakten Wiſſenſchaftsſprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptiſche Hieroglyphen halten dürfte. Aus ſolchen Grüften und Beinhäuſern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeſchworen durch die Zaubermacht des allgemein verſtändlichen Wortes, durch die Schwarzkunſt eines geſunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, deſſen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden ſoll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leſer darauf aufmerkſam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums, alſo im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuſtänden ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden ſich nämlich jetzt in dieſelben betrübſamen Nothwendigkeiten verſetzt, worin ſie ſich ſchon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrſam des Orkus heraufbrachen und, den Pelion auf den Oſſa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie muſſten damals ſchmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen ſie ſich bei uns auf Erden. Die Meiſten begaben ſich nach Ägypten, wo ſie zu größerer Sicherheit Thiergeſtalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derſelben Weiſe muſſten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verſtecken ein Unterkommen ſuchen, als der wahre Herr der Welt ſein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklaſtiſchen Zeloten, die ſchwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieſer armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambroſia waren, muſſten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigſtens das liebe Brot zu erwerben. Unter ſolchen Umſtänden muſſte Mancher, deſſen heilige Haine konfiſciert waren, bei uns in Deutſchland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken ſtatt Nektar. Apollo ſcheint ſich in dieſer Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienſte zu nehmen, und wie er einſt die Kühe des Admetos weidete, ſo lebte er jetzt als Hirt in Niederöſterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch ſein ſchönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberiſcher Heidengott erkannt, den geiſtlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter geſtand er, daſs er der Gott Apollo ſei. Vor ſeiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu ſpielen und ein Lied zu ſingen. Er ſpielte aber ſo herzrührend und ſang ſo bezaubernd, und war dabei ſo ſchön von Angeſicht und Leibesgeſtalt, daſs alle Frauen weinten, ja viele durch ſolche Rührung ſpäter erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus ſeiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu ſtoßen, in der Meinung, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein und die erkrankten Frauen würden durch ſolches probate Hausmittel geneſen; aber man fand das Grab leer.

Über die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars ſeit dem Siege der Chriſten weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daſs er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnete ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher*) diente er unter Frundsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiſs bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten, ſo ſchmählich verwüſten ſah.

Beſſer als dem Mars und dem Apollo war es nach der großen Retirade dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

---

*) „Einige Zeit nachher“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

In Tyrol giebt es ſehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume ſich prachtvoll in der blauen Fluth abſpiegeln. Baum und Waſſer rauſchen ſo geheimnisvoll, daſs Einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einſam wandelt. An dem Ufer eines ſolchen Sees ſtand die Hütte eines jungen Fiſchers, der ſich mit dem Fiſchfang ernährte und auch wohl das Geſchäft eines Fährmanns beſorgte, wenn irgend ein Reiſender über den See geſetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die, an alten Baumſtämmen angebunden, unfern von ſeiner Wohnung lag. In dieſer letztern lebte er ganz allein. Einſt, zur Zeit der herbſtlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an ſein Fenſter klopfen, und als er vor die Thüre trat, ſah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und ſehr eilig zu ſein ſchienen. Einer von ihnen bat ihn haſtig, ihnen ſeinen Kahn zu leihen, und verſprach, denſelben in wenigen Stunden an dieſelbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer Drei, und der Fiſcher, welcher unter ſolchen Umſtänden nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während Jene einſtiegen und über den See fortfuhren, ging er nach ſeiner Hütte zurück und legte ſich aufs Ohr. Jung wie er war, ſchlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm Einer von ihnen ein Silberſtück als Fährgeld in die Hand, und alle Drei eilten raſch von dannen. Der Fiſcher ging, nach ſeinem Kahn zu ſchauen, den er feſt angebunden fand. Dann ſchüttelte er ſich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich ſonderbar fröſtelnd durch die Glieder gefahren, und es hatte ihm faſt das Herz erkältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, ſeine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Dieſen Umſtand konnte der Fiſcher einige Tage lang gar nicht vergeſſen. Doch die Jugend ſchlägt ſich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fiſcher dachte nicht mehr an jenes Ereignis, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht an das Fenſter der Fiſcherhütte geklopft wurde und wieder mit großer Haſt die drei vermummten Mönche erſchienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fiſcher überließ ihnen denſelben diesmal mit weniger Beſorgnis, und als ſie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fährgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Daſſelbe Ereignis wiederholte ſich jedes Jahr um dieſelbe Zeit in derſelben Weiſe, und endlich, als der ſiebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fiſcher eine große Begier, das Geheimnis, das ſich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daſs dieſelben ein Verſteck bildeten, wo er hineinſchlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug beſteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die beſtimmte Zeit, und es gelang dem Fiſcher, ſich unverſehens unter die Netze zu verſtecken und an der Überfahrt theilzunehmen. Zu ſeiner Verwunderung dauerte dieſe nur kurze Zeit, während er ſonſt mehr als eine Stunde brauchte, ehe er ans entgegengeſetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war ſein Erſtaunen, als er hier, wo die Gegend ihm ſo gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz ſah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vaſen mit loderndem Waldharz ſtanden auf hohen Poſtamenten, und dabei ſchien der Mond ſo hell, daſs der Fiſcher die dort verſammelte Menſchenmenge ſo genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Perſonen, junge Männer und junge Frauen, meiſtens bildſchön, obgleich ihre Ge=

ſichter alle ſo weiß wie Marmor waren, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, ſehr weit aufgeſchürzten Tuniken mit Purpurſaum beſtand, gab ihnen das Ausſehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte daſſelbe aus dieſer Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe ſchwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derſelben warf jetzt ſeine Kutte von ſich, und zum Vorſchein kam ein impertinenter Geſelle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig lüſternes, ja unzüchtiges Geſicht hatte, mit ſpitzen Bocksohren begabt war und eine lächerlich übertriebene Geſchlechtlichkeit, eine höchſt anſtößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andre Mönch warf ebenfalls ſeine Kutte von ſich, und man ſah einen nicht minder nackten Dickwanſt, auf deſſen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Roſenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war ſchneeweiß, wie das der übrigen

Verſammlung. Schneeweiß war auch das Geſicht des dritten Mönchs, der ſchier lachend die Kapuze vom Haupte ſtreifte. Als er den Gürtelſtrick ſeiner Kutte losband, und das fromme ſchmutzige Gewand nebſt Kreuz und Roſenkranz mit Ekel von ſich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunika eine wunderſchöne Jünglingsgeſtalt vom edelſten Ebenmaß, nur daſs die runden Hüften und die ſchmächtige Taille etwas Weibiſches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verſchwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibiſches Ausſehen, doch ſein Geſicht trug gleichwohl einen gewiſſen kühnen, faſt übermüthig heroiſchen Ausdruck. Die Weiber liebkoſten ihn mit wilder Begeiſterung, ſetzten ihm einen Epheukranz aufs Haupt, und warfen auf ſeine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demſelben Augenblick kam, beſpannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den ſich der junge Menſch mit Herrſcherwürde, aber doch heitern Blickes, hinaufſchwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Geſpann. An der rechten Seite ſeines Wagens ſchritt der Eine ſeiner entkutteten Gefährten, deſſen geile Gebärden und oben erwähnte unanſtändige Übertriebenheit das Publikum ergötzten, während ſein Genoſſe, der kahlköpfige Dickwanſt, den die luſtigen Frauen auf einen Eſel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldnen Pokal haltend, der ihm beſtändig mit Wein gefüllt wurde. Langſam bewegte ſich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelaſſenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofkapelle des Triumphators: der hübſche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeſchürzte Tamburinſchlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die ebenſo holdſelige Schöne mit dem Triangel; dann die Horniſten, bocksfüßige Geſellen mit ſchönen, aber lasciven Geſichtern, welche auf wunderlich geſchwungenen Thierhörnern oder Seemuſcheln ihre Fanfaren blieſen; dann die Lautenſpieler —

Doch, lieber Leſer, ich vergeſſe, daſs du ein ſehr gebildeter und wohlunterrichteter Leſer biſt, der ſchon lange gemerkt hat, daſs hier von einem Bacchanale die Rede iſt, von einem Feſte des Dionyſos. Du haſt oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferſtichen archäologiſcher Werke die Triumphzüge geſehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich, bei deinem klaſſiſch gebildeten Sinn würdeſt du nimmermehr erſchrecken, wenn dir einmal plötzlich in der mitternächtlichen Abgeſchiedenheit eines Waldes der ſchöne Spuk eines ſolchen Bacchuszuges nebſt dem dazu gehörigen betrunkenen Perſonale leiblich vor Augen träte — Höchſtens würdeſt du einen leiſen lüſternen Schauer, ein äſthetiſches Gruſeln empfinden beim Anblick dieſer bleichen Verſammlung, dieſer anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verſtecken ihrer Tempelruinen entſtiegen ſind, um den alten fröhlichen Gottesdienſt noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenluſt zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Kankan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritiſche Verhüllung, ganz ohne Dazwiſchenkunft der Sergents-de-ville einer ſpiritualiſtiſchen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnſinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche!*) Aber ach! lieber Leſer, der arme Fiſcher, von welchem wir berichten, war keineswegs, wie du, in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologiſchen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angſt ergriffen bei dem Anblick jenes ſchönen Triumphators mit ſeinen zwei wunderlichen Akoluthen, als ſie ihrer Mönchstracht entſprungen: er ſchauderte ob der unzüchtigen Gebärden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyrn, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz beſonders diaboliſch erſchienen, und die geſammte Societät hielt er für einen Kongreſs von Geſpenſtern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Chriſtenmenſchen Verderben zu bereiten ſuche. Das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Poſitur einer Mänade ſah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und ſich nur durch den Thyrſus im Gleichgewicht erhielt. Ihm ſelber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Korybanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobſüchtig die Wolluſt ſuchend in dem Schmerze ſelbſt. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grauſamen Töne der Muſik, die er vernahm, drangen in ſein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Menſch jenes verrufene ägyptiſche Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem ſchamloſen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde, da verging ihm Hören und Sehen — und er ſtürzte nach ſeinem Kahn zurück und verkroch ſich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße feſt. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und ſtießen ab. Als ſie endlich am andern See-Ufer landeten und ausſtiegen, wuſste der Fiſcher ſo geſchickt ſeinem Verſteck zu entſchlüpfen, daſs die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm Einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten ſie ſtracks von hinnen.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich hier noch der Satz: „Wie geſagt, lieber Leſer, du biſt ein unterrichteter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erſcheinung dieſer Art nicht mehr erſchrecken würde, als wenn es eine Phantasmagorie der Académie impériale de musique wäre, hervorgerufen durch das poetiſche Genie des Herrn Eugène Scribe, dem das muſikaliſche Genie des berühmten Maeſtro Giacomo Meyerbeer ſeine Mitarbeiterſchaft lieh.“ Der Herausgeber.

Sowohl ſeines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Chriſtenmenſchen vor Verderben zu bewahren, hielt ſich der Fiſcher für verpflichtet, das unheimliche Begebnis dem geiſtlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciskanerkloſters als Vorſitzer eines ſolchen Gerichtes und ganz beſonders als gelahrter Exorciſt in großem Anſehen ſtand, beſchloſs er, ſich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühſonne fand daher den Fiſcher ſchon auf dem Wege nach dem Kloſter, und demüthigen

Blickes ſtand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in ſeiner Bücherei, die Kapuze weit übers Geſicht gezogen, in einem Lehnſeſſel ſaß, und in dieſer nachdenklichen Poſitur ſitzen blieb, während ihm der Fiſcher die grauſenhafte Hiſtorie erzählte. Als Derſelbe mit dieſer Relation zu Ende war, erhob der Superior ſein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, ſah der Fiſcher mit Beſtürzung, daſs Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben Denjenigen, den er dieſe Nacht als heidniſchen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengeſpann geſehen; es war daſſelbe marmorblaſſe Geſicht, dieſelben regelmäßig ſchönen Züge, derſelbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um dieſe Lippen ſchwebte ein wohlwollendes Lächeln, und dieſem Munde entquollen jetzt die ſanftklingenden ſalbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Chriſto! wir glauben herzlich gern, daſs Ihr dieſe Nacht in der Geſellſchaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantaſtiſche Spukgeſchichte giebt Deſſen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von dieſem Gotte ſagen, er iſt gewiſs manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menſchen Herz, aber er iſt ſehr gefährlich für Diejenigen, die nicht Viel vertragen können, und zu Dieſen ſcheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher, hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebenſaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geiſtlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Viſion zu ſchweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitſchenhiebe aufzählen ſoll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Chriſto, geht in die Kloſterküche, wo Euch der Bruder Kellermeiſter und der Bruder Küchenmeiſter einen Imbiß vorſetzen ſollen.

Hiermit gab der geiſtliche Herr dem Fiſcher ſeinen Segen, und als ſich Dieſer verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeiſter und den Frater Kellermeiſter erblickte, fiel er faſt zu Boden vor Schrecken — denn dieſe Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit Demſelben über den See gefahren, und der Fiſcher erkannte den Dickwanſt und die Glatze des Einen, ebenſo wie die grinſend geilen Geſichtszüge nebſt den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erſt in ſpätern Jahren erzählte er die Geſchichte ſeinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speier am Rhein.

An der oſtfrieſiſchen Küſte herrſcht eine analoge Tradition, worin die altheidniſchen Vorſtellungen von der Überfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichſten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, iſt zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieſer alte Kauz ſich nicht in der Volksſage, ſondern nur im Puppenſpiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologiſche Perſonage erkennen wir in dem ſogenannten Spediteur, der die Überfahrt der Todten beſorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charon's Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fiſcher iſt, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Perſon bald errathen, und ich will daher die Tradition ſelbſt ſo getreu als möglich hier mittheilen.

In Oſtfriesland, an der Küſte der Nordſee, gibt es Buchten, die gleichſam kleine Häfen bilden und Siehle heißen. An den äußerſten Vorſprüngen derſelben ſteht das einſame Haus irgend eines Fiſchers, der hier mit ſeiner Familie ruhig und genügſam lebt. Die Natur iſt dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöwen, welche manchmal mit einem fatalen Gekreiſche aus den Sandneſtern der

Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätſcher der brandenden See paſſt ſehr gut zu den düſtern Wolkenzügen. Auch die Menſchen ſingen hier nicht, und an dieſer melancholiſchen Küſte hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menſchen hier zu Lande ſind ernſt, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und ſtolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute ſind nicht phantaſtiſch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptſache für den Fiſcher, der auf ſeinem einſamen Siehl wohnt, iſt der Fiſchfang und dann und wann das Fährgeld der Reiſenden, die nach einer der umliegenden Inſeln der Nordſee übergeſetzt ſein wollen. Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, heißt es, juſt um die Mittagsſtunde, wo eben der Fiſcher mit ſeiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tiſche ſitzt, tritt ein Reiſender in die große Wohnſtube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geſchäft mit ihm zu beſprechen. Der Fiſcher, nachdem er den Gaſt vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende deſſen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertiſchchen. Ich will das Ausſehen des Fremden nicht lange beſchreiben in müßiger Novelliſtenweiſe; bei der Aufgabe, die ich mir geſtellt habe, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke alſo Folgendes: Der Fremde iſt ein ſchon bejahrtes, aber doch wohlkonſerviertes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht fett, die Wänglein roth wie Borsdorfer Äpfel, die Äuglein luſtig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen ſitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodiſche Kleidung, die wir auf Porträten holländiſcher Kaufleute finden, und welche eine gewiſſe Wohlhabenheit verräth: ein ſeidenes papageigrünes Röckchen, blumengeſtickte Weſte, kurze ſchwarze Höschen, geſtreifte Strümpfe und Schnallenſchuhe; letztere ſind ſo blank, daſs man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuße ſo unbeſchmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme iſt aſthmatiſch, feindrähtig und manchmal ins Greinende überſchlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins iſt gravitätiſch gemeſſen, wie es einem holländiſchen Kaufmann ziemt. Dieſe Gravität ſcheint jedoch mehr erkünſtelt als natürlich zu ſein, und ſie kontraſtiert manchmal mit dem forſchſamen Hin- und Herlugen der Äuglein, ſo wie auch mit der ſchlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daſs der Fremde ein holländiſcher Kaufmann iſt, bezeugt nicht bloß ſeine Kleidung, ſondern auch die merkantiliſche Genauigkeit und Umſicht, womit er das Geſchäft ſo vortheilhaft als möglich für ſeinen Kommittenten abzuſchließen weiß. Er iſt nämlich, wie er ſagt, Spediteur und hat von einem ſeiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine beſtimmte Anzahl Seelen, ſo viel' in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der weißen Inſel zu fördern: zu dieſem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wiſſen, ob der Schiffer dieſe Nacht die erwähnte Ladung mit ſeiner Barke nach der erwähnten Inſel überſetzen wolle, und für dieſen Fall ſei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuverſichtlich hoffend, daſs er aus chriſtlicher Beſcheidenheit ſeine Forderung recht billig ſtellen werde. Der holländiſche Kaufmann (Dieſes iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann iſt) macht dieſen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es ſich von einer Ladung Käſe, und nicht von Seelen der Verſtorbenen. Der Fiſcher ſtutzt einigermaßen bei dem Wort „Seelen,“ und es rieſelt ihm ein bißchen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daſs von den Seelen der Verſtorbenen die Rede, und daſs er den geſpenſtiſchen Holländer vor ſich habe, der ſo manchen ſeiner Kollegen die Überfahrt der verſtorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, dieſe oſtfrieſiſchen Küſtenbewohner ſind muthig und geſund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft, welche uns für das Geſpenſtiſche und Überſinnliche empfänglich macht; unſres Fiſchers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; ſeine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald ſeine Faſſung, und mit dem Anſchein des größten Gleichmuths iſt er nur darauf bedacht, das Fährgeld ſo hoch als möglich zu ſteigern. Doch nach einigem Feilſchen und Dingen verſtändigen ſich beide Kontrahenten über den Fährlohn, ſie geben einander den Handſchlag zur Bekräftigung der Übereinkunft, und der Holländer, welcher einen ſchmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinſten, die je in Holland geſchlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fährgelds in dieſer putzigen Münzſorte. Indem er dem Fiſcher noch die Inſtruktion giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit, wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, ſich an einer beſtimmten Stelle der Küſte mit ſeiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabſchiedet er ſich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitſpeiſen wiederholte, und die eben noch ſo gravitätiſche Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die beſtimmte Zeit befindet ſich der Schiffer an dem beſtimmten Orte mit ſeiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geſchaukelt wird; aber nachdem der Vollmond ſich gezeigt, bemerkt der Schiffer, daſs ſein Fahrzeug ſich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einſinkt, ſo daſs am Ende das Waſſer nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieſer Umſtand belehrt ihn, daſs ſeine Paſſagiere, die Seelen, jetzt an Bord ſein müſſen, und er ſtößt ab mit ſeiner Ladung. Er mag noch ſo ſehr ſeine Augen anſtrengen, doch bemerkt er im Kahne Nichts als einige Nebelſtreifen, die ſich hin und her bewegen, aber keine beſtimmte Geſtalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch ſo ſehr horchen, ſo hört er doch Nichts als ein unſäglich leiſes Zirpen und Kniſtern. Nur dann und wann ſchießt ſchrillend eine Möwe über ſein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fiſch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und froſtiger weht die Seeluft. Überall nur Waſſer, Mondſchein und Stille; und ſchweigſam, wie ſeine Umgebung, iſt der Schiffer, der endlich an der weißen Inſel anlangt und mit ſeinem Kahne ſtillhält. Auf dem Strande ſieht er Niemand, aber er hört eine ſchrille, aſthmatiſch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt: Derſelbe ſcheint ein Verzeichnis von lauter Eigennamen abzuleſen, in einer gewiſſen verificierenden, monotonen Weiſe; unter dieſen Namen ſind dem Fiſcher manche bekannt und gehören Perſonen, die in demſelben Jahr verſtorben. Während dem Ableſen dieſes Namenverzeichniſſes wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch ſo ſchwer im Sande des Ufers, ſo hebt er ſich jetzt plötzlich leicht empor, ſobald die Ableſung zu Ende iſt: und der Schiffer, welcher daran merkt, daſs ſeine Ladung richtig in Empfang genommen iſt, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach ſeinem lieben Hauſe am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Überſchiffen der Seelen nach der weißen Inſel. Als einen beſondern Umſtand bemerkte einſt der Schiffer, daſs der unſichtbare Kontroleur im Ableſen des Namenverzeichniſſes plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo iſt aber Pitter Janſen? Das iſt nicht Pitter Janſen.“ Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ick bin Pitter Janſen's Micke, un hebb mi op mines Manns Noame inſkreberen laten.“

(Ich bin Pitter Jansen's Micke, und habe mich auf meines Mannes Namen einſchreiben laſſen).

Ich habe mich oben vermeſſen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologiſche Perſon zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorſchein kommt. Dieſes iſt keine geringere als der Gott Merkurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Pſychopompos. Ja, unter jener ſchäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergeſtalt verbirgt ſich der brillanteſte jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen ſteckt auch nicht der geringſte Federwiſch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den ſtählernen Schnallen mahnen nicht im Mindeſten an beflügelte Sandalen; dieſes holländiſch ſchwerfällige Blei iſt ſo ganz verſchieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſogar ſeinen Namen verliehen, aber eben der Kontraſt verräth die Abſicht, und der Gott wählte dieſe Maſke, um ſich deſto ſicherer verſtellt zu halten. Vielleicht aber wählte er ſie keineswegs aus willkürlicher Laune; Merkur war, wie ihr wiſſt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daſs er bei der Wahl einer Maſke, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf ſeine Antecedentien und

Talente Rückſicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichſte der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er beſtahl Menſchen und Götter, und ſchon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der ſeiner Wiege entſchlüpfte, um ein Paar Rinder zu ſtibitzen*). Er hatte zu wählen zwiſchen den zwei Induſtrien, die im Weſentlichen nicht ſehr verſchieden, da bei beiden die Aufgabe geſtellt iſt, das fremde Eigenthum ſo wohlfeil als möglich zu erlangen; aber der pfiffige Gott bedachte, daſs der Diebesſtand in der öffentlichen Meinung keine ſo hohe Achtung genießt wie der Handelsſtand, daſs jener von der Polizei verpönt, während dieſer von den Geſetzen ſogar privilegiert iſt, daſs die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchſte Staffel erklimmen, während Die vom Diebesſtand manchmal eine minder angenehme Leiter beſteigen müſſen, daſs ſie Freiheit und Leben aufs Spiel ſetzen, während der Kaufmann nur ſeine Kapitalien oder nur die ſeiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigſte der Götter ward Kaufmann, und um es vollſtändig zu ſein, ward er ſogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Pſychopompos, als Schattenführer, machte ihn beſonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Inſel, wie wir ſahen, durch ihn betrieben wird.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Form nach weicht auch der Schluſs des Abſatzes dort etwas von obiger Faſſung ab.

Der Herausgeber.

Die weiße Inſel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelſen der engliſchen Küſte? Es wäre eine humoriſtiſche Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutoniſche Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

In meinem Verſuche über die Fauſt-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und Dieſen ſelbſt hinlänglich beſprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finſtre Beherrſcher deſſelben ganz diaboliſiert wurde. Aber nur durch den Kanzleiſtil der Kirche klingen die Dinge ſo grell; trotz dem chriſtlichen Anathema blieb die Poſition des Pluto weſentlich dieſelbe. Er, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, dieſe Beiden ſind nicht emigriert wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Chriſtenthums blieben ſie in ihren Domänen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das

Tollſte von ihm fabeln, der alte Pluto ſaß unten warm bei ſeiner Proſerpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als ſein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten ſein Ohr verletzen da unten in ſeinem Ocean, wo er ruhig ſaß bei ſeiner weißbuſigen Frau Amphitrite und ſeinem feuchten Hofſtaat von Nereïden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum erſten Male die Linie paſſierte, tauchte er empor aus ſeiner Fluth, in der Hand den Dreizack ſchwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der ſilberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophyten die ſchreckliche Seewaſſertaufe, und hielt dabei eine lange, ſalbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebſt der gelben Lauge des gekauten Tabacks mehr ausſpuckte als ſprach, zum Ergötzen ſeiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beſchrieb, wie ein ſolches Waſſer-Myſterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragiert wird, verſicherte, daſs eben jene Matroſen, welche am tollſten über die drollige Faſtnachtsfratze des Neptun's lachten, dennoch keinen Augenblick an der Exiſtenz eines ſolchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb alſo der Beherrſcher des Waſſerreichs, wie Pluto trotz ſeiner Diaboliſierung der Fürſt der Unterwelt blieb. Ihnen ging es beſſer als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohne des Saturn, welcher nach dem Sturz ſeines Vaters die Herrſchaft des Himmels erlangt hatte, und ſorglos als König der Welt im Olymp mit ſeinem glänzenden Troſs von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen ſein ambroſiſches Freudenregiment führte. Als die unſelige Kataſtrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proklamiert ward, emigrierte auch der große Kronide, und er verſchwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, Niemand wuſſte mir Auskunft zu geben über ſein Schickſal. Ich habe in derſelben Abſicht viele Bibliotheken durchſtöbert, wo ich mir die prachtvollſten Kodices, geſchmückt mit Gold und Edelſteinen, wahre Odalisken im Harem der Wiſſenſchaft, zeigen ließ, und ich ſage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und ſogar Affabilität, womit ſie mir jene leuchtenden Schätze erſchloſſen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es ſcheint, als hätten ſich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und Alles, was ich aufgegabelt, beſteht in einer Geſchichte, welche mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählte.

Ich habe ſo eben Niels Anderſen genannt, und die liebe drollige Figur ſteigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenſchaften, damit der geneigte Leſer ſelbſt beurtheile, in wie weit ſie ſein Vertrauen verdienen. Alſo, einige Worte über meine Quelle.

Niels Anderſen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Walfiſchjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm ſehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntniſſe in Bezug auf den Walfiſchfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen: er vertraute mir die Kriegsliſten, womit man ſeine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir, wie man mit dem Knie des rechten Beines ſich gegen den Vorderrand des Kahnes ſtemmen muſs, wenn man die Harpune nach dem Walfiſch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen geſalzenen Fußtritt dem Matroſen verſetzt, der das Seil, das an der Harpune befeſtigt iſt, nicht ſchnell genug nachſchießen ließ. Ihm verdanke ich Alles, und wenn ich kein großer Walfiſchjäger geworden, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Schickſal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Walfiſch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf beſtehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfiſchen und lauſigen Heringen. Was hilft die beſte Harpune gegen einen Hering? Jetzt muſs ich allen Jagdhoffnungen entſagen, meiner geſteiften Beine wegen. Als ich Niels Anderſen zu Ritzebüttel bei Kuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifiſch, der vielleicht ſein rechtes Bein für ein Zuckerſtängelchen anſah, ihm daſſelbe abbiſs, und der arme Niels ſeitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln muſſte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu ſitzen, und auf dem Bauche derſelben mit ſeinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine ſeiner wunderlichen Fiſcherſagen erzählte.

Wie Muhammed Ebn Manſur ſeine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, ſo begann Niels Anderſen alle ſeine Geſchichten mit einer Apologie des Walfiſches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelte nicht einer ſolchen Lobſpende. Der Walfiſch, ſagte Niels Anderſen, ſei nicht bloß das größte, ſondern auch das ſchönſte Thier. Aus den zwei Naslöchern auf ſeinem Kopfe ſprängen zwei koloſſale Waſſerſtrahlen, die ihm das Anſehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar beſonders des Nachts im Mondſchein einen magiſchen Effekt hervorbrächten. Dabei ſei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für ſtilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Walfiſch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisſcholle ſich hingelagert, und Jung und Alt ſich um ihn her in Liebesſpielen und harmloſen Neckereien überböten. Manchmal ſpringen ſie alle auf einmal ins Waſſer, um zwiſchen den großen Eisblöcken Blindekuh zu ſpielen. Die Sittenreinheit und die Keuſchheit der Walfiſche wird weit mehr gefördert durch das Eiswaſſer, worin ſie beſtändig mit den Floſſen herumſchwänzeln, als durch moraliſche Principien. Es ſei auch leider nicht zu leugnen, daſs ſie keinen religiöſen Sinn haben, daſs ſie ganz ohne Religion ſind —

Ich glaube, Das iſt ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund, — ich habe jüngſt den Bericht eines holländiſchen Miſſionärs geleſen, worin Dieſer die Herrlichkeit der Schöpfung beſchreibt, die ſich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, rieſenhaften Eismaſſen beſtrahlt. Dieſe, ſagt er, welche alsdann an diamantene Märchenſchlöſſer erinnern, geben von Gottes Allmacht ein ſo impoſantes Zeugnis, daſs nicht bloß der Menſch, ſondern ſogar die rohe Fiſchkreatur, von ſolchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit ſeinen eigenen Augen, verſichert der Domine, habe er mehre Walfiſche geſehen, die, an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht ſtanden und ſich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Anderſen ſchüttelte ſonderbar den Kopf: er leugnete nicht, daſs er ſelber zuweilen geſehen, wie die Walfiſche, an einer Eiswand ſtehend, ſolche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betſtuben mancher Glaubensſekten bemerken; aber er wollte Solches keineswegs irgend einer religiöſen Andacht zuſchreiben. Er erklärte die Sache phyſiologiſch; er bemerkte, daſs der Walfiſch, der Chimboraſſo der Thiere, unter ſeiner Haut eine ſo ungeheuer tiefe Schichte von Fett beſitze, daſs oft ein einziger Walfiſch hundert bis hundertundfünfzig Fäſſer Talg und Thran gebe. Jene Fettſchichte ſei ſo dick, daſs ſich viele hundert Waſſerratten darin einniſten können, während das große Thier auf einer Eisſcholle ſchliefe, und dieſe Gäſte, unendlich größer und biſſiger als unſre Landratten, führen dann ein fröhliches Leben unter der Haut des Walfiſches, wo ſie Tag und Nacht das beſte Fett verſchmauſen können, ohne das Neſt zu verlaſſen. Dieſe Schmauſereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überläſtig, ja unendlich ſchmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Menſch, der ſich gottlob! kratzen kann, wenn es ihn juckt, ſo ſucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daſs er ſich an die ſcharfen Kanten einer Eiswand ſtellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünſtiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde ſich an einer Bettſtelle zu ſcheuern pflegen, wenn ſie mit zu viel' Flöhen behaftet ſind. Dieſe Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und ſie der religiöſen Andacht zugeſchrieben, während ſie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Walfiſch, ſo viel Thran er auch enthält, ſchloſs Niels Anderſen, iſt doch ohne den mindeſten religiöſen Sinn. Nur unter den Thieren mittlerer Statur findet man überhaupt Religion; die ganz großen, rieſenhaften Geſchöpfe, wie der Walfiſch, ſind nicht mit dieſer Eigenſchaft begabt. Was iſt der Grund davon? Finden ſie vielleicht keine Kirche, die geräumig genug wäre, um ſie in ihren Schoß aufzunehmen? Dies Gethier ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und ſogar den kleinen Propheten Jonas, den ſolch ein Walfiſch einmal aus Verſehen verſchluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen ſpuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und ſo ein Walfiſch verehrt unſern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben ſo wenig wie den falſchen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Inſel ſitzt, wo er Denſelben zuweilen beſucht.

Was iſt das für ein Ort, die Kaninchen-Inſel? fragte ich unſern Niels Anderſen. Dieſer aber trommelte mit ſeinem Holzbein auf der Tonne und erwiderte: Das iſt eben die Inſel, wo die Geſchichte paſſiert, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Inſel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, ſeit ſie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; Solches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die ſich um die Inſel thürmen und vielleicht nur ſelten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines ruſſiſchen Walfiſchjägers, welche einſt die Nordſtürme ſo hoch hinauf verſchlugen, betraten den Boden der Inſel, und ſeitdem ſind ſchon hundert Jahre verfloſſen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden ſie die Inſel ganz wüſt und öde. Traurig bewegten ſich die Halme des Ginſters über dem Flugſand; nur hie und da ſtanden einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarſte Buſchwerk. Eine Menge Kaninchen ſahen ſie umherſpringen, weſshalb ſie dem Orte den Namen Kaninchen-Inſel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daſs ein menſchliches Weſen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten ſie einen uralten Greis, der, kümmerlich bekleidet mit zuſammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinſtuhl vor dem Herde ſaß, und an dem flackernden Reiſig ſeine magern Hände und ſchlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten ſtand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu ſein ſchien, den aber die Zeit ſo unwirſch gemauſert hatte, daſs er nur noch die langen ſtruppigen Federkiele ſeiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchſt närriſches und zugleich grauſenhaft häſsliches Ausſehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarloſe Ziege, die ſehr alt zu ſein ſchien, obgleich noch volle Milcheutern mit roſig friſchen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den ruſſiſchen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Inſel landeten, befanden ſich mehrere Griechen, und Einer Derſelben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verſtanden zu werden, als er in griechiſcher Sprache zu einem Kameraden ſagte: „Dieſer alte Kauz iſt entweder ein Geſpenſt oder ein böſer Dämon.“ Aber bei dieſen Worten erhub ſich der Alte plötzlich von ſeinem Steinſitz, und mit großer Verwunderung ſahen die Schiffer eine hohe ſtattliche Geſtalt, die ſich trotz dem hohen Alter mit gebietender, ſchier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Geſimſes mit dem Haupte berührte; auch die Züge Deſſelben, obgleich verwüſtet und verwittert, zeugten von urſprünglicher Schönheit, ſie waren edel und ſtreng gemeſſen, ſehr ſpärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und ſtier, aber doch ſtechend, und dem hoch aufgeſchürzten Munde entquollen in alterthümlich griechiſchem Dialekt die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Menſch, ich bin weder ein Geſpenſt noch ein böſer Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einſt beſſere Tage geſehen. Wer aber ſeid ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeſchick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft über Alles, was die Inſel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber ſehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, ſagte der Alte, bewohne er die Inſel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen ſeine unerbittlichen Feinde eine ſichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptſächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr', wenn die treibenden Eismaſſen ſich geſetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er ſeine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenſtände des unmittelbarſten Bedürfniſſes überließen. Die Walfiſche, welche manchmal an die Inſel heranſchwämmen, ſeien ſeine liebſte Geſellſchaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder ſeine Mutterſprache zu reden, denn er ſei ein Grieche; er bat auch ſeine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zuſtände Griechenlands zu ertheilen. Daſs von den Zinnen der Thürme der griechiſchen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verurſachte dem Alten augenſcheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daſs an ſeiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt ſteht. Sonderbar war es, daſs Keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte ſich erkundigte, und die nach ſeiner Verſicherung zu ſeiner Zeit blühend geweſen; in gleicher Weiſe waren ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis ſchüttelte deſshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer ſahen ſich verwundert an. Sie merkten, daſs er alle Örtlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wuſste die Buchten, die Erdzungen, die Vorſprünge der Berge, oft ſogar den geringſten Hügel und die kleinſten Felſengruppen ſo beſtimmt und anſchaulich zu beſchreiben, daſs ſeine Unkenntnis der gewöhnlichſten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erſtaunen ſetzte. So befrug er ſie mit beſonderm Intereſſe, ja mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er verſicherte, zu ſeiner Zeit der ſchönſte in ganz Griechenland geweſen ſei. Doch Keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit ausſprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geſchildert hatte, ein junger Matroſe nach der Beſchreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, ſagte der junge Menſch, ſei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beſchriebenen Platze lange Zeit die Schweine ſeines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, ſagte er, fänden ſich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hie und da ſtänden noch aufrecht einige große Marmorſäulen, entweder einzeln, oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus deſſen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen wie Haarflechten herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von roſigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die koſtbaren Knäufe, die aus ſchön gemeißeltem Blätter- und Blumenwerk beſtänden. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachſtücke ſteckten dort halbverſunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachſen. Unter dem Schatten dieſes Baumes, fuhr der Burſche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die ſonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit konterfeit waren und allerlei Spiele und Kämpfe vorſtellten, gar lieblich und luſtig anzuſehen, aber leider auch vielfach zerſtört von der Witterung oder überwachſen von Moos und Ephеu. Sein Vater, den er um die geheimnisvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, ſagte ihm einſt, daß Dieſes die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehauſt, der nicht bloß die nackteſte Liederlichkeit, ſondern auch unnatürliche Laſter und Blutſchande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch ihm zu Ehren vor ſeinem Altar manchmal hundert Ochſen auf einmal geſchlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer gefloſſen, ſei dort noch vorhanden, und es ſei eben jener Steintrog, den er, ſein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin geſammelten Regenwaſſer ſeine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So ſprach der junge Menſch. Aber der Greis ſtieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuerſten Schmerz verrieth: gebrochen ſank er nieder auf ſeinen Steinſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreiſchte entſetzlich, ſpreizte weit aus ſeine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie beſänftigend.

Ein unheimliches Miſsbehagen ergriff die Schiffer bei dieſem Anblick, ſie verließen ſchleunig die Hütte, und waren froh, als ſie das Geſchluchze des Greiſes, das Gekreiſch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten ſie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannſchaft befand ſich ein ruſſiſcher Gelehrter, Profeſſor bei der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität zu Kaſan, und Dieſer erklärte die Begebenheit für höchſt wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Naſe legend, verſicherte er den Schiffern, der Greis auf der Kaninchen-Inſel ſei unſtreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an ſeiner Seite ſei augenſcheinlich der Adler, der einſt die fürchterlichen Blitze in ſeinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne aller Wahrſcheinlichkeit nach keine andre Perſon ſein, als die Amalthea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Kreta ſäugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Anderſen, und ich geſtehe, dieſe Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufſchlüſſe über das geheime Leid der Walfiſche erregte mein Mitgefühl. Arme große Beſtie! Gegen das ſchnöde Rattengeſindel, das ſich bei dir eingeniſtet und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hilfe, und du muſſt es lebenslang mit dir ſchleppen; und rennſt du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibſt dich an ſeinen Eiskanten — es hilft dir Nichts, du wirſt ſie nicht los, die ſchnöden Ratten, und dabei fehlt dir der Troſt der Religion! An jeder Größe auf dieſer Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter ſelbſt müſſen am Ende ſchmählich zu Grunde gehen. So will es das eiſerne Geſetz des Fatums, und ſelbſt der Höchſte der Unſterblichen muſs demſelben ſchmachvoll ſein Haupt beugen. Er, den Homer beſungen und Phidias abkonterfeit in Gold und Elfenbein: er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erſchüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kalliſto, Jo, Leto, Europa ꝛc. — er muſs am Ende am Nordpol ſich hinter Eisbergen verſtecken und, um ſein elendes Leben zu friſten, mit Kaninchenfellen handeln wie ein ſchäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daſs es Leute giebt, die ſich ſchadenfroh an ſolchem Schauſpiel laben. Dieſe Leute ſind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochſen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiter's geſchlachtet wurden — Freut euch, gerächt iſt das Blut eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen ſind, uns erſchüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unſer frömmigſtes Mitleid. Dieſe Empfindſamkeit verhinderte uns vielleicht, unſrer Erzählung jenen kalten Ernſt zu verleihen, der eine Zierde des Geſchichtſchreibers iſt; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Beſcheidentlich empfehlen wir uns der Nachſicht des Leſers, für welchen wir immer die höchſte Ehrfurcht bezeigten, und ſomit ſchließen wir hier die erſte Abtheilung unſerer Geſchichte der „Götter im Exil.“

IV.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

(1853.)

Vorbemerkung.

Die nachſtehende Pantomime entſtand in derſelben Weiſe wie mein Tanzpoem „Fauſt.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünſchte Derſelbe, daß ich ihm einige Ballettſujets vorſchlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Dekorationen und Koſtümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improviſierte, worunter auch die Diana-Legende, ſchien letztere den Zwecken des geiſtreichen Impreſario's zu entſprechen, und er bat mich, ſogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieſes geſchah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch ſpäterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche ſie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, ſondern um Krähen, die mir überall nachſchnüffeln, zu verhindern, ſich allzu ſtolz mit fremden Pfauenfedern zu ſchmücken. Die Fabel meiner Pantomime iſt nämlich im Weſentlichen bereits im erſten Theile der vorhergehenden Abhandlung enthalten, aus welchem auch mancher Maeſtro Barthel ſchon manchen Schoppen Moſt geholt hat. Dieſe Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetſten Stelle, da ſie ſich unmittelbar dem Sagenkreiſe der „Götter im Exil" anſchließt, und ich mich alſo hier jeder beſondern Bevorwortung überheben kann.

Paris, den 1. März 1854.

Heinrich Heine.

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen Derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine Derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdkoſtüm, wie ſie auch hier als Statue konterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daſs Jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht bloß der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken, und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fernzuhalten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaſſt verzweiflungsvoll ihr Piedeſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daſs die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt — da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und Beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich immer wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piédeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Kommentar bilden von Dem, was ſich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daſs die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik, und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es klingen von draußen üppige Weiſen, Cymbal- und Paukenklänge, und Das iſt Bacchus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen

Satyrn und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu ſeiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Eſel. Tolle, ausgelaſſene Tänze der Satyrn und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geſchmückt, ſchwingen ihre Thyrſen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Poſituren, welche wir auf alten Vaſen und ſonſtigen Basreliefs ſehen. Bacchus ſteigt zu den Liebenden herab und ladet ſie ein, theilzunehmen an ſeinem Freudendienſte. Jene erheben ſich und tanzen einen Zweitanz der trunkenſten Lebensluſt, dem ſich Apollo und Bacchus, nebſt Beider Gefolge, ſo wie auch die Nymphen Diana's, anſchließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothiſchen Ritterburg. Bediente in buntſcheckigen Wappenröcken ſind beſchäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Eſtrade, wo Muſiker zu ſehen, die ihre Inſtrumente probieren. Rechts ein hoher Lehnſeſſel, worauf der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Koſtüm, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich Beide vergeblich, den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodieren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludieren ebenfalls allerlei Zerrmelodien. Draußen Trompetenſtöße, und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife bunte Figuren im überladenſten Mittelalterputz; die Männer kriegeriſch roh und blöde, die Frauen affektiert, ſittſam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt ſich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremoniöſeſten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und ſeine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätiſch germaniſcher Walzer. Es erſcheinen der Kanzler und ſeine Schreiber in ſchwarzer Amtstracht, die Bruſt beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; ſie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr aufs Orcheſter hinaufſpringt und daſſelbe dirigiert; er ſchlägt verhöhnend den Takt. Wieder hört man draußen Trompetenſtöße.

Ein Diener kündigt an, daſs unbekannte Maſken Einlaſs begehren. Der Ritter winkt Erlaubnis; es öffnet ſich im Hintergrunde die Pforte, und herein treten drei Züge vermummter Geſtalten, worunter einige in ihren Händen muſikaliſche Inſtrumente tragen. Der Führer des erſten Zuges ſpielt auf einer Leier. Dieſe Töne ſcheinen in dem Ritter ſüße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert. — Während der erſte Zugführer auf der Leier ſpielt, umtanzt ihn feierlich ſein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Cymbal und Handpauke — Bei dieſen Tönen ſcheinen den Ritter die Gefühle der höchſten Wonne zu durchſchauern; er entreißt einer der Maſken die Handpauke und ſpielt ſelbſt und tanzt dabei, gleichſam ergänzend, die raſend luſtigſten Tänze. — Mit eben ſo wildem, ausſchweifendem Jubel umſpringen ihn die Geſtalten des zweiten Zugs, welche Thyrſusſtäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und die Damen, und gar die Hausfrau weiß ſich vor züchtigem Erſtaunen nicht zu faſſen. Nur der Narr, welcher vom Orcheſter herabſpringt, giebt ſeinen behaglichſten Beifall zu erkennen und macht wollüſtige Kapriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm mit gebieteriſcher Gebärde, ihr zu folgen. Entſetzt und empört ſchreitet die Hausfrau auf jene Maſke los und ſcheint ſie zu fragen, wer ſie ſei. Jene aber tritt ihr ſtolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von ſich, und zeigt ſich als Diana im bekannten Jagdkoſtüm. Auch die andern Maſken entlarven ſich und werfen die verhüllenden Mäntel von ſich; es ſind Apollo und die Muſen, welche den erſten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und ſeine Genoſſen, der dritte beſteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin ſtürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen, und er ſcheint ſie zu beſchwören, ihn nicht wieder zu verlaſſen. Auch der Narr ſtürzt ihr entzückt zu Füßen und beſchwört ſie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelſten Tanz, und giebt dem Ritter durch Gebärden zu erkennen, daſs ſie nach dem Venusberge fahre, wo er ſie ſpäter wiederfinden könne. Die Burgfrau läſst endlich in den tollſten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüſtung freien Lauf, und wir ſehen ein Pas de deux, wo griechiſch heidniſche Götterluſt mit der germaniſch ſpiritualiſtiſchen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites ſatt, wirft der ganzen Verſammlung verachtende Blicke zu, und nebſt ihren

Begleitern entfernt ſie ſich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von ſeiner Gattin, ihren Zofen und ſeiner übrigen Dienerſchaft zurückgehalten — Draußen bacchantiſche Jubelmuſik, im Saale aber dreht ſich wieder der unterbrochene ſteife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantaſtiſche Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorſpringend ſteile Felswand, worin ein großes Portal ſichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnſinniger umher. Er ſcheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beſchwören, ihm ſeine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See ſteigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weiſe. Sie tragen lange weiße Schleier und ſind geſchmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Waſſerreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume ſpringen die Luftgeiſter, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten mit heiterer, ja ausgelaſſener Luſt. Die Undinen entweichen und ſtürzen ſich wieder in den See.

Die Sylphen ſind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen ſie den Ritter. Sie necken ihn, ſie tröſten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet ſich zu ſeinen Füßen der Boden, und es ſtürmen hervor die Erdgeiſter, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen wie erſchrockenes Gevögel. Einige Derſelben flüchten ſich auf die Bäume, wiegen ſich auf den Baumzweigen, und ehe ſie ganz in den Lüften verſchwinden, verhöhnen ſie die Gnomen, welche ſich unten wie wüthend gebärden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und ſcheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der ſie ſelber beſeelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müſſe; ſie halten Waffentanz und ſpreizen ſich wie Weltbeſieger — da erſcheinen plötzlich die Feuergeiſter, die Salamander, und ſchon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angſt wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander ſind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen ſämmtlich große goldene Kronen auf den Häuptern und Scepter und ſonſtige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenſchaft; ſie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgeriſſen in die lodernde Flammenluſt; dieſe hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund in den Lüften die wilde Jagd ſich zeigte. Der Ritter reißt ſich los von den Feuergeiſtern, welche wie Raketen verſprühen und verſchwinden; der Befreite breitet ſehnſüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das iſt Diana. Sie ſitzt auf einem ſchneeweißen Roſs, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Roſſen, die Nymphen der Göttin, ſowie auch die Götterſchar, die wir ſchon als Beſuchende in dem alten Tempel geſehen, nämlich Apollo mit den Muſen und Bacchus nebſt ſeinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelroſſen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, ſowie auch ſchöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält ſeinen Eintritt in die weit ſich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana ſteigt von ihrem Roſs herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauſchten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden. Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daſs Dieſes der berühmte Venusberg ſei, der Sitz aller Üppigkeit und Wolluſt. Sie will ihn wie im Triumphe dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher ſeine Seele im heidniſchen Venusberge ausgeſetzt ſei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör ſchenkt, greift der greiſe Krieger (welcher der treue Eckart genannt iſt) zum Schwerte und fordert Jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angſtbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmiſchung zu ſtören; er wird aber gleich nach den erſten Ausfällen niedergeſtochen. Der treue Eckart wackelt täppiſch zufrieden von dannen, wahrſcheinlich ſich freuend, wenigſtens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Über die Leiche Deſſelben wirft ſich verzweiflungsvoll und troſtlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdiſcher Pallaſt, deſſen Architektur und Ausſchmückung im Geſchmack der Renaiſſance, nur noch weit phantaſtiſcher, und an arabiſche Feenmärchen erinnernd. Korinthiſche Säulen, deren Kapitäler ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Kandelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Üppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Koſtüme dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Kleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dietrich von Bern, König Artus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen Alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe Beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas de deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Gebärden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber Jene zuckt die Achſel, ſie iſt ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft ſich wie wahnſinnig auf den Todten, und benetzt mit Thränen und Küſſen ſeine ſtarren Hände und Füße.

Es wechſelt wieder die Muſik, und ſie verkündet Ruhe und harmoniſche Beſeligung. An der Spitze der Muſen erſcheint zur linken Seite der Scene der Gott Apollo. Aufs Neue wechſelt die

Muſik; bemerkbar wird ihr Übergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Scene erſcheint Bacchus nebſt ſeinem bacchantiſchen Gefolge. Apollo ſtimmt ſeine Leier, und ſpielend tanzt er nebſt den Muſen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieſer Töne erwacht Dieſer gleichſam wie aus einem ſchweren Schlafe, er reibt ſich die Augen, ſchaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in ſeine Todeserſtarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge ſeiner raſendſten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfaſſt eine allmächtige Begeiſterung den Gott der Lebensluſt, er zerſchlägt faſt das Tamburin. Dieſe Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesſchlaf, und er erhebt ſich halben Leibes, langſam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus läſſt ſich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat Dieſer den Trunk genoſſen, als er wie neugeboren vom Boden emporſpringt, ſeine Glieder rüttelt und die verwegenſten und berauſchteſten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin iſt wieder heiter und glücklich, ſie reißt den Thyrſus aus den Händen einer Bacchantin und ſtimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Verſammlung nimmt Theil an dem Glücke der Liebenden, und feiert in wieder fortgeſetzten Quadrillen das Feſt der Auferſtehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Roſenkranz auf das Haupt Diana's und Tannhäuſer's Roſenkranz auf des Ritters Haupt ſetzt. Glorie der Verklärung.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Achter Band.

Franzöſiſche Zuſtände. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Franzöſiſche Zuſtände

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Das Bürgerkönigthum im Jahr 1832.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

IS.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Franzöſiſche Zuſtände.

Das Bürgerkönigthum im Jahr 1832.

Vorrede zur Vorrede 5

Vorrede 14

I. Die antirevolutionäre Geſinnung und die Bauwuth des Königs 45

II. Lafayette und die Republikaner 61

III. Die politiſchen Parteien in Frankreich . . . 81

IV. Die engliſche Ariſtokratie. — Perier und Canning 103

V. Das Juſtemilieu 130

VI. Die Cholerazeit in Paris 161

VII. Abſolute und konſtitutionelle Monarchie. — Die Konſeilpräſidentur 190

VIII. Das Syſtem Caſimir Perier's. — Die Reformbill in England 211

IX. Der Aufſtand der Republikaner 237

Seite

Zwiſchennote zu Artikel IX.

Der Adel in Deutſchland 268

Beilage zu Artikel VI.

Über den Beginn der franzöſiſchen Revolution . 280

Tagesberichte.

Vorbemerkung 301
5. Juni. Der Leichenzug des Generals Lamarque 304
6. Juni. Beginn des Aufſtandes der Republikaner 305
7. Juni. Der Kampf in der Rue St. Martin . 310
8. Juni. Der Belagerungszuſtand 315
10. Juni. Die Maßregeln der Regierung . . . 319
11. Juni. Die Siegesrevue des Königs 323
12. Juni. Armand Carrel 327
17. Juni. Lächerlicher Heroismus des Juſtemilieu 332
7. Juli. Schwierigkeiten der Miniſterwahl . . 336
15. Juli. Republikaner und Karliſten 342

Aus der Normandie.

Havre, 1. Auguſt. Politiſcher Einfluß der Geiſtlichkeit in der Provinz . . 350
Dieppe, 20. Auguſt. Der Tod des Herzogs von Reichſtadt 357
Rouen, 17. September. Karliſtiſche Umtriebe in der Normandie 366

Vorwort des Herausgebers.

Wie Heinrich Heine durch die Aufſätze der drei vorhergehenden Bände die Franzoſen über Deutſchland aufzuklären ſuchte, ſo bemühte er ſich in den Zeitungskorreſpondenzen, welche in den zunächſtfolgenden Bänden geſammelt ſind, ſeinen deutſchen Landsleuten ein möglichſt getreues Bild franzöſiſcher Zuſtände zu liefern. Es bedarf daher kaum einer beſondern Rechtfertigung, wenn wir auch dieſe Aufſätze unter einem entſprechenden Geſammttitel vereinigen.

Der vorliegende Band enthält die Korreſpondenzen Heine's über das Bürgerkönigthum im Jahr 1832, welche zuerſt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit der Überſchrift: „Franzöſiſche Zuſtände“ und unter demſelben Titel gegen Ende jenes Jahres (mit dem Datum „1833“) auch in Buchform erſchienen. Das Originalmanuſkript iſt bei dem Hamburger Brande im Jahr 1842 verloren gegangen; ich habe alſo die Cenſurlücke in der Vorbemerkung zu den „Tagesberichten“ auf S. 303 nicht ergänzen können.

Die Vorrede dieſes Buches wurde von der Cenſur ſo arg verſtümmelt, daſs Heine ſich veranlaſst ſah, zunächſt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Januar 1833 folgende Erklärung zu erlaſſen:

„Bitte.

„Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muſs, empfinde ich mit deſto tieferem Leidweſen jedes Miſsereignis, wodurch das deutſche Publikum verleitet werden dürfte, meine Geſinnungen zu verkennen. Dieſes kann namentlich der Fall ſein beim Erſcheinen der „Franzöſiſchen Zuſtände,“ einem Buche, worin eine Zuſammenſtellung politiſcher Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten ſein ſollte.

„Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne dieſe Vorrede, worin ich die Geſinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet ſind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige Beſprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie ſoll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieſer Vorrede brieflich erhielt und daraus erſah, daſs mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler iſt, daſs durch dieſe Unterdrückungen Alles, was ich ſagte, nicht bloß entſtellt, ſondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden iſt! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entſtehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, dieſe Zeilen abzudrucken.

„Paris, den 1. Januar 1833.

„Heinrich Heine."

Inzwiſchen hatte Heine ſeinen Verleger veranlaſſt, die erwähnte Vorrede in unverkürzter Geſtalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede" begleitet, als beſondere Broſchüre drucken zu laſſen. Aus Beſorgnis vor den Folgen einer cenſurwidrigen Veröffentlichung wurden indeſs auf Wunſch des Verfaſſers ſämmtliche Exemplare noch in der Druckerei eingeſtampft; nur ein Korrekturabzug entging durch einen glücklichen Zufall der Vernichtung, und iſt von mir bei Herausgabe dieſes Bandes benutzt worden. In wenig veränderter Geſtalt erſchien jene Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede“) im Jahre 1833 bei Heideloff in Paris, — unverkürzt, und faſt wörtlich übereinſtimmend mit der franzöſiſchen Verſion, aber (wie aus einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November deſſelben Jahres hervorgeht) wider Willen des Verfaſſers*). Bei der vorliegenden Ausgabe iſt dieſe Faſſung zu Grunde gelegt und durch Ergänzung einzelner Worte aus der franzöſiſchen Ausgabe mit letzterer völlig in Einklang gebracht: die „Vorrede zur Vorrede“ und die irgend erheblichen Varianten der urſprünglichen Faſſung ſind nach dem erwähnten Korrekturabzug beigefügt.

Was nun Heine's Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ betrifft, ſo hat der Verfaſſer bei der nachmaligen Veröffentlichung in Buchform ſich nicht immer darauf beſchränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen ſtiliſtiſch zu verbeſſern, und die von der Redaktion unterdrückten Stellen aus dem Gedächtnis oder nach den Brouillons zu ergänzen, ſondern es ſind von ihm auch manche Ausdrücke und Urtheile weggelaſſen, an die er in ſpäterer Zeit aus einem und dem andern Grunde nicht mehr erinnern, oder die er vielleicht bei reiferer Einſicht überhaupt nicht mehr vertreten wollte. Es ſind dies (namentlich im erſten Theil der „Lutetia“) mehrſtentheils politiſche Prophezeiungen, die ſich ſpäter als unrichtig erwieſen hatten, oder herbe Bemerkungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrſchaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftſteller gefahrvoll war. In einer Geſammtausgabe ſeiner Werke, die auch von der politiſchen Thätigkeit Heine's ein vollſtändiges Bild geben ſoll, durften jedoch ſolche, in einem vielgeleſenen und einfluſsreichen Journal abgedruckte Urtheile nicht fehlen. Ich habe dieſe ſpäter von dem Verfaſſer geſtrichenen Stellen, ſo weit es dem Zuſammenhange nach thunlich war, als durch gradlinige Klammern [ ] bezeichnete Einſchaltungen in den Text aufgenommen; andere Ergänzungen und Varianten fanden in den Anmerkungen ihren Platz.

---

*) „Die famoſe Vorrede,“ heißt es a. a. O., „die ich bei Campe, als ſie ſchon gedruckt war, zu zernichten gewußt, iſt ſpäter nur durch den preußiſchen Spion K . . . . . . in die Welt gekommen.“

Indem ſelbſtverſtändlich bei Anordnung des Textes immer die vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe letzter Hand als maßgebend betrachtet, daneben aber die frühere Verſion in klar unterſcheidbarer Weiſe mitgetheilt ward, iſt es dem Leſer leicht gemacht, Heine's Anſichten über politiſche Gegenſtände und Perſonen zu zwei verſchiedenen Lebensperioden mit einander zu vergleichen.

Die eingeklammerten Ergänzungen des vorliegenden Bandes finden ſich auf S. 49, 50, 51—53, 76, 99, 129, 131, 211, 212, 213, 305, 325, 329—330, 333, 338—340, 347—348 und 353. Für unnöthig hielt ich es, die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ hie und da vorgenommenen Milderungen und Abſchwächungen einzelner Ausdrücke zu vermerken, welche beiläufig nur die Form, niemals den Sinn der Worte berühren. Der Redakteur jenes Journals hat freilich manchen Heine'ſchen Aufſatz, der mit der Tendenz ſeines Blattes in Widerſpruch ſtand, zurückgewieſen (ſo wurden Artikel IX. nebſt Zwiſchennote und die Beilage zu Artikel VI. des vorliegenden Bandes niemals in der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt), aber das Aufgenommene ward dem Publikum ſo unverfälſcht geboten, wie unter den beſtehenden Cenſurverhältniſſen irgend möglich war.

Die franzöſiſche Ausgabe dieſes Buches erſchien, unter dem Titel: „De la France,“ zuerſt im Jahr 1833 (Paris, Eugène Renduel). Sie war eingeleitet durch ein „Avertissement de l'éditeur,“ das, außer einigen biographiſchen Notizen, die Überſetzung mehrer Stellen aus der Vorrede zu „Kahldorf über den Adel,“ aus den „Engliſchen Fragmenten“ und dem letzten Band der „Reiſebilder“ enthielt. Am Schluſſe des Buches war Heine's Bericht über die Pariſer Gemäldeausſtellung vom Jahr 1831 auszugsweiſe angehängt; dagegen fehlten die Beilage zu Artikel VI., die meiſten Tagesberichte und ein Theil der Briefe aus der Normandie. Die von Henri Julia nach dem Tode des Dichters beſorgte neue Ausgabe des Buches in den „Oeuvres complètes de Henri Heine“ hat mancherlei weitere, zum Theil willkürliche Ausſcheidungen erfahren; die Zwiſchennote zu Artikel IX und zahlreiche andere Stellen ſind geſtrichen. Die dadurch entſtandene Lücke ward durch Aufnahme der an Lewald gerichteten Briefe über das franzöſiſche Theater ergänzt. — Das Motto: „Vive la France! quand même —“ fehlt in der älteren wie in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Die Ergänzungen aus letzterer ſind folgende:

S. 18 die noch mit Erſtaunen warten — ſondern um die Ehre.

S. 25, Zeile 2 geduldſamſte.

S. 27, Zeile 13 harmloſe.

S. 71, Zeile 4—5 erobernden.

S. 141—142 Die hübſche Dame — aus einem Bilde von Rubens hervorgeſchritten.

Franzöſiſche Zuſtände.

9

Das Bürgerkönigthum

im Jahr 1832.

Vive la France! quand même —

Vorrede zur Vorrede.

Wie ich vernehme, iſt die Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden“ in einer ſo verſtümmelten Geſtalt erſchienen, daſs mir wohl die Pflicht obliegt, ſie in ihrer urſprünglichen Ganzheit herauszugeben. Indem ich nun hier einen beſondern Abdruck davon liefere, bitte ich mir keineswegs die Abſicht beizumeſſen, als wollte ich die jetzigen Machthaber in Deutſchland ganz beſonders reizen oder gar beleidigen. Ich habe vielmehr meine Ausdrücke, ſo viel es die Wahrheit erlaubte, zu mäßigen geſucht. Ich war deſshalb nicht wenig verwundert, als ich merkte, daſs man jene Vorrede in Deutſchland noch immer für zu herbe gehalten. Lieber Gott! was ſoll Das erſt geben, wenn ich mal dem freien Herzen erlaube, in entfeſſelter Rede ſich ganz frei auszuſprechen! Und es kann dazu kommen. Die widerwärtigen

Nachrichten, die täglich über den Rhein zu uns herüberſeufzen, dürften mich wohl dazu bewegen. Vergebens ſucht ihr die Freunde des Vaterlands und ihre Grundſätze in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, indem ihr dieſe als „franzöſiſche Revolutionslehren“ und Jene als „franzöſiſche Partei in Deutſchland“ verſchreit: denn ihr ſpekuliert immer auf Alles, was ſchlecht im deutſchen Volke iſt, auf Nationalhaß, religiöſen und politiſchen Aberglauben, und Dummheit überhaupt. Aber ihr wiſſt nicht, daß auch Deutſchland nicht mehr durch die alten Kniffe getäuſcht werden kann, daß ſogar die Deutſchen gemerkt, wie der Nationalhaß nur ein Mittel iſt, eine Nation durch die andere zu knechten, und wie es überhaupt in Europa keine Nationen mehr giebt, ſondern nur zwei Parteien, wovon die eine, Ariſtokratie genannt, ſich durch Geburt bevorrechtet dünkt und alle Herrlichkeiten der bürgerlichen Geſellſchaft uſurpiert, während die andere, Demokratie genannt, ihre unveräußerlichen Menſchenrechte vindiciert und jedes Geburtsprivilegium abgeſchafft haben will, im Namen der Vernunft. Wahrlich, ihr ſolltet uns die himmliſche Partei nennen, nicht die franzöſiſche: denn jene Erklärung der Menſchenrechte, worauf unſere ganze Staatswiſſenſchaft baſiert iſt, ſtammt nicht aus Frankreich, wo ſie freilich am glorreichſten proklamiert worden, nicht einmal aus Amerika, woher ſie Lafayette geholt hat, ſondern ſie ſtammt aus dem Himmel, dem ewigen Vaterland der Vernunft.

Wie muſs euch doch das Wort „Vernunft“ fatal ſein! Gewiſs eben ſo fatal wie den Erbfeinden derſelben, den Pfaffen, deren Reich ſie ebenfalls ein Ende macht, und die in der gemeinſchaftlichen Noth ſich mit euch verbündet.

Der Ausdruck „franzöſiſche Partei in Deutſchland“ ſchwebt mir heute vorherrſchend im Sinn, weil er mir dieſen Morgen in dem neueſten Hefte des Edinburgh Review beſonders auffiel. Es war bei Gelegenheit einer Charakteriſtik der Gedichte des Herrn Uhland, des guten Kindes, und der meinigen, des böſen Kindes, das als ein Häuptling „der franzöſiſchen Partei in Deutſchland“ dargeſtellt wird. Wie ich merke, iſt Dergleichen nur ein Echo deutſcher Zeitſchriften, die ich leider hier nicht ſehe. Kann ich ſie aber jetzt nicht beſonders würdigen, geſchieht es ein andermal zum allgemeinen Beſten. Seit zehn Jahren ein beſtändiger Gegenſtand der Tageskritik, die entweder pro oder contra, aber immer mit Leidenſchaft meine Schriften beſprochen, darf man mir wohl eine hinlängliche Indifferenz in Betreff gedruckter Urtheile über mich zutrauen; wenn ich daher, was ich bisher nie gethan habe, ſolche Beſprechungen jetzt manchmal erwähnen werde, ſo wird man hoffentlich wohl einſehen, daſs nicht die perſönlichen Empfindlichkeiten des Schriftſtellers, ſondern die allgemeinen Intereſſen des Bürgers das Wort hervorrufen. Leider ſind jetzt, wie geſagt, außer den politiſchen Blättern, ſehr wenig deutſche Tageserzeugniſſe in Paris ſichtbar. Ich vermiſſe ſie ungern, in jeder Hinſicht. Wahrlich, in dieſer grandioſen Stadt, wo alle Tage ein Stück Weltgeſchichte tragiert wird, wäre es pikant, ſich manchmal gegenſätzlich mit unſerer heimiſchen Miſère zu beſchäftigen. Ein junger Mann hat mir jüngſt geſchrieben, daſs er voriges Jahr einige Schmähungen gegen mich drucken laſſen, welches ich ihm nicht übel nehmen möchte, da ihn meine antinationale Geſinnung in Leidenſchaft geſetzt, und er im patriotiſchen Zorne ſeiner Worte nicht mächtig war; dieſer junge Mann hätte auch ſo artig ſein ſollen, mir ein Exemplärchen ſeines Opus mitzuſchicken. Er ſcheint zu der böotiſchen Partei in Deutſchland zu gehören, deren Unmuth gegen „die franzöſiſche Partei" ſehr verzeihlich iſt; ich verzeihe ihm von Herzen. Es wäre mir aber wirklich lieb geweſen, wenn er mir das Opus ſelbſt geſchickt hätte. Da lob' ich mir die ſodomitiſche Partei in Deutſchland, die mir ihre

Schmähartikel immer ſelbſt zuſchickt, und manchmal ſogar hübſch abgeſchrieben, und, was am löblichſten iſt, immer poſtfrei. Dieſe Leute hätten aber nicht nöthig, ſo viele Vorſichtsmaßregeln zu nehmen, damit ihre Anonymität bewahrt bleibe. Trotz der verſtellten Schreibweiſe erkenne ich doch immer die namenloſen Verfaſſer dieſer namenloſen Niederträchtigkeiten, ich kenne dieſe Leute am Stil — „Cognosco stilum curiae romanae!“ rief der edle Geſchichtſchreiber des tridentiniſchen Konciliums, als der feige Dolch des Meuchelmörders ihn von hinten traf.

Außer der ſodomitiſchen und böotiſchen, iſt aber auch die abderitiſche Partei in Deutſchland gegen mich aufgebracht. Es ſind da nicht bloß meine franzöſiſchen Principien, was die Meiſten derſelben gegen mich anreizt. Da giebt's zuweilen noch edlere Gründe. Z. B. ein Häuptling der abderitiſchen Partei, der ſeit vielen Jahren unaufhörlich in Schimpf und Ernſt gegen mich loszieht, iſt nur ein Champion ſeiner Gattin, die ſich von mir beleidigt glaubt, und mir den Untergang geſchworen hat. Solcher Todeshaß ſchmerzt mich ſehr, denn die Dame iſt ſehr liebenswürdig. Sie hat ſehr viele Ähnlichkeit mit der mediceiſchen Venus, ſie iſt nämlich ebenfalls ſehr alt, hat ebenfalls keine Zähne; ihr Kinn, wenn ſie ſich raſiert hat, iſt eben ſo glatt wie das Kinn jener marmornen Göttin: auch geht ſie faſt eben ſo nackt wie Dieſe, und zwar um zu zeigen, daſs ihre Haut nicht ganz gelb ſei, ſondern hie und da auch einige weiße Flecken habe. Vergebens habe ich dieſer liebenswürdigen Dame die verſöhnlichſten Artigkeiten geſagt, z. B. daſs ich ſie beneide, weil ſie ſich nur zweimal die Woche zu raſieren braucht, während ich dieſe Operation alle Tage erdulden muſs, daſs ich ſie für die tugendhafteſte von allen Frauen halte, die keine Zähne haben, daſs ich ihr Herz zu beſitzen wünſche, und zwar in einer goldenen Kapſel — vergebens, hier half keine Begütigung! Die Unverſöhnliche haſſt mich zu ſehr, und wie einſt Iſabella von Kaſtilien das Gelübde that, nicht eher ihr Hemd zu wechſeln, als bis Granada gefallen ſei, ſo hat jene Dame ebenfalls geſchworen, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, als bis ich, ihr Feind, zu Boden liege. Nun ſetzt ſie alle Skribler gegen mich in Bewegung, namentlich ihren armen Gatten, den wahrlich das iſabellenfarbige Hemd ſeiner Ehehälfte nicht wenig inkommodiert, beſonders im Sommer, wo die Holde dadurch noch anmuthiger als gewöhnlich duftet — ſo daſs er manchmal, wie wahnſinnig, aus dem Bette ſpringt, und nach dem Schreibtiſche ſtürzt, und mich ſchnell zu Grunde ſchreiben will.

Das Brockhauſiſche Konverſationsblatt enthält im Sommer weit mehr Schmähartikel gegen mich als im Winter.

Verzeih, lieber Leſer, daſs dieſe Zeilen dem Ernſte der Zeit nicht ganz angemeſſen ſind. Aber meine Feinde ſind gar zu lächerlich! Ich ſage Feinde, ich gebe ihnen aus Kourtoiſie dieſen Titel, obgleich ſie meiſtens nur meine Verleumder ſind. Es ſind kleine Leute, deren Haſs nicht einmal bis an meine Waden reicht. Mit ſtumpfen Zähnen nagen ſie an meinen Stiefeln. Das bellt ſich müd da unten.

Miſslicher iſt es, wenn die Freunde mich verkennen. Das dürfte mich verſtimmen, und wirklich, es verſtimmt mich. Ich will es aber nicht verhehlen, ich will es ſelber zur öffentlichen Kunde bringen, daſs auch von Seiten der himmliſchen Partei mein guter Leumund angegriffen worden. Dieſe hat jedoch Phantaſie, und ihre Inſinuationen ſind nicht ſo platt proſaiſch wie die der böotiſchen, ſodomitiſchen und abderitiſchen Partei. Oder gehörte nicht eine große Phantaſie dazu, daſs man mich in jüngſter Zeit der antiliberalſten Tendenzen bezichtigte und der Sache der Freiheit abtrünnig glaubte? Eine gedruckte Äußerung über dieſe angeſchuldete Abtrünnigkeit fand ich dieſer Tage in einem Buche, betitelt: „Briefe eines Narren an eine Närrin.“ *) Ob des vielen Guten und Geiſtreichen, das darin enthalten iſt, ob der edlen Geſinnung des Verfaſſers überhaupt, verzeih' ich dieſem gern die mich betreffenden böſen Äußerungen; ich weiß von welcher Himmelsgegend ihm Dergleichen zugeblaſen worden, ich weiß, woher der Wind pfiff. Da giebt es nämlich unter unſeren jakobiniſchen Enragés, die ſeit den Juliustagen ſo laut geworden, einige Nachahmer jener Polemik, die ich während der Reſtaurationsperiode mit feſter Rückſichtsloſigkeit und zugleich mit beſonnener Selbſtſicherung geführt habe. Jene aber haben ihre Sache ſehr ſchlecht gemacht, und ſtatt die perſönlichen Bedrängniſſe, die ihnen daraus entſtanden, nur ihrer eigenen Ungeſchicklichkeit beizumeſſen, fiel ihr Unmuth auf den Schreiber dieſer Blätter, den ſie unbeſchädigt ſahen. Es ging ihnen wie dem Affen, der zugeſehen hatte, wie ſich ein Menſch raſierte. Als Dieſer nun das Zimmer verließ, kam der Affe und nahm das Barbierzeug wieder aus der Schublade hervor, und ſeifte ſich ein und ſchnitt ſich dann die Kehle ab. Ich weiß

---

*) Von Karl Gutzkow, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832. Die betreffende Stelle findet ſich auf S. 75 des Buches.

Der Herausgeber.

nicht, in wie weit jene deutſchen Jakobiner ſich die Kehle abgeſchnitten; aber ich ſehe, daſs ſie ſtark bluten. Auf mich ſchelten ſie jetzt. Seht, rufen ſie, wir haben uns ehrlich eingeſeift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich mit dem Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernſt beim Gebrauche des Meſſers, er ſchneidet ſich nie, er wiſcht ſich ruhig die Seife ab, und pfeift ſorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabſchneider, die es ehrlich meinen.

Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geſchnitten.

Paris, Ende November 1832.

Heinrich Heine.

Vorrede.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daſs die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und Diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar Nichts merken.“ Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich nach dem Begehr des Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt und nach Willkür umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irrthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs beſtimmteſte zu erklären, daſs ich ſeit zwei Jahren in keinem politiſchen Journal Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändnis der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daſs die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haſs und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Miſstrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haſs meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daſs ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muſs. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brot betteln, als daſs ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutſchen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen, betrogen worden zu ſein von Jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „wie Alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müſſten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſahen, daſs man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne . . .“ Ja, wir ſind wieder Düpes geworden, und wir müſſen eingeſtehen, daſs die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorberen eingeerntet. In der That, wir ſind die Beſiegten, und, ſeit die heroiſche Überliſtung auch officiell beurkundet worden, ſeit der Promulgation der deplorabeln Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor, wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

Nie iſt ein Volk von ſeinen Machthabern grauſamer verhöhnt worden. Nicht bloß, daſs jene Bundestagsordonnanzen vorausſetzen, wir ließen uns Alles gefallen — man möchte uns dabei noch einreden, es geſchehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn ihr aber auch mit Zuverſicht auf knechtiſche Unterwürfigkeit rechnen durftet, ſo hattet ihr doch kein Recht, uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die Nichts gelernt haben als ein biſschen Roſstäuſcherei, Volteſchlagen, Becherſpiel oder ſonſtige plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann — Dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Dieſe unverdiente Beleidigung, daſs ihr uns für noch dümmer gehalten als ihr ſelber ſeid, und euch einbildet, uns täuſchen zu können, Das iſt die ſchlimmere Beleidigung, die ihr uns zugefügt in Gegenwart der umſtehenden Völker, die noch mit Erſtaunen warten, was wir thun werden. Es handelt ſich jetzt nicht mehr, ſagen ſie, um die Freiheit, ſondern um die Ehre.

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Kamarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch durch Zwang aller Art von Öſtreich und Preußen embauchiert worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. Früh oder ſpät ernten ſie die bitteren Früchte der böſen Saat. Die Thoren, ſie ſind noch eiferſüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einſieht, daſs ſie am Ende von Öſtreich und Preußen mediatiſiert werden, iſt all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück ſeines

Ländchens abgewinnt. Wahrlich, ſie gleichen jenen Dieben, die, während man ſie nach der Hängſtätte führt, ſich noch unter einander die Taſchen beſtehlen.

Wir können ob der Großthaten des Bundestags nur die beiden abſoluten Mächte, Öſtreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit ſie gemeinſchaftlich unſere Erkenntlichkeit in Anſpruch nehmen, kann ich nicht beſtimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Öſtreich wieder das Gehäſſige jener Großthaten auf die Schulter ſeines weiſen Bundesgenoſſen zu wälzen gewuſſt.

In der That, wir können gegen Öſtreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daſs wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Öſtreich war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndt's Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wuſſte immer, wie man mit ihm dran war, man wuſste, daſs man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnadige Blicke täuſchte, noch durch Privatmaliceen empörte. Man wuſste, daſs er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern groſsartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Öſtreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Öſtreich gegen die Reformation geſtritten; es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht bloſs die Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Antoinette in den Tuilerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Luiſe, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuilerien den Kampf unterlaſſen und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamieren. Aber bis jetzt iſt es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karl's des Großen zu erfaſſen und zu dem Raub ſo vieler polniſcher und ſächſiſcher Kleinodien in den Sack zu ſtecken. Noch hängt die Krone Karl's des Großen viel zu hoch, und ich zweifle ſehr, ob ſie je herabſinkt auf das witzige Haupt jenes goldgeſpornten Prinzen, dem ſeine Barone ſchon jetzt, als dem künftigen Reſtaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr, Se. königliche Hoheit wird, ſtatt eines Nachfolgers Karl's des Großen, nur ein Nachfolger Karl's X. und Karl's von Braunſchweig.

Es iſt wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgnis dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir miſsfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüffe unter den Staaten.

Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin ſich Preußen ſo ſchön zu drapieren gewuſſt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Deſpotismus, die darunter verborgen war. Dieſe heilſame Enttäuſchung verdankt Deutſchland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen dieſe edelſten

Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchleriſch*). Der Geſchichtſchreiber wird vor innerem Abſcheu keine Worte finden können, wenn er etwa erzählen ſoll, was ſich zu Fiſchau begeben hat; jene unehrlichen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beſchreiben müſſen — —**) ich höre das rothe Eiſen ſchon ziſchen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängſt las ich in der Allgemeinen Zeitung, daſs der Geheime Regierungsrath Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommée eines königlich preußiſchen Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzu unterdrückungsſüchtige Strenge ſich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet, und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch

---

*) „das Berliner Kabinett — ich will des Volks wegen nicht Preußen ſagen — an Polen gehandelt hat." ſchließt dieſer Satz in der urſprünglichen Faſſung.

Der Herausgeber.

**) „Und Der wird ſich ſchon dazu finden, und ich höre ſchon das rothe Eiſen ziſchen auf dem mageren Rücken des Berliner Kabinetts!" ſchließt dieſer Satz in der urſprünglichen Faſſung.

Der Herausgeber.

Kourant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der uckermärk'ſchen Kamarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So geringfügig auch dieſes kleine Begebnis ausſieht, ſo iſt es eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſieren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen unter den Linden ſpazieren ſehen; ich ſah ihn mal auf dem Katheder, als er den Tod Ludwig's XVI. vortrug und dabei einige königlich preußiſche Amtsthränen vergoß; dann habe ich in einem Damenalmanach ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne ebenfalls ſeine „Briefe aus Paris," worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt. Es iſt durchaus ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht. Von allen mittelmäßigen Schriftſtellern iſt er noch der beſte *), und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz, und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der

---

*) Hier findet ſich in der urſprünglichen Faſſung noch der Zwiſchenſatz: „er iſt gar nicht ſo ledern, wie er ausſieht."

Der Herausgeber.

mit gelehrter Makulatur umwickelt iſt. Ich wiederhole, es iſt das friedlebigſte, geduldſamſte Geſchöpf, das ſich immer ruhig von ſeinen Vorgeſetzten die Säcke aufladen ließ und gehorſam damit zur Amtsmühle trabte, und nur hie und da ſtill ſtand, wo Muſik gemacht wurde. Wie ſchnöde muß ſich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungsluſt gezeigt haben, wenn ſogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor und rappelköpfiſch wurde, und nicht weiter traben wollte, und ſogar in menſchlicher Sprache zu ſprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte geſehen, der im Wege ſteht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht ſehen? Ach! ſie gaben dem armen Geſchöpfe die wohlgemeinteſten Tritte und ſtacheln es mit ihren goldenen Sporen und haben es ſchon zum dritten Male geſchlagen. Das Volk der Boruſſen aber — und daraus kann man ſeinen Zuſtand ermeſſen — pries ſeinen Friedrich von Raumer als einen Ajax der Freiheit*).

Dieſer königlich preußiſche Revolutionär wird nun dazu benutzt, eine Apologie des Verfahrens gegen Polen zu ſchreiben und das Berliner Kabinett in der öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

---

*) „als einen Ajax, der für die Freiheit kämpft, gleich einem — Löwen. Dieſer Löwe, dieſes furchtbare Thier der Berliner Regierungsmenagerie, dieſer königlich preußiſche ꝛc.“ hieß es in der urſprünglichen Faſſung. Der Herausgeber.

Dieſes Preußen, wie es verſteht ſeine Leute zu gebrauchen! Es weiß ſogar von ſeinen Revolutionären Vortheil zu ziehen. Zu ſeinen Staatskomödien bedarf es Komparſen von jeder Farbe. Es weiß ſogar trikolor geſtreifte Zebras zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren ſeine wüthendſten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen, daſs ganz Deutſchland preußiſch werden müſſe. Hegel muſste die Knechtſchaft, das Beſtehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher muſste gegen die Freiheit proteſtieren und chriſtliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrucht iſt dieſe Benutzung von Philoſophen und Theologen, durch deren Einfluſs man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott ſich öffentlich zu entehren. Wie manch ſchöner Name, wie manch hübſches Talent wird da zu Grunde gerichtet für die nichtswürdigſten Zwecke! Wie ſchön war der Name Arndt's, ehe er auf höheres Geheiß jenes ſchäbige Büchlein geſchrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündiſch wie ein wendiſcher Hund die Sonne des Julius anbellt. Stägemann, ein Name beſten Klanges, wie tief iſt er geſunken, ſeit er Ruſſenlieder gedichtet! Mag es ihm die Muſe verzeihen, die einſt mit heiligem Kuſs zu beſſeren Liedern ſeine Lippen geweiht hat*). Was ſoll ich von Schleiermacher ſagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe! Er war einſt ein beſſerer Ritter, und war ſelbſt ein Adler, und gehörte zur erſten Klaſſe. Aber nicht bloß die Großen, ſondern auch die Kleinen werden ruiniert. Da iſt der arme Ranke, den die preußiſche Regierung einige Zeit auf ihre Koſten reiſen laſſen, ein hübſches Talent, kleine hiſtoriſche Figürchen auszuſchnitzeln und pittoreſk neben einander zu kleben, eine harmloſe gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen, ein unſchuldiger Menſch, den ich, wenn ich mal heirathe, zu meinem Hausfreund wähle, und der gewiſs auch liberal — Dieſer muſste jüngſt in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeſchlüſſe drucken laſſen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Ähnliches thun müſſen, und ſind doch ganz liberale Leute**).

---

*) Statt der beiden folgenden Sätze heißt es in der urſprünglichen Faſſung: „Schleiermacher lebt nur noch als ein Spottbild unſerer Verachtung." Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in der urſprünglichen Faſſung. Der Herausgeber.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtſinn das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgiebt, weil ſie den Kern eines Granatapfels dort genoſſen, ſo geben jene Jeſuiten keinen Menſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or: — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs im oberweltlichen Lichte zuzubringen; — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns anderen Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal: doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſkurantismus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeſchlüſſe.

Letztere, die Bundestagsbeſchlüſſe, kann ich nicht unbeſprochen laſſen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geſchehen, ihre Illegalität zu erweiſen ſuchen. Da ich wohl weiß, von welchen Leuten die Urkunde, worauf ſich jene Beſchlüſſe berufen, verfertigt worden iſt, ſo zweifle ich keineswegs, daſs dieſe Urkunde, nämlich die Wiener Bundesakte, zu jedem deſpotiſchen Gelüſte die legalſten Befugniſſe enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meiſterwerk der edlen Junkerſchaft wenig Gebrauch gemacht, und ſein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig ſein. Nun es aber ins rechte Tageslicht geſtellt wird, dieſes Meiſterſtück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befeſtigt werden kann, die Fußangeln, die verſteckten Halseiſen, Daumenſchrauben, kurz, nun die ganze künſtliche, durchtriebene Arbeit allgemein ſichtbar wird: jetzt ſieht Jeder, daſs das deutſche Volk, als es für ſeine Fürſten Gut und Blut geopfert und den verſprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen ſollte, aufs heilloſeſte getäuſcht worden, daſs man ein freches Gaukelſpiel mit uns getrieben, daſs man, ſtatt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtſchaft ausgefertigt hat*).

---

*) Während der folgende Abſatz in der urſprünglichen Faſſung fehlt, ſchließt dort obiger Satz mit den Worten: „und daſs die Verfertiger dieſer inofficioſen, trügeriſchen und daher null und nichtigen Urkunde, als treuloſe Mandatarien, des gemiſsbrauchten Volksvertrauens anklagbar und ſchuldig ſind!“
Der Herausgeber.

Kraft meiner akademiſchen Befugnis als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichſt, daſs eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig iſt; kraft meiner Pflicht als Bürger proteſtiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine Anklage, und klage ſie an des gemiſsbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke — ich klage ſie an!

Armes Volk der Deutſchen! Damals, während ihr euch ausruhtet von dem Kampfe für eure Fürſten, und die Brüder begrubet, die in dieſem Kampfe gefallen, und euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd euer Blut noch rinnen ſaht aus der vollen Bruſt, die ſo voll Freude und Vertrauen war, ſo voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürſten, ſo voll Vertrauen auf die menſchlich heiligen Gefühle der Dankbarkeit — damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkſtätten der Ariſtokratie, ſchmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürſt, der ſeinem Volke am meiſten Dank ſchuldig war, der deſshalb ſeinem

Volke eine repräſentative Verfaſſung, eine volksthümliche Konſtitution, wie andere freie Völker ſie beſitzen, in jener Zeit der Noth verſprochen hat, ſchwarz auf weiß verſprochen und mit den beſtimmteſten Worten verſprochen hat, dieſer Fürſt hat jetzt jene anderen deutſchen Fürſten, die ſich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfaſſung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treuloſigkeit zu verführen gewuſſt, und er ſtützt ſich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutſchen Konſtitutionen zu vernichten, — er, welcher, ohne zu erröthen, das Wort „Konſtitution“ nicht einmal ausſprechen dürfte!

Ich rede von Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen *).

---

*) Statt obigen Satzes heißt es in der urſprünglichen Faſſung: „Ich rede von Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen, Landesherr am Rhein, dem ich, nebſt noch einigen Millionen anderer Rheinländer, im Jahr der Gnade 1815 als Unterthan übergeben worden. Man hat freilich meine Einwilligung dazu nicht gefordert, wie ſich wohl gebührte; man vertauſchte mich, glaub' ich, gegen einen armen Oſtfrieſen, den ich nie geſehen habe, der mich in ſeine ehemaligen königlich preußiſchen Unterthanengefühle nie eingeweiht hat, und der vielleicht durch jenen Tauſch ſo unglücklich geworden, daß er jetzt als Hannoveraner begraben liegt. Ich jedoch bin wahrhaftig durch jene

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und auch wohl immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daſs ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzu harten Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Kabinett ich eben ſo unumwunden beſprochen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daſs Friedrich Wilhelm III. als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück und, was viel ſeltener iſt, milde im Glücke gezeigt. Er iſt von keuſchem Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslich guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarewna, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Übel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der

---

Einpreußung nicht glücklich geworden, und Alles, was ich dabei gewonnen habe, iſt das Recht, jenen Monarchen unterthänigſt daran zu erinnern, daſs er uns, ſeinem Verſprechen gemäß, eine repräſentative Verfaſſung huldreichſt angedeihen laſſe.“ Der Herausgeber.

König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole — ach! ich wollte, er glaubte an Jupiter, den Vater der Götter, der den Meineid rächt, und er gäbe uns endlich die verſprochene Konſtitution.

Oder iſt das Wort eines Königs nicht ſo heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelm's rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11,227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sanssouci habe aus Geldnoth die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen proceſſiert hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmal preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. Das iſt Alles ſehr hübſch und löblich — aber wo bleibt die verſprochene Konſtitution, worauf das preußiſche Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So lange der König von Preußen dieſe heiligſte „Obligatio“ nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.

Ich weiß ſehr gut, die literariſchen Lohnlakaien behaupten, der König von Preußen habe jene Konſtitution nur der eignen Laune halber verſprochen, ein Verſprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumſtänden geweſen ſei. Die Thoren! ohne Gemüth, wie ſie ſind, fühlen ſie nicht, daſs die Menſchen, wenn man ihnen vorenthält, was man ihnen von Rechtswegen ſchuldig iſt, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen Das verſagt, was man ihnen aus bloßer Liebe verſprochen hat; denn in ſolchem Falle wird auch unſere Eitelkeit gekränkt, indem wir ſehen, daſs wir Demjenigen, der uns aus freiem Willen Etwas verſprach, nicht mehr ſo viel werth ſind.

Oder war es wirklich nur eigne Laune, ganz unabhängig von den Zeitumſtänden, was den König von Preußen einſt bewogen hätte, ſeinem Volke eine freie Konſtitution zu verſprechen? Er hatte alſo auch nicht einmal damals die Abſicht, dankbar zu ſein? Und er hatte doch ſo viel Grund dazu: denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er muſſte verzweifeln ob der Inſolenz, womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber, wie geſagt, er fand Troſt im Chriſtenthum, welches wahrlich die beſte Religion iſt nach einer verlorenen Schlacht. Ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilandes; auch er konnte damals ſagen: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ und er vergab ſeinen Feinden, welche mit viermal hunderttauſend Mann ganz Preußen beſetzt hielten*). Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daſs er an Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm III. allzu viel denken konnte, er hätte Dieſen gewiſs gänzlich in Ruheſtand geſetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volks in dieſer Fürſten-Emeute unterlag und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab, da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und ab ging und es ihm in den Sinn kam, daſs er den Papſt kajoliert und vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten, dann knirſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

---

*) Der Anfang des obigen Abſatzes heißt in der urſprünglichen Faſſung: „Ich kann aber jene Vertreter des Wortbruchs durch ein gutes Dokument widerlegen — es iſt das Bulletin der Schlacht bei Jena. Wahrhaftig, traurig genug war der Zuſtand des Königs von Preußen, worin er damals gerathen, und woraus ihn ſein Volk gerettet, dem er zum Dank eine freie Verfaſſung zuſagte. Wie tief herunter gekommen war er damals, als er zu Königsberg privatiſierte und Nichts als Lafontaine'ſche Romane las!“

Der Herausgeber.

Napoleon iſt jetzt todt und liegt wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel St. Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht ihr nicht zu fürchten; denn ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt, könnt ihr kaufen, und was ſterblich iſt, könnt ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daſs die Königin von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt — ihr hättet ſie bis aufs Hemd enträthſelt. Dann habt ihr auch eiſerne Töpfe, worin ihr Diejenigen einſperren könnt, die euch Etwas zu rathen aufgeben, wovon ihr Nichts wiſſen wollt, und ihr könnt ſie verſiegeln und ins Meer der Vergeſſenheit verſenken — Alles wie König Salomo. Gleich Dieſem, verſteht ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wiſſt Alles, was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und miſsfällt euch der Geſang eines Vogels, ſo habt ihr eine große Schere, womit ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet, und, wie ich höre, wollt ihr euch eine noch größere Schere anſchaffen für Die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt ihr die klügſten Vögel in eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nämlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt euer Großvezier, und er iſt der geſcheiteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deſshalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden ſie ausgebrütet. Hut-Hut, der accreditierte Wiedehopf, läuft unterdeſſen über den märkiſchen Sand, mit den pfiffigſten Depeſchen im Schnabel*). Ihr braucht euch nicht zu fürchten.

Nur vor Eins möchte ich euch warnen, nämlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte, womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte, die eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen, jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten Geiſtererſcheinungen; aber ſie wuſſten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andere, die, vertraut mit der geheimnisvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüſſten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten, Dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wiſſen nicht, wie man die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen; wir wiſſen nicht, wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt; wir fürchteten uns.

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Verlaſſt euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und ihr ahnet nicht, daſs es euer Verderber iſt, welcher euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren euer Zwergfell erſchüttert. Graut euch nicht manchmal, wenn euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Demuth umwedeln, und euch plötzlich in den Sinn kommt: Das iſt vielleicht eine Liſt; dieſer Elende*), der ſich ſo blödſinnig abſolutiſtiſch, ſo viehiſch gehorſam gebärdet, Der iſt vielleicht ein geheimer Brutus? Habt ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die ihr des Tags zufällig kriechen geſehen*)? Ängſtigt euch nicht! Ich ſcherze nur, ihr ſeid ganz ſicher. Unſere dummen Teufel von Servilen verſtellen ſich durchaus nicht. Sogar der Jarke iſt nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Nar-

---

*) „dieſer obſkure Jarke,“ heißt es in der urſprünglichen Faſſung. Der Satz endet daſelbſt mit den Worten:

„ein geheimer Brutus, der ſich verſtellt, und dem Königthum ein Ende machen will?" Der Herausgeber.

*) Statt mit den oben nachfolgenden Zeilen, ſchließt dieſer Abſatz in der urſprünglichen Faſſung: „Iſt es wahr, was man in Sachſen erzählt, daſs dem Könige mal geträumt habe, er ſtände vor Whitehall und ſähe, wie Karl Stuart geköpft wurde; da ſei dem verlarvten Henker plötzlich die Maſke abgefallen, und der König erkannte mit Entſetzen das Geſicht des Leipziger Cenſors, eines alten Schuften, Namens Daniel Beck? — Fürchtet jedoch nicht dieſe Würmer! Der römiſch apoſtoliſch katholiſche Prediger des Abſolutismus, Herr Jarke, ſpielt die Rolle eines Brutus nur zur Hälfte, nämlich bis vor dem Tod der Lukretia, und der zitternde alte Schuft von Leipzig mit ſeiner Richtſchere hat nur den Muth, einem Gedanken den Kopf abzuſchneiden. Wenn es der Knecht nicht iſt, iſt es etwa der Narr?

„Es giebt einen großen, großen Narren, und Der heißt: das deutſche Volk. Seine buntſcheckige ꝛc."

Der Herausgeber.

ren, die euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr ſchützt euch vor den kleinen. Der große Narr iſt ein ſehr großer Narr, rieſengroß, und er nennt ſich deutſches Volk.

O, Das iſt ein ſehr großer Narr! Seine buntſcheckige Jacke beſteht aus ſechsunddreißig Flicken. An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter zentnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deßhalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint*). Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner

---

*) Statt dieſes Satzes heißt es in der urſprünglichen Faſſung: „Ich ſelbſt beging mal jene Thorheit, und ſprang ich nicht ſchnell über den Rhein, der Narr hätte mir mit ſeiner Pritſche das Haupt zerſchlagen." Der Herausgeber.

Freunde, und der beſte Freund ſeiner Feinde*). O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit ſeinen Rieſenſpäßchen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen ſeine alten Kunſtſtücke machen und unzählige Laſten auf der Naſe balancieren und viele hunderttauſend Soldaten auf ſeinem Bauche herumtrampeln laſſen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daſs dem Narren mal all' die Laſten zu ſchwer werden, und daſs er eure Soldaten von ſich abſchüttelt, und euch ſelber, aus Überſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daſs euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt**)?

---

*) Hier finden ſich in der urſprünglichen Faſſung noch folgende Sätze: „Dennoch bin ich dem armen Narren nicht gram, ich liebe ihn und beweine ihn aus der ſicheren Ferne. Ihr, die der Narr als ſeine gnädige Herren betrachtet, ihr braucht ihn nicht zu fürchten, ſo lang er in ſeiner Art vernünftig bleibt.“ Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieſer Vorrede lautet in der urſprünglichen Faſſung: „Habt ihr nicht wenigſtens Furcht, daſs er mal in ſeinem humoriſtiſchen Geſchwätze, aus eitel Narretei, das furchtbare, gewaltige Beſchwörungswort ausſpricht, und ſo unverſehens die große Umwandlung beginnt, und er ſelber plötzlich, der Narr, ſelbſt entzaubert, in ſeiner urſchönen blonden Heldengeſtalt, mit ſeinen großen blauen Augen, vor euch ſteht, ſtatt der bunten Jacke den Purpur um die Schulter, in der Hand, ſtatt der Pritſche, das ſouveräne Schwert!

Fürchtet euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt euch unterthänigſt gehorſam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt.

Geſchrieben zu Paris, den 18. Oktober 1832.

Heinrich Heine.

„Ihr braucht euch nicht zu fürchten; der große Narr wird das Wort nicht ausſprechen. Und was die kleinen Narren betrifft, ſo braucht ihr nur zu winken, und der große ſchlägt ſie todt.“

Der Herausgeber.

I.

Paris, den 28. December 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre last speeches gehalten, und waren geſcheit genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daſs bei dem geringſten Anlaſſe, der von außen her gegeben würde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daſs wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos —

im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geſchah Dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, ſo ſind ſie hinreichend erbittert und dürften obendrein bei Tauſenden, die vor Elend ſterben, die tollkühnſte Unterſtützung finden — aber es iſt jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet,“ ſagte Pethion, nachdem er das Fenſter geöffnet und wieder ruhig geſchloſſen, während ſeine Freunde, die Girondiſten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Überfall erwarteten. Man erzählt dieſe Anekdote in den Revolutionsgeſchichten, um Pethion's Phlegma zu zeigen. Aber ſeit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariſer Volksaufſtände ſtudiert, ſehe ich ein, wie ſehr man jene Worte miſsverſtand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenſchein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen ſie im Junius, Juli und Auguſt immer am beſten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariſer fürchten Nichts mehr als den Regen, und dieſer verſcheucht die Hunderttauſende von Männern, Weibern und Kindern, die meiſtens geputzt und lachend nach den Wahlſtätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblicht ſein, ſonſt kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anſchlägt, nicht leſen; und doch muſs dieſe Lektüre dazu dienen, die Menſchenmaſſen nach beſtimmten Orten zuſammenzuziehen, wo ſie ſich am beſten drängen, ſtoßen und tumultuariſch aufregen können. Guizot, ein faſt deutſcher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf ſolchen Plakaten auch all ſein philoſophiſch-hiſtoriſches Wiſſen auskramen wollen, und man verſichert, eben weil die Volkshaufen mit dieſer Lektüre nicht ſo leicht fertig werden konnten, und ſich daher an den Straßenecken um ſo drängender vermehrten, ſei die Emeute ſo bedenklich geworden, daſs der arme Doktrinär, ein Opfer ſeiner eigenen Gelehrſamkeit, ſein Amt niederlegen muſste*). Was aber vielleicht die Hauptſache iſt, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen geleſen werden und doch iſt es hier, wo unter den hübſchen Bäumen ſich die eifrigſten Politiker verſammeln, die Blätter vorleſen, in wüthenden Gruppen debattieren, und ihre Inſpirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat ſich jetzt gezeigt, wie ſehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht

---

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

that, als man ihn der Oberleitung der meiſten Volksaufſtände beſchuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daſs das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derſelben ſei. In dieſem Jahre zeigte ſich das Palais-royal noch immer als ein ſolcher Mittelpunkt; es war noch immer der Verſammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte ſein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiſs nicht berufen und beſoldet. Der Geiſt der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlaſſen, obgleich ſein Eigenthümer König geworden, und Dieſer war deſshalb gezwungen, ſeine alte Wohnung aufzugeben. Man ſprach von beſonderen Beſorgniſſen, die jene Wohnungsveränderung veranlaſſt hätten, namentlich ſprach man von der Furcht vor einer franzöſiſchen Pulververſchwörung. Freilich, da von einem Theile des Pallaſtes, den oben der König bewohnte, das Rez de Chaussée für Boutiken vermiethet iſt, ſo wäre es leicht geweſen, die Pulverfäſſer dorthin zu bringen, und Se. Majeſtät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu ſprengen. Andere meinten, es ſei nicht anſtändig geweſen, daſs Ludwig Philipp oben regierte, während unten Herr Chevet ſeine Würſte verkaufe. Letzteres iſt aber doch ein eben ſo honettes Geſchäft, und ein Bürgerkönig hätte darum juſt nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der ſich noch voriges Jahr über alles feudaliſtiſche und cäſarthümliche Herkommen und Koſtümweſen mokiert, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte, „die goldene Krone ſei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter ſei zu ſtumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenſchirm ſei in jetziger Zeit viel nützlicher.“

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp ſich dieſer Äußerungen noch zu beſinnen weiß, denn es iſt ſchon lange her, ſeit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenſchirm durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte, [ein wahrer Jeſuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjeſuit.] Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Bankierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg. Als ich ihn das letzte Mal ſah, wandelte er auf und nieder zwiſchen den goldenen Thürmchen, Marmorvaſen und Blumen auf dem Dache der Galerie Orleans. Er trug einen ſchwarzen Rock, und auf ſeinem breiten Geſichte ſpazierte*) eine Sorgloſigkeit, worüber wir faſt ein Grauen empfinden, wenn wir die ſchwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man ſagt jedoch, ſein Gemüth ſei gar nicht ſo ſorglos wie ſein Geſicht**).

Es iſt gewiſs tadelnswerth, daſs man das [arme] Geſicht des Königs zum Gegenſtande der meiſten Witzeleien erwählt, und daſs er in allen Karikaturläden als Zielſcheibe des Spottes ausgehängt iſt. Wollen die Gerichte dieſem Frevel Einhalt thun,

---

*) „jene für Freund und Feind beleidigende Sorgloſigkeit, die auch ſeinen Vater bis zu deſſen Hinrichtung nie verlaſſen hat.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsb. Allg. Zeitung.
Der Herausgeber.

**) Der nachfolgende Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben, und die Weglaſſung der Stelle iſt dort, wie überall, durch Punkte angedeutet. Eine Note Heine's in der erſten franzöſiſchen Ausgabe dieſes Buches beſagt: „Es iſt hier eine Mittheilung unterdrückt worden, die für den deutſchen Leſer recht intereſſant ſein mochte, nicht aber für die Franzoſen, denen die Birne (es war hier von dem Proceſs über dieſelbe die Rede) ein langweilig abgedroſchenes Thema geworden iſt. Alle Punkte, die man fernerhin antreffen wird, bezeichnen nur die Weglaſſung ähnlicher Stellen.“
Der Herausgeber.

dann wird gewöhnlich das Übel noch vermehrt. So ſahen wir jüngſt, wie aus einem Proceſſe der Art ſich ein anderer entſpann, wobei der König nur noch deſto mehr kompromittiert wurde. Nämlich Philippon, der Herausgeber eines Karikaturjournals, vertheidigte ſich folgendermaßen: „Wolle man in irgend einer Karikaturfratze eine Ähnlichkeit mit dem Geſichte des Königs finden, ſo fände man dieſe auch, ſobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch ſo heterogenen Bildniſſe, ſo daſs am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majeſtät ſichergeſtellt ſei.“ Um den Vorderſatz zu beweiſen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Karikaturengeſichter, wovon das erſte dem Könige frappant glich, das zweite aber dem erſten glich, ohne daſs jene königliche Ähnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in ſolcher Weiſe glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Geſicht, dergeſtalt aber, daſs jenes vierte Geſicht ganz wie eine Birne ausſah, und dennoch eine leiſe, jedoch deſto ſpaßhaftere Ähnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotzdem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in ſeinem Journale ſeine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisſtücken gab er lithographiert das Blatt mit den vier Karikaturgeſichtern. Wegen dieſer Lithographie, die unter dem

Namen „die Birne“ bekannt iſt, wurde der geiſtreiche Künſtler nun wieder verklagt, und die ergötzlichſten Verwicklungen erwartet man von dieſem Proceſſe. [Mehr aber als durch Karikaturen und Karikaturproceſſe wird der König jetzt durch den famoſen Erbſchaftsproceſs, den die Familie Rohan wegen der Bourbon-Condé'ſchen Verlaſſenſchaft anhängig gemacht, aufs ſchmerzlichſte kompromittiert. Dieſer Gegenſtand iſt ſo entſetzlich, daſs ſelbſt die heftigſten Oppoſitionsjournale ſich ſcheuen, ihn in ſeiner ganzen grauenhaften Wahrheit zu beſprechen. Das Publikum wird davon aufs peinlichſte afficiert, die leiſe, verſtohlene Art, wie man in den Salons darüber flüſtert, iſt beängſtigend, und das Schweigen Derjenigen, die ſonſt immer das königliche Haus vertreten, iſt noch bedenklicher als das laute Verdammnisurtheil der Menge. Es iſt die Halsbandgeſchichte der jüngeren Linie, nur daſs hier ſtatt Hofgalanterie und Falſum etwas noch Gemeineres, nämlich Erbſchleicherei und (von einer Theilnehmerin verübter) Meuchelmord in Rede ſtehn. Der Name Rohan, der auch hier zum Vorſchein kommt, erinnert leider zu ſehr an die alten Geſchichten. Es iſt, als hörte man die Schlangen der Eumeniden ziſchen, und als wollten die ſtrengen Göttinnen keinen Unterſchied machen zwiſchen der ältern und jüngern Linie des verfehmten Geſchlechts. Es wäre aber ungerecht, wenn die Menſchen dieſen Unterſchied nicht anerkennten.]

Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiſs nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, [den angebornen Neigungen ſeiner Geburtsgenoſſen nachzugeben und] ſein eigenſtes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daſs eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daſs ſeine Regierung durch das Princip der Volksſouveränetät entſtanden iſt, und in trübſeligſter Verblendung möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode, zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daſs jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen, [ihn faſt noch mehr verachten als ſie ihn haſſen,] und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke Nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegenſetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daſs man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Juliustagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft und nach wie vor mit Füßen getreten.

Ich habe vergeſſen oben zu erwähnen: unter den Beweggründen, die dem Könige zugeſchrieben worden, als er das Palais-royal verließ und die Tuilerien bezog, gehörte das Gerücht, daſs er die Krone nur zum Scheine angenommen, daſs er im Herzen ſeinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daſs er deſſen Rückkehr vorbereite und deſshalb auch nicht die Tuilerien beziehe. Die Karliſten hatten dieſes Gerücht ausgeheckt, und es war abſurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, dieſem Gerüchte iſt durch die That widerſprochen, der Sohn Egalité's iſt endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Karouſſels, und ſpaziert jetzt mit ſeinem ſorgloſen Geſichte und mit Hut und Regenſchirm durch die weltgeſchichtlichen Gemächer der Tuilerien. Man ſagt, die Königin habe ſich ſehr geſträubt, dieſes „Haus des Unglücks“ zu bewohnen. Vom Könige will man wiſſen, er habe dort in der erſten Nacht nicht ſo gut wie gewöhnlich ſchlafen können, und ſei von allerlei Viſionen heimgeſucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornſprühenden Nüſtern, wie einſt am 10. Auguſt, umherrennen ſehen; dann habe er das hämiſche Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das ſogar manchmal hinter Napoleon's Rücken vernehmlich lachte, wenn Dieſer eben ſeine ſtolzeſten Befehle im Audienzſaale ertheilte*); endlich aber ſei St. Denis zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwig's XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denis iſt, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit ſeinem eigenen Kopfe in der Hand dargeſtellt wird.

Bedenklicher als alle Geſpenſter, die im Innern des Schloſſes lauern mögen, ſind die Thorheiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famöſen fossés des Tuileries. Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Karrefours, und noch immer liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuilerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die Meiſten meinten, der König wolle das Schloſs befeſtigen, und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deſshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes geſchehe jedoch nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie*). Indeſſen, wie dem armen Ludwig Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor dem Schloſſe wieder niederriſs, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nämlich, bauſüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

---

*) „endlich aber ſei St. Denis ihm erſchienen, der, wie gewöhnlich, ſeinen eigenen Kopf in der Hand trug,“ ſchließt hier der obige Abſatz in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Vorwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſein. Denn jedenfalls veranlaſſt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines Meiſterſtücks von Le Nôtre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponiert. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil, verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſublim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo wenig wie Le Nôtre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuilerien-Expoſition ſo großartig beginnt, und mit der erhabenen Terraſſe, wo man die Kataſtrophe des Concordeplatzes ſchaut, ſo großartig endigt, kann man nicht im mindeſten verändern, ohne ihre Symmetrie, und alſo ihre eigentliche Schönheit, zu zerſtören. Außerdem iſt jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König ſchädlich. Erſtens kommt er dadurch um ſo öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht ſonderlich nützlich iſt; zweitens verſammelt ſich dadurch in ſeiner perſönlichen Nähe beſtändig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Gloſſen macht, das vielleicht ſeinen Hunger durch Schauluſt zu vergeſſen ſucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter ſcharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger Jahre erinnern. An der einen Eingangsſeite des neuen Gartens ſteht ein metallener Abguſs des Meſſerſchleifers, deſſen Original in der Tribune zu Florenz zu ſehen iſt, und über deſſen Bedeutungen verſchiedene Meinungen herrſchen. Hier aber, im Tuileriengarten, hörte ich über den Sinn dieſes Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Ariſtokraten heimlich erzittern würden.

Gewiſs, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und giebt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretieren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaſſt und ſo kurzſinnig begriffen, daſs er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo dürfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig XIV., der ſtatt des L'état c'est moi, auch ſagen konnte Les tuileries c'est moi, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volksſouveränetät mit ihrem Ludwig Philipp I., der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgrenzt und ein kümmerliches Chacun chez soi in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daſs der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade unwohnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuilerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen, das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all' die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird, dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

II.

Paris, den 19. Januar 1832.

Der „Temps“ bemerkt heute, daſs die „Allgemeine Zeitung“ jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daſs die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Äußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der „Temps“ iſt doch die geſcheiteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubnis gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den abſoluten Königen täglich ähnlicher wird, müſſen wir ihm grollen. Er iſt gewiſs als Menſch ganz ehrenfeſt, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Ökonom; aber es iſt verdrießlich, daſs er alle Freiheitsbäume abſchlagen läſſt und ſie ihres hübſchen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deſshalb, nur deſshalb zürnt ihm die liberale Preſſe, und die Geiſter der Wahrheit verſchmähen ſogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehden. Es iſt traurig, bejammernswerth, daſs durch dieſe Taktik ſogar die Familie des Königs leiden muſs, die eben ſo ſchuldlos wie liebenswürdig iſt. Von dieſer Seite wird die deutſche liberale Preſſe, minder geiſtreich, aber gemüthvoller als ihre franzöſiſche ältere Schweſter, ſich keine Grauſamkeiten zu Schulden kommen laſſen. „Ihr ſolltet wenigſtens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngſt das ſanftlebende „Journal des Debats.“ „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die „Tribüne,“ — „dieſer Mann verlangt fünfzehn Millionen und unſer Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. ſ. w.?“ *) — Ich ſah dieſe Tage die unmündige

---

*) Der letzte Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Waiſe des Menotti, der in Modena gehenkt worden. Auch ſah ich unlängſt Sennora Luiſa de Torrijos, eine arme todtblaſſe Dame, die ſchnell wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, als ſie an der ſpaniſchen Grenze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und ſeiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die „Tribüne,“ das Organ der offen republikaniſchen Partei, iſt unerbittlich gegen ihren königlichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der „National,“ das rückſichtloſeſte und unabhängigſte Journal Frankreichs, hat unlängſt auf eine befremdende Art in dieſen Ton eingeſtimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus den blutigſten Tagen der Konvention, klangen die Reden jener Häuptlinge der Société des amis du peuple, die vorige Woche vor den Aſſiſen ſtanden, angeklagt, „gegen die beſtehende Regierung konſpiriert zu haben, um dieſelbe zu ſtürzen und eine Republik zu errichten.“ Sie wurden von der Jury freigeſprochen, weil ſie bewieſen, daſs ſie keineswegs konſpiriert, ſondern ihre Geſinnungen im Angeſichte des ganzen Publikums ausgeſprochen hätten. „Ja, wir wünſchen den Umſturz dieſer ſchwachen Regierung, wir wollen eine

Republik," war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernſthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Donnerworten grollen, blitzt und lacht „Figaro" und ſchwingt am wirkſamſten ſeine leichte Geißel. Er iſt unerſchöpflich in Witzen über „die beſte Republik," ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einſt vor dem Hôtel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: Vous êtes la meilleure république! Dieſer Tage bemerkte „Figaro," man verlange keine Republik, ſeit man die beſte geſehen. Eben ſo ſanglant ſagte er bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliſte: La meilleure république coute quinze millions*).

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette ſeinen Miſsgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daſs er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wiſſen zu können, was von ihm zu erwarten ſei. Lafayette iſt jetzt krank, kummerkrank! Ach! das größte Herz beider Welten, wie ſchmerzlich muſs es jene königliche Täuſchung empfinden! Vergebens, in der erſten Zeit, mahnte Lafayette beſtändig an das Programme de l'hôtel de ville, an die republikaniſchen Inſtitutionen, womit das Königthum umgeben werden ſollte, und an ähnliche Verſprechungen. Aber ihn überſchrien jene doktrinären Schwätzer, die aus der engliſchen Geſchichte von 1688 beweiſen, daſs man ſich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geſchlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einſetzung der jüngern Linie der Bourbonen an die Stelle der ältern bezweckt habe, eben ſo wie einſt in England mit der Einſetzung des Hauſes Oranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinäre denkt, aber jetzt im Sinne dieſer Partei ſpricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorſchub geleiſtet. Dieſer Indifferentiſt von der tiefſten Art, der ſo wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verſtändigkeit und Veranſchaulichung ſeiner Schreibweiſe, dieſer Goethe der Politik, iſt gewiſs in dieſem Augenblicke der mächtigſte Verfechter des Perier'ſchen Syſtems, und wahrlich, mit ſeiner Broſchüre gegen Chateaubriand vernichtete er faſt jenen Don Quixote der Legitimität, der auf ſeiner geflügelten Roſinante ſo pathetiſch ſaß*), deſſen Schwert mehr glänzend als ſcharf war, und der nur mit koſtbaren Perlen ſchoß, ſtatt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

---

*) Der letzte Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

In ihrem Unmuthe über die klägliche Wendung der Ereigniſſe laſſen ſich viele Freiheitsenthuſiaſten ſogar zur Verläſterung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieſer Hinſicht ſich vergehen kann, ergiebt ſich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broſchüre des Chateaubriand gerichtet iſt, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik gepredigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieſer Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz herſetzen, wären ſie nicht einestheils gar zu gehäſſig, und ſtänden ſie nicht anderntheils in Verbindung mit einer für dieſe Blätter unſtatthaften Apologie der Republik. Ich verweiſe aber in dieſer Hinſicht auf die Schrift ſelbſt und namentlich auf einen Abſchnitt derſelben, der „Die Republik“ überſchrieben iſt. Man ſieht da, wie Menſchen, die edelſten ſogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royaliſt aus angeborener Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Überzeugung. Ich bin überzeugt, daſs die Franzoſen keine Republik, weder die Verfaſſung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigſten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die ſtudierende Jugend der Menſchheit, die Verfaſſung von Athen war eine Art akademiſcher Freiheit, und es wäre thöricht, dieſe in unſerer erwachſenen Zeit, in unſerem greiſen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertrügen wir die Verfaſſung von Sparta, dieſer großen langweiligen Patriotismusfabrik, dieſer Kaſerne der republikaniſchen Tugend, dieſer erhaben ſchlechten Gleichheitsküche, worin die ſchwarzen Suppen ſo ſchlecht gekocht wurden, daſs attiſche Witzlinge behaupteten, die Lakedämonier ſeien deſshalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte ſolche Verfaſſung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Very, der Vefour, des Carrème! Dieſer Letztere würde ſich gewiſs wie Vatel in ſein Schwert ſtürzen, als ein Brutus der Kochkunſt, als der letzte Gaſtronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die ſpartaniſche Küche eingeführt, ſo wäre die Guillotine ganz überflüſſig geweſen; denn die letzten Ariſtokraten wären alsdann vor Schrecken geſtorben oder ſchleunigſt emigriert. Armer Robespierre! du wollteſt republikaniſche Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen und 150,000 Perruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, friſierendes und duftendes Gewerbe treiben!

---

*) Der obige Zwiſchenſatz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Die amerikaniſche Lebensmonotonie, Farbloſigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimat der Schauluſt, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends graſſiert die Krankheit der Auszeichnungsſucht ſo ſehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von Auguſt Wilhelm Schlegel, giebt es keine Frau in Deutſchland, die ſich ſo gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzoſen; ſogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen ſich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekorieren, um ſich dadurch von dem übrigen Volke zu unterſcheiden. Wenn ich aber deſshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifele, ſo läſſt ſich darum doch nicht leugnen, daſs Alles zu einer Republik aboutiert, daſs die republikaniſche Ehrfurcht für das Geſetz an die Stelle der royaliſtiſchen Perſonenverehrung getreten iſt bei den Beſſeren, und daſs die Oppoſiton eben ſo wie ſie einſt fünfzehn Jahre lang mit einem Könige Komödie geſpielt, jetzt dieſelbe Komödie mit dem

Königthume ſelber fortſetzt, und daſs alſo die Republik wenigſtens für kurze Zeit das Ende des Liedes ſein könnte. Die Karliſten befördern Solches, da ſie es als eine nothwendige Phaſe betrachten, um wieder zum abſoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deſshalb gebärden ſie ſich jetzt als die eifrigſten Republikaner, ſelbſt Chateaubriand preiſt die Republik, nennt ſich Republikaner aus Neigung, fraterniſiert mit Marraſt, und läſſt ſich die Accolade ertheilen von Béranger. Die „Gazette“ die heuchleriſche „Gazette de France“ ſchmachtet jetzt nach republikaniſchen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primärverſammlungen u. ſ. w. Es iſt ſpaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbaſieren, wie farouche ſie mit der rothen Jakobinermütze kokettieren, wie ſie dennoch manchmal in Angſt gerathen, ſie hätten etwa ſtattdeſſen aus Zerſtreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgeſetzt, wie ſie dann die erborgte Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonſur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette ſchmähen zu dürfen, und Dieſes dient ihnen dann als ſüße Erholung für den ſauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den ſie ſich auferlegen müſſen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchleriſchen Feinde ſagen mögen, Lafayette iſt nächſt Robespierre*) der reinſte Charakter der franzöſiſchen Revolution, und nächſt Napoleon iſt er ihr populärſter Held. Napoleon und Lafayette ſind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am ſchönſten blühen. Freilich, ihr Ruhm iſt verſchiedener Art; Dieſer kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und Jener kämpfte mehr um den Lorber als um den Eichenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden meſſen wollte mit demſelben Maßſtabe, und den Einen hinſtellen wollte auf das Poſtament des Andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomeſäule ſetzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen ſo vieler Schlachten gegoſſen worden**), und deren Anblick, wie Barbier ſingt, keine franzöſiſche Mutter ertragen kann. Auf dieſe eiſerne Säule ſtellt den Napoleon, den eiſernen Mann, hier wie im Leben fußend auf ſeinem Kanonenruhm, und ſchauerlich iſoliert emporragend in den Wolken, ſo daſs jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmſucht, und ſolchermaßen dieſe koloſſale Metallſäule, als ein Gewitterableiter des erobernden Heldenthums, den friedlichſten Nutzen ſtifte in Europa.

---

*) Die Worte: „nächſt Robespierre" fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Lafayette gründete ſich eine beſſere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein beſſeres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo giebt es Marmor ſo rein wie das Herz, wo giebt es Metall ſo feſt wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einſeitig, aber einſeitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Oſten. So ſagt Lafayette ſeit vierzig Jahren täglich Daſſelbe und zeigt beſtändig nach Nordamerika; er iſt es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menſchenrechte; noch zu dieſer Stunde beharrt er auf dieſer Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten ſei — der einſeitige Mann mit ſeiner einſeitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er iſt kein Genie, wie Napoleon war, in deſſen Haupte die Adler der Begeiſterung horſteten, während in ſeinem Herzen die Schlangen des Kalkuls ſich ringelten; aber er hat ſich doch nie von Adlern einſchüchtern oder von Schlangen verführen laſſen.

Als Jüngling weiſe wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die Liſt der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig ſtreng und milde, ſo blieb Lafayette ſich immer gleich; und ſo in ſeiner Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer ſtehen auf demſelben Platze, ſeit den Tagen Maria Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckart der Freiheit, ſteht er noch immer, auf ſeinem Schwerte geſtützt und warnend, vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführeriſchen Venusberge, deſſen Zaubertöne ſo verlockend klingen, und aus deſſen ſüßen Netzen die armen Verſtrickten ſich niemals wieder losreißen können.

Es iſt freilich wahr, daſs dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzoſen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt iſt, was wenigſtens mir das Liebſte an Napoleon iſt; denn lebte er noch, ſo müſſte ich ihn ja bekämpfen helfen*). Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie ſehr noch das franzöſiſche Volk an Napoleon hängt. Deſshalb werden auch die Miſsvergnügten, wenn ſie einmal etwas Entſcheidendes wagen, damit anfangen, daſs ſie den jungen Napoleon proklamieren, um ſich der Sympathie der Maſſen zu verſichern. „Napoleon“ iſt für die Franzoſen ein Zauberwort, das ſie elektriſiert und betäubt. Es ſchlafen tauſend Kanonen in dieſem Namen, eben ſo wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal dieſe Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel ausſprachen, ſo wird hier Napoleon ſelten bei ſeinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann,“ l'homme. Aber ſein Bild ſieht man überall, in Kupferſtich und Gips, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Karrefours ſtehen Redner, die ihn preiſen, den Mann, Volksſänger, die ſeine Thaten beſingen. Als ich geſtern Abend beim Nachhauſegehen in ein einſam dunkles Gäſschen gerieth, ſtand dort ein Kind von höchſtens drei Jahren vor einem Talglichtchen, das in die Erde geſteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaiſers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taſchentuch hinwarf, rutſchte Etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des großen

---

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Kaiſers ein Liedchen ſingen konnte, denn dieſer Ruhm hatte ihm beide Beine gekoſtet*). Der arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, ſondern mit gläubigſter Innigkeit flehte er: Au nom de Napoléon, donnez-moi un sou. So dient dieſer Name auch als das höchſte Beſchwörungswort des Volkes, Napoleon iſt ſein Gott, ſein Kultus, ſeine Religion; und dieſe Religion wird am Ende langweilig, wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Menſch verehrt, oder als Schutzengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroiſch, und, ehrlich geſtanden, es hat ſogar einen komiſchen Effekt auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den 28. Julius im Geſange der Pariſienne die Worte hörte: „Lafayette aux cheveux blancs," während ich ihn ſelbſt mit ſeiner braunen Perücke neben mir ſtehen ſah. Es war auf dem Baſtilleplatz, der Mann war auf ſeinem rechten Platze, und dennoch muſſte ich heimlich lachen. Vielleicht eben ſolche komiſche Beimiſchung bringt ihn unſeren Herzen menſchlich näher. Seine Bonhommie wirkt ſogar auf Kinder, und Dieſe verſtehen ſeine Größe vielleicht noch beſſer als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine

---

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Bettelgeſchichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'ſchen Ruhms, in ſeiner Unterſcheidung von dem Napoleon'ſchen, bezeichnet Als ich nämlich jüngſt an einer Straßenecke vor dem Pantheon ſtillſtand und, wie gewöhnlich, dieſes ſchöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken verſank, bat mich ein kleiner Auvergnate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnſousſtück, um ſeiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er ſich mir deſto zutraulicher mit den Worten: Est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich dieſe wunderliche Frage bejahte, malte ſich das ſtolzeſte Vergnügen auf dem naiv-ſchmutzigen Geſichte des hübſchen Buben, und mit drolligem Ernſte ſagte er: Il est de mon pays. Er glaubte gewiſs, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müſſe auch ein Verehrer von Lafayette ſein, und da hielt er mich zugleich für würdig, ſich mir als Landsmann Deſſelben zu präſentieren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollſte Ehrfurcht gegen Lafayette, um ſo mehr, da er ſelbſt die Landwirthſchaft zu ſeiner Hauptbeſchäftigung macht. Dieſe erhält ihm die Einfalt und Friſche, die in beſtändigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribüne eilten, und nach erfochtenen Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landſitze, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, iſt er gewöhnlich umringt von ſtrebenden Jünglingen und ſchönen Mädchen, da herrſcht Gaſtlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da iſt der Hof des ſouveränen Volkes, da iſt Jeder hoffähig, der ein Sohn ſeiner Thaten iſt und keine Meſalliance geſchloſſen hat mit der Lüge, und da iſt Lafayette der Ceremonienmeiſter. [Lagrange heißt jener Landſitz, und es iſt äußerſt reizend, wenn dort der Held beider Welten dem jungen Volke ſeine Geſchichten erzählt, und er erſcheint dann wie ein Epos, das von den Guirlanden einer Idylle umgeben iſt.]

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklaſſe herrſcht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelſtande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Dieſe vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungſtiftende, iſt der Abgott dieſer Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorſehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich ſorgt, daſs beim Freiheitskampfe Nichts geſtohlen wird und Jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Caſimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Bärenmützen, worin Krämerköpfe ſtecken, ſind außer ſich vor Entzücken, wenn ſie von Lafayette ſprechen, ihrem alten General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja, er iſt der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, die zwar des Tages über zu ſehr beſchäftigt ſind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher des Abends mit verdoppeltem Enthuſiasmus preiſen, ſo daſs man wohl behaupten kann, daſs um elf Uhr, wenn die meiſten Boutiken geſchloſſen ſind, der Ruhm des Lafayette ſeine höchſte Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeiſter“ gebraucht. Es fällt mir ein, daſs Wolfgang Menzel in ſeiner geiſtreichen Frivolität den Lafayette einen Ceremonienmeiſter der Freiheit genannt hat, als er einſt Deſſen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adreſſen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorſcheine kamen, im „Literaturblatte“ beſprach. Auch andere, minder witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette ſei nur ein alter Mann, der zur Schau hingeſtellt oder als Maſchine gebraucht werde. Indeſſen, wenn dieſe Leute ihn nur ein einziges Mal auf der Rednerbühne ſähen, ſo würden ſie leicht erkennen, daſs er nicht eine bloße Fahne iſt, der man folgt oder wobei man ſchwört, ſondern daſs er ſelbſt noch immer der Gonfaloniere iſt, in deſſen Händen das gute Banner, die Oriflamme der Völker. Lafayette iſt vielleicht der bedeutendſte Sprecher in der jetzigen Deputiertenkammer. Wenn er ſpricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und ſeine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menſchheit zur Sprache kommt, dann erhebt ſich jedesmal der Lafayette, kampfluſtig wie ein Jüngling. Nur der Leib iſt ſchwach und ſchlotternd, von Zeit und Zeitkämpfen zuſammengebrochen, wie eine zerhackte und zerſchlagene alte Eiſenrüſtung, und es iſt rührend, wie er ſich damit zur Tribüne ſchleppt, und wenn er dieſe, den alten Poſten, erreicht hat, tief Athem ſchöpft und lächelt. Dieſes Lächeln, der Vortrag und das ganze Weſen des Mannes, während er auf der Tribüne ſpricht, iſt unbeſchreibbar. Es liegt darin ſo viel Holdſeligkeit, und zugleich ſo viel feine Ironie, daſs man wie von einer wunderbaren Neugier gefeſſelt wird, wie von einem ſüßen Räthſel. Man weiß nicht, ſind Das die feinen Manieren eines franzöſiſchen Marquis, oder iſt Das die offene

Gradheit eines amerikaniſchen Bürgers? Das Beſte des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, iſt hier wunderbar verſchmolzen mit dem Beſten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunkloſigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts iſt intereſſanter, als wenn in der Kammer von den erſten Zeiten der Revolution geſprochen wird, und irgend Jemand in doktrinärer Weiſe eine hiſtoriſche Thatſache aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und zu ſeinem Räſonnement benutzt. Dann zerſtört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer ſolchen Thatſache durch Anführung der dazu gehörigen Umſtände illuſtriert oder berichtigt. Selbſt Thiers muſs in einem ſolchen Falle die Segel ſtreichen, und der große Hiſtoriograph der Revolution, beugt ſich vor dem Ausſpruch ihres großen lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer ſitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein ſteinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über ſeine ſchwarze Kleidung lang herabhängen, ſein Leib iſt von einer ſehr breiten dreifarbigen Schärpe umwickelt, und Das iſt jener alte Meſſager, der ſchon im Anfang der Revolution ein ſolches Amt in der Kammer verwaltet und ſeitdem in dieſer Stellung der ganzen Weltgeſchichte beigegewohnt hat, von der Zeit der erſten Nationalverſammlung bis zum juste milieu. Man ſagt mir, er ſpreche noch oft von Robespierre, den er le bon Monsieur de Robespierre nenne. Während der Reſtaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber ſeit er wieder die dreifarbige Schärpe um den Leib hat, befindet er ſich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieſer langweiligen juste milieu-Zeit. Sogar einmal, während Mauguin ſprach, ſah ich ihn einſchlafen. Der Mann hat gewiſs ſchon Beſſere gehört als Mauguin, der doch einer der beſten Redner der Oppoſition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre. Aber wenn Lafayette ſpricht, dann erwacht der alte Meſſager aus ſeiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Huſarenſchimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie ſüße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem ſilberweißen Kopfe.

III.

Paris, den 10. Februar 1832.

Den Verfaſſer des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungsſucht rügend, die bei den Franzoſen mehr als bei deutſchen Frauen graſſiert, unter den letztern einen deutſchen Schriftſteller, der als Kunſtkritiker und Überſetzer berühmt iſt, ausnahmsweiſe erwähnte. Dieſer Ausgenommene, welcher, der deutſchen Unruhen halber, die er ſelbſt durch einige Almanachxenien veranlaſſt, voriges Jahr hieher emigrierte, und ſeitdem von Sr. Majeſtät dem König Ludwig Philipp I. den Orden der Ehrenlegion erhielt, iſt wegen ſeines rührigen Eifers nach Dekorationen von vielen Franzoſen leider gar zu ſehr bemerkt worden, als daſs ſie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden überrheiniſchen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Perfide, wie ſie ſind, haben ſie dieſe Ordensverleihung nicht einmal in den franzöſiſchen Journalen angezeigt; und da die Deutſchen in ihrem Landsmanne ſich ſelbſt geehrt fühlen muſsten, und aus Beſcheidenheit nicht gern davon ſprachen, ſo iſt dieſes für beide Länder gleich wichtige Ereignis bis jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlaſſung und Verſchweigung war für den neuen Ritter um ſo verdrießlicher, da man in ſeiner Gegenwart laut flüſterte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus den Händen der Königin erhalten habe, ſei durchaus ohne Geltung, ſo lange ſolche Verleihung nicht im Moniteur angezeigt ſtehe. Der neue Ritter wünſchte dieſem Miſsſtande abgeholfen zu ſehen, aber leider ergab ſich jetzt ein noch bedenklicherer Einſpruch, nämlich daſs das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit ſei, ſo lange ſolches nicht von einem Miniſter kontraſigniert worden. Unſer Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinären Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einſt Kapaun im Korbe war, ſeinen Orden vom Könige erhalten, und man ſagt, Dieſer habe in ſeinem ganzen Weſen eine frappante Ähnlichkeit mit ſeiner verſtorbenen Erzieherin, der Frau von Genlis, erkannt, und Letztere noch nach ihrem Tode in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Miniſter aber, die beim Anblick des Ritters keine ſolche gemüthliche Regungen verſpüren und ihn irrthümlich für einen deutſchen Liberalen halten, fürchten durch Kontraſignierung des Patents die abſoluten Regierungen zu beleidigen. Indeſſen wird bald eine verſtändigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Kontinentalmächte ganz verſichert zu ſein, ſind Unterhandlungen angeknüpft, die das Kabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müſſen, und Supplikant wird ſich deßhalb mit einem Sr. Majeſtät, dem König Wilhelm IV., dedicierten altindiſchen Epos perſönlich nach England begeben. Für die hieſigen Deutſchen iſt es jedoch ein betrübendes Schauſpiel, ihren hochverehrten ſchwächlichen Landsmann derlei Verzögerniſſe halber von Pontius zu Pilatus rennen zu ſehen, in Koth und Kälte und in beſtürmender Ungeduld, die um ſo unbegreiflicher, da ihm doch alle Beiſpiele indiſcher Gelaſſenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata, allertröſtlichſt zu Gebote ſtehen*).

Die Art, wie die Franzoſen die wichtigſten Gegenſtände mit ſpöttelndem Leichtſinne behandeln, zeigt ſich auch bei den Geſprächen über die letzten

---

*) Obiger Abſatz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Konſpirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre-Dame tragiert wurde, ſcheint ſich ganz als Polizei-Intrigue auszuweiſen. Man äußerte ſcherzend, es ſeien Klaſſiker geweſen, die aus Haſs gegen Victor Hugo's romantiſchen Roman, Notre Dame de Paris, die Kirche ſelbſt in Brand ſtecken wollten. Rabelais' Witze über die Glocken derſelben kamen wieder zum Vorſchein. Auch das bekannte Wort: „Si l'on m'accusait d'avoir volé les cloches de Notre Dame, je commencerais par prendre la fuite“ wurde ſcherzend variiert, als einige Karliſten in Folge dieſer Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Konſpiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuſchreiben. Man ſagt, ſie haben ſich in einer Reſtauration der Rue des Prouvaires eine ſplendide Verſchwörung zu zweihundert Kouverts beſtellt, und einige blödſinnige Karliſten zu Gaſte geladen, die natürlich die Zeche bezahlen muſſten. Letztere hatten kein Geld dabei geſpart, und in den Stiefeln eines arretierten Verſchwornen fand man 27,000 Francs. Mit dieſer Summe hätte man ſchon Etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Äußerung von Chamfort, daſs man mit tauſend Louisd'or ſchon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten iſt mir dieſe Äußerung immer wieder ins Gedächtnis gekommen. Ich darf aus wichtigen Gründen nicht verſchweigen, daſs zu einer Revolution immer Geld nothwendig iſt. Selbſt die herrliche Juliusrevolution iſt nicht ſo ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieſes Schauſpiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekoſtet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geſchehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um ſie in Gang zu bringen. Die thörichten Karliſten meinen aber, ſie gingen von ſelbſt, wenn ſie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner ſind gewiſs bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unſchuldig; denn wie mir jüngſt einer Derſelben ſagte: „Wenn du hörſt, daſs bei einer Verſchwörung Geld vertheilt worden, ſo kannſt du darauf rechnen, daſs kein Republikaner dabei geweſen.“ In der That, dieſe Partei hat wenig Geld, da ſie meiſtens aus ehrlichen und uneigennützigen Menſchen beſteht. Sie werden, wenn ſie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut beflecken, aber nicht mit Geld. Man weiß Das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriganten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüſtet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, iſt vielleicht durch die Schriftſteller und Redner veranlaſſt worden, die zuerſt das Wort „Schreckensſyſtem" gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußerſten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der ſich damals entfaltete, war aber mehr eine Erſcheinung als ein Syſtem, und der Schrecken war eben ſo ſehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es iſt thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Geſichtsabguſs des Robespierre herumträgt. Thöricht iſt es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeſchwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben ſo retrograde handeln wie die eifrigſten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt ebenſo thöricht wie Derjenige, welcher abgeſchnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karliſten ſind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn ſie ſich vereinigen, ſo mahnt Das an die lächerlichſten Tollhausbündniſſe, wo der gemeinſame Zwang oft die heterogenſten Narren in ein freundſchaftliches Verhältnis bringt, obgleich der Eine, der ſich ſelbſt für den Jehova*) hält, den Andern, der ſich für den Jupiter**) ausgiebt, im tiefſten Herzen verachtet. So ſahen wir dieſe Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der „Gazette“ und den Redakteur der „Revolution,“ als Verbündete vor den Aſſiſen ſtehen***), und als Chorus ſtanden hinter ihnen Fitz-James mit ſeinen Karliſten und Cavaignac mit ſeinen Republikanern. Giebt es widerwärtigere Kontraſte! Trotzdem, daſs ich dem Republikweſen ſehr abhold bin, ſo ſchmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer ſo unwürdigen Gemeinſchaft ſehe. Nur auf demſelben Schafotte dürften ſie zuſammentreffen mit jenen Freunden des Abſolutismus und des Jeſuitismus, aber nimmermehr vor denſelben Aſſiſen. Und wie lächerlich werden ſie durch ſolche Bündniſſe! Es giebt nichts Lächerlicheres, als daſs die Journale unter den Verſchwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und

---

*) **) „für Gott den Vater“ und „für Gott den Sohn“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) Die nachfolgende Stelle bis „Es giebt nichts Lächerlicheres ꝛc.“ fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vier Republikaner von der Geſellſchaft der Amis du peuple zuſammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daſs Letztere in dieſer dummen Geſchichte verwickelt ſind. Ich ſelbſt befand mich denſelben Abend zufällig in der Verſammlung der Amis du peuple, und glaube aus vielen Umſtänden ſchließen zu können, daſs man eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menſchen in einem engen Saale, der wie ein Theater ausſah, gehörig zuſammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Konventionels, hielt eine lange Rede voll von Spott gegen die Bourgeoiſie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp *), la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Intereſſe, nicht im Intereſſe des Volks — du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geiſt, Redlichkeit und Grimm **); doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikaniſchen

---

*) „Die Louis Philipp zum Könige gewählt.“ ſchloſs dieſer Satz in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Strenge verleugnete ſich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden mit echt franzöſiſcher Aufmerkſamkeit die beſten Plätze neben der Rednerbühne angewieſen. Die Verſammlung roch ganz wie ein zerleſenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793. Sie beſtand meiſtens aus ſehr jungen und ganz alten Leuten. In der erſten Revolution war der Freiheitsenthuſiasmus mehr bei den Männern von mittlerm Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffentrug und Adelsinſolenz mit einer männlich klaren Einſicht zuſammentraf; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die ſilberhaarigen Greiſe, aus Gewohnheit, Erſtere, die Jeunesse dorée, aus Mißmuth über die bürgerliche Prunkloſigkeit der republikaniſchen Sitten. Jetzt iſt es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthuſiaſten beſtehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Dieſe kennen noch aus eigener Erfahrung die Abſcheulichkeiten des alten Regimes, und ſie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der erſten Revolution, wo ſie ſelber ſo kräftig geweſen und ſo groß. Jene, die Jugend, liebt dieſe Zeiten, weil ſie überhaupt aufopferungsſüchtig und heroiſch geſtimmt iſt und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die trämerhafte Selbſtſucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die Männer mittlern Alters ſind meiſtens ermüdet von dem harcelierenden Oppoſitionsgeſchäfte während der Reſtauration, oder verdorben durch die Kaiſerzeit, deren rauſchende Ruhmſucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat dieſe imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekoſtet, die jetzt Männer wären, ſo daſs überhaupt unter dieſen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplete Exemplare vorhanden ſind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrſchte der würdige Ernſt, den man immer bei Menſchen findet, die ſich ſtark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen ſie: C'est vrai! c'est vrai! wenn der Redner eine Thatſache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verſtehen konnte, weil er in kurzen, nachläſſig hervorgeſtoßenen Sätzen ſpricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftſteller noch immer ausgeſetzt ſind, da ſah ich, daſs mein Nachbar ſich an mir feſthielt vor innerer Bewegung, und daſs er ſich die Lippen wund biſs, um nicht mitzuſprechen. Es war ein junger Brauſekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von ſchwarzem Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr,“ ſagte er endlich zu mir, „dieſe Schriftſtellerverfolgung iſt ja eine mittelbare Cenſur? Man darf drucken, was man ſagen darf, und man darf Alles ſagen. Marat behauptete, daſs es eine Ungerechtigkeit ſei, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daſs man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig ſei. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was man ſagt, iſt nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkt ebenfalls mit Recht: Sobald die Decemvirn in die Geſetzſammlung, die ſie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Geſetz gegen die Verleumdung eingeſchwärzt hatten, ſo entdeckte man gleich, daſs ſie die Abſicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls ſobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Geſetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der Lex Julia laesae majestatis noch einen Artikel hinzufügte, konnte man ſagen, daſs die römiſche Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte.“

Ich habe dieſe Citate hierher geſetzt, um anzuzeigen, welche Autoren bei den Amis du peuple citiert werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor iſt ihr Evangelium. Komiſch war es jedoch, daſs dieſe Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, ſich ſo offen gegen die Regierung zu verbinden und Dinge zu ſagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutſchland*) zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt zu werden. Denſelben Abend hieß es jedoch, man würde dieſer Ungebühr ein Ende machen und den Saal der Amis du peuple ſchließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cernieren,“ bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für dieſen Fall ihre Piſtolen bei ſich?“ Ich will ſie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwaſſer, gelbe Glacéhandſchuh und Fadaiſen. Außerdem lag eine ſo triumphierende Freude auf allen Geſichtern, als ſei der Sieg des alten Regimes ganz entſchieden, und während mir noch das Vive la République der Rue

---

*) „in Deutſchland“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Grenelle in den Ohren nachdrohnte, muſste ich die beſtimmte Verſicherung anhören, daſs die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelſippſchaft ſo gut wie gewiſs ſei. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daſs ich dort zwei Doktrinäre eine Anglaiſe tanzen ſehen; ſie tanzen nur Anglaiſen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien ausſahen, fragte mich*), ob man des Beiſtandes der Deutſchen und der Koſaken gewiſs ſei. Wir werden es uns wieder zur höchſten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinſetzung der ältern Bourbonen unſer Gut und Blut zu opfern. Wiſſen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daſs heute der Tag iſt, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerſt kommunicierte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiderte ich, ein heiliger Tag, werth von De Lamartine beſungen zu werden!

Die Nacht dieſes ſchönen Tages ſollte roth angeſtrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Geſpräch von ganz Paris. Widerſprüche der tollſten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie ſchon oben angedeutet, ein geheimnisvoller Schleier über jener Verſchwörungsgeſchichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Familie, mitſammt der großen Geſellſchaft, die in den Tuilerien verſammelt geweſen, ermorden wollen, man habe den Concierge des Louvre gewonnen, um durch die große Galerie deſſelben unmittelbar in den Tanzſaal der Tuilerien eindringen zu können, ein Schuſs ſei dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen ſeien arretiert worden u. ſ. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenſeite der Tuilerien noch eine große Menge Menſchen, die nach den Fenſtern hinaufſchauten, als wollten ſie den Schuſs ſehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier ſei die vorige Nacht zu Pferde geſtiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verſchwornen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon de Flore in Brand ſtecken, und von außen den Pavillon Marſan angreifen wollen. Der König, hieß es, ſei ſehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer ſchüttelten unwillig den Kopf. Die Franzoſen verabſcheuen allen nächtlichen Mord. In den ſtürmiſchen Revolutionszeiten wurden die ſchrecklichſten Thaten offenkundig und bei Tageslicht ausgeführt. Was die Greuel der Bartholomäusnacht betrifft, ſo waren ſie vielmehr von römiſch-katholiſchen Prieſtern angeſtiftet*).

---

*) „Eine liebenswürdige Dame fragte mich,“ heiſst es in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Wie weit der Concierge des Louvre in der Verſchwörung vom zweiten Februar verwickelt iſt, habe ich noch nicht beſtimmt erfahren können. Die Einen ſagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüſſel des Louvre ausliefere. Andere meinen, er habe ſie wirklich ausgeliefert und ſei jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt ſich bei ſolchen Begebenheiten, wie die wichtigſten Poſten in Paris ohne ſonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichſten Perſonen anvertraut ſind. So war der Schatz ſelbſt lange Zeit in den Händen eines Papierſpekulanten, des Herrn Keßner**), den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen ſollte, daſs er nur ſechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börſe verſpielt hat. So hätte die Gemäldegalerie des Louvre, die mehr ein Eigenthum der Menſchheit als der Franzoſen iſt, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden können. So iſt das Medaillenkabinett eine Beute von Dieben geworden, die deſſen Schätze gewiſs nicht aus numismatiſcher Liebhaberei geſtohlen haben, ſondern um ſie direkt in den Schmeßtiegel wandern zu laſſen. Welch ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, da unter den geſtohlenen Antiquitäten nicht bloß die ſeltenſten Stücke, ſondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieſer alten Münzen iſt unerſetzbar; denn die Alten können ſich doch nicht noch einmal niederſetzen und neue fabricieren. Aber es iſt nicht bloß ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, ſondern durch den Untergang ſolcher kleinen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben ſelbſt den Ausdruck ſeiner Realität. Die alte Geſchichte klänge wie ein Märchen, wären nicht die damaligen Geldſtücke, das Realſte jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daſs die alten Völker und Könige, wovon wir ſo Wunderbares leſen, wirklich exiſtiert haben, daſs ſie keine müßigen Phantaſiegebilde, keine Erfindungen der Dichter ſind, wie manche Schriftſteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geſchichte des Alterthums, alle geſchriebenen Urkunden deſſelben, ſeien im Mittelalter von den Mönchen geſchmiedet worden. Gegen ſolche Behauptungen enthielt das hieſige Medaillenkabinett die klingendſten Gegenbeweiſe. Aber dieſe ſind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeſchichte wurde eingeſteckt und eingeſchmolzen, und die mächtigſten Völker und Könige des Alterthums ſind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Der Name fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Es iſt ergötzlich, daſs man die Fenſter des Medaillenkabinetts jetzt mit eiſernen Gitterſtangen verſieht, obgleich es gar nicht zu erwarten ſteht, daſs die Diebe das Geſtohlene wieder nächtlicherweile zurückbringen werden. Beſagte eiſerne Stangen werden roth angeſtrichen, welches ſehr gut ausſieht. Jeder Vorübergehende ſchaut hinauf und lacht. Monſieur Raoul Rochette, der Aufſeher der geſtohlenen Medaillen, le conservateur des exmédailles, ſoll ſich wundern, daſs die Diebe nicht ihn geſtohlen, da er ſich ſelbſt immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat, und letztere jedenfalls für unbenutzbar hielt, wenn man ſeiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müßig herum, und lächelt wie unſere Köchin, als die Katze ein Stück rohes Fleiſch aus der Küche geſtohlen; ſie weiß ja doch nicht, wie das Fleiſch gekocht wird, ſagte unſere Köchin und lächelte.

Indeſſen, wie ſehr auch jener Medaillendiebſtahl ein Verluſt für die alte Geſchichte iſt, ſo ſcheint der

Keßner'ſche Kaſſendefekt die Geiſter doch noch mehr zu irritieren. Dieſer iſt wichtiger für die Tagsgeſchichte. Während ich Dieſes ſchreibe, vernimmt man, daſs er nicht ſechs, ſondern zehn Millionen betrage. Man glaubt ſogar, er werde ſich am Ende als eine Summe von zwölf Millionen ausweiſen. Das ſchmälert freilich das Verdienſt des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch dieſen Kaſſendefekt, wobei es an Iffland'ſchen Rührungsſcenen nicht fehlte, geräth zunächſt der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, ſelbſt bezahlen müſſen. Er kann dieſen Schaden leicht tragen; denn er iſt enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken bare Revenuen, und iſt ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert ſich mehr, als man glaubt, über dieſe Geſchichte, da ſie Geld, welches ſeine Force und ſeine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Oppoſition bei dieſer Gelegenheit angedeihen laſſen, iſt aus den Blättern bekannt. Dieſe referieren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner beſondern Erwähnung. Wahrlich, die Oppoſition beträgt ſich eben ſo kläglich wie das Miniſterium, und gewährt einen eben ſo widerwärtigen

Anblick. [Unter den Beſſern herrſcht Uneinigkeit. — Odillon-Barrot, der Schlaukopf mit dem düſter geſchmeidigen Blick, will ſich nicht zu weit von dem erſehnten Portefeuille entfernen und bleibt hinter ſeiner Partei zurück. Dagegen iſt Mauguin ſeinen Kollegen gar zu ſehr vorausgeeilt. Sie meinen, er habe ſich verirrt, weil ſie ihn nicht mehr ſehen. Auch er ſieht ſie nicht mehr, und zwar im wirklichen Sinne des Worts. Mauguin giebt nämlich alle Dienstag eine Demagogenſoirée, und einer meiner Freunde, der ſie dieſe Woche beſuchte, fand dort keinen einzigen Deputierten. Ein alter Konventionel, welcher anweſend war, lobte Mauguin ob der Energie ſeines Fortſtrebens; Mauguin aber erwiderte mit Beſcheidenheit, daſs er in dieſer Hinſicht keine Vergleichung aushalte mit den Kraftmännern der alten Konvention, daſs er jedoch politiſch weiter gegangen ſei als ſeine Kollegen von der Oppoſition, und daſs Dieſe, wie man ſähe, ihn verließen.]*)

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten ſeit den Ereigniſſen in Italien und Don Pedro's Expedition bedenklich verwickelter werden; während alle Inſtitutionen, ſelbſt die königlich höchſte, gefährdet ſind; während der politiſche Wirrwarr alle Exiſtenzen bedroht, iſt Paris dieſen Winter noch immer das alte Paris, die ſchöne Zauberſtadt, die dem Jüngling ſo holdſelig lächelt, den Mann ſo gewaltig begeiſtert, und den Greis ſo ſanft tröſtet. Hier kann man das Glück entbehren, ſagte einſt Frau von Staël, — ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde ſeine Wirkung verlor, da ſie ſich lange Zeit nur deſshalb unglücklich fühlte, weil ſie nicht in Paris leben durfte, und da alſo Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzoſen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhſohlen mitſchleppen kann," ſo hieß Das wohl auch, daſs man im Auslande die Herrlichkeiten des ſchönen Paris entbehren würde. Aber Paris iſt eigentlich Frankreich; Dieſes iſt nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die ſchönen Landſchaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, ſo iſt Frankreich ganz öde, auf jeden Fall iſt es geiſtig öde; Alles, was ſich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptſtadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europa's. Paris iſt nicht bloß die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſierten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haſs, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Mokerie, und da jetzt Karneval iſt, ſo maskieren ſich Viele als Doktrinäre, und ſchneiden poſſierlich pedantiſche Geſichter, und behaupten, ſie hätten Furcht vor den Preußen.

---

*) Der obige Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

IV.

Paris, den 1. März 1832.

Die Vorgänge in England nehmen ſeit einiger Zeit mehr als jemals unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir müſſen es uns endlich geſtehen, daß die offene Feindſchaft der abſoluten Könige uns minder gefährlich iſt, als des konſtitutionellen John Bull's zweideutige Freundſchaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der engliſchen Ariſtokratie treten bedrohlich genug ans officielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch ſpärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgeſpinnſt mit den parlamentariſchen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort thätiger als jemals ihre geburtsthümlichen Intereſſen wahrgenommen und emſiger als jemals das verderblichſte Gewebe geſponnen und Herr von Talleyrand ſcheint zugleich Spinne und Fliege zu ſein. Iſt der alte Diplomat nicht mehr ſo ſchlau wie weiland, als er, ein zweiter Hephaiſtos, den gewaltigen Kriegsgott ſelbſt in ſeinem feingeſchmiedeten Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überklugen Meiſter Merlin, der ſich in dem eigenen Zauber verſtrickt, und wortgefeſſelt und ſelbſtgebannt im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Herrn von Talleyrand auf einen Poſten geſtellt, der für die Intereſſen der Juliusrevolution der wichtigſte, und wo vielmehr die unbeugſame Gradheit eines unbeſcholtenen Bürgers nöthig war? Ich will damit nicht ausdrücklich ſagen, der alte glatte ehemalige Biſchof von Autun ſei nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geſchworen hat, den hält er gewiſs; denn er iſt der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie ſeiner Ehrlichkeit, aber ſie iſt hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehnten Mal ſeinen Eid gebrochen. Außerdem verſichert man, daſs Ludwig Philipp in der Abſchiedsaudienz noch aus Vorſorge zu ihm geſagt habe: „Herr von Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte.“ Indeſſen, bei treuloſen Menſchen gäbe Das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treuloſigkeit liegt es, daſs ſie ſich ſelbſt nicht treu bleibt, und daſs man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennutzes auf ſie rechnen kann.

Das Schlimmſte iſt, daſs die Franzoſen ſich London als ein anderes Paris, das Weſt-End als ein anderes St. Germainviertel denken, daſs ſie britiſche Reformers für verbrüderte Liberale, und die Parlamente für eine Pairs- und Deputiertenkammer anſehen, kurz, daſs ſie alle engliſchen Vorhandenheiten nach franzöſiſchem Maßſtabe meſſen und beurtheilen. Dadurch entſtehen Irrthümer, wofür ſie vielleicht in der Folge ſchwer büßen müſſen. Beide Völker haben einen allzu ſchroff entgegengeſetzten Charakter, als daſs ſie ſich einander verſtehen könnten, und die Verhältniſſe in beiden Ländern ſind zu urſprünglich verſchieden, als daſs ſie ſich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politiſcher Beziehung! Die Nachträge zu den „Reiſebildern“ enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anſchauung geſchöpft ſind, und auf dieſe muſs ich hier verweiſen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verſtorbenen“ will ich hier nochmals hindeuten, obgleich das poetiſche Gemüth des Verfaſſers in das ſtarre Brittenthum mehr geiſtige Bewegung hineingeſchaut, als wohl grundwirklich darin zu finden ſein möchte. England müſſte man eigentlich im Stile eines Handbuchs der höhern Mechanik beſchreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplicierte Fabrik, wie ein ſauſendes, brauſendes, ſtockendes, ſtampfendes und verdrießlich ſchnurrendes Maſchinenweſen, wo die blankgeſcheuerten Utilitätsräder ſich um alt verroſtete hiſtoriſche Jahrzahlen drehen. Mit Recht ſagen die St. Simoniſten, England ſei die Hand und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieſes große Weltherz müſſte verbluten, wenn es, auf britiſche Generoſität rechnend, einmal Hilfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoiſtiſche England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanſt, wie man ihn auf Karikaturen ſieht, ſondern, nach der Beſchreibung eines Satirikers, in der Geſtalt eines langen, magern, knöchernen Hageſtolzes, der ſich einen abgeriſſenen Knopf an die Hoſen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an deſſen Ende als Knäul die Weltkugel hängt — er ſchneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läſſt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzoſen meinen, das engliſche Volk hege Freiheitswünſche gleich den ihrigen, es ringe, eben ſo wie ſie, gegen die Uſurpationen einer Ariſtokratie, und daher gäben nicht bloß viele äußere, ſondern auch viele innere Intereſſen die Bürgſchaft einer engen Alliance. Aber ſie wiſſen nicht, daſs das engliſche Volk ſelbſt durchaus ariſtokratiſch iſt, daſs es nur in engſinniger Korporationsweiſe ſeine Freiheit, oder vielmehr ſeine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten verlangt, und daſs die franzöſiſche, allgemein menſchenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden ſoll, ihrem tiefſten Weſen nach den Engländern verhaſſt iſt. Sie kennen nur eine engliſche Freiheit, eine hiſtoriſch-engliſche Freiheit, die entweder den königlich großbritanniſchen Unterthanen patentiert wird, oder auf ein altes Geſetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, baſiert iſt. Burke, der die Geiſter zu burken*) ſuchte und das Leben ſelbſt an die Anatomie der Geſchichte verhandelte, Dieſer machte der franzöſiſchen Revolution zum hauptſächlichſten Vorwurfe, daſs ſie ſich nicht wie die engliſche aus alten Inſtitutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daſs ein Staat ohne Nobility beſtehen könne. England's Nobility iſt aber auch etwas ganz Anderes als die franzöſiſche Nobleſſe, und ſie verdient, daſs ich ihr unterſcheidendes Lob ausſpreche. Der engliſche Adel ſtellte ſich dem Abſolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinſchaft mit dem Volke, um deſſen Rechte nebſt den ſeinigen zu behaupten; der franzöſiſche Adel hingegen ergab ſich den Königen auf Gnade und Ungnade; ſeit Mazarin widerſtrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er ſuchte nur daran Theil zu gewinnen durch geſchmeidigen Hofdienſt, und in unterthänigſter Handlangergemeinſchaft mit den Königen drückte und verrieth er das Volk. Unbewuſſt hat ſich der franzöſiſche Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er ſie zu entnervender Sittenloſigkeit verführte und ſie faſt blödſinnig ſchmeichelte. Freilich er ſelber, geſchwächt und entgeiſtet, muſſte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte Auguſt fand in den Tuilerien nur ein greiſenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch dieſe letzte Dame des franzöſiſchen Ritterthums, die letzte Repräſentantin des hinſterbenden alten Regimes, auch ſie ſollte nicht in ſo holder Jugendgeſtalt ins Grab ſinken, und eine einzige Nacht hat ſchneeweiß gefärbt die blonden Locken der ſchönen Antoinette.

---

*) Anſpielung auf jenen anderen Burke, der Mordthaten beging, um die anatomiſchen Hallen mit Leichnamen zu verſorgen, und der ganz England eine paniſche Furcht erregte, „geburkt“ zu werden, wie man ſich in jener Zeit ausdrückte.

Anmerkung zur älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Anders erging es dem engliſchen Adel. Dieſer hat ſeine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem geſunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schöſslinge aufnimmt, und durch Dieſe, die eigentliche Gentry, mit dem Adel ſelbſt, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei iſt der engliſche Adel voll Patriotismus, er hat bisher mit unerlogenem Eifer das alte England wahrhaft repräſentiert, und jene Lords, die ſo Viel koſten, haben auch, wenn es noth that, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es iſt wahr, ſie ſind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der ſeinen Hochmuth zur Schau trägt und ſich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Koſtüme, Bänder, ſchlechtes Franzöſiſch, Wappen, Sterne und ſonſtige Spielereien; der engliſche Adel verachtet den Bürgerſtand zu ſehr, als daſs er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponieren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inkognito ſieht man den engliſchen Adel, ſchlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit ſeinen feudaliſtiſchen Dekorationen und ſonſtigem Prachtflitterſtaate bekleidet er ſich nur bei Hoffeſten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke mehr Ehrfurcht als unſere Kontinentalgötter, die ſo wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloobrücke zu London hörte ich einſt, wie ein Knabe zu dem Andern ſagte: Have you ever seen a nobleman? (Haſt du je einen Edelmann geſehen?), worauf der Andere antwortete: No, but I have seen the coach of the Lord Mayor. (Nein, aber ich habe die Kutſche des Lords Mayors zeſehen.) Dieſe Kutſche iſt nämlich ein abenteuerlich großer Kaſten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothſammetnen, ſteifgoldenen Haarbeutelkutſcher auf dem Bock und drei dito Haarbeutellakaien hinten auf dem Schlage. Wenn das engliſche Volk jetzt mit ſeinem Adel hadert, ſo geſchicht Das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigſten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, ſondern wegen barer Geldintereſſen; indem der Adel, im Beſitze aller Sinekuren, geiſtlichen Pfründen und übereinträglicher Ämter, frech und üppig ſchwelgt, während der größte Theil des Volks, überlaſtet mit Abgaben, im tiefſten Elende ſchmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adligen Beförderer derſelben haben wahrlich nicht im Sinne, ſie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbeſſerungen.

Ja, der Adel von England iſt noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er ſich immer unabhängig zu erhalten gewuſſt, im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen Adel. Er lieh den Königen nur ſein Schwert und ſein Wort, jedoch an dem Privatleben derſelben, in Luſt und Lüſten, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dies gilt ſogar von den verdorbenſten Zeiten. Hamilton in ſeinen Memoiren des Duc de Grammont giebt ein anſchauliches Bild dieſes Verhältniſſes*). Solcherweiſe, bis auf die letzte Zeit, blieb der engliſche Adel zwar der Etikette nach handküſſend und knieend, jedoch faktiſch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er ſich ernſthaft genug widerſetzte, ſobald ſie ſeine Vorrechte antaſten oder ſich ſeinem Einfluſſe entziehen wollten. Dieſes Letztere geſchah vor einigen Jahren am offenkundigſten, als Canning Miniſter wurde; zur Zeit des Mittelalters wären die engliſchen Barone in einem ſolchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Fauſt und im Geleite ihrer Lehnsmannen, aufs Schloſs des Königs geſtiegen, und hätten mit ironiſcher Demuth, mit bewaffneter Kourtoiſie ihren Willen ertrotzt. In unſerm Jahrhunderte muſsten ſie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, ſuchten die Edelleute, die damals das Miniſterium bildeten, dem Könige dadurch zu imponieren, daſs ſie unvermuthet und in perfid abgekarteter Weiſe ſämmtlich ihre Dimiſſionen gaben. Die Folgen ſind ebenfalls hinlänglich bekannt. Georg IV. ſtützte ſich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigſten Lindwurm der Erde niederzuſchlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit ſeinem rothbäckig behaglichen Geſichte und affektiert heftigen Advokatentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den ſchwachen Händen fallen, ſo daſs der arme König ſich wieder auf Gnade und Ungnade ſeinen alten Baronen übergeben muſste, und der Feldherr der heiligen Alliance wieder den Kommandoſtab erhielt. Ich habe an einem andern Orte nachgewieſen, warum kein liberaler Miniſter in England etwas beſonders Gutes bewirken kann und deſshalb abtreten muſs, um jenen Hochtories Platz zu machen, die eine große Verbeſſerungsbill natürlicherweiſe um ſo leichter durchſetzen, da ſie den parlamentariſchen Widerſtand ihrer eigenen Halsſtarrigkeit nicht zu beſiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die beſten Kirchen gebaut. Wellington erfocht jene Emancipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht iſt er auch der Mann, der dazu beſtimmt iſt, jene Reformbill durchzuſetzen, woran Lord Grey wahrſcheinlich ſcheitert. Ich glaube an Deſſen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverſöhnlichen Ariſtokraten, die ſeit vierzig Jahren das franzöſiſche Volk, als den Repräſentanten der demokratiſchen Ideen, auf Tod und Leben befehden. Diesmal wird freilich der alte Groll den materiellen Intereſſen nachgeſtellt werden, und den gefährlicheren Feind im Oſten und ſeine Anhängſel wird man gern von franzöſiſchen Waffen bekämpft ſehen. Um ſo mehr, da ſich die Feinde alsdann wechſelſeitig ſchwächen. Ja, die Engländer werden den galliſchen Hahn noch beſonders anſpornen zum Kampfe mit den abſoluten Adlern, und ſie werden ſchaubegierig mit ihren langen Hälſen über den Kanal herüberſchauen und applaudieren wie im Cock-pit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tauſend Guineen verwetten.

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben ſo gleichgültig dieſes Schauſpiel betrachten?

werden ſie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unſeres Hilferufs und unſeres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabſchauen*)? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, ſo wie wir die Affen haſſen, weil ſie von allen Säugethieren uns ſelber am ähnlichſten ſchauen und dadurch unſern Stolz kränken, ſo ſeien den Göttern auch die Menſchen verhaſſt, die, nach ihrem eigenen Bildniſſe erſchaffen, mit ihnen ſelber ſo viel beleidigende Ähnlichkeit haben; ſo daſs die Götter, je größer, ſchöner, gottgleicher die Menſchen ſind, ſie deſto grimmiger durch Miſsgeſchick verfolgen und zu Grunde richten, während ſie die kleinen, häſslichen, ſäugethierlicheren Menſchen gnädigſt verſchonen und im Glücke gedeihen laſſen. Wenn dieſe letzte traurige Anſicht wahr iſt, ſo ſind freilich die Franzoſen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaiſers noch frühzeitig die Franzoſen belehren, was von dem Großſinn Englands zu erwarten iſt! Hat der Bellerophon dieſe Chimäre nicht längſt entführt? Möge Frankreich ſich niemals auf England verlaſſen, wie Polen auf Frankreich!

---

*) Die beiden nächſten Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Sollte ſich jedoch das Entſetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civiliſation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtſinn und Verrath, und die potsdämiſche Junkerſprache ſchnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und ſchmutzige Teutonenſtiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais-royal röche wieder nach Juchten — — — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Menſch geweſen, einen Mann, der durch ſeinen kläglichen, krämerhaften Kleinſinn das Verderben des Vaterlandes verſchuldet hätte, und alle Schlangen der Reue im Herzen und alle Flüche der Menſchheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden ſich alsdann, um ſich einander zu tröſten, die Qualen dieſes Mannes erzählen, die Qualen des Caſimir Perier.

Welch eine ſchauerliche Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem einzigen Manne! Ein Grauen erfaſſt mich jedesmal, wenn ich in ſeine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber, ſtand ich jüngſt eine Stunde lang neben ihm und betrachtete dieſe trübe Geſtalt, die ſich zwiſchen den Völkern und der Sonne des Julius ſo kühn geſtellt hat. Wenn dieſer Mann fällt, dachte ich, hat die große Sonnenfinſternis ein Ende, und die dreifarbige

Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeiſtert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieſer Mann iſt der Atlas, der die Börſe und das Haus Orleans und das ganze europäiſche Staatengebäude auf ſeinen Schultern trägt, und wenn er fällt, ſo fällt die ganze Bude, worin man die edelſten Hoffnungen der Menſchheit verſchachert, und es fallen die Wechſeltiſche und die Kurſe und die Eigenſucht und die Gemeinheit!

Es iſt nicht ſo ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt; Perier iſt ein ungewöhnlich großer, breitſchultriger Mann von ſtarkem Knochenbau und gewaltig ſtämmigem Anſehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von ſeinem Äußern, theils weil die Journale beſtändig von ſeiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus geſund und Präſident des Konſeils bleiben will, zu irritieren, theils auch weil man von ſeiner Irritation ſelbſt die übertriebenſten Anekdoten erzählt und die Leidenſchaftlichkeit, womit man ihn auf der Rednerbühne agieren ſieht, als ſeinen gewöhnlichen Zuſtand betrachtet. Aber der Mann iſt ein ganz Anderer, ſobald man ihn in ſeiner Häuslichkeit, in Geſellſchaft, überhaupt in einem befriedeten Zuſtande erblickt. Dann gewinnt ſein Geſicht, ſtatt des begeiſtert erhöhten oder erniedrigten Ausdrucks, den ihm die Tribüne verleiht, eine wahrhaft impoſante Würde, ſeine Geſtalt erhebt ſich noch männlich ſchöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, beſonders ſo lange er nicht ſpricht. In dieſer Hinſicht iſt er ganz das Gegentheil der Femme du Bureau im Café Colbert, die faſt unſchön erſcheint, ſo lange ſie ſchweigt, deren Geſicht aber von Holdſeligkeit überſtrahlt wird, ſobald ſie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur daſs Perier, wenn er lange ſchweigt und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Geſichte anzuſchauen iſt. Dann pflegt er auch mit dem horchend gebeugten Haupte leiſe auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu ſagen ſcheint: „Das wird ſich ſchon geben.“ Seine Stirne iſt hoch, und ſcheint es um ſo mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt iſt. Dieſe ſind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur ſpärlich den übrigen Theil des Kopfes, deſſen Wölbung ſchön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren faſt anmuthig genannt werden können. Das Kinn iſt aber kurz und ordinär. Wild und wüſt hängt das ſchwarze Buſchwerk ſeiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief verſteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blitzt es da hervor wie ein Stilett. Die Farbe des Geſichts iſt graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdroſſenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein ſind, aber auch nicht edel, vielleicht Juſtemilieu-, anſtändig grämliche Juſtemilieu-Falten. Man will dem Manne das Bankierhafte anmerken, ſogar in ſeiner Haltung das Kaufmänniſche herausfinden, und einer meiner Freunde giebt vor, daſs er in Verſuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffes oder den Stand des Diskontos zu befragen. Wenn man aber von Jemandem weiß, daſs er blind iſt, ſagt Lichtenberg, ſo glaubt man es ihm von hinten anſehen zu können. Ich finde in der ganzen Erſcheinung Caſimir Perier's freilich Nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in ſeinem Weſen liegt Viel von ſchöner Ausbildung der Bürgerlichkeit, wie man ſie bei Männern findet, die mit den thatſächlichſten Staatsſorgen belaſtet ſind, und ſich mit chevaleresken Manieren und ſonſtigem Toilettengeſchäfte nicht viel befaſſen können.

Nach ſeinen Reden kann man Perier noch am beſten beurtheilen, es iſt Das auch ſeine beſte Seite, wenigſtens während der Reſtaurationsperiode, wo er, einer der beſten Sprecher der Oppoſition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelſten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals ſchon ſo körperlich ungeſtüm war wie jetzt; ich las damals nur ſeine Reden, die, ein Muſter von Haltung und Würde, auch zugleich ſo ruhig und beſonnen waren, daſs ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In dieſen Reden herrſchte die ſtrengſte Logik, es war darin etwas Starres, ſtarre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eiſernen Stangen, und dahinter lauſchte manchmal eine leiſe Wehmuth, wie eine blaſſe Nonne hinter klöſterlichem Sprachgitter. Die ſtarren Vernunftgründe, die eiſernen Stangen ſind in ſeinen Reden geblieben, aber jetzt ſchaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her ſpringt.

Viele der neueſten Reden Perier's, welche Geſetzentwürfe beſprechen, wie z. B. über die Pairie, ſind nicht von ihm ſelbſt abgefaſſt; zu ſolchen großen Ausarbeitungen fehlt es dem Miniſter an Zeit. Er muſs jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenſchaftlicher in ſeinen eigenen Reden werden, je bedenklicher, würdeloſer und unedler das Syſtem iſt, das er zu vertheidigen hat*). Was ihm in der

---

*) Der Schluſs dieſes und der Anfang des folgenden Abſatzes bis zu den Worten: „Iſt es der Geiſt der Satire ꝛc." fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber

öffentlichen Meinung am förderlichſten, Das iſt ſeine Stellung neben Herrn Sebaſtiani, dem alten koketten Menſchen mit dem aſchgrauen Herzen und dem gelben Geſichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Röthe zu ſchauen, wie bei herbſtlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinſen. Wahrlich, es giebt nichts Widerwärtigeres als dieſe aufgeblaſene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und ſich auf die Miniſterbank ſetzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daſs dieſes wohl gantierte, niedlich chauſſierte, ſchwächliche Männlein mit verſchwimmenden Vapeuräuglein jemals große Dinge verrichten konnte im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterſtatter des ruſſiſchen Rückzuges und der türkiſchen Geſandtſchaft erzählen. Seine ganze Wiſſenſchaft beſteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenſtückchen, die in ſeinem blechernen Gehirne beſtändig klappern. Seine eigentlich politiſchen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut ſchnitt, und womit ſie ein ganzes Land umſpannte; der Ideenkreis des guten Mannes iſt groß, umfaſſt viel Land, aber er iſt dennoch von Leder. Perier ſagte einſt von ihm: „Er hat eine große Idee von ſich ſelbſt, und Das iſt die einzige Idee, die er hat.“

Ich habe den Kupido der Kaiſerperiode, wie man Sebaſtiani genannt, neben dem Herkules der Juſtemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deßhalb hingeſtellt, damit Dieſer in völliger Größe erſcheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin zu geſtehen, daß bei ſeinem Anblicke mir eine Geſtalt ins Gedächtnis heraufſteigt, woneben er eben ſo klein erſcheint, wie Sebaſtiani neben ihm. Iſt es der Geiſt der Satire, der an die Gegenſätze erinnert? Oder hat Caſimir Perier wirklich eine Ähnlichkeit mit dem größten Miniſter, der jemals in England regierte, mit George Canning? Aber auch andere Leute geſtehen, daß er ſonderbarerweiſe an Dieſen erinnere und irgend eine verborgene Verwandtſchaft zwiſchen Beiden vorhanden ſei.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erſcheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerſchütterlichen Thatkraft und im Widerſtande gegen feudalariſtokratiſchen Ankampf zeigt ſich jene Ähnlichkeit zwiſchen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Geſinnung. Erſterer, geboren und erzogen auf den weichen Polſtern des Reichthums, konnte ruhig ſeine beſten

Neigungen entwickeln und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Oppoſition, die der Bürgerſtand während der Reſtaurationszeit gegen Ariſtokratie und Jeſuitenſchaft führte. Der Andere hingegen, George Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend pflegte, und des Abends, um Brot für ihn zu verdienen, aufs Theater ſteigen und Komödie ſpielen und lachen mußte; ſpäterhin, aus dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erduldete er die Unterſtützung eines Oheims und die Gönnerſchaft eines hohen Adels.

Unterſchieden ſich aber beide Männer durch die Lage, worin das Glück ſie verſetzt und lange Zeit erhalten hatte, ſo unterſchieden ſie ſich noch mehr durch die Geſinnung, die ſie offenbarten, als ſie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange, das große Wort des Lebens ausgeſprochen werden konnte. Caſimir Perier, der nie abhängig geweſen, der immer die goldenen Mittel beſaß, die Gefühle der Freiheit in ſich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen, Dieſer wurde plötzlich kleinſinnig und krämerhaft; er beugte ſich, ſeine Kräfte mißkennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten konnte, und bettelte um den Frieden, den er nur als Gnade gewähren durfte; er verletzt jetzt die Gaſtfreundſchaft und beleidigt das heiligſte Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, ſtiehlt er den Menſchen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. George Canning hingegen, weiland Gladiator im Dienſte der Tories, als er endlich die Ketten der Geiſtesſklaverei abſchütteln konnte, erhob er ſich in aller Majeſtät ſeines angebornen Bürgerthums und zum Entſetzen ſeiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proklamierte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit für alle Völker, und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutſchland, Nichts als Eulen, Cenſuredikte, Kerkerduft, Entſagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödſinn; als nun der Lichtſchein der Canning'ſchen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieſer Blätter betrifft, er küſſte Abſchied von ſeinen Lieben und Liebſten, und ſtieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu ſehen und zu hören. Da ſaß ich nun ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle, und lebte in ſeinem Anblicke, und trank die Worte ſeines

Mundes, und mein Herz war berauſcht. Er war mittlerer Geſtalt, ein ſchöner Mann, edel geformtes, klares Geſicht, ſehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, ſanfte, überzeugende Augen, heftig genug in ſeinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kaſten ſchlug, der vor ihm auf dem Aktentiſche lag, aber in der Leidenſchaft immer anſtandvoll, würdig, gentlemanlike. Worin glich alſo ſeine äußere Erſcheinung dem Caſimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als ſei Deſſen Kopfbildung, obgleich derber und größer, der Canning'ſchen auffallend ähnlich. Eine gewiſſe Krankhaftigkeit, Überreizung und Abſpannung, die wir bei Canning ſahen, iſt auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an Jenen. Was Talent betrifft, ſo konnten ſich wohl Beide die Wage halten. Nur daſs Canning das Schwerſte mit einer gewiſſen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odyſſeus, der den gewaltigen Bogen ſo leicht ſpannte, als habe er die Saiten einer Leier aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigſten Handlung eine gewiſſe Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendſten Maßregel alle ſeine Kräfte, alle ſeine geiſtige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindeſten Saiten aufziehen will, gebärdet er ſich dabei ſo anſtrengungsvoll, als ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich oben charakteriſiert. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daſs er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiſs nur in ſeiner frühern Periode, als er noch in abhängiger Stellung keine eigne Meinung ausſprechen durfte, und er daher ſtatt Deſſen nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und Das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf George Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodiertem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daſs das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſell, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Mackintoſh, Cam Hobhouſe mit ſeinem verſtürmt wüſten Geſichte, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange donquixotliche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbet ſagte, den Rücken Canning's berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtniſſe blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurückließen. That is my thunder! konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle, tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in einem ſchwarzen Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: Jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind Deſſen Garantien, daſs Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riſs er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit.

Wenn ihn jene Ariſtokratie gerade nicht ermordet hat, eben ſo wenig wie Jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebſe geſtorben, ſo hat ſie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz geſtochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekanntem Wappen verſiegelten Brief, den er erſt im Sitzungsſaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name ſeiner verſtorbenen Mutter unter dem Perſonale der Schauſpieler gedruckt war. Bald darauf ſtarb Canning, und jetzt ſeit fünf Jahren ſchläft er in Weſtminſter neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe. Auch Georg IV. ſchläft jetzt dort in der Reihe ſeiner Väter und Vorfahren, die in ſteinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgeſtreckt liegen, das ſteinerne Haupt auf ſteinernen Kiſſen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um ſie her, in hohen Särgen, liegt Englands Ariſtokratie, die vornehmen Herzoge und Biſchöfe, Lords und Barone, die ſich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer ſie dort ſchauen will in Weſtminſter, zahlt einen Shilling und ſechs Pence. Dieſes Geld empfängt ein armer kleiner Aufſeher, deſſen Erwerbszweig es iſt, die todten hohen Herrſchaften ſehen zu laſſen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinſchnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinett zeigte. Ich ſehe gern Dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daſs die Großen der Erde nicht unſterblich ſind, mein Shilling und ſechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Weſtminſter verließ, ſagte ich zu dem Aufſeher: Ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollſtändig wäre.

Das iſt es. So lange Englands Ariſtokraten nicht ſämmtlich zu ihren Vätern verſammelt ſind, ſo lange die Sammlung in Weſtminſter nicht vollſtändig iſt, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgeralliance mit England bleibt zweifelhaft. — [Über dieſes Thema wollen wir in einem ſpätern Artikel unſere ſchmerzlichſten Beſorgniſſe weiter entwickeln und durch eine Vergleichung des Geiſtes beider Völker und ihrer Machthaber die Grenzen beſtimmen, bis wie weit die Franzoſen den Britten trauen dürfen. Unterdeſſen verweiſen wir auf die tiefſinnigen und geiſtreichen Aufſätze, die der „National“ ſeit einiger Zeit über dieſen Gegenſtand mittheilt. Das heutige Blatt dieſes Journals iſt in dieſer Hinſicht zunächſt beherzigenswerth.]

V.

Paris, den 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Liſſabon und die Einnahme von Ancona ſind die drei charakteriſtiſchen Heldenthaten, womit das Juſtemilieu nach außen ſeine Kraft, ſeine Weisheit und ſeine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben ſo rühmliche Lorbern unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie ſtand Frankreich ſo tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daſs es noch etwas Kläglicheres giebt, als eine Maitreſſenherrſchaft. In dem Boudoir einer galanten Dame iſt noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Bankiers. Sogar in der Betſtube Karl's X. hat man nicht ſo ganz und gar der Nationalwürde vergeſſen, und von dort aus eroberte man Algier. Dieſe Eroberung ſoll, damit die Demüthigung vollſtändig ſei, jetzt aufgegeben werden. Dieſen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Alliance mit England*). Als ob die imaginäre Hoffnung derſelben nicht ſchon genug gekoſtet habe! Dieſer Alliance halber werden ſich die Franzoſen auch auf der Citadelle von Ancona blamieren müſſen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Liſſabon. [Wenn erſt Lord Grey fällt, dann werden die Engländer noch mehr fordern; aber dann fällt auch Caſimir Perier. Beide erhalten ſich nur durch ihre gegenſeitige Fallkraft, ungefähr wie zwei Betrunkene, die aufrecht bleiben, weil ſie beſtändig gegen einander fallen.]

Im Innern ſind die Beengniſſe und Zerriſſenheiten nachgerade ſo unleidlich geworden, daſs ſogar ein Deutſcher die Geduld verlieren könnte. Die Franzoſen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dermaliger Zuſtand ſo unerträglich geworden, daſs ſie nur dieſem entzogen zu werden wünſchen, und ſollten ſie auch dadurch in einen noch ſchlechtern Zuſtand gerathen. So erklärte ſich, daſs den Republikanern das legitime Regime und den Legitimiſten die Republik viel wünſchenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin ſie eben jetzt ſtecken. Die gemeinſame Qual verbindet ſie. Sie haben nicht denſelben Himmel, aber dieſelbe Hölle, und da iſt Heulen und Zähnklappern — Vive la République! Vive Henry V!

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die Anhänger des Miniſteriums, d. h. Angeſtellte, Bankiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Miſsbehagen noch durch die lächelnden Verſicherungen, daſs wir ja Alle im ruhigſten Zuſtande leben, daſs das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkurs, geſtiegen, und daſs wir dieſen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchſten Blüthe geſehen haben. Dieſes war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten ſie nun, um zu zeigen, daſs Frankreich glücklich ſei; ſie tanzten für ihr Syſtem, für den Frieden, für die Ruhe Europa's; ſie wollten die Kurſe in die Höhe tanzen, ſie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichſten Entrechats, brachte das diplomatiſche Korps allerlei Hiobsdepeſchen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Beſtürzung merken, und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto leidenſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moraliſchſten Bankiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Meyerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen ganzen Winter lang zu feſſeln gewuſſt; noch immer ſtrömt Alles nach der Academie de Muſique, um Robert-le-Diable zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchen Meyerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daſs Mancher nicht bloß von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war wie Philipp Egalité, und einer Fürſtin, die ſo fromm war wie die Tochter Penthièvre's, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime, hingezogen, in ſeinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Principien, er iſt Juſtemilieu;

— vergebens wollen ihn die Wolfſchluchtſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn die Geiſter der Konvention, die als revolutionäre Nonnen aus dem Grabe ſteigen, vergebens giebt Robespierre, in der Geſtalt der Mademoiſelle Taglioni, ihm die Accolade; — er widerſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzeſſin beider Sicilien, die ſehr fromm iſt, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schoße der Kirche, umſummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper durch ein Verſehen des Maſchiniſten das Brett der Verſenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeſchloſſen geblieben, und daſs der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabſank.

Da in der Deputiertenkammer von dieſer Oper ſo viel geſprochen worden, ſo war die Erwähnung derſelben keineswegs dieſen Blättern unangemeſſen. Die geſellſchaftlichen Erſcheinungen ſind hier durchaus nicht politiſch unwichtig, und ich begreife jetzt ſehr gut, wie Napoleon in Moskau ſich damit beſchäftigen konnte, das Reglement für die Pariſer Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verfloſſenen Faſchings ihr beſonderes Augenmerk, wie denn überhaupt dieſe Zeit um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, da man ſogar die Maſkenfreiheit fürchtete, und beſonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenſchanz dazu Gelegenheit geben kann, hat ſich in Grenoble erwieſen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolierung des erzbiſchöflichen Pallaſtes gefeiert.

Da dieſer Winter der erſte war, den ich in Paris zubrachte, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob der Karneval dieſes Jahr ſo brillant geweſen, wie die Regierung prahlt, oder ob er ſo triſt ausſah, wie die Oppoſition klagt. Sogar bei ſolchen Außendingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien ſuchen zu täuſchen, und ſelbſt den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Juſtemillionär, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen und mir durch den Augenſchein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk ſei. Er ließ an jenem Tage auch alle ſeine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, ſich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faſſte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaſter, lag ein todtblaſſer, röchelnder Menſch, von welchem die umſtehenden Gaffer behaupteten, er ſterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber verſichert mir, daſs dieſer Menſch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger ſterbe, und daſs er davon lebe, indem ihn nämlich die Karliſten dafür bezahlten, durch ſolches Schauſpiel das Volk gegen die Regierung zu verhetzen. Dieſes Handwerk muſs jedoch ſchlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger ſterben. Es iſt eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tauſend Menſchen in dieſem Zuſtand ſehen, wenn ſie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, ſterben die armen Hungerleider, Einer nach dem Andern, und ſie werden ſtill eingeſcharrt, und man bemerkt ſie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk iſt, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Maſken zeigte, die laut jubelten und die luſtigſten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprichwort: Wenn der liebe Gott ſich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenſter und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als ſei dabei mehr Gendarmerie aufgeſtellt, als zu einem harmloſen Vergnügen eben nothwendig geweſen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir verſicherte, die meiſten Maſken, die ſich am luſtigſten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk ſei nicht mehr vergnügt. In wie weit Dieſes wahr ſein mag, will ich nicht beſtimmen; die maſkierten Männer und Weiber ſchienen ſich ganz von innen heraus zu beluſtigen, und wenn die Polizei ſie noch beſonders dafür bezahlte, ſo war Das ſehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung beſonders verrathen konnte, waren die Geſpräche der maſkierten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in ertrödelten Hoftrachten, mit Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Geſichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodiſtiſch nachäfften, ſich mit karliſtiſchen Namen titulierten und ſich dabei ſo hoffährtig fächerten und ſpreizten, daſs ich mich unwillkürlich der hohen Feſtivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Galerie herab zu betrachten; nur daſs die Pariſer Poiſſarden ein beſſeres Franzöſiſch ſprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um dieſem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, geſtehe ich, daſs der diesjährige Boeufgras gar kein Aufſehen in Deutſchland gemacht haben würde. Ein Deutſcher muſſte über dieſen unbedeutenden Ochſen lächeln, ob deſſen Größe man ſich hier beſonders wunderte. Mit Anſpielungen auf dieſen armen Ochſen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daſs er gros, gras et bête geweſen, war ein ſtehender Witz, und in Karikaturen parodierte man auf die gehäſſigſte Weiſe den Zug dieſes quaſi-fetten Ochſen. Schon hieß es, man würde dieſes Jahr den Zug verbieten; aber man beſann ſich eines Beſſeren. Von ſo vielen überlieferten Volksſpäßen iſt faſt allein der Zug des Boeufgras in Frankreich übrig geblieben. Den abſoluten Thron, den Parc-des-Cerfs, das Chriſtenthum, die Baſtille und andere ähnliche Inſtitute aus der guten alten Zeit hat die Revolution niedergeriſſen; der Ochs allein iſt geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen und umgeben von Metzgerknechten, die meiſtens mit Helm und Harniſchen bekleidet ſind, und die dieſen eiſernen Plunder von den verſtorbenen Rittern als nächſte Wahlverwandte geerbt haben.

Es iſt ſehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzuſehen. Schwerer iſt es, die geheime Maſkerade zu durchſchauen, die hier in allen Verhältniſſen zu finden iſt. Dieſer größere Karneval beginnt mit dem erſten Januar, und endigt mit dem einunddreißigſten December. Die glänzendſten Redouten deſſelben ſieht man im Palais-Bourbon, im Luxembourg und in den Tuilerien. Nicht bloß in der Deputiertenkammer, ſondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette ſpielt man jetzt eine heilloſe Komödie, die vielleicht tragiſch enden wird. Die Oppoſitionsmänner, welche nur die Komödie der Reſtaurationszeit fortſetzen, ſind vermummte Republikaner, die mit ſichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparſen des Königthums agieren. Die Pairs ſpielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienſt berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maſke ſchaut, ſo ſieht man meiſtens die wohlbekannten noblen Geſichter; und wie modern ſie ſich auch koſtümieren, ſo ſind ſie doch immer die Erben der alten Ariſtokratie, und ſie tragen ſogar die Namen, die an die alte Miſère erinnern, ſo daſs man darunter ſogar einen Dreux-Brézé findet, von dem der „National“ ſagt, er ſei nur dadurch ausgezeichnet, daſs einmal einem ſeiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkoſtüm; unter ſeinem beſcheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuſchnitte, und in ſeinem Regenſchirme verbirgt er das abſoluteſte Scepter. Nur wenn die liebſten Intereſſen zur Sprache kommen, oder wenn Einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenſchaften aufreizt, dann vergeſſen die Leute ihre einſtudierte Rolle und offenbaren ihre Perſönlichkeit. Jene Intereſſen ſind zunächſt die des Geldes, und dieſe müſſen allen andern weichen, wie man bei den Diskuſſionen über das Budget wahrnehmen konnte . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputiertenkammer die republikaniſche Geſinnung ſich verrieth, ſind bekannt. Nicht ſo unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutſchland glaubt, waren die Diskuſſionen über das Wort sujet. Letzteres hat ſchon im Beginne der franzöſiſchen Revolution Veranlaſſung zu Expektorationen gegeben, wobei ſich die republikaniſche Tendenz der Zeit ausſprach. Wie leidenſchaftlich tobte man, als einſt dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieſes Wort entſchlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieſer Beziehung nachgeleſen; der Ton von 1790 iſt nicht verhallt, ſondern nur veredelt. Die Philippiſten ſind nicht ſo ganz arglos, wenn ſie durch Stichworte oberwähnter Art die Oppoſition in Leidenſchaft bringen. Voriges Jahr hütete man ſich wohl, die Tuilerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der „Moniteur“ erhielt ausdrücklich die Weiſung, ſich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr ſo genau. Jetzt wagt man ſchon mehr, und die „Debats“ ſprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Reſtauration zurück! klagte mir ein allzu ängſtlicher Freund, als er las, daſs die Schweſter des Königs „Madame“ tituliert worden. Dieſer Argwohn grenzt faſt ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück als zur Reſtauration! rief jüngſt derſelbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewiſſen Soirée etwas Entſetzliches geſehen, nämlich eine ſchöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich geſtanden, es ſah gut aus; die blonden Locken waren wie von leiſem Froſthauch angereift, und die warmen friſchen Blumen ſchauten um ſo rührend lieblicher daraus hervor. Die hübſche Dame, von der wir ſprechen, heißt Madame Lelion, die Gemahlin des belgiſchen Geſandten, und ſie iſt eine bezaubernde flamändiſche

Schönheit, von der man glauben möchte, ſie ſei aus einem Rubens'ſchen Bilde hervorgeſchritten*).

„Der 21. Januar“ war in ähnlicher Weiſe das Stichwort, wobei ſich in der Pairskammer die vermummten Erbleidenſchaften und der kraſſeſte Ariſtokratismus enthüllten. Was ich längſt vorausgeſehen, geſchah; auch parlamentariſch gebärdete ſich die Ariſtokratie, als ſei ſie beſonders bevorrechtet, den Tod Ludwig's XVI. zu bejammern, und ſie verhöhnte das franzöſiſche Volk durch die Beſchönigung jenes Bußtagsgeſetzes, wodurch der eingeſetzte Statthalter der heiligen Alliance, Ludwig XVIII., dem ganzen franzöſiſchen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk zum Abſchrecken der umſtehenden Nachbarvölker in Sack und Aſche und mit der Kerze in der Hand vor Notre-Dame ſtehen ſollte. Mit Recht ſtimmten die Deputierten für die Aufhebung eines Geſetzes, welches mehr dazu diente, die Franzoſen zu demüthigen als ſie zu tröſten ob des Nationalunglücks, das ſie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Geſetzes verwarf, verrieth ſie ihren unverſöhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte ſie alle ihre adlige Vendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution ſelbſt. Minder für die nächſten Intereſſen des Tages, als vielmehr gegen die Grundſätze der Revolution kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxembourg. Daher verwarfen ſie nicht den Briqueville'ſchen Geſetzesvorſchlag; ſie verleugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigſte Abneigung. Jener Geſetzesvorſchlag betraf ja nicht im Geringſten die Grundſätze der Revolution. Aber das Geſetz wegen Eheſcheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es iſt durchaus revolutionärer Natur, wie jeder chriſtkatholiſche Edelmann begreifen wird.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Das Schisma, das bei ſolcher Gelegenheit zwiſchen der Deputiertenkammer und der Pairie entſteht, wird die unerquicklichſten Erſcheinungen hervorbringen. Man ſagt, der König beginne ſchon die Bedeutung dieſes Schismas in ſeiner ganzen Troſtloſigkeit einzuſehen. Das iſt nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwiſchen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'ſchen Juſtemilieuweſens. Ludwig Philipp ſollte ſich vorſehen*), daß er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth. Er ſteht auf einem ſehr unſichern Boden. Er hat durch eigene Schuld ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Miſsgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Ariſtokratie, die ihn haſſt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairſchaft hat ihm die gleichheitsſüchtigen Herzen vieler Franzoſen entfremdet, und ſeine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein ſchadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt: „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der ſcherzende Miſsmuth, und der düſtere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das iſt das gewaltigſte jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenſchaft ans Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Maſken gänzlich fallen laſſen. Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man ſich früge, ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes

---

*) „Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper durch einen Zufall in die Verſenkung

---

hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, ſo ſollte auch Ludwig Philipp ſich vorſehen ꝛc.“ ſteht in der Augsb. Allg. Zeitung.

Der Herausgeber.

gewollt haben, als was die Oppoſition in der Kammer während der Reſtaurationszeit ausgeſprochen hat? Dieſes nämlich war die Definition, welche die Miniſteriellen bei den jüngſten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich dieſe Erklärung in ſich ſelbſt zerfällt, ergiebt ſich ſchon daraus, daſs die Oppoſition ſeitdem eingeſtanden, daſs ſie während der ganzen Reſtaurationszeit Komödie geſpielt hat. Wie kann alſo hier von beſtimmten Manifeſtationen die Rede ſein? Auch was das Volk in den drei Tagen während des Kanonendonners gerufen, war nicht der beſtimmte Ausdruck ſeines Willens, wie nachträglich die Philippiſten behauptet haben. Der Ruf „Vive la Charte!“ den man nachher als den allgemeinen Wunſch, die Charte beizubehalten, interpretierte, war damals nichts Anderes als ein Loſungswort, als eine Tagesparole, deren man ſich nur als signe de ralliement bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in ſolchen Fällen gebraucht, keine allzu beſtimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klauben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geiſt. Dieſem, nicht jenem, muſs man nachforſchen. Denn das Volk verſteht ſich eben ſo wenig auf Worte, wie es ſich durch Worte verſtändlich machen kann. Es verſteht nur Thatſachen, nur Fakta, und ſpricht durch ſolche. Ein ſolches Faktum war die Juliusrevolution, und dieſes beſteht nicht einzig darin, daſs Karl X. aus den Tuilerien nach Holyrood gejagt worden, und Ludwig Philipp ſich dort einquartiert hat; ſolch bloße Perſonalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallaſtes. Das Volk, indem es Karl X. verjagte, ſah in ihm nur den Repräſentanten der Ariſtokratie, wie er ſich ſein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, ſeit 1788, wo er, als Fürſt vom Geblüte, in einer Vorſtellung an Ludwig XVI. förmlich ausgeſprochen, daſs ein Fürſt vor Allem Edelmann ſei, als ſolcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher deſſen Rechte vor allen andern Intereſſen vertheidigen müſſe; in Ludwig Philipp ſah aber das Volk einen Mann, deſſen Vater ſchon, ſogar in ſeinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menſchen anerkannt hat, einen Mann, der ſelbſt bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von ſeiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und ſich, in Oppoſition gegen die eigene Sippſchaft, als einen Repräſentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daſs ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horace Vernet malen laſſen auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie Viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz in Spottblättern und Karikaturen. Jene, namentlich „Le Revenant," „Les Cancans," „Le Brid'Oiſon," „La Mode," und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, miſshandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daſs das edle Faubourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde" in jedem großen Hauſe zu finden ſind *). Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und Hunderte von Karikaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſt und an den Meiſtbietenden für achtzehn Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne gleich einem Alp auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, Jener als Pierrot, Dieſer als dreifarbiger Harlekin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt. Den jungen Heinrich ſieht man als frommen Wallfahrter in Pilgertracht, mit Muſchelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeſchnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieſer Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigſten wenn ſie die Perſon des Fürſten ſelbſt betreffen. Ihre unaufhörliche Menge iſt aber *) eine Volksſtimme und bedeutet Etwas. Einigermaßen verzeihlich werden ſolche Karikaturen, wenn ſie, keine bloße Beleidigung der Perſönlichkeit beabſichtigend, nur die Täuſchung rügen, die man gegen das Volk verübt.

---

*) „iſt aber vielleicht ꝛc." ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Dann iſt auch ihre Wirkung grenzenlos. Seit eine Karikatur erſchienen iſt, worauf ein dreifarbiger Papagei dargeſtellt iſt, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechſelnd „Valmy“ oder „Jemappes“ antwortet, ſeitdem hütet ſich Ludwig Philipp, dieſe Worte ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſilegitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp muſſte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er muſſte ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbeſcholtenſten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte muſſten vernichtet, Valmy und Jemappes aber muſſten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp muſſte erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, muſſte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind

Alle frei, ſind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp muſſte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identificieren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! ausſprach, ſo muſſte er mit noch größerem Selbſtbewuſſtſein ausrufen: La liberté c'est moi!

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie ſind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läſſt ſich nichts Beſtimmtes vorausſagen. Vor den ſchönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karliſten meinen, erſt im Herbſte werde der neue Thron zuſammenbrechen; geſchehe es nicht, ſo werde er ſich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen ſich auf beſtimmte Prophezeiungen nicht mehr einlaſſen; genug, ſagen ſie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben ſie vielleicht Recht. Obgleich ſie bis jetzt immer die Düpes der Karliſten und Bonapartiſten geweſen, ſo mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieſer beiden Parteien nur den Intereſſen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf dieſe Thätigkeit der Karliſten und Bonapartiſten um ſo mehr, da ſie ſelbſt weder durch Geld noch durch Sympathie die Maſſen in Bewegung ſetzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faubourg St. Germain, und was feil iſt, wird gekauft. Leider iſt Deſſen zu Paris immer Viel am Markte, und man glaubt, daſs die Karliſten in dieſem Monate große Fortſchritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluſs auf das Volk ausgeübt, ſollen gewonnen ſein. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen ſind bekannt; Das ſchleicht und ziſcht überall herum, und lügt im Namen Gottes. Überall wird das Bild des Mirakeljungen aufgeſtellt, und man ſieht ihn in den ſentimentalſten Poſituren. Hier liegt er auf den Knien und betet für das Heil Frankreichs und ſeiner unglücklichen Unterthanen ſehr rührend; dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländiſcher Tracht, ohne Beinkleider. Matin, ſagte ein Ouvrier, der mit mir dieſes Bild an einem Kupferſtichladen betrachtete, on le représente sans-culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite. Auf einem ähnlichen Bild iſt er weinend mit ſeinem Schweſterchen dargeſtellt, und darunter ſtehen gefühlvolle Verſe:

O! que j'ai douce souvenance
Du beau pays de mon enfance, etc.

Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkulieren in großer Anzahl*), und ſie werden gut bezahlt. Wie es einſt in England eine jakobitiſche Poeſie gab, ſo giebt es jetzt hier eine karliſtiſche.

Indeſſen, die bonapartiſtiſche Poeſie iſt weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es giebt keine Griſette in Paris, die nicht Béranger's Lieder ſingt und fühlt. Das Volk verſteht am beſten dieſe bonapartiſtiſche Poeſie, und darauf ſpekulieren die Dichter, und auf die Dichter ſpekulieren wieder andere Leute**). Victor Hugo ſchreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten

---

*) Der Schluſs des Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In der älteſten franzöſiſchen Ausgabe fehlte der folgende Satz. In der neueſten heißt es dagegen: „und darauf ſpekulieren die Dichter, die kleinen und großen, welche die Begeiſterung der Maſſe zu Gunſten ihrer Popularität ausbeuten. Victor Hugo zum Beiſpiel, deſſen Leier noch von dem Weihgeſang Karl's X. ertönt, beginnt jetzt mit jener romantiſchen Kühnheit, die ſeinen Genius charakteriſiert, den Kaiſer zu feiern.“

Der Herausgeber.

Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleon's ſtehen in Briefwechſel mit eben ſolchen Volksdichtern, die als Tyrtäen des Bonapartismus bekannt ſind, und deren begeiſternde Leier man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man iſt nämlich der Meinung, daſs der Sohn des Mannes nur zu erſcheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daſs der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die beſonnenen, echten Demokraten ſind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzuſtimmen. Der Name Napoleon iſt ihnen freilich lieb und werth, weil er faſt ſynonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigen Fahne. In Napoleon ſehen ſie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichſtadt ſehen ſie nur den Sohn eines Kaiſers, durch deſſen Anerkennung ſie dem Principe der Legitimität huldigen würden. Dieſes wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonſequenz. Eben ſo lächerlich iſt die Meinung, daſs der Sohn, wenn er auch nicht die Größe ſeines Vaters erreiche, doch gewiſs nicht ganz aus der Art geſchlagen, und immer ein kleiner Napoleon ſei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomeſäule nicht eben durch ihre Größe unſere Bewunderung erregte. Eben weil ſie ſo groß iſt und ſtark, will ſich das Volk an ſie lehnen in dieſer vagen, ſchwankenden Zeit, wo die Vendomeſäule das Einzige in Frankreich iſt, was feſt ſteht.

Um dieſe Säule drehen ſich alle Gedanken des Volks. Sie iſt ſein unverwüſtliches eiſernes Geſchichtsbuch, und es lieſt darauf ſeine eigenen Heldenthaten. Beſonders aber lebt in ſeiner Erinnerung die ſchmähliche Art, wie von den Deutſchen das Standbild dieſer Säule miſshandelt worden, wie man dem armen Kaiſer die Füße abgeſägt, wie man ihm gleich einem Diebe einen Strick um den Hals gebunden und ihn herabgeriſſen von ſeiner Höhe. Die guten Deutſchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat ſeine Sendung auf dieſer Erde, unbewuſſt erfüllt er ſie und hinterläſſt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich geſprochen, ſo muſs ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun. In den Bilderläden ſieht man ſie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unſere Pamphletiſten diskutieren beſtändig dieſe drei ſonderbaren Legitimitäten. Daſs letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geſchwätzes ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt zu weitläuftig und unfruchtbar, als daſs ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die perſönlichen Eigenſchaften des Herzogs von Orleans ſcheint mir wichtiger zu ſein, da ſich an die Perſönlichkeit des jungen Fürſten ſo viele Intereſſen der nächſten Wirklichkeit knüpfen. Die praktiſchere Frage iſt nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu beſteigen, ſondern ob er die Kraft dazu hat, ob ſeine Partei dieſer Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle ſpielen muſs, von ſeinem Charakter zu erwarten ſteht. Über letztern ſind aber die Meinungen verſchieden, ja entgegengeſetzt. Die Einen ſagen, der Herzog von Orleans ſei gänzlich borniert, geiſtesblöde, ſtumpfſinnig, ſogar in ſeiner Familie heiße er grand poulot, dabei ſei er dennoch mit abſolutiſtiſchen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er ſogar Anfälle von Herrſchwuth, ſo habe er z. B. halsſtarrig darauf beſtanden, daſs ihn ſein Vater zur Zeit der Ouvrier-Emeuten nach Lyon gehen laſſe, denn ſonſt käme ihm der Herzog von Reichſtadt zuvor u. ſ. w. Andere hingegen ſagen, Se. königliche Hoheit der Kronprinz ſei lauter Herzensgüte, Wohlgeſinnung und Beſcheidenheit; er ſei ein ſehr vernünftiger junger Menſch, der die angemeſſenſte Erziehung und den beſten Unterricht genoſſen; er ſei voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft ſeinem Vater ein liberales Syſtem dringend anrathe; er ſei ganz ohne Falſch und Groll, er ſei die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und räche ſich an ſeinen Feinden am liebſten dadurch, daſs er ihnen beim Tanze die hübſchen Mädchen wegkapere*). Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daſs ſolch wohlwollendes Urtheil von den

---

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe iſt der Schluſs dieſes Abſatzes verändert, wie folgt: „Das erſtere Urtheil iſt

Anhängern der Dynaſtie, das böswillige aber von deſſen Gegnern herrührt. Dieſen iſt eben ſo wenig wie Jenen zu trauen.

Ich kann alſo über den jungen Fürſten nichts Beſtimmtes mittheilen, als was ich ſelbſt geſehen habe, nämlich wie ſein Äußeres beſchaffen iſt. Hier muſs ich der Wahrheit gemäß eingeſtehen, er ſieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, ſondern vielmehr ſtakige Geſtalt; ein länglicher ſchmaler Kopf an einem langen Halſe; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Geſichtszüge; brave, freie Stirne; gerade, gutgemeſſene Naſe; ein ſchöner, friſcher Mund mit ſanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, ſonderbar unbedeutende, gedankenloſe Augen, die wie kleine Dreiecke geformt ſind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der, unter dem Kinne fortlaufend, faſt wie ein goldener Rahmen das roſig geſunde, blühende Jünglingsgeſicht umſchließt. Ich glaube in den Lineamenten dieſer Geſtalt viel Zukunft leſen zu können, jedoch nicht allzu heitere Zukunft. Glücklichſten Falls geht dieſer junge Menſch einem ſehr großen Martyrthume entgegen; er ſoll König wer-

---

von der Böswilligkeit diktiert. Sollte das andere wahrer ſein? Faſt glaub' ich's.“

Der Herausgeber.

den. Wenn er auch mit dem Geiſte die Dinge nicht durchſchaut, ſo ſcheint er ſie doch inſtinktartig zu ahnen; die thieriſche Natur, ſo zu ſagen der Leib, ſcheint von trüber Vorahnung befangen zu ſein, und daher offenbart ſich eine gewiſſe Melancholie in ſeinem äußern Weſen. Trübſam träumeriſch läſſt er zuweilen das ſchmale längliche Haupt von dem langen Halſe herabhängen. Der Gang iſt ſchläfrig und hinzögernd, wie der eines Menſchen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache iſt ſchleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbſchlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholiſche Signatur der Zukunft. Übrigens hat ſein Äußeres etwas ſchlicht Bürgerliches. Dieſe Eigenſchaft tritt vielleicht um ſo bedeutender hervor, da man bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieſer iſt ein hübſcher, ſehr geſcheiter Junge; ſchlank, aber nicht groß; äußerſt zart gebaut; weißes nettes Geſichtchen; geiſtreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourboniſch gebogene Naſe; ein feiner Blondin von einem altadligen Anſehen. Es ſind nicht die anmaßenden Züge eines hannövriſchen Krautjunkers, ſondern eine gewiſſe Vornehmheit des Erſcheinens und des Gehabens, wie ſie nur unter dem gebildetſten hohen

Adel gefunden wird. Da dieſe Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesalliancen ausartet, ſo iſt das ariſtokratiſche Ausſehen des Herzogs von Nemours ſehr bemerkbar. Bei ſeinem Anblicke hörte ich mal Jemand ſagen: „Dieſes Geſicht wird in einigen Jahren großes Aufſehen in Amerika machen.“

VI.

Paris, den 19. April 1832.

Nicht den Werkſtätten der Parteien will ich ihren banalen Maßſtab entborgen, um Menſchen und Dinge damit zu meſſen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derſelben nach träumenden Privatgefühlen beſtimmen, ſondern ich will ſo viel als möglich parteilos das Verſtändnis der Gegenwart befördern, und den Schlüſſel der lärmenden Tagesräthſel zunächſt in der Vergangenheit ſuchen. Die Salons lügen, die Gräber ſind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geſchichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenſchaft verſteht.

Freilich, nicht vorſätzlich lügen die Salons. Die Geſellſchaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht. wenn auch die

Annalen der Welthiſtorie und das feurige Mene-Tekel der Tagesblätter, und ſogar die laute Volksſtimme auf der Straße ihre Warnungen ausſprechen. Auch die Oppoſitionskoterien lügen eigentlich nicht mit Abſicht; ſie glauben ganz beſtimmt zu ſiegen, wie überhaupt die Menſchen immer Das glauben, was ſie wünſchen; ſie berauſchen ſich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Miſsgeſchick deuten ſie als ein nothwendiges Ereignis, das ſie dem Ziele deſto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs ſtrahlt ihre Zuverſicht am brillanteſten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage geſetzlich ankündigt, findet ſie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einſeitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe ſteht; jede täuſcht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebſten unſern gleichgeſinnten Freunden. Sind wir ſelber vielleicht ſo indifferenter Natur, daſs wir, ohne ſonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beſtändig verkehren, ſo verwirrt uns die ſüffiſante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unſer Urtheil wird aufs unerquicklichſte neutraliſiert. Indifferentiſten ſolcher Art, die ſelbſt ohne eigene Meinung ſind, ohne Theilnahme an den Intereſſen der Zeit, und die nur erlauſchen wollen, was eigentlich vorgehe, und daher das Geſchwätze aller Salons erhorchen, und die Chronique-ſcandaleuſe jeder Partei bei der andern aufgabeln, ſolchen Indifferentiſten begegnet's wohl, daſs ſie überall nur Perſonen und keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Perſonen ſehen, daſs ſie den Untergang der erſten prophezeien, weil ſie die Schwäche der Letztern erkannt haben, und daſs ſie dadurch ihre reſpektiven Kommittenten zu den bedenklichſten Irrniſſen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Miſsverhältnis, das jetzt in Frankreich zwiſchen den Dingen (d. h. den geiſtigen und materiellen Intereſſen) und den Perſonen (d. h. den Repräſentanten dieſer Intereſſen) ſtattfindet, hier beſonders aufmerkſam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menſchen noch koloſſal bis zur Höhe der Dinge hinaufragten, ſo daſs ſie in den Revolutionsgeſchichten gleichſam das heroiſche Zeitalter bilden, und als ſolches jetzt von unſrer republikaniſchen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuſcht uns in dieſer Hinſicht derſelbe Irrthum, den wir bei Madame Rolland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, daſs unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend ſei? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe, und merkte daher nicht, daſs ihre Zeitgenoſſen ſchon groß genug waren, wenn ſie ihr ſelbſt Nichts an geiſtiger Statur nachgaben. Das ganze franzöſiſche Volk iſt jetzt ſo gewaltig in die Höhe gewachſen, daſs wir vielleicht ungerecht ſind gegen ſeine öffentlichen Repräſentanten, die nicht ſonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. In Deutſchland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwiſchen hie und da eine Rieſeneiche, deren Haupt ſich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag iſt ein Reſultat des geſtrigen. Was dieſer gewollt hat, müſſen wir erforſchen, wenn wir zu wiſſen wünſchen, was jener will. Die Revolution iſt eine und dieſelbe; nicht, wie uns die Doktrinäre einreden möchten, nicht für die Charte ſchlug man ſich in der großen Woche, ſondern für dieſelben Revolutionsintereſſen, denen man ſeit vierzig Jahren das beſte Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieſer Blätter nicht für einen jener Prädikanten anſehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verſtehen, und die zufälligen Erſcheinungen für das Weſentliche der Revolution halten, will ich ſo genau als möglich den Hauptbegriff feſtſtellen.

Wenn die Geiſtesbildung und die daraus entſtandenen Sitten und Bedürfniſſe eines Volkes nicht mehr im Einklange ſind mit den alten Staatsinſtitutionen, ſo tritt es mit dieſen in einen Nothkampf, der die Umgeſtaltung derſelben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet iſt, ſo lange jene Umgeſtaltung der Inſtitutionen nicht ganz mit der Geiſtesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten und Bedürfniſſen des Volkes übereinſtimmt, ſo lange iſt gleichſam das Staatsſiechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die ſchlaffe Ruhe der Abſpannung verſinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die feſteſten Bandagen und die gutmüthigſte Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelſten Krankenwärter zum Fenſter hinauswerfen, und ſich ſo lange ſchmerzhaft und miſsbehaglich hin und her wälzen, bis es ſich in die angemeſſenen Inſtitutionen von ſelbſt hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegenſehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird — dieſe Fragen ſollten eigentlicher lauten: Was trieb die Franzoſen, eine Revolution zu beginnen, und haben ſie Das erreicht, was ſie bedurften? Die Beantwortung dieſer Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächſten Artikeln beſprechen. Es iſt Dieſes ein doppelt nützliches Geſchäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären ſucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie dieſe, die Vergangenheit, erſt durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichſtes Verſtändnis findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf ſie wirft, wovon unſere bisherigen Handbuchſchreiber keine Ahnung hatten. Dieſe glaubten, die Akten der Revolutionsgeſchichte ſeien geſchloſſen, und ſie hatten ſchon über Menſchen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt — da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, daſs von ihrem akademiſchen Spruchkollegium an eine höhere Inſtanz apelliert worden, und daſs nicht bloß die franzöſiſche Specialrevolution noch nicht vollendet ſei, ſondern daſs erſt die weit umfaſſendere Univerſalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie muſsten ſie erſchrecken, dieſe friedlichen Leute, als ſie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenſter hinausſteckten und den Umſturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmützen die Töne der

Marſeiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daſs 1830 die dreifarbige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, Das war ein burſchikoſer Spaß, den ſich die Weltgeſchichte gegen das hochgelahrte Philiſterthum der Georgia Auguſta erlaubt hat. In dieſer allzu ernſten Zeit bedarf es wohl ſolcher aufheiternden Erſcheinungen.

So Viel zur Bevorwortung eines Artikels, der ſich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beſchäftigen mag. Die Gegenwart iſt in dieſem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das ſie mir zur Beſprechung darbietet, iſt von der Art, daſs überhaupt jedes Weiterſchreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächſten Buche mag dann die ſpäter geſchriebene Ergänzung nachfolgen*). Ich wurde in dieſer Arbeit viel geſtört, zumeiſt durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera ſtarb. Überhaupt muſs ich bemerken, daſs die damaligen Umſtände auch auf die folgenden Blätter miſslich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewuſſt, die mindeſte Unruhe empfunden zu haben, aber es iſt doch ſehr ſtörſam, wenn Einem beſtändig das Sichelwetzen des Todes allzu vernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geiſtiges Unbehagen, deſſen man ſich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verſcheucht haben; aber mein beſter Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke Dieſes, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade anſehe. Nur ein Thor konnte ſich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnisvoll ſtattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. „Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack geſteckt!“ ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack ſtecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daß hier während der Cholerazeit, hoch auf einander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten, und daß man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar ſich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht ſelten ein ſonderbares

---

*) Dieſer Satz, ſowie auch die Beilage zu Artikel VI, fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Gezänk entſtand. Ich erinnere mich, daſs zwei kleine Knabchen mit betrübter Miene neben mir ſtanden, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht ſagen könne, in welchem Sacke ſein Vater ſei.

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das Verdienſt, daſs ſie gleichſam ein Bülletin iſt, welches auf dem Schlachtfelde ſelbſt und zwar während der Schlacht geſchrieben worden, und daher unverfälſcht die Farbe des Augenblicks trägt. Thukydides, der Hiſtorienſchreiber, und Boccacio, der Novelliſt, haben uns freilich beſſere Darſtellungen dieſer Art hinterlaſſen; aber ich zweifle, ob ſie genug Gemüthsruhe beſeſſen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entſetzlichſten um ſie her wüthete, ſie gleich als ſchleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Piſa ſo ſchön und meiſterhaft zu beſchreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundſatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich daſs ich Nichts an dieſen Artikeln ändere, daſs ich ſie ganz ſo abdrucken laſſe, wie ich ſie urſprünglich geſchrieben, daſs ich nur hie und da irgend ein Wort einſchalte oder ausmerze, wenn Dergleichen in meiner Erinnerung dem urſprünglichen Manuſkript entſpricht. Solche kleine Reminiscenzen kann ich nicht abweiſen, aber ſie ſind ſehr ſelten, ſehr geringfügig und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falſche Prophezeiungen und ſchiefe Anſichten, die hier nicht fehlen dürfen, da ſie zur Geſchichte der Zeit gehören. Die Ereigniſſe ſelbſt bilden immer die beſte Berichtigung*).)

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Ich rede von der Cholera, die ſeitdem hier herrſcht, und zwar unumſchränkt, und die ohne Rückſicht auf Stand und Geſinnung tauſendweiſe ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daſs ſie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Es ſchien anfänglich ſogar darauf abgeſehen zu ſein, ſie zu verhöhnen, und man meinte, die Cholera werde eben ſo wenig wie jede andere große Reputation ſich hier in Anſehen erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daſs ſie aus Furcht vor dem Ridikül zu einem Mittel griff, welches ſchon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daſs ſie nämlich, um ſich in Reſpekt zu ſetzen, das Volk decimiert. Bei dem großen Elende, das hier herrſcht, bei der koloſſalen Unſauberkeit, die nicht bloß bei den ärmern Klaſſen zu finden iſt, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei ſeinem grenzenloſen Leichtſinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorſichtsmaßregeln, muſſte die Cholera hier raſcher und furchtbarer als anderswo um ſich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März officiell bekannt gemacht worden, und da Dieſes der Tag der Mi-carême und das Wetter ſonnig und lieblich war, ſo tummelten ſich die Pariſer um ſo luſtiger auf den Boulevards, wo man ſogar Maſken erblickte, die in karikierter Miſsfarbigkeit und Ungeſtalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten. Desſelben Abends waren die Redouten beſuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte faſt die lauteſte Muſik, man erhitzte ſich beim Chahut, einem nicht ſehr zweideutigen Tanze, man ſchluckte dabei allerlei Eis und ſonſtig kaltes Getrinke — als plötzlich der luſtigſte der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verſpürte, und die Maſke abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Geſicht zum Vorſcheine kam. Man merkte bald, daſs Solches kein Spaß ſei, und das Gelächter verſtummte, und mehrere Wagen voll Menſchen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhoſpitale, wo ſie, in ihren abenteuerlichen Maſkenkleidern anlangend, gleich verſchieden. Da man in der erſten Beſtürzung an Anſteckung glaubte, und die ältern Gäſte des Hôtel-Dieu ein gräſsliches Angſtgeſchrei erhoben, ſo ſind jene Todten, wie man ſagt, ſo ſchnell beerdigt worden, daſs man ihnen nicht einmal die buntſcheckigen Narrenkleider auszog, und luſtig, wie ſie gelebt haben, liegen ſie auch luſtig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanſtalten getroffen wurden. Es bildete ſich eine Commission sanitaire, es wurden überall Bureaux de sécours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique ſollte ſchleunigſt in Wirkſamkeit treten. Da kollidierte man zuerſt mit den Intereſſen einiger tauſend Menſchen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domäne betrachten. Dieſes ſind die ſogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der ſich des Tags über vor den Häuſern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken und einem Hakenſtock in der Hand ſchlendern dieſe Menſchen, bleiche Schmutzgeſtalten, durch die Straßen, und wiſſen Mancherlei, was noch brauchbar iſt, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derſelben in Entrepriſe gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinausgebracht ward aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers freiſtehen ſollte, nach Herzensluſt darin herum zu fiſchen, da klagten dieſe Menſchen, daſs ſie, wo nicht ganz brotlos, doch wenigſtens in ihrem Erwerbe geſchmälert worden, daſs dieſer Erwerb ein verjährtes

Recht ſei, gleichſam ein Eigenthum, deſſen man ſie nicht nach Willkür berauben könne. Es iſt ſonderbar, daſs die Beweisthümer, die ſie in dieſer Hinſicht vorbrachten, ganz dieſelben ſind, die auch unſere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeiſter, Zehntenprediger, Fakultätsgenoſſen und ſonſtige Vorrechtsbefliſſene vorzubringen pflegen, wenn die alten Miſsbräuche, wovon ſie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden ſollen, damit durch den verjährten Moder und Dunſt unſer jetziges Leben nicht verpeſtet werde. Als ihre Proteſtationen Nichts halfen, ſuchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; ſie verſuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuſes, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, das ſie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den Kais zum Wiederverkaufe auszukramen. Da ſahen wir nun die widerwärtigſte Emeute — die neuen Reinigungskarren wurden zerſchlagen und in die Seine geſchmiſſen; die Chiffonniers barrikadierten ſich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenſchirmen fochten die alten Trödelweiber auf dem Chatelet; der Generalmarſch erſcholl; Caſimir Perier ließ ſeine Myrmidonen aus ihren Boutiken heraustrommeln;

der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karliſten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichſten Alliierten gefunden, Lumpenſammler und alte Trödelweiber, die ſich jetzt mit denſelben Principien geltend machten als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsintereſſen der Verfaultheiten aller Art.

Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht ſo wüthend um ſich griff, wie gewiſſe Leute es wünſchten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache, doch wenigſtens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht, die vielen Menſchen, die ſo raſch zur Erde beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewuſſt, auf den Gemüſemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleiſchern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, deſto begieriger wurden ſie vom Volke aufgegriffen, und ſelbſt die kopfſchüttelnden Zweifler muſſten ihnen Glauben ſchenken, als des Polizeipräfekten Bekanntmachung erſchien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen iſt, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr ſie gewuſſt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wiſſenſchaft prahlen, oder ſie gedachte bei jenen Vergiftungsgerüchten, ſie mögen wahr oder falſch ſein, wenigſtens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden; genug, durch ihre unglückſelige Bekanntmachung, worin ſie ausdrücklich ſagte, daſs ſie den Giftmiſchern auf der Spur ſei, ward das böſe Gerücht officiell beſtätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteſte Todesbeſtürzung.

Das iſt unerhört, ſchrieen die älteſten Leute, die ſelbſt in den grimmigſten Revolutionszeiten keine ſolche Frevel erfahren hatten. Franzoſen, wir ſind entehrt! riefen die Männer, und ſchlugen ſich vor die Stirne. Die Weiber mit ihren kleinen Kindern, die ſie angſtvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich und jammerten, daſs die unſchuldigen Würmchen in ihren Armen ſtürben. Die armen Leute wagten weder zu eſſen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war, als ob die Welt unterginge. Beſonders an den Straßenecken, wo die rothangeſtrichenen Weinläden ſtehen, ſammelten und beriethen ſich die Gruppen, und dort war es meiſtens, wo man die Menſchen, die verdächtig ausſahen, durchſuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas Verdächtiges in ihren Taſchen fand! Wie wilde Thiere, wie Raſende, fiel dann das Volk über ſie her. Sehr Viele retteten ſich durch Geiſtesgegenwart; Viele wurden durch die Entſchloſſenheit der Kommunalgarden, die an jenem Tage überall herumpatrouillierten, der Gefahr entriſſen; Andere wurden ſchwer verwundet und verſtümmelt; ſechs Menſchen wurden aufs unbarmherzigſte ermordet. Es giebt keinen gräſslicheren Anblick, als ſolchen Volkszorn, wenn er nach Blut lechzt und ſeine wehrloſen Opfer hinwürgt. Dann wälzt ſich durch die Straßen ein dunkles Menſchenmeer, worin hie und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorſchäumen, und Das heult und brauſt, gnadenlos, heidniſch, dämoniſch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf „A la lanterne!“ und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmiſcher. Die Einen ſagten, er ſei ein Karliſt, man habe ein brevet du lis in ſeiner Taſche gefunden; die Andern ſagten, er ſei ein Prieſter, ein Solcher ſei Alles fähig. Auf der Straße Baugirard, wo man zwei Menſchen, die ein weißes Pulver bei ſich gehabt, ermordete, ſah ich einen dieſer Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzſchuhe von den Füßen zogen und ihn damit ſo lange auf den Kopf ſchlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt und blutrünſtig zerſchlagen und zerquetſcht; nicht bloß die Kleider, ſondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Naſe waren ihm abgeriſſen, und ein wüſter Menſch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und ſchleifte ihn damit durch die Straße, während er beſtändig ſchrie: Voilà le Cholera-morbus! Ein wunderſchönes, wuthblaſſes Weibsbild mit entblößten Brüſten und blutbedeckten Händen ſtand dabei und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Francs zu zollen, damit ſie ſich dafür ein ſchwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter ſei vor einigen Stunden geſtorben, an Gift.

Des andern Tags ergab ſich aus den öffentlichen Blättern, daſs die unglücklichen Menſchen, die man ſo grauſam ermordet hatte, ganz unſchuldig geweſen, daſs die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Kampher oder Chlorüre oder ſonſtigen Schutzmitteln gegen die Cholera beſtanden, und daſs die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrſchenden Seuche geſtorben waren. Das hieſige Volk, das, wie das Volk überall, raſch in Leidenſchaft gerathend, zu Greueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben ſo raſch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer ſeine Unthat, wenn es die Stimme der Beſonnenheit vernimmt. Mit ſolcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beſchwichtigen und zu beſänftigen gewuſſt, und es mag als ein Triumph der Preſſe ſignaliſiert werden, daſs ſie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, ſo ſchnell Einhalt zu thun. Rügen muſs ich hier das Benehmen einiger Leute, die eben nicht zur untern Klaſſe gehören und ſich doch vom Unwillen ſo weit hinreißen ließen, daſs ſie die Partei der Karliſten öffentlich der Giftmiſcherei bezichtigten. So weit darf die Leidenſchaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich ſehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigſten Feinde ſolche gräſsliche Beſchuldigung ausſpräche*). Mit Recht, in dieſer Hinſicht, beklagten ſich die Karliſten. Nur daſs ſie dabei ſo laut ſchimpfend ſich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; Das iſt ſonſt nicht die Sprache der Unſchuld. Aber es hat, nach der Überzeugung der Beſtunterrichteten, gar keine Vergiftung ſtattgefunden. Man hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gedungen, die allerlei unſchädliche Pulver auf die Lebensmittel ſtreuten, um das Volk in Unruhe zu ſetzen und aufzureizen; war dieſes Letztere der Fall, ſo muſs man dem Volke ſein tumultuariſches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um ſo mehr da es nicht aus Privathaſs entſtand, ſondern „im Intereſſe des allgemeinen Wohls; ganz nach den Principien der Abſchreckungstheorie.“ Ja, die Karliſten waren vielleicht in die Grube geſtürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieſer, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeſchrieben, ſondern jener Partei, die, „immer durch die Waffen beſiegt, durch feige Mittel ſich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hilfe der Koſaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte.“ So ungefähr äußerte ſich der „Conſtitutionel.“

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Was ich ſelbſt an dem Tage, wo jene Todtſchläge ſtattfanden, an beſonderer Einſicht gewann, Das war die Überzeugung, daſs die Macht der ältern Bourbonen nie und nimmermehr in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verſchiedenen Menſchengruppen die merkwürdigſten Worte gehört, ich hatte tief hinabgeſchaut in das Herz des Volkes — es kennt ſeine Leute.

Seitdem iſt hier Alles ruhig; l'ordre règne à Paris, würde Horatius Sebaſtiani ſagen. Eine Todtenſtille herrſcht in ganz Paris. Ein ſteinerner Ernſt liegt auf allen Geſichtern. Mehrere Abende lang ſah man ſogar auf den Boulevards wenig Menſchen, und dieſe eilten einander ſchnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater ſind wie ausgeſtorben. Wenn ich in einen Salon trete, ſind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu ſehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geſchäfte habe. Die meiſten Fremden, namentlich meine Landsleute, ſind gleich abgereiſt. Gehorſame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, ſchleunigſt nach Hauſe zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimat wünſchten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantiſchen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdſeligen Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der geſündern Luft. Man ſagt, auf dem Hôtel-de-Ville ſeien ſeitdem über 120,000 Päſſe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera ſichtbar zunächſt die ärmere Klaſſe angriff, ſo haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewiſſen Parvenüs war es nicht zu verdenken, daſs ſie flohen; denn ſie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Aſien komme, weiß nicht, daſs wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börſe verdient haben, und ſie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump, und läſſt uns ins Gras beißen. Herr Aguado, einer der reichſten Bankiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarſchall bei jener großen Retirade. Der Ritter ſoll beſtändig mit wahnſinniger Angſt zum Kutſchenfenſter hinausgeſehen und ſeinen blauen Bedienten, der hinten aufſtand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es ſah, wie die Reichen flohen, und bepackt mit Ärzten und Apotheken ſich nach geſündern Gegenden retteten. Mit Unmuth ſah der Arme, daſs das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Juſtemilieu und der haute finance iſt ſeitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf ſeinen Schlöſſern. Die eigentlichen Repräſentanten des Reichthums, die Herren von Rothſchild, ſind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch beurkundend, daſs ſie nicht bloß in Geldgeſchäften großartig und kühn ſind. Auch Caſimir Perier zeigte ſich großartig und kühn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hôtel-Dieu beſuchte; ſogar ſeine Gegner muſſte es betrüben, daſs er in der Folge Deſſen, bei ſeiner bekannten Reizbarkeit, ſelbſt von der Cholera ergriffen worden. Er iſt ihr jedoch nicht unterlegen, denn er ſelber iſt eine ſchlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Perier's das Hoſpital beſuchte, verdient die ſchönſte Anerkennung. Die ganze königliche Familie hat ſich in dieſer troſtloſen Zeit ebenfalls rühmlich bewieſen. Beim Ausbruche der Cholera verſammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die ſie meiſtens ſelbſt verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie ſind nicht erloſchen; ſie ſind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen verſehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetiſchen, aber geſündern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harniſchzeiten des kriegeriſchen Ritterthums, ſondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eiſernen Zeitalter, ſondern im flanellenen. Flanell iſt wirklich jetzt der beſte

Panzer gegen die Angriffe des ſchlimmſten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, ſagt „Figaro," einen Gürtel von Flanell tragen. Ich ſelbſt ſtecke bis am Halſe in Flanell und dünke mich dadurch cholerafeſt. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom beſten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daſs er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und ſich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbiſchof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hôtel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Beſuch abgeſtattet, die Kranken zu tröſten kam. Er hatte längſt prophezeit, daſs Gott die Cholera als Strafgericht ſchicken werde, um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchriſtlichſten König fortgejagt und das katholiſche Religionsprivilegium in der Charte abgeſchafft hat." Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimſucht, will Herr von Quelen ſein Gebet zum Himmel ſchicken und Gnade erflehen, wenigſtens für die Unſchuldigen; denn es ſterben auch viele Karliſten. Außerdem hat Herr von Quelen, der Erzbiſchof, ſein Schloſs Conflans angeboten zur Errichtung eines Hoſpitals. Die Regierung hat aber dieſes Anerbieten abgelehnt, da dieſes

Schloſs in wüſtem, zerſtörtem Zuſtande iſt, und die Reparaturen zu Viel koſten würden. Außerdem hatte der Erzbiſchof verlangt, daſs man ihm in dieſem Hoſpitale freie Hand laſſen müſſe. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber ſchon an einem ſchrecklichen Übel litten, nicht den quälenden Rettungsverſuchen ausſetzen, die der Erzbiſchof und ſeine geiſtlichen Gehilfen beabſichtigten; man wollte die verſtockten Revolutionsſünder lieber ohne Mahnung an ewige Verdammnis und Höllenqual, ohne Beicht' und Ölung, an der bloßen Cholera ſterben laſſen. Obgleich man behauptet, daſs der Katholicismus eine paſſende Religion ſei für ſo unglückliche Zeiten wie die jetzigen, ſo wollen doch die Franzoſen ſich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, ſie würden dieſe Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müſſen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Prieſter im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Roſenkranz ſei ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die Saint-Simoniſten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daſs kein Saint-Simoniſt an der herrſchenden Krankheit ſterben könne; denn da der Fortſchritt ein Naturgeſetz ſei, und der ſociale Fortſchritt im Saint-Simonismus liege, ſo dürfe, ſo lange die Zahl ſeiner Apoſtel noch unzureichend iſt, keiner von denſelben ſterben. Die Bonapartiſten behaupten, wenn man die Cholera an ſich verſpüre, ſo ſolle man gleich zur Vendomeſäule hinaufſchauen, man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder ſeinen Glauben in dieſer Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht ſchaden, nur muſs man wieder nicht zu Wenig eſſen, wie gewiſſe Leute, die des Nachts die Leibſchmerzen des Hungers für Cholera halten. Es iſt ſpaßhaft, wenn man ſieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tiſche ſitzen, und die menſchenfreundlichſten Gerichte mit Miſstrauen betrachten, und tiefſeufzend die beſten Biſſen hinunterſchlucken. Man ſoll, haben ihnen die Ärzte geſagt, keine Furcht haben und jeden Ärger vermeiden; nun aber fürchten ſie, daſs ſie ſich mal unverſehens ärgern möchten, und ärgern ſich wieder, daſs ſie deſshalb Furcht haben. Sie ſind jetzt die Liebe ſelbſt, und gebrauchen oft das Wort mon Dieu, und ihre Stimme iſt hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen ſie wie ambulante Apotheken, fühlen ſich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen ſie jede Stunde nach der Zahl der Todten. Daſs man dieſe Zahl nie genau wuſste, oder vielmehr daſs man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und ſteigerte die Angſt ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben ſeitdem eingeſtanden, daſs in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitauſend Menſchen geſtorben ſind. Das Volk ließ ſich nicht officiell täuſchen und klagte beſtändig, daſs mehr Menſchen ſtürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daſs eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von dem Froſte und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verſchied. Wo man nur hinſah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholiſcher ausſieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, muſſte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit ſchwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausſahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich ſah Särge in Fiakern fortbringen; man legte ſie in die Mitte, ſo daſs aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausſtanden. Widerwärtig war es anzuſchauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichſam als Todten-Omnibuſſe, als omnibus mortuis, herumfuhren, und ſich in den verſchiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und ſie dutzendweiſe zur Ruheſtätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zuſammentrafen, gewährte erſt recht den troſtloſeſten Anblick. Als ich einen guten Bekannten beſuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man ſeine Leiche auflud, erfaſſte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwieſen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutſche und begleitete ihn nach Père-la-Chaiſe. Hier nun, in der Nähe dieſes Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutſcher ſtill, und als ich aus meinen Träumen erwachend mich umſah, erblickte ich Nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichſam Queue machten, und in dieſer ſchwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, muſſte ich einige Stunden ausdauern. Aus Langerweile frug ich den Kutſcher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Lointier nach einem Balle fuhr, in ähnlicher Weiſe einige Zeit neben dem meinigen ſtille halten muſſte. Nur daſs die junge Frau damals mit ihrem haſtigen Blumenköpſchen und lebhaften Mondſcheingeſichtchen öfters zum Kutſchenfenſter hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdeſte Miſslaune ausdrückte. Jetzt war ſie ſehr ſtill und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen ſich ſchaudernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte ſich die Ungeduld in den Todten ſelbſt, als ſeien ſie des Wartens müde, als hätten ſie Eile, ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthor ein Kutſcher dem andern vorauseilen wollte und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwiſchen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entſtand, einige Wagen umſtürzten, die Särge auseinanderfielen, die Leichen hervorkamen, da glaubte ich die entſetzlichſte aller Emeuten zu ſehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu ſchonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père-la-Chaiſe geſehen habe. Genug, gefeſteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefſten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und hernach mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, Das kann man nicht lernen. Ich rettete mich ſo raſch als möglich auf den höchſten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt ſo ſchön vor ſich liegen ſieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen ſchienen wehmüthig Abſchied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeiſterung und des Martyrthums, die Heilandſtadt, die für die weltliche Erlöſung der Menſchheit ſchon ſo Viel gelitten!

VII.

Paris, den 12. Mai 1832.

Die geſchichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müſſen vertagt werden. Die Gegenwart hat ſich unterdeſſen ſo herbe geltend gemacht, daſs man ſich wenig mit der Vergangenheit beſchäftigen konnte. — Das große allgemeine Übel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläſſt viel Betrübung und Bekümmernis. Die Sonne ſcheint zwar luſtig genug, die Menſchen gehen wieder luſtig ſpazieren und koſen und lächeln; aber die vielen ſchwarzen Trauerkleider, die man überall ſieht, laſſen keine rechte Heiterkeit in unſerem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth ſcheint jetzt im ganzen Volke zu herrſchen, wie bei Leuten, die ein ſchweres Siechthum überſtanden. Nicht bloß auf der Regierung, ſondern auch auf der Oppoſition liegt eine faſt ſentimentale Mattigkeit. Die Begeiſterung des Haſſes erliſcht, die Herzen verſumpfen, im Gehirne verblaſſen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähnend, man iſt nicht mehr böſe auf einander, man wird ſanftlebig, liebſam, vertröſtet, chriſtlich; deutſche Pietiſten könnten jetzt hier gute Geſchäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt wie ſchnell ſich die Dinge ändern würden, wenn mir Perier ſie nicht mehr leite. Aber es ſcheint, als ſei unterdeſſen das Übel inkurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Perier's kann der Staat geneſen.

Daſs Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit widerſtehen kann, muſs auch ſeine abgeſagteſten Gegner miſsſtimmen. Der allgemeine Feind hat ſich in ihre Bundesgenoſſenſchaft gedrängt, und von ſolcher Seite kann ihnen auch die wirkſamſte Hilfleiſtung nicht ſehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einſieht, daſs er ein großer Mann war. Jetzt, wo er durch Andere erſetzt werden ſoll, muſste dieſe Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Odyſſeus zu ſpannen, ſo hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit Anſtrengung aller ſeiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigſtens können jetzt ſeine Freunde prahlen, er hätte, intervenierte nicht die Cholera, alle ſeine Vorſätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich iſt jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerſtört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer iſt dieſer rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen ſpannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird ſie mit tödlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinären Mägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus ſäubern von der großen Unordnung, und mit Hilfe der weiſen Göttin eine beſſere Wirthſchaft einführen. Wie unſer jetziger Zuſtand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, ſo werden wir auch unſeren achtzehnten Brumaire erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblaſſenden Machthaber treten und ihnen die Endſchaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konſtitution ſchreien, wie einſt im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus ſäuberte. Aber wie Dieſer entrüſtet ausrief: „Konſtitution! Ihr wagt es noch, euch auf die Konſtitution zu berufen, ihr, die ihr ſie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!“ ſo wird der rechte Mann auch jetzt Tag und Datum anzugeben wiſſen, wo die Juſtemilieu-Miniſterien die Konſtitution verletzt haben.

Wie wenig die Konſtitution nicht bloß in die Geſinnung der Regierung, ſondern auch des Volks eingedrungen, ergiebt ſich hier jedesmal, wenn die wichtigſten konſtitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konſtitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu mißleitet durch ſeine Schreiber und Sprecher, die, entweder aus Unwiſſenheit oder Parteiſucht, die Begriffe zu verkehren ſuchen; die Regierung wird dazu mißleitet durch jene Fraktion der Ariſtokratie, die, aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Reſtauration, das Repräſentativſyſtem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfe, den man jedoch unſchädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne daſs die Menge es merke, die alten Menſchen und Wünſche unterſchiebt. Nach den Begriffen ſolcher Leute iſt Derjenige der größte Miniſter, der mit den neuen konſtitutionellen Formeln eben ſo Viel auszurichten vermag, wie man ſonſt mit den alten Formeln des Regimes durchzuſetzen wuſſte. Ein ſolcher Miniſter war Villèle, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indeſſen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Miniſter geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daſs er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Reſtauration mit ſich ins Miniſterium bringen. Nächſt Decazes hatte man Herrn Guizot beſonders im Auge*). Auch Dieſem wird Viel zugetraut, wo es gilt, unter konſtitutionellen Namen und Formen die abſoluteſten Gelüſte zu verbergen. Denn dieſer Quaſivater der neuern Doktrinäre, dieſer Verfaſſer einer engliſchen Geſchichte und einer franzöſiſchen Synonymik, verſteht aufs meiſterhafteſte, durch parlamentariſche Beiſpiele aus England die illegalſten Dinge mit einem ordre légal zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geiſt der Franzoſen zu unterdrücken. Aber man ſagt, während er mit dem

---

*) Die beiden folgenden Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig ſprach, habe er plötzlich die ignobelſten Wirkungen der Cholera verſpürt, und, ſchnell in der Rede abbrechend, ſei er geſchieden mit der Äußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerſtehen. Guizot's Durchfall bei der Wahl eines neuen Miniſters wird von Andern noch komiſcher erzählt*). Mit Dupin, den man immer als Perier's Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber dieſe ſcheiterten ebenfalls, indem Dupin ſich manche Beſchränkungen nicht gefallen laſſen wollte, die zunächſt die Präſidentur des Konſeils betrafen. Mit der erwähnten Präſidentur des Konſeils hat es eine eigene Bewandtnis. Der König hat nämlich ſich ſelber ſehr oft dieſe Präſidentur zugetheilt, namentlich im Beginne ſeiner Regierung; Dieſes war für die Miniſter immer ein fataler Umſtand, und die damaligen Miſshelligkeiten ſind meiſtens daraus hervorgegangen. Perier allein hat ſich ſolchen Eingriffen zu widerſetzen gewuſſt; er entzog dadurch die Geſchäfte dem allzu großen Einfluſſe des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenkt; und man ſagt, daſs die Nachricht von Perier's Krankheit nicht allen Freunden der Tuilerien unangenehm geweſen ſei. Der König ſchien jetzt gerechtfertigt, wenn er ſelbſt die Präſidentur des Konſeils übernahm. Als Solches offenkundig ward, entſtand in Salons und Journalen die leidenſchaftlichſte Polemik über die Frage, ob der König das Recht habe, dem Konſeil zu präſidieren?

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Hiebei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwiſſenheit zum Vorſcheine. Da ſchwatzten die Leute, was ſie nur jemals halb gehört und gar nicht verſtanden hatten, und Das rauſchte und ſpritzte ihnen aus dem Munde wie ein politiſcher Waſſerfall. Die Einſicht der meiſten Journale war ebenfalls nicht von der brillanteſten Art. Nur der „National“ zeichnete ſich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Reſtauration vorgebracht hatte: Le roi règne, mais ne gouverne pas. Die dreiundeinhalb Menſchen, die ſich damals in Deutſchland mit Politik beſchäftigten, überſetzten dieſen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: „Der König herrſcht, aber er regiert nicht.“ Ich bin jedoch gegen das Wort „herrſchen“; es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Abſolutismus. Und doch ſollte eben dieſer Satz den Unterſchied beider Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, bezeichnen.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Wer politiſch reinen Herzens iſt, darf auch jenſeits des Rheins dieſe Frage aufs beſtimmteſte erörtern. Durch das abſichtliche Umgehen derſelben hat man eben auf der einen Seite dem keckſten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigſten Knechtſinn Vorſchub geleiſtet.

Da die Theorie des Abſolutismus, von dem verächtlichen gelehrten Salmaſius bis herunter auf den Herrn Jarke, der nicht gelehrt iſt, 'meiſtens von verdächtigen Schriftſtellern vertheidigt worden, ſo hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maßen der Sache ſelber geſchadet. Wer ſeinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen, ſie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch ſo ſehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch iſt die Lehre von der abſoluten Gewalt eben ſo honett und eben ſo vertretbar wie jede andere politiſche Meinung. Nichts iſt widerſinniger, als wie jetzt ſo oft geſchieht, den Abſolutismus mit dem Deſpotismus zu verwechſeln. Der Deſpot handelt nach der Willkür ſeiner Laune, der abſolute Fürſt handelt nach Einſicht und Pflichtgefühl. Das Charakteriſtiſche eines abſoluten Königs iſt hiebei, daſs Alles im

Staate durch ſeinen Selbſtwillen geſchieht. Da aber nur wenige Menſchen einen Selbſtwillen haben, da vielmehr die meiſten Menſchen, ohne es zu wiſſen, nur Das wollen, was ihre Umgebung will, ſo herrſcht gewöhnlich dieſe an der Stelle der abſoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge ſind es alſo, die in denjenigen abſoluten Monarchien herrſchen, wo die Fürſten nicht von allzu ſtörriger Natur und dadurch dem fremden Einfluſſe unzugänglich ſind. Die Kunſt der Höfe beſteht darin, die ſanften Fürſten ſo zu härten, daſs ſie eine Keule werden in der Hand des Höflings, und die wilden Fürſten ſo zu ſänftigen, daſs ſie ſich willig zu jedem Spiele, zu allen Poſituren und Aktionen hergeben, wie die Löwen des Herrn Martin. Ach! faſt auf dieſelbe Weiſe, wie Dieſer den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts ſeinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menſchliche Laſter einweiht, und nachher am Tage, den Geſchwächten ganz gehorſam findet, ſo wiſſen die Höflinge manchen König der Menſchen, wenn er allzu ſträubſam und wild iſt, durch entnervende Lüſte zu zähmen, und ſie beherrſchen ihn durch Maitreſſen, Köche, Komödianten, üppige Muſik, Tanz und ſonſtigen Sinnenrauſch. Nur zu oft ſind abſolute Fürſten die abhängigſten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme Derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehäſſigſten beurtheilt ſieht, ſo würde man vielleicht gerührt werden von den gerechteſten Klagen über unerhörte Verführungskünſte und trübſelige Verkehrung der menſchlich ſchönſten Gefühle. Außerdem liegt in der unumſchränkten Gewalt eine ſo ſchauerliche Macht der böſen Verſuchung, daſs nur die alleredelſten Menſchen ihr widerſtehen können. Wer keinem Geſetze unterworfen iſt, Der entbehrt der heilſamſten Schutzwehr; denn die Geſetze ſollen uns nicht bloß gegen Andere, ſondern auch gegen uns ſelbſt ſchützen. Der Glaube, daſs ihre Macht ihnen von Gott verliehen ſei, iſt daher bei den abſoluten Fürſten nicht nur verzeihlich, ſondern auch nothwendig. Ohne ſolchen Glauben wären ſie die Unglücklichſten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menſchen zu ſein, ſich der übermenſchlichſten Verſuchung und übermenſchlichſten Verantwortlichkeit ausgeſetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den abſoluten Königen, die wir in der Geſchichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum ſich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, ſie muſſten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, ſie waren zugleich Opfer und Opferprieſter, ſie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So ſehen wir Könige des Alterthums, die in Peſtzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk ſühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verſchuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinſternis in China eintritt, erſchrickt der Kaiſer, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde ſolche allgemeine Verdüſterung verſchuldet habe, und er thut Buße, damit ſich für ſeine Unterthanen der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Abſolutismus noch in ſo heiliger Strenge herrſcht, und Das iſt auch bei den nordweſtlichen Nachbarn der Chineſen bis an die Elbe der Fall, würde es zu miſsbilligen ſein, wenn man ihnen die repräſentative Verfaſſungsdoktrin predigen wollte; eben ſo tadelhaft iſt es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europas, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürſten und Völkern erloſchen iſt, den Abſolutismus dociert.

Indem ich das Weſen des Abſolutismus dadurch bezeichnete, daſs in der abſoluten Monarchie der Selbſtwille des Königs regiert, bezeichne ich das Weſen der repräſentativen, der konſtitutionellen Monarchie um ſo leichter, wenn ich ſage, dieſe unterſcheide ſich von jener dadurch, daſs an die Stelle des königlichen Selbſtwillens die Inſtitution getreten iſt. An die Stelle eines Selbſtwillens, der leicht miſsleitet werden kann, ſehen wir hier eine Inſtitution, ein Syſtem von Staatsgrundſätzen, die unveränderlich ſind. Der König iſt hier eine Art moraliſcher Perſon im juriſtiſchen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenſchaften ſeiner phyſiſchen Umgebung, als vielmehr den Bedürfniſſen ſeines Volks, er handelt nicht mehr nach den loſen Wünſchen des Hofes, ſondern nach feſten Geſetzen. Deſshalb ſind die Höflinge in allen Ländern dem konſtitutionellen Weſen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltauſendjährige Macht durch die tieferdachte, ingeniöſe Einrichtung, daſs der König gleichſam nur die Idee der Gewalt repräſentiert, daſs er zwar ſeine Miniſter wählen könne, jedoch nicht er, ſondern Dieſe regieren, daſs Dieſe aber nur ſo lange regieren können, als ſie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem Letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daſs der König nicht ſelbſt regiert, kann ihn auch bei ſchlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieſer wird in konſtitutionellen Staaten nur die Folge haben, daſs der König andere und zwar populäre Miniſter erwählt, von denen man ein beſſeres Regiment erwartet; ſtatt daſs in abſoluten Staaten, wo der König ſelbſt regiert, ihn unmittelbar ſelbſt der Unmuth des Volks trifft, und dieſes, um ſich zu helfen, genöthigt iſt, den Staat umzuſtürzen. Dadurch daſs der König nicht ſelbſt regiert, iſt das Heil des Staates unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchſte oder allerniedrigſte Leidenſchaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweiſen gar keine Ahnung hatten*); denn von Xenophon bis Fenelon erſchien ihnen die Erziehung eines Fürſten als die Hauptſache; ſogar der große Ariſtoteles muſs in ſeiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Beſſeres vorzuſchlagen, als die Philoſophen auf den Thron zu ſetzen oder die Fürſten zu Philoſophen zu machen. Dadurch, daſs der König nicht ſelbſt regiert, iſt er auch nicht verantwortlich, iſt er unverletzlich, inviolable, und nur ſeine Miniſter können wegen ſchlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und beſtraft werden. Der Kommentator der engliſchen Konſtitution, Blackſtone, begeht einen Miſsgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu deſſen Prärogativen zählt. Dieſe Anſicht ſchmeichelt einem Könige mehr, als ſie ihm nützt. In den Ländern des politiſchen Proteſtantismus, in konſtitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürſten vielmehr in der Vernunft begründet wiſſen, und dieſe gewährt hinlängliche Gründe für ihre Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, daſs ſie nicht ſelbſt handeln können, und alſo deſshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht beſtrafbar ſind, wie Jeder, der nicht ſelbſt handelt. Der Grundſatz: „The king cannot do wrong“ mag alſo, in ſo fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch ſeine Gültigkeit erlangen, daſs man hinzuſetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des konſtitutionellen Königs handeln die Miniſter, und daher ſind Dieſe verantwortlich. Sie handeln ſelbſtändig, dürfen jedes königliche Anſinnen, womit ſie nicht übereinſtimmen, geradezu abweiſen, und im Fall dem Könige ihre Regierungsart miſsfällt, ſich ganz zurückzuziehen. Ohne ſolche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Miniſter, die ſie durch die Kontraſignatur bei jedem Regierungsakte ſich aufbürden, eine heilloſe Ungerechtigkeit, eine Grauſamkeit, ein Widerſinn, es wäre gleichſam die

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen Dieſen ſelbſt; wie Dieſer nur Gott, ſo ſind Jene nur ihrem unumſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig*). Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehilfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Kontraſignatur dient nur,. die Echtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand de Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir müſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir dürfen nicht ſprechen.“

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſein, daſs der Streit über die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam, minder die Frage betreffen ſollte, ob der König das Konſeil präſidieren darf? als vielmehr, in wiefern er es präſidieren darf? Es kommt nicht darauf an, daſs ihm die Charte die Präſidentur nicht verbietet, oder ein Paragraph derſelben ihm ſolche ſogar zu erlauben ſcheint; ſondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa, zu ſeiner eigenen Belehrung, ganz paſſiv, ohne aktive Theilnahme präſidiert, oder ob er als Präſident ſeinen Selbſtwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeſchäfte. Im erſten Falle mag es ihm immerhin erlaubt ſein, ſich täglich einige Stunden lang in der Geſellſchaft von Herrn Barthe*), Louis, Sebaſtiani ꝛc. zu ennuyieren, im andern Falle muſs ihm jedoch dieſes Vergnügen ſtreng verboten bleiben. In dieſem letztern Falle würde er, durch ſeinen Selbſtwillen regierend, ſich dem abſoluten Königthume nähern, wenigſtens würde er ſelbſt als ein verantwortlicher Miniſter betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale, daſs es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal ſeine Geſichtsmuskeln regieren könne, wie Sebaſtiani, für die ſelbſtwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich ſein müſſe. Das iſt jedenfalls eine ſchlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert ſich dabei an das terroriſtiſche Wort: La responsabilité c'est la mort. Mit einer Inofficioſität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieſer Gelegenheit, namentlich von dem „National,“ die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge Deſſen ſeine Inviolabilität geleugnet. Dieſes iſt immer für Ludwig Philipp eine miſsbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachſinnen in ſeinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünſchenswerth, daſs er gar Nichts thue, wobei nur im mindeſten das Princip von der Inviolabilität zur Diskuſſion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erſchüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir ſeine Lage billig ermeſſen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln ſein, daſs er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen ſucht. Er weiß, ſeine Miniſter ſind keine Genies; das Fleiſch iſt willig, aber der Geiſt iſt ſchwach. Die faktiſche Erhaltung ſeiner Macht ſcheint ihm die Hauptſache. Das Princip von der Inviolabilität muſs für ihn nur ein ſekundäres Intereſſe haben. Er weiß, daſs Ludwig XVI., kopfloſen

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Name fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Andenkens, ebenfalls inviolabel geweſen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtnis. Das Princip der Inviolabilität iſt durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelſtein in dem Ringe des Don Luis Fernando Perez Akaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenſchaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchſten Kirchthurme herabfiel, ſo blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Miſsſtand einigermaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräſidentur geſtiftet, und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieſer wurde jetzt auch Miniſter des Innern, und an ſeiner Stelle wurde Herr Girod de l'Ain Miniſter des Kultus. Man braucht dieſe beiden Leute nur anzuſehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, daſs ſie keiner Selbſtändigkeit ſich erfreuen, und daſs ſie nur als kontraſignierende Hampelmänner agieren. Der Eine, Monsieur le comte de Montalivet, iſt ein wohlgeformter junger Mann, faſt ausſehend wie ein hübſcher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas ſieht. Der Andere, Herr Girod de l'Ain, zur Genüge bekannt als Präſident der Deputiertenkammer, wo er jederzeit durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen die Intereſſen des Königs zu fördern gewuſſt, iſt das Devouement ſelbſt. Er iſt ein unterſetzter Mann von weichem Fleiſche, gehäbigem Bäuchlein, ſteifſamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er ſieht aus wie ein Braunſchweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt und die Hunde ſtreichelt*).

Vom Marſchall Soult, dem Kriegsminiſter, will man wiſſen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daſs er unterdeſſen beſtändig intriguirt, um zur Präſidentur des Konſeils zu gelangen. Letztere iſt überhaupt das Ziel vieler Beſtrebniſſe im Miniſterium ſelbſt, und die Ränke, die ſich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht ſelten die beſten Anordnungen, und es entſtehen Gegnerſchaft, Zwiſt und Zerwürfniſſe, die ſcheinbar in der verſchiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinſtimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präſidentur. Präſident des Konſeils iſt ein beſtimmter Titel, der von den übrigen Miniſtern etwas allzu ſcharf ſcheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Miniſter gilt hier die

---

*) Die Worte: „von weichem Fleiſche — von Papiermaché“ und der ganze nächſtfolgende Abſatz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Anſicht, daſs der Präſident für Fehler in der Tendenz des Miniſteriums, jeder andere Miniſter aber nur für die Fehler ſeines Departements verantwortlich ſei. — Dieſe Unterſcheidung und überhaupt die officielle Ernennung eines Präſidenten des Konſeils iſt ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieſes nicht bei den Engländern, deren konſtitutionelle Formen doch immer als Muſter dienen; die Präſidentur, wenn ich nicht irre, exiſtiert bei ihnen keineswegs als officieller Titel. „Der erſte Lord des Schatzes" iſt zwar gewöhnlich Präſident, aber nicht als Solcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Geſetz beſtimmte, Präſident iſt immer derjenige Miniſter, dem der König den Auftrag gegeben, ein Miniſterium zu bilden, d. h. unter ſeinen Freunden und Bekannten Diejenigen als Miniſter zu wählen, die mit ihm in politiſcher Meinung übereinſtimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden*). — Solchen

---

*) In der Augsb. Allg. Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes, wie folgt: „So ſahen wir in den letzten Tagen, wo Lord Grey ſich zurückziehen muſſte, daſs der König dem Herzoge von Wellington Auftrag gab, ein neues Miniſterium zu bilden. — Ich kann nicht umhin, beiläufig zu erwähnen: als ich jüngſt in dieſen Blättern (Anfangs März) jene Wendung der Dinge aufs beſtimmteſte voraus-

Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und ſeine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

ſagte, hat nicht wenig Widerſpruch mich von allen Seiten beläſtigt, und manche Staatsmänner zuckten mitleidig die Achſel über den deutſchen Propheten. Ach! ich habe die traurige Genugthuung, daſs meine Prophezeiung in Erfüllung gegangen; Lord Grey und ſeine Whigs unterlagen, wenn auch nur auf einen Augenblick, und „der Teufel muſste wieder eine Kirche bauen.““

Der Herausgeber.

VIII.

Paris, den 27. Mai 1832.

Caſimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börſenkourſe zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen ſchmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtſchaft und dem Schlechteſten in uns ſelber, dem Eigennutze, Vorſchub geleiſtet, ſo daſs Tauſend der edelſten Menſchen zu Grunde gingen durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbſtentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, [die armen Todten der großen Woche, die ſich nicht für die jüngere Linie der Bourbonen geſchlagen,] und er hat den Lebenden ſo entſetzlich das Leben verleidet, daſs ſie ſelbſt dieſe Todten beneiden muſſten. Er hat das heilige Feuer gelöſcht, die Tempel geſchloſſen, die

Götter gekränkt, die Herzen gebrochen; [er hat Frankreich geiſtig entwaffnet, während er den Feinden desſelben Zeit gönnte, ſich mit materiellen Waffen zehnfach mächtiger aufs bedrohlichſte zu rüſten.] Und dennoch würde ich dafür ſtimmen, daſs Caſimir Perier beigeſetzt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufſchrift führt: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Denn Caſimir Perier war ein großer Mann; er beſaß ſeltene Talente und ſeltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daſs es dem Vaterlande nutze, und er that es mit Aufopferung ſeiner Ruhe, ſeines Glücks und ſeines Lebens. Das iſt es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muſs das Vaterland ſeinen großen Männern danken, ſondern für den Willen und die Aufopferung, die ſie dabei bekundet. Selbſt wenn ſie gar Nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müſſte dieſes ſeine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn ſie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels ſind, ſo zieren große Menſchen ihre Heimat, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menſchen ſind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabſähe auf unſern Planeten, würden uns dieſe Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenſtrahlen. Vielleicht von ſo hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel' herrliche Sterne auf dieſer Erde zerſtreut ſind, wie viele derſelben in obſkuren Wüſten unbekannt und einſam leuchten, wie ſchöngeſtirnt unſer deutſches Vaterland, wie glänzend, wie ſtrahlend Frankreich iſt, dieſe Milchſtraße großer Menſchenherzen! [Mit Caſimir Perier erliſcht ein großer Stern. Ja, obgleich dieſer Stern, dem die Finanzkönige des Morgenlandes ſo gläubig folgten, ein Heil verkündete, das nicht den Armen, ſondern den Reichen galt, und ein Unglücksſtern war für die Söhne der Freiheit, wollen wir dennoch mit gerechtem Herzen ſeine Größe anerkennen und bezeugen.]

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erſter Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiſer-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetſte, ſind durch andere Krankheiten geſtorben. Die Freunde der Wiſſenſchaft betrauerten beſonders den Tod Champollion's, der ſo viele ägyptiſche Könige erfunden hat, und den Tod Cuvier's, der ſo viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr exiſtieren, und unſerer alten Mutter Erde aufs ungalanteſte nachgewieſen hat, daſs ſie viele tauſend Jahre älter iſt, als wofür ſie ſich bisher ausgegeben. „Läh Tähte ſanne won!“ (les têtes s'en vont) quäkte Herr Sebaſtiani, als er den Tod Perier's erfuhr, und auch er werde bald ſterben, quäkte er hinzu*).

Der Tod Perier's hat hier geringere Senſation erregt, als zu erwarten ſtand. Nicht einmal auf der Börſe. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier geſtorben, nach der Place de la Bourſe zu gehen. Da ſtand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und ſein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert koloſſalen Säulen, die draußen ragen, und ſie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menſchen, für welche Perier ſo Viel gethan hat. O der trübſeligen Zwerge! Nie wird wieder ein Rieſe ſich für ſie opfern und, um ihre Zwergintereſſen zu fördern, ſeine großen Brüder verlaſſen. Dieſe Kleinen mögen immerhin ſpotten über die Rieſen, die, arm und ungeſchlacht, auf den Bergen ſitzen, während ſie, die Kleinen, begünſtigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinkriechen, und dort die edlen Metalle hervorklopfen, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur feſt an der Leiter, und kümmert euch nicht darum, daſs die Sproſſen immer ſchmutziger werden, je tiefer ihr hinabſteigt zu den koſtbarſten Stollen des Reichthums!

---

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börſe betrete, das ſchöne Marmorhaus, erbaut im edelſten griechiſchen Stile, und geweiht dem nichtswürdigſten Geſchäfte, dem Staatspapierenſchacher. Es iſt das ſchönſte Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen laſſen. In demſelben Stile und Maßſtabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach! der Tempel des Ruhms iſt nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten dieſe der reuigen Magdalene; aber die Börſe ſteht fertig in ihrem vollendetſten Glanze, und ihrem Einfluſſe iſt es wohl zuzuſchreiben, daſs ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer in ſchmählichſter Verhöhnung der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börſenhalle, hier iſt es, wo der Staatspapierenſchacher mit allen ſeinen grellen Geſtalten und Miſstönen wogend und brauſend ſich bewegt, wie ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüſten Menſchenwellen die großen Bankiers gleich Haifiſchen hervorſchnappen, wo ein Ungethüm das andere verſchlingt, und wo oben auf der Galerie, gleich lauernden Raubvögeln auf einer Meerklippe, ſogar ſpekulierende Damen bemerkbar ſind. Hier iſt es jedoch, wo die Intereſſen wohnen, die in dieſer Zeit über Krieg und Frieden entſcheiden.

Daher iſt die Börſe auch für uns Publiciſten ſo wichtig. Es iſt aber nicht leicht, die Natur jener Intereſſen nach jedem einwirkenden Ereigniſſe genau zu begreifen und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kours der Staatspapiere und des Diskontos iſt freilich ein politiſcher Thermometer, aber man würde ſich irren, wenn man glaubte, dieſer Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menſchheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kourſe beweiſt nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder ſervilen Partei, ſondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pacifikation Europas, für die Erhaltung des Beſtehenden oder vielmehr für die Sicherung der Verhältniſſe, wovon die Auszahlung der Staatsſchuldzinſen abhängt.

In dieſer beſchränkten Auffaſſung bei allen möglichen Vorkommenheiten ſind die Börſenſpekulanten bewunderungswürdig. Ungeſtört von allen geiſtigen Aufregungen, haben ſie ihren Sinn allein auf alles Faktiſche gewendet, und faſt mit thieriſchem Gefühle, wie Wetterfröſche, erkennen ſie, ob irgend ein Ereignis, das ſcheinbar beruhigend ausſieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme ſein wird, oder ob ein großes Miſsgeſchick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konſolidieren. Bei dem Falle Warſchau's frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menſchheit dadurch entſtehen? ſondern: Wird der Sieg des Kantſchus die Unruheſtifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieſer Frage ſtieg der Kours. Erhielte man heute an der Börſe plötzlich die telegraphiſche Nachricht, daſs Herr Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, ſo würden die franzöſiſchen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde ſich mit Gott zu verſöhnen ſuchen*), und dem Ludwig Philipp und dem ganzen Juste-milieu entſagen und ſie ſakrificieren, und die ſchöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, aufs Spiel ſetzen. Weder Sein noch Nichtſein, ſondern Ruhe oder Unruhe iſt die große Frage der Börſe. Darnach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen wie in eine Feſtung zurück, hält ſich eingezogen — der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend — der Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden giebt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börſe ebenfalls eine Art von politiſchem Inſtinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefſten Denker nur Krieg erwarteten, blieben ſie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen Derſelben nach ſeinen Gründen, ſo ließ er ſich, wie Sir John, keine Gründe abzwingen, ſondern behauptete immer: Das iſt meine Idee.

---

*) „er werde auf Ludwig Philipp und das ganze Juste-milieu ſein bekanntes: Talleyrand hat's gegeben, Talleyrand hat's genommen, der Name Talleyrand ſei gelobt!“ anwenden, und die ſchöne Ruhe ꝛc.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsb. Allg. Zeitung.

Der Herausgeber.

In dieſer Idee iſt die Börſe ſeitdem ſehr erſtarkt, und nicht einmal der Tod Perier's konnte ſie auf eine andere Idee bringen. Freilich, ſie war längſt auf dieſen Fall vorbereitet, und zudem bildet man ſich ein, ſein Friedensſyſtem überlebe ihn und ſtehe feſt durch den Willen des Königs. Aber dieſe gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Perier's hat mich widerwärtig berührt. Anſtandshalber hätte die Börſe doch wenigſtens durch eine kleine Baiſſe ihre Betrübnis an den Tag legen müſſen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Procent, nicht einmal ein Achtel Trauerprocent ſind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Caſimir Perier's, des großen Bankierminiſters!

Bei Perier's Begräbnis zeigte ſich, wie bei ſeinem Tode, die kühlſte Indifferenz. Es war ein Schauſpiel wie jedes andere; das Wetter war ſchön, und Hunderttauſende von Menſchen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu ſehen, der ſich lang und gleichgültig über die Boulevards nach Père-La-Chaiſe dahinzog. Auf vielen Geſichtern ein Lächeln, auf andern die laueſte Werkeltagſtimmung, auf den meiſten nur Ennui. Unzählig viel Militär, wie es ſich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungsſyſtems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen, welche letztere mit Recht trauern konnten, denn ſie hatten gute Tage unter Perier, gleichſam eine Sinekur. Das Volk betrachtete Alles mit einer ſeltſamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeiſterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verſtorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blaſſen Geſichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es ſind zwei junge Menſchen, etwa in den Zwanzigen, unterſetzt, etwas ründlich, von einem Äußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geiſt verräth; ich ſah ſie dieſen Winter auf allen Bällen, luſtig und friſchbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbige Fahnen, mit ſchwarzem Krepp umflort. Die dreifarbige Fahne hätte juſt nicht zu trauern brauchen bei Caſimir Perier's Tod. Wie ein ſchweigender Vorwurf lag ſie traurig auf ſeinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch ſeine Schuld ſo viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieſer Fahne, ſo rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Perier's, des abtrünnigen Mannes, der doch einſt ſo glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuſchauten, ſprachen von dem Leichenbegängniſſe Benjamin Conſtant's. Da ich erſt ein Jahr in Paris bin, ſo kenne ich die Betrübnis, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beſchreibung. Ich kann mir jedoch von ſolchem Volksſchmerz eine Vorſtellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbniſſe des ehemaligen Biſchofs von Blois, des Konventionel

Grégoire, zugeſehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Geſandten mit bunten Livreen, kein officieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf allen Geſichtern, und obgleich ein ſtarker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoſs, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk ſpannte ſich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnaſs. Grégoire, ein wahrer Prieſter, ſtritt ſein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menſchen jeder Farbe und jedes Bekenntniſſes; er ward immer gehaſſt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er ſtarb*).

Zwiſchen zwei und drei Uhr ging der Leichenzug Perier's über die Boulevards; als ich um halb acht von Tiſche kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt raſch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigen Fahne abgenommen; dieſe und die Harniſche der Küraſſiere glänzten im luſtigſten Sonnenſchein; die rothen Trompeter, auf weißen Roſſen dahintrabend, blieſen luſtig die Marſeillaiſe; das Volk, bunt geputzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt geweſen, war jetzt ſo lieblich blau, ſo ſonnenduftig; die Bäume glänzten ſo grünvergnügt; die Cholera und Caſimir Perier waren vergeſſen, und es war Frühling.

---

*) Obiger Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch. Oder iſt es wirklich wahr, daſs jenes Syſtem nicht eine Schöpfung Perier's iſt, ſondern des Königs? Einige Philippiſten haben dieſe Meinung zuerſt geäußert, damit man der ſelbſtändigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er ſtehe rathlos an dem Grabe ſeines Beſchützers; damit man an der Aufrechthaltung des bisherigen Syſtems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen ſich jetzt dieſer Meinung; es kommt ihnen ganz erwünſcht, daſs man jenes unpopuläre Syſtem früher als den 13. März datiert, und ihm einen allerhöchſten Stifter zuſchreibt, dem dadurch die allerhöchſte Verantwortlichkeit erwächſt. Freunde und Feinde vereinigen ſich hier manchmal, um die Wahrheit zu verſtümmeln. Entweder ſchneiden ſie ihr die Beine ab, oder ziehen ſie ſo in die Länge, daſs ſie ſo dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeiſt iſt ein Prokruſtes, der die Wahrheit ſchlecht bettet. Ich glaube nicht, daſs Perier bei dem ſogenannten Syſteme vom 13. März nur ſeinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daſs Ludwig Philipp der eigentliche Vater ſei. Er leugnet vielleicht die Vaterſchaft bei dieſem bedenklichen Kinde, eben ſo wie jener Bauerburſche, der naiv hinzuſetzte: Mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden muſſte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eſelin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzoſen aufs unleidlichſte. Man thut ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läſſt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte ſich gerne ſchlagen, nur nicht mit Jedem; z. B. er würde ſich nicht gern mit Ruſsland ſchlagen, aber ſehr gern mit den Preußen, mit denen er ſich ſchon bei Valmy geſchlagen, und die er daher nicht ſehr zu fürchten ſcheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und deſſen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede iſt. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Spröſsling des älteſten Königſtammes, der größte Edelmann der Chriſtenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu ſcherzen, wie es doch betrübend ſei, daſs die Uckermärkſche

Kamarilla ſo gar vornehm und adelſtolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabſehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daſs man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daſs in der That das franzöſiſche Volk keinen bürgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben ſo Wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu ſein, und, wie man ſagt, die Guizot'ſche Erfindung der Quaſilegitimität war gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Er beneidet Heinrich V. nicht im mindeſten ob des Vorzugs der Legitimität, und iſt durchaus nicht geneigt, deſshalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp iſt nun einmal der Meinung, daſs er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf dieſe Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariſer Spielhäuſer faſt übertrifft, und er möchte ſolch einträgliches Geſchäft als ein Monopol für ſich und ſeine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berückſichtigung ſolcher menſchlichen Denkweiſe, ſeine Uſurpation der Präſidentur im Konſeil zu entſchuldigen iſt. Noch immer hat er ſich der That nach nicht in die gebührenden Grenzen ſeiner konſtitutionellen Befugnis zurückgezogen, obgleich er der Form nach nicht mehr zu präſidieren wagt. Die eigentliche Streitfrage iſt noch immer nicht geſchlichtet, und wird ſich wohl bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meiſten offenbart, Das iſt eben, daſs nicht das innere Landesbedürfnis, ſondern ausländiſche Ereigniſſe die Erhaltung, Erneuerung oder Umgeſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländiſchen Intereſſen zeigte ſich betrübſam und offenkundig genug während der letzten Vorfallenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieſer letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Miniſterkombination in Vorſchlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege, ſogar an Mauguin zu denken. Als man das brittiſche Staatsſteuer in Wellington's Händen ſah, verlor man ganz den Kopf und man war ſchon im Begriff, des militäriſchen Gleichgewichts halber den Marſchall Soult zum erſten Miniſter zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem ſelbſtändigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas Andres gelernt haben als ſklaviſch zu gehorchen oder deſpotiſch zu befehlen. Soult und Wellington ſind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daſs Erſterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben ſo ſehr nach Ruhm wie nach Sold dürſtet. Nichts Geringeres als eine Krone ſollte ihm einſt als Beute zufallen, und, wie man mir verſichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nicolo I., König der Algarven. Die Laune ſeines ſtrengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, dieſen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiſs nicht vergeſſen; er hat einſt mit vollen Ohren den ſüßen Majeſtätstitel eingeſogen, mit berauſchten Augen hat er die Menſchen in unterthänigſter Huldigung vor ſich knien ſehen, auf ſeinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden portugieſiſchen Lippen — und ihm ſollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Über den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl Nichts zu ſagen. Die letzten Begebenheiten haben bewieſen, daſs ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm geſprochen. Man hat, verblendet durch ſeine täppiſchen Siege, nie geglaubt, daſs er eigentlich einfältig ſei; aber auch Das haben die jüngſten Ereigniſſe bewieſen. Er iſt dumm wie alle Menſchen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, ſondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des toryſchen Hochmuths! Beſinge ihn immerhin, kaledoniſcher Barde, bankerottes Geſpenſt mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Beſingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldenſänger, und zumal beſingt ſeine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen ſich in ſo kläglicher Blöße gezeigt. Faſt einſtimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, ſein Schuldig ausgeſprochen über den armen Sünder, der wie ein gemeiner Dieb nächtlicher Weile und mit Hilfe liſtiger Hehlerinnen die Kronjuwelen des ſouveränen Volks, ſeine Freiheit und ſeine Rechte, einſtecken wollte. Leſet den „Morning-Chronicle," die „Times" und ſogar jene Sprecher, die ſonſt ſo gemäßigt ſind, und ſtaunt ob der ſcharfrichterlichen Worte, womit ſie den Sieger von Waterloo geſtäupt und gebrandmarkt. Sein Name iſt ein Schimpf geworden. Durch die feigſten Höflingskünſte ſoll es gelungen ſein, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu ſpielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deßhalb mit einem greiſen Lüſtling, der ein Mädchen verführen wollte, welches in ſolcher

Bedrängnis eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: Laſs ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde ſeines böſen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf ſich laden.

Ich habe immer dieſen Mann gehaſſt, aber ich dachte nie, daſs er ſo verächtlich ſei. Ich habe überhaupt von Denen, die ich haſſe, immer größer gedacht, als ſie es verdienten. Und ich geſtehe, daſs ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großſinnige Aufopferung zutraute, als ſie jetzt, wo es Noth that, bewieſen haben. Ja, ich habe mich geirrt in dieſem hohen Adel von England, ich glaubte, ſie würden wie ſtolze Römer die Äcker, worauf der Feind kampiert, nicht geringeren Preiſes wie ſonſt verkaufen, ſie würden auf ihren kuruliſchen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie ſahen, daſs John Bull etwas ernſthaft ſich gebärdete, und die Äcker mitſamt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausgeboten, und die Zahl der kuruliſchen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligſt Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; ſie glauben nicht mehr an ſich ſelbſt — ihre Macht iſt gebrochen. Freilich, die Whigs ſind ebenfalls Ariſtokraten, Lord Grey iſt eben ſo adelſüchtig wie Lord Wellington; aber es wird der engliſchen Ariſtokratie wie der franzöſiſchen ergehen — der eine Arm ſchneidet den andern ab.

Es iſt unbegreiflich, daſs die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, ſo ſehr erſchraken, als dieſer gelang und das Volk ſich überall mit lautem Proteſt dagegen erhob. Dies war ja vorauszuſehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre geſetzlichen Widerſtandsmittel in Anſchlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill ſtand feſt bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein Faktum geworden. Überhaupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daſs ſie, als freie Menſchen immer befugt ſich frei auszuſprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitſchaft haben. Sie urtheilen gleichſam mehr als ſie denken. Wir Deutſche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch iſt es nicht immer rathſam, ſich auszuſprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Miſsfallen des Herrn Polizeidirektors, den Andern die Beſcheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutſche Denker ſind ins Grab geſtiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgeſprochen zu haben. Die Engländer ſind hingegen beſtimmt, praktiſch, alles Geiſtige verfeſtet ſich bei ihnen, ſo daſs ihre Gedanken, ihr Leben und ſie ſelbſt eine einzige Thatſache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, ſie ſind „brutal wie eine Thatſache“ und widerſtehen materiell. Ein Deutſcher mit ſeinen Gedanken, ſeinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus ſie hervorgegangen, iſt gleichſam ſelbſt nur eine Idee, und wenn dieſe der Regierung miſsfällt, ſo ſchickt man ſie auf die Feſtung. So ſaßen ſechzig Ideen in Köpenick eingeſperrt, und Niemand vermiſſte ſie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspreſſen druckten ihre Kunſtnovellen nach wie vor. Zu jener thatſächlichen Widerſtandsnatur der Engländer, jenem unbeugſamen Eigenſinn bei abgeurtheilten Fragen kommt noch die geſetzliche Sicherheit, womit ſie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die engliſche Oppoſition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts ſchreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erſt, wenn man England ſelbſt geſehen hat. Die Reiſenden, die uns die engliſche Freiheit ſchildern wollen, geben uns in dieſer Abſicht eine Aufzählung von Geſetzen. Aber die Geſetze ſind nicht die Freiheit ſelbſt, ſondern nur die Grenzen derſelben. Man hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intenſive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zuſammengedrängt iſt, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wo ſie Schutz geben ſollen gegen Willkür der Gewalthaber, ſind jene Grenzen feſt und wachſam gehütet. Wenn ſie überſchritten werden von den Gewalthabern, dann ſteht ganz England auf wie ein einziger Mann, und die Willkür wird zurückgetrieben. Ja, dieſe Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, ſondern wo ſie nur im Geringſten bedroht iſt, erheben ſie ſich gewaltig mit Worten und Flinten. Die Franzoſen des Julius ſind nicht früher aufgeſtanden, als bis die erſten Keulenſchläge der Willkür, die Ordonanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieſes Maimonds haben nicht den erſten Schlag abgewartet; es war ihnen ſchon genug, daß dem berühmten Scharfrichter, der ſchon in andern Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer. Ich kann ſie nicht leiden. Sie ſind erſtens langweilig, und dann ſind ſie ungeſellig, eigenſüchtig, ſie quälen wie die Fröſche, ſie ſind geborne Feinde aller guten Muſik, ſie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und ſie verachten uns Deutſche, weil wir Sauerkraut eſſen. Aber als es der engliſchen Ariſtokratie gelang, „das deutſche Weib“ (the nasty german frow) durch die Hofbaſtardſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey verſprach, ſo viel' neue Pairs zu ernennen, als zum Durchſetzen der Reformbill nöthig ſei, umgeſtimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens ſein Wort brach; als Wellington und ſeine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, ſondern ſehr intereſſant; ſie waren gar nicht mehr ungeſellig, ſondern ſie vereinigten ſich hunderttauſendweis; ſie wurden ſehr gemeinſinnig; ihre Worte waren gar nicht mehr ſo quäkend, ſondern voll des kühnſten Wohllauts; ſie ſprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Roſſini und Meyerbeer, und ſie ſprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Prieſtern der Kirche, ſondern ſie beriethen ſich ganz freigeiſtig, „ob ſie nicht die Biſchöfe zum Henker jagen, und König Wilhelm, mitſammt ſeiner Sauerkrautſippſchaft, nach Hannover zurückſchicken ſollten.“

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichſten über den

Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeiſter des Weichbilds von London, der als eine Ruine des mittelalterlichen Kommünewesens ſich in all ſeiner Perückenmajeſtät und breiten Zunftwürde erhalten hat. Ich ſah ihn in der Geſellſchaft ſeiner Aldermänner; Das ſind die gravitätiſchen Vorſtände der Bürgerſchaft, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, meiſtens dicke Krämer, rothe Beefſteakgeſichter, lebendige Porterkrüge, aber nüchtern, und ſehr reich durch Fleiß und Sparſamkeit, ſo daſs Viele darunter, wie man mir verſichert, über eine Million Pfund Sterling in der engliſchen Bank liegen haben. Die engliſche Bank iſt ein großes Gebäude in Threadneedle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, ſo kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdeſtoweniger, als König Wilhelm ſein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet ſtand, da hat der Lordmayor von London ſeine große Perücke aufgeſetzt, und mit ſeinen dicken Aldermännern machte er ſich auf den Weg, und ſie ſahen dabei ſo ſichermüthig, ſo amtsruhig aus, als gingen ſie zu einem feierlichen Gaſtmahl in Guildhall; ſie gingen aber nach dem Hauſe der Gemeinen, und proteſtierten dort aufs entſchloſſenſte gegen das neue Regiment, und widerſagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel ſetzen, als den Untergang der engliſchen Freiheit geſtatten. Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im engliſchen Unterhauſe ſitzen ſah, nie vergeſſen; denn nie hat mir ein Menſch mehr als dieſer miſsfallen. Er ſitzt dort noch immer. Es iſt eine unterſetzte, ſtämmige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgeſträubten röthlichen Haaren bedeckt iſt. Das über und über geröthete, breitbäckige Geſicht iſt ordinär, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemeſſene Naſe; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieſer kann keine drei Worte ſprechen, ohne daſs eine Zahl dazwiſchenläuft oder wenigſtens von Geld die Rede iſt. Es liegt in ſeinem ganzen Weſen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es iſt der echte Sohn Schottlands, Herr Joſeph Hume. Man ſollte dieſe Geſtalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer ſtechen. Er gehörte immer zur Oppoſition; die engliſchen Miniſter haben immer beſondere Angſt vor ihm, wenn Geldſummen beſprochen werden.

Sogar als Canning Miniſter wurde, blieb er auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und wenn Canning in ſeinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leiſem Tone den neben ihm ſitzenden Huskiſſon: „How much?“ und wenn Dieſer ihm die Zahl ſouffliert hatte, ſprach er ſie laut aus, indem er faſt lächelnd Joſeph Hume dabei anſah; nie hat mir ein Menſch mehr miſsfallen als dieſer. Als aber König Wilhelm ſein Wort brach, da erhob ſich Joſeph Hume hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit, und er ſprach Worte, die ſo gewaltig und ſo erhaben lauteten wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „daſs man keine Steuern bezahlen ſolle,“ und das Parlament ſtimmte ein in den Antrag ſeines großen Bürgers.

Das war es, das entſchied; die geſetzliche Verweigerung der Abgaben ſchreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel ſetzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich ſie bisher dem Wellington'ſchen Stocke ſo prügeltreu gehorcht. Man vertraute nicht mehr der Ergebenheit erkaufter Wortführer; denn ſelbſt Englands Nobility merkt jetzt, „daſs nicht Alles in der Welt feil iſt, und daſs man auch am Ende nicht Geld genug hat, Alles zu bezahlen.“ Die Tories gaben nach. Es war in der That das Feigſte, aber auch das Klügſte. Wie kam es aber, daſs ſie Das einſahen? Haben ſie etwa unter den Steinen, womit man ihnen die Fenſter einwarf, zufällig den Stein der Weiſen gefunden?

IX.

Paris, den 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion, (cheap government, cheap religion,) und will nicht mehr alle Früchte ſeiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippſchaft jener Herren, die ſeine Staatsintereſſen verwalten oder ihm die chriſtliche Demuth predigen, im ſtolzeſten Überfluſs ſchwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr ſo viel Ehrfurcht wie ſonſt, und auch John Bull hat gemerkt: La force des grands n'est que dans la tête des petits. Der Zauber iſt gebrochen, ſeitdem die engliſche Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet ſie nicht mehr, man ſieht ein, ſie beſteht aus ſchwachen Menſchen, wie wir Andere. Als der erſte Spanier fiel, und die Mexikaner merkten, daſs die weißen

Götter, die ſie mit Blitz und Donner bewaffnet ſahen, ebenfalls ſterblich ſeien, wäre Dieſen der Kampf ſchier ſchlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausſchlag gegeben. Unſere Feinde aber haben nicht dieſen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns Alle erfunden. Vergebens ſcherzt die Kleriſei: Gebt dem Cäſar, was des Cäſar's iſt. Unſere Antwort iſt: Während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäſar immer viel zu Viel gegeben; was übrig geblieben, Das iſt jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Geſetze erhoben iſt, ſind die Ariſtokraten plötzlich ſo großmüthig geworden, daſs ſie behaupten, nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahle, ſondern jeder Engländer, ſogar der ärmſte, habe das Recht bei der Wahl eines Parlamentsdeputierten ſeine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von dem niedrigſten Bettler- und Lumpengeſindel, als von jenem wohlhabenden Mittelſtand, der nicht ſo leicht zu beſtechen iſt, und der für ſie auch keine ſo tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer iſt jenen Hochgeborenen wenigſtens wahlverwandt; ſie haben Beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abſcheu vor gewerbfleißiger Thätigkeit; ſie ſtreben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums oder nach Geſchenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerei; Schuldenmachen iſt durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; ſie haben eine gleiche Unverſchämtheit, wenn ſie hungrig ſind, und ſie ſtimmen ganz überein in ihrem Haſſe gegen den wohlhabenden Mittelſtand. Die Fabel erzählt: Die oberſten Sproſſen einer Leiter ſprachen einſt hochmüthig zu den unterſten: Glaubt nicht, daſs ihr uns gleich ſeid, ihr ſteckt unten im Kothe, während wir oben frei emporragen, die Hierarchie der Sproſſen iſt von der Natur eingeführt, ſie iſt von der Zeit geheiligt, ſie iſt legitim; ein Philoſoph aber, welcher vorüberging und dieſe hochadlige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geſchieht Dieſes im Leben, und dann zeigt ſich, daſs die hohen und die niedrigen Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter in derſelben Lage eine gleiche Geſinnung beurkunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Miſère geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Geſinnung, während das korſikaniſche Lumpengeſindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, ſich ſo frech, ſo hochnaſig, ſo hoffährtig ſpreizte, als wären ſie die älteſte Nobleſſe.

Wie ſehr den Freunden der Freiheit jenes Bündnis der Nobleſſe und des Pöbels gefährlich iſt, zeigt ſich am widerwärtigſten auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier, wie auch in einigen Provinzen von Weſtfrankreich und Süddeutſchland, ſegnet die katholiſche Prieſterſchaft dieſe heilige Alliance. Auch die Prieſter der proteſtantiſchen Kirche ſind überall bemüht, das ſchöne Verhältnis zwiſchen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwiſchen dem Pöbel und der Ariſtokratie) zu befördern, damit die Gottloſen (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn ſie urtheilen ſehr richtig: wer ſich frevelhaft ſeiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adligen Geburt leugnet, Der zweifelt am Ende auch an den heiligſten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbſünde, an den Satan, an die Erlöſung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tiſch des Herrn, und giebt dann auch den Dienern des Herrn keine Abendmahlstrinkgelder oder ſonſtige Gebühr, wovon ihre Subſiſtenz und alſo das Heil der Welt abhängt. Die Ariſtokraten aber haben ihrerſeits eingeſehen, daſs das Chriſtenthum eine ſehr nützliche Religion iſt, daſs Derjenige, der an die Erbſünde glaubt, auch die Erbprivilegien nicht leugnen wird, daſs die Hölle eine ſehr gute Anſtalt iſt, die Menſchen in Furcht zu halten, und daſs Jemand, der ſeinen Gott friſst, ſehr Viel vertragen kann. Dieſe vornehmen Leute waren freilich einſt ſelbſt ſehr gottlos und haben durch die Auflöſung der Sitten den Umſturz des alten Regimes befördert. Aber ſie haben ſich gebeſſert, und wenigſtens ſehen ſie ein, daſs man dem Volke ein gutes Beiſpiel geben muſs. Nachdem die alte Orgie ein ſo ſchlechtes Ende genommen und auf den ſüßeſten Sündenrauſch die bitterſte Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre ſchlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauſcht, und ſie ſind ſehr devot geworden und keuſch, und ſie wollen dem Volk ein gutes Beiſpiel geben. Auch die edlen Damen haben ſich mit verwiſchter Röthe auf den Wangen von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzauſten Friſuren und ihre zerknitterten Röcke wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anſtändigkeit und Chriſtenthum, und wollen dem Volke ein gutes Beiſpiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausſcheiden müſſen, die allzu ſehr jenem Moderantismus huldigten, der in dieſer Zeit der Reaktion nicht mehr rühmlich und paſſend iſt. Ich gebe dafür eine nachträglich geſchriebene Note, die ich dem Schluſſe dieſes Artikels anfüge*).)

---

*) Die angehängte Note fehlt, ſowie obige Bemerkung, in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die ſie gekämpft, ich verehre Dieſe eben ſo hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Juliustagen den Robespierre und den Sanctum Juſtum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente ſolcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotiniert zu werden, und Niemand hat es aushalten können, und die franzöſiſche Republik konnte nur ſiegen und ſiegend verbluten. Es iſt keine Inkonſequenz, daſs ich dieſe Republik enthuſiaſtiſch liebe, ohne im geringſten die Wiedereinführung dieſer Regierungsform in Frankreich, und noch weniger eine deutſche Überſetzung derſelben zu wünſchen*). Ja, man könnte ſogar, ohne inkonſequent zu ſein, zu gleicher Zeit wünſchen, daſs in Frankreich die Republik wieder eingeführt, und daſs in Deutſchland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wem die Sicherung der Siege, die für das demokratiſche Princip erfochten worden, mehr als alle andere Intereſſen am Herzen liegt, dürfte leicht in ſolchen Fall gerathen.

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich ſo blutig und bitter geſtritten wird, und ich muſs die Gründe anführen, weſshalb ſo viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum Andere den Umſturz derſelben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippiſten, ſagen, Frankreich, welches nur monarchiſch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetſten König; er ſei ein ſicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er ſelber in ſeinen Geſinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich iſt; er könne nicht, wie die vorige Dynaſtie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da ſein Vater und er ſelber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynaſtie verrathen, da er ſie, als Verwandter, inniger als Andere haſſen muſs; er könne mit den übrigen Fürſten in Frieden bleiben, da dieſe ſeiner hohen Geburt halber ihm ſeine Illegitimität zu Gute halten, ſtatt daſs ſie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Rotürier auf den franzöſiſchen Thron geſetzt oder gar die Republik proklamiert worden wäre; und doch ſei der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner, das ſtille Glück des Friedens ſei gewiſs ein ſchönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieſer Geſinnung hätten ihre Väter die Baſtille geſtürmt und Ludwig Capet das Haupt abgeſchlagen, und mit der ganzen Ariſtokratie Europas Krieg geführt; dieſer Krieg ſei noch nicht zu Ende, es ſei nur Waffenſtillſtand, die europäiſche Ariſtokratie hege noch immer den tiefſten Groll gegen Frankreich, es ſei eine Blutfeindſchaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber ſei ein König, die Erhaltung ſeiner Krone ſei ihm die Hauptſache, er verſtändige und verſchwägere ſich mit Königen, und, hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältniſſe und zur leidigſten Halbheit verdammt, ſei er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligſten Intereſſen, die einſt nur die Republik am kräftigſten vertreten konnte und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit ſei.

Wer in Frankreich keine theueren Güter beſitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampfluſtigen empfinden, die dem Siege des demokratiſchen Princips das ſtille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze ſchlagen, und ſo lange fechten wollen, bis die Ariſtokratie in ganz Europa vernichtet iſt. Da zu Europa auch Deutſchland gehört, ſo hegen viele Deutſche jene Sympathie für die franzöſiſchen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, ſo geſtaltet ſie ſich bei Manchen zu einer Vorliebe für die republikaniſche Form ſelbſt, und da ſehen wir eine Erſcheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutſche Republikaner. Daſs Polen und Italiener, die eben ſo wie die deutſchen Freiheitsfreunde von den franzöſiſchen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Juſtemilieu, und ſie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikaniſche Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd iſt, eine Vorliebe empfinden, Das iſt ſehr natürlich. Aber deutſche Republikaner! man traut ſeinen Ohren kaum und ſeinen Augen, und doch ſehen wir deren hier und in Deutſchland.

Noch immer, wenn ich meine deutſchen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und ſage zu mir ſelber: Träumſt du etwa? Leſe ich gar die deutſche Tribüne und ähnliche Blätter, ſo frage ich mich: Wer iſt denn der große Dichter, der dies Alles erfindet? Exiſtiert der Doktor Wirth mit ſeinem blanken Ehrenſchwert? Oder iſt er nur ein Phantaſiegebilde von Tieck oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daſs die Poeſie ſich nicht ſo hoch verſteigt, daſs unſere großen Poeten dennoch keine ſo bedeutende Charaktere darſtellen können, und daſs der Doktor Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender, aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutſchland deren wenige geſehen ſeit den Tagen Ulrich's von Hutten.

Iſt es wirklich wahr, daſs das ſtille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte Das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit ſeinem Eiapopeia, die Pietiſten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Myſtiker mit ihrem Magnetismus hatten Deutſchland völlig eingeſchläfert, und weit und breit, regungslos, lag Alles und ſchlief. Aber nur die Leiber waren ſchlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein ſonderbares Bewuſstſein. Der Schreiber dieſer Blätter wandelte damals als junger Menſch durch die deutſchen Lande und betrachtete die ſchlafenden Menſchen; ich ſah den Schmerz auf ihren Geſichtern, ich ſtudierte ihre Phyſiognomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz, und ſie fingen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu ſprechen, ſeltſam abgebrochene Reden, ihre geheimſten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafröcken von Hermelin, ſaßen auf rothen Polſterſtühlen, und ſchliefen ebenfalls, und ſchnarchten ſogar. Wie ich ſo dahin wanderte, mit Ränzel und Stock, ſprach ich oder ſang ich laut vor mich hin, was ich den ſchlafenden Menſchen auf den Geſichtern erſpäht oder aus den ſeufzenden Herzen erlauſcht hatte; — es war ſehr ſtill um mich her, und ich hörte Nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, iſt Deutſchland erwacht, und Jeder, der bisher geſchwiegen, will das Verſäumte ſchnell wieder einholen, und Das iſt ein redſeliger Lärm und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken droht ein ſchreckliches Gewitter. Das iſt wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen ſtehen die Wortführer; die Einen blaſen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und ſie meinen, ſie hätten dieſen Sturm erregt, und je mehr ſie blieſen, deſto wüthender heule die Windsbraut; die Anderen ſind ängſtlich, ſie hören die Staatsſchiffe krachen, ſie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da ſie aus ihren Schulbüchern wiſſen, daſs man mit Öl das Meer beſänftigen könne, ſo gießen ſie ihre Studierlämpchen in die empörte Menſchenfluth, oder, proſaiſch zu ſprechen, ſie ſchreiben ein verſöhnendes Broſchürchen, und wundern ſich, wenn das Mittel nicht hilft, und ſeufzen: Oleum perdidi!

Es iſt leicht vorauszuſehen, daſs die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaſſt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe, und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man Nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig: nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſo bald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik: letztere erlebe ich auf keinen Fall: aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Konſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?

Zu ſolcher Polemik haben uns die Franzoſen noch ganz beſondere Waffen geliefert: denn wir haben Beide, Franzoſen und Deutſche, in der jüngſten Zeit viel von einander gelernt: jene haben viel deutſche Philoſophie und Poeſie angenommen, wir dagegen die politiſchen Erfahrungen und den praktiſchen Sinn der Franzoſen: beide Völker gleichen jenen homeriſchen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüſtungen wechſeln als Zeichen der Freundſchaft. Daher überhaupt dieſe große Veränderung, die jetzt mit den deutſchen Schriftſtellern vorgeht. In früheren Zeiten waren ſie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, ſie kümmerten ſich wenig um das Volk, für dieſes ſchrieb Keiner von beiden, und in dem philoſophiſchen, poetiſchen Deutſchland blieb das Volk von der plumpſten Denkweiſe befangen, und wenn es etwa einmal mit ſeinen Obrigkeiten haderte, ſo war nur die Rede von rohen Thatſächlichkeiten, materiellen

Nothen, Steuerlaſt, Mauth, Wildſchaden, Thorſperre u. ſ. w.; — während im praktiſchen Frankreich das Volk, welches von den Schriftſtellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Intereſſen, um philoſophiſche Grundſätze ſtritt. Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kronintereſſen auf das Volk zu wirken, und dieſes zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joſeph Görres, ſang die Lieder von E. M. Arndt, ſchmückte ſich mit dem Laube ſeiner vaterländiſchen Eichen, bewaffnete ſich, ſtellte ſich begeiſtert in Reih und Glied, ließ ſich „Sie“ titulieren, landſtürmte und focht und beſiegte den Napoleon; — denn*) gegen die Dummheit kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Jetzt wollen die deutſchen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber dieſe hat unterdeſſen immer im dunklen Loch angekettet gelegen und iſt ſehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts Neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weiſe; das Volk hingegen hat unterdeſſen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne von bürgerlicher Gleichheit, von Menſchenrechten, unveräußerlichen Menſchenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, ſchaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel und die frommen Möpſe von 1814.

---

*) „denn, ſagt Schiller ꝛc.“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nun freilich, die Töne von 1832 möchte ich nicht ſammt und ſonders vertreten. Ich habe mich ſchon oben geäußert in Betreff der befremdlichſten dieſer Töne, nämlich über unſere deutſchen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umſtand gezeigt, woraus ihre ganze Erſcheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekämpfen; Das iſt nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre beſonderen Leute, die ſie dafür beſonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszuſprechen: der Hauptirrthum der deutſchen Republikaner entſteht dadurch, daſs ſie den Unterſchied beider Länder nicht genau in Anſchlag bringen, wenn ſie auch für Deutſchland jene republikaniſche Regierungsart wünſchen, die vielleicht für Frankreich ganz paſſend ſein möchte. Nicht wegen ſeiner geographiſchen Lage und des bewaffneten Einſpruchs der Nachbarfürſten kann Deutſchland keine Republik werden, wie jüngſt der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr ſind es eben jene geographiſchen Verhältniſſe, die den deutſchen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländiſche Gefahr betrifft, ſo wäre das vereinigte Deutſchland die furchtbarſte Macht der Welt, und ein Volk, welches ſich unter ſerviliſten Verhältniſſen immer ſo vortrefflich ſchlug, würde, wenn es erſt aus lauter Republikanern beſtünde, ſehr leicht die angedrohten Baſchkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutſchland kann keine Republik ſein, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt im Gegentheil ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daſs die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Überfluſs vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht bloß von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daſs es Autoritäten achtet, daſs es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentieren, daſs es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daſs der Republikaner an keine Autorität glaubt, daſs er nur die Geſetze hochachtet, daſs er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Miſstrauen beobachtet, ſie kontroliert, daſs er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

Der Oſtracismus war in dieſer Hinſicht die republikaniſchſte Einrichtung, und jener Athener, welcher für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne,“ war der echteſte Republikaner. Er wollte nicht, daſs die Tugend durch eine Perſon repräſentiert werde, daſs die Perſon am Ende mehr gelte als die Geſetze, er fürchtete die Autorität eines Namens: — dieſer Mann war der größte Bürger von Athen, und daſs die Geſchichte ſeinen eigenen Namen verſchweigt, charakteriſiert ihn am meiſten. Ja, ſeitdem ich die franzöſiſchen Republikaner ſowohl in Schriften als im Leben ſtudiere, erkenne ich überall als charakteriſtiſche Zeichen jenes Miſstrauen gegen die Perſon, jenen Haſs gegen die Autorität eines Namens. Es iſt nicht kleinliche Gleichheitsſucht, weſshalb jene Menſchen die großen Namen haſſen, nein, ſie fürchten, daſs die Träger ſolcher Namen ihn gegen die

Freiheit miſsbrauchen möchten oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit miſsbrauchen laſſen. Deſshalb wurden in der Revolutionszeit ſo viele große populäre Freiheitsmänner hingerichtet, eben weil man in gefährlichen Zuſtänden einen ſchädlichen Einfluſs ihrer Autorität befürchtete. Deſshalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikaniſche Lehre, daſs man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müſſe, denn dieſe übten im entſcheidenden Augenblick den ſchädlichſten Einfluſs, wie man es zuletzt beim Lafayette geſehen*), dem man „die beſte Republik“ verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Urſache angedeutet, weſshalb jetzt ſo wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen; ſie ſind zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander**), chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaspar Deburau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbiſchof von Paris, von Monſieur Staub, maître tailleur, bis zu De Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Roſſini bis zum kleinſten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch ſei, hat hier ein unbeſtrittenes Anſehen. Aber nicht bloß der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an Alles, was exiſtiert. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daſs man ſich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen, die „Mehrheit der Franzoſen“ will von dieſem Leichnam Nichts mehr wiſſen und hält das Schnupftuch vor die Naſe, wenn vom Katholicismus*) die Rede iſt. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Wahrlich, wenn ich dieſes Volk betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen, dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „Auguste“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

---

*) „von der Kirche“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind den Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'ſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. Armer Wirth! du haſt die Rechnung ohne die Gäſte gemacht!

Der Schriftſteller, welcher eine ſociale Revolution befördern will, darf immerhin ſeiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politiſche Revolution beabſichtigt, darf ſich nicht allzu weit von den Maſſen entfernen. Überhaupt, in der Politik, wie im Leben, muſs man nur das Erreichbare wünſchen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzoſen ſprach, ſo hatte ich, wie ſchon erwähnt, mehr die unwillkürliche Richtung als den ausgeſprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig für den Augenblick der ausgeſprochene Wille des Volks den Republikanern günſtig iſt, hat ſich den 5. und 6. Junius kundgegeben. Ich habe über dieſe denkwürdigen Tage ſchon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daſs ich mich einer ausführlichen Beſprechung derſelben nicht überheben dürfte. Auch ſind die Akten darüber noch nicht geſchloſſen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufſchluſs über jene Tage, als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippiſten ſind dabei intereſſiert, die Sache als eine lang vorbereitete Verſchwörung darzuſtellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entſchuldigen ſie die jetzigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Oppoſition hingegen behauptet, daſs bei jenem Aufruhr nicht die mindeſte Vorbereitung ſtattgefunden, daſs die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering geweſen. Dieſes ſcheint die Wahrheit zu ſein. Jedenfalls iſt es jedoch für die Oppoſition ein großes Miſsgeſchick, daſs, während ſie in corpore verſammelt war und gleichſam in Reih und Glied ſtand, jener miſslungene Revolutionsverſuch ſtattgefunden. Hat aber die Oppoſition hiedurch an Anſehen verloren, ſo hat die Regierung deſſen noch mehr eingebüßt durch die unbeſonnene Erklärung des État de siège. Es iſt, als habe ſie zeigen wollen, daſs ſie, wenn es darauf ankomme, ſich noch grandioſer zu blamieren wiſſe, als die Oppoſition. Ich glaube wirklich, daſs die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereignis zu betrachten ſind, das nicht beſonders vorbereitet war. Jener Lamarque'ſche Leichenzug ſollte nur eine große Heerſchau der Oppoſition ſein. Aber die Verſammlung ſo vieler ſtreitbarer und ſtreitſüchtiger Menſchen gerieth plötzlich in unwiderſtehlichen Enthuſiasmus, der heilige Geiſt kam über ſie zur unrechten Zeit, ſie fingen an zur unrechten Zeit zu weiſſagen, und der Anblick der rothen Fahne ſoll wie ein Zauber die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine myſtiſche Bewandtnis mit dieſer rothen, ſchwarz umfranzten Fahne, worauf die ſchwarzen Worte: „La liberté ou la mort!“ geſchrieben ſtanden, und die wie ein Banner der Todesweihe über alle Köpfe am Pont d'Auſterlitz hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnisvollen Fahnenträger ſelbſt geſehen haben, behaupten, es ſei ein langer, magerer Menſch geweſen, mit einem langen Leichengeſichte, ſtarren Augen, geſchloſſenem Munde, über welchem ein ſchwarzer altſpaniſcher Schnurrbart mit ſeinen Spitzen an jeder Seite weit hervorſtach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen ſchwarzen Klepper geſpenſtiſch unbeweglich ſaß, während rings umher der Kampf am leidenſchaftlichſten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieſer Fahne in Verbindung ſtehen, wird jetzt von Deſſen Freunden aufs ängſtlichſte widerſprochen. Er ſoll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze bekränzt haben. Der arme General ſitzt zu Hauſe und weint über den ſchmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meiſten Volksaufſtänden ſeit Beginn der Revolution, eine Rolle geſpielt — immer ſonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung, und in der guten Abſicht, durch ſeine perſönliche Gegenwart das Volk vor allzu großen Exceſſen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeiſter, der ſeinem Zögling in die Frauenhäuſer folgte, damit er ſich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigſtens dort nicht ſpiele, und ihn ſogar in die Spielhäuſer begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte ſelber ſekundiert.

Wenn man auch vorausſehen konnte, daſs bei dem Lamarque'ſchen Begräbniſſe, wo ein Heer von Unzufriedenen ſich verſammelte, einige Unruhen ſtattfinden würden, ſo glaubte doch Niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Inſurrektion. Es war vielleicht der Gedanke, daſs man jetzt ſo hübſch beiſammen ſei, was einige Republikaner veranlaſſte, eine Inſurrektion zu improviſieren. Der Augenblick war keineswegs ungünſtig gewählt, eine allgemeine Begeiſterung hervorzubringen und ſelbſt die Zagenden zu entflammen. Es war ein Augenblick, der wenigſtens das Gemüth gewaltſam aufregte und die gewöhnliche Werkeltagsſtimmung und alle kleinen Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten daraus verſcheuchte. Schon auf den ruhigen Zuſchauer muſſte dieſer Leichenzug einen großen Eindruck machen, ſowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttauſend betrug, als auch durch den dunkelmuthigen Geiſt, der ſich in ihren Mienen und Gebärden ausſprach. Erhebend und doch zugleich beängſtigend wirkte beſonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der Amis du peuple und ſo vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bacchanten der Freiheit vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die ſie als ihre Thyrſen ſchwangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken von Thatenluſt, Hals und Wangen rothflammend — ach. auf manchem dieſer Geſichter bemerkte ich auch den melancholiſchen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden ſehr leicht geweiſſagt werden kann. Wer dieſe Jünglinge ſah in ihrem übermüthigen Freiheitsrauſch, Der fühlte wohl, daſs viele derſelben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeutnis, daſs der Siegeswagen, dem jene bacchantiſche Jugend nachjubelte, keinen lebenden, ſondern einen todten Triumphator trug.

Unglückſeliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekoſtet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die ſich niedermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfſpiel zu erhöhen. Es war die blühend begeiſterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligſten Gefühle, für den großmüthigſten Traum ihrer Seele. Es war das beſte Blut Frankreichs, welches in der Rue Saint-Martin gefloſſen, und ich glaube nicht, daſs man bei den Thermopylen tapferer gefochten, als am Eingange der Gäſschen Saint-Mery und Aubry-des-Bouchers, wo ſich endlich eine Handvoll von einigen ſechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und ſie zweimal zurückſchlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche ſich auf Waffenthaten ſo gut verſtehen, wie wir etwa auf chriſtliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunſtleiſtungen einer Mimin, behaupten, daſs der Kampf auf der Rue Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geſchichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die Wenigen, die am Leben blieben, baten keineswegs um Schonung. Dieſes beſtätigen alle meine Nachforſchungen, die ich, wie mein Amt es erheiſcht, gewiſſenhaft angeſtellt. Sie wurden größtentheils mit den Bajonetten erſtochen, von den Nationalgardiſten. Einige Republikaner traten, als aller Widerſtand vergebens war, mit entblößter Bruſt ihren Feinden entgegen und ließen ſich erſchießen. Als das Eckhaus der Rue Saint-Mery eingenommen wurde, ſtieg ein Schüler der Ecole d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief ſein Vive la république! und ſtürzte nieder, von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, deſſen erſte Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben ſich ſelber umgebracht, und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte erzählt, und ich muſſte mich dort an die Bildſäule des heiligen Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtnis, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta, und ſeine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien rannten, und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgeſinnten Herzen fanden, und, um den Tyrannenknechten zu entgehen, ſich ſelber tödteten; der ſchöne Antäos war der Letzte, noch einmal beugte er ſich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und küſſte die geliebten Lippen, und ſtürzte ſich dann in ſein Schwert.

Über die Zahl Derer, die auf der Rue Saint-Martin geſochten, iſt noch nichts Beſtimmtes ermittelt. Ich glaube, daſs anfangs gegen zweihundert Republikaner dort verſammelt geweſen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf ſechzig zuſammengeſchmolzen waren. Kein Einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es iſt Das wieder ein Zeichen, daſs, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich beſonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld iſt. Überhaupt ſcheint die Weltperiode vorbei zu ſein, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen: die Völker, die Parteien, die Maſſen ſelber ſind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterſcheidet ſich von der antiken dadurch, daſs jetzt die Chöre agieren und die eigentlichen Hauptrollen ſpielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Perſonen waren, jetzt zu mäßigen Repräſentanten des Parteiwillens und der Volksthat herabſinken, und zur ſchwatzenden Betrachtung hingeſtellt ſind, als Thronredner, als Gaſtmahlpräſidenten, Landtagsabgeordnete, Miniſter, Tribunen u. ſ. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Oppoſition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Lafitte und Arago, wie paſſiv und geringſelig erſcheinen dieſe abgedroſchenen renommierten Leute, dieſe ſcheinbaren Notabilitäten, wenn man ſie mit den Helden der Rue Saint-Martin vergleicht, deren Namen Niemand kennt, die gleichſam anonym geſtorben ſind.

Der beſcheidene Tod dieſer großen Unbekannten vermag nicht bloß uns eine wehmüthige Rührung einzuflößen, ſondern er ermuthigt auch unſere Seele, als Zeugnis, daſs viele tauſend Menſchen, die wir gar nicht kennen, bereit ſtehen, für die heilige Sache der Menſchheit ihr Leben zu opfern. Die Deſpoten aber müſſen von heimlichem Grauen erfaſſt werden bei dem Gedanken, daſs ſie eine ſolche unbekannte Schar von Todesſüchtigen immer umringt, gleich den vermummten Dienern einer heiligen Fehme. Mit Recht fürchten ſie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es iſt ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, daſs die Helden der Rue Saint-Martin zu den unteren Volksklaſſen gehört, oder gar zum Pöbel, wie man ſich ausdrückt; nein, es waren meiſtens Studenten, ſchöne Jünglinge von der Ecole-d'Alfort, Künſtler, Journaliſten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Ouvriers, die unter der groben Jacke ſehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloſter Saint-Mery ſcheinen nur junge Menſchen gefochten zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen ſehen, befanden ſich auch Greiſe, und beſonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der nebſt einigen Schülern der Ecole Polytechnique nach der Conciergerie gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düſter und wüſt, das Gemüth zerriſſen wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkiſch, aber ſorgfältig angezogen, mit abgeſchabt ſtrohgelbem Frack und dito Weſte und Hoſe, zugeſchnitten nach der neueſten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfchen, und das Geſicht ſo ſorglos, ſo vergnügt faſt, als ging's zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenſchirm, den ſie ihm nachzubringen ſchien, und in jeder Falte ihres Geſichtes eine Todesangſt, wie man ſie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unſerer Lieben ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen vierundzwanzig Stunden erſchoſſen werden. Ich kann das Geſicht jenes alten Mannes gar nicht vergeſſen. Auf der Morgue ſah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir ſtehender Nationalgarde mir verſichert, ebenfalls als Republikaner ſehr kompromittiert ſei. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere iſt nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausſtellt, und wo man alſo die Angehörigen, die man vermiſſt, aufzuſuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben ſich ſo viele Menſchen nach der Morgue, daſs man dort Queue machen muſſte wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich muſſte dort faſt eine Stunde lang warten, bis ich Einlaſs fand, und hatte Zeit genug, jenes trübſinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht, was es bedeutet, daſs eine gelbe Holzſcheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große braſilianiſche Kokarde, vor dem Eingang hängt. Die Hausnummer iſt 21, vingt-un. Drinnen war es melancholiſch anzuſehen, wie ängſtlich einige Menſchen die ausgeſtellten Todten betrachteten, immer fürchtend, Denjenigen zu finden, den ſie ſuchten. Es gab dort zwei entſetzliche Erkennungsſcenen. Ein kleiner Junge erblickte ſeinen todten Bruder und blieb ſchweigend, wie angewurzelt, ſtehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel ſchreiend in Ohnmacht. Da ich ſie kannte, hatte ich das traurige Geſchäft, die Troſtloſe nach Hauſe zu führen. Sie gehörte zu einem Putzladen in meiner Nachbarſchaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche ſämmtlich Republikanerinnen ſind. Ihre Liebhaber ſind lauter junge Republikaner. Ich bin in dieſem Hauſe immer der einzige Royaliſt.

Zwiſchennote zu Artikel IX.*)

Geſchrieben den 1. Oktober 1832.

Die im vorſtehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog ſich zunächſt auf den deutſchen Adel. Je mehr ich aber die neueſten Tageserſcheinungen überdenke, deſto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächſtens zu einer gründlichen Beſprechung deſſelben entſchließen. Wahrlich, es geſchieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngſten Zeit bewieſen zu haben, daſs meine Befehdung nur die Principien und nicht leiblich unmittelbar die Perſon der Gegner betrifft. Die Enragés des Tages haben mich deſshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenoſſen der Ariſtokraten verſchrien, und wenn die Inſurrektion vom 5. Junius nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern dieſe Narrheit, und nur in meinem Tagsbericht vom 7. Junius iſt mir ein Wort darüber entſchlüpft. — Der Parteigeiſt iſt ein eben ſo blindes wie raſendes Thier.

---

*) Dieſe Zwiſchennote fehlt, wie ſchon früher bemerkt, in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Es iſt aber mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Konſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns Nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind ſelbſt in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen, der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Konſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Konſtitutionen befreit ſind, die ihnen der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Kourtiſanerie abzugewinnen wuſſte; Konſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen; Konſtitutionen, deren Kodex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Konſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etikette.

Durch die Etikette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Konſtitution ſichert die Rechte des Volks, ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiketten des Adels, der, ſobald die Kaſtenintereſſen ins Spiel kommen, alle Privatfeindſchaften bei Seite ſetzt und als Korps verbündet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Korps, das in Intriguen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt, das ausſchließlich um deſſen Perſon ſein darf, dergeſtalt, daſs der Fürſt ſeine Edelleute, ſelbſt wenn er ſie haſſt, durchaus nicht von ſich weiſen kann, daſs er ihren holden Anblick ertragen muſs, daſs er ſich von ihnen ankleiden, die Hände waſchen und lecken laſſen muſs, daſs er mit ihnen eſſen, trinken und ſprechen muſs — denn ſie ſind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden ſich empören und dem armen Fürſten ſein eigenes Haus verleiden, wenn er nach ſeines Herzens Gefühlen handelte, und nicht nach den Vorſchriften der Etikette. So geſchah es, daſs König Wilhelm von England, ein wackerer, guter Fürſt, durch die Ränke ſeiner noblen Umgebung aufs kläglichſte gezwungen ward, ſein Wort zu brechen und ſeinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens ſeines Volkes auf immer verluſtig zu werden. So geſchah es, daſs einer der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Baiern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes ſo eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsverſuchen ſeiner Nobleſſe ſo feſt widerſtand, und ihre frondierende Inſolenz und Verleumdungen ſo heldenmüthig ertrug, daſs Dieſer jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätheriſchen Arme ſinkt und ſich ſelber untreu wird! Armes Herz, das einſt ſo ruhmſüchtig und ſtolz war, wie ſehr muſs dein Muth gebrochen ſein, daſs du, um von einigen ſtörrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkommodiert zu werden, deine eigene unabhängige Oberherrſchaft aufgabeſt, und ſelbſt ein unterthäniger Vaſall wurdeſt, Vaſall deiner natürlichen Feinde, Vaſall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geſchriebene Konſtitutionen können uns Nichts helfen, ſo lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es iſt nicht damit abgethan, daſs man durch diskutierte, votierte und ſanktionierte und promulgierte Geſetze die Privilegien des Adels annulliert; Dieſes iſt an mehreren Orten geſchehen, und dennoch herrſchen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Miſsbräuche im fürſtlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgeſinde eine neue Geſindeordnung einführen, die Etikette zerbrechen, und, um ſelbſt frei zu werden, mit der Fürſtenbefreiung, mit der Emancipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verſcheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn ihr Dieſes gethan habt, ſeid wachſam, damit ſie nicht nächtlicherweile wieder herankriechen und den Quell vergiften. Einſt gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müſſen wir ſie auch ſelbſt erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen Prinzenhofmeiſtern überlaſſen, die ſie zu den Zwecken ihrer Kaſte erziehen und an Leib und Seele verſtümmeln. Nichts iſt den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umjunkerung der Kronprinzen. Der beſte Bürger werde Prinzenerzieher durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds iſt oder nur im geringſten beſcholten, werde geſetzlich entfernt von der Perſon des jungen Fürſten. Drängt er ſich dennoch hinzu, mit jener unverſchämten Zudringlichkeit, die dem Adel in ſolchen Fällen eigen iſt, ſo werde er geſtäupt, auf dem Marktplatz, nach den ſchönſten Rhythmen, und mit rothem Eiſen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe ſich an die Perſon des jungen Fürſten gedrängt, um für geiſtreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat, wie Sir John, ſo ſetze man ihn bloß ins Zuchthaus, aber wo die Weiber ſitzen.

Indeſſen, es giebt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich ſchon in der Vorrede zu Kahldorf's Briefen an den Grafen Moltke*) angedeutet, dieſen Gegenſtand ausführlicher beſprechen; eine Statiſtik des diplomatiſchen Korps, dem die Intereſſen der Völker anvertraut ſind, wird dabei am intereſſanteſten ſein. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichniſſe der verſchiedenen Tugenden deſſelben, in den verſchiedenen Hauptſtädten. Man wird z. B. daraus erſehen, wie in einer der letztern immer der dritte Mann unter der edlen Genoſſenſchaft entweder ein Spieler iſt, oder ein heimathloſer Lohndiener, oder ein Escroque, oder der Ruffiano ſeiner eigenen Gattin, oder der Gemahl ſeines Jokeys, oder ein Allerweltsſpion, oder ſonſt ein adliger Taugenichts. Ich habe Behufs dieſer Statiſtik ein ſehr gründliches Quellenſtudium getrieben, und zwar an Tiſchen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Soiréen der ſchönſten Göttinnen des Tanzes und des Geſanges, in den Tempeln der Gourmandiſe und der Galanterie, kurz in den vornehmſten Häuſern Europas.

---

*) Dieſe Vorrede findet ſich in Bd. XII der vorliegenden Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich muſs in Betreff des Grafen Moltke hier nachträglich erwähnen, daſs Derſelbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war und mich in einen Federkrieg über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daſs ich ſeine Principien miſsverſtanden oder willkürlich entſtellt hätte. Es ſchien mir aber grade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen muſſte. Ich habe dieſe Beſorgniſſe dem Grafen mitgetheilt, und er war verſtändig genug, Nichts gegen mich zu ſchreiben. Da ich ihn zuerſt angegriffen, hätte ich ſeine Antwort nicht ignorieren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müſſen. Wegen jener Einſicht verdient der Graf das beſte Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um ſo bereitwilliger, da ich in ihm perſönlich einen geiſtreichen und, was noch mehr ſagen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte, in der Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich ſeine Schrift über Gewerbefreiheit geleſen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalſten Grundſätzen huldigt.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſen Adligen! Die Beſten unter ihnen können ſich von ihren Geburtsintereſſen nicht losſagen. Sie können in den meiſten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Roturiers, ſie können vielleicht mehr als Dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiſs der feſteſten Meinung, daſs der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiſs für deſſen Abſchaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt, der Sklavenhandel ſei etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſei etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.

Daſs ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Menſch zu würdigen wiſſen, wenn er die Natur der Bedrohniſſe erwägt, die damals in Deutſchland laut geworden.

Die Leidenſchaften tobten wilder als je, und es galt damals, dem Jakobinismus eben ſo kühn die Stirne zu bieten wie einſt dem Abſolutismus. Unbeweglich in meinen Grundſätzen, haben ſelbſt die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier zu Paris in den dunklen Strudel hineinzureißen, wo deutſcher Unverſtand mit franzöſiſchem Leichtſinn rivaliſierte. Ich habe keinen Theil genommen an der hieſigen deutſchen Aſſociation, außer daſs ich ihr bei einer Kollekte für die Unterſtützung der freien Preſſe einige Franks zollte: lange vor den Juniustagen habe ich den Vorſtehern jener Aſſociation aufs beſtimmteſte notificiert, daſs ich nicht mit derſelben in weiterer Verbindung ſtehe. Ich kann daher nur mitleidig die Achſel zucken, wenn ich höre, daſs die jeſuitiſch ariſtokratiſche Partei in Deutſchland ſich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzuſtellen, um mir bei deren Exceſſen eine kompromittierende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen beſten Freunden, und ich war ſehr beſorgt für meine ſchlimmſten Feinde. Ja, ihr theuern Feinde, ihr wiſſt nicht, wie viel Angſt ich um euch ausgeſtanden habe. Es war ſchon die Rede davon, alle verrätheriſche Junker, verleumderiſche Pfaffen und ſonſtige Schurken in Deutſchland aufzuknüpfen. Wie durfte ich Das leiden! Galt es nur, euch ein biſschen zu züchtigen, euch auf dem Schloſsplatz zu Berlin oder auf dem Schrannenmarkt zu München in einem gelinden Versmaße mit Ruthen zu ſtreichen, oder euch die trikolore Kokarde auf die Tonſur zu nageln, oder ſonſt ein Späßchen mit euch zu treiben. Das hätte ich ſchon hingehen laſſen. Aber daſs man euch geradezu umbringen wollte, Das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verluſt geweſen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müſſen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftſteller in den Augen des Publikums ſehr ſchädlich iſt. Nichts iſt uns erſprießlicher, als wenn wir lauter ſchlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unüberſehbar reichlich mit dieſer Sorte geſegnet, und ich bin froh, daſs ſie jetzt in Sicherheit ſind. Ja, laſſt uns ein Te Metternich laudamus ſingen, ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte euch dann auf immer verloren! Jetzt iſt wieder Alles ſtill, Alles wird beigelegt oder feſtgeſetzt, die Bundesakte wird losgelaſſen, und die Patrioten werden eingeſperrt, und wir ſehen einer langen, ſüßen, ſicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungeſtört des alten ſchönen Verhältniſſes erfreuen: ich geißle euch wieder nach wie vor, und ihr verleumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, euch noch ſo ungehenkt zu ſehen! Euer Leben iſt mir theurer, als jemals. Ich kann mich bei eurem Anblick einer gewiſſen Rührung nicht erwehren. Ich bitte euch, ſchont eure Geſundheit; verſchluckt nicht euer eigenes Gift, lügt und verleumdet lieber, wo möglich, noch mehr als ihr zu thun pflegt, Das erleichtert das fromme Herz; geht nicht ſo gebückt und gekrümmt, Das ſchadet der Bruſt; geht mal ins Theater, wenn eine Raupach'ſche Tragödie gegeben wird, Das heitert auf; verſucht eine Abwechſelung in euren Privatvergnügungen, beſucht auch einmal ein ſchönes Mädchen; hütet euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, eines frühen Morgens hängt ihr an einem kurzen Strick.

Beilage zu Artikel VI. *)

„Siehe zu, die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei ſind unſere Großen und Herren, nehmen alle Kreaturen zum Eigenthum, die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, Alles muſs ihr ſein. (Jeſ. V.) Darüber laſſen ſie denn Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und ſprechen: „Gott hat geboten, du ſollſt nicht ſtehlen;“ es dient aber ihnen nicht. So ſie nun alle Menſchen verurſachen, den armen Ackermann, Handwerkmann, und Alles, was da lebet, ſchinden und ſchaben (Mich. III.), ſo er ſich dann vergreift an dem Allerheiligſten, ſo muſs er henken. Da ſagt dann der Doktor Lügner: Amen. Die Herren machen Das ſelber, daſs ihnen der arme Mann

---

*) Dieſe Beilage fehlt, wie ſchon bemerkt, in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſeind wird. Die Urſach des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann es in der Länge gut werden? So ich Das ſage, werde ich aufrühriſch ſein, wohl hin!“

So ſprach vor dreihundert Jahren Thomas Münzer, einer der heldenmüthigſten und unglücklichſten Söhne des deutſchen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das nach ſeiner Meinung nicht bloß die Seligkeit im Himmel verhieß, ſondern auch die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdammte ſolche aufrühreriſche Lehren, wodurch ſein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntniſſes gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus böſem Eifer, ſchrieb er das unrühmliche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pietiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, andererſeits um durch Luther's Autorität den Freiheitsenthuſiasmus in Deutſchland niederzudrücken. Aber ein heiligeres Zeugnis, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung und vernichtet die irrige Autorität; Chriſtus, der für die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen geſtorben iſt, hat ſein Wort nicht als Werkzeug des Abſolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Modlin. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und ſie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je nachdem ſie adliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Caſimir von Anſpach hat, noch außer ſolchen Hinrichtungen, auch fünfundachtzig Bauern die Augen ausſtechen laſſen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Oberöſtreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutſchland viele hunderttauſend Bauern, die Nichts als Menſchenrechte und chriſtliche Milde verlangten, abgeſchlachtet und gewürgt wurden von ihren geiſtlichen und weltlichen Herren, iſt männiglich bekannt. Aber auch Letztere hatten Recht, denn ſie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an ſich ſelber durch die Autoritäten eines Luther's und anderer Geiſtlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch unzeitige Kontroverſen über zweideutige Bibelſtellen, und weil ſie manchmal Pſalmen ſangen, ſtatt zu fechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derſelbe Kampf um Gleichheit und Brüderſchaft, aus denſelben Gründen, gegen dieſelben Gewalthaber, nur daſs Dieſe durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, ſondern aus der Philoſophie ſeine Rechtsanſprüche geſchöpft hatte. Die feudaliſtiſchen und hierarchiſchen Inſtitutionen, die Karl der Große in ſeinem großen Reiche begründet und die ſich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, dieſe hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und wie Alles in der Welt endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geiſtlichkeit, welche erſtere ſich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als ſie ſelbſt das Volk beherrſchte, hatten allmählich die Selbſtändigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewuſſt, und unter Ludwig XIV. war dieſes ſtolze Werk vollendet. Statt eines kriegeriſchen Feudaladels, der die Könige einſt beherrſchte und ſchützte, kroch jetzt um die Stufen des Thrones ein ſchwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl ſeiner Ahnen, nicht ſeiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh: ſtatt ſtarrer ultramontaniſcher Prieſter, die mit Beicht' und Bann die Könige ſchreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten, gab es jetzt eine gallikaniſche, ſo zu ſagen mediatiſierte Kirche, deren Ämter man im Oeil de boeuf von Verſaille oder im Boudoir der Maitreſſen erſchlich, und deren Oberhäupter zu denſelben Adligen gehörten, die als Hofdomeſtiken paradierten, ſo daſs Abt- und Biſchofskoſtüm, Pallium und Mitra als eine andere Art von Hoflivree betrachtet werden konnte; — und ohngeachtet dieſer Umwandlung behielt der Adel die Vorrechte, die er einſt über das Volk ausgeübt; ja ſein Hochmuth gegen letzteres ſtieg, je mehr er gegen ſeinen königlichen Herren in Demuth verſank; er uſurpierte nach wie vor alle Genüſſe, drückte und beleidigte nach wie vor; und daſſelbe that jene Geiſtlichkeit, die ihre Macht über die Geiſter längſt verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, ihre Privilegien der Geiſtesunterdrückung und der kirchlichen Tücken noch bewahrt hatte. Was einſt im Bauernkrieg die Lehrer des Evangeliums verſucht, Das thaten die Philoſophen jetzt in Frankreich, und mit beſſerem Erfolg: ſie demonſtrierten dem Volke die Uſurpationen des Adels und der Kirche; ſie zeigten ihm, daſs beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wetter ſehr günſtig war, begann das Volk das Werk ſeiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz beſuchte, wo die alte dumpfe, mürriſch unangenehme Baſtille geſtanden hatte, fand dort ſtatt dieſer ein luftig luſtiges Gebäude mit der lachenden Aufſchrift: Ici on danse.

Seit ſiebzehn Jahren ſind viele Schriftſteller in Europa unabläſſig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten ſie den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ganz beſonders verurſacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, ſie ſuchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebärdeten ſich dabei ſo ſervil unſchuldig, daſs man ſie nicht mehr für Schlangen anſah, ſondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu geſtehen, daſs eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meiſten befördert und deren Charakter beſtimmt haben. Ich rühme ſie deſshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine ſchnelle Kriſis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödlich werden konnte, durch ſeine Kunſt gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinſiechende Zuſtand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die

Revolution, die doch am Ende ausbrechen muſste, hätte ſich minder edel geſtaltet; ſie wäre gemein und grauſam geworden, ſtatt daſs ſie jetzt nur tragiſch und blutig ward; ja, was noch ſchlimmer iſt, ſie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall iſt in jenen Ländern, wo nicht die Schriftſteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menſchenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorſperre zu bezahlen, oder um eine fürſtliche Maitreſſe los zu werden u. ſ. w. Voltaire und Rouſſeau ſind zwei Schriftſteller, die mehr als alle andere der Revolution vorgearbeitet, die ſpäteren Bahnen derſelben beſtimmt haben, und noch jetzt das franzöſiſche Volk geiſtig leiten und beherrſchen. Sogar die Feindſchaft dieſer beiden Schriftſteller hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern ſelbſt, bis auf dieſe Stunde, nur eine Fortſetzung eben dieſer Feindſchaft*).

---

*) Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Konvents war nichts Anders als der geheime Groll des Rouſſeau'ſchen Rigorismus gegen die Voltaire'ſche Legèreté.

Dem Voltaire geſchieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er ſei nicht ſo begeiſtert geweſen

---

Die echten Montagnards hegten ganz die Denk- und Gefühlsweiſe Rouſſeau's, und als ſie die Dantoniſten und Hebertiſten zu gleicher Zeit guillotinierten, geſchah es nicht ſowohl weil Jene zu ſehr den erſchlaffenden Moderantismus predigten und Dieſe hingegen im zügelloſeſten Sanskulottismus ausarteten; wie mir jüngſt ein alter Bergmann ſagte: parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu. Beim Umſtürzen des Alten waren die wilden Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas Neues gebaut werden ſollte, als das Poſitivſte zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rouſſeauiſch ernſte Schwärmer St. Juſt haſſte alsdann den heiteren geiſtreichen Fanfaron Desmoulin. Der ſittenreine, unbeſtechliche Robespierre haſſte den ſinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Inkarnation Rouſſeau's; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unſterblichkeit, er haſſte die Voltaire'ſchen Religionsſpöttereien, die unwürdigen Poſſen eines Gobel's, die Orgien der Atheiſten und das laxe Treiben der Eſprits, und er haſſte vielleicht Jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor ſiegte die kurz vorher unterdrückte Voltaire'ſche Partei; unter dem Direktorium übte ſie ihre Reaktionen gegen den Berg; ſpäterhin, während dem Heldenſpiel der Kaiſerzeit und während der frommen chriſtlichen Komödie der Reſtauration konnte ſie nur in untergeordneten Rollen ſich geltend machen; aber wir ſahen ſie doch bis auf wie Rouſſeau; er war nur etwas klüger und gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet ſich immer in den Stoicismus und grollt lakoniſch beim Anblick fremder Geſchmeidigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philoſoph gegen die Großen geſchrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düſtere Piemonteſer bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienſtbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freiſprechen, er und die meiſten franzöſiſchen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten,

---

dieſe Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatsruder ſtehen, und zwar repräſentiert von dem ehemaligen Biſchof von Autun, Charles Maurice Talleyrand. Rouſſeau's Partei, unterdrückt ſeit jenem unglückſeligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geiſtig und leiblich geſund, in den Faubourgs St. Antoine und St. Marceau, ſie lebt in der Geſtalt eines Garnier Pagés, eines Cavaignac, und ſo vieler andern edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieſer Partei mich anſchließen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daß ich ſie jemals bekämpfen würde.

Anmerkung des Verfaſſers.

wenn ſie ſich daran die Zunge zerriſſen, und ließen ſich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, ſo thut Das ihnen eben ſo weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haſs der franzöſiſchen Gelehrten gegen die Großen muſs um ſo entſetzlicher geweſen ſein, da ſie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genoſſen hatten. Garat erzählt von Champfort, daſs er tauſend Thaler, die Erſparniſſe eines ganzen arbeitſamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als im Anfang der Revolution zu einem revolutionären Zwecke Geld geſammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegiert worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wiſſenſchaft haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten Jene, die Gelehrten, daſs an deſſen Stelle das Regime der geiſtigen Kapacitäten beginne, ſo glaubten Dieſe, die Induſtriellen, daſs ihnen, dem faktiſch mächtigſten und kräftigſten Theil des Volkes, auch geſetzlich die Anerkenntnis ihrer hohen Bedeutung, und alſo gewiſs jede bürgerliche Gleichſtellung und Mitwirkung bei den Staatsgeſchäften gebühre. Und in der That, da die bisherigen Inſtitutionen auf das alte Kriegsweſen und den Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in ſich trugen, ſo muſſte die Geſellſchaft auf die beiden neuen Gewalten baſiert werden, worin eben die meiſte Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wiſſenſchaft und die Induſtrie. Die Geiſtlichkeit, die geiſtig zurückgeblieben war ſeit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einſehen müſſen, daſs die Macht, die ſie ſeit einem Jahrtauſend ausgeübt, ihren ſtolzen, aber ſchwachen Händen entſchwinde und in die verachteten, aber ſtarken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergehe; ſie hätten einſehen müſſen, daſs ſie die verlorene Macht nur in Gemeinſchaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — ſie hatten aber nicht dieſe Einſicht, ſie wehrten ſich thöricht gegen das Unvermeidliche, ein ſchmerzlicher, widerſinniger Kampf begann, die ſchleichende, windige Lüge und der morſche, kranke Stolz fochten gegen die eiſerne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil und Wahrheit, gegen Leben und Begeiſterung, und wir ſtehen jetzt noch auf der Wahlſtätte.

Da war ein trübſeliger Miniſter, reſpektabler Bankier, guter Hausvater, guter Chriſt, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, Der glaubte ſteif und feſt, das Deficit des Budgets ſei der eigentliche Grund des Übels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Deficit zu heben, und vor lauter Zahlen ſah er weder die Menſchen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in ſeiner Dummheit einen ſehr guten Einfall, nämlich die Zuſammenberufung der Notabeln. Ich ſage: einen ſehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Deficit hätte Frankreich ſich noch länger im Zuſtande des miſsbehaglichſten Siechthums hingeſchleppt; jenes Deficit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zuſammenberufung der Notabeln beſchleunigte die Kriſis, und alſo auch die künftige Geneſung; und wenn einſt die Büſte Necker's ins Pantheon der Freiheit aufgeſtellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotiſchem Eichenlaub, aufs Haupt ſetzen. Wahrlich, iſt es thöricht, wenn man nur die Perſonen ſieht in den Dingen, ſo iſt es noch thörichter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen ſieht. Es giebt aber Kleingeiſter, die aufs pfiffigſte beide Irrthümer zu verſchmelzen ſuchen, die ſogar in den Perſonen die Zahlen ſuchen, womit ſie uns die Dinge erklären wollen. Sie ſind nicht damit zufrieden, den Julius Cäſar für die Urſache des

Untergangs römiſcher Freiheit zu halten, ſondern ſie behaupten, der geniale Julius ſei ſo verſchuldet geweſen, daſs er, um nicht ſelber eingeſteckt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mitſammt ſeinen Gläubigern einzuſtecken. Wenn ich nicht irre, ſo dient eine Stelle Plutarch's, wo Dieſer von Cäſar's Schulden ſpricht, zur Baſis einer ſolchen Argumentation. Bourienne, der kleine ſchmuckelnde Bourienne, der beſtechliche Kroupier beim Glückſpiel des Kaiſerreichs, die armſelige arme Seele, hat irgendwo in ſeinen Memoiren angedeutet, daſs es wohl Geldverlegenheit geweſen ſein mag, was den Napoleon Bonaparte im Anfange ſeiner Laufbahn zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieſer Weiſe ſind manche Tiefdenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Urſache des Untergangs der franzöſiſchen Monarchie zu halten, ſondern ſie behaupten ſogar, Jener ſei ſo ſehr durch Geldnoth und Schulden bedrängt geweſen, daſs er ſich nur durch den Umſturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will ſolche Abſurdität nicht weiter beſprechen; doch muſſte ich ſie erwähnen, weil ſie eben in der letzten Zeit ſich am blühendſten entfalten konnte. Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräſentanten jener erſten Phaſis der Revolution, die mit der

Nationalverſammlung beginnt und ſchließt. Er iſt als Solcher ein Volksheld geworden, man beſpricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man ſieht ihn dargeſtellt auf allen franzöſiſchen Theatern, in allen ſeinen Geſtalten: arm und wild; liebend und haſſend; lachend und knirſchend; ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der kapabel war, ſeinen letzten Fixſtern und letzten Louisd'or im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſäulen niederreißt, um im ſtürzenden Gebäude ſeine mahnenden Philiſter zu verſchütten; ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit ſtrahlender Ariel-Kaliban,“ den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poeſie der Vernunft berauſcht hatte; ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit; ein Zwitterweſen, das nur Jules Janin ſchildern konnte.

Eben durch die moraliſchen Widerſprüche ſeines Charakters und Lebens iſt Mirabeau der eigentliche Repräſentant ſeiner Zeit, die ebenfalls ſo liederlich und erhaben, ſo verſchuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker ſitzend die ſchlüpfrigſten Romane, aber auch die edelſten Befreiungsbücher geſchrieben, und die nachher, obgleich belaſtet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten, infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblaſſenden Ceremonienmeiſter der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: Allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes. Mit dieſen Worten beginnt die franzöſiſche Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, ſie auszuſprechen, die Zunge der Rotüriers und Vilains war noch gebunden von dem ſtummen Zauber des alten Gehorſams, und eben nur im Adel, in jener überfrechen Kaſte, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erſtes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß man mir jüngſt verſichert, jene weltberühmten Worte Mirabeau's gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der, neben ihm ſitzend, ſie ihm ſouffliert habe. Ich glaube nicht, daß dieſe Sage ganz grundlos erfunden ſei, ſie widerſpricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeau's, der die Ideen ſeiner Freunde eben ſo gern wie ihr Geld borgte, und der deßwegen in vielen Memoiren, namentlich in den

Briſſot'ſchen und in den jüngſt erſchienenen Memoiren von Dumont, entſetzlich verſchrieen wird. Manche ſeiner Zeitgenoſſen haben deſshalb an der Größe ſeines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirkſame Saillies, Theaterkoups der Tribüne zugeſtanden. Es iſt jetzt ſchwer, ihn in dieſer Hinſicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugnis der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber ſeiner Rede mehr in ſeiner perſönlichen Erſcheinung als in ſeinen Worten. Beſonders wenn er leiſe ſprach, ward man durchſchauert von dem wunderbaren Laut ſeiner Stimme; man hörte die Schlangen ziſchen, die heimlich unter den oratoriſchen Blumen krochen. Kam er in Leidenſchaft, war er unwiderſtehlich. Von Frau von Staël erzählt man, daſs ſie auf der Galerie der Nationalverſammlung ſaß, als Mirabeau die Tribüne beſtieg, um gegen Necker zu ſprechen. Es verſteht ſich, daſs eine Tochter wie ſie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber dieſe feindlichen Gefühle ſchwanden, je länger ſie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter ſeiner Rede mit ſchrecklichſter Herrlichkeit aufſtieg, als die vergifteten Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, als die weltzerſchmetternden Donner aus ſeiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über der Baluſtrade der Galerie und applaudierte wie toll.

Aber bedeutſamer noch als das Rednertalent des Mannes war Das, was er ſagte. Dieſes können wir jetzt am unparteiiſchſten beurtheilen, und da ſehen wir, daſs Mirabeau ſeine Zeit am tiefſten begriffen hat, daſs er nicht ſowohl niederzureißen als auch aufzubauen wuſſte, und daſs er Letzteres beſſer verſtand als die großen Meiſter, die ſich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeau's finden wir die Hauptideen einer konſtitutionellen Monarchie, wie ſie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriſs, obgleich nur flüchtig und mit blaſſen Linien entworfen; und wahrlich, allen weiſen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieſer Linien, dieſer Staatshilfslinien, die das größte politiſche Genie unſerer Zeit mit prophetiſcher Einſicht und mathematiſcher Sicherheit vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeau's Schriften in dieſer Hinſicht auch für Deutſchland ganz beſonders zu exploitieren ſuchte. Seine revolutionären, negierenden Gedanken haben leichtes Verſtändnis und ſchnelle Wirkung gefunden. Seine eben ſo gewaltigen, poſitiven, konſtituierenden Gedanken ſind weniger verſtanden und wirkſam geworden.

Am wenigſten verſtand man Mirabeau's Vorliebe für das Königthum. Was er Dieſem an abſoluter Gewalt abgewinnen wollte, Das gedachte er ihm durch konſtitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte die königliche Macht noch zu vermehren und zu verſtärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn durch Hofintriguen und Beichtſtuhl faktiſch beherrſchten, gewaltſam riſs, und vielmehr in die Arme des dritten Standes hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konſtitutionellen Königthums, das nach meinem Bedünken der Wunſch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratiſch formuliert, auch von der Gegenwart, von uns in Deutſchland, verlangt wird.

Dieſer konſtitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meiſten geſchadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, ſahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie ſchmähten ihn alsdann um die Wette mit den Ariſtokraten, die ihn haſſten, eben weil ſie ihn begriffen, weil ſie wuſſten, daſs Mirabeau durch die Vernichtung der Privilegienwirthſchaft das Königthum auf ihre Koſten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Miſère der Privilegierten anwiderte, ſo muſſte ihm auch die Roheit der meiſten Demagogen fatal ſein, um ſo mehr, da ſie in jener wahnwitzig debordierenden Weiſe, die wir wohl kennen, ſchon die Republik predigten. Es iſt intereſſant, in den damaligen Blättern zu ſehen, zu welchen ſonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchiſche Tendenz des großen Tribuns unwirkſam zu machen. So z. B. als Mirabeau ſich einmal ganz beſtimmt royaliſtiſch ausgeſprochen hatte, wuſſten ſich dieſe Leute nicht anders zu helfen, als indem ſie ausſprengten: da Mirabeau ſeine Reden öfters nicht ſelbſt mache, ſei es ihm paſſiert, daſs er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu leſen vergeſſen, und erſt auf der Tribüne bemerkt habe, daſs dieſer ihm perfiderweiſe eine ganz royaliſtiſche Rede untergeſchoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer geſtritten. Die Einen ſagen, er ſtarb zu früh; die Andern ſagen, er ſtarb eben zur rechten Zeit. Er ſtarb nicht an Gift; denn die Ariſtokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Palläſte. Mirabeau ſtarb, weil er zwei Tänzerinnen, Mesdemoiſelles Helisberg und Colombe, und eine Stunde vorher eine Trüffelpaſtete genoſſen hatte. — — — —

Tagesberichte*).

Vorbemerkung.

Über die mißlungene Inſurrektion vom 5. und 6. Junius, über dieſe ſo bedeutende und folgenreiche Erſcheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, ſintemalen beide Parteien gleich intereſſiert waren, die bekannten Thatſachen zu entſtellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geſchrieben Angeſichts der Begebenheiten, im Geräuſch des Parteikampfs, und zwar immer kurz vor Abgang der Poſt, ſo ſchleunig als möglich, damit die Korreſpondenten des ſiegenden

---

*) Der nachfolgende Theil dieſes Bandes fehlt beinahe ganz in den franzöſiſchen Ausgaben. Die wenigen Stellen, welche ſich dort abgedruckt finden, ſind betreffenden Ortes bezeichnet.

Der Herausgeber.

Juſtemilieu nicht den Vorſprung gewännen — dieſe flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in ſo weit ſie auf die Inſurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geſchichtſchreiber mag ſie vielleicht einſt um ſo gewiſſenhafter benutzen können, da er wenigſtens ſicher iſt, daſs ſie nicht nach ſpäteren Intereſſen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppoſitionen, wie man ſie in dieſen Blättern findet, keines beſonderen Widerrufs bedarf, ſo kann ich doch nicht umhin, eine einzige derſelben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich ſeitdem öffentlich erklärt, daſs er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unſer alter General hat ſich, wie ich erſt ſpäter erfahren, an jenem Tage ganz ſeiner würdig gezeigt. Eine leicht begreifliche Diskretion erlaubt mir nicht in dieſem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umſtände zu berichten, die ſelbſt den eingefleiſchteſten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen müſſten.

Man wird in dieſen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widerſprechenden Äußerungen begegnen, aber ſie betreffen nie die Dinge, ſondern immer die Perſonen. Über erſtere muſs unſer Urtheil feſtſtehen, über Letztere darf es täglich wechſeln. So habe ich über das ſchlechte Syſtem, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe ſteckt, immer dieſelbe Meinung ausgeſprochen, aber über ſeine Perſon urtheilte ich nicht immer in derſelben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn geſtimmt, weil ich ihn für einen Ariſtokraten hielt; ſpäter, als ich mich von ſeiner echten Bürgerlichkeit überzeugte, ſprach ich ſchon von ihm viel beſſer; als er uns durch den État de siège erſchreckte, ward ich wieder ſehr aufgebracht gegen ihn; Dies legte ſich wieder nach den erſten Tagen, als wir ſahen, daſs der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angſt jenen Miſsgriff begangen; aber ſeitdem haben mir die Karliſten durch ihre Schmähungen eine wahre Vorliebe für die Perſon dieſes Königs eingeflößt, und ich könnte dieſe noch in meinem Herzen ſteigern, wenn ich ihn mit — — — — — — — — vergleichen wollte.

Paris, den 5. Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, un convoi d'opposition, wie die Philippiſten ſagen, iſt eben von der Madeleine nach dem Baſtillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuſchauer als bei Caſimir Perier's Begräbnis. Das Volk zog ſelbſt den Leichenwagen. Beſonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Karmoiſinroth und Gold beſtanden. Um ein Uhr fiel ein ſtarker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotzdem blieb eine unabſehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Meiſten barhaupt. Als der Zug bis gegen das Variétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der Amis du peuple vorüberzog, und mehrere derſelben Vive la République! riefen, fiel es einem Polizeiſergeanten ein zu intervenieren; aber man ſtürzte über ihn her, zerbrach ſeinen Degen, und ein gräſslicher Tumult entſtand; er iſt nur mit Noth geſtillt worden. Der Anblick einer ſolchen Störnis, die einige hunderttauſend Menſchen in Bewegung geſetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug. [In den Tuilerien wollte man geſtern wiſſen, die Herzogin von Berry ſei in Nantes gefangen. Iſt Dieſes der Fall, ſo geräth Ludwig Philipp in große Verlegenheit, da er die Nichte der Königin, welche Letztere ihm Viel vorjammert, nicht den Gerichten übergeben kann, und dennoch den Argwohn von ſich ablehnen muſs, als ſtände er in freundſchaftlichem Verhältniſſe mit ſeiner Familie in Holyrood. Von Marſchall Bourmont will man beſtimmt wiſſen, er ſei gefangen. Stellt man ihn vor ein Kriegsgericht, ſo ſtirbt er wie Ney, nur minder ruhmvoll und minder bedauert.]

Paris, den 6. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem geſtrigen Briefe erwähnt habe, daſs auf den Abend eine Emeute angeſagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés ſtattfand, konnte man ſchon Schlimmes ahnen. Auf weſſen Seite die Schuld, daſs die Leidenſchaft ſo fürchterlich ausbrach, iſt ſchwer zu ermitteln. Die widerſprechendſten Gerüchte herrſchen noch immer über den Anfang der Feindſeligkeiten, über die Ereigniſſe dieſer Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebnis, welches mir von mehreren Seiten und aufs glaubwürdigſte beſtätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, deſſen Anweſenheit bei dem Leichenzug überall Enthuſiasmus erregt hatte, auf dem Platze bei dem Pont d'Auſterlitz, wo die Todtenfeier ſtattfand, ſeine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche ſchon vorher viel Aufmerkſamkeit erregt, eine rothe phrygiſche Mütze geſteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob ſich auf den Schultern der Nebenſtehenden, ſchwenkte ſeinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: Vive la liberté! nach anderer Ausſage: Vive la République! Lafayette ſoll alsdann ſeinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze geſetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, ſie hätten es mit eigenen Augen geſehen. Es iſt möglich, daſs er durch Zwang oder Überraſchung dieſe ſymboliſche Handlung gethan; es iſt aber auch möglich, daſs eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daſs man es in dem großen Menſchengedränge bemerken konnte. Nach dieſer Manifeſtation, ſagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Municipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerſtand leiſteten, habe der Kampf begonnen. So Viel iſt gewiſs, als Lafayette, ermüdet von dem vierſtündigem Wege, ſich in einen Fiaker ſetzte, hat das Volk die Pferde deſſelben ausgeſpannt und ſeinen alten treueſten Freund mit eigenen Händen unter ungeheurem Beifallruf über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde geriſſen und liefen damit wie Wilde neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht ſchien, durch das ungefüge Menſchengedränge umgeſtürzt zu werden. Es ſollen zwei Schüſſe den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über dieſen ſonderbaren Umſtand nichts Beſtimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindſeligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Auſterlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten“ den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächſten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Municipalgarden ſich dergleichen Vorhaben widerſetzten. So ſchlug man ſich nun mit großer Erbitterung, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Baſtille iſt viel Blut gefloſſen. Um halb ſieben Uhr kämpfte man ſchon an der Porte St. Denis, wo das Volk ſich barrikadierte. Mehrere bedeutende Poſten wurden genommen; die Nationalgarden, die ſolche beſetzt hatten, widerſtanden nur ſchwach und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoires fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten“ hatten drei Poſten an der Bank beſetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiken geſchloſſen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch ſonſt bei Emeuten ſehr furchtlos ihre Schauluſt befriedigen; es ſah Alles ſehr ernſthaft aus. Linientruppen und Küraſſiere zogen hin und her, Ordonnanzen mit beſorgten Geſichtern ſprengten vorüber, in der Ferne Schüſſe und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend ſehr günſtig. Die Sache ſchien für die Regierung ſehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten ſich für das Volk erklärt.

Der Irrthum entſtand dadurch, daſs viele der „Patrioten“ geſtern die Uniform der Nationalgardiſten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unſchlüſſig war, welche Partei ſie unterſtützen ſollte. Während dieſer Nacht haben die Weiber wahrſcheinlich ihren Männern demonſtriert, daſs man nur die Partei unterſtützen müſſe, die am meiſten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und Deſſen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die ſehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe ſehr ſchädlich ſeien; die Nationalgarde iſt alſo heute ganz gegen die Republikaner; die Sache iſt entſchieden. C'est un coup manqué, ſagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde ſtehen ſehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuilerien, auf dem Karouſellplatz. Der Bürgerkönig iſt von Bürgerkanonen umringt; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Es iſt jetzt vier Uhr, und es regnet ſtark. Dieſes iſt den „Patrioten“ ſehr ungünſtig, die ſich großentheils im Quartier St. Martin barrikadiert haben und wenig Zuhilfe erhalten. Sie ſind von allen Seiten cerniert, und ich höre in dieſem Augenblick den ſtärkſten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroiſch zu ſterben. Das werden Viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht; faſt ununterbrochen dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollſten Wiederhall. Es iſt eine unglückſelige Begebenheit, die noch unglückſeligere Folgen haben wird.

Paris, den 7. Juni.

Als ich geſtern nach der Börſe ging, um meinen Brief in den Poſtkaſten zu werfen, ſtand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen vor der breiten Börſentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daſs die Niederlage der „Patrioten“ gewiſs ſei, zog ſich die ſüßeſte Zufriedenheit über ſämmtliche Geſichter; man konnte ſagen, die ganze Börſe lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man ſchoſs nämlich noch bis fünf Uhr; um ſechs Uhr war der ganze Revolutionsverſuch unterdrückt. Die Journale konnten alſo darüber ſchon heute ſo viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathſam ſchien. Der „Conſtitutionnel“ und die „Debats“ ſcheinen die Hauptzüge der Ereigniſſe einigermaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maßſtab iſt falſch. Ich komme eben von dem Schauplatze des geſtrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie ſchwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieſer Schauplatz iſt nämlich eine der größten und volkreichſten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieſes Namens auf dem Boulevard beginnt und erſt an der Seine, an dem Pont de Notre Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten“ oder, wie ſie heute heißen: der „Rebellen,“ die ſich dort geſchlagen, auf fünfhundert bis tauſend angeben; jedoch gegen die Mitte der Straße ward dieſe Angabe immer kleiner, und ſchmolz endlich bis auf fünfzig. Was iſt Wahrheit! ſagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen iſt leichter zu ermitteln; es ſollen geſtern (ſelbſt dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann ſchlagfertig in Paris geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la République!

und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie ſtatt Deſſen: Vive Napoléon! gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen: „Karliſten“ hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber geweſen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären ſtatt jener Republikaner geſtorben.

Die Nationalgardiſten freuen ſich ſehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten ſie geſtern Abend faſt mir ſelber, der ich doch zu ihrer Partei gehöre, eine ganz ungeſunde Kugel in den Leib gejagt; ſie ſchoſſen nämlich heldenmüthig auf Jeden, der ihren Poſten zu nahe kam. — Es war ein regnichter, ſternloſer, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da faſt alle Läden eben ſo wie den Tag über geſchloſſen waren. Heute iſt wieder Alles in bunter Bewegung, und man ſollte glauben, Nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin ſind alle Läden geöffnet. Trotzdem, daſs man wegen des aufgeriſſenen Pflaſters und der Reſte der Barrikaden dort ſchwer paſſiert, wälzt ſich jetzt aus Neugier eine ungeheure Menſchenmaſſe durch die Straße, die ſehr lang und ziemlich eng iſt, und deren Häuſer ungeheuer hoch gebaut. Faſt überall hat dort der Kanonendonner die Fenſterſcheiben zerbrochen, und überall ſieht man die friſchen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeſchoſſen, bis die Republikaner ſich in die Mitte derſelben zuſammengedrängt ſahen. Geſtern ſagte man, in der Kirche St. Mery ſeien ſie endlich von allen Seiten eingeſchloſſen geweſen. Dieſem aber hörte ich am Orte ſelbſt widerſprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclerque geheißen und an der Ecke des Gäſschens St. Mery gelegen, ſcheint das Hauptquartier der Republikaner geweſen zu ſein. Hier hielten ſie ſich am längſten, hier leiſteten ſie den letzten Widerſtand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meiſtens durch die Bajonette gejagt. Hier fielen die Schüler der Alfort'ſchen Schule. Hier floß das glühendſte Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daſs die Republikaner aus lauter jungen Brauſeköpfen beſtanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mery ſprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; Dieſer habe ſonſt ſo friedlich gelebt, aber als er die rothe Fahne geſehen und Vive la République! rufen hörte, ſei er mit einer alten Pike zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen geſtorben. Armer Greis! er hörte den Kuhreigen „des Berges“ und die Erinnerung ſeiner erſten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmal mitträumen den Traum der Jugend! Schlaft wohl!

Die Nachfolgen dieſer geſcheiterten Revolution ſind vorauszuſehen. Über tauſend Menſchen ſind arretiert, darunter auch, wie man ſagt, ein Deputierter, Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der beſten Menſchen müſſen Trauer anlegen. Die Abſchreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon iſt der Nationalgarde Angſt ob ihrer eignen Force; dieſe Helden erſchrecken, wenn ſie ſich ſelbſt in einem Spiegel ſehen. Der König, der große, ſtarke, mächtige Ludwig Philipp, wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe ſchmähen, und Letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. ſ. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Abſicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer ſtarken Frau, die wahrſcheinlich ſeine eigne war. Das iſt die Kontrerevolution.

Paris, den 8. Juni.

Es ſcheint keine ganz rothe, ſondern eine roth-ſchwarz-goldene Fahne geweſen zu ſein, die Lafayette bei Lamarque's Todtenfeier mit Immortellen bekränzt hat. Dieſe fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten Viele für eine republikaniſche gehalten. Ach, ich kannte ſie ſehr gut, ich dachte gleich: Du lieber Himmel! Das ſind ja unſre alten Burſchenſchaftsfarben, heute geſchieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geſchah Beides. Als die Dragoner beim Beginn der Feindſeligkeiten auch auf die Deutſchen einſprengten, die jener Fahne folgten, barrikadierten ſich Dieſe hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirierten ſie ſich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in ſehr beſchädigtem Zuſtand, iſt gerettet. Den Franzoſen, die mich über die Bedeutung dieſer roth-ſchwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewiſſenhaft geantwortet, der Kaiſer Rothbart, der ſeit vielen Jahrhunderten im Kyffhäuſer wohnt, habe uns dieſes Banner geſchickt, als ein Zeichen, daſs das alte große Traumreich noch exiſtiert, und daſs er ſelbſt kommen werde mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daſs Letzteres ſo bald geſchieht; es flattern noch gar zu viele ſchwarze Raben um den Berg.

Hier in Paris geſtalten ſich die Verhältniſſe minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonette und wachſame Militärgeſichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckſchuſs gehalten, daſs man Paris in Belagerungsſtand erklärt; es hieß, man würde dieſe Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich geſtern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren ſah, merkte ich, daſs man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journaliſten, an den Leib zu kommen. Es iſt nun die Frage, ob der „gute Wille" auch mit hinlänglicher Kraft gepaart iſt. Man exploitiert jetzt die Siegesbetäubung der Nationalgardiſten, die in Betreff der Republikaner an gewaltſamen Maßregeln Theil genommen, und denen jetzt Ludwig Philipp wieder kameradlich wie ſonſt die Hand drückt. Da man die Karliſten haſſt und die Republikaner miſsbilligt, ſo unterſtützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er iſt ſo populär wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe Vive le roi! rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Geſtalt geſehen, die unfern des Faubourg Montmartre ihm kühn entgegentrat und À bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königlichen Gefolges ſtiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Proteſtanten und ſchleppten ihn mit ſich fort.

Ich habe Paris nie ſo ſonderbar ſchwül geſehen wie geſtern Abend. Trotz des ſchlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menſchen gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten ſich die Gruppen der Politiker, und ſprachen leiſe, in der That ſehr leiſe; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht geſtellt, und in vierundzwanzig Stunden erſchoſſen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtsſchlendrian meines Deutſchlands zurückzuſehnen. Der geſetzloſe Zuſtand, worin man ſich jetzt hier befindet, iſt widerwärtig; Das iſt ein fataleres Übel als die Cholera. Wie man früher, als letztere graſſierte, durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl geängſtet wurde, ſo ängſtigt man ſich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arreſtationen, wenn man von geheimen Füſilladen hört, wenn tauſenderlei ſchwarze Gerüchte ſich, wie geſtern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen. Heute, bei Tageslicht, iſt man beruhigter. Man geſteht, daſs man ſich geſtern geängſtigt, und man iſt vielmehr verdrießlich als furchtſam. Es herrſcht jetzt ein Juſtemilieu-Terreur!

Die Journale ſind gemäßigt in ihren Proteſtationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der „National“ und der „Temps“ ſprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern ſteht, weiß ich über die neueſten Ereigniſſe nicht mitzutheilen. Man iſt ruhig und läſſt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung iſt vielleicht erſchrocken über die ungeheure Macht, die ſie in ihren eigenen Händen ſieht. Sie hat ſich über die Geſetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi. Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltſamen Maßregeln entſchuldigen, iſt die Nothwendigkeit, daſs die royauté démocratique im Innern erſtarken müſſe, um nach außen kräftiger zu handeln.

Paris, den 10. Juni.

Geſtern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Füſilladen, noch vorgeſtern Abend von den glaubwürdigſten Leuten verbreitet, wurde von Denen, die der Regierung am nächſten ſtehen, aufs beruhigendſte widerſprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingeſtanden. Deſſen konnte man ſich aber auch mit eignen Augen überzeugen; geſtern, noch mehr aber vorgeſtern, ſah man überall arretierte Perſonen von Linienſoldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Proceſſion; alte und junge Menſchen, in den kläglichſten Koſtümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, Jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen vierundzwanzig Stunden erſchoſſen zu Vincennes. Überall ſah man Volksgruppen vor den Häuſern, wo Nachſuchungen geſchahen. Dies war hauptſächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes geweſen, und wo ſich viele der Kämpfer, als ſie an ihrer Sache verzweifelten, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther ſie aufſpürte. Längs den Quais ſah man das meiſte Volksgewimmel, gaffend und ſchwatzend, beſonders in der Nähe der Rue St. Martin, die noch immer mit Schauluſtigen gefüllt iſt, und um das Palais de Juſtice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man ſich, um die dort ausgeſtellten Todten zu ſehen; dort gab es die ſchmerzlichſten Erkennungsſcenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Geſichtern, patrouillierende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardiſten.

In der Societät iſt man jedoch ſeit vorgeſtern nicht im mindeſten bekümmert; man kennt ſeine Leute, und man weiß, daſs das Juſtemilieu ſich ſelbſt ſehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle ſeiner Gewalt. Es beſitzt jetzt das große Richtſchwert, aber es fehlt ihm die ſtarke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindeſten Streich fürchtet es, ſich ſelbſt zu verletzen. Berauſcht von dem Siege, den man zunächſt dem Marſchall Soult verdankte, ließ man ſich zu militäriſchen Maßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiſerzeit, vorgeſchlagen haben ſoll. Nun ſteht dieſer Mann auch faktiſch an der Spitze des Miniſterraths, und ſeine Kollegen und die übrigen Juſtemilieuleute fürchten, daſs ihm jetzt auch die ſo eifrig ambitionierte Präſidentur anheimfalle. Man ſucht daher ganz leiſe einzulenken und ſich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordoñanz über die Erklärung des Belagerungszuſtandes jetzt nachſchickt. Man kann es dem Juſtemilieu anſehen, wie es ſich vor ſeiner eigenen Macht jetzt ängſtigt und aus Angſt ſie krampfhaft in Händen hält, und ſie vielleicht nicht wieder losgiebt, bis man ihm Pardon verſpricht. Es wird vielleicht in der Verzweiflung einige unbedeutende Opfer fallen laſſen; es wird ſich vielleicht in den lächerlichſten Grimm hineinlügen, um ſeine Feinde zu erſchrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es iſt unmöglich vorauszuſehen, was nicht Alles die Furcht vermag, wenn ſie ſich in den Herzen der Gewalthaber barrikadiert hat und ſich rings von Tod und Spott cerniert ſieht. Die Handlungen eines Furchtſamen, wie die eines Genies, liegen außerhalb aller Berechnung. Indeſſen, das höhere Publikum fühlt hier, daſs der außergeſetzliche Zuſtand, worein man es verſetzt, nur eine Formel iſt. Wo die Geſetze im Bewuſſtſein des Volks leben, kann die Regierung ſie nicht durch eine plötzliche Ordonanz vernichten. Man iſt hier de facto ſeines Leibes und ſeines Eigenthums immer noch ſicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte inſtituiert ſind, herrſcht hier noch immer mehr faktiſche Preſsfreiheit, und die Journaliſten ſchreiben hier über die Maßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Kontinents, wo die Preſsfreiheit durch papierne Geſetze ſanktioniert iſt.

Da die Poſt heute, Sonntag, ſchon dieſen Mittag abgeht, kann ich über heute Nichts mittheilen. Auf die Journale muſs ich bloß verweiſen. Ihr Ton iſt weit wichtiger als Das, was ſie ſagen. Übrigens ſind ſie gewiſs wieder voll von Lügen. — Seit früheſtem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es iſt heute große Revue. Mein Bedienter ſagt mir, daſs die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trone bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt ſind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Beſieger der Catilina's vom 5. Juni, Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Boutiken, der Bürgerkönig, wird ſich in einigen Stunden ſeinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird ſehr gerührt ſein; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an beſonderen Sicherheitsmaßregeln und an Extra-Enthuſiasmus nicht fehlen laſſen.

Paris, den 11. Juni.

Ein wunderſchönes Wetter begünſtigte die geſtrige Heerſchau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trone bis zur Barrière de l'Etoile, ſtanden vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuſchauern war auf den Beinen oder an den Fenſtern, neugierig erwartend, wie der König ausſehen und das Volk ihn empfangen werde, nach ſo außerordentlichen Ereigniſſen. Um ein Uhr gelangten Se. Majeſtät mit Ihrem Generalſtab in die Nähe der Porte Saint-Denis, wo ich auf einer umgeſtürzten Therme ſtand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, ſondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden ſtanden, und den ganzen Weg entlang lag er ſeitwärts vom Pferde herabgebeugt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei Stunden ſpäter deſſelben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er daſſelbe Manöver fortſetzte, ſo daſs ich mich nicht wundern würde, wenn er in Folge dieſer ſchiefen Haltung heute die größten Bruſtſchmerzen empfindet, oder ſich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei muſſte er beſtändig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Geſichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat ſich ſehr verändert, ſeit ich ihn dieſen Winter auf einem Ball in den Tuilerien geſehen. Das Fleiſch ſeines Geſichtes, damals roth und ſchwellend, war geſtern ſchlaff und gelb, ſein ſchwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, ſo daſs es ausſieht, als wenn ſogar ſeine Wangen ſich ſeitdem geängſtigt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schickſals; wenigſtens war es ein Zeichen des Kummers, daſs er nicht daran gedacht hat, ſeinen Backenbart ſchwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der mit ganzer Vorderbreite ihm tief in die Stirne gedrückt ſaß, gab ihm außerdem ein ſehr unglückliches Anſehen. Er bat gleichſam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, dieſem Mann war es nicht anzuſehen, daſs er uns Alle in Belagerungsſtand erklärt hat. Es regte ſich daher auch nicht der mindeſte Unwille gegen ihn, und ich muſs bezeugen, daſs großer Beifallruf ihn überall begrüßte; beſonders haben ihm Diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein raſendes Lebehoch nachgeſchrien, und aus tauſend Weibermäulern erſcholl ein gellendes: Vive le roi! Ich ſah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen ſtieß, weil er nicht laut genug geſchrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daſs das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieſelben Franzoſen ſind, die ſo oft den Napoleon Boñaparte vorbeireiten ſahen mit ſeinem marmornen Cäſargeſicht und ſeinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ [Herrſcher-] Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerſchau gehalten, oder vielmehr das Heer betaſtet hatte, um ſich zu überzeugen, daſs es wirklich exiſtiert, dauerte der militäriſche Lärm noch mehrere Stunden. Die verſchiedenen Korps ſchrien ſich beſtändig Komplimente zu, wenn ſie an einander vorübermarſchierten. Vive la ligne! rief die Nationalgarde, und jene ſchrie dagegen Vive la garde nationale! Sie fraterniſierten. Man ſah einzelne Linienſoldaten und Nationalgarden in ſymboliſcher Umarmung; eben ſo, als ſymboliſche Handlung, theilten ſie mit einander ihre Würſte, ihr Brot und ihren Wein. Es ereignete ſich nicht die geringſte Unordnung.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs der Ruf: Vive la liberté! der häufigſte war, und wenn dieſe Worte von ſo vielen tauſend bewaffneten Leuten aus voller Bruſt hervorgejauchzt wurden, fühlte man ſich ganz heiter beruhigt, trotz des Belagerungsſtandes und der inſtituierten Kriegsgerichte. Aber Das iſt es eben, Ludwig Philipp wird ſich nie ſelbſtwillig der öffentlichen Meinung entgegenſtellen, er wird immer ihre dringendſten Gebote zu erlauſchen ſuchen und immer danach handeln. Das iſt die wichtige Bedeutung der geſtrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfnis, das Volk in Maſſe zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daſs es ihm ſeine Kanonenſchüſſe und Ordonnanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält, und kein ſonſtiges Miſsverſtändnis ſtattfindet. Das Volk wollte ſich aber auch ſeinen Ludwig Philipp genau betrachten, um ſich zu überzeugen, daſs er noch immer der unterthänige Höfling ſeines ſouveränen Willens iſt, und ihm noch immer gehorſam und ergeben geblieben. Man konnte deſshalb ebenfalls ſagen, das Volk habe den König die Revue paſſieren laſſen, es habe Königſchau gehalten, und habe bei deſſen Manöver ſeine allerhöchſte Zufriedenheit geäußert.

Paris, den 12. Juni.

Die große Revue war geſtern das allgemeine Tagesgeſpräch. Die Gemäßigten ſahen darin das beſte Einverſtändnis zwiſchen dem König und den Bürgern. Viele erfahrene Leute wollen jedoch dieſem ſchönen Bunde nicht trauen, und weiſſagen ein Zerwürfnis zwiſchen dem König und den Bürgern, das leicht ſtattfinden kann, ſobald einmal die Intereſſen des Thrones mit den Intereſſen der Boutik in Konflikt gerathen. Jetzt freilich ſtützen ſie ſich wechſelſeitig, und König und Bürger ſind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgeſtern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene ſchöne Übereinſtimmung am beſten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarden ihm vorbeidefilierten, traten einzelne derſelben ohne Umſtände aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, ſagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder ſagten ihm bündigſt ihre Meinung über die letzten Ereigniſſe, oder erklärten ihm unumwunden, daſs ſie ihn unterſtützen werden, ſo lange er ſeine Macht nicht miſsbrauche. Daſs Dieſes nie geſchehe, daſs er nur die Unruheſtifter unterdrücken wolle, daſs er die Freiheit und Gleichheit der Franzoſen um ſo kräftiger verfechten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligſte, und ſein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen dieſe Umſtände nachträglich erwähnen müſſen. Ja, ich geſtehe es, das miſstrauende Herz ward mir dadurch etwas beſänftigt.

Die Oppoſitionsjournale ſcheinen faſt die vorgeſtrigen Vorgänge ignorieren zu wollen. Überhaupt iſt ihr Ton ſehr merkwürdig. Es iſt eine Art des Anſichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie ſcheinen nur die Aufhebung der Ordon̄anz über den Belagerungsſtand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journales bekundet, in welchem Grade es bei den letzten Ereigniſſen kompromittiert iſt. Die „Tribüne“ muſs ganz ſchweigen, denn dieſe iſt am meiſten bloßgeſtellt. Der „National“ iſt es ebenfalls, aber nicht in ſo hohem Grade, und er darf ſchon mehr und freier ſprechen. Der „Temps,“ der am ſtärkſten und kühnſten ſich gegen die Ordōnanz des Belagerungsſtandes erhoben hat, ſteht gar nicht ſchlecht mit einigen Rädelsführern des Juſtemilieu, und iſt viel mehr geſchützt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch ſolche Berückſichtigung nicht abhalten laſſen, den Herrn Coſte als einen der beſten Bürger Frankreichs zu loben ob der männlichen, großen Worte, womit er ſich in bedrängteſter Zeit gegen die Ungeſetzlichkeit und die Willkür der Regierung ausgeſprochen hat. — Herr Sarrut iſt arretiert; Herrn Carrel ſucht man überall. Gegen Carrel iſt man wohl am meiſten aufgebracht, [und es iſt möglich, daſs man an ihn ganz beſonders gedacht hat, als exceptionelle Gerichte inſtituiert wurden. Ja, wenn es wahr wäre, daſs Herr Thiers dieſen Genieſtreich veranlaſſte, wie man jetzt behauptet, ſo hat Dieſer gewiſs mit an ſeinen ehemaligen Kollegen Carrel gedacht. Denn Letztern muſs er am meiſten gefürchtet haben. Er kennt genau Deſſen Macht, und er weiß, daſs jede Partei, wenn ſie ſiegt, zuerſt ihre Renegaten züchtigt. Der Kopf des kleinen Thiers, noch erfüllt von den Charivaris der Marſeiller Küchentöpfe und der Viennet'ſchen Lobverſe, muſs gewiſs ganz betäubt worden ſein, als ihm der Donner der Kanonen und der Name Carrel ins Ohr drangen]. Man glaubte nämlich allgemein, Herr Carrel ſtände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croiſſant, wo die Druckerei und die Bureaux des „National,“ hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitauſend Perſonen, worunter viele von hoher Bedeutung, ſind dorthin gegangen, um ſich und ihren Anhang zu jeder Mithilfe anzubieten. Es iſt aber ganz gewiſs, daſs Carrel alle ſolche Anträge abgelehnt, und vorausgeſagt, daſs die beabſichtigte Revolution miſslinge, weil man ſie nicht gehörig vorbereitet; weil man ſich der Sympathie des Volks nicht verſichert; weil man der nöthigſten Hilfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agierenden Perſonen kenne u. ſ. w. Und in der That, nie gab es eine Empörung, die ſchlechter eingeleitet worden, und bis auf dieſe Stunde weiß man noch nicht, wie ſie entſtanden iſt und ſich geſtaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, verſichert: als die Republikaner, die ſich dort eingeſchloſſen fanden, einander betrachteten, hat Keiner den Andern gekannt, und nur Zufall hat alle dieſe Menſchen, die ſich ganz fremd waren, zuſammengebracht. Sie lernten ſich jedoch ſchnell kennen, als ſie ſich gemeinſchaftlich ſchlugen, und die meiſten ſtarben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf dieſe Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen iſt. Ein Wohlunterrichteter hat mir geſtern verſichert, die Regierung, die dem Lamarque'ſchen Leichenbegängniſſe mißtraute und deßhalb auch ihre Dragoner in Bereitſchaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwanigem Ausbruche von Revolte ſich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit Dieſer nicht in die Hände der Empörer gerathe und durch das Anſehen ſeines Namens ſie unterſtützen könne; als nun die erſten Schüſſe fielen, haben einige Polizeiagenten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltſam in eine Kutſche geſchoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizeiagenten haben ſich davor geſpannt, und ihn unter lautem Vive Lafayette! im Triumphe davon geſchleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner ſprechen hört, ſo geſtehen ſie, daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen Viel geſchadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonanz über den Belagerungsſtand der Stadt Paris, ihnen deſto mehr genutzt hat. Sie behaupten, daſs der 5. und 6. Juni nur als Vorpoſtengefecht zu betrachten ſei, daſs Keiner von den Notabilitäten der republikaniſchen Partei dabei geweſen, und daſs ihnen aus dem vergoſſenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchſen. Was ich oben erwähnt, ſcheint dieſe Behauptung einigermaßen zu unterſtützen. Die Partei, die der „National“ repräſentiert, und die von der perfiden „Gazette de France“ als doktrinäre Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der „Tribüne,“ die Montagnards, ſind ebenfalls nicht dabei zum Vorſchein gekommen.

Paris, den 17. Juni.

Man macht ſich jetzt in der Ferne gewiſs die ſonderbarſten Vorſtellungen von dem hieſigen Zuſtande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen État de Siège und die ſchroffe Gegeneinanderſtellung der Parteien bedenkt. Und doch ſehen wir dieſen Augenblick hier ſo wenig Veränderung, daſs wir uns eben über dieſen Mangel an ungewöhnlichen Erſcheinungen am meiſten wundern müſſen. Dieſe Bemerkung iſt die Hauptſache, die ich mitzutheilen habe, und dieſer negative Inhalt meines Briefes wird gewiſs manche irrige Vorausſetzungen berichtigen.

Es iſt hier ganz ſtill. Die Kriegsgerichte inſtruieren mit grimmiger Miene. Bis jetzt iſt noch keine Katze erſchoſſen. Man lacht, man ſpöttelt, man witzelt über den Belagerungszuſtand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgeſagt habe, iſt richtig eingetroffen: das Juſtemilieu weiß nicht, wie es ſich wieder aus dem Heroismus herausziehen ſoll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Zuſtand der Belagerer. Dieſe möchten gern ſo barbariſch als möglich ausſehen; ſie wühlen im Archiv der barbariſchſten Zeiten, um Greuelgeſetze wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, ſich lächerlich zu machen. [Sie wollen Tyrannen ſein, und die Natur hat ſie zu etwas ganz Anderm beſtimmt.]

Die geputzten Menſchengruppen, die in den Gärten des Palais-royal, der Tuilerien, und des Luxembourg ſpazieren gehen, und die ſtille Sommerkühle einathmen oder den idylliſchen Spielen der kleinen Kinder zuſchauen oder in ſonſtig umfriedeter Ruhe ſich erluſtigen, dieſe bilden, ohne es zu wiſſen, die heiterſte Satire auf jenen Belagerungszuſtand, welcher geſetzlich exiſtiert. Damit das Publikum nur einigermaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernſt überall Hausſuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeſtört, und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinte darin verſteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. — Am meiſten werden die armen Fremden beläſtigt, die des Belagerungszuſtandes wegen ſich nach der Préfecture de Police begeben müſſen, um neue Aufenthalts-Erlaubniſſe nachzuſuchen. Sie müſſen dort pro forma allerlei Interrogationen ausſtehen. Viele Franzoſen aus der Provinz, beſonders Studenten, müſſen auf der Polizei einen Revers unterſchreiben, daſs ſie während ihres Aufenthalts in Paris Nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlaſſen, als daſs ſie dieſe Unterſchrift gaben. Andere unterſchrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzuſetzen, daſs ſie ihrer Geſinnung nach Republikaner ſeien. Jene polizeiliche Vorſichtsmaßregel haben gewiſs die Doktrinäre nach dem Beiſpiele deutſcher Univerſitäten eingeführt.

Man arretiert noch immer, zuweilen die heterogenſten Leute und unter den heterogenſten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikaniſchen Revolte, Andere wegen einer neu entdeckten bonapartiſtiſchen Verſchwörung; geſtern arretierte man ſogar drei karliſtiſche Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Geſtalt, der beſte Schriftſteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängniſſe ſind überfüllt. In Saint-Pelagie allein ſitzen politiſcher Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden ſich dort befindet, und ein großes Werk ſchreibt, in welchem er beweiſt, daſs Saint-Pelagie von den Pelasgern geſtiftet worden, erhielt ich geſtern einen Brief, worin er ſehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgebe und in ſeinen gelehrten Unterſuchungen geſtört habe. Der größte Übermuth herrſcht unter den Gefangenen von Saint-Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben ſie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin zu bemerken, daſs die Bilderläden durchaus keine Notiz genommen von unſerem Belagerungszuſtande. Die Birne, und wieder die Birne, iſt dort auf allen Karikaturen zu ſchauen. Die auffallendſte iſt wohl die Darſtellung der Place de la Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet iſt; auf letzterm, welches die Geſtalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Geſichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutſchen wird Dergleichen auf die Länge läſtig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewiſſe Sympathie für Ludwig Philipp. Er iſt wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er iſt gütig und milde von Natur, und wird jetzt gewiſs von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, ſtrenge zu ſein. Dabei fühlt er, daſs Exekutionen weder helfen noch abſchrecken, beſonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 35,000 Menſchen durch die ſchrecklichſten Martern hingerichtet. Grauſamkeiten werden aber den Gewalthabern eher verziehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie ſie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung liegt. Deſshalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen ſo ſuperiören Ton eingeflößt, und ihre Gegner erſcheinen dadurch jetzt ſo klein.

Paris, den 7. Juli.

Eine Abſpannung, wie ſie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, iſt hier in dieſem Augenblicke bemerkbar. Überall graue Miſslaune, Vergrämnis, Müdigkeit, aufgeſperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weiſen. Der Beſchluſs des Kaſſationshofes hat unſerem ſonderbaren Belagerungszuſtande faſt luſtſpielartig ein Ende gemacht. Es iſt über dieſe unvorhergeſehene Kataſtrophe ſo viel gelacht worden, daſs man der Regierung ihren verfehlten Coup d'état faſt verzieh. Mit welchem Ergötzen laſen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, worin er ſich gleichſam bei den Pariſern bedankte, daſs ſie von dem État de siège ſo wenig Notiz genommen und ſich unterdeſſen durchaus nicht in ihren Vergnügungen ſtören laſſen! Ich glaube nicht, daſs Beaumarchais dieſes Aktenſtück beſſer geſchrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut Viel für die Aufheiterung des Volks!

Zu gleicher Zeit amüſierten ſich die Franzoſen mit einem ſonderbaren Puzzleſpiel. Letzteres iſt bekanntlich ein chineſiſcher Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu löſen, daſs man mit einigen ſchiefen und eckigen Stückchen Holz eine beſtimmte Figur zuſammenſetzen könne. Nach den Regeln dieſes Spiels beſchäftigte man ſich nun in den hieſigen Salons, ein neues Miniſterium zuſammenzuſetzen, und man hat keine Idee davon, welche ſchiefe und eckige Perſonagen neben einander geſtellt wurden, und wie alle dieſe hölzernen Kombinationen dennoch keine honette Geſammtfigur bildeten. — [Mit Talleyrand und mit Dupin dem Ältern wurden die meiſten Verſuche angeſtellt. Betreff des Erſteren haben die Journale nicht ermangelt, alle möglichen Unwahrheiten mitzutheilen. Daſs man ihm bei der Bildung eines neuen Miniſteriums eine ſo außerordentliche Wichtigkeit beimaß, war eine Haupttäuſchung. Der alte Mann iſt alt und abgenutzt, und iſt vielleicht nur der perſönlichſten Angelegenheiten wegen hierhergereiſt. Auch behauptet man, er ſei ſehr krank und ſchwach; denn er verſichere beſtändig, ſich noch nie ſo geſund und rüſtig gefühlt zu haben wie eben jetzt. Er reiſe nun, ſagte er, ins Bad, um ſeine Geſundheit und Kraft zu konſolidieren. Mit der Etourderie eines Knaben, der die Welt noch nicht von ihrer ſchlechten Seite kennt, hört man dieſen Greis, der ſie noch kaum von ihrer guten Seite kennen gelernt, über alle bunten Verwirrungen und Bedrohlichkeiten des Tages aufs leichtfertigſte ſcherzen. Durch dieſe bekannte Art, die ſchwerſten Dinge leicht zu nehmen, giebt er ſich ein Anſehen von Sicherheit und Unfehlbarkeit, und er iſt gleichſam der Papſt jener Ungläubigen, jener unſeligen Kirche, die weder an den heiligen Geiſt der Völker noch an die Menſchwerdung des göttlichen Wortes glaubt.]

Über Dupin's Miſslichkeiten in Betreff einer Miniſterwahl haben die Journale viel Sonderbares geſchwatzt, doch nicht immer ohne Grund. Es iſt wahr, daſs er mit dem König etwas hart zuſammengerathen, und ſie ſich Beide einmal mit wechſelſeitigem Unmuthe getrennt. Auch iſt es wahr, daſs Lord Granville die Veranlaſſung geweſen. Aber die Sache verhält ſich folgendermaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp ſein Wort gegeben, daſs er, ſobald Dieſer es verlange, die Präſidentur des Konſeils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm iſt, einen ſolchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu ſehen, und der ſich im Geiſte ſeiner Kaſte einen noblern Premierminiſter wünſcht, ſoll gegen Ludwig Philipp einige ernſthafte Bedenklichkeiten über die Kapacität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König ſolche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde Dieſer ſo unwirſch, gerieth in ſo unziemliche Äußerungen, daſs zwiſchen ihm und dem König ein Zerwürfnis entſtand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt dieſe Begebenheit. [Wäre Dupin Präſident des Konſeils geworden, ſo hätten ſich die meiſten Mitglieder des jetzigen Miniſteriums zurückgezogen. Ein Theil anderer hoher Beamter wäre abgelehnt worden. Der ehemalige Redakteur des „National," Herr Thiers, hätte nothwendigerweiſe wieder eine andere Richtung genommen. Hingegen der jetzige Redakteur des „Temps," Herr Coſte, hätte jenes bedeutende Amt erhalten, welches früher der verſchwundene Herr Keßner bekleidete, nämlich die Oberverwaltung des Staatsſchatzes.] Indeſſen die Macht der Dinge wird viele Miſshelligkeiten löſen; Dupin iſt, ſobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Miniſter des Juſtemilieu; nur er vermag der Oppoſition parlamentariſchen Widerſtand zu leiſten, und wahrlich, die Regierung wird genugſam Rede ſtehen müſſen.

Bis jetzt iſt Ludwig Philipp noch immer ſein eigener Premierminiſter. Dieſes bekundet ſich ſchon dadurch, daſs man alle Regierungsakte ihm ſelber zuſchreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede iſt, ja, welcher nicht einmal gehaſſt wird. Merkwürdig iſt die Umwandlung, die ſich ſeit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Anſichten des Königs gebildet zu haben ſcheint. Er hält ſich nämlich jetzt für ganz ſtark; er glaubt auf die große Maſſe der Nation beſtimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu ſein, dem ſich bei ausländiſchen Anfeindungen die Nation unbedingt anſchließen werde, und er ſcheint deſshalb den Krieg nicht mehr ſo ängſtlich wie ſonſt zu fürchten. Die patriotiſche Partei bildet freilich die Minorität, und dieſe miſstraut ihm; ſie fürchtet mit Recht, daſs er gegen die Fremden minder feindlich geſtimmt ſei, als gegen die Einheimiſchen. Jene bedrahen nur ſeine Krone, Dieſe ſein Leben. Daſs Letzteres wirklich geſchieht, weiß der König. In der That, wenn man berückſichtigt, daſs Ludwig Philipp von der blutigſten Böswilligkeit ſeiner Gegner in tiefſter Seele überzeugt iſt, ſo muſs man über ſeine Mäßigung erſtaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des État de siège eine unverantwortliche Illegalität ſich zu Schulden kommen laſſen; aber man kann doch nicht ſagen, daſs er ſeine Macht unwürdigerweiſe miſsbraucht habe. Er hat vielmehr Alle, die ihn perſönlich beleidigt hatten, großmüthigſt verſchont, während er nur Diejenigen, die ſeiner Regierung ſich feindlich entgegengeſetzt, niederzuhalten oder vielmehr zu entwaffnen ſuchte. Trotz alles Miſsmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will ſich mir doch die Überzeugung aufdrängen, als ſei der Menſch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großſinnig. Seine Hauptleidenſchaft ſcheint die Bauſucht zu ſein.

Ich war geſtern in den Tuilerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingeriſſen, große Keller werden ausgegraben, und Das iſt ein beſtändiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit ſeiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerſt die Fortſchritte der Bauten in den Tuilerien. Dieſe ſtehen jetzt faſt ganz leer; nur das Miniſterkonſeil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen ſprechen könnten, wie es in den Kindermärchen geſchieht, ſo würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem Zimmer dieſes tragiſchen Hauſes iſt belehrendes Blut gefloſſen.

Paris, den 15. Juli.

Der vierzehnte Julius iſt ruhig vorüber gegangen, ohne daſs die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorſcheine kam. Es war aber auch ein ſo heißer Tag, es lag eine ſo drückende Schwüle auf ganz Paris, daſs jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einſt an dieſem Tage die Baſtille zerſtört wurde, zeigten ſich viele Gruppen von Menſchen, die in der grellſten Mittagshitze ruhig ausharrten, und ſich gleichſam aus Patriotismus von der Juliusſonne braten ließen. Es hieß früherhin, daſs man am 14. Juli die alten Baſtillenſtürmer, die noch am Leben ſind und die jetzt eine Penſion bekommen, auf dieſem Platze öffentlich belorberen wollte. Dem Lafayette war bei dieſer Feier eine Hauptrolle zugedacht. Aber durch die Affären vom 5. und 6. Juni mag dieſes Projekt rückgängig geworden ſein; auch ſcheint Lafayette in dieſem Jahre nach keinen neuen Triumphzugen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Baſtillenplatze mehr Polizei als Menſchen; denn es wurden bitterböſe Bemerkungen ſo laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards ſie auszuſprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, ſei ein Verräther, die Nationalgarden ſeien Verräther, die Deputierten ſeien Verräther, nur die Juliusſonne meine es noch ehrlich. Und in der That, ſie that das Ihrige und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daſs es faſt nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der ſtarken Hitze die Bemerkung, daſs die Baſtille ein ſehr kühles Gebäude geweſen ſein muſs, und gewiſs im Sommer einen ſehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als ſie zerſtört wurde, ſaßen dort fünf Perſonen gefangen. Jetzt giebt's aber zehn Staatsgefängniſſe, und in St. Pelagie allein ſitzen über 600 Staatsgefangene. St. Pelagie ſoll ſehr ungeſund ſein und iſt ſehr eng gebaut. Es geht aber luſtig dort zu; die Republikaner und die Karliſten halten ſich zwar von einander getrennt, rufen ſich jedoch beſtändig luſtige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner, tragen rothe Jakobinermützen; Dieſe, die Karliſten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaſte; Jene ſchreien beſtändig Vive la République! Dieſe ſchreien Vive Henri V! Gemeinſchaftlicher Beifallsruf erſchallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losſchimpft. Dieſes geſchieht um ſo unumwundener, da in St. Pelagie kein Gefangener weder arretiert noch feſtgeſetzt werden kann. Die meiſten Hitzköpfe, die ſonſt bei jedem Anlaſſe gleich tumultuieren, ſitzen jetzt dort in Gewahrſam, und der Polizei konnte es daher ſeitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden ſich vor der Hand ſehr hüten, Gewaltſames zu verſuchen. Auch haben ſie keine Waffen; die Desarmierung iſt ſehr gründlich betrieben worden. —

Heute iſt der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karliſtiſche Exceſſe. Eine Proklamation zu Gunſten Heinrich's V. wurde geſtern Abend durch Chiffonniers und verkleidete Prieſter verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der fremden Invaſion beſchützen; nächſtes Jahr iſt er mündig, indem nämlich die franzöſiſchen Könige ſchon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchſte Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proklamation iſt der junge Heinrich zum erſtenmal dargeſtellt mit Scepter und Krone; bisher ſah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergſchotten, der Felſen erklimmt oder einer armen Bettelfrau ſeine Börſe in die Hand drückt u. ſ. w. Es iſt jedoch von dieſer Miſère wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karliſten ſind auch ſehr niedergeſchlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen Viel geſchadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariſer Karliſten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeſchickt, um ſie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch ſeine Agenten Daſſelbe zu bewirken geſucht. Vergebens wurde ſie von fremden Geſandten um Gotteswillen beſchworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben dieſe halsſtarrige Frau nicht zur Abreiſe bewegen können. Sie iſt noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterſtützung findend, will ſie nicht weichen. Der Schlüſſel des Räthſels iſt, daſs dumme oder kluge Prieſter ſie fanatiſiert und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn ſie jetzt für deſſen Sache ſtürbe. Und nun ſucht ſie den Tod mit religiöſer Martyrſucht und ſchwärmeriſcher Mutterliebe.

Wenn ſich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, ſo bekundet ſich deſto mehr Unruhe in der Geſellſchaft. Zunächſt ſind es die deutſchen Angelegenheiten, die Beſchlüſſe des Bundestags, welche alle Geiſter aufgeregt. Da werden nun über Deutſchland die unſinnigſten Urtheile gefällt. Die Franzoſen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürſten unterdrückten die Freiheit und ſie ſehen nicht ein, daſs nur der Anarchie unter den deutſchen Liberalen ein Ende gemacht werden ſoll, und daſs überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutſchen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der „Temps“ von den ſechs Artikeln des Bundestagsbeſchluſſes eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietiſt hatte hier noch früher Auszüge jenes Beſchluſſes in der Taſche herum getragen, und durch die Mittheilung derſelben viele Herzen erbaut.

[Nächſt den deutſchen, beſchäftigen uns hier die belgiſch-holländiſchen Angelegenheiten, die ſich ſtündlich mehr und mehr verwickeln, und die doch aufs ſchnellſte beendigt werden ſollen. Man glaubt, England beabſichtige, dieſe Verwirrniſſe durch ernſthafte Maßregeln auf eine oder die andere Art zu löſen, und dieſe Abſicht, nicht das Intereſſe für Polen, ſei der eigentliche Zweck der Durham'ſchen Reiſe nach Petersburg. Jedenfalls wird die Wahl des Botſchafters ſelbſt als ein Zeichen von entſchiedenem Willen betrachtet. Denn Lord Durham iſt der grämlich ſträubſamſte, eckigſte Sohn Albions, und dabei iſt er der ruſſiſchen Kamarilla perſönlich gram, weil dieſe bei Gelegenheit der Reformbill gegen ihn, welcher der eifrigſte Reformer, und gegen ſeinen Schwiegervater, den Lord Grey, ſehr feindſelig intriguiert und durch alle Mittel ihn zu ſtürzen geſucht haben ſoll. Die Freunde des Friedens hoffen, daſs er und der Kaiſer Nikolaus nicht viel mit einander ſprechen werden, da Letzterer durch die ungebührliche, ſehr ſchnöde Weiſe, wie man von ihm im Parlamente geredet, keineswegs freundlich geſtimmt ſein mag. Vielleicht iſt aber auch aus ganz natürlichen Gründen zwiſchen Beiden keine bedeutende Unterredung möglich, und Alles wird von dolmetſchenden Mittelsperſonen abhängen.] —

Ludwig Philipp iſt noch immer der Meinung, daſs er ſtark ſei. Seht, wie ſtark wir ſind! iſt in den Tuilerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Geſundheit ſpricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daſs er gut verdaue, daſs er ohne Krämpfe auf den Beinen ſtehen könne, daſs er ganz bequem Athem ſchöpfe u. ſ. w., ſo ſprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die ſie bei den verſchiedenen Bedrohniſſen ſchon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloſs und fühlen ihnen den Puls, und laſſen ſich die Zunge zeigen, betrachten ſorgfältig den Urin, und ſchicken dann ihren Höfen das politiſche Sanitätsbülletin. Bei den fremden Bevollmächtigten iſt es ja ebenfalls eine ewige Frage: Iſt Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach? Im erſtern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beſchließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umſturz der franzöſiſchen Regierung und Krieg zu befürchten ſtände, dürften ſie nichts Unmildes zu Hauſe unternehmen*). — Jene große

---

*) Die erſte Hälfte des obigen Abſatzes, bis hieher, findet ſich auch in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Frage, ob Ludwig Philipp ſchwach oder ſtark iſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſein. Aber leicht iſt es einzuſehen, daſs die Franzoſen ſelbſt in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchwach ſind. Im Herzen der Völker haben ſie neue Aliierte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität ſtehen. Sie haben unſichtbare Geiſterheere zu Kampfgenoſſen, und dabei ſind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendſten Zuſtande. Die franzöſiſche Jugend iſt ſo kriegsluſtig und begeiſtert wie 1792. Mit luſtiger Muſik ziehen die jungen Konſkribierten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen und die Nummer, die ſie gezogen, welche gleichſam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder geſungen und Märſche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, den 1. Auguſt.

Ob Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach iſt, ſcheint wirklich die Hauptfrage zu ſein, deren Löſung eben ſo ſehr die Völker wie die Machthaber intereſſiert. Ich hielt ſie daher beſtändig im Sinne während meiner Exkurſion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, ſo viel Widerſprechendes, daſs ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als Diejenigen, die in den Tuilerien, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzoſen, namentlich die ſchlauen Normannen, ſind überhaupt nicht ſo leicht geneigt, ſich unverhohlen auszuſprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder iſt es ſchon ein Zeichen von Miſsvergnügen, daſs jener Theil der

Bürger im Lande Oui, die nur für das Landesintereſſe beſorgt ſind, meiſtens ein ernſtes Stillſchweigen beobachten, ſobald man ſie über Letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideenintereſſen begeiſtert iſt, äußert ſich unverſchleiert über das, wie ſie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karliſten, welche einem Perſoneninterеſſe zugethan ſind, inſinuieren auf alle mögliche Weiſe ihren Haſs gegen die jetzigen Gewalthaber, die ſie mit den übertriebenſten Farben ſchildern, und deren Sturz ſie als ganz gewiß, faſt bis auf Tag und Stunde, vorausſagen. Die Karliſten ſind in hieſiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieſes erklärt ſich dadurch, daſs hier noch ein beſonderes Intereſſe vorhanden iſt, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynaſtie, die in dieſer Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und ſich hie und da beliebt zu machen wuſſten. Namentlich that Dieſes die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derſelben ſind daher das Tagsgeſpräch in dieſer Provinz, und die Prieſter der katholiſchen Kirche erfinden noch obendrein die gottſeligſten Legenden zur Verherrlichung der politiſchen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Prieſter keineswegs ſo beſonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem Letztere manchmal das prieſterliche Miſsfallen erregte, erwarb ſie ſich die Gunſt des Volkes. „Die kleine nette Frau iſt durchaus nicht ſo bigott wie die Andern,“ — hieß es damals — „ſeht, wie weltlich kokett ſie bei der Proceſſion einherſchlendert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze ſo ſpielend niedrig hält, daſs das Wachs auf die Atlasſchleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulême, niederträufelt!“ Dieſe Zeiten ſind vorbei, die roſige Heiterkeit iſt erblichen auf den Wangen der armen Karoline, ſie iſt fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz ſo gläubig, wie die Prieſter es begehren, und ſie entzündet damit den Bürgerkrieg im ſchönen Frankreich, wie die Prieſter es begehren.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs der Einfluſs der katholiſchen Geiſtlichen in dieſer Provinz größer iſt, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen ſieht man ſie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholiſch ſingend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der ſchier befremdlich, wenn man aus der Hauptſtadt kommt, wo Dergleichen von der Polizei, oder vielmehr von dem Volke, ſtreng unterſagt iſt. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geiſtlichen in ſeiner Amtstracht auf der Straße geſehen; bei keinem einzigen von den vielen tauſend Leichenbegängniſſen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, ſah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräſentiert. Viele wollen jedoch behaupten, daſs auch in Paris die Religion wieder ſtill auflebe. Es iſt wahr, wenigſtens die franzöſiſch katholiſche Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal Deſſelben auf der Rue Clichy iſt ſchon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und ſeit einiger Zeit hält er den katholiſchen Gottesdienſt in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin früherhin Herr Martin die Thiere ſeiner Menagerie ſehen laſſen, und worauf jetzt mit großen Buchſtaben die Aufſchrift ſteht: Eglise catholique et apostolique.

Diejenigen Nordfranzoſen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben Etwas wiſſen wollen, ſondern nur den Wohlſtand Frankreichs wünſchen, ſind juſt keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen ſeiner Offenherzigkeit und Gradheit, [im Gegentheil, ſie bedauern, qu'il n'est pas franc;] aber ſie ſind durchdrungen von der Überzeugung, daſs er der Mann der Nothwendigkeit ſei; daſs man ſein Anſehen unterſtützen müſſe, inſofern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daſs die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilſam ſei, und daſs man überhaupt, damit der Handel nicht ganz ſtocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müſſe. Letzteren fürchten ſie nur wegen des Handels, der ſchon jetzt in einem kläglichen Zuſtande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen, denn ſie ſind Franzoſen, alſo ruhmſüchtig und kampfluſtig von Geblüt, und obendrein ſind ſie von größerem und ſtärkerem Gliederbau als die Südfranzoſen, und übertreffen dieſe vielleicht, wo Feſtigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Iſt Das eine Folge der Beimiſchung von germaniſcher Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben ſo tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Laſttragen und Überwinden aller Mühſeligkeiten der Witterung und des Weges. Dieſe Menſchen fürchten weder Öſterreicher noch Ruſſen, weder Preußen noch Baſchkieren. Sie ſind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg giebt, folgen ſie der dreifarbigen Fahne, gleichviel wer dieſe trägt.

*) Ich glaube wirklich, ſobald Krieg erklärt würde, ſind die innern Zwiſtigkeiten der Franzoſen.

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes findet ſich auch in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, ſchnell geſchlichtet, und Frankreich iſt eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp iſt alsdann kein Gegenſtand der Kontroverſe. Er iſt alsdann entweder ſtark oder gar Nichts mehr. Die Frage, ob er ſtark oder ſchwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszuſtandes, und nur in dieſer Hinſicht iſt ſie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: Le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort. Ich glaube, dieſe Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächſt liegt darin die ſchmerzliche Andeutung, daſs die Regierung ſelbſt nur einer Partei und allen Partei-Intereſſen unterworfen ſei. Der König iſt hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuſchaut und ſie im heilſamen Gleichgewichte zu halten weiß: nein, er iſt ſelbſt herabgeſtiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagès, Cavaignac dünken ſich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der momentanen Gewalt von ihm unterſchieden. Das iſt die trübſelige Folge davon, daſs der König die Präſidentur des Konſeils ſich ſelbſt zutheilte. Jetzt kann Ludwig

Philipp nicht das vorhandene Regierungsſyſtem ändern, ohne daſs er alsdann in Widerſpruch mit ſeiner Partei und ſich ſelbſt fiele. So kam es, daſs ihn die Preſſe gleich dem erſten Chef einer Partei behandelt, in ihm ſelber alle Regierungsfehler rügt, jedes miniſterielle Wort ſeiner eigenen Zunge zuſchreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königminiſter ſieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Poſtamenten herabſteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten ſie nach ihren Thaten und Worten, als wären ſie unſeres Gleichen.

Was die Andeutung betrifft, daſs die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht ſtark ſei, ſo iſt damit freilich nichts Neues geſagt, es iſt Dieſes eine längſt bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth iſt es, daſs auch das Volk dieſe Entdeckung gemacht, daſs es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, ſondern die Hände, und daſs es genau unterſcheidet Die, welche Beifall klatſchen, und Die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat ſich ſeine Leute genau betrachtet, und weiß ſehr gut, daſs die Partei des Königs aus folgenden drei Klaſſen beſteht: nämlich aus Handels- und Beſitz-Leuten, welche für ihre Buden und Güter beſorgt ſind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben mochten, und aus Bangherzigen, welche die Herrſchaft des Schreckens befürchten. Dieſe königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störnis in ihrer Behaglichkeit, dieſe Majorität ſteht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu ſchleppen hat, und dabei unruhſüchtig über alle Maßen iſt, ohne in ihrem wilden ſchrankenloſen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenoſſen zu betrachten.

Trotz der großen Kopfzahl, trotz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Juſtemilieu. Es iſt aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht ſtark ſcheint in den Augen des Volkes. Es lockt dann Jeden, ſeine Kraft daran zu verſuchen; ein dämoniſch dunkler Drang treibt die Menſchen, daran zu rütteln. Das iſt das Geheimnis der Revolution.

Dieppe, den 20. Auguſt*).

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern

---

*) Dieſer Brief findet ſich, mit Ausnahme der beiden letzten Abſätze, auch in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Klaſſen des franzöſiſchen Volks hervorgebracht. Schon das ſentimentale Bülletin, welches der „Temps“ über ſein allmähliches Dahinſterben vor etwa ſechs Wochen geliefert, und welches beſonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerſte Betrübnis erregt. Sogar junge Republikaner ſah ich weinen; die alten jedoch ſchienen nicht ſehr gerührt*), und von einem derſelben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Äußerung: Ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13. Vendémiaire. Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Miſsgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiſer auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Porträt „des Mannes,“ und zwar, wie die „Quotidienne“ bemerkt, an derſelben Wand, wo das Porträt des Hausſohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem ſeiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Ärger entlockt zuweilen der „Quotidienne“ die ehrlichſten Bemerkungen, und darüber ärgert ſich dann die jeſuitiſch feinere „Gazette;“ Das iſt ihre hauptſächliche politiſche Verſchiedenheit.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der nachfolgende Satz fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich bereiſte den größten Theil der nordfranzöſiſchen Küſtengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon ſich dort verbreitete. Ich fand deßhalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, ſondern in den liebſten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Beſonders unter den ſchönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldenſohnes.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaiſers. Überall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: À présent tout est fini.

Freilich, für jene Bonapartiſten, die an eine kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserben in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für Dieſe nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein, ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, Den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo gibt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur Derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt.

In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaint-ſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapacitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde deſſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit.

Am öfteſten fand ich in den Bauernhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Ähnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleon's Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb.

In Betreff der Erbſchaft des Verſtorbenen ſind die Meinungen ſehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daſs jetzt die verwaiſten Bonapartiſten ſich ihnen anſchließen werden; doch zweiſle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes ſo ſchnell ins friedliche Juſtemilieu übergehen können. Die Karliſten glauben, daſs die Bonapartiſten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieſer Menſchen mehr ihre Thorheit oder ihre Inſolenz bewundern ſoll. Die Republikaner ſcheinen noch am meiſten im Stande zu ſein, die Bonapartiſten an ſich zu ziehen; aber wenn es einſt leicht war, aus den ungekämmteſten Sanskülotten die brillanteſten Imperialiſten zu machen, ſo mag es jetzt ſchwer ſein, die entgegengeſetzte Umwandlung zu bewerkſtelligen.

Man bedauert, daſs die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaiſers, der Mantel von Marengo, der welthiſtoriſche dreieckige Hut u. Dgl. m., welche gemäß dem Teſtamente von St. Helena dem jungen Reichſtadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der franzöſiſchen Parteien könnte ein Stück aus dieſem Nachlaſſe ſehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, ſo ſollte die Vertheilung folgendermaßen ſtattfinden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaiſers überliefern, dieweil ſie noch die Einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden. Den Herren vom Juſtemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen laſſen; und in der That, ſie bedürfen eines ſolchen Mantels, um ihre ruhmloſe Blöße damit zu bedecken. Den Karliſten gäbe ich des Kaiſers Hut, der freilich für ſolche Köpfe nicht ſehr paſſend iſt, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn ſie nächſtens wieder aufs Haupt geſchlagen werden; ja, ich gäbe ihnen auch die kaiſerlichen Stiefel, die ſie ebenfalls brauchen können, wenn ſie nächſtens wieder davon laufen müſſen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiſer bei Jena ſpazieren gegangen, ſo zweifle ich, ob derſelbe ſich unter der herzoglich Reichſtädtiſchen Verlaſſenſchaft befindet, und ich glaube, die Franzoſen haben ihn noch immer in Händen.

Nächſt dem Tode des jungen Napoleon, hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in dieſen Provinzen am meiſten beſprechen. Die Abenteuer dieſer Frau werden hier ſo poetiſch erzählt, daſs man glaubt, die Enkel der Fabliauxdichter hätten ſie in müßiger Laune erſonnen. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne ſehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Inſektenſammlung von ſchlechten Witzen mittheilen, die ich in einem karliſtiſchen Schloſſe darüber debitieren hörte. Z. B. einer der Feſtredner in Compiègne ſoll bemerkt haben, in Compiègne ſei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge ſich jetzt, daſs wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Feſſeln angelegt würden. — Obgleich in allen franzöſiſchen Blättern aufs prunkhafteſte erzählt wird, daſs der Zuſammenfluſs von Fremden hier ſehr groß und überhaupt das Badeleben in Dieppe dieſes Jahr ſehr brillant ſei, ſo habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es ſind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäſte, Alles iſt triſt und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einſt ſo mächtig emporblühte, iſt auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menſchen dieſer Stadt hiedurch in bitterſte Armuth verſinken und den Sturz der Bourbonen als die Quelle ihres Unglücks betrachten, ſo iſt es begreiflich, daſs man hier viele enragierte Karliſten findet. Dennoch würde man Dieppe verleumden, wenn man annähme, daſs mehr als ein Viertheil ſeiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynaſtie beſtände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle ſind hier gleich beim erſten Trommelſchlage verſammelt, wenn exerciert werden ſoll; alle ſind hier ganz uniformiert, welches Letztere von beſonderem Eifer zeugt. Das Napoleonsfeſt wurde dieſer Tage mit auffallendem Enthuſiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im Allgemeinen weder geliebt noch gehaſſt. Man betrachtet ſeine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für ſein Regiment iſt man nicht ſonderlich begeiſtert. Die Franzoſen ſind allgemein durch die freie Preſſe ſo wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, ſie ſind ſo politiſch aufgeklärt, daſs ſie kleine Übel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den perſönlichen Charakter des Königs hat man Wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, den 17. September.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der ehemaligen Reſidenz der Herzöge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch ſo viele ſteinerne Urkunden uns an die Geſchichte jenes Volkes erinnern, das wegen ſeiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen ſeiner jetzigen Proceßſucht und Erwerbliſt ſo berühmt iſt. In jener Burg dort hauſte Robert der Teufel, den Meyerbeer in Muſik geſetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pücelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire beſungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man ſelber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; dieſem Boden entſproſſten die Sieger von Haſtings, die Söhne Tankred's und ſo viele andre Blumen normanniſcher Ritterſchaft — aber Dieſe gehen uns heute Alle Nichts an, wir beſchäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipp's friedſames Syſtem Wurzel geſchlagen in dem kriegeriſchen Boden der Normandie? Iſt das neue Bürgerkönigthum gut oder ſchlecht gebettet in der alten Heldenwiege der engliſchen und italiäniſchen Ariſtokratie, in dem Lande der Normannen? Dieſe Frage glaube ich heute aufs kürzeſte beantworten zu können: Die großen Gutsbeſitzer, meiſtens Adel, ſind karliſtiſch geſinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer ſind philippiſtiſch, und die untere Volksmenge verachtet und haſſt die Bourbonen, und liebt geringern Theils die gigantiſchen Erinnerungen der Republik, größern Theils den glänzenden Heroismus der Kaiſerzeit. Die Karliſten, wie jede unterdrückte Partei, ſind thätiger als die Philippiſten, die ſich geſichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es geſagt ſein, daſs ſie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karliſten, die nie an ihrem einſtigen Siege zweifeln und überzeugt ſind, daſs ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tauſendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Partei-Intereſſe dadurch gefördert ſcheint; es liegt überhaupt im Charakter dieſer Klaſſe, daſs ſie des eignen Gutes weniger achtet, als ſie nach fremdem Eigenthum lüſtern iſt (sui profusus, alieni appetens). Habſucht und Verſchwendung ſind Geſchwiſter. Der Rotürier, der nicht durch Hofdienſt, Maitreſſengunſt, ſüße Rede und leichtes Spiel, ſondern durch ſchwere, ſaure Arbeit ſeine irdiſchen Güter zu erwerben pflegt, hält feſter an dem Erworbenen.

Indeſſen, die guten Bürger der Normandie haben die Einſicht gewonnen, daſs die Journale, womit die Karliſten auf die öffentliche Meinung zu wirken ſuchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Beſitzthümer ſehr gefährlich ſeien, und ſie ſind der Meinung, daſs man durch daſſelbe Mittel, durch die Preſſe, jene Umtriebe vereiteln müſſe. In dieſem Sinne hat man unlängſt die „Eſtafette du Havre“ geſtiftet, eine ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitung, die der ehrſamen Kaufmannſchaft im Havre ſehr viel Geld koſtet, und waran auch mehrere Pariſer arbeiten, namentlich Monſieur de Salvandy, ein kleiner, geſchmeidiger, wäſſrichter Geiſt in einem langen, ſteifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt iſt jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karliſten in der Normandie gegraben worden; Letztere hingegen ſind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitſchriften, ihre Feſtungen der Lüge, woran der Freiheitsgeiſt ſeine Kräfte zerſplittern ſoll, bis Entſatz kommt von Oſten. Dieſe Zeitſchriften ſind mehr oder minder im Geiſte der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“ abgefaſſt; letztere werden außerdem aufs thätigſte unter das Volk verbreitet. Beide Blätter ſind ſchön und geiſtreich und anziehend geſchrieben, dabei ſind ſie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adligen Kolporteurs, die ſie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Leſern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweiſe größern Abſatz als ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitungen. Ich kann dieſe beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich von einem höhern Standpunkte ſie durchaus nicht ſchädlich achte für die Sache der Wahrheit; ſie fördern dieſe vielmehr dadurch, daſs ſie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anſtacheln. Jene zwei Journale ſind die wahren Repräſentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, ſich an den Perſonen rächen; es iſt ein uraltes Verhältnis, wir treten ihnen auf den Kopf und ſie ſtechen uns in die Ferſe. Nur muſs man zum Lobe der „Quotidienne“ erwähnen, daſs ſie zwar eben ſowohl wie die „Gazette“ eine Schlange iſt, daſs ſie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daſs ihr Erbgroll ſich in jedem Worte verräth; daſs ſie eine Art Klapperſchlange iſt, die, wenn ſie herankriecht, mit ihrer Klapper vor ſich ſelber warnt. Die „Gazette“ hat leider keine ſolche Klapper. Die „Gazette“ ſpricht zuweilen gegen ihre eigenen Principien, um den Sieg derſelben indirekt zu bewirken; die „Quotidienne,“ in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daſs ſie ſich ſolcher kalten Selbſtverleugnung unterwürfe. Die „Gazette“ hat die Ruhe des Jeſuitismus, der ſich nicht von Meinungswuth verwirren läſſt, welches um ſo leichter iſt, da der

Jeſuitismus eigentlich keine Geſinnung, ſondern nur ein Metier iſt; in der „Quotidienne“ hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, ſchlecht vermummt in ritterlicher Loyalität und chriſtlicher Liebe. Dieſen letztern Charakter trägt auch die karliſtiſche Zeitſchrift, die unter dem Titel: „Gazette de la Normandie“ hier in Rouen erſcheint. Es iſt darin ein ſüßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verſchwunden mit ihren chevaleresken Geſtalten, mit ihren Kreuzzügen, Turnieren, Wappenherolden, ehrſamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und ſonſtigen Gemüthlichkeiten, ſo daſs man ſonderbar erinnert wird an die feudaliſtiſchen Romane eines berühmten deutſchen Dichters, in deſſen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, deſſen Herz aber voller Liebe war; — bei dem Redakteur der „Gazette de la Normandie“ iſt hingegen der Kopf voll von kraſſem Obſkurantismus, und ſein Herz iſt voll Gift und Galle. Dieſer Redakteur iſt ein gewiſſer Vicomte Walſh, ein langer gräulicher Blondin von etwa ſechzig Jahren. Ich ſah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karliſtenkoncilium eingeladen war und von der ganzen nobeln Sippſchaft ſehr fetiert wurde. Geſchwätzig, wie ſie ſind, hat jedoch ein kleines Karliſtchen mir zugeflüſtert: „C'est un fameux compère:" er iſt eigentlich nicht von gutem franzöſiſchen Adel; ſein Vater, ein Irländer von Geburt, war in franzöſiſchem Kriegsdienſte beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrierte und die Konfiskation ſeiner Güter verhindern wollte, verkaufte er ſie zum Scheine ſeinem Sohne; als aber der alte Mann ſpäter nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne ſeine Güter zurückverlangte, leugnete Dieſer den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernſte ſtattgefunden, und behielt ſomit das Vermögen ſeines geprellten Vaters und ſeiner armen Schweſter; Dieſe wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry), und ihres Bruders Begeiſterung für Madame hat ſeinen Grund ſowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn . . . „Ich wuſſte genug."

Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konſequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karliſten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muſs die Zeit lehren. Wie ihnen kein Menſch zu ſchlecht, wenn ſie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, ſo iſt ihnen auch kein Mittel zu ſchlecht. Neben jenen kanoniſchen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karliſten auch durch die mündliche Überlieferung aller möglichen Verleumdung, durch die Tradition. Dieſe ſchwarze Propaganda ſucht den guten Leumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichſte zu verderben. Die Lügen, die in dieſer Abſicht geſchmiedet werden, ſind zuweilen eben ſo abſcheulich wie abſurd. „Immer verleumden, immer verleumden, es bleibt was kleben!“ war ſchon der Wahlſpruch der ſaubern Lehrer.

*) In einer karliſtiſchen Geſellſchaft zu Dieppe ſagte mir ein junger Prieſter: „Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abſtatten, müſſen Sie der Wahrheit noch Etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der franzöſiſchen Regierung ſtehen geblieben, die Deutſchen ihn deſto ſtärker haſſen und mit deſto größerer Begeiſterung gegen ihn fechten.“ Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiſs ſei, lächelte Jener faſt mitleidig und verſicherte mir, die Deutſchen ſeien das tapferſte Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderſtand leiſten: der Norden ſo wie der Süden ſei der rechtmäßigen Dynaſtie ganz ergeben: Heinrich V. und Madame ſeien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein ver-

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes findet ſich auch in der älteren, aber nicht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ehrt: Das ſei die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieſer legitime Glaubenseifer beſonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes ſich ſolchermaßen ausſprach, erhob ſich plötzlich vor dem Hauſe, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm: es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marſeiller Hymne erſcholl ſo laut, daſs die Fenſterſcheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe! À bas les Carlistes! Les Carlistes à la lanterne!“ Das geſchah um ein Uhr in der Nacht, und die ganze Geſellſchaft erſchrak ſehr. Auch ich war erſchrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Diepper Nationalgarden. Dieſe hatten erfahren, daſs Ludwig Philipp im Schloſſe Eu angekommen ſei, und ſie faſſten auf der Stelle den Beſchluſs, dorthin zu marſchieren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreiſe wollten ſie aber die armen Karliſten in Schrecken ſetzen, und ſie machten den entſetzlichſten Lärm vor den Häuſern derſelben, und ſangen dort wie wahnſinnig die Marſeiller Hymne, jenes dies irae, dies illa der neuen Kirche, das zunächſt den Karliſten ihren jüngſten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, ſo kann ich als Augenzeuge berichten, daſs es keine angeordnete Begeiſterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ ſie die Revüe paſſieren, war ſehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit ſie ihn anlachten, und ich kann nicht leugnen, daſs in dieſer Zeit des Zwieſpalts und des Miſstrauens ſolches Bild der Eintracht ſehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem König ins Auge ſahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeigten, und zuweilen mit männlichem Handſchlage ihm Treue und Gehorſam zuſagten. Ludwig Philipp nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, gab Jedem die Hand. — Über dieſes Händedrücken moquieren ſich die Karliſten noch am meiſten, und ich geſtehe gern, der Haſs macht ſie zuweilen witzig, wenn ſie jene „messéante popularité des poignées de main“ perſifflieren. So ſah ich in dem Schloſſe, deſſen ich ſchon früher erwähnt, en petit comité eine Poſſe aufführen, wo aufs ergötzlichſte dargeſtellt ward, wie Pip I., König der Philiſter (épiciers), ſeinem Sohne Großküken (grand poulot) Unterricht in der Staatswiſſenſchaft giebt, und ihn väterlich belehrt: „er ſolle ſich nicht von den Theoretikern verleiten laſſen, das Bürgerkönigthum in der Volksſouveränetät zu ſehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er ſolle ſich weder an das Geſchwätz der Rechten noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt ſei, noch viel weniger, ob der Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen barrikadiert oder von erblichen Pairs geſtützt werde; weder die oktroyierten Worte noch die heroiſchen Thaten ſeien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunſt beſtehe darin, daſs man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verſchiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Poſitionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galoppiert, wenn ſie vorbeidefilieren u. ſ. w. Großküken iſt gelehrig, macht dieſe Regierungskunſtſtücke aufs beſte nach; ja er ſagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbeſſern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?“ *) oder, was ſynonym ſei: „Wie geht's, citoyen?“ „Ja, Das iſt ſynonym.“

---

*) „mon vieux lapin?“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſagt dann der König ganz trocken, und die Karliſten lachten. Hernach will ſich Großkuken im Händedrücken üben, zuerſt an einer Griſette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es nicht an Verhöhnung und Verleumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einſt vor der Juliusrevolution als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir ſeitdem ſo gern als Servile herabwürdigen. Bin ich aber ſonſt dem Juſtemilieu nicht ſehr gewogen, ſo regte ſich doch in meinem Gemüthe eine gewiſſe Pietät gegen die einſt Hochverehrten; es regte ſich wieder die alte Neigung, als ich ſie geſchmäht ſah von jenen ſchlechtern Menſchen. Ja, wie Derjenige, der ſich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen, lichten Tage die Sterne des Himmels ſchauen kann, ſo habe ich, als ich in eine obſkure Karliſtengeſellſchaft hinabgeſtiegen war, wieder klar und rein die Verdienſte der Juſtemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinäre, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliusſonne ihren Glanz verloren haben.

Es iſt dann und wann nützlich, die Dinge von ſolch einem tiefen, ſtatt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächſt lernen wir die Perſonen unparteiiſcher beurtheilen, wenn wir auch die Sache haſſen, deren Repräſentanten ſie ſind; wir lernen die Menſchen des Juſtemilieu von dem Syſteme deſſelben unterſcheiden. Dieſes Letztere iſt ſchlecht, nach unſerer Anſicht, aber die Perſonen verdienen noch immer unſere Achtung, namentlich der Mann, deſſen Stellung die ſchwierigſte in Europa iſt, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz ſieht; dieſer Erhaltungstrieb iſt ſehr menſchlich. Sind wir gar unter Karliſten gerathen, und hören wir dieſen Mann beſtändig ſchmähen, ſo ſteigt er in unſerer Achtung, indem wir bemerken, daſs Jene an Ludwig Philipp eben Dasjenige tadeln, was wir noch am liebſten an ihm ſehen, und daſs ſie eben Dasjenige, was uns an ihm miſsfällt, noch am liebſten goutieren. Wenn er in den Augen der Karliſten das Verdienſt hat, ein Bourbon zu ſein, ſo erſcheint uns dieſes Verdienſt im Gegentheil als eine levis nota. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und ſeine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendſte unterſchieden. Das Haus Orleans hat ſich dem franzöſiſchen Volke ſo beſtimmt angeſchloſſen, daſs es gemeinſchaftlich mit demſelben regeneriert wurde; daſs es aus dem ſchrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben ſo wie das franzöſiſche Volk, geſäubert und gebeſſert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louvet uns in ihrem heiterſten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verweſung ſo gut geſchildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieſer Dynaſtie, dieſen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Bekehrung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümierte Fäulnis beleidigte jede honette Naſe; und eines ſchönen Julismorgens, als der galliſche Hahn krähte, muſsten dieſe Geſpenſter wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen ſind geſund und lebendig, es ſind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuſchen Geiſtes, friſchen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karliſten an Ludwig Philipp ſo ſehr miſsfällt, hebt ihn in unſerer Achtung. Ich kann mich, trotz des beſten Willens, nicht ſo ganz des Parteigeiſtes entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernſt iſt. Die große Jury der Geſchichte wird entſcheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In dieſem Falle ſind die Poignées de main gar nicht lächerlich, und der männliche Handſchlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtiſche Knieen ein Symbol der feudaliſtiſchen Souveränetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt und ſeinen Kindern überliefert, kann in der Geſchichte einen großen Namen hinterlaſſen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynaſtie, ſondern ſogar als Stifter eines neuen Herrſcherthums, das der Welt eine andere Geſtalt giebt, — als der erſte Bürgerkönig, . . . Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt, — aber Das iſt ja eben die große Frage.

◆

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Neunter Band.

Franzöſiſche Zuſtände. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Franzöſiſche Zuſtände

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

Erſte Hälfte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers IX

Lutetia.

Berichte über Politik, Kunſt und Volksleben.

Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe 5
Zueignungsbrief an den Fürſten Pückler-Muskau . . 21

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

1840.

I. Ludwig Philipp's Nachgiebigkeit gegen das Ausland 39
II. Das Karnevalsminiſterium 47
III. Thiers' Transaktionsbemühungen 49
IV. Die Extreme in Frankreich 57
V. Die Judenverfolgungen in Damaskus 67
VI. Die ſterblichen Reſte Napoleon's. — Thiers' Indifferentismus in der Damascener Affäre . . 71

Seite
VII. Thiers und die Franzoſen 76
VIII. Die Juden in Frankreich und die Blutfrage von Damaskus 82
IX. Die Kammerdebatten über die Translation der Aſche Napoleon's 90
X. Die franzöſiſche Tagespreſſe 96

Spätere Notiz.

Über Heine's Aufſätze in der Allgemeinen Zeitung 109
XI. Ausſichten des Bonapartismus in Frankreich 115
XII. Guizot's Oppoſition gegen Thiers . . . 120
XIII. Die Verwicklungen im Orient 124
XIV. Thiers' Kriegsgelüſte 130
XV. Englands Abneigung gegen den Krieg . . 134
XVI. Nachträgliches über die Damascener Affaire 142
XVII. Kriegeriſche Stimmung in der Normandie . 147
XVIII. Politiſche Stimmung in der Bretagne . . 157
XIX. Der Vergiftungsproceß der Madame Lafarge 163
XX. Drohende Kriegsausſichten 171
XXI. Steigende Gefahr eines europäiſchen Krieges 173
XXII. Thiers' Rücktritt vom Miniſterium . . . 178
XXIII. Soult als Konſeilpräſident 182
XXIV. Louis Blanc's Histoire de dix ans . . . 188
XXV. Die Thronrede des Königs 201
XXVI. Die orientaliſche Frage 206

1841.

XXVII. Guizot als Schutzherr der Bourgeoiſie . . 212
XXVIII. Die Leichenfeier Napoleon's 219
XXIX. Mehemed Ali und die orientaliſche Frage . 226

Seite
XXX. Die Befeſtigung von Paris 233
XXXI. Die Dardanellenfrage. — Rothſchild als politiſcher Thermometer 249
XXXII. Die falſchen Briefe des Königs. — Guizot, der Mann der Ordnung. 259
XXXIII. Mignet und Victor Couſin 268
XXXIV. Die Korngeſetz-Aufregung in England . . 276

Vorwort des Herausgebers.

Die im neunten und zehnten Band der vorliegenden Ausgabe enthaltenen Korreſpondenzberichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ wurden unter dem Geſammttitel: „Lutetia; Berichte über Politik, Kunſt und Volksleben“ von dem Verfaſſer für den zweiten und dritten Band ſeiner „Vermiſchten Schriften“ zuſammengeſtellt und erſt 1854 in Buchform veröffentlicht. Ich habe diejenigen Berichte, welche ſich ausſchließlich auf franzöſiſche Kunſtzuſtände bezogen, für den elften Band ausgeſchieden, und den politiſchen Korreſpondenzen Heine's aus den Jahren 1840—43, einer Bemerkung in dem Zueignungsbriefe (Bd. IX, S. 24) folgend, den Nebentitel: „Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums“ ertheilt.

Die außerordentlich zahlreichen Ergänzungen aus der „Allgemeinen Zeitung“ nöthigten mich, auf meine urſprüngliche Abſicht, dieſe ſtreng zuſammengehörigen Berichte in einem Bande zu geben, ſchließlich zu verzichten. Dem erſten, fünften, zehnten, vierundzwanzigſten und neunundzwanzigſten Briefe des vorliegenden Bandes ſcheint von der Redaktion jener Zeitung die Aufnahme verweigert worden zu ſein; wenigſtens iſt mir die Auffindung dieſer Berichte nicht gelungen.

Die eingeklammerten Ergänzungen aus der „Allgemeinen Zeitung“ (einige derſelben ſtehen noch in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript der „Vermiſchten Schriften“) finden ſich im neunten Bande auf den Seiten: 53, 59—60, 63, 66, 72—73, 75, 78, 115—119, 121, 128, 152—154, 156, 160—162, 166, 175—179, 202—205, 208, 214, 216, 221, 223, 225, 239, 246—248, 259, 264 und 278—280.

Aus der franzöſiſchen Ausgabe ergänzte ich, außer der Vorrede, folgende Stellen:

S. 27 Ihre Agenten ſchlichen ſich ein — S. 28 Erfindungen von engliſcher Fabrik.

S. 28 Meine Animoſität — S. 29 keine Vorſtellung zu machen wüßte.

S. 33 ich der Stifter einer neuen Religion — mehr als genug geweſen!

S. 52 als er ein kleiner Jakobiner war.

S. 62 Er gleicht dann — er läßt mich nicht los.“

S. 106 Sie ſind eben ſo ſchwach wie verachtet.

S. 113, Z. 5 ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren,

S. 180 des Chefs aller Trommeln — die Kriegsreveille ſchlug.

S. 185 Solche Erklärungen ſind immer — S. 186 Man nennt Das die orientaliſche Frage.

S. 193 Obgleich Louis Blanc — S. 194 Fünfſousſtücke gleicht.“

Franzöſiſche Zuſtände.

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunſt und Volksleben.

Vorrede

zur franzöſiſchen Ausgabe.

Dies Buch enthält eine Reihe von Briefen, die ich während der Jahre 1840—43 für die Augsburger Zeitung ſchrieb. Aus wichtigen Urſachen ließ ich dieſelben vor einigen Monaten bei den Herren Hoffmann und Campe in Hamburg als ein beſonderes Buch unter dem Titel „Lutetia“ erſcheinen, und nicht minder erhebliche Motive beſtimmen mich heut, dieſe Sammlung gleichfalls in franzöſiſcher Sprache zu publicieren. Jene Urſachen und dieſe Motive ſind folgende.

Da die betreffenden Briefe in der Augsburger Zeitung anonym erſchienen waren und beträchtliche Auslaſſungen und Änderungen erfahren hatten, ſo muſſte ich befürchten, daſs man ſie nach meinem Tode in dieſer mangelhaften Geſtalt herausgäbe, vielleicht gar vermengt mit Korreſpondenzen, die meiner Feder gänzlich fremd ſind. Um ſolch ein poſthumes Miſsgeſchick zu vermeiden, habe ich es vorgezogen, ſelbſt eine authentiſche Ausgabe jener Briefe zu beſorgen. Indem ich aber ſo noch bei Lebzeiten wenigſtens die gute Reputation meines Stiles gerettet, hatte ich leider der Böswilligkeit eine Waffe geliefert, um den guten Ruf meines Gedankens anzutaſten; die linguiſtiſchen Lakunen in der Kenntnis der deutſchen Sprache, denen man zuweilen ſelbſt bei den unterrichtetſten Franzoſen begegnet, haben es einigen meiner Landsleute des einen wie des andern Geſchlechts möglich gemacht, vielen Leuten einzureden, daſs ich in meinem Buche „Lutetia“ ganz Paris verleumde und durch boshafte Spöttereien die geachtetſten Perſonen und Dinge in Frankreich herabwürdige. Es war daher für mich ein moraliſches Bedürfnis, baldmöglichſt eine franzöſiſche Ausgabe meines Werkes erſcheinen zu laſſen und ſo meine allerſchönſte und vortrefflichſte Freundin Lutetia in Stand zu ſetzen, ſelbſt darüber zu urtheilen, wie ich ſie in dem Buche behandelt habe, das ihren Namen führt. Sollte ich ſelbſt hin und wieder durch einen zu derben Ausdruck oder durch eine verfehlte Bemerkung unwiſſentlich ihr Miſsfallen erregt haben, ſo darf ſie mich nicht eines

Mangels an Sympathie, ſondern nur eines Mangels an Bildung und Takt anklagen. Schönſte Lutetia, vergiſs nicht meine Nationalität; bin ich auch einer der Geleckteſten unter meinen Landsleuten, ſo weiß ich doch nicht ganz meine Natur zu verleugnen; die Liebkoſungen meiner deutſchen Bärenpfoten mögen dich alſo manchmal verletzt haben, und ich warf dir vielleicht mehr als einen Pflaſterſtein an den Kopf, einzig in der Abſicht, dich gegen Fliegen zu beſchützen! Außerdem wolle man bedenken, daſs ich in dieſem Augenblick, wo ich ungewöhnlich krank bin, weder viel Sorgfalt noch viel geiſtige Heiterkeit auf die künſtleriſche Ausarbeitung meiner Sätze verwenden kann; in Wahrheit, die deutſche Ausgabe meines Buches iſt weit minder nachläſſig und unbehilflich als die franzöſiſche Verſion. In jener hat der Stil überall die Schroffheiten des Inhalts gemildert. Es iſt peinlich, höchſt peinlich, ſich gezwungen zu ſehn, einer eleganten Göttin an den Ufern der Seine in einer ſo wenig angemeſſenen Tracht ſeine Huldigungen darzubringen, während man daheim, in ſeiner deutſchen Kommode, die ſchönſten Kleider und mehr als eine prachtvoll geſtickte Weſte hat.

Nein, liebe Lutetia, ich habe dich niemals beleidigen wollen, und wenn böſe Zungen ihr Möglichſtes thun, dich des Gegentheils zu verſichern, ſo ſchenke ſolchen Verleumdungen keinen Glauben. Zweifle nie, meine Schönſte, an der Aufrichtigkeit meiner Zärtlichkeit, die durchaus uneigennützig iſt. Du biſt ſicherlich noch jung genug, als daſs du zu fürchten hätteſt, aus anderen Beweggründen, als deiner ſchönen Augen willen, geliebt zu werden.

Ich habe ſo eben bemerkt, daſs die Briefe, welche mein Buch „Lutetia“ bilden, anonym in der Augsburger Zeitung erſchienen ſind. Sie trugen allerdings eine Chiffer; aber dieſe verbürgt keineswegs in entſcheidender Art, daſs ich der Verfaſſer war. Ich habe dieſen Umſtand ausführlich in einer Notiz beſprochen, die ich der deutſchen Ausgabe meines Buches beigefügt, und ich theile hier die Hauptſtelle daraus mit:

„Die Redaktion der Augsburger Zeitung pflegte meine Artikel, wie diejenigen der andern anonymen Mitarbeiter, durch eine Chiffer zu bezeichnen, um adminiſtrativen Bedürfniſſen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfaſſers sub rosa zuzuflüſtern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfaſſer für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaktion gezwungen iſt, das Journal ſowohl der tauſendköpfigen Leſerwelt, als auch manchen ganz kopfloſen Behörden gegenüber zu vertreten: da ſie mit unzähligen Hinderniſſen, materiellen und moraliſchen, täglich zu kämpfen hat, ſo muſs ihr wohl die Erlaubnis anheim geſtellt werden, jeden Artikel, den ſie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfniſſen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausſcheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Geſinnung und der noch beſſere Stil des Verfaſſers ſehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es giebt obſkure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einfluſsloſes Publikum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffehauſe vor den reſpektiven Stammgäſten ſchwadronierten, gleich andern großen Politikern und großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſere Gluth mäßigen und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maſſe, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttauſend Leſern in allen Landen belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſeſten Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſtgeliebten Jugendfreundes und Waffenbruders ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: Liege ich denn etwa auf Roſen?“

Indem ich jene Korreſpondenzen, die ich vor ſo langer Zeit ohne irgend eine Unterſchrift erſcheinen ließ, jetzt unter meinem Namen veröffentliche, habe ich wohl das Recht, bei dieſer Gelegenheit das beneficium inventarii zu reklamieren, wie man es bei einer zweifelhaften Erbſchaft zu thun pflegt. Ich erwarte von der Billigkeit des Leſers, daſs er die Schwierigkeiten ſowohl des Orts wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfaſſer zu kämpfen hatte, als er dieſe Briefe zum erſten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich geſagt, aber keineswegs für die Art und Weiſe, wie ſie geſagt worden. Wer ſich nur an die Worte hält, wird aus meinen Korreſpondenzen leicht eine gute Anzahl von Widerſprüchen, Nachläſſigkeiten und ſelbſt einen anſcheinenden Mangel an ernſthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geiſt meiner Worte erfaſſt, wird darin überall die ſtrengſte Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratiſchen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, beſtanden in der Cenſur, und zwar in einer doppelten Cenſur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genanter als die officielle Cenſur der bairiſchen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Kahn meines Gedankens Wimpel aufzuziehn, deren Embleme ſehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politiſchen oder ſocialen Anſichten entſprachen. Aber der journaliſtiſche Schleichhändler kümmerte ſich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Maſt ſeines Fahrzeugs hing, und mit dem die Winde ihr Flatterſpiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen wünſchte. Ich kann mich rühmen, daſs mir ſolches Unternehmen recht häufig gelang, und man ſollte nicht mit mir ſchmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wuſſte ich z. B. ſehr wohl, daſs ſie ſich von jeher die Aufgabe geſtellt, alle Thatſachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kenntnis der Welt zu bringen, ſondern auch ſie in ihren Blättern, wie in kosmopolitiſchen Archiven, vollſtändig einzuregiſtrieren. Ich muſſte daher beſtändig darauf ſinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatſache zu kleiden, das Ereignis ſowohl wie mein Urtheil über daſſelbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieſer Abſicht ſtand ich nicht an, häufig meine eigenen Anſichten andern Perſonen in den Mund zu legen, oder ich paraboliſierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Hiſtörchen und Arabesken, deren ſymboliſche Bedeutung nicht für Jedermann verſtändlich iſt, und die den Augen des oberflächlichen Leſers als ein Gemiſch armſeliger Klatſchgeſchichten und Kleinigkeitskrämereien haben erſcheinen können. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatſache herauszukehren, war es mir eben ſo wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir geſtattete, auch die häßlichſten Dinge zu berichten. Der günſtigſte Ton in dieſer Hinſicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich deſſelben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu geben und manche heilſame Zurechtweiſung anzubringen. Die Republikaner, welche ſich über einen Mangel an gutem Willen meinerſeits beſchweren, haben nicht bedacht, daß ich während zwanzig Jahren in all' meinen Korreſpondenzen ſie nöthigen Falls ernſtlich genug vertheidigt habe, und daß ich in meinem Buche „Lutetia" ihre moraliſche Überlegenheit hinlänglich merken ließ, indem ich beſtändig den unedlen und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrſchenden Bourgeoiſie bloßſtellte. Sie ſind etwas ſchwer von Begriff, dieſe wackern Republikaner, von denen ich ſonſt früher eine beſſere Meinung hatte. Was ihre Intelligenz betrifft, ſo glaubte ich, ihre geiſtige Beſchränktheit ſei nur Verſtellung, die Republik ſpiele die Rolle eines Junius Brutus, um durch dieſe erheuchelte Einfalt das Königthum ſorgloſer, unvorſichtiger zu machen und es ſo eines Tags in eine Falle zu locken. Aber nach der Februar-Revolution erkannte ich meinen Irrthum, ich ſah, daß die Republikaner wirklich ganz ehrliche Leute, die ſich nicht zu verſtellen gewuſſt, und daſs ſie in der That waren, was ſie ſchienen.

Wenn die Republikaner ſchon dem Korreſpondenten der Augsburger Zeitung einen ſehr miſslichen Stoff boten, war Das in noch weit höherem Grade der Fall mit den Socialiſten, oder, um das Ungeheuer bei ſeinem wahren Namen zu nennen, mit den Kommuniſten. Und doch gelang es mir, dies Thema in der Augsburger Zeitung zu beſprechen. Viele Briefe wurden von der Redaktion jenes Journals unterdrückt, welche ſich des alten Sprichworts erinnerte: „Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen.“ Aber ſie konnte nicht all' meine Mittheilungen abweiſen, und, wie geſagt, ich fand Mittel, in ihren weiſen Kolumnen einen Gegenſtand zu behandeln, deſſen furchtbare Bedeutung jener Epoche gänzlich unbekannt war. Ich malte den Teufel an die Wand meiner Zeitung, oder, wie ſich eine geiſtreiche Perſönlichkeit ausdrückte, ich ſchrieb ihm eine gute Reklame. Die Kommuniſten, welche iſoliert in allen Ländern verbreitet waren und eines klaren Bewuſſtſeins ihrer gemeinſamen Tendenzen entbehrten, erfuhren durch die Augsburger Zeitung, daſs ſie wirklich exiſtierten, ſie lernten auch bei dieſer Gelegenheit ihren wahren Namen kennen, der mehr als einem dieſer armen Findelkinder der alten Geſellſchaft völlig unbekannt war. Durch die Augsburger Zeitung erhielten die zerſtreuten Gemeinden der Kommuniſten authentiſche Berichte über das unaufhörliche Fortſchreiten ihrer Sache; ſie erfuhren zu ihrem großen Erſtaunen, daſs ſie nicht im entfernteſten eine ſchwache kleine Gemeinſchaft, ſondern die ſtärkſte aller Parteien; daſs ihr Tag allerdings noch nicht gekommen, aber daſs ein ruhiges Warten kein Zeitverluſt ſei für Leute, denen die Zukunft gehört. Dies Geſtändnis, daſs die Zukunft den Kommuniſten gehört — ich machte es in einem Tone der Beſorgnis und höchſten Angſt, und ach! Das war keineswegs eine Maſke! In der That, nur mit Schreck und Schauder denke ich an die Epoche, wo dieſe finſtern Bilderſtürmer zur Herrſchaft gelangen werden; mit ihren ſchwieligen Händen werden ſie erbarmungslos alle Marmorſtatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen ſo theuer ſind; ſie werden all jenes phantaſtiſche Spielzeug und Flitterwerk der Kunſt zertrümmern, das der Poet ſo ſehr geliebt; ſie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht ſpannen noch arbeiteten und doch ſo herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all ſeiner Pracht, ſie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Geſellſchaft, falls ſie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Roſen, dieſe müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Los ereilen; die Nachtigallen, dieſe unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein „Buch der Lieder" wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehn, in die er Kaffe ſchütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich ſehe dies Alles voraus, und mich beſchleicht unſägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das ſiegreiche Proletariat meine Verſe bedroht, die ins Grab ſinken werden mit der ganzen alten romantiſchen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieſer ſelbe Kommunismus, der all' meinen Intereſſen und Neigungen ſo feindlich iſt, einen Zauber auf meine Seele, deſſen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben ſich zu ſeinen Gunſten in meiner Bruſt, zwei Stimmen, die ſich nicht wollen geſchweigen laſſen, die im Grunde vielleicht nur diaboliſche Anreizungen ſind — aber wie Dem auch ſei, ſie beherrſchen mich, und keine exorcierende Gewalt vermag ſie zu bezwingen.

Denn die erſte dieſer Stimmen iſt die Stimme der Logik. „Der Teufel iſt ein Logiker!" ſagt Dante. Ein ſchrecklicher Syllogismus hält mich umſtrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, „daſs alle Menſchen das Recht haben, zu eſſen,“ ſo bin ich gezwungen, mich auch all' ſeinen Konſequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr den Verſtand zu verlieren, ich ſehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt bemächtigt ſich eine hochherzige Verzweiflung meines Herzens, und ich rufe aus: Sie iſt ſeit lange gerichtet, verurtheilt, dieſe alte Geſellſchaft. Geſchehe ihr, wie recht iſt! Werde ſie zertrümmert, dieſe alte Welt, wo die Unſchuld zu Grunde ging, wo die Selbſtſucht ſo herrlich gedieh, wo der Menſch ausgebeutet ward durch den Menſchen! Mögen ſie von Grund aus zerſtört werden, dieſe übertünchten Gräber, wo die Lüge und die ſchreiende Unbill thronten! Und geſegnet ſei der Gewürzkrämer, der einſt aus meinen Poeſien Düten verfertigen wird, um Kaffe oder Tabak hineinzuſchütten für die armen biederen alten Weiber, die ſich in unſerer jetzigen ungerechten Welt vielleicht ſolche Annehmlichkeit verſagen müſsten — fiat justitia, pereat mundus!

Die zweite der gebieteriſchen Stimmen, die mich beſtricken, iſt noch mächtiger und dämoniſcher als die erſte, denn es iſt die Stimme des Haſſes, des Haſſes, den ich einer Partei widme, deren furchtbarſter Gegner der Kommunismus, und die aus dieſem Grunde unſer gemeinſamer Feind iſt. Ich rede von der Partei der ſogenannten Nationalitäts-Repräſentanten in Deutſchland, jener falſchen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und die Nachbarvölker beſteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausſchütten. Ja, dieſe Überbleibſel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Koſtüm ultradeutſchthümlicher Narren moderniſiert haben und ſich die Ohren ein wenig ſtutzen ließen — ich habe ſie all' meine Lebtage verabſcheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröſtet durch die Überzeugung, daſs der Kommunismus, der ſie zuerſt auf ſeinem Wege findet, ihnen den Gnadenſtoß geben wird; und ſicherlich wird es kein Keulenſchlag ſein, ſondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Rieſe ſie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird ſein Debüt ſein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich faſt Liebe zu den Kommuniſten faſſen. Es ſind wenigſtens keine Heuchler, die immer die Religion und das Chriſtenthum auf den Lippen führen; die Kommuniſten haben freilich keine Religion (kein Menſch iſt vollkommen), die Kommuniſten ſind ſogar

Atheiſten (was gewiſs eine große Sünde iſt), aber als Hauptdogma bekennen ſie den abſoluteſten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Bruderſchaftsverhältnis zwiſchen allen Menſchen, den freien Bürgern dieſer Erde. Dies Fundamentaldogma iſt daſſelbe, welches einſt das Evangelium gepredigt, ſo daſs im Geiſt und in der Wahrheit die Kommuniſten weit chriſtlicher ſind als unſere ſogenannten deutſchen Patrioten, dieſe bornierten Verfechter einer exkluſiven Nationalität.

Ich rede zu viel, jedenfalls mehr als die Klugheit und das Rückenübel mir geſtatten, an dem ich in dieſem Augenblick leide. Auch habe ich nur wenige Worte hinzuzufügen, um zum Schluſs zu kommen. Ich glaube hinlängliche Andeutungen über die ungünſtigen Umſtände gegeben zu haben, unter denen ich die Briefe aus Lutetia ſchrieb. Außer den lokalen Schwierigkeiten hatte ich, wie erwähnt, auch mit Zeithinderniſſen zu kämpfen. Was dieſe Hinderniſſe betrifft, welche die Zeit, zu der ich jene Briefe ſchrieb, mir verurſachte, ſo wird ein intelligenter Leſer ſich leicht davon einen Begriff machen können; er braucht nur das Datum meiner Korreſpondenzen anzuſehn und ſich zu erinnern, daſs zu jener Epoche eben die nationale oder ſogenannte patriotiſche Partei in Deutſchland die vorherrſchende war. Die Julirevolution hatte ſie ein wenig in den Hintergrund der politiſchen Bühne gedrängt, aber die kriegeriſchen Fanfaren der franzöſiſchen Preſſe im Jahr 1840 boten dieſen Gallophoben die beſte Gelegenheit, aufs Neue vorzutreten; ſie ſangen damals das Lied vom freien Rhein. Zur Zeit der Februarrevolution verhallte dies Gekläff unter vernünftigeren Rufen, aber dieſe muſſten bald nachher wieder verſtummen, als die große europäiſche Reaktion eintrat. Heut zu Tag herrſchen die Nationalitätsmänner und der ganze böſe Schweif von 1815 noch einmal in Deutſchland, und ſie heulen mit Erlaubnis des Herrn Bürgermeiſters und der anderen hohen Landesbehörden. Heult nur zu! der Tag wird kommen, wo der verhängnisvolle Fußtritt euch zermalmen wird. In dieſer Überzeugung kann ich ohne Unruhe dieſe Welt verlaſſen.

Und jetzt, lieber Leſer, habe ich dich ſo viel wie möglich in Stand geſetzt, die Einheit des Gedankens und den wahren Geiſt dieſes Buches zu beurtheilen, das ich vertrauensvoll allen ehrlichen Menſchen darbiete.

Paris, den 30. März 1855.

Heinrich Heine.

Zueignungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürſten Pückler Muskau.

Die Reiſenden, welche irgend einen durch Kunſt oder hiſtoriſche Erinnerung denkwürdigen Ort beſuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre reſpektiven Namen zu inſkribieren, mehr oder minder leſerlich, jenachdem das Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote ſtand. Sentimentale Seelen ſudeln hinzu auch einige pathetiſche Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle. In dieſem Wuſt von Inſchriften wird unſre Aufmerkſamkeit plötzlich in Anſpruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben ſind; Jahrzahl und Monatstag ſteht darunter, und um Namen und Datum ſchlängelt ſich ein ovaler Kreis, der einen Kranz von Eichen- oder Lorberblättern vorſtellen ſoll. Sind den ſpätern Beſuchern des Ortes die Perſonen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, ſo rufen ſie ein heiteres: Sieh da! und ſie machen dabei die tiefſinnige Bemerkung, daſs jene Beiden alſo einander nicht fremd geweſen, daſs ſie wenigſtens einmal auf derſelben Stelle einander nahe geſtanden, daſs ſie ſich im Raum wie in der Zeit zuſammengefunden, ſie, die ſo gut zuſammenpaſsten. — Und nun werden über Beide Gloſſen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenoſſe, durch die Widmung dieſes Buches gleichſam auf die Façade deſſelben unſre beiden Namen inſkribiere, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und wenn meinem Sinne irgend ein beſtimmter Beweggrund vorſchwebt, ſo iſt es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reiſenden. — Ja, Reiſende waren wir Beide auf dieſem Erdball, das war unſre irdiſche Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in dieſem Buche den Kranz ſehen, womit ich unſre beiden Namen umſchlungen, gewinnen wenigſtens ein authentiſches Datum unſres zeitlichen Zuſammentreffens, und ſie mögen nach Belieben darüber gloſſieren, in wie weit der Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen“ und der Berichterſtatter der Lutetia zuſammen paſſten.

Der Meiſter, dem ich dieſes Buch zueigne, verſteht das Handwerk, und kennt die ungünſtigen Umſtände, unter welchen der Autor ſchrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geiſteskinder das Licht erblickten, das Augsburgiſche Prokruſtesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht ſelten ſogar den Kopf abſchnitt. Um unbildlich zu ſprechen, das vorliegende Buch beſteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgiſchen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt bei dem neuen Abdruck die unterdrückten oder veränderten Stellen reſtaurierte. Leider erlaubt mir nicht der Zuſtand meiner Augen, mich mit vielen ſolcher Reſtaurationen zu befaſſen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwuſt nicht mehr herausfinden. Hier nun, ſo wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeſchickt hatte, erſetzte ich die Lakunen und verbeſſerte ich die Alterationen ſo viel als möglich aus dem Gedächtniſſe, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, ſuchte ich wenigſtens die artiſtiſche Ehre, die ſchöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieſes Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Rothſtift allzuſehr geraſt zu haben ſchien, traf nur Unweſentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menſchen, die oft irrig ſein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mußten, damit die urſprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Cenſur paſſiert hatten, ohne die geringſte Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künſtleriſche Zuſammenſtellung aller dieſer Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben ſo wichtig wie intereſſant war.

Ich ſpreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipp's die „parlamentariſche“ nannte, ein Name, der ſehr bezeichnend war und deſſen Bedeutſamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im erſten Theil dieſes Buches zu leſen, ſchrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein konſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom erſten März erhielt gleich in der Taufe dieſen

Namen.“ — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals ſchon die bedeutendſten Prärogative der Krone an ſich geriſſen, und die ganze Staatsmacht fiel allmählich in ſeine Hände. Seinerſeits war der König, es iſt nicht zu leugnen, ebenfalls von uſurpatoriſchen Begierden geſtachelt, er wollte ſelbſt regieren, unabhängig von Kammer- und Miniſterlaune, und in dieſem Streben nach unbeſchränkter Souveränetät ſuchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, daſs er nie die Legalität verletzt, und vor den Aſſiſen der Geſchichte wird man ihn gewiſs von jedem Vorwurf, eine ungeſetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freiſprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlauheit ſchuldig erklären konnen. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiſs ein weit herberes Verdikt, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, daſs ſie provociert worden ſei durch die abſoluten Gewaltsgelüſte des Königs: ſie kann ſagen, ſie habe denſelben befehdet, um ihn zu entwaffnen und ſelber die Diktatur zu übernehmen, die in ſeinen Händen ſtaats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwiſchen dem König und der Kammer bildet den

Inhalt der parlamentariſchen Periode, und beide Parteien hatten ſich zu Ende derſelben ſo ſehr abgemüdet und geſchwächt, daſs ſie kraftlos zu Boden ſanken, als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erſchien. Am 24. Februar 1848 fielen ſie faſt gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilerien und einige Stunden ſpäter das Parlament in dem nachbarlichen Palais-Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengeſindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und ſie können ſich kaum rühmen, ihrer Feinde anſichtig geworden zu ſein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, ſondern ſie haben nur ſeinem Scheinleben ein Ende gemacht — König und Kammer ſtarben, weil ſie längſt todt waren. Dieſe beiden Kämpen der parlamentariſchen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einſt zu Münſter in dem großen Saale des Rathhauſes ſah, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen worden. Dort ſtehen nämlich längs den Wänden, wie Chorſtühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoriſtiſche Skulpturen zu ſchauen ſind. Auf einem dieſer Holzſtühle ſind zwei Figuren dargeſtellt, welche in einem Zweikampf begriffen; ſie ſind ritterlich geharniſcht und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf einander einzuhauen — doch ſonderbar! Jedem von ihnen fehlt die Hauptſache, nämlich der Kopf, und es ſcheint, daſs ſie ſich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeſchlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderſeitige Kopfloſigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentariſchen Periode waren das Miniſterium vom 1. März 1840 und die erſten Jahre des Miniſteriums vom 29. November 1840. Erſteres mag für den Deutſchen noch ein beſonderes Intereſſe bewahren, weil damals Thiers unſer Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politiſche Leben Deutſchlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieſes Verdienſt wird ihm die deutſche Geſchichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientaliſchen Frage kommt unter jenem Miniſterium bereits zum Vorſchein, und wir ſehen im grellſten Lichte den Egoismus jener brittiſchen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzoſen verhetzte. Ihre Agenten ſchlichen ſich ein in die deutſche Preſſe, um die politiſche Unerfahrenheit meiner Landsleute auszubeuten, die ſich alles Ernſtes einbildeten, die Franzoſen trachteten nicht allein nach den Kronen der deutſchen Duodezfürſten, ſondern auch nach den Erdäpfeln ihrer Unterthanen, und es gelüſte ſie nach dem Beſitz der Rheinprovinzen, um unſern lieben guten Rheinwein zu trinken. O, nicht doch! Die Franzoſen werden uns gern unſre Erdäpfel laſſen, ſie, welche die Trüffeln von Perigord beſitzen, und ſie können wohl unſeres Rheinweins entbehren, da ſie den Champagner haben. Frankreich braucht uns um Nichts zu beneiden, und die kriegeriſchen Gelüſte, von denen wir uns bedroht glaubten, waren Erfindungen von engliſcher Fabrik. Daſs das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unſer natürlicher und wahrhaft ſicherſter Alliierter iſt, war die Überzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotiſche Bedürfnis, meine verblendeten Landsleute über den treuloſen Blödſinn der Franzoſenfreſſer und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Miniſterium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzu leidenſchaftliches Kolorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchſt gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath. Meine Animoſität gegen das „perfide Albion,“ wie man ſich ehemals ausdrückte, exiſtiert nicht mehr heut, wo ſich ſo Vieles verändert hat. Ich bin Nichts weniger als ein Feind jenes großen engliſchen Volkes, das ſeitdem meine herzlichſten Sympathien, wenn auch nicht mein Vertrauen, zu gewinnen gewuſſt. Aber ſo ſehr die Engländer als Individuen zuverläſſige Freunde ſind, ſo ſehr muſs man ihnen als Nation, oder, beſſer geſagt, als Regierung miſstrauen. Ich will hier gerne eine „Apologie“ im engliſchen Sinne des Worts vorbringen und, ſo zu ſagen, Abbitte thun für alle herben Ausfälle, mit denen ich das engliſche Volk regaliert habe, als ich dieſe Berichte ſchrieb; aber ich wage ſie heute nicht zu unterdrücken, denn die leidenſchaftlichen Stellen, welche ich in ihrem urſprünglichen Ungeſtüm wieder zum Abdruck bringe, dienen dazu, vor den Augen des Leſers die Leidenſchaften heraufzubeſchwören, von denen er ſich nach den großen Umwälzungen, die ſelbſt bis auf unſre Erinnerung erſtickt und erloſchen ſind, keine Vorſtellung zu machen wüſſte.

Bis zur Kataſtrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariſer Berichte, aber man ſieht ſchon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und ſie wird beſtändig vorausgeſagt mit jenem prophetiſchen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Troja's Brand nicht den Schluſs bildet, aber in jedem Verſe geheimnisvoll kniſtert. Ich habe nicht das Gewitter, ſondern die Wetterwolken beſchrieben, die es in ihrem Schoße trugen und ſchauerlich düſter heranzogen. Ich berichtete oft und beſtimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Geſellſchaft lauerten und aus ihrer Dunkelheit heraufbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Dieſe Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da ſahen ſie wirklich aus wie wahnſinnige Flöhe — aber ich zeigte ſie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen ſie vielmehr den furchtbarſten Krokodilen, welche jemals aus dem Schlamm geſtiegen. —

Um die betrübſamen Berichterſtattungen zu erheitern, verwob ich ſie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aus den Tanzſälen der guten und der ſchlechten Societät, und wenn ich unter ſolchen Arabesken manche allzu närriſche Virtuoſenfratze gezeichnet, ſo geſchah es nicht, um irgend einem längſt verſchollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, ſondern um das Bild der Zeit ſelbſt in ſeinen kleinſten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben ſo gut wie das ſtolzeſte Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte ſind ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch, worin jeder Tag ſich ſelbſt abkonterfeite, und durch die Zuſammenſtellung ſolcher Bilder hat der ordnende Geiſt des Künſtlers ein Werk geliefert, worin das Dargeſtellte ſeine Treue authentiſch durch ſich ſelbſt dokumentiert. Mein Buch iſt daher zugleich ein Produkt der Natur und der Kunſt, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfniſſen der Leſerwelt genügt, kann es auf jeden Fall dem ſpäteren Hiſtoriographen als eine Geſchichtsquelle dienen, die, wie geſagt, die Bürgſchaft ihrer Tageswahrheit in ſich trägt. Man hat in ſolcher Beziehung bereits meinen „Franzöſiſchen Zuſtänden,“ welche denſelben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt, und die franzöſiſche Überſetzung wurde von hiſtorienſchreibenden Franzoſen vielfach benutzt*). Ich erwähne dieſes Alles, damit ich für mein Werk ein ſolides Verdienſt vindiciere, und der Leſer um ſo nachſichtiger ſein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Eſprit bemerkt, den unſre kerndeutſchen, ich möchte ſagen eicheldeutſchen Landsleute auch dem Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen“ vorgeworfen haben. Indem ich Demſelben mein Buch zueigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen Eſprit heute von mir ſagen, daß ich Eulen nach Athen bringe**).

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Aber wo befindet ſich in dieſem Augenblick der vielverehrte und vieltheure Verſtorbene? Wohin adreſſiere ich mein Buch? Wo iſt er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppiert er, wo trottiert er? Er, der romantiſche Anacharſis, der faſhionabelſte aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menſchen ſucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomich, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläſt? Oder trabt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kamels durch die arabiſche Sandwüſte, wo der langbeinige Hut Hut, den die deutſchen Dragomanen den Legationsſekretär von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um ſeiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gaſtes zu verkünden? — denn die alte fabelhafte Perſon erwartet den weltberühmten Touriſten auf einer ſchönen Oaſe in Äthiopien, wo ſie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätſchernden Springbrunnen frühſtücken und kokettieren will, wie einſt auch die verſtorbene Lady Eſther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthſelſprüche wußte — Apropos, aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieſer berühmten Sultanin der Wüſte herausgegeben, habe ich nicht ohne Verwunderung geleſen, daſs die hohe Dame, als Eure Durchlaucht ſie auf dem Libanon beſuchten, auch von mir ſprach, und der Meinung geweſen, ich ſei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! ich der Stifter einer neuen Religion! ich, dem die vorhandenen Religionen immer genug, mehr als genug geweſen! Da ſehe ich, wie ſchlecht man in Aſien über mich unterrichtet iſt! —

Ja, wo iſt jetzt der wanderſüchtige Überall-und-Nirgends? Korreſpondenten einer mongoliſchen Zeitung behaupten, er ſei auf dem Wege nach China, um die Chineſen zu ſehen, ehe es zu ſpät iſt und dieſes Volk von Porzellan in den plumpen Händen der rothhaarigen Barbaren ganz zerbricht*) — ach!

---

*) Der Schluſs dieſes Zueignungsbriefes lautet in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt: „Ja, das himmliſche Reich zerfällt in Trümmer, und ſeine ſilbernen Glöcklein, die ſo luſtig klingelten, ertönen heut wie ein Todtengeläute. Bald wird es keine Chineſen und chineſiſchen Kunſtſpielereien mehr geben als auf unſern Theetaſſen, Ofenſchirmen, Fächern und Nippsgeſtellen; die langzöpfigen Mandarinen, die unſre Kamingeſimſe zierten und ſo vergnüglich ihren dicken Bauch wiegten, wobei ſie manchmal ein ſpitzigrothes Zünglein aus dem lachenden Munde hervorbleckten, dieſe armen Porzellanfiguren ſcheinen das Unglück ihres Vaterlandes zu kennen, ſie ſehen trübſinnig aus, als wollte ihr Herz vor Kummer zerbrechen. Dieſe Todesangſt des Porzellans iſt

ſeinem armen wackelköpfigen Porzellan-Kaiſer iſt ſchon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Cal-

---

etwas Erſchreckliches. Aber es ſind nicht die Wackelfiguren von China allein, welche ausſterben. Die ganze alte Welt liegt im Verenden, und hat Eile, ſich begraben zu laſſen. Die Könige ſcheiden, die Götter ſcheiden, und, ach! auch die wackelnden Porzellanmännchen ſcheiden dahin!

„Indem ich ernſtlich über die Mittel und Wege nachſinne, mein Fürſt, dies Buch in Ihre Hände zu befördern, kommt mir der Gedanke, es poste restante nach Tombuktu zu adreſſieren. Man hat mir geſagt, daß Sie ſich oft nach dieſer Stadt begeben, die eine Art ſchwarzes Berlin ſein muß; da ſie noch nicht ganz entdeckt iſt, begreife ich ſehr wohl, daß ſie Ihnen alle Annehmlichkeiten eines vollſtändigen Inkognitos gewährt, und daß Sie ſich dort nach Belieben die Langeweile vertreiben können, wenn Sie jenes weißen Tombuktu's müde ſind, das ſich Berlin nennt.

„Aber, mögen Sie im Morgenland oder im Abendland, an den Ufern des Senegal's oder der Spree, in Peking oder in der Lauſitz ſein, gleichviel! wo Sie auch trotten oder galoppieren, überall werden meine Gedanken hinter Ihnen her trotten und galoppieren und Ihnen Dinge ins Ohr flüſtern, über die Sie lachen müſſen. Sie werden Ihnen auch ſagen, wie ſehr ich Sie liebe und bewundere, und wie viele herzliche Wünſche ich für Sie hege, an welchem Ort Sie auch weilen! Und damit, mein Fürſt, bete ich zu Gott, daß er Sie in ſeine heilige und erhabene Hut nehme.

„Heinrich Heine."

Der Herausgeber.

cutta Advertiser ſcheint der oben erwähnten mongoliſchen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu ſchenken, und behauptet vielmehr, daſs Engländer, welche jüngſt den Himalaja beſtiegen, den Fürſten Pückler Muskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen ſahen. Jenes Journal bemerkt, daſs der erlauchte Reiſende ſich wahrſcheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort hauſt, ſeinen Beſuch abzuſtatten und mit ihm über antediluvianiſche Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Dekan der Diplomaten, der Ex-Veſier ſo vieler präadamitiſchen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hoſen getragen, reſidiert er nicht während den Sommermonaten auf ſeinem Schloſs Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein, der dort wächſt, immer für den beſten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Reſpekt hat ſich noch vermehrt, ſeitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daſs er einſt Eurer Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lektüre derſelben zuweilen Thränen vergoſſen habe. Ich wollte, er läſe auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnaſsgenoſſen, der heutigen Geſinnungspoeten; er wird freilich bei dieſer Lektüre nicht weinen, aber deſto herzlicher lachen. —

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz beſtimmt den Aufenthaltsort des Verſtorbenen, des lebendigſten aller Verſtorbenen, der ſo viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo iſt er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hoſen von Nanking oder von Mancheſter? In Vorderaſien oder in Hinterpommern? Muſs ich mein Buch nach Kyritz adreſſieren oder nach Tombuktu, poste restante? — Gleichviel, wo er auch ſei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigſten und wehmüthig tollſten Grüße ſeines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. Auguſt 1854.

Die parlamentarische Periode

des Bürgerkönigthums.

(1840—43.)

I.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Perſon des Königs ſteht und mit eigenen Augen das Treiben deſſelben beobachtet, deſto leichter wird man getäuſcht über die Motive ſeiner Handlungen, über ſeine geheimen Abſichten, über ſein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politiſchen Jeſuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu dieſen Errungenſchaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verſtellungskunſt, die Tradition ſeiner Vorfahren, der franzöſiſchen Könige, jener älteſten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürſten durch das heilige Öl von Rheims geſchmeidigt worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder prieſterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten simulatio und dissimulatio geſellt ſich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, ſo daſs es faſt unmöglich iſt, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleiſch, die geheimen Gedanken zu erſpähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, ſo ſind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende iſt eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Perſonen nie der beſtimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (la force des choses), der Nothwendigkeit. Alle ſubjektive Anregung weiſt er faſt grauſam zurück, er iſt hart gegen ſich ſelbſt, und iſt er auch kein Selbſtherrſcher, ſo iſt er doch ein Beherrſcher ſeiner ſelbſt; er iſt ein ſehr objektiver König. Es hat daher wenig politiſche Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger, als den Thiers; er wird ſich des Einen oder des Andern bedienen, je nachdem er den Einen oder Andern nöthig hat, nicht früher, nicht ſpäter. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewiſsheit ſagen, wer von dieſen zwei Männern dem König am angenehmſten oder am unangenehmſten ſei. Ich glaube, ihm miſsfallen ſie alle Beide, und zwar aus Metierneid, weil er ebenfalls Miniſter iſt, in ihnen ſeine beſtändigen Nebenbuhler ſieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politiſche Kapacität zutrauen, als ihm ſelber. Man ſagt, Guizot ſage ihm mehr zu als Thiers, weil Jener eine gewiſſe Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritaniſche Zuſchnitt, der lauernde Hochmuth, der doktrinäre Belehrungston, das eckig-calviniſtiſche Weſen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers ſtößt er auf die entgegengeſetzten Eigenſchaften, auf einen ungezügelten Leichtſinn, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit ſeinem eigenen verſteckten, krummlinichten, eingeſchachtelten Charakter faſt beleidigend kontraſtiert und ihm alſo ebenfalls wenig behagen kann. Hiezu kommt, daſs der König gern ſpricht, ja ſogar ſich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was ſehr merkwürdig, da verſtellungsſüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg ſind. Gar bedeutend muſs ihm deſshalb ein Guizot miſsfallen, der nie diskuriert, ſondern immer dociert und endlich, wenn er ſeine Theſis bewieſen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem Könige Beifall nickt, als habe er einen Schulknaben vor ſich, der ſeine Lektion gut herſagt. Bei Thiers geht's dem Könige noch ſchlimmer. Der läſst ihn gar nicht zu Worten kommen, verloren in die Strömung ſeiner eigenen Rede. Das rieſelt unaufhörlich, wie ein Faß, deſſen Hahn ohne Zapfen, aber immer koſtbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er ſich raſiert, iſt man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur ſo lange ihm das Meſſer an der Kehle iſt, ſchweigt er und ſchenkt fremder Rede Gehör.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daſs der König ſich endlich entſchließt, den Begehrniſſen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu beauftragen und ihm als Präſidenten des Konſeils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das iſt leicht vorauszuſehen. Man dürfte aber mit großer Gewiſsheit prophezeien, daſs das neue Miniſterium nicht von langer Dauer ſein wird, und daſs Herr Thiers ſelber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an ſeine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei ſeiner Behendigkeit und Geſchmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrſchaft zu erklettern, hinauf zu rutſchen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz ſicher auf dem Gipfel ſeiner Macht glauben, glitſcht er unverſehens wieder herab, ſo geſchickt, ſo artig, ſo lächelnd, ſo genial, daſs wir dieſem neuen Kunſtſtück ſchier applaudieren möchten. Herr Guizot iſt nicht ſo geſchickt im Erklimmen des glatten Maſtes. Mit ſchwerfälliger Mühe zottelt er ſich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er ſich feſt mit der gewaltigen Tatze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als ſein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten ſagen, daſs er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein ſtarkes Schütteln nöthig ſein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In dieſem Augenblick ſind vielleicht ſchon die Depeſchen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Kabinetten auseinanderſetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Miniſter nehmen muſs, anſtatt des Guizot, der ihm viel angenehmer geweſen wäre.

Der König wird jetzt ſeine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beſchwichtigen. Dieſes Buhlen nach dem Beifall der letztern iſt eine thörichte Idioſynkraſie. Er meint, daſs von dem äußern Frieden auch die Ruhe ſeines Inlands abhänge, und er ſchenkt dieſem nur geringe Aufmerkſamkeit. Er, vor deſſen Augenzwinkern alle Trajane, Tituſſe, Marc-Aurele und Antonine dieſer Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müſſten, er demüthigt ſich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „Schonet meiner! verzeiht mir, daſs ich, ſo zu ſagen, den franzöſiſchen Thron beſtiegen, daſs das tapferſte und intelligenteſte Volk, ich will ſagen: 36 Millionen Unruheſtifter und Gottesleugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daſs ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine ſchlechte Erziehung genoſſen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menſchenrechte buchſtabieren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenpoſten eines Thürſtehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch ſchlechte Geſellſchaft verführt, beſonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beſte Republik machen wollte — ich habe mich aber ſeitdem gebeſſert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte euch, verzeiht mir aus chriſtlicher Barmherzigkeit — und ſchenket mir den Frieden!“ Nein, ſo hat ſich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er iſt ſtolz und edel und klug, aber Das war doch immer der kurze Sinn ſeiner langen

Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich ſie jüngſt ſah, mir höchſt originell erſchienen. Wie man gewiſſe Schriftzüge „Fliegenpfötchen“ (pattes de mouche) nennt, ſo könnte man die Handſchrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine“ benamſen; ſie ähneln nämlich den hagerdünnen und ſchattenartig langen Beinen der ſogenannten Schneiderſpinnen, und die hochgeſtreckten und zugleich äußerſt magern Buchſtaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbſt in der nächſten Umgebung des Königs wird ſeine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber Niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu laſſen. Dieſer milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreiſe der Seinen einen eben ſo blinden Gehorſam, wie ihn der wüthendſte Tyrann jemals durch die größten Grauſamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe feſſelt die Zunge ſeiner Familie und Freunde; Das iſt ein Miſsgeſchick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einſpruch und ſogar offener Widerſpruch heilſam ſein dürfte. Selbſt der Kronprinz, der verſtändige Herzog von Orleans, beugt ſchweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er ſeine Fehler einſieht und trourige Konflikte, ja eine entſetzliche Kataſtrophe zu ahnen ſcheint. Er ſoll einſt zu einem Vertrauten geſagt haben, er ſehne ſich nach einem Kriege, weil er lieber in den Wogen des Rheins als in einer ſchmutzigen Goſſe von Paris ſein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholiſche Augenblicke und erzählt dann, wie ſeine Muhme, Madame d'Angoulème, die unguillotinierte Tochter Ludwig des XVI., mit ihrer heiſeren Rabenſtimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als ſie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar iſt es, daſs der Prinz einige Stunden ſpäter in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füſilliert zu werden und nur wie durch ein Wunder ſolchem Schickſal entging. Der Erbprinz iſt allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und ſein Verluſt wäre der jetzigen Dynaſtie mehr als verderblich. Seine Popularität iſt vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er iſt auch eine der edelſten und koſtbarſten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, dieſem „ſchönen Menſchengarten,“ entſproſſen ſind.

II.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers ſteht heute im vollen Lichte ſeines Tages. Ich ſage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daſs Thiers jetzt Miniſter iſt, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminiſter, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Perſonen, mehr aus Schelmerei denn aus Überzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe ſie die Ordonanzen unterzeichnet ſähen, ſchwarz auf weiß im „Moniteur.“ Sie ſagen, bei der zögernden Weiſe des Fabius Cunctator des Königthums ſei Alles möglich; vorigen Mai habe ſich der Handel zerſchlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, iſt Thiers Miniſter — „Schwören will ich darauf, aber nicht wetten,“ ſagte einſt Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit*). Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit ſeine Popu-

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

larität wieder demoliert ſein wird. Die Republikaner ſehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und ſie werden ihn gewiſs nicht ſchonen. Großmuth iſt nicht ihre Art, und die republikaniſche Tugend verſchmäht nicht die Alliance mit der Lüge. Morgen ſchon werden die alten Verleumdungen aus den modrigſten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Kollegen werden ebenfalls ſtark herhalten. „Ein Karnevalsminiſterium!“ rief man ſchon geſtern Abend, als der Name des Miniſters des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewiſſe Wahrheit. Ohne die Beſorgnis vor den drei Karnevalstagen hätte man ſich mit der Bildung des Miniſteriums vielleicht nicht ſo ſehr geeilt. Aber heute iſt ſchon Faſchingſonntag, in dieſem Augenblick wälzt ſich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen ſind die gefährlichſten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläſſt ſich dann einer wahnſinnigen, faſt verzweiflungsvollen Luſt, alle Tollheit iſt grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrauſch trinkt dann leicht Brüderſchaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Mummerei gegen Mummerei, und das neue Miniſterium iſt vielleicht eine Maſke des Königs für den Karneval.

III.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenſchaften ſich etwas abgekühlt und denkende Beſonnenheit ſich allmählich geltend macht, geſteht Jeder, daſs die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichſte bedroht war, wenn es den ſogenannten Konſervativen gelang, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen. Die Glieder deſſelben ſind gewiſs in dieſem Augenblick die geeignetſten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der Eine im Innern des Wagens, der Andere auf dem Bocke, ſie müſſen jetzt einig bleiben, denn trotz der verſchiedenen Situation ſind ſie denſelben Gefahren des Umſturzes ausgeſetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Perſönlich hatten ſich Beide ſchon vor geraumer Zeit ausgeſöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politiſche. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei dem beſten Willen des Königs für die Erhaltung des Miniſteriums, kann doch in ſeinem Geiſte jene politiſche Differenz nie ganz ſchwinden; denn der König iſt ja der Repräſentant der Krone, deren Intereſſen und Rechte in beſtändigem Konflikt mit den uſurpierten Gelüſten der Kammer. In der That, wir müſſen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer. mit dem Ausdruck Uſurpationsluſt bezeichnen; ſie war auch immer der angreifende Theil, ſie ſuchte bei jeder Veranlaſſung die Rechte der Krone zu ſchmälern, die Intereſſen derſelben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, ſeine Miniſter zu wählen, und jetzt iſt dieſes Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironiſche, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit iſt es die Kammer, welche die Miniſter wählt und verabſchiedet. Auch iſt es ſehr charakteriſtiſch, daſs ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein konſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom 1. März erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunſten der Kammer öffentlich proklamiert und ſanktioniert.

Thiers iſt der Repräſentant der Kammer, er iſt ihr gewählter Miniſter, und in dieſer Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchſte Miſshuld trifft alſo, wie geſagt, nicht die Perſon des Miniſters, ſondern das Princip, das ſich durch ſeine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daſs die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es iſt im Grunde daſſelbe Elektionsprincip, als deſſen letzte Konſequenz die Republik ſich darbietet. Wohin ſie führen, dieſe gewonnenen Kammerſchlachten, merken die dynaſtiſchen Oppoſitionshelden jetzt eben ſo gut wie jene Konſervativen, die aus perſönlicher Leidenſchaft bei Gelegenheit der Dotationsfrage ſich die lächerlichſten Miſsgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der ſchweigende Hohn, womit man ſie verwarf, war nicht bloß eine Beleidigung des Königthums, ſondern auch eine ungerechte Thorheit; denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, muſste man ſie wenigſtens entſchädigen durch äußern Glanz, und ihr moraliſches Anſehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inkonſequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickert bei den Koſten für Hermelin und Goldprunk! Ihr ſchreckt zurück vor der Republik, und inſultiert euren König öffentlich, wie ihr gethan bei der Abſtimmung der Dotationsfrage! Und ſie wollen wahrlich keine Republik, dieſe edlen Geldritter, dieſe Barone der Induſtrie, dieſe Auserwählten des Eigenthums, dieſe Enthuſiaſten des ruhigen Beſitzes, welche die Majorität in der franzöſiſchen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entſetzlicheres Grauen als der König ſelbſt, ſie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher ſich in ſeiner Jugend ſchon daran gewöhnt hat, als er ein kleiner Jakobiner war.

Wird ſich das Miniſterium Thiers lange halten? Das iſt jetzt die Frage. Dieſer Mann ſpielt eine ſchauerliche Rolle. Er verfügt nicht bloß über alle Streitkräfte des mächtigſten Reiches, ſondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnſinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus ſeiner weiſen Jovialität hinaus in die fataliſtiſchen Irrgänge der Leidenſchaft, legt ihm Nichts in den Weg, weder goldene Äpfel noch rohe Klötze! ... Die ganze Partei der Krone ſollte ſich Glück wünſchen, daſs die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngſten Debatten ſeine ganze politiſche Größe offenbart hat. Ja, während die Andern nur Redner ſind, oder

Adminiſtratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, ſo iſt Thiers alles Dieſes zuſammen, ſogar Letzteres, nur daſs ſich bei ihm dieſe Fähigkeiten nicht als ſchroffe Specialitäten hervorſtellen, ſondern von ſeinem ſtaatsmänniſchen Genie überragt und abſorbiert werden. Thiers iſt Staatsmann; er iſt einer von jenen Geiſtern, denen das Talent des Regierens angeboren iſt. Die Natur ſchafft Staatsmänner, wie ſie Dichter ſchafft, zwei ſehr heterogene Arten von Geſchöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menſchheit muſs begeiſtert werden und regiert. Die Männer, denen die Poeſie oder die Staatskunſt angeboren iſt, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen dieſen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechſeln, welche die Minderbegabten anſtachelt, die Welt mit ihren elegiſchen Reimereien*) oder mit ihren proſaiſchen Deklamationen zu langweilen. [Thiers iſt kein Ehrgeiziger, eben ſo wenig wie Victor Hugo; Monſieur de Lamartine hingegen iſt ein Ehrgeiziger, ſowohl in politiſcher wie in poetiſcher Beziehung.]

---

*) „oder mit ihren politiſch ſentimentalen Deklamationen, oder gar mit beiden zugleich zu langweilen,“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich habe angedeutet, daſs Thiers eben durch ſeine letzte Rede ſeine ſtaatsmänniſche Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit ſeinen ſonoren Phraſen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieſer Orator verhält ſich zu jenem Staatsmann, wie Cicero zu Demoſthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plädierte, dann ſagten die Zuhörer, daſs Niemand ſchöner zu reden verſtehe als der Marcus Tullius; ſprach aber Demoſthenes, ſo riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobſprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputierten ihren Säckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Kulminierend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaktion“ — ein Wort, das unſere Tagespolitiker ſehr wenig begriffen, das aber nach meiner Anſicht die tiefſinnigſte Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaktion, eine Vermittlung zwiſchen Principien und Parteien? Wenn man regieren ſoll, und ſich zwiſchen zwei Faktionen, die ſich befehden, befindet, ſo muſs man eine Transaktion verſuchen. Wie könnte die Welt fortſchreiten, wie könnte ſie nur ruhig ſtehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herſtellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erſcheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens ſind Transaktionen nothwendig. Was war es anders, als Transaktion zwiſchen der römiſch-katholiſchen Überlieferung und der menſchlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutſchland als Reformation und proteſtantiſche Kirche ins Leben trat? Was war es anders, als Transaktion, was Napoleon in Frankreich verſuchte, als er die Menſchen und die Intereſſen des alten Regimes mit den neuen Menſchen und neuen Intereſſen der Revolution zu verſöhnen ſuchte? Er gab dieſer Transaktion den Namen „Fuſion“ — ebenfalls ein ſehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes Syſtem offenbart. — Zwei Jahrtauſende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fuſionsſyſtem erſonnen, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechſelheirathen zwiſchen Siegern und Beſiegten, Sittentauſch, Gedankenverſchmelzung. — Nein, zu ſolcher Höhe des Fuſionsſyſtems konnte ſich Napoleon nicht erheben, nur die Perſonen und Intereſſen wuſſte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und Das war ſein großer Fehler und auch der Grund ſeines Sturzes. Wird

Herr Thiers denſelben Miſsgriff begehen? Wir fürchten es faſt. Herr Thiers kann ſprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geiſtesblitze hervorſprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend, man möchte ſagen: ein geſprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfniſſe der Menſchheit; er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdiſchen Erſcheinungen an den Himmel gekettet ſind; er hat keinen Sinn für groſse ſociale Inſtitutionen.

IV.

Paris, den 30. April 1840.

„Erzähle mir, was du heute geſäet haſt, und ich will dir vorausſagen, was du morgen ernten wirſt!“ An dieſes Sprichwort des kernichten Sancho dachte ich dieſer Tage, als ich im Faubourg Saint Marceau einige Ateliers beſuchte und dort entdeckte, welche Lektüre unter den Ouvriers, dem kräftigſten Theile der untern Klaſſe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehre neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeſchichte des Cabet, Cormenin's giftige Libelle, Baboeuf's Lehre und Verſchwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich ſingen, die in der Hölle gedichtet zu ſein ſchienen, und deren Refrains von der wildeſten Aufregung zeugten. Nein, von den dämoniſchen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man ſich in unſrer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muſs Dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuren Werkſtätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten, trotzigen Geſtalten während des Singens mit dem großen eiſernen Hammer den Takt ſchlagen auf dem dröhnenden Amboſs. Solches Accompagnement iſt vom größten Effekt, ſo wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Eſſe hervorſprühen. Nichts als Leidenſchaft und Flamme!

Eine Frucht dieſer Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder ſpät die Republik hervorzubrechen. Wir müſſen in der That ſolcher Befürchtung Raum geben; aber wir ſind zugleich überzeugt, daſs jenes republikaniſche Regiment nimmermehr von langer Dauer ſein kann in der Heimat der Koketterie und der Eitelkeit. Und geſetzt auch, der Nationalcharakter der Franzoſen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, ſo könnte doch die Republik, wie unſere Radikalen ſie träumen, ſich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer ſolchen Republik liegt ſchon der Keim ihres frühen Todes; in ihrer Blüthe muſs ſie ſterben. Gleichviel von welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht bloß und allein durch den Gemeinſinn und den Patriotismus der Volksmaſſe, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern er erhält ſich durch die Geiſtesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wiſſen wir, daſs in einer Republik der angedeuteten Art ein eiferſüchtiger Gleichheitsſinn herrſcht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückſtößt, ja unmöglich macht, und daſs alſo in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wurſthändler ſich an die Spitze des Gemeinweſens ſtellen werden. Durch dieſes Grundübel ihrer Natur müſſen jene Republiken nothwendigerweiſe zu Grunde gehen, ſobald ſie mit energiſchen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entſcheidenden Kampf gerathen. Daſs Dieſes aber ſtattfinden muſs, ſobald in Frankreich die Republik proklamiert würde, unterliegt keinem Zweifel.

[Das bedeutendſte Organ der Republikaner iſt die „Revue du progrès.“ Louis Blanc, der Redakteur en chef, iſt unſtreitig ein ausgezeichneter Kopf, oder vielmehr ein ausgezeichnetes Köpfchen. Von Statur iſt er ſehr klein, ſieht faſt aus wie ein Schuljunge, kleine rothe Bäckchen, faſt gar kein Bart; aber mit dem Geiſte überragt er die meiſten ſeiner Parteigenoſſen, und ſein Blick dringt tief in die Abgründe, wo die ſocialen Fragen niſten und lauern. Er iſt ein Mann, der eine große Zukunft hat, denn er begreift die Vergangenheit. Er iſt, wie geſagt, ein ausgezeichneter Kopf, und ich habe mich nicht ſehr verwundert, als ich dieſe Woche von der Diſſidenz erfuhr, die zwiſchen ihm und ſeinen republikaniſchen Mitredaktoren ausgebrochen. Louis Blanc hatte nämlich, bei Gelegenheit des „Vautrin“ von Balzac, unumwunden erklärt, daſs die Theatercenſur nothwendig ſei. Empört durch ſolchen greuelhaften Ausſpruch, ſolche antijakobiniſche Ketzerei, haben ſich Felix Pyat und Auguſte Luchet von der Redaktion der „Revue du progrès“ losgeſagt. Beide ſind nicht bloß Männer von ehrenvollem Charakter, ſondern auch Schriftſteller von großem Talent; vor einigen Jahren ſchrieben ſie gemeinſam ein Drama, welches von der Theatercenſur unterdrückt wurde.]

Während die Friedenszeit, deren wir jetzt genießen, ſehr günſtig iſt für die Verbreitung der republikaniſchen Lehren, löſt ſie unter den Republikanern ſelbſt alle Bande der Einigkeit; der argwöhniſche Geiſt dieſer Leute muſs durch die That beſchäftigt werden, ſonſt geräth er in ſpitzfindige Diskuſſionen und Zwiſtreden, die in bittere Feindſchaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und ſehr viel Haſs für Diejenigen, die durch Gewalt des fortſchreitenden Nachdenkens ſich einer entgegengeſetzten Anſicht zuneigen. Mit einer Beſchuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Beſtechlichkeit, ſind ſie alsdann ſehr freigebig. In ihrer Beſchränktheit pflegen ſie nie zu begreifen, daſs ihre früheren Bundesgenoſſen manchmal durch Meinungsverſchiedenheit gezwungen werden, ſich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe ſolcher Entfernung zu ahnen, ſchreien ſie gleich über pekuniäre Motive. Dieſes Geſchrei iſt charakteriſtiſch. Die Republikaner haben ſich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichſte überworfen; Alles, was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluſs des Geldes zugeſchrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barrikade, als Schutz und Wehr, ja das Geld iſt vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Koburg, und ſie ſchimpfen darauf in altſanskülottiſcher Weiſe. Im Grunde leitet ſie ein richtiger Inſtinkt. Von jener neuen Doktrin, die alle ſocialen Fragen von einem höheren Geſichtspunkt betrachtet und von dem banalen Republikanismus ſich eben ſo glänzend unterſcheidet, wie ein kaiſerliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unſere Republikaner

Wenig zu fürchten; denn wie ſie ſelber, iſt auch die große Menge noch entfernt von jener Doktrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerſtand, der bürgerliche Adel, ſämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel' Vorkenntniſſe gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zuſagt, und die ſie auch öffentlich bekennen würden, geriethen ſie nicht dadurch in einen Konflikt — mit dem Gelde. Jeder Thaler iſt ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Dukaten ein Achilles. Ein Republikaner haſſt daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieſes Feindes habhaft, ach! ſo iſt der Sieg noch ſchlimmer als eine Niederlage; der Republikaner, der ſich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu ſein! Er gleicht dann jenem öſtreichiſchen Soldaten, welcher ausrief: „Herr Korporal, ich habe einen Gefangnen gemacht!“ aber, als der Korporal ihn ſeinen Gefangnen herbeiführen hieß, die Antwort gab: „Ich kann nicht, denn er läſſt mich nicht los.“

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldintereſſen beſtändig niedergehalten wird, bemerkte ich dieſer Tage im Geſpräche mit einem ſehr aufgeklärten Bankier, der im größten Eifer zu mir ſagte: „Wer beſtreitet denn die Vorzüge der republikaniſchen Verfaſſung? Ich ſelber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, ſtecke ich die Hand in die rechte Hoſentaſche, worin mein Geld iſt, ſo macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchiſch geſinnt; ſtecke ich hingegen die Hand in die linke Hoſentaſche, welche leer iſt, dann ſchwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife luſtig die Marſeillaiſe und ich ſtimme für die Republik!“ — [Der aufgeklärte Bankier, der mir Dieſes ſagte, iſt weder der große Baron von Rothſchild, noch der kleine Herr Königswarter; kaum bedürfte es noch dieſer beſondern Bemerkung, da Erſterer, wie Jeder weiß, ſo viel Geld hat, daſs ſeine beiden Taſchen davon voll ſind, während der Andere zu wenig Geiſt hat, als daſs er irgend zu erklären wüſſte, warum er zwanzigmal des Tags abwechſelnd Royaliſt und Republikaner iſt.]*)

Wie die Republikaner, ſind auch die Legitimiſten beſchäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Ausſaat zu benutzen, und beſonders in den ſtillen Boden der Provinz ſtreuen ſie den Samen, woraus ihr Heil erblühen ſoll. Das Meiſte erwarten ſie von der Propaganda, die durch Erziehungsanſtalten und Bearbeitung des Landvolks die Autorität der Kirche wieder herzuſtellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter ſollen auch die Rechte der Väter wieder zu Anſehen kommen. Man ſieht daher Frauen von der adligſten Geburt, die gleichſam als Ladies patronesses der Religion ihre devoten Geſinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beiſpiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Oſtern. Beſonders nach Saint-Roche und Notre Dame de Lorette drängte ſich die geputzte Andacht; hier glänzten die ſchwärmeriſch ſchönſten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwaſſer mit weißen Glacéhandſchuhen, hier beteten die Grazien. Wird Dies lange währen? Wird dieſe Religioſität, wenn ſie die Vogue der Mode gewinnt, nicht auch dem ſchnellen Wechſel der Mode unterworfen ſein? Iſt dieſe Röthe ein Zeichen der Geſundheit? . . . Der liebe Gott hat heute viel' Beſuche, ſagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zudrang nach den Kirchen bemerkte. „Es ſind Abſchiedsviſiten“ — erwiderte der Ungläubige.

---

*) Der obige Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimiſten geſäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraſchen, wenn ſie einſt als geharniſchte Kämpen aus dem Boden hervorſtürmen und ſich unter einander würgen, oder auch mit einander fraterniſieren. Ja, Letzteres iſt möglich; giebt es doch hier einen entſetzlichen Prieſter, der durch ſeine blutdürſtigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdeſſen ſind alle Augen auf das Schauſpiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche durch mehr oder minder oberflächliche Akteure tragiert wird. Ich ſpreche von der Kammer und dem Miniſterium. Die Stimmung der erſteren, ſo wie die Erhaltung des letzteren, iſt gewiſs von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Kataſtrophe beſchleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten ſcheint. Einem ſolchen Ausbruch ſo lange als möglich vorzubeugen, iſt die Aufgabe unſerer jetzigen Staatslenker. Daſs ſie nichts Anders wollen, nichts Anders hoffen, daſs ſie die endliche „Götterdämmerung“ vorausſehen, verräth ſich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit faſt naiver Ehrlichkeit geſtand Thiers in einer ſeiner letzten Reden, wie wenig er der nächſten Zukunft traue, und wie man von Tag zu Tag ſich hinfriſten müſſe; er hat ein feines Ohr, und hört ſchon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Hela verkündigt*). Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen? [Seine Gegner flüſtern ſich Dergleichen ins Ohr. Hingegen ſeine Freunde bemerken an ihm eine täglich zunehmende Milde. Der Mann lebt im Gefühl ſeiner ernſthaften Pflichten, ſeiner Verantwortlichkeit gegen Mitwelt und Nachwelt, und er wird dem Tumult der Tagesleidenſchaften immer die kluge Ruhe des Staatsmanns entgegenſetzen.]

---

*) Hier ſchließt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

V.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariſer Blätter bringen einen Bericht des k. k. öſterreichiſchen Konſuls zu Damaskus an den k. k. öſterreichiſchen Generalkonſul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelſten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen deſſelben als poetiſchen Stoff bearbeiten und uns an jenen ſchauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unſre Vorfahren ſich nicht wenig ängſtigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wehrwölfen und Juden die Rede iſt, die zu ihrem Satansdienſt das Blut frommer Chriſtenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergeſſen, fängt man an im Morgenlande ſich ſehr betrübſam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernſthafte Geſichter zu ſchneiden, Geſichter des düſterſten Grimms und der verzweifelnden Todesqual! Unterdeſſen foltert der Henker, und auf der Marterbank geſteht der Jude, daſs er bei dem herannahenden Paſſahfeſte etwas Chriſtenblut brauchte zum Eintunken für ſeine trockenen Oſterbröte, und daſs er zu dieſem Behufe einen alten Kapuziner abgeſchlachtet habe! Der Türke iſt dumm und ſchnöde, und ſtellt gern ſeine Baſtonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Chriſten gegen die angeklagten Juden; denn beide Sekten ſind ihm verhaſſt, er betrachtet ſie beide wie Hunde, er nennt ſie auch mit dieſem Ehrennamen, und er freut ſich gewiſs, wenn der chriſtliche Giaur ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anſchein von Recht den jüdiſchen Giaur zu miſshandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paſchas Vortheil ſein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluſs der Europäer zu fürchten braucht, wird er auch dem beſchnittenen Hunde Gehör ſchenken, und Dieſer wird unſere chriſtlichen Brüder anklagen, Gott weiß weſſen! Heute Amboſs, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menſchheit wird Dergleichen immer ein Herzeleid ſein. Erſcheinungen dieſer Art ſind ein Unglück, deſſen Folgen unberechenbar. Der Fanatismus iſt ein anſteckendes Übel, das ſich unter den verſchiedenſten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns Alle wüthet. Der franzöſiſche Konſul in Damaskus, der Graf Ratti-Menton, hat ſich Dinge zu Schulden kommen laſſen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entſetzens erregten. Er iſt es, welcher den occidentaliſchen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damaskus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Chriſtenmordes bezichtigt werden. Dieſe haſsſchnaufende Schrift, die der Graf Menton von ſeinen geiſtlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, iſt urſprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz beſtimmt behauptet, daſs die Juden zur Feier ihres Paſſahfeſtes des Blutes der Chriſten bedürften. Der edle Graf hütete ſich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daſs nämlich die Juden zu demſelben Zwecke auch konſekrierte Hoſtien ſtehlen und mit Nadeln ſo lange ſtechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht bloß durch beeidigte Zeugenausſagen, ſondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, daſs über dem Judenhauſe, worin eine jener geſtohlenen Hoſtien gekreuzigt worden, ſich ein lichter Schein verbreitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhammedaner, hätten Dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton muſſte im Intereſſe ſeiner Sendung zu weniger mirakulöſen Hiſtorien ſeine Zuflucht nehmen. Ich ſage: im Intereſſe ſeiner Sendung, und überlaſſe dieſe Worte dem weiteſten Nachdenken. Der Herr Graf iſt erſt ſeit kurzer Zeit in Damaskus; vor ſechs Monaten ſah man ihn hier in Paris, der Werkſtätte aller progreſſiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hieſige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der ſich jüngſt nicht bloß als Mann der Humanität, ſondern ſogar als Sohn der Revolution geltend zu machen ſuchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen „Moniteur“ ſoll bereits ein Vicekonſul nach Damaskus abgegangen ſein, um das Betragen des dortigen franzöſiſchen Konſuls zu unterſuchen. Ein Vicekonſul! Gewiſs eine untergeordnete Perſon aus einer nachbarlichen Landſchaft, ohne Namen und ohne Bürgſchaft parteiloſer Unabhängigkeit!

VI.*)

Paris, den 14. Mai 1840.

Die officielle Ankündigung in Betreff der ſterblichen Reſte Napoleon's hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Miniſteriums übertraf. Das Nationalgefühl iſt aufgeregt bis in ſeine abgründlichſten Tiefen, und der große Akt der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Rieſen unſeres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieſes Erdballs erfreuen muſs, erſcheint den Franzoſen**) als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon iſt ihr Point-d'honneur.

---

*) Dieſer Brief fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „als eine lokale Privatſache, als eine Rehabilitation ihrer verletzten Nationaleitelkeit, als ein nachträgliches Pflaſter für die Wunde von Waterloo!“ heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wo ſtatt des Satzes: „Napoleon iſt ihr Point-d'honneur“ der obenſtehende, von uns mit Klammern umſchloſſene Abſatz folgt.

Der Herausgeber.

[Ihr irrt euch. In der Perſon des auf Sankt Helena Geſchiedenen wurde nicht Frankreich miſshandelt, ſondern die Menſchheit, wie auch die Leichenfeier, die jetzt ſtattfinden wird, keineswegs als eine Niederlage der auswärtigen Mächte zu betrachten iſt, ſondern als ein Sieg der Menſchheit. Dem Lebenden galt der Kampf, nicht dem Todten, und daſs man Dieſen den Franzoſen nicht ſchon längſt ausgeliefert hat, Das iſt nicht die Schuld der europäiſchen Potentaten, ſondern einer kleinen Koterie großbritanniſcher Fuchsjäger und Stallknechte, die unterdeſſen den Hals gebrochen oder ſich die Kehle abgeſchnitten haben, wie z. B. der edle Londonderry, oder auch ſonſt zu Grunde gingen durch die Macht der Zeit und des Portweins. Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutſchland dem großen Kaiſer den ſchuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemüthsruhe zu betrachten. Aufrichtig geſtanden, die Franzoſen gebärden ſich bei dieſer Gelegenheit wie die Kinder, denen man ihr Spielzeug genommen hat und wieder zurückgiebt; ſobald ſie es in Händen haben, werden ſie es lachend zerſchlagen und mit Füßen treten, und ich ſehe ſchon voraus, wie viel' ſchlechte Witze geriſſen werden, wenn die große Proceſſion anlangt mit den Reliquien von St. Helena. Jetzt ſchwärmen ſie genug, die gutmüthig leichtſinnigen Franzoſen. Sie ſind mit den Lebenden ſo unzufrieden, daſs ſie Gott weiß was von dem Todten erwarten. Ihr irrt euch. Ihr werdet einen ſehr ſtillen Mann an ihm finden.]

Während aber der kluge Präſident des Konſeils die Nationaleitelkeit unſerer lieben Kechenäer, der Maulaufſperrer an der Seine, mit Erfolg zu kitzeln und auszubeuten weiß, zeigt er ſich ſehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Intereſſen eines Landes oder eines Volks, ſondern die Intereſſen der Menſchheit ſelbſt in Betracht kommen. Iſt es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfſinn, was ihn verleitete, für den franzöſiſchen Konſul, dem in der Tragödie zu Damaskus die ſchändlichſte Rolle zugeſchrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers iſt ein Mann von großer Einſicht und Humanität, aber er iſt auch Staatsmann, er bedarf nicht bloß der revolutionären Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muſs tranſigieren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Klerus als ein gouvernementales Mittel benützen, nämlich jenen Theil des Klerus, der, von der älteren Bourboniſchen Linie Nichts mehr erwartend, ſich der jetzigen Regierung angeſchloſſen hat. Zu dieſem Theil des Klerus, welchen man den clergé rallié nennt, gehören ſehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens „Univers;“ Letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und Dieſer ſucht wieder in Jenen ſeine Stütze. Graf Montalembert, das rührigſte Mitglied der frommen Geſellſchaft und ſeit dem erſten März auch Seïde des Herrn Thiers, iſt der ſichtbare Vermittler zwiſchen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwiſchen dem ehemaligen Redakteur des „National“ und den jetzigen Redaktoren des „Univers,“ die in ihren Kolumnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton ſei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher franzöſiſcher Konſul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeſchafft ward. Später war er Konſul in Tiflis, wo er ebenfalls das Feld räumen muſste, und zwar wegen Dingen, die nicht ſonderlich ehrender Art ſind; nur ſo Viel will ich bemerken, daſs damals der ruſſiſche Botſchafter zu

Paris, Graf Pahlen, dem hieſigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Molé, die beſtimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Ratti-Menton nicht von Tiflis abberufe, werde die kaiſerlich ruſſiſche Regierung Denſelben ſchimpflich zu entfernen wiſſen. Man hätte das Holz, wodurch man Flammen ſchüren will, nicht von ſo faulem Baume nehmen ſollen! —

[Zwiſchen dem „Univers“ und der „Quotidienne,“ welche ſich von Erſterem durch einen etwas chevaleresken Ton unterſcheidet, hat ſich in Betreff der Damascener Vorgänge eine Polemik entſponnen, die ſehr wunderlicher, faſt ergötzlicher Art iſt; die „Quotidienne,“ ein Organ der reinen Legitimiſten, der Anhänger der älteren Linie, ſteht in natürlicher Fehde mit jenem Theil des Klerus, welcher ſich der jüngeren Linie der Bourbonen, der herrſchenden Dynaſtie, anſchließt.]

VII.

Paris, den 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat durch die überzeugende Klarheit, womit er in der Kammer die trockenſten und verworrenſten Gegenſtände abhandelte, wieder neue Lorbern errungen. Die Bankverhältniſſe wurden uns durch ſeine Rede ganz veranſchaulicht, ſo wie auch die Algier'ſchen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann verſteht Alles; es iſt ſchade, daſs er ſich nicht auf deutſche Philoſophie gelegt hat; er würde auch dieſe zu verdeutlichen wiſſen. Aber wer weiß! wenn die Ereigniſſe ihn antreiben und er ſich auch mit Deutſchland beſchäftigen muſs, wird er über Hegel und Schelling eben ſo belehrend ſprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Intereſſen Europa's als die kommerciellen, financiellen und Kolonialgegenſtände, die in der Kammer zur Sprache kamen, iſt die feierliche Rückkehr der irdiſchen Reſte Napoleon's. Dieſe Angelegenheit beſchäftigt hier noch immer alle Geiſter, die höchſten wie die niedrigſten. Während unten im Volke Alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben, in den kältern Regionen der Geſellſchaft, über die Gefahren, die jetzt von Sankt Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer ſehr bedenklichen Todtenfeier bedrohen. Ja, könnte man ſchon den nächſten Morgen die Aſche des Kaiſers unter der Kuppel des Invalidenpallaſtes beiſetzen, ſo dürfte man dem jetzigen Miniſterium Kraft genug zutrauen, bei dieſem Leichenbegängniſſe jeden ungefugen Ausbruch der Leidenſchaften zu verhüten. Aber wird es dieſe Kraft noch nach ſechs Monaten beſitzen, zur Zeit, wenn der triumphierende Sarg in die Seine hereinſchwimmt? In Frankreich, dem rauſchenden Lande der Bewegung, können ſich binnen ſechs Monaten die ſonderbarſten Dinge ereignen; Thiers iſt unterdeſſen vielleicht wieder Privatmann geworden (was wir ſehr wünſchten), oder er iſt unterdeſſen als Miniſter ſehr depopulariſiert (was wir ſehr befürchten), oder Frankreich ward unterdeſſen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Aſche Napoleon's einige Funken hervorſprühen, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Zunder bedeckt iſt!

Schuf Herr Thiers [— meinen Viele, — ſchuf er] jene Gefahr, um ſich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunſt zutraut, alle ſelbſtgeſchaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder [— meinen wieder Andere —] ſucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daſs er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müſſte? Herr Thiers weiß ſehr gut, daſs, wenn er, in die Oppoſition zurückſinkend, den jetzigen Thron umſtürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den beſten Dienſt den ſchlechteſten Dank widmen würden; im günſtigſten Falle ſchöben ſie ihn ſacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklötze, könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Dergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten*), wenn er deſſen Wiedereinſetzung förderte.

---

*) Hier findet ſich, ſtatt der oben folgenden Zeilen, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nachſtehende Stelle: „ein wiedereingeſetzter Bonaparte würde in rührender Dankbarkeit verharren; die matte Kreatur würde ihren ſtarken Schöpfer um ſo preiſender verehren je bedürftiger ſie ſeiner Nachſtütze beſtändig bliebe. Dazu kommt, daß es leichter iſt, in Frankreich ein Bonapartiſtenregiment als eine Republik zu ſtiften;

Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartiſtenregiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzoſen, aller republikaniſchen Eigenſchaften bar, ſind ihrer Natur nach ganz bonapartiſtiſch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbſtgenügſamkeit, die innere und die äußere Ruhe; ſie lieben den Krieg des Krieges wegen; ſelbſt im Frieden iſt ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen ſich gern am Trommelſchlag und Pulverdampf, an Knalleffekten jeder Art.

Dadurch, daß Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus ſchmeichelte, hat er unter den Franzoſen die außerordentlichſte Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er ſelber ein kleiner Napoleon iſt, wie ihn jüngſt ein deutſcher Korreſpondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner

---

gegen erſteres würde weder die Bourgeoiſie noch die Armee ſo großen Widerſtand leiſten wie gegen die Republik. Der Bourgeoiſie liegt nur an einem ſichern Schutzvogt des Eigenthums. Und gar die Armee — in dem Schrei: Vive l'empereur! liegen ſo viele funkelnde Epauletten, ſo viele Herzogsuniformen, ſo viele Kontributionen, kurz der glänzendſte Köder der Raubſucht und Eitelkeit."

Der Herausgeber.

gothiſcher Dom! Ein gothiſcher Dom erregt eben dadurch unſer Erſtaunen, weil er ſo koloſſal, ſo groß iſt. Im verjüngten Maßſtabe verlöre er alle Bedeutung. Herr Thiers iſt gewiſs mehr als ſo ein winziges Dömchen. Sein Geiſt überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich Manche darunter ſind, die von bedeutender Statur. Keiner kann ſich mit ihm meſſen, und in einem Kampfe mit ihm muſs die Schlauheit ſelbſt den Kürzern ziehen. Er iſt der klügſte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es ſelbſt geſteht. In ſeiner ſchnellzüngigen Weiſe ſoll er nämlich voriges Jahr während der Miniſterkriſis zum König geſagt haben: „Eure Majeſtät glauben, Sie ſeien der klügſte Mann in dieſem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger iſt, und Das bin ich!“ Der ſchlaue Philipp ſoll hierauf geantwortet haben: „Sie irren ſich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht ſagen.“ — Dem ſei aber, wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieſer Stunde durch die Gemächer der Tuilerien mit dem Selbſtbewuſſtſein ſeiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleaniſchen Dynaſtie.

Wird er lange dieſe Allmacht behaupten? Iſt er nicht jetzt ſchon heimlich gebrochen in Folge ungeheurer Anſtrengungen? Sein Haupt iſt vor der

Zeit gebleicht, man findet darauf gewiſs kein einziges ſchwarzes Haar mehr; und je länger er herrſcht, deſto mehr ſchwindet die kecke Geſundheit ſeines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er ſich bewegt, hat jetzt ſogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig iſt ſie noch immer, dieſe Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzoſen ſind, in Vergleichung mit Thiers erſcheinen ſie wie lauter plumpe Deutſche.

VIII.

Paris, den 27. Mai 1840.

Über die Blutfrage von Damaſkus haben norddeutſche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datiert, aber wohl aus derſelben Feder gefloſſen ſind, und im Intereſſe einer gewiſſen Klicke das Urtheil des deutſchen Publikums irre leiten ſollen. Wir laſſen die Perſönlichkeit und die Motive jenes Berichterſtatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Unterſuchung der Damaſcener Vorgänge; nur über Das, was in Beziehung derſelben von den hieſigen Juden und der hieſigen Preſſe geſagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieſer Aufgabe leitet uns mehr das Intereſſe der Wahrheit als der Perſonen; und was gar die hieſigen Juden betrifft, ſo iſt es möglich, daſs unſer

Zeugnis eher gegen ſie als für ſie ſpräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn ſie, wie die erwähnten norddeutſchen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damaskus einen ſo großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer ſcheuten. Aber es iſt nicht der Fall. Die Juden in Frankreich ſind ſchon zu lange emancipiert, als daſs die Stammesbande nicht ſehr gelockert wären, ſie ſind faſt ganz untergegangen, oder beſſer geſagt, aufgegangen in der franzöſiſchen Nationalität; ſie ſind gerade eben ſolche Franzoſen wie die Andern, und haben alſo auch Anwandlungen von Enthuſiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß iſt, ſogar drei Tage dauern! — und Das gilt von den Beſſern. Viele unter ihnen üben noch den jüdiſchen Ceremonialdienſt, den äußerlichen Kultus, mechaniſch, ohne zu wiſſen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge eben ſo wie in der chriſtlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'ſchen Kritik zerſtörend gewirkt. Bei den franzöſiſchen Juden, wie bei den übrigen Franzoſen, iſt das Gold der Gott des Tages, und die Induſtrie iſt die herrſchende Religion. In dieſer Beziehung dürfte man die hieſigen Juden in zwei Sekten eintheilen; in die Sekte der rive droite und die Sekte der rive gauche; dieſe Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eiſenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seineufer, die andere dem linken Ufer entlang, nach Verſailles führen und von zwei berühmten Finanzrabbinern geleitet werden, die mit einander eben ſo divergierend hadern, wie einſt Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müſſen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothſchild, die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er für das Haus Iſrael eine edlere Sympathie an den Tag legte, als ſein ſchriftgelehrter Antagoniſt, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines franzöſiſchen Konſuls, ſeine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerſchütterlichen Seelenruhe eines Hillel in der franzöſiſchen Deputiertenkammer einige ſchöne Reden hielt über die Konverſion der Renten und den Diskonto der Bank.

Das Intereſſe, welches die hieſigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reduciert ſich auf ſehr geringfügige Manifeſtationen. Das iſraelitiſche Konſiſtorium, in der lauen Weiſe aller Körperſchaften, verſammelte ſich und deliberierte; das einzige Reſultat dieſer Deliberationen war die Meinung, daſs man die Aktenſtücke des Proceſſes zur öffentlichen Kunde bringen müſſe. Herr Cremieux, der berühmte Advokat, welcher nicht bloß den Juden, ſondern den Unterdrückten aller Konfeſſionen und aller Doktrinen zu jeder Zeit ſeine großmüthige Beredſamkeit gewidmet, unterzog ſich der obenerwähnten Publikation, und mit Ausnahme einer ſchönen Frau und einiger jungen Gelehrten iſt wohl Herr Cremieux der Einzige in Paris, der ſich der Sache Iſrael's thätig annahm. Mit der größten Aufopferung ſeiner perſönlichen Intereſſen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterliſt, trat er den gehäſſigſten Inſinuationen rückſichtslos entgegen, und erbot ſich ſogar nach Ägypten zu reiſen, wenn dort der Proceſs der Damascener Juden vor das Tribunal des Paſcha Mehemed Ali gezogen werden ſollte. Der ungetreue Berichterſtatter in den erwähnten norddeutſchen Blättern inſinuiert der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mit perfider Nebenbemerkung, daſs Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falſchen Miſſionsberichte in den hieſigen Zeitungen zu entkräften wuſſte, als Inſerat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daſs die Journaldirektionen ſich bereitwillig erklärten, jene Entgegnung ganz gebührfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des ſchleunigſten Abdrucks berechneten einige Redaktionen die Koſten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des iſraelitiſchen Konſiſtoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden ſind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daſs ihr Geiz noch weit größer iſt. Eines der hochgeſchätzteſten Mitglieder des hieſigen Konſiſtoriums — man ſchätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Franks — Herr Wilhelm de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Franks, wenn man zu ihm käme mit einer Kollekte für die Rettung ſeines ganzen Stammes*)! Es iſt eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daſs man Demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden ſeine Stimme erhebt, die unlauterſten Geldmotive zuſchreibt; ich bin überzeugt, nie hat

---

*) Statt dieſes Satzes ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe der folgende: „Die Iſraeliten der neuen Generation ſind noch knickriger als ihre Väter; ja, ich möchte glauben, daſs ſich unter der Jeunesse dorée von Iſrael mehr als ein Millionär findet, der vielleicht keine hundert Franks gäbe, wenn er um dieſen Preis einen ganzen Stamm beduiniſcher Religionsgenoſſen vor der Baſtonade retten könnte!“

Der Herausgeber.

Iſrael Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltſam die Zähne ausriſs, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängſt die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, muſste ich herzlich lachen über die Naivetät, womit der Autor, welchen ſeine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, ſich gegen ſolche Beſchuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzuſetzt: Le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde! Hie und da freilich giebt es Beiſpiele, daſs die Eitelkeit die verſtockten Taſchen der Juden zu erſchließen verſtand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preußiſcher Lieferant, welcher, anſpielend auf ſeinen hebräiſchen Namen Moſes (Moſes heißt nämlich auf Deutſch „aus dem Waſſer gezogen," auf Italiäniſch „del mare"), den dem letztern entſprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, ſtiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanſtalt für verarmte junge Adlige, wozu er über anderthalb Millionen Franks ausſetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain ſo hoch angerechnet wurde, daſs dort ſelbſt die ſtolzälteſten Douairièren und die ſchnippiſch jüngſten Fräulein nicht mehr laut über ihn ſpötteln. Hat dieſer Edelmann aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beigeſteuert bei einer Kollekte für die Intereſſen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daſs ein anderer aus dem Waſſer gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftſteller ſpielt, weder mit ſeinem Gelde noch mit ſeiner Feder für die Stammesgenoſſen thätig war. Hier muſs ich eine Bemerkung ausſprechen, die vielleicht die bitterſte. Unter den getauften Juden ſind Viele, die aus feiger Hypokriſie über Iſrael noch ärgere Miſsreden führen, als deſſen geborne Feinde. In derſelben Weiſe pflegen gewiſſe Schriftſteller, um nicht an ihren Urſprung zu erinnern, ſich über die Juden ſehr ſchlecht oder gar nicht auszuſprechen. Das iſt eine bekannte, betrübſam lächerliche Erſcheinung. Aber es mag nützlich ſein, das Publikum jetzt beſonders darauf aufmerkſam zu machen, da nicht bloß in den erwähnten norddeutſchen Blättern, ſondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung die Inſinuation zu leſen war, als flöſſe Alles, was zu Gunſten der Damascener Juden geſchrieben worden, aus jüdiſchen Quellen, als ſei der öſterreichiſche Konſul zu Damaskus ein Jude, als ſeien die übrigen Konſuln dort, mit Ausnahme des franzöſiſchen, lauter Juden. Wir kennen dieſe Taktik, wir erlebten ſie bereits bei Gelegenheit des jungen Deutſchlands. Nein, ſämmtliche Konſuln von Damaskus ſind Chriſten, und daſs der öſterreichiſche Konſul dort nicht einmal jüdiſchen Urſprungs iſt, dafür bürgt uns eben die rückſichtsloſe, offene Weiſe, womit er die Juden gegen den franzöſiſchen Konſul in Schutz nahm; — was der Letztere iſt, wird die Zeit lehren.

IX.

Paris, den 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch ſeit der Verkündigung ſeiner poſthumen Rückkehr, und gar beſonders ſeit die Kammer in Betreff der nothwendigen Koſten einen ſo kläglichen Beſchluſs gefaſſt. Letzteres war wieder eine Unbeſonnenheit, die dem Verwerfen der Nemours'ſchen Dotation an die Seite geſetzt werden darf. Die Kammer iſt durch jenen Beſchluſs mit den Sympathien des franzöſiſchen Volks in eine bedenkliche Oppoſition gerathen. Gott weiß, es geſchah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translation der Napoleoniſchen Aſche eben ſo begeiſtert wie das übrige Volk; aber allmählich kam ſie zu einer entgegengeſetzten Beſinnung, als ſie die eventuellen

Gefahren berechnete und als ſie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartiſten vernahm, das in der That nicht ſehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaiſers ein geneigteres Ohr, und ſowohl die eigentlichen Legitimiſten als auch die Royaliſten von der laxen Obſervanz benutzten dieſe Miſsſtimmung, indem ſie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geſchickt hervortraten. So gab uns namentlich die „Gazette de France“ eine Blumenleſe von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Conſtant's u. ſ. w. Unſer Einer, der in Deutſchland an derbere Koſt gewöhnt, muſste darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodierend, neben jenen franzöſiſchen Excerpten eben ſo viele Parallelſtellen ſetzte von deutſchen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn“ führte eine Miſtgabel, womit er auf den Korſen weit wüthender zuſtach, als ſo ein Chateaubriand mit ſeinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Kontraſte, und doch welche Ähnlichkeit *)!

---

*) „zwiſchen dieſen beiden Narren!“ ſteht noch in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

War aber Chateaubriand ſehr parteiiſch in ſeiner Beurtheilung des Kaiſers, ſo war es Letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weiſe, womit er ſich auf Sankt Helena über den Pilgrim von Jeruſalem ausſprach. Er ſagte nämlich: C'est une âme rampante qui a la manie d'écrire des livres. Nein, Chateaubriand iſt keine niedrige Seele, ſondern er iſt bloß ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die Andern heiter und kurzweilig ſind*). Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Luſtigmacher von Ludwig XIII. Ich glaube, er hieß Angeli, trug eine Jacke von ſchwarzer Farbe, auch eine ſchwarze Kappe mit ſchwarzen Schellen, und riſs betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komiſches; dazwiſchen höre ich ſtets das Geklingel der ſchwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünſtelte Schwermuth, die affektierten Todesgedanken, auf die Länge eben ſo widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er ſei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleon's beſchäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, ſeine oratoriſchen Flöre und Immortellen, den ganzen Pomp ſeiner Begräbnisphantaſie auszukramen; ſein Pamphlet wird ein geſchriebener Katafalk werden, und an ſilbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen laſſen; denn er verehrt den Kaiſer, ſeit er todt iſt.

---

*) „während die franzöſiſchen Narren insgemein heiter und kurzweilig ſind.“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn ſie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaiſers von der Inſel Elba, während der hundert Tage, war ſie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu ſingen, und ſtellte nur zur Bedingung, daſs ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem ſeligen Vater ſchuldete, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiſer dieſes Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inſpiration für die erbotenen Preisgeſänge, und Corinna improviſierte jene Tiraden, die dieſer Tage von der „Gazette de France“ ſo wohlgefällig wiederholt wurden*). Point d'argent, point de Suisses! — Daſs dieſe Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Conſtant an wendbar, iſt uns leider nur gar zu ſehr bekannt. [Auch dieſer Republikaner aus der Schweiz nahm Geld, Geld von Ludwig Philipp, einige Zeit nach der Juliusrevolution] . . . Doch laſſt uns nicht weiter die Perſonen beleuchten, die den Kaiſer geſchmäht haben. Genug, Madame de Staël iſt todt, und Benjamin Conſtant iſt todt, und Chateaubriand iſt, ſo zu ſagen, auch todt; wenigſtens, wie er uns ſeit Jahren verſichert, beſchäftigt er ſich ausſchließlich mit ſeiner Beerdigung, und ſeine Mémoires d'outre-tombe, die er ſtückweiſe herausgiebt, ſind nichts Anderes als ein Leichenbegängnis, das er vor ſeinem definitiven Hinſcheiden ſelber veranſtaltet, wie einſt der Kaiſer Karl V. Genug, er iſt als todt zu betrachten, und er hat in ſeiner Schrift das Recht, den Napoleon wie ſeines Gleichen zu behandeln.

---

*) Statt der oben folgenden Sätze heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe: „Wir haben nicht das Herz, von dem armen Benjamin Conſtant zu reden, deſſen Läſterungen, die er gegen den Kaiſer geſpieen, die „Gazette“ ebenfalls wieder abdruckte. Dieſe Perſonen ſind nicht mehr, — genug!“

Der Herausgeber.

Aber nicht bloß die erwähnten Excerpte älterer Autoren, ſondern auch die Rede, die Herr von Lamartine in der Deputiertenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich dieſe Rede lauter Wahrheit enthält. Die Hintergedanken ſind unehrlich, und der Redner ſagte die Wahrheit im Intereſſe der Lüge. Es iſt wahr, es iſt tauſendmal wahr, daſs Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Deſpot, gekrönte Selbſtſucht, und daſs ſeine Verherrlichung ein böſes, gefährliches Beiſpiel. Es iſt wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Geſetze mit Füßen und ſogar die Geſetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugniſſe im Hoſpital des Luxembourg. Aber es iſt nicht dieſer liberticide Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendſten Leichenſpiele und Denkmale widmen ſollt! Nein, es iſt der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräſentierte, deſſen Verherrlichung in Frage ſteht; in ſeiner Perſon ſiegte das franzöſiſche Volk, in ſeiner Perſon ward es gedemüthigt, in ſeiner Perſon ehrt und feiert es ſich ſelber — und Das fühlt jeder Franzoſe, und deſshalb vergiſſt man alle Schattenſeiten des Verſtorbenen und huldigt ihm quand même, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Knickerei. — Die Rede des Herrn von Lamartine war ein Meiſterſtück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen ſchwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird ſpärlich bedeckt von den ſchönen Worten, und das Miniſterium darf ſich eher freuen als betrüben, daſs ſeine Feinde ihre antinationalen Gefühle ſo ungeſchickt verrathen haben.

X.

Paris, den 3. Juni 1840.

Die Pariſer Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenſeits des Rheines geleſen, und man pflegt dort der heimatlichen Preſſe, im Vergleich mit der franzöſiſchen, den Werth derſelben überſchätzend, alles Verdienſt abzuſprechen. Es iſt wahr, die hieſigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutſchland ſelbſt der nachſichtigſte Cenſor ſtreichen würde; es iſt wahr, die Artikel ſind in den franzöſiſchen Blättern beſſer geſchrieben und logiſcher abgefaſſt, als in den deutſchen, wo der Verfaſſer ſeine politiſche Sprache erſt ſchaffen und durch die Urwälder ſeiner Ideen ſich mühſam durchkämpfen muſs; es iſt wahr, der Franzoſe weiß ſeine Gedanken beſſer zu redigieren, und er entkleidet dieſelben vor den Augen des Publikums bis zur deutlichſten Nacktheit, während der deutſche Journaliſt, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothſtift, ſeine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen ſucht; und dennoch, wenn man die franzöſiſche Preſſe nicht nach ihrer äußern Erſcheinung beurtheilt, ſondern ſie in ihrem Innern, in ihren Büreaux, belauſcht, muſs man eingeſtehen, daſs ſie an einer beſonderen Art von Unfreiheit leidet, die der deutſchen Preſſe ganz fremd und vielleicht verderblicher iſt als unſere transrhenaniſche Cenſur. Alsdann muſs man auch eingeſtehen, daſs die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzoſe ſeine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürren Einſeitigkeit und mechaniſchen Beſchränkung hervorgeht, die weit miſslicher iſt, als die blühende Konfuſion und unbeholfene Überfülle des deutſchen Journaliſten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die franzöſiſche Tagespreſſe iſt gewiſſermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines franzöſiſchen Journals iſt mit ſo vielen Koſten und Schwierigkeiten verbunden, daſs nur Perſonen, die im Stande ſind, die größten Summen aufs Spiel zu ſetzen, ein Journal errichten können. Es ſind daher gewöhnlich Kapitaliſten oder ſonſtige Induſtrielle, die das Geld herſchießen zur Stiftung eines Journals; ſie ſpekulieren dabei auf den Abſatz, den das Blatt finden werde, wenn es ſich als Organ einer beſtimmten Partei geltend zu machen verſtanden, oder ſie hegen gar den Hintergedanken, das Journal ſpäterhin, ſobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf dieſe Weiſe, angewieſen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Miniſteriums, gerathen die Journale in eine beſchränkende Abhängigkeit, und, was noch ſchlimmer iſt, in eine Exkluſivität, eine Ausſchließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmniſſe der deutſchen Cenſur nur wie heitere Roſenketten erſcheinen dürften. Der Redakteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein Kondottiere, der durch ſeine Kolonnen die Intereſſen und Paſſionen der Partei, die ihn durch Abſatz oder Subvention gedungen hat, verficht und vertheidigt. Seine Unterredakteure, ſeine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militäriſcher Subordination, und ſie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präciſion, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrſcht die ſtrengſte Diſciplin des Gedankens und ſogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtſamer Mitarbeiter das Kommando überhört, hat er nicht ganz ſo geſchrieben, wie die Konſigne lautete, ſo ſchneidet der Redakteur en chef ins Fleiſch ſeines Aufſatzes mit einer militäriſchen Unbarmherzigkeit, wie ſie bei keinem deutſchen Cenſor zu finden wäre. Ein deutſcher Cenſor iſt ja auch ein Deutſcher, und bei ſeiner gemüthlichen Vielſeitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redakteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein praktiſch einſeitiger Franzoſe, hat ſeine beſtimmte Meinung, die er ſich ein- für allemal mit beſtimmten Worten formuliert hat, oder die ihm wohlformuliert von ſeinen Kommittenten überliefert worden. Käme nun gar Jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufſatz, der zu den erwähnten Zwecken ſeines Journals in keiner fördernden Beziehung ſtände, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Intereſſe hätte für das Publikum, dem das Blatt als Organ dient, ſo wird der Aufſatz ſtreng zurückgewieſen mit den ſakramentalen Worten: Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun ſolchermaßen von den hieſigen Journalen jedes ſeine beſondre politiſche Farbe und ſeinen beſtimmten Ideenkreis hat, ſo iſt leicht begreiflich, daſs Jemand, der Etwas zu ſagen hätte, was dieſen Ideenkreis überſchritte und auch keine

Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für ſeine Mittheilungen finden würde. Ja, ſobald man ſich entfernt von der Diskuſſion der Tagesintereſſen, den ſogenannten Aktualitäten, ſobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd ſind, ſobald man etwa nur die Sache der Menſchheit beſprechen wollte, würden die Redakteure der hieſigen Journale einen ſolchen Artikel mit ironiſcher Höflichkeit zurückweiſen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncierende Vermittlung mit dem Publikum reden kann, ſo iſt die Charte, die jedem Franzoſen die Veröffentlichung ſeiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und faktiſch exiſtiert für dieſe durchaus keine Preſsfreiheit — Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.

Vorſtehende Andeutungen befördern vielleicht das Verſtändnis mancher unbegreiflichen Erſcheinungen, und ich überlaſſe es dem deutſchen Leſer, allerlei nützliche Belehrung daraus zu ſchöpfen. Zunächſt aber mögen ſie zur Aufklärung dienen, weſshalb die franzöſiſche Preſſe in Betreff der Juden von Damaskus nicht ſo unbedingt ſich zu Gunſten derſelben ausſprach, wie man gewiſs in Deutſchland erwartete. Ja*), der Berichterſtatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutſchen Blätter hat ſich keine direkte Unwahrheit zu Schulden kommen laſſen, wenn er frohlockend referierte, daſs die franzöſiſche Preſſe bei dieſer Gelegenheit keine ſonderliche Sympathie für Iſrael an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete ſich wohlweislich, den Grund dieſer Erſcheinung aufzudecken, der ganz einfach darin beſteht, daſs der Präſident des Miniſter-Konſeils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den franzöſiſchen Konſul von Damaskus, Partei genommen und den Redakteuren aller Blätter, die jetzt unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, in dieſer Angelegenheit ſeine Anſicht kundgegeben. Es ſind gewiſs viele honette und ſehr honette Leute unter dieſen Journaliſten, aber ſie gehorchen jetzt mit militäriſcher Disciplin dem Kommando jenes Generaliſſimus der öffentlichen Meinung, in deſſen Vorkabinett ſie ſich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du jour zuſammenfinden und gewiſs ohne Lachen ſich einander nicht anſehen können; franzöſiſche Haruſpices können ihre Lachmuſkeln nicht ſo gut beherrſchen, wie die römiſchen, von denen Cicero ſpricht. In ſeinen Morgenaudienzen verſichert Herr Thiers mit der Miene der höchſten Überzeugung, es ſei eine ausgemachte Sache, daſs die Juden Chriſtenblut am Paſſahfeſte ſöffen, chacun à son goût, alle Zeugenausſagen hätten beſtätigt, daſs der Rabbiner von Damaskus den Pater Thomas abgeſchlachtet und ſein Blut getrunken — das Fleiſch ſei wahrſcheinlich von geringern Synagogenbeamten verſchmauſt worden; — da ſähen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiöſen Fanatismus, der noch im Oriente herrſchend ſei, während die Juden des Occidentes viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen ſich durch Vorurtheilsloſigkeit und einen gebildeten Geſchmack auszeichne, z. B. Herr von Rothſchild, der zwar nicht zur chriſtlichen Kirche, aber deſto eifriger zur chriſtlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Chriſtenheit, den Liebling Talleyrand's, ehemaligen Biſchofs von Autun, in Dienſt genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Ärger ſeiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn ſie Dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muſs, oder wenn ſie gar ſieht, wie derſelbe mit ihren ärgſten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-

---

*) Der vorhergehende Theil dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Jeſuiten, der als das thätigſte Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt iſt. Dieſer Anführer der ſogenannten Neokatholiken dirigiert die Zelotenzeitung „l'Univers," ein Blatt, welches mit eben ſo viel Geiſt wie Perfidie geſchrieben wird; auch der Graf beſitzt Geiſt und Talent, iſt jedoch ein ſeltſames Zwitterweſen von adligem Hochmuth und romantiſcher Bigotterie, und dieſe Miſchung offenbart ſich am naivſten in ſeiner Legende von der heiligen Eliſabeth, einer ungariſchen Prinzeſſin, die er en parenthèse für ſeine Kouſine erklärt, und die von ſo ſchrecklich chriſtlicher Demuth geweſen ſein ſoll, daſs ſie mit ihrer frommen Zunge den räudigſten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja daſs ſie vor lauter Frömmigkeit ſogar ihren eigenen Urin ſoff.

Nach dieſen Andeutungen begreift man jetzt ſehr leicht die illiberale Sprache jener Oppoſitionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Zeter geſchrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus und über den Elenden, der als franzöſiſcher Konſul dort den Namen Frankreichs ſchändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Fould auch in der Deputiertenkammer das Betragen des franzöſiſchen Konſuls von Damaskus zur Sprache gebracht. Ich muſs alſo zunächſt den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngſten Berichte gegen jenen Deputierten entſchlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geiſt, an den Verſtandeskräften des Herrn Fould; auch ich halte ihn für eine der größten Kapacitäten der franzöſiſchen Kammer; aber ich zweifelte an ſeinem Gemüthe. Wie gern laſſe ich mich beſchämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und ſie durch die That meinen Beſchuldigungen widerſprechen. Die Interpellation des Herrn Fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur ſehr wenige Blätter haben von ſeiner Rede Auszüge gegeben; die miniſteriellen Blätter haben auch dieſe unterdrückt und die Thiers'ſchen Entgegnungen deſto ausführlicher mitgetheilt*). Im „Moniteur" habe ich ſie ganz geleſen. Der Ausdruck: „La religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir," muſſte einen Deutſchen ſehr frappieren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meiſterſtück von Perfidie; durch Ausweichen, durch Verſchweigen Deſſen, was er wiſſe, durch ſcheinbar ängſtliche Zurückhaltung, wuſſte er ſeine Gegner aufs köſtlichſte zu verdächtigen. Hörte man ihn reden, ſo konnte man am

---

*) Die beiden folgenden Sätze fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden ſei Kapuzinerfleiſch. — Aber nein, großer Geſchichtſchreiber und ſehr kleiner Theolog, im Morgenland eben ſo wenig wie im Abendland erlaubt das alte Teſtament ſeinen Bekennern ſolche ſchmutzige Atzung, der Abſcheu der Juden vor jedem Blutgenuß iſt ihnen ganz eigenthümlich, er ſpricht ſich aus in den erſten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgeſetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanſchauung vom Reinen und Unreinen, in dieſer tiefſinnig kosmogoniſchen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichſam eine phyſiſche Ethik bildet und von Paulus, der ſie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Nein, die Nachkömmlinge Iſrael's, des reinen, auserleſenen Prieſtervolks, ſie eſſen kein Schweinefleiſch, auch keine alten Franciskaner, ſie trinken kein Blut, eben ſo wenig wie ſie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Eliſabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was ſich bei jener Damascener Blutfrage am betrübſamſten herausſtellte, iſt die Unkenntniß der morgenländiſchen Zuſtände, die wir bei dem jetzigen Präſidenten des Konſeils bemerken, eine brillante Unwiſſenheit, die ihn einſt zu den bedenklichſten

Miſsgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine ſyriſche Blutfrage, ſondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnisvolle Frage, welche wir die orientaliſche nennen, eine Löſung oder Anſtalten zur Löſung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers iſt gewöhnlich richtig, aber ſeine Prämiſſen ſind oft ganz falſch, ganz aus der Luft gegriffen, Phantasmen, ausgeheckt im fanatiſchen Sonnenbrand der Klöſter des Libanons und ähnlicher Spelunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm ſeine Emiſſäre, und dieſe berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römiſch-katholiſchen Chriſten im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miſerablen Lateiner wahrhaftig keinen türkiſchen Hund aus ſeinem fataliſtiſchen Ofenloch locken würde. Sie ſind eben ſo ſchwach wie verachtet. Herr Thiers meint, daſs Frankreich, der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einſt durch ſie die Oberhand im Orient gewinnen könne. Da ſind die Engländer viel beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daſs dieſe armſeligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civiliſation mehre Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel verſunkener ſind, als ihre Herren, die Türken, und daſs vielmehr die Bekenner des griechiſchen Symbols beim Sturz des osmaniſchen Reiches, und noch vorher, den Ausſchlag geben könnten. Das Oberhaupt dieſer griechiſchen Chriſten iſt nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konſtantinopel führt, und deſſen Vorgänger dort ſchmachvoll zwiſchen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt iſt der allmächtige Zar von Rußland, der Kaiſer und Papſt aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechiſchen Glaubens; — er iſt ihr geharniſchter Meſſias, der ſie befreien ſoll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einſt ſein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moſchee von Byzanz — ja, Das iſt ihr politiſcher wie ihr religiöſer Glaube, und ſie träumen eine ruſſiſch-griechiſch-orthodoxe Weltherrſchaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Aſien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und, was das Schrecklichſte iſt, dieſer Traum iſt keine Seifenblaſe, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die verſteinernd uns angrinſt, wie das Haupt der Meduſa!

Die Worte Napoleon's auf Sankt Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikaniſche Republik oder eine ruſſiſche Univerſalmonarchie ſein werde, ſind eine ſehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Ausſicht! Günſtigen Falls als Republikaner vor monotoner Langweile ſterben! Arme Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer viel beſſer, als die Franzoſen, über alle orientaliſchen Zuſtände unterrichtet ſind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von brittiſchen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kamel, das durch die Wüſte zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel' Zechinen Mehemed Ali in der Taſche, wie viel' Gedärme dieſer Vicekönig von Ägypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Büreaux von Downingſtreet. Hier glaubt man nicht den Mirakelhiſtörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatſachen und Zahlen. Aber nicht bloß im Orient, auch im Occident hat England ſeine zuverläſſigſten Agenten, und hier begegnen wir nicht ſelten Leuten, die mit ihrer geheimen Miſſion auch die Korreſpondenz für Londoner ariſtokratiſche oder miniſterielle Blätter verbinden; letztere ſind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigſamkeit der Britten erfährt das Publikum ſelten das Gewerbe jener geheimen Berichterſtatter, die ſelbſt den höchſten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Miniſter der äußern Angelegenheiten kennt ſie, und überliefert dieſe Kenntnis ſeinem Nachfolger. Der Bankier im Ausland, der einem engliſchen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie ſeinen Namen, er erhält nur die

Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Perſon auszuzahlen, die ſich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer ſteht, legitimieren werde.

Spätere Notiz[*].

(Mai 1854).

Der vorſtehende Bericht iſt von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus dieſem Berichte hervorgeht, wie unverdient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputierten Benoit Fould ausſprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht in den Sinn, die perſönliche Erſcheinung des erwähnten Deputierten zu verunglimpfen und zu dieſem Behufe ein Spottwort des „National's" zu citieren. Schwärmeriſche Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann beſäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn ſchwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schluſſe eines Artikels in der „Allgemeinen Zeitung,“ der meine Chiffer trage und alſo meiner Autorſchaft zugeſchrieben werden müſſe, hätten ſie eine boshafte Citation aus dem „National“ geleſen, welche den Generaladvokaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, „daſs Letzterer der Einzige geweſen, der dem Generaladvokaten in der Kammer die Hand gereicht habe, und daſs er ſelber wie der Diskurs eines accusateur public ausſähe!“ Wahrlich, einen ſehr ſchwächlichen Begriff von meinem Geiſte und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daſs ich einen Angriff auf einen Mann wie Benoit Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des „National's“ entlehnen müſſte! Eine ſolche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfaſſer der Reiſebilder! Nein, jene Citation, jene Miſère, floſs nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der ſchrecklichen Perſon eines Generaladvokaten, deſſen diskretionäre Befugniſſe ſelbſt die des

---

[*] Dieſe Notiz fehlt, mit Ausnahme der in der Vorrede abgedruckten Stelle in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Miniſters übertrafen, Etwas zu ſchaffen haben; es giebt Perſonen, die man gar nicht erwähnen muſs, wenn man nicht ſpeciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingeſperrtwerdens ſchmachtet. Ich ſage Dieſes jetzt, wo eine ſolche Erklärung von meinen muthigen und kampfluſtigen Kommilitonen nicht miſsdeutet werden kann. Zur Zeit, wo der Artikel mit der läppiſchen Citation aus dem „National“ erſchien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu ſtellen, der anonym erſchienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, ſondern die Redaktion meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um adminiſtrativen Bedürfniſſen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfaſſers sub rosa zuzuflüſtern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfaſſer für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaktion gezwungen iſt, das Journal ſowohl der tauſendköpfigen Leſerwelt, als auch manchen ganz kopfloſen Behörden gegenüber zu vertreten; da ſie mit unzähligen Hinderniſſen, materiellen und moraliſchen, täglich zu kämpfen hat, ſo muſs ihr wohl die Erlaubnis anheimgeſtellt werden, jeden Artikel, den ſie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfniſſen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausſcheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Geſinnung und der noch beſſere Stil des Verfaſſers ſehr bedenklich in die Krumpe. Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es giebt obſkure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einfluſsloſes Publikum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffehauſe vor den reſpektiven Stammgäſten ſchwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maſke, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttauſend Leſern in allen Landen belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſen Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die „Allgemeine Zeitung“ zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſt geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: Liege ich denn etwa auf Roſen? Dieſer wackere Kämpe der deutſchen Preſſe, der ſchon als Jüngling für ſeine liberalen Überzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wiſſen, dem beſten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politiſche Heil ſeiner Mitbürger ſo Viel gethan, viel mehr gethan, als Tauſende von bramarbaſierenden Maulhelden — er ward von dieſen als ſervil verſchrien, und die „Augsburger Hure“ war der Schmähname, womit der Pöbel der Radikalen die „Allgemeine Zeitung“ immer titulierte. —

Doch ich gerathe hier in eine Strömung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher

Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländiſcher Rückſichten wegen ertrug, wenn ich für die „Allgemeine Zeitung" ſchrieb. In dieſer Beziehung begegnete ich mancher Miſsdeutung, ſelbſt in Sphären, wo Intelligenz zu herrſchen pflegte. Eine ſolche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem „National," die man mir fälſchlich zuſchrieb. Da ich nicht gern unſchuldig leide, ſo gerieth ich am Ende auf den unſeligen Gedanken, das Majeſtätsverbrechen, deſſen man mich beſchuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes muſſte der Deputierte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten*). Da ich jedes Unrecht am Ende ſelbſt eingeſtehe, ſo will ich zu meiner eigenen Beſchämung hier erwähnen, daſs der Mann, dem ich jede Kapacität abſprach, ſich bald darauf als ein Staatsmann von höchſter Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

---

*) Die betreffende Stelle findet ſich im letzten Brief des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

XI.

Paris, den 12. Juni 1840.

[Sowohl die Redaktion als das Eigenthum des „Commerce" iſt vor vierzehn Tagen in andere Hände übergegangen. Dieſe Nachricht iſt an ſich freilich nicht ſehr wichtig, aber wir wollen daran allerlei Bemerkungen knüpfen. Zunächſt bemerke ich, daſs dieſe renovierten Blätter dieſer Tage einen Ausfall gegen meine Korreſpondenz in der „Allgemeinen Zeitung" enthielten, der eben ſo ungeſchickt wie albern war. Der Verdächtigung, worauf es abgeſehen, bin ich mit aufgeſchlagenem Viſier im „Conſtitutionel" entgegengetreten. Eine andere Bemerkung, die aber allgemeiner Art, drängt ſich uns entgegen bei der Frage: Welche Farbe wird das „Commerce" jetzt annehmen? Man hat mir nämlich geantwortet: „Dieſes Blatt wird ſich weder für das dermalige

Königthum, noch für die republikaniſche Partei ausſprechen, und vor der Hand wird es wohl bonapartiſtiſch werden." In dieſer ſcheinbar ausweichenden, unbeſtimmten Antwort ertappen wir ein Geſtändnis, das uns über das ganze politiſche Treiben der Franzoſen viel Belehrung und Aufſchluſs gewährt. Nämlich, in dieſer Zeit der Schwankungen, wo Niemand weiß, was ihm die nächſte Zukunft entgegenführt; wo Viele, mit der Gegenwart unzufrieden, dennoch nicht wagen, mit den Tagesherrſchern beſtimmt zu brechen; wo die Meiſten eine Stellung in der Oppoſition einnehmen wollen, die nicht auf immer verpflichtend und eben ſo wenig kompromittierend iſt, ſondern ihnen erlaubt, ohne ſonderlich herbe Retraktionen, je nachdem das Kriegsglück entſcheidet, ins Lager der ſiegenden Republik oder des unüberwindlichen Königthums überzugehen — in dieſer Zeit iſt der Bonapartismus eine bequeme Übergangspartei. Aus dieſem Grunde erkläre ich es mir, weſshalb Jeder, der nicht genau weiß, was er will, oder was er darf, oder was er kann, ſich um die imperialiſtiſche Standarte verſammelt. Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu ſchwören, und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geiſt. Das Gewiſſen, die beſſere Ehre, erlaubt hier auch ſpäterhin jeden

Abfall und Fahnenwechſel. — Und in der That, das napoleoniſche Kaiſerthum war ſelber nichts Anderes, als neutraler Boden für Menſchen von den heterogenſten Geſinnungen, es war eine nützliche Brücke für Leute, die ſich aus dem Strome der Revolution darauf retteten und zwanzig Jahre lang darauf hin und her liefen, unentſchloſſen, ob ſie ſich auf das rechte oder auf das linke Ufer der Zeitmeinungen begeben ſollten. Das napoleoniſche Kaiſerthum war kaum etwas Anderes als ein abenteuerliches Interregnum ohne geiſtige Notabilitäten, und all ſeine ideelle Blüthe reſumiert ſich in einem einzigen Manne, der am Ende ſelber Nichts iſt, als eine glänzende Thatſache, deren Bedeutung wenigſtens bis jetzt noch halb ein Geheimnis iſt. Dieſes materielle Zwiſchenreich war ganz den damaligen Bedürfniſſen angemeſſen. Wie leicht konnten die franzöſiſchen Sanskülotten in die galonierten Prachthoſen des Empire hineinſpringen, mit welcher Leichtigkeit hingen ſie ſpäter die befiederten Hüte und goldnen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel, und griffen wieder zur rothen Mütze und zu den Rechten der Menſchheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelſtolzen Royaliſten, ſie brauchten ihrem angebornen Höflingsſinn keineswegs zu entſagen, als ſie dem Napoleon I. ſtatt Ludwig XVI.

dienten, und als ſie, dem Erſtern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrſcher, Ludwig XVIII., huldigten!

Trotzdem, daſs der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die ſich nicht für eine Idee entſcheiden wollen, in ſich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daſs er ſo bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrſchaft, ſo dürfte auch dieſe nicht von langer Dauer ſein, und ſie würde, ganz wie die frühere napoleoniſche Regierung, nur eine kurze Vermittlungsperiode bilden. — Unterdeſſen aber verſammeln ſich alle möglichen Raubvögel um den todten Adler, und die Einſichtigen unter den Franzoſen werden nicht wenig dadurch geängſtigt. Die Majorität in der Kammer hat vielleicht doch nicht ſo ganz Unrecht gehabt, als ſie die zweite Begräbnismillion verweigerte und hiedurch die auflodernde Eroberungsſucht etwas dämpfte. Die Kammer beſitzt den Inſtinkt der nationalen Selbſterhaltung, und ſie hatte vielleicht eine dunkle Ahnung, daſs dieſer Bonapartismus ohne Bonaparte, dieſe Kriegsluſt ohne den größten Feldherrn, das franzöſiſche Volk ſeinem Untergang entgegenführt.

„Und wer ſagt Ihnen, daſs wir Deſſen nicht ganz bewuſſt waren, als wir über die zwei Millionen der Leichenfeier votierten?" Dieſe Worte entſchlüpften geſtern einem meiner Freunde, einem Deputierten, mit welchem ich, die Galerie des Palais-royal durchwandelnd, über jenes Votum ſprach. Wichtiges und erfreuliches Geſtändnis! um ſo mehr, als es aus dem Munde eines Mannes kommt, der nicht zu den blöden Zitterſeelen gehört; vielleicht ſogar iſt bei dieſem Gegenſtand ſein Name von einiger Bedeutung wegen der glorreichen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen — es iſt der Sohn jenes tugendhaften Kriegers, der im Heilausſchuſs ſaß und den Sieg organiſierte — es iſt Hippolyt Carnot. Heilausſchuſs! comité du salut public! Das Wort klingt noch weit erſchütternder als der Name Napoleon Bonaparte. Dieſer iſt doch nur ein zahmer Gott des Olymps, im Vergleich mit jener wilden Titanenverſammlung.]*)

---

*) An dieſen Brief ſchließt ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein Bericht über Spontini, dem wir einen geeigneten Platz im elften Band angewieſen.

Der Herausgeber.

XII.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigſtens vor den Deputierten und Fortepianoſpielern, den zwei ſchrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr ſo Viel erdulden müſſen. Das Palais Bourbon und die Salons der Herren Erard und Herz ſind mit dreifachen Schlöſſern verriegelt. Gottlob, die politiſchen und muſikaliſchen Virtuoſen ſchweigen! Die paar Greiſe, die im Luxembourg ſitzen, murmeln immer leiſer, oder nicken ſchlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beſchlüſſen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Miniſterium auslegte; aber ſie meinten es nicht ſo ernſthaft. Herr Thiers hat Nichts weniger als einen bedeutenden Widerſpruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf dieſe kann er noch ſicherer zählen, als auf ſeine Schildhalter in der Deputiertenkammer, obgleich er auch Letztere mit gar ſtarken Banden und Bändchen, mit rhetoriſchen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten an ſeine Perſon gefeſſelt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächſten Winter hervorbrechen, nämlich wenn [Herr Odilon-Barrot ins Miniſterium getreten und] Herr Guizot, der ſeinen Geſandtſchaftspoſten aufgeben wird, von London zurückkehrt und ſeine Oppoſition gegen Herrn Thiers aufs Neue eröffnet. Dieſe beiden Nebenbuhler haben ſchon frühe begriffen, daſs ſie zwar einen kurzen Waffenſtillſtand ſchließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende deſſelben findet vielleicht auch das ganze parlamentariſche Gouvernement in Frankreich ſeinen Abſchluſs *).

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe heißt es, ſtatt des obigen Satzes, etwas ausführlicher: „Was wird das Ende dieſes oratoriſchen Duells ſein? Es dünkt mich ſehr wahrſcheinlich, daß mit dem Kampf zwiſchen den beiden berühmten Fechtmeiſtern der Tribüne und ihren Waffenſpielen auch das ganze parlamentariſche Regime in Frankreich ſeinen Abſchluß finden und durch die pöbelhaften Ausfälle eines Sanskülot-

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Koalition Theil nahm. Er hat ſpäter ſelber eingeſtanden, daſs es ein Fehler geweſen, und gewiſſermaßen um ſich zu rehabilitieren, ging er nach London; er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in ſeiner Stellung als Oppoſitionsmann eingebüßt hatte, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daſs am Ende bei der Wahl eines Konſeilpräſidenten in Frankreich wieder der fremdländiſche Einfluſs obſiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimiſche Sympathien, deren Herr Thiers allmählich verluſtig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zuflöſſen. Böſe Zungen verſichern mir, die Doktrinäre bildeten ſich ein, man liebe ſie ſchon jetzt. So weit geht die Selbſtverblendung ſelbſt bei den geſcheiteſten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir ſind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unſrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem ſchweren, trüben Guizot nie unſre

---

tismus erſetzt werden wird, der nur Fauſtſchläge und Stockprügel kennt, oder durch diejenigen einer Soldateska mit raſſelndem Säbel und Trommelſchlag."

Der Herausgeber.

Anerkenntnis verſagt; es iſt etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in dieſem Manne, und ich glaube, die Intereſſen der Menſchheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon iſt in dieſem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt Niemand mehr an ſeine Aſche, und Das iſt eben ſehr bedenklich. Denn die Begeiſterung, die durch das beſtändige Geträtſche am Ende in eine ſehr beſcheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiſerliche Leichenzug anlangt, mit erneueten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporſprühenden Funken großen Schaden anſtiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte ſehr kühl begraben.

XIII.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hieſigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geſchichte Bürger's, des deutſchen Poeten, tragiert; da ſehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondſchein ſitzt und ſingt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das iſt wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unſerm heutigen Berichte voranſtellen, und zwar in nächſter Beziehung auf das franzöſiſche Miniſterium. — Aus der Ferne ſchreitet die Leiche des Rieſen von Sankt Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen ſich auch die Gräber hier in Paris, und die unzufriedenen Gebeine der Juliushelden ſteigen hervor und wandern nach dem Baſtillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Geſpenſter von Anno 89 noch immer ſpuken

... Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir ſind ſehr beängſtigt wegen der bevorſtehenden Juliustage, die dieſes Jahr ganz beſonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr' kann ſich die Regierung ſolche Schreckenslaſt aufbürden. Die Aufregung wird dieſer Tage um ſo größer ſein, je wahlverwandter die Töne ſind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufſtandes, wo ſogenannte Elende bis zur gröbſten Beleidigung der Majeſtät ſich vergaßen.

Während im Weſten der Succeſſionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln ſich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöslichen Knäuel. Die Revolte in Syrien ſetzt das franzöſiſche Miniſterium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all ſeinem Einfluſs die Macht des Paſcha von Ägypten unterſtützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Chriſten auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouieren — denn dieſe Fahne iſt ja die franzöſiſche Trikolore; die Rebellen wollen ſich durch letztere als Angehörige Frankreichs bekunden, und ſie glauben, daſs dieſes nur ſcheinbar den Mehemed Ali unterſtütze, im Geheimen aber die ſyriſchen Chriſten gegen die ägyptiſche Herrſchaft aufwiegle. In wie weit ſind ſie zu ſolcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholiſchen Partei, ohne Vorwiſſen der franzöſiſchen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Paſcha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe ſich jetzt nach Vertreibung der Ägyptier in Syrien ein chriſtliches Reich begründen? Dieſer eben ſo unzeitige, wie fromme Verſuch wird dort viel Unglück ſtiften. Mehemed Ali war über den Ausbruch der ſyriſchen Revolte ſo entrüſtet, daſs er wie ein wildes Thier raſte und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Chriſten auf dem Berg Libanon. Nur die Vorſtellungen des öſterreichiſchen Generalkonſuls konnten ihn von dieſem unmenſchlichen Vorhaben abbringen, und dieſem hochherzigen Manne verdanken viele Tauſende von Chriſten ihr Leben, während ihm der Paſcha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich ſeinen Namen vor ewiger Schande. Mehemed Ali iſt nicht unempfindlich für das Anſehen, das er bei der civiliſierten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete ſeinen Zorn ganz beſonders durch eine Schilderung der Antipathien, die er durch die Ermordung der Maroniten in ganz Europa auf ſich lüde, zum höchſten Schaden ſeiner Macht und ſeines Ruhmes *).

Das alte Syſtem der Völkervertilgung wird ſolchermaßen durch europäiſchen Einfluſs im Orient allmählich verdrängt. Auch die Exiſtenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grauſamkeiten der Tortur einem mildern Kriminalverfahren weichen. Es iſt die Blutgeſchichte von Damaskus, welche dieſes letztere Reſultat hervorbringen wird, und in dieſer Beziehung dürfte die Reiſe des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieſer berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertſten Männern Frankreichs gehört und den ich in dieſen Blättern bereits beſprach, hat ſchon ſeine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von ſeiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen dieſe Gefahren, die ihn vielleicht nur abſchrecken ſollten von ſeinem edlen Beginnen, eben ſo klein ſein wie die Leute, die ſie bereiten! In der That, dieſer Advokat der Juden plädiert zugleich die Sache der ganzen Menſchheit. Um nichts

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Geringeres handelt es ſich, als auch im Orient das europäiſche Verfahren beim Kriminalproceſs einzuführen. Der Proceſs gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein öſterreichiſcher Unterthan inkulpiert war und der öſterreichiſche Konſul gegen das Torquieren deſſelben einſchritt. Jetzt ſoll nun der Proceſs aufs neue inſtruiert werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinſtrumente, die den Beklagten die unſinnigſten Ausſagen abmarterten und die Zeugen einſchüchterten. Der franzöſiſche Oberkonſul in Alexandria ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, um dieſe erneuete Inſtruktion des Proceſſes zu hintertreiben; denn das Betragen des franzöſiſchen Konſuls von Damaskus könnte bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtark beleuchtet werden, und die Schande ſeines Repräſentanten dürfte das Anſehen Frankreichs in Syrien erſchüttern. Und Frankreich hat mit dieſem Lande weit ausgreifende Pläne, die noch von den Kreuzzügen datieren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die ſpäter Napoleon ins Auge faſſte, und woran ſelbſt Herr Thiers denkt, [für den Fall, daſs Algier verloren ginge, und der franzöſiſche Ehrgeiz anderswo im Orient ſein Futter ſuchen müſſte!] Die ſyriſchen Chriſten erwarten ihre Befreiung von den Franzoſen, und dieſe, ſo freigeiſtig ſie auch zu Hauſe ſein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholiſchen Glaubens im Orient und ſchmeicheln dort der Zeloſis der Mönche. So erklären wir es uns, weshalb nicht bloß Herr Cochelet in Alexandria, ſondern ſogar unſer Konſeilpräſident, der Sohn der Revolution in Paris, den Konſul von Damaskus in Schutz nehmen. — Es handelt ſich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwiſchen Beiden keinen großen Unterſchied, und, wie Jener für unſern Haſs, ſo dürften Letztere für unſre Vorliebe zu gering ſein — aber es handelt ſich darum, die Abſchaffung der Tortur durch ein eklatantes Beiſpiel im Orient zu ſanktionieren. — Die Konſuln der europäiſchen Großmächte, namentlich Öſterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Inſtruktion des Proceſſes der Damascener Juden ohne Zulaſſung der Tortur beim Paſcha von Ägypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, daſs eben Herr Cochelet, der franzöſiſche Konſul, der Repräſentant der Revolution und ihres Sohnes, ſich jener erneuten Inſtruktion widerſetzt und für die Tortur Partei nimmt.

XIV.

Paris, den 27. Juli 1840.

Hier überſtürzen ſich die Hiobspoſten; aber die letzte, die ſchlimmſte, die Konvention zwiſchen England, Ruſsland, Öſterreich und Preußen gegen den Paſcha von Ägypten, erregte weit mehr jauchzende Kampfluſt als Beſtürzung, ſowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der geſtrige „Conſtitutionnel,“ welcher ohne Umſchweife geſtand, daſs Frankreich ganz ſchnöde getäuſcht und beleidigt ſei, beleidigt bis zur Vorausſetzung einer feigen Unterwürfigkeit — dieſe miniſterielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenſtoß, man glaubte den großen Zornſchrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalintereſſen bewirken jetzt einen Waffenſtillſtand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimiſten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, verſammeln ſich alle Franzoſen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „perfiden Albion“ iſt ihre gemeinſame Parole.

Wenn ich oben ſagte, daſs die Kampfluſt auch bei der Regierung entloderte, ſo meine ich damit das hieſige Miniſterium und zumal unſern kecken Konſeilpräſidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Konſulats beſchrieben hat, und mit ſüdlich glühender Einbildungskraft ſeinem Helden auf ſo vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es iſt vielleicht ein Unglück, daſs er nicht auch den ruſſiſchen Feldzug und die große Retirade im Geiſte mitmachte. Wäre Herr Thiers in ſeinem Buche bis zu Waterloo gelangt, ſo hätte ſich vielleicht ſein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther, als die kriegeriſchen Gelüſte des Premierminiſters, Das iſt das unbegrenzte Vertrauen, das er in ſeine eigenen militäriſchen Talente ſetzt. Ja, es iſt eine Thatſache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: Herr Thiers glaubt ſteif und feſt, daſs nicht das parlamentariſche Scharmützeln, ſondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenſpiel, ſeine angeborne Vokation ſei. Wir haben es hier nicht mit der Unterſuchung zu thun, ob dieſe innere

Stimme Wahrheit ſpricht oder bloß der eiteln Selbſttäuſchung ſchmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, wie dieſer eingebildete Feldherrnberuf wenigſtens zur Folge hat, daſs Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürſtenkonvents nicht ſonderlich erſchrecken wird, daſs es ihn heimlich freut, durch die äußerſte Nothwendigkeit gezwungen zu ſein, ſeine militäriſchen Talente der überraſchten Welt zu offenbaren, und daſs gewiſs ſchon in dieſem Augenblicke die franzöſiſchen Admirale die beſtimmteſte Ordre erhalten haben, die ägyptiſche Flotte gegen jeden Überfall zu ſchützen.

Ich zweifle nicht an dem Reſultat dieſes Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängſt geſehen, und hege einen großen Reſpekt vor der franzöſiſchen Marine. Letztere iſt bedeutender, als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsſchiffen, die auf dem bekannten Etat ſtehen, und die Frankreich gleichſam officiell beſitzt, wurde ſeit 1814 eine faſt doppelt ſo große Anzahl im Arſenal von Toulon allmählich fertig gebaut, die in einer Friſt von ſechs Wochen ganz bemannbar ausgerüſtet werden kann. — Wird aber durch ein bombardierendes Zuſammentreffen der franzöſiſchen und engliſchen Flotten im mittelländiſchen Meere der Frieden von Europa geſtört werden und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Kontinents werden ſich noch lange beſinnen, ehe ſie ſich wieder mit Frankreich in ein Todesſpiel einlaſſen. Und was John Bull betrifft, ſo weiß dieſer dicke Mann ſehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, ſelbſt wenn Letzteres ganz iſoliert zu ſtehen käme, ſeinem Säckel koſten würde; mit einem Wort, das engliſche Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskoſten bewilligen; und Das iſt die Hauptſache. Entſtünde aber dennoch ein Krieg zwiſchen den beiden Völkern, ſo wäre Das, mythologiſch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Kollegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Abſicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu ſchicken und durch den Generalfeldmarſchall Thiers beſiegen zu laſſen!

XV.

Paris, den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewieſen, daſs er ein ehrlicher Mann iſt; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchſchauen, noch durch Gegenliſt zu vereiteln gewuſſt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand ſtreitig machen. Beruhige dich, puritaniſcher Stutzkopf, die treuloſen „Kavaliere“ haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine ſtolzeſten Selbſtgefühle*), das Bewuſſtſein, daſs du noch immer du ſelbſt biſt. Als Chriſt und Doktrinär wirſt du dein Miſsgeſchick geduldig ertragen, und ſeit wir herzlich über dich lachen können, öffnet ſich dir auch unſer Herz. Du biſt wieder unſer alter lieber Schulmeiſter, und wir freuen uns, daſs der weltliche Glanz dir deine fromme, magiſterliche Naivetät nicht geraubt hat, daſs du gefoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben biſt! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Geſandtſchaftsposten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Ränke des perfiden Albion's zeitig genug auszuſpionieren weiß, oder ein ganz unwiſſenſchaftlicher, derber Burſche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritanniſche Regierungsform, keine höflichen speeches in engliſcher Sprache zu machen verſteht, aber auf Franzöſiſch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzoſen, den erſten beſten Grenadier der alten Garde als Geſandten nach London zu ſchicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationsſekretär mitzugeben.

---

*) „und alle Tröſtungen der charte-vérité.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich ſo ausgezeichnete Köpfe? Worin beſteht ihre Superiorität in dieſem Felde? Ich glaube, ſie beſteht darin, daſs ſie erzproſaiſche Geſchöpfe ſind, daſs keine poetiſchen Illuſionen ſie irre leiten, daſs keine glühende Schwärmerei ſie blendet, daſs ſie die Dinge immer in ihrem nüchternſten Lichte ſehen, den nackten Thatbeſtand feſt ins Auge faſſen, die Bedingniſſe der Zeit und des Ortes genau berechnen und in dieſem Kalkul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelſchlag großmüthiger Gedanken geſtört werden. Ja, ihre Superiorität beſteht darin, daſs ſie keine Einbildungskraft beſitzen. Dieſer Mangel iſt die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realiſtiſchen Unternehmungen, in der Induſtrie, im Maſchinenbau u. ſ. w. Sie haben keine Phantaſie; Das iſt das ganze Geheimnis. Ihre Dichter ſind nur glänzende Ausnahmen; deſshalb gerathen ſie auch in Oppoſition mit ihrem Volke, dem kurznaſigen, halbſtirnigen und hinterkopfloſen Volke, dem auserwählten Volke der Proſa, das in Indien und Italien eben ſo proſaiſch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedleſtreet. Der Duft der Lotusblume berauſcht ſie eben ſo wenig, wie die Flamme des Veſuvs ſie erwärmt. Bis an den Rand des letztern ſchleppen ſie ihre Theekeſſel, und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; Das iſt wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte ſie dort gefallen, ſo würde ich anfangen, an der Poeſie ihrer Füße zu zweifeln. Sie ſelber, die Söhne Albion's, ſind die ſchrecklichſten aller Tänzer, und Strauß verſichert, es gebe keinen Einzigen unter ihnen, welcher Takt halten könne. Auch iſt er in der Grafſchaft Middleſex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen ſah. Dieſe Menſchen haben kein Ohr, weder für Takt noch für Muſik überhaupt, und ihre unnatürliche Paſſion für Klavierſpielen und Singen iſt um ſo widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts ſo Schreckliches wie die engliſche Tonkunſt, es ſei denn die engliſche Malerei. Sie haben weder Gehör- noch Farbenſinn, und manchmal ſteigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchſinn ebenfalls ſtumpf und verſchnupft ſei*); es iſt ſehr leicht möglich, daſs ſie Roſsäpfel und Apfelſinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterſcheiden können.

Aber haben ſie Muth? Dies iſt jetzt das Wichtigſte. Sind die Engländer ſo muthig, wie man ſie auf dem Kontinent beſtändig ſchilderte?

---

*) Dieſer Abſatz ſchließt in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt: „An die Engländer ergehen die Worte der Bibel: Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, ſie haben Stumpfnaſen und riechen nicht.“

Der Herausgeber.

Die vielgerühmte Großmuth der Mylords exiſtiert nur noch auf unſerm Theater, und es iſt leicht möglich, daſs der Aberglaube von der kaltblütigen Kourage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verſchwindet*). Ein ſonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir ſehen, wie ein paar Huſaren hinreichend ſind, ein tobendes Meeting von 100,000 Engländern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, ſo ſind doch die Maſſen erſchlafft durch die Gewöhnungen und Komforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; ſeit ſo langer Zeit blieben ſie im Inlande vom Krieg verſchont, und was den Krieg betrifft, den ſie im Auslande zu beſtehen hatten, ſo führten ſie ihn nicht eigenhändig, ſondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf ſich ſchießen zu laſſen, um Nationalintereſſen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor, einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch dieſen allzu langen Friedenszuſtand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politiſche Verderbnis, die eine Folge der Repräſentativverfaſſung, durch das entnervende Fabrikweſen, durch den ausgebildeten Handelsgeiſt, durch die religiöſe Heuchelei, durch den Pietismus, dieſes ſchlimmſte Opium, ſind die Engländer als Nation ſo unkriegeriſch geworden, wie die Chineſen, und ehe ſie dieſe Letztern überwinden, ſind vielleicht die Franzoſen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttauſend Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleon's ſchwebten die Engländer beſtändig in einer ſolchen Gefahr, und das Land ward nicht geſchützt durch ſeine Bewohner, ſondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine beſeſſen, wie es ſie jetzt beſitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfſchiffe ſchon ſo furchtbar auszubeuten gewuſſt, wie heut zu Tage, ſo wäre Napoleon ſicher an der engliſchen Küſte gelandet, wie einſt Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerſtand gefunden haben; denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normanniſchen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geſchützt und die engliſche Freiheit mit der franzöſiſchen Gleichheit vermählt!

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe beginnt dieſer Abſatz, wie folgt: „Aber ſind ſie ſtark? Dies iſt jetzt das Wichtigſte. Nein, ihre Stärke iſt ſehr zweifelhaft. Wie abgenutzt auch die Vergleichung Englands mit Karthago ſei, es iſt nichtsdeſtoweniger immer noch das alte Karthago, doch ohne einen Hannibal. Seine Truppen ſind Miethlinge. Es iſt wahr, daß der engliſche Soldat tapfer iſt; er iſt von bewährter Tapferkeit, und er verachtet das Feuer des Feindes eben ſo ſehr, wie er ſich ſelber verachten muß, dies arme Werkzeug, das ſich für ein Stück beef verkauft hat, und das man öffentlich auspeitſcht; das Point-d'honneur iſt unverträglich mit der Peitſche. Die Officiere haben Kourage, aber wenig' militäriſche Kenntniſſe; ſie haben ihr Patent erkauft, und der Krieg iſt für ſie ein Geſchäft, in das ſie Geld hineingeſteckt, und das ſie mit jener unerſchütterlichen Kaltblütigkeit betreiben, die man bei allen engliſchen Geſchäftsleuten findet. Der Adel Englands iſt heldenmüthig, und was von ihm in der Marine dient, hat ſogar den Heroismus ſeiner Vorfahren, der Normannen Frankreichs, geerbt. Aber was ſoll ich ſagen von der Maſſe des Volks und von jener Bourgeoiſie, die, ſo zu ſagen, die officielle Nation bildet?"

Der Herausgeber.

Weit greller, als ich ſie ausgeſprochen, ſtiegen die vorſtehenden Gedanken geſtern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Julinshelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmaſſe, die ernſt und ſtolz dieſer Todtenfeier beiwohnte. Ein impoſantes Schauſpiel, und in dieſem Augenblick ſehr bedeutungsvoll. Fürchten ſich die Franzoſen vor den neuen Alliierten? Wenigſtens in den drei Juliustagen ſpüren ſie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann ſogar verſichern, daſs etwa hundertundfünfzig Deputierte, die noch in Paris ſind, ſich aufs beſtimmteſte für den Krieg ausgeſprochen haben, im Fall die beleidigte Nationalehre dieſes Opfer verlange. Was aber das

Wichtigſte, Ludwig Philipp ſcheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet geſagt und für den Fall der Noth den durchgreifendſten Entſchluſs gefaſſt zu haben — Wenigſtens ſagt er es, und Herr Thiers verſichert, daſs er den aufbrauſenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe beſänftige. Oder iſt ſolche Kriegsluſt nur eine Kriegsliſt des göttlichen Dulders Odyſſeus?

XVI.

Paris, den 30. Juli 1840.

Es gab geſtern keine Börſe, eben ſo wenig wie vorgeſtern, und die Kourſe hatten Muße, ſich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat ſeinen Tempel der Furcht, und Das iſt die Börſe, in deren Hallen man immer um ſo ängſtlicher zittert, je ſtürmiſcher der Muth iſt, der draußen tobt.

Ich habe mich geſtern ſehr bitter über die Engländer ausgeſprochen. Bei näherer Erkundigung erſcheint ihre Schuld nicht ſo groß, wie ich Anfangs glaubte. Wenigſtens das engliſche Volk desavouiert ſeinen Mandatarius. Ein dicker Britte, der alle Jahr' am 29. Julius hieher kommt, um ſeinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, verſichert mir, es herrſche in England der größte Unwillen gegen den Coxcomb Palmerſton, der vorausſehen konnte, daſs die Konvention wegen Ägypten die Franzoſen aufs äußerſte beleidigen müſſe. Es ſei in der That, geſtehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es ſei keine Verrätherei; denn Frankreich habe ſeit langer Zeit darum gewuſſt, daſs man Mehemed Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle; das franzöſiſche Miniſterium ſei hiemit ganz einverſtanden geweſen; es habe ſelber in Betreff jener Provinz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt; die geheimen Lenker der ſyriſchen Revolte ſeien Franzoſen, deren katholiſcher Fanatismus nicht in Downing-Street, ſondern auf dem Boulevard des Capucines allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geſchichte von den gefolterten Juden zu Damaskus habe ſich das franzöſiſche Miniſterium zu Gunſten der katholiſchen Partei ſehr kompromittiert; ſchon bei dieſer Gelegenheit habe Lord Palmerſton ſeine Miſsachtung des franzöſiſchen Premierminiſters hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen deſſelben öffentlich widerſprach u. ſ. w. — Wie Dem auch ſei*), Lord Palmerſton hätte vorausſehen können, daſs die Konvention nicht ausführbar iſt, und daſs alſo die Franzoſen unnützerweiſe in Harniſch geſetzt würden, was immerhin ſeine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, deſto mehr wundern wir uns über das ganze Ereignis. Es giebt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen ſind, vielleicht ſehr feine, ſtaatskluge Motive — vielleicht auch ſehr einfältige.

---

*) Hier ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe noch der Zwiſchenſatz: „ſagen ferner die Engländer.“

Der Herausgeber.

Ich habe oben der Geſchichte von Damaskus erwähnt. Dieſe findet hier noch immer viel Beſprechung; namentlich bildet ſie einen ſtehenden Artikel im „Univers," dem Organ der ultramontanen Prieſterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieſes Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, ſo ſind wir hier um ſo mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückverſetzt ſind. Iſt es doch ſchon ein Wunder, daſs die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des „Univers" in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es iſt nicht zu leugnen, ein großer Theil der Franzoſen iſt nicht abgeneigt*), dem blutigen Unglimpf Glauben zu ſchenken, und die obſkurſten Erfindungen der Pfaffenliſt ſtoßen hier auf ſehr lauen Widerſpruch. Verwundert fragen wir uns: Iſt Das Frankreich, die Heimat der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rouſſeau geweint hat? Sind Das die Franzoſen, die einſt der Göttin der Vernunft in Notredame huldigten*), allen Prieſtertrug abgeſchworen und ſich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proklamierten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun: eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben ſie noch beſeelt, eben weil ſie, alte Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, allen Religionen die infamſten Unthaten zutrauen, hielten ſie auch die Bekenner des Judenthums fähig, Dergleichen begangen zu haben, und ihre leichtſinnigen Anſichten über die Damascener Vorgänge ſind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, ſondern aus Haſs gegen den Fanatismus ſelbſt hervorgegangen. — Daſs über jene Vorgänge

---

*) „zu glauben, daſs die Juden des Orients bei ihrem Paſſahfeſte Menſchenblut tränken (aus Höflichkeit glauben

---

ſie es nicht von den Juden des Abendlandes), und die obſkurſten ꝛc.“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

*) Statt des Nachfolgenden, enthält obiger Abſatz in der franzöſiſchen Ausgabe nur noch die Worte: „Der Kultus dieſer Gottheit hat ſehr ſchnell wieder ein Ende genommen.“

Der Herausgeber.

keine ſo bornierten Meinungen in Deutſchland aufkommen konnten, zeugt nur von unſrer größeren Gelahrtheit; geſchichtliche Kenntniſſe ſind ſo ſehr im deutſchen Volke verbreitet, daſs ſelbſt der grimmigſte Groll nicht mehr zu den alten Blutmärchen greifen darf.

Wie ſonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepſis verbunden iſt, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourſe, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr ſich poſtiert hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umſtehenden Gaffern, wie groß dieſer Mond ſei, ſo viele tauſend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüſſe, wie er ſo viele tauſend Meilen von der Erde entfernt ſei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit ſeiner Gattin vorbeiging, unwiderſtehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widerſetzte ſich mit rationaliſtiſchem Eifer, und rieth ihm, ſeine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben — Das ſei Alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von ſeinen Bergen und Flüſſen und ſeiner unmenſchlichen Größe, Das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken.

XVII.

Granville (Departement de la Manche),
den 25. Auguſt 1840.

Seit drei Wochen durchſtreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die ſich hier bei Gelegenheit der letzten Ereigniſſe kundgab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegeriſchen Trompetenſtöße der franzöſiſchen Preſſe ſchon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängſtigte ſich durch die verzweiflungsvollſten Hypotheſen *). Bis auf dieſe

---

*) Dieſer Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die öffentliche Intelligenz ſuchte in dieſen Akt des Wahnſinns einen vernünftigen Grund hineinzugrübeln, und ängſtigte ſich ꝛc.“

Der Herausgeber.

Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daſs der Prinz*) auf eine ausgebreitete Verſchwörung rechnete und ſein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendezvous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen engliſchen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von paniſcher Furcht, als ſie in dem geruhſamen Städtchen einige gefährliche Flintenſchüſſe vernahmen und den Krieg vor ihrer eigenen Thür ſahen. Dieſe Flüchtlinge, um ihre Angſt zu rechtfertigen brachten die entſetzlichſten Gerüchte nach der engliſchen Küſte, und Englands Kalkfelſen wurden noch bläſſer vor Schrecken. Durch Wechſelwirkung werden jetzt die Engländer, die in der Normandie hauſen, von ihren heimiſchen Angehörigen zurückberufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geſchützt ſein wird — nämlich ſo lange, bis einmal die Franzoſen eine hinlängliche Anzahl Dampfſchiffe ausgerüſtet haben werden, womit man eine Landung in England bewerkſtelligen kann.

In Boulogne wäre eine ſolche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen

---

*) „daſs der erlauchte Abenteurer“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Forts beſchützt. Letztere, welche die ganze Küſte der Departements du Nord und de la Manche umgeben, ſind auf Felſen gepflanzt, die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende ſteinerne Kriegsſchiffe ausſehen. Sie ſind während der langen Friedenszeit etwas baufällig geworden, jetzt aber werden ſie mit großem Eifer gerüſtet. Von allen Seiten ſah ich zu dieſem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranſchleppen, die mich ſehr freundlich anlachten; denn dieſe klugen Geſchöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer, und werden ſolche gewiſs weit donnernder und treffender ausſprechen. Beiläufig bemerke ich, daſs die Kanonen der franzöſiſchen Küſtenforts über ein Drittel weiter ſchießen, als die engliſchen Schiffskanonen, welche zwar von eben ſo großem Kaliber, aber nicht von derſelben Länge ſein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegsgerüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Valery während des Tiſchgeſprächs den Plan einer Landung in England diskutieren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich; denn auf derſelben Stelle hatte ſich einſt Wilhelm der Eroberer eingeſchifft, und ſeine damaligen Kameraden waren eben ſolche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt eine ähnliche Unternehmung beſprechen hörte. Möge der ſtolze engliſche Adel nie vergeſſen, daſs es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre Blutsverwandtſchaft mit den vornehmſten Häuſern Englands urkundlich beweiſen können und gar nicht übel Luſt hätten, ihren lieben Vettern und Baſen einen Beſuch abzuſtatten.

Der engliſche Adel iſt im Grunde der jüngſte in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die ſelten ein Zeichen der Abſtammung, ſondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel ſind. Der übertriebene Hochmuth dieſer Lordſhips und Ladyſhips iſt vielleicht eine Nücke ihrer parvenierten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, deſto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einſt die engliſche Ritterſchaft in den verderblichen Kampf mit den demokratiſchen Richtungen und Anſprüchen Frankreichs, und es iſt leicht möglich, daſs ihre jüngſten Übermüthe aus ähnlichen Gründen entſprungen; denn zu unſerer größten Verwunderung fanden wir, daſs bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinſtimmten.

Woher aber kommt es[*]), daſs ſolche Emeute aller ariſtokratiſchen Intereſſen immer im engliſchen Volke ſo vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, daß erſtens das ganze engliſche Volk, die Gentry eben ſo gut wie die high nobility, und der Mob eben ſo gut wie Jene, von ſehr ariſtokratiſcher Geſinnung ſind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eiferſucht, wie ein böſes Geſchwür, jückt und eitert, ſobald in Frankreich ein behaglicher Wohlſtand emporblüht, ſobald die franzöſiſche Induſtrie durch den Frieden gedeiht und die franzöſiſche Marine ſich bedeutend ausbildet.

---

[*]) „daß die Emeute aller ariſtokratiſchen Intereſſen, die Lord Palmerſton anzettelte, im engliſchen Volke ꝛc.“ ſteht in der Augsb. Allg. Zeitung. Der Herausgeber.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehäſſigſte Mißgunſt zugeſchrieben, und in den franzöſiſchen Häfen zeigt ſich wirklich eine Entwickelung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die engliſche Seemacht in einiger Zeit von der franzöſiſchen überflügelt zu ſehen. Erſtere iſt ſeit zwanzig Jahren ſtationär geblieben, ſtatt daß Letztere im thätigſten Fortſchritt begriffen iſt. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arſenal zu Toulon der Bau der Kriegsſchiffe ſo eifrig betrieben worden, daß im Fall eines Krieges binnen kurzer Friſt faſt doppelt ſo viele Schiffe, wie Frankreich 1814 beſitzen durfte, in See ſtechen können. Ein Leipziger Tagesblatt widerſprach dieſer Behauptung in einer ziemlich herben Weiſe:

ich kann nur die Achſel darüber zucken, denn dergleichen Angaben ſchöpfe ich nicht aus bloßem Hörenſagen, ſondern aus der unmittelbarſten Anſchauung. Zu Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück franzöſiſcher Marine plätſchert dort im Hafen), verſicherte man mir, daſs zu Breſt ebenfalls doppelt ſo viele Kriegsſchiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Linienſchiffe, Fregatten und Briggs, von der anſtändigſten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $^1/_{20}$ fertig gebaut und ausgerüſtet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, ſie perſönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daſs eben ſo wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretoniſchen Küſte unter dem Seevolke die kriegsmuthigſte Aufregung herrſcht, und die ernſthafteſten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden.

[Was mich betrifft, ich glaube nicht an Krieg, und, wie Sie wiſſen, zweifelte ich nie am Fortbeſtand des Friedens. Aber es iſt immer wichtig zu erfahren, mit welchen Geſinnungen das Volk einen Ausbruch der Feindſeligkeiten begrüßen würde. Und in dieſer Beziehung bemerke ich bei der großen Maſſe einen bewunderungswürdigen Scharfſinn. Die Franzoſen täuſchen ſich nicht über die Gefahren, die ihnen ſowohl von innen als von außen entgegendrohen.

Da ſie aber genau ihren Zuſtand kennen und genau wiſſen, was ſie wollen, werden ſie mit der größten Schnelligkeit verfahren. Ich bin überzeugt, ſie entledigen ſich zuerſt jener vergangenheitlichen Partei, die, eine unverſöhnliche Feindin des neuen Frankreichs, weder durch Großmuth noch durch Vernunft entwaffnet werden konnte, und bei der geringſten Hoffnung einer fremden Invaſion die alten Ränke ſpielen läſſt und, wie man behauptet, wieder die Chouans in der Vendée zum Bürgerkriege aufreizt. Reiſende verſichern mir, daſs dort ſchon einige Scharmützel vorgefallen, aber dieſe unreifen Verſuche bald unterdrückt wurden. Wichtig war es mir zu ermitteln, wie man hier zu Land über den König denkt, und mit Freude bemerkte ich, daſs man ihm das treueſte Mitgefühl für ſein Volk zutraut, und auch nicht der leiſeſte Verdacht antinationaler Sympathien auf ihm laſtet. Man weiß zwar, daſs er den Frieden liebt — (und welch ein ehrlicher Mann liebte ihn nicht?) — aber man weiß auch, daſs er den Krieg nicht bis zur Feigheit fürchtet.

In der That, Ludwig Philipp iſt ein Held, aber in der Weiſe jenes Odyſſeus, der ſich nicht gern ſchlug, wenn er mit der Diplomatie der Rede ſich durchhelfen konnte, der aber eben ſo tapfer focht, wie irgend ein Ajax oder Achilles, wenn er mit

Worten nicht mehr auslangte und nothgedrungen zum Schwert oder Bogen greifen muſſte. Die Meinung geht ſogar dahin, daſs er im ſchlimmſten Falle zu einer ſehr terroriſtiſchen Gegenwehr ſeine Zuflucht nehmen werde. —]

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, daſs das ganze franzöſiſche Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr, als das dreieckige bonapartiſtiſche Wünſchelhütchen, das Haupt erhitzen dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämoniſchen Zerſtörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande ſich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu unterſuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten ſind, die einem Zaubermittel zugeſchrieben werden, wovon die franzöſiſche Preſſe in der jüngſten Zeit unter dem Namen „Propaganda“ ſo geheimnisvoll und bedrohſam flüſterte und ziſchelte? Ich muſs mich aus leicht begreiflichen Gründen aller ſolchen Unterſuchungen enthalten, und in Betreff der vielbeſprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine paraboliſche Andeutung. Es iſt Ihnen bekannt, daſs in Lappland noch viel Heidenthum herrſcht, und daſs die Lappen, welche zur See gehen wollen, ſich vorher, um den nothwendigen Fahrwind einzukaufen, zu einem Hexenmeiſter begeben. Dieſer überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten ſind. Sobald man auf dem Meere iſt und den erſten Knoten öffnet, bewegt ſich die Luft und es bläſt ein guter Fahrwind. Öffnet man den zweiten Knoten, ſo entſteht ſchon eine weit ſtärkere Lufterſchütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Öffnet man aber gar den dritten Knoten, ſo erhebt ſich der wildeſte Sturm und peitſcht das raſende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu ſeinem Hexenmeiſter kommt, betheuert er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen ſtärkeren Wind, und am allerwenigſten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm Nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muſs für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er etwa ſpäterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntewein trinkt und im Rauſche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzoſen ſind nicht ſo läppiſch wie die Lappen, obgleich ſie leichtſinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch ſie ſelber zu Grunde gehen müſsten. Bis jetzt ſind ſie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübnis verſichert, hat ſich das franzöſiſche Miniſterium nicht ſehr kaufluſtig gezeigt, als ihm einige preußiſche und polniſche [revolutionäre] Windmacher (die aber keine Hexenmeiſter ſind!) ihren Wind anboten.

XVIII.

Paris, den 21. September 1840.

Ohne ſonderliche Ausbeute bin ich dieſer Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armſelig ödes Land, und die Menſchen dumm und ſchmutzig. Von den ſchönen Volksliedern, die ich dort zu ſammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen exiſtiert nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da ſie jedoch in bretoniſchen Dialekten geſchrieben ſind, muſs ich ſie mir erſt ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, ehe ich Etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reiſe ſingen hörte, war ein deutſches; während ich mich in Rennes barbieren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freiſchütz in deutſcher Sprache. Den Sänger ſelbſt hab' ich nicht geſehen, aber ſeine veilchenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtnis. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutſchen Bettlern, die ſich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutſchen Tonkunſt nicht ſehr fördern.

Über die politiſche Stimmung der Bretagne kann ich nicht Viel berichten, die Leute ſprechen ſich hier nicht ſo leicht aus wie in der Normandie; die Leidenſchaften ſind hier ebenſo ſchweigſam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit ſtummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution, giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendſten Enthuſiaſten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schreckniſſe, womit die Gegenpartei ſie bedroht, bis zur blutdürſtigſten Wuth geſteigert. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelsherrſchaft bei jedem legitimiſtiſchen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Greuel des alten Regimes ſind noch im farbigſten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entſetzlich genug gewirthſchaftet. Sie erinnern ſich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo ſie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Rotüriers dem Generalgouverneur die Fenſter eingeſchmiſſen und die Schuldigen aufs grauſamſte hingerichtet wurden. Die Zahl Derjenigen, die durchs Rad ſtarben, muſs ſehr groß geweſen ſein, denn da man ſpäter mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv, „nach dem vielen Rädern ſei das Hängen für ſie eine wahre Erfriſchung.“ Die mangelnde Liebe wird durch Verſprechungen erſetzt, und ein armer Bretone, der bei jedem legitimiſtiſchen Schilderheben ſich thätig gezeigt und Nichts als Wunden und Elend dabei gewann, geſtand mir, daſs er diesmal ſeines Lohnes gewiſs ſei, da Heinrich V. bei ſeiner Rückkehr Jedem, der für ſeine Sache gefochten, eine lebenslängliche Penſion von fünfhundert Francs bezahlen werde.

Hegt aber das Volk in der Bretagne nur ſehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Nobleſſe, ſo folgt es deſto unbedingter allen Inſpirationen der Geiſtlichkeit, in deren geiſtiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und ſtirbt. Wie dem Druiden in der alten Celtenzeit, gehorcht der Bretone jetzt ſeinem Pfarrer, und nur durch deſſen Vermittlung dient er dem Edelmann. George Cadoudal war wahrlich kein ſerviler Lakai des Adels, eben ſo wenig wie Charette, der ſich über Letztern mit der bitterſten Geringſchätzung ausſprach und an Ludwig XVIII. unumwunden ſchrieb: „La lâcheté de vos gentilshommes a perdu votre cause;“ aber vor ihren tonſurierten Oberhäuptern beugten dieſe Leute demüthig das Knie. Selbſt die bretoniſchen Jakobiner konnten ſich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten losſagen, und es blieb immer ein Zwieſpalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Konflikt gerieth mit ihrem Glauben.

[Jetzt hat ſich auch in dieſer Beziehung Manches geändert. Lamennais ſelber iſt ein Bretone, und ſeine Lehre iſt vielleicht mit ein Erzeugnis des Bodens. Die Geiſtlichkeit muſſte ſich verſöhnen mit der neuen Gedanken-Dynaſtie, als ſie die Hoffnung aufgab, die Dynaſtie der alten Gedanken wieder herzuſtellen. Laſſt uns ihnen nicht Unrecht thun; um die Menſchen zu beglücken, muſs man ſie lenken können, und die Mittel zu dieſem ernſten Zweck erlangt man nur durch Verbündung mit den herrſchenden Gewalten. Die Lehre Lamennais' iſt aber nicht bloß für Frankreich, ſondern für ganz Europa von der furchtbarſten Bedeutung; beſonders im Fall eines Krieges gegen die Quadrupel-Alliance würde ſie eine Rolle ſpielen. Ich habe Sie längſt darauf aufmerſam gemacht, daſs das franzöſiſche Miniſterium mit jener Partei Allerlei im Sinne führt und ſie nicht bloß ſchont, ſondern ihr auch mitunter ſchmeichelt. Was man auch ſage, Herr Thiers iſt ein großer Staatsmann, und bei ſeiner religiöſen

Indifferenz mag es ihm leicht einfallen, auch die Religion, die Heilsbotſchaft des Friedens, als Zerſtörungsmittel zu benutzen. Überhaupt dürften im Fall eines Krieges allerlei Erſcheinungen emportauchen, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat, und ſchauerlich iſt der gegenwärtige Moment, wo von den kleinſten Miſsgriffen der Friede der Welt abhängig iſt.] —

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht; doch der böſe Dämon iſt wieder entfeſſelt und ſpukt in den Gemüthern*). [Wer hat dieſen Dämon geweckt? Ich glaube, die Selbſtſucht der Engländer iſt eben ſo ſchuldig wie der Leichtſinn der Franzoſen. In der That, einer der bedeutendſten Staatsmänner verſicherte mich vor etwa ſechs Wochen, der ſchlaue Brunnow habe dadurch die Engländer geködert, daſs er ihnen in der Perſpektive den Untergang der franzöſiſchen Marine zeigte, als ein natürliches Reſultat der eintretenden Verwickelungen und Kolliſionen. Und, ſonderbar! in der ganzen Normandie, wie ich Ihnen bereits aus Granville ſchrieb, und auch in der Bretagne fand ich, wie eine Volksſage, überall die Meinung verbreitet, als habe England ſich mit den ruſſiſchen Intereſſen verbündet, aus perfider Eiferſucht wegen der blühenden Entwickelung der franzöſiſchen Marine. Was die feinſte diplomatiſche Naſe gerochen, durchſchaut das Volk mit ſeiner wunderbaren Klarſicht.]

---

*) „Jetzt nicht, aber ſpäter, ich fürchte es. Denn der Krieg iſt ſchon in den Gemüthern." ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Das franzöſiſche Miniſterium handelte [aber] ſehr unbeſonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete ſtieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fiſcher in dem arabiſchen Märchen, hat Thiers die Flaſche geöffnet, woraus der ſchreckliche Dämon emporſtieg ... er erſchrak nicht wenig über deſſen koloſſale Geſtalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit ſchlauen Worten. „Biſt du wirklich aus einer ſo kleinen Bouteille hervorgeſtiegen?“ ſprach der Fiſcher zu dem Rieſen, und zum Beweiſe verlangte er, daſs er wieder in dieſelbe Flaſche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verſchloſs der Fiſcher die Flaſche mit einem guten Stöpſel ... Die Poſt geht ab, und, wie die Sultanin Scheherezade, unterbrechen wir unſre Erzählung, vertröſtend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeſchobenen Epiſoden, keinen Schluſs liefern.

XIX.

Paris, den 1. Oktober 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch geleſen?“ Mit dieſer Frage lief einſt Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden ſeiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daſs das Buch Baruch wunderſchön ſei, eine der beſten Sachen, die je geſchrieben worden. Die Leute ſahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derſelben Weiſe, wie ich Sie lächeln ſehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Poſt die wichtige Nachricht mittheile, daſs „Tauſend und eine Nacht“ eines der beſten Bücher iſt, und gar beſonders nützlich und belehrſam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient beſſer kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Konſorten; und wenn auch dieſe Kenntnis nicht hinreicht, die orientaliſche Frage zu löſen, ſo wird ſie uns wenigſtens ein biſschen aufheitern in unſerm occidentaliſchen Elend! Man fühlt ſich ſo glücklich, während man dies Buch lieſt! Schon der Rahmen iſt koſtbarer als die beſten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl iſt jener Sultan Schariar, der ſeine Gattinnen des andern Morgens nach der Brautnacht unverzüglich tödten läſſt! Welche Tiefe des Gemüths, welche ſchauerliche Seelenkeuſchheit, welche Zartheit des ehelichen Bewuſſtſeins offenbart ſich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grauſam, barbariſch, deſpotiſch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abſcheu gegen jede Verunreinigung ſeiner Gefühle, und er glaubte ſie ſchon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daſs die Gattin, die heut an ſeinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines ſchmutzigen Lumps, hinabſinken könne — und er tödtete ſie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man ſo viele verkannte Edle, die das blödſinnige Publikum lange Zeit verläſterte und ſchmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, ſo ſollte man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren ſuchen. Ich ſelbſt kann mich in dieſem Augenblick einem ſolchen verdienſtlichen Werke nicht unterziehen, da ich ſchon mit der Rehabilitation des ſeligen Königs Prokruſtes beſchäftigt bin; ich werde nämlich beweiſen, daſs dieſer Prokruſtes bisher ſo falſch beurtheilt worden, weil er ſeiner Zeit vorausgeſchritten und in einer heroiſch ariſtokratiſchen Periode die heutigſten Plebejerideen zu verwirklichen ſuchte. Keiner hat ihn verſtanden, als er die Großen verkleinerte und die Kleinen ſo lange ausreckte, bis ſie in ſein eiſernes Gleichheitsbett paſſten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortſchritte, und Robespierre und Marat ſind vollſtändig rehabilitiert. O, edler Schariar und echt demokratiſcher Prokruſtes! Auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erſt jetzt verſteht man euch. Die Wahrheit ſiegt am Ende*).

---

*) Statt des obigen Abſatzes, findet ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortſchritte. Die Niederlage der Bonapartiſten iſt für die Republikaner vielleicht ein eben ſo großer Gewinn, wie ſie ein Miſsgeſchick für die Anhänger der Orleans'ſchen Dynaſtie; zwiſchen Letztern und der Republik giebt es jetzt keine Übergangspartei mehr, und Beide werden um ſo heftiger zuſammenſtoßen. Die Legitimiſten freuen ſich ungemein über die bonapartiſtiſchen Miſsgeſchicke, denn Napoleon iſt ihnen noch weit verhaſſter als die Republik und Ludwig Philipp; auch

Madame Lafarge wird ſeit ihrer Verurtheilung noch leidenſchaftlicher als früher beſprochen. Die öffentliche Meinung iſt ganz zu ihren Gunſten, ſeitdem Herr Raspail, [der unbeſcholtenſte Mann Frankreichs,] ſein Gutachten in die Wagſchale geworfen. Bedenkt man einerſeits, daſs hier ein ſtrenger Republikaner gegen ſeine eigenen Parteiintereſſen auftritt und durch ſeine Behauptungen eins der volksthümlichſten Inſtitute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar kompromittiert; und bedenkt man andrerſeits, daſs der Mann, auf deſſen Ausſpruch die Jury das Verdammungsurtheil ba-

---

meinen ſie, Heinrich V. ſei jetzt der einzige Prätendent. Der Prinz Ludwig Bonaparte iſt in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenſtreich von Boulogne, ſondern durch den größern Narrenſtreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den ſchlauen Sachwalter der Karliſten, zu ſeinem Vertheidiger wählte!

„Hier in Paris herrſcht in dieſem Augenblick eine griesgrämlich brütende Stimmung. Viele Truppen ziehen durch die Stadt, mit trübem Trommelſchlag, und in den Lüften ſpielt der Telegraph mit beängſtigender Haſt. Der Proceſs des Prinzen Ludwig wird in wenigen Tagen geendigt ſein und beſchäftigt keineswegs die Neugier der Menge. Der arme Prinz macht Fiasko, während Madame Lafarge ſeit ihrer Verurtheilung noch leidenſchaftlicher als früher beſprochen wird.“

Der Herausgeber.

ſierte, ein berüchtigter Intrigant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daſs Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Fakultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf dem Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daſs ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soiréen von Paris ſeine ſchlechten Romanzen meckert, kein menſchliches Ohr ſchont und Jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publikum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daſs im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hingegen im Herzen des Herrn Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beiſtimmen, bilden eine ſehr kleine Minorität und gebärden ſich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute, welche zwar an Vergiftung glauben, dieſes Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewiſſermaßen juſtificieren. Lafarge, ſagen ſie, ſei einer größern Unthat anklagbar; er habe, um ſich durch ein Heirathsgut vom Bankerott zu retten, mit betrügeriſchen Vorſpiegelungen das edle Weib gleichſam geſtohlen und ſie nach ſeiner öden Diebeshöhle geſchleppt, wo, umgeben von der rohen Sippſchaft, unter moraliſchen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme, verzärtelte, an tauſend geiſtige Bedürfniſſe gewöhnte Pariſerin, wie ein Fiſch außer dem Waſſer, wie ein Vogel unter Fledermäuſen, wie eine Blume unter limouſiniſchen Beſtien, elendiglich dahinſterben und vermodern muſſte! Iſt Das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entſchuldigen? — So ſagen die Vertheidiger, und ſie ſetzen hinzu: Als das unglückliche Weib ſah, daſs ſie gefangen war, eingekerkert in der wüſten Karthauſe, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne geſetzliche Rettungshilfe, ja gefeſſelt durch die Geſetze ſelbſt — da verlor ſie den Kopf, und zu den tollen Befreiungsmitteln, die ſie zuerſt verſuchte, gehört jener famöſe Brief, worin ſie dem rohen Gatten vorlog, ſie liebe einen Andern, ſie könne ihn nicht lieben, er möge ſie alſo loslaſſen, ſie wolle nach Aſien fliehen, und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnſinn glaubte ſie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran ſtürbe er, Das ſei der Tod . . . Da ſie aber ſah, daſs der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daſs ihn Liebloſigkeit nicht tödtete, da griff ſie zu purem Arſenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle ſcheinen Ähnliches gefühlt zu haben, denn ſonſt wäre es nicht zu begreifen, weſshalb ſie in ihrem Verdikt von Milderungsgründen ſprachen. So Viel iſt aber gewiſs, daſs der Proceſs der Dame von Glandier ein wichtiges Aktenſtück iſt, wenn man ſich mit der großen Frauenfrage beſchäftigt, von deren Löſung das ganze geſellſchaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceſs erregt, entſpringt aus dem Bewuſstſein eignen Leids. Ihr armen Frauen, ihr ſeid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daſs er ſie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ. Naives Gebet von

Menſchen, die eben durch Geburt nicht glücklich ſind, aber ein weibliches Geſchöpf zu ſein für das ſchrecklichſte Unglück halten! Sie haben Recht, ſelbſt in Frankreich, wo das weibliche Elend mit ſo vielen Roſen bedeckt wird.

XX.

Paris, den 3. Oktober 1840.

Seit geſtern Abend herrſcht hier eine Aufregung, die alle Begriffe überſteigt. Der Kanonendonner von Beirut findet ſein Echo in der Bruſt aller Franzoſen. Ich ſelber bin wie betäubt; ſchreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg iſt noch das geringſte der Übel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte ſtattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erſcheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution iſt noch eine und dieſelbe, wir haben erſt den Anfang geſehen, und Viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzoſen ſind in einer ſchlechten Lage, wenn hier die Bajonetten-Mehrzahl entſcheidet. Aber das Eiſen tödtet nicht, ſondern die

Hand, und dieſe gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagſchale ſein wird. Vor den Bureaux de recrutement macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird; eine unzählige Menge junger Leute läſſt ſich als Freiwillige zum Militärdienſt einſchreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Ouvriers, die ſich die Zeitungen vorleſen und ſehr ernſthaft dabei ausſehen. Der Ernſt, der ſich in dieſem Augenblick faſt wortkarg äußert, iſt unendlich beängſtigender als der geſchwätzige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, daſs die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberierende Korporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn ſie nicht ſelbſt alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Konvent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzoſen in einer weit ſchlimmern Lage als jetzt.

XXI.

Paris, den 7. Oktober 1840.

Stündlich ſteigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzoſen iſt es kaum zu begreifen, wie ſie es aushalten können in dieſem Zuſtand der Ungewiſsheit. Entſcheidung, Entſcheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das ſeine Ehre gekränkt glaubt. Ob dieſe Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden; die Erklärung der Engländer und Ruſſen, daſs es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun ſei, klingt jedenfalls ſehr ironiſch, wenn zu gleicher Zeit zu Beirut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daſs man auf das dreifarbige Pavillon des franzöſiſchen Konſuls zu Beirut mit beſonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiſte Entrüſtung. Vorgeſtern Abend verlangte das Parterre in der großen Oper, daß das Orcheſter die Marſeillaiſe anſtimme; da ein Polizeikommiſſär dieſem Verlangen widerſprach, ſang man ohne Begleitung, aber mit ſo ſchnaubendem Zorn, daß die Worte in den Kehlen ſtockten und ganz unverſtändlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzoſen die Worte jenes ſchrecklichen Lieds vergeſſen und erinnern ſich nur noch der alten Melodie? Der Polizeikommiſſär, welcher auf die Scene ſtieg, um dem Publikum eine Gegenvorſtellung zu machen, ſtotterte unter vielen Verbeugungen: das Orcheſter könne die Marſeillaiſe nicht aufſpielen, denn dieſes Muſikſtück ſtünde nicht auf dem Anſchlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiederte: „Mein Herr, Das iſt kein Grund, denn Sie ſelbſt ſtehen ja auch nicht auf dem Anſchlagzettel.“ Für heute hat der Polizeipräfekt allen Theatern die Erlaubnis ertheilt, die Marſeiller Hymne zu ſpielen, und ich halte dieſen Umſtand nicht für unwichtig. Ich ſehe darin ein Symptom*), dem ich mehr Glauben ſchenke, als allen kriegeriſchen Deklamationen der Miniſterialblätter. Letztere ſtoßen in der That ſeit einigen Tagen ſo bedeutend in die Trompete Bellona's, daſs man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten ſchien. Die Friedfertigſten waren der Kriegsminiſter und der Marineminiſter; der Kampfluſtigſte war der Miniſter des Unterrichts — ein wackerer Mann, der ſeit ſeiner Amtsführung ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erworben und jetzt eben ſo viel Thatkraft wie Begeiſterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiſs nicht ſo gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminiſter und der Kriegsminiſter. Thiers hält Allen die Wage und iſt wirklich der Mann der Nationalität. Letztere iſt ein großer Hebel in ſeinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daſs man die Franzoſen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ideen; [— daſs man durch ſie die Ideen ſchützen kann.] Trotz ſeinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräſentant der Revolution, und die Franzoſen kämpfen nur für dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt aus Eitelkeit, Eigennutz und Thorheit ſchlagen. Thiers hat imperialiſtiſche Gelüſte, und, wie ich Ihnen ſchon Ende Julius ſchrieb, der Krieg iſt die Freude ſeines Herzens. Jetzt iſt der Fußboden ſeines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und ſteckt ſchwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daſs er an der Börſe ſpekuliert habe, iſt eine ſchnöde Verleumdung; ein Menſch kann nur einer einzigen Leidenſchaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt ſelten an Geld. Durch ſeine Familiarität mit geſinnungsloſen Glücksrittern hat ſich Thiers all' die boshaften Gerüchte, die an ſeinem Leumund nagen, ſelber zugezogen. Dieſe Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, ſchmähen ihn noch mehr, als ſeine politiſchen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit ſolchem Geſindel? Wer ſich mit Hunden niederlegt, ſteht mit Flöhen auf.

---

*) „ein Anzeichen des Kriegs“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert, dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu ſchaffen, wächſt die Gefahr, die den Thron noch entſetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Alliierten. [Welche Hand muſs Das ſein, die es vermag, die empörten Volksleidenſchaften zu zügeln, und die nicht zittert, ſelbſt das Opfer zu werden.] Morgen, heißt es, ſollen die Ordonanzen publiciert werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszuſtand (état de guerre) erklären. Geſtern Abend, auf der Nachtbörſe von Tortoni, hieß es, Lalande habe Befehl erhalten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen und der ruſſiſchen Flotte, wenn ſie ſich mit der engliſchen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländiſche Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage ſchon zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr von Rothſchild, wird behauptet, hatte geſtern Zahnſchmerz; Andre ſagen Kolik*). Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man ſchon den Flügelſchlag der Walküren. [Es iſt in dieſem Augenblick wahrlich keine Schande, wenn man zittert.]

---

*) Statt des obigen Satzes findet ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Auch hieß es, ein ſchrecklich gepfeffertes Ultimatum, ſo gut wie eine Kriegserklärung, ſei nach London abgeſchickt worden. Heute gehen widerſprechende Gerüchte im Schwange. Ein Artikel im „Courier français,“ der direkt gegen den König gerichtet und ihn als Hindernis bezeichnet, verwirrt alle Köpfe.“

In der franzöſiſchen Ausgabe folgt auf den obenſtehenden noch der Satz: „Ich ſprach eben mit einem Wechſelagenten, deſſen Geruch ſehr fein und der die Ehre gehabt, ſich einen Augenblick Herrn von Rothſchild zu nähern; er verſichert mich, daß der Baron von einer ſehr ſtarken Kolik befallen, und daß die Renten noch mehr weichen werden, ſobald dieſe Neuigkeit an der Börſe bekannt wird.“

Der Herausgeber.

XXII.

Paris, den 29. Oktober 1840.

Thiers geht ab, und Guizot tritt wieder auf. Es iſt aber daſſelbe Stück, und nur die Akteure wechſeln. Dieſer Rollenwechſel geſchah auf Verlangen ſehr vieler hohen und allerhöchſten Perſonen, nicht des gewöhnlichen Publikums, das mit dem Spiel ſeines erſten Helden ſehr zufrieden war. Dieſer buhlte vielleicht etwas zu ſehr um den Beifall des Parterres; ſein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Geſandtenlogen.

[Wir haben in dieſen Blättern unſere Vorliebe für Thiers immer freimüthig ausgeſprochen und unſere Abneigung gegen Guizot nie verhehlt; nur den Privatcharakter Guizot's haben wir unbedingt gewürdigt und gern zollten wir dem Menſchen unſere Achtung, während unſere Rüge den Staatsmann bloßſtellte. Werden wir gegen Letztern die höchſte Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich verſuchen. In dieſem Augenblick iſt es unſere größte Pflicht.] In dieſem Augenblick verſagen wir nicht unſer Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umſtänden in das Hôtel des Capucines ſeinen Einzug hält; er iſt viel mehr zu bedauern, als Derjenige, der dieſes Marterhaus oder Drillhaus verläſſt. Er iſt faſt eben ſo zu bedauern, wie der König ſelber; auf dieſen ſchießt man, den Miniſter verleumdet man. Mit wie viel Koth bewarf man Thiers während ſeines Miniſteriums! Heute bezieht er wieder ſein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er ſich wieder ſeinen Freunden in fleckenloſer Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derſelben plötzlichen Weiſe das Miniſterium verließ, wird Jeder einſehen, daſs ſeine Hände rein geblieben ſind, und ſein Herz nicht eingeſchrumpft. Er iſt nur ernſthafter geworden, obgleich der wahre Ernſt ihm nie fehlte und ſich, wie bei Cäſar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beſchuldigung der Forfanterie, die man in der letzten Zeit am öfteſten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch ſeinen Abgang vom Miniſterium; eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die größten Kriegsrüſtungen vornahm, eben deſshalb muſſte er zurücktreten. Jetzt ſieht Jeder ein, daſs der Aufruf zu den Waffen keine prahleriſche Spiegelfechterei war. Über vierhundert Millionen beläuft ſich ſchon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befeſtigungswerke verwendet worden, und in einigen Monaten ſtehen ſechshunderttauſend Soldaten auf den Beinen. Noch ſtärkere Vorbereitungen zum Kriege ſtanden in Vorſchlag, und Das iſt der Grund, weſshalb der König noch vor dem Beginn der Kammerſitzungen ſich um jeden Preis des großen Rüſtmeiſters entledigen muſſte, des Chefs aller Trommeln (ich vermeide aus leicht errathbaren Gründen das Wort Tambour-Major). Er muſſte ſich, wie geſagt, dieſes Chefs aller Trommeln entledigen, der eben ſo unbeſonnen wie betäubend die Kriegsreveille ſchlug. Einige beſchränkte Deputiertenköpfe werden jetzt freilich über nutzloſe Ausgaben ſchreien und nicht bedenken, daſs es eben jene Kriegsrüſtungen ſind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Traktatsvorgänge beleidigt war oder nicht, wird jetzt in der Kammer debattiert werden. Es iſt eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verſchiedenheit der Nationalität

Rückſicht nehmen muſs. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daſs er zur Erhaltung des Friedens eben ſo viel Muth aufgewendet, als Napoleon deſſen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er iſt der Napoleon des Friedens!

XXIII.

Paris, den 4. November 1840.

Marſchall Soult, der Mann des Schwertes, ſorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und Dieſes iſt ſeine ausſchließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdeſſen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrniſſe der Diplomatie, den gordiſchen Knäuel, zu löſen ſucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünſchen es, und zwar im Intereſſe der Fürſten wie der Völker Europa's. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erſtere, die Fürſten, würden ſelbſt im günſtigſten Falle durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als beſorgliche Gedanken exiſtieren. Die große Umwälzung, welche ſeit fünfzig Jahren in Frankreich ſtattfand, iſt, wo nicht beendigt, doch gewiſs gehemmt, wenn nicht von außen das entſetzliche Rad wieder in Bewegung geſetzt wird. Durch die Bedrohniſſe eines Krieges mit der neuen Koalition wird nicht bloß der Thron des Königs, ſondern auch die Herrſchaft jener Bourgeoiſie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatſächlich, repräſentiert. Die Bourgeoiſie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, ſie iſt es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte ſind, und ſie iſt es, welche das andringende Volk, das nicht bloß Gleichheit der Geſetze, ſondern auch Gleichheit der Genüſſe verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoiſie, welche ihr mühſames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radikale Umgeſtaltung der Geſellſchaft begehrt, zu vertheidigen hat, iſt gewiſs zu ſchwach, wenn auch das Ausland ſie mit vierfach ſtärkeren Kräften anfiele, und noch ehe es zur Invaſion käme, würde die Bourgeoiſie abdanken, die unteren Klaſſen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den ſchrecklichen neunziger Jahren, aber beſſer organiſiert, mit klarerem Bewuſſtſein, mit neuen Doktrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften; ſtatt mit einer politiſchen, müſſte das Ausland mit einer ſocialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den alliierten Mächten rathen, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterſtützen, damit nicht weit gefährlichere und kontagiöſere Elemente entzügelt werden und ſich geltend machen. Die Gottheit ſelbſt giebt ja ihren Stellvertretern ein ſo belehrendes Beiſpiel; der jüngſte Mordverſuch zeigt, wie die Vorſehung dem Haupte Ludwig Philipp's einen ganz beſondern Schutz angedeihen läſſt . . . ſie ſchützt den großen Spritzenmeiſter, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, daſs es dem Marſchall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu ſichern. Durch ſeine Kriegsrüſtungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlaſſen, die freilich ob der veränderten Beſtimmung ſehr miſsmuthig ſind. Wird er auf Letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungeſtüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüſte des eigenen Herzens widerſtehen können und ſich lieber mit ihren Brüdern, als mit den Fremden ſchlagen? Werden ſie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden ſie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von Sankt Helena anlangt? Ich wollte, der Mann läge ſchon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überſtanden*)! —

Das Verhältnis Guizot's zu den beiden obengenannten Trägern des Staates werde ich ſpäterhin beſprechen**). Auch läſſt ſich noch nicht beſtimmen, in wie weit er Beide durch die Ägide ſeines Wortes zu ſchirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen ſtark genug in Anſpruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufſtellen wird, kann der gelehrte Mann ſeine Kenntniſſe aufs glänzendſte entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der koaliſierten Mächte, daſs ſie bei der Pacifikation des Orients keine Territorialvergrößerungen und ſonſtige Privatvortheile beabſichtigen, in beſondere Erwägung ziehen und jeden faktiſchen Widerſpruch mit jener Erklärung als einen casus belli feſtſtellen. Solche Erklärungen ſind immer trü-

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) In der franzöſiſchen Ausgabe lautet dieſer Satz: „Ich werde ſpäterhin das Verhältnis Guizot's zu dem Titularpräſidenten des Konſeils beſprechen, der ſich Soult nennt, während der wirkliche Präſident Ludwig Philipp heißt.“
Der Herausgeber.

geriſch, und die Habſucht läuft immer der Ehrlichkeit den Rang ab, wo es eine gute Beute zu theilen gilt. Das wird auch der Fall ſein bei dem Sturz des osmaniſchen Reiches, deſſen langſamer Todeskampf ein erſchreckliches Ding iſt. Die gekrönten Geier umflattern den Sterbenden, um ſich ſpäter die Fetzen des Leichnams ſtreitig zu machen. Wem wird der fetteſte Biſſen zufallen? Ruſsland, England oder Öſterreich? Frankreich wird für ſein Theil nur den Ekel an dieſem Schauſpiel haben. Man nennt Das die orientaliſche Frage.

Über die Rolle, die Thiers bei dieſer Gelegenheit ſpielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all ſeiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erſt ſpäter berichten.

Guizot hat einen ſchweren Stand, und ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daſs ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er iſt ein wackerer, feſtgeſinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Porträt ſein edles Äußere ſehr getreu abkonterfeit. Ein ſtarrer puritaniſcher Kopf, angelehnt an eine ſteinerne Wand — bei einer haſtigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er ſich ſehr beſchädigen*). Das

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes, wie folgt: „Ich kann dieſes Porträt

Porträt iſt an den Fenſtern von Goupil und Rittner ausgeſtellt. Es wird viel betrachtet, und Guizot muſs ſchon in effigie Viel ausſtehen von den malitiöſen Zungen.

---

nicht genug loben; es erſchien vor einiger Zeit bei Rittner, dem deutſchen Kunſthändler auf dem Boulevard Montmartre, bei welchem jetzt eine Menge ſchöner Sachen herauskommen, z. B. die Fiſcher von Ludwig Robert. Als Herr Rittner mich jüngſt dieſes Meiſterwerk des Grabſtichels, das faſt ganz vollendet iſt, mit freundlicher Güte ſehen ließ und auf die Porträte von Thiers die Rede kam, bemerkte er, daſs ſeine Kunden in der Provinz und im Auslande von dem Porträt des Herrn Thiers fünfzehn Exemplare verlangen, während ihnen von jedem Porträt der übrigen großen Männer ein einziges Exemplar genügt."

Der Herausgeber.

XXIV.

Paris, den 6. November 1840.

Über die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, iſt jetzt ein Buch erſchienen, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und überall beſprochen wird. Es iſt dieſes der erſte Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Geſicht bekommen; ſobald ich es geleſen, will ich verſuchen, ein ſelbſtändiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen bloß, was ich von vornherein über den Verfaſſer und ſeine Stellung ſagen kann, damit Sie den rechten Standpunkt gewinnen, von wo aus Sie genau ermeſſen mögen, wie viel Antheil der Parteigeiſt an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie ſeinem Inhalt ſchenken oder verweigern können.

Der Verfaſſer, Herr Louis Blanc, iſt noch ein junger Mann, höchſtens einige dreißig Jahre alt, obgleich er ſeinem Äußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren ausſieht. In der That, ſeine überaus winzige Geſtalt, ſein rothbäckiges, bartloſes Geſichtchen und auch ſeine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Anſehen eines allerliebſten Bübchens, das eben der dritten Schulklaſſe entſprungen und ſeinen erſten ſchwarzen Frack trägt, und doch iſt er eine Notabilität der republikaniſchen Partei, und in ſeinem Raiſonnement herrſcht eine Mäßigung, wie man ſie nur bei Greiſen findet. — Seine Phyſiognomie, namentlich die muntern Äuglein, deuten auf ſüdfranzöſiſchen Urſprung. Louis Blanc iſt geboren zu Madrid, von franzöſiſchen Eltern. Seine Mutter iſt Korſikanerin, und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Rodez. Ich weiß nicht, wie lange er ſchon in Paris verweilt, aber bereits vor ſechs Jahren traf ich ihn hier als Redakteur eines republikaniſchen Journals, „Le monde“ geheißen, und ſeitdem ſtiftete er auch die „Revue du Progrès,“ das bedeutendſte Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige ruſſiſche Geſandte, ſoll mit der Richtung des jungen Mannes nicht ſehr zufrieden geweſen ſein und darüber nicht ſelten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten ſind, nebenbei geſagt, ſehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und ſeine Geiſteskrankheit ſcheint unheilbar zu ſein; er verfällt manchmal in Raſerei, und glaubt alsdann, der Kaiſer Napoleon wolle ihn erſchießen laſſen.) Louis Blanc's Mutter und ſeine ganze mütterliche Familie lebt noch in Korſika. Doch Das iſt die leibliche Sippſchaft, die des Blutes. Dem Geiſte nach iſt Louis Blanc zunächſt verwandt mit Jean Jacques Rouſſeau, deſſen Schriften der Ausgangspunkt ſeiner ganzen Denk- und Schreibweiſe. Seine warme, nette, wahrheitliche Proſa erinnert an jenen erſten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail iſt eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wiſſen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt ſich in jeder Zeile dieſes kleinen Opus, und es bekundet ſich darin zu gleicher Zeit*) jene

---

*) „eine Vorliebe für abſolute Herrſcherei, eine gründliche Abneigung gegen genialen Perſonalismus, welche wohl ihre verborgene Quelle in einer Eiferſucht wider jede geiſtige und ſelbſt wider jede leibliche Superiorität haben könnte; ja, man ſagt, der brave kleine Mann ſei ſogar eiferſüchtig auf Diejenigen, die ihn an Statur übertreffen. Durch dieſe

Vorliebe für unbeſchränkte Herrſcherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Perſonalismus, wodurch ſich Louis Blanc von einigen ſeiner republikaniſchen Genoſſen, z. B. von dem geiſtreichen Pyat, auffallend unterſcheidet. Dieſe Abweichung hat vor einiger Zeit faſt ein Zerwürfnis hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die abſolute Preſsfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern*) in Anſpruch genommen wird. Hier zeigte es ſich ganz klar, daſs dieſe Letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieſelbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropiſcher Zwecke betrachtet, ſo daſs ihm auf dieſem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugniſſe und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja, vielleicht ſchon wegen ſeiner Taille iſt ihm jede große Perſönlichkeit zuwider, und er ſchielt

---

feindſelige Stimmung gegen den Individualismus unterſcheidet er ſich von einigen ꝛc.“ heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

*) Hier finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe noch die Worte: „als das Palladium der Freiheit, als ein unveräußerliches Recht“ Dagegen fehlt dort der nachfolgende Satz. Der Herausgeber.

an ſie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rouſſeau's, dem ſeligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abſchlagen laſſen, der das vorgeſchriebene Rekrutenmaß überragt, verſteht ſich im Intereſſe des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des ſocialen Volksglücks. Er ſelbſt iſt mäßig, ſcheint dem eignen kleinen Körper keine Genüſſe zu gönnen, und er will daher im Staate allgemeine Küchengleichheit einführen, wo für uns Alle dieſelbe ſpartaniſche ſchwarze Suppe gekocht werden ſoll, und, was noch ſchrecklicher, wo der Rieſe auch dieſelbe Portion bekäme, deren ſich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Lykurg! Es iſt wahr, wir ſind Alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und ihr ſeid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion*). Louis Blanc iſt ein ſpaßhaftes Kompoſitum von Lilliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle ſpielen, wenn auch eine kurze. Er iſt ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu ſein, die einen ſolchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menſchen von koloſſalem Zuſchnitt, ich möchte faſt ſagen: Geiſter von ſtarker Korpulenz, ihnen eine zu ſchwere Laſt ſein möchten.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe lautet dieſer Satz: „Es iſt wahr, die Menſchen ſind von Geburt einander gleich, aber unſere Mägen ſind ungleich, und es giebt einige darunter, die ariſtokratiſche Geſchmacksnerven haben und Trüffeln den tugendhafteſten Kartoffeln vorziehen.“

Der Herausgeber.

Obgleich Louis Blanc nach republikaniſcher Strenge trachtet, iſt er nichtsdeſtoweniger mit jener kindiſchen Eitelkeit behaftet, die man faſt immer bei Menſchen von ſehr kleiner Statur findet. Er möchte gern bei den Frauen glänzen, und dieſe frivolen Weſen, dieſe laſterhaften Geſchöpfe, lachen ihm ins Geſicht; er hat gut auf den Stelzen der Phraſe einherſchreiten dieſe Damen nehmen es nicht für Ernſt und ziehen dem unbärtigen Tribunen einen Flachkopf mit langem Schnurrbarte vor. Der Tribun widmet indeſs ſeiner Reputation eines großen Patrioten, ſeiner Popularität, dieſelbe Sorgfalt, welche ſeine Nebenbuhler ihren Schnurrbärten widmen; er pflegt ſie aufs beſte, er ölt ſie ein, ſchert ſie, kräuſelt ſie, ſtreichelt ſie und ſtreichelt ſie wieder, und er umſchmeichelt den unbedeutendſten Strolch von Journaliſten, der ein paar Zeilen der Reklame zu ſeinen Gunſten in eine Zeitung einrücken laſſen kann. Wer ihm das angenehmſte Kompliment machen will, vergleicht ihn mit

Herrn Thiers, deſſen Statur freilich nicht die eines Rieſen, der aber geiſtig wie körperlich immer noch zu groß iſt, um mit Herrn Blanc verglichen zu werden, wenn nicht etwa aus Bosheit. Ein Republikaner, der ſich nicht allzu ſehr der Höflichkeit befleißigt, wie es Männern von großen Überzeugungen anſteht, ſagte eines Tages recht grob zu Louis Blanc: „Schmeichle Dir nicht, Herrn Thiers ähnlich zu ſein. Es iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen euch Beiden; Herr Thiers gleicht dir, Bürger, wie ein kleines Zehnſousſtück einem ganz kleinen Fünfſousſtücke gleicht.“

Das neue Buch von Louis Blanc ſoll vortrefflich geſchrieben ſein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es ſchon ein ſtoffartiges Intereſſe für die ſchadenfrohe große Menge. Die Republikaner ſchwelgen darin mit Wonne; die Miſère, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoiſie, die ſie ſtürzen wollen, iſt hier ſehr ergötzlich aufgedeckt. Für die Legitimiſten aber iſt das Buch wahrer Caviar, denn der Verfaſſer, der ſie ſelbſt verſchont, verhöhnt ihre bürgerlichen Beſieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geſchichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falſch oder wahr? Iſt Letzteres der Fall, ſo hätte die große Nation der

Franzoſen, die ſo viel von ihrem Point-d'honneur ſpricht, ſich ſeit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosko, regieren und repräſentieren laſſen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. Auguſt, als Karl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe ſich Dupin zu Letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgeſtellt, daſs er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen, auf eine entſchiedene Weiſe mit Karl X. brechen und ihm einen beſtimmten Abſagebrief ſchreiben müſſe. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupin's ſeinen ganzen Beifall geſchenkt und ihn ſelbſt gebeten, einen ſolchen Brief für ihn zu redigieren; Dieſes ſei geſchehen, und zwar in den derbſten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den ſchon mit einem Adreſskouverte verſehenen Brief zu verſiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe ſich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: „In wichtigen Fällen konſultiere ich immer meine Frau, ich will ihr erſt den Brief vorleſen, und findet er Beifall, ſo ſchicken wir ihn gleich ab.“ Hierauf habe er das Zimmer verlaſſen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend, habe er denſelben ſchnell verſiegelt und unverzüglich an Karl X. abgeſchickt. Aber nur das Adreſskouvert ſei dasſelbe geweſen, dem plump Dupin'ſchen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künſtler ein ganz demüthiges Schreiben ſubſtituiert, worin er, ſeine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beſchwor, zu Gunſten ſeines Enkels zu abdicieren. Die nächſte Frage iſt nun: Wie ward dieſer Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Karl X. reiſte, habe Demſelben ehrfurchtsvoll vorgeſtellt, daſs Seine Majeſtät ſich einſt mit der Abdikation etwas zu ſehr übereilt, worauf ihm Seine Majeſtät, um ſich zu juſtificieren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geſchrieben; den Rath Deſſelben habe er um ſo eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es iſt alſo Herr Berryer, welcher jenen Brief geſehen hat und auf deſſen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimiſten iſt dieſe Autorität gewiſs hinreichend, und ſie iſt es auch für die Republikaner, die Alles glauben, was der legitime Haſs gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir ſahen Dieſes noch jüngſt, als eine verrufene Vettel die bekannten falſchen Briefe ſchmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer ſich bereits als Advokat der Fälſchung in vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimiſten noch Republikaner ſind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an ſein wohltönendes Organ, an ſeinen Sinn für Spiel und Muſik*), und ganz beſonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimiſtiſche Partei ihren großen Sachwalter honoriert.

Was Ludwig Philipp betrifft, ſo haben wir in dieſen Blättern oft genug unſre Meinung über ihn ausgeſprochen. Er iſt ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odyſſeus als dem Ajax, dem wüthenden Autokraten, der im Zwiſt mit dem erfindungsreichen Dulder gar kläglich unterliegen muſſte. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm eskamotiert, ſondern die bitterſte Nothwendigkeit, ich möchte ſagen: die Ungnade Gottes, drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnisvollen Schreckensſtunde. Freilich, er hat bei dieſer Gelegenheit ein biſschen Komödie geſpielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit ſeinen Kommittenten, mit den Juliushelden, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es Dieſe ſo ganz ehrlich mit ihm, dem

---

*) „aber er wird uns nicht an die Anekdoten glauben machen, die er leichtgläubigen republikaniſchen Tröpfen auftiſcht.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, ſie ſetzten ihn luſtig auf den rothen Seſſel, im feſten Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er ſich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiele, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal geſagt habe, war es das Königthum ſelbſt, welches die Rolle des Junius Brutus ſpielte, um die Republikaner zu täuſchen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der ſchafmüthigſten Einfalt vorzunehmen, mit dem großen ſentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gaſſen von Paris zu ſchlendern, Bürger Krethi und Bürger Plethi die ungewaſchenen Hände zu ſchütteln und zu lächeln und ſehr gerührt zu ſein. Er ſpielte wirklich damals eine kurioſe Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hieherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daſs ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais-Royal eilte, um Ludwig Philipp zu ſehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daſs der König jetzt nur zu beſtimmten Stunden auf der Terraſſe erſcheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit ſehen können, und zwar für fünf Franks. Für fünf

Franks! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er ſich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und ſonſtigem Lumpengeſindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erhoben ſie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenſtern des Königs, und Höchſtderſelbe erſchien auf der Terraſſe, verbeugte ſich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, ſo ſchrien ſie noch viel lauter und gebärdeten ſich wie beſeſſen, während der König erſchien, welcher alsdann zum Zeichen ſeiner ſtummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es ſich manchmal zwanzig Franks koſten, und dann ward der Enthuſiasmus aufs höchſte geſteigert, und ſobald der König auf der Terraſſe erſchien, ward die Marſeillaiſe angeſtimmt und ſo fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Geſang ein Ende zu machen, ſich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marſeillaiſe mitſang. Ob er auch mit dem Fuße den Takt ſchlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieſer Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der ſie mir erzählte, iſt ſeit ſieben Jahren todt; ſeit ſieben Jahren hat er nicht gelogen. Es iſt alſo nicht Herr Berryer, auf deſſen Autorität ich mich berufe.

XXV.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne*), umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angeſichts ſeines ganzen Volks, deſſen erwählte Vertreter ihm gegenüber ſtanden, und Zeugen dieſes kummervollen Anblicks waren alle Fürſten des Auslandes, repräſentiert in der Perſon ihrer Geſandten und Abgeordneten. Der König weinte!**) Dieſes iſt ein betrübendes Ereig-

---

*) Dem Abdruck dieſer Stelle war in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die redaktionelle Note beigefügt: „Wir haben gemeldet, daß bei einer Stelle der Thronrede (Darmès' Mordverſuch) Ludwig Philipp, von innerer Bewegung ergriffen, inne hielt und ſeine Stimme ſtockte; Pariſer Korreſpondenzen und Journale fügen bei, es ſeien ihm Thränen in die Augen getreten."

Der Herausgeber.

**) Statt der beiden folgenden Sätze, enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung die ausführlichere Stelle: „Dies nis. Viele verdächtigen dieſe Thränen des Königs, und vergleichen ſie mit denen des Reineke. Aber iſt es nicht ſchon hinlänglich tragiſch, wenn ein König ſo ſehr bedrängt und geängſtet worden, daſs er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens ſeine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben ſeinen Thränendrüſen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schreckniſſe denkt, wovon er, ſein Volk und die ganze Welt bedroht iſt. [Wie alle bedeutenden Menſchen, ſuchte er gern ſeine beſondern Bedürfniſſe mit dem Gemeinwohl ſeiner Zeitgenoſſen in Einklang zu bringen, und ſo ſteigerte ſich in ihm die Überzeugung, daſs der Krieg nicht bloß für ihn, ſondern für die ganze Menſchheit ein Unglück ſei, und alle ſeine Kämpfe zur Erhaltung des Friedens, die Gefahren, worein ſie ihn verſtricken, die Kränkungen, denen er dadurch ausge-

---

iſt ein entſetzliches Ereignis, und wir geſtehen, daſs unſer tiefſtes Herz davon erſchüttert iſt. Mögen immerhin gewiſſe Leute über dieſe Weichmüthigkeit den Kopf ſchütteln und ſie ſogar verdächtigen. Verdächtigen ſie ja ſogar die Thränen des Königs! Als ob es nicht noch tragiſcher wäre, wenn ein König ſo ſehr bedrängt und geängſtet worden, daſs er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens ſeine Zuflucht genommen! Nein, dieſe proſaiſche Auslegung iſt eben ſo lächerlich wie perfid. Ludwig Philipp, der königliche Dulder ꝛc."

Der Herausgeber.

ſetzt, betrachtet er als ein Martyrthum. Vielleicht hat er Recht, vielleicht leidet er für uns Alle — verleumdet wenigſtens nicht ſeine Thränen! — Es war ein trauriges Faktum, das den trübſeligſten Interpretationen begegnet.]

Über die Stimmung der Kammer läſſt ſich noch nichts Beſtimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entſteht ein bedeutender Zwieſpalt zwiſchen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, ſo zögern die Häuptlinge des Radikalismus nicht länger mit einem Aufſtand, der ſchon im Geheimen organiſiert wird, und der nur auf die Stunde harrt, wo der König nicht mehr auf den Beiſtand der Deputiertenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur ſchmollen, aber doch ihren Ehekontrakt nicht verletzen, kann kein Umſturz der Regierung gelingen, und Das wiſſen die Rädelsführer der Bewegung ſehr gut, deſshalb verſchlucken ſie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten ſich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geſchichte Frankreichs zeigt, daſs jede bedeutende Phaſe der Revolution immer parlamentariſche Anfänge hatte, und die Männer des geſetzlichen Widerſtandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das furchtbare

Signal gaben. Durch dieſe Theilnahme, wir möchten faſt ſagen Komplicität, eines Parlaments iſt das Interregnum der rohen Fäuſte nie von langer Dauer, und die Franzoſen ſind vor der Anarchie viel mehr geſchützt als andere Völker, die im revolutionären Zuſtand ſind, z. B. die Spanier. Das ſahen wir in den Tagen des Julius, [Das ſahen wir in den Tagen der erſten Revolution,] wo das Parlament, die legislative Verſammlung, ſich in einen exekutierenden Konvent verwandelte. Es iſt wieder eine ſolche Umwandlung, die man im ſchlimmſten Fall erwartet.

[Der Sieg, den geſtern das Miniſterium in den Büreaux der Kammer davongetragen, iſt nicht ſo wichtig, wie man nach dem Triumphgeſchrei ſeiner Blätter ſchließen dürfte. Die Wahl des Präſidenten und der Vicepräſidenten zeugt zwar von einiger Lauheit, iſt aber in der Hauptſache von keiner Bedeutung. Die franzöſiſchen Deputierten ſind eben ſolche Franzoſen wie die übrigen, und werden eben ſo wie dieſe durch Ereigniſſe in leidenſchaftliche Bewegung geſetzt. Laſſen Sie nur einmal eine Nachricht anlangen, die das Nationalgefühl verletzt — und der Moderantismus der Moderanteſten wird ſpurlos verſchwinden. Die Leute, auf welche das Miniſterium rechnet, gehören meiſtens zu jenem Marais, deſſen charakteriſtiſche Tugend darin beſteht, daſs er die Regierung unterſtützt, ſo lange ſie nicht mit bedeutender Stärke angegriffen wird. Heute iſt der Marais gegen Thiers, morgen iſt er für ihn — doch wir wollen mit unſrem Urtheil den Ereigniſſen nicht vorgreifen.]

XXVI.

Paris, den 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres iſt ein Nachtrag zur Kronrede. „Mitleid, das nackte Kindlein" — ſagt Shakſpeare. Und das Kindlein iſt obendrein ein Prinz von Geblüt, und alſo beſtimmt, die traurigſten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutſche Hebamme, damit er die Milch der Geduld ſauge. Er befindet ſich friſch und geſund*). Das kluge Kind hat gleich ſeine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Übrigens ſoll es dem Großvater ſehr ähnlich ſehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen dieſen Troſt,

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

dieſen Balſam; hat er doch in der letzten Zeit ſo viel gelitten! Ludwig Philipp iſt der vortrefflichſte Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück ſeiner Familie brachte ihn in ſo viele Kolliſionen mit den Nationalintereſſen der Franzoſen. Eben weil er Kinder hat und ſie liebt, hegt er auch die entſchiedenſte Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegsluſtige Fürſten ſind gewöhnlich kinderlos. Dieſer Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie Dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrſchend, iſt gewiſs ehrenwerth, und jedenfalls iſt das allerhöchſte Muſter von dem heilſamſten Einfluſs auf die Sitten. Der König iſt tugendhaft im bürgerlichſten Geſchmack, ſein Haus iſt das honetteſte von ganz Frankreich, und die Bourgeoiſie, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu ſein.

So lange die Bourgeoiſie am Ruder ſteht, droht der jetzigen Dynaſtie keine Gefahr. Wie ſoll es aber gehen, wenn Stürme aufſteigen, wo ſtärkere Fäuſte zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoiſie, die mehr geeignet zum Geldzählen und Buchführen, ſich ängſtlich zurückziehen? Die Bourgeoiſie wird noch weit weniger Widerſtand leiſten, als die ehemalige Ariſtokratie; denn ſelbſt in ihrer kläglichſten Schwäche, in ihrer Erſchlaffung durch Sittenloſigkeit, in ihrer Entartung durch Kourtiſanerie, war die alte Nobleſſe doch noch beſeelt von einem gewiſſen Point-d'honneur, das unſrer Bourgeoiſie fehlt, die durch den Geiſt der Induſtrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Lamartine prophezeit ihr einen 10. Auguſt, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Juliusthrons ſich ſo heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regimes, die in ſeidenen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen ſich dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegenſetzten. [Ich habe Lamartine's erwähnt, des großen Poeten; dieſer Mann hat auch im Gebiete der Politik viel Zukunft. Ich liebe ihn nicht, aber volle Unparteilichkeit wollen wir ihm widerfahren laſſen, wenn nächſtens in der Kammer über die orientaliſchen Angelegenheiten ſeine edle Stimme ſich erheben wird.]

Die Nachrichten, die uns aus dem Oſten zukommen, ſind für die Franzoſen ſehr betrübend. Die Autorität Frankreichs iſt im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt, was ſie wollten, die thatſächliche Obmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsſtraße nach Indien; der Euphrat, einer der vier Paradiesflüſſe, wird ein engliſches Gewäſſer, worauf man mit dem

Dampfſchiffe fährt, wie nach Ramsgate und Margate ꝛc. — auf Towerſtreet iſt das Steamboat-Office, wo man ſich einſchreibt — zu Bagdad, dem alten Babylon, ſteigt man aus und trinkt Porter oder Thee. — Die Engländer ſchwören täglich in ihren Blättern, daſs ſie keinen Krieg wollten, und daſs der famoſe Pacifikations-Traktat nicht im mindeſten die Intereſſen Frankreichs verletzen und die Fackel des Krieges in die Welt ſchleudern ſollte — und dennoch war es der Fall; die Engländer haben die Franzoſen aufs bitterſte beleidigt und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgeſetzt, um für ſich einige Schachervortheile zu erzielen! Aber die Selbſtſucht ſorgt nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vortheile, die Ruſsland durch den erwähnten Traktat erntete, ſind zwar nicht von ſo barer Münze, man kann ſie nicht ſo ſchnell berechnen und einkaſſieren, aber ſie ſind von unſchätzbarſtem Werthe für ſeine Zukunft. Zunächſt ward dadurch die Alliance zwiſchen Frankreich und England aufgelöſt, was ein wichtiger Gewinn für Ruſsland, das früh oder ſpät mit einer jener Mächte in die Schranken treten muſs. Dann ward die Macht jenes Ägyptiers vernichtet, der, wenn er ſich an die Spitze der Moslemim ſtellte, im Stande war, das türkiſche Reich zu ſchützen vor den Ruſſen, die es ſchon als ihr Eigenthum betrachten*). Und noch viele Vortheile der Art haben die Ruſſen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand von Gefahr, da im Fall eines Kriegs die Franzoſen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könnten, eben ſo wenig wie ſie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwiſchen England und dem Zorn der Franzoſen liegt das Meer, zwiſchen den Letztern und den Ruſſen liegt Deutſchland; — und wir armen Deutſchen, durch den Zufall der Örtlichkeit, wir hätten uns ſchlagen müſſen für Dinge, die uns gar Nichts angehen, für Nichts und wieder Nichts, gleichſam für des Kaiſers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaiſers!

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich folgender Schluſs dieſes Briefes: „Wenig kümmert es die Ruſſen, daſs die Engländer mehr und mehr Indien verſchlingen und ſich ſchließlich ſelbſt China's bemächtigen; der Tag wird kommen, wo ſie genöthigt ſein werden, ihren Raub zu Gunſten der Ruſſen fahren zu laſſen, die ſich in der Krim befeſtigen, die ſich ſchon zu Herren des ſchwarzen Meeres gemacht haben, und die immer daſſelbe Ziel verfolgen: den Beſitz des Bosporus, Konſtantinopel's. Nach dem alten Byzanz ſind die lüſternen Blicke aller Moskowiten gerichtet; die Eroberung dieſer Stadt iſt für ſie nicht bloß eine politiſche, ſondern auch eine religiöſe Miſſion; und von den hohen Ufern des Bosporus aus ſoll ihr Zar alle Völker des Erdballs dem ledernen Scepter Ruſslands unterwerfen, das geſchmeidiger und ſtärker als Stahl iſt, und das man Knute nennt. Iſt es wahr, daſs Konſtantinopel von ſo univerſeller Bedeutung, und daſs der Beſitz dieſer Stadt über das Schickſal der Welt entſcheiden könnte? Einer von meinen Freunden ſagte mir jüngſt: „In Rom befinden ſich die Schlüſſel des Himmelreichs, aber in Konſtantinopel befinden ſich die Schlüſſel des irdiſchen Reichs; wer ſich ihrer bemächtigt, wird die ganze Welt beherrſchen.“ Wie ſchrecklich iſt die orientaliſche Frage!“

Der Herausgeber.

XXVII.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann, wie das alte, mit Muſik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'ſche Opus dieſes Namens. Vorgeſtern Abend debütierte Mademoiſelle Heinefetter mit großem, glänzendem Erfolg. Im Odeon, dem italiäniſchen Nachtigallenneſt, flöten ſchmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Griſi, die ſingende Blume der Schönheit. Auch die Koncerte haben ſchon begonnen in den rivaliſierenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünſtlern. Wer in dieſen öffentlichen Anſtalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, ſich zu langweilen, Der kann ſchon in den Privatſoiréen ſich nach Herzensluſt ausgähnen — eine Schar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichſten Hoffnungen berechtigen, läſſt ſich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Inſtrumenten; Herr Orfila meckert wieder ſeine unbarmherzigſten Romanzen, geſungenes Rattengift. Nach der ſchlechten Muſik wird lauwarmes Zuckerwaſſer oder geſalzenes Eis herumgereicht und getanzt. Auch die Maſkenbälle erheben ſich ſchon unter Pauken- und Trompetenſchall, und wie mit Verzweiflung ſtürzen ſich die Pariſer in den toſenden Strudel des Vergnügens. Der Deutſche trinkt, um ſich von drückender Sorgenlaſt zu befreien; der Franzoſe tanzt den berauſchenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtſinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernſt aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwiſchenpauſen der Quadrille flüſtert Harlekin ſeinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, daſs wir uns dieſes Frühjahr ſchlagen müſſen?“ Selbſt der Champagner iſt unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal beim luſtigſten Bankett erbleichen die Gäſte, der Witz ſtirbt auf ihren Lippen, ſie werfen ſich erſchrockene Blicke zu — an der Wand ſehen ſie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzoſen verhehlen ſich nicht das Gefahrvolle ihrer Lage, aber der Muth iſt ihre Nationaltugend. Und am Ende wiſſen ſie ſehr gut, daſs die politiſchen Beſitzthümer, die ihre Väter mit kampfluſtigſter Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth*) bewahrt werden können. Selbſt Guizot, der ſo unwürdig geſchmähte [und verleumdete] Guizot, iſt keineswegs geſonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieſer Mann behauptet zwar einen unerſchrockenen Widerſtand gegen den anſtürmenden Radikalismus, aber ich bin überzeugt, daſs er ſich mit derſelben Entſchloſſenheit dem Andrang abſolutiſtiſcher und hierarchiſcher Beſtrebungen entgegenſtemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardiſten war, die beim kaiſerlichen Leichenbegängniſſe: À bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daſs die Nationalgarde, verſtünde ſie ihre eigenen Intereſſen, eben ſo verſtändig wie dankbar handeln würde, wenn ſie gegen jene ſchnöden Rufe öffentlich proteſtierte. Denn die Nationalgarde iſt am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoiſie, und eben dieſe, gefährdet zu gleicher

---

*) „chriſtliche Demuth“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit durch die intrigierende Partei des alten Regimes und die Prädikanten einer Baboeuf'ſchen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der ſie ſchützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrſchaft der Mittelklaſſen, die er durch Bildung und Beſitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeſchäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der franzöſiſchen Ariſtokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch ſie fähig geweſen wäre, zum Heil des Volkes und der Menſchheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben ſo großem Eifer und gewiſs mit größerer Uneigennützigkeit, als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weiſe überzeugt, daſs er für die Proletarierherrſchaft kämpfen würde, und zwar mit ſtrengerer Ehrlichkeit als Lamennais und ſeine Kreuzbrüder, wenn er die untern Klaſſen durch Bildung und Einſicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einſähe, daſs der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menſchheit wäre, indem ſie in ihrem blödſinnigen Gleichheitstaumel Alles, was ſchön und erhaben auf dieſer Erde iſt, zerſtören, und namentlich gegen Kunſt und Wiſſenſchaft ihre bilderſtürmende Wuth auslaſſen würden*).

Guizot iſt jedoch kein Mann des ſtarren Stillſtandes, ſondern des geregelten und gezeitigten Fortſchrittes. [Die Feinde der Revolution würdigen ihn in dieſer Beziehung weit beſſer, als unſere Radikalen; Jene haben wohl eingeſehen, daſs, während er das Regiment der Mittelklaſſen gegen den Anſturm der Proletarier ſchützt, er dennoch durch ſeine Unterrichtsreformen die untern Klaſſen vorbereitete, im Laufe der Zeit, in allmählicher Entwicklung ohne gewaltſame Plötzlichkeit, an jenem Regiment einen erſprießlichen und ſegensreichen Antheil zu nehmen.]

Die Zukunft wird dieſem Manne die glorreichſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Vielleicht wird Dergleichen ihm ſchon in der nächſten Gegenwart zu Theil — er braucht nur das Hôtel des Capucines zu verlaſſen. Würde er in dieſem Fall wieder ſeinen Geſandtſchaftspoſten in London antreten? Würde er, trotz ſeiner Sympathie für England, jenes neue Miniſterium unterſtützen, das eine Alliance mit Ruſsland träumt? — Es iſt möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde Guizot, alle revolutionären Mittel verſchmähend, nur politiſchen Alliancen nachſtreben. „Können wir trotz aller Opfer und Mäßigung den Frieden nicht aufrecht erhalten, ſo werden wir den Krieg als eine Macht (puissance) führen, und nicht als ein lärmender Haufen (cohue),“ — ſo äußerte ſich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weſshalb ihm alle jene Leute gram ſind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und ſich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das ſind namentlich die Journaliſten, die ihrer Feder alle mögliche Hilfswirkung zutrauen. „Das Beſte in der Welt iſt eine baumwollene Nachtmütze,“ ſagt der Bonnetier, und die Journaliſten ſagen: „Das Beſte iſt ein Zeitungsartikel!“ Wie ſehr ſie ſich irren, erfuhren wir in jüngſter Zeit, wo die propagandiſtiſchen Phraſen des „National,“ des „Courrier français“ und des „Conſtitutionnel“ ſo viel Miſsmuth in Deutſchland erregten. Da waren die Väter weit praktiſcher; als ſie die kosmopolitiſchen Ideen der Revolution in Gefahr ſahen, ſuchten ſie Hilfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht ſehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitiſchen Ideen; — dieſe aber treiben nicht ſo mächtig zur That wie jene begeiſternden Erddünſte, die wir Vaterlandsliebe nennen.

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ob im Fall eines Krieges die ruſſiſche Alliance für die Franzoſen heilſamer ſei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Geſellſchaftsform bedroht, erſtere aber gefährdet das Weſen ihrer Geſellſchaft ſelbſt, ihr innerſtes Lebensprincip, die Seele des franzöſiſchen Volks.

XXVIII.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daſs Bellona's Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daſs die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann, glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Krieges geſchützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernden Friedens verſichert halten. Die Wirrniſſe, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöſt worden ſein, und das niedrige Gezücht des Nationalhaſſes, das ſich in den untern Schichten der Geſellſchaft entwickelt hat, wird von der beſſern Einſicht der Völker wieder in ſeinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wiſſen aber auch die Dämonen des Umſturzes dieſſeits und jenſeits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radikale Partei, aus Angſt vor der definitiven Befeſtigung der Orleans'ſchen Dynaſtie und ihrer auf lange Zeit geſicherten Dauer, die Wechſelfälle des Kriegs herbeiwünſcht, um nur die Chance eines Regierungswechſels zu gewinnen: ſo predigt jenſeits des Rheins die radikale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzoſen, in der Hoffnung, daſs die entzügelten Leidenſchaften einen wilden Zuſtand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einſchläfernden und feſſelnden Macht des Friedens brachte dieſe Leute zu dem verzweiflungsvollen Entſchluß, das franzöſiſche Volk (wie ſie in ihrer Unſchuld ſich ausdrücken) aufzuopfern. Wir ſagen es offen, weil uns dieſer Heroismus eben ſo thöricht wie undankbar erſcheint, und weil wir unſägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die ſich einbildet klüger zu ſein, als alle Füchſe der Liſt! O ihr Thoren, ich rathe euch, legt euch nicht auf das gefährliche Fach der politiſchen Pfiffigkeit, ſeid deutſch ehrlich und menſchlich dankbar, und bildet euch nicht ein, ihr werdet auf eigenen Beinen ſtehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die ihr habt auf dieſer Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geſchürt? [Ich weiß es nicht.] Ich glaube es nicht, und es will mich bedünken, die diplomatiſchen Wirrniſſe ſeien mehr ein Reſultat der Ungeſchicklichkeit als des böſen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten ſich ſchon jetzt zufrieden geben; — ſie haben bereits genug Vortheile im Trüben erfiſcht. Für Deutſchland und Frankreich jedoch iſt der Krieg eben ſo unnöthig wie gefährlich; — die Franzoſen beſäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil ſie ſonſt gegen etwaige Invaſionen zu wenig geſchützt ſind, und die Deutſchen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, ſo lange ſie nicht ſelber den Frieden brechen. Weder das deutſche Volk, noch das franzöſiſche Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erſt zu beweiſen, daſs die Rodomontaden unſrer Deutſchthümler, die nach dem Beſitz von Elſaſs und Lothringen ſchreien, nicht der Ausdruck des deutſchen Bauers und des deutſchen Bürgers ſind. Aber auch der franzöſiſche Bürger und der franzöſiſche Bauer, der Kern und die Maſſe des großen Volks, wünſchen keinen Krieg, da die Bourgeoiſie nur nach induſtriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiſerperiode ſehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muſs.

Die kriegeriſchen Gelüſte, die bei den Franzoſen ſeit den Zeiten der Gallier ſo ſtürmiſch loderten und brodelten, ſind nachgerade ziemlich erloſchen, und wie wenig die militäriſche furor francese jetzt bei ihnen vorherrſchend, zeigte ſich bei der Leichenfeier des Kaiſers Napoleon Bonaparte*). Ich kann nicht mit den Berichterſtattern übereinſtimmen, die in dem Schauſpiel jenes wunderbaren Begräbniſſes nur Pomp und Gepränge ſahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das franzöſiſche Volk bis in ſeine Tiefen erſchütterten. Dieſe Gefühle waren aber nicht die des ſoldatiſchen Ehrgeizes und Stolzes, den ſiegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubſucht, deren man ſich in Deutſchland noch [ſehr gut] erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben ſeitdem das Zeitliche geſegnet, und*) es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängniſſe zuſchaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiſs mit der Wehmuth der Pietät ſah ſie auf dieſen goldenen Katafalk, worin gleichſam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingeſargt lag! Da gab's mehr ſtumme Thränen als lautes Geſchrei. Und dann war die ganze Erſcheinung ſo fabelhaft, ſo märchenartig, daſs man kaum ſeinen Augen traute, daſs man zu träumen glaubte. Denn dieſer Napoleon Bonaparte, den man begraben ſah, war für das heutige Geſchlecht ſchon längſt dahingeſchwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexander's von Macedonien und Karl's des Großen, und jetzt, ſiehe! eines kalten Wintertags erſcheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geiſterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

---

*) Dieſer Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wie folgt: „Es iſt wahr, das Volk der Gallier hat zu allen Zeiten ſeine militäriſchen Gelüſte nicht zu verhehlen gewuſst. Aber dieſe ſind heut zu Tage, wo nicht ganz erloſchen, doch ſicher ein biſschen abgekühlt worden, und die Volksſtimmung bei der Leichenfeier des Kaiſers Napoleon dürfte als ein neuer Beweis dieſer Behauptung gelten.“

Der Herausgeber.

---

*) „Das Empire iſt eben ſo todt wie der Kaiſer ſelbſt, und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms;“ beginnt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Dieſe Nebel aber zerrannen wunderbar, ſobald der Leichenzug in den Champs-Elyſées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letzten Mal ihren Liebling, und ſtreute roſige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit ſanftem Mitleid beſtrahlte ſie die armen, ſpärlichen Überreſte jener Legionen, die einſt im Sturmſchritt die Welt erobert, und jetzt mit verſchollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherſchwankten. Unter uns geſagt, dieſe Invaliden der großen Armee ſahen aus wie Karikaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römiſches Spottlied auf den todten Triumphator!

Die Muſe der Geſchichte hat dieſen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als beſondere

Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart iſt jenes Ereignis minder wichtig*), und liefert nur den Beweis, daſs der Geiſt der Soldateska bei den Franzoſen nicht ſo blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas dieſſeits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenſeits ihm nachſchwatzt. Der Kaiſer iſt todt [und begraben. Wir wollen ihn preiſen und beſingen, aber zugleich Gott danken, daſs er todt iſt.] Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Philiſterwelt**) athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Über ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwolleſpinner.

---

*) „ganz unwichtig," ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

**) „die neue Menſchheit" ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

XXIX.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwiſchen Völkern, die eine freie Preſſe, unabhängige Parlamente und überhaupt die Inſtitutionen des öffentlichen Verfahrens beſitzen, können die Miſsverſtändniſſe, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteiſucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfnis emporwuchern. Wie dieſſeits, ſo haben auch jenſeits des Kanals ſich die edelſten Stimmen darüber ausgeſprochen, daſs nur frevelhafter Unverſtand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt geſtört; und während noch von Seiten der engliſchen Regierung durch die Schweigſamkeit der Thronrede das ſchlechte Verfahren gegen Frankreich gleichſam officiell fortgeſetzt wird, proteſtiert dagegen das engliſche Volk durch ſeine würdigſten Repräſentanten, und gewährt den Franzoſen die unumwundenſte Genugthuung. Lord Brougham's Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine verſöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf ſich mit Recht rühmen, daſs er ganz Europa einen großen Dienſt erzeigt. Auch andre Lords, ſogar Wellington, haben lobenswerthe Worte geſprochen, und Letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünſche und Geſinnungen ſeiner Nation. Die angedrohte Alliance der Franzoſen mit Ruſsland hat Seiner Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord iſt nicht der Einzige, dem ſolche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unſern deutſchen Gauen erſchwingen ſich die gemäßigten Tories zu einer beſſern Erkenntnis der eigenen politiſchen Intereſſen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutſchen Rüden, die ſchon das freudigſte Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unſre chriſtlich germaniſchen Nationalen erhalten die allerhöchſte Weiſung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die ſchreckliche Alliance betrifft, ſo ſteht ſie gewiſs noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, ſelbſt geſteigert bis zum höchſten Haſſe, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Ruſſen hervorrufen.

An eine baldige Löſung der orientaliſchen Wirren glaube ich eben ſo wenig wie an die moskowitiſche Alliance. Vielmehr verwickeln ſich die Verhältniſſe in Syrien und Mehemed Ali ſpielt dort ſeinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es cirkulieren wunderliche, meiſtens aber widerſprechende Gerüchte von den Liſten, womit der Alte ſein verlorenes Anſehen wieder zu erobern ſucht. Sein Unglück iſt die Überſchlauheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichſten Lichte zu ſehen. Er verfängt ſich in den Fäden der eigenen Ränke. Z. B., indem er die Preſſe zu ködern wuſſte und über ſeine Macht allerlei trügeriſche Berichte in Europa ausposaunen ließ, gewann er zwar die Sympathie der Franzoſen, die den Werth ſeiner Alliance überſchätzten, aber er war zugleich ſelbſt daran Schuld, daſs die Franzoſen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihilfe bis zum Frühjahr Widerſtand zu leiſten. Hiedurch ging er zu Grunde, nicht durch ſeine Tyrannei, wovon die „Allgemeine Zeitung“ gewiſs allzu grelle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt Jeder die kleinlichſten Eſelstritte. Das Ungeheuer iſt vielleicht nicht ſo ſchlecht, wie es die Leute, die er nicht beſtochen hat oder nicht beſtechen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen ſeiner großmüthigen Handlungen verſichern, Mehemed Ali ſei perſönlich huldreich und gütig, er liebe die Civiliſation, und nur die äußerſte Nothwendigkeit, der Kriegszuſtand ſeiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpreſſungsſyſtem, womit er ſeine Fellahs heimſuche. Dieſe unglücklichen Nilbauern ſeien in der That eine Herde von Jammergeſtalten, die, unter Stockſchlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgeſaugt werden. Aber Das ſei, heißt es, altägyptiſche Methode, die unter allen Pharaonen dieſelbe war, und die man nicht nach modern europäiſchem Maßſtabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philanthropen könnte der arme Paſcha mit denſelben Worten zurückweiſen, womit unſre Köchin ſich entſchuldigte, als ſie die Krebſe in allmählich ſiedendem Waſſer lebendig kochte. Sie wunderte ſich, daſs wir dieſes Verfahren eine unmenſchliche Grauſamkeit nannten und verſicherte uns, die armen Thierchen ſeien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemed Ali von den Juſtizgreueln ſprach, die in Damaskus verübt worden, fand er ihn zu den heilſamſten Reformen geneigt, und wären nicht die politiſchen Ereigniſſe allzu ſtürmiſch dazwiſchen getreten, ſo hätte es der berühmte Advokat gewiſs erreicht, den Paſcha zur Einführung des europäiſchen Kriminalverfahrens in ſeinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemed Ali's gehen auch die ſtolzen Hoffnungen zu Grabe, worin muhammedaniſche Phantaſie, zumal unter den Zelten der Wüſte, ſich ſo ſchwärmeriſch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der beſtimmt ſei, dem ſchwachen Türkenregimente zu Stambul ein barſches Ende zu machen und, dort ſelber das Kalifat übernehmend, die Fahne des Propheten zu ſchützen. Und wahrhaftig, in ſeiner ſtarken Fauſt wäre ſie beſſer aufgehoben, als in den ſchwachen Händen des jetzigen Gonfaloniere des muhammedaniſchen Glaubens, der früh oder ſpät den Legionen und den noch gefährlichern Machinationen des Zars aller Reußen erliegen muſs. Dem politiſchen und religiöſen Fanatismus, worüber der ruſſiſche Kaiſer, der zugleich das Oberhaupt der griechiſchen Kirche iſt, verfügen kann, hätte ein regeneriertes Reich der Moslemin unter Mehemed Ali oder einem ſonſtig neuen Dynaſten mit ähnlicher Gewalt widerſtanden, da ein eben ſo ungeſtüm fanatiſches Element zu ſeiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erſtorben, ſondern nur im ſtillen Beduinenleben eingeſchlafen, und oft wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneter Löwe draußen ſein kriegeriſches Gebrüll vernehmen ließ. — Dieſe Araber harren vielleicht nur des rechten Rufs, um ſchlafgeſtärkt wieder aus ihren ſchwülen Einöden hervorzuſtürmen, wie ehemals. — Wir haben ſie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondſtandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konſtantinopel jetzt der Tummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieſer wäre das beſte Bollwerk gegen jenes moskowitiſche Gelüſte, das nichts Geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosporus die Schlüſſel der Weltherrſchaft zu erkämpfen oder zu erſchleichen. Welch eine Macht beſitzt bereits der Kaiſer von Rußland, den man wahrlich beſcheiden nennen muß, wenn man bedenkt, wie ſtolz Andere an ſeiner Stelle ſich gebärden würden. Aber weit gefährlicher, als der Stolz des Herrn, iſt der Knechtſchaftshochmuth ſeines Volks, das nur in ſeinem Willen lebt, und mit blindem Gehorſam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters ſich ſelber zu verherrlichen glaubt. Die Begeiſterung für das römiſch-katholiſche Dogma iſt abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthuſiaſten, und wir müſſen uns wohl nach neuen, friſchen Fanatismen umſehen, die wir dem ſlaviſch-griechiſchen, orthodox abſoluten Kaiſerglauben entgegenſetzen könnten!

Ach! wie ſchrecklich iſt dieſe orientaliſche Frage, die bei jeder Wirrnis uns ſo höhniſch angrinſt! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, ſchon jetzt vorbeugen, ſo haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortſchritt des Übels zuſehen, ſo haben wir die ſichere Knechtſchaft. Da iſt ein ſchlimmes Dilemma. Wie ſie ſich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — ſie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein ſehr unkluges Fräulein bei der erlöſchenden Lampe einſchlafen — ihrer harrt kein Freudentag.

XXX.

Paris, den 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direkt auf den Leib und zerren daran ſo lange herum, bis ſie entweder gelöſt, oder als unauflösbar beſeitigt wird. Das iſt der Charakter der Franzoſen, und ihre Geſchichte entwickelt ſich daher wie ein gerichtlicher Proceſs. Welche logiſche, ſyſtematiſche Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der franzöſiſchen Revolution! In dieſem Wahnſinn war wirklich Methode, und die Hiſtoriographen, die nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menſchlichen Leidenſchaften wenig Spielraum geſtattend, die tollſten Erſcheinungen ſeit 1789 als ein Reſultat der ſtrengſten Nothwendigkeit darſtellen — dieſe ſogenannte fataliſtiſche Schule iſt in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher ſind eben ſo wahrhaft wie leichtfaſslich. Die

Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe dieſer Schriftſteller, angewendet auf Deutſchland, würde jedoch ſehr irrthumreiche und unbrauchbare Geſchichtswerke hervorbringen. Denn der Deutſche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln ſind, geht jeder bedeutenden politiſchen Frage ſo lange wie möglich aus dem Wege, oder ſucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln ſich unterdeſſen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordiſche, nur durch das Schwert gelöſt werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutſchen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, daſs jener Miſsſtand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzoſen fehlt. Je unwiſſender ein Volk, deſto leichter ſtürzt es ſich in die Strömung der That; je wiſſenſchaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, deſto länger ſondiert es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor ſtehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Untiefen oder vor der erkältenden Näſſe, die einen gefährlichen Nationalſchnupfen verurſachen könnte. Am Ende iſt auch wenig daran gelegen, daſs wir ſolchermaßen nur langſam fortſchreiten, oder durch Stillſtand einige hundert Jährchen verlieren, denn dem deutſchen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine ſehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzoſen handeln ſo ſchnell und handhaben die Gegenwart mit ſolcher Eile, weil ſie vielleicht ahnen, daſs für ſie die Dämmerung heranbricht; haſtig verrichten ſie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle iſt noch immer ziemlich ſchön, und die übrigen Völker ſind doch nur das verehrungswürdige Publikum, das der franzöſiſchen Staats- und Volkskomödie zuſchaut. Dieſes Publikum freilich wandelt zuweilen das Gelüſte an, ein biſschen laut ſeinen Beifall oder Tadel auszuſprechen, wo nicht gar auf die Scene zu ſteigen und mitzuſpielen; aber die Franzoſen bleiben doch immer die Hauptakteurs im großen Weltdrama, man mag ihnen Lorberkränze oder faule Äpfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich iſt es aus“ — mit dieſen Worten läuft hier mancher deutſche Korreſpondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jeruſalems; aber er ſelber friſtet doch ſein kümmerliches Leben durch Berichterſtattung Deſſen, was dieſe ſo geſunkenen Franzoſen täglich ſchaffen und thun, und ſeine reſpektiven Kommittenten, die deutſchen Zeitungsredaktionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalſpalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber —

wie alle Völker, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt — es iſt nicht ewig, es hat vielleicht ſchon ſeine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die ſich nicht ableugnen läſſt; auf ſeiner glatten Stirn lagern ſich diverſe Runzeln, das leichtſinnige Haupt bekommt graue Haare, ſenkt ſich ſorgenvoll und beſchäftigt ſich nicht mehr ausſchließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeſchluſs über die Fortifikation von Paris beurkundet eine ſolche Übergangsperiode des franzöſiſchen Volksgeiſtes. Die Franzoſen haben in der letzten Zeit ſehr Viel gelernt, ſie verloren dadurch alle Luſt des blinden Hinausſtürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt ſich ſelber zu Hauſe verſchanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiſerlichen Adlers iſt ihnen der Gedanke gekommen, daſs der bürger-königliche Hahn nicht unſterblich ſei. Frankreich lebt nicht mehr in dem kecken Rauſche ſeiner unüberwindlichen Obmacht; es ward ernüchtert durch das aſchermittwochliche Bewuſſtſein ſeiner Beſiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, iſt ſchon halb geſtorben! Die Befeſtigungswerke von Paris ſind vielleicht der Rieſenſarg, den der Rieſe ſich ſelber dekretierte in trüber Ahnung. Es mag jedoch noch eine gute Weile dauern, ehe ſeine Sterbeſtunde ſchlägt, und manchem Nichtrieſen dürfte er zuvor die tödlichſten Hiebe verſetzen. Jedenfalls wird er einſt durch die klirrende Wucht ſeines Hinſinkens*) den Erdboden ſchüttern machen, und noch furchtbarer als im Leben wird er durch ſeine poſthumen Werke, als nachtwandelndes Geſpenſt, ſeine Feinde ängſtigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerſtörte, würden ſeine Bewohner, wie einſt die Juden, ſich in die ganze Welt zerſtreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der geſellſchaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befeſtigung von Paris iſt das wichtigſte Ereignis unſerer Zeit, und die Männer, die in der Deputiertenkammer dafür oder dagegen ſtimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluſs geübt. An dieſe enceinte continue, an dieſe forts détachés knüpft ſich jetzt das Schickſal des franzöſiſchen Volks. Werden dieſe Bauten vor dem Gewitter ſchützen, oder werden ſie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden ſie der Freiheit oder der Knechtſchaft Vorſchub leiſten? Werden ſie Paris vor Überfall retten oder dem Zerſtörungsrechte des Kriegs unbarmherzig bloßſtellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber ſo Viel weiß ich, daſs die Franzoſen ſich ſehr gut ſchlagen würden, wenn ſie einſt Paris vertheidigen müſſten gegen eine dritte Invaſion. Die zwei frühern Invaſionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu ſteigern. Ob Paris, wenn es befeſtigt geweſen wäre, jene zwei erſten Male widerſtanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geſchwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zaubermittel jener Idee, welche „Heere aus dem Boden ſtampft,“ entgegenzuſetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Feſſel zu brechen, womit er ſelber jene Idee angekettet; die Alliierten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in Freiheit ſetzten. Die franzöſiſchen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht ſo dumm, gar nicht ſo närriſch, als ſie dem bedrängten Imperator zu ſeiner Vertheidigung keinen Beiſtand leiſteten, denn Dieſer war ihnen weit gefährlicher*), als alle jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen muſſten und nur einen matten Statthalter hinterließen, deſſen man ſich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Julius 1830 wirklich geſchah, ſeit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris inſtalliert wurden. Die Macht jener Ideen iſt es, die einer dritten Invaſion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewitzigt durch bittere Erfahrungen, [nicht mehr auf die Allgewalt der Begeiſterung rechnet, ſondern] auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verſchmäht.

---

*) Hier findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe der Zwiſchenſatz: „— geben die Götter, daſs nie dieſer verruchte Tag erſcheine! —“

Der Herausgeber.

---

*) Der Anfang dieſes Satzes lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlicher: „Nicht die Re-

Hier ſtoßen wir auf die Spaltung, welche in dieſem Augenblick unter den Männern der radikalen Partei in Betreff der Befeſtigung von Paris herrſcht und die leidenſchaftlichſten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraktion der Republikaner, die durch den „National“ repräſentiert wird,

---

volution ward überwunden Anno 1814 und 1815, ſondern ihr gekrönter Kerkermeiſter, und die Manifeſte, welche erklärten, daß man nur gegen Napoleon Bonaparte Krieg führe, enthielten viel mehr Wahrheit, als ihre Verfaſſer ahnen mochten. Die franzöſiſchen Liberalen hatten damals ganz Recht, als ſie dem liberticiden Imperator zu ſeiner Vertheidigung keinen Beiſtand leiſteten, denn Dieſer war für die Revolution weit gefährlicher, ꝛc.“

Der Herausgeber.

den Geſetzvorſchlag der Befeſtigung am wirkſamſten verfochten. Eine andere Fraktion, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt ſich dagegen mit dem wildeſten Zorn, und da ſie in der Preſſe nur wenige Organe beſitzt, ſo iſt bis jetzt die „Revue du Progrès“ das einzige Journal, wo ſie ſich ausſprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel floſſen aus der Feder Louis Blanc's*), und ſind der höchſten Beachtung werth. Wie ich höre, beſchäftigt ſich auch Arago mit einer Schrift über denſelben Gegenſtand. Dieſe Republikaner ſträuben ſich gegen den Gedanken, daſs die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müſſe, ſie ſehen darin eine Schwächung der moraliſchen Wehrmittel, eine Erſchlaffung der frühern dämoniſchen Energie, und ſie möchten lieber, wie einſt der gewaltige Konvent, den Sieg dekretieren, als Sicherheitsanſtalten treffen gegen die Niederlage. Es ſind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausſchuſſes, welche dieſen Leuten vorſchweben, ſtatt daſs die Meſſieurs des „National“ vielmehr die Traditionen der Kaiſerzeit im Sinne tragen. Ich ſagte eben „Meſſieurs,“ denn Dies iſt der Spottname, womit Jene, die ſich Citoyens nennen, ihre Antagoniſten titulieren. Terroriſtiſch ſind im Grunde beide Fraktionen, nur daſs die Meſſieurs des „National“ lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agieren möchten. Es iſt leicht begreiflich, daſs Erſtere eine große Sympathie für einen Geſetzvorſchlag empfinden muſſten, wodurch die Revolution zur Zeit der Noth in einem rein militäriſchen Gewande erſcheinen könnte und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit ſich der „National“ für die Befeſtigung von Paris ausſprach.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Sonderbar! diesmal begegneten ſich der „National,“ der König und Thiers in dem heißeſten Wunſche für dieſelbe Sache. Und doch iſt dieſes Begegnis ſehr natürlich. Laſſt uns durch Zumuthung argliſtiger Hintergedanken keinen von dieſen Dreien verleumden. Wie ſehr auch perſönliche Neigungen im Spiele ſind, ſo handelten doch alle Drei zunächſt im Intereſſe Frankreichs; Ludwig Philipp eben ſo gut, wie Thiers und die Herren des „National.“ Jedoch, wie geſagt, perſönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieſer abgeſagte Feind des Krieges, des Zerſtörens, iſt ein eben ſo leidenſchaftlicher Freund des Bauens, er liebt Alles, wobei

Hammer und Kelle in Bewegung geſetzt wird, und der Plan der Befeſtigung von Paris ſchmeichelte dieſer angebornen Paſſion. Aber Ludwig Philipp iſt auch der Repräſentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo dieſe bedroht wird, ſteht ſeine eigene Exiſtenz in Frage. Er muſs ſich in Paris halten um jeden Preis. Denn bemächtigen ſich die fremden Potentaten ſeiner Hauptſtadt, ſo würde ſeine Legitimität ihn nicht ſo inviolabel ſchüzzen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo ſie ſind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Fiele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, ſo würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber ſchwerlich um eine Reſtauration zu verſuchen zu Gunſten Ludwig Philipp's, welcher im Julius 1830 König der Franzoſen ward, nicht parceque Bourbon, ſondern quoique Bourbon*)! Dies fühlt der kluge Herrſcher, und er verſchanzt ſich in ſeinem Malapartus. Daſs die Befeſtigung von Paris, wie für ihn ſelber, ſo auch für Frankreich heilſam und nothwendig, iſt ſein feſter Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbſterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König iſt ja ein natürlicher Patriot und liebt ſein Land, in deſſen Geſchichte ſein Leben wurzelt und mit deſſen Schickſalen es verwachſen iſt. Ludwig Philipp iſt ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkiſchen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus ſich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie*), die mehr vom hiſtoriſchen Stammesſtolze, vom mittelalterlichen Adelthum beſeelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes lautet in der franzöſiſchen Ausgabe: „Das fühlt der Sohn des Laertes, und deſshalb verſchanzt er ſich in ſeinem Ithaka. Außerdem iſt es der feſte Glaube des Königs, daſs dieſe Befeſtigung für Frankreich nothwendig, und er iſt vor Allem Patriot, wie jeder König, ſelbſt der ſchlechteſte.“

Der Herausgeber.

Da dieſe Vaterlandsliebe von den Franzoſen als die höchſte Tugend angeſehen wird, ſo war es eine ſehr wirkſame Büberei, daſs die Feinde des Königs ſeine patriotiſchen Geſinnungen durch verfälſchte Briefe verdächtigten. Ja, dieſe famoſen Briefe ſind zum Theil verfälſcht, zum Theil ganz falſch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber dieſe Leute ſind immer die Düpes der Legitimiſten, welche die Waffen ſchmieden, womit Jene das Leben oder den Leumund des Königs zu meucheln ſuchen. Der Republikaner iſt immer bereit, ſein Leben bei jeder gefährlichen Unthat aufs Spiel zu ſetzen; aber er iſt doch nur ein täppiſches Werkzeug fremder Erfindſamkeit, die für ihn denkt und rechnet; man kann im wahren Sinne des Wortes von den Republikanern behaupten, daſs ſie das Pulver nicht erfunden haben, womit ſie auf den König ſchießen.

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes: „Es giebt keinen Unterlieutenant in der Armee, der von beſſerer Vaterlandsliebe beſeelt wäre, als der jetzige Herzog von Orleans oder ſeine Brüder, die Prinzen vom echteſten franzöſiſchen Geblüt. Das gewährt einige Sicherheit für die königliche Zukunft der jetzigen Dynaſtie; denn was die Franzoſen am meiſten ſchätzen, iſt Liebe für Frankreich.“

Der Herausgeber.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl beſitzt und begreift, übt den unwiderſtehlichſten Zauber auf die Maſſe, und kann ſie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen*), und ſie in alle möglichen Uniformen ſtecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Livrée der Knechtſchaft. Das war das Geheimnis Napoleon's, und ſein Geſchichtſchreiber Thiers hat es ihm abgelauſcht, abgelauſcht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verſtande; denn nur das Gefühl verſteht das Gefühl. Thiers iſt wahrhaft durchglüht vom franzöſiſchen Nationalgefühl, und wer Dieſes gemerkt hat, verſteht ſeine Macht und Unmacht, ſeine Irrthümer und Vorzüge, ſeine Größe und Kleinheit, und ſein Anrecht auf die Zukunft. Dieſes Nationalgefühl erklärt alle Akte ſeines Miniſteriums — hier ſehen wir die Translation der kaiſerlichen Aſche, die glorreichſte Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Vertretung jenes kläglichen Konſuls von Damaskus, welcher mittelalterliche Juſtizgreuel unterſtützte, aber ein Repräſentant von Frankreich war; hier ſehen wir das leichtſinnigſte Aufbrauſen und Alarmſchlagen, als der Londoner Traktat divulgiert und Frankreich beleidigt ward, und daneben die beſonnene Aktivität der Bewaffnung und jenen koloſſalen Entſchluſs der Fortifikation von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieſes Beginnen auch nachträglich das Geſetz in der Kammer eroberte. Nie ſprach er mit größerer Beredſamkeit, nie hat er mit feinerer Taktik einen parlamentariſchen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten

Augenblick war die Entſcheidung ſehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte ſchnell die Gefahr, die dem Geſetz drohte, und ein improviſiertes Amendement gab den Ausſchlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Geſetzentwurf an den Tag legte, nur egoiſtiſchen Motiven zuſchrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Herr Thiers iſt durchdrungen von dieſem Gefühle. Er iſt ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er ſich gern darſtellt. Mit dieſer Kindſchaft hat es freilich ſeine Richtigkeit, die Revolution iſt ſeine Mutter, aber man darf nicht überſchwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächſt das Vaterland, und ich glaube, er würde dieſem Gefühle alle mütterlichen Intereſſen [, nämlich die der Revolution, unbedingt] aufopfern. Sein Enthuſiasmus iſt gewiſs ſehr abgekühlt für den ganzen Freiheitsſpektakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in ſeiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geſchichtſchreiber alle Phaſen desſelben im Geiſte mitgelebt, als Staatsmann muſſte er mit der fortgeſetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht ſelten mag dieſem Sohn der Revolution die Mutter ſehr läſtig, ſehr fatal geworden ſein; denn er weiß ſehr gut, daſs die alte Frau kapabel wäre, ihm ſelber den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Sie iſt nämlich nicht von ſanftem Naturell; ein Berliner würde ſagen: Sie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne ſie zuweilen ſchlecht behandeln, ſo muſs man nicht vergeſſen, daſs ſie ſelber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewieſen und die beſten immer ermordet hat*).

[Wir ſind geſonnen, Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und von Herrn Thiers nicht Dinge zu verlangen, die nicht in ſeinem Weſen liegen und mit ſeiner Geſchichte unvereinbar ſind. Wir haben ſeinen Patriotismus gerühmt, wir wollen auch ſeine Genialität anerkennen. Sonderbar genug iſt es, daſs dieſe heterogenen Vorzüge in dieſem Manne vereinigt ſind. Ja, er iſt nicht bloß ein patriotiſcher Franzoſe, ſondern auch ein Menſch von Genie, und manchmal, wenn er zu dieſem Bewuſſtſein gelangt, vergiſſt er ſein beſchränkt örtliches Nationalgefühl, es ergreift ihn die Ahnung eines, ſo zu ſagen, zeitlichen Weltbürgerthums, und in ſolchem Momente ſprach er einſt die merkwürdigen Worte: „Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieſes iſt ein Vaterland, das ich in der Zeit beſitze.“]

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich hier noch der Satz: „Comme il y a des enfants terribles, il y a aussi des mères terribles; et vous, maman, vous êtes de ce nombre!“

Der Herausgeber.

XXXI.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputiertenkammer über das literariſche Eigenthum ſind ſehr unerſprießlich. Es iſt aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daſs die heutige Geſellſchaft, die auf dem Eigenthumsrechte baſiert iſt, auch den Geiſtern eine gewiſſe Theilnahme an ſolchem Beſitzprivilegium geſtatten möchte, aus Billigkeitsgefühl oder vielleicht auch als Beſtechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Iſt das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſolche Frage, und freue mich nur darüber, daſs ihr dem armen Dochte, der ſich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für ſein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienſt!

Das Schickſal des Mehemed Ali wird hier weniger beſprochen, als man glauben ſollte; doch will es mich bedünken, als herrſche in den Gemüthern ein um ſo tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Anſehen der Franzoſen im Orient geht verloren, und dieſer Verluſt wirkt auch mißlich auf ihre occidentaliſchen Verhältniſſe; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikaniſchen Händel ſich ſo bedenklich geſtalteten, ward von engliſcher Seite die Ausgleichung der ägyptiſchen Erblichkeitsfrage aufs emſigſte betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Beſten des Paſchas zu agieren*); das Miniſterium ſcheint aber Nichts gethan zu haben, um den getreuſten Alliierten zu retten.

---

*) Statt der oben nachfolgenden Zeilen, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung weiter: „wir wollen ſehen, was für ihn geſchieht und ob man ihm die volle Erblichkeit ſeines Paſchaliks auswirkt und ſichert. Aber auch im Falle dieſe Erblichkeit für Mehemed Ali eine Wahrheit wird, iſt ſeine Macht ganz zu Grunde gerichtet, und er wird nimmermehr der Macht des Sultans das Gleichgewicht halten können, wie früher, wo vielleicht eben durch das Gleichgewicht der beiden Gegner die Ruhe der türkiſchen Provinzen erhalten wurde. Die Statthalter derſelben verharrten bei dem ſchwachen Großherrn, weil ſie ſich vor den übermächtigen Vaſallen fürchteten; oder auch ſie warteten auf den Ausgang des großen Zweikampfs, unentſchloſſen zum Ab-

Die amerikaniſchen Händel ſind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptiſche Erblichkeitsfrage ſo bald als möglich abzufertigen und ſomit die franzöſiſche Diplomatie wieder in den Stand zu ſetzen, an den Berathungen und Beſchlüſſen der europäiſchen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellenfrage ſteht drohend vor der Thür, verlangt ſchnelle Entſcheidung, und

---

fall wie zum Übertritt, im Zaum gehalten durch den Reſpekt, womit ſie ſchon dem einſtigen Sieger huldigten. Die Gegenwart gehorchte gewiſſermaßen einer Autorität der Zukunft. Jetzt iſt auch dieſes Bindungsmittel zerſtört, Jeder weiß, daß der Paſcha nimmermehr zur Alleinherrſchaft gelangt, Jeder weiß auch, daß die geprieſene Oberhoheit des Sultans nur eine glänzende Scheinmacht iſt, eine morgenländiſche Ferman-Hyperbel, eine occidentaliſche Protokolltäuſchung, und Stück vor Stück wird jetzt das ganze Türkenreich auseinanderfallen, wie einſt das ältere Kalifat.

„Wird aber unter dieſen Umſtänden die Ruhe im Orient dergeſtalt begründet werden können, daß die Konflikte nicht bis zu uns fortwirken? Ich fürchte, die vielbelobte Pacifikation, wodurch der Paſcha geſchwächt und der Sultan nicht geſtärkt worden, giebt eben das Signal zu der allgemeinen Auflöſung des osmaniſchen Reiches und zu dem Beginn des großen Erbfolgeſtreits!“ —

Der Herausgeber.

hier rechnen die Engländer auf die konferentielle Stütze des franzöſiſchen Kabinetts, deſſen Intereſſen bei dieſer Gelegenheit mit ihren eigenen übereinſtimmen, Rußland gegenüber*).

Ja, die ſogenannte Dardanellenfrage iſt von der höchſten Wichtigkeit, und nicht bloß für die erwähnten Großmächte, ſondern für uns Alle, für den Kleinſten wie für den Größten, für Reuß-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben ſo gut wie für das allmächtige Öſterreich, für den geringſten Schuhflicker wie für den reichſten Lederfabrikanten; denn das Schickſal der Welt ſelbſt ſteht hier in

---

*) Der nachfolgende Theil dieſes Briefes fehlt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dagegen enthält Letztere noch die Stelle: „Welcher Ausgang ſteht von dem Zwiſt mit Amerika zu erwarten? In keinem Fall ein brillanter. Selbſt wenn in der Perſon des Mc Leod das ganze engliſche Volk gleichſam in effigie gehenkt würde, dürfte ſich John Bull doch noch lange beſinnen, ehe er eine ernſte Boxerei mit Jonathan begänne. Er iſt vor allen Dingen ein berechnender Geſchäftsmann, und eine Ehrenſache lockt ihn nicht unwiderſtehlich, wenn dabei materiell mehr zu verlieren als zu gewinnen iſt, wie hier der Fall. Obgleich wir beide Völker des Egoismus nicht ſonderlich lieben, ſo wollen wir doch nicht wünſchen, daß es zwiſchen ihnen zum Kriege komme — der Krieg iſt eine anſteckende Krankheit."

Der Herausgeber.

Frage, und dieſe Frage muß an den Dardanellen gelöſt werden, gleichviel in welcher Weiſe. So lange Dieſes nicht geſchehen, kränkelt Europa an einem heimlichen Übel, das ihm keine Ruhe läſſt, und das, je ſpäter, deſto entſetzlicher am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage iſt nur ein Symptom der orientaliſchen Frage ſelbſt, der türkiſchen Erbſchaftsfrage, des Grundübels, woran wir ſiechen, des Krankheitsſtoffs, der im europäiſchen Staatskörper gährt, und der leider nur gewaltſam ausgeſchieden, vielleicht nur mit dem Schwert ausgeſchnitten werden kann. Wenn ſie auch von ganz andern Dingen ſprechen, ſo ſchielen doch alle Machthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konſtantinopel — das Gebreſte hat viele Namen. Wäre im europäiſchen Staatsrechte das Princip der Volksſouveränetät ſanktioniert, ſo könnte das Zuſammenbrechen des osmaniſchen Kaiſerthums nicht für die übrige Welt ſo gefährlich ſein, da alsdann in dem aufgelöſten Reiche die einzelnen Völker ſich bald ihre beſondern Regenten ſelbſt erwählen und ſich ſo gut als möglich fortregieren laſſen würden. Aber im allergrößten Theil Europa's herrſcht noch das Dogma des Abſolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürſten ſind, und dieſes Eigenthum durch das Recht des Stärkern, durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar iſt. — Was Wunder, daſs keiner der hohen Potentaten den Ruſſen die große Erbſchaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländiſchen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er ſieht, wie die Barbaren des Nordens ſich gütlich thun, und der kleinſte deutſche Duodezfürſt wird wenigſtens auf ein Biergeld Anſpruch machen. Das ſind die menſchlichen Antriebe, weſshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muſs. Die politiſchen Beweggründe, warum hauptſächlich England, Frankreich und Öſterreich nicht erlauben können, daſs Ruſsland ſich in Konſtantinopel feſtſetze, ſind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, iſt aber vor der Hand vertagt. Kurzſichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, ſind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstage. Beſonders unſre Financiers ſehen wieder Alles im lieblichſten Hoffnungslichte. Auch der größte derſelben ſcheint ſich ſolcher Täuſchung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothſchild, welcher ſeit einiger Zeit etwas unpäſslich ſchien, iſt jetzt wieder ganz hergeſtellt und ſieht geſund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börſe, welche ſich auf die Phyſiognomie des großen Barons ſo gut verſtehen, verſichern uns, daſs die Schwalben des Friedens in ſeinem Lächeln niſten, daſs jede Kriegsbeſorgnis aus ſeinem Geſichte verſchwunden, daſs in ſeinen Augen keine elektriſchen Gewitterfünkchen ſichtbar ſeien, und daſs alſo das entſetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, ſich gänzlich verzogen habe. Er nieſe ſogar den Frieden. Es iſt wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn von Rothſchild meine Aufwartung zu machen, ſtrahlte er vom erfreulichſten Wohlbehagen, und ſeine roſige Laune ging faſt über in Poeſie; denn, wie ich ſchon einmal erzählt, in ſolchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluſs ſeines Humors in Reimen ausſtrömen zu laſſen. Ich fand, daſs ihm das Reimen diesmal ganz beſonders gelang; nur auf „Konſtantinopel“ wuſſte er keinen Reim zu finden, und er kratzte ſich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich ſelbſt auch ein Stück Poet bin, ſo erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob ſich nicht auf „Konſtantinopel“ ein ruſſiſcher „Zobel“ reimen ließe? Aber dieſer Reim ſchien ihm ſehr zu miſsfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte dadurch ein europäiſcher Krieg entſtehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm ſelber eine Menge Geld koſten würde.

Herr von Rothſchild iſt in der That der beſte politiſche Thermometer; ich will nicht ſagen Wetterfroſch, weil das Wort nicht hinlänglich reſpektvoll klänge. Und man muſs doch Reſpekt vor dieſem Manne haben, ſei es auch nur wegen des Reſpektes, den er den meiſten Leuten einflößt. Ich beſuche ihn am liebſten in den Büreaux ſeines Komptoirs, wo ich als Philoſoph beobachten kann, wie ſich das Volk, und nicht bloß das Volk Gottes, ſondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das iſt ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es ſelbſt dem beſten Akrobaten ſchwer fiele. Ich ſah Leute, die, wenn ſie dem großen Baron nahten, zuſammenzuckten, als berührten ſie eine voltaiſche Säule. Schon vor der Thür ſeines Kabinetts ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einſt Moſes auf dem Horeb empfunden, als er merkte, daſs er auf heiligem Boden ſtand. Ganz ſo wie Moſes alsbald ſeine Schuhe auszog, ſo würde gewiſs mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatkabinett des Herrn von Rothſchild zu betreten wagt, vorher ſeine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daſs alsdann ſeine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieſer Miſsduft inkommodieren dürfte. Jenes Privatkabinett iſt in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeers oder des geſtirnten Himmels — wir ſehen hier, wie klein der Menſch und wie groß Gott iſt! Denn das Geld iſt der Gott unſerer Zeit, und Rothſchild iſt ſein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothſchild begeben wollte, trug eben ein galonierter Bedienter das Nachtgeſchirr desſelben über den Korridor, und ein Börſenſpekulant, der in demſelben Augenblick vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll ſeinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Reſpekt zu ſagen, der Reſpekt gewiſſer Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daſs er mit der Zeit ein Millionär ſein wird. Als ich einſt dem Herrn * erzählte, daſs ich mit dem Baron Rothſchild in den Gemächern ſeines Komptoirs en famille zu Mittag geſpeiſt, ſchlug Jener mit Erſtaunen die Hände zuſammen, und ſagte mir, ich hätte hier eine Ehre genoſſen, die bisher nur den Rothſchilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürſten zu Theil geworden, und die er ſelbſt mit der Hälfte ſeiner Naſe einkaufen würde.

Ich will hier bemerken, daſs die Naſe des Herrn *, ſelbſt wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Komptoir des Herrn von Rothſchild iſt ſehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaſerne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts Andres zu thun als zu arbeiten — iſt jüngſt ſehr verſchönert worden. Auf dem Kamin ſteht jetzt die Marmorbüſte des Kaiſers Franz von Öſtreich, mit welchem das Haus Rothſchild die meiſten Geſchäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büſten von allen europäiſchen Fürſten anfertigen laſſen, die durch ſein Haus ihre Anleihen gemacht, und dieſe Sammlung von Marmorbüſten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger ſein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothſchild ſeine Walhallagenoſſen in Reimen oder im ungereimten königlich bairiſchen Lapidarſtil feiern wird, iſt mir unbekannt.

XXXII.

Paris, den 29. April 1841.

Ein eben ſo bedeutungsvolles wie trauriges Ereignis iſt das Verdikt der Jury, wodurch der Redakteur des Journals „La France“ von der Anklage abſichtlicher Beleidigung des Königs [gänzlich] freigeſprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meiſten beklagen ſoll! Iſt es jener König, deſſen Ehre durch verfälſchte Briefe befleckt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere ſich in der öffentlichen Meinung rehabilitieren kann? Was jedem Andern in ſolcher Bedrängnis geſtattet iſt, bleibt ihm grauſam verſagt. Jeder Andere, der ſich in gleicher Weiſe durch falſche Briefe von landesverrätheriſchem Inhalt dem Publikum gegenüber bloßgeſtellt ſähe, könnte es dahin bringen, ſich förmlich in Anklagezuſtand ſetzen zu laſſen, und in Folge ſeines Proceſſes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigſte zu erweiſen. Eine ſolche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfaſſung für unverletzlich erklärt und nicht perſönlich vor Gericht zu ſtellen erlaubt. Noch weniger iſt ihm das Duell geſtattet, das Gottesurtheil, das in Ehrenſachen noch immer eine gewiſſe juſtificierende Geltung bewahrt; Ludwig Philipp muß ruhig auf ſich ſchießen laſſen, darf aber nimmermehr ſelbſt zur Piſtole greifen, um von ſeinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben ſo wenig kann er im üblich patzigen Stile eine abgedrungene Erklärung gegen ſeine Verleumder in den reſpektiven Landeszeitungen inſerieren laſſen; denn, ach! Könige, wie große Dichter, dürfen ſich nicht auf ſolchem Wege vertheidigen und müſſen alle Lügen, die man über ihre Perſon verbreitet, mit ſchweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das ſchmerzlichſte Mitgefühl für den königlichen Dulder, deſſen Krone nur eine Zielſcheibe der Verleumdung, und deſſen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar, wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder ſoll ich noch weit mehr euch bedauern, ihr Legitimiſten, die ihr euch als die auserwählten Paladine des Royalismus gebärdet, und dennoch in der Perſon Ludwig Philipp's das Weſen des Königthums, das königliche Anſehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit euch, wenn ich an die ſchrecklichen Folgen denke, die ihr durch ſolchen Frevel zunächſt auf eure eignen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Umſturz der Monarchie harrt euer wieder daheim das Beil und in der Fremde der Bettelſtab. Ja, euer Schickſal wäre jetzt noch weit ſchmählicher als in früheren Tagen; euch, die gefoppten Kompères eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn tödten, ſondern mit höhniſchem Gelächter, und in der Fremde würde man euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverſchuldeten Unglück gebührt, ſondern mit Geringſchätzung das Almoſen hinreichen.

Was ſoll ich aber von den guten Leuten der Jury ſagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheiſen legten an das Fundament des eignen Hauſes? Der Grundſtein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutik ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und ſchmachvolle Verdikt heillos gelockert. Die ganze verderbliche Bedeutung dieſes Verdikts wird jetzt allmählich erkannt, es iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, und mit Entſetzen ſieht man, wie der fatale Ausgang des Proceſſes ganz ſyſtematiſch ausgebeutet wird. Die verfälſchten Briefe haben jetzt eine legale Stütze, und mit der Unverantwortlichkeit ſteigt die Frechheit bei den Feinden der beſtehenden Ordnung. In dieſem Augenblick werden lithographierte Kopien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Argliſt reibt ſich vergnügt die Hände ob des gelungenen Meiſterſtücks. Die Legitimiſten rufen Viktoria, als hätten ſie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Kontemporäne, die Wittwe der großen Armee, die verrufene Madame de St. Elme, das Banner trug! Der edle Baron Larochejaquelin beſchirmte mit ſeinem Wappenſchild dieſe neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Reinheit? Vor Allen aber verdankt man dieſen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienſtmann der legitimiſtiſchen Ritterſchaft*), der immer geiſtreich ſpricht, gleichviel für welche ſchlechte Sache.

Indeſſen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereigniſſen alle ihre Konſequenzen unmittelbar abgepreſſt werden, geht die böſe Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilſamen Gegenwirkung. Und Dieſes zeigt ſich auch bei Gelegenheit jenes unglückſeligen Verdikts. Die argen Folgen deſſelben werden für den Moment einigermaßen neutraliſiert durch den Jubel und das Siegesgeſchrei, das die Legitimiſten erheben; das Volk haſſt ſie ſo ſehr, daſs es all ſeinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergiſſt, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphieren. Der ſchlimmſte Vorwurf, der gegen den König in jüngſter Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, daſs man ihn beſchuldigte, er betreibe allzu eifrig ſeine Ausſöhnung mit den Legitimiſten und opfre ihnen die demokratiſchen Intereſſen. Deſshalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch dieſe frondierenden Edelleute widerfuhr, zunächſt eine gewiſſe Schadenfreude bei der Bourgeoiſie, die, angehetzt durch die Journale des unzufriedenen Mittelſtandes, von den reaktionären Vorſätzen des jetzigen Miniſteriums die verdrießlichſten Dinge fabelt.

---

*) „der immer ſehr gut ficht und gut bezahlt wird.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — In der franzöſiſchen Ausgabe (wo dieſe Zeilen zugleich den Schluß des Briefes bilden) heißt es: „deſſen Honorar, wie exorbitant es auch ſei, niemals die Höhe ſeines unſchätzbaren Talentes erreichen wird.“

Der Herausgeber.

Welche Bewandtnis hat es aber mit jenen reaktionären Vorſätzen, die man abſonderlich Herrn Guizot zuſchreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben ſchenken. Guizot iſt der Mann des Widerſtandes, aber nicht der Reaktion. Und ſeid überzeugt, daſs man ihn ob ſeines Widerſtandes nach oben ſchon längſt verabſchiedet hätte, wenn man nicht ſeines Widerſtandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geſchäft iſt die thatſächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoiſie, das von den marodierenden Nachzüglern der Vergangenheit eben ſo grimmig bedroht wird, wie von der plünderungsſüchtigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt, und [ach!] Niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarſten wahrlich zeigen ſich gegen ihn eben jene guten Bürger, die ſeine ſtarke Hand ſchirmt und ſchützt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenſchaften er nie gemeinſchaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, dieſe Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'ſche Witze, er iſt nicht induſtriell, und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt ſehr hoch, und ein melancholiſcher Stolz ſpricht aus allen ſeinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Beſſeres thun, als für dieſes Lumpenpack in mühſamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!“ Das iſt in der That der Mann, der nicht ſehr zärtlich um Popularität buhlt, und ſogar den Grundſatz aufgeſtellt hat, daſs ein guter Miniſter unpopulär ſein müſſe.

Er hat nie der Menge gefallen wollen, ſogar nicht in jenen Tagen der Reſtauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichſten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne ſeine denkwürdigen Vorleſungen hielt und der Beifall der Jugend ſich ein biſschen allzu ſtürmiſch äußerte, dämpfte er ſelber dieſen huldigenden Lärm mit den ſtrengen Worten: „Meine Herren, auch im Enthuſiasmus muſs die Ordnung vorwalten!“ Ordnungsliebe iſt überhaupt ein vorſtechender Zug des Guizot'ſchen Charakters, und ſchon aus dieſem Grunde wirkte ſein Miniſterium ſehr wohlthätig in der Konfuſion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieſer Ordnungsliebe nicht ſelten der Pedanterie beſchuldigt, und ich geſtehe, der ſchroffe Ernſt ſeiner Erſcheinung wird gemildert durch eine gewiſſe anklebende gelehrte Magiſterhaftigkeit, die an unſere deutſche Heimat, beſonders an Göttingen, erinnert*). Er iſt eben ſo wenig reaktionär wie Hofrath Heeren, Tychſen oder Eichhorn Solches geweſen — aber er wird nie er-

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet ſich folgender Schluſs dieſes Briefes: „Es herrſcht wirklich etwas Deutſches in ſeinem Weſen, aber Deutſches von der beſten Art: er iſt grundgelehrt, grundehrlich, allgemein menſchlich, univerſell. — Wir Deutſchen, die wir ſtolz auf Guizot ſein würden, wenn er wirklich unſer Landsmann wäre, wir ſollten ihm als franzöſiſchem Miniſter wenigſtens Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wo ſeine perſönliche Würde in Frage

---

ſteht. In dieſer Beziehung kann ich mich nicht genug wundern, wie ehrenhafte Leute in Deutſchland auf den Gedanken geriethen, als habe die deutſche Preſſe von der Intervention eines ſolchen Mannes Etwas zu befürchten. Ich weiß nicht, welche Bewandtnis es hat mit den Beklagniſſen der „Oberdeutſchen Zeitung;“ aber ich weiß, daß nur Irrthum oder böswillige Auslegung im Spiele ſein kann, wenn man einen Guizot für den Inſtigator von Beſchränkungen hält, womit ein deutſches Blatt von ſeiner örtlichen Cenſurbehörde bedroht worden ſei. Einen ſolchen Vorwurf las ich in der geſtern hier angekommenen 113ten Nummer der „Allgemeinen Zeitung.“ Ich habe nicht die Ehre, dem Herrn Guizot perſönlich nahe zu ſtehen, ſonſt würde ich gewiß jenem unwürdigen Vorwurf mit beſtimmteren Angaben widerſprechen können. So Viel kann ich jedoch behaupten: mehr als irgend Jemand in Frankreich hegt Herr Guizot die größten Sympathien für die Unabhängigkeit des deutſchen Schriftthums und die freie Entwicklung des deutſchen Geiſtes, und in dieſem Bewußtſein glaubt er ſich unſerer intelligenten Anerkennung ſo ſicher, daß er jüngſt einem meiner Landsleute das naive Kompliment machte: „Ein Deutſcher wird mich nimmermehr für reaktionär halten.““

Die Bemerkung Heine's über die Anſchuldigung, Guizot ſei der Inſtigator der erwähnten Preßfreiheits-Beſchränkungen in Deutſchland, war bei dem Abdruck in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von der redaktionellen Note begleitet: „Schon ein früheres Schreiben eines andern unlauben, daſs man die Pedelle prügle oder ſich ſonſtig auf der Weenderſtraße herumbalge und die Laternen zerſchlage.

ſerer Pariſer Korreſpondenten verſicherte, daſs Herr Guizot keinen Theil an jenem von öffentlichen Blättern berichteten diplomatiſchen Schritt habe.“

Der Herausgeber.

XXXIII.

Paris, den 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Sektion des Inſtitut-royal, welche ſich Académie des sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigſten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, ſowie durch das Perſonal, das manchmal dort ſeinen Sitz nimmt, ſo oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnert. In der That, die andern Sektionen des Inſtituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greiſenhafter Ohnmacht, aber die oben erwähnte Académie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Friſche und Kraft. Es herrſcht in dieſer letzten Sektion ein großartiger Sinn, während die Einrichtung und der Geſammtgeiſt des Inſtitut-royal ſehr kleinlich iſt. Ein Witzling bemerkte ſehr richtig: „Diesmal iſt der Theil größer als das Ganze.“ In der Verſammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz beſonders jugendliche Regung: Couſin, welcher präſidierte, ſprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht ſehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtnis des verſtorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juriſten und Konventglieds, zu feiern hatte, ſprach ſo blühend ſchön wie er ſelbſt ausſieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des ſchönen Secrétaire perpétuel angekündigt iſt, kommen dorthin vielleicht mehr um zu ſehen als um zu hören, und da viele darunter ſehr hübſch ſind, ſo wirkt ihr Anblick manchmal ſtörend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, ſo feſſelte mich diesmal der Gegenſtand der Mignet'ſchen Rede ganz ausſchließlich, denn der berühmte Geſchichtſchreiber der Revolution ſprach wieder über einen der wichtigſten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzoſen umgeſtaltet, und jedes Wort war hier ein Reſultat intereſſanter Forſchung. Ja, Das war die Stimme des Geſchichtſchreibers, des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es ſchien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die ſtrenge Göttin bereits ihre Urtheilsſprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete ſich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Akademikers. Und dann iſt Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu muſſten die Tagesverhältniſſe berückſichtigt werden bei der Beſprechung der jüngſten Vergangenheit. Es iſt eine bedenkliche Aufgabe, den überſtandenen Sturm zu beſchreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt ſind. Das franzöſiſche Staatsſchiff iſt vielleicht noch nicht ſo wohl geborgen, wie der gute Mignet meint. Unfern vom Redner, auf einer der Bänke mir gegenüber, ſah ich Herrn Thiers, und ſein Lächeln war für mich ſehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behagnis von der definitiven Begründung der modernen Zuſtände ſprach — ſo lächelt Äolus, wenn Daphnis am windſtillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläſt!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in Kurzem gedruckt zu Geſicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiſs erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lektüre den lebendigen Vortrag erſetzen, der, wie eine tiefſinnige

Muſik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beſtändig im Gedächtnis eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hinwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken iſt. Er bemerkte nämlich, wie erſprießlich es ſei, daſs das neue Geſetzbuch der Franzoſen von Männern abgefaſst worden, die aus den wilden Drangſalen der größten Staatsumwälzung ſo eben hervorgegangen, und folglich die menſchlichen Paſſionen und zeitlichen Bedürfniſſe gründlichſt kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir dieſen Umſtand, ſo will es uns bedünken, als begünſtigte derſelbe ganz beſonders die jetzige franzöſiſche Legislation, als verliehe er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und deſſen Kommentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Kaſuiſten angefertigt ſind, ſondern von glühenden Menſchheitsrettern, die alle Leidenſchaften in ihrer Nacktheit geſehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung hat die philoſophiſche Schule in Deutſchland eben ſo unrichtige Begriffe, wie die hiſtoriſche; erſtere iſt todt, und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Couſin vorigen Sonnabend die Sitzung der Akademie eröffnete, athmete einen Freiheitsſinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er iſt übrigens in dieſen Blättern von einem unſrer Kollegen ſo reichlich gelobhudelt worden, daſs er vor der Hand Deſſen genug haben dürfte. Nur ſo Viel wollen wir erwähnen, daſs der Mann, den wir früherhin nicht ſonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine währliche Zuneigung, aber eine beſſere Anerkennung einflößte. Armer Couſin, wir haben dich früherhin ſehr malträtiert, dich, der du immer für uns Deutſche ſo liebreich und freundlich wareſt. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutſchen Schule, der Freund Hegel's, unſer Victor Couſin, in Frankreich Miniſter war, brach in Deutſchland gegen die Franzoſen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich ſchwindet und vielleicht einſt unbegreiflich ſein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbſt, begegnete ich Herrn Couſin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferſtichladen ſtand und die dort ausgeſtellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus ihren Angeln geriſſen, der Kanonendonner von Beirut, wie eine Sturmglocke, weckte alle Kampfluſt des Orients und des Occidents, die Pyramiden Ägyptens zitterten, dieſſeits und jenſeits des Rheins wetzte man die Säbel — und Victor Couſin, damaliger Miniſter von Frankreich, ſtand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die ſtillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und ſprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, von unſerem Gemüth und Tiefſinn, von unſerer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels willen,“ unterbrach er ſich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, „was bedeutet die Raſerei, womit ihr in Deutſchland jetzt plötzlich gegen uns ſchreit und lärmt?“ Er konnte dieſe Berſerkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff Nichts davon, und, Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erſchöpften wir uns in lauter Konjekturen über die letzten Gründe jener Feindſeligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Couſin mich verließ, um ſich bei Marquis ein Pfund Chocolade zu kaufen.

Ich konſtatiere mit beſonderer Vorliebe die kleinſten Umſtände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutſchlands bei den franzöſiſchen Staatsmännern finde. Daß wir Dergleichen bei Guizot antreffen, iſt leicht erklärlich, da ſeine Anſchauungsweiſe der unſrigen verwandt iſt, und er die Bedürfniſſe und das gute Recht des deutſchen Volks ſehr gründlich begreift. Dieſes Verſtändnis verſöhnt ihn vielleicht auch mit unſern beiläufigen Verkehrtheiten; die Worte: „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ las ich dieſer Tage auf dem Petſchaft einer ſchönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritaniſchem Charakter ſein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geiſt iſt auch nicht poeſiefeindlich eng und dumpf; dieſer Puritaner war es, welcher den Franzoſen eine Überſetzung des Shakſpeare gab, und als ich vor mehren Jahren über den brittiſchen Dichterkönig ſchrieb, wuſſte ich den Zauber ſeiner phantaſtiſchen Komödien nicht beſſer zu erörtern, als indem ich den Kommentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte*).

Sonderbar! das kriegeriſche Miniſterium vom 1. März, das jenſeits des Rheines ſo verſchrien ward, beſtand zum größten Theil aus Männern, welche Deutſchland mit dem treueſten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Couſin, welcher begriffen, daſs bei Immanuel Kant die beſte

---

*) Siehe „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ — H. Heine's ſämmtliche Werke, Bd. III, S. 381 ff.

Der Herausgeber.

Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beſte Chocolade zu finden, ſaß damals im Miniſterrathe Herr von Remuſat, der ebenfalls dem deutſchen Genius huldigte und ihm ein beſonderes Studium widmete. Schon in ſeiner Jugend überſetzte er mehrere deutſche dramatiſche Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken ließ. Dieſer Mann iſt eben ſo geiſtreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutſchen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von deſſen Herrlichkeit einen höhern Begriff als ſämmtliche Komponiſten des Becker'ſchen Liedes, wo nicht gar als der große Niklas Becker ſelbſt! — Was uns in der jüngſten Zeit beſonders gut an Remuſat gefiel, war die unumwundene Weiſe, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders*) gegen verleumderiſche Inſinuationen vertheidigte.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich hier noch der Zwiſchenſatz: „des Chefs des Kabinettes vom 1. März.“

Der Herausgeber.

XXXIV.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier ſchneiden ſehr beſorgliche Geſichter. „Es geht ſchlecht, es geht ſchlecht.“ Das ſind die ängſtlichen Ziſchlaute, die ſie einander zuflüſtern, wenn ſie ſich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anſchein, als wackle der ganze großbritanniſche Staat und ſei dem Umſturz nahe, aber es hat nur den Anſchein. Dieſer Staat gleicht dem Glockenthurm von Piſa; ſeine ſchiefe Stellung ängſtigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reiſende eilt mit raſcheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unverſehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Canning's in London war und den wilden Meetings des Radikalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau ſtürze jetzt zuſammen. Meine

Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill beſuchten, wurden dort von demſelben Angſtgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauſpiel der O'Connell'ſchen Umtriebe und des katholiſchen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängſtigung. Jetzt ſind es die Korngeſetze, welche einen ſo bedrohlichen Staatsuntergangsſturm veranlaſſen — aber fürchte dich nicht, John Albion's:

„Kracht's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!“

Hier zu Paris herrſcht in dieſem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beſtändig von den falſchen Briefen des Königs zu ſprechen, und eine erfriſchende Diverſion gewährte uns die Entführung der ſpaniſchen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famoſen Adam Gurowski, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiſelle Rachel verliebt; da ihm aber der Vater derſelben, der von ſehr guter jüdiſcher Familie iſt, ſeine Tochter verweigerte, ſo machte er ſich an die Prinzeſſin Iſabella Fernanda von Spanien. Alle Hofdamen beider Kaſtilien, ja des ganzen Univerſums, werden die Hände vor Entſetzen über dem Kopf zuſammen ſchlagen — jetzt begreifen ſie endlich, daſs die alte Welt des traditionellen Reſpektes ein Ende hat!

[Wer Dieſes längſt begriffen hat, iſt Ludwig Philipp, und deſshalb begründete er ſeine Macht nicht auf die idealen Gefühle der Ehrfurcht, ſondern auf relle Bedürfniſſe und nackte Nothwendigkeit. Die Franzoſen können ihn nicht entbehren, und an ſeine Erhaltung iſt die ihrige geknüpft. Derſelbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der ſelber bei Braten und Wein auf den König losſchmäht, er würde dennoch beim erſten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu ſchützen, ihn, den Bürgen ſeiner eigenen politiſchen Wohlfahrt und ſeiner gefährdeten Eigenthumsintereſſen.

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, daſs ein legitimiſtiſches Journal, „La France," uns ſehr bitterblütig angegriffen, weil wir uns in der „Allgemeinen Zeitung" eine Vertheidigung des Königs zu Schulden kommen ließen. Auf jenen Angriff wollen wir nur flüchtig entgegnen, daſs wir von aller Theilnahme an den innern Parteikämpfen Frankreichs ſehr entfernt ſind. Bei unſeren Mittheilungen in dieſen Blättern bezwecken wir zunächſt das eigentliche Verſtändnis der Dinge und Menſchen, der Begebenheiten und Verhältniſſe, und wir dürfen uns dabei der größten Unparteilichkeit rühmen — ſo lange keine vaterländiſchen Intereſſen ins Spiel kommen und auf unſere Stimmung ihren Einfluſs üben. Wer könnte ſich von Einwirkungen ſolcher Art ganz frei halten? So mag freilich unſere Sympathie für franzöſiſche Staatsmänner, und auch für Ludwig Philipp, manchmal dadurch geſteigert werden, daſs wir ihnen heilſame Geſinnungen für Frankreich zutrauen. Ich fürchte, ich werde noch oft verleitet werden, günſtig von einem Fürſten zu ſprechen, der uns vor den Schreckniſſen des Kriegs bewahrt hat, und dem wir es verdanken, in friedlicher Muße das Bündnis zwiſchen Frankreich und Deutſchland begründen zu können. Dieſe Alliance iſt jedenfalls natürlicher, als die engliſche oder gar die ruſſiſche, von welchen beiden Extremen man hier allmählich zurücklenkt. Ein geheimes Grauen hat doch jedesmal die Franzoſen angewandelt, wenn es galt, ſich Ruſsland zu nähern; ſie hegen eine gewaltige Scheu vor den Umarmungen jener Bären des Nordens, die ſie auf den moskowitiſchen Eisfeldern in Perſon kennen gelernt. Mit England wollen ſie ſich jetzt eben ſo wenig einlaſſen, nachdem ſie jüngſt wieder ein Pröbchen albioniſcher

Perfidie genoſſen. Und dann miſstrauen ſie der Dauer des dortigen Regiments, und ſie glauben daſſelbe ſeinem Untergang viel näher, als wirklich der Fall. Die ſinkende Richtung des brittiſchen Staates täuſcht ſie. Aber fallen wird er dennoch, dieſer ſchiefe Thurm! Die einheimiſchen Maulwürfe lockern unabläſſig ſein Fundament, und am Ende kommen die Bären des Nordens und ſchütteln daran mit ungeſtümen Tatzen. Ein Franzoſe könnte im Stillen wünſchen: Möge der ſchiefe Thurm endlich niederſtürzen und die ſiegenden Bären unter ſeinen Trümmern begraben!]

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zehnter Band.

Franzöſiſche Zuſtände. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Franzöſiſche Zuſtände

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

Zweite Hälfte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

[illegible]
[illegible]
[illegible] No

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

1841.

XXXV. Volks- und Kunſtleben in Paris. — Die Fiſcher von Ludwig Robert 7
XXXVI. Der Obeliſk von Luxor. — Guizot und Thiers. — Paul Delaroche 20
XXXVII. Miſerabilität der Deputierten- und Pairskammer 30

1842.

XXXVIII. Guizot und die Spaltungen in der Kammer 37
XXXIX. Guizot, Thiers und die orientaliſche Frage 41
XL. Deſtutt de Tracy 45
XLI. Die Deputiertenwahlen. — Der Kommunismus 51
XLII. Die ſociale Weltrevolution 57
XLIII. Der Tod des Herzogs von Orleans. . . . 62
XLIV. Der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours 67

Seite
XLV. Die Regentſchaftsfrage 72
XLVI. Angſt der Bourgeoiſie vor dem Kommunismus 74
XLVII. Engländer, Fabrikarbeiter und Chartiſten . 80
XLVIII. Stabilität des Miniſteriums Guizot . . . 95
XLIX. Jahresrückblick 103

1843.

L. Die Anſtelligkeit der Franzoſen. Charles Duveyrier. — Thiers, Guizot und Molé in ihrem Verhältnis zu Ludwig Philipp . . 109
LI. Die Eiſenbahnen. — James von Rothſchild. Auguſt Leo 119
LII. Die Guizot'ſche Korruption 138

Retroſpektive Aufklärung.

Über Heine's Penſion und ſeine angebliche Naturaliſation in Frankreich 147
LIII. Der Kampf zwiſchen Kleriſei und Univerſität. Michelet und Quinet 184
LIV. Daunou 199

Anhang.

Kommunismus, Philoſophie und Kleriſei.

I. Pierre Leroux 211
II. Die Ultramontanen 231
III. Villemain und Victor Couſin 239
Gefängnisreform und Strafgeſetzgebung . 244

Aus den Pirenäen.

I. Landſchaftsbild von Barèges 256
II. Das Badeleben und die Badegäſte in Barèges. — Der Herzog von Nemours . . 262
III. Der Herzog von Nemours. — Die bürgerliche Gleichſtellung und der Nationalreichthum der Juden 271

Vorwort des Herausgebers.

Die politiſchen Berichte L und LII vom Jahre 1843, ſowie der Aufſatz über „Gefängnisreform und Strafgeſetzgebung“ ſind, wie es ſcheint, von der Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zurückgewieſen worden; wenigſtens habe ich dieſelben in den betreffenden Jahrgängen dieſes Journals nicht aufgefunden. — Von den angehängten Korreſpondenzen über „Kommunismus, Philoſophie und Kleriſei,“ wurden die beiden erſten Briefe, in Verbindung mit dem vorhergehenden Berichte (LIV), unter der Überſchrift: „Kampf und Kämpfer,“ in Nr. 29 und 36 der „Zeitung für die elegante Welt,“ vom 19. Juli und 6. September 1843, abgedruckt.

Die eingeklammerten Ergänzungen aus der „Allgemeinen Zeitung“ und der „Zeitung für die elegante Welt" finden ſich im vorliegenden Bande auf den Seiten 9, 24—25, 33, 34—36, 39, 47, 60—61, 68, 71, 73, 78—79, 85—88, 101—102, 106—108, 128, 188, 228, 272, 273 und 275—279.

Aus der franzöſiſchen Ausgabe ergänzte ich folgende Stellen:

S. 101 und dem Vetter des Mondes

S. 116—117 Der König erinnert mich — mit einer Flöte im Steiß."

S. 136 und ihren Töchtern mit blonden Haaren, blonden Zähnen und Händen.

S. 222 in der Feſtung Spandau oder auf dem Spielberg.

Franzöſiſche Zuſtände.

Heine's Werke. Bd. X. 1

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunſt und Volksleben.

Die parlamentarische Periode

des Bürgerkönigthums.

XXXV.

Paris, den 11. December 1841.

Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geſchenke, überbieten ſich hier die Kaufmannsläden in den mannigfaltigſten Ausſtellungen. Der Anblick derſelben kann dem müßigen Flaneur den angenehmſten Zeitvertreib gewähren; iſt ſein Hirn nicht ganz leer, ſo ſteigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenſtern die bunte Fülle der ausgeſtellten Luxus- und Kunſtſachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publikum, das dort neben ihm ſteht. Die Geſichter dieſes Publikums ſind ſo häßlich ernſthaft und leidend, ſo ungeduldig und drohend, daß ſie einen unheimlichen Kontraſt bilden mit den Gegenſtänden, die ſie begaffen, und uns die Angſt anwandelt, dieſe Menſchen möchten einmal mit ihren geballten Fäuſten plötzlich dreinſchlagen und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitſammt dieſer vornehmen Welt ſelbſt gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker iſt, ſondern ein gewöhnlicher Flaneur, der ſich wenig kümmert um die Nüance Dufaure und Paſſy, ſondern um die Miene des Volks auf den Gaſſen, dem wird es zur feſten Überzeugung, daſs früh oder ſpät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mitſammt ihren parlamentariſchen Heldenſpielern und Komparſen ein ausgeziſcht ſchreckliches Ende nimmt und ein Nachſpiel aufgeführt wird, welches das Kommuniſtenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieſes Nachſpiel nicht ſein; aber es wird um ſo gewaltiger die Gemüther erſchüttern und reinigen; es wird eine echte Tragödie ſein.

Die letzten politiſchen Proceſſe dürften Manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit iſt gar zu angenehm. Auch will Keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die ſüße Gegenwart verleiden können. Deſshalb grollen ſie Alle jenem Manne, deſſen ſtrenges Auge am tiefſten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und deſſen hartes Wort vielleicht manchmal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichſten Mahle ſitzen, an die allgemeine Bedrohnis erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeiſter Guizot. Sogar die ſogenannten Konſervativen ſind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben ſie ihn durch einen Mann erſetzen zu können, deſſen heiteres Geſicht und gefällige Rede ſie minder ſchreckt und ängſtigt. Ihr konſervativen Thoren, die ihr Nichts im Stande ſeid zu konſervieren als eben eure Thorheit, ihr ſolltet dieſen Guizot wie euren Augapfel ſchonen; ihr ſolltet ihm die Mücken abwedeln, die radikalen ſowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; ihr ſolltet ihm auch manchmal Blumen ſchicken ins Hôtel des Kapucins, aufheiternde Blumen, Roſen und Veilchen, [und,] ſtatt ihm durch tägliches Nergeln dieſes Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguieren, [ſolltet ihr ihn vielmehr dort anſchmieden mit einer eiſernen Kette!] An eurer Stelle hätte ich immer Angſt, er möchte den glänzenden Quälniſſen ſeines Miniſterplatzes plötzlich entſpringen und ſich wieder hinaufretten in ſein ſtilles Gelehrtenſtübchen der Rue L'Evêque, wo er einſt ſo idylliſch glücklich lebte unter ſeinen ſchafledernen und kalbledernen Büchern.

Iſt aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzuwenden? Es vereinigen ſich in der That bei ihm die ſonſt getrennten Eigenſchaften der tiefſten Einſicht und des feſten Willens; er würde mit einer antiken Unerſchütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernſter Klugheit die ſchlimmen Klippen vermeiden — aber der ſtille Zahn der Mäuſe hat den Boden des franzöſiſchen Staatsſchiffes allzuſehr durchlöchert, und gegen dieſe innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot ſehr gut begriffen, iſt er unmächtig. Hier iſt die Gefahr. Die zerſtörenden Doktrinen haben in Frankreich zu ſehr die unteren Klaſſen ergriffen — es handelt ſich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, ſondern um Gleichheit des Genuſſes auf dieſer Erde, und es giebt in Paris etwa 400,000 rohe Fäuſte, welche nur des Loſungsworts harren, um die Idee der abſoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehren Seiten hört man, der Krieg ſei ein gutes Ableitungsmittel gegen ſolchen Zerſtörungsſtoff. Aber hieße Das nicht Satan durch Beelzebub beſchwören? Der Krieg würde nur die Kataſtrophe beſchleunigen und über den ganzen Erdboden das Übel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht.

Doch laſſt uns dieſes trübe Thema verlaſſen und wieder zu den heitern Gegenſtänden übergehen, die hinter den Spiegelfenſtern auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgeſtellt ſind. Das funkelt, Das lacht und lockt! Keckes Leben, ausgeſprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelſtein, in allen möglichen Formen, namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaiſſance, deren Nachbildung in dieſem Augenblick eine herrſchende Mode. Woher die Vorliebe für dieſe Zeit der Renaiſſance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferſtehung, wo die antike Welt gleichſam aus dem Grabe ſtieg, um dem ſterbenden Mittelalter ſeine letzten Stunden zu verſchönen? Empfindet unſre Jetztzeit eine Wahlverwandtſchaft mit jener Periode, die, eben ſo wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle ſuchte, lechzend nach friſchem Lebenstrank? Ich weiß nicht, aber jene Zeit Franz I. und ſeiner Geſchmacksgenoſſen übt auf unſer Gemüth einen faſt ſchauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuſtänden, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weiſe, wie jene Zeit das wiedergefundene Alterthum in ſich zu verarbeiten wuſſte. Hier ſehen wir nicht, wie in der

David'ſchen Schule, eine akademiſch trockene Nachahmung der griechiſchen Plaſtik, ſondern eine flüſſige Verſchmelzung derſelben mit dem chriſtlichen Spiritualismus. In den Kunſt- und Lebensgeſtaltungen, die der Vermählung jener heterogenſten Elemente ihr abenteuerliches Daſein verdankten, liegt ein ſo ſüßer melancholiſcher Witz, ein ſo ironiſcher Verſöhnungskuſs, ein blühender Übermuth, ein elegantes Grauen, das uns unheimlich bezwingt, wir wiſſen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kannegießern von Profeſſion überlaſſen, ſo überlaſſen wir den patentierten Hiſtorikern die genauere Nachforſchung, in welchem Grad unſere Zeit mit der Zeit der Renaiſſance verwandt iſt; und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde ſtehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Rittner ausgeſtellt haben, und das gleichſam als der Kupferſtichlöwe der Saiſon alle Blicke auf ſich zieht. Es verdient in der That dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit; es ſind die Fiſcher von Leopold Robert, die dieſer Kupferſtich darſtellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denſelben, und er iſt gewiſs eine köſtliche Weihnachtsgabe für das große Publikum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller detaillierten Beſchreibung dieſes Werkes, da es in Kurzem eben ſo bekannt ſein wird wie die Schnitter deſſelben Malers, wozu es ein ſinnreiches und anmuthiges Seitenſtück bildet. Wie dieſes berühmte Bild eine ſommerliche Kampagne darſtellt, wo römiſche Landleute gleichſam auf einem Siegeswagen mit ihrem Ernteſegen heimziehen, ſo ſehen wir hier, auf dem letzten Bild von Robert, als ſchneidendſten Gegenſatz, den kleinen winterlichen Hafen von Chioggia und arme Fiſcherleute, die, um ihr kärgliches Tagesbrot zu gewinnen, trotz Wind und Wetter ſich eben anſchicken zu einer Ausfahrt ins adriatiſche Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter ſchauen ihnen nach mit ſchmerzlicher Reſignation — gar rührende Geſtalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unſerm Herzen laut werden. Dieſe unſeligen Menſchen, die Leibeigenen der Armuth, ſind zu lebenslänglicher Mühſal verdammt und verkümmern in harter Noth und Betrübnis. Ein melancholiſcher Fluch iſt hier gemalt, und der Maler, ſobald er das Gemälde vollendet hatte, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Armes Volk! Armer Robert! — Ja, wie die Schnitter dieſes Meiſters ein Werk der Freude ſind, das er im römiſchen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, ſo ſpiegeln ſich in ſeinen

Fiſchern alle die Selbſtmordgedanken und Herbſtnebel, die ſich, während er in der zerſtörten Venezia hauſte, über ſeine Seele lagerten. Wie uns jenes erſtere Bild befriedigt und entzückt, ſo erfüllt uns dieſes letztere mit empörungsſüchtigem Unmuth; dort malte Robert das Glück der Menſchheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergeſſen, wo ich das Originalgemälde, die Fiſcher von Robert, zum erſten Male ſah. Wie ein Blitzſtrahl aus unumwölktem Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht ſeines Todes getroffen, und da jenes Bild, welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgeſtellt werden konnte, faſſte der Eigenthümer, Herr Paturle, den löblichen Gedanken, eine beſondere Ausſtellung deſſelben zum Beſten der Armen zu veranſtalten. Der Maire des zweiten Arrondiſſements gab dazu ſein Lokal, und die Einnahme, wenn ich nicht irre, betrug über ſechzehntauſend Franken. (Mögen die Werke aller Volksfreunde ſo praktiſch nach ihrem Tode fortwirken!) Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinaufſtieg, um zu dem Expoſitionszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebenthür die Aufſchrift: Bureau des décès. Dort im Saale ſtanden ſehr viele Menſchen vor dem Bilde verſammelt, Keiner ſprach, es herrſchte eine ängſtliche, dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todten Malers. Was war der Grund, weßhalb er ſich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerſpruch war mit den Geſetzen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Geſetzen, denen Robert ſein ganzes Leben hindurch ſo kindlich Gehorſam leiſtete? Ja, er war erzogen im ſchweizeriſch ſtrengen Proteſtantismus, er hielt feſt an dieſem väterlichen Glauben mit unerſchütterlicher Treue, und von religiöſem Skepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch iſt er immer gewiſſenhaft geweſen in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der ſeine Schulden bezahlte, der allen Vorſchriften des Anſtandes genügte, Rock und Hut ſorgſam bürſtete, und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede ſein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Bruſt der Mutter; ſie tränkte ſein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei geſagt, ſie war ihm lieber als die Tradition der Meiſter; ein überſchwängliches Verſinken in den ſüßen Wahnwitz der Kunſt, ein unheimliches Gelüſte nach Traumweltgenüſſen, ein Abfall von der Natur, hat alſo ebenfalls den vortrefflichen Mann nicht in den Tod gelockt. Auch waren ſeine Finanzen wohlbeſtellt, er war geehrt, bewundert, und ſogar geſund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage, eine unglückliche Leidenſchaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbſtmord veranlaſſt. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in dieſem Alter ſind die Ausbrüche der großen Paſſion zwar ſehr furchtbar, aber man bringt ſich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entſetzlichſte aller Gefühle, wo ein Künſtler das Miſsverhältnis entdeckt, das zwiſchen ſeiner Schöpfungsluſt und ſeinem Darſtellungsvermögen ſtattfindet; dieſes Bewuſſtſein der Unkraft iſt ſchon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leiſtungen Robert's, ſo waren ſie doch gewiſs nur blaſſe Schatten jener blühenden Naturſchönheiten, die ſeiner Seele vorſchwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühſames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvollſte Anſtrengung bewältigte. Schön und feſt ſind alle dieſe Robert'ſchen Bilder, aber die meiſten ſind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geiſt,

— ſie ſind komponiert. Robert hatte eine gewiſſe Ahnung von genialer Größe, und doch war ſein Geiſt gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter ſeiner Erzeugniſſe zu urtheilen, ſollte man glauben, er ſei Enthuſiaſt geweſen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel; — nein, wie ſeine Vertrauten verſichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarotti, der ſtürmiſche Titane, der wilde Donnergott des jüngſten Gerichts, für den er ſchwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund ſeines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigſter Hiſtorienmalerei lechzte — er ſtarb an einer Lakune ſeines Darſtellungsvermögens.

Der Kupferſtich von den Fiſchern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgeſtellt haben, iſt vortrefflich in Bezug auf das Techniſche; ein wahres Meiſterſtück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Haſt verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Urſprünglichkeit, der uns bei den Schnittern ſo vollſelig entzückt, und der vielleicht dadurch entſtand, daſs dieſes Gemälde aus einer einzigen Anſchauung, ſei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derſelben mit großer Treue nachgebildet iſt. Die Fiſcher hingegen ſind zu ſehr komponiert, die Figuren ſind mühſam zuſammengeſucht, neben einander geſtellt, inkommodieren ſich wechſelſeitig mehr als ſie ſich ergänzen, und nur durch die Farbe iſt das Verſchiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferſtich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweiſe die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt ſich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze iſt kein Ganzes mehr. Es iſt ein Zeichen von Raphael's Größe, ſagte mir jüngſt ein Kollege, daß ſeine Gemälde im Kupferſtich Nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, ſelbſt in den dürftigſten Nachbildungen, allen Kolorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Kontouren, bewahren die Raphael'ſchen Werke jene harmoniſche Macht, die unſer Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil ſie echte Offenbarungen ſind, Offenbarungen des Genius, der, eben wie die Natur, ſchon in den bloßen Umriſſen das Vollendete giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'ſchen Fiſcher reſumieren; es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelheiten, namentlich das junge Weib mit dem kranken Kinde, verdienen das höchſte Lob. Zur Unterſtützung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichſam ſeinen erſten

Gedanken ausgeſprochen; hier, in der urſprünglichen Konception, herrſcht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man ſie mit dieſem vergleicht, merkt man gewiſs, wie der Maler ſeinen Geiſt lange Zeit gezerrt und abgemüdet haben muſs, ehe er das Gemälde in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Stande brachte.

XXXVI.

Paris, den 19. December 1841.

Wird ſich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält ſich Niemand auf die Länge. Alles wackelt, ſogar der Obeliſk von Luxor! Das iſt keine Hyperbel, ſondern buchſtäbliche Wahrheit; ſchon ſeit mehren Monaten geht hier die Rede, der Obeliſk ſtehe nicht feſt auf ſeinem Poſtament, er ſchwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Ängſtlichen ſuchen ſchon jetzt, wenn ihr Weg ſie über die Place Louis-Quince führt, ſich etwas entfernt zu halten von der fallenden Größe. Die Muthigern laſſen ſich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange ſtören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein bißchen hinaufzuſchielen, ob der große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie Dem auch ſei, es iſt immer ſchlimm, wenn das Publikum Zweifel hegt über die Feſtigkeit der Dinge: mit dem Glauben an ihre Dauer ſchwindet ſchon ihre beſte Stütze. Wird er ſich halten? Jedenfalls glaub' ich, daſs er ſich die nächſte Sitzung hindurch halten wird, ſowohl der Obeliſk als Guizot, der mit jenem eine gewiſſe Ähnlichkeit hat, z. B. die, daſs er ebenfalls nicht auf ſeinem rechten Platze ſteht. Ja, ſie ſtehen Beide nicht auf ihrem rechten Platz, ſie ſind herausgeriſſen aus ihrem Zuſammenhang, ungeſtüm verpflanzt in eine unpaſſende Nachbarſchaft. Jener, der Obeliſk, ſtand einſt vor den lotosknäufigen Rieſenſäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein koloſſaler Sarg ausſieht, und die ausgeſtorbene Weisheit der Vorwelt, getrocknete Königsleichen, einbalſamierten Tod enthält. Neben ihm ſtand ein Zwillingsbruder von demſelben rothen Granit und derſelben pyramidaliſchen Geſtalt, und ehe man zu dieſen beiden gelangte, ſchritt man durch zwei Reihen Sphinxe, ſtumme Räthſelthiere, Beſtien mit Menſchenköpfen, ägyptiſche Doktrinäre. In der That, ſolche Umgebung war für den Obeliſken weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place Louis-Quince zu Theil ward, dem modernſten Platz der Welt, dem

Platz, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der Vergangenheit gewaltſam abgeſchnitten wurde mit frevelhaftem Beil. — Zittert und wackelt vielleicht wirklich der große Obeliſk, weil es ihm graut, ſich auf ſolchem gottloſen Boden zu befinden, er, der gleichſam ein ſteinerner Schweizer in Hieroglyphen-Livrée Jahrtauſende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonengräber und des abſoluten Mumienthums? Jedenfalls ſteht er dort ſehr iſoliert, faſt komiſch iſoliert, unter lauter theatraliſchen Architekturen der Neuzeit, Bildwerken im Rokokogeſchmack, Springbrunnen mit vergoldeten Najaden, allegoriſchen Statuen der franzöſiſchen Flüſſe, deren Piedeſtal eine Portierloge enthält, in der Mitte zwiſchen dem Arc de Triomphe, den Tuilerien und der Chambre des Deputés — ungefähr wie der ſacerdotal tiefſinnige, ägyptiſch ſteife und ſchweigſame Guizot zwiſchen dem imperialiſtiſch rohen Soult*), dem merkantiliſch flachköpfigen Humann, und dem hohlen Schwätzer Villemain, der halb voltairiſch und halb katholiſch angeſtrichen iſt und in jedem Fall einen Strich zu viel hat.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich noch der Zuſatz: „der Wenig von Kunſt verſteht, aber ein großer Liebhaber von Murillos iſt, die Nichts koſten."

Der Herausgeber.

Doch laſſt uns Guizot bei Seite ſetzen und nur von dem Obeliſken reden; es iſt ganz wahr, daſs man von ſeinem baldigen Sturze ſpricht. Es heißt: Im ſtillen Sonnenbrand am Nil, in ſeiner heimatlichen Ruhe und Einſamkeit, hätte er noch Jahrtauſende aufrecht ſtehn bleiben können, aber hier in Paris agitierte ihn der beſtändige Wetterwechſel, die fieberhaft aufreibende, anarchiſche Atmoſphäre, der unaufhörlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Geſundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüſte; kurz, die Pariſer Luft bekomme ihm ſchlecht. Der eigentliche Rival des Obeliſken von Luxor iſt noch immer die Colonne Vendome. Steht ſie ſicher? Ich weiß nicht, aber ſie ſteht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden, und wer ſich daran hält, hat eine feſte Stütze. Eine ganz feſte? Nein, hier in Frankreich ſteht Nichts ganz feſt. Schon einmal hat der Sturm das Kapital, den eiſernen Kapitalmann, von der Spitze der Vendomeſäule herabgeriſſen, und im Fall die Kommuniſten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male Daſſelbe ſich ereignen, wenn nicht gar die radikale Gleichheitsraſerei die Säule ſelbſt zu Boden reißt, damit auch dieſes Denkmal und Sinnbild der Ruhmſucht von der Erde ſchwinde;

kein Menſch und kein Menſchenwerk ſoll über ein beſtimmtes Kommunalmaß hervorragen, und der Baukunſt eben ſo gut wie der epiſchen Poeſie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder?“ hörte ich jüngſt ausrufen bei Gelegenheit des Modellkonkurſes für das Mauſoleum des Kaiſers; „Das koſtet das Geld des darbenden Volkes, und wir werden es ja doch zerſchlagen, wenn der Tag kommt!“ Ja, der todte Held hätte in Sankt Helena bleiben ſollen, und ich will ihm nicht dafür ſtehen, daſs nicht einſt ſein Grabmal zertrümmert und ſeine Leiche in den ſchönen Fluſs geſchmiſſen wird, an deſſen Ufern er ſo ſentimental ruhen ſollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Miniſter vielleicht keinen großen Dienſt geleiſtet.

Wahrlich, er leiſtet dem Kaiſer einen größeren Dienſt als Hiſtoriker, und ein ſolideres Monument, als die Vendomeſäule und das projektierte Grabmal, errichtet ihm Thiers durch das große Geſchichtsbuch, woran er beſtändig arbeitet, wie ſehr ihn auch die politiſchen Tageswehen in Anſpruch nehmen.

[Dieſes Werk, wie mir ſein Buchhändler verſichert, der den größten Theil davon in Händen hatte, iſt in der jüngſten Zeit ſehr fortgeſchritten. Sein Buchhändler iſt Herr Dubochet, einer der edelſten und wahrhaftigſten Männer, die ich kenne;

die Böswilligkeit wird mir daher einräumen müſſen, daſs ich nicht aus unlauterer Quelle berichte. Andere glaubwürdige Perſonen, die in Thiers' Nähe leben, haben mir verſichert, daſs er Tag und Nacht mit ſeinem Buche beſchäftigt ſei. Ihn ſelbſt habe ich ſeit ſeiner Rückkehr aus Deutſchland nicht geſehen, aber ich höre ebenfalls mit Freude, daſs er durch ſeinen dortigen Aufenthalt nicht bloß ſeine hiſtoriographiſchen Zwecke erreicht, ſondern auch eine beſſere Einſicht in die deutſchen Zuſtände gewonnen habe, als er während ſeines Miniſteriums beurkundete. Mit großer Vorliebe und entſchiedenem Reſpekt ſpricht er vom deutſchen Volke, und die Anſicht, die er von unſerem Vaterlande mitgebracht, wird gewiſs gedeihlich wirken, gleichviel ob er wieder ans Staatsruder gelangt oder nur den Griffel der Geſchichte in der Hand behält . . .]

Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Hiſtorie des Napoleon Bonaparte zu ſchreiben, und er wird ſie beſſer ſchreiben als Diejenigen, die ſich dazu beſonders berufen glauben, weil ſie treue Gefährten des Kaiſers waren und ſogar beſtändig mit ſeiner Perſon in Berührung ſtanden. Die perſönlichen Bekannten eines großen Helden, ſeine Mitkämpfer, ſeine Leibdiener, ſeine Kämmerer, Sekretäre, Adjutanten, vielleicht ſeine Zeitgenoſſen überhaupt, ſind am wenigſten geeignet ſeine Geſchichte zu ſchreiben; ſie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Inſekt, das auf dem Kopf eines Menſchen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarſten Nähe ſeiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet, und doch nie von ſeinem wahren Leben und der Bedeutung ſeiner Handlungen das Mindeſte ahnt.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf einen Kupferſtich aufmerkſam zu machen, der in dieſem Augenblick bei allen Kunſthändlern ausgehängt iſt und den Kaiſer darſtellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches Derſelbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei dieſem Bilde (wie in allen ſeinen Werken) als Eklektiker, und zur Anfertigung deſſelben benutzte er zunächſt mehre unbekannte Porträte, die ſich im Beſitz der Bonaparte'ſchen Familie befinden, ſodann die Maſke des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiſerlichen Geſichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich ſeine eignen Erinnerungen, da er in ſeiner Jugend mehrmals den Kaiſer geſehen. Mein Urtheil über dieſes Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weiſe des Delaroche ausführlich reden müſſte. Die Hauptſache habe ich bereits angedeutet: das eklektiſche Verfahren, welches eine gewiſſe äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieſes neue Porträt des Kaiſers iſt bei Goupil und Rittner erſchienen*), die faſt alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferſtich herausgegeben. Sie gaben uns jüngſt ſeinen Karl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird, und als Seitenſtück erhielten wir im ſelben Format den Grafen Strafford, welcher, zur Richtſtätte geführt, dem Gefängniſſe vorbeikommt, wo der Biſchof Laud gefangen ſitzt und dem vorüberziehenden Grafen ſeinen Segen ertheilt; wir ſehen nur ſeine, aus einem Gitterfenſter hervorgeſtreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiſer ausſehen, recht proſaiſch abgeſchmackt. In derſelben Kunſthandlung erſchien auch des Delaroche großes Kabinettſtück: der ſterbende Richelieu, welcher mit ſeinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königskinder, die Richard III. im Tower ermorden läßt, ſind das Anmuthigſte, was Delaroche gemalt und als Kupferſtich in bemeldeter Kunſthandlung herausgegeben. In dieſem Augenblick läßt dieſelbe ein Bild von Delaroche ſtechen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängniſſe vorſtellt; die unglückliche Fürſtin iſt hier äußerſt ärmlich, faſt wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiſs dem edlen Faubourg die legitimſten Thränen entlocken wird. Eins der Haupt-Rührungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorſtellt, wie ſie im Begriff iſt, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, iſt noch nicht geſtochen und ſoll nächſtens ebenfalls erſcheinen. Seine Maria Stuart iſt auch noch nicht geſtochen. Wo nicht das Beſte, doch gewiſs das Effektvollſte, was Delaroche geliefert, iſt ſein Cromwell, welcher den Sargdeckel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Karl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete*). Auch der Kupferſtich iſt ein Meiſterſtück techniſcher Vollendung. Eine ſonderbare Vorliebe, ja Idioſynkraſie bekundet Delaroche in der Wahl ſeiner Stoffe. Immer ſind es hohe Perſonen, die entweder hingerichtet werden, oder wenigſtens dem Henker verfallen. Herr Delaroche iſt der Hofmaler aller geköpften Majeſtäten. Er kann ſich dem Dienſt ſolcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und ſein Geiſt beſchäftigt ſich mit ihnen ſelbſt bei Porträtierung von Potentaten, die auch ohne ſcharfrichterliche Beihilfe das Zeitliche ſegneten. So z. B. auf dem Gemälde ſeiner ſterbenden Eliſabeth von England ſehen wir, wie die greiſe Königin ſich verzweiflungsvoll auf dem Eſtrich wälzt, in dieſer Todesſtunde gequält von der Erinnerung an den Grafen Eſſex und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr ſtieres Auge zu erblicken ſcheint. Das Gemälde iſt eine Zierde der Luxembourg-Galerie, und iſt nicht ſo ſchauderhaft banal oder banal ſchauderhaft, wie die andern erwähnten hiſtoriſchen Genrebilder, Lieblingsſtücke der Bourgeoiſie, der wackern, ehrſamen Bürgersleute, welche die Überwindung der Schwierigkeiten für die höchſte Aufgabe der Kunſt halten, das Grauſige mit dem Tragiſchen verwechſeln und ſich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im ſüßen Bewuſſtſein, daſs ſie vor dergleichen Kataſtrophen geſichert ſind in der beſcheidenen Dunkelheit einer arrière-boutique der Rue St. Denis.

---

*) „und iſt vortrefflich geſtochen von einem jungen Kupferſtecher, der dabei das größte Talent an den Tag legte. Er heißt, wenn ich nicht irre, Ariſtide Louis und iſt ein Schüler von Dupont." ſchließt dieſer Brief in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

---

*) Die obenerwähnte Beſprechung dieſes Bildes findet ſich in Bd. XI. von H. Heine's ſämmtlichen Werken.

Der Herausgeber.

XXXVII.

Paris, den 28. December 1841.

Von der eben eröffneten Deputiertenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir Nichts ſehen als lauter Kleingezänke, Perſonenhader, Unmacht, wo nicht gar endliche Stockung. In der That, eine Kammer muſs kompakte Parteimaſſen enthalten, ſonſt kann die ganze parlamentariſche Maſchine nicht fungieren. Wenn jeder Deputierte eine beſondere, abweichende, iſolierte Meinung zu Markte bringt, wird nie ein Votum gefällt werden, das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Geſammtwillens betrachten könnte, und doch iſt es die weſentlichſte Bedingung des Repräſentativſyſtems, daſs ein ſolcher Geſammtwille ſich beurkunde. Wie die ganze franzöſiſche Geſellſchaft, ſo iſt auch die Kammer in ſo viele Spaltungen und Splitter zerfallen, daſs hier keine zwei Menſchen mehr in ihren Anſichten ganz übereinſtimmen. Betrachte ich in dieſer politiſchen Beziehung die jetzigen Franzoſen, ſo erinnere ich mich immer der Worte unſeres wohlbekannten Adam Gurowski, der den deutſchen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns abſprach, weil unter zwölf Deutſchen ſich immer vierundzwanzig Parteien befänden; denn bei unſerer Vielſeitigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im Denken habe Jeder von uns auch die entgegengeſetzte Anſicht mit allen Überzeugungsgründen in ſich aufgenommen, und es befänden ſich daher zwei Parteien in einer Perſon. Daſſelbe iſt jetzt bei den Franzoſen der Fall. Wohin aber führt dieſe Zerſplitterung, dieſe Auflöſung aller Gedankenbande, dieſer Partikularismus, dieſes Erlöſchen alles Gemeingeiſtes, welches der moraliſche Tod eines Volks iſt? — Der Kultus der materiellen Intereſſen, des Eigennutzes, des Geldes, hat dieſen Zuſtand bereitet. Wird dieſer lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erſcheinung, eine That des Zufalls oder ein Unglück, die Geiſter in Frankreich wieder verbinden und verbünden? Gott verläſſt keinen Deutſchen, aber auch keinen Franzoſen, er verläſſt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit einſchläft, ſo beſtellt er ihm ſeine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend einer dunkeln Abgeſchiedenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal darnach geforſcht und geheimnisvoll deutete man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewuſstſein; hier, unter der dreifarbigen Fahne, hätten ſich jene Hochgefühle hingeflüchtet, die der regierende Induſtrialismus vertreibe und verhöhne; hier blühe noch die genügſame Bürgertugend, die unerſchrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammenfähigkeit der Begeiſterung; während überall Zwietracht und Fäulnis, lebe hier noch das geſündeſte Leben, zugleich ein angewohnter Gehorſam für die Autorität, jedenfalls bewaffnete Einheit — es ſei gar nicht unmöglich, daſs eines frühen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoiſie-Regiment, dieſes zweite Directorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! — Alſo Soldatenwirthſchaft wäre das Ende des Liedes, und die menſchliche Geſellſchaft bekäme wieder*) Einquartierung?

---

*) „den Lärm der gloire mit ihren ewigen Tedeums, ihren Illuminationslämpchen, ihren Helden mit ſchweren Goldepaulettes, und ihrem permanenten Kanonendonner!“ ſchließt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entſprang nicht bloß aus greiſenhafter Furcht, ſondern aus jenem Erbgroll gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich niſtet. Denn das Perſonal der erlauchten Verſammlung beſteht nicht aus lauter friſchgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liſte der Männer, die das Urtheil gefällt, und man ſieht mit Verwunderung, daſs neben dem Namen eines imperialiſtiſchen oder philippiſtiſchen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes ſich geltend machen. Die Träger dieſer Namen bilden alſo natürlicherweiſe die Majorität; und da ſitzen ſie auf den Sammetbänken des Luxembourg, alte guillotinierte Menſchen mit wieder angenähten Köpfen, wonach ſie jedesmal ängſtlich taſten, wenn draußen das Volk murmelt — Geſpenſter, die jeden Hahn haſſen, und den galliſchen am meiſten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, wie ſchnell ſein Morgengeſchrei ihrem ganzen Spuk ein Ende machen könnte — und es iſt ein entſetzliches Schauſpiel, wenn dieſe unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, [die noch unglücklicher ſind, nämlich] über die jüngſten und verzweiflungsvollſten Kinder der Revolution, über jene verwahrloſten und enterbten Kinder, deren Elend eben ſo groß iſt wie ihr Wahnſinn, über die Kommuniſten! [Von Seite der Plebejer, die neben den altbackenen Patriciern in der Pairskammer ſitzen, iſt eben ſo wenig Milde zu erwarten; mit wenigen Ausnahmen ſuchen ſie beſtändig ihren revolutionären Urſprung zu verleugnen, und mit Entſchiedenheit verdammen ſie ihr eigenes Blut. Oder offenbart ſich eine gewiſſe angeborne Dienſtbarkeit bei dieſen neuen Leuten, ſobald ſie ihr großes Tribunatziel erreicht, nämlich ſich als Pairs neben ihren ehemaligen Herren niedergeſetzt haben? Die alte Unterwürfigkeit ergreift wieder ihre Seelen, unter dem Hermelin kommt ein Stück Livrée zum Vorſchein, und bei jeder Frage gehorchen ſie unwillkürlich den gnädigen Herrſchaftsintereſſen des Hauſes.

Die Verurtheilung des Dupoty wird der Pairie-Inſtitution unſäglichen Schaden zufügen. — Die Pairie iſt jetzt bei dem Volk eben ſo verhaßt wie diskreditiert. Die letzte Fournée enthält zwar Namen, wogegen ſich Wenig einwenden ließe; aber die Suppe wird dadurch weder fetter noch ſchmackhafter. Die Liſte iſt bereits in allen Zeitungen durchgeträtſcht worden, und ich enthalte mich der beſondern Beſprechung. Nur in Beziehung auf Herrn Beugnot will ich hier beiläufig bemerken, daß dieſer neue Pair unſre deutſche Sprache und überhaupt deutſche Weiſe ſehr gut kennen muſs, denn er iſt bis zum Jünglingsalter in Deutſchland erzogen worden, nämlich zu Düſſeldorf, wo er den öffentlichen Unterricht des Gymnaſiums genoſs und ſich bereits durch Fleiß und wackere Geſinnung auszeichnete. Es hat für mich immer etwas Tröſtliches und Beruhigendes, wenn ich unter den Mitgliedern der franzöſiſchen Staatsgewalt etwelche Perſonen ſehe, von denen ich überzeugt bin, daſs ſie der deutſchen Sprache kundig ſind und Deutſchland nicht nur von Hörenſagen kennen. — Vielen Unmuth erregt die Promotion des Herrn de Murat und des Herrn de Chavigny, ralliierter Legitimiſten; Letzterer war Sekretär des Herrn von Polignac. — Es heißt allgemein, auch Herr Benoit Fould werde zum Pair de France erhoben, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs wir dieſes ergötzlich betrübſame Schauſpiel in Kurzem erleben. Das fehlt noch jener armen Pairie, um zum Geſpötte der Welt zu werden. Es fehlt überhaupt noch dieſer eklatante Sieg des nüchternſten und härteſten Geldmaterialismus! Hebt James Rothſchild, ſo hoch ihr wollt — er iſt ein Menſch und hat ein menſchliches Herz. Aber dieſer Herr Benoit Fould! Der „National“ ſagt heute, der Bankier Fould ſei der Einzige geweſen, der in der Eröffnungsſitzung dem

General-Prokurator Hébert die Hand gedrückt; Mr. Fould (fügt er bei) ressemble beaucoup à un discours d'accusateur public.]*)

---

*) In einer ſpäteren Notiz zu dem Briefe vom 3. Juni 1840 verwahrt ſich Heine (vgl. Bd. IX. S. 109 ff.) gegen die Urheberſchaft obiger Bemerkungen über Benoit Fould. Die Stelle findet ſich jedoch am Schluſſe des vorſtehend abgedruckten Briefes, von welchem Heine den größten Theil in ſein Buch „Lutetia“ aufnahm. Der Verfaſſer iſt inſofern im Rechte, als er die in Rede ſtehenden Zeilen allerdings nicht in einem „früheren Artikel“ (nämlich nicht vor dem 3. Juni 1840) ſchrieb, und es mag ſeinem Gedächtnis bei Abfaſſung der „ſpäteren Notiz“ (im Mai 1854) entfallen ſein, daß er die Stelle zu einer andern Zeit (in dem Briefe vom 28. December 1841) wirklich drucken ließ.

Der Herausgeber.

XXXVIII.

Paris, den 12. Januar 1842.

Wir lächeln über die armen Lappländer, die, wenn ſie an Bruſtkrankheit leiden, ihre Heimat verlaſſen und nach St. Petersburg reiſen, um dort die milde Luft eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Die Algier'ſchen Beduinen, die ſich hier befinden, dürften mit demſelben Recht über manche unſrer Landsleute lächeln, die ihrer Geſundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutſchland, und ſich einbilden, daſs Frankreich ein warmes Land ſei. Ich verſichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Heide nicht kälter ſein, als hier in dieſem Augenblick, wo ich ihnen mit froſtſteifen Fingern ſchreibe. Auch in der Provinz muſs eine bittere Kälte herrſchen. Die Deputierten, welche jetzt rudelweiſe anlangen, erzählen nur von Schnee, Glatteis und umgeſtürzten Diligencen. Ihre Geſichter ſind noch roth und verſchnupft, ihr Gehirn eingefroren, ihre Gedanken neun Grad unter Null. Bei Gelegenheit der Adreſſe werden ſie aufthauen. Alles hat jetzt hier ein froſtiges und ödes Anſehen. Nirgends Übereinſtimmung bei den wichtigſten Fragen, und beſtändiger Windwechſel. Was man geſtern wollte, heute will man's nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Hader und Miſstrauen, Schwanken und Zerſplitterung. König Philipp hat die Maxime ſeines macedoniſchen Namensgenoſſen, das „Trenne und Herrſche!“ bis zum ſchädlichſten Übermaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erſchwert wieder die Herrſchaft, zumal die konſtitutionelle, und Guizot wird mit den Spaltungen und Zerfaſerungen der Kammer ſeine liebe Noth haben. Guizot iſt noch immer der Schutz und Hort des Beſtehenden. Aber die ſogenannten Freunde des Beſtehenden, die Konſervativen, ſind Deſſen wenig eingedenk, und ſie haben bereits vergeſſen, daſs noch vorigen Freitag in derſelben Stunde „A bas Guizot!“ und „Vive Lamennais!“ gerufen worden. Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruheſtifter war es in der That ein indirekter Triumph, daſs man ihn herabwürdigte, um jenen ſchauderhaften Prieſter zu feiern, der den politiſchen Fanatismus mit dem religiöſen vermählt und der Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeiſter, armer Rektor Magnifikus von Frankreich! dir bringen ſie ein Pereat, dieſe Studenten, die weit beſſer thäten, wenn ſie deine Bücher ſtudierten, worin ſo viel Belehrung enthalten, ſo viel [edler] Tiefſinn, ſo viel' Winke*) für das Glück der Menſchheit! „Nimm dich in Acht," ſagte einſt ein Demagoge zu einem großen Patrioten, „wenn das Volk in Wahnſinn geräth, wird es dich zerreißen." Und Dieſer antwortete: „Nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt." Daſſelbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander ſagen können. Jener tumultuariſche Auftritt ſah bedenklicher aus, als die Zeitungen meldeten. Dieſe hatten ein Intereſſe, den Vorfall einigermaßen zu vertuſchen, die miniſteriellen ſowohl als die Oppoſitionsblätter; letztere, weil jene Manifeſtation keinen ſonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk ſah ruhig zu und fror. Bei neun Grad Kälte iſt kein Umſturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es hier nie Emeuten. Seit der Beſtürmung der Baſtille bis auf die Revolte des Barbès hat das Volk immer ſeinen Unmuth bis zu den wärmeren Sommermonden vertagt*), wo das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte. —

---

*) Statt „ſo viel' Winke" ſteht „ſo viel wahre Begeiſterung" in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

---

*) „Spricht Das nicht etwa für die Regierungen, deren Druck nie ſo entſetzlich geweſen ſein mag, weil man ihm nur dann Widerſtand leiſtete, wenn das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte?“ lautet der Schluß dieſes Briefes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

XXXIX.

Paris, den 24. Januar 1842.

In der parlamentariſchen Arena ſah man dieſer Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren Namen in jedem Munde und deren unaufhörliche Beſprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daſs die Franzoſen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daſs man ſeit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beſtändig von dieſen beiden Perſonen ſchwatzt. Aber im Grunde ſind es ja nicht Perſonen, ſondern Syſteme, von denen hier die Rede iſt, Syſteme, die überall zur Sprache kommen müſſen, wo eine Staatsexiſtenz von außen bedroht iſt, überall, in China ſo gut wie in Frankreich. Nur daſs hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort in China Lin und Keſchen heißt.

Erſterer iſt der chineſiſche Thiers und repräſentiert das kriegeriſche Syſtem, welches die herandrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch ſchreckendes Waffengeräuſch, abwehren wollte. Keſchen hingegen iſt der chineſiſche Guizot, er repräſentiert das Friedensſyſtem, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die rothhaarigen Barbaren durch kluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu komplimentieren, wenn die Thiers'ſche Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keſchen! eben weil wir ſo fern vom Schauplatze, konnten wir ganz klar einſehen, wie ſehr du Recht hatteſt, den Streitkräften des Mittelreichs zu miſstrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiſer meinteſt, der nicht ſo vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieſer Tage die „Allgemeine Zeitung“ berichtete, daſs der vortreffliche Keſchen nicht entzwei geſägt worden, wie es früher hieß, ſondern nur ſein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hieſigen Repräſentanten des Friedensſyſtemes nimmermehr paſſieren; wenn er fällt, können nicht ſeine Reichthümer konfiſciert werden — Guizot iſt arm wie eine Kirchmaus. Und auch unſer Lin iſt arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er ſchreibt ſeine Kaiſergeſchichte hauptſächlich des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich, daſs die beiden Männer, die alle ſeine Macht verwalteten, zwei arme Mandarinen ſind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!*)

Die letzten Reden dieſer Beiden haben Sie geleſen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirrniſſe, welche eine unmittelbare Folge der orientaliſchen Frage. — Was in dieſem Augenblick beſonders merkwürdig, iſt die Milde der Ruſſen, wo von Erhaltung des türkiſchen Reichs die Rede. Der eigentliche Grund aber iſt, daſs ſie faktiſch ſchon den größten Theil deſſelben beſitzen. Die Türkei wird allmählich ruſſiſch ohne gewaltſame Occupation. Die Ruſſen befolgen hier eine Methode, die ich nächſtens einmal beleuchten werde. Es iſt ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derſelben, nicht um die byzantiniſche Titulatur. Konſtantinopel kann ihnen nicht entgehen, ſie verſchlingen es, ſobald es ihnen paſſt. In dieſem Augenblick aber paſſt es ihnen noch nicht, und ſie ſprechen von der Türkei mit einer ſüßlichen, faſt herrnhutiſchen Friedfertigkeit. Sie mahnen mich an die Fabel von dem Wolf, welcher, als er Hunger hatte, ſich eines Schafes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Haſt deſſen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verſchonte er und ſprach: „Ich bin jetzt geſättigt, und dieſem guten Schafe, das mich mit ſeinen Vorderbeinen geſpeiſet hat, laſſe ich aus Pietät alle ſeine übrigen Beine und den ganzen Reſt ſeines Leibes.“

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

XL.

Paris, den 2. Juni 1842.

Die Académie des sciences morales et politiques hat ſich nicht blamieren wollen, und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogierte ſie bis 1844 die Krönung des beſten Examen critique de la philosophie allemande. Unter dieſem Titel hatte ſie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Löſung nichts Geringeres beabſichtigte, als eine beurtheilende Darſtellung der deutſchen Philoſophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit beſonderer Berückſichtigung des Erſteren, des großen Immanuel Kant, von dem die Franzoſen ſo Viel reden gehört, daſs ſie ſchier neugierig geworden. Einſt wollte ſogar Napoleon ſich über die Kant'ſche Philoſophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen franzöſiſchen Gelehrten, ihm ein Reſumé derſelben zu liefern, welches aber auf einige Quartſeiten zuſammengedrängt ſein müſſe. Fürſten brauchen nur zu befehlen. Das Reſumé ward unverzüglich und in vorgeſchriebener Form angefertigt. Wie es ausfiel, weiß der liebe Himmel, und nur ſo Viel iſt mir bekannt, daſs der Kaiſer, nachdem er die wenigen Quartſeiten aufmerkſam durchgeleſen, die Worte ausſprach: „Alles Dieſes hat keinen praktiſchen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menſchen wie Kant, Caglioſtro, Swedenborg und Philadelphia.“ — Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer, und noch jüngſt las ich in einem franzöſiſchen Romane die Phraſe: le vague mystique de Kant. Einer der größten Philoſophen der Franzoſen iſt unſtreitig Pierre Leroux, und Dieſer geſtand mir vor ſechs Jahren, erſt aus der „Allemagne“ von Henri Heine habe er die Einſicht gewonnen, daſs die deutſche Philoſophie nicht ſo myſtiſch und religiös ſei wie man das franzöſiſche Publikum bisher glauben machte, ſondern im Gegentheil ſehr kalt, faſt froſtig abſtrakt und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchſten.

In der erwähnten Sitzung der Akademie gab uns Mignet, der Secrétaire perpétuel, eine Notice historique über das Leben und Wirken des verſtorbenen Deſtutt de Tracy. Wie in allen ſeinen Erzeugniſſen beurkundete Mignet auch hier ſein ſchönes, großes Darſtellungstalent, ſeine bewunderungswürdige Kunſt des Auffaſſens aller charakteriſtiſchen Zeitmomente und Lebensverhältniſſe, ſeine heitere, klare Verſtändlichkeit, [ſein reiches Gefühl und ſeine ſtandhafte, jugendlich blühende Begeiſterung für das Heil der Menſchheit.] Seine Rede über Deſtutt de Tracy iſt bereits im Druck erſchienen, und es bedarf alſo hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die ſich mir beſonders aufdrängten, während Mignet das ſchöne Leben jenes Edelmanns erzählte, der dem ſtolzeſten Feudaladel entſproſſen und während ſeiner Jugend ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigſter Selbſtverleugnung und Selbſtaufopferung die Partei des Fortſchrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb. Derſelbe Mann, der mit Lafayette in den achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einſetzte, fand ſich mit dem alten Freunde wieder zuſammen am 29. Juli 1830 bei den Barrikaden von Paris, unverändert in ſeinen Geſinnungen; nur ſeine Augen waren erloſchen, ſein Herz war licht und jung geblieben. Der franzöſiſche Adel hat ſehr viele, erſtaunlich viele ſolcher Erſcheinungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch, und dieſe Edelleute, die ſeinen Intereſſen ſolche Ergebenheit bewieſen, nennt es „les bons nobles.“ Miſstrauen gegen den Adel im Allgemeinen mag ſich in revolutionären Zeiten zwar als nützlich herausſtellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieſer Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenſon, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte*).

Gerade, unbeugſam und ſchneidend, wie einſt ſein Schwert, war der Geiſt des Deſtutt de Tracy, als er ſich ſpäter in jene materialiſtiſche Philoſophie warf, die in Frankreich durch Condillac zur Herrſchaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Konſequenzen dieſer Philoſophie auszuſprechen, und, wie die meiſten ſeiner Schule, ließ er dem Geiſte immer noch ein abgeſchiedenes Winkelchen im Univerſalreiche der Materie. Deſtutt de Tracy aber hat dem Geiſte auch dieſes letzte Refugium aufgekündigt, und, ſeltſam! zu derſelben Zeit, wo bei uns in Deutſchland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geleugnet wurde, erklomm in Frankreich das materialiſtiſche Princip ſeinen höchſten Gipfel und man leugnete hier den Geiſt. Deſtutt de Tracy war, ſo zu ſagen, der Fichte des Materialismus.

---

*) „und anderer bons nobles, die zu Verfechtern der Menſchenrechte wurden, und als kühne Ritter ihren Fehdehandſchuh allen Volksbedrückern ins Geſicht warfen.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daſs Napoleon gegen die philoſophiſche Koterie, wozu Tracy, Cabanis und Konſorten gehörten, eine ſo beſorgliche Abneigung hegte und ſie mitunter ſehr ſtreng behandelte. Er nannte ſie Ideologen, und er empfand eine vage, ſchier abergläubiſche Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts Anderes war, als der ſchäumende Aufguſs der materialiſtiſchen Philoſophie; dieſe hatte freilich die größte Umwälzung gefördert und die ſchauerlichſten Zerſtörungskräfte offenbart, aber ihre Miſſion war vollbracht und alſo auch ihr Einfluſs beendigt. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengeſetzte Doktrin, die unbeachtet in Deutſchland emportauchte und ſpäterhin ſo Viel beitrug zum Sturz der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Es iſt merkwürdig, daſs Napoleon auch in dieſem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen verderblichen Feind im Reiche des Gedankens, aber er ſuchte dieſen Feind unter alten Perücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts ſtäubten; er ſuchte ihn unter franzöſiſchen Greiſen, ſtatt unter der blonden Jugend der deutſchen Hochſchulen. Da war unſer Vierfürſt Herodes viel geſcheiter, als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befahl. Doch auch ihm fruchtete nicht Viel die größere Pfiffigkeit, die an dem Willen der Vorſehung zu Schanden wurde — ſeine Schergen kamen zu ſpät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Bethlehem, ein treues Eſelein trug es rettend nach Ägypten. Ja, Napoleon beſaß Scharfblick nur für Auffaſſung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war ſtockblind für jede Erſcheinung, worin ſich die Zukunft ankündigte. Er ſtand auf dem Balkon ſeines Schloſſes zu Saint Cloud, als das erſte Dampfſchiff dort auf der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindeſten die weltumgeſtaltende Bedeutung dieſes Phänomens!

XLI.

Paris, den 20. Juni 1842.

In einem Lande, wo die Eitelkeit ſo viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputiertenwahl immer eine ſehr bewegte ſein. Da die Deputation aber nicht bloß die Eigenliebe kitzelt, ſondern auch zu den fetteſten Ämtern und zu den einträglichſten Einflüſſen führt; da hier alſo nicht bloß der Ehrgeiz, ſondern auch die Habſucht ins Spiel kommt; da es ſich hier auch um jene materiellen Intereſſen handelt, denen unſer Zeitalter ſo inbrünſtig huldigt, ſo iſt die Deputiertenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, deſſen Anblick für den fremden Zuſchauer eher kurios als erfreulich ſein mag. Es ſind nämlich nicht eben die ſchönſten und beſten Pferde, die bei ſolchem Rennen zum Vorſchein kommen; nicht die inwohnenden Tugenden der Stärke, des Vollbluts, der Ausdauer, kommen hier in Anſchlag, ſondern nur die leichtfüßige Behendigkeit. Manches edle Roſs, dem der feurigſte Schlachtmuth aus den Nüſtern ſchnaubt und Vernunft aus den Augen blitzt, muſs hier einem magern Klepper nachſtehen, der aber zu Triumphen auf dieſer Bahn ganz beſonders abgerichtet worden. Überſtolze, ſtörrige Gäule gerathen hier ſchon beim erſten Anlauf in unzeitiges Bäumen oder ſie vergaloppieren ſich. Nur die dreſſierte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daſs ein Pegaſus beim parlamentariſchen Rennen kaum zugelaſſen wird und tauſenderlei Ungunſt zu erfahren hat, verſteht ſich von ſelbſt; denn der Unglückſelige hat Flügel und könnte ſich einſt höher emporſchwingen, als der Plafond des Palais Bourbon geſtattet. Eine merkwürdige Erſcheinung, daſs unter den Wettrennern faſt ein Dutzend von arabiſcher, oder, um noch deutlicher zu ſprechen, von ſemitiſcher Race*). Doch was geht Das uns an! Uns intereſſiert nicht dieſer mäkelnde Lärm, dieſes Stampfen und Wiehern der Selbſtſucht, dieſes Getümmel der ſchäbigſten Zwecke, die ſich mit den brillanteſten Farben geſchmückt, das Geſchrei der

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Stallknechte und der ſtäubende Miſt — uns kümmert bloß zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunſten oder zum Nachtheil des Miniſteriums ausfallen? Man kann hierüber noch nichts Beſtimmtes melden. Und doch iſt das Schickſal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputierten ſich ganz gewaltige Eiſenfreſſer aufthun und die Bewegung aufs höchſte treiben. Nein, dieſe Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen und ſich vor der That eben ſo beſcheidentlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entſchiedenſte Neuerer in der Kammer will nicht das Beſtehende gewaltſam umſtürzen, ſondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für ſich ſelber ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieſes Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und, wie immer, erwartet die Revolution eine parlamentariſche Initiative*). Das entſetzliche

---

*) Statt der nächſten vier Sätze findet ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Deßhalb

Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir ſähen diesmal einen Antagoniſten auftreten, welcher

---

iſt es ſo weltwichtig, daſs ſich uns der Charakter der neuen Kammer ſo bald als möglich offenbare und daſs wir erfahren, ob ſich Guizot am Steuer des Staatsſchiffes erhalten wird. Iſt es nämlich nicht der Fall und gewinnt die Oppoſition die Oberhand, ſo werden die Agitatoren ganz gemächlich eine günſtige Konjunktur abwarten, die im Laufe der Seſſion nothwendig eintreten muſs, und wir haben für einige Zeit Ruhe. Das wird freilich eine ſehr beängſtigend ſchwüle, widerwärtige Ruhe ſein, unerträglicher als die Unruhe. Hält ſich aber Guizot und können ſich die Männer der Bewegung nicht länger mit der Hoffnung ſchmeicheln, dieſen Granitblock, womit ſich die Ordnung barrikadiert hat, endlich hinweggeräumt zu ſehen, ſo dürfte wohl die grimmige Ungeduld ſie zu den verzweiflungsvollſten Verſuchen anhetzen. Die Tage des Julius ſind heiß und gefährlich: aber jedes Schilderheben in der gewaltſamen Weiſe dürfte jetzt kläglicher als je verunglücken. Denn Guizot, im eiſernen Selbſtbewuſſtſein ſeines Wollens, wird unerſchütterlich ſeinem Syſtem treu bleiben bis zu deſſen letzten Konſequenzen. Ja, er iſt der Mann eines Syſtems, welches das Reſultat ſeiner politiſchen Forſchungen iſt, und ſeine Kraft und Größe beſteht eben darin, daſs er keinen Finger breit davon abweicht. Unerſchrocken und uneigennützig wie der Gedanke, wird er die Tumultuanten beſiegen, die nicht wiſſen, was ſie wollen, die ſich ſelbſt nicht klar ſind, oder gar im Trüben zu fiſchen gedenken.

„Nur einen Gegner hat Guizot am ernſthafteſten zu der ſchrecklichſte ſein dürfte von allen, die bisher mit dem Beſtehenden in die Schranken getreten. Dieſer Antagoniſt bewahrt noch ſein ſchreckliches Inkognito und reſidiert wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeſchoß der officiellen Geſellſchaft, in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verweſung das neue Leben keimt und knoſpet. Kommunismus iſt der geheime Name des furchtbaren An-

---

fürchten; dieſer Gegner iſt nämlich jener ſpätere Guizot, jener Guizot des Kommunismus, der noch nicht hervorgetreten iſt, aber gewiſs einſt gewaltig hervortritt und ebenfalls unerſchrocken und uneigennützig ſein wird wie der Gedanke; denn wie jener Doktrinär ſich mit dem Syſtem des Bourgeoiſieregiments, ſo wird dieſer ſich mit dem Syſtem der Proletarierherrſchaft identificiert haben und der Konſequenz die Konſequenz entgegenſetzen. Es wird ein ſchauerlicher Zweikampf ſein ꝛc.“

In dem Originalmanuſkript der „Lutetia“ findet ſich gleichfalls dieſe, nachmals von Heine durchſtrichene Stelle. Doch heißt es dort, ſtatt: „Die Tage des Julius ꝛc.“ bis zum Schluſs des Abſatzes: „Können dieſe gelingen? Nicht ſo bald. Die heutigen Tumultuanten gehören noch zu einer Schule, deren Schüler ſehr lendenlahm zu werden beginnen. Eine weit geſündere Schule mit ungeſchwächten Schülern dociert den Umſturz unten im Dunkel der Katakomben, wo unter Tod und Verweſung das neue Leben keimt und knoſpet.“

Der Herausgeber.

tagoniſten, der die Proletarierherrſchaft in allen ihren Konſequenzen dem heutigen Bourgeoiſie-Regimente entgegenſetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf ſein. Wie möchte er enden? Das wiſſen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt iſt. Nur ſo Viel wiſſen wir: Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig beſprochen wird und in verborgenen Dachſtuben auf ſeinem elenden Strohlager hinlungert, ſo iſt er doch der düſtre Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beſchieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher dieſen Akteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er ſich zu ſeinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen ſind vielleicht wichtiger, als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Kabinettsintrigen.

XLII.

Paris, den 12. Juli 1842.

Das Reſultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen erſehen. Hier in Paris braucht man nicht erſt die Blätter darüber zu konſultieren, es iſt auf allen Geſichtern zu leſen. Geſtern ſah es hier ſehr ſchwül aus, und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich ſie nur in großen Kriſen bemerkt habe. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauſchten wieder unſichtbar durch die Luft, und die ſchläfrigſten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich geſtehe, daſs ich ſelbſt, angeweht von dem furchtbaren Flügelſchlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im erſten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzügelt ſehe; ſpäterhin bin ich ſehr gefaſſt, und die tollſten Erſcheinungen können mich weder beunruhigen noch überraſchen, eben weil ich ſie vorausgeſehen. Was wäre das Ende dieſer Bewegung, wozu Paris wieder, wie immer, das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßlichſte Zerſtörungskrieg, der leider die beiden edelſten Völker der Civiliſation in die Arena riefe zu beider Verderben; ich meine Deutſchland und Frankreich. England, die große Waſſerſchlange, die immer in ihr ungeheures Waſſerneſt zurückkriechen kann, und Rußland, das in ſeinen ungeheuren Föhren, Steppen und Eisgefilden ebenfalls die ſicherſten Verſtecke hat, dieſe beiden können in einem gewöhnlichen politiſchen Kriege ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen nicht ganz zu Grunde gerichtet werden*); — aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen weit ſchlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichſten Weiſe ſeine politiſche Exiſtenz einbüßen. Doch Das wäre nur der erſte Akt des großen Spektakelſtücks, gleichſam das Vorſpiel. Der zweite Akt iſt die europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doktrinen der Vergangenheit in allen Landen ſich zu einem verzweifungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Koſtüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daſs man der großen Waſſerſchlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben,

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet dieſe Stelle: „Sie mögen wollen oder nicht, die liſtige Waſſerſchlange von Albion wird ſie ſchon auf einander hetzen, zu eigenem Nutz und Frommen, und der Eisbär des Nordens wird nachher an den Sterbenden und Verſtümmelten ſeine Fraßgier ſtillen. Es mag ihn freilich auch gelüſten, beſagte Schlange ein bißchen zu würgen und zu beißen, aber dieſe wird ſeinen Tatzen immer entſchlüpfen und ſich mehr oder minder verwundet zurückziehen in ihr unerreichbares Waſſerneſt. Er ſelber, der Bär, hat eben ſo ſichere Verſtecke im Bereiche ſeiner ungeheuren Föhren, Eisgefilde und Steppen. England und Rußland können in einem gewöhnlichen

---

Völkerkriege ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen nicht ganz zu Grunde gerichtet werden; aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen ꝛc.“

Der Herausgeber.

ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblöckende Menſchenherde! Wilde, düſtere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müſſte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daſs die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Beſorgnis über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

[Heute iſt man ſchon etwas ruhiger geſtimmt, als geſtern. Die Konſervativen haben ſich vom erſten Schreck erholt, und die Oppoſition ſieht ein, daſs ſie nur an Hoffnungen gewonnen, der Sieg aber noch im weiten Felde ſteht. Das Miniſterium kann ſich noch immer halten, obgleich mit einer ſehr geringen, beängſtigend nothdürftigen Majorität. Anfangs des nächſten Monats, bei der Präſidentenwahl, wird ſich hierüber das Beſtimmte ausweiſen. Daſs diesmal ſo viele entſchiedene Legitimiſten zu Deputierten gewählt worden, iſt vielleicht ein Vortheil der Regierung. Die Radikalen werden durch dieſe neuen Verbündeten moraliſch gelähmt, und das Miniſterium erſtarkt in der öffentlichen Meinung, wenn es, um jene legitimiſtiſche Oppoſition zu bekämpfen, nothwendigerweiſe aus dem alten Arſenal der Revolution ſeine Waffen nehmen muſs. Aber die Flamme iſt wieder angefacht, angefacht in Paris, dem Mittelpunkt der Civiliſation, dem Feuerherd, der die Funken über die Welt verbreitet. Heute noch freuen ſich die Pariſer ihrer That, vielleicht aber morgen erſchrecken ſie darüber, und dem Übermuth folgt das Verzagen auf dem Fuße.]

XLIII.

Paris, den 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuſcht; die trübe Stimmung, die mich ſeit einigen Tagen faſt beugte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Übermuth von vorgeſtern iſt geſtern ein Schrecken, eine Beſtürzung eingetreten, die unbeſchreiblich, und die Pariſer gelangen durch einen unvorhergeſehenen Todesfall zur Erkenntnis, wie wenig die hieſigen Zuſtände geſichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und ſie wollten doch nur ein bißchen rütteln, keineswegs durch allzuſtarke Stöße das Staatsgebäude erſchüttern. Wäre der Herzog von Orleans einige Tage früher geſtorben, ſo hätte Paris keine zwölf Oppoſitionsdeputierten im Gegenſatz zu zwei Konſervativen gewählt, und nicht durch dieſen ungeheuren Akt die Bewegung wieder in Bewegung geſetzt. Dieſer Todesfall ſtellt alles Beſtehende in Frage, und es wird ein Glück ſein, wenn die Anordnung der Regentſchaft für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs ſo bald als möglich und ohne Störnis von den Kammern berathen und beſchloſſen wird. Ich ſage von den Kammern, denn das königliche Hausgeſetz iſt hier nicht ausreichend wie in andern Ländern*). Die Diskuſſionen über die Regentſchaft werden daher die Kammern zunächſt beſchäftigen und den Leidenſchaften Worte leihen. Und geht auch Alles ruhig von Statten, ſo ſteht uns doch ein proviſoriſches Interregnum bevor, das immer ein Miſsgeſchick und ein ganz beſonders ſchlimmes Miſsgeſchick iſt für ein Land, wo die Verhältniſſe noch ſo wackelig ſind und eben der Stabilität am meiſten bedürfen. Der König ſoll in ſeinem Unglück die höchſte Charakterſtärke und Beſonnenheit beweiſen, obgleich er ſchon ſeit einigen Wochen ſehr niedergeſchlagen war. Sein Geiſt ward in der letzten Zeit durch ſonderbare Ahnungen getrübt. Er ſoll unlängſt an Thiers vor deſſen Abreiſe einen Brief geſchrieben haben, worin er ſehr Viel vom Sterben ſprach, aber er dachte gewiſs nur an den eigenen Tod. Der verſtorbene Herzog von Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht ſeines Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Betrübnis herrſcht unter allen Volksklaſſen. Um zwei Uhr geſtern Nachmittag verbreitete ſich auf der Börſe, wo die Fonds gleich um drei Franks fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch ſtarb der Prinz erſt um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um dieſe Zeit von vielen Seiten widerſprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man ſie. Als aber um ſechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierſtreif über die Komödienzettel geklebt und Relâche angekündigt wurde, da merkte Jeder die ſchreckliche Wahrheit. Wie ſie angetänzelt kamen, die geputzten Franzöſinnen, und ſtatt des gehofften Schauſpiels nur die verſchloſſenen Thüren ſahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, paſſiert war, da ſtürzten die Thränen aus manchen ſchönen Augen, da war Nichts als ein Schluchzen und Jammern um den ſchönen Prinzen, der ſo hübſch und ſo jung dahin ſank, eine theure, ritterliche Geſtalt, Franzoſe im liebenswürdigſten Sinne, in jeder

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Beziehung der nationalen Beklagnis würdig. Ja, er fiel in der Blüthe ſeines Lebens, ein heiterer, heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete ſo rein, ſo unbefleckt, ſo beglückt, gleichſam unter Blumen, wie einſt Adonis! Wenn er nur nicht gleich nach ſeinem Tod in ſchlechten Verſen und in noch ſchlechterer Lakaienproſa gefeiert wird! Doch Das iſt das Loos des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteſte und ſtolzeſte Schmerz das franzöſiſche Volk erfüllt und nicht bloß ſchöne Frauenthränen dem Hingeſchiedenen fließen, ſondern auch freie Männerthränen ſein Andenken ehren, hält ſich die officielle Trauer ſchon etwelche Zwiebeln vor die Naſe, um betrüglich zu flennen, und gar die Narrheit windet ſchwarze Flöre um die Glöckchen ihrer Kappe, und wir hören bald das tragikomiſche Geklingel. Beſonders die larmoyante Faſelhanſelei, lauwarmes Spülicht der Sentimentalität, wird ſich bei dieſer Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieſer Stunde ſchon keucht Lafitte nach Neuilly und umarmt den König mit deutſcheſter Rührung, und die ganze Oppoſition wiſcht ſich das Waſſer aus den Augen. Vielleicht ſchon in dieſer Stunde beſteigt Chateaubriand ſein melancholiſches Flügelroſs, ſeine gefiederte Roſinante, und ſchreibt eine hohltönende Kondolation an die Königin. Widerwärtige Weichlichkeit und Fratze! und der Zwiſchenraum iſt ſehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie geſagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man geſtern die Gewiſsheit des betrübſamen Ereigniſſes, und hier bildeten ſich überall Gruppen um die Redner, welche die nähern Umſtände mit mehr oder weniger Zuthat und Ausſchmückung erzählten. Mancher alte Schwätzer, der ſonſt nie Zuhörer findet, benutzte dieſe Gelegenheit, um ein aufmerkſames Publikum um ſich zu verſammeln und die öffentliche Neugier im Intereſſe ſeiner Rhetorik auszubeuten. Da ſtand ein Kerl vor den Variétés, der ganz beſonders pathetiſch deklamierte, wie Theramen in der Phädra: „Il était sur son char“ u. ſ. w.[*]). Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen ſtürzte, ſei ſein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Bruſt gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wiſſen, daſs er noch einige Worte geſprochen, aber in deutſcher Sprache. Übrigens herrſchte geſtern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt ſich in Paris keine Spur von Unruhe.

---

*) Hier ſchließt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

XLIV.

Paris, den 19. Juli 1842.

Der verſtorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgeſpräch. Noch nie hat das Ableben eines Menſchen ſo allgemeine Trauer erregt. Es iſt merkwürdig, daſs in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegährt, die Liebe für einen Fürſten ſo tief wurzeln und ſich ſo großartig manifeſtieren konnte. Nicht bloß die Bourgeoiſie, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen ſetzte, ſondern auch die untern Volksklaſſen beklagen ſeinen Verluſt. Als man das Juliusfeſt vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüſte abbrach, die zur Illumination dienen ſollten, war es ein herzzerreißender Anblick, wie das Volk ſich auf die niedergeriſſenen Balken und Bretter ſetzte und über den Tod des theuren Prinzen jammerte. Eine düſtere Betrübnis lag auf allen Geſichtern, und der Schmerz Derjenigen, die kein Wort ſprachen, war am beredſamſten. Da floſſen die redlichſten Thränen, und unter den Weinenden war gewiſs Mancher, der in der Tabagie mit ſeinem Republikanismus prahlt. [Ja, das Königthum feierte einen großen Triumph, und zwar auf derſelben Place de la Concorde, wo es einſt ſeine ſchmählichſte Niederlage erlitten.]

Aber für Frankreich iſt der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte weniger Tugenden beſeſſen haben als ihm nachgerühmt werden, ſo hätten doch die Franzoſen hinlängliche Urſache zum Weinen, wenn ſie an die Zukunft denken. Die Regentſchaftsfrage beſchäftigt ſchon alle Köpfe, und leider nicht bloß die geſcheiten. Viel Unſinn wird bereits zu Markte gebracht. Auch die Argliſt weiß hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die ſie zu ihren Parteizwecken auszubeuten hofft, und die in jedem Fall ſehr bedenkliche Folgen haben kann. Genießt der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchſte Ungnade des ſouveränen Volks, wie [manche Blätter inſinuieren und wie von manchen Leuten] mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber urtheilen. Noch weniger will ich die Gründe ſeiner Ungnade unterſuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der

Erſcheinung des Prinzen iſt wohl der eigentliche Anklagepunkt. Das Ausſehen des Orleans war edel, das Ausſehen des Nemours iſt adlig. Und ſelbſt wenn das Äußere dem Innern entſpräche, wäre der Prinz deſshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonfaloniere der Demokratie derſelben die beſten Dienſte zu leiſten, da dieſes Amt durch die Macht der Verhältniſſe ihm die größte Verleugnung der Privatgefühle geböte; denn ſein verhaſſtes Haupt ſtünde hier auf dem Spiele*). Ich bin ſogar überzeugt, die Intereſſen der Demokratie ſind weit minder gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beſtändig kontroliert, als durch einen jener Günſtlinge des Volks, denen man ſich mit blinder Vorliebe hingiebt und die am Ende doch nur Menſchen ſind, wandelbare Geſchöpfe, unterworfen den Veränderungsgeſetzen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populäre Kronprinzen haben wir unbeliebt enden ſehen! Wie grauenhaft wetterwendiſch zeigte ſich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die franzöſiſche Geſchichte iſt beſonders reich an betrübenden Beiſpielen. Mit welchem Freudejauchzen umjubelte das Volk den jungen Ludwig XIV. — mit thränenloſem Kaltſinn ſah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht le bien-aimé, und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzoſen im Anfang; als er ſtarb, lachte man und pfiff man Schelmenlieder — man freute ſich über ſeinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch ſchlimmer, und er, der als Kronprinz faſt angebetet wurde und der im Beginn ſeiner Regierung für das Muſter aller Vollkommenheit galt, er ward von ſeinem Volke perſönlich miſshandelt, und ſein Leben ward ſogar verkürzt in der bekannten majeſtätsverbrecheriſchen Weiſe, auf der Place de la Concorde. Der Letzte dieſer Linie, Karl X., war Nichts weniger als unpopulär, als er auf den Thron ſtieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeſchreiblicher Begeiſterung; einige Jahre ſpäter ward er zum Lande hinaus eskortiert, und er ſtarb den harten Tod des Exils. Der Soloniſche Spruch, daſs man Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen möge, gilt ganz beſonders von den Königen von Frankreich. Laſſt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deſshalb beweinen, weil er vom Volke ſo ſehr geliebt ward und demſelben eine ſo ſchöne Zukunft verſprach, ſondern weil er als Menſch unſere Thränen verdiente. Laſſt uns auch nicht ſo ſehr jammern über die ſogenannte ruhmloſe Art, über das banal Zufällige ſeines Endes. Es iſt beſſer, daſs ſein Haupt gegen einen harmloſen Stein zerſchellte, als daſs die Kugel eines Franzoſen oder eines Deutſchen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorahnung ſeines frühen Sterbens, meinte aber, daſs er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei ſeinem ritterlichen Muthe, der jeder Gefahr trotzte, war Dergleichen ſehr wahrſcheinlich [Aber die gütigen Götter haben anders beſchloſſen. Sie wollten, daſs der künftige König von Frankreich mit reiner Liebe an ſeinem Volke hängen könne und auch nicht die Landsleute ſeiner Mutter zu haſſen brauche: es war weder die Hand eines Franzoſen noch eines Deutſchen, die das Blut ſeines Vaters vergoſſen. Ein milder Troſt liegt in dieſem Gedanken.] — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt ſich mit einer Faſſung, die Jeden mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenloſem Kummer, aber ſein Geiſt bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth ſeiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von ſeinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

---

*) „denn ſein verhaſſtes und verdächtiges Haupt wäre immer den ſchlimmſten Beargwöhnungen ausgeſetzt.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

XLV.

Paris, den 26. Juli 1842.

Die Thronrede iſt kurz und einfach. Sie ſagt das Wichtigſte in der würdigſten Weiſe. Der König hat ſie ſelbſt verfaſſt. Sein Schmerz zeigt ſich in einer puritaniſchen, ich möchte faſt ſagen republikaniſchen Prunkloſigkeit. Er, der ſonſt ſo redſelig, iſt ſeitdem ſehr wortkarg geworden. Das ſchweigende Empfangen in den Tuilerien vor einigen Tagen hatte etwas ungemein Trübſinniges, beinahe Geiſterhaftes; ohne eine Silbe zu ſprechen, gingen über tauſend Menſchen bei dem König vorüber, der ſtumm und leidend ſie anſah. Es heißt, daſs in Notre-Dame das angekündigte Requiem nicht ſtattfinde; der König will bei dem Begräbnis ſeines Sohnes keine Muſik; Muſik erinnere allzu ſehr an Spiel und Feſt. — Sein Wunſch, die Regentſchaft auf ſeinen Sohn übertragen zu ſehen und nicht auf ſeine Schwiegertochter, iſt in der Adreſſe hinlänglich angedeutet. Dieſer Wunſch wird wenig Widerrede finden, und Nemours wird Regent, obgleich dieſes Amt der ſchönen und geiſtreichen Herzogin gebührt, die, ein Muſter von weiblicher Vollkommenheit, ihres verſtorbenen Gemahles ſo würdig war *). Geſtern ſagte man, der König werde ſeinen Enkel, den Grafen von Paris, in die Deputiertenkammer mitbringen. Viele wünſchten es, und die Scene wäre gewiſs ſehr rührend geweſen. Aber der König vermeidet jetzt, wie geſagt, Alles, was an das Pathos der Feudalmonarchie erinnert. — Über Ludwig Philipp's Abneigung gegen Weiberregentſchaften ſind viele Äußerungen ins Publikum gedrungen, [das ihm vollkommen Recht giebt. Schon zur Blüthezeit Chriſtinens in Spanien behauptete er, daſs dieſe Regentſchaft kein gutes Ende nehmen werde.] Der dümmſte Mann, ſoll er geſagt haben, werde immer ein beſſerer Regent ſein, als die klügſte Frau. Hat er deſshalb dem Nemours den Vorzug gegeben vor der klugen Helene?

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der obige Satz: „Dieſer Wunſch wird gar keine Widerrede finden, und die Oppoſition denkt zu patriotiſch, als daſs ſie die Exiſtenzfragen Frankreichs in ihre Parteiintereſſen verwickeln und ſomit das Vaterland in die entſetzlichſten Gefahren ſtürzen würde. Nemours wird Regent.“

Der Herausgeber.

XLVI.

Paris, den 29. Juli 1842.

Der Gemeinderath von Paris hat beſchloſſen, das Elephantenmodell, das auf dem Baſtillenplatz ſteht, nicht zu zerſtören, wie man anfangs beabſichtigte, ſondern zu einem Guſſe in Erz zu benützen und das hervorgehende Monument am Eingange der Barrière du Trône aufzuſtellen. Über dieſen Municipalbeſchluſs ſpricht das Volk der Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau faſt eben ſo Viel, wie die höhern Klaſſen über die Regentſchaftsfrage. Jener koloſſale Elephant von Gips, welcher ſchon zur Kaiſerzeit aufgeſtellt ward, ſollte ſpäter als Modell des Denkmals dienen, das man der Juliusrevolution auf dem Baſtillenplatze zu widmen gedachte. Seitdem ward man andern Sinnes, und man errichtete zur Verherrlichung jenes glorreichen

Ereigniſſes die große Juliusſäule. Aber die Forträumung des Elephanten erregte große Beſorgniſſe. Es ging nämlich unter dem Volk das unheimliche Gerücht von einer ungeheuren Anzahl Ratten, die ſich im Innern des Elephanten eingeniſtet hätten, und es ſei zu befürchten, daſs, wenn man die große Gipsbeſtie niederreiße, eine Legion von kleinen, aber ſehr gefährlichen Scheuſalen zum Vorſchein käme, die ſich über die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau verbreiten würden. Alle Unterröcke zitterten bei dem Gedanken an ſolche Gefahr, und ſogar die Männer ergriff eine unheimliche Furcht vor der Invaſion jener langgeſchwänzten Gäſte. Es wurden dem Magiſtrate die unterthänigſten Vorſtellungen gemacht, und in Folge derſelben vertagte man das Niederreißen des großen Gipselephanten, der ſeitdem jahrelang auf dem Baſtillenplatze ſtehen blieb. Sonderbares Land! wo trotz der allgemeinen Zerſtörungsſucht ſich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die ſchlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten! Wie gern würden ſie den Ludwig Philipp niederreißen, dieſen großen klugen Elephanten, aber ſie fürchten Seine Majeſtät den ſouveränen Rattenkönig, das tauſendköpfige Ungethüm, das alsdann zur Regierung käme, und ſelbſt die adligen und geiſtlichen Feinde der

Bourgeoiſie, die nicht eben mit Blindheit geſchlagen ſind, ſuchen aus dieſem Grunde den Juliusthron zu erhalten; nur die ganz Beſchränkten, die Spieler und Falſchſpieler unter den Ariſtokraten und Klerikalen, ſind Peſſimiſten und ſpekulieren auf die Republik oder vielmehr auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte.

Die Bourgeoiſie ſelbſt iſt ebenfalls vom Dämon der Zerſtörens beſeſſen, und wenn ſie auch die Republik nicht eben fürchtet, ſo hat ſie doch eine inſtinktmäßige Angſt vor dem Kommunismus, vor jenen düſtern Geſellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorſtürzen würden. Ja, vor einer Republik von der frühern Sorte, ſelbſt vor ein bißchen Robespierrismus, hätte die franzöſiſche Bourgeoiſie keine Furcht, und ſie würde ſich leicht mit dieſer Regierungsform ausſöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Tuilerien beſchützen, gleichviel ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Comité du salut public reſidiert; denn die Bourgeoiſie will vor Allem Ordnung und Schutz der beſtehenden Eigenthumsrechte, — Begehrniſſe, die eine Republik eben ſo gut wie das Königthum gewähren kann. Aber dieſe Boutiquiers ahnen, wie geſagt, inſtinktmäßig, daß die Republik heut zu Tage nicht mehr die Principien der neunziger Jahre vertreten möchte, ſondern nur die Form wäre, worin ſich eine neue, unerhörte Proletarierherrſchaft mit allen Glaubensſätzen der Gütergemeinſchaft geltend machen würde. Sie ſind Konſervative durch äußere Nothwendigkeit, nicht durch innern Trieb, und die Furcht iſt hier die Stütze aller Dinge.

Wird dieſe Furcht noch auf lange Zeit vorhalten? Wird nicht eines frühen Morgens der nationale Leichtſinn die Köpfe ergreifen und ſelbſt die Ängſtlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? Ich weiß es nicht, aber es iſt möglich, und die Wahlreſultate zu Paris ſind ſogar ein Merkmal, daſs es wahrſcheinlich iſt. Die Franzoſen haben ein kurzes Gedächtnis und vergeſſen ſogar ihre gerechteſten Befürchtungen. Deſshalb treten ſie ſo oft auf als Akteure, ja als Hauptakteure, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde aufführen läſſt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geſchichte, nur in der Jugend, wenn ſie nämlich ohne Erfahrung ſich in die That ſtürzen; denn ſpäter im reifern Alter hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker, wie die Individuen, vom raſchen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt dieſe Völker in die Arena der

Weltgeſchichte. Aber die Franzoſen behalten immer den Leichtſinn der Jugend, und ſo Viel ſie auch geſtern gethan und gelitten, ſie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöſcht in ihrem Gedächtnis, und der neue Morgen treibt ſie zu neuem Thun und neuem Leiden. Sie wollen nicht alt werden, und ſie glauben ſich vielleicht die Jugend ſelbſt zu erhalten, wenn ſie nicht ablaſſen von jugendlicher Bethörung, jugendlicher Sorgloſigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja, Großmuth, eine faſt kindiſche Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzoſen: aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs dieſe Tugend mit ihren Gebrechen aus demſelben Born, der Vergeſslichkeit, hervorquillt. Der Begriff „Verzeihen“ entſpricht bei dieſem Volke wirklich dem Worte „Vergeſſen,“ dem Vergeſſen der Beleidigung. Wäre Dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Todtſchlag in Paris, wo bei jedem Schritte ſich Menſchen begegnen, zwiſchen denen eine Blutſchuld exiſtiert. [Vor einigen Wochen ſah ich einen alten Mann über die Boulevards gehen, deſſen ſorgloſe Phyſiognomie mir auffiel. „Wiſſen Sie, wer Das iſt?“ ſprach zu mir mein Begleiter: „Das iſt Monſieur de Polignac, Derſelbe, der am Tode ſo vieler Tauſende von Pariſern Schuld iſt und auch mir einen Vater und einen Bruder gekoſtet! Vor zwölf Jahren hätte ihn das Volk in der erſten Wuth gern zerriſſen, aber jetzt kann er hier ruhig auf dem Boulevard herumgehen.“]

Dieſe charakteriſtiſche Gutmüthigkeit der Franzoſen äußert ſich in dieſem Augenblick ganz beſonders in Bezug auf Ludwig Philipp, und ſeine ärgſten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Karliſten, offenbaren eine rührende Theilnahme an ſeinem häuslichen Unglück. [Die Abtrünnigen haben ihm wieder ihre Sympathien zugewendet, und] ich möchte behaupten, der König iſt jetzt wieder [ganz] populär. Als ich geſtern vor Notre-Dame die Vorbereitungen zur Leichenfeier betrachtete und dem Geſpräch der Kurzjacken zuhörte, die dort verſammelt ſtanden, vernahm ich unter andern die naive Äußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris ſpazieren gehen, und es werde Niemand auf ihn ſchießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat ſeinem Vater die ſtörrigſten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwiſchen König und Volk iſt durch das gemeinſchaftliche Unglück gleichſam aufs neue eingeſegnet worden. Aber wie lange werden die ſchwarzen Flitterwochen dauern?

XLVII.

Paris, den 17. September 1842.

Nach einer vierwöchentlichen Reiſe bin ich ſeit geſtern wieder hier, und ich geſtehe, das Herz jauchzte mir in der Bruſt, als der Poſtwagen über das geliebte Pflaſter der Boulevards dahinrollte, als ich dem erſten Putzladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm, als die holdſelige civiliſierte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir faſt glücklich zu Muth, und den erſten Nationalgardiſten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können; ſein zahmes, gutmüthiges Geſicht grüßte ſo witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und ſein Bajonett hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es ſich von den Bajonetten anderer Korporationen ſo beruhigend unterſcheidet. Warum aber war die

Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal ſo überſchwänglich, daſs es mich faſt bedünkte, als beträte ich den ſüßen Boden der Heimat, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum übt Paris einen ſolchen Zauber auf Fremde, die in ſeinem Weichbild einige Jahre verlebt? Viele wackere Landsleute, die hier ſeſshaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutſche ſich heimiſcher fühlen als eben in Paris, und Frankreich ſelbſt ſei am Ende unſerm Herzen nichts Anderes, als ein franzöſiſches Deutſchland.

Aber diesmal iſt meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß — ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Kanal durchſchiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-ſur-mer, und Das iſt bereits eine engliſche Stadt. Man ſieht dort Nichts als Engländer und hört dort Nichts als Engliſch von Morgens bis Abends, ach, ſogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu beſitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politiſieren! Während vier Wochen hörte ich Nichts als jene Ziſchlaute des Egoismus, der ſich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausſpricht. Es iſt gewiſs eine ſchreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszuſprechen. Doch in Betreff der

Engländer konnte mich der augenblickliche Unmuth zu Vergleichen verleiten, und beim Anblick der Maſſe vergeſſe ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die ſich durch Geiſt und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber Dieſe, namentlich die brittiſchen Dichter, ſtachen immer deſto greller ab von dem übrigen Volk, ſie waren iſolierte Märtyrer ihrer nationalen Verhältniſſe, und dann gehören große Genies nicht ihrem partikulären Geburtslande, kaum gehören ſie dieſer Erde, der Schädelſtätte ihres Leidens. Die Maſſe, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde! — ſind mir in tiefſter Seele zuwider, und manchmal betrachte ich ſie gar nicht als meine Mitmenſchen, ſondern ich halte ſie für leidige Automaten, für Maſchinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das ſchnurrende Räderwerk, womit ſie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechaniſches anglikaniſches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linkiſches Frömmeln iſt mir am widerwärtigſten; ich bin feſt überzeugt, ein fluchender Franzoſe iſt ein angenehmeres Schauſpiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen dieſe Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weit unheimlicher, als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geiſterſtunde, ſind mir jene vierſchrötigen, rothbäckigen Geſpenſter, die ſchwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren ſteifen Ellenbogen ſtoßen ſie überall an, und ohne ſich zu entſchuldigen durch ein artiges Wort. Wie müſſen dieſe rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleiſch freſſen, erſt jenen Chineſen verhaſſt ſein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt iſt, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieſer Nationaltugend verknixen und verbücklingen!

Ich geſtehe es, ich bin nicht ganz unparteiiſch, wenn ich von Engländern rede, und mein Miſsurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Beſorgniſſen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutſchen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher ſchnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich dieſe Engländer mit einer grenzenloſen, grauenhaften Furcht. Ich hege den beſten Reſpekt vor ihrer materiellen Obmacht; ſie haben ſehr Viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber ſie vereinigen mit der römiſchen Wolfsgier auch die Schlangenliſt Karthago's. Gegen

Erſtere haben wir gute und ſogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchleriſchen Ränke jener Punier der Nordſee ſind wir wehrlos. Und jetzt iſt England gefährlicher als je, jetzt wo ſeine merkantiliſchen Intereſſen unterliegen — es giebt in der ganzen Schöpfung kein ſo hartherziges Geſchöpf, wie ein Krämer, deſſen Handel ins Stocken gerathen, dem ſeine Kunden abtrünnig werden und deſſen Waarenlager keinen Abſatz mehr findet.

Wie wird England ſich aus ſolcher Geſchäftskriſis retten? Ich weiß nicht, wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöſt werden kann; aber ich weiß, daſs die Politik des modernen Karthago's nicht ſehr wählig in ihren Mitteln iſt. Ein europäiſcher Krieg wird dieſer Selbſtſucht vielleicht zuletzt als das geeignetſte Mittel erſcheinen, um dem innern Gebreſte einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die engliſche Oligarchie ſpekuliert alsdann zunächſt auf den Säckel des Mittelſtandes, deſſen Reichthum in der That koloſſal iſt und zur Beſoldung und Beſchwichtigung der unteren Klaſſen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indiſche und chineſiſche Expeditionen, wie groß auch ihre financielle Noth, wird doch die engliſche Regierung jetzt den pekuniären Aufwand ſteigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimiſche

Deficit, deſto reichlicher wird im Ausland das engliſche Gold ausgeſtreut werden; England iſt ein Kaufmann, der ſich in bankerottem Zuſtand befindet, und aus Verzweiflung ein Verſchwender wird, oder vielmehr kein Geldopfer ſcheut, um ſich momentan zu halten. Und man kann mit Geld ſchon Etwas ausrichten auf dieſer Erde, beſonders ſeit Jeder die Seligkeit hier unten ſucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuerſten Summen ausgiebt bloß zur Beſoldung ſeiner ausländiſchen Agenten, deren Inſtruktionen alle für den Fall eines europäiſchen Krieges berechnet ſind, und wie wieder dieſe engliſchen Agenten die heterogenſten Talente, Tugenden und Laſter im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wiſſen.

Wenn wir Dergleichen bedenken, wenn wir zur Einſicht gelangen, daſs nicht an der Seine, aus Begeiſterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europa's am furchtbarſten geſtört werden dürfte, ſondern an der Themſe, in den verſchwiegenen Gemächern des Foreign Office, in Folge des rohen Hungerſchreies engliſcher Fabrikarbeiter; wenn wir Dieſes bedenken, ſo müſſen wir dorthin manchmal unſer Auge richten und nächſt der Perſönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Klaſſen beobachten. [Dies aber iſt keine Kleinigkeit, und es gehört dazu eine Anſchauung, die man nur jenſeits des Kanals, auf dem Schauplatz ſelbſt, gewinnen kann. Was ich heute beiläufig mittheile, iſt Nichts als flüchtige Andeutung, nothdürftiges Auffaſſen von Tiſchreden und Theegeſprächen, die ich zu Boulogne unwillkürlich anhören muſſte, die aber vielleicht nicht gänzlich ohne Werth waren, da jeder Engländer mit der Politik ſeines Landes vertraut iſt und in einem Wuſt von langweiligen Details immer einige mehr oder minder bedeutſame Dinge zu Markte bringt. Ich bediente mich eben des Ausdrucks „die Politik ſeines Landes;“ dieſe iſt bei den Engländern nichts Anderes, als eine Maſſe von Anſichten über die materiellen Intereſſen Englands und ein richtiges Abwägen der ausländiſchen Zuſtände, in wie weit ſie für Englands Wohl und Handel ſchädlich oder heilſam ſein können. Es iſt merkwürdig, wie ſie Alle, vom Premierminiſter bis zum geringſten Flickſchneider, hierüber die genaueſten Notizen im Kopf tragen und bei jedem Tagesereignis gleich herausfinden, was England dabei zu gewinnen oder zu verlieren hat, welcher Nutzen oder welcher Schaden für das liebe England daraus entſtehen kann. Hier iſt der Inſtinkt ihres Egoismus wahrhaft bewunderungswürdig. Sie unterſcheiden ſich hierdurch ſehr auffallend von den Franzoſen, die ſelten übereinſtimmen in ihren Anſichten über die materiellen Intereſſen ihres Landes, im Reiche der Thatſachen eine brillante Unwiſſenheit verrathen, und immer nur mit Ideen beſchäftigt ſind und nur über Ideen diskutieren. Franzöſiſche Politiker, die eine engliſche Poſitivität mit franzöſiſchem Idealismus vereinigen, ſind ſehr ſelten. Guizot ragt in dieſer Beziehung am glorreichſten hervor. Die Engländer, die ich über Guizot reden hörte, verriethen keineswegs eine ſo große Sympathie für ihn, wie man gewöhnlich glaubt; im Gegentheil, ſie behaupteten, jeder andere Miniſter würde ihnen weniger Reſpekt, aber weit mehr materielle Vortheile angedeihen laſſen, und nur über ſeine Größe als Staatsmann ſprachen ſie mit unparteiiſcher Verehrung. Sie rühmten ſeine consistency und verglichen ihn gewöhnlich mit Sir Robert Peel, den aber Guizot nach meiner Anſicht himmelhoch überflügelt; eben weil ihm nicht bloß alles thatſächliche Wiſſen zu Gebot ſteht, ſondern weil er auch Ideen im Haupt trägt — Ideen, wovon der Engländer keine Ahnung hat. Ja, er hat von Dergleichen keine Ahnung, und Das iſt das Unglück Englands; denn nur Ideen können hier retten, wie in allen verzweiflungsſchweren Fällen. Wie jämmerlich muſſte Peel in einer merkwürdigen Rede beim Schluſs des Parlaments ſeine Unmacht eingeſtehen!]

Die geſteigerte Noth der untern Volksklaſſen iſt ein Gebreſte, das die unwiſſenden Feldſcherer durch Aderläſſe zu heben glauben, aber ein ſolches Blutvergießen wird eine Verſchlimmerung hervorbringen. Nicht von außen, durch die Lanzette, nein, nur von innen heraus, durch geiſtige Medikamente, kann der ſieche Staatskörper geheilt werden. Nur ſociale Ideen könnten hier eine Rettung aus der verhängnisvollſten Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands giebt es keine einzige große Idee: Nichts als Dampfmaſchinen und Hunger. Jetzt iſt freilich der Aufruhr unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daſs die engliſchen Fabrikarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wiſſen, ſich auch ein biſschen in Menſchenfleiſch verſuchen und ſich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieſes blutige Gewerbe ebenſo muthvoll ausüben, wie ihre Kollegen, die Ouvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es ſich endlich ereignen, daſs der Beſieger Napoleon's, der Feldmarſchall Mylord Wellington, der jetzt wieder ſein Oberſchergenamt angetreten hat, mitten in London ſein Waterloo fände. In gleicher Weiſe möchte leicht der Fall eintreten, daſs ſeine Myrmidonen ihrem Meiſter den Gehorſam aufkündigten. Es zeigen ſich ſchon jetzt ſehr bedenkliche Symptome ſolcher Geſinnung bei dem engliſchen Militär, und in dieſem Augenblick ſitzen fünfzig Soldaten im Towergefängnis zu London, welche ſich geweigert hatten, auf das Volk zu ſchießen. Es iſt kaum glaublich, und es iſt dennoch wahr, daſs engliſche Rothröcke nicht dem Befehl ihrer Officiere, ſondern der Stimme der Menſchlichkeit gehorchten und jener Peitſche vergaßen, welche die Katze mit neun Schwänzen (the cat of nine tails) heißt und mitten in der ſtolzen Hauptſtadt der engliſchen Freiheit ihren Heldenrücken beſtändig bedroht — die Knute Großbritanniens! Es iſt herzzerreißend, wenn man lieſt, wie die Weiber weinend den Soldaten entgegentraten und ihnen zuriefen: „Wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brot.“ Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und ſprachen: „Den Hunger müſſt ihr todtſchießen, nicht uns und unſere Kinder.“ Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir ſind ja Alle Brüder!“

Solche Berufung auf die Fraternität mahnt mich an die franzöſiſchen Kommuniſten, bei denen ich ähnliche Redeweiſen zuweilen vernahm. Dieſe Redeweiſen, wie ich beſonders in Lyon bemerkte, waren durchaus nicht auffallend oder ſtark gefärbt, weder pikant noch originell; im Gegentheil, es waren die abgedroſchenſten, platteſten Gemeinſprüche, welche der Troſs der Kommuniſten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda beſteht nicht ſowohl in einem gut formulierten Proſpektus von beſtimmten Beklagniſſen und beſtimmten Forderungen, ſondern in einem tiefwehmüthigen und faſt ſympathetiſch wirkenden Ton, womit ſie die banalſten Dinge äußern, z. B. „Wir ſind alle Brüder“ u. ſ. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Kommentar zu dieſen Worten und verleihen ihnen ihre welterſchütternde Bedeutung. Die franzöſiſchen Kommuniſten ſtehen überhaupt auf demſelben Standpunkt mit den engliſchen Fabrikarbeitern, nur daſs der Franzoſe mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England iſt für den Augenblick geſtillt, aber nur für den Augenblick; er iſt bloß vertagt, er wird mit jedesmal geſteigerter Macht aufs Neue ausbrechen, und um ſo gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, iſt der Widerſtand der Fabrikarbeiter jetzt eben ſo praktiſch organiſiert, wie einſt der Widerſtand der iriſchen

Katholiken. Die Chartiſten haben dieſe drohende Macht in ihr Intereſſe zu ziehen und einigermaßen zu disciplinieren gewuſſt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern iſt vielleicht die wichtigſte Erſcheinung der Gegenwart. Dieſe Verbindung entſtand auf ſehr einfachem Wege, ſie war eine natürliche, obgleich die Chartiſten ſich gern mit einem beſtimmten Programm als eine rein politiſche Partei präſentieren, und die Fabrikarbeiter, wie ich ſchon oben erwähnt, nur arme Taglöhner ſind, die vor Hunger kaum ſprechen können und, gleichgültig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brot verlangen. Aber das Wort meldet ſelten den innern Herzensgedanken einer Partei, es iſt nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleichſam die geſprochene Kokarde; der Chartiſt, der ſich auf die politiſche Frage zu beſchränken vorgiebt, hegt Wünſche im Gemüthe, die mit den vagſten Gefühlen jener hungrigen Handwerker tief übereinſtimmen, und Dieſe können ihrerſeits immerhin das Programm der Chartiſten zu ihrem Feldgeſchrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabſäumen. Die Chartiſten nämlich verlangen erſtens, daſs das Parlament nur aus einer Kammer beſtehe und durch alljährliche Wahlen erneuert werde; zweitens, daſs durch geheimes Votieren die Unabhängigkeit der Wähler ſicher geſtellt werde; endlich, daſs jeder geborne Engländer, der ins Mannesalter getreten, Wähler und wählbar ſei. Davon können wir noch immer nicht eſſen, ſagten die nothleidenden Arbeiter, von Geſetzbüchern eben ſo wenig wie von Kochbüchern wird der Menſch ſatt, uns hungert. „Wartet nur,“ entgegnen die Chartiſten, „bis jetzt ſaßen im Parlament nur die Reichen, und Dieſe ſorgten nur für die Intereſſen ihrer eignen Beſitzthümer; durch das neue Wahlgeſetz, durch die Charte, werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter ins Parlament kommen, und da wird es ſich wohl ausweiſen, daſs die Arbeit eben ſo gut wie jeder andere Beſitz ein Eigenthumsrecht in Anſpruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn eben ſo wenig erlaubt ſein dürfte, den Taglohn des Arbeiters nach Willkür herabzuſetzen, wie es ihm nicht erlaubt iſt, das Mobiliar- oder Immobiliarvermögen ſeines Nachbarn zu beeinträchtigen. Die Arbeit iſt das Eigenthum des Volks, und die daraus entſpringenden Eigenthumsrechte ſollen durch das regenerierte Parlament ſanktioniert und geſchützt werden.“ Ein Schritt weiter, und dieſe Leute ſagen, die Arbeit ſei das Recht des Volks; und da dieſes Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohne zur Folge hätte, ſo führt der Chartismus, wo nicht zur Gütergemeinſchaft, doch gewiſs zur Erſchütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Geſellſchaft, und in jenen chartiſtiſchen Anfängen läge, in ihre Konſequenzen verfolgt, eine ſociale Umwälzung, wogegen die franzöſiſche Revolution als ſehr zahm und beſcheiden erſcheinen dürfte.

Hier offenbart ſich wieder die Hypokriſie und der praktiſche Sinn der Engländer, im Gegenſatz zu den Franzoſen: — die Chartiſten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Kommuniſten ihn freimüthig und unumwunden ausſprechen. Letztere tragen freilich noch einige Scheu, die letzten Konſequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und diskutiert man mit ihren Häuptlingen, ſo vertheidigen ſich Dieſe gegen den Vorwurf, als wollten ſie das Eigenthum abſchaffen, und ſie behaupten dann, ſie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Baſis etablieren, ſie wollten ihm eine umfaſſendere Organiſation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer ſolcher Organiſatoren ſehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende Nichts als die breite Baſis übrig bleiben. „Ich will dir die Wahrheit geſtehen,“ ſagte mir jüngſt ein kommuniſtiſcher Freund, „das Eigenthum wird keineswegs abgeſchafft werden, aber es bekömmt eine neue Definition.“

Es iſt nun dieſe neue Definition, die hier in Frankreich dem herrſchenden Bürgerſtande eine große Angſt einflößt, und dieſer Angſt verdankt Ludwig Philipp ſeine ergebenſten Anhänger, die eifrigſten Stützen ſeines Thrones. Je heftiger die Stützen zittern, deſto weniger ſchwankt der Thron, und der König braucht Nichts zu fürchten, eben weil die Furcht ihm Sicherheit giebt. Auch Guizot erhält ſich durch die Angſt vor der neuen Definition, die er mit ſeiner ſcharfen Dialektik ſo meiſterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daſs er ſo bald unterliegt, obgleich die herrſchende Partei der Bourgeoiſie, für die er ſo Viel gethan und ſo Viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben ſie ihn nicht? Ich glaube, erſtens weil ſie ihn nicht verſtehen, und zweitens weil man Denjenigen, der unſere eignen Güter ſchützt, immer weit weniger liebt, als Denjenigen, der uns fremde Güter verſpricht. So war es einſt in Athen, ſo iſt es jetzt in Frankreich, ſo wird es in jeder Demokratie ſein, wo das Wort frei iſt und die Menſchen leichtgläubig.

XLVIII.

Paris, den 4. December 1842.

Wird ſich Guizot halten? Es hat mit einem franzöſiſchen Miniſterium ganz dieſelbe Bewandtnis wie mit der Liebe — man kann nie ein ſicheres Urtheil fällen über ſeine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Miniſterium wurzle unerſchütterlich feſt, und ſiehe! es ſtürzt den nächſten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Miniſterium wackle ſeinem Untergang entgegen, es könne ſich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unſrer Verwunderung zeigt es ſich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle Diejenigen, die ihm ſchon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen, den 29. Oktober, feierte das Guizot'ſche Miniſterium ſeinen dritten Geburtstag, es iſt jetzt über zwei Jahr' alt, und ich ſehe nicht ein, warum es nicht länger leben ſollte auf dieſer ſchönen Erde, auf dem Boulevard-des-Capucines, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Miniſterien ſind dort ſchnell hingerafft worden, aber dieſe haben ihr frühes Ende immer ſelbſt verſchuldet, ſie haben ſich zu viel Bewegung gemacht. Ja, was bei uns Andern die Geſundheit fördert, die Bewegung, Das macht ein Miniſterium todtkrank, und namentlich der erſte März iſt daran geſtorben. Sie können nicht ſtillſitzen, dieſe Leutchen. Der öftere Regierungswechſel in Frankreich iſt nicht bloß eine Nachwirkung der Revolution, ſondern auch ein Ergebnis des Nationalcharakters der Franzoſen, denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung, ein eben ſo großes Bedürfnis iſt, wie uns Deutſchen das Tabakrauchen, das ſtille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daſs die franzöſiſchen Staatslenker ſo rührig ſind und ſich beſtändig etwas Neues zu ſchaffen machen, gerathen ſie in halsbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht bloß von den Miniſterien, ſondern auch von den Dynaſtien, die immer durch eigene Aktivität ihre Kataſtrophe beſchleunigt haben. Ja, durch dieſelbe fatale Urſache, durch die unermüdliche Aktivität, iſt nicht bloß Thiers gefallen, ſondern auch der ſtärkere Napoleon, der bis an ſein ſeliges

Ende auf dem Throne geblieben wäre, wenn er nur die Kunſt des Stillſitzens, die bei uns den kleinen Kindern zuerſt gelehrt wird, beſeſſen hätte! Dieſe Kunſt beſitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält ſich marmorn ſtill, wie der Obeliſk des Luxor, und wird deſshalb ſich länger erhalten, als man glaubt. Er thut Nichts, und Das iſt das Geheimnis ſeiner Erhaltung. Warum aber thut er Nichts? Ich glaube zunächſt, weil er wirklich eine gewiſſe germaniſche Gemüthsruhe beſitzt und von der Sucht der Geſchäftigkeit weniger geplagt wird als ſeine Landsleute. Oder thut er Nichts, weil er ſo Viel verſteht? Je mehr wir wiſſen, je tiefer und umfaſſender unſre Einſichten ſind, deſto ſchwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer vorausſähe, Der würde gewiſs bald aller Bewegung entſagen und ſeine Hände nur dazu gebrauchen, um ſeine eigenen Füße zu binden. Das weiteſte Wiſſen verdammt uns zur engſten Paſſivität.

Indeſſen — was auch das Schickſal des Miniſteriums ſein möge — laſſt uns die letzten Tage des Jahrs, das, Gottlob! ſeinem Ende naht, ſo reſigniert als möglich ertragen. Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluſs mit einem neuen Unglück heimſucht! Es war ein ſchlechtes Jahr, und wäre ich ein Tendenzpoet, ich würde mit meinen miſstönend poltrigſten Verſen dem ſcheidenden Jahre ein Charivari bringen. In dieſem ſchlechten, ſchändlichen Jahre hat die Menſchheit Viel erduldet, und ſogar die Bankiers haben einige Verluſte erlitten. Welch ein ſchreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Verſailler Eiſenbahn! Ich ſpreche nicht von dem verunglückten Sonntagspublikum, das bei dieſer Gelegenheit gebraten oder geſotten wurde; ich ſpreche vielmehr von der überlebenden Sabbathkompagnie, deren Aktien um ſo viele Procente gefallen ſind und die jetzt dem Ausgang der Proceſſe, die jene Kataſtrophe hervorgerufen, mit zitternder Beſorgnis entgegenſieht. Werden die Stifter der Kompagnie den verwaiſten oder verſtümmelten Opfern ihrer Gewinnſucht einigen Schadenerſatz gewähren müſſen? Es wäre entſetzlich! Dieſe beklagenswerthen Millionäre haben ſchon ſo Viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in dieſem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verſtand verlieren kann, und an der Börſe verſicherte man geſtern, der Halbbankier Läuſedorf wolle zum Chriſtenthum übergehn*). Andern geht es beſſer, und wenn auch die rive gauche gänzlich ins Stocken geriethe, könnten wir uns damit tröſten, daſs die rive droite deſto erfreulicher gedeiht. Auch die ſüdfranzöſiſchen Eiſenbahnen, ſo wie die jüngſt konceſſionierten, machen gute Geſchäfte, und wer geſtern noch ein armes Lümpchen war, iſt heute ſchon ein reicher Lump. Namentlich der dünne und langnaſige Herr * verſichert: er habe „Grind," mit der Vorſehung zufrieden zu ſein. Ja, während ihr Andern in philoſophiſchen Spekulationen eure Zeit vertrödelt, ſpeculierte und trödelte dieſer dünne Geiſt mit Eiſenbahnaktien, und einer ſeiner Gönner von der hohen Bank ſagte mir jüngſt: „Sehen Sie, das Kerlchen war gar Nichts, und jetzt hat es Geld, und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat ſich all ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben." Wie doch dieſe Pilze in allen Ländern und Zeiten dieſelben geweſen! Mit beſonderer Verachtung haben ſie immer auf Schriftſteller herabgeſehen, die ſich mit jenen uneigennützigen Studien beſchäftigen, die wir Philoſophie nennen. Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römiſcher Parvenü ſich folgende Grabſchrift ſetzen: „Hier ruhet Straberius — er war Anfangs gar Nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Seſtertien, er hat ſich ſein Lebtag nicht mit

---

*) „glaube nicht mehr an Moſes und die Propheten und wolle ſich taufen laſſen.“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

Philoſophie abgegeben; folge ſeinem Beiſpiel, und du wirſt dich wohl befinden.“ *)

Hier in Frankreich herrſcht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, ſchläfriger, gähnender Friede. Es iſt Alles ſtill, wie in einer verſchneiten Winternacht. Nur ein leiſer monotoner Tropfenfall. Das ſind die Zinſen, die fortlaufend hinabträufeln in die Kapitalien, welche beſtändig anſchwellen; man hört ordentlich, wie ſie wachſen, die Reichthümer der Reichen. Dazwiſchen das leiſe Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt Etwas wie ein Meſſer, das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte kümmern uns ſehr wenig, und nicht einmal das raſſelnde Schilderheben in Barcelona hat uns hier aufgeſtört. Der Mordſpektakel, der im Studierzimmer der Mademoiſelle Heinefetter zu Brüſſel vorfiel, hat uns ſchon weit mehr intereſſiert, und ganz beſonders ſind die Damen ungehalten über dieſes deutſche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daſs zwei gleichzeitige Anbeter ſich nicht auf der Walſtätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Oſten

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiſer von China hat ſich eben ſo ſtark blamiert, wie Mademoiſelle Heinefetter. Nutzloſes Blutvergießen, und die Blume der Mitte iſt verloren. Die Engländer ſind überraſcht, ſo leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne und dem Vetter des Mondes fertig geworden zu ſein, und ſie berechnen ſchon, ob ſie die jetzt überflüſſigen Kriegsrüſtungen im indiſchen Meere nicht gegen Japan richten ſollen, um auch dieſes Land zu brandſchatzen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiſs auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfäſſer, ſo ſind es die Schriften der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft, die von der japaniſchen Sanitätskommiſſion konfisciert worden. Vielleicht beſpreche ich in einem ſpätern Briefe, wie England ſeine Kriegszüge bemäntelt. Die Drohung, daſs brittiſche Großmuth uns nicht zu Hilfe kommen werde, wenn Deutſchland einſt wie Polen getheilt werden dürfte, erſchreckt mich nimmermehr. Erſtens kann Deutſchland nicht getheilt werden. Theile mal Einer das Fürſtenthum Liechtenſtein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens iſt Deutſchland trotz ſeiner Zerſtückelung die gewaltigſte Macht der Welt, und dieſe Macht iſt im wunderbarſten Wachsthum. Ja, Deutſchland wird täglich ſtärker, der Nationalſinn verleiht ihm eine innere Einheit, die unverwüſtlich, und es iſt gewiſs ein Symptom unſerer ſteigenden Volksbedeutung, daſs die Engländer, die einſt nur den Fürſten Subſidien gezahlt, jetzt auch den deutſchen Tribunen, die mit der Feder den Rhein vertheidigen, ihre Druckkoſten erſetzen.] — —

XLIX.

Paris, den 31. December 1842.

Noch ein kleiner Fußtritt, und das alte böſe Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieſes Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp, auf Guizot, auf Alle, die ſich ſo viele Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieſes Jahr iſt eine Satire auf den Frieden ſelbſt, denn im geruhſamen Schoße deſſelben wurden wir mit Schreckniſſen heimgeſucht, wie ſie der gefürchtete Krieg gewiſs nicht ſchrecklicher hervorbringen konnte. Entſetzlicher Wonnemond, wo faſt gleichzeitig in Frankreich, in Deutſchland und Haiti die fürchterlichſten Trauerſpiele aufgeführt wurden! Welches Zuſammentreffen der unerhörteſten Unglücksfälle! Welcher boshafte Witz des Zufalls! Welche hölliſchen Überraſchungen! Ich kann mir die Verwunderung denken, womit die Bewohner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die geputzten Sonntagsgeſichter, Studenten, Griſetten, junge Ehepaare, vergnügungsſüchtige Droguiſten, Philiſter von allen Farben, die zu Verſailles die Kunſtwaſſer ſpringen ſahen und, ſtatt in Paris, wo ſchon die Mittagstafel für ſie gedeckt war, plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar verſtümmelt, geſotten und geſchmort! Iſt es der Krieg, der euch ſo ſchnöde zugerichtet? „Ach nein, wir haben Frieden, und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.“ Auch die gebratenen Spritzenleute und Litzenbrüder, die einige Tage ſpäter aus Hamburg ankamen, muſſten nicht geringeres Erſtaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiſs die Frage, womit ſie empfangen wurden. „Nein, unſre Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geſchloſſen, nur die Bacchushalle ſtand offen, und wir lebten im ruhigen Genuſſe unſrer ſpartaniſchen Mockturtleſuppen, als plötzlich das große Feuer entſtand, worin wir umkamen.“ Und eure berühmten Löſchanſtalten? „Die ſind gerettet, nur ihr Ruhm iſt verloren.“ Und die alten Perücken? „Die werden wie gepuderte Phönixe aus der Aſche hervorſteigen.“ Den folgenden Tag, während Hamburg noch loderte, entſtand das Erdbeben zu Haiti, und die armen ſchwarzen Menſchen wurden zu Tauſenden ins Schattenreich hinabgeſchleudert. Als ſie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiſs dort unten, ſie kämen aus einer Schlacht mit den Weißen, und ſie ſeien von Dieſen gemetzelt oder gar als revoltierte Sklaven zu Tode gepeitſcht worden. Nein, auch diesmal irrten ſich die guten Leute am Styx. Nicht der Menſch, ſondern die Natur hatte das große Blutbad angerichtet auf jener Inſel, wo die Sklaverei längſt abgeſchafft, wo die Verfaſſung eine republikaniſche iſt, ohne verjüngende Keime, aber wurzelnd in ewigen Vernunftgeſetzen; es herrſcht dort Freiheit und Gleichheit, ſogar ſchwarze Preſsfreiheit. — Greiz-Schleiz iſt keine ſolche Republik, kein ſo hitziger Boden wie Haiti, wo das Zuckerrohr, die Kaffeſtaude und die ſchwarze Preſsfreiheit wächſt, und alſo ein Erdbeben ſehr leicht entſtehen konnte; aber trotz des zahmen Kartoffelklimas, trotz der Cenſur, trotz der geduldigen Verſe, die eben deklamiert oder geſungen wurden, iſt den Greiz-Schleizern, während ſie vergnügt und ſchauluſtig im Theater ſaßen, plötzlich das Dach auf den Kopf gefallen, und ein Theil des verehrungswürdigen Publikums ſah ſich unerwartet in den Orkus geſchleudert!

Ja, im ſanftſeligſten Stillleben, im Zuſtande des Friedens, häufte ſich mehr Unheil und Elend, als jemals der Zorn Bellona's zuſammentrompeten konnte. Und nicht bloß zu Lande, ſondern auch zu Waſſer haben wir in dieſem Jahr das Außerordentliche erduldet. Die zwei großen Schiffbrüche an den Küſten von Südafrika und der Manche gehören zu den ſchauderhafteſten Kapiteln in der Martyrgeſchichte der Menſchheit. Wir haben keinen Krieg, abtr der Frieden richtet uns hin, und gehen wir nicht plötzlich zu Grunde durch einen brutalen Zufall, ſo ſterben wir doch allmählich an einem gewiſſen ſchleichenden Gift, an einer Aqua Toffana, welche uns in den Kelch des Lebens geträufelt worden, der Himmel weiß von welcher Hand!

[Ja, nur der Himmel weiß es, nicht wir, die wir in der Ungeduld des langweiligſten Schmerzes die Urheber deſſelben vergebens errathen wollen und, blind umhertappend, nicht ſelten die unſchuldigſten Leidensgenoſſen verletzen. Wir haben immer Recht in Betreff der Thatſache, nämlich daſs Giftmiſcherei ſtattgefunden und daſs wir daran erkrankten; aber was die Perſonen betrifft, auf die unſer Verdacht fällt, ſo iſt Irrthum an allen Ecken, und es iſt manchmal heilſam, ſich darüber auszuſprechen. Es iſt manchmal ſogar Pflicht, und in dieſer Beziehung habe ich über den Schluſs meines letzten Briefes eine erläuternde Bemerkung nachzuſchicken. Ich habe nämlich in jenen Schluſsworten keineswegs die Ehrlichkeit der Geſinnung, die Wahrhaftigkeit und Ehrenfeſtigkeit irgend eines deutſchen Tribunen, der unſern Rhein vertheidigt, zu verunglimpfen geſucht, ſondern ich habe nur auf die Ausbildung eines Syſtems hindeuten wollen, das jenſeits des Kanals ſeit dem Beginn der franzöſiſchen Revolution gegen Frankreich angewendet worden; jenes Syſtem iſt eine Thatſache, die hiſtoriſch bewieſen iſt. Ich hatte nur jene brittiſche Bereitwilligkeit im Auge, die, wenn ſie auch nicht ſelbſt ſchießt, doch wenigſtens die Bomben liefert, wie zu Barcelona. Ich glaube mich zu dieſer Bemerkung verpflichtet; der Zwieſpalt zwiſchen den ſogenannten Nationalen und den Nationalen wird täglich klaffender, und Letztere müſſen eben ihre Vernünftigkeit dadurch beurkunden, daſs ſie den Groll gegen die Idee nicht die Diener derſelben entgelten laſſen. Wie die Römer, wenn ſie eine Stadt mit Sturm einnehmen wollten, vorher die Götter aufforderten, das Weichbild der bedrohten Stadt zu verlaſſen, aus Furcht, daſs ſie im Tumult irgend eine Gottheit beſchädigen möchten, ſo wollen wir, die wir Krieg führen mit Gottheiten, mit Ideen, uns im

Gegentheil davor hüten, daſs wir nicht die Diener derſelben, die Menſchen, im Kampfgewühl verletzen!]

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in den letzten Stunden des ſcheidenden böſen Jahres. Das neue ſteht vor der Thür*). Möge es minder grauſam ſein als ſein Vorgänger! Ich ſende meinen wehmüthigſten Glückwunſch zum Neujahr über den Rhein. Ich wünſche den Dummen ein biſschen Verſtand und den Verſtändigen ein biſschen Poeſie. Den Frauen wünſche ich die ſchönſten Kleider und den Männern ſehr viel Geduld. Den Reichen wünſche ich ein Herz und den Armen ein Stückchen Brot. Vor Allem aber wünſche ich, daſs wir in dieſem neuen Jahr einander ſo wenig als möglich verleumden mögen.

---

*) „Dieſer fromme Vorſatz mag uns hinüberleiten ins neue Jahr.“ heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ſtatt obiger zwei Sätze.

Der Herausgeber.

L.

Paris, den 2. Februar 1843.

Worüber ich am meiſten erſtaune, Das iſt die Anſtelligkeit dieſer Franzoſen, das geſchickte Übergehen oder vielmehr Überſpringen von einer Beſchäftigung in die andre, in eine ganz heterogene. Es iſt Dieſes nicht bloß eine Eigenſchaft des leichten Naturells, ſondern auch ein hiſtoriſches Erwerbnis; ſie haben ſich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vorurtheilen und Pedantereien. So geſchah es, daſs die Emigranten, die während der Revolution zu uns herüberflüchteten, den Wechſel der Verhältniſſe ſo leicht ertrugen, und Manche darunter, um das liebe Brot zu gewinnen, ſich aus dem Stegreif ein Gewerbe zu ſchaffen wuſſten. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie ein franzöſiſcher Marquis ſich damals als Schuſter in unſrer Stadt etablierte und die beſten Damenſchuhe verfertigte: er arbeitete mit Luſt, pfiff die ergötzlichſten Liedchen, und vergaß alle frühere Herrlichkeit. Ein deutſcher Edelmann hätte unter denſelben Umſtänden ebenfalls zum Schuſterhandwerk ſeine Zuflucht genommen, aber er hätte ſich gewiſs nicht ſo heiter in ſein ledernes Schickſal gefügt, und er würde ſich jedenfalls auf männliche Stiefel gelegt haben, auf ſchwere Sporenſtiefel, die an den alten Ritterſtand erinnern. Als die Franzoſen über den Rhein kamen, muſſte unſer Marquis ſeine Boutike verlaſſen, und er floh nach einer andern Stadt, ich glaube nach Kaſſel, wo er der beſte Schneider wurde; ja, ohne Lehrjahre emigrierte er ſolchermaßen von einem Gewerbe zum andern, und erreichte darin gleich die Meiſterſchaft — was einem Deutſchen unbegreiflich erſcheinen dürfte, nicht bloß einem Deutſchen von Adel, ſondern auch dem gewöhnlichſten Bürgerkind. Nach dem Sturze des Kaiſers kam der gute Mann mit ergrauten Haaren, aber unverändert jungem Herzen in die Heimat zurück, und ſchnitt ein ſo hochadliges Geſicht und trug wieder ſo ſtolz die Naſe, als hätte er niemals den Pfriem oder die Nadel geführt. Es iſt ein Irrthum, wenn man von den Emigranten behauptete, ſie hätten Nichts gelernt und Nichts vergeſſen; im Gegentheil, ſie hatten Alles vergeſſen, was ſie gelernt. Die Helden der napoleoniſchen Kriegsperiode, als ſie abgedankt oder auf halben Sold geſetzt wurden, warfen ſich ebenfalls mit dem größten Geſchick in die Gewerbthätigkeit des Friedens, und jedesmal wenn ich in das Komptoir von Delloye trat, hatte ich meine liebe Verwunderung, wie der ehemalige Colonel jetzt als Buchhändler an ſeinem Pulte ſaß, umgeben von mehren weißen Schnurrbärten, die ebenfalls als brave Soldaten unter dem Kaiſer gefochten, jetzt aber bei ihrem alten Kameraden als Buchhalter oder Rechnungsführer, kurz als Kommis dienten.

Aus einem Franzoſen kann man Alles machen, und Jeder dünkt ſich zu Allem geſchickt. Aus dem kümmerlichſten Bühnendichter entſteht plötzlich, wie durch einen Theaterkoup, ein Miniſter, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott. Ein merkwürdiges Beiſpiel der Art bieten die Transformationen unſres lieben Charles Duveyrier, der einer der erleuchtetſten Dignitare der Saint-Simoniſtiſchen Kirche war, und, als dieſe aufgehoben wurde, von der geiſtlichen Bühne zur weltlichen überging. Dieſer Charles Duveyrier ſaß in der Salle Taitbout auf der Biſchofsbank, zur Seite des Vaters, nämlich Enfantin's; er zeichnete ſich aus durch einen gotterleuchteten Prophetenten, und auch in der Stunde der Prüfung gab er als Martyrer Zeugnis für die neue Religion. Von den Luſtſpielen Duveyrier's wollen wir heute nicht reden, ſondern von ſeinen politiſchen Broſchüren; denn er hat die Theaterkarrière wieder verlaſſen und ſich auf das Feld der Politik begeben, und dieſe neue Umwandlung iſt vielleicht nicht minder merkwürdig. Aus ſeiner Feder floſſen die kleinen Schriften, die allwöchentlich unter dem Titel: „Lettres politiques“ herauskommen. Die erſte iſt an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen ſämmtlich von vielem Geiſt. Es herrſcht darin eine edle Geſinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbariſche Kriegsgelüſte, eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Induſtrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Meſſias wird nicht auf einem Eſel, ſondern auf einem Dampfwagen den ſegensreichen Einzug halten. Namentlich die Broſchüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet dieſe Geſinnung. Von der Perſönlichkeit des ehemaligen Konſeilpräſidenten ſpricht der Verfaſſer mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber

Molé gefällt ihm beſſer. Dieſer Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorzug giebt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Ich meinestheils glaube nicht, daſs Einer beſſer als der Andre, und ich bin der Meinung, daſs Jeder von ihnen als Miniſter immer Daſſelbe thun wird, was auch unter denſelben Umſtänden der Andre thäte. Der wahre Miniſter, deſſen Gedanke überall zur That wird, der ſowohl gouverniert als regiert, iſt der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterſcheiden ſich nur in der Art und Weiſe, wie ſie ſich mit der Vorherrſchaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers ſträubt ſich im Anfang ſehr barſch, macht die redſeligſte Oppoſition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende, was der König wollte. Nicht bloß ſeine revolutionären Gefühle, ſondern auch ſeine ſtaatsmänniſchen Überzeugungen ſind im beſtändigen Widerſpruch mit dem königlichen Syſteme; er fühlt und weiß, daſs dieſes Syſtem auf die Länge ſcheitern muſs, und ich könnte die erſtaunlichſten Äußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zuſtände mittheilen. Er kennt zu gut ſeine Franzoſen und zu gut die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, um ſich dem Quietismus der ſiegreichen

Bourgeoiſiepartei ganz hingeben zu können und an den Maulkorb zu glauben, den er ſelbſt dem tauſendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; ſein feines Ohr hört das innerliche Knurren, er hat ſogar Furcht, einſt von dem entzügelten Ungethüm zerriſſen zu werden — und dennoch thut er, was der König will.

Mit Herrn Guizot iſt es ganz anders. Für ihn iſt der Sieg der Bourgeoiſiepartei eine vollendete Thatſache, un fait accompli, und er iſt mit all' ſeinen Fähigkeiten in den Dienſt dieſer neuen Macht getreten, deren Herrſchaft er durch alle Künſte des hiſtoriſchen und philoſophiſchen Scharfſinns als vernünftig, und folglich auch als berechtigt, zu ſtützen weiß. Das iſt eben das Weſen eines Doktrinärs, daſs er für Alles, was er thun will, eine Doktrin findet. Er ſteht vielleicht mit ſeinen geheimſten Überzeugungen über dieſer Doktrin, vielleicht auch drunter, was weiß ich? Er iſt zu geiſtesbegabt und vielſeitig wiſſend, als daſs er nicht im Grunde ein Skeptiker wäre, und eine ſolche Skepſis verträgt ſich mit dem Dienſt, den er dem Syſteme widmet, dem er ſich einmal ergeben hat. Jetzt iſt er der treue Diener der Bourgeoiſieherrſchaft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er ſie mit unerbittlicher Konſequenz bis zum letzten Momente vertheidigen.

Bei ihm iſt kein Schwanken, kein Zagen, er weiß, was er will, und was er will, thut er. Fällt er im Kampfe, ſo wird ihn auch dieſer Sturz nicht erſchüttern, und er wird bloß die Achſeln zucken. War doch Das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig. Siegt etwa einſt die republikaniſche Partei, oder gar die der Kommuniſten, ſo rathe ich dieſen braven Leuten, den Guizot zum Miniſter zu nehmen, ſeine Intelligenz und ſeine Halsſtarrigkeit auszubeuten, und ſie werden beſſer dabei ſtehen, als wenn ſie ihren erprobteſten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriquinquiſten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daſs ſie einſt wieder durch ein Nationalunglück, durch ein Strafgericht Gottes, in Beſitz der officiellen Gewalt geriethen; nehmt den Guizot zum Miniſter, und ihr werdet euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht Unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausſpreche, daſs er ſo tief herabſteigen könnte, um eure ſchlechte Sache durch ſeine Beredſamkeit und ſeine gouvernementalen Talente zu unterſtützen. Seid ihr ihm doch eben ſo gleichgültig, wie die Spießbürger, für die er jetzt ſo großen Geiſtesaufwand macht in Wort und That, und wie das Syſtem des Königs, dem er mit ſtoiſchem Gleichmuthe dient.

Herr Molé unterſcheidet ſich von dieſen Beiden dadurch, daſs er erſtens der eigentliche Staatsmann iſt, deſſen Perſönlichkeit ſchon den Patricier verräth, dem das Talent der Staatslenkung angeboren oder durch Familientraditionen anerzogen worden. Bei ihm iſt keine Spur vom plebejiſchen Emporkömmling, wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Ariſtokratie der fremden Höfe mag er durch eine ſolche äußere Repräſentation und diplomatiſche Leichtigkeit die Genialität erſetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein andres Syſtem, als das des Königs, iſt auch zu ſehr Hofmann, um ein andres haben zu wollen, und Das weiß der König, und er iſt der Miniſter nach dem Herzen Ludwig Philipp's. Ihr werdet ſehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl laſſen wird, Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminiſter zu nehmen, wird Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: „Laſſt mich Molé nehmen.“ Der König erinnert mich bei dieſer Gelegenheit an einen kleinen Jungen, dem ich ein Spielzeug kaufen wollte. „Als ich ihn fragte, was ihm lieber wäre, ein Chineſe oder ein Türke, antwortete der Kleine: „Ich will lieber ein roth angeſtrichenes Holzpferdchen, mit einer Flöte im Steiß.“ Wenn Louis Philipp ſagt: „Laſſt mich Molé nehmen,“ ſo darf man nicht vergeſſen: Molé, Das iſt er ſelber, und da doch einmal geſchieht, was er will, ſo wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Miniſter würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche Syſtem würde nach wie vor in Wirkſamkeit bleiben, und wie ſehr wir die edle Abſicht des Königs hochſchätzen, wie ſehr wir ihm den beſten Willen für das Glück Frankreichs zutrauen, ſo müſſen wir doch bekennen, daſs die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen ſind, daſs das ganze Syſtem keinen Schuſs Pulver taugt, wenn es nicht gar einſt durch einen Schuſs Pulver in die Luft ſpringt. Ludwig Philipp will Frankreich regieren durch die Kammer, und er glaubt Alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünſtigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorſchlägen die parlamentariſche Majorität gewonnen. Aber ſein Irrthum beſteht darin, daſs er Frankreich durch die Kammer repräſentiert glaubt. Dieſes aber iſt nicht der Fall, und er verkennt ganz die Intereſſen eines Volks, welche von denen der Kammer ſehr verſchieden ſind und von letzterer nicht ſonderlich beachtet werden.

Steigt ſeine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, ſo wird ihn ſchwerlich die Kammer retten können, und es iſt noch die Frage, ob jene begünſtigte Bourgeoiſie, für die er ſo Viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthuſiasmus zu Hilfe eilen wird.

„Unſer Unglück iſt,“ ſagte mir jüngſt ein Habitué der Tuilerien, „daſs unſre Gegner, indem ſie uns ſchwächer glauben, als wir ſind, uns nicht fürchten, und daſs unſre Freunde, die zuweilen ſchmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit beſitzen.“

LI.

Paris, den 5. Mai 1843.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hôtel auf dem Boulevard des Capucines. Induſtrielle und artiſtiſche Fragen ſind unterdeſſen an der Tagesordnung, und man ſtreitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Runkelrübe begünſtigt werden ſolle, ob es beſſer ſei, die Nordeiſenbahn einer Kompagnie zu überlaſſen oder ſie ganz auf Koſten des Staates auszubauen, ob das klaſſiſche Syſtem in der Poeſie durch den Succeſs von „Lukretia“ wieder auf die Beine kommen werde; die Namen, die man in dieſem Augenblick am häufigſten nennt, ſind Rothſchild und Ponſard.

Die Unterſuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöſe Bericht über dieſe betrübſame Angelegenheit enthält ſehr wunderliche Details. Der Verfaſſer iſt ein gewiſſer Lanyer, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerſt ungeſchickten Arzt bei ſeinem einzigen Patienten antraf, und der ſeitdem zum Beſten der Menſchheit den Äskulapſtab an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquête beſeitigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Intereſſen des Kolonialhandels und der franzöſiſchen Marine gegen den kleinlichen Krämerſinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs ſind entweder betheiligte Induſtrielle, die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihrer Bude beurtheilen, oder es ſind alte abgelebte Bonapartiſten, die an der Runkelrübe, der Lieblingsidee des Kaiſers, mit einer gewiſſen Pietät feſthalten. Dieſe Greiſe, die ſeit 1814 geiſtig ſtehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komiſches Seitenſtück zu unſern überrheiniſchen alten Deutſchthümlern, und wie Dieſe einſt für die deutſche Eiche und den Eichelkaffe, ſo ſchwärmen Jene für die Gloire und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt raſch vorwärts, unaufhaltſam, auf rauchenden Dampfwagen, und die abgenutzten Helden der Vergangenheit, die alten Stelzfüße abgeſchloſſener Nationalität, die Invaliden und Inkurablen, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eiſenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verurſacht hier eine Erſchütterung, die Jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem ſocialen Iſolierſchemel ſteht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in dieſem Augenblick gleichſam eine Kette, wo Einer dem Andern den elektriſchen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erſcheinung der großen Bewegungsmächte anſtarrt, erfaſſt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerſte, das Unerhörteſte geſchieht, deſſen Folgen unabſehbar und unberechenbar ſind. Wir merken bloß, daſs unſre ganze Exiſtenz in neue Gleiſe fortgeriſſen, fortgeſchleudert wird, daſs neue Verhältniſſe, Freuden und Drangſale uns erwarten, und das Unbekannte übt ſeinen ſchauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängſtigend. So muſs unſern Vätern zu Muth geweſen ſein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers ſich durch ihre erſten Schüſſe ankündigte, als die Buchdruckerei die erſten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt ſchickte. Die Eiſenbahnen ſind wieder ein ſolches providentielles Ereignis, das der Menſchheit einen neuen Umſchwung giebt, das die Farbe und Geſtalt des

Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abſchnitt in der Weltgeſchichte, und unſre Generation darf ſich rühmen, daſs ſie dabei geweſen. Welche Veränderungen müſſen jetzt eintreten in unſrer Anſchauungsweiſe und in unſern Vorſtellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum ſind ſchwankend geworden. Durch die Eiſenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anſtändig zu tödten! In vierthalb Stunden reiſt man jetzt nach Orleans, in eben ſo viel' Stunden nach Rouen. Was wird Das erſt geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutſchland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden ſein werden! Mir iſt, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche ſchon den Duft der deutſchen Linden; vor meiner Thür brandet die Nordſee.

Es haben ſich nicht bloß für die Ausführung der Nordeiſenbahn, ſondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Geſellſchaften gebildet, die das Publikum in gedruckten Cirkularen zur Theilnahme auffordern. Jede verſendet einen Proſpektus, an deſſen Spitze in großen Zahlen das Kapital paradiert, das die Koſten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige fünfzig bis hundert, ja ſogar mehre hundert Millionen Franks; es werden, ſobald die zur Subſkription limitierte Zeit verfloſſen, keine Subſkribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daſs, im Fall die Summe des limitierten Geſellſchaftskapitals vor jenem Termin erreicht iſt, Niemand mehr zur Subſkription zugelaſſen werden kann. Ebenfalls mit koloſſalen Buchſtaben ſtehen obenangedruckt die Namen der Perſonen, die das Comité de surveillance der Societät bilden; es ſind nicht bloß Namen von Financiers, Bankiers, Receveurs-generaux, Uſinen-Inhabern und Fabrikanten, ſondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meiſt unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudaliſtiſchen Titulatur gar prachtvoll klingen, ſo daſs man glaubt, die Trompetenſtöße zu vernehmen, womit Bajazzo auf dem Balkon einer Marktbude das verehrungswürdige Publikum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute nicht einem ſolchen Comité de surveillance, das aber keineswegs, wie Viele glauben, eine ſolidariſche Garantie verſprochen haben will und keine feſte Stütze iſt, ſondern als Karyatide figuriert. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daſs unter den Mitgliedern der Komités ſich auch Marineofficiere befänden, ja daſs ich auf vielen Proſpektus-Cirkularen als Präſidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt ſähe. So z. B. ſähe ich den Namen des Admirals Roſamel, nach welchem ſogar die ganze Geſellſchaft und ſogar ihre Aktien genannt werden. Mein Freund, der ſehr lachluſtig, meinte, eine ſolche Beigeſellung von Seeofficieren ſei eine ſehr kluge Vorſichtsmaßregel der reſpektiven Geſellſchaften, für den Fall, daſs ſie mit der Juſtiz in eine fatale Kolliſion kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden: die Mitglieder der Geſellſchaft hätten alsdann immer einen Admiral bei ſich, was ihnen zu Toulon oder Breſt, wo es viel zu rudern giebt, von Nutzen ſein möchte. Mein Freund irrt ſich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Breſt ans Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einſt anheimfällt oder zum Theil ſchon anheimgefallen, gehört einer ganz andern Örtlichkeit, es iſt das Staatsruder, deſſen ſich die herrſchende Geldariſtokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald nicht ſowohl das Comité de surveillance der Eiſenbahnſocietät, ſondern auch das Comité de surveillance unſerer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft bilden, und ſie werden es ſein, die uns nach Toulon oder Breſt ſchicken.

Das Haus Rothſchild, welches die Konceſſion der Nordeiſenbahn ſoumiſſioniert und ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Perſonen gewährt, iſt eine Vergünſtigung, ja, um mich ganz beſtimmt auszudrücken, ſie iſt ein Geldgeſchenk, das Herr von Rothſchild ſeinen Freunden angedeihen läſſt. Die eventuellen Aktien, die ſogenannten Promeſſen des Hauſes Rothſchild, ſtehen nämlich ſchon mehre hundert Franken über pari, und wer daher ſolche Aktien al pari von dem Baron James de Rothſchild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmſten mit dem würdigen Beiſpiel vorangehen, iſt jetzt das Betteln keine Schande mehr. Herr von Rothſchild iſt daher der Held des Tages, und er ſpielt überhaupt in der Geſchichte unſrer heutigen Miſère eine ſo große Rolle, daſs ich ihn oft und ſo ernſthaft als möglich beſprechen muſs. Er iſt in der That eine merkwürdige Perſon. Ich kann ſeine financielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber, nach Reſultaten zu ſchließen, muſs ſie ſehr groß ſein. Eine eigenthümliche Kapacität iſt bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Inſtinkt, womit er die Kapacitäten andrer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden verſteht*). Man hat ihn ob ſolcher Begabnis mit Ludwig XIV. verglichen: und wirklich, im Gegenſatz zu ſeinen Herren Kollegen, die ſich gern mit einem Generalſtab von Mittelmäßigkeiten umgeben, ſahen wir Herrn James von Rothſchild immer in intimſter Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disciplin; wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, ſo wuſſte er doch immer, wer darin der beſte Mann. Er verſteht vielleicht keine Note Muſik, aber Roſſini war beſtändig ſein Hausfreund. Ary Scheffer iſt ſein Hofmaler; Carême war ſein Koch. Herr von Rothſchild weiß ſicher kein Wort Griechiſch, aber der Helleniſt Letronne iſt der Gelehrte, den er am meiſten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren, und es herrſchte zwiſchen Beiden die brüderlichſte Zuneigung. Den Werth eines Cremieux, des großen Juriſten, dem eine große Zukunft bevorſteht, hat Herr von Rothſchild ſchon frühe begriffen, und er fand in ihm ſeinen treuen Anwalt. In gleicher Weiſe hat er die politiſchen Fähigkeiten Ludwig Philipp's gleich von Anfang

---

*) Der vorige Abſatz und der Anfang des obigen fehlen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dagegen findet ſich dort folgende Stelle: „Wenn nur Rothſchild und die Kammer ſich verſtändigen in Bezug auf die Nordeiſenbahn. Der kleinlichſte Parteigeiſt iſt hier ſehr thätig, Schwierigkeiten zu ſäen und den nothwendigen Unternehmungseifer zu lähmen. Die Kammer, aufgeregt durch Privatchikane jeder Sorte, wird an den vorgeſchlagenen Bedingungen der Rothſchild'ſchen Societät mäkeln, und es entſtehen alsdann die unleidlichſten Zögerungen und Zagniſſe. Aller Augen ſind bei dieſer Gelegenheit auf das Haus Rothſchild gerichtet, das die Societät, die ſich zur Ausführung jener Eiſenbahn gebildet hat, eben ſo ſolid wie rühmlich repräſentiert. Es iſt eine beachtenswerthe Erſcheinung, daß das Haus Rothſchild, welches früher nur den gouvernementalen Bedürfniſſen ſeine Thätigkeit und Hilfsquellen zuwandte, ſich jetzt vielmehr an die Spitze großer Nationalunternehmungen ſtellt, Induſtrie und Volkswohlfahrt befördernd durch ſeine enormen Kapitalien und ſeinen unermeßlichen Kredit. Der größte Theil der Mitglieder dieſes Hauſes, oder vielmehr dieſer Familie, iſt gegenwärtig in Paris verſammelt; doch die Geheimniſſe eines ſolchen Kongreſſes ſind zu gut bewahrt, als daß wir Etwas darüber berichten könnten. Unter dieſen Rothſchilden herrſcht eine große Eintracht. Sonderbar, ſie heirathen immer unter einander, und die Verwandtſchaftsgrade kreuzen ſich dergeſtalt, daß der Hiſtoriograph einſt ſeine liebe Noth haben wird mit der Entwirrung dieſes Knäuels. Das Haupt oder vielmehr der Kopf der Familie iſt der Baron James,

---

ein merkwürdiger Mann, deſſen eigenthümliche Kapacität ſich freilich nur in Finanzverhältniſſen offenbart, der aber zugleich durch Beobachtungsgabe oder Inſtinkt die Kapacitäten in jeder andern Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden verſteht."

Der Herausgeber.

gewürdigt, und er ſtand immer auf vertrautem Fuße mit dieſem Großmeiſter der Staatskunſt. Den Emile Pereire, den Pontifex Maximus der Eiſenbahnen, hat Herr von Rothſchild ganz eigentlich entdeckt, er machte Denſelben gleich zu ſeinem erſten Ingenieur, und durch ihn gründete er die Eiſenbahn nach Verſailles, [nämlich die des rechten Ufers, wo nie ein Unglück geſchieht.] Die Poeſie, ſowohl die franzöſiſche wie die deutſche, iſt ebenfalls in der Gunſt des Herrn von Rothſchild ſehr würdig vertreten; doch will es mich bedünken, als ob hier eine liebenswürdige Kourtoiſie im Spiele, und als ob der Herr Baron für unſre heutigen lebenden Dichter nicht ſo ſchwärmeriſch begeiſtert ſei, wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakſpeare, Goethe, lauter verſtorbene Poeten, verklärte Genien, die, geläutert von allen irdiſchen Schlacken, jeder Erdennoth entrückt ſind und keine Nordeiſenbahnaktien verlangen*).

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet dieſer Satz: „Nur die Poeſie, die franzöſiſche wie die deutſche, iſt durch keine lebende Größe repräſentiert in der Gunſt des Herrn von Rothſchild; Derſelbe liebt nur Shakſpeare, Racine, Goethe, lauter verſtorbene Dichter ꝛc.“ — Es folgt dann, ſtatt obiger Fortſetzung, nur noch die Stelle: „Apropos Dichtkunſt: ich kann nicht umhin hier flüchtig zu er-

In dieſem Augenblick iſt der Stern Rothſchild im Zenith ſeines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen laſſe, indem ich Herrn von Rothſchild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob grollen, wie jener Andere, Ludwig XIV., der einſt über einen armen Dichter in Zorn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch dieſen Himmelskörper als ſein officielles Sinnbild angenommen.

Ich will heute, um ganz ſicher zu gehen, Herrn von Rothſchild dennoch mit der Sonne vergleichen: erſtens koſtet es mir Nichts, und dann, wahrhaftig, ich kann es mit gutem Fug in dieſem Augenblick, wo Jeder ihm huldigt, um von ſeinen goldnen

---

wähnen, daß Monſieur Ponſard Nichts weniger als ein großer Dichter iſt. Unverſtand und Parteigeiſt haben ihn aufs Schild gehoben und werden ihn eben ſo ſchnell wieder fallen laſſen. Ich kenne ſeine vielbeſprochene „Lukretia“ nur nach Auszügen, aber ſo Viel habe ich gleich gemerkt, daß die Franzoſen von der Poeſie, die in dieſem Stücke enthalten, keine Indigeſtion bekommen werden. Unterdeſſen bringt jene Tragödie die alten beſtäubten Streitfragen über das Klaſſiſche und Romantiſche wieder aufs Tapet, ein Zwiſt, der für den deutſchen Zuſchauer nachgerade langweilig wird.“

Der Herausgeber.

Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns geſagt, dieſer furor der Verehrung iſt für die arme Sonne keine geringe Plage, und ſie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter Manche gehören, die wahrlich nicht werth ſind, von der Sonne beſchienen zu werden: dieſe Phariſäer pſalmodieren am lauteſten ihr „Lob und Preis,“ und der arme Baron wird von ihnen ſo ſehr moraliſch torquiert und abgehetzt, daſs man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld iſt für ihn mehr ein Unglück, als ein Glück; hätte er ein hartes Naturell, ſo würde er weniger Ungemach ausſtehen, aber ein gutmüthiger, ſanfter Menſch, wie er iſt, muſs er Viel leiden von dem Andrang des vielen Elends, das er lindern ſoll, von den Anſprüchen, die man beſtändig an ihn macht, und von dem Undank, der jeder ſeiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Überreichthum iſt vielleicht ſchwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der ſich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothſchild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daſs er etwas Erkleckliches bekömmt), ſondern um ſich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu tröſten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und ſich nicht zu helfen weiß, wird ſich hier überzeugen, daſs es einen Menſchen giebt, der noch weit mehr gequält iſt, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in ſeine kosmopolitiſche Rieſentaſche gefloſſen, und weil er eine ſolche Laſt mit ſich herumſchleppen muſs, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausſtreckt. Und welche ſchreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? frug einſt ein deutſcher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt,“ erwiederte Dieſer. Ehe Sie nicht Geld zum Fenſter hinauswerfen, ſagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber ſeufzend in die Rede: „Das iſt eben meine Verrücktheit, daſs ich nicht manchmal das Geld zum Fenſter hinauswerfe.“

Wie unglücklich ſind doch die Reichen in dieſem Leben, — und nach dem Tode kommen ſie nicht einmal in den Himmel! „Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daſs ein Reicher ins Himmelreich käme“ — dieſes Wort des göttlichen Kommuniſten iſt ein furchtbares Anathema und zeugt von ſeinem bittern Haſs gegen die Börſe und haute finance von Jeruſalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es giebt Thierquälergeſellſchaften, und man thut wirklich ſehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher ſind, geſchieht gar Nichts. Statt Preisfragen über

Seidenkultur, Stallfütterung und Kant'ſche Philoſophie aufzugeben, ſollten unſre gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis ausſetzen zur Löſung der Frage, wie man ein Kamel durch ein Nadelöhr fädeln könne. Ehe dieſe große Kamelfrage gelöſt iſt und die Reichen eine Ausſicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig ſein, wenn ſie nicht bloß auf Erdenglück angewieſen wären und nicht die Armen beneiden müſſten, die einſt dort oben in floribus ſich des ewigen Lebens gaudieren. Sie ſagen: Warum ſollen wir hier auf Erden für das Lumpengeſindel Etwas thun, da es ihm doch einſt beſſer geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demſelben zuſammentreffen. Wüſſten die Reichen, daſs ſie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinſam hauſen müſſen, ſo würden ſie ſich gewiſs hier auf Erden etwas genieren und ſich hüten, uns gar zu ſehr zu miſshandeln. Laſſt uns daher vor Allem die große Kamelfrage löſen.

Hartherzig ſind die Reichen, Das iſt wahr. Sie ſind es ſogar gegen ihre ehemaligen Kollegen, wenn ſie etwas heruntergekommen ſind. Da bin ich jüngſt dem armen Auguſt Leo begegnet, und das Herz blutete mir beim Anblick des Mannes, der ehemals mit den Häuptern der Börſe, mit der Ariſtokratie der Spekulanten, ſo intim verbunden und ſogar ſelbſt ein Stück Bankier war. Aber ſagt mir doch, ihr hochmögenden Herren, was hat euch der arme Leo gethan, daſs ihr ihn ſo ſchnöde ausgeſtoßen habt aus der Gemeinde? — ich meine nicht aus der jüdiſchen, ich meine aus der Finanzgemeinde. Ja, der Ärmſte genießt ſeit einiger Zeit die Ungunſt ſeiner Genoſſen in ſo hohem Grade, daſs man ihn von allen verdienſtlichen Unternehmungen, d. h. von allen Unternehmungen, woran Etwas verdient wird, wie einen Miſſelſüchtigen ausſchließt. Auch von dem letzten Emprunt hat man ihm Nichts zufließen laſſen, und auf Betheiligung bei neuen Eiſenbahn-Entrepriſen muſs er gänzlich verzichten, ſeitdem er bei der Verſailler Eiſenbahn der rive gauche eine ſo klägliche Schlappe erlitten und ſeine Leute in ſo ſchreckliche Verlüſte hineingerechnet hat. Keiner will mehr Etwas von ihm wiſſen, Jeder ſtößt ihn zurück, und ſogar ſein einziger Freund, (der, beiläufig geſagt, ihn nie ausſtehen konnte), ſogar ſein Jonathan, der Stockjobber Läuſedorf, verläſſt ihn und läuft jetzt beſtändig hinter dem Baron Meklenburg einher, und kriecht Demſelben faſt zwiſchen die Rockſchöße hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daſs genannter Baron Meklenburg, einer unſerer eifrigſten Agioteure und Induſtriellen, keineswegs ein Iſraelit iſt, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Meklenburg verwechſelt, oder weil man ihn immer unter den Starken Iſrael's ſieht, unter den Krethi und Plethi der Börſe, wo ſie ſich um ihn verſammeln; denn ſie lieben ihn ſehr. Dieſe Leute ſind keine religiöſen Fanatiker, wie man ſieht, und ihr Unmuth gegen den armen Leo iſt daher keinen intoleranten Urſachen beizumeſſen; ſie grollen ihm nicht wegen ſeiner Abtrünnigkeit von der ſchönen jüdiſchen Religion, und ſie zuckten nur mitleidig die Achſel über die ſchlechten Religions-Wechſel-Geſchäfte des armen Leo, der in dem proteſtantiſchen Bethaus der Rue des billettes jetzt das Amt eines Marguillers verſieht — Das iſt gewiß ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie Auguſt Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgeſtiegen, man hätte vielleicht bei Beſchneidungsfeierlichkeiten das Kind, dem die Vorhaut abgeſchnitten wird, oder das Meſſerchen, womit Solches geſchieht, ſeinen Händen anvertraut, oder man hätte ihn auch bei Leſung der Thora mit den koſtſpieligſten Tageswürden überhäuft, ja, da er ſehr muſikaliſch iſt und gar für Kirchenmuſik ſo viel Sinn beſitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeſte der jüdiſchen Kirche das

Blaſen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er iſt nicht das Opfer eines religiöſen oder moraliſchen Unwillens ſtarrköpfiger Phariſäer, es ſind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Laſt gelegt werden, ſondern Rechnungsfehler, und verlorene Millionen verzeiht ſelbſt kein Chriſt. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der geſunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, laſſt ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geſchäfte, gönnt ihm einmal wieder einen kleinen Profit, woran ſich ſein gebrochenes Herz erlabe, date obolum Belisario — gebt einen Obolus einem Beliſar, der zwar kein großer Feldherr, aber blind geweſen*) und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Obolus gegeben hat!

Auch patriotiſche Gründe giebt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünſchenswerth machen. Gekränktes Selbſtgefühl und die großen Verlüſte nöthigen, wie ich höre, den einſt ſo wohlhabenden Mann, das ſehr theure Paris zu verlaſſen und ſich auf das Land zurückzuziehen, wo er, wie Cincinnatus, ſeinen ſelbſtgepflanzten Kohl verſpeiſen oder, wie einſt Nebukadnezar, auf ſeinen eigenen Wieſen graſen kann. Das wäre nun ein großer Verluſt für die deutſche Landsmannſchaft. Denn alle deutſche Reiſende zweiten und dritten Ranges, die hieher nach Paris kamen, fanden im Hauſe des Herrn Leo eine gaſtliche Aufnahme, und Manche, die in der froſtigen Franzoſenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten ſich mit ihrem deutſchen Herzen hieher flüchten und mit gleichgeſinnten Gemüthern wieder heimiſch fühlen. An kalten Winterabenden fanden ſie hier eine warme Taſſe Thee, etwas homöopathiſch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie ſahen hier Herrn von Humboldt, nämlich in effigie an der Wand hängend als Lockvogel. Hier ſahen ſie den Naſenſtern in natura. Auch eine deutſche Gräfin fand man hier. Es zeigten ſich hier auch die vornehmſten Diplomaten von Krähwinkel, nebſt ihren kräh- und ſchiefwinklichten Gemahlinnen und ihren Töchtern mit blonden Haaren, blonden Zähnen und Händen. Hier hörte man mitunter ſehr ausgezeichnete Klavierſpieler und Geiger, neu angekommene Virtuoſen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und ſich in ſeinen Soiréen muſikaliſch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Mutterſprache, ſogar der Großmutterſprache, welche hier den Deutſchen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls am reinſten geſprochen, und wer dieſe klaſſiſchen Laute vernahm, dem ward zu Muthe, als röche er wieder die Twieten des Mönckedamms. Wenn aber gar die Adelaide von Beethoven geſungen wurde, floſſen hier die ſentimentalſten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oaſe, eine ſehr aaſige Oaſe deutſcher Gemüthlichkeit in der Sandwüſte der franzöſiſchen Verſtandeswelt, es war eine Lauberhütte des traulichſten Kankans, wo man ruddelte wie an den Ufern des Mains, wo man klüngelte wie im Weichbilde der hil'gen Stadt Köln, wo dem vaterländiſchen Klatſch manchmal auch zur Erfriſchung ein Gläschen Bier beigeſellt ward — deutſches Herz, was verlangſt du mehr? Es wäre Jammerſchade, wenn dieſe Klatſchbude geſchloſſen würde.

---

*) „und deſſen financielle Blindheit uns Achtung und Mitleid einflößen muſs.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

LII *).

Paris, den 6. Mai 1843.

Die koſtbare Zeit wird leichtſinnig verzettelt. Ich ſage die koſtbare Zeit, und ich verſtehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipp's verbürgt ſind. An dem Lebensfaden Deſſelben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann iſt alt, und unerbittlich iſt die Schere der Parze. Statt dieſe Zeit zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Miſsverſtändniſſe zu entwirren, ſucht man die Verwicklungen und Schwierigkeiten noch zu ſteigern. Nichts als geſchminkte Komödie und Ränke hinter den Kouliſſen. Durch dieſes Kleintreiben kann Frankreich wirklich

---

*) Dieſer Artikel und die angehängte „Retroſpektive Aufklärung" fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

an den Rand des Abgrunds gerathen. Die Wetterfahnen verlaſſen ſich auf ihr berühmtes Talent der Vielſeitigkeit in der Bewegung; ſie fürchten nicht die ärgſten Stürme, da ſie immer verſtanden, ſich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann euch nicht brechen, denn ihr ſeid noch beweglicher wie der Wind. Aber ihr bedenkt nicht, daſs ihr trotz eurer windigen Verſatilität dennoch kläglich aus eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederſtürzt, auf deſſen Spitze ihr geſtellt ſeid! Fallen müſſt ihr mit Frankreich, und dieſer Thurm iſt untergraben, und im Norden hauſen ſehr böswillige Wettermacher. Die Schamanen an der Newa ſind in dieſem Augenblick nicht in der Ekſtaſe des Sturmbeſchwörens; aber hier hängt doch Alles von Laune ab, von der abſoluten Laune erhabenſter Willkür. Wie geſagt, mit dem Ableben Ludwig Philipp's verſchwindet alle Bürgſchaft der Ruhe; dieſer größere Hexenmeiſter hält die Stürme gebunden durch ſeine geduldige Klugheit. Wer ruhig ſchlafen will, muſs in ſeinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guizot wird ſich noch geraume Zeit halten, was gewiſs wünſchenswerth, da eine miniſterielle Kriſis immer mit unvorhergeſehenen Fatalitäten verbunden iſt. Ein Miniſterwechſel iſt bei den veränderungsſüchtigen Franzoſen vielleicht ein Surrogat für den periodiſchen Dynaſtienwechſel. Aber dieſe Umwälzungen im Perſonal der höchſten Staatsbeamten ſind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig iſt. Wegen ihrer prekären Stellung können die Miniſter ſich in keine weitausgreifende Plane einlaſſen, und der nackte Erhaltungstrieb abſorbiert alle ihre Kräfte. Ihr ſchlimmſtes Miſsgeſchick iſt nicht ſowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meiſtens verſtändig und heilſam iſt, ſondern ihre Abhängigkeit von den ſogenannten Konſervativen, jenen konſtitutionellen Janitſcharen, welche hier nach Laune die Miniſter abſetzen und einſetzen. Erregt einer Derſelben ihre Ungnade, ſo verſammeln ſie ſich in ihren parlamentariſchen Ortas, und pauken los auf ihre Keſſel. Die Ungnade dieſer Leute entſpringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkeſſelintereſſen; ſie ſind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Miniſter ihnen Etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünſtigung, weder ein Konſulat für den älteſten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe ihres Portiers. Es iſt unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgewiſſe im Allgemeinen ſpricht, man ſollte nur von dem Regimente der konſervativen Deputierten reden; Dieſe ſind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten in ihrem Privatintereſſe, wie einſt der Geburtsadel. Letzterer iſt von der konſervativen Partei keineswegs beſtimmt geſondert, und wir begegnen manchem alten Namen unter den parlamentariſchen Tagesherrſchern. Der Name „Konſervative" iſt aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiſs nicht Allen, die wir ſolchermaßen benamſen, um die Konſervation der politiſchen Zuſtände zu thun iſt, und Manche daran ſehr gern ein biſschen rütteln möchten; ebenſo wie es in der Oppoſition ſehr viele Männer giebt, die das Beſtehende um Alles in der Welt willen nicht umſtürzen möchten, und gar beſonders vor dem Krieg eine Todesſcheu hegen. Die meiſten jener Oppoſitionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieſes, gleich den Konſervativen, in ihrem Privatintereſſe auszubeuten. Die Principien ſind auf beiden Seiten nur Loſungsworte ohne Bedeutung; es handelt ſich im Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrſchaft erwerbe. In dieſer Beziehung haben wir hier denſelben Kampf, der ſich jenſeits des Kanals, unter den Namen Whigs und Tories, ſeit zwei Jahrhunderten hinſchleppt.

Die engliſche konſtitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muſter, wonach ſich das jetzige franzöſiſche parlamentariſche Gemeinweſen gebildet: namentlich die Doktrinäre haben dieſes Vorbild bis zur Pedanterie nachzuäffen geſucht, und es wäre nicht unwahrſcheinlich, daſs die allzu große Nachgiebigkeit, womit das heutige Miniſterium die Uſurpationen der Konſervativen erduldet und ſich von denſelben ausbeuten läſſt, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühſame Studien erworbenes Wiſſen getreulichſt dokumentieren möchte. Der 29. Oktober, d. h. der Herr Profeſſor, den die Oppoſition mit jenem Monatsdatum bezeichnet, kennt das Räderwerk der engliſchen Staatsmaſchine beſſer als irgend Jemand, und wenn er glaubt, daſs eine ſolche Maſchine auch dieſſeits des Kanals nicht anders fungieren könne, als durch die unſittlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meiſter und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, ſo iſt eine ſolche Anſicht gewiſs ſehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrſamkeit und Geſchichtskenntnis widerſprechen. Wir müſſen ſagen, die Maſchine ſelbſt taugt Nichts; aber fehlt uns dieſer Muth, ſo können wir den dirigierenden Maſchinenmeiſter keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende dieſe Kritik? Was hülfe es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine geſündigt wird? Die Oppoſition eines Ausländers in ausländiſchen Blättern, wo es ſich um Gebreſte der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die eben ſo ungeziemend wie närriſch. Nicht die innere Adminiſtration, ſondern nur Akte der Politik, die auch auf unſer eignes Vaterland einen Einfluſs üben könnten, ſoll ein Korreſpondent beſprechen. Ich werde daher die jetzige Korruption, das Beſtechungsſyſtem, womit meine Kollegen in deutſchen Zeitungen ſo viele Kolumnen anfüllen, weder in Frage ſtellen noch rechtfertigen. Was geht Das uns an, wer in Frankreich die beſten Ämter, die fetteſten Sinekuren, die prachtvollſten Orden erſchleicht oder an ſich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken iſt, der die goldenen Gedärme des Budgets einſteckt? Wir haben nur dafür zu ſorgen, daſs wir uns ſelbſt in der reſpektiven Heimath von unſern heimiſchen Tories oder Whigs durch kein Ämtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen erkaufen laſſen, wenn es gilt, für die Intereſſen des deutſchen

Volks zu reden oder zu ſtimmen! Warum ſollen wir jetzt über den Splitter, den wir in franzöſiſchen Augen bemerkt, ſo viel Zeter ſchreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unſrer deutſchen Behörden entweder gar nicht oder ſehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutſchland beurtheilen, ob der Franzoſe, dem das franzöſiſche Miniſterium eine Stelle oder Gunſt gewährt, dieſelbe verdienter- oder unverdienterweiſe empfing? Die Ämterjägerei wird nicht aufhören unter einem Miniſterium Thiers oder Barrot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, ſo würde die Korruption ſich mehr im Gewande der Hypokriſie zeigen, ſtatt daſs ſie jetzt ohne Schminke, ſchier naiv cyniſch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüſſel vorſetzen. Einen entſetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiſs die Stunde, „wo ſich das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſche ſetzt!“ Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Faſtenzeit ſich über die guten Speiſen herſtürzen! Wie mancher Cato würde ſich bei dieſer Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die ſich ſatt gegeſſen und ſogar Repphühner und Trüffeln gegeſſen und Champagner getrunken während unſrer jetzigen Zeit der Verderbnis, der Beſtechung, der Guizot'ſchen Korruption!

Ich will nicht unterſuchen, von welcher Beſchaffenheit dieſe ſogenannte Guizot'ſche Korruption iſt, und welche Beklagniſſe die verletzten Intereſſen anführen. Muſs der große Puritaner wirklich ſeiner Selbſterhaltung wegen zu dem anglikaniſchen Beſtechungsſyſtem ſeine Zuflucht nehmen, ſo iſt er gewiſs ſehr zu bedauern: eine Veſtalin, welche einer maison de tolérance vorſtehen müſste, befände ſich gewiſs in keiner minder unpaſſenden Lage. Vielleicht beſticht ihn ſelbſt der Gedanke, daſs von ſeiner Selbſterhaltung auch der Fortbeſtand des ganzen jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtandes von Frankreich abhängig ſei. Das Zuſammenbrechen deſſelben iſt für ihn der Beginn aller möglichen Schreckniſſe. Guizot iſt der Mann des geregelten Fortſchrittes, und er ſieht die theuern, bluttheuern Erworbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet durch ein düſter heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichſam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingeſcheuert werden können, iſt unſer erſtes Bedürfnis. Die Saat der liberalen Principien iſt erſt grünlich abſtrakt emporgeſchoſſen, und Das muſs erſt ruhig einwachſen in die konkret knorrigſte Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Menſch geworden, muſs auch in die Maſſen ſelbſt, in die unterſten Schichten der Geſellſchaft übergehen und Volk werden. Dieſe Volkwerdung der Freiheit, dieſer geheimnisvolle Proceſs, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingnis Zeit und Ruhe begehrt, iſt gewiſs nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit ſich unſre Vorgänger beſchäftigt haben. Das Wort wird Fleiſch, und das Fleiſch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid, als unſre Vorgänger, welche glaubten. Alles ſei glücklich zu Ende gebracht, nachdem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgeſetze feierlich proklamiert und auf hundert Schlachtfeldern ſanktioniert worden. Ach! Das iſt noch jetzt der leidige Irrthum ſo vieler Revolutionsmänner, welche ſich einbilden, die Hauptſache ſei, daſs ein Fetzen Freiheit mehr oder weniger abgeriſſen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; ſie ſind zufrieden, wenn nur die Ordonanz, die irgend ein demokratiſches Grundgeſetz promulgiert, recht hübſch, ſchwarz auf weiß, abgedruckt ſteht im „Moniteur.“ Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette beſuchte, drückte Derſelbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoktors, der uns ein Univerſalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menſchenrechte, die der Alte vor ſechzig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radikal kurieren könne. Nein, mit dem bloßen Recept iſt dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläſslich iſt, er bedarf auch der Tauſendmiſcherei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.

Retroſpektive Aufklärung.

(Auguſt 1854.)

Als ich in obigem Berichte, vielleicht etwas zu beſchaulich indifferent, aber mit gutem Gewiſſen, ganz ohne heuchleriſche Tugendgrämelei, über die ſogenannte Guizot'ſche Korruption ſchrieb, kam es mir wahrlich nicht in den Sinn, daſs ich ſelber fünf Jahre ſpäter als Theilnehmer einer ſolchen Korruption angeklagt werden ſollte! Die Zeit war ſehr gut gewählt, und die Verleumdung hatte freien Spielraum in der Sturm- und Drangperiode vom Februar 1848, wo alle politiſchen Leidenſchaften, plötzlich entzügelt, ihren raſenden Veitstanz begannen. Es herrſchte überall eine Verblendung, wie ſie nur bei den Hexen auf dem Blocksberg oder bei dem Jakobinismus in ſeinen roheſten Schreckenstagen vorgekommen. Es gab wieder unzählige Klubs, wo von den ſchmutzigſten Lippen der unbeſcholtenſte Leumund angeſpuckt ward; die Mauern aller Gebäude waren mit Schmähungen, Denunciationen, Aufruhrpredigten, Drohungen, Invektiven in Verſen und in Proſa beſudelt, — eine ſchmierige Mordbrandliteratur. Sogar Blanqui, der inkarnierte Terrorismus und der bravſte Kerl unter der Sonne, ward damals der gemeinſten Angeberei und eines Einverſtändniſſes mit der Polizei bezichtigt. — Keine honnette Perſon vertheidigte ſich mehr. Wer einen ſchönen Mantel beſaß, verhullte darin das Antlitz. In der erſten Revolution muſſte der Name Pitt dazu dienen, die beſten Patrioten als verkaufte Verräther zu beflecken — Danton, Robespierre, ja ſogar Marat denuncierte man als beſoldet von Pitt. Der Pitt der Februarrevolution hieß Guizot, und den lächerlichſten Verdachtigungen muſſte der Name Guizot Vorſchub leiſten. Erregte man den Neid eines jener Tageshelden, die ſchwach von Geiſt waren, aber lange in Sainte-Pelagie oder gar auf dem Mont Saint-Michel geſeſſen, ſo konnte man darauf rechnen, nächſtens in ſeinem Klub als ein Helfershelfer Guizot's, als ein feiler Söldner des Guizot'ſchen Beſtechungsſyſtems angeklagt zu werden. Es gab damals keine Guillotine, womit man die Köpfe abſchnitt, aber man hatte eine Guizotine erfunden, womit man uns die Ehre abſchnitt. Auch der Name des Schreibers dieſer Blätter entging nicht der Verunglimpfung in jener Tollzeit, und ein Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung" entblödete ſich nicht, in einem anonymen Artikel von den unwürdigſten Stipulationen zu ſprechen, wodurch ich für eine namhafte Summe meine literariſche Thätigkeit den gouvernementalen Bedürfniſſen des Miniſteriums Guizot verkauft hätte.

Ich enthalte mich jeder Beleuchtung der Perſon jenes fürchterlichen Anklägers, deſſen rauhe Tugend durch die herrſchende Korruption ſo ſehr in Harniſch gerathen; ich will dieſem muthigen Ritter nicht das Viſier ſeiner Anonymität abreißen, und nur beiläufig bemerke ich, daſs er kein Deutſcher, ſondern ein Italiäner iſt, der, in Jeſuitenſchulen erzogen, ſeiner Erziehung treu blieb, und zu dieſer Stunde in den Büreaux der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Paris eine kleine Anſtellung genießt. Ich bin tolerant, geſtatte Jedem ſein Handwerk zu treiben, wir können nicht Alle ehrliche Leute ſein, es muſs Käuze von allen Farben geben, und wenn ich mir etwa eine Rüge geſtatte, ſo iſt es nur die raffinierte Treuloſigkeit, womit mein ultramontaner Brutus ſich auf die Autorität eines franzöſiſchen Flugblattes berief, das, der Tagesleidenſchaft dienend, nicht rein von Entſtellungen und Miſsdeutungen jeder Art war, aber in Bezug auf mich ſelbſt ſich auch kein Wort zu Schulden kommen ließ, welches obige Bezichtigung rechtfertigen konnte. Wie es kam, daſs die ſonſt ſo behutſame „Allgemeine Zeitung“ ein Opfer ſolcher Myſtifikation wurde, will ich ſpäter andeuten. Ich begnüge mich hier, auf die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 23. Mai 1848, Außerordentliche Beilage, zu verweiſen, wo ich in einer öffentlichen Erklärung*) über die ſaubere Inſinua-

---

*) Dieſelbe lautet in unverkürzter Faſſung, wie folgt:

„Erklärung.

„Die „Revue Retroſpective“ erfreut ſeit einiger Zeit die republikaniſche Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte ſie auch die Rechnungen des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geſchäftsführung Guizot's. Der Umſtand, daſs der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, tion ganz unumwunden, nicht der geringſten Zweideutigkeit Raum laſſend, mich ausſprach. Ich unter-

---

lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehäſſigſten Art, und perfide Zuſammenſtellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retroſpective“ vorlag, diente einem Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung“ zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Miniſterium Guizot für beſtimmte Summen meine Feder erkauft, um ſeine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korreſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr die Meinung ausſpricht, daß ich nicht für Das, was ich ſchrieb, jene Unterſtützung empfangen haben möge, „ſondern für Das, was ich nicht ſchrieb.“ Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung,“ die ſeit zwanzig Jahren nicht ſowohl durch Das, was ſie von mir druckte, als vielmehr durch Das, was ſie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der ſervile Schriftſteller bin, der ſich ſein Stillſchweigen bezahlen läßt — beſagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verſchonen können. Nicht dem Korreſpondenzartikel, ſondern der Redaktionsnote widme ich dieſe Zeilen, worin ich mich ſo beſtimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizot'ſchen Miniſterium erklären will. Höhere Intereſſen beſtimmen mich dazu, nicht die kleinen Intereſſen der perſönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre iſt nicht in der Hand des erſten, beſten Zeitungskorreſpondenten; nicht das erſte, beſte Tagesblatt iſt ihr Tribunal; nur von den Aſſiſen der Literaturgeſchichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß drückte alle verſchämten Gefühle der Eitelkeit, und in öffentlicher „Allgemeinen Zeitung“ machte ich das

---

Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterſtützung, welche ich von dem Miniſterium Guizot empfing, war kein Tribut; ſie war eben nur eine Unterſtützung, ſie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten. Ich nahm ſolche Hilfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch financiell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, ſondern auch Alles, was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kaſſe des Miniſteriums der äußern Angelegenheiten, und zwar auf die Penſionsfonds, angewieſen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgeſetzt, hatte zunächſt ſeinen Grund in dem Umſtand, daß die andern Kaſſen dermalen zu ſehr belaſtet geweſen. Vielleicht auch wollte die franzöſiſche Regierung nicht oſtenſibel einen Mann unterſtützen, der den deutſchen Geſandtſchaften immer ein Dorn im Auge war, und deſſen Ausweiſung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußiſchen Freunde traurige Geſtändnis, daſs auch mich am Ende die ſchreckliche Krankheit des Exils, die Armuth, heimgeſucht hatte, und daſs auch ich meine Zuflucht nehmen muſſte zu jenem „großen Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von

---

mit ſolchen Reklamationen die franzöſiſche Regierung behelligten, iſt männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweiſung und zahlte mir jeden Monat meine Penſion, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringſten Dienſt. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daſs er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortſetzung meiner Penſion notificieren ließ, antwortete er mit melancholiſcher Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutſchen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Dieſe Worte ſagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erſte und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daſs ich die Ehre hatte, ihn zu ſprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retroſpective“ die Beweiſe geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentiſchen Quellen, die ihr zugänglich ſind, mag ſie jetzt, wie es franzöſiſcher Loyauté ziemt, ſich über die Bedeutung und den Urſprung der in Rede ſtehenden Penſion ausſprechen.

„Paris, den 15. Mai 1848.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten.“

Dieſes waren meine nackten Worte in der beſagten Erklärung, ich nannte die Sache bei ihrem betrübſamſten Namen. Obgleich ich wohl andeuten konnte, daſs die Hilfsgelder, welche mir als eine „allocution annuelle d'une pension de secours“ zuerkannt worden, auch wohl als eine hohe Anerkennung meiner literariſchen Reputation gelten mochten, wie man mir mit der zarteſten Kourtoiſie notificiert hatte, ſo ſetzte ich doch jene Penſion unbedingt auf Rechnung der Nationalgroßmuth, der politiſchen Bruderliebe, welche ſich hier ebenſo rührend ſchön kundgab, wie es die evangeliſche Barmherzigkeit jemals gethan haben mag. Es gab hochfahrende Geſellen unter meinen Exilkollegen, welche jede Unterſtützung' nur Subvention nannten; bettelſtolze Ritter, welche alle Verpflichtung haſſten, nannten ſie ein Darlehen, welches ſie ſpäter wohlverzinſt den Franzoſen zurückzahlen würden — ich jedoch demüthigte mich vor der Nothwendigkeit, und gab der Sache ihren wahren Namen. In der erwähnten Erklärung hatte ich hinzugeſetzt: „Ich nahm ſolche Hilfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch financiell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, ſondern auch Alles, was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht.“

Ja, „ohne Urtheil und Recht.“ — Ich glaube mit Fug ſolchermaßen ein Verfahren bezeichnen zu dürfen, das unerhört war in den Annalen abſurder Gewaltthätigkeit. Durch ein Dekret meiner heimiſchen Regierung wurden nicht bloß alle Schriften verboten, die ich bisher geſchrieben, ſondern auch die künftigen, alle Schriften, welche ich hinfüro ſchreiben würde; mein Gehirn wurde konfisciert, und meinem armen unſchuldigen Magen ſollten durch dieſes Interdikt alle Lebensmittel abgeſchnitten werden. Zugleich ſollte auch mein Name ganz ausgerottet werden aus dem Gedächtnis der Menſchen, und an alle Cenſoren meiner Heimat erging die ſtrenge Verordnung, daſs ſie ſowohl in Tagesblättern, wie in Broſchüren und Büchern jede Stelle ſtreichen ſollten, wo von mir die Rede ſei, gleichviel ob günſtig oder nachtheilig. Kurzſichtige Thoren! ſolche Beſchlüſſe und Verordnungen waren ohnmächtig gegen einen Autor, deſſen geiſtige Intereſſen ſiegreich aus allen Verfolgungen hervorgingen, wenn auch ſeine zeitlichen Finanzen ſehr gründlich zu Grunde gerichtet wurden, ſo daſs ich noch heute die Nachwirkung der kleinlichen Nücken verſpüre. Aber verhungert bin ich nicht, obgleich ich in jener Zeit von der bleichen Sorge hart genug bedrängt ward. Das Leben in Paris iſt ſo koſtſpielig, beſonders wenn man hier verheirathet iſt und keine Kinder hat. Letztere, dieſe lieben kleinen Puppen vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen ſie keine Zerſtreuung außer dem Hauſe zu ſuchen, wo Dergleichen ſo theuer. Und dann habe ich nie die Kunſt gelernt, wie man die Hungrigen mit bloßen Worten abſpeiſt, um ſo mehr, da mir die Natur ein ſo wohlhabendes Äußere verliehen, daſs Niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. Die Nothleidenden, die bisher meine Hilfe reichlich genoſſen, lachten, wenn ich ſagte, daſs ich künftig ſelber darben müſſe. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre? Hatte nicht der Generaliſſimus aller Millionäre, hatte nicht dieſer Millionäriſſimus mich ſeinen Freund genannt, ſeinen Freund? Ich konnte nie meinen Klienten begreiflich machen, daſs der groſse Millionäriſſimus mich eben deſshalb ſeinen Freund nenne, weil ich kein Geld von ihm begehre; verlangte ich Geld von ihm, ſo hätte ja gleich die Freundſchaft ein Ende! Die Zeiten von David und Jonathan, von Oreſtes und Pylades ſeien vorüber. Meine armen, hilfsbedürftigen Dummköpfe glaubten, daſs man ſo leicht Etwas von den Reichen erhalten könne. Sie haben nicht, wie ich, geſehen, mit welchen ſchrecklichen eiſernen Schlöſſern und Stangen ihre groſsen Geldkiſten verwahrt ſind. Nur von Leuten, welche ſelbſt Wenig haben, läſſt ſich allenfalls Etwas erborgen, denn erſtens ſind ihre Kiſten nicht von Eiſen, und dann wollen ſie reicher ſcheinen, als ſie ſind.

Ja, zu meinen ſonderbaren Miſsgeſchicken gehörte auch, daſs nie Jemand an meine eignen Geldnöthen glauben wollte. In der Magna Charta, welche, wie uns Cervantes berichtet, der Gott Apollo den Poeten oktroyiert hat, lautet freilich der erſte Paragraph: „Wenn ein Poet verſichert, daſs er kein Geld habe, ſolle man ihm auf ſein bloſses Wort glauben, und keinen Eidſchwur verlangen“ — ach! ich berief mich vergebens auf dieſes Vorrecht meines Poetenſtandes. So geſchah es auch, daſs die Verleumdung leichtes Spiel hatte, als ſie die

Motive, welche mich bewogen, die in Rede ſtehende Penſion anzunehmen, nicht den natürlichſten Nöthen und Befugniſſen zuſchrieb. Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landsleute, darunter der Entſchiedenſte und Geiſtreichſte, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderiſchen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ auszuſprechen, riethen ſie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem ſie ſelbſt bereits in deutſchen Blättern ſich dahin geäußert hätten, daſs ich die empfangene Penſion gewiſs nur in der Abſicht angenommen, um meine ärmern Parteigenoſſen thätiger unterſtützen zu können. Solches ſagten mir ſowohl der ehemalige Herausgeber der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ als auch die Freunde, welche ſeinen Generalſtab bildeten; ich aber dankte für die liebreiche Theilnahme, und ich verſicherte dieſen Freunden, daſs ſie ſich geirrt, daſs ich gewöhnlich jene Penſion ſehr gut für mich ſelbſt brauchen konnte, und daſs ich dem böswilligen anonymen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ nicht indirekt durch meine Freunde, ſondern direkt mit eigner Namensunterſchrift entgegentreten müſſe.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch erwähnen, daſs die Redaktion des franzöſiſchen Flugblattes, die „Revue Retroſpective,“ auf welches ſich der

Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ berief, ihren Unwillen über eine ſolche Citation in einer beſtimmten Abwehr bezeigen wollte, die übrigens ganz überflüſſig geweſen wäre, da der flüchtigſte Anblick auf jenes franzöſiſche Blatt hinlänglich darthat, daß daſſelbe an jeder Verunglimpfung meines Namens unſchuldig; doch die Exiſtenz jenes Blattes, welches in zwangloſen Lieferungen erſchien, war ſehr ephemer, und es ward von dem tollen Tagesſtrudel verſchlungen, bevor es die projektierte Abwehr bringen konnte. Der Redakteur en chef jener retroſpektiven Revue war der Buchhändler Paulin, ein wackerer, ehrlicher Mann, der ſich mir ſeit zwei Decennien immer ſehr theilnehmend und dienſtwillig erwieſen; durch Geſchäftsbezüge und gemeinſchaftliche intime Freunde hatten wir Gelegenheit, uns wechſelſeitig hochſchätzen und achten zu lernen. Paulin war der Aſſocié meines Freundes Dubochet, er liebt wie einen Bruder meinen vielberühmten Freund Mignet und er vergöttert Thiers, welcher, unter uns geſagt, die „Revue-Retroſpective“ heimlich patroniſierte; jedenfalls ward ſie von Perſonen ſeiner Koterie geſtiftet und geleitet, und dieſen Perſonen konnte es wohl nicht in den Sinn kommen, einen Mann zu verunglimpfen, von welchem ſie wuſsten, daſs ihr Gönner ihn mit ſeiner beſondern Vorliebe beehrte.

Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ hatte in keinem Fall jenes franzöſiſche Blatt gekannt, ehe ſie den ſaubern Korruptionsartikel druckte. In der That, der flüchtigſte Anblick hätte ihr die abgefeimte Argliſt ihres Korreſpondenten entdeckt. Dieſe beſtand darin, daſs er mir eine Solidarität mit Perſonen auflud, die von mir gewiſs eben ſo entfernt und eben ſo verſchieden waren, wie ein Cheſterkäſe vom Monde. Um zu zeigen, wie das Guizot'ſche Miniſterium nicht bloß durch Ämtervertheilung, ſondern auch durch bare Geldſpenden ſein Korruptionsſyſtem übte, hatte die erwähnte franzöſiſche Revue das Budget, Einnahme und Ausgabe des Departements, dem Guizot vorſtand, abgedruckt, und hier ſahen wir allerdings jedes Jahr die ungeheuerſten Summen verzeichnet für ungenannte Ausgaben, und das anklagende Blatt hatte gedroht, in ſpätern Nummern die Perſonen namhaft zu machen, in deren Säckel jene Schätze gefloſſen. Durch das plötzliche Eingehen des Blattes kam die Drohung nicht zur Ausführung, was uns ſehr leid war, da Jeder alsdann ſehen konnte, wie wir bei ſolcher geheimen Municifenz, welche direkt vom Miniſter oder ſeinem Sekretär ausging und eine Gratifikation für beſtimmte Dienſte war, niemals betheiligt geweſen. Von ſolchen ſogenannten Bons du ministre, den wirklichen Geheimfonds, ſind ſehr zu unterſcheiden die Penſionen, womit der Miniſter ſein Budget ſchon belaſtet vorfindet zu Gunſten beſtimmter Perſonen, denen jährlich beſtimmte Summen als Unterſtützung zuerkannt worden. Es war eine ſehr ungroßmüthige, ich möchte ſagen eine ſehr unfranzöſiſche Handlung, daſs das retroſpektive Flugblatt, nachdem es in Bauſch und Bogen die verſchiedenen Geſandtſchaftsgehalte und Geſandtſchaftsausgaben angegeben, auch die Namen der Perſonen druckte, welche Unterſtützungspenſionen genoſſen, und wir müſſen Solches um ſo mehr tadeln, da hier nicht bloß in Dürftigkeit geſunkene Männer des höchſten Ranges vorkamen, ſondern auch große Damen, die ihre gefallene Größe gern unter einigen Putzflittern verbargen, und jetzt mit Kummer ihr vornehmes Elend enthüllt ſahen. Von zarterem Takte geleitet, wird der Deutſche dem unartigen Beiſpiel der Franzoſen nicht folgen, und wir verſchweigen hier die Nomenklatur der hochadligen und durchlauchtigen Frauen, die wir auf der Liſte der Penſionsfonds im Departemente Guizot's verzeichnet fanden. Unter den Männern, welche auf derſelben Liſte mit jährlichen Unterſtützungsſummen genannt waren, ſahen wir Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und St. Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürſten, Generälen und Exminiſtern, von Prieſtern ſogar, gleichſam eine Ariſtokratie der Armuth bildend, während auf den Liſten der Kaſſen andrer Departemente minder brillante arme Teufel paradierten. Der deutſche Poet brauchte ſich wahrlich ſeiner Genoſſenſchaft nicht zu ſchämen, und er befand ſich in Geſellſchaften von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks, deren Schickſal erſchütternd. Dicht neben meinem Namen auf der erwähnten Penſionsliſte, in derſelben Rubrik und in derſelben Kategorie, fand ich den Namen eines Mannes, der einſt ein Reich beherrſchte größer als die Monarchie des Ahasverus, der da König war von Haude bis Kuſch, von Indien bis an die Mohren, über hundert und ſiebenundzwanzig Länder; — es war Godoi, der Prince de la Paix, der unumſchränkte Günſtling Ferdinand's VII. und ſeiner Gattin, die ſich in ſeine Naſe verliebt hatte — nie ſah ich eine umfangreichere, kurfürſtlichere Purpurnaſe, und ihre Füllung mit Schnupftabak muſs gewiſs dem armen Godoi mehr gekoſtet haben, als ſein franzöſiſches Jahrgehalt betrug. Ein anderer

Name, den ich neben dem meinigen erblickte, und der mich mit Rührung und Ehrfurcht erfüllte, war der meines Freundes und Schickſalsgenoſſen, des eben ſo glorreichen wie unglücklichen Auguſtin Thierry, des größten Geſchichtſchreibers unſerer Zeit. Aber anſtatt neben ſolchen reſpektabeln Leuten meinen Namen zu nennen, wuſſte der ehrliche Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ aus den erwähnten Budgetliſten, wo freilich auch penſionierte diplomatiſche Agenten verzeichnet ſtanden, juſt zwei Namen der deutſchen Landsmannſchaft herauszuklauben, welche Perſonen gehörten, die gewiſs beſſer ſein mochten als ihr Ruf, aber jedenfalls dem meinigen ſchaden muſſten, wenn man mich damals mit ihnen zuſammenſtellte*). Der Eine war ein deutſcher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrath, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei geweſen und das Talent beſaß, durch eine zur Schau getragene diplomatiſche Geheimthuerei für das Schlimmſte zu gelten. Begabt mit einem Schatz von Kenntniſſen und einem eiſernen Fleiße, war er für viele Kabinette ein ſehr brauchbarer Arbeiter geweſen, und ſo arbeitete er ſpäter gleichfalls in der Kanzlei Guizot's, welcher ihn auch mit verſchiedenen Miſſionen betraute, und dieſe Dienſte rechtfertigen ſeine Beſoldung, die ſehr beſcheiden war. Die Stellung des andern Landsmanns, mit welchem der ehrliche Korruptionskorreſpondent mich zuſammen nannte, hatte mit der meinigen eben ſo wenig Analogie, wie die des Erſteren; er war ein Schwabe, der bisher als unbeſcholtener Spießbürger in Stuttgart lebte, aber jetzt in einem fatal zweideutigen Lichte erſchien, als man ſah, daſs er auf dem Budget Guizot's mit einer Penſion verzeichnet ſtand, die faſt eben ſo groß war wie das Jahrgehalt, das aus derſelben Kaſſe der Oberſt Guſtavſon, Exkönig von Schweden, bezog; ja, ſie war drei- oder viermal ſo groß, wie die auf demſelben Guizot'ſchen Budget eingezeichneten Penſionen des Baron von Eckſtein und des Herrn Capefigue, welche Beide, nebenbei geſagt, ſeit undenklicher Zeit Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung“ ſind. Der Schwabe konnte in der That ſeine fabelhaft große Penſion durch kein notoriſches Verdienſt rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolgter in Paris, ſondern, wie geſagt, in

---

*) Vgl. den Korreſpondenzartikel in der Beilage zu Nr. 119 der „Allgemeinen Zeitung“ vom 28. April 1848. Außer Heine, deſſen monatliche Penſion nur 400 Franks betrug, waren dort noch drei deutſche Namen: Schmider (?), Baron von Klindworth und Dr. Weil — Letzterer als Redakteur der „Stuttgarter Zeitung“ mit einem Jahrgehalte von 18,000 Franks — aufgeführt.

Der Herausgeber.

Stuttgart als ein ſtiller Unterthan des Königs von Würtemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wiſſenſchaft, kein Aſtronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunſt, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil, er war ſehr unkriegeriſch, und als er einſt die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ beleidigt hatte, und dieſe letztere ſpornſtreichs von Augsburg nach Stuttgart reiſte, um den Mann auf Piſtolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderblut vergießen (denn die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ iſt von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Piſtolenduell noch aus dem ganz beſondern Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und ſein Bauch nur an gebackene Schaletkugeln und ſchwäbiſche Knödeln gewöhnt ſei.

Korſen, nordamerikaniſche Indianer und Schwaben verzeihen nie; und auf dieſe ſchwäbiſche Vendetta rechnete der Jeſuitenzögling, als er ſeinen korrupten Korruptionsartikel der „Allgemeinen Zeitung“ einſchickte; und die Redaktion derſelben ermangelte nicht, brühwarm eine Pariſer Korreſpondenz abzudrucken, welche den guten Leumund des unerſchoſſenen ſchwäbiſchen Landsmanns den unheimlichſten und ſchändlichſten Hypotheſen und Konjekturen überlieferte. Die Redaktion der „Allgemeinen

Zeitung“ konnte ihre Unparteilichkeit bei der Aufnahme dieſes Artikels um ſo glänzender zur Schau ſtellen, da darin einer ihrer befreundeten Korreſpondenten nicht minder bedenklich bloßgeſtellt war. Ich weiß nicht, ob ſie der Meinung geweſen, daſs ſie mir durch den Abdruck ſchmählicher, aber haltloſer Beſchuldigungen einen Dienſt erweiſe, indem ſie mir dadurch Gelegenheit böte, jedem unwürdigen Gerede, jeder im Nebel ſchleichenden Inſinuation mit einer beſtimmten Erklärung entgegen zu treten —*) Genug, die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ druckte den eingeſandten Korruptionsartikel, doch ſie begleitete denſelben mit einer Note, worin ſie in Bezug auf meine Penſion die Bemerkung machte.

---

*) Im Originalmanuſkript der „Lutetia“ findet ſich hier noch folgende, ſpäter von Heine durchſtrichene Stelle: „Sie, die Redaktion, glaubte vielleicht auch, daſs die Erwähnung meines Namens in jenem Artikel mir in keinem Fall ſehr ſchädlich ſein könne, da ſie ſelbſt wohl wuſste, wie leicht es mir war, der abſurden Anſchuldigung ein Dementi zu geben — jedenfalls hatte ſie oft genug die Beweiſe in Händen gehabt, wie wenig die Anklage eines feilen Servilismus auf mich paſste, und es war ihr genugſam bekannt, daſs ich ſeit Jahren kein Wort geſchrieben, welches den Vorwurf einer Beſchönigung der Guizot'ſchen Adminiſtration oder die Annahme einer miniſteriellen Kompèreſchaft nur halbwegs rechtfertigen konnte —“

Der Herausgeber.

„daſs ich dieſelbe in keinem Falle für Das, was ich ſchrieb, ſondern nur für Das, was ich nicht ſchrieb, empfangen haben könne."

Ach, dieſe gewiſs wohlgemeinte, aber wegen ihrer allzu witzigen Abfaſſung ſehr verunglückte Ehrenrettungsnote war ein wahres Pavé, ein Pflaſterſtein, wie die franzöſiſchen Journaliſten in ihrer Koterieſprache eine ungeſchickte Vertheidigung nennen, welche den Vertheidigten todtſchägt, wie es der Bär in der Fabel that, als er von der Stirn des ſchlafenden Freundes eine Schmeißfliege verſcheuchen wollte, und mit dem Quaderſtein, den er auf ſie ſchleuderte, auch das Hirn des Schützlings zerſchmetterte.

Das Augsburgiſche Pavé muſſte mich empfindlicher verletzen, als der Korreſpondenzartikel der armſeligen Schmeißfliege, und in der Erklärung, die ich damals, wie oben erwähnt, in der „Allgemeinen Zeitung drucken ließ, ſagte ich darüber folgende Worte: „Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" begleitet jene Korreſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr die Meinung ausſpricht, daſs ich nicht für Das, was ich ſchrieb, jene Unterſtützung empfangen haben möge, ſondern für Das, was ich nicht ſchrieb. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" die ſeit zwanzig Jahren nicht ſowohl durch Das, was ſie von mir druckte, als vielmehr durch Das, was ſie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte, zu merken, daſs ich nicht der ſervile Schriftſteller bin, der ſich ſein Stillſchweigen bezahlen läſſt — beſagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verſchonen können.“

Zeit, Ort und Umſtände erlaubten damals keine weitern Erörterungen, doch heute, wo alle Rückſichten erloſchen, iſt es mir erlaubt, noch viel thatſächlicher darzuthun, daſs ich weder für Das, was ich ſchrieb, noch für Das, was ich nicht ſchrieb, vom Miniſterium Guizot beſtochen ſein konnte. Für Menſchen, die mit dem Leben abgeſchloſſen, haben ſolche retroſpektive Rechtfertigungen einen ſonderbar wehmüthigen Reiz, und ich überlaſſe mich demſelben mit träumeriſcher Indolenz. Es iſt mir zu Sinne, als ob ich einem Längſtverſtorbenen eine fromme Genugthuung verſchaffe: jedenfalls ſtehen hier am rechten Platze die folgenden Erläuterungen über franzöſiſche Zuſtände zur Zeit des Miniſteriums Guizot.

Das Miniſterium vom 29. November 1840 ſollte man eigentlich nicht das Miniſterium Guizot, ſondern vielmehr das Miniſterium Soult nennen, da Letzterer Präſident des Miniſterkonſeils war. Aber Soult war nur deſſen Titularoberhaupt, ungefähr wie der jedesmalige König von Hannover immer den Titel eines Rektors der Univerſität Georgia-Auguſta führt, während Se. Magnificenz, der zeitliche Prorektor zu Göttingen, die wirkliche Rektoratsgewalt ausübt. Trotz der officiellen Machtvollkommenheit Soult's war von ihm nie die Rede; nur daſs zuweilen die liberalen Blätter, wenn ſie mit ihm zufrieden waren, ihn den Sieger von Toulouſe nannten; hatte er aber ihr Miſsfallen erregt, ſo verhöhnten ſie ihn, ſteif und feſt behauptend, daſs er die Schlacht bei Toulouſe nicht gewonnen habe. Man ſprach nur von Guizot, und Dieſer ſtand während mehren Jahren im Zenith ſeiner Popularität bei der Bourgeoiſie, die von der Kriegsluſt ſeines Vorgängers ins Bockshorn gejagt worden; es verſteht ſich von ſelbſt, daſs der Nachfolger von Thiers noch größere Sympathie jenſeits des Rheins erregte. Wir Deutſchen konnten dem Thiers nicht verzeihen, daſs er uns aus dem Schlaf getrommelt, aus unſerm gemüthlichen Pflanzenſchlaf, und wir rieben uns die Augen und riefen: „Vivat Guizot!“ Beſonders die Gelehrten ſangen das Lob Deſſelben, in Pindar'ſchen Hymnen, wo auch die Proſodie, das antike Silbenmaß, treu nachgeahmt war, und ein hier durchreiſender deutſcher Profeſſor der Philologie verſicherte mir, daſs Guizot eben ſo groß ſei wie Thierſch. Ja, eben ſo groß wie mein lieber, menſchenfreundlicher Freund Thierſch, der Verfaſſer der beſten griechiſchen Grammatik! Auch die deutſche Preſſe ſchwärmte für Guizot, und nicht bloß die zahmen Blätter, ſondern auch die wilden, und dieſe Begeiſterung dauerte ſehr lange: ich erinnere mich, noch kurz vor dem Sturz des vielgefeierten Lieblings der Deutſchen fand ich im radikalſten deutſchen Journal, in der „Speierer Zeitung,“ eine Apologie Guizot's aus der Feder eines jener Tyrannenfreſſer, deren Tomahawk und Skalpiermeſſer keine Barmherzigkeit jemals kannte. Die Begeiſterung für Guizot ward in der „Allgemeinen Zeitung“ fürnehmlich vertreten von meinem Kollegen mit dem Venuszeichen und von meinem Kollegen mit dem Pfeil*): Erſterer ſchwang das Weihrauchfaß mit ſacerdotaler Weihe, Letzterer bewahrte ſelbſt in der Extaſe ſeine Süße und Zierlichkeit; Beide hielten aus bis zur Kataſtrophe.

Was mich betrifft, ſo hatte ich, ſeitdem ich mich ernſtlich mit franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, die ausgezeichneten Verdienſte Guizot's immer erkannt und begriffen, und meine Schriften zeugen von meiner frühen Verehrung des weltberühmten Mannes. Ich liebte mehr ſeinen Nebenbuhler Thiers, aber nur ſeiner Perſönlichkeit wegen, nicht ob ſeiner Geiſtesrichtung, die eine borniert nationale iſt, ſo daſs er faſt ein franzöſiſcher Altdeutſcher zu nennen wäre, während Guizot's kosmopolitiſche Anſchauungsweiſe meiner eignen Denkungsart näher ſtand. Ich liebte vielleicht in Erſterem manche Fehler, deren man mich ſelber zieh, während die Tugenden des Andern beinahe abſtoßend auf mich wirkten. Erſtern muſſte ich oft tadeln, doch geſchah es mit Widerſtreben; wenn mir Letzterer Lob abzwang, ſo ertheilte ich es gewiſs erſt nach ſtrengſter Prüfung. Wahrlich, nur mit unabhängiger Wahrheitsliebe beſprach ich den Mann, welcher damals den Mittelpunkt aller Beſprechungen bildete, und ich referierte immer getreu, was ich hörte. Es war für mich eine Ehrenſache, die Berichte, worin ich den Charakter und die gouvernementalen Ideen (nicht die adminiſtrativen Akte) des großen Staatsmannes am wärmſten würdigte, hier in dieſem Buche ganz unverändert abzudrucken, obgleich dadurch manche Wiederholungen entſtehen muſſten. Der geneigte Leſer wird bemerken, dieſe Beſprechungen gehen nicht weiter als bis gegen Ende des Jahres 1843, wo ich überhaupt aufhörte, politiſche Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ zu ſchreiben, und mich darauf beſchränkte, dem Redakteur derſelben in unſerer Privatkorreſpondenz manchmal freundſchaftliche Mittheilungen zu machen; nur dann und wann veröffentlichte ich einen Artikel über Wiſſenſchaft und ſchöne Künſte.

---

*) Baron von Eckſtein und Dr. Seuffert.

Der Herausgeber.

Das iſt nun das Schweigen, das Nichtſchreiben, wovon die „Allgemeine Zeitung" ſpricht, und das mir als einen Verkauf meiner Redefreiheit ausgedeutet werden ſollte. Lag nicht viel näher die Annahme, daſs ich um jene Zeit in meinem Glauben an Guizot ſchwankend, überhaupt an ihm irre geworden ſein mochte? Ja, Das war der Fall, doch im März 1848 geziemte mir kein ſolches Geſtändnis. Das erlaubten damals weder Pietät noch Anſtand. Ich muſſte mich darauf beſchränken, der treuloſen Inſinuation, welche mein plötzliches Verſtummen der Beſtechung zuſchrieb, in der erwähnten Erklärung bloß das rein Faktiſche meines Verhältniſſes zum Guizot'ſchen Miniſterio entgegenzuſtellen. Ich wiederhole hier dieſe Thatſachen. Vor dem 29. November 1840, wo Herr Guizot das Miniſterium übernahm, hatte ich nie die Ehre gehabt, Denſelben zu ſehen. Erſt einen Monat ſpäter machte ich ihm einen Beſuch, um ihm dafür zu danken, daſs die Komptabilität ſeines Departements von ihm die Weiſung erhalten hatte, mir auch unter dem neuen Miniſterium meine jährliche Unterſtützungspenſion nach wie vor in monatlichen Terminen auszuzahlen. Jener Beſuch war der erſte und zugleich der letzte, den ich in dieſem Leben dem illuſtren Manne abſtattete. In der Unterredung, womit er mich beehrte, ſprach er mit Tiefſinn und Wärme ſeine Hochſchätzung für Deutſchland aus, und dieſe Anerkennung meines Vaterlandes, ſo wie auch die ſchmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eignen literariſchen Erzeugniſſe ſagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich beſtochen hat. Nie fiel es ihm ein, irgend einen Dienſt von mir zu verlangen. Und am allerwenigſten mochte es dem ſtolzen Manne, der nach Impopularität lechzte, in den Sinn kommen, eine kümmerliche Lobſpende in der franzöſiſchen Preſſe oder in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ von mir zu verlangen, von mir, der ihm bisher ganz fremd war, während weit gravitätiſchere und alſo zuverläſſigere Leute, wie der Baron von Eckſtein oder der Hiſtoriograph Capefigue, welche Beide, wie oben bemerkt, ebenfalls Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ waren, mit Herrn Guizot in vieljährigem geſellſchaftlichen Verkehr geſtanden, und gewiſs ein delikates Vertrauen verdient hätten. Seit der erwähnten Unterredung habe ich Herrn Guizot nie wieder geſehen; nie ſah ich ſeinen Sekretär oder ſonſt Jemand, der in ſeinem Bureau arbeitete. Nur zufällig erfuhr ich einſt, daſs Herr Guizot von transrhenaniſchen Geſandtſchaften oft und dringend angegangen worden, mich aus Paris zu entfernen. Nicht ohne Lachen konnte ich dann an die ärgerlichen Geſichter denken, welche jene Reklamanten geſchnitten haben mochten, als ſie entdeckten, daſs der Miniſter, von welchem ſie meine Ausweiſung verlangt, mich obendrein durch ein Jahrgehalt unterſtützte. Wie wenig Derſelbe wünſchte, dieſes edle Verfahren divulgiert zu ſehen, begriff ich ohne beſondern Wink, und diskrete Freunde, denen ich Nichts verhehlen kann, theilten meine Schadenfreude.

Für dieſe Beluſtigung und die Großmuth, womit er mich behandelt, war ich Herrn Guizot gewiſs zu großem Dank verpflichtet. Doch als ich in meinem Glauben an ſeine Standhaftigkeit gegen königliche Zumuthungen irre ward, als ich ihn vom Willen Ludwig Philipp's allzu verderblich beherrſcht ſah, und den großen, entſetzlichen Irrthum dieſes autokratiſchen Starrwillens, dieſes unheilvollen Eigenſinns begriff: da würde wahrlich nicht der pſychiſche Zwang der Dankbarkeit mein Wort gefeſſelt haben, ich hätte gewiſs mit ehrfurchtsvoller Betrübnis die Miſsgriffe gerügt, wodurch das allzu nachgiebige Miniſterium, oder vielmehr der bethörte

König, das Land und die Welt dem Untergang entgegenführte. Aber es knebelten meine Feder auch brutale phyſiſche Hinderniſſe, und dieſe reelle Urſache meines Schweigens, meines Nichtſchreibens, kann ich erſt heute öffentlich enthüllen.

Ja, im Fall ich auch das Gelüſte empfunden hätte, in der „Allgemeinen Zeitung" gegen das unſelige Regierungsſyſtem Ludwig Philipp's nur eine Silbe drucken zu laſſen, ſo wäre mir Solches unmöglich geweſen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil der kluge König ſchon vor dem 29. November gegen einen ſolchen verbrecheriſchen Korreſpondenten-Einfall, gegen ein ſolches Attentat, ſeine Maßregeln genommen, indem er höchſtſelbſt geruhte, den damaligen Cenſor der „Allgemeinen Zeitung" zu Augsburg nicht bloß zum Ritter, ſondern ſogar zum Officier der franzöſiſchen Ehrenlegion zu ernennen. So groß auch meine Vorliebe für den ſeligen König war, ſo fand doch der Augsburger Cenſor, daß ich nicht genug liebte, und er ſtrich jedes mißliebige Wort, und ſehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt. Aber kurz nach der Februarrevolution, wo mein armer Ludwig Philipp ins Exil gewandert war, erlaubte mir weder die Pietät noch der Anſtand die Veröffentlichung einer ſolchen Thatſache, ſelbſt im Fall der

Augsburger Cenſor ihr ſein Imprimatur verliehen hätte.

Ein anderes, ähnliches Geſtändnis geſtattete damals nicht die Cenſur des Herzens, die noch weit ängſtlicher, als die der „Allgemeinen Zeitung.“ Nein, kurz nach dem Sturze Guizot's durfte ich nicht öffentlich eingeſtehen, daſs ich vorher auch aus Furcht ſchwieg. Ich muſſte mir nämlich Anno 1844 geſtehen, daſs, wenn Herr Guizot von meiner Korreſpondenz erführe und die darin enthaltene Kritik ihm einigermaßen miſsfiele, der leidenſchaftliche Mann wohl fähig geweſen wäre, die Gefühle der Großmuth überwindend, dem unbequemen Kritiker in einer ſehr ſummariſchen Weiſe das Handwerk zu legen. Mit der Ausweiſung des Korreſpondenten aus Paris hätte auch ſeine Pariſer Korreſpondenz nothwendigerweiſe ein Ende gehabt. In der That, Seine Magnificenz hatte die Fasces der Gewalt in Händen, er konnte mir zu jeder Zeit das consilium abeundi ertheilen, und ich muſſte dann auf der Stelle den Ranzen ſchnüren. Seine Pedelle in blauer Uniform mit citronengelben Aufſchlägen hätten mich bald meinen Pariſer kritiſchen Studien entriſſen und bis an jene Pfähle begleitet, „die wie das Zebra ſind geſtreift,“ wo mich andere Pedelle mit noch viel fataleren Livréen und germaniſch ungeſchliffenern Manieren in Empfang genommen hätten, um mir die Honneurs des Vaterlandes zu machen — —

Aber, unglücklicher Poet, warſt du nicht durch deine franzöſiſche Naturaliſation hinlänglich geſchützt gegen ſolche Miniſterwillkür?

Ach, die Beantwortung dieſer Frage entreißt mir ein Geſtändnis, das vielleicht die Klugheit geböte zu verſchweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben ſchon lange nicht mehr aus derſelben Kumpe gegeſſen — und ich will heute rückſichtslos bekennen, daſs ich mich nie in Frankreich naturaliſieren ließ, und meine Naturaliſation, die für eine notoriſche Thatſache gilt, dennoch nur ein deutſches Märchen iſt. Ich weiß nicht, welcher müßige oder liſtige Kopf daſſelbe erſonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentiſcher Quelle dieſe Naturaliſation erſchnüffelt haben; ſie referierten darüber in deutſchen Blättern, und ich unterſtützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben literariſchen und politiſchen Gegner in der Heimat, und manche ſehr einfluſsreiche intime Feinde hier in Paris, wurden dadurch irre geleitet und glaubten, ich ſei durch ein franzöſiſches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geſchützt, womit der Fremde, der hier einer exceptionellen Jurisdiktion unterworfen iſt, ſo leicht heimgeſucht werden kann. Durch dieſen wohlthätigen Irrthum entging ich mancher Boswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Induſtriellen, die in geſchäftlichen Konflikten ihre Bevorrechtung benutzt hätten. Eben ſo widerwärtig wie koſtſpielig wird auf die Länge in Paris der Zuſtand des Fremden, der nicht naturaliſiert iſt. Man wird geprellt und geärgert, und zumeiſt eben von naturaliſierten Ausländern, die am ſchäbigſten darauf erpicht ſind, ihre erworbenen Befugniſſe zu miſsbrauchen. Aus miſsmüthiger Fürſorge erfüllte ich einſt die Formalitäten, die zu Nichts verpflichten und uns doch in den Stand ſetzen, nöthigſtenfalls die Rechte der Naturaliſation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt. Durch dieſes Bedenken, durch dieſe tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturaliſation, gerieth ich in eine falſche Stellung, die ich als die Urſache aller meiner Nöthen, Kümmerniſſe und Fehlgriffe während meinem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muſs. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen koſtſpieligen Haushalt und die Bedürfniſſe einer nicht ſowohl launiſchen als vielmehr menſchlich freien Lebensweiſe hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturaliſation war mir der Staatsdienſt verſchloſſen. Hohe Würden und fette Sinekuren ſtellten mir meine Freunde lockend genug in Ausſicht, und es fehlte nicht an Beiſpielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendſten Stufen der Macht und der Ehre erſtiegen — Und ich darf es ſagen, ich hätte weniger als Andere mit einheimiſcher Schelſucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutſcher in ſo hohem Grade, wie ich, die Sympathie der Franzoſen gewonnen, ſowohl in der literariſchen Welt, als auch in der hohen Geſellſchaft, und nicht als Gönner, ſondern als Kamerad pflegte der Vornehmſte meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächſten ſtand, und nicht bloß ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, ſondern auch das „Buch der Lieder“ im Original las, hätte mich gar zu gern in franzöſiſchen Dienſten geſehen, und ſein Einfluſs wäre groß genug geweſen, um mich in ſolcher Laufbahn zu fördern. Ich vergeſſe nicht die Liebenswürdigkeit, womit einſt im Garten des Schloſſes einer fürſtlichen Freundin der große Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präſident des Konſeils war, meinen Arm ergriff und, mit mir ſpazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daſs ich ihm ſagen möchte, was mein Herz begehre, und daſs er ſich anheiſchig mache, mir Alles zu verſchaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der ſchmeichleriſche Klang ſeiner Stimme, in der Naſe prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit ſeinen alabaſterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, ſo prachtvoll, ſo ſtolz, wie damals, in den Tagen ſeines Glückes, das Herz des deutſchen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närriſche Hochmuth des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzoſe zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun ſollte, was nur halbwegs als ein Losſagen vom Vaterlande erſcheinen mochte. Auch im Gemüth des Aufgeklärteſten niſtet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das ſich nicht ausbannen läſſt; man ſpricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimſten Schlupfwinkeln unſrer Seele ſein unkluges Weſen. Die Ehe, welche ich mit unſrer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche geweſen. Ich erinnere mich wohl noch einiger ſchönen Mondſcheinnächte, wo ſie mich zärtlich preſſte an ihren großen Buſen mit den tugendhaften Zitzen — doch dieſe ſentimentalen Nächte laſſen ſich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tiſch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung ſollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszuſagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit iſt mir verhaſſt, und ich hätte mich von keiner deutſchen Katze losſagen mögen, nicht von einem deutſchen Hund, wie unausſtehlich mir auch ſeine Flöhe und Treue. Das kleinſte Ferkelchen meiner Heimat kann ſich in dieſer Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geiſtreichen Säuen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und ſich damit mäſten, verleugnete ich nicht die beſcheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländiſchen Eiche ſich atzen aus ſchlichtem Holztrog, wie einſt ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus ſchlug. Ich habe auch nicht eine Borſte meines Deutſchthums, keine einzige Schelle an meiner deutſchen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die ſchwarz-roth-goldene Kokarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann ſagen: „Wir deutſche Eſel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturaliſieren laſſen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur ich bin ein deutſcher Eſel, du aber biſt es nicht mehr“ — und er ſchlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, ſolcher Schmach habe ich mich nicht ausgeſetzt. Die Naturaliſation mag für andre Leute paſſen; ein verſoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eiſernen Stirn und einer kupfernen Naſe, mag immerhin, um ein Schulmeiſteramt zu erſchnappen, ein Vaterland aufgeben, das Nichts von ihm weiß und nie Etwas von ihm erfahren wird — aber Daſſelbe geziemt ſich nicht für einen deutſchen Dichter, welcher die ſchönſten deutſchen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müſste, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſierter Franzoſe. — Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Miſsgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſkandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache ſeine Gefühle ergöſſe. Und, ach! unausſtehlich ſind mir, wie die Metrik, ſo die Verſe der Franzoſen, dieſer parfümierte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchloſen beſſeren Dichter. — Wenn ich jene ſogenannte Poésie lyrique der Franzoſen betrachte, erkenne ich erſt ganz die Herrlichkeit der deutſchen Dichtkunſt, und ich könnte mir alsdann wohl Etwas darauf einbilden, daſs ich mich rühmen darf, in dieſem Gebiete meine Lorbern errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon aufgeben, und der Steinmetz, der unſre letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutſcher Dichter.“

LIII.

Paris, den 1. Juni 1843.

Der Kampf gegen die Univerſität, der von klerikaler Seite noch immer fortgeſetzt wird, ſo wie auch die entſchiedene Gegenwehr, wobei ſich beſonders Michelet und Quinet hervorthaten, beſchäftigt noch immer das große Publikum. Vielleicht wird dieſes Intereſſe bald wieder verdrängt von irgend einer neuen Tagesfrage; aber der Zwiſt ſelbſt wird ſo bald nicht geſchlichtet ſein, denn er wurzelt in einem Zwieſpalt, der Jahrhunderte alt iſt, und vielleicht als der letzte Grund aller Umwälzungen im franzöſiſchen Staatsleben betrachtet werden dürfte. Es handelt ſich hier weder um Jeſuiten noch um Freiheit des Unterrichts; Beides ſind nur Loſungsworte*), ſie ſind keineswegs der Ausdruck Deſſen, was die kriegführenden Parteien denken und wollen. Etwas ganz Anderes, als man zu geſtehen wagt, wo nicht gar das Gegentheil der innern Überzeugung, wird auf beiden Seiten ausgeſprochen. Man ſchlägt manchmal auf den Sack und meint den Eſel, heißt das altdeutſche Sprichwort. Wir hegen eine zu gute Meinung von dem Verſtande der Univerſitätsprofeſſoren, als daſs wir annehmen dürften, ſie polemiſierten im vollſten Ernſt gegen den todten Ritter Ignaz von Loyola und ſeine Grabesgenoſſen. Wir ſchenken hingegen dem Liberalismus der Gegner zu wenig Glauben, als daſs wir ihre radikalen Grundſätze in Betreff der Lehrfreiheit, ihre eifrige Anpreiſung der Freiheit des Unterrichts, für bare Münze nehmen möchten. Das öffentliche Feldgeſchrei iſt hier im Widerſpruch mit dem geheimen Gedanken. Gelehrte Liſt und fromme Lüge. Die wahre Bedeutung dieſer Zwiſte iſt nichts Anderes, als die uralte Oppoſition zwiſchen Philoſophie und Religion, zwiſchen Vernunfterkenntnis und Offenbarungsglauben, eine Oppoſition, die, von den Männern der Wiſſenſchaft geleitet, ſowohl im Adel wie in der Bürgerſchaft beſtändig gährte, und in den neunziger

---

*) Statt der nächſten 18 Zeilen, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „aber, wie oft, birgt ſich

---

hinter ſolchen ein Gedanke, ein Wille, der ſich noch nicht reif fühlt, um frei hervorzutreten. Die wahre ꝛc.“

Der Herausgeber.

Jahren den Sieg erfocht. Ja bei einigen überlebenden Akteurs der franzöſiſchen Staatstragödie, bei Politikern von tiefſter Erinnerung, erlauſchte ich nicht ſelten das Bekenntnis, daſs die ganze franzöſiſche Revolution zuletzt doch nur durch den Haſs gegen die Kirche entſtanden ſei, und daſs man den Thron zertrümmerte, weil er den Altar ſchützte. Die konſtitutionelle Monarchie hätte ſich, ihrer Meinung nach, ſchon unter Ludwig XVI. feſtſetzen können; aber man fürchtete, daſs der ſtrenggläubige König der neuen Verfaſſung nicht treu bleiben könne aus frommen Gewiſſensſkrupeln, man fürchtete, daſs ihm ſeine religiöſen Überzeugungen höher gelten würden, als ſeine irdiſchen Intereſſen — und Ludwig XVI. ward das Opfer dieſer Furcht, dieſes Argwohns, dieſes Verdachtes! Il était suspect; Das war in jener Schreckenszeit ein Verbrechen, worauf die Todesſtrafe ſtand.

Obgleich Napoleon die Kirche in Frankreich wieder herſtellte und begünſtigte, ſo galt doch ſein eiſerner Willensſtolz für eine hinlängliche Bürgſchaft, daſs die Geiſtlichkeit unter ſeiner Regierung ſich nicht allzuſehr überheben oder gar zur Herrſchaft emporſchwingen würde; er hielt ſie eben ſo ſehr im Zaum wie uns Andre, und ſeine Grenadiere, welche mit blankem Gewehr neben der Proceſſion einher marſchierten, ſchienen weniger die Ehrengarde, als vielmehr die Gefangenſchaftseskorte der Religion zu ſein. Der gewaltige Imperator wollte allein regieren, wollte auch mit dem Himmel ſeine Gewalt nicht theilen, das wuſſte Jeder. Im Beginn der Reſtauration wurden ſchon die Geſichter länger, und die Männer der Wiſſenſchaft fühlten wieder ein geheimes Grauen. Aber Ludwig XVIII. war ein Mann ohne religiöſes Bewuſſtſein, ein Witzling, der ſehr dick war, ſchlechte lateiniſche Verſe machte und gute Leberpaſteten aß; Das beruhigte das Publikum. Man wuſſte, daſs er Krone und Haupt nicht gefährden werde, um den Himmel zu gewinnen, und je weniger man ihn als Menſch achtete, deſto größeres Vertrauen flößte er ein als König von Frankreich; ſeine Frivolität war eine Garantie, dieſe ſchützte ihn ſelbſt vor dem Verdacht, den ſchwarzen Erbfeind zu begünſtigen, und wäre er am Leben geblieben, ſo hätten die Franzoſen keine neue Revolution gemacht. Dieſe machten ſie unter der Regierung Karl's X., eines Königs, der perſönlich die höchſte Achtung verdiente, und von dem man im Voraus überzeugt war, daſs er, dem Heile ſeiner Seele alle Erdengüter opfernd, mit ritterlichem Muthe bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die revolutionären Heiden. Man ſtürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen edlen, gewiſſenhaften, ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, ebenſo wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend geweſen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieſer Verdacht iſt auch der wahre Grund, weſshalb ſein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat: man weiß, daſs ihn die Geiſtlichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es iſt ein wahres Glück für die Juliusdynaſtie, daſs ſie durch Zufall und Zeitumſtände dieſem tödlichen Verdachte entgangen iſt. Der Vater Ludwig Philipp's war wenigſtens kein Frömmler. Das geſtehen ſelbſt ſeine ärgſten Verleumder. [(Nebenbei geſagt, nie iſt Jemand ſo unerbittlich verleumdet worden, wie dieſer unglückliche Fürſt.)] Er geſtattete dem Sohne die freie Ausbildung ſeines Geiſtes, und Dieſer hat mit der Ammenmilch die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts eingeſogen. Auch lautet der Refrain aller legitimiſtiſchen Klagen, daſs der jetzige König nicht gottesfürchtig genug ſei, daſs er immer ein liberaler Freigeiſt geweſen, und daſs er ſogar ſeine Kinder in Unglauben heranwachſen laſſe. In der That, ſeine Söhne ſind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in deſſen öffentlichen Kollegien ſie ihren Unterricht genoſſen. Der verſtorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig Viel gelernt hatte*). Der Umſtand, daſs die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Proteſtantin, iſt von unabſehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynaſtie ſo fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtsdeſtoweniger ſeine große politiſche Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Klerus in der letzten Zeit emporblühte, wie bedeutend auch ſeine Stellung in der Geſellſchaft, wie ſehr er auch gedeiht, ſo ſind doch die Gegner immer gerüſtet, ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächtlichem Überfall der Liberalismus ſein „Burſche heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenſtern die Lichter zum Vorſchein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern, wo nicht gar mit den Piken des Jakobinismus. Der Klerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrſchaft gelangen, und wir ſind unparteiiſch genug, um ſeine geheimen und öffentlichen Beſtrebungen nicht den kleinen Trieben des Ehrgeizes, ſondern den uneigennützigſten Beſorgniſſen für das Seelenheil des Volkes zuzuſchreiben. Die Erziehung der Jugend iſt ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügſten befördert wird, auch iſt auf dieſem Wege ſchon das Unglaublichſte geſchehen, und der Klerus muſſte nothwendigerweiſe mit den Befugniſſen der Univerſität in Kolliſion gerathen. Um die Oberaufſicht des vom Staat organiſierten liberalen Unterrichts zu vernichten, ſuchte man die revolutionären Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Intereſſe zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten ſie zur Herrſchaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, ſchwärmen jetzt mit begeiſterten Phraſen für Lehrfreiheit, und klagen über Geiſtesmonopol. Der Kampf mit der Univerſität war alſo kein zufälliges Scharmützel, und muſſte früh oder ſpät ausbrechen; der Widerſtand war ebenfalls ein Akt der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Luſt, muſſte dennoch die Univerſität den Fehdehandſchuh aufnehmen. Aber ſelbſt den Gemäßigtſten ſtieg bald das kochende Blut der Leidenſchaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondſcheinſanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College de France die Worte ausrief: „Um euch fortzujagen, haben wir eine Dynaſtie geſtürzt, und iſt es nöthig, ſo werden wir noch ſechs Dynaſtien umſtürzen, um euch fortzujagen!“

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes: „Der Herzog von Nemours ſoll ihm nicht nachſtehen in aufgeklärter Denkweiſe, er ſoll in dieſer Beziehung ganz das Ebenbild ſeines Vaters ſein. Was vielleicht zur Vermittelung der allzu ſchroffen Gegenſätze beiträgt, iſt der Umſtand, daſs die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Proteſtantin iſt, ſowie es auch von unabſehbarer Wichtigkeit ſein mag, daſs Ludwig Philipp noch bei Lebzeiten die Erziehung ſeines Enkels anordnen konnte. In welcher Weiſe Dieſes geſchehen, iſt bekannt. Jener der ältern Dynaſtie ſo fatal gewordene Verdacht von Seiten der Vielen, welchen die Religion fremd und ihre Pfleger verhaſſt ſind, wird die Orleans nicht treffen.“

Der Herausgeber.

Daſs eben Menſchen wie Michelet und ſein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigſten Kämpen aufgetreten gegen die Kleriſei, iſt eine merkwürdige Erſcheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerſt die Schriften dieſer Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugnis geben von tiefſter Sympathie für das Chriſtenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der franzöſiſchen Geſchichte von Michelet, wo der Verfaſſer von der Liebesangſt ſpricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu beſprechen habe; es ſei ihm dann zu Muthe, wie damals, als er ſeine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette ſich durchgelegen hatte, ſo daſs er nur mit aller erſinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Es zeugt gewiſs nicht von jener Klugheit, die man ſonſt als Jeſuitismus bezeichnet hat, daſs man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigſten Widerſtand aufſtachelte. Der Ernſt möchte uns ſchier verlaſſen, indem wir dieſen Miſsgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieſer Michelet iſt ein geborner Spiritualiſt. Niemand hegt einen tiefern Abſcheu vor der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion iſt, und mit denen er ſich jetzt dennoch verbündete. Er hat ſogar zur Logik ſeine Zuflucht nehmen müſſen! Hartes Schickſal für einen Mann, der ſich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimiſch fühlt, der ſich am liebſten auf myſtiſch blauen Gefühlswogen ſchaukelt, und ſich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht ſymboliſch vermummt! Über ſeine Sucht der Symbolik, über ſein beſtändiges Hinweiſen auf das Symboliſche, habe ich im Quartier Latin zuweilen ſehr anmuthig ſcherzen hören, und Michelet heißt dort Monſieur Symbole. Die Vorherrſchaft der Phantaſie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die ſtudierende Jugend, und ich habe mehrmals vergebens verſucht, bei Monſieur Symbole im Collége de France zu hoſpitieren; ich fand den Hörſaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeiſterung ſich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und ſtrenge Redlichkeit iſt vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn ſo ehrt und liebt. Als Schriftſteller behauptet Michelet den erſten Rang. Seine Sprache iſt die holdſeligſte, die man ſich denken kann, und alle Edelſteine der Poeſie glänzen in ſeiner Darſtellung. Soll ich einen Tadel ausſprechen, ſo möchte ich zunächſt den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern: wir begegnen hier einer bis zur Fratze geſteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauſchten Übermaß, wo das Erhabene überſchlägt ins Skurrile und das Sinnige ins Läppiſche. Iſt er ein großer Hiſtoriker? Verdient er, neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, dieſen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geſchichte in einer ganz andern Weiſe ſchreibt. Soll der Hiſtoriker, nachdem er geforſcht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anſchauung bringen; ſoll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todte Vergangenheit aus dem Grabe beſchwören, daſs ſie lebendig vor unſre Seele tritt — iſt Dieſes die Aufgabe, ſo können wir verſichern, daſs Michelet ſie vollſtändig löſt. Mein großer Lehrer, der ſelige Hegel, ſagte mir einſt: „Wenn man die Träume aufgeſchrieben hätte, welche die Menſchen während einer beſtimmten Periode geträumt haben, ſo würde einem aus der Lektüre dieſer geſammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiſte jener Periode aufſteigen.“ Michelet's franzöſiſche Geſchichte iſt eine ſolche Kollektion von Träumen, ein ſolches Traumbuch — das ganze träumende Mittelalter ſchaut daraus hervor mit ſeinen tiefen, leidenden Augen, mit dem geſpenſtigen Lächeln, und wir erſchrecken faſt ob der grellen Wahrheit der Farbe und Geſtalt. In der That, für die Schilderung jener ſomnambülen Zeit paſſte eben ein ſomnambüler Geſchichtſchreiber, wie Michelet.

In derſelben Weiſe, wie gegen Michelet, hat gegen Quinet ſowohl die klerikale Partei als auch die Regierung ein höchſt unkluges Verfahren eingeſchlagen. Daſs Erſtere, die Männer der Liebe und des Friedens, ſich in ihrem frommen Eifer weder klug noch ſanftmüthig zeigen würden, ſetzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wiſſenſchaft, hätte ſich doch milder und vernünftiger benehmen können. Iſt der Geiſt Guizot's ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menſchlichen Geiſtes gegen Lug und Kleriſei am ſtandhafteſten vertheidigen würde? Als er nach dem Sturz von Thiers ans Ruder kam, ſchwärmten für ihn alle Schulmeiſter Germania's, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenſtand. Dieſe Hoſiannatage ſind vorüber, und es ergreift uns eine Verzagnis, ein Zweifel, ein Miſsmuth, der nicht auszuſprechen weiß, was er nur dunkel empfindet und ahnt, und der ſich endlich in ein grämliches Stillſchweigen verſenkt. Da wir wirklich nicht recht wiſſen, was wir ſagen ſollen, da wir an dem alten Meiſter irre geworden, ſo dürfte es wohl am rathſamſten ſein, von andern Dingen zu ſchwatzen, als von der Tagespolitik im gelangweilten, ſchläfrigen und gähnenden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unſre unmaßgebliche Rüge ausſprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht ſo ſchnöde reizen dürfen, daſs auch Dieſer, jetzt ganz ſeinem innerſten Naturell zuwider, getrieben ward, das Chriſtkind mitſammt dem Bade auszuſchütten und in die Reihen jener Kohorten zu treten, welche die äußerſte Linke der revolutionären Armada bilden. Spiritualiſten ſind Alles fähig, wenn man ſie raſend macht, und ſie können alsdann ſogar in den nüchtern vernünftigſten Rationalismus überſchnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die kraſſeſten Jakobiner werden, die tollſten Vernunftanbeter, fanatiſche Nachfrevler von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet ſind nicht bloß gute Kameraden, getreue Waffenbrüder, ſondern auch wahlverwandte Geiſtesgenoſſen. Dieſelben Sympathien, dieſelben Antipathien. Nur iſt das Gemüth des Einen weicher, ich möchte ſagen: indiſcher; der Andere hat hingegen in ſeinem Weſen etwas Derbes, etwas Gothiſches. Michelet mahnt mich an die großblumig ſtarkgewürzten Rieſengedichte des Mahabarata; Quinet erinnert vielmehr an die eben ſo ungeheuerlichen, aber ſchrofferen und felſenhafteren Lieder der Edda. Quinet iſt eine nordiſche Natur, man kann ſagen: eine deutſche, ſie hat ganz den deutſchen Charakter, im guten wie im üblen Sinne: Deutſchlands Odem weht in allen ſeinen Schriften. Wenn ich den „Ahasver“ oder andre Quinet'ſche Poeſien leſe, wird mir ganz heimatlich zu Muthe, ich glaube die vaterländiſchen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbveiglein, wohlbekannte Glockentöne ſummen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln; deutſchen Tiefſinn, deutſchen Denkerſchmerz, deutſche

Gemüthlichkeit, deutſche Maikäfer, mitunter ſogar ein biſschen deutſche Langeweile, finde ich in den Schriften unſeres Edgar Quinet. Ja, er iſt der Unſrige, er iſt ein Deutſcher, eine gute deutſche Haut, obgleich er ſich in jüngſter Zeit als ein wüthender Germanenfreſſer gebärdete. Die rauhe, etwas täppiſche Weiſe, womit er in der „Revue des deux mondes,“ *) gegen uns loszog, war Nichts weniger als franzöſiſch, und eben an dem tüchtigen Fauſtſchlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar iſt ganz ein Deutſcher, nicht bloß dem Geiſte, ſondern auch der äußern Erſcheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiſs für irgend einen Halle'ſchen Theologen, der eben durchs Examen gefallen und, um ſich zu erholen, nach Frankreich gedämmert. Eine kräftige, vierſchrötige, ungekämmte Geſtalt. Ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Geſicht. Grauer, ſchlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben ſcheint. Stiefel, die vielleicht einſt Jakob Böhm beſohlte.

Quinet hat lange Zeit jenſeits des Rheines gelebt, namentlich in Heidelberg, wo er ſtudierte

---

*) Der in Rede ſtehende Artikel findet ſich in dem Heft jener Revue vom 15. December 1842, und führt die Überſchrift: „De la Teutomanie.“ Der Herausgeber.

und ſich täglich in Creuzer's Symbolik berauſchte. Er durchwanderte ganz Deutſchland zu Fuß, beſah alle unſere gothiſchen Ruinen und ſchmollierte dort mit den ausgezeichnetſten Geſpenſtern. Im Teutoburger Walde, wo Hermann den Varus ſchlug, hat er weſtphäliſchen Schinken mit Pumpernickel gegeſſen; auf dem Sonnenſtein gab er ſeine Karte ab. Ob er auch zu Mölln Eulenſpiegel's Grab beſuchte, kann ich nicht behaupten. Was ich aber ganz beſtimmt weiß, Das iſt: Es giebt jetzt in der ganzen Welt keine drei Dichter, die ſo viel Phantaſie, Ideenreichthum und Genialität beſitzen, wie Edgar Quinet.

LIV

Paris, den 21. Juni 1843.

Alle Jahre beſuche ich regelmäßig die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin, wo man ſich ſtundenlang vorher einfinden muſs, um Platz zu finden unter der Elite der Geiſtesariſtokratie, wozu glücklicherweiſe die ſchönſten Damen gehören. Nach langem Warten kommen endlich durch eine Seitenthür die Herren Akademiker, die Mehrzahl aus Leuten beſtehend, die ſehr alt oder wenigſtens nicht ſehr geſund ſind; Schönheit darf hier nicht geſucht werden. Sie ſetzen ſich auf ihre langen harten Holzbänke; man ſpricht zwar von den Fauteuils der Akademie, aber dieſe exiſtieren nicht in der Wirklichkeit und ſind nur eine Fiktion. Die Sitzung beginnt mit einer langen, langweiligen Rede über die Jahresarbeiten und die eingegangenen Preisſchriften, die der temporäre Präſident zu halten pflegt. Hierauf erhebt ſich der Sekretär, der perpetuelle, deſſen Amt ein ewiges iſt, wie das Königthum. Die Sekretäre der Akademie und Ludwig Philipp ſind Perſonen, die nicht durch Miniſter- oder Kammerlaune abgeſetzt werden können. Leider iſt Ludwig Philipp ſchon hochbejahrt, und wir wiſſen noch nicht, ob ſein Nachfolger uns mit gleichem Talent die ſchöne Friedensruhe erhalten wird. Aber Mignet iſt noch jung, oder, was noch beſſer, er iſt der Typus der Jugendlichkeit ſelbſt, er bleibt verſchont von der Hand der Zeit, die uns Andern die Haare weiß färbt, wo nicht gar ausrauft, und die Stirne ſo häßlich fältelt; der ſchöne Mignet trägt noch ſeine goldlockichte Friſur wie vor zwölf Jahren, und ſein Antlitz iſt noch immer blühend wie das der Olympier. Sobald der Perpetuelle auf die Rednerbühne getreten, nimmt er ſeine Lorgnette und beäugelt das Publikum. —

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, es fehlt kein theures Haupt.“

Hierauf betrachtet er auch die um ihn her ſitzenden Kollegen, und, wenn ich boshaft wäre, würde ich ſeinen Blick ganz eigen kommentieren. Er kommt mir in ſolchen Momenten immer vor wie ein Hirt, der ſeine Herde muſtert. Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der ſie alle überleben und ſie früh oder ſpät in ſeinen Précis historiques ſecieren und einbalſamieren wird. Er ſcheint einen Jeden Geſundheitszuſtand zu prüfen, um ſich zu der künftigen Rede vorbereiten zu können. Der alte Ballanche ſieht ſehr krank aus, und Mignet ſchüttelt den Kopf. Da jener arme Mann gar kein Leben gelebt und auf dieſer Erde gar nichts Anderes gethan hat, als daſs er zu den Füßen von Madame Recamier ſaß und Bücher ſchrieb, die Niemand lieſt und Jeder lobt, ſo wird Mignet wirklich ſeine Noth haben, ihm in ſeinem Précis historique eine menſchliche Seite abzugewinnen, und ihn genießbar zu machen.

In der heurigen Sitzung war der verſtorbene Daunou der Gegenſtand, den Mignet behandelte*).

---

*) Statt des obigen Briefanfangs, heißt es in der „Zeitung für die elegante Welt“: „In der Académie des sciences morales et politiques, jener Sektion des Inſtitut de France, die am meiſten Lebenskraft äußert und die verjährten Spötteleien gegen Akademiker ganz zu Schanden macht, wurden jüngſt auch neue Arbeiten über deutſche Philoſophie angekündigt, und hier wird auch nächſtens die Preisſchrift über Kant gekrönt werden. Die diesjährige öffentliche Sitzung, welche vorigen Sonnabend ſtattfand, war eine jener

Zu meiner Schande geſtehe ich, daſs Letzterer mir unbegreiflich wenig bekannt war, daſs ich nur mit Mühe einige ſeiner Lebensmomente in meinem Gedächtniſſe wiederfand. Auch bei Anderen, beſonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwiſſenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieſer Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiſerthume die wichtigſten Ämter bekleidet, und dennoch war er bis an ſein Lebensende ein tadelloſer Verfechter der Menſchheitsrechte, ein unbeugſamer Kämpe gegen Geiſtesknechtſchaft, einer jener hohen Organiſatoren der Freiheit, die gut ſprachen, aber noch beſſer handelten, und das ſchöne Wort in die heilſame That umſchufen. Warum aber iſt er trotz

---

ſchönen Feierlichkeiten, die ich nie verſäume. Ich traf es diesmal beſonders gut, indem Mignet, der Secrétaire perpétuel, über einen verſtorbenen Akademiker zu ſprechen hatte, welcher an der politiſchen und ſocialen Bewegung Frankreichs großen Antheil genommen, ſo daſs ſich der Geſchichtſchreiber der Revolution hier auf ſeinem eigenthümlichen Felde befand und gleichſam die großen Springbrunnen ſeines Geiſtes ſpielen laſſen konnte.

„Herr Mignet ſprach über Daunou, und zu meiner Schande geſtehe ich ꝛc.“

Der Herausgeber.

aller ſeiner Verdienſte, trotz ſeiner raſtloſen politiſchen und literariſchen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unſrer Erinnerung ſein Name nicht ſo farbig wie die Namen ſo mancher ſeiner Kollegen, die eine minder bedeutende Rolle geſpielt? Was fehlte ihm, um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte ſagen: die Leidenſchaft. Nur durch irgend eine Manifeſtation der Leidenſchaft werden die Menſchen auf dieſer Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber ſie müſſen das leidenſchaftliche Gepräge tragen. Ja, ſogar die zufällige Begegnung mit großen Ereigniſſen der Leidenſchaft gewährt unſterblichen Nachruhm. Der ſelige Daunou war aber ein ſtiller Mönch, der den klöſterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her raſeten, der ſein Tagwerk vollrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der eben ſo beſcheiden ſtarb, wie er beſcheiden lebte. Ich will nicht ſagen, daſs ſeine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Gepraſſel, ohne Spektakel*).

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes lautet in der „Zeitung für die elegante Welt," wie folgt: „Daſs Mignet in ſeiner

Trotz dem ſcheinloſen Leben des Mannes wuſſte Mignet doch Intereſſe für dieſen ſtillen Helden zu

---

Notice historique für den Lebenslauf dieſes ſcheinloſen Mannes ſo viel Intereſſe zu erregen wuſſte, zeugt von ſeiner unübertrefflichen Kunſt der Darſtellung. Ich möchte ſagen: die Sauce war diesmal beſſer als der Fiſch. Keiner verſteht wie Mignet, in klaren Überſichten die verwickeltſten Zuſtände zur Anſchauung zu bringen, in wenigen Grundzügen eine ganze Zeit zu reſumieren, und das charakteriſtiſche Wort zu finden für Perſonen und Verhältniſſe. Die Reſultate der mühſamſten Forſchungen und des Nachſinnens werden hier, wie gelegentliches Füllwerk, in kurze Zwiſchenſätze gedrängt; viel Dialektik, viel Geiſt, viel Glanz, aber Alles echt, nirgends eitel Schein. Bewunderungswürdige Harmonie zwiſchen Inhalt und Form, und man weiß nicht, was man hier von beiden am meiſten bewundern ſoll, die Gedanken oder den Stil, die Edelſteine oder ihre koſtbare Faſſung. Ja, während alle Arbeiten Mignet's einen Gelehrtenfleiß und Tiefſinn bekunden, die an Deutſchland erinnern, iſt dennoch die Darſtellung ganz ſo nett, ſo durchſichtig, gedrungen, wohlgeordnet, logiſch, wie man ſie nur bei Franzoſen finden kann. Im Geiſte Mignet's gewahren wir die Eigenſchaften beider Nationen. In ſeiner perſönlichen Erſcheinung bemerken wir ein ähnliches Phänomen. Er iſt blond und blauäugig wie ein Sohn des Nordens, und doch verleugnet er nicht den ſüdlichen Urſprung in der Grazie und Sicherheit ſeiner Bewegung. Er iſt einer der ſchönſten Männer, und, unter uns geſagt, das Publikum, welches jedesmal im Palais Mazarin die große Aula füllt, wenn ein Vortrag von Mignet angekünerregen, und da Dieſer das höchſte Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein ſo rühmenswerther Menſch geweſen, hätte er gar zu jenen charakterloſen Fröſchen gehört, deren ſo mancher im

---

digt worden, beſteht größtentheils aus mehr oder minder jungen Damen, die ſich oft ſtundenlang vorher dorthin begeben, um die beſten Plätze zu bekommen, wo man den Secrétaire perpétuel eben ſo gut ſehen, wie hören kann. Die Mehrzahl ſeiner Kollegen ſind Männer, deren Äußeres minder begünſtigt, wo nicht gar ſehr unangenehm vernachläſſigt von der Mutter Natur. Ich kann nicht ohne Lachen an die Äußerung denken, womit eine junge Perſon, die letzthin in der Akademie neben mir ſaß, auf einige Mitglieder der ehrwürdigen Körperſchaft hinwies. Sie ſagte: „Dieſe Herren müſſen ſehr gelehrt ſein, denn ſie ſind ſehr häßlich.“ Eine ſolche Schlußfolge mag im Publikum nicht ſelten vorkommen, und ſie iſt vielleicht der Schlüſſel mancher gelehrten Reputation. — In derſelben Sitzung, wo Mignet über Daunou ſprach, hielt auch Herr Portalis eine große Rede. Himmel, welcher Redner! Er mahnte mich an Demoſthenes. Ich erinnerte mich nämlich, daß Demoſthenes in ſeiner Jugend, um ſeine ſpröden Sprachwerkzeuge zu überwinden, ſich im Sprechen übte, während er mehrere Kieſelſteine im Munde hielt. Herr Portalis ſprach, als hätte er das ganze Maul voll Kieſelſteine, und weder ich, noch irgend Jemand des Auditoriums konnte von ſeiner Rede das Mindeſte verſtehen.“

Der Herausgeber.

Sumpf (Marais) des Konventes ſaß und ſchweigſam fortlebte, während die Beſſern ſich um den Kopf ſprachen, ja, er hätte ſogar ein Lump ſein können, ſo würde ihn dennoch der Weihrauchkeſſel des officiellen Lobes ſattſam eingequalmt haben. Obgleich Mignet ſeine Reden Précis historiques nennt, ſo ſind ſie doch noch immer die alten Éloges, und es ſind noch dieſelben Komplimente aus der Zeit Ludwig's XIV., nur daſs ſie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperücken ſtecken, ſondern ſehr modern friſiert ſind. Und der jetzige Secrétaire perpétuel der Akademie iſt einer der größten Friſeure unſrer Zeit, und beſitzt den rechten Schick für dieſes edle Gewerbe. Selbſt wenn an einem Menſchen kein einziges gutes Haar iſt, weiß er ihm doch einige Löckchen des Lobes anzukräuſeln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phraſe zu verbergen. Wie glücklich ſind doch dieſe franzöſiſchen Akademiker! Da ſitzen ſie im ſüßeſten Seelenfrieden auf ihren ſichern Bänken, und ſie können ruhig ſterben, denn ſie wiſſen, wie bedenklich auch ihre Handlungen geweſen, ſo wird ſie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preiſen. Unter den Palmen ſeines Wortes, die ewig grün wie die ſeiner Uniform, eingelullt von dem Geplätſcher der oratoriſchen Antitheſen, lagern ſie hier in der Akademie wie in einer kühlen Oaſe. Die Karawane der **Menſchheit** aber ſchreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne daſs ſie es merkten, oder etwas Anders vernahmen, als das Geklingel der Kamele.

Anhang.

Kommunismus, Philoſophie und Kleriſei.

I.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſiert und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Korreſpondenz beſorgt, ſo würden meine Kollegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daſs ich z. B. von den Staatsintrigen der Kaiſerin-Mutter gar Nichts zu berichten wiſſe, daſs ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Korps zu Rom jeden Samstag regaliere, und daſs ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſkuren Häuflein, das, meiſtens aus Sklaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouiert werde. Meine wohlunterrichteten Kollegen hätten gewiſs ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſar's, wobei Seine Majeſtät höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wuſſte, als daſs einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daſs die ſogenannten Obſkuranten als Lichter dienen muſſten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging; die Zahl jenes obſkuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr muſſten die Legionen Cäſar's die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es iſt durchaus nicht meine Abſicht, hier in homiletiſche Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beiſpiel zeigen wollen, in welcher ſiegreichen Weiſe eine ſpätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten ſehr oft von einer kleinen Gemeinde geſprochen, die, der Ecclesia pressa des erſten Jahrhunderts ſehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düſterer Zerſtörungswille ebenfalls an galiläiſche Anfänge erinnert. Ich ſpreche wieder von den Kommuniſten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entſchloſſene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, deſſen Bekenner, unter ſeltſamen Aushängeſchildern, noch immer am Leben ſind, ſo wie auch für die Fourieriſten, die noch friſch und rührig wirken, dieſelbe Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; aber dieſe ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die ſociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und ſie werden nicht getrieben von dämoniſcher Nothwendigkeit, ſie ſind nicht die prädeſtinierten Knechte, womit der höchſte Weltwille ſeine ungeheuren Beſchlüſſe durchſetzt. Früh oder ſpät wird die zerſtreute Familie Saint-Simon's und der ganze Generalſtab der Fourieriſten zu dem wachſenden Heere des Kommunismus übergehen und, dem rohen Bedürfniſſe das geſtaltende Wort leihend, gleichſam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine ſolche Rolle ſpielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Biſchöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für ſeinen damaligen Stand viel zu trübſinnig zu ſein. Auch hat ihm Enfantin das ſarkaſtiſche Lob ertheilt: „Das iſt der tugendhafteſte Menſch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings Etwas vom alten Sauerteig der Entſagungsperiode, etwas verſchollen Stoiſches, das in unſrer Zeit ein faſt befremdlicher Anachronismus iſt, und gar den heitern Richtungen einer pantheiſtiſchen Genußreligion gegenüber als eine honorable Lächerlichkeit erſcheinen muſste. Auch ward es dieſem traurigen Vogel am Ende ſehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin ſo viele Goldfaſanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erſte, der gegen die Doktrin von der neuen Sittlichkeit proteſtierte und ſich mit einem fanatiſchen Anathema von der fröhlich bunten Genoſſenſchaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinſchaft mit Hippolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique, und die Artikel, die er darin ſchrieb, ſo wie auch ſein Buch „De l'humanité“ bilden den Übergang zu den Doktrinen, die er jetzt ſeit einem

Jahre in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyklopädie ausſieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigſten wirken, darüber kann ich nichts Beſtimmtes ſagen. So Viel darf ich behaupten, daſs dieſes Werk eine würdige Fortſetzung ſeines Vorgängers iſt, jenes koloſſalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wiſſen ſeines Jahrhunderts reſumierte. In einem beſondern Abdruck erſchienen die Artikel, welche Leroux in ſeiner Encyklopädie gegen den Couſin'ſchen Eklekticismus oder Eklektismus, wie die Franzoſen das Unding nennen, geſchrieben hat. Couſin iſt überhaupt das ſchwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux ſeit undenklicher Zeit polemiſiert, und dieſe Polemik iſt bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht ſie ihren raſend gefährlichſten und ſkandaloſeſten Gipfel. Couſin wird hier nicht bloß wegen ſeiner eigenen Denkweiſe angegriffen, ſondern auch bösartiger Handlungen beſchuldigt. Diesmal läſſt ſich die Tugend vom Winde der Leidenſchaft am weiteſten fortreißen und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wiſſen es aus guter Quelle, daſs Couſin zufälligerweiſe ganz unſchuldig iſt an den unverzeihlichen Modificierungen, welche die poſthume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagen, daſs Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publikation der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihilfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre perſönlichen Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daſs ihn die radikale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch Dieſer wollte gern, daſs ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doktrin am liberalſten war, ſprach ſie dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verklauſulierter Form aus, daſs nicht bloß die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem

Irrthum, und erſt heute verſtehen wir dieſes Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngſt die äußerſte Linke in Frankreich gegen Couſin eiferte. Nur daſs bei Dieſem die äußerſte Rechte ſich nicht täuſchen läſſt durch die Vorſichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kleriſei zeigt ſich hier weit ſcharfſichtiger, als die königlich-preußiſch-proteſtantiſche; ſie weiß ganz beſtimmt, daſs die Philoſophie ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſie weiß, daſs dieſer Feind ſie aus der Sorbonne verdrängt hat, und, um dieſe Feſtung wieder zu erobern, unternahm ſie gegen Couſin einen Vertilgungskrieg, und ſie führt ihn mit jener geweihten Taktik, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Couſin von zwei entgegengeſetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbiſchofs von Chartres, gegen ihn vorrückt, ſtürmen auf ihn los auch die Sansküllotten des Gedanken, brave Herzen, ſchwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In dieſem Kampf ſind alle unſre Siegeswünſche für Couſin; denn, wenn auch die Bevorrechtung der Univerſität ihre Übelſtände hat, ſo verhindert ſie doch, daſs der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbittlicher Grauſamkeit die Männer der Wiſſenſchaft und des Fortſchrittes verfolgten, und ſo lange Couſin in der Sorbonne wohnt, wird wenigſtens dort nicht, wie ehemals, der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolemik angewendet werden. Ja, er wohnt dort als Gonfaloniere der Gedankenfreiheit, und das Banner derſelben weht über dem ſonſt ſo verrufenen Obſkurantenneſte der Sorbonne. Was uns für Couſin noch beſonders ſtimmt, iſt die liebreiche Perfidie, womit man die Beſchuldigungen des Pierre Leroux auszubeuten wuſſte. Die Argliſt hatte ſich diesmal hinter die Tugend verſteckt, und Couſin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er ſie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob von der klerikalen Partei geſpendet werden müſſte: Janſeniſten eben ſo wohl wie Jeſuiten predigten ja immer den Grundſatz, daſs man um jeden Preis das öffentliche Ärgernis zu verhindern ſuche. Nur das öffentliche Ärgernis ſei die Sünde, und nur dieſe ſolle man vermeiden, ſagte gar ſalbungsvoll der fromme Mann, den Molière kanoniſiert hat. Aber nein, Couſin darf ſich keiner ſo erbaulichen That rühmen, wie man ſie ihm zuſchreibt; Dergleichen liegt vielmehr im Charakter ſeiner Gegner, die von jeher, um den Skandal zu hintertreiben oder ſchwache

Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verſchmähten, Bücher zu verſtümmeln oder ganz umzuändern oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgten Namen zu ſchmieden, ſo daſs die koſtbarſten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälſcht ſind. Nein, der heilige Eifer des Bücherkaſtrierens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philoſophen.

Und Victor Couſin iſt ein Philoſoph, in der ganzen deutſchen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux iſt es nur im Sinne der Franzoſen, die unter Philoſophie vielmehr allgemeine Unterſuchungen über geſellſchaftliche Fragen verſtehen. In der That, Victor Couſin iſt ein deutſcher Philoſoph, der ſich mehr mit dem menſchlichen Geiſte, als mit den Bedürfniſſen der Menſchheit beſchäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewiſſen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für ſich abſorbierte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke ſelbſt intereſſierte ihn zunächſt wegen der ſchönen Form, und in der Metaphyſik ergötzte ihn am Ende nur die Dialektik; von dem Überſetzer des Plato könnte man, das banale Wort umkehrend, gewiſſermaßen behaupten, er liebe den Plato mehr als die Wahrheit.

Hier unterſcheidet ſich Couſin von den deutſchen Philoſophen; wie den Letzteren, iſt auch ihm das Denken letzter Zweck des Denkens, aber zu ſolcher philoſophiſchen Abſichtsloſigkeit geſellt ſich bei ihm auch ein gewiſſer artiſtiſcher Indifferentismus. Wie ſehr muſs nun dieſer Mann einem Pierre Leroux verhaſſt ſein, der weit mehr ein Freund der Menſchen als der Gedanken iſt, deſſen Gedanken alle einen Hintergedanken haben, nämlich das Intereſſe der Menſchheit, und der als geborener Ikonoklaſt keinen Sinn hat für künſtleriſche Freude an der Form! In ſolcher geiſtigen Verſchiedenheit liegen genug Gründe des Grolls, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Feindſchaft des Leroux gegen Couſin aus perſönlichen Motiven, aus geringfügigen Vorfallenheiten des Tageslebens zu erklären. Ein biſschen unſchuldige Privatmalice mag mit unterlaufen; denn die Tugend, wie erhaben ſie auch das Haupt in den Wolken trägt und nur in Himmelsbetrachtungen verloren ſcheint, ſo bewahrt ſie doch im getreuſamſten Gedächtniſſe jeden kleinen Nadelſtich, den man ihr jemals verſetzt hat.

Nein, der leidenſchaftliche Grimm, die Berſerkerwuth des Pierre Leroux gegen Victor Couſin iſt ein Ergebnis der Geiſtesdifferenz dieſer beiden Männer. Es ſind Naturen, die ſich nothwendigerweiſe abſtoßen. Nur in der Ohnmacht kommen ſie einander wieder nahe, und die gleiche Schwäche der Fundamente verleiht den entgegengeſetzten Doktrinen eine gewiſſe Ähnlichkeit. Der Eklekticismus von Couſin iſt eine feindrähtige Hängebrücke zwiſchen dem ſchottiſch plumpen Empirismus und der deutſch abſtrakten Idealität, eine Brücke, die höchſtens dem leichtfüßigen Bedürfniſſe einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich einbrechen würde, wollte die Menſchheit mit ihrem ſchweren Herzensgepäcke und ihren trampelnden Schlachtroſſen darüber hinmarſchieren. Leroux iſt ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktiſchern Stile, er will eine koloſſale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen beſtehend, auf zwei Pfeilern ruhen ſoll, wovon der eine aus dem materialiſtiſchen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andre aus dem geträumten Mondſchein der Zukunft verfertigt worden, und dieſem zweiten Pfeiler giebt er zur Baſis irgend einen noch unentdeckten Stern in der Milchſtraße. Sobald dieſes Rieſenwerk fertig ſein wird, wollen wir darüber referieren. Bis jetzt läſſt ſich von dem eigentlichen Syſtem des Leroux nichts Beſtimmtes ſagen, er giebt bis jetzt nur Materialien, zerſtreute Bauſteine. Auch fehlt es ihm durchaus an Methode, ein Mangel, der den Franzoſen eigenthümlich iſt, mit wenigen Ausnahmen, worunter beſonders Charles de Rémuſat genannt werden muſs, der in ſeinen Essais de Philosophie (ein koſtbares Meiſterbuch!) die Bedeutung der Methode begriffen und für ihre Anwendung ein großes Talent offenbart hat. Leroux iſt gewiſs ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie geſagt, die Methode. Er hat bloß die Ideen, und in dieſer Hinſicht iſt ihm eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Joſeph Schelling nicht abzuſprechen, nur daſs alle ſeine Ideen das befreiende Heil der Menſchheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philoſophie zu flicken, vielmehr die Philoſophie mit dem Gewande einer neuen Religion beſchenkt. Unter den deutſchen Philoſophen iſt es Krauſe, mit dem Leroux die meiſte Verwandtſchaft hat. Sein Gott iſt ebenfalls nicht außerweltlich, ſondern er iſt ein Inſaſſe dieſer Welt, behält aber dennoch eine gewiſſe Perſönlichkeit, die ihn ſehr gut kleidet. An der immortalité de l'âme kaut Leroux beſtändig, ohne davon ſatt zu werden; es iſt Dies Nichts als ein perfektioniertes Wiederkäuen der ältern Perfektibilitätslehre. Weil er ſich gut aufgeführt in dieſem Leben, hofft Leroux, daſs er in einer ſpätern Exiſtenz zu noch größerer Vollkommenheit gedeihen werde; Gott ſtehe alsdann dem Couſin bei, wenn

Derſelbe nicht unterdeſſen ebenfalls Fortſchritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt fünfzig Jahr' alt ſein, wenigſtens ſieht er darnach aus; vielleicht iſt er jünger. Körperlich iſt er nicht von der Natur allzu verſchwenderiſch begünſtigt worden. Eine unterſetzte, ſtämmige, vierſchrötige Geſtalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux iſt ein Kind des Volks, war in ſeiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in ſeiner äußern Erſcheinung die Spuren des Proletariats. Wahrſcheinlich mit Abſicht hat er den gewöhnlichen Firnis verſchmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig iſt, ſo beſteht dieſe vielleicht in dem hartnäckigen Beharren bei der rohen Urſprünglichkeit. Es giebt Menſchen, welche nie Handſchuhe tragen, weil ſie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt; Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handſchuhe, aber ſicherlich aus ganz andern Gründen. Er iſt ein ascetiſcher Entſagungsmenſch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Adel ſeiner Geſinnuag, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niederen Intereſſen opferte, überhaupt ſeine hohe Uneigennützigkeit, als nicht minder verdienſtlich anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deßwegen herabſetzen, weil er keine glänzende Geſchliffenheit beſitzt und ſogar in trübes Blei gefaßt iſt. — Pierre Leroux iſt ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was ſelten iſt, einen Geiſt, der ſich zu den höchſten Spekulationen emporſchwingt, und ein Herz, welches ſich verſenken kann in die Abgründe des Volksſchmerzes. Er iſt nicht bloß ein denkender, ſondern auch ein fühlender Philoſoph, und ſein ganzes Leben und Streben iſt der Verbeſſerung des moraliſchen und materiellen Zuſtandes der untern Klaſſen gewidmet. Er, der geſtählte Ringer, der die härteſten Schläge des Schickſals ertrüge, ohne zu zwinkern, und der, wie Saint-Simon und Fourier, zuweilen in der bitterſten Noth und Entbehrung darbte, ohne ſich ſonderlich zu beklagen; er iſt nicht im Stande, die Kümmerniſſe ſeiner Mitmenſchen ruhig zu ertragen, ſeine harte Augenwimper feuchtet ſich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche ſeines Mitleids ſind alsdann ſtürmiſch, raſend, nicht ſelten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiskreten Hinweiſung auf Armuth ſchuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin, Dergleichen zu erwähnen; dieſe Armuth iſt charakteriſtiſch und zeigt uns, wie der vortreffliche

Mann die Leiden des Volks nicht bloß mit dem Verſtande erfaſſt, ſondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie ſeine Gedanken in der ſchrecklichſten Realität wurzeln. Das giebt ſeinen Worten ein pulſierendes Lebensblut und einen Zauber, der ſtärker, als die Macht des Talentes. — Ja, Pierre Leroux iſt arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providentielle Armuth dieſer großen Socialiſten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genuſſes und des Glückes eröffnen. In welcher gräſslichen Armuth Saint-Simon ſeine letzten Jahre verbrachte, iſt allgemein bekannt; während er ſich mit der leidenden Menſchheit, dem großen Patienten, beſchäftigte und Heilmittel erſann für deſſen achtzehnhundertjähriges Gebreſte, erkrankte er ſelbſt zuweilen vor Miſère, und er friſtete ſein Daſein nur durch Betteln. Auch Fourier muſſte zu den Almoſen der Freunde ſeine Zuflucht nehmen, und wie oft ſah ich ihn in ſeinem grauen, abgeſchabten Rocke längs den Pfeilern des Palais-Royal haſtig dahinſchreiten, die beiden Rocktaſchen ſchwer belaſtet, ſo daſs aus der einen der Hals einer Flaſche und aus der andern ein langes Brot hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerſt zeigte, machte mich aufmerkſam auf die

Dürftigkeit des Mannes, der ſeine Getränke beim Weinſchank und ſein Brot beim Bäcker ſelber holen muſſte. Wie kommt es, frug ich, daſs ſolche Männer, ſolche Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, in Frankreich darben müſſen? „Freilich," erwiederte mein Freund ſarkaſtiſch lächelnd, „Das macht dem geprieſenen Lande der Intelligenz keine ſonderliche Ehre, und Das würde gewiſs nicht bei uns in Deutſchland paſſieren; die Regierung würde bei uns die Leute von ſolchen Grundſätzen gleich unter ihre beſondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Koſt und Wohnung geben in der Feſtung Spandau oder auf dem Spielberg."

Ja, Armuth iſt das Loos der großen Menſchheitshelfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber dieſe Armuth iſt bei ihnen nicht bloß ein Antrieb zu tieferer Forſchung und ein ſtärkendes Stahlbad der Geiſteskräfte, ſondern ſie iſt auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieſer Beziehung gleichfalls von providentieller Bedeutſamkeit. In Deutſchland wird der Mangel an irdiſchen Gütern ſehr gemüthlich entſchuldigt, und beſonders das Genie darf bei uns darben und verhungern, ohne eben verachtet zu werden. In England iſt man ſchon minder tolerant, das Verdienſt eines Mannes wird dort nur nach ſeinem Einkommen abgeſchätzt, und

„how much is he worth?“ heißt buchſtäblich: „Wie viel Geld beſitzt er, wie Viel verdient er?“ Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernſthaft einen Franciskanermönch fragte, wie Viel es ihm jährlich einbringe, daſs er ſo barfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe?*) In Frankreich iſt es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnſucht des Induſtrialismus um ſich greift, ſo iſt doch die Armuth bei ausgezeichneten Perſonen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte ſchier behaupten, daſs der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewiſſermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die ſonſt vortrefflichſten Leute behafte. Das mag wohl daher entſtehen, weil man bei ſo Vielen die unſaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer gefloſſen. Ein Dichter ſagte, „daſs der erſte König ein glücklicher Soldat war!“ — in Betreff der Stifter unſrer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſche Wort ausſprechen, daſs der erſte Bankier ein glücklicher Spitzbube geweſen. Der Kultus des Reichthums iſt zwar in Frankreich ſo allgemein, wie in andern

---

*) Der Anfang dieſes Abſatzes iſt in der franzöſiſchen Ausgabe dem Sinne nach unverändert, aber der Form nach kürzer gefaſſt. Auch fehlt die Anekdote. Der Herausgeber.

Ländern, aber es iſt ein Kultus ohne heiligen Reſpekt; die Franzoſen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen iſt zugleich Spott, Perſifflage, Selbſtverhöhnung, eine Art Kankan. Es iſt Dieſes eine merkwürdige Erſcheinung, erklärbar theils aus der generöſen Natur der Franzoſen, theils auch aus ihrer Geſchichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Anſehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrſchaft, die Armuth ward eine Würde, und, wie vor Angſt, ſo auch vor Scham, verkroch ſich das Geld. Aus jener Periode ſtammen die vielen dicken Souſtücke, die ernſthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, ſo wie auch die Traditionen von pekuniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchſten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen, [wie z. B. bei Molé, bei Guizot, bei Thiers, deſſen Hände eben ſo rein ſind, wie die der Revolutionsmänner, die er gefeiert.] Zur Zeit des Kaiſerthums florierte nur der militäriſche Ruhm, eine neue Ehre ward geſtiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeiſter, der ſiegreiche Imperator, mit Verachtung herabſchaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der

Reſtauration intrigierte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder ans Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich wuchs; das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten Partei der Zukunft frondiert wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit pathetiſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während Jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſonders andeuten, wie es für den Kommunismus ein unberechenbar günſtiger Umſtand iſt, daſs der Feind, den er bekämpft, bei all ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

II.

Paris, den 8. Juli 1843.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander ſtoßen und Deichſeln und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen, wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleiſe zu bringen, und wenn Alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpektives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht bloß unſre Kutſcher, ſondern auch unſre Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren mit einander in Kolliſion gerathen, machen ſie ſehr wenig Komplimente, und ſuchen ſich keineswegs hilfreich zu verſtändigen, ſondern ſie fluchen und ſchimpfen alsdann wie die Kutſcher des Occidents. Und dieſes klägliche Schauſpiel gewähren uns zumeiſt Theologen und Philoſophen, obgleich Erſtere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit beſonders angewieſen ſind, und Letztere in der Schule der Vernunft zunächſt Geduld und Gelaſſenheit erlernt haben ſollten. Die Fehde zwiſchen der Univerſität und den Ultramontanen hat dieſen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die ſelbſt auf unſern deutſchen Miſtbeeten nicht koſtbarer gedeihen könnte. Das wuchert, Das ſproßt, Das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Luſt noch Beruf, hier zu botaniſieren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf ſteigen und uns verhindern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politiſche Bedeutung und Bedeutſamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die Leidenſchaften ein bißchen verduftet ſind, wollen wir ſolche Würdigung verſuchen. So Viel können wir ſchon heute ſagen: Das Recht iſt auf beiden Seiten, und die Perſonen werden getrieben von der fatalſten Nothwendigkeit. Der größte Theil der Katholiſchen, weiſe und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteigenoſſen, aber Dieſe gehorchen dem Befehl ihres Gewiſſens, ihrem höchſten Glaubensgeſetz, dem compelle intrare, ſie thun ihre Schuldigkeit, und ſie verdienen aus dieſem Grunde unſre Achtung. Wir kennen ſie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Perſon, und wir ſind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln . . .

Dieſe Leute ſind nicht eben meine Lieblinge, aber, aufrichtig geſtanden, trotz ihrem düſtern, blutrünſtigen Zelotismus ſind ſie mir lieber, als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wiſſens, als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die für die Kirche ſchwärmen, ohne ihren Dogmen einen ſtrengen Gehorſam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier catholiques marrons nennt. Letztere füllen jetzt unſre faſhionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madeleine, oder Notre-Dame-de-Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der ſüßlichſte Rokokogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel duftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die ſich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchriſtenthum.

Eben ſo unrecht wie unrichtig iſt die Benennung „Jeſuiten," womit man hier die Gegner der Univerſität zu bezeichnen pflegt. Erſtens giebt es gar keine Jeſuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Heranbranden ſo vieler brauſenden Wellen für das Werk eines Comité directeur in Paris erklären, ſo giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionären Springfluthen ſich wieder verlaufen, dieſe Erſcheinung den Intriguen der Jeſuiten zuſchreiben, und ſich ernſthaft einbilden, es reſidiere ein Jeſuitengeneral in Rom, welcher durch ſeine vermummten Schergen die Reaktion der ganzen Welt leite. Nein, es exiſtiert kein ſolcher Jeſuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein Comité directeur exiſtiert; Das ſind Märchen für große Kinder, hohle Schreckpopanze, moderner Aberglaube. Oder iſt es eine bloße Kriegsliſt, daſs man die Gegner der Univerſität für Jeſuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populär wäre. Man hat im vorigen Jahrhundert gegen dieſen Orden ſo gründlich polemiſiert, daſs noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiiſches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jeſuiten nicht ſelten ein biſschen jeſuitiſch behandelt, und als ſeien die Verleumdungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinſen zurückgezahlt worden. Man könnte auf die Väter der Geſellſchaft Jeſu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre ausſprach: Sie ſind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ihre Verdienſte anerkennen wird. Schon jetzt müſſen wir eingeſtehen, daſs ſie durch ihre Miſſionsanſtalten die Geſittung der Welt, die Civiliſation unberechenbar gefördert, daſs ſie ein heilſames Gegengift geweſen gegen die lebenverpeſtenden Miasmen von Port-Royal, daſs ſogar ihre vielgeſcholtene Accomodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die moderne, freiheitsluſtige und genuſsſüchtige Menſchheit ihre Oberherrſchaft bewahren konnte. Mangez un boeuf et soyez chrétien, ſagten die Jeſuiten zu dem Beichtkinde, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleiſch gelüſtete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes, und ſie hätten ſpäter, ſobald ihre Macht befeſtigt, die fleiſchfreſſenden Völker wieder zu den magerſten Faſtenſpeiſen zurückgelenkt. Laxe Doktrinen für die empörte Gegenwart, eiſerne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren ſo klug!

Aber alle Klugheit hilft Nichts gegen den Tod. Sie liegen längſt im Grabe. Es giebt freilich Leute in ſchwarzen Mänteln und mit ungeheuern, dreieckig aufgekrämpten Filzhüten, aber Das ſind keine echten Jeſuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf ſich in ein Wolfsfell des Radikalismus vermummt, aus Eitelkeit oder Eigennutz oder Schabernack, ſo ſteckt im Fuchspelz des Jeſuitismus manchmal nur ein beſchränktes Grauchen. — Ja, ſie ſind todt. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben in den Sakriſteien nur ihre Garderobe zurückgelaſſen, nicht ihren Geiſt. Dieſer ſpukt an andern Orten, und manche Champions der Univerſität, die ihn ſo eifrig exorcieren, ſind vielleicht davon beſeſſen, ohne es zu merken. Ich ſage Dieſes nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichſten und wahrhaftigſten Seelen, ſondern ich habe hier im Auge zunächſt den wohlbeſtallten Miniſter des öffentlichen Unterrichts, den Rektor der Univerſität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem

Eſprit und dem Stile dieſes Mannes meine Achtung zollen. Nebenbei geſagt, wir ſehen hier, daſs der berühmte Ausſpruch von Buffon: „Le style c'est l'homme,“ grundfalſch iſt. Der Stil des Herrn Villemain iſt ſchön, edel, wohlgewachſen und reinlich. — Auch Victor Couſin kann ich nicht ganz verſchonen mit dem Vorwurf des Jeſuitismus. Der Himmel weiß, daſs ich geneigt bin, Herrn Couſin's Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daſs ich den Glanz ſeines Geiſtes gern anerkenne; aber die Worte, womit er jüngſt in der Akademie die Überſetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth noch von Wahrheitsliebe. Couſin hat gewiſs die Intereſſen der Philoſophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglich machte, aber er hätte zugleich ehrlich geſtehen ſollen, daſs er dadurch der Kirche keinen großen Dienſt geleiſtet. Im Gegentheil ſagte er, der Spinoza ſei von einem ſeiner Schüler, einem Zögling der École normale, überſetzt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Prieſterpartei die Univerſität ſo heftig angreife, ſei es doch eben dieſe arme, unſchuldige, verketzerte Univerſität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den ſchwarzen Flügeln

Satan's ſeine deiciden Bücher geſchrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro. Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Couſin in ſolcher Weiſe die franzöſiſche Überſetzung des Spinoza ankündigte; ſie iſt außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung ſo ſchwach und dürftig iſt, daſs ſie in Deutſchland für ein Werk der Ironie gelten würde*).

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgen hier noch die Worte: „Die franzöſiſche Überſetzung des Spinoza iſt übrigens eine Arbeit von großem Verdienſt. Der Name des Überſetzers iſt Saiſſet."

In der „Zeitung für die elegante Welt" ſchließt ſich hier der auf S. 199 ff. mitgetheilte Bericht über die Jahresſitzung der erwähnten Sektion des Inſtitut de France an.

Der Herausgeber.

III *).

Paris, den 20. Juli 1843.

Jedes Volk hat ſeinen Nationalfehler, und wir Deutſchen haben den unſrigen, nämlich jene berühmte Langſamkeit; wir wiſſen es ſehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, ſogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzoſen alle Geſchwindigkeit, all ihr flinkes, anſtelliges Weſen, wenn ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, was ſie gethan? Sie haben kein Gedächtnis, und Das iſt ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Vergeſslichkeit. Jeden Tag müſſen ſie den Kreislauf ihrer Geſchichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs Neue durchkämpfen, und morgen hat der Sieger vergeſſen, daſs er geſiegt hatte, und der Überwundene hat eben ſo leichtſinnig ſeine

---

*) Dieſer Artikel fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Niederlage und ihre heilſamen Lehren vergeſſen. Wer hat im Julius 1830 die große Schlacht gewonnen? Wer hat ſie verloren? Wenigſtens in dem großen Hoſpital, wo, um mich eines Ausdrucks von Mignet zu bedienen, jede geſtürzte Macht ihre Bleſſierten untergebracht hat, hätte man ſich Deſſen erinnern ſollen! Dieſe einzige Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die Debatten, die in der Pairskammer über den Sekundärunterricht ſtattgefunden, und wo die klerikale Partei nur ſcheinbar unterlag. In der That triumphierte ſie. und es war ſchon ein hinlänglicher Triumph, daſs ſie als organiſierte Partei ans Tageslicht trat. Wir ſind weit entfernt, dieſes kühne Auftreten zu tadeln, und es miſsfällt uns weit weniger, als jene ſchlottrige Halbheit, welche die Gegner ſich zu Schulden kommen ließen. Wie kläglich zeigte ſich hier Herr Villemain, der kleine Rhetor, der windige Bel-Eſprit, dieſer abgeſtandene Voltairianer, der ſich ein biſschen an den Kirchenvätern gerieben, um einen gewiſſen ernſthaften Anſtrich zu gewinnen, und der von einer Unwiſſenheit beſeelt war, die ans Erhabene grenzte! Es iſt mir unbegreiflich, daſs ihm Herr Guizot nicht auf der Stelle den Laufpaſs gegeben, denn dieſem großen Gelehrten muſste jene ſchülerhafte Verlegenheit, jener Mangel an den dürftigſten Vorkenntniſſen, jene wiſſenſchaftliche Nullität, noch weit empfindlicher miſsfallen, als irgend ein politiſcher Fehler! Um die Schwäche und Inhaltsloſigkeit ſeines Kollegen einigermaßen zu decken, muſste Guizot mehrmals das Wort ergreifen; aber Alles, was er ſagte, war matt, farblos und unerquicklich. Er würde gewiſs beſſere Dinge vorgebracht haben, wenn er nicht Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſondern Miniſter des Unterrichts geweſen wäre und für die beſondern Intereſſen dieſes Departements eine Lanze gebrochen hätte. Ja, er würde ſich für die Gegenpartei noch weit gefährlicher erwieſen haben, wenn er ganz ohne weltliche Macht, nur mit ſeiner geiſtlichen Macht bewaffnet, wenn er als bloßer Profeſſor für die Befugniſſe der Philoſophie in die Schranken getreten wäre! In einer ſolchen günſtigern Lage war Victor Couſin, und ihm gebührt vorzugsweiſe die Ehre des Tages. Couſin iſt nicht, wie jüngſt ziemlich griesgrämig behauptet worden, ein philoſophiſcher Dilettant, ſondern er iſt vielmehr ein großer Philoſoph, er iſt hier Hausſohn der Philoſophie, und als dieſe angegriffen wurde von ihren unverſöhnlichſten Feinden, muſste unſer Victor Couſin ſeine oratio pro domo halten. Und er ſprach gut, ja vortrefflich, mit Überzeugung. Es iſt für uns immer ein koſtbares Schauſpiel, wenn die friedliebendſten Männer, die durchaus von keiner Streitluſt beſeelt ſind, durch die innern Bedingungen ihrer Exiſtenz, durch die Macht der Ereigniſſe, durch ihre Geſchichte, ihre Stellung, ihre Natur, kurz durch eine unabweisliche Fatalität, gezwungen werden, zu kämpfen. Ein ſolcher Kämpfer, ein ſolcher Gladiator der Nothwendigkeit war Couſin, als ein unphiloſophiſcher Miniſter des Unterrichts die Intereſſen der Philoſophie nicht zu vertheidigen vermochte. Keiner wuſſte beſſer, als Victor Couſin, daſs es ſich hier um keine neue Sache handelte, daſs ſein Wort Wenig beitragen würde zur Schlichtung des alten Streits, und daſs da kein definitiver Sieg zu erwarten ſei. Ein ſolches Bewuſſtſein übt immer einen dämpfenden Einfluſs, und alles Brillantfeuer des Geiſtes konnte auch hier die innere Trauer über die Fruchtloſigkeit aller Anſtrengungen keineswegs verbergen. Selbſt bei den Gegnern haben Couſin's Reden einen ehrenden Eindruck hervorgebracht, und die Feindſchaft, die ſie ihm widmen, iſt ebenfalls eine Anerkennung. Den Villemain verachten ſie, den Couſin aber fürchten ſie. Sie fürchten ihn nicht wegen ſeiner Geſinnung, nicht wegen ſeines Charakters, nicht wegen ſeiner individuellen Vorzüge oder Fehler, ſondern ſie fürchten in ihm die deutſche Philoſophie. Du lieber Himmel! man erzeigt hier unſerer deutſchen Philoſophie und unſerm Couſin allzu große Ehre. Obgleich Letzterer ein geborner Dialektiker iſt, obgleich er zugleich für Form die größte Begabnis beſitzt, obgleich er bei ſeiner philoſophiſchen Specialität auch noch von großem Kunſtſinn unterſtützt wird, ſo iſt er doch noch ſehr weit davon entfernt, die deutſche Philoſophie ſo gründlich tief in ihrem Weſen zu erfaſſen, daſs er ihre Syſteme in einer klaren, allgemein verſtändlichen Sprache formulieren könnte, wie es nöthig wäre für Franzoſen, die nicht, wie wir, die Geduld beſitzen, ein abſtraktes Idiom zu ſtudieren. Was ſich aber nicht in gutem Franzöſiſch ſagen läſſt, iſt nicht gefährlich für Frankreich. Die Section der Sciences morales et politiques der franzöſiſchen Akademie hat bekanntlich eine Darſtellung der deutſchen Philoſophie ſeit Kant zu einer Preisfrage gewählt, und Couſin, der hier als Hauptdirigent zu betrachten iſt, ſuchte vielleicht fremde Kräfte, wo ſeine eignen nicht ausreichten. Aber auch Andere haben die Aufgabe nicht gelöſt, und in der jüngſten feierlichen Sitzung der Akademie ward uns angekündigt, daſs auch dies Jahr keine Preisſchrift über die deutſche Philoſophie gekrönt werden könne.

Gefängnisreform und Strafgeſetzgebung *).

Paris, Juli 1843.

Nachdem der Geſetzvorſchlag über die Gefängnisreform während vier Wochen in der Deputiertenkammer debattiert worden, iſt derſelbe endlich mit ſehr unweſentlichen Abänderungen und durch eine bedeutende Majorität angenommen worden. Damit wir es gleich von vornherein ſagen, nur der Miniſter des Innern, der eigentliche Schöpfer jenes Geſetzvorſchlags, war der Einzige, der mit feſten Füßen auf der Höhe der Frage ſtand, der beſtimmt wuſste, was er wollte, und einen Triumph der Überlegenheit feierte. Dem Rapporteur, Herrn von Tocqueville, gebührt das Lob, daſs er mit Feſtigkeit ſeine Gedanken durchfocht; er iſt ein Mann von

---

*) Dieſer Aufſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Kopf, der wenig Herz hat und bis zum Gefrierpunkt die Argumente ſeiner Logik verfolgt; auch haben ſeine Reden einen gewiſſen froſtigen Glanz, wie geſchnittenes Eis. Was Herrn Tocqueville jedoch an Gemüth fehlt, Das hat ſein Freund, Monſieur de Beaumont, in liebreichſter Fülle, und dieſe beiden Unzertrennlichen, die wir immer gepaart ſehen auf ihren Reiſen, in ihren Publikationen, in der Deputiertenkammer, ergänzen ſich aufs beſte. Der Eine, der ſcharfe Denker, und der Andere, der milde Gemüthsmenſch, gehören beiſammen, wie das Eſſigfläſchchen und das Ölfläſchchen. — Aber die Oppoſition, wie vage, wie gehaltlos, wie ſchwach, wie ohnmächtig zeigte ſie ſich bei dieſer Gelegenheit! Sie wuſſte nicht, was ſie wollte, ſie muſſte das Bedürfnis der Reform eingeſtehen, konnte nichts Poſitives vorſchlagen, war beſtändig im Widerſpruch mit ſich ſelber und opponierte hier, wie gewöhnlich, aus blöder Gewohnheit des Oppoſitionsmetiers. Und dennoch würde ſie, um letzterm zu genügen, leichtes Spiel gehabt haben, wenn ſie ſich auf das hohe Pferd der Idee geſetzt hätte, auf irgend eine generöſe Roſinante der Theorienwelt, ſtatt auf ebener Erde den zufälligen Lücken und Schwächen des miniſteriellen Syſtems nachzukriechen und im Detail zu chikanieren, ohne das Ganze erſchüttern zu können. Nicht einmal unſer unvergleichlicher Don Alphonſo de Lamartine, der ingenioſe Junker, zeigte ſich hier in ſeiner idealen Ritterlichkeit. Und doch war die Gelegenheit günſtig, und er hätte hier die höchſten und wichtigſten Menſchheitsfragen beſprechen können, mit olymperſchütternden Worten: er konnte hier feuerſpeiende Berge reden und mit einem Ocean von Weltuntergangspoeſie die Kammer überſchwemmen. Aber nein, der edle Hidalgo war hier ganz entblößt von ſeinem ſchönen Wahnſinn und ſprach ſo vernünftig wie die nüchternſten ſeiner Kollegen.

Ja, nur auf dem Felde der Idee hätte die Oppoſition, wo nicht ſich behaupten, doch wenigſtens glänzen können. Bei ſolcher Gelegenheit hätte eine deutſche Oppoſition ihre gelehrteſten Lorberen erfochten. Denn die Gefängnisfrage iſt ja enthalten in jener allgemeinen Frage über die Bedeutung der Strafe überhaupt, und hier treten uns die großen Theorien entgegen, die wir heute nur in flüchtigſter Kürze erwähnen wollen, um für die Würdigung des neuen Gefängnisgeſetzes einen deutſchen Standpunkt zu gewinnen.

Wir ſehen hier zunächſt die ſogenannte Vergeltungstheorie, das alte harte Geſetz der Urzeit, jenes jus talionis, das wir noch bei dem altteſtamentaliſchen Moſes in ſchauerlichſter Naivetät vorfinden.

Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mit dem Martyrtode des großen Verſöhners fand auch dieſe Idee der Sühne ihren Abſchluſs, und wir können behaupten, der milde Chriſtus habe dem antiken Geſetze auch hier perſönlich Genüge gethan und daſſelbe auch für die übrige Menſchheit aufgehoben. Sonderbar! während hier die Religion im Fortſchritt erſcheint, iſt es die Philoſophie, welche ſtationär geblieben, und die Strafrechtstheorie unſerer Philoſophen von Kant bis auf Hegel iſt, trotz aller Verſchiedenheit des Ausdrucks, noch immer das alte jus talionis. Selbſt unſer Hegel wuſſte nichts Beſſeres anzugeben, und er vermochte nur die rohe Anſchauungsweiſe einigermaßen zu ſpiritualiſieren, ja, bis zur Poeſie zu erheben. Bei ihm iſt die Strafe das Recht des Verbrechers; nämlich indem Dieſer das Verbrechen begeht, gewinnt er ein unveräußerliches Recht auf die adäquate Beſtrafung; letztere iſt gleichſam das objektive Verbrechen. Das Princip der Sühne iſt hier bei Hegel ganz daſſelbe wie bei Moſes, nur daſs Dieſer den antiken Begriff der Fatalität in der Bruſt trug, Hegel aber immer von dem modernen Begriff der Freiheit bewegt wird; ſein Verbrecher iſt ein freier Menſch, das Verbrechen ſelbſt iſt ein Akt der Freiheit, und es muſs ihm dafür ſein Recht geſchehen. Hierüber nur ein

Wort. Wir ſind dem altſacerdotalen Standpunkt entwachſen, und es widerſtrebt uns, zu glauben, daß, wenn der Einzelne eine Unthat begangen, die Geſellſchaft in corpore gezwungen ſei, dieſelbe Unthat zu begehen, ſie feierlich zu wiederholen. Für den modernen Standpunkt, wie wir ihn bei Hegel finden, iſt jedoch unſer ſocialer Zuſtand noch zu niedrig: denn Hegel ſetzt immer eine abſolute Freiheit voraus, von der wir noch ſehr entfernt ſind und vielleicht noch eine gute Weile entfernt bleiben werden.

Unſere zweite große Straftheorie iſt die der Abſchreckung. Dieſe iſt weder religiös noch philoſophiſch, ſie iſt rein abſurd. Hier wird einem Menſchen, der ein Verbrechen beging, Pein angethan, damit ein Dritter dadurch abgeſchreckt werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Es iſt das höchſte Unrecht, daß Jemand leiden ſoll zum Heile eines Andern, und dieſe Theorie mahnte mich immer an die armen souffre-douleurs, die ehemals mit den kleinen Prinzen erzogen und jedesmal durchgepeitſcht wurden, wenn ihr erlauchter Kamerad irgend einen Fehler begangen. Dieſe nüchterne und frivole Abſchreckungstheorie borgt von der ſacerdotalen Theorie gleichſam ihre pompes funèbres, auch ſie errichtet auf öffentlichem Markt ein castrum doloris, um die Zuſchauer anzulocken und zu verblüffen. Der Staat iſt hier ein Charlatan, nur mit dem Unterſchied, daſs der gewöhnliche Charlatan dir verſichert, er reiße die Zähne aus, ohne Schmerzen zu verurſachen, während jener im Gegentheil durch ſeine ſchauerlichen Apparate mit weit größern Schmerzen droht, als vielleicht der arme Patient wirklich zu ertragen hat. Dieſe blutige Charlatanerie hat mich immer angewidert.

Soll ich hier die ſogenannte Theorie vom phyſiſchen Zwang, die zu meiner Zeit in Göttingen und in der umliegenden Gegend zum Vorſchein gekommen, als eine beſondere Theorie erwähnen? Nein, ſie iſt Nichts, als der alte Abſchreckungsſauerteig, neu umgeknetet. Ich habe mal einen ganzen Winter hindurch den Lykurg Hannovers, den traurigen Hofrath Bauer, darüber ſchwätzen gehört in ſeiner ſeichteſten Proſa. Dieſe Tortur erduldete ich ebenfalls aus phyſiſchem Zwang, denn der Schwätzer war Examinator meiner Fakultät, und ich wollte damals Doktor Juris werden.

Die dritte große Straftheorie iſt die, wobei die moraliſche Verbeſſerung des Verbrechers in Betracht kommt. Die wahre Heimat dieſer Theorie iſt China, wo alle Autorität von der väterlichen Gewalt abgeleitet wird. Jeder Verbrecher iſt dort ein ungezogenes Kind, das der Vater zu beſſern ſucht, und zwar durch den Bambus. Dieſe patriarchaliſche, gemüthliche Anſicht hat in neuerer Zeit ganz beſonders in Preußen ihre Verehrer gefunden, die ſie auch in die Geſetzgebung einzuführen ſuchten. Bei ſolcher chineſiſchen Bambustheorie drängt ſich uns zunächſt das Bedenken auf, daſs alle Verbeſſerung Nichts helfen dürfte, wenn nicht vorher die Verbeſſerer gebeſſert würden. In China ſcheint das Staatsoberhaupt dergleichen Einrede dunkel zu fühlen, und wenn im Reiche der Mitte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen wird, legt ſich der Kaiſer, der Himmelsſohn, ſelber eine harte Buße auf, wähnend, daſs er ſelber durch irgend eine Sünde ein ſolches Landesunglück verſchuldet haben müſſe. Wir würden es mit großem Vergnügen ſehen, wenn unſer heimiſcher Pietismus auf ſolche fromme Irrthümer geriethe und ſich zum Heil des Staats weidlich kaſteien wollte. In China gehört es zur Konſequenz der patriarchaliſchen Anſicht, daſs es neben den Beſtrafungen auch geſetzliche Belohnungen giebt, daſs man für gute Handlungen irgend einen Ehrenknopf mit oder ohne Schleife bekömmt, wie man für ſchlechte Handlungen die gehörige Tracht Schläge empfängt, ſo daſs, um mich philoſophiſch auszudrücken, der Bambus die Belohnung des Laſters und der Orden die Strafe der Tugend iſt. Die Partiſane der körperlichen Züchtigung haben jüngſt in den Rheinprovinzen einen Widerſtand gefunden, der aus einer Empfindungsweiſe hervorgegangen, die nicht ſehr original iſt und leider als ein Überbleibſel der franzöſiſchen Fremdherrſchaft betrachtet werden dürfte.

Wir haben noch eine vierte große Straftheorie, die wir kaum noch eine ſolche nennen können, da der Begriff „Strafe“ hier ganz verſchwindet. Man nennt ſie die Präventionstheorie, weil hier die Verhütung der Verbrechen das leitende Princip iſt. Die eifrigſten Vertreter dieſer Anſicht ſind zunächſt die Radikalen aller ſocialiſtiſchen Schulen. Als der Entſchiedenſte muſs hier der Engländer Owen genannt werden, der kein Recht der Beſtrafung anerkennt, ſo lange die Urſache der Verbrechen, die ſocialen Übel, nicht fortgeräumt worden. So denken auch die Kommuniſten, die materialiſtiſchen eben ſo wohl wie die ſpiritualiſtiſchen, welche Letztern ihre Abneigung gegen das herkömmliche Kriminalrecht, das ſie das altteſtamentaliſche Rachegeſetz nennen, durch evangeliſche Texte beſchönigen. Die Fourieriſten dürfen ebenfalls konſequenterweiſe kein Strafrecht anerkennen, da nach ihrer Lehre die Verbrechen nur durch ausgeartete Leidenſchaften entſtehen und ihr

Staat ſich eben die Aufgabe geſtellt hat, durch eine neue Organiſation der menſchlichen Leidenſchaften ihre Ausartung zu verhüten. Die Saint-Simoniſten hatten freilich weit höhere Begriffe von der Unendlichkeit des menſchlichen Gemüthes, als daſs ſie ſich auf einen geregelten und numerierten Schematismus der Leidenſchaften, wie wir ihn bei Fourier finden, eingelaſſen hätten. Jedoch auch ſie hielten das Verbrechen nicht bloß für ein Reſultat geſellſchaftlicher Miſsſtände, ſondern auch einer fehlerhaften Erziehung, und von den beſſer geleiteten, wohlerzogenen Leidenſchaften erwarteten ſie eine vollſtändige Regeneration, das Weltreich der Liebe, wo alle Traditionen der Sünde in Vergeſſenheit gerathen und die Idee eines Strafrechts als eine Blasphemie erſcheinen würde.

Minder ſchwärmeriſche und ſogar ſehr praktiſche Naturen haben ſich ebenfalls für die Präventionstheorie entſchieden, inſofern ſie von der Volkserziehung die Abnahme der Verbrechen erwarteten. Sie haben noch ganz beſondere ſtaatsökonomiſche Vorſchläge gemacht, die dahin zielen, den Verbrecher vor ſeinen eigenen böſen Anfechtungen zu ſchützen, in derſelben Weiſe wie die Geſellſchaft vor der Unthat ſelbſt hinreichend bewahrt wird. Hier ſtehen wir auf dem poſitiven Boden der Präventionslehre.

Der Staat wird hier gleichſam eine große Polizeianſtalt im edelſten und würdigſten Sinne, wo dem böſen Gelüſte jeder Antrieb entzogen wird, wo man nicht durch Ausſtellungen von Leckerbiſſen und Putzwaaren einen armen Schlucker zum Diebſtahl und die arme Gefallſucht zur Proſtitution reizt, wo keine diebiſchen Emporkömmlinge, keine Robert-Macaires der hohen Finanz, keine Menſchenfleiſchhändler, keine glücklichen Halunken ihren unverſchämten Luxus öffentlich zur Schau geben dürfen, kurz, wo das demoraliſierende böſe Beiſpiel unterdrückt wird. Kommen, trotz aller Vorkehrungsmaßregeln, dennoch Verbrechen, zum Vorſchein, ſo ſucht man die Verbrecher unſchädlich zu machen, und ſie werden entweder eingeſperrt oder, wenn ſie der Ruhe der Geſellſchaft gar zu gefährlich ſind, ein biſschen hingerichtet. Die Regierung, als Mandatarin der Geſellſchaft, verhängt hier keine Pein als Strafe, ſondern als Nothwehr, und der höhere oder geringere Grad dieſer Pein wird nur von dem Grade des Bedürfniſſes der ſocialen Selbſtvertheidigung beſtimmt. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus ſind wir für die Todesſtrafe, oder vielmehr für die Tödtung großer Böſewichter, welche die Polizei aus dem Wege ſchaffen muſs, wie ſie tolle Hunde todtſchlägt.

Wenn man aufmerkſam das Exposé des motifs lieſt, womit der franzöſiſche Miniſter des Innern ſeinen Geſetzentwurf in Betreff der Gefängnisreform einleitete, ſo iſt es augenſcheinlich, wie hier die zuletzt bezeichnete Anſicht den Grundgedanken bildet, und wie das ſogenannte Repreſſiv-Princip der Franzoſen im Grunde nur die Praxis unſerer Präventivtheorie iſt.

Im Princip ſind alſo unſre Anſichten ganz übereinſtimmend mit denen der franzöſiſchen Regierung. Aber unſre Gefühle ſträuben ſich gegen die Mittel, wodurch die gute Abſicht erreicht werden ſoll. Auch halten wir ſie für Frankreich ganz ungeeignet. In dieſem Lande der Sociabilität wäre die Abſperrung in Zellen, die pennſylvaniſche Methode, eine unerhörte Grauſamkeit, und das franzöſiſche Volk iſt zu großmüthig, als daſs es je um ſolchen Preis ſeine geſellſchaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, ſelbſt nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entſetzliche, unmenſchliche, ja unnatürliche Cellulargefängnisweſen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten koſten, ſind, Gottlob! verlorenes Geld. Dieſe Burgverließe des neuen Bürgerritterthums wird das Volk eben ſo unwillig niederreißen, wie es einſt die adlige Baſtille zerſtörte. So furchtbar und düſter dieſelbe von außen geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch gewiſs nur ein heiteres Kiosk, ein ſonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen ſchweigenden amerikaniſchen Höllen, die nur ein blödſinniger Pietiſt erſinnen, und nur ein herzloſer Krämer, der für ſein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger ſoll hinfüro ruhiger ſchlafen können — Das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum ſollen ſie nicht etwas weniger ſchlafen? — Beſſere Leute müſſen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben ſie nicht den lieben Gott, um ſie zu ſchützen, ſie, die Frommen? — Oder zweifeln ſie an dieſem Schutz, ſie, die Frommen?

Aus den Pirenäen *).

I.

Barèges, den 26. Juli 1846.

Seit Menſchengedenken gab es kein ſolches Zuſtrömen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieſes Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa ſechzig Häuſern und einigen Dutzend Nothbaracken beſteht, kann die kranke Menge nicht mehr faſſen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und muſſten leidend umkehren. Die meiſten Gäſte ſind franzöſiſche Militärs, die in Afrika ſehr viele Lorbeeren, Lanzenſtiche und Rheumatismen eingeerntet haben. Einige alte Officiere

---

*) Die nachſtehenden Briefe fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

aus der Kaiſerzeit keuchen hier ebenfalls umher, und ſuchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergeſſen, die ſie bei jedem Witterungswechſel ſo verdrießlich jucken. Auch ein deutſcher Dichter befindet ſich hier, der Manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs ſeines Verſtandes verluſtig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingeſperrt worden iſt, wie ein Berliner Korreſpondent in der hochlöblichen „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ berichtet hat. Freilich, wir können uns irren, Heinrich Heine iſt vielleicht verrückter, als er ſelbſt weiß; aber mit Gewiſsheit dürfen wir verſichern, daſs man ihn hier in dem anarchiſchen Frankreich noch immer auf freien Füßen herumgehen läſſt, was ihm wahrſcheinlich zu Berlin, wo die geiſtige Sanitätspolizei ſtrenger gehandhabt wird, nicht geſtattet werden möchte. Wie Dem auch ſei, fromme Gemüther an der Spree mögen ſich tröſten, wenn auch nicht der Geiſt, ſo iſt doch der Leib des Dichters hinlänglich belaſtet von lähmenden Gebreſten, und auf der Reiſe von Paris hierher ward ſein Siechthum ſo unleidlich, daſs er unſern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlaſſen und ſich auf einem Lehnſeſſel über das Gebirge tragen laſſen muſste. Er hatte bei dieſer erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und

Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felſenkoppen, wie ſteinerne Rieſenhäupter, ſahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées ſind wunderbar ſchön. Beſonders ſeelenerquickend iſt die Muſik der Bergwaſſer, die, wie ein volles Orcheſter, in den rauſchenden Thalfluſs, den ſogenannten Gäve, hinabſtürzen. Gar lieblich iſt dabei das Geklingel der Lämmerherden, zumal wenn ſie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshalden heruntergeſprungen kommen, voran die langwolligen Mutterſchafe und doriſch gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälſen tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der ſie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieſer Gelegenheit auch die Liebſte beſuchen will. Einige Tage ſpäter iſt das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdeſſen gewittert, aſchgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit ſeinen geſchornen, fröſtelnd nackten Lämmern ſteigt der junge Hirt melancholiſch wieder hinauf in ſeine Alpeneinſamkeit; er iſt ganz eingewickelt in ſeinen braunen, reichgeflickten Baskeſenmantel, und das Scheiden von ihr war vielleicht bitter.

Ein ſolcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteſte an das Meiſterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon beſaß, und das von ſo Vielen, ja von dem kunſtverſtändigſten Franzoſen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in ſeiner zerlumpten Majeſtät wie ein wahrer Bettelkönig ausſieht und an ſeiner Bruſt, unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguſs zu ſchützen ſucht, die ſtumpfſinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimaſſen, der zottighäſsliche Schäferhund — Alles iſt auf jenem Bilde ſo naturwahr, ſo pirenäentreu gemalt, ſo ganz ohne ſentimentalen Anſtrich und ohne ſüßliche Veridealiſierung, daſs Einem hier das Talent des Decamp's faſt erſchreckend, in ſeiner naivſten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pirenäen werden jetzt von vielen franzöſiſchen Malern mit großem Glück ausgebeutet, beſonders wegen der hieſigen pittoresken Volkstrachten, und die Leiſtungen von Leleux, die unſer feintreffender Pfeilkollege immer ſo ſchön gewürdigt, verdienen das geſpendete Lob; auch bei dieſem Maler iſt Wahrheit der Natur, aber ohne ihre Beſcheidenheit, ſie tritt ſchier allzu keck hervor und ſie artet aus in Virtuoſität. Die Kleidung der Bergbewohner, der Bearnaiſen, der Baſken und der Grenzſpanier, iſt in der That ſo eigenthümlich und ſtaffeleifähig, wie es ein junger Enthuſiaſt von der Pinſelgilde, der den banalen Frack verabſcheut, nur irgend verlangen kann; beſonders pittoresk iſt die Kopfbedeckung der Weiber, die ſcharlachrothe, bis an die Hüften über den ſchwarzen Leibrock herabhängende Kapuze. Einen überaus köſtlichen Anblick gewähren derartig koſtümierte Ziegenhirtinnen, wenn ſie, auf hochgeſattelten Maulthieren ſitzend, den alterthümlichen Spinnſtock unterm Arm, mit ihren gehörnten ſchwarzen Zöglingen über die äußerſten Spitzen der Berge einherreiten und der abenteuerliche Zug ſich in den reinſten Kontouren abzeichnet an dem ſonnig blauen Himmelsgrund.

Das Gebäude, worin ſich die Badeanſtalt von Barèges befindet, bildet einen ſchauderhaften Kontraſt mit den umgebenden Naturſchönheiten, und ſein mürriſches Äußere entſpricht vollkommen den innern Räumen: unheimlich finſtere Zellen, gleich Grabgewölben, mit gar zu ſchmalen ſteinernen Badewannen, einer Art proviſoriſcher Särge, worin man alle Tage eine Stunde lang ſich üben kann im Stilleliegen mit ausgeſtreckten Beinen und gekreuzten Armen, eine nützliche Vorübung für Lebensabiturienten. Das beklagenswertheſte Gebrechen zu Barèges iſt der Waſſermangel; die Heilquellen ſtrömen nämlich nicht in hinlänglicher Fülle. Eine traurige Abhilfe in dieſer Beziehung gewähren die ſogenannten Piscinen, ziemlich enge Waſſerbehälter, worin ſich ein Dutzend, auch wohl anderthalb Dutzend Menſchen gleichzeitig baden in aufrechter Stellung. Hier giebt es Berührungen, die ſelten angenehm ſind, und bei dieſer Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefſinn die Worte des toleranten Ungars, der ſich den Schnurrbart ſtrich und zu ſeinem Kameraden ſagte: „Mir iſt ganz gleich, was der Menſch iſt, ob er Chriſt oder Jude, republikaniſch oder kaiſerlich, Türke oder Preuße, wenn nur der Menſch geſund iſt.“

II.

Barèges, den 7. Auguſt 1846.

Über die therapeutiſche Bedeutung der hieſigen Bäder wage ich nicht mich mit Beſtimmtheit auszuſprechen. Es läſſt ſich vielleicht überhaupt nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Man kann das Waſſer einer Quelle chemiſch zerſetzen und genau angeben wie viel Schwefel, Salz oder Butter darin enthalten iſt, aber Niemand wird es wagen, ſelbſt in beſtimmten Fällen die Wirkung dieſes Waſſers für ein ganz probates, untrügliches Heilmittel zu erklären; denn dieſe Wirkung iſt ganz abhängig von der individuellen Leibesbeſchaffenheit des Kranken, und das Bad, das bei gleichen Krankheitsſymptomen dem Einen fruchtet, übt auf den Andern nicht den mindeſten, wo nicht gar den ſchädlichſten Einfluſs. In der Weiſe wie z. B. der Magnetismus, enthalten auch die Heilquellen eine Kraft, die hinlänglich konſtatiert, aber keineswegs determiniert iſt, deren Grenzen und auch geheimſte Natur den Forſchern bis jetzt unbekannt geblieben, ſo daſs der Arzt dieſelben nur verſuchsweiſe, wo alle andern Mittel fehlſchlagen, als Medikament anzuwenden pflegt. Wenn der Sohn Äskulap's gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen ſoll, dann ſchickt er uns ins Bad mit einem langen Konſultationszettel, der nichts Anderes iſt, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall!

Die Lebensmittel ſind hier ſehr ſchlecht, aber deſto theurer. Frühſtück und Mittageſſen werden den Gäſten in hohen Körben und von ziemlich klebrichten Mägden aufs Zimmer getragen, ganz wie in Göttingen. Hätten wir nur hier ebenfalls den jugendlich-akademiſchen Appetit, womit wir einſt die gelehrt-trockenſten Kalbsbraten Georgia Auguſta's zermalmten! Das Leben ſelbſt iſt hier ſo langweilig, wie an den blumigen Ufern der Leine. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daſs wir zwei ſehr hübſche Bälle genoſſen, wo die Tänzer alle ohne Krücken erſchienen. Es fehlte dabei nicht an einigen Töchtern Albion's, die ſich durch Schönheit und linkiſches Weſen auszeichneten; ſie tanzten, als ritten ſie auf Eſeln. Unter den Franzöſinnen glänzte die

Tochter des berühmten Cellarius, die — welche Ehre für das kleine Barèges! — hier eigenfüßig die Polka tanzte. Auch mehre junge Tanznixen der Pariſer großen Oper, welche man Ratten nennt, unter Andern die ſilberfüßige Mademoiſelle Lelhomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei dieſem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Muſik am Ende nicht mehr aushalten konnte, und wohin das Herz ſich jetzt dennoch wieder zurückſehnt. Wunderbar närriſcher Zauber! Vor lauter Plaiſir und Beluſtigung wird Paris zuletzt ſo ermüdend, ſo erdrückend, ſo überläſtig, alle Freuden ſind dort mit ſo erſchöpfender Anſtrengung verbunden, daſs man jauchzend froh iſt, wenn man dieſer Galere des Vergnügens einmal entſpringen kann — und kaum iſt man einige Monate von dort entfernt, ſo kann eine einzige Walzermelodie oder der bloße Schatten eines Tänzerinnenbeins in unſerm Gemüthe das ſehnſüchtigſte Heimweh nach Paris erwecken! Das geſchieht aber nur den bemooſten Häuptern dieſes ſüßen Bagnos, nicht den jungen Burſchen unſrer Landsmannſchaft, die nach einem kurzen Semeſteraufenthalt in Paris gar kläglich bejammern, daſs es dort nicht ſo gemüthlich ſtill ſei, wie jenſeits des Rheins, wo das Zellenſyſtem des einſamen Nachdenkens eingeführt iſt, daſs man ſich dort nicht ruhig ſammeln könne, wie etwa zu Magdeburg oder Spandau, daſs das ſittliche Bewuſstſein ſich dort verliere im Geräuſch der Genuſswellen, die ſich überſtürzen, daſs die Zerſtreuung dort zu groß ſei — ja, ſie iſt wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerſtreuen, zerſtreut ſich auch unſer Geld!

Ach, das Geld! Es weiß ſich ſogar hier in Barèges zu zerſtreuen, ſo langweilig auch dieſes Heilneſt. Es überſteigt alle Begriffe, wie theuer der hieſige Aufenthalt; er koſtet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeörtern der Pirenäen ausgiebt. Und welche Habſucht bei dieſen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als die Reſte einer Unſchuldsrace zu preiſen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunſt, die an Fanatismus grenzt, und Das iſt ihr eigentlicher Nationalkultus. Aber iſt das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den ſelbſt der verſtockteſte Atheiſt keine drei Tage lang verleugnen könnte, denn ohne ſeine göttliche Hilfe würde ihm der Bäcker auch nicht die kleinſte Semmel verabfolgen laſſen.

Dieſer Tage bei der großen Hitze kamen ganze Schwärme von Engländern nach Barèges; rothgeſunde, beefſteakgemäſtete Geſichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäſte ſchier beleidigend kontraſtierten. Der bedeutendſte dieſer Ankömmlinge iſt ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toriſtiſchen Klicke. Dieſer Gentleman ſcheint die Franzoſen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutſche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte beſonders unſre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, ſich keine franzöſiſchen Bedienten, ſondern nur deutſche anſchaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns ſchenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der hiſtoriſchen Schule.

Zu den hieſigen Badegäſten rechnen wir auch, wie männiglich bekannt iſt, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Luz, mit ſeiner Familie wohnt, aber täglich hieher fährt, um ſein Bad zu nehmen. Als er das erſte Mal in dieſer Abſicht nach Barèges kam, ſaß er in einer offenen Kaleſche, obgleich das miſerabelſte Nebelwetter an jenem Tage herrſchte; ich ſchloſs daraus, daſs er ſehr geſund ſein müſſe, und jedenfalls keinen Schnupfen ſcheue. Sein erſter Beſuch galt dem hieſigen Militärhoſpital, wo er leutſelig mit den kranken Soldaten ſprach, ſich nach ihren Bleſſuren erkundigte, auch nach ihrer Dienſtzeit u. ſ. w. Eine ſolche Demonſtration, obgleich ſie nur ein altes Trompeterſtückchen iſt, womit ſchon ſo viele erlauchte Perſonen ihre Virtuoſität beurkundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürſt bei der Badeanſtalt anlangte, wo das neugierige Publikum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populär*).

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet ſich hier folgende Einſchaltung: „Da dieſem deſignierten Regenten eine ſo große Zukunft bevorſteht und ſeine Perſönlichkeit auf das Schickſal von ganz Europa Einfluß haben kann, betrachtete ich ihn mit etwas geſchärfter Aufmerkſamkeit, und ich ſuchte in ſeiner äußern Erſcheinung die Signatur der inneren Gemüthsart zu erſpähen. Bei dieſem etwas mißtrauiſchen Geſchäfte entwaffnete mich zunächſt die ſtille Grazie, welche jene ſchlankzierliche Jünglingsgeſtalt gleichſam umfloß, und dann der ſchöne mitleidige Blick, womit das Auge auf den Leidensgeſtalten ruhte, die hier in betrübſamer Menge verſammelt waren. Dieſer Blick hatte durchaus nichts Officielles, nichts Einſtudiertes, es war ein reiner, wahrhafter Strahl aus einer edlen, menſchenfreundlichen Seele. Das Mitleid, das ſich hier im Auge des Nemours verrieth, hatte dabei etwas rührend Beſcheidenes, wie denn überhaupt die Beſcheidenheit der auffallend ſchönſte Zug in ſeinem Charakter ſein ſoll. Dieſe Beſcheidenheit fanden wir auch bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Orleans, der auf dem Schlachtfelde des Lebens ſo bedauerlich früh gefallen. Der Herzog von Nemours iſt nicht ſo beliebt ꝛc.“

Der Herausgeber.

Nichtsdeſtoweniger iſt der Herzog von Nemours nicht ſo beliebt wie ſein verſtorbener Bruder, deſſen Eigenſchaften ſich mit mehr Offenheit kundgaben. Dieſer herrliche Menſch, oder beſſer geſagt dieſes herrliche Menſchengedicht, welches Ferdinand Orleans hieß, war gleichſam in einem populären, allgemein faßlichen Stil gedichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunſtform ſich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegenſatz in ihrer äußern Erſcheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der Andere hat vielmehr Etwas von feiner Patricierart. Erſterer war ganz ein junger franzöſiſcher Officier, überſprudelnd von leichtſinnigſter Bravour, ganz die Sorte, die gegen Feſtungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Luſt Sturm läuft. Es heißt, der Nemours ſei ein guter Soldat, vom kaltblütigſten Muthe, aber nicht ſehr kriegeriſch*). Er wird daher, wenn er zur Regentſchaft gelangt, ſich nicht ſo leicht von der Trompete Bellona's verlocken laſſen, wie ſein Bruder Deſſen

---

*) Statt des obigen Satzes findet ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Der Nemours ſieht vielmehr aus wie ein Staatsmann, aber wie einer, der ein Gewiſſen hat und mit der Beſonnenheit auch den edelſten Willen verbindet. Soll ich mich durch Beiſpiele verſtändlichen, ſo wähle ich dieſelben am liebſten im Gebiete der Dichtung, und es will mich bedünken, als habe Goethe die

---

beiden Fürſten ſchon ſo halbwegs geſchildert unter dem Namen Egmont und Oranien. Perſonen, die ihm nahe ſtehen, ſagen mir, der Prinz von Nemours beſitze ſehr viel' Kenntniſſe und eine klare Überſicht aller heimiſchen und ausländiſchen Zuſtände: eifrig ſei er bemüht, ſich bei jedem Sachverſtändigen zu unterrichten, er ſelbſt aber zeige ſich wenig mittheilend, und man wiſſe nicht, ob aus Schüchternheit oder Verſchloſſenheit. Als hervorſtechende Eigenſchaft loben ſie an ihm ſeine hohe Zuverläſſigkeit; er verſpreche ſelten, mit der größten Zurückhaltung, aber man könne ſich auf ſein Wort verlaſſen wie auf einen Felſen. Er ſei ein guter Soldat, von dem kaltblütigſten Muthe, aber nicht ſehr kriegsluſtig. Er liebe ſeine Familie leidenſchaftlich, und der kluge Vater habe wohl gewußt, in weſſen Hände er das Heil des Hauſes Orleans gelegt. Welche Bürgſchaft aber bietet der Mann für die Intereſſen Frankreichs und der Menſchheit überhaupt? Ich glaube: die beſte; jedenfalls, wir wollen es ausſprechen, eine weit beſſere als ſein ſeliger Bruder uns geboten hätte. Er iſt weniger populär als Dieſer es war, und er darf alſo weniger wagen, wenn einmal die Errungenſchaften der Revolution mit den Bedürfniſſen der Regierung in Konflikt geriethen. Geliebte Regenten, die ein blindes Zutrauen genießen, ſind der Freiheit mitunter ſehr gefährlich. Der Nemours weiß, daß man ihn argwöhniſch beaufſichtigt, und er wird ſich in Acht nehmen vor jedem verfänglichen Akt. Auch wird er ſich nicht ſo leicht von der Trompete Bellona's verlocken laſſen ꝛc."

Der Herausgeber.

fähig war; was uns ſehr lieb iſt, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsſchauplatz ſein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskoſten bezahlen müßte. Nur Eins möchte ich gern wiſſen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch ſo viel Geduld beſitzt wie ſein glorreicher Vater, der durch dieſe Eigenſchaft, die allen ſeinen franzöſiſchen Gegnern fehlt, unermüdlich geſiegt und dem ſchönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

III.

Barèges, den 20. Auguſt 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Geduld. Daſs er dieſe Kardinaltugend beſitzt, bemerkte ich an der Gelaſſenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn ſein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an ſeinen Großoheim und deſſen „J'ai failli attendre!" Der Herzog von Nemours verſteht zu warten, und als eine ebenfalls gute Eigenſchaft bemerkte ich an ihm, daſs er Andere nicht lange warten läſſt. Ich bin ſein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muſs ihm das Lob ertheilen, daſs er dieſelbe ſo pünktlich verläſſt wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier ſeine Stunde bis auf die Minute zugemeſſen iſt. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, ſelber die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrießlich müßiges Kutſchergeſicht und hinter ihm ſein korpulenter deutſcher Kammerdiener ſitzt. Sehr oft, wenn das Wetter ſchön, läuft der Fürſt neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Luz bis Barèges, wie er denn überhaupt Leibesübungen ſehr zu lieben ſcheint. [Den Bergbewohnern imponiert er durch die gelenkige Keckheit, womit er die ſteilſten Höhen erklimmt: bei der Rolandsbreſche im Gavarnithal zeigt man die halsbrechenden Felswände, wo der Prinz hinaufgeklettert. Er iſt ein vorzüglicher Jäger, und ſoll jüngſt einen Bären in ſehr große Gefahr gebracht haben.] Er macht auch mit ſeiner Gemahlin, die eine der ſchönſten Frauen iſt, ſehr häufige Ausflüge nach merkwürdigen Gebirgsörtern. So kam er mit ihr jüngſt hieher, um den Pic du Midi zu beſteigen, und während die Fürſtin mit ihrer Geſellſchaftsdame in Palankinen den Berg hinaufgetragen ward, eilte der junge Fürſt ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einſam und ungeſtört jene koloſſalen Naturſchönheiten zu betrachten, die unſere Seele ſo idealiſch emporheben aus der niedern Werkeltagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort ſteif aufgepflanzt — drei Gendarmen! Nun giebt es aber wahrlich Nichts auf der Welt, was ernüchternder und abkühlender wirken mag, als das poſitive Geſetztafelgeſicht eines Gendarmen und das ſchauderhafte Citronengelb ſeines Bandeliers. Alle ſchwärmeriſchen Gefühle werden uns da gleichſam in der Bruſt arretiert, au nom de la loi, [und ich begreife ſehr gut die Äußerung einer kleinen Franzöſin, welche vorigen Winter ſo ſehr darüber empört war, daſs man Gendarmen ſogar in Kirchen erblicke, in frommen Gotteshäuſern, wo man ſich den Empfindungen der Andacht hingeben wolle; „dieſer Anblick,“ ſagte ſie, „zerſtört mir alle Illuſion.“]

Ich muſste wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämiſch verdrieſslich der Nemours ausgeſehen, als er bemerkte, welche Sürpriſe der ſervile Dienſteifer des Präfekten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte. [Armer Prinz, dachte ich, du irrſt dich ſehr, wenn du glaubſt, daſs du jetzt noch einſam nnd unbelauſcht ſchwärmen kannſt; du biſt der Gendarmerie verfallen, und du wirſt einſt ſelbſt der Obergendarm ſein müſſen, der für den Landfrieden zu ſorgen hat. Armer Prinz!]

Hier in Barèges wird es täglich langweiliger. Das Unleidliche iſt eigentlich nicht der Mangel an geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, ſondern vielmehr, daſs man auch die Vortheile der Einſamkeit entbehrt, indem hier beſtändig ein Schreien und Lär men, das kein ſtilles Hinträumen erlaubt und uns jeden Augenblick aus unſern Gedanken aufſchreckt. Ein grelles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitſche, die hieſige Nationalmuſik, hört man vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht. Wenn nun gar das ſchlechte Wetter eintritt und die Berge ſchlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen ſich hier die Stunden zu ennuyanten Ewigkeiten. Die leibhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gehüllt in eine bleierne Kapuze und Klopſtock's Meſſiade in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Barèges, und wen ſie angähnt, dem verſickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht ſo weit, daſs ich aus Verzweiflung die Geſellſchaft unſers Gönners, des engliſchen Parlamentsgliedes, nicht mehr zu vermeiden ſuche. Er zollt noch immer die gerechteſte Anerkennung unſern Haustugenden und ſittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthuſiaſtiſch, ſeitdem ich in unſern Geſprächen die Äußerung fallen ließ, daſs die Deutſchen jetzt ein großes Gelüſte empfänden nach dem Beſitz einer Marine, daſs wir zu allen Schiffen unſrer künftigen Flotte ſchon die Namen erſonnen, daſs die Patrioten in den Zwangsprytaneen, ſtatt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern ſpinnen wollen, und daſs die Eichen im Teutoburger Walde, die ſeit der Niederlage des Varus geſchlafen, endlich erwacht ſeien und ſich zu freiwilligen Maſtbäumen erboten haben. Dem edlen Britten miſsfiel ſehr dieſe Mittheilung, und er meinte, wir Deutſchen thäten beſſer, wenn wir den Ausbau des Kölner Doms, des großen Glaubenswerks unſrer Väter, mit unzerſplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerke ich mit tiefſter Beſchämung, daſs der Haſs, den ſie gegen die Franzoſen hegen, für dieſes Volk weit ehrenvoller iſt, als die impertinente Liebe, die ſie uns Deutſchen angedeihen laſſen, und die wir immer irgend einer Lakune unſrer weltlichen Macht oder unſrer Intelligenz verdanken; ſie lieben uns wegen unſrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelskonkurrenz zu beſorgen ſteht; ſie lieben uns wegen unſrer politiſchen Naivetät, die ſie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weiſe auszubeuten hoffen. —

[Eine Diverſion in der hieſigen Langeweile gewährten die Klatſchgeſchichten, die Chronika der Wahlen, welche auch in unſern Bergen ihr ſkandaloſes Echo gefunden. Die Oppoſition hat in dem Departement des hautes Pyrénées wieder eine

Niederlage erlitten, und Das war vorauszuſehen bei der politiſchen Indifferenz und der grenzenloſen Geldgier, die hier herrſchen. Der Kandidat der Bewegungspartei, der zu Tarbes durchfiel, ſoll ein rechtſchaffener, braver Mann ſein, der wegen ſeiner Überzeugung und treuen Ausdauer gerühmt wird, obgleich auch bei ihm, wie bei ſo vielen andern Geſinnungshelden, die Überzeugung eigentlich nur ein Stillſtand im Denken iſt, und die Ausdauer dabei nur eine pſychiſche Schwäche. Dieſe Leute beharren bei den Grundſätzen, denen ſie bereits ſo viele Opfer gebracht haben, aus demſelben Grunde, warum manche Menſchen ſich nicht von einer Maitreſſe losmachen können; ſie behalten ſie, weil ihnen die Perſon ja doch ſchon ſo Viel gekoſtet hat.

Daſs Herr Achilles Fould zu Tarbes gewählt worden und in der nächſten Deputiertenkammer wieder die hohen Pirenäen repräſentieren wird, haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Der Himmel bewahre mich davor, daſs ich Partikularitäten der Wahl oder der Perſonen hier mittheile. Der Mann iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter, als hundert Andere, die mit ihm auf den grünen Bänken des Palais-Bourbon übereinſtimmend die Majorität bilden werden. Der Auserwählte iſt übrigens konſervativ, nicht miniſteriell, und er hat von jeher nicht Guizot, ſondern Herrn Molé protegiert. Seine Erhebung zur Deputation macht mir ein wahrhaftes Vergnügen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch das Princip der bürgerlichen Gleichſtellung der Iſraeliten in ſeiner letzten Konſequenz ſanktioniert wird. Es iſt freilich, ſowohl durch das Geſetz wie durch die öffentliche Meinung, hier in Frankreich längſt der Grundſatz anerkannt worden, daſs den Juden, die ſich durch Talent oder Hochſinn auszeichnen, alle Staatsämter ohne Ausnahme zugänglich ſein müſſen. Wie tolerant Dieſes auch klingt, ſo finde ich hier doch noch den ſäuerlichen Beigeſchmack des verjährten Vorurtheils. Ja, ſo lange die Juden nicht auch ohne Talent und ohne Hochſinn zu jenen Ämtern zugelaſſen werden, ſo gut wie Tauſende von Chriſten, die weder denken noch fühlen, ſondern nur rechnen können: ſo lange iſt noch immer das Vorurtheil nicht radikal entwurzelt, und es herrſcht noch immer der alte Druck! Die mittelalterliche Intoleranz ſchwindet aber bis auf die letzte Schattenſpur, ſobald die Juden auch ohne ſonſtiges Verdienſt bloß durch ihr Geld zur Deputation, dem höchſten Ehrenamte Frankreichs, gelangen können, eben ſo gut wie ihre chriſtlichen Brüder, und in dieſer Beziehung iſt die Ernennung des Herrn Achilles Fould ein definitiver Sieg des Princips der bürgerlichen Gleichheit*).

Noch zwei andere Bekenner des moſaiſchen Glaubens, deren Namen einen ebenſo guten Geldklang hat, ſind dieſen Sommer zu Deputierten gewählt worden. Inwieweit fördern auch Dieſe das demokratiſche Gleichheitsprincip? Es ſind ebenfalls zwei millionenbeſitzende Bankiers, und in meinen hiſtoriſchen Unterſuchungen über den Nationalreichthum der Juden von Abraham bis auf heute werde ich auch Gelegenheit finden, von Herrn Benoit Fould und Herrn von Eichthal zu reden. Honni soit qui mal y pense! Ich bemerke im Voraus, um Miſsdeutungen zu entgehen, daſs das Ergebnis meiner Forſchungen über den Nationalreichthum der Juden für dieſe ſehr rühmlich iſt und ihnen zur größten Ehre gereicht. Iſrael verdankt nämlich ſeinen Reichthum einzig und allein jenem erhabenen Gottesglauben, dem es ſeit Jahrtauſenden ergeben blieb. Die Juden verehrten ein höchſtes Weſen, das unſichtbar im Himmel waltet, während die Heiden, unfähig einer Erhebung zum Reingeiſtigen, ſich allerlei goldene und ſilberne Götter machten die ſie auf Erden anbeteten. Hätten dieſe blinden Heiden all das Gold und Silber, das ſie zu ſolchem ſchnöden Götzendienſt vergeudeten, in bares Geld umgewandelt und auf Intereſſen gelegt, ſo wären ſie ebenfalls ſo reich geworden wie die Juden, die ihr Gold und Silber vortheilhafter zu placieren wuſſten, vielleicht in aſſyriſch-babyloniſchen Staatsanleihen, in Nebukadnezar'ſchen Obligationen, in ägyptiſchen Kanalaktien, in fünfprocentigen Sidoniern und andern klaſſiſchen Papieren, die der Herr geſegnet hat, wie er auch die modernen zu ſegnen pflegt.]

---

*) Vgl. die Bemerkungen Heine's in der „ſpäteren Notiz," Bd. IX, S. 114.

Der Herausgeber.

◆

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Elfter Band.

Franzöſiſche Zuſtände. Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Franzöſiſche Zuſtände

von

Heinrich Heine.

Vierter Theil.

Kunſtberichte aus Paris.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

TECA

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers IX

Kunſtberichte aus Paris.

Franzöſiſche Maler.

Gemäldeausſtellung von 1831 9
Ary Scheffer 12
Horace Vernet 23
Delacroix 29
Decamps 35
Leſſore 45
Schnetz 46
L. Robert 48
Delaroche 62
Gemäldeausſtellung von 1833 94
Gemäldeausſtellung von 1843 119
Horace Vernet 122

Über die franzöſiſche Bühne.

I. Ernſt Raupach 131
II. Das deutſche und das franzöſiſche Luſtſpiel . . . 144

Seite
III. Die Leidenſchaft in der franzöſiſchen Tragödie . 157
IV. Einwirkung des politiſchen Zuſtandes auf die Tragödiendichtung in Frankreich 168
V. Die Bedeutung Napoleon's für die franzöſiſche Bühne 183
VI. Alexandre Dumas und Victor Hugo 195
VII. Die Schauſpielkunſt in England, Frankreich und Deutſchland 211
VIII. Die Bühnendichter der Boulevards-Theater . . 225
IX. Die große Oper. Roſſini und Meyerbeer . . . 236
X. Die Koncertvirtuoſen. Berlioz, Lißt, Chopin . . 260
Anhang. George Sand 282

Muſikaliſche Berichte aus Paris.

Spontini und Meyerbeer 311
Muſikaliſche Saiſon von 1841.
Das gegenwärtige „Zeitalter der Muſik." Lißt, l'Ami de Beethoven, Döhler, Vieuxtemps, Beriot, Artôt, Haumann, die Gebrüder Franco-Mendez, Batta, Mademoiſelle Löwe, Meyerbeer 326
Der Karneval in Paris. Das Ballett und die Volkstänze 345
Roſſini und Mendelsſohn 356
Muſikaliſche Saiſon von 1843.
1. Das Klaviervirtuoſenthum. Der Violiniſt Sivori 365
2. Dreyſchock, Villmers, Kalkbrenner & Sohn, Pixis, Eduard Wolf, Stephan Heller, Thalberg, Chopin, Opern-Novitäten, Konradin Kreutzer, der „alte Deſſauer," Schindler 375

Seite

Muſikaliſche Saiſon von 1844.

1. Berlioz, Mendelsſohn, Hiller, Liſzt, Döhler, Halle, Schad, Kontski, Mathias, Künſtlerehen, Ole Bull, Sivori, Batta, Semmelmann, Ernſt 396
2. Roſſini, Halevy, Spontini, Meyerbeer, Madame Stolz, Mario und Griſi, Pauline Viardot, Auber und Scribe, Adam, die Polka 416
Spätere Notiz. Jenny Lind 432

Vorwort des Herausgebers.

Der Bericht über die Gemäldeausſtellung von 1831 wurde zuerſt im „Morgenblatt“ vom 27. Oktober bis 26. November deſſelben Jahres abgedruckt, und ſpäter, zugleich mit dem Bericht über die Ausſtellung von 1833, unter dem Geſammttitel „Franzöſiſche Maler,“ in den (1834 erſchienenen) erſten Band des „Salon“ hinübergenommen. Den Bericht über die Gemäldeausſtellung von 1843 entnahm ich den unter dem Titel „Lutetia“ geſammelten Korreſpondenzberichten Heine's für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ (Vermiſchte Schriften, dritter Band), um demſelben hier einen geeigneteren Platz anzuweiſen. — In der franzöſiſchen Ausgabe iſt der Bericht über die Ausſtellung von 1831 in dem Buche „De la France“ enthalten; der Bericht über die Ausſtellung von 1833 fehlt; derjenige über die Ausſtellung von 1843 findet ſich in der „Lutèce" den politiſchen Korreſpondenzen angereiht.

Die Briefe „über die franzöſiſche Bühne" wurden zuerſt 1837 im dritten Jahrgange von A. Lewald's „Theater-Revue," und ſpäter 1840 im vierten Bande des „Salon" abgedruckt. In der franzöſiſchen Ausgabe ſind dieſelben nach der älteren Faſſung überſetzt und, mit Weglaſſung der beiden letzten Briefe, dem Buche „De la France" einverleibt. Ich habe den bisher im erſten Bande der „Lutetia" (Vermiſchte Schriften, zweiter Band) befindlichen Aufſatz über George Sand anhangsweiſe hinzugefügt.

Die „muſikaliſchen Berichte aus Paris" ſind ſämmtlich den in der „Lutetia" („Lutèce") geſammelten Korreſpondenzberichten für die „Allgemeine Zeitung" (Vermiſchte Schriften, zweiter und dritter Band) entnommen, und hier zum erſten Mal unter einer beſonderen Rubrik aneinander gereiht. Nur die am Schluſſe befindliche „ſpätere Notiz" über Jenny Lind iſt in der „Allgemeinen Zeitung" nicht zum Abdruck gelangt.

Die eingeklammerten Ergänzungen aus der letztgenannten Zeitung finden ſich im vorliegenden Bande auf den Seiten: 127, 282, 287—288, 312

— 313, 328, 332, 333, 338, 367, 372, 376, 382, 383, 384, 385—386, 400, 403—404, 405, 410, 412, 414, 417, 421, 424 und 431.

Aus dem „Morgenblatt“ von 1831 entlehnte ich die eingeklammerten Stellen auf den Seiten 32, 63, 73, 85 und 87.

Die eingeklammerten Stellen auf den Seiten 133—134, 149, 150, 154, 168—169, 177—182, 211—214, 222, 251—252, 256, 257, 262—263, 264, 265, 272—275 und 278—281 ſind dem dritten Jahrgange der Lewald'ſchen „Theater-Revue“ entnommen.

Aus der franzöſiſchen Ausgabe endlich habe ich folgende Stellen ergänzt:

S. 121 Herr Auguſt Leo,

S. 294 Ich wollte ausſprechen — als wären ſie Paganinis . . .

S. 311 lithographierten

S. 321 Er würde für ihn das Koſtgeld — ſo gäbe man ihm die Douche.

S. 388 die Schwiegermutter des großen Giacomo Meyerbeer,

S. 407 ein Houdin,

S. 407 gratis

S. 418 und mehr als noth thut — Komponiſten des Tages.

Franzöſiſche Zuſtände.

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunſt und Volksleben.

Kunſtberichte aus Paris

Franzöſiſche Maler.

Gemäldeausſtellungen in Paris.

Gemäldeausſtellung von 1831.

(Geſchrieben im September und Oktober 1831.)

Der Salon iſt jetzt geſchloſſen, nachdem die Gemälde deſſelben ſeit Anfang Mai ausgeſtellt worden. Man hat ſie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beſchäftigt und mit ängſtlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieſer Zeit zum erſten Male die Hauptſtadt beſuchte und von unzählig neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger, als Andere, mit der erforderlichen Geiſtesruhe die Säle des Louvres durchwandeln können. Da ſtanden ſie neben einander, an die dreitauſend, die hübſchen Bilder, die armen Kinder der Kunſt, denen die geſchäftige Menge nur das Almoſen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit ſtummen Schmerzen bettelten ſie um ein biſschen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber Das war es eben, die Ausſtellung glich einem Waiſenhauſe, einer Sammlung zuſammengeraffter Kinder, die ſich ſelbſt überlaſſen geweſen und wovon keins mit dem anderen verwandt war. Sie bewegte unſere Seele, wie der Anblick unmündiger Hilfloſigkeit und jugendlicher Zerriſſenheit.

Welch verſchiedenes Gefühl ergreift uns dagegen ſchon beim Eintritt in eine Galerie jener italiäniſchen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgeſetzt worden in die kalte Welt, ſondern an den Brüſten einer großen, gemeinſamen Mutter ihre Nahrung eingeſogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieſelben Worte, aber doch dieſelbe Sprache ſprechen.

Die katholiſche Kirche, die einſt auch den übrigen Künſten eine ſolche Mutter war, iſt jetzt verarmt und ſelber hilflos. Jeder Maler malt jetzt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendſten Farben, und die Leinwand iſt geduldig. Dazu kommt noch, daſs jetzt bei den franzöſiſchen Malern die miſsverſtandene Romantik graſſiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder ſich beſtrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kurſierende Redensart heiſst, ſeine Eigenthümlichkeit hervortreten zu laſſen. Welche Bilder hiedurch manchmal zum Vorſchein kommen, läſſt ſich leicht errathen.

Da die Franzoſen jedenfalls viel geſunde Vernunft beſitzen, ſo haben ſie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht herausgefunden. Die Maler, deren Werke man am meiſten beſprach und als das Vorzüglichſte pries, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Leſſore, Schnetz, Delaroche und Robert. Ich darf mich alſo darauf beſchränken, die öffentliche Meinung zu referieren. Sie iſt von der meinigen nicht ſehr abweichend. Beurtheilung techniſcher Vorzüge oder Mängel will ich ſo viel als möglich vermeiden. Auch iſt Dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Galerien der Betrachtung ausgeſtellt bleiben, und noch weniger nützt es dem deutſchen Berichtempfänger, der ſie gar nicht geſehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der

Gemälde mögen Letzterem willkommen ſein. Als gewiſſenhafter Referent erwähne ich zuerſt die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Fauſt und das Gretchen dieſes Malers im erſten Monat der Ausſtellung die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, da die beſten Werke von Delaroche und Robert erſt ſpäterhin aufgeſtellt wurden. Überdies, wer nie Etwas von Scheffer geſehen, wird gleich frappiert von ſeiner Manier, die ſich beſonders in der Farbengebung ausſpricht. Seine Feinde ſagen ihm nach, er male nur mit Schnupftabac und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit ſie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten ſind nicht ſelten ſehr affektiert und verfehlen den in Rembrandt'ſcher Weiſe beabſichtigten Lichteffekt. Seine Geſichter haben meiſtens jene fatale Kouleur, die uns manchmal das eigene Geſicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäuſern, wo der Poſtwagen des Morgens ſtille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffer's Bilder etwas näher und länger, ſo befreundet man ſich mit ſeiner Weiſe, man findet die Behandlung des Ganzen ſehr poetiſch, und man ſieht, daſs aus den trübſinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenſtrahlen aus Nebelwolken. Jene mürriſch gefegte, gewiſchte Malerei, jene todmüden Farben mit unheimlich vagen Umriſſen, ſind in den Bildern von Fauſt und Gretchen ſogar von gutem Effekt. Beide ſind lebensgroße Knieſtücke. Fauſt ſitzt in einem mittelalterthümlichen rothen Seſſel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tiſche, der ſeinem linken Arm, worin ſein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, ſtemmt er gegen ſeine Hüfte. Gewand ſeifengrünlich blau. Das Geſicht faſt Profil und ſchnupftabacklich fahl; die Züge deſſelben ſtreng edel. Trotz der kranken Miſsfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerſtörnis, trägt dieſes Geſicht dennoch die Spuren ſeiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, ſieht es aus wie eine ſchöne Ruine, die der Mond beleuchtet.

Ja, dieſer Mann iſt eine ſchöne Menſchenruine; in den Falten über dieſen verwitterten Augbrauen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieſer Stirne lauern böſe Geſpenſter; um Mitternacht öffnen ſich dort die Gräber verſtorbener Wünſche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern ſchleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchen's Geiſt. Das iſt eben das Verdienſt des Malers, daſs er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daſs der bloße Anblick deſſelben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die ſich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum ſichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephiſtopheles, des böſen Geiſtes, des Vaters der Lüge, des Fliegengotts, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen iſt ein Seitenſtück von gleichem Werthe. Sie ſitzt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Seſſel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält ſie ein aufgeſchlagenes Gebetbuch, worin ſie nicht lieſt und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröſtet. Sie hält das Haupt geſenkt, ſo daſs die größere Seite des Geſichtes, das ebenfalls faſt Profil, gar ſeltſam beſchattet wird. Es iſt, als ob des Fauſtes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des ſtillen Mädchens. Die beiden Bilder hingen nahe neben einander, und es war um ſo bemerkbarer, daſs auf dem des Fauſtes aller Lichteffekt dem Geſichte gewidmet worden, daſs hingegen auf Gretchen's Bild weniger das Geſicht, und deſto mehr deſſen Umriſſe beleuchtet ſind. Letzteres erhielt dadurch noch etwas unbeſchreibbar Magiſches. Gretchen's Mieder iſt ſaftig grün, ein ſchwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz ſpärlich, und von beiden Seiten dringt ihr ſchlichtes, goldgelbes Haar um ſo glänzender hervor. Ihr Geſicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge ſind von einer Schönheit, die ſich ſelbſt verbergen möchte aus Beſcheidenheit. Sie iſt die Beſcheidenheit ſelbſt, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine ſtille Thräne über die ſchöne Wange, eine ſtumme Perle der Wehmuth. Sie iſt zwar Wolfgang Goethe's Gretchen, aber ſie hat den ganzen Friedrich Schiller geleſen, und ſie iſt viel mehr ſentimental als naiv, und viel mehr ſchwer idealiſch als leicht graciös. Vielleicht iſt ſie zu treu und zu ernſthaft, um graciös ſein zu können, denn die Grazie beſteht in der Bewegung. Dabei hat ſie etwas ſo Verläßliches, ſo Solides, ſo Reelles, wie ein barer Louisd'or, den man noch in der Taſche hat. Mit einem Wort, ſie iſt ein deutſches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinſchaut in die melancholiſchen Veilchen, ſo denkt man an Deutſchland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den ſteinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Konrektor, an ſeine roſige Nichte, an das Forſthaus mit den Hirſchgeweihen, an ſchlechten Taback und gute Geſellen, an Großmutters Kirchhofgeſchichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundſchaft, an erſte Liebe und allerlei andere ſüße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich, Scheffer's Gretchen kann nicht beſchrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Geſicht. Sie iſt eine gemalte Seele. Wenn ich bei ihr vorüberging, ſagte ich immer unwillkürlich: „Liebes Kind!“

Leider finden wir Scheffer's Manier in allen ſeinen Bildern, und wenn ſie ſeinem Fauſt und Gretchen angemeſſen iſt, ſo miſsfällt ſie uns gänzlich bei Gegenſtänden, die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erforderten, z. B. bei einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit ſeinen gedämpften, freudloſen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargeſtellt. Wie bedeutend auch ſein Talent der Porträtirung iſt, ja, wie ſehr ich hier ſeine Originalität der Auffaſſung rühmen muſs, ſo ſehr widerſteht mir auch hier ſeine Farbengebung. Es gab aber ein Porträt im Salon, wofür eben die Scheffer'ſche Manier ganz geeignet war. Nur mit dieſen unbeſtimmten, gelogenen, geſtorbenen, charakterloſen Farben konnte der Mann gemalt werden, deſſen Ruhm darin beſteht, daſs man auf ſeinem Geſichte nie ſeine Gedanken leſen konnte, ja, daſs man immer das Gegentheil darauf las. Es iſt der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daſs vorne das ſtereotype Lächeln von ſeinen Lippen ſchwände. Es iſt der Mann, der vierzehn falſche Eide geſchworen, und deſſen Lügentalente von allen aufeinander folgenden Regierungen Frankreichs benutzt wurden, wenn irgend eine tödliche Perfidie ausgeübt werden ſollte, ſo daſs er an jene alte Giftmiſcherin erinnert, an jene Locuſta, die wie ein frevelhaftes Erbſtück im Hauſe des Auguſtus lebte, und ſchweigend und ſicher dem einen Cäſar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienſte ſtand mit ihrem diplomatiſchen Tränklein*). Wenn ich vor dem Bilde des falſchen Mannes ſtand, den Scheffer ſo treu gemalt, dem er mit ſeinen Schierlingsfarben ſogar die vierzehn falſchen Eide ins Geſicht hinein gemalt, dann durchfröſtelte mich der Gedanke: Wem gilt wohl ſeine neueſte Miſchung in London?

Scheffer's Heinrich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergeſtalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine beſondere Erwähnung. Erſterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daſs er einen Henri-quatre getragen, und ich kann nicht beſtimmen, in wie weit er getroffen iſt. Der Andere, le roi des barricades, le roi par la grâce du peuple souverain, iſt mein Zeitgenoſſe, und ich kann urtheilen, ob ſein Porträt ihm ähnlich ſieht oder nicht*). Ich ſah letzteres, ehe ich das Vergnügen hatte, Seine Majeſtät den König ſelbſt zu ſehen, und ich erkannte ihn dennoch nicht im erſten Augenblick. Ich ſah ihn vielleicht in einem allzu ſehr erhöhten Seelenzuſtande, nämlich am erſten Feſttage der jüngſten Revolutionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorierten, die Alle, wie wahnſinnig, die Pariſienne und die Marſeiller Hymne brüllten, auch mitunter die Carmagnole tanzten. Seine Majeſtät der König ſaß hoch zu Roſs, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwillig Gefangener, der einen Triumphzug zieren ſoll; ein entthronter Kaiſer ritt ſymboliſch oder auch prophetiſch an ſeiner Seite; ſeine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und ſeine ſchwülſtigen Wangen glühten hervor aus dem Walddunkel des großen Backenbarts, und ſeine ſüßlich grüßenden Augen glänzten vor Luſt und Verlegenheit. Auf dem Scheffer'ſchen Bilde ſieht er minder kurzweilig aus, ja faſt trübe, als ritte er eben über die Place de grève, wo ſein Vater geköpft worden; ſein Pferd ſcheint zu ſtraucheln. Ich glaube, auf dem Scheffer'ſchen Bilde iſt auch der Kopf nicht oben ſo ſpitz zulaufend, wie beim erlauchten Originale, wo dieſe eigenthümliche Bildung mich immer an das Volkslied erinnert:

---

*) Hier ſchließt dieſer Abſatz in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben fehlt die oben nachfolgende Stelle bis zu den Worten: „Das Bild iſt ziemlich getroffen ꝛc."

Der Herausgeber.

Es ſteht eine Tann' im tiefen Thal,
Iſt unten breit und oben ſchmal.

Sonſt iſt das Bild ziemlich getroffen, ſehr ähnlich; doch dieſe Ähnlichkeit entdeckte ich erſt, als ich den König ſelbſt geſehen. Das ſcheint mir bedenklich, ſehr bedenklich für den Werth der ganzen Scheffer'ſchen Porträtmalerei.

Die Porträtmaler laſſen ſich nämlich in zwei Klaſſen eintheilen. Die Einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufaſſen und hinzumalen, die auch dem fremden Beſchauer eine Idee von dem darzuſtellenden Geſichte geben, ſo daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und letzteres, ſobald er deſſen anſichtig wird, gleich wieder erkennt. Bei den alten Meiſtern, vornehmlich bei Holbein, Tizian und Vandyk finden wir ſolche Weiſe, und in ihren Porträten frappiert uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Ähnlichkeit derſelben mit den längſtverſtorbenen Originalen ſo lebendig zuſichert. „Wir möchten darauf ſchwören, daß dieſe Porträte getroffen ſind!“ ſagen wir dann unwillkürlich, wenn wir Galerien durchwandeln.

Eine zweite Weiſe der Porträtmalerei finden wir namentlich bei engliſchen und franzöſiſchen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabſichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Geſicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtnis zurückrufen. Dieſe Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und ſie ſind überaus beliebt bei wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tiſche zeigen, und uns nicht genug verſichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie ſprechend ähnlich der Herr Gemahl iſt, den wir noch nicht die Ehre haben zu kennen, und deſſen Bekanntſchaft uns noch bevorſteht, wenn er von der Braunſchweiger Meſſe zurückkehrt.

Scheffer's „Leonore“ iſt in Hinſicht der Farbengebung weit ausgezeichneter, als ſeine übrigen

Stücke. Die Geſchichte iſt in die Zeit der Kreuzzüge verlegt, und der Maler gewann dadurch Gelegenheit zu brillanteren Koſtümen und überhaupt zu einem romantiſchen Kolorit. Das heimkehrende Heer zieht vorüber, und die arme Leonore vermiſſt darunter ihren Geliebten. Es herrſcht in dem ganzen Bilde eine ſanfte Melancholie, Nichts läſſt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen. Aber ich glaube eben, weil der Maler die Scene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlaſſene Leonore nicht die Gottheit läſtern und der todte Reiter wird ſie nicht abholen. Die Bürger'ſche Leonore lebte in einer proteſtantiſchen, ſkeptiſchen Periode, und ihr Geliebter zog in den ſiebenjährigen Krieg, um Schleſien für den Freund Voltaire's zu erkämpfen. Die Scheffer'ſche Leonore lebte hingegen in einem katholiſchen, gläubigen Zeitalter, wo Hunderttauſende, begeiſtert von einem religiöſen Gedanken, ſich ein rothes Kreuz auf den Rock nähten und als Pilgerkrieger nach dem Morgenlande wanderten, um dort ein Grab zu erobern. Sonderbare Zeit! Aber, wir Menſchen, ſind wir nicht alle Kreuzritter, die wir mit allen unſeren mühſeligen Kämpfen am Ende nur ein Grab erobern? Dieſen Gedanken leſe ich auf dem edlen Geſichte des Ritters, der von ſeinem hohen Pferde herab ſo mitleidig auf die trauernde

Leonore niederſchaut. Dieſe lehnt ihr Haupt an die Schultern der Mutter. Sie iſt eine trauernde Blume, ſie wird welken, aber nicht läſtern. Das Scheffer'ſche Gemälde iſt eine ſchöne, muſikaliſche Kompoſition; die Farben klingen darin ſo heiter trübe, wie ein wehmüthiges Frühlingslied.

Die übrigen Stücke von Scheffer verdienen keine Beachtung*). Dennoch gewannen ſie vielen Beifall, während manch beſſeres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meiſters. Wenn Fürſten einen böhmiſchen Glasſtein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen echten Diamantring, ſo würde man doch meinen, es ſei eitel Glas.

Die oben angeſtellte Betrachtung leitet mich auf

---

*) Statt des vorhergehenden Abſatzes, heißt es in dem älteſten Abdruck: „Scheffer's Leonore, die im vorbeiziehenden Heere ihren Wilhelm vermiſſt, verdient die wenigſte Beachtung. Die Legende iſt hier in die Zeit der Kreuzzüge verlegt, und das Koſtüm derſelben iſt dem Charakter des Stoffes nicht angemeſſen. Dies Stück hat dennoch vielen Beifall gewonnen, während manch beſſeres Bild ꝛc."

Der Herausgeber.

Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter echten Steinen den diesjährigen Salon geſchmückt. Das vorzüglichſte ſeiner ausgeſtellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff ſteht, den Holofernes zu tödten. Sie hat ſich eben vom Lager deſſelben erhoben, ein blühend ſchlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften haſtig geſchürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt ſie ein blaſsgelbes Unterkleid, deſſen Ärmel von der rechten Schulter herunterfällt, und den ſie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe ſtreift; denn mit der rechten Hand hat ſie eben das krumme Schwert gezogen gegen den ſchlafenden Holofernes. Da ſteht ſie, eine reizende Geſtalt, an der eben überſchrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hoſtie. Ihr Kopf iſt wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; ſchwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, ſondern ſich bäumen, furchtbar graciös. Das Geſicht iſt etwas beſchattet, und ſüße Wildheit, düſtere Holdſeligkeit und ſentimentaler Grimm rieſelt durch die edlen Züge der tödlichen Schönen. Beſonders in ihrem Auge funkelt ſüße

Grauſamkeit und die Lüſternheit der Rache; denn ſie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häſslichen Heiden. In der That, Dieſer iſt nicht ſonderlich liebreizend, aber im Grunde ſcheint er doch ein bon enfant zu ſein. Er ſchläft ſo gutmüthig in der Nachwonne ſeiner Beſeligung; er ſchnarcht vielleicht, oder, wie Luiſe ſagt, er ſchläft laut; ſeine Lippen bewegen ſich noch, als wenn ſie küſſten; er lag noch eben im Schoße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in ſeinem Schoße; und trunken von Glück und gewiſs auch von Wein, ohne Zwiſchenſpiel von Qual und Krankheit, ſendet ihn der Tod durch ſeinen ſchönſten Engel in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einſt ſterben ſoll, ihr Götter, laſſt mich ſterben wie Holofernes!

Iſt es Ironie von Horace Vernet, daſs die Strahlen der Frühſonne auf den Schlafenden, gleichſam verklärend, hereinbrechen, und daſs eben die Nachtlampe erliſcht?

Minder durch Geiſt, als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt ſich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Papſt vorſtellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgeſtickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle ſitzend, wird der Knecht der Knechte Gottes in der Peterskirche herumgetragen. Der Papſt ſelbſt, obgleich rothwangig, ſieht ſchwächlich aus, faſt verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden. Aber die Träger des päpſtlichen Stuhles ſind ſtämmige, charaktervolle Geſtalten in karmoiſinrothen Livréen, die ſchwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Geſichter. Es kommen nur Drei davon zum Vorſchein, aber ſie ſind vortrefflich gemalt. Daſſelbe läſſt ſich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonſuren im Vordergrunde ſichtbar werden. Aber eben die verſchwimmende Unbedeutenheit der Hauptperſonen und das bedeutende Hervortreten der Nebenperſonen iſt ein Fehler des Bildes. Letztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit ſie hingeworfen ſind, und durch ihr Kolorit an den Paul Veroneſe erinnert. Nur der venezianiſche Zauber fehlt, jene Farbenpoeſie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich iſt, aber dennoch die Seele ſo wunderbar bewegt.

In Hinſicht der kühnen Darſtellung und der Farbengebung, hat ſich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es iſt die Arretierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz iſt eine Treppe des Palais-Royal, und die arretierten Prinzen ſteigen herab, nachdem ſie eben, auf Befehl Annens von Öſterreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieſes Herabſteigen behält faſt jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé iſt der Erſte auf der unterſten Stufe; er hält ſinnend ſeinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der oberſten Stufe der Treppe kommt ein Officier herab, der die Degen der Prinzen unterm Arme trägt. Es ſind drei Gruppen, die natürlich entſtanden und natürlich zuſammengehören. Nur wer eine ſehr hohe Stufe in der Kunſt erſtiegen, hat ſolche Treppenideen*).

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais-Royal auf eine Bank ſteigt und das Volk haranguiert. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Piſtole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als dieſe Bank, und da wollteſt du ſtehen bleiben, und du ſchauteſt dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!“ iſt aber das

---

*) Die nächſten zwei Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Zauberwort, das die Revolutionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben ſie ſtehen und ſchauen ſie ſich um, dann ſind ſie verloren, wie Eurydice, als ſie, dem Saitenſpiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückſchaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Burſche! Das waren die luſtigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank ſprangeſt und dem Deſpotismus die Fenſter einwarfeſt und Laternenwitze riſſeſt; der Spaß wurde nachher ſehr trübe, die Füchſe der Revolution wurden bemooſte Häupter, denen die Haare zu Berge ſtiegen, und du hörteſt ſchreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geiſterſtimmen der Gironde, und du ſchauteſt dich um.

In Hinſicht der Koſtüme von 1789 war dieſes Bild ziemlich intereſſant. Da ſah man ſie noch, die gepuderten Friſuren, die engen Frauenkleider, die erſt bei den Hüften ſich bauſchten, die buntgeſtreiften Fräcke, die kutſcherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroriſtiſchen Weſten mit breitaufgeſchlagenen Klappen, die bei der republikaniſchen Jugend in Paris jetzt wieder in Mode gekommen ſind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre ſelbſt iſt ebenfalls auf dem Bilde zu ſehen, auffallend durch ſeine ſorgfältige Toilette und ſein geſchniegeltes Weſen. In der That, ſein Äußeres war immer ſchmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch ſein Inneres, ſein Herz, war uneigennützig, unbeſtechbar und konſequent, wie das Beil einer Guillotine. Dieſe unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühlloſigkeit, ſondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unſer Herz verdammt und die unſere Vernunft mit Entſetzen bewundert. Robespierre hatte ſogar eine beſondere Vorliebe für Desmoulins, ſeinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieſer Fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und ſtaatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camille's Blut auf der Grève floſs, floſſen vielleicht in einſamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dies ſoll keine banale Redensart ſein. Unlängſt ſagte mir ein Freund, daſs ihm Bourdon de l'Oiſe erzählt habe, er ſei einſt in das Arbeitszimmer des Comité du Salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in ſich ſelbſt verſunken, über ſeinen Akten ſaß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen, noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielſeitigen Maler, der Alles malt, Heiligenbilder, Schlachten, Still-Leben, Beſtien, Landſchaften, Porträte, Alles flüchtig, faſt pamphletartig.

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen ſtehen ſah, und das ich alſo zu denjenigen Gemälden zähle, denen die meiſte Aufmerkſamkeit zu Theil worden. Die Heiligkeit des Sujets erlaubt keine ſtrenge Kritik des Kolorits, welche vielleicht mißlich ausfallen könnte. Aber trotz etwaniger Kunſtmängel athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen iſt dargeſtellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegoriſche Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygiſchen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand, und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie ſchreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein ſchöner, ungeſtümer Leib, das Geſicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine ſeltſame Miſchung von Phryne, Poiſſarde und Freiheitsgöttin. Daß ſie eigentlich Letztere bedeuten ſolle, iſt nicht ganz beſtimmt ausgedrückt, dieſe Figur ſcheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale

Bürde abwirſt, darzuſtellen. Ich kann nicht umhin zu geſtehen, dieſe Figur erinnert mich an jene peripatetiſchen Philoſophinnen, an jene Schnell-Läuferinnen der Liebe oder Schnell-Liebende, die des Abends auf den Boulevards umherſchwärmen; ich geſtehe, daſs der kleine Schornſteincupido, der, mit einer Piſtole in jeder Hand, neben dieſer Gaſſen-Venus ſteht, vielleicht nicht allein von Ruſs beſchmutzt iſt; daſs der Pantheonskandidat, der todt am Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Kontremarken des Theaters gehandelt; daſs der Held, der mit ſeinem Schießgewehr hinſtürmt, in ſeinem Geſichte die Galere und in ſeinem häſslichen Rock gewiſs noch den Duft des Aſſiſenhofes trägt; — aber Das iſt es eben, ein großer Gedanke hat dieſe gemeinen Leute, dieſe crapule, geadelt und geheiligt und die entſchlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt.

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris!*) Aber neidiſch, ängſtlich, wie ſie ſind, fürchteten ſie am Ende, daſs die Menſchen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Prieſter ſuchten ſie „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn," und ſie ſtifteten die belgiſche Rebellion, das de Potter'ſche Viehſtück. Es iſt dafür geſorgt, daſs die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachſen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons iſt ſo ſehr die Farbe eingeſchlagen, wie auf Delacroix' Julirevolution. Indeſſen, eben dieſe Abweſenheit von Firnis und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das ſonnengetrocknete Kolorit, das gleichſam nach einem Waſſertropfen lechzt, alles Dieſes giebt dem Bilde eine Wahrheit, eine Weſenheit, eine Urſprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Phyſiognomie der Julitage**).

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Die nachfolgenden Abſätze bis zu der Überſchrift „Decamps" fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Unter den Beſchauern waren ſo Manche, die damals entweder mitgeſtritten oder doch wenigſtens zugeſehen hatten, und Dieſe konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin,“ rief ein Epicier, „dieſe Gamins haben ſich wie Rieſen geſchlagen!“ Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechniſche Schüler, wie man ihn ſehe auf allen andern Darſtellungen der Julirevolution, deren ſehr viele, über vierzig Gemälde, ausgeſtellt waren. [Ein elſaſſiſcher Korporal ſprach auf Deutſch zu ſeinem Kameraden: „Was iſt doch die Malerei eine große Künſtlichkeit! Wie treu iſt das Alles abgebildet! Wie natürlich gemalt iſt der Todte, der dort auf der Erde liegt! Man ſollte drauf ſchwören, er lebt!“]

„Papa!“ rief eine kleine Karliſtin, „wer iſt die ſchmutzige Frau mit der rothen Mütze?“ *) — „Nun freilich,“ ſpöttelte der noble Papa mit einem

---

*) Der Anfang dieſes Abſatzes lautet in der älteſten Faſſung: „Papa!“ rief eine kleine Karliſtin, „wer iſt die häßliche Frau mit der rothen Mütze?“ — „Nun, ſo gar häßlich iſt ſie nicht,“ ſpöttelte der noble Papa mit einem ſüßlich zerquetſchten Lächeln; „ſie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden.“ — „Und ſie iſt ſo ſchmutzig,“ bemerkte die Kleine. — „Nun freilich, liebes Kind, ꝛc.“

Der Herausgeber.

ſüßlich zerquetſchten Lächeln, „nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat ſie Nichts zu ſchaffen. Es iſt die Freiheitsgöttin.“ — „Papa, ſie hat auch nicht einmal ein Hemd an.“ — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen.“

Bei dieſen Worten zupfte der Mann ſeine Manſchetten etwas tiefer über die langen müßigen Hände, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte Saint-Denis gelingt, daſs eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeſchoſſen wird, dann tragen ſie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird raſend, und wir haben dann eine neue Revolution.“ — „Tant mieux!“ flüſterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Menſch, der ſich in weltliche Tracht vermummt, wie jetzt von allen Prieſtern in Paris geſchieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des böſen Gewiſſens halber; „tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geſchehen, damit das Maß wieder voll wird! Die Revolution verſchluckt dann wieder ihre eignen Anſtifter, beſonders jene eitlen Bankiers, die ſich, Gottlob! jetzt ſchon ruiniert haben.“ — „Ja, Eminenz, ſie wollten uns à tout prix vernichten, weil wir ſie nicht in unſere Salons aufgenommen; Das iſt das Geheimnis der Julirevolution, und da wurde Geld vertheilt an die Vorſtädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlaſſen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umſonſt Wein ſchenkten und noch Pulver hineinmiſchten, um den Pöbel zu erhitzen, et du reste, c'était le soleil!“

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonnanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küſſt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris. Mit Recht hatte ein franzöſiſcher Dichter*) den Vorſchlag gemacht, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feiern, und wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Caſimir Perier hat dieſen Vorſchlag nicht goutiert, er fürchtet den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtet die allzuſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne.

---

*) „Mit Recht hatte Barthelemy, einer der tapferſten Dichter Frankreichs“ ꝛc. ſteht in dem älteſten Abdruck.

Der Herausgeber.

Doch ich vergeſſe, daſs ich nur Berichterſtatter einer Ausſtellung bin. Als Solcher gelange ich jetzt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich ſelber ſo ſehr anſprach, daſs ſeine Bilder mir nur wie ein buntes Echo der eignen Herzensſtimme erſchienen, oder vielmehr, daſs die wahlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen.

Decamps

heißt der Maler, der ſolchen Zauber auf mich ausübte. Leider habe ich eins ſeiner beſten Werke, das Hundehoſpital, gar nicht geſehen. Es war ſchon fortgenommen, als ich die Ausſtellung beſuchte.

Einige andere gute Stücke von ihm entgingen mir, weil ich ſie aus der großen Menge nicht herausfinden konnte, ehe ſie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von ſelbſt, daſs Decamps ein großer Maler ſei, als ich zuerſt ein kleines Bild von ihm ſah, deſſen Kolorit und Einfachheit mich ſeltſam frappierten. Es ſtellte nur ein türkiſches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fenſterluke, wo ein Türkengeſicht hervorlauſcht, unten ein ſtilles Waſſer, worin ſich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abſpiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daſs Decamps ſelbſt in der Türkei geweſen, und daſs es nicht bloß ſein originelles Kolorit war, was mich ſo ſehr frappiert, ſondern auch die Wahrheit, die ſich mit getreuen und beſcheidenen Farben in ſeinen Bildern des Orients ausſpricht. Dieſes geſchieht ganz beſonders in ſeiner „Patrouille.“ In dieſem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bei, Oberhaupt der Polizei zu Smyrna, der mit ſeinen Myrmidonen durch dieſe Stadt die Runde macht. Er ſitzt ſchwammbauchig hoch zu Roſs, in aller Majeſtät ſeiner Inſolenz, ein beleidigend arrogantes, unwiſſend ſtockfinſteres Geſicht, das von einem weißen Turban überſchildet wird; in den Händen hält er das Scepter des abſoluten Baſtonadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollſtrecker ſeines Willens quand même, haſtige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und faſt thieriſchen Geſichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffiſch, ja, eins derſelben bildet eine Moſaik von Hundeſchnauze, Schweinsaugen, Eſelsohren, Kalbslächeln und Haſenangſt. In den Händen tragen ſie nachläſſig Waffen, Piken, Flinten, die Kolben nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusſtöcke. Da die Häuſer, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß ſind und der Boden lehmig gelb iſt, ſo macht es faſt den Effekt eines chineſiſchen Schattenſpiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen ſieht. Es iſt lichte Abenddämmerung, und die ſeltſamen Schatten der magern Menſchen- und Pferdebeine verſtärken die barock magiſche Wirkung. Auch rennen die Kerls mit ſo drolligen Kapriolen, mit ſo unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine ſo närriſch geſchwinde, daſs es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen ſcheint — und das Alles haben einige hieſige Kritiker am meiſten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karikatur verworfen.

Auch Frankreich hat ſeine ſtehenden Kunſtrecenſenten, die nach alten vorgefaſſten Regeln jedes neue Werk bekritteln, ſeine Oberkenner, die in den Ateliers herumſchnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kitzelt, und dieſe haben nicht ermangelt, über Decamps' Bild ihr Urtheil zu fällen. Ein Herr Jal, der über jede Ausſtellung eine Broſchüre ediert, hat ſogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu ſchmähen geſucht, und er meint die Freunde desſelben zu perſifflieren, wenn er ſcheinbar demüthigſt geſteht, „er ſei nur ein Menſch, der nach Verſtandesbegriffen urtheile, und ſein armer Verſtand könne in dem Decamps'ſchen Bilde nicht das große Meiſterwerk ſehen, das von jenen Überſchwänglichen, die nicht bloß mit dem Verſtande erkennen, darin erblickt wird." Der arme Schelm, mit ſeinem armen Verſtande! er weiß nicht, wie richtig er ſich ſelbſt gerichtet! Dem armen Verſtande gebührt wirklich niemals die erſte Stimme, wenn über Kunſtwerke geurtheilt wird, eben ſo wenig als er bei der Schöpfung derſelben jemals die erſte Rolle geſpielt hat. Die Idee des Kunſtwerks ſteigt aus dem Gemüthe, und dieſes verlangt bei der Phantaſie die verwirklichende Hilfe. Die Phantaſie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verſchüttet faſt die Idee, und würde ſie eher tödten als beleben, wenn nicht der

Verſtand heranhinkte, und die überflüſſigen Blumen bei Seite ſchöbe, oder mit ſeiner blanken Gartenſchere abmähte. Der Verſtand übt nur Ordnung, ſo zu ſagen: die Polizei, im Reiche der Kunſt. Im Leben iſt er meiſtens ein kalter Kalkulator, der unſere Thorheiten addiert; ach! manchmal iſt er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Deficit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum beſteht immer darin, daſs der Kritiker die Frage aufwirft: Was ſoll der Künſtler? Viel richtiger wäre die Frage: Was will der Künſtler? oder gar: Was muſs der Künſtler? Die Frage: Was ſoll der Künſtler? entſtand durch jene Kunſtphiloſophen, die, ohne eigene Poeſie, ſich Merkmale der verſchiedenen Kunſtwerke abſtrahierten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feſtſtellten, und Gattungen ſchieden, und Definitionen und Regeln erſannen. Sie wuſſten nicht, daſs alle ſolche Abſtraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich ſind, daſs aber jeder Originalkünſtler und gar jedes neue Kunſtgenie nach ſeiner eigenen mitgebrachten Äſthetik beurtheilt werden muſs. Regeln und ſonſtige alte Lehren ſind bei ſolchen Geiſtern noch viel weniger anwendbar. Für junge Rieſen, wie Menzel ſagt, giebt es keine Fechtkunſt, denn ſie ſchlagen ja doch alle Paraden durch.

Jeder Genius muſs ſtudiert und nur nach Dem beurtheilt werden, was er ſelbſt will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel, ſeine Idee auszuführen? Hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier iſt feſter Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erſcheinung nach unſern ſubjektiven Wünſchen, ſondern wir verſtändigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künſtler zu Gebote ſtehen bei der Veranſchaulichung ſeiner Idee. In den recitierenden Künſten beſtehen dieſe Mittel in Tönen und Worten. In den darſtellenden Künſten beſtehen ſie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erſcheinende überhaupt, ſind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künſtlers aufſteigen, wenn es der heilige Weltgeiſt bewegt, ſeine Kunſtwerke ſind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern ſeine eigenen Ideen mittheilt. Wer mit den wenigſten und einfachſten Symbolen das Meiſte und Bedeutendſte ausſpricht, Der iſt der größte Künſtler.

Es dünkt mir aber des höchſten Preiſes werth, wenn die Symbole, womit der Künſtler ſeine Idee ausſpricht, abgeſehen von ihrer innern Bedeutſamkeit, noch außerdem an und für ſich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams, die, abgeſehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für ſich blühend und lieblich ſind und verbunden zu einem ſchönen Strauße. Iſt aber ſolche Zuſammenſtimmung immer möglich? Iſt der Künſtler ſo ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung ſeiner geheimnisvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muſs? Ich bejahe dieſe Frage einer myſtiſchen Unfreiheit. Der Künſtler gleicht jener ſchlafwandelnden Prinzeſſin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad mit tiefer Liebesweisheit die ſonderbarſten Blumen pflückte und zu einem Selam verband, deſſen Bedeutung ſie gar nicht mehr wuſſte, als ſie erwachte. Da ſaß ſie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß und ſann darüber nach, wie über einen vergeſſenen Traum, und ſchickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiſte Eunuch, der ihn überbrachte, ergötzte ſich ſehr an den hübſchen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alraſchid aber, der Beherrſcher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Beſitzer des Salomoniſchen Rings, Dieſer erkannte gleich den Sinn des ſchönen Straußes, ſein Herz jauchzte vor Freude, und er küſſte jede Blume, und er lachte, daſs ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und beſitze auch nicht den Ring Salomonis, und habe auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daſs ich den ſchönen Selam, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer beſſer verſtehe, als alle Eunuchen mitſammt ihrem Kislar-Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwiſchenläufer im Harem der Kunſt. Das Geſchwätze ſolcher verſchnittenen Kennerſchaft wird mir nachgerade unerträglich, beſonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte gute Rath für junge Künſtler, und gar das leidige Verweiſen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunſt bin ich Supernaturaliſt. Ich glaube, daſs der Künſtler nicht alle ſeine Typen in der Natur auffinden kann, ſondern daſs ihm die bedeutendſten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborner Ideen, gleichſam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuerer Äſthetiker, welcher „italiäniſche Forſchungen“ geſchrieben, hat das alte Princip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen geſucht, indem er behauptete: der bildende Künſtler müſſe alle ſeine Typen in der Natur finden. Dieſer Äſthetiker hat, indem er ſolchen oberſten Grundſatz für die bildenden Künſte aufſtellte, an eine der urſprünglichſten dieſer Künſte gar nicht gedacht, nämlich an die Architektur, deren Typen man jetzt in Waldlauben und Felſengrotten nachträglich hineingefabelt, die man aber gewiſs dort nicht zuerſt gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, ſondern in der menſchlichen Seele.

Dem Kritiker, der im Decamps'ſchen Bilde die Natur vermiſſt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bei die Füße wirft und wie ſeine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, Dem kann der Künſtler getroſt antworten: daſs er ganz märchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanſchauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen Grund gemalt werden, erhalten ſie ſchon dadurch einen viſionären Ausdruck, ſie ſcheinen vom Boden abgelöſt zu ſein, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Miſchung des Thieriſchen mit dem Menſchlichen in den Figuren auf dem Decamps'ſchen Bilde iſt noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darſtellung; in ſolcher Miſchung ſelbſt liegt jener uralte Humor, den ſchon die Griechen und Römer in unzähligen Miſsgebilden auszuſprechen wuſsten, wie wir mit Ergötzen ſehen auf den Wänden von Herkulanum und bei den Statuen der Satyrn, Centauren u. ſ. w. Gegen den Vorwurf der Karikatur ſchützt aber den Künſtler der Einklang ſeines Werks, jene deliciöſe Farbenmuſik, die zwar komiſch, aber doch harmoniſch klingt, der Zauber ſeines Kolorits. Karikaturmaler ſind ſelten gute Koloriſten, eben jener Gemüthszerriſſenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karikatur bedingt. Die Meiſterſchaft des Kolorits entſpringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und iſt abhängig von der Einfachheit ſeiner Gefühle. Auf Hogarth's Originalgemälden in der Nationalgalerie zu London ſah ich Nichts als bunte Kleckſe, die gegen einander losſchrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daſs auf dem Decamps'ſchen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverſchleierte Griechinnen, am Fenſter ſitzen und den drolligen Zug vorüberfliegen ſehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demſelben einen ungemein reizenden Kontraſt. Sie lächeln nicht; dieſe Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorſam iſt ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um ſo wahrhafter verſetzt in das Vaterland des Abſolutismus.

Nur der Künſtler, der zugleich Bürger eines Freiſtaats iſt, konnte mit heiterer Laune dieſes Bild malen. Ein Anderer, als ein Franzoſe, hätte ſtärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner-Blau hineingemiſcht, oder wenigſtens etwas grüne Galle, und der Grundton der Perſifflage wäre verfehlt worden*).

Damit mich dieſes Bild nicht noch länger feſthält, wende ich mich raſch zu einem Gemälde, worauf der Name

Leſſore

zu leſen war, und das durch ſeine wunderbare Wahrheit und durch einen Luxus von Beſcheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man ſtutzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder,“ iſt es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachſtube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein ſiecher Knabe und ſchaut mit flehenden Augen nach einem roh hölzernen Krucifixe, das an der kahlen Wand befeſtigt iſt. Zu ſeinen Füßen ſitzt ein anderer Knabe, niedergeſchlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und ſeine Höschen ſind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel, als vielmehr der Mangel derſelben, zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpaſſend iſt die Behandlung. Dieſe erinnert zumeiſt an die Bettelbilder des Murillo. Scharfgeſchnittene Schatten, gewaltige, feſte, ernſte Striche, die Farben nicht geſchwinde hingefegt, ſondern ruhig-kühn aufgelegt, ſonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakſpeare mit den Worten: „the modesty of nature.“ Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, muſſte dieſes Stück um ſo mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeſchwärztem Golde war, ganz übereinſtimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konſequent in ſeiner ganzen Erſcheinung und kontraſtierend mit ſeiner ganzen Umgebung, machte dieſes Gemälde einen tiefen melancholiſchen Eindruck auf jeden Beſchauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir aus dem erleuchteten Saal einer heitern Geſellſchaft plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße, und von einem zerlumpten Mitgeſchöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieſes Bild ſagt Viel mit wenigen Strichen, und noch Viel mehr erregt es in unſerer Seele.

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Schnetz

iſt ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit ſo großem Vergnügen, wie den vorhergehenden, der bis jetzt wenig in der Kunſtwelt genannt worden. Vielleicht weil die Kunſtfreunde ſchon beſſere Werke von Schnetz geſehen, gewährten ſie ihm viele Auszeichnung, und in Berückſichtigung derſelben muſs ich ihm auch in dieſem Bericht einen Sperrſitz gönnen. Er malt gut, iſt aber nach meinen Anſichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im diesjährigen Salon, italiäniſche Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhilfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, beſonders ein ſtarrkrampfbehafteter Knabe iſt vortrefflich gezeichnet, große Meiſterſchaft bekundet ſich überall im Techniſchen; doch das ganze Bild iſt mehr redigiert als gemalt, die Geſtalten ſind deklamatoriſch in Scene geſetzt, und es ermangelt innerer Anſchauung, Urſprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um Etwas zu ſagen, und was er alsdann ſagt, iſt zum Theil überflüſſig. Ein großer Künſtler wird zuweilen, eben ſo wohl wie ein mittelmäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals giebt er etwas Überflüſſiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bei einem mittelmäßigen Künſtler immerhin achtungswerth ſein, in ſeiner Erſcheinung kann es jedoch ſehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns ſo ſehr bei dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns ſeines hohen

Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft ſeiner Flügel überzeugt ſind, und vertrauungsvoll ſchwingt ſich unſere Seele mit ihm hinauf in die reinſte Sonnenhöhe der Kunſt. Ganz anders iſt uns zu Muthe bei jenen Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran ſie hinaufgezogen werden, ſo daſs wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entſcheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz ſchwebt, zu dünn ſind, oder ob ſein Genie zu ſchwer iſt, nur ſo Viel kann ich verſichern, daſs er meine Seele nicht erhoben hat, ſondern herabgedrückt.

Ähnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deſshalb mit ihm zuſammen genannt wird, der aber in der diesjährigen Ausſtellung nicht bloß ihn, ſondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle ſeine Kunſtgenoſſen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntnis, bei der Preisvertheilung das Officierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieſer Maler. „Iſt er ein Hiſtorienmaler oder ein Genremaler?“ höre ich die deutſchen Zunftmeiſter fragen. Leider kann ich hier dieſe Frage nicht umgehen, ich muſs mich über jene unverſtändigen Ausdrücke etwas verſtändigen, um den gröſsten Miſsverſtändniſſen ein für alle Mal vorzubeugen. Jene Unterſcheidung von Hiſtorie und Genre iſt ſo ſinnverwirrend, daſs man glauben ſollte, ſie ſei eine Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurme gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem Datum. In den erſten Perioden der Kunſt gab es nur Hiſtorienmalerei, nämlich Darſtellungen aus der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht bloſs der Bibel, der Legende, ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und der heidniſchen Götterfabel entnommen wurden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerei bezeichnet, und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle, noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verſchiedenen Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verſchiedene „Genres.“

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutſam dargeſtellt, doch die techniſche Meiſterſchaft wurde leider die Hauptſache. Alle dieſe Bilder gewinnen aber für uns ein hiſtoriſches Intereſſe; denn wenn wir die hübſchen Gemälde des Mieris, des Netſcher, des Jan Steen, des Van Dow, des Van der Werff u. ſ. w. betrachten, offenbart ſich uns wunderbar der Geiſt ihrer Zeit, wir ſehen, ſo zu ſagen, dem ſechzehnten Jahrhundert in die Fenſter und erlauſchen damalige Beſchäftigungen und Koſtüme. In Hinſicht der letztern waren die niederländiſchen Maler ziemlich begünſtigt, die Bauerntracht war nicht unmaleriſch, und die Kleidung des Bürgerſtandes war bei den Männern eine allerliebſte Verbindung von niederländiſcher Behaglichkeit und ſpaniſcher Grandezza, bei den Frauen eine Miſchung von bunten Allerweltsgrillen und einheimiſchem Phlegma. Z. B. Mynheer mit dem burgundiſchen Sammtmantel und dem bunten Ritterbarett hatte eine irdene Pfeife im Munde; Myfrow trug ſchwere ſchillernde Schleppenkleider von venezianiſchem Atlas, brüſſeler Kanten, afrikaniſche Straußfedern, ruſſiſches Pelzwerk, weſtöſtliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andaluſiſche Mandoline oder ein braunzottiges Hondchen von ſaardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkiſche Teppich, die bunten Papageien, die fremdländiſchen Blumen, die großen

Silber- und Goldgeſchirre mit getriebenen Arabesken, Dergleichen warf auf das holländiſche Käſeleben ſogar einen orientaliſchen Märchenſchimmer.

Als die Kunſt, nachdem ſie lange geſchlafen, in unſerer Zeit wieder erwachte, waren die Künſtler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzuſtellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenſtände der heiligen Hiſtorie und der Mythologie war in den meiſten Ländern Europa's gänzlich erloſchen, ſogar in katholiſchen Ländern, und doch ſchien das Koſtüm der Zeitgenoſſen gar zu unmaleriſch, um Darſtellungen aus der Zeitgeſchichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünſtigen. Unſer moderner Frack hat wirklich ſo etwas Grundproſaiſches, daſs er nur parodiſtiſch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre*).

---

*) Hier folgt in dem älteſten Abdruck die Stelle: „Noch unlängſt ſtritt ich deſshalb mit einem Philoſophen aus Berlin, einer Stadt in Preußen, welcher mir die myſtiſche Bedeutſamkeit des Fracks und die naturhiſtoriſche Poeſie ſeiner Form erklären wollte. Er erzählte mir folgenden Mythos: Der erſte Menſch ſei nicht unanſtändig kleidlos, ſondern ganz eingenäht in einen Schlafrock erſchaffen worden, und als nachher aus ſeiner Rippe das Weib entſtand, ſei auch vorn aus ſeinem Schlafrock ein großes Stück geſchnitten worden, welches dem Weibe als Schürze dienen muſste, ſo daſs der Schlafrock durch jenen Ausſchnitt ein Frack wurde und dieſer in der weiblichen Schürze ſeine natürliche Ergänzung fand.

Die Maler, die ebenfalls dieſer Meinung ſind, haben ſich daher nach maleriſcheren Koſtümen umgeſehen. Die Vorliebe für ältere geſchichtliche Stoffe mag hiedurch beſonders befördert worden ſein, und wir finden in Deutſchland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unabläſſig bemüht iſt, die heutigſten Menſchen mit den heutigſten Gefühlen in die Garderobe des katholiſchen und feudaliſtiſchen Mittelalters, in Kutten und Harniſche, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel verſucht; zu ihren Darſtellungen wählten ſie Volksſtämme, denen die herandrängende Civiliſation noch nicht ihre Originalität und ihre Nationaltracht abgeſtreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler ſo oft ſehen. Dieſes Gebirge liegt ihnen ſo nahe, und das Koſtüm ſeiner Bewohner iſt maleriſcher, als das unſerer Dandies. Daher auch jene freudigen Darſtellungen aus dem italiäniſchen Volksleben, das ebenfalls den

---

Trotz dieſer ſchönen Entſtehung des Fracks und ſeiner poetiſchen Bedeutung einer Ergänzung der Geſchlechter, kann ich mich doch nicht mit ſeiner Form befreunden; auch die Maler theilen mit mir dieſe Abneigung, und ſie haben ſich nach maleriſcheren Koſtümen umgeſehen.“

Der Herausgeber.

meiſten Malern ſehr nahe iſt, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, wo ſie jene idealiſche Natur und jene uredle Menſchenformen und maleriſche Koſtüme finden, wonach ihr Künſtlerherz ſich ſehnt.

Robert, Franzoſe von Geburt, in ſeiner Jugend Kupferſtecher, hat ſpäterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darſtellungen aus dem italiäniſchen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er iſt alſo ein Genremaler, höre ich die Zunftmeiſter ausſprechen, und ich kenne eine Frau Hiſtorienmalerin, die jetzt über ihn die Naſe rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es im alten Sinne keine Hiſtorienmalerei mehr giebt. Es wäre gar zu vag, wenn man dieſen Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken ausſprechen, in Anſpruch nehmen wollte und ſich dann bei jedem Gemälde herumſtritte, ob ein Gedanke darin iſt; ein Streit, wobei am Ende Nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht, wenn es in ſeiner natürlichſten Bedeutung, nämlich für Darſtellungen aus der Weltgeſchichte, gebraucht würde, wäre dieſes Wort, Hiſtorienmalerei, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jetzt ſo üppig emporwächſt und deren Blüthe ſchon erkennbar iſt in den Meiſterwerken von Delaroche.

Doch ehe ich Letzteren beſonders beſpreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robert'ſchen Gemälde. Es ſind, wie ich ſchon angedeutet, lauter Darſtellungen aus Italien, Darſtellungen, die uns die Holdſeligkeit dieſes Landes aufs wunderbarſte zur Anſchauung bringen. Die Kunſt, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jetzt der Cicerone ſeiner Herrlichkeit, die ſprechenden Farben des Malers offenbaren uns ſeine geheimſten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einſt durch ſeine Waffen und ſpäter durch ſeine Worte unterjochte, unterjocht uns jetzt durch ſeine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrſchen, und Maler, wie Robert, feſſeln uns wieder an Rom.

Wenn ich nicht irre, kennt man ſchon durch Lithographie die Pifferari von Robert, die jetzt zur Ausſtellung gekommen ſind und jene Pfeifer aus den albaniſchen Gebirgen vorſtellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern muſicieren und gleichſam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieſes Stück iſt beſſer gezeichnet, als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bologneſiſches, wie etwa ein kolorierter Kupferſtich. Doch bewegt es die Seele, als hörte man die naiv fromme Muſik, die eben von jenen albaniſchen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefſinniger iſt ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche ſieht, die unbedeckt nach italiäniſcher Sitte von der barmherzigen Brüderſchaft zu Grabe getragen wird. Letztere, ganz ſchwarz vermummt, in der ſchwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, ſchreitet dahin wie ein Geſpenſterzug. Auf einer Bank im Vordergrunde, dem Beſchauer entgegen, ſitzt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verſtorbenen. Ärmlich gekleidet, tiefbekümmert, geſenkten Hauptes und mit gefalteten Händen ſitzt der alte Mann in der Mitte zwiſchen dem Weibe und dem Knaben. Er ſchweigt; denn es giebt keinen größeren Schmerz in dieſer Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, ſein Kind überlebt. Die gelb bleiche Mutter ſcheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Brot in den Händen, er will davon eſſen, aber kein Biſſen will ihm munden ob des unbewuſſten Mitkummers, und um ſo trauriger iſt ſeine Miene. Der Verſtorbene ſcheint der älteſte Sohn zu ſein, die Stütze und Zierde der Familie, korinthiſche Säule des Hauſes, und jugendlich blühend, anmuthig und faſt lächelnd liegt er auf der Bahre, ſo daſs in dieſem Gemälde das Leben trüb, häſslich und traurig, der Tod aber unendlich ſchön erſcheint, ja anmuthig und faſt lächelnd.

Der Maler, der ſo ſchön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzuſtellen gewuſſt; ſein großes Meiſterwerk: „Die Schnitter," iſt gleichſam die Apotheoſe des Lebens; beim Anblick deſſelben vergiſſt man, daſs es ein Schattenreich giebt, und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter ſei, als auf dieſer Erde. „Die Erde iſt der Himmel, und die Menſchen ſind heilig, durchgöttert." Das iſt die große Offenbarung, die mit ſeligen Farben aus dieſem Bilde leuchtet*). Das Pariſer Publikum hat dieſes gemalte Evangelium beſſer aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariſer haben jetzt gegen Letztern ſogar ein allzu ungünſtiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italiäniſch blühendſten Abendlichte erblicken wir auf dem Robert'ſchen Gemälde. Der Mittelpunkt deſſelben iſt ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit ſchweren Ketten geſchirrten Büffeln gezogen wird und mit einer Familie von Landleuten beladen iſt, die eben Halt machen will. Rechts ſitzen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelſackpfeifer muſiciert und ein luſtiger Geſell zu dieſen Tönen tanzt, ſeelenvergnügt, und es iſt, als hörte man die Melodie und die Worte:

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und ſchön, Blumen, belaſtet mit Ähren; auch kommen von derſelben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüſtig ſchmachtend mit zu Boden geſenktem Blick einherſchwankt, der Andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſein ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt weich gebettet der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der anderen Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühn ruhigen, männlichen Mann, der mit untergeſchlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels ſitzt und das ſichtbare Zeichen des Herrſchers, die Peitſche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, faſt erhaben, ſteht das junge ſchöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Roſe mit einer Knoſpe, und neben ihr ſteht eine eben ſo hold blühende Jünglingsgeſtalt, wahrſcheinlich der Bruder, der die Leinwand der Zeltſtange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jetzt geſtochen wird und vielleicht ſchon nächſten Monat als Kupferſtich nach Deutſchland reiſt, ſo erſpare ich mir jede weitere Beſchreibung. Aber ein Kupferſtich wird eben ſo wenig, wie irgend eine Beſchreibung, den eigentlichen Zauber des Bildes ausſprechen können. Dieſer beſteht im Kolorit. Die Geſtalten, die ſämmtlich dunkler ſind als der Hintergrund, werden durch den Wiederſchein des Himmels ſo himmliſch beleuchtet, ſo wunderbar, daſs ſie an und für ſich in freudigſt hellen Farben erglänzen, und dennoch alle Kontouren ſich ſtreng abzeichnen. Einige Figuren ſcheinen Porträt zu ſein. Doch der Maler hat nicht, in der dumm ehrlichen Weiſe mancher ſeiner Kollegen, die Natur nachgepinſelt und die Geſichter diplomatiſch genau abgeſchrieben, ſondern, wie ein geiſtreicher Freund bemerkte, Robert hat die Geſtalten, die ihm die Natur geliefert, erſt in ſein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, ſondern ihre irdiſchen Schlacken einbüßen, ehe ſie ſelig hinaufſteigen in den Himmel, ſo wurden jene Geſtalten in der glühenden Flammentiefe des Künſtlergemüthes ſo fegfeurig gereinigt und geläutert, daſs ſie verklärt emporſtiegen in den Himmel der Kunſt, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrſcht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer ſterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigſtens nicht älter wird.

In der Farbengebung des Robert'ſchen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An Dieſen erinnert mich ebenfalls die architektoniſche Schönheit der Gruppierung. Auch einzelne Geſtalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus ſeiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die ſtrengen Typen des Perugino, zwar ſonderbar treu, aber doch holdſelig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwiſchen Robert und dem größten Maler der katholiſchen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtſchaft zu geſtehen. Es iſt indeſſen nur eine materielle Formenverwandtſchaft, nicht eine geiſtige Wahlverwandtſchaft. Raphael iſt ganz getränkt von katholiſchem Chriſtenthum, einer Religion, die den Kampf des Geiſtes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausſpricht, eine Unterdrückung der Materie beabſichtigt, jeden Proteſt derſelben eine Sünde nennt, und die Erde vergeiſtigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholicismus erloſchen iſt. Denn, beiläufig geſagt, der Ausdruck der Charte, daſs der Katholicismus die Religion der Mehrheit des Volkes ſei, iſt nur eine franzöſiſche Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerſeits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich proteſtierte, als ſie jüngſt die Kirchen demolierte und die Heiligenbilder in der Seine ſchwimmen lehrte. Robert iſt ein Franzoſe, und er, wie die meiſten ſeiner Landsleute, huldigt unbewuſſt einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geiſtes mit der Materie Nichts wiſſen will, die dem Menſchen nicht die ſichern irdiſchen Genüſſe verbietet und dagegen deſto mehr himmliſche Freuden ins Blaue hinein verſpricht, die den Menſchen vielmehr ſchon auf dieſer Erde beſeligen möchte, und die ſinnliche Welt eben ſo heilig achtet wie die geiſtige; denn „Gott iſt Alles, was da iſt.“ Robert's Schnitter ſind daher nicht nur ſündenlos, ſondern ſie kennen keine Sünde, ihr irdiſches Tagwerk iſt Andacht, ſie beten beſtändig, ohne die Lippen zu bewegen, ſie ſind ſelig ohne Himmel, verſöhnt ohne Opfer, rein ohne beſtändiges Abwaſchen, ganz heilig. Daher, wenn auf katholiſchen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geiſtes, mit einem Heiligenſchein umſtrahlt ſind und die Vergeiſtigung dadurch ſymboliſiert wird, ſo ſehen wir dagegen auf dem Robert'ſchen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Menſch, der Leib eben ſo gut wie der Kopf, vom himmliſchen Lichte, wie von einer Glorie, umfloſſen iſt.

Aber der Katholicismus iſt im neuen Frankreich nicht bloß erloſchen, ſondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluſs auf die Kunſt, wie in unſerm proteſtantiſchen Deutſchland, wo er durch die Poeſie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es iſt vielleicht bei den Franzoſen ein ſtiller Nachgrimm, der ihnen die katholiſchen Traditionen verleidet, während für alle andern Erſcheinungen der Geſchichte ein gewaltiges Intereſſe bei ihnen auftaucht. Dieſe Bemerkung kann ich durch eine Thatſache beweiſen, die ſich eben wieder durch jene Bemerkung erklären läſſt. Die Zahl der Gemälde, worauf chriſtliche Geſchichten, ſowohl des alten Teſtaments als des neuen, ſowohl der Tradition als der Legende, dargeſtellt ſind, iſt im diesjährigen Salon ſo gering, daſs manche Unter-Unterabtheilung einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig beſſere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitauſend Nummern des Katalogs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein ſchon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scott's Romanen dargeſtellt ſind, über dreißig gezählt werden. Ich kann alſo, wenn ich von franzöſiſcher Malerei rede, gar nicht miſsverſtanden werden, wenn ich die Ausdrücke „hiſtoriſche Gemälde" und „hiſtoriſche Schule" in ihrer natürlichſten Bedeutung gebrauche.

Delaroche

iſt der Chorführer einer ſolchen Schule. Dieſer Maler hat keine Vorliebe für die Vergangenheit ſelbſt, ſondern für ihre Darſtellung, für die Veranſchaulichung ihres Geiſtes, für Geſchichtſchreibung mit Farben. Dieſe Neigung zeigt ſich jetzt bei dem größten Theile der franzöſiſchen Maler; der Salon war erfüllt mit Darſtellungen aus der Geſchichte, und die Namen Deveria, Steuben und Johannot verdienen hier die ausgezeichnetſte Erwähnung. [Auch in den Schweſterkünſten herrſcht eine ſolche Neigung, zumal in der poetiſchen Literatur der Franzoſen, wo Victor Hugo ihr am glänzendſten huldigt. Die neueſten Fortſchritte der Franzoſen in der Wiſſenſchaft der Geſchichte und ihre großen Leiſtungen in der wirklichen Geſchichtſchreibung ſind daher keine iſolierten Erſcheinungen.]

Delaroche, der große Hiſtorienmaler, hat vier Stücke zur diesjährigen Ausſtellung geliefert. Zwei derſelben beziehen ſich auf die franzöſiſche, die zwei andern auf die engliſche Geſchichte. Die beiden erſten ſind gleich kleinen Umfangs, faſt wie ſogenannte Kabinettſtücke, und ſehr figurenreich und pittoresk. Das eine ſtellt den Kardinal Richelieu vor, „der ſterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und ſelbſt, in einem Kahne, der hinter ſeinem eigenen Kahne befeſtigt iſt, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um ſie dort köpfen zu laſſen.“ Zwei Kähne, die hintereinander fahren, ſind zwar eine unkünſtleriſche Konception, doch iſt ſie hier mit vielem Geſchick behandelt. Die Farbengebung iſt glänzend, ja blendend, und die Geſtalten ſchwimmen faſt im ſtrahlenden Abendgold. Dieſes kontraſtiert um ſo wehmüthiger mit dem Geſchick, dem die drei

Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geſchleppt, und zwar von einem ſterbenden Greiſe. Wie buntgeſchmückt auch dieſe Kähne ſind, ſo ſchiffen ſie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldſtrahlen der Sonne ſind nur Scheidegrüße, es iſt Abendzeit, und ſie muſs ebenfalls untergehen; ſie wird nur noch einen blutrothen Lichtſtreif über die Erde werfen, und dann iſt Alles Nacht.

Eben ſo farbenglänzend und in ſeiner Bedeutung eben ſo tragiſch iſt das hiſtoriſche Seitenſtück, das ebenfalls einen ſterbenden Kardinal-Miniſter, den Mazarin, darſtellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der bunteſten Umgebung von luſtigen Hofleuten und Dienerſchaft, die mit einander ſchwazzen und Karten ſpielen und umherſpazieren, lauter farbenſchillernde, überflüſſige Perſonen, am überflüſſigſten für einen Mann, der auf dem Todbette liegt. Hübſche Koſtüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtroddeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig's XIV. ſpäterer Prachtzeit, wo die letzten Ritter ſich in hoffähige Kavaliere verwandelten, ganz in der Weiſe, wie auch das Schlachtſchwert ſich allmählich verfeinerte, bis es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich ſpreche, ſind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das urſprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute ſind noch keck und bewegen ſich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter, und die Damen tragen die witzige Friſur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeſs ſchon einen Übergang in die langſchleppende, weitaufgebauſchte Abgeſchmacktheit der ſpäteren Periode. Die Korſetts ſind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quellen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es ſind lauter hübſche Damen auf dem Bilde, lauter hübſche Hofmaſken; auf den Geſichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübſinn im Herzen, die Lippen unſchuldig, wie Blumen, und dahinter ein böſes Zünglein, wie die kluge Schlange. Tändelnd und ziſchelnd ſitzen drei dieſer Damen, neben ihnen ein feinöhriger, ſpitzäugiger Prieſter mit lauſchender Naſe, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite ſitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten ſpielen, wahrſcheinlich Landsknecht, ein ſehr gutes Spiel, das ich ſelbſt in Göttingen geſpielt und worin ich einmal ſechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreuzten Sammetmantel ſteht in der

Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigſte Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen ſich zwei Hofdamen und ein Abbé, welcher der Einen ein Papier zu leſen giebt, vielleicht ein Sonett von eigner Fabrik, während er nach der Andern ſchielt. Dieſe ſpielt haſtig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen ſind allerliebſte Geſchöpfe, die Eine morgenröthlich blühend wie eine Roſe, die Andere etwas dämmerungsſüchtig, wie ein ſchmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes ſitzt ebenfalls ſchwatzendes Hofgeſinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimniſſe oder wettet vielleicht, daſs der Mazarin in einer Stunde todt ſei. Mit Dieſem ſcheint es wirklich zu Ende zu gehen; ſein Geſicht iſt leichenblaſs, ſein Auge gebrochen, ſeine Naſe bedenklich ſpitz, in ſeiner Seele erliſcht allmählich jene ſchmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelſchlag des nächtlichen Engels berührt ſchon ſeine Stirne; — in dieſem Augenblick wendet ſich zu ihm die ſpielende Dame und zeigt ihm ihre Karten und ſcheint ihn zu fragen, ob ſie mit ihrem Coeur trumpfen ſoll?

Die zwei andern Gemälde von Delaroche geben Geſtalten aus der engliſchen Geſchichte. Sie ſind in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läſſt. Der junge König und ſein jüngerer Bruder ſitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängniſſes läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen ſcheint. Der junge König, noch halb Knabe und ſchon halb Jüngling, iſt eine überaus rührende Geſtalt. Ein gefangener König, wie Sterne ſo richtig fühlt, iſt ſchon an und für ſich ein wehmüthiger Gedanke; und hier iſt der gefangene König noch beinahe ein unſchuldiger Knabe, und hilflos preisgegeben einem tückiſchen Mörder. Trotz ſeines zarten Alters, ſcheint er ſchon Viel gelitten zu haben; in ſeinem bleichen, kranken Antlitz liegt ſchon tragiſche Hoheit, und ſeine Füße, die mit ihren langen, blauſammtnen Schnabelſchuhen vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Anſehen, wie das einer geknickten Blume. Alles Das iſt, wie geſagt, ſehr einfach, und wirkt deſto mächtiger*). Ach! es hat mich noch um ſo mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir ſo oft zugelächelt, und mit noch lieberen Augen ſo lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche ſtand, kam es mir immer ins Gedächtnis, wie ich einſt auf einem ſchönen Schloſſe im theuren Polen vor dem Bilde des Freundes ſtand und mit ſeiner holden Schweſter von ihm ſprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir ſprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher geſtorben, und wie die Menſchen dahinſterben, einer nach dem andern — Ach! der liebe Freund ſelbſt iſt jetzt todt, erſchoſſen bei Praga, die holden Lichter der ſchönen Schweſter ſind ebenfalls erloſchen, ihr Schloſs iſt abgebrannt, und es wird mir einſam ängſtlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daſs nicht bloß unſere Lieben ſo ſchnell aus der Welt verſchwinden, ſondern ſogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte Nichts davon exiſtiert, als ſei Alles nur ein Traum.

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Indeſſen noch weit ſchmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der engliſchen Geſchichte darſtellt. Es iſt eine Scene aus jener entſetzlichen Tragödie, die auch ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt und ſo viele Thränen gekoſtet hat diesſeits und jenſeits des Kanals, und die auch den deutſchen Zuſchauer ſo tief erſchüttert. Auf dem Gemälde ſehen wir die beiden Helden des Stücks, den Einen als Leiche im Sarge, den Andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder ſind es etwa nicht die Helden ſelbſt, ſondern nur Schauſpieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeſchrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wiſſen, zwei kämpfende Principien tragierten? Ich will ſie hier nicht nennen, die beiden feindſeligen Principien, die zwei großen Gedanken, die ſich vielleicht ſchon in der ſchaffenden Gottesbruſt befehdeten, und die wir auf dieſem Gemälde einander gegenüber ſehen, das eine ſchmählich verwundet und verblutend, in der Perſon von Karl Stuart, das andere keck und ſiegreich, in der Perſon von Oliver Cromwell.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehall's, auf dunkelrothen Sammetſtühlen, ſteht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor ſteht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann ſteht dort ganz allein, ſeine Figur iſt breit unterſetzt, ſeine Haltung nachläſſig, ſein Geſicht bäuriſch ehrenfeſt. Seine Tracht iſt die eines gewöhnlichen Kriegers, puritaniſch ſchmucklos; eine lang herabhängende dunkelbraune Sammtweſte; darunter eine gelbe Lederjacke; Reiterſtiefel, die ſo hoch heraufgehen, daſs die ſchwarze Hoſe kaum zum Vorſchein kommt; quer über die Bruſt ein ſchmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff; auf den kurzgeſchnittenen dunkeln Haaren des Hauptes ein ſchwarzer aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder; am Halſe ein übergeſchlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harniſch ſichtbar wird; ſchmutzige gelblederne Handſchuhe; in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, ſtützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Geſichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erſcheint; denn ſie übertreffen ihn immer an vornehmer Leidenſchaftsloſigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menſchen, und aus Reſpekt vor dem höheren Todtenſtande tritt die Wache ins Gewehr und präſentiert, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und ſei es auch die Leiche des ärmſten Flickſchneiders. Es iſt daher leicht begreiflich, wie ſehr dem Oliver Cromwell ſeine Stellung ungünſtig iſt bei jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieſer, verklärt von dem eben erlittenen Martyrthume, geheiligt von der Majeſtät des Unglücks, mit dem koſtbaren Purpur am Halſe, mit dem Kuſs der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendſten Gegenſatz zu der rohen, der lebendigen Puritanergeſtalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derſelben kontraſtieren tiefſchneidend bedeutſam die letzten Prachtſpuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünſeidene Kiſſen im Sarge, die Zierlichkeit des blendendweißen Leichenhemds, garniert mit Brabanter Spitzen.

Welchen großen Weltſchmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgeſprochen! Da liegt ſie, die Herrlichkeit des Königthums, einſt Troſt und Blüthe der Menſchheit, elendiglich verblutend. Englands Leben iſt ſeitdem bleich und grau, und die entſetzte Poeſie floh den Boden, den ſie ehemals mit ihren heiterſten Farben geſchmückt. Wie tief empfand ich Dieſes, als ich einſt um Mitternacht an dem fatalen Fenſter von Whitehall vorbeiging und die jetzige kaltfeuchte Proſa von England mich durchfröſtelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben ſo tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngſt zum erſten Male über den entſetzlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. geſtorben? Ich glaube, weil Dieſer, als er ſtarb, kein König mehr war, weil er, als ſein Haupt fiel, ſchon vorher die Krone verloren hatte. König Karl verlor aber die Krone nur mit dem Haupte ſelbſt. Er glaubte an dieſe Krone, an ſein abſolutes Recht; er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und ſchlank; er ſtarb adelig ſtolz, proteſtierend gegen die Geſetzlichkeit ſeines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht dieſen Ruhm, ſein Haupt war ſchon durch eine Jakobinermütze entkönigt; er glaubte nicht mehr an ſich ſelber, er glaubte feſt an die Kompetenz ſeiner Richter, er betheuerte nur ſeine Unſchuld; er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht ſehr magerer Hausvater; ſein Tod hat mehr einen ſentimentalen als einen tragiſchen Charakter, er erinnert allzu ſehr an Auguſt Lafontaine's Familienromane — Eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorber für Karl Stuart*)!

„Un plagiat infame d'un crime étranger“ ſind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einſt am 21. Januar auf der Place de la Concorde ſtattfand. Er macht den Vorſchlag, auf dieſer Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Waſſer aus einem großen Becken von ſchwarzem Marmor hervorſprudeln, um abzuwaſchen — „ihr wiſſt wohl, was ich meine,“ ſetzt er pathetiſch geheimnisvoll hinzu. Der Tod Ludwig's XVI. iſt überhaupt das beflorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte ſich beſtändig herumtummelt; ſeit Jahr und Tag exploitiert er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinierte Giftdürſtigkeit, womit er dabei deklamiert, und ſeine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalſten iſt es, wenn ſeine Worte wiederhallen aus den Herzen des Faubourg Saint-Germain, wenn dort die alten Emigrantenkoterien mit heuchleriſchen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären ſie ſeine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären ſie beſonders bevorrechtet, ſeinen Tod zu betrauern. Und doch iſt dieſer Tod ein allgemeines Weltunglück geweſen, das den geringſten Tagelöhner eben ſo gut betraf, wie den höchſten Ceremonienmeiſter der Tuilerien, und das jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen muſſte. O, der feinen Sippſchaft! ſeit ſie nicht mehr unſere [legitimſten] Freuden uſurpieren kann, uſurpiert ſie unſere [legitimſten] Schmerzen.

---

*) Die nächſten drei Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Es iſt vielleicht an der Zeit, einerſeits das allgemeine Volksrecht ſolcher Schmerzen zu vindicieren, damit ſich das Volk nicht einreden laſſe, nicht ihm gehörten die Könige, ſondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Miſsgeſchick als ihr eigenes zu bejammern; andererſeits iſt es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszuſprechen, da es jetzt wieder einige eiskluge Staatsgrübler giebt, einige nüchterne Bacchanten der Vernunft, die in ihrem logiſchen Wahnſinn uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſerer Herzen herausdiſputieren möchten. Indeſſen, die trübe Urſache jener Schmerzen nennen wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen, und am allerwenigſten infam; wir nennen ſie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menſchen zu hoch ſtellen und zugleich zu tief herabſetzen, wenn wir ihnen ſo viel Rieſenkraft und zugleich ſo viel Frevel zutrauten, daſs ſie aus eigener Willkür jenes Blut vergoſſen hätten, deſſen Spuren Chateaubriand mit dem Waſſer ſeines ſchwarzen Waſchbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zuſtände erwägt und die Bekenntniſſe der überlebenden Zeugen einſammelt, ſo ſieht man, wie wenig der freie Menſchenwille bei dem Tode Ludwig's XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod ſtimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne beſtiegen und von dem dunkeln Wahnſinn der politiſchen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondiſten fühlten, daſs ſie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil ausſprachen. Manche Reden, die bei dieſer Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbſtbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geſchwätze, ſtimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgeſtiegen, ſagte er zu ſeinem Freunde: „J'ai voté la mort sans phrase.“ Der böſe Leumund aber miſsbrauchte dieſe Privatäußerung; dem mildeſten Menſchen ward als parlamentariſch das Schreckenswort „la mort sans phrase“ aufgebürdet, und es ſteht jetzt in allen Schulbüchern, und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein verſichert, Beſtürzung und Trauer herrſchte am 21. Januar in ganz Paris, ſogar die wüthendſten Jakobiner ſchienen von ſchmerzlichem Miſsbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabriolettführer, ein alter Sanskülotte, erzählte mir, als er den König ſterben ſah, ſei ihm zu Muthe geweſen, „als würde ihm ſelber ein Glied abgeſägt.“ Er ſetzte hinzu: „Es hat mir im Magen weh gethan, und ich hatte den ganzen Tag einen Abſcheu vor Speiſen.“ Auch meinte er, „der alte Veto“ habe ſehr unruhig ausgeſehen, als wolle er ſich zur Wehr ſetzen. So Viel iſt gewiſs, er ſtarb nicht ſo großartig wie Karl I., der erſt ruhig ſeine lange proteſtierende Rede hielt, wobei er ſo beſonnen blieb, daſs er die umſtehenden Edelleute einige Male erſuchte, das Beil nicht zu betaſten, damit es nicht ſtumpf werde. Der geheimnisvoll verlarvte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls ſchauerlich poetiſcher, als Samſon mit ſeinem nackten Geſichte. Hof und Henker hatten die letzte Maſke fallen laſſen, und es war ein proſaiſches Schauſpiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange chriſtliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den erſten Worten ſchon ſo gerührt worden wäre, daſs man kaum ſeine Unſchuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und ſeine Genoſſen beſtändig paraphraſieren: „Fils de Saint Louis, monte au ciel!“ dieſe Worte ſind auf dem Schafotte gar nicht geſprochen worden, ſie paſſen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgeworth, dem ſie in den Mund gelegt werden, und ſie ſind die Erfindung eines damaligen Journaliſten, Namens Charles Hiſs, der ſie denſelben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung iſt freilich ſehr unnütz; dieſe Worte ſtehen jetzt ebenfalls in allen Kompendien, ſie ſind ſchon längſt auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müſſte noch obendrein auswendig lernen, daſs dieſe Worte nie geſprochen worden.

Es iſt nicht zu leugnen, daſs Delaroche abſichtlich durch ſein ausgeſtelltes Bild zu geſchichtlichen Vergleichungen aufforderte, und, wie zwiſchen Ludwig XVI. und Karl I., wurden auch zwiſchen Cromwell und Napoleon beſtändig Parallelen gezogen. Ich darf aber ſagen, daſs Beiden Unrecht geſchah, wenn man ſie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der ſchlimmſten Blutſchuld (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord *)); Cromwell aber ſank nie ſo tief, daſs er ſich von einem Prieſter zum Kaiſer ſalben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Vetterſchaft der Cäſaren erbuhlte. In dem Leben des Einen iſt ein Blutfleck, in dem Leben des Andern iſt ein Ölfleck. Wohl fühlten ſie aber Beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Waſhington von Europa werden konnte, und nur deſſen Napoleon ward, ihm iſt nie wohl geworden in ſeinem kaiſerlichen Purpurmantel **); ihn

---

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Der Anfang dieſes Satzes fehlt in der (von Henri Julia beſorgten) neueſten franzöſiſchen Ausgabe; auch ſind verfolgte die Freiheit, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, ſogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität, ſchreckte ſie ihn vom Lager; und dann ſah man ihn haſtig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er ſchalt und tobte; und wenn er dann des Morgens bleich und müde in den Staatsrath kam, ſo klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und ſehr gefährliche Ideologie, und Corviſart ſchüttelte das Haupt.

Wenn Cromwell ebenfalls nicht ruhig ſchlafen konnte und des Nachts ängſtlich in Whitehall umherlief, ſo war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgeſpenſt, was ihn verfolgte, ſondern die Furcht vor den leiblichen Rächern ſeiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deſshalb trug er unter dem Wamms immer einen Harniſch, und er wurde immer miſstrauiſcher, und endlich gar, als das Büchlein erſchien: „Tödten iſt kein Mord,“ da hat Oliver Cromwell nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaiſers wenig Ähnlichkeiten bietet, ſo iſt

---

in den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen daſelbſt einige Ausdrücke etwas abgeſchwächt.

Der Herausgeber.

die Ausbeute deſto reicher bei den Parallelen zwiſchen den Fehlern der Stuart's und der Bourbonen überhaupt, und zwiſchen den Reſtaurationsperioden in beiden Ländern. Es iſt faſt eine und dieſelbe Untergangsgeſchichte. Auch dieſelbe Quaſilegitimität der neuen Dynaſtie iſt vorhanden, wie einſt in England. Im Foyer des Jeſuitismus werden ebenfalls wieder, wie einſt, die heiligen Waffen geſchmiedet, die alleinſeligmachende Kirche ſeufzt und intriguiert ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch, daſs der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Saul's, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hie nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwell am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwei verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwell des Nachts, bei Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſei er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach einer anderen Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und ſprach die Worte: „Er war ein ſtarkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können." Nach meiner Anſicht hat Delaroche dieſe demokratiſchere Legende im Sinne gehabt. Im Geſichte ſeines Cromwell iſt durchaus kein Erſtaunen oder Verwundern oder ſonſtiger Seelenſturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beſchauer erſchüttert dieſe grauenhafte, entſetzliche Ruhe im Geſichte des Mannes. Da ſteht ſie, die gefeſtete, erdſichere Geſtalt, „brutal wie eine Thatſache," gewaltig ohne Pathos, dämoniſch natürlich, wunderbar ordinär, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet ſie ihr Werk, faſt wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat ſie ruhig gefällt, die große Eiche, die einſt ſo ſtolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten ſo viele ſchöne Menſchengeſchlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poeſie ihre ſüßeſten Reigen getanzt; — er hat ſie ruhig gefällt mit dem unglückſeligen Beil, und da liegt ſie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone — Unglückſeliges Beil!

„Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement?" Das waren die gequäkten Worte, womit ein Britte, der hinter mir ſtand, die Empfindungen unterbrach, die ich eben niedergeſchrieben und die ſo wehmüthig meine Seele erfüllten, während ich Karl's Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie iſt etwas allzu grell blutig gemalt. Auch iſt der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und giebt dieſem das Anſehen eines Violinkaſtens. Im Übrigen iſt aber das Bild ganz unübertrefflich meiſterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyck und mit der Schattenkühnheit des Rembrandt; es erinnert mich namentlich an die republikaniſchen Kriegergeſtalten auf dem großen hiſtoriſchen Gemälde des Letztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amſterdam geſehen.

Der Charakter des Delaroche, ſowie des größten Theils ſeiner Kunſtgenoſſen, nähert ſich überhaupt am meiſten der flämiſchen Schule; nur daß die franzöſiſche Grazie etwas zierlich leichter die Gegenſtände behandelt und die franzöſiſche Eleganz hübſch oberflächlich darüber hinſpielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graciöſen, eleganten Niederländer nennen.

An einem andern Orte werde ich vielleicht die Geſpräche berichten, die ich ſo oft vor ſeinem Cromwell vernahm. Kein Ort gewährte eine beſſere Gelegenheit zur Belauſchung der Volksgefühle und

Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne am Eingang der langen Galerie, und daneben hing Robert's eben ſo bedeutſames Meiſterwerk, gleichſam tröſtend und verſöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergeſtalt, der entſetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beſchauer erſchütterte und alle politiſchen Leidenſchaften in ihm aufwühlte, ſo ward ſeine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren ſchönen Ähren heimkehrend zum Erntefeſt der Liebe und des Friedens, im klarſten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unſern Füßen; hören wir hier noch das Raſen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; ſehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutſtröme einſchlürft, ſo daſs grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig ſicher die Erde ſtehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römiſche Univerſaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaiſern und Laſtern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geſchichte ſehen, die ſich ſo närriſch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödſinnig ſtillſteht, und dann wieder unbeholfen haſtig aufſpringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeſchichte nennen: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geſchichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln beſpannten Wagen; eine Geſchichte ohne Anfang und ohne Ende, die ſich ewig wiederholt und ſo einfach iſt wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geſchichte, die der Dichter beſchreibt und deren Archiv in jedem Menſchenherzen zu finden iſt: — die Geſchichte der Menſchheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilſam war es, daſs Robert's Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite geſtellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwell lange betrachtet und mich ganz in ihn verſenkt hatte, daſs ich faſt ſeine Gedanken hörte, einſilbig harſche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und geziſcht im Charakter jener engliſchen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu ſich der ſtille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toſkana's ſüße Sprache von römiſchen Lippen erklingen, und meine Seele wurde beſänftigt und erheitert*).

Ach! wohl thut es Noth, daſs die liebe, unverwüſtliche, melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſere Seele tröſte in dem miſstönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen miſstönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menſchenmeer mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt ſich durch die Gaſſen das Volk von Paris und heult: „Warſchau iſt gefallen! Unſere Avantgarde iſt gefallen! Nieder mit den Miniſtern! Krieg den Ruſſen! Tod den Preußen!“ — Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſche ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu ſchreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daſs alle meine Kunſtideen zerquetſcht werden; oder ich bekomme einen Bajonettſtich in die linke Seite, wo jetzt das Herz ſchon von ſelber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſetzt als fremder Unruhſtörer.

---

*) Von den nächſten fünf Abſätzen, die in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen, finden ſich die beiden erſten und der fünfte Abſatz noch in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Bei ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſichte entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge. Mirakulöſe verändert ſich das Bild des Papſtes von Vernet; der alte ſchwächliche Statthalter Chriſti ſieht auf einmal ſo jung und geſund aus und erhebt ſich lächelnd auf ſeinem Seſſel, und es iſt, als ob ſeine ſtarken Träger das Maul aufſperrten zu einem Te deum laudamus. [Der junge engliſche Prinz ſinkt zu Boden, und ſterbend ſieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener ſchmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen iſt.] Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Geſicht und verwandelt ſich plötzlich, und wenn ich genauer hinſchaue, ſo liegt kein König, ſondern das ermordete Polen in dem ſchwarzen Sarge, und davor ſteht nicht mehr Cromwell, ſondern der Zar von Ruſsland, eine adlige, reiche Geſtalt, ganz ſo herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin geſehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkone ſtand und Dieſem die Hand küſste.

Dreißigtauſend ſchauluſtige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott ſei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das ſarmatiſche Sprichwort: „Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muſs man küſſen.“ — —*)

Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte ſich auch hier an die linke Hand küſſen laſſen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichſten Feinde des Vaterlandes ſo begegnet, wie es Pflicht und Gewiſſen verlangten. Haben ſich dieſe Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, ſo muſſten ſie auch ſeine Marken ſichern gegen das herandrängende Ruſsland. Die Ruſſen ſind ein braves Volk, und ich will ſie gern achten und lieben; aber ſeit dem Falle Warſchau's, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, ſind ſie unſeren Herzen ſo nahe gerückt, daſs mir Angſt wird.

---

*) Die oben nachfolgende Stelle lautete, von Cenſurſtrichen arg verſtümmelt, im älteſten Abdruck: „— — — — — — — — Ach, Deutſchlands rechte Hand war gelähmt, lahm geküſſt, und unſere beſte Schutzmauer fiel, unſere Avantgarde fiel, das muthige Polen liegt im Sarge, und wenn uns jetzt der Zar wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe, ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns Allen gnädig!

„Da hier nicht mehr von Königsmord — — — — — — — — — — — — — die Rede iſt, ſo will ich alle weitere Erörterung übergehen und zu meinem eigentlichen Thema zurückkehren.“ Der Herausgeber.

Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Ruſsland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe, ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns Allen gnädig!

Gott ſei uns Allen gnädig! Unſere letzte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphierend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jetzt ein Seitenſtück zu ſeinem Cromwell, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment, wo Sir Hudſon Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräſentanten der Demokratie*).

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manchen wackern Maler zu rühmen, [z. B. die beiden Seemaler Gudin und Iſabey, ſo wie auch einige ausgezeichnete Darſteller des gewöhnlichen Lebens, den geiſtreichen Destouches und den witzigen Pigal;] aber trotz des beſten Willens iſt es mir dennoch unmöglich, ihre ſtillen Verdienſte ruhig auseinander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammen zu faſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannten ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goethe'ſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuſs zu gelangen, und wie ſehr Einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, Das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch an dieſem Berichte weiter zu ſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des

---

*) Hier ſchließt dieſer Aufſatz in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil Wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Ölbaums in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiſs nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. Die Oper wird mit tauben Ohren gehört, das Ballett ſogar wird nur theilnahmlos angeglotzt. „Und daran iſt die verdammte Julirevolution Schuld,“ ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die Alles verſchlingt, ſo daſs von ihnen gar nicht mehr die Rede iſt.

Wie ich höre — aber ich kann's kaum glauben — wird ſogar in Berlin nicht mehr vom Theater geſprochen, und der Morning Chronicle, der geſtern berichtet, daſs die Reformbill im Unterhauſe durchgegangen ſei, erzählt bei dieſer Gelegenheit, daſs der Doktor Raupach ſich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil ſein Kunſttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiſs ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die „Schülerſchwänke,“ oder die „Sieben Mädchen in Uniform,“ oder „Das Feſt der Handwerker,“

oder ſonſt ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht leugnen, daſs der Untergang Warſchau's mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit ſeinem Kunſttalente unterginge. O Warſchau! Warſchau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunſtperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei ſeinem Sarge aufhören wird, ſcheint ihrer Erfüllung nahe zu ſein. Die jetzige Kunſt muſs zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deſshalb, wie alle welken Überreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch, und nicht die Zeitbewegung ſelbſt, iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil, dieſe Zeitbewegung müſſte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Parteiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechiſchen und florentiniſchen Künſtler führten kein egoiſtiſch iſoliertes Kunſtleben, die müßig dichtende Seele hermetiſch verſchloſſen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paſſten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeſchylus hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit.

Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muſs. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt.

Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ſelbſt ein trübſeliges Ende? Jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben, wie bei Menſchen, die in der Todesſtunde plötzlich hellſehend werden und mit verbleichenden Lippen die überſinnlichſten Geheimniſſe ausſprechen? Oder wird das greiſe Europa ſich wieder verjüngen, und die dämmernde Geiſtigkeit ſeiner Künſtler und Schriftſteller iſt nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, ſondern das ſchaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das ſinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausſtellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewieſen und die beſſere Verheißung bekundet. Der Erzbiſchof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterſcheidet ſich unſer Glauben. Ich glaube, daſs Frankreich aus der Herzenstiefe ſeines neuen Lebens auch eine neue Kunſt hervorathmen wird. Auch dieſe ſchwere Aufgabe wird von den Franzoſen gelöſt werden, von den Franzoſen, dieſem leichten, flatterhaften Volke, das wir ſo gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling iſt auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Gemäldeausſtellung von 1833*).

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über Nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausſtellung, und obgleich die wichtigſten politiſchen und religiöſen Revolutionen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, zuerſt über die große Revolution zu ſchreiben, die hier im Reiche der Kunſt ſtattgefunden, und als deren bedeutſamſte Erſcheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder, als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünſtigſten Vorurtheile gegen

---

*) Dieſer Bericht fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die franzöſiſche Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtnis mit der Malerei in Frankreich. Auch ſie folgte der ſocialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke ſelber verjüngt. Doch geſchah Dieſes nicht ſo unmittelbar, wie in den Schweſterkünſten Muſik und Poeſie, die ſchon vor der Revolution ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den diesjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Intereſſanteſten gehören, was je ein Franzoſe über Kunſt geſchrieben, hat ſich in Betreff obiger Bemerkung mit folgenden Worten ausgeſprochen, die ich, ſo weit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich iſt, getreu wiedergebe:

„In derſelben Weiſe, wie die gleichzeitige Politik und die Literatur, beginnt auch die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts; in derſelben Weiſe erreichte ſie eine gewiſſe vollendete Entfaltung; und ſie brach auch zuſammen denſelben Tag, als Alles in Frankreich zuſammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bei dem Tode Ludwig's XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „des Herrn

Scharfrichters“ wie Madame Dubarry ihn nannte. O, dieſes Zeitalter, welches Alles verneinte, Alles verſpöttelte, Alles entweihte und an Nichts glaubte, war eben deſshalb um ſo tüchtiger zu dem großen Werke der Zerſtörung, und es zerſtörte, ohne im mindeſten Etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Luſt dazu.

„Indeſſen, die Künſte, wenn ſie auch derſelben Bewegung folgen, folgen ſie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So iſt die Malerei im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beſtändig im Solde der vornehmen Gönnerſchaft, beſtändig im unterröcklichen Schutze der regierenden Maitreſſen, hat ſich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählich aufgelöſt, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelaſſenheit nie jenen Ungeſtüm, nie jene Begeiſterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den ſchlechten Geſchmack entſchädigt. Sie wirkt miſsbehaglich mit ihren froſtigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünſten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen, auf dem Sopha hingeſtreckt, ſich leichtſinnig fächert. Favart mit ſeinen Eglées und Zulmas iſt wahrheitlicher, als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idylliſchen Abbés.

Favart, wenn er ſich auch lächerlich machte, ſo meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigſten Theil an Dem, was ſich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revolution überraſchte ſie im Negligé. Die Philoſophie, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Literatur, jede durch einen beſonderen Mann repräſentiert, waren ſie ſtürmiſch, wie eine Schar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgeſtürmt, das ſie nicht kannten; aber je näher ſie demſelben gelangten, deſto beſänftigter wurde ihr Fieber, deſto ruhiger wurde ihr Antlitz, deſto ſicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches ſie noch nicht kannten, mochten ſie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten ſie leſen können, daſs alle menſchlichen Freuden mit Thränen endigen. Und, ach! ſie kamen von einem zu wüſten, jauchzenden Gelag, als daſs ſie nicht zu dem Ernſteſten und Schrecklichſten gelangen muſsten. Wenn man die Unruhe betrachtet, wovon ſie in dem ſüßeſten Rauſche dieſer Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängſtigt worden, ſo ſollte man glauben, das Schafott, das all dieſe tolle Luſt endigen ſollte, habe ihnen ſchon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Geſpenſtes.

„Die Malerei, welche ſich damals von der ernſthaften ſocialen Bewegung entfernt gehalten, ſei

Bayeriſche Staatsbibliothek MÜNCHEN

es nun, weil ſie von Wein und Weibern ermattet war, oder ſei es auch, weil ſie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, ſie hat ſich bis zum letzten Augenblick dahingeſchleppt zwiſchen ihren Roſen, Moſchusdüften und Schäferſpielen. Vien und einige Andere fühlten wohl, daſs man ſie zu jedem Preis daraus emporziehen müſſe, aber ſie wuſſten nicht, was man alsdann damit anfangen ſollte. Leſueur, den der Lehrer David's ſehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er muſſte Deſſen wohl eingeſtändig ſein. In eine Zeit geſchleudert, wo auch alles geiſtige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derſelben Verlegenheit, wie jene Künſtler. Wiſſen wir doch, daſs er nach Rom ging, und daſs er eben ſo Vanlooiſch heimkehrte, wie er abgereiſt war. Erſt ſpäter, als das griechiſch-römiſche Alterthum gepredigt wurde, als Publiciſten und Philoſophen auf den Gedanken geriethen, man müſſe zu den literariſchen, ſocialen und politiſchen Formen der Alten zurückkehren, erſt alsdann entfaltete ſich ſein Geiſt in all ſeiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunſt aus der tändelnden, parfümierten Schäferei, worin ſie verſunken, und er erhob ſie in die ernſten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reaktion war unbarmherzig, wie jede Reaktion, und David betrieb ſie bis zum Äußerſten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei.“

Über David's Schaffen und Wirken iſt Deutſchland hinlänglich unterrichtet. Unſere franzöſiſchen Gäſte haben uns während der Kaiſerzeit oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von ſeinen Schülern, die ihn, jeder in ſeiner Weiſe, fortgeſetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin, haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem andern Manne, deſſen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerſchule in Frankreich. Das iſt Gericault.

Von dieſer neuen Malerſchule habe ich in den vorſtehenden Blättern unmittelbar Kunde gegeben. Indem ich die beſten Stücke des Salon von 1831 beſchrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteriſtik der neuen Meiſter. Jener Salon war nach dem allgemeinen Urtheil der außerordentlichſte, den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunſt. Die Gemälde, die ich einer Beſchreibung würdigte, werden ſich Jahrhunderte erhalten, und mein Wort iſt vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Geſchichte der Malerei.

Von jener unermeſslichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieſes Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwei Monat geſchloſſen waren, ſich den erſten April wieder öffneten, und uns die neueſten Produkte der franzöſiſchen Kunſt entgegen grüßten. Wie gewöhnlich, hatte man die alten Gemälde, welche die Nationalgalerie bilden, durch ſpaniſche Wände verdeckt, und an letzteren hingen die neuen Bilder, ſo daſs zuweilen hinter den gothiſchen Abgeſchmacktheiten eines neuromantiſchen Malers gar lieblich die mythologiſchen alt-italiäniſchen Meiſterwerke hervorlauſchten. Die ganze Ausſtellung glich einem Codex palimpsestus, wo man ſich über den neubarbariſchen Text um ſo mehr ärgerte, wenn man wuſſte, welche griechiſche Götterpoeſie damit überſudelt worden.

Wohl gegen viertehalbtauſend Gemälde waren ausgeſtellt, und es befand ſich darunter faſt kein einziges Meiſterſtück. War Das die Folge einer allzu großen Ermüdung nach einer allzu großen Aufregung? Beurkundete ſich in der Kunſt der National-Katzenjammer, den wir jetzt, nachdem der übertolle Freiheitsrauſch verdampft, auch im politiſchen Leben der Franzoſen bemerken? War die diesjährige Ausſtellung nur ein buntes Gähnen, nur ein farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, ſo tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beiden gefeierten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dies Jahr nichts Vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutſchen, hat kein einziges Gemälde dieſes Salons mich gemüthlich angeſprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortſchritten im Techniſchen zeugte, aber doch nicht Viel bedeutete. Es war dieſelbe Idee, glühender gemalt und froſtiger gedacht. Auch Horace Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur ſchöne Einzelheiten. Decamps hat ſich wohl über den Salon und ſich ſelber luſtig machen wollen, und er gab meiſtens Affenſtücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Hiſtorienbild malt. Das deutſchchriſtlich lang herabhängende Haar deſſelben mahnte mich ergötzlich an überrheiniſche Freunde.

Am meiſten beſprochen und durch Lob und Widerſpruch gefeiert wurde dieſes Jahr Herr Ingres. Er gab zwei Stücke: das eine war das Porträt einer jungen Italiänerin, das andere war das

Porträt des Herrn Bertin l'ainé, eines alten Franzoſen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, ſo war Herr Ingres dieſes Jahr König im Reiche der Kunſt. Wie Jener in den Tuilerien, ſo herrſchte Dieſer im Louvre. Der Charakter des Herrn Ingres iſt ebenfalls Juſtemilieu, er iſt nämlich ein Juſtemilieu zwiſchen Mieris und Michelangelo. In ſeinen Gemälden findet man die heroiſche Kühnheit des Mieris und die feine Farbengebung des Michelangelo.

In demſelben Maße, wie die Malerei in der diesjährigen Ausſtellung wenig Begeiſterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur ſich um ſo glänzender gezeigt, und ſie lieferte Werke, worunter viele zu den höchſten Hoffnungen berechtigten und eins ſogar mit den beſten Erzeugniſſen dieſer Kunſt wetteifern konnte. Es iſt der Kain des Herrn Etex. Es iſt eine Gruppe von ſymmetriſcher, ja monumentaler Schönheit, voll antediluvianiſchem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, ſchickſalergeben, gedankenlos brütend, eine Verſteinerung troſtloſer Ruhe. Dieſer Mann hat ſeinen Bruder getödtet in Folge eines Opferzwiſtes, eines Religionſtreits. Ja, die Religion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Etex ſpäterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufſchwung zu reden habe, den wir in unſerer Zeit bei den Bildhauern noch weit mehr als bei den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theſeus, welche beide jetzt im Tuileriengarten aufgeſtellt ſind, erregen jedesmal, wenn ich dort ſpazieren gehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur ſchmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daſs ſolche Meiſterſtücke unſerer modernen Kunſt ſo ganz und gar der freien Luft ausgeſetzt ſtehen. Der Himmel iſt hier nicht ſo mild wie in Griechenland, und auch dort ſtanden die beſſeren Werke nie ſo ganz ungeſchützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die beſſeren waren wohlgeſchirmt, meiſtens in Tempeln. Bis jetzt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuilerien wenig geſchadet, und es iſt ein heiterer Anblick, wenn ſie blendend weiß aus dem friſchgrünen Kaſtanienlaub hervorgrüßen. Dabei iſt es hübſch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort ſpielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der ſo zornig ſein Schwert in der Hand hält, oder was Das für ein ſonderbarer Kauz iſt, der auf ſeinem menſchlichen Leib einen Ochſenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederſchlägt; der Ochſenmenſch, ſagen ſie, hat viele kleine Kinder gefreſſen. Junge Republikaner, die vorübergehen, pflegen auch wohl zu bemerken, daß der Spartakus ſehr bedenklich nach den Fenſtern der Tuilerien hinaufſchielt, und in der Geſtalt des Minotaurus ſehen ſie das Königthum. Andere Leute tadeln auch wohl an dem Theſeus die Art, wie er die Keule ſchwingt, und ſie behaupten: wenn er damit zuſchlüge, würde er unfehlbar ſich ſelber die Hand zerſchmettern. Dem ſei aber, wie ihm wolle, bis jetzt ſieht das Alles noch ſehr gut aus. Jedoch nach einigen Wintern werden dieſe vortrefflichen Statuen ſchon verwittert und brüchig ſein, und Moos wächſt dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Inſektenfamilien niſten zwiſchen dem Ochſenkopfe des Minotaurus und der Keule des Theſeus, wenn Dieſem nicht gar unterdeſſen die Hand mitſammt der Keule abgebrochen iſt.

Da hier doch ſo viel unnützes Militär gefüttert werden muß, ſo ſollte der König in den Tuilerien neben jede Statue eine Schildwache ſtellen, die, wenn es regnet, einen Regenſchirm darüber ausſpannt. Unter dem bürgerköniglichen Regenſchirm würde dann im wahren Sinne des Wortes die Kunſt geſchützt ſein.

Allgemein iſt die Klage der Künſtler über die allzu große Sparſamkeit des Königs. Als Herzog von Orleans, heißt es, habe er die Künſte eifriger beſchützt. Man murrt, er beſtelle verhältnismäßig zu wenig Bilder und zahle dafür verhältnismäßig zu wenig Geld. Er iſt jedoch, mit Ausnahme des Königs von Baiern, der größte Kunſtkenner unter den Fürſten. Sein Geiſt iſt vielleicht jetzt zu ſehr politiſch befangen, als daſs er ſich mit Kunſtſachen ſo eifrig wie ehemals beſchäftigen könnte. Wenn aber ſeine Vorliebe für Malerei und Skulptur etwas abgekühlt, ſo hat ſich ſeine Neigung für Architektur faſt bis zur Wuth geſteigert. Nie iſt in Paris ſo Viel gebaut worden, wie jetzt auf Betrieb des Königs geſchieht. Überall Anlagen zu neuen Bauwerken und ganz neuen Straßen. An den Tuilerien und dem Louvre wird beſtändig gehämmert. Der Plan zu der neuen Bibliothek iſt das Großartigſte, was ſich denken läßt. Die Magdalenenkirche, der alte Tempel des Ruhms, iſt ſeiner Vollendung nahe. An dem großen Geſandtſchaftspalaſte, den Napoleon an der rechten Seite der Seine aufführen wollte, und der nur zur Hälfte fertig geworden, ſo daſs er wie Trümmer einer Rieſenburg ausſieht, an dieſem ungeheuren Werke wird jetzt weiter gebaut. Dabei erheben ſich wunderbar koloſſale Monumente auf den öffentlichen Plätzen. Auf dem Baſtillenplatz erhebt ſich der große Elephant, der nicht übel die bewuſſte Kraft und die gewaltige Vernunft des Volks repräſentiert. Auf der Place de la Concorde ſehen wir ſchon in hölzerner Abbildung den Obeliſk des Luxor; in einigen Monaten ſteht dort das ägyptiſche Original und dient als Denkſtein des ſchauerlichen Ereigniſſes, das einſt am 21. Januar auf dieſem Orte ſtatt fand. Wie viel' tauſendjährige Erfahrungen uns dieſer hieroglyphenbedeckte Bote aus dem Wunderland Ägypten mitbringen mag, ſo hat doch der junge Laternenpfahl, der auf der Place de la Concorde ſeit fünfzig Jahren ſteht, noch viel merkwürdigere Dinge erlebt, und der alte rothe urheilige Rieſenſtein wird vor Entſetzen erblaſſen und zittern, wenn mal in einer ſtillen Winternacht jener frivol franzöſiſche Laternenpfahl zu ſchwatzen beginnt und die Geſchichte des Platzes erzählt, worauf ſie beide ſtehen.

Das Bauweſen iſt die Hauptleidenſchaft des Königs, und dieſe kann vielleicht die Urſache ſeines Sturzes werden. Ich fürchte, trotz allen Verſprechungen werden ihm die Forts detachés nicht aus dem Sinne kommen; denn bei dieſem Projekte können ſeine Lieblingswerkzeuge, Kelle und Hammer, angewendet werden, und das Herz klopft ihm vor Freude, wenn er an einen Hammer denkt. Dieſes Klopfen übertäubt vielleicht einſt die Stimme ſeiner Klugheit, und, ohne es zu ahnen, wird er von ſeinen Lieblingslaunen beſchwatzt, wenn er jene Forts für ſein einziges Heil und ihre Errichtung für leicht ausführbar hält. Durch das Medium der Architektur gelangen wir daher vielleicht in die größten Bewegungen der Politik. In Beziehung auf jene Forts und auf den König ſelbſt will ich hier ein Fragment aus einem Memoire mittheilen, das ich vorigen Juli geſchrieben:

„Das ganze Geheimnis der revolutionären Parteien beſteht darin, daſs ſie die Regierung nicht mehr angreifen wollen, ſondern von Seiten derſelben irgend einen großen Angriff abwarten, um thatſächlichen Widerſtand zu leiſten. Eine neue Inſurrektion kann daher in Paris nicht ausbrechen ohne den beſondern Willen der Regierung, die erſt durch irgend eine bedeutende Thorheit die Veranlaſſung geben muſs. Gelingt die Inſurrektion, ſo wird Frankreich ſogleich zu einer Republik erklärt, und die Revolution wälzt ſich über ganz Europa, deſſen alte Inſtitutionen alsdann, wo nicht zertrümmert, doch wenigſtens ſehr erſchüttert werden. Miſslingt die Inſurrektion, ſo beginnt hier eine unerhört furchtbare Reaktion, die alsdann in den Nachbarländern mit der gewöhnlichen Ungeſchicklichkeit nachgeäfft wird, und dann ebenfalls manche Umgeſtaltung des Beſtehenden hervorbringen kann. Auf jeden Fall wird die Ruhe Europa's gefährdet durch Alles, was die hieſige Regierung gegen die Intereſſen der Revolution Außerordentliches unternimmt, durch jede Feindſeligkeit, die ſie gegen die Parteien der Revolution ausübt. Da nun der Wille der hieſigen Regierung ganz ausſchließlich der Wille des Königs iſt, ſo iſt die Bruſt Ludwig Philipp's die eigentliche Pandorabüchſe, die alle Übel enthält, die ſich auf einmal über dieſe Erde ergießen können. Leider iſt es nicht möglich, auf ſeinem Geſichte die Gedanken ſeines Herzens zu leſen; denn in der Verſtellungskunſt ſcheint die jüngere Linie eben ſo ſehr Meiſter zu ſein, wie die ältere. Kein Schauſpieler auf dieſer Erde hat ſein Geſicht ſo ſehr in ſeiner Gewalt, keiner weiß ſo meiſterhaft ſeine Rolle durchzuſpielen, wie unſer Bürgerkönig. Er iſt vielleicht einer der geſchickteſten, geiſtvollſten und muthigſten Menſchen Frankreichs; und doch hat er, als es galt, die Krone zu gewinnen, ſich ein ganz harmloſes, ſpießbürgerliches, zaghaftes Anſehen zu geben gewuſſt, und die Leute, die ihn ohne viel' Umſtände auf den Thron ſetzten, glauben gewiſs, ihn mit noch weit weniger

Umſtänden wieder davon herunterwerfen zu können. Diesmal hat das Königthum die blödſinnige Rolle des Brutus geſpielt. Daher ſollten die Franzoſen eigentlich über ſich ſelber, und nicht über den Ludwig Philipp lachen, wenn ſie jene Karikaturen anſehen, wo Letzterer mit ſeinem weißen Filzhut und großen Regenſchirm dargeſtellt wird. Beides waren Requiſiten, und, wie die Poignées de main, gehörten ſie zu ſeiner Rolle. Der Geſchichtſchreiber wird ihm einſt das Zeugnis geben, daſs er dieſe gut ausgeführt hat; dieſes Bewuſſtſein kann ihn tröſten über die Satiren und Karikaturen, die ihn zur Zielſcheibe ihres Witzes gewählt. „Die Menge ſolcher Spottblätter und Zerrbilder wird täglich größer, und überall an den Mauern der Häuſer ſieht man groteske Birnen. Noch nie iſt ein Fürſt in ſeiner eignen Hauptſtadt ſo ſehr verhöhnt worden, wie Ludwig Philipp. Aber er denkt: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten; ihr werdet die Birne nicht freſſen, die Birne friſſt euch.“ Gewiſs, er fühlt alle Beleidigungen, die man ihm zufügt; denn er iſt ein Menſch. Er iſt auch nicht von ſo gnädiger Lammsnatur, daſs er ſich nicht dafür rächen möchte; er iſt ein Menſch, aber ein ſtarker Menſch, der ſeinen augenblicklichen Unmuth bezwingen kann und ſeiner Leidenſchaft zu gebieten weiß. Wenn die Stunde kommt, die er für die rechte hält, dann wird er losſchlagen; erſt gegen die innern Feinde, hernach gegen die äußern, die ihn noch weit empfindlicher beleidigt haben. Dieſer Mann iſt Alles fähig, und wer weiß, ob er nicht einſt jenen Handſchuh, der von allen möglichen Poignées de main ſo ſchmutzig geworden, der ganzen heiligen Alliance als Fehdehandſchuh hinwirft. Es fehlt ihm wahrhaft nicht an fürſtlichem Selbſtgefühl. Ihn, den ich kurz nach der Juliusrevolution mit Filzhut und Regenſchirm ſah, wie verändert erblickte ich ihn plötzlich am ſechſten Junius voriges Jahr, als er die Republikaner bezwang. Es war nicht mehr der gutmüthige, ſchwammbäuchige Spießbürger, das lächelnde Fleiſchgeſicht; ſogar ſeine Korpulenz gab ihm plötzlich ein würdiges Anſehen, er warf das Haupt ſo kühn in die Höhe, wie es jemals irgend einer ſeiner Vorfahren gethan, er erhob ſich in dickſter Majeſtät, jedes Pfund ein König. Als er aber dennoch fühlte, daſs die Krone auf ſeinem Haupte noch nicht ganz feſt ſaß und noch manches ſchlechte Wetter eintreten könnte, wie ſchnell hatte er wieder den alten Filzhut aufgeſtülpt und ſeinen Regenſchirm zur Hand genommen! Wie bürgerlich, einige Tage nachher bei der großen Revue, begrüßte er wieder Gevatter Schneider und Schuſter, wie gab er wieder rechts und links die herzlichſten Poignées de main, und nicht bloß mit der Hand, ſondern auch mit den Augen, mit den lächelnden Lippen, ja ſogar mit dem Backenbart! Und dennoch, dieſer lächelnde, grüßende, bittende, flehende gute Mann trug damals in ſeiner Bruſt vierzehn Forts détachés.

„Dieſe Forts ſind jetzt Gegenſtand der bedenklichſten Fragen, und die Löſung derſelben kann furchtbar werden und den ganzen Erdkreis erſchüttern. Das iſt wieder der Fluch, der die klugen Leute ins Verderben ſtürzt, ſie glauben klüger zu ſein, als ganze Völker, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daſs die Maſſen immer richtig geurtheilt, und, wo nicht die ganzen Pläne, doch immer die Abſichten ihrer Machthaber errathen. Die Völker ſind allwiſſend, alldurchſchauend; das Auge des Volks iſt das Auge Gottes. So hat das franzöſiſche Volk mitleidig die Achſel gezuckt, als die Regierung ihm landesväterlichſt vorheuchelte: ſie wolle Paris befeſtigen, um es gegen die heilige Alliance vertheidigen zu können. Jeder fühlte, daſs nur Ludwig Philipp ſich ſelber befeſtigen wollte gegen Paris. Es iſt wahr, der König hat Gründe genug, Paris zu fürchten, die Krone glüht ihm auf dem Haupte und verſengt ihm das Toupet, ſo lange die große Flamme noch lodert in Paris, dem Foyer der Revolution. Aber warum geſteht er Dieſes nicht ganz offen? Warum gebärdet er ſich noch immer als einen treuen Wächter dieſer Flamme? Erſprießlicher wäre vielleicht für ihn das offene Bekenntnis an die Gewürzkrämer und ſonſtige Parteigenoſſen: daſs er für ſie und ſich ſelber nicht ſtehen könne, ſo lange er nicht gänzlich Herr von Paris, daſs er deſshalb die Hauptſtadt mit vierzehn Forts umgebe, deren Kanonen jeder Emeute gleich von oben herab Stillſchweigen gebieten würden. Offenes Eingeſtändnis, daſs es ſich um ſeinen Kopf und alle Juſtemilieu-Köpfe handle, hätte vielleicht gute Wirkung hervorgebracht. Aber jetzt ſind nicht bloß die Parteien der Oppoſition, ſondern auch die Boutiquiers und die meiſten Anhänger des Juſtemilieu-Syſtems ganz verdrießlich über die Forts détachés, und die Preſſe hat ihnen hinlänglich die Gründe auseinander geſetzt, weſshalb ſie verdrießlich ſind. Die meiſten Boutiquiers ſind nämlich jetzt der Meinung, Ludwig Philipp ſei ein ganz vortrefflicher König, er ſei werth, daſs man Opfer für ihn bringe, ja ſich manchmal für ihn in Gefahr ſetze, wie am 5. und 6. Junius, wo ſie ihrer 40,000 Mann, in Gemeinſchaft mit 20,000 Mann Linientruppen, gegen mehrere hundert Republikaner ihr Leben gewagt haben; keineswegs jedoch ſei Ludwig Philipp werth, daſs man, um ihn zu behalten, bei ſpäteren bedeutenderen Emeuten ganz Paris, alſo ſich ſelber nebſt Weib und Kind und ſämmtlichen Boutiken, in die Gefahr ſetzt, von vierzehn Höhen herab zu Grunde geſchoſſen zu werden. Man ſei ja, meinen ſie übrigens, ſeit fünfzig Jahren an alle möglichen Revolutionen gewöhnt, man habe ſich ganz darauf einſtudiert, bei geringen Emeuten zu intervenieren, damit die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird, bei größeren Inſurrektionen ſich gleich zu unterwerfen, damit ebenfalls die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird. Auch die Fremden, meinen ſie, die reichen Fremden, die in Paris ſo viel Geld verzehren, hätten jetzt eingeſehen, daſs eine Revolution für jeden ruhigen Zuſchauer ungefährlich, daſs Dergleichen mit großer Ordnung, ſogar mit großer Artigkeit ſtattfinde, dergeſtalt, daſs es für einen Ausländer noch ein beſonderes Amüſement ſei, eine Revolution in Paris zu erleben. Umgäbe man aber Paris mit Forts détachés, ſo würde die Furcht, daſs man eines frühen Morgens zu Grunde geſchoſſen werden könne, die Ausländer, die Provinzialen, und nicht bloß die Fremden, ſondern auch viele hier anſäſſige Rentiers aus Paris verſcheuchen; man würde dann weniger Zucker, Pfeffer und Pomade verkaufen und geringere Hausmiethe gewinnen; kurz, Handel und Gewerbe würden zu Grunde gehn. Die Epiciers, die ſolcherweiſe für den Zins ihrer Häuſer, für die Kunden ihrer Boutiken und für ſich ſelbſt und ihre Familien zittern, ſind daher Gegner eines Projektes, wodurch Paris eine Feſtung wird, wodurch Paris nicht mehr das alte heitere, ſorgloſe Paris bleibt. Andere, die zwar zum Juſtemilieu gehören, aber den liberalen Principien der Revolution nicht entſagt haben und ſolche Principien noch immer mehr lieben, als den Ludwig Philipp: Dieſe wollen das Bürgerkönigthum vielmehr durch Inſtitutionen, als durch eine Art von Bauwerken geſchützt ſehen, die allzu ſehr an die alte feudaliſtiſche Zeit erinnern, wo der Inhaber der Citadelle die Stadt nach Willkür beherrſchen konnte. Ludwig Philipp, ſagen ſie, ſei bis jetzt noch ein treuer Wächter der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, die man durch ſo viel Blut erkämpft; aber er ſei ein Menſch, und im Menſchen wohne immer ein geheimes Gelüſte nach abſoluter Herrſchaft. Im Beſitz der Forts détachés könne er ungeahndet nach Willkür jede Laune befriedigen; er ſei alsdann weit unumſchränkter, als es die Könige vor der Revolution jemals ſein mochten; Dieſe hätten nur einzelne Unzufriedene in die Baſtille ſetzen können, Ludwig Philipp aber umgäbe die ganze Stadt mit Baſtillen, er embaſtilliere ganz Paris. Ja, wenn man auch der edlen Geſinnung des jetzigen Königs ganz ſicher wäre, ſo könne man doch nicht für die Geſinnungen ſeiner Nachfolger Bürge ſtehen, noch viel weniger für die Geſinnungen aller Derjenigen, die ſich durch Liſt oder Zufall einſt in den Beſitz jener Forts détachés ſetzen und alsdann Paris nach Willkür beherrſchen könnten. Weit wichtiger noch, als dieſe Einwürfe, war eine andere Beſorgnis, die ſich von allen Seiten kundgab und ſogar Diejenigen erſchütterte, die bis jetzt weder gegen, noch für die Regierung, ja nicht einmal für oder gegen die Revolution Partei genommen. Sie betraf das höchſte und wichtigſte Intereſſe des ganzen Volks, die Nationalunabhängigkeit. Trotz aller franzöſiſchen Eitelkeit, die nie gern an 1814 und 1815 zurückdenkt, muſſte man ſich doch heimlich geſtehen, daſs eine dritte Invaſion nicht ſo ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, daſs die Forts détachés nicht bloß den Alliierten kein allzu großes Hindernis ſein würden, wenn ſie Paris einnehmen wollten, ſondern daſs ſie eben dieſer Forts ſich bemächtigen könnten, um Paris für ewige Zeiten in Zaum zu halten, oder wo nicht gar für immer in den Grund zu ſchießen. Ich referiere hier nur die Meinung der Franzoſen, die ſich für überzeugt halten, daſs einſt bei der

Invaſion die fremden Truppen ſich wieder von Paris entfernten, weil ſie keinen Stützpunkt gegen die große Einwohnermaſſe gefunden, und daſs jetzt die Fürſten in der Tiefe ihrer Herzen nichts Sehnlicheres wünſchen, als Paris, das Foyer der Revolution, von Grund aus zu zerſtören — —“

Sollte jetzt wirklich das Projekt der Forts détachés für immer aufgegeben ſein? Das weiß nur der Gott, der in die Nieren der Könige ſchaut.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs uns vielleicht der Parteigeiſt verblendet und der König wirklich die gemeinnützigſten Abſichten hegt und ſich nur gegen die heilige Alliance barrikadieren will. Es iſt aber unwahrſcheinlich. Die heilige Alliance hat tauſend Gründe, vielmehr den Ludwig Philipp zu fürchten, und noch außerdem einen allerwichtigſten Hauptgrund, ſeine Erhaltung zu wünſchen. Denn erſtens iſt Ludwig Philipp der mächtigſte Fürſt in Europa, ſeine materiellen Kräfte werden verzehnfacht durch die ihnen inwohnende Beweglichkeit, und zehnfach, ja hundertfach ſtärker noch ſind die geiſtigen Mittel, worüber er nöthigenfalls gebieten könnte; und ſollten dennoch die vereinigten Fürſten den Sturz dieſes Mannes bewirken, ſo hätten ſie ſelber die mächtigſte und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa umgeſtürzt. Ja, die Fürſten ſollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daſs Ludwig Philipp König von Frankreich iſt. Schon haben ſie einmal die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigſten die Republikaner zu bändigen vermochte, den Napoleon. O, mit Recht nennt ihr euch Könige von Gottes Gnaden! Es war eine beſondere Gnade Gottes, daſs er den Königen noch einmal einen Mann ſchickte, der ſie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürſten auch dieſen Mann, ſo kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieſer zwei Mirakel, hat er dem Königthum zweimal ſeine Rettung angeboten. Denn Gott iſt vernünftig und ſieht ein, daſs die republikaniſche Regierungsform ſehr unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich iſt für das alte Europa. Und auch ich habe dieſe Einſicht. Aber wir können vielleicht Beide Nichts ausrichten gegen die Verblendung der Fürſten und Demagogen. Gegen die Dummheit kämpfen wir Götter ſelbſt vergebens.

Ja, es iſt meine heiligſte Überzeugung, daſs das Republikenthum unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europa's, und gar unmöglich für die Deutſchen. Als, in blinder Nachäffung der Franzoſen, die deutſchen Demagogen eine deutſche Republik predigten, und nicht bloß die Könige, ſondern auch das Königthum ſelbſt, die letzte Garantie unſerer Geſellſchaft, mit wahnſinniger Wuth zu verläſtern und zu ſchmähen ſuchten, da hielt ich es für Pflicht, mich auszuſprechen, wie es in vorſtehenden Blättern in Beziehung auf den 21. Januar geſchehen iſt. Obgleich mir ſeit dem 28. Junius des vorigen Jahrs mein Monarchismus etwas ſauer gemacht wird, ſo habe ich doch jene Äußerungen bei dieſem erneuerten Druck nicht ausſcheiden wollen. Ich bin ſtolz darauf, daſs ich einſt den Muth beſeſſen, weder durch Liebkoſung und Intrigue, noch durch Drohung mich fortreißen zu laſſen in Unverſtand und Irrſal. Wer nicht ſo weit geht, als ſein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, iſt eine Memme, wer weiter geht, als er gehen wollte, iſt ein Sklave.

Gemäldeausſtellung von 1843.

Paris, den 7. Mai 1843.

Die Gemäldeausſtellung erregt dieſes Jahr ungewöhnliches Intereſſe, aber es iſt mir unmöglich, über die geprieſenen Vorzüglichkeiten dieſes Salons nur ein halbweg vernünftiges Urtheil zu fällen. Bis jetzt empfand ich nur ein Miſsbehagen ſonder Gleichen, wenn ich die Gemächer des Louvre durchwandelte. Dieſe tollen Farben, die alle zu gleicher Zeit auf mich loskreiſchen, dieſer bunte Wahnwitz, der mich von allen Seiten angrinſt, dieſe Anarchie in goldnen Rahmen, macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck. Ich quäle mich vergebens, dieſes Chaos im Geiſte zu ordnen und den Gedanken der Zeit darin zu entdecken, oder auch nur den verwandtſchaftlichen Charakterzug, wodurch dieſe Gemälde ſich als Produkte unſrer Gegenwart kundgeben. Alle Werke einer und derſelben Periode haben nämlich einen ſolchen Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeiſtes. Z. B. auf der Leinwand des Watteaux, oder des Boucher, oder des Vanloo, ſpiegelt ſich ab das graciöſe gepuderte Schäferſpiel, die geſchminkte, tändelnde Leerheit, das ſüßliche Reifrockglück des herrſchenden Pompadourthums, überall hellfarbig bebänderte Hirtenſtäbe, nirgends ein Schwert. In entgegengeſetzter Weiſe ſind die Gemälde des David und ſeiner Schüler nur das farbige Echo der republikaniſchen Tugendperiode, die in den imperialiſtiſchen Kriegsruhm überſchlägt, und wir ſehen hier eine forcierte Begeiſterung für das marmorne Modell, einen abſtrakten froſtigen Verſtandesrauſch, die Zeichnung korrekt, ſtreng, ſchroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanerſuppen. Was wird ſich aber unſern Nachkommen, wenn ſie einſt die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinſame Eigenthümlichkeiten werden ſich dieſe Bilder gleich beim erſten Blick als Erzeugniſſe aus unſrer gegenwärtigen Periode ausweiſen? Hat vielleicht der Geiſt der Bourgeoiſie, der Induſtrialismus, der jetzt das ganze ſociale Leben Frankreichs durchdringt, auch ſchon in den zeichnenden Künſten ſich dergeſtalt geltend gemacht, daſs allen heutigen Gemälden das Wappen dieſer neuen Herrſchaft aufgedrückt iſt? Beſonders die Heiligenbilder, woran die diesjährige Ausſtellung ſo reich iſt, erregen in mir eine ſolche Vermuthung. Da hängt im langen Saal eine Geißelung, deren Hauptfigur mit ihrer leidenden Miene dem Direktor einer verunglückten Aktiengeſellſchaft ähnlich ſieht, der vor ſeinen Aktionären ſteht und Rechnung ablegen ſoll; ja, Letztere ſind auch auf dem Bilde zu ſehen, und zwar in der Geſtalt von Henkern und Phariſäern, die gegen den Ecce-Homo ſchrecklich erboſt ſind und an ihren Aktien ſehr viel Geld verloren zu haben ſcheinen. Der Maler ſoll in der Hauptfigur ſeinen Oheim, Herrn Auguſt Leo, porträtiert haben. Die Geſichter auf den eigentlich hiſtoriſchen Bildern, welche heidniſche und mittelalterliche Geſchichten darſtellen, erinnern ebenfalls an Kramladen, Börſenſpekulation, Merkantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da iſt ein Wilhelm der Eroberer zu ſehen, dem man nur eine Bärenmütze aufzuſetzen brauchte, und er verwandelte ſich in einen Nationalgardiſten, der mit muſterhaftem Eifer die Wache bezieht, ſeine Wechſel pünktlich bezahlt, ſeine Gattin ehrt und gewiſs das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Porträts! Die meiſten haben einen ſo pekuniären, eigennützigen, verdroſſenen Ausdruck, den ich mir nur dadurch erkläre, daſs das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Porträt koſten werde, während der Maler beſtändig die Zeit bedauerte, die er mit dem jämmerlichen Lohndienſt vergeuden muſſte.

Unter den Heiligenbildern, welche von der Mühe zeugen, die ſich die Franzoſen geben, recht religiös zu thun, bemerkte ich eine Samaritanerin am Brunnen. Obgleich der Heiland dem feindſeligen Stamme der Juden angehört, übt ſie dennoch an ihm Barmherzigkeit. Sie bietet dem Durſtigen ihren Waſſerkrug, und während er trinkt, betrachtet ſie ihn mit einem ſonderbaren Seitenblick, der ungemein pfiffig und mich an die geſcheite Antwort erinnerte, welche einſt eine kluge Tochter Schwabens dem Herrn Superintendenten gab, als Dieſer die Schuljugend im Religionsunterricht examinierte. Er frug nämlich, woran das Weib aus Samaria erkannt hatte, daſs Jeſus ein Jude war? „An der Beſchneidung“ — antwortete keck die kleine Schwäbin.

Das merkwürdigſte Heiligenbild des Salons iſt von Horace Vernet, dem einzigen großen Meiſter, welcher dies Jahr ein Gemälde zur Ausſtellung geliefert. Das Sujet iſt ſehr verfänglich, und wir müſſen, wo nicht die Wahl, doch gewiſs die Auffaſſung deſſelben beſtimmt tadeln. Dieſes Sujet, der Bibel entlehnt, iſt die Geſchichte Juda's und ſeiner Schwiegertochter Thamar. Nach unſern modernen Begriffen und Gefühlen erſcheinen uns beide Perſonen in einem ſehr unſittlichen Lichte. Jedoch nach der Anſicht des Alterthums, wo die höchſte Aufgabe des Weibes darin beſtand, daſs ſie Kinder gebar, daſs ſie den Stamm ihres Mannes fortpflanze — (zumal nach der althebräiſchen Denkweiſe, wo der nächſte Anverwandte die Wittwe eines Verſtorbenen heirathen muſſte, wenn derſelbe kinderlos ſtarb, nicht bloß damit durch ſolche poſthume Nachkommenſchaft die Familiengüter, ſondern damit auch das Andenken der Todten, ihr Fortleben in den Spätergebornen, gleichſam ihre irdiſche Unſterblichkeit, geſichert werde), — nach ſolcher antiken Anſchauungsweiſe war die Handlung der Thamar eine höchſt ſittliche, fromme, gottgefällige That, naiv ſchön und faſt ſo heroiſch wie die That der Judith, die unſern heutigen Patriotismusgefühlen ſchon etwas näher ſteht. Was ihren Schwiegervater Juda betrifft, ſo vindicieren wir für ihn eben keinen Lorber, aber wir behaupten, daſs er in keinem Falle eine Sünde beging. Denn erſtens war die Beiwohnung eines Weibes, das er an der Landſtraße fand, für den Hebräer der Vorzeit eben ſo wenig eine unerlaubte

Handlung, wie der Genuſs einer Frucht, die er von einem Baume an der Straße abgebrochen hätte, um ſeinen Durſt zu löſchen; und es war gewiſs ein heißer Tag im heißen Meſopotamien, und der arme Erzvater Juda lechzte nach einer Erfriſchung. Und dann trägt ſeine Handlung ganz den Stempel des göttlichen Willens, ſie war eine providentielle — ohne jenen großen Durſt hätte Thamar kein Kind bekommen; dieſes Kind aber wurde der Ahnherr David's, welcher als König über Juda und Iſrael herrſchte, und es ward alſo zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jeſus von Nazareth.

Was die Auffaſſung dieſes Sujets betrifft, ſo will ich, ohne mich in einen allzu homiletiſchen Tadel einzulaſſen, dieſelbe mit wenigen Worten beſchreiben. Thamar, die ſchöne Perſon, ſitzt an der Landſtraße und offenbart bei dieſer Gelegenheit ihre üppigſten Reize. Fuß, Bein, Knie u. ſ. w. ſind von einer Vollendung, die an Poeſie grenzt. Der Buſen quillt hervor aus dem knappen Gewand, blühend, duftig, verlockend, wie die verbotene Frucht im Garten Eden. Mit der rechten Hand, die ebenfalls entzückend trefflich gemalt iſt, hält ſich die Schöne einen Zipfel ihres weißen Gewandes vors Geſicht, ſo daſs nur die Stirn und die Augen ſichtbar. Dieſe großen ſchwarzen Augen ſind verführeriſch wie die Stimme der glatten Satansmuhme. Das Weib iſt zu gleicher Zeit Apfel und Schlange, und wir dürfen den armen Juda nicht deſswegen verdammen, daſs er ihr die verlangten Pfänder: Stab, Ring und Gürtel, ſehr haſtig hinreicht. Sie hat, um dieſelben in Empfang zu nehmen, die linke Hand ausgeſtreckt, während ſie, wie geſagt, mit der rechten das Geſicht verhüllt. Dieſe doppelte Bewegung der Hände iſt von einer Wahrheit, wie ſie die Kunſt nur in ihren glücklichſten Momenten hervorbringt. Es iſt hier eine Naturtreue, die zauberhaft wirkt. Dem Juda gab der Maler eine begehrliche Phyſiognomie, die eher an einen Faun als an einen Patriarchen erinnern dürfte, und ſeine ganze Bekleidung beſteht in jener weißen wollenen Decke, die ſeit der Eroberung Algier's auf ſo vielen Bildern eine große Rolle ſpielt. Seit die Franzoſen mit dem Orient in unmittelbarſte Bekanntſchaft getreten, geben ihre Maler auch den Helden der Bibel ein wahrhaftes morgenländiſches Koſtüm. Das frühere traditionelle Idealkoſtüm iſt in der That etwas abgenutzt durch dreihundertjährigen Gebrauch, und am allerwenigſten wäre es paſſend, nach dem Beiſpiel der Venezianer die alten Hebräer in einer modernen Tagestracht zu vermummen. Auch Landſchaft und Thiere des Morgenlandes behandeln ſeitdem die Franzoſen mit größerer Treue in ihren Hiſtorienbildern, und dem Kamele, welches ſich auf dem Gemälde des Horace Vernet befindet, ſieht man es wohl an, daſs der Maler es unmittelbar nach der Natur kopiert und nicht, wie ein deutſcher Maler, aus der Tiefe ſeines Gemüths geſchöpft hat. Ein deutſcher Maler hätte vielleicht hier in der Kopfbildung des Kamels das Sinnige, das Vorweltliche, ja das Altteſtamentaliſche hervortreten laſſen. Aber der Franzoſe hat nur eben ein Kamel gemalt, wie Gott es erſchaffen hat, ein oberflächliches Kamel, woran kein einzig ſymboliſches Haar iſt, und welches, ſein Haupt hervorſtreckend über die Schulter des Juda, mit der größten Gleichgültigkeit dem verfänglichen Handel zuſchaut. Dieſe Gleichgültigkeit, dieſer Indifferentismus, iſt ein Grundzug des in Rede ſtehenden Gemäldes, und auch in dieſer Beziehung trägt daſſelbe das Gepräge unſrer Periode. Der Maler tauchte ſeinen Pinſel weder in die ätzende Böswilligkeit Voltaire'ſcher Satire, noch in die liederlichen Schmutztöpfe von Parny und Konſorten; ihn leitet weder Polemik, noch Immoralität: die Bibel gilt ihm ſo Viel wie jedes andere Buch, er betrachtet daſſelbe mit echter

Toleranz, er hat gar kein Vorurtheil mehr gegen dieſes Buch, er findet es ſogar hübſch und amüſant, und er verſchmäht es nicht, demſelben ſeine Sujets zu entlehnen. In dieſer Weiſe malte er Judith, Rebekka am Brunnen, Abraham und Hagar, und ſo malte er auch Juda und Thamar, ein vortreffliches Gemälde, das wegen ſeiner lokalartigen Auffaſſung ein ſehr paſſendes Altarbild wäre für die Pariſer neue Kirche von Notre-Dame-de-Lorette im Lorettenquartier.

Horace Vernet gilt bei der Menge für den größten Maler Frankreichs, und ich möchte dieſer [populären] Anſicht nicht [ganz beſtimmt] widerſprechen. Jedenfalls iſt er der nationalſte der franzöſiſchen Maler, und er überragt ſie Alle durch das fruchtbare Können, durch die dämoniſche Überſchwänglichkeit, durch die ewig blühende Selbſtverjüngung ſeiner Schöpferkraft. Das Malen iſt ihm angeboren, wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vogel das Singen, und ſeine Werke erſcheinen wie Ergebniſſe der Nothwendigkeit. Kein Stil, aber Natur. Fruchtbarkeit, die ans Lächerliche grenzt. Eine Karikatur hat den Horace Vernet dargeſtellt, wie er auf einem hohen Roſſe, mit einem Pinſel in der Hand, vor einer ungeheuer lang ausgeſpannten Leinwand hinreitet und im Galopp malt;

ſobald er ans Ende der Leinwand anlangt, iſt auch das Gemälde fertig. Welche Menge von koloſſalen Schlachtſtücken hat er in der jüngſten Zeit für Verſailles geliefert! In der That, mit Ausnahme von Öſterreich und Preußen, beſitzt wohl kein deutſcher Fürſt ſo viele Soldaten, wie deren Horace Vernet ſchon gemalt hat! Wenn die fromme Sage wahr iſt, daſs am Tage der Auferſtehung jeden Menſchen auch ſeine Werke nach der Stätte des Gerichtes begleiten, ſo wird gewiſs Horace Vernet am jüngſten Tage in Begleitung von einigen hunderttauſend Mann Fußvolk und Kavallerie im Thale Joſaphat anlangen. Wie furchtbar auch die Richter ſein mögen, die dorten ſitzen werden, um die Lebenden und Todten zu richten, ſo glaube ich doch nicht, daſs ſie den Horace Vernet ob der Ungebührlichkeit, womit er Juda und Thamar behandelte, zum ewigen Feuer verdammen werden. Ich glaube es nicht. Denn erſtens, das Gemälde iſt ſo vortrefflich gemalt, daſs man ſchon deſshalb den Beklagten freiſprechen müſste. Zweitens iſt der Horace Vernet ein Genie, und dem Genie ſind Dinge erlaubt, die den gewöhnlichen Sündern verboten ſind. Und endlich, wer an der Spitze von einigen hunderttauſend Soldaten anmarſchiert kömmt, Dem wird ebenfalls Viel verziehen, ſelbſt wenn er zufälligerweiſe kein Genie wäre.

Über die franzöſiſche Bühne.

Vertraute Briefe an Auguſt Lewald.

(Geſchrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſein. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern, verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere

Hetzjagd. Der Alte iſt endlich ganz in die Flucht geſchlagen, und die Nachtigallen ſingen ein Triumphlied. Sie ſingen ſo ſchön und ſo friſch! Endlich können wir die große Oper mitſammt Meyerbeer und Duprez entbehren. Nourrit entbehren wir ſchon längſt. Jeder in dieſer Welt iſt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne dieſe Beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Griſetten und keine deutſche Literatur! . . . Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Karl Streckfuß!

Ja, es iſt Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben ſogar ihre Röckchen ausgezogen und ſpringen in Hemdärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche ſteht und als Glockenthurm dient. Jetzt iſt der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und ſieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der ruhig und lächelnd in der Mitte der blonden Enkel ſteht, die luſtig um ihn herumtanzen. Manchmal überſchüttet er ſie neckend mit ſeinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um ſo brauſender. Streng iſt es unterſagt, bei Prügelſtrafe unterſagt, an dem Glockenſtrang zu ziehen. Doch der große

Junge, der den übrigen ein gutes Beiſpiel geben ſollte, kann dem Gelüſte nicht widerſtehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas Geheimnisvolles, es ſind wunderbar gedämpfte Laute, und ſobald ſie erklingen, verſtummen plötzlich die geſchwätzigen Vögel, die ſich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erſchrocken davon.

Im Herbſte iſt der Ton der Glocke noch viel ernſter, noch viel ſchauerlicher, und man glaubt eine Geiſterſtimme zu vernehmen. Beſonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unausſprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenſchlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieſer tönende Blätterfall, dieſes klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einſt mit ſo übermächtiger Trauer, daſs ich wie ein Kind weinte. Das geſchah vorig Jahr, als die Margot ihren Mann begrub. [Er war in der Seine verunglückt, als dieſe ungewöhnlich ſtark ausgetreten. Drei Tage und drei Nächte ſchwamm die arme Frau in ihrem Fiſcherboote an den Ufern des Fluſſes herum, ehe ſie ihren Mann wieder auffiſchen und chriſtlich begraben konnte. Sie wuſch ihn und kleidete ihn und legte ihn ſelbſt in den Sarg, und auf dem Kirchhofe öffnete ſie den Deckel, um den Todten noch einmal zu betrachten. Sie ſprach kein Wort und weinte keine einzige Thräne; aber ihre Augen waren blutig, und nimmermehr vergeſſe ich dieſes weiße Steingeſicht mit den blutrünſtigen Augen] ...

Aber jetzt iſt ein ſchönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, ſogar lauter als eben nöthig wäre, und hier in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich ſchon vorig Jahr die ſchönſten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das franzöſiſche Theater eine Reihe Briefe ſchreiben, und dabei, Ihrem Wunſche gemäß, auch die Bezüge auf die heimiſche Bühne nicht außer Augen laſſen. Letzteres hat ſeine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutſchen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtniſſe erbleichen. Von Theaterſtücken, die in der letzten Zeit geſchrieben worden, iſt mir Nichts zu Geſicht gekommen, als zwei Tragödien von Immermann: „Merlin“ und „Peter der Große,“ welche gewiſs beide, der „Merlin“ wegen der Poeſie, der „Peter“ wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten ... Und denken Sie ſich meine Miene: in dem Packete, welches dieſe Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige

Bände beigepackt, welche „Dramatiſche Werke von Ernſt Raupach“ betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie Etwas von dieſem Schoßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Einige ſeiner Stücke hatte ich nur durch die Bühne kennen gelernt, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder Dieſer von Jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daſs ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den letzten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingehen laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: „Solche Witze kann ich auch machen!“ und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Stil. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfnis geworden, daſs ich bei der Lektüre der Raupach’ſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Übelbefinden verſpürte. Dieſer Stil hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt beklemmt. Die Konverſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchredneriſch vielſtimmiger Monolog, ein ödes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken, die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Kaffe kochen, ſich ſelbſt raſieren, allein ſpazieren gehen vors Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflücken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läſſt, tragen die Redensarten unter der weißen Muſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Taback und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſern ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel „Luſtſpiele“ aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Komödianten, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Maſken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Kontrakten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italiäniſchen Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur ein einziges, aber unendlich variiertes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Kombinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzleſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren kombiniert. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter, der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine konſtruierten Holzfiguren, zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Masken; aber da geriethen ſie in Kolliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Masken dreſſiert, um ihre Ungelehrigkeit oder Lernfaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalierten, daſs ſie nicht aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zum Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich einſt zittern gemacht, und, wie Sie wiſſen, Das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt, mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daſs meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daſs mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt . . . Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig fleht: „Ich bitte, erzählen Sie . . .“

Doch Das iſt eine lange Geſchichte, und Dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeelallein in dem verſchollenen Sansſouci, unter den Orangenbäumen der großen Rampe . . . Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhauſiſchen Konverſationsblatte, und dieſe numerierte Natur hat etwas ſo pfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als ſchnupften ſie Taback, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daſs ich den Ruhm Friedrich's des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daſs der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen, als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen

Zahn, ſo wähle ich Erſteres. Ach, es iſt Nichts gräſslicher, als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloſs, nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo Etwas vom Geköpftwerden. Man muſs ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen und ganz ſtill halten und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung in ihrer Weisheit hat Alles zu unſerem Beſten eingerichtet, und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig berechnende Vorſehung hat unſeren Zahnſchmerzen eben dieſen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen laſſen. Wahrlich, Niemand würde ſich zu dieſer Operation, oder vielmehr Exekution, entſchließen, wenn der Zahnſchmerz nur im mindeſten erträglich wäre!

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreiſtündigen Fahrt im Poſtwagen ſaß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in ſolchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Poſtillon zwölf gute Groſchen Trinkgeld. Der Kerl ſah mich mit ſonderbar unſchlüſſigem Geſichte an; denn nach dem neuen Nagler'ſchen Poſtreglement war es den Poſtillonen ſtreng unterſagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroſchenſtück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einſteckte, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Poſtillon und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpoſtdirektor bei harter Strafe verboten, Etwas von den Paſſagieren anzunehmen: aber Das iſt ein unmenſchliches Geſetz, kein Menſch kann ein Trinkgeld abweiſen, Das iſt gegen die Natur!“ Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und ſeufzte. Seufzend gelangte ich endlich in den Gaſthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, ſprach der Wirth mit großer Freude: „Das iſt ja ganz vortrefflich, ſo eben iſt ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table-d'hôte ſpeiſen, werden Sie ihn ſehen.“ Ja, dachte ich, ich will erſt meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armeſünderſtühlchen ſetze. Aber bei Tiſche fehlte mir doch alle Luſt zum Eſſen. Ich hatte Hunger aber keinen Appetit. Trotz meines

Leichtſinns konnte ich mir doch die Schreckniſſe, die in der nächſten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne ſchlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen, widerſtand mir. Unwillkürlich ſuchten meine Augen den ſchrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Inſtinkte der Angſt hatte ich ihn bald unter den übrigen Gäſten herausgefunden. Er ſaß fern von mir am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Geſicht, ein Geſicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kauz, in einem aſchgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum, ihm ins Geſicht zu ſehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erſchrack ich, als nahe er ſchon meinen Kinnbacken mit dem Brecheiſen. Mit bebender Angſt wandte ich mich weg von ſeinem Anblick und hätte mir auch gern die Ohren verſtopft, um nur nicht den Ton ſeiner Stimme zu vernehmen. An dieſem Tone merkte ich, daſs er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angeſtrichen ſind und hölzerne Gedärme haben. Er ſprach von Ruſsland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt, als die volllauteſte Aufſchneiderei. Jedesmal wenn er ſprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Geſpräch mit meinem Tiſchnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängſtlich den Rücken zukehrte, ſprach ich auch ſo ſelbſtbetäubend laut, daſs ich die Stimme deſſelben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von dem vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, und ſeine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Beſcheidenheit ſelbſt. Die Rede floſs milde von ſeinen ſanftgewölbten Lippen, ſeine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, daſs ich an einem kranken Zahne litt, erröthete er und bot mir ſeine Dienſte an. Um Gotteswillen, rief ich, wer ſind Sie denn? „Ich bin der Zahnarzt Meier aus Sankt Petersburg," antwortete er. Ich rückte faſt unartig ſchnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und ſtotterte in großer Verlegenheit: Wer iſt denn dort oben an der Tafel der Mann im aſchgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? „Ich weiß nicht," erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet anſah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüſterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: „Es iſt der Herr Theaterdichter Raupach."

Zweiter Brief.

. . . Oder iſt es wahr, daſs wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel producieren können und auf ewig verdammt ſind, dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daſs ihr euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat euch ſo lange ohne Bier und Taback eingeſperrt gehalten, bis ihr euer dramaturgiſches Verdikt ausgeſprochen. Wenigſtens habt ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B., die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deſshalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daſs Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete, ſie ſeien viel zu ernſthaft. Und damals, als Yorick ſeine ſentimentale Reiſe nach Frankreich ſchrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümierte Fadaiſe des alten Regimes, und die Franzoſen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, ſeit der Juliusrevolution, wie haben ſie in der Ernſthaftigkeit, oder wenigſtens in der Spaßloſigkeit die langweiligſten Fortſchritte gemacht! Ihre Geſichter ſind länger geworden, ihre Mundwinkel ſind tiefſinniger herabgezogen; ſie lernten von uns Philoſophie und Tabackrauchen. Eine große Umwandlung hat ſich ſeitdem mit den Franzoſen begeben, ſie ſehen ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Nichts iſt kläglicher als das Geſchwätze unſerer Teutomanen, die, wenn ſie gegen die Franzoſen losziehen, doch noch immer die Franzoſen des Empires, die ſie in Deutſchland geſehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran, daſs dieſes veränderungsluſtige Volk, ob deſſen Unbeſtändigkeit ſie ſelber immer eifern, ſeit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweiſe ſtabil bleiben konnte!

Nein, ſie ſind nicht heiterer als wir; wir Deutſche haben für das Komiſche vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutſchland für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Perſifflage der Geſellſchaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Originalnarr ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutſcher behaupten, daſs nur auf deutſchem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, früh unterdrückter franzöſiſcher Narr keine Ahnung hat. Nur Deutſchland erzeugt jene koloſſalen Thoren, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laſſt uns nicht die Verdienſte der Landsleute verkennen und ausländiſcher Narrheit huldigen: laſſt uns nicht ungerecht ſein gegen das eigne Vaterland!

Es iſt ebenfalls ein Irrthum, wenn man die Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Mangel an freier Luft oder, erlauben Sie mir das leichtſinnige Wort, dem Mangel an politiſcher Freiheit zuſchreibt. Das, was man politiſche Freiheit zu nennen pflegt, iſt für das Gedeihen des Luſtſpiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Erſäufungsanſtalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meiſterwerke ſchufen, an Spanien, wo, trotz dem abſoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köſtlichen Mantel- und Degenſtücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. ſchrieb; ſogar China beſitzt vortreffliche Luſtſpiele ... Nein, nicht der politiſche Zuſtand bedingt die Entwicklung des Luſtſpiels bei einem Volke, und ich würde Dieſes ausführlich beweiſen, geriethe ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege, wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch ...

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hinſpricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein biſschen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biſs — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt. Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls Nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr, daſs ich Hengſtenberg und Konſorten zum Lebensgenuſs bekehren wollte: mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien: tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Miſsverſtändnis. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daſs ich drum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daſs ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . Nichts will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſkurantismus und Servilismus beſchuldigen wollten; Das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verleumden mich mit der größten Zuvorkommenheit*).

. . . Ich bemerkte zuletzt, daſs die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politiſchen Freiheit dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, wie es vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Luſtſpieldichter in Frankreich ihre Suprematie verdanken.

[Sie wiſſen, was ich unter „ſocialem Zuſtand“ verſtehe. Es ſind die Sitten und Gebräuche, das Thun und Laſſen, das ganze öffentliche wie häusliche Treiben des Volks, inſofern ſich die herrſchende Lebensanſicht darin ausſpricht.] Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne

---

*) Die nächſten drei Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Momente deſſelben zu benutzen; auf dieſem Boden pflückt er nur hie und da einige närriſche Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus deſſen ironiſch geſchliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzoſen entgegenlacht. [Zwar ſind es Zerrbilder, die uns dieſer Spiegel zeigt; aber wie Alles bei den Franzoſen aufs heftigſte übertrieben und Karikatur wird, ſo geben uns dieſe Zerrbilder dennoch die unbarmherzige Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit von heute, doch gewiſs die Waheit von morgen.] Eine größere Ausbeute findet der Luſtſpieldichter in den Kontraſten, die manche alte Inſtitution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweiſe des Volkes bildet, und endlich gar beſonders ergiebig ſind für ihn die Gegenſätze, die ſo ergötzlich zum Vorſchein kommen, wenn der edle Enthuſiasmus, der bei den Franzoſen ſo leicht auflodert und ebenfalls leicht erliſcht, mit den poſitiven, induſtriellen Tendenzen des Tages in Kolliſion geräth. Wir ſtehen hier auf einem Boden, wo die große Deſpotin, die Revolution, ſeit fünfzig Jahren ihre Willkürherrſchaft ausgeübt, hier niederreißend, dort ſchonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des geſellſchaftlichen Lebens; — und dieſe Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben, ſondern nur die

Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, Das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt Das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herrn und Heiland täglich dafür danken, daſs wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daſs bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt und Grimaſſen ſchneidet und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen

Boudoir der königlichen Maitreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daſs die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daſs das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Macht jenes Kriticismus, der aus der materialiſtiſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebärdet ſich noch weit greller in dem Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Überſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polybius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg freilich führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib in allen Landen, aber dem ſchönen Geſchlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muſs verſteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatiſch zur Erſcheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchſtens zu einer Inſurrektion. Hier aber ſtehen ſich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entſetzlichſten Hausſchlachten. Bei der Einförmigkeit des deutſchen Lebens amüſiert ihr euch ſehr im deutſchen Schauſpielhaus beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geſchlechter, wo eins das andere durch ſtrategiſche Künſte, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Überfall, zweideutigen Waffenſtillſtand, oder gar durch ewige Friedensſchlüſſe zu überliſten ſucht. Iſt man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen ſelbſt, wo Dergleichen nicht bloß zum Scheine, ſondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutſches Gemüth in der Bruſt, ſo ſchmilzt Einem das Vergnügen bei dem beſten franzöſiſchen Luſtſpiel. Und ach! ſeit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichſten Niäſerie den Hahnrei ſpielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertpré, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiſelle Dejazet, die, wie Sie wiſſen, die Rolle einer Griſette ſo vortrefflich, mit einer klaſſiſchen [Frechheit, mit einer göttlichen] Liederlichkeit, zu ſpielen weiß. Wie viel' Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieſes Weib zu ſolchen Triumphen in der Kunſt gelangen konnte! Sie iſt vielleicht die beſte Schauſpielerin Frankreichs. Wie meiſterhaft ſpielt ſie [Fretillon oder] eine arme Modiſtin, die durch die Liberalität eines reichen Liebhabers ſich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben ſieht, oder eine kleine Wäſcherin, die zum erſten Male die Zärtlichkeiten eines Karabins (auf Deutſch: Studiosus Medicinae) anhört und ſich von ihm nach dem Bal champêtre der Grande Chaumière geleiten läſſt . . . Ach! Das iſt Alles ſehr hübſch und ſpaßhaft, und die Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke, wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Goſſen der Proſtitution, in den Hoſpitälern von Saint Lazare, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Karabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht . . . dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchtete ich nicht, vor dem gebildetſten Publikum der Welt als Narr zu erſcheinen, ſo würde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, Das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daſs uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daſs wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſoliert ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daſs wir beſtändig verletzt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes . . . Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche; ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revolutionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimatgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiſs bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er ſpricht zu ſich ſelber: „Ich bin mehr als meine Landsleute, die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl' ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkürlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden, als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn iſt mir ſchwer und wüſt. Ich habe dieſe Nacht faſt gar nicht ſchlafen können. Beſtändig rollte ich mich im Bett umher, und beſtändig rollte mir ſelber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Witehall Karl I. köpfte? Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und da träumte mir, es ſei Nacht, und ich ſtände einſam auf dem Pont-neuf zu Paris und ſchaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber zwiſchen den Pfeilern der Brücke kamen nackte Menſchen zum Vorſchein, die bis an die Hüften aus dem Waſſer hervortauchten, in den Händen brennende Lampen hielten und Etwas zu ſuchen ſchienen. Sie ſchauten mit bedeutſamen Blicken zu mir hinauf, und ich ſelber nickte ihnen hinab, wie im geheimnisvollſten Einverſtändnis . . . Endlich ſchlug die ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach, was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wuſſt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſitzt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen und ſteht jetzt vor meinem Fenſter, ein Stück Zucker in den Händchen, und will damit die Roſen füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder in das Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Stile niederzukritzeln. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildnis Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen, dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Beziehungen kennt und den Komödianten in die Nieren ſieht, wie uns Menſchen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einſt gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt ſelbſt der liebe Gott: Ihnen werde ich wohl weder über deutſches noch franzöſiſches Theater viel Neues ſagen können! Nur flüchtige Bemerkungen wage ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erſchmeicheln ſollen.

So, hoffe ich, findet Ihre Beiſtimmung, was ich im vorigen Briefe über das franzöſiſche Luſtſpiel angedeutet habe. Das ſittliche Verhältnis, oder vielmehr Mißverhältnis zwiſchen Mann und Weib iſt hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Luſtſpiels ſo koſtbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber eine melancholiſche Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft zurücklaſſen. Die alte Religion, das katholiſche Chriſtenthum, welche die Ehe ſanktionierte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt hier mitſammt dieſer Hölle erloſchen. Die Moral, die nichts Anders iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und rankt jetzt mißmuthig welk an den dürren Stäben der

Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, nur auf Vernunft geſtützte Moral wird hier gehörig reſpektiert, und die Geſellſchaft huldigt nur der Konvenienz, welche nichts Anderes iſt, als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer ſorgfältigen Vermeidung alles Deſſen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich ſage: einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal, denn alles Skandalöſe, was nicht zur Erſcheinung kommt, exiſtiert nicht für die Geſellſchaft; ſie beſtraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen allzu laut murmeln. Und ſelbſt dann giebt es gnädige Milderungen. Die Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehegatte ſelbſt ſein Schuldig ausſpricht. Der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthore des franzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig großmüthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt auf immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber Dieſes geſchieht ſelten, erſtens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil ſie im Liebesfalle ſich ſo bald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theilhaft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt iſt.

Das iſt es. Bei uns in Deutſchland, wie auch in England und anderen germaniſchen Ländern, geſtattet man den Mädchen die größtmögliche Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die ſtrengſte Abhängigkeit und unter die ängſtlichſte Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich iſt, wie geſagt, das Gegentheil der Fall, junge Mädchen verharren hier ſo lange in klöſterlicher Eingezogenheit, bis ſie entweder heirathen, oder unter ſtrengſter Aufſicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im franzöſiſchen Salon, ſitzen ſie immer ſchweigend und wenig beachtet; denn es iſt hier weder guter Ton, noch klug, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das iſt es. Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen mit unſerer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur dieſe beſingen unſere Poeten; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete Frau der Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.

Ich habe ſo eben auf eine Thatſache hingewieſen, welche einer weſentlichen Verſchiedenheit der deutſchen Tragödie und der franzöſiſchen zum Grunde liegt. Die Heldinnen der deutſchen Tragödien ſind faſt immer Jungfrauen, in der franzöſiſchen Tragödie ſind es verheirathete Weiber, und die komplicierteren Verhältniſſe, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Paſſion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die franzöſiſche Tragödie auf Koſten der deutſchen, oder umgekehrt, zu preiſen. Die Literatur und die Kunſt jedes Landes ſind bedingt von lokalen Bedürfniſſen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberückſichtigt laſſen darf. Der Werth deutſcher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleiſt, Immermann, Grabbe, Oehlenſchläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern beſteht mehr in der Poeſie, als in der Handlung und Paſſion. Aber wie köſtlich auch die Poeſie iſt, ſo wirkt ſie doch mehr auf den einſamen Leſer, als auf eine große Verſammlung. Was im Theater auf die Maſſe des Publikums am hinreißendſten wirkt, iſt eben Handlung und Paſſion, und in dieſen beiden excellieren die franzöſiſchen Trauerſpieldichter. Die Franzoſen ſind ſchon von Natur aktiver und paſſionierter als wir, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob es die angeborene Aktivität iſt, wodurch die Paſſion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erſcheinung kommt, oder ob die angeborene Paſſion ihren Handlungen einen leidenſchaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatiſcher geſtaltet als das unſrige, deſſen ſtille Gewäſſer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenſchlag verrathen. Genug, das Leben iſt hier in Frankreich dramatiſcher, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im höchſten Grade Handlung und Paſſion.

Die Paſſion, wie ſie ſich in der franzöſiſchen Tragödie gebärdet, jener unaufhörliche Sturm der Gefühle, jener beſtändige Donner und Bliz, jene ewige Gemüthsbewegung iſt den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums eben ſo ſehr angemeſſen, wie es den Bedürfniſſen eines deutſchen Publikums angemeſſen iſt, daſs der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenſchaft erſt langſam motiviert, daſs er nachher ſtille Partien eintreten läſſt, damit ſich das deutſche Gemüth wieder ſanft erhole, daſs er unſerer Beſinnung und der Ahnung kleine Ruheſtellen gewährt, daſs wir bequem und ohne Übereilung gerührt werden. Im deutſchen Parterre ſitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen ſitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, ſchöne blonde Seelen, die ihren Strickſtrumpf oder ſonſt eine Handarbeit ins Theater mitgebracht haben und gelinde ſchwärmen wollen, ohne daſs ihnen eine Maſche fällt. Und alle Zuſchauer beſitzen jene deutſche Tugend, die uns angeboren oder wenigſtens anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauſpiel, um das Spiel der Komödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leiſtungen der Künſtler zu beurtheilen, und Letztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unſeren Salons und Journalen. Ein Franzoſe hingegen geht ins Theater, um das Stück zu ſehen, um Emotionen zu empfangen; über das Dargeſtellte werden die Darſteller ganz vergeſſen, und wenig iſt überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzoſen ins Theater, und hier ſucht er am allerwenigſten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, Azor zu rufen, was auf Deutſch pfeifen heißt. Die Hauptaufgabe für den franzöſiſchen Bühnendichter iſt alſo, daſs ſein Publikum gar nicht zu ſich ſelber, gar nicht zur Beſinnung komme, daſs Schlag auf Schlag die Emotionen herbeigeführt werden, daſs Liebe, Haſs, Eiferſucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenſchaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzoſen ſich ſchon tobſüchtig genug gebärden, auf den Brettern in noch wilderen Raſereien ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem franzöſiſchen Stück die Übertreibung der Leidenſchaft zu groß iſt, ob hier nicht alle Grenzen überſchritten ſind, dazu gehört die innigſte Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Leben ſelbſt, das dem Dichter als Vorbild diente. Um franzöſiſche Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muſs man ſie mit franzöſiſchem, nicht mit deutſchem Maßſtabe meſſen. Die Leidenſchaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des geruhſamen Deutſchlands ein franzöſiſches Stück ſehen oder leſen, ganz übertrieben erſcheinen, ſind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgeſprochen, und was uns im theatraliſchen Gewande ſo greuelhaft unnatürlich vorkommt, ereignet ſich täglich und ſtündlich zu Paris in der bürgerlichſten Wirklichkeit. Nein. in Deutſchland iſt es unmöglich, ſich von dieſer franzöſiſchen Leidenſchaft eine Vorſtellung zu machen. Wir ſehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber dieſe Handlungen und Worte ſetzen uns zwar in Verwunderung, erregen in uns vielleicht eine ferne Ahnung, aber nimmermehr geben ſie uns eine beſtimmte Kenntnis der Gefühle, denen ſie entſproſſen. Wer wiſſen will, was Brennen iſt, muſs die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten iſt nicht hinreichend, und am ungenügendſten iſt es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Hörenſagen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Geſellſchaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Klima der franzöſiſchen Societät die Herzen ſich entzünden oder gar während den Juliustagen die Köpfe von den tollſten Sonnenſtichen erhitzt ſind. Hören wir, wie ſie dort ſchreien, und ſehen wir, wie ſie Geſichter ſchneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz verſengen, ſo ſind wir Deutſchen ſchier verwundert und ſchütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnſinn.

Wie wir Deutſche in den Werken franzöſiſcher Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Paſſion nicht begreifen können, ſo unbegreiflich iſt den Franzoſen die ſtille Heimlichkeit, das ahnungs- und erinnerungsſüchtige Traumleben, das ſelbſt in den leidenſchaftlich bewegteſten Dichtungen der Deutſchen beſtändig hervortritt. Menſchen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchſte Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erſtaunlichſten Sicherheit handhaben, Dieſe begreifen nicht die Gefühlsweiſe eines Volkes, das nur ein Geſtern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das ſich der Vergangenheit beſtändig erinnert und die Zukunft beſtändig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu faſſen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten ſie uns Deutſche, die wir oft ſieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anflehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſammt allen Kommentarien gründlich durchſtudieren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte, mit einer Dedikation an den König von Baiern . . .

„O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biſs — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Vierter Brief.

[... Der Herr wird Alles zum Beſten lenken. Er, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der Regierungsrath Karl Streckfuß keinen Vers macht, Er wird das Geſchick ganzer Völker nicht der Willkür der kläglichſten Kurzſichtigkeit überlaſſen. Ich weiß es ganz gewiſs, Er, der einſt die Kinder Iſrael mit ſo großer Wundermacht aus Ägypten führte, aus dem Lande der Kaſten und der vergötterten Ochſen, Er wird auch den heutigen Pharaonen ſeine Kunſtſtücke zeigen. Die übermüthigen Philiſter wird Er von Zeit zu Zeit in ihr Gebiet zurückdrängen, wie einſt unter den Richtern. Und gar die neue babyloniſche Hure, wie wird er ſie mit Fußtritten regalieren! Siehſt du ihn, den Willen Gottes? Er zieht durch die Luft, wie das ſtumme Geheimnis eines Telegraphen, der hoch über unſern Häuptern ſeine Verkündigungen den Wiſſenden mittheilt, während die Uneingeweihten unten im lauten Marktgetümmel leben und Nichts davon merken, daſs ihre wichtigſten Intereſſen, Krieg und Frieden, unſichtbar über ſie hin in den Lüften verhandelt werden. Sieht Einer von uns in die Höhe, und iſt er ein Zeichenkundiger, der die Zeichen auf den Thürmen verſteht, und warnt er die Leute vor nahendem Unheil, ſo nennen ſie ihn einen Träumer und lachen ihn aus. Manchmal widerfährt ihm noch Schlimmeres, und die Gemahnten grollen ihm ob der böſen Kunde und ſteinigen ihn. Manchmal auch wird der Prophet auf die Feſtung geſetzt, bis die Prophezeiung eintreffe, und da kann er lange ſitzen. Denn der liebe Gott thut zwar immer, was er als das Beſte erfunden und beſchloſſen, aber er übereilt ſich nicht.

O, Herr! ich weiß, du biſt die Weisheit und die Gerechtigkeit ſelbſt, und was du thuſt, wird immer gerecht und weiſe ſein. Aber ich bitte dich, was du thun willſt, thu es ein biſschen geſchwind. Du biſt ewig und haſt Zeit genug und kannſt warten. Ich aber bin ſterblich, und ich ſterbe.]

*) Ich bin dieſen Morgen, liebſter Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling

---

*) Hier beginnt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

wirkt auf mich recht ſonderbar. Den Tag über bin ich betäubt, und es ſchlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich ſo aufgeregt, daſs ich erſt gegen Morgen einſchlafe, und dann umſchlingen mich die qualvoll entzückendſten Träume. O ſchmerzliches Glück, wie beängſtigend drückteſt du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Leidenſchaft mich aber dennoch heimlich beſeligt. Es war in ihrem Landhauſe, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die wilden Oleanderbäume das Balkonfenſter überragen. Das Fenſter war offen, und der helle Mond ſchien zu uns ins Zimmer herein und warf ſeine ſilbernen Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich ſo liebevoll umſchloſſen hielten. Wir ſchwiegen und dachten nur an unſer ſüßes Elend. An den Wänden bewegten ſich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer ſtärker dufteten. Draußen im Garten, erſt ferne, dann wieder nahe, ertönte eine Geige, lange, langſam gezogene Töne, jetzt traurig, dann wieder gutmüthig heiter, manchmal wie wehmüthiges Schluchzen, mitunter auch grollend, aber immer lieblich, ſchön und wahr . . . „Wer iſt Das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Bruder, welcher die Geige ſpielt.“ Aber bald ſchwieg draußen die Geige, und ſtatt ihrer vernahmen wir einer Flöte ſchmelzend verhallende Töne, und die klangen ſo bittend, ſo flehend, ſo verblutend, und es waren ſo geheimnisvolle Klagelaute, daſs ſie Einem die Seele mit wahnſinnigem Grauen erfüllten, daſs man an die ſchauerlichſten Dinge denken muſſte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Auferſtehung, an Thränen, die man nicht weinen kann . . . „Wer iſt Das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Mann, welcher die Flöte bläſt.“

Theurer Freund, ſchlimmer noch als das Träumen iſt das Erwachen.

Wie glücklich ſind doch die Franzoſen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieſer Umſtand erklärt auch, warum ſie mit ſo wacher Sicherheit ihr Tagesgeſchäft verrichten und ſich nicht auf unklare, dämmernde Gedanken und Gefühle einlaſſen, in der Kunſt wie im Leben. In den Tragödien unſrer großen deutſchen Dichter ſpielt der Traum eine große Rolle, wovon franzöſiſche Trauerſpieldichter nicht die geringſte Ahnung haben. Ahnungen haben ſie überhaupt nicht. Was der Art in neueren franzöſiſchen Dichtungen zum Vorſchein kommt, iſt weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemeſſen, iſt nur den Deutſchen nachempfunden, ja am Ende vielleicht nur armſelig abgeſtohlen. Denn die Franzoſen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, ſie entwenden uns nicht bloß poetiſche Figuren und Bilder, Ideen und Anſichten, ſondern ſie ſtehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzuſtände, ſie begehen Gefühlsplagiate. Dieſes gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die Gemüthsfaſeleien der katholiſch-romantiſchen Schule aus der Schlegelzeit jetzt nachheucheln.

Mit wenigen Ausnahmen, können alle Franzoſen ihre Erziehung nicht verleugnen; ſie ſind mehr oder weniger Materialiſten, je nachdem ſie mehr oder weniger jene franzöſiſche Erziehung genoſſen, die ein Produkt der materialiſtiſchen Philoſophie iſt. Daher iſt ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntnis durch Anſchauungen und das Aufgehen im angeſchauten Gegenſtande verſagt. Sie haben nur Reflexion, Paſſion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Andeutung ausſprechen, die zur Beurtheilung mancher deutſchen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität iſt ein Produkt des Materialismus. Der Materialiſt trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewuſſtſein, daſs dennoch in der Welt nicht Alles Materie iſt; wenn ihm ſein kurzer Verſtand die Materialität aller Dinge noch ſo bündig demonſtriert, ſo ſträubt ſich doch dagegen ſein Gefühl: es beſchleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfnis, in den Dingen auch etwas Urgeiſtiges anzuerkennen: und dieſes unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindſamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität iſt die Verzweiflung der Materie, die ſich ſelber nicht genügt und nach etwas Beſſerem ins unbeſtimmte Gefühl hinausſchwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daſs es eben die ſentimentalen Autoren waren, die zu Hauſe, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöſt hatte, in den derbſten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der ſentimentale Ton, beſonders wenn er mit patriotiſchen, ſittlich religiöſen Bettelgedanken verbrämt iſt, gilt aber bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer ſchönen Seele!*)

Frankreich iſt das Land des Materialismus, er bekundet ſich in allen Erſcheinungen des hieſigen Lebens. Manche begabte Geiſter verſuchen zwar ſeine Wurzel auszugraben, aber dieſe Verſuche bringen noch größere Miſslichkeiten hervor. In den aufgelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren Gift den ſocialen Zuſtand Frankreichs aufs unheilſamſte verſchlimmert.

---

*) „als ein Zeichen reiner und edler Natur!“ hieß es in dem älteſten Abdruck.

Der Herausgeber.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeins froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Bankette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die holden Gerichte, ſtürzen den ſüßen Trank haſtig in den Schlund, und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Holzſchnitt in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Iſrael vor dem Auszug aus Ägypten das Paſſahfeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der letztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie.

wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs kotzte ich ein biſschen über dieſes Bild, denn Nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffe trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches ſich ſanft hindurchziehen läſſt, wie das Leben des Gerechten! Aber Das iſt eine Idioſynkraſie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftſteller darf ſich nicht ſeiner Subjektivität ganz überlaſſen, er muſs Alles ſchreiben können, und ſollte es ihm noch ſo übel dabei werden.

Das Leben eines Deutſchen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man ſagte: Das deutſche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zuſammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe ſeelenruhig herumſchwimmt. Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das franzöſiſche Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tauſend und abertauſend Fliegen hineingeſtürzt ſind, und die einen ſich auf den Rücken der andern emporzuſchwingen ſuchen, am Ende aber doch alle zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewuſſt, und dort im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln, herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den ſocialen Zuſtand der Franzoſen, aus beſondern Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie ſich aber die Verwickelung löſen wird, Das vermag kein Menſch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer ſchrecklichen Kataſtrophe. Diejenigen, welche eine Revolution anfangen, ſind gewöhnlich ihre Opfer, und ſolches Schickſal trifft vielleicht Völker eben ſo gut, wie Individuen. Das franzöſiſche Volk, welches die große Revolution Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte ſeines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das franzöſiſche Volk iſt die Katze, welche, ſie falle auch von der gefährlichſten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, ſondern unten gleich wieder auf den Beinen ſteht.

Eigentlich, liebſter Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhiſtoriſch richtig iſt, daſs die Katzen immer auf die vier Pfoten fallen und ſich daher nie beſchädigen, wie ich als kleiner Junge einſt gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anſtellen, ſtieg mit unſerer Katze aufs Dach und warf ſie von dieſer Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Koſak an unſerem Hauſe vorbei, die arme Katze fiel juſt auf die Spitze ſeiner Lanze, und er ritt luſtig mit dem geſpießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr iſt, daſs Katzen immer unbeſchädigt auf die Beine fallen, ſo müſſen ſie ſich doch in ſolchem Falle vor den Lanzen der Koſaken in Acht nehmen . . .

[Ich habe in meinen vorigen Briefen ausgeſprochen, daſs es nicht der politiſche Zuſtand iſt, wodurch das Luſtſpiel in Frankreich mehr als in Deutſchland gefördert wird. Daſſelbe iſt auch der Fall in Betreff der Tragödie. Ja, ich wage zu behaupten, daſs der politiſche Zuſtand Frankreichs dem Gedeihen der franzöſiſchen Tragödie ſogar nachtheilig iſt. Der Tragödiendichter bedarf eines Glaubens an Heldenthum, der ganz unmöglich iſt in einem Lande, wo die Preſsfreiheit, repräſentative Verfaſſung und Bourgeoiſie herrſchen. Denn die Preſsfreiheit, indem ſie täglich mit ihren frechſten Lichtern die Menſchlichkeit eines Helden beleuchtet, raubt ſeinem Haupte jenen wohlthätigen Nimbus, der ihm die blinde Verehrung des Volkes und des Poeten ſichert. Ich will gar nicht einmal erwähnen, daſs der Republikanismus in Frankreich die Preſsfreiheit benutzt, um alle hervorragende Größe durch Spöttelei oder Verleumdung niederzudrücken und alle Begeiſterung für Perſönlichkeiten von Grund aus zu vernichten. Dieſe Verläſterungsluſt wird nun aber noch ganz außerordentlich unterſtützt durch das ſogenannte repräſentative Verfaſſungsweſen, durch jenes Syſtem von Fiktionen, welches die Sache der Freiheit mehr vertagt als befördert, und keine große Perſönlichkeiten aufkommen läſſt, weder im Volke noch auf dem Throne. Denn dieſes Syſtem, dieſe Verhöhnung wahrer Vertretung der Nationalintereſſen, dieſes Gemiſche von kleinen Wahlumtrieben, Mißtrauen, Keifſucht, öffentlicher Inſolenz, geheimer Feilheit und officieller Lüge, demoraliſiert die Könige eben ſo ſehr, wie die Völker. Hier müſſen die Könige Komödie ſpielen, ein nichtsſagendes Geſchwätz mit noch weniger ſagenden Gemeinplätzen beantworten, ihren Feinden huldreich lächeln, ihre Freunde aufopfern, immer indirekt handeln, und durch ewige Selbſtverleugnung alle freien, großmüthigen und thatluſtigen Regungen eines königlichen Heldenſinns in ihrer Bruſt ertödten. Eine ſolche Verkleinlichung aller Größe und radikale Vernichtung des Heroismus verdankt man aber ganz beſonders jener Bourgeoiſie, jenem Bürgerſtand, der durch den Sturz der Geburtsariſtokratie hier in Frankreich zur Herrſchaft gelangte und ſeinen engen nüchternen Krämergeſinnungen in jeder Sphäre des Lebens den Sieg verſchafft. Es wird nicht lange dauern, und alle heroiſchen Gedanken und Gefühle müſſen hier zu Lande, wo nicht ganz erlöſchen, doch wenigſtens lächerlich werden. Ich will bei Leibe nicht das alte Regiment adliger Bevorrechtung zurückwünſchen; denn es war Nichts als überfirniſſte Fäulnis, eine geſchmückte und parfümierte Leiche, die man ruhig ins Grab ſenken oder gewaltſam in die Gruft hineintreten muſſte, im Fall ſie ihr troſtloſes Scheinleben fortſetzen und ſich allzu ſträubſam gegen die Beſtattung wehren wollte. Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, iſt noch viel fataler; und noch weit unleidlicher anwidern muſs uns dieſe ungefirniſſte Roheit, dieſes Leben ohne Wohlduft, dieſe betriebſame Geldritterſchaft, dieſe Nationalgarde, dieſe bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederſtößt, wenn du etwa behaupteſt, daſs die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlenſinn, nicht dem hochbeſteuerten Rechentalente gebührt, ſondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft.

Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution ſo unermüdlich vorbereitet, ſie würden erröthen, wenn ſie ſähen, wie der Eigennutz ſeine kläglichen Hütten baut an die

Stelle der niedergebrochenen Palläſte, und wie aus dieſen Hütten eine neue Ariſtokratie hervorwuchert, die noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend ſich zu rechtfertigen ſucht, ſondern nur in Erwerbniſſen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den ſchmutzigſten Laſtern verdankt, im Geldbeſitz, ihre letzten Gründe findet.

Wenn man dieſe neue Ariſtokratie genau betrachtet, gewahrt man dennoch Analogien zwiſchen ihr und der früheren Ariſtokratie, wie ſie nämlich kurz vor ihrem Abſterben ſich zeigte. Der Geburtsvorzug ſtützte ſich damals auf Papier, womit man die Zahl der Ahnen, nicht ihre Vortrefflichkeit, bewies. Es war eine Art Geburtspapiergeld und gab den Adligen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren ſanktionierten Werth, und klaſſificierte ſie nach verſchiedenen Graden des Anſehens, in derſelben Weiſe, wie das heutige Handelspapiergeld den Induſtriellen unter Ludwig Philipp ihre Geltung giebt und ihren Rang beſtimmt. Die Beurtheilung der Würde und die Abmeſſung des Grades, wozu die papiernen Urkunden berechtigen, übernimmt hier die Handelsbörſe, und zeigt dabei dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit, womit einſt der geſchworene Heraldiker im vorigen Jahrhundert die Diplome unterſuchte, womit der Adlige ſeine Vorzüglichkeit dokumentierte*). Dieſe Geldariſtokraten, obgleich ſie, wie die ehemaligen Geburtsariſtokraten, eine Hierarchie bilden, wo immer Einer ſich beſſer dünkt als der Andere, haben dennoch ſchon einen gewiſſen Esprit-de-corps, ſie halten in bedrängten Fällen ſolidariſch zuſammen, bringen Opfer, wenn die Korporationsehre auf dem Spiele ſteht, und, wie ich höre, errichten ſie ſogar Unterſtützungsſtifte für heruntergekommene Standesgenoſſen.

Ich bin heute bitter, theurer Freund, und verkenne ſelbſt jenen Geiſt der Wohlthätigkeit, den der neue Adel, mehr als der alte, an den Tag giebt. Ich ſage: an den Tag giebt, denn dieſe Wohlthätigkeit iſt nicht lichtſcheu und zeigt ſich am liebſten im hellen Sonnenſchein. Dieſe Wohlthätigkeit iſt bei dem heutigen Geldadel, was bei dem ehemaligen Geburtsadel die Herablaſſung war, eine löbliche Tugend, deren Ausübung dennoch unſere Gefühle verletzte und uns manchmal wie eine raffinierte Inſolenz vorkam. O, ich haſſe die Millionäre der Wohlthätigkeit noch weit mehr, als den reichen Geizhals, der ſeine Schätze mit ängſtlicher Sorge unter Schloſs und Riegel verborgen hält. Er beleidigt uns weniger, als der Wohlthätige, welcher ſeinen Reichthum, den er durch Ausbeutung unſerer Bedürfniſſe und Nöthen uns abgewonnen hat, öffentlich zur Schau ſtellt und uns davon einige Heller als Almoſen zurückwirft.]

---

*) Hier ſchließt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Fünfter Brief.

Mein Nachbar, der alte Grenadier, ſitzt heute nachſinnend vor ſeiner Hausthür; manchmal beginnt er eins ſeiner alten bonapartiſtiſchen Lieder, doch die Stimme verſagt ihm vor innerer Bewegung; ſeine Augen ſind roth, und allem Anſchein nach hat der alte Kauz geweint.

Aber er war geſtern Abend bei Franconi und hat dort die Schlacht bei Auſterlitz geſehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beſchäftigten ſeine Seele ſo übermächtig, daſs er wie ſomnambül die ganze Nacht durchmarſchierte und zu ſeiner eigenen Verwunderung dieſen Morgen im Dorfe anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinandergeſetzt, denn er war ſelber bei Auſterlitz, wo das Wetter ſo kalt geweſen, daſs ihm die Flinte an den Fingern feſtfror; bei Franconi hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er ſehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptete er, daſs die Kavallerie bei Auſterlitz keine ſo gut dreſſierte Schimmel beſeſſen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargeſtellt worden, wuſſte er nicht genau zu beurtheilen, denn bei Auſterlitz, wie bei jeder Schlacht, ſei der Pulverdampf ſo ſtark geweſen, daſs man kaum ſah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Franconi war aber, wie der Alte ſagte, ganz vortrefflich, und ſchlug ihm ſo angenehm auf die Bruſt, daſs er dadurch von ſeinem Huſten geheilt ward. „Und der Kaiſer?“ fragte ich ihn. „Der Kaiſer,“ antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibte und lebte, in ſeiner grauen Kapote mit dem dreieckigen Hütchen, und das Herz pochte mir in der Bruſt. Ach, der Kaiſer,“ ſetzte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in dieſem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und ſogar nach dem Tode muſs ich für ihn ins Feuer gehen!“

Den letzten Zuſatz ſprach Ricou, ſo heißt der Alte, mit einem geheimnisvoll düſteren Tone, und ſchon mehrmals hatte ich von ihm die Äußerung vernommen, daſs er einſt für den Kaiſer in die Hölle käme. Als ich heute ernſthaft in ihn drang, mir dieſe räthſelhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entſetzliche Geſchichte:

Als Napoleon den Papſt Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergſchloſſe von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Kompagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papſte manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden ſeine Gemächer verlaſſen und ſich nach der Schloſskapelle begeben, wo er täglich ſelber Meſſe las. Wenn er dann durch den großen Saal ſchritt, wo die kaiſerlichen Grenadiere Wache hielten, ſtreckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere beſtimmten Befehl, den Ausgang der päpſtlichen Gemächer ſtrenger als vorher zu bewachen und dem Papſt den Durchgang im großen Saale zu verſagen. Unglücklicherweiſe traf juſt Ricou das Loos, dieſen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, alſo erzkatholiſch war und in dem gefangenen Papſte den Statthalter Chriſti verehrte. Der arme Ricou ſtand Schildwache vor den Gemächern des Papſtes, als Dieſer, wie gewöhnlich, um in der Schloſskapelle Meſſe zu leſen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daſs er die Konſigne erhalten, den heiligen

Vater nicht durchzulaſſen. Vergebens ſuchten einige Prieſter, die ſich im Gefolge des Papſtes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammnis er auf ſich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Meſſe zu leſen. . . . Aber Ricou blieb unerſchütterlich, er berief ſich immer auf die Unmöglichkeit, ſeine Konſigne zu brechen, und als der Papſt dennoch weiter ſchreiten wollte, rief er entſchloſſen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der ſtrenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papſt durfte, wie früherhin, um Meſſe zu leſen, den großen Saal durchwandern. Allen Anweſenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er ſeitdem immer mit ſtrengem Strafblicke anſah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Übrigen die ſegnende Hand ausſtreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln,“ — ſetzte der alte Invalide hinzu, als er mir dieſe entſetzliche Geſchichte erzählte, — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Konſigne, ich muſſte dem Kaiſer gehorchen: und auf ſeinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott ſelber das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Ich habe dem armen Schelm verſichert, daſs der Kaiſer für alle Sünden der großen Armee verantwortlich ſei, was ihm aber wenig ſchaden könne, da kein Teufel in der Hölle ſich unterſtehen würde, den Napoleon anzutaſten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geſchwätziger Begeiſterung von der Herrlichkeit des Kaiſerreichs, der imperialen Zeit, wo Alles ſo goldſtrömend und blühend, ſtatt daſs heut zu Tage die ganze Welt ſo welk und abgefärbt ausſieht.

War wirklich die Zeit des Kaiſerreichs in Frankreich ſo ſchön und beglückend, wie dieſe Bonapartiſten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Äcker lagen brach, und die Menſchen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht dieſen Bonapartiſten wie dem verſoffenen Bettler, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daſs, ſo lange er nüchtern blieb, ſeine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, ſein Weib in Lumpen gehüllt und ſein Kind krank und hungrig war, daſs aber, ſobald er einige Gläſer Branntwein getrunken, dieſes ganze Elend ſich plötzlich änderte, ſeine Hütte ſich in einen Pallaſt verwandelte, ſein Weib wie eine geputzte Prinzeſſin ausſah, und ſein Kind wie die wohlgenährteſte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob ſeiner ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Anſehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo ſehr berauſchte, daſs ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge während der Kaiſerzeit nicht ſahen, und jetzt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: „Das würde ſich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, Contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer, in vollen Zügen.“

Wie dem aber auch ſei, nicht bloß die alten Bonapartiſten, ſondern auch die große Maſſe des Volks wiegt ſich gern in dieſen Illuſionen, und die Tage des Kaiſerreichs ſind die Poeſie dieſer Leute, eine Poeſie, die noch dazu Oppoſition bildet gegen die Geiſtesnüchternheit des ſiegenden Bürgerſtandes. Der Heroismus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſein, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudieren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da giebt es Kouplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, Das weint, Das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . . oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt am Ende des Stücks, als Deus ex machina! Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken, und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich habe ſogar den alten Fritz, Frédéric le Grand, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daſs man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stücken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graciöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nämlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder abſingt. Dieſe letzteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vögel ſängen ſie in den Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch-ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort auf dem dunklen Gemäuer ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napoleon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg . . . Wenn ſie nach Sankt Helena kamen, grüßten ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunklen Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſein wird, läſſt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jetzt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Kouſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen

Dichter ſind jedoch ganz beſonders an dieſen Helden gewieſen, da das franzöſiſche Volk mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudaliſtiſchen und kourtiſanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häſsliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrſchergeſtalt, der einzige königliche Held iſt, woran das neue Frankreich ſein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich beiläufig [von einer anderen Seite] angedeutet, daſs der politiſche Zuſtand der Franzoſen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günſtig ſein kann. Wenn ſie geſchichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der letzten Bourbonen behandeln, ſo können ſie ſich des Einfluſſes eines gewiſſen Parteigeiſtes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann ſchon von vorn herein, ohne es zu wiſſen, eine modern-liberale Oppoſition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entſtehen Miſslaute, die einem Deutſchen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatſächlich gebrochen hat, und gar einem deutſchen Dichter, der in der Unparteilichkeit Goethe'ſcher Künſtlerweiſe auferzogen worden, aufs unangenehmſte ins Gemüth ſtechen. Die letzten Töne der Marſeillaiſe müſſen verhallen, ehe Autor und

Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Konflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragieren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutieren, wenn man den Söhnen auf der Place de grève das Haupt abgeſchlagen hat. So Etwas trübt den reinen Theatergenuſs. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daſs man ihn antirevolutionärer Geſinnungen beſchuldigt. — „Was ſoll dieſes Ritterthum, dieſer phantaſtiſche Plunder?“ ruft dann der entrüſtete Republikaner, und er ſchreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit zur Verführung des Volkes, zur Erweckung ariſtokratiſcher Sympathien mit ſeinen Verſen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt ſich eine wahlverwandtſchaftliche Ähnlichkeit zwiſchen den franzöſiſchen Republikanern und den engliſchen Puritanern. Es knurrt faſt derſelbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daſs Dieſen der religiöſe, Jenen der politiſche Fanatismus die abſurdeſten Argumente leicht. Unter den Aktenſtücken aus der Cromwell'ſchen Periode giebt es eine Streitſchrift des berühmten Puritaners Prynne, betitelt: „Histrio-mastix,“ (gedruckt 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

„There is scarce one devil in hell, hardly a notorious sin or sinner upon earth, either of modern or ancient times, but hath some part or other in our stage-plays.

„O, that our players, our play-hunters would now seriously consider, that the persons, whose parts, whose sins they act and see, are even then yelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, whilest they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! Oh, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish, weeping and gnashing of teeth, the crys and shricks that these wickednesses cause in hell, whilest they are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!“

Sechſter Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir iſt, als trüge ich dieſen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einſchläfert. Unwirſch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken ſie wieder ein und ſchnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwiſchen den ſchlummernden Gedanken umherſpringen, zeigen ſich ebenfalls nicht beſonders munter, und ſind vielmehr ſentimental und träge. Iſt es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubungen verurſacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends ſchon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu ſein, genieße dann keinen geſunden Schlaf, der alle Glieder bindet, ſondern wälze mich die ganze Nacht in einem traumſüchtigen Halbſchlummer. In Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr von Tiſche, und dann rollten wir ins Theater. Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch ſo einſchläfernd. Wie haben viel zuſammen gelacht und kritiſiert und mediſiert. Seien Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntnis gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daſs ich ſo oft ins Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Kaprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avantſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avantſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß, was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Kouliſſen vorgeht, hinter jenen Kouliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetiſche Tragödie zu ſchauen iſt, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Komödiantentreiben hinter den Kouliſſen hie und da ein Stück zum Vorſchein kömmt, ſo mahnt Dergleichen an antike Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italiäniſcher Palazzos, wo in den Ausſchnitt-Ecken der großen hiſtoriſchen Gemälde lauter poſſierliche Arabesken, lachende Götterſpäße, Bacchanalien und Satyridyllen angebracht ſind.

Das Theatre Français beſuchte ich ſehr wenig; dieſes Haus hat für mich etwas Ödes, Unerfreuliches. Hier ſpuken noch die Geſpenſter der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier ſtäubt noch der Puder der klaſſiſchen Perücken. Daſs man auf dieſem klaſſiſchen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daſs man den Anforderungen des älteren und des jüngeren Publikums durch eine Miſchung des Klaſſiſchen und Romantiſchen entgegen kommt, daſs man gleichſam ein tragiſches Juſtemilieu gebildet hat, Das iſt am unerträglichſten. Dieſe franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipierte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnon's und Talma's.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die ſich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigſtens dieſen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo ſie vor der Loge des großen Kaiſers und vor einem Parterre von Königen ſpielten. Dieſe Zeiten ſind vorbei, die alte Ariſtokratie iſt todt, und Napoleon iſt todt, und der Thron iſt Nichts als ein gewöhnlicher Holzſtuhl, überzogen mit rothem Sammet, und heute herrſcht die Bourgeoiſie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe*).

Ein Zwitterſtil und eine Geſchmacksanarchie, wie ſie jetzt im Theatre Français vorwalten, iſt greulich. Die meiſten Novatoren neigen ſich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie eben ſo verwerflich iſt, wie die hohle Nachahmung des klaſſiſchen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitsſyſtem, den Ifflandianismus, der einſt in Deutſchland graſſierte, und von Weimar aus, beſonders durch den Einfluſs von Schiller und Goethe, beſiegt wurde. Ein ſolches Natürlichkeitsſyſtem will ſich auch hier ausbreiten, und ſeine Anhänger eifern gegen metriſche Form und gemeſſenen Vortrag. Wenn erſtere nur in dem Alexandriner und letzterer nur in dem Zittergegröhle der älteren Periode beſtehen ſoll, ſo hätten dieſe Leute Recht, und die ſchlichte Proſa und der nüchternſte Geſellſchaftston wären erſprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muſs alsdann untergehen. Dieſe fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Geſellſchaftston verſchiedene Deklamation. Ich möchte Dergleichen faſt für alle dramatiſche Erzeugniſſe in Anſpruch nehmen. Wenigſtens ſei die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und ſie zeige daſſelbe in einer gewiſſen vornehmen Veredlung, die ſich, wenn auch nicht in Wortmaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausſpricht. Denn das Theater iſt eine andere Welt, die von der unſrigen geſchieden iſt, wie die Scene vom Parterre. Zwiſchen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orcheſter, die Muſik, und zieht ſich der Feuerſtreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem ſie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überſchritten, ſteht auf dem Theater als Poeſie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wohllaut der Muſik, und ſie iſt märchenhaft angeſtrahlt von den geheimnisvollen Lampen. Das iſt ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem proſaiſchen Publikum ſehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher iſt, als die gewöhnliche Natur; es iſt nämlich durch die Kunſt erhöhete, bis zur blühendſten Göttlichkeit geſteigerte Natur.

---

*) Die Worte: „und des Eugène Scribe" fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Die beſten Tragödiendichter der Franzoſen ſind noch immer Alexandre Dumas und Victor Hugo. Dieſen nenne ich zuletzt, weil ſeine Wirkſamkeit für das Theater nicht ſo groß und erfolgreich iſt*), obgleich er alle ſeine Zeitgenoſſen diesſeits des Rheines an poetiſcher Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatiſche abſprechen, wie von Vielen geſchieht, die aus perfider

---

*) Der Schluß dieſes und der Anfang des folgenden Abſatzes bis zu den Worten: „Die Karliſten betrachten ihn ꝛc." fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Abſicht beſtändig ſeine lyriſche Größe preiſen. Er iſt ein Dichter und kommandiert die Poeſie in jeder Form. Seine Dramen ſind eben ſo lobenswerth wie ſeine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetoriſche als das Poetiſche, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Maſſe des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefſinnige Geſtaltungen und pſychologiſche Feinheiten minder empfänglich iſt, als für pompöſe Phraſe, plumpes Gewieher der Leidenſchaft und Kouliſſenreißerei. Letzteres heißt im franzöſiſchen Schauſpielerargot: brûler les planches.

Victor Hugo iſt überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach ſeinem vollen Werthe gefeiert. Deutſche Kritik und deutſche Unparteilichkeit weiß ſeine Verdienſte mit beſſerem Maße zu meſſen und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier ſteht ſeiner Anerkenntnis nicht bloß eine klägliche Kritikaſterei, ſondern auch die politiſche Parteiſucht im Wege. Die Karliſten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der ſeine Leier, als ſie noch von den letzten Accorden des Salbungslieds Karl's X. vibrierte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzuſtimmen gewuſſt. Die Republikaner miſstrauen ſeinem Eifer für die Volksſache, und wittern in jeder Phraſe die verſteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unſichtbare Kirche der Saint-Simoniſten, die überall und nirgends, wie die chriſtliche Kirche vor Conſtantin, auch Dieſe verwirft ihn; denn Dieſe betrachtet die Kunſt als ein Prieſterthum und verlangt, daſs jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Muſikers, Zeugnis gebe von ſeiner höheren Weihe, daſs es ſeine heilige Sendung beurkunde, daſs es die Beglückung und Verſchönerung des Menſchengeſchlechts bezwecke. Die Meiſterwerke Victor Hugo's vertragen keinen ſolchen moraliſchen Maßſtab, ja ſie ſündigen gegen alle jene großmüthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne ſie irrig, denn, wie Sie wiſſen, ich bin für die Autonomie der Kunſt; weder der Religion, noch der Politik ſoll ſie als Magd dienen, ſie iſt ſich ſelber letzter Zweck, wie die Welt ſelbſt. Hier begegnen wir denſelben einſeitigen Vorwürfen, die ſchon Goethe von unſeren Frommen zu ertragen hatte, und, wie Dieſer, muſs auch Victor Hugo die unpaſſende Anklage hören, daſs er keine Begeiſterung empfände für das Ideale, daſs er ohne moraliſchen Halt, daſs er ein kaltherziger Egoiſt ſei u. ſ. w.*).

---

*) Der Schluſs dieſes und der erſte Satz des folgenden Abſatzes fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Dazu kommt eine falſche Kritik, welche das Beſte, was wir an ihm loben müſſen, ſein Talent der ſinnlichen Geſtaltung, für einen Fehler erklärt, und ſie ſagen, es mangle ſeinen Schöpfungen die innerliche Poeſie, la poësie intime, Umriß und Farbe ſeien ihm die Hauptſache, er gebe äußerlich faßbare Poeſie, er ſei materiell, kurz ſie tadeln an ihm eben die löblichſte Eigenſchaft, ſeinen Sinn für das Plaſtiſche.

Und dergleichen Unrecht geſchieht ihm nicht von den alten Klaſſikern, die ihn nur mit ariſtoteliſchen Waffen befehdeten und längſt beſiegt ſind, ſondern von ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, einer Fraktion der romantiſchen Schule, die ſich mit ihrem literariſchen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Faſt alle ſeine früheren Freunde ſind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu geſtehen, abgefallen durch ſeine eigne Schuld, verletzt durch jenen Egoismus, der bei der Schöpfung von Meiſterwerken ſehr vortheilhaft, im geſellſchaftlichen Umgange aber ſehr nachtheilig wirkt. Sogar Saint-Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; ſogar Saint-Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einſt der getreueſte Schildknappe ſeines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Darfur öffentlich ausreitet, ein Panegyriſt vor ihm herläuft, welcher mit lauteſter Stimme beſtändig ſchreit: „Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle Andre ſind Ochſen, und nur Dieſer iſt der rechte Büffel!“ ſo lief einſt Saint-Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn Dieſer mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und ſtieß in die Poſaune und lobhudelte den Büffel der Poeſie. Dieſe Zeit iſt vorbei, Saint-Beuve feiert jetzt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der franzöſiſchen Literatur*), die befreundeten Stimmen ſchweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in ſeiner Heimat nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was Viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen gefunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie, und er iſt voller geſchmackloſer Auswüchſe, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schriftſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte Daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der nächſte Satz fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Alexandre Dumas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſitzt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr, als Dieſer, ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſiert mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, komödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gascogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird verſtanden und applaudiert. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dumas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakſpeare und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Kritik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber Nichts iſt thörichter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechſtes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakſpeare. Nichts iſt thörichter als das Begehrnis, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen. Das ſei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr vorwirft*), daſs ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite; „ich aber,“ ſetzt ſie triumphierend hinzu, „ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.“

---

*) „Ich erinnere mich, unter meinen verlorenen Papieren befand ſich eine Fabel, wo ich die Spinne mit der

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dumas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nämlich abgefaſſt von einem jener jungen Seiden, die blindlings den Befehlen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen Direktoren mit Demſelben aufs innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuleugnen, und er glaubte, ſeinem alten Freunde Dumas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſetzt zu haben. *) In der That, über Dumas' Renommée hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar

---

Biene ſprechen laſſe; die Spinne wirft ihr nämlich vor, ꝛc.“ leſen wir im älteſten Abdruck der vorſtehenden Briefe.

Der Herausgeber.

*) Der vorhergehende Theil dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nichts mehr dahinter erblicken. Aber ſeit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean“ iſt Dumas’ Renommée aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue ſein großes dramatiſches Talent.

Dieſes Stück, welches ſich gewiſs auch die deutſche Bühne zugeeignet hat, iſt mit einer Lebendigkeit aufgefaſſt und ausgeführt, wie ich noch nie geſehen, da iſt ein Guſs, eine Neuheit in den Mitteln, die ſich wie von ſelbſt darbieten, eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entſpringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zu dem Herzen ſpricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dumas auch in Äußerlichkeiten des Koſtümes und des Lokales ſich kleine Fehler zu Schulden kommen laſſen: in dem ganzen Gemälde herrſcht nichtsdeſtoweniger eine erſchütternde Wahrheit; er verſetzte mich im Geiſte wieder ganz zurück nach Alt-England, und den ſeligen Kean ſelber, den ich dort ſo oft ſah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu ſehen. Zu ſolcher Täuſchung hat freilich auch der Schauſpieler beigetragen, der die Rolle des Kean ſpielte, obgleich ſein Äußeres, die impoſante Geſtalt von Frederic Lemaitre, ſo ſehr verſchieden war von der kleinen unterſetzten Figur des ſeligen Kean. Dieſer hatte aber dennoch Etwas in ſeiner Perſönlichkeit ſowie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wiederfinde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exceptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall, und Dieſer iſt ebenfalls einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſation trotzt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir Andern beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich alles Vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewufſten, teufliſch göttlichen Macht, welche wir das Dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit, und obgleich zehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylock, als Othello, Richard, Macbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakſpeare'ſchen Stücke erſchloſs mir ſein Spiel das volle Verſtändnis. Da gab's Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Kommentar von Franz Horn.

Siebenter Brief.

[Wie Sie wiſſen, lieber Lewald, iſt es nicht meine Gewohnheit, das Spiel der Komödianten, oder wie man vornehm ſagt: die Leiſtungen der Künſtler, mit behaglicher Wortfülle zu beſprechen. Aber Edmund Kean, deſſen ich im vorigen Briefe erwähnte und auf den ich noch einmal zurückkomme, war kein gewöhnlicher Bretterheld, und ich geſtehe Ihnen, in meinem engliſchen Tagebuch verſchmähte ich es nicht, neben einer Kritik der weltwichtigſten Parlamentsredner des Tages, auch über das jedesmalige Spiel von Kean meine flüchtigen Wahrnehmungen aufzuzeichnen. Leider iſt, mit ſo vielen meiner beſten Papiere, auch dieſes Buch verloren gegangen. Doch will es mich bedünken, als hätte ich Ihnen einmal in Wandsbeck Etwas über die Darſtellung des Shylock von Kean daraus vorgeleſen.

Der Jude von Venedig war die erſte Heldenrolle, die ich ihn ſpielen ſah. Ich ſage Heldenrolle, denn er ſpielte ihn nicht als einen gebrochenen alten Mann, als eine Art Schewa des Haſſes, wie unſer Devrient that, ſondern als einen Helden. So ſteht er noch immer in meinem Gedächtniſſe, angethan mit ſeinem ſchwarzſeidenen Rockelor, der ohne Ärmel iſt und nur bis ans Knie reicht, ſo daſs das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, deſto greller hervortritt. Ein ſchwarzer breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrämpter Filzhut, der hohe Kegel mit einem blutrothen Bande umwunden, bedeckt das Haupt, deſſen Haare, ſo wie auch die des Bartes, lang und pechſchwarz herabhängen und gleichſam einen wüſten Rahmen bilden zu dem geſund rothen Geſichte, worin zwei weiße, lechzende Augäpfel ſchauerlich beängſtigend hervorlauern. In der rechten Hand hält er einen Stock, weniger als Stütze, denn als Waffe. Nur den Ellbogen ſeines linken Arms ſtützt er darauf, und in der linken Hand ruht verrätheriſch nachdenklich das ſchwarze Haupt mit den noch ſchwärzeren Gedanken, während er dem Baſſanio erklärt, was unter dem bis auf heutigen Tag gültigen Ausdruck: „ein guter Mann“ zu verſtehen iſt. Wenn er die Parabel vom Erzvater Jakob und Laban's Schafen erzählt, fühlt er ſich wie verſponnen in ſeinen eigenen Worten, und bricht plötzlich ab: „Ay, he was the third;“ während einer langen Pauſe ſcheint er dann nachzudenken über Das, was er ſagen will, man ſieht, wie ſich die Geſchichte in ſeinem Kopfe allmählich rundet, und wenn er dann plötzlich, als habe er den Leitfaden ſeiner Erzählung wieder aufgefunden, fortfährt: „No, not take interest . . .,“ ſo glaubt man nicht eine auswendig gelernte Rolle, ſondern eine mühſam ſelbſterdachte Rede zu hören. Am Ende der Erzählung lächelt er auch wie eine Autor, der mit ſeiner Erfindung ſelbſt zufrieden iſt. Langſam beginnt er: „Signor Antonio, many a time and oft,“ bis er zu dem Wort „dog“ kommt, welches ſchon heftiger hervorgeſtoßen wird. Der Ärger ſchwillt bei „and spit upon my Jewish gabardine . . .“ bis „own.“ Dann tritt er näher heran, aufrecht und ſtolz, und mit höhniſcher Bitterkeit ſpricht er: „Well then, . . .“ bis „ducats —“ Aber plötzlich beugt ſich ſein Nacken, er zieht den Hut ab, und mit unterwürfigen Gebärden ſpricht er: „Or shall I bend low . . .“ bis „monies?“ Ja, auch ſeine Stimme iſt alsdann unterwürfig, nur leiſe hört man darin den verbiſſenen Groll, um die freundlichen Lippen ringeln kleine muntere Schlangen, nur die Augen können ſich nicht verſtellen, ſie ſchießen unaufhörlich ihre Giftpfeile, und dieſer Zwieſpalt von äußerer Demuth und innerem Grimm endigt beim letzten Wort (monies) mit einem ſchaurig gezogenen Lachen, welches plötzlich ſchroff abbricht, während das zur Unterwürfigkeit krampfhaft verzerrte Geſicht einige Zeit larvenartig unbeweglich bleibt, und nur das Auge, das böſe Auge, drohend und tödlich daraus hervorglotzt.

Aber Das iſt Alles vergebens. Die beſte Beſchreibung kann Ihnen Edmund Kean's Weſen nicht deutlich machen. Seine Deklamation, die Abgebrochenheiten ſeines Vortrags, haben ihm Viele mit Glück abgelauſcht; denn der Papagei kann die Stimme des Adlers, des Königs der Lüfte, ganz täuſchend nachahmen. Aber den Adlerblick, das kühne Feuer, das in die verwandte Sonne hineinſchauen kann, Kean's Auge, dieſen magiſchen Blitz, dieſe Zauberflamme, Das hat kein gewöhnlicher Theatervogel ſich aneignen können. Nur im Auge Frederic Lemaitre's, und zwar während er den Kean ſpielte, entdeckte ich Etwas, was mit dem Blick des wirklichen Kean die größte Ähnlichkeit hatte.]

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach ſo rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitre's, den andern großen Schauſpieler, deſſen ſich Paris zu erfreuen hat, mit Stillſchweigen überginge. Bocage genießt hier eines eben ſo glänzenden Ruhmes, und ſeine Perſönlichkeit iſt, wo nicht eben ſo merkwürdig, doch gewiſs eben ſo intereſſant, wie die ſeines Kollegen. Bocage iſt ein ſchöner, vornehmer Menſch, der ſich in den edelſten Formen bewegt. Er beſitzt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegſame Stimme, die eben ſo gut des furchtbarſten Donners von Zorn und Grimm, als der hinſchmelzendſten Zärtlichkeit des Liebeflüſterns fähig iſt. In den wildeſten Ausbrüchen der Leidenſchaft bewahrt er eine Grazie, bewahrt er die Würde der Kunſt und verſchmäht es in rohe Natur überzuſchnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu dieſem Preiſe größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetiſche Schönheit entzücken. Dieſer iſt eine exceptionelle Natur, der von ſeiner dämoniſchen Gewalt mehr beſeſſen wird, als er ſie ſelber beſitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; Jener, Bocage, iſt nicht von andern Menſchen organiſch verſchieden, ſondern unterſcheidet ſich von ihnen durch eine ausgebildetere Organiſation, er iſt nicht ein Zwittergeſchöpf von Ariel und Kaliban, ſondern er iſt ein harmoniſcher Menſch, eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge iſt nicht ſo bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, beſonders wenn er manchmal weltverhöhnend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironiſche Seufzer, die Einem wie eine ſtählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daſs man glauben ſollte, er verblute nach innen. Wenn er ſich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, ſo wird Einem zu Muthe, als ſpräche der Tod: „Es werde Finſternis!“ Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all ſeinem ſüßen Zauber lächelt, dann iſt es, als ob in ſeinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, ſo erlaube ich mir, Ihnen über die Verſchiedenheit der Deklamation in den drei Königreichen der civiliſierten Welt, in England, Frankreich und Deutſchland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorſtellung engliſcher Tragödien zuerſt beiwohnte, iſt mir beſonders eine Geſtikulation aufgefallen, die mit der Geſtikulation der Pantomimenſpiele die größte Ähnlichkeit zeigte. Dieſes erſchien mir aber nicht als Unnatur, ſondern vielmehr als Übertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen und trotz des karikierten Vortrags die Schönheit einer Shakſpeare'ſchen Tragödie auf engliſchem Boden genießen konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort ſowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragieren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Iſt in England, wo die Schauſpielhäuſer ſo groß ſind, dieſes Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Iſt die oberwähnte karikierte Geſtikulation ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, indem der größte Theil der Zuſchauer in ſo großer Entfernung von der Bühne ſich befindet? Ich weiß nicht. Es herrſcht vielleicht auf dem engliſchen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darſtellung, und dieſem iſt die Übertreibung beizumeſſen, die mir beſonders auffiel bei Schauſpielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen ſchreitend, nicht ſelten in die widerwärtigſten Miſslaute herabſtürzen, bei jungfräulichen Leidenſchaften, die ſich wie Trampelthiere gebärden. Der Umſtand, daſs früherhin die Frauenzimmerrollen auf der engliſchen Bühne von Männern geſpielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamation der heutigen Schauſpielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Überlieferungen, nach Theatertraditionen, herſchreien.

Indeſſen, wie groß auch die Gebrechen ſind, womit die engliſche Deklamation behaftet iſt, ſo leiſtet ſie doch einen bedeutenden Erſatz durch die

Innigkeit und Naivetät, die ſie zuweilen hervortreten läſſt. Dieſe Eigenſchaften verdankt ſie der Landesſprache, die eigentlich ein Dialekt iſt, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart beſitzt. Die franzöſiſche Sprache iſt vielmehr ein Produkt der Geſellſchaft und ſie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volkes entſprungene und mit dem Herzblut deſſelben geſchwängerte Wortquelle gewähren kann. Dafür aber beſitzt die franzöſiſche Deklamation eine Grazie und Flüſſigkeit, die der engliſchen ganz fremd, ja unmöglich iſt. Die Rede iſt hier in Frankreich durch das ſchwatzende Geſellſchaftsleben während drei Jahrhunderten ſo rein filtriert worden, daſs ſie alle unedle Ausdrücke und unklare Wendungen, alles Trübe und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieſeln, unwiederbringlich verloren hat. Die franzöſiſche Sprache, und alſo auch die franzöſiſche Deklamation, iſt, wie das Volk ſelber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewieſen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung iſt ihr verſchloſſen; ſie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieſer ſtammt ihre ſchöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich iſt ihr die Nacht mit dem blaſſen Mondſchein, den myſtiſchen Sternen, den ſüßen Träumen und ſchauerlichen Geſpenſtern.

Was aber das eigentliche Spiel der franzöſiſchen Schauſpieler betrifft, ſo überragen ſie ihre Kollegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzoſen geborene Komödianten ſind. Das weiß ſich in alle Lebensrollen ſo leicht hineinzuſtudieren und immer ſo vortheilhaft zu drapieren, daſs es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Komödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, Das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daſs man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuieren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daſs wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte

Zettel, und dieſe Inſinuation nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilierende Staatsdiener, alte Talners, rechtſchaffene Oberforſtmeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne. Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen: man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu miſsbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daſs ſie das Königthum, wo nicht verhaſst, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirekt den Sinn für Republikanismus, und Das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen ſind, ſo müſſte die Republik Hamburg für ihre Schauſpieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufſchrift: „Den ſchlechten Komödianten das dankbare Vaterland!“

Erinnern Sie ſich noch, lieber Lewald, des ſeligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im „Don Carlos“ ſpielte, und immer ſeine Worte ganz langſam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel ſchnellte, dergeſtalt, daſs ſie uns nur eine Sekunde lang zu Geſicht kamen?*)

Aber, um nicht ungerecht zu ſein, müſſen wir eingeſtehen, daſs es vornehmlich an der deutſchen Sprache liegt, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Erſteren iſt ein Dialekt, die Sprache der Letzteren iſt ein Erzeugnis der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das Eine noch das Andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Bücherſprache, ein bodenloſes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Übertreibung der Natur, Übernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affektierter Tiradenton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden, beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein wäſſriges Geſinge zerſchmelzen, [wovon Gubitz ſagt: „Sie p—ſſ—n mit dem Herzen.“] Doch wir wollen von deutſchen Schauſpielerinnen nichts Böſes ſagen, ſie ſind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänſe das Kapitol gerettet, und dann giebt es auch ſo viele ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich . . . ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenſter, auf dem Kirchhofe, los iſt.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

. . . Bei den Knaben, die eben noch ſo friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte ſich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und ſie begannen ſich unter einander zu balgen. Ich muſſte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, ſie mit Worten zu beſchwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz beſonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losſchlug. Als ich ihn frug:

Was hat dir das arme Kind gethan? ſah er mich großäugig an und ſtotterte: „Es iſt ja mein Bruder.“

Auch in meinem Hauſe blüht heute Nichts weniger als der ewige Frieden. Auf dem Korridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopſtock'ſche Ode die Treppe herunter. Wirth und Wirthin zanken ſich, und Letztere macht ihrem armen Mann den Vorwurf, er ſei ein Verſchwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und ſie ſtürbe vor Kummer. Krank iſt ſie freilich, aber vor Geiz. Jeder Biſſen, den ihr Mann in den Mund ſteckt, bekömmt ihr ſchlecht. Und dann auch, wenn ihr Mann ſeine Medicin einnimmt und Etwas in den Flaſchen übrig läſſt, pflegt ſie ſelber dieſe Reſte zu verſchlucken, damit kein Tropfen von der theuren Medicin verloren gehe, und davon wird ſie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und ſeines Handwerks ein Deutſcher, hat ſich aufs Land zurückgezogen, um ſeine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Dieſe Ruhe findet er aber gewiſs nur auf dem Grabe ſeiner Gattin. Deſshalb vielleicht hat er ſich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und ſchaut er ſo ſehnſuchtsvoll nach den Ruheſtätten der Abgeſchiedenen. Sein einziges Vergnügen beſteht in Taback und Roſen, und von letzteren weiß er die ſchönſten Gattungen zu ziehen. Er hat dieſen

Morgen einige Töpfe mit Roſenſtöcken in das Parterre vor meinem Fenſter eingepflanzt. Sie blühen wunderſchön. Aber, liebſter Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum dieſe Roſen nicht duften? Entweder haben dieſe Roſen den Schnupfen, oder ich.

Achter Brief.

Ich habe im vorletzten Briefe die beiden Chorführer des franzöſiſchen Dramas beſprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexandre Dumas, welche dieſen Winter auf den Theatern des Boulevards am meiſten florierten. Hier gab's drei Namen, die beſtändig im Munde des Volkes wiederklangen, obgleich ſie bis jetzt in der Literatur unbekannt ſind. Es waren: Mallefile, Rougemont und Bouchardy. Von Erſterem hoffe ich das Beſte, er beſitzt, ſo viel ich merke, große poetiſche Anlagen. Sie erinnern ſich vielleicht ſeiner „Sieben Infanten von Lara,“ jenes Greuelſtücks, das wir einſt an der Porte Saint-Martin mit einander ſahen. Aus dieſem wüſten Miſchmaſch von Blut und Wuth traten manchmal wunderſchöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von romantiſcher Phantaſie und dramatiſchem Talente zeugten. Eine andere Tagödie von Malleſile, „Glenarvon,“ iſt von noch größerer Bedeutung, da ſie weniger verworren und unklar, und eine Expoſition enthält, die erſchütternd ſchön und grandios. In beiden Stücken ſind die Rollen der ehebrecheriſchen Mutter vortrefflich beſetzt durch Mademoiſelle Georges, die ungeheure ſtrahlende Fleiſchſonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Malleſile ein neues Stück, betitelt: „Der Alpenhirt,“ le Paysan des Alpes. Hier hat er ſich einer größeren Einfachheit befliſſen, aber auf Koſten des poetiſchen Gehalts. Das Stück iſt ſchwächer als ſeine früheren Tragödien. Wie in dieſen, werden auch hier die ehelichen Schranken pathetiſch niedergeriſſen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete ſeine Renommée durch drei Schauſpiele, die in der kurzen Friſt von etwa ſechs Monaten hinter einander zum Vorſchein kamen und des größten Beifalls genoſſen. Das erſte hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière,“ ein ſchwaches Machwerk, worin viel Handlung iſt, die aber nicht überraſchend kühn oder natürlich ſich entfaltet, ſondern immer mühſam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, ſo wie auch die Leidenſchaft darin ihre Gluth nur erheuchelt und innerlich träge und wurmkalt iſt. Das zweite Stück, betitelt: „Leon“ iſt ſchon beſſer, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Vorſätzlichkeit leidet, ſo enthält es doch einige großartig erſchütternde Scenen. Vorige Woche ſah ich das dritte Stück, „Eulalie Granger,“ ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfaſſer darin der Natur ſeines Talentes gehorcht, und die traurigen Wirrniſſe heutiger Geſellſchaft mit Verſtandesklarheit in einem ſchön eingerahmten Gemälde darſtellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, iſt bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beiſpielloſem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaſpardo,“ iſt binnen fünf Monaten alle Tage geſpielt worden, und geht es in dieſem Zuge fort, ſo erlebt es einige hundert Vorſtellungen. Ehrlich geſagt, der Verſtand ſteht mir ſtill, wenn ich den letzten Gründen dieſes koloſſalen Beifalls nachſinne. Das Stück iſt mittelmäßig, wo nicht gar ganz ſchlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen ſtolpert, ſo daſs ein Effekt dem andern den Hals bricht. Der Gedanke, worin ſich der ganze Spektakel bewegt, iſt eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann ſich natürlich entwickeln und entfalten. Dieſes Aufeinanderthürmen von Stoff iſt zwar ſchon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfaſſer des „Gaſpardo“ hat ſie Beide noch überboten. Indeſſen, Das iſt Vorſatz, Das iſt Princip, wie mir einige junge Dramaturgen verſichern, durch dieſes Zuſammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen unterſcheidet ſich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klaſſikern, die in den geſchloſſenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung ſo ſtrenge hielten.

Haben dieſe Neuerer wirklich die Grenzen des franzöſiſchen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber dieſe franzöſiſchen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeiſter, welcher über die Enge des Gefängniſſes ſich beklagte, und, um den Raum deſſelben zu erweitern, kein beſſeres Mittel wuſſte, als daſs er immer mehr und mehr Gefangene hineinſperrte, die aber, ſtatt die Kerkerwände auszudehnen, ſich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, daſs auch in „Gaſpardo“ und „Eulalie Granger,“ wie in allen dionyſiſchen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geſchlachtet wird*).

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn ſie auch dann und wann ein verdauliches Stück liefern, ſo zeigt ſich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzoſen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffaſſung. Auch habe ich nur die Stücke geſehen und gleich vergeſſen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Erſatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasveros in Suſa als Kämmerer dienten; ſie hießen: Mehuman, Bistha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben ſprach, und die ich in dieſen Briefen beſtändig im Sinne hatte, ſind die eigentlichen Volkstheater, welche an der Porte Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang in immer abſteigendem Werthe ſich aufgeſtellt haben. Ja, dieſe lokale Rangordnung iſt ganz richtig. Erſt kommt das Schauſpielhaus, welches den Namen der Porte Saint-Martin führt und für das Drama gewiſs das beſte Theater von Paris iſt, die Werke von Hugo und Dumas am vortrefflichſten giebt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiſelle Georges und Bocage, beſitzt. Hierauf folgt das Ambigu-Comique, wo es ſchon mit Darſtellung und Darſtellern ſchlechter beſtellt iſt, aber noch immer das romantiſche Drama tragiert wird. Von da gelangen wir zu Franconi, welche Bühne jedoch in dieſer Reihe nicht mitzurechnen iſt, da man dort mehr Pferde- als Menſchenſtücke aufführt. Dann kommt la Gaîté, ein Theater, das unlängſt abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut iſt, und von außen wie von innen ſeinem heiteren Namen entſpricht. Das romantiſche Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in dieſem freundlichen Hauſe fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarſten Emotionen; aber hier wird doch ſchon mehr geſungen und gelacht, und das Vaudeville kommt ſchon mit ſeinem leichten Geträller zum Vorſchein. Daſſelbe iſt der Fall in dem daneben ſtehenden Theater les Folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles giebt; aber ſchlecht iſt dieſes Theater nicht zu nennen, und ich habe manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen ſehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Saqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerſt mittelmäßige und die miſerabelſten Singſpäße giebt, die endlich bei den benachbarten Fünambülen in die derbſten Poſſenreißereien ausarten. Hinter den Fünambülen, wo einer der vortrefflichſten Pierrots, der berühmte Debureau, ſeine weißen Geſichter ſchneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazary heißt, wo man ganz ſchlecht ſpielt, wo das Schlechte endlich ſeine Grenzen gefunden, wo die Kunſt mit Brettern zugenagelt iſt.

Während Ihrer Abweſenheit iſt zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende des Boulevards, bei der Baſtille, und heißt: Théâtre de la Porte Saint-Antoine. Es iſt in jeder Hinſicht hors de ligne, und man kann es weder ſeiner artiſtiſchen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangieren. Auch iſt es zu neu, als daſs man über ſeinen Werth ſchon etwas Beſtimmtes ausſprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, ſind übrigens nicht ſchlecht. Unlängſt habe ich dort, in der Nachbarſchaft der Baſtille, ein Drama aufführen ſehen, welches den Namen dieſes Gefängniſſes trägt, und ſehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt die Gemahlin des Gouverneurs der Baſtille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Luſtſpiel ſah ich dort aufführen, welches den Titel führt: „Mariez-vous donc!“ und die Schickſale eines Ehemannes veranſchaulichte, der keine vornehme Konvenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit Dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausoppoſition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muſs der Unglückliche endlich an der Barrière eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läſſt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahüts zu variieren. So findet ihn ein Freund, und während der arme Mann, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angiebt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es giebt nichts Schmerzlicheres, als der Kontraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muſs, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne ſchneiden Einem hier ironiſch gräſslich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuſchauer einſtimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all ſein Hab und Gut verſchluckt und endlich betteln gehen muſs. Aber er bettelt höchſt humoriſtiſch. Er iſt ein dicker Faulwanſt mit einem rothverſoffenen Geſichte, und an einem Seile führt er einen räudigen blinden Hund, welchen er ſeinen Beliſar nennt. Der Menſch, behauptet er, ſei undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menſchen ſo oft als getreue Führer dienten; er aber wolle dieſen Beſtien ihre Menſchenliebe vergelten, und er diene jetzt als Führer ſeinem armen Beliſar, ſeinem blinden Hund.

Ich habe ſo herzlich gelacht, daſs die Umſtehenden mich gewiſs für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wiſſen Sie, was ein Chatouilleur iſt? Ich ſelber kenne die Bedeutung dieſes Wortes erſt ſeit Kurzem, und verdanke dieſe Belehrung meinem Barbier, deſſen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angeſtellt iſt. Er wird nämlich dafür bezahlt, daſs er bei der Vorſtellung von Luſtſpielen jedesmal, wenn ein guter Witz geriſſen wird, laut lacht und die Lachluſt des Publikums aufreizt. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Amt, und der Succeſs von vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutſche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Vorlachers. Vorgähner beſitzen Sie dort gewiſs genug. Aber es iſt nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und, wie mir mein Barbier verſichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt ſchon ſeit fünfzehn Jahren und brachte es darin zu einer ſolchen Virtuoſität, daſs er nur einen einzigen ſeiner feineren, halbgedämpften, halbentſchlüpften Fiſtellaute anzuſchlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu laſſen. „Er iſt ein Mann von Talent,“ ſetzte mein Barbier hinzu, „und er verdient mehr Geld, als ich; denn außerdem iſt er noch als Leidtragender bei den Pompes funèbres angeſtellt, und er hat des Morgens oft fünf bis ſechs Leichenzüge, wo er, in ſeiner rabenſchwarzen Trauerkleidung mit weißem Taſchentuch und betrübtem Geſichte, ſo weinerlich ausſehen kann, daſs man ſchwören ſollte, er folge dem Sarge ſeines eigenen Vaters.“

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Reſpekt vor dieſer Vielſeitigkeit, doch wäre ich auch derſelben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Ämter dieſes Mannes übernehmen. Denken Sie ſich, wie ſchrecklich es iſt, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben ſeinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne Einem froh ins Herz lacht, ſchon gleich eine Leichenbittermiene vorzunehmen und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeſchiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und deſſen Tod Einem nur erfreulich ſein kann, weil er dem Leidtragenden ſieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man ſechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todmüde und ſterbensverdrießlich und ernſthaft iſt, ſoll man noch den ganzen Abend lachen über alle ſchlechten Witze, die man ſchon ſo oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Geſichte, mit jeder Muſkel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blaſiertes Parterre zum Mitgelächter zu ſtimulieren . . . Das iſt entſetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich ſein.

Neunter Brief*).

Aber was iſt die Muſik? Dieſe Frage hat mich geſtern Abend vor dem Einſchlafen ſtundenlang beſchäftigt. Es hat mit der Muſik eine wunderliche Bewandtnis; ich möchte ſagen: ſie iſt ein Wunder. Sie ſteht zwiſchen Gedanken und Erſcheinung; als dämmernde Vermittlerin ſteht ſie zwiſchen Geiſt und Materie; ſie iſt beiden verwandt und doch von beiden verſchieden; ſie iſt Geiſt, aber Geiſt, welcher eines Zeitmaßes bedarf; ſie iſt Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wiſſen nicht, was Muſik iſt. Aber was gute Muſik iſt, Das wiſſen wir, und noch beſſer wiſſen wir, was ſchlechte Muſik iſt; denn von letzterer iſt uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die muſikaliſche Kritik kann ſich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe ſtützen; ſie ſollte die muſikaliſchen Werke nur nach ihren Ähnlichkeiten klaſſificieren und den Eindruck, den ſie auf die Geſammtheit hervorgebracht, als Maßſtab annehmen.

---

*) Der neunte und zehnte Brief fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Nichts iſt unzulänglicher als das Theoretiſieren in der Muſik; hier giebt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze, aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palette und Pinſel, nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung, es läſſt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monſieur Fetis, oder von ſeinem Sohne, Monſieur Fötus, wo a priori, aus letzten Gründen, einem muſikaliſchen Werke ſein Werth ab- oder zuräſonniert wird. Dergleichen Kritiken, abgefaſſt in einem gewiſſen Argot und geſpickt mit techniſchen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, ſondern nur den exekutierenden Künſtlern bekannt ſind, geben jenem leeren Gewäſche ein gewiſſes Anſehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Detmold in Beziehung auf die Malerei ein Handbuch geſchrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunſtkennerſchaft gelangt, ſo ſollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Muſik ſchreiben und, durch ein ironiſches Vokabular der muſikaliſchen Kritikphraſen und der Orcheſterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Fötus ein Ende machen. Die beſte Muſikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweiſt, hörte ich voriges Jahr in Marſeille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Roſſini oder Meyerbeer der größere Meiſter ſei, diſputierten. Sobald der Eine dem Italiäner die höchſte Vortrefflichkeit zuſprach, opponierte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, ſondern er trillerte einige beſonders ſchöne Melodien aus Robert-le-Diable. Hierauf wuſſte der Erſtere nicht ſchlagender zu repartieren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere-de-Seviglia entgegenſang, und ſo trieben ſie es Beide während der ganzen Tiſchzeit; ſtatt eines lärmenden Austauſches von nichtsſagenden Redensarten gaben ſie uns die köſtlichſte Tafelmuſik, und am Ende muſſte ich geſtehen, daſs man über Muſik entweder gar nicht oder nur auf dieſe realiſtiſche Weiſe diſputieren ſollte.

Sie merken, theurer Freund, daſs ich Sie mit keinen herkömmlichen Phraſen in Betreff der Oper beläſtigen werde. Doch bei Beſprechung der franzöſiſchen Bühne kann ich letztere nicht ganz unerwähnt laſſen. Auch keine vergleichende Diskuſſion über Roſſini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weiſe, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beſchränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkoſten des Anderen. Wenn ich mit Erſterem vielleicht mehr noch als mit Letzterem ſympathiſiere, ſo iſt Das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntnis größeren Werthes. Vielleicht ſind es eben Untugenden, welche manchen entſprechenden Untugenden in mir ſelber ſo wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumigen Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daſs ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde, ich muſste gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten ... Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewiſſe Abgeſchiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wuſſte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroſs auch noch ſo rüſtig tummelte und mit dem Schwert auch noch ſo gnadenlos auf die Feinde einhieb, ſo erfaſſte mich doch nie das Fieber oder die Luſt oder die Angſt der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daſs die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichteſten Gedränge des Parteikriegs mich herumſchlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem ſolchen Menſchen muſs Roſſini beſſer zuſagen als Meyerbeer, und doch zu gewiſſen Zeiten wird er der Muſik des Letzteren, wo nicht ſich ganz hingeben, doch gewiſs enthuſiaſtiſch huldigen. Denn auf den Wogen Roſſini'ſcher Muſik ſchaukeln ſich am behaglichſten die individuellen Freuden und Leiden des Menſchen; Liebe und Haſs, Zärtlichkeit und Sehnſucht, Eiferſucht und Schmollen, Alles iſt hier das iſolierte Gefühl eines Einzelnen. Charakteriſtiſch iſt daher in der Muſik Roſſini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines iſolierten Empfindens iſt. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrſchaft der Harmonie; in dem Strome der harmoniſchen Maſſen verklingen, ja erſäufen die Melodien, wie die beſonderen Empfindungen des einzelnen Menſchen untergehen in dem Geſammtgefühl eines ganzen Volkes, und in dieſe harmoniſchen Ströme ſtürzt ſich gern unſre Seele, wenn ſie von den Leiden und Freuden des ganzen Menſchengeſchlechts erfaſſt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Geſellſchaft. Meyerbeer's Muſik iſt mehr ſocial als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwieſpalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in ſeiner Muſik wiederfindet, feiert ihre eigene Leidenſchaft und Begeiſterung, während ſie dem großen Maeſtro applaudiert. Roſſini's Muſik war angemeſſener für die Zeit der Reſtauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuſchungen, bei den blaſierten Menſchen der Sinn für ihre großen Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen muſſte und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Roſſini während der Revolution und dem Empire ſeine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotiſcher, moderantiſtiſcher Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiſs nicht als Kapellmeiſter angeſtellt bei der großen Armee, wo er einer Geſammtbegeiſterung bedurfte ... Armer Schwan von Peſaro! der galliſche Hahn und der kaiſerliche Adler hätten dich vielleicht zerriſſen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein ſtiller See, an deſſen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konnteſt, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Reſtauration war Roſſini's Triumphzeit, und ſogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und ſich nicht mehr um das Schickſal der Völker bekümmerten, lauſchten ihm mit Entzücken. Die Juliusrevolution hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel' Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert-le-Diable oder gar der Hugenotten harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

Dieſes iſt vielleicht der letzte Grund jenes unerhörten, koloſſalen Beifalls, deſſen ſich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er iſt der Mann ſeiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuariſch aufs Schild gehoben, und proklamiert ſeine Herrſchaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es iſt eben keine behagliche Poſition, ſolcherweiſe im Triumph getragen zu werden: durch Ungeſchick oder Ungeſchicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar ſtark beſchädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar beſudeln, wenn ſie aus ſchmutzigen Händen kommen, und die Überlaſt der Lorberen kann Einem gewiſs viel Angſtſchweiß auspreſſen . . . Roſſini, wenn er ſolchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironiſch mit ſeinen feinen italiäniſchen Lippen, und er klagt dann über ſeinen ſchlechten Magen, der ſich täglich verſchlimmere, ſo daſs er gar Nichts mehr eſſen könne.

Das iſt hart, denn Roſſini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer iſt juſt das Gegentheil; wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo iſt er auch in ſeinen Genüſſen die Beſcheidenheit ſelbſt. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tiſch. Als ich einſt à la fortune du pot bei ihm ſpeiſen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gerichte Stockfiſche, welches ſein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, ſchon geſpeiſt zu haben.

Manche haben behauptet, er ſei geizig. Dieſes iſt nicht der Fall. Er iſt nur geizig in Ausgaben, die ſeine Perſon betreffen. Für Andere iſt er die Freigebigkeit ſelbſt, und beſonders unglückliche Landsleute haben ſich derſelben bis zum Mißbrauch erfreut. Wohlthätigkeit iſt eine Haustugend der Meyerbeer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, welcher ich alle Hilfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Dieſe Frau iſt aber auch die glücklichſte Mutter, die es auf dieſer Welt giebt. Überall umklingt ſie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo ſie geht und ſteht, flattern ihr einige Fetzen ſeiner Muſik um die Ohren, überall glänzt ihr ſein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum ſeine Begeiſterung für Giacomo in dem brauſendſten Beifall ausſpricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte nur eine Mutter die ihr zu vergleichen wäre, Das iſt die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten ihren Sohn kanoniſiert ſah, und in der Kirche, nebſt Tauſenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer ſchreibt jetzt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegenſehe. Die Entfaltung dieſes Genius iſt für mich ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel. Mit Intereſſe folge ich den Phaſen ſeines muſikaliſchen wie ſeines perſönlichen Lebens, und beobachte die Wechſelwirkungen, die zwiſchen ihm und ſeinem europäiſchen Publikum ſtattfinden. Es ſind jetzt zehn Jahre, daſs ich ihm zuerſt in Berlin begegnete, zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozart's betrachtete, beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte. Der Enthuſiasmus für Sebaſtian Bach ſollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, ſondern auch die Reputation von Roſſini vernichten, den die Regence am meiſten fürchtete und alſo auch am meiſten haſſte. Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Roſſini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewiſſen Herablaſſung, mit einer leutſeligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jetzt herzlich lachen muſs. Der Roſſinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeer's; er war noch weit entfernt von der Ehre, um ſeiner ſelbſt willen angefeindet zu werden. Er enthielt ſich auch wohlweislich aller Anſprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthuſiasmus ich jüngſt in Italien ſeinen „Crociato“ aufführen ſehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und ſagte: „Sie kompromittieren ſich, wenn ſie mich armen Italiäner hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach!“

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachahmer der Italiäner geworden. Der Miſsmuth gegen den feuchtkalten, verſtandeswitzigen, farbloſen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entſprang nach Italien, genoſs fröhlich ſeines Lebens, ergab ſich dort ganz ſeinen Privatgefühlen, und komponierte dort jene köſtlichen Opern, worin der Roſſinismus mit der ſüßeſten Übertreibung geſteigert iſt; hier iſt das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch ſtärkeren Wohldüften parfümiert. Das war die glücklichſte Zeit Meyerbeer's, er ſchrieb im vergnügten Rauſche der italiäniſchen Sinnenluſt, und im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber Dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlands ward in ihm wach; während er unter welſchen Myrten lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnisvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds; — es ging ihm vielleicht gar wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann . . . Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt, Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloſs ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat, und die, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto unauslöſchlicher in ihrem Herzen, die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem neuen Werke, das während den Wehen jener Revolution ſeinem Geiſte entſproſſen, mit Robert-le-Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beſtändig mit ſich ſelber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moraliſchen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die ſich zwiſchen Tugend und Laſter ſo qualvoll unruhig bewegte, in Beſtrebungen und Hinderniſſen ſich aufrieb, und nicht immer genug Kraft beſaß, den Anfechtungen Satan's zu widerſtehen! Ich liebe keineswegs dieſe Oper, dieſes Meiſterwerk der Zagheit, ich ſage der Zagheit nicht bloß in Betreff des Stoffes, ſondern auch der Exekution, indem der Komponiſt ſeinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, ſich dem ganzen Willen deſſelben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, ſtatt ihr unerſchrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängſtliches Genie genannt; es mangelte ihm der ſiegreiche Glaube an ſich ſelbſt, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinſte Tadel erſchreckte ihn, er ſchmeichelte allen Launen des Publikums, und gab links und rechts die eifrigſten Poignées de main, als habe er auch in der Muſik die Volksſouveränetät anerkannt und begründe ſein Regiment auf Stimmenmehrheit, im

Gegenſatze zu Roſſini, der als König von Gottes Gnade im Reiche der Tonkunſt abſolut herrſchte. Dieſe Ängſtlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlaſſen; er iſt noch immer beſorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert-le-Diable bewirkte glücklicherweiſe, daſs er von jener Sorge nicht beläſtigt wird während er arbeitet, daſs er mit weit mehr Sicherheit komponiert, daſs er den großen Willen ſeiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten läſſt. Und mit dieſer erweiterten Geiſtesfreiheit ſchrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verſchwunden, der innere Selbſtkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, deſſen koloſſale Geſtaltung uns in Erſtaunen ſetzt. Erſt durch dieſes Werk gewann Meyerbeer ſein unſterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geiſterſtadt, im himmliſchen Jeruſalem der Kunſt. In den Hugenotten offenbart ſich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerſchrockenen Linien zeichnete er hier ſeinen ganzen Gedanken, und Alles, was ſeine Bruſt bewegte, wagte er auszuſprechen in ungezügelten Tönen.

Was dieſes Werk ganz beſonders auszeichnet, iſt das Gleichmaß, das zwiſchen dem Enthuſiasmus und der artiſtiſchen Vollendung ſtattfindet, oder, um mich beſſer auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn Jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß Dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſein ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſetten und Arabesken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugnis geben. Rieſe in der Konception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Kompoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale zu Amiens ſtand, und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete und mich endlich frug, wie es komme, daß wir heut zu Tage keine ſolchen

Bauwerke mehr zu Stande bringen, antwortete ich ihm: „Theurer Alphonſe, die Menſchen in jener alten Zeit hatten Überzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört Etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um ſo einen gothiſchen Dom aufzurichten.“

Das iſt es. Meyerbeer iſt ein Mann der Überzeugung. Dieſes bezieht ſich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Geſellſchaft, obgleich auch in dieſem Betracht bei Meyerbeer die Geſinnungen feſter begründet ſtehen, als bei anderen Künſtlern. Meyerbeer, den die Fürſten dieſer Erde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überſchütten, und der auch für dieſe Auszeichnungen ſo viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Bruſt, welches für die heiligſten Intereſſen der Menſchheit glüht, und unumwunden geſteht er ſeinen Kultus für die Helden der Revolution. Es iſt ein Glück für ihn, daſs manche nordiſchen Behörden keine Muſik verſtehen, ſie würden ſonſt in den Hugenotten nicht bloß einen Parteikampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch ſind ſeine Überzeugungen nicht eigentlich politiſcher und noch weniger religiöſer Art; [nein, auch nicht religiöſer Art, ſeine Religion iſt nur negativ, ſie beſteht nur darin, daſs er, ungleich anderen Künſtlern, vielleicht aus

Stolz, ſeine Lippen mit keiner Lüge beflecken will, daſs er gewiſſe zudringliche Segnungen ablehnt, deren Annahme immer als eine zweideutige, nie als eine großmüthige Handlung betrachtet werden kann.] Die eigentliche Religion Meyerbeer's iſt die Religion Mozart's, Gluck's, Beethoven's, es iſt die Muſik; nur an dieſe glaubt er, nur in dieſem Glauben findet er ſeine Seligkeit und lebt er mit einer Überzeugung, die den Überzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich iſt an Tiefe, Leidenſchaft und Ausdauer. Ja, ich möchte ſagen, er iſt Apoſtel dieſer Religion. Wie mit apoſtoliſchem Eifer und Drang behandelt er Alles, was ſeine Muſik betrifft. Während andere Künſtler zufrieden ſind, wenn ſie etwas Schönes geſchaffen haben, ja nicht ſelten alles Intereſſe für ihr Werk verlieren, ſobald es fertig iſt, ſo beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erſt nach der Entbindung, er giebt ſich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung ſeines Geiſtes ſich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von ſeiner Muſik erbaut wird, bis ſeine Oper in alle Herzen die Gefühle gegoſſen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menſchheit kommuniciert hat. Wie der Apoſtel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen achtet, ſo wird auch Meyerbeer, erfährt er, daſs irgend Jemand ſeine Muſik verleugnet, ihm unermüdlich nachſtellen, bis er ihn zu ſich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und ſei es auch die unbedeutendſte Feuilletoniſtenſeele, iſt ihm dann lieber als die ganze Herde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Muſik iſt die Überzeugung von Meyerbeer, und Das iſt vielleicht der Grund aller jener Ängſtlichkeiten und Bekümmerniſſe, die der große Meiſter ſo oft an den Tag legt, und die uns nicht ſelten ein Lächeln entlocken. Man muſs ihn ſehen, wenn er eine neue Oper einſtudiert; er iſt dann der Plagegeiſt aller Muſiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er ſich ganz zufrieden geben, ein einziger falſcher Ton im Orcheſter iſt ihm ein Dolchſtich, woran er zu ſterben glaubt. Dieſe Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrauſch empfangen worden. Er ängſtigt ſich dann noch immer, und ich glaube, er giebt ſich nicht eher zufrieden, als bis einige tauſend Menſchen, die ſeine Oper gehört und bewundert haben, geſtorben und begraben ſind; bei Dieſen wenigſtens hat er keinen Abfall zu befürchten, dieſe Seelen ſind ihm ſicher. An den Tagen, wo ſeine Oper gegeben wird, kann es ihm der liebe Gott nie recht machen: regnet es und iſt es kalt, ſo fürchtet er, daſs Mademoiſelle Falcon den Schnupfen bekomme; iſt hingegen der Abend hell und warm, ſo fürchtet er, daſs das ſchöne Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer ſtehen möchte. Nichts iſt der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn ſeine Muſik endlich gedruckt wird, die Korrektur beſorgt; dieſe unermüdliche Verbeſſerungsſucht während der Korrektur iſt bei den Pariſer Künſtlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daſs ihm die Muſik über Alles theuer iſt, theurer gewiſs als ſein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beſchwor ich Meyerbeer, ſo ſchleunig als möglich abzureiſen; aber er hatte noch für einige Tage Geſchäfte, die er nicht hintenan ſetzen konnte, er hatte mit einem Italiäner das italiäniſche Libretto für Robert-le-Diable zu arrangieren.

Weit mehr als Robert-le-Diable ſind die Hugenotten ein Werk der Überzeugung, ſowohl in Hinſicht des Inhalts als der Form. Wie ich ſchon bemerkt habe, während die große Menge vom Inhalt hingeriſſen wird, bewundert der ſtillere Betrachter die ungeheuren Fortſchritte der Kunſt, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausſpruch der kompetenteſten Richter müſſen jetzt alle Muſiker, die für die Oper ſchreiben wollen, vorher die Hugenotten ſtudieren. In der Inſtrumentation hat es Meyerbeer am weiteſten gebracht. Unerhört iſt die Behandlung der Chöre, die ſich hier wie Individuen ausſprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan giebt es gewiſs keine größere Erſcheinung im Reiche der Tonkunſt, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erſchütternde Scene der Schwerterweihe, der eingeſegneten Mordluſt, noch ein Duo geſetzt iſt, das jenen erſten Effekt noch überbietet; ein koloſſales Wagnis, das man dem ängſtlichen Genie kaum zutrauen ſollte, deſſen Gelingen aber eben ſo ſehr unſer Entzücken wie unſere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daſs Meyerbeer dieſe Aufgabe nicht durch Kunſtmittel gelöſt hat, ſondern durch Naturmittel, indem jenes famoſe Duo eine Reihe von Gefühlen ausſpricht, die vielleicht nie, oder wenigſtens nie mit ſolcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildeſten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daſs nie bei einer Muſik mein Herz ſo ſtürmiſch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, daſs ich aber dieſem Akte und ſeinen Aufregungen gern aus dem Wege gehe und mit weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieſer iſt ein [gehaltvolleres] Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantiſchen Luſtſpielen von Shakſpeare, vielleicht aber noch mehr dem „Aminta“ von Taſſo ähnlich iſt. In der That, unter den Roſen der Freude lauſcht darin eine ſanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es iſt mehr die Sehnſucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit ſelbſt, es iſt kein herzliches Lachen, ſondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank iſt und von Geſundheit nur träumen kann. Wie kommt es, daſs ein Künſtler, dem von der Wiege an alle blutſaugenden Lebensſorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schoße des Reichthums, gehätſchelt von der ganzen Familie, die allen ſeinen Neigungen bereitwillig, ja enthuſiaſtiſch fröhnte, weit mehr als irgend ein ſterblicher Künſtler zum Glück berechtigt war, — wie kommt es, daſs Dieſer dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus ſeiner Muſik entgegenſeufzen und ſchluchzen? Denn was er nicht ſelber empfindet, kann der Muſiker nicht ſo gewaltig, nicht ſo erſchütternd ausſprechen. Es iſt ſonderbar, daſs der Künſtler, deſſen materielle Bedürfniſſe befriedigt ſind, deſto unleidlicher von moraliſchen Drangſalen heimgeſucht wird! Aber

Das iſt ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künſtlers ſeine idealſten Freuden verdankt. Der Künſtler iſt jenes Kind, wovon das Volksmärchen erzählt, daſs ſeine Thränen lauter Perlen ſind. Ach! die böſe Stiefmutter, die Welt, ſchlägt das arme Kind um ſo unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert-le-Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieſer Vorwurf beruht auf einem Irrthum. „Vor lauter Wald ſieht man die Bäume nicht.“ Die Melodie iſt hier der Harmonie untergeordnet, und bereits bei einer Vergleichung mit der [rein menſchlichen, individuellen] Muſik Roſſini's, worin das umgekehrte Verhältnis ſtattfindet, habe ich angedeutet, daſs es dieſe Vorherrſchaft der Harmonie iſt, welche die Muſik von Meyerbeer als eine menſchheitlich bewegte, geſellſchaftlich moderne Muſik charakteriſiert. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen dieſe Melodien nicht ſtörſam ſchroff, ich möchte ſagen egoiſtiſch; hervortreten, ſie dürfen nur dem Ganzen dienen, ſie ſind diſcipliniert, ſtatt daſs bei den Italiänern die Melodien iſoliert, ich möchte faſt ſagen außergeſetzlich, ſich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat ſchlägt ſich in einer großen Schlacht eben ſo gut wie der Kalabreſe, der einſame Raubheld, deſſen perſönliche Tapferkeit uns weniger überraſchen würde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih' und Glied, ſich ſchlüge. Ich will einer Vorherrſchaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienſt nicht abſprechen, aber bemerken muſs ich, als eine Folge derſelben ſehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Enſemble der Oper, gegen die Oper als geſchloſſenes Kunſtwerk, die ſich ſo naiv äußert, daſs man in den Logen, während keine Bravourpartien geſungen werden, Geſellſchaft empfängt, ungeniert plaudert, wo nicht gar Karten ſpielt.

Die Vorherrſchaft der Harmonie in den Meyerbeer'ſchen Schöpfungen iſt vielleicht eine nothwendige Folge ſeiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erſcheinungen umfaſſenden Bildung. Zu ſeiner Erziehung wurden Schätze verwendet und ſein Geiſt war empfänglich; er ward früh eingeweiht in alle Wiſſenſchaften und unterſcheidet ſich auch hiedurch von den meiſten Muſikern, deren glänzende Ignoranz einigermaßen verzeihlich, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, ſich außerhalb ihres Faches große Kenntniſſe zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur, und die Schule der Welt gab ihm die höchſte Entwicklung; er gehört zu jener geringen Zahl Deutſcher, die ſelbſt Frankreich als Muſter der Urbanität anerkennen muſſte. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zuſammenfinden und ſicheren Sinnes geſtalten wollte. Aber ob nicht, was an Weite der Auffaſſung und Klarheit des Überblicks gewonnen ward, an anderen Eigenſchaften verloren ging, Das iſt eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künſtler jene ſcharfe Accentuation, jene ſchroffe Färbung, jene Urſprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen ſo ſehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft, und die kleine Blanka hat Recht. Dieſes etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die ſie auf der Straße ſpielen ſieht, und äußerte ſich jüngſt folgendermaßen: „Welch ein Unglück, daſs ich gebildete Eltern habe! Ich muſs von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und ſtill ſitzen und artig ſein, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und ſich amüſieren können!“

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer beſitzt die Académie royale de musique wenige Tondichter, von welchen es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet ſich die franzöſiſche Oper in der reichſten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, ſie erfreut ſich täglich einer guten Recette. Dieſer Zuſtand des Gedeihens begann vor ſechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, deſſen Principien ſeitdem von dem neuen Direktor, Herrn Duponchel, mit demſelben Erfolg angewendet werden. Ich ſage Principien, denn in der That, Herr Veron hatte Principien, Reſultate ſeines Nachdenkens in der Kunſt und Wiſſenſchaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Mixtur für den Huſten erfunden hat, ſo erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Muſik. Er hatte nämlich an ſich ſelber bemerkt, daſs ein Schauſpiel von Franconi ihm mehr Vergnügen machte als die beſte Oper; er überzeugte ſich, daſs der größte Theil des Publikums von denſelben Empfindungen beſeelt ſei, daſs die meiſten Leute aus Konvenienz in die große Oper gehen und nur dann ſich dort ergötzen, wenn ſchöne Dekorationen, Koſtüme und Tänze ſo ſehr ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, daſs ſie die fatale Muſik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schauluſt der Leute in ſo hohem Grade zu befriedigen, daſs die Muſik ſie gar nicht mehr genieren kann, daſs ſie in der großen Oper daſſelbe Vergnügen finden wie bei Franconi. Der große Veron und das große Publikum verſtanden ſich; Jener wuſſte die Muſik unſchädlich zu machen, und gab unter dem Titel „Oper“ Nichts als Pracht- und Spektakelſtücke; dieſes, das Publikum, konnte mit ſeinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor Langeweile zu ſterben. Amerika war entdeckt, das Ei ſtand auf der Spitze, das Opernhaus füllte ſich täglich, Franconi ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron iſt ſeitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Muſik; er hat den Tempel der Göttin verſchönert, aber ſie ſelbſt zur Thür hinausgeſchmiſſen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und dieſe iſt jetzt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundſätzen ſeines Vorgängers, obgleich er zu der Perſönlichkeit Deſſelben den ergötzlich ſchroffſten Kontraſt bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals geſehen? Im Café de Paris oder auf dem Boulevard Coblence iſt ſie Ihnen gewiſs manchmal aufgefallen, dieſe feiſte karikierte Figur, mit dem ſchief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Kravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, [um ein überreiches Flechtengeſchwür zu bedecken,] ganz vergraben iſt, ſo daſs das rothe, lebensluſtige Geſicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorſchein kommt. In dem Bewuſſtſein ſeiner Menſchenkenntnis und ſeines Gelingens wälzt er ſich ſo behaglich, ſo inſolent behaglich einher, umgeben von einem Hofſtaate junger, mitunter auch ältlicher Dandies der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder ſchönen Figurantinnen regaliert. Er iſt der Gott des Materialismus, und ſein geiſtverhöhnender Blick ſchnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete; [manchmal dünkte mir, als kröchen aus ſeinen

Augen eine Menge kleiner Würmer, klebricht und glänzend.]

Herr Duponchel iſt ein hagerer, gelbblaſſer Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm ausſieht, immer triſt, eine Leichenbittermiene, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpétuel. Nach ſeiner äußeren Erſcheinung würde man ihn eher für den Aufſeher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Hofnarren Ludwig's XIII. Dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt iſt jetzt Maître de plaisir der Pariſer, und ich möchte ihn manchmal belauſchen, wenn er einſam in ſeiner Behauſung auf neue Späße ſinnt,* womit er ſeinen Souverän, das franzöſiſche Publikum, ergötzen ſoll, wenn er wehmüthig-närriſch das trübe Haupt ſchüttelt, [daſs die Schellen an ſeiner ſchwarzen Kappe wie ſeufzend klingeln, wenn er für die Falcon die Zeichnung eines neuen Koſtüms koloriert,] und [wenn er] das rothe Buch ergreift, um nachzuſehen, ob die Taglioni . . .

Sie ſehen mich verwundert an? Ja, Das iſt ein kurioſes Buch, deſſen Bedeutung ſehr ſchwer mit anſtändigen Worten zu erklären ſein möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verſtändlich machen. Wiſſen Sie, was der Schnupfen der

Sängerinnen iſt? Ich höre Sie ſeufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die letzte Probe iſt überſtanden, die Oper iſt ſchon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima-Donna und erklärt, daſs ſie nicht ſingen könne, denn ſie habe den Schnupfen. Da iſt Nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer [theatraliſcher] Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daſs die Vorſtellung der „Veſtalin,“ wegen Unpäſslichkeit der Mademoiſelle Schnaps, nicht ſtattfinden könne und ſtatt Deſſen „Rochus Pumpernickel“ aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es Nichts, wenn ſie den Schnupfen anſagten, er hinderte ſie ja nicht am Tanzen, und ſie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatiſchen Erfindung, womit Dieſe ſich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor, einen Leidenstag verſchaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott daſſelbe Qualrecht, und Dieſer, ein Freund des Balletts, wie alle Monarchen, begabte ſie mit einer Unpäſslichkeit, die, an ſich ſelber harmlos, ſie dennoch verhindert, öffentlich zu pirouettieren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat ſie eben ſo gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beſte Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünſchte ſich oft zu allen Teufeln, wenn „Die Sylphide“ gegeben werden ſollte, und die Taglioni ihm meldete, ſie könne heute keine Flügel und keine Trikothoſen anziehen und nicht auftreten, denn ſie habe den tanzenden Schnupfen . . . Der große Veron, in ſeiner tiefſinnigen Weiſe, entdeckte, daſs der tanzende Schnupfen ſich von dem ſingenden Schnupfen der Sängerinnen [nicht bloß durch die Farbe, ſondern auch] durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit unterſcheide, und ſeine jedesmalige Erſcheinung lange voraus berechnet werden könne; denn der liebe Gott, ordnungsliebend wie er iſt, gab den Tänzerinnen eine Unpäſslichkeit, die im Zuſammenhang mit den Geſetzen der Aſtronomie, der Phyſik, der Hydraulik, kurz des ganzen Univerſums ſteht und folglich kalkulabel iſt; der Schnupfen der Sängerinnen hingegen iſt eine Privaterfindung, eine Erfindung der Weiberlaune, und folglich inkalkulabel. In dieſem Umſtand der Berechenbarkeit der periodiſchen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens ſuchte der große Veron eine Abhilfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derſelben den ihrigen, [nämlich den tanzenden Schnupfen,] bekam, ward das Datum dieſes Ereigniſſes in ein beſonderes Buch genau aufgezeichnet, und Das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Duponchel in Händen hielt und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſiert, iſt gewiſs von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und, wie in die Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Akademie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müßiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italiäniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall winken . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, eine Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Koncerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außerordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires, einige Privatſoiréen auf der Rue du Bondy, und beſonders die Koncerte von Berlioz und Lißt. Die beiden Letzteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem Leben Benvenuto's Cellini, der Guſs des Perſeus. Man erwartet Außerordentliches, da dieſer Komponiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Ähnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daſs er ſeine ungeheure, antediluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felswand, ſich erhoben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſten Male vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conservatoire de Musique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin und her flattert, oder von einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodiert wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Komponiſten, welcher ſich am äußerſten Ende des Saales in einem Winkel des Orcheſters befand und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avantſcene,“ ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miß Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbensverliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören.“ In der That, in der Avantſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Coventgarden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedesmal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miß Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchlager im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der

Avantſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Lißt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß Deſſen Muſik am beſten zu exekutieren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher. Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haß als zur Liebe. Was am beſten für Lißt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne Falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulation, und mehr noch, als die Intereſſen ſeiner Kunſt, intereſſieren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Löſung der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne Saint-Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen oder vielmehr vaporiſchen Gedanken von Ballanche, jetzt ſchwärmt er für die republikaniſch-katholiſchen Lehren eines Lamennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat . . . Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daſs ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfnis fühlt, ſich um alle Bedürfniſſe der Menſchheit zu bekümmern, und gern die Naſe in alle Töpfe ſteckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daſs Franz Lißt kein ſtiller Klavierſpieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen ſein kann, Das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn er am Fortepiano ſitzt und ſich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgeſtrichen hat und zu improviſieren beginnt, dann ſtürmt er nicht ſelten allzu toll über die elfenbeinernen Taſten, und es erklingt eine Wildnis von himmelhohen Gedanken, wozwiſchen hie und da die ſüßeſten Blumen ihren Duft verbreiten, daſs man zugleich beängſtigt und beſeligt wird, aber doch noch mehr beängſtigt.

Ich geſtehe es Ihnen, wie ſehr ich auch Lißt liebe, ſo wirkt doch ſeine Muſik nicht angenehm auf mein Gemüth, um ſo mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Geſpenſter auch ſehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wiſſen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anſchlägt, auch die entſprechende Klangfigur in meinem Geiſte aufſteigt, kurz, da die Muſik meinem inneren Auge ſichtbar wird. Noch zittert mir der Verſtand im Kopfe bei der Erinnerung des Koncertes, worin ich Lißt zuletzt ſpielen hörte. Es war im Koncerte für die unglücklichen Italiäner, im Hôtel jener ſchönen, edlen und leidenden Fürſtin, welche ihr leibliches und ihr geiſtiges Vaterland, Italien und den Himmel, ſo ſchön repräſentiert ... (Sie haben ſie gewiſs in Paris geſehen, die ideale Geſtalt, welche dennoch nur das Gefängnis iſt, worin die heiligſte Engelſeele eingekerkert worden ... Aber dieſer Kerker iſt ſo ſchön, daſs Jeder wie verzaubert davor ſtehen bleibt und ihn anſtaunt) ... Es war im Koncerte zum Beſten der unglücklichen Italiäner, wo ich Lißt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf ſchwören, er variierte einige Themata aus der Apokalypſe. Anfangs konnte ich ſie nicht ganz deutlich ſehen, die vier myſtiſchen Thiere, ich hörte nur ihre

Stimme, beſonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochſen mit dem Buch in der Hand ſah ich ganz genau. Am beſten ſpielte er das Thal Joſaphat. Es waren Schranken wie bei einem Turnier, und als Zuſchauer um den ungeheuren Raum drängten ſich die auferſtandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerſt galoppierte Satan in die Schranken, ſchwarz geharniſcht auf einem milchweißen Schimmel. Langſam ritt hinter ihm her der Tod, auf ſeinem fahlen Pferde. Endlich erſchien Chriſtus, in goldener Rüſtung, auf einem ſchwarzen Roſs, und mit ſeiner heiligen Lanze ſtach er erſt Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuſchauer jauchzten . . . Stürmiſchen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Liſzt, welcher ermüdet das Klavier verließ, ſich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönſten zog jenes melancholiſch-ſüße Lächeln, [welches an Italien erinnert und den Himmel ahnen läſſt] . . .

[Das eben erwähnte Koncert hatte für das Publikum noch ein beſonderes Intereſſe. Aus Journalen wiſſen Sie zur Genüge, welches trübſelige Miſsverhältnis zwiſchen Liſzt und dem Wiener Pianiſten Thalberg herrſcht, welchen Rumor ein Artikel von Liſzt gegen Thalberg in der muſikaliſchen Welt erregt hat, und welche Rollen die lauernde Feindſchaft und Klatſchſucht ſowohl zum Nachtheil des Kritikers als des Kritiſierten dabei ſpielten. In der Blüthenzeit dieſer ſkandalöſen Reibungen entſchloſſen ſich nun beide Helden des Tages, in demſelben Koncerte, Einer nach dem Andern, zu ſpielen. Sie ſetzten Beide die verletzten Privatgefühle bei Seite, um einen wohlthätigen Zweck zu fördern, und das Publikum, welchem ſie Gelegenheit boten, ihre eigenthümlichen Verſchiedenheiten durch augenblickliche Vergleichung zu erkennen und zu würdigen, zollte ihnen reichlich den verdienten Beifall.

Ja, man braucht den muſikaliſchen Charakter Beider nur einmal zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, daſs es von eben ſo großer Heimtücke wie Beſchränktheit zeugt, wenn man den Einen auf Koſten des Anderen lobte. Ihre techniſche Ausbildung wird ſich wohl die Wage halten, und was ihren geiſtigen Charakter betrifft, ſo läſſt ſich wohl kein ſchrofferer Kontraſt erdenken, als der edle, ſeelenvolle, verſtändige, gemüthliche, ſtille, deutſche, ja öſterreichiſche Thalberg, gegenüber dem wilden, wetterleuchtenden, vulkaniſchen, himmelſtürmenden Liſzt!

Die Vergleichung zwiſchen Virtuoſen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einſt auch in der Poetik florierte, nämlich in dem ſogenannten

Princip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber ſeitdem eingeſehen hat, daſs die metriſche Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünſtlichkeit des Dichters Zeugnis zu geben, und daſs wir einen ſchönen Vers nicht deſshalb bewundern, weil ſeine Anfertigung viele Mühe gekoſtet hat, ſo wird man bald einſehen, daſs es hinlänglich iſt, wenn ein Muſiker Alles, was er fühlt und denkt, oder was Andere gefühlt und gedacht, durch ſein Inſtrument mittheilen kann, und daſs alle virtuoſiſchen Tours de force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und ins Gebiet der Taſchenſpielerei, des Volteſchlagens, der verſchluckten Schwerter, der Balancierkünſte und der Eiertänze zu verweiſen ſind. Es iſt hinreichend, daſs der Muſiker ſein Inſtrument ganz in der Gewalt habe, daſs man des materiellen Vermittelns ganz vergeſſe und nur der Geiſt vernehmbar werde. Überhaupt, ſeit Kalkbrenner die Kunſt des Spiels zur höchſten Vollendung gebracht, ſollten ſich die Pianiſten nicht Viel auf ihre techniſche Fertigkeit einbilden. Nur Aberwitz und Böswilligkeit durften in pedantiſchen Ausdrücken von einer Revolution ſprechen, welche Thalberg auf ſeinem Inſtrumente hervorgebracht habe. Man hat dieſem großen, vortrefflichen Künſtler einen ſchlechten Dienſt erwieſen, als man, ſtatt die jugendliche Schönheit, Zärte und Lieblichkeit ſeines Spiels zu rühmen, ihn als einen Columbus darſtellte, der auf dem Pianoforte Amerika entdeckt habe, während die Anderen ſich bisher nur mühſam um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumſpielen muſſten, wenn ſie das Publikum mit muſikaliſchen Speceréien erquicken wollten. Wie muſſte Kalkbrenner lächeln, als er von der neuen Entdeckung hörte!]

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit nicht eines Pianiſten erwähnen wollte, der neben Lißt am meiſten gefeiert wird. Es iſt Chopin*), der nicht bloß als Virtuoſe durch techniſche Vollendung glänzt, ſondern auch als Komponiſt das Höchſte leiſtet. Das iſt ein Menſch vom erſten Range. Chopin iſt der Liebling jener Elite, die in der Muſik die höchſten Geiſtesgenüſſe ſucht. Sein Ruhm iſt ariſtokratiſcher Art, er iſt parfümiert von den Lobſprüchen der guten Geſellſchaft, er iſt vornehm wie ſeine Perſon.

---

*) Im älteſten Abdruck lautet dieſe Stelle: „Es iſt Chopin, und Dieſer kann zugleich als Beiſpiel dienen, wie es einem außerordentlichen Menſchen nicht genügt, in der techniſchen Vollendung mit den Beſten ſeines Faches rivaliſieren zu können. Chopin iſt nicht damit zufrieden, daſs ſeine Hände ob ihrer Fertigkeit von anderen Händen beifällig beklatſcht werden; er ſtrebt nach einem beſſeren Lorber, ſeine Finger ſind nur die Diener ſeiner Seele, und dieſe wird applaudiert von Leuten, die nicht bloß mit den Ohren hören, ſondern auch mit der Seele. Er iſt daher der Liebling jener Elite ꝛc.“ Der Herausgeber.

Chopin iſt von franzöſiſchen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil ſeiner Erziehung in Deutſchland genoſſen. Dieſe Einflüſſe dreier Nationalitäten machen ſeine Perſönlichkeit zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung; er hat ſich nämlich das Beſte angeeignet, wodurch ſich die drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm ſeinen chevaleresken Sinn und ſeinen geſchichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm ſeine leichte Anmuth, ſeine Grazie, Deutſchland gab ihm den romantiſchen Tiefſinn . . . Die Natur aber gab ihm eine zierliche, ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt, das edelſte Herz und das Genie. Ja, dem Chopin muſs man Genie zuſprechen in der vollen Bedeutung des Wortes; er iſt nicht bloß Virtuoſe, er iſt auch Poet, er kann uns die Poeſie, die in ſeiner Seele lebt, zur Anſchauung bringen, er iſt Tondichter, und Nichts gleicht dem Genuſs, den er uns verſchafft, wenn er am Klavier ſitzt und improviſiert. Er iſt alsdann weder Pole, noch Franzoſe, noch Deutſcher, er verräth dann einen weit höheren Urſprung, man merkt alsdann, er ſtammt aus dem Lande Mozart's, Raphael's, Goethe's, ſein wahres Vaterland iſt das Traumreich der Poeſie. Wenn er am Klavier ſitzt und improviſiert, iſt es mir, als beſuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimat und erzähle mir die kurioſeſten Dinge, die während meiner Abweſenheit dort paſſiert ſind . . . Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie geht's der ſchönen Nixe, die ihren ſilbernen Schleier ſo kokett um die grünen Locken zu binden wuſste? Verfolgt ſie noch immer der weißbärtige Meergott mit ſeiner närriſch abgeſtandenen Liebe? Sind bei uns die Roſen noch immer ſo flammenſtolz? Singen die Bäume noch immer ſo ſchön im Mondſchein? . . .

Ach! es iſt ſchon lange her, daſs ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor, wie der fliegende Holländer und ſeine Schiffsgenoſſen, die auf den kalten Wellen ewig geſchaukelt werden und vergebens zurückverlangen nach den ſtillen Kaien, Tulpen, Myfrowen, Thonpfeifen und Porzellantaſſen von Holland . . . „Amſterdam! Amſterdam! wann kommen wir wieder nach Amſterdam!“ ſeufzen ſie im Sturm, während die Heulwinde ſie beſtändig hin und her ſchleudern auf den verdammten Wogen ihrer Waſſerhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Kapitän des verwünſchten Schiffes einſt ſagte: „Komme ich jemals zurück nach Amſterdam, ſo will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daſs ich jemals die Stadt wieder verlaſſe!“ Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, liebſter Freund, daſs dieſe Briefe Sie froh und heiter antreffen, im roſigen Lebenslichte, und daſs es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimat längſt verſtorben ſind!

[Ach, wie viele meiner Lieben ſind dahingeſchieden, während mein Lebensſchiff in der Fremde von den fatalſten Stürmen hin und her getrieben wird! Ich fange an ſchwindlicht zu werden, und ich glaube, auch die Sterne am Himmel ſtehen nicht mehr feſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen Kreiſen. Ich ſchließe die Augen, und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und ſchauerliche Beängſtigungen . . . Sie haben keinen Begriff davon, theurer Freund, wie ſeltſam, wie abenteuerlich wunderbar die Landſchaften ſind, die ich im Traume ſehe, und welche grauenhaften Schmerzen mich ſogar im Schlafe quälen . . .

Verfloſſene Nacht befand ich mich in einem ungeheuren Dome. Es herrſchte darin dämmerndes

Zwielicht ... Nur in den oberſten Räumen, durch die Galerien, die über dem erſten Pfeilerbau ſich erhoben, zogen die flackernden Lichter einer Proceſſion: rothröckige Chorknaben, ungeheure Wachskerzen und Kreuzfahnen vorantragend, braune Mönche und Prieſter, in buntfarbigen Meſsgewanden hintendrein folgend ... Und der Zug bewegte ſich märchenhaft ſchauerlich in den Höhen, der Kuppel entlang, aber allmählich herabſteigend, — während ich unten, das unglückſelige Weib am Arm, im Schiffe der Kirche immer hin und her floh. — Ich weiß nicht mehr, ob welcher Befürchtung: wir flohen mit herzpochender Angſt, ſuchten uns manchmal hinter einem von den Rieſenpfeilern zu verſtecken, jedoch vergebens, und wir flohen immer ängſtlicher, da die Proceſſion, auf Wendeltreppen herabſteigend, uns endlich nahete ... Es war ein unbegreiflich wehmüthiger Geſang, und was noch unbegreiflicher, voran ſchritt eine lange, blaſſe, ſchon ältliche Frau, die noch Spuren großer Schönheit im Geſichte trug und ſich mit gemeſſenen Pas, faſt wie eine Operntänzerin, zu uns hin bewegte. In den Händen trug ſie einen Strauß von ſchwarzen Blumen, den ſie uns mit theatraliſcher Gebärde darreichte, während ein wahrer, ungeheurer Schmerz in ihren großen, glänzenden Augen zu weinen ſchien

... Nun aber änderte ſich plötzlich die Scene, und, ſtatt in einem dunklen Dome, befanden wir uns in einer Landſchaft, wo die Berge ſich bewegten und allerlei Stellungen annahmen, wie Menſchen, und wo die Bäume mit rothen Flammenblättern zu brennen ſchienen, und wirklich brannten ... Denn als die Berge, nach den tollſten Bewegungen, ſich gänzlich verflachten, verloderten auch die Bäume in ſich ſelber, fielen wie Aſche zuſammen ... Und endlich befand ich mich ganz allein auf einer weiten, wüſten Ebene, unter meinen Füßen Nichts als gelber Sand, über mir Nichts als troſtlos fahler Himmel. Ich war allein. Die Gefährtin war von meiner Seite verſchwunden, und indem ich ſie angſtvoll ſuchte, fand ich im Sande eine weibliche Bildſäule, wunderſchön, aber die Arme abgebrochen, wie bei der Venus von Milo, und der Marmor an manchen Stellen kummervoll verwittert. Ich ſtand eine Weile davor in wehmüthiger Betrachtung, bis endlich ein Reiter angeritten kam. Das war ein großer Vogel, ein Strauß, und er ritt auf einem Kamele, drollig anzuſehen. Er machte ebenfalls Halt vor der gebrochenen Statue, und wir unterhielten uns lange über die Kunſt. Was iſt die Kunſt? frug ich ihn. Und er antwortete: „Fragen Sie Das die große ſteinerne Sphinx, welche im Vorhof des Muſeums zu Paris kauert.“

Theurer Freund, lachen Sie nicht über meine Nachtgeſichte! Oder haben auch Sie ein werkeltägiges Vorurtheil gegen Träume? —

Morgen reiſe ich nach Paris. Leben Sie wohl!]

Anhang.

George Sand.

Paris, den 30. April 1840.

Geſtern Abend, nach langem Erwarten von Tag zu Tag, nach einem faſt zweimonatlichen Hinzögern, wodurch die Neugier, aber auch die Geduld des Publikums überreizt wurde — endlich geſtern Abend ward „Coſima,“ das Drama von George Sand, im Théâtre français aufgeführt. [Das Gedränge und die Hitze war unerträglich.] Man hat keinen Begriff davon, wie ſeit einigen Wochen alle Notabilitäten der Hauptſtadt, Alles, was hier hervorragt durch Rang, Geburt, Talent, Laſter, Reichthum, kurz durch Auszeichnung jeder Art, ſich Mühe gab, dieſer Vorſtellung beiwohnen zu können. Der Ruhm des Autors iſt ſo groß, daſs die Schauluſt aufs höchſte geſpannt war: aber nicht bloß die Schauluſt, ſondern noch ganz andere Intereſſen und Leidenſchaften kamen ins Spiel. Man kannte im Voraus die Kabalen, die Intrigen, die Böswilligkeiten, die ſich gegen das Stück verſchworen und mit dem niedrigſten Metierneid gemeinſchaftliche Sache machten. Der kühne Autor, der durch ſeine Romane bei der Ariſtokratie und bei dem Bürgerſtand gleich großes Miſsfallen erregte, ſollte für ſeine „irreligiöſen und immoraliſchen Grundſätze“ bei Gelegenheit eines dramatiſchen Debüts öffentlich büßen; denn, wie ich Ihnen dieſer Tage ſchrieb,*) die franzöſiſche Nobleſſe betrachtet die Religion als eine Abwehr gegen die herandrohenden Schreckniſſe des Republikanismus und protegiert ſie, um ihr Anſehen zu befördern und ihre Köpfe zu ſchützen, während die Bourgeoiſie durch die antimatrimonialen Doktrinen eines George Sand ebenfalls ihre Köpfe bedroht ſieht, nämlich bedroht durch einen gewiſſen Hornſchmuck, den ein verheiratheter Bürgergardiſt eben ſo gern entbehrt, wie er gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert zu werden wünſcht.

---

*) Vgl. den Korreſpondenzbericht vom 30. April 1840, — Sämmtl. Werke, Bd. IX, S. 64.

Der Herausgeber.

Der Autor hatte ſehr gut ſeine miſsliche Stellung begriffen und in ſeinem Stück Alles vermieden, was die adligen Ritter der Religion und die bürgerlichen Schildknappen der Moral, die Legitimiſten der Politik und der Ehe, in Harniſch bringen konnte; und der Vorfechter der ſocialen Revolution, der in ſeinen Schriften das Wildeſte wagte, hatte ſich auf der Bühne die zahmſten Schranken geſetzt, und ſein nächſter Zweck war, nicht auf dem Theater ſeine Principien zu proklamieren, ſondern vom Theater Beſitz zu nehmen. Daſs ihm Dies gelingen könne, erregte aber eine große Furcht unter gewiſſen kleinen Leuten, denen die angedeuteten religiöſen, politiſchen und moraliſchen Differenzen ganz fremd ſind, und die nur den gemeinſten Handwerksintereſſen huldigen. Das ſind die ſogenannten Bühnendichter, die in Frankreich, eben ſo wie bei uns in Deutſchland, eine ganz abgeſonderte Klaſſe bilden und, wie mit der eigentlichen Literatur ſelbſt, ſo auch mit den ausgezeichneten Schriftſtellern, deren die Nation ſich rühmt, Nichts gemein haben. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, ſtehen dem Theater ganz fern, nur daſs bei uns die großen Schriftſteller mit vornehmer Geringſchätzung ſich eigenwillig von der Bretterwelt abwenden, während ſie in Frankreich ſich herzlich gern darauf producieren möchten, aber durch die

Machinationen der erwähnten Bühnendichter von dieſem Terrain zurückgetrieben werden. Und im Grunde kann man es den kleinen Leuten nicht verdenken, daſs ſie ſich gegen die Invaſion der Großen ſo viel als möglich wehren. „Was wollt ihr bei uns,“ rufen ſie, bleibt in eurer Literatur, und drängt euch nicht zu unſern Suppentöpfen! Für euch der Ruhm, für uns das Geld! Für euch die langen Artikel der Bewunderung, die Anerkenntnis der Geiſter, die höhere Kritik, die uns arme Schelme ganz ignoriert! Für euch der Lorber, für uns der Braten! Für euch der Rauſch der Poeſie, für uns der Schaum des Champagners, den wir vergnüglich ſchlürfen in Geſellſchaft des Chefs der Klaqueure und der anſtändigſten Damen. Wir eſſen, trinken, werden applaudiert, ausgepfiffen und vergeſſen, während ihr in den Revüen „beider Welten“ gefeiert werdet und*) der erhabenſten Unſterblichkeit entgegenhungert!“

In der That, das Theater gewährt jenen Bühnendichtern den glänzendſten Wohlſtand; die meiſten von ihnen werden reich, leben in Hülle und Fülle, ſtatt daſs die größten Schriftſteller Frankreichs, ruiniert durch den belgiſchen Nachdruck und den bankerotten Zuſtand des Buchhandels, in troſtloſer Armuth dahindarben. Was iſt natürlicher, als daſs ſie manchmal nach den goldenen Früchten ſchmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausſtrecken, wie jüngſt Balzac that, dem ſolches Gelüſt ſo ſchlecht bekam! Herrſcht ſchon in Deutſchland ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis zwiſchen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, ſo iſt Das in weit ſchnöderer Weiſe der Fall zu Paris, wo all dieſe Miſère centraliſiert iſt. Und dabei ſind hier die kleinen Leute ſo aktiv, ſo geſchickt, ſo unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen, und ganz beſonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer iſoliert ſteht, auch etwas ungeſchickt iſt, und, im Vertrauen geſagt, auch gar zu träumeriſch träge iſt.

---

*) Die Worte: „in den Revüen „beider Welten“ gefeiert werdet und“ fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftſtellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einſamen Genius, der auch bei uns in Deutſchland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entſchieden ſchlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich geſtanden, ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böſe Vorhaben. Ich erwartete das

Schlimmſte. Alle Antagoniſten des Autors hatten ſich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitauſend Perſonen faſſt. Etwa einhundertvierzig Billette hatte die Admniſtration zur Verfügung des Autors geſtellt, um ſie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, verzettelt durch weibliche Laune, ſind davon nur wenige in die rechten, applaudierenden Hände gerathen. Von einer organiſierten Klaque war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derſelben hatte ſeine Dienſte angeboten, fand aber kein Gehör bei dem ſtolzen Verfaſſer der „Lelia." Die ſogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter ſo tapfer zu applaudieren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren geſtern im Théâtre français nicht ſichtbar. [Die Beifallsbezeugungen, die dennoch häufig und hinlänglich geräuſchvoll ſtattfanden, waren um ſo ehrenwerther. Während des fünften Akts hörte man einige Meucheltöne, und doch enthielt dieſer Akt weit mehr dramatiſche und poetiſche Schönheiten als die vorhergehenden, worin das Beſtreben, alles Anſtößige zu vermeiden, faſt in eine unerfreuliche Zagnis ausartete.

Über den Werth des Stücks überhaupt will ich mir hier kein Urtheil geſtatten. Genug, der Verfaſſer iſt George Sand, und das gedruckte Werk wird in einigen Tagen der Kritik von ganz Europa überliefert werden. Das iſt ein Vortheil, den die großen Reputationen genießen: ſie werden von einer Jury gerichtet, welche ſich nicht irre machen läſſt von einigen literariſchen Eunuchen, die aus dem Winkel eines Parterres oder eines Journals ihre pfeifenden Stimmchen vernehmen laſſen.]

Über die Darſtellung des beſtrittenen Dramas kann ich leider nur das Schlimmſte berichten. Außer der berühmten Dorval, die geſtern nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer als gewöhnlich ſpielte, trugen alle Akteure ihre monotone Mittelmäßigkeit zur Schau. Der Hauptheld des Stücks, ein Monſieur Beauvallet, ſpielte, um bibliſch zu reden, „wie ein Schwein mit einem goldenen Naſenring.“ George Sand ſcheint vorausgeſehn zu haben, wie wenig ſein Drama, trotz aller Zugeſtändniſſe, die er den Kapricen der Schauſpieler machte, von den mimiſchen Leiſtungen derſelben zu erwarten hatte, und im Geſpräch mit einem deutſchen Freunde ſagte er ſcherzhaft: „Sehen Sie, die Franzoſen ſind Alle geborne Komödianten, und Jeder ſpielt in der Welt mehr oder minder brillant ſeine Rolle; Diejenigen aber unter meinen Landsleuten, die am wenigſten Talent für die edle Schauſpielkunſt beſitzen, widmen ſich dem Theater und werden Akteure.“

Ich habe ſelbſt früher bemerkt, daſs das öffentliche Leben in Frankreich, das Repräſentativſyſtem und das politiſche Treiben, die beſten ſchauſpieleriſchen Talente der Franzoſen abſorbiert, und deſshalb auf dem eigentlichen Theater nur die Mediokritäten zu finden ſind. Dieſes gilt aber nur von den Männern, nicht von den Weibern; die franzöſiſche Bühne iſt reich an Schauſpielerinnen vom höchſten Werth, und die jetzige Generation überflügelt vielleicht die frühere. Große, außerordentliche Talente bewundern wir, die ſich hier um ſo zahlreicher entfalten konnten, da die Frauen durch eine ungerechte Geſetzgebung, durch die Uſurpation der Männer, von allen politiſchen Ämtern und Würden ausgeſchloſſen ſind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Öffentlichkeit ſtehen nur die öffentlichen Häuſer der Kunſt und der Galanterie offen, und ſie werden entweder Aktricen oder Loretten, oder auch Beides zugleich, denn hier in Frankreich ſind dieſe zwei Gewerbe nicht ſo ſtreng geſchieden, wie bei uns in Deutſchland, wo die Komödianten oft zu den reputierlichſten Perſonen gehören und nicht ſelten ſich durch bürgerlich gute Aufführung auszeichnen; ſie ſind bei uns nicht durch die öffentliche Meinung wie Parias ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, und ſie finden vielmehr in den Häuſern des Adels, in den Soiréen toleranter jüdiſcher Bankiers und ſogar in einigen honetten bürgerlichen Familien eine zuvorkommende Aufnahme. Hier in Frankreich im Gegentheil, wo ſo viele Vorurtheile ausgerottet ſind, iſt das Anathema der Kirche noch immer wirkſam in Bezug auf die Schauſpieler; ſie werden noch immer als Verworfene betrachtet, und da die Menſchen immer ſchlecht werden, wenn man ſie ſchlecht behandelt, ſo bleiben mit wenigen Ausnahmen die Schauſpieler hier im verjährten Zuſtande des glänzend ſchmutzigen Zigeunerthums. Thalia und die Tugend ſchlafen hier ſelten in demſelben Bette, und ſogar unſre berühmteſte Melpomene ſteigt manchmal von ihrem Kothurn herunter, um ihn mit den liederlichen Pantöffelchen einer Philine zu vertauſchen.

Alle ſchöne Schauſpielerinnen haben hier ihren beſtimmten Preis, und die, welche um keinen beſtimmten Preis zu haben, ſind gewiß die theuerſten. Die meiſten jungen Schauſpielerinnen werden von Verſchwendern oder reichen Parvenus unterhalten. Die eigentlichen unterhaltenen Frauen, die ſogenannten femmes entretenues, empfinden dagegen die gewaltigſte Sucht, ſich auf dem Theater zu zeigen, eine Sucht, worin Eitelkeit und Kalkul ſich vereinigen, da ſie dort am beſten ihre Körperlichkeit zur Schau ſtellen, ſich den vornehmen Lüſtlingen bemerkbar machen und zugleich auch vom größern Publikum bewundern laſſen können. Dieſe Perſonen, die man beſonders auf den kleinen Theatern ſpielen ſieht, erhalten gewöhnlich gar keine Gage, im Gegentheil, ſie bezahlen noch monatlich den Direktoren eine beſtimmte Summe für die Vergünſtigung, daſs ſie auf ihrer Bühne ſich producieren können. Man weiß daher ſelten hier, wo die Aktrice und die Kourtiſane ihre Rolle wechſeln, wo die Komödie aufhört und die liebe Natur wieder anfängt, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht übergeht. Dieſe Amphibien von Kunſt und Laſter, dieſe Meluſinen des Seineſtrandes, bilden gewiſs den gefährlichſten Theil des galanten Paris, worin ſo viele holdſelige Monſtra ihr Weſen treiben. Wehe dem Unerfahrenen, der in ihre Netze geräth! Wehe auch dem Erfahrenen, der wohl weiß, daſs das holde Ungethüm in einen häſslichen Fiſchſchwanz endet, und dennoch der Bezauberung nicht zu widerſtehen vermag, und vielleicht eben durch die Wolluſt des innern Grauens, durch den fatalen

Reiz des lieblichen Verderbens, des ſüßen Abgrunds, deſto ſicherer überwältigt wird!

Die Weiber, von welchen hier die Rede, ſind nicht böſe oder falſch, ſie ſind ſogar gewöhnlich von außerordentlicher Herzensgüte, ſie ſind nicht ſo betrüglich und ſo habſüchtig, wie man glaubt, ſie ſind mitunter vielmehr die treuherzigſten und großmüthigſten Kreaturen; alle ihre unreinen Handlungen entſtehen durch das momentane Bedürfnis, die Noth und die Eitelkeit; ſie ſind überhaupt nicht ſchlechter als andre Töchter Eva's, die von Kind auf durch Wohlhabenheit und überwachende Sippſchaft oder durch die Gunſt des Schickſals vor dem Fallen und dem Noch-tiefer-fallen geſchützt werden. — Das Charakteriſtiſche bei ihnen iſt eine gewiſſe Zerſtörungsſucht, von welcher ſie beſeſſen ſind, nicht bloß zum Schaden eines Galans, ſondern auch zum Schaden desjenigen Mannes, den ſie wirklich lieben, und zumeiſt zum Schaden ihrer eignen Perſon. Dieſe Zerſtörungsſucht iſt tief verwebt mit einer Sucht, einer Wuth, einem Wahnſinn nach Genuſs, dem augenblicklichſten Genuſs, der keinen Tag Friſt geſtattet, an keinen Morgen denkt, und aller Bedenklichkeiten überhaupt ſpottet. Sie erpreſſen dem Geliebten ſeinen letzten Sou, bringen ihn dahin, auch ſeine Zukunft zu verpfänden, um nur der

Freude der Stunde zu genügen; ſie treiben ihn dahin, ſelbſt jene Reſſourcen zu vergeuden, die ihnen ſelber zu Gute kommen dürften, ſie ſind manchmal ſogar ſchuld, daſs er ſeine Ehre eskomptiert — kurz, ſie ruinieren den Geliebten in der grauenhafteſten Eile und mit einer ſchauerlichen Gründlichkeit. Montesquieu hat irgendwo in ſeinem Esprit des lois das Weſen des Deſpotismus dadurch zu charakteriſieren geſucht, daſs er die Deſpoten mit jenen Wilden verglich, die, wenn ſie die Früchte eines Baumes genießen wollen, ſogleich zur Axt greifen und den Baum ſelbſt niederfällen, und ſich dann gemächlich neben dem Stamm niederſetzen und in genäſchiger Haſt die Früchte aufſpeiſen. Ich möchte dieſe Vergleichung auf die erwähnten Damen anwenden. Nach Shakſpeare, der uns in der Cleopatra, die ich einſt eine Reine entretenue genannt habe, ein tiefſinniges Beiſpiel ſolcher Frauengeſtalten aufgezeichnet hat, iſt gewiſs unſer Freund Honoré de Balzac Derjenige, der ſie mit der größten Treue geſchildert. Er beſchreibt ſie, wie ein Naturforſcher irgend eine Thierart oder ein Pathologe eine Krankheit beſchreibt, ohne moraliſierenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abſcheu. Es iſt ihm gewiſs nie eingefallen, ſolche Phänomena zu verſchönern oder gar zu rehabilitieren, was die Kunſt eben ſo ſehr verböte als die Sittlichkeit . . .

Ich wollte ausſprechen, daſs das Verfahren ſeines Kollegen George Sand ein ganz anderes iſt, daſs dieſer Schriftſteller eine beſtimmte Tendenz vor Augen hat, die er in all' ſeinen Werken verfolgt; ich wollte ſogar ausſprechen, daſs ich dieſe Tendenz nicht billige — allein es fällt mir rechtzeitig ein, daſs ſolche Bemerkungen ſehr übel am Platze wären in einem Augenblick, wo alle Feinde des Autors der „Lelia“ gemeinſame Sache im Theatre-Français wider ſie machen. Aber was, zum Henker! wollte ſie auf dieſer Galere? Weiß ſie denn nicht, daſs man eine Pfeife für einen Sou kaufen kann, daſs der armſeligſte Tropf ein Virtuos auf dieſem Inſtrumente iſt? Wir haben Leute geſehen, die pfeifen konnten, als wären ſie Paganinis . . .

Spätere Notiz.

(1854.)

Berichterſtattungen über die erſte Vorſtellung eines Dramas, wo ſchon der gefeierte Name des

Autors die Neugier reizt, müſſen mit großer Eilfertigkeit abgefaſſt und abgeſchickt werden, damit nicht böswillige Miſsurtheile oder verunglimpfender Klatſch einen bedenklichen Vorſprung gewinnen. In den vorſtehenden Blättern fehlt daher jede nähere Beſprechung des Dichters oder vielmehr der Dichterin, die hier ihren erſten Bühnenverſuch wagte; ein Verſuch, der gänzlich miſsglückte, ſo daſs die Stirn, die an Lorberkränze gewöhnt, diesmal mit ſehr fatalen Dornen gekrönt worden. Für die angedeutete Entbehrnis in obigem Berichte bieten wir heute einen nothdürftigen Erſatz, indem wir aus einer vor etlichen Jahren geſchriebenen Monographie etwelche Bemerkungen über die Perſon oder vielmehr die perſönliche Erſcheinung George Sand's hier mittheilen. Sie lauten, wie folgt:

„Wie männiglich bekannt, iſt George Sand ein Pſeudonym, der Nom de guerre einer ſchönen Amazone. Bei der Wahl dieſes Namens leitete ſie keineswegs die Erinnerung an den unglückſeligen Sand, den Meuchelmörder Kotzebue's, des einzigen Luſtſpieldichters der Deutſchen. Unſre Heldin wählte jenen Namen, weil er die erſte Silbe von Sandeau; ſo hieß nämlich ihr Liebhaber, der ein achtungswerther Schriftſteller, aber dennoch mit ſeinem ganzen Namen nicht ſo berühmt werden konnte, wie ſeine Geliebte mit der Hälfte deſſelben, die ſie lachend mitnahm, als ſie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand iſt Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos iſt, wie man glauben ſollte, ſondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich ſelbſt einmal das Vergnügen hatte, mit eignen Augen zu ſehen. Ich ſah ihn ſogar bei ſeiner, damals ſchon de facto geſchiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung auf dem Quai Voltaire, und daſs ich ihn eben dort ſah, war an und für ſich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamiſſo ſagen würde, ich ſelbſt mich für Geld ſehen laſſen könnte. Er trug ein nichtsſagendes Philiſtergeſicht und ſchien weder böſe noch roh zu ſein, doch begriff ich ſehr leicht, daſs dieſe feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieſer porzellanhafte Blick, dieſe monotonen, chineſiſchen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer ſehr amüſant ſein konnten, jedoch einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge ſehr unheimlich werden und daſſelbe endlich mit Schauder und Entſetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen muſſten.

Der Familienname der Sand iſt Dupin. Sie iſt die Tochter eines Mannes von geringem Stande, deſſen Mutter die berühmte, aber jetzt vergeſſene Tänzerin Dupin geweſen. Dieſe Dupin ſoll eine natürliche Tochter des Marſchalls Moritz von Sachſen geweſen ſein, welcher ſelber zu den vielen hundert Hurenkindern gehörte, die der Kurfürſt Auguſt der Starke hinterließ. Die Mutter des Moritz von Sachſen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dudevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moritz. Dieſer und ihre Tochter, Solange geheißen und an den Bildhauer Cleſinger vermählt, ſind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft ſtundenlang dem franzöſiſchen Sprachunterricht beigewohnt, den ſie ihren Kindern ertheilte, und es iſt Schade, daſs die ſämmtliche Académie française dieſen Lektionen nicht beiwohnte, da ſie gewiſs davon Viel profitieren konnte.

George Sand, die große Schriftſtellerin, iſt zugleich eine ſchöne Frau. Sie iſt ſogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der ſich in ihren Werken ausſpricht, iſt ihr Geſicht eher ſchön als intereſſant zu nennen; das Intereſſante iſt immer eine graciöſe oder geiſtreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechiſchen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derſelben iſt jedoch nicht ſchroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein ſchmerzlicher Schleier ausgegoſſen. Die Stirn iſt nicht hoch, und geſcheitelt fällt bis zur Schulter das köſtliche, kaſtanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen ſind etwas matt, wenigſtens ſind ſie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloſchen oder in ihre Werke übergegangen ſein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen troſtloſen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen ſtillen Unſchuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von „Lelia“ hat ſtille, ſanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipierte Adlernaſe, noch ein witziges Stumpfnäschen; es iſt eben eine ordinäre grade Naſe. Ihren Mund umſpielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es iſt aber nicht ſehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn iſt vollfleiſchig, aber doch ſchön gemeſſen. Auch ihre Schultern ſind ſchön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und die Hände, die ſehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Buſens mögen andre Zeitgenoſſen beſchreiben; ich geſtehe meine Inkompetenz. Ihr übriger Körperbau ſcheint etwas zu dick, wenigſtens zu kurz zu ſein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelſten Überbleibſel der griechiſchen Kunſt, und in dieſer Beziehung konnte immerhin einer unſerer Freunde die ſchöne Frau mit der Marmorſtatue der Venus von Milo vergleichen, die in den unteren Sälen des Louvres aufgeſtellt. Ja, George Sand iſt ſchön wie die Venus von Milo; ſie übertrifft dieſe ſogar durch manche Eigenſchaften: ſie iſt z. B. ſehr viel jünger. Die Phyſiognomen, welche behaupten, daſs die Stimme des Menſchen ſeinen Charakter am untrüglichſten ausſpreche, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauſchen ſollten. Letztere iſt matt und welk, ohne Metall, jedoch ſanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Geſangsbegabnis iſt bei ihr keine Spur; George Sand ſingt höchſtens mit der Bravour einer ſchönen Griſette, die noch nicht gefrühſtückt hat oder ſonſt nicht eben bei Stimme iſt. Das Organ von George Sand iſt eben ſo wenig glänzend wie Das, was ſie ſagt. Sie hat durchaus Nichts von dem ſprudelnden Eſprit ihrer Landsmänninnen, aber auch Nichts von ihrer Geſchwätzigkeit. Dieſer Schweigſamkeit liegt aber weder Beſcheidenheit noch ſympathetiſches Verſenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie iſt einſilbig vielmehr aus Hochmuth, weil ſie dich nicht werth hält, ihren Geiſt an dir zu vergeuden, oder gar aus Selbſtſucht, weil ſie das Beſte deiner Rede in ſich aufzunehmen trachtet, um es ſpäter in ihren Büchern zu verarbeiten. Daſs George Sand aus Geiz im Geſpräche Nichts zu geben und immer Etwas zu nehmen verſteht, iſt ein Zug, worauf mich Alfred de Muſſet einſt aufmerkſam machte. „Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern," ſagte Muſſet, der in ſeiner Stellung als langjähriger Kavaliere ſervente jener Dame die beſte Gelegenheit hatte, ſie gründlich kennen zu lernen.

Nie ſagt George Sand etwas Witziges, wie ſie überhaupt eine der unwitzigſten Franzöſinnen iſt, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft ſonderbaren Lächeln hört ſie zu, wenn Andre reden, und die fremden Gedanken, die ſie in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geiſtes weit koſtbarer hervor. Sie iſt eine ſehr feine Horcherin. Sie hört auch gerne auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanoniſchen Geiſtesrichtung hat ſie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, ſelbſt die emancipationsſüchtigſten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, ſo hat George Sand gleichſam einen literariſchen Directeur de conscience, den philoſophiſchen Kapuziner Pierre Levour. Dieſer wirkt leider ſehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet ſie, ſich in unklare Faſeleien und halbausgebrütete Ideen einzulaſſen, ſtatt ſich der heitern Luſt farbenreicher und beſtimmter Geſtaltungen hinzugeben, die Kunſt der Kunſt wegen übend. Mit weit weltlichern Funktionen hatte George Sand unſern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieſer große Muſiker und Pianiſt war während langer Zeit ihr Kavaliere ſervente; vor ſeinem Tode entließ ſie ihn; ſein Amt war freilich in der letzten Zeit eine Sinecure geworden.

Ich weiß nicht, wie mein Freund Heinrich Laube einſt in der „Allgemeinen Zeitung“ mir eine Äußerung in den Mund legen konnte, die dahin lautete, als ſei der damalige Liebhaber von George Sand der geniale Franz Lißt geweſen. Laube's Irrthum entſtand gewiſs durch Ideen-Aſſociation, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianiſten verwechſelte. Ich benutze dieſe Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem äſthetiſchen Leumund der Dame einen wirklichen Dienſt zu erweiſen, indem ich meinen deutſchen Landsleuten zu Wien und Prag die Verſicherung ertheile, daſs es eine der miſerabelſten Verleumdungen iſt, wenn dort einer der miſerabelſten Liederkompoſiteurs vom mundfaulſten Dialekte, ein namenloſes, kriechendes Inſekt, ſich rühmt, mit George Sand in intimem Umgange geſtanden zu haben. Die Weiber haben allerlei Idioſynkraſien, und es giebt deren ſogar, welche Spinnen verſpeiſen; aber ich bin noch keiner Frau begegnet, welche Wanzen verſchluckt hätte. Nein, an dieſer prahleriſchen Wanze hat Lelia nie Geſchmack gefunden, und ſie tolerierte dieſelbe nur manchmal in ihrer Nähe, weil ſie gar zu zudringlich war.

Lange Zeit, wie ich oben bemerkt, war Alfred de Muſſet der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daſs einſt der größte Dichter in Proſa, den die Franzoſen beſitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Verſen (jedenfalls der größte nach Béranger) lange Zeit, in leidenſchaftlicher Liebe für einander entbrannt, ein lorbergekröntes Paar bildeten*). George Sand in Proſa und Alfred de Muſſet in Verſen überragen in der That den ſo geprieſenen Victor Hugo, der mit ſeiner grauenhaft hartnäckigen, faſt blödſinnigen Beharrlichkeit den Franzoſen und endlich ſich ſelber weiß machte, daſs er der größte Dichter Frankreichs ſei. Iſt Dieſes wirklich ſeine eigne fixe Idee? Jedenfalls iſt es nicht die unſrige. Sonderbar! die Eigenſchaft, die ihm am meiſten fehlt, iſt eben diejenige, die bei den Franzoſen ſo Viel gilt und zu ihren ſchönſten Eigenthümlichkeiten gehört. Es iſt Dieſes der Geſchmack. Da ſie den Geſchmack bei allen franzöſiſchen Schriftſtellern antrafen, mochte der gänzliche Mangel deſſelben bei Victor Hugo ihnen vielleicht eben als eine Originalität erſcheinen. Was wir bei ihm am unleidlichſten vermiſſen, iſt Das, was wir Deutſche „Natur“ nennen: er iſt gemacht, verlogen, und oft im ſelben Verſe ſucht die eine Hälfte die andre zu belügen; er iſt durch und durch kalt, wie nach Ausſage der Hexen der Teufel iſt, eiskalt ſogar in ſeinen leidenſchaftlichſten Ergüſſen; ſeine Begeiſterung iſt nur eine Phantasmagorie,

---

*) In dem mir vorliegenden Originalmanuſkript lautete die nachfolgende Stelle urſprünglich, wie folgt: „In der That, wie George Sand in Proſa alle andren ſchönwiſſenſchaftlichen Autoren in Frankreich überragt, ſo iſt Alfred de Muſſet dort der größte Poète lyrique. Nach ihnen kommt Béranger. Beider Nebenbuhler, Victor Hugo, der dritte große Lyriker der Franzoſen, ſteht weit hinter jenen beiden erſten, deren Verſe ſich ſo ſchön durch Wahrheit, Harmonie und Grazie auszeichnen. In welchem bedauerlich hohen Grade Victor Hugo dieſe Eigenſchaften ent-

---

behrt, iſt allgemein bekannt. Es fehlt ihm der Geſchmack, der bei den Franzoſen ſo allgemein iſt, daſs ihnen ſein Mangel vielleicht als Originalität erſcheint; es fehlt ihm Das, was wir Deutſche „Natur“ nennen ꝛc.“

Der Herausgeber.

ein Kalkul ohne Liebe, oder vielmehr, er liebt nur ſich; er iſt ein Egoiſt, und damit ich noch Schlimmeres ſage, er iſt ein Hugoiſt. Wir ſehen hier mehr Härte als Kraft, eine freche eiſerne Stirn, und bei allem Reichthum der Phantaſie und des Witzes dennoch die Unbeholfenheit eines Parvenüs oder eines Wilden, der ſich durch Überladung und unpaſſende Anwendung von Gold und Edelſteinen lächerlich macht — kurz, barocke Barbarei, gellende Diſſonanz und die ſchauderhafteſte Difformität! Es ſagte Jemand von dem Genius des Victor Hugo: C'est un beau bossu. Das Wort iſt tiefſinniger, als Diejenigen ahnen, welche Hugo's Vortrefflichkeit rühmen.

Ich will hier nicht bloß darauf hindeuten, daſs in ſeinen Romanen und Dramen die Hauptheldeu mit einem Höcker belaſtet ſind, ſondern daſs er ſelbſt im Geiſte höckericht iſt. Nach unſrer modernen Identitätslehre iſt es ein Naturgeſetz, daſs der inneren, der geiſtigen Signatur eines Menſchen auch ſeine äußere, die körperliche Signatur entſpricht — Dieſe Idee trug ich noch im Kopfe, als ich nach Frankreich kam, und ich geſtand einſt meinem Buchhändler Eugène Renduel, welcher auch der Verleger Hugo's war, daſs ich nach der Vorſtellung, die ich mir von Letzterem gemacht hatte, nicht wenig verwundert geweſen ſei, in Herrn Hugo einen Mann zu finden, der nicht mit einem Höcker behaftet ſei. „Ja, man kann ihm ſeine Difformität nicht anſehen,“ bemerkte Herr Renduel zerſtreut. Wie, rief ich, er iſt alſo nicht ganz frei davon? „Nicht ſo ganz und gar,“ war die verlegene Antwort, und nach vielem Drängen geſtand mir Freund Renduel, er habe eines Morgens Herrn Hugo in dem Momente überraſcht, wo er das Hemd wechſelte, und da habe er bemerkt, daſs eine ſeiner Hüften, ich glaube die rechte, ſo miſswüchſig hervortretend ſei, wie man es bei Leuten findet, von denen das Volk zu ſagen pflegt, ſie hätten einen Buckel, nur wiſſe man nicht, wo er ſitze. Das Volk in ſeiner ſcharfſinnigen Naivetät nennt ſolche Leute auch verfehlte Bucklichte, falſche Buckelmenſchen, ſo wie es die Albinos weiße Mohren nennt. Es iſt bedeutſam, daſs es eben der Verleger des Dichters war, dem jene Difformität nicht verborgen blieb. Niemand iſt ein Held vor ſeinem Kammerdiener, ſagt das Sprichwort, und vor ſeinem Verleger, dem lauernden Kammerdiener ſeines Geiſtes, wird auch der größte Schriftſteller nicht immer als ein Heros erſcheinen; ſie ſehen uns zu oft in unſerm menſchlichſten Negligé. Jedenfalls ergötzte ich mich ſehr an der Entdeckung Renduel's, denn ſie rettet die Idee meiner deutſchen

Philoſophie, daſs nämlich der Leib der ſichtbare Geiſt iſt und die geiſtigen Gebreſten auch in der Körperlichkeit ſich offenbaren. Ich muſs mich ausdrücklich gegen die irrige Annahme verwahren, als ob auch das Umgekehrte der Fall ſein müſſe, als ob der Leib eines Menſchen ebenfalls immer ſein ſichtbarer Geiſt wäre, und die äußerliche Miſsgeſtalt auch auf eine innere ſchließen laſſe. Nein, wir haben in verkrüppelten Hüllen ſehr oft die gradgewachſen ſchönſten Seelen gefunden, was um ſo erklärlicher, da die körperlichen Difformitäten gewöhnlich durch irgend ein phyſiſches Ereignis entſtanden ſind, und nicht ſelten auch eine Folge von Vernachläſſigung oder Krankheit nach der Geburt. Die Difformität der Seele hingegen wird mit zur Welt gebracht, und ſo hat der franzöſiſche Poet, an welchem Alles falſch iſt, auch einen falſchen Buckel.

Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sand's, indem wir ſagen, daſs ſie den beſtimmteſten Gegenſatz zu denen des Victor Hugo bilden. Jener Autor hat Alles, was Dieſem fehlt; George Sand hat Wahrheit, Natur, Geſchmack, Schönheit und Begeiſterung, und alle dieſe Eigenſchaften verbindet die ſtrengſte Harmonie. George Sand's Genius hat die wohlgeründet ſchönſten Hüften, und Alles, was ſie fühlt und denkt, haucht Tiefſinn und

Anmuth. Ihr Stil iſt eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darſtellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht ſelten ſchlechte Sujets genannt werden dürften, ſo enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlaſſe dieſes Thema ihren Feinden*) — —“

---

*) „und ich überlaſſe dieſes Thema der Diskuſſion ihrer tugendhaften Feinde, die etwas eiferſüchtig auf ihre unmoraliſchen Erfolge ſind.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Muſikaliſche Berichte

aus Paris.

(1840—1847.)

Spontini und Meyerbeer*).

Paris, den 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardiert in dieſem Augenblick die armen Pariſer mit lithographierten Briefen, um zu jedem Preis das Publikum an ſeine verſchollene Perſon zu erinnern. Es liegt in dieſem Augenblick ein Cirkular vor mir, das er an alle Zeitungsredaktoren ſchickt, und das Keiner drucken will aus Pietät für den geſunden Menſchenverſtand und Spontini's alten Namen. Das Lächerliche grenzt hier ans Sublime*). Dieſe peinliche Schwäche, die ſich im barockeſten Stil ausſpricht oder vielmehr ausärgert, iſt eben ſo merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforſcher. Erſterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflodert, je mehr die edlern Geiſteskräfte darin erlöſchen; der Andere aber, der Sprachforſcher, ſieht, welch ein ergötzlicher Jargon entſteht, wenn ein ſtarrer Italiäner, der in Frankreich nothdürftig etwas Franzöſiſch gelernt hat, dieſes ſogenannte Italiäner-Franzöſiſch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbildete, ſo daſs das alte Kauderwelſch mit ſarmatiſchen Barbarismen gar wunderlich geſpickt ward. [Dieſes Cirkular beginnt mit den Worten: C'est très probablement une bénévole supposition ou un souhait amical jeté à loisir dans le camp des nouvellistes de Paris, que l'annonce que je viens de lire dans la „Gazette d'État“ de Berlin et dans les „Débats“ du 16. courant, que l'administration de l'académie royale de musique a arrêté de remettre en scène la Vestale! ce dont aucuns désirs ni soucis ne m'ont un seul instant occupé après mon dernier départ de Paris! Als ob Jemand in der „Staatszeitung" oder in den „Debats" aus freiem Antrieb von Herrn Spontini ſpräche, und als ob er nicht ſelbſt die ganze Welt mit Briefen tribulierte, um an ſeine Oper zu erinnern.] Das Cirkular iſt vom Februar datiert, ward aber neuerdings wieder hergeſchickt, weil Signor Spontini hört, daſs man hier ſein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches Nichts als eine Falle ſei — eine Falle, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen ſeine Feinde pathetiſch deklamiert hat, ſetzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piége que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un impérieux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, sous la garantie du Ministère de l'Intérieur, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue), pour assister aux répétitions et contribuer au succès de la Vestale, puisque c'est d'elle qu'il s'agit. Das iſt noch die einzige Stelle in dieſen Spontini'ſchen Sümpfen, wo feſter Boden; die Pfiffigkeit ſtreckt hier ihre länglichten Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlaſſen, wo er es nicht mehr aushalten kann, ſeitdem die Meyerbeer'ſchen Opern gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Perſonen von Einfluſs, um ſeine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meiſten Leute hier ihn für längſt verſtorben hielten, ſo erſchraken ſie nicht wenig ob ſeiner plötzlichen, geiſterhaften Erſcheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieſer todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Herr Duponchel, der Direktor der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor ſich und rief mit Entſetzen: „Dieſe intrigante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intrigen der Lebenden zu erdulden!“ Und doch hatte Herr Moritz Schleſinger, Verleger der Meyerbeer'ſchen Opern — denn durch dieſe gute ehrliche Seele ließ der Ritter ſeinen Beſuch bei Herrn Duponchel voraus ankündigen — alle ſeine glaubwürdige Beredſamkeit aufgeboten, um ſeinen Empfohlenen im beſten Lichte darzuſtellen. In der Wahl dieſer empfehlenden Mittelsperſon bekundete Herr Spontini ſeinen ganzen

---

*) Der nachfolgende Aufſatz bildete in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Theil des im neunten Bande (S. 115—119) abgedruckten Briefes vom 12. Juni 1840, und war dort mit der erſten Hälfte durch den Übergangsſatz verknüpft: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un seul pas. Von Napoleon und dem Heilausſchuß muß ich plötzlich zum Ritter Spontini übergehen."

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Scharfſinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Jemand räſonnierte, ſo geſchah es gewöhnlich bei deſſen intimſten Freunden. Den franzöſiſchen Schriftſtellern erzählte er, daſs er in Berlin einen deutſchen Schriftſteller feſtſetzen laſſen, der gegen ihn geſchrieben. Bei den franzöſiſchen Sängerinnen beklagte er ſich über deutſche Sängerinnen, die ſich nicht bei der Berliner Oper engagieren wollten, wenn man ihnen nicht kontraktlich zugeſtand, daſs ſie in keiner Spontini'ſchen Oper zu ſingen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Haſs ſeiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe laſſe. Dieſer Tage ſchrieb er an die Redaktion der France musicale: ſeine Feinde begnügten ſich nicht, daſs ſie ihn über den Rhein getrieben, über die Weſer, über die Elbe; ſie möchten ihn noch weiter verjagen, über die Weichſel, über den Niemen! Er findet große Ähnlichkeit zwiſchen ſeinem Schickſal und dem Napoleon'ſchen. Er dünkt ſich ein Genie, wogegen ſich alle muſikaliſchen Mächte verſchworen. Berlin iſt ſein Sankt Helena und Rellſtab ſein Hudſon Lowe. Jetzt aber müſſe man ſeine Gebeine nach Paris zurückkommen laſſen und im Invalidenhauſe der Tonkunſt, in der Académie royale de musique, feierlich beiſetzen. — —

Das Alpha und Omega aller Spontini'ſchen Beklagniſſe iſt Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre ſeines Beſuches ſchenkte, war er unerſchöpflich an Geſchichten, die geſchwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatſache nicht ableugnen, daſs der König von Preußen unſern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft und darauf bedacht iſt, Denſelben mit hohen Ämtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieſer königlichen Huld die ſchnödeſten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er ſelbſt ſeine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefſten Überzeugung verſicherte er mir: als er einſt bei Seiner Majeſtät dem König geſpeiſt, habe Allerhöchſtderſelbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit geſtanden, daſs er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin feſſeln wolle, damit dieſer Millionär ſein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Muſik, die Sucht, als Opernkomponiſt zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes ſei, ſuche er, der König, dieſe ſchwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu ködern. — „Es iſt traurig," ſoll der König hinzugeſetzt haben, „daſs ein vaterländiſches Talent, das ein ſo großes, faſt geniales Vermögen beſitzt, in Italien und Paris ſeine guten preußiſchen harten Thaler vergeuden muſſte, um als Komponiſt gefeiert zu werden — was man für Geld haben kann, iſt auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unſern Treibhäuſern wachſen Lorberbäume für den Narren, der ſie bezahlen will, auch unſre Journaliſten ſind geiſtreich und lieben ein gutes Frühſtück oder gar ein gutes Mittageſſen, auch unſre Eckenſteher und Saure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatſchen eben ſo derbe Hände wie die Pariſer Klaque — ja wenn unſre Tagediebe, ſtatt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhauſe zubrächten, um die Hugenotten zu applaudieren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Klaſſen müſſen ſittlich und äſthetiſch gehoben werden, und die Hauptſache iſt, daſs Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptſtadt.“ — Solcherweiſe, verſicherte Spontini, habe ſich Seine Majeſtät geäußert, um ſich gleichſam zu entſchuldigen, daſs er ihn, den Verfaſſer der Veſtalin, dem Meyerbeer ſakrificiere. Als ich bemerkte, daſs es im Grunde ſehr löblich ſei, wenn ein Fürſt ein ſolches Opfer bringe, um den Wohlſtand ſeiner Hauptſtadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: „O, Sie irren ſich, der König von Preußen protegiert die ſchlechte Muſik nicht aus ſtaatsökonomiſchen Gründen, ſondern vielmehr weil er die Tonkunſt haſſt und wohl weiß, daſs ſie zu Grunde gehen muſs durch Beiſpiel und Leitung eines Mannes, der, ohne Sinn für Wahrheit und Adel, nur der rohen Menge ſchmeicheln will.“

Ich konnte nicht umhin, dem hämiſchen Italiäner offen zu geſtehen, daſs es nicht klug von ihm ſei, dem Nebenbuhler alles Verdienſt abzuſprechen. — „Nebenbuhler!“ rief der Wüthende und wechſelte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber, ſich faſſend, frug er mit höhniſchem Zähnefletſchen: „Wiſſen Sie ganz gewiſs, daſs Meyerbeer wirklich der Komponiſt der Muſik iſt, die unter ſeinem Namen aufgeführt wird?“ Ich ſtutzte nicht wenig ob dieſer Tollhausfrage, und mit Erſtaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Muſikern ihre Kompoſitionen abgekauft und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen ſeien, weil der Quark, den man ihm geliefert, gar zu miſerabel war. Später habe er von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas Beſſeres erſtanden, welches er dem „Crociato“ einverleibte. Er beſitze auch Weber's hinterlaſſene Manuſkripte, die er der Wittwe abgeſchwatzt, und woraus er gewiſs ſpäter ſchöpfen werde. Robert-le-Diable und die Hugenotten ſeien größtentheils die

Produktion eines Franzoſen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyerbeer's Namen ſeine Opern zur Aufführung bringe, um nicht ſein Amt eines Chef de Bureau an der Poſt einzubüßen, da ſeine Vorgeſetzten gewiſs ſeinem adminiſtrativen Eifer miſstrauen würden, wenn ſie wüſsten, daſs er ein träumeriſcher Komponiſt; die Philiſter halten praktiſche Funktionen für unvereinbar mit artiſtiſcher Begabnis, und der Poſtbeamte Gouin iſt klug genug, ſeine Autorſchaft zu verſchweigen und allen Weltruhm ſeinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlaſſen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Intereſſen ſich eben ſo innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund Gouin liegt das Schickſal ſeiner Geiſteskinder beſtändig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert-le-Diable und den Hugenotten nehmen ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beſtändig mit dem Operndirektor, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef der Klaque, den Journaliſten; er läuft mit ſeinen Thranſtiefeln ohne Lederſtrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredaktionen, um irgend ein Reklam zu Gunſten der ſogenannten Meyerbeer'ſchen Opern anzubringen, und ſeine Unermüdlichkeit ſoll Jeden in Erſtaunen ſetzen.

Als mir Spontini dieſe Hypotheſe mittheilte, geſtand ich, daſs ſie nicht aller Wahrſcheinlichkeit ermangle, und daſs, obgleich das vierſchrötige Äußere, das ziegelrothe Geſicht, die kurze Stirn, das ſchmierig ſchwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochſenzüchtler oder Viehmäſter, als an einen Tonkünſtler, erinnere, dennoch in ſeinem Benehmen Manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'ſchen Opern zu ſein. Es paſſiert ihm manchmal, daſs er Robert-le-Diable oder die Hugenotten „unſere Oper“ nennt. Es entſchlüpfen ihm Redensarten, wie: „Wir haben heute eine Repetition“ — „wir müſſen eine Arie abkürzen.“ Auch iſt es ſonderbar, bei keiner Vorſtellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudiert, vergiſſt er ſich ganz und verbeugt ſich nach allen Seiten, als wolle er dem Publiko danken. Ich geſtand dieſes Alles dem grimmigen Italiäner, aber dennoch, fügte ich hinzu, trotzdem daſs ich mit eignen Augen Dergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'ſchen Opern; ich kann nicht glauben, daſs Herr Gouin die Hugenotten und Robert-le-Diable geſchrieben habe; iſt es aber doch der Fall, ſo muſs gewiſs die Künſtlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffentlich die Autorſchaft jener Opern für ſich vindicieren.

„Nein,“ erwiederte der Italiäner mit einem unheimlichen Blick, der ſtechend wie ein blankes Stilett, „dieſer Gouin kennt zu gut ſeinen Meyerbeer, als daſs er nicht wüſſte, welche Mittel ſeinem ſchrecklichen Freunde zu Gebote ſtehen, um Jemand zu beſeitigen, der ihm gefährlich iſt. Er wäre kapabel, unter dem Vorwande, ſein armer Gouin ſei verrückt geworden, Denſelben auf ewig in Charenton einſperren zu laſſen. Er würde für ihn das Koſtgeld der erſten Klaſſe von Geiſteskranken bezahlen, und er ginge zweimal die Woche nach Charenton, um ſich zu überzeugen, ob ſein armer Freund auch gehörig bewacht werde; er gäbe den Wärtern ein liberales Trinkgeld, damit ſie gut für ſeinen Freund ſorgten, für ſeinen irrſinnigen Oreſt, als deſſen Pylades er ſich gebärdete, zur großen Erbauung aller Maulaffen, die ſeine Generoſität rühmen würden. Armer Gouin! wenn er von ſeinen ſchönen Chören in Robert-le-Diable ſpräche, legte man ihm die Zwangsjacke an, und ſpräche er von ſeinem herrlichen Duett in den Hugenotten, ſo gäbe man ihm die Douche. Und der arme Schelm dürfte noch froh ſein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege ſtehen, müſſen weichen. Wo iſt Weber? wo Bellini? Hum! Hum!“

Dieſes Hum! Hum! war trotz aller unverſchämten Bosheit ſo drollig, daſs ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie, Maeſtro, Sie ſind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelsſohn, oder Roſſini, oder Halevy. — „Hum! Hum!“ war die Antwort, „Hum! Hum! Halevy geniert ſeinen Konfrater nicht, und Dieſer würde ihn ſogar dafür bezahlen, daſs er nur exiſtiere, als ungefährlicher Scheinrival, und von Roſſini weiß er durch ſeine Späher, daſs Derſelbe keine Note mehr komponiert — auch hat Roſſini's Magen ſchon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeer's Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber Gottlob! nur unſre Leiber können getödtet werden, nicht unſre Geiſteswerke; dieſe werden in ewiger Friſche fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Muſik auch ſeine Unſterblichkeit ein Ende nimmt, und ſeine Opern ihm folgen ins ſtumme Reich der Vergeſſenheit!“

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Geringſchätzung der welſche Neidhart von dem großen hochgefeierten Meiſter ſprach, welcher der Stolz Deutſchlands und die Wonne des Morgenlandes iſt, und gewiſs als der wahre Schöpfer von Robert-le-Diable und den Hugenotten betrachtet und bewundert werden muſs! Nein, ſo etwas Herrliches hat kein Gouin komponiert! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufſteigen in Betreff der Unſterblichkeit dieſer Meiſterwerke nach dem Ableben des Meiſters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als ſei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den boshaften Italiäner zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er erſehen konnte, wie weitſichtig Meyerbeer für das Gedeihen ſeiner Geiſteskinder bis über das Grab hinaus geſorgt hat. Dieſe Fürſorge, ſagte ich, iſt ein pſychologiſcher Beweis, daſs nicht Herr Gouin, ſondern der große Giacomo der wirkliche Vater ſei. Derſelbe hat nämlich in ſeinem Teſtament zu Gunſten ſeiner muſikaliſchen Geiſteskinder gleichſam ein Fideikommiſs geſtiftet, indem er jedem ein Kapital vermachte, deſſen Zinſen dazu beſtimmt ſind, die Zukunft der armen Waiſen zu ſichern, ſo daſs auch nach dem Hinſcheiden des Herrn Vaters die gehörigen Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Flitterſtaat, Klaque, Zeitungslob u. ſ. w., beſtritten werden können. Selbſt für das noch ungeborne Prophetchen ſoll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preußiſch Kourant ausgeſetzt haben. Wahrlich, noch nie iſt ein Prophet mit einem ſo großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannsſohn von Bethlehem und der Kameltreiber von Mekka waren nicht ſo begütert. Robert-le-Diable und die Hugenotten ſollen minder reichlich dotiert ſein; ſie können vielleicht auch einige Zeit vom eignen Fette zehren, ſo lange für Dekorationspracht und üppige Ballettbeine geſorgt iſt; ſpäter werden ſie Zulage bedürfen. Für den „Crociato“ dürfte die Dotation nicht ſo glänzend ausfallen; mit Recht zeigt ſich hier der Vater ein biſschen knickerig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einſt in Italien zu Viel gekoſtet; er ſei ein Verſchwender. Deſto großmüthiger bedenkt Meyerbeer ſeine unglückliche durchgefallene Tochter „Emma de Rosburgo;“ ſie ſoll jährlich in der Preſſe wieder aufgeboten werden, ſie ſoll eine neue Ausſtattung bekommen, und erſcheint in einer Prachtausgabe von Satin-Velin; für verkrüppelte Wechſelbälge ſchlägt immer am treueſten das liebende Herz der Eltern. Solcherweiſe ſind alle Meyerbeer'ſchen Geiſteskinder gut verſorgt, ihre Zukunft iſt veraſſekuriert für alle Zeiten. —

Der Haſs verblendet ſelbſt die Klügſten, und es iſt kein Wunder, daſs ein leidenſchaftlicher Narr, wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: „O! er iſt Alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!“

Ich ſchließe hier, da ich ohnehin heute ſehr tragiſch geſtimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geiſt ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünſtler — denn die Benennung Schuſter iſt zu gering für einen Sakoski. Alle Marchands bottiers und Fabricants de chaussures von Paris folgten ſeiner Leiche. Er ward achtundachtzig Jahre alt, und ſtarb an einer Indigeſtion. Er lebte weiſe und glücklich. Wenig bekümmerte er ſich um die Köpfe, aber deſto mehr um die Füße ſeiner Zeitgenoſſen. Möge die Erde dich eben ſo wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

Muſikaliſche Saiſon von 1841.

Paris, den 20. April 1841.

Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. Faſt ſollte man meinen, mit dem Wiederaufblühen der bildenden Künſte habe es bei uns ein Ende; es war kein neuer Frühling, ſondern ein leidiger Altweiberſommer. Einen freudigen Aufſchwung nahm die Malerei und die Skulptur, ſogar die Architektur, bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcierten Flug folgte der kläglichſte Sturz. Nur die junge Schweſterkunſt, die Muſik, hatte ſich mit urſprünglicher, eigenthümlicher Kraft erhoben. Hat ſie ſchon ihren Lichtgipfel erreicht? Wird ſie ſich lange darauf behaupten? Oder wird ſie ſchnell wieder herabſinken? Das ſind Fragen, die nur ein ſpäteres Geſchlecht beantworten kann. Jedenfalls hat es aber den Anſchein, als ob in den Annalen der Kunſt unſre heutige Gegenwart vorzugsweiſe als das Zeitalter der Muſik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmählichen Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts halten auch die Künſte ebenmäßig Schritt. In der früheſten Periode muſſte nothwendigerweiſe die Architektur alleinig hervortreten, die unbewuſſte rohe Größe maſſenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. ſehen bei den Ägyptern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunſt, und dieſe bekundet ſchon eine äußere Bewältigung der Materie; der Geiſt meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geiſt fand dennoch den Stein viel zu hart für ſeine ſteigenden Offenbarungsbedürfniſſe, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzuſtellen. Da entſtand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters ſich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewuſſtſeinlebens ſchwindet bei den Menſchen alle plaſtiſche Begabnis, am Ende erliſcht ſogar der Farbenſinn, der doch immer an beſtimmte Zeichnung gebunden iſt, und die geſteigerte Spiritualität, das abſtrakte Gedankenthum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Überſchwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts Anderes iſt, als die Auflöſung der ganzen materiellen Welt; die Muſik iſt vielleicht das letzte Wort der Kunſt, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe dieſe kurze Bemerkung hier vorangeſtellt, um anzudeuten, weſshalb die muſikaliſche Saiſon mich mehr ängſtigt als erfreut. Daſs man hier faſt in lauter Muſik erſäuft, daſs es in Paris faſt kein einziges Haus giebt, wohin man ſich wie in eine Arche retten kann vor dieſer klingenden Sündfluth, daſs die edle Tonkunſt unſer ganzes Leben überſchwemmt — Dies iſt für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Miſsmuth, der bis zur murrſinnigſten Ungerechtigkeit gegen unſre großen Maëſtri und Virtuoſen ausartet. Unter dieſen Umſtänden darf man keinen allzu heitern Lobgeſang von mir erwarten für den Mann, den hier die ſchöne Welt, beſonders die hyſteriſche Damenwelt, in dieſem Augenblick mit einem wahnſinnigen Enthuſiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigſten Repräſentanten der muſikaliſchen Bewegung iſt. Ich ſpreche von Franz Liſzt, dem genialen Pianiſten, [deſſen Spiel mir manchmal vorkommt wie eine melodiſche Agonie der Erſcheinungswelt.] Ja, der Geniale iſt jetzt wieder hier und giebt Koncerte, die einen Zauber üben, der ans Fabelhafte grenzt. Neben ihm ſchwinden alle Klavierſpieler — mit Ausnahme eines Einzigen, des Chopin, des Raphael's des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieſes Einzigen ſind alle andern Klavierſpieler, die wir dieſes Jahr in unzähligen Koncerten hörten, eben nur Klavierſpieler, ſie glänzen durch die Fertigkeit, womit ſie das beſaitete Holz handhaben; bei Lißt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Klavier verſchwindet, und es offenbart ſich die Muſik. In dieſer Beziehung hat Lißt, ſeit wir ihn zum letzten Mal hörten, den wunderbarſten Fortſchritt gemacht. Mit dieſem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermiſſten. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter ſpielte, ſahen wir die Blitze über ſein eigenes Geſicht dahinzucken, wie von Sturmwind ſchlotterten ſeine Glieder, und ſeine langen Haarzöpfe träuften gleichſam vom dargeſtellten Platzregen. Wenn er jetzt auch das ſtärkſte Donnerwetter ſpielt, ſo ragt er doch ſelber darüber empor, wie der Reiſende, der auf der Spitze einer Alpe ſteht, während es im Thal gewittert; die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu ſeinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Äther.

Trotz ſeiner Genialität begegnet Lißt einer Oppoſition hier in Paris*), die meiſtens aus ernſtlichen Muſikern beſteht und ſeinem Nebenbuhler, dem kaiſerlichen Thalberg, den Lorber reicht. — Lißt hat bereits zwei Koncerte gegeben, worin er, gegen allen Gebrauch, ohne Mitwirkung anderer Künſtler ganz allein ſpielte. Er bereitet jetzt ein drittes Koncert zum Beſten des Monuments von Beethoven. Dieſer Komponiſt muſs in der That dem Geſchmack eines Lißt am meiſten zuſagen. Namentlich Beethoven treibt die ſpiritualiſtiſche Kunſt bis zu jener tönenden Agonie der Erſcheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf ſchütteln. Für mich iſt es ein ſehr bedeutungsvoller Umſtand, daſs Beethoven am Ende ſeiner Tage taub ward, und ſogar die unſichtbare Tonwelt keine klingende

---

*) „die vielleicht eben durch ſeine Genialität hervorgerufen ward. Dieſe Eigenſchaft iſt in gewiſſen Augen ein ungeheures Verbrechen, das man nicht genug beſtrafen kann. „Dem Talent wird ſchon nachgerade verziehen, aber gegen das Genie iſt man unerbittlich!" — ſo äußerte ſich einſt der ſelige Lord Byron, mit welchem unſer Lißt viele Ähnlichkeit bietet." leſen wir in der Augsb. Allg. Zeitung.

Der Herausgeber.

Realität mehr für ihn hatte. Seine Töne waren nur noch Erinnerungen eines Tones, Geſpenſter verſchollener Klänge, und ſeine letzten Produktionen tragen an der Stirne ein unheimliches Todtenmal.

Minder ſchauerlich als die Beethoven'ſche Muſik war für mich der Freund Beethoven's, l'Ami de Beethoven, wie er ſich hier überall produzierte, ich glaube ſogar auf Viſitenkarten. Eine ſchwarze Hopfenſtange mit einer entſetzlich weißen Kravatte und einer Leichenbittermiene. War dieſer Freund Beethoven's wirklich Deſſen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgültigen Bekannten, mit denen ein genialer Menſch zuweilen um ſo lieber Umgang pflegt, je unbedeutender ſie ſind, und je proſaiſcher ihr Geplapper iſt, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetiſchen Geiſtesflügen? Jedenfalls ſahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius, und die kleinen Blätter ſpöttelten nicht wenig über den Ami de Beethoven. „Wie konnte der große Künſtler einen ſo unerquicklichen, geiſtesarmen Freund ertragen!“ riefen die Franzoſen, die über das monotone Geſchwätz jenes langweiligen Gaſtes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daſs Beethoven taub war.

Die Zahl der Koncertgeber während der diesjährigen Saiſon war Legion, und an mittelmäßigen

Pianiſten fehlte es nicht, die in öffentlichen Blättern als Mirakel geprieſen wurden. Die Meiſten ſind junge Leute, die in beſcheiden eigner Perſon [oder durch irgend einen beſcheidenen Bruder] jene Lobeserhebungen in die Preſſe fördern. Die Selbſtvergötterungen dieſer Art, die ſogenannten Reklamen, bilden eine ſehr ergötzliche Lektüre. Eine Reklame, die jüngſt in der „Gazette musicale“ enthalten war, meldete aus Marſeille, daſs der berühmte Döhler auch dort alle Herzen entzückt habe, und beſonders durch ſeine intereſſante Bläſſe, die, eine Folge überſtandener Krankheit, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Welt in Anſpruch genommen. Der berühmte Döhler iſt ſeitdem nach Paris zurückgekehrt und hat mehre Koncerte gegeben; [auch ſpielte er in dem Koncert der „Gazette musicale“ des Herrn Schleſinger, der ihn mit Lorberkränzen aufs liberalſte belohnt. Die „France musicale“ preiſt ihn ebenfalls und mit gleicher Unparteilichkeit; dieſe Zeitſchrift hegt einen blinden Groll gegen Liſzt, und um indirekt dieſen Löwen zu ſtacheln, lobt ſie das kleine Kaninchen. Von welcher Bedeutung iſt aber der wirkliche Werth des berühmten Döhler? Die Einen ſagen, er ſei der Letzte unter den Pianiſten des zweiten Rangs; Andere behaupten, unter den Pianiſten des dritten Ranges ſei er der Erſte!] Er ſpielt in der That hübſch, nett und niedlich. Sein Vortrag iſt allerliebſt, beurkundet eine erſtaunliche Fingerfertigkeit, zeugt aber weder von Kraft noch von Geiſt. Zierliche Schwäche, elegante Ohnmacht, intereſſante Bläſſe.

Zu den diesjährigen Koncerten, die im Andenken der Kunſtliebhaber forttönen, gehören die Matinéen, welche von den Herausgebern der beiden muſikaliſchen Zeitungen ihren Abonnenten geboten wurden. Die „France muſicale,“ redigiert von den Brüdern Escudier, [zwei liebenswürdigen, geſcheiten und kunſtſinnigen jungen Leuten,] glänzte in ihrem Koncert durch die Mitwirkung der italiäniſchen Sänger und des Violinſpielers Vieuxtemps, der als einer der Löwen der muſikaliſchen Saiſon betrachtet wurde. Ob ſich unter dem zottigen Fell dieſes Löwen ein wirklicher König der Beſtien oder nur ein armes Grauchen verbirgt, vermag ich nicht zu entſcheiden*). Ehrlich geſagt, ich kann den übertriebenen Lobſprüchen, die ihm gezollt wurden, keinen Glauben ſchenken. Es will mich bedünken, als ob er auf der Leiter der Kunſt noch nicht eine ſonderliche Höhe erklommen. Vieuxtemps ſteht etwa auf der Mitte jener Leiter, auf deren Spitze wir einſt

---

*) Der Schluß des Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Paganini erblickten, und auf deren letzter, unterſter Sproſſe unſer vortrefflicher Sina ſteht, der berühmte Badegaſt von Boulogne und Eigenthümer eines Autographs von Beethoven. Vielleicht ſteht Herr Vieuxtemps dem Herrn Sina noch viel näher als dem Nicolo Paganini.

Vieuxtemps iſt ein Sohn Belgiens, wie denn überhaupt aus den Niederlanden die bedeutendſten Violiniſten hervorgingen. Die Geige iſt ja das dortige Nationalinſtrument, das von Groß und Klein, von Mann und Weib kultiviert wird, von jeher, wie wir auf den holländiſchen Bildern ſehen. Der ausgezeichnetſte Violiniſt dieſer Landsmannſchaft iſt unſtreitig Beriot, der Gemahl der Malibran; ich kann mich manchmal der Vorſtellung nicht erwehren, als ſäße in ſeiner Geige die Seele der verſtorbenen Gattin und ſänge. Nur Ernſt, der poeſiereiche Böhme, weiß ſeinem Inſtrument ſo ſchmelzende, ſo verblutend ſüße Klagetöne zu entlocken. — Ein Landsmann Beriot's iſt Artôt, ebenfalls ein ausgezeichneter Violiniſt, bei deſſen Spiel man aber nie an eine Seele erinnert wird; ein geſchniegelter, wohlgedrechſelter Geſell, deſſen Vortrag glatt und glänzend, wie Wachsleinen. Haumann, der Sohn des Brüſſeler Nachdruckers, treibt auf der Violine das Metier des Vaters; was er geigt, ſind reinliche Nachdrücke der vorzüglichſten Geiger, die Texte hie und da verbrämt mit überflüſſigen Originalnoten und vermehrt mit brillanten Druckfehlern. — Die Gebrüder Franco-Mendez, welche auch dieſes Jahr Koncerte gaben, wo ſie ihr Talent als Violinſpieler bewährten, ſtammen ganz eigentlich aus dem Lande der Treckſchuiten und Quiſpeldorchen. Daſſelbe gilt von Batta, dem Violoncelliſten; er iſt ein geborner Holländer, kam aber früh hieher nach Paris, wo er durch ſeine knabenhafte Jugendlichkeit ganz beſonders die Damen ergötzte. Er war ein liebes Kind und weinte auf ſeiner Bratſche wie ein Kind. Obgleich er mittlerweile ein großer Junge geworden, ſo kann er doch die ſüße Gewohnheit des Greinens nimmermehr laſſen, und als er jüngſt wegen Unpäßlichkeit nicht öffentlich auftreten konnte, hieß es allgemein: durch das kindiſche Weinen auf dem Violoncello habe er ſich endlich eine wirkliche Kinderkrankheit, ich glaube die Maſern, an den Hals geſpielt. Er ſcheint jedoch wieder ganz hergeſtellt zu ſein, und die Zeitungen melden, daſs der berühmte Batta nächſten Donnerstag eine muſikaliſche Matinée bereite, welche das Publikum für die lange Entbehrnis ſeines Lieblings entſchädigen werde.

Das letzte Koncert, welches Herr Maurice Schleſinger den Abonnenten ſeiner „Gazette muſicale“ gab, und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendſten Erſcheinungen der Saiſon gehörte, war für uns Deutſche von ganz beſonderm Intereſſe. Auch war hier die ganze Landsmannſchaft vereinigt, begierig, die Mademoiſelle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das ſchöne Lied von Beethoven, „Adelaide,“ in deutſcher Zunge ſang. Die Italiäner und Herr Vieuxtemps, welche ihre Mitwirkung verſprochen, ließen während des Koncerts abſagen, zur größten Beſtürzung des Koncertgebers, welcher mit der ihm eigenthümlichen Würde vors Publikum trat und erklärte, Herr Vieuxtemps wolle nicht ſpielen, weil er das Lokal und das Publikum als ſeiner nicht angemeſſen betrachte! Die Inſolenz jenes Geigers verdient die ſtrengſte Rüge. Das Lokal des Koncertes war der Muſard'ſche Saal der Rue Vivienne, wo man nur während des Karnevals ein bischen Kankan tanzt, jedoch das übrige Jahr hindurch die anſtändigſte Muſik von Mozart, Giacomo Meyerbeer und Beethoven exekutiert. Den italiäniſchen Sängern, einem Signor Rubini und Signor Lablache, verzeiht man allenfalls ihre Laune, von Nachtigallen kann man ſich wohl die Prätenſion gefallen laſſen, daſs ſie nur vor einem Publikum von Goldfaſanen und Adlern ſingen wollen. Aber Mynheer, der flämiſche Storch, dürfte nicht ſo wählig ſein und eine Geſellſchaft verſchmähen, worunter ſich das honetteſte Geflügel, Pfauen und Perlhühner die Menge, und mitunter auch die ausgezeichnetſten deutſchen Schnapphähne und Miſtfinken befanden. — Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiſelle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz ausſprechen: ſie ſang vortrefflich, gefiel allen Deutſchen, und machte Fiasko bei den Franzoſen.

Was dieſes letztere Miſsgeſchick betrifft, ſo möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troſte verſichern, daſs es eben ihre Vorzüge waren, die einem franzöſiſchen Succeſs im Wege ſtanden*). In der Stimme der Mademoiſelle Löwe iſt deutſche Seele, ein ſtilles Ding, das ſich bis jetzt nur wenigen Franzoſen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mademoiſelle Löwe einige Decennien ſpäter gekommen, ſie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber iſt die Maſſe des Volks noch immer dieſelbe. Die

---

*) Statt der nächſtfolgenden fünf Sätze, heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe: „Die Beethoven'ſche „Adelaide" paſſt nicht für dies Publikum."

Der Herausgeber.

Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und Beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermiſſten ſie aber ganz und gar bei der deutſchen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethoven'ſche „Adelaide“ vorſang. Dieſes ruhige Ausſeufzen des Gemüthes, dieſe blauäugigen, ſchmachtenden Waldeinſamkeitstöne, dieſe geſungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondſchein, dieſes Hinſterben in überirdiſcher Sehnſucht, dieſes erzdeutſche Lied, fand kein Echo in franzöſiſcher Bruſt, und ward ſogar als transrhenaniſche Senſiblerie verſpöttelt. [Jedenfalls war Mademoiſelle Löwe ſehr ſchlecht berathen in der Wahl der Stücke, die ſie vortrug. Und dann, ſonderbar! es waltet ein unglücklicher Stern über den Debüts in den Schleſinger'ſchen Koncerten. Mancher junge Künſtler weiß ein trübes Lied davon zu ſingen. Am traurigſten erging es dem armen Ignaz Moſcheles, der vor einem Jahr aus London herüberkam nach Paris, um ſeinen Ruhm, der durch merkantiliſche Ausbeutung ſehr welk geworden, ein bißchen aufzufriſchen. Er ſpielte in einem Schleſinger'ſchen Koncerte, und fiel durch, jammervoll.]

Obgleich Mademoiſelle Löwe hier keinen Beifall fand, geſchah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Académie royale de musique auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieſer Gelegenheit aufdringlicher in Anſchlag gebracht, als es dem verehrten Meiſter wohl lieb ſein möchte. Iſt es wahr, wollte Meyerbeer ſeine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Fall man die Löwe nicht engagierte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünſche des Publikums an eine ſo kleinliche Bedingung geknüpft? Iſt er wirklich ſo überbeſcheiden, daß er ſich einbildet, der Erfolg ſeines neuen Werks ſei abhängig von der mehr oder minder geſchmeidigen Kehle einer Prima-Donna?*)

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluß dieſes Briefes, wie folgt: „Wohlunterrichtete Perſonen verſichern mich, Meyerbeer ſei ganz unſchuldig an der verzögerten Aufführung ſeiner neuen Oper, und die Autorität ſeines Namens werde zuweilen ausgebeutet, um fremde Intereſſen zu fördern; er habe der Direktion der Académie royale de musique ſein vollendetes Werk zur Verfügung angeboten, ohne in Betreff der erſten Sängerin irgend eine wählige Bedingnis zu ſtellen.

„Obgleich, wie ich oben bemerkt habe, die innerlichſte Tugend des deutſchen Geſanges, ſeine ſüße Heimlichkeit, den Franzoſen noch immer verborgen bleibt, ſo läſſt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß die deutſche Muſik bei dem franzöſiſchen Volk ſehr in Aufnahme, wo nicht gar zu Herrſchaft kommt. Es iſt Dies die Sehnſucht Undinens nach einer

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meiſters ſehen mit Betrübnis, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Produktion ſeines Genius ſich mit der Sicherſtellung des Erfolgs ſo unſäglich abmüht und an das winzigſte

---

Seele. Wird das ſchöne Kind durch den Gewinnſt dieſer Seele glücklicher ſein? Darüber möchten wir nicht urtheilen; wir wollten hier nur eine Thatſache aufzeichnen, die vielleicht einen Aufſchluß giebt über die außerordentliche Popularität des großen Meiſters, der den Robert-le-Diable und die Hugenotten geſchaffen und deſſen dritte Oper, der „Prophet," mit einer fieberhaften Ungeduld, mit einem Herzklopfen erwartet wird, wovon man keinen Begriff hat. Man lächle nicht, wenn ich behaupte, auch in der Muſik — nicht bloß in der Literatur — liege Etwas, was die Nationen vermittelt. Durch ihre Univerſalſprache iſt die Muſik mehr als jede andere Kunſt geeignet, ſich ein Weltpublikum zu bilden.

„Jüngſt ſagte mir ein Franzoſe, durch die Meyerbeer'ſchen Opern ſei er in die Goethe'ſche Poeſie eingeweiht worden, jene hätten ihm die Pforten der Goethe'ſchen Dichtung erſchloſſen. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſem Ausſpruch, und er bringt mich auf den Gedanken, daß der deutſchen Muſik überhaupt hier in Frankreich die Sendung beſchieden ſein mag, als eine präludierende Ouvertüre das Verſtändnis unſerer deutſchen Literatur zu befördern."

Der Herausgeber.

Detail deſſelben ſeine beſten Kräfte vergeudet. Sein zarter, ſchwächlicher Körperbau muſs darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei ſeinem chroniſchen Unterleibsleiden wird er oft von der herrſchenden Cholerine heimgeſucht. Der Geiſteshonig, der aus ſeinen muſikaliſchen Meiſterwerken träufelt und uns erquickt, koſtet dem Meiſter ſelbſt die furchtbarſten Leibesſchmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu ſehen, erſchrak ich über ſein miſerables Ausſehen. Bei ſeinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartariſchen Volksſage, worin ſchauderhaft drollig erzählt wird, wie dieſer bauchgrimmige Kakadämon auf dem Jahrmarkte von Kaſan einmal zu ſeinem eignen Gebrauche ſechstauſend Töpfe kaufte, ſo daſs der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unſerm hochverehrten Meiſter eine beſſere Geſundheit ſchenken, und möge er ſelber nie vergeſſen, daſs ſein Lebensfaden ſehr ſchlapp und die Schere der Parze deſto ſchärfer iſt. Möge er nie vergeſſen, welche hohe Intereſſen ſich an ſeine Selbſterhaltung knüpfen. Was ſoll aus ſeinem Ruhme werden, wenn er ſelbſt, der hochgefeierte Meiſter, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz ſeiner Triumphe durch den Tod entriſſen würde? Wird ihn die Familie fortſetzen, dieſen Ruhm, worauf ganz Deutſchland ſtolz iſt?*) An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiſs nicht fehlen, wohl aber an intellektuellen Mitteln. Nur der große Giacomo ſelbſt, der nicht bloß Generalmuſikdirektor aller königlich preußiſchen Muſikanſtalten, ſondern auch der Kapellenmeiſter des Meyerbeer'ſchen Ruhmes iſt, nur Er kann das ungeheure Orcheſter dieſes Ruhmes dirigieren — Er nickt mit dem Haupte, und alle Poſaunen der großen Journale ertönen uniſono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leiſe den linken Naſenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre ſüßeſten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianiſche Blasinſtrumente, Jerichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninſtrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichſte Begabnis für Inſtrumentation bekundet. — Ja, in ſo hohem Grade, wie unſer Meyerbeer, verſtand ſich noch kein Komponiſt auf die Inſtrumentation, nämlich auf die Kunſt, alle möglichen Menſchen als Inſtrumente zu gebrauchen, die kleinſten wie die größten, und durch ihr Zuſammenwirken eine Übereinſtimmung in der öffentlichen Anerkennung, die ans Fabelhafte grenzt, hervorzuzaubern. Das hat kein Andrer jemals verſtanden. Während die beſten Opern von Mozart und Roſſini bei der erſten Vorſtellung durchfielen, und erſt Jahre vergingen, ehe ſie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meiſterwerke unſres edlen Meyerbeer bereits bei der erſten Aufführung den ungetheilteſten Beiſall, und ſchon den andern Tag liefern ſämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preiſartikel. Das geſchieht durch das harmoniſche Zuſammenwirken der Inſtrumente; in der Melodie muſs Meyerbeer den beiden genannter Meiſtern nachſtehen, aber er überflügelt ſie durch Inſtrumentation. Der Himmel weiß, daſs er ſich oft der niederträchtigſten Inſtrumente bedient; aber vielleicht eben durch dieſe bringt er die großen Effekte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und ſogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweiſen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorberkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorberen, er weiß ſie kaum mehr zu laſſen und keucht unter dieſer grünen Laſt. Er ſollte ſich einen kleinen Eſel anſchaffen, der, hinter ihm her trottierend, ihm die ſchweren Kränze nachtrüge.

---

*) „worauf das ganze deutſche Volk, und Herr Moriz Schleſinger insbeſondere, ſtolz iſt?“ heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Aber Gouin iſt eiferſüchtig und leidet nicht, daſs ihn ein Anderer begleite.

Ich kann nicht umhin hier ein geiſtreiches Wort zu erwähnen, das man dem Muſiker Ferdinand Hiller zuſchreibt. Als nämlich Jemand Denſelben darüber befragte, was er von Meyerbeer's Opern halte, ſoll Hiller ausweichend verdrießlich geantwortet haben: „Ach, laſſt uns nicht von Politik reden!“

Der Karneval in Paris.

Paris, den 7. Februar 1842.

„Wir tanzen hier auf einem Vulkan“ — aber wir tanzen. Was in dem Vulkan gährt, kocht und brauſet, wollen wir heute nicht unterſuchen, und nur wie man darauf tanzt, ſei der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Da müſſen wir nun zunächſt von der Académie royale de musique reden, wo noch immer jenes ehrwürdige Corps de Ballet exiſtiert, das die choregraphiſchen Überlieferungen treulich bewahrt und als die Pairie des Tanzes zu betrachten iſt. Wie jene andere, die im Luxembourg reſidiert, zählt auch dieſe Pairie unter ihrem Perſonal gar viele Perücken und Mumien, über die ich mich nicht ausſprechen will aus leicht begreiflicher Furcht. Das Miſsgeſchick des Herrn Perré, des Geranten des Siècle, der jüngſt zu ſechs Monaten

Karcer und 10,000 Franken verurtheilt worden, hat mich gewitzigt. Nur von Carlotta Griſi will ich reden, die in der reſpektabeln Verſammlung der Rue-Lepelletier gar wunderlieblich hervorſtrahlt, wie eine Apfelſine unter Kartoffeln. Nächſt dem glücklichen Stoff, der den Schriften eines deutſchen Autors entlehnt, war es zumeiſt die Carlotta Griſi, die dem Ballett: „Die Willi“ eine unerhörte Vogue verſchaffte. Aber wie köſtlich tanzt ſie! Wenn man ſie ſieht, vergiſſt man, daſs Taglioni in Ruſsland und Elsler in Amerika iſt, man vergiſſt Amerika und Ruſsland ſelbſt, ja die ganze Erde, und man ſchwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geiſterreichs, worin ſie als Königin waltet. Ja, ſie hat ganz den Charakter jener Elementargeiſter, die wir uns immer tanzend denken, und von deren gewaltigen Tanzweiſen das Volk ſo viel Wunderliches fabelt. In der Sage von den Willis ward jene geheimnisvolle, raſende, mitunter menſchenverderbliche Tanzluſt, die den Elementargeiſtern eigen iſt, auch auf die todten Bräute übertragen; zu dem altheidniſch übermüthigen Luſtreiz des Nixen- und Elfenthums geſellten ſich noch die melancholiſch wollüſtigen Schauer, das dunkelſüße Grauſen des mittelalterlichen Geſpenſterglaubens.

Entſpricht die Muſik dem abenteuerlichen Stoffe jenes Balletts? War Herr Adam, der die Muſik geliefert, fähig Tanzweiſen zu dichten, die, wie es in der Volksſage heißt, die Bäume des Waldes zum Hüpfen und den Waſſerfall zum Stillſtehen zwingen? Herr Adam war, ſo viel ich weiß, in Norwegen, aber ich zweifle, ob ihm dort irgend ein runenkundiger Zauberer jene Strömkarlmelodie gelehrt, wovon man nur zehn Variationen aufzuſpielen wagt: es giebt nämlich noch eine elfte Variation, die großes Unglück anrichten könnte — ſpielt man dieſe, ſo geräth die ganze Natur in Aufruhr, die Berge und Felſen fangen an zu tanzen, und die Häuſer tanzen, und drinnen tanzen Tiſch und Stühle, der Großvater ergreift die Großmutter, der Hund ergreift die Katze zum Tanzen, ſelbſt das Kind ſpringt aus der Wiege und tanzt. Nein, ſolche gewaltthätige Melodien hat Herr Adam nicht von ſeiner nordiſchen Reiſe heimgebracht; aber was er geliefert, iſt immer ehrenwerth, und er behauptet eine ausgezeichnete Stellung unter den Tondichtern der franzöſiſchen Schule.

Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daſs die chriſtliche Kirche, die alle Künſte in ihren Schoß aufgenommen und benutzt hat, dennoch mit der Tanzkunſt Nichts anzufangen wuſste und ſie verwarf und verdammte. Die Tanzkunſt erinnerte vielleicht allzuſehr an den alten Tempeldienſt der Heiden, ſowohl der römiſchen Heiden als der germaniſchen und celtiſchen, deren Götter eben in jene elfenhaften Weſen übergingen, denen der Volksglaube, wie ich oben andeutete, eine wunderſame Tanzſucht zuſchrieb. Überhaupt ward der böſe Feind am Ende als der eigentliche Schutzpatron des Tanzes betrachtet, und in ſeiner frevelhaften Gemeinſchaft tanzten die Hexen und Hexenmeiſter ihre nächtlichen Reigen. Der Tanz iſt verflucht, ſagt ein fromm bretoniſches Volkslied, ſeit die Tochter der Herodias vor dem argen Könige tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem tödten ließ. „Wenn du tanzen ſiehſt,“ fügt der Sänger hinzu, „ſo denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüſſel, und das hölliſche Gelüſte wird deiner Seele Nichts anhaben können!“ Wenn man über den Tanz in der Académie royale de musique etwas tiefer nachdenkt, ſo erſcheint er als ein Verſuch, dieſe erzheidniſche Kunſt gewiſſermaßen zu chriſtianiſieren, und das franzöſiſche Ballett riecht faſt nach gallikaniſcher Kirche, wo nicht gar nach Janſenismus, wie alle Kunſterſcheinungen des großen Zeitalters Ludwig's XIV. Das franzöſiſche Ballett iſt in dieſer Beziehung ein wahlverwandtes Seitenſtück zu der Racine'ſchen Tragödie und den Gärten von Le Nôtre. Es herrſcht darin derſelbe geregelte Zuſchnitt, daſſelbe Etikettenmaß, dieſelbe höfiſche Kühle, daſſelbe gezierte Sprödethun, dieſelbe Keuſchheit. In der That, die Form und das Weſen des franzöſiſchen Balletts iſt keuſch, aber die Augen der Tänzerinnen machen zu den ſittſamſten Pas einen ſehr laſterhaften Kommentar, und ihr liederliches Lächeln iſt in beſtändigem Widerſpruch mit ihren Füßen. Wir ſehen das Entgegengeſetzte bei den ſogenannten Nationaltänzen, die mir deſshalb tauſendmal lieber ſind, als die Ballette der großen Oper. Die Nationaltänze ſind oft allzu ſinnlich, faſt ſchlüpfrig in ihren Formen, z. B. die indiſchen, aber der heilige Ernſt auf den Geſichtern der Tanzenden moraliſiert dieſen Tanz und erhebt ihn ſogar zum Kultus. Der große Veſtris hat einſt ein Wort geſagt, worüber bereits viel gelacht worden. In ſeiner pathetiſchen Weiſe ſagte er nämlich zu einem ſeiner Jünger: „Ein großer Tänzer muſs tugendhaft ſein.“ Sonderbar! der große Veſtris liegt ſchon ſeit vierzig Jahren im Grab (er hat das Unglück des Hauſes Bourbon, womit die Familie Veſtris immer ſehr befreundet war, nicht überleben können), und erſt vorigen December, als ich der Eröffnungsſitzung der Kammern beiwohnte und träumeriſch mich meinen Gedanken überließ, kam mir der ſelige Veſtris in den Sinn, und wie durch Inſpiration begriff ich plötzlich die Bedeutung ſeines tiefſinnigen Wortes: „Ein großer Tänzer muſs tugendhaft ſein!“

Von den diesjährigen Geſellſchaftsbällen kann ich wenig berichten, da ich bis jetzt nur wenige Soiréen mit meiner Gegenwart beehrt habe. Dieſes ewige Einerlei fängt nachgerade an mich zu ennuyieren, und ich begreife nicht, wie ein Mann es auf die Länge aushalten kann. Von Frauen begreife ich es ſehr gut. Für Dieſe iſt der Putz, den ſie auskramen können, das Weſentlichſte. Die Vorbereitungen zum Ball, die Wahl der Robe, das Ankleiden, das Friſiertwerden, das Probelächeln vor dem Spiegel, kurz Flitterſtaat und Gefallſucht ſind ihnen die Hauptſache und gewähren ihnen die genuſsreichſte Unterhaltung. Aber für uns Männer, die wir nur demokratiſch ſchwarze Fräcke und Schuhe anziehen, (die entſetzlichen Schuhe!) — für uns iſt eine Soirée nur eine unerſchöpfliche Quelle der Langeweile, vermiſcht mit einigen Gläſern Mandelmilch und Himbeerſaft. Von der holden Muſik will ich gar nicht reden*). Was die Bälle der vornehmen Welt noch langweiliger macht, als ſie von Gott- und Rechtswegen ſein dürften, iſt die dort herrſchende Mode, daſs man nur zum Scheine tanzt, daſs man die vorgeſchriebenen Figuren nur gehend exekutiert, daſs man ganz gleichgültig, faſt verdrießlich die Füße bewegt. Keiner will mehr den Andern amüſieren, und dieſer Egoismus beurkundet ſich auch im Tanze der heutigen Geſellſchaft.

---

*) Statt dieſes Satzes, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die Muſik beſteht hier aus altabgeleierten Motiven von Roſſini und Meyerbeer, den beiden

Die untern Klaſſen, wie gerne ſie auch die vornehme Welt nachäffen, haben ſich dennoch nicht zu ſolchem ſelbſtſüchtigen Scheintanz verſtehen können: ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine ſehr bedauernswürdige. Ich weiß kaum, wie ich die eigenthümliche Betrübnis ausdrücken ſoll, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an öffentlichen Beluſtigungsorten, namentlich zur Karnevalszeit, das tanzende Volk betrachte. Eine kreiſchende, ſchrillende, übertriebene Muſik begleitet hier einen Tanz, der mehr oder weniger an den Kankan ſtreift. Hier höre ich die Frage: Was iſt der Kankan? Heiliger Himmel, ich ſoll für die „Allgemeine Zeitung“ eine Definition des Kankan geben! Wohlan, der Kankan

---

ſchweigenden Meiſtern, die in Paris dieſen Winter mehr als je beſprochen wurden, nicht im Intereſſe der Kunſt, ſondern der Herren Troupenas und Schleſinger.“

Der Herausgeber.

iſt ein Tanz, der nie in ordentlicher Geſellſchaft getanzt wird, ſondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo Derjenige, der ihn tanzt, oder Diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeiagenten ergriffen und zur Thüre hinausgeſchleppt wird. Ich weiß nicht, ob dieſe Definition hinlänglich belehrſam, aber es iſt auch gar nicht nöthig, daſs man in Deutſchland ganz genau erfahre, was der franzöſiſche Kankan iſt. Soviel wird ſchon aus jener Definition zu merken ſein, daſs die vom ſeligen Veſtris angeprieſene Tugend hier kein nothwendiges Requiſit iſt, und daſs das franzöſiſche Volk ſogar beim Tanzen von der Polizei inkommodiert wird. Ja, dieſes Letztere iſt ein ſehr ſonderbarer Übelſtand, und jeder denkende Fremde muſs ſich darüber wundern, daſs in den öffentlichen Tanzſälen bei jeder Quadrille mehre Polizeiagenten oder Kommunalgardiſten ſtehen, die mit finſter katoniſcher Miene die tanzende Moralität bewachen. Es iſt kaum begreiflich, wie das Volk unter ſolcher ſchmählichen Kontrolle ſeine lachende Heiterkeit und Tanzluſt behält. Dieſer galliſche Leichtſinn aber macht eben ſeine vergnügteſten Sprünge, wenn er in der Zwagsjacke ſteckt, und obgleich das ſtrenge Polizeiauge es verhütet, daſs der Kankan in ſeiner cyniſchen Beſtimmtheit getanzt wird, ſo wiſſen doch die Tänzer durch allerlei ironiſche Entrechats und übertreibende Anſtandsgeſten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verſchleierung erſcheint alsdann noch unzüchtiger, als die Nacktheit ſelbſt. Meiner Anſicht nach iſt es für die Sittlichkeit von keinem großen Nutzen, daſs die Regierung mit ſo vielem Waffengepränge bei dem Tanze des Volks interveniert; das Verbotene reizt eben am ſüßeſten, und die raffinierte, nicht ſelten geiſtreiche Umgehung der Cenſur wirkt hier noch verderblicher, als erlaubte Brutalität. Dieſe Bewachung der Volksluſt charakteriſiert übrigens den hieſigen Zuſtand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzoſen in der Freiheit gebracht haben.

Es ſind aber nicht bloß die geſchlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariſer Baſtringuen der Gegenſtand ruchloſer Tänze ſind. Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles Deſſen, was als das Edelſte und Heiligſte im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe ſo oft ausgebeutet und durch Einfaltspinſel ſo oft lächerlich gemacht worden, daſs das Volk nicht mehr, wie ſonſt, daran glauben kann. Ja, es verlor den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unſre politiſchen und literariſchen Tartüffe ſo Viel ſingen und ſagen; und gar die Großſprechereien der Ohnmacht verleideten ihm ſo ſehr alle idealen Dinge, daſs es nichts Anderes mehr darin ſieht, als die hohle Phraſe, als die ſogenannte Blague, und wie dieſe troſtloſe Anſchauungsweiſe durch Robert Macaire repräſentiert wird, ſo giebt ſie ſich doch auch kund in dem Tanz des Volks, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten iſt. Wer von Letzterm einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unausſprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Perſifflage, nicht bloß die geſchlechtlichen Beziehungen verſpotten, ſondern auch die bürgerlichen, ſondern auch Alles, was gut und ſchön iſt, ſondern auch jede Art von Begeiſterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unſäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volks an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris; und gar beſonders iſt Dies der Fall in den Karnevalstagen, wo der tolle Mummenſchanz die dämoniſche Luſt bis zum Ungeheuerlichen ſteigert. Faſt ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeſte beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden, und wo, nebenbei geſagt, weit prächtiger, als auf den Bällen der großen Oper, der taumelnde Spuk ſich gebärdet. Hier muſiciert

Beelzebub mit vollem Orcheſter, und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt Einem die Augen. Hier iſt das verlorne Thal, wovon die Amme erzählt: hier tanzen die Unholden wie bei uns in der Walpurgisnacht, und Manche iſt darunter, die ſehr hübſch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteufelten Franzöſinnen angeboren iſt, nicht ganz verleugnen kann. Wenn aber gar die Galopp-Ronde erſchmettert, dann erreicht der ſataniſche Spektakel ſeine unſinnigſte Höhe, und es iſt dann, als müſſe die Saaldecke platzen und die ganze Sippſchaft ſich plötzlich emporſchwingen auf Beſenſtielen, Ofengabeln, Kochlöffeln — „oben hinaus, nirgends an!“ — ein gefährlicher Moment für viele unſerer Landsleute, die leider keine Hexenmeiſter ſind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muſs, um nicht von dem wüthenden Heer fortgeriſſen zu werden.

Roſſini und Mendelsſohn.

Paris, Mitte April 1842.

Als ich vorigen Sommer an einem ſchönen Nachmittag in Cette anlangte, ſah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem ſich das mittelländiſche Meer ausbreitet, die Proceſſion vorüberzog, und ich werde nie dieſen Anblick vergeſſen. Voran ſchritten die Brüderſchaften in ihren rothen, weißen oder ſchwarzen Gewanden, die Büßer mit übers Haupt gezogenen Kapuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen geſpenſtiſch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verſchiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blaſſe gebrochene Geſtalten, die gläubig einherſchwankten, mit rührend kummervollem Singſang. Ich war Dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht leugnen, daſs jene Töne eine gewiſſe Wehmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie geſehen und was nachbarlich ſpaniſche Sitte zu ſein ſchien, war die Truppe von Kindern, welche die Paſſion darſtellten. Ein kleines Bübchen, koſtümiert wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, deſſen ſchönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Laſt eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen, und Wundenmale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz ſchwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als ſchmerzenreiche Mutter, mehre Schwerter mit vergoldeten Heften an der Bruſt trug und faſt in Thränen zerfloſs — ein Bild tiefſter Betrübnis. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, ſtellten die Apoſtel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein paar Bübchen waren auch als römiſche Lanzknechte behelmt und bewehrt und ſchwangen ihre Säbel. Mehre Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat; kleine Kapuziner, kleine Jeſuitchen, kleine Biſchöfe mit Inful und Krummſtab, allerliebſte Nönnchen, gewiſs keines über ſechs Jahr' alt. Und ſonderbar, es waren darunter auch einige Kinder als Amoretten gekleidet, mit ſeidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarſten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchſtens vierjährige Geſchöpfchen in altfränkiſcher Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäben, zum Küſſen niedlich, wie Marcipanpüppchen; ſie repräſentierten wahrſcheinlich die Hirten, die an der Krippe des Chriſtkindes geſtanden. Sollte man es aber glauben, dieſer Anblick erregte in der Seele des Zuſchauers die ernſtvoll andächtigſten Gefühle, und daſs es kleine unſchuldige Kinder waren, die das größte, koloſſalſte Martyrthum tragierten, wirkte um ſo rührender! Das war keine Nachäffung im hiſtoriſchen Großſtil, keine ſchiefmäulige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: — Das war der naivſte Ausdruck des tiefſinnigſten Gedankens, und die herablaſſend kindliche Form verhinderte eben, daſs der Inhalt vernichtend auf unſer Gemüth wirkte oder ſich ſelbſt vernichtete. Dieſer Inhalt iſt ja von ſo ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, daſs er die heroiſch grandioſeſte und pathetiſch ausgereckteſte Darſtellungsart überragt und ſprengt. Deſshalb haben die größten Kunſtler ſowohl in der Malerei als in der Muſik die überſchwänglichen Schreckniſſe der Paſſion mit ſo viel Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen

Ernſt durch ſpielende Zärtlichkeit gemildert — und ſo that auch Roſſini, als er ſein Stabat Mater komponierte.

Letzteres, das Stabat von Roſſini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingeſchiedenen Saiſon, die Beſprechung deſſelben iſt noch immer an der Tagesordnung, und eben die Rügen, die von norddeutſchem Standpunkt aus gegen den großen Meiſter laut werden, beurkunden recht ſchlagend die Urſprünglichkeit und Tiefe ſeines Genius. Die Behandlung ſei zu weltlich, zu ſinnlich, zu ſpielend für den geiſtlichen Stoff, ſie ſei zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — ſo ſtöhnen die Klagen einiger ſchweren, langweiligen Kritikaſter, die, wenn auch nicht abſichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Muſik ſehr beſchränkte, ſehr irrige Begriffe ſich angequält. Wie bei den Malern, ſo herrſcht auch bei den Muſikern eine ganz falſche Anſicht über die Behandlung chriſtlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Chriſtliche müſſe in ſubtilen magern Kontouren und ſo abgehärmt und farblos als möglich dargeſtellt werden; die Zeichnungen von Overbeck ſind in dieſer Beziehung ihr Ideal. Um dieſer Verblendung durch eine Thatſache zu widerſprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der ſpaniſchen Schule aufmerkſam; hier iſt das Volle der Kontouren und der Farbe vorherrſchend, und es wird doch Niemand leugnen, daſs dieſe ſpaniſchen Gemälde das ungeſchwächteſte Chriſtenthum athmen und ihre Schöpfer gewiſs nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meiſter, die in Rom zum Katholicismus übergegangen ſind, um mit unmittelbarer Inbrunſt malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Bläſſe iſt ein Kennzeichen des wahrhaft Chriſtlichen in der Kunſt, ſondern eine gewiſſe innere Überſchwänglichkeit, die weder angetauft noch einſtudiert werden kann in der Muſik wie in der Malerei, und ſo finde ich auch das Stabat von Roſſini wahrhaft chriſtlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, das von den Gegnern Roſſini's als ein Muſter der Chriſtenthümlichkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen ſo verdienſtvollen Meiſter, wie der Verfaſſer des Paulus, hierdurch einen Tadel ausſprechen zu wollen, und am allerwenigſten wird es dem Schreiber dieſer Blätter in den Sinn kommen, an der Chriſtlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelsſohn-Bartholdy von Geburt ein Jude iſt. Aber ich kann doch nicht unterlaſſen, darauf hinzudeuten, daſs in dem Alter, wo Herr Mendelsſohn in Berlin das Chriſtenthum anfing (er wurde nämlich erſt in ſeinem dreizehnten Jahr getauft), Roſſini es bereits verlaſſen und ſich ganz in die Weltlichkeit der Opernmuſik geſtürzt hatte. Jetzt, wo er dieſe wieder verließ und ſich zurückträumte in ſeine katholiſchen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Peſaro als Chorſchüler mitſang, oder als Akoluth bei der Meſſe fungierte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in ſeinem Gedächtnis aufrauſchten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu ſchreiben, da brauchte er wahrlich den Geiſt des Chriſtenthums nicht erſt wiſſenſchaftlich zu konſtruieren, noch viel weniger Händel oder Sebaſtian Bach ſklaviſch zu kopieren; er brauchte nur die früheſten Kindheitsklänge wieder aus ſeinem Gemüth hervorzurufen, und, wunderbar! ſo ernſthaft, ſo ſchmerzentief auch dieſe Klänge ertönen, ſo gewaltig ſie auch das Gewaltigſte ausſeufzen und ausbluten, ſo behielten ſie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darſtellung der Paſſion durch Kinder, die ich in Cette geſehen. Ja, an dieſe kleine fromme Mummerei mußte ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Roſſini zum erſtenmal beiwohnte: das ungeheure erhabene Martyrium ward hier dargeſtellt, aber in den naivſten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen der Mater Doloroſa ertönten, aber wie aus unſchuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der ſchwärzeſten Trauer rauſchten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schreckniſſe des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferſpiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umſchloſs das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Proceſſion von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an deſſen Ufer ſie ſingend und klingend dahinzog! Das iſt die ewige Holdſeligkeit des Roſſini, ſeine unverwüſtliche Milde, die kein Impreſario und kein Marchand-de-Muſique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie ſchnöde, wie abgefeimt tückiſch ihm auch oftmals mitgeſpielt wurde im Leben, ſo finden wir doch in ſeinen muſikaliſchen Produkten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethuſa, die ihre urſprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich ſie die bittern Gewäſſer des Meeres durchzogen, ſo behielt auch das Herz Roſſini's ſeine melodiſche Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieſer Welt hinlänglich gekoſtet.

Wie geſagt, das Stabat des großen Maeſtro war dieſes Jahr die vorherrſchende muſikaliſche Begebenheit. Über die erſte tonangebende Exekution brauche ich Nichts zu melden; genug, die Italiäner ſangen. Der Saal der italiäniſchen Oper ſchien der Vorhof des Himmels; dort ſchluchzten heilige Nachtigallen und floſſen die faſhionabelſten Thränen. Auch die „France muſicale“ gab in ihren Koncerten den größten Theil des Stabat, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit ungeheurem Beifall. In dieſen Koncerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der durch dieſe Nachbarſchaft eben unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und die Vergleichung mit Roſſini von ſelber hervorrief. Bei dem großen Publikum gereichte dieſe Vergleichung keineswegs zum Vortheil unſeres jungen Landsmannes; es iſt auch, als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin. Aber der Templower Berg hat darum nicht weniger Verdienſte, und den Reſpekt der großen Menge erwirbt er ſich ſchon dadurch, daſs er ein Kreuz auf ſeinem Gipfel trägt. „Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelsſohn immer Fiasko gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saiſon, während Roſſini der muſikaliſche Löwe war, deſſen ſüßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelsſohn werde dieſer Tage perſönlich nach Paris kommen. So Viel iſt gewiſs, durch hohe Verwendung und diplomatiſche Bemühungen iſt Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Herrn Scribe anfertigen zu laſſen, das Herr Mendelsſohn für die große Oper komponieren ſoll. Wird unſer junger Landsmann ſich dieſem Geſchäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künſtleriſche Begabnis iſt groſs; doch hat ſie ſehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Ähnlichkeit zwiſchen Herrn Felix Mendelsſohn und der Mademoiſelle Rachel Felix, der tragiſchen Künſtlerin. Eigenthümlich iſt Beiden ein großer, ſtrenger, ſehr ernſthafter Ernſt, ein entſchiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an klaſſiſche Muſter, die feinſte, geiſtreichſte Berechnung, Verſtandesſchärfe, und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Giebt es aber in der Kunſt eine geniale Urſprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt iſt dieſer Fall noch nicht vorgekommen.

Muſikaliſche Saiſon von 1843.

Erſter Bericht.

Paris, den 20. März 1843.

Die Langeweile, welche die klaſſiſche Tragödie der Franzoſen ausdünſtet, hat Niemand beſſer begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern ſagte: „Beneidet nicht den Adel und verzeiht ihm ſeinen Hochmuth, er muſs ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Théâtre français ſich zu Tode langweilen.“ Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter iſt in die Hände der Bourgeoiſie gerathen; aber dieſe neuen Herrſcher müſſen ebenfalls ſehr viele Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft ſie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche; denn nicht bloß, daſs ihnen Mademoiſelle Rachel die moderige Hefe des antiken Schlaftrunks jeden

Abend kredenzt, müſſen ſie jetzt ſogar den Abhub unſrer romantiſchen Küche, verſificiertes Sauerkraut, die „Burggrafen“ von Victor Hugo, verſchlucken! Ich will kein Wort verlieren über den Werth dieſes unverdaulichen Machwerks, das mit allen möglichen Prätenſionen auftritt, namentlich mit hiſtoriſchen, obgleich alles Wiſſen Victor Hugo's über Zeit und Ort, wo ſein Stück ſpielt, lediglich aus der franzöſiſchen Überſetzung von Schreiber's „Handbuch für Rheinreiſende“ geſchöpft iſt. Hat der Mann, der vor einem Jahre in öffentlicher Akademie zu ſagen wagte, daß es mit dem deutſchen Genius ein Ende habe (la pensée allemande est rentrée dans l'ombre), hat dieſer größte Adler der Dichtkunſt diesmal wirklich die Zeitgenoſſenſchaft ſo allmächtig überflügelt? Wahrlich keineswegs. Sein Werk zeugt weder von poetiſcher Fülle noch Harmonie, weder von Begeiſterung noch Geiſtesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, ſondern Nichts als geſpreizte Unnatur und bunte Deklamation. Eckige Holzfiguren, überladen mit geſchmackloſem Flitterſtaat, bewegt durch ſichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenſpiel, eine graſſe, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenſchaft. Nichts iſt mir fataler als dieſe Hugo'ſche Leidenſchaft, die ſich ſo glühend gebärdet, äußerlich ſo prächtig auflodert, und doch inwendig ſo armſelig nüchtern und froſtig iſt. Dieſe kalte Paſſion, die uns in ſo flammenden Redensarten aufgetiſcht wird, erinnert mich immer an das gebratene Eis, das die Chineſen ſo künſtlich zu bereiten wiſſen, indem ſie kleine Stückchen Gefrorenes, eingewickelt in einen dünnen Teig, einige Minuten übers Feuer halten; ein antithetiſcher Leckerbiſſen, den man ſchnell verſchlucken muſs, und wobei man Lippe und Zunge [an der heißen Rinde] verbrennt, den Magen aber erkältet.

Aber die herrſchende Bourgeoiſie muſs ihrer Sünden wegen nicht bloß alte klaſſiſche Tragödien und Trilogien, die nicht klaſſiſch ſind, ausſtehen, ſondern die himmliſchen Mächte haben ihr einen noch ſchauderhaftern Kunſtgenuſs beſchert, nämlich jenes Pianoforte, dem man jetzt nirgends mehr ausweichen kann, das man in allen Häuſern erklingen hört, in jeder Geſellſchaft, Tag und Nacht. Ja, Pianoforte heißt das Marterinſtrument, womit die jetzige vornehme Geſellſchaft noch ganz beſonders torquiert und gezüchtigt wird für alle ihre Uſurpationen. Wenn nur nicht der Unſchuldige mit leiden müſſte! Dieſe ewige Klavierſpielerei iſt nicht mehr zu ertragen! (Ach! meine Wandnachbarinnen, junge Töchter Albion's, ſpielen in dieſem Augenblick ein brillantes Morceau für zwei linke Hände.) Dieſe grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhallen, dieſe herzloſen Schwirrklänge, dieſes erzproſaiſche Schollern und Pickern, dieſes Fortepiano tödtet all unſer Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgeſtumpft, blödſinnig. Dieſes Überhandnehmen des Klavierſpielens und gar die Triumphzüge der Klaviervirtuoſen ſind charakteriſtiſch für unſere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maſchinenweſens über den Geiſt. Die techniſche Fertigkeit, die Präciſion eines Automaten, das Identificieren mit dem beſaiteten Holze, die tönende Inſtrumentwerdung des Menſchen, wird jetzt als das Höchſte geprieſen und gefeiert. Wie Heuſchreckenſcharen kommen die Klaviervirtuoſen jeden Winter nach Paris, weniger um Geld zu erwerben, als vielmehr um ſich hier einen Namen zu machen, der ihnen in andern Ländern deſto reichlicher eine pekuniäre Ernte verſchafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in koloſſalen Lettern zu leſen. Ich ſage, ihr Ruhm iſt hier zu leſen, denn es iſt die Pariſer Preſſe, welche ihn der gläubigen Welt verkündet, und jene Virtuoſen verſtehen ſich mit der größten Virtuoſität auf die Ausbeutung der Journale und der Journaliſten. Sie wiſſen auch dem Harthörigſten ſchon beizukommen, denn Menſchen ſind immer Menſchen, ſind empfänglich für Schmeichelei, ſpielen auch gern eine Protektorrolle, und eine Hand wäſcht die andere; die unreinere iſt aber ſelten die des Journaliſten, und ſelbſt der feile Lobhudler iſt zugleich ein betrogener Tropf, den man zur Hälfte mit Liebkoſungen bezahlt. Man ſpricht von der Käuflichkeit der Preſſe; man irrt ſich ſehr. Im Gegentheil, die Preſſe iſt gewöhnlich düpiert, und Dies gilt ganz beſonders in Beziehung auf die berühmten Virtuoſen. Berühmt ſind ſie eigentlich alle, nämlich in den Reklamen, die ſie höchſtſelbſt oder durch einen Bruder oder durch ihre Frau Mutter zum Druck befördern. Es iſt kaum glaublich, wie demüthig ſie in den Zeitungsbüreaux um die geringſte Lobſpende betteln, wie ſie ſich krümmen und winden. Als ich noch bei dem Direktor der „Gazette musicale“ in großer Gunſt ſtand — (ach! ich habe ſie durch jugendlichen Leichtſinn verſcherzt) — konnte ich ſo recht mit eignen Augen anſehen, wie ihm jene Berühmten unterthänig zu Füßen lagen und vor ihm krochen und wedelten, um in ſeinem Journale ein biſschen gelobt zu werden; und von unſern hochgefeierten Virtuoſen, die wie ſiegreiche Fürſten in allen Hauptſtädten Europa's ſich huldigen laſſen, könnte man wohl in Beranger's Weiſe ſagen, daſs auf ihren

Lorberkronen noch der Staub von Moritz Schleſinger's Stiefeln ſichtbar iſt. Wie dieſe Leute auf unſre Leichtgläubigkeit ſpekulieren, davon hat man keinen Begriff, wenn man nicht hier an Ort und Stelle die Betriebſamkeit anſieht. In dem Büreau der erwähnten muſikaliſchen Zeitung begegnete ich einmal einem zerlumpten alten Mann, der ſich als den Vater eines berühmten Virtuoſen ankündigte und die Redaktoren des Journals bat, eine Reklame abzudrucken, worin einige edle Züge aus dem Kunſtleben ſeines Sohnes zur Kenntnis des Publikums gebracht wurden. Der Berühmte hat nämlich irgendwo in Südfrankreich mit koloſſalem Beifall ein Koncert gegeben und mit dem Ertrag eine den Einſturz drohende altgothiſche Kirche unterſtützt; ein andermal hatte er für eine überſchwemmte Wittwe geſpielt, oder auch für einen ſiebzigjährigen Schulmeiſter, der ſeine einzige Kuh verloren, u. ſ. w. Im längern Geſpräche mit dem Vater jenes Wohlthäters der Menſchheit geſtand der Alte ganz naiv, daſs ſein Herr Sohn freilich nicht ſo Viel für ihn thue, wie er wohl vermöchte, und daſs er ihn manchmal ſogar ein klein biſschen darben laſſe. Ich möchte dem Berühmten anrathen, auch einmal für die baufälligen Hoſen ſeines alten Vaters ein Koncert zu geben.

Wenn man dieſe Miſère angeſehen, kann man wahrlich den ſchwediſchen Studenten nicht mehr grollen, die ſich etwas allzu ſtark gegen den Unfug der Virtuoſenvergötterung ausgeſprochen und dem berühmten Ole Bull bei ſeiner Ankunft in Upſala die bekannte Ovation bereiteten. Der Gefeierte glaubte ſchon, man würde ihm die Pferde ausſpannen, machte ſich ſchon gefaſſt auf Fackelzug und Blumenkränze, als er eine ganz unerwartete Tracht Ehrenprügel bekam, eine wahrhaft nordiſche Sürpriſe.

Die Matadoren der diesjährigen Saiſon waren die Herren Sivori und Dreyſchock. Erſterer iſt ein Geiger, und ſchon als Solchen ſtelle ich ihn über Letztern, den furchtbaren Klavierſchläger. Bei den Violiniſten iſt überhaupt die Virtuoſität nicht ganz und gar Reſultat mechaniſcher Fingerfertigkeit und bloßer Technik, wie bei den Pianiſten. Die Violine iſt ein Inſtrument, welches faſt menſchliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers, ſo zu ſagen, in einem ſympathetiſchen Rapport ſteht; das geringſte Miſsbehagen, die leiſeſte Gemüthserſchütterung, ein Gefühlshauch, findet hier einen unmittelbaren Wiederhall, und Das kommt wohl daher, weil die Violine, ſo ganz nahe an unſre Bruſt gedrückt, auch unſer Herzklopfen vernimmt. Dies iſt jedoch nur bei Künſtlern der Fall, die wirklich ein Herz in der Bruſt tragen, welches klopft, die überhaupt eine Seele haben. Je nüchterner und herzloſer der Violinſpieler, deſto gleichförmiger wird immer ſeine Exekution ſein, und er kann auf den Gehorſam ſeiner Fiedel rechnen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Aber dieſe geprieſene Sicherheit iſt doch nur das Ergebnis einer geiſtigen Beſchränktheit, und eben die größten Meiſter waren es, deren Spiel nicht ſelten abhängig geweſen von äußern und innern Einflüſſen. Ich habe Niemand beſſer, aber auch zu Zeiten Niemand schlechter ſpielen gehört als Paganini, und Daſſelbe kann ich von Ernſt rühmen. Dieſer Letztere, Ernſt, vielleicht der größte Violinſpieler unſrer Tage, gleicht dem Paganini auch in ſeinen Gebrechen, wie in ſeiner Genialität. Ernſt's Abweſenheit ward hier dieſen Winter ſehr bedauert [von allen Muſikfreunden, welche die Höhen der Kunſt zu ſchätzen wiſſen]. Signor Sivori war ein ſehr matter Erſatz, doch wir haben ihn mit großem Vergnügen gehört. Da er in Genua geboren iſt und vielleicht als Kind in den engen Straßen ſeiner Vaterſtadt, wo man ſich nicht ausweichen kann, dem Paganini zuweilen begegnete, hat man ihn hier für einen Schüler Deſſelben proklamiert. Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das Beſte, was er wuſſte, Das, was das Höchſte in der Kunſt iſt, Das läſſt ſich weder lehren noch lernen.

Was iſt in der Kunſt das Höchſte? Das, was auch in allen andern Manifeſtationen des Lebens das Höchſte iſt: die ſelbſtbewuſſte Freiheit des Geiſtes. Nicht bloß ein Muſikſtück, das in der Fülle jenes Selbſtbewuſſtſeins komponiert worden, ſondern auch der bloße Vortrag deſſelben kann als das künſtleriſch Höchſte betrachtet werden, wenn uns daraus jener wunderſame Unendlichkeitshauch anweht, der unmittelbar bekundet, daſs der Exekutant mit dem Komponiſten auf derſelben freien Geisteshöhe ſteht, daſs er ebenfalls ein Freier iſt. Ja, dieſes Selbſtbewuſſtſein der Freiheit in der Kunſt offenbart ſich ganz beſonders durch die Behandlung, durch die Form, in keinem Falle durch den Stoff, und wir können im Gegentheil behaupten, daſs die Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, gewöhnlich von beſchränktem, gefeſſeltem Geiſte, wirklich Unfreie ſind. Dieſe Bemerkung bewährt ſich heutigen Tages ganz beſonders in der deutſchen Dichtkunſt, wo wir mit Schrecken ſehen, daſs die zügellos trotzigſten Freiheitſänger, beim Licht betrachtet, meiſt nur bornierte Naturen ſind, Philiſter, deren Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſcht, Eintagsfliegen, von denen Goethe ſagen würde:

Matte Fliegen! Wie ſie raſen!
Wie ſie, ſumſend überkeck,
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennaſen!

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders aufgefaſſt als in gereimten Zeitungsartikeln, und ſie haben ſich wenig darum bekümmert, wenn die knechtiſche Menge, deren Roheit ſie anwidert, ihnen den Vorwurf des Ariſtokratismus machte.

Zweiter Bericht.

Paris, den 26. März 1843.

Als die merkwürdigſten Erſcheinungen der heurigen Saiſon habe ich die Herren Sivori und Dreyſchock genannt. Letzterer hat den größten Beifall geerntet, und ich referiere getreulich, daſs ihn die öffentliche Meinung für einen der größten Klaviervirtuoſen proklamiert und den gefeiertſten derſelben gleichgeſtellt hat. Er macht einen hölliſchen Spektakel. Man glaubt nicht einen Pianiſten Dreyſchock, ſondern drei Schock Pianiſten zu hören*). Da an dem Abend ſeines Koncertes der Wind ſüdweſtlich war, ſo konnten Sie vielleicht in Augsburg die gewaltigen Klänge vernehmen; in ſolcher Entfernung iſt ihre Wirkung gewiſs eine angenehme. Hier jedoch, im Departement de la Seine, berſtet uns

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

leicht das Trommelfell, wenn dieſer Klavierſchläger loswettert. Häng dich, Franz Lißt! du biſt ein gewöhnlicher Windgötze in Vergleichung mit dieſem Donnergott, der wie Birkenreiſer die Stürme zuſammenbindet und damit das Meer ſtäupt. [Auch ein Däne, Namens Villmers, hat ſich hier dieſen Winter erfolgreich hören laſſen und wird gewiſs mit der Zeit ebenfalls die höchſte Stufe ſeiner Kunſt erklimpern.] Die ältern Pianiſten treten immer mehr in den Schatten, und dieſe armen, abgelebten Invaliden des Ruhmes müſſen jetzt hart dafür leiden, daſs ſie in ihrer Jugend überſchätzt worden. Nur Kalkbrenner hält ſich noch ein biſschen. Er iſt dieſen Winter wieder öffentlich aufgetreten, in dem Koncerte einer Schülerin; auf ſeinen Lippen glänzt noch immer jenes einbalſamierte Lächeln, welches wir jüngſt auch bei einem ägyptiſchen Pharaonen bemerkt haben, als deſſen Mumie in dem hieſigen Muſeum abgewickelt wurde. Nach einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Abweſenheit hat Herr Kalkbrenner auch jüngſt den Schauplatz ſeiner früheſten Erfolge, nämlich London, wieder beſucht und dort den größten Beifall eingeerntet. Das Beſte iſt, daſs er mit heilem Halſe hierher zurückgekehrt*) und wir jetzt wohl nicht mehr an die geheime Sage glauben dürfen, als habe Herr Kalkbrenner England ſo lange

---

*) Die nachfolgende Stelle lautet in der franzöſiſchen Ausgabe: „und daſs ſeine Anweſenheit in Paris allen Kun-

---

ſtern und verleumderiſchen Gerüchten, die über ihn in Umlauf waren, ein Dementi ertheilt. Er iſt mit heilem Halſe zurückgekehrt, die Taſchen voll Guineen und den Kopf leerer als je. Triumphierend kehrt er zurück, und er erzählt uns, wie Ihre Majeſtät die Königin von England entzückt war, ihn ſo wohl zu ſehen, und wie ſie ſich geſchmeichelt fühlte durch ſeinen Beſuch zu Windſor oder in einem anderen Schloſſe, deſſen Name mir entfallen. Ja, der große Kalkbrenner iſt mit heilem Halſe nach ſeiner Pariſer Reſidenz zurückgekehrt, zu ſeinen Verehrern, ſeinen ſchönen Pianofortes, die er in Kompagnie mit Herrn Pleyel fabriciert, zu ſeinen zahlreichen Schülern, die aus allen Künſtlern beſtehen, mit denen er nur ein einzig Mal in ſeinem Leben geſprochen, und zu ſeiner Gemäldeſammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürſt bezahlen könne. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs er hier auch den kleinen achtjährigen Jungen wiedergefunden, den er ſeinen Herrn Sohn benamſt, und dem er noch mehr muſikaliſches Talent als ſich ſelber zuerkennt, indem er ihn über Mozart ſtellt. Dies lymphatiſche, kränklich aufgeblaſene Männlein, das auf jeden Fall in der Beſcheidenheit bereits ſeinen Vater übertrifft, hört ſein eigenes Lob mit der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit an; und mit dem Air eines gelangweilten, der Ehrenbezeugungen der Welt überdrüſſigen Greiſes erzählt er ſelbſt von ſeinen Erfolgen bei Hofe, wo die ſchönen Prinzeſſinnen ihm das weiße Händchen geküſſt. Die Arroganz dieſes Kleinen, dieſes blaſierten Fötus, iſt eben ſo widerwärtig als komiſch. Ich weiß nicht, ob Herr Kalkbrenner in Paris gleichfalls die brave Fiſchhändlerin gemieden wegen der dortigen ungeſunden Geſetzgebung, die das galante Vergehen der Bigamie mit dem Strange beſtrafe. Wir können daher annehmen, daſs jene Sage ein Märchen war, denn es iſt eine Thatſache, daſs Herr Kalkbrenner zurückgekehrt iſt zu ſeinen hieſigen Verehrern, zu den ſchönen Fortepianos, die er in Kompagnie mit Herrn Pleyel fabriciert, zu ſeinen Schülerinnen, die ſich alle zu ſeinen Meiſterinnen im franzöſiſchen Sinne des Wortes ausbilden, zu ſeiner Gemäldeſammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürſt bezahlen könne, zu ſeinem hoffnungsvollen Sohne, welcher in der Beſcheidenheit bereits ſeinen Vater übertrifft, und zu der braven Fiſchhändlerin, die ihm den famoſen Türbot überließ, den der Oberkoch des Fürſten von Benevent, Talleyrand Perigord, ehemaligen Biſchofs von Autun, für ſeinen Herrn bereits beſtellt hatte — Die Poiſſarde ſträubte ſich lange, dem berühmten Pianiſten, der inkognito auf den Fiſchmarkt gegangen war, den beſagten Türbot zu überlaſſen, doch als Erſterer ſeine Karte hervorzog, ſie auf den letztern niederlegte und die arme Frau den Namen Kalkbrenner las, befahl ſie auf der Stelle,

---

wiedergefunden, die ihm einſt den famoſen Türbot überließ ꝛc.“

Der Herausgeber.

den Fiſch nach ſeiner Wohnung zu bringen, und ſie war lange nicht zu bewegen, irgend eine Zahlung anzunehmen, hinlänglich bezahlt, wie ſie ſei, durch die große Ehre. Deutſche Stockfiſche ärgern ſich über eine ſolche Fiſchgeſchichte, weil ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, ihr Selbſtbewuſſtſein in ſolcher brillanten Weiſe geltend zu machen, und weil ſie Herrn Kalkbrenner überdies beneiden ob ſeinem eleganten äußern Auftreten, ob ſeinem feinen geſchniegelten Weſen, ob ſeiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marcipanenen Erſcheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berlinismen der niedrigſten Klaſſe einen etwas ſchäbigen Beiſatz hat, ſo daſs Koreff eben ſo witzig als richtig von dem Manne ſagen konnte: „Er ſieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.“

Ein Zeitgenoſſe des Herrn Kalkbrenner iſt Herr Pixis, und obgleich er von untergeordneterm Range, wollen wir doch hier als Kurioſität ſeiner erwähnen. Aber iſt Herr Pixis wirklich noch am Leben? Er ſelber behauptet es und beruft ſich dabei auf das Zeugnis des Herrn Sina, des berühmten Badegaſtes von Boulogne, den man nicht mit dem Berg Sinai verwechſeln darf. Wir wollen dieſem braven Wellenbändiger Glauben ſchenken, obgleich manche böſe Zungen ſogar verſichern, Herr Pixis habe nie exiſtiert. Nein, Letzterer iſt ein Menſch, der wirklich lebt; ich ſage Menſch, obgleich ein Zoologe ihm einen geſchwänzteren Namen ertheilen würde. Herr Pixis kam nach Paris ſchon zur Zeit der Invaſion, in dem Augenblick, wo der belvederiſche Apoll den Römern wieder ausgeliefert wurde und Paris verlaſſen muſſte. Die Acquiſition des Herrn Pixis ſollte den Franzoſen einigen Erſatz bieten. Er ſpielte Klavier, komponierte auch ſehr niedlich, und ſeine muſikaliſchen Stückchen wurden ganz beſonders geſchätzt von den Vogelhändlern, welche Kanarienvögel auf Drehorgeln zum Geſange abrichten. Dieſen gelben Dingern brauchte man eine Kompoſition des Herrn Pixis nur einmal vorzuleiern, und ſie begriffen ſie auf der Stelle und zwitſcherten ſie nach, daſs es eine Freude war und Jedermann applaudierte: „Pixiſſime!“ Seitdem die ältern Bourbonen vom Schauplatz abgetreten, wird nicht mehr „Pixiſſime“ gerufen; die neuen Sangvögel verlangen neue Melodien *). Durch ſeine äußere Erſcheinung, die

---

*) Der ſpäter von Heine geänderte Schluſs dieſes Abſatzes lautete in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript urſprünglich, wie folgt: „und wie Kalkbrenner iſt auch Herr Pixis eine arme Mumie, und zwar die Mumie eines Ibis. Der lange Schnabel des Ibis bietet in der That die größte

phyſiſche, macht ſich Herr Pixis noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Naſe in der muſikaliſchen Welt, und um dieſe Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er ſich oft in Geſellſchaft eines Romanzenkomponiſten, der gar keine Naſe hat und deſswegen jüngſt den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, denn gewiſs nicht ſeiner Muſik wegen iſt Herr Panſeron ſolchermaßen dekoriert worden. Man ſagt, daſs Derſelbe auch zum Direktor der großen Oper ernannt werden ſolle, weil er nämlich der einzige Menſch ſei, von dem nicht zu befürchten ſtehe, daſs ihn der Maeſtro Giacomo Meyerbeer an der Naſe herumziehen werde.

Herr Herz gehört, wie Kalkbrenner und Pixis, zu den Mumien; er glänzt nur noch durch ſeinen ſchönen Koncertſaal, er iſt längſt todt und hat kürzlich auch geheirathet*). Zu den hier anſäſſigen Klavierſpielern, die jetzt am meiſten Glück machen, gehören Halle und Eduard Wolf; doch nur von

---

Ähnlichkeit mit jener fabelhaft langen Pixisnaſe, welche zu den Merkwürdigkeiten der muſikaliſchen Welt gehört und die Zielſcheibe ſo vieler ſchlechten Späße geworden; in dieſer Beziehung muſste ich ihrer einmal erwähnen.“

Der Herausgeber.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Letzterm wollen wir beſonders Notiz nehmen, da er ſich zugleich als Komponiſt auszeichnet. Eduard Wolf iſt fruchtbar und voller Verve [und Originalität. Seine Studien für das Pianoforte werden am meiſten gerühmt, und er befindet ſich jetzt ſo recht in der Vogue.] Stephan Heller iſt mehr Komponiſt als Virtuoſe, obgleich er auch wegen ſeines Klavierſpiels ſehr geehrt wird. Seine muſikaliſchen Erzeugniſſe tragen alle den Stempel eines ausgezeichneten Talentes, und er gehört ſchon jetzt zu den großen Meiſtern. Er iſt ein wahrer Künſtler, ohne Affektation, ohne Übertreibung; romantiſcher Sinn in klaſſiſcher Form. Thalberg iſt ſchon ſeit zwei Monaten in Paris, will aber ſelbſt kein Koncert geben; nur im Koncerte eines ſeiner Freunde wird er dieſe Woche öffentlich ſpielen. Dieſer Künſtler unterſcheidet ſich vortheilhaft von ſeinen Klavierkollegen, ich möchte faſt ſagen: durch ſein muſikaliſches Betragen*). Wie im Leben, ſo auch in ſeiner

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung heißt es, ſtatt des obigen Satzes: „Trotz meiner Abneigung gegen das Klavier werde ich ihn dennoch zu hören ſuchen. Es hat aber ſeine eigne Bewandtnis mit der Toleranz, die ich dem Thalberg angedeihen laſſe. Dieſer bezaubert mich, ich möchte faſt ſagen: durch ſein muſikaliſches Betragen — ſein Spiel iſt ganz getaucht in Harmonie.“

Der Herausgeber.

Kunſt bekundet Thalberg den angebornen Takt, ſein Vortrag iſt ſo gentlemanlike, ſo wohlhabend, ſo anſtändig, ſo ganz ohne Grimaſſe, ſo ganz ohne forciertes Genialthun, ſo ganz ohne jene renommierende Bengelei, welche die innere Verzagnis ſchlecht verhehlt, [wie wir Dergleichen bei unſern muſikaliſchen Glückspilzen ſo oft bemerkten.] Die geſunden Weiber lieben ihn. Die kränklichen Frauen ſind ihm nicht minder hold, obgleich er nicht durch epileptiſche Anfälle auf dem Klavier ihr Mitleid in Anſpruch nimmt, obgleich er nicht auf ihre überreizt zarten Nerven ſpekuliert, obgleich er ſie weder elektriſiert noch galvaniſiert; negative, aber ſchöne Eigenſchaften*). Es giebt nur Einen, den ich ihm vorzöge, Das iſt Chopin, der aber viel mehr Komponiſt als Virtuoſe iſt. Bei Chopin vergeſſe ich ganz die Meiſterſchaft des Klavierſpiels, und verſinke in die ſüßen Abgründe ſeiner Muſik, in die ſchmerzliche Lieblichkeit ſeiner eben ſo tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin iſt der große geniale Tondichter, den man eigentlich nur in Geſellſchaft von Mozart oder Beethoven oder Roſſini nennen ſollte.

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung heißt es ſtatt der letzten vier Worte: „er entzückt nur durch balſamiſchen Wohllaut, durch Maß und Milde.“

Der Herausgeber.

In den ſogenannten lyriſchen Theatern hat es dieſen Winter nicht an Novitäten gefehlt. Die Bouffes gaben uns „Don Pasquale,“ ein neues Opus von Signor Donizetti, [dem muſikaliſchen Raupach.] Auch dieſem Italiäner fehlt es nicht an Erfolg, ſein Talent iſt groß, aber noch größer iſt ſeine Fruchtbarkeit, worin er nur den Kaninchen nachſteht. In der Opéra-comique ſahen wir „La part du diable,“ Text von Scribe, Muſik von Auber; Dichter und Komponiſt paſſen hier gut zuſammen, ſie ſind ſich auffallend ähnlich in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Beide haben viel Eſprit, viel Grazie, viel Erfindung, ſogar Leidenſchaft; dem Einen fehlt nur die Poeſie, während dem Andern nur die Muſik fehlt. Das Werk findet ſein Publikum und macht immer ein volles Haus.

In der Académie royale de musique, der großen Oper, gab man dieſer Tage „Karl VI.,“ Text von Caſimir Delavigne, Muſik von Halevy. Auch hier bemerken wir zwiſchen dem Dichter und Komponiſten eine wahlverwandte Ähnlichkeit. Sie haben Beide durch gewiſſenhaftes edles Streben ihre natürliche Begabnis zu ſteigern gewuſſt und mehr durch die äußere Zucht der Schule als durch innere Urſprünglichkeit ſich herangebildet. Deſshalb ſind ſie auch Beide nie ganz dem Schlechten verfallen, wie es dem Originalgenie zuweilen begegnet: ſie leiſteten immer etwas Erquickliches, etwas Schönes, etwas Reſpektables, Akademiſches, Klaſſiſches. Beide ſind dabei gleich edle Naturen, würdige Geſtalten, und in einer Zeit, wo das Gold ſich geizig verſteckt, wollen wir an dem kurſierenden Silber nicht geringſchätzig mäkeln. „Der fliegende Holländer“ von Dietz iſt ſeitdem traurig geſcheitert; ich habe dieſe Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Geſicht, und mit Widerwillen ſah ich, wie die ſchöne Fabel, die ein bekannter deutſcher Schriftſteller (H. Heine) faſt ganz mundgerecht für die Bühne erſonnen, in dem franzöſiſchen Texte verhunzt worden.

[Der „Prophet“ von Meyerbeer wird noch immer erwartet, und zwar mit einer Ungeduld, die, aufs unleidlichſte geſteigert, am Ende in einen fatalen Unmuth überſchlagen dürfte. Es bildet ſich hier ſchon ohnehin eine ſonderbare Reaktion gegen Meyerbeer, dem man in Paris die Huld nicht verzeiht, die ihm in Berlin gnädigſt zu Theil wird. Man iſt ungerecht genug, ihm manche politiſche Grämlichkeiten entgelten zu laſſen. Bedürftigen Talenten, die zu ihrem Lebensunterhalt auf die allerhöchſte Gunſt angewieſen, verzeiht man weit eher ihre Dienſtbarkeit, als dem großen Maeſtro, der unabhängig mit einem grandioſen, faſt genialen Vermögen zur Welt gekommen. In der That hat er ſich ſehr bedenklichen Miſsverſtändniſſen bloßgeſtellt; wir werden vielleicht nächſtens darauf zurückkommen. — Die Abweſenheit von Berlioz iſt fühlbar. Er wird uns hoffentlich bei ſeiner Rückkehr viel Schönes mitbringen; Deutſchland wird ihn gewiſs inſpirieren, wie er auch jenſeits des Rheins die Gemüther begeiſtert haben muſs. Er iſt unſtreitig der größte und originellſte Muſiker, den Frankreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat; er überragt alle ſeine Kollegen franzöſiſcher Zunge.]

Als gewiſſenhafter Berichterſtatter muſs ich erwähnen, daſs unter den deutſchen Landsleuten, die hier anweſend, ſich auch der vortreffliche Meiſter Konradin Kreutzer befindet. Konradin Kreutzer iſt hier zu bedeutendem Anſehn gelangt durch das Nachtlager von Granada, das die deutſche Truppe, verhungerten Andenkens, gegeben hat. Mir iſt der verehrte Meiſter ſchon ſeit meinen früheſten Jugendtagen bekannt, wo mich ſeine Liederkompoſitionen entzückten; noch heute tönen ſie mir im Gemüthe, wie ſingende Wälder mit ſchluchzenden Nachtigallen und blühender Frühlingsluſt. Herr Kreutzer ſagt mir, daſs er für die Opéra-comique ein Libretto in Muſik ſetzen wird. Möge es ihm gelingen, auf dieſem gefährlichen Pfad nicht zu ſtraucheln und von den abgefeimten Roués der Pariſer Komödiantenwelt nicht hinters Licht geführt zu werden, wie ſo manchen Deutſchen vor ihm geſchehen, die ſogar den Vorzug hatten, weniger Talent als Herr Kreutzer zu beſitzen, und jedenfalls leichtfüßiger als Letzterer auf dem glatten Boden von Paris ſich zu bewegen wuſſten. Welche traurigen Erfahrungen muſſte Herr Richard Wagner machen, der endlich, der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Projekt, auf der franzöſiſchen Bühne Fuß zu faſſen, klüglich aufgab und nach dem deutſchen Kartoffelland zurückflatterte. Vortheilhafter ausgerüſtet im materiellen und induſtriöſen Sinne iſt der alte Deſſauer, welcher, wie er behauptet, im Auftrage der Opéra-comique-Direktion eine Oper komponiert. Den Text liefert ihm Herr Scribe, dem vorher ein hieſiges Bankierhaus Bürgſchaft leiſtet, daſs bei etwaigem Durchfall des alten Deſſauer ihm, dem berühmten Librettofabrikanten, eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder Dedit ausbezahlt werde. Er hat in der That Recht, ſich vorzuſehen, da der alte Deſſauer, wie er uns täglich vorwimmert, an der Melancholik leidet. Aber wer iſt der alte Deſſauer? Es kann doch nicht der alte Deſſauer ſein, der im ſiebenjährigen Kriege ſo viele Lorberen gewonnen, und deſſen Marſch ſo berühmt geworden, und deſſen Statue im Berliner Schloſsgarten ſtand und ſeitdem umgefallen iſt? Nein, theurer Leſer! Der Deſſauer, von welchem wir reden, hat nie Lorberen gewonnen, er ſchrieb auch keine berühmten Märſche, und es iſt ihm auch keine Statue geſetzt worden, welche umgefallen. Er iſt nicht der preußiſche alte Deſſauer, und dieſer Name iſt nur ein Nom de guerre oder vielleicht ein Spitzname, den man ihm ertheilt hat ob ſeinem ältlichen, katzenbucklicht gekrümmten und benauten Ausſehen. Er iſt ein alter Jüngling, der ſich ſchlecht konſerviert. Er iſt nicht aus Deſſau, im Gegentheil er iſt aus Prag, wo er im iſraelitiſchen Quartier zwei große reinliche Häuſer beſitzt; auch in Wien ſoll er ein Haus beſitzen und ſonſtig ſehr vermögend ſein. Er hat alſo nicht nöthig zu komponieren, wie die alte Moſſon, die Schwiegermutter des großen Giacomo Meyerbeer, ſagen würde. Aber aus Vorliebe für die Kunſt vernachläſſigte er ſeine Handlungsgeſchäfte, trieb Muſik und komponierte frühzeitig eine Oper, welche*) durch edle Beharrlichkeit zur Aufführung gelangte und anderthalb Vorſtellungen erlebte. So wie in Prag, ſuchte der alte Deſſauer auch in Wien ſeine Talente geltend zu machen, doch die Klique, welche für Mozart, Beethoven und Schubert ſchwärmt, ließ ihn nicht aufkommen; man verſtand ihn nicht, was ſchon wegen ſeiner kauderwelſchen Mundart und einer gewiſſen näſelnden Ausſprache des Deutſchen, die an faule Eier erinnert, ſehr erklärlich. Vielleicht auch verſtand man ihn und eben deſswegen wollte man Nichts von ihm wiſſen. Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeſchwerden, und er bekam, wie er ſich ausdrückt, die Melancholik. Um ſich zu erheitern, ging er nach Paris, und hier gewann er die Gunſt des berühmten Herrn Moritz Schleſinger, der ſeine Liederkompoſitionen in Verlag nahm; als Honorar erhielt er von demſelben eine goldene Uhr. Als der alte Deſſauer ſich nach einiger Zeit zu ſeinem Gönner begab und ihm anzeigte, daſs die Uhr nicht gehe, erwiederte Derſelbe: „Gehen? Habe ich geſagt, daſs ſie gehen wird? Gehen Ihre Kompoſitionen? Es geht mir mit Ihren Kompoſitionen, wie es Ihnen mit meiner Uhr geht — ſie gehen nicht.“ So ſprach der Muſikantenbeherrſcher Moritz Schleſinger, indem er den Kragen ſeiner Kravatte in die Höhe zupfte und am Halſe herumhaſpelte, als werde ihm die Binde plötzlich zu enge, wie er zu thun pflegt, wenn er in Leidenſchaft geräth; denn gleich allen großen Männern iſt er ſehr leidenſchaftlich. Dieſes unheimliche Zupfen und Haſpeln am Halſe ſoll oft den bedenklichſten Ausbrüchen des Zornes vorausgehen, und der arme alte Deſſauer wurde dadurch ſo alteriert, daſs er an jenem Tage ſtärker als je die Melancholik bekam. Der edle Gönner that ihm Unrecht. Es iſt nicht ſeine Schuld, daſs die Liederkompoſitionen nicht gehen; er hat alles Mögliche gethan, um ſie zum Gehen zu bringen; er iſt deſswegen von Morgen bis Abend auf den Beinen geweſen, und er läuft Jedem nach, der im Stande wäre, durch irgend eine Zeitungsreklame ſeine Lieder zum Gehen zu bringen. Er iſt eine Klette an dem Rocke jedes Journaliſten, und jammert uns beſtändig vor von ſeiner Melancholik und wie ein Broſämchen des Lobes ſein krankes Gemüth erheitern könne. Wenig begüterte Feuilletoniſten, die an kleinen Journalen arbeiten, ſucht er in einer andern Weiſe zu ködern, indem er ihnen z. B. erzählt, daſs er jüngſt dem Redakteur eines Blattes im Café de Paris ein Frühſtück gegeben habe, welches ihm fünfundvierzig Franks und zehn Sous gekoſtet; er trägt auch wirklich die Rechnung, die Carte payante, jenes Dejeuners beſtändig in der Hoſentaſche, um ſie zur Beglaubigung vorzuzeigen. Ja, der zornige Schleſinger thut dem alten Deſſauer Unrecht, wenn er meint, daſs Derſelbe nicht alle Mittel anwende, um die Kompoſitionen zum Gehen zu bringen. Nicht bloß die männlichen, ſondern auch die weiblichen Gänſefedern ſucht der Ärmſte zu ſolchem Zwecke in Bewegung zu ſetzen. Er hat ſogar eine alte vaterländiſche Gans gefunden, die aus Mitleid einige Lobreklamen im ſentimental flaueſten Deutſch-Franzöſiſch für ihn geſchrieben, und gleichſam durch gedruckten Balſam ſeine Melancholik zu lindern geſucht hat. Wir müſſen die brave Perſon um ſo mehr rühmen, da nur reine Menſchenliebe, Philanthropie, im Spiele, und der alte Deſſauer ſchwerlich durch ſein ſchönes Geſicht die Frauen zu beſtechen vermöchte. Über dieſes Geſicht ſind die Meinungen verſchieden; die Einen ſagen, es ſei ein Vomitiv, die Andern ſagen, es ſei ein Laxativ. So Viel iſt gewiſs, bei ſeinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Anſichten ich mich entſcheiden ſoll*). Der alte Deſſauer hat dem hieſigen Publikum zeigen wollen, daſs ſein Geſicht nicht, wie man ſagte, das fatalſte von der Welt ſei. Er hat in dieſer Abſicht einen jüngern Bruder expreſs von Prag hierher kommen laſſen, und dieſer ſchöne Jüngling, der wie ein Adonis des Grindes ausſieht, begleitet ihn jetzt überall in Paris. —

---

*) „welche der Beſuch in Saint-Cyr hieß und durch edle ꝛc." hieß es urſprünglich in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript.

Der Herausgeber.

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Name „Deſſauer“ iſt dort in „de Sauer“ geändert, und Heine ſchreibt in Bezug hierauf, wie folgt: „Ich muſs jedoch bemerken, daſs ich den Namen des Muſikers, von dem ich ſo eben geredet, falſch geſchrieben habe,

Entſchuldige, theurer Leſer, wenn ich dich von ſolchen Schmeißfliegen unterhalte; aber ihr zudringliches Geſumſe kann den Geduldigſten am Ende dahin bringen, daſs er zur Fliegenklatſche greift. Und dann auch wollte ich hier zeigen, welche Miſtkäfer von unſern biedern Muſikverlegern als deutſche Nachtigallen, als Nachfolger, ja, als Nebenbuhler von Schubert angeprieſen werden. Die Popularität Schubert's iſt ſehr groß in Paris, und ſein Name wird in der unverſchämteſten Weiſe ausgebeutet. Der miſerabelſte Liederſchund erſcheint hier unter dem fingierten Namen Camille Schubert, und die Franzoſen, die gewiſs nicht wiſſen, daſs der Vorname des echten Muſikers Franz iſt, laſſen ſich ſolchermaßen täuſchen. Armer Schubert! Und welche Texte werden ſeiner Muſik untergeſchoben! Es ſind

---

und daſs er ohne Zweifel ganz denſelben Namen wie der alte Deſſauer, der berühmte Verfaſſer des Deſſauer Marſches, führt.“

Der Herausgeber.

namentlich die von Schubert komponierten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebteſten ſind, aber die Texte ſind ſo entſetzlich überſetzt, daſs der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Muſikverleger ſich ein Gewiſſen daraus machen, den wahren Autor verſchweigend, den Namen eines obſkuren franzöſiſchen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu ſetzen*). Es geſchah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an Droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich geſtatten dieſe dem Dichter eines komponierten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre dieſe Mode in Deutſchland eingeführt, ſo würde ein Dichter, deſſen „Buch der Lieder“ ſeit zwanzig Jahren von allen deutſchen Muſikhändlern ausgebeutet wird, wenigſtens von dieſen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es iſt ihm aber von den vielen hundert Kompoſitionen ſeiner Lieder, die in Deutſchland erſchienen, nicht ein einziges Freiexemplar zugeſchickt worden! Möge auch einmal für Deutſchland die Stunde ſchlagen, wo das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers eben ſo ernſthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachtmützenfabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; ſie ſind rechtlos, wahrhaft vogelfrei!

---

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich will dieſen Artikel mit einer guten Handlung beſchließen. Wie ich höre, ſoll ſich Herr Schindler in Köln, wo er Muſikdirektor iſt, ſehr darüber grämen, daſs ich in einem meiner Saiſonberichte*) ſehr wegwerfend von ſeiner weißen Kravatte geſprochen und von ihm ſelbſt behauptet habe, auf ſeiner Viſitenkarte ſei unter ſeinem Namen der Zuſatz „Ami de Beethoven" zu leſen geweſen. Letzteres ſtellt er in Abrede; was die Kravatte betrifft, ſo hat es damit ganz ſeine Richtigkeit, und ich habe nie ein fürchterlich weißeres und ſteiferes Ungeheuer geſehen: doch in Betreff der Karte muſs ich aus Menſchenliebe geſtehen, daſs ich ſelber daran zweifle, ob jene Worte wirklich darauf geſtanden. Ich habe die Geſchichte nicht erfunden, aber vielleicht mit zu großer Zuvorkommenheit geglaubt, wie es denn bei Allem in der Welt mehr auf die Wahrſcheinlichkeit als auf die Wahrheit ſelbſt ankommt. Erſtere beweiſt, daſs man den Mann einer ſolchen Narrheit fähig hielt, und bietet uns das Maß ſeines wirk lichen Weſens, während ein wahres Faktum an und für ſich nur eine Zufälligkeit ohne charakteriſtiſche Bedeutung ſein kann. Ich habe die erwähnte Karte nicht geſehen; dagegen ſah ich dieſer Tage mit leiblich eignen Augen die Viſitenkarte eines ſchlechten italiäniſchen Sängers*), der unter ſeinem Namen die Worte: „Neveu de Mr. Rubini" hatte drucken laſſen.

---

*) Vergleiche den Bericht über die muſikaliſche Saiſon von 1841, auf S. 331 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

---

*) „auf welcher die Worte: „A. Gallinari, neveu du célèbre Rubini" graviert ſtanden," heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Muſikaliſche Saiſon von 1844.

Erſter Bericht.

Paris, den 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, deſſen erſtes Koncert die muſikaliſche Saiſon eröffnete und gleichſam als Ouvertüre derſelben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publikum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und ſelbſt die trägſten Gemüther wurden fortgeriſſen von der Gewalt des Genius, der ſich in allen Schöpfungen des großen Meiſters bekundet. Hier iſt ein Flügelſchlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, Das iſt eine koloſſale Nachtigall, ein Sproſſer von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben ſoll. Ja, die Berlioziſche Muſik überhaupt hat für mich etwas Urweltliches, wo nicht gar Antediluvianiſches, und ſie mahnt mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königsthümer und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten, an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunſt umſehen, ſo finden wir die wahlverwandteſte Ähnlichkeit zwiſchen Berlioz und dem tollen Britten, derſelbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Rieſenhafte, für materielle Unermeßlichkeit. Bei dem Einen die grellen Schatten- und Licht-Effekte, bei dem Andern kreiſchende Inſtrumentierung; bei dem Einen wenig Melodie, bei dem Andern wenig Farbe, bei Beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke ſind weder antik noch romantiſch, ſie erinnern weder an Griechenland noch an das katholiſche Mittelalter, ſondern ſie mahnen weit höher hinauf an die aſſyriſch-babyloniſch-ägyptiſche Architektur-Periode und an die maſſenhafte Paſſion, die ſich darin ausſprach.

Welch ein ordentlicher moderner Menſch iſt dagegen unſer Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächſt wegen der Symphonie erwähnen, die im Koncertſaale des Conſervatoires von ihm gegeben worden.

Dem thätigen Eifer ſeiner hieſigen Freunde und Gönner verdanken wir dieſen Genuſs. Obgleich dieſe Symphonie Mendelsſohn's im Conſervatoire ſehr froſtig aufgenommen wurde, verdient ſie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunſtverſtändigen. Sie iſt von echter Schönheit und gehört zu Mendelsſohn's beſten Arbeiten*). Wie aber kommt es, daſs dem ſo verdienten und hochbegabten Künſtler ſeit der Aufführung des „Paulus," den man dem hieſigen Publikum auferlegte, dennoch kein Lorberkranz auf franzöſiſchem Boden hervorblühen will? Wie kommt es, daſs hier alle Bemühungen ſcheitern, und daſs das letzte Verzweiflungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein klägliches Reſultat hervorbrachte? Mendelsſohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchſten Probleme der Äſthetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: Was iſt der Unterſchied zwiſchen

---

*) Dieſer Satz heißt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlicher: „Namentlich iſt der zweite Satz (Scherzo in F-Dur) und das dritte Adagio in A-Dur charaktervoll, und mitunter von echter Schönheit. Die Inſtrumentation iſt vortrefflich, und die ganze Symphonie gehört zu Mendelsſohn's beſten Arbeiten."

Der Herausgeber.

Kunſt und Lüge?*) Wir bewundern bei dieſem Meiſter zumeiſt ſein großes Talent für Form, für Stiliſtik, ſeine Begabnis, ſich das Außerordentlichſte anzueignen, ſeine reizend ſchöne Faktur, ſein feines Eidechſenohr, ſeine zarten Fühlhörner und ſeine ernſthafte, ich möchte faſt ſagen paſſionierte Indifferenz. Suchen wir in einer Schweſterkunſt nach einer analogen Erſcheinung, ſo finden wir ſie diesmal in der Dichtkunſt, und ſie heißt Ludwig Tieck. Auch dieſer Meiſter wuſſte immer das Vorzüglichſte zu reproducieren, ſei es ſchreibend oder vorleſend, er verſtand ſogar das Naive zu machen, und er hat doch nie Etwas geſchaffen, was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen**). Dem begabteren Mendelsſohn würde es ſchon eher gelingen, etwas ewig Bleibendes zu ſchaffen, aber nicht auf dem

---

*) „zwiſchen Kunſt und Arbeit?“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieſes Abſatzes lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wie folgt: „Beiden eigen iſt der hitzigſte Wunſch nach dramatiſcher Leiſtung, und auch Mendelsſohn wird vielleicht alt und mürriſch werden, ohne etwas wahrhaft Großes auf die Bretter gebracht zu haben. Er wird es wohl verſuchen, aber es muſs ihm miſslingen, da hier Wahrheit und Leidenſchaft zunächſt begehrt werden.“

Der Herausgeber.

Boden, wo zunächſt Wahrheit und Leidenſchaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz ſeinem hitzigſten Gelüſte, konnte es nie zu einer dramatiſchen Leiſtung bringen.

Außer der Mendelsſohn'ſchen Symphonie hörten wir im Conſervatoire mit großem Intereſſe eine Symphonie des ſeligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Kompoſition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen. [Dieſe Beiden, Mozart und Händel, haben es endlich dahin gebracht, die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf ſich zu ziehen, wozu ſie freilich viel Zeit bedurften, da keine Propaganda von Diplomaten, Pietiſten und Bankiers für ſie thätig war.]

Unſer vortrefflicher Landsmann Ferdinand Hiller genießt unter den wahrhaft Kunſtverſtändigen ein zu großes Anſehen, als daſs wir nicht, ſo groß auch die Namen ſind, die wir eben genannt, den ſeinigen hier unter den Komponiſten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Konſervatoire die verdiente Anerkennung fanden. Hiller iſt mehr ein denkender als ein fühlender Muſiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrſamkeit vor. Geiſt und Wiſſenſchaft mögen wohl manchmal in den Kompoſitionen dieſes Doktrinärs etwas kühlend wirken, jedenfalls aber ſind ſie immer anmuthig, reizend und ſchön. Von ſchiefmäuliger Excentricität iſt hier keine Spur, Hiller beſitzt eine artiſtiſche Wahlverwandtſchaft mit ſeinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Hiller ward geboren zu Frankfurt, wo ich bei meiner letzten Durchreiſe ſein väterliches Haus ſah: es iſt genannt „Zum grünen Froſch,“ und das Abbild eines Froſches iſt über der Hausthüre zu ſehen. Hiller's Kompoſitionen erinnern aber nie an ſolch unmuſikaliſche Beſtie, ſondern nur an Nachtigallen, Lerchen und ſonſtiges Frühlingsgevögel.

An koncertgebenden Pianiſten hat es auch dieſes Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Iden des Märzen waren in dieſer Beziehung ſehr bedenkliche Tage. Das Alles klimpert drauf los und will gehört ſein, und ſei es auch nur zum Schein, um jenſeits der Barrière von Paris ſich als große Celebrität gebärden zu dürfen. Den erbettelten oder erſchlichenen Fetzen Feuilletonlob wiſſen die Kunſtjünger, zumal in Deutſchland, gehörig auszubeuten, und in den dortigen Reklamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolf W. ſei angekommen, der Nebenbuhler von Lißt und Thalberg, der Klavierheros, der in Paris ſo großes Aufſehen erregt habe und ſogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hoſianna! Wer nun eine ſolche arme Fliege zufällig in Paris geſehen hat, und überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Perſonnagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publikums ſehr ergötzlich, und die plumpe Unverſchämtheit der Virtuoſen ſehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zuſtand unſrer Tagespreſſe, und dieſer iſt wieder nur ein Ergebnis fatalerer Zuſtände. Ich muſs immer darauf zurückkommen, daſs es nur drei Pianiſten giebt, die eine ernſte Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdſelige Tondichter, der aber leider auch dieſen Winter ſehr krank und wenig ſichtbar war; dann Thalberg, der muſikaliſche Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Klavier zu ſpielen, um überall als eine ſchöne Erſcheinung begrüßt zu werden, und der ſein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten ſcheint; und dann unſer Lißt, der trotz aller Verkehrtheiten und verletzenden Ecken dennoch unſer theurer Lißt bleibt, und in dieſem Augenblick*) wieder die ſchöne Welt von Paris in Aufregung geſetzt. Ja, er iſt hier, der große Agitator, unſer Franz Lißt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der franzöſiſchen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuoſen geben will); er iſt hier, der hohenzollern-hechingenſche Hofrath, der Doktor der Philoſophie und Wunderdoktor der Muſik, der wieder auferſtandene Rattenfänger von Hameln, der neue Fauſt, dem immer ein Pudel in der Geſtalt Belloni's folgt, der geadelte und dennoch edle Franz Lißt! Er iſt hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen ſeines Saitenſpiels beim Kölner Dombau die Steine in Bewegung ſetzte, daſs ſie ſich zuſammenfügten, wie einſt die Mauern von Theben! Er iſt hier, der moderne Homer, den Deutſchland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reklamieren, während der Sänger der Ilias nur von ſieben kleinen Provincialſtädten in Anſpruch genommen ward! Er iſt hier, der Attila, die Geißel Gottes aller Erard'ſchen Pianos, die ſchon bei der Nachricht ſeines Kommens erzitterten, und die nun wieder unter ſeiner Hand zucken, bluten und wimmern, daſs die Thierquälergeſellſchaft ſich ihrer annehmen ſollte! Er iſt hier, das tolle, ſchöne, häſsliche, räthſelhafte, fatale und mitunter ſehr kindiſche Kind ſeiner Zeit, der gigantiſche Zwerg, der raſende Roland mit dem ungariſchen Ehrenſäbel, [der heute kerngeſunde, morgen wieder ſehr kranke

---

*) „nicht bloß ganz Paris, ſondern ſogar den ſonſt ſo ruhigen Schreiber dieſer Blätter in eine Aufregung geſetzt, die nicht abgeleugnet werden kann.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Franz Lißt, deſſen Zauberkraft uns bezwingt, deſſen Genius uns entzückt,] der geniale Hans Narr, deſſen Wahnſinn uns ſelber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienſt erweiſen, daſs wir die große Furore, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir konſtatieren unumwunden die Thatſache des ungeheuern Succeſs: wie wir dieſe Thatſache nach unſerm Privatbedünken ausdeuten und ob wir überhaupt unſern Privatbeifall dem gefeierten Virtuoſen zollen oder verſagen, mag demſelben gewiſs gleichgültig ſein, da unſre Stimme nur die eines Einzelnen und unſre Autorität in der Tonkunſt nicht von ſonderlicher Bedeutung iſt.

Wenn ich früherhin von dem Schwindel hörte, der in Deutſchland und namentlich in Berlin ausbrach, als ſich Lißt dort zeigte, zuckte ich mitleidig die Achſel und dachte: Das ſtille ſabbathliche Deutſchland will die Gelegenheit nicht verſäumen, um ſich ein biſschen erlaubte Bewegung zu machen, es will die ſchlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree kitzeln ſich gern in einen gegebenen Enthuſiasmus hinein, und Einer deklamiert dem Andern nach: „Amor, Beherrſcher der Menſchen und der Götter!“ Es iſt ihnen, dacht' ich, bei dem Spektakel um den Spektakel ſelbſt zu thun, um den Spektakel an ſich, gleichviel wie deſſen Veranlaſſung heiße, Georg Herwegh, [Saphir,] Franz Lißt oder Fanny Elsler: wird Herwegh verboten, ſo hält man ſich an Lißt, der unverfänglich und unkompromittierend. So dachte ich, ſo erklärte ich mir die Lißtomanie, und ich nahm ſie für ein Merkmal des politiſch unfreien Zuſtandes jenſeit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und Das merkte ich erſt vorige Woche im italiäniſchen Opernhaus, wo Lißt ſein erſtes Koncert gab und zwar vor einer Verſammlung, die man wohl die Blüthe der hieſigen Geſellſchaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariſer, Menſchen, die mit den höchſten Erſcheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter ſo viele Invaliden aller Kunſtgenüſſe, die müdeſten Männer der That, Frauen, die ebenfalls ſehr müde, indem ſie den ganzen Winter hindurch die Polka getanzt, eine Unzahl beſchäftigter und blaſierter Gemüther — Das war wahrlich kein deutſch-ſentimentales, berliniſch-anempfindelndes Publikum, vor welchem Lißt ſpielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von ſeinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erſchütternd wirkte ſchon ſeine bloße Erſcheinung! Wie ungeſtüm war der Beifall, der ihm entgegenklatſchte! Auch Bouquete wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener Anblick, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumenſträuße auf ſich regnen ließ, und endlich, graciöſe lächelnd, eine rothe Kamelia, die er aus einem ſolchen Bouquet hervorzog, an ſeine Bruſt ſteckte. Und Dieſes that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo ſie keine Blumen, ſondern bleierne Kugeln auf ſich regnen ſahen und ihre Bruſt mit den rothen Kamelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daſs man hier oder dort davon beſonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, dieſe Pariſer, die den Napoleon geſehen, der eine Schlacht nach der andern liefern muſste, um ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, Dieſe jubeln jetzt unſerm Franz Liſzt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie ſie unerhört in den Annalen der Furore! Was iſt aber der Grund dieſer Erſcheinung? Die Löſung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Äſthetik*). Ein Arzt, deſſen Specialität weibliche Krankheiten ſind, und den ich über den Zauber befragte, den unſer Lißt auf ſein Publikum ausübt, lächelte äußerſt ſonderbar und ſprach dabei allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Elektricität, von der Kontagion in einem ſchwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümierten und ſchwitzenden Menſchen angefüllten Saale, von Hiſtrionalepilepſis, von den Phänomenen des Kitzelns, von muſikaliſchen Kanthariden und andern ſcabroſen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Myſterien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Löſung der Frage nicht ſo abenteuerlich tief, ſondern auf einer ſehr proſaiſchen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hexerei ließe ſich dadurch erklären, daſs Niemand auf dieſer Welt ſeine Succeſſe, oder vielmehr die Mise en scène derſelben, ſo gut zu organiſieren weiß, wie unſer Franz Lißt. In dieſer Kunſt iſt er ein Genie, ein Philadelphia, ein Bosko, ein Houdin, ja, ein Meyerbeer. Die vornehmſten Perſonen dienen ihm gratis als Kompères, und ſeine Miethenthuſiaſten ſind muſterhaft dreſſiert. Knallende Champagnerflaſchen und der Ruf von verſchwenderiſcher

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes: „Die elektriſche Wirkung einer dämoniſchen Natur auf eine zuſammengepreſſte Menge, die anſteckende Gewalt der Ekſtaſe, und vielleicht der Magnetismus der Muſik ſelbſt, dieſer ſpiritualiſtiſchen Zeitkrankheit, welche faſt in uns Allen vibriert — dieſe Phänomene ſind

---

mir noch nie ſo deutlich und ſo beängſtigend entgegen getreten, wie in dem Koncert von Lißt.“

Der Herausgeber.

Freigebigkeit, auspoſaunt durch die glaubwürdigſten Journale, lockt Rekruten in jeder Stadt. Nichtsdeſtoweniger mag es der Fall ſein, daſs unſer Franz Lißt wirklich von Natur ſehr ſpendabel und frei wäre von Geldgeiz, einem ſchäbigen Laſter, das ſo vielen Virtuoſen anklebt, namentlich den Italiänern, und das wir ſogar bei dem flötenſüßen Rubini finden, von deſſen Filz eine in jeder Beziehung ſehr ſpaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Lißt eine Kunſtreiſe auf gemeinſchaftliche Koſten unternommen, und der Profit der Koncerte, die man in verſchiedenen Städten geben wollte, ſollte getheilt werden. Der große Pianiſt, der überall den Generalintendanten ſeiner Berühmtheit, den ſchon erwähnten Signor Belloni, mit ſich herumführt, übertrug Demſelben bei dieſer Gelegenheit alles Geſchäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geſchäftsführung ſeine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit Entſetzen, daſs unter den gemeinſamen Ausgaben auch eine bedeutende Summe für Lorberkränze, Blumenbouquete, Lobgedichte und ſonſtige Ovationskoſten angeſetzt war. Der naive Sänger hatte ſich eingebildet, daſs man ihm ſeiner ſchönen Stimme wegen ſolche Beifallszeichen zugeſchmiſſen, er gerieth jetzt in großen Zorn, und wollte durchaus nicht die Bouquete bezahlen, worin ſich vielleicht die koſtbarſten Kamelias befanden. Wär' ich ein Muſiker, dieſer Zwiſt böte mir das beſte Süjet einer komiſchen Oper.

Aber ach! laſſt uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuoſen einernten, nicht allzu genau unterſuchen. Iſt doch der Tag ihrer eitlen Berühmtheit ſehr kurz, und die Stunde ſchlägt bald, wo der Titane der Tonkunſt vielleicht zu einem Stadtmuſikus von ſehr untergeſetzter Statur zuſammenſchrumpft, der in ſeinem Kaffehauſe den Stammgäſten erzählt und auf ſeine Ehre verſichert, wie man ihm einſt Blumenbouquete mit den ſchönſten Kamelias zugeſchleudert, und wie ſogar einmal zwei ungariſche Gräfinnen, um ſein Schnupftuch zu erhaſchen, ſich ſelbſt zur Erde geſchmiſſen und blutig gerauft haben! Die Eintagsreputation der Virtuoſen verdünſtet und verhallt, öde, ſpurlos, wie der Wind eines Kameles in der Wüſte.

Der Übergang vom Löwen zum Kaninchen iſt etwas ſchroff. Dennoch darf ich hier jene zahmeren Klavierſpieler nicht unbeachtet laſſen, die in der diesjährigen Saiſon ſich ausgezeichnet. Wir können nicht Alle große Propheten ſein, und es muſs auch kleine Propheten geben, wovon Zwölf auf ein Dutzend gehen. Als den Größten unter den Kleinen nennen wir hier Theodor Döhler. Sein Spiel iſt nett, hübſch, artig, empfindſam, und er hat eine ganz eigenthümliche Manier, mit der wagerecht ausgeſtreckten Hand bloß durch die gebogenen Fingerſpitzen die Taſten anzuſchlagen. Nach Döhler verdient Halle unter den kleinen Propheten eine beſondere Erwähnung; er iſt ein Habakuk von eben ſo beſcheidenem wie wahrem Verdienſt. Ich kann nicht umhin, hier auch des Herrn Schad zu erwähnen, der unter den Klavierſpielern vielleicht denſelben Rang einnimmt, den wir dem Jonas unter den Propheten einräumen; möge ihn nie ein Walfiſch verſchlucken! [Ein ganz vorzügliches Koncert gab Herr Antoine de Kontski, ein junger Pole von ehrenwerthem Talente, der auch ſchon ſeine Celebrität erworben. Zu den merkwürdigen Erſcheinungen der Saiſon gehörten die Debüts des jungen Mathias; Talent hohen Ranges. Die ältern Pharaonen werden täglich mehr überflügelt und verſinken in muthloſer Dunkelheit.]

Als gewiſſenhafter Berichterſtatter, der nicht bloß von neuen Opern und Koncerten, ſondern auch von allen andern Kataſtrophen der muſikaliſchen Welt zu berichten hat, muſs ich auch von den vielen Verheirathungen reden, die darin zum Ausbruch gekommen oder auszubrechen drohen. Ich rede von wirklichen, lebenslänglichen, höchſt anſtändigen Heirathen, nicht von dem wilden Ehe-Dilettantismus, der des Maires mit der dreifarbigen Schärpe und des Segens der Kirche entbehrt. Chacun ſucht jetzt ſeine Chacune. Die Herrn Künſtler tänzeln einher auf Freiersfüßen und trällern Hymenäen. Die Violine verſchwägert ſich mit der Flöte; die Hornmuſik wird nicht ausbleiben. Einer der drei berühmteſten Pianiſten vermählte ſich unlängſt mit der Tochter des in jeder Hinſicht größten Baſſiſten der italiäniſchen Oper; die Dame iſt ſchön, anmuthig und geiſtreich. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daſs noch ein anderer ausgezeichneter Pianiſt aus Warſchau in den heiligen Eheſtand trete, daſs auch er ſich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Kompaſs erfunden worden*).

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Anfang dieſes Abſatzes, wie folgt: „Als gewiſſenhafter Berichterſtatter muſs ich hier die Koncerte erwähnen, womit die beiden muſikaliſchen Zeitungen, die „Gazette muſicale“ des Herrn Moritz Schleſinger, und die „France muſicale“ der Herren Escudier, ihre Abonnenten erfreuten. Wir hörten hier beſonders hübſche und doch gute Sängerinnen: Madame Sabatier, Mademoiſelle Lia Duport und Madame Caſtellan. Da dieſe Koncerte gratis gegeben worden, ſo waren die Anforderungen des Publikums deſto ſtrenger; ſie wurden aber reichlich befriedigt. Mit Vergnügen

Immerhin, kühner Segler, ſtoß ab vom Lande, und möge kein Sturm dein Ruder brechen! Jetzt heißt es ſogar, daſs [Panofka,] der größte Violiniſt, den Breslau nach Paris geſchickt, ſich hier verheirathet, daſs auch dieſer Fiedelkundige ſeines ruhigen Junggeſellenthums überdrüſſig geworden und das furchtbare, unbekannte Jenſeits verſuchen wolle. Wir leben in einer heldenmüthigen Periode. Dieſer Tage verlobte ſich ein ebenfalls berühmter Virtuos*). Er hat, wie Theſeus, eine ſchöne Ariadne gefunden, die ihn

---

melde ich hier die wichtige Nachricht, daſs der ſiebenjährige Krieg zwiſchen den erwähnten zwei muſikaliſchen Zeitſchriften und ihren Redakteuren, Gottlob! zu Ende iſt. Die edlen Kämpfer haben ſich zum Friedensbündnis die Hände gereicht und ſind jetzt gute Freunde. Dieſe Freundſchaft wird dauernd ſein, da ſie auf wechſelſeitige Achtung gegründet iſt. Das Projekt einer Verſchwägerung zwiſchen beiden hohen Häuſern war nur die müßige Erfindung kleiner Journale. Die Ehe, und zwar die lebenslängliche Ehe, iſt jetzt in der Kunſtwelt das Tagesthema. Thalberg vermählte ſich unlängſt mit der Tochter von Lablache, einer ausgezeichnet anmuthigen und geiſtreichen Dame. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daſs auch unſer vortrefflicher Eduard Wolf ſich verheirathe, daſs er ſich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Kompaſs erfunden iſt.“

Der Herausgeber.

*) „ein berühmter Bratſchiſt.“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

durch das Labyrinth dieſes Lebens leiten wird; an einem Garnknäuel fehlt es ihr nicht, denn ſie iſt eine Nähterin.

Die Violiniſten ſind in Amerika, und wir erhielten die ergötzlichſten Nachrichten über die Triumphzüge von Ole Bull, dem Lafayette des Puffs, dem Reklamenheld beider Welten. Der Entrepreneur ſeiner Succeſſe ließ ihn zu Philadelphia arretieren, um ihn zu zwingen, die in Rechnung geſtellten Ovationskoſten zu berichtigen. Der Gefeierte zahlte, und man kann jetzt nicht mehr ſagen, daſs der blonde Normanne, der geniale Geiger, ſeinen Ruhm Jemandem ſchuldig ſei. Hier in Paris hörten wir unterdeſſen den Sivori; Porzia würde ſagen: „Da ihn der liebe Gott für einen Mann ausgiebt, ſo will ich ihn dafür nehmen.“ Ein andermal überwinde ich vielleicht mein Miſsbehagen, um über dieſes geigende Brechpulver zu referieren. Alexandre Batta hat auch dieſes Jahr ein ſchönes Koncert gegeben; er weint noch immer auf dem großen Violoncello ſeine kleinen Kinderthränen. Bei dieſer Gelegenheit könnte ich auch Herrn Semmelmann*) loben; er hat es nöthig.

---

*) „Seligmann“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, — „Selighauſen“ in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ernſt war hier. Der wollte aber aus Laune kein Koncert geben; er gefällt ſich darin, bloß bei Freunden zu ſpielen [und den wahrhaft Kunſtverſtändigen zu genügen]. Dieſer Künſtler wird hier geliebt und geachtet [wie wenige]. Er verdient es. Er iſt der wahre Nachfolger Paganini's, er erbte die bezaubernde Geige, womit der Genueſer die Steine, ja ſogar die Klötze zu rühren wuſſte. Paganini, der uns mit leiſem Bogenſtrich jetzt zu den ſonnigſten Höhen führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ, beſaß freilich eine weit dämoniſchere Kraft; aber ſeine Schatten und Lichter waren mitunter zu grell, die Kontraſte zu ſchneidend, und ſeine grandioſeſten Naturlaute muſſten oft als künſtleriſche Miſsgriffe betrachtet werden. Ernſt iſt harmoniſcher, und die weichen Tinten ſind bei ihm vorherrſchend. Dennoch hat er eine Vorliebe für das Phantaſtiſche, auch für das Barocke, wo nicht gar für das Skurrile, und viele ſeiner Kompoſitionen erinnern mich immer an die Märchenkomödien des Gozzi, an die abenteuerlichſten Maſkenſpiele, an „venezianiſchen Karneval.“ Das Muſikſtück, das unter dieſem Namen bekannt iſt, und unverſchämterweiſe von Sivori gekapert ward, iſt ein allerliebſtes Kapriccio von Ernſt. Dieſer Liebhaber des Phantaſtiſchen kann, wenn er will, auch rein poetiſch ſein, und ich habe jüngſt eine Nocturne von ihm gehört, die wie aufgelöſt war in Schönheit. Man glaubte ſich entrückt in eine italiäniſche Mondnacht, mit ſtillen Cypreſſenalleen, ſchimmernd weißen Statuen und träumeriſch plätſchernden Springbrunnen. Ernſt hat, wie bekannt iſt, in Hannover ſeine Entlaſſung genommen, und iſt nicht mehr königlich hannöverſcher Koncertmeiſter. Das war auch kein paſſender Platz für ihn. Er wäre weit eher geeignet, am Hofe irgend einer Feenkönigin, wie z. B. der Frau Morgane, die Kammermuſik zu leiten; hier fände er ein Auditorium, das ihn am beſten verſtünde, und darunter manche hohe Herrſchaften, die eben ſo kunſtſinnig wie fabelhaft, z. B. den König Artus, Dietrich von Bern, Ogier den Dänen u. A. Und welche Damen würden ihm hier applaudieren! Die blonden Hannoveranerinnen mögen gewiſs hübſch ſein, aber ſie ſind doch nur Heidſchnucken in Vergleichung mit einer Fee Melior, mit der Dame Abunde, mit der Königin Genevra, der ſchönen Meluſine und andern berühmten Frauensperſonen, die ſich am Hofe der Königin Morgane in Avalun aufhalten. An dieſem Hofe (an keinem andern) hoffen wir einſt dem vortrefflichen Künſtler zu begegnen, denn auch uns hat man dort eine vortheilhafte Anſtellung verſprochen.

Zweiter Bericht.

Paris, den 1. Mai 1844.

Die Académie royale de musique, die ſogenannte große Oper, befindet ſich bekanntlich in der Rue Lepelletier, ungefähr in der Mitte, der Reſtauration von Paolo Broggi gerade gegenüber. Broggi iſt der Name eines Italiäners, der einſt der Koch von Roſſini war. Als Letzterer voriges Jahr nach Paris kam, beſuchte er auch die Trattoria ſeines ehemaligen Dieners, und nachdem er dort geſpeiſt, blieb er vor der Thüre lange Zeit ſtehen, in tiefem Nachdenken das große Operngebäude betrachtend. Eine Thräne trat in ſein Auge, und als Jemand ihn frug, weßhalb er ſo wehmüthig bewegt erſcheine, gab der große Maeſtro zur Antwort: Paolo habe ihm ſein Leibgericht, Ravioli mit Parmeſankäſe, zubereitet wie ehemals, aber er ſei nicht im Stande geweſen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch dieſe drücke ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes beſeſſen, könne heut zu Tage kaum ſo Viel vertragen wie eine verliebte Turteltaube.

Wir laſſen dahingeſtellt ſein, in wie weit der alte Spottvogel ſeinen indiskreten Frager myſtificiert hat, und begnügen uns heute, jedem Muſikfreunde zu rathen, bei Broggi eine Portion Ravioli zu eſſen, und nachher ebenfalls, einen Augenblick vor der Thüre der Reſtauration verweilend, das Haus der großen Oper zu betrachten. Es zeichnet ſich nicht aus durch brillanten Luxus, es hat vielmehr das Äußere eines ſehr anſtändigen Pferdeſtalls, und das Dach iſt platt. Auf dieſem Dach ſtehen acht große Statuen, welche Muſen vorſtellen. Eine neunte fehlt, und ach! Das iſt eben die Muſe der Muſik. Über die Abweſenheit dieſer ſehr achtungswerthen Muſe ſind die ſonderbarſten Auslegungen im Schwange. Proſaiſche Leute ſagen, ein Sturmwind habe ſie vom Dache heruntergeworfen. Poetiſchere Gemüther behaupten dagegen, die arme Polyhymnia habe ſich ſelbſt hinabgeſtürzt, in einem Anfall von Verzweiflung über das miſerable Singen von Monſieur Duprez [und Madame Stolz]. Das iſt immer möglich; die zerbrochene Glasſtimme von

Duprez iſt ſo miſstönend geworden, daſs es kein Menſch, viel weniger eine Muſe, aushalten kann, Dergleichen anzuhören. Wenn Das noch länger dauert, werden auch die andern Töchter der Mnemoſyne ſich vom Dach ſtürzen, und es wird bald gefährlich ſein, des Abends über die Rue Lepelletier zu gehen. Von der ſchlechten Muſik, die hier in der großen Oper ſeit einiger Zeit graſſiert, will ich gar nicht reden. Donizetti iſt in dieſem Augenblick noch der Beſte, der Achilles. Man kann ſich alſo leicht eine Vorſtellung machen von den geringern Heroen. Wie ich höre, hat auch jener Achilles ſich in ſein Zelt zurückgezogen; er boudiert, Gott weiß warum! und er ließ der Direktion melden, daſs er die verſprochenen fünfundzwanzig Opern nicht liefern werde, da er geſonnen ſei, ſich auszuruhen. Welche Prahlerei! Wenn eine Windmühle Dergleichen ſagte, würden wir nicht weniger lachen. Entweder hat ſie Wind und dreht ſich, oder ſie hat keinen Wind und ſteht ſtill. Herr Donizetti hat aber hier einen rührigen Vetter, Signor Accurſi, der beſtändig für ihn Wind macht, und mehr als noth thut; denn Donizetti iſt, wie geſagt, der beſte unter den Komponiſten des Tages.

Der jüngſte Kunſtgenuſs, den uns die Académie de musique, geboten, iſt der Lazzarone von

Halevy*). Dieſes Werk hat ein trauriges Schickſal gehabt; es fiel durch mit Pauken und Trompeten. Über den Werth enthalte ich mich jeder Äußerung; ich konſtatiere bloß ſein ſchreckliches Ende.

Jedesmal, wenn in der Académie de musique oder bei den Bouffes eine Oper durchfällt oder ſonſt ein ausgezeichnetes Fiasko gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blaſſem Geſicht und kohlſchwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erſcheinung immer ein muſikaliſches Unglück bedeutet. Die Italiäner, ſobald ſie derſelben anſichtig, ſtrecken haſtig den Zeige- und Mittelfinger aus und ſagen, Das ſei der Jettatore. Die leichtſinnigen Franzoſen aber, die nicht einmal einen Aberglauben haben, zucken bloß die Achſel und nennen jene Geſtalt Monſieur Spontini. Es iſt in der That unſer ehemaliger Generaldirektor der Berliner großen Oper, der Komponiſt der „Veſtalin“ und des „Ferdinand Cortez,“ zweier Prachtwerke, die noch lange fortblühen werden im Gedächtniſſe der Menſchen, die man noch lange bewundern wird, während der Verfaſſer ſelbſt alle Bewunderung eingebüßt und nur noch ein welkes Geſpenſt iſt, das neidiſch umherſpukt und ſich ärgert über das Leben der Lebendigen. Er kann ſich nicht darüber tröſten, daſs er längſt todt iſt und ſein Herrſcherſtab übergegangen in die Hände Meyerbeer's. Dieſer, behauptet der Verſtorbene, habe ihn verdrängt aus ſeinem Berlin, das er immer ſo ſehr geliebt; und wer aus Mitleid für ehemalige Größe die Geduld hat, ihn anzuhören, kann haarklein erfahren, wie er ſchon unzählige Aktenſtücke geſammelt, um die Meyerbeer'ſchen Verſchwörungsintrigen zu enthüllen. [Man ſagt mir, deutſche Gutmüthigkeit habe ſchon ihre Feder dazu hergegeben, jene Beweisthümer der Narrheit zu redigieren.]

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet ſich der nachfolgende Schluſs dieſes Abſatzes: „Dieſes Werk hat ein ſchreckliches Schickſal gehabt. Halevy hat hier ſein Waterloo gefunden, ohne je ein Napoleon geweſen zu ſein. Das größere Miſsgeſchick iſt für ihn bei dieſer Gelegenheit der Abfall von Moritz Schleſinger. Letzterer war immer ſein Pylades, und wenn Oreſtes Halevy auch die verfehlteſte Oper ſchrieb und ſie noch ſo kläglich durchfiel, ſo ging doch der Freund immer ruhig für ihn in den Tod und druckte das Opus. In einer Zeit der Selbſtſucht war ein ſolches Schauſpiel freundſchaftlicher Selbſtaufopferung immer ſehr erfreulich, ſehr erquickend. Jetzt aber behauptet Pylades, der Wahnſinn ſeines Freundes ſei ſo geſtiegen, daſs er Nichts mehr von ihm verlegen könnte, ohne ſelbſt verrückt zu ſein."

In der franzöſiſchen Ausgabe lautet der Schluſs des obigen Abſatzes in weſentlich anderer Faſſung: „Es iſt das Werk eines großen Künſtlers, und ich weiß nicht, weſshalb es durchgefallen iſt. Herr Halevy iſt vielleicht zu ſorgloſer Natur und kajoliert nicht hinlänglich Herrn Alexander, den Entrepreneur der Bühnenerfolge und den großen Freund Meyerbeer's."

Der Herausgeber.

Die fixe Idee des armen Mannes iſt und bleibt Meyerbeer, und man erzählt die ergötzlichſten Geſchichten, wie die Animoſität ſich immer durch eine zu große Beimiſchung von Eitelkeit unſchädlich erweiſt. Klagt irgend ein Schriftſteller über Meyerbeer, daſs Dieſer z. B. die Gedichte, die er ihm ſchon ſeit Jahren zugeſchickt, noch immer nicht komponiert habe, dann ergreift Spontini haſtig die Hand des verletzten Poeten, und ruft: „J'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie ſich an Meyerbeer rächen können, es iſt ein untrügliches Mittel, und es beſteht darin, daſs Sie über mich einen großen Artikel ſchreiben, und je höher Sie meine Verdienſte würdigen, deſto mehr ärgert ſich Meyerbeer.“ Ein andermal iſt ein franzöſiſcher Miniſter ungehalten über den Verfaſſer der „Hugenotten,“ der trotz der Urbanität, womit man ihn hier behandelt hat, dennoch in Berlin eine ſervile Hofcharge übernommen, und unſer Spontini ſpringt freudig an den Miniſter hinan und ruft: „J'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteſte beſtrafen, Sie können ihm einen Dolchſtich verſetzen, und zwar indem Sie mich zum Großofficier der Ehrenlegion ernennen.“ Jüngſt findet Spontini den armen Leon Pillet, den unglücklichen Direktor der großen Oper, in der wüthendſten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Mr. Gouin anzeigen ließ, daſs er wegen des ſchlechten Singperſonals den „Propheten“ noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italiäners! „J'ai votre affaire,“ rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rath geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demüthigen; laſſen Sie mich in Lebensgröße meißeln, ſetzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieſer Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerdrücken.“ Der Gemüthszuſtand Spontini's beginnt nachgerade ſeine Angehörigen, namentlich die Familie des reichen Pianofabrikanten Erard, womit er durch ſeine Gattin verſchwägert, in große Beſorgniſſe zu verſetzen. Jüngſt fand ihn Jemand in den obern Sälen des Louvre, wo die ägyptiſchen Antiquitäten aufgeſtellt. Der Ritter Spontini ſtand wie eine Bildſäule mit verſchlungenen Armen faſt eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein Geringerer ſein ſoll, als jener Amenophes, unter deſſen Regierung die Kinder Iſrael das Land Ägypten verlaſſen haben. Aber Spontini brach am Ende ſein Schweigen, und ſprach folgendermaßen zu ſeiner erlauchten Mitmumie: „Unſeliger Pharao! du biſt an meinem Unglück ſchuld. Ließeſt du die Kinder Iſrael nicht aus dem Lande Ägypten fortziehen, oder hätteſt du ſie ſämmtlich im Nil erſäufen laſſen, ſo wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelsſohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigierte dort noch immer die große Oper und die Hofkoncerte. Unſeliger Pharao, ſchwacher Krokodilenkönig, durch deine halben Maßregeln geſchah es, daſs ich jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann bin — und Moſes und Halevy und Mendelsſohn und Meyerbeer haben geſiegt!“ Solche Reden hält der unglückliche Mann, und wir können ihm unſer Mitleid nicht verſagen.

Was Meyerbeer betrifft, ſo wird, wie oben angedeutet, ſein „Prophet“ noch lange Zeit ausbleiben. Er ſelbſt aber wird nicht, wie die Zeitungen jüngſt meldeten, für immer in Berlin ſeinen Aufenthalt nehmen. Er wird, wie bisher, abwechſelnd die eine Hälfte des Jahres hier in Paris und die andere in Berlin zubringen, wozu er ſich förmlich verpflichtet hat. Seine Lage erinnert ſo ziemlich an Proſerpina, nur daſs der arme Maeſtro hier wie dort ſeine Hölle und ſeine Höllenqual findet. Wir erwarten ihn noch dieſen Sommer hier, in der ſchönen Unterwelt, wo ſchon einige Schock muſikaliſcher Teufel und Teufelinnen ſeiner harren, um ihm die Ohren voll zu heulen. Von Morgens bis Abends muſs er Sänger und Sängerinnen anhören, die hier debütieren wollen, und in ſeinen Freiſtunden beſchäftigen ihn die Albums reiſender Engländerinnen. [Wie ich höre, wird nächſten Winter bei den Italiänern der „Crociato“ gegeben, und die Umarbeitung, wozu ſich Meyerbeer bereden ließ, dürfte wohl etwelche neue Teufeleien für ihn hervorrufen. Jedenfalls aber wird er ſich nicht wie im Himmel fühlen, wenn er jetzt die „Hugenotten“ hier aufführen ſieht, die noch immer dazu dienen müſſen, die Kaſſe zu füllen nach jedem Unfall. Es ſind in der That nur „Die Hugenotten“ und „Robert-le-Diable,“ die wahrhaft fortleben im Gemüth des Publikums, und dieſe Meiſterwerke werden noch lange herrſchen.]

An Debütanten war dieſen Winter in der großen Oper kein Mangel. Ein deutſcher Landsmann debütierte als Marcel in den „Hugenotten.“ Er war vielleicht in Deutſchland nur ein Grobian mit einer brummigen Bierſtimme, und glaubte deſshalb in Paris als Baſſiſt auftreten zu können. Der Kerl ſchrie wie ein Waldeſel. Auch eine Dame, die ich im Verdacht habe, eine Deutſche zu ſein, producierte ſich auf den Brettern der Rue Lepelletier.

Sie ſoll außerordentlich tugendhaft ſein, und ſingt ſehr falſch. Man behauptet, nicht bloß der Geſang, ſondern Alles an ihr, die Haare, zwei Drittel ihrer Zähne, die Hüften, der Hintertheil, Alles ſei falſch, nur ihr Athem ſei echt; die frivolen Franzoſen werden dadurch gezwungen ſein, ſich ehrfurchtsvoll entfernt von ihr zu halten. Unſre Primadonna, Madame Stolz, wird ſich nicht länger behaupten können, der Boden iſt unterminiert, und obgleich ihr als Weib alle Geſchlechtsliſt zu Gebote ſteht, wird ſie doch am Ende von dem großen Giacomo Macchiavelli überwunden, der die Viardot-Garcia an ihrer Stelle engagiert ſehen möchte, um die Hauptrolle in ſeinem „Propheten“ zu ſingen. Madame Stolz ſieht ihr Schickſal voraus, ſie ahnt, daſs ſelbſt die Affenliebe, die ihr der Direktor der Oper widmet, ihr Nichts helfen kann, wenn der große Meiſter der Tonkunſt ſeine Künſte ſpielen läſſt; und ſie hat beſchloſſen, freiwillig Paris zu verlaſſen, nie wieder zurückzukehren und in fremden Landen ihr Leben zu beſchließen. Ingrata patria, ſagte ſie jüngſt, ne ossa quidem mea habebis. In der That, ſeit einiger Zeit beſteht ſie wirklich nur noch aus Haut und Knochen.

Bei den Italiänern, in der Opera buffa, gab es vorigen Winter eben ſo brillante Fiaskos wie in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterſchied, daſs die Italiäner manchmal nicht ſingen wollten, und die armen franzöſiſchen Sangeshelden nicht ſingen konnten. Nur das koſtbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Griſi, waren immer pünktlich auf ihrem Poſten in der Salle Ventadour, und trillerten uns dort den blühendſten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind, und Fortepianokoncerte, und Deputiertenkammerdebatten, und Polkawahnſinn. Ja, das ſind holdſelige Nachtigallen, und die italiäniſche Oper iſt der ewig blühende ſingende Wald, wohin ich oft flüchte, wenn winterlicher Trübſinn mich umnebelt oder der Lebensfroſt unerträglich wird. Dort, im ſüßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt, und man verblutet wenigſtens nicht in der Kälte. Der melodiſche Zauber verwandelt dort in Poeſie, was eben noch täppiſche Wirklichkeit war, der Schmerz verliert ſich in Blumenarabesken, und bald lacht wieder das Herz. Welche Wonne, wenn Mario ſingt, und in den Augen der Griſi die Töne des geliebten Sproſſers ſich gleichſam abſpiegeln wie ein ſichtbares Echo! Welche Luſt, wenn die Griſi ſingt, und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodiſch widerhallt! Es iſt ein liebliches Paar, und der perſiſche Dichter, der die Nachtigall die Roſe unter den Vögeln und die Roſe wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erſt recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene Beiden, Mario und Griſi, ſind nicht bloß durch Geſang, ſondern auch durch Schönheit ausgezeichnet.

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermiſſen wir hier bei den Bouffes Pauline Viardot, oder, wie wir ſie lieber nennen, die Garcia. Sie iſt nicht erſetzt, und Niemand kann ſie erſetzen. Dieſe iſt keine Nachtigall, die bloß ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich ſchluchzt und trillert; — ſie iſt auch keine Roſe, denn ſie iſt häſslich, aber von einer Art Häſslichkeit, die edel, ich möchte faſt ſagen ſchön iſt, und die den großen Löwenmaler Lacroix manchmal bis zur Begeiſterung entzückte! In der That, die Garcia mahnt weniger an die civiliſierte Schönheit und zahme Grazie unſerer europäiſchen Heimat, als vielmehr an die ſchauerliche Pracht einer exotiſchen Wildnis, und in manchen Momenten ihres paſſionierten Vortrags, zumal wenn ſie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet, und ſo grauſam ſüß und anmuthig fletſchend lächelt: dann wird Einem zu Muthe, als müſſten jetzt auch die ungeheuerlichſten Vegetationen und Thiergattungen Hindoſtans oder Afrikas zum Vorſchein kommen; — man meint, jetzt müſſten auch Rieſenpalmen, umrankt von tauſendblumigen Lianen, emporſchießen; — und man würde ſich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leopard, oder eine Giraffe, oder ſogar ein Rudel Elephantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daſs dieſe Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris iſt.

Während die Académie de musique aufs jammervollſte darniederlag, und die Italiäner ſich ebenfalls betrübſam hinſchleppten, erhob ſich die dritte lyriſche Scene, die Opera-comique, zu ihrer fröhlichſten Höhe. Hier überflügelte ein Erfolg den andern, und die Kaſſe hatte immer einen guten Klang. Ja, es wurde noch mehr Geld als Lorberen eingeerntet, was gewiſs für die Direktion kein Unglück geweſen. Die Texte der neuen Opern, die ſie gab, waren immer von Scribe, dem Manne, der einſt das große Wort ausſprach: „Das Gold iſt eine Chimäre!“ und der dennoch dieſer Chimäre beſtändig nachläuft. Er iſt der Mann des Geldes, des klingenden Realismus, der ſich nie verſteigt in die Romantik einer unfruchtbaren Wolkenwelt, und ſich feſtklammert an der irdiſchen Wirklichkeit der Vernunftheirath, des induſtriellen Bürgerthums und der Tantième. Einen ungeheuren Beifall findet Scribe's neue Oper: „Die Sirene,“ wozu Auber die Muſik geſchrieben. Autor und Komponiſt paſſen ganz für einander; ſie haben den raffinierteſten Sinn für das Intereſſante, ſie wiſſen uns angenehm zu unterhalten, ſie entzücken und blenden uns ſogar durch die glänzenden Facetten ihres Eſprits, ſie beſitzen ein gewiſſes Filigrantalent der Verknüpfung allerliebſter Kleinigkeiten, und man vergiſſt bei ihnen, daſs es eine Poeſie giebt. Sie ſind eine Art Kunſtloretten, welche alle Geſpenſtergeſchichten der Vergangenheit aus unſerer Erinnerung fortlächeln, und mit ihrem koketten Getändel wie mit Pfauenfächern die ſumſenden Zukunftgedanken, die unſichtbaren Mücken, von uns abwedeln. Zu dieſer harmlos buhleriſchen Gattung gehört auch Adam, der mit ſeinem „Caglioſtro“ ebenfalls in der Opera-comique ſehr leichtfertige Lorberen eingeerntet. Adam iſt eine liebenswürdig erfreuliche Erſcheinung und ein Talent, welches noch großer Entwicklung fähig iſt. Eine rühmliche Erwähnung verdient auch Thomas, deſſen Operette „Mina“ viel Glück gemacht.

Alle dieſe Triumphe übertraf jedoch die Vogue des „Deſerteurs,“ einer alten Oper von Monſigny, welche die Opera-comique aus den Kartons der Vergeſſenheit hervorzog. Hier iſt echt franzöſiſche

Muſik, die heiterſte Grazie, eine harmloſe Süße, eine Friſche wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, ſogar Poeſie. Ja, letztere fehlt nicht, aber es iſt eine Poeſie ohne Schauer der Unendlichkeit, ohne geheimnisvollen Zauber, ohne Wehmuth, ohne Ironie, ohne Morbidezza, ich möchte faſt ſagen: eine elegant bäuriſche Poeſie der Geſundheit. Die Oper von Monſigny mahnte mich unmittelbar an ſeinen Zeitgenoſſen, den Maler Greuze; ich ſah hier wie leibhaftig die ländlichen Scenen, die Dieſer gemalt, und ich glaubte gleichſam die Muſikſtücke zu vernehmen, die dazu gehörten. Bei der Anhörung jener Oper ward es mir ganz deutlich, wie die bildenden und die recitierenden Künſte derſelben Periode immer einen und denſelben Geiſt athmen, und ihre Meiſterwerke die intimſte Wahlverwandtſchaft beurkunden.

Ich kann dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne zu bemerken, daſs die muſikaliſche Saiſon noch nicht zu Ende iſt und dieſes Jahr gegen alle Gewohnheit bis in den Mai fortklingt. Die bedeutendſten Bälle und Koncerte werden in dieſem Augenblick gegeben, und die Polka wetteifert noch mit dem Piano. Ohren und Füße ſind müde, aber können ſich doch nicht zur Ruhe begeben. Der Lenz, der ſich diesmal ſo früh eingeſtellt, macht Fiasko, man bemerkt kaum das grüne Laub und die Sonnenlichter. Die Ärzte, vielleicht ganz beſonders die Irrenärzte, werden bald viel Beſchäftigung gewinnen. In dieſem bunten Taumel, in dieſer Genuſswuth, in dieſem ſingenden, ſpringenden Strudel lauert Tod und Wahnſinn. Die Hämmer der Pianoforte wirken fürchterlich auf unſre Nerven, und die große Drehkrankheit, die Polka, giebt uns den Gnadenſtoß.

[Was iſt die Polka? Zur Beantwortung dieſer Zeitfrage hätte ich wenigſtens ſechs Spalten nöthig. Doch ſobald wichtigere Themata mir Muße gönnen, werde ich darauf zurückkommen.]

Spätere Notiz.

Den vorſtehenden Mittheilungen füge ich aus melancholiſcher Grille die folgenden Blätter hinzu, die dem Sommer 1847 angehören, und meine letzte muſikaliſche Berichterſtattung bilden. Für mich hat alle Muſik ſeitdem aufgehört, und ich ahnte nicht, als ich das Leidensbild Donizetti's crayonnierte, daſs eine ähnliche und weit ſchmerzlichere Heimſuchung mir nahete. Die kurze Kunſtnotiz lautet, wie folgt:

Seit Guſtav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine ſchwediſche Reputation ſo viel Lärm in der

Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Poſaunenſtöße, Fanfaren des Triumphes; wir hören nur Pindar'ſche Lobgeſänge. Ein Freund erzählte mir von einer engliſchen Stadt, wo alle Glocken geläutet wurden, als die ſchwediſche Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Biſchof feierte dieſes Ereignis durch eine merkwürdige Predigt. In ſeinem anglikaniſchen Epiſkopalkoſtüme, welches der Leichenbittertracht eines Chef des pompes funèbres nicht unähnlich, beſtieg er die Kanzel der Hauptkirche, und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weibskleidern, als eine Frau Erlöſerin, die vom Himmel herabgeſtiegen, um unſre Seelen durch ihren Geſang von der Sünde zu befreien, während die andern Kantatricen eben ſo viele Teufelinnen ſeien, die uns hineintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italiänerinnen Griſi und Perſiani müſſen vor Neid und Ärger jetzt gelb werden wie Kanarienvögel, während unſre Jenny, die ſchwediſche Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich ſage unſre Jenny, denn im Grunde repräſentiert die ſchwediſche Nachtigall nicht exkluſive das kleine Schweden, ſondern ſie repräſentiert die ganze germaniſche Stammesgenoſſenſchaft, die der Cimbern eben ſo ſehr wie die der Teutonen, ſie iſt auch eine Deutſche, eben ſo gut wie ihre naturwüchſigen und pflanzenſchläfrigen Schweſtern an der Elbe und am Neckar, ſie gehört Deutſchland, wie, der Verſicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakſpeare uns angehört, und wie gleicherweiſe Spinoza, ſeinem innerſten Weſen nach, nur ein Deutſcher ſein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die Unſre! Juble, Uckermark, auch du haſt Theil an dieſem Ruhme! Springe, Maßmann, deine vaterländiſch freudigſten Sprünge, denn unſre Jenny ſpricht kein römiſches Rothwelſch, ſondern Gothiſch, Skandinaviſch, das deutſcheſte Deutſch, und du kannſt ſie als Landsmännin begrüßen; nur muſſt du dich waſchen, ehe du ihr deine deutſche Hand reichſt. Ja, Jenny Lind iſt eine Deutſche, ſchon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Muhmen der deutſchen Eichen, ſie hat keine ſchwarzen Haare wie die welſchen Primadonnen, in ihren blauen Augen ſchwimmt nordiſches Gemüth und Mondſchein, und in ihrer Kehle tönt die reinſte Jungfräulichkeit! Das iſt es. „Maidenhood is in her voice“ — das ſagten alle old spinsters von London, alle prüden Ladies und frommen Gentlemen ſprachen es augenverdrehend nach, die noch lebende mauvaise queue von Richardſon ſtimmte ein, und ganz Großbritannien feierte in Jenny Lind das ſingende Magdthum, die geſungene Jungferſchaft. Wir wollen es geſtehen, Dieſes iſt der Schlüſſel der unbegreiflichen, räthſelhaft großen Begeiſterung, die Jenny in England gefunden, und, unter uns geſagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie ſinge nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können und, verſehen mit der nöthigen Ausſteuerſumme, einen jungen proteſtantiſchen Geiſtlichen, den Paſtör Svenſke, zu heirathen, der unterdeſſen ihrer harre daheim in ſeinem idylliſchen Pfarrhaus hinter Upſala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Paſtör Svenſke nur ein Mythos und der wirkliche Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgeſtandener Komödiant der Stockholmer Bühne ſei — aber Das iſt gewiſs Verleumdung. Der Keuſchheitsſinn dieſer Primadonna immaculata offenbart ſich am ſchönſten in ihrem Abſcheu vor Paris, dem modernen Sodom, den ſie bei jeder Gelegenheit ausſpricht, zur höchſten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenſeits des Kanals. Jenny hat aufs beſtimmteſte gelobt, nie auf den Laſterbrettern der Rue Lepelletier ihre ſingende Jungferſchaft dem franzöſiſchen Publiko Preis zu geben; ſie hat alle Anträge, welche ihr

Herr Leon Pillet durch ſeine Kunſtruffiani machen ließ, ſtreng abgelehnt. „Dieſe rauhe Tugend macht mich ſtutzen,“ — würde der alte Paulet ſagen. Iſt etwa die Volksſage gegründet, daſs die heutige Nachtigall in frühern Jahren ſchon einmal in Paris geweſen und im hieſigen ſündhaften Konſervatoire Muſikunterricht genoſſen habe, wie andre Singvögel, welche ſeitdem ſehr lockere Zeiſige geworden ſind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariſer Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, ſondern nur die Stimme kritiſiert, und Mangel an Schule für das größte Laſter hält? Dem ſei, wie ihm wolle, unſre Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzoſen nicht aus ihrem Sündenpfuhl herausſingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammnis.

Hier in der Pariſer muſikaliſchen Welt iſt Alles beim Alten; in der Académie royale de musique iſt noch immer grauer, feuchtkalter Winter, während draußen Maiſonne und Veilchenduft. Im Veſtibul ſteht noch immer wehmüthig trauernd die Bildſäule des göttlichen Roſſini; er ſchweigt. Es macht Herrn Leon Pillet Ehre, daſs er dieſem wahren Genius ſchon bei Lebzeiten eine Statue geſetzt. Nichts iſt poſſierlicher, als die Grimaſſe zu ſehen, womit Schelſucht und Neid ſie betrachten. Wenn

Signor Spontini dort vorbeigeht, ſtößt er ſich jedesmal an dieſem Steine. Da iſt unſer großer Maeſtro Meyerbeer viel klüger, und wenn er des Abends in die Oper ging, muſſte er jenem Marmor des Anſtoßes immer vorſichtig auszuweichen, er ſuchte ſogar den Anblick deſſelben zu vermeiden; in derſelben Weiſe pflegen die Juden zu Rom, ſelbſt auf ihren eiligſten Geſchäftsgängen, immer einen großen Umweg zu machen, um nicht an jenem fatalen Triumphbogen des Titus vorbeizukommen, der zum Gedächtnis des Untergangs von Jeruſalem errichtet worden. Über Donizetti's Zuſtand werden die Berichte täglich trauriger. Während ſeine Melodien freudegaukelnd die Welt erheitern, während man ihn überall ſingt und trillert, ſitzt er ſelbſt, ein entſetzliches Bild des Blödſinns, in einem Krankenhauſe bei Paris. Nur für ſeine Toilette hatte er vor einiger Zeit noch ein kindiſches Bewuſſtſein bewahrt, und man muſſte ihn täglich ſorgfältig anziehen, in vollſtändiger Gala, der Frack geſchmückt mit allen ſeinen Orden; ſo ſaß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend. Aber Das hat auch aufgehört, er erkennt Niemand mehr; Das iſt Menſchenſchickſal.

◆

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

Bayerische Staatsbibliothek

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwölfter Band.

Über Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

LIOTHECA
REGIA
NACENSIS.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Über Ludwig Börne

Erſtes Buch. Börne in Frankfurt am Main . . . 3

Zweites Buch. Briefe aus Helgoland über die Julirevolution 53

Drittes Buch. Börne und die politiſchen Flüchtlinge in Frankreich 109

Viertes Buch. Börne's letzte Lebensjahre 161

Fünftes Buch. Börne's Angriffe auf Heine . . . 221

Vorwort des Herausgebers.

Heine's Schrift über Börne erſchien im Jahre 1840. Der urſprüngliche Titel derſelben lautet in dem noch vorhandenen Originalmanuſkript: „Leben Ludwig Börne's, von Heinrich Heine." Einer ausdrücklichen Verfügung des Verfaſſers gemäß*), ſind in der vorliegenden Geſammtausgabe die in der früheren Auflage enthaltenen, das Verhältnis Börne's zu Madame Wohl (ſpäter Madame Straus) berührenden Stellen nicht wieder abgedruckt. Dieſe Stellen befanden ſich auf den Seiten 12, 23, 25, 125, 175 und 176. In der franzöſiſchen Ausgabe ſind nur die Briefe aus Helgoland, unter dem

---

*) Vgl. den Brief Heine's vom 22. December 1845 an Dr. L. Wertheim in Frankfurt am Main, in Nr. 3 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," vom 3. Januar 1846.

Titel: „Reveil de la vie politique,“ im zweiten Bande des Buches „De l'Allemagne“ mitgetheilt.

Aus dieſer Ausgabe ergänzte ich:

S. 72 testamentum.

S. 78 und man bezeichne damit nur drei verſchiedene Einſalzungsgrade.

S. 94 ich hätte die Bibel verſchluckt — S. 95 welcher beſtändig ſchrie:

S. 96 Als ich ſolcherweiſe plötzlich erleichtert ward — Ich befolgte ſeinen Rath und

S. 101 [Überall herrſchte eine dumpfe Ruhe — S. 102 empfindſamen Angedenkens.]

S. 102 [Außerdem mögen ſie — S. 104 in welcher die Zukunft ſich ſpiegelt.]

Aus dem Originalmanuſkript ergänzte ich, außer den in den Anmerkungen mitgetheilten Stellen:

S. 129 vor einem ſüddeutſchen Winkeldeſpötchen, welches ausſieht wie ein — — —

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

(1840.)

Erſtes Buch.

Es war im Jahr 1815 nach Chriſti Geburt, daſs mir der Name Börne zuerſt ans Ohr klang. Ich befand mich mit meinem ſeligen Vater auf der Frankfurter Meſſe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umſehe; Das ſei bildend. Da bot ſich mir ein großes Schauſpiel. In den ſogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, ſah ich die Wachsfiguren, wilde Thiere, außerordentliche Kunſt- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, ſowohl chriſtlichen als jüdiſchen Magazine, worin man die Waaren zehn Procent unter dem Fabrikpreis einkauft, und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich ſehen, wo die deutſchen Kaiſer gekauft wurden, zehn Procent unter dem Fabrikpreis. Der

Artikel iſt am Ende ganz ausgegangen. Einſt führte mich mein Vater ins Leſekabinett einer der △ oder ♊ Logen, wo er oft ſoupierte, Kaffe trank, Karten ſpielte und ſonſtige Freimaurer-Arbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungsleſen vertieft lag, flüſterte mir ein junger Menſch, der neben mir ſaß, leiſe ins Ohr:

„Das iſt der Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten ſchreibt!“

Als ich aufblickte, ſah ich einen Mann, der, nach einem Journale ſuchend, mehrmals im Zimmer ſich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch ſein Verweilen, ſo blieb mir doch das ganze Weſen des Mannes im Gedächtniſſe, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatiſcher Treue abkonterfeien. Er trug einen ſchwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäſche; aber er trug Dergleichen nicht wie ein Stutzer, ſondern mit einer wohlhabenden Nachläſſigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daſs er ſich mit dem Knoten der weißen Kravatte nicht lange vor dem Spiegel beſchäftigt, und daſs er den Rock gleich angezogen, ſobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er ſchien weder groß noch klein von Geſtalt, weder mager noch dick, ſein Geſicht war weder roth noch blaſe, ſondern von einer angerötheten Bläſſe oder verblaſſten Röthe, und was ſich darin zunächſt ausſprach, war eine gewiſſe ablehnende Vornehmheit, ein gewiſſes Dedain, wie man es bei Menſchen findet, die ſich beſſer als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntnis zweifeln. Es war nicht jene geheime Majeſtät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die ſich inkognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionäre, mehr oder minder titanenhafte Miſsmuth, den man auf den Geſichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, ſeine Bewegung, ſein Gang hatten etwas Sicheres, Beſtimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menſchen heimlich umfloſſen von dem Ausſtrahlen ihres Geiſtes? Ahnet unſer Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht ſehen können? Das moraliſche Gewitter in einem ſolchen außerordentlichen Menſchen wirkt vielleicht elektriſch auf junge, noch nicht abgeſtumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt. Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht dieſe Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten ſchrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte ſich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Univerſitätsfreund Dieffenbach, als wir in Bonn ſtudierten, überall, wo er einen Hund oder eine Katze erwiſchte, ihnen gleich die Schwänze abſchnitt, aus purer Schneideluſt, was wir ihm damals, als die armen Beſtien gar entſetzlich heulten, ſo ſehr verargten, ſpäter aber ihm gern verziehen, da ihn dieſe Schneideluſt zu dem größten Operateur Deutſchlands machte, ſo hat ſich auch Börne zuerſt an Komödianten verſucht, und manchen jugendlichen Übermuth, den er damals beging an den Heigeln, Weidnern, Urſprüngen und dergleichen unſchuldigen Thieren, die ſeitdem ohne Schwänze herumlaufen, muſs man ihm zu Gute halten für die beſſeren Dienſte, die er ſpäter als großer politiſcher Operateur mit ſeiner gewetzten Kritik zu leiſten verſtand.

Es war Varnhagen von Enſe, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegniſſe den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief, und mir Aufſätze dieſes Mannes, namentlich in der „Wage“ und in den „Zeitſchwingen,“ zu leſen gab. Der Ton, womit er mir dieſe Lektüre empfahl, war bedeutſam dringend, und das

Lächeln, welches um die Lippen der anweſenden Rahel ſchwebte, jenes wohlbekannte, räthſelhaft wehmüthige, vernunftvoll myſtiſche Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel ſchien nicht bloß auf literariſchem Wege über Börne unterrichtet zu ſein, und, wie ich mich erinnere, verſicherte ſie bei dieſer Gelegenheit, es exiſtierten Briefe, die Börne einſt an eine geliebte Perſon gerichtet habe, und worin ſein leidenſchaftlicher hoher Geiſt ſich noch glänzender als in ſeinen gedruckten Aufſätzen ausſpräche*). Auch über ſeinen Stil äußerte ſich Rahel, und zwar mit Worten, die Jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut iſt, ſehr mißverſtehen möchte; ſie ſagte: „Börne kann nicht ſchreiben, eben ſo wenig wie ich oder Jean Paul.“ Unter Schreiben verſtand ſie nämlich die ruhige Anordnung, ſo zu ſagen die Redaktion der Gedanken, die logiſche Zuſammenſetzung der Redetheile, kurz jene Kunſt des Periodenbaues, den ſie ſowohl bei Goethe, wie bei ihrem Gemahl ſo enthuſiaſtiſch bewunderte, und worüber wir damals faſt täglich die fruchtbarſten Debatten führten. Die heutige Proſa, was ich hier beiläufig bemerken will, iſt nicht ohne viel Verſuch, Berathung, Widerſpruch und Mühe geſchaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne um ſo mehr, da ſie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn ſie gut ſchreiben ſollen, ſich immer in einer leidenſchaftlichen Anregung, in einem gewiſſen Geiſtesrauſch befinden müſſen, — Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Denken, Fühlen und Anſchauen, abgelöſt von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engſten Widerwillen gegen dergleichen Darſtellungsart; in ſeiner ſubjektiven Befangenheit begriff er nicht die objektive Freiheit, die Goethe'ſche Weiſe, und die künſtleriſche Form hielt er für Gemüthloſigkeit; er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechiſchen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betaſtet und über Kälte klagt.

---

*) Die erwähnte Korreſpondenz — „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz“ — iſt aus Varnhagen's Nachlaß (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) veröffentlicht worden.

Der Herausgeber.

Indem ich hier antecipierend von dem Widerwillen rede, welchen die Goethe'ſche Darſtellungsart in Börne aufregte, laſſe ich zugleich errathen, daſs die Schreibart des Letztern ſchon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es iſt nicht meines Amtes, die Mängel dieſer Schreibweiſe aufzudecken, auch würde jede Andeutung über Das, was mir an dieſem Stile am meiſten miſsfiel, nur von den Wenigſten verſtanden werden. Nur ſo Viel will ich bemerken, daſs, um vollendete Proſa zu ſchreiben, unter Anderm auch eine groſse Meiſterſchaft in metriſchen Formen erforderlich iſt. Ohne eine ſolche Meiſterſchaft fehlt dem Proſaiker ein gewiſſer Takt, es entſchlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäſuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede ſtatthaft ſind, und es entſteht ein geheimer Miſslaut, der nur wenige, aber ſehr feine Ohren verletzt.

Wie ſehr ich aber auch geneigt war, an der Außenſchale, an dem Stile Börne's zu mäkeln, und namentlich, wo er nicht beſchreibt, ſondern räſonniert, die kurzen Sätze ſeiner Proſa als eine kindiſche Unbeholfenheit zu betrachten, ſo ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern ſeiner Schriften die reichlichſte Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der ſich durchgängig darin ausſprach, und ſeitdem verlor ich den Verfaſſer nicht mehr aus dem Gedächtnis. Man hatte mir geſagt, daſs er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre ſpäter, Anno 1827, durch dieſe Stadt reiſen muſste, um mich nach München zu begeben, hatte ich mir beſtimmt vorgenommen, dem Doktor Börne in ſeiner Behauſung meinen Beſuch abzuſtatten. Dieſes gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlſuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, ſah man mich ganz befremdlich an, und man ſchien in ſeinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder ſich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieſer oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer ſogar von ſeinem Ruhme beſtrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt ſelbſt anlangen und den großen Mann wirklich darin aufſuchen wollen und ihn erſt lange erfragen müſſen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So ſieht der Reiſende ſchon in weiteſter Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild ſelbſt, ſo verſchwindet derſelbe wieder ſeinen Blicken, und erſt hin und herwandernd durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorſchein, in der Nähe von gewöhnlichen Häuſern und Boutiken, die ihn ſchier verborgen halten . . .

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen, deſſen früheres Ausſehen mir noch lebhaft im Gedächtniſſe ſchwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und ſtolzer Verdüſterung. Ich ſah jetzt ein zufriedenes Männchen, ſehr ſchmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit ſchwarzen glatten Härchen, auf den Wangen ſogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen ſehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein geſtricktes Kamiſölchen von grauer Wolle, welches eng anliegend wie ein Ringpanzer, ihm ein drollig märchenhaftes Anſehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten, und wir geriethen ins vertraulichſte Geſpräch. Wovon wir zuerſt redeten? Wenn Köchinnen zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihrer Herrſchaft, und wenn deutſche Schriftſteller zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihren Verlegern. Unſere Konverſation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenſchaften des Letzteren eingeſtand, vertraute mir Börne, daſs er mit einer Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften ſchwanger gehe, und für dieſes Unternehmen ſich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe verſichern, daſs er kein gewöhnlicher Buchhändler ſei, der mit dem Edlen, Schönen, Großen nur Geſchäfte machen und eine gute Konjunktur benutzen will, ſondern daſs er manchmal das Große, Schöne, Edle unter ſehr ungünſtigen Konjunkturen druckt und wirklich ſehr ſchlechte Geſchäfte damit macht. Auf ſolche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und ſie haben ihn ſpäterhin veranlaſſt, nach Hamburg zu reiſen und ſich mit dem Verleger der „Reiſebilder“ über eine Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften zu verſtändigen.

Sobald die Verleger abgethan ſind, beginnen die wechſelſeitigen Komplimente zwiſchen zwei Schriftſtellern, die ſich zum erſten Male ſprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leiſen Tadel, den er bisweilen in den ſchäumenden Kelch des Lobes eintröpfeln ließ. Er hatte nämlich kurz vorher den zweiten Theil der „Reiſebilder“ geleſen, und vermeinte, daſs ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erſchaffen und ſo weiſe die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein ſterblicher Deſpot geweſen, mit übertriebener Ehrfurcht geſprochen habe. Der Deiſt und Libera trat mir alſo ſchon merkbar entgegen. Er ſchien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewuſſt den größten Reſpekt vor ihm in der Seele trug. Es verdroſs ihn, daſs die Fürſten ſein Standbild von der Vendomeſäule ſo ungroßmüthig herabgeriſſen.

„Ach!“ rief er mit einem bittern Seufzer, „ihr konntet dort ſeine Statue getroſt ſtehen laſſen; ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inſchrift: „Achtzehnter Brumaire“ daran zu befeſtigen, und die Vendomeſäule wäre ſeine verdiente Schandſäule geworden! Wie liebte ich dieſen Mann bis zum achtzehnten Brumaire; noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan; als er aber die Stufen des Thrones erſtieg, ſank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm ſagen: er iſt die rothe Treppe hinaufgefallen!“

„Ich habe noch dieſen Morgen,“ ſetzte Börne hinzu, „ihn bewundert, als ich in dieſem Buche, das hier auf meinem Tiſche liegt — er zeigte auf Thiers' Revolutionsgeſchichte — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel hat und im Eifer des Geſprächs das Porzellan zerſchlägt, das Kobentzel einſt von der Kaiſerin Katharina erhalten und gewiſs ſehr liebte. Dieſes zerſchlagene Porzellan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: „Mein Kaiſer hat ſo viel Porzellan, und Das giebt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe — das Beſte iſt, wir machen mit ihm Friede.“ Wahrſcheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzellanſervice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzellan, und nicht bloß die Kaffekannen und Taſſen, ſondern auch die chineſiſchen Pagoden, ſie nickten mit den Köpfen vielleicht haſtiger als je, und der Friede wurde ratificiert. In Bilderläden ſieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er auf bäumendem Roſs den Simplon beſteigt, wie er mit hochgeſchwungener Fahne über die Brücke von Lodi ſtürmt u. ſ. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, ſo würde ich ihn darſtellen, wie er das Service von Kobentzel zerſchlägt. Das war ſeine erfolgreichſte That. Jeder König fürchtete ſeitdem für ſein Porzellan, und gar beſondere Angſt überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzellanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebſter Heine, wie man durch den Beſitz von ſchönem Porzellan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einſt ſo wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzellan. Mit dem Beſitzthum, und gar mit gebrechlichem Beſitzthum kommt die Furcht und die Knechtſchaft. Ich habe mir leider vor Kurzem ein ſchönes Theeſervice angeſchafft — die Kanne war ſo lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdoſe war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende, die ſich ſchnäbeln — auf der einen Taſſe der Katharinenthurm, auf einer andern die Konſtablerwache, lauter vaterländiſche Gegenden auf den übrigen Taſſen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daſs ich in meiner Dummheit nicht zu frei ſchreibe und plötzlich flüchten müſſte. — Wie könnte ich in der Geſchwindigkeit all' dieſe Taſſen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten ſie zerbrochen werden, und zurücklaſſen möchte ich ſie in keinem Falle. Ja, wir Menſchen ſind ſonderbare Käuze! Derſelbe Menſch, der vielleicht Ruhe und Freude ſeines Lebens, ja das Leben ſelbſt aufs Spiel ſetzen würde, um ſeine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Taſſen verlieren, und wird ein ſchweigender Sklave, um ſeine Theekanne zu konſervieren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdammte Porzellan mich im Schreiben hemmt, ich werde ſo milde, ſo vorſichtig, ſo ängſtlich . . . Am Ende glaub' ich gar, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das

Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, deſshalb war es ſo wohlfeil, und der Mann war ſo beredſam. Ach, die Zuckerdoſe mit dem ehelichen Glück war eine ſo ſüße Lockſpeiſe! Ja, je mehr ich mein Porzellan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir der Gedanke, daſs es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm nicht im Mindeſten, daſs man mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirſch; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir unausſtehlich. Da iſt aber unſer Frankfurter Senat — —"

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter ſprechen zu laſſen, und bemerke nur, daſs er am Ende ſeiner Rede mit gutmüthigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, die ſchöne vergoldete Theekanne fliegt zum Fenſter hinaus mitſammt der Zuckerdoſe und dem ehelichen Glück und dem Katharinenthurm und der Konſtablerwache und den vaterländiſchen Gegenden, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!"

Börne's Humor, wovon ich eben ein ſprechendes Beiſpiel gegeben, unterſchied ſich von dem

Humor Jean Paul's dadurch, daſs Letzterer gern die entfernteſten Dinge ineinanderrührte, während Jener, wie ein luſtiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantaſie des konfuſen Polyhiſtors von Baireuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenſtiefeln alle Weltgegenden durchſchweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge, und die Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, lagen alle in ſeinem räumlichen Geſichtskreis. Er beſprach das Buch, das er eben geleſen, das Ereignis, das eben vorfiel, den Stein, an dem er ſich eben geſtoßen, Rothſchild, an deſſen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil reſidiert und den er ebenfalls an Ort und Stelle haſſen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich ſage Anfänge, nicht Urſachen; denn wenn auch der Umſtand, daſs Frankfurt ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt war, Börne's Aufmerkſamkeit zunächſt auf Goethe lenkte, ſo war doch der Haſs, der gegen dieſen Mann in ihm brannte und immer leidenſchaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen, in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelſucht, ſondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, ſich in allen Geſchichten des Menſchengeſchlechts kundgiebt und am grellſten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäiſche Spiritualismus gegen helleniſche Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entſchieden iſt und vielleicht nie ausgekämpft wird, der kleine Nazarener haſſte den großen Griechen, der noch dazu ein griechiſcher Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erſchienen, und Börne freute ſich kindiſch, daſs Jemand gekommen ſei, der den Muth zeige, ſo rückſichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Reſpekt,“ ſetzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszuſprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der iſt ein ehrlicher Mann und ein Gelehrter; Den müſſen Sie kennen lernen, an Dem werden wir noch viele Freude erleben; Der hat viel Kourage, Der iſt ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter! An dem Goethe iſt gar Nichts, er iſt eine Memme, ein ſerviler Schmeichler und ein Dilettant.“

Auf dieſes Thema kam er oft zurück; ich muſſte ihm verſprechen, in Stuttgart den Menzel zu beſuchen, und er ſchrieb mir gleich zu dieſem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig hinzuſetzen: „Der hat Muth, außerordentlich viel Kourage, Der iſt ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!“

Wie in ſeinen Äußerungen über Goethe, ſo auch in ſeiner Beurtheilung anderer Schriftſteller, verrieth Börne ſeine nazareniſche Beſchränktheit. Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks „jüdiſch“ noch „chriſtlich“ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden“ und „Chriſten“ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte, im Gegenſatz zu „Hellenen,“ mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. So gab es Hellenen in deutſchen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theſeus abſtammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Chriſten, kann man hier mit Recht ſagen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltation war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen, und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt. In ſeiner ſpätern Zeit wendete ſich Börne ſogar zum hiſtoriſchen Chriſtenthum, er ſank faſt in den Katholicismus, er fraterniſierte mit dem Pfaffen Lamennais und verfiel in den widerwärtigſten Kapuzinerton, als er ſich einſt über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheiſten von der heitern Obſervanz, öffentlich ausſprach. — Pſychologiſch merkwürdig iſt die Unterſuchung, wie in Börne's Seele allmählich das eingeborene Chriſtenthum emporſtieg, nachdem es lange niedergehalten worden von ſeinem ſcharfen Verſtand und ſeiner Luſtigkeit. Ich ſage Luſtigkeit, gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewiſſe ſpringende gute Laune, eine witzige, eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich kapriciös, gar ſüß, auch glänzend, worauf aber bald eine ſtarre Gemüthsvertrübung folgt; es fehlt ihnen die Majeſtät der Genuſsſeligkeit, die nur bei bewuſſten Göttern gefunden wird.

Iſt aber in unſerem Sinne kein großer Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten, ſo exiſtiert Dergleichen deſto herber in der Weltbetrachtung Frankfurter Philiſter; über die Miſsſtände, die ſich daraus ergeben, ſprach Börne ſehr viel und ſehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Verſprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu ſchenken, er ließ mich nicht mehr von ſich, und ich muſste mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde beſuchen, auch Freundinnen . . .

Mich intereſſiert bei ausgezeichneten Leuten der Gegenſtand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe ſelbſt. Letzteres aber — Das weiß ich — muſs bei Börne ſehr ſtark geweſen ſein. Wie ſpäter bei der Lektüre ſeiner geſammelten Schriften, ſo ſchon in Frankfurt durch manche hingeworfene Äußerung, merkte ich, daſs Börne zu verſchiedenen Jahrzeiten ſeines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eiferſucht weiß er Viel zu ſagen, wie denn überhaupt die Eiferſucht in ſeinem Charakter lag und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erſcheinungen durch die gelbe Lupe des Miſstrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daſs Börne zu verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens von Liebesleiden heimgeſucht worden.

„Ach,“ ſeufzte er einmal wie aus der Tiefe ſchmerzlicher Erinnerungen, „in ſpätern Jahren iſt dieſe Leidenſchaft noch weit gefährlicher, als in der Jugend. Man ſollte es kaum glauben, da ſich doch mit dem Alter auch unſere Vernunft entwickelt hat und dieſe uns unterſtützen könnte im Kampfe mit der Leidenſchaft. Saubere Unterſtützung! Merken Sie ſich Das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kapricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber ſobald ſich eine große, wahre Leidenſchaft unſeres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden ſoll, wegen des poſitiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hilfe, ja, die Kanaille, ſie wird alsdann ſogar eine Bundesgenoſſin des Feindes, und anſtatt unſere materiellen oder moraliſchen Intereſſen zu vertreten, leiht ſie dem Feinde der Leidenſchaft alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem ſtummen Wahnſinn liefert ſie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie ſie iſt, ſchlägt ſich die Vernunft immer zur Partei des Stärkern, zur Partei der Leidenſchaft, und verläſſt ſie wieder, ſobald die

Force derſelben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Geſetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt ſie alsdann die Gefühle, die ſie kurz vorher ſo eifrig rechtfertigte! Miſstrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenſchaft immer der Sprache der Vernunft, und iſt die Leidenſchaft erloſchen, ſo miſstrauen Sie ihr ebenfalls, und ſein Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz!“ . . .

Börne wollte mich die Merkwürdigkeiten Frankfurt's ſehen laſſen, und vergnügt, im gemüthlichſten Hundetrab, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Anſehen gab ihm ſein kurzes Mäntelchen und ſein weißes Hütchen, welches zur Hälfte mit einem ſchwarzen Flor umwickelt war. Der ſchwarze Flor bedeutete den Tod ſeines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne ſchien damals die angenehmen Empfindungen ſolcher Glücksveränderungen noch in ſich zu tragen und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu ſtehen. Er klagte ſogar über ſeine Geſundheit, d. h. er klagte, er werde täglich geſünder und mit der zunehmenden Geſundheit ſchwänden ſeine geiſtigen Fähigkeiten. „Ich bin zu geſund und kann Nichts mehr ſchreiben, klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernſt, denn bei ſolchen

Naturen iſt das Talent abhängig von gewiſſen krankhaften Zuſtänden, von einer gewiſſen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweiſe ſteigert, und die mit der eintretenden Geſundheit wieder verſchwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kuriert,“ ſagte Börne von ſeinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in deſſen Haus ich auch mit ihm ſpeiſte.

Die Gegenſtände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben ſeinem Geiſte nicht bloß die nächſte Beſchäftigung, ſondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung ſeines Geiſtes, und mit ihrem Wechſel ſtand ſeine gute oder böſe Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, ſo empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenſtänden, denen er auf ſeinem Weg begegnete. Der Anblick ſchöner Gartenanlagen oder einer Gruppe ſchäkernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichſam Roſenlichter über Börne's Seele, und der Wiederſchein derſelben gab ſich kund in ſprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, ſchienen die ſchwarzen Häuſer ihre finſtern Schatten in ſein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie dieſe Gaſſe,“ ſprach er ſeufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrücktern Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine.“

In der That, die Häuſer jener Straße ſahen mich an, als wollten ſie mir betrübſame Geſchichten erzählen, Geſchichten, die man wohl weiß, aber nicht wiſſen will oder lieber vergäße, als daß man ſie ins Gedächtnis zurückriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauſes, deſſen Kohlenſchwärze um ſo greller hervorſtach, da unter den Fenſtern eine Reihe kreideweißer Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit roſtigen Eiſenſtangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieſeln ſchien, und aus dem Innern tönte ein höchſt ſonderbarer, näſelnder Geſang. Die gebrochene Stimme ſchien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte ſich in den ſanfteſten Klagelauten, die allmählich bis zum entſetzlichſten Zorne anſchwollen. Was iſt Das für ein Lied? frug ich meinen Begleiter. „Es iſt ein gutes Lied,“ antwortete Dieſer mit einem mürriſchen Lachen, „ein lyriſches Meiſterſtück, das im diesjährigen Muſenalmanach ſchwerlich ſeines Gleichen findet . . . Sie kennen es vielleicht in der deutſchen Überſetzung: Wir ſaßen an den Flüſſen Babel's, unſere Harfen hingen an den Trauerweiden u. ſ. w. Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim ſingt es ſehr gut mit ſeiner zittrigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag ſänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit ſo viel Ausdruck, mit ſo viel Gefühl . . . Denn der alte Mann haſſt noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jeruſalem's durch Nebukadnezar . . . Dieſes Unglück kann er gar nicht vergeſſen, obgleich ſo viel Neues ſeitdem paſſiert iſt, und noch jüngſt der zweite Tempel durch Titus, den Böſewicht, zerſtört worden. Ich muſs Ihnen nämlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein delicium generis humani, er hält ihn für einen Böſewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat. . . . Es iſt ihm nämlich eine kleine Mücke in die Naſe geflogen, die, allmählich wachſend, mit ihren Klauen in ſeinem Gehirn herumwühlte und ihm ſo grenzenloſe Schmerzen verurſachte, daſs er nur dann einige Erholung empfand, wenn in ſeiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Amboſſe loshämmerten. Das iſt ſehr merkwürdig, daſs alle

Feinde der Kinder Iſrael ein ſo ſchlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukadnezar gegangen iſt, wiſſen Sie, er iſt in ſeinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras eſſen müſſen. Sehen Sie den perſiſchen Staatsminiſter Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Suſa, in der Hauptſtadt? Und Antiochus, der König von Syrien, iſt er nicht bei lebendigem Leibe verfault durch die Läuſeſucht? Die ſpätern Böſewichter, die Judenfeinde, ſollten ſich in Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es ſchreckt ſie nicht ab, das furchtbare Beiſpiel, und dieſer Tage habe ich wieder eine Broſchüre gegen die Juden geleſen, von einem Profeſſor der Philoſophie, der ſich Magis amica nennt. Er wird einſt Gras eſſen, ein Ochs iſt er ſchon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachſenfingen beleidigt, und Läuſe hat er gewiſs auch ſchon, wie der Antiochus. Am liebſten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikaniſchen Küſte. Ich habe nämlich jüngſt geleſen, daſs die Muhammedaner, die dort wohnen, ſich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Chriſten, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie vertheilen unter ſich dieſe Unglücklichen und benutzen jeden derſelben nach ſeinen Fähigkeiten. So hat nun jüngſt ein Engländer, der jene Küſten bereiſte, dort einen deutſchen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts Anderem zu gebrauchen war, als daſs man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologiſchen Fakultät. Ich wünſche nun, der Doktor Magis amica käme in eine ſolche Lage; wenn er auf ſeinen Eiern drei Wochen unaufſtehlich ſitzen müſſte (ſind es Enteneier, ſogar vier Wochen), ſo kämen ihm gewiſs allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünſcht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Chriſten herabwürdigt, und ſogar einen Doktor der Theologie bis zur Bruthenne entmenſcht ... Die Hühner, die er ausgebrütet, werden ſehr tolerant ſchmecken, beſonders wenn man ſie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt."

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterſter Fülle losließ, als wir auf unſerer Wanderung im Weichbilde Frankfurt's dem Hauſe vorübergingen, wo der Bundestag ſeine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsſchläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Flieſen der

Fenſter ihre friedlichen Neſter gebaut, flogen ſeelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; ſie war ſehr abergläubiſch.

Von der Ecke der Schnurgaſſe bis zur Börſe muſſten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier verſammelt ſich der edle Handelsſtand und ſchachert und mauſchelt ... Was wir nämlich in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, iſt nichts Anders als die eigentliche frankfurter Landesſprache, und ſie wird von der unbeſchnittenen Population eben ſo vortrefflich geſprochen, wie von der beſchnittenen. Börne ſprach dieſen Jargon ſehr ſchlecht, obgleich er, eben ſo wie Goethe, den heimatlichen Dialekt nie ganz verleugnen konnte. Ich habe bemerkt, daſs Frankfurter, die ſich von allen Handelsintereſſen entfernt hielten, am Ende jene frankfurter Ausſprache, die wir, wie geſagt, in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgaſſe, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir ſahen nämlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübſche Jungen mit roſigen Geſichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Reſpekt,“ — rief Börne, — „weit mehr Reſpekt habe ich für dieſe Buben, als für ihre erwachſenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten puniſchen Krieg, und er iſt begeiſtert für Hannibal, und als man ihm heute erzählte, wie der große Karthager ſchon als Knabe den Römern Rache ſchwur — ich wette, da hat ſein kleines Herz mitgeſchworen . . . Haſs und Untergang dem böſen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder! Ich möchte ihn küſſen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der ſo pfiffig hübſch ausſieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einſt nachahmen . . . Das iſt auch gut, ganz gut, und du biſt mir willkommen. Aber, Burſche, wirſt du auch Gift ſchlucken können, wie der alte König des Pontus? Übe dich frühzeitig! Wer mit Rom Krieg führen will, muſs alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Aquatoffana der Verleumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der ſo lange Beine hat und ein ſo unzufrieden aufgeſtülptes Näschen? Den juckt es vielleicht, ein Catilina zu werden, er hat auch lange Finger, und er wird einmal den Ciceros unſerer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, ſich mit langen, ſchlechten Reden zu blamieren. Der dort, der arme kränkliche Bub', möchte gewiſs weit lieber die Rolle des Brutus ſpielen . . . Armer Junge, du wirſt keinen Cäſar finden, und muſſt dich begnügen, einige alte Perücken mit Worten zu erſtechen, und wirſt dich endlich nicht in dein Schwert, ſondern in die Schelling'ſche Philoſophie ſtürzen und verrückt werden! Ich habe Reſpekt für dieſe Kleinen, die ſich den ganzen Tag für die hochherzigſten Geſchichten der Menſchheit intereſſieren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Intereſſe fühlen und an Kaffebohnen und Kochenille und Manufakturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Luſt, dem kleinen Brutus dort eine Düte mit Zuckerkringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Branntewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch . . . Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir ſelber . . . Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war!"

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiſerburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe ſie noch nie geſehen,“ ſeufzte er, „und ſeit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnſucht nach dieſer goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichſte Vorſtellung davon, und ich hielt ſie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; ſpäter bildete ich mir ein, es ſei ein Kalb, und erſt als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daſs ſie nämlich nur eine alte Haut ſei, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geſchrieben ſteht, wie Kaiſer und Reich ſich einander wechſelſeitig verkauften. Nein, laſſt uns dieſen miſerabelen Kontrakt, wodurch Deutſchland zu Grunde ging, nicht betrachten; ich will ſterben, ohne die goldne Bulle geſehen zu haben.“

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildeſten und ſchmerzlichſten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieſes Thema war Deutſchland und der politiſche Zuſtand des deutſchen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war ſeine ganze Liebe.

Als wir denſelben Abend wieder durch die Judengaſſe gingen und das Geſpräch über die Inſaſſen derſelben wieder anknüpften, ſprudelte die

Quelle des Börne'ſchen Geiſtes um ſo heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düſteren Anblick gewährte, jetzt aufs fröhlichſte illuminiert war, und die Kinder Iſrael an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr luſtiges Lampenfeſt feierten. Dieſes iſt einſt geſtiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makkabäer über den König von Syrien ſo heldenmüthig erfochten haben.

„Sehen Sie,“ ſagte Börne, „Das iſt der 18. Oktober der Juden, nur daſs dieſer makkabäiſche 18. Oktober mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt und noch immer gefeiert wird, ſtatt daſs der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in dieſem kleinen Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätitia, die ſo viele Finanz-Bonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlöſschen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und ſeine Brüder eben ſo tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unſern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau dieſe Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und ſie erinnert ſich mit wehmüthiger Wonne jener jüngeren Zeit, wo der ſelige Meyer Amſchel Rothſchild, ihr theurer Gatte, das Lampenfeſt mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindiſcher Luſt darüber hin und her ſprangen, wie es Brauch und Sitte iſt in Iſrael!"

„Der alte Rothſchild," fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynaſtie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit ſelbſt. Es war ein mildthätiges Geſicht mit einem ſpitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als beſcheiden, faſt ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beſtändig umgab ihn, wie ein Hofſtaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almoſen ertheilte oder mit gutem Rath zuſprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getröſteten und vergnügten Mienen, ſo wuſſte man, daſs hier eben der alte Rothſchild ſeinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengaſſe ging, begegneten wir dem alten Rothſchild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daſs er, nachdem er mit meinem Vater geſprochen, auch mir einige liebreiche Worte ſagte, und daſs er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu ſegnen. Ich bin feſt überzeugt, dieſem Rothſchild'ſchen Segen verdanke ich es, daſs ſpäterhin, obgleich ich ein deutſcher Schriftſteller wurde, doch niemals das bare Geld in meiner Taſche ganz ausging."

Ich kann nicht umhin, hier die Zwiſchenbemerkung einzuſchalten, daſs Börne immer im behaglichen Wohlſtande lebte, und ſein ſpäterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbiſſenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumeſſen war. Obgleich er ſelber reich war, ich ſage reich nach dem Maßſtabe ſeiner Bedürfniſſe, ſo hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf ſeinem Haupte ruhte, ſo haſſte er doch die Söhne, Meyer Amſchel Rothſchild's Söhne.

Wie weit die perſönlichen Eigenſchaften dieſer Männer zu jenem Haſſe berechtigen, will ich hier nicht unterſuchen; es wird an einem anderen Orte ausführlich geſchehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daſs unſere deutſchen Freiheitsprediger eben ſo ungerecht wie thöricht handeln, wenn ſie das Haus Rothſchild wegen ſeiner politiſchen Bedeutung, wegen ſeiner Einwirkung auf die Intereſſen der Revolution, kurz wegen ſeines öffentlichen Charakters, mit ſo viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es giebt keine ſtärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothſchilde . . . und, was noch befremdlicher klingen mag, dieſe Rothſchilde, die Bankiers der Könige, dieſe fürſtlichen Säckelmeiſter, deren Exiſtenz durch einen Umſturz des europäiſchen Staatenſyſtems in die ernſthafteſten Gefahren gerathen dürfte, ſie tragen dennoch im Gemüthe das Bewuſſtſein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich iſt Dieſes der Fall bei dem Manne, der unter dem ſcheinloſen Namen Baron James bekannt iſt, und in welchem ſich jetzt, nach dem Tode ſeines erlauchten Bruders von England, die ganze politiſche Bedeutung des Hauſes Rothſchild reſumiert. Dieſer Nero der Finanz, der ſich in der Rue Laffitte ſeinen goldenen Pallaſt erbaut hat und von dort aus als unumſchränkter Imperator die Börſen beherrſcht, er iſt, wie weiland ſein Vorgänger, der römiſche Nero, am Ende ein gewaltſamer Zerſtörer des bevorrechteten Patricierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einſt, vor mehren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz familionär, wie Hirſch Hyacinth ſagen würde, in den Straßen von Paris umherflanierten, ſetzte mir Baron James ziemlich klar auseinander, wie eben er ſelber durch ſein Staatspapierenſyſtem für den geſellſchaftlichen Fortſchritt in Europa überall die erſten Bedingniſſe erfüllt, gleichſam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen,“ ſagte er mir, „gehört ein Zuſammenfluſs von bedeutenden Menſchen, die ſich mit dieſen Dingen gemeinſam zu beſchäftigen haben. Dergleichen Menſchen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deſshalb nie ganz frei, ſondern immer an einen entfernten Grundbeſitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefeſſelt; jetzt aber gewährt das Staatspapierenſyſtem dieſen Menſchen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können ſie von den Zinſen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens, geſchäftlos leben, und ſie ziehen ſich zuſammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptſtädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine ſolche Reſidenz der verſchiedenartigſten Kräfte, eine ſolche Centraliſation der Intelligenzen und ſocialen Autoritäten, Das iſt hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie ſeine Revolution gemacht; hier hatten ſo viele ausgezeichnete Geiſter Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder ſorgloſe Exiſtenz zu führen, mit einander zu verkehren, und ſo weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen ſolchen günſtigen Zuſtand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentenſyſtem wäre Paris weit ſchneller Paris geworden, und die Deutſchen, die gern eine ähnliche Hauptſtadt hätten, ſollten nicht über das Rentenſyſtem klagen — es centraliſiert, es macht vielen Leuten möglich, an einem ſelbſtgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menſchheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . .“

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet Rothſchild die Reſultate ſeines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden, ja ich gehe noch weiter, und ich ſehe in Rothſchild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind für mich drei terroriſtiſche Namen, und ſie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Ariſtokratie. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind die drei furchtbarſten Nivelleurs Europas. Richelieu zerſtörte die Souveränetät des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkür, die ihn entweder durch Hofdienſt herabwürdigte, oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre ſchlug dieſem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr deſſelben, der neue Gutsbeſitzer, ward ganz wieder ein Ariſtokrat, wie ſeine Vorgänger, deren Prätenſionen er unter anderem Namen fortſetzte. Da kam Rothſchild und zerſtörte die Oberherrſchaft des Bodens, indem er das Staatspapierenſyſtem zur höchſten Macht emporhob, dadurch die großen Beſitzthümer und Einkünfte mobiliſierte, und gleichſam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er ſtiftete freilich dadurch eine neue Ariſtokratie, aber dieſe, beruhend auf dem unzuverläſſigſten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr ſo nachhaltig miſswirken, wie die ehemalige Ariſtokratie, die im Boden, in der Erde ſelber, wurzelte. Geld iſt flüſſiger als Waſſer, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern ſeine Impertinenzen, wenn man ſeine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrinnt und verdunſtet, ehe man ſich Deſſen verſieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothſchild zuſammenſtellte, drängte ſich mir die Bemerkung auf, daſs dieſe drei größten Terroriſten noch mancherlei andere Ähnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewiſſe unnatürliche Liebe zur Poeſie; Richelieu ſchrieb ſchlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothſchild, wenn er luſtig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch Das gehört nicht hieher, dieſe Blätter haben ſich zunächſt mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne, zu beſchäftigen. Dieſer hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchſten Haſs gegen die Rothſchilde, und in ſeinem Geſpräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhauſe derſelben vorübergingen, äußerte ſich jener Haſs bereits eben ſo grell und giftig, wie in ſeinen ſpäteren Pariſer Briefen. Nichtsdeſtoweniger ließ er doch den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Leute manche Gerechtigkeit widerfahren, und er geſtand mir ganz naiv, daſs er ſie nur haſſen könne, daſs es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich ſei, ſie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn ſehen Sie,“ ſprach er, „die Rothſchilde haben ſo viel Geld, eine ſolche Unmaſſe von Geld, daſs ſie uns einen faſt grauenhaften Reſpekt einflößen; ſie identificierten ſich, ſo zu ſagen, mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben dieſe Leute das ſicherſte Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem ſo manche andere baroniſierte Millionärenfamilien des alten Teſtaments verfallen ſind: ſie enthalten ſich des chriſtlichen Weihwaſſers. Die Taufe iſt jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das den Armen Judäa's vergebens gepredigt worden, iſt jetzt in floribus bei den Reichen. Aber da die Annahme deſſelben nur Selbſtbetrug, wo nicht gar Lüge iſt, und das angeheuchelte Chriſtenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontraſtiert, ſo geben dieſe Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichſten Blößen. Oder glauben Sie, daſs durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daſs man Läuſe in Flöhe verwandeln kann, wenn man ſie mit Waſſer begießt?"

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben ſo melancholiſcher wie lächerlicher Anblick iſt es für mich, wenn die alten Läuſe, die noch aus Ägypten ſtammen, aus der Zeit der pharaoniſchen Plage, ſich plötzlich einbilden, ſie wären Flöhe, und chriſtlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Iſrael's geſehen, die am Halſe lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Naſen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten ſie ein evangeliſches Geſangbuch, und ſie ſprachen von der prächtigen Predigt, die ſie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die Eine frug die Andere, bei wem ſie das Abendmal genommen, und Beide rochen dabei aus dem Halſe. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von ſchmutzigen Bartjuden, die aus ihren polniſchen Kloaken kamen, von der Bekehrungsgeſellſchaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Chriſtenthum predigten und ſo entſetzlich dabei ſtanken. Es wäre jedenfalls wünſchenswerth, wenn man dergleichen polniſches Läuſevolk nicht mit gewöhnlichem Waſſer, ſondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe.“

Im Hauſe des Gehängten, unterbrach ich dieſe Rede, muſs man nicht von Stricken ſprechen, lieber Doktor; ſagen Sie mir vielmehr: wo ſind jetzt die großen Ochſen, die, wie mein Vater mir einſt erzählte, auf dem jüdiſchen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht ſo entſetzlich brüllten, daſs die Ruhe der Nachbaren dadurch geſtört wurde?

„Ihr Herr Vater,“ rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit geſagt. Es exiſtierte früherhin der Gebrauch, daſs die jüdiſchen Viehhändler die männliche Erſtgeburt ihrer Kühe nach bibliſcher Vorſchrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieſer Abſicht aus allen Gegenden

Deutſchlands hieher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochſen Gottes den jüdiſchen Kirchhof zum Graſen anwies, und wo ſie bis an ihr ſeliges Ende ſich herumtrieben und wirklich oft entſetzlich brüllten. Aber die alten Ochſen ſind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erſtgeburten bleiben ruhig daheim, wenn ſie nicht gar zum Chriſtenthume übergehen. Die alten Ochſen ſind todt.“

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, daſs mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem ſeiner Freunde zu Mittag zu ſpeiſen, und zwar, weil Derſelbe, in getreuer Beharrnis an jüdiſchen Gebräuchen, mir die berühmte Schaletſpeiſe vorſetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch ägyptiſchen Urſprungs und alt wie die Pyramiden iſt. Ich wundre mich, daſs Börne ſpäterhin, als er ſcheinbar in humoriſtiſcher Laune, in der That aber aus plebejiſcher Abſicht, durch mancherlei Erfindungen und Inſinuationen, wie gegen Kronenträger überhaupt, ſo auch gegen ein gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daſs er in ſeinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthuſiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Überzeugung ich einſt beim Doktor St. . . . das altjüdiſche Schaleteſſen verzehrt habe! Dieſes Gericht iſt aber auch ganz vortrefflich, und es iſt ſchmerzlichſt zu bedauern, daſs die chriſtliche Kirche, die dem alten Judenthume ſo viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptiert hat. Vielleicht hat ſie ſich Dieſes für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz ſchlecht geht, wenn ihre heiligſten Symbole, ſogar das Kreuz, ſeine Kraft verloren, greift die chriſtliche Kirche zum Schaleteſſen, und die entwiſchten Völker werden ſich wieder mit neuem Appetit in ihren Schoß hineindrängen. Die Juden wenigſtens werden ſich alsdann auch mit Überzeugung dem Chriſtenthume anſchließen . . . denn, wie ich klar einſehe, es iſt nur der Schalet, der ſie zuſammenhält in ihrem alten Bunde. Börne verſicherte mir ſogar, daſs die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewiſſes Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daſs der Schalet, ſo zu ſagen, der Kuhreigen der Juden ſei.

Auch nach Bornheim ſind wir mit einander hinausgefahren am Sabbath, um dort Kaffe zu trinken und die Töchter Iſrael's zu betrachten . . . Es waren ſchöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebſt. Börne zwinkerte mit den Augen.

In dieſem geheimnisvollen Zwinkern, in dieſem unſicher lüſternen Zwinkern, das ſich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verſchiedenheit unſerer Gefühlsweiſe. Börne nämlich war, wenn auch nicht in ſeinen Gedanken, doch deſto mehr in ſeinen Gefühlen, ein Sklave der nazareniſchen Abſtinenz; und wie es allen Leuten ſeines Gleichen geht, die zwar die ſinnliche Enthaltſamkeit als höchſte Tugend anerkennen, aber nicht vollſtändig ausüben können, ſo wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäſchiger Knabe, von Eva's verbotenen Äpfeln zu koſten. Ich weiß nicht, ob bei dieſen Leuten der Genuſs intenſiver iſt, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterſchleifs, der moraliſchen Kontrebande, entbehren; behauptet man doch, daſs Muhammed ſeinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen deſto ſüßer ſchmecke.

In großer Geſellſchaft war Börne wortkarg und einſilbig, und dem Fluſs der Rede überließ er ſich nur im Zwiegeſpräch, wenn er glaubte, ſich neben einem gleichgeſinnten Menſchen zu befinden. Daſs Börne mich für einen Solchen anſah, war ein Irrthum, der ſpäterhin für mich ſehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonierten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philoſophie oder der Kunſt oder der Natur, — die ihm ſämmtlich verſchloſſen waren. Vielleicht entfallen mir ſpäterhin in dieſer Beziehung einige charakteriſtiſche Züge. Wir waren überhaupt von entgegengeſetztem Weſen, und dieſe Verſchiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unſerer moraliſchen, ſondern auch phyſiſchen Natur.

Es giebt im Grunde nur zwei Menſchenſorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menſchen, die immer dünner werden, und Solche, die aus ſchmächtigen Anfängen allmählich zur ründlichſten Korpulenz übergehen. Die Erſteren ſind eben die gefährliche Sorte, die Cäſar ſo ſehr fürchtete — „ich wollte, er wäre fetter,“ ſagt er von Caſſius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und ſich bei dieſer Gelegenheit erſtochen hätte, wäre er eben ſo dick geworden, wie der Schreiber dieſer Blätter — „Und Brutus war ein braver Mann.“

Da ich hier an Shakſpeare erinnert werde, ſo ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett“ nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte dich dazu beſtimmt, in glücklichſter Wohlbeleibtheit deine Tage zu verſchlendern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und du ſollſt ſie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Geſellſchaft zubrachte, verfloſſen in faſt idylliſcher Friedſamkeit. Er beſtrebte ſich angelegentlichſt, mir zu gefallen. Er ließ die Raketen ſeines Witzes ſo heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chineſiſchen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker ſelbſt unter ſprühendem Flammengepraſſel in die Luft ſteigt, ſo ſchloſſen die humoriſtiſchen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er ſich ſelbſt aufs keckſte preisgab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauſchend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweiſen könne. Er wuſſte, daſs ich auf Veranlaſſung des alten Baron Cotta nach München reiſte, um dort die Redaktion der politiſchen Annalen zu übernehmen und auch einigen projektierten literariſchen Inſtituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Preſſe jene Organe zu ſchaffen, die ſpäterhin ſo heilſamen Einfluſs üben könnten; es galt die Zukunft zu ſäen, eine Ausſaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde

Augen hatten, ſo daſs der arme Säemann ſchon gleich nur Ärger und Schmähung einerntete. Männiglich bekannt ſind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane ariſtokratiſche Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren,“ waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abſchied ins Ohr flüſterte. Als ich ſchon im Koupé des Poſtwagens ſaß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der ſich aufs feſte Land zurückgezogen hat und ſich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant ſieht, der ſich zum erſten Male aufs Meer begiebt . . . Der Alte glaubte damals, dem tückiſchen Elemente auf ewig Valet geſagt zu haben und den Reſt ſeiner Tage im ſichern Hafen beſchließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm dieſe Ruhe nicht gönnen! Er muſſte bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten ſich unſere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie Das heulte! wie Das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem ſchwarzen Gewölk herabſchoſſen, konnte ich genau ſehen, wie Muth und Sorge auf dem Geſichte des Mannes ſchmerzlich wechſelten! Er ſtand am Steuer ſeines Schiffes und trotzte dem Ungeſtüm der Wellen, die ihn manchmal zu verſchlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich beſpritzten und durchnäſſten, was einen ſo kummervollen und zugleich komiſchen Anblick gewährte, daſs man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung . . . Ich ſah, wie der Maſt brach, wie die Winde das Tauwerk zerriſſen . . . Ich ſah, wie er die Hand nach mir ausſtreckte . . .

Ich durfte ſie nicht erfaſſen, ich durfte die koſtbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem ſicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich ſelber bin dieſes Guerilla-Krieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daſs ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthlebens bette, daſs eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die

Wunderwelt alter Märchen zu verſenken . . . ich muſſte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daſs er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache*) . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riſs ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daſs ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüſſte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der Thal, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert dir ein ſchreckliches „Wer da!“ entgegen. Wie die Citronen, ſo ſind auch die Goldorangen jetzt ſehr ſauer*). Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſieren und Glacéhandſchuhe tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Man ſollte Einem noch Geld dazu geben, um dort zu wohnen, und ſtatt Deſſen koſtet Einem der Aufenthalt in England doppelt ſo Viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen, und die Menſchen wie Maſchinen gebärden. Das ſchnurrt und ſchweigt ſo beängſtigend. Als ich dem hieſigen Gouverneur präſentiert wurde, und dieſer Stockengländer mehre Minuten, ohne ein Wort zu ſprechen, unbeweglich vor mir ſtand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzuſehen, ob man etwa dort vergeſſen habe, die Maſchinen aufzuziehen*). Daß die Inſel Helgoland unter brittiſcher Herrſchaft ſteht, iſt mir ſchon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albion's Söhne überall ausdünſten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt ſich ein gewiſſes Gas, die tödliche Stickluft der Langeweile, und Dieſes habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmoſphäre ganz davon geſchwängert iſt, aber in ſüdlichen Ländern, wo der reiſende Britte iſoliert umherwandert, und, die graue Aureole der Langeweile, die ſein Haupt umgiebt, in der ſonnig blauen Luft recht ſchneidend ſichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile ſei ein Produkt des Ortes, und, um derſelben zu entfliehen, reiſen ſie durch alle Lande, langweilen ſich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyé. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem ſeine Kameraden, als er ſchlafend auf der Pritſche lag, Unrath unter die Naſe rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche ſchlecht in der Wachtſtube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück, und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt ſtänke.

---

*) Der Schluſs des Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Einer meiner Freunde, welcher jüngſt aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereiſten den Kontinent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat; an den franzöſiſchen Table-d'hôten ſähe man dicke Engländer, die Nichts als Vol-au-Vents, Crème, Süprèmes, Ragouts, Gelées und dergleichen luftige Speiſen verſchluckten, und zwar mit jenem koloſſalen Appetite, der ſich daheim an Roaſtbeefmaſſen und Yorkſhirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle franzöſiſchen Gaſtwirthe zu Grunde gehen müſſen. Iſt etwa wirklich die Exploitation der Table-d'hôten der geheime Grund, weſshalb die Engländer herumreiſen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit ſie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien anſehen, ſind ſie es vielleicht, die uns myſtificieren, und ihre belächelte Neugier iſt Nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gaſtronomiſchen Abſichten.

Aber wie vortrefflich auch die franzöſiſche Küche, in Frankreich ſelbſt ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jeſuiten florieren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen . . . Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment thörichter als früher; denn als man ſie aus dem Todtenreich ans Tageslicht heraufließ, haben Manche von ihnen in der Haſt den erſten, beſten Kopf aufgeſetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten ſich gar heilloſe Miſsgriffe; die Köpfe paſſen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin ſpukt. Da iſt Mancher, welcher wie die Vernunft ſelbſt auf der Tribüne ſich ausſpricht, ſo daſs wir den klugen Kopf bewundern, und doch läſſt er ſich gleich darauf von dem unverbeſſerlich verrückten Herzen zu den dümmſten Handlungen verleiten . . . Es iſt ein grauenhafter Widerſpruch zwiſchen den Gedanken und Gefühlen, den Grundſätzen und Leidenſchaften, den Reden und den Thaten dieſer Revenants!

Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muſs ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieden deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meiſten nordamerikaniſchen Provinzen abgeſchafft, empört mich nicht ſo ſehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entfernteſten Grade von einem Neger ſtammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, ſondern nur in der Geſichtsbildung eine ſolche Abſtammung verräth, muſs die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen dieſe Amerikaner großes Weſen von ihrem Chriſtenthum und ſind die eifrigſten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben ſie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre ſchlechteſten Eigenſchaften zurückließen. Der weltliche Nutzen iſt ihre eigentliche Religion, und das Geld iſt ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbſtſucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, ſo harret ſeiner ein Märtyrthum, das alle europäiſchen Begriffe überſteigt. Ich glaube, es war in Newyork, wo ein proteſtantiſcher Prediger über die Miſshandlung der farbigen Menſchen ſo empört war, daſs er, dem grauſamen Vorurtheil trotzend, ſeine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. Sobald dieſe wahrhaft chriſtliche That bekannt wurde, ſtürmte das Volk nach dem Hauſe des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und muſste ſeine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. ſie ward ſplitternackt ausgekleidet, mit Theer beſtrichen, in den aufgeſchnittenen Federbetten herumgewälzt, in ſolcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geſchleift und verhöhnt . . .

O Freiheit, du biſt ein böſer Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da geſtern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Inſel lag und mir faſt das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich geſtehe es dir, trotzdem, daſs ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, ſondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels ... Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche ... Es iſt das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden ſollten ſich leicht tröſten, daſs ſie Jeruſalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben ... ſolcher Verluſt iſt doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerſtörbaren Schatze, den ſie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Muhammed, welcher die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefſinnig bezeichnend iſt. Ein Buch iſt ihr Vaterland, ihr Beſitz, ihr Herrſcher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieſes Buches, hier üben ſie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man ſie nicht verjagen, nicht verachten, hier ſind ſie ſtark und bewunderungswürdig. Verſenkt in der Lektüre dieſes Buches, merkten ſie wenig von den Veränderungen, die um ſie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben ſich und ſchwanden, Staaten blühten empor und erloſchen, Revolutionen ſtürmten über den Erdboden . . . ſie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten Nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes ſie „das Volk des Buches“ nannte, ſo hat ſie der Prophet des Abendlandes*) in ſeiner Philoſophie der Geſchichte als „das Volk des Geiſtes“ bezeichnet. Schon in ihren früheſten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abſtrakte, und ihre ganze Religion iſt Nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geiſt getrennt, und das Abſolute nur in der alleinigen Form des Geiſtes anerkannt wird. Welche ſchauerlich iſolierte Stellung muſſten ſie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die, dem freudigſten Naturdienſte ergeben, den Geiſt vielmehr in den Erſcheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entſetzliche Oppoſition bildeten ſie deſshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Ägypten, gegen Phönicien, den großen Freudetempel der Aſtarte, oder gar gegen die ſchöne Sünderin, das holde, ſüßduftige Babylon und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunſt!

---

*) „der Prophet des Abendlandes, Hegel,“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie das Volk des Geiſtes ſich allmählich ganz von der Materie befreit, ſich ganz ſpiritualiſiert. Moſes gab dem Geiſte gleichſam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geiſt geſäet, pflanzte er das ſchroffe Ceremonialgeſetz und eine egoiſtiſche Nationalität als ſchützende Dornhecke. Als aber die heilige Geiſtpflanze ſo tiefe Wurzel geſchlagen und ſo himmelhoch emporgeſchoſſen, daſs ſie nicht mehr ausgereutet werden konnte, da kam Jeſus Chriſtus und riſs das Ceremonialgeſetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er ſprach ſogar das Vernichtungsurtheil über die jüdiſche Nationalität ... Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserleſenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menſchheit das jüdiſche Bürgerrecht ... Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöſt wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachſen und Hannover ... Freilich, der Erlöſer, der ſeine Brüder vom Ceremonialgeſetz und der Nationalität befreite, und den Kosmopolitismus ſtiftete, ward ein Opfer ſeiner Humanität, und der Stadtmagiſtrat von Jeruſalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verſpottete ihn . . .

Aber nur der Leib ward verſpottet und gekreuzigt, der Geiſt ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiſte die Weltherrſchaft erwarb, ward Sinnbild dieſes Sieges, und die ganze Menſchheit ſtrebte ſeitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und überſinnlichem Aufgehen im abſolutem Geiſte . . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder geſunden von dem einſeitigen Streben nach Vergeiſtigung, dem tollen Irrthume, wodurch ſowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politiſchen Bewegung und in der Kunſt. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, ſich allerlei geſunde Körperbewegung zu geſtatten; Dieſer, indem er uns wieder für griechiſche Kunſt empfänglich machte und ſolide Werke ſchuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, feſtklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des abſoluten Geiſtes *) . . .

---

*) „des Spiritualismus . . .“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Teſtamente habe ich das erſte Buch Moſis ganz durchgeleſen. Wie lange Karavanenzüge, zog die heilige Vorwelt durch meinen Geiſt. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken ſitzen die verſchleierten Roſen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochſen und Kühe vor ſich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorſchein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, ſtilles, hellſonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es ſich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne ſieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere ſieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf giebſt! Ich höre, wie ſie blöcken, die Schafe Jakob's, und ich ſehe, wie er ihnen die geſchälten Stäbe vorhält, wenn ſie in der Brunſtzeit zur Tränke gehn. Die geſprenkelten gehören jetzt uns. Unterdeſſen kommt Ruben nach Hauſe und bringt ſeiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt ſie ihr mit der Bedingung, daſs Jakob dafür die nächſte Nacht bei ihr ſchlafe. Was ſind Judaim? Die Kommentatoren haben ſich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß ſich nicht beſſer zu helfen, als daſs er dieſe Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es ſind vielleicht ſchwäbiſche Gelbveiglein. Die Liebesgeſchichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich ſehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht ſo ſentimentaliſch aufgefaſſt. Abſcheulich iſt es, daſs ſie den unglücklichen Sichem und alle ſeine Angehörigen mit grimmiger Hinterliſt erwürgten, obgleich der arme Liebhaber ſich anheiſchig machte, ihre Schweſter zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, ſich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieſer Abſicht ſich und ſein ganzes Volk beſchneiden ließ. Die beiden Burſchen hätten froh ſein ſollen, daſs ihre Schweſter eine ſo glänzende Partie machte, die angelobte Verſchwägerung war für ihren Stamm von höchſtem Nutzen, und dabei gewannen ſie außer der koſtbarſten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, deſſen ſie eben ſehr bedurften . . . Man kann ſich nicht anſtändiger aufführen, wie dieſer verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipiert hatte . . . Aber Das iſt es, er hatte ihre Schweſter geſchwächt, und für dieſes Vergehen giebt es bei jenen ehrſtolzen Brüdern keine andere Buße, als den Tod ... und wenn der Vater ſie ob ihrer blutigen That zu Rede ſtellt und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verſchwägerung mit Sichem verſchafft hätte, antworten ſie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferſchaft unſrer Schweſter?“

Störrige, grauſame Herzen, dieſe Brüder! Aber unter dem harten Stein duftet das zarteſte Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieſes Sittlichkeitsgefühl, wie es ſich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, iſt nicht Reſultat einer poſitiven Religion oder einer politiſchen Geſetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder poſitive Religion, noch politiſches Geſetz, beides entſtand erſt in ſpäterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit iſt unabhängig von Dogma und Legislation, ſie iſt ein reines Produkt des geſunden Menſchengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünſchte, wir beſäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung Deſſen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten ſonſt verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romaniſchen Völker ſind in demſelben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden*). Aber wahre Sittlichkeit iſt, wie von Dogma und Legislation, ſo auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere ſind Erzeugniſſe des Klimas, der Geſchichte, und aus ſolchen Faktoren entſtanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indiſche, eine chineſiſche, eine chriſtliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menſchliche Sittlichkeit. Dieſe läſſt ſich vielleicht nicht im Begriff erfaſſen, und das Geſetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, iſt nur eine dialektiſche Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart ſich in Handlungen, und nur in den Motiven derſelben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die ſittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowin's Reiſe nach Japan ſtehen als Motto die ſchönen Worte, welche der ruſſiſche Reiſende von einem vornehmen Japaneſen vernommen: „Die Sitten der Völker ſind verſchieden, aber gute Handlungen werden überall als ſolche anerkannt werden.“

So lange ich denke, habe ich über dieſen Gegenſtand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Böſen, das ſeit anderthalb Jahrtauſend alle große Gemüther in quälende Bewegung geſetzt, hat ſich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht — —

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Aus dem alten Teſtament ſpringe ich manchmal ins neue, und auch hier überſchauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieſer Lektüre ſollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. XVI, Vers 12 u. 13. „Ich habe euch noch Viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, Der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern, was er hören wird, Das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine neue Offenbarung knüpfen läſſt. Sie beginnt mit der Erlöſung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende, und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millenium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung.

Eine gewiſſe myſtiſche Doppelſinnigkeit iſt vorherrſchend im neuen Teſtamente. Eine kluge Abſchweifung, nicht ein Syſtem ſind die Worte: „Gieb Cäſarn, was des Cäſar's, und Gott, was Gottes iſt." So auch, wenn man Chriſtum frägt: „Biſt du König der Juden?" iſt die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn ſei. Muhammed zeigt ſich weit offener, beſtimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich, ob er Gottes Sohn ſei, antwortete er: „Gott hat keine Kinder."

Welch ein großes Drama iſt die Paſſion! Und wie tief iſt es motiviert durch die Prophezeiungen des alten Teſtamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, ſie war das rothe Siegel der Beglaubnis, testamentum. Gleich den Wundern, ſo hat auch die Paſſion als Annonce gedient . . . Wenn jetzt ein Heiland aufſteht, braucht er ſich nicht mehr kreuzigen zu laſſen, um ſeine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen . . . er läſſt ſie ruhig drucken, und annonciert das Büchlein in der Allgemeinen Zeitung*) mit ſechs Kreuzern die Zeile Inſerationsgebühr.

---

*) „in den Zeitungen" ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Welche ſüße Geſtalt, dieſer Gottmenſch! Wie borniert erſcheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Teſtaments! Moſes liebt ſein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, ſorgt er für die Zukunft dieſes Volks. Chriſtus liebt die Menſchheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen ſeiner Liebe. Welch ein lindernder Balſam für alle Wunden dieſer Welt ſind ſeine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floſs! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden beſpritzt von dieſem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr geneſen! Die meiſten freilich trugen ſchon längſt in ſich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beſchleunigte ihren Tod. Zuerſt ſtarb Pan. Kennſt du die Sage, wie Plutarch ſie erzählt? Dieſe Schifferſage des Alterthums iſt höchſt merkwürdig *). — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inſeln Parä, welche an der Küſte von Ätolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die ſich darauf befanden, waren noch nicht ſchlafen gegangen, und viele ſaßen nach dem Nachteſſen beim Trinken, als man auf einmal von der Küſte her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (ſo hieß nämlich der Steuermann) ſo laut rief, daſs Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim erſten und zweiten Rufe ſchwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verſtärktem Tone dieſe Worte zu ihm ſagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangſt, ſo verkündige, daſs der große Pan geſtorben iſt!“ Als er nun dieſe Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan iſt todt!“ Auf dieſen Ruf erfolgten von dorther die ſonderbarſten Klagetöne, ein Gemiſch von Seufzen und Geſchrei der Verwunderung, und wie von Vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereignis in Rom, wo man die wunderlichſten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher unterſuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit. —

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Teſtamente geleſen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, iſt für mich dieſe Darſtellung, wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproſſt, Das fließt, Das funkelt, Das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das iſt wirklich das Wort Gottes, ſtatt daſs andere Bücher nur von Menſchenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, iſt die Darſtellung ein Produkt der Kunſt, und wenn auch der Stoff immer, eben ſo wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen iſt, ſo geſtaltet er ſich doch zu einem poetiſchen Gebilde, gleichſam umgeſchmolzen im Tiegel des menſchlichen Geiſtes; er wird geläutert durch einen geiſtigen Proceſs, welchen wir die Kunſt nennen. In der Bibel erſcheint auch keine Spur von Kunſt; Das iſt der Stil eines Notizenbuchs, worin der abſolute Geiſt, gleichſam ohne alle individuelle menſchliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derſelben thatſächlichen Treue, womit wir unſere Waſchzettel ſchreiben. Über dieſen Stil läſſt ſich gar kein Urtheil ausſprechen, man kann nur ſeine Wirkung auf unſer Gemüth konſtatieren, und nicht wenig muſſten die griechiſchen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als ſie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunſtbegriffen definieren ſollten. Longinus ſpricht von Erhabenheit. Neuere Äſthetiker ſprechen von Naivetät. Ach! wie geſagt, hier fehlen alle Maßſtäbe der Beurtheilung . . . die Bibel iſt das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftſteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das iſt Shakſpeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakſpeare'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber Das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakſpeare iſt zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunſt, haben ſich in ihm verſöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Iſt vielleicht ſolche harmoniſche Vermiſchung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäiſchen Civiliſation? Wir ſind noch ſehr weit entfernt von einem ſolchen Reſultate. Der Grieche Goethe, und mit ihm die ganze poetiſche Partei, hat in jüngſter Zeit ſeine Antipathie gegen Jeruſalem faſt leidenſchaftlich ausgeſprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, ſondern nur einige Schreihälſe, wie z. B. der Jude Puſtkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengſtenberg, Dieſe erheben ihr phariſäiſches Zeter um ſo krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Juſtizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietiſten, da er immer, wenn er mir ſeinen Beſuch abſtattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deſshalb gern ein biſschen prickeln, und ein kauſtiſch oſtpreußiſches Lächeln beflimmert ſein mageres hageſtolzes Geſicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir ſprechen kann. Wir diſputierten geſtern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; Das iſt ja der Weltſchöpfer, und jedes Ding muſs ſeine Urſache haben. Es haperte ſchon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den ſich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit faſt ironiſcher Gutmüthigkeit annahm.

Jedoch die dritte Perſon der Dreieinigkeit, der heilige Geiſt, fand den unbedingteſten Widerſpruch. Was der heilige Geiſt iſt, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geiſt hat es wohl am Ende dieſelbe Bewandtnis, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapoſt reiſt; man muſs immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu ſehen, dieſes dritte Pferd."

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, iſt weder Pietiſt noch Rationaliſt, ſondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käſe, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung ſetzen, er iſt das Bild der nüchternſten Ruhe, und ſogar wenn er ſich mit meiner Wirthin über ſein Lieblingsthema, das Einſalzen der Fiſche, unterhält, erhebt ſich ſeine Stimme nicht aus der platteſten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muſs ich manchmal dergleichen Geſpräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit ſprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfiſch von einander unterſcheidet; es ſei im Grunde Ein- und Daſſelbe, und man bezeichne damit nur drei verſchiedene Einſalzungsgrade.

Mein Hauswirth iſt ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Inſel wegen ſeiner Unerſchrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und ſanft wie ein Kind. Er iſt eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit luſtigem Ernſte erzählte er mir von einem Phänomen, welches er geſtern am 28. Juli auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig. Mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach friſchgebackenem Kuchen, und zwar ſei ihm der warme, delikate Kuchenduft ſo verführeriſch in die Naſe geſtiegen, daſs ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehſt du, Das iſt ein Seitenſtück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wanderer in der arabiſchen Sandwüſte eine klare, erquickende Waſſerfläche vorſpiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. Auguſt.

— — Du haſt keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das ſich mit den Tagesintereſſen beſchäftigt, hieher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek beſteht aus Paul Warnefried's Geſchichte der

Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenweſen. Über Letzteres möchte ich gern ein intereſſantes Büchlein ſchreiben. Zu dieſem Behufe beſchäftigte ich mich jüngſt mit Nachforſchung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es iſt höchſt merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen ſich die ſchönen Weſen der griechiſchen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten ſie ſich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben ſeit dem Sieg der chriſtlichen Kirche immer eine ſtille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienſtes, der jauchzende Götterglaube ſich fortpflanzte von Geſchlecht auf Geſchlecht, durch die Tradition der heiligen Geſänge . . . Aber, ach! die ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der ſchwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechſeln ab in meinem Geiſte, und mir wird ſehr ungewiſs zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgeſöhnt (du weißt, wir waren en délicatesse), und wir ſitzen wieder des Abends beiſammen und halten geheime Zwiegeſpräche. Ja, ich will die Politik und die Philoſophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunſt hingeben. Iſt doch all dieſes Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, ſo wird doch dieſes wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im ſtarren Stillſtand, aber im erfolgloſeſten Kreislauf. Einſt, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daſs, wenn auch im Befreiungskampfe der Menſchheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende ſiege . . . Und ich erquickte mich an jenen ſchönen Verſen Byron's:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeſchwommen, und eine nach der andern zerbrechen ſie und zerſtieben ſie auf dem Strande, aber das Meer ſelber ſchreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieſer Naturerſcheinung länger zuſchaut, ſo bemerkt man, daſs das vorwärtsgeſchrittene Meer nach einem gewiſſen Zeitlauf ſich wieder in ſein voriges Bett zurückzieht, ſpäter aufs Neue daraus hervortritt, mit derſelben Heftigkeit das verlaſſene Terrain wieder zu gewinnen ſucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und, dieſes Spiel beſtändig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menſchheit bewegt ſich nach den Geſetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geiſterwelt übt der Mond ſeine ſideriſchen Einflüſſe. — —

Es iſt heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelſucht, womit ſich meine Seele hin und her quält, beſchleichen mich wunderliche Ahnungen . . . Es geſchieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche ſahen vorige Nacht ſo traurig aus, ſo betrübt . . .

Ich wandelte einſam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrſchte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothiſchen Kirche. Wie unzählige Lampen, hingen darin die Sterne; aber ſie brannten düſter und zitternd. Wie eine Waſſerorgel, rauſchten die Meereswellen; ſtürmiſche Choräle, ſchmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphierend. Über mir ein luftiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausſahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Proceſſion . . . Es ſah faſt aus, als ob ſie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer iſt geſtorben? ſprach ich zu mir ſelber. Iſt der große Pan todt?

Helgoland, den 6. Auguſt.

Während ſein Heer mit den Longobarden kämpfte, ſaß der König der Heruler ruhig in ſeinem Zelte und ſpielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode Denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume ſitzend, dem Kampfe zuſchaute, rief immer: „Wir ſiegen! wir ſiegen!“ — bis er endlich laut aufſeufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daſs die Schlacht verloren, aber zu ſpät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in ſein Zelt und erſtachen ihn . . .

Eben dieſe Geſchichte las ich in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom feſten Lande ankam. Es waren Sonnenſtrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und ſie entflammten meine Seele bis zum wildeſten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeiſterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluſs hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kryſtallpalläſten haben die ſchönen Waſſerfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thé-danſant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deſshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnſinnig im Hauſe herum, und küſſte zuerſt die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußiſchen Juſtizkommiſſarius, um deſſen Lippen freilich das froſtige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verſchwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz . . . Aber dieſes indifferente Fettgeſicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliusſonne in Perſon um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen ſein. Dieſe Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeiſterung iſt empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem ſie ihnen als warnendes Beiſpiel einen berauſchten Heloten zeigten, ſo ſollten wir in unſeren Erziehungsanſtalten einen Holländer füttern, deſſen ſympathieloſe, gehäbige Fiſchnatur den Kindern einen Abſcheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, dieſe holländiſche Nüchternheit iſt ein weit fatafleres Laſter, als die Beſoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln . . .

Aber nein, keine Exceſſe! Die Pariſer haben uns ein ſo brillantes Beiſpiel von Schonung gegeben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu ſein, ihr Franzoſen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterſcheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche ſich aus jahrtauſendlicher Knechtſchaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnſinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menſchheit ſein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks ſind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband ſelbſt die Wunden ſeiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an ſeine Tagesbeſchäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!“

Du ſiehſt wie berauſcht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich citiere Schiller's banalſten Vers *).

---

*) „ich citiere Schiller's Glocke.“ hieß es in der früheren deutſchen Ausgabe. Auch waren die Verſe unrichtig mitgetheilt:

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freien Mann, den fürchte nicht!“

Heine hat Beides in der franzöſiſchen Ausgabe berichtigt.

Der Herausgeber.

Und den alten Knaben, deſſen unverbeſſerliche Thorheit ſo viel Bürgerblut gekoſtet, haben die Pariſer mit rührender Schonung behandelt. Er ſaß wirklich beim Schachſpiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in ſein Zelt ſtürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Dieſe riefen immer: „Wir ſiegen! wir ſiegen!“ Unbegreiflich war dieſe Zuverſicht des königlichen Thoren . . . Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Debats,“ wie einſt der Wächter während der Longobardenſchlacht, plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!“

Mit ihm, mit Karl X., hat endlich das Reich Karl's des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus ſich endigte mit Romulus Auguſtulus. Wie einſt ein neues Rom, ſo beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es iſt mir Alles noch wie ein Traum; beſonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandierend die Nationalgarde? Ich fürchte faſt, es ſei nicht wahr, denn es iſt gedruckt. Ich will ſelbſt nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . .

Es muſs prächtig ausſehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die ſilbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter . . . Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einſt mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit . . . Es ſind jetzt ſechzig Jahr', daſs er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menſchheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz . . . Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marſeillaiſe!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . . Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach friſchgebackenen Kuchen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt . . . „Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

Pan iſt todt!

Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Palläſte verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte . . . Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll . . . Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenſtrahlen iſt mir einer ins Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Waſſer löſcht dieſes griechiſche Feuer. Aber es geht den Anderen nicht viel beſſer. Auch die übrigen Badegäſte traf der Pariſer Sonnenſtich, zumal die Berliner, die dieſes Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Inſel zur andern kreuzen, ſo daſs man ſagen konnte, die ganze Nordſee ſei überſchwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich ſie die Ereigniſſe nur inſtinktmäßig begreifen. Der Fiſcher, welcher mich geſtern nach der kleinen Sandinſel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben geſiegt! Ja, mit ſeinem Inſtinkt begreift das Volk die Ereigniſſe vielleicht beſſer, als wir mit allen unſeren Hilfskenntniſſen. So erzählte mir einſt Frau von Varnhagen*), als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wuſſte, ſei plötzlich die Magd ins Zimmer geſtürzt mit dem Angſtſchrei: „Der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen Nichts, wenn ſie nicht auch das Erbrecht beſiegen!“ Dieſe Worte ſprach der oſtpreußiſche Juſtizrath in einem Tone, der mir ſehr auffiel. Ich weiß nicht, warum dieſe Worte, die ich nicht begreife, mir ſo beängſtigend im Gedächtnis bleiben. Was will er damit ſagen, der trockene Kauz?

Dieſen Morgen iſt wieder ein Packet Zeitungen angekommen. Ich verſchlinge ſie wie Manna. Ein Kind, wie ich bin, beſchäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr, als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor ſehen! Dieſer intereſſiert mich weit mehr, als die Anderen, die dem Philipp von Orleans mit ſchnellen Sprüngen die Krone apportiert haben. Der Hund Medor apportierte ſeinem Herrn Flinte und Patrontaſche, und als ſein Herr fiel und ſammt ſeinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe ſitzen*), Tag und Nacht, von den Speiſen, die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derſelben in die Erde verſcharrend, vielleicht als Atzung für ſeinen begrabenen Herrn!

---

*) „Herr von Varnhagen“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich kann gar nicht mehr ſchlafen, und durch den überreizten Geiſt jagen die bizarrſten Nachtgeſichter. Wachende Träume, die über einander hinſtolpern, ſo daſs die Geſtalten ſich abenteuerlich vermiſchen, und, wie im chineſiſchen Schattenſpiel, ſich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantiſch verlängern; zum Verrücktwerden. In dieſem Zuſtande iſt mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls ſich koloſſal ausdehnten und daſs ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutſchland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich ſolchermaßen durch alle deutſche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und ſtörte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, ſo daſs ich ſelbſt erſchrak und nicht gleich wuſſte, was ich eigentlich wollte und warum ich ſie weckte! Manche dicke Philiſter, die allzu widerwärtig ſchnarchten, ſtieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen ſie: „Wie viel Uhr iſt es denn?“ In Paris, liebe Freunde, hat der Hahn gekräht; Das iſt Alles, was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothiſcher Dome, die auf der Flucht zu ſein ſchienen und ängſtlich wackelten. Ich ſelber, des vielen Umherlaufens ſatt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und ſo flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, ſondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil ſie nicht wiſſen, worauf ſie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor ſtand offen. Lange, hohe, weithallende Säle mit altmodiſchen Vergoldungen, ganz leer, nur daſs hie und da auf einem ſammtnen Armſeſſel ein alter gepuderter Bedienter ſaß, in verblichen rother Livrée und gelinde ſchlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren feſt verſchloſſen und obendrein mit großen runden Amtsſiegeln dreifach verſiegelt, wie in Häuſern, wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann ſaß, der unter hohen Papierſtößen kramte. War ſchwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geſchäftsgeſicht, und frug mich mit gedämpfter Stimme, was ich wolle? In meiner Naivetät hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich ſprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern!“ „Sprechen Sie nicht ſo laut,“ entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter ſeinen Papieren. „Das iſt der Herr Regiſtrator,“ flüſterte mir einer von den rothen Bedienten, der von ſeinem Schlafſeſſel ſich erhob und ſich gähnend die Augen rieb . . .

---

*) Der Schluſs des Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Pan iſt todt!

Cuxhafen, den 19. Auguſt.

Unangenehme Überfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; ſo daſs ich, wie immer in ſolchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Perſonen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälniſſen. Anfangs geht es gut, da laſſ' ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählich ſchwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Geſichte umſchwirren mich. Aus den dunkeln Meerſtrudeln ſteigen die alten Dämonen hervor, in ſcheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und ſie heulen ſchlechte unverſtändliche Verſe, und ſpritzen mir den weißen Wellenſchaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern geſtalten ſich droben die Wolken, die ſo tief herabhängen, daſs ſie faſt mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fiſtelſtimmchen die unheimlichſten Narretheien ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu ſein, gewährt ſie dennoch die entſetzlichſten Miſsempfindungen, unleidlich bis zum Wahnſinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein*), ich hätte die Bibel verſchluckt, das alte mitſammt dem neuen Teſtamente, und ſiehe da, die heiligen Geſtalten begannen in mir zu rumoren und zu geſtikulieren, daſs ſich mir Alles im Bauche herumdrehte. Der

---

*) „ich ſei ein Walfiſch, und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas. Der Prophet Jonas aber rumorte und wüthete in meinem Bauche und ſchrie beſtändig:" lautet der Schluſs des Abſatzes in der früheren deutſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

König David ſpielte die Harfe, aber ach, die Saiten des Inſtrumentes waren meine eignen Gedärme! Die ganze Menagerie der Apokalypſe brüllte in mir, und dazwiſchen ſangen die Propheten, die vier großen in tiefem Tenor, die zwölf kleinen im Fiſtelbaſs. Das grunzte und ruchzte verworren, aber den ganzen Chorus übertäubte die Stimme des Propheten Jonas, welcher beſtändig ſchrie:

„O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehen! In deinen Palläſten werden Bettler ſich lauſen, und in deinen Tempeln werden die babyloniſchen Küraſſiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Prieſter Baal's, euch wird man bei den Ohren faſſen, und eure Ohren feſtnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falſches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügeriſche Brote dem Volke verkauft! O, ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſpeiſe, und wenn es dürſtete, tranket ihr, ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch vorausſagen mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles Mögliche thun, damit ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai . . . O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehn!“

So ungefähr predigte mein Bauchredner*), und er ſchien dabei ſo ſtark zu geſtikulieren und ſich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daſs ſich mir Alles kullernd im Leibe herumdrehte . . . bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Als ich ſolcherweiſe plötzlich erleichtert ward, vernahm ich neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths, der zu mir ſprach: „Wohl bekomm's! Gut, daſs Sie endlich die tolle Lektüre wieder los ſind, die Sie auf Helgoland mit dem großen Hummer verſchlangen . . . Wir ſind jetzt gleich im Hafen, und eine Taſſe Thee wird uns bald wieder herſtellen.“ Ich befolgte ſeinen Rath und genas endlich ganz und gar**), als ich landete und im

---

*) „als ich plötzlich erleichtert ward, und neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths vernahm.“ lautet der Schluſs dieſes Satzes in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „Solcherweiſe ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar,“ lautet der Anfang dieſes Abſatzes in der früheren deutſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Gaſthofe zu Cuxhafen eine gute Taſſe Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, ſpazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder ſie liegen in den Kneipen und trinken ſehr ſtarken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzoſen ihr wohlverdientes Vivat, und der ſonſt ſo wortkarge Britte preiſt ſie eben ſo redſelig, wie jener geſchwätzige Portugieſe, der es bedauerte, daſs er ſeine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfriſchen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzoſenhaſs am tiefſten wurzelte, herrſcht jetzt Nichts als Enthuſiasmus für Frankreich . . . Alles iſt vergeſſen, Davouſt, die beraubte Bank, die füſilierten Bürger, die altdeutſchen Röcke, die ſchlechten Befreiungsverſe, Vater Blücher, „Heil dir im Siegerkranz," Alles iſt vergeſſen . . . In Hamburg*) flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marſeillaiſe, ſogar die Damen erſcheinen im Theater mit dreifarbigen Bandſchleifen auf der Bruſt*), und ſie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen . . . Sogar die reichen Bankiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren ſehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daſs die Kourſe noch tiefer gefallen, ſchauen ſie deſto vergnügter und antworten: „Es iſt ſchon gut, es thut Nichts, es thut Nichts!“ —

---

*) Statt „Heil dir im Siegerkranz," ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe: „alle Dummheiten von 1814." Statt „In Hamburg" ſteht: „Überall." Der Herausgeber.

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menſchen die Bedeutung dieſer drei Julitage ſehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Intereſſen erkennen und feiern. Die große That der Franzoſen ſpricht ſo deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchſten und den niedrigſten, und in den Steppen der Baſchkiren werden die Gemüther eben ſo tief erſchüttert werden, wie auf den Höhen Andaluſiens . . . Ich ſehe ſchon, wie dem Neapolitaner der Makkaroni und dem Irländer ſeine Kartoffel im Munde ſtecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt . . . Pultſchinell iſt kapabel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Und Deutſchland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unſeren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur ſo viel Tiefſinn, ſo viel Kraft, ſo viel Muth ertheilt hat, endlich unſere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meiſters, die Lehre von den Rechten der Menſchheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?

Es ſind jetzt ſechs Jahre, daſs ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle beſuchte, wo Doktor Luther gehauſt. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen laſſe; er vollbrachte ein Rieſenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hand küſſen für Das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm ſchmollen, daſs er unſere Freunde allzu unhöflich anließ, als ſie in der Exegeſe des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er ſelber, als ſie auch die irdiſche Gleichheit der Menſchen in Vorſchlag brachten ... Ein ſolcher Vorſchlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meiſter Hemling, der dir dein Haupt abſchlug, armer Thomas

Münzer, er war in gewiſſer Hinſicht wohl berechtigt zu ſolchem Verfahren; denn er hatte das Schwert in Händen, und ſein Arm war ſtark!

Auf der Wartburg beſuchte ich auch die Rüſtkammer, wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flamberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn von Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daſs es ihm doch etwas zu ſchwer ſei, und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich Dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.

(Neun Jahre ſpäter*).

[Überall herrſchte eine dumpfe Ruhe. Die Sonne warf elegiſche Strahlen auf den breiten Rücken der deutſchen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unſeren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einſamen Felſen ſaß ein Sturmvogel; aber er ließ ſchläfrig ſein Gefieder hängen und ſchien ſelbſt zu glauben, daſs er ſich getäuſcht habe, und daſs ſo bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und faſt muthlos geworden, er, welcher kurz vorher ſo mächtig und geräuſchvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutſchland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Weſten ein Blitz über den Himmel, ein Donnerſchlag folgte und ein ſchreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erſchienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Kataſtrophe, von den drei Tagen zu Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen.

---

*) Die beiden eingeklammerten Stellen ſind der (1855 geſchriebenen) Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Helgolander Briefe entnommen.

Der Herausgeber.

Alles ſchien das Hereinbrechen jenes Weltunterganges zu weiſſagen, wovon die nordiſchen Skalden einſt mit Zittern und Zähnklappern geſungen; ja, man hätte glauben können, ſchon den rieſigen Fenriswolf ſeinen greulichen Rachen öffnen zu ſehn, um auf einmal den Mond zu verſchlingen, wie es die furchtbaren alliterierenden Verſe der Edda uns verkündigt. Er verſchlang ihn aber doch nicht, und der gute deutſche Mond leuchtet noch bis auf dieſe Stunde ſo ſtill und ſo zärtlich, wie in den Tagen Werther's und Lottens, empfindſamen Angedenkens.]

Zwiſchen meinem erſten und meinem zweiten Begegnis mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unſere Zeit gleichſam in zwei Hälften auseinander ſprengte. Die vorſtehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkſchrift ſollen ſie als vermittelnde Brücke dienen, zwiſchen dem erſten und dritten Buche. Der Übergang wäre ſonſt zu ſchroff*). [Außerdem mögen ſie als ein geeignetes Dokument von der Stimmung zeugen, welche bei dem Eintreffen jenes Ereigniſſes in Deutſchland herrſchte, wo die trübſeligſte Entmuthigung und Niedergeſchlagenheit ſofort in das enthuſiaſtiſchſte Vertrauen auf die Zukunft überging. Alle Bäume der Hoffnung begannen wieder zu grünen, und ſelbſt die verkrüppeltſten Stämme, welche längſt verdorrt waren, trieben neues Laub. Seit Luther auf dem Reichstage zu Worms ſeine Theſen vor dem verſammelten Reiche vertheidigte, hat keine Begebenheit mein deutſches Vaterland ſo tief aufgeregt, wie die Juliusrevolution. Dieſe Aufregung ward freilich ſpäter ein wenig gedämpft, aber ſie erwachte wieder im Jahr 1840, und ſeitdem glomm das Feuer beſtändig unter der Aſche fort, bis im Februar 1848 die Flammen der Revolution aufs Neue im allgemeinen Brande emporſchlugen. Gegenwärtig ſind die alten Löſchmänner der heiligen Alliance mit ihrem alten ſtaatsretteriſchen Apparat auf die Bühne zurückgekehrt, aber es zeigt ſich gleichfalls ſchon zu dieſer Stunde ihre Unzulänglichkeit. Was mag das Schickſal den Deutſchen aufſparen? Ich prophezeie nicht gern, und ich

---

*) Statt obiger drei Sätze, finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe zu Anfang dieſes Abſatzes die Zeilen: „Die nachſtehenden Blätter wurden einige Tage vor und einige Tage nach der Juliusrevolution geſchrieben. Ich ſchalte ſie hier ein als ein geeignetes Dokument, das von der

---

Stimmung Kunde geben mag, in welcher jenes Ereignis Deutſchland antraf, wo die trübſeligſte Entmuthigung ꝛc."

Der Herausgeber.

halte es für nützlicher, von der Vergangenheit zu berichten, in welcher die Zukunft ſich ſpiegelt*).]

---

*) Der Schluß der franzöſiſchen Vorrede lautet von hier an, wie folgt: „Ich hoffe daher, daß die Mittheilung der nachſtehenden Briefe ſich von ſelbſt rechtfertigen wird. Ich habe ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt abgedruckt, obſchon manche kleine Unrichtigkeiten, die ſich darin vorfinden, hin und wieder eine Naivetät verrathen, welche dem franzöſiſchen Leſer ein Lächeln auf Koſten des deutſchen Neulings abdringen mag. Ich ließ dem General Lafayette ſein wallendes Silberhaar, obſchon ich einige Zeit nachher, als ich die Ehre hatte, Herrn de Lafayette in Paris zu begegnen, jene Silberlocken höchſt proſaiſch in eine braune Perücke verwandelt ſah; aber der biedre General hatte darum nicht minder ein ehrwürdiges Ausſehn, und trotz ſeiner modern ſpießbürgerlichen Kleidung erkannte man in ihm den großen Ritter ohne Furcht und Tadel, den Bayard der Freiheit. Gleich nach meiner Ankunft in Paris wollte ich auch die Bekanntſchaft des Hundes Medor machen; allein dieſer entſprach durchaus nicht meiner Erwartung. Ich ſah nur ein häßliches Thier, in deſſen Blick keine Spur von Begeiſterung lag; es blinzelte darin ſogar etwas Schielend-falſches, etwas Verſchlagen-eigennütziges, ja, ich möchte ſagen: etwas Induſtrielles. Ein junger Mann, ein Student, den ich dort traf, ſagte mir, es ſei gar nicht der rechte Medor, ſondern ein intriganter Pudel, ein Hund aus ſpäterer Zeit (un chien du londomain), der ſich füttern und pflegen laſſe und den Ruhm des wahren Medor exploitiere, während dieſer nach dem Tode ſeines Herrn beſcheiden davongeſchlichen, wie das Volk, das die Revolution gemacht. — „Der arme

Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieſer Briefe mitzutheilen, da in den nächſtfolgenden der zeitliche Freiheitsrauſch allzu ungeſtüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während ſpäterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuſchte Herz in muthloſe, verzagende und

---

Medor," fügte [illegible]r Student hinzu, „irrt jetzt vielleicht in Paris umher, hungernd und obdachlos, wie mancher andere Juliheld; denn das Sprichwort, welches beſagt, ein guter Hund finde nie einen guten Knochen, iſt hier in Frankreich von betrübſamer Wahrheit, — man unterhält hier in warmen Ställen und füttert mit dem beſten Fleiſch eine Meute von Bulldoggen, Jagdhunden und andern ariſtokratiſchen Vierfüßlern; auf ſeidenen Kiſſen, wohlgekämmt und parfümiert, und mit Zuckerbrot geſättigt, ſehen Sie den Wachtelhund oder das kleine Windſpiel ruhn, die jeden ehrlichen Menſchen anbellen, aber der Herrin des Hauſes zu ſchmeicheln wiſſen, und zuweilen ſelbſt eingeweiht ſind in menſchliche Laſter. Ach, ſolche ſchlechte, unmoraliſche Beſtien gedeihen in unſerer Geſellſchaft, während jeder tugendhafte Hund, jeder Wahrheits- und Naturköter (tout chien de la vérité et de la nature), der ſeinen Überzeugungen treu bleibt, elendiglich umkommt, und räudig, mit Ungeziefer bedeckt, auf einem Miſthaufen krepiert!" — So ſprach der Student, der mir wegen ſeiner hohen politiſchen Anſchauungsart ſehr gefiel. Es begann juſt zu regnen, und da er keinen Schirm hatte, nahm ich ihn unter den meinen während der Wegeſtrecke, die wir mit einander zurücklegten."

Der Herausgeber.

verzweifelnde Gedanken ſich verliert! Schon die erſten Tage meiner Ankunft in der Hauptſtadt der Revolution merkte ich, daſs die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeiſterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helden beider Welten, ſo majeſtätiſch flattern ſah, verwandelte ſich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre beſuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, ſich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, ſondern eine ganz gewöhnliche Beſtie, die ſich fremde Verdienſte anmaßte, wie bei den Franzoſen oft geſchieht, und, eben ſo wie viele Andre, exploitierte er den Ruhm der Juliusrevolution . . . Er ward gehätſchelt, gefördert, vielleicht zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege beſcheiden davongeſchlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es iſt eine ſchon ältliche Geſchichte. Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im

Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoiſie, die eben ſo Wenig taugt wie jene Nobleſſe, an deren Stelle ſie trat mit demſelben Egoismus ... Das Volk hat Nichts gewonnen durch ſeinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber ſeid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für ſich ſelber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, echte Medor geehrt und gefüttert werden ... Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd ...

Doch ſtill, mein Herz, du verräthſt dich zu ſehr ...

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbſt 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder ſah. Ich beſuchte ihn im Gaſthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach. Das biſschen Fleiſch, das ich früher an ſeinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verſchwunden, vielleicht geſchmolzen von den Strahlen der Juliusſonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus ſeinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er ſaß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntſeidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhniſch ſein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundſchaftlichen Händedruck ausſtreckte. In ſeiner Stimme zitterte eine gewiſſe Kränklichkeit, und auf ſeinen Wangen grinſten ſchon die ſchwindſüchtig rothen Streiflichter. Das ſchneidende Miſstrauen, das in allen ſeinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher ſchon litt, die aber ſeitdem immer zunahm und nicht wenig dazu beitrug, mir ſeine Konverſation zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das iſt brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am beſten meinen, werden Alle bald hier ſein. Hier iſt der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürſten müſſen in ihren eigenen Ländern beſchäftigt werden, damit ſie nicht in Gemeinſchaft die Freiheit in Deutſchland unterdrücken. Ach Gott! Ach Deutſchland! Es wird bald ſehr betrübt bei uns ausſehen und ſehr blutig. Revolutionen ſind eine ſchreckliche Sache, aber ſie ſind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulnis gerathen. Da muſs man ſchnell zuſchneiden, und ohne ängſtliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus

Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, Der handelt grauſamer, als der ſchlimmſte Wütherich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz Recht — il faut faire saigner le genre humain, und hätte man ihm die 300.000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, ſo wären Millionen der beſſeren Menſchen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Übel geheilt!"

„Die Republik," — ich laſſe den Mann ausreden, mit Übergehung mancher ſchnörkelhaften Abſprünge, — „die Republik muſs durchgeſetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die ſogenannten konſtitutionellen Verfaſſungen, wovon unſere deutſchen Kammerſchwätzer alles Heil erwarten. Konſtitutionen verhalten ſich zur Freiheit, wie poſitive Religionen zur Naturreligion; ſie werden durch ihr ſtabiles Element eben ſo viel Unheil anrichten, wie jene poſitiven Religionen, die, für einen gewiſſen Geiſteszuſtand des Volkes berechnet, im Anfang ſogar dieſem Geiſteszuſtand überlegen ſind, aber ſpäterhin ſehr läſtig werden, wenn der Geiſt des Volkes die Satzung überflügelt. Die Konſtitutionen entſprechen einem politiſchen Zuſtand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menſchen, die früher ganz zurückgeſetzt waren, plötzlich jauchzen, daſs ſie ebenfalls Rechte erlangt haben . . . Aber dieſe Freude hört auf, ſobald die Menſchen durch ihren freieren Zuſtand für die Idee einer vollſtändigen, ganz ungeſchmälerten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden ſind; was uns heute die herrlichſte Acquiſition dünkt, wird unſern Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erſcheinen, und das geringſte Vorrecht, das die ehemalige Ariſtokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Peterſilie zu ſchmücken, wird alsdann eben ſo viel Bitterkeit erregen, wie einſt die härteſte Leibeigenſchaft, ja, eine noch tiefere Bitterkeit, da die Ariſtokratie mit ihrem letzten Peterſilien-Vorrecht um ſo hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reſte des alten Regiments müſſen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue beſſere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietiſten und ſchnüffeln: wir Revolutionäre riſſen Alles nieder, ohne im Stande zu ſein, Etwas an die Stelle zu ſetzen! Und ſie rühmen die Inſtitutionen des Mittelalters, worin die Menſchheit ſo ſicher und ruhig geſeſſen habe. Und jetzt, ſagen ſie, ſei Alles ſo kahl und nüchtern und öde und das Leben ſei voll Zweifel und Gleichgültigkeit.

„Ehemals wurde ich immer wüthend über dieſe Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an dieſen Geſang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beſtändig über unſer Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts Anderes im Sinne, als Alles niederzureißen. Und wie dumm iſt dieſe Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergeriſſen iſt, und der Niederreißer verdient eben ſo viel Lob, als der Aufbauende, ja, noch mehr, da ſein Geſchäft noch viel wichtiger . . . z. B. in meiner Vaterſtadt, auf dem Dreifaltigkeitsplatze, ſtand eine alte Kirche, die ſo morſch und baufällig war, daſs man fürchtete, durch ihren Einſturz würden einmal plötzlich viele Menſchen getödtet oder verſtümmelt werden. Man riſs ſie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, ſtatt daſs die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten . . . Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es iſt wahr, viele gläubige Herrlichkeit blühte einſt in den alten Mauern, und ſie waren ſpäterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetiſch anzuſchauen, des Nachts, im Mondſchein . . . Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieſes übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünſcht die Verehrer alter Gebäude, und ſegnet die tapfern Arbeitsleute, die ſolche gefährliche Ruinen niederreißen . . . Ja, ſie haben ſie niedergeriſſen, ſie haben ſie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachſen dort grüne Bäumchen und ſpielen kleine Kinder des Mittags im Sonnenlicht.“

In ſolchen Reden gab's keine Spur der früheren Harmloſigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloſchen, ward mitunter gallenbitter, blutdürſtig und ſehr trocken. Das Abſpringen von einem Gegenſtand zum andern entſtand nicht mehr durch tolle Laune, ſondern durch launiſche Tollheit, und war wohl zunächſt der buntſcheckigen Zeitungslektüre beizumeſſen, womit ſich Börne damals Tag und Nacht beſchäftigte. Inmitten ſeiner terroriſtiſchen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgeſtreut lagen, und rief lachend:

„Hier können Sie's leſen, hier ſteht's gedruckt: „Deutſchland iſt mit großen Dingen ſchwanger!“ Ja, Das iſt wahr, Deutſchland geht ſchwanger mit großen Dingen, aber Das wird eine ſchwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und Der muſs mit eiſernen Inſtrumenten agieren. Was glauben Sie?“

Ich glaube, Deutſchland iſt gar nicht ſchwanger.

„Nein, nein, Sie irren ſich. Es wird vielleicht eine Miſsgeburt zur Welt kommen, aber Deutſchland wird gebären. Nur müſſen wir uns der geſchwätzigen alten Weiber entledigen, die ſich herandrängen und ihren Hebammendienſt anbieten. Da iſt z. B. ſo eine Vettel von Rotteck. Dieſes alte Weib iſt nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armſeliger Schriftſteller, der ein biſschen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthuſiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um ſeinen ſchlechten Büchern Abſatz zu verſchaffen, um ſich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der iſt halb Fuchs, halb Hund, und hüllt ſich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da iſt mir doch tauſendmal lieber der dumme Kerl von Raumer — ſo eben leſe ich ſeine Briefe aus Paris — Der iſt ganz Hund, und wenn er liberal knurrt, täuſcht er Niemand, und Jeder weiß, er iſt ein unterthäniger Pudel, der Niemand beißt. Das läuft beſtändig herum und ſchnoppert an allen Küchen und möchte gern einmal in unſere Suppe ſeine Schnauze ſtecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und ſie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein biſschen Wedelfreiheit, und wenn man ihm dieſe gewährt, ſo leckt es dankbar die goldenen Sporen der uckermärkiſchen Ritterſchaft. Nichts iſt ergötzlicher, als ſolche unermüdliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieſes tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite ſelbſt erzählt, wie er vor den Pariſer Theatern ruhig Queue machte . . . Ich verſichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Troſs und iſt ſo einfältig, es ſelbſt zu erzählen. Was aber noch weit ſtärker, was die Gemeinheit ſeiner Seele ganz zur Anſchauung bringt, iſt das Geſtändnis, daſs er, wenn er vor Ende der Vorſtellung das Theater verließ, jedesmal ſeine Kontremarke verkaufte. Es iſt wahr, als Fremder braucht er nicht zu wiſſen, daſs ſolcher Verkauf einen ordentlichen Menſchen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er ſeine Kontremarke verhandelte, um von ſelbſt zu merken, daſs ſie nur der Abſchaum der Geſellſchaft ſind, Diebesgeſindel und Maquereaus, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Menſch nicht gern ſpricht, vielweniger ein Handelsgeſchäft treibt. Der muſs von Natur ſehr ſchmutzig ſein, wer aus dieſen ſchmutzigen Händen Geld nimmt!“

Damit man nicht wähne, als ſtimme ich in dem Urtheil über den Herrn Profeſſor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, ſo bemerke ich zu ſeinem Vortheil, daſs ich ihn zwar für ſchmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort ſchmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muſs hier nicht im materiellen Sinne genommen werden . . . Die Frau Profeſſorin würde ſonſt Zeter ſchreien und alle ihre Waſchzettel drucken laſſen, worin verzeichnet ſteht, wie viel reine Unterhemden und Chemiſettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen . . . und ich bin überzeugt, die Zahl iſt groß, da der Herr Profeſſor Raumer im Laufe des Jahres ſo viel läuft und folglich ſchwitzt und folglich viel Wäſche nöthig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muſs vielmehr beſtändig auf den Beinen ſein, um ihn aufzuſuchen, und wenn er ein Buch ſchreibt, ſo muſs er erſt von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zuſammenzukriegen und endlich dafür zu ſorgen, daſs das mühſam zuſammengeſtoppelte Opus auch von der literariſchen Klaque hinlänglich unterſtützt wird. Das bewegliche ſüßhölzerne Männchen iſt ganz einzig in dieſer Betriebſamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einſt eine geiſtreiche Frau: „Sein Schreiben iſt eigentlich ein Laufen.“ Wo was zu machen iſt, da iſt es, das Raumerchen aus Anhalt-Deſſau. Jüngſt lief es nach London; vorher ſah man es während drei Monaten überall hin und her laufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsſchreiben zu betteln, und nachdem es in der engliſchen Geſellſchaft ein biſschen herumgeſchnoppert und ein Buch zuſammengelaufen, erläuft es auch einen Verleger für die engliſche Überſetzung, und Sara Auſtin, meine liebenswürdige Freundin, muſs nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das ſaure fließpapierne Deutſch in velinſchönes Engliſch zu überſetzen und ihre Freunde anzutreiben, das überſetzte Produkt in den verſchiedenen engliſchen Revues zu recenſieren . . . und dieſe erlaufenen engliſchen Recenſionen läſſt dann Brockhaus zu Leipzig wieder ins Deutſche überſetzen, unter dem Titel: „Engliſche Stimmen über Frau von Raumer!“

Ich wiederhole, daſs ich mit dem Urtheil Börne's über Herrn von Raumer nicht übereinſtimme; er iſt ein ſchmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris“ drucken ließ, den armen Nebenbuhler ſo ſcharf kritiſierte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshafteſten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, deſſen „Briefe aus Paris“ faſt gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erſchienen, worin es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger und ihrem Gatten aus Paris korreſpondierte.

Dieſe Briefe ſind längſt verſchollen, und wir erinnern uns nur noch des ſpaßhaften Eindrucks, den ſie hervorbrachten, als ſie gleichzeitig mit den Pariſer Briefen von Börne auf dem literariſchen Markte erſchienen. Was letztere betrifft, ſo geſtehe ich, die zwei erſten Bände, die mir in jener Periode zu Geſicht kamen, haben mich nicht wenig erſchreckt. Ich war überraſcht von dieſem ultra-radikalen Tone, den ich am wenigſten von Börne erwartete. Der Mann, der ſich in ſeiner anſtändigen, geſchniegelten Schreibart immer ſelbſt inſpicierte und kontrolierte, und der jede Silbe, ehe er ſie niederſchrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in ſeinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung ſeines reichsſtädtiſchen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Ängſtlichkeiten ſeines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt am Main ſtürzte ſich jetzt in einen Sanskülottismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man Dergleichen in Deutſchland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entſetzliche Wortfügungen; welche hochverrätheriſche Zeitwörter! welche majeſtätsverbrecheriſche Accuſative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten ſchon zu zwanzig Jahr' Feſtungsſtrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten ſie in mir eine Erinnerung, die ſehr komiſcher Art, die mich faſt bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verſchweigen kann. Ich geſtehe es, die ganze Erſcheinung Börne's, wie ſie ſich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterſtadt regierte. Ich ſage: regierte, da er, mit unumſchränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majeſtätiſchen Reſpekt einflößte und uns ſchon durch ſeinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lärmige Spiele trieben. Dieſer Polizeivogt wurde plötzlich wahnſinnig und bildete ſich ein, er ſei ein kleiner Gaſſenjunge, und zu unſerer unheimlichſten Verwunderung ſahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrſcher, ſtatt Ruhe zu ſtiften, uns zu dem lauteſten Unfug aufforderte. „Ihr ſeid viel zu zahm," rief er, „ich aber will euch zeigen, wie man Spektakel machen muſs!" Und dabei fing er an, wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häuſern, daſs die Thürglocke abriſs, und er warf Steine gegen die klirrenden Fenſterſcheiben, immer ſchreiend: „Ich will euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht!" Wir kleinen Buben amüſierten uns ſehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'ſchen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder ſeine Stimme: „Ich will euch lehren, wie man Spektakel macht!"

In den mündlichen Geſprächen Börne's war die Steigerung ſeines politiſchen Wahnſinns minder auffallend, da ſie im Zuſammenhang blieb mit den Leidenſchaften, die in ſeiner nächſten Umgebung wütheten, ſich beſtändig ſchlagfertig hielten und nicht ſelten auch thatſächlich zuſchlugen. Als ich Börne zum zweitenmale beſuchte, in der Rue de Provence, wo er ſich definitiv einquartiert hatte, fand ich in ſeinem Salon eine Menagerie von Menſchen, wie man ſie kaum im Jardin-des-Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutſche Eisbären, welche Tabak rauchten, faſt immer ſchwiegen und nur dann und wann einige vaterländiſche Donnerworte im tiefſten Brummbaſs hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polniſcher Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die ſüßlich fadeſten Bemerkungen mit heiſerer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen franzöſiſchen Affen, der zu den häſslichſten gehörte, die ich jemals geſehen; er ſchnitt beſtändig Geſichter, damit man ſich das ſchönſte darunter ausſuchen möge. Das unbedeutendſte Subjekt in jener Börne'ſche Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiſs in ſehr nüchterner Stimmung gezeugt . . . eine lange hagere Geſtalt, die wie der Schatten einer eau-de-Cologne-Flaſche ausſah, aber keineswegs wie der Inhalt derſelben roch. Trotz ſeines dünnen Ausſehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieſelben würde er gar nicht exiſtieren. Börne machte ſich beſtändig über ihn luſtig:

„Ich präſentiere Ihnen hier einen *, es iſt freilich kein * erſter Größe, aber er iſt doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derſelben ſein Licht . . . er iſt ein unterthäniger Verwandter des Herrn von Rothſchild . . . Denken Sie ſich, Herr *, ich habe dieſe Nacht im Traum den Frankfurter Rothſchild hängen ſehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte . . .“

Herr * erſchrak bei dieſen Worten, und wie in Todesangſt rief er: „Herr Berne, ich bitt' Ihnen, ſagen Sie Das nicht weiter . . . ich hab' Grind . . . Ich hab' Grind“ — wiederholte mehrmals der junge Menſch, und indem er ſich gegen mich wandte, bat er mich mit leiſer Stimme, ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir ſeine delikate „Poſiziaun“ zu vertrauen. „Sehen Sie,“ flüſterte er heimlich, „ich habe eine delikate Poſiziaun. Die Frau von Herrn von Rothſchild iſt, ſo zu ſagen, meine Tante. Ich bitt' Ihnen, erzählen Sie nicht im Hauſe des Herrn Baron von Rothſchild, daſs Sie mich hier bei Berne geſehen haben . . . ich hab' Grind.“

Börne machte ſich über dieſen Unglücklichen beſtändig luſtig, und beſonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälſchen Art, wie er das Franzöſiſche ausſprach. „Mein lieber Landsmann,“ ſagte er, „die Franzoſen haben Unrecht, über Sie zu lachen; ſie offenbaren dadurch ihre Unwiſſenheit. Verſtänden ſie Deutſch, ſo würden ſie einſehen, wie richtig Ihre Redensarten konſtruiert ſind, nämlich vom deutſchen Standpunkte aus . . . Und warum ſollen Sie Ihre Nationalität verleugnen? Ich bewundere ſogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Mutterſprache, das Frankfurter Mauſcheln, ins Franzöſiſche übertragen ... Die Franzoſen ſind ein unwiſſendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich Deutſch zu lernen. Sie haben keine Geduld ... Wir Deutſchen ſind das geduldigſte und gelehrigſte Volk ... Wie Viel müſſen wir ſchon als Knaben lernen! Wie viel Latein! Wie viel Griechiſch! Wie viel' perſiſche Könige, und ihre ganze Sippſchaft bis zum Großvater! ... ich wette, ſo ein unwiſſender Franzoſe weiß ſogar in ſeinen alten Tagen noch nicht, daſs die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Aſtyages war. Auch haben wir die beſten Handbücher für alle Wiſſenſchaften herausgegeben. Neander's Kirchengeſchichte und Meyer Hirſch's Rechenbuch ſind klaſſiſch. Wir ſind ein denkendes Volk, und weil wir ſo viel' Gedanken hatten, daſs wir ſie nicht alle aufſchreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherſchreiben oft das liebe Brot nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel."

„Das deutſche Volk," brummte der deutſche Patriot aus ſeiner Ecke, „hat auch das Pulver erfunden."

Börne wandte ſich raſch nach dem Patrioten, der ihn mit dieſer Bemerkung unterbrochen hatte, und ſprach ſarkaſtiſch lächelnd: „Sie irren ſich, mein Freund, man kann nicht ſo eigentlich behaupten, daſs das deutſche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutſche Volk beſteht aus dreißig Millionen Menſchen. Nur Einer davon hat das Pulver erfunden . . . die Übrigen, 29,999.999 Deutſche, haben das Pulver nicht erfunden. — Übrigens iſt das Pulver eine gute Erfindung, eben ſo wie die Druckerei, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutſchen aber benutzen die Preſſe, um die Dummheit, und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —“

Einlenkend, als man ihm dieſe irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingeſtehen, daſs die deutſche Preſſe ſehr viel Heil geſtiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muſs man Dieſes einräumen in Beziehung auf bürgerliche Freiheit . . . Ach! wenn ich die ganze deutſche Geſchichte durchgehe, bemerke ich, daſs die Deutſchen für bürgerliche Freiheit wenig Talent beſitzen, hingegen die Knechtſchaft, ſowohl theoretiſch als praktiſch, immer leicht erlernten und dieſe Disciplin nicht bloß zu Hauſe, ſondern auch im Auslande mit Erfolg docierten. Die Deutſchen waren immer die ludi magistri der Sklaverei, und wo der blinde Gehorſam in die

Leiber oder in die Geiſter eingeprügelt werden ſollte, nahm man einen deutſchen Exerciermeiſter. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieſer Sündfluth ſitzen deutſche Fürſtengeſchlechter auf allen Thronen Europa's, wie nach uralten Überſchwemmungen auf den höchſten Bergen die Reſte verſteinerter Seeungeheuer gefunden werden ... Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, ſo wird ihm ein deutſcher Prügel auf den Rücken gebunden . . . und ſogar in der heiligen Heimat des Harmodios und Ariſtogeiton's, im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutſche Knechtſchaft eingeſetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt baierſches Bier und herrſcht der baierſche Stock ... Ja, es iſt erſchrecklich, daſs der König von Baiern, dieſer kleine Tyrannos und ſchlechte Poet, ſeinen Sohn auf den Thron jenes Landes ſetzen durfte, wo einſt die Freiheit und die Dichtkunſt geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene giebt, welche Marathon, und einen Berg, welcher Parnaſs heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daſs mir das Gehirn zittert . . . Wie ich in der heutigen Zeitung geleſen, haben wieder drei Studenten in München vor dem Bilde des König Ludwig's niederknien und Abbitte thun müſſen. Niederknien vor dem Bilde eines Menſchen, der noch dazu ein ſchlechter Poet iſt! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieſer ſchlechte Dichter ſollte niederknien vor dem Bilde der Muſen und Abbitte thun wegen ſeiner ſchlechten Verſe, wegen beleidigter Majeſtät der Poeſie! Sprecht mir jetzt noch von römiſchen Kaiſern, welche ſo viel' Tauſende von Chriſten hinrichten ließen, weil Dieſe nicht vor ihrem Bilde knien wollten . . . Jene Tyrannen waren wenigſtens Herren der ganzen Welt von Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute ſehen, wenn auch keine Götter, ſo waren ſie doch ſchöne Menſchen. Man beugt ſich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häßlichkeit, vor einem ſüddeutſchen Winkeldeſpötchen, welches ausſieht wie ein — — —“

— — Es bedarf wohl keines beſonderen Winks für den ſcharfſinnigen Leſer, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weiter ſprechen laſſe. Ich glaube, die angeführten Phraſen ſind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; ſie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutſchen Tumultanten, die ſeit der Juliusrevolution in wilden Schwärmen nach Paris kamen und ſich ſchon gleich um Börne ſammelten. Es iſt kaum zu begreifen, wie dieſer ſonſt ſo geſcheite Kopf ſich von der roheſten Tobſucht beſchwatzen und zu den gewaltſamſten Hoffnungen verleiten laſſen konnte! Zunächſt gerieth er in den Kreis jenes Wahnſinnes, als deſſen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieſer F., man ſollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börne's. Die rothe Wuth, die in der Bruſt des Einen kochte, das dreitägige Juliusfieber, das die Glieder des Einen rüttelte, der jakobiniſche Veitstanz, worin der Eine ſich drehte, fand den entſprechenden Ausdruck in den Pariſer Briefen des Andern. Mit dieſer Bemerkung will ich aber nur einen Geiſtesirrthum, keineswegs einen Herzensirrthum andeuten, bei dem Einen wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutſchen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbſtopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu ſolchem Zeugnis glaube ich mich um ſo mehr verpflichtet, da, ſeit er in ſtrenger Haft ſchweigen muſs, die ſervile Verleumdung an ſeinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beſchuldigen; er zeigte namentlich im Unglück ſehr viel Charakter, er war durchglüht von reinſter Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die ſein Haupt umklingelt, müſſen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tauſendmal lieber, als jener andre Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutſche Überſetzung der franzöſiſchen Revolution zu beſorgen, jener leiſe Schleicher, welcher matt und menſchenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne ausſah, die zur Abführung eingenommen ... Übrigens rühmte man auch Letztern als einen ehrlichen Mann, der ſogar ſeine Schulden bezahle, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen ſolcher Ehrlichkeitsverdienſte ward er zum Finanzminiſter des erneuten deutſchen Reichs vorgeſchlagen . . . Im Vertrauen geſagt, er muſſte ſich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Miniſters des Innern hatte F. ſchon vorweg vergeben, nämlich an Garnier, wie er auch die deutſche Kaiſerkrone dem Hauptmanne S.*) bereits zugeſagt . . .

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S. zum deutſchen Kaiſer machen, weil dieſer Lump ihm Geld ſchuldig ſei und er ſonſt nicht zu ſeinem Gelde kommen könne . . . Das iſt aber unrichtig und zeugt nur von Garnier's Mediſance; F. hat vielleicht aus republikaniſcher Argliſt eben das kläglichſte Subjekt zum Kaiſer gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen . . .

---

*) „Seybold“ ſtand urſprünglich in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript.

Der Herausgeber.

Der Einfluſs des F. war indeſſen bald beendigt, als Derſelbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an der Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporſtiegen; unter Dieſen waren die Bedeutendſten der ſchon erwähnte Garnier und ein gewiſſer Wolfrum. Ich darf ſie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt iſt, und dem Andern, welcher ſich im ſicheren England befindet, durch die Hindeutung auf ſeine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; Beide aber, Garnier zum Theil, Wolfrum aber ganz, ſchöpften ihre Inſpirationen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der Pariſer Propaganda zu betrachten war. Der Wahnſinn blieb derſelbe, aber, um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda" bedient; aber ich gebrauche daſſelbe in einem andern Sinne als gewiſſe Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verſtehen, eine Verſchwörung der revolutionären Geiſter in ganz Europa, eine Art blutdürſtiger, atheiſtiſcher und regicider Maçonnerie. Nein, jene Pariſer Propaganda beſtand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen

Köpfen; es waren Zuſammenkünfte von Handwerkern deutſcher Zunge, die in einem großen Saale des Paſſage Saumon oder in den Faubourgs ſich verſammelten, wohl fürnehmlich, um in der lieben Sprache der Heimat über vaterländiſche Gegenſtände mit einander zu konverſieren. Hier wurden nun, durch leidenſchaftliche Reden im Sinne der rheinbairiſchen Tribüne, viele Gemüther fanatiſiert, und da der Republikanismus eine ſo grade Sache iſt, und leichter begreifbar, als z. B. die konſtitutionelle Regierungsform, wobei ſchon mancherlei Kenntniſſe vorausgeſetzt werden, ſo dauerte es nicht lange und Tauſende von deutſchen Handwerksgeſellen wurden Republikaner und predigten die neue Überzeugung. Dieſe Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unſre deutſchen Regierungen ſchreckten, und vielleicht weit mächtiger, als Börne's geſchriebene Reden, war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutſchem Glauben einſogen und mit apoſtoliſchem Eifer in der Heimat verbreiteten. Ungeheuer groß iſt die Anzahl deutſcher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderſchaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutſche Blätter ſich darüber luſtig machten, daſs Börne mit ſechshundert Schneidergeſellen auf den Montmartre geſtiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, muſſte ich mitleidig die Achſel zucken, aber am wenigſten über Börne, der eine Saat ausſtreute, die früh oder ſpät die furchtbarſten Früchte hervorbringt. Er ſprach ſehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig; nackte, kunſtloſe Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Paſſage Saumon, wo Garnier der „Volksverſammlung" präſidierte . . . Börne ſprach über den Preſsverein, welcher ſich vor ariſtokratiſcher Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolas, den Zar von Ruſsland; ein verwachſener, krummbeinigter Schuſtergeſelle trat auf und behauptete, alle Menſchen ſeien gleich . . . Ich ärgerte mich nicht wenig über dieſe Impertinenz . . . Es war das erſte und letzte Mal, daſs ich der Volksverſammlung beiwohnte.

Dieſes eine Mal war aber auch hinreichend . . . Ich will dir gern, lieber Leſer, bei dieſer Gelegenheit ein Geſtändnis machen, das du eben nicht erwarteſt. Du meinſt vielleicht, der höchſte Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin beſtanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Kapitol gekrönt zu werden, wie weiland Meſſer Franceſko Petrarcha . . . Nein, es waren vielmehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte vor einer bunten Verſammlung das große Wort erhoben, welches die Leidenſchaften aufwühlt oder beſänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es dir gern eingeſtehen, daſs ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüſte anwandeln, mich oft in eine ſolche Rolle hineindachte. Ich wollte durchaus ein großer Redner werden, und wie Demoſthenes deklamierte ich zuweilen am einſamen Meeresſtrand, wenn Wind und Wellen brauſten und heulten; ſo übt man ſeine Lungen und gewöhnt ſich dran, mitten im größten Lärm einer Volksverſammlung zu ſprechen. Nicht ſelten ſprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochſen und Kühe, und es gelang mir, das verſammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer ſchon iſt es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei Allem, was du ihnen ſagſt, dieſen Schafsköpfen, wenn du ſie ermahnſt, ſich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern . . . ſie antworten dir nach jedem Satze mit einem ſo unerſchütterlich gelaſſenen Mäh! Mäh! daſs man die Kontenance verlieren kann. Kurz, ich that Alles, um, wenn bei uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutſcher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! ſchon gleich bei der erſten Probe merkte ich, daſs ich in einem ſolchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragieren kann. Und lebten ſie noch, weder Demoſthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutſchen Revolution als Sprecher auftreten; denn bei einer deutſchen Revolution wird geraucht. Denkt euch meinen Schreck, als ich in Paris der obenerwähnten Volksverſammlung beiwohnte, fand ich ſämmtliche Vaterlandsretter mit Tabackspfeifen im Maule, und der ganze Saal war ſo erfüllt von ſchlechtem Knaſterqualm, daſs er mir gleich auf die Bruſt ſchlug und es mir platterdings unmöglich geweſen wäre, ein Wort zu reden . . .

Ich kann den Tabacksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daſs in einer deutſchen Revolution die Rolle eines Großſprechers in der Weiſe Börne's & Konſorten nicht für mich paſſte. Ich merkte überhaupt, daſs die deutſche Tribunalkarière nicht eben mit Roſen, und am allerwenigſten mit reinlichen Roſen bedeckt. So z. B. muſſt du allen dieſen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern“ recht derb die Hand drücken. Es iſt vielleicht metaphoriſch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er ſie nachher ins Feuer halten, um ſie zu reinigen; es iſt aber durchaus nicht bildlich, ſondern ganz buchſtäblich gemeint, daſs ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, ſie nachher waſchen werde.

Man muſs in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen geſehen, mit eigner Naſe gerochen haben, man muſs mit eignen Ohren anhören, wie dieſer ſouveräne Rattenkönig ſich ausſpricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten: „Man macht keine Revolution mit Lavendelöl.“ So lange wir die Revolutionen in den Büchern leſen, ſieht das Alles ſehr ſchön aus, und es iſt damit, wie mit jenen Landſchaften, die, kunſtreich geſtochen auf dem weißen Velinpapier, ſo rein, ſo freundlich ausſehen, aber nachher, wenn man ſie in natura betrachtet, vielleicht an Grandioſität gewinnen, doch einen ſehr ſchmutzigen und ſchäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer geſtochenen Miſthaufen riechen nicht, und der in Kupfer geſtochene Moraſt iſt leicht mit den Augen zu durchwaten!

War es Tugend oder Wahnſinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die ſchlimmſten Miſsdüfte mit Wonne einzuſchnaufen und ſich vergnüglich im plebejiſchen Koth zu wälzen? Wer löſt uns das

Räthſel dieſes Mannes, der in weichlichſter Seide erzogen worden, ſpäterhin in ſtolzen Anflügen ſeine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende ſeiner Tage plötzlich überſchnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der unterſten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entſetzlichſten Grade des Zorns, oder ergriff ihn der ſchauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, Das war es vielleicht; er ſah, wie er dieſes ganze Leben hindurch mit all ſeinem Geiſte und all ſeiner Mäßigung Nichts ausgerichtet hatte, weder für ſich, noch für Andere, und er verhüllte ſein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder ſehen, noch hören, und ſtürzte ſich in den heulenden Abgrund . . . Das iſt immer eine Reſource, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungsloſen Marken, wo alle Blumen verwelkt ſind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür ſtehen, daſs ich nicht einſt unter denſelben Umſtänden Daſſelbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabacksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaſchenſten Reden vor dem ungewaſchenſten Publikum . . .

Blätternd in Börne's Pariſer Briefen, ſtieß ich jüngſt auf eine Stelle, welche mit den Äußerungen, die mir oben entſchlüpft, einen ſonderbaren Zuſammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

„— — Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muſs ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byron's Genius auf ſeiner Reiſe durch das Firmament auf der Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich Das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daſs ich ſo Wenig geworden, gar Nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daſs ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiſs zu Etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und muſſte immer zur Mitte zurückkehren.“

Dieſes ſchrieb Börne den 20. März 1831. Wie über Andre, hat er auch über ſich ſelber ſchlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angſt und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungeſtüme Glöckner an den Strängen riſſen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenoſſenſchaftlichen Paſſionen als Organ diente und ſeine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, ſondern als Dokument unſerer politiſchen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müſſen. Was in jener Periode ſich beſonders geltend machte und die Gährung bis zum kochenden Sud ſteigerte, waren die polniſchen und rheinbairiſchen Vorgänge, und dieſe haben auf den Geiſt Börne's den mächtigſten Einfluſs geübt. Eben ſo glühend wie einſeitig war ſein Enthuſiasmus für die Sache Polens, und als dieſes muthige Land unterlag, trotz der wunderbarſten Tapferkeit ſeiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schickſal ſo vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die, in langen Trauerzügen Deutſchland durchwandernd, ſich in Paris verſammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in ſeine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch' ich dich, theurer Leſer, an dieſe Betrübniſſe zu erinnern, du haſt in Deutſchland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angeſehen, und du weißt, wie das ruhige, ſtille deutſche Volk, das die eignen Landesnöthen ſo geduldig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn ſo gewaltig erſchüttert wurde und ſo ſehr außer Faſſung kam, daſs wir nahe daran waren, für jene Fremden Das zu thun, was wir nimmermehr für uns ſelber thäten, nämlich die heiligſten Unterthanspflichten bei Seite zu ſetzen und eine Revolution zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitlichen Plackereien und demagogiſchen Schriften hat der Durchzug der Polen den deutſchen Michel revolutioniert, und es war ein großer Fehler der reſpektiven deutſchen Regierungen, daſs ſie jenen Durchzug in der bekannten Weiſe geſtatteten. Der größere Fehler freilich beſtand darin, daſs ſie die Polen nicht längere Zeit in Deutſchland verweilen ließen; denn dieſe Ritter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchſt bedrohliche Sympathie, die ſie den Deutſchen einflößten, ſelber wieder zerſtört. Aber ſie zogen raſch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit Einer den Andern zu diskreditieren, und ſie hinterließen die ſtaatsgefährlichſte Aufregung.

Ja, wir Deutſchen waren nahe daran, eine Revolution zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, ſondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung für unſre armen Gaſtfreunde, die Polen. Thatſüchtig ſchlugen unſre Herzen, wenn Dieſe uns am Kamin erzählten, wie Viel ſie ausgeſtanden von den Ruſſen, wie viel Elend, wie viel' Knutenſchläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch ſympathetiſcher, denn eine geheime Ahnung ſagte uns, die ruſſiſchen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, ſeien dieſelben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutſchen Mütter ſchlugen angſtvoll die Hände über den Kopf, als ſie hörten, daſs der Kaiſer Nikolas, der Menſchenfreſſer, alle Morgen drei kleine Polenkinder verſpeiſe, ganz roh, mit Eſſig und Öl. Aber am tiefſten erſchüttert waren unſre Jungfrauen, wenn ſie im Mondſchein an der Heldenbruſt der polniſchen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warſchau und den Sieg der ruſſiſchen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzoſen, die bei ſolchen Gelegenheiten nur ſchäkerten und lachten ... nein, dieſe larmoyanten Schnurrbärte gaben auch Etwas fürs Herz, ſie hatten Gemüth, und Nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutſche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beſchworen, ſo ſchnell als möglich eine Revolution zu machen ... zum Beſten der Polen.

Eine Revolution iſt ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück iſt eine verunglückte Revolution; und mit einer ſolchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordiſchen Freunde, die in unſre Angelegenheiten alle jene Verwirrung und Unzuverläſſigkeit gebracht hätten, wodurch ſie ſelber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmiſchung wäre uns um ſo verderblicher geworden, da die deutſche Unerfahrenheit ſich von den Rathſchlägen jener kleinen polniſchen Schlauheit, die ſich für politiſche Einſicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutſche Beſcheidenheit, beſtochen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen iſt, dieſen Letztern die wichtigſten Führerſtellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals in dieſer Beziehung über die Popularität der Polen nicht wenig geängſtigt. Es hat ſich Vieles ſeitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutſchen Freiheitsintereſſen einer ſpätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten*). Ach nein, wenn einſt Deutſchland ſich wieder rüttelt, und dieſe Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach exiſtieren, ſie werden ganz mit den Ruſſen verſchmolzen ſein, und als ſolche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und ſie werden für uns minder gefährlich ſein als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, iſt jener Ruſſenhaſs, den ſie bei uns geſäet und der, ſtill fortwuchernd im deutſchen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde ſchlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Rieſen, der jetzt noch ſchläft und im Schlafe wächſt, die Füße weit ausſtreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anſtoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutſchland wird einſt mit dieſem Rieſen den Kampf beſtehen müſſen, und für dieſen Fall iſt es gut, daſs wir die Ruſſen ſchon früh haſſen lernten, daſs dieſer Haſs in uns geſteigert wurde, daſs auch alle andren Völker daran Theil nehmen ... Das iſt ein Dienſt, den uns die Polen leiſten, die jetzt als Propaganda des Ruſſenhaſſes in der ganzen Welt umherwandern. Ach, dieſe unglücklichen Polen! ſie ſelber werden einſt die nächſten Opfer unſeres blinden Zornes ſein, ſie werden einſt, wenn der Kampf beginnt, die ruſſiſche Avantgarde bilden, und ſie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Haſſes, den ſie ſelber geſäet. Iſt es der Wille des Schickſals, oder iſt es glorreiche Beſchränktheit, was die Polen immer dazu verdammte, ſich ſelber die ſchlimmſte Falle und endlich die Todesgrube zu graben . . . ſeit den Tagen Sobieski's, der die Türken ſchlug, Polens natürliche Alliierte, und die Öſtreicher rettete . . . der ritterliche Dummkopf!

---

*) Dieſer Satz lautete in dem mir vorliegenden Originalmanuſkripte urſprünglich, wie folgt: „So ſehr ich die Polen liebe, ſo ſehr mich auch die innigſten Freundſchaftsgefühle zu ihnen hinziehen, ſo ſehr ich ſie auch in geſellſchaftlichen Bezügen achte und werthſchätze, ſo konnte ich doch obige Bemerkung nimmermehr verſchweigen. Nicht als ob ich die Popularität der Polen für die Zukunft, für die deutſchen Freiheitsintereſſen einer ſpäteren Periode gefährlich hielte, ach nein! ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ich habe oben von der „kleinen polniſchen Schlauheit“ geſprochen. Ich glaube, dieſer Ausdruck wird keiner Miſsdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, deſſen Herz am früheſten für Polen ſchlug, und der lange ſchon vor der polniſchen Revolution, für dieſes heldenmüthige Volk ſprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daſs ich nachträglich bemerke, er bezieht ſich hier auf die Jahre 1831 und 1832, wo die Polen von der großen Wiſſenſchaft der Freiheit nicht einmal die erſten Elementarkenntniſſe beſaßen, und die Politik ihnen nichts Anders dünkte, als eben ein Gewebe von Weiberkniffen und Hinterliſt, kurz, als eine Manifeſtation jener „kleinen polniſchen Schlauheit,“ für welche ſie ſich ein ganz beſonderes Talent zutrauten.

Dieſe Polen waren gleichſam ihrem heimatlichen Mittelalter entſprungen, und, ganze Urwälder von Unwiſſenheit im Kopfe tragend, ſtürmten ſie nach Paris, und hier warfen ſie ſich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakriſteien der katholiſchen Schule; denn um Republikaner zu ſein, dazu braucht man Wenig zu wiſſen, und um Katholik zu ſein, braucht man gar Nichts zu wiſſen, ſondern braucht man nur zu glauben. Die Geſcheiteſten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und ſie ahnten nimmermehr, daſs namentlich in Deutſchland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Eben ſo unheilvoll wie ſpaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutſchen Regierungen verfuhr *). Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine ſtille deutſche Stadt in Bewegung zu ſetzen, und da er der gelehrteſte Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wuſste, daſs Deutſch-

---

*) Statt des vorhergehenden und der erſten Hälfte des vorliegenden Abſatzes, fand ſich im Originalmanuſkript urſprünglich folgende Stelle: „Ich werde an einem andern Orte von der Sonnenſeite der Polen reden, von den Vorzügen, die ihnen, wie ſehr ſie ſich auch unter einander verleumden, nimmermehr abzuſprechen ſind. Hier leider konnte nur von ihrer Schattenſeite die Rede ſein, von ihrer Geiſtesbeſchränktheit in politiſchen Dingen, die uns ſo Viel geſchadet und noch mehr ſchaden konnte. Dieſe unglücklichen Polen, welche von der großen Wiſſenſchaft der Freiheit nicht einmal die erſten Elementarkenntniſſe beſaßen und nur barbariſche Raufluſt in der Bruſt und ganze Urwälder von Unwiſſenheit im Kopfe trugen: dieſe unglücklichen Polen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und ſelbſt die Geſcheiteſten von ihnen ahnten nimmermehr, daß eine radikale Umwälzung in Deutſchland wenig gefördert wird durch Volksaufläufe oder durch ein Stegreifſcharmützel, wie in Frankfurt, wo polniſcher Scharfſinn angerathen hatte, die Konſtabler-Wache mit Pelotonfeuer anzugreifen. Eben ſo unheilvoll wie ſpaßhaft war das Manöver, womit L., der große polniſche Staatsmann, von hier aus gegen die deutſchen Regierungen agierte.“

Der Herausgeber.

land aus einigen dreißig Staaten beſteht, ſchickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptſtadt eines dieſer Staaten . . . er ſetzte gleichſam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutſchen Staaten, wie auf die Nummern eines Rouletts, wahrſcheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: „An einem einzigen Polen iſt nicht Viel verloren; verurſacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, ſo kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!“

Ich ſpreche von 1831 und 1832. Seitdem ſind acht Jahre verfloſſen, und ebenſo gut, wie die Helden deutſcher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und Viele von ihnen konnten die ſchreckliche Muße des Exils zum Studium der Civiliſation benutzen. Das Unglück hat ſie ernſthaft geſchult, und ſie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn ſie einſt in ihr Vaterland zurückkehren, werden ſie dort die heilſamſte Saat ausſtreuen, und, wo nicht ihre Heimat, doch gewiſs die Welt wird die Früchte ihrer Ausſaat ernten. Das Licht, das ſie einſt mit nach Hauſe bringen, wird ſich vielleicht weit verbreiten nach dem fernſten Nordoſten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen ſetzen, ſo daſs bei der auflodernden Helle unſere Feinde ſich einander beſchauen und vor einander entſetzen werden . . . ſie würgen ſich alsdann unter einander in wahnſinnigem Wechſelſchreck und erlöſen uns von aller Gefahr ihres Beſuches. Die Vorſehung vertraut das Licht zuweilen den ungeſchickteſten Händen, damit ein heilſamer Brand entſtehe in der Welt . . .

Nein, Polen iſt noch nicht verloren . . . Mit ſeiner politiſchen Exiſtenz iſt ſein wirkliches Leben noch nicht abgeſchloſſen. Wie einſt Iſrael nach dem Falle Jeruſalem's, ſo vielleicht nach dem Falle Warſchau's erhebt Polen ſich zu den höchſten Beſtimmungen. Es ſind dieſem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menſchheit höher ſchätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebſt Pferdegetrampel ſeiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne ſolche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren ſein . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichſten Blättern der Geſchichte!!!

Nächſt dem Durchzug der Polen, habe ich die Vorgänge in Rheinbaiern als den nächſten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutſchland bewirkte und auch auf unſere Landsleute in Paris den größten Einfluſs ausübte. Die hieſige Volksverſammlung war im Anfang nichts Anderes, als eine Filialgeſellſchaft des Preſsvereins von Zweibrücken. Einer der gewaltigſten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksverſammlung ſprechen gehört, ſah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffehauſe, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redaktoren der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ mit dem Strange bedrohte ... (Ich wundere mich, daſs ich damals noch den Muth hatte, als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ thätig zu ſein ... Jetzt ſind die Zeiten minder gefährlich ... Es ſind ſeitdem acht Jahre verfloſſen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken, iſt in dieſem Augenblick einer der ſchreibſeligſten Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ ...)

Von Rheinbaiern ſollte die deutſche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Heiland, in der Wiege lag und welterlöſend greinte. Neben dieſer Wiege brüllte manches Öchslein, das ſpäterhin, als man auf ſeine Hörner zählte, ſich als ein ſehr gemüthliches Rindvieh erwies. Man glaubte ganz ſicher, daſs die deutſche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und Alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie geſagt, die Gemüthlichkeit einiger Perſonen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B.

unter den verſchworenen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lauteſten wüthete, der von Tyrannenhaſs am tollſten überſprudelte, und Dieſer ſollte, mit der erſten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptpoſten bewachte, gleich niederſtechen . . . „Was!“ — rief der Mann, als man ihm dieſe Ordre gab, — „was! mir, mir konntet ihr eine ſo ſchauderhafte, ſo abſcheuliche, ſo blutdürſtige Handlung zumuthen? Ich, ich ſoll eine unſchuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und dieſe Schildwache iſt vielleicht ebenfalls ein Familienvater. Ein Familienvater ſoll einen Familienvater ermorden! ja, tödten! umbringen!“

Da der Dr. Piſtor, einer der Zweibrücker Helden, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entſprungen iſt, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er verſicherte mir, daſs die deutſche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajourniert wurde. Und doch war der Moment ziemlich günſtig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Feſtes hätte mit einiger Ausſicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutſchland verſucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte

Termin, den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günſtig; ſeitdem erloſch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren ſehr viele Männer der That verſammelt, die ſelber von ernſtem Willen glühten und auf die ſicherſte Hilfe rechnen konnten. Jeder ſah ein, es ſei der rechte Moment zu dem großen Wagnis, und die Meiſten ſetzten gerne Glück und Leben aufs Spiel ... Wahrlich, es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt, die Revolution zu beginnen?

Ich wage es kaum zu ſagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geſchichte aus authentiſcher Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und ſelber zu Hambach in dem Komité ſaß, wo man über die anzufangende Revolution debattierte; er geſtand mir nämlich im Vertrauen, als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber ſtritt, ob die zu Hambach anweſenden Patrioten auch wirklich kompetent ſeien, im Namen von ganz Deutſchland eine Revolution anzufangen? da ſeien Diejenigen, welche zur raſchen That riethen, durch die Mehrheit überſtimmt worden, und die Entſcheidung lautete: „man ſei nicht kompetent.“

O Schilda, mein Vaterland!

Venedey möge es mir verzeihen, wenn ich dieſe geheime Kompetenzgeſchichte ausplaudere und ihn ſelber als Gewährsmann nenne; aber es iſt die beſte Geſchichte, die ich auf dieſer Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergeſſe ich alle Kümmerniſſe dieſes irdiſchen Jammerthals, und vielleicht einſt nach dem Tode in der neblichten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an dieſe Kompetenzgeſchichte mich aufheitern können . . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich ſie dort Proſerpinen erzähle, der mürriſchen Gemahlin des Höllengotts, ſo wird ſie lächeln, vielleicht laut lachen . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Iſt die Geſchichte nicht werth, mit goldenen Buchſtaben auf Sammt geſtickt zu werden, wie die Gedichte des Mollakat, welche in der Moſchee von Mekka zu ſchauen ſind? Ich möchte ſie jedenfalls in Verſe bringen und in Muſik ſetzen laſſen, damit ſie großen Königskindern als Wiegenlied vorgeſungen werde . . . Ihr könnt ruhig ſchlafen, und zur Belohnung für das furchtheilende Lied, das ich euch geſungen, ihr großen Königskinder, ich bitte euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten . . . Ihr habt nichts zu riſkieren, die deutſche

Revolution iſt noch weit von euch entfernt, gut Ding will Weile, und die Frage der Kompetenz iſt noch nicht entſchieden . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Wie Dem aber auch ſei, das Feſt von Hambach gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen der deutſchen Geſchichte, und wenn ich Börne glauben ſoll, der dieſem Feſte beiwohnte, ſo gewährte dasſelbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei ſeiner Rückkehr von Hambach, daſs ich ihn wiederſah, aber auch zum letzten Male in dieſem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuilerien ſpazieren, er erzählte mir Viel von Hambach und war noch ganz begeiſtert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anſtand rühmen, die dort herrſchten. Es iſt wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Exceſſe, weder betrunkene Tobſucht, noch pöbelhafte Roheit, und die Orgie, der Kirmestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgeſprochen in jenen Reden, die zum Theil ſpäterhin gedruckt erſchienen. Aber der eigentliche Wahnwitz ward bloß geflüſtert. Börne erzählte mir:

während er mit Siebenpfeifer redete, nahte ſich Demſelben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte ins Ohr, worauf Jener verneinend den Kopf ſchüttelte. „Aus Neugier," ſetzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeifer, was der Bauer gewollt, und Jener geſtand mir, daſs der alte Bauer ihm mit beſtimmten Worten geſagt habe: Herr Siebenpfeifer, „wenn Sie König ſein wollen, wir machen Sie dazu!"

„Ich habe mich ſehr amüſiert," fuhr Börne fort; „wir waren dort Alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderſchaft, und ich erinnere mich beſonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutſchen ſind ein ganz prächtiges Volk, und gar nicht mehr ſo unpraktiſch wie ſonſt. Wir hatten in Hambach auch das lieblichſte Maiwetter, wie Milch und Roſen, und ein ſchönes Mädchen war dort, die mir die Hand küſſen wollte, als wär' ich ein alter Kapuziner; ich habe Das nicht gelitten, und Vater und Mutter befahlen ihr, mich auf den Mund zu küſſen, und verſicherten mir, daſs ſie mit dem größten Vergnügen meine ſämmtlichen Schriften geleſen. Ich habe mich ſehr amüſiert. Auch meine Uhr iſt mir geſtohlen worden. Aber Das freut mich ebenfalls, Das iſt gut, Das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und Das iſt gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher deſto leichter reuſſieren. Da iſt der verwünſchte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend ſei das Princip der Republikaner! und ich ängſtigte mich ſchon, daſs unſere Partei aus lauter ehrlichen Leuten beſtehen und deſshalb Nichts ausrichten würde. Es iſt durchaus nöthig, daſs wir, eben ſo gut wie unſre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gern den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemauſt; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, ſogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nämlich im „Hamburger Korreſpondenten“ annoncieren, daſs ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von hundert Louisd'or auszahle. Die Uhr iſt es werth, ſchon als Kurioſität — es iſt nämlich die erſte Uhr, welche die deutſche Freiheit geſtohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unſerer ſchläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir ſtehlen auch!“

Der arme Börne konnte nicht aufhören, von Hambach zu reden und von dem Plaiſir, das er dort genoſſen. Es war, als ob er ahnte, daſs er zum letzten Mal in Deutſchland geweſen, zum letzten Mal deutſche Luft geathmet, deutſche Dummheiten eingeſogen mit durſtigen Ohren — „Ach!“ ſeufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk ſchmachtet, ſo ſchmachte ich manchmal nach jenen friſchen, erquicklichen Dummheiten, wie ſie nur auf dem Boden unſeres Vaterlands gedeihen. Dieſe ſind ſo tiefſinnig, ſo melancholiſch luſtig, daſs Einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzoſen ſind die Dummheiten ſo trocken, ſo oberflächlich, ſo vernünftig, daſs ſie für Jemand, der an Beſſeres gewohnt, ganz ungenießbar ſind. Ich werde deſshalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer, und ſterbe am Ende. Das Exil iſt eine ſchreckliche Sache. Komme ich einſt in den Himmel, ich werde mich gewiſs auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die ſo ſchön ſingen und ſo gut riechen . . . ſie ſprechen ja kein Deutſch und rauchen keinen Knaſter . . . Nur im Vaterland iſt mir wohl! Vaterlandsliebe! Ich lache über dieſes Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt . . . Sie könnten eben ſo gut von Milchbreiliebe ſprechen. Milchbreiliebe! In einer afrikaniſchen Sandwüſte hat das Wort ſchon ſeine Bedeutung. Wenn ich je ſo glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutſchland zurückzukehren, ſo nennen

Sie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftſteller ſchreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man Einen im Gefängnis ausſagen läſſt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig feſtſetzen laſſen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schickſal vorausſagte, ja, denen ich Alles vorausſagte, wie ich es im Traum geſehen . . .“

„Ja, Das war ein närriſcher Traum,“ rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düſteren Stimmung in die heitere überſpringend, wie es ſeine Gewohnheit war, „Das war ein närriſcher Traum! Die Erzählungen des Handwerksburſchen, der in Amerika geweſen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieſer erzählte mir nämlich, in den nordamerikaniſchen Städten ſähe man auf der Straße ſehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geſchrieben ſteht, in welchem Gaſthaus und an welchem Tage ſie als Turtleſuppe verſpeiſt werden. Ich weiß nicht, warum mich dieſe Erzählung ſo ſehr frappierte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die ſo ruhig durch die Straßen von Boſton umherkriechen und nicht wiſſen, daſs auf ihrem Rücken ganz beſtimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geſchrieben ſteht . . . Und Nachts, denken Sie ſich, im Traume ſehe ich meine Freunde, die deutſchen Patrioten, in lauter ſolche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines Jeden ſteht mit großen Buchſtaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einſtecken werde in den verdammten Suppentopf . . . Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht ſagen, was mir geträumt, denn ſie hätten's mir übel genommen, daſs ſie, die Männer der Bewegung, mir als langſame Schildkröten erſchienen . . . Aber das Exil, das Exil, Das iſt eine ſchreckliche Sache . . . Ach! wie beneide ich die franzöſiſchen Republikaner! Sie leiden, aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes ſteht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzoſen, welche hier in Paris kämpfen und alle jene theuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und ſie tröſten und aufmuntern! Hier ſprechen die Steine und ſingen die Bäume, und ſo ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrgeſchichte der Menſchheit, weit eindringlicher, als alle Profeſſoren der hiſtoriſchen Schule zu Berlin und Göttingen. Und dieſe Kaſtanienbäume hier in den Tuilerien, iſt es nicht, als ſängen ſie heimlich die Marſeillaiſe mit ihren tauſend grünen Zungen?

. . . Hier iſt heiliger Boden, hier ſollte man die Schuhe ausziehen, wenn man ſpazieren geht . . . Hier links iſt die Terraſſe der Feuillants; dort rechts, wo ſich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Klub der Jakobiner ſeine Sitzungen . . . Hier vor uns, im Tuileriengebäude, donnerte der Konvent, die Titanenverſammlung, wogegen Bonaparte mit ſeinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erſcheint . . . dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Exempel ſtatuiert wurde . . . Und zwiſchen beiden, zwiſchen Schloſs und Richtplatz, zwiſchen Feuillants und Jakobinerklub, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum . . .“

An dieſen alten Kaſtanienbäumen in dem Tuileriengarten ſind aber mitunter ſehr morſche Äſte, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phraſe ſchließen wollte, brach mit lautem Gekrach ein Aſt jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterſtürzend, hätte er uns Beide ſchier zerſchmettert, wenn wir nicht haſtig zur Seite ſprangen. Börne, welcher nicht ſo ſchnell wie ich ſich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Äſtes an der Hand verletzt, und brummte verdrießlich: „Ein böſes Zeichen!“

Viertes Buch.

— Und dennoch beurkundete das Feſt von Hambach einen großen Fortſchritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feſte vergleicht, das einſt ebenfalls zur Verherrlichung gemeinſamer Volksintereſſen auf der Wartburg ſtattfand. Nur in Außendingen, in Zufälligkeiten, ſind ſich beide Bergfeier ſehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Weſen nach. Der Geiſt, der ſich auf Hambach ausſprach, iſt grundverſchieden von dem Geiſte, oder vielmehr von dem Geſpenſte, das auf der Wartburg ſeinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder und mit der ganzen Menſchheit ward Brüderſchaft getrunken; hier aber, auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obſkuren Rabengeſang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten geſagt und gethan, die des blödſinnigſten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der franzöſiſche Liberalismus ſeine trunkenſten Bergpredigten, und ſprach man auch viel Unvernünftiges, ſo ward doch die Vernunft ſelber anerkannt als jene höchſte Autorität, die da bindet und löſet und den Geſetzen ihre Geſetze vorſchreibt; auf der Wartburg hingegen herrſchte jener beſchränkte Teutomanismus, der Viel von Liebe und Glaube greinte, deſſen Liebe aber nichts Anders war, als Haſs des Fremden, und deſſen Glaube nur in der Unvernunft beſtand, und der in ſeiner Unwiſſenheit nichts Beſſeres zu erfinden wuſſte, als Bücher zu verbrennen! Ich ſage: Unwiſſenheit, denn in dieſer Beziehung war jene frühere Oppoſition, die wir unter dem Namen „die Altdeutſchen“ kennen, noch großartiger als die neuere Oppoſition, obgleich dieſe nicht gar beſonders durch Gelehrſamkeit glänzt. Eben Derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorſchlag brachte, war auch zugleich das unwiſſendſte Geſchöpf, das je auf Erden turnte und altdeutſche Lesarten herausgab — wahrhaftig, dieſes Subjekt hätte auch Bröder's lateiniſche Grammatik ins Feuer werfen ſollen!

Sonderbar! trotz ihrer Unwiſſenheit hatten die ſogenannten Altdeutſchen von der deutſchen Gelahrtheit einen gewiſſen Pedantismus geborgt, der eben ſo widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinſeligen Silbenſtechen und Auspünkteln diskutierten ſie über die Kennzeichen deutſcher Nationalität! Wo fängt der Germane an? wo hört er auf? Darf ein Deutſcher Taback rauchen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutſcher Handſchuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der ſchmutzige Maßmann wollte ganz ſicher gehen und trug gar keine.) Aber Bier trinken darf ein Deutſcher, und er ſoll es als echter Sohn Germania's; denn Tacitus ſpricht ganz beſtimmt von deutſcher Cerevisia. Im Bierkeller zu Göttingen muſſte ich einſt bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutſchen Freunde die Proſkriptionsliſten anfertigten für den Tag, wo ſie zur Herrſchaft gelangen würden. Wer nur im ſiebenten Glied von einem Franzoſen, Juden oder Slaven abſtammte, ward zum Exil verurtheilt. Wer nur im mindeſten Etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutſche Lächerlichkeiten geſchrieben hatte, konnte ſich auf den Tod gefaſſt machen, und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich dieſe urſprünglich eine deutſche Erfindung und ſchon im Mittelalter bekannt war, unter dem Namen „die welſche Falle.“ Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit, daſs man ganz ernſthaft debattierte: ob man einen gewiſſen Berliner Schriftſteller, der ſich im erſten Bande ſeines Werkes gegen die Turnkunſt ausgeſprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proſkriptionsliſte ſetzen dürfe; denn der letzte Band ſeines Buches ſei noch nicht erſchienen, und in dieſem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge ſagen, die den inkriminierten Äußerungen des erſten Bandes eine ganz andere Bedeutung ertheilen.

Sind dieſe dunklen Narren, die ſogenannten Deutſchthümler, ganz vom Schauplatz verſchwunden? Nein. Sie haben bloß ihre ſchwarzen Röcke, die Livrée ihres Wahnſinns, abgelegt. Die Meiſten entledigten ſich ſogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren ſie der neuen Oppoſition deſto gefährlicher während der politiſchen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutſchen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutſchthümlern, die mit ſauren Lippen die moderne Parole nachlallten und ſogar die Marſeillaiſe ſangen . . . ſie ſchnitten dabei die fatalſten Geſichter . . . Jedoch es galt einen gemeinſchaftlichen Kampf für ein gemeinſchaftliches Intereſſe, für die Einheit Deutſchlands, der einzigen Fortſchrittsidee, die jene frühere Oppoſition zu Markte gebracht. Unſre Niederlage iſt vielleicht ein Glück ... Man hätte als Waffenbrüder treulich neben einander gefochten, man wäre ſehr einig geweſen während der Schlacht, ſogar noch in der Stunde des Sieges ... aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die ultima ratio populorum zu ſchlichten war, nämlich durch die welſche Falle. Die Kurzſichtigen freilich unter den deutſchen Revolutionären beurtheilten Alles nach franzöſiſchen Maßſtäben, und ſie ſonderten ſich ſchon in Konſtitutionelle und Republikaner, und wiederum in Girondiſten und Montagnards, und nach ſolchen Eintheilungen haſsten und verleumdeten ſie ſich ſchon um die Wette; aber die Wiſſenden wuſsten ſehr gut, daſs es im Heere der deutſchen Revolution eigentlich nur zwei grundverſchiedene Parteien gab, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigſten Hader entgegenzürnten. Welche von beiden ſchien die überwiegende? Die Wiſſenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daſs ihre Partei, welche den Grundſätzen der franzöſiſchen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die ſtärkere, aber an Glaubenseifer und Hilfsmitteln die ſchwächere ſei. In der That, jene regenerierten Deutſchthümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöſer Art, überflügelt leicht einen

Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner ſtehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beſchwört; die Worte: „Vaterland, Deutſchland, Glauben der Väter u. ſ. w.“ elektriſieren die unklaren Volksmaſſen noch immer weit ſicherer, als die Worte: „Menſchheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit . . .!“ Ich will hiermit andeuten, daſs jene Repräſentanten der Nationalität im deutſchen Boden weit tiefer wurzeln, als die Repräſentanten des Kosmopolitismus, und daſs Letztere im Kampfe mit Jenen wahrſcheinlich den Kürzern ziehen, wenn ſie ihnen nicht ſchleunigſt zuvorkommen . . . durch die welſche Falle.

In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwiſchen Tödten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von ſolchen Zeiten, wenn man nicht Etwas gekoſtet hat von dem Fieber, das alsdann die Menſchen ſchüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweiſe einhaucht. Es iſt unmöglich, die Worte und Thaten ſolcher Zeiten während der Windſtille einer Friedensperiode, wie die jetzige, zu beurtheilen.

Ich weiß nicht, in wie weit obige Andeutungen einem ſtillen Verſtändnis begegnen. Unſere Nachfolger erben vielleicht unſere geheimen Übel, und es iſt Pflicht, daſs wir ſie darauf hinweiſen, welches Heilmittel wir für probat hielten.« Zugleich habe ich hier oben inſinuiert, in wie fern zwiſchen mir und jenen Revolutionären, die den franzöſiſchen Jakobinismus auf deutſche Verhältniſſe übertrugen, eine gewiſſe Verbündung ſtattfinden muſste . . . Trotzdem, daſs mich meine politiſchen Meinungen von ihnen ſchieden im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit Denſelben angeſchloſſen haben auf den Schlachtfeldern der That . . . Wir hatten ja gemeinſchaftliche Feinde und gemeinſchaftliche Gefahren!

Freilich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revolutionäre nie die poſitiven Garantien dieſer natürlichen Alliance begriffen. Auch war ich ihnen ſo weit vorausgeſchritten, daſs ſie mich nicht mehr ſahen, und in ihrer Kurzſichtigkeit glaubten ſie, ich wäre zurückgeblieben *).

---

*) Hier folgte urſprünglich nachſtehende, ſpäter von Heine durchſtrichene Stelle: „Es iſt wahr, vor der Juliusrevolution hatte auch ich den Anſichten und Folgerungen des franzöſiſchen Demokratismus unbedingt gehuldigt, die Erklärung der Menſchenrechte dünkte mir der Gipfel aller politiſchen Weisheit, und Lafayette war mein Held . . . Aber Dieſer iſt jetzt todt, und ſein alter Schimmel iſt auch todt, und ich habe Beide noch immer ſehr lieb, kann ſie aber nicht genau mehr von einander unterſcheiden.“

Der Herausgeber.

Es iſt weder hier der Ort, noch iſt es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die ſich bald nach der Juliusrevolution zwiſchen mir und den deutſchen Revolutionären in Paris kundgeben muſſten. Als der bedeutendſte Repräſentant dieſer Letzteren muſs unſer Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren ſeines Lebens, als in Folge der republikaniſchen Niederlagen die zwei thätigſten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von Erſterem iſt bereits Erwähnung geſchehen. Er war einer der rüſtigſten Umtriebler, und man muſs ihm das Zeugnis geben, daſs er alle demagogiſche Talente im höchſten Grade beſaß. Ein Menſch von vielem Geiſte, auch vielen Kenntniſſen und großer Beredſamkeit. Aber ein Intrigant. In den Stürmen einer deutſchen Revolution hätte Garnier gewiſs eine Rolle geſpielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm ſchlecht. Man ſagt, er muſſte von Paris flüchten, weil ſein Gaſtwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speiſen zu vergiften drohte, ſondern indem er ihm gar keine Speiſen mehr ohne bare Bezahlung verabreichen wollte. Der Andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Menſch aus Altbaiern, wenn ich nicht irre aus Hof, der

Hof – [illegible]

hier als Kommis in einem Handlungshauſe konditionierte, aber ſeine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, ſeine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeiſterung getriebener Menſch, und ich halte mich um ſo mehr verpflichtet, Dieſes auszuſprechen, da ſein Andenken noch nicht ganz gereinigt iſt von einer ſchauderhaften Verleumdung. Als er nämlich aus Paris verwieſen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Miniſter des Innern, ob dieſer Willkür in der Kammer zur Rede ſtellte, ſchneuzte Graf d'Argout ſeine lange Naſe und behauptete: der Verwieſene ſei ein Agent der baieriſchen Jeſuiten geweſen und unter ſeinen Papieren habe man die Beweisſtücke gefunden. Als Wolfrum, welcher ſich in Belgien aufhielt, von dieſer ſchnöden Beſchuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Barſchaft nur zu Fuße reiſen, und, erkrankt durch Übermüdung und innere Aufregung, muſſte er bei ſeiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier ſtarb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börne's treue Anhänger, aber ſie behaupteten ihm gegenüber eine gewiſſe Unabhängigkeit, und nicht ſelten ſchöpften ſie ihre Inſpirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber dieſe Beiden verſchwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar perſönlich hervor, er herrſchte nicht mehr durch Agenten ſeines Willens, ſondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofſtaat von beſchränkten und erhitzten Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten. Unter dieſen lieben Getreuen ſaß er in aller Majeſtät ſeines buntſeidenen Schlafrocks und hielt Gericht über die Großen dieſer Erde, und neben dem Zaren aller Reußen war es wohl der Schreiber dieſer Blätter, den ſein rhadamantiſcher Zorn am ſtärkſten traf . . . Was in ſeinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die grellſte Ergänzung, und der argwöhniſche Kleingeiſt, der ihn bemeiſterte, und eine gewiſſe infame Tugend, die für die heilige Sache ſogar die Lüge nicht verſchmäht, kurz Beſchränktheit und Selbſttäuſchung, trieben den Mann bis in die Moräſte der Verleumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhniſcher Kleingeiſt“ ſoll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommenſten Repräſentanten gefunden. Mit Dieſem hatte Börne zuletzt die größte Ähnlichkeit: im

Geſichte lauerndes Miſstrauen, im Herzen eine blutdürſtige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe . . . nur ſtand ihm keine Guillotine zu Gebote, und er muſſte zu Worten ſeine Zuflucht nehmen und bloß verleumden. Auch dieſer Vorwurf trifft mehr die Gattung; denn, ſonderbar! eben ſo wie die Jeſuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptiert, vielleicht weil ſich Beide der höchſten Zwecke bewuſſt waren: Jene ſtritten für die Sache Gottes, Dieſe für die Sache der Menſchheit . . . Wir wollen ihnen daher ihre Verleumdungen verzeihen!

Ob aber bei Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Neid im Spiele war? Er war ja ein Menſch, und während er glaubte, er ruiniere den guten Leumund eines Andersgeſinnten nur im Intereſſe der Republik, während er ſich vielleicht noch Etwas darauf zu Gute that, dieſes Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewuſſt die verſteckten Gelüſte der eignen böſen Natur, wie einſt Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in Betreff meiner hat der Selige ſich ſolchen Privatgefühlen hingegeben, und alle ſeine Anfeindungen waren am Ende nichts Anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maître gegen den großen Tambour-Major empfindet — er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgeſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maître, mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidre!

Der Umgebung Börne's mag ebenfalls Vieles von den angedeuteten Verirrungen zur Laſt fallen; er ward von den lieben Getreuen zu mancher ſchlimmen Äußerung angeſtachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bösartiger aufgeſtutzt und zu wunderlichen Privatzwecken verarbeitet. Bei all ſeinem Miſstrauen war er leicht zu betrügen, er ahnte nie, daſs er ganz fremden Leidenſchaften diente und nicht ſelten ſogar den Einflüſterungen ſeiner Gegner gehorchte. Man verſichert mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewiſſer Regierungen hier herumſchnüffeln, wuſſten ſich ſo patriotiſch zu gebärden, daſs Börne ihnen ſein ganzes Vertrauen ſchenkte und Tag und Nacht mit ihnen zuſammenhockte und konſpirierte.

Und doch wuſſte er, daſs er von Spionen umgeben war, und einſt ſagte er mir: „Da geht beſtändig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen

Straßen verfolgt, vor allen Häuſern ſtehen bleibt, wo ich hineingehe und gewiſs von irgend einer Regierung theuer dafür bezahlt wird. Wüſſte ich nur, welche Regierung, ich würde ihr ſchreiben, daſs ich das Geld ſelbſt verdienen möchte, daſs ich ſelber ihr täglich einen gewiſſenhaften Rapport abſtatten wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich geſprochen, wohin ich gegangen — ja, ich bin erbötig, dieſen Rapport zu weit wohlfeilerem Preiſe, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieſer Kerl, der beſtändig hinter mir einher geht, ſich zahlen läſſt; denn ich muſs ja alle dieſe Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, daſs ich mein eigner Spion werde."

Es gab übrigens noch ganz beſondere Miſsſtände, die mir geboten, mich von Börne entfernt zu halten . . . .

. . . Dieſes Geſtändnis mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeſchrei ſogenannter Sittenprediger einſtimmte und ſelber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich dieſe Verketzerungen? Nach tiefſter Selbſtprüfung kann ich mir das Zeugnis geben, daſs niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerſpruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele ſelbſt iſt, die beſeelende Seele meines Lebens. Ich gehorche faſt paſſiv einer ſittlichen Nothwendigkeit, und mache deſshalb keine Anſprüche auf Lorberkränze und ſonſtige Tugendpreiſe. Ich habe jüngſt ein Buch geleſen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariſer Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korreſpondenzler ſolche ſaubre Anekdoten nachgeſprochen wurden, ich kann aber dem Verfaſſer jenes Buches die Verſicherung geben, daſs ich ſelbſt in meiner tollſten Jugendzeit nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeiſtert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Paſſion, jene große Paſſion, die ebenfalls göttlicher Art, weil ſie uns von allen ſelbſtſüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben ſelbſt, hinopfern läſſt! ... Und die Welt iſt am Ende gerecht, und ſie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand ſtark und echt iſt, und ſchön lodert und lange ... Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer iſt ſie hart, und ſie verſpottet jede ängſtliche Halbgluth ... Die Welt achtet und ehrt jede Leidenſchaft, ſobald ſie ſich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in dieſem Falle eine gewiſſe Legitimität ...

Mit Miſsbehagen erfüllte mich ferner Börne's beſtändiges Kannengießern. Immer politiſches Räſonnieren und wieder Räſonnieren, und ſogar beim Eſſen, wo er mich aufzuſuchen wuſſte. Bei Tiſche, wo ich ſo gern alle Miſère der Welt vergeſſe, verdarb er mir die beſten Gerichte durch ſeine patriotiſche Galle, die er gleichſam wie eine bittre Sauce darüber hinſchwatzte. Kalbsfüße à la Maître d'Hôtel, damals meine harmloſe Lieblingsſpeiſe, er verleidete ſie mir durch Hiobspoſten aus der Heimat, die er aus den unzuverläſſigſten Zeitungen zuſammengegabelt hatte. Und dann ſeine verfluchten Bemerkungen, die Einem den Appetit verdarben. So z. B. kroch er mir mal nach in den Reſtaurant der Rue Lepelletier, wo damals nur politiſche Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag ſpeiſten. Börne, welcher ſie Alle kannte, bemerkte mit freudigem Händereiben: wir Beide ſeien von der ganzen Geſellſchaft die Einzigen, die nicht von ihrer reſpektiven Regierung zum Tode verurtheilt worden. „Aber ich habe," ſetzte er hinzu, „noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es eben ſo weit zu bringen. Wir werden am Ende Alle gehenkt, und Sie eben ſo gut wie ich." Ich äußerte bei dieſer Gelegenheit, daſs es in der That für die Sache der deutſchen Revolution ſehr förderſam wäre, wenn unſere Regierungen etwas raſcher verführen und einige Revolutionäre wirklich aufhingen, damit die übrigen ſähen, daſs die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles geſetzt werden müſſe . . . „Sie wollen gewiſs,“ fiel mir Börne in die Rede, „daſs wir nach dem Alphabet gehenkt werden, und da wäre ich einer der Erſten und käme ſchon im Buchſtab B., man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile, bis man an Sie käme, tief ins H.“

Das waren nun Tiſchgeſpräche, die mich nicht ſehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenſtände des Börne'ſchen Enthuſiasmus eine übertriebene, faſt leidenſchaftliche Gleichgültigkeit affektierte. Z. B. Börne hatte ſich geärgert, daſs ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Beſſeres zu thun wuſste, als für deutſche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemäldeausſtellung zu ſchreiben. Ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob das Kunſtintereſſe, das mich zu ſolcher Arbeit trieb, ſo ganz unvereinbar war mit den revolutionären Intereſſen des Tages; aber Börne ſah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude ſeines patriotiſchen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tiſch von Nichts als von

Bildern ſprach, von Robert's Schnittern, von Horace Vernet's Judith, von Scheffer's Fauſt. „Was thaten Sie," frug er mich einſt, „am erſten Tag Ihrer Ankunft in Paris? was war Ihr erſter Gang?" Er erwartete gewiſs, daſs ich ihm die Place Louis XV. oder das Pantheon, die Grabmäler Rouſſeau's und Voltaire's, als meine erſte Ausflucht nennen würde, und er machte ein ſonderbares Geſicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit geſtand, daſs ich nämlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliothèque royale gegangen und mir vom Aufſeher der Manuſkripte den Maneſſiſchen Kodex der Minneſänger hervorholen ließ. Und Das iſt wahr; ſeit Jahren gelüſtete mich, mit eignen Augen die theuern Blätter zu ſehen, die uns unter anderen die Gedichte Walther's von der Vogelweide, des größten deutſchen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war Dieſes ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus, und er zieh mich des Widerſpruchs mit meinen politiſchen Grundſätzen. Daſs ich es nie der Mühe werth hielt, letztere mit ihm zu diskutieren, verſteht ſich von ſelbſt; und als er einſt auch in meinen Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironiſchen Antwort: „Sie irren ſich, Liebſter, Dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne." Aber nicht bloß beim Eſſen, ſondern ſogar in meiner Nachtsruhe inkommodierte mich Börne mit ſeiner patriotiſchen Exaltation. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgeſtiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem ſüßeſten Schlaf, ſetzte ſich vor mein Bett, und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutſchen Volks, und über die Schändlichkeiten der deutſchen Regierungen, und wie die Ruſſen für Deutſchland ſo gefährlich ſeien, und wie er ſich vorgenommen habe, zur Rettung Deutſchlands gegen den Kaiſer Nikolas zu ſchreiben und gegen die Fürſten, die das Volk ſo mißhandelten, und gegen den Bundestag ... Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in dieſem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich nach langem Schweigen in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeindeverſorger?" —

Nur zweimal habe ich ihn ſeitdem wieder geſprochen. Das eine Mal bei der Heirath eines gemeinſamen Freundes, der uns Beide als Zeugen gewählt, das andre Mal auf einem Spaziergang in den Tuilerien, deſſen ich bereits erwähnte. Bald darauf erſchien der dritte und vierte Theil ſeiner Pariſer Briefe, und ich vermied nicht bloß jede Gelegenheit des Zuſammentreffens, ſondern ich ließ ihn auch merken, daſs ich ihm gefliſſentlich auswich, und ſeit der Zeit habe ich ihm zwar zwei- oder dreimal begegnet, aber nie habe ich ſeitdem ein einziges Wort mit ihm geſprochen. Bei ſeiner ſanguiniſchen Art wurmte ihn Das bis zur Verzweiflung, und er ſetzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundſchaftlich nahen zu dürfen, oder wenigſtens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte alſo nie im Leben mit Börne einen mündlichen Diſput, nie ſagten wir uns irgend eine ſchwere Beleidigung; nur aus ſeinen gedruckten Reden merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbſtgefühl, ſondern höhere Sorgen und die Treue, die ich meinem Denken und Wollen ſchuldig bin, bewogen mich, mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Beſtrebungen kompromittieren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen iſt aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug geweſen, mit Börne wieder zu ſprechen und Umgang zu pflegen . . . zumal da ſehr liebe Perſonen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinſchaftlichen Freunde oft in Verlegenheit geriethen bei Einladungen, deren ich keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zuſicherung erhielt, daſs Herr Börne nicht geladen ſei ... noch außerdem riethen mir meine Privatintereſſen, den grimmblütigen Mann durch ſolches ſtrenge Zurückweiſen nicht allzu ſehr zu reizen ... aber ein Blick auf ſeine Umgebung, auf ſeine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zuſammengewachſenen Rattenkönig, deſſen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zurück von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drei, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geiſtig aus dem Geſicht, ſelbſt von jenen Artikeln, die er in franzöſiſchen Zeitſchriften gegen mich ſchrieb und die im ehrlichen Deutſchland ſo verleumderiſch ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines ſpäten Herbſtabends die Nachricht erhielt: **Börne ſei geſtorben.**

Wie man mir ſagt, ſoll er ſeinen Tod ſelbſt verſchuldet haben durch Eigenſinn, indem er ſich lange weigerte, ſeinen Arzt, den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu laſſen. Dieſer nicht bloß berühmte, ſondern auch ſehr gewiſſenhafte Arzt, der ihn wahrſcheinlich gerettet hätte, kam zu ſpät, als der Kranke bereits eine terroriſtiſche Selbſtkur an ſich vorgenommen und ſeinen ganzen Körper ruiniert hatte.

Börne hatte früher etwas Medicin ſtudiert und wuſſte von dieſer Wiſſenſchaft grade ſo Viel, als man eben braucht, um zu tödten. In der Politik, womit er ſich ſpäter abgab, waren ſeine Kenntniſſe wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe ſeinem Begräbniſſe nicht beigewohnt, was unſere hieſigen Korreſpondenzler nicht ermangelten nach Deutſchland zu berichten, und was zu böſen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts iſt aber thörichter, als in jenem Umſtande, der rein zufällig ſein konnte, eine feindſelige Härte zu erblicken. Die Thoren, ſie wiſſen nicht, daſs es kein angenehmeres Geſchäft giebt, als dem Leichenbegängniſſe eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie ſein Feind. Der Unmuth, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er büßte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen ſeinen Verketzerungen und Nücken entgegenſetzte. Ich habe, während er lebte, auch keine Zeile gegen ihn geſchrieben, ich gedachte ſeiner nie, ich ignorierte ihn komplet, und Das ärgerte ihn über alle Maßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geſchieht es wahrlich weder aus Enthuſiasmus noch aus Miſslaune; ich bin mir wenigſtens der kälteſten Unparteilichkeit bewuſſt. Ich ſchreibe hier weder eine Apologie noch eine Kritik, und indem ich nur von der eignen Anſchauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikoniſches zu betrachten ſein. Und es gebührt ihm ein ſolches Standbild, ihm, dem großen Ringer, der in der Arena unſerer politiſchen Spiele ſo muthig rang, und, wo nicht den Lorber, doch gewiſs den Kranz von Eichenlaub erſiegte.

Wir geben ſein Standbild mit ſeinen wahren Zügen, ohne Idealiſierung, je ähnlicher deſto ehrender für ſein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftſteller genannt, und ihm nur das ſchlichte Beiwort „gut“ zuerkenne, möchte ich ſeinen äſthetiſchen Werth weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Kritik, eben ſo wenig wie eine Apologie ſeiner Schriften; nur mein unmaßgebliches Dafürhalten darf in dieſen Blättern ſeine Stelle finden. Ich ſuche dieſes Privaturtheil ſo kurz als möglich abzufaſſen; daher nur wenige Worte über Börne in rein literariſcher Beziehung.

Soll ich in der Literatur einen verwandten Charakter aufſuchen, ſo böte ſich zuerſt Gotthold Ephraim Leſſing, mit welchem Börne ſehr oft verglichen worden. Aber dieſe Verwandtſchaft beruht nur auf der inneren Tüchtigkeit, dem edlen Willen, der patriotiſchen Paſſion und dem Enthuſiasmus für Humanität. Auch die Verſtandesrichtung war in Beiden dieſelbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Leſſing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunſt und philoſophiſche Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es giebt in der ausländiſchen Literatur zwei Männer, die mit ihm eine weit größere Ähnlichkeit haben; dieſe Männer ſind William Hazlitt und Paul Courrier. Beide ſind vielleicht die nächſten literariſchen Verwandten Börne's, nur daſs Hazlitt ihn ebenfalls an Kunſtſinn überflügelt und Courrier ſich keineswegs zum Börne'ſchen Humor erheben kann. Ein gewiſſer Eſprit iſt allen Dreien gemeinſam, obgleich er bei Jedem eine verſchiedene Färbung trägt — er iſt trübſinnig bei Hazlitt, dem Britten, wo er wie Sonnenſtrahlen aus dicken engliſchen Nebelwolken hervorblitzt; er iſt faſt muthwillig heiter bei dem Franzoſen Courrier, wo er wie der junge Wein der Tourraine im Kelter brauſt und ſprudelt und manchmal übermüthig emporziſcht; bei Börne, dem Deutſchen, iſt er Beides, trübſinnig und heiter, wie der ſäuerlich ernſte Rheinwein und das närriſche Mondlicht der deutſchen Heimat ... Sein Eſprit wird manchmal zum Humor.

Dieſes iſt nicht ſo ſehr in den früheren Schriften Börne's, als vielmehr in ſeinen Pariſer Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünſtigt, ſondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit ſagen: den Humor in den Pariſer Briefen verdanken wir weit mehr den Zeitumſtänden, als dem Talent ihres Verfaſſers. Die Juliusrevolution, dieſes politiſche Erdbeben, hatte dergeſtalt in allen Sphären des Lebens die Verhältniſſe auseinander geſprengt und ſo buntſcheckig die verſchiedenartigſten Erſcheinungen zuſammengeſchmiſſen, daß der Pariſer Revolutionskorreſpondent nur treu zu berichten brauchte, was er ſah und hörte, und er erreichte von ſelbſt die höchſten Effekte des Humors. Wie die Leidenſchaft manchmal die Poeſie erſetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangſt in begeiſterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht beſſer und ſchöner zu erfinden weiß, ſo erſetzen die Zeitumſtände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz proſaiſch begabter, ſinnreicher Autor liefert wahrhaft humoriſtiſche Werke, indem ſein Geiſt die ſpaßhaften und kummervollen, ſchmutzigen und heiligen, grandioſen und winzigen Kombinationen einer umgeſtülpten Weltordnung treu abſpiegelt. Iſt der Geiſt eines ſolchen Autors noch obendrein ſelbſt in bewegtem Zuſtand, iſt dieſer Spiegel verſchoben oder grellgefärbt von eigner Leidenſchaft, dann werden tolle Bilder zum Vorſchein kommen, die ſelbſt alle Geburten des humoriſtiſchen Genius überbieten . . . Hier iſt das Gitter, welches den Humor vom Irrenhauſe trennt . . . Nicht ſelten in den Börne'ſchen Briefen zeigen ſich Spuren eines wirklichen Wahnſinns, und Gefühle und Gedanken grinſen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke ſtecken müſſte, denen man die Douche geben ſollte . . .

In ſtiliſtiſcher Hinſicht ſind die Pariſer Briefe weit ſchätzbarer, als die früheren Schriften Börne's, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrab eine unerträgliche Monotonie hervorbringen und eine faſt kindiſche Unbeholfenheit verrathen. Dieſe kurzen Sätze verlieren ſich immer mehr und mehr in den Pariſer Briefen, wo die entzügelte Leidenſchaft nothgedrungen in weitere, vollere Rhythmen überſtrömt, und koloſſale, gewitterſchwangere Perioden dahinrollen, deren Bau ſchön und vollendet iſt, wie durch die höchſte Kunſt.

Die Pariſer Briefe können in Beziehung auf Börne's Stil dennoch nur als eine Übergangsſtufe betrachtet werden, wenn man ſie mit ſeiner letzten Schrift: „Menzel der Franzoſenfreſſer," vergleicht. Hier erreicht ſein Stil die höchſte Ausbildung, und wie in den Worten, ſo auch in den Gedanken herrſcht hier eine Harmonie, die von ſchmerzlicher, aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Dieſe Schrift iſt ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen ſich ſpiegelt, und Börne's Geiſt taucht hier auf und unter, wie ein ſchöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel ſein reines Gefieder beſudelte, ruhig von ſich abſpülend. Auch hat man dieſe Schrift mit Recht Börne's Schwanengeſang genannt. Sie iſt in Deutſchland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiſs an ihrem Platze. Aber da ſie direkt gegen Wolfgang Menzel gerichtet iſt und ich bei dieſer Gelegenheit Denſelben wieder ausführlich beſprechen müſſte, ſo will ich lieber ſchweigen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und ſie iſt glücklicherweiſe von der Art, daſs ſie vielmehr von perſönlichen Bitterniſſen ableitet und dem Hader, worin ſowohl Börne als die ſogenannten Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands mit Menzeln geriethen, eine generelle

Bedeutung zuſchreibt, wo Werth oder Unwerth der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht ſogar liefere ich dadurch eine Juſtifikation des Menzel'ſchen Betragens und ſeiner ſcheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur ſcheinbar abtrünnig . . . nur ſcheinbar . . . denn er hat der Partei der Revolution niemals mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Deutſchthümler, die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutſchen Röcke und Redensarten auszuziehen und ſich geiſtig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach franzöſiſchem Maße zugeſchnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieſes Buches gezeigt, viele von dieſen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeiſtes Theil zu nehmen, drängten ſich in unſere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Principien der Revolution, und ich zweifle nicht, daſs ſie muthig mitgefochten hätten in der gemeinſamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege; ihre alte Natur, die zurückgedrängte Deutſchthümelei, wäre wieder hervorgebrochen, ſie hätten bald die rohe Maſſe mit den dunkeln Beſchwörungsliedern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und dieſe Beſchwörungslieder, ein Gemiſch von uraltem Aberglauben und dämoniſcher Erdkräfte, wären ſtärker geweſen als alle Argumente der Vernunft . . .

Menzel war der Erſte, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutſchen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm, und mit Luſt wieder in die alten Ideenkreiſe zurückturnte. Wahrlich, bei dieſer Umwendung fiel mir wie ein Stein vom Herzen, denn in ſeiner wahren Geſtalt war Wolfgang Menzel weit minder gefährlich, als in ſeiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küſſen, als er wieder gegen die Franzoſen eiſerte und auf Juden ſchimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Chriſtenthum und deutſche Eichen, in die Schranken trat und erſchrecklich bramarbaſierte! Ich geſtehe es, wie wenig Furcht er mir in dieſer Geſtalt einflößte, ſo ſehr ängſtigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevolution und die Franzoſen in ſchwärmeriſche Begeiſterung gerieth, als er für die Rechte der Juden ſeine pathetiſchen, großherzigen, lafayettiſchen Emancipationsreden hielt, als er Anſichten über Welt- und Menſchenſchickſal losließ, worin eine Gottloſigkeit grinſte, wie Dergleichen kaum bei den entſchloſſenſten Materialiſten gefunden wird, Anſichten, die kaum jener Thiere würdig, die ſich nähren mit der Frucht der deutſchen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich geſtehe es, zitterte ich vor Wolfgang Menzeln!

Börne, in ſeiner Kurzſichtigkeit, hatte die wahre Natur des Letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Geſinnungsgenoſſen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, ſo loderte ſein Zorn am grimmigſten gegen Menzeln. — Was mich anbelangt, der ich faſt zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Menzel herausgab, ſo waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, ſelbſt ſeine roheſte Verläſterung hat keine verletzbare Stelle in meinem Gemüthe getroffen. Wer meine Schrift geleſen, wird übrigens daraus erſehen haben, daſs hier das Wort weniger verwunden als reizen ſollte, und Alles dahinzielte, den Ritter des Deutſchthums auf ein ganz anderes, als ein literäriſches Schlachtfeld herauszufordern. Menzel hat meiner loyalen Abſicht kein Genüge geleiſtet. Es iſt nicht meine Schuld, wenn das Publikum daraus allerlei verdrießliche Folgerungen zog . . . Ich hatte ihm aufs großmüthigſte die Gelegenheit geboten, ſich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen

Meinung zu rehabilitieren ... Ich ſetzte Blut und Leben aufs Spiel ... Er hat's nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groll gegen dich! Du warſt nicht der Schlimmſte. Die Anderen ſind weit perfider, ſie verharren länger in der liberalen Vermummung, oder laſſen die Maſke nicht ganz fallen ... Ich meine hier zunächſt einige ſchwäbiſche Kammerſänger der Freiheit, deren liberale Triller immer leiſer und leiſer verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierſtimme die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmen werden ... Gott erhalte euch fürs Vaterland! Wenn ihr, um die Fetzen eurer Popularität zu retten, den Menzel, euren vertrauteſten Geſinnungsgenoſſen, ſakrificiert habt, ſo war Das eine ſehr verächtliche Handlung.

Und dann muſs man bei Menzeln anerkennen, daſs er mit beſtimmter Mannesunterſchrift ſeine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns beſpritzte, hielt er faſt gutmüthig ſtill, um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hat's ihm an geſchriebenen Schlägen nicht gefehlt, und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift, wie der eines Zebras. Armer Menzel! Er zahlte für manchen Anderen, deſſen man nicht habhaft werden konnte, für die anonymen und pſeudonymen Buſchklepper, die aus den dunkelſten Schlupfwinkeln der Tagespreſſe ihre feigen Pfeile abſchießen ... Wie willſt du ſie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den du brandmarken könnteſt, und gelänge es dir ſogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchſtaben zu erpreſſen, die ihnen als Namen dienen, ſo biſt du dadurch noch nicht ſonderlich gefördert ... Du findeſt alsdann, daſs der Verfaſſer des inſolenteſten Schmähartikels kein Anderer war*), als jener klägliche Drohbettler, der mit all ſeiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sous von dir erpreſſen konnte ... Oder, was noch bitterer iſt, du erfährſt, daſs im Gegentheil ein Lumpacius, der dich um zweihundert Franks geprellt, dem du einen Rock geſchenkt haſt, um ſeine Blöße zu bedecken, dem du aber keine ſchriftliche Zeile geben wollteſt, womit er ſich in Deutſchland als deinen Freund und großen Mitdichter herumpräſentieren konnte, daſs ein ſolcher Lumpacius es war, der deinen guten Leumund in der Heimat begeiferte ... Ach, dieſes Geſindel iſt kapabel, mit vollem Namen gegen dich aufzutreten, und dann biſt du erſt recht in Verlegenheit! Antworteſt du, ſo verleihſt du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit, die ſie auszubeuten wiſſen, und ſie finden eine Ehre darin, daſs du ſie mit demſelben Stocke ſchlugeſt, womit ja ſchon die berühmteſten Männer geſchlagen worden ... Freilich, das Beſte wäre, ſie bekämen ihre Prügel ganz unfigürlich, mit keinem geiſtigen, ſondern mit einem wirklich materiellen Stocke, wie einſt ihr Ahnherr Therſites ...

---

*) Im Originalmanuſkript findet ſich nachſtehender, ſpäter von Heine geſtrichener Schluſs dieſes Satzes: „als ein windiger Wurm, der eine alte Jungfer geheirathet hat, und bei dieſer mitleiderregenden Gelegenheit von deinen eigenen Freunden und Sippen ein Almoſen erkrochen. Oder du entdeckſt, daſs dein anonymer Antagoniſt jener klägliche Drohbettler ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ja, es war ein lehrreiches Beiſpiel, das du uns gabſt, edler Sohn des Laërtes, königlicher Dulder Odyſſeus! Du, der Meiſter des Wortes, der in der Kunſt des Sprechens alle Sterblichen übertrafeſt! Jedem wuſsteſt du Rede zu ſtehen, und du ſpracheſt eben ſo gern wie ſiegreich — nur an einen klebrichten Therſites wollteſt du kein Wort verlieren, einen ſolchen Wicht hielteſt du keiner Gegenrede werth, und als er dich ſchmähte, haſt du ihn ſchweigend geprügelt ...

Wenn mein Vetter in Lüneburg Dies lieſt, erinnert er ſich vielleicht unſerer dortigen Spaziergänge, wo ich jedem Betteljungen, der uns anſprach, immer einen Groſchen gab, mit der ernſthaften Vermahnung: „Lieber Burſche, wenn du dich etwa ſpäter auf Literatur legen und Kritiken für die Brockhauſiſchen Literaturblätter ſchreiben ſollteſt, ſo reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich ſelber wuſſte noch nicht, daſs „der Groſchen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigert“, auch in der Literatur ſo fataliſtiſch wirken konnte!

Ich habe oben der Brockhauſiſchen Literaturblätter erwähnt. Dieſe ſind die Höhlen, wo die unglücklichſten aller deutſchen Skribler ſchmachten und ächzen; die hier hinabſteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer, wie die verurtheilten Polen in den ruſſiſchen Bergwerken, in den Bleiminen von Nowgorod; hier müſſen ſie, wie Dieſe, die entſetzlichſten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geſchichtſchreiber loben, oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreiſen und als Mann von Charakter u. ſ. w. . . . Die Meiſten ſterben davon und werden namenlos verſcharrt als todte Nummer. Viele unter dieſen Unglücklichen, vielleicht die Meiſten, ſind ehemalige Teutomanen, und wenn ſie auch keine altdeutſchen Röcke mehr tragen, ſo tragen ſie doch altdeutſche Unterhoſen; — ſie unterſcheiden ſich von den ſchwäbiſchen Geſinnungsgenoſſen durch einen gewiſſen märkiſchen Accent und durch ein weit windigeres Weſen. Die Volksthümelei war von jeher in Norddeutſchland mehr Affektation, wo nicht gar einſtudierte Lüge, namentlich in Preußen, wo ſogar die Championen der Nationalität ihren ſlaviſchen Urſprung vergebens zu verleugnen ſuchten. Da lob' ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigſtens ehrlicher und dürfen mit größerem Rechte auf germaniſche Racenreinheit pochen. Ihr jetziges Hauptorgan, die Cotta'ſche „Dreimonatsrevüe,“ iſt beſeelt von dieſem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Kölle, (ein geiſtreicher Mann, aber der größte Schwätzer dieſer Erde, und der gewiſs nie ein Staatsgeheimnis verſchwiegen hat!) der Redakteur jener Revue iſt der eingefleiſchteſte Racenmäkler, und ſein drittes Wort iſt immer germaniſche, romaniſche und ſemitiſche Race . . . Sein größter Schmerz iſt, daſs der Champion des Germanenthums, ſein Liebling Wolfgang Menzel, alle Kennzeichen der mongoliſchen Abſtammung im Geſichte trägt.

Ich finde es für nöthig, hier zu bemerken, daſs ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngſt die erwähnte Dreimonatsſchrift gegen mich auskramte, keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht einmal einem perſönlichen Grolle, beimeſſe. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfaſſer, ein gewiſſer G. Pf., durch jenen Artikel ſeinen Freund Menzel rächen wolle. Aber ich muſs der Wahrheit gemäß meinen Irrthum bekennen. Ich ward ſeitdem verſchiedenſeitig eines Beſſeren unterrichtet. „Die Freundſchaft zwiſchen dem Menzel und dem erwähnten G. Pf.,“ ſagte mir unlängſt ein ehrlicher Schwabe, „beſteht nur darin, daſs Letzterer dem Menzel, der kein Franzöſiſch verſteht, mit ſeiner Kenntnis dieſer Sprache aushilft. Und was den Angriff gegen Sie betrifft, ſo iſt Das gar nicht ſo böſe gemeint; der G. Pf. war früher der größte Enthuſiaſt für Ihre Schriften, und wenn er jetzt ſo glühend gegen die Immoralität derſelben eifert, ſo geſchieht Das, um ſich das Anſehen von ſtrenger Tugend zu geben und ſich gegen den Verdacht der ſokratiſchen Liebe, der auf ihm laſtete, etwas zu decken.“

Ich würde den Ausdruck „ſokratiſche Liebe“ gern umſchrieben haben, aber es ſind die eigenen Worte des Dr. D.....r, der mir dieſe harmloſe Konfidenz machte. Dr. D.....r, der gewiſs Nichts dagegen hätte, wenn ich ſeinen ganzen Namen mittheilte, iſt ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt und von einer Wahrheitsliebe, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſpricht. Da er ſich in dieſem Augenblick zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage ſeinen Namen nicht ganz ausſchreiben; er ſteht aber zu Dienſt, ſo wie auch der ganze Name eines der achtungswertheſten Pariſer Gelehrten, des Pr. D......g, in deſſen Gegenwart mir dieſelbe Mittheilung wiederholt ward. Für das Publikum aber iſt es nützlich zu erfahren, welche Motive ſich zuweilen unter dem bekannten „ſittlich-religiös-patriotiſchen Bettlermantel“ verbergen.

Ich habe mich nur ſcheinbar von meinem Gegenſtande entfernt. Manche Angriffe gegen den ſeligen Börne finden durch obige Winke ihre theilweiſe Erklärung. Daſſelbe iſt der Fall in Beziehung auf ſein Buch: „Menzel, der Franzoſenfreſſer.“ Dieſe Schrift iſt eine Vertheidigung des Kosmopolitismus gegen den Nationalismus; aber in dieſer Vertheidigung ſieht man, wie der Kosmopolitismus Börne's nur in ſeinem Kopfe ſaß, ſtatt daſs der Patriotismus tief in ſeinem Herzen wurzelte, während bei ſeinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe ſpukte und die kühlſte Indifferenz im Herzen gähnte ... Die liſtigen Worte, womit Menzel ſein Deutſchthum, wie ein Hauſierjude ſeinen Plunder, anpreiſt, ſeine alten Tiraden von Hermann dem Cheruſker, dem Korſen, dem geſunden Pflanzenſchlaf, Martin

Luther, Blücher, der Schlacht bei Leipzig, womit er den Stolz des deutſchen Volkes kitzeln will, alle dieſe abgelebten Redensarten weiß Börne ſo zu beleuchten, daſs ihre lächerliche Nichtigkeit aufs ergötzlichſte veranſchaulicht wird; und dabei brechen aus ſeinem eigenen Herzen die rührendſten Naturlaute der Vaterlandsliebe, wie verſchämte Geſtändniſſe, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorſchluchzen als ausſprechen . . . Der Tod ſteht daneben und nickt als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht bloß ein guter Schriftſteller, ſondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börne's ſchriftſtelleriſchen Werth muſs ich hier auch ſeine Überſetzung der Paroles d'un croyant erwähnen, die er ebenfalls in ſeinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meiſterſtück des Stils zu betrachten iſt. Daſs er eben dieſes Buch überſetzte, daſs er ſich überhaupt in die Ideenkreiſe Lamennais's verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluſs, den dieſer Prieſter auf ihn ausübte, zeigte ſich nicht bloß in der erwähnten Überſetzung der Paroles d'un croyant, ſondern auch in verſchiedenen franzöſiſchen Aufſätzen, die Börne damals für den „Reformateur“ und die „Balance“ ſchrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden ſeines Geiſtes, wo ſich ein Verzagen, ein Verzweifeln an proteſtantiſcher Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüth in katholiſche Anſchauungen hinüber ſchmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, daſs er ſtarb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht ſähen wir ihn heute römiſch-katholiſch blamiert.

Wie iſt Das möglich? Börne wäre am Ende katholiſch geworden? Er hätte in den Schoß der römiſchen Kirche ſich geflüchtet und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben geſucht? Nun ja, er war auf dem Wege, Dasſelbe zu thun, was ſo manche ehrliche Leute ſchon gethan, als der Ärger ihnen ins Hirn ſtieg und die Vernunft zu fliehen zwang, und die arme Vernunft ihnen beim Abſchied nur noch den Rath gab: „Wenn ihr doch verrückt ſein wollt, ſo werdet katholiſch, und man wird euch wenigſtens nicht einſperren, wie andere Monomanen.“

„Aus Ärger katholiſch werden“ — ſo lautet ein deutſches Sprichwort, deſſen verflucht tiefe Bedeutung mir jetzt erſt klar wird. — Iſt doch der Katholicismus die ſchauerlich reizendſte Blüthe jener

Doktrin der Verzweiflung, deren ſchnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erſcheint, wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zuſtand die ganze römiſche Welt ſchmachtete . . . Wie der Einzelne ſich troſtlos die Adern öffnete und im Tode ein Aſyl ſuchte gegen die Tyrannei der Cäſaren: ſo ſtürzte ſich die große Menge in die Aſcetik, in die Abtödtungslehre, in die Martyrſucht, in den ganzen Selbſtmord der nazareniſchen Religion, um auf einmal die damalige Lebensqual von ſich zu werfen und den Folterknechten des herrſchenden Materialismus zu trotzen . . .

Für Menſchen, denen die Erde Nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieſer Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menſchengeſchlecht in den bittern Kelch einige ſüße, einſchläfernde Tropfen goß, geiſtiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der erſten Abtheilung erwähnte, ſeiner Natur nach ein geborner Chriſt, und dieſe ſpiritualiſtiſche Richtung muſſte in den Katholicismus überſchnappen, als die verzweifelnden Republikaner, nach den ſchmerzlichſten Niederlagen, ſich mit der katholiſchen Partei verbanden. — Wie weit iſt es Ernſt mit dieſer Verbindung? Ich kann's nicht ſagen. Manche Republikaner mögen wirklich aus Ärger katholiſch geworden ſein. Die Meiſten jedoch verabſcheuen im Herzen ihre neuen Alliierten, und es wird Komödie geſpielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiöſen und des politiſchen, iſt bedrohlich im höchſten Grade. Zuweilen aber geſchieht es, daſs die Menſchen ſich in ihrer Rolle verlieren und aus dem liſtigen Spiel ein plumper Ernſt wird; und ſo mag wohl mancher Republikaner ſo lange mit den katholiſchen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher ſchlaue Pfaffe mag ſo lange die Marſeillaiſe geſungen haben, bis ſie ſein Lieblingslied ward, und er nicht mehr Meſſe leſen kann, ohne in die Melodie dieſes Schlachtgeſanges zu verfallen.

Wir armen Deutſchen, die wir leider keinen Spaß verſtehen, wir haben das Fraterniſieren des Republikanismus und des Katholicismus für baren Ernſt genommen, und dieſer Irrthum kann uns einſt ſehr theuer zu ſtehen kommen. Arme deutſche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch ſolcher Exorcismus gelänge, erſt recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutſche

Patrioten, um proteſtantiſche Regierungen zu befehden, mit der katholiſchen Partei gemeinſchaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich ſoviel Herzleid bereiteten, man wird mir ſchwerlich eine blinde Sympathie für Boruſſia zuſchreiben: ich darf daher freimüthig geſtehen, daſs ich in dem Kampfe Preußens mit der katholiſchen Partei nur Erſterem den Sieg wünſche ... Denn eine Niederlage würde hier nothwendig zur Folge haben, daſs einige deutſche Provinzen, die Rheinlande, für Deutſchland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein Deutſch oder Franzöſiſch ſpricht; für ſie iſt es hinreichend, daſs man dort lateiniſch die Meſſe ſingt. Pfaffen haben kein Vaterland, ſie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

Daſs aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romaniſche Frankreich, eine ausgemachte Sache iſt zwiſchen den Helden der katholiſchen Partei und ihren franzöſiſchen Verbündeten, wird männiglich bekannt ſein. Zu dieſen Verbündeten gehört ſeit einiger Zeit auch ein gewiſſer ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewiſſen gekrönten Jeſuiten in Deutſchland unterhandelt . . . Frommer Schacher! ſcheinheiliger Verrath am Vaterland!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs unſer armer Börne, der ſich nicht bloß von den Schriften, ſondern auch von der Perſönlichkeit Lamennais's ködern ließ und an den Umtrieben der römiſchen Freiwerber unbewuſſt Theil nahm, es verſteht ſich von ſelbſt, daſs unſer armer Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholiſchen und republikaniſchen Partei unſer Deutſchland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeſte Ahnung, er, dem die Integrität Deutſchlands, eben ſo ſehr wie dem Schreiber dieſer Blätter, immer am Herzen lag. Ich muſs ihm in dieſer Beziehung das glänzendſte Zeugnis ertheilen. „Auch keinen deutſchen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten," rief er einſt im Eifer des Geſprächs, als Jemand bemerkte, daſs Frankreich, der natürliche Repräſentant der Revolution, durch den Wiederbeſitz der Rheinlande geſtärkt werden müſſe, um dem ariſtokratiſch-abſolutiſtiſchen Europa deſto ſicherer widerſtehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret' ich ab," rief Börne, im Zimmer auf und ab ſtampfend, ganz zornig.

„Es verſteht ſich," bemerkte ein Dritter, „wir treten den Franzoſen keinen Fußbreit Land vom deutſchen Boden ab; aber wir ſollten ihnen einige deutſche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzoſen z. B. den Raumer und den Rotteck abträten?“

„Nein, nein,“ rief Börne, aus dem höchſten Zorn in Lachen übergehend, „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Kollektion wäre nicht mehr komplet, ich will Deutſchland ganz behalten, wie es iſt, mit ſeinen Blumen und ſeinen Diſteln, mit ſeinen Rieſen und Zwergen . . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!“

Ja, dieſer Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germania's ſtiefmütterlichen Brüſten das glühendſte Leben und den bitterſten Tod geſogen! In der Seele dieſes Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verſchämt, wie jede Liebe, ſich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrſinn verſteckte, aber in unbewachter Stunde deſto gewaltſamer hervorbrach. Wenn Deutſchland allerlei Verkehrtheiten beging, die böſe Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte, eine heilſame Medicin einzunehmen, ſich den Staar ſtechen zu laſſen oder ſonſt eine kleine Operation auszuhalten, dann tobte und ſchimpfte Ludwig Börne und ſtampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgeſehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutſchland mit Füßen trat oder ſo lange peitſchte, bis Blut floſs, dann ſchmollte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und ſchluchzend behauptete er alsdann, Deutſchland ſei das beſte Land der Welt und das ſchönſte Land, und die Deutſchen ſeien das ſchönſte und edelſte Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends ſei man klüger als in Deutſchland, und ſogar die Narren ſeien dort geſcheit, und die Flegelei ſei eigentlich Gemüth, und er ſehnte ſich ordentlich nach den geliebten Rippenſtößen der Heimat, und er hatte manchmal ein Gelüſte nach einer recht ſaftigen deutſchen Dummheit, wie eine ſchwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böſe Wort in ſeinen Schriften hat dieſe Qual hervorgepreſſt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unſere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unſere Gedanken gießt. Dante ſchrieb ſeine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe iſt, Vaterlandsliebe mit all' ihren ſüßen Schrecken und ſehnſüchtigen Kümmerniſſen! Zum Glück für unſere Patrioten, die in Frankreich leben müſſen, bietet dieſes Land ſo viele Ähnlichkeit mit Deutſchland; faſt daſſelbe Klima, dieſelbe Vegetation, dieſelbe Lebensweiſe. „Wie furchtbar muſs das Exil ſein, wo dieſe Ähnlichkeit fehlt,“ bemerkte mir einſt Börne, als wir im Jardin-des-Plantes ſpazieren gingen, „wie ſchrecklich, wenn man um ſich her nur Palmen und tropiſche Gewächſe ſähe und ganz wildfremde Thierarten, wie Kängurus und Zebras ... Zu unſerem Glücke ſind die Blumen in Frankreich ganz ſo wie bei uns zu Hauſe, die Veilchen und Roſen ſehen ganz wie deutſche aus, auch die Ochſen und Kühe, und die Eſel ſind geduldig und nicht geſtreift, ganz wie bei uns, und die Vögel ſind gefiedert und ſingen in Frankreich ganz ſo wie in Deutſchland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen ſehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: Das ſind ja unſre deutſchen Hunde!“

Ein gewiſſer Blödſinn hat lange Zeit in Börne's Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Über dieſen Blödſinn konnte er ſehr mitleidig die Achſeln zucken, und über die keuchenden alten Weiber, welche Holz zu ſeinem Scheiterhauſen herbeiſchleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Sancta simplicitas! ausrufen. Aber wenn jeſuitiſche Böswilligkeit ſeinen Patriotismus zu verdächtigen ſuchte, gerieth er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüſtung kennt alsdann keine Rückſicht mehr, und wie ein beleidigter Titane ſchleudert er die tödlichſten Quaderſteine auf die züngelnden Schlangen, die zu ſeinen Füßen kriechen. Hier iſt er in ſeinem vollen Rechte, hier lodert am edelſten ſein Manneszorn. Wie merkwürdig iſt folgende Stelle in den Pariſer Briefen, die gegen Jarke gerichtet iſt, der ſich unter den Gegnern Börne's durch zwei Eigenſchaften, nämlich Geiſt und Anſtand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Beſoldung von Gentz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Gentz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiſs auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt ſeit einem Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſt eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Ängſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreitetſten, feſteſten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquenten ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt Das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel!

Der Wolf von Bundestag, der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juliusrevolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er den Lafayette, nicht den Lafayette der Julirevolution, ſondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken, ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundertundfünfzigjährige engliſche Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gotte ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie könne auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſollte aber nicht vergeſſen, daſs, ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

„Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen Etwas mitzutheilen verſprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere: aber an mich gedachte er gewiſs am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: „Deutſchland und die Revolution.“ Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſei, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Die Stelle aus Jarke's Artikel lautet folgendermaßen:

„„Übrigens iſt es vollkommen richtig, daſs jene Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals ſchaffend ins wirkliche Leben treten, daſs Deutſchland niemals in eine Republik nach dem Zuſchnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daſs jene Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja, es iſt zweifelhaft, ob die frechſten Führer der ſchlechten Richtung nicht ſelbſt bloß ein grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt am beſten wiſſen, daſs dieſer Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und bloß deſshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthiſtoriſchen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem ſie ihrem Urſprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unſrigen erduldet.““ —

„O, Herr Jarke, Das iſt zu arg! Und als Sie Dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern Nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei ſitzen? Daſs Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollten das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — Das verzeihen wir dem Kriminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations-Theorie. Daſs Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daſs Sie uns für ſo dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns

Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! wenn wir das deutſche Volk haſſten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung, in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm laſtet, es von dem Übermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haſſten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat Etwas, das entheiligt werden kann.“*)

---

*) Hier folgte im Originalmanuſkript ein ſpäter von Heine getilgtes Citat aus dem „Franzoſenfreſſer“ (Börne's ſämmtl. Werke. Bd VI, S. 396—408), eingeleitet durch nachſtehende Worte: „Ich kann nicht umhin, eine Parallelſtelle aus dem „Franzoſenfreſſer“ hier anzuführen, wo Börne in derſelben Weiſe die matte Kleinliſt, die geiſtige Dürftigkeit eines Raumer's beleuchtet. Der ehrliche Menzel hatte dieſe Bettel in ſeinem „Literaturblatte“ weidlich herausgeſtrichen, und Börne macht hierüber folgende Bemerkungen:

„„Und wie ſie ſich unter einander kennen ꝛc. — uns als Patrioten zu melden.““

Der Herausgeber.

Die Verdächtigung ſeines Patriotismus erregte bei Börne, in der angeführten Stelle, eine Miſslaune, die der bloße Vorwurf jüdiſcher Abſtammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüſierte ihn ſogar, wenn die Feinde, bei der Fleckenloſigkeit ſeines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzuſagen wuſſten, als daſs er der Sprößling eines Stammes, der einſt die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralt heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte ſich ſogar oft dieſes Urſprungs, freilich in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe, und den Mirabeau parodierend, ſagte er einſt zu einem Franzoſen: „Jésus Christ — qui en parenthèse était mon cousin — a prêché l'égalité u. ſ. w.“ In der That, die Juden ſind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man ſie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen ſich im ſchäbigſten Kothe des Schachers herumwühlen, erſteigen die Anderen den höchſten Gipfel der Menſchheit, und Golgatha iſt nicht der einzige Berg, wo ein jüdiſcher Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden ſind das Volk des Geiſtes, und jedesmal, wenn ſie zu ihrem Principe zurückkehren, ſind ſie groß und herrlich, und beſchämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefſinnige Roſenkranz vergleicht ſie mit dem Rieſen Antäus, nur daſs Dieſer jedesmal erſtarkte, wenn er die Erde berührte, Jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, ſobald ſie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erſcheinung der grellſten Extreme! während unter dieſen Menſchen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinſten Menſchenthums, und wie ſie einſt die Welt in neue Bahnen des Fortſchrittes geleitet, ſo hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten . . .

„Die Natur,“ ſagte mir einſt Hegel, „iſt ſehr wunderlich; dieſelben Werkzeuge, die ſie zu den erhabenſten Zwecken gebraucht, benutzt ſie auch zu den niedrigſten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchſte Miſſion, die Fortpflanzung der Menſchheit, anvertraut iſt, dient auch zum — — —“

Diejenigen, welche über die Dunkelheit Hegel's klagen, werden ihn hier verſtehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Iſrael ausſprach, ſo laſſen ſie ſich doch darauf anwenden.

Wie Dem auch ſei, es iſt leicht möglich, daſs die Sendung dieſes Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag Dieſes in Beziehung auf Deutſchland der Fall ſein. Auch Letzteres erwartet einen Befreier, einen irdiſchen Meſſias — mit einem himmliſchen haben uns die Juden ſchon geſegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieſer deutſche Befreier iſt vielleicht Derſelbe, deſſen auch Iſrael harret . . .

O theurer, ſehnſüchtig erwarteter Meſſias!

Wo iſt er jetzt, wo weilt er? Iſt er noch ungeboren, oder liegt er ſchon ſeit einem Jahrtauſend irgendwo verſteckt, erwartend die große rechte Stunde der Erlöſung? Iſt es der alte Barbaroſſa, der im Kyffhäuſer ſchlummernd ſitzt auf dem ſteinernen Stuhle und ſchon ſo lange ſchläft, daſs ſein weißer Bart durch den ſteinernen Tiſch durchgewachſen? . . . nur manchmal ſchlaftrunken ſchüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeſchloſſenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nickt wieder ein in den ſchweren Jahrtauſendſchlaf!

Nein, es iſt nicht der Kaiſer Rothbart, welcher Deutſchland befreien wird, wie das Volk glaubt, das deutſche Volk, das ſchlummerſüchtige, träumende

Volk, welches ſich auch ſeinen Meſſias nur in der Geſtalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden ſich eine weit beſſere Vorſtellung von ihrem Meſſias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war und mit dem großen Rabbi Manaſſe ben Naphtali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Meſſias ſprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu leſen ſind, die mir der große Rabbi ganz treu mittheilte, und überhaupt nur in den Grundzügen ſchwebt mir ſeine Beſchreibung des Meſſias noch im Gedächtniſſe. Der Meſſias, ſagte er mir, ſei an dem Tage geboren, wo Jeruſalem durch den Böſewicht, Titus Veſpaſian, zerſtört worden, und ſeitdem wohne er im ſchönſten Pallaſte des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber ſeine Hände ſeien gefeſſelt mit goldenen Ketten!

„Was," frug ich verwundert, „was bedeuten dieſe goldenen Ketten?"

„Die ſind nothwendig," erwiderte der große Rabbi mit einem ſchlauen Blick und einem tiefen Seufzer, „ohne dieſe Feſſel würde der Meſſias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabeilen und zu frühe, zur unrechten Stunde, das Erlöſungswerk unternehmen. Er iſt eben keine ruhige Schlafmütze. Er iſt ein ſchöner, ſehr ſchlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, iſt übrigens ſehr einförmig. Den größten Theil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten, oder lacht und ſcherzt mit ſeinen Dienern, welche verkleidete Engel ſind und hübſch ſingen und die Flöte blaſen. Dann läſſt er ſein langes Haupthaar kämmen, und man ſalbt ihn mit Narden und bekleidet ihn mit ſeinem fürſtlichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag ſtudiert er die Kabbala. Gegen Abend läſſt er ſeinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel iſt, eben ſo wie die vier ſtarken Staatsräthe, die ihn begleiten, verkleidete Engel ſind. Aus einem großen Buche muſs alsdann der Kanzler ſeinem Herren vorleſen, was jeden Tag paſſierte . . . Da kommen allerlei Geſchichten vor, worüber der Meſſias vergnügt lächelt, oder auch miſsmüthig den Kopf ſchüttelt . . . Wenn er aber hört, wie man unten ſein Volk miſshandelt, dann geräth er in den furchtbarſten Zorn und heult, daſs die Himmel erzittern . . . Die vier ſtarken Staatsräthe müſſen dann den Ergrimmten zurückhalten, daſs er nicht herabeile auf die

Erde, und ſie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären ſeine Hände nicht gefeſſelt mit den goldenen Ketten . . . Man beſchwichtigt ihn auch mit ſanften Reden, daſs jetzt die Zeit noch nicht gekommen ſei, die rechte Rettungsſtunde, und er ſinkt am Ende aufs Lager und verhüllt ſein Antlitz und weint . . .“

So ungefähr berichtete mir Manaſſe ben Naphtali zu Krakau, ſeine Glaubwürdigkeit mit Hinweiſung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an ſeine Erzählungen denken müſſen, beſonders in den jüngſten Zeiten, nach der Juliusrevolution. Ja, in ſchlimmen Tagen glaubte ich manchmal mit eignen Ohren ein Geraſſel zu hören wie von goldenen Ketten, und dann ein verzweifelndes Schluchzen . . .

O verzage nicht, ſchöner Meſſias, der du nicht bloß Iſrael erlöſen willſt, wie die abergläubiſchen Juden ſich einbilden, ſondern die ganze leidende Menſchheit! O, zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefeſſelt, daſs er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„— — — Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit (1799) haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daſs damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter Dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revolution die bleiern deutſcheſte Schlaffſucht auf dem Volke laſtete und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen

Vorgängen genau unterrichtet zu ſein, fühlte er ihre ſociale Bedeutung und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchen-Ocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſoliert, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüſſten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland muſſten für jene Revolutionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais Royal, wo er ſich ein biſschen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaſs und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiterfühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heiberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiſs nie geahnt, daſs er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals mit allerhöchſter Bewilligung in Deutſchland emporjubelte. Sie wuſsten, was ſie wuſsten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Julirevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffehauſe ſang er uns die Marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn Der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und Einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudieren, die jetzt noch nicht geboren ſind. Viele von uns aber werden unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde — — —“

Obige Stelle, aus meinem Buche „De l’Allemagne“ (ſie fehlt in der deutſchen Ausgabe)*) ſchrieb ich vor etwa ſechs Jahren, und indem ich ſie heute wieder überleſe, lagern ſich über meine Seele, wie feuchte Schatten, alle jene troſtloſen Betrübniſſe, wovon mich damals nur die erſten Ahnungen anwehten. Es rieſelt mir wie Eiswaſſer durch die glühendſten Empfindungen, und mein Leben iſt nur ein ſchmerzliches Erſtarren. O, kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickſt du ſo verhöhnend! . . .

---

*) In den ſpäteren Auflagen vom zweiten Band des „Salon,“ ſowie in der vorliegenden Geſammtausgabe der Heine’ſchen Werke, iſt obige Stelle gehörigen Orts (Bd. V, S. 241 ff.) eingeſchaltet worden. Der Herausgeber.

Glücklich ſind Die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern . . . denn dieſe Kerker ſind eine Heimat mit eiſernen Stangen, und deutſche Luft weht hindurch, und der Schlüſſelmeiſter, wenn er nicht ganz ſtumm iſt, ſpricht er die deutſche Sprache! . . . Es ſind heute über ſechs Monde, daſs kein deutſcher Laut an mein Ohr klang, und Alles, was ich dichte und trachte, kleidet ſich mühſam in ausländiſche Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geiſtigen Exil kann nur ein deutſcher Dichter ſich eine Vorſtellung machen, der ſich gezwungen ſähe, den ganzen Tag franzöſiſch zu ſprechen, zu ſchreiben, und ſogar des Nachts am Herzen der Geliebten franzöſiſch zu ſeufzen! Auch meine Gedanken ſind exiliert, exiliert in eine fremde Sprache.

Glücklich ſind Die, welche in der Fremde nur mit der Armuth zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Übeln . . . Durch die Luken ihrer Dachſtuben lacht ihnen der Himmel und alle ſeine Sterne . . . O, goldenes Elend mit weißen Glacéhandſchuhen, wie biſt du unendlich qualſamer! . . . Das verzweifelnde Haupt muſs ſich friſieren laſſen, wo nicht gar parfümieren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müſſen lächeln, und immer lächeln . . .

Glücklich ſind Die, welche über das große Leid am Ende ihr letztes Biſschen Verſtand verloren und ein ſicheres Unterkommen gefunden in Charenton oder in Bicètre, wie der arme F***, wie der arme B***, wie der arme L*** und ſo manche Andere, die ich weniger kannte . . . Die Zelle ihres Wahnſinns dünkt ihnen eine geliebte Heimat, und in der Zwangsjacke dünken ſie ſich Sieger über allen Deſpotismus, dünken ſie ſich ſtolze Bürger eines freien Staates . . . Aber das Alles hätten ſie zu Hauſe eben ſo gut haben können!

Nur der Übergang von der Vernunft zur Tollheit iſt ein verdrießlicher Moment und gräſslich . . . Mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie der F*** zum letzten Male zu mir kam, um ernſthaft mit mir zu verhandeln, daſs man auch die Mondmenſchen und die entfernteſten Sternebewohner in den großen Völkerbund aufnehmen müſſe. Aber wie ſoll man ihnen unſere Vorſchläge ankündigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Abſicht eine Art koloſſaler Spiegel erdacht, womit man Proklamationen mit Rieſenbuchſtaben in der Luft abſpiegelt, ſo daſs die ganze Menſchheit ſie auf einmal leſen könnte, ohne daſs Cenſor und Polizei es zu verhindern vermöchten ... Welches ſtaatsgefährliche Projekt! Und doch geſchieht deſſen keine Erwähnung in dem Bundestagsberichte über die revolutionäre Propaganda!

Am glücklichſten ſind wohl die Todten, die im Grabe liegen, auf dem Père-Lachaiſe, wie du, armer Börne!

Ja, glücklich ſind Diejenigen, welche in den Kerkern der Heimat, glücklich Die, welche in den Dachſtuben des körperlichen Elends, glücklich die Verrückten im Tollhaus, am glücklichſten die Todten! Was mich betrifft, den Schreiber dieſer Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht ſo ſehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieſer Leute gewiſſermaßen theilhaft werde durch jene wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkürliche Mitempfindung, jene Gemüthskrankheit, die wir bei den Poeten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wiſſen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gaſſen Babylon's, glaubt mir's! ſobald der Abend herabſinkt, erklingen die melancholiſchen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erſchmettern darin alle Pauken und Cymbeln des Schmerzes, die ganze Janitſcharenmuſik der Weltqual, und es ſteigt empor der entſetzlich gellende Mummenſchanz . . .

O welche Träume! Träume des Kerkers, des Elends, des Wahnſinns, des Todes! Ein ſchrillendes Gemiſch von Unſinn und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut ſchmeckt und nach Orangenblüthen riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Mohnblumen die ironiſchen Larven hervorgucken und Rübchen ſchaben, und die ſtolzen Lorbeerbäume ſich in graue Diſteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgelächter erheben . . .

Gewöhnlich in meinen Träumen ſitze ich auf einem Eckſtein der Rue Laffitte, an einem feuchten Herbſtabend, wenn der Mond auf das ſchmutzige Boulevardpflaſter herabſtrahlt mit langen Streiflichtern, ſo daß der Koth vergoldet ſcheint, wo nicht gar mit blitzenden Diamanten überſäet . . .

Die vorübergehenden Menſchen ſind ebenfalls nur glänzender Koth: Stockjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falſchmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Leibe zu lügen brauchen, ſatte Faulbäuche, die im Café de Paris gefüttert worden und jetzt nach der Academie de Muſique hinſtürzen, nach der Kathedrale des Laſters, wo Fanny Elsler tanzt und lächelt . . . Dazwiſchen raſſeln auch die Karoſſen und ſpringen die Lakaien, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrſchaft . . . Und wenn ich nicht irre, in einer jener frechen goldnen Kutſchen ſitzt der ehemalige Cigarrenhändler Aguado, und ſeine ſtampfenden Roſſe beſpritzen von oben bis unten meine roſarothen Trikotkleider . . . Ja, zu meiner eigenen Verwunderung bin ich ganz in roſarothen Trikot gekleidet, in ein ſogenanntes fleiſchfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Klima keine völlige Nacktheit erlaubt, wie in Griechenland, bei den Thermopylen, wo der König Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern am Vorabend der Schlacht ganz nackt tanzte, ganz nackt, das Haupt mit Blumen bekränzt . . . Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David bin ich koſtümiert, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckſtein ſitze an der Rue Laffitte, wo der verdammte

Kutſcher von Aguado mir meine Trikothoſen beſpritzt . . . Der Lump, er beſpritzt mir ſogar den Blumenkranz, den ſchönen Blumenkranz, den ich auf meinem Haupt trage, der aber, unter uns geſagt, ſchon ziemlich trocken und nicht mehr duftet . . . Ach! es waren friſche, freudige Blumen, als ich mich einſt damit ſchmückte, in der Meinung, den andern Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todesſieg für das Vaterland — — — Das iſt nun lange her, mürriſch und müßig ſitze ich an der Rue Laffitte und harre des Kampfes, und unterdeſſen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben ſich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Bruſt . . . Heiliger Gott! was wird Einem die Zeit ſo lange bei ſolchem thatloſen Harren, und am Ende ſtirbt mir noch der Muth . . . Ich ſehe, wie die Leute vorbeigehen, mich mitleidig anſchauen und einander zuflüſtern: „Der arme Narr!“

Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, ſo geſchieht es auch zuweilen, daſs die Gedanken des Tages über die unſinnigen Nachtträume ſich luſtig machen, und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngſt träumte mir, ich machte eine große Reiſe durch ganz Europa, nur daſs ich mich dabei keines

Wagens mit Pferden, ſondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluſs oder ein See ſich auf meinem Wege befand. Solches war aber der ſeltenere Fall, und gewöhnlich muſste ich über feſtes Land, was für mich ſehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldſtege, Moorgründe, und ſogar über ſehr hohe Berge fortſchleppen muſste, bis ich wieder an einen Fluſs oder See kam, wo ich gemächlich ſegeln konnte. Gewöhnlich aber, wie geſagt, muſste ich mein Fahrzeug ſelber fortſchleppen, was mir ſehr viel Zeitverluſt und nicht geringe Anſtrengung koſtete, ſo daſs ich am Ende vor Überdruſs und Müdigkeit erwachte. Nun aber, des Morgens beim ruhigen Kaffe, machte ich die richtige Bemerkung, daſs ich weit ſchneller und bequemer gereiſt wäre, wenn ich gar kein Schiff beſeſſen hätte und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf Eins heraus, wie wir die große Reiſe gemacht haben, ob zu Fuß oder zu Pferd oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende Alle in dieſelbe Herberge, in dieſelbe ſchlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube ſo eng, ſo kalt, ſo dunkel, wo man aber gut ſchläft, faſt gar zu gut . . .

Ob wir einſt auferſtehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen dieſe Frage, und aus reinem Widerſpruchsgeiſte wird ſie von meinen Nachtträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängſt, ich ſei in der erſten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort, zu meiner höchſten Verwunderung, ſah ich, wie bei jedem Grabe ein Paar blankgewichſter Stiefel ſtand, ungefähr wie in den Wirthshäuſern vor den Stuben der Reiſenden . . . Das war ein wunderlicher Anblick, es herrſchte eine ſanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die müden Erdenpilger ſchliefen, Grab neben Grab, und die blankgewichſten Stiefel, die dort in langen Reihen ſtanden, glänzten im friſchen Morgenlicht, ſo hoffnungsreich, ſo verheißungsvoll, wie ein ſonnenklarer Beweis der Auferſtehung. — —

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père-Lachaiſe ſich Börne's Grab befindet. Ich bemerke Dieſes ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht ſelten von reiſenden Deutſchen beſucht, die mich frugen, wo Börne wohne, und jetzt werde ich ſehr oft mit der Frage behelligt: wo Börne begraben läge? So viel man mir ſagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs, unter lauter Generälen aus der Kaiſerzeit und Schauſpielerinnen des Theatre-Français ... unter todten Adlern und todten Papageien.

In der „Zeitung für die elegante Welt“ las ich jüngſt, daſs das Kreuz auf dem Grabe Börne's vom Sturme niedergebrochen worden. Ein jüngerer Poet beſang dieſen Umſtand in einem ſchönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben ſo oft mit den faulſten Äpfeln der Proſa beſchmiſſen worden, jetzt nach ſeinem Tode mit den wohlduftigſten Verſen beräuchert wird. Das Volk ſteinigt gern ſeine Propheten, um ihre Reliquien deſto inbrünſtiger zu verehren; die Hunde, die uns heute anbellen, morgen küſſen ſie gläubig unſere Knochen! — —

Wie ich bereits geſagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit ſich dieſe Blätter beſchäftigen. Ich zeichne nur ſein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir ſaß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günſtige oder ungünſtige Stimmung mich während der Sitzung beherrſchte. Ich liefere dadurch den beſten Maßſtab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Iſt aber einerſeits dieſes beſtändige Konſtatieren meiner Perſönlichkeit das geeignetſte Mittel, ein Selbſturtheil des Leſers zu fördern, ſo glaube ich andererſeits zu einem Hervorſtellen meiner eigenen Perſon in dieſem Buche beſonders verpflichtet zu ſein, da, durch einen Zuſammenfluſs der heterogenſten Umſtände, ſowohl die Feinde wie die Freunde Börne's nie aufhörten, bei jeder Beſprechung Deſſelben über mein eigenes Dichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu räſonnieren. Die ariſtokratiſche Partei in Deutſchland, wohl wiſſend, daſs ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher ſei, als die Berſerkerwuth Börne's, ſuchte mich gern als einen gleichgeſinnten Kumpan Deſſelben zu verſchreien, um mir eine gewiſſe Solidarität ſeiner politiſchen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Partei, weit entfernt, dieſe Kriegsliſt zu enthüllen, unterſtützte ſie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genoſſen erſcheinen zu laſſen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen ſolche Machinationen öffentlich aufzutreten, war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als desavouierte ich Börne, um die Gunſt ſeiner Feinde zu gewinnen. Unter dieſen Umſtänden that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurz hingeworfenen Worten, ſondern auch in erweiterten Auseinanderſetzungen mich öffentlich angriff und über die Meinungsdifferenz, die zwiſchen uns herrſchte, das Publikum ſelber aufklärte. Das that er namentlich im ſechſten Bande ſeiner Pariſer Briefe und in zwei Artikeln, die er in der franzöſiſchen Zeitſchrift „Le Réformateur“ abdrucken ließ*). Dieſe Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Beſprechung Börne's auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Ariſtokraten überhäuften mich mit den perfideſten Lobſprüchen, ſie prieſen mich faſt zu Grunde; ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingeſehen hätte, daſs ich meine politiſche Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiter ſpielen könne. Die Radikalen hingegen fingen nun an, öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten ſie es zu jeder Zeit) — ſie ließen kein gutes Haar an mir, ſie ſprachen mir allen Charakter ab, und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam, ſo zu ſagen, meinen politiſchen Abſchied und wurde gleichſam in Ruheſtand nach dem Parnaſſus verſetzt. Wer die erwähnten zwei Parteien kennt, wird die Großmuth, womit ſie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die Einen ſehen in einem Dichter nichts Anderes, als einen träumeriſchen Höfling müßiger Ideale. Die Anderen ſehen in dem Dichter gar Nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poeſie auch nicht den dürftigſten Wiederklang.

---

*) Einer dieſer Artikel (über Heine's Buch „De l'Allemagne“) iſt aus dem „Réformateur“ vom 30. Mai 1835 in der neuen Geſammtausgabe von Börne's Schriften, Bd. VII, S. 248 ff., wieder abgedruckt.

Der Herausgeber.

Was ein Dichter eigentlich iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter“ verbindet, unſere unmaßgebliche Meinung auszuſprechen.

Was verſteht man unter dem Wort „Charakter?“

Charakter hat Derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identificiert, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und

Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derſelben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkür, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere und engere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein- für allemal auf öffentlichem Markte proklamiert haben, Dieſe kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabei über ſeine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelöſten Charade, und jubelt: „Seht, Das iſt ein Charakter!“

Es iſt immer ein Zeichen von Borniertheit, wenn man von der bornierten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bei Schriftſtellern iſt Dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten beſtehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, iſt am Ende nichts Anders, als knechtiſche Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunſt.

Der Grundſatz, daſs man den Charakter eines Schriftſtellers aus ſeiner Schreibweiſe erkenne, iſt nicht unbedingt richtig; er iſt bloß anwendbar bei jener Maſſe von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inſpiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artiſten iſt jener Grundſatz unzuläſſig, denn Dieſe ſind Meiſter des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, ſchreiben objektiv, und ihr Charakter verräth ſich nicht in ihrem Stil.

Ob Börne ein Charakter iſt, während Andere nur Dichter ſind, dieſe unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigſten Achſelzucken beantworten.

„Nur Dichter“ — wir werden unſere Gegner nie ſo bitter tadeln, daſs wir ſie in eine und dieſelbe Kategorie ſetzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns geſagt, dieſe Dichter, ſogar der Letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, ſie haben ſogar Naſen und riechen Nichts.“ — Dieſe Worte laſſen ſich ſehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daſs ohne innere Einheit keine geiſtige Größe möglich iſt, und daſs, was eigentlich Charakter genannt werden muſs, zu den unerläſslichſten Attributen des Dichters gehört.

Die Diſtinktion zwiſchen Charakter und Dichter iſt übrigens zunächſt von Börne ſelbſt ausgegangen, und er hatte ſelber ſchon allen jenen ſchnöden Folgerungen vorgearbeitet, die ſeine Anhänger ſpäter gegen den Schreiber dieſer Blätter abhaſpelten. In den Pariſer Briefen und den erwähnten Artikeln des „Reformateur“ wird bereits von meinem charakterloſen Poetenthum und meiner poetiſchen Charakterloſigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen ſich dort die giftigſten Inſinuationen. Nicht mit beſtimmten Worten, aber mit allerlei Winken, werde ich hier der zweideutigſten Geſinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Geſinnungsloſigkeit, verdächtigt! Ich werde in derſelben Weiſe nicht bloß des Indifferentismus, ſondern auch des Widerſpruchs mit mir ſelber bezichtigt. Es laſſen ſich hier ſogar einige Ziſchlaute vernehmen, die — (können die Todten im Grabe erröthen?) — ja, ich kann dem Verſtorbenen dieſe Beſchämung nicht erſparen: er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet . . .

Schöne, ſüße Ruhe, die ich in dieſem Augenblick in tiefſter Seele empfinde! Du belohnſt mich hinreichend für Alles, was ich gethan, und für

Alles, was ich verſchmäht ... Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz, noch gegen den Verdacht der Feilheit vertheidigen. Ich habe es vor Jahren, bei Lebzeiten der Inſinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen ſogar der Anſtand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauſpiel ... Polemik zwiſchen dem Tod und dem Exil! — Du reichſt mir aus dem Grabe die bittende Hand? ... Ohne Groll reiche ich dir die meinige ... Sieh, wie ſchön iſt ſie und rein! Sie ward nie beſudelt von dem Händedruck des Pöbels, eben ſo wenig wie vom ſchmutzigen Golde der Volksfeinde ... Im Grunde haſt du mich ja nie beleidigt ... In allen deinen Inſinuationen iſt auch für keinen Louisd'or Wahrheit!

Die Stelle in Börne's Pariſer Briefen, wo er am unumwundenſten mich angriff, iſt zugleich ſo charakteriſtiſch zur Beurtheilung des Mannes ſelbſt, ſeines Stiles, ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Blindheit, daſs ich nicht umhin kann, ſie hier mitzutheilen. Trotz des bitterſten Wollens war er nie im Stande, mich zu verletzen, und Alles, was er hier, ſo wie auch in den erwähnten Artikeln des „Reformateur" zu meinem Nachtheil vorbrachte, konnte ich mit einem Gleichmuthe leſen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, ſondern etwa gegen Nabuchodonoſor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Raſchid, oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf ſeine Perſon, die an den Berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuheften befahl, damit das Publikum ſie beſſer leſen könne. Die erwähnte Stelle iſt datiert von Paris, den 25. Februar 1833, und lautet folgendermaßen:

„Soll ich über Heine's „Franzöſiſche Zuſtände“ ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Miſsbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daſs ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht: für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daſs dieſe Verſtimmung nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der öſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daſs die Herren von Rothſchild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, Der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muſs ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite in der Kirche Nichts ſieht als die ſchönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüſtert — ſo darf uns Das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigne. Weil er oft noch etwas Anders ſein will, als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchſte iſt, Dem muſs ſie auch das Einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt, fließt er ins Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, Der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen; aber er bildet die Zelle nicht, daſs ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, daſs er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht; denn man weiß, daſs er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis ſie in Blüthe kömmt, und ſie muſs verblühen, ehe ſie Früchte trägt. Heine würde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber wegen des rauhen Winters mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery-Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den ſchönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Örtlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können — hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die dumm trägen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche des feuerſpeienden Mirabeau auf deutſche Studentenart eine Tabackspfeiſe mit roth-ſchwarz-goldner Quaſte hervorragen — dann pfui, Freiheit! Und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie Antoinettens ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preiſt, ſo geſchah es, außer daſs es eine Redeübung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er Das ſchrieb, einen deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen.

„Wie kann man je Dem glauben, der ſelbſt Nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr, Etwas zu glauben, daſs er Gott den „Herrn“ mit lauter Initialbuchſtaben drucken läſſt, um anzuzeigen, daſs es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei ſeiner ſybaritiſchen Natur, kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, Der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die

Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? Die Natur dichtet ſelten, und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, Der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läſſt jedem Dinge ſeinen Willen bis zur Reife der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat und Gefahren ſcheut, Der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmächtig wird zur Miſſethat.

„Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, daſs es ihm nicht immer gelingen wird, ſich zu überſchätzen. Alſo nicht dieſe Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daſs er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daſs heute die Individuen Nichts mehr gelten, daſs ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir Viel ſind? Nichts, als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter, vernehmlicher Stimme, was uns, Jedem von ſeiner

Partei, aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen, oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergiſſt eben Heine, und weil er glaubt, er, wie mancher Andere auch, könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er ſich für wichtig; ſieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder, wo ſeine Freunde, noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort, und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerablen Menſchen hat die Natur zum Glück nur *einen* Rücken gegeben, ſo daſs wir die Schläge des Schickſals nur von *einer* Seite fürchten; der arme Heine hat aber zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um Beiden auszuweichen, muſs er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, ſagt Heine: die jeſuitiſch-ariſtokratiſche Partei in Deutſchland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Ariſtokraten zu gefallen, ſagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er ſei ein guter

Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle ſechzehn von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung, — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „„Ich bin, bei Gott! kein Republikaner; ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab.““ Ferner: „„Wenn die Inſurrektion vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern dieſe Narrheit.““ Ich nicht. Republikaner, die ſolche Narren wären, daſs ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen, um ihr Ziel zu erreichen, Die gehörten in das Tollhaus.

„Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, Das begreife ich nicht. Jetzt wird, zur Wiedervergeltung, der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt, und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun.

Dieſe weiche Art, Krieg zu führen, iſt ſehr löblich, und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen*).

„Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine, und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint, wo er lachen, demüthig, wo er ſpotten möchte, ſo merkt es Jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daſs dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muſs ſie Andern überlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spott, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſieren und ſeine Zähne zum Gefängnisgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie Jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daſs er Etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen; „„denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müſſte.““ Die Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreihundert fünfundſechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch ſonſt Einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von Etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der es Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von Neuem zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt Etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrektion vertheidigen kann; aber „„eine leicht begreifliche Diskretion““ hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein,

---

*) Die wunderliche Konſtruktion des letzten Satzes (vielleicht liegt ein Druckfehler zu Grunde) findet ſich in allen Ausgaben der Börne'ſchen Briefe.

Der Herausgeber.

ſein geheimer Sekretär zu werden und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.“

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwei Artikel des „Reformateur“ hier mittheilen, aber drei Schwierigkeiten halten mich davon ab; erſtens würden dieſe Artikel zu viel Raum einnehmen, zweitens, da ſie auf Franzöſiſch geſchrieben, müſſte ich ſie ſelber überſetzen, und drittens, obgleich ich ſchon in zehn Cabinets de lecture nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen „Reformateur“ auftreiben können. Doch der Inhalt dieſer Artikel iſt mir noch hinlänglich bekannt. Sie enthielten die malitiöſeſten Inſinuationen über Abtrünnigkeit und Inkonſequenz, allerlei Anſchuldigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholicismus gegen mich in Schutz genommen u. ſ. w. — Von Vertheidigung dagegen kann hier nicht die Rede ſein; dieſe Schrift, welche weder eine Apologie, noch eine Kritik des Verſtorbenen ſein ſoll, bezweckt auch keine Juſtifikation des Überlebenden. Genug, ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Abſichten bewuſſt, und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, ſo regt ſich in mir ein faſt freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt.

Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortſchritten zeugen?

Aufrichtig geſagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht Viel geſchaffen, ſo war er doch immer auf den Beinen. Ob Das, was ich überhaupt ſchuf in dieſem Leben, gut oder ſchlecht war, darüber wollen wir nicht ſtreiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der ſchmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus dieſe Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor ſtehen und ſchwindlicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und ſie ſtoßen ſich nur die Naſen an dem Piedeſtal jener Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes. Sind dieſe Monumente ganz makellos, ſind ſie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Beſtimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszuſetzen wiſſen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beſchränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariſer Badauds, die bei der Aufrichtung des Obeliſk auf der Place Louis XVI. über den Werth oder die Nützlichkeit dieſes großen Sonnenzeigers ihre reſpektiven Anſichten austauſchten.

Bei dieſer Gelegenheit kamen die ergötzlichſten Philiſtermeinungen zum Vorſchein. Da war ein ſchwindſüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rothe Stein ſei nicht hart genug, um dem nordiſchen Klima lange zu widerſtehen, und das Schneewaſſer werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederſtürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte ſehr ſchlechte Röcke, wovon kein Fetzen auf die Nachwelt kommen wird, und er ſelbſt liegt ſchon verſcharrt auf dem Père la Chaiſe. Der rothe Stein aber ſteht noch immer feſt auf der Place Louis XVI., und wird noch Jahrhunderte dort ſtehen bleiben, trotzend allem Schneewaſſer, Wind und Schneidergeſchwätz!

Das Spaßhafteſte bei der Aufrichtung des Obeliſken war folgendes Ereignis:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrſcheinlich entſprungen aus etwelchen Skorpioneneiern, die in der Emballage des Obeliſken aus Ägypten mitgebracht und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrütet wurden. Über dieſe Skorpionen erhuben nun die Badauds ein wahres Zetergeſchrei, und ſie verfluchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran noch Kinder und Kindeskinder leiden würden . . . Und ſie legten die kleinen Ungethüme in eine Schachtel und brachten ſie zum Commisaire de Police des Madelaine-Viertels, wo gleich Procès-verbal darüber aufgenommen wurde . . . und Eile that Noth, da die armen Thierchen einige Stunden nachher ſtarben . . .

Auch bei der Aufrichtung großer Geiſtesobeliſken können allerlei Skorpionen zum Vorſchein kommen, kleinliche Giftthierchen, die vielleicht ebenfalls aus Ägypten ſtammen und bald ſterben und vergeſſen werden, während das große Monument erhaben und unzerſtörbar ſtehen bleibt, bewundert von den ſpäteſten Enkeln. — —

Es iſt doch eine ſonderbare Sache mit dem Obeliſken des Luxor, welchen die Franzoſen aus dem alten Mizraim herübergeholt und als Zierat aufgeſtellt haben inmitten jenes grauenhaften Platzes, wo ſie mit der Vergangenheit den entſetzlichen Bruch gefeiert am 21. des Januar 1793. Leichtſinnig wie ſie ſind, die Franzoſen, haben ſie hier vielleicht einen Denkſtein aufgepflanzt, der den Fluch ausſpricht über Jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharao's!

Wer enträthſelt dieſe Stimme der Vorzeit, dieſe uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht keinen Fluch, ſondern ein Recept für die Wunde unſerer Zeit! O, wer leſen könnte! Wer ſie ausſpräche, die heilenden Worte, die hier eingegraben . . . Es ſteht hier vielleicht geſchrieben, wo die verborgene Quelle rieſelt, woraus die Menſchheit trinken muſs, um geheilt zu werden, wo das geheime Waſſer des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermärchen ſo Viel erzählt hat, und wonach wir jetzt ſchmachten als kranke Greiſe. — Wo fließt das Waſſer des Lebens? Wir ſuchen und ſuchen*) . . .

Ach, es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muſs noch eine lange ſchmerzliche Zeit dahingeſiecht werden, und allerlei Quackſalber werden auftreten mit Hausmittelchen, welche das Übel nur verſchlimmern. Da kommen zunächſt die Radikalen und verſchreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchſtens den geſellſchaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulnis. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menſchheit auf eine kurze Zeit von ihren wildeſten Qualen zu befreien, ſo geſchähe es doch nur auf Koſten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben ſind; häſslich wie ein geheilter Philiſter wird er aufſtehen von ſeinem Krankenlager, und in der häſslichen Spitaltracht, in dem aſchgrauen Gleichheitskoſtüm, wird er ſich all ſein Lebtag herumſchleppen müſſen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poeſie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon Nichts übrig bleiben, als die Rumford'ſche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird ſich kein Platz finden in dem Gemeinweſen unſerer neuen Puritaner, und beide werden fletriert und unterdrückt werden, noch weit betrübſamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie ſind ja auch eine Art Königthum, und ſie paſſen nicht in eine Geſellſchaft, wo Jeder, im Miſsgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabnis herabzuwürdigen ſucht bis aufs banale Niveau.

---

*) Hier fanden ſich im Originalmanuſkript urſprünglich noch die ſpäter geſtrichenen Worte: „und ach, vielleicht der Mann, der es ſchon gefunden, vergaß einen Becher mitzubringen, und kann Nichts davon ſchöpfen, um ſich und Andere damit zu tränken."

Der Herausgeber.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter ſoll mit dem König gehen," dieſe Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritätsglauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald ſein Privatleben von dem unbarmherzigſten Lichte der Preſſe beleuchtet wird, und die Tageskritik an ſeinen Worten würmelt und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nöthigen Reſpekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüſterte: „Der war in der Hölle!“ Hätte er ſie ſonſt mit allen ihren Qualen ſo treu ſchildern können? Wie weit tiefer, bei ſolchem ehrfurchtsvollen Glauben, wirkte die Erzählung der Franceska von Rimini, des Ugolino und aller jener Qualgeſtalten, die dem Geiſte des großen Dichters entquollen . . .

Nein, ſie ſind nicht bloß ſeinem Geiſte entquollen, er hat ſie nicht gedichtet, er hat ſie gelebt, er hat ſie gefühlt, er hat ſie geſehen, betaſtet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdammten . . . er war im Exil!*) — — —

---

*) Im Originalmanuſkript fand ſich hier noch folgende, ſpäter von Heine geſtrichene Stelle: „Ja, leider, das Regiment der Republikaner haben wir noch zu überdulden, aber, wie ich ſchon geſagt habe, nur auf eine kurze Zeit. Jene plebejiſchen Republiken, wie unſere heutigen Republikaner ſie träumten, können ſich nicht lange halten. Gleichviel von welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht bloß

Die öde Werkeltagsgeſinnung der modernen Puritaner verbreitet ſich ſchon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung, die einer ſtarren Winterzeit vorausgeht ... Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich ſchmerzlicher, aber auch ſüßer als je ihr melodiſches Schluchzen erheben im deutſchen Dichterwald? Sie ſingen ein wehmüthiges Ade! Die letzten Nymphen, die das Chriſtenthum verſchont hat, ſie flüchten ins wildeſte Dickicht! In welchem traurigen Zuſtande habe ich ſie dort erblickt, jüngſte Nacht! . . .

---

durch Gemeinſinn und Patriotismus der Volksmaſſe, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern er erhält ſich durch die Geiſtesmacht großer Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wiſſen wir, daſs der eiferſüchtige Gleichheitsſinn in den oberwähnten Republiken alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückſtoßen, ja unmöglich machen wird, und daſs in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Knackwurſthändler ſich an die Spitze des Gemeinweſens ſtellen werden ... Wir haben's erlebt, durch dieſes Grundübel ihres innerſten Weſens gehen die plebejiſchen Republiken gleich zu Grunde, ſobald ſie mit energiſchen Oligarchien und Autokratien in einen entſcheidenden Kampf treten.

„Dieſes Bewuſſtſein, daſs das Reich der Republikaner von kurzer Dauer ſein wird, beruhigt mich, wenn ich es allmählich herandrohen ſehe. Und in der That, die öde Werkeltagsgeſinnung ꝛc."

Der Herausgeber.

Als ob die Bitterniſſe der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die böſen Nachtgeſichte ... In greller Bilderſchrift zeigt mir der Traum das große Leid, das ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszuſprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages. — — —

Jüngſte Nacht träumte mir von einem großen wüſten Walde und einer verdrießlichen Herbſtnacht. In dem großen wüſten Walde, zwiſchen den himmelhohen Bäumen, kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorſchein, die aber von einem geſpenſtiſch weißen Nebel gefüllt waren. Hie und da aus dem dicken Nebel grüßte ein ſtilles Waldfeuer. Auf eines derſelben hinzuſchreitend, bemerkte ich allerlei dunkle Schatten, die ſich rings um die Flammen bewegten; doch erſt in der unmittelbarſten Nähe konnte ich die ſchlanken Geſtalten und ihre melancholiſch holden Geſichter genau erkennen. Es waren ſchöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lüſternen Gemälden des Julio Romano ſehen, und die in üppiger Jugendblüthe unter ſommergrünem Laubdach ſich anmuthig lagern und erluſtigen ... Ach! kein ſo heiteres Schauſpiel bot ſich hier meinem Anblick! Die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geſchmückt mit dem Liebreiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerſtörnis an Leib und Weſen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch ſüßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröſtelt von kaltem Elend, und gar in den Geſichtern, trotz des lächelnden Leichtſinns, zuckten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch ſtatt auf ſchwellenden Raſenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten ſie auf dem harten Boden unter halb entlaubten Eichbäumen, wo, ſtatt der verliebten Sonnenlichter, die quirlenden Dünſte der feuchten Herbſtnacht auf ſie herabſinterten . . . Manchmal erhob ſich eine dieſer Schönen, ergriff aus dem Reiſig einen lodernden Brand, ſchwang ihn über ihr Haupt, gleich einem Thyrſus, und verſuchte eine jener unmöglichen Tanzpoſituren, die wir auf etruskiſchen Vaſen geſehen . . . aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, ſank ſie wieder zurück ans kniſternde Feuer. Beſonders eine unter dieſen Frauen bewegte mein ganzes Herz mit einem faſt wollüſtigen Mitleid. Es war eine hohe Geſtalt, aber noch weit mehr, als die Anderen, abgemagert an Armen, Beinen, Buſen und Wangen, was jedoch, ſtatt abſtoßend, vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ehe ich mich Deſſen verſah, ſaß ich neben ihr am

Feuer, beſchäftigt, ihre froſtzitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch ſpielte ich mit ihren ſchwarzen feuchten Haarflechten, die über das griechiſch gradnäſige Geſicht und den rührend kalten, griechiſch kargen Buſen herabhingen . . . Ja, ihr Haupthaar war von einer faſt ſtrahlenden Schwärze, ſo wie auch ihre Augenbrauen, die üppig ſchwarz zuſammenfloſſen, was ihrem Blick einen ſonderbaren Ausdruck von ſchmachtender Wildheit ertheilte. Wie alt biſt du, unglückliches Kind? ſprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter," — antwortete ſie mit einem halb wehmüthig, halb frevelhaften Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtauſend jünger machte, ſo bliebe ich doch noch ziemlich bejahrt! Aber es wird jetzt immer kälter und mich ſchläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfkiſſen borgen willſt, ſo wirſt du deine gehorſame Dienerin ſehr verpflichten . . ."

Während ſie nun auf meinen Knien lag und ſchlummerte, und manchmal wie eine Sterbende im Schlafe röchelte, flüſterten ihre Gefährtinnen allerlei Geſpräche, wovon ich nur ſehr Wenig verſtand, da ſie das Griechiſche ganz anders ausſprachen, als ich es in der Schule, und ſpäter auch beim alten Wolf, gelernt hatte . . . Nur ſo Viel begriff ich, daſs ſie über die ſchlechte Zeit klagten und noch eine Verſchlimmerung derſelben befürchteten, und ſich vornahmen, noch tiefer waldeinwärts zu flüchten ... Da plötzlich, in der Ferne, erhob ſich ein Geſchrei von rohen Pöbelſtimmen ... Sie ſchrien, ich weiß nicht mehr, was[*]) ... Dazwiſchen kicherte ein katholiſches Mettenglöckchen ... Und meine ſchönen Waldfrauen wurden ſichtbar noch blaſſer und magerer, bis ſie endlich ganz in Nebel zerfloſſen, und ich ſelber gähnend erwachte.

---

*) „ein Geſchrei von rohen Stimmen: Es lebe die Republik!“ (ſpäter verbeſſert in: „Es lebe Lamennais!“) ſtand urſprünglich im Originalmanuſkript.

Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Vermiſchte Schriften. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Vermiſchte Schriften.

Autobiographiſche Skizze 3
Die Romantik 13

Briefe aus Berlin.

Erſter Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Über Polen 131
Der Thee; Humoreske. 183

Recenſionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach 191
Gedichte und Poeſien ꝛc. von J. B. Rouſſeau . . . 197
Taſſo's Tod, Trauerſpiel von W. Smets 204
Struenſee, Trauerſpiel von M. Beer 241
Die deutſche Literatur von W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphraſe einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erſte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" . 293
Der Hamburger Brand 298

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufſätze erſcheinen hier zum erſten Male geſammelt und in entſprechender Ordnung zuſammengeſtellt. Sie gewähren ein intereſſantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftſtellers, aus deſſen erſten literariſchen Verſuchen ſchon die ganze Originalität, die kritiſche Schärfe und der epochemachende Stil ſeiner ſpätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographiſche Skizze“ wurde zuerſt im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris“, und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles“ (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufſatz über „Die Romantik“ — gewiſſermaßen das äſthetiſche Programm Heine's für die erſten Jahre ſeiner literariſchen Thätigkeit — erſchien in Nr. 31 des „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblattes“ (Beiblatt zum „Sprecher“ oder „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger“), vom 18. Auguſt 1820.

Ebendaſelbſt wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19 und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitſchrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin“ veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umſchloſſenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden ſich in der erſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ (1827) wieder abgedruckt.

Den Reiſebericht „Über Polen“ enthielt der Berliner „Geſellſchafter,“ 10.—17. Blatt, vom 17. —29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee“ wurde in der „Weſernymphe,“ einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novelliſtiſchen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiſer), mitgetheilt.

Die Beſprechung des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs auf das Jahr 1821“ war im „Geſellſchafter,“ 129. Blatt, vom 13. Auguſt 1821, — die Kritik der „Gedichte“ und der „Poeſien für Liebe und Freundſchaft, von J. B. Rouſſeau“ ebendaſelbſt, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufſatz über die Tragödie „Taſſo's Tod, von W. Smets“ brachte die von J. D. Symanſki herausgegebene Berliner Zeitſchrift: „Der Zuſchauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Beſprechung von Michael Beer's „Struenſee" wurde im Stuttgarter „Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recenſion von W. Menzel's „Die deutſche Literatur" findet ſich in den „Neuen allgemeinen politiſchen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphraſe einer Stelle des Tacitus" ebendaſelbſt, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Beſprechung der erſten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" iſt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korreſpondenzartikel über den Hamburger Brand in demſelben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächſtfolgenden Bande geſammelten Aufſätzen, mögen noch einzelne

Jugendarbeiten Heine's in der „Rheiniſchen Flora“ (Aachen 1825), der „Hermione“ (Hamm, 1827 u. 1828) oder anderen mir bis jetzt nicht zugänglichen Zeitſchriften zu finden ſein.

So iſt es mir unter Anderm nicht gelungen, Heine's Beſprechung der Abhandlung von Karl Immermann „über den raſenden Ajax des Sophokles“ zu ermitteln. Nach Angabe des Herrn Dr. Wilhelm Hemſen in Köln, dem ich manchen ſchätzbaren Nachweis Betreffs der älteren Aufſätze Heine's verdanke, muſs jene Kritik in einer Berliner Zeitſchrift vom Jahre 1826 gedruckt worden ſein.

Im „Geſellſchafter“ vom 10. Januar 1821, 10. Juli, 11. September und 13. November 1822 und 12. März 1823 finden ſich ein paar kleine, theils „H.,“ theils „H. H.“ unterzeichnete Aufſätze, die möglicherweiſe von H. Heine herſtammen. Leider vermochte ich über die Autorſchaft derſelben keine Gewiſsheit zu erlangen, da der Herausgeber jener Zeitſchrift, Herr Profeſſor F. W. Gubitz in Berlin, aus eigennützigſtem Grunde, wiederholentlich jede Auskunft über dieſen Gegenſtand verweigerte. Herr Gubitz gedenkt nämlich ſeine biographiſchen Erinnerungen dadurch intereſſant zu machen, daſs er in denſelben die von Heine im „Geſellſchafter“ veröffentlichten Aufſätze nochmals wieder abdruckt.

Um dieſer geſchäftlichen Spekulation willen hat er nicht bloß die Beantwortung der obigen Anfrage abgelehnt, ſondern, mit einer in den Annalen der Literatur unerhörten Rückſichtsloſigkeit, mir nicht einmal den Einblick in ein paar frühere, ſchwer zu erlangende Jahrgänge des „Geſellſchafter“ geſtatten wollen, deren ich ſpäter nur nach langem und mühevollem Umherſuchen anderweitig habhaft ward.

Da ich ſämmtliche Jahrgänge der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ von 1826—1849 Seite für Seite auf das genaueſte durchforſchen ließ, darf ich mit Beſtimmtheit behaupten, daſs, außer den in der vorliegenden Geſammtausgabe mitgetheilten, nur noch zwei Korreſpondenzartikel jenes Blattes möglicherweiſe von H. Heine geſchrieben ſind. Der eine (in Nr. 347 und 348 d. Bl., außerordentliche Beilage) iſt vom 30. November 1831 datiert und würde, wenn echt, die erſte Korreſpondenz ſein, welche Heine in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken ließ. Er trägt daſſelbe Zeichen, wie der Bericht vom 28. December 1831 (Band VIII, S. 45 ff.). Der andere Bericht (in Nr. 135 d. Bl.) iſt vom 5. Mai 1836 datiert und trägt dieſelbe Chiffer wie der Artikel über die erſte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten“ (Band XIII, S. 293 ff.). Leider vermag Herr Dr. Kolb, der Redakteur jener Zeitung, ſich nicht mehr zu entſinnen, ob die beiden Korreſpondenzen von Heine verfaſſt worden ſind.

Ein Aufſatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Varnhagen's „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden“ ſchrieb, der aber zu ſpät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, ſcheint verloren gegangen zu ſein, wenn er ſich nicht vielleicht noch in Varnhagen's Nachlaſſe vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgiſchen Schriftſteller“ (Bd. III, S. 145) iſt Heine als der Verfaſſer einer Broſchüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden“ (Niederſachſen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerſeits ſchon der ganze wiſſenſchaftlich gelehrte Ton dieſer Broſchüre mit einer ſolchen Annahme in Widerſpruch ſteht, hat ſich mir andererſeits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und ſchriftlich als alleinigen Verfaſſer des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlaſſenen drei Bände „Memoiren“ betrifft, ſo befinden ſich dieſelben in Händen des Herrn Guſtav Heine, zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und intereſſante Manuſkript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverſtümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Vermiſchte Schriften.

Autobiographiſche Skizze.

(1835.)

STAATS-
BIBLIOTHEK

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünſchte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düſſeldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzoſen occupiert war, ſo daß ich ſchon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erſte Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloſter zu Düſſeldorf. Späterhin beſuchte ich das Gymnaſium dieſer Stadt, welches damals „Lyceum“ hieß. Ich machte dort alle die Klaſſen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich habe mich in der obern Klaſſe ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philoſophie, der Profeſſor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die franzöſiſche Rhetorik und Dichtkunſt lehrte, und Profeſſor Kramer die klaſſiſchen Dichter explicierte. Dieſe Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Erſteren, eines katholiſchen Prieſters, der ſich meiner ganz beſonders annahm, wahrſcheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der ſein Univerſitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

---

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an René Tallandier vom Jahre 1852 im letzten Bande von H. Heine's ſämmtlichen Werken.

Der Herausgeber.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er iſt todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schweſter, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Guſtav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen) Dragonerofficier in Dienſten Sr. Majeſtät des Kaiſers von Öſtreich iſt; der Andre, Dr. Maximilian Heine, iſt Arzt in der ruſſiſchen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantiſche Launen, durch Etabliſſementsverſuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden ſeit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgeſetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetſten Gelehrten auf freundſchaftlichem Fuße ſtand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenſtich in die Lenden heimgeſucht worden bin, den mir ein gewiſſer Scheller aus Danzig beigebracht, deſſen Namen ich nie vergeſſen werde, weil er der einzige Menſch iſt, der es verſtanden hat, mich aufs empfindlichſte zu verwunden.

Ich habe ſieben Jahre lang auf den obgenannten Univerſitäten ſtudiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Diſputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juriſtiſchen Fakultät, mir auch nicht die kleinſte ſcholaſtiſche Formalität erließ. Obgleich dieſer letztere Umſtand Ihnen ſehr geringfügig erſcheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geſchriebenen Buche die Behauptung aufgeſtellt hat, ich hätte mir mein akademiſches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken laſſen, iſt dies die einzige, die ich niederſchlagen möchte. Da ſehen Sie den Gelehrtenſtolz! Man ſage von mir, ich ſei ein Baſtard, ein Henkersſohn, ein Straßenräuber, ein Atheiſt, ein ſchlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde beſtritten zu ſehn! (Unter uns geſagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, iſt die Jurisprudenz grade die Wiſſenſchaft, von welcher ich unter allen am wenigſten weiß.)

Von meinem ſechzehnten Jahre an habe ich Verſe gemacht. Meine erſten Poeſien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre ſpäter gab ich neue Gedichte nebſt zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunſchweig, der Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepfiffen*). Im Jahre 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder:“ die drei andern Bände kamen einige Jahre ſpäter bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche ſtets meine Verleger ſind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechſelnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo ich mit meinem Freunde Lindner die „Politiſchen Annalen“ herausgab. In der Zwiſchenzeit habe ich Reiſen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbſtmonate ſtets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inſeln der Nordſee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe ſeine Schönheit und ſeine Launen beſungen. Dieſe Dichtungen befinden ſich in der deutſchen Ausgabe der „Reiſebilder;“ in der franzöſiſchen Ausgabe habe ich ſie weggelaſſen, ſo wie auch den polemiſchen Theil, der ſich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholiſche Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, ſo habe ich dieſen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf“ beſprochen, die nicht von mir verfaſſt ſind, wie das deutſche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, dieſe deutſchen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Haſſe gegen Frankreich beſtand, ſo habe ich ſie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es iſt Dies eine Animoſität, die noch von der Burſchenſchaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur ſelben Zeit die katholiſche Propaganda, die Jeſuiten Deutſchlands, bekämpft, ſowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerſt angegriffen, als um einem proteſtantiſchen Sinne zu genügen. Dieſer mag mich freilich bisweilen zu weit fortgeriſſen haben, denn der Proteſtantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, ſondern auch der Ausgangspunkt der deutſchen Revolution, und ich gehörte der lutheriſchen Konfeſſion nicht nur durch den Taufakt an, ſondern auch durch eine Kampfesluſt, die mich an den Schlachten dieſer Ecclesia militans theilnehmen ließ. Aber während ich die ſocialen Intereſſen des Proteſtantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheiſtiſchen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deſshalb bin ich des Atheismus beſchuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben ſeit lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den ſaintſimoniſtiſchen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daſs ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienſte zu vergelten.

---

*) Am 20. Auguſt 1823. Über die äußeren Gründe der ungünſtigen Aufnahme des „Almanſor“ in Braunſchweig vgl. die nächſtens erſcheinende Schrift: „Heinrich Heine. Sein Leben und ſeine Werke. Von A. Strodtmann.“

Der Herausgeber.

Ich habe nie geraucht; eben ſo wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erſt in Frankreich habe ich zum erſtenmal Sauerkraut gegeſſen. In der Literatur habe ich mich in Allem verſucht. Ich habe lyriſche, epiſche und dramatiſche Gedichte verfaſſt: ich habe über Kunſt, über Philoſophie, über Theologie, über Politik geſchrieben . . . Gott verzeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutſchland beſprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber ſtets mit Leidenſchaft und ohne Ende. Da haſſt, da verabſcheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit faſt vier Jahren habe ich keine deutſche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünſchen, will ich ſie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich ſehe es immer gern, wenn Sie mich ſelbſt darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächſten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunſt- und Unterhaltungsblatts“ enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und gloſſierte Satire wider Romantik und romantiſche Form*). Ob man zwar einer ſolchen Satire eigentlich nur mit einer Gegenſatire entgegnen ſollte, ſo iſt es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache ſelbſt nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung“ enthält die Recenſion einer ſolchen Gegenſatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieſelbe zu ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

---

*) Der in Rede ſtehende Aufſatz war eine von W. v. Blomberg verfaßte „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taſchenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des ſinnreichen himmliſchen Boten Phosphorus Conſunculus Solaris jüngſte Komödie, von ihm ſelbſt geboren, gegeben und geſchaut.“

Der Herausgeber.

Im Alterthum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend. Die Menſchen lebten meiſtens in äußern Anſchauungen, und ihre Poeſie hatte vorzugsweiſe das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein ſchöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menſchen anfingen zu ahnen, daſs es noch etwas Beſſeres giebt als Sinnenrauſch, als die unüberſchwänglich beſeligende Idee des Chriſtenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchſchauern begann: da wollten auch die Menſchen dieſe geheimen Schauer, dieſe unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wolluſt mit Worten ausſprechen und beſingen. Vergebens ſuchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es muſsten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und juſt ſolche, die durch eine geheime ſympathetiſche Verwandtſchaft mit jenen neuen Gefühlen dieſe letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichſam heraufbeſchwören konnten. So entſtand die ſogenannte romantiſche Poeſie, die in ihrem ſchönſten Lichte im Mittelalter aufblühete, ſpäterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensſtürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutſchen Boden aufſproſſte und ihre herrlichſten Blumen entfaltete. Es iſt wahr, die Bilder der Romantik ſollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr iſt Dasjenige die wahre Romantik, was ſo Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengſel von ſpaniſchem Schmelz, ſchottiſchen Nebeln und italiäniſchem Geklinge, verworrene und verſchwimmende Bilder, die gleichſam aus einer Zauberlaterne ausgegoſſen werden und durch buntes Farbenſpiel und frappante Beleuchtung ſeltſam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen eben ſo klar und mit eben ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein, als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie. Dieſe romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden. — So kommt es, daſs unſere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unſere größten Plaſtiker ſind. In Goethe's „Fauſt“ und Liedern ſind dieſelben reinen Umriſſe, wie in der „Iphigenie“, in „Hermann und Dorothea“, in den Elegien u. ſ. w.; und in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's ſind dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Kontouren, wie in Deſſen wahrhaft plaſtiſchem „Rom.“ O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die ſich ſo gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluſs das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum, auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtet ſchon längſt auf dem Altar unſerer Poeſie; kein Prieſter braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſcherling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deſshalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein.

Möchten doch Viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorber muſs welken, ehe wieder das Ölblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltſam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei ſo zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleiſt's „Prinz von Homburg."

Erſter Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daſs ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daſs ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1821 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, W., die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, ſteh, hier hat Armin den Varus geſchlagen!“ — Man muſs zu Fuß, und zwar wie ich, in öſtreichiſchen Landwehrtagemärſchen Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiſs recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir ſchreiben, durch Mittheilungen aus der Reſidenz mir ſo viele liebe Menſchen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin ſchon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es iſt nur die Aufgabe: Was ſoll ich nicht ſchreiben? d. h. was weiß das Publikum ſchon längſt, was iſt demſelben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wiſſen? Und dann iſt die Aufgabe: Vielerlei zu ſchreiben, ſo wenig als möglich vom Theater und ſolchen Gegenſtänden, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konverſationsblatte ꝛc. ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korreſpondenz ſind und dort ihre ausführliche und ſyſtematiſche Darſtellung finden. Den Einen intereſſiert's, wenn ich erzähle, daſs Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch ſein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern intereſſiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfeſt Rock und Hoſen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematik; das iſt der Würgengel aller Korreſpondenz. Ich ſpreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Poſſenreißern, die in ſeltſamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giuſtinianiſchen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Poſſenreißern. Aſſociation der Ideen ſoll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen ſoll ein Brief folgen. Die zwei erſten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muſs. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieſer Maſſe von Materialien? Hier hilft eine franzöſiſche Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange alſo mit der Stadt an und denke mir, ich ſei wieder ſo eben an der Poſt auf der Königſtraße abgeſtiegen, und laſſe mir den leichten Koffer nach „dem ſchwarzen Adler“ auf der Poſtſtraße tragen. Ich ſehe Sie ſchon fragen: Warum iſt denn die Poſt nicht auf der Poſtſtraße und der „ſchwarze Adler“ auf der Königſtraße? Ein andermal beantworte ich dieſe Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Geſellſchaft zu leiſten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir ſind ſchon auf einem ſehr intereſſanten Platze. Wir ſtehen auf der langen Brücke. Sie wundern ſich: — „Die iſt aber nicht ſehr lang!“ Es iſt Ironie, mein Lieber. Laſſt uns hier einen Augenblick ſtehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürſten betrachten. Er ſitzt ſtolz zu Pferde, und gefeſſelte Sklaven umgeben das Fußgeſtell. Es iſt ein herrlicher Metallguſs, und unſtreitig das größte Kunſtwerk Berlin's. Und iſt ganz umſonſt zu ſehen, weil es mitten auf der Brücke ſteht. Es hat die meiſte Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürſten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düſſeldorf, nur daſs hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht ſo bedeutend dick iſt. Aber ich ſehe, Sie werden von allen Seiten geſtoßen. Auf dieſer Brücke iſt ein ewiges Menſchengedränge. Sehen Sie ſich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das iſt eben die Königſtraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausſtellungen faſt das Auge blenden. Laſſt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloſsplatz. Rechts das Schloſs, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es grau gefärbt, und gab ihm ein düſteres, aber deſto majeſtätiſcheres Anſehen. Links wieder zwei ſchöne Straßen, die Breiteſtraße und die Brüderſtraße. Aber gerade vor uns iſt die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Joſty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambroſia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beſchriebe, die dort aufgeſchichtet ſtehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieſer Baiſers! O Aphrodite, wäreſt du ſolchem Schaum entſtiegen, du wäreſt noch viel ſüßer! Das Lokal iſt zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierſtube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zuſammengedrängt wie die Bückinge ſitzen hier die Enkel der Brennen und ſchlürfen Krême, und ſchnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge ſieht die Thüre offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloſs gehen, und ſind augenblicklich im Luſtgarten. „Wo iſt aber der Garten?“ fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das iſt wieder die Ironie. Es iſt ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeſchloſſen iſt. Wir ſtoßen hier auf eine Marmorſtatue, wobei eine Schildwache ſteht. Das iſt der alte Deſſauer. Er ſteht ganz in altpreußiſcher Uniform, durchaus nicht idealiſiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Dieſe will ich Ihnen nächſtens zeigen, es ſind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römiſchem Koſtüm mit einer Allongeperücke. Hier ſtehen wir juſt vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben geründete Thurm iſt nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchſt lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. ſei vorigen Sommer mit dem hier durchreiſenden Orientaliſten H. ſpazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Niſchen des Doms ſollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgeſtellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderſchöne Bild von Begaſſe zu bewundern? Sie können ſich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch laſſt uns drauß bleiben, es wird auf die Pauluſianer geſtichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menſchenmaſſe, die ſich in einem viereckigen, eiſenumgitterten Platz herumtreibt. Das iſt die Börſe. Dort ſchachern die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Geſichter! Habſucht in jeder Muſkel. Wenn ſie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeſchrieen: „Gieb mir all dein Geld!“ Mögen ſchon Viel zuſammengeſcharrt haben. Die Reichſten ſind gewiſs Die, auf deren fahlen Geſichtern die Unzufriedenheit und der Miſsmuth am tiefſten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher iſt doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig iſt. Mit Recht iſt hier der Kaufmann wenig geachtet. Deſto mehr ſind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeſchlagenen Röcken. Denn der Luſtgarten iſt auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemuſtert wird. Ich bin zwar kein ſonderlicher Freund vom Militärweſen, doch muſs ich geſtehen, es iſt mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Luſtgarten die preußiſchen Officiere zuſammenſtehen ſehe. Schöne, kräftige, rüſtige, lebensluſtige Menſchen. Zwar hier und da ſieht man ein aufgeblaſenes, dummſtolzes Ariſtokratengeſicht aus der Menge hervorglotzen.

Doch findet man beim größern Theile der hieſigen Officiere, beſonders bei den jüngern, eine Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, die man um ſo mehr bewundern muſs, da, wie geſagt, der Militärſtand der angeſehenſte in Berlin iſt. Freilich, der ehemalige ſchroffe Kaſtengeiſt deſſelben wurde ſchon dadurch ſehr gemildert, daſs jeder Preuße wenigſtens ein Jahr Soldat ſein muſs, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verſchont bleibt. Letzteres iſt gewiſs ſehr läſtig und drückend, doch in mancher Hinſicht auch ſehr heilſam. Unſere Jugend iſt dadurch geſchützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienſtes, weil man dort alle Laſt deſſelben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holſtein der Fall iſt, ſogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienſte befreit iſt. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verſtummen, wenn unſere lautmauligen Spießbürger, unſere politiſierenden Ladenſchwengel, unſere genialen Auskultatoren, Bureauſchreiber, Poeten und Pflaſtertreter vom Dienſte befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er ſchultert, präſentiert und — ſchweigt.

Doch vorwärts! Wir müſſen über die Brücke. Sie wundern ſich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier ſich herumtreiben und ſchwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war ſonſt die Hundebrücke; der König ließ ſie niederreißen, und läſſt an ihrer Stelle eine prächtige Eiſenbrücke verfertigen. Schon dieſen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird ſich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk daſtehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne ſehen Sie ſchon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen impoſantern Anblick, als, vor der Hundebrücke ſtehend, nach den Linden hinauf zu ſehen. Rechts das hohe, prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Univerſität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. ſ. w. Hier drängt ſich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Überall verzierende Statuen; doch von ſchlechtem Stein und ſchlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughauſe. Hier ſtehn wir auf dem Schloſsplatz, dem breiteſten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais iſt das ſchlichteſte und unbedeutendſte von allen dieſen Gebäuden. Unſer König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König ſelbſt vorbei. Es iſt nicht der prächtige Sechsſpänner; der gehört einem Geſandten. Nein, er ſitzt in dem ſchlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten ſieht den Purpur unter dieſem Mantel und das Diadem unter dieſer Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es iſt ein ſchöner Mann,“ flüſtert dort die kleine Blondine. „Es war der beſte Ehemann,“ antwortet ſeufzend die ältere Freundin. „Ma foi!“ brüllt der Huſarenofficier, „es iſt der beſte Reiter in unſerer Armee.“

Wie gefällt Ihnen aber die Univerſität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigſten Hörſäle ſind geräumig, die meiſten düſter und unfreundlich, und, was das Schlimmſte iſt, bei vielen gehen die Fenſter nach der Straße, und da kann man ſchrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muſs der arme Burſche auf glühenden Kohlen ſitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht ſaffian- oder maroquinledernen, ſondern ſchweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und ſeine Augen unterdeſſen auf der Straße ſchweifen und ſich ergötzen an dem pittoresken Schauſpiel der leuchtenden Equipagen, der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menſchenwoge, die ſich nach dem Opernhauſe wälzt. Wie müſſen dem armen Burſchen die 16 Groſchen in der Taſche brennen, wenn er denkt: Dieſe glücklichen Menſchen ſehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ ſteht auf dem Opernhauſe, und der Muſenſohn ſollte drauß bleiben? — Aber ſehen Sie, das Kollegium iſt eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten ſchlendert nach den Linden. „Gehn denn ſo viele Philiſter ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, ſtill, Das ſind keine Philiſter. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philiſter. Eben ſo wenig wie die rothe Mütze und der Flauſch den Burſchen macht. Ganz im Koſtüm des Letztern geht hier mancher ſentimentale Barbiergeſell, mancher ehrgeizige Kaufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es iſt dem anſtändigen Burſchen zu verzeihen, wenn er mit ſolchen Herren nicht gern verwechſelt ſein möchte. Kurländer ſind wenige hier. Deſto mehr Polen, über 70, die ſich meiſtens burſchikoſe tragen. Dieſe haben obige Verwechſelung nicht zu befürchten. Man ſieht's dieſen Geſichtern gleich an, daſs keine Schneiderſeele unterm Flauſche ſitzt. Viele dieſer Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thuснelda's als Muſter von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es iſt wahr. Wenn man ſo viele Herrlichkeiten bei Fremden ſieht, gehört wirklich eine ungeheure Doſis Patriotismus dazu, ſich noch immer einzubilden: das Vortrefflichſte und Köſtlichſte, was die Erde trägt, ſei ein — Deutſcher! Zuſammenleben iſt wenig unter den hieſigen Studierenden. Die Landsmannſchaften ſind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia“ aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, ſoll ebenfalls aufgelöſt ſein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell iſt kürzlich ſehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebſchütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anſpruch machten an den Sitz No. 4. Sie wuſſten nicht, daſs es in dieſem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten dieſe Nummer vom Profeſſor erhalten. „Dummer Junge!“ rief der Eine, und der leichte Wortwechſel war geendigt. Sie ſchlugen ſich den andern Tag, und Liebſchütz rannte ſich den Schläger ſeines Gegners in den Leib. Er ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von ſeinen akademiſchen Freunden nach dem jüdiſchen Gottesacker gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke, auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch ſchöne Federhüte!
Welch ſchöne Türkenſhawls!
Welch ſchöne Wangenblüthe!
Welch ſchöner Schwanenhals!

Nein, Dieſe dort iſt ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und dieſen Schöps mit dem Schnauzbarte ſieht ſie ſo zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, ſondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er iſt Militär. Sie wundern ſich, daſs alle Männer hier plötzlich ſtehen bleiben, mit der Hand in die Hoſentaſche greifen und in die Höhe ſchauen? Mein Lieber, wir ſtehen juſt vor der Akademieuhr, die am richtigſten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die ſeinige darnach zu richten. Es iſt ein poſſierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daſs dort eine Uhr ſteht. In dieſem Gebäude iſt auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verſchaffen; der Vorſteher derſelben, Profeſſor Zelter, ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock anmeſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rome, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

Friedrichſtraße. Wenn man dieſe betrachtet, kann man ſich die Idee der Unendlichkeit veranſchaulichen. Laſſt uns hier nicht zu lange ſtehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwiſchen dem Halliſchen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt ſich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier iſt das Café de Commerce, und hier wohnt — Zagor! Eine Sonne ſteht über dieſer Paradieſespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt dieſe Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des Darius Hyſtaspis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Zagor! Und dennoch, dieſe Sonne iſt nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die ſeltenen Delikateſſen ſind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt ſtehen, ſo iſt die Bedienung doch oft ſehr langſam, nicht ſelten iſt der Braten alt und zähe, und die meiſten Gerichte finde ich im Café Royal weit ſchmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, ſo betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskaſten des Zagor'ſchen Parterre ausgeſtellt ſind. Hier hängen neben einander die Schauſpielerin Stich, der Theolog Neander und der Violiniſt Boucher. Wie die Holde lächelt! O ſähen

Sie ſie als Julie, wenn ſie dem Pilger Romeo den erſten Kuſs erlaubt. Muſik ſind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heav'n in her eye,
In every gesture dignity and love.
(Milton.)

Wie ſieht Neander wieder zerſtreut aus! Er denkt gewiſs an die Gnoſtiker, an Baſilides, Valentinus, Bardeſanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon. Er nennt ſich Kosmopolit, Sokrates der Violiniſten, ſcharrt ein raſendes Geld zuſammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laſſt uns ſchnell vorbeigehn; hier iſt wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetiſcher Name. Betrachten Sie die ſchönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden ſtehn. Hier wohnt die vornehmſte Welt Berlin's. Laſſt uns eilen. Das große Haus links iſt die Konditorei von Fuchs. Wunderſchön iſt dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, iſt am ſchlechteſten und theuerſten in Berlin. Unter den Konditorwaaren iſt wenig Auswahl, und das Meiſte iſt alt. Ein paar alte verſchimmelte Zeitſchriften liegen auf dem Tiſche. Und das lange, aufwartende Fräulein iſt nicht mal hübſch. Laſſt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich eſſe keine Spiegel und ſeidene Gardinen, und wenn ich Etwas für die Augen haben will, ſo gehe ich in Spontini's Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues ſehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmſtraße mit der Letztenſtraße in Verbindung geſetzt wird. Hier wollen wir ſtille ſtehn, und das Brandenburger Thor und die darauf ſtehende Viktoria betrachten. Erſteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und beſteht aus einer Kolonnade von zwölf großen doriſchen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neueſten Geſchichte genugſam bekannt ſein. Die gute Frau hat auch ihre Schickſale gehabt; man ſieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Laſſt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor ſich ſehen, iſt der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chauſſée nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei koloſſale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorſtellen möchte. Erzniederträchtige, verſtümmelte Klötze. Man ſollte ſie herunterwerfen; denn es hat ſich gewiſs ſchon manche ſchwangere Berlinerin dran verſehen. Daher die vielen ſcheußlichen Geſichter, denen wir unter den Linden begegnet. Die Polizei ſollte ſich drein miſchen.

Jetzt laſſt uns umkehren, ich habe Appetit, und ſehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore ſtehen Droſchken. So heißen unſere hieſigen Fiaker. Man zahlt 4 Groſchen Kourant für eine Perſon und 6 Gr. K. für zwei Perſonen, und der Kutſcher fährt wohin man will. Die Wagen ſind alle gleich, und die Kutſcher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufſchlägen. Wenn man juſt preſſiert iſt, oder wenn es entſetzlich regnet, ſo iſt keine einzige von allen Droſchken aufzutreiben. Doch wenn es ſchönes Wetter iſt, wie heute, oder wenn man ſie nicht ſonderlich nöthig hat, ſieht man die Droſchken haufenweis beiſammen ſtehen. Laſſt uns einſteigen. Schnell, Kutſcher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der noch nicht weiß, wo er heut zu Mittag eſſen kann! Haben Sie die Idee eines Mittageſſens begriffen, mein Lieber? Wer dieſe begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menſchen. Schnell, Kutſcher! — Was halten Sie von der Unſterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es iſt eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutſcher! Nicht wahr, es iſt bloß das Geſetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obſchon die Stadt neu, ſchön und regelmäßig gebaut iſt, ſo macht ſie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt ſehr ſcharfſinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse: on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt ſagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengeraſſels. Gut, wir ſind am Ziel. Halt! Hier iſt das Café Royal. Das freundliche Menſchengeſicht, das an der Thüre ſteht, iſt Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerkſamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dienſteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laſſt uns hineingehn. Ein ſchönes Lokal; vorn das ſplendideſte Kaffeehaus Berlin's, hinten die ſchöne Reſtauration. Ein Verſammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die intereſſanteſten Menſchen ſehen. Bemerken Sie dort den großen breitſchultrigen Mann im ſchwarzen Oberrock? Das iſt der berühmte Cosmeli, der heut in London iſt und morgen in Ispahan. So ſtelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamiſſo vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das iſt der Wolf, der den Homer zerriſſen hat, und der deutſche Hexameter machen kann. Aber dort am Tiſch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Geſichtsmuſkeln, mit den poſſierlichen und doch unheimlichen Geſten? Das iſt der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geſchrieben, und die hohe feierliche Geſtalt, die ihm gegenüber ſitzt, iſt der Baron von Lüttwitz, der in der Voſſiſchen Zeitung die klaſſiſche Recenſion des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der ſich ſo leicht bewegt, kurländiſch liſpelt, und ſich jetzt wendet gegen den hohen, ernſthaften Mann im grünen Oberrock? Das iſt der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel“ ſo ſehr touchiert hat*).

---

*) Wahrſcheinlich mit Bezug auf dieſe Stelle veröffentlichte Heine im „Bemerker“ Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Geſellſchafter“), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daſs zwei Aufſätze von mir, überſchrieben: „Briefe aus Berlin“ (in Nr. 6, 7, 16 ꝛc. des zum „Rheiniſch-Weſtf. Anzeiger“ gehörigen „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblattes“) auf eine Art ausgelegt worden, Der Ernſthafte iſt der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer dieſe determinierte Figur iſt, die am Kamine ſteht? Das iſt Ihr Antagoniſt Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eiſenguſſe. Aber was kümmern mich alle dieſe Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal dieſe Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derſelben melodiſch und ſchmelzend klingen, as music on the waters! Es ſind geheime Zauberformeln, die uns das Geiſterreich aufſchließen. Und Champagner da-

---

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erſcheinen muſs; da es nie meine Abſicht war, ihn zu kränken, ſo erkläre ich hiermit, daſs es mir herzlich leid iſt, wenn ich zufälligerweiſe dazu Anlaſs gegeben hätte; daſs ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daſs es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikateſſe unterdrückt werden muſste. Dieſes kann der geehrte Redakteur jener Zeitſchrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieſes freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Miſsverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

„Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daſs ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloſer, haben gar keinen Sinn für alle dieſe Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armſelige Stadtneuigkeiten. Sie ſollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was giebt es Neues? Er ſchüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achſeln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taſchen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, ſo geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermuſikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen,“ ſoll nicht ſehr angeſprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geſchrieben. Er ſoll aus der preußiſchen Geſchichte ſein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Aucaſſin und Nicolette,“ wozu Schneider die Muſik ſetzt. Letztere wird erſt noch etwas zuſammengeſtrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido,“ eine heroiſche Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Koncerte angekündigt. Wenn der „Freiſchütz“ gegeben wird, iſt es noch immer ſchwer, Billette zu erhalten. Der Baſſiſt Fiſcher iſt hier, wird nicht auftreten, ſingt aber viel in Geſellſchaften. Graf Brühl iſt noch immer ſehr krank; er hat ſich das Schlüſſelbein zerbrochen. Wir fürchteten ſchon, ihn zu verlieren, und noch ſo ein Theaterintendant, der Enthuſiaſt iſt für deutſche Kunſt und Art, wäre nicht leicht zu finden geweſen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann iſt wahrſcheinlich noch hier; ſie ſchreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorſt's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, ſtehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener“ wird noch dieſen Winter gegeben. Wach iſt mit einem Altarblatt beſchäftigt, das unſer König der Siegeskirche in Moskau ſchenken wird. Die Stich iſt längſt aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie“ auftreten. Die Karoline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu ſie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Meklenburg die der Dame ſchrieb. Der Staatskanzler erholt ſich von ſeiner Krankheit. Ruſt behandelt ihn. Doktor Bopp iſt hier angeſtellt als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium ſeine erſte Vorleſung über das Sanskrit gehalten. Vom Brockhauſiſchen Konverſationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neueſter Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc. ꝛc.“ ſpricht man gar Nichts; man hat faſt keine Notiz davon genommen. Der Junge, der ſeine Mutter mit dem Hammer todtgeſchlagen hat, war wahnſinnig. Die myſtiſchen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufſehn. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh“, einen Roman heraus, der ſehr viele politiſche Sticheleien enthalten ſoll. Profeſſor Gubitz beſchäftigt ſich noch immer mit Überſetzungen aus dem Neugriechiſchen, und ſchneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken“, ein Werk, welches der Kaiſer Alexander als Volksbuch für die Ruſſen drucken läſſt. Bei Chriſtiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen“, die viel Poeſie enthalten. Der Künſtlerverein in der Akademie iſt ſehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofſchauſpieler Walter aus Karlsruhe iſt eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiſeabenteuer“ auftreten. Die Neumann ſoll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reiſen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geſchrieben: „Der neue Markt.“ Sein Luſtſpiel: „Quintin Meſſys“ wird nächſte Woche gegeben. Heinrich von Kleiſt's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer iſt das Manuſkript ſeiner Trilogie: „Die Argonauten,“ welches er unſerer Intendanz geſchickt hatte, wieder zurück geſandt worden. Markör, ein Glas Waſſer! Nicht wahr, der Kammermuſikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er ſoll Weſtfalen mit Neuigkeiten verſorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Weſtfalen nicht zu wiſſen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, iſt weder ein Liberaler noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes ſagt, ſo iſt er ſo unſchuldig dabei wie das unglückſelige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eſelsohren!“]

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.*)

[Ihr ſehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und erſah daraus mit Vergnügen, daſs mein erſter Brief Ihren Beifall hat. Ihr leiſe angedeuteter Wunſch, beſtimmte Perſönlichkeiten nicht zu ſehr hervortreten zu laſſen, ſoll in etwa erfüllt werden. Es iſt wahr, man kann mich leicht miſsverſtehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinſkizziere, ſondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daſs es mir um dieſe Figürchen beſonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, ſo wie man Suppe ohne Salz eſſen kann. Man kann verblümt ſprechen, wie unſere Zeitungsſchreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutſchen Macht reden, ſo weiß Jeder, daſs Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Maſken im Redoutenſaale ohne Geſichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutſchen Juriſten ſpreche, der das ſchwarze Haar ſo lang als möglich von der Schulter herabwallen läſſt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel ſchaut, einem Chriſtusbilde ähnlich ſehen möchte, übrigens einen franzöſiſchen Namen trägt, von franzöſiſcher Abſtammung iſt, und doch gar gewaltig deutſch thut, ſo wiſſen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei ſeinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Perſönlichkeit ſchildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die ſich im Lehnſtuhle der Konvenienz-Korreſpondenz behaglich ſchaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber ſagt nicht, wie wir ausſehn.“

---

*) Ein Theil dieſes Briefes iſt bei dem ſpäteren Abdruck im zweiten Bande der „Reiſebilder", 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

Ich habe es längſt gewuſſt, daſs eine Stadt wie ein junges Mädchen iſt, und ihr holdes Angeſicht gern wieder ſieht im Spiegel fremder Korreſpondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daſs Berlin bei einem ſolchen Beſpiegeln ſich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatſchliſe gebärden würde. Ich machte bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung: Berlin iſt ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Miſsmuth hat der Phantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daſs etwa eine Weiberuntreue die Urſache ſei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeſchloſſen war, ſchaffte ich mir wenigſtens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuſkeln wirken. Glauben Sie nicht, daſs etwa meine Eitelkeit ſchmerzlich beleidigt worden ſei; die Zeit iſt vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühſam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beſtändig in der Taſche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beſchäftigte. Denken Sie auch nicht, daſs vielleicht Glaubensſkrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Urſache bewirkt meine Betrübnis: mein köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von B., iſt vorgeſtern abgereiſt! Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, deſſen originelle Witze mich zur Lebensluſtigkeit aufzuheitern vermochten, und in deſſen ſüßen, edeln Geſichtszügen ich deutlich ſehen konnte, wie einſt meine Seele ausſah, als ich noch ein ſchönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haſs und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite: ich muſs jetzt davon ſprechen, was die Leute ſingen und ſagen bei uns an der Spree. Was ſie klüngeln und was ſie züngeln, was ſie kichern und was ſie klatſchen, Alles ſollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längſt ſein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warſchau oder Petersburg mit ſeinen Kunſtſtücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es iſt hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen geweſen, daſs Einem faſt Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferſe.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?
— — — — — — — — —
Selbſt von Hiſpanien kamen ſie,
Und ſpielten auf dem Schaugerüſte
Gar manche ſchlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinſpieler, jung, blühend, hübſch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöſes Gerücht ging ihm voran, als habe das italiäniſche Meſſer ihn unfähig gemacht, dem ſchönen Geſchlechte gefährlich zu ſein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener muſikaliſchen Abendunterhaltungen, die uns dieſen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert geſpannt ſind, weil der junge Mendelsſohn darin zum erſten Male öffentlich ſpielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freiſchütz“ gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper das „Lied der Brautjungfern“ oder [kurzweg] den „Jungfernkranz“ gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halliſchen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja ſelbſt, wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder: — den „Jungfernkranz.“

Wie man in den Goethe'ſchen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide:
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz.“

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrt’ und Thymian.“ So geht’s fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann’s nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daſs ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig’ ich ab. Iſt’s Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf’ ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen,“ liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz,“ und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im „Freiſchützen;“ der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängnis dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſaite ſprang, laut ausgerufen: „Hilf, Samiel!“

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: „Was fehlt Ihnen?“ Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank,“ liſpelt ſie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchöne Wetter und beſchauen Sie die ſchöne Welt.“ Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſt anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Märchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht; andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten, und eine Altweiberſtimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. ſ. w.“

Und nun den ganzen Tag verläſſt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſche ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fiſtulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kaſparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechſelung in das Geſumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ooch immer jut ſind“, und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daſs ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe die „Katharre“ und ſpielt und ſingt die „Kravatte“ aus Tankred: „Nach ſo viel' Leiden“, und ich ruhe aus nach ſo vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie deſſelben wirklich ſchlecht ſei. Im

Gegentheil, ſie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verſtehen mich. Der ganze „Freiſchütz“ iſt vortrefflich, und verdient gewiſs jenes Intereſſe, womit er jetzt in ganz Deutſchland aufgenommen wird. Hier iſt er jetzt vielleicht ſchon zum dreißigſten Male gegeben, und noch immer wird es erſtaunlich ſchwer, zu einer Vorſtellung deſſelben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieſes beweiſt hinlänglich, daſs man Unrecht hatte, zu glauben: als ob dieſe Oper hier nur durch die antiſpontiniſche Partei gehoben worden ſei. Antiſpontiniſche Partei? Ich ſehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, dieſe ſei eine politiſche. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptſtädten ſehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos ſchlichtend, in der Mitte ſteht. Aber dafür ſehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Muſik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier geweſen, hätten Sie es ſich in der Gegenwart veranſchaulichen können, wie einſt in Paris der Streit der Gluckiſten und Picciniſten ungefähr ausgeſehen haben mag. — Aber ich ſehe, ich muſs hier etwas ausführlicher von der hieſigen Oper ſprechen; erſtens, weil ſie doch in Berlin ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung iſt, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geiſt mancher Notizen gar nicht faſſen können. Von unſern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht ſprechen. Ihre Apologien ſind ſtereotyp in allen Berliner Korreſpondenzartikeln und Zeitungsrecenſionen; täglich lieſt man: die Milder-Hauptmann iſt unübertrefflich, die Schulz iſt vortrefflich, und die Seidler iſt trefflich. Genug, es iſt unbeſtritten, daſs man die Oper hier auf eine erſtaunliche Kunſthöhe gebracht hat, und daſs ſie keiner andern deutſchen Oper nachzuſtehen braucht. Ob Dieſes durch die emſige Wirkſamkeit des verſtorbenen Weber's geſchehen iſt, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausſpruch ſeiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle dieſe Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich ſehr zu bezweifeln. Ich wage ſogar zu glauben, daſs die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchſt nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daſs ſeit der völligen Trennung der Oper vom Schauſpiele und Spontini's unumſchränkter Beherrſchung derſelben dieſe täglich mehr und mehr Schaden erleiden muſs durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für ſeine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder befreundeter Genies, und durch ſeine eben ſo natürliche Abneigung gegen die Muſik ſolcher Komponiſten, deren Geiſt den ſeinigen nicht anſpricht oder dem ſeinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem ſeinigen wetteifert.

Ich bin zu ſehr Laie im Gebiete der Tonkunſt, als daſs ich mein eignes Urtheil über den Werth der Spontini'ſchen Kompoſitionen ausſprechen dürfte, und Alles, was ich hier ſage, ſind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgeſprächs beſonders hörbar ſind.

„Spontini iſt der größte aller lebenden Komponiſten. Er iſt ein muſikaliſcher Michel Angelo. Er hat in der Muſik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er iſt ein großer Mann, er iſt ein Genie, er iſt ein Gott!“ So ſpricht die Spontiniſche Partei, und die Wände der Palläſte ſchallen wider von dem unmäßigen Lobe. — Sie müſſen nämlich wiſſen, es iſt die Nobleſſe, die beſonders von Spontini's Muſik angeſprochen wird und demſelben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunſt angedeihen läſſt. An dieſe edlen Gönner lehnt ſich die wirkliche Spontiniſche Partei, die natürlicher Weiſe aus einer Menge Menſchen beſteht, die dem vornehmen und legitimen Geſchmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthuſiaſten für das Ausländiſche, aus einigen Komponiſten, die ihre Muſik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei beſteht, iſt wohl leicht zu errathen. Viele ſind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welſcher iſt. Andre, weil ſie ihn beneiden. Wieder Andre, weil ſeine Muſik nicht deutſch iſt. Aber endlich der größte Theil ſieht in ſeiner Muſik nur Pauken- und Trompetenſpektakel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie ſich den Lärm erklären, der dieſen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia" auf unſrer Bühne zuerſt erſchien. Haben Sie die Muſik dieſer Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Poſaunen war kein Mangel, ſo daſs ein Witzling den Vorſchlag machte, im neuen Schauſpielhauſe die Haltbarkeit der Mauern durch die Muſik dieſer Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brauſenden „Olympia," hörte auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln, und rief, Athem ſchöpfend: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Poſaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von ſo vieler Herrlichkeit, und verſicherten, daſs ſie dieſe ſchöne dicke Muſik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthuſiaſten aber riefen: „Hoſianna! Spontini iſt ſelbſt ein muſikaliſcher Elephant! Er iſt ein Poſaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, ſein „Freiſchütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antiſpontiniſche Partei einen feſten Punkt, und am Abend der erſten Vorſtellung ſeiner Oper wurde Weber aufs herrlichſte gefeiert. In einem recht ſchönen Gedichte, das den Doktor Förſter zum Verfaſſer hatte, hieß es vom Freiſchützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ ſich über dieſen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte ſehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förſter, der es doch ſo gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angeſtellt zu werden, und würde ſich nicht ſo unmäßig beſcheiden gebärdet haben, wenn ihm ſchon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeſchnitten geweſen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorſtellung ſeiner Oper, reiſte nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kaſſel, wies ihn zurück, dirigierte wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und iſt jetzt nach Wien gereiſt, wo eine neue komiſche Oper von ihm gegeben werden ſoll. — Über den Werth des Textes und der Muſik des Freiſchützen verweiſe ich Sie auf die große Recenſion deſſelben vom Profeſſor Gubitz im „Geſellſchafter“. Dieſer geiſtreiche und ſcharfſinnige Kritiker hat das Verdienſt, daſs er der Erſte war, der die romantiſchen Schönheiten dieſer Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am beſtimmteſten vorausſagte.

Weber's Äußere iſt nicht ſehr anſprechend. Kleine Statur, ein ſchlechtes Untergeſtell und ein langes Geſicht ohne ſonderlich angenehme Züge. Aber auf dieſem Geſichte liegt ganz verbreitet der ſinnige Ernſt, die beſtimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns ſo bedeutſam anzieht in den Geſichtern altdeutſcher Meiſter. Wie kontraſtiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Geſtalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechſchwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb ſtolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieſes gelblichen Geſichtes, worin alle Leidenſchaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabreſen zu gehören ſcheint, und der dennoch ſchön und edel genannt werden muſs: — Alles läſſt uns gleich den Mann erkennen, aus deſſen Geiſte die „Veſtalin“, „Cortez“ und „Olympia“ hervorgingen.

Von den hieſigen Komponiſten erwähne ich gleich nach Spontini unſern Bernhard Klein, der ſich ſchon längſt durch einige ſchöne Kompoſitionen rühmlichſt bekannt gemacht hat, und deſſen große Oper „Dido“ vom ganzen Publikum mit Sehnſucht erwartet wird. Dieſe Oper ſoll, nach dem Ausſpruche aller Kenner, denen der Komponiſt Einiges daraus mittheilte, die wunderbarſten Schönheiten enthalten und ein geniales deutſches Nationalwerk ſein. Klein's Muſik iſt ganz originell. Sie iſt ganz verſchieden von der Muſik der oben beſprochenen zwei Meiſter, ſowie neben den Geſichtern derſelben das heitere, angenehme, lebensluſtige Geſicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontraſt bildet. Klein iſt ein Kölner und kann als der Stolz ſeiner Vaterſtadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen ſo großen Komponiſten hielte, ſondern weil er als Komponiſt von Koreff's „Aucaſſin und Nicolette“ vom 26. Februar bis auf dieſe Stunde ein Gegenſtand des öffentlichen Geſprächs war. Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik*). — Es iſt immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umſtand hinzu, daſs der Muſikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff ſo allgemein bekannt ſind. Letztern verlieren wir bald, da er ſich ſchon längſt zu einer großen Reiſe ins Ausland vorbereitet. Das iſt ein Verluſt für unſere Stadt, da dieſer Mann ſich auszeichnet durch geſellige Tugenden, angenehme Perſönlichkeit und Großartigkeit der Geſinnung.

Was man in Berlin ſingt, Das wiſſen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was ſpricht man in Berlin? — Ich habe vorſätzlich erſt vom Singen geſprochen, da ich überzeugt bin, daſs die Menſchen erſt geſungen haben, ehe ſie ſprechen lernten, ſo wie die metriſche Sprache der Proſa voranging. Wirklich, ich glaube, daſs Adam und Eva ſich in ſchmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausſchimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt ſchlug? Wahrſcheinlich. Dieſes Taktſchlagen iſt bei unſerm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obſchon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitſcherten unſre Ureltern in den Thälern Kaſchemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einſt ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine ſind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen iſt ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erſtere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären ſind gegen uns übrige Deutſche in der Kultur noch ſehr zurückgeblieben, und obſchon ſie in der Tanzkunſt mit uns wetteifern, ſo iſt ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutſchen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Eſel und die Schafe hatten es einſt ſchon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klaſſiſche Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

---

*) Vergl. das Sonett an J. F. Koreff, Band XV, S. 111 ff. Der Herausgeber.

Eſelhaftigkeit im geſchloſſenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckiſchen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geſchehen pflegt, ſie ſind in der Kultur wieder ſo tief geſunken, daſs ſie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „I-A“ und das kindlich fromme „Bäh“ behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Dieſen muſs ich jetzt ſprechen, weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz“ der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley“, ſtehen auf mit „Robin dem Rothen“, und haben den ganzen Tag den „Zwerg“ in den Fingern. Der Roman „Kenilworth“ hat gar beſonders Furore gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muſs ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Überſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Roman: „Der Pirat“ ſind vier Überſetzungen auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglaut bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Überſetzung iſt die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taſchenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten ſein. Daſs es bei ſolchen Umſtänden an einiger Reibung nicht fehlen wird, iſt vorauszuſehen. Frau von Hohenhauſen iſt jetzt mit der Überſetzung des Scott'ſchen „Ivanhoe" beſchäftigt, und von der trefflichen Überſetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Überſetzung Scott's erwarten. Ich glaube ſogar, daſs dieſe noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem ſanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der ſchönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Geſtalten des freundlichen Schotten ſich weit klarer abſpiegeln werden, als die düſtern Höllenbilder des mürriſchen, herzkranken Engländers. In keine ſchönern und zartern Hände konnte die ſchöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu überſetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weiſe wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feſte war eine glänzende Maſkerade, wo die meiſten Helden der Scott'ſchen Romane in ihrer charakteriſtiſchen

Äußerlichkeit erſchienen. Von dieſer Feſtlichkeit und dieſen Bildern ſprach man hier wieder acht Tage lang. Beſonders trug man ſich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der ſich juſt hier befindet, als ſchottiſcher Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Koſtüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hoſen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei dieſem glänzenden Feſte paradierte. Dieſer junge Menſch, ein engliſcher Huſarenofficier, wird hier ſehr gefeiert und genießt hier den Ruhm ſeines Vaters. — Wo ſind die Söhne Schiller's? Wo ſind die Söhne unſerer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hoſen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo ſind unſre großen Dichter ſelbſt? Still, ſtill, Das iſt eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht ſein und hier unerwähnt laſſen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutſche Dichter, von dem man hier am meiſten ſpricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unſeres Goethe nicht das Meiſte dazu beigetragen haben, daſs ſeine äußere Stellung ſo glänzend iſt und daſs er in ſo hohem Maße die Affektion unſerer Großen genießt? Fern ſei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe iſt ein großer

Mann in einem ſeidnen Rock. Am großartigſten hat er ſich noch kürzlich bewieſen gegen ſeine kunſtſinnigen Landsleute, die ihm im edeln Weichbilde Frankfurt's ein Monument ſetzen wollten, und ganz Deutſchland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über dieſen Gegenſtand erſtaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit ſchrieb Folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutſchen Männer, Mädchen, Frauen,
Und ſammelt Subſkribenten unverdroſſen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beſchloſſen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meſszeit wird der fremde Krämer ſchauen,“ —
So denken ſie — „daſs wir des Manns Genoſſen,
Daſs unſerm Miſte ſolche Blum' entſproſſen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen.“

O, laſſt dem Dichter ſeine Lorberreiſer,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.

Im Windelnſchmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüſslein trennt vom Sachſenhäuſer!

Der große Mann machte, wie bekannt iſt, allen Diskuſſionen dadurch ein Ende, daſs er ſeinen Landsleuten mit der Erklärung, „er ſei gar kein Frankfurter“ das Frankfurter Bürgerrecht zurückſchickte.

Letzteres ſoll ſeitdem — um Frankfurtiſch zu ſprechen — 99 Procent im Werthe geſunken ſein, und die Frankfurter Juden haben jetzt beſſere Ausſicht zu dieſer ſchönen Acquiſition. Aber — um wieder Frankfurtiſch zu ſprechen — ſtehen die Rothſchilde und die Bethmänner nicht längſt al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieſelbe Religion. Sein Komptoir iſt ſeine Kirche, ſein Schreibpult iſt ſein Betſtuhl, ſein Memorial iſt ſeine Bibel, ſein Waarenlager iſt ſein Allerheiligſtes, die Börſenglocke iſt ſeine Betglocke, ſein Gold iſt ſein Gott, der Kredit iſt ſein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu ſprechen: erſtens von der neuen Börſenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet iſt und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenſtand ſind. Ich werde freilich am Ende auf Dieſelben zurückkommen müſſen, wenn ich von ihrem neuen Kultus ſpreche, der von Berlin beſonders ausgegangen iſt. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer verſäumt habe, dem neuen moſaiſchen Gottesdienſte einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die ſchon längſt in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenſtand des Stadtgeſpräches iſt, will ich nicht ſchreiben, weil ſonſt mein Brief zu einem Buche anſchwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichſten. Ich habe unlängſt einer ſeiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's ſprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muſs geſtehen, keine ſonderlich gottſeligen Gefühle werden durch ſeine Predigten in mir erregt: aber ich finde mich im beſſern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des ſchlaffen Indifferentismus. Dieſer Mann braucht nur das ſchwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er ſteht da als Prieſter der Wahrheit.

Ungemeines Aufſehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hieſige theologiſche Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'ſche Aktenſammlung“ (in der Voſſiſchen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaſelbſt). Als Verfaſſer jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus weſſen Feder jene Anzeige und Entgegnung gefloſſen iſt, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, Andere Beckendorf ſelbſt, Andere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten iſt in jenen Aufſätzen nicht zu verkennen. Wie man ſagt iſt Schleiermacher mit einer Entgegnung beſchäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, ſeinen Antagoniſten nieder zu reden. Daſs die theologiſche Fakultät auf ſolche Angriffe antworten muſs, verſteht ſich von ſelbſt, und das ganze Publikum ſieht mit geſpannter Erwartung dieſer großen Antwort entgegen.

Man iſt hier ſehr geſpannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhauſiſchen Konverſationslexikon, aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil ſie, laut dem Inhaltsverzeichniſſe der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenſtände der hieſigen Konverſation ſind. So eben erhalte ich die erſte Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrath), Alopäus, Altenſtein, Ancillon, Prinz Auguſt (v. Preußen) ꝛc. ꝛc. Unter den Namen, die unſere dortigen Freunde intereſſieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begaſſe, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzoſe, der den Bewohnern des Großherzogthums Berg, trotz ſeiner haſserregenden Stellung, ſo manche ſchöne Beweiſe eines edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich ſo wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhauſiſchen Verlag ſind noch immer in Wirkſamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und ſuchte ſeine Differenzen mit unſerer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müſſen fruchtlos geweſen ſein. — Brockhaus iſt ein Mann von angenehmer Perſönlichkeit. Seine äußere Repräſentation, ſein ſcharfblickender Ernſt und ſeine feſte Freimüthigkeit laſſen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wiſſenſchaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

Die griechiſchen Angelegenheiten ſind hier, wie überall, tüchtig durchgeſprochen worden, und das Griechenfeuer iſt ziemlich erloſchen. Die Jugend zeigte ſich am meiſten enthuſiaſtiſch für Hellas; alte, vernünftigere Leute ſchüttelten die grauen Köpfe. Gar beſonders glühten und flammten die Philologen. Es muſs den Griechen ſehr Viel geholfen haben, daſs ſie von unſern Tyrtäen auf eine ſo poetiſche Weiſe erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unſer Profeſſor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, ſondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte ſich am meiſten thätig gezeigt. Der Hauptmann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern erſehn hatten, von hier aus, ohne viel' Tyrtäiſche Lieder zu ſingen, nach Griechenland gereiſt iſt, ſoll dort ganz erſtaunliche Thaten verrichtet haben, und iſt, um auf ſeinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutſchland zurück gekommen.

Es iſt jetzt beſtimmt, daſs das Kleiſt'ſche Schauſpiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin“ nicht auf unſerer Bühne erſcheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daſs ihr Ahnherr in einer unedeln Geſtalt darin erſcheine. Dieſes Stück iſt noch immer ein Erisapfel in unſern äſthetiſchen Geſellſchaften. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich dafür, daſs es gleichſam vom Genius der Poeſie ſelbſt geſchrieben iſt, und daſs es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelſtücke und Houwald'ſche Rühreier, die man uns täglich auftiſcht. „Anna Boleyn“, die Tragödie des ſehr talentvollen Dichters Gehe, der ſich jetzt juſt hier befindet, wird einſtudiert. Herr Rellſtab hat unſerer Intendanz ein Trauerſpiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund.“ Ob dieſes Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geſchwatzt, als man hörte, daſs bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'ſche Roman: „Meiſter Floh und ſeine Geſellen" auf Requiſition unſerer Regierung konfisciert worden ſei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieſes Romans perſiffliere die Kommiſſion, welche die Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe leitet. Daß unſerer Regierung an ſolchen Perſifflagen Wenig gelegen ſei, hatte ſie längſt bewieſen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paul'ſche „Komet" mit Erlaubnis der Cenſur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt iſt, in der Vorrede zum zweiten Theile dieſes Romans die Umtriebe-Unterſuchungen aufs heilloſeſte lächerlich gemacht werden. Bei unſerm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann ſelbſt Mitglied jener Unterſuchungskommiſſion; er wenigſtens durfte durch keine unzeitigen Späße das Anſehn derſelben zu ſchwächen ſuchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann iſt daher jetzt zur Rechenſchaft gezogen worden; „Der Floh" wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann iſt jetzt krank und leidet an einem ſchlimmen Naſenübel. — In meinen nächſten Briefen ſchreibe ich Ihnen vielleicht mehr über dieſen Schriftſteller, den ich zu ſehr liebe und verehre, um ſchonend von ihm zu ſprechen.

Herr von Savigny wird dieſen Sommer Inſtitutionen leſen. Die Poſſenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Weſen trieben, haben ſchlechte Geſchäfte gemacht und ſind längſt abgereiſt. Blondin iſt hier, und wird reiten und ſpringen. Der Kopfabſchneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entſetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko ſollten Sie ſehen! Das iſt ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch ſchneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski. Der weiß die Karten zu miſchen und Puppen tanzen zu laſſen! Schade, daſs der Kerl keine Theologie ſtudiert hat. Er iſt ein ehemaliger italiäniſcher Officier, noch ſehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hoſen von ſchwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptſache iſt, wenn er ſeine Künſte macht, ſind ſeine Arme faſt ganz entblößt. Weibliche Augen ſollen ſich an letztern noch weit mehr als an ſeinen Kunſtſtücken erbauen. Er iſt wirklich ein netter Kerl, Das muſs man geſtehen, wenn man die bewegliche Figur ſieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor ſeinem, mit ſeltſamem Gauklerapparate beſetzten langen Tiſche aufgepflanzt ſtehen. Er hat ſeinen Schauplatz vom Jagor'ſchen Saale nach dem engliſchen Hauſe verlegt, und iſt noch immer mit erſtaunlich vielem Zuſpruche geſegnet.

Ich habe geſtern im Café Royal den Kammermuſikus geſprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigſten im Gedächtnis behielt. Verſteht ſich, daſs die meiſten aus der muſikaliſchen Chronique scandaleuse ſind. Den 20. iſt Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logier'ſchen Methode Klavierſpielen und Generalbaſs lehrt. Graf Brühl wird von ſeiner Krankheit bald ganz hergeſtellt ſein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Poſſe: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gaſtrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geſchrieben: „Die Bräute von Arragonien," und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho." Mehrere Menſchenfreunde wollen hier eine Anſtalt für verwahrloſte Knaben ſtiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppel'ſchen Buchhandlung „Harmloſe Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil Ruſslands und der Türkei" herausgegeben, die ſo ganz harmlos nicht ſein ſollen, weil dieſer originelle Kopf überall mit eignen Augen die Dinge ſieht, und das Geſchehene unverblümt und freiſinnig ausſpricht. Die Leſebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Reviſion unterworfen, und ſie müſſen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obſcöne Bücher, wie die meiſten Romane von Althing, A. v. Schaden u. dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereiſt iſt, hat ſo eben herausgegeben: „Licht- und Schattenſeiten von Berlin,“ eine Broſchüre, die viele Unwahrheiten enthalten ſoll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritſche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler ſind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächſte Ziehung der Prämien-Staatsſchuldſcheine werden bedeutende Geſchäfte in Promeſſen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein ſchon beinahe 10000 Stück abgeſetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geiſtreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatſchrift iſt ſeit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuſkript ſeines Reiſejournals hergeſchickt an den Prof. Ideler, damit Derſelbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, deſſen Vorleſungen über das Sanskrit noch immer viel Aufſehen erregen, ſchreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter ſehr viele Polen, ſind wegen demagogiſcher Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzeſſin Wilhelmine mit ihren Kindern darſtellend. Wilhelm Henſel wird erſt dieſen Mai nach Italien reiſen. Kolbe iſt beſchäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton.“ Dieſes iſt eine ſchon alte Oper in einem Akte, die hier nächſtens zum erſten Mal gegeben werden ſoll. Der Bildhauer Tiek arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Niſchen am Eingang des Doms aufgeſtellt wird. Rauch iſt noch immer beſchäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; dieſe und die ſchon fertige Statue Scharnhorſt's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauſes (zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und dem Zeughauſe) aufgeſtellt. — Die ſtändiſchen Arbeiten gehn, dem äußern Anſcheine nach, raſch vorwärts. Die Notabeln von Oſt- und Weſtpreußen werden dieſer Tage von unſerer Regierung entlaſſen, und alsdann durch die Notabeln unſerer ſächſiſchen Provinzen erſetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen, ſagt man, ſollen die Letzten ſein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da ſie, wie man ſagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unſere Differenzen mit Heſſen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzeſſinraube in Bonn ſcheinen nicht beigelegt zu ſein; es will ſogar verlauten, als ſei unſer Geſandter am Kaſſeler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer ſächſiſcher Geſandte erwartet. Der hieſige portugieſiſche Geſandte, Graf Lobrau, iſt jetzt definitiv von ſeiner Regierung entlaſſen; ein neuer portugieſiſcher Geſandte wird täglich erwartet. Unſer preußiſcher Geſandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, iſt noch immer hier. Unſere Geſandten bei dem königl. ſächſiſchen und bei dem großherzoglich darmſtädtiſchen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterſtädt, ſind ebenfalls noch hier. Ein neuer franzöſiſcher Geſandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des ſchwediſchen Prinzen Oskar mit der ſchönen Fürſtin Eliſe Radziwill wird hier Viel geſprochen. Von der Verbindung unſeres Kronprinzen mit einer deutſchen Fürſtentochter verlautet Nichts weiter. Großen Feſtlichkeiten ſieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine. Spontini komponiert zu dieſen Feſtlichkeiten: „Das Roſenfeſt in Kaſchemir", worin zwei Elephanten erſcheinen. — Die Aſſembléen bei den Miniſtern ſind jetzt geſchloſſen; die einzigen, die noch fortdauern, ſind die, welche Dienstags bei dem Fürſten Wittgenſtein ſtattfinden. Unſer Staatskanzler befindet ſich jetzt ganz hergeſtellt und iſt theils hier, theils in Glienicke. — Zur Oſtermeſſe erſcheinen: „Jahrbücher der königl. preuß. Univerſitäten". Der Bibliothekar Spicker giebt das Feſtſpiel: „Lalla Rookh" heraus. — Der Rieſe, der auf der Königſtraße zu ſehen war, iſt jetzt auf der Pfaueninſel. — Devrient iſt noch immer nicht ganz hergeſtellt. Boucher und ſeine Frau geben jetzt Koncerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Euryanthe", Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos", Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg iſt hier.

Ach Gott! es iſt eine ſchlimme Sache mit Notizenſchreiben. Die wichtigſten darf man oft nicht mittheilen, wenn man ſie nicht verbürgen kann. Kleine Klatſchereien darf man ebenfalls nicht ſchreiben; erſtens, weil ſie oft zu tief in Familienverhältniſſe eingreifen, und zweitens und hauptſächlich, weil die, welche in Berlin am amüſanteſten ſind, oft in der Provinz langweilig und läppiſch klingen. Um des lieben Himmels willen, was intereſſiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daſs jene

Tänzerin jetzt im Dualis ſprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falſche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's dieſe Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Perſonen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleiſch, oder aus zwei Drittel Fleiſch und ein Drittel Watte beſtehen laſſe? Was ſoll man endlich Notizen über Menſchen ſchreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen ſollte?]

Wie man dieſen Winter hier lebte, läſſt ſich von ſelbſt errathen. Das bedarf keiner beſondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Reſidenz dieſelben ſind. Oper, Theater, Koncerte, Aſſembléen, Bälle, Thés (sowohl dansant als médisant), kleine Maſkeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. ſ. w., Das ſind wohl unſre vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleiner Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen, als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehöriges Perſonal erſcheint. Bei einigen Miniſtern und Geſandten ſind die Aſſembléen eigentlich große Thés, die an beſtimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus ſich durch einen mehr oder minder großen Zuſammenfluß von Gäſten ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klaſſe ſtreben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürſtlichen Bällen ähnlich zu ſein. Auf letztern herrſcht jetzt faſt im ganzen gebildeten Europa derſelbe Ton, oder vielmehr, ſie ſind den Pariſer Bällen nachgebildet. Folglich haben unſre hieſigen Bälle nichts Charakteriſtiſches; wie verwunderlich es auch oft ausſehen mag, wenn vielleicht ein von ſeiner Gage lebender Seconde-Lieutenant, und ein mit Läppchen und Geflitter moſaikartig aufgeputztes Kommiſsbrot-Fräulein ſich auf ſolchen Bällen in entſetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Geſichter puppenſpielmäßig kontraſtieren mit dem angeſchnallten, ſteifen Hofkothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinſamen Ball giebt es hier ſeit einiger Zeit, nämlich die Subſkriptionsbälle, oder die ſcherzhaft „unmaſkierte Maskeraden“ genannten Bälle im Koncertſaale des neuen Schauſpielhauſes. Der König und der Hof beehren dieſelben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet ſie gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anſtändige Menſch daran Theil nehmen. Über dieſe Bälle und die Hoffeſtlichkeiten ſpricht ſehr ſchön die geiſt- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anſchauung, die darin herrſcht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieſes Jahr fielen die Subſkriptionsbälle nicht ſo glänzend aus, wie voriges Jahr, da ſie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren dieſen Winter beſonders brillant. Meine Wohnung liegt zwiſchen lauter Fürſten- und Miniſterhôtels, und ich habe deßhalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengeraſſel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße geſperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonnierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwiſchen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenſtern des Hôtels, wo die Muſik rauſchte, goſſen kryſtallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch faſt gar kein Schlittengeklingel und Peitſchengeknall hatten wir dieſes Jahr. Wie in allen [großen] proteſtantiſchen Städten ſpielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher iſt Alles beſchäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeſchenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkaillerie-Handlungen haben ihre ſchönſten Artikel — wie unſere Stutzer ihre gelehrten Kenntniſſe — leuchtend ausgeſtellt; auf dem Schloſsplatze ſtehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielſachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und ſchwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geſchmack, und zeigen ſich ſelber den lauſchenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erſt recht los; dann ſieht man unſere Holden oft mit der ganzen reſpektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schweſterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Paſſionsſtationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroſchen Entrée, und beſehen ſich con amore die „Ausſtellung“, eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmoniſch neben einander aufgeſtellt, rings beleuchtet und von vier perſpektiviſch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübſches Gemälde bilden. Der Hauptwitz iſt nun, daſs dieſe Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Perſonen vorſtellen.

[Ich habe eine Menge dieſer Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne, als unbemerkt zuzuſchauen, wie ſich die Berlinerinnen freuen, wie dieſe gefühlvollen Buſen vor Entzücken ſtürmiſch wallen, und wie dieſe naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des iſt ſchene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausſtellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man ſie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeſte im Schloſſe ſah. Es war mir unmöglich, von dieſer Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu ſehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausſtellung bei allen Konditoren: der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man ſagt, Berliner Korreſpondent in der „Eleganten Welt“ iſt, hat bereits in dieſem Blatte eine ſolche Recenſion geliefert.

Von den Redouten im Jagor'ſchen Saale läſſt ſich nichts Erhebliches ſagen, außer daſs bei denſelben die ſchöne Einrichtung getroffen iſt: daſs es Jedem, der ſich dort zu Tode zu ennuyiren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, ſich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Opernhauſe ſind ſehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Kompendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muſs hier in einem Maſkenanzuge erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maſke vom Geſicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieſes auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königlichen Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaſkiert; dann und wann ſteigen Glieder deſſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maſkenmenge. [Dieſe beſteht aus Menſchen von allen Ständen. Schwer iſt hier zu unterſcheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergeſell iſt; an der äußern Repräſentation würde Dieſes wohl zu erkennen ſein, nimmermehr an dem Anzuge.] Faſt alle Männer tragen hier nur einfache ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läſſt ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir,“ flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch,“ iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque,“ ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose,“ entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen.“ Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaſs: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.*)

Ich habe eben meinen Galarock, ſchwarzſeidene Hoſen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichſt:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

[Die ausführliche Beſchreibung der Hochzeitfeierlichkeiten ſelbſt laſen Sie gewiſs ſchon in der Voſſiſchen oder Haude- und Spener'ſchen Zeitung, und was ich darüber zu ſagen habe, wird alſo ſehr Wenig ſein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich ſehr Wenig darüber ſage, und Das iſt: weil ich wirklich Wenig davon geſehen. Da ich oft mehr den Geiſt als die Notiz referiere, ſo hat Das ſo ſehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, ſehr viele Notizen einzuſammeln. Es war freilich ſchon ſehr lange vorher beſtimmt, daſs am 25. die Vermählung jener hohen Perſonen ſtattfinden ſollte. Aber] man trug ſich damit herum, daſs ſolche noch etwas länger aufgeſchoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, daſs ſchon am andern Tage die Trauung ſtattfände. Es ging Manchem ſo. Sonnabendmorgen war es nicht ſehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Geſichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friſeure, Schachteln, Putzmacherinnen u. ſ. w. Ein ſchöner Tag, nicht ſehr ſchwül; aber die Menſchen ſchwitzten. Gegen ſechs Uhr begann das Wagengeraſſel.

---

*) Bei dem ſpätern Abdruck in der erſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder" iſt dieſer Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

Der Herausgeber.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schloſſe ſelbſt nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloſshof, um mir wenigſtens das ganze kourfähige Perſonal zu beſchauen. Ich habe nie ſo viel' prächtige Equipagen beiſammen geſehen. Die Bedienten hatten ihre beſten Livréen an, und in ihren ſchreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hoſen mit weißen Strümpfen ſehen ſie aus wie holländiſche Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hausperſonal des Bürgermeiſters von Nordamerika. Aber dem Kutſcher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, dieſe Blume der Kutſcher auf ihrem Bocke paradieren zu ſehen, iſt ſchon allein werth, daſs man deſshalb nach Berlin reiſt. Was iſt Salomo in ſeiner Königspracht, was iſt Harun-al-Raſchid in ſeinem Kalifenſchmuck, ja was iſt der Triumph-Elephant in der „Olympia“ gegen die Herrlichkeit dieſes Herrlichen? An minder feſtlichen Tagen imponiert er ſchon hinlänglich durch ſeine echt chineſiſche Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen ſeines gepuderten, ſchwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünſchelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit ſeiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoiſinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hoſen von derſelben Farbe, Alles mit breiten goldnen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem unmenſchlich großen ſchwarzen Haarbeutel geziert, war von einem ſchwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weiſe waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung Einer an dem Andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigierte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

„und raſch hinflogen die Roſſe.“

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloſshofe. Das muſs man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daſs ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl anſah, daſs die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſierten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will nicht beſchreiben, aus ſtadtvogteilichen Gründen. Zwei hübſche Berliner-

STAATS-
BIBLIOTHEK

innen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten und Goldſtickereien und Blumen und Gaze und Atlaſſe und langen Schleppen und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Carissime," quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Komteſſe? Cypreſſenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreſſt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, muſſte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln —" Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem ſeinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klaſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre-Dame! Doch laſſt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetſchtes, eingemachtes Geſichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen, baumwollenen Gedanken, buntgeſtickte Weſte, Galanteriedegen, weißſeidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Franzöſiſch, und wenn man es ins Deutſche überſetzt, iſt es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel ſtürmen will! ich wette, er hat ſo viel Verſtand wie der Apoll von Belvedere —“ Um den Raiſonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber ſtand und ſeinen neuen altdeutſchen Rock angezogen hatte. Kirſchbraun wurde jetzt das Geſicht des Kammermuſici, und er fletſchte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! ſo ein Lump will den Freiheitshelden ſpielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —“ Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feſte Burg, o lieber Gott,
Iſt Spandau, u. ſ. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verſchlimmert, der Menſch gerieth jetzt in ſeine alten Revolutionsgeſchichten, und ſchwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembriſieren, bis mir zu meinem Glücke ſeine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich ſagte ihm: Wiſſen Sie auch, daſs gleich im Luſtgarten zwölf Kanonen losgeſchoſſen werden? Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, und verſchwunden war der Kammermuſikus.

Ich wiſchte mir den Angſtſchweiß aus dem Geſichte, als ich den Kerl vom Halſe hatte, ſah noch die letzten Ausſteigenden, machte meinen ſchönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Luſtgarten. Da ſtanden wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeſchoſſen werden ſollten in dem Augenblicke, wo das fürſtliche Brautpaar die Ringe wechſeln würde. An einem Fenſter des Schloſſes ſtand ein Officier, der den Kanonieren im Luſtgarten das Zeichen zum Abfeuern geben ſollte. Hier hatte ſich eine Menge Menſchen verſammelt. Auf ihren Geſichtern waren ganz eigne, faſt ſich widerſprechende Gedanken zu leſen.

Es iſt einer der ſchönſten Züge im Charakter der Berliner, daſs ſie den König und das königliche Haus ganz unbeſchreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzeſſinnen ſind hier ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den geringſten Bürgerhäuſern. Ein echter Berliner wird auch nie anders ſprechen, als „unſre“ Charlotte, „unſre“ Alexandrine, „unſer“ Prinz Karl u. ſ. w. [Der Berliner lebt gleichſam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derſelben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den beſondern Charakter eines Jeden, und iſt immer entzückt, neue ſchöne Seiten Deſſelben zu bemerken. So wiſſen die Berliner zum Beiſpiel, daſs der Kronprinz ſehr witzig iſt, und deſshalb kurſiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der ſchlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkuleſſe zugeſchrieben.]

Sie können ſich alſo vorſtellen, wie ſehr hier die ſchöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt ſein muſs; und aus dieſer Liebe können Sie ſich auch den Widerſpruch erklären, der auf den Geſichtern der Berliner lag, als ſie erwartungsvoll nach den hohen Schloſsfenſtern ſahen, wo unſre Alexandrine vermählt wurde. Verdruſs durften ſie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzeſſin. Recht freuen konnten ſie ſich auch nicht; denn ſie verloren Dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: „Jetzt habe ich ſie freilich verheirathet, aber ſie verläſſt mich jetzt.“ Auf dem Geſichte meines jugendlichen Nachbars ſtand: „Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo Viel, wie ſie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: „Ach! wär' ich ſchon ſo weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Beſonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienſte in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtſpännigen goldnen Kutſche mit großen Glasfenſtern, und wurden von einer gewaltigen Menſchenmenge beſtaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an dieſem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaiſenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritterſaale, und des Abends verfügten ſich die hohen und höchſten Perſonen nach dem Opernhauſe, wo die von Spontini zu dieſem Feſte eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Roſenfeſt im Kaſchemir“ gegeben wurde. Es koſtete den meiſten Leuten viele Mühe, Billette zu dieſer Oper zu erlangen. Ich bekam eins geſchenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun ſollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daſs ich mich für meine Korreſpondenz aufopfern ſoll? Mit Grauſen denke ich noch an die „Olympia,“ der ich kürzlich aus einem beſondern Grunde nochmals beiwohnen muſste, und die mich mit faſt zerſchlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermuſikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper ſei? Der antwortete: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Schuſs drin vorkömmt.“ Doch kann ich mich hierin auf den Kammermuſikus nicht verlaſſen: denn erſtens komponiert er auch, und nach ſeiner Meinung beſſer als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daſs Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen ſchreiben wolle. Man ſpricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal.“ Ein Meiſterſtück kann ſie nicht ſein. Spontini hat viele Muſikſtücke ſeiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält dieſe Oper freilich ſehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zuſammengeſtoppeltes Anſehn, und entbehrt jene Konſequenz und Einheit, die das Hauptverdienſt der übrigen Spontini'ſchen Opern iſt. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in dieſem Stücke eingewebt iſt, ſoll unvergleichlich ſein. Der Dekorationsmaler und der Theaterſchneider haben ſich ſelbſt übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verſe gemacht, folglich müſſen ſie gut ſein. Elephanten ſind keine zum Vorſchein gekommen. Die Staatszeitung vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung,“ worin ſtand, daſs zwei Elephanten in der neuen Oper erſcheinen ſollten, und bemerkt mit Shakſpeare'ſchem Witze: „Dieſe Elephanten ſollen ſich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.“ Hat die „Magdeb. Zeitung“ dieſe Notiz aus meinem zweiten Briefe geſchöpft, ſo bedauere ich mit tiefem Seelenſchmerz, daſs ich Unglücklicher ihr dieſen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit ſo de- und wehmüthiger Gebärde, daſs die „Staatszeitung“ Thränen der Rührung weinen ſoll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, daſs ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe koſten. Daſs zwei Elephanten im „Roſenfeſte“ vorkommen würden, hatte ich wirklich ſelbſt gehört. Nachher ſagte man mir, es wären nur zwei Kamele, ſpäter hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich ſollten es Unſchuldsengel ſein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Maſken nach dem Opernhauſe. — Ich habe im vorigen Briefe eine hieſige Redoute beſchrieben. Sie unterſchied ſich diesmal nur dadurch, daſs keine ſchwarze Dominos zugelaſſen wurden, daſs alle Anweſende in Schuhen waren, daſs man ſich um ein Uhr im Saale demaſkieren konnte, und daſs die Einlaſsbillette und Erfriſchungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptſache. Wenn ich nicht den feſten Glauben in der Bruſt trüge, daſs die Berliner Muſter von Bildung und feinem Betragen ſind, und mit Recht auf die Ungeſchliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabſchauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daſs der poverſte Berliner es im anſtändigen Hungerleiden ſehr weit gebracht hat, und meiſterhaft darauf eingeübt iſt, den ſchreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: ſo hätte ich von den Leuten hier ſehr leicht eine ungünſtige Meinung faſſen können, als ich bei dieſer Freiredoute ſah, wie ſie das Büffett ſechs Mann hoch umdrängten, ſich Glas nach Glas in den Schlund goſſen, ſich den Magen mit Kuchen anſtopften, und das Alles mit einer ungraciöſen Gefräßigkeit und heroiſchen Beharrlichkeit, daſs es einem ordentlichen Menſchenkinde faſt unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrſchte, mit einem Glaſe Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieſer Redoute. Der Anblick der Neuvermählten entzückte alle Anweſende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenſchmuck. Unſer König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meiſtens altſpaniſche und ritterliche Tracht.

Ich habe längſt bemerkt, daſs über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hieſigen Begebniſſe melde, bloß meine Laune entſcheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, ſo hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müſſen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier dieſen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage ſprach man davon in Berlin; Das will Viel ſagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchſt ergötzlich ſind. Die drolligſte derſelben ſchien mir die Art, wie er ſeinen Kutſcher myſtificiert, als ihm derſelbe einſtmals erklärte, er habe ihn jetzt ſo lange Zeit ſchon herumgefahren, er wünſche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienſtjubiläen fanden ebenfalls ſtatt, und bei Jagor ſprangen die Stöpſel der Champagnerflaſchen. Überhaupt, ehe man ſich Deſſen verſieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienſtmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Eleganten" iſt zu leſen, wie die Jubelmagd gefeiert und beſungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unſchuldsgaſſe hat, wie ich geſtern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Roſen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftſonett, ganz im Geiſte der gewöhnlichen Jubelpoeſie, worin Liebe, Triebe, riebe, ſchiebe ſich reimten, und zwölf Jungfrauen ſangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?" ꝛc. ꝛc.

Sie ſehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer geſungen. Freilich nicht in den Kreiſen des guten Geſchmacks, wo man es ſich ſchon laut geſtanden, daſs es ein beſonderes Glück war, daſs Anno 1814 die Franzoſen kein Deutſch verſtanden, und nicht leſen konnten jene faden, ſchalen, flachen, poeſieloſen Verſe, die uns gute Deutſche ſo ſehr enthuſiasmierten. Aber dieſe Befreiungsverſe werden noch oft deklamiert und geſungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man ſich des Winters wärmt an dem unſchuldigen Strohfeuer, das in dieſen patriotiſchen Liedern kniſtert: und wie der greiſe Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich ſich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, ſo ſteigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn ſie ein Körner'ſches Lied hört; ſie legt die Hand graciöſe auf den Buſen, quietſcht einen bodenloſen Wonneſeufzer, erhebt ſich muthig wie Johanna von Montfaucon, und ſpricht: „Ich bin eine deutſche Jungfrau.“

Ich merke, mein Lieber, Sie ſehen mich etwas ſauer an wegen des bittern, ſpottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen ſpreche, die andern Leuten theuer ſind und theuer ſein ſollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu ſehr für die wahre Freiheit, als daſs mich nicht der Unmuth ergreifen ſollte, wenn ich unſere winzigen, breitſchwatzenden Freiheitshelden in ihrer aſchgrauen Armſeligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu ſehr Liebe für Deutſchland und Verehrung deutſcher Herrlichkeit, als daſs ich einſtimmen könnte in das unſinnige Gewäſche jener Pfennigsmenſchen, die mit dem Deutſchthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt ſich in mir faſt krampfhaft das Gelüſte, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenſchein vom Kopf zu reißen, und den Löwen ſelbſt an der Haut zu zerren, — weil ich einen Eſel darunter vermuthe.

Vom Schauſpiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig ſchreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, ſo kann ich ſeinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gaſtrollen gab, wahrhaft entzückt. Er iſt einer unſerer beſten deutſchen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl Auguſt Lebrun iſt ganz wie zum Schauſpieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu dieſem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüſtet, und die Kunſt hat dieſelben ausgebildet. Aber was ſoll ich von der Neumann ſagen, die alle Berliner bezaubert, und ſogar die Recenſenten? Was nicht Alles ein ſchönes Geſicht thut! Es iſt ein Glück, daſs ich kurzſichtig bin, ſonſt hätte dieſe Circe mich eben ſo in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieſer Unglückliche hat jetzt ſo lange Ohren, daſs das eine in der „Voſſiſchen Zeitung,“ und das andre in der Haude- und Spener'ſchen zum Vorſchein kommt. Einige Jünglinge hat dieſe Dame ſchon toll gemacht; Einer derſelben iſt ſchon waſſerſcheu und macht keine Verſe mehr. Jeder fühlt ſich glücklich, wenn er der ſchönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnaſiaſt hat ſich in dieſelbe platoniſch verliebt, und hat ihr eine kalligraphiſche Probe ſeiner Handſchrift zugeſchickt. Ihr Mann iſt auch Schauſpieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe.“ Die gute Frau muſs gewiſs vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſein Zimmer aufriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf ſeine Thüre ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen, und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſiert hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in die Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof, und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus.“ Aber was brauche ich ſo Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiſs unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Altenaer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Recenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Recenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'ſchen Zeitung" vom 25. Mai muſs Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel" „von leicht bewegtem Mienenſpiel" geleſen werden. — Geſtern ſpielte die ſchöne Frau in Clauren's neuem Luſtſpiele „Der Bräutigam aus Mexiko." In dieſem Stücke gaukelt auf eine höchſt anmuthige Weiſe eine leichte, originelle, faſt märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune anſprechen muſs. Dieſes Stück hat auch Vielen gefallen, ſo wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieſes Schriftſtellers kömmt, hier erſtaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber ſie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, iſt aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauſpieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, iſt dem

Profeſſor Gubitz die Direktion des poetiſchen Theils dieſes Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünſchen, daſs ſich Derſelbe dieſem Geſchäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt iſt als Theaterdichter, Kritiker und Meiſter der zeichnenden Künſte, und in dieſer Vielſeitigkeit alles Das verbindet, was zu einer ſolchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daſs er ſie annehmen wird, da die Redaktion des „Geſellſchafters," für den er ganz leibt und lebt, ihn zu ſehr beſchäftigt. Letzteres Blatt hat großen Abſatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erſtaunlich großem Intereſſe geleſen, und kann wohl das gehaltreichſte und beſte in ganz Deutſchland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit, die oft an Ängſtlichkeit grenzt. Nämlich in ſeiner Liebe für Korrektheit und Decenz iſt er faſt zu ſtreng. Doch denken Sie ſich hier keinen Pedanten. Es iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthuſiaſtiſch für alles Herrliche, und auch in ſeiner Perſönlichkeit lebt jener heitre, Anakreontiſche Geiſt, der in ſeinen Poeſien ſo charakteriſtiſch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenſchrift bekommen, die, in der Volksſphäre ſich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der kürzlich ſeine Reiſe nach Braſilien herausgegeben, redigiert wird, „Kurioſitäten und Raritäten“ betitelt iſt, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree“ und „Der märkiſche Bote“ ſind hier die beſten Volksblätter. Letzteres iſt mehr für die gebildete Klaſſe. Ich fand mit Verwunderung, daſs ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger“ darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für dieſe Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre ſchier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hieſige galante Cenſur Das geſtrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen geſagt. Wenn dieſe Engel Letzteres geleſen hätten, wären mir die Blumenkörbchen ſchockweiſe an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in dieſem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das ſchöne Fräulein Fortuna hat mir längſt einen ſo großen eiſernen Korb gegeben, daſs ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreeſtadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchſt ſeltene, iſt jetzt für acht Groſchen zu ſehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieſer Gelegenheit, daſs ich dort ausgezogen bin. Blondin mit ſeiner Geſellſchaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer ſeine hübſchen und vielbeſuchten Vorſtellungen in der edleren Reitkunſt. Er läſſt Kolumbus in

Otaheiti landen. — **Bosko** hat endlich auch ſeine vorletzten, letzten und allerletzten Vorſtellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man ſagt, er ahmte Boucher nach: Das iſt aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorſt werden dieſe Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgeſtellt. Sie ſind jetzt in Rauch's Atelier zu ſehen. Ich habe ſie dort ſchon früher im Augenſchein genommen und fand ſie ſchön. Blücher's Bildſäule von Rauch, die in Breslau aufgeſtellt werden ſoll, iſt jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börſenhalle habe ich geſehn. Sie iſt herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer, Alles großartig angelegt. Man ſagte mir, daſs der edle, kunſtſinnige Sohn des großen Mendelsſohn, Joſeph Mendelsſohn, der Schöpfer dieſes Inſtituts ſei. Berlin hat lange ein ſolches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, ſondern auch Beamte, Gelehrte und Perſonen aus allen Ständen beſuchen die Börſenhalle. — Beſonders anziehend iſt das Leſezimmer, worin ich über hundert deutſche und ausländiſche Journale vorfand. Auch unſern „Weſtf. Anzeiger“ ſah ich dort. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufſicht über dieſes Zimmer, und weiß ſich dem Beſucher deſſelben durch zuvorkommende Artigkeit zu verpflichten. Joſty beſorgt die Reſtauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen alle braune Livréen mit goldnen Treſſen, und der Portier imponiert beſonders durch ſeinen großen Marſchallſtab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmſtraße verlängert wird, haben raſchen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Dieſe Tage wurde auch der Grundſtein zu der neuen Brücke gelegt. — In der muſikaliſchen Welt iſt es ſehr ſtill. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konſumiert in derſelben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelsſohn, der nach dem Urtheile ſämmtlicher Muſiker ein muſikaliſches Wunder iſt, und ein zweiter Mozart werden kann, wüſſte ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Muſikgenie aufzufinden. Die meiſten Muſiker, die ſich hier auszeichnen, ſind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unausſprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müſſen, daſs unſer Landsmann, Joſeph Klein, der jüngere Bruder des Komponiſten, von dem ich in meinem vorigen Briefe ſprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieſer hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächſtens werden Liederkompoſitionen von ihm erſcheinen, die hier großen Beifall finden und in vielen Geſellſchaften geſungen werden. Es liegt eine überraſchende Originalität in den Melodien derſelben, ſie ſprechen jedes Gemüth an, und es iſt vorauszuſehen, daſs dieſer junge Künſtler einſt einer der berühmteſten deutſchen Komponiſten wird. — Spontini verläſſt uns auf eine lange Zeit. Er reiſt nach Italien. Er hat ſeine „Olympia“ nach Wien geſchickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil ſie zu viele Koſten verurſache. — Die italiäniſchen Buffos haben ſich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden ſind Wachsfiguren zu ſehen. — Auf der Königſtraße, Poſtſtraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Proceſs iſt hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die ſehr ſchön geſchriebene Broſchüre von Kreuſer hat hier zuerſt die Aufmerkſamkeit auf denſelben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broſchüren her, die alle für Fonk ſprachen. Hierunter zeichnete ſich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Dieſe Bücher, nebſt den in der „Abendzeitung“ und im „Konverſationsblatte“ enthaltenen Aufſätzen über den Fonk'ſchen Proceſs und dem Werke des Angeklagten ſelbſt, verbreiteten hier eine günſtige Meinung für Fonk. Perſonen, die auch heimlich gegen Fonk ſind, ſprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Unglücklichen, der ſchon ſo viele Jahre gelitten. In einer Geſellſchaft erwähnte ich die fürchterliche Lage ſeines ſchuldloſen Weibes und die Leiden ihrer rechtſchaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man ſage, daſs der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder inſultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübſches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und ſchluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird.“ Ich bin ebenfalls überzeugt, daſs unſer gefühlvoller König ſein ſchönſtes und göttlichſtes Recht ausüben wird, um ſo viele gute Menſchen nicht elend zu machen; ich wünſche Dieſes eben ſo herzlich, wie die Berliner, obſchon ich ihre Anſichten über den Proceſs ſelbſt nicht theile. Über letztern habe ich erſtaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraiſonnieren hören. Am gründlichſten ſprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wiſſen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, ſo wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu“, ſprach er geſtern, „dieſe Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Chriſtoph an, ob Fonk oder ein Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, leſe die Akten durch, referiere darüber, bei verſchloſſenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und ſchreitet zum Spruch, und ſpricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu dieſe Jury, dieſe Gevatter Schneider und Handſchuhmacher? Ich glaube, Ich, ein ſtudierter Mann, der die Frieſiſche Logik in Jena gehört, der alle ſeine juriſtiſchen Kollegien wohl teſtiert hat und das Examen beſtanden, beſitze doch mehr Judicium, als ſolche unwiſſenſchaftliche Menſchen? Am Ende meint ſolch ein Menſch, Wunders welch höchſt wichtige Perſon er ſei, weil ſo Viel von ſeinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmſte iſt noch dieſer Code Napoleon, dieſes ſchlechte Geſetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulſchelle zu geben —“ Doch ich will den weiſen Auskultator nicht weiter ſprechen laſſen. Er repräſentiert eine Menge Menſchen hier, die für Fonk ſind, weil ſie gegen das rheiniſche Gerichtsverfahren ſind. Man mißgönnt daſſelbe den Rheinländern, und möchte ſie gerne erlöſen von dieſen „Feſſeln der franzöſiſchen Tyrannei“, wie einſt der unvergeßliche Juſtus Gruner — Gott habe ihn ſelig — das franzöſiſche Geſetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange dieſe Feſſeln tragen, und noch mit ähnlichen Feſſeln belaſtet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzoſenhaſs und Nationalegoismus baſiert iſt, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflaſche quillt, und jene echte Chriſtusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunſt oder frömmelnder Proſelytenmacherei.

Bei unſerer Univerſität giebt's gar nichts Neues, außer daſs zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es iſt eine fatale Sache, relegiert zu werden; ſogar das bloße Konſiliertwerden ſoll ſein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daſs jenes ſtrenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Univerſitäten vertheidigen; ſie ſind Reſte jenes alten Korporationsweſens, die ich ganz aus unſerer Zeit vertilgt ſehen möchte. Aber ich geſtehe, daſs jene Verbindungen nothwendige Folgen ſind von unſerm akademiſchen Weſen, oder beſſer Unweſen, und daſs ſie wahrſcheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordiſche Stallfütterungsſyſtem bei unſern Studenten eingeführt iſt. Polniſche Studierende ſieht man jetzt hier höchſtens ein halb Dutzend. Man hatte ſtrenge Unterſuchungen gegen ſie verfügt. Die Meiſten ſind, wie man ſagt, ohne beſondere Luſt wiederzukommen, von hier abgereiſt, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unſern

Staatsgefängniſſen verwahrt. Die Meiſten davon ſind aus dem ruſſiſchen Polen, und ſollen ſich mit demagogiſchen Umtrieben gegen ihre Regierung befaſſt haben.

Man ſpricht davon, daſs Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorleſungen über den Shakſpeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürſten Staatskanzlers. Man erwartet hier dieſe Tage eine heſſiſche Geſandtſchaft, die unſere Differenzen mit Heſſen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren ſoll. Eine Kommiſſion iſt nach Pommern geſchickt, um das dortige Sektenweſen zu unterſuchen. Der Wollmarkt hat ſchon angefangen, und eine Menge Gutsbeſitzer ſind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier ſcherzweiſe „Woll(Wohl-)habende“ nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße“ will jetzt Dorotheenſtraße heißen. Man ſpricht davon, daſs dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden ſoll. Der Tänzerfamilie Kobler iſt auf der Chauſſée bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man ſich einer Dampfmaſchine.

Literariſche Notizen giebt es hier in dieſem Augenblick ſehr wenige, obſchon Berlin ihr Hauptmarktplatz iſt. In Hinſicht der Gemüſe ſchreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel eſſe ich jetzt keinen mehr und eſſe jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja ich habe noch nicht mal die „falſchen Wanderjahre“ geleſen, die ſo viel Aufſehn gemacht und noch machen. Dieſes Buch hat für Weſtfalen ein beſonderes Intereſſe, da man jetzt allgemein ausſpricht, daſs unſer Landsmann, Dr. Puſtkuchen in Lemgo, ihr Verfaſſer ſei. Ich weiß nicht, warum er dieſes Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiſs keine Schande macht. Man hatte ſich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfaſſer ſei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, daſs er es nicht ſei. Den Legationsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieſer machte Daſſelbe bekannt. Von Letzterm war es auch ſehr unwahrſcheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe ſogar in ſeinem letzten Heft der Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum am Rhein“ ſelbſt erklärte, daſs Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über ſich ſelbſt belehrt habe. Wahrlich, nächſt dem Gefühle, Goethe ſelbſt zu ſein, kenne ich kein ſchöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters ſteht, ein ſolches Zeugnis giebt. — Außerdem ſpricht man von dem deutſchen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieſes Buch iſt von einem ehemaligen Bedienten geſchrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer ſehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieſer kräftige Greis, der Ali Paſcha unſerer Literatur, wieder einen Theil ſeiner Lebensgeſchichte herausgegeben. Dieſe wird, ſobald ſie vollſtändig iſt, eines der merkwürdigſten Werke bilden, gleichſam ein großes Zeitepos. Denn dieſe Selbſtbiographie iſt auch die Biographie der Zeit. Goethe ſchildert meiſtens letztere und wie ſie auf ihn eingewirkt; ſtatt daſs andere Selbſtbiographen, z. B. Rouſſeau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erſt nach ſeinem Tode erſcheinen, da er alle ſeine weimar'ſchen Verhältniſſe, und beſonders die, welche den Großherzog betreffen, darin beſpricht. Dieſer Nachtrag wird wohl das meiſte Aufſehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man ſagt, eben ſo wie ſeine Dramen, mehr Gemüthsſchilderung als Handlung enthalten ſollen. Die Vorrede zu ſeinen drei neuen Dramen enthält höchſt merkwürdige Worte über unſere Zeit und den Revolutionsſtoff, den ſie in ſich trägt. Man klagt noch ſehr über die Gottloſigkeit ſeiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Southey in London nennt Byron und ſeine Geiſtesverwandte „die ſataniſche Schule.“ Aber Childe-Harold ſchwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbſtbiographie erregt hier viel Intereſſe. Es ſind die „Memoiren von Jakob Caſanova de Seingalt,“ die Brockhaus in einer deutſchen Überſetzung herausgiebt. Das franzöſiſche Original iſt noch nicht gedruckt, und es ſchwebt noch ein Dunkel über die Schickſale des Manuſkripts. An ſeiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne iſt ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche ſelbſt ſieht man gleich an, daſs es nicht fabriciert iſt. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italiäniſche Sinnlichkeit haucht uns aus dieſem Buche ſchwül entgegen. Der Held deſſelben iſt ein lebensluſtiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchſchwärmt, mit den ausgezeichnetſten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es iſt keine Zeile in dieſem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinſtimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen geleſen hätte. Der zweite Theil ſoll ſchon heraus ſein, aber er iſt hier noch nicht zu bekommen, da, wie ich höre, die Cenſur bei dem Brockhaus'ſchen Verlag ſeit geſtern wieder in Wirkſamkeit getreten iſt. — Hier ſind in dieſem Augenblick wenig gute belletriſtiſche Schriften erſchienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte.“ In der poetiſierenden Welt geht es hier wie in der muſikaliſchen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächſten Herbſt haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine ſehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächſtens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Geſicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denſelben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poeſie. An wahrhaft dramatiſchen Talenten iſt juſt jetzt kein Überfluſs, und ich erwarte Viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geſchrieben, die von Kennern erſtaunlich gerühmt werden. Es wird nächſtens eines derſelben: „Der heilige Chryſoſtomus,“ in Druck erſcheinen, und ich glaube, daſs es Aufſehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meiſters würdig ſind.

Über Hoffmann's „Meiſter Floh“ verſprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu ſchreiben. Die Unterſuchung gegen den Verfaſſer hat aufgehört. Derſelbe kränkelt noch immer. Jenen vielbeſprochenen Roman habe ich endlich geleſen. Keine Zeile fand ich darin, die ſich auf die demagogiſchen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs ſehr unanſtändig vorkommen, in Geſellſchaft mußten bei Erwähnung deſſelben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich liſpelte immer: Hoffmann's Roman, mit Reſpekt zu ſagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menſchen“ (3. Theil, 9. Kap. über die Art mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftſtellern) fand ich eine Stelle, die ſich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich erſah, daß letztere nicht ſo unanſtändig ſind wie „gewiſſe andre kleine Thiere,“ die dieſer tiefe Kenner der Menſchen und Beſtien ſelbſt nicht nennt. Durch dieſes humaniſtiſche Citat iſt Hoffmann geſchützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephiſtopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans iſt aber kein Floh, ſondern ein Menſch, Namens Peregrinus Tyß, der in einem träumeriſchen Zuſtande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrſcher der Flöhe zuſammentrifft, und höchſt ergötzliche Geſpräche führt. Dieſer, Meiſter Floh genannt, iſt ein gar geſcheiter Mann, etwas ängſtlich, aber doch ſehr kriegeriſch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umſchlage des Buches zu ſehen iſt. Ihn verfolgt eine gewiſſe Dörtje Elverdink, die, wie man ſagt, die Demagogie repräſentieren ſollte. Eine ſchöne Figur iſt der Student Georg Pepuſch, der eigentlich die Diſtel Zeherith iſt und einſt in Famaguſta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt iſt, die aber eigentlich die Prinzeſſin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis iſt. Die Kontraſte, die auf ſolche Weiſe der indiſche Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, ſind in dieſem Buche nicht ſo pikant wie im „goldnen Topf“ und in andern Romanen Hoffmann's, worin derſelbe naturphiloſophiſche Theaterkoup angewandt iſt. Überhaupt iſt die Gemüthswelt, die Hoffmann ſo herrlich zu ſchildern verſteht, in dieſem Romane höchſt nüchtern behandelt. Das erſte Kapitel deſſelben iſt göttlich, die übrigen ſind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter deſſelben willkürlich durcheinander geſchoſſen hätte, würde man es ſicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zuſammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre ſich daran ergötzt haben; ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie ſein ſoll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über dieſen Roman ſpreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke ſo ſehr ſchätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigſten, die unſere Zeit hervorgebracht. Alle tragen ſie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müſſen die „Phantaſieſtücke“ ergötzen. In den „Elixieren des Teufels“ liegt das Furchtbarſte und Entſetzlichſte, das der Geiſt erdenken kann. Wie ſchwach iſt dagegen The monk von Lewis, der daſſelbe Thema behandelt. In Göttingen ſoll ein Student durch dieſen Roman toll geworden ſein. In den „Nachtſtücken“ iſt das Gräßlichſte und Grauſenvollſte überboten. Der Teufel kann ſo teufliſches Zeug nicht ſchreiben. Die kleinen Novellen, die meiſtens unter dem Titel „Serapionsbrüder“ geſammelt ſind, und wozu auch „Klein Zaches“ zu rechnen iſt, ſind nicht ſo grell, zuweilen ſogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor“ iſt ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeiſt“ iſt Waſſer das Element, und Geiſt iſt gar keiner drin. Aber „Prinzeſſin Brambilla“ iſt eine gar köſtliche Schöne, und wem Dieſe durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf ſchwindlicht macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann iſt ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verſtehen weder den Einen noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengeſetzten Charakter. Ein Jean Paul'ſcher Roman fängt höchſt barock und burlesk an, und geht ſo fort, und plötzlich, ehe man ſich Deſſen verſieht, taucht hervor eine ſchöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninſel, die mit all ihrer ſtillen, duftenden Herrlichkeit ſchnell wieder verſinkt in die häſslichen, ſchneidend kreiſchenden Wogen eines excentriſchen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen iſt gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Weſen tänzeln vorüber, fromme Geſtalten ſchreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all dieſem ergötzlichen Treiben grinſt hervor eine häſslichverzerrte Altweiberfratze, die, mit unheimlicher Haſtigkeit ihre allerfatalſten Geſichter ſchneidet und verſchwindet, und wieder freies Spiel läſſt den verſcheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligſten Sprünge machen, aber das in unſere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hieſiger Schriftſteller will ich in meinen nächſten Brieſen ſprechen. Alle tragen denſelben Charakter. Es iſt der Charakter der deutſchen Romane überhaupt. Dieſer läſſt ſich am beſten auffaſſen, wenn man ſie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzoſen, der Engländer u. ſ. w. Da ſieht man, wie die äußere Stellung der Schriftſteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der engliſche Schriftſteller reiſet, mit einer Lords- oder Apoſtel-Equipage, ſchon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiſet, ſtumm und verſchloſſen beobachtet er die Sitten, die Leidenſchaften, das Treiben der Menſchen, und in ſeinen Romanen ſpiegelt ſich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldſmith), oft finſter (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der franzöſiſche Schriftſteller lebt beſtändig in der Geſellſchaft, und zwar in der großen, mag er auch noch ſo dürftig und titellos ſein. Fürſten und Fürſtinnen kajolieren den Notenabſchreiber Jean Jacques, und im Pariſer Salon heißt der Miniſter Monſieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzoſen jener leichte Geſellſchaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menſchen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der franzöſiſchen Romane, deren Sprache immer dieſelbe ſcheint, eben weil ſie die geſellſchaftliche iſt. Aber der arme deutſche Schriftſteller, der, weil er meiſtens ſchlecht honoriert wird, oder ſelten Privatvermögen beſitzt, kein Geld zum Reiſen hat, der wenigſtens ſpät reiſt, wenn er ſich ſchon in eine Manier hineingeſchrieben, der ſelten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Geſellſchaft, die bei uns nicht immer die feine iſt, erſchleußt, ja der nicht ſelten einen ſchwarzen Rock entbehrt, um die Geſellſchaft der Mittelklaſſe zu frequentieren: der arme Deutſche verſchließt ſich in ſeiner einſamen Dachſtube, faſelt eine Welt zuſammen, und in einer aus ihm ſelbſt wunderlich hervorgegangenen Sprache ſchreibt er Romane, worin Geſtalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchſt poetiſch ſind, aber nirgends exiſtieren. Dieſen phantaſtiſchen Charakter tragen alle unſre Romane, die guten und die ſchlechten, von der früheſten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieſer Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutſchen ſind unter allen Nationen am meiſten empfänglich für Myſtik, geheime Geſellſchaften, Naturphiloſophie, Geiſterkunde, Liebe, Unſinn und — Poeſie!]

Über Polen.

(Geſchrieben im Herbſt 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußiſchen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchſtreift; in dem ruſſiſchen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem öſterreichiſchen gar nicht. Von den Menſchen hab' ich ſehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Dieſe waren freilich meiſtens nur Edelleute, und zwar die vornehmſten. Aber wenn auch mein Leib ſich bloß in den Kreiſen der höheren Geſellſchaft, in dem Schloſsbann der polniſchen Großen bewegte, ſo ſchweifte der Geiſt doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüſſte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier ſind nirgends pikante Felſengruppen, romantiſche Waſſerfälle, Nachtigallen-Gehölze u. ſ. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meiſtens gut iſt, und dicke, mürriſche Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Induſtrie giebt es hier faſt keine Spur. Den traurigſten Anblick geben die polniſchen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binſen bedeckt. In dieſen lebt der polniſche Bauer mit ſeinem Vieh und ſeiner übrigen Familie, erfreut ſich ſeines Daſeins und denkt an Nichts weniger, als an die — äſthetiſchen Puſtkuchen. Leugnen läſſt es ſich indeſſen nicht, daſs der polniſche Bauer oft mehr Verſtand und Gefühl hat, als der deutſche Bauer in manchen Ländern. Nicht ſelten fand ich bei dem geringſten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaſs mit wunderlichem Farbenſpiel hervorſprudelt, und jenen ſchwärmeriſch-ſentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Oſſianiſchen Naturgefühls, deſſen plötzliches Hervorbrechen bei leidenſchaftlichen Anläſſen eben ſo unwillkürlich iſt, wie das Insgeſichtſteigen des Blutes. Der polniſche Bauer trägt noch ſeine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren beſetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, iſt das grobe Original jener feinen

Polenröcke unſerer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel ſpitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandſchleifen oder mit einigen Pfauenfedern geſchmückt. In dieſem Koſtüm ſieht man den polniſchen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geſchäft zu verrichten: erſtens, ſich raſieren zu laſſen; zweitens, die Meſſe zu hören, und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiſs Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen ſcheinen, daſs der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht. — Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polniſchen Bauers gegen den Edelmann iſt empörend. Er beugt ſich mit dem Kopf faſt bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und ſpricht die Formel: „Ich küſſe die Füße.“ Wer den Gehorſam perſonificiert haben will, ſehe einen polniſchen Bauer vor ſeinem Edelmann ſtehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeſchweif. Bei einem ſolchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menſchen vor einem andern ſo tief erniedrigt ſehe. Nur vor dem Könige ſoll man ſich beugen: bis auf dieſes letztere Glaubensgeſetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikaniſchen Katechismus. Ich leugne es nicht, daſs ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daſs ich das Menſchenrecht mehr achte als das kanoniſche Recht, und daſs ich die Gebote der Vernunft höher ſchätze als die Abſtraktionen kurzſichtiger Hiſtoriker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polniſche Bauer wirklich unglücklich iſt, und ob ſeine Lage beſſer wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? ſo müſſte ich lügen, ſollte ich dieſe Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichſein in ſeiner Relativität auffaſſt und ſich wohl merkt, daſs es kein Unglück iſt, wenn man von Jugend auf gewöhnt iſt, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, ſo muſs man geſtehen, daſs der polniſche Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich iſt; um ſo mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorgloſigkeit, die ja von Vielen als das höchſte Glück geſchildert wird, ſein Leben dahinlebt. Aber es iſt keine Ironie, wenn ich ſage, daſs, im Fall man jetzt die polniſchen Bauern plötzlich zu ſelbſtſtändigen Eigenthümern machte, ſie ſich gewiſs bald in der unbehaglichſten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei ſeiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorgloſigkeit würde der Bauer ſein Eigenthum ſchlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs iſt, ſo muſs der Edelmann dem Bauer von ſeinem eigenen Getreide ſchicken; es wäre ja auch ſein eigener Verluſt, wenn der Bauer verhungerte oder nicht ſäen könnte. Er muſs ihm aus demſelben Grunde ein neues Stück Vieh ſchicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert iſt. Er giebt ihm Holz im Winter, er ſchickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank iſt; kurz, der Edelmann iſt der beſtändige Vormund deſſelben. Ich habe mich überzeugt, daſs dieſe Vormundſchaft von

den meiſten Edelleuten ſehr gewiſſenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daſs die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigſtens ſind die Reſte der alten Strenge ſelten. Viele Edelleute wünſchen ſogar die Selbſtändigkeit der Bauern — der größte Menſch, den Polen hervorgebracht hat, und deſſen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundſätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem iſt der Einfluſs franzöſiſcher Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zuſtand der Bauern. Sie ſehen, daſs es mit Letzteren nicht mehr ſo ſchlimm ſteht, und daſs ein allmähliches Selbſtändigwerden derſelben wohl zu hoffen iſt. Auch die preußiſche Regierung ſcheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge dieſe begütigende Allmählichkeit gedeihen; ſie iſt gewiſſer, zeitlich nützlicher, als die zerſtörungsſüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche iſt zuweilen gut, wie ſehr man dagegen eifere. — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden — — — und weil dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie daſſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Beſtimmtes von polniſchen Juden überhaupt ſprechen, und verweiſe Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbeſſerung der Iſraeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819.“ Seit dem Erſcheinen dieſes Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienſte und der ſittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer ſeltenen Wahrheit- und Menſchenliebe geſchrieben iſt, hat ſich der Zuſtand der polniſchen Juden wahrſcheinlich nicht gar beſonders verändert. Im Großherzogthum ſollen ſie einſt, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausſchließlich getrieben haben; jetzt aber ſieht man viele chriſtliche Handwerker aus Deutſchland einwandern, und auch die polniſchen Bauern ſcheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geſchmack zu finden. Seltſam aber iſt es, daſs der gemeine Pole gewöhnlich Schuſter oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Waliſchei, einer Vorſtadt Poſen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakſpeare's „Flurſchütz von Wakefield.“ Im preußiſchen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die ſich nicht taufen laſſen; im ruſſiſchen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelaſſen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens iſt der Arſenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philoſophie ſublimiert, und die Wölfe in den altpolniſchen Wäldern ſind noch nicht darauf abgerichtet, mit hiſtoriſchen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünſchen, daſs unſere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen ſuchte; denn jüdiſche Ackerbauer ſoll es hier nur ſehr wenige geben. Im ruſſiſchen Polen ſind ſie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug ſoll bei den polniſchen Juden daher entſtanden ſein, weil ſie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich ſo ſehr traurigen Zuſtande ſahen. Hebt ſich jetzt der Bauernſtand aus ſeiner Erniedrigung, ſo werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen ſind alle Wirthshäuſer Polens in den Händen der Juden und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande ſehr ſchädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja ſchon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle ſeine Kommiſſionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. ſ. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polniſchen Edelleute zeigt. Das Äußere des polniſchen Juden iſt ſchrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meſeritz zuerſt ein polniſches Dorf ſah, meiſtens von Juden bewohnt. Das W—ckſche Wochenblatt, auch zu phyſiſchem Brei gekocht, hätte mich nicht ſo brechpulveriſch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgeſtalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeiſterten Tertianers hätte nicht ſo zerreißend meine Ohren martern können, als der polniſche Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zuſtand dieſer Menſchen näher betrachtete, und die ſchweineſtallartigen Löcher ſah, worin ſie wohnen, mauſcheln, beten, ſchachern und — elend ſind. Ihre Sprache iſt ein mit Hebräiſch durchwirktes und mit Polniſch façonniertes Deutſch. Sie ſind in ſehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutſchland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben ſich in ſolchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polniſchen Könige riethen, die polniſchen Proteſtanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derſelbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der ſchroffen Abgeſchloſſenheit wurde der Charakter des polniſchen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieſer Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Menſch wurde kein quodlibetartiges Kompoſitum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaſsmauern, hochweiſer Stadtverordnungen und liebreicher Geſetzbeſchränkungen. Der polniſche Jude mit ſeinem ſchmutzigen Pelze, mit ſeinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauſchel iſt mir noch immer lieber, als Mancher in all ſeiner ſtaatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in dieſem Briefe keine Schilderungen reizender Naturſcenen, herrlicher Kunſtwerke u. ſ. w. erwarten; nur die Menſchen, und zwar beſonders die nobelſte Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Und wahrlich, ich ſollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polniſchen Edelmann, oder eine ſchöne edle Polin in ihrem wahren Glanze ſieht, ſo könnte Dieſes die Seele ebenſo erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantiſchen Felſenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen ſehr gerne eine Charakterſchilderung der polniſchen Edelleute, und Das gäbe eine ſehr koſtbare Moſaikarbeit von den Adjektiven: gaſtfrei, ſtolz, muthig, geſchmeidig, falſch (dieſes gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthuſiaſtiſch, ſpielſüchtig, lebensluſtig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich ſelbſt habe zu oft geeifert gegen unſre Broſchürenſkribler, die, wenn ſie einen Pariſer Tanzmeiſter hüpfen ſehen, aus dem Stegreif die Charakteriſtik eines Volkes ſchreiben, — — — — — — — — — und die, wenn ſie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen ſahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Dieſe allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. — Bei Menſchenklaſſen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müſſen ſich indeſſen einige hervortretende Charakterzüge bemerken laſſen; Dies iſt bei den polniſchen Edelleuten der Fall, und nur von dieſem Standpunkte aus läſſt ſich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung ſelbſt wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politiſche Geſchichte. In Polen iſt Erſteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwiſchen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutſchland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weiſe wie einen breiten Sumpf anſah, den man ſchnell überſpringen müſſe, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinſten fabriciert werden. Den heterogenſten Einflüſſen war Polen dadurch ausgeſetzt. Eindringende Barbarei von Oſten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Weſten durch die freundſchaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene ſeltſamen Miſchungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich ſage juſt nicht, daſs alle Barbarei von Oſten eingedrungen, ein ſehr beträchtlicher Theil mag im Lande ſelbſt vorräthig geweſen ſein; aber in der neueren Zeit war dieſes Eindrängen ſehr ſichtbar. Einen Haupteinfluſs übt das Landleben auf den Charakter der polniſchen Edelleute. Nur wenige derſelben werden in den Städten erzogen; die meiſten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis ſie erwachſen ſind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeiſters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbeſuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand geſetzt ſind, Kriegsdienſte zu nehmen, oder eine Univerſität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchſten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieſelben Mittel zu Gebote ſtehen, ſo iſt es einleuchtend, daſs man einen Unterſchied machen muſs zwiſchen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erſtere leben oft höchſt jämmerlich, faſt wie der Bauer, und machen keine beſonderen Anſprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten iſt die Unterſcheidung nicht ſchroff, dem Fremden iſt ſie ſogar ſehr wenig bemerkbar. An und für ſich ſelbſt iſt die Würde eines polniſchen Edelmanns (civis polonus) bei dem Ärmſten wie bei dem Reichſten von demſelben Umfange und demſelben innern Werthe. Aber an die Namen gewiſſer Familien, die ſich immer durch großen Güterbeſitz und durch Verdienſte um den Staat ausgezeichnet, hat ſich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet ſie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapichas, die Poniatowskis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht: dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt“ findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf“ iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Öſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen Nichts, und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Anſprüchen hervortretender Bürgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommender zeigt, möchte ſich bei Dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtirt mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel' weniger zu Anſehen geſtiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe iſt bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zuſammen fließen; und dennoch trägt dieſes Vaterland kein ſonderlich reizendes Äußere. Ein Franzoſe, der dieſe Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübſelige polniſche Sumpfgegend, ſtampfte ein Stück aus dem Boden, und ſprach pfiffig und kopfſchüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden ſelbſt, nur aus dem Kampfe um Selbſtändigkeit, aus hiſtoriſchen Erinnerungen und aus dem Unglück iſt bei den Polen dieſe Vaterlandsliebe entſproſſen. Sie flammt jetzt noch immer ſo glühend wie in den Tagen Koſciusko's, vielleicht noch glühender. Faſt bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländiſch iſt. Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiſs nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten miſsverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriſſen und zu verbreiten geſucht. Viele zwar ſprechen enthuſiaſtiſch von dieſer Freiheit, aber ſie machen keine Anſtalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das ſo ſchön und volltönend in der polniſchen Geſchichte durchklingt, war nur der Wahlſpruch des Adels, der dem Könige ſo viel' Rechte als möglich abzuzwängen ſuchte, um ſeine eigne Macht zu vergrößern und auf ſolche Weiſe die Anarchie hervorzurufen. C'etait tout comme chez nous, wo ebenfalls deutſche Freiheit einſt nichts Anders hieß, als den Kaiſer zum Bettler machen, damit der Adel deſto reichlicher ſchlemmen und deſto willkürlicher herrſchen konnte; und ein Reich muſste untergehen, deſſen Vogt auf ſeinem Stuhle feſtgebunden war, und endlich nur ein Holzſchwert in der Hand trug. In der That, die polniſche Geſchichte iſt die Miniaturgeſchichte Deutſchlands; nur daſs in Polen die Großen ſich vom Reichsoberhaupte nicht ſo ganz losgeriſſen und ſelbſtſtändig gemacht hatten wie bei uns, und daſs durch die deutſche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangſamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage geſtanden, ſo hätte man ihn ſicher nicht ſo ruhig wie in Augsburg ausſprechen laſſen. Jener Grundſatz von der ſtürmiſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt: ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer: die Freiheiten müſſen untergehn, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha u. ſ. w.!! Hätte ich den Pinſel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, ſo gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Bruſt zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichſel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erſchiene. Aber was ſind Raphael'ſche Farbenkleckſe gegen dieſe Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in ſeinen heiterſten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was ſind Mozart'ſche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Roſenlippen dieſer Süßen hervorquellen! Was ſind alle Calderon'ſchen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen dieſe Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderoniſch Engel der Erde benamſe, weil ich die Engel ſelbſt Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigſte Anhänger des Baron Holbach war: — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen ſprechen ſoll, ſo bemerke ich bloß: ſie ſind Weiber. Wer will ſich anheiſchig machen, den Charakter dieſer Letztern zu zeichnen!

Ein ſehr werther Weltweiſer, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere“ geſchrieben, hat endlich ſeine eigene Frau in militäriſchen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht ſagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze. Sind letztere irrig, ſo wird das ganze Leben desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben“, wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daſs ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daſs er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daſs ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem, das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zuſammen fällt. Haben ſie heute ſchlechte Grundſätze, ſo wette ich darauf, haben ſie morgen die allerbeſten. Sie wechſeln ihre Meinungen ſo oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiſte juſt kein herrſchender Gedanke ſteht, ſo zeigt ſich das Allererfreulichſte, das Interregnum des Gemüths. Und dieſes iſt bei den Frauen am reinſten und am ſtärkſten, und führt ſie ſicherer als die Verſtandes-Abſtraktionslaternen, die uns Männer ſo oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli ſpielen, und die Weiber noch obendrein preiſen wegen jenes Charaktermangels, den unſere Gelbſchnäbel und Grauſchnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit ſo vielen Stoßſeufzern beklagen. Auch müſſen Sie bemerken, daſs bei dieſem allgemeinen Ausſpruch über die Weiber die Polinnen hauptſächlich gemeint ſind, und die deutſchen Frauen ſo halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutſche Volk hat durch ſeinen angeborenen Tiefſinn ganz beſondere Anlage zu einem feſten Charakter, und auch den Frauen hat ſich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit ſich immer mehr und mehr verdichtet, ſo daſs man bei ältlichen deutſchen Damen, ſogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag Dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben — ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermiſſt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei Dieſen iſt es doch nie der Fall, daſs auf dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daß man ſich Etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adligen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadliger Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich Etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen iſt. — Das religiöſe Gefühl iſt bei den deutſchen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Dieſe leben mehr nach außen als nach innen; ſie ſind heitere Kinder, die ſich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen ſchönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig ſind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtſinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der ſo ſehr begünſtigt wird durch die leichten polniſchen Sitten überhaupt, durch den leichten franzöſiſchen Ton, der ſich mit dieſen vermiſcht, durch die leichte franzöſiſche Sprache, die in Polen mit Vorliebe und faſt wie eine Mutterſprache geſprochen wird, und durch die leichte franzöſiſche Literatur, deren Deſſert, die Romane, von den Polinnen verſchlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daſs die Polinnen hierin den deutſchen Frauen nicht nachzuſtehen brauchen. Die Ausſchweifungen einiger polniſchen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verſchiedenen Zeiten viele Augen auf ſich gezogen, und unſer Pöbel, wie ich ſchon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar ſchmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Geſicht gekommen. Außerdem muſs man bedenken, daſs die Polinnen ſchön ſind, und daſs ſchöne Frauen aus bekannten Gründen dem böſen Leumund am meiſten ausgeſetzt ſind und demſelben nie entgehen, wenn ſie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man iſt in Warſchau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daſs die Wogen der Weichſel etwas wilder brauſen, als die ſtillen Waſſer der ſeichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politiſchen Gemüthszuſtande der Polen, und muſs bekennen, daſs ich bei dieſem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie ſchmerzlich es die Bruſt des polniſchen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überſchaut. Auch die

Bruſt des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man ſich die politiſchen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unſerer Journaliſten ſchaffen ſich dieſes Gefühl gemächlich vom Halſe, indem ſie leichthin ausſprechen: „Die Polen haben ſich durch ihre Uneinigkeit ihr Schickſal ſelbſt zugezogen, und ſind alſo nicht zu bedauern." Das iſt eine thörichte Beſchwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daſs die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daſs manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite. Die Polen, ein ſlaviſches Grenzvolk an der Pforte der germaniſchen Welt, ſcheinen durch ihre Lage ſchon ganz beſonders dazu beſtimmt, gewiſſe Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moraliſcher Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief ſtets Erſcheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müſſen. — Der Charakter der Polen war bisher militäriſch, wie ich oben ſchon bemerkte; jeder polniſche Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsſchule. Jetzt aber iſt Dies nicht mehr der Fall, es ſuchen ſehr Wenige Militärdienſte. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beſchäftigung, und da haben die Meiſten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienſt, nämlich — die Wiſſenſchaften. Überall zeigen ſich die Spuren dieſer neuen Geiſtesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünſtigt, wird ſie in einigen Decennien, wie ſchon angedeutet iſt, dem ganzen Volkscharakter eine neue Geſtalt verleihen. Noch unlängſt haben Sie in Berlin jenen freudigen Zuſammenfluſs junger Polen geſehn, die mit edler Wiſsbegier und muſterhaftem Fleiße in alle Theile der Wiſſenſchaften eindrangen, beſonders die Philoſophie an der Quelle, im Hörſale Hegel's, ſchöpften, und jetzt leider, veranlaſſt durch einige unſelige Ereigniſſe, ſich von Berlin entfernten. Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daſs die Polen ihre blinde Vorliebe für die franzöſiſche Literatur allmählich ablegen, die lange überſehene tiefere deutſche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt iſt, juſt dem tiefſinnigſten deutſchen Philoſophen Geſchmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daſs ſie den Geiſt unſerer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wiſſenſchaft iſt. Viele Polen lernen jetzt Deutſch, und eine Menge guter deutſcher Bücher wird ins Polniſche überſetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an dieſen Erſcheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; ſie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derſelben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, ſo iſt es doch wahr, was mir viele Polen ernſthaft ſagten) in Warſchau wird an einer — polniſchen Literatur gearbeitet. Es iſt nun freilich ein großes Mißverſtändnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organiſch Hervorgegangenes ſein muß, könne im literariſchen Treibhauſe der Hauptſtadt von einer Gelehrten-Geſellſchaft zuſammengeſchrieben werden; aber durch dieſen guten Willen iſt doch ſchon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn ſie als eine Vaterlandsſache betrachtet wird. Dieſer patriotiſche Sinn muß freilich auf eigene Irrthümer führen, meiſtens in der Poeſie und in der Geſchichte. Die Poeſie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den franzöſiſchen Zuſchnitt verlieren und ſich dem Geiſte der deutſchen Romantik nähern. — Ein geliebter polniſcher Freund ſagte mir, um mich beſonders zu necken: „Wir haben eben ſo gut romantiſche Dichter als ihr, aber ſie ſitzen bei uns noch — im Tollhauſe!“ — In der Geſchichte kann der politiſche Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geſchichte Polens wird ſich zu einſeitig und zu unverhältnismäßig aus der Univerſalgeſchichte hervorheben, aber deſto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polniſche Geſchichte wichtig iſt, und Dieſes um ſo ängſtlicher, da man, wegen der heilloſen Weiſe, wie man mit den Büchern der Warſchauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge iſt, alle polniſchen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, ſcheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polniſche Geſchichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerkſam auf die vielen neuen Werke, welche nächſtens die Preſſen Warſchau's verlaſſen, und was die ſchon vorhandene polniſche Literatur betrifft, ſo verweiſe ich Sie deßhalb auf das ſehr geiſtreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieſer geiſtigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der ſein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künſten des Friedens ſich wendet, den Geſchichten der Vergangenheit nachſinnt, die Kräfte der Natur erforſcht und die Sterne miſſt, oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot ſehen. Der Pole wird die Feder eben ſo gut führen wie die Lanze, und wird ſich eben ſo tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wiſſens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geiſter ſo lange brach lagen, wird die Saat in ihnen deſto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's iſt der Geiſt eben durch ſeine vielen Reibungen ſchon ziemlich abgeſtumpft, und durch den Triumph ſeines Beſtrebens, durch ſein Sichſelbſterkennen, hat er ſich ſogar hie und da ſelbſt zerſtören müſſen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geiſtesanſtrengungen des übrigen Europa die reinen Reſultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babyloniſchen Thurmbau europäiſcher Kultur mühſam arbeiteten, erſchöpft ſind, werden unſere neuen Ankömmlinge mit ihrer ſlaviſchen Behendigkeit und noch unerſchlafften Rüſtigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daſs die wenigſten dieſer neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall iſt bei uns in Deutſchland, wo die Wiſſenſchaften ein Gewerbe und zünftig ſind, und wo ſelbſt die Muſe eine Milchkuh iſt, die ſo lange für Honorar abgemelkt wird, bis ſie reines Waſſer giebt. Die Polen, welche ſich jetzt auf Wiſſenſchaften und Künſte werfen, ſind Edelleute, und haben meiſtens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen angewieſen zu ſein. Unberechenbar iſt dieſer Vorzug. Herrliches zwar hat ſchon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünſtigt die geiſtigen Fortſchritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polniſche Landleben iſt nicht ſo geräuſchlos und einſamlich, wie das unſrige, da die polniſchen Edelleute ſich auf zehn Stunden weit beſuchen, oft Wochen lang mit der ſämmtlichen Familie beiſammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadiſch herumreiſen; ſo daß es mir vorkam, als ſei das ganze Großherzogthum Poſen eine große Stadt, wo nur die Häuſer etwas meilenweit von einander entfernt ſtehen, und in mancher Hinſicht ſogar eine kleine Stadt, weil die Polen ſich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältniſſen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt iſt, und dieſe gar oft auf kleinſtädtiſche Weiſe Gegenſtände der Unterhaltung werden. Dennoch iſt dieſes rauſchende Treiben, welches dann und wann auf den polniſchen Landgütern herrſcht, der Erziehung der Jugend nicht ſo ſchädlich, wie das Geräuſch der Städte, das ſich jeden Augenblick in ſeinen Tonarten verändert, den Geiſt der Jugend von der Naturanſchauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zerſplittert und durch Überreiz abſtumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben iſt der Jugend ſogar heilſam, da ſie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geiſt durch die immerwährende äußere Ruhe verſumpfen oder, wie man es nennt, verſauern möchte: eine Gefahr, die bei uns ſo oft vorhanden. Das friſche, freie Landleben in der Jugend hat gewiſs am meiſten dazu beigetragen, den Polen jenen großen ſtarken Charakter zu verleihen, den ſie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper; Dieſes bedarf der Gelehrte eben ſo gut wie der Soldat. Die Geſchichte zeigt uns, wie die meiſten Menſchen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter ſo ſehr lobpreiſen gehört; man rühmte die Methode in den Kloſterſchulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geiſt ſogar in unſerer abſonderlich geiſtreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, daſs es nicht die Mönche, ſondern die mönchiſche Eingezogenheit, nicht die Kloſter-Schulmethode, ſondern die ſtille Klöſterlichkeit ſelbſt war, die jene Geiſter nährte und ſtärkte. Wenn man unſere Erziehungsinſtitute mit einer Mauer umgäbe, ſo würde Dieſes mehr wirken, als alle unſere pädagogiſchen Syſteme, ſowohl idealiſch-humaniſtiſche als praktiſch Baſedow'ſche. Geſchähe Daſſelbe bei unſern Mädchenpenſionen, die jetzt ſo hübſch frei daſtehen zwiſchen dem Schauſpielhauſe und dem Tanzhauſe und der Wachtparade gegenüber, ſo verlören unſere Penſionärrinnen ihre kaleidoſkopartige Phantaſterei und neudramatiſche Waſſerſuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußiſch-polniſchen Städte will ich Ihnen nicht Viel ſchreiben: es iſt ein Miſchvolk von preußiſchen Beamten, ausgewanderten Deutſchen, Waſſerpolen, Polen, Juden, Militär u. ſ. w. Die preußiſchen deutſchen Beamten fühlen ſich von den polniſchen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutſche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen verſetzt, ſuchen aber ſo bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere ſind von häuslichen Verhältniſſen in Polen feſtgehalten. Unter ihnen finden ſich auch Solche, die ſich darin gefallen, daſs ſie von Deutſchland iſoliert ſind; die ſich beſtreben, das biſschen Wiſſenſchaftlichkeit, das ſich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben muſste, ſo ſchnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphiloſophie auf eine gute Mahlzeit baſiert haben, und die bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militär, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu ſagen: Dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges, unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daſs ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſierte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch nach der erſten Meſſe einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt komponiert haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Pallaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Kardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adligen Familien: der niedere Klerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideenaſſociation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen bloß ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber ſperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Menſch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpſichore!“ — Auch einen Theater-Recenſenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recenſionen dieſes trefflichen Recenſenten ſtehen bis jetzt nur in der Poſener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortſetzung der Leſſing'ſchen Dramaturgie geſammelt erſcheinen!! Doch mag ſein, daſs mir dieſes Provinzialtheater ſo ſchlecht erſcheint, weil ich juſt von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich ſah. Nein, ich will nicht das ganze Poſen'ſche Theater verdammen: ich bekenne ſogar, daſs es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz ſchlechte beſitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier ſpreche, iſt Demoiſelle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle iſt die erſte Liebhaberin. Da iſt nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtſche jener Gefühlvollen, die ſich für die Bühne berufen glauben, weil ſie vielleicht im Leben die ſentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeſs geſpielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man ſie im einſamen Kloſett herzlich applaudieren würde. Demoiſelle Paien ſpielt mit gleichem Glücke auch die heterogenſten Rollen, eine Eliſabeth ſo gut wie eine Marie. Am Beſten gefiel ſie mir jedoch im Luſtſpiel, in Konverſationsſtücken, und da beſonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge". Bei Demoiſelle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja faſt Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich ſah ſie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolff's „Cäſario"; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer ſetze, die ihr zum Muſter dienen. Demoiſelle Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müſſte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muſs man Madame Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel ſie mir beſonders. Sie ſpielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauſpielerinnen, die zwar mit vieler Kunſt ſolche Alteweiberrollen darſtellen, uns aber doch gern merken laſſen möchten, daſs in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau ſtecke. Herr Oldenburg, ein ſchöner Mann, iſt als Liebhaber im Luſtſpiel unerquicklich und ein Muſter von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerſpiel iſt er ziemlich erträglich. Es iſt nicht zu verkennen, daſs er Anlage zum Tragiſchen hat; aber ſeinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muſs ich alles Schauſpielertalent durchaus abſprechen. Als Richard in „Roſamunde“ gefiel er mir aber, und ich überſah manchmal den falſchen Pathos, weil ſolcher im Stücke ſelbſt liegt. In dieſem Trauerſpiel gefiel mir ſogar Herr Munſch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektſcene. Herr Munſch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenſchaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszuſtoßen. Demoiſelle Franz, ebenfalls erſte Liebhaberin, ſpielt ſchlecht aus Beſcheidenheit; ſie hat etwas Sprechendes im Geſicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius iſt ein niedliches Figürchen, und gewiſs enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daſs ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daſs man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daſs er demſelben getreu blieb als Fels von Felſenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen“, als Spießbürger-Anführer im „Vogelſchießen“ u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Vogt mit ſeiner Fiſtelkomik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falſche Catalani“ mit vielem Vergnügen geſehen. Madame Leutner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhler'ſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, ſpielen ſehen: ſie führten ein Schauſpiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Beſtürmung von Caſtellnero“, ein großes Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen von Winkler: es wurde Viel darin geſchoſſen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängſtigten Prinzeſſinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich ſchimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit ſichtbar hervorguckte aus ihrem fürſtlichen Goldflitterſtaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem ſpielte hier auch eine polniſche Geſellſchaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abſtandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauſpielhauſes auf vierzehn Darſtellungen. Die Polen gaben meiſtens Opern. An Parallelen zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daß die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und Das iſt wahr: es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöſe, pretiöſe und gracioſe Gravität deutſcher Komödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen

Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich haber leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs“ von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Staroſt von Rawa“, Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaytowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Jadwiga's, trug daſſelbe ſentimentale Kolorit. An die Stelle der tabackſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski“, ſubſtituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italiäniſch, als ich es ſingen hörte. Madame Skibinska beſeligte meine Seele als Prinzeſſin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad“ und als Aline. Eine ſolche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte ſie auch ein Spiel, wie es ſelten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen ſchweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka iſt eine liebliche Lorezza, ein freundlich ſchönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa ſingt trefflich. Herr Zawadzki ſingt den Olivier ganz vorzüglich, ſpielt ihn aber ſchlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo iſt ein gar köſtlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anſtand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daſs mich die polniſchen Schauſpieler ſo ſehr ergötzen. Bei jeder Vorſtellung, die ſie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Poſen ſind, beſuchten aus Patriotismus das Theater. Die meiſten polniſchen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reiſten nach Poſen, um polniſch ſpielen zu ſehen. Der erſte Rang war gewöhnlich garniert von polniſchen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beiſammen ſaßen und vom Parterre aus den herrlichſten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Poſen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts ſchreiben, da ſich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforſcher, als ich bin, damit beſchäftigt, und gewiſs bald dem Publikum viel Intereſſantes darüber mittheilen wird. Dieſer iſt der hieſige Profeſſor Maximilian Schottky, der ſechs Jahre im Auftrag unſerer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutſche Geſchichts- und Sprachurkunden zu ſammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthuſiasmus für dieſe Gegenſtände, und dabei unterſtützt von den gründlichſten gelehrten Kenntniſſen, hat Profeſſor Schottky eine literariſche Ausbeute mitgebracht, die der deutſche Alterthumsforſcher als unſchätzbar betrachten kann. Mit einem beiſpielloſen Fleiße und einer raſtloſen Thätigkeit muß Derſelbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als ſechsunddreißig dicke, und zwar ſehr dicke, und faſt ſämmtlich ſchön geſchriebene Quartbände Manuſkript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abſchriften altdeutſcher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek beſtimmt ſind, enthalten dieſe Bände auch viele zur Herausgabe ſchon fertige große, meiſtens hiſtoriſche Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handſchriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächſt enthalten dieſe Bände proſaiſche Auflöſungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreiſe des Königs Artus angehören, und auch die größere Leſewelt anſprechen können; ferner viele mit Scharfſinn und Umſicht entworfene Zuſammenſtellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überſchriften den meiſten und wichtigſten Lebensverhältniſſen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten dieſe Bände rein geſchichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollſtändige Abſchrift der Gedenkbücher des Kaiſers Maximilian's I. von 1494—1508, drei ſtarke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus ſpäterer Zeit am wichtigſten ſind, weil erſtere das Leben des großen Kaiſers und den Geiſt ſeiner Zeit ſo treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeſchrieben ſind, über viele Familienverhältniſſe des öſterreichiſchen Hauſes Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich ſind, dem nicht, wie dem Profeſſor Schottky, aus beſonderer Gunſt die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten dieſe Bände über anderthalbtauſend Lieder aus alten verſchollenen Sammlungen, aus ſeltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeſchrieben, — Materialien zur Geſchichte der öſtreichiſchen Dichtkunſt, dahin einſchlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge ſeltener Werke, intereſſante mündliche Sagen, Volksſprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der öſtreichiſchen Fürſten, eine Menge

Hexenproceſſe in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feſte und Gebräuche in Öſterreich, und eine Menge anderer ſehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiſte deſſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntnis des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelnen Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtriert; wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottky's Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Max in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Chriſtus und Maria.“ In der „Zeitſchrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Profeſſor Schottky nächſtes Jahr (bei Munk in Poſen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiſs viele der ſchätzbarſten Aufſätze über das Mittelalter und herrliche Reſultate ſeiner Forſchungen erhalten, obſchon dieſe Zeitſchrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigſten Gegenwart umfaſſen, und zunächſt eine literariſche Verbindung Oſtdeutſchlands mit Süd- und Weſtdeutſchland bezwecken ſoll. Es iſt dennoch ſehr zu bedauern, daſs dieſer Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe ſeiner reichen Materialienſammlung. In Poſen iſt keine Bibliothek; wenigſtens keine, die dieſen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn ſie fertig iſt, mit Büchern allmählich verſehen werden, und es wäre ſchlimm, wenn die Schottky'ſchen Sammlungen ſo lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müſſten. Außerdem muſs man im wirklichen Deutſchlande leben, wenn man mit einer Arbeit beſchäftigt iſt, die ein gänzliches Verſenken in deutſchen Geiſt und deutſches Weſen nothwendig erfordert. Den deutſchen Alterthumsforſcher müſſen deutſche Eichen umrauſchen. Es iſt zu befürchten, daſs der heiße Enthuſiasmus für das Deutſche ſich in der ſarmatiſchen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft dieſe eine unſerer heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten, unſere Geſchichte. Das Intereſſe für dieſelbe iſt zwar jetzt nicht ſonderlich rege im Volke. Es iſt ſogar der Fall, daſs gegenwärtig das Studium altdeutſcher Kunſt- und Geſchichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert iſt; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus ſich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geſchadet, als die bitterſten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter ſein Recht widerfahren läſſt, wo kein alberner Apoſtel ſeichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartieen des großen Gemäldes verfertigt, um ſeiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwiſchen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwiſchen dem Nibelungenlied und der Odyſſee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organiſchen Zuſammenhange erkennt, und nur mit ſich ſelbſt vergleicht, und das Nibelungenlied einen verſificierten Dom und den Kölner Dom ein ſteinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern bloß Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik Nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daſs ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab. „Wir leſen ſie zwar nicht,“ ſagten ſie, „aber es macht uns ſchon ängſtlich, daſs ſo Etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und der Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihre Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit ſeufzendem Geſicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett ſtatt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einſtimmig.

Und zwar denſelben — ſetzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demſelben, Excellenzen? Es iſt nicht möglich!“

Weßshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er ſtammelte, er ſtockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geſtändnis — und es löſte ſich das ſchreckliche Räthſel.

Mein Herr Hauswirth verſtand nämlich die bekannte Kunſt, den Theetopf, woraus ſchon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Waſſer zu füllen, und der Thee, der mir ſo gut geſchmeckt, und wovon ich ſo viel geprahlt, war nichts Anders, als der jedesmalige Aufguſs von demſelben Thee, den meine Hausgenoſſin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wiſſen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recenſionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann

(1821.)

„Was lange wird, wird gut“ — „Eile mit Weile“ — „Rom iſt nicht in einem Tag gebaut“ — „Kommſt du heut nicht, kommſt du morgen“ und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutſche beſtändig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und ſollten mit Recht der ganzen deutſchen Geſchichte als Motto vorangeſetzt werden. — Nur unſere Almanachs-Herausgeber haben ſich von jenen leidigen Sprichwörtern losgeſagt, und ihre poetiſchen Blumenſträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen ſein ſollen, pflegen ſchon im Frühherbſte zu erſcheinen. Es iſt daher befremdend, daſs vorliegender poetiſche Blumenſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridiküls holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Raßmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren, Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Laune, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs“ ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbarn nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den literariſchen Kaſtagnetten ſich durchzuklappern und äſthetiſche Maulhelden niederzuſchwatzen.

Von den ſiebenunddreißig Dichtern, die der Muſen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muſs zuerſt der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch ſein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutſchlands gleichſam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenſtände der literariſchen Thätigkeit Raßmann's wird man innig gerührt durch ſeine Liebe für fremde Arbeiten und ſein emſiges Hervorſuchen des fremden Verdienſtes (lauter altfränkiſche Eigenſchaften, die längſt aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raßmann's, die der Muſen-Almanach enthält, beſonders in „Einzwängung des Frühlings“, „Der Töpfer nach der Heirath“ und im „Armen Heinrich“ finden ſich ganz ausgeſprochen jene grundehrliche Geſinnung, liebreiche Betriebſamkeit und faſt Hans-Sachſiſche Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters“ iſt herzlich und jugendlich friſch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar“ ſind recht ſchöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtſtück „Die Hexen“ iſt ſehr anziehend; der Verfaſſer fühlt gar wohl, wie Viel durch metriſche Kunſtgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, beſonders der ſpondeiſchen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derſelben beobachtet werden muſs, iſt ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rouſſeau's Gedicht „Verluſt" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich ſüße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geiſt der Liebe" wäre ſehr gut, wenn mehr Geiſt und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" iſt wunderſchön, faſt unübertrefflich; doch der Verfaſſer iſt auf falſchem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verſe und Sprachplumpheit nachzuahmen ſucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübſch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe ſchöner Dichtungen, wovon einige gewiſs ſeelenerquickend genannt werden dürfen. Zu dieſen gehören das Sonett „An Ernſt von Laſſaulx" und das Gedicht „An Eliſabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte ſind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerſchönſten iſt das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Eliſe von Hohenhauſen iſt ein ſinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von deſſen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Leſers angenehm bewegt wird*). Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins iſt recht anſprechend, das Äußere deſſelben faſt zu beſcheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läſſt bald den Mangel des Goldſchnitts überſehen.

---

*) Dieſer Satz war, wie Heine im „Bemerker," Nr. 15 (Beilage zum 134. Blatte des „Geſellſchafters"), vom 22. Auguſt 1821, erklärt, „durch nachläſſiges Abſchreiben von Seiten des Referenten in der Beurtheilung der Gedichte des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs" ausgelaſſen worden."

Der Herausgeber.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung deſſelben nicht miſslungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf ſeine eigne Weiſe, und da auch wir das Recht haben, unſeren eignen Ausdruck zu wählen, ſo erklären wir jene Erſcheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geſchichte haben.“ Das iſt die Bedeutung unſeres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerſtört, genoſſen und gelitten haben; im Mannesalter iſt ſchon manches Dergleichen erlangt, und jener brauſende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft ſelbſt ſein mag, iſt ſchon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erſt der Greis, der im Kreiſe ſeiner Enkel unter der ſelbſtgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen ſeiner Lieben auf den Trümmern ſeines Hauſes ſitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geſchichte, in ſeinem Herzen gänzlich befriedigt und erloſchen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugſam andeuten, wenn wir ſagen, daß der Verfaſſer in dem erſten ſein Streben, eine Geſchichte zu haben, und in dem andern die erſten Anfänge ſeiner Geſchichte dargeſtellt hat. Wir nannten die Darſtellung gelungen, weil der Verfaſſer uns nicht Reflexionen über ſeine Gefühle, Geſinnungen und Anſichten, ſondern dieſe letzteren ſelbſt gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Ausſprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf ſich einwirken laſſen und frei und ſchlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgeſprochen, wie ſie ſich in ſeinem bewegten Gemüthe abgeſpiegelt. Der Verfaſſer hat hierin den oberſten Grundſatz der Romantikerſchule befolgt, und hat, ſtatt nach der bekannten falſchen Idealität zu ſtreben, die beſonderſten Beſonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in ſeinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, iſt: daſs in jenen Beſonderheiten ſich wieder das Allgemeine zeigt, und daſs ſogar in jenen niederländiſchen Gemälden, wie ſie uns der Verfaſſer in den Sonetten manchmal dargiebt, das Idealiſche ſelbſt uns ſichtbar entgegen tritt. Dieſe Wahl und Verbindung der Beſonderheiten iſt es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunſt darin beſteht, daſs ſein Auge auf eine eigenthümliche Weiſe ſieht, und er z. B. die ſchmutzigſte Dorfſchenke gleich von der Seite auffaſſt und zeichnet, von welcher ſie eine dem Schönheitsſinne und Gemüth zuſagende Anſicht gewährt: ſo hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendſten und unerfreulichſten Beſonderheiten des gemeinen Lebens ſo anzuſchauen und zuſammen zu ſetzen, daſs ſie ſich zu einem ſchönen, echt poetiſchen

Gedichte geſtalten. Deſshalb hat jedes echte Gedicht eine beſtimmte Lokalfärbung, und im ſubjektiven Gedichte müſſen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geiſt der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all ſeiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewuſſten Tiefe. — In Hinſicht der Kunſtſtufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erſte, obſchon dieſes mehr Anſprechendes und Kräftiges enthält. In dem erſten Buche iſt noch die Bewegung der Leidenſchaft vorherrſchend, eben weil in demſelben das unruhige Streben nach Geſchichte ſich ausſpricht; im zweiten dämmert ſchon eine epiſche Ruhe hervor, da bereits einiger Geſchichtsſtoff vorhanden iſt, der beſtimmte Umriſſe gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daſs die Leidenſchaft eben ſo gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetiſche Genius. Darum ſieht man ſo viele deutſche Jünglinge, die ſich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenſchaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnſinn ſelbſt, einige erträgliche Verſe erzeugt. Darum ſind ferner manche Winkeläſthetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutſcher oder eine zürnende Köchin in poetiſche Redensarten ausbrechen ſahen, zu dem Wahne gelangt: die Poeſie ſei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenſchaft. Sichtbar hat unſer Verfaſſer in dem erſten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenſchaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läſſt ſich ſagen, daſs ſie zum Theil Erzeugniſſe des Genius ſind. Schwerer iſt es, das Maß der Kraft Deſſelben zu beſtimmen, und der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht eine ſolche Unterſuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erſte enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verſchiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfaſſer gefällt ſich darin, die meiſten ſüdlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die ſchlichtdeutſche Spruchweiſe und das Volkslied ſind nicht vergeſſen. Seiner Kürze halber ſei folgender Spruch erwähnt:

Mir iſt zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutſchen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder ſind zwar im rechten Volkstone, aber nach unſerm Bedünken etwas zu maſſiv geſchrieben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volksliedformen zu erfaſſen, und mit der Kenntnis desſelben nach unſerem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguſs ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig.“ — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe“ überſchrieben, aus poetiſchen Apologien befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebesſonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen: Babel liegt nicht an der Seine, Das iſt ein widerwärtiger geographiſcher Irrthum von 1814. Im Ganzen ſcheint kein tadelſüchtiger Geiſt in dieſem „Tempel der Freundſchaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das verſificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich geſpendet ſein. Beſonders iſt Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfaſſer auch ſchon im erſten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt ſind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem ſo köſtlichen Lorberzweige geſchmückt, daſs Herr Rouſſeau ſich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muſs, dieſes von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geſchieht, ſo iſt es Jammerſchade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur.

Taſso's Tod.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Koblenz, bei Hölſcher.

(1821.)

Dieſe Dichtung hat uns beim erſten unbefangenen Durchleſen ſo freundlich ergötzt und gemüthlich angeſprochen, daſs es uns wahrlich ſchwer ankömmt, ſie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorſchriften und Anforderungen der dramatiſchen Kunſt kritiſch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewiſſenhaft genau zu beſtimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit ſtrenger Hand aufzudecken. — Ehrlich geſtanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei dieſem Geſchäft nicht ganz unähnlich ſind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsſchwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten deſſelben labte, ſich weidlich ergötzte an dem Gezwitſcher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend ſich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räſonniert und in ſich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausſtehliches Spatzengepiepſe u. ſ. w.“ Indeſſen, das Recenſieren hat doch auch ſein Gutes. Es giebt heuer ſo viele wunderliche Bäume auf dem Parnaſs, daſs es Noth thut, wie in botaniſchen Gärten Gebrauch iſt, bei jedem ein weißes Täfelchen zu ſtellen, worauf der Wanderer leſen kann: „Unter dieſem Baume läſſt ſich's angenehm ruhen, auf dieſem wachſen treffliche Früchte, in dieſem ſingen Nachtigallen“; — ſo wie auch: „Auf dieſem Baume wachſen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter dieſem Baume duftet ſinnebetäubender Weihrauch, unter dieſem ſpuken des Nachts alte Rittergeiſter, in dieſem pfeift ein ſauberer Vogel, unter dieſem Baume kann man gut — einſchlafen.“

Wir haben oben bemerkt, daſs wir vorliegende Tragödie nach den Kunſtvorſchriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derſelben auch unſere größten Äſthetiker nicht mit einander übereinſtimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unſere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch ſubjektive Anſicht das Verdienſt des Dichters unbewuſſt beeinträchtigen möchten, ſo wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leiſtungen deſſelben fällen, ohne erſt mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen äſthetiſchen Grundſätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Geſichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatiſchen, aus dem poetiſchen und aus dem ethiſchen Geſichtspunkte.

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung.

Gewiſſe Talente, wie man ſieht, werden von der einen dieſer Dichtungsarten eben ſo gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanſchauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenſchaften, Charakteren u. ſ. w. Doch machen wir die vielbeſtätigte Bemerkung: daſs Dichter, die in der einen dieſer Dichtungsarten Meiſter ſind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Dieſe Beobachtung führt uns zur Unterſuchung, ob jenes Miſslingen nicht dadurch entſteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich ſind, als bei der andern, und weil vielleicht das Weſen beider Dichtungsarten ſo erſtaunlich von einander verſchieden iſt?

Wenn wir den epiſchen und den dramatiſchen Dichter, jeden in ſeiner Werkſtätte, belauſchen und hier ſein Verfahren beobachten, ſo iſt uns Nichts leichter, als die Löſung dieſer Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiſte die lebendigſte Anſchauung ſeines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, ſein Erzählen iſt zwar meiſtens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht ſelten ein Voreinander (Vorausſagen der Kataſtrophe). Er ſchildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Koſtüm ſeiner Helden, er läſſt ſie zwar ſprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen und zuweilen gar ſchießt ein Blitzſtrahl aus ſeinem eigenen Gemüthe, aus ſeiner Subjektivität, und beleuchtet mit ſchnellem Lichte das Lokal und die Helden ſeines Gedichtes. Dieſes ſubjektive Aufblitzen, wovon unſere zwei beſten epiſchen Gedichte, die Odyſſee und die Nibelungen, nicht frei ſind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt ſchon, daſs das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in ſo hohem Grade erforderlich iſt, als beim Drama. In dieſer Dichtart muſs jenes Talent vollkommen ſein. Aber Das iſt noch lange nicht das Hauptſächlichſte. Das Drama ſetzt eine Bühne voraus, wo ſich nicht Jemand hinſtellt und das Gedicht vordeklamiert, ſondern wo die Helden des Gedichts ſelbſt lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitſammen ſprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was ſie ſprechen und wie ſie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergiſſt, daſs dieſe lebendigen Heldenvorſteller das Recht haben, nach eigener Willkür ſich zu gruppieren und Grimaſſen zu ſchneiden, daſs der Theaterſchneider für hübſche Kleider, der Dekorationsmaler für hübſche Umgebungen, der Kapellmeiſter für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epiſchen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er ſich im Drama verſucht, verwickelt er ſich in ſchöne Gegendbeſchreibungen, Charakterſchilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillſtand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas iſt alſo lebendiges und immer lebendigeres Fortſchreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteriſtiſche im Weſen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem iſt es durchaus erklärbar, warum ſo viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epiſchen übergehen, weil ſie hier ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Verſuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermiſchung des Epiſchen und des Lyriſchen beſtehen, ſich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepiſchen finden, ſtatt daſs bei der dramatiſchen Dichtung keine ſolche Übergangsform vorhanden iſt, und gleich die allerſtrengſte Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich iſt es ſichtbar, daſs es die Gewohnheit, welche den erprobteſten epiſchen Dichter, der immer an Lokal- und Koſtümſchilderungen u. dgl. denkt, zum ſchlechten Dramatiker macht, und daſs es daher gut iſt, wenn der Dichter, der im Dramatiſchen ſich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daſs dieſes Letztere der Fall iſt beim Verfaſſer der vorliegenden Tragödie, deſſen lyriſche Gedichte ſowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns ſo oft entzückt haben. Indeſſen, wie ſchwer, wie äußerſt ſchwer der Übergang vom Lyriſchen zum Dramatiſchen iſt, hat unſer Herr Verfaſſer ſelbſt erfahren, da ihm ſeine erſte, dem „Taſſo“ vorangehende Tragödie gänzlich miſslungen iſt. Doch das ehrliche Geſtändnis, womit der Verfaſſer in der Vorrede zum „Taſſo“ über dieſes Miſslingen ſich äußert, ſo wie auch der überraſchende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu leſen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Taſſo“ zu überſehen, das rüſtige Fortſchreiten des Verfaſſers zu bewundern, ſein ſchon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf ſolchem Wege und bei ſolchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die beſcheidene Erklärung in der Vorrede zum „Taſſo“ macht es uns gleichſam zur Pflicht, jeder Vergleichung deſſelben mit dem Goethe'ſchen Drama deſſelben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Kataſtrophe dient, auch von unſerm Verfaſſer benutzt worden iſt, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Taſſo umarmt Leonore von Eſte. Als hiſtoriſch müſſen wir dieſe Begebenheit leugnen. Taſſo's Hauptbiographen, ſowohl Seraſſi, als auch (wenn wir nicht irren,) Manſo, verwerfen ſie. Nur Muratori erzählt uns ein ſolches Märchen. Wir zweifeln ſogar, ob je eine Liebe zwiſchen der zehn Jahr' ältern Prinzeſſin Leonore und Taſſo exiſtiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, ſeinen eigenen Ruhm geſchmälert zu ſehn, den armen Dichter ins Narrenhoſpital einſperren laſſen. Iſt es denn ſo etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daſs ein Poet verrückt geworden ſei? Warum wollen wir uns dieſes Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigſtens annehmen, daſs die Urſache jener Einſperrung ſowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürſten gelegen habe? Doch wir wollen von allem hiſtoriſchen Vergleichen lieber gleich abgehen, ſetzen die Fabel des Stücks, wie ſie allgemein gäng und gebe iſt, als bekannt voraus, und ſehen zu, wie unſer Verfaſſer ſeinen Stoff behandelt hat.

Das Erſte, was wir hier erblicken, iſt, daſs der Verfaſſer eine von Manſo erwähnte und von Seraſſi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch dieſen glücklichen Griff gewinnt das Stück an intereſſanter, intrigenartiger, dramatiſcher Verwickelung. Dieſe Leonore No. 3, genannt Leonore von Giſello, iſt Geſellſchafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigeſpräch dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er ſeit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über ſeine Scheitel.
Unwillig ſieht Alfonſo dieſes Treiben,
Er ſieht des Standes Majeſtät verletzt,
Und was zurück noch iſt, wer ſagt Das gern?!

Die Prinzeſſin erſcheint, ſie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzeſſin ihre Liebe für Taſſo. Letzterer tritt auf, ſpricht von ſeiner Liebe zu ihr.

Prinzeſſin.

O ſchweiget, Taſſo, ſchweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen ſchweigt, ich weiß das Alles.

Taſſo.

Ihr könnt nicht wiſſen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu ſehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verſtellter um *drei* Weſen ſchmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er verſinkt in Liebesſchwärmerei und entfernt ſich, wie der Herzog naht. Dieſer macht bittere Anſpielungen auf Beider Liebe; die Prinzeſſin weint, Alphons entfernt ſich, Taſſo kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in ſtolzer Kraft, verwirrt ſich in ein ſchmachtendes Sonett, und in Liebeswahnſinn umarmt er die Prinzeſſin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, iſt unterdeſſen im Hintergrunde erſchienen und tritt ſchnell auf Taſſo los. Ende des erſten Akts.

Die Prinzeſſin in Liebeswehmuth verſunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unſern Dichter ruhig gehn,
Ihr wiſſt's, und konntet ſelbſt Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf ſei Graf Tirabo zu Taſſo gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünſteltem Mitleid. Taſſo ſchlägt ihn —

Doch er beſann ſich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palaſt Ferrara's.
— — — —
Der Graf ſchützt vor des Ortes Majeſtät,
Und harret ſein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volks über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben:
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta.“ Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn nur unſchädlich wiſſen, nämlich wegen ſeiner Liebe zur Prinzeſſin. Dieſe erſcheint und bittet ihren Bruder um Loslaſſung des Dichters. Der Herzog iſt dazu geneigt, wenn ſie ſich nach Palanto entfernen wolle. Sie entſchließt ſich dazu, ſie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Taſſo in ihrer Abweſenheit. Tiefer Liebesſchmerz der Prinzeſſin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hoſpitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hoſpitals und Leonore von Giſello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet ſich von ihm die Erlaubnis, den als wahnſinnig eingeſperrten Taſſo zu ſprechen. Schwärmeriſches Geſpräch zwiſchen Dieſem und Leonore; ſie ſagt ihm, daſs ſie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüſſel, um ſich durch die Pforte der Erkerſtiege zu befreien. Taſſo glaubt, er habe eine Engelserſcheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daſs Taſſo freigelaſſen werden ſolle. — Nacht. Erker von Taſſo's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluſs führt. Leonore von Giſello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, ſinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzeſſin nebſt ihrer Hofdame geht über die Brücke, um ſich nach Palanto zu begeben. Taſſo erſcheint am Erkerfenſter. Unendlich wehmüthiges Liebesgeſpräch zwiſchen ihm und der Prinzeſſin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Giſello erhebt ſich von ihrem Sitze, fühlt ſich durch das angehörte Geſpräch geſtärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Taſſo nochmals mit mildem Worte, und geht ſchnell ab. Taſſo ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geiſt!“

Die Ketten fallen, und Taſſo iſt frei!

Er ſtreckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloſter St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manſo, Taſſo's Jugendfreund (?). Dieſer iſt eben in Rom angekommen und erfährt, daſs Taſſo den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden ſolle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daſs Taſſo im Nebenzimmer ſchlafe, aber ſehr krank ſei, und ſchon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daſs Taſſo eigenmächtig ſeiner Haft entſprungen ſei, juſt an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit ſchenkte, daſs ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüſſel gegeben habe, daſs dieſer Pilger wahrſcheinlich Leonore von Giſello geweſen ſei, daſs aber Taſſo ihn noch immer für einen gottgeſandten Boten halte. Er ſchildert den Zuſtand, wie er Taſſo wiedergefunden:

Wie ich ihn ſah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgeſetzt
Des frühen Lenzes wechſelvollem Treiben.
Auf Hagelſchloſſen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis froſt'ger Hauch die Wolken vor ſich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzeſſin Leonore einſt
Auf's Haar geſetzet für ſein heilig Lied.

Taſſo ſollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieſer Platz dem Kapitole näher liegt. — Taſſo erſcheint, den Lorberkranz der Prinzeſſin in der Hand. Er ſpricht wie ein ſchon Verklärter, und empfängt liebevoll ſeinen Manſo. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen Taſſo abzuholen. Volk drängt ſich hinzu; Jubel und Muſik. Begeiſterung ergreift Taſſo, er ſpricht von einer überirdiſchen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzeſſin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kardinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Muſikwirbel. Taſſo erhebt ſich mit Anſtrengung. Conſtantini zu ſeinen Füßen, und begrüßt ſo den verherrlichten Freund. Taſſo blickt erſchrocken auf ihn nieder:

Taſſo.

So iſt es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich ſah dich früher ſchon auf meinem Wege.
Mit ſchwarzem Flore war dein Kleid umſäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerſchläge,
Und geiſterähnlich ſprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!“

Taſſo ſtirbt ſichtbar ab, ſpricht verzückt von Gott und Geiſterliebe, ſinkt hin, und ſitzt als Leiche auf dem Piedeſtal der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers Arioſto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorbeerkranz, ſetzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Muſik. Der Vorhang fällt.

Nach unſern vorangeſchickten Erklärungen müſſen wir jetzt geſtehn, daſs der Verfaſſer in der Behandlung ſeines Stoffs nur ſehr unbedeutendes dramatiſches Verdienſt gezeigt hat. Die meiſten ſeiner Perſonen ſprechen im ſelben Tone, faſt wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verſchiedenen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehn über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des Taſſo.

Es wird Manchen Wunder nehmen, daſs wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen, daſs, jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies iſt der Fall in vorliegender Tragödie. Nur ſparſam ſind theatraliſche

Effekte darin eingewebt, doch wo ſie ſind, beſonders am Ende des Stücks, ſind ſie von höchſt poetiſcher Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daſs wir die Beobachtung der drei dramatiſchen Einheiten zu den poetiſchen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Weſen der Tragödie. Doch, wie wir unten ſehen werden, giebt es eine dramatiſche Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entſchuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, ſo werden wir zwar die Beobachtung dieſer beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob ſie zum Weſen eines Drama's durchaus nothwendig wären, ſondern weil ſie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichſam das Siegel der höchſten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieſer Schmuck auf Koſten größerer poetiſcher Schönheiten erkauft werden ſoll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts iſt daher lächerlicher, als einſeitige ſtrenge Beobachtung dieſer zwei Einheiten und einſeitiges ſtrenges Verwerfen derſelben. — Unſer Herr Verfaſſer hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Anſicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entſchuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tregödien ein in ſolche, wo der Hauptzweck des Dichters iſt, daſs eine merkwürdige Begebenheit ſich vor unſern Augen entfalte; in ſolche, wo er das Spiel beſtimmter Leidenſchaften uns durchſchauen laſſen will, und in ſolche, wo er ſtrebt, gewiſſe Charaktere uns lebendig zu ſchildern. Die beiden erſtern Zwecke hatten die griechiſchen Dichter. Es war ihnen meiſtens darum zu thun, Handlungen und Leidenſchaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten ſie füglich entbehren, da ihre Helden meiſtens bekannte Heroen, Götter und dergleichen ſtehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entſtehung ihres Theaters. Prieſter und Epiker hatten lange ſchon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders iſt es bei unſerm modernen Theater. Charakterſchilderung iſt da eine Hauptſache. Ob nicht auch die Urſache davon in der Entſtehungsart unſeres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daſs daſſelbe hauptſächlich entſtanden iſt durch Faſtnachtspoſſen? Es war da der Hauptzweck, beſtimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu laſſen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenſchaft zu entwickeln. Beim großen William Shakſpeare finden wir zuerſt obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angeſehen werden, und bleibt unſer großes, freilich unerreichbares Muſter. Johann Gotthold Ephraim Leſſing, der Mann mit dem klarſten Kopfe und mit dem ſchönſten Herzen, war in Deutſchland der Erſte, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenſchaften und Charakteren am ſchönſten und am gleichmäßigſten in ſeinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zuſammenſchmelzte. So blieb es bis auf die neueſte Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenſtände der dramatiſchen Schilderung nicht mehr zuſammen, ſondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erſte, der das Signal zu bloßen Charakterſchilderungen gab. Er gab ſogar auch das Signal zur Charakterſchilderung einer beſtimmten Klaſſe Menſchen, nämlich der Künſtler. Auf ſeinen Taſſo folgte Oehlenſchläger's „Correggio,“ und Dieſem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Taſſo“ unſeres Verfaſſers gehört zu dieſer Gattung. Wir können daher bei dieſer Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entſchuldigen, und wollen ſehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenſchafts-Schilderungen treu und wahr ſind.

Den Charakter des Hauptheldeu finden wir trefflich und treu gehalten. Hier ſcheint dem Verfaſſer ein glücklicher Umſtand zu Statten gekommen zu ſein. Nämlich, Taſſo iſt ein Dichter, oft ein lyriſcher und immer ein religiös ſchwärmeriſcher Dichter. Hier konnte nun unſer Verfaſſer, der alles Dieſes ebenfalls iſt, mit ſeiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter ſeines Helden eine überraſchende Wahrheit geben. Dieſes iſt das Schönſte, das Beſte in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet iſt der Charakter der Prinzeſſin; er iſt zu weich, zu wächſern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale iſt vom Verfaſſer gleichgültig behandelt; nur ganz ſchwach läſſt er ihr Wohlwollen für Taſſo hervorſchimmern. Der Herzog iſt in mehreren Scenen ſehr wahr gezeichnet, doch widerſpricht er ſich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts läſſt er Taſſo einſperren, damit er ſeinen Namen nicht mehr verläſtre, und in der erſten Scene des dritten Akts ſagt er, es ſei geſchehen aus Beſorgnis, daſs nicht aus Taſſo's Liebeshandel mit ſeiner Schweſter Schlimmes entſtehe. Graf Tirabo iſt nicht allein ein jämmerlicher Menſch, ſondern auch, was der Verfaſſer nicht wollte, ein inkonſequenter Menſch. Leonore von Giſello iſt ein hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns [illegible]iderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn tränken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſchiene.

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S. 77; ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo zur Giſello, die ihn als Pilger beſucht, ſagt:

Wie ſich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau ſich wiegt im Morgenſchein,
Wie Engel flehn zur himmliſchen Madonne,

Und Schar an Schar ſich um die Höhe reihn:
So ſtill und feierlich, voll ſel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein:
Klar ſeh' ich die Verklärte vor mir ſchweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig iſt? Wir ſind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyriſchen Ergüſſen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entſchuldigen, wo Taſſo ſelbſt ſpricht. Im Munde des Dichters, der ſo viel in ſeinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. Auf keinen Fall findet derſelbe Erſatz dafür, daſs er ſich in dieſe Feſſel ſchmiegt. Denn unſre Schauſpieler, beſonders Schauſpielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundſatz, daſs die Reime für das Auge ſeien, und daſs man ſich ja hüten müſſe, ſie hörbar klingen zu laſſen. Wofür hat ſich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verſe unſeres Verfaſſers ſind, ſo fehlt es denſelben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunſt des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus von ſo unendlicher Wirkung iſt, und wodurch ſo viele metriſche Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat ſich der Verfaſſer einen Sechsfüßer entſchlüpfen laſſen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorſätzlich? Unbegreiflich iſt uns, wie ſich der Verfaſſer die Skanſion „Vīrgĭl“ S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4. „Und vīellĕicht dārŭm, weil ſie's nöth'ger haben.“ — S. 14. Der Daktylus „Hörenden“ am Ende des Verſes füllt das Ohr nicht. Obſchon unſere beſten alten Dichter ſich ſolche Fehler zu Schulden kommen laſſen, ſollten doch die jüngern ſie zu vermeiden ſuchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethiſcher Hinſicht?

Ethiſch? Ethiſch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie ſich nicht an der Schuldefinition. Ethiſch ſoll hier nur ein Rubrikname ſein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieſer Rubrik befaſſt haben wollen. Hören Sie, iſt es Ihnen noch nie begegnet, daſs Sie innerlich miſsvergnügt, verſtimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obſchon das Stück, das Sie eben ſahen, recht dramatiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehn durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Daſſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, ſo war doch jene Schickſalsidee eine ſehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, ſchädliches Surrogat. Ganz widerſprechend iſt jene Schickſalsidee mit dem Geiſt und der Moral unſerer Zeit, welche beide durch das Chriſtenthum ausgebildet worden. Dieſes grauſe, blinde, unerbittliche Schickſalswalten verträgt ſich nicht mit der Idee eines himmliſchen Vaters, der voller Milde und Liebe iſt, der die Unſchuld ſorgſam ſchützet, und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirkſamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Urſachen entwickeln, aus der moraliſchen Freiheit des Menſchen ſelbſt, aus ſeinen Neigungen und Leidenſchaften, und die in ihren tragiſchen Darſtellungen, ſobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen ſchwebt, mit leiſer Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauſchen laſſen in das Reich des Überirdiſchen, wo wir im Anſchaun ſo vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, dieſe Qualen vergeſſen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das iſt die Urſache, warum oft die traurigſten Dramen dem gefühlvollſten Herzen einen unendlichen Genuſs verſchaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat ſich auch unſer

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet.

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müſſen hier von einem hiſtoriſchen Standpunkte die Gefühle betrachten, die in unſerm religiöſen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche, welche von Männern erſonnen worden ſind, die das menſchliche Herz, ſeine Wunden und den heilſamen beſeligenden Eindruck paſſender Symbole genau kannten. Wir ſehn hier unſern Taſſo ſchon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore muſſte ihm ſchon vorangegangen ſein, und heilige Ahnung muſſte ihm die Zuſicherung gegeben haben, daſs er ſie bereits findet. Dieſer Blick hinter die Himmelsdecke verſüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol ſchon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchſten Preis erhalten ſoll, todt niederſinkt bei der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers. Der Prieſter greift den Schluſsaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt ſetzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieſes Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' iſt, in Leid und Freud' ihn nicht verläſſt, oft wie glühende Kohlen ſeine Stirn verſengt, oft die arme brennende Stirn wie Balſam kühlet, und endlich, ein mühſam errungenes Siegeszeichen, ſein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unſer Verfaſſer eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeſchwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Faſt möchten wir Dieſes glauben, und wir können nicht umhin, den Verfaſſer zu bitten, die fünf Akte ſeiner Tragödie in drei zuſammen zu ſchmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie ſein würde. Der erſte und zweite Akt wäre zuſammengeſchmolzen, und hieße: „Taſſo's Hofleben;“ der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Taſſo's Gefangenſchaft“; und der fünfte Akt, womit ſich die Trilogie ſchlöſſe, hieße: „Taſſo's Tod.“

Wir haben oben gezeigt, daſs Einheit des Gefühls zum Ethiſchen einer Tragödie gehört, und daſs unſer Verfaſſer dieſelbe vollkommen und muſterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethiſchen Anforderung Genüge geleiſtet. Nämlich, ſeine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Verſöhnung.

Unter dieſer Verſöhnung verſtehn wir nicht allein die Ariſtoteliſche Leidenſchaftsreinigung, ſondern auch die weiſe Beobachtung der Grenzen des Reinmenſchlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenſchaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakſpeare, und doch geſchieht es nie, daſs unſer Inneres, unſer Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders iſt Das bei vielen unſerer neuern Tragödien, bei deren Darſtellung uns die Bruſt gleichſam in ſpaniſche Schnürſtiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle ſtocken bleibt, und gleichſam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unſer ganzes Weſen ergreift. Das eigene Gemüth ſoll dem Dichter ein ſicherer Maßſtab ſein, wie weit er den Schrecken und das Entſetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verſtand ſoll emſig alles Gräſsliche ergrübeln, moſaikähnlich zuſammenwürfeln und in der Tragödie aufſtapeln. Zwar wiſſen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens ſind erſchöpft. Pandora's Büchſe iſt leer, und der Boden derſelben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeſchabt, und der gefallſüchtige Dichter muſs im Schweiße ſeines Angeſichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So iſt es dahin gekommen, daſs unſer heutiges Theaterpublikum ſchon ziemlich vertraut iſt mit Brudermord, Vatermord, Inceſt u. ſ. w. Daſs am Ende der Held bei ziemlich geſundem Verſtande einen Selbſtmord begeht, cela se fait sans dire. Das iſt ein Kreuz, Das iſt ein Jammer. In der That, wenn Das ſo fortgeht, werden die Poeten des zwanzigſten Jahrhunderts ihre dramatiſchen Stoffe aus der japaniſchen Geſchichte nehmen müſſen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbſtmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufſchlitzen u. ſ. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es iſt empörend, wenn man ſieht, wie in unſern neuern Tragödien, ſtatt des wahrhaft Tragiſchen, ein Abſchlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen iſt, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf ſeinem Armenſünderbänkchen ſitzt, wie es moraliſch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unſere Dichter ganz und gar vergeſſen, welchen ungeheuren Einfluſs das Theater auf die Volksſitten ausübt? Haben ſie vergeſſen, daſs ſie dieſe Sitten milder, und nicht wilder machen ſollen? Haben ſie vergeſſen, daſs das Drama mit der Poeſie überhaupt denſelben Zweck hat, und die Leidenſchaften verſöhnen, nicht aufwiegeln, menſchlicher machen, und nicht entmenſchen ſoll? Haben unſere Poeten ganz und gar vergeſſen, daſs die Poeſie in ſich ſelbſt genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgeſtumpfteſte Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer groſses Publikum ſo Wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo Wenig wie unſere Poeten.

Struenſee.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geſchrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hieſigen Nationaltheater aufgeführt: „Struenſee“, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieſes Stück ein beurtheilendes Wort ausſprechen, ſo muſs es uns erlaubt ſein, zuvor auf Beer's frühere dramatiſche Erzeugniſſe einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfaſſer im Zuſammenhang mit ſich ſelbſt betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatiſchen Literatur einnimmt, beſonders bezeichnen, gewinnen wir einen feſten Maßſtab, womit Lob und Tadel zu ermeſſen iſt und ſeine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfaſſers, war „Klytämneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblühen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Mißleitung.

Daß der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien“. Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorſcheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man ſieht es ihnen an, daſs ſie an keinem freien Sonnenlichte, ſondern an fahlen Orcheſterlampen gereift ſind, und Farbe und Duft ſind zweifelhaft. Dramatiſches Talent läſſt ſich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortſchreiten des Verfaſſers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewuſſter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfaſſer plötzlich in die bravſte und richtigſte Bahn verſetzte? Sein „Paria“ erſchien. Dieſer Geſtalt hatte kein Theaterſouffleur ſeinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieſer Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch dieſe Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er lieſt, daſs wir der Wahl des Stoffes dieſer Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die ſie beim Publikum gefunden, zuſchreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugeſtehen, daſs er in dieſem Stücke wahre, unbezweifelbare Poeſie hervortreten ließ, ja daſs wir eben durch dieſes Erzeugnis beſtimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzuſprechen, und ihn nicht mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther“. Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden. Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häſslichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther“ war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren daſſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika“ und „Eduard“, der „Herzogin von Duras“, und in „Iſidor und Olga“ von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar daſſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria“.

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente: genug, wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria“, obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria“ mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra“ und den beſſern „Bräuten von Aragonien“ verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee“, ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria“ nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee“ treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüſte, die wir deutſches Theater nennen, wieder einen reinen, friſchen Labequell hervorſpringen zu ſehen.

Was den Stoff betrifft, ſo iſt Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, faſt möchten wir ſagen glücklichen Inſtinkte, geleitet worden. Die Geſchichte Struenſee's iſt ein zu modernes Ereignis, als daſs wir ſie herzuerzählen und in gewohnter Weiſe die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff deſſelben beſteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Miniſters mit einer hochmüthigen Ariſtokratie, andern Theils in Struenſee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieſes zweite Hauptthema der Beer'ſchen Tragödie wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anſtellen, obgleich daſſelbe dem Dichter ſo wichtig dünkte, daſs er im vierten und fünften Akte faſt das erſte Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieſes zweite Hauptthema auch andern Leuten ſo wichtig erſcheinen mag, daſs deſshalb der Darſtellung dieſes Trauerſpiels an manchen Orten die allerhöchſten Schwierigkeiten entgegengeſetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig iſt, den dramatiſchen Darſtellungen beurkundeter Wahrheiten ſich entgegen zu ſetzen, iſt eine Frage, die wir ſeiner Zeit erörtern wollen. Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müſſte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preſsfreiheit, und die immer in vollem Maſſe vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königin Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Greuelgeſchichten ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch ſeltener iſt, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben ſo großartige Geſinnung, und dürfen daher auch ſchöne Kunſtfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem erſten Hauptthema des „Struenſee,“ dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daſs dieſes Thema mit dem des „Paria“ verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria“ ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſeren Herzen drang, war der Nothſchrei der beleidigten Menſchheit. Im „Struenſee“ hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern, Dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Geſpräche mit Graf Ranzau, dem Repräſentanten der Ariſtokratie, ſpricht Struenſee die kräftigſten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie deſſen nothwendige Stützen ausſehen möchten, und treffend ſchildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchſten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Beſſern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und ſchändliche Verſchwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenſtellen vielgeſtufte Leiter

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben, man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt, ſo ſind wir gewiſs ſehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer ſolchen Theorie würde die Beer'ſche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn ſie das Bild jener Kaſtenbevorrechtung in all ſeiner grauſamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, ſo iſt Das vielleicht heilſamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Baſilisk ſei das furchtbarſte und feſteſte Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, beſtände darin, daſs Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten: indem alsdann das Thier ſich ſelbſt erblickt, erſchrickt es ſo ſehr ob ſeiner eignen Häſslichkeit, daſs es zuſammenſtürzt und ſtirbt. Der „Struenſee,“ eben ſo wie „Der Paria,“ war ein ſolcher Spiegel, den der kühne Dichter dem ſchlimmſten Baſilisken unſerer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für dieſen Liebesdienſt.

Die Kunſtgeſetze, die äſthetiſchen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'ſchen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es ſei genug, wenn wir ſagen, daſs Herr Beer vor dieſem Richterſtuhle gut beſtanden hat. Wir wollen Dieſes nicht lobend geſagt haben, ſondern es verſteckt ſich vielmehr in dieſe Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee“ ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dramatiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen: z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee,“ der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volksſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daß wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daß ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paßt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daß man, wie Hooge ſich auf ſeine herzliche, einfache Weiſe ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muſs auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen iſt Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeiſter.

Nun, laſſt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leiſe.)

Das iſt der größte Einfaltspinſel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daſs mir Alles recht iſt, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den ſich der Struenſee, wie ſie ſagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daſs er ſich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig ſein. Was iſt's denn Großes, daſs ich für den Edelmann meinen Acker beſtellen muſs? dafür ernährt er mich und ſorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich ſo mit. Wenn wir frei wären, müſſten wir uns plagen und quälen, wären unſere eignen Herrn und müſſten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du beſitzeſt, dein nennen zu können, möchteſt du nicht ſorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich ſorgt, iſt mir's bequemer.

Schulmeiſter.

Das iſt der erſte vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daſs die Preſsfreiheit eben ſo große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daſs die Abſchaffung der Leibeigenſchaft den Leibeigenen ſelbſt am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Kothurſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzugroßen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volks mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muſs erſcheinen,
Sie iſt gewiſs, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erſtern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erſcheinung bezeichnend. Struenſee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, iſt keine Geſtalt. Das Verſchwimmende, Verſeufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, ſoll vielleicht ſein Charakter ſein, wir wollen es ſogar als einen Charakter gelten laſſen, aber es raubt ihm alle äußere Geſtaltlichkeit. Daſſelbe iſt der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenſo wie Struenſee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'ſcher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, ſehen wir, daſs er dennoch ein Charakter iſt, wenn auch ſchwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struenſee abſchließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Geſagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struenſee; Dieſer, den Einer unſerer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'ſchen „Paria“ halten wollte, gewann ſeine äußere Geſtalt vielleicht weniger durch den Dichter ſelbſt, als durch die Perſönlichkeit des Darſtellers. Die hohe Geſtalt Eßlair's in einer ſolchen Rolle, nämlich als reformirter Pfarrer, erſchien uns wie ein koloſſaler altkatholiſcher Dom, der zum proteſtantiſchen Gottesdienſte eingerichtet worden; an den Wänden ſind die hübſchen Bilder theils abgebrochen, theils mit friſchem Kalk überſtrichen, die Pfeiler ſtehen nackt und kalt, und die Worte, die ſo öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erſchallen, ſind dennoch das Wort Gottes. So erſchien uns Eßlair beſonders in der Scene, wo der Pfarrer Struenſee faſt im liturgiſchen Tone ſeinen Sohn ſegnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeſchwebt, wie denn auch die Bedrängnisſcene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marſchieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Geſtalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darſtellerin, Demoiſelle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Seſſel ſitzend, ganz ſo freundlich ausſah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngſt im Ausſtellungsſaale des hieſigen Kunſtvereins ſo ſehr bewundert haben.

Wir beſitzen nicht das Talent, ſchönen Damen etwas Bitteres zu ſagen, es ſei denn, daß wir ſie liebten, und wir enthalten uns unſeres Urtheils über das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokratiſchen Geſinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Dieſe iſt eine Geſtalt, Dieſe iſt ein Charakter, hier iſt Nichts auszuſetzen an Zeichnung und Farbe, hier iſt etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter ſeine höchſte, göttlichſte Vollmacht, ſeine Vollmacht, Menſchen zu ſchaffen. Hier ſcheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr iſt, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir faſt Genie nennen möchten, wenn wir mit dieſem allzu koſtbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, ſchleichend kräftige, entzückend ſchauderhafte Königin iſt eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die ſich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läſſt. Madame Frieß hat dieſe Rolle geſpielt, wie ſie geſpielt werden muſs, ſie hat den rauſchenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und ſeit jenem Abende zählen wir ſie zu dem Häuflein beſſerer Schauſpielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre ſeltſame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Koſtümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Weſen erfüllte uns mit geheimem Grauen; abſonderlich in der Scene, wo ſie den Verſchworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns ſo tief unheimlich zu Muthe, wie damals in unſerer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die ſchaurige Geſchichte erzählte von dem nächtlichen Schloſſe, wo die verwünſchte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreiſe ihrer Hofkater und Hofkatzen ſitzt und, halb mit menſchlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir ſchließen dieſe Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieſer Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen ſelbſt, daſs wir zumeiſt nur eine Seite derſelben, die politiſche, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterſtatter, wie gewöhnlich, einſeitig die andere Seite, die romantiſche, die verliebte, beſprechen werden. Indem wir ſolche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unſern Dank ausſprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps: wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutſche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wiſſe, daſs jedes Werk, das da werth war, zu erſcheinen, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung gar keinen Richter finden kann; es ſoll ſich erſt ſein Publikum erziehen, und einen Richterſtuhl für ſich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn geſagt wurde; über Leibnitz iſt vielleicht das erſte treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiſs. Findet ein Buch ſogleich bei ſeiner Erſcheinung ſeinen kompetenten Richter, ſo iſt Dies der treffende Beweis, daſs dieſes Buch eben ſo wohl auch ungeſchrieben hätte bleiben können.“

Dieſe Worte ſind von Johann Gottlieb Fichte, und wir ſetzten ſie als Motto vor unſere Recenſion des Menzel'ſchen Werks, theils um anzudeuten, daſs wir Nichts weniger als eine Recenſion liefern, theils auch um den Verfaſſer zu tröſten, wenn über den eigentlichen Inhalt ſeines Buches nichts Ergründendes geſagt wird, ſondern nur deſſen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, deſſen Äußerlichkeiten und beſonders hervorſtehende Gedankenſpitzen beſprochen werden.

Indem wir nun zuförderſt zu ermitteln ſuchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zuſammengeſtellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorleſungen über Literatur faſt ausſchließlich in Erinnerung. Auch dieſes Buch hat nicht ſeinen kompetenten Richter gefunden, und wie ſtark ſich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich proteſtantiſchen Gründen, manche abſprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, ſo war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend ſich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingeſtehen müſſen, daſs ihm an kritiſchem Scharfblick ſein Bruder Auguſt Wilhelm und einigere neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Enſe und Immermann, ziemlich überlegen ſind, ſo haben uns Dieſe bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geiſtigen Beſtrebungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich,“ um nicht das Wort „menſchlich“ zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erfordernis eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „Deutſche Literatur“ iſt ein würdiges Seitenſtück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieſelbe Großartigkeit der Auffaſſung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den ſpäteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die ſchönſten Geiſtesſchätze darin niedergelegt ſind, ſondern indem auch ein jedes dieſer beiden Werke ganz die Zeit charakteriſiert, worin es geſchrieben iſt. Dieſer letztere Umſtand gewährt auch uns das meiſte Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'ſchen ſehen wir ganz die Beſtrebungen, die Bedürfniſſe, die Intereſſen, die geſammte deutſche Geiſtesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunſtidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'ſchen Vorleſungen ſolchermaßen ein Literaturepos, ſo erſcheint uns hingegen das Menzel'ſche Werk wie ein bewegtes Drama, die Intereſſen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenſchaften, Wünſche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid ſprechen ſich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien ſtehen ſich gegenüber, der Verfaſſer läſſt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu beſonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermiſſen, ſo iſt es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausſpricht. Dieſen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umſtandes, daſs er noch nicht das Ende dieſes Jahrhunderts erlebt hat. Aus demſelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'ſchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigſten Gegenwart. Nur ſo Viel ſehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'ſchen Buches iſt nicht mehr die Idee der Kunſt. Menzel ſucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaſſen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es iſt uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botaniſiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoriſtiſch an jedem Tulpenbeet, küſſt jede Roſe, neigt ſich freundlich zu einigen befreundeten Wieſenblümchen, und ſchaut dabei ſo klug, daſs wir faſt glauben möchten, er höre das Gras wachſen.

Andererſeits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Daſſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beſte Erbtheil, den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.

Herr Menzel iſt mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſynthetiſch wiſſenſchaftlicher. Da ihn aber ſein Wille zur Wiſſenſchaftlichkeit drängt, ſo finden wir in ſeinem Buche eine ſeltſame Vereinigung ſeiner Naturanlage mit ſeinem vorgefaſſten Streben. Die Gegenſtände entſteigen daher nicht aus einem einzigen innerſten Princip, ſie werden vielmehr nach einem geiſtreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber doch ergänzend, ſo daſs das Buch ein ſchönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieſer Hinſicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Überſicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geiſtreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erſt auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, ſondern an und für ſich ſchon ſeinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'ſchen Geiſtesprodukten zu ſuchen berechtigt iſt, wird durchaus nicht vermiſst, er erſcheint um ſo würdiger, da er nicht mit ſich ſelbſt kokettiert, ſondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich ſich nicht leugnen läſst, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken ſeines Wiſſens zu ſtopfen. Herr Menzel iſt unſtreitig einer der witzigſten Schriftſteller Deutſchlands, er kann ſeine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem ſteifen Perückentone docieren, ſo überraſcht ihn wenigſtens der Ideenwitz, und dieſe Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die ſich noch nie in einem Menſchenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwiſchen Scherz und Weisheit, iſt vorherrſchend in dem Menzel'ſchen Werke. Nochmals rühmen wir des Verfaſſers Witz, um ſo mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proſkribieren möchten und man täglich hören kann, wie Pantalon ſich gegen dieſe niedrigſte Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigſten Seelenkräften gehören, ſo glauben wir doch, daſs er ſein Gutes hat. Wir wenigſtens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Und ſollte man auch ſo übellaunig ſein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, ſondern ſogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, ſo werdet darüber nicht allzuſehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutſchen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte der kleinen Erdenherrſcher zu zügeln, ſie verhöhnen euch ungeſtraft, und ihre Roſſe zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem ſchmutzigen Parvenü, alle Roſen dieſer Welt werden die Beute eines windigen Geſchlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt ſchützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Univerſalität iſt der Charakter unſerer Zeit", ſagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, ſeines Werkes, und da dieſes letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unſerer Zeit trägt, ſo finden wir darin auch ein Streben nach jener Univerſalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wiſſens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Maſſe der Literatur, Nationalität, Einfluſs der Schulgelehrſamkeit, Einfluſs der fremden Literatur, der literariſche Verkehr, Religion, Philoſophie, Geſchichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunſt und Kritik." Es iſt zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen ſo tief eingeweiht ſein kann, daſs wir eine gründliche Kritik des neueſten Zuſtandes derſelben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat ſich durch Divination und Konſtruktion zu helfen gewuſst. Im Divinieren iſt er oft ſehr glücklich, im Konſtruieren immer geiſtreich. Wenn auch zuweilen ſeine Annahmen willkürlich und irrig ſind, ſo iſt er doch unübertrefflich im Zuſammenſtellen des Gleichartigen und der Gegenſätze. Er verfährt kombinatoriſch und konciliatoriſch. Den Zweck dieſer Blätter berückſichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'ſchen Darſtellungsweiſe die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politiſchen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es iſt jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewiſſen ſinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlaſſungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum iſt ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks ſelbſt, und nur in ſo fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen dieſe, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf iſt durchaus philoſophiſch geworden, ſo wie er früher religiös geweſen. Es iſt nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man ſtreitet, ſondern es ſind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden ſich unterordnen müſſen. Völker haben mit Ideen geſiegt, aber ſobald ſie ihren Namen an die Stelle der Idee zu ſetzen gewagt, ſind ſie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrſchaft erobert, aber ſobald ſie die Idee verlaſſen, ſind ſie in Staub gebrochen. Die Menſchen haben gewechſelt, nur die Ideen ſind beſtanden. Die Geſchichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausſichtigen Spekulationen, das gegenwärtige iſt reicher an Rückſichten und Erfahrungsgrundſätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch ſie wird Alles erklärt, was geſchehen iſt.

„Es giebt nur zwei Principe oder entgegengeſetzte Pole der politiſchen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achſe haben die Parteien ſich gelagert, und bekämpfen ſich mit ſteigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wiſſen Manche kaum, daſs ſie zu dieſer beſtimmten Partei gehören, zwar bekämpfen ſich die Glieder einer Partei untereinander ſelbſt, ſofern ſie aus ein und demſelben Principe verſchiedene Folgerungen ziehen: im Allgemeinen aber muſs der ſubtilſte Kritiker ſo gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwiſchen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen ſein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farbloſigkeit gemiſchten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, dieſe Hauptfarben ſelbſt verbergen ſich nirgends, ſie bilden den großen, den einzigen Gegenſatz in der Politik, und man ſieht ſie den Menſchen wie den Büchern gewöhnlich auf den erſten Blick an. Wohin wir im politiſchen Gebiet das Auge werfen, trifft es dieſe Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen iſt leerer Raum.

„Die liberale Partei iſt diejenige, die den politiſchen Charakter der neueren Zeit beſtimmt, während die ſogenannte ſervile Partei noch weſentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus ſchreitet daher in demſelben Maße fort wie die Zeit ſelbſt, oder iſt in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entſpricht dem Proteſtantismus, ſofern er gegen das Mittelalter proteſtiert, er iſt nur eine neue Entwickelung des Proteſtantismus im weltlichen Sinn, wie der Proteſtantismus ein geiſtlicher Proteſtantismus war. Er hat ſeine Partei in dem gebildeten Mittelſtande, während der Servilismus die ſeinige in der vornehmen und in der rohen Maſſe findet. Dieſer Mittelſtand ſchmilzt allmählich immer mehr die ſtarren Kryſtalliſationen der mittelalterlichen Stände zuſammen. Die ganze neuere Bildung iſt aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, ſie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur iſt ein Triumph des Liberalismus, denn ſeine Feinde ſogar müſſen in ſeinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorſchub geleiſtet, ſeinen größten Philoſophen aber hat er in Fichte, ſeinen größten Dichter in Schiller gefunden.“

Unter der Rubrik „Philoſophie“ bekennt ſich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Deſſen Lehre, wie ſich gebührt, gefeiert. Wir ſtimmen überein in Dem, was er über dieſen allgemeinen Weltdenker ausſpricht. Görres und Steffens finden als Schelling'ſche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Erſterer iſt mit Vorliebe gewürdigt, ſeine Myſtik etwas allzu poetiſch gerühmt. Doch ſehen wir dieſen hohen Geiſt immer lieber überſchätzt, als parteiiſch verkleinert. Steffens wird als Repräſentant des Pietismus dargeſtellt, und die Anſichten, die der Verfaſſer von Myſtik und Pietismus hegt, ſind, wenn auch irrig, doch immer tiefſinnig, ſchöpferiſch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel ſich abmüht, das Beſte von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietiſten ſind neunundneunzig Schurken und ein Eſel.“ Von frömmelnden Heuchlern iſt kein Heil zu erwarten, und durch Eſelsmilch wird unſere ſchwache Zeit auch nicht ſehr erſtarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Myſticismus erwarten. In ſeiner jetzigen Erſcheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich ſein; in ſeinen Reſultaten kann er heilſam wirken. Dadurch, daſs der Myſtiker ſich in die Traumwelt ſeiner innern Anſchauung zurückzieht und in ſich ſelbſt die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch iſt er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxeſten Myſtiker haben auf dieſe Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorſchriften des poſitiven Glaubens im Widerſpruch ſtehen, ſie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Myſtiker aus der Sekte der Eſſäer war jener Rabbi, der in ſich ſelbſt die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöſte von der blinden Autorität ſteinerner Geſetze und ſchlauer Prieſter: ein Myſtiker war jener deutſche Mönch, der in ſeinem einſamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längſt aus der Kirche verſchwunden war: — und Myſtiker werden es ſein, die uns wieder vom neueren Wortdienſt erlöſen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachſen und auch die Menſchen ſich göttlich freuen. Die katholiſche Kirche hat jene Gefährlichkeit des Myſticismus immer tief gefühlt: daher im Mittelalter beförderte ſie mehr das Studium des Ariſtoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Janſenismus; und zeigt ſie ſich heut zu Tage ſehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., ſo betrachtet ſie Solche doch nur wie Guerillas, die man in ſchlimmen Kriegszeiten, wo die ſtehenden Glaubensarmeen etwas zuſammengeſchmolzen ſind, gut gebrauchen kann, und ſpäterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweiſen wollten, wie auch im Oriente der Myſticismus den Autoritätsglauben ſprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neueſten Zeit Sekten entſtanden, deren Religionsbegriffe von der erhabenſten Art ſind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfſinne Herr Menzel vom Proteſtantismus und Katholicismus ſpricht, in dieſem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieſer Hinſicht bemerkt er ſehr richtig unter der Rubrik „Religion:“

„Der Erſtarrung muſs die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden ſich entgegenſetzen. Hierin allein hat der Proteſtantismus ſeine große welthiſtoriſche Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greiſen Erſtarrung gewehrt. Er hat ein Naturgeſetz zu dem ſeinigen gemacht, und mit dieſem allein kann er ſiegen. Diejenigen unter den Proteſtanten alſo, welche ſelbſt wieder in eine andere Art von Starrſucht verfallen ſind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Intereſſe des Kampfes aufgegeben. Sie ſind ſtehen geblieben und dürfen von Rechtswegen ſich nicht beklagen, daſs die Katholiken auch ſtehen geblieben ſind. Man kann nur durch ewigen Fortſchritt oder gar nicht gewinnen. Wo man ſtehen bleibt, iſt ganz einerlei, ſo einerlei, als wo die Uhr ſtehen bleibt. Sie iſt da, damit ſie geht."

Das Thema des Proteſtantismus führt uns auf deſſen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härteſten Worten und durch die bitterſten Zuſammenſtellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht beſtimmt genug unſeren Tadel ausſprechen. Wenn der Verfaſſer unſeren ſeligen Voß einen „ungeſchlachten niederſächſiſchen Bauer" nennt, ſollten wir faſt auf den Argwohn gerathen, er neige ſelber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß ſo wacker gekämpft hat. Jene Partei iſt zu mächtig, als daſs man mit einem zarten Galanteriedegen gegen ſie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeſchlachten niederſächſiſchen Bauers, der das alte Schlachtſchwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voß in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient tournierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt“ häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voß. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmeſt daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter ſind vom erſten Range, Beide ſind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, ſo entſteht ſie doch nur aus dem geringfügigen Umſtand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande geweſen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Deſſen Räubern, Piccolominis, Louiſen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darſtellung eines ſolchen Dichters nebſt den dazu gehörigen Gedichten in ſeinen Werken bedurſt hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe ſpricht, nicht ſtark genug unſer Erſchrecken ausdrücken. Er ſagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürſte. Beim Leſen jener Blätter, worin über Goethe geſprochen oder vielmehr abgeſprochen wird, ward uns plötzlich ſo ängſtlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kurioſität wegen einige falſche Banknoten zeigte; wir konnten dieſe Papiere nicht ſchnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns ſelbſt als Verfertiger derſelben anklagen und ohne Umſtände vor Old Bailey aufhängen. Erſt nachdem wir an den Menzel'ſchen Blättern über Goethe unſre ſchaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabſichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'ſche Lehre: „Goethe ſei kein Genie, ſondern ein Talent“ wird nur bei Wenigen Eingang finden, und ſelbſt dieſe Wenigen werden doch zugeben, daſs Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu ſein. Aber ſelbſt wenn Menzel Recht hätte, würde es ſich nicht geziemt haben, ſein hartes Urtheil ſo hart hinzuſtellen. Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, nothwendiger Weiſe zuſammenſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daß neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garniſonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat; die Trompeter blaſen —

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethenthum“ nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im

Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern: mit dem Worte „Goethenthum“ deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait. ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte wo er den ſchwülen „Werther“ und den „Götz mit der eiſernen Hand“ ſchrieb! Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugenden zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphraſe einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphraſe jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieſer den Zuſtand Rom's unter Nero ſchildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild ſeiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfaſſer jener Paraphraſe, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu laſſen, ſo blieb doch Deſſen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut ſchoſs dieſe Saat um ſo üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphraſen des Tacitus gehören alſo nicht bloß ins Gebiet der Schulſtube, und dürften wohl in „politiſchen Annalen“ ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XI. S. 311.)

Die erſte Aufführung von

Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris, den 1. März 1836.

Für die ſchöne Welt von Paris war geſtern ein merkwürdiger Tag: — die erſte Vorſtellung von Meyerbeer's langerſehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothſchild gab ſeinen erſten großen Ball in ſeinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demſelben Abend genießen, und habe mich ſo übernommen, daſs ich noch wie berauſcht bin, daſs mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daſs ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung faſt nicht ſchreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede ſein. „Robert-le-Diable" muſſte man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieſes Meiſterwerks eindringen konnte. Und wie Kunſtrichter verſichern, ſoll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geiſtreichere Ausführung der Details gezeigt haben. Er iſt wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktiſt, der größte Künſtler in der Muſik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formſchöpfungen hervor, er ſchafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien giebt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchiſcher Fülle, ſondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo ſie nöthig ſind. Hierdurch eben unterſcheidet er ſich von andern genialen Muſikern, deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunſt verräth, indem ſie von der Strömung ihrer Melodien ſich ſelber hinreißen laſſen, und der Muſik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man geſtern im Foyer der Oper den Kunſtſinn von Meyerbeer mit dem Goethe'ſchen verglichen. Nur hat, im Gegenſatz gegen Goethe, bei unſerm großen Maëſtro die Liebe für ſeine Kunſt, für die Muſik, einen ſo leidenſchaftlichen Charakter angenommen, daſs ſeine Verehrer oft für ſeine Geſundheit beſorgt ſind. Von dieſem Manne gilt wahrhaftig das orientaliſche Gleichnis von der Kerze, die, während ſie Andern leuchtet, ſich ſelber verzehrt. Auch iſt er der abgeſagte Feind von aller Unmuſik, allen Miſstönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die ſpaßhafteſten Dinge von ſeiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmuſik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus dem Zimmer treiben, ſogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer ſtürbe, wenn es nöthig wäre, für einen muſikaliſchen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubensſatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngſten Tage ein Poſaunenengel ſchlecht blieſe, ſo wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferſtehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch ſeinen Enthuſiasmus für die Sache, ſo wie auch durch ſeine perſönliche Beſcheidenheit, ſein edles, gütiges Weſen, beſiegt er gewiſs auch jede kleine Oppoſition, die, hervorgerufen durch den koloſſalen Erfolg von „Robert-le-Diable,“ ſeitdem hinlängliche Muße hatte, ſich zu vereinigen, und die gewiſs dieſesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligſten Lieder ertönen läſſt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Miſslaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Muſikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieſer Oppoſition bilden, und an Dieſen lehnen ſich einige muſikaliſche Renomméen, die längſt erloſchen oder noch nie geleuchtet.

Es war geſtern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteſte Publikum von Paris, feſtlich geſchmückt, in dem großen Opernſaale verſammelt zu ſehen, mit zitternder Erwartung, mit ernſthafter Ehrfurcht, faſt mit Andacht. Alle Herzen ſchienen erſchüttert. Das war Muſik. — Und darauf der Rothſchild'ſche Ball. Da ich ihn erſt um vier Uhr dieſen Morgen verlaſſen und noch nicht geſchlafen habe, bin ich zu ſehr ermüdet, als daß ich Ihnen von dem Schauplatze dieſes Feſtes, dem neuen, ganz im Geſchmack der Renaiſſance erbauten Pallaſte, und von dem Publikum, das mit Erſtaunen darin umherwandelte, einen Bericht abſtatten könnte. Dieſes Publikum beſtand, wie bei allen Rothſchild'ſchen Soiréen, in einer ſtrengen Auswahl ariſtokratiſcher Illuſtrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallaſt mit ſeinen Dekorationen betrifft, ſo iſt hier Alles vereinigt, was nur der Geiſt des 16. Jahrhunderts erſinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunſt mit dem Genius von Rothſchild. Seit zwei Jahren ward an dieſem Pallaſt und ſeiner Dekoration beſtändig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, ſollen ungeheuer ſein. Herr von Rothſchild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es iſt das Verſailles der abſoluten Geldherrſchaft. Indeſſen muß man den Geſchmack, womit Alles ausgeführt iſt, eben ſo ſehr wie die Koſtbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von ſeinem guten Geſchmack. Im Ganzen, ſo wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunſtſinn der Dame des Hauſes, die nicht bloß eine der hübſcheſten Frauen von Paris iſt, ſondern, ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, ſich auch praktiſch mit bildender Kunſt, nämlich Malerei, beſchäftigt. — Die Renaiſſance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, iſt jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und koſtümiert man jetzt im Geſchmacke dieſer Zeit; ja, Manche treiben Dieſes bis zur Wuth. Was bedeutet dieſe plötzlich erwachte Leidenſchaft für jene Epoche der erwachten Kunſt, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geiſtreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unſerer Zeit einige Tendenzen, die ſich durch dieſe Sympathie beurkunden.

(Zu Band X., S. 45.)

Der Hamburger Brand.

Paris, den 20. Mai 1842.

In dieſem Augenblick freilich ſind die meiſten Völker noch darauf hingewieſen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centraliſation ihrer Kräfte zu gelangen, und ſomit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erſtarken. Aber das Nationalgefühl iſt nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöſchen, ſobald dieſer erreicht iſt, und es hat keine ſo große Zukunft wie jenes Bewuſstſein des Weltbügerthums, das von den edelſten Geiſtern des 18. Jahrhunderts proklamiert worden, und früh oder ſpät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrſchaft gelangen muſs. Wie tief dieſer Kosmopolitismus in den Herzen der Franzoſen wurzelt, das beurkundete ſich recht ſichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menſchheit hat da einen großen Triumph gefeiert. Es überſteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklaſſen erfaſſte, als ſie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutſche Stadt betroffen, deren geographiſche Lage vielleicht den Wenigſten bekannt war. Ja, bei ſolchen Anläſſen zeigt es ſich, daſs die Völker dieſer Erde inniger verbunden ſind, als man da und dort ahnen oder wünſchen mag, und daſs bei aller Verſchiedenheit der Intereſſen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzoſen, die gleichzeitig im eignen Hauſe ein ſchmerzliches Schrecknis erlebten, die rührendſte Sympathie hervorgerufen, ſo muſſte die Theilnahme in noch ſtärkerem Grade ſtattfinden bei den hier wohnenden Deutſchen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg beſitzen. Unter den Landsleuten, die ſich bei dieſer Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muſs Herr James von Rothſchild ganz beſonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieſes Hauſes immer hervortritt, wo ein Werk der Menſchenliebe zu verrichten iſt. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir ſo wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend ſo innig verwachſen, ſie ſind ein rauchender Schutthaufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein mit neuen gradlinigen Häuſern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes, ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuſter wohnte und wo ich Auſtern aß, bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korreſpondent“ meldet zwar, daſs der Dreckwall ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an dieſen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daſs die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Vernünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daſs der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein biſschen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daſs der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen wird gewiſs jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten: der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen.

◆

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

Druckfehler-Berichtigung.

Band III, S. 182, Z. 7 v. o. iſt Euphuismus, ſtatt Euphemismus, zu leſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Vermiſchte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

OTHEC
IA
ENSIS

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermiſchte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3

Vorrede zum erſten Bande des „Salon" 31

Über den Denuncianten 49

Der Schwabenſpiegel 81

Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote". . 109

Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben" 147

Thomas Reynolds. 155

Ludwig Marcus. Denkworte 179

Geſtändniſſe 207

Vorwort des Herausgebers.

Die von Robert Weſſelhöft verfaſſte Schrift: „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke: herausgegeben von H. Heine“ ward im Jahre 1831 (Nürnberg, bei Hoffmann und Campe) publiciert. Da nur die Einleitung von Heine geſchrieben ward, iſt auch nur dieſe hier abgedruckt. Aus dem Originalmanuſkript, das ſich in Händen des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig befindet, ergänzte ich, außer der Anmerkung auf S. 12—13, folgende Cenſurlücken:

S. 23 Während des Friedens — das wohlbekannte Siegellack,

S. 23, Z. 11—12 Metternich

S. 23 kaiſerlichen Blondine — Habsburg befleckt hatte,

S. 24 und er hat ſeitdem — Eſelin des Papſtes

S. 24 Staberle zieht nicht gern — ſagt Staberle.

S. 25 Aber die Pairskammer — ebenfalls fortſchafft —

S. 27 Ukaſuiſten und Knutologen

Die Vorrede zum erſten Bande des „Salon“ ward zuerſt in dem genannten Buche 1834 abgedruckt, und findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe unter dem Titel „Explication“ am Schluſſe des erſten Bandes der „Reiſebilder.“ Von den übrigen Beiträgen dieſes und des vorhergehenden Bandes ſind nur die „Geſtändniſſe“ und die erſten drei Seiten der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ auch in franzöſiſcher Verſion veröffentlicht worden.

Die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ urſprünglich als Vorwort zum dritten Bande des „Salon“ geſchrieben, muſſte 1837 als beſondere Broſchüre erſcheinen, da ihr vom Cenſor jenes Bandes das Imprimatur verweigert ward.

Nach Aufhebung der Cenſur wurde dieſelbe den ſpäteren Ausgaben des genannten Bandes vorgedruckt. Die auf S. 53 erwähnte Bittſchrift Heine's an den Bundestag findet ſich im letzten Bande der vorliegenden Geſammtausgabe.

Der „Schwabenſpiegel“ war ſeither nur 1839 im „Jahrbuch der Literatur“ abgedruckt, und zwar in ſo verſtümmelter Form, daſs Heine in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 28 vom 8. Februar 1839, die Autorſchaft dieſes Aufſatzes ablehnte. Da trotz aller Nachforſchungen das Originalmanuſkript nicht herbeizuſchaffen war, vermochte ich zu meinem Bedauern auch bei gegenwärtigem Abdruck den Urtext nicht herzuſtellen.

Die Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote“ ſchrieb Heine 1837 auf Anſuchen des Stuttgarter Verlegers jener Ausgabe.

Das Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben“ ward 1847 im zweiten Bande jener Dorfnovellen abgedruckt.

Der Aufſatz über Thomas Reynolds iſt ſeither nur in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 332 und 333 vom 28. und 29. November 1841, mitgetheilt worden.

Die Denkworte zur Erinnerung an Ludwig Marcus wurden gleichfalls zuerſt in ebengenannter Zeitung, Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844, abgedruckt, und ſpäter (1854) vom Verfaſſer dem erſten Bande ſeiner „Vermiſchten Schriften" eingereiht.

Die „Geſtändniſſe" bilden in der franzöſiſchen Ausgabe den Schluſs des Buches „De l'Allemagne," und wurden zuerſt in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1854 veröffentlicht. Im Übrigen auf das „Vorwort des Herausgebers" zum fünften Bande der vorliegenden Geſammtausgabe verweiſend, gebe ich nachſtehend das Verzeichnis der Stellen, welche ich aus der franzöſiſchen Verſion ergänzte:

S. 241 Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

S. 241 Der gute und treffliche Ballanche — S. 245 durch eine Amputation.

S. 245 Eben ſo wenig ſah ich Herrn Villemain — S. 258 war der berühmte Chicard,

S. 262, Z. 15 ephemere

S. 262 und mit Freuden begrüßte ich — S. 263 ſie zu vervollſtändigen,

S. 274 Seltſame Widerſprüche — auch erfahren mag.

S. 275 den Chartiſten Englands und

S. 275 Die engliſchen Chartiſten — S. 276 und ich rede die Wahrheit.

S. 287 wie einſt mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlaſſe gethan:

S. 327 an jene gelehrten Widerſacher — viele Bücher veröffentlicht.

Vermiſchte Schriften.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke.“

(1831.)

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltſam iſt es, daſs das praktiſche Treiben unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viel' wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben muſſten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſere deutſche Philoſophie ſei nichts Anders, als der Traum der franzöſiſchen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben ſo wie die Franzoſen im Gebiete der Geſellſchaft, um die Kritik der reinen Vernunft ſammelten ſich unſere philoſophiſchen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt. Kant war unſer Robespierre. — Nachher kam Fichte mit ſeinem Ich, der Napoleon der Philoſophie, die höchſte

Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. — Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intriguiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtelltiſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt.

In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des Comité de salut publique, oder mit dem Syſtem des Ordre légal den Kurſus eröffnen?*) Dieſe Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eigenen Kopf, flüſtert bedenklich: Wird die deutſche Revolution eine trockne ſein oder eine naſsrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen Juli aber ſo menſchlich und ſchonend war, läſſt ſich folgern, daſs eine Revolution in Deutſchland eben ſo den einen oder den andern Charakter annehmen müſſe.

---

*) Bis hieher iſt dieſe Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur älteſten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geiſt erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmiſcher, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppiſche Lüge der Hofetikette und die gemeinſame Fäulnis durchſchaute und ſchmerzhaft ausrief: „Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daſs ich ſie wieder einrichten ſoll!“ als Jean Jacques Rouſſeau halb mit verſtelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnſinn ſeine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Chriſtenthums, den römiſchen Prieſtertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Deſpotismus zu Grunde lächelte: — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konſtitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konſtituierenden Verſammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomiſche und ſtaatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporſchoſſen: — da muſſten die Franzoſen die große Wiſſenſchaft der Freiheit, die Politik, erſt erlernen, und die erſten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu ſtehen, und es koſtete ihnen ihr beſtes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſsten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit geſäet, ſo tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preſsfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Deſpoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daſs die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daſs die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Deſpotismus Vorſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Deſpoten zu Grunde richtet, daſs dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daſs derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit*) ſeinen eigenen Herrn ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuſcript die häufig bis zur Unleſerlichkeit durchſtrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menſchen verrichten werde, und daß Monſieur Sanſon, als er Se. allerchriſtlichſte Majeſtät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausſtrich, nur als natürlicher Nachfolger den Cenſor von Paris im Handwerk ablöſte.

Ach! dieſe Geiſteshenker machen uns ſelbſt zu Verbrechern, und der Schriftſteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt iſt, begeht in dieſem Zuſtande ſehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnſinniger

---

Dieſer Wahrheit bin ich jüngſt in der grauenhafteſten Weiſe bewußt geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidniſche Wildheit entzügelter Volksmaſſen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenſtergeklirre, und des andern Tags war ſchon Alles wieder beſchwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte ſehr ſchlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einſchlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beſtändig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter geweſen ſei, der ihn geköpft hat, und als ich einſchlief, träumte mir, ich ſtände unter einer brauſenden Volksmenge, die nach einem großen Hauſe emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall ausſah, und vor deſſen Fenſtern ſich ein ſchwarzes Gerüſte erhob, wo auf einer ſchwarzen — — — — ein weißes — — — — Haupt lag, und ſiehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorſchein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Geſicht."

Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deſshalb in ihrer ökonomiſchen Weiſe für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſerer lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräſslichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaſchen und hübſch friſieren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſäet, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preſsfreiheit, die er thörichterweiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit dieſen flüchtigen Bemerkungen genugſam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutſchland annehmen möchte, ſich in eine Frage über den Zuſtand der Civiliſation und der politiſchen Bildung des deutſchen Volks verwandeln muſs, wie dieſe Bildung ganz abhängig iſt von der Preſsfreiheit, und wie es unſer ängſtlichſter Wunſch ſein muſs, daſs durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil ſtiftet als die Leidenſchaft, und Anſichten und Meinungen, je weniger ſie vorher erörtert und beſprochen worden, um ſo grauenhaft ſtürmiſcher auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Loſungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutſchland, eben ſo wie einſt in Frankreich, das erſte Loſungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit verſäumen, wenn er dazu beitragen will, daſs die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geſchlichtet oder ausgeglichen werde, ehe ſich ungefüge Disputanten einmiſchen mit allzuſchlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenſchlüſſe der Polizei, noch die ſchärfſten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft mit indiſcher Geduld eine Broſchüre, betitelt:

> „Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Beſſer. 1830."

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroſs und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daſs durch adlige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen ſoll, daſs er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen erhebt ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſier, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt Wenig mehr von ihm zu ſagen, als daſs ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daſs ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpazieren gingen, die Beſſerblütigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch disputierten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte ins Geſicht, daſs das unedle Blut hervorſchoſs, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn

Jahr' jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von ſeinem Adelſtolze nicht kuriert und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „Der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Menſchen iſolieren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen ſeiner Willkür umgeben, wodurch, wie ſich Dieſes im Oriente ſo oft gezeigt, die Exiſtenz des Herrſchers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthiſche Kapital wohlgeordneter Staaten, und daſs hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmannes halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als Deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daſs es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daſs man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt, ſagte einſt: „Die Adligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones.“ Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Kapital einer korinthiſchen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Kapitaliſten den kapitalen Einfall bekommen, ſich anſtatt des Adels als korinthiſches Kapital der Staatsſäulen zu erheben. Und Das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaſſt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel im Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich damit beſchäftigen möge, damit ihre Aufmerkſamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptſache. Dieſe beſteht nicht in der Inſtitution des Adels als ſolchen, nicht in beſtimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienſt-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptſache beſteht vielmehr in dem unſichtbaren Bündniſſe aller Derjenigen, die ſo und ſo viel' Ahnen aufzuweiſen haben, und die ſtillſchweigend die Übereinkunft getroffen haben, ſich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem ſie, gemeinſchaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, faſt alle höhere Officierſtellen und durchaus alle Geſandtſchaftsposten an ſich bringen. Solchermaßen können ſie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Reſpekt halten und durch diplomatiſche Verhetzungskünſte zwingen, gegen einander zu fechten, wenn ſie die Feſſel der Ariſtokratie abſchütteln oder zu dieſem Zwecke fraterniſierend ſich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der franzöſiſchen Revolution ſteht ſolcherweiſe der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und deſſen Vertreter, die Franzoſen. Der engliſche Adel, der durch Rechte und Beſitzthümer der mächtigſte war, wurde Bannerführer der europäiſchen Ariſtokratie, und John Bull bezahlte dieſes Ehrenamt mit ſeinen beſten Guineen und ſiegte ſich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Öſtreich das noble Banner, und beſorgte die Adelsintereſſen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geſchloſſen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und, wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker ſelber in ſtrengem Gewahrſam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war deſſen Hudſon Lowe. Aber nur an dem ſterblichen Leib der Revolution konnte man ſich rächen, nur jene menſchgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und beſpritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiſerlichen Blondine ins Bett geſtiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebſe ſterben laſſen; der Geiſt der Revolution iſt jedoch unſterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Menſch, ſondern als ganzes Volk, und in dieſer Volkwerdung ſpottet ſie des Kerkermeiſters, der vor Schrecken das Schlüſſelbund aus den Händen fallen läſſt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, und er hat ſeitdem als ſtärkende Kur täglich Eſelsmilch getrunken, und zwar von der Eſelin des Papſtes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn Der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das inficierte Irland ſoll ihm noch obendrein amputiert werden. Östreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß ſehr gut, daſs ſeine Parapluies nicht gegen Kugelregen ſchützen, und dabei ſchrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muſs er vor jedem enthuſiaſtiſchen Citronenbaum eine Schildwache ſtellen, und zu Hauſe muſs er Erzherzoginnen zeugen, um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit abzuſpeiſen — „Das bringt ein Vieh um,“ ſagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber ſie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtiſanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und ſonſtige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man ſchon als ein Lazareth für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortſchafft — Seltſame Umwandlung! in dieſer Noth wendet ſich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgſten Feind ſeiner Intereſſen betrachtet und gehaſſt, er wendet ſich an Ruſsland. Der große Zar, der noch jüngſt der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudaliſtiſchen Ariſtokratie feindſeligſt gegenüberſtand und gezwungen ſchien, ſie nächſtens zu befehden, eben dieſer Zar wird jetzt von eben jener Ariſtokratie zum Bannerführer erwählt, und er iſt genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der ruſſiſche Staat auf dem antifeudaliſtiſchen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, ſondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, ſo iſt doch auf der andern Seite das abſolute Zarenthum unverträglich mit den Ideen einer konſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann; — und wenn Kaiſer Nikolas I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaſſt wurde, und obendrein, als offner Feind Englands und heimlicher Feind Öſtreichs, mit all ſeiner Macht der faktiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von konſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daſs er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſtrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läſſt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen, und er läſſt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich Dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner Ukaſuiſten und Knutologen behaupten, daſs wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert“ ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den „Rheiniſchen Mertur“ fortzuſetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie“ tituliert und erhält nachher frei Theater oder ſoll wenigſtens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotiſche Extrabemühungen ſoll dem ganzen Volke noch extra eine Konſtitution verſprochen werden.

Frei Theater iſt immerhin eine ſchöne Sache, aber eine Konſtitution wäre auch ſo übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüſte danach bekommen. Nicht als ob wir der abſoluten Güte oder dem guten Abſolutismus unſerer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wiſſen, es ſind lauter charmante Leute, und iſt auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majeſtät der König Don Miguel, ſo bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchſten Kollegen nicht ſeinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie ſie doch leicht könnten, ſo geſchieht es nur, um durch den Kontraſt mit ſolchem gekrönten Wichte noch menſchenfreundlich edler dazuſtehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konſtitution hat doch ihr Gutes, und es iſt den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſogar von den beſten Monarchen ſich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater ſehr vernünftig, wenn er einige heilſame Schranken baut vor den Abgründen der ſouveränen Macht, damit ſeinen Kindern nicht einſt ein Unglück begegne, wenn ſie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer ſchlechten adligen Reitſchule ſchon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für ſolche Königskinder muſs man doppelt hohe Schranken errichten, und man muſs ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muſs ihnen ein zahmeres Roſs und eine bürgerlich beſcheidnere Genoſſenſchaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeſchichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tauſend Thaler Preußiſch Courant darum gäbe, wenn ſie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeſchichte iſt jetzt nur eine Jagdgeſchichte. Es iſt jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrſchaften ſind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger ſchießen auf jedes ehrliche Herz, worein ſich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranſchleppen. Berlin füttert die beſte Koppel, und ich höre ſchon, wie die Meute losbellt gegen dieſes Buch.

Geſchrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“

(1833.)

„Ich rathe Euch, Gevatter, laſſt mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, ſondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet ſehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, ſo wird er doch wie ein rother Löwe ausſehn.“

Dieſe Worte eines ehrſamen Kunſtgenoſſen ſoll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da ſie jedem Vorwurf, der ſich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeſtändig begegnen. Damit Alles geſagt ſei, erwähne ich zugleich, daſs dieſes Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbſt 1831 geſchrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meiſtens mit den Kartons zu künftigen rothen Löwen beſchäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute ſehr beſcheiden?

Ihr könnt euch darauf verlaſſen, die Beſcheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Beſcheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen ſehr erleichtert. Es iſt z. B. leicht, daſs man ſeinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht ſo viel Geiſt beſitzt, um ihnen ſchaden zu können, ſo wie es auch leicht iſt, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuſchäbigen Naſe geſegnet iſt.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in dieſem Buche wieder ſehr tief ſeufzen — aber es kann ihnen Nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachſendes Geſchlecht" hat eingeſehen, daſs all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpektabel iſt, wie jene triſte, modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einſt mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöſt, die ſo lange ſtumm geſchienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was ſie bis dahin verſchwiegen, auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner

Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten ſchloß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Wenn ihr dieſe heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Maximilian Robespierre ſprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

Und auch ich will jetzt Geſtändniſſe machen. Es war nicht eitel Luſt meines Herzens, daſs ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wiſſen warum; ich ging, weil ich muſste. Nachher ward mir ſehr müde zu Muthe; ſo lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daſs das innere Feuer mich ſchier verzehrt, daſs mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, ſo matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich ſelber leben, und ſchöne Gedichte ſchreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele, die ſich in meinem Hirnkaſten angeſammelt, und will mich wieder ruhig zurückſchleichen in das Land der Poeſie, wo ich als Knabe ſo glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich beſſer im Stande war, dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Gräce in der Normandie. Wunderbar ſchöne Ausſicht auf die große Nordſee, ein ewig wechſelnder und doch einfacher Anblick: heute grimmer Sturm, morgen ſchmeichelnde Stille; und druberhin die weißen Wolkenzüge, rieſenhaft und abenteuerlich, als wären es die ſpukenden Schatten jener Normannen, die einſt auf dieſen Gewäſſern ihr wildes Weſen getrieben. Unter meinem Fenſter aber blühten die lieblichſten Blumen und Pflanzen: Roſen, die liebeſüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verſchämt bittenden Düften, und Lorberen, die an die Mauer zu mir heraufrankten, faſt bis in mein Zimmer hereinwuchſen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einſt lief ich ſchmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt ſich in mein Schlafgemach. Was ich einſt begehrte, iſt mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünſchte, daſs kein Menſch von mir ſpräche, wenigſtens in Deutſchland*). Und ſtille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiſt der Dichtkunſt, wohlbekannte edle Geſtalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumſelig, ſo märchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daſs man bei ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langſam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraſchung, als ich ſie ſprechen hörte —

---

*) Die Worte: „wenigſtens in Deutſchland.“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſie ſprachen Deutſch, in ſchwäbiſcher Mundart. Leicht begriff ich, daſs dieſe Leute Auswanderer waren, und als ich ſie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut ſtieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müſſe es heraus aus der Bruſt, als müſſe es ſo ſchnell als möglich heraus, und der Athem ſtockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland ſelbſt, das mir begegnete, auf jenen Wagen ſaß das blonde Deutſchland, mit ſeinen ernſtblauen Augen, ſeinen traulichen, allzu bedächtigen Geſichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beſchränktheit, über die ich mich einſt ſo ſehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einſt, in der blühenden Luſt der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philiſtereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einſt mit dem glücklichen, bürgermeiſterlich gehäbigen, ſchneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu beſtehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: ſo war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloſchen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; ſelbſt ſeine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, ſelbſt mit ſeinen Krähwinkeleien war ich ausgeſöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutſchen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland ſelber den Handſchlag eines erneuten Bündniſſes der Liebe, und wir ſprachen Deutſch. Die Menſchen waren ebenfalls ſehr froh, auf einer fremden Landſtraße dieſe Laute zu vernehmen; die beſorglichen Schatten ſchwanden von ihren Geſichtern, und ſie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübſch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnloſen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutſchland verlaſſen? fragte ich dieſe armen Leute. „Das Land iſt gut und wären gern dageblieben,“ antworteten ſie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenſchaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landſtraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchſt nobeln Sippſchaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort ſelbſt, ſondern im Ton, womit es ſchlicht und grad geſprochen, oder vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich ſchwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und ſechsunddreißig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark, wie wir, an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden ſie auch Manches ausſtehen müſſen.“

Dieſe Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günſtigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Koloniſierung verſprochen hatte. „Das Land ſoll gut ſein,“ ſagten ſie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort Viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder ſchleppen. Das iſt grauſam. Aber zu Hauſe iſt der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildſchaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unſere Kinder wurden unter die Soldaten geſteckt — Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Zur Ehre der Menſchheit muſs ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Ausſage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensſtationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzoſen ſind nicht bloß das geiſtreichſte, ſondern auch das barmherzigſte Volk. Sogar die Ärmſten ſuchten dieſen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Keſſel zum Kochen, halfen ihnen Holz ſpalten, Waſſer tragen und waſchen. Habe mit eigenen Augen geſehen, wie ein franzöſiſch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei iſt noch zu bemerken, daſs die Franzoſen nur das materielle Elend dieſer Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum dieſe Deutſchen ihr Vaterland verlaſſen. Denn wenn den Franzoſen die landesherrlichen Plackereien ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu ſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaſs, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort: ſie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, ſo blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich, der eben noch ſo übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt ſo matt und krank einher wie ein gebrochener Menſch. Es war Dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu iſt mir ſeit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einſt ſogar die Sache ſelber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenſchanz jener ſchwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und ſich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt und ſich wirklich in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit ſie im Lande fechten gingen.

Ich ſage „Fechten“ im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wuſſten ſehr gut, daſs deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daſs es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civiliſation und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt werden, und es nie gewuſſt haben; aber man muſs dann auch zu Hauſe geblieben ſein. Das Weſen des Frühlings erkennt man erſt im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die beſten Mailieder. Die Freiheitsliebe iſt eine Kerkerblume, und erſt im Gefängniſſe fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutſche Vaterlandsliebe erſt an der deutſchen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutſchen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verſtorbenen Freundin enthält, erſchütterte mich geſtern die Stelle, wo ſie in der Fremde den Eindruck beſchreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierherſetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewuſſt, daſs ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen."

Das iſt es. Deutſchland, Das ſind wir ſelber. Und darum wurde ich plötzlich ſo matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutſtröme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und ſich in den afrikaniſchen Sand verlieren.

Das iſt es; es war wie ein leiblicher Verluſt, und ich fühlte in der Seele einen faſt phyſiſchen Schmerz. Vergebens beſchwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika iſt auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von chriſtlicher Liebe, und die Affen dort ſind nicht ſo widerwärtig wie die deutſchen Affen — und zur Zerſtreuung ſummte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„. . . . .
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„. . . . .
An Deutſchlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küſſen ſie — Das ſei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!“

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daſs er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen mit den fabelhaft verſunkenen Reichen auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann ade, Ruhe! Ade, ſtille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen, und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geſtändniſſe gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daß ich von den „Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches[*]), habe ich ſelber verfaſſt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſein, daſs ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daſs es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging, und deſshalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen Wetter, Frühlingsſonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo muſſte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa ich bei dieſem Ereigniſſe einholte, waren alle der Meinung, ich müſſe ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweiſen: „daſs hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte ſtatt fände, daſs man mir nur durch richterlichen Urtheilsſpruch die Ausbeutung meiner Beſitzthümer, meiner ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten, unterſagen könne, daſs der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntniſſen nicht befugt ſei, daſs ich proteſtieren, künftigen Schadenerſatz verlangen, kurz Spektakel machen müſſe.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatoriſche Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge ſelbſt aufgebracht zu ſein. Ich wuſste im Herzen, daſs es durchaus nicht darauf abgeſehen war, durch jenes Interdikt mich perſönlich zu kränken: ich wuſste, daſs der Bundestag, nur die Beruhigung Deutſchlands beabſichtigend, aus beſter Vorſorge für das Geſammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wuſste, daſs es der ſchnödeſten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Verſammlung, handelnde Staatsmänner, die ſich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiſs wenig beſchäftigen konnten, über den Inhalt derſelben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich ſei das Haupt einer Schule, welche ſich zum Sturze aller bürgerlichen und moraliſchen Inſtitutionen verſchworen habe . . . Und in dieſem Bewuſſtſein ſchrieb ich, nicht eine Proteſtation, ſondern eine Bittſchrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, ſeine oberrichterlichen Befugniſſe in Abrede zu ſtellen, den betrübſamen Beſchluſs als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigſt bat, mich gegen die im Beſchluſſe angeführten Beſchuldigungen vor den Schranken der erlauchten Verſammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Intereſſen that ich keine Erwähnung. Eine gewiſſe Scham hielt mich davon ab. Nichtsdeſtoweniger haben viele edle Menſchen in Deutſchland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe erſah, aufs tiefſte gefühlt, was ich verſchwieg. Und in der That, wenn es ſchon hinlänglich betrübſam iſt, daſs ich, ein Dichter Deutſchlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muſs, ſo wird es gewiſs jeden fühlenden Menſchen doppelt ſchmerzen, daſs ich jetzt noch obendrein meines literariſchen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigſtens gegen phyſiſches Elend ſchützen konnte.

---

[*]) Das Tannhäuſerlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

Ich ſage Dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exceptionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhilfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhilfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird Dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgiert. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daſs die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phantaſie, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden, die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinnſte von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberei gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe Dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunciant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn nach ſo viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrloſigkeit, die Infamia, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel miſsbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daſs ſeine Denunciation ſo betrübſam wirken konnte, daſs beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literaturblätter als Bücher leſen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, ſein Wort muſſte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konſtablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiſs eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feinöhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verſchwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutſchland,“ gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillſchweigen zugeſehen, wie die Religion in Lebensgefahr ſchwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, daſs das Chriſtenthum rettungslos verloren ſei, wenn er nicht ſchleunigſt das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz ſtößt. Um das Chriſtenthum ſelber zu retten, muſs er freilich ein biſschen unchriſtlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und ſonſtigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einſt das Chriſtenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), ſo würden es wahrlich nicht ſeine Gegner ſein, denen man die Schuld davon zuſchreiben müſſte. Auf jeden Fall hat ſich unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus, nicht bei Herrn Menzel und deſſen bairiſchen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn ſeine Kirche auf ihrem Felſen ſtehen bleibt! Und iſt Herr Menzel wirklich ein guter Chriſt, ein beſſerer Chriſt als Gutzkow und das ſonſtige junge Deutſchland? Glaubt er Alles, was in der Bibel ſteht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waiſen immer gut recenſiert? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie Etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugnis geben muſſte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger Derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deſshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer, in Stuttgart nicht moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, Das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daſs ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er ſieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieſer Held des Deutſchthums, dieſer Vorkämpe des Germanismus, ſieht gar nicht aus wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieſes iſt nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beſtändig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländiſche unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenoſſen betrachten. Wir aber ſind keine altdeutſche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menſchheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, ſondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugeſtehen, daſs er ein makelloſer Abkömmling Teut's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermann's und Thusneldens ſei, wenn nur ſein Inneres, ſein Charakter, ſeine Handlungen eine ſolche Annahme rechtfertigen könnten; aber dieſe widerſprechen ſeinem Germanenthume noch weit bedenklicher, als ſein Geſicht.

Die erſte Tugend der Germanen iſt eine gewiſſe Treue, eine gewiſſe ſchwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutſche ſchlägt ſich ſelbſt für die ſchlechteſte Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rauſche ſeinen Beiſtand verſprochen; er ſchlägt ſich alsdann mit ſeufzendem Herzen, aber er ſchlägt ſich; wie auch die beſſere Überzeugung in ſeiner Bruſt murre, er kann ſich doch nicht entſchließen, die Fahne zu verlaſſen, und er verläſſt ſie am allerwenigſten, wenn ſeine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt iſt . . . Daſs er alsdann zu den Gegnern überliefe, iſt weder dem deutſchen Charakter angemeſſen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in dieſem Falle noch gar als Denunciant zu agieren, Das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewiſſe Scham liegt im Weſen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrloſen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antaſten, bis derſelbe ſeiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen ſteht. Herr Menzel aber ſchwang ſeinen Flamberg am liebſten gegen Weiber, er hat ſie zu Dutzenden niedergeſäbelt, die deutſchen Schriftſtellerinnen, arme Weſen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verſpottung Nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiſs uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftſteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſchen Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt, er ſei ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haſs. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzel'ſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt, und Jeder weiß, daſs ſein Betragen als würtembergiſcher Deputierter eben ſo heuchleriſch wie lächerlich. Über ſein Privatſchelmenleben kann ich, ſchon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch ſeiner literariſchen Gaunerſtreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müſſte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritiſiert, ganz andere Dinge citiert, als in ihren Büchern ſtehen, wie er, ſtatt der Originalworte, lauter ſinnverfälſchende Synonyme liefert u. ſ. w. Nur die kleine humoriſtiſche Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta ſeine „Deutſche Literatur“ zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt laſſen. Das Manuſkript dieſes Buches enthielt am Schluſſe die großartigſten Lobſprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs Denſelben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es ſchmeichelte aber immerhin den ſeligen Baron, ſich mal recht tüchtig gelobt zu ſehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Frankh herauskam, ſprach er freudig zu ſeinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienſt anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt!“ Georg aber fand, daſs in dem Buche alle Lobſprüche ausgeſtrichen und im Gegentheil die derbſten Seitenhiebe auf ſeinen Vater eingeſchaltet worden.

Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermiſſen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage Dieſes bei Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nationalität bramarbaſieren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muſs man tapfer ſein, ſo muſs man ſich ſchlagen, ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muſs man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten,

z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daſs Diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Ruſsland wieder auferſtünden; und um geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonette; es iſt nicht wahr, daſs damals bloß der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich, um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken, um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht, — kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. Ich ſpreche hier von der rohen Maſſe, nicht von der Elite der Nation, die auf den Univerſitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch ſelten in der Wiſſenſchaft, doch deſto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinſte Ausbildung erlangt hat. Ich habe faſt ſieben Jahre ſtudierenshalber auf deutſchen Univerſitäten zugebracht, und deutſche Schlagluſt wurde für mich ein ſo gewöhnliches Schauſpiel, daſs ich an Feigheit kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bei meinen ſpeciellen Landsleuten, den Weſtfalen, die von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bei vorfallenden Miſsverſtändniſſen, den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind, den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichen Wege, nämlich durch die Entſcheidung des Schwertes, ſchleunigſt zu beendigen. Deſshalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verleumdungen gegen Denſelben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutſcher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daſs dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtände, daſs er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne, was ihm beliebe, daſs er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde . . . Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf der Wahlſtätte der Ehre wie ein Mann ſich zu ſchlagen.

Es iſt betrübſam, es iſt jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel iſt feige. Ich ſage es mit Wehmuth, aber es iſt für höhere Intereſſen nothwendig, daſs ich es öffentlich ausſpreche: Herr Menzel iſt feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, ſo will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelſt der Druckerpreſſe, durch Journale und Broſchüren, mich gegen die Inſinuationen zu vertheidigen, die er ſeiner erſten Denunciation zum Grunde gelegt, die er ſeitdem noch fortgeſetzt, und die er jetzt gewiſs noch verdoppeln wird? Dieſe Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erſchienen, und Herr Gutzkow ward auch ſeitdem von der Schwere deſſelben nicht ſo ſehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik Deſſelben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Perſon, abzuwehren hatte, die Perſönlichkeiten vorherrſchend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geiſtes, meiner Gefühl- und Denkweiſe zu beſprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Anſichten von Religion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und ihr wiſſt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daſs ich ein ſchlechter Dichter ſei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieſes Lob nicht lange überlebte*). Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß beſtand darin, daſs ich Flöhe unter ein Mikroſkop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrierte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und Das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel miſsfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne juſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombinieren und gruppieren, daſs es manchmal ausſah, als habe er keine loſen Streckverſe, ſondern ein Buch geſchrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur angeſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagwerk aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig geworden, daſs man am Ende ſeine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen. Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daſs er unterdeſſen gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hinreichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Unwiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Moquerie für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntniſſen und das Bedürfnis, dieſen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meiſten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er muſſte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jacob Böhm, deſſen deutſcher Stil ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

---

*) Vgl. den Aufſatz über W. Menzel's „Deutſche Literatur“ im vorhergehenden Bande. Der Herausgeber.

Ich ſage Dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muſs, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbaſierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, Das hätte Nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daſs Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daſs man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, Das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marſchiert," ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob Dieſer Böſes oder Gutes im Sinne führt. Die arme Beſtie benutzt vielleicht dieſe Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daſs es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meiſten aber unter jenen Franzoſenhaſſern ſind Schelme, die ſich dieſen Haſs abſichtlich angelogen, ungetreue, ſchamloſe, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutſchen Volkes, ſich mit den Fehlern deſſelben bekleiden, um ſich den Anſchein des Patriotismus zu geben und in dieſem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos ſchmähen zu dürfen. Es iſt ein doppelt falſches Spiel. Die Erinnerungen der napoleoniſchen Kaiſerzeit ſind noch nicht ganz erloſchen in unſerer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergeſſen, wie derb unſere Männer und wie zärtlich unſere Weiber von den Franzoſen behandelt worden, und bei der großen Menge iſt der Franzoſenhaſs noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geſchicktes Ausbeuten dieſes Haſſes hat man alſo wenigſtens den Pöbel auf ſeiner Seite, wenn man gegen junge Schriftſteller zu Felde zieht, die eine Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu vermitteln ſuchen. Freilich, dieſer Haſs war einſt ſtaatsnützlich, als es galt, die Fremdherrſchaft zurückzudrängen; jetzt aber iſt die Gefahr nicht im Weſten, Frankreich bedroht nicht mehr unſere Selbſtändigkeit, die Franzoſen von heute ſind nicht mehr die Franzoſen von geſtern, ſogar ihr Charakter iſt verändert, an die Stelle der leichtſinnigen Eroberungsluſt trat ein ſchwermüthiger, beinahe deutſcher Ernſt, ſie verbrüdern ſich mit uns im Reiche des Geiſtes, während im Reiche der Materie ihre Intereſſen mit den unſrigen ſich täglich inniger verzweigen — Frankreich iſt jetzt unſer natürlicher Bundesgenoſſe. Wer Dieſes nicht einſieht, iſt ein Dummkopf; wer Dieſes einſieht und dagegen handelt, iſt ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutſchlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock iſt, da iſt des Sklaven Vaterland. Seinen unſterblichen Ruhm? Dieſer erliſcht in derſelben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ zuſichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldſumme als ſtipulierte Entſchädigung ſpringen laſſen, ſo hat die Menzel'ſche Unſterblichkeit ſchon heute ein Ende. Oder hätte er Etwas für ſeine Perſon zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongoliſchen Horden nach Stuttgart kommen, läſſt Herr Menzel ſich aus der Theatergarderobe ein Amorkoſtüm holen, bewaffnet ſich mit Pfeil und Bogen, und die Baſchkiren, ſobald ſie nur ſein Geſicht ſehen, rufen freudig: „Das iſt unſer geliebter Bruder!“

Ich habe geſagt, daſs bei unſeren Teutomanen der affichierte Franzoſenhaſs ein doppelt falſches Spiel iſt. Sie bezwecken dadurch zunächſt eine Popularität, die ſehr wohlfeil zu erwerben iſt, da man dabei weder Verluſt des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimiſche Gewalten iſt ſchon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müſſen unſere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deutſchen Regierungen riſkieren, und in der frechen Zagheit ihres Herzens bilden ſie ſich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein biſschen Demagogismus verzeihen, wenn ſie dafür deſto unabläſſiger den Franzoſenhaſs predigten. Sie ahnen nicht, daſs unſere Fürſten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhaſſes nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzoſen als die ſicherſte Stütze des monarchiſchen Princips betrachten.

Wer je ſeine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und ſchwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab geſtiegen, Der wird begreifen, weſshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweiſe, als alle andern Verleumdungen, die ſeit vielen Jahren in ſo reichlicher Fülle gegen mich zum Vorſchein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich ſage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daſs ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menſchengeſchlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtſpuren ihrer Fußſtapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklaſſen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber Dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daſs es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Syntheſe meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir Dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daſs ich zu einer andern Zeit, wo keine Miſsdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „Romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene unſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo Viel darf ich behaupten, daſs es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon“ enthielten die ausgeſchiedenen

Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne,“ findet Jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daſs die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralſyſteme, und glauben, daſs mir jede Doktrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europa's zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken,“ würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publikum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände, als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachſinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren, kurz nach der Juliusrevolution, an jenem ſchmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geſchrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Der
Schwabenſpiegel.

(1838.)

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um ſchleunigſten Abdruck nach Deutſchland geſendet. Ich dachte nun, das Buch ſei dort längſt erſchienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem ſüddeutſchen Staate, wo er das Manuſkript zur Cenſur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er ſchlüge mir vor, die Nachrede als beſonderen Artikel in einer periodiſchen Publikation vorweg abdrucken zu laſſen. Indem ich ſie alſo in ſolcher Weiſe dem verehrungswürdigen Leſer mittheile, glaube ich, daſs er ohne große Anſtrengung ſeines Scharfſinns errathen wird, warum ich ſeit zweiundeinhalb Jahren ſo vielen Schlichen und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren beſprechen will, die ihrerſeits ganz ohne alle Cenſur- und Redaktionsbeſchränkung den größten Theil der deutſchen Preſſen miſsbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbſt 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuſer andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhoſpital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder,“ dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiß den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen . . . Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuſpern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir ſo unverſöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitſchweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Geſicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Muſenalmanach gar nicht getroffen iſt. Das Bild, welches ihr heute ſchaut, iſt weit beſſer, beſonders der Obertheil des Geſichtes; der untere Theil iſt viel zu ſchmächtig. Ich bin nämlich ſeit einiger Zeit ſehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehen; — ach, die ſchwäbiſche Schule macht mir ſo viel Kummer!

Ich ſehe, wie der geneigte Leſer mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „ſchwäbiſche Schule“ eigentlich verſtehe. Was iſt Das, die ſchwäbiſche Schule? Es iſt noch nicht lange her, daſs ich ſelber an mehre reiſende Schwaben dieſe Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten ſehr ſonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am erſten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs, unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muſs in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommuniciert, und wollte Der ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiſs lauter ſchwarze Kugeln.“

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — Wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renomméen, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daſs die Renomméen der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der Bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfiſch, muſs man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum aufs ernſthafteſte erzählt hat, daſs ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hilfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daſs man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muſs, damit ſie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamieren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich Dasſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „Er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Kavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus, iſt freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beſte General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral iſt.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, iſt ein anderer Dichter der ſchwäbiſchen Schule, und man verſichert, daſs er den Geiſt und den Charakter derſelben am treueſten offenbare; er iſt eine matte Fliege und beſingt Maikäfer. Er ſoll ſehr berühmt ſein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor deſſen Thoren man ihm eine Statue ſetzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieſes hölzerne Ebenbild des Sängers ſoll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angeſtrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer ſummen. Auf dem Piédeſtal wird die Inſchrift zu leſen ſein: „Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der ſchwäbiſchen Schule, verſichert man mir, iſt Herr *** — er ſei erſt kürzlich zum Bewuſſtſein, aber noch nicht zur Erſcheinung gekommen; er habe nämlich ſeine Gedichte noch nicht drucken laſſen. Man ſagt mir, er beſinge nicht bloß Maikäfer, ſondern ſogar Lerchen und Wachteln, was gewiſs ſehr löblich iſt.

Lerchen und Wachteln ſind wahrhaftig werth, daſs man ſie beſinge, nämlich wenn ſie gebraten ſind. Über den Charakter und reſpektiven Werth der ***ſchen Dichtungen kann ich, ſo lange ſie noch nicht zur äußeren Erſcheinung gekommen ſind, gar kein Urtheil fällen, eben ſo wenig wie über die Meiſterwerke ſo vieler anderen großen Unbekannten der ſchwäbiſchen Schule.

Die ſchwäbiſche Schule hat wohl gefühlt, daſs es ihrem Anſehen nicht ſchaden würde, wenn ſie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelſt eines Hydro-Gasmikroſkops ſichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renomméen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit ſchwäbiſcher Gauen, ſondern auch im übrigen Deutſchland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie ſchrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber abſagen ließ. Übrigens ließ er ſie freundlich grüßen und ſchickte ihnen ein Prachtexemplar ſeiner Poeſien mit Goldſchnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten ſich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell ſeinen Dichterruhm verbreitet hat; Dieſer aber antwortete, ſeine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung“ erlaube ihm nicht, ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daſs er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nikolaus Lenau, und iſt ſeit der Juliusrevolution durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls Viel dadurch verloren, daſs ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte, aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung, ſo auch in ſeinem Gemüthe die Merkmale des Deutſchthums trug. Daſs Dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daſs er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Über den Denuncianten“ gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des „Salons“ bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel,“ — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaſſt, muſſte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den „Denuncianten“ in die Preſſe zu bringen, wie das Anſehen Deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denuncianten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!“ Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: „Der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen aufgeſtellt, und aus frommer Vorſorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Chriſtenthum ward nie ängſtlicher geſchützt, als eben jetzt.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widerſprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang ſeiner Kollegen, ſich endlich entſchloſſen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm geſtattete, ſich wenigſtens von dem Vorwurf der perſönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich geſtanden, ich war immer darauf gefaſſt, daſs mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend ſich bewähren wolle in all ſeiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf dieſe Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutſchen Blättern moquierten ſich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben ſich ſogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu ſchreiben, worin die arme Frau ſich über die häuslichen Nöthen, die ſie ſeit dem Erſcheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, ſchmerzlich beklagt. Jetzt ſei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hauſe zeigen wolle, daſs er ein Held ſei. Die geringſte Anſpielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth.

Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ ſpielte. Jüngſt ſei er wie raſend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet geweſen, als die Geſetzfrage „ob man Jemanden ungeſtraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipieren wolle, ihm ins Geſicht gemauſchelt: „Sie ſind doch kein Patriot, Sie thun Nichts fürs Volk, Sie ſind nicht der Ätte, ſondern die Memme des Vaterlandes.“ Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann ſeufze er und wimmere und ſtöhne, daſs ſich ein Stein drob erbarmen könnte. Das ſei nicht länger zum Aushalten, ſchloſs der angebliche Brief der armen Frau, ſie wolle lieber ſterben, als dieſen Zuſtand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, ſei ſie erbötig, ſtatt ihres furchtſamen Gemahls, ſich ſelber mit mir zu ſchlagen. Gehorſame Dienerin.

Als ich dieſen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Myſtifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeiſterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einſt zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daſs im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daſs es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde, ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität oder irreligiöſer Frivolität, oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Dichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daſs, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge

Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winſelten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer geweſen," ſetzt er hinzu, „ſo hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das iſt es: weil der Kläffer ſo viele ſind, und weil der Mops den Spitz, dieſer wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windſpiel oder die fromme Dogge überbellt, und die ſchnöden Laute der verſchiedenen Beſtien im Geſammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Guſtav Pfizer eben ſo wenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekoſtet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieſes Dichterlings auch nicht die mindeſte Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollſtändigkeit wegen, nicht unerwähnt laſſen; die ſchwäbiſche Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir ſonderbar genug dünkt, da er im Gegenſatze zu dieſer Genoſſenſchaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'ſchen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal ſeine Gedichte aus Stuttgart zugeſchickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaſſten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand ſie herzlich ſchlecht. Dasſelbe kann ich auch von ſeiner Proſa ſagen; ſie iſt herzlich ſchlecht. Ich geſtehe freilich, daſs ich nichts Anderes von ihm geleſen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geſchrieben. Sie iſt geiſtlos und unbeholfen und miſerabel ſtiliſiert: Letzteres iſt um ſo unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotiſiert. Das Beſte in der ganzen Abhandlung iſt der wohlbekannte Kniff, womit man verſtümmelte Sätze aus den heterogenſten Schriften eines Autors zuſammenſtellt, um demſelben jede beliebige Geſinnung oder Geſinnungsloſigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff iſt nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich iſt, wenn er nicht etwa ganze Folianten ſchreiben wollte, um zu beweiſen, daſs der eine von den angeführten Sätzen humoriſtiſch gemeint, der andere zwar ernſt gemeint ſei, aber ſich auf einen Vorderſatz beziehe, der ihm eben ſeine richtige Bedeutung verleiht; daſs ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logiſchen, ſondern auch aus ihrem chronologiſchen Zuſammenhang geriſſen worden, um einige ſcheinbare Widerſprüche hervorzuklauben; daſs aber eben dieſe Widerſprüche von der höchſten Konſequenz zeugen würden, wenn man

Zeitfolge, Zeitumſtände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäiſchen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt iſt, wie ſeine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute Etwas als äußerſt wichtig verfechten muſs, was ihm morgen ganz gleichgültig ſein kann, wie er heute dieſen Punkt, morgen einen andern zu beſchützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechſelnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Guſtav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine liſtige Verkehrung des Wortſinnes meiner Schriften, ſondern ſogar die Fälſchung meiner Worte ſelbſt — Dieſes iſt neu, iſt eigenthümlich, wenigſtens bis jetzt hat man in Deutſchland noch nicht einen Autor mit verfälſchten Worten citiert. Doch Herr Guſtav Pfizer ſcheint noch ein junger Anfänger zu ſein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälſchens in ſeinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewiſſe Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hoſtien“ citiert, ſtatt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes, oder mehrmals „göttlich“ citiert, ſtatt des urſprünglichen „vortrefflich,“ — ſo weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von ſolcher Fälſchung machen kann. Er iſt ein junger Anfänger. Aber ſein Talent iſt unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendſte Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daſs ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand ſeinen ſchäbigſten Lorberkranz aufs Haupt drückt.

Indeſſen, ehrlich geſtanden, ich rathe ihm, ſein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einſt das Gelüſte anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliteräriſche Gegenſtände anzuwenden. Es giebt Länder, wo Dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich ſah zu Old-Bailey in London Jemanden hängen, der ein falſches Citat unter einen Wechſel geſchrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobſpende im „Stuttgarter Literaturblatt,“ ein literäriſches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deſshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei deſſen Exekution ſehr viele Zögerungen vorfielen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs das Hängen in England ſo ſchnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten faſt eine Viertelſtunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langſamkeit dem armen Menſchen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm ſtanden ſeine Freunde, vielleicht die Genoſſen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo ſie ihm den Liebesdienſt erweiſen konnten; dieſer Liebesdienſt beſteht darin, daſs ſie den gehenkten Freund, um ſeine zuckende Todesqual abzukürzen, ſo ſtark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Guſtav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Beſprechung der ſchwäbiſchen Schule nicht füglich übergehen konnte. So Viel darf ich verſichern, daſs ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindeſten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, ſollte ich je im Stande ſein, ihm einen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo werde ich ihn gewiſs nicht lange zappeln laſſen.

— — — Und nun laſs uns ernſthaft reden, lieber Leſer; was ich dir jetzt noch zu ſagen habe, verträgt ſich nicht mit dem ſcherzenden Tone, mit der leichtſinnig guten Laune, die mich beſeelte, während ich dieſe Blätter ſchrieb. Es liegt mir drückend Etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier

Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändnis nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daſs ſich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers*) zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daſs ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unumwunden eine Anſicht, die vielleicht ſeinen Freunden miſsfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr iſt, ausſprechen müſſen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zuſammenhang mit der „Romantiſchen Schule“ in dem Buche, welches eben dieſen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewieſen, daſs der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, ſondern nur die Töne der romantiſchen Schule gelehrig nachſprach; daſs, ſeitdem die Lieder ſeiner Schulgenoſſen verſchollen ſind, Uhland's Gedichteſammlung als das einzig überlebende lyriſche Denkmal jener Töne der romantiſchen Schule zu betrachten iſt; daſs aber der Dichter ſelbſt, eben ſo gut wie die ganze Schule, längſt todt iſt. Eben ſo gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, iſt auch Uhland längſt verſtorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienſt, daſs er ſeinen Tod wohl begriffen und ſeit zwanzig Jahren Nichts mehr geſchrieben hat. Es iſt wahrlich ein eben ſo widerwärtiges wie lächerliches Schauſpiel, wenn jetzt meine ſchwäbiſchen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn ſie den großen Todten aus ſeinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt ſtülpen und ihn in ihr niedriges Schulſtübchen hereinzerren, — oder wenn ſie gar den erblichenen Helden wohlgeharniſcht aufs hohe Pferd packen, wie einſt die Spanier ihren Cid, und ſolchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der ſchwäbiſchen Schule, losrennen laſſen!

---

*) Band VI, S. 254 ff.

Der Herausgeber.

Das fehlt mir noch, daſs ich auch im Gebiete der Kunſt mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muſs ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich verſichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, ſolcher Kampf iſt der fatalſte und verdrießlichſte. Da iſt keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinſinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als ſie uns verwunden, und der Streit verwandelt ſich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennſt du die Geſchichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf ſeinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Viſiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harniſch pochte der friſcheſte Muth. In dem Walde aber flüſterten die Winde ſehr ſonderbar. Gar unheimlich ſchüttelten ſich die Bäume, die manchmal, häſslich verwachſen, an menſchliche Miſsbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein geſpenſtiſch weißer Vogel, der faſt verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei

Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzu ſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſier, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knoſpeten ſie wieder aufs Neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne daſs ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander loshieben, Anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — Das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein

Todter, und aus dem geöffneten Viſier grinſte ein fleiſchloſer Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greiſenantlitz und ſein Haar war ſchneeweiß. -- Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das geſpenſtiſch weiße Gevögel.

Geſchrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung

zur Prachtausgabe des

„Don Quixote."

(1837.)

„Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beſchrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Kindesalter getreten und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küſſten, und Bäume und Blumen ſchauerten vor eitel Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte mooſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee, unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, Das müſſe ſo ſein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroſs mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoſs. Da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen, eben ſo wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baren Ernſt und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſier zu heben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt, und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne, — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Es ſind nun acht Jahre, daſs ich für den vierten Theil der „Reiſebilder“ dieſe Zeilen geſchrieben, worin ich den Eindruck ſchilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiſte hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre ſchnell dahinſchwinden! Es iſt mir, als habe ich erſt geſtern in der Seufzerallee des Düſſeldorfer Hofgartens das Buch zu Ende geleſen, und mein Herz ſei noch erſchüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Luſtrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing ſchon an, über ihn zu lachen. Der Kerl iſt ein Narr, ſagte ich. Doch, ſonderbarer Weiſe, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiſte und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbſchlummer erwachte, ſah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Geſtalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf ſeiner abſtrakten Roſinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Panſa auf ſeinem poſitiven Grauchen. Wir hatten eben die franzöſiſche Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die erſten franzöſiſchen Gendarmen, die unfern zum Vorſchein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor ſie aus dem Geſichte, und nur noch zuweilen hörte ich Roſinante's begeiſtertes Gewieher und die bejahenden Töne des Eſels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus beſtehe darin, daſs der edle Ritter eine längſt abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und ſeine armen Glieder, namentlich ſein Rücken, mit den Thatſachen der Gegenwart in ſchmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe ſeitdem erfahren, daſs es eine eben ſo undankbare Tollheit iſt, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei ſolchem Ankampf gegen die ſchweren Intereſſen des Tages nur einen ſehr mageren Klepper, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſo iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit euren Lanzen, ihr ſilbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſierte, daſs geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt, und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch aufs glänzendſte; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schriftſteller mit ſeiner Feder; er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daſs bald nach dem Erſcheinen des Don Quixote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daſs er ſich Deſſen klar bewuſſt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er Dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daſs er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quixote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm gebärdete. Was Wunder, daſs ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all' ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewuſſt; aber ich verſichere euch, er wuſſte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaſſten

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, beſtimmt der erſte Paragraph: wenn ein Dichter verſichert, kein Geld zu haben, ſo ſolle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Muſik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich ſchlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewuſſtſein künftiger Größe ihn genugſam tröſten in ſeiner Jugend, wenn ſchnippiſche Roſen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einſt an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo ſpazieren mit einer ſechzehnjährigen Schönen, die ſich beſtändig über ſeine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, ſie glühte noch in ihrer goldigſten Pracht; aber oben am Himmel ſtand ſchon der Mond, winzig und blaſs, wie ein weißes Wölkchen. „Siehſt du," ſprach der junge Dichter zu ſeiner Geliebten, „ſiehſt du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluſs hier neben uns, worin ſie ſich abſpiegelt, ſcheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf ſeinen ſtolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuſelten Wellen werfen es zuweilen ſpottend ans Ufer. Aber laſs nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blaſſe Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt.“

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heißt Krieg führen!“ findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſſt vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, ſondern er litt für ſie auch mit ſeiner ganzen Seele das peinlichſte Märtyrthum während ſeiner langjährigen Gefangenſchaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben ſo großen Helden. Die Gefangenſchaftsgeſchichte widerſpricht aufs glänzendſte der melodiſchen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Auguſtus und allen deutſchen Schulfüchſen weiß gemacht hat, er ſei ein Dichter, und Dichter ſeien feige. Nein, der wahre Dichter iſt auch ein wahrer Held, und in ſeiner Bruſt wohnt die Geduld, die, wie der Spanier ſagt, ein zweiter Muth iſt. Es giebt kein erhabeneres Schauſpiel, als den Anblick jenes edlen Kaſtilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beſtändig auf Befreiung ſinnt, ſeine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen ſcheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daſs er nur mit einer Silbe die Mitſchuldigen verriethe. Der blutgierige Herr ſeines Leibes wird entwaffnet von ſo viel Großmuth und Tugend, der Tiger ſchont den gefeſſelten Löwen und zittert vor dem ſchrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in den Tod ſchicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ iſt Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei geſteht, daſs er ruhig ſchlafen könne und der Ruhe ſeiner Stadt, ſeiner Armee und ſeiner Sklaven verſichert ſei, wenn er nur den einhändigen Spanier in feſtem Gewahrſam wiſſe.

Ich habe erwähnt, daſs Cervantes beſtändig gemeiner Soldat war; aber da er ſogar in ſo untergeordneter Stellung ſich auszeichnen und namentlich ſeinem großen Feldherrn Don Juan d'Auſtria bemerkbar machen konnte, ſo erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichſten Zeugnisbriefe für den König, dem ſeine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algieriſchen Korſaren, die ihn auf dem mittelländiſchen Meere gefangen nahmen, dieſe Briefe ſahen, hielten ſie ihn für eine Perſon von äußerſt bedeutendem Stande, und forderten deſshalb ein ſo erhöhtes Löſegeld, daſs ſeine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch deſto länger und qualſamer in der Gefangenſchaft gehalten wurde. So ward ſogar die Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und ſo bis ans Ende ſeiner Tage ſpottete ſeiner jenes grauſame Weib, die Göttin

Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daſs er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edlen Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daſs er ſich endlich zurückziehen muſs in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geiſt des Republikanismus in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich kund gab. Der Lorber eines großen Dichters war unſern Republikanern eben ſo verhaſſt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geiſtigen Unterſchiede der Menſchen wollten ſie vertilgen, und indem ſie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entſproſſen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen Nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Ariſtokratiſches verſchrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat ſchreibt wie das Volk, herzlich, ſchlicht und ſchlecht.“ Den meiſten Männern der Bewegung gelang Dieſes ſehr leicht; aber nicht Jedem iſt es gegeben, ſchlecht zu ſchreiben, zumal wenn man ſich zuvor das Schönſchreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das iſt ein Ariſtokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunſt, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiſs ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der ſeinen guten Stil für eine Sünde hielt und ſich weidlich dafür geißelte.

Eben ſo wenig, wie antikatholiſche, finden wir auch antiabſolutiſtiſche Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche Dergleichen darin wittern, ſind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorſam für den Oberherrn ſogar poetiſch idealiſiert hatte. Und dieſer Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majeſtät deſſelben die ganze Welt überſtrahlte. Der gemeine Soldat fühlte ſich im Lichtſtrahl jener Majeſtät und opferte gern ſeine individuelle Freiheit für ſolche Befriedigung des kaſtilianiſchen Nationalſtolzes.

Die politiſche Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth ſeiner Schriftſteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiſte eines ſpaniſchen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karl's V. Die wilden Kämpfe mit den Moriſken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am ſtärkſten duften, ſo erblüht die Poeſie immer am herrlichſten nach einem Bürgerkrieg. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir in England zur Zeit der Eliſabeth, und gleichzeitig mit Spanien entſprang dort eine Dichterſchule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort ſehen wir Shakſpeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die ſpaniſchen Dichter unter den drei Philippen, ſo haben auch die engliſchen unter der Eliſabeth eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und weder Shakſpeare noch Cervantes können auf Originalität in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Äther der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakſpeare durch den Einfluſs ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karl's des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe

Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negieren nie, ohne Etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich, wie bei den Poeten, ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, konterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der ſich lauſt, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau.

Oder es war der Reiz des Kontraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfnis bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element iſt darin noch eben ſo mächtig wie das volksthümliche. Dieſes adelthümliche, chevalereske, ariſtokratiſche Element verſchwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerſt nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es ſind proſaiſche Naturen, dieſe engliſchen Romandichter ſeit Richardſon's Regierung, der prüde Geiſt ihrer Zeit widerſtrebt ſogar aller kernigen Schilderuug des gemeinen Volkslebens, und wir ſehen jenſeit des Kanals jene bürgerlichen Romane entſtehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoiſie ſich abſpiegelt. Dieſe klägliche Lektüre überwäſſerte das engliſche Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Reſtauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratiſche Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einſeitig ritterthümliche herrſchend war, ſo brachte Walter Scott in den Roman wieder das ariſtokratiſche Element zurück, als dieſes gänzlich darin erloſchen war, und nur proſaiſche Spießbürgerlichkeit dort ihr Weſen trieb. Durch ein entgegengeſetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes ſchöne Ebenmäß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieſer Beziehung iſt das Verdienſt des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'ſchen Neigungen, ſeine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilſam für die Literatur, für jene Meiſterwerke ſeines Genius, die überall ſowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aſchgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es iſt ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den Begründer des ſogenannten hiſtoriſchen Romans anſehen will und letztern von deutſchen Anregungen herleitet. Man verkennt, daſs das Charakteriſtiſche der hiſtoriſchen Romane eben in der Harmonie des ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elements beſteht, daſs Walter Scott dieſe Harmonie, welche während der Alleinherrſchaft des demokratiſchen Elements geſtört war, durch die Wiedereinſetzung des ariſtokratiſchen Elements aufs ſchönſte herſtellte, ſtatt daſs unſere deutſchen Romantiker das demokratiſche Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleiſe des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unſer de la Motte Fouqué iſt Nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien“ und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, ſondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erſcheinen des Don Quixote ſeine Ritterbücher geſchrieben hat. Es war eine ſonderbare Periode in Deutſchland, als letztere erſchienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur dieſe Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutſche Volk wollte auf immer Abſchied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht ſind, nahmen wir Abſchied mit einem Kuſſe. Wir drückten zum letzten Male unſere Lippen auf die alten Leichenſteine. Mancher von uns freilich gebärdete ſich dabei höchſt närriſch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, ſchaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindiſchem Lallen ſang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, ſchlafe!“

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und ſeine Romane Meiſterwerke genannt. Aber nur ſeinem Genius wollte ich das höchſte Lob ertheilen. Seine Romane ſelbſt kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichſtellen. Dieſer übertrifft ihn an epiſchem Geiſt. Cervantes war, wie ich ſchon erwähnt habe, ein katholiſcher Dichter, und dieſer Eigenſchaft verdankt er vielleicht jene große epiſche Seelenruhe, die wie ein Kryſtallhimmel ſeine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des ſpaniſchen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche ſelbſt die göttlichen Dinge einer ſcharfen Diskuſſion unterwirft; als Advokat und Schotte iſt er gewöhnt an Handlung und Diskuſſion, und, wie in ſeinem

Geiſte und Leben, ſo iſt auch in ſeinen Romanen das Dramatiſche vorherrſchend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muſter jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den beſten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zuſprechen muſs, daſs ſie im Drama das Höchſte geleiſtet.

Und den Deutſchen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir ſind die beſten Liederdichter dieſer Erde. Kein Volk beſitzt ſo ſchöne Lieder, wie die Deutſchen. Jetzt haben die Völker allzu viele politiſche Geſchäfte; wenn aber dieſe einmal abgethan ſind, wollen wir Deutſche, Britten, Spanier, Franzoſen, Italiäner, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und ſingen, und die Nachtigall ſoll Schiedsrichterin ſein. Ich bin überzeugt, bei dieſem Wettgeſange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakſpeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetiſcher Darſtellung, im Epiſchen, Dramatiſchen und Lyriſchen, das Höchſte hervorgebracht. Vielleicht iſt der Schreiber dieſer Blätter beſonders befugt, unſern großen Landsmann als den vollendetſten Liederdichter zu preiſen. Goethe ſteht in der

Mitte zwiſchen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienſte: ſie förderten indirekter Weiſe das Gedeihen der deutſchen Poeſie. Die erſtere bewirkte eine heilſame Reaktion gegen den einſeitigen Idealismus im deutſchen Liede, ſie führte den Geiſt zurück zur ſtarken Realität und entwurzelte jenen ſentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyriſche Donquixoterie erſchienen iſt. Die ſchwäbiſche Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutſchen Poeſie. Wenn in Norddeutſchland kräftig geſunde Dichtungen zum Vorſchein kommen konnten, ſo verdankt man Dieſes vielleicht der ſchwäbiſchen Schule, die alle kränkliche, bleichſüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutſchen Muſe an ſich zog. Stuttgart war gleichſam die Fontanelle der deutſchen Muſe.

Indem ich die höchſten Leiſtungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuſchreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetiſchen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts iſt thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer ſei, als der andere? Flamme iſt Flamme, und ihr Gewicht läßt ſich nicht beſtimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämerſinn kommt mit ſeiner ſchäbigen Käſewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, ſondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poeſie eben ſo prachtvoll lodert, wie in den Meiſterwerken von Shakſpeare, Cervantes und Goethe. Jedoch dieſe Namen halten zuſammen, wie durch ein geheimes Band. Es ſtrahlt ein verwandter Geiſt aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Beſcheidenheit der Natur. Wie an Shakſpeare, erinnert Goethe auch beſtändig an Cervantes, und Dieſem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Proſa, die von der ſüßeſten und harmloſeſten Ironie gefärbt iſt. Cervantes und Goethe gleichen ſich ſogar in ihren Untugenden, in der Weitſchweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht ſelten ſitzt nur ein einziger Gedanke in ſo einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutſche mit ſechs panachierten Pferden gravitätiſch dahinfährt. Aber dieſer einzige Gedanke iſt immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geiſt des Cervantes und den Einfluſs ſeines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunſtwerth ſeines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Äſthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form ſeines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt deſſelben bilden, nur im Allgemeinen aufmerkſam machen. Die Form iſt nämlich die der Reiſebeſchreibung, wie Solches von jeher die natürlichſte Form für dieſe Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Eſel des Apulejus, den erſten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch Das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die Einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodieren und doch ſo wunderbar ergänzen, daſs ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und

Affen und Wundervögeln, die ſich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indiſchen Rieſenbaum ſich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung ſklaviſcher Nachahmung zu ſetzen; ſie lag ſo nahe, die Einführung ſolcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Panſa, wovon die eine, die poetiſche, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenſchein und Regen, wie wir ſelber ſie oft im Leben begegnet haben. Um dieſes Paar unter den verſchiedenartigſten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunſt wie im Leben, muſs man freilich nur das Weſentliche, die geiſtige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erſcheinung ins Auge faſſen. Der Beiſpiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Panſa nicht eben ſo gut in den Geſtalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Perſon Lord Byron's und ſeines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieſelben zwei Typen und ihr Wechſelverhältnis nicht in der Geſtalt des Ritters von Waldſee und ſeines Kaſpar Larifari eben ſo gut, wie in der Geſtalt von ſo manchem Schriftſteller und ſeinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten ſeines Autors wohl einſieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreuſam auf allen ſeinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei dieſem Geſchäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, ſondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und ſeines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer ſchönen Engländerin, einer ſchwärmeriſchen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpenſion entſprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein ſo edles Männerherz zu ſuchen, wie ſie es in ſanften Mondſcheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine unterſetzte Brünette, hoffte bei dieſer Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigſtens einen Mann von gutem Ausſehen zu erbeuten. Ich ſehe ſie noch, mit ihren liebeſüchtigen blauen Augen, die ſchlanke Geſtalt, wie ſie am Strande von Brighton weit über das fluthende Meer nach der franzöſiſchen Küſte hinüber ſchmachtete . . . Ihre Freundin knackte unterdeſſen Haſelnüſſe, freute ſich des ſüßen Kerns und warf die Schalen ins Waſſer.

Jedoch weder in den Meiſterwerken anderer Künſtler, noch in der Natur ſelber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechſelverhältniſſe ſo genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erſcheinung des Einen entſpricht hier einem entgegengeſetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodiſtiſche Bedeutung. Ja, ſogar zwiſchen Roſinanten und Sancho's Grauchen herrſcht derſelbe ironiſche Parallelismus, wie zwiſchen dem Knappen und ſeinem Ritter, und auch die beiden Thiere ſind gewiſſermaßen die ſymboliſchen Träger derſelben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, ſo offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigſten Gegenſätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Überſetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutſche übertrug. Durch ſeine gehackte, nicht ſelten unſaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetiſchen Idealismus gegenüber das Erfahrungswiſſen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgeründeten Periodenbaues repräſentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen iſt dieſer Periodenbau allzuweit ausgeſponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer ſtolzen Hofdame in aufgebauſchtem Seidenkleid, mit langer rauſchender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieſer Schleppe; die langen Perioden ſchließen mit den anmuthigſten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Panſa's reſumieren wir in den Worten: der Erſtere, wenn er redet, ſcheint immer auf ſeinem hohen Pferde zu ſitzen, der Andere ſpricht, als ſäße er auf ſeinem niedrigen Eſel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illuſtrationen zu ſprechen, womit die Verlagshandlung dieſe neue Überſetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeſchmückt hat. Dieſe Ausgabe iſt das erſte der ſchönen Literatur angehörige Buch, das in Deutſchland auf dieſe Weiſe verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich ſind dergleichen Illuſtrationen an der Tagesordnung und finden einen faſt enthuſiaſtiſchen Beifall. Deutſche Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiſs die Frage aufwerfen: Sind den Intereſſen wahrer Kunſt dergleichen Illuſtrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen ſie, wie die geiſtreich und leicht ſchaffende Hand eines Malers die Geſtalten des Dichters auffaſſt und wiedergiebt; ſie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber ſie ſind ein Zeichen mehr, wie die Kunſt, herabgezerrt von dem Piedeſtale ihrer Selbſtändigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann iſt hier für den Künſtler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, ſondern ſogar die Verpflichtung, ſeinen Gegenſtand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erſchöpfen. Die Holzſchnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit dieſen Illuſtrationen nicht verglichen werden.

Die Illuſtrationen der vorliegenden Ausgabe ſind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den erſten Holzſchneidern Englands und Frankreichs geſchnitten. Sie ſind, wie es ſchon Tony Johannot's Name verbürgt, eben ſo elegant als charakteriſtiſch aufgefaſſt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung ſieht man, wie der Künſtler in den Geiſt des Dichters eingedrungen iſt. Sehr geiſtreich und phantaſtiſch ſind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiſs mit tiefſinnig poetiſcher Intention hat der Künſtler zu den Verzierungen meiſtens moreske Deſſins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen ſchönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorſchimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichſten und bedeutendſten Künſtler in Paris, iſt ein Deutſcher von Geburt.

Auffallend iſt es, daſs ein Buch, welches ſo reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe ſelbſtändiger Kunſtwerke entnommen hätte. Iſt der Geiſt des Buches etwa zu leicht und phantaſtiſch, als daſs nicht unter der Hand des Künſtlers der bunte Farbenſtaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, ſo leicht und phantaſtiſch er iſt, fußt auf derber, irdiſcher Wirklichkeit, wie Das ja ſein muſſte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Iſt es etwa, weil hinter den Geſtalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künſtler nicht wiedergeben kann, ſo daſs er nur die äußere Erſcheinung, wie ſaillant ſie auch vielleicht ſei, nicht aber den tieferen Sinn feſthalten und reproducieren könnte? Das iſt wahrſcheinlich der Grund. — Verſucht haben ſich übrigens viele Künſtler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von engliſchen, ſpaniſchen und früheren franzöſiſchen Arbeiten dieſer

Art geſehen habe, war abſcheulich. Was deutſche Künſtler betrifft, ſo muſs ich hier an unſeren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darſtellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radiert, die Bertuch'ſche Überſetzung begleiteten. Es ſind vortreffliche Sachen darunter. Der falſche theatraliſch-konventionelle Begriff, den der Künſtler, wie ſeine übrigen Zeitgenoſſen, vom ſpaniſchen Koſtüme hatte, hat ihm ſehr geſchadet. Man ſieht aber überall, daſs Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verſtanden hat. Das hat mich grade bei dieſem Künſtler gefreut und war mir um ſeinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es iſt mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde ſich lieben, wie es mich auch ſtets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losſchlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer ſich erſt bildenden Literatur, die der Begeiſterung noch bedurfte und Satire ablehnen muſſte, war dem Verſtändniſſe des Don Quixote eben nicht günſtig, und da zeugt es denn für Cervantes, daſs ſeine Geſtalten damals dennoch verſtanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daſs er Geſtalten wie Don Quixote und Sancho Panſa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künſtler das Kind ſeiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verſtanden und anerkannt wurde.

Von neueſten Darſtellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellſten aller lebenden franzöſiſchen Maler. — Aber nur ein Deutſcher kann den Don Quixote ganz verſtehen, und Das fühlte ich dieſer Tage in erfreuteſter Seele, als ich an den Fenſtern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt ſah, welches den edlen Manchaner in ſeinem Studierzimmer darſtellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meiſter, gezeichnet iſt.

Geſchrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort

zu

A. Weill's „Sittengemälden

aus dem elſäſſiſchen Volksleben.“

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfaſſer der elſäſſiſchen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daſs er der Erſte geweſen, der dieſes Genre auf den deutſchen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieſer Behauptung vollkommen ſeine Richtigkeit, wie uns Freunde verſichern, die ſich zugleich dahin ausſprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die erſten, ſondern auch die beſten Dorfnovellen geſchrieben. Unbekanntſchaft mit den Meiſterwerken der Tagesſchriftſtellerei jenſeits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein ſelbſtändig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre ſelbſt, der Dorfnovelliſtik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweiſen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, ſo überſchätzen wir ebenfalls nicht dieſes Verdienſt. Die Hauptſache iſt und bleibt, daſs die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen iſt, und in dieſer Beziehung zollen wir ihr das ehrlichſte Lob und die freundlichſte Anerkennung.

Herr Weill iſt freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plaſtiſche Geſtaltung ihre ſtillſinnig harmoniſche Kunſtgebilde ſchaffen, aber er beſitzt dagegen in überſprudelnder Fülle eine ſeltene Urſprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthuſiaſtiſches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu Statten kommt und ſeinen literariſchen Erzeugniſſen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er ſelbſt iſt, ſo zu ſagen, ein paſſioniertes Daguerreotyp, das die Erſcheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetiſch abſpiegelt. Dieſes merkwürdige Talent, oder, beſſer geſagt, dieſes Naturell bekundet ſich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in ſeinem jüngſten Geſchichtsbuche über den Bauernkrieg und in ſeinen ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen, wo er für die große Sache unſerer Gegenwart aufs löblich tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſocialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Ekelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Konſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſaken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener kniriſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf es nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daſs weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen, wem zu Gefallen!

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1841.)

Waverley von Walter Scott iſt männiglich bekannt, und während dieſer Roman die rohe Menge durch ſtoffartiges Intereſſe unterhält, entzückt er den gebildeten Leſer durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar iſt, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An dieſe unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unſerer heutigen Beſprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfaſſers ſo verſchiedenartig beurtheilt wird. Es iſt voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der engliſchen Buchhandlung der Rue neuve St. Auguſtin erſchienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds.“ Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott dem feinſten Kalkul ſeines künſtleriſchen Talents verdankte, findet ſich auch in dieſem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer iſt hier, ganz wie in dem Scott'ſchen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der ſchottiſchen Hochländer, ſehen wir auch hier in dem iriſchen Aufſtand einen etwas ſchwachmüthigen Helden, der faſt paſſiv von den Ereigniſſen hin und her geſchleudert wird; nur daſs der große Dichter ſeinem Waverley durch die liebenswürdigſten Ausſchmückungen die Sympathie der Leſerwelt aufs reichlichſte zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für Dieſen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, ſondern eine wahre Geſchichte ſchrieb. Ja, er beſchrieb das Leben ſeines Helden mit einer ſo unerquickſamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichſten Thatſachen in einer ſo grellen Nacktheit, daſs den Leſer dabei manchmal eine faſt ſchauerliche Miſsſtimmung anwandelt. Es iſt der Sohn, welcher hier das treue Bild ſeines Vaters zeichnet, aber ſelbſt die unſchönen Züge deſſelben ſo ſehr liebt, daſs er ſie durch keine erlogene Zuthat idealiſieren und ſomit dem ganzen Porträt ſeine theure Ähnlichkeit rauben will. Er beſitzt eine ſo hohe Meinung von dem Charakter ſeines Vaters, daſs er es verſchmäht, ſelbſt die unrühmlichſten Handlungen einigermaßen zu verblümen; dieſe ſind für ihn nur betrübſame Konſequenzen einer falſchen Poſition, nicht des Willens. Es herrſcht ein ſchrecklicher Stolz in dieſem Buche, Nichts ſoll verheimlicht, Nichts ſoll bemäntelt werden; aber die Umſtände, die ſeinen Vater in die verhängnisvollſte Lage hineintrieben, die Motive ſeines Thuns und Laſſens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach ſolcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippſchaft in Irland gegenüber eine gar gehäſſige Rolle ſpielte, aber jedenfalls, wir müſſen es geſtehen, ſeinem Vaterland einen großen Dienſt leiſtete; denn die Häupter der Verſchwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer franzöſiſchen Invaſion Irland ganz loszureißen von dem großbritanniſchen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, ſehr drückend und jammervoll auf dem irländiſchen Volk laſtete, ihm aber einſt die unberechenbarſten Vortheile bieten wird, ſobald die kleinen mittelalterlichen Zwiſte geſchlichtet, und Irland, Schottland und England auch geiſtig zu einem organiſchen Ganzen verſchmolzen ſein werden. Ohne ſolche Verſchmelzung würden die Irländer eine ſehr klägliche Rolle ſpielen in dem nächſten europäiſchen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beiſpiel Frankreichs, ſuchen die nachbarlichen und ſprachverwandten Stämme ſich zu vereinigen. Es bilden ſich große, kompakte Staatenmaſſen, und wenn einſt dieſe koloſſalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, ſtreitend um die Welthegemonie, dann wird der beſte Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daſs Thomas Reynolds ſeinem Lande einen großen Dienſt leiſtete, als er die Plane der Verſchwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit ſeinem Zeugnis gegen ſie auftrat. Zu dieſer Stunde aber iſt ſolche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die proteſtantiſch brittiſche und die katholiſch nationale, noch immer ſo grimmig und trotzig ſich gegenüber ſtehen wie in den neunziger Jahren, ja wie ſeit Wilhelm von Oranien, der den ſogenannten Orange-Men ſeinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaſſt wird; während Erſtere bei ihren Feſtmahlen dem Andenken König Wilhelm's die freudigſten Toaſte bringen, trinken Letztere auf die Geſundheit der ſtetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müſſen wir aber auf die Zukunft verweiſen, um Das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beſchönigen, müſſen wir, um ſein Thun zu entſchuldigen, unſere wärmſten Gefühle zurückdrängen, ſo können wir doch ſchon jetzt und mit freiem Herzen den ſchlimmſten Anklagen widerſprechen, und wir ſind davon überzeugt, daſs die Motive ſeiner That keineswegs ſo häſslich waren, wie ſeine Feinde glaubten, daſs er zwar die Verſchwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Perſonen der Verſchwörer einen Verrath übte, am allerwenigſten an der Perſon des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie Deſſelben unredlicherweiſe behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenſcheinlichkeit bewieſen, daſs kein Geldvortheil ſeinen Vater veranlaſſt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil Wenig für ihn that und ihn für die Verluſte nur kärglich entſchädigte. In dieſer Beziehung ſchirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmſten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chicheſter, des Marquis Cambden und des Lord Caſtlereagh, welche damals an der Spitze der iriſchen Regierung ſtanden. Dieſe rühmen ihn wegen ſeiner

Uneigennützigkeit, erklären ſein Betragen für ehrenwerth, verſichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch dieſe brittiſchen Tories liebe, ſo zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, ſie ſind viel zu hochmüthig, als daſs ſie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menſchen, und doppelt verachten ſie Diejenigen, denen ſie Geld gegeben, und gegen Solche ſind ſie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchſtgeſtellten, ſondern auch viele Landsleute geringeren Ranges ſprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beſchuldigung, als habe Gewinnſucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adreſſe, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen ſeiner Feinde einen faſt komiſchen Gegenſatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genaueſten Details und die ſinnreichſten Schluſsfolgen bis zur Evidenz bewieſen, daſs ſein Vater nicht aus Eigennutz die Verſchwörung verrieth, ſo beweiſt er ebenfalls bis zur Evidenz, daſs er keineswegs an der Perſon der Verſchwörer irgend einen argen Verrath übte, und daſs er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlaſſt zu haben, im Gegentheil für die Rettung Deſſelben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld aufs redlichſte unterſtützte. Die Lebensbeſchreibung Fitzgerald's, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, ſcheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muſs der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung ſeines Vaters mit den ſchärfſten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob ſeiner winzigen Geſtalt zu nennen pflegt) bekommt hier ſehr nachdrücklich die Ruthe" und es iſt nicht zu verwundern, daſs das Männchen, das auf die ganze Londoner Preſſe den größten Einfluſs übt, alle ſeine Mittel in Bewegung ſetzte, um das Reynolds'ſche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantiſchen Nimbus entkleidet, aber er erſcheint deſshalb nicht minder heroiſch, beſonders bei ſeiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Erſterer iſt noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterſtaatsſekretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeiſter (town-mayor), einen wackern, thätigen und verſtändigen Beamten, zu ſich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hauſe eines gewiſſen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasſtreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren ſolle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf ſchon denſelben Abend hierzu die nothwendigen Anſtalten, und den nächſten Morgen beſprach er ſich über ſeinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewiſſen Herrn Ryan, zwei Magiſtratsperſonen, denen er das höchſte Vertrauen ſchenkte, und deren Mithilfe er in Anſpruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige ſehr ſchmähſüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Haſs gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr beſorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, ſämmtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konſul zu Genua, und Dr. Bankhead, Beide Officiere jenes Regiments, begleiteten ſie, ebenfalls in Uniform.

„Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daſs Lord Edward erſt in der Nacht am 18. Mai nach dem Hauſe des Murphy ging, und daſs der Staatsſekretär, noch ehe er hinging, von ſeiner Abſicht, dorthin zu gehen, ſo ſicher unterrichtet war, daſs er ſchon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Inſtruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, alſo acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebſt ihren Genoſſen begaben ſich in zwei Miethkutſchen nach dem Hauſe des Murphy; Herr Sirr ſorgte auch dafür, daſs eine ſtarke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaſerne abmarſchierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutſchen vor dem Hauſe des Murphy anlangen konnte, um ihn und ſeine Leute gegen den Pöbel zu ſchützen, der ſich in jenem Viertel von Dublin ſehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf verſammelt. Sobald er ankam, wuſste Herr Sirr ſeine neun Mann ſo aufzuſtellen, daſs ſie alle Eingänge beſetzten, ſowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er dieſe Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeſchoſs nur Komptoirſtuben und Waarenlager befindlich. Im erſten Gemach ſahen ſie Niemand, aber den Speiſeſaal ſchien man eben verlaſſen zu haben, da ſich auf der Tafel noch Überbleibſel von Deſſert und Weinen befanden. Sie erreichten haſtig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menſchen anſichtig zu werden; ſie öffneten dort die Thür eines Schlafzimmers, welche weder verſchloſſen noch verriegelt war; in dieſem Zimmer endlich ſtand Murphy am Fenſter der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu leſen ſchien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Käſtchen mit Taſchenpiſtolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, ſich zwiſchen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr ſeid mein Gefangener, denn wir kommen mit ſtarkem Geleit, und jeder Widerſtand iſt nutzlos!“ Lord Edward ſprang empor, und mit einem zweiſchneidigen Dolch, welchen er irgend neben ſich verborgen gehalten, ſtach er nach der Bruſt des Herrn Swann; Dieſer wollte mit der Hand den Stich abwehren, und ſie ward durchſtochen am Knöchel des Zeigefingers, dergeſtalt, daſs die Hand im buchſtäblichen Sinn einen Augenblick an ſeiner Bruſt feſtgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite ſeiner Bruſt, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorſchein. Herr Ryan ſtürzte jetzt herbei, feuerte ein Piſtol auf Lord Edward ab, und ſchoſs fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!“ (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, deſſen Griff er noch immer in Händen hielt, aus Herrn Swann's Bruſt herausriſs, ſtach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, ſchlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten Beide Lord Edward um den Leib gefaſſt, und da Derſelbe noch unverwundet, ſuchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden ſtürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch feſt. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Dieſe Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf dieſem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher ſich mit ſeinem ganzen Gewicht an ihm feſthing, hinderte ihn, die Leiter zu erſteigen, und, um ſich von dieſer Laſt zu befreien, erhub er eben ſeinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs Neue durchſtoßen. Alles Dies ereignete ſich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaſerne angelangt, und nachdem Herr Sirr daſſelbe gehörig poſtiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er ſchießen hörte, und mit einem Piſtol in der Hand erreichte er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward ſeinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenſtoß zu geben; er ſchoſs alſo, ohne ſich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm ſank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet ſich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdeſſen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe ſeines Alters und ſeiner Kraft, und deſſen Schutz ſich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein ſchweigender Zuſchauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muſs, daſs er durch die geringſte Hilfeleiſtung ſeinen Gaſt von Herrn Swann befreien und ſeine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenſter, wo Murphy ſtand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutſchen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauſes ſich nahen. Es iſt unbegreiflich, daſs zwei Miethkutſchen mit vierzehn Menſchen ſolchermaßen haltend ſeine Aufmerkſamkeit nicht erregten. Es iſt auch unbegreiflich, daſs in dem Hauſe, welches ſolchen Gaſt beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverſchloſſen und unbewacht geblieben, und keine Seele ſich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringſte Wink konnte die Flucht ſichern, ehe Herr Swann die Treppe erſtiegen, eben ſo die geringſte Hilfeleiſtung, nachdem ſchon der Angriff ſtattfand. Vielleicht war alles Dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie ſie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erſtern ſprach er ſchon den andern Morgen, den 20., Letztern erſt nach ſeiner Geneſung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edward's Wunde verbunden, ward er ſorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Bruſt gedrungen und der Brand erfolgte, ſtarb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick ſeine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen.“

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die intereſſanteſten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der iriſchen Verſchwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle ſpielte und ein eben ſo unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Menſch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Geſandte der Verſchworenen bei den franzöſiſchen Republikanern. Sein Tagebuch, welches ſein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über ſeinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der franzöſiſchen Revolution. Nach

Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu ſpät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieſer Expedition, wie ſie im vorliegenden Buche umſtändlich zu leſen, iſt höchſt bedeutungsvoll und zeigt, welchen ſchwachen Widerſtand eine Landung in England finden würde, wenn ſie beſſer organiſiert wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz ſei China, wenn man lieſt, wie einige hundert Franzoſen, kommandiert von General Humbert, mit Übermuth das ganze Land durchſtreifen und Tauſende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. Auguſt die Nachricht erhielt von der Landung der Franzoſen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, ſich nach Galway zu begeben, um das Kommando der ſich in Connaught verſammelnden Truppen zu übernehmen. Dieſer General begab ſich nun mit den Truppen, die er zuſammenbringen konnte, nach Caſtlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinſon fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die ſolchermaßen zu Caſtlebar verſammelten Truppen beſtanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem ſtarken Park Artillerie. Der General Humbert (welcher die Franzoſen kommandierte,) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldſchlangen, aber ſtatt der gewöhnlichen Heerſtraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem ſtarken Korps ſtationierte, ſchlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Poſten aufgeſtellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Caſtlebar, und fand dort vor der Stadt die königlich engliſchen Truppen poſtiert in der vortheilhafteſten Poſition. Alles war vereinigt, was dieſen Letztern einen leichten Sieg zu verſprechen ſchien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlverſorgt mit Artillerie und Munition, ſie waren friſch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann beſtand, nur zwei Feldſchlangen beſaß, und durch einen mühſamen und höchſt beſchwerlichen Bergmarſch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzoſen ſehr viel Schaden und hielt ſie einige Zeit zurück; aber Dieſe, als ſie ſahen, daſs ſie nicht lange widerſtehen könnten, wenn ſie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, theilten ſich in kleine Kolonnen und drangen mit ſo ungeſtümem Muthe vorwärts, daſs in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von paniſchem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerſter Verwirrung flohen ſie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Caſtlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo ſie in der Nacht anlangten, glaubten ſie ſich noch nicht hinlänglich geborgen, ſie verweilten nur ſo lange, als nothwendig war, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, und ſetzten ihre ſchmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daſs ſie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verluſt der königlichen Armee beſtand in 53 Todten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke ſchweren Geſchützes und 4 Feldſchlangen. Wie Viel die Franzoſen verloren, iſt nicht bekannt. Die franzöſiſchen Truppen zogen ein in Caſtlebar, wo ſie ungeſtört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem ſchlechten Plane eingeleitet worden, muſſte ſie am Ende erfolglos ſcheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieſer Gelegenheit den Engländern in die Hände fiel, ward vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angeſehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daſs man ihn wenigſtens erſchießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein franzöſiſches Officierspatent beſäße und als Kriegsgefangener zu betrachten ſei. Nein, man gab ſeiner Bitte kein Gehör, und aus Abſcheu vor dem Hängen ſchnitt ſich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der engliſchen Regierung keine Rede zur Zeit der iriſchen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein beſonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muſs bekennen, in der ganzen franzöſiſchen Revolution ſind kaum ſolche Greuel verübt worden, wie ſich deren das engliſche Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unſer Verfaſſer dieſe ſchändliche Soldatenwirthſchaft mit den treueſten Farben geſchildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor ſolcher Einquartierung, wie ſie auf dem **Kaſtell Kilkea** ihren Unfug trieb! Am meiſten rührte mich das Schickſal einer ſchönen Harfe, welche die Engländer mit beſonderm Grimm in Stücke ſchlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer ſchildert der Verfaſſer mit Unparteilichkeit, und folgende Beſchreibung ihrer Kriegsweiſe trägt das Gepräge der abſcheulichſten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Inſurgenten charakteriſierte ganz dieſe Leute. Sie poſtierten ſich immer auf Anhöhen, die beſonders emporragten, und Das nannten ſie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder ſonſtiges Gehäuſe diente als Obdach für die Anführer; die Übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber neben einander ohne Unterſchied, gehüllt in Lumpen oder Bett-Tücher, die Meiſten ohne andere Nachtbedeckung als Das, was ſie am Tage auf dem Leibe trugen. Dieſe Lebensart ward begünſtigt von einem ununterbrochen ſchönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich iſt. Auch betrachteten ſie dieſen Umſtand als eine beſondere Gunſt der Vorſehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe ſie Meiſter geworden von ganz Irland. In dieſen Lagern, wie man ſich leicht denken kann, unter ſolchen Haufen von rohen, aufruhrſüchtigen Menſchen, herrſchte die ſchrecklichſte

Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im geſundeſten Schlaf lag, ſtahl man ihm ſeine Flinte oder ſonſtigen Effekten. Um ſich gegen dieſen Miſsſtand zu ſichern, ward es gebräuchlich, daſs man, um zu ſchlafen, ſich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und Dergleichen ſich unter der Bruſt feſtband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erſchlagen, Jeder riſs dann nach Herzensluſt ein Stück Fleiſch davon ab, ohne es zu häuten, und röſtete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überreſt des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demſelben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Inſurgenten kein Leder hatten, nahmen ſie Bücher und bedienten ſich derſelben als Sättel, indem ſie das Buch, in der Mitte aufgeſchlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke erſetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erſchienen zu dieſem Gebrauch ganz beſonders ſchätzbar. Da man ſehr kärglich mit Munition verſehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieſelſteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzugreifen, wenn einiger Widerſtand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leiſteten, ſondern vielmehr dem eignen Ungeſtüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten ſie ſich nämlich wechſelſeitig, da Jeder fürchtete, daſs ihn die Andern im Stich laſſen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich ſehr ſchnell und unverſehens ſtattfand; deſshalb ſchlugen ſie ſich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand ſeiner Genoſſen genau Acht haben konnte und immer beſorgen muſſte, daſs ſie plötzlich, ehe er ſich Deſſen verſehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen Derer zurück ließen, die nie Pardon gaben; Keiner traute dem Andern. Es läſſt ſich behaupten, daſs dieſe Aufrührer ſich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu Schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und ſeiner Familie in der Grafſchaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen dieſe wüthende Metzelei, wo auf Geſchlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beiſpiel, daſs irgendwo ein Weib von den Rebellen miſshandelt worden wäre. Ich fürchte, wir können ihren Gegnern kein eben ſo rühmliches Zeugnis ertheilen.“

Dieſe Schilderung der Kriegsführung bei den iriſchen Inſurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächſt bemerke ich, daſs Bücher bei einem Volksaufſtand ſehr brauchbar ſein können, nämlich als Pferdeſättel, woran unſere revolutionären Thatmänner gewiſs noch nicht dachten, denn ſie würden ſonſt auf alles Bücherſchreiben nicht ſo ungehalten ſein. Und dann bemerke ich, daſs Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzern ziehen und Dieſer ſeine Herrſchaft über Irland nicht ſo leicht einbüßen wird. Iſt etwa der Irländer minder tapfer, als der Engländer? Nein, vielleicht hat er ſogar noch mehr perſönlichen Muth. Aber bei Jenem iſt das Gefühl des Individualismus ſo vorherrſchend, daſs er, der einzeln ſo tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverläſſig iſt in jeder Aſſociation, wo er ſeinem Nebenmann vertrauen und ſich einem Geſammtwillen unterordnen ſoll. Solcher Geiſt des Individualismus iſt vielleicht ein Charakterzug jenes celtiſchen Stammes, der den Kern des iriſchen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieſelbe Erſcheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte überall darauf hingewieſen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen ſo bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten ſich aus durch ein faſt abenteuerliches Ringen des individuellen Geiſtes mit einer konſtituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Perſönlichkeit. Der germaniſche Stamm iſt disciplinierbarer und ficht und denkt beſſer in Reih' und Glied, aber er iſt auch empfänglicher für Dienſtbarkeit, als der celtiſche Stamm. Die Verſchmelzung beider Elemente, des germaniſchen und des celtiſchen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politiſch, ſondern auch moraliſch gewinnen, ſobald ſie einſt ein einiges, organiſches Ganze bilden.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geſchrieben zu Paris, den 22. April 1844.)

Was iſt der Grund, warum von den Deutſchen, die nach Frankreich herüber gekommen, ſo Viele in Wahnſinn verfallen? Die Meiſten hat der Tod aus der Geiſtesnacht erlöſt; Andere ſind in Irrenanſtalten gleichſam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewuſſtſein geblieben, ſuchen ihren Zuſtand zu verbergen, und gebärden ſich halbweg vernünftig, um nicht eingeſperrt zu werden. Dies ſind die Pfiffigen; die Dummen können ſich nicht lange verſtellen. Die Anzahl Derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finſtern Übel leiden, iſt ſehr groß, und man möchte faſt behaupten, der Wahnſinn ſei die Nationalkrankheit der Deutſchen in Frankreich. Wahrſcheinlich bringen wir den Keim des Gebreſtens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaſter der hieſigen Geſellſchaft, gedeiht raſch zur blühendſten Verrücktheit, was in Deutſchland lebenslang nur eine närriſche Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es ſchon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daſs man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu ſteigen, und das noch härtere Brot des Exils mit ſeinen Thränen zu feuchten? Man muſs jedoch bei Leibe nicht glauben, als ſeien es excentriſche Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfeſſelten Sinnlichkeit, die ſich hier in die Abgründe des Irrſinns verlieren — nein, dieſes Unglück betraf immer vorzugsweiſe die honorabelſten Gemüther, die fleißigſten und enthaltſamſten Geſchöpfe.

Zu den beklagenswertheſten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unſer armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieſer deutſche Gelehrte, der ſich durch Fülle des Wiſſens eben ſo rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieſer Beziehung, daſs wir ſein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältniſſe und das ganze Detail ſeiner Lebensumſtände ſind uns nie genau bekannt geweſen. Soviel ich weiß, iſt er geboren zu Deſſau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Kultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudieren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. Dort zu Berlin ſah ich ihn zuerſt, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir ſaß und die Worte des Meiſters gehörig nachſchrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war Nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Miſsförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Ähnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen ſehr frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Marcus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im partikularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden; es gab auf dieſem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexkurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſrael's, zu der Schädelſtätte Jeruſalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtina's, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieſer Zug war wohl der hervorſtechend wichtigſte im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm ſeine Bedeutung und ſein Verdienſt; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatſache der hinterlaſſenen Leiſtung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, ſondern auch das Streben ſelbſt, und gar beſonders das unglückliche Streben, das geſcheiterte, fruchtloſe, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erſtaunliche Wiſſen, das der Verſtorbene in ſeinem Gedächtnis aufgeſtapelt hatte, ganz beſonders rühmen und preiſen; für uns hat daſſelbe keinen ſonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt dieſem Wiſſen, ehrlich geſtanden, niemals Geſchmack abgewinnen. Alles, was Marcus wuſſte, wuſſte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung, und wenn er Etwas ſchrieb, war es ein Mitleid, anzuſehen, wie er ſich vergebens abmühte, für das Darzuſtellende die nothdürftigſte Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geſchrieben.

Außer einigen linguiſtiſchen, aſtronomiſchen und botaniſchen Schriften, hat Marcus eine Geſchichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Profeſſor Duisberg eine nordafrikaniſche Geographie herausgegeben. Er hinterläſſt in Manuſkript ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wuſſte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nil's, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften Alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daſs ich noch zu heutiger Stunde weiß, weſshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Ältermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Kompilation erſah, iſt dieſe Dame gewiſs eben ſo ſchön geweſen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein ähnliches Schickſal nach dem Tode, da es verliebte Rabbiner giebt, die ſie durch kabbaliſtiſche Zauberkunſt aus dem Grabe zu beſchwören wiſſen; nur ſind ſie manchmal übel daran mit der beſchworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daſs ſie, wo ſie ſich einmal hingeſetzt, gar zu lange ſitzen bleibt. Man kann ſie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daſs irgend ein Intereſſe der jüdiſchen Geſchichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des ſeligen Marcus; in wie weit Dergleichen auch bei ſeinen abyſſiniſchen Studien der Fall war, und wie auch dieſe ihn ganz frühzeitig in Anſpruch genommen, ergiebt ſich unabweisbar aus einem Artikel, den er ſchon damals zu Berlin in der „Zeitſchrift für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin die Beſchneidung bei den Abyſſinierinnen. Wie herzlich lachte der verſtorbene Gans, als er mir in jenem Aufſatze die Stelle zeigte, wo der Verfaſſer den Wunſch ausſprach, es möchte Jemand dieſen Gegenſtand bearbeiten, der demſelben beſſer gewachſen ſei.

Die äußere Erſcheinung des kleinen Mannes, die nicht ſelten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertheſten Mitgliedern jener Geſellſchaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitſchrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geiſtbegabte und tiefherzige Männer verſuchten hier die Rettung einer längſt verlornen Sache, und es gelang ihnen höchſtens, auf den Wahlſtätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins beſteht in einigen hiſtoriſchen Arbeiten, in Geſchichtsforſchungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die ſpaniſchen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müſſen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieſes vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer ſchwankenden Übergangsperiode immer die unerſchütterlichſte Unwandelbarkeit offenbarte, und troß ſeinem Scharfſinn, ſeiner Skepſis, ſeiner Gelehrſamkeit, dennoch treu blieb dem ſelbſt gegebenen Worte, der großmüthigen Grille ſeiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geſchaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinſanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geiſt und Charakterſtärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich ſchon hochbejahrt, an den jugendlichſten

Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiſer nach antikem Zuſchnitt, umfloſſen vom Sonnenlicht griechiſcher Heiterkeit, ein Standbild der wahrſten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategoriſchen Imperativs ſeines Meiſters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit ſeines Lebens der eifrigſte Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, für dieſe litt er in ſeiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er ſich nie trennen von der alten Gemeinde des moſaiſchen Bekenntniſſes, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer ſolchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie geſagt, ein eingefleiſchter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken ſeines Geiſtes angedeutet. Wenn wir von Hegel'ſcher Philoſophie ſprachen, ſchüttelte er ſein kahles Haupt und ſagte, Das ſei Aberglaube. Er ſchrieb ziemlich gut, ſprach aber viel beſſer. Für die Zeitſchrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufſatz über den Meſſiasglauben bei den Juden, worin er mit kritiſchem Scharfſinn zu beweiſen ſuchte, daſs der Glaube an einen Meſſias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdiſchen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten ſei.

Das thätigſte Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele deſſelben, war M. Moſer, der vor einigen Jahren ſtarb, aber ſchon im jugendlichſten Alter nicht bloß die gründlichſten Kenntniſſe beſaß, ſondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menſchheit, von der Sehnſucht, das Wiſſen zu verwirklichen in heilſamer That. Er war unermüdlich in philanthropiſchen Beſtrebungen, er war ſehr praktiſch, und hat in ſcheinloſer Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von ſeinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, ſein Name iſt ganz unbekannt geblieben, und ſteht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbſtaufopferung. Unſere Zeit iſt nicht ſo ärmlich, wie man glaubt; ſie hat erſtaunlich viele ſolcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verſtorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu deſſen ehrenwertheſten Mitgliedern er gehörte, und als deſſen Präſident der ſchon erwähnte, jetzt ebenfalls verſtorbene Eduard Gans ſich geltend machte. Dieſer hochbegabte Mann kann am wenigſten in Bezug auf beſcheidene Selbſtaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch ſeine Seele ſich raſch und weit erſchloß für alle Heilsfragen der Menſchheit, ſo ließ er doch ſelbſt im Rauſche der Begeiſterung niemals die Perſonalintereſſen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daſs er während der eifrigſten Diskuſſion und trotz ſeiner großen Zerſtreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käſe, ſondern mit friſchem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienſte des verſtorbenen Gans um deutſche Wiſſenſchaft ſind allgemein bekannt. Er war einer der rührigſten Apoſtel der Hegel'ſchen Philoſophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömiſchen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiſte, der in der alten Geſetzgebung einſt lebte, nur damit beſchäftigt ſind, die hinterlaſſene Garderobe derſelben auszuſtäuben, von Motten zu ſäubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte ſolchen Servilismus ſelbſt in ſeiner eleganteſten Livrée. Wie wimmert unter ſeinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutſchen Freiheitſinnes, er entfeſſelte die gebundenſten Gedanken und riſs der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeiſt, deſſen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigſtens herrlich leuchteten. Aber den trübſinnigen Ausſpruch des Dichters (im zweiten Theile des „Fauſt“):

„Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daſs Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haſs,
Daſs, wo ſie immer auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt“ —

dieſes fatale Wort müſſen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, dieſe beiden leben ebenfalls in beſtändigem Hader, und kehren ſich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmernis muſs ich hier erwähnen, daſs Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und ſich die unverzeihlichſte Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daſs der Kapitän immer der Letzte ſei, der das Schiff verläſſt, wenn daſſelbe ſcheitert — Gans aber rettete ſich ſelbſt zuerſt. Wahrlich, in moraliſcher Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daſs Gans ſeiner Aufgabe nicht beſſer gewachſen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums als einen Umſtand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erſchien, als all ſein ſtupendes Wiſſen und ſeine ſämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm ſelber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Beſtrebungen und Illuſionen jenes Vereins ſich hingab, als die ſonnigſte Blüthenſtunde ſeines kümmerlichen Lebens erſchienen ſein. Deſshalb muſſte hier jenes Vereines ganz beſonders Erwähnung geſchehen, und eine nähere Erörterung ſeines Gedankens wäre wohl nicht überflüſſig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter geſtatten in dieſen Blättern keine ſolche ausgeführte Darſtellung, da letztere nicht bloß die religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, ſondern auch die aller deiſtiſchen Sekten auf dieſem Erdball umfaſſen müſſte. Nur ſo Viel will ich hier ausſprechen, daſs der eſoteriſche Zweck jenes Vereins nichts Anderes war, als eine Vermittlung des hiſtoriſchen Judenthums mit der modernen Wiſſenſchaft, von welcher man annahm, daſs ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umſtänden zur Zeit des Philo, als die griechiſche Philoſophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Ähnliches verſucht, mit mehr oder minderem Miſsgeſchick. Von ſchismatiſcher Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unſern Tagen manchmal ſo ekelhaft geiſtlos durchgeträtſcht wird, daſs man das Intereſſe dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die iſraelitiſchen Freunde dieſer Frage verſtanden, ſie in eine wäſſerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr ſchädlicher iſt, als das blödſinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Phariſäer, die noch beſonders damit prahlen, daſs ſie kein Talent zum Schreiben beſitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutſchen Regierungen doch recht bald ein äſthetiſches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beſchleunigung der Emancipation, die doch früh oder ſpät bewilligt werden muſs.

Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutnng der Armen durch die Reichen. Der Judenhaſs hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daſs der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daſs derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes

Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müſſten froh ſein, daſs es noch Juden auf der Welt giebt, daſs die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daſs es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beſchneidung. Das iſt der Glauben, eingeſchnitten ins Fleiſch; in den Geiſt läſſt er ſich nicht mehr einſchneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube feſtgebunden wird auf den Arm; der Staat ſollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, ſowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Iſrael ſchon drei Jahrtauſende knuſpert. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: „Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr.“

Die vorſtehenden Betrachtungen knüpften ſich natürlich an die Perſon, die ich hier zu beſprechen hatte, und die, wie ich ſchon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch hiſtoriſche und moraliſche Bezüge, unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anſchauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unſeres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz ſeines außerordentlichen Wiſſens und ſeiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibſeln mittelalterlicher Geſetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren geſtorben, und aus Großmuth hatte er zum Beſten ſeiner hilfsbedürftigern Geſchwiſter auf die Verlaſſenſchaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange Nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Haſſelquiſt, noch von den beſchnittenen Abyſſinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, daſs er unterdeſſen Profeſſor in Dijon geweſen, jetzt aber einer miniſteriellen Unbill wegen die Profeſſur aufgegeben habe und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für ſein großes Werk zu benützen. Wie ich von Andern hörte, war ein biſschen Eigenſinn im Spiel, und das Miniſterium hatte ihm ſogar vorgeſchlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, ſeine Stelle durch einen wohlfeiler beſoldeten Suppleanten zu beſetzen und ihm ſelber den größten Theil ſeines Gehalts zu laſſen. Dagegen ſträubte ſich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ ſeinem Nachfolger die ganze Beſoldung. Seine Uneigennützigkeit iſt hier um ſo merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit ſein Leben friſtete. Es ging ihm ſogar ſehr ſchlecht, und ohne die Engelhilfe einer ſchönen Frau wäre er gewiſs im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine ſehr ſchöne und große Dame von Paris, eine der glänzendſten Erſcheinungen des hieſigen Weltlebens, die, als ſie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit ſeines kümmerlichen Lebens hinabſtieg und mit anmuthiger Zartſinnigkeit ihn dahin zu bringen wuſſte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, ſeinen Stolz zähmte hier ganz beſonders die Ausſicht, daſs ſeine Gönnerin, die Gattin des reichſten Bankiers dieſes Erdballs, ſpäterhin ſein großes Werk auf ihre Koſten drucken laſſen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geiſtes und ihrer Bildung ſo viel gerühmt wird, müſſe doch ſehr viel daran gelegen ſein, daſs endlich eine gründliche Geſchichte von Abyſſinien geſchrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daſs ſie dem Autor durch einen Jahrgehalt ſeine große Mühe und Arbeit zu vergüten ſuchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht geſehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf ſein Äußeres eben nicht verſchönernd gewirkt. Seine Erſcheinung, die früher ans Poſſierliche ſtreifte, war jetzt eine entſchiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte faſt ſagen: erquickende Karikatur. Ein ſpaßhaft wehmüthiges Anſehen gab ihm ſein von Leiden durchfurchtes Greiſengeſicht, worin die kleinen pechſchwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar ſein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechſchwarz und anliegend geweſen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauſer aufgeſträubter Fülle das ſchon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich ſo ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasſcheiben eines chineſiſchen Schattenſpiels ſehen. Beſonders wenn mir die zwerghafte Geſtalt in Geſellſchaft ſeines Kollaborators, des ungeheuer großen und ſtattlichen Profeſſors Duisberg auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Bruſt. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, ſagte ich, es ſei der König von Abyſſinien, und dieſer Name iſt ihm bis an ſein Ende geblieben. Haſt du mir deſshalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine ſchöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine beſſere Enveloppe erſchaffen können. Der liebe Gott iſt aber zu ſehr beſchäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff iſt, der edlen Perle eine prächtig ciſelierte Goldfaſſung zu verleihen, wird er plötzlich geſtört, und er wickelt das Juwel geſchwind in das erſte, beſte Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weiſeſten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja ſogar einer ſeiner Lieblingswünſche war in Erfüllung gegangen; er beſaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schweſterſohn, beſucht ihn hier eines Abends, und kann ſich nicht genug darüber wundern, daſs der Oheim ſich plötzlich auf die Erde ſetzt und mit wilder, trotziger Stimme die ſcheußlichſten Gaſſenlieder zu ſingen beginnt. Er, der nie geſungen, und in Wort und Ton immer die Keuſchheit ſelbſt war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporſprang, das Fenſter aufſtieß und erſt ſeine Uhr zur Straße hinabſchmiſs, dann ſeine Manuſkripte, Tintenfaſs, Federn, ſeine Geldbörſe. Als der Neffe ſah, daſs der Oheim das Geld zum Fenſter hinauswarf, konnte er nicht länger an ſeinem Wahnſinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanſtalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter ſchauderhaften Leiden den Geiſt aufgab. Er ſtarb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider ſeinen Tod zu ſpät erfahren, als daſs ich ihm die letzte Ehre erweiſen konnte. Indem ich heute dieſe Blätter ſeinem Andenken widme, wollte ich das Verſäumte nachholen und gleichſam im Geiſt an ſeinem Leichenbegängnis Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, daſs ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt ausſieht! Er ſcheint darüber zu lächeln, daſs ich ſeine gelehrten Arbeiten nicht beſſer gewürdigt habe. Daran mag ihm Wenig gelegen ſein, denn hier bin ich ja doch kein ſo kompetenter Richter wie etwa ſein Freund S. Munk, der Orientaliſt, der mit einer umfaſſenden Biographie des Verſtorbenen und mit der Herausgabe ſeiner hinterlaſſenen Werke beſchäftigt ſein ſoll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Geſinnung und eines eben ſo guten Stiles befliſſen, ſo genieße ich die Genugthuung, daſs ich es wagen darf, unter dem anſpruchvollen Namen „Denkworte“ die vorſtehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich ſie anonym für das Tagesbedürfnis der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geſchrieben worden. Seit jener Zeit hat ſich Vieles in Deutſchland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichſtellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern beſprochen ward, hat ſeitdem ſonderbare Schickſale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 ſchien ſie auf immer erledigt, aber, wie mit ſo vielen andern Errungenſchaften aus jener Blüthezeit deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daſs ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt Dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daſs der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſkripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken, blaſſen

Augen mit der Entzifferung des phantaſtiſch geſchnörkelten Abrakadabra anſtrengte. Er war Kuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiſs ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muſs der Gerechte ſo Viel leiden auf Erden? Warum muſs Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronierende Hanswurſt, der gewiſs ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſkripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daſs bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommiſſion, deren Präſident Eſra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft dieſe Frage geſtellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverſtand, ſondern weil ſie in ihrer hohen Weisheit wohl wuſſten, daſs der Zweifel in der menſchlichen Natur tief begründet und berechtigt iſt, und daſs man ihn alſo nicht täppiſch ganz unterdrücken, ſondern nur heilen muſs. Sie verfuhren bei dieſer Kur ganz homöopathiſch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber ſie gaben keine homöopathiſch kleine Doſis, ſie ſteigerten vielmehr dieſelbe aufs ungeheuerſte, und eine ſolche überſtarke Doſis von Zweifel iſt das Buch Hiob; dieſes Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menſchheit. Ja, wie der Menſch, wenn er leidet, ſich ausweinen muſs, ſo muſs er ſich auch auszweifeln, wenn er ſich grauſam gekränkt fühlt in ſeinen Anſprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigſte Weinen, ſo entſteht auch durch den höchſten Grad des Zweifels, den die Deutſchen ſo richtig die Verzweiflung nennen, die Kriſis der moraliſchen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der geſund iſt und keiner Medicin bedarf!

Geſtändniſſe.

(Geſchrieben im Winter 1854.)

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne" einzuverleiben. Vorausſetzend, daſs ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publikums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Überſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben*), ſolchermaßen nicht bloß die literariſche Reputation, ſondern auch die Eigenthumsintereſſen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne ſind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der ſich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens ausſetzt, während Jene, mit feigſter Sicherheit die Lücken unſrer Preſsgeſetzgebung ausbeutend, ganz ſtraflos den armen Schriftſteller um ſeinen eben ſo mühſamen wie kümmerlichen Erwerb beſtehlen können. Ich will den beſondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überraſcht, ich geſtehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutſche Ehrlichkeit iſt bei mir ſehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daſs ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich ſehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand ſich nur ein einziger Franzoſe, und dieſer Gauner war gebürtig aus einem jener deutſchen Gauen, die, einſt dem deutſchen Reich entriſſen, jetzt von unſern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographiſchen Weiſe des Leporello eine illuſtrierte Liſte von den reſpektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Taſche geleert, ſo würden freilich alle civiliſierten Länder darin zahlreich genug repräſentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichſte geleiſtet, und ich könnte davon ein Leid ſingen mit dem Refrain:

---

*) „Die verbannten Götter" von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853.

„Aber in Deutſchland tauſend und drei!“

Charakteriſtiſch iſt es, daſs unſern deutſchen Schelmen immer eine gewiſſe Sentimentalität anklebt. Sie ſind keine kalten Verſtandesſpitzbuben, ſondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, ſie nehmen den wärmſten Antheil an dem Schickſal Derer, die ſie beſtohlen, und man kann ſie nicht los werden. Sogar unſere vornehmen Induſtrieritter ſind nicht bloße Egoiſten, die nur für ſich ſtehlen, ſondern ſie wollen den ſchnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freiſtunden, wo ſie nicht von ihren Berufsgeſchäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmiſchen Wälder, in Anſpruch genommen werden, beſchützen ſie Pianiſten und Journaliſten, und unter der buntgeſtickten, in allen Farben der Iris ſchillernden Weſte trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltſchmerzes. Der Induſtrielle, der mein obenerwähntes Opus in ſogenannter Überſetzung als Broſchüre herausgegeben, begleitete dieſelbe mit einer Notiz über meine Perſon, worin er wehmüthig meinen traurigen Geſundheitszuſtand bejammert, und durch eine Zuſammenſtellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Ausſehen die rührendſten Nachrichten mittheilt, ſo daſs ich hier von Kopf bis zu Fuß beſchrieben bin, und ein witziger Freund bei dieſer Lektüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es iſt jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er beſtohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.“ —

Geſchrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Übertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab. Ich weiß, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik,“ und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward. Dieſe Doppelbedeutung wird mir von den deutſchen Literarhiſtorikern zugeſchrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulaſſen, aber ich darf mit gutem Fuge ſagen, daß ich in der Geſchichte der deutſchen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus dieſem Grunde hätte ich in meinen Buche „De l'Allemagne,“ wo ich jene Geſchichte der romantiſchen Schule ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchte, eine Beſprechung meiner eignen Perſon liefern müſſen. Indem ich Dieſes unterließ, entſtand eine Lakune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfaſſung einer Selbſtcharakteriſtik wäre nicht bloß eine ſehr verfängliche, ſondern ſogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu ſagen wüſſte, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewuſſt bin, vor aller Welt zur Schau ſtellte — Und dann, mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein

Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem Letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als daſs er ſich gute Eigenſchaften oder ſchöne Handlungen fälſchlich zuſchriebe, er erfindet vielmehr die abſcheulichſten Dinge zu ſeiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er ſich etwa ſelbſt, um mit deſto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntniſſe, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt iſt, die Schmachgeſchichten, die über uns in Umlauf ſind, uns nur dann ſehr ſchmerzhaft zu berühren pflegen, wenn ſie Wahrheit enthalten, während unſer Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn ſie nur eitel Erfindniſſe ſind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht geſtohlen, das einer unſchuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienſt koſtete; er hatte gewiſs kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppiſch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines anderen Vergehens ſich ſchuldig gemacht, aber es war kein Diebſtahl. Auch hat er ſeine Kinder nicht ins Findelhaus geſchickt, ſondern nur die Kinder von Mademoiſelle Thereſe Levaſſeur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutſchen Pſychologen auf eine Stelle der Konfeſſionen aufmerkſam, woraus beſtimmt zu deducieren war, daſs Rouſſeau nicht der Vater jener Kinder ſein konnte; der eitle Brummbär wollte ſich lieber für einen barbariſchen Vater ausgeben, als daſs er den Verdacht ertrüge, aller Vaterſchaft unfähig geweſen zu ſein. Aber der Mann, der in ſeiner eigenen Perſon auch die menſchliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unſere Erbſchwäche, die darin beſteht, daſs wir in den Augen der Welt immer anders erſcheinen wollen, als wir wirklich ſind. Sein Selbſtporträt iſt eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aſchantis, von welchem ich jüngſt in einer afrikaniſchen Reiſebeſchreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieſes Negerfürſten, welches die oben angedeutete menſchliche Schwäche ſo ſpaßhaft reſumiert, will ich hier mittheilen. Als nämlich der

Major Bowditſch in der Eigenſchaft eines Miniſterreſidenten von dem engliſchen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigſten Monarchen Südafrikas geſchickt ward, ſuchte er ſich die Gunſt der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer ſchwarzen Haut mitunter außerordentlich ſchön waren, dadurch zu erwerben, daſs er ſie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als Dieſer zu bemerken glaubte, daſs der König, der oft aufgeſprungen war, um die Fortſchritte des Porträts zu beobachten, in ſeinem Antlitze einige Unruhe und die grimaſſierende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunſch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch ſo lange in Seine Majeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daſs er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit uns die Fatalität angeſtrichen hat. Gottlob, daſs ich Dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieſes mangelnde Porträt verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne."

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daſs eine ſolche mich leitete, verleugne ich keineswegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteiſchrift geliefert zu haben, leiſte ich dem Forſcher der Wahrheit vielleicht beſſere Dienſte, als wenn ich eine gewiſſe laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher iſt, als die entſchiedenſte Feindſchaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie iſt und einſt die Meinung ausſprach, daſs das Genie kein Geſchlecht habe, ſo kann ich mich bei dieſer Schriftſtellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen laſſen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche iſt.

Iſt die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erſter Konſul war, ſei einſt Frau von Staël nach der Behauſung Deſſelben gekommen, um ihm einen Beſuch abzuſtatten; doch trotzdem, daſs der dienſtthuende Huiſſier ihr verſicherte, nach ſtrenger Weiſung Niemanden vorlaſſen zu dürfen, habe ſie dennoch unerſchütterlich darauf beſtanden, ſeinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieſer Letztere ihr hierauf ſein Bedauern vermelden ließ, daſs er die verehrte Dame nicht empfangen könne, ſintemalen er ſich eben im Bade befände, ſoll Dieſelbe ihm die famoſe Antwort zurückgeſchickt haben, daſs Solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geſchlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieſer Geſchichte; aber ſollte ſie auch unwahr ſein, ſo bleibt ſie doch gut erfunden. Sie ſchildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Perſon den Kaiſer verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, daſs der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenoſſin mehr oder minder idealiſch gepaart werden müſſe. Aber als ſie einſt, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiſer die Frage richtete, welche Frau er für die größte ſeiner Zeit halte, antwortete Jener: „Die Frau, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht.“ Das war nicht galant, wie denn nicht zu leugnen iſt, daſs der Kaiſer den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerkſamkeiten ausübte, welche die Franzöſinnen ſo ſehr lieben. Aber dieſe Letztern werden nie durch taktloſes Benehmen irgend eine Unartigkeit ſelbſt hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieſer Gelegenheit bewies, daſs ſie, trotz ihrer phyſiſchen Beweglichkeit, von einer gewiſſen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daſs ſie mit all ihrer Andringlichkeit Nichts ausrichtete, that ſie, was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, räſonnierte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und räſonnierte ſo lange, bis ihr die Polizei den Laufpaſs gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten, Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revue paſſieren, und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie Dieſer die Leute mit einem: „Wie alt ſind Sie? wie viel' Kinder haben Sie? wie viel' Dienſtjahre?“ u. ſ. w. anging, ſo frug Jene unſre Gelehrten:

„Wie alt ſind Sie? was haben Sie geſchrieben? ſind Sie Kantianer oder Fichteaner?“ und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck Auguſt Wilhelm Schlegel, ihr Ruſtan, haſtig in ſein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht, ſo erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meiſten Bücher geſchrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel ſie bei uns machte, und Schriften, die erſt unlängſt erſchienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugniſſe von Eckermann*), ſchildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns ſchon genug Tribulationen verurſachte. Es war geiſtige Einquartierung, die zunächſt auf die Gelehrten fiel**).

---

*) „von Schiller und Eckermann,“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz lautet in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt: „Dieſer Blauſtrumpf war eine ſchlimmere Geißel, als der Krieg. Sie verfolgte unſre Gelehrten bis in das Allerheiligſte ihrer Gedanken, und mehr als Einer, Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne" erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen eben ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe, wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte ſich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin![*] — „O, wie hübſch kühl iſt es in euren Wäldern!" — rief ſie beſtändig — „welcher erquickende Veilchengeruch!

---

der dem Napoleon Stand gehalten, ergriff das Haſenpanier vor der furchtbaren Reiſenden." Der Herausgeber.

[*] Die Worte: „Schelling als Arlequin" fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

wie zwitſchern die Zeiſige ſo friedlich in ihrem deutſchen Neſtchen! Ihr ſeid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrſcht, in der Rue du Bac.“

Die gute Dame ſah bei uns nur, was ſie ſehen wollte; ein nebelhaftes Geiſterland, wo die Menſchen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und ſich nur von Moral und Metaphyſik unterhalten! Sie ſah bei uns überall nur, was ſie ſehen wollte, und hörte nur, was ſie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte ſie doch nur Wenig, und nie das Wahre, einestheils weil ſie immer ſelber ſprach, und dann weil ſie mit ihren barſchen Fragen unſre beſcheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn ſie mit ihnen diskurierte. — „Was iſt Geiſt?“ ſagte ſie zu dem blöden Profeſſor Bouterwek, indem ſie ihr dickfleiſchiges Bein auf ſeine dünnen, zitternden Lenden legte. „Ach,“ ſchrieb ſie dann, „wie intereſſant iſt dieſer Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederſchlägt! Das iſt mir nie paſſiert mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ *) Sie

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe iſt hier die Stelle über den Eindruck der Frau von Staël auf Schiller (S. 227) eingeſchaltet. Der Herausgeber.

ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Kaſernen — man ſollte glauben, daſs jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haſs gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „De l'Allemagne,“ und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daſs das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der direkteſte Angriff, denn Nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaſſt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen Viel verzeihen, denn ſie lieben Viel, und ſogar Viele. Ihr Haſs iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der

Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſre vorgefaſſten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Kankan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daſs ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einſt in einem ſehr ſeufzenden Tone ſagte: „La femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muſs doch die Bemerkung hinzufügen, daſs die ſchönen nicht ſo gefährlich ſind, als Die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn Jene ſind gewohnt, daſs ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der

Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häſslich geweſen ſei*); aber eine Schönheit iſt ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein ſehr unangenehmes Ganze bildeten; beſonders unerträglich für nervöſe Perſonen, wie es der ſelige Schiller geweſen, war ihre Manie, beſtändig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwiſchen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieſes Manöver machte den armen Schiller ſchwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre ſchöne Hand, um ſie feſtzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter ſei hingeriſſen von dem Zauber ihrer Perſönlichkeit**). Sie hatte in der

---

*) Hier folgt in der franzöſiſchen Ausgabe die Schluſsperiode dieſes Abſatzes: „keine Frau iſt häſslich ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) In der franzöſiſchen Ausgabe ſchließen ſich dieſer Stelle (auf S. 224) noch die Bemerkungen an: „Auch war ſie entzückt von Schiller, deſſen warmes Herz ſie zu ſchätzen verſtand, während ihr die Kälte Goethe's miſsfiel. In derſelben Art hatten alle Urtheile, welche Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren perſönlichen Eindrücken, wenn ſie nicht durch eine vorgefaſste Meinung, durch den Oppoſitionsgeiſt, diktiert wurden. Wie ſchon bemerkt, ſie ſah

That ſehr ſchöne Hände, wie man mir ſagt, und auch die ſchönſten Arme, die ſie immer nackt ſehen ließ; gewiſs, die Venus von Milo hätte keine ſo ſchönen Arme aufzuweiſen. Ihre Zähne überſtrahlten an Weiße das Gebiſs der koſtbarſten Roſſe Arabiens. Sie hatte ſehr große ſchöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln ſoll ſehr holdſelig geweſen ſein. Häſslich war ſie alſo nicht — keine Frau iſt häſslich — ſo Viel läſſt ſich aber mit Fug behaupten: Wenn die ſchöne Helena von Sparta ſo ausgeſehen hätte, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte ſich, wie oben geſagt, gegen den großen Kaiſer erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber ſie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben; ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Waffen zu befehden: ſie war einige Zeit die Seele aller jener ariſtokratiſchen und jeſuitiſchen Intrigen, die der Koalition gegen

---

in Deutſchland nur Das, was ſie in einer polemiſchen Abſicht zu ſehen beliebte.“

Der Herausgeber.

Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte ſie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatiſchen Giftmiſcher, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Caſtlereagh u. ſ. w., dem großen Kaiſer ſein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Haſſes rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiſer unterlag, zog Frau von Staël ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hunderttauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine pompöſe Illuſtration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illuſtriert durch lebendige Figuren, muſſte das Werk ſehr an Authenticität gewinnen, und man konnte ſich hier durch den Augenſchein überzeugen, daſs der Autor uns Deutſche und unſre vaterländiſchen Tugenden ſehr treu geſchildert hatte. Welches köſtliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinäre Knaſter, welcher einſt einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er ſich vermaß, wenn er den Kaiſer lebendig finge, denſelben aushauen zu laſſen. Auch unſern A. W. v. Schlegel*) brachte

---

*) „der ſich gleichfalls als gewaltiger Eiſenfreſſer gerierte und Molière und Racine die Ruthe geben wollte,“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Frau von Staël mit nach Paris, und Das war ein Muſterbild deutſcher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieſes Modell deutſcher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den intereſſanten Figuren, welche ſich damals in ihrem deutſchen Koſtüme den Pariſern vorſtellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernſt Moritz Arndt, die drei berühmteſten Franzoſenfreſſer, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in ſeinem Buche „Menzel, der Franzoſenfreſſer“ dieſen Namen ertheilt hat. Beſagter Menzel iſt keineswegs, wie Einige glauben, eine fingierte Perſonnage, ſondern er hat wirklich in Stuttgart exiſtiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzoſen abſchlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er ſeine ſechs Franzoſen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu freſſen, um im Munde einen guten Geſchmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längſt ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgend eines ſchwäbiſchen Buchladens. Unter den Muſter-Deutſchen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu ſehen waren, befand ſich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiſs die gaſtronomiſche Aſcetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentierte*); ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn**) und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders rekommandiert, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentieren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch ſpäterhin dem Proteſtantismus entſagte, und, letztern förmlich abſchwörend, ſich in den Schoß der römiſch-katholiſchen, allein ſeligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholiſchen Barons Anſpruch machen. In dieſer Eigenſchaft, und um die feudaliſtiſchen und klerikaliſchen Intereſſen zu vertreten, ſtiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique.“ Nicht bloß in dieſem Blatte, ſondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, ſprach der gelehrte Edelmann beſtändig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläuftig gründlich bewies er, daſs es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzoſen auf ſein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie ſich das Dogma der Trinität ſchon in den indiſchen Trimurtis befunden, und er citierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die ſnorriſche Edda und noch viele unentdeckte Foſſilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianiſch trocken und ſehr langweilig, was immer die Franzoſen blendet. Da er beſtändig zurückkam auf Buddha und dieſes Wort vielleicht komiſch ausſprach, haben ihn die frivolen Franzoſen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogikalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komiſchen Kauz im „Vicar of Wakefield“ von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinſon hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniathon citierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf ſeiner hohen Roſinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes.

---

*) Der Zwiſchenſatz: „welcher — repräſentierte;“ fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „dieſe Helena der Häſslichkeit, welche der dicke Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; der betrogene Gatte zeigte ſich nachſichtiger, als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daſs er ſeiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Penſion bezahlt habe.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Aber unter den franzöſiſchen Paladinen der Frau von Staël war mancher galliſche Don Quixote, der unſern germaniſchen Rittern in der Narrheit nicht nachzuſtehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der ſchwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der ſiegenden Romantik von ſeiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flaſche Waſſer aus dem Jordan mit nach Paris, und ſeine im Laufe der Revolution wieder heidniſch gewordenen Landsleute taufte er aufs Neue mit dieſem heiligen Waſſer, und die begoſſenen Franzoſen wurden jetzt wahre Chriſten und entſagten dem Satan und ſeinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Erſatz für die Eroberungen, die ſie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieſer Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geſchichte begründet iſt, daſs Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiſer den Antrag machen ließ, ihm den Beiſtand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater ſchuldig geblieben ſei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiſer, der mit dem Gelde der Franzoſen, die er genau kannte, immer ſparſamer war, als mit ihrem Blute, ſoll ſich auf dieſen Handel nicht eingelaſſen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses.“ Der Beiſtand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiſer wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete ſich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düſſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Baiern anheimfiel und der bairiſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Baiern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Murat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem Letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Murat zum König von Neapel, und Derſelbe entſagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da Derſelbe nie abdicierte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt Letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe*). Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daſs man den Menſchen die Eiſen nicht ein biſschen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen. Er ſagte Nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wuſste, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloſs ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs,“ ſingen zu hören.

---

*) „wie ich nach der Juliusrevolution meinen Bann brach und nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe.“ heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe und ſtand urſprünglich auch im deutſchen Originalmanuſkript. Der Herausgeber.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Fluſsgott, den Vater Rhein, ſah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Viſitenkarte ins Waſſer zu werfen. Er ſaß, wie man mir ſagte, in der Tiefe und ſtudierte wieder die franzöſiſche Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußiſchen Herrſchaft große Rückſchritte im Franzöſiſchen gemacht hatte, und ſich jetzt eventualiter aufs Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: „J'aime, tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und Dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daſs Jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il n'y a que le premier pas qui coûte." Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire, deſſen Spottlächeln ich hier ſchon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwig's XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, daſs ſie Alle Franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt: hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir Jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daſs es ein Landsmann war: und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand Alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daſs ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtingirtes Äußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch Dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo Wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloſs ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität*). Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen*).

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Konjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche, die gut röchen, und in ſolche, welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Klaſſifikation. Sie war erſtaunt, daſs ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſierte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen

---

*) „damit wir unſern Freunden etwas Angenehmes und unſern Feinden bittere Wahrheiten ſagen." ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpallaſte. Ich ſah die Morgue, die Académie française*), wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamierten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgt hier die ausführlichere Stelle: „Letztere, die Akademie, iſt eine Krippe für alte, wieder kindiſch gewordene Schriftſteller, eine wahrhaft philanthropiſche Anſtalt. Ähnliches finden wir der Idee nach bei den Hindus, welche Hoſpitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, welches die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anſtalt beſchützt (ich ſpreche von der Académie française, und nicht von einem indiſchen Hoſpitale), iſt eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht anſehen, ohne an die Witzworte ſo vieler geiſtreichen Männer zu denken, die ſich auf Koſten dieſer Akademie luſtig gemacht, welche trotzdem noch immer am Leben blieb. Man ſagt mit Unrecht, daſs in Frankreich die Lächerlichkeit tödte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ich auch die Nekropolis des Luxembourg beſuchte, worin ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ich ſah im Jardin-des-Plantes*) die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz beſonders amüſierten. Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich apart, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am Halſe hing, während er ſelbſt, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Franzoſen**). Ich beſuchte die königliche Bibliothek, und ſah hier den Konſervateur der Medaillen, die eben geſtohlen worden; ich ſah dort auch in einem obſkuren Korridor den Zodiakus von Denderah, der einſt ſo viel Aufſehen erregt hatte, und am ſelben Tage ſah ich Madame Recamier, die berühmteſte Schönheit zur Zeit der Merowinger, ſowie auch Herrn Ballanche, der zu den Pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den ſie ſeit undenklicher Zeit überall mit ſich herumſchleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand lieſt, war mit einem Geſicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und ſpäter verlor er die rechte Backe durch eine Amputation. Leider ſah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiſs amüſiert hätte*). Eben ſo wenig ſah ich Herrn Villemain; ſeine Haushälterin ſagte mir, er laſſe ſich nicht ſehen, weil es ein Donnerstag ſei, der Tag, wo er ſich wäſcht. Die Treppe hinabſteigend, ſah ich unten eine Tafel mit der Inſchrift: „Parlez au concierge,“ und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit ſeines berühmten Miethsmannes, der ſich jeden Donnerstag waſche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit iſt ein gar ſeltnes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Caſaubonus wuſch ſich nur einmal im Jahre, zur Faſtnachtzeit, vielleicht um ſich zu vermummen. Der Thürſchließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit ſeufzender Stimme: „Sie ſind ein gar treuherziger Menſch, mein Herr, ich muſs Sie enttäuſchen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewaſſer, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit iſt er ſo ein kleiner Caſaubonus.“ Bei dieſen Worten ſchlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wiſſen warum.

---

*) Hier finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe noch die Worte: „das wirkliche Affenpalais.“

Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) In der früheren deutſchen Ausgabe folgt hier, ſtatt obiger Stelle, nur der Satz: „Dafür ſah ich aber in der Grande-Chaumière den Père La Hire, in einem Momente, wo er bongrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendweſten bei den Krägen erfaſſt und vor die Thür geſetzt; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich mauſig machte, ſchmiſs er ihnen nach, und einige hübſche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menſchheitsrechte klagten, hätte ſchier daſſelbe Schickſal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal ſah ich den berühmten Chicard, den berühmten Lederhändler und Kankantänzer ꝛc.“

Der Herausgeber.

Um mir ein franzöſiſches Ausſehen zu geben, ſchlenderte ich kokett fürbaſs und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen ſah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Daſſelbe trug gleichfalls eine Inſchrift, aber in Marmor, und, ſtatt eines „Parlez au portier,“ las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Beim Eintreten erblickte ich nur ein rieſiges Gebäude voller Leere, eine Art Steinballon, in deſſen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer ſpazierte, der ſeinen Guide de Paris im Maule und die Daumen ſeiner gekrümmten Hände in den Armlöchern ſeiner Weſte trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und ſagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte ſogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort ſeinen Guide aus dem Maule fallen laſſen, wie der Rabe in der Fabel den Käſe aus ſeinem Schnabel fallen läſſt. Aber der Guide, deſſen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzuſehen, fiel nicht; der engliſche Rabe hielt ſeine Zähne zuſammengeklemmt, und ohne mich im mindeſten zu beachten, ging er fort. Ich that Daſſelbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bausbäckige Geſtalt einer dicken Perſon, einer Frau mit großen Brüſten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war ſie die Pförtnerin des Pantheons. Es ſchien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion ſie in eine treffliche Laune verſetzt. Mir ein Zeichen des Verſtändniſſes mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feiſten Geſicht funkelten, machte ſie ſich über den armen Engländer luſtig, und ich hörte zum erſten Mal jenes laute galliſche Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das ſo gutmüthig und moquant zugleich iſt, wie der lieblich edle franzöſiſche Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts iſt anſteckender als ſolch eine Luſtigkeit, und ich ſelbſt begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Geſpräch mit der ſchalkhaften und amüſanten Perſon anzuknüpfen, fiel es mir ein, ſie zu fragen, wo die großen Männer ſeien, von denen die Inſchrift dieſes Hauſes der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieſer Frage erhob die biedere Lacherin ein noch ſchallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, ſie muſste ſich den Bauch halten, um nicht zu erſticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete ſie: „Ach, Sie kommen zu einer ſchlechten Stunde hieher. Gegenwärtig ſind die großen Männer ſehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, daſs die nächſte wohl beſſer ausfallen wird; unſere großen Männer in spe wachſen vortrefflich und verſprechen Viel. Wollen Sie dieſe großen Männer der Zukunft ſehen, welche jetzt noch ſehr winzig ſind, ſo brauchen Sie ſich nur nach einem Etabliſſement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe liegt, und das man die Grande-Chaumière heißt. Dort iſt die Pflanz- und Tanzſchule jener kleinen großen Männer, jener Knirpſe des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menſchengeſchlechts ſein werden; Sie treffen es gut, denn es iſt heute ein Donnerstag ...“ Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abſchied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Luſtigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das proviſoriſche Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es iſt ein Name, mit welchem der republikaniſche Gedanke wahrſcheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) iſt das Sinnbild des frugalen und arbeitſamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die ſtolzen Palläſte des ariſtokratiſchen Hochmuths und Laſters zerſtören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes,“ zu errichten. Ich trat in das Allerheiligſte des Etabliſſements, welches dieſen ſymboliſchen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen muſſte. Ich ſah dort in der That die künftigen großen Männer Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn ſchon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich ſah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beſchreiben wird, der noch geboren werden ſoll, oder der zur Stunde an der Mutterbruſt ſaugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flaſche genährt wird. All' dieſe Leute hingen der republikaniſchen Sache an und trugen das Koſtüm einer unerſchütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweſte à la Robespierre, weit aufgeklappt und ſo weiß wie das Gewiſſen des Unbeſtechlichen! Chacun war dort mit ſeiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutuſſe der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hoſen-Portias, kurz, die Blüthe des Quartier-des-Ecoles. Dieſe Citoyennes Griſetten waren ſehr vergnügt und ſo tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es geſtattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man ſagt, daſs ſie oft ihre Liebhaber wechſeln, aber niemals ihre Anſichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etabliſſements, ſo zu ſagen der Feldhüter dieſer großen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne ſagte. Dies Individuum, von athletiſcher Kraft und ein geborner Wütherich, amüſierte mich ſehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anſtand ſeines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch ſich in der Hitze eines Kontretanzes ein biſschen verſchoben, ſchlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er ſchimpflich fort. Dies Ungeheuer wuſſte nicht, daſs in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämoniſchen Burſchen ſplitternackt tanzten, ohne daſs je die Keuſchheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. Der Père La Hire iſt der perſonificierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anſtändigen Kankans überſchreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit ſeinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einſt Herkules mit Antäus gethan, ſetzte er ſie vor die Thür; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich beim Anblick dieſes tyranniſchen Aktes mauſig gemacht, ſchmiſs er ihnen nach. Letzterer ſtand auf, bürſtete ſeinen langen Rock ab, zupfte ſeine hohe Kravatte zurecht, und proteſtierte gegen dieſe Verletzung der Menſchheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac ſchalt*). Das Orcheſter ſpielte in dieſem Augenblick die Marſeillaiſe.

Ich verdankte dieſem Zwiſchenfalle die Bekanntſchaft einer jungen Perſon, die in meiner Nähe ſtand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war ſehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre ſchwarzen Augen waren faſt zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnaſe, deren feingeformte Nüſtern ſich bei jedem Geſchmetter der Muſik vor Luſt aufblähten. Man nannte ſie Mademoiſelle Joſephine, oder Joſephine, oder gar kurzweg Fiſine. Als ſie erfuhr, daſs ich ein Deutſcher ſei, war ſie hoch erfreut, und ſie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu ſchenken, denn ſeit Jahren, ſagte ſie, ſei es ihr Wunſch, eine Bärenhaut zu beſitzen, um dieſelbe vor ihr Bett zu legen; es ſei ihr beſtändiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben dieſe Damen, daſs man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehn. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daſs ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daſs ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daſs ſie, nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft,“ fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen.“ Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificierte, ſuchte ich ſie in eben ſo angenehmer wie belehrender Art zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja ſelbſt auf die häklichſte Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erſte Menſch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt geweſen, und ob die menſchliche Race dieſe antediluvianiſche Zierat ſpäter durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiſelle Joſephine war erſtaunt über meine große Gelehrſamkeit, und ſagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!“ Ich bezweifle nicht, daſs ſie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem ſie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumpoſaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

---

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 244 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen ſie ſei, muſs ich doch ehrlich bekennen, daſs ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiſelle Joſephine bemerkte, wie das arme Kind ſehr unwiſſend war und nicht einmal die ethnographiſchen Elementarbegriffe kannte. Sie wuſſte zum Beiſpiel nicht, daſs die Stadt Hamburg eine Republik, wie einſtmals Athen, und daſs ſie bei Altona gelegen, wo ſich Klopſtock's Grab befindet. Eben ſo unbekannt war ihr der Unterſchied zwiſchen den Preußen und den Ruſſen, zwiſchen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte, die Aſtronomie ſei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich ſie belehrte, daſs die Erde, der Ball, den wir bewohnen, ſich beſtändig um die Sonne dreht, rief ſie aus: „Wie entſetzlich! die bloße Vorſtellung ſolch einer Dreherei macht mich ſchwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und ſie frug: „Wer hat Ihnen denn geſagt, daſs die Erde ſich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, Namens Kopernikus, zuckte ſie die Achſeln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals Dem trauen, was die Polen Einem ſagen; ſie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutſche ſeid, bei all eurem tiefen Wiſſen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geſchwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann ſind ſie wohl nicht ſo nervös, wie wir Franzöſinnen, und ſie können deſshalb auch ernſtere Studien vertragen; man hat mir geſagt, die deutſchen Frauen wären tauſendmal gebildeter, als wir, und ſie wüſsten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich ſind ſchlecht erzogen, wir lernen gar Nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie ſich, ich habe gar keinen Unterricht genoſſen; Alles, was ich von der Naturgeſchichte weiß, habe ich von mir ſelbſt gelernt.“

Als galanter Schmeichler hielt ich dieſe Geſtändniſſe nationaler Unwiſſenheit für Übertreibung, und ich ging ſelbſt ſo weit, die Bildung der deutſchen Damen etwas über Gebühr herabzuſetzen. Ich behauptete, dieſelbe ſei nicht ſo vollkommen, wie man ſich's im Auslande vorſtellt, ja ſei ſogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beiſpiel in meiner Heimat ſogenannte wohlerzogene junge Mädchen geſehen, welche die ſchalkhaften Lieder Beranger's nicht zu ſingen verſtänden. „Ach, unmöglich!“ rief Mademoiſelle Joſephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an dieſe treffliche Perſon die Worte ein, welche Mephiſtofeles ſpricht, indem er Fauſt den Hexentrank überreicht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt. Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchimaſchi verſchluckt hat; denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangiert ſind, manchmal etwas Hautgout haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken.

Am Abend deſſelben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière beſucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryoniſchem Zuſtande ſah, führte mich einer meiner Landsleute, der ſchon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben beſprochenen hatte. Das weibliche Geſchlecht befand ſich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daſelbſt die Bekanntſchaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel ſeiner Größe ſtand. Seitdem iſt ſein Ruhm geſunken, aber in Frankreich hat Nichts Beſtand, und die großen Männer treten ſchnell wieder ins Dunkel; ſie erſcheinen nur, um zu verſchwinden. Der große Mann, von dem ich ſpreche, war der berühmte Chicard*), der berühmte Lederhändler und Kankantänzer, eine vierſchrötige Figur, deren roth aufgedunſenes Geſicht gegen die blendend weiße Kravatte vortrefflich abſtach; ſteif und ernſthaft, glich er einem Mairie-Adjunkten, der ſich eben anſchickt, eine Roſière zu bekränzen. Ich bewunderte ſeinen Tanz, und ich ſagte ihm, daſs derſelbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionyſien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, ſeinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard ſagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrſamkeit und präſentierte mich einigen Damen ſeiner Bekanntſchaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wiſſen herumzurühmen, ſo daſs ſich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitſchriften mich aufſuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Perſonen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris ſah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieſer jovialen, geiſtreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen Viel dazu beitrug, die Stirne des deutſchen

---

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 244 dieſes Bandes.

Der Herausgeber.

Träumers zu entwölken*) und ſein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des franzöſiſchen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ geſtiftet, und als Direktor derſelben kam er zu mir mit dem Anſuchen, einige Artikel über Deutſchland in dem Genre der Frau von Staël für ſeine Zeitſchrift zu ſchreiben. Ich verſprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daſs ich ſie in einem ganz entgegengeſetzten Genre ſchreiben würde. „Das iſt mir gleich,“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux geſtatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutſcher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tiſche und begoſs meinen Geiſt mit Champagner. Niemand wuſste beſſer, wie er, ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beſte Küche, ſondern auch die köſtlichſte Unterhaltung genoſs; Niemand wuſste ſo gut, wie er, als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand ſo gut zu repräſentieren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiſs mit Recht ſeinen Aktionären der „Europe littéraire“ hunderttauſend Franken Repräſentationskoſten angerechnet. Seine Frau war ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Zi-Zi hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein Etwas bei, und wenn er, allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd, ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulkan, als Derſelbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung. Wo iſt er jetzt? Ich habe lange Nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Granville; er war von England, wo er ſich aufhielt, um die koloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudieren und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen ſitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpekulativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione, wie einſt Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als Derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daſs ſeine induſtriellen Projekte immer großartig richtig erſonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung miſslangen; manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentieren wuſſten, wie Victor Bohain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Konception, ihr Erfolg ſchien geſichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionsſälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo, wie der todesmuthige König des David'ſchen Bildes, ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe klaſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die Rue basse du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire,“ wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Aktionären.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene ephemere Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland mich auszuſprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes,“ für ſein Journal eine Reihe von Aufſätzen über die geiſtige Entwickelung meines Vaterlandes zu ſchreiben. Dieſer Direktor war Nichts weniger als ein luſtiger Kumpan, wie Meſſer Millione; ſein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernſt. Es iſt ihm ſeitdem durch gewiſſenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, ſeine Zeitſchrift zu einer wahren

Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civiliſierten Ländern verbreitet iſt, wo ſie den Geiſt und die Größe der franzöſiſchen Literatur repräſentiert. In dieſer Revue alſo veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellektuelle und ſociale Geſchichte meines Vaterlandes; Mademoiſelle Joſephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daſs ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den dieſe Aufſätze fanden, gab mir den Muth, ſie zu ſammeln, ſie zu vervollſtändigen, und es entſtand dadurch das Buch, das du, theurer Leſer! jetzt in Händen haſt.

Ich wollte nicht bloß ſeinen Zweck, ſeine Tendenz, ſeine geheimſte Abſicht, ſondern auch die Geneſis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um ſo ſicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich ſchrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch beſtrebte, ſo wenig ennuyant wie möglich zu ſein, ſo verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phraſe, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in ſo hohem Grade antrifft. Ja, die Verfaſſerin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenoſſen, und ich kann das ſprühende Feuerwerk ihrer Darſtellung nicht genug bewundern; aber dieſes Feuerwerk läſſt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müſſen eingeſtehen*), ihr Genie iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie ſein ſoll; ihr Genie iſt ein Weib, beſitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Kankan dieſes Genies zu widerſprechen. Es war um ſo nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne“ ſich auf Gegenſtände bezogen, die den Franzoſen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit beſaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf deutſche Philoſophie und romantiſche Schule. Ich glaube, in meinem Buche abſonderlich über erſtere die ehrlichſte Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat beſtätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich ſchien.

Ja, was die deutſche Philoſophie betrifft, ſo hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſchen Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Klaſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daſs ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daſs Dieſes nie der Fall geweſen, daſs die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von Dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daſs unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proklamierten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

---

*) Im Originalmanuſkript lautete die nachfolgende Stelle urſprünglich etwas ausführlicher: „ihr Genie, obſchon es die Hoſen ihres ſchweizeriſchen Landsmanns Rouſſeau angezogen hat, iſt doch ein weibliches Genie. Ach, es iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche

Mönche des Atheismus, Großinquiſitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen laſſen würden, weil er doch im Herzen ein verſtockter Deiſt geweſen. So lange ſolche Doktrinen noch Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache beſprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns ſtanden, während wir bei unſern philoſophiſchen Petits-Soupers blasphemierten, unverſtändlich war — ſo lange gehörte auch ich zu den leichtſinnigen Esprits forts, wovon die Meiſten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umſturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verſcheuchen ſuchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieſelben Themata zu diskutieren begann in ſeinen ſchmutzigen Sympoſien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter- und Schneidergeſellen in ihrer plumpen Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu leugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Taback zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, Das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Miſsbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu ſagen, es mochte nicht bloß der Ekel ſein, was mir die Grundſätze der Gottloſen verleidete und meinen Rücktritt veranlaſste. Es war hier auch eine gewiſſe weltliche Beſorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich ſah nämlich, daſs der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geſchloſſen mit dem ſchauderhaft nackteſten, ganz feigenblattloſen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für ſeine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruſs der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeſchäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angſt des Künſtlers und des Gelehrten, die wir unſre ganze moderne Civiliſation, die mühſelige Errungenſchaft ſo vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelſten Arbeiten unſrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht ſehen*). Fortgeriſſen von der Strömung großmüthiger Geſinnung, mögen wir immerhin die Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ja alle unſre Partikularintereſſen dem Geſammtintereſſe des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, weſſen wir uns zu gewärtigen haben, ſobald die große rohe Maſſe, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längſt proklamiert worden, zur wirklichen Herrſchaft käme. Ganz beſonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieſes täppiſchen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbſtaufopferung gehört zu unſern raffinierteſten Genüſſen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unſeres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloſes Elend ertragen, in der Heimath wie im Exil — aber die reinliche, ſenſitive Natur des Dichters ſträubt ſich gegen jede perſönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr ſchrecken wir zuſammen bei dem Gedanken an ſeine Liebkoſungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat ſagte einſt: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, ſogleich ſeine Hand ins Feuer halten, um ſie zu reinigen. Ich möchte in derſelben Weiſe ſagen: Ich würde meine Hand waſchen, wenn mich das ſouveräne Volk mit ſeinem Händedruck beehrt hätte.

---

*) Die folgenden drei Sätze ſind in der franzöſiſchen Ausgabe der Form nach etwas kürzer ausgedrückt.

Der Herausgeber.

O das Volk, dieſer arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel ſchamloſer, als die Höflinge von Byzanz und Verſailles, ihm ihren Weihrauchkeſſel an den Kopf ſchlugen. Dieſe Hoflakaien des Volkes rühmen beſtändig ſeine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeiſtert: „Wie ſchön iſt das Volk! wie gut iſt das Volk! wie intelligent iſt das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk iſt nicht ſchön; im Gegentheil, es iſt ſehr häſslich. Aber dieſe Häſslichkeit entſtand durch den Schmutz und wird mit demſelben ſchwinden, ſobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majeſtät das Volk ſich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht ſchaden, und wir werden dann ein Volk ſehen, das hübſch propre iſt, ein Volk, das ſich gewaſchen hat*). Das Volk, deſſen Güte ſo ſehr geprieſen wird, iſt gar nicht gut; es iſt manchmal ſo böſe, wie einige andere Potentaten. Aber ſeine Bosheit kommt vom Hunger; wir müſſen ſorgen, daſs das ſouveräne Volk immer zu eſſen habe; ſobald allerhöchſt daſſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent*); es iſt vielleicht dümmer, als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm, wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur Denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haſſt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. [illegible] iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laſſt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen — Vielleicht wird daſſelbe am Ende noch ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo witzig ſein, wie wir es ſind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leſer, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friſeure, welche Verſe machen wie Monſieur Jasmin zu Toulouſe, und noch viele andre philoſophiſche Flickſchneider, welche ernſthafte Bücher ſchreiben, wie unſer Landsmann, der famoſe Weitling.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

---

*) „es iſt ſo ſtupid, wie ein Monarch eben ſein darf; es iſt manchmal ſo dumm wie jene Brutuſſe, die es zu ſeinen Mandatarien macht, wenn es ſich für einen Augenblick der abſoluten Gewalt bemächtigt.“ lautet der Schluß dieſes Satzes in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Bei dem Namen dieſes famoſen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komiſchen Ernſte die Scene meines erſten und letzten Zuſammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe ſeiner Himmelsburg Alles ſieht, lachte wohl herzlich über die ſaure Miene, die ich geſchnitten haben muſs, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeſell entgegentrat und ſich als einen Kollegen ankündigte, der ſich zu denſelben revolutionären und atheiſtiſchen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in dieſem Augenblick gewünſcht, daſs der liebe Gott gar nicht exiſtiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beſchämung ſähe, worin mich eine ſolche ſaubre Genoſſenſchaft verſetzte! Der liebe Gott hat mir gewiſs alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anſchlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem kollegialiſchen Zuſammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meiſten verletzte, war der gänzliche Mangel an Reſpekt, den der Burſche an den Tag legte, während er mit mir ſprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm ſtand, ſaß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand ſein zuſammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, ſo daſs er mit dem Knie faſt ſein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beſtändig dieſes Bein oberhalb der Fußknöchel. Dieſe unehrerbietige Poſitur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeſchrieben, doch er belehrte mich eines Beſſern, als ich ihn befrug, warum er beſtändig in erwähnter Weiſe ſein Bein riebe? Er ſagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigſten Tone, als handle es ſich von einer Sache, die ganz natürlich, daſs er in den verſchiedenen deutſchen Gefängniſſen, worin er geſeſſen, gewöhnlich mit Ketten belaſtet worden ſei; und da manchmal der eiſerne Ring, welcher das Bein umſchloſs, etwas zu eng geweſen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlaſſe, ſich dort zu reiben. Bei dieſem naiven Geſtändnis muſs der Schreiber dieſer Blätter ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie der Wolf in der äſopiſchen Fabel, als er ſeinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an ſeinem Halſe ſo abgeſcheuert ſei, und dieſer zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette.“ — Ja, ich geſtehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider ſolchermaßen mit ſeiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten ſprach, womit ihn die deutſchen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch ſaß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Koteriewörte einer geſchloſſenen Geſellſchaft, womit man mir eine ſchreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphoriſchen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anſtand tragen kann, und die ſogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geſchloſſenen Geſellſchaft ſind Ketten gemeint in ihrer eiſernſten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eiſernen Ring ans Bein befeſtigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von ſolchen Ketten ſprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!“ nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Seltſame Widerſprüche in den Gefühlen des menſchlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküſſt hatte, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heut zu Tage in einer Niſche vor dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthuſiaſtiſchen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Averſion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apoſtel und Märtyrer derſelben Sache war, für die Jan von Leiden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dies Phänomen, dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes, nicht zu erklären, und ich beſchränke mich darauf, die Thatſache hier zu konſtatieren, eine wie ungünſtige und harte Deutung ein ſolches Geſtändnis auch erfahren mag.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Katechismus der deutſchen Kommuniſten. Die Anzahl dieſer Letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplíniert, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerciert iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum kraſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip, und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Kohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Axt das ganze geſellſchaftliche Gebäude bedroht, ſind den Chartiſten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Konſequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnſinn, der ſie antreibt, iſt, wie Polonius ſagen würde, Methode. Die engliſchen Chartiſten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und ſobald ſie ihren Hunger mit Roaſtbeef und Plumpudding und ihren Durſt mit gutem Ale geſtillt haben, werden ſie nicht mehr gefährlich ſein; geſättigt, fallen ſie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der deutſchen Kommuniſten ſind große Logiker, von denen die ſtärkſten aus der Hegel'ſchen Schule hervorgegangen, und ſie ſind ohne Zweifel die fähigſten Köpfe und die energievollſten Charaktere Deutſchlands. Dieſe Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entſchloſſenen Jünger ſind die einzigen Männer in Deutſchland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkiſchen Vertreter ſind todt, mauſetodt und wohl eingeſargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich ſpreche hier weder Wünſche noch Beklagniſſe aus; ich berichte Thatſachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne“ lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändnis ſeiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verſtanden ſein, und daher ſein verklauſulierter Vortrag, daher vielleicht auch ſeine Vorliebe für Perſonen, von denen er wuſſte, daſs ſie ihn nicht verſtänden, und denen er um ſo bereitwilliger die Ehre ſeines nähern Umgangs gönnte. So wunderte ſich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefſinnigen Hegel mit dem verſtorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch ſeinen Ruhm allgemein bekannten und von den geiſtreichſten Journaliſten gefeierten Giacomo Meyerbeer*). Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein ſchier unkluger Geſell, der auch wirklich ſpäterhin von ſeiner Familie für blödſinnig erklärt und unter Kuratel geſetzt wurde, weil er, anſtatt ſich durch ſein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, vielmehr für läppiſche Schnurrpfeifereien ſeinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für ſechstauſend Thaler Spazierſtöcke gekauft hatte. Dieſer arme Menſch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbekränztes muſikaliſches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Roſſini, gelten wollte und lieber ſein Geld für Spazierſtöcke ausgab — dieſer aus der Art geſchlagene Beer genoſs den vertrauteſten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philoſophen, ſein Pylades, und begleitete ihn überall wie ſein Schatten. Der eben ſo witzige wie talentbegabte Felix Mendelsſohn ſuchte einſt dieſes Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verſtände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs beſtand darin, daſs Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verſtände Nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in ſeiner Gegenwart ſich ungeniert allen Geiſtesergießungen des Moments überlaſſen. Überhaupt war das Geſpräch von Hegel immer eine Art von Monolog, ſtoßweis hervorgeſeufzt mit klangloſer Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines ſchönen, hellgeſtirnten Abends ſtanden wir Beide neben einander am Fenſter, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Menſch, ich hatte eben gut gegeſſen und Kaffe getrunken, und ich ſprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich, es giebt alſo droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daſs Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch er ſchien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daſs nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whiſt einzuladen.

---

*) Die zwei folgenden Sätze fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Wie ſchwer das Verſtändnis der Hegel'ſchen Schriften iſt, wie leicht man ſich hier täuſchen kann, und zu verſtehen glaubt, während man nur dialektiſche Formeln nachzukonſtruieren gelernt, Das merkte ich erſt viele Jahre ſpäter hier in Paris, als ich mich damit beſchäftigte, aus dem abſtrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Mutterſprache des geſunden Verſtandes und der allgemeinen Verſtändlichkeit, ins Franzöſiſche, zu überſetzen. Hier muſs der Dolmetſch beſtimmt wiſſen, was er zu ſagen hat, und der verſchämteſte Begriff iſt gezwungen, die myſtiſchen Gewänder fallen zu laſſen und ſich in ſeiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorſatz gefaſſt, eine allgemein verſtändliche Darſtellung der ganzen Hegel'ſchen Philoſophie zu verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne" als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtrakteſten Partien ſo populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaſſte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſkript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift paſſten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen muſſte, daſs allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtrakter Denker*), und ich nahm die Syntheſe der Hegel'-

---

*) „Ich war nie Selbſtdenker," ſteht im Originalmanuſkript. Der Ausdruck ward von Heine erſt bei Reviſion der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei*). Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die inkarnierte Reinheit; die anrüchigſten Magdalenen wurden purificiert durch die läuternde und ſühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keuſche Roſen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen ſie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Dieſe Reſtaurationen beſchädigter Magdthümer, ich geſtehe es, erſchöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilſchen, und unerſchöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als ſolchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die ſie mir anthaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottloſigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet laſſen, aber alsdann war es nicht eine menſchliche Rache, ſondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieſer höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid*). Wie ich keine Feinde beſaß, ſo gab es für mich auch keine Freunde, ſondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, ſowohl die verſificierten, wie die, welche ich in Proſa geſchaffen, und dieſer Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich ſehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

---

*) Hier findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe der Zwiſchenſatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Menſch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und ſpäter glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn ſagen hörte, daſs der Menſch Gott ſei. Dieſe Vorſtellung behagte mir, ich nahm ſie alles Ernſtes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit ſo viel Anſtand, wie möglich, durch.“

Der Herausgeber.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Aber die Repräſentationskoſten eines Gottes, der ſich nicht lumpen laſſen will und weder Leib noch Börſe ſchont, ſind ungeheuer; um eine ſolche Rolle mit Anſtand zu ſpielen, ſind beſonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Geſundheit. Leider geſchah es, daſs eines Tages — im Februar 1848 — dieſe beiden Requiſiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch ſehr ins Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit ſo großen, unerhörten, fabelhaften Schauſpielen beſchäftigt, daſs daſſelbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Perſon vorging, nicht beſonders bemerken mochte. Ja, ſie waren unerhört und fabelhaft, die Ereigniſſe in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügſten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödſinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Erſten, das Unterſte kam zu oberſt, ſowohl die Dinge wie die

Gedanken waren umgeſtürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieſer unſinnigen, auf den Kopf geſtellten Zeit ein vernünftiger Menſch geweſen, ſo hätte ich gewiſs durch jene Ereigniſſe meinen Verſtand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, muſſte das Gegentheil geſchehen, und ſonderbar! juſt in den Tagen des allgemeinen Wahnſinns kam ich ſelber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umſturzperiode, muſſte auch ich kümmerlich abdanken und in den menſchlichen Privatſtand wieder zurücktreten. Das war auch das Geſcheiteſte, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeſchöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchſten Weſens, das den Geſchicken dieſer Welt vorſteht, und das auch hinfüro meine eignen irdiſchen Angelegenheiten leiten ſollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorſehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, ſie gleichſam einem himmliſchen Intendanten zu übertragen, der ſie mit ſeiner Allwiſſenheit wirklich viel beſſer beſorgt. Die Exiſtenz eines Gottes war ſeitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, ſondern ſie überhob mich auch aller jener quäleriſchen Rechnungsgeſchäfte, die mir ſo verhaſſt, und ich verdanke ihr die größten

Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar Nichts mehr aus für Unterſtützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daſs ich der göttlichen Fürſehung, wie ehemals, ins Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daſs ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Kreatur, die mit der Weltregierung Nichts mehr zu ſchaffen hat, und daſs ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müſſten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeſſlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügen, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen muſſte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daſs ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der obendrein nicht mehr ganz geſund*) und ſogar ſehr krank iſt. In dieſem Zuſtand iſt es eine wahre Wohlthat für mich, daſs es Jemand im Himmel giebt, dem ich beſtändig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, beſonders nach Mitternacht, wenn Mathilde ſich zur Ruhe begeben, die ſie oft ſehr nöthig hat. Gottlob! in ſolchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, ſo viel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausſchütten vor dem Allerhöchſten und ihm Manches vertrauen, was wir ſogar unſrer eigenen Frau zu verſchweigen pflegen**).

---

*) „iſt, und ſogar an einer Indiſpoſition leidet, — einer ſehr leichten zwar, wie meine Ärzte behaupten, die mich aber ſchon ſeit länger als ſechs Jahren ans Bett feſſelt.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) In der franzöſiſchen Ausgabe folgen hier noch die nachſtehenden Sätze: „Wie thöricht und grauſam ſind alſo jene atheiſtiſchen Philoſophen, jene kalten und geſunden Dialektiker, welche ſich's angelegen ſein laſſen, den leidenden Menſchen ihren himmliſchen Troſt, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat geſagt, die Menſchheit ſei krank, die Welt ſei ein großes Hoſpital. Es wäre noch ſchrecklicher, wenn man ſagen müſſte, die Welt ſei ein großes Hotel-Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu).“

Der Herausgeber.

Nach obigen Geſtändniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daſs der Druck derſelben weder dem Publikum noch dem Autor heilſam ſein konnte, ich ſah ein, daſs die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja, ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſkript über die Hegel'ſche Philoſophie in die lodernde Gluth, wie einſt mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlaſſe gethan*); die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Geknister.

Gottlob, ich war ſie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einſt über deutſche Philoſophie drucken ließ, in derſelben Weiſe vernichten! Aber Das iſt unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngſt betrübſamlichſt erfahren, ſo bleibt mir Nichts übrig, als öffentlich zu geſtehen, daſs meine Darſtellung der deutſchen philoſophiſchen Syſteme, alſo fürnehmlich die erſten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne," die ſündhafteſten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutſchen Verſion als ein beſonderes Buch drucken laſſen, und da die letzte Ausgabe deſſelben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht beſaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, ſo verſah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geſchäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich beſonders auszuſprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Eben ſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein

---

*) Vgl. Band VII, S. 211–218.

Der Herausgeber.

Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daß er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern todtgeſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändnis machte, daß ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes und war ſo übermüthig wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturze.

„Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigte ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was Daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: „Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein!“ Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daſs die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daſs ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stamm-Mutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewuſſtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.““

Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geſtändniſſe über den Einfluſs, den die Lektüre der Bibel auf meine ſpätere Geiſtesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und daſſelbe ward für mich eben ſo ſehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der frömmigſten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem ſchwarzen Betbruder nieder in derſelben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wiſſenſchaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwiſſende Neger, der kaum buchſtabieren gelernt! Der arme Tom ſcheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu ſehen, als ich, dem beſonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom verſteht ſie vielleicht beſſer, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitſchenhiebe, die mich manchmal bei der Lektüre der Evangelien und der Apoſtelgeſchichte ſehr unäſthetiſch anwiderten. So ein armer Negerſklave lieſt zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel beſſer als wir. Dagegen glaube ich mir ſchmeicheln zu dürfen, daſs mir der Charakter des Moſes in der erſten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen ſei. Dieſe große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Rieſengeſtalt! Ich kann mir nicht vorſtellen, daſs Og, König von Baſan, größer geweſen ſei. Wie klein erſcheint der Sinai, wenn der Moſes darauf ſteht! Dieſer Berg iſt nur das Poſtament, worauf die Füße des Mannes ſtehen, deſſen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott ſpricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als ſei dieſer moſaiſche Gott nur der zurückgeſtrahlte Lichtglanz des Moſes ſelbſt, dem er ſo ähnlich ſieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine ſolche Identität des Gottes und ſeines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit iſt frappant.

Ich hatte Moſes früher nicht ſonderlich geliebt, wahrſcheinlich weil der helleniſche Geiſt in mir vorwaltend war, und ich dem Geſetzgeber der Juden ſeinen Haſs gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plaſtik, nicht verzieh. Ich ſah nicht, daſs Moſes, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war und den wahren Künſtlergeiſt beſaß. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten, nur auf das Koloſſale und Unverwüſtliche gerichtet. Aber nicht wie dieſe Ägypter formierte er ſeine Kunſtwerke aus Backſtein und Granit, ſondern er baute Menſchenpyramiden, er meißelte Menſchenobeliſken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Iſrael! Mit größerm Rechte, als der römiſche Dichter, darf jener Künſtler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, ſich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeiſter, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen, und zwar gewiſs wieder meines helleniſchen Naturells wegen, dem der judäiſche Asceticismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat ſeitdem abgenommen. Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugſame Männer, nicht bloß ehemals, ſondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe ſie ſeitdem beſſer würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsſtolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratiſchen Principien ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte der Schreiber dieſer Blätter ſtolz darauf ſein, daſs ſeine Ahnen dem edlen Hauſe Iſrael angehörten, daſs er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geſchichte des Mittelalters und ſelbſt der modernen Zeit hat ſelten in ihre Tagesberichte die Namen ſolcher Ritter des heiligen Geiſtes eingezeichnet, denn ſie fochten gewöhnlich mit verſchloſſenem Viſier. Eben ſo wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Weſen, ſind der Welt bekannt. Man glaubt ſie zu kennen, weil man ihre Bärte geſehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorſchein, und, wie im Mittelalter, ſind ſie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweiſſagt, daſs es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menſchheit geduldet, ſeine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man ſieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citieren pflegte, ich citiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr Viel. Sie hat, wie ich oben geſagt, das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſels. Die thörichtſten und widerſprechendſten Gerüchte ſind in dieſer Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht ſehr geſcheite Männer des proteſtantiſchen Deutſchlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutheriſch evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan ſei? Nein, ihr lieben Freunde, es iſt in dieſer Beziehung keine Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe, ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu ſehr genierte. Freilich, ich geſtehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande beſtimmt losgeſagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der ſich zu keiner von den ſtaatlich privilegierten poſitiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einſt lachend ſagte: „Paris vaut bien une messe,“ ſo konnte ich mit Fug ſagen: „Berlin vaut bien un prêche,“ und ich konnte mir, nach wie vor, das ſehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Chriſtenthum gefallen laſſen, das man damals ſogar ohne Gottheit Chriſti, wie Schildkrötenſuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich ſelbſt noch ein Gott, und keine der poſitiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Kourtoiſie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der ruſſiſche Kaiſer ſich in einen preußiſchen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiöſen Gefühls, ſo wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir vorgegangen — entſpricht jetzt die lutheriſche Glaubensuniform einigermaßen meinem innerſten Gedanken? In wie weit iſt das officielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung begegnen, ſie ſoll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienſte zu beleuchten, die ſich der Proteſtantismus, nach meiner jetzigen Einſicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermeſſen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philoſophie ein überwiegendes Intereſſe für mich hatte, wuſſte ich den Proteſtantismus nur wegen der Verdienſte zu ſchätzen, die er ſich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden iſt, auf welchem ſich ſpäter Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, muſſte dieſen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieſer Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutſchen Philoſophie gewürdigt und meine kampfluſtige Parteinahme für den Proteſtantismus juſtificiert. Jetzt, in meinen ſpätern und reifern Tagen, wo das religiöſe Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der geſcheiterte Metaphyſiker ſich an die Bibel feſtklammert: jetzt würdige ich den Proteſtantismus ganz abſonderlich ob der Verdienſte, die er ſich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich ſage: die Auffindung, denn die Juden, die daſſelbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichſam wie ein portatives Vaterland mit ſich herumſchleppten das ganze Mittelalter hindurch, ſie hielten dieſen Schatz ſorgſam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutſchen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinſchlichen, um Hebräiſch zu lernen, um den Schlüſſel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein ſolcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde Deſſelben, die Hochſtraaten & Comp. in Köln, die man als blödſinnige Dunkelmänner darſtellte, waren keineswegs ſo ganz dumme Tröpfe, ſondern ſie waren fernſichtige Inquiſitoren, welche das Unheil, das die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl vorausſahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräiſchen Schriften, die ſie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während ſie die Dolmetſcher dieſer heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten ſuchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, ſieht man, wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, haſſte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heut zu Tage der Haſs der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haſs gegen die Juden. In der That, da dieſe Letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grundbeſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaſſt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe Diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrieen! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein ungeheures Krucifix trug und blutdürſtig ſchrie: „Die Weißen haben Chriſtum getödtet, laſſt uns alle Weißen todtſchlagen!“

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das theure Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete. Dieſe Verbreitung hat die ſegensreichſten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgeſellſchaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutſamer iſt und jedenfalls ganz andre Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieſer brittiſchen Chriſtenthums-Speditions-Societät ſelber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrſchaft zu bringen und, wie das Meer, auch den Himmel zu monopoliſieren, denſelben zur brittiſchen Kirchendomäne zu machen — und ſiehe! ſie fördern, ohne es zu wiſſen, den Untergang aller proteſtantiſchen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Menſch nicht bloß König, ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie, ſo zu ſagen, der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch in die Hände ſpielen und der Exegeſe der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie Dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſkandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daſs man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B.

die proteſtantiſchen Schotten, ſind ſie nicht Hebräer, deren Namen überall bibliſch, deren Cant ſogar etwas jeruſalemitiſch-phariſäiſch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum iſt, welches Schweinefleiſch frißt? So iſt es auch mit manchen Provinzen Norddeutſchlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meiſten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das altteſtamentaliſche Leben pedantiſch nachäfft. Letzteres erſcheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen ſind ängſtlich richtig, doch Alles iſt grau in grau, und es fehlt der ſonnige Farbenſchmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einſt ſchwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern eben ſo gotterfreulich blühen, wie einſt am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nöthig, um gut zu ſein*), und Gutſein iſt beſſer denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daſs ſie das jüdiſche Leben in Sitte und Denkweiſe ſo leicht in ſich aufgenommen. Der Grund dieſes Phänomens iſt vielleicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar ascetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtrakten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturkulten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſrael's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſrael's, während nicht bloß in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sklaverei juſtificiert war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialiſten, der terroriſtiſcher wäre, als unſer Herr und Heiland, und bereits Moſes war ein ſolcher Socialiſt, obgleich er als ein praktiſcher Mann beſtehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretieren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung“ bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der faktiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingnis ließ der Chikane offnes Feld, zumal in einem Staate, wo Deſpotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Beſitzer alle Mittel der Abſchreckung, beſonders dem Armen gegenüber, der die Streitkoſten nicht erſchwingen kann, zu Gebote ſtehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wuſſte er durch Zungendreſcherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kaſuiſten konnte die Präſkription, die Verjährung, erfinden und dieſelbe konſakrieren in jenem abſcheulichſten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römiſchen Civilrechts, der leider noch jetzt herrſchend iſt.

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich habe oben von der Verwandtſchaft geſprochen, welche zwiſchen Juden und Germanen, die ich einſt „die beiden Völker der Sittlichkeit“ nannte, ſtattfindet, und in dieſer Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethiſchen Unwillen, womit das alte deutſche Recht die Verjährung ſtigmatiſiert; in dem Munde des niederſächſiſchen Bauers lebt noch heute das rührend ſchöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht.“ Die moſaiſche Geſetzgebung proteſtiert noch entſchiedener durch die Inſtitution des Jubeljahrs. Moſes wollte nicht das Eigenthum abſchaffen, er wollte vielmehr, daſs Jeder deſſen beſäße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtiſcher Geſinnung ſei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieſer athmet und flammt in allen ſeinen Geſetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei ſelbſt haſſte er über alle Maßen, ſchier ingrimmig, aber auch dieſe Unmenſchlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, ſie wurzelte noch zu ſehr im Leben jener Urzeit, und er muſſte ſich darauf beſchränken, das Schickſal der Sklaven geſetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienſtzeit zu beſchränken. Wollte aber ein Sklave, den das Geſetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlaſſen, ſo befahl Moſes, daſs der unverbeſſerliche ſervile Lump mit dem Ohr an den Thürpfoſten des herrſchaftlichen Hauſes angenagelt würde, und nach dieſer ſchimpflichen Ausſtellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moſes, unſer Lehrer, Moſche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtſchaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unſre gemüthlichen Sklaven in ſchwarzrothgoldner Livrée*) mit ihren langen Ohren feſtnagle an das Brandenburger Thor!

---

*) „welche die Wonne der Knechtſchaft beſingen, mit ihren langen Ohren feſtnagle an das Schloſsthor ihres

Ich verlaſſe den Ocean allgemeiner religiös-moraliſch-hiſtoriſcher Betrachtungen, und lenke mein Gedankenſchiff wieder beſcheiden in das ſtille Binnenlandgewäſſer, wo der Autor ſo treu ſein eignes Bild abſpiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie proteſtantiſche Stimmen aus der Heimat in ſehr indiskret geſtellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiöſen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir ſtärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daſs ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Kultus außerordentlich ſchwärme und ich in dieſer Beziehung Derſelbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieſes Geſtändnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römiſch-katholiſchen Kirche zugethan ſind, einen Irrthum zu benehmen, in den ſie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen ſind. Sonderbar! zur ſelben Zeit, wo mir in Deutſchland der Proteſtantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangeliſche Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete ſich auch das Gerücht, als ſei ich zum ka-

---

Herren, Sr. Majeſtät des Königs von Preußen!" ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

tholiſchen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen verſicherten, ein ſolcher Übertritt habe ſchon vor vielen Jahren ſtattgefunden, und ſie unterſtützten ihre Behauptung mit der Angabe der beſtimmteſten Details, ſie nannten Zeit und Ort, ſie gaben Tag und Datum an, ſie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Proteſtantismus abgeſchworen und den alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauben angenommen haben ſollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meſsner bei dieſer Feierlichkeit ſpendierte.

Wie ſehr ſolches Gerücht Konſiſtenz gewonnen, erſehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe faſt in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude ſehe, die ſich in manchen Zuſchriften ſo rührend ausſpricht. Reiſende erzählen mir, daſs meine Seelenrettung ſogar der Kanzelberedſamkeit Stoff geliefert. Junge katholiſche Geiſtliche wollen ihre homiletiſchen Erſtlingsſchriften meinem Patronate anvertrauen. Man ſieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn iſt ſo ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachſagen mag, Eins iſt gewiſs: ſie ſind keine Egoiſten, ſie bekümmern ſich um ihre Nebenmenſchen; leider oft ein bißchen zu viel. Jene falſchen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, ſondern nur dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiß nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Akte unterzogen — Aber dieſer Akt war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Konfeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daſs ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deſshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deſshalb und überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Kleriſei eine zu große Konceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewuſſt, wie viel größere Konceſſionen ich damals der ihnen verhaſſten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daſs der Gatte ſich ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muſs ſich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiſs meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wuſſte, daſs Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte der ſchönen

Ninon de Lenclos: „O, le beau billet qu'a Lechastre!“

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daſs ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtierender Proteſtant, und ich proteſtiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaſs zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen Ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo dieſe Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein Officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlte, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daſs ich einem Koloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger, als daſs ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt; aber es iſt darum nicht minder wahr, daſs auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge

Anſtürmer an ſeinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphyſiker, muſſte ich immer der Konſequenz der römiſch-katholiſchen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Kultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geiſtesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deſshalb muſſte ſich mir die Poeſie, welche in der Symbolik des katholiſchen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht ſelten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvoll ſelige Überſchwänglichkeit und ſchauerliche Todesluſt jener Poeſie; auch ich ſchwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erſte Gedichteſammlung enthält Spuren dieſer ſchönen Madonnaperiode, die ich in ſpätern Sammlungen lächerlich ſorgſam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit iſt vorüber, und ich erlaube Jedem, über dieſe Geſtändniſſe zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erſt zu geſtehen, daſs in derſelben Weiſe, wie kein blinder Haſs gegen die römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rankünе gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte; wer meine ſatiriſche Begabnis und die Bedürfniſſe meines parodierenden Übermuths kennt, wird mir gewiſs das Zeugnis ertheilen, daſs ich die menſchlichen Schwächen der Kleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sakriſteien Baierns und Öſterreichs herumraſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeſchafft, die kurzgefaſſten, in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Leitfaden und Chreſtomathien, welche noch aus den Jeſuitenſchulen herſtammten, und ſie wurden ebenfalls erſetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geſchrieben in einem ſchwindſüchtigen, pedantiſchen Berlinerdeutſch, in einem abſtrakten Wiſſenſchaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaſſliche, natürliche und geſunde Jeſuitenlatein. Wie man auch über die Jeſuiten denkt, ſo muſs man doch eingeſtehen, ſie bewährten immer einen praktiſchen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums ſehr verſtümmelt mitgetheilt, ſo haben ſie doch dieſe Alterthumskenntnis ſehr verallgemeinert, ſo zu ſagen demokratiſiert, ſie ging in die Maſſen über, ſtatt daſs bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geiſtesariſtokrat, das Alterthum und die Alten beſſer begreifen lernt, aber der großen Volksmenge ſehr ſelten ein klaſſiſcher Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Äſopiſche Fabel oder ein Horaziſcher Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkruſten ihrer Jugend ſpäter noch lange zu knuſpern hatten. „So ein biſschen Latein ziert den ganzen Menſchen," ſagte mir einſt ein alter Schuſter, dem aus der

Zeit, wo er mit dem ſchwarzen Mäntelchen in das Jeſuitenkollegium ging, ſo mancher ſchöne Ciceronianiſche Paſſus aus den Catilinariſchen Reden im Gedächtniſſe geblieben, den er gegen heutige Demagogen ſo oft und ſo ſpaßhaft glücklich citierte. Pädagogik war die Specialität der Jeſuiten, und obgleich ſie dieſelbe im Intereſſe ihres Ordens treiben wollten, ſo nahm doch die Leidenſchaft für die Pädagogik ſelbſt, die einzige menſchliche Leidenſchaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, ſie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunſten des Glaubens, und ſtatt die Menſchen wieder zu Kindern zu machen, wie ſie beabſichtigten, haben ſie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menſchen gemacht. Die größten Männer der Revolution ſind aus den Jeſuitenſchulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieſer letztern wäre vielleicht die große Geiſterbewegung erſt ein Jahrhundert ſpäter ausgebrochen.

Arme Väter von der Geſellſchaft Jeſu! Ihr ſeid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienſte begriffen. Was mich betrifft, ſo konnte ich nie einſtimmen in das Zetergeſchrei meiner Genoſſen, die bei dem

Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Parteiintereſſen zu verabſäumen, muſſte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daſs wir dieſer, ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Äußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen Viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war, und der auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher

Amtstracht am Altar fungierte. Es iſt gewiſs bedeutſam, und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, daſs ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Begünſtigung genoſs ich vorzugsweiſe, weil der Rektor Schallmeyer ſich als Freund unſerer Familie ganz beſonders für mich intereſſierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn ſtudiert hatte, war dort ſein akademiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deſshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter ſpäter in Hamburg erzählte, daſs er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienſte der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudieren; durch die einfluſsreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchſten Ranges beſaß, verſicherte er im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir Dieſes meine Mutter erzählte, bedauerte ſie ſehr, daſs ſie dem Rathe des geiſtreichen alten Herrn nicht Folge geleiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wuſſte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie kokett er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterbliche iſt ein römiſcher Abbate, der nicht bloß der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaſs, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen recitiert. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu können, ob ſie einſt eine Celeberrima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna ſein wird. Er verſteht ſich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torſo einer griechiſchen Bachantin ſchreibt er eine Abhandlung im ſchönſten Ciceronianiſchen Latein, die er dem Oberhaupte der Chriſtenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar, welcher Gemäldekenner iſt der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers beſucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinſten anatomiſchen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieſer Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein ſolcher Abbate zu werden und im ſüßeſten dolce far niente dahin zu ſchlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, ſtudierend im Genuſſe und genießend im Studium, und ich hätte Meſſe geleſen vor den auserleſenſten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als ſtrenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in aſcetiſche Roheit ausartend — ich hätte am meiſten die römiſchen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch ſolche Gunſt und Verdienſte in der Hierarchie der Kirche zu den höchſten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monsignore geworden, ein Violetſtrumpf, ſogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es iſt kein Pfäfflein noch ſo klein,
Es möchte gern ein Päpſtlein ſein —

ſo hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabenſten Ehrenpoſten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, ſo würde ich dennoch die Ernennung zum Papſte nicht ausgeſchlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es iſt Dieſes jedenfalls ein ſehr anſtändiges und auch mit gutem Einkommen verſehenes Amt, das ich gewiſs mit hinlänglichem Geſchick verſehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergeſetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Chriſten, ſowohl Prieſtern als Laien, das Bein hinſtreckend zum Fußkuſs. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Baſilika in Triumph herumtragen laſſen, und nur im wackelndſten Falle würde ich mich ein biſschen feſtgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Seſſels, den ſechs ſtämmige karmoiſinrothe Kamerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuciner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürſten befächeln — wie gar lieblich zu ſchauen iſt auf dem Proceſſionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerſchütterlichen ſacerdotalen Ernſte — denn ich kann ſehr ernſt ſein, wenn es durchaus nöthig iſt — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Chriſtenheit den jährlichen Segen ertheilt; in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalſtab von Rothhüten und Biſchofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Kouleuren, hätte ſich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabſehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgeſtreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leſer, ich bin kein Papſt geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römiſcher Nuntius, und, wie in der weltlichen, ſo auch in der geiſtlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute ſagen, auf dieſer ſchönen Erde zu Nichts gebracht. Es iſt Nichts aus mir geworden, Nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchleriſchen Demuth mich hingebend, dieſen Namen geringſchätzen. Man iſt Viel, wenn man ein Dichter iſt, und gar wenn man ein großer lyriſcher Dichter iſt in Deutſchland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philoſophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falſchen Beſcheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in ſo frühem Alter, wie ich, den Lorber errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon ſingt, „daſs der Chineſe mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male,“ ſo kann ich, ſoll doch einmal geprahlt werden, dem chineſiſchen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japaniſchen entgegenſetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, ſtellte mir Derſelbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangaſaki zugebracht und begierig wünſchte, meine Bekanntſchaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daſs er einen jungen Japaneſen Deutſch gelehrt, der ſpäter meine Gedichte in japaniſcher Überſetzung drucken ließ, und dieſes ſei das erſte europäiſche Buch geweſen, das in japaniſcher Sprache erſchienen — übrigens fände ich über dieſe kurioſe Übertragung einen weitläuftigen Artikel in der engliſchen Review von Calcutta. Ich ſchickte ſogleich nach mehren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorſteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verſchaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widerſacher, welche die Wiſſenſchaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daſs Herr Paultier kein Chineſiſch verſteht, während Herr Paultier, der große Indianiſt, entdeckte, daſs Herr Julien kein Sanskrit verſteht; ſie haben über dies, für das Publikum höchſt wichtige und höchſt intereſſante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japaniſchen Ruhm keine weitern Nachforſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daſs bei Feſtmahlen aus goldnen Pokalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daſs begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorberen umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird!*) Was nützt es mir, daſs alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube Nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarkasmen deſſelben nur armſelige Spötteleien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muſs im Humor, in der koloſſalen Spaßmacherei.

---

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meiſter über mich herabgeußt, iſt entſetzlich, und ſchauerlich grauſam iſt ſein Spaß. Demüthig bekenne ich ſeine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an ſolcher höchſten Schöpfungskraft fehlt, ſo blitzt doch in meinem Geiſte die ewige Vernunft, und ich darf ſogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächſt die unterthänigſte Andeutung auszuſprechen, es wolle mich bedünken, als zöge ſich jener grauſame Spaß, womit der Meiſter den armen Schüler heimſucht, etwas zu ſehr in die Länge; er dauert ſchon über ſechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daſs jener Spaß nicht neu iſt und daſs ihn der große Ariſtophanes des Himmels ſchon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und alſo ein Plagiat an hoch ſich ſelber begangen habe. Um dieſe Behauptung zu unterſtützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citieren. Dieſe Chronik iſt ſehr intereſſant für Diejenigen, welche ſich über Sitten und Bräuche des deutſchen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beſchreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, ſowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und geſungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet ſie von Anno 1480, daſs man in dieſem Jahre in ganz Deutſchland Lieder gepfiffen und geſungen, die ſüßer und lieblicher als alle Weiſen, ſo man zuvor in deutſchen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, ſei ganz davon vernarrt geweſen, ſo daſs man ſie von Morgen bis Abend ſingen hörte; dieſe Lieder aber, ſetzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Miſſelſucht behaftet war und ſich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiſs, lieber Leſer, was für ein ſchauderhaftes Gebreſte im Mittelalter die Miſſelſucht war, und wie die armen Leute, die ſolchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen waren und ſich keinem menſchlichen Weſen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten ſie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Geſicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die ſogenannte Lazarusklapper, womit ſie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Öde ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Koſtüme des Mittelalters erſcheint. Der blaſierte König von Judäa ſagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

BAYERISCHE
STAATSBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Fünfzehnter Band.

Dichtungen. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Dichtungen

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Buch der Lieder.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

[illegible]CA
[illegible]
[illegible]IS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Die im Inhaltsverzeichnis mit einem * bezeichneten Gedichte fehlen in der von Heine geordneten Separatausgabe des „Buches der Lieder;“ die mit einem † verſehenen ſind auch in der franzöſiſchen Ausgabe enthalten.

Seite
Vorwort des Herausgebers XIII

Buch der Lieder.

Vorrede zur zweiten Auflage 3
Vorrede zur dritten Auflage 12
Vorrede zur dritten Auflage der „Reiſebilder“ 16
Vorrede zur fünften Auflage des „Buchs der Lieder“ 17
Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Gedichte 18

Junge Leiden.

1817—1821.

Traumbilder.

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühn 27
† Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich 28
† Im nächt'gen Traum hab' ich mich ſelbſt geſchaut 32
Im Traum ſah ich ein Männchen, klein und putzig . . . . —
† Was treibt und tobt mein tolles Blut 34
Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht 35
Nun haſt du das Kaufgeld, nun zögerſt du doch 38
† Ich kam von meiner Herrin Haus 41
Ich lag und ſchlief, und ſchlief recht mild 48
Da hab' ich viel' blaſſe Leichen 49

Lieder.

* Die du biſt ſo ſchön und rein 51
* Einſam klag' ich meine Leiden 52
* Jedweder Geſelle ſein Mädel am Arm 53
* Wenn ich bei meiner Liebſten bin 54

Seite
Morgens ſteh' ich auf und frage 55
Es treibt mich hin, es treibt mich her . . . . . —
Ich wandelte unter den Bäumen 56
Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein . . . . . —
* Ich wollte, meine Lieder 57
* In Vaters Garten heimlich ſteht . . . . . —
Schöne Wiege meiner Leiden 58
Warte, warte, wilder Schiffsmann 59
Berg' und Burgen ſchaun herunter 60
Anfangs wollt' ich faſt verzagen 61
* Oben, wo die Sterne glühen . . . . . —
Mit Roſen, Cypreſſen und Flittergold 62

Romanzen.

* Die Weihe 64
Der Traurige 66
Bergſtimme 67
Zwei Brüder 68
† Der arme Peter 1—3 70
Lied des Geſangenen 72
† Die Grenadiere 73
Die Botſchaft 74
Die Heimführung 75
Don Ramiro 76
* Die Romanze vom Rodrigo 83
† Belſazer 85
Die Minneſänger 87
* Ständchen eines Mauren 88
Die Fenſterſchau 89
Der wunde Ritter 90
Waſſerfahrt 91
Das Liedchen von der Reue 92
An eine Sängerin 94
* Die Lehre 96
Das Lied von den Dukaten 97
Geſpräch auf der Paderborner Heide 98
* Traum und Leben 100
Lebensgruß 101
Wahrhaftig 102

Sonette.

Sonettenkranz an A. W. von Schlegel. 1—3 103
* An den Hofrath Georg Sartorius 105

Seite
* An J. B. R(ouſſeau) 106
* An Franz von Z 107
An meine Mutter B. Heine, Geborne von Geldern. 1. 2 108
An H. Str 109
* Das projektierte Denkmal Goethe's zu Frankfurt am Main . . . 110
* Bamberg und Würzburg . . . . —
* „Das Bild," Trauerſpiel von E. v. Houwald 111
* „Aucaſſin und Nicolette." An J. F. Koreff . . . . —
* Die Nacht auf dem Drachenfels 112
* An Fritz St(einmann) 113
Freſko-Sonette an Chriſtian Sethe.
  Ich tanz' nicht mit, ich rauchre nicht den Klötzen 113
  Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren 114
  Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen 115
  Im Hirn ſpukt mir ein Märchen wunderfein . . . . —
  In ſtiller, wehmuthweicher Abendſtunde 116
  Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte . . . . —
  Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen 117
  * Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende 118
  * Die Welt war mir nur eine Marterkammer . . . . —
  Du ſahſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln 119
  Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht . . . . —
* An Sie 120

Überſetzungen aus Lord Byron's Werken.

1821.

Vorbemerkung 122
* Manfred. Erſter Aufzug 123
* Lebewohl 134
* An Inez 137
* Gut' Nacht 138

Lyriſches Intermezzo.

1822—1823.

Prolog 147
† Im wunderſchönen Monat Mai 149
† Aus meinen Thränen ſprießen . . . . —
† Die Roſe, die Lilje, die Taube, die Sonne 150
† Wenn ich in deine Augen ſeh' . . . . —
Dein Angeſicht, ſo lieb und ſchön 151
† Lehn deine Wang' an meine Wang' . . . . —
† Ich will meine Seele tauchen 152
† Es ſtehen unbeweglich . . . . —

Seite
† Auf Flügeln des Geſanges 153
† Die Lotosblume ängſtigt 154
† Im Rhein, im ſchönen Strome . . . . —
† Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht 155
* Du ſollſt mich liebend umſchließen . . . . —
† O ſchwöre nicht und küſſe nur 156
† Auf meiner Herzliebſten Äugelein . . . . —
† Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind 157
† Liebſte, ſollſt mir heute ſagen . . . . —
† Wie die Wellenſchaumgeborene 158
† Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht . . . . —
† Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht 159
Das iſt ein Flöten und Geigen . . . . —
† So haſt du ganz und gar vergeſſen 160
† Und wüſſten's die Blumen, die kleinen . . . . —
† Warum ſind denn die Roſen ſo blaß 161
† Sie haben dir Viel erzählet 162
† Die Linde blühte, die Nachtigall ſang 163
† Wir haben Viel für einander gefühlt . . . . —
* Ich glaub' nicht an den Himmel 164
† Du bliebeſt mir treu am längſten . . . . —
Die Erde war ſo lange geizig 165
† Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt 166
Die blauen Veilchen der Äugelein . . . . —
Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau 167
† Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab . . . . —
† Ein Fichtenbaum ſteht einſam 168
* Schöne, helle, goldne Sterne . . . . —
† Ach, wenn ich nur der Schemel wär' 169
† Seit die Liebſte war entfernt . . . . —
† Aus meinen großen Schmerzen 170
† * Ich kann es nicht vergeſſen . . . . —
† Philiſter im Sonntagsröcklein 171
† Manch Bild vergeſſener Zeiten 172
† Ein Jüngling liebt ein Mädchen 173
* Freundſchaft, Liebe, Stein der Weiſen . . . . —
† Hör' ich das Liedchen klingen 174
* Es ſchauen die Blumen alle . . . . —
† Mir träumte von einem Königskind 175
† Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen . . . . —
Aus alten Märchen winkt es 176
† Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch 177

Seite
† Am leuchtenden Sommermorgen 177
† Es leuchtet meine Liebe 178
† Sie haben mich gequälet 179
† Es liegt der heiße Sommer . . . . . —
† Wenn Zwei von einander ſcheiden 180
† Sie ſaßen und tranken am Theetiſch . . . . . —
† Vergiftet ſind meine Lieder 181
† Mir träumte wieder der alte Traum 182
† Ich ſteh' auf des Berges Spitze . . . . . —
Mein Wagen rollet langſam 183
† Ich hab' im Traum geweinet 184
† Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich . . . . . —
† Das iſt ein Brauſen und Heulen 185
† Der Herbſtwind rüttelt die Bäume . . . . . —
† Es fällt ein Stern herunter 186
† Der Traumgott bracht' mich in ein Rieſenſchloß 187
† Die Mitternacht war kalt und ſtumm 188
† Am Kreuzweg wird begraben 189
† Wo ich bin, mich rings umdunkelt . . . . . —
† Nacht lag auf meinen Augen 190
† Die alten, böſen Lieder 192

Die Heimkehr.

1823—1824.

In mein gar zu dunkles Leben 199
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten 200
Mein Herz, mein Herz iſt traurig 201
Im Walde wandl' ich und weine 202
Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch . . . . . —
Als ich auf der Reiſe zufällig 203
Wir ſaßen am Fiſcherhauſe 204
Du ſchönes Fiſchermädchen 205
Der Mond iſt aufgegangen 206
• Auf den Wolken ruht der Mond 207
• Eingehüllt in graue Wolken 208
Der Wind zieht ſeine Hoſen an . . . . . —
Der Sturm ſpielt auf zum Tanze 209
Der Abend kommt gezogen 210
Wenn ich an deinem Hauſe 211
Das Meer erglänzte weit hinaus 212
Da droben auf jenem Berge 213
• Du Lilje meiner Liebe 214

Seite
Am fernen Horizonte 214
Sei mir gegrüßt, du große 215
So wandl' ich wieder den alten Weg 216
Ich trat in jene Hallen . . . . . —
Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen . . . . . —
Wie kannſt du ruhig ſchlafen 217
Die Jungfrau ſchläft in der Kammer 218
Ich ſtand in dunkeln Träumen 219
Ich unglückſel'ger Atlas! . . . . . —
Die Jahre kommen und gehen 220
Mir träumte: traurig ſchaute der Mond . . . . . —
Was will die einſame Thräne 221
Der bleiche, herbſtliche Halbmond 222
Das iſt ein ſchlechtes Wetter 223
Man glaubt, daſs ich mich gräme 224
Deine weißen Liljenfinger 225
Hat ſie ſich denn nie geäußert . . . . . —
Sie liebten ſich Beide, doch Keiner 226
Und als ich euch meine Schmerzen geklagt . . . . . —
Ich rief den Teufel und er kam . . . . . —
Menſch, verſpotte nicht den Teufel 227
Die heil'gen drei Könge aus Morgenland 228
Mein Kind, wir waren Kinder . . . . . —
Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich 230
Wie der Mond ſich leuchtend dränget . . . . . —
Im Traum ſah ich die Geliebte 231
Theurer Freund! was ſoll es nützen 232
Werdet nur nicht ungeduldig 233
Nun iſt es Zeit, daſs ich mit Verſtand . . . . . —
Den König Wiswamitra 234
Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen . . . . . —
Du biſt wie eine Blume 235
Kind! es wäre dein Verderben . . . . . —
Wenn ich auf dem Lager liege 236
Mädchen mit dem rothen Mündchen . . . . . —
Mag da draußen Schnee ſich thürmen 237
Andre beten zur Madonne . . . . . —
Verrieth mein blaſſes Angeſicht 238
Theurer Freund, du biſt verliebt . . . . . —
Ich wollte bei dir weilen 239
Saphire ſind die Augen dein 240
Habe mich mit Liebesreden 241

Seite
Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben 241
Ich hab' mir lang' den Kopf zerbrochen 242
Sie haben heut Abend Geſellſchaft . . . . . —
Ich wollt', meine Schmerzen ergöſſen 243
Du haſt Diamanten und Perlen 244
Wer zum erſten Male liebt . . . . . —
* Zu der Lauheit und der Flauheit 245
* O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt . . . . . —
Gaben mir Rath und gute Lehren 246
Dieſen liebenswürd'gen Jüngling . . . . . —
Mir träumt: ich bin der liebe Gott 247
Ich hab' euch im beſten Juli verlaſſen 249
Von ſchönen Lippen fortgedrängt, getrieben 250
Wir fuhren allein im dunkeln . . . . . —
Das weiß Gott, wo ſich die tolle 251
Wie dunkle Träume ſtehen . . . . . —
* Haſt du die Lippen mir wund geküſſt 252
Und biſt du erſt mein ehlich Weib 253
* Als ſie mich umſchlang mit zärtlichem Preſſen . . . . . —
In den Küſſen welche Lüge 254
An deine ſchneeweiße Schulter . . . . . —
Es blaſen die blauen Huſaren 255
Habe auch, in jungen Jahren . . . . . —
Biſt du wirklich mir ſo feindlich 256
Ach, die Augen ſind es wieder . . . . . —
* Himmliſch war's, wenn ich bezwang 257
* Blamier mich nicht, mein ſchönes Kind . . . . . —
* Ja, Freund, hier unter den Linden 258
Selten habt ihr mich verſtanden . . . . . —
Doch die Kaſtraten klagten 259
Auf den Wällen Salamanka's . . . . . —
Neben mir wohnt Don Henriquez 260
Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme 261
Über die Berge ſteigt ſchon die Sonne . . . . . —
Zu Halle auf dem Markt 262
* Schöne, wirthſchaftliche Dame . . . . . —
Dämmernd liegt der Sommerabend 263
Nacht liegt auf den fremden Wegen . . . . . —
Der Tod Das iſt die kühle Nacht 264
Sag, wo iſt dein ſchönes Liebchen . . . . . —
Götterdämmerung 265
Ratcliff 268
† Donna Clara 272

Seite
* An Edom 275
* Mit einem Exemplar des „Rabbi von Bacharach" 276
† Almanſor. 1—3 277
† Die Wallfahrt nach Kevlaar. 1—3 282

Aus der Harzreiſe.

1824.

Prolog 289
* Auf dem Harzenberge 290
Berg-Idylle. 1—3 291
Der Hirtenknabe 299
Auf dem Brocken 301
Die Ilſe 302

Die Nordſee.

1825—1826.

Erſter Cyklus.

† Krönung 309
† Abenddämmerung 311
Sonnenuntergang 312
† Die Nacht am Strande 314
† Poſeidon 317
Erklärung 319
† Nachts in der Kajüte 320
Sturm 323
† Meeresſtille 325
† Seegeſpenſt 326
† Reinigung 329
† Frieden 330

Zweiter Cyklus.

† Meergruß 333
† Gewitter 335
† Der Schiffbrüchige 336
Untergang der Sonne 338
Der Geſang der Okeaniden 340
† Die Götter Griechenlands 344
† Fragen 347
Der Phönix 348
* Seekrankheit 350
† Im Hafen 352
† Epilog 355

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Herausgebers.

Von dem Grundſatze ausgehend, daſs eine Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke alle Arbeiten des Verfaſſers enthalten muſs, die von ihm ſelbſt oder ſichern Gewährsmännern jemals dem Druck übergeben worden ſind, habe ich in den nachfolgenden Bänden auch ſolche Gedichte aufgenommen, die nur ein einziges Mal in Zeitſchriften, Almanachen ꝛc. veröffentlicht wurden. Aus äſthetiſchen Gründen hielt ich mich für verpflichtet, bei dem Abdruck ſämmtlicher Gedichte die Faſſung letzter Hand zu Grunde zu legen, und auch die ſpäter vom Verfaſſer geſtrichenen Strophen nur in den Noten unter dem Text mitzutheilen.

In der Reihenfolge der einzelnen Gedichte bin ich dem von Heine ſelbſt getroffenen Arrangement möglichſt treu gefolgt und habe mich bemüht, auch die eingeſchalteten Lieder ſo zu placieren, wie es die Rückſicht auf ihre Entſtehungszeit und auf die einheitliche Stimmung der betreffenden Cyklen zu erfordern ſchien.

Die von Fr. Steinmann unter H. Heine's Namen veröffentlichten Piecen habe ich nur inſoweit für echt angenommen, als dieſelben vor dem Tode des Dichters publiciert worden ſind. — Die in der „Abendzeitung“ 1820 und 1821 mit der Unterſchrift „Heine“ abgedruckten Gedichte ſind nicht von Heinrich Heine verfaſſt, wie aus folgender Erklärung*) hervorgeht:

„Bitte.

„Der mir unbekannte Verfaſſer des „Der Herbſt“ betitelten und bloß „Heine“ unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der „Abendzeitung“ würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen und mißdeutungsfähiger Berichtigungen mich überheben, wenn er die Güte haben wollte, ſeiner Namensunterſchrift wenigſtens den Anfangsbuchſtaben eines Vornamens beizufügen.

„Berlin, den 16. Oktober 1821.

„Heinrich Heine.“

---

*) Abgedruckt im „Bemerker,“ Nr. 19, Beilage zum 174. Blatte des „Geſellſchafters,“ vom 31. Oktober 1821.

Ebenſo iſt das, im Pariſer „Vorwärts!“ (1846) und in andern Journalen unter H. Heine's Namen mitgetheilte Scherzgedicht: „Den Gärtner ernährt ſein Spaten ꝛc.“ nicht von unſerm Dichter, ſondern gegen Ende der zwanziger Jahre von W. Neumann verfaſſt und veröffentlicht worden.

Auf das genaueſte habe ich in den Noten durch jedesmalige Nachweiſung des älteſten, mir bekannt gewordenen Abdrucks, die Entſtehungszeit der einzelnen Gedichte zu beſtimmen geſucht. Die Varianten ſind, wenn nicht ausdrücklich eine andere Quelle bezeichnet iſt, immer dem älteſten Abdruck entnommen. Ohne Zweifel wird es dem Leſer von Intereſſe ſein, durch Vergleichung dieſer zahlreichen Varianten mit den ſpäteren Verbeſſerungen — denn faſt jede Änderung, die Heine an ſeinen Dichtungen vornahm, war eine erhebliche Verbeſſerung — einen Einblick in die geheimnisvolle Werkſtatt des ſchaffenden Dichtergeiſtes zu gewinnen.

Die erſte Ausgabe des „Buches der Lieder“ erſchien 1827. — In der franzöſiſchen Ausgabe der Gedichte (Poëmes et Légendes) iſt, außer den im Inhaltsverzeichniſſe vermerkten, auch noch das Vorworts-Gedicht zur dritten Auflage des „Buches der Lieder“ als „Prolog“ zum „Intermezzo“ enthalten.

Abkürzungszeichen in den Textnoten.

G. = Gedichte, von H. Heine. Berlin, in der Maurer'ſchen Buchhandlung. 1822
Tr. = Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo, von H. Heine. Berlin, Verlag von F. Dümmler. 1823.
B. d. L. = Buch der Lieder, von H. Heine.

Buch der Lieder.

…OTHECA
…GIA
…CENSIS

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Dieſe neue Ausgabe des „Buchs der Lieder" kann ich dem überrheiniſchen Publikum nicht zuſchicken, ohne ſie mit freundlichen Grüßen in ehrlichſter Proſa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichteſammlungen üblich iſt, in ſchönen Rhythmen zu verſificieren. Seit einiger Zeit ſträubt ſich Etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und, wie ich höre, regt ſich bei manchen Zeitgenoſſen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als ſei in ſchönen Verſen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Leſewelt den erneuten Abdruck dieſes Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekoſtet, ich habe faſt ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchſicht deſſelben entſchließen konnte. Bei ſeinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einſt vor zehn Jahren, bei der erſten Publikation, die Seele beklemmte. Verſtehen wird dieſe Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der ſeine erſten Gedichte gedruckt ſah. Erſte Gedichte! Sie müſſen auf nachläſſigen, verblichenen Blättern geſchrieben ſein, dazwiſchen hie und da müſſen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muſs noch die Spur einer Thräne ſichtbar ſein . . . Erſte Gedichte aber, die gedruckt ſind, grell ſchwarz gedruckt auf entſetzlich glattem Papier, dieſe haben ihren ſüßeſten, jungfräulichſten Reiz verloren, und erregen bei dem Verfaſſer einen ſchauerlichen Miſsmuth.

Ja, es ſind nun zehn Jahre, ſeitdem dieſe Gedichte zuerſt erſchienen, und ich gebe ſie, wie damals, in chronologiſcher Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die erſten Küſſe der deutſchen Muſe in meiner Seele brannten. Ach, die Küſſe dieſer guten Dirne verloren ſeitdem ſehr Viel von ihrer Gluth und Friſche! Bei ſo langjährigem Verhältnis muſſte die Inbrunſt der Flitterwochen allmählich verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um ſo herzlicher, beſonders in ſchlechten Tagen, und da bewährte ſie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutſche Muſe! Sie tröſtete mich in heimiſchen Drangſalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in böſen Stunden des Verzagens, ließ mich nie in Stich, ſogar in Geldnoth wuſſte ſie mir zu helfen, die deutſche Muſe, die gute Dirne!

Eben ſo wenig, wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten ſelbſt. Nur hie und da in der erſten Abtheilung wurden einige Verſe verbeſſert. Der Raumerſparnis wegen habe ich die Dedikationen der erſten Auflage weggelaſſen*). Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daſs das lyriſche Intermezzo einem Buche entlehnt iſt, welches unter dem Titel „Tragödien“ im Jahr 1823 erſchien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich dieſem großartigen Manne zollte, ſo wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewieſen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr,“ welche zuerſt in den „Reiſebildern“ erſchien, iſt der ſeligen Friederike Varnhagen von

---

*) Dieſelben ſind der vorliegenden Ausgabe wieder beigefügt.

Der Herausgeber.

Enſe gewidmet, und ich darf mich rühmen, der Erſte geweſen zu ſein, der dieſe große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von Auguſt Varnhagen, daſs er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt, als ob die Rahel wuſſte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich, es würde beſſer werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an, und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichſte Theilnahme widmete und ſich oft nicht wenig für mich ängſtigte in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte, als erleuchtete . . .

Dieſe Zeit iſt vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet, als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu ſpät bei den Menſchen. Ich ſehe jetzt im klarſten Lichte die Steine, über welche ich geſtolpert. Ich hätte ihnen ſo leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daſs man in der Welt ſich mit Allem befaſſen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handſchuhe anzieht. Und dann ſollten wir nur Das thun, was thunlich iſt und wozu wir am meiſten Geſchick haben, im Leben wie in der Kunſt. Ach! zu den unſeligſten Miſsgriffen des Menſchen gehört, daſs er den Werth der Geſchenke, die ihm die Natur am bequemſten entgegen trägt, kindiſch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am ſchwerſten zugänglich ſind, für die koſtbarſten anſieht. Den Edelſtein, der im Schoße der Erde feſtgewachſen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Menſch für die beſten Schätze; er würde ſie gering achten, wenn die Natur ſie gleich Kieſeln und Muſcheln zu ſeinen Füßen legte. Gegen unſere Vorzüge ſind wir gleichgültig; über unſere Gebrechen ſuchen wir uns ſo lange zu täuſchen, bis wir ſie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einſt nach einem Koncerte von Paganini dieſem Meiſter mit leidenſchaftlichen Lobſprüchen über ſein Violinſpiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: „Aber wie gefielen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?“

Beſcheidenen Sinnes und um Nachſicht bittend übergebe ich dem Publikum das „Buch der Lieder:“ für die Schwäche dieſer Gedichte mögen vielleicht meine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften einigen Erſatz bieten.

Bemerken muſs ich jedoch, daſs meine poetiſchen, eben ſo gut wie meine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, einem und demſelben Gedanken entſproſſen ſind, und daſs man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daſs das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich eben ſo verachten wie bedauern muſs. Nur gewiſſen bornierten Geiſtern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir ſelber erſcheinen. Sie miſsdeuteten meine Mäßigung, und Das war um ſo liebloſer, da ich doch nie ihre Übermuth miſsdeutet habe. Höchſtens dürfte man mich einer Ermüdung beſchuldigen. Aber ich habe ein Recht, müde zu ſein . . . Und dann muſs Jeder dem Geſetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

> Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
> Am Ende muß ſie untergehn!

Die Melodie dieſer Verſe ſummt mir ſchon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus Allem, was ich ſo eben geſchrieben. In einem Stücke von Raimund, dem wackern Komiker, der ſich unlängſt aus Melancholie todtgeſchoſſen, erſcheinen Jugend und Alter als allegoriſche Perſonen, und das Lied, welches die Jugend ſingt, wenn ſie von dem Helden Abſchied nimmt, beginnt mit den erwähnten Verſen. Vor vielen Jahren, in München, ſah ich dieſes Stück; ich glaube, es heißt: „Der Bauer als Millionär.“ Sobald die Jugend abgeht, ſieht man, wie die Perſon des Helden, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine ſonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählich grau und endlich ſchneeweiß; ſein Rücken krümmt ſich, ſeine Kniee ſchlottern; an die Stelle des vorigen Ungeſtüms tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erſcheint.

Naht dieſe winterliche Geſtalt auch ſchon dem Verfaſſer dieſer Blätter? Gewahrſt du ſchon, theurer Leſer, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftſteller, der immer jugendlich, faſt allzu jugendlich, in der Literatur ſich bewegte? Es iſt ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftſteller vor unſeren Augen, Angeſichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir haben's geſehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei Auguſt Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's geſehen, nicht bei Adalbert Chamiſſo, der mit jedem Jahre ſich blüthenreicher verjüngt, aber wir ſahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantiſchen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntſche geworden ... O, ihr Götter! ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu laſſen, aber laſſt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laſſt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geiſter ankläfft, oder ein matter Jammermenſch, der über die gute alte Zeit beſtändig flennt ... Laſſt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterſchwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerſchrocken und friſch bleibt!

Sie lächelte geſtern ſo ſonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die ſchöne Freundin, als ſie mit ihren roſigen Fingern meine Locken glättete... Nicht wahr, du haſt auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muſs ſie untergehn!“

Geſchrieben zu Paris, im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Vorrede

zur dritten Auflage*).

Das iſt der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüthe!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüthe.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das iſt die Nachtigall, ſie ſingt
Von Lieb' und Liebesweh.

Sie ſingt von Lieb' und Liebesweh',
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt ſo traurig, ſie ſchluchzet ſo froh,
Vergeſſene Träume erwachen. —

---

*) Das nachſtehende Gedicht ward, unter der Überſchrift: „Die Liebe," zuerſt in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 172, vom 3. September 1839, abgedruckt.

Ich ging fürbaſs, und wie ich ging,
Da ſah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloſs,
Die Giebel hoch aufſtiegen.

Verſchloſſene Fenſter, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es ſchien, als wohne der ſtille Tod
In dieſen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüſten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüſten.

Ein ſchönes Weib! Der weiße Blick,
Er ſprach von wildem Begehren;
Die ſtummen Lippen wölbten ſich
Und lächelten ſtilles Gewähren.[1]

Die Nachtigall, ſie ſang ſo ſüß,
Ich konnt' nicht widerſtehen —
Und als ich küſſte das holde Geſicht,
Da war's um mich geſchehen.

---

[1] holdes Gewähren.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küſſe[2] lodernde Gluth
Mit Dürſten und mit Lechzen.

Sie trank mir faſt den Odem aus —
Und endlich, wolluſtheiſchend,
Umſchlang ſie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleiſchend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Luſt unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall ſang: „O ſchöne Sphinx!
O Liebe! was ſoll es bedeuten,
Daß du vermiſcheſt mit Todesqual
All' deine Seligkeiten?

„O ſchöne Sphinx! O löſe mir
Das Räthſel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tauſend Jahre.“

* * *

---

[2] Sie trank der Küſſe

— Das hätte ich Alles ſehr gut in guter Proſa ſagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchlieſt, um ihnen, Behufs eines erneueten Abdrucks, einige Nachfeile zu ertheilen, dann überraſcht Einen unverſehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und ſiehe! es ſind Verſe, womit ich dieſe dritte Auflage des „Buchs der Lieder" eröffne. O Phöbus Apollo! ſind dieſe Verſe ſchlecht, ſo wirſt du mir gern verzeihen . . . Denn du biſt ein allwiſſender Gott, und du weißt ſehr gut, warum ich mich ſeit ſo vielen Jahren nicht mehr vorzugsweiſe mit Maß und Gleichklang der Wörter beſchäftigen konnte . . . Du weißt, warum die Flamme, die einſt in brillanten Feuerwerkſpielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernſteren Bränden verwendet werden muſſte . . . Du weißt, warum ſie jetzt in ſchweigender Gluth mein Herz verzehrt . . . Du verſtehſt mich, großer ſchöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauſchteſt mit dem ſtarken Bogen und den tödlichen Pfeilen . . . Erinnerſt du dich auch noch des Marſyas, den du lebendig geſchunden? Es iſt ſchon lange her, und ein ähnliches Beiſpiel thät' wieder noth . . . Du lächelſt, o mein ewiger Vater!

Geſchrieben zu Paris, den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

Vorrede

zur dritten Auflage der „Reiſebilder."

Einige Gedichte, die in der erſten Auflage dieſes Buches den Schluſs der „Heimkehr" bildeten, durften dieſer dritten Auflage um ſo eher entzogen werden, da ſie den Einklang des Buches mehr ſtörten als förderten, und außerdem in einer neueren Geſammtausgabe meiner Gedichte zu finden ſind. In letzterer — „Buch der Lieder von Heinrich Heine. Dritte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1839" — erlaubte ich mir weder eine ſpätere Nachfeile, noch irgend eine Abweichung von der chronologiſchen Ordnung, ſo daſs darin die früheſten Anfänge und letzten Ausbildungen jener Gedichte, die ſeitdem als eine Art Volkslieder der neueren Geſellſchaft ſo mannigfach nachgeklungen, bequem und belehrſam zu überſchauen ſind.

Paris, den 24. Juni 1839.

Heinrich Heine.

Vorrede

zur fünften Auflage des „Buchs der Lieder."

Der vierten Auflage dieſes Buches konnte ich leider keine beſondere Sorgfalt widmen, und ſie wurde ohne vorhergehende Durchſicht abgedruckt. Eine Verſäumnis ſolcher Art wiederholte ſich glücklicherweiſe nicht bei dieſer fünften Auflage, indem ich zufällig in dem Druckorte verweilte und die Korrektur ſelber beſorgen konnte. Hier in demſelben Druckorte, bei Hoffmann und Campe in Hamburg, publiciere ich gleichzeitig unter dem Titel „Neue Gedichte" eine Sammlung poetiſcher Erzeugniſſe, die wohl als der zweite Theil des „Buchs der Lieder" zu betrachten iſt. — Den Freunden im Vaterlande meine heiterſten Scheidegrüße!

Geſchrieben zu Hamburg, den 21. Auguſt 1844.

Heinrich Heine.

Vorrede

zur franzöſiſchen Ausgabe der Gedichte.

Das Buch, welches ich gegenwärtig veröffentliche, enthält die franzöſiſche Überſetzung eines Theils jener lyriſchen Produktionen, die mir in meiner Heimat den Namen eines Dichters verſchafft haben. Es iſt ein ſchöner Name und wohl eben ſo Viel werth wie der eines großen Tribunen, deſſen ich mich gleichfalls eine Zeitlang erfreute; ich ſpüre davon noch den bitteren Nachgeſchmack.

Die äußerliche Ökonomie dieſes Bandes geſtattete mir nicht, hier eine vollſtändige Sammlung meiner Gedichte zu geben; aber eine Auswahl zu treffen iſt ein ſchwierig Ding für das Vaterherz eines Poeten, der gleich zärtliche Gefühle für all' ſeine gereimten Sprößlinge hegt. In dieſer Verlegenheit ergriff ich den Ausweg, hier nur diejenigen Poeſien zuſammen zu ſtellen, welche ich ſchon früher in meinen Mußeſtunden überſetzt, und diejenigen hinzuzufügen, welche ich zu verſchiedenen Zeiten ſchon in Journalen im Verein mit Freunden publiciert hatte, die ſowohl die Kunſt des Stiles, wie die noch ſeltnere Kunſt der Geduld beſaßen.

Ich konnte mir die wehmüthige Freude nicht verſagen, in dieſem Buche die graciöſen Bemerkungen wieder abzudrucken, welche mein verſtorbener Freund Gerard de Nerval dem „Intermezzo“ und der „Nordſee“ vorausſchickte. Ich vermag nicht ohne tiefe Rührung an die Abende des Märzmonats 1848 zu denken, wo der gute ſanfte Gerard mich täglich in meiner Einſamkeit an der Barrière de la Santé beſuchte, um ruhig mit mir an der Überſetzung meiner friedlichen deutſchen Träumereien zu arbeiten, während um uns her alle politiſchen Leidenſchaften tobten und die alte Welt mit furchtbarem Getöſe zuſammenbrach! In unſre äſthetiſchen und gar idylliſchen Geſpräche verſenkt, hörten wir nicht das Geſchrei des famöſen Weibes mit den großen Brüſten, welche damals durch die Gaſſen von Paris rannte und ihr Lied heulte: „Des lampions! des lampions!“, die Marſeillaiſe der Februarrevolution, unſeligen Angedenkens. Leider war mein Freund Gerard, ſelbſt in ſeinen lichten Tagen, beſtändigen Zerſtreuungen unterworfen, und ich bemerkte, — jedoch zu ſpät, um den Irrthum zu verbeſſern, — daſs er ſieben Gedichte des Cyklus, welcher „Die Nordſee“ bildet, überſchlagen. Ich habe dieſe Lakune in meiner Dichtung gelaſſen, um nicht dem Ganzen Abbruch zu thun, deſſen harmoniſche Einheit der Farbe und des Rhythmus durch die Einſchaltung von Verſuchen meiner eigenen ungewandten Feder hätte geſtört werden können. Gerard's Sprache floſs mit einer lieblichen und unnachahmbaren Reinheit dahin, welche nur der unvergleichlichen Anmuth ſeiner Seele ähnlich ſah. Er war mehr eine Seele, als ein Menſch, ja eine Engelſeele, wie abgedroſchen das Wort auch ſei. Dieſe Seele war in hohem Grade ſympathiſch, und, ohne Viel von der deutſchen Sprache zu verſtehen, errieth Gerard beſſer den Sinn eines in deutſcher Sprache verfaſſten Gedichts, als Diejenigen, welche dieſe Mundart zum Studium ihres Lebens gemacht. Und er war ein großer Künſtler; die Parfüms ſeiner Gedanken waren ſtets von ſchön ciſelierten Golddöschen umſchloſſen. Indeſs beſaß er keine Spur von künſtleriſchem Egoismus; er war von einer kindlichen Offenherzigkeit und von ſenſitivem Zartgefühl; er war gut, er liebte alle Welt, und beneidete Niemand; er hat keiner Fliege was zu Leide gethan: er zuckte die Achſeln, wenn ihn zufällig ein Kläffer gebiſſen. — Und trotz all' dieſer Vorzüge des Talents, der Anmuth und der Herzensgüte hat mein Freund Gerard auf die bekannte Art ſein Leben in der verrufenen Gaſſe de la Vieille-Lanterne beſchloſſen.

Die Armuth war nicht die Urſache dieſes finſteren Vorfalls, aber ſie hat mit dazu beigetragen. Jedenfalls iſt es erwieſen, daſs der Unglückliche in der Stunde des Verderbens nicht einmal ein anſtändiges, wohlgeheiztes Zimmer zur Verfügung hatte, wo man mit Bequemlichkeit ſeine Vorkehrungen treffen konnte, um ſich zu . . .

Armer Junge! du verdienteſt wohl die Thränen, welche deinem Andenken gefloſſen, und ich vermag die meinigen beim Niederſchreiben dieſer Zeilen nicht zu hemmen. Aber deine irdiſchen Leiden haben aufgehört, während die deines Mitarbeiters von der Barrière de la Santé noch immer ihren Fortgang nehmen. — Laſs dich von dieſen Worten nicht allzu weichherzig ſtimmen, lieber Leſer; der Tag iſt vielleicht nicht fern, wo du all deines Mitleids für dich ſelber bedürfen wirſt. Kennſt du dein eigenes Ende?

Aber kehren wir zu den Liedern und Romanzen zurück, welche in dieſem Buche geſammelt ſind. Ich habe über jedem Abſchnitte die Zeit ſeines Entſtehens bemerkt. Das iſt ein Dienſt, für welchen mir die forſchenden Kritiker Dank wiſſen werden, die mit ſo vieler Luſt in den Werken eines Dichters dem Urſprung ſeiner Gedanken nachſpüren und die geheimen Richtungen ſeines Geiſtes während ſeiner verſchiedenen Lebensphaſen aufdecken. Meine erſten lyriſchen Produktionen finden ſich in den „Nachtſtücken,“ und datieren von 1816. Es ſind die vier erſten Gedichte, und ſie gehörten einem Cyklus toller Traumbilder an. Zu derſelben Zeit ſchrieb ich „Die beiden Grenadiere,“ und dieſe jugendliche Produktion ward 1822 in meiner erſten Gedichteſammlung gedruckt. Ich mache dieſe chronologiſche Bemerkung, damit es nicht den Anſchein hat, als wandelte ich in den Fußſtapfen eines öſterreichiſchen Dichters.

Ich habe geſagt, daſs ſich in den „Nachtſtücken“ das erſte kindliche Lallen des lyriſchen Dichters findet; ſeine letzten Seufzer, faſt möchte ich ſagen: ſein Todesröcheln, findet man am Schluſſe dieſes Bandes in einer Reihe von Lamentationen, welche ich „Das Buch Lazarus“ betitelt habe. Die Überſetzung iſt das Werk eines eben ſo ſcharfſinnigen wie eleganten Schriftſtellers, dem es beſſer als vielen ſeiner Landsleute gelungen iſt, ſich die geiſtigen

Schätze des ernſthaften und gelehrten Deutſchlands anzueignen, ohne dabei die erheblichen und reichen Vorzüge des franzöſiſchen Geiſtes zu opfern. Ich habe der Verſuchung nicht widerſtehn können, die paar Zeilen wieder abzudrucken, welche „Das Buch Lazarus“ begleiten.

Indem ich gleichfalls die Vorrede mit abdruckte, welche dem Wintermärchen „Deutſchland“ vorangeht, entging es meiner Beachtung, daſs jene Worte für das deutſche Publikum, und nicht für den franzöſiſchen Leſer beſtimmt waren, der wahrſcheinlich das Gedicht „Deutſchland“ hin und wieder zu deutſch und zu unverſtändlich finden wird. Ich geſtehe, daſs darin eine Menge urdeutſcher Anſpielungen vorkommt, die eines mehrbändigen Kommentars bedürften. Außerdem finden ſich daſelbſt zahlreiche Stellen, wo der Gedanke des Verfaſſers mit groteſk drolligen Reimen ſpielt, deren Abweſenheit die franzöſiſche Verſion manchmal ſehr matt, wo nicht gar läppiſch, geſtalten muſs.

Es iſt immer ein ſehr gewagtes Unternehmen, ein metriſches Werk, das einer Sprache germaniſchen Stammes angehört, in der Proſa einer romaniſchen Mundart wiederzugeben. Der tiefinnerſte Gedanke des Originals verflüchtigt ſich leicht in der Überſetzung, und es bleibt nur ein ſtroherner

Mondſchein zurück, wie ein boshafter Menſch mit Bezug auf meine überſetzten Gedichte ſpöttelte.

Ich grüße dich, lieber Leſer, und bitte Gott, daſs er dich ſegne und behüte.

Paris, den 25. Juni 1855.

Heinrich Heine.

Junge Leiden.

(1817—1821.)

Traumbilder.

1.*

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühn,[1]
Von hübſchen Locken, Myrten und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bitt'rer Rede,
Von düſtrer Lieder düſtern Melodien.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume,
Verweht iſt gar[2] mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur, was gluthenwild[3]
Ich einſt gegoſſen hab' in weiche Reime.

Du bliebſt, verwaiſtes Lied! Verweh jetzt auch,
Und ſuch das Traumbild, das mir längſt entſchwunden,
Und grüß es mir,[4] wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten ſend' ich luft'gen Hauch.

---

*) Dies Gedicht bildete die „Zueignung" der von Heine 1822 bei Maurer in Berlin veröffentlichten „Gedichte."

[1] Minneglühn.

[2] Verweht iſt auch

[3] glutherfüllt

[4] Und grüße mir's

2.*

Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich,
Ergötzte und erſchreckte mich.[1]
Noch ſchwebt mir vor manch grauſig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.[2]

Das war[3] ein Garten, wunderſchön,
Da wollt' ich luſtig[4] mich ergehn;
Viel' ſchöne Blumen ſahn mich an,[5]
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitſcherten die Vögelein
Viel' muntre[6] Liebesmelodein;
Die Sonne roth, von Gold umſtrahlt,[7]
Die Blumen[8] luſtig bunt bemalt.

Viel[9] Balſamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und Alles ſchimmert, Alles lacht,
Und zeigt mir freundlich ſeine Pracht.

---

*) Dies Gedicht ward, mit der Überſchrift: „Der Traum," unterzeichnet: „Sy. Freudhold Rieſenharf," zuerſt in „Hamburg's Wächter," 17. Stück, vom 8. Februar 1817, — und unter der Überſchrift: „Die Wundermaid" 1822, in den „Gedichten" abgedruckt.

[1] Ein langer Traum, gar fürchterlich
Und wunderſam, erſchreckte mich.

[2] Und ſtürmt und wogt im Buſen wild.

[3] Es war
Da war ꝛc., B. d. L. 1. Aufl.

[4] traulich

[5] Viel' Blümlein meine Augen ſahn

[6] Gar muntre

[7] Von Goldglanz ſchien die Sonn' umſtrahlt.
Von Goldglanz war die Sonn umſtrahlt. G.
Die Sonne war von Gold umſtrahlt, B. d. L. 1. Auflage.

[8] Die Blumchen
Die Blümlein G.

[9] Süß

Inmitten[10] in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen[11] ſtand:
Da ſchaut' ich eine ſchöne Maid,
Die emſig wuſch ein weißes Kleid.

Die Wänglein ſüß[12], die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;[13]
Und wie ich ſchau', die Maid ich fand
So fremd und doch ſo wohlbekannt.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:[14]
„Rinne, rinne Wäſſerlein,
Waſche mir das Linnen rein!“[15]

Ich ging und nahete mich ihr,[16]
Und flüſterte:[17] O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Für wen iſt dieſes weiße Kleid?[18]

Da ſprach ſie ſchnell: „Sei bald bereit,
Ich waſche dir dein Todtenkleid!“
Und als ſie Dies geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —[19]

Und fortgezaubert ſtand ich bald
In einem düſtern, wilden Wald.[20]

---

[10] Und mitten
[11] Marmorbronnen
[12] Die Wangen bleich,
[13] Ein wunderſames Himmelsbild;
[14] Die ſchöne Maid beeilt ſich ſehr,
Sie ſummt ein ſeltſam Liedchen her;
[15] Waſche, waſche Hemde rein!“
[16] Ich kam und näh'rte mich zu ihr,
Ich kam und nahete mich ihr. G.
[17] Und liſpelte:
[18] Du wonnevolle, ſchöne Maid,
Wem höret dieſes weiße Kleid?
[19] Und wie ſie Dies geſprochen hat,
Auf einmal Alles ſchwunden war. —
[20] Anſtarrte mich ein wilder Wald,
Was ſchauerlich war's drin und kalt.
Wie fortgezaubert ꝛc. G.
Schnell fortgezaubert ꝛc. B. d. L. 1. Aufl.

Die Bäume ragten himmelan;
Ich ſtand erſtaunt[21] und ſann und ſann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall![22]
Wie ferner Äxtenſchläge Schall;
Ich eil' durch Buſch und Wildnis fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da ſtand ein großer Eichenbaum;
Und ſieh! mein Mägdlein wunderſam
Haut mit dem Beil den Eichenſtamm.[23]

Und Schlag auf Schlag, und ſonder Weil'
Summt ſie ein Lied und ſchwingt das Beil:
„Eiſen blink, Eiſen blank,
Zimmre hurtig Eichenſchrank!“

Ich ging und nahete mich ihr,[24]
Und flüſterte:[25] O ſage mir,
Du wunderſüßes Mägdelein,[26]
Wem zimmerſt du den Eichenſchrein?

Da ſprach ſie ſchnell: „Die Zeit iſt karg,
Ich zimmre deinen[27] Todtenſarg!“
Und als ſie Dies geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —[28]

Es lag ſo bleich, es lag ſo weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid';

---

[21] Ich ſtand und ſtaunt'.
[22] Vernehme dumpfen Wiederhall.
[23] Und ſieh! die Maid ich wieder ſchaut,
Die emſig in den Eichſtamm haut.
[24] Ich kam und näh'rte mich zu ihr,
Ich kam und nahete mich ihr. G
[25] Und liſpelte.
[26] Du wonnevolle Mägdelein.
[27] Ich zimmre dir den
[28] Und wie ſie Dies geſprochen hat,
Auf einmal Alles ſchwunden war. —

Ich wuſſte nicht, wie mir geſchah,
Und heimlich ſchaudernd[29] ſtand ich da.

Und nun ich eben fürder ſchweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu,[30] und eilt' und ſtand,
Und ſieh! die ſchöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid' ſtand weiße Maid,
Grub tief die Erd'[31] mit Grabſcheit.
Kaum wagt' ich noch ſie anzuſchaun,
Sie war ſo ſchön und doch ein Graun.[32]

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:[33]
„Spaten, Spaten, ſcharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit!“

Ich ging und nahete mich ihr,[34]
Und flüſterte:[35] O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,[36]
Was dieſe Grube hier bedeut't?

Da ſprach ſie ſchnell: „Sei ſtill, ich hab'[37]
Geſchaufelt dir ein kühles Grab.“[38]
Und als ſo ſprach die ſchöne Maid,[39]
Da öffnet ſich die Grube weit.

---

[29] ſchauernd
[30] Ich eil' herzu.
[31] Grub in die Erd'
[32] So mild und ſchön, und doch voll Graun.
[33] Die ſchöne Maid beeilt ſich ſehr. Sie ſummt ein ſeltſam Liedchen her
[34] Ich kam und näh'rte mich zu ihr. Ich kam und nahete mich ihr. G.
[35] Und liſpelte:
[36] Du wonnevolle, ſchöne Maid,
[37] „Bereit dich hab, „Sei ſtill, mein Knab'. G.
[38] Ich ſchaufle dir dein eignes Grab,“ „Ich ſchaufle dir ein kühles Grab.“ B. d. L. 1. Aufl.
[39] die Wundermaid.

Und als ich[60] in die Grube ſchaut',
Ein kalter Schauer[61] mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht[62]
Stürzt' ich hinein, — und bin erwacht.

3.*

Im nächt'gen Traum hab' ich mich ſelbſt geſchaut,
In ſchwarzem[1] Galafrack und ſeidner Weſte,
Manſchetten an der Hand, als ging's zum Feſte,
Und vor mir ſtand mein Liebchen, ſüß und traut.
Ich beugte mich und ſagte: „Sind Sie Braut?
Ei! ei! ſo gratulier' ich, meine Beſte!"
Doch faſt die Kehle mir zuſammenpreſſte
Der langgezogne, vornehm kalte Laut.
Und bittre Thränen plötzlich ſich ergoſſen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Iſt mir das holde Bildnis faſt zerfloſſen.
O ſüße Augen, fromme Liebesſterne,
Obſchon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

4.**

Im Traum ſah ich ein Männchen, klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäſche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und ſchmutzig.

---

[60] Und da ich
[61] Schauder
[62] Mitternacht
[*] Mit der Überſchrift: „Der Glückwunſch" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," [illegible].
[1] Im ſchwarzen B. d. L. 1. Aufl.
[**] Mit der Überſchrift: „Die Trauung" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," [illegible].

Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit:
Von der Kourage ſprach es lang und breit,
Und that ſogar recht trutzig und recht ſtutzig.[1]
„Und weißt du, wer Das iſt? Komm her und ſchau!“
So ſprach der Traumgott, und er zeigt mir ſchlau
Die Bilderfluth in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar ſtand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, Beide ſprachen: „Ja!“
Und tauſend Teufel riefen lachend: „Amen!“

5.*

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Gluth?
Es kocht mein Blut und ſchäumt[1] und gährt,
Und grimme Gluth mein Herz verzehrt.

Das Blut iſt toll, und gährt und ſchäumt,
Weil ich den böſen Traum geträumt:[2]
Es kam der finſtre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenſchein;[3]
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

---

[1]) recht ſtutzig und recht trutzig.
*) Mit der Überſchrift: „Die Hochzeit“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten.“ [illegible].
[2]) und zeigt

[1]) Mein Blut iſt toll, die Flamme wild,
Weil zu mir kam ein Traumgebild;
[3]) Wo Fackelglanz und Harfenbraus;
Viel' dumpfe Stimmen ſchollen drein;

Das war ein luſtig Hochzeitfeſt;
Zu Tafel ſaßen froh die Gäſt'.
Und wie ich nach dem Brautpaar ſchaut', —
O weh! mein Liebchen war die Braut.[4]

Das war mein Liebchen wunneſam,
Ein fremder Mann war Bräutigam:[5]
Dicht hinterm Ehrenſtuhl der Braut,
Da blieb ich ſtehn, gab keinen Laut.

Es rauſcht Muſik, — gar ſtill ſtand ich:
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, ſie blickt ſo hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.[6]

Der Bräut'gam füllt den Becher ſein
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; ſie lächelt Dank, —
O weh! mein rothes Blut ſie trank.

Die Braut ein hübſches Äpflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm ſein Meſſer, ſchnitt hinein, —
O weh! Das war das Herze mein.

Sie äugeln ſüß, ſie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umſchlang,
Und küſſt ſie auf die Wangen roth, —
O weh! mich küſſt der kalte Tod.

---

[4] Gar vornehm ſaß der Bräut'gam da, —
O weh! mein Lieb als Braut ich ſah.
[5] Es war mein eigenes Liebchen ſüß,
Die dort ein Mann ſein Bräutchen hieß;
[6] Der Bräut'gam oft gar zärtlich blickt,
Die Braut erwiedert's hold, und nickt.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund,
Daſs ich kein Wörtlein ſprechen kunnt'.
Da rauſcht es auf, der Tanz begann;
Das ſchmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich ſtand ſo leichenſtumm,
Die Tänzer ſchweben flink herum; —
Ein leiſes Wort der Bräut'gam ſpricht,*
Die Braut wird roth, doch zürnt ſie nicht. — —

6.*

Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebſte mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.[1]

Ich ſchau' ſie an, das holde Bild!
Ich ſchau' ſie an, ſie lächelt mild,[2]
Und lächelt, bis das Herz mir ſchwoll,
Und ſtürmiſch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm Alles, was ich hab',
Mein Liebſtes tret' ich gern dir ab,[3]

---

*) Zwei leiſe Wörtlein der Bräut'gam ſpricht,
Die Braut wird roth, doch zürnt ſie nicht.

Des Bräut'gams Augen Funken ſprühn,
Schon Bräutchens Wangen ſchamhaft glühn;
Sie ſchleichen fort ins Brautgemach —
Ich aber ſchleiche hinterdrein.

Ich ſchleich' einher und zittre ſehr,
Rings um mich flammt ein Gluthenmeer,
Die Erde unter mir erkracht, —
Da zuckt mein Herz — und ich erwacht'.

*) Mit der Überſchrift: „Der Kampf" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

[1] Da kam zu mir mit Zaubermacht
Die lang erſehnte Liebſte mein,
Und goſs mit Gluth ins Herz hinein.

[2] Und wie ich ſchau', erglüh' ich wild,
Und wie ich ſchau', ſie lächelt mild.

[3] „Nimm hin, nimm Alles, was da mein,
Mein Liebſtes will ich gern dir weihn,

Dürft' ich dafür dein Buhle ſein,
Von Mitternacht bis Hahnenſchrein."

Da ſtaunt' mich an gar ſeltſamlich,
So lieb, ſo weh und inniglich,
Und ſprach zu mir die ſchöne Maid:
„O, gieb[4] mir deine Seligkeit!"

„Mein Leben ſüß, mein junges Blut,
Gäb' ich mit Freud' und wohlgemuth
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl brauſt hervor mein raſches Wort,
Doch blühet ſchöner immerfort,
Und immer ſpricht die ſchöne Maid:
„O, gieb mir deine Seligkeit!"

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör,
Und ſchleudert mir ein Gluthenmeer
Wohl in der Seele tiefſten Raum;[5]
Ich athme ſchwer, ich athme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Umglänzt von goldnem Glorienſchein;[6]
Nun aber ſtürmte wild herauf
Ein gräulich ſchwarzer Koboldhauf.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die ſchwarze Schar
In Nebelduft zerronnen war. —

---

[4] So gib'
[5] Wohl in den tiefſten Seelenraum;
[6] Die glänzten hell im Roſenſchein;

Ich aber wollt' in Luſt vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen ſchön;
Sie ſchmiegt ſich an mich wie ein Reh,
Doch weint ſie auch mit bitterm Weh.[7]

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küſſ' ihr Roſenmündlein ſtumm —
„O ſtill', feins Lieb, die Thränenfluth,
Ergieb dich meiner Liebesgluth!"[8]

„Ergieb dich meiner Liebesgluth —"[9]
Da plötzlich ſtarrt zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend ſich ein Schlund.[10]

Und aus dem ſchwarzen Schlunde ſteigt
Die ſchwarze Schar: — feins Lieb erbleicht![11]
Aus meinen Armen ſchwand feins Lieb;
Ich ganz alleine ſtehen blieb.

Da tanzt im Kreiſe wunderbar
Um mich herum die ſchwarze Schar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter ſchallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer ſummt die Schauerweiſ':
„Du gabeſt hin die Seligkeit,
Gehörſt uns nun in Ewigkeit!"

---

[7] Wie'n Rehlein ſüß umſchlingt ſie mich,
Doch weint ſie auch recht bitterlich.

[8] Gieb her, feins Lieb, nur Minnegluth!

[9] Minnegluth" —

[10] einen Schlund.

[11] Und aus dem Abgrund, ſchwarz und graus,
Stieg wild die ſchwarze Schar heraus.

7.*

Nun haſt du das Kaufgeld, nun zögerſt du doch?
Blutfinſtrer Geſell, was zögerſt du noch?
Schon ſitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht naht ſchon, — es fehlt nur die Braut.

Viel ſchauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn: —
Ihr Lüftchen! habt ihr[1] mein Bräutchen geſehn?
Viel' blaſſe Larven geſtalten ſich da,
Umknixen mich grinſend und nicken: „O ja!"

Pack aus, was bringſt du für Botſchafterei,
Du ſchwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrſchaft meldet ſich an,
Gleich kommt ſie gefahren im Drachengeſpann."

Du lieb[2] grau Männchen, was iſt dein Begehr?
Mein todter Magiſter, was treibt[3] dich her?
Er ſchaut mich mit ſchweigend trübſeligem Blick,
Und ſchüttelt das Haupt und wandelt zurück.

Was winſelt und wedelt der zott'ge Geſell?[4]
Was glimmert Schwarz-Katers Auge ſo hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

---

*) Mit der Überſchrift „Die Brautnacht" zuerſt abgedruckt im Berliner „Geſellſchafter," 98. Blatt, v. 11. Juni 1821.

[1] Ihr Lüftchen, ei! habt ihr

[2] Du herzlieb

[3] treibet

[4] mein zott'ger Geſell?

Frau Amme, bleib heut mit dem Singſang zu Haus,
Das Eiapopeia iſt lange ſchon aus:
Ich feire ja heute[5] mein Hochzeitfeſt, —
Da ſchau mal, dort kommen ſchon zierliche Gäſt'.

Da ſchau mal! Ihr Herren, Das nenn' ich galant!
Ihr tragt, ſtatt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,
Der Wind iſt ſtill, was kommt ihr ſo ſpat?[6]

Da kommt auch alt Beſenſtielmütterchen ſchon,[7]
Ach, ſegne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.
Da zittert der Mund im weißen Geſicht:
„In Ewigkeit, Amen!“ das Mütterchen ſpricht.[8]

Zwölf winddürre Muſiker ſchlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hinterdrein.[9]
Da ſchleppt der Hanswurſt, in buntſcheckiger[10] Jack,
Den Todtengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Kloſterjungfraun[11] herein;
Die ſchielende Kupplerin führet den Reihn.
Es folgen[12] zwölf lüſterne Pfäfflein ſchon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o ſchrei dir nicht blau das Geſicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürſten- und Bettlergebein.

---

[5] Ich feire gar heute G.
[6] warum kommt ihr ſo ſpat?
[7] Als Beſenſtielmütterchen wackelt dort ſchon.
[8] alt Mütterchen ſpricht.
[9] hintendrein.
[10] buntſcheckichter
[11] Da tanzen zwölf Kloſterjungfrauen
[12] Da folgen

Die Blumenmädchen ſind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengeſichter und Heuſchreckenbein,[13]
Hei! laſſt mir das Rippengeklapper nur ſein!

Die ſämmtliche Höll' iſt los fürwahr,
Und lärmet und ſchwärmet in wachſender Schar;
Sogar der Verdammnis-Walzer erſchallt, —
Still, ſtill! nun kommt mein Feinsliebchen auch bald.

Geſindel, ſei ſtill, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum ſelber mein leibliches Wort, —
Ei, raſſelt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo biſt du? ſchnell öffne das Thor!

Willkommen, Feinsliebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Paſtor, ach, nehmen Sie Platz!
Herr Paſtor mit Pferdefuß[14] und Schwanz,
Ich bin Eur Ehrwürden[15] Dienſteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was ſtehſt du ſo ſtumm und ſo bleich?[16]
Der Herr Paſtor ſchreitet zur Trauung ſogleich;
Wohl zahl' ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch, dich zu beſitzen, gilt's Kinderſpiel mir.

Knie nieder, ſüß Bräutchen, knie hin mir zur Seit'! —
Da kniet ſie, da ſinkt ſie, — o ſelige Freud'!
Sie ſinkt mir ans Herz, an die ſchwellende Bruſt,
Ich halt' ſie[17] umſchlungen mit ſchauernder Luſt.

---

[13] mit Heuſchreckenbein.
[14] Pferdefüßen
[15] Hochwürden
[16] ſo ſtumm und bleich?
[17] Ich hielt ſie

Die Goldlockenwellen umſpielen[18] uns Beid':
An mein Herze pochte das Herze der Maid.
Sie pochen[19] wohl beide vor Luſt und vor Weh,
Und ſchweben[20] hinauf in die Himmelshöh.

Die Herzlein ſchwimmen[21] im Freudenſee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh;
Doch auf den Häuptern, wie Grauſen und Brand,
Da hat die Hölle gelegt die Hand.[22]

Das iſt der finſtre Sohn der Nacht,
Der hier den ſegnenden Prieſter macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten iſt Läſtern, ſein Segen iſt Fluch.

Und es krächzet und ziſchet und heulet toll,
Wie Wogengebrauſe, wie Donnergeroll; —
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit, Amen!" das Mütterchen ſpricht.[23]

8.*

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnſinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernſt und ſtill.

---

[18] umſpielten
[19] Sie pochten
[20] Und ſchwebten
[21] Die Herzlein ſchwammen
[22] Doch über den Häuptern viel Grauſen ſich regt.
Da hatte die Hölle die Hand gelegt.
[23] als Mütterchen ſpricht.

*) Mit der Überſchrift: „Der Kirchhof" zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 73. Blatt, vom 7. Mai 1821.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenſtein,
Das war der ſlimmernde Mondesſchein.
Da liſpelt's: „Lieb Bruder, ich komme gleich!“
Da ſteigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entſtiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenſtein ſich ſetzt.
In die Saiten der Zither greift er ſchnell,
Und ſingt dabei recht hohl und grell:

„Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einſt ſo wild die Bruſt durchglüht,
Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel, Die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, Die nennen es Höllenleid,
Die Menſchen, Die nennen es — Liebe!“

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten ſich auf die Gräber all';
Viel' Luftgeſtalten dringen hervor,
Umſchweben[1] den Spielmann und ſchrillen im Chor:

„Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufſt du in der Nacht?“

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauſet und ſauſet, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umſchweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

---

[1] Und umſchweben G.

„Bravo! Bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen
Daß mein Zauberwort erſcholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenſtill im Kämmerlein;
Laßt uns heute luſtig ſein!
Mit Vergunſt. —
Seht erſt zu, ſind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunſt.
Kurzweil kann [2] uns heut nicht fehlen,
Jeder ſoll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerſetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.“

Da hüpft aus dem Kreiſe, ſo leicht wie der Wind,
Ein mageres Weſen, das ſummend beginnt:

„Ich war ein Schneidergeſelle
Mit Nadel und mit Scher';
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scher';
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scher';
Und hat mir ins Herz geſtochen [3]
Mit Nadel und mit Scher'.“

---

[2] Kurzweil ſoll
[3] Und hat mir's Herz durchſtochen | Und hat mir ins Herze geſtochen G.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Ein Zweiter trat ſtill und ernſt hervor:

„Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und beſonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muſter vor.

„Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich wie jene Helden,
Und das ſchönſte Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

„Und ich ſeufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger raſch
In des reichen [*] Nachbars Taſch'.

„Doch der Gaſſenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnſuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taſchentuch,
Das mein Nachbar bei ſich trug.

„Und nach frommer Häſcherſitte
Nahm man ſtill mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterſchoß.

„Schwelgend ſüß in Liebesſinnen,
Saß ich dort beim Wolleſpinnen,
Bis Rinaldo's Schatten kam
Und die Seele mit ſich nahm."

---

[*] In des Herren

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor:
Geſchminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

„Ich war ein König der Bretter,
Und ſpielte das[5] Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: „Ihr Götter!“
Ich ſeufzte manch zärtliches: „Ach!“

„Den Mortimer ſpielt' ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön!
Doch trotz der natürlichſten Geſten,
Sie wollte mich nimmer verſtehn. —

„Einſt, als ich verzweifelnd am Ende:
„Maria, du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch behende[6] —
Und ſtach mich ein bißchen zu tief.“

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor:
Im weißen Flauſch trat ein Vierter hervor:

„Vom Katheder ſchwatzte herab der Profeſſor,[7]
Er ſchwatzte, und ich ſchlief gut dabei ein:[8]
Doch hätt' mir's behagt viel tauſendmal beſſer[9]
Bei ſeinem holdſeligen Töchterlein.

„Sie hat[10] mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

---

[5] Und ſpielte im
[6] den Dolch nun behende —
[7] Profeſſer
[8] Er ſchwatzt', und ich ſchlief oft gut dabei ein.
[9] Doch hätt's mir behagt noch tauſendmal beſſer
Doch hätt' ich geſchlafen noch tauſendmal beſſer G.
[10] Sie hatt'

„Da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken,
Und miſchte mir Teufelskraut in den Wein,
Und hab' mit dem Tode Schmollis[11] getrunken,
Der ſprach: „Fiducit, ich heiße Freund Hein!“"

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor:
Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

„Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen ſein und dem Edelgeſtein.
Was ſchert mich, du Gräflein, dein Edelgeſtein,
Mir mundet weit beſſer dein Töchterlein.

„Sie lagen wohl Beid' unter Riegel und Schloſs,
Und der Graf beſoldte viel Dienertroſs.[12]
Was ſcheren mich Diener und Riegel und Schloſs? —
Ich ſtieg getroſt auf die Leiterſproſſ'.

„An Liebchens Fenſterlein klettr' ich getroſt.
Da hör' ich es[13] unten fluchen erboſt:
„Fein ſachte, mein Bübchen, muſs auch dabei ſein,
Ich liebe ja auch das Edelgeſtein.“[14]

„So ſpöttelt der Graf und erfaſst mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerſchar.
„Zum Teufel, Geſindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur ſtehlen mein trautes Lieb!“

„Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;

---

11) Smollis
12) Dienergetroſs. G.
13) Da hör' ich's
14) Die Edelgeſtein."

Wie die Sonne kam, da wundert' ſie ſich.
Am hellen [15] Galgen fand ſie mich."

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein Sechſter hervor:

„Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm:
Ich ſchlich umher, die Büchſ' im Arm.
Da ſchnarret's [16] hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: „Kopf — ab! Kopf — ab!"

„O, ſpürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Buſch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

„Was koſet dort? was ſchnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's ſein.
Ich ſchleich' herbei, — den Hahn geſpannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

„Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt [17] ſie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

„Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich ſelbſt dabei als Hauptperſon —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: „Kopf — ab! Kopf — ab!""

---

[15] Am lichten
[16] Da ſchnarrt' es
[17] umarmt

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor:
Da trat der Spielmann ſelber hervor:

„Ich hab' mal ein Liedchen geſungen,
Das ſchöne Lied iſt aus;
Wenn das Herz im Leibe zerſprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!"

Und das tolle Gelächter ſich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreiſe ſchwebt;
Da ſcholl vom Kirchthurm „Eins" herab,[18]
Da ſtürzten die Geiſter ſich heulend ins Grab.

9.*

Ich lag und ſchlief, und ſchlief recht mild,
Verſcheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerſchönſte Maid.

Sie war wie Marmelſtein ſo bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge ſchwamm es perlengleich,
Gar ſeltſam wallt' ihr Haar.

Und leiſe, leiſe ſich bewegt
Die marmorblaſſe Maid,
Und an mein Herz ſich niederlegt[1]
Die marmorblaſſe Maid.[2]

---

[18] Vom Kirchthurm ſcholl jetzt „Eins" herab.

*) Mit der Überſchrift „Die Blaſſe" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

[1] Und auf mein Ruhebett ſich legt

[2] Hier folgt in der älteren Faſſung noch die Strophe:
Und faßt ſie und umſchlingt ſie mich.
Die Bruſt ſo weiß wie Schnee,
Bedrückt mich lieb und inniglich. —
Mir war ſo wohl, ſo weh.

Wie bebt und pocht vor Weh und Luſt
Mein Herz und brennet heiß![3]
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Bruſt,
Die iſt ſo kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Bruſt,
Die iſt wie Eis ſo kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Luſt,
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Roth auf Mund und Wang',
Mein Herz durchſtrömt kein Blut;
Doch ſträube dich nicht ſchaudernd[4] bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umſchlang ſie mich,
Und that mir faſt ein Leid;[5]
Da kräht der Hahn — und ſtumm entwich
Die marmorblaſſe Maid.

10.*

Da hab' ich viel' blaſſe Leichen
Beſchworen mit Worteſmacht;
Sie wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

---

[3] Wie bebt, wie pocht mein Herz vor Luſt,
Und zuckt und brennet heiß!
[4] ſchauernd
[5] bald ein Leid;

*) Mit der Überſchrift „Das Erwachen" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten" 1822.

Das zähmende Sprüchlein vom Meiſter
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun ziehn die eignen Geiſter
Mich ſelber ins neblichte Haus.

Laſſt ab, ihr finſtern Dämonen!
Laſſt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Roſenlicht.

Ich muſs ja immer ſtreben
Nach der Blume, wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich ſie nicht lieben ſollt'?[1]

Ich möcht' ſie nur einmal umfangen
Und preſſen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küſſen den ſeligſten Schmerz![2]

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht' ich hören ein liebendes[3] Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geiſter, zum finſteren[4] Ort.

Die Geiſter haben's vernommen,
Und nicken ſchauerlich.[5]
Feinsliebchen, nun bin ich gekommen; —
Feinsliebchen, liebſt du mich?

---

[1] geſollt?
[2] Und preſſen an glühender Bruſt:
Nur einmal die Lippen und Wangen
Zerküſſen mit Wonnerauſch! G.
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küſſen mit ſel'gem Schmerz; B. d. L.
I. Aufl.
[3] liebevolles
[4] andern
[5] grauſiglich.

Lieder.

1.*

Die du biſt ſo ſchön und rein,
Wunnevolles Mägedein,
Deinem Dienſte ganz allein
Möcht' ich wohl mein Leben weihn.

Deine ſüßen Äugelein
Glänzen mild wie Mondesſchein;
Helle Roſenlichter ſtreun
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreihn;
Doch den ſchönſten Edelſtein
Hegt dein ſtiller Buſenſchrein.

Fromme Minne mag es ſein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland ſchaute dein,
Wunnevolles Mägedein!

---

*) Mit der Überſchrift „Minnegruß“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

2.*

Einſam klag' ich meine Leiden
Im vertrauten Schoß der Nacht;
Frohe Menſchen muſs ich meiden,
Fliehen ſcheu, wo Freude lacht.

Einſam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen ſtill;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löſchen will.

Einſt, ein lachend muntrer Knabe,
Spielt' ich manches ſchöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wuſste nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel' bunte Blumen blühn,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Roſen, Veilchen und Jasmin.

Träumend ſüß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild;
Wenn ich jetzt in Bächlein ſchaue,
Zeigt ſich mir ein bleiches Bild.

---

*) Mit der Ueberſchrift „Nachtklage" nur abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Seit mein Auge ſie geſehn:
Heimlich weh iſt mir geworden,
Wunderſam iſt mir geſchehn.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Englein ſtiller Friedensruh:
Dieſe flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimat zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüſtert,
Schatten drohen feindlich grimm:
Und im Buſen heimlich flüſtert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Gluth.

Aber daſs in meinem Herzen
Flammen wühlen ſonder Ruh,
Daſs ich ſterbe hin vor Schmerzen —
Minne, ſieh! Das thateſt du!

3.*

Jedweder Geſelle, ſein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreihn:
Ich aber, ich wandle, daſs Gott erbarm'!
Ganz mutterſeel-allein.

---

*) Mit der Überſchrift: „Sehnſucht“ nur abgedruckt in den „Gedichten.“ 1822.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein Andrer mit Liebchen ſich freut.
Denn ich habe auch ein ſüßes Lieb,
Doch wohnt ſie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich ſchnüre mein Bündlein und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Thürme ſie hat.

Da ſchwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, Feinsliebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreihn.

4.*

Wenn ich bei meiner Liebſten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder ſcheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann ſchwindet all mein Überfluß,
Und ich bin bettelarm.

---

*) Aus von Steinmann im „Musenalmanach 1843“ [illegible]

5.*

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt Feinsliebchen heut?
Abends ſinkʼ ich hin und klage:
Ausblieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Liegʼ ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

6.**

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden,[1] dann ſoll ich ſie ſchauen,
Sie ſelber, die ſchönſte der ſchönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochſt du ſo ſchwer![2]

Die Stunden ſind aber ein faules Volk!
Schleppen ſich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege;
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!
Aber wohl niemals liebten die Horen; —
Heimlich im grauſamen Bunde verſchworen,
Spotten ſie tückiſch[3] der Liebenden Haſt.

---

*) Mit der Überſchrift: „Erwartung“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten,“ 1822.

**) Mit der Überſchrift: „Die Stunden,“ unterzeichnet: „Sy. Freudhold Rieſenharf,“ zuerſt in „Hamburg's Wächter,“ 33. Stück, vom 17. März 1817. — und mit der Überſchrift: „Ungeduld“ 1822 in den „Gedichten“ abgedruckt.

[1] Nach wenigen Stunden G.

[2] Du altes Herz, was pochſt du ſo ſehr?

[3] Spotten ſie böslich

7.*

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und ſchlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luſtiger Höh?
Schweigt ſtill! wenn mein Herz es höret,
Dann thut [1]) es noch einmal ſo weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die ſang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübſche, goldene [2] Wort."

Das ſollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderſchlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir ſtehlen,
Ich aber Niemanden trau'.

8.**

Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörſt du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauſet ein Zimmermann ſchlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtenſarg.

---

*) Mit der Überſchrift: „Das Wörtlein Liebe" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.
[1]) Dann that
[2]) goldne

**) Mit der Überſchrift: „Der Zimmermann," unterzeichnet: „Sy. Freudhold Rieſenharf," zuerſt im „Hamburgs Wächter," 33. Stück vom 17. März 1817 — und mit der Überſchrift: „[illegible]" 1822 in den „Gedichten" abgedruckt.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich ſchon längſt[1] um den Schlaf gebracht.
Ach, ſputet euch, Meiſter Zimmermann,
Damit ich balde[2] ſchlafen kann!

9.*

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein:
Ich ſchickte ſie zu riechen
Der Herzallerliebſten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küſſe fein:
Ich ſchickt' ſie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbſen klein:
Ich kocht' eine Erbſenſuppe,
Die ſollte köſtlich ſein.

10.**

In Vaters Garten heimlich ſteht
Ein Blümchen, traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer ſo bleich.

---

[1] ſchon lang
[2] Damit ich endlich

*) Nur von Steinmann im „Muſenalmanach, 1843“ mitgetheilt.

**) Mit der Überſchrift „Die weiße Blume“ nur abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

Die bleiche Blume ſchaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leiſe ſpricht:
„Lieb Brüderchen, pflücke mich!"
Zu Blümchen ſprech' ich: Das thu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich.
Ich ſuch' mit Müh' und Noth
Die Blume purpurroth.

Bleich Blümchen ſpricht: „Such hin, ſuch her
Bis an deinen kühlen Tod,
Du ſuchſt umſonſt, findſt nimmermehr
Die Blume purpurroth.
Mich aber pflücken thu,
Ich bin ſo krank wie du."

So liſpelt bleich Blümchen und bittet ſehr —
Da zag' ich und pflück' ich es ſchnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Bruſt
Kommt ſtille Engelluſt.

11.*

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müſſen ſcheiden, —[1]
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

---

*) Mit der Überſchrift: „Lebewohl!" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten" 1822.

[1] ich muß dich meiden. —

Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich ſie zuerſt geſchaut.

Hätt' ich dich doch nie geſehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geſchehen,
Daſs ich jetzt ſo elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein ſtilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängſt mich ſelbſt von hinnen,
Bittre Worte ſpricht dein Mund;
Wahnſinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz iſt krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderſtab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

12.*

Warte, warte, wilder Schiffsmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abſchied,
Von Europa und von ihr.

---

*) Mit der Überſchrift „Abfahrt“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten,“ 1822.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daſs ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederſchreib'.

Ei, mein Lieb, warum juſt heute
Schauderſt du, mein Blut zu ſehn?
Sahſt mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre[1] vor dir ſtehn!

Kennſt du noch das alte Liedchen
Von der Schlang' im Paradies,
Die durch ſchlimme Apfelgabe
Unſern Ahn ins Elend ſtieß?

Alles Unheil brachten Äpfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Troja's Flammen,
Du brachtſt Beides, Flamm' und Tod.

13.*

Berg' und Burgen ſchaun herunter
In den ſpiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen ſegelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenſchein.

Ruhig ſeh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Buſen hegt'.

---

[1] Jahrelang.

*) Mit der Überſchrift: „Auf dem Rhein“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht:
Doch ich kenn' ihn, — oben gleißend,
Birgt ſein Innres Tod und Nacht.

Oben Luſt, im Buſen Tücken,
Strom, du biſt der Liebſten Bild!
Die kann auch ſo freundlich nicken,
Lächelt auch ſo fromm und mild.[1]

14.*

Anfangs wollt' ich faſt verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt[2] mich nur nicht: wie?

15.**

Oben, wo die Sterne glühen,
Müſſen uns die Freuden blühen,
Die uns unten ſind verſagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erſt erwarmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

---

[1] In der älteſten Faſſung folgte hier noch die Strophe:
Doch wer ſolchem Lächeln glaubet
Und ſein Lebensglück drin ſucht,
Dem wird jedes Glück geraubet,
Und ſein Leben iſt verflucht.

*) Mit der Überſchrift: „An Karl v. Uechtritz. Ins Stammbuch." zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

[2] Aber fragt.

**) Mit der Überſchrift: „Ahnung" nur abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

16.*

Mit Roſen, Cypreſſen und Flittergold
Möcht' ich verzieren lieblich und hold
Dies Buch wie einen Todtenſchrein,[1]
Und ſargen meine Lieder hinein.

O, könnt' ich die Liebe ſargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächſt Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blüht's nur, wenn ich ſelber im Grab.

Hier ſind nun die Lieder, die einſt ſo wild,
Wie ein Lavaſtrom, der dem Ätna entquillt,[2]
Hervorgeſtürzt aus dem tiefſten Gemüth,
Und rings viel' blitzende Funken verſprüht!

Nun liegen ſie ſtumm und todtengleich,
Nun ſtarren ſie kalt und nebelbleich.
Doch aufs Neu' die alte Gluth ſie belebt,
Wenn der Liebe Geiſt einſt über ſie ſchwebt.

Und es wird im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geiſt einſt über ſie thaut;
Einſt kommt dies Buch in deine Hand,
Du ſüßes Lieb im fernen Land.[3]

---

*) Mit der Überſchrift: „Nachhall" zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

[1] Mit Myrten und Roſen, lieblich und hold,
Mit duft'gen Cypreſſen und Flittergold
Möcht' ich zieren dies Buch wie 'nen Todtenſchrein.

[2] Wie ein Lavaſtrom dem Ätnaberg entquillt.

[3] Dem Lieb im fernen Norderland.

Dann löſt ſich des Liedes Zauberbann,
Die blaſſen Buchſtaben ſchaun dich an,
Sie ſchauen dir flehend ins ſchöne Aug',
Und flüſtern mit Wehmuth und Liebeshauch.

Romanzen.

1.

Die Weihe.*

Einſam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demuthsvoll dahingeſunken.

„O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieſer Schwelle knieen,
Wolleſt nimmer mich verſtoßen
In die Welt, ſo kalt und ſündig.

„O Madonna! ſonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umſpielet
Deines Mundes heil'ge Roſen.

---

*) Zuerſt, mit der Unterſchrift „Sy. Freudhold Rieſenharf“ gedruckt in „Hamburg's Wächter,“ 17. Stück vom 8. Februar 1817; ſpäter nur noch 1822 in die „Gedichte“ aufgenommen.

„O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensſchifflein treibet irre,
Sterlein leiten ewig ſicher.

„O Madonna! ſonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluthen glühend.[1]

„O Madonna! hör' mich heute,
Gnadenvolle, wunderreiche,[2]
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leiſes Huldeszeichen!“

Da thät ſich ein ſchauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell' ſind auf einmal verſchwunden,
Knabe nicht wuſste, wie ihm geſchehn,
Hat Alles auf einmal umwandelt[3] geſehn.

Und ſtaunend ſtand er im ſchmucken Saale,
Da ſaß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat ſich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und ſieh! vom blonden[4] Lockenhaupte
Sie ſelber ſich eine Locke raubte,
Und ſprach zum Knaben mit himmliſchem Ton:
„Nimm hin deinen beſten Erdenlohn!“[5]

---

[1] Glühend nur in deinen Gluthen.
[2] Reich an wunderſamer Gnade.
[3] umgeſtaltet
[4] vom holden
[5] „Nimm hin, mein Knäblein, den Erdenlohn!“

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahſt du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menſchen nennen's Regenbogen.

Englein ſteigen auf und nieder,
Schlagen rauſchend mit den Schwingen,
Flüſtern wunderſame Lieder,
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verſtanden,
Was mit Sehnſuchtsgluth ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

2.

Der Traurige.*

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben ſehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Geſicht geſchrieben ſtehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche ſonſt ſo ſpröde Dirn'.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „[illegible]“ 1822

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er ſich nach dem Wald.
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſt'ger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat.

3.

Bergſtimme.*

Ein Reiter durch das Bergthal zieht
Im traurig ſtillen Trab:
„Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich ins dunkle Grab?“
Die Bergſtimm' Antwort gab:
„Ins dunkle Grab!“

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und ſeufzet ſchwer dazu:
„So zieh' ich denn hin ins Grab ſo früh, —
Wohlan, im Grab iſt Ruh!“
Die Stimme ſprach dazu:
„Im Grab iſt Ruh!“

*) Mit der Überſchrift: „Die Bergſtimme“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummervoll:
„Und iſt nur im Grabe die Ruhe für mich,
So iſt mir im Grabe wohl.“
Die Stimm' erwidert hohl:
„Im Grabe wohl!“

4.

Zwei Brüder.[*]

Oben auf der Bergesſpitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das ſind Brüder,[1] die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderſtreit;
Beide glühen liebeſtrunken
Für die adlig holde Maid.

---

[*] Mit der Überſchrift „Die Brüder“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

[1] 'S ſind zwei Brüder.

Welchem aber von den Beiden
Wendet ſich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entſcheiden, —
Schwert heraus, entſcheide du!

Und ſie fechten kühn verwegen,
Hieb' auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Böſes Blendwerk ſchleicht des Nachts.[2]

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer ſtürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel' Jahrhunderte verwehen,
Viel' Geſchlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloſs herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

---

[2] [illegible] Blendwerk [illegible] Nachts.

5.

Der arme Peter.*

I.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter ſteht ſo ſtill und ſtumm,
Und iſt ſo blaſs wie Kreide.

Der Hans und die Grete ſind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeſchmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und ſteht[1] im Werkeltagskleide.

Der Peter ſpricht leiſe vor ſich her,
Und ſchaut betrübt[2] auf Beide:
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zu Leide."

II.

„In meiner Bruſt, da ſitzt ein Weh,
Das will die Bruſt zerſprengen;
Und wo ich ſteh', und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

[1] Und [illegible]

[2] betrübet

„Es treibt mich nach der Liebſten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich Der ins Auge ſeh',
Muß ich von hinnen eilen.

„Ich ſteig' hinauf des Berges Höh',
Dort iſt man doch alleine;
Und wenn ich ſtill dort oben ſteh',
Dann ſteh' ich ſtill und weine."

III.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langſam, leichenblaß und ſcheu.
Es bleiben faſt, wenn ſie ihn ſehn,
Die Leute auf der Straße ſtehn.

Die Mädchen flüſtern ſich ins Ohr:
„Der ſtieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt ſich erſt ins Grab hinein.

Er hat verloren ſeinen Schatz,
Drum iſt das Grab der beſte Platz,
Wo er am beſten liegen mag
Und ſchlafen bis zum jüngſten Tag.

6.

Lied des Gefangenen.*

Als meine Großmutter die Liſe behext,
Da wollten die Leut' ſie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Tinte verklext,
Doch wollte ſie nicht bekennen.

Und als man ſie in den Keſſel ſchob,
Da ſchrie ſie Mord und Wehe:
Und als ſich der ſchwarze Qualm erhob,
Da flog ſie als Rab' in die Höhe.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Thurme beſuchen!
Komm, fliege geſchwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käſe und Kuchen.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchteſt du nur ſorgen,
Daſs die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luſtig ſchwebe morgen.

---

*) Mit der Überſchrift: „Lied des gefangenen Räubers“ zuerſt abgedruckt in den „Gedichten.“ 1822.

7.

Die Grenadiere.*

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Ruſsland gefangen.
Und als ſie kamen ins deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie Beide die traurige Mähr:
Daſs Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das große Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der Andre ſprach: „„Das Lied iſt aus,
Auch ich möcht' mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.““

„Was ſchert mich Weib, was ſchert mich Kind,
Ich trage weit beſſres Verlangen:
Laſs ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten,“ 1822

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach,[1] im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel' Schwerter klirren und blitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen!“

8.

Die Botſchaft.*)

Mein Knecht! ſteh auf und ſattle ſchnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage raſch durch Wald und Feld
Nach König Duncan's Schloß.

---

1) Schildwacht.

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

Dort ſchleiche in den Stall, und wart,
Bis dich der Stallbub' ſchaut.
Den forſch mir aus: „Sprich, welche iſt
Von Duncan's Töchtern Braut?"

Und ſpricht der Bub': „Die Braune iſt's,"
So bring mir ſchnell die Mähr.
Doch ſpricht der Bub': „Die Blonde iſt's,"
So eilt Das nicht ſo ſehr.[1]

Dann geh zum Meiſter Seiler hin,
Und kauf mir einen Strick,
Und reite langſam, ſprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

9.

Die Heimführung.*

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du muſſt mit mir wandern
Nach der lieben alten ſchaurigen Klauſe,
In dem trüben, kalten, traurigen Hauſe,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finſtrer Mann!
Wer hat dich gerufen?

---

[1] So [illegible] nicht ſo ſehr.

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

Dein Odem glüht, deine Hand iſt Eis,
Dein Auge ſprüht, deine Wang' iſt weiß: —
Ich aber will mich luſtig freun,
An Roſenduft und Sonnenſchein."

Laß duften die Roſen, laß ſcheinen die Sonn',
Mein ſüßes Liebchen!
Wirf um den weiten,[1] weißwallenden Schleier,
Und greif in die[2] Saiten der ſchallenden Leier,
Und ſinge ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

10.

Don Ramiro.[*]

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Haſt beſchloſſen mein Verderben,
Und beſchloſſen[1] ohn' Erbarmen.

„Donna Clara! Donna Clara!
Iſt doch ſüß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

---

[1] Hüll ein dich im weiten

[2] Spiel fein auf den

[*] Mit der Überſchrift: „Die Romanze vom Rodrigo," unterzeichnet: „Sy. Freudhold Rieſenharf," zuerſt abgedruckt in „Hamburg's Wächter," 26. Stück, vom 27. Februar 1817. Wir laſſen dieſe älteſte Faſſung nachſtehend in unveränderter Geſtalt folgen. Die Varianten zu der ſpäteren Verſion ſind, wenn nicht beſonders bezeichnet, dem Abdruck in den „Gedichten," 1822, entnommen.

[1] Haſt beſchloſſen

„Donna Clara! Freu dich, morgen
Wird Fernando am Altare
Dich als Ehgemahl begrüßen, —
Wirſt du mich zur Hochzeit laden?"

„„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bittrer als der Spruch der Sterne,
Die da ſpotten meines Willens.

„„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübſinn;
Mädchen giebt es viel' auf Erden,
Aber uns hat Gott geſchieden.

„„Don Ramiro, der du muthig
So viel' Mohren überwunden,[1]
Überwinde nun dich ſelber, —
Komm auf meine Hochzeit morgen.""[2]

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich ſchwör' es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen."

„„Gute Nacht!"" — Das Fenſter klirrte.
Seufzend ſtand Ramiro unten,
Stand noch lange wie verſteinert;
Endlich ſchwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;

---

[1] „„Don Ramiro! Überwinder
Vieler tauſend Mohrenritter!

[2] Komm auf meine Hochzeit, Lieber!""

Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Feſtgeläute,[4]
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.[5]

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Hofgeſinde, feſtlich blinkend,[6]
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauſcht dazwiſchen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geſchmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.[7]

---

[4] Dumpfig und wie Bienenſummen
Alle Feierglocken läuten,

[5] Bunte Volksmenge ſtrömet
Im Gewimmel und Gedränge. G.
Strömt die bunte Volksmenge
Im Gewimmel und Gedränge. B. d. L.
1. Aufl.

[6] Feſtlich blinkend Hofgeſinde,

[7] Schreitet ſtolz das junge Ehpaar;
Donna Clara, ſchwarz verſchleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.
Tauſend Blicke ſind gerichtet,
Tauſend Stimmen jauchzend rufen:
„Heil, Caſtiliens Mädchenſonne!
Heil, Caſtiliens Ritterblume!"
Die letzte Strophe findet ſich auch noch in den älteſten Auflagen des „Buchs der Lieder;" doch lauten die erſten Zeilen:
Tauſend Augen ſchaun nach ihnen,
Tauſend frohe Stimmen rufen:

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Rauſchend ſchnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
In dem Saal[8] die Hochzeitgäſte;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.[9]

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam ſich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und ſie tauſchen ſüße Reden.[10]

Und im Saale wogen heiter
Die geſchmückten Menſchenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.[11]

---

[8] Dort im Saal

[9] Alle funkeln, buntbeleuchtet
Von der Kerzen Lichterheere.
Flammenblitzend ſtrahlt der Bräutigam
In dem güldnen Purpurmantel;
Clara, wie die junge Roſe,
Blüht im weißen Brautgewande.

In den älteſten Auflagen des „Buchs der Lieder“ heißt es:

Alle funkeln, buntbeleuchtet
Von dem Lichterheer der Kerzen.
Don Fernando ſtrahlt wie'n König
In dem güldnen ꝛc.

[10] Auf erhobne Ehrenſitze,
Rings von Dienerſchaft umwogt,
Ließen nun ſich Beide nieder,
Und ſie tauſchten ſüße Worte.

Ebenſo in den älteſten Auflagen des „Buchs der Lieder,“ doch mit der Änderung im dritten Verſe:

Ließen ſich die Beiden nieder.

[11] Und im Saale brauſt es dumpfig,
Wie ein Meer, von Sturm beweget;
Und es wirbeln die Pauken,
Und erſchmettern die Trommeten.

„Doch warum, o ſchöne Herrin,
Sind gerichtet[12] deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert ſprach der Ritter.

„„Siehſt du denn nicht, Don Fernando,[13]
Dort den Mann im ſchwarzen Mantel?““
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das iſt ja nur ein Schatten.“[14]

Doch es nähert ſich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro ſchnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat ſchon begonnen,
Munter drehen ſich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreiſen,
Und der Boden dröhnt und bebet.[15]

„„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich ſchwarzen Mantel
Hatteſt du nicht kommen ſollen.““

Mit durchbohrend ſtieren Augen
Schaut Ramiro auf[16] die Holde,
Sie umſchlingend ſpricht er düſter:[17]
„Sprecheſt ja, ich ſollte kommen!“

---

[12] Sind geheftet
[13] Hochgebieter.
[14] Und der Ritter [illegible] lächelt
„Es iſt ja nur ein [illegible] Schatten.“
[15] Und der Boden dröhnt und zittert
Von dem tauſenden Getöſe.
[16] Blickt Ramiro an.
[17] Und umſchlingt ſie, mit den Worten.

Und ins wirre[18] Tanzgetümmel
Drängen ſich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.[19]

„„Sind ja ſchneeweiß deine Wangen!““
Flüſtert Clara, heimlich zitternd.[20]
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiro's Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.[21]

„„Sind ja eiskalt deine Hände!““
Flüſtert Clara, ſchauerzuckend.[22]
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Und ſie treiben fort im Strudel.

„„Laſs mich, laſs mich! Don Ramiro!
Leichenduft iſt ja dein Odem!““
Wiederum die dunkeln Worte:
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“[23]

Und der Boden raucht und glühet,
Luſtig tönet Geig' und Bratſche;[24]
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt Alles in dem Saale.[25]

---

[18] wilde
[19] Und es wirbeln die Pauken,
Und erſchmettern die Trommeten.
[20] Heimlich ſchaudernd, Clara flüſtert.
[21] Und es wirbeln die Pauken,
Und erſchmettern die Trommeten.
[22] krampfig zuckend.
[23] Wie als Echo ſchallen heiſer
Don Ramiro's grauſe Worte.
[24] Luſtig fiedeln die Geiger;
[25] im Gekreiſel.

„„Laſs mich, laſs mich! Don Ramiro!““
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro ſtets erwidert:[26]
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“

„„Nun, ſo geh, in Gottes Namen!““
Clara rief's mit feſter Stimme,
Und dies Wort war kaum geſprochen,[27]
Und verſchwunden war Ramiro.

Clara ſtarret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelſchlummer,
Endlich ſchlägt ſie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs Neue
Ihre holden Augen ſchließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War ſie nicht vom Sitz gewichen,
Und ſie ſitzt noch bei dem Bräut'gam,[28]
Und der Ritter ſorgſam bittet:

„Sprich, was bleichet deine Wangen?
Warum wird dein Aug ſo dunkel? —“
„„Und Ramiro? — —““ ſtottert Clara,[29]
Und Entſetzen lähmt die Zunge.

---

[26] Immer ſchnattert dehl die Antwort:
[27] entfahren.
[28] Immer ſitzend neben Bräut'gam:
[29] ſchaudert Clara.

Doch mit tiefen, ernſten Falten
Furcht ſich jetzt des Bräut'gams Stirne:[30]
„Herrin, forſch nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag ſtarb Ramiro."

Die Romanze vom Rodrigo.

„Donna Clara, Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Haſt beſchloſſen mein Verderben,
Haſt's beſchloſſen ohn' Erbarmen.

„Donna Clara, Donna Clara!
Iſt doch ſüß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem finſtern, kalten Grabe.

„Donna Clara! freu dich immer,
Morgen ſchon am Hochaltare
Wird Fernand dich Weib begrüßen. —
Willſt mich auch zur Hochzeit laden?"

„„Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Deine Worte treffen bitter;
Aber Vater drohet ſtrenge,
Nichtig iſt der Tochter Wille.

„„Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Laß doch fahren die Betrübnis.
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geſchieden.

„„Don Rodrigo, kühner Ritter,
Sollſt nun auch dich ſelbſt beſiegen,
Sollſt auf meine Hochzeit kommen, —
Deine theure Clara bittet!""

„Donna Clara, Donna Clara!
Ja, ich ſchwör es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen,
Gute Nacht, ich komme morgen!"

„„Gute Nacht!"" — Das Fenſter klirrte,
Seufzend ſtand Rodrigo unten,
Stand noch lange wie verſteinert;
Endlich ſchwand er fort im Dunkel. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen,
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne,
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich, wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienenſummen
Alle Feierglocken läuten,
Und entſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Bunte Volkesmenge ſtrömet,
Im Gewimmel und Gedränge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Feſtlich blinkend Hofgeſinde,
Und die Orgel ferne rauſchet,
Und die Glocken läuten immer.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
Schreitet ſtolz das junge Ehpaar,
Donna Clara, ſchwarz verſchleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Tauſend Augen ſind gerichtet,
Tauſend Stimmen Freude rufen:
„Heil, Caſtiliens Mädchenſonne,
Und Caſtiliens Ritterblume!"

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort gefeiert wird die Hochzeit,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Wie im Rauſche, flohn die Stunden,
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäſte,
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von der Kerzen Lichterheere.

---

[30] Aber tiefe, ernſte Falten
Lagern ſich auf Bräut'gams Stirne:

Bräut'gam, wie ein Feuerkönig,
Strahlt im goldnen Purpurmantel;
Clara, wie die Roſe blühend,
Folgt im weißen Brautgewande.

Auf erhabne Ehrenſitze,
Rings von Dienerſchaft umwoget,
Ließen Beide drob ſich nieder,
Tauſchten ſüße Liebesworte.

Und im Saale dumpfes Brauſen
Von der tanzbewegten Menge;
Und es wirbelten die Pauken,
Und erſchmettern die Trompeten.

„Doch warum, o ſchöne Herrin,
Sind geheftet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert ſprach der Ritter.

„„Siehſt du denn nicht, Hochgebieter,
Dort den Mann im ſchwarzen Mantel?““
Und der Ritter huldig lächelt:
„Iſt ja nur ein bloßer Schatten.“

Doch es nähert ſich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel,
Und Rodrigo nun erkennend,
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat ſchon begonnen,
Munter ſich die Tänzer drehen,
Und es zitterte der Boden
Von dem rauſchenden Getoſe.

„„Wahrlich gerne, Don Rodrigo,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Aber ſo im ſchwarzen Mantel
Hätteſt du nicht kommen ſollen.““

Don Rodrigo ſtarret finſter,
Wild umſchlang er ſchon die Holde;
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Hallen dumpfig ſeine Worte.

Und im dichtſten Tanzgetümmel
Drängten ſich die beiden Tänzer;
Und es donnerten die Pauken,
Und erſchmettern die Trompeten.

„„Sind ja ſchneeweiß deine Wangen!““
Heimlich ſchaudernd, Clara flüſtert.
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Schnarret hohl die heiſre Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge,
Und es wirbelten die Pauken,
Und erſchmettern die Trompeten.

„„Sind ja eiskalt deine Hände!““
Flüſtert Clara, krampfig zuckend.
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Und ſie treiben raſch hinunter.

„„Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!
Leichenhauch iſt ja dein Odem.
Don Rodrigo's grauſe Worte
Schallen ſchaurig im Gewoge.

Und der Boden glühend rauchte,
Luſtig fiedelten die Geigen,
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt Alles im Gekreiſel.

„„Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!““
Clara ächzt und fleht und wimmert.
„Spracheſt ja, ich ſollte kommen!“
Grinſet immer Don Rodrigo.

„„Nun, ſo geh, in Gottes Namen!““
Clara ſprach's mit feſter Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren
Und verſchwunden war Rodrigo.

Clara ſtarret. Ihre Sinne
Kaltumflirret, nachtumwoben,
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelſchlummer,
Endlich ſchlug ſie auf die Wimper,
Aber Staunen wollt' aufs Neue
Ihre ſchönen Augen ſchließen.

Denn ſie ſaß noch wie zu Anfang,
War auch nicht vom Sitz gewichen,
Saß noch an des Bräut'gams Seite,
Und der Ritter ſorgſam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug' ſo dunkel?“ —
„„Und Rodrigo?““ — — ſchaudert Clara,
Und Entſetzen lähmt die Zunge.

Aber tiefe, ernſte Falten
Lagern ſich auf Bräut'gams Stirne:
„Herrin, ſprich nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag ſtarb Rodrigo!“

11.

Belſazer.[*]

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königsſaal,
Belſazer hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Gluth;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüſtet ſich frech, und läſtert wild;
Die Knechtenſchaar ihm Beifall brüllt.

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

Der König rief mit ſtolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovah's geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher gefüllt bis am Rand

Und er leert ihn haſtig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit ſchäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

Doch kaum das[1] grauſe Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Buſen bang.

Das gellende Lachen verſtummte zumal;
Es wurde leichenſtill im Saal.

Und ſieh! und ſieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor, wie Menſchenhand;

Und ſchrieb, und ſchrieb an weißer Wand
Buchſtaben von Feuer, und ſchrieb und ſchwand.[2]

Der König ſtieren Blicks da ſaß,
Mit ſchlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenſchar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

---

[1] [illegible]

[2] Eine leuchtende Flammen-Schrift, und ſchwand.

Die Magier kamen, doch Keiner verſtand
Zu deuten die Flammenſchrift an der Wand.[3]

Belſazer ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

12.

Die Minneſänger.*

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames[1] Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die Rechte iſt nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.[2]

---

[3] Zu deuten die Schrift an Saales Wand.

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 75. Blatt, vom 11. Mai 1821.

[1] herrliches

[2] Mit des Sieges Myrtenkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen[3]
In die Schranken, ſind geſund;
Doch wir Minneſänger bringen[4]
Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am beſten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, der erringet
Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.[5]

13.

Ständchen eines Mauren.*

Meiner ſchlafenden Zuleima
Rinnt aufs Herz, ihr Thränentropfen;
Dann wird ja das ſüße Herzchen
Sehnſuchtsvoll nach Abdul klopfen.

Meiner ſchlafenden Zuleima
Spielt ums Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich ſüß von Abdul's Liebe.

---

[3] die da ſpringen
[4] Aber Minneſänger bringen
[5] Und wem dort am beſten dringen
Liebes Blutſtrom' aus der Bruſt
Der wird's beſte Lob erringen,
Und [illegible] Lied gibt Andern Luſt.

*) Zuerſt im „Geſellſchafter," 105. Bl. vom 7. Juli 1821. — ſpäter nur noch 1822 in den „Gedichten" abgedruckt.

Meiner ſchlafenden Zuleima
Ström aufs Händchen, Herzblutquelle;
Dann trägt ja ihr ſüßes Händchen
Abdul's Herzblut,[1] roth und helle.

Ach! der Schmerz iſt ſtumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.[2]

14.

Die Fenſterſchau.*

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenſter.
Sie ſprach halblaut: „Gott ſteh' mir bei,
Der unten ſchaut bleich wie Geſpenſter!“

Der unten erhob'[1] ſein Aug' in die Höh',
Hinſchmachtend nach Hedewig's Fenſter.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch ſie ward bleich wie Geſpenſter.

Schön Hedwig ſtand nun mit Liebesharm
Tagtäglich[2] lauernd am Fenſter.
Bald aber lag ſie in Heinrich's Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Geſpenſter.

---

[1] [illegible] Sehnen
[2] [illegible] nur aus der Herzenswunde
*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten.“ [illegible]

[1] erhub
[2] Alltäglich

15.

Der wunde Ritter.*

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb:
Ein Ritter liegt[1] liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebſte[2] ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
„Der mag ſich zum Kampf bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!“

Da würden wohl Alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Widers eigne klagende Herz.[3]

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten.“ 1822.

[1]) lag

[2]) Geliebte

[3]) In der älteſten Faſſung folgten hier noch die Strophen:

Er möchte mit eignem Blute
Abwaſchen den Fleck ſeines Liebs;
Mit dem eignen Himmelsgute
Möcht' er ſühnen die Schuld ſeines Liebs.

Am liebſten möcht' er liegen
Mit Liebchen im Todtenſchrein,
Und ſollt' Lieb ſich ſchmiegen, —
Der Tod macht Alle rein.

16.

Waſſerfahrt.*

Ich ſtand gelehnet an den Maſt,[1]
Und zählte jede Welle.
Ade, mein ſchönes Vaterland!
Mein Schiff, das[2] ſegelt ſchnelle!

Ich kam ſchön Liebchens Haus vorbei,
Die Fenſterſcheiben blinken;
Ich guck' mir faſt die Augen aus,
Doch will mir Niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daſs ich nicht dunkel ſehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht[3]
Vor allzugroßem Wehe![4]

---

*) Mit der Überſchrift: „Des Knaben Waſſerfahrt," zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

[1] Ich ſtand am Maſtbaum angelehnt,

[2] Mein Schiffchen

[3] breche nicht

[4] In der älteſten Faſſung folgten hier noch die Strophen:

Stolziere nicht, du falſche Maid,
Ich will's meiner Mutter ſagen;
Wenn meine Mutter mich weinen ſieht,
Dann brauch' ich nicht lange zu klagen.

Meine Mutter ſingt mir ein Wiegenlied vor,
Bis ich ſchlafe und erbleiche;
Doch dich ſchleppt ſie Nachts bei den Haaren herbei,
Und zeigt dir meine Leiche.

17.

Das Liedchen von der Reue.*

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter luſtig rauſchen.
Er ſieht eine holde Mädchengeſtalt[1]
Durch Baumeszweige lauſchen.

Der Junker ſpricht:[2] „Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend ſtets umſchwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

„Zwei Röslein ſind die Lippen dort,
Die lieblichen, die friſchen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückiſch oft dazwiſchen.

„Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübſchen Roſenbüſchen,
Wo gift'ge Schlangen wunderſchlau
Im dunkeln Laube ziſchen.

---

*) Zuerſt im „Kunſt- und Wiſſenſchafts-blatt," Nr. 64, Beiblatt des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers" vom 16. November 1820, abgedruckt.

[1] Da ſieht er ein Mägdlein von holder Geſtalt;
Er ſieht eines holden Mägdleins Geſtalt G.

[2] Sprach

„Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das iſt die Grube, worein mich trieb
Wahnſinniges Verlangen.

„Dort ſeh' ich ein ſchönes Lockenhaar
Vom ſchönſten Köpfchen hangen.
Das ſind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böſe gefangen.

„Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie ſtille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle." —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauſchen ſchaurig.
Da ſieht er fern[1] eine zweite Geſtalt,
Die iſt ſo bleich, ſo traurig.

Der Junker ſpricht:[2] „O Mutter dort,
Die mich ſo mütterlich liebte,
Der ich mit böſem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

„O, könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O, könnt' ich dir röthen die Wangen blaß,
Mit dem Blut aus meinem Herzen!" —

---

[1] von fern
[2] ſprach:

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düſtern,
Viel' ſeltſame[5] Stimmen regen ſich,
Die Abendwinde flüſtern.

Der Junker hört die Worte ſein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die luſtigen[6] Waldvöglein,
Die zwitſchern laut und ſingen:

„Herr Ulrich ſingt ein hübſches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende geſungen das Lied,
So ſingt er es wieder aufs Neue.“

18.

An eine Sängerin.*

Als ſie eine alte Romanze ſang.

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie ſie zuerſt mein Auge ſah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich ſüß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wuſſte nicht, wie mir geſchah.

---

[5] Viel' eigne
[6] ſpöttiſchen

* Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten“ 1822.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war, als ſei ich noch ein Kind,[1]
Und ſäße ſtill beim Lämpchenſcheine
In Mutters frommem[2] Kämmerleine,
Und laſe Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter ſteigen aus der Gruft:
Bei Ronzival da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel' kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch Den wird Roland ſchlimm gebettet,
Er ſchwimmt in Blut, und athmet kaum:
Kaum mochte fern ſein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karl's erreichen,
Da muſs der Ritter ſchon erbleichen, —
Und mit ihm ſtirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände
Und riefen „Bravo!“ ohne Ende:
Die Sängerin verneigt ſich tief.

---

[1] Als ſei ich noch ein frommes Kind.
[2] warmem

19.

Die Lehre.*

Mutter zum Bienelein:
„Hüt dich vor Kerzenſchein!“
Doch, was die Mutter ſpricht,
Bienelein achtet nicht:

Schwirret ums Licht herum,
Schwirret mit Sum-ſum-ſum,
Hört nicht die Mutter ſchrein:
„Bienelein! Bienelein!“

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammengluth,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!“

'S flackert nun lichterroth,
Flamme gab'[1] Flammentod. —
„Hüt dich vor Mägdelein,[2]
Söhnelein! Söhnelein!“

---

*) Mit der Unterſchrift: „Fr. Freudhold Rieſenharf,“ zuerſt abgedruckt in „Hamburg's Wächter,“ 33. Stück vom 17. März 1817. — Später nur noch in die „Gedichte,“ 1822, aufgenommen.

[1] [illegible]

[2] [illegible]

20.

Das Lied von den Dukaten.*)

Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo ſeid ihr hingerathen?

Seid ihr bei den güldnen Fiſchlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgenthaue?

Seid ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da ſchweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au,
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell, —

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten," 1822.

BIBLIOTHECA
REGIA

Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klaun.

21.

Geſpräch auf der Paderborner Heide.*

Hörſt du nicht die fernen[1] Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich[2] die Schweine.“

Hörſt du nicht das Waldhorn blaſen?
Jäger ſich des Waidwerks freuen;[3]
Fromme Lämmer ſeh' ich graſen,
Schäfer ſpielen auf Schalmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen,
Iſt kein Waldhorn, noch Schalmeie;[4]
Nur den Sauhirt ſeh' ich kommen,
Heimwärts treibt er ſeine Säue.“[5]

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter“, 76. Blatt, vom 12. Mai 1821.

[1] luſt'gen

[2] Grunzen hör' ich nur

[3] freun?

[4] Iſt nicht Waldhorn, nicht Schalmeie,

[5] Heimwärts treibt er die Säue.“

Hörſt du nicht das ferne Singen,
Wie von ſüßen Wettgeſängen?
Englein ſchlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall ſolchen Klängen.

„Ei, was dort ſo hübſch geklungen,
Iſt kein Wettgeſang, mein Lieber!
Singend treiben Gänſejungen
Ihre Gänſelein vorüber.“

Hörſt du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger ſchreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, Das ſind die Schellen
Von den Ochſen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln[6] Ställen
Mit geſenktem Kopfe ziehen.“

Siehſt du nicht den Schleier wehen?
Siehſt du nicht das leiſe Nicken?
Dort ſeh' ich die Liebſte ſtehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ei, mein Freund, dort ſeh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liſe;[7]
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt ſie weiter nach der Wieſe.“

[6] dunklen
[7] Nur das Bettelweib, die Liſe,

Nun, mein Freund, ſo magſt du lachen
Über des Phantaſten Frage!
Wirſt du auch zur Täuſchung machen,
Was ich feſt im Buſen trage?[*]

22.

Traum und Leben.[*]

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, ſchlich ich fort
Zur blühenden Roſe am ſtillen Ort.

Ich nahte mich leiſe und ſtumm wie das Grab,
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich ſchaut' in den Kelch der Roſe hinein,
Da glomm's hervor, wie ein glühender Schein.

Und freudig entſchlief ich beim Roſenbaum;
Da trieb ſein Spiel ein neckender Traum:
Ich ſah ein roſiges Mädchenbild,
Den Buſen ein roſiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was Hübſches, recht goldig und weich;
Ich trug's in ein goldenes Häuschen ſogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht ſich ein Völkchen in zierlicher Rund'.

---

[*] Kannſt doch nicht zur Täuſchung machen
Was ich feſt im Buſen trage!

[*] Nur abgedruckt in den „Gedichten,“ 1842.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh' und Raſt,
Sie haben ſich feſt bei den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es ſummt mir ins Ohr die Tanzmuſik:
„Die ſchönſte der Stunden kehrt nimmer zurück;
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und dieſe Stunde ein Traum im Traum.“ —

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge ſchnell nach der Roſe ſchaut, —
O weh! ſtatt des glühenden Fünkleins ſteckt
Im Kelche der Roſe ein kaltes Inſekt.

23.

Lebensgruß.*

(Stammbuchblatt.)

Eine große Landſtraß iſt unſre Erd',
Wir Menſchen ſind Paſſagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kouriere.

Man fährt ſich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taſchentuch aus der Karoſſe;
Man hätte ſich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Roſſe.

---

*) Mit der Überſchrift: „An Alexander, Pr(inzen) von W(ürtemberg),“ zuerſt ab[illegible] in den „Gedichten,“ 1822.

Kaum trafen wir uns auf derſelben Station,
Herzliebſter Prinz Alexander,
Da bläſt ſchon zur Abfahrt der Poſtillon,
Und bläſt uns ſchon auseinander.

24.

Wahrhaftig.*

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knoſpen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein:[1]
Wenn der Sänger zwei ſüße Äuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

---

*) Mit der Überſchrift: „An Sie." zuerſt abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

[1] [illegible]

Sonette.

Sonettenkranz an A. W. von Schlegel.*

1.

Der ſchlimmſte Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das ſchlimmſte Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir faſt des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem ſeine Stützen ſanken.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Bemerker," Nr. 10, Beilage zum 77. Blatte des „Geſellſchafters," vom 14. Mai 1821, mit folgendem

„Nachwort.

Die in der „Neuen Berliner Monatſchrift für Philoſophie und Literatur" enthaltenen und im „Konverſations-Blatte" und im „Literaturblatt des Morgenblatts" zum Theil wieder abgedruckten, von manchen Leuten ſeelenvergnügt belächelten Ausfälle wider den großen Meiſter bewogen den Verfaſſer zum Abdruck obiger Sonette. Sie entſtanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfaſſer den Gefeierten in ſeiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüſtigkeit ſah. Der Geiſt Deſſelben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu ſitzen! — Ob der Verfaſſer jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politiſche Tendenz der jetzigen Beſtrebungen Schlegel's eiferte, mag hier unentſchieden bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen ſetzen ſollen, die dem literariſchen Reformator durchaus nicht verſagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium ſelbſt betrifft, ſo wird über den Nutzen deſſelben die Zeit entſcheiden. Portugieſen, Holländer und Engländer haben lange Zeit Jahr aus, Jahr ein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hauſe geſchleppt; wir Deutſche hatten immer das Zuſehen. Aber die geiſtigen Schätze Indiens ſollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank u. ſ. w. ſind unſere jetzigen Oſtindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien ſein.

H."

Das erſte und dritte der obigen Sonette wurden ſpäter nur noch 1822 in die „Gedichte" aufgenommen.

Da mochteſt du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läſſt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meiſter, ſoll ich's danken,[1]
Wird einſt das ſchwache Reislein Blüthen tragen.
O mögſt du's ferner noch ſo ſorgſam warten,
Daß es als Baum einſt zieren kann den Garten
Der ſchönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wunderſüßes Klingen,
Die Blumen ſprechen und die Bäume ſingen.

2.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Wangen,
Mit Schnabelſchuhn, mit Stickerein behangen,
Mit Thurmfriſur, und weſpengleich geſchnüret:
So war die Aftermuſe ausſtaffieret,
Als ſie einſt kam, dich liebend zu umfangen.
Du biſt ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrteſt fort, von dunklem[1] Trieb geführet.
Da fandeſt du ein Schloß in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis,[2]
Die ſchönſte Maid in Zauberſchlaf verſunken.
Doch wich der Zauber bald bei deinem Gruße,[3]
Aufwachte lächelnd Deutſchlands echte Muſe,
Und ſank in deine Arme liebestrunken.

---

[1] Und dir allein, mein Meiſter, ſoll ich's danken.

[1] dunkelm

[2] Und drinnen, wie ein holdes Marmorbildnis.

[3] Doch wich der Zauber deinem zarten Gruße.

3.

Zufrieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Nibelungshort dich laben,
Nahmſt du vom Themſeſtrand die Wundergaben,
Und pflückteſt kühn des Tago-Ufers[1] Blume.
Der Tiber haſt du manch Kleinod entgraben,[2]
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme, —
Du drangeſt gar zu Brahma's Heiligthume,
Und wollteſt auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geiz'ger Mann, ich rath' dir, ſei zufrieden[3]
Mit Dem, was ſelten Menſchen ward beſchieden,
Denk ans Verſchwenden jetzt, ſtatt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zuſammen haſt geſchleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den luſt'gen Erben.

An den Hofrath Georg S(artorius) in Göttingen.*

Stolz und gebietend iſt des Leibes Haltung,
Doch Sanftmuth ſieht man um die Lippen ſchweben,
Das Auge blitzt, und alle Muſkeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.

---

[1] Tajo-Ufers
[2] Der Tiber haſt manch Kleinod du entgraben.
[3] ich rathe, ſei zufrieden
*) Nur abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

So ſtehſt du auf dem Lehrſtuhl, von Verwaltung
Der Staaten ſprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette, und vom Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Geſtaltung.
Aus dem Gedächtnis liſcht mir nie dein Bild!
In unſrer Zeit der Selbſtſucht und der Roheit
Erquickt ein ſolches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen ſprachſt in ſtiller, trauter Stunde,
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

An J. B. R(ouſſeau).*

Dein Freundesgruß konnt' mir die Bruſt erſchließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinſtrom ſeh' ich wieder fließen,
In ſeinem Blau ſich Berg und Burgen ſpiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen ſprießen.
O, könnt' ich hin zu dir, zu dir, Getreuer,
Der du noch an mir hängſt, ſo wie ſich ſchlingt
Der grüne Epheu um ein morſch Gemäuer.
O, könnt' ich hin zu dir, und leiſe lauſchen
Bei deinem Lied, derweil Rothkehlchen ſingt
Und ſtill des Rheines Wogen mich umrauſchen.

---

*) Nur abgedruckt in den „Gedichten." 1822.

An Franz von Z.[*]

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern:
Ade, mein Bruder! denk mein in der Fern'!
Bleib treu, bleib treu der Poeſie,
Verlaß das ſüße Bräutchen nie!
Bewahr in der Bruſt, wie einen Hort,
Das liebe, ſchöne deutſche Wort! —
Und kommſt du mal nach dem Norderſtrand,
So lauſche nur am Norderſtrand;
Und lauſche, bis fern ſich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluthen ſchwebt.
Dann mag's wohl ſein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif auch du in dein Saitenſpiel
Und gieb mir ſüßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der ſchönen Maid,
Die ſo manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches geſendet viel Gluth hinein,
Die blühende Roſe am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gieb:
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutſchland wohnt,
Und Niemand mehr dem Böſen frohnt.
Und wie dein ſüßes Lied erklingt
Und heitere Märchen hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut ſich der Sänger im Norderland.

[*] Nur abgedruckt in den „Gedichten" 1822.

An meine Mutter B. Heine,

Geborne von Geldern.*

1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bißchen ſtarr und zähe:
Wenn ſelbſt der König mir ins Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet!

2.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte ſehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.

---

*) Zuerſt abgedruckt [illegible] 1822

Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.
Doch da biſt du[1] entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geſchwommen,
Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

An H. Str.

Nachdem ich [illegible] Zeitſchrift für [illegible] der Kunſt [illegible].*

Wie ich dein Büchlein haſtig aufgeſchlagen,
Da grüßen mir entgegen viel' vertraute,
Viel' goldne Bilder, die ich weiland ſchaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich ſehe wieder ſtolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutſcher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwiſchen klingt's wie ſüße Liebesklagen.
Wohl ſeh' ich auch, wie ſie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die ſich dort erfrechen,
Das hübſche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und ſie des grünen Schmuckes rings berauben —
Kommt neuer Lenz, wird ſie ſich neu belauben.

---

[1] Doch du biſt da

*) Zuerſt abgedruckt in den „Gedichten" [illegible] 1822.

Das projektierte Denkmal Goethe's

zu Frankfurt am Main.*

Hört zu, ihr deutſchen Männer, Mädchen, Frauen,
Und ſammelt Subſkribenten unverdroſſen!
Frankfurt's Bewohner[1] haben jetzt beſchloſſen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.
„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer ſchauen,“ —
So denken ſie, — „daſs wir des Manns Genoſſen,
Daſs unſerm Boden[2] ſolche Blum' entſproſſen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen.“
O, laſſt dem Dichter ſeine Lorbeerreiſer,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.
Im Windeln war er einſt euch nah;[3] doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüſslein trennt von Sachſenhäuſer.

Bamberg und Würzburg.**

In beider Weichbild fließt der Gnaden Quelle,
Und tauſend Wunder täglich dort geſchehen.
Umlagert ſieht man dort von Kranken ſtehen
Den Fürſten, der da heilet auf der Stelle.

---

*) Zuerſt, mit der Unterſchrift: „—try.“ im Berliner „Zuſchauer,“ Nr. 87, vom 19. Juli 1821. — ſpäter nur noch im zweiten Brief aus Berlin im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt,“ Nr. 17 (Beiblatt zum „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger“ Nr. 32), vom 19. April 1822, mit folgenden Varianten abgedruckt:

[1] Die Bürger Frankfurt's.

[2] daſs unſerm Rhein

[3] Im Windelſchmutz war er euch nah;

**) Dies Sonett, das ſich auf den, zu jener Zeit als Mirakelheld bekannten Fürſten Hohenlohe und auf den ſcheinheiligen Dramatiker Joſeph von Auffenberg bezieht, ward nur im „Zuſchauer,“ Nr. 93, vom 4. Auguſt 1821, mit der Unterſchrift: „Sin Harro,“ abgedruckt.

Er ſpricht: „Steht auf und geht!“ Und flink und ſchnelle
Sieht man die Lahmen ſelbſt von hinnen gehen.
Er ſpricht: „Schaut auf und ſehet!“ Und es ſehen
Sogar die Blindgebornen klar und helle.
Ein Jüngling naht, von Waſſerſucht getrieben,
Und fleht: „„Hilf, Wunderthäter, meinem Leibe!““
Und ſegnend ſpricht der Fürſt: „Geh hin und ſchreibe!“
In Bamberg und in Würzburg macht's Spektakel,
Die Handlung Gebhardt's rufet laut: „Mirakel!“ —
Neun Dramen hat der Jüngling ſchon geſchrieben.

„Das Bild,“

Trauerſpiel vom Freiherrn E. v. Houwald.*)

Leſſing-Da Vinci's Nathan und Galotti,
Schiller-Raphael's Wallenſtein und Poſa,
Egmont und Fauſt von Goethe-Buonarotti,
Die nimm zum Muſter, Houwald-Spinaroſa!

„Aucaſſin und Nicolette“
oder
„Die Liebe aus der guten alten Zeit.“

Von D. F. Koreff.**)

Haſt einen bunten Teppich ausgebreitet,
Worauf geſtickt ſind leuchtende Figuren.
Es iſt der Kampf feindſeliger Naturen,
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze ſtreitet.

---

*) Dies Epigramm ward mit der Unterſchrift: „— rrr.“ nur im „Zuſchauer.“ Nr. 78. vom 30. Juni 1821. abgedruckt.

**) Mit der Unterſchrift: „H.“ und dem Datum: „Berlin, den 27. Februar 1822.“ nur abgedruckt im „Zuſchauer,“ Nr. 32. vom 14. März 1822.

Trompetentuſch! Die Schlacht wird vorbereitet:
Im Kerker ſchmachten, die ſich Treue ſchwuren:
Schalmeien klingen auf Provencer Fluren;
Auf dem Bazar Karthago's Sultan ſchreitet.
Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,
Bis Lieb' und Licht beſiegen Haß und Nacht.
Du, Meiſter, kannteſt der Kontraſte Macht,
Und gabſt in ſchlechter neuer Zeit das Bildnis
Von Liebe aus der guten alten Zeit!

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B.*)

Um Mitternacht war ſchon die Burg erſtiegen,
Der Holzſtoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burſchen luſtig niederkauern,
Erſcholl das Lied von Deutſchlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutſchlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir ſahn den Burggeiſt auf dem Thurme lauern,
Viel' dunkle Ritterſchatten uns umſchauern,
Viel' Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Thürmen ſteigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und raſſelt, und die Eulen krächzen:
Dazwiſchen heult des Nordſturms Wuthgebrauſe. —
Sieh nun, mein Freund! ſo eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Huſten mit nach Hauſe.

---

*) Nur abgedruckt in den „Gedichten," 18[illegible]

An Fritz Steinmann.

(Ins Stammbuch.*)

Die Schlechten ſiegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt ſtiller Gluth lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirſt du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume ſtapeln,
Vergebens wirſt du dich zu Tode zappeln, —
Verſtehſt du's nicht, noch vor dem Ei zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfſtier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken ſchreiben[1] lernen,
Und kräftig oft in die Poſaune ſchmettern.
Auch ſchreibe nicht für Nachwelt, ſchreib für Pöbel,
Der Knalleffekt ſei deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.[2]

Fresko-Sonette an Christian Sethe.**

1.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig ſind, inwendig Sand;
Ich ſchlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.

---

*) Nur abgedruckt in den „Gedichten," 1822. Die nachfolgenden Varianten ſind aus dem von Steinmann (H. Heine. Denkwürdigkeiten ꝛc.) mitgetheilten Faksimile des Originals, datirt „Bonn den 7. Auguſt 1820," entnommen.

[1] machen

[2] Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.

**) Das vierte und zehnte Sonett wurden zuerſt im „Geſellſchafter," 77. Bl., v. 14. Mai 1821, mit der Ueberſchrift: „Sonette an einen Freund," — die übrigen (mit Ausnahme des achten, das, nur von Steinmann mitgetheilt, ſich mit der Ueberſchrift „Burleskes Sonett" auch im handſchriftlichen Nachlaß Heine's befindet), zuerſt in den „Gedichten," 1822, abgedruckt. Das neunte Sonett ward nicht in die ſpätere Gedichteſammlung des B. d. L. aufgenommen.

Ich beug' mich nicht vor jenen hübſchen Metzen,[1]
Die ſchamlos prunken mit der eignen Schand':
Ich zieh nicht mit, wenn ſich der Pöbel ſpannt
Vor[2] Siegeswagen ſeiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach durch ſchwankes Biegen
In Wind und Wetter ſtehn bleibt, nach wie vor.
Doch ſprich, wie weit bringt's wohl am End' ſolch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierſtock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

2.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermaſken prunken,[1]
Nicht wähnen, ich ſei Einer von den Ihren.
Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart verſunken,
Verleugne all' die ſchönen Geiſtesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.
So tanz' ich auf dem großen Maſkenballe,
Umſchwärmt von deutſchen Rittern, Mönchen,[2] Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.
Mit ihrem Holzſchwert prügeln ſie mich Alle.
Das iſt der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müſſte all das Galgenpack verſtummen.

---

[1] Ich zieh nicht ab den Hut vor hübſchen Metzen.

[2] Vor'n

[1] Die in Charaktermaſken prächtig prunken.

[2] Türken.

3.

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern; 4
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Geiſtesrichtern;[1] 4
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich bedrohn[2] mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübſche Siebenſachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;
Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zerſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

4.

Im Hirn ſpukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderſchönes[1] zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieſes liebelos froſtige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Übermuth hinein.

---

[1] Splitterrichtern.
[2] umdräun.

[1] wunderſüßes.

Hörſt du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leiſe, leiſe?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerſpringet, —
Und ach! da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Käm' der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe.

5.

In ſtiller, wehmuthweicher Abendſtunde
Umklingen mich die längſt verſchollnen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberſpiegels Grunde
Seh' ich das Bildnis meiner Liebſten wieder;
Sie ſitzt am Arbeitstiſch, im rothen Mieder,
Und Stille herrſcht in ihrer ſel'gen[1] Runde.
Da[2] plötzlich ſpringt ſie auf vom Stuhl, und ſchneidet
Von ihrem Haupt die ſchönſte aller Locken,
Und giebt ſie mir, — vor Freud' bin ich erſchrocken.
Mephiſto[3] hat die Freude mir verleidet,
Er ſpann ein feſtes Seil von jenen Haaren,
Und ſchleift mich dran herum ſeit vielen Jahren.

6.

„Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte,
Küßteſt du mich nicht in der Willkommſtund'."[1]
So ſprach ich, und der Liebſten rother Mund
Den ſchönſten Kuß auf meine Lippen drückte.

[1] heil'gen
[2] Doch
[3] Nur Satan
[1] „Als ich vorm Jahr, mein Lieb, dich wiederblickte,
Gabſt du kein'n Kuß mir in der Willkommſtund'". G.
„Du gabſt, als ich vorm Jahre dich wiederblickte,
Mir keinen Kuß in jener Willkommſtund'." B. d. L. 1. Aufl.

Und lächelnd ſüß ein Myrtenreis ſie pflückte
Vom Myrtenſtrauche, der am Fenſter ſtund:
„Nimm hin und pflanz dies Reis in friſchen Grund,
Und ſtell ein Glas darauf,“ ſprach ſie und nickte. —
Schon lang iſt's her. Es ſtarb das Reis im Topf.
Sie ſelbſt hab' ich ſeit Jahren nicht geſehn:
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf,
Und aus der Ferne trieb's mich jüngſt zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hauſe blieb ich ſtehn
Die ganze Nacht, ging erſt am Morgen fort.

7.

Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch ſchlimmer ſind die ſanften Engelsfrätzchen.
Ein ſolches bot mir einſt ein ſüßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich ſcharfe Tatzen.
Hüt dich, mein Freund, vor ſchwarzen alten Katzen,
Doch ſchlimmer ſind die weißen jungen Kätzchen:
Ein ſolches macht' ich einſt zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O ſüßes Frätzchen, wunderſüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Äuglein täuſchen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleiſchen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glühnden Lippen preſſen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdeſſen!

8.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüſſt' ich den Pinſel kunſtgerecht zu führen
Und hübſch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlöſſer ſtolze Wände.
Wie flöſſe bald mir zu des Goldes Spende,
Wüſſt' ich auf Flöten, Geigen und Klavieren
So rührend und ſo fein zu muſicieren,
Daſs Herrn und Damen klatſchten in die Hände.
Doch, ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brotloſeſte der Künſte, Poeſie!
Und ach! wenn Andre ſich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken im Champagnerweine,
Dann muſs ich dürſten, oder ich muſs — pumpen.

9.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eiſenklammer.
Wild ſchrie ich auf vor namenloſem Jammer,
Blutſtröme mir aus Mund und Augen ſprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir ſchnell den Gnadenſtoß mit goldnem Hammer.
Neugierig ſieht ſie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht ſie, wie mein Herz noch ächzet,
Muſik iſt ihr mein letztes Todesröcheln,
Und ſpottend ſteht ſie da mit kaltem Lächeln.

10.

Du ſahſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geſchminkten Katzen und bebrillten[1] Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern beſudeln,
Und mich ſo gerne ins Verderben züngeln.
Du ſaheſt oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz ſich ringeln;
Du ſahſt mein Blut aus tauſend Wunden ſprudeln.
Du aber ſtandeſt feſt gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch iſt man dort, ſo kann man ſicher ſchlafen.

11.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüſtig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muſs ich kleben,
Umkrächzt, umziſcht von eklem[2] Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein ſchönes Lieb, allüberall umſchweben,
In ihrem ſelig ſüßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

[1] [illegible]
[2] [illegible]

Und heimlich ſchauernd ſehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo ſtille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umſchließen.

An Sie.*

Die rothen Blumen hier und auch die bleichen,
Die einſt geblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum ſchmucken Strauß verbunden,
Und will ihn dir, du ſchöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden:
Ich kann ja nicht aus dieſem Leben weichen,
Ohn' rückzulaſſen dir ein Liebeszeichen —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!
Doch nie, o Herrin, ſollſt du mich beklagen;
Beneidenswerth war ſelbſt mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.
Und größres Heil noch ſoll mir bald geſchehen:
Mit Geiſterſchutz darf ich dein Haupt umſchweben
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

---

*) Nur abgedruckt in den „Gedichten" 1822.

Überſetzungen

aus

Lord Byron's Werken.*

(1821.)

---

*) Nur abgedruckt in den „Gedichten," 1822 — mit Ausnahme der Geiſterlieder im „Manfred," die zuerſt im „Geſellſchafter," 106. Blatt, vom 4. Juli 1821 veröffentlicht wurden.

Vorbemerkung.

Die Überſetzung der erſten Scene aus „Manfred“ und des „Gut' Nacht“ aus Childe Harold entſtand erſt voriges Jahr und möge als Probe dienen, wie ich einige engliſche Dichter ins Deutſche zu übertragen gedenke. Die Lieder „Lebewohl“ und „An Inez“ ſind weit früher — und zwar in unreifer, fehlerhafter Form — überſetzt, und wurden aus bloß zufälligen Gründen hier abgedruckt.

Berlin, den 20. November 1821.

H. Heine.

Manfred.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eine gothiſche Halle. — Mitternacht. — Manfred allein.

Manfred.

Ich muſs die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt ſie ſo lange nicht, als ich muſs wachen.
Mein Schlaf — wenn ich auch ſchlaf' — iſt doch kein Schlaf:
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erſchließt
Sich nur, einwärts zu ſchaun. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menſchenform und Menſchenantlitz.
Doch Kummer ſollt' des Weiſen Lehrer ſein:
Der Schmerz macht weiſe, und wer's Meiſte weiß,
Den ſchmerzt am meiſten auch die bittre Wahrheit:
Daſs der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wiſſenſchaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforſcht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die ſolche dienſtbar machen könnt' mir ſelber.

Doch frommt es nicht. — Den Menſchen that ich Gutes,
Und mir geſchah auch Gutes, ſelbſt von Menſchen.
Doch frommt Das nicht. — Ich hatte meine Feinde,
Ich ſank vor Keinem, Mancher ſank vor mir.
Doch frommt es nicht. — Denn Gutes, Böſes, Leben
Macht Leidenſchaft, wie ich's bei Andern ſehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grauſen Stund'. Ich fürchte Nichts,
Mich quält der Fluch, daſs ich Nichts fürchten kann,
Kein ſtärkres Pochen fühl', von Hoffnung, Wünſchen,
Sehnſucht nach einem Weſen dieſer Erde.
Mein Werk beginn'!
Geheimnisvolle Mächte!
Ihr Geiſter dieſes unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich ſtets geſucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luſtig
Im Hauche wohnt; ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgeſucht die ſteilſten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauſet, —
Euch ruf' ich her kraft des geſchriebnen Zaubers,
Der euch mir unterjocht. Steigt auf! Erſcheint!

(Pauſe.)

Sie zögern. — Ich beſchwör' euch bei dem Worte
Des Geiſteroberhaupts, bei dieſem Zeichen,
Das euch erzittern macht, beim Willen Deſſen,
Der nimmer ſtirbt, — ſteigt auf! Steigt auf! Erſcheint!

(Pauſe.)

Sie zögern — Geiſter in der Erd' und Luft!
Ihr ſollt nicht ſpotten meiner. Ich beſchwör' euch
Bei noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einſt der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerſtörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;

Beim grauſen Fluch, der meine Seel' belaſtet,
Bei dem Gedanken, der ſtets in mir lebt,
Und um mich lebt, beſchwör' ich euch. Erſcheint!

(Ein Stern wird ſichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt ſtehn. Man hört eine Stimme ſingen.)

Erſter Geiſt.

Menſch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wolkenhall',[1]
Die der Dämmrung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Karmin und Himmelbläu',
Daſs ſie mir ein Luſthaus ſei.
Zwar ſollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Menſch! erfüllt ſei dein Begehr.

Zweiter Geiſt.

Montblanc iſt der König der Berge,
Die krönten ſchon längſt ſeine Höh';
Auf dem Felſenthron ſitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron'[2] von Schnee.
Wie'n Gurt umſchnallt ſeine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lawine hält;
Doch vor dem Fall muſs der donnernde[3] Ball
Still ſtehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletſchers ruhlos kalte Maſſ'[4]
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der ſie ſinken laſſ',[5]
Und auch ſie hemmen mag.

---

[1] Ließ ich meine Wolkenhall'.
[2] Krone
[3] donnernde
[4] Des Gletſchers ruhelos kalte Maſſe
[5] läſſt.

Ich bin der Geiſt des Berges hier,
Wollt' ich's, er beugte ſich,
Erzitternd bis zum Marke ſchier, —
Und du, was rieſſt du mich?

Dritter Geiſt.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf ſchweigt,
Wo ein Fremdling der Wind iſt,
Und die Meerſchlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muſcheln durchſchlingt, —
Wie wenn Sturm[6] auf der Meerfläch',
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein ſtilles Korallhaus
Erdröhnte er ſchwer;
Denn der Waſſergeiſt bin ich —
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geiſt.

Wo der Erdſchüttrer ſchlummert
Auf Kiſſen[7] von Gluth,
Wo die Pechſtröm' aufwälzen
Die kochende Fluth,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Alſo tief wie ihr Gipfel[8]
Zum Himmel aufſtrebt,
Dort ließ ich die Heimat,
Dein Ruf riſs mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr iſt dein Wort.

[6] Wie ein Sturm
[7] Auf Küſten

[8] Gürtel

Fünfter Geiſt.

Mein Roß iſt Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl:
Das Wetter, das dahinten blieb,
Iſt noch von Blitzen ſchwül.
Mich hat gar ſchnell, über Land und Well',
Ein Windſtoß hergebracht:
Die Flott', die ich traf, die ſegelt brav,
Doch ſinkt ſie noch heute Nacht.

Sechſter Geiſt.

Mein Wohnhaus iſt der Schatten ſüßer Nacht:
Was quälſt du mich aus Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geiſt.

Vor Erdbeginn beherrſchte ich
Den Stern, der nun beherrſchet dich.
Das war ein Erdball, hübſch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umſchwebt.
Sein Lauf war ſchön geregelt, kaum
Trug ſchönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,
Ein Schweifſtern, der ſich pfadlos ſchlingt,
Und Menſchen ſchreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und ſchweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schickſalſtern,[1]
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,

---

[1]) der Schickſalſtern.

Du zwangſt mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht,)
Auf kurz hieher, wo zitternd gar
Hier dieſe ſchwache Geiſterſchar[10]
Mit einem Ding, wie du biſt, ſchwätzt —
Du, Sohn des Staubs, was willſt du jetzt?

Die ſieben Geiſter.

Erd', Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind,[11]
Und auch dein Stern umſtehn als Geiſter dich,
Und harren deines Winkes, Menſchenkind, —
Was will von uns der Sohn des Staubes? — ſprich![12]

Manfred.

Ich will vergeſſen —

Erſter Geiſt.

Was — und wie — warum?

Manfred.

Was in mir iſt, will ich vergeſſen, leſet's
In mir — ihr kennt's, und ich kann's nimmer ſagen.

Geiſt.

Nur was wir haben, können wir dir geben,
Verlange Gegenſtände, Herrſchaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Theil, verlang ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienſtbar macht,
Die wir regieren, Jedes, all Dergleichen
Sei dein.

---

[10] Auf kurze Zeit hieher, wo gar
Bang zitternd dieſe Geiſterſchar
[11] Gebirg und Sturm.
[12] Und harren deines Willens, Menſchenkind,
Was willſt du nun, du Sohn des Staubes? — ſprich!

Manfred.

Vergeſſen, Selbſtvergeſſenheit —
Könnt ihr nicht ſchaffen Dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahleriſch ſo Vieles bietet?

Geiſt.

In unſrer Macht ſteht's nicht; es ſeie denn —
Du ſtürbeſt jetzt.

Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

Geiſt.

Wir ſind unſterblich und vergeſſen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes iſt uns
Mitſammt der Zukunft gegenwärtig. Siehſt du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die euch hierherzwang,
Gab euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geiſt, der prometheu'ſche Funken,
Die Flamme meines Lebens iſt ſo leuchtend,
Durchglühnd und weithinblitzend wie die eure,
Giebt der Nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! ſonſt beweiſ' ich, wer ich bin.

Geiſt.

Die alte Antwort gnügt; die beſte Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklär die Rede.

Geiſt.

Wenn, wie du ſagſt, dein Weſen unſerm gleicht,
So hatteſt du ſchon Antwort, als wir ſagten:
Was Tod die Menſchen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.

So rief ich euch umſonſt aus euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geiſt.

Sprich!
Was wir vermögen, bieten wir, dein ſei's:
Beſinn dich, eh' du uns entläßt, frag nochmals, —
Macht, Herrſchaft, Kraft, Verlängrung deiner Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie ſind mir jetzt ſchon allzu lang, — fort! fort!

Geiſt.

Gemach! ſind wir mal hier, kann's doch dir nützen,
Beſinn dich, giebt's denn gar Nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwerth in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, Nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl, eh' wir ſcheiden,
Euch ſchaun von Angeſicht zu Angeſicht.
Ich höre eure Stimmen, ſüß und ſchmachtend
Wie Harfentöne auf dem Waſſer, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders Nichts. Kommt näher, wie ihr ſeid,
Kommt all', kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geiſt.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeiſt:
Wähl' die Geſtalt, worin wir kommen ſollen.

Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär' für mich.
Eu'r Mächtigſter mag wählen ſich ein Antlitz,
Das ihm das Beſte dünkt. Erſchein!

Siebenter Geiſt
(Erſcheint in der Geſtalt eines ſchönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's ſo ſein ſoll, und du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk biſt, ſo könnt' ich dennoch
Recht glücklich ſein, — umarmen will ich dich,
Wir wollen wieder —
(die Geſtalt verſchwindet).
's Herz iſt mir zermalmet.
(Manfred ſtürzt beſinnungslos nieder.)

Eine Stimme (ſpricht folgenden Zauberbann:)

Wenn der Mond im Waſſer ſchwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunſtbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternſchnuppen[13] niederſchießen,
Und ſich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umſchattet von den Höhn,
Baum und Blätter ſtille ſtehn:

---

[13] Wenn die Sterne

Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget ſich.

Schläfſt du auch mit Augen zu,[14]
Findet doch dein Geiſt nicht Ruh',
Schatten drohn,[15] die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauſcht,
Biſt du nimmer unbelauſcht;
Biſt wie leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt:
Sollſt jetzt leben[16] immerfort
Hier in dieſem Zauberwort.

Siehſt mich zwar nicht ſichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich
Als ein Ding, das unſichtbar
Nah dir iſt, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich grauſt,
Und du haſtig rückwärts ſchauſt,
Siehſt du ſtaunend, daſs ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verſchweigen muſs dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zauberſang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeiſt voller Liſt
Legt dir Schlingen, wo du biſt;
In dem Wind hörſt du ein Wort,
Das dir ſcheucht die Freude fort:

---

[14] Drückt auch Schlaf die Augen zu.
[15] Schatten giebt's.
[16] Sollſt jetzt wohnen.

Und die Nacht, ſo ſtill und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenſchein,
Soll dir unerträglich ſein.

Aus deinen Thränen, falſch und ſchlau,
Kocht' ich ein tödliches Gebrau;
Aus deines Herzen ſchwarzem Quell
Preſſt' ich des ſchwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort ſich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Hauch[17] des allerſchlimmſten Leids;
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigſten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Argliſtſchlund,
Bei deinem Aug',[18] ſcheinheilig gut,
Bei deiner Seel' verſchloſſner Wuth,
Bei deiner Kunſt, womit du gar
Dein Herz für menſchlich gabeſt dar,
Bei deiner Luſt an fremdem Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich, Geſell:
Sei ſelber deine eigne Höll'!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein ſolch Verhängnis ſchafft;
Schlafen nicht und Sterben nicht
Gönnt dein Schickſal dir, du Wicht;[19]

---

[17] Dem Quell
[18] Bei dieſem Aug

[19] „Schlafe nicht und ſterbe nicht!"
Das iſt's, was dein Schickſal ſpricht;

Sollſt den Tod ſtets nahe ſchaun,
Freudig zwar und doch mit Graun.
Sieh! der Zauber ſchon umringt dich,
Klanglos ſeine Kett' umſchlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk, verbleich!

Lebewohl!

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Läſterzungen können Wahrheit ſchwärzen,
Und die Beſtändigkeit wohnt nur dort oben;
Und dornig iſt das Leben, und die Jugend
Iſt eitel; und entzweit ſein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnſinnſchmerz im Hirne toben!

* * *

Doch nie fand ſich ein Mittler dieſen Beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber ſtanden ſich die Schmerzgeſtalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl geſpalten;
Ein wilder, wüſter Strom fließt jetzt dazwiſchen,
Doch aller Elemente zorn'ge Schar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwiſchen
Die holde Spur von Dem, was einſtens war.
(Aus Coleridge's „Chriſtabel.“)

Lebe wohl, und ſei's auf immer!
Sei's auf immer, lebe wohl!
Doch, Verſöhnungsloſe, nimmer
Dir mein Herze zürnen ſoll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeſchmiegt
Jene ſüße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könnteſt du durchſchaun dies Herze
Und ſein innerſtes Gefühl!
Dann erſt ſähſt du: es ſo grauſam
Fortzuſtoßen, war zu Viel.

Mag ſein, daſs die Welt dich preiſe,
Und die That mit Freuden ſeh', —
Muſs nicht ſelbſt ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh?

Mag ſein, daſs viel Schuld ich trage:
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund' zu ſchlagen,
Als der einſt mich lieb umwand?

Dennoch täuſche dich nicht ſelber,
Langſam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt ſo raſchen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer ſoll dein Herz noch ſchlagen,
Meins auch, blut' es noch ſo ſehr:
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder ſehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte ſchmerzen bittrer,
Als wenn man um Todte klagt:
Jeder Morgen ſoll uns finden
Im verwittwet' Bett erwacht.

Suchſt du Troſt, wenn's erſte Lallen
Unſres Mägdleins dich begrüßt:
Willſt du lehren „Vater" rufen
Sie, die Vaters Huld vermiſſt?

Wenn, umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr ſüßer Kuſs entzückt,
Denke ſein, der fern dich liebet,
Den du liebend einſt beglückt!

Wenn du ſchauſt, daſs ihr Geſichtlein
Meinen Zügen ähnlich ſei,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt' kennſt du,
All mein Wahnſinn fremd dir blieb:
All mein Hoffen, wo du gehn magſt,
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl haſt du erſchüttert:
Selbſt mein Stolz, ſonſt felſenfeſt,
Beugt ſich dir, — von dir verlaſſen,
Meine Seel' mich jetzt verläſſt.

Doch was helfen eitel Worte, —
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geſchleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einſam und zermalmet, —
Tödlicher kann Tod nicht ſein!

An Inez.

(Childe Harold. Erſter Geſang.)

O, lächle nicht ob meinen finſtern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu ſchwer!
Doch Thränen mögen nie dein Aug' bethauen,
Umſonſt geweinte Thränen nimmermehr.

O, forſche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud' und Jugend mir zerfriſſt.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du ſogar zu heilen machtlos biſt.

Es iſt kein Liebesweh, es iſt kein Haſſen,
Es iſt kein Schmerz getäuſchter Ruhmbegier,
Was ſtets mich treibt, das Liebſte zu verlaſſen,
Was mir die Gegenwart verekelt ſchier.

Es iſt kein Überdruß, der mich erdrücket
Bei Allem, was ich hör' und ſeh' und fühl'.
Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es iſt die düſtre Gluth, die ſtets getragen
In tiefer Bruſt der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo ſich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann ſich ſelbſt entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich raſtlos jedes fernſte Land,
Und ſtets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke" wird genannt.

Doch Andre ſeh' ich, die ſich luſtig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr ſchöner Traum verrauchen,
Und Keiner mög' erwachen ſo, wie ich!

Noch manchen Himmelsſtrich muß ich durcheilen,
Verdammt, noch manches Mal zurück zu ſehn;
Nur ein Bewußtſein kann mir Troſt ertheilen:
Was auch geſcheh', das Schlimmſt' iſt mir geſchehn.

Was iſt denn dieſes Schlimmſte? Laß die ſcharfen,
Die ſcharfen Stachelfragen laſſe fort!
O lächle nur, — doch ſuch nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu ſchaun die Hölle dort.

Gut' Nacht!

(Childe Harold. Erſter Geſang.)

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind ſeufzt, wir rudern ſchwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir ſegeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du ſchöne Sonn' und du,
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Aufs Neu' ſteigt bald die Sonn' heran,
Gebärend Tageslicht:
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloſs liegt wüſt und leer,
Mein Herd ſteht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinſt du, armes Kind?
Fürchtſt du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wiſch nur vom Aug' die Thräne hell,
Das Schiff iſt feſt gefügt,
Kaum fliegt der beſte Falk ſo ſchnell,
Wie unſer Schifflein fliegt.

„Laſs brauſen Flut, laſs heulen Wind,
Mich ſchreckt nicht Wind, nicht Fluth:
Sir Childe, viel andre Ding' es ſind,
Weſshalb ich ſchlimmgemuth.
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut:
Mir blieb kein Freund, als du allein,
Und der dort oben ſchaut.

„Lang ſegnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht ſehr,
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daſs ich wiederkehr'.“ —
Still, ſtill, mein Bub, dich zieret hold
Im Auge ſolche Thrän',
Hätt' ich dein ſchuldlos Herz, man ſollt'
Auch meins nicht trocken ſehn.

Komm her, komm her, mein Schloſsdienſtmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtſt du, der Franzmann käm' heran,
Durchfröſtelt dich die Nacht?
„Glaubſt du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht ſo bang!
Doch denkt er an ſein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammſchloſs ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind:
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was ſagt ſie ihm geſchwind?“
Still, ſtill, mein wackrer Schloſsdienſtmann,
Man ehre deinen Schmerz:
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entfliehn, als ſei's ein Scherz.

Ich traue Weibesſeufzern nicht!
Ein friſcher Buhlertroſs
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngſt noch überfloſs.
Mich quälet kein' Erinnrung ſüß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daſs ich Nichts verließ,
Weſshalb ich weinen ſollt'.

Und nun ſchwimm' ich auf weitem Meer,
Bin einſam in der Welt; —
Sollt' ich um Andre weinen ſehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speiſ'
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr' ich zurück und nah' ihm leis —
Zerfleiſcht er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchſegl' ich frei
Das wilde Meergebraus:
Trag mich, nach welchem Land es ſei,
Nur trag mich nicht nach Haus!
Sei mir willkommen, Meer und Luft!
Und iſt die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen Wald und Kluft!
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Lyriſches Intermezzo.

(1822—1823.)

Salomon Heine

empfange dieſe Blätter aufs Neue

als

ein Zeichen der Verehrung und Zuneigung

des Verfaſſers.*

---

*) B. d. L., 1. Aufl.

Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegoſſen,
Und wenn du es aufgeſchlagen,
Hat ſich dir mein Herz erſchloſſen.[*]

---

[*] Dieſe Zueignungsverſe an Salomon Heine ſind den „Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo" (Berlin, 1823) entnommen.

Prolog.*

Es war mal ein Ritter, trübſelig und ſtumm,
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er wankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern, ſo täppiſch, ſo links,[1]
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbeigegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hatt' ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann —
An die Thüre da hört' er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide,
Sie blüht und glüht wie ein Röſelein,
Ihr Schleier iſt eitel Geſchmeide.

---

*) Mit der Überſchrift: „Lied vom blöden Ritter" und unterzeichnet „Harry Heine" zuerſt abgedruckt im „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach auf das Jahr 1822." Hamm und Münſter, bei Schulz und Wundermann.

[1] und täppiſch und links.

Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Äuglein grüßen[2] mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich Beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer,
Der Blaſſe erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.[3]
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,[4]
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kryſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.
Er ſtaunt, und die Augen erblinden ihm faſt
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter iſt Bräut'gam, die Nixe iſt Braut,
Ihre Jungfraun ſpielen die Zither.[5]

Sie ſpielen und ſingen, und ſingen ſo ſchön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter, dem wollen die Sinne vergehn,
Und feſter umſchließt er die Süße —[6]
Da löſchen auf einmal die Lichter aus,[7]
Der Ritter ſitzt wieder ganz einſam zu Haus,
In dem düſtern Poetenſtübchen.

---

[2] Die Äuglein winken
[3] kühner und freier.
[4] ganz ſchalkhaft geneckt.
[5] Die ſpielen die Zither.
[6] Sie ſpielen und ſingen, es tanzen herein
Viel' winzige Mädchen und Bübchen.
Der Ritter, der will ſich zu Tode freun,
Und feſter umſchlingt er ſein Liebchen.
[7] Die Kerzen aus.

1.[*]

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knoſpen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab' ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

2.[**]

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel' blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb haſt, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenſter ſoll klingen
Das Lied der Nachtigall.

---

[*] Zuerſt abgedruckt im B. d. L. 1. Auflage.

[**] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822

3.*

Die Roſe, die Lilje, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einſt alle in Liebeswonne.
Ich lieb' ſie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie ſelber, aller Liebe Bronne,
Iſt Roſe und Lilje und Taube und Sonne.

4.**

Wenn ich in deine Augen ſeh',
So ſchwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küſſe deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar geſund.

Wenn ich mich lehn' an deine Bruſt,
Kommt's über mich wie Himmelsluſt;
Doch wenn du ſprichſt: „Ich liebe dich!"
So muſs ich weinen bitterlich.

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien 1823."

**) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

5.[*]

Dein Angeſicht, ſo lieb und ſchön,
Das hab' ich jüngſt im Traum geſehn,
Es iſt ſo mild und engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die ſind roth:
Bald aber küßt ſie bleich der Tod.
Erlöſchen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

6.[**]

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen!
Und an mein Herz drück feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt —
Sterb' ich vor Liebesſehnen!

---

[*] Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[**] Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

7.*

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilje ſoll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebſten mein.

Das Lied ſoll ſchauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den ſie mir einſt gegeben
In wunderbar ſüßer Stund'.

8.**

Es ſtehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh'
Bis' tauſend Jahr', und ſchauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie ſprechen eine Sprache,
Die iſt ſo reich, ſo ſchön;
Doch keiner der Philologen
Kann dieſe Sprache verſtehn.

Ich aber hab' ſie gelernet,
Und ich vergeſſe ſie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebſten Geſicht.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 101. Blatt, vom 26. Juni 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. October [illegible].

9.*

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im ſtillen Mondenſchein:
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Die Veilchen kichern und koſen,
Und ſchaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Roſen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauſchen
Die frommen, klugen Gazelln;
Und in der Ferne rauſchen
Des heiligen Stromes Welln.

Dort wollen wir niederſinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb'[1] und Ruhe trinken
Und träumen ſeligen Traum.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

[1]) Und Liebe

10.*

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, Der iſt ihr Buhle,[1]
Er weckt ſie mit ſeinem Licht,
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

11.**

Im Rhein, im ſchönen Strome,[1]
Da ſpiegelt ſich in den Welln,
Mit ſeinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."
[1] Das iſt ihr Buhle.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."
[1] Im heiligen Strome.

Im Dom, da ſteht ein Bildnis,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.

12.*

Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig:
Schau' ich dir nur ins Angeſicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du haſſeſt, haſſeſt mich ſogar,
So ſpricht dein rothes Mündchen:
Reich' mir es nur zum Küſſen dar,
So tröſt' ich mich, mein Kindchen.

13.**

Du ſollſt mich liebend umſchließen,
Geliebtes, ſchönes Weib!
Umſchling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geſchmeidigen Leib.

* * *

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

**) Nur abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umſchlungen ſchon,
Die allerſchönſte der Schlangen
Den glücklichſten Laokoon.

14.*

O ſchwöre nicht und küſſe nur,
Ich glaube keinem Weiberſchwur!
Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt
Der Kuſs, den ich dir abgeküſſt!
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort iſt eitel Dunſt und Hauch.

* * *

O ſchwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir aufs bloße Wort!
An deinen Buſen ſink' ich hin,
Und glaube, daſs ich ſelig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich
Und noch viel länger liebſt du mich.

15.**

Auf meiner Herzliebſten Äugelein
Mach' ich die ſchönſten Kanzonen.
Auf meiner Herzliebſten Mündlein klein
Mach' ich die beſten Terzinen.
Auf meiner Herzliebſten Wängelein
Mach' ich die herrlichſten Stanzen.
Und wenn meine Liebſte ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf' ein hübſches Sonett.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 121. Blatt, vom 31. Juli 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

†) So muſs ich Verſe machen

16.*

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Wird täglich abgeſchmackter!
Sie ſpricht von dir, mein ſchönes Kind:
Du haſt keinen guten Charakter.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Und dich wird ſie immer verkennen:
Sie weiß nicht, wie ſüß deine Küſſe ſind,
Und wie ſie beſeligend brennen.[1]

17.**

Liebſte, ſollſt mir heute ſagen:
Biſt du nicht ein Traumgebild,
Wie's in ſchwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein ſolches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, ſüßes Kindchen,
Das erſchafft der Dichter nicht.

Baſilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche ſchlimme Fabelthiere,
Die erſchafft des Dichters Feu'r.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[1] Sie weiß nicht, wie weich deine Arme ſind,
Und wie deine Küſſe brennen.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes[1] Angeſicht,
Und die falſchen frommen Blicke —
Das erſchafft der Dichter nicht.

18.*

Wie die Wellenſchaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn ſie iſt das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entſchuldig es,
Was die holde Thörin that.

19.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,

---

[1] Und dein ſüßes

*) Dies und die beiden folgenden Lieder wurden, unter der gemeinſamen Überſchrift: „Die Vermählte," zuerſt in den „Gedichten" 1822 abgedruckt.

Und ſah die Schlang', die dir am Herzen friſſt,
Ich ſah, mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

20.

Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein.

Wohl ſeh' ich Spott, der deinen Mund umſchwebt,
Und ſeh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und ſeh' den Stolz, der deinen Buſen hebt, —
Und elend biſt du doch, elend wie ich.

Unſichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der ſtolze Buſen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein.

21.[*]

Das iſt ein Flöten und Geigen,
Trompeten ſchmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.

[*] Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmein:
Dazwiſchen ſchluchzen und ſtöhnen
Die guten Engelein.

22.*

So haſt du ganz und gar vergeſſen,
Daſs ich ſo lang dein Herz beſeſſen,
Dein Herzchen, ſo ſüß und ſo falſch und ſo klein,
Es kann nirgend'[1] was Süßres und Falſcheres ſein.

So haſt du die Lieb' und das Leid vergeſſen,
Die das[2] Herz mir thäten zuſammenpreſſen.
Ich weiß nicht, war Liebe größer, als Leid?
Ich weiß nur, ſie waren groß alle beid'!

23.**

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien".
[1] 's kann nirgends
[2] Die's

**) Mit der Überſchrift: „Liebesweh" zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter", 16. Blatt vom [illegible] Januar 1822.

Und wüſſten's die Nachtigallen,
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüſſten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

24.*

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich[1] herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

---

* Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 101. Blatt, vom 26. Juni 1822.

[1] verdroſſen

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb,
Mein liebes Liebchen? ſprich!
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

25.*

Sie haben dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben ſie nicht geſagt.

Sie machten ein großes Weſen
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen,
Und du haſt Alles geglaubt.

Jedoch das Allerſchlimmſte,
Das haben ſie nicht gewuſſt;
Das Schlimmſte und das Dümmſte,
Das trug ich geheim in der Bruſt.[1]

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 101. Blatt, vom 26. Juni 1822.

[1] Hier fand ſich beim älteſten Abdruck noch die Strophe:

Das Schlimmſte, du Glaubensvolle,
Das Dümmſte, du gläubiges Kind,
Das war die Liebe, die tolle,
Die toll mich machte und blind.

26.*

Die Linde blühte, die Nachtigall ſang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Luſt;
Da küſſteſt du mich, und dein Arm mich umſchlang,
Da preſſteſt du mich an die ſchwellende Bruſt.

Die Blätter fielen, der Rabe ſchrie hohl,
Die Sonne grüßte verdroſſenen Blicks;[1]
Da ſagten wir froſtig einander: „Lebwohl!“
Da knixteſt du höflich den höflichſten Knix.

27.**

Wir haben Viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau“ geſpielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geſchlagen.
Wir haben zuſammen gejauchzt und geſcherzt,
Und zärtlich uns geküſſt[1] und geherzt.
Wir haben am Ende aus kindiſcher Luſt
„Verſtecken“ geſpielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns ſo zu verſtecken gewuſſt,
Daſs wir uns nimmermehr wiederfinden.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 121. Blatt, vom 31. Juli 1822.
[1] verdrieſslichen Blicks.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 121. Blatt, vom 31. Juli 1822.
[1] abgeküſſt

28.*

Ich glaub' nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein ſpricht;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Das iſt mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein ſpricht;
Ich glaub' nur an dein Herze,
'Nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Böſen,
An Höll' und Höllenſchmerz;
Ich glaub' nur an dein Auge,[1]
Und an dein böſes Herz.

29.**

Du bliebeſt mir treu am längſten,
Und haſt dich für mich verwendet,
Und haſt mir Troſt geſpendet
In meinen Nöthen und Ängſten.

---

*) Zuerſt im „Geſellſchafter," 121 Bl., vom 31. Juli 1822. — Später nur in den „Tragödien rc." abgedruckt.

[1] Ich glaub' an dein böſes Auge.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 121. Blatt, vom 31. Juli 1822.

Du gabeſt mir Trank und Speiſe,
Und haſt mir Geld geborget,
Und haſt mich mit Wäſche verſorget,
Und mit dem Paß für die Reiſe.

Mein Liebchen, daß Gott dich behüte
Noch lange vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwieſene Güte!

30.*

Die Erde war ſo lange geizig,
Da kam [1] der Mai, und ſie ward ſpendabel,
Und Alles lacht und jauchzt und freut ſich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen ſprießen, die Glöcklein ſchallen,
Die Vögel ſprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das [2] Geſpräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miſerabel. [3]

Das Menſchenvolk mich ennuyieret,
Sogar der Freund, der ſonſt paſſabel; —
Das kömmt, weil man „Madam" [4] titulieret
Mein ſüßes Liebchen, ſo ſüß und aimabel.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 101. Blatt, vom 26. Juni 1822.

[1] Jetzt kam

[2] Mir aber will's

[3] Ich finde Alles flach und miſerabel.

[4] „Madame"

31.[*]

Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt,
In fremden Landen geſchwärmt und geträumt:
Da ward meiner Liebſten zu lang die Zeit,
Und ſie nähete ſich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umſchlungen
Als Bräut'gam den dümmſten der dummen Jungen.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön und mild,
Noch ſchwebt vor mir ihr ſüßes Bild,
Die Veilchenaugen, die Roſenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus, jahrein.
Daß ich von ſolchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmſte von meinen dummen Streichen.

32.[**]

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die rothen Roſen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen iſt verdorrt.

---

[*] Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[**] Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

33.*

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au,
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen.

34.**

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann will ich ſteigen zu dir hinab,[1]
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſe, umſchlinge und preſſe dich wild,[2]
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild,
Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſtehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme:
Wir Beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," [illegible] Blatt, vom 31. Juli 1822.

[1] Dann ſteig' ich langſam zu dir hinab,

[2] Ich küſſ', ich umſchlinge, ich preſſe dich wild.

Die Todten ſtehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir Beide bekümmern uns um Nichts,
Und bleiben ruhig liegen.[3]

35.*

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

36.**

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebſte in der Ferne,
Sagt, daß ich noch immer ſei
Herzekrank und bleich und treu.

---

[3] Und bleiben umſchlungen liegen.

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

**) Nur abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

37.*

(Der Kopf ſpricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebſten Füße ruhn!
Und ſtampfte ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz ſpricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo ſie die Nadeln ſteckt hinein!
Und ſtäche ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied ſpricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das ſie als Papillotte braucht:
Ich wollte heimlich flüſtern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

38.**

Seit die Liebſte war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Zuſchauer," Nr. 2, vom 3. Januar 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

Seit ich ſie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab:
Faſt vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

39.*

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen ſie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht ſagen,
Was ſie im Herzen ſchauten.

40.**

Ich kann es nicht vergeſſen,
Geliebtes, holdes Weib,
Daß ich dich einſt beſeſſen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben,
Den Leib, ſo zart und jung;
Die Seele könnt ihr begraben,
Hab' ſelber Seele genung.

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

**) Nur abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

Ich will meine Seele zerſchneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umſchlingen, wir müſſen
Ganz Leib und Seele ſein.

41.*

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht;
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich;
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

42.*

Manch Bild vergeſſener Zeiten
Steigt auf aus ſeinem Grab,
Und zeigt, wie in deiner Nähe
Ich einſt gelebet hab'.

Am Tage ſchwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum,
Die Leute verwundert mich anſahn,
Ich war ſo traurig und ſtumm.

Des Nachts, da war es beſſer,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten ſelbander,
Wir wandelten [1] ſchweigend einher.

Mit wiederhallendem [2] Fußtritt
Wandelt' ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken
Und grüßte mit ernſtem Blick.

Stehn blieb ich vor deinem Hauſe
Und ſtarrte in die Höh',
Und ſtarrte nach deinem Fenſter, —
Das Herz that mir ſo weh.

Ich weiß, du haſt aus dem Fenſter
Gar oft herabgeſehn,
Und, ſahſt mich im Mondenlichte
Wie eine Säule ſtehn.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter“, 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

[1] Wir wanderten

[2] wieder hallendem

43.*

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,[1]
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit Dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den erſten, beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

44.**

Freundſchaft, Liebe, Stein der Weiſen,
Dieſe Dreie hört' ich preiſen,
Und ich pries und ſuchte ſie,
Aber, ach! ich fand ſie nie.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

[1] Mägdlein,

**) Nur abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

45.[*]

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einſt die Liebſte ſang,
So will mir die Bruſt zerſpringen
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löſt ſich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh.

46.[**]

Es ſchauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb —
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmüthig und trüb!

---

[*] Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[**] Nur abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

47.*

Mir träumte von einem Königskind,
Mit naſſen, blaſſen Wangen;
Wir ſaßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und will nicht ſein Scepter von Golde,
Ich will nicht ſeine demantene Kron',
Ich will dich ſelber, du Holde.“

„„Das kann nicht ſein,““ ſprach ſie zu mir,
„„Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich ſo lieb dich habe.““

48.**

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill, und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſter-Inſel, die ſchöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

**) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber
Troſtlos auf weitem Meer.

49.*

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland,

Wo große Blumen ſchmachten [1]
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich ſich betrachten [2]
Mit bräutlichem Geſicht: —

Wo alle Bäume ſprechen,
Und ſingen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmuſik hervor; —

Und Liebesweiſen tönen,
Wie du ſie nie gehört,
Bis wunderſüßes Sehnen
Dich wunderſüß bethört! [3]

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."
[1] Wo bunte Blumen blühen
[2] Und lieblich duftend glühen
[3] Statt der beiden obigen, finden ſich in der älteren Faſſung nachſtehende vier Strophen:

Und grüne Bäume ſingen
Uralte Melodei'n,
Die Lüfte heimlich klingen,
Und Vögel ſchmettern drein;

Und Nebelbilder ſteigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorſtein,
Und ſeltſam in den Bächen
Strahlt fort der Widerſchein.

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und ſelig ſein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das ſeh' ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgenſonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

50.*

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

51.**

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle ſtumm.[1]

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien." Dort und in der erſten Auflage des B. d. L. fand ſich als zweite Strophe des Gedichts noch die Strophe:
Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesſtunde,
So nehm' ich mit ins enge Grab
Die große Liebeswunde.

**) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[1] Ich aber wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchaun mitleidig mich an:
„Sei unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann!“

52.*

Es leuchtet meine Liebe
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Märchen traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, ſtumm und allein;
Es ſingen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenſchein.

„Die Jungfrau ſteht ſtill wie ein Bildnis,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Rieſe der Wildnis,
Die bange Jungfrau flieht.

„Der Ritter ſinkt blutend zur Erde,
Es ſtolpert der Rieſe nach Haus —“
Wenn ich begraben werde,
Dann iſt das Märchen aus.

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

53.*

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch ſie, die mich am meiſten
Gequält, geärgert, betrübt,[1]
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

54.**

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein:
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Geſellſchafter, [illegible]. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

[1] Doch die mich am meiſten gequälet
Geärgert und betrübt

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

Das wird ſich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen ſein.

55.*

Wenn Zwei von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und ſeufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht „Weh!" und „Ach!"
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

56.**

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe Viel.
Die Herren, die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

„Die Liebe muß ſein platoniſch,"
Der dürre Hofrath[1] ſprach.
Die Hofräthin[2] lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: „Ach!"

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. October 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[1] Geheimrath

[2] Gattin

Der Domherr öffnet den Mund weit:
„Die Liebe ſei nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.“
Das Fräulein liſpelt: „Wie ſo?“

Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
„Die Liebe iſt eine Paſſion!“
Und präſentieret gütig
Die Taſſe dem Herrn Baron.

Am Tiſche war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da haſt du gefehlt.
Du hätteſt ſo hübſch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

57.*

Vergiftet ſind meine Lieder —
Wie könnt' es anders ſein?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder —
Wie könnt' es anders ſein?
Ich trage im Herzen viel' Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

---

*) Zuerſt abgedruckt im lyriſchen Intermezzo der „Tragödien.“

58.*

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir ſaßen unter dem Lindenbaum,
Und ſchwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs Neu',
Ein Kichern, ein Koſen, ein Küſſen;
Daſs ich gedenk des Schwures ſei,
Haſt du in die Hand mich gebiſſen.

O Liebchen mit den Äuglein klar!
O Liebchen, ſchön und biſſig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüſſig.

59.**

Ich ſteh' auf des Berges Spitze,
Und werde ſentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!“
Seufz' ich viel' tauſendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Neſtchen,
Wo deine Fenſter ſind.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und ſänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du biſt ja hold den Gimpeln,
Und heileſt Gimpelſchmerz.

60.*

Mein Wagen rollet langſam
Durch luſtiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zauberiſch
Im Sonnenglanze blühn.

Ich ſitze und ſinne und träume,
Und denk' an die Liebſte mein;
Da grüßen drei Schattengeſtalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und ſchneiden Geſichter,
So ſpöttiſch und doch ſo ſcheu,
Und quirlen wie Nebel zuſammen,
Und kichern und huſchen vorbei.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. October 1822.

61.*

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägeſt im Grab.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floſs noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließeſt mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du bliebeſt mir gut.[1]
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

62.**

Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich,
Und ſehe dich freundlich grüßen,
Und laut aufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen.

---

*) Zuerſt abgedruckt im [illegible] Intermezzo der „Tragödien."

[1] du wärſt mir noch gut.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober [illegible].

Du ſiehſt mich an wehmüthiglich,
Und ſchüttelſt das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen ſchleichen ſich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du ſagſt mir heimlich ein leiſes Wort,
Und giebſt mir den Strauß von Cypreſſen.
Ich wache auf, und der Strauß iſt fort,
Und das[1] Wort hab' ich vergeſſen.

63.*

Das iſt ein Brauſen und Heulen,
Herbſtnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen[1]
Mein armes, banges Kind?

Ich ſeh' ſie am Fenſter lehnen
Im einſamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen,
Starrt ſie in die Nacht hinein.

64.**

Der Herbſtwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht iſt feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einſam im Wald.

---

[1] Und's

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

[1] Wo [illegible] jetzunder weilen

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

Und wie ich reite, ſo reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebſten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erſcheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe ſtürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da iſt es ſo duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es ſäuſelt der Wind in den Blättern,
Es ſpricht der Eichenbaum:
„Was willſt du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?"

65.*

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh'.
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh'!

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel.[1]
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

[1] Der weißen Blätter viel.

Es ſingt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend,
Taucht er ins Fluthengrab.

Es iſt ſo ſtill und dunkel![1]
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt kniſternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

66.*

Der Traumgott bracht' mich in ein Rieſenſchloß,
Wo ſchwüler Zauberduft und Lichterſchimmer,
Und bunte Menſchenwoge ſich ergoß
Durch labyrinthiſch vielverſchlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte ſucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angſtgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge,
Ich ſelbſt bin fortgezogen im Gedränge.

---

[1] und ſo dunkel!

*) Dies Gedicht und das unter Nr. 70 des vorſtehenden Cyklus mitgetheilte wurden, unter der Überſchrift: „Zwei Traumbilder," zuerſt im „Geſellſchafter," 20. Bl., vom 4. Februar 1822, abgedruckt, und waren von folgender Anmerkung des Verfaſſers begleitet:

„Von vielen Seiten iſt mir angedeutet worden, daß bei dem Cyklus „Traumbilder," der in meinen, in der Maurer'ſchen Buchhandlung erſchienenen Gedichten enthalten iſt, eine Lücke fühlbar ſei, und ein Recenſent bemerkt ſehr wohlwollend, daß dieſe vielleicht durch eine zu ſtrenge Sichtung entſtanden ſein möge. Was dieſe ſtrenge Sichtung betrifft, ſo weiß ich leider nur zu gut, daß es damit nicht ſo ganz richtig iſt, und daß ſich im Gegentheil viel Unreifes und Unerquickliches in meine Sammlung eingeſchlichen hat. Die nachſichtige Milde, womit man Dieſes umſchleiert, macht es mir zur Pflicht, wenigſtens die angedeutete Lücke durch obige zwei Traumbilder zu füllen. Letztere wären zwiſchen dem achten und neunten Traumbilde einzuſchalten.

H. H."

Da Heine die beiden Gedichte, trotz ſeiner hier angedeuteten Abſicht, ſpäter nicht den „Traumbildern," ſondern dem „Lyriſchen Intermezzo" einverleibte, hielt ich mich nicht für berechtigt, die vom Verfaſſer getroffene Anordnung zu ändern.

Doch plötzlich ſteh' ich ganz allein, und ſeh',
Und ſtaun', wie ſchnell die Menge konnt' verſchwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die ſich ſeltſam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angſt und Weh,
Verzweifl' ich faſt, den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer ſteht davor!

Es war die Liebſte, die am Thore ſtand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich ſoll zurückgehn, winkt ſie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob ſie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein ſüßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie ſie mich anſah, ſtreng und wunderlich,
Und doch ſo liebevoll, erwachte ich.

67.*

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

---

*) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

68.*

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'.

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum'.

69.**

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finſternis, ſo dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebſte, deiner Augen Licht.

Mir erloſchen iſt der ſüßen
Liebesſterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 161. Blatt, vom 9. Oktober 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im Lyriſchen Intermezzo der „Tragödien."

70.*

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit ſtarrem Hirn und Herzen
Lag ich im[1] Grabesgrund.

Wie lang' kann ich nicht ſagen,
Daſs ich geſchlafen hab',
Ich wachte auf und hörte,
Wie's pochte an mein Grab.

„Willſt du nicht aufſtehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an;
Die Todten ſind erſtanden,
Die ew'ge Luſt begann.“

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloſchen ſind.

„Ich will dir küſſen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel ſollſt du ſchauen,
Und auch des Himmels Pracht.“

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter“, 20. Blatt vom 4. Februar 1822. Vgl. die Anmerkung auf S. 181 zu Nr. [illegible] des vorſtehenden Zyklus.

[1] im

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du ins Herz mich ſtacheſt [2]
Mit einem ſpitz'gen Wort.

„Ganz leiſe leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand aufs Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt iſt all ſein Schmerz." [3]

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeſchoſſen,
Als du mir wurdeſt [4] geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund', [5]
Und dräng' zurück den Blutſtrom
Und mache dein Haupt geſund." [6]

Es bat ſo ſanft, ſo lieblich,
Ich konnt' nicht widerſtehn;
Ich wollte mich erheben
Und zu der Liebſten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da ſtürzt' [7] mit wilder Macht
Aus Kopf und Bruſt der Blutſtrom,
Und ſieh! — ich bin erwacht.

[2] mir ſtacheſt

[3] „Zwölf Myrtenblätter, Heinrich,
Leg' ich auf deine Wund';
Das Herz wird nicht mehr bluten,
Das Herz wird dir geſund."

[4] warſt

[5] „Auf deine Kopfwund, Heinrich,
Leg' ich dir meine Hand,

[6] Und fühl' der Wunde Brand."

[7] ſtürzt

71.*

Die alten, böſen Lieder,
Die Träume ſchlimm und arg,
Die laſſt [1] uns jetzt begraben;
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar Manches,
Doch ſag' ich noch nicht, was;
Der Sarg muſs ſein noch größer,
Wie's Heidelberger Faſs.

Und holt eine Todtenbahre
Von Brettern feſt und dick;[2]
Auch muſs ſie ſein noch länger,[3]
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Rieſen,
Die müſſen noch ſtärker ſein
Als wie der heil'ge Chriſtoph
Im Dom zu Köln am Rhein.[4]

Sie ſollen[5] den Sarg forttragen
Und ſenken ins Meer hinab;
Denn ſolchem großen Sarge
Gebührt ein[6] großes Grab.

---

*) Zuerſt mit der Überſchrift: „Sylveſterabend“ abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 16. Blatt, vom 28. Januar 1822.

[1] Das alte Jahr ſo traurig,
So falſch, ſo ſchlimm und arg,
Das laſſt

[2] ſtark und dick,

[3] weit länger,

[4] Wie der Chriſtoph im Dom zu Münſter
Der heil'ge Mann von Stein. G. –
Als wie der ſtarke Chriſtoph
Im Dom zu Köln am Rhein. Tr.

[5] Die ſollen

[6] Gebührt ſolch

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr.

(1823—1824.)

(Wir) haſſen jede halbe Luſt,
Haſſen alles ſanfte Klimpern,
Sind uns keiner Schuld bewuſſt,
Warum ſollten wir denn zimpern?
Seufzend niederblickt der Wicht,
Doch der Brave hebt zum Licht
Seine reinen Wimpern.

Immermann.*

---

*) Statt dieſer, den ſpäteren Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder“ entnommenen Verſe, fand ſich in der erſten Auflage das Motto:

Des Altars heil'ge Deck', um eines Diebes
Scheuſel'ge Blöße liederlich gewunden!
Der goldne Kelchwein des Gefühls, geſoffen
Von einem Trunkenbolde! Eine Roſe,
Zu ſtolz, den Thau des Himmels zu empfangen,
Herberge nun der giftgeſchwollnen Spinne!

(Aus Immermann's „Cardenio und Celinde,“
erſter Akt, dritter Auftritt.)

Friedrike Varnhagen von Enſe

werden die Lieder der „Heimkehr"

als

eine heitere Huldigung gewidmet

vom Verfaſſer.*

---

*) Dieſe, der erſten Auflage des B. d. L. entnommene Widmung lautete im erſten Bande der „Reiſebilder," wie folgt: „Der Frau Geh. Legationsräthin Friedrike Varnhagen von Enſe widmet die achtundachtzig Gedichte ſeiner „Heimkehr" der Verfaſſer."

1.*

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einſt ein ſüßes Bild:
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre [1] Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit:
Klingt [2] das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's [3] mich doch von Angſt befreit.

---

*) Zuerſt abgedruckt in der Hamburger Zeitſchrift: „Die Biene" (redigirt von Prof. L. Kruſe und J. F. Haſelinger), Nr. 13, vom 21. Januar 1826 — mit der Ueberſchrift: „Kleine Gedichte von H. H. Geſchrieben im Herbſte 1823."

[1] Und die eigne

[2] Iſt

[3] Macht's

2.*

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes [1] Haar.

Sie kämmt es mit goldenem [2] Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 40. Blatt, vom 26. März 1824.

[1] goldnes

[2] goldnem

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

3.[*]

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer und Gärten und Menſchen,
Und Ochſen und Wieſen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäſche,
Und ſpringen im Gras herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

[*] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 50. Blatt, vom 27. März 1824.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentiert und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

4.*

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh':
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
„Warum iſt dir ſo weh?"

Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind:
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind.

5.**

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald unter rauſchenden Bäumen
Wandle ich ſchweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhaus;
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 49. Blatt, vom 26. März 1824.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Th. I. 1826.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

6.*

Als ich auf der Reiſe zufällig
Der Liebſten Familie fand,[1]
Schweſterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und ſagten ſelber ſogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Geſicht ſei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Baſen,
Nach manchem langweil'gen Geſelln,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit ſeinem ſanften Belln.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 86. Blatt, vom 27. Mai, 1824.

[1] Als ich meines Liebchens Familie zufällig im Bade fand.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei:
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daſs ſie in den Wochen ſei.

Und freundlich gratuliert' ich,
Und liſpelte liebevoll,
Daſs man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grüßen ſoll.

Schweſterchen rief dazwiſchen:
„Das Hündchen, ſanft und klein,
Iſt groß und toll geworden,
Und ward ertränkt im Rhein."

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Beſonders wenn ſie lacht:
Sie hat dieſelben Augen,
Die mich ſo elend gemacht.

7.*

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählich angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 50. Blatt, vom 27. März 1824.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Völkern[1]
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Rieſenbäume blühn,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrein.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff[2] war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

8.*

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen, Hand in Hand.

---

[1] Menſchen
[2] Der Maſt

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 50. Blatt, vom 27. März 1826.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht ſo ſehr:[1]
Vertrauſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer!

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

9.*

Der Mond iſt aufgegangen
Und überſtrahlt die Welln;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unſre Herzen ſchwelln.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand;
„Was horchſt du beim Rauſchen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?"

„„Das iſt kein Rauſchen des Windes,
Das iſt der Seejungfern Geſang,
Und meine Schweſtern ſind es,
Die einſt das Meer verſchlang.""

---

[1] zu ſehr.

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 50. Blatt, vom 27. März 1824.

10.*

Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Rieſenpomeranze,
Überſtrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einſam wandl' ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör' viel ſüßes Wort,
Süßes Wort im Waſſer ſprechen.

Ach, die Nacht iſt gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr ſchweigen —
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt und ſingt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel' ſei hingegeben!
Singt mich todt und herzt mich todt,
Küßt mir aus der Bruſt das Leben!

*) Nur abgedruckt in der zweiten (1830) und den ſpäteren Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder.“

11.*

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie ſie ſchnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerſchellen —
Ach, wer zügelt dieſe Winde
Und die herrenloſen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es ſtürmet,
Daß da dröhnen Maſt und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu ſchlafen wie die Götter.

12.**

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen!
Er peitſcht die Wellen, ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

---

*) Nur abgedruckt in der zweiten (1830) und den ſpäteren Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder."

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möwe ſich
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

13.*

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: Wär' ich zu Haus!

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter“ 50. Blatt, vom 27. März 1826.

14.[*]

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnisvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen,
Und ſetzt ſich zu mir an den Strand:[1]
Die weißen Brüſte quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und ſie preſſt mich,
Und thut mir faſt ein Weh; —
Du drückſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Ich preſſ'[2] dich in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt."

Der Mond ſchaut immer blaſſer,
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

---

[*] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 50. Blatt, vom 27. März 1824.

[1] am Strand.

[2] Ich preſſe.

„Es wird nicht trüber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trüb,
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möwen ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See: —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unſäglich,
Du liebes Menſchenbild!"

15.*

Wenn ich an deinem Hauſe
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenſter ſeh'.

Mit deinen ſchwarzbraunen Augen
Siehſt du mich forſchend an:
„Wer biſt du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?"[1]

Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine[2] genannt.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 41. Blatt, vom 29. März 1824.

[1] Du fremder, blaſſer Mann?
[2] der mein'ge

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutſchen Land;
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine[3] genannt.

16.*

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie geſunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

---

[3] der mein'ge

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I, 1826.

17.*

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein feines Schloß,
Da wohnen drei ſchöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.[1]

Doch Dienſtag war eine Fête
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarſchafts-Herren und Damen
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und Das habt ihr dumm gemacht!
Die ziſchelnden Muhmen und Baſen
Die merkten's und haben gelacht.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 51. Blatt, vom 29. März 1824.

[1] zerküßt beinah.

18.*

Du Lilje meiner Liebe,
Du ſtehſt ſo träumend am Bach,
Und ſchauſt hinein ſo trübe,
Und flüſterſt „Weh“ und „Ach!“

„Geh fort mit deinem Gekoſe!
Ich weiß es, du falſcher Mann,
Daſs meine Kouſine, die Roſe,
Dein falſches Herz gewann.“

19.**

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

---

[*] Nur abgedruckt in dem „Rheiniſchen Taſchenbuch auf das Jahr 1825.“ Karlsruhe, G. Braun.

[**] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 49. Blatt, vom 26. März 1824.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

20.*

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt,
Die einſt in ihrem Schoße
Mein Liebchen umſchloſſen hat.

Sagt an ihr, Thürme und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab' ich ſie anvertrauet,
Ihr ſolltet mir Bürge ſein.

Unſchuldig ſind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Liebchen[1] mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlaſſen ſo ſchnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwiſchen gar ſtill;
Ein Thor iſt immer willig,
Wenn eine Thörin will.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 49. Blatt, vom 26. März 1824.

[1] Als ſ.

21.*

So wandl' ich[1] wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gaſſen;
Ich komme vor[2] meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich!

22.**

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

23.***

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 49. Blatt, vom 26. März 1824.

[1] So wandt' ich

[2] Ich komme von

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

***) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 49. Blatt, vom 26. März 1824.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger,[1] du bleicher Geſelle!
Was äffſt[2] du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle
So manche Nacht in alter Zeit?

24.*

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt ins Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker,
Als alle Todten ſind!

---

[1] Du Doppeltgänger.
[2] Was äffeſt

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 49. Blatt, vom 26. März 1824.

25.*

Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

„Ich will mal ſchaun aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.“
Da ſteht ein Todtengerippe,
Und fiedelt und ſingt dazu:

„„Haſt einſt mir den Tanz verſprochen,
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.““

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt ſie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das ſingend
Und fiedelnd ſchreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit ſeinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenſchein.

---

*) Zuerſt abgedruckt in dem „Geſellſchafter,“ Nr. 1. 1822.

26.*

Ich ſtand in dunkeln Träumen,
Und ſtarrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daſs ich dich verloren hab'!

27.**

Ich unglückſel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muſs ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I, 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I, 1826.

Du ſtolzes Herz, du haſt es ja gewollt!
Du wollteſt glücklich ſein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

28.*

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir aufs Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen:
„Madam,[1] ich liebe Sie!“

29.**

Mir träumte: traurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel' hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hauſe geführt,
Ich küſſte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

[1] „Madame.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren ſo kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenſter die blaſſe Geſtalt,
Beleuchtet vom Mondenſcheine.

30.*

Was will die einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel' leuchtende Schweſtern,
Die alle zerfloſſen ſind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerfloſſen in Nacht und Wind.

Wie Nebel ſind auch zerfloſſen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe ſelber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einſame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch!

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 51. Blatt, vom 29. März 1824.

31.*

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn, der ſtarret ins Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ältre,
Die jüngere Tochter ſpricht:

„Ach Gott, wie Einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir Etwas zu ſehn."

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
„Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofsthür."

Die ältre[1] Tochter gähnet:
„Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und Der iſt verliebt und reich."

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 51. Blatt, vom 29. März 1824.

[1] Die ältere

Der Sohn bricht aus in Lachen:
„Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimnis gern."

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Geſicht hinein:
„So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſein!"

Sie hören pochen ans Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

32.*

Das iſt ein ſchlechtes Wetter,
Es regnet und ſtürmt und ſchneit;
Ich ſitze am Fenſter und ſchaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da ſchimmert ein einſames Lichtchen,
Das wandelt langſam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte ſie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter" 52. Blatt, vom 31. März 1824.

Die liegt zu Haus im Lehnſtuhl,
Und blinzelt ſchläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das ſüße Geſicht.

33.*

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitterm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es ſelber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer geſagt,
Daß ich dich unſäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einſamer Kammer
Sprach ich auf ſolche Art,
Und ach! ich hab' immer geſchwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böſe Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böſe Engel
Bin ich ſo elend jetzund.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

34.*

Deine weißen[1] Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drücken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: Was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel?

35.**

„Hat ſie ſich denn nie geäußert[1]
Über dein verliebtes Weſen?
Konnteſt du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe leſen?

„Konnteſt du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du biſt ja ſonſt kein Eſel,
Theurer Freund, in ſolchen Dingen.“

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 63. Blatt vom 31. März 1824.

[1] weichen

**) Mit der Bemerkung: „Geſchrieben im Herbſte 1823,“ zuerſt abgedruckt in der Hamburger Zeitſchrift „Die Biene,“ Nr. 13, vom 31. Januar 1826.

[1] nicht geäußert

36.*

Sie liebten ſich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern geſtehn:
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſahn ſich
Nur noch zuweilen im Traum:
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

37.**

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt
Da habt ihr gegähnt und Nichts geſagt:
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

38.***

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich ſah ihn mit Verwundrung an:

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Rheinblüthen. Taſchenbuch auf das Jahr 1825." Karlsruhe. G. Braun.

[***] Zuerſt abgedruckt in den „Rheinblüthen. Taſchenbuch auf das Jahr 1825."

Er iſt nicht häßlich und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber, charmanter Mann,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er iſt ein geſcheiter[1] Diplomat,
Und ſpricht recht ſchön über Kirch' und Staat.
Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
Sanskrit und Hegel ſtudiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet iſt noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen,
Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juriſtiſches Streben,
Hat früher ſich auch damit abgegeben.
Er ſagte, meine Freundſchaft ſei
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei.
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal geſehn beim ſpan'ſchen Geſandten?
Und als ich recht beſah ſein Geſicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

39.*

Menſch, verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Iſt kein bloßer Pöbelwahn.

---

[1] Er iſt ein trefflicher
*) Zuerſt abgedruckt in den „Rheinblüthen. Taſchenbuch auf das Jahr 1825.“

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du muſſt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan.

40.*

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?"

Die Jungen und Alten, ſie wuſſten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb ſtehn über Joſeph's Haus,
Da ſind ſie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein ſchrie,
Die heil'gen drei Könige ſangen.

41.**

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Verſteckten[1] uns unter das Stroh.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

[1] Und ſteckten

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikereküh!“ ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beiſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem Daſſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffe,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

42.[*]

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt Alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen, eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe,
So krausverwirrt und morſch und kalt,
Und wäre nicht das bißchen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

43.[**]

Wie der Mond ſich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen All' auf dem Verdecke,
Fuhren ſtolz hinab den Rhein,
Und die ſommergrünen Ufer
Glühn im Abendſonnenſchein.

---

[*] Zuerſt abgedruckt in der „[illegible]“ [illegible] 1. [illegible]

[**] Zuerſt abgedruckt im „[illegible]“ 52. Blatt [illegible] 1876

Sinnend ſaß ich zu den Füßen
Einer Dame, ſchön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben ſangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au; —
Und das Alles ſah ich glänzen
In dem Aug' der ſchönen Frau.

44.*

Im Traum ſah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der ſonſt ſo blühende Leib.

Ein Kind trug ſie auf dem Arme,
Ein andres führt ſie an der Hand,
Und ſichtbar iſt Armuth und Trübſal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie ſchwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet ſie mir,
Und ſieht mich an, und ruhig
Und ſchmerzlich ſag' ich zu ihr:

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824.

„Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

„Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir ſind,
Vor Allem aber dich ſelber,
Du armes, unglückliches Kind.

„Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du ſtirbſt, ſo will ich
Weinen auf deinem Grab."

45.*

„Theurer Freund! Was ſoll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willſt du ewig brütend ſitzen
Auf den alten Liebes-Eiern?

„Ach! das iſt ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und ſie piepſen und ſie flattern,
Und du ſperrſt ſie in ein Büchlein."

---

*) Mit der Notiz: „Geſchrieben im Herbſt 1823," zuerſt abgedruckt in der Hamburger Zeitſchrift: „Die Biene," Nr. 13 v. 31. Januar 1826.

46.*

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen[1]
Manche noch vernehmlich tönen[2]
In den neueſten Geſängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

47.**

Nun iſt es Zeit, daſs ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge,
Ich hab' ſo lang als ein Komödiant
Mit dir geſpielt die Komödie.

Die prächt'gen Kouliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

---

*) Mit der Notiz: „Geſchrieben im Herbſte 1825," zuerſt abgedruckt in der „Biene," Nr. 13 vom 31. Januar 1826.
[1] Schmerzensklängen
[2] klingen

**) Zuerſt abgedruckt in den „Rheinblüthen, Taſchenbuch auf das Jahr 1825."

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge:
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet:[1]
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

48.*

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh,
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchta's Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und Alles für eine Kuh![1]

49.**

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick.
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

---

[1] Ach Gott, ich hab' es unbewußt
Geſprochen, was ich gefühlet.

*) Zuerſt abgedruckt in dem „Rheinblüthen, Taſchenbuch auf das Jahr 1825."

[1] um eine Kuh!

**) Zuerſt abgedruckt in dem „[illegible]." Nr. 1, 1826.

Und wie Viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

50.[*]

Du biſt wie eine Blume
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

51.[**]

Kind! es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir ſelber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's ſo leicht gelinget,
Will mich dennoch faſt betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchteſt du mich dennoch lieben!

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

52.*

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kiſſen gehüllt,
So ſchwebt mir vor ein ſüßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht das Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

53.**

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Äuglein ſüß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 51. Blatt, vom 29. März 1824.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 52. Blatt, vom 31. März 1824.

Lang iſt heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir ſein,
Bei dir ſitzen, mit dir ſchwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine weiße Hand.

54.*

Mag da draußen Schnee ſich thürmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir ans Fenſter ſchlagen:
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

55.**

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. 1. 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. 1. 1826.

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sei mir gütig, ſei mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

56.*

Verrieth mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt du, daß der ſtolze Mund
Das Bettelwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz[1]
Und kann nur küſſen und ſcherzen:
Er ſpräche vielleicht ein höhniſches Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

57.**

„Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

[1] iſt gar zu ſtolz.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

„Theurer Freund, du biſt verliebt;
Und du willſt es nicht bekennen,
Und ich ſeh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weſte brennen.“

58.*

Ich wollte bei dir weilen
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußteſt von mir eilen,
Du hatteſt Viel zu thun.

Ich ſagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben ſei;
Du lachteſt aus voller Kehle,
Und machteſt 'nen Knix dabei.

Du haſt noch mehr geſteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und haſt mir ſogar verweigert
Am Ende den Abſchiedskuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erſchieße,
Wie ſchlimm auch die Sachen ſtehn!
Das Alles, meine Süße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 51. Blatt vom 29. März 1824

59.*

Saphire ſind die Augen dein,
Die lieblichen, die ſüßen.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Den ſie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es iſt ein Diamant,
Der edle Lichter ſprühet.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen ſind die Lippen dein,
Man kann nicht ſchön're ſehen.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Dem Liebe ſie geſtehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,
O, daſs ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald —
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

---

*) Zuerst gedruckt in B. d. L. 1. Aufl. 1827.

60.*

Habe mich mit Liebesreden
Feſtgelogen an dein Herz,
Und, verſtrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernſte mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte
Scherzend nun von mir entfernſt,
Nahn ſich mir die Höllenmächte,
Und ich ſchieß' mich todt im Ernſt.

61.**

Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben —
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

---

*) Zuerſt abgedruckt im B. d. L. 1. Auflage. 1827

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

62.*

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen
Sie haben mich zum Entſchluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer ſüßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

63.**

Sie haben heut Abend Geſellſchaft,
Und das Haus iſt lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenſter
Bewegt ſich ein Schattenbild.

Du ſchauſt mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger† kannſt du ſchauen
In mein dunkles Herz hinein.

---

*) Zuerst abgedruckt in den „Rheinblüten" Tb. f. 1825.

**) Mit der Notiz: „Geſchrieben im Herbſt 1823," zuerſt abgedruckt in der Hamburger Zeitſchrift „Die Biene" Nr. 13 vom [illegible] Januar 1826.

†) Noch weniger

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du ſiehſt es nicht.

64.*

Ich wollt', meine Schmerzen ergöſſen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb ich den luſtigen Winden,
Die trügen es luſtig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das ſchmerzerfüllte Wort:
Du hörſt es zu jeder Stunde,
Du hörſt es an jedem Ort.

Und haſt du zum nächtlichen Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefſten Traum.

*) Zuerſt gedruckt in dem „Geſellſchafter.“ Nr. 1. 1826.

65.[*]

Du haſt Diamanten und Perlen,
Haſt Alles, was Menſchenbegehr,
Und haſt die ſchönſten Augen —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Auf deine ſchönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Mit deinen ſchönen Augen
Haſt du mich gequält ſo ſehr,
Und haſt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

66.[**]

Wer zum erſten Male liebt,
Sei's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, Der iſt ein Narr.

---

[*] Mit der Notiz „Geſchrieben im Herbſte 1823," zuerſt abgedruckt in der Hamburger Zeitſchrift „Die Biene," Nr. 13 vom 31. Januar 1826.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Ich, ein ſolcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und ſterbe.

67.[*]

Zu der Lauheit und der Flauheit
Deiner Seele paſſte nicht
Meiner Liebe wilde Rauheit,
Die ſich Bahn durch Felſen bricht.

Du, du liebteſt die Chauſſéen
In der Liebe, und ich ſchau'
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, ſchwangre Frau.

68.[**]

O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Muſen,
Daß ſchlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbuſen!

---

[*] Nur abgedruckt in der zweiten und den ſpätern Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder,“ 1826 ff.

[**] Nur abgedruckt in der erſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder,“ 1826.

„Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir ſo was in Geſellſchaft zu ſagen?“

69.[*]

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Überſchütteten mich mit Ehren,
Sagten, daſs ich nur warten ſollt',
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren,
Hätte ich können vor Hunger krepieren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er ſich meiner an.

Braver Mann! er ſchafft mir zu eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daſs ich ihn nicht küſſen kann!
Denn ich bin ſelbſt dieſer brave Mann.

70.[**]

Dieſen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Auſtern
Und mit Rheinwein und Likören.

---

[*] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 52. Blatt, vom 31. März 1824.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geſchäftig iſt er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Geſellſchaft,
Mit begeiſtertem Geſichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie iſt es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unſrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Beſſern ſchwinden.

71.*

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und ſitz' im Himmel droben,
Und Englein ſitzen um mich her,
Die meine Verſe loben.

Und Kuchen eſſ' ich und Konfekt
Für manchen lieben Gulden,

---

*) Nach einer Mittheilung an M. Moſer in dem Briefe vom 18. Juni 1823 (Sämmtl. Werke, Bd. XIX) ward dies Gedicht zuerſt in einem Almanach (wahrſcheinlich im „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach auf das Jahr 1823") abgedruckt. Die nachſtehenden Varianten ſind dem Abdruck in den „Reiſebildern," Bd. I, 1826, entnommen.

Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich ſehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

„Du langer Engel Gabriel,
Geh, mach dich auf die Sohlen,
Und meinen theuern Freund Eugen
Sollſt du herauf mir holen.

„Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn beim Glas Tokaier;
Such ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such ihn bei Mamſell Meyer.“

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

„Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

„Und Wunder thu' ich alle Tag',
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Berlin[1] beglücken.

---

[1] Die Stadt Ji-Ji

„Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

„Ein Regen von Citronenſaft
Soll thauig ſie begießen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen."

Wie freuen die Berliner ſich,[1]
Sie gehen ſchon ans Freſſen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die ſaufen aus den Göſſen.

Wie freuen die Poeten ſich
Bei ſolchem Götterfraße!
Die Lieutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Lieutnants und die Fähnderichs,
Das ſind die klügſten Leute,
Sie denken, alle Tag' geſchieht
Kein Wunder ſo wie heute.

72.*

Ich hab' euch im beſten Juli verlaſſen,
Und find' euch wieder im Januar;
Ihr ſaßet damals ſo recht in der Hitze,
Jetzt ſeid ihr gekühlt und kalt ſogar.

---

[1] Wie freuen die Jz-Jzer ſich.

*) Zuerſt abgedruckt im B. d. L. 1. Auflage, 1827.

Bald ſcheid' ich nochmals, und komm' ich einſt wieder,
Dann ſeid ihr weder warm noch kalt,
Und über eure Gräber ſchreit' ich,
Und das eigne Herz iſt arm und alt.

73.*

Von ſchönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus ſchönen Armen, die uns feſt umſchloſſen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager ſchon mit ſeinen Roſſen.

Das iſt das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abſchiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat ſelbſt dein Auge mich nicht halten können?

74.**

Wir fuhren allein im dunkeln
Poſtwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben geſcherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie ſtaunten wir!
Denn zwiſchen uns ſaß Amor,
Der blinde Paſſagier.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I, 1826

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I, 1826

75.[*]

Das weiß Gott, wo ſich die tolle
Dirne einquartieret hat:
Fluchend in dem Regenwetter
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gaſthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umſonſt gewandt.

Da erblick' ich ſie am Fenſter,
Und ſie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wiſſen, du bewohnteſt,
Mädchen, ſolches Pracht-Hotel!

76.[**]

Wie dunkle Träume ſtehen
Die Häuſer in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel,
Schreite ich ſchweigend vorbei.

Der Thurm der Kathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küſſen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I, 1826.

[**] Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824.

Der Mond iſt mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hauſe,
Und freudig ruf' ich empor:

„Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daſs du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlaſſen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

„Und findeſt du einen Verliebten,
Der einſam klagt ſein Leid,
So tröſt' ihn, wie du mich ſelber
Getröſtet in alter Zeit."

77.*

Haſt du die Lippen mir wund geküſſt,
So küſſe ſie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig biſt,
So hat es auch keine Eil'.

Du haſt ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebſte mein!
Man kann in ſolch einer ganzen Nacht
Viel küſſen und ſelig ſein.

---

*) Nur abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824, und in der erſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder," 1826.

78.*

Und biſt du erſt mein ehlich Weib,[1]
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laſſ' ich mich von dir ſcheiden.

79.**

Als ſie mich umſchlang mit zärtlichem Preſſen,
Da iſt meine Seele gen Himmel geflogen!
Ich ließ ſie fliegen, und hab' unterdeſſen
Den Nektar von ihren Lippen geſogen.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824.

[1]) ehliches Weib.

**) Auch abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824.

80.[*]

In den Küſſen welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie ſüß iſt das Betrügen,
Süßer das Betrogenſein!

Liebchen, wie du dich auch wehreſt,
Weiß ich doch, was du erlaubſt;
Glauben will ich, was du ſchwöreſt,
Schwören will ich, was du glaubſt.

81.[**]

An deine ſchneeweiße Schulter[1]
Hab' ich mein Haupt gelehnt,[2]
Und heimlich kann ich behorchen,
Wonach dein Herz ſich ſehnt.[3]

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlaſſen
Die Herzallerliebſte mein.

---

[*] Nur abgedruckt in der zweiten und den ſpätern Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder.“ 1830 ff.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern“ Bd. I, 1826.

[1] Auf deinen ſchneeweißen Buſen

[2] gelegt.

[3] Was dir dein Herz bewegt.

Und willſt du mich morgen verlaſſen,
So biſt du doch heute noch mein,
Und in deinen ſchönen Armen
Will ich doppelt ſelig ſein.

82.[*]

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.

Das war eine wilde Wirthſchaft!
Kriegsvolk und Landesplag'![1]
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

83.[**]

Habe auch in jungen Jahren
Manches bittre Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz iſt gar zu theuer,
Und erlöſchen will das Feuer,
Ma foi! und Das iſt gut.

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

[1] Viel Volk und Kriegesplag'!

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne
Und den dummen Liebesharm.
Iſt das Leben dir geblieben,
So vergiſs das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

84.*

Biſt du wirklich mir ſo feindlich,
Biſt du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daſs du mich ſo ſchlecht behandelt.

O ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes ſagen
Von dem Manne, der ſo liebend
Euch geküſſt in ſchönen Tagen?

85.**

Ach, die Augen ſind es wieder,
Die mich einſt ſo lieblich grüßten,
Und es ſind die Lippen wieder,
Die das Leben mir verſüßten![1]

---

*) Zuerſt abgedruckt im B. d. L. 1. Auflage, 1827.

**) Zuerſt abgedruckt im B. d. L. 1. Auflage, 1827.

[1] Die mir's Leben einſt verſüßten!

Auch die Stimme iſt es wieder,
Die ich einſt ſo gern gehöret!
Nur ich ſelber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, ſchönen Armen
Feſt und liebevoll umſchloſſen,
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen
Dumpfen Sinnes und verdroſſen.

86.[*]

Himmliſch war's, wenn ich bezwang
Meine ſündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaiſir.

87.[**]

Blamier mich nicht, mein ſchönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hauſe ſind,
Wird ſich ſchon Alles finden.

---

[*] Nur abgedruckt im erſten Band der „Reiſebilder," 1. Aufl., 1826.

[**] Nur abgedruckt im „Geſellſchafter," 52. Blatt, vom 31. März 1824, und im erſten Band der „Reiſebilder," 1. Auflage.

88.*

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand!
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch ſchöne Federhüte!
Welch ſchöne Türkenſhawls!
Welch ſchöne Wangenblüthe!
Welch ſchöner Schwanenhals!

89.**

Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

---

*) Nur abgedruckt im erſten Brief aus Berlin, im Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt, Nr. 7 (Beiblatt zum „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger“ Nr. 14), vom 15. Februar 1822.

**) Zuerſt abgedruckt im „Geſellſchafter,“ 52. Blatt, vom 31. März 1824.

90.*

Doch die Kaſtraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und ſie ſagten:
Ich ſänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben ſie Alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kryſtalle,
Sie klangen ſo fein und rein.

Sie ſangen von Liebesſehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen ſchwammen in Thränen
Bei ſolchem Kunſtgenuß.

91.**

Auf den Wällen Salamanka's
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort mit meiner holden Donna
Wandle ich am Sommerabend.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Um den ſchlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit ſel'gem Finger fühl' ich
Ihres Buſens ſtolzes Wogen.

Doch ein ängſtliches Geflüſter
Zieht ſich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böſe, bange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung ſagt mir:
Einſt wird man mich relegieren,
Und auf Salamanka's Wällen
Gehn wir nimmermehr ſpazieren.“

92.[*]

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich ſind unſre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamanka's Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen ſchreitet,
Sporenklirrend, ſchnurrbartkräuſelnd,
Und von Hunden ſtets begleitet.

Doch in ſtiller Abendſtunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele ſüße Träume.

[*] Zuerſt abgedruckt im B. d. L., 1. Auflage, 1827

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantaſieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geſchnarr und Quinquilieren.

93.*

Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen biſt;
Stand nicht dabei die Mutter, die ſchlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlaſſe ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenſter mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

94.**

Über die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf mit ſpähender Miene —
Leb wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine;
Sie liegt noch und ſchläft — und träumt von mir?[1]

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. 1. 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. 1. 1826.

[1] Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

95.[*]

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſtehn zwei große Löwen.
Ei, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht ein großer Rieſe.
Er hat ein Schwert und regt ſich nicht,
Er iſt vor Schreck verſteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht eine große Kirche.
Die Burſchenſchaft und die Landsmannſchaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

96.[**]

Schöne, wirthſchaftliche Dame,
Haus und Hof iſt wohlbeſtellt,
Wohlverſorgt iſt Stall und Keller,
Wohlbeackert iſt das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten
Iſt gereutet und geputzt,
Und das Stroh, das ausgedroſchen,
Wird für Betten noch benutzt.

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

[**] Nur abgedruckt in der erſten Aufl. des erſten Bandes der „Reiſebilder.“ 1826.

Doch dein Herz und deine Lippen,
Schöne Dame, liegen brach,
Und zur Hälfte nur benutzet
Iſt dein trautes Schlafgemach.

97.*

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wieſen;
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wandrer hört ein Plätſchern
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet ſich die ſchöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

98.**

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie ſtiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheucheſt du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

99.[*]

Der Tod Das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag.
Es dunkelt ſchon, mich ſchläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt ſich ein Baum,
Drin ſingt die junge Nachtigall;
Sie ſingt von lauter Liebe,
Ich hör' es ſogar im Traum.

100.[**]

„Sag, wo iſt dein ſchönes Liebchen,
Das du einſt ſo ſchön beſungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen ſind erloſchen,
Und mein Herz iſt kalt und trübe,
Und dies Büchlein iſt die Urne
Mit der Aſche meiner Liebe.

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

[**] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Götterdämmerung.*

Der Mai iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinghoſen an
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen:
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß:
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingsſchnurrbart:
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen;
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleiſtift und Lorgnett', — und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schar,
Und lagert draußen ſich auf grünem Raſen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

---

*) Mit der Überſchrift: „Traumbilder. Neuer Cyklus. 1." zuerſt im „Geſellſchafter," 84. Blatt, vom 27. Mai 1823, abgedruckt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür und rief: „Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küſſen!“
Ich hielt verriegelt meine Thür', und rief:
Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt.
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt, und hab' zu Viel geſchaut,
Und viel zu tief, und hin iſt alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen,
Und ſchau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Schamerröthen
Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;[1]
Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;[2]
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,
Als ſei ſie von Kryſtall, und ſeh' das Grauſen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten;
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet[3] und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.[4]
Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen.

---

[1] Seh' ich geheimer Luſt begehrlich zittern.

[2] Seh' ich die bunte Schellenkappe [illegible].

[3] gefalten

[4] Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.

Die ſanften Wieſenblumen lachen hämiſch,
Der todte Vater regt ſich in dem Grab' —
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Gluth in deinem Buſen wühlen,
Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſehe deine trotz'gen Rieſenſöhne,[5]
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden ſteigend
Und rothe Fackeln in den Händen ſchwingend;[6]
Sie legen[7] ihre Eiſenleiter an
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsfeſte; —
Und ſchwarze Zwerge klettern nach, und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder
Aufs Angeſicht die frommen Engelſcharen.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher dringt heran die wilde Rotte.
Die Rieſen werfen[8] ihre rothen Fackeln
Ins weite Himmelreich,[9] die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken —
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert. —
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,

---

[5] Ich ſeh' die Rieſenſöhn' aus alter Nacht.
(Ich ſeh' die Rieſenſöhn' der alten Nacht.
Reiſeb. I.)

[6] Sie ſteigen aus der Erde offnem Schlund.
Und ſchwingen rothe Fackeln in den Händen.

[7] Und legen

[8] Die Rieſen ſchleudern

[9] Ins Reich der Ewigkeit.

Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung —[10]
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

Ratcliff.*

Der Traumgott brachte mich in eine Landſchaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schweſteraugen ſtill mich anſahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitſchern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt ſchien,
Und Stimmen und Geſtalten mich begrüßten
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
So fremd mir ſchien, ſo wunderſeltſam fremd.
Vor einem ländlich ſchmucken Hauſe ſtand ich;
In meiner Bruſt bewegte ſich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig ſchüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reiſekleidern,
Grell klang[1] die Klingel, und die Thür ging auf.

---

[10] mit griechiſcher Umſchlingung —

*) Mit der Überſchrift „Traumbilder. Neuer Cyklus. II“ [illegible] im „Geſellſchafter“, 106. Blatt, vom 5. Juli 1822, abgedruckt.

[1] Dumpf klang

Da waren[2] Männer, Frauen, viel' bekannte
Geſichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich ſcheue Angſt. Seltſam verſtört,
Mit Beileidsmienen faſt, ſahn ſie mich an,
Daß es mir ſelber durch die Seele ſchauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margreth hab' ich gleich erkannt;
Ich ſah ſie forſchend an, jedoch ſie ſprach nicht.
„Wo iſt Maria?“ fragt' ich, doch ſie ſprach nicht,
Griff leiſe meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenſtille herrſchte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer.
Und zeigt' mit abgewandtem Angeſicht
Nach der Geſtalt, die auf dem Sopha ſaß.
„Sind Sie Maria?“ fragt' ich. Innerlich
Erſtaunt' ich ſelber ob der Feſtigkeit,
Womit ich ſprach. Und ſteinern und metalllos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute.“
Ein ſchneidend Weh durchfröſtelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einſt ſo ſüße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachläſſig angezogen, Buſen ſchlotternd,
Die Augen gläſern ſtarr, die Wangenmuſkeln
Des weißen Angeſichtes lederſchlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einſt ſo ſchöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang' auf Reiſen!“ ſprach ſie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie ſchaun nicht mehr ſo ſchmachtend, liebſter Freund,
Sie ſind geſund, und pralle Lend' und Wade

---

[2] Das waren

Bezeugt Solidität." Ein ſüßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blaſſen[3] Mund.
In der Verwirrung ſprach's aus mir hervor:
„Man ſagte mir, Sie haben ſich vermählt?"
„Ach ja!" ſprach ſie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder iſt, Gemahl ſich nennt; doch Holz
Iſt Holz!" Und klanglos widrig lachte ſie,[4]
Daſs kalte Angſt durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — ſind Das die keuſchen,
Die blumenkeuſchen[5] Lippen von Maria?
Sie aber hob ſich in die Höh', nahm raſch
Vom Stuhl den Kaſchemir,[6] warf ihn
Um ihren Hals, hing ſich an meinen Arm,[7]
Zog mich von hinnen durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Buſch und Au.

Die glühend rothe Sonnenſcheibe ſchwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überſtrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majeſtätiſch floſs.
„Sehn Sie das große goldne Auge ſchwimmen
Im blauen Waſſer?" rief Maria haſtig.
„Still, armes Weſen!" ſprach ich, und ich ſchaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es ſtiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umſchlangen ſich mit weißen, weichen Armen!
Die Veilchen ſahn ſich zärtlich an, ſehnſüchtig
Zuſammenbeugten ſich die Liljenkelche;
Auf allen Roſen glühten Wolluſtgluthen;

---

[3] gelblich weißen
[4] Mit Leder iſt, der mir im Bette liegt.
Und ſich Gemahl nennt. Aber Holz iſt
Holz!"
Und klanglos widrig lachte ſie dabei.
[5] Die blumenzarten
[6] den Türkenſhawl.
[7] Um ihren Nacken, hing mir bald am
Arm.

Die Nelken wollten ſich im Hauch entzünden;
In ſel'gen Düften ſchwelgten alle Blumen,
Und alle weinten ſtille Wonnethränen,
Und Alle jauchzten: „Liebe! Liebe! Liebe!"
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer ſummten feine Elfenliedchen,[8]
Die Abendwinde flüſterten, es rauſchten
Die Eichen, ſchmelzend ſang die Nachtigall —
Und zwiſchen all dem[9] Flüſtern, Rauſchen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenn' ihr nächtlich Treiben auf dem Schloſs:
Der lange Schatten iſt ein guter Tropf,
Er nickt und winkt[10] zu Allem, was man will;
Der Blaurock iſt ein Engel; doch der Rothe
Mit blankem Schwert iſt Ihnen ſpinnefeind."
Und noch viel buntre, wunderliche Reden
Schwatzt' ſie in Einem fort, und ſetzte ſich
Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume ſteht.

Da ſaßen wir beiſammen, ſtill und traurig,
Und ſahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche ſäuſelte wie Sterbeſeufzer,
Tiefſchmerzlich ſang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren ſtarren Augen,
Und mit der alten, ſüßen Stimme ſprach ſie:
„Wie wuſſteſt du, daſs ich ſo elend bin?
Ich las es jüngſt in deinen wilden Liedern."

---

[8] Lieblingsliedchen

[9] Und zwiſchen all das
[10] Er nickt und nickt

Eiskalt durchzog's mir da die Bruſt, mir grauſte
Ob meinem eignen Wahnſinn, der die Zukunft
Geſchaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entſetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.*)

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schloſſe.

„Läſtig werden mir die Tänze
Und die ſüßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die ſo zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„Überläſtig wird mir Alles,
Seit ich ſah beim Strahl des Mondes
Jenen Ritter, deſſen Laute
Nächtens mich ans Fenſter lockte.

„Wie er ſtand ſo ſchlank und muthig,
Und die Augen leuchtend ſchoſſen
Aus dem edelblaſſen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen.“

---

*) Mit der Bemerkung „Aus einem ſpaniſchen Romane“ zuerſt abgedruckt im erſten Bande der „Reiſebilder“ 1826. Vgl. über dieſe Romanze den Brief Heine's an Moſer vom 5. oder 6. November 1823. — Sämmtl. Werke, Bd. XIX.

Alſo dachte Donna Clara,
Und ſie ſchaute auf den Boden;
Wie ſie aufblickt, ſteht der ſchöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüſternd
Wandeln ſie umher im Mondſchein.
Und der Zephyr ſchmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Roſen.

Märchenartig grüßen Roſen,
Und ſie glühn wie Liebesboten. —
Aber ſage mir, Geliebte,
Warum du ſo plötzlich roth wirſt?

„Mücken ſtachen mich, Geliebter,
Und die Mücken ſind im Sommer
Mir ſo tief verhaſſt, als wären's
Langenaſ'ge Judenrotten."

Laſs die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tauſend weiße Blüthenflocken.

Tauſend weiße Blüthenflocken
Haben ihren Duft ergoſſen. —
Aber ſage mir, Geliebte;
Iſt dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland ſei's geſchworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückiſch einſt ermordet."

Laſs den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
In der Ferne ſchwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumfloſſen.

Weiße Lilien, lichtumfloſſen,
Blicken nach den Sternen droben. —
Aber ſage mir, Geliebte,
Haſt du auch nicht falſch geſchworen?

„Falſch iſt nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Bruſt kein Tropfen
Blut iſt von dem Blut der Mohren
Und des ſchmutz'gen Judenvolkes.“

Laſs die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend:
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Mit den[1] weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich ſie umflochten!
Kurze Worte, lange Küſſe,
Und die Herzen überfloſſen.

Wie ein ſchmelzend ſüßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde:
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es ſtiller,
Und man hört nur, wie verſtohlen,
Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

[1] Wie mit

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schloſſe,
Und erwachend hat ſich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir ſcheiden, ſollſt du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir ſo lang' verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küſſt die Finger ſeiner Donna,
Küſſt die Lippen und die Stirne,
Und er ſpricht zuletzt die Worte:[1]

Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, ſchriftgelehrten Rabbi
Iſrael von Saragoſſa.

An Edom![2]

Ein Jahrtauſend ſchon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldeſt, daſs ich athme,
Daſs du raſeſt, dulde ich.

---

[1] Und er ſpricht die langen Worte:

[2] Dies am 11. September 1824 geſchriebene, auf die Stellung der Juden zu den Chriſten bezügliche Gedicht iſt nur in dem Briefe Heine's an M. Moſer vom 25. Oktober des erwähnten Jahres mitgetheilt.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbteſt du mit meinem Blut.

Jetzt wird unſre Freundſchaft feſter,
Und noch täglich nimmt ſie zu;
Denn ich ſelbſt begann zu raſen,
Und ich werde faſt wie du!

Mit einem Exemplar des „Rabbi von Bacharach.“*

Brich aus in lauten Klagen,
Du düſtres Martyrerlied,
Das ich ſo lang getragen
Im flammenſtillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz:
Ich habe gewaltig beſchworen
Den tauſendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'.

---

*) Dieſe, am 24. Oktober 1824 geſchriebenen und an M. Moser gerichteten Widmungszeilen ſind nur in dem Briefe Heine's an Letzteren vom 25. Oktober jenes Jahres mitgetheilt.

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im ſtillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Almanſor.*

1.

In dem Dome zu Cordova[1]
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Rieſenſäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben ſich bis unten
Des Korans arab'ſche Sprüche,
Klug und blumenhaft verſchlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieſes Haus zu Allah's Ruhme,
Doch hat Vieles[2] ſich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Thurme, wo der Thürmer
Zum Gebete aufgerufen,
Tönet jetzt der Chriſtenglocken
Melancholiſches Geſumme.

---

*) Zuerſt 1826 abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I., mit der Bemerkung: „Aus einem ſpaniſchen Romane." Vgl. die Bemerkung zum nachfolgenden Gedichte.

[1] In den älteren Auflagen findet ſich überall die Schreibart „Corduva."

[2] Doch hat Alles

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort geſungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Meſſe fades Wunder.

Und Das iſt ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und Das blökt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Cordova
Steht Almanſor ben Abdullah,
All' die Säulen ſtill betrachtend,
Und die ſtillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, ſtark und rieſig,
Einſt geſchmückt zu Allah's Ruhme,
Jetzo müßt ihr dienend huld'gen
Dem verhaſſten Chriſtenthume!

„Ihr bequemt euch in die Zeiten,
Und ihr tragt die Laſt geduldig:
Ei, da muſs ja wohl der Schwächre
Noch viel leichter ſich beruh'gen.“

Und ſein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almanſor ben Abdullah
Über den gezierten Taufſtein,
In dem Dome zu Cordova.

2.

Haſtig ſchritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der luſt'ge Ritter,
Pfeift und ſingt, und lacht behaglich,
Und es ſtimmen ein die Vögel
Und des Stromes laute Waſſer.

In dem Schloß zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und ſie freut ſich mindern Zwanges.

Und Almanſor hört ſchon ferne
Pauken und Drommeten ſchallen,
Und er ſieht des Schloſſes Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea
Tanzen zwölf geſchmückte Damen,

Tanzen zwölf geſchmückte Ritter,
Doch am ſchönſten tanzt Almanſor.

Wie beſchwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu ſagen.

Iſabellens ſchöne Hände
Küſſt er raſch, und ſpringt von dannen;
Und er ſetzt ſich vor Elviren,
Und er ſchaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze,
Eingeſtickt in ſeinen Mantel.

Er verſichert jeder Dame,[1]
Daſs er ſie im Herzen trage:
Und „ſo wahr ich Chriſt bin!“ ſchwört er
Dreißig Mal an jenem Abend.

3.

In dem Schloſs zu Alkolea
Iſt verſchollen Luſt und Klingen,
Herrn und Damen ſind verſchwunden,
Und erloſchen ſind die Lichter.

---

[1] Und zu jeder Dame ſpricht er.

Donna Clara und Almanſor
Sind allein im Saal geblieben;
Einſam ſtreut die letzte Lampe
Über Beide ihren Schimmer.

Auf dem Seſſel ſitzt die Dame,
Auf dem Schemel ſitzt der Ritter,
Und ſein Haupt, das ſchlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Roſenöl aus goldnem Fläſchchen
Gießt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſor's braune Locken —
Und er ſeufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit ſanftem Munde,
Drückt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſor's braune Locken —
Und es wölkt ſich ſeine Stirne.

Thränenfluth aus lichten Augen
Weint die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſor's braune Locken —
Und es zuckt um ſeine Lippen.

Und er träumt: er ſtehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Cordova,
Und er hört viel' dunkle Stimmen.

All' die hohen Rieſenſäulen
Hört er murmeln unmuthgrimmig,
Länger wollen ſie's nicht tragen,
Und ſie wanken und ſie zittern; —

Und ſie brechen wild zuſammen,
Es erbleichen Volk und Prieſter,
Krachend ſtürzt herab die Kuppel,
Und die Chriſtengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.[*]

1.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchaun die Proceſſion?“ —

---

[*] Bei dem älteſten Abdruck im „Geſellſchafter,“ 93. Blatt, vom 10. Juni 1822, und in der älteſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ war dies Lied von folgender Nachbemerkung begleitet:

„Der Stoff dieſes Gedichtes iſt nicht ganz mein Eigenthum. Es entſtand durch Erinnerung an die rheiniſche Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciskanerkloſter zu Düſſeldorf die erſte Dreſſur erhielt und dort zuerſt Buchſtabiren und Stillſitzen lernte, ſaß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte, wie ſeine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der erſten Silbe, und der Ort ſelbſt liegt im Geldernſchen) einſtmals mitgenommen, wie ſie dort einen wächſernen Fuß für ihn geopfert, und wie ſein eigener ſchlimmer Fuß dadurch geheilt ſei. Mit dieſem Knaben traf ich wieder zuſammen in der oberſten Klaſſe des Gymnaſiums, und als wir im Philoſophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer neben einander zu ſitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, ſetzte aber doch etwas ernſthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächſernes Herz opfern. Ich hörte ſpäter, er habe damals an einer unglücklichen Liebſchaft laborirt, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn ſtudirte und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein ſpazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichſte den gedehnten Refrain hat: „Gelobt ſeiſt du, Maria!“ und als die Proceſſion näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit ſeiner alten Mutter. Dieſe führte ihn. Er aber ſah ſehr blaß und krank aus.

Berlin, den 16. des Maimonds 1822.

H. Heine.“

In der älteſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ ſchließen ſich an dieſe Nachbemerkung des Verfaſſers noch folgende Zeilen:

„Ich durfte dieſe Notiz nicht von dem Gedichte trennen, weil beide zugleich entſtanden, ſchon einmal zuſammen abgedruckt worden, und dadurch gleichſam verwachſen ſind. Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben ſo wenig, wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgeſprochen werden ſoll. Dieſes, „Almanſor“ überſchrieben, wird im Romane, dem es entlehnt iſt, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und geſungen. „Und wahrlich,“ — ſo ſpricht ein engliſcher Schriftſteller — „wie Gott, der Urſchöpfer, ſtehe auch der Dichter, der Nachſchöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätſche dieſer Erde.““

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das[1] todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Köln am Rheine,
Da geht die Proceſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, Den führet ſie,
Sie ſingen Beide im Chore:
„Gelobt ſeiſt du, Marie!“

2.

Die Mutter-Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr beſtes Kleid;
Heut hat ſie Viel zu ſchaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar[1] als Opferſpend'

---

[1] Ich denk' ans

[1] Die kranken Leute legen
Ihr hin ꝛc.

Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel' wächſerne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,[2]
Dir ſei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,[3]
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

---

[2] Du Mutter aller Gnade.
[3] Zu Köln, der heiligen Stadt.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch Die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

„Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch ſpät und früh
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeiſt du, Marie!“

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter-Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch Mehr geſchaut;
Sie erwachte[1] aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten ſo laut.[2]

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und Der war todt;

[1] Sie wachte auf
[2] zu laut.

Es ſpielt'[3] auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet'[4] die Hände,
Ihr war, ſie wuſſte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
„Gelobt ſeiſt du, Marie!“

[3] ſpielt
[4] faltet

Aus der Harzreiſe.[*]

(1824.)

---

[*] Mit Ausnahme des zweiten, nur in der erſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ mitgetheilten Liedes, wurden die nachſtehenden Gedichte ſämmtlich zuerſt bei der fragmentariſchen Veröffentlichung der „Harzreiſe“ im „Geſellſchafter,“ 11.—24. Blatt vom 20. Januar bis 11. Februar 1826, abgedruckt.

Prolog.

Schwarze Röcke, ſeidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſieren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlognen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen.

Auf dem Hardenberge.

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmuthsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Troſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz' ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geſchlechter
Und verſunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der ſtolze Mann,

Der die Beſten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die ſchöne Dame ſtand,
Die den ſtolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin
Hat beſiegt des Todes Hand —
Jener dürre Senſenritter
Streckt uns Alle in den Sand.

Berg-Idylle.

1.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Ausgeſchnitzelt wunderlich;[1]
Der darauf ſitzt, Der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;

---

[1] Reich geſchnitzt und wunderlich.

Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben blauen Sterne
Schaun mich an ſo himmelgroß;
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut:
Manches wichtige Geheimnis
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten iſt es[3] gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie begraben[4] in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.“

[3] Und dort iſt es
[4] Wie vergraben

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnurrt und brummt.*
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht!
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht ans niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der ſtille Lauſcher,
Wirft ſein goldnes Licht herein.¹

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach;
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

---

*) ſchnarrt und brummt.
¹) Wirft ſein ſüßes Licht herein.

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt, —
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß!

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch Viel mehr begriff ich ſchon,
Ich begriff[2] und ward vernünftig,
Und ich glaubt' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,

[2] Und begriff

Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuren Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſehn?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich, und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

3.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läſſt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blank Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

„Da verwünſchte Schloſs und Leute
Eine böſe Zauberin:
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten drin.

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort,

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloſs,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Fraun und Knappentroſs:

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloſs und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit.“

Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küſſt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut:
Tiſch und Schrank, mir iſt, als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.[1]

Siehſt du, Kindchen, wie ſchon dämmert[2]
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor:
Lilien, wie kryſtallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

[1] Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.
[2] Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnſuchtgluth:
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, liebes Kindchen,[3]
Sind verwandelt noch viel mehr:
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin:
Dieſe Hütte ward zum Schloſs,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroſs.

Aber ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloſs und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron;
Über ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die große, goldne Kron'.[1]

---

[3] ſüßes Kindchen,

[1] Iſt die ſchwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolzgeſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und Das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muſs regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer;
Ach, ich wollt', daſs ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren ſchönen Augen[1]
Liegt mein unermeſſlich Reich!"

---

[1] lieben Augen

Auf dem Brocken.

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefeln,
Lief ich mit der Haſt des Windes
Über jene Bergesgipfel
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Munds Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Lilienohren:
Denk im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilſe.

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Märchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kryſtallenes Schloß,

Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.[1]

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang: —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

---

[1] Statt der obigen, finden ſich im älteſten Abdruck folgende zwei Strophen:

Und bebt mein Herz dort unten,
Brauſt oben der Waſſerfall,
Die Eichen und Buchen ſchauern,
Es trillert die Nachtigall.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Die Nordſee.

(1825—1826.)

Friedrich Merckel

ſind die Bilder der Nordſee

freundſchaftlichſt zugeeignet

vom Verfaſſer.*

---

*) Die Widmung an Merckel findet ſich nur in den älteſten Auflagen des „Buches der Lieder," ſowie in der zweiten und den ſpäteren Auflagen des erſten Bandes der „Reiſebilder," woſelbſt ſie lautet: „Herrn Friedrich Merckel widmet dieſe Bilder der Nordſee der Verfaſſer."

Erſter Cyklus.

Uneigennützig zu ſein in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche, ſpätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus der Seele geſprochen iſt.

(Aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit," vierzehntes Buch.)*

1.

Krönung.**

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laſſt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

---

*) Dies Motto findet ſich nur in der älteſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder."

**) Unter der Überſchrift: „Huldigung" zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I, 1826.

Von der Sonne droben
Reiß' ich das ſtrahlend rothe Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauſeidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir als Krönungsmantel
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkiſſen,
Überreiche ich dir
Das bißchen Verſtand,
Das mir aus Mitleid noch gelaſſen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

2.

Abenddämmerung.*

Am blaſſen Meeresſtrande
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört' ich verſchollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einſt als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppenſteinen der Hausthür
Zum ſtillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen;
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenſter ſaßen,
Roſengeſichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

3.

Sonnenuntergang.*

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab ins weit aufſchauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleiern,
Ein traurig todblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.

Einſt am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen, unſchuldigen Kinder.

Doch böſe Zungen ziſchelten Zwieſpalt,
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort oben der Sonnengott,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgehärteten Menſchen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtiller Wehmuth,[1]
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich geſinnt,
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk,
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In ſein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böſe, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,

---

[1] in ſtummer Wehmuth

Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.

Ich aber, der Menſch,
Der Niedrig-gepflanzte, der Tod beglückte,
Ich klage nicht länger.

4.

Die Nacht am Strande.*

Sternlos und kalt iſt die Nacht,
Es gähnt das Meer:
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungeſtaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n ſtörriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Waſſer hinein,
Und erzählt viel' tolle Geſchichten,
Rieſenmärchen, todſchlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwiſchen, weitſchallend, lacht er und heult er
Beſchwörungslieder der Edda,
Auch Runenſprüche,[1]
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufſpringen und jauchzen,
Übermuth-berauſcht.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Th. I. 1826.

[1] Grave Runenſprüche.

Derweilen, am flachen Geſtade,
Über den fluthbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken, und kniſtern die Muſcheln;
Und er hüllt ſich feſt in den grauen Mantel,
Und ſchreitet raſch durch die wehende Nacht;
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich ſchimmert
Aus einſamer Fiſcherhütte.

Vater und Bruder ſind auf der See,
Und mutterſeelallein blieb dort
In der Hütte die Fiſchertochter,
Die wunderſchöne Fiſchertochter.
Am Herde ſitzt ſie,
Und horcht auf des Waſſerkeſſels
Ahnungſüßes, heimliches Summen,
Und ſchüttet kniſterndes Reiſig ins Feuer,
Und bläſt hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederſtrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauſcht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, ſorgſame Hand,
Die das Unterröckchen feſter bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür ſpringt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebeſicher ruht ſein Auge

Auf dem weißen, ſchlanken Mädchen,
Das ſchauernd vor ihm ſteht,
Gleich einer erſchrockenen Lilie:
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und ſpricht:

„Siehſt du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederſtiegen zu Töchtern der Menſchen,
Und die Töchter der Menſchen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Sceptertragende Königsgeſchlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch ſtaune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen war's kalt,
Und bei ſolcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichſten Schnupfen
Und einen unſterblichen Huſten.“

5.

Poſeidon.*

Die Sonnenlichter ſpielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen ſollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich ſaß noch ruhig auf weißer Düne
Am einſamen Strand.
Und ich las das Lied vom Odyſſeus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangſal,
Setzt' ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Herde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmeriſche Nacht,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

„Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im geringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängſt'gen
Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt mir kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos' heiliger Feſte,
Kein einziges Härchen haſt du verſengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals rathend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene."

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

6.

Erklärung.[*]

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toſte die Fluth,
Und ich ſaß am Strand, und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt,
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe dich!“
Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Über das ſüße Bekenntnis,
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerſtiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit ſtarker Hand, aus Norweg's Wäldern,

---

[*] Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.

Reiß' ich die höchſte Tanne,
Und tauche ſie ein
In des Ätna's glühenden Schlund, und mit ſolcher
Feuergetränkten Rieſenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenſchrift,
Und alle nachwachſenden Enkelgeſchlechter
Leſen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

7.

Nachts in der Kajüte.*

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.

Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. I. 1826.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz:
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die ſchönen Sterne blinken,
Möcht' ich preſſen meine Lippen,
Preſſen wild und ſtürmiſch weinen.

Jene Sterne ſind die Augen
Meiner Liebſten, tauſendfältig
Schimmern ſie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte[1] und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beſeligt meine Seele,
Laſſt mich ſterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken[2]
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt ſich liebeweit und weiter.

[1] Und ich bete.
[2] lichte Funken

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Daß von lichten[3] Sternenthränen
Überfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich ſtill in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke ſchau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, ſüßen Augen
Meiner ſüßen Vielgeliebten.

Die geliebten, ſüßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und ſie blinken[4] und ſie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich ſelig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelſchleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen:
Sie rauſchen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:

---

[3] Daß von lieben
[4] Und ſie klingen.

„Bethörter Geſelle!
Dein Arm iſt kurz, und der Himmel iſt weit,
Und die Sterne droben ſind feſtgenagelt
Mit goldnen Nägeln, —[5]
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beſte wäre, du ſchlieſeſt ein.“

* * *

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von ſtillem, weißem Schnee,[6]
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und ſchlief den einſam kalten Todesſchlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel ſchauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die ſüßen Augen! und ſie glänzten ſieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

Sturm.*

Es wüthet der Sturm,
Und er peitſcht die Wellen,[1]
Und die Welln,[2] wuthſchäumend und bäumend,
Thürmen ſich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Waſſerberge,
Und das Schifflein erklimmt ſie,

---

[5] Dieſe Zeile fehlt in den älteren Auflagen.
[6] von weißem weißem Schnee.

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I. 1826.
[1] die Welln.
[2] Und die Wellen.

Haſtig mühſam,
Und plötzlich ſtürzt es hinab
In ſchwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentſtiegenen!
Großmutter der Liebe! ſchone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, geſpenſtiſche Möwe,
Und wetzt an dem Maſtbaum den Schnabel,
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel,[3] der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im toſenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es brauſt und pfeift und praſſelt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwiſchendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnſuchtwilden Geſang,
Seelenſchmelzend und ſeelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an ſchottiſcher Felſenküſte,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort am hochgewölbten Fenſter,
Steht eine ſchöne, kranke Frau,

---

[3] Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Raub,
Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt. | Und lechzt nach dem Herzen,
Das dein Enkel.

Zartdurchſichtig und marmorblaß,
Und ſie ſpielt die Harfe und ſingt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, ſtürmende Meer.

9.

Meeresſtille.*

Meeresſtille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Waſſer,
Und im wogenden Geſchmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und ſchnarchet leiſe.
Bei dem Maſtbaum, ſegelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung'.

Hinterm Schmutze ſeiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und ſchmerzlich
Schaun die großen, ſchönen Augen.

Denn der Kapitän ſteht vor ihm,
Tobt und flucht und ſchilt ihn: „Spitzbub',
Spitzbub'! einen Hering haſt du
Aus der Tonne mir geſtohlen!"

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. 1. 1826.

Meeresſtille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fiſchlein,
Wärmt das Köpfchen an der Sonne,
Plätſchert luſtig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel
Schwingt ſie ſich hinauf ins Blaue.

10.

Seegeſpenſt.*

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thürme ſich zeigten,
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.
Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten,
Und langen Degen und langen Geſichtern,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Th. I. 1826.

Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo ſteinerne Kaiſerbilder
Wacht halten mit Scepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuſerreihn,
Wo ſpiegelblanke Fenſter
Und pyramidiſch beſchnittene Linden,
Wandeln ſeidenrauſchende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengeſichter
Sittſam umſchloſſen von ſchwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.[1]
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewändern,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.

Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz; —
Mir iſt, als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten, —
Heiße, rothe Tropfen,

---

[1] Unferne, vor langen Häuſerreihn
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfraun,
Ein gülden Band um den ſchlanken Leib,
Die Blumengeſichter ſittſam umſchloſſen
Von ſchwarzen, ſammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.

Die lang und langſam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholiſch menſchenleer iſt,
Nur daß am untern Fenſter
Ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm geſtützt,
Wie ein armes, vergeſſenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergeſſenes Kind!

So tief, meertief alſo
Verſteckeſt du dich vor mir
Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr herauf,[2]
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,[3]
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte,
Und immer dich ſuchte,
Du Immergeliebte,
Du Längſtverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

---

[2] hinauf.
[3] Fünfhundert Jahre lang.

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, ſind Sie des Teufels?"

11.

Reinigung.*

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnſinniger Traum,
Der du einſt ſo manche Nacht
Mein Herz mit falſchem Glück gequält haſt,
Und jetzt als Seegeſpenſt
Sogar am hellen Tag mich bedroheſt —
Bleib du dort unten in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All' meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die ſo lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir ſo lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unſelige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. I. 1826.

Die Segel auf! Sie flattern und ſchwelln!
Über die ſtillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

12.

Frieden.*

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Über Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne;
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern.“ Bd. I, 1826. — Im B. d. L. wurde bisher niemals die zweite Hälfte des Gedichtes mit abgedruckt, während ſie in den „Reiſebildern“ niemals geſtrichen ward.

Und ſein holdes, liebſeliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Roſenbändern,[1] das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend ans grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten[2] Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,
Sahn ſie ſich an, verſtändnisinnig,
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küſſten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreimalſelig ſprachen ſie:
„Gelobt ſei Jeſus[3] Chriſt!“

* * *

Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Was gäbeſt du drum,
Geliebteſter!

---

[1] Am Roſenbande.
[2] Zogen
[3] Jeſu

Der du in Kopf und Lenden ſo ſchwach,
Und im Glauben ſo ſtark biſt,
Und die Dreifaltigkeit ehreſt in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küſſeſt,
Und dich hinaufgefrömmelt haſt
Zum Hofrath und dann zum Juſtizrath,
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Waſſer
Die Seelen wäſcht und den Thee verdünnt —
Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Geliebteſter!
Du trügeſt es höheren Ortes zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verſchwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, ſelig ſtrahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußiſch Kourant,
Und du ſtammelteſt händefaltend:
„Gelobt ſei Jeſus' Chriſt!“

*) Z[illegible]

Zweiter Cyklus

Motto: Xenophon's Anabaſis. IV. 7.*

1.

Meergruß.**

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einſt dich begrüßten
Zehntauſend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter

---

*) In den ſpäteren Auflagen der „Reiſebilder" ſteht dies Motto auf der Rückſeite des Titelblattes der „Nordſee," als auf beide Cyklen bezüglich.

**) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. II, 1827.

Die ſpielenden Roſenlichter,
Die aufgeſcheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautſchreiend,
Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!“

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs Neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all' den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all' den rothen Korallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnisvoll bewahrſt,
Dort unten im klaren Kryſtallhaus.

O, wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel,
Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaſſ' ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile:
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten;
Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufathmend begrüßt' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

2.

Gewitter.*

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die ſchwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterſtrahl,
Raſch aufleuchtend und raſch verſchwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronion's.
Über das wüſte, wogende Waſſer
Weithin rollen die Donner,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern" Bd. II. 1827.

Und ſpringen die weißen Wellenroſſe,
Die Boreas ſelber gezeugt
Mit des Erichthon's reizenden Stuten,
Und es flattert ängſtlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, luſtiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den ſchlimmſten Tanz!
Äolus ſchickt ihm die flinkſten Geſellen,
Die wild aufſpielen zum fröhlichen Reigen:
Der Eine pfeift, der Andre bläſt,
Der Dritte ſtreicht den dumpfen Brummbaß —
Und der ſchwankende Seemann ſteht am Steuer
Und ſchaut beſtändig nach der Bouſſole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
„O rette mich, Kaſtor, reiſiger Held,
Und du, Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!"

3.

Der Schiffbrüchige.*

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Th. II. 1827.

Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwüſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Waſſer ſchöpfen,
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen,
Und es wieder verſchütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geſchäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen ſchrillen,
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergeſſene Träume, erloſchene Bilder,
Qualvoll ſüße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön.
Die ſchlanke Cypreſſengeſtalt
Umſchließt ein lüſtern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine ſelige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt ſich ergießend,[1]
Ringelt ſich träumeriſch ſüß
Um das ſüße, blaſſe Antlitz;
Und aus dem ſüßen, blaſſen Antlitz,
Groß und gewaltig, ſtrahlt ein Auge,
Wie eine ſchwarze Sonne.

O, du ſchwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir

[1] Wie eine ſelige Nacht, ergießt ſich
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,
Sie ringelt ſich ꝛc.

Die wilden Begeiſtrungsflammen,
Und ſtand und taumelte, feuerberauſcht —
Dann ſchwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen,
Und die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen
Hauchten Worte, ſüß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Roſe —
Und meine Seele erhob ſich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, ſchiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.*)

Die ſchöne Sonne
Iſt ruhig hinabgeſtiegen ins Meer;
Die wogenden Waſſer ſind ſchon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Überſtreut ſie mit goldnen Lichtern,

*) Mit der Überſchrift „Sonnenunter[illegible] auch abgedruckt im „Berliner Con[illegible] verſations-Blatt für Poeſie, Literatur und Kunſt,“ erſter Jahrgang Nr. 23 vom 1. Februar 1827.

Und die rauſchende Fluthgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die luſtig und haſtig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die Abends der ſingende Hirtenjunge
Nach Hauſe treibt.

„Wie ſchön iſt die Sonne!“
So ſprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und ſcherzend halb und halb wehmüthig
Verſichert' er mir: die Sonne ſei
Eine ſchöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheirathet;
Des Tages über wandle ſie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme:
Aber des Abends, troſtlos gezwungen,
Kehre ſie wieder zurück
In das naſſe Haus, [1] in die öden Arme
Des greiſen Gemahls.

„Glaub mir's,“ [2] — ſetzte hinzu der Freund,
Und lachte und ſeufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichſte Ehe!
Entweder ſie ſchlafen, oder ſie zanken ſich,
Daß hoch aufbrauſt hier oben das Meer
Und der Schiffer im Wellengeräuſch es hört,

---

[1] In das feuchte Haus.
[2] „Glaub mir.“

Wie der Alte ſein Weib ausſchilt:
„Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühſt du für Andre,
Und Nachts, für mich, biſt du froſtig und müde!“
Nach ſolcher Gardinenpredigt,
Verſteht ſich! bricht dann aus in Thränen
Die ſtolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt ſo jammerlang, daſs der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett ſpringt,
Und ſchnell nach der Meeresfläche heraufſchwimmt,
Um Luft und Beſinnung zu ſchöpfen.

„So ſah ich ihn ſelbſt verfloſſene Nacht
Bis an die Bruſt dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz',[1]
Und ein abgewelktes Geſicht.“

5.

Der Geſang der Okeaniden.*

Abendlich blaſſer wird es am Meer,[1]
Und einſam, mit ſeiner einſamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und ſchaut todtkalten Blickes hinauf

---

[1] Nachtmütz'.

*) Zuerst abgedruckt im „Berliner Konverſations-Blatt,“ Nr. 63 vom 29. März 1827.

[1] Meere.

Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und ſchaut auf das weite, wogende Meer —
Und über das weite, wogende Meer,
Lüfteſegler,[2] ziehn ſeine Seufzer,
Und kehren zurück,[3] trübſelig,
Und hatten verſchloſſen gefunden das Herz,
Worin ſie ankern wollten —
Und er ſtöhnt ſo laut, daß die weißen Möwen,
Aufgeſcheucht aus den ſandigen Neſtern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er ſpricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewaſſer-ſaufende,
Und thranigtes Robbenfleiſch-freſſende,
Eu'r Leben iſt bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koſte nur Süßes!
Ich koſte den ſüßen Duft der Roſe,
Der Mondſchein-gefütterten Nachtigallbraut!
Ich koſte noch ſüßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geſchlagener Sahne;[4]
Und das Allerſüßeſte koſt' ich,
Süße Liebe und ſüßes Geliebtſein.

„Sie liebt mich! ſie liebt mich, die holde Jungfrau!
Jetzt ſteht ſie daheim am Erker des Hauſes,
Und ſchaut in die Dämmrung hinaus auf die Landſtraß',
Und horcht und ſehnt ſich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens ſpäht ſie umher und ſie ſeufzet,
Und ſeufzend ſteigt ſie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondſchein,

---

[2] Wie Lüfteſegler.
[3] Und kehren wieder.

[4] Ich koſte noch ſüßere Zephyr-Baiſers,
Mit weißer Seligkeit gefüllte;

Und ſpricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, ſo lieblich bin
Und ſo liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt ſie ſelig mein theures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühſtück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht ſie mein lächelndes Antlitz,
Und ſie friſſt es auf vor Liebe — wahrhaftig!“

Alſo prahlt er und prahlt er,
Und zwiſchendrein ſchrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironiſches Kichern.
Die Dämmrungsnebel ſteigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond!
Hoch aufrauſchen die Meereswogen,
Und tief aus hoch aufrauſchendem Meer,
Wehmüthig wie flüſternder Windzug,
Tönt der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen mitleidigen[5] Waſſerfraun,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der ſilberfüßigen Peleus-Gattin,
Und ſie ſeufzen und ſingen:

„O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet ſind all' deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,[6]
Verſteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,

[5] mitleidsamen
[6] Und, ach! dein Herz, dein Niobeherz.

Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnſinns,
Und du prahlſt vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsſtarrig biſt du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmliſches Feuer
Den Göttern ſtahl und den Menſchen gab,
Und Geier-gequälet, Felſen-gefeſſelt,
Olymp-auf trotzte und trotzte und ſtöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Troſtgeſang.
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du aber biſt ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrteſt die Götter,
Und trügeſt geduldig die Laſt des Elends,
Und trügeſt geduldig ſo lange, ſo lange,
Bis Atlas ſelbſt die Geduld verliert,
Und die ſchwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.“

So ſcholl der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauſchten —
Hinter die Wolken zog ſich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich ſaß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.[*]

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, ſternloſen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie koloſſale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, Das ſind keine Wolken!
Das ſind ſie ſelber, die Götter von Hellas,
Die einſt ſo freudig die Welt beherrſchten,
Doch jetzt, verdrängt und verſtorben,
Als ungeheure Geſpenſter dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend und ſeltſam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich ſtummen, graunhaft bewegten
Rieſengeſtalten.
Der dort iſt Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß ſind die Locken des Haupts,
Die berühmten, Olympos-erſchütternden Locken;

---

[*] Zuerſt abgedruckt im Berliner „Konverſations-Blatt" Nr. 64, vom 30. März 1827.

Er hält in der Hand den erloſchenen Blitz,
In ſeinem Antlitz [1] liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren beſſere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmliſch ergötzteſt
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einſt ſelber den greiſen Vater
Und deine Titanen Ohme verdrängt haſt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, ſtolze Juno! [2]
Trotz all deiner eiferſüchtigen Angſt,
Hat doch eine Andre das Scepter gewonnen,
Und du biſt nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' iſt erſtarrt,
Und deine Liljenarme ſind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottesſohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einſt die goldene! jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich ſtürbe vor Angſt —
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!

---

[1] In ſeinem Geſicht.
[2] ſtolze Here!

Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,[1]
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbus Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Lei'r,
Die ſo freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephaiſtos,
Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt,
Und ſchenkt geſchäftig in der Verſammlung
Den lieblichen Nektar. — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaſſt.
Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O, da faſſt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eu'r gutes ambroſiſches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich ſelber knieen und beten,
Und flehend die Arme erheben —

---

[1] Schaut nach dir.

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihr's auch ehmals in Kämpfen der Menſchen
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der beſiegten Götter.

* * *

Alſo ſprach ich, und ſichtbar errötheten
Droben die blaſſen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich;
Der Mond verbarg ſich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hoch aufrauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

7.

Fragen.*

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

„O löſt mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern," Bd. II. 1827.

Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.*

Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen kühlen —
Und fliegend ſingt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!
Sie trägt ſein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es ſüß und heimlich verborgen,
Und weiß es ſelbſt nicht!

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „[illegible]“ Nr. 11 1827. Der zweite Teil des Gedichts [illegible] Nr. 9 [illegible] „[illegible]“

Aber im Traume ſteht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt ſeine Hände,
Und ruft ſeinen Namen,
Und rufend erwacht ſie und liegt erſchrocken,
Und reibt ſich verwundert die ſchönen Augen —
Sie liebt ihn, ſie liebt ihn!“

* * *

An den Maſtbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Geſang.
Wie ſchwarzgrüne Roſſe mit ſilbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuſelten Wellen;
Wie Schwanenzüge ſchifften vorüber
Mit ſchimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordſee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte[1] weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Roſe des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer ſich beſpiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz[2]
Ertönten im Nachhall:
„Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!“

---

[1] Über mein Haupt, im ewigen Blau
Hinflatterte
[2] mein eignes Herz

9.

Seekrankheit.*

Die grauen Nachmittagswolken
Senken ſich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegenſteigt,
Und zwiſchendurch jagt das Schiff.

Seekrank ſitz' ich noch immer am Maſtbaum,
Und mache Betrachtungen über mich ſelber,
Uralte, aſchgraue Betrachtungen,
Die ſchon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu Viel genoſſen,
Und ſich nachher ſo übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geſchichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit
Auf ſtürmiſcher Meerfahrt das troſtreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küſſten:
Wie kranke Ritter, in ſolcher Seenoth,
Den lieben Handſchuh ihrer Dame
An die Lippen preſſten, gleich getröſtet —
Ich aber ſitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den ſalzigen Tröſter
In Katzenjammer und Hundetrübſal!

Unterdeſſen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Fluth:

---

*) Nur Abdruck in den „Reiſebildern," 1. Aufl., Bd. II 1826, und in Bd. I. der ſpäteren Auflagen.

Wie'n bäumendes Schlachtroſs, ſtellt es ſich jetzt
Auf das Hintertheil, daſs das Steuer kracht,
Jetzt ſtürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Waſſerſchlund,
Dann wieder, wie ſorglos liebematt,
Denkt es ſich hinzulegen
An den ſchwarzen Buſen der Rieſenwelle,
Die mächtig heranbrauſt,
Und plötzlich, ein wüſter Meerwaſſerfall,
In weißem Gekräuſel zuſammenſtürzt
Und mich ſelbſt mit Schaum bedeckt.

Dieſes Schwanken und Schweben und Schaukeln
Iſt unerträglich!
Vergebens ſpäht mein Auge und ſucht
Die deutſche Küſte. Doch, ach! nur Waſſer,
Und abermals Waſſer, bewegtes Waſſer!

Wie der Winterwandrer des Abends ſich ſehnt
Nach einer warmen, innigen Taſſe Thee,
So ſehnt ſich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutſches Vaterland!
Mag immerhin dein ſüßer Boden bedeckt ſein
Mit Wahnſinn, Huſaren, ſchlechten Verſen
Und laulig dünnen Traktätchen;[1]
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Roſen ſich mäſten, ſtatt mit Diſteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz ſich vornehm ſpreizen,
Und ſich beſſer dünken, als all das andre
Banauſiſch ſchwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenverſammlung

---

[1] [illegible]

Sich für unſterblich halten,
Weil ſie ſo langſam dahinkriecht,
Und mag ſie täglich Stimmen ſammeln,
Ob den Maden des Käſes der Käſe gehört?
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,
Wie man die ägyptiſchen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle ſich beſſre
Und der Hirt ſie ſcheren könne wie Andre,
Ohn' Unterſchied —
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutſchland!
Ich ſehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigſtens biſt du doch feſtes Land.

10.

Im Hafen.*

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glaſe,

---

* [illegible] II. 1827

Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Citronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor Allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die Hafis-beſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte; —
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden,
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,

Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft
Lebte beſtändig der König des Himmels!

Halleluja! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe, betrunkene Naſe,
Die Naſe des Weltgeiſts;[1]
Und um die rothe Weltgeiſtnaſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

[1] Dieſe Zeile fehlt in der älteren Ausgabe.

11.

Epilog.*

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und ſchmückt mit euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Reiſebildern." Bd. II. 1827.

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Sechzehnter Band.

Dichtungen. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Dichtungen

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Tragödien und Neue Gedichte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die im Inhaltsverzeichnis mit einem * bezeichneten Gedichte fehlen in den früheren Ausgaben der „Neuen Gedichte“, die mit einem † verſehenen ſind auch in der franzöſiſchen Ausgabe enthalten.

Seite

Vorwort des Herausgebers XIII

Tragödien und Neue Gedichte.

Vorrede zur dritten Auflage der Neuen „Gedichte“ 3

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ 6

Tragödien.

1820—1822.

Almanſor 11

Änderungen für die Bühnendarſtellung des „Almanſor“ 95

Ratcliff 99

Änderungen für die Bühnendarſtellung des „Ratcliff“ 149

Neuer Frühling.

1828—1831.

Prolog 155

Unterm weißen Baume ſitzend 156

	Seite
In dem Walde ſprießt und grünt es	157
Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht	—
Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche	158
Gekommen iſt der Maie	—
Leiſe zieht durch mein Gemüth	159
Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt	160
Es erklingen alle Bäume	—
Im Anfang war die Nachtigall	161
Es hat die warme Frühlingsnacht	162
Es drängt die Noth, es läuten die Glocken	163
Ach, ich ſehne mich nach Thränen	—
Die blauen Frühlingsaugen	164
Wenn du mir vorüberwandelſt	—
Die ſchlanke Waſſerlilje	165
Wenn du gute Augen haſt	—
Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?	166
Mit deinen blauen Augen	167
Wieder iſt das Herz bezwungen	—
Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet	168
Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend	169
Ich wandle unter Blumen	—
Wie des Mondes Abbild zittert	170
Es haben unſre Herzen	—
Sag mir, wer einſt die Uhren erfund	171
Wie die Nelken duftig athmen!	—
Hab' ich nicht dieſelben Träume	172
Küſſe, die man ſtiehlt im Dunkeln	173
Es war ein alter König	—
In meiner Erinnrung erblühen	174
Mondſcheintrunkne Lindenblüthen	175
Durch den Wald im Mondenſcheine	176
Morgens ſend' ich dir die Veilchen	177
Der Brief, den du geſchrieben	—
Sorge nie, daſs ich verrathe	178
Wie die Tage, macht der Frühling	—
Sterne mit den goldnen Füßchen	179
Ernſt iſt der Frühling, ſeine Träume	180

Schon wieder bin ich fortgeriſſen 180
Die holden Wünſche blühen 181
Wie ein Greiſenantlitz droben . . . . . —
Verdroſſnen Sinn im kalten Herzen hegend 182
Spätherbſtnebel, kalte Träume . . . . . —
Himmel grau und wochentäglich! 183

Verſchiedene.

1832—1839.

Seraphine.

Wandl' ich in dem Wald des Abends 187
An dem ſtillen Meeresſtrande 188
Das iſt eine weiße Möwe . . . . . —
Daß du mich liebſt, Das wußt' ich 189
Wie neubegierig die Möwe 190
Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu . . . . . —
Auf dieſen Felſen bauen wir 191
Graue Nacht liegt auf dem Meere 192
Schattenküſſe, Schattenliebe 193
Das Fräulein ſtand am Meere 194
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff . . . . . —
Wie ſchändlich du gehandelt 195
Es ziehen die brauſenden Wellen . . . . . —
Es ragt ins Meer der Runenſtein 196
Das Meer erſtrahlt im Sonnenſchein . . . . . —

Angelique.

Nun der Gott mir günſtig nicket 197
Wie raſch du auch vorüberſchritteſt . . . . . —
Nimmer glaub' ich, junge Schöne 198
* Wie entwickeln ſich doch ſchnelle 199
* Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich 200
Ich halte ihr die Augen zu 201
Wenn ich, beſeligt von ſchönen Küſſen . . . . . —
* Fürchte Nichts, geliebte Seele 202
* Wie die Hände liljenweiß 203

Seite
Während ich nach andrer Leute 203
Ja freilich, du biſt mein Ideal 204
Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durſt 205
Dieſer Liebe toller Faſching . . . . . —

Diane.

Dieſe ſchönen Gliedermaſſen 207
Am Golfe von Biscaya 208
Manchmal, wenn ich bei Euch bin . . . . . —

Hortenſe.

Ehmals glaubt' ich, alle Küſſe 209
Wir ſtanden an der Straßeneck' 210
In meinen Tagesträumen . . . . . —
Steht ein Baum im ſchönen Garten 211
Neue Melodieen ſpiel' ich 212
Nicht lange täuſchte mich das Glück 213

Klariſſe.

Meinen ſchönſten Liebesantrag 214
Überall, wo du auch wandelſt . . . . . —
Hol' der Teufel deine Mutter 215
Geh nicht durch die böſe Straße 216
Jetzt verwundet, krank und leidend . . . . . —
Wälderfreie Nachtigallen 218
Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk . . . . . —
Schütz' euch Gott vor Überhitzung 219
Jetzt kannſt du mit vollem Recht . . . . . —
Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt 220
Es kommt zu ſpät, was du mir lächelſt . . . . . —

Yolante und Marie.

Dieſe Damen, ſie verſtehen 222
In welche ſoll ich mich verlieben 223
Vor der Bruſt die trikoloren . . . . . —
Die Flaſchen ſind leer, das Frühſtück war gut 224
Jugend, die mir täglich ſchwindet 225

Seite

Jenny.

* Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt 226

Emma.

Er ſteht ſo ſtarr wie ein Baumſtamm 228
Vierundzwanzig Stunden ſoll ich 229
Nicht mal einen einz'gen Kuß . . . . —
Emma, ſage mir die Wahrheit 230
Bin ich bei dir, Zank und Noth . . . . —
Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten 231

Der Tannhäuſer.

Eine Legende.

Ihr guten Chriſten, laſſt euch nicht 235
Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt 237
Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch 241

Schöpfungslieder.

Im Beginn ſchuf Gott die Sonne 245
Und der Gott ſprach zu dem Teufel 246
Ich hab' mir zu Ruhm und Preis erſchaffen . . . . —
Kaum hab' ich die Welt zu ſchaffen begonnen . . . . —
Sprach der Herr am ſechſten Tage 247
Der Stoff, das Material des Gedichts 248
Warum ich eigentlich erſchuf . . . . —

Friederike.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande 249
Der Ganges rauſcht, mit klugen Augen ſchauen 250
Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt . . . . —

Katharina.

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht 252
Wollen Sie ihr nicht vorgeſtellt ſein? . . . . —
Wie Merlin, der eitle Weiſe 254
Du liegſt mir ſo gern im Arme 255

Seite
* Unſre Seelen bleiben freilich 256
Ich liebe ſolche weiße Glieder 257
Der Frühling ſchien ſchon an dem Thor . . . . . —
* Kitty ſtirbt! und ihre Wangen 258
* Das gelbe Laub erzittert 259
Jüngſtens träumte mir: ſpazieren 260
Ein Jeder hat zu dieſem Feſte 261
Geſanglos war ich und beklommen 262

In der Fremde.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort 263
* O des liebenswürd'gen Dichters 264
* Mir träumte von einem ſchönen Kind . . . . . —
Du biſt ja heut ſo grambefangen 265
Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland 266

† Tragödie.

Entflieh mit mir und ſei mein Weib 267
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . . . —
Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde 268

Romanzen.

1839—1842.

† Ein Weib 271
Frühlingsfeier 272
Childe Harold 273
† Die Beſchwörung 274
Aus einem Briefe 275
Unſtern 277
† Anno 1829 278
Anno 1839 279
In der Frühe 281
† Ritter Olaf. 1—3 282
† Die Nixen 286
Bertrand de Born 287
Frühling 288
Ali Bei 289

Seite

Pſyche 290
Die Unbekannte 291
Wechſel 292
* Die Hexe 293
Fortuna 294
Klagelied eines altkretiſchen Jünglings 295
Laſe ab 296
Frau Viette 297
† Begegnung 299
† König Harald Harfagar 301
Unterwelt. 1–5 303

Vorwort des Herausgebers.

Die erſte Auflage der „Tragödien“ erſchien, mit dem „Lyriſchen Intermezzo“ verbunden und Salomon Heine gewidmet, 1823 bei F. Dümmler in Berlin. Der „Almanſor“ wurde, von A. Klingemann für die Bühne eingerichtet, am 20. Auguſt 1823 auf dem National-Theater zu Braunſchweig aufgeführt. Der jetzige Direktor des Braunſchweiger Hoftheaters, Herr E. Schütz, war ſo gütig, mir die Benutzung des von Klingemann überarbeiteten, in der dortigen Theater-Bibliothek sub Nr. 392 a deponierten Exemplars zu geſtatten. Ich habe die betreffenden Änderungen am Schluſſe des „Almanſor“ mitgetheilt. Während Klingemann das Stück in 2 Akte zerfallen ließ, hatte der Verfaſſer daſſelbe urſprünglich auf 5 Akte berechnet, wie aus den im „Geſellſchafter" (179. — 186. Blatt, vom 9.—21. November 1821) veröffentlichten Scenen hervorgeht. Nach dieſer, von Heine ſpäter geſtrichenen Eintheilung endigte der erſte Akt auf S. 27, der zweite auf S. 51, der dritte auf S. 63, der vierte auf S. 75 des vorliegenden Bandes. Im Originalmanuſkript müſſen zu Anfang des dritten Aktes noch einige, niemals veröffentlichte Scenen vorhanden geweſen ſein. Die von mir beigefügten Varianten ſind dem fragmentariſchen Abdruck im „Geſellſchafter" entnommen. — Wie aus ein paar loſen, von Heine für einen neuen Abdruck des „Ratcliff" durchgeſehenen Blättern erſichtlich iſt, ſollte auch in dieſer Tragödie die Scenen-Eintheilung getilgt werden: ich habe die vom Verfaſſer angemerkten Verbeſſerungen ausgeführt, die Scenen-Eintheilung aber der bequemeren Lektüre halber unangetaſtet gelaſſen. Auch den „Ratcliff" hatte Klingemann für die Bühnendarſtellung eingerichtet, und würde das Stück bei günſtigerem Erfolg des „Almanſor" *) gleichfalls zur Aufführung gebracht haben. Die auf S. 100 mitgetheilte Widmung an Friedrich Merckel

---

*) Vgl. die Note in Band XIII. S. 8.

ſchrieb Heine in ein gegenwärtig in meinem Beſitz befindliches Exemplar der „Tragödien.“ — Von der Exiſtenz eines Operntextes: „Die Batavier,“ den Heine nach Steinmann's Angabe für den verſtorbenen Komponiſten Joſeph Klein aus Köln geſchrieben haben ſoll, iſt weder den Verwandten, noch den nächſten Freunden des Letzteren irgend Etwas bekannt.

Die erſte Auflage der „Neuen Gedichte“ erſchien 1844, und enthielt, außer den hier mitgetheilten Liedern, noch die „Zeitgedichte“ und „Deutſchland, ein Wintermärchen.“ Bei der dritten und den folgenden Auflagen fiel das „Wintermärchen“ weg, und die entſtandene Lücke ward durch „William Ratcliff“ und einige, „Zur Ollea“ betitelte Gedichte von ſpäterem Datum ergänzt. Ich habe die letzteren, mit Rückſicht auf ihre Entſtehungszeit, dem „Romancero“ eingefügt. — Ein nur handſchriftlich exiſtierendes, in früheren Jahren von Heine an die jetzige Frau Dr. F. A. Leo in Berlin adreſſiertes Gedicht konnte aus Diskretionsgründen nicht mitgetheilt werden.

Eine vollſtändige franzöſiſche Verſion des „Neuen

Frühlings“ erſchien in der „Revue des deux mondes“ vom 15. September 1855, iſt aber in den „Poëmes et Légendes“ nicht abgedruckt.

Abkürzungszeichen in den Textnoten.

Ms. = Originalmanuſkript.

Tragödien

und

Neue Gedichte.

Vorrede

zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte."

Das Wintermärchen, welches „Deutſchland" betitelt und in den früheren Ausgaben dieſes Bandes enthalten, habe ich der gegenwärtigen Ausgabe entzogen, ſintemalen daſſelbe ſeitdem vielfach im Einzeldruck erſchienen iſt, und ich ihm überdies in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine andere Stelle zugedacht. Die entſtandene Lücke benutze ich, um hier die kleine Tragödie „William Ratcliff" mitzutheilen, die vor etwa neunundzwanzig Jahren unter dem Titel: „Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo," zu Berlin bei Dümmler herauskam. Das „Lyriſche Intermezzo" wurde ſeitdem in einer größern Sammlung meiner Gedichte aufgenommen und gelangte zu außerordentlicher Popularität. Der „William Ratcliff" wurde jedoch nur wenig bekannt: in der That, der Name ſeines Verlegers war Dümmler. Dieſer Tragödie oder dramatiſierten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil ſie als eine bedeutſame Urkunde zu den Proceßakten meines Dichterlebens gehört. Sie reſümiert nämlich meine poetiſche Sturm- und Drangperiode, die ſich in den „Jungen Leiden“ des „Buchs der Lieder“ ſehr unvollſtändig und dunkel kund giebt. Der junge Autor, der hier mit ſchwerer, unbeholfener Zunge nur träumeriſche Naturlaute lallt, ſpricht dort, im „Ratcliff,“ eine wache, mündige Sprache und ſagt unverhohlen ſein letztes Wort. Dieſes Wort wurde ſeitdem ein Loſungswort, bei deſſen Ruf die fahlen Geſichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im „Ratcliff“ brodelt ſchon die große Suppenfrage, worin jetzt tauſend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich ſchäumender überkocht. Ein wunderliches Sonntagskind iſt der Poet; er ſieht die Eichenwälder, welche noch in der Eichel ſchlummern, und er hält Zwieſprache mit den Geſchlechtern, die noch nicht geboren ſind. Sie wiſpern ihm ihre Geheimniſſe, und er plaudert ſie aus auf öffentlichem Markt. Aber ſeine Stimme verhallt im lauten Getöſe der

Tagesleidenſchaften; Wenige hören ihn, Keiner verſteht ihn. Friedrich Schlegel nannte den Geſchichtſchreiber einen Propheten, der rückwärts ſchaue in die Vergangenheit; — man könnte mit größerem Fug von dem Dichter ſagen, daſs er ein Geſchichtſchreiber ſei, deſſen Auge hinausblicke in die Zukunft.

Ich ſchrieb den „William Ratcliff“ zu Berlin unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821*), als das Sonnenlicht mit einem gewiſſen lauwarmen Wohlwollen die ſchneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich ſchrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauſchen, wie der Flügelſchlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, ſahen ſie ſich einander an mit einer ſonderbaren Miene, und verſicherten mir einſtimmig, daſs ihnen nie Dergleichen beim Dichten paſſiert ſei.

Paris, den 24. November 1851.

Heinrich Heine.

---

*) Der „Ratcliff“ wurde nicht 1821, ſondern erſt 1822 geſchrieben. Vgl. (in Band XIX) den aus Göttingen datierten Brief an Steinmann vom 4. Februar 1821, in welchem nur vom „Almanſor“ die Rede iſt.

Der Herausgeber.

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder.“

Die neuen Frühlingslieder übergebe ich um ſo anſpruchloſer, da ich wohl weiß, daß Deutſchland keinen Mangel hat an dergleichen lyriſchen Gedichten. Außerdem iſt es unmöglich, in dieſer Gattung etwas Beſſeres zu geben, als ſchon von den älteren Meiſtern geliefert worden, namentlich von Ludwig Uhland, der die Lieder der Minne und des Glaubens ſo hold und lieblich hervorgeſungen aus den Trümmern alter Burgen und Kloſterhallen. Freilich, dieſe frommen und ritterlichen Töne, dieſe Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängſt in der Periode einer patriotiſchen Beſchränktheit von allen Seiten wiederhallten, verwehen jetzt im Lärmen der neueſten Freiheitskämpfe, im Getöſe einer allgemeinen europäiſchen Völkerverbrüderung, und im ſcharfen Schmerzjubel jener modernen Lieder, die keine katholiſche Harmonie der Gefühle erlügen wollen und vielmehr jakobiniſch unerbittlich die Gefühle zerſchneiden, der Wahrheit wegen. Es iſt intereſſant, zu beobachten, wie die eine von den beiden Liederarten je zuweilen von der anderen die äußere Form erborgt. Noch intereſſanter iſt es, wenn in ein und demſelben Dichterherzen ſich beide Arten verſchmelzen.

Ich weiß nicht, ob die „Erato“ des Freiherrn Franz von Gaudy und das „Skizzenbuch“ von Franz Kugler ſchon die gebührende Anerkennung gefunden; beide Büchlein, die erſt jüngſt erſchienen, haben mich ſo innig angeſprochen, daſs ich ſie in jedem Fall ganz beſonders rühmen muſs.

Ich würde mich vielleicht noch weitläufig über deutſche Dichter ausſprechen, aber einige andere Zeitgenoſſen, die jetzt damit beſchäftigt ſind, die Freiheit und Gleichheit in Europa zu begründen, nehmen zu ſehr meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Paris, den 20. Juni 1831.

Heinrich Heine.

Tragödien.

Almanſor.

Eine Tragödie.

(1820 — 1821.)

Glaubt nicht, es ſei ſo ganz und gar phantaſtiſch
Das hübſche Lied, das ich euch freundlich biete!
Hört zu: es iſt halb epiſch und halb draſtiſch,
Dazwiſchen blüht manch lyriſch zarte Blüthe;
Romantiſch iſt der Stoff, die Form iſt plaſtiſch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe;
Es kämpfen Chriſt und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Das Innere eines alten, verödeten Maurenſchloſſes. Durch die Seitenfenſter fallen die Strahlen der untergehenden Sonne. Almanſor allein.

Almanſor.

Es iſt der alte, liebe Boden noch,
Der wohlbekannte, buntgeſtickte Teppich,
Worauf der Väter heil'ger Fuß gewandelt!
Jetzt nagen Würmer an den ſeidnen Blumen,
Als wären ſie des Spaniers Bundgenoſſen.
Es ſind die alten, treuen Säulen noch,
Des ſtolzen Hauſes ſtolze Marmorſtützen,
Woran ich oft mich angelehnt als Knabe.
O, hätten unſre Gomeles und Ganzuls,
Abenceragen und hochmüth'ge Zegris
So treu, wie dieſe Säulen hier, getragen
Den Königsthron im leuchtenden Alhambra!
Es ſind die alten, guten Mauern noch,
Die glattgetäfelten, die hübſch bemalten,
Die ſtets dem müden Wandrer Obdach gaben!
Gaſtlich geblieben ſind die guten Mauern,
Doch ihre Gäſte ſind nur Eul' und Uhu.
(Er geht ans Fenſter.)
Still bleibt's! Nur du, o Sonne, hörteſt mich:
Mitleidig ſchickſt du mir die letzten Strahlen,
Und ſtreuſt mir Licht auf meinen dunkeln Pfad!
Du, güt'ge Sonne, hör mein dankbar Wort:
Entflieh auch du nach Mauretaniens Küſte

Und nach Arabiens ewig heitrer Flur; —
O, fürchte Don Fernand und ſeine Räthe,
Die Haß geſchworen allem ſchönen Lichte;
O, fürchte Donna Iſabell, die Stolze,
Die im Gefunkel ihrer Diamanten
Allein zu glänzen glaubt, wenn Nacht ringsum:
O, flieh auch du den ſchlimmen, ſpan'ſchen Boden,
Wo ſchon geſunken deine Schweſterſonne,
Die goldgethürmte, leuchtende Granada!
(Geht vom Fenſter).
Beklommen iſt mein Herz, als habe ſich
Der untergehnden Sonne Flammenball
Auf dieſe arme, ſchwache Bruſt gewälzt.
Wie moriſche, glühnde Aſche iſt mein Leib,
Und unter meinen Füßen wankt der Boden.
So heimiſch iſt mir hier, und doch ſo ängſtlich!
Das Lüftchen, das mir lind die Wange kühlt,
Haucht Grüße mir aus längſtverſchollner Zeit.
In jener Schatten wechſelnder Bewegung
Seh' ich die Märchen meiner Kinderjahre:
Sie regen ſich, und nicken mir, und lächeln
Mit klugen Mienen, und verwundern ſich,
Daß jetzt der alte Freund ſo bang, ſo fremd thut.
Dort ſchwankt hervor die liebe, todte Mutter,
Und ſchaut wehmüthiglich beſorgt und weint,
Und winkt, und winkt mit ihrer weißen Hand.
Und auch den Vater ſeh' ich dorten ſitzen
Auf grünem Sammetpolſter, leiſe ſchlummernd.

(Er ſteht ſinnend. Es iſt ganz dunkel geworden. Man ſieht im Hintergrunde eine Geſtalt, mit einer Fackel in der Hand, vorüberſchreiten).

Welch Nebelbild kam dort vorbei geflirrt?
War's nur ein Blendwerk, das mich toll umgaukelt?
War's nicht der alte Haſſan, der dort ging?
Vielleicht liegt Haſſan's todter Leib im Grab,

Und nur ſein Geiſt noch wandelt hier als Wächter
Der Burg, die er im Leben treu gehütet.
Es rauſcht und rollet dumpf, und immer näher,
Als ſtiegen meine Väter aus den Gräbern,
Um mir zum Gruß die Knochenhand zu reichen,
Zum Willkommkuß die weißen, kalten Lippen —
Sie kommen ſchon — Eur Grüßen könnt' mich tödten —
(Mehrere Mauren ſtürzen hervor mit blanken Säbeln).

Erſter Maure.

Das könnte wohl geſchehn!

Almanſor
(zieht ſein Schwert aus der Scheide).

So komm hervor,
Du wunderreiches, blankes Amulett,
Und ſchütze mich vor ſolchen ſchlimmen Geiſtern!

Zweiter Maure.

Wie kömmſt du, Fremdling, hier in unſre Burg?

Almanſor.

Ich geb' die Frag' zurück, die Burg iſt mein,
Und dieſer Anwalt
(zeigt ſein Schwert)
ſoll mein gutes Recht
Auf eure Haut mit rothen Zügen ſchreiben.

Erſter Maure.

Ei! ei! wenn unſer Anwalt Einſpruch thut,
Iſt ſeine Zunge nicht von Holz; fürwahr,
Metallvoll klirret ſeine Eiſenſtimme.
(Sie fechten.)

Erſter Maure.

Ei! ei! dein Anwalt kommt ja recht in Hitze,
Und ſeine Rede ſprühet Feuerfunken.

Almanſor.

Schweig nur, in deinem Blut ſoll er ſie löſchen.

Dritter Maure.

Der Spaß geht bald zu End', ergieb dich uns.
(Haſſan, in der linken Hand eine Fackel, in der rechten einen Säbel,
ſtürzt wild herbei.)

Haſſan.

Ho! ho! habt ihr den Alten ganz vergeſſen?
Blutrache, wiſſt ihr ja, iſt mein Gewerbe,
Und mir gehört Der dort, ich muſs ihn tödten.
(Er ficht mit dem ſchon ermatteten Almanſor; wie er ihn eben niederhauen will, erblickt er das Geſicht Deſſelben beim Scheine der Fackel,
und erſchüttert ſtürzt er zu Almanſor's Füßen.)
Allah! Es iſt Almanſor ben Abdullah!

Almanſor.

Das bin ich noch, und du biſt Haſſan noch:
Steh auf, du treuer Diener meines Hauſes.
Ein nächtig Blendwerk hat uns hier verwirrt,
Und bald wär' mir die Vaterburg zum Grab,
Die alte Wiege mir zum Sarg geworden.

Erſter Maure.

Du ſchieneſt Spanier durch Barett und Mantel,
Und unſer Säbel nur bewillkommt Spanier.

Haſſan
(ſteht langſam auf und ſpricht mit ſtrengem Tone.)

Almanſor ben Abdullah! ſteh mir Rede!
Wie kömmt dein Leib in dieſe ſpan'ſche Tracht?

Wer hat das edle Berberroß behängt
Mit dieſer gleißend farb'gen Schlangenhaut?
Wirf ab die gift'ge Hülle, Sohn Abdullah's,
Tritt auf das Haupt der Schlange, edles Roß!

Almanſor
(lächelnd).

Du biſt der alte Eifrer Haſſan noch,
Und klebſt noch feſt an Farben und an Formen.
Die Schlangenhaut, die ſchützet wider Schlangen,
So wie die Wolfsfellhülle ſchützt das Lamm,
Das wehrlos fromm die Waldungen durchſtreift.
Trotz Hut und Mantel bin ich doch ein Moslem,
Denn in der Bruſt hier trag' ich meinen Turban.

Haſſan.

Gelobt ſei Allah! Allah ſei gelobt!
Legt euch zur Ruhe, Brüder, ich will wachen;
Verjüngt hat plötzlich ſich der alte Haſſan.
(Die Mauren gehn ab.)

Almanſor.

Wer ſind die Männer, die du Brüder nannteſt?

Haſſan.

Es ſind die Reſte jener treuen Diener,
Die Allah noch in dieſem Land beſitzt.
Ach! ihre Zahl iſt g'ring, und täglich ſchmilzt ſie,
Derweil die Zahl der Schelme täglich anſchwillt.

Almanſor.

Wie tief biſt du geſunken, o Granada!

Haſſan.

Wohl ſinken muß die Stadt, wo Doppelfeinde,
Wo drinnen Zwietracht, draußen Argliſt wüthen.

O, Fluch der Nacht, wo dieſe Weiberargliſt
Mit Männerhabſucht ſüß gebuhlt! O, Fluch
Der Nacht, wo das Verderben von Granada
In ſolcher Gluthumarmung ward berathen!
O, Fluch der Nacht, wo einſt ins Brautbett ſtieg
Don Ferdinand zu Donna Iſabella!
Wo ſolches Paar der Zwietracht Funken ſchürt,
Da flackert bald in Flammen auf das Haus.
Nicht durch den Speer des kräftigen Leoners,
Nicht durch des ſtolzen Arragoniers Lanze,
Nicht durch das Schwert kaſtil'ſcher Ritterſchaft, —
Nur durch Granada ſelber fiel Granada!
Wenn der Erzeuger meuchelt ſeine Kinder,
Die wehrlos eignen Kinder in der Wiege,
Und wenn der Sohn die frevelhafte Rechte
Entgegenballt dem heil'gen Haupt des Vaters,
Und wenn der Bruder auf des Bruders Leiche
Des Thrones blut'ge Stufen frech erklimmt,
Und wenn des Reiches pflichtvergeſſne Großen
Ehrlos der Fahne ihres Erbfeinds folgen:
Dann fliehn mit ſchamverhüllten Angeſichtern
Die Engel, die der Hauptſtadt Thore hüten,
Und ſiegreich ziehen ein der Feinde Scharen.

Almanſor.

Ich denke noch des unheilſchwangern Tags:
Ich ſtand am Thor des Schloſſes unten, plötzlich
Sprengt raſch einher auf ſchwarzem Roß ein Reiter.
Wild und verſtörten Blicks und athemlos
Fragt er nach Vater. Schnell die Trepp' hinauf, —
Und in des Vaters offne Arme ſank er.
Da ſah ich erſt, es war der gute Aly —

Haſſan (bitter).

Der gute Aly!

Almanſor.

Aly, ſprich, was bringſt du?
Sprach ſchnell mein Vater — O, da ſtürzten Bäche
Blutdunkler Thränen über A.'s Wangen,
Und ſchluchzend ſprach er: In Granada haben
Don Ferdinand und Iſabell den Einzug
Gehalten unterm Schalle der Drommeten,
Und König Boabdil hat ihnen knieend
Die Schlüſſel überreicht auf goldnem Becken,
Und auf Alhambra's Thurm ſteht aufgepflanzt
Kaſtiliens Fahne und Mendoza's Kreuz.

Haſſan
(hält ſich die Augen zu).

O, eine Gnade nur verlang' ich, Allah!
Löſch aus in meinem Hirn dies Bild des Greuels!

Almanſor.

Noch ſchwebt mir's vor, wie dieſer Botſchaft Blitz
In jedem Mund die Zunge kalt gelähmt.
Bleich, ſtumm und ſtieren Blickes ſtand mein Vater,
Die Arme hingen lang und ſchlaff herab,
Die Kniee ſchlotterten, und wie er hinſank,
Erhub ſich Weiberjammer und Geheul.

Haſſan.

Löſch aus in meinem Hirn dies Bild des Greuels!

Almanſor.

Da ſchloß mich an ſein Herz der gute Aly,
Hielt mir beſorgt die naſſen Augen zu,
Um mir des Jammers Anblick zu verbergen,
Und zog mich fort, und hub mich auf ſein Roß —

Haſſan
(bitter lächelnd).

Und trug dich fort nach ſeinem hübſchen Schloſs,
Wo dich empfing die liebliche Zuleima,
Und dir die Thräne aus dem Aug' gelächelt,
Vielleicht geküſſt —

Almanſor.

Du boshaft ſaurer Haſſan!
Vergiſs nicht, daſs ich noch ein Knabe war.
Auch irrſt du dich, Zuleima's Augenſtrahlen
Vermochten's nicht, mein naſſes Aug' zu trocknen.
Ich ſtahl mich heimlich fort aus Aly's Schloſs,
Und war in wen'gen Stunden hier zurück.
Hier auf dem Boden wälzte ſich mein Vater,
Sein Kleid zerriſſen, Aſche auf dem Haupt,
Und wildzerrauſt des Bartes weiße Locken.
Hier neben ihm lag weinend meine Mutter,
Mitſammt den Dienerinnen ſchwarz verſchleiert.
Und wenn es ſtill ward, und nur eine Stimme
Aufſeufzend rief das Wort „Granada!“ ſo
Ergoſs ſich doppelt laut die alte Klage.

Haſſan (weinend).

Verſieget nie, ihr ew'gen Thränenquellen!

Almanſor.

Sieh nicht ſo kläglich aus, du alter Haſſan.
Weit beſſer kleidet dich der Löwentrotz,
Mit dem du, harniſchglänzend, waffenklirrend,
Zu uns Erſtaunten trateſt in den Saal.
Ich ſeh' dich noch, wie du zum Vater ſpracheſt:
„Ich kann nicht länger dienen dir, Abdullah,
Dieweil mein Gott jetzt ſeines Knechts bedarf.“

Und feſten Gangs verließeſt du das Schloß,
Und ſeit der Zeit ſah ich dich niemals wieder.

Haſſan.

Zu jenen Kämpfern hatt' ich mich geſellt,
Die ins Gebirge, auf die kalten Höhn,
Mit ihren heißen Herzen ſich geflüchtet.
So wie der Schnee dort oben nimmer ſchwindet,
So ſchwand auch nie die Gluth in unſrer Bruſt:
Wie jene Berge nie und nimmer wanken,
So wankte nimmer unſre Glaubenstreue;
Und wie von jenen Bergen Felſenblöcke
Öfters herunter rollen, allzerſchmetternd,
So ſtürzten wir von jenen Höhen oft
Zermalmend auf das Chriſtenvolk im Thal:
Und wenn ſie ſterbend röchelten, die Buben,
Wenn ferne wimmerten die Trauerglocken,
Und Angſtgeſänge dumpf dazwiſchen ſchollen,
Dann klang's in unſre Ohren ſüß wie Wolluſt.

Doch hat ſolch' blutigen Beſuch erwidert
Unlängſt Graf Aquilar mit ſeinen Rittern;
Der hat zum letzten Tanz uns aufgeſpielt,
Und beim Geſchmetter gellender Trompeten,
Bei der Kanonen dumpfem Paukenſchalle,
Beim Kehrausfiedeln kaſtilian'ſcher Klingen,
Und bei der Kugeln luſtig hellem Pfeifen
Flog jählings mancher Maure in den Himmel,
Und Wen'ge nur entrannen wir dem Tanzplatz.

Doch ſprich, Almanſor, wie erging es euch?
Mit jenen Freunden floh ich jüngſt hierher,
Und fand nur öde Säle, und betrübt
Sahn auf mich nieder dieſe kahlen Wände,
Und traur'ge Ahnung gab das traur'ge Schloß.

Almanſor.

Verlange nicht ein Klagelied, laß ſchlummern
Die lieben Todten und Almanſor's Schmerzen.
Du ſahſt ja damals, wie auf ſchwarzem Roß
Der gute Aly hergebracht das Unglück.
Nie kommt das Unglück ohne ſein Gefolge!
Tagtäglich kamen aus Granada ſchlimmre
Botſchaften her: und wie der Wandrer ſchnell
Sich mit dem Antlitz auf den Boden wirft,
Wenn ihm entgegen weht der glühnde Samum,
So ſtürzten wir oft weinend hin zur Erde,
Daß uns der Kunden gift'ger Hauch nicht tödte.
Bald hörten wir vom Abfall unſrer Prieſter,
Der Morabiten und der Alfaquis: —

Haſſan.

Giebt's irgendwo 'nen Glauben zu verſchachern,
So ſind zuerſt die Pfaffen bei der Hand.

Almanſor.

Bald hörten wir, daß auch der große Zegri
In feiger Todesangſt das Kreuz umklammert:
Daß vieles Volk dem Beiſpiel Großer folgte,
Und Tauſende ihr Haupt zur Taufe beugten —

Haſſan.

Der neue Himmel lockt viel' alte Sünder.

Almanſor.

Wir hörten, daß der furchtbare Ximenes,
Inmitten auf dem Markte, zu Granada —
Mir ſtarrt die Zung' im Munde — den Koran
In eines Scheiterhaufens Flamme warf!

Haſſan.

Das war ein Vorſpiel nur; dort wo man Bücher
Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menſchen.

Almanſor.

Am Ende kam die allerſchlimmſte Botſchaft:
(Stockt.)
Daß auch der gute Aly Chriſt geworden.
(Pauſe.)
Da quoll kein Tropfen aus des Vaters Augen,
Kein Klagelaut entſtahl ſich ſeinem Mund,
Kein Haar entraufte er dem greiſen Haupte: —
Nur ſeine Antlitzmuſkeln zuckten krampfhaft
Und wildverzerrt, und ſchneidend brach hervor
Aus ſeiner Bruſt ein gellendes Gelächter.
Und wie ich mich mit leiſem Weinen nahte,
Ergriff's wie Wahnſinnwuth den armen Vater.
Er zog den Dolch und nannt' mich „Schlangenbrut"
Und wollt' mir ſchon die Bruſt durchſtoßen, — plötzlich
Zog ſich's wie ſanfter Schmerz um ſeine Lippen.
„Du, Knabe, ſollſt die Schuld nicht büßen," ſprach er,
Und wankte fort nach ſeiner ſtillen Kammer.
Dort ſaß er ſchweigend ohne Speiſ' und Trank
Drei Tage lang. Doch wie er da hervorkam,
Schien er wie umgewandelt. Ruhig war er,
Befahl den Knechten, all ſein Hab und Gut
Auf Maulthier' und auf Wagen aufzuladen;
Befahl den Weibern, uns mit Wein und Brot
Für eine lange Reiſe zu verſorgen.
Als Das geſchehn, nahm er in ſeine Arme,
Und trug es ſelbſt, das allerbeſte Kleinod,
Die Rolle der Geſetze Mahomed's,
Dieſelben alten, heil'gen Pergamente,

Die einſt die Väter mitgebracht nach Spanien.
Und ſo verließen wir der Heimat Fluren,
Und zogen fort, halb zaudernd und halb eilig,
Als wenn es unſichtbar, mit weichen Armen
Und ſchmelzend lieber Stimm', uns rückwärts zöge,
Und dennoch Wolfsgeheul uns vorwärts triebe.
Als wär's ein Mutterkuß beim letzten Scheiden,
So ſogen wir begierig ein den Duft
Der ſpan'ſchen Myrten- und Citronenwälder,
Derweil die Bäume klagend uns umrauſchten,
Wehmüthig ſüß die Lüfte uns umſpielten,
Und traur'ge Vöglein, wie zum Lebewohl,
Uns ſtumme Wandrer ſtumm umflatterten.

Haſſan.

Ihr hieltet feſt in euren treuen Händen
Den beſten Wanderſtab, der Väter Glauben.

Almanſor.

Wo Tarik's Fuß zuerſt dies Land betrat,
Setzten wir ſchleunig über nach Marokko,
Wohin die beſten unſres Volkes flohn.
Doch als wir landeten, erblich die Mutter,
Und legte ſtill ins Grab ihr müdes Haupt.

Haſſan.

Von rauher Hand verſetzt in fremden Boden,
Hat welken müſſen ſolche zarte Lilje.

Almanſor.

In Trauerkleidern reiſten wir von dannen,
Und ſchloſſen uns an jene Karawanen,
Die nach dem heil'gen Mekka gläubig wallen.
In Yemen, in dem Land der Stammesbrüder,
Schloß auch Abdullah die verweinten Augen,

Und ſchlummerte hinüber nach der Heimat,
Wo kein Ximenes, keine Iſabella.

Haſſan.

Und giebt es in Arabien keine Örter,
Wo man den todten Vater kann beweinen?

Almanſor.

O, kennteſt du die Qual des Ruheloſen,
Den unſichtbare Flammengeißeln treiben.
Noch einmal wollt' ich küſſen Spaniens Boden —

Haſſan.

Und bei Gelegenheit Zuleima's Lippen.

Almanſor (ernſt).

Des Vaters Diener iſt nicht Herr des Sohnes;
Drum, bittrer Haſſan, laſs dein bittres Deuteln.
Ja, ich bekenn' es, nach Zuleima ſchmacht' ich,
Wie nach dem Morgenthau der Sand der Wüſte.
Noch dieſe Nacht geh' ich nach Aly's Schloſs.

Haſſan.

Geh nicht nach Aly's Schloſs! Peſt-Örtern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt.
Dort zieht man dir mit ſüßen Zangentönen
Aus tiefer Bruſt hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, daſs nimmermehr dein Hirn
Geſunden kann vom wilden Wahnſinnſchmerz.
Dorten vertauſcht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n, damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe. O, bethörtes Kind,

Geh nicht nach Aly's Schloß; du biſt verloren,
Wenn man in dir Almanſorn wiederſieht!

Almanſor.

Beſorge Nichts; denn Niemand kennt mich mehr.
Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
Getrübt von ſalz'gen Thränen iſt mein Aug',
Nachtwandlerartig iſt mein ſchwanker Gang,
Gebrochen, wie mein Herz, iſt meine Stimme —
Wer ſucht in mir den blühenden Almanſor?
Ja, Haſſan, ja, ich liebe Aly's Tochter!
Nur einmal noch will ich ſie ſchaun, die Holde!
Und hab' ich mich noch einmal ſüß berauſcht
Im Anblick ihrer lieblichen Geſtalt,
In ihre Augen meine Seel' getaucht,
Und ſchwelgend eingehaucht den ſüßen Odem:
Dann geh' ich wieder nach Arabiens Wüſte,
Und ſetze mich auf jenen ſteilen Felſen,
Wo Mödſchnun ſaß und Leila's Namen ſeufzte! —
Drum ſei nur ohne Sorge, alter Haſſan!
Im ſpan'ſchen Mantel geh' ich unbemerkt
Und unerkannt, im ganzen Schloß herum,
Und meine Bundsgenoſſin iſt die Nacht.

Haſſan.

Trau nicht der Nacht, ſie birgt im ſchwarzen Mantel
Viel' arge Fratzenbilder, Molch' und Schlangen,
Und wirft ſie heimlich hin vor deine Füße.
Trau ihrem bleichen Buhlen nicht, der droben
Liebäugelnd aus den Wolken niederblinzelt,
Und hämiſch bald, mit ſchrägen, fahlen Lichtern,
Die Schreckgeſtalten deines Wegs beflimmert.
Trau nimmer ihrer Baſtardbrut dort oben,
Den goldnen Kindlein, die ſo munter funkeln,

Und freundlich thun, und liebeſchmeichelnd nicken,
Und dennoch, wie mit tauſend glühnden Fingern,
Am Ende ſpöttiſch auf dich niederdeuten.
Geh nicht nach Aly's Schloß! Am Eingang ſitzen
Drei dunkle Fraun, und harren deiner Rückkehr,
Um würgend dich mit Inbrunſt zu umarmen,
Im Liebeskuß dein Herzblut auszuſaugen!

Almanſor.

Wirf hemmend dich in eines Mühlrads Speichen,
Dräng mit der Bruſt zurück des Stromes Fluth,
Halt mit den Armen auf des Bergquells Sturz, —
Doch halte mich nicht ab von Aly's Schloß.
Dort zieht's mich hin mit tauſend Demantfäden,
Die ſich verwebt in meines Hirnes Adern,
Und in den Faſern meines Herzens — Haſſan,
Schlaf wohl! mein altes Schwert iſt mein Begleiter.

Haſſan.

Und deine Leuchte ſei dein alter Glaube.

(Aly's Schloſs. Erleuchtetes Kabinett mit einer großen Mittelthüre. Man hört Tanzmuſik. Don Enrique liegt zu Zuleima's Füßen.)

Don Enrique
(pathetiſch).

Ein Zauberduft betäubet meine Sinne,
Und ſchauernd weiß ich nicht, was ich beginne!
Anbetend ſink' ich hin zu deinen Füßen,
Um dich als heil'ge Jungfrau zu begrüßen!
Du biſt des Himmels Strahlenkuniginne,
Der ich nicht nahen darf mit ird'ſcher Minne!
Und wenn auch Hymen's Bande uns umſchließen —
Ich lieg' als Knecht dir immerdar zu Füßen!

(Die Muſik hat aufgehört. Don Diego iſt während dieſer Apoſtrophe hereingeſchlichen und hat beide Flügel der Mittelthüre geöffnet. Man ſieht einen prächtigen, menſchenvollen Ballſaal. Die tanzenden Paare bleiben ſtehen und ſchaun freudig nach Don Enrique und Zuleima.
Einige Stimmen rufen:)

Heil! Heil! Heil! unſerm ſchönen Brautpaar!

(Trompetentuſch. Don Enrique ſteht auf. Don Diego ſchleicht ſich wieder fort. Die Mittelthüre bleibt offen ſtehen.)

Zuleima (ernſt).

Führt mich zum Saal.

Don Enrique
(reicht ihr den Arm; verwirrt).

Señora, mein Bedienter,
Der Schalk, hat Dies gethan.

Zuleima.

Gut, Señor, gut.

(Aly und ein Ritter treten in der Thür den Vorigen entgegen).

Aly

(faſſt Don Enrique beim Arm).

Nein, liebe Clara, laß mir deinen Bräut'gam;
Hier Don Rodrigo führet dich zum Saal.

(Zuleima, vom Ritter geführt, geht ab. Die Mittelthüre ſchließt ſich.)

Don Enrique

Ich wundre mich —

Aly (ernſt).

Erinnert Ihr Euch nicht,
Daß ich noch ein Geheimnis für Euch habe,
Das ich verſprach, noch vor dem Hochzeitstag
Euch mitzutheilen, Señor?

Don Enrique

(neugierig und ſchmeichelnd).

Ach, Ihr habt
So Vieles ſchon für mich gethan —

Aly.

Ich Nichts,
Nur, nur von Donna Clara hing es ab,
Ob ſie die Hand Euch reichen wollt'.

Don Enrique.

Nein, Señor,
Nur Eure Simme, die des Vaters, galt.

Aly.

Wohl hatt' ich Gründe, Clara's Hand Euch nicht

Zu geben. Doch ich hatte nicht das Recht.
Denn wiſſet: Clara's Vater bin ich nicht.

Don Enrique
(kleinlaut).

Ihr Vater nicht?

Aly (lächelnd)

Seid ohne Sorge, Señor.
Urkundlich und durch Teſtamentes Kraft
Hab' ich ſie anerkannt als eigne Tochter.
Jetzt, Señor, ſeht Ihr wohl, warum nur Clara
Verfügen konnte über ihre Hand.
Doch merkt's Euch, Niemand hier, ſie ſelber nicht,
Kennt dies Geheimnis.

Don Enrique.

Señor, ſtaunen muß ich —

Aly.

Mittheilen aber muß ich's Euch, dem Bräut'gam.
Doch erſt gelobt mir, daß Ihr es verſchweigt,
Sogar vor Eurer Braut, damit ich ihr
Den großen Schmerz erſpare, und die Ruh'
Aus ihrem ſüßen Herzchen nicht verſcheuche.

Don Enrique
(giebt ihm den Handſchlag).

Mit meinem Ritterwort gelob' ich Schweigen.

Aly.

Ihr wiſſt, ich hieß nicht immer Don Gonzalvo.

Don Enrique.

Nicht minder ſchön und herrlich war der Name,
Den Jedermann Euch gab, dem guten Aly.

Aly.

Ja, ja! den guten Aly nannt' man mich!
Doch hätt' man mich mit beſſerm Recht genannt:
Den Glücklichen. Denn Aly war einſt glücklich,
Durch Freundſchaft und durch Liebe.
Einen Freund,
Den ſeltenſten der Schätze, gab mir Gott.
Und auch ein Weib, ein Weib, ſo ſchön, ſo mild —
Nein, Sünde iſt es, ſie ein Weib zu nennen —
Ein Engel lag an meinem ſel'gen Herzen:
Und auch noch Vaterfreuden ſollt' ich fühlen.
Mein holdes Weib gebar mir einen Knaben:
Sie ſelber aber wurde bleich und bleicher. —
Und ſtarb.
Da goß der Freund mir Troſt ins Herz.
Und da ſein Weib, juſt zu derſelben Zeit,
Ein Töchterchen gebar, hat dieſe Gute
Zu ſich genommen mein verwaiſtes Kind,
Und großgeſäugt und mütterlich gepflegt.
Doch als ich wieder zu mir nahm ins Schloß
Den Schmerzenſohn, ergriff bei ſeinem Anblick
Mich jedesmal aufs Neu' der alte Schmerz
Ob ſeiner todten Mutter. Dieſes merkte
Mein kluger Freund, und einſt ſprach er zu mir:
Was dünkt dir, Aly, wenn wir unſre Kinder
Schon jetzt als Braut und Bräutigam verlobten,
Um unſre Freundſchaft feſter noch zu gründen?
Laut weinend fiel ich in des Freundes Arm,
Und in derſelben Stunde ward beſchloſſen,
Daß ich des Freundes Tochter zu mir nehmen,
Und unter Ammenleitung hier im Schloſſe
Selbſt auferziehen ſollt', damit ich ſelbſt
Dem eignen Sohn ein wackres Weib erziehe,
Und daß mein Sohn erzogen werden ſollte

Von meinem Freund, damit er ſelber bilde
Den künft'gen Eh'mann ſeiner einz'gen Tochter.
Und Dies geſchah.

Don Enrique.

Ich brenne vor Begier —

Aly.

Die Kinder wuchſen auf, und ſahn ſich oft,
Und liebten ſich, — bis das Gewitter kam.
Ihr wiſſt wohl, wie ſein Blitzſtrahl eingeſchlagen
In des Alhambra's höchſten Thurm, wie viele
Der edelſten Geſchlechter von Granada
Zur Religion des Kreuzes ſich gewandt.
Ihr wiſſt, daß es der frommen Chriſtenamme
Schon längſt gelang, Zuleima's ſanftes Herz
Für Chriſtum zu gewinnen, daß die Holde
Den Heiland auch bald öffentlich bekannte,
Und durch der Taufe heil'ges Sakrament
Den ſchönen Namen Clara ſich gewann.
Ich ging denſelben Weg, dem eignen Herzen
Und der geliebten Pflegetochter folgend.
Ich hegte keinen Zweifel, daß mein Freund,
Der Gleichgeſinnte, gleichem Beiſpiel huld'ge.
Doch wehe mir, er war ein blinder Moslem,
Und nahm die Botſchaft auf mit kaltem Zorne,
Und ließ mir melden: Seines Gottes Feind,
Den haſſe er als ſeinen eignen Feind,
Er wolle nie der Gottesleugnerin,
Der eignen Tochter, Antlitz wiederſehn,
Er wolle fliehen aus dem Land der Schlangen,
Und meinen Sohn, das eigne Pflegekind,
Den wolle er dem Zorne Allah's opfern,
Und mit des Sohnes Blut den Vater ſühnen.

Und Wort gehalten hat der Wütherich!
Vergebens eilte ich nach ſeinem Schloſſe;
Er war entflohn, entflohn mit ſeiner Beute.
Ich ſah den armen Knaben nimmer wieder;
Und Krämer einſt, die von Marokko kamen,
Erzählten mir vom Tode meines Sohns.

Don Enrique
(mit affektiertem Schmerze).

O ſchrecklich! ſchrecklich! Rührung übermannt mich!
Mein Herz verblutet! Und Ihr habt Euch nicht
Furchtbar gerächt an dieſem Wütherich?
Ihr hattet ja des Buben eigne Tochter
In der Gewalt? Wie habt Ihr da gehandelt?

Aly (ſtolz).

Ich hab' gehandelt, Señor, wie ein Chriſt.
(Geht ab.)

Don Enrique
(allein).

Soll ich es Don Diego ſagen? Ja, ja.
Er ſoll mal ſehn, daß er nicht Alles weiß.
Er ſieht mich an für dumm. Nur immer zu!
Wir wollen ſehen, wer der Klügſte iſt.
(Die Tanzmuſik beginnt wieder.)
Doch ſtill davon. Da rufen ſchönre Töne,
Und meine ſchöne Donna darf nicht warten.
(Er geht ab.)

Nacht. Aly's Schloſs von außen. Die Fenſter ſind erleuchtet. Fröhliche Tanzmuſik im Schloſſe. Almanſor ſteht ſinnend davor. Die Muſik ſchweigt.

Almanſor.

Fürwahr, recht hübſch iſt[1] die Muſik. Nur ſchade,
Hör' ich der Cymbeln hüpfend helles Klingen,
Fühl' ich im Herzen tauſend Natterſtiche;
Hör' ich der Geigen langſam weiche Töne,
Zieht mir ein Meſſer ſchneidend durch die Bruſt;
Hör' ich dazwiſchen die Trompeten ſchmettern,[2]
Zuckt's mir durch[3] Mark und Bein, wie'n raſcher Blitz;
Und hör' ich dröhnend dumpf die Pauken donnern,[4]
So fallen Keulenſchläge auf mein Haupt.
Ich und dies Haus, wie paſſen wir zuſammen?
(Wechſelnd nach dem Schloſſe und nach ſeiner Bruſt zeigend.)
Dort wohnt die Luſt mit ihren Harfentönen;
Hier wohnt der Schmerz mit ſeinen gift'gen Schlangen.[5]
Dort wohnt das Licht mit ſeinen goldnen Lampen;
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunkeln Brüten.
Dort wohnt die ſchöne, liebliche Zuleima; —
(Sinnet, zeigt endlich auf ſeine Bruſt.)
Wir paſſen doch! — Hier wohnt Zuleima auch.
Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hauſe,
Hier in den purpurrothen Kammern ſitzt ſie,
Und ſpielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert

[1] klingt.
[2] Hör' ich erſchmettern gar die Trompeten.
[3] Durchzuckt's mir.
[4] Und hör' ich ſchallen dröhnend dumpf die Pauken.
[5] mit ſeinen heißen Seufzern.

Auf meiner Wehmuth zarten Harfenſaiten,[1]
Und ihre Dienerſchaft ſind meine Seufzer, —
Und wachſam ſteht auch meine düſtre Laune
Als ſchwarzer Frauenhüter vor der Pforte.
(Zeigt nach dem Schloſſe.)
Doch was dort oben in dem hellen Saal
Prachtvoll geſchmückt und prangend ſtolz einhergeht,
Und mit dem Lockenhaupte freundlich zunickt
Dem ſeidnen Buben, der ſich zierlich krümmt,[2]
Das dort iſt nur Zuleima's kalter Schatten,
Nur eine Drahtfigur, der man ein Glasaug'
Im Wachsgeſichte künſtlich eingefugt,
Und die durch aufgedrehter Federn Kraft
Den leeren Buſen[3] wechſelnd hebt und ſenkt.
(Trompetentuſch.)
O weh! da kommt der ſeidne Bube wieder,
Und fordert auf zum Tanz die Drahtfigur.
Das holde[4] Glasaug' ſendet ſüße Blitze!
Das liebe[5] Wachsgeſicht bewegt ſich lächelnd!
Der ſchöne[6] Federbuſen ſchwillt und ſchwillt!
Mit rauher Hand berühret dort der Bube
Das leichtgebrechlich[7] zarte Kunſtgewebe —
(Rauſchende Muſik.)
Umſchlingt's mit frechem Arm, und zieht es fort[8]
In wilder Tänzer fluthendes Gedränge!
Halt ein! halt ein! Ihr Geiſter meiner Leiden,
Reißt fort den Buben von dem Leib der Holden![9]
Schlagt ein! ſchlagt ein, ihr Blitze meines Zorns!
Brecht ein! brecht ein, ihr Mauern dieſes Schloſſes,
Und ſtürzt zermalmend auf des Frevlers Haupt!
(Pauſe; leiſere Muſik.)

---

[1] ſtraffgeſpannten Saiten.
[2] mit gekrümmtem Nacken —
[3] Den hohlen Buſen
[4] O weh, das
[5] O weh, das
[6] O weh, der
[7] Das leichtzerbrechlich
[8] und ſchleift es fort
[9] von dem ſüßen Leib

Sie bleiben ruhig ſtehn, die alten Mauern,
Und meine Wuth zerſchellt an ihren Quadern.

Ihr ſeid gar ſtark gebaut, ihr feſten Mauern,
Und doch habt ihr ein ſchwach und ſchlecht Gedächtnis!
Ich heiß' Almanſor, und war ſonſt der Liebling
Des guten Aly, und auf Aly's Knieen
Wohnt' ich, und „lieber Sohn“ nannt' Aly mich,
Und ſtrich mir dann mit ſanfter Hand den Kopf;
Und jetzt ſteh' ich, wie'n Bettler, vor der Thüre!'
(Die Muſik ſchweigt. Man hört im Schloſſe verworrene Stimmen und lautes Gelächter.)
Da ſpottet's mein; holla! ich lache mit!
(ſchlägt an die Pforte)
Macht auf! macht auf! ein Gaſt will übernachten!
(Die Schloßthür öffnet ſich. Pedrillo erſcheint mit einem Armleuchter; er bleibt in der Thüre ſtehn.)

Pedrillo.

Beim heiligen Pilatus! Ihr klopft ſtark;
Auch kommt Ihr ſpät zum Ball, er iſt ſchon aus.

Almanſor.

Ich ſuche keinen Ball, ich ſuch' ein Obdach;
Bin fremd und müd', und dunkel iſt die Nacht.

Pedrillo.

Beim Barte des Propheten — ich wollt' ſagen
Der heiligen Eli — Eliſabeth —
Das Schloß iſt keine Herberg' mehr. Unweit
Von hier ſteht ſo ein Ding, das nennt man Wirthshaus.

Almanſor.

So wohnt allhier nicht mehr der gute Aly,
Wenn Gaſtlichkeit aus dieſem Schloß verbannt iſt.

Pedrillo.

Beim heil'gen Jago von — von Compoſtella!
Nehmt Euch in Acht, denn Don Gonzalvo zürnt,
Wenn man ihn noch den guten Aly nennt.
Zuleima nur,
(ſchlägt ſich vor die Stirne)
wollt' ſagen Donna Clara,
Darf noch den Namen Aly nennen. Aly,
Der irrt ſich auch, und nennt ſie oft Zuleima.
Auch ich, ich heiße jetzt nicht mehr Hamahmah,
Pedrillo heiß' ich, wie in ſeiner Jugend
Der heil'ge Petrus hieß; und auch Habahbah,
Die alte Köchin, heißt jetzt Petronella,
Wie einſt die Frau des heil'gen Petrus hieß;
Und was die alte Gaſtlichkeit betrifft,
So iſt Das eine jener Heidenſitten,
Wovon dies chriſtlich fromme Haus geſäubert.
Gut' Nacht! Ich muſs jetzt leuchten unſern Gäſten,
Es iſt ſchon ſpät, und manche wohnen weit.[1]

(Er geht ins Schloſs zurück und ſchlägt die Pforte zu. Im Schloſſe wird es bewegter.)

Almanſor
(allein).

Kehr um, o Pilger, denn hier wohnt nicht mehr
Der gute Aly und die Gaſtlichkeit;
Kehr um, o Moslem, denn der alte Glaube
Iſt ausgezogen längſt aus dieſem Hauſe;
Kehr um, Almanſor, denn die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgeſtoßen
Und laut verlacht ihr leiſes Todeswimmern.
Verändert ſind die Namen und die Menſchen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haſs. —

[1] Sie wohnen nah und wollen ſchon nach Hauſe.

Doch hör' ich ſchon die lieben Gäſte kommen,
Und gar beſcheiden geh' ich aus dem Weg.
(Geht ab.)

(Das Schloſsthor öffnet ſich ganz: buntes Gewühl und verworrene Stimmen. Bediente mit Lichtern treten hervor.)

Alv's Stimme.

Nein, Señor, nein, Das leid' ich nimmermehr.

Eine andre Stimme.

Die Nacht iſt ja recht ſchön und ſternenhell.
Unweit von hier ſtehn unſre Pferd' und Maulthier',
Und weiche Sänften für die weichen Damen.

Eine dritte Stimme
(beſchwichtigend).

Nur eine kleine Strecke iſt's, Señora,
Und nicht zu groß für Euren kleinen Fuß.

(Damen, Ritter, Fackelträger, Muſikanten u. ſ. w. kommen aus dem Schloſſe. Jede Dame wird von einem Ritter geführt.)

Erſter Ritter.

Verſtandet Ihr den leiſen Wink, Señora?

Seine Dame
(lächelnd).

Ihr ſeid heut boshaft, boshaft, Don Antonio.
(Gehen vorüber.)

Eine andre Dame
(heftig).

Doch überladen war die Stickerei,
Und noch ein bißchen mauriſch war der Schnitt.

Ihr Ritter
(mit verſtelltem Ernſte).

Jedoch, was ſoll das arme Mädchen machen
Mit all' den alten reichen Maurenkleidern?

Die Dame.

Giebt's keine Maſkenbälle, ſüßer Spötter?

(Gehn vorüber.)

(Zwei Ritter gehen im Arm gefaſſt.)

Der Erſte.

Dem alten Herrn ſah man den Ärger an,
Als ihm der Diener mit gekreuzten Armen
Des Bratens Unfall in der Angſt berichtet.

Der Zweite

(ſpöttiſch).

Das war noch Nichts. Er biſs ſich blau die Lippen,
Als Carlos laut den wilden Schweinskopf lobte,
Und ſcherzhaft drollig den Propheten ſchalt,
Der ſeinem Volk ein ſolch Gericht verſagt hat.

Der Erſte

(gutmüthig).

Aus lieber Dummheit that's der alte Schlemmer,
Dem Wein und Bratenduft den Sinn umnebelt.

Der Zweite

(mit ſchlauem Seitenblick).

Die Dummheit geht oft Hand in Hand mit Bosheit.

(Gehn vorüber.)

(Zwei andere Ritter kommen ſprechend.)

Der eine Ritter

(ſieht ſich ſorgſam um)

Wir waren wohl die einz'gen Maurenchriſten,
Die Aly eingeladen, und als Carlos —

Der andre Ritter.

Verſteh', Schmerz zuckte über Aly's Antlitz,
Er ſah uns forſchend an, — wem traut man jetzt?

(Gehn langſam vorüber.)

(Muſikanten, ihre Inſtrumente ſtimmend, gehen vorüber.)

Ein junger Fiedler.

Geſprungen iſt mir wieder eine Saite.

Der Alte.

Ja, ja, im Kopfe ſpringt dir ſicher keine;
Die Saiten des Gehirns ſtrengſt du nicht an,
Und plagſt mich immer mit den dümmſten Fragen.

Der junge Fiedler
(ſchmeichelnd).

Nur Eins noch ſag mir, dein Verſtand iſt ja
So fein, wie eines Fiedelbogens Härchen;
Und du biſt ja der Klügſte von uns Allen,
Du ſtehſt ja zwiſchen uns, ſo wie dein Brummbaß
Großmächtig ſtehet zwiſchen unſern Geigen —
Doch du biſt auch ſo brummig wie dein Brummbaß —
O ſag mir doch: warum denn Don Gonzalvo
So haſtig und ſo ängſtlich auf uns einſprang,
Als wir den hübſchen Maurentanz, den Zambrah,
Aufſpielen wollten, und warum ſtatt deſſen
Hieß er den ſpaniſchen Fandango ſpielen?

Der Alte
(mit ſelbſtgefällig pfiffiger Miene).

He! he! Das weiß ich wohl, doch ſag' ich's nicht:
Denn ſo Was ſpielt ſchon in die Politik.
(Sie gehn vorüber.)

(Man hört im Schloſſe Don Enrique's Stimme.)

Don Enrique.

Ich hab' genug an *einem* Fackelträger.
Mein Eſel, der Diego, leuchtet mir;
(zärtlich)
Und vor mir ſchweben immer, freundlich leitend,

Zwei Liebesſternlein, Donna Clara's Augen![1]

(Verworrene Stimmen. Die Thüre wird geſchloſſen. Don Enrique und Don Diego treten auf; Letzterer in Bedientenkleidung und eine Fackel tragend.)

Don Diego
(ſtolz).

Wir tauſchen jetzt die Rollen, gnäd'ger Herr,
Und Ihr ſeid jetzt[2] der Diener und — der Eſel.

Don Enrique
(nimmt die Fackel).

Ich that nach Kräften, Señor, ſeid nicht launiſch.

Don Diego
(mit Grandezza).

Auf Ehre, Señor, ganz ein Andrer[3] ſchient Ihr,
Als ich zuerſt Bekanntſchaft mit Euch machte,
Im Zuchthaus zu Puente del Sahurro.

Don Enrique
(beſchwichtigend).

Grollt nicht, ich bin Eu'r treuer Zögling, Señor.

Don Diego.

Mein Zögling muß mit beſſren Schmeichelein
Sich reicher Damen Gunſt erwerben können.
Was ſoll denn der[4] Vergleich mit ſchmächt'gen Sternlein?
Mit Sonnen muß man ſo ein Lieb[5] vergleichen!
Lernt nur auswendig beſſer[6] unſre Dichter,
Und ſchmiert mit Öl geſchmeidig Eure Zung',[7]
Die Euch wie eingeroſtet lag im Munde,
Als Ihr ſo ſtumm an Clara's Seite ſaßet.

[1] meiner Clara Augen.
[2] nun
[3] ein ganz Anderer
[4] Was ſollte der
[5] ſolch ein Lied
[6] Lernt beſſer noch auswendig
[7] Zunge.

Don Enrique
(ſchmachtend).

Ich ſah entzückt auf ihr ſchneeweißes Händchen!

Don Diego
(auflachend).

Hätt' Euch das Blitzen ihrer Demantringe
Das Aug' geblendet und die Zung' gelähmt,
So ließ' ich gelten ſolch ein ſüß Verſtummen.
(Ironiſch langſam.)
Entzücken ſoll Euch freilich Clara's Hand,
Wenn ſie der alte Herr gefüllt mit — Gold:
Dann will ich mit Euch theilen Eu'r Entzücken,[1]
Das klingend helle, goldene Entzücken!
Doch überlaſſ' ich Euch allein die Freude
Am ſüßen Spiele ihrer weißen Finger,
An ihrer Muſkeln ſanftgeſchwellter Weichheit,
Und an der Adern bläulichem Gewebe!

Don Enrique
(aufgeblaſen).

Kein Spott! Ich freie zwar des Vaters Schätze,
Jedoch geſteh' ich: Clara's Schönheit rührt mich.

Don Diego.

Miſtpfütze, hüte dich, daſs man dich rühre!
Kein Ambraduft ſteigt auf durch[2] ſolche Rührung.
Lieb' nicht nach innen, liebe nur nach außen!
Gefühle ſind gar ſchlechte Liebeswerber:
Wort, Miene und Bewegung ſind weit beſſre.
Und dringen dieſe Werber noch nicht durch,
So helfen ſchön gefärbte Jünglingswangen,[3]
Elaſtiſch üpp'ge Waden aus Madrid,

---

[1] Das Entzücken.
[2] [illegible]
[3] Roſenwangen.

Schnürleiber, hohe Polſterbruſt und Kunſtbauch,[1]
Die Waffen aus dem Schneiderarſenal.
Und ſind auch die zu ſtumpf, ſo helfen ſicher
Die Mauerbrecher, —
(ſieht ihn kalt lächelnd an)
Señor, kennt Ihr noch
Die Dokumente, die ich ausgefertigt
Mit alter Schrift und mit erloſchner Dinte,
Die vorſätzlich im Schloſs verlornen Briefe,
Die Don Gonzalvo fand, und draus erſah —
(lachend)
Ja, Señor, mir, mir habt Ihr es zu danken,
Daſs Ihr ein Prinz geworden — Seid jetzt folgſam,
Sprecht nur, wie ich's Euch habe einſtudiert:[2]
Sprecht viel von Religion[3] und von Moral;
Zeigt jene Wunden[4] oft, die Euch im Zuchthaus
Der Büttel ſchlug, und nennt ſie heil'ge Narben,
Die Ihr im Feldzug für die gute Sache
Erbeutet habt; ſprecht viel[5] von der Kourage;
Vor Allem aber kräuſelt oft den Schnauzbart.

Don Enrique.

Ich beuge mich vor Eurer Klugheit, Señor,
Nur kann ich noch Eu'r Kunſtſtück[6] nicht begreifen,
Wie Ihr den Pfaffen ins Intreſſe zoget?

Don Diego.

Die Pfaffen ſind ja auch vom Handwerk, Señor.
Und heil'ge Männer haben heil'ge Zwecke,
Und brauchen[7] Gold für ihre Kirchenkelche,
Und brauchen Wein, um ſie damit zu füllen.

---

[1] Schnürleiber, Polſterbrüſt' und Kunſtbäuch'.
[2] Und ſprechet nur, wie ich's Euch einſtudiert;
[3] Chriſtenthum
[4] Zeigt jene Schwarten
[5] ſprecht oft
[6] das Kunſtſtück
[7] Sie brauchen

Ihr merktet nicht, daſs ich die Volte ſchlug?
Ich gab Euch gute Karten, und da trumpft
Nun Euer Herz die Dame, und den König,
Den Alten, trumpft Ihr luſtig mit dem Kreuz;[1]
Und morgen iſt das Spiel gewonnen, morgen,
Dann gratulier' ich Euch zu Eurer Hochzeit.

Don Enrique
(andächtig gen Himmel ſchauend).

Ich danke dir, du Vater in der Höh'!

Don Diego.

Ja, freilich in der Höh', denn luſtig ſchwebt er
Am hohen Galgen zu San Salvador!

(Sie gehn ab.)

(Almanſor tritt auf.)

Almanſor.

Die buntgeputzten Fledermäuſ' und Eulen
Sind nun vorbei geflirrt. Recht widerlich
Drang mir ins Ohr ihr heiſerharſches Schrillen,[2]
Und athmen konnt' ich kaum in ihrer Näh'.[3]
Zuleima, dich umſchwärmt ſolch Nachtgevögel?
Dich, weiße Taub', umkreiſen ſolche Raben?
Dich, ſchöne Roſ', umkriechet ſolch Gewürm?
Hält denn ein Zauber dich umſtrickt, Zuleima?
Iſt denn das Bild des flehenden Almanſor's
In deiner Seele ganz und gar erloſchen?
Kommt nie Erinnrung an Almanſor's Liebe
Aus deinem Buſen ſeufzend aufgeſtiegen?

Dort oben wallen tauſend Liebesboten,
Und jedem gab ich tauſend Liebesgrüße,

---

[1] trumpfet Ihr mit Eurem Kreuz,
[2] Drang mir ins Ohr ihr heiſres Schrillen.
[3] Nähe.

Und ſchmerzlich ſüß entfloß mein glühend Blut
Bei jedem Gruß aus tauſend Liebeswunden:
Und dennoch brachte keiner dieſer Boten
Der Heißgeliebten meine heißen Grüße!
Schämt euch, untreue Boten, Sterne oben,
Die ihr ſo klug und pfiffig niederblinzelt,
Und euch als Menſchenſchickſal-Lenker brüſtet![1]
Ihr konntet nicht beſtellen meine Grüße —
Und blöde Tauben tragen, treu und ſicher,
Den Liebesbrief des Hirten in der Wüſte! —
Das Schloßgeſinde iſt zu Bett gegangen,
Bedächtig ſind die Lichter ausgelöſcht,
Und nur ein einz'ges noch ſtrahlt dort durch's Fenſter.
Ich kenn' dies Fenſter noch;[2] dort ſchläft Zuleima.
Dort ſtand ich manche ſchöne Sommernacht,
Und ließ die Laute klingen, bis die Liebſte
Mit ſüßem Wort auf dem Balkon erſchien.[3]

(Er zieht eine Laute hervor.)

Hier iſt die alte Laute. Klingend ſchwebt mir
Im Kopf das alte Lied; und ſehen möcht' ich,
Ob auch der alte Zauberklang noch wirkt.

(Er ſpielt.)

Güldne Sternlein ſchauen nieder
Mit der Liebe Sehnſuchtwehe;
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen ſchmachtend in die Höhe.

Zärtlich blickt der Mond herunter,
Spiegelt ſich in Bächleins Fluthen,
Und vor Liebe taucht er unter,
Kühlt im Waſſer ſeine Gluthen.

---

[1] Und euch als meine Schickſalslenker brüſtet!
[2] Dies Fenſter kenn' ich wohl!
[3] Auf dem Balkon mit ſüßem Wort erſchien.

Wolluſtathmend, in der Schwüle,
Schnäbeln weiße Turteltäubchen:
Flimmernd, wie zum Liebesſpiele,
Fliegt der Glühwurm nach dem Weibchen.

Lüftlein ſchauern wunderſüße,
Ziehen feiernd durch die Bäume,
Werfen Kuſs und Liebesgrüße
Nach den Schatten weicher Träume.

Blümlein hüpfet, Bächlein ſpringet,
Sternlein kommt herabgeſchoſſen,
Alles wacht und lacht und ſinget —
Liebe hat ihr Reich erſchloſſen.

Zuleima's
(Stimme im Schloſs).

Iſt es ein Traum, der freundlich mich umgaukelt
Und liebe Töne in mein Ohr zurückruft?
Iſt es ein Unhold, der, mich zu verlocken,
Des Freundes ſüße Stimme künſtlich nachäfft?
Iſt's gar der todte, irrende Almanſor,
Der in der Nacht geſpenſtiſch mich umſchleicht?

Almanſor.

Es iſt kein Traum, der täuſchend dich umgaukelt,
Es iſt kein Unhold, der dich will verlocken,
Auch iſt's kein todter, irrender Almanſor —
Es iſt Almanſor ſelbſt, der Sohn Abdullah's.
Er iſt zurückgekehrt, und trägt noch immer
Lebend'ge Liebe im lebend'gen Herzen.

(**Zuleima** tritt mit einem Lichte auf den Balkon.)

Zuleima.

Sei mir gegrüßt, Almanſor ben Abdullah,

Sei mir gegrüßt im Reiche der Lebend'gen!
Denn längſt kam uns die trübe Mähr: todt ſei
Almanſor, — und Zuleima's Augen wurden
Zwei unverſiegbar ſtille Thränenquellen.

Almanſor.

O ſüße Lichter, holde Veilchenaugen,
So ſeid ihr mir noch immer treu geblieben,
Als meiner ſchon vergaß Zuleima's Seele!

Zuleima.

Die Augen ſind der Seele klare Fenſter,
Und Thränen ſind der Seele weißes Blut.

Almanſor.

Und floſs auch Blut ſchon aus Almanſor's Seele
Am Grab der Mutter und am Grab des Vaters,
So muſs ſie jetzt doch ganz und gar verbluten,[1]
Hier an dem Grabe von Zuleima's Liebe.

Zuleima.

O ſchlimme Worte und noch ſchlimmre Kunde!
Ihr bohrt euch ſchneidend ein in meine Bruſt,
Und auch Zuleima's Seele muſs verbluten.
(Sie weint.)

Almanſor.

O weine nicht! Wie glühnde Naphthatropfen,
So fallen deine Thränen auf mein Herz.
Mein Wort ſoll dich jetzt nimmermehr verletzen!
Verehren will ich dich wie'n Heiligthum,
In deſſen Näh' ſogar[2] des Blutes Rächer

---

[1] So muſs doch jetzt die Seele ganz verbluten.

[2] In deſſen Nähe ſelbſt

Die ſcharfe Spitze abbricht von der Lanze;
In deſſen Näh' die Taube und Gazelle[1]
Geſichert ſind vor ſchlimmen Jägerspfeilen;
In deſſen Näh' ſelbſt gier'ge Räubershände[2]
Sich demuthvoll nur zum Gebet bewegen.
Zuleima, du biſt meine heil'ge Kaaba,
Dich glaubte ich zu küſſen, als zu Mekka
Mein glühnder Mund berührt den heil'gen Stein; —
Du biſt ſo ſüß, doch auch ſo kalt wie er!

Zuleima.

Bin ich dein Heiligthum, ſo brich ſie ab,
Die ſcharfe Lanzenſpitze deiner Worte,
So laſs im Köcher ruhn die argen Pfeile,
Die luftbefiedert in mein Herze treffen,[3]
Und falte nicht wie zum Gebet die Hände,
Um deſto ſichrer meine Ruh' zu rauben.
Genug ſchon ſchmerzt mich deine böſe Kunde[4]
Vom Tod Abdullah's und Fatima's; Beide
Hab' ich wie eigne Eltern ſtets geliebt,
Und Beide nannten mich auch gerne „Tochter!“ —[5]
O ſprich, wie ſtarb Fatima, unſre Mutter?

Almanſor.

Auf ihrem[6] Ruhebette lag die Mutter,
Zur Linken kniete ich und weinte ſtill,
Zur Rechten ſtand Abdullah ſtarr und ſtumm,
Und mit der Friedenspalme ſchwebte ſichtbar
Der Todesengel über Mutters Haupt.[7]
Ich wollte ſie entreißen dieſem Engel,

---

[1] Die Taube und das Reh
[2] In deſſen Nähe ſelbſt des Räubers Hände
[3] in das Herz mich treffen.
[4] Genug ſchon hat mein Herz durchbohrt die Kunde
[5] Und Beide nannten mich einſt gerne „Tochter!“ —
[6] Auf einem
[7] überm Haupt der Mutter

Und ängſtlich hielt ich feſt der Mutter Hand.
Doch wie die Sanduhr leis und leiſer rinnet,
So rann das Leben aus der Hand der Mutter;[1]
Auf ihrem bleichen Antlitz zuckten wechſelnd
Ein Lächeln und ein Schmerz, und wie ich leiſe
Mich hinbog über ſie, da ſeufzte ſie
Aus tiefer Bruſt:[2] „Bring dieſen Kuß Zuleimen!“
Bei dieſem Namen ſtöhnte auf Abdullah,
Wie ein zu Tod getroffnes wildes Thier.
Die Mutter ſprach nicht mehr, die kalte Hand nur
Lag in der meinigen, wie ein Verſprechen.

Zuleima.

O Mutter, o Fatima, du haſt noch
Bis in den Tod geliebt dein armes Kind!
Abdullah aber hat mich noch gehaßt,
Als er hinabſtieg in ſein dunkles Haus.

Almanſor.

Nicht mit ins Grab nahm er den Haß. Obzwar,
Wenn nur durch Zufall ihm ins Ohr geklungen
Die Namen Aly und Zuleima, ſo
Erwacht' in ſeiner Bruſt der Sturm, wie Wolken[3]
Umzog es ſeine Stirn, ſein Auge blitzte,
Und ſeinem Mund entquoll Verwünſchungsfluch.
Doch einſt nach ſolchem Sturme fiel der Vater[4]
Ermattet und betäubt in tiefen Schlaf.
Ich ſtand bei ihm, auf ſein Erwachen harrend.

---

[1] aus der Mutter Hand.

[2] Auf ihrem Antlitz zuckten wechſelnd Schmerz
Und Lächeln ſüß, und wie ich über Mutter
Mich leiſe hinbog, ach! da ſeufzt' es matt
Aus ihrer Bruſt:

[3] Die Namen Aly und Zuleima, ſo erwachte
Der Sturm in ſeiner Bruſt, wie dunkle Wolken

[4] mein Vater

Wie ſtaunte ich! Als er die Wimper aufſchlug,
Da lag in ſeinem Blick, ſtatt Zornesglühen,
Nur klare Freundlichkeit und fromme Milde;
Statt ſeiner Wahnſinnſchmerzen wildes Zuckens,[1]
Umſchwebte heitres Lächeln ſeine Lippen;
Und ſtatt den grauſen Fluch hervorzufluchen,[2]
Sprach er zu mir mit leiſer, weicher, Stimme:
„Die Mutter will's nun mal, ich[3] kann's nicht ändern,
Drum geh nur hin, mein Sohn, durchſchiff das Meer,
Geh nach Hiſpanien zurück, geh hin
Nach Aly's Schloß, und ſuche dort Zuleima,
Und ſage ihr" —
Da kam der Todesengel,
Und ſchnitt mit ſcharfem Schwerte raſch entzwei
Abdullah's Leben und Abdullah's Rede.

(Pauſe.)

Ich habe ihn ins[4] Grab gelegt, doch nicht,
Nach Moslembrauch, das Antlitz gegen Mekka;
Gegen Granada hab' ich, wie er's einſt
Befahl, ſein todtes Angeſicht gerichtet.[5]
So liegt er mit den ſtieren, offnen Augen,
Und ſieht mir immer nach.

(Sich allmählich umdrehend)

Du todter Vater,
Du ſahſt mich wandern durch den Sand der Wüſte,
Und ſahſt mich ſchiffen nach der Küſte Spaniens,
Und ſahſt mich eilen nach dem Schloſſe Aly's,
Und ſiehſt mich hier, —
hier ſteh' ich vor Zuleima,
Sag nun, Abdullah's Geiſt, was ſoll ich ſprechen?
(Eine in einem ſchwarzen Mantel verhüllte Geſtalt tritt auf.)

---

[1] Statt ſeines Wahnſinn'ſchmerzes wildem Zucken.
[2] Und ſtatt mit grauſem Fluch mich zu verfluchen.
[3] „Die Mutter will es, und ich
[4] Ich hab' ihn in ſein
[5] Gerichtet hab' ich, wie er's einſt befahl,
Gen Granada ſein todtes Angeſicht.

Die Geſtalt.

O ſprich zu ihr: „Zuleima ſteig herunter
Aus deines Marmorſchloſſes güldnen Kammern,
Und ſchwing dich auf Almanſor's edles Roß.[1]
Im Lande, wo des Palmbaums Schatten kühlen,
Wo ſüßer Weihrauch quillt aus heil'gem Boden,
Und Hirten ſingend ihre Lämmer weiden:
Dort ſteht ein Zelt von blendend weißer Leinwand,
Und die Gazelle[2] mit den klugen Augen,
Und die Kamele mit den langen Hälſen,
Und ſchwarze Mädchen mit den Blumenkränzen[3]
Stehn an des Zeltes buntgeſchmücktem Eingang,
Und harren ihrer Herrin — o Zuleima,
Dorthin, dorthin entfliehe mit Almanſor!"

---

[1] treues Roß.
[2] Und die Gazellen
[3] Blumenkörben

Garten vor Aly's Schloſs, blühend und von der Morgenſonne beleuchtet. Zuleima liegt betend vor einem Chriſtusbilde. Sie ſteht langſam auf.

Zuleima.

Und doch liegt noch die Sorg' auf dieſer Bruſt!
Mein Herze zittert noch. Iſt es vor Freude,
Daſs er noch lebt, den ich als todt beweint?
Nein, nicht vor Freude, die verträgt ſich nicht
Mit meinem heil'gen Eid, mit dem Verſprechen,
Das ich dem frommen Abt des Kloſters gab.
Almanſor iſt zurückgekommen! Wenn
Mein Vater Das erfährt — wird nicht ſein Zorn
Den Sohn des Todfeinds treffen? Noch erloſch nicht
Sein Groll, noch liegen lauernd in der Bruſt ihm
Viel' ſchlimme Geiſter, die mit Wuth entſteigen,
Wenn nur ſein Ohr Abdullah's Namen hört.
Was hat Abdullah ihm gethan? Mein Vater
Iſt ſonſt ſo mild! Ich hab' ihn oft behorcht;
Des Nachts durchwandelt er des Schloſſes Gänge
Mit bloßem Schwert und ruft: „Abdullah, komm,
Wir wollen fechten, Blut will Blut" — Almanſor!
Dich darf er nimmer ſchaun, entflieh! entflieh![1]
Der Väter Feindſchaft bringt den Kindern Tod.
Mit meinem Schleier will ich dich umhüllen,[2]

---

[1] Der Anfang dieſes Monologs lautet in dem älteſten Abdruck ausgewählter Scenen im „Geſellſchafter," wie folgt:
Noch nicht erloſchen iſt der alte Groll,
Noch liegen lauernd in des Vaters Bruſt
Viel' ſchlimme Geiſter, die mit Wuth entſteigen
Beim bloßen Schalle von Abdullah's Namen.
Entflieh, entflieh, unglücklicher Almanſor!

[2] dich bedecken.

Daß meines Vaters Blick dich nimmer treffe.[1]
Ich ſeh' dich in Gefahr, und es erwachen[2]
All' die Gefühle, die mich einſt bewegten,
Als wir noch Braut und Bräut'gam kindlich ſpielten
Als du den morſchen Apfelbaum erkletterte,
Als ich dich weinend und mit bangen Bitten
Herunterlockte von der ſchlimmen Höh'.

(Sinnend)

„Todt iſt[3] Almanſor," ſagten böſe Leute,
Und böſer Kunde glaubte böſes Herz,
Und Braut des fremden Mannes ward Zuleima!
Ich will dich lieben, wie man liebt den Bruder, —
Sei mir ein Bruder, lieblicher Almanſor!

(Sie ſieht zur Erde und ſeufzt:)

Almanſor!

Almanſor

(iſt unterdeſſen hinter Zuleima erſchienen, naht ſich Derſelben unbemerkt, legt beide Hände auf ihre Schulter, und lächelnd ſeufzt er im ſelben Tone:)

Zuleima!

Zuleima

(dreht ſich erſchrocken um, und betrachtet ihn lange).

Du haſt dich viel verändert, mein Almanſor.
Du ſiehſt faſt aus wie'n ſtarker Mann, doch haſt du[4]
Die wilden Knabenſitten nicht vergeſſen,
Und ſtörſt mich wieder, eben ſo wie ſonſt,
Wenn ich mit meinen Blumen heimlich ſpreche.[5]

Almanſor (heiter lächelnd).

Sag mir, mein Liebchen, welche Blume iſt es,

---

[1] nimmer trifft.
[2] und ſchnell erwachen
[3] Todt ſei
[4] Du ſiehſt faſt aus wie'n Mann, doch haſt du leider
[5] leiſe ſpreche.

Die jetzt „Almanſor“ heißt? Ein trüber Name,
Der nur für Trauerblumen paſſen könnt'! [1]

Zuleima.

Sag mir zuvor, du wilder, finſtrer Buhle,
Wer war der ſchwarze Sprecher dieſe Nacht?

Almanſor.

Es war ein alter Freund, du kennſt ihn gut;
Der alte Haſſan war's, der vielbeſorgt,
Wie'n treues Thier, gefolget meiner Spur. [2]

Leg ab, mein ſüßes Lieb, die finſtre Miene,
Den ſchwarzen Flor, der deinen Blick umdüſtert! [3]
Wie'n Schmetterling die Raupenhülle abſtreift [4]
Und leuchtend bunt entfaltet ſeine Flügel,
So hat die Erde abgeſtreift das Dunkel,
Womit die Nacht ihr ſchönes Haupt umſchleiert.
Die Sonne ſenkt ſich küſſend auf ſie nieder;
Im grünen Wald erwacht ein ſüßes Singen;
Der Springborn rauſcht und ſtäubet Diamanten:
Die hübſchen Blümlein [5] weinen Wonnethränen;
Das Licht des Tages iſt ein Zauberſtab, [6]
Der all' die Blumen und die Lieder weckte,
Der ſelbſt Almanſor's Seele konnt' entnachten.

Zuleima.

Trau nicht den Blumen, die hierher dir winken,
Trau nicht den Liedern, die hierher dich locken,
Sie winken und ſie locken in den Tod.

---

[1] Der nur für Trauerweiden paſſen könnte.

[2] Der alte Haſſan war's, der vielbeſorgt mir folgt.
Gleich einem treuen Thier der Spur des Herrn.

[3] Den Flor, der deine Augen ernſt umdüſtert!

[4] abwirft

[5] Die zarten Blumen

[6] der Zauberſtab.

Almanſor.

Ich weiche nicht, und weich' auch nicht dem Tod.
Mir iſt ſo wohl, ſo heimlich wohl allhier![1]
Sie ſteigen auf, die goldnen Knabenträume!
Hier iſt der Garten, wo ich gerne ſpielte,[2]
Hier blühn die Blumen, die mir freundlich nickten,[3]
Hier ſingt der Zeiſig, der mich Morgens grüßt',[4] —
Doch ſprich, mein Lieb, ich ſehe nicht die Myrte;
Wo ſie einſt ſtand, da ſteht jetzt die Cypreſſe?

Zuleima.

Die Myrte ſtarb, und auf das Grab der Myrte
Hat man gepflanzt die traurige Cypreſſe.

Almanſor.

Noch ſteht die Laube von Jasmin und Geisblatt,
Wo wir die hübſchen Märchen uns erzählten,
Von Mödſchnun's Wahnſinn und von Leila's Sehnſucht,
Von Beider Liebe und von Beider Tod.
Hier ſteht auch noch der liebe Feigenbaum,[5]
Mit deſſen Frucht du meine Märchen lohnteſt:
Hier ſtehn auch noch die[6] Trauben und Melonen,
Die uns erquickten, wenn wir lang geſchwatzt —
Doch ſprich, mein Lieb, ich ſeh' nicht[7] den Granatbaum,
Worauf einſt ſaß und[8] ſang die Nachtigall,
Ihr Liebesweh der rothen Roſe klagend.

Zuleima.

Die rothe Roſe ward vom Sturm entblättert,[9]
Die Nachtigall ſammt ihrem Liede ſtarb,

---

[1] Iſt mir doch jetzt ſo wohl, ſo heimlich wohl!
Hier iſt die Heimat meiner Herzenswünſche,
Hier will ich liegen vor Zuleima's Füßen,
Still liegen und mit ſel'ger Luſt hinaufſchaun
In deiner Augen klares Himmelreich.

[2] freudig ſpielte,

[3] traulich nickten,

[4] grüßte,

[5] der gute Feigenbaum,

[6] Und hier ſind auch noch

[7] nicht ſeh' ich

[8] Auf deſſen Zweigen

[9] hat der Sturm entblättert,

Und böſe Ärte haben abgehaun
Den edeln[1] Stamm des blühenden Granatbaums.

Almanſor.

Hier iſt mir wohl! Auf dieſem lieben Boden
Klebt feſt[2] mein Fuß, wie heimlich angekettet;
Ich bin gebannt in dieſen lieben Kreiſen,[3]
Die du um mich gezogen, ſchöne Fee;
Vertraute Balſamdüfte mich umhauchen,
Die Blumen ſprechen und die Bäume ſingen,[4]
Bekannte Bilder hüpfen aus den Büſchen —
(Er erblickt das Chriſtusbild, befremdet:)
Doch ſprich, mein Lieb, dort ſteht ein fremdes Bild,
Das ſchaut mich an ſo mild, und doch ſo traurig,[5]
Und eine bittre Thräne läſſt es fallen
In meinen ſchönen,[6] goldnen Freudenkelch.

Zuleima.

Und kennſt du nicht dies heil'ge Bild, Almanſor?
Haſt du es nie geſchaut in ſel'gen Träumen?
Trafſt du es wachend nie auf deinen Wegen?[7]
Beſinn dich wohl,[8] du mein verlorner Bruder!

Almanſor.

Wohl traf ich ſchon auf meinem Weg dies Bildnis,
Am Tage meiner Rückkehr in Hiſpanien.[9]
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moſchee.

---

[1] Den edlen
[2] Steht feſt
[3] Hier iſt mir wohl, in dieſen ſüßen Kreiſen.
[4] Wie iſt mir wohl! — geliebte Balſamdüfte
Umwallen mich, vertraute Blumen liſpeln,
Und ſchaun mich an mit märchenhaften Augen.
[5] Das ſieht mich an ſo mild, und doch ſo ſchaurig.
[6] In meinen vollen.
[7] Dieſe Zeile fehlt beim älteſten Abdruck im „Geſellſchafter."
[8] Beſinne dich.
[9] in dies Land.

Doch wo der Thürmer einſt vom Thurme rief:[1]
„Es giebt nur einen Gott, und Mahomed
Iſt ſein Prophet!“ da klung jetzund herab
Ein dröhnend dumpfes, ſchweres Glockenläuten.[2]
Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauſchten[3] und wie ſchwarzer Sud
Im glühnden Zauberkeſſel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen,
Und zwängten ein die Bruſt, und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſre Singen wunderlicher Männer[4]
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothgeröckten Knaben,[5]
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen
Und blanke[6] Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche nickte mir entgegen
Daſſelbe Bild, das ich hier wiederſehe.[7]
Doch überall ſah ſchmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies[8] Bildnis darſtellt.
Hier ſchlug[9] man ihn mit harten Geißelhieben,

---

[1] Doch wo vom Thurme einſt der Thürmer rief:

[2] Da hört' ich oben dumpf
Und ſummend läuten centnerſchwere Glocken.

[3] Die hoch aufſchwollen

[4] Der heiſre Sang von wunderlichen Männern.

[5] In ſchwarzen und in blumigen Gewändern,
Und von den Knaben, roth und weiß gekleidet.

[6] Und goldne

[7] das ich dort wiederſah.

[8] den das

[9] Dort ſchlug

Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,[1]
Dort krönte[2] man mit Dornen ſeine Schläfe,
Hier ſchlug[3] man ihn ans Kreuz, mit ſcharfem Speer
Durchſtieß man ſeine Seite, — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich ſchaute gar
Ein traurig Weib, Die hielt auf ihrem Schoß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt,[4] von ſchwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend ſcharfe Stimme:[5]
„Dies iſt ſein Blut,“ und wie ich hinſah, ſchaut' ich

(ſchaudernd)

Den Mann, der eben einen Becher austrank.

(Pauſe.)

Zuleima.

Ins Haus der Liebe trat[6] dein Fuß, Almanſor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermiſſen mochteſt du den heitern Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslem's dumpfer Betſtub' kauert.
Ein ernſtres, beſſres Haus hat ſich die Liebe[7]
Zur Wohnung[8] ausgeſucht auf dieſer Erde.
In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder:[9]
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,

---

[1] Hier ſank er hin durch ſchwere Kreuzeslaſt,
Dort ſpie man ihm verächtlich ins Geſicht.

[2] Hier [illegible]

[3] Dort [illegible]

[4] Ganz [illegible] ganz nackt.

[5] Da hört ich [illegible] eine ſcharfe Stimme.

[6] Ins Haus der Liebe kam.

[7] Doch einen ernſten Dom hat ſich die Liebe

[8] Zum [illegible]

[9] werden wieder Kinder [illegible]

Und aufgeheitert wird da der Betrübte.[1]
Denn ſelber als ein traurig armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen:
Und flüchten mußte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern
Zerſprangen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte:
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich aufs Neu' die ſieben Himmel,
Und zogen ein[2] die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche
Im Mutterſchoße jenes traur'gen Weibes.
O, glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit:
Aus jenem Blute ſproſſen ſchönre Blumen,
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,[3]
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein ſüßres Roſenöl,
Als alle Roſen Schiras' liefern können.
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib[4] und ew'gen Blute,
Auch du kannſt ſetzen dich zu Tiſch mit Engeln,
Und Gottesbrot und Gotteswein genießen,
Auch du darfſt wohnen in der Sel'gen Halle,[5]
Und gegen Satans ſtarke Höllenmacht

---

[1] Dort der Betrübte.
[2] Und ließen ein
[3] Als aus den Beeten in Alraſchid's Garten.
[4] An jenem heil'gen Leib
[5] Auch du kannſt dich zu Tiſch mit Engeln ſetzen
Und Himmelsbrot und Himmelswein genießen;
Auch du biſt durch die Liebe ſündenfrei,
Darfſt freudig wohnen in der Sel'gen Halle.

Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein.“[1]

Almanſor.

Du ſpracheſt aus,[2] Zuleima, jenes Wort,
Das Welten ſchafft und Welten hält zuſammen:
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein „Liebe!“
Und tauſend Engel ſingen's jauchzend nach,
Und in den Himmeln klingt es ſchallend wieder.[3]
Du ſprachſt es aus, und Wolken wölben ſich
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel,
Die Ulmen[4] rauſchen auf wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitſchern fromme Andachtlieder,
Der Boden dampft von wallend ſüßem Weihrauch,
Der Blumenraſen hebt ſich als Altar, —
Nur eine Kirch' der Liebe iſt die Erde.[5]

Zuleima.

Die Erde iſt ein großes Golgatha,
Wo zwar die Liebe ſiegt, doch auch verblutet.

Almanſor.

O, flechte nicht zum Todtenkranz die Myrte,
Und hüll die Liebe nicht in Trauerflöre.
Der Liebe Prieſterin biſt du, Zuleima,[6]
Die Liebe wohnt in deines Buſens Zelle,
Aus deiner Äuglein klaren Fenſtern ſchaut ſie,
Ihr Odem weht aus deinem ſüßen Munde —
Auf euch, ihr ſammetweichen Purpurkiſſen,
Auf euch, ihr holden Lippen, thront die Liebe,

---

[1] Wenn du genoſſen ſeinen Wein, ſein Brot.
[2] Du ſprachſt es aus.
[3] Und in den Himmeln [illegible] es [illegible] wieder.
[4] Die Eichen.
[5] Der Liebe Kirche iſt die ganze Erde!
[6] Das [illegible] der Liebe [illegible] Wort,
Und hüll es nicht in dunkle Trauerflöre.
Du biſt der Liebe Prieſterin, Zuleima.

Auf euch möcht' ſich Almanſor's Seele betten, —
Ei, hörſt du nicht Fatima's[1] letzte Worte:
„Bring dieſen Kuß Zuleimen, meiner Tochter!“ —
(Sie ſehn ſich lange wehmüthig an. Sie küſſen ſich feierlich.)

Zuleima.

Fatima's[2] Todtenkuß hab' ich empfangen,
Nimm hin dagegen Chriſti Lebenskuß!

Almanſor.

Es war der Liebe Odem, den ich trank
Aus einem Becher mit Rubinenrande;
Es war ein Feuerborn, woraus ich trank
Ein Öl, das heiß durch meine Adern rinnet,
Und mir das Herz erquicket und verbrennt.[3]
(Umſchlingt ſie.)
Ich laß nicht ab[4] von dir, von dir, Zuleima!
Und ſtänden offen Allah's goldne Hallen,
Und Houris winkten[5] mir mit ſchwarzen Augen,
Ich ließ' nicht ab von dir, ich blieb' bei dir,
Umſchlänge feſter deinen ſüßen Leib. —
Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almanſor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almanſor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almanſor's Hort, dein Chriſtus ſei
Almanſor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet.

Beſeligt ſchwimm' ich wie in Liebeswellen,[6]
Von weichen Harfenlauten ſüß umklungen; —
Die Bäume tanzen wunderlichen Reigen; —

---

[1] [2] Fatimens
[3] und verzehrt.
[4] Nicht laß ich ab
[5] Und winkten Houris
[6] Beſeligt ſchwimm' ich in den Liebeswellen.

Die Englein ſchütten neckend Sonnenſtrahlen
Und bunten Blüthenſtaub auf mich herab; —
Erſchloſſen iſt des Himmels ſtille Pracht; —
Hellgoldne Schwingen tragen mich hinauf, —
Zur Seligkeit hinauf![1] —

(In der Ferne hört man Glockengeläute und Kirchengeſang.)

Zuleima.

(ſich erſchrocken von ihm wendend).

Jeſus Maria!

Almanſor.

Welch dunkler Laut zerreißt den goldnen Schleier,
Womit mich ſel'ge Träume leicht umwoben?
Erblaſſen ſeh' ich plötzlich dich, mein Lieb,
Mein Röslein wandelt ſich in eine Lilie, —
Sag an, mein Lieb, haſt du den Tod geſchaut,
Der unſichtbar erſcheinet, uns zu trennen?

Zuleima.

Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereinigt,[2]
Das Leben iſt's, was uns gewaltſam trennt.
Hörſt du, Almanſor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf:

(verhüllt ſich)

„Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almanſor heißt.“

(Pauſe.)

Almanſor.

So haſt du mir ins Herz hineingeziſcht[3]

---

[1] Auf goldenen Schwingen ſchweb' ich in die Höh'!
Ich ſchweb' hinauf! hinauf!

[2] der Tod vereint.

[3] So haſt du nun ins Herz mir eingeziſcht

Dein ſchlimmſtes Gift, du Schlangenkönigin!
Von dieſem Gifthauch welken rings die Blumen,
Des Springborns Waſſer wandelt ſich in Blut,
Und todt fällt aus der Luft herab der Vogel.
So haſt du mich hineingeſungen, Falſche,
In jene Folterkammer, die du Kirch' nennſt,[1]
Und kreuzigſt mich an deines Gottes Kreuz,
Und ziehſt geſchäftig an den Glockenſträngen,[2]
Und ſpielſt die Orgel, um zu übertäuben
Mein lautes Reu- und Angſtgebet zu Allah!
So haſt du mich gelockt, du ſchlimme Fee,
In deinen Muſchelwagen mit den Täubchen,
Haſt mich hinaufgelockt bis in die Wolken,[3]
Um jählings mich von dort herabzuſchleudern.[4]
Ich höre fallend noch dein Spottgelächter,
Ich ſehe fallend, wie dein Zauberwagen
Zu einem Sarge wird mit Feuerrädern,
Wie deine Tauben ſich in Drachen wandeln,[5]
Wie du ſie lenkſt am ſchwarzen Schlangenzügel,[6]
Und grauſen Fluch hinunterbrüllend ſtürz' ich
Hinab, hinab bis in den Schlund der Hölle,
Und Teufel ſelbſt erſchrecken und erbleichen
Bei meinem Wahnſinnfluch und Wahnſinnanblick.
Fort! fort von hier! Ich weiß noch einen Fluch,
Spräch' ich ihn aus, müſſt' Eblis ſelbſt erblaſſen,
Die Sonne müſſt' erſchrocken rückwärts eilen,
Die Todten kröchen zitternd aus den Gräbern,
Und Menſch und Thier und Bäume würden Stein.

(Stürzt fort.)

(Zuleima, die bis jetzt verhüllt und unbeweglich ſtand, wirft ſich nieder vor dem Chriſtusbilde. Ein Kirchenlied ſingend, ziehen Mönche mit Kirchenfahnen und Heiligenbildern in Proceſſion vorüber.)

[1] In Marterkammern, die du Kirche nennſt.
[2] Und ziehſt geſchäftig alle Glockenſtränge.
[3] Bis zu den Wolken.
[4] herabzuſtoßen.
[5] Schlangen wandeln.
[6] bunten Schlangenzügel.

Der Chor.

Es iſt ein ſchönes Land, das ſchöne Spanien,
Ein großer Garten, wo da prangen Blumen,
Goldäpfel, Myrten: — aber ſchöner noch
Prangten mit ſtolzem Glanz die Maurenſtädte,
Das edle Maurenthum, das Tarik einſt
Mit ſtarker Hand auf ſpan'ſchen Boden pflanzte.
Durch manch Ereignis war ſchon früh gediehn
Das junge Reich; es wuchs und blühte auf
In Herrlichkeit, und überſtrahlte faſt
Des alten Mutterlands ehrwürd'ge Pracht.
Denn als der letzte Omajad' entrann
Dem Gaſtmahl, wo der arge Abaſſide
Der Omajaden blut'ge Leichenhaufen
Zu Speiſetiſchen höhnend aufgeſchichtet:
Als Abderrham nach Spanien ſich gerettet,
Und wackre Mauren treu ſich angeſchloſſen
Dem letzten Zweig des alten Herrſcherſtamms: —
Da trennte feindlich ſich der ſpan'ſche Moslem
Vom Glaubensbruder in dem Morgenlande;
Zerriſſen ward der Faden, der von Spanien,
Weit übers Meer, bis nach Damaskus reichte,
Und dort geknüpft war am Kalifenthron:
Und in den Prachtgebäuden Cordova's
Da wehte jetzt ein reinrer Lebensgeiſt.

Als in des Orients dumpfigen Haremen.
Wo ſonſt nur grobe Schrift die Wand bedeckte,
Erhub ſich jetzt in freundlicher Verſchlingung
Der Thier- und Blumenbilder bunte Fülle;
Wo ſonſt nur lärmte Tamburin und Cymbel,
Erhub ſich jetzt beim Klingen der Guitarre
Der Wehmuthſang, die ſchmelzende Romanze;
Wo ſonſt der finſtre Herr mit ſtrengem Blick
Die bange Sklavin trieb zum Liebesfrohn,
Erhub das Weib jetzund ſein Haupt als Herrin,
Und milderte mit zarter Hand die Roheit
Der alten Maurenſitten und Gebräuche,
Und Schönes blühte, wo die Schönheit herrſchte.
Kunſt, Wiſſenſchaft, Ruhmſucht und Frauendienſt,
Das waren jene Blumen, die da pflegte
Der Abderrhamen königliche Hand.
Gelehrte Männer kamen aus Byzanz,
Und brachten Rollen voll uralter Weisheit:
Viel neue Weisheit ſproßte aus der alten:
Und Schaaren wißbegier'ger Schüler wallten
Aus allen Ländern her nach Cordova,
Um hier zu lernen, wie man Sterne mißt,
Und wie man löſt die Räthſel dieſes Lebens.
Cordova fiel, Granada ſtieg empor,
Und ward der Sitz der Maurenherrlichkeit.
Noch klingt's in blühend ſtolzen Liedern von
Granada's Pracht, von ihren Ritterſpielen,
Von Höflichkeit im Kampf, von Siegergroßmuth,
Und von dem Herzenspochen holder Damen,
Die ſtreiten ſahn die Ritter ihrer Farbe.
Doch war's ein ernſtrer Ritterkampf, worin
Sie ſelber fiel, die leuchtende Granada,
Und ritterliche Großmuth war es nicht,
Als jüngſt ſein Wort, womit er Glaubensfreiheit

Verbürget hatt', der Sieger liſtig brach,
Und den Beſiegten nur die Wahl gelaſſen,
Entweder Chriſt zu werden, oder fort
Aus Spanien nach Afrika zu fliehn.
Da wurde Aly Chriſt. Er wollte nicht
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühte.
Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte.
Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, ſchöne Spanien.
Doch was am meiſten ihn gefeſſelt hielt,
Das war ein großer Traum, ein ſchöner Traum,
Anfänglich wüſt und wild, Nordſtürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwiſchen rief's:
„Quiroga und Riego!" tolle Worte!
Und rothe Bäche floſſen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen ſtürzten ein in Gluth
Und Rauch, und endlich ſtieg aus Gluth und Rauch
Empor das ew'ge Wort, das urgeborne,
In roſenrother Glorie ſelig ſtrahlend.

(Geht ab.)

(**Almanſor** wankt träumeriſch einher.)

Almanſor
(kalt und verdroſſen).

In alten Märchen giebt es goldne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen,[1] ſchöne Jungfraun tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort

[1] Wo rauſcht Muſik und

Macht all die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt,
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte[1]
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt ſie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt,
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber ſchauen gelb und welk,
Weil man vergaß, ſie gleichfalls roth zu ſchminken,
Und Mäuſe ſpringen um die Königsnaſe,
Und ſpotten frech des großen goldnen Scepters —

Es iſt das eigne Blut, das uns hinaufſteigt
Ins Aug', wodurch mit ſchönem rothen Schimmer
Bekleidet werden all' die Roſenblätter,
Jungfrauenwänglein, Sommerabendwölkchen,
Und gleiche Spielerein, die uns entzücken.
Ich hab' die rothe Brille abgelegt —
Und ſieh! welch ſchlechtes Machwerk iſt die Welt!
Die Vögel ſingen falſch; die Bäume ächzen
Wie alte Mütterchen; die Sonne wirft,
Statt glühnder Strahlen, lauter kalte Schatten;
Schamlos, wie Metzen, lachen dort die Veilchen;
Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntagsröckchen ausgezogen,
Und tragen ihr geflicktes graues Hauskleid.[2]
Ich ſelbſt hab' mich verändert noch am meiſten;
Kaum kann ein Mädchenſinn ſich ſo verändern!
Ich bin nur noch ein knöchrichtes Skelet;
Und was ich ſprech', iſt nur ein kalter Windſtoß,

---

[1] einem argen Worte
[2] Und ſtehen im geflickten grauen Hauskleid.

Der klappernd zieht durch meine trocknen Rippen.[1]
Das kluge Männlein, das im Kopf mir wohnte,
Iſt ausgezogen, und in meinem Schädel
Spinnt eine Spinn' ihr friedliches Gewebe.
Auch wein' ich einwärts jetzt; denn als ich ſchlief,
Stahl man die Augen mir, und glühnde Kohlen
Hat man gefugt in meine Augenhöhlen.

Du Engel oben, du, von dem die Amme
Mir einſt erzählte, daß du jede Thräne,
Die meinem Aug' entflöſſe, ſorgſam zählteſt,
Du haſt jetzt Feierabend! Mühſam war
Dein Tagewerk, du armer Thränenzähler, —
Haſt du dich nie verzählt? und konnteſt du
Die großen Zahlen ſtets im Kopf behalten?
Du biſt wohl müd, und ich bin auch recht müd,
Und auch mein Herz iſt müd vom vielen Klopfen,
Und ausruhn wollen wir.

(Er legt ſich nieder, an einen Kaſtanienbaum gelehnt.)

Ich bin recht müd
Und krank, und kranker noch als krank, denn, ach!
Die allerſchlimmſte Krankheit iſt das Leben,
Und heilen kann ſie nur der Tod. Das iſt
Die bitterſte Arznei, doch auch die letzte,
Und iſt zu haben überall, und wohlfeil.[2]

(Er zieht einen Dolch hervor.)

Du eiſerne Arznei, du ſchauſt ſo zweifelnd
Mich an. Willſt du mir helfen?[3]

(Haſſan tritt auf und naht ſich leiſe.)

---

[1] dürren Rippen.
[2] Und nur der Tod — der Tod nur kann ſie heilen.
Er iſt die bitterſte Arznei, doch auch die letzte
Und wohlfeil iſt, und überall zu haben.
[3] Du ſchauſt mich zweifelnd an, du eiſerne Arznei!
Ob du mir helfen willſt?

Haſſan.

Allah hilft![1]

Almanſor
(ohne ihn zu bemerken, noch immer mit dem Dolche ſprechend).

Du murmelſt Was von Allah und Dergleichen.
Bedarf der Dolch noch eines ſpitz'gen Wortes,
Um mir das Herz im Leibe zu verwunden?

Haſſan.

Was Allah thut, iſt wohlgethan.

Almanſor
(immer noch mit dem Dolche ſprechend).

Ha, ha, ha!
Moraliſieren, ſcheint es, will der Dolch!
Ich rathe, ſchweig, denn ſchweigend ſprichſt du mehr,
Als mancher Moraliſt mit ſeinem Wortſchwall.

Haſſan (ſeufzend).

Almanſor ben Abdullah, was beginnſt du?

Almanſor
(Haſſan erblickend).

Ha! ha! Du ſprachſt, zweibeinig kluges Ding!
Trägſt du nicht Haſſan's Bart und Haſſan's Augen?
Biſt du gar Haſſan ſelbſt? Das iſt recht ſchön.
Wir wollen Abſchied nehmen. Lebe wohl!
Gleich reiſ' ich ab!
(Zeigt ihm den Dolch.)
Sieh, dieſe ſchmale Brücke
Führt aus dem Land der Trauer in das Land

---

[1] Nur Allah hilft!

Der Freude. Drohend ſteht am Eingang zwar
Mit blankem Schwert ein kohlenſchwarzer Rieſe, —
Der iſt dem Feigen furchtbar, doch der Muth'ge
Geht ungeſtört hinein ins Land der Freude.
Ja, dorten iſt die wahre Freude, oder —
Was doch Daſſelbe iſt — die wahre Ruh'.[1]
Dort ſummt ins Ohr kein überläſt'ger Käfer,
Und keine Mücke kitzelt dort die Naſe;
Dort fällt kein grelles Licht ins blöde Aug';[2]
Und nimmer quält dort Hitz' und Froſt und Hunger
Und Durſt; und, was das Beſte iſt, dort ſchläft man
Den ganzen Tag, und obendrein[3] die Nacht.

Haſſan.

Nein, Sohn Abdullah's, feige iſt der Schwächling,
Der keine Kraft hat, mit dem Schmerz zu ringen,
Und ihm den Nacken zeigt, und zaghaft von
Des Lebens Kampfplatz flieht — ſteh auf, Almanſor![4]

Almanſor
(hebt eine Kaſtanie von der Erde).

Durch weſſen Schuld liegt dieſe Frucht am Boden?

Haſſan.

Durch Wurm und Sturm; der Wurm zernagt die Faſern,
Und leicht wirft dann der Sturm die Frucht herab.

Almanſor.

Soll nun der Menſch, die allerſchwächſte Frucht,
Nicht auch zu Boden fallen, wenn der Wurm,
(zeigt aufs Herz)

---

[1] Ruhe.
[2] Auge.
[3] ebenein

[4] und zaghaft flieht
Des Lebens Kampfplatz — ſteh drum auf,
Almanſor!

Der ſchlimmſte Wurm, die Lebenskraft zernagte,
Und der Verzweiflung wilder Sturm ihn rüttelt?

Haſſan.

Steh auf, ſteh auf, Almanſor! Nur der Wurm
Mag ſich am Boden krümmen, doch der Aar
Fliegt ſtolz hinauf zum ew'gen Sonnenlichte.

Almanſor.

Reiß du dem Aar die mächt'gen Flügel aus,
Und auch der Aar iſt Wurm[1] und kriecht am Boden.
Des Mißmuths Schere hat mir längſt zerſchnitten
Die goldnen Flügel, die mich einſt als Knabe
Gen Himmel trugen, hoch, gar hoch hinauf.

Haſſan.

O, zeig mir einen Stein,[2] der kalt und ſtumm iſt,
Und ſprich: „Das iſt Almanſor!“ Ich will's glauben.
Doch du biſt's nicht, du, der mit offnen Augen
Dort zaghaft liegſt, und liegſt, und glotzend zuſiehſt,[3]
Wie man die Schmach auf deine Brüder wälzt,[4]
Wie ſpan'ſcher Uebermuth der Mauren beſte
Und edelſte Geſchlechter frech verhöhnt,
Wie man ſie ſchlau beraubt, und händeringend
Und nackt und hilflos aus der Heimat peitſcht —
Du biſt Almanſor nicht, ſonſt dränge dir
Ins Ohr der Greiſe und der Weiber Wimmern,
Das ſpan'ſche Hohngelächter und der Angſtruf
Der edlen Opfer auf dem glühnden Holzſtoß.

Almanſor.

Glaub mir, ich bin's. Ich ſeh' den ſpan'ſchen Hund!

---

[1] So iſt er auch ein Wurm

[2] Zeig einen Stein mir vor,

[3] Dort zaghaft liegt, und liegt, und glotzend zuſieht.

[4] häufet.

Dort ſpuckt er meinem Bruder in den Bart,
Und tritt ihn noch mit Füßen obendrein.[1]
Ich hör's: dort weint das arme Mütterchen;
Sie aß am Freitag gerne Gänſebraten,
Drum bratet man ſie ſelbſt jetzt, Gott zu Ehren.
Am Pfahl daneben ſteht ein ſchönes Mädchen —
Die Flammen ſind in ſie verliebt, umſchmeicheln,
Umlecken ſie mit lüſtern rothen Zungen;
Sie ſchreit und ſträubt ſich hold erröthend gegen
Die[2] allzuheißen Buhlen, und ſie weint —
O ſchade! aus den ſchönen Augen fallen
Hellreine Perlen in die gier'ge Gluth.
Jedoch was ſollen dieſe Leute mir?
Mein Herz iſt ganz durchſtochen wie ein Sieb,
Hat keinen Raum für neue Schmerzenſtiche.
Der blut'ge Mann, der auf der Folter liegt,
Hat kein Gefühl für einer Biene Stachel.
Glaub mir's, ich bin Almanſor noch, und gaſtfrei
Steht meine Bruſt noch offen fremden Schmerzen;[3]
Doch durch die engen Pförtlein Aug' und Ohr
Sind Rieſenleiden in die Bruſt geſtiegen,[4]
Die Bruſt iſt voll —

(ängſtlich leiſe)

Gar ein'ge wunde Gäſte
Sind herbergſuchend mir ins Hirn geſtiegen.

Haſſan.

Steh auf! ſteh auf! ſonſt ſag' ich dir ein Wort,
Das dich aufgeißeln wird, und neue Gluth
In deine Adern gießt —

(ſich zu ihm herabbeugend:)

Zuleima
Liegt heute Nacht in eines Spaniers Armen.

---

[1] ebenein.
[2] Den.
[3] fremdem Schmerze;
[4] geſchlichen.

Almanſor

(aufſpringend und ſich krampfhaft windend).

Die Sonne iſt mir auf den Kopf gefallen,
Das Hirn iſt eingebrochen, und die Gäſte,
Die dort ſich eingeniſtet, taumeln auf,
Umflirren mich wie graue Fledermäuſe,
Umſummen mich, umächzen mich, umnebeln
Mich mit dem Duft vergifteter Gedanken!

(Hält ſich den Kopf.)

O weh! o weh! die Alte faſſt mich an,
Reißt mir das Haupt vom Rumpf, und ſchleudert es
In einen Hochzeitſaal, wo zärtlich bellend
Ein ſpan'ſcher Hund mein ſüßes Liebchen küſſt,
Und ſchnalzend küſſt und herzt — O weh! O hilf mir!

(Wirft ſich zu Haſſan's Füßen.)

O hilf dem blut'gen, abgeriſſnen Kopf,
Der keine Arme hat, den Hund zu würgen —
O leih mir deine Arme, Haſſan! Haſſan!

Haſſan.

Ja, meinen Arm will ich dir leihn, Almanſor,
Und auch die ſtarken Arme meiner Freunde.
Wir wollen würgen jenen ſpan'ſchen Hund,
Der dir entreißen will dein Eigenthum.
Steh auf! du ſollſt Zuleima bald beſitzen.[1]

(Almanſor ſteht auf.)

Als ich Eu'r geſtrig Nachtgeſpräch belauſcht,
Rieth ich zur ſchnellen Flucht, allein vergebens;
Doch ſoll Almanſor nicht verzweifeln, dacht' ich.
Ich habe meine Freunde hergeführt;
Sie harren meines Winkes, und wir ſtürmen

---

[1] Der dir dein Eigenthum entreißen will.
Du ſollſt Zuleima haben, ſteh nur auf!

Nach Aly's Schloſs, wir ungeladne Gäſte.
Du nimmſt dir deine Braut, und bringſt ſie mit
Nach unſerm Schiff, das an der Küſte liegt.[1]
Zuleima's Liebe wird ſchon wiederkommen.

Almanſor.

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einſt mit ſchläfrig halbgeſchloſſnen Augen
Ein Engel gähnend ſprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt von Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe!
Nein, nein! ich bin kein ſchmächt'ger Zephyr mehr,
Der ſchmeichelnd fächelt eines Mädchens Wange;
Ich bin der Nordſturm, der ihr Haar zerzauſt,
Und raſend mit ſich reißt die ſcheue Braut.
Ich bin kein ſüßes Weihrauchdüftchen mehr,
Das einer Jungfrau Naſe zärtlich kitzelt;
Ich bin der Gifthauch, der ſie dumpf betäubt
Und ſchwelgend dringt in alle ihre Sinne.
Ich bin das Lamm nicht mehr, das fromm und mild
Sich hinſchmiegt zu den Füßen ſeiner Schäfrin;
Ich bin der Tiger, der ſie wild umkrallt
Und wolluſtbrüllend ihren Leib zerfleiſcht.
Zuleima's Leib iſt's, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Thier ſein, ja, ein Thier:
Und in des Sinnenrauſches Taumel will ich
Vergeſſen, daſs es einen Himmel giebt.

(Ergreift haſtig Haſſan's Hand.)

Ich bleibe bei dir, Haſſan! ja, wir wollen
Auf wilder See ein luſtig Reich begründen.

---

[1] Hier folgten bei dem älteſten Abdruck im „Geſellſchafter" noch die Verſe:
Wir ſegeln aber nach der Berberei.
Dort kannſt du bleiben mit der ſchönen Braut,
Wir aber ſegeln wieder in die See,
Und plündern ſpan'ſche Schiff' und [illegible]
[illegible]

Tribut ſoll uns der ſtolze Spanier zollen,
Wir plündern ſeine Küſt' und ſeine Schiffe;
Auf dem Verdecke kämpf' ich dir zur Seite,
Mein Säbel ſpaltet ſtolze Spanierſchädel[1] —
Die Hunde über Bord! — das Schiff iſt unſer!
Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken,
Nach der Kajüte, wo Zulcima wohnt,
Umfaſſe ſie mit meinen blut'gen Armen,
Und küſſe ab von ihrer weißen Bruſt
Die rothen Flecken — Ha! ſie ſträubt ſich noch?
Zu meinen Füßen, Sklavin, ſollſt du wimmern,
Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt
Nach wilder Kampfeshitze — Sklavin, Sklavin,
Gehorche mir, und fächle meine Gluth!

(Beide eilen fort.)

---

[1] Chriſten Säbel —

Saal in Aly's Schloſs. Ritter und Frauen ſitzen feſtlich geſchmückt an einer Speiſetafel. Aly, Don Enrique, Zuleima, ein Abt. Muſikanten, ſpeiſenauftragende Bediente.

Ein Ritter
(ſteht auf, mit einem gefüllten Becher in der Hand).

Ein ſchöner Name klingt in meiner Bruſt:
Es lebe Iſabella von Caſtilien!
(Er trinkt.)

Ein Theil der Gäſte.

Hoch lebe Iſabella von Caſtilien!
(Bechergeklirr und Trompetentuſch.)

Der Abt.

Noch einen Namen nenn' ich euch: Ximenes,
Erzbiſchof von Toledo, lebe hoch!
(Er trinkt.)

Ein Theil der Gäſte.

Hoch lebe der Erzbiſchof von Toledo!
(Bechergeklirr und Trompetentuſch.)

Ein anderer Ritter.

Laſſt uns die beſten Namen nicht vergeſſen.
Stoßt an: Es lebe hoch das edle Brautpaar!
(Er trinkt.)

Alle.

Hoch lebe Donna Clara und Enrique!

(Bechergeklirr und Trompetentuſch, Zuleima und Enrique verneigen ſich.)

Don Enrique.

Ich danke euch.

Zweiter Ritter.

Doch Eure Braut iſt ſtumm.

Don Enrique.

Die holde Clara ſpricht zwar Wenig heut,
Doch heut bedarf's nur eines einz'gen Wortes,
Des Jaworts am Altar, und ich bin glücklich.

Zuleima.

Die Bruſt iſt mir ſo ſehr beklommen, Señor.

Dritter Ritter.

Ein ſchlimmes Zeichen iſt es, Don Enrique,
Daß Ihr das Salzfaß eben umgeſtoßen.

Vierter Ritter.

Ein ſchlimmres Zeichen wär's, wenn ihr den Becher
Mitſammt dem Weine umgeſtoßen hättet.

Dritter Ritter.

Don Carlos iſt ein Säufer.

Vierter Ritter.

Ja, Gottlob!
Und kein trübſelig Sonntagskind, wie Ihr,

Dem gleich das beſte Mahl verſalzen iſt,
Wenn Jemand unverſehns das Salzfaß umwirft.
Ja, ja, der Wein. Das iſt mein Element!
In ſeinen goldig hellen Liebesfluthen
Will ich geſund die kranke Seele baden:
Und lachen muß ich immer, wenn ich denke,
Wie Mekka's nüchterner Prophet —
Ja, Señor,
Der Wein, der Wein, ja, ja, ich wollte ſagen
Der Wein iſt gut. —

Alv.

Pedrillo! Hör, Pedrillo!

Pedrillo.

Genäd'ger Herr?

Alv.

Laß alle Poſſenreißer
Und alle Gaukler kommen, alle Springer,
Und auch den Harfenſpieler, das Geſindel
Aus Barcelona.

Pedrillo.

Verſteh' ſchon, gnäd'ger Herr!
(Geht ab.)

Fünfter Ritter
(im Geſpräch mit einer Dame).

Heirathen werd' ich nimmermehr, Señora.

Die Dame.

Ihr ſcherzt, Ihr ſeid bei Laune, Don Antonio:
Ihr ſeid ein Damenfreund, und Freund der Liebe.

Fünfter Ritter.

Ich liebe wohl die Myrte, ich ergötze
Mein Auge an dem friſchen Grün der Blätter,
Erquicke mir das Herz an ihrem Duft:
Doch hüt' ich mich, daſs ich die Myrte koche,
Um als Gemüſe ſie zu ſpeiſen, — bitter,
Señora, bitter ſchmeckt ein ſolch Gericht.

Der Abt
(im Geſpräche mit ſeinem Nachbar).

Das war ein herrliches Auto-da-fe!
So Etwas labt das Herz des frommen Chriſten,
Und ſchreckt die ſtarren Sünder auf den Bergen —
(zu Aly)
Wiſſt Ihr die Nachricht ſchon vom Sieg der Unſern
Und von der Heiden blut'ger Niederlage?
Sie haben ſich zerſtreut, unweit von hier
Durchſtreifen ſie die Gegend —

Aly
(nach der Thür ſehend).

Gott ſei Dank!
Ich hab' es ſchon gehört, ehrwürd'ger Herr, —
Doch ſoll uns jetzt das Gaukelſpiel ergötzen —
(Poſſenreißer, Gaukler, Springer und ein Harfenſpieler treten herein.)

(Burleskes Ballett.)

Der Harfenſpieler (ſingt).

In dem Hofe des Alhambra's
Stehn zwölf Löwenſäul' von Marmor,
Auf den Löwen ſteht ein Becken
Von dem reinſten Alabaſter.

In dem Becken ſchwimmen Roſen,
Roſen von der ſchönſten Farbe;
Das iſt Blut der beſten Ritter,
Die geleuchtet in Granada.

Aly.

Ein traurig Lied. Es iſt zu melancholiſch.
Gebt uns ein luſtig Hochzeitlied, recht luſtig!

Der Harfenſpieler (ſingt).

Es war mal ein Ritter, trübſelig und ſtumm
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er ſchwankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern und täppiſch und links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbeigegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hat ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann,
An die Thüre da hört er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide.
Sie blüht und glüht, wie ein Röſelein,
Ihr Schleier iſt eitel Geſchmeide.
Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Äuglein grüßen mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich Beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer;
Der Blaſſe erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kryſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.
Er ſtaunt, und die Augen erblinden ihm faſt,
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter iſt Bräut'gam, die Nixe iſt Braut,
Ihre Jungfraun ſpielen die Zither.

Sie ſpielen und ſingen; es tanzen herein
Viel' winzige Mädchen und Bübchen.
Der Ritter, der will ſich zu Tode freun,
Und feſter umſchlingt er ſein Liebchen —

(Pedrillo ſtürzt ängſtlich herein.)

Pedrillo.

O, Allah hilf! Jeſus Maria Joſeph!
Wir ſind verloren, denn ſie kommen, kommen!

Alle.

Wer kömmt?

Pedrillo.

Die Unſern kommen!

Alle.

Wie? die Unſern?

Pedrillo.

Nein, nicht die Unſern. Die verfluchten Heiden,
Die ſchändlichen Rebellen von den Bergen,
Die ſind herangeſchlichen auf den Strümpfen —
Wir ſind verloren, draußen ſind ſie — hört ihr?

(Man hört Waffengeraſſel. Verworrene Stimmen rufen: „Granada! Allah! Mahomed!“)

Einige Ritter.

Wohlan, ſie mögen kommen!

Andere Ritter.

Unſre Waffen!

(Die Damen geben Zeichen des Schreckens. Zuleima ſinkt ohnmächtig hin. Laute Bewegung im Saale.)

Aly.

O ſeid nur außer Sorge, ſchöne Damen.
Der Maure iſt galant, und ſelbſt im Zorne
Wird er den Damen ritterlich begegnen.
Wir Männer aber wollen tüchtig kämpfen —

Alle Ritter
(ihre Schwerter ziehend).

Wir kämpfen für den Leib und für die Ehre!

(Waffengeklirr. Verworrene Stimmen. Die Mauren brechen herein; an ihrer Spitze Haſſan und Almanſor. Letzterer bricht ſich Bahn zur ohnmächtigen Zuleima. (Gefecht.)

Waldgegend. Man hört in der Nähe Waffengeraſſel und Kampfruf. Pedrillo kommt ängſtlich und händeringend gelaufen.

Pedrillo.

O weh! die hübſche Hochzeit iſt verdorben!
O weh! die hübſchen, ſeidnen Hochzeitkleider,
Die werden jetzt zerhauen und zerfetzt,
Und blutig obendrein, und ſtatt des Weines
Fließt Blut! Ich lief nicht fort aus Feigheit, nein,
Beim Kampfe wollt' ich Niemand in dem Weg ſtehn.
Sie werden fertig ohne mich. Schon ſind
Die Feinde aus dem Saal zurückgedrängt, —
Und ſieh!

(Nach der Seite gewendet.)

Schon vor dem Schloſſe kämpfen ſie.
Sieh dort! O weh! Der ſäbelt luſtig drein!
Mir wär's nicht lieb, wenn ſolch ein krummes Ding
Mir flink und zierlich durchs Geſicht ſpazierte.
Dem dorten iſt die Naſe abgehaun,
Und unſerm armen dicken Ritter Sancho
Hat man den fetten Schmerbauch aufgeſchlitzt.
Doch ſieh! wer iſt der rothe Ritter? Seltſam!
Er trägt den ſpan'ſchen Mantel und gehört
Zur mauriſchen Partei — O Allah! Jeſus!

(Weint.)

Ach, unſre arme freundliche Zuleima!
Dem rothen Ritter liegt ſie auf der Schulter,

Er hält ſie feſt mit ſeinem linken Arm,
Und mit der rechten Hand ſchwingt er den Säbel,
Und haut wie'n Raſender — er iſt verwundet —
Er ſinkt — Nein! nein! er wankte nur — Er ſteht,
Er kämpft — er flieht —
O weh! wo ſoll ich hin?
Auch hier muß ich den Leuten aus dem Weg gehn.
(Eilt fort.)

(Almanſor wankt ermattet vorüber. Er trägt auf dem Arm die ohnmächtige Zuleima, ſchleppt ſein Schwert nach ſich und lallt: „Zuleima! Mahomed!“ Kämpfende Mauren und Spanier treten auf. Die Mauren werden weiter gedrängt. Haſſan und Aly kommen fechtend. Wildes Gefecht zwiſchen Beiden. Haſſan wird verwundet. Don Enrique, Diego und ſpaniſche Ritter treten auf.)

Haſſan
(niederſinkend).

Ha! ha! die Chriſtenſchlange hat geſtochen!
Und juſt ins Herz hinein — O ſchläfſt du, Allah?
Nein, Allah iſt gerecht, und was er thut,
Iſt wohlgethan — Vergiſſt du meiner? — Nein,
Nur Menſchen ſind vergeßlicher Natur —
Vergeſſen ihren Gott und ihren Freund,
Und ihres Freundes beſten Knecht — Sag, Aly,
Kennſt du den Haſſan noch, den Knecht Abdullah's?
Abdullah —

Aly
(in Zorn ausbrechend).

Abdullah iſt der Name jenes
Verrätheriſchen Buben, jenes feigen,
Blutdürſt'gen Böſewichts, der meinen Sohn,
Den theuren Sohn Almanſor, mir gemordet!
Abdullah heißt Almanſor's Meuchelmörder —

Haſſan (ſterbend).

Abdullah iſt kein Böſewicht, kein Bube,
Abdullah iſt Almanſor's Mörder nicht!
Almanſor lebt — lebt — lebt — iſt hier — es iſt
Der rothe Ritter, der Zuleima raubt', —
Dort, dort —

Aly.

Mein Sohn Almanſor lebt? es iſt
Der rothe Ritter, der Zuleima raubt'?

Haſſan.

Ja, ja! feſt hält er, was er einmal hat —
Du lügſt, Abdullah war kein Meuchelmörder,
Und war kein Böſewicht, und war kein Chriſt —
Laß mich in Ruh' — Es kommen ſchon die Mädchen
Mit ſchwarzen Augen, ſchöne Houris kommen —
(ſelig lächelnd)
Die jungen Mädchen und der alte Haſſan!
(Er ſtirbt.)

Aly.

O Gott, ich danke dir! Mein Sohn, er lebt!
O Gott, Das iſt ein Zeichen deiner Gnade!
Mein Sohn, er lebt! Kommt, Freunde, laſſt uns jetzt
Verfolgen ſeine Spur. Er iſt uns nah,
Und hat als Beute ſchon davon getragen
Die holde Braut, die ich ihm einſt erkor.

(Alle gehen ab, bis auf Don Enrique und Don Diego, die ſich lange ſchweigend anſehen.)

Don Enrique (weinerlich).

Und nun? Nun, Don Diego?

Don Diego (ihm nachaffend).

Und nun, Don
Enrique del Puente del Saburro?

Don Enrique.

Was wollen wir jetzt thun?

Don Diego.

Wir? wir? Nein, Señor,
Wir Beide ſind geſchiedne Leute jetzt.
Ihr habt kein Glück. Das koſtet mir zweihundert
Dukaten. Geld iſt fort, die Müh' verloren.

(Ärgerlich lachend.)

Ich plage mich von Jugend auf mit Kniffen
Und Pfiffen, denke mir die Haare grau:
Auf krummen Pfaden ſchleiche ich im Wald,
Daſs mir der Dornbuſch Rock und Fleiſch zerreiſst!
Durch ſteile Felſen wind' ich mich, und ſpringe
Von Spitz' zu Spitz', daſs, wenn ich niederfiele,
Die Raben meinen Kopf als ein Ragout
Verſpeiſen würden — dennoch bleib' ich arm!
Ich bleibe arm, wie eine Kirchmaus arm!
Derweil mein Schulkamrad, der blöde Dummkopf,
Der immer recht ſchnurgrade und behaglich
Auf ſeiner breiten Landſtraß' ſchlendert,
Noch immer ſeinen Schiengang fortſchlendert,
Und ein geehrter, dicker, reicher Mann iſt.
Nein, ich bin's müde, Señor: lebet wohl!

(Geht ab.)

Don Enrique (ſieht lang ſinnend).

Ob Don Gonzalvo mir Nichts borgen wird?

(Geht ab.)

Felſengegend. Almanſor, matt und blutend, und die ohnmächtige Zuleima tragend, erklimmt den höchſten Felſen.

Almanſor.

O, hilf mir, Allah, bin ſo müd und matt.
Hab' mir zurückgeholt mein weißes Reh,
Juſt als des Jägers Hand es ſchlachten wollte.
(Er ſetzt ſich auf des Felſens Spitze, und hält Zuleima auf dem Schoße.)
Ich bin der arme Medſchnun, und ich ſitze
Auf meinem Felſen, ſpiel' mit meinem Reh.
Denn in ein Reh verwandelte ſich Leila,
Und ſah mich an mit freundlich klaren Augen.
Jetzt ſind die Äuglein zu, mein Rehlein ſchläft.
Still! ſtill! Du Zeiſig, zwitſchre nicht ſo ſchmetternd.
Du Käfer, ſumme leiſer. Liebes Lüftlein,
Durchraſchle nicht ſo laut die Blätter, — ſtille!
Ein Wiegenlied will ich dir ſingen. Stille!
(Er wiegt Zuleima im Schoße und ſingt.)
Die Sonne wirft ihr Nachtkleid um,
Gar roſenroth und ſchön;
Die Vöglein werden ſtill und ſtumm,
Sie wolln zu Bette gehn.
Schlafe, mein Rehlein, auch du!

Mein Rehlein ſchläft, recht hübſch; doch gar zu lang.
Die ſchmachtend ſüßen, liebeklaren Äuglein

Sind zugeſchloſſen jetzt, feſt zugeſchloſſen, —
Und bleiben zu? Iſt denn mein Rehlein todt?
(In Thränen ausbrechend.)
Todt! Todt! mein weiches, weißes Rehlein todt!
Die ſüßen Sternlein ausgelöſcht und todt!
Mein todtes Rehlein! ſanft will ich dich betten
Auf Roſen, Lilien, Veilchen, Hyacinthen.
Aus goldnem Mondſchein web' ich eine Decke,
Und deck' dich zu. Ein Trauerlied ſoll dir
Rothkehlchen ſingen, und es ſollen zwölf
Goldkäfer ernſthaft Schildwacht ſtehn des Tags
An deinem kleinen Blumenbettchen, zwölf
Glühwürmchen ſollen flimmernd dort des Nachts,
Wie ſtille Todtenkerzen, leuchten; aber
Ich ſelber will dort weinen Tag und Nacht.
(Zuleima erwacht aus ihrer Ohnmacht.)
Was ſeh' ich? Heimlich leiſe regen ſich
Die zarten Glieder, und der ſeidne Vorhang
Der ſüßen Augen rollt ſich langſam auf!
Das iſt kein Rehlein, das iſt Leila nicht,
Das iſt Zuleima, Aly's ſchöne Tochter —
(Zuleima öffnet die Augen.)
Der Himmel ſchließt ſich auf, das Himmelreich!

Zuleima.

Bin ich im Himmel ſchon?

Almanſor.

Aus ſtarrem Tod
Biſt du erwacht.

Zuleima.

Ich weiß es wohl, daß ich

Geſtorben bin, und jetzt im Himmel bin.
(Sieht ſich überall um.)
Wie ſchön iſt's hier, wie leicht und rein die Luft,
Und Alles trägt ein roſenfarbig Kleid.

Almanſor.

Ja, ja, wir ſind im Himmel, ſüßes Lieb,
Siehſt du die Blumen, die dort unten ſpielen,
Die Schmetterlinge, die dazwiſchen flattern,
Und neckend bunten Diamantenſtaub
Den armen Blümlein in die Augen werfen?
Hörſt du dort unten, wie das Bächlein rauſcht,
Wie bläuliche Libellen es umſummen,
Und grüngelockte Waſſermädchen plätſchernd
In röthlich goldne Wellen untertauchen?
Siehſt du die weißen Nebelbilder wallen?
Es iſt der Sel'gen Schar, die ewig jung
Im ew'gen Frühlingsgarten ſich ergehn.

Zuleima.

Wenn das der Sel'gen Wohnung iſt, Almanſor,
So ſage mir, wie biſt du hergekommen?
Denn unſer frommer Abt hat mir verſichert,
Daß nur wer Chriſt iſt, ſelig werden kann.

Almanſor.

O zweifle nicht an meiner Seligkeit!
Ich halte dich, mein Lieb, in meinen Armen,
Und ſelig, dreimal ſelig iſt Almanſor.

Zuleima.

So log der fromme Mann, er ſagte auch,
Den edeln Don Enrique müſſt' ich lieben.

Ich hab's gethan, ſo gut es ging. Almanſor
Wollt' ich vergeſſen. O, Das ging nicht gut.
Ich hab' es auch geklagt der Mutter Gottes.
Die hat gelächelt freundlich, gnädig, huldreich,
Und hat mich eingehüllt in ihren Schleier,
Und hergetragen in die lichte Höh'.
Muſik erklang auf meinem Weg; es blieſen
Die Englein auf Waldhörnern und Schallmein,
Und ſangen ſüße Lieder; — ſüße Luſt!
Ich bin im Himmel, und das Beſte iſt,
Almanſor iſt bei mir, und in dem Himmel
Bedarf es der Verſtellungskünſte nicht,
Und frei darf ich geſtehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almanſor!
(Das ſcheidende Abendroth verklärt die beiden Geſtalten.)

Almanſor.

Ich wußte längſt, du liebeſt mich noch immer,
Mehr als dich ſelbſt. Die Nachtigall hat mir's
Vertraut, die Roſe hat's mir zugehaucht,
Ein Lüftlein hat es mir ins Ohr gefächelt,
Und jede Nacht hab' ich es klar geleſen
Im blauen Buche mit den goldnen Lettern.

Zuleima.

Nein! nein! der fromme Mann hat nicht gelogen,
Es iſt ſo ſchön im ſchönen Himmelreich!
Umſchließe mich mit deinen lieben Armen,
Und wiege mich auf deinem weichen Schoß,
Und laß Jahrtauſende mich Wonnetrunkne
In dieſem Himmel in dem Himmel liegen!

Almanſor.

Wir ſind im Himmel, und die Engel ſingen,

Und rauſchen drein mit ihren ſeidnen Flügeln, —
Hier wohnet Gott im Grübchen dieſer Wangen, —
(Waffengeklirr in der Ferne Almanſor erſchrickt.)
Dort unten aber wohnet Eblis, furchtbar
Dringt ſeine Stimm' hinauf bis in den Himmel,
Und ſtreckt er nach mir aus die Eiſenhand.

Zuleima (erſchrocken).

Was ſchrickſt du plötzlich auf? Was zitterſt du?

Almanſor.

Nenn 's Eblis, nenn es Satan, nenn es Menſchen,
Die tückiſch arge Macht, die wild hinaufſteigt
In meinen Himmel ſelbſt —

Zuleima.

So laſs uns fliehn,
Hinab ins Blumenthal, wo Blümlein ſpielen,
Die Schmetterlinge flattern, Bächlein rauſcht,
Libellen ſummen, Nachtigallen trillern,
Und ſtille, ſel'ge Nebelbilder wallen —
Trag mich hinab, ich bleib' an deiner Bruſt.
(Sie ſchmiegt ſich an ihn.)

Almanſor
(ſpringt auf und hält Zuleima im Arm).

Hinab! hinab! die Blumen winken ängſtlich,
Die Nachtigall ruft mich mit bangem Ton,
Der Sel'gen Schatten ſtrecken nach mir aus
Die Nebelarme, rieſig lang, ziehn mich
Hinab, hinab —
(Fliehende Mauren eilen vorüber.)
Die Jäger nahen ſchon,

Mein Reh zu ſchlachten! Dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen.
(Er ſtürzt ſich mit Zuleima den Felſen hinab.)

(Spaniſche Ritter, die den Mauren nacheilen, ſehen Beide herabſtürzen und treten entſetzt zurück. Man hört Aly's Stimme: „Sucht ihn, ſucht ihn, er muſs uns nahe ſein!“ Aly tritt auf.)

Mehrere Ritter.

Entſetzlich!

Aly.

Habt ihr ihn und ſie gefunden?

Ein Ritter
(hinter den Felſen zeigend).

Gefunden wohl, der Wüthende hat ſich
Herabgeſtürzt mit ſeiner theuern Laſt.
(Pauſe.)

Aly.

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentroſts und deines Beiſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung ſagt mir: ausgereutet wird
Die Lilje und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtät.

Änderungen für die Bühnendarſtellung
des
„Almanſor.“

(Von A. Klingemann.)

Perſonen:

Aly, ein Maure, vormals Moſlem, jetzt getauft und mit dem Namen Don Gonzalvo belegt.
Donna Clara, vormals Zuleima, ſeine angebliche Tochter.
Pedrillo, ſein Bedienter.
Don Enrique }
Don Diego } Glücksritter.
Almanſor, ein junger Maure, vermeintlicher Sohn Abdullah's.
Haſſan, ein alter Diener ſeines Hauſes.
Ein Abt.
Ein Harfenſpieler.
Ein alter Fiedler.
Ein junger Fiedler.
Mauren (drei redende).
Ritter (fünf redende).
Damen (zwei redende).
Eine Proceſſion von Mönchen. Mauren. Spaniſche Ritter und Gefolge. Ballett-Tänzer. Bediente.

Der erſte Akt ſchließt auf S. 51. Jeder der beiden Akte ſpielt 55 Minuten.

Folgende Zeilen fallen weg:

S. 14. Wie morſche, glühnde Aſche iſt mein Leib,
Und unter meinen Füßen wankt der Boden.
S. 21. Bei der Kanonen dumpfem Paukenſchalle,
S. 21. Und bei der Kugeln luſtig hellem Pfeifen,
S. 25. Dort zieht man dir ꝛc. — — — — — — — —
Geſunden kann vom wilden Wahnſinnſchmerz.
S. 26. Getrübt von ſalz'gen Thränen iſt mein Aug',
Nachtwandlerartig iſt mein ſchwanker Gang,
S. 26. In ihre Augen iſt meine Seel' getaucht,
Und ſchwelgend eingehaucht den ſüßen Odem;
S. 27. Dort zieht mich's hin ꝛc. — — — — — — — —
Und in den Faſern meines Herzens; — Haſſan.
S. 34—35. Hier in den purpurrothen ꝛc. — — —
Als ſchwarzer Frauenhüter vor der Pforte.
S. 35. Nur eine Drahtfigur ꝛc. — — — — — — — —
Umſchlingt's mit frechen Arm, und zieht es fort
(Statt der letzten Zeile iſt zu ſetzen:
Ha, jetzt umſchlingt er ſie, und zieht ſie fort)
S. 39. Aus lieber Dummheit ꝛc. — — — — — — — —
Er ſah uns forſchend an, — Wem traut man jetzt?
S. 42. Miſtpfütze, hüte dich, daß man dich rühre!
Kein Ambraduft ſteigt auf durch ſolche Rührung.
S. 57. Und wanden ſich ꝛc. — — — — — — — — —
Und Simurgh's Schnabel pickte mir ins Herz.
S. 58. Hier ſpie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
S. 58. Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betſtub' kauert.
S. 59—60. Auch du darfſt wohnen ꝛc. — — — — — —
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein."
S. 61. Zuleima's Kreuz
Sei auch Almanſor's Hort, dein Chriſtus ſei
Almanſor's Heiland auch,
S. 64—66. Der Chor.

S. 71—72. Glaub mir, ich bin's. ꝛc. — — — — — — —
Hat kein Gefühl für einer Biene Stachel.
S. 74. Und wolluſtbrüllend ihren Leib zerfleiſcht.
Zuleima's Leib iſt's, was ich jetzt verlange;
S. 75. Gehorche mir, und fächle meine Gluth!
S. 77—78. Ich danke euch ꝛc. — — — — — — — — —
Der Wein iſt gut, —
S. 78—79. Heirathen werd' ich nimmermehr ꝛc. — — —
Und ſchreckt den ſtarren Sünder auf den Bergen —
S. 87. Still! Still! Du Zeiſig ꝛc. — — — — — — —
Schlafe, mein Rehlein, auch du!

Außerdem ſind folgende Änderungen zu bemerken:
S. 38. Erſter Ritter ſtatt: Eine andre Stimme.
Dritter Ritter ſtatt: Eine dritte Stimme.
Erſte Dame ſtatt: Seine Dame.
Zweite Dame ſtatt: Eine andre Dame.
Zweiter Ritter ſtatt: Ihr Ritter.
S. 39. Zweite Dame ſtatt: Die Dame.
Dritter Ritter ſtatt: Der Erſte.
Vierter Ritter ſtatt: Der Zweite.
S. 46. Zuleima (tritt auf den Balkon.) ſtatt: Zuleima's (Stimme im Schloſs.) (Dagegen fällt weiter unten die Vorſchrift weg, daſs Zuleima auf den Balkon tritt.)
S. 51. Statt „Die Geſtalt“ lies: Haſſan (mit veränderter Stimme).
S. 76. Erſter Ritter ſtatt: Ein Ritter.
Zweiter Ritter ſtatt: Ein anderer Ritter.
S. 78. Statt der im Text befindlichen Worte, ſpricht Aly:
Laſs alle Tänzer kommen,
Und auch den Harfenſpieler, die Geſellſchaft
Aus Barcelona.

S. 79. Statt der im Text gegebenen Vorſchrift, lies:
(Tänzer und ein Harfenſpieler treten herein. Ballett.)
S. 83. Z. 4 v. u. Joſeph! ſtatt: Jeſus!
Die Vorſchrift: (Weint.) iſt zu ſtreichen.
S. 87. Die Felſengegend iſt ſchon Anfangs von der Abendröthe beleuchtet. Almanſor „erklimmt nicht den höchſten Felſen,“ ſondern ſetzt ſich auf einen Felſen in mittlerer Höhe der Bühne. Auch iſt der Bach nicht unten ſichtbar, ſondern ſtürzt ſich oben von den Felſen hinab. Daher iſt geändert:
S. 89. Siehſt du die Blumen, die hier um uns ſpielen?
S. 89. Hörſt du, wie droben jenes Bächlein rauſcht?

Der Schluß iſt in nachſtehender, die poetiſche Sprache theilweis verletzender Weiſe von Klingemann umgeändert:
S. 91. Dringt ſeine Stimm' hinauf in unſere Himmel,
Und ſtreckt er nach mir aus die Eiſenhand.

Zuleima (erſchrocken).

Was ſchrickſt du plötzlich auf? was zitterſt du?

Almanſor.

Nenn's Eblis, nenn es Satan, nenn es Menſchen,
Die tückiſch arge Macht, die zu uns dringt:
Laß uns hinauf vor ihr, hinauf zum Himmel!
(Er zieht ſie mit ſich fort zu den Felſen empor.)

Zuleima.

Wohin? Ich folge dir!

Almanſor.

Hinauf! Hinauf!
(Sie haben die Felſenſpitze erreicht.)

Zuleima.

Jetzt ſind wir droben, droben in dem Himmel!
Ha, ſchau hinunter dort ins Blumenthal,
Die Schmetterlinge flattern, Bächlein rauſcht,
Libellen ſummen, Nachtigallen flöten,
Und ſtille, ſel'ge Nebelbilder wallen —
Dort zieht mich's hin, ins ſtille, ſel'ge Thal!

(Kriegshörner ertönen; Mauren fliehen unten vorüber.)

Almanſor.

Ha, Eblis! Mord und Tod! — und drunten Frieden!
Es ruft die Nachtigall, die Blumen winken,
Der Sel'gen Schatten ſtrecken nach mir aus
Die Nebelarme, ziehen mich hinab,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

(Er ſtürzt ſich mit Zuleima hinter die Felſen hinab. — Spaniſche Ritter, die den Mauren nacheilen, erſcheinen unten, ſehen Beide ſtürzen, und treten entſetzt zurück. Man hört Aly's Stimme: „Sucht ihn! Sucht ihn! Er muſs nahe ſein!“ Aly tritt auf.)

Mehrere Ritter.

Entſetzlich!

Aly.

Habt ihr ihn und ſie gefunden?

Ein Ritter
(ſteigt in der Mitte aus den Felſen hervor).

Gefunden wohl, der Wüthende hat ſich
Herabgeſtürzt mit ſeiner theuren Laſt.

(Pauſe.)

Aly.

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich ꝛc.

William Ratcliff.

Tragödie in einem Akte.

Januar 1822.

Mit dem „Ratcliff.“

I.

An Rudolph Chriſtiani.

Mit ſtarken Händen ſchob ich von den Pforten
Des dunkeln Geiſterreichs die roſt'gen Eiſenriegel;
Vom rothen Buch der Liebe riß ich dorten
Die urgeheimnißvollen ſieben Siegel;
Und was ich ſchaute in den ew'gen Worten,
Das bring' ich dir in dieſes Liedes Spiegel.
Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieſes Lied muß ewiglich beſtehen.

Weihnachten 1823.

II.

An Friedrich Merckel.

Ich habe die ſüße Liebe geſucht,
Und hab' den bittern Haß gefunden,
Ich habe geſeufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tauſend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengeſindel herumgetrieben,
Und als ich all' dieſe Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geſchrieben.

Hamburg, den 12. April 1826.

Perſonen.

Mac-Gregor, ſchottiſcher Laird.
Maria, ſeine Tochter.
Graf Douglas, ihr Bräutigam.
William Ratcliff.
Lesley, ſein Freund.
Margaretha, Maria's Amme.
Tom, Wirth einer Diebesherberge
Willie, ſein Söhnchen.
Robin,
Dick,
Bill, } Räuber und Gauner.
John,
Taddie,
Räuber, Bediente, Hochzeitsgäſte.

Die Handlung geht vor in der neueſten Zeit, im nördlichen Schottland

Erſter Auftritt.

Zimmer in Mac-Gregor's Schloſs. Margarethe kauert bewegungslos in der Ecke. Mac-Gregor, Maria, Douglas.

Mac-Gregor

(legt Douglas' und Maria's Hände in einander).

Ihr ſeid jetzt Mann und Weib. Wie eure Hände
Vereinigt ſind, ſo ſollen auch die Herzen
In Leid und Freud vereinigt ſein auf immer.
Zwei mächt'ge Sakramente, das der Kirche
Und das der Liebe, haben euch verbunden;
Ein Doppelſegen ruht auf euren Häuptern,
Und auch den Vaterſegen leg' ich drauf.

(Er legt ſegnend ſeine Hände auf Beider Haupt.)

Douglas.

Mit Stolz, Mylord, nenn' ich Euch heute: Vater.

Mac-Gregor.

Mit noch weit größerm Stolz nenn' ich Euch: Sohn.

(Sie umarmen ſich.)

Margarethe

(ſingt im abgebrochenen Wahnſinntone).

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth?
Edward, Edward?“

Douglas
(erſchrocken auffahrend und nach Margarethe ſchauend).

Um Gott, Mylord, welch gläſern geller Laut?
Es fängt zu ſingen an, das ſtumme Bild —

Mac-Gregor
(mit erzwungenem Lächeln).

Stört Euch nicht dran. Es iſt die tolle Margreth,
Gehört zum Schloß. Sie leidet an der Starrſucht
Seit Jahr und Tag. Mit ſtieren Augen liegt ſie
Gekauert manch unheimlich lange Stunde;
Und dann und wann, wie'n Stein, der ſprechen kann,
Bewegungslos, quält ſie ein altes Lied —

Douglas.

Warum behaltet Ihr im Schloß ſolch Schrecknis?

Mac-Gregor (leiſe zu ihm).

Still, ſtill! Sie hört jedwedes Wort; — ſchon lange
Hätt' ich ſie fortgeſchafft — doch darf ich nicht.

Maria.

Laſſt ruhn die arme, gute Margarethe.
Erzählt mir lieber etwas Neues, Douglas.
Wie ſieht's in London aus? Bei uns in Schottland
Erfährt man Nichts.

Douglas.

Noch iſt's das alte Treiben.
Man rennt und fährt und jagt Straß' auf, Straß' ab.
Man ſchläft des Tags, und macht zum Tag die Nacht.
Vauxhall und Routs und Picknicks drängen ſich;
Und Drurylane und Koventgarden locken.

Die Oper rauſcht. Pfundnoten wechſelt man
Für Muſiknoten ein. „God save the king!“
Wird mitgebrüllt. Die Patrioten liegen
In dunkeln Schenken und politiſieren,
Und ſubſkribieren, wetten, fluchen, gähnen,
Und ſaufen auf das Wohl des Vaterlands.
Roſtbeef und Pudding dampft, der Porter ſchäumt,
Und ſein Recept ſchreibt lächelnd der Quackſalber.
Die Taſchendiebe drängen. Gauner quälen
Mit ihrer Höflichkeit. Der Bettler quält
Mit ſeinem Jammeranblick und Gewimmer.
Vor Allem quält die unbequeme Tracht,
Der enge Weſpenrock, das ſteife Halsband
Und gar der babyloniſch hohe Thurmhut.

Mac-Gregor.

Da lob' ich mir mein Plaid und meine Mütze.
Ihr thatet gut, daſs Ihr die Narrenkleider
Vom Leib geworfen habt. Ein Douglas muſs
Im Äußern auch ein Schotte ſein, und heute
Lacht mir das Herz im Leib, wenn ich euch ſchaue,
Euch Alle, in der lieben Schottentracht.

Maria.

Erzählt mir Was von Eurer Reiſe, Douglas!

Douglas.

Zu Wagen fuhr ich bis an Schottlands Grenze.
Das ging mir viel zu langſam. In Old Jedburgh
Nahm ich ein Pferd. Ich gab dem Thier die Spor'n.
Mich ſelber aber ſpornte Liebesſehnſucht.
Ich dachte nur an Euch, Marie, und pfeilſchnell
Durch Buſch und Berg und Feld trug mich mein Roſs.

Im Wald bei Inverneſs wär' mir's bald ſchlecht
Bekommen, daſs ich in Gedanken ritt.
Piff! Paff! erweckten mich aus meinen Träumen
Die Kugeln, die mir um die Ohren pfiffen.
Drei Straßenräuber ſtürzten auf mich ein.
Ein Kampf begann. Es regneten die Hiebe.
Ich wehrte mich der Haut; doch unterliegen
Hätt' ich wohl müſſen —
O weh! Marie erbleicht,
Und wankt, und ſinkt —

(Margarethe ſpringt haſtig auf, und hält die in Ohnmacht fallende Maria in ihren Armen.)

Margarethe.

O weh! mein rothes Püppchen
Iſt kreideblaſs und kalt wie Stein. O weh!

(Halb ſingend, halb ſprechend und Maria ſtreichelnd.)

„Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Äugelein!

„Püppchen fein, du muſſt ſein
Nicht ſo kalt wie Marmelſtein.

„Roſenſchein will ich ſtreun
Auf die weißen Wängelein.“ —

Mac-Gregor.

Halt ein, verrücktes Weib, mit Wahnſinnſprüchen
Bethörſt du ihr noch mehr das kranke Haupt —

Margarethe
(mit dem Finger drohend).

Du? du? willſt ſchelten? Waſch dir erſt die Hände,

Die rothen Hände; du befleckſt mit Blut
Klein Püppchens weißes Hochzeitkleid. Geh fort.
Ich rath' dir gut.

Mac-Gregor (ängſtlich).

Die tolle Alte faſelt! —

Margarethe (ſingend).

„Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Äugelein!“

Maria
(erwacht aus ihrer Ohnmacht und lehnt ſich an Margarethe).

Erzählt nur weiter, wie es ging. Ich höre.

Douglas.

Es thut mir leid, was ich erzählt — doch hört:
Ein andrer Reiter ſprengte raſch herbei,
Fiel jenen Räubern plötzlich in den Rücken,
Und hieb drauf los mit Kraft. Ich ſelbſt bekam
Jetzt neuen Muth und freies Spiel. Wir ſchlugen
Die Hunde in die Flucht. Ich wollte danken
Dem edeln Ritter. Aber Dieſer rief:
„Ich habe keine Zeit,“ und jagte weiter.

Maria (lächelnd).

Ach, Gott ſei Dank! Ihr habt mich ſehr geängſtigt.
Jetzt bin ich wieder wohl. Margrethe führ' mich.
Freundinnen warten meiner in dem Saal.

Margarethe
(ängſtlich zu Mac-Gregor).

Du, ſei nicht bös. Die arme Margreth iſt
Nicht immer toll.

Mac-Gregor.

Geht nur, wir folgen gleich.

(Maria und Margarethe gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Mac-Gregor, Douglas.

Douglas.

Ich ſtaune, iſt Marie ſo krankhaft reizbar?
Sie iſt ſo ängſtlich heute; ſie erbleicht
Und zittert bei dem leiſeſten Geräuſch —

Mac-Gregor.

Douglas! ich will und darf's Euch nicht verhehlen,
Was heut ſo ſehr Mariens Seele ängſtigt.
Verzeiht, daſs ich's Euch früher nicht eröffnet.
Tollkühn iſt Euer Muth, und die Gefahr,
Die ich mit Klugheit von Euch abgewendet,
Hättet Ihr ſelber raſtlos aufgeſucht;
Fort hätt' es Euch getrieben, ihn zu zücht'gen,
Den Frevler, der Mariens Ruhe ſtörte.

Douglas.

Wer darf Mariens Ruh' gefährden? ſprecht!

Mac-Gregor.

Hört ruhig an die traurige Geſchichte.
  Sechs Jahre ſind es jetzt, da kehrte ein
Bei uns ins Schloſs ein fahrender Student

Aus Edinburgh, mit Namen William Ratcliff.
Den Vater hatt' ich einſt gekannt, recht gut,
Recht gut, recht gut, er hieß Sir Edward Ratcliff.
Gaſtfreundlich nahm ich alſo auf den Sohn,
Und gab ihm Speiſ' und Obdach, vierzehn Tage.
Er ſah Marie, und ſah ihr in die Augen,
Und ſah dort viel zu tief, begann zu ſeufzen,
Zu ſchmachten und zu ächzen, — bis Maria
Ihm rund erklärte, daſs er läſtig ſei.
Die Liebe packt' er in den Korb und ging. —

Zwei Jahre drauf kam Philipp Macdonald,
Der Earl von Ais, warb um Mariens Hand,
Und warb mit gutem Glück, und nach ſechs Monden
Stand am Altare hochzeitlich geſchmückt
Die holde Braut — der Bräut'gam aber fehlte.
Wir ſuchten überall, in allen Zimmern,
Im Hof, im Stall, im Garten — Ach! da fand man
Am Schwarzenſtein den Leichnam Macdonald's.

Douglas.

Wer war der Mörder?

Mac-Gregor.

Lange war vergeblich
All unſer Forſchen, — da geſtand Maria,
Daſs ſie den Mörder kenne, und erzählte:
In jener Nacht, die auf den Mordtag folgte,
Sei William Ratcliff in ihr Schlafgemach
Plötzlich getreten, habe lachend ihr
Die Hand gezeigt, noch roth vom Blut des Bräut'gams,
Und habe Macdonald's Verlobungsring
Ihr dargereicht mit zierlicher Verbeugung.

Douglas.

Verruchtheit! Welcher Hohn! Was thatet Ihr?

Mac Gregor.

Ich ließ den Leichnam Macdonald's beiſetzen
In ſeines eignen Schloſſes Ahnengruft,
Und an der Stätte, wo der Mord geſchah,
Pflanzt' ich ein Kreuz zum ewigen Gedächtnis.
Den Mörder Ratcliff ſuchte ich vergebens.
Man hatte ihn zuletzt geſehn in London,
Wo er nach ſeiner Mutter Tod ſein Erbtheil
In Saus und Braus verpraſſte, und nachher
Von Spiel und Borg, und gar, wie Ein'ge ſagen,
Vom ritterlichen Straßenraube lebte.
Verſtrichen waren ſeit der Zeit zwei Jahre,
Und Mord und Mörder waren faſt vegeſſen,
Da kam hierher in unſer Schloſs Lord Duncan,
Hielt bei mir an um meiner Tochter Hand.
Ich will'gte ein, und mir gelang es auch,
Maria's Jawort einem Mann zu ſchaffen,
Der aus dem Stamm der Schottenkön'ge ſproſst.
Doch wehe uns! Bald ſtand am Hochaltar,
Feſtlich geſchmückt, die heimlich bange Braut —
Und Duncan lag am Schwarzenſtein erſchlagen!

Douglas.

Entſetzlich!

Mac-Gregor.

Auf! Steigt auf zu Roſs! rief ich
Den Knechten, und wir jagten und wir ſuchten
In Buſch und Feld, in Wäldern und in Klüften
Drei Tage lang, jedoch umſonſt, wir fanden

Die Spur des Mörders nirgends.
Ach! und dennoch,
Dieſelbe Nacht von jenem Schreckenstag
Schlich William Ratcliff in Mariens Kammer,
Verhöhnte ſie, und gab ihr zierlich grüßend
Des Bräutigams Verlobungsring zurück.

Douglas.

Bei Gott! der Menſch iſt kühn! Den möcht' ich treffen.

Mac-Gregor.

Er war's gewiß, den Ihr ſchon habt getroffen
Im Wald bei Inverneß. Nur wundr' ich mich,
Daß keiner meiner Späher ihn geſehn; —
Denn, Graf, ich hab' dafür geſorgt, daß ich
Nicht Euren Namen auch zu ſetzen brauche —
Auf das Gedächtnißkreuz am Schwarzenſtein.
(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Douglas allein.

Douglas.

Aus Klugheit hat's Mac-Gregor mir verſchwiegen
Bis nach der Trauung. O, Das iſt ein Fuchs!
Doch meſſen möcht' ich mich mit jenem Trotzkopf,
Der finſter grollend ſtets Marien ängſtigt.
Mir ſoll er nicht den Ring vom Finger ziehen,
Denn wo mein Finger iſt, iſt auch die Hand.

Ich liebe nicht Marien, und ich bin
Auch nicht geliebt von ihr. Die Konvenienz
Hat unſern heut'gen Ehebund geſchloſſen.
Doch herzlich gut bin ich dem ſanften Mädchen.
Ich möcht' von Dornen ihre Pfade ſäubern —

Vierter Auftritt.

Lesley, im Mantel gehüllt und ſich vorſichtig umſehend, tritt herein.
Douglas, Lesley.

Lesley.

Seid Ihr Graf Douglas?

Douglas.

Ja, ich bin's, was wollt Ihr?

Lesley
(giebt ihm einen Brief).

So iſt an Euch dies niedliche Billett.

Douglas
(hat den Brief geleſen).

Ja, ja! Sagt ihm, ich komm'. Am Schwarzenſtein!
(Beide gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Diebesherberge. Im Hintergrunde liegen ſchlafende Menſchen. Ein Heiligenbild hängt an der Wand. Die Wanduhr pickert. Abenddämmerung. **William Ratcliff** ſitzt brütend in einer Ecke des Zimmers. In der andern Ecke ſitzt **Tom**, der Wirth, und hält ſein Söhnchen **Willie** zwiſchen den Knieen.

Tom (leiſe).

Willie, kannſt du das Vaterunſer ſagen?[1]

Willie
(lachend und laut).

Wie'n Donnerwetter.

Tom.

Sprich nur nicht ſo laut,
Du weckſt mir ſonſt[2] die müden Leute auf.

Willie.

Nun, ſoll's jetzt losgehn?

Tom.

Ja, doch nicht zu raſch.

Willie (ſchnell).

„Vater unſer im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Gieb uns unſer täglich Brot immerdar. Und vergieb uns unſre Sünden; denn auch wir vergeben Allen, die uns ſchuldig ſind. Und führe uns nicht —

---

[1] Sag, Willie, kannſt du auch das Vaterunſer?
[2] Du weckſt mir ja

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht —“

Tom.

Siehſt du? Du ſtotterſt. „Führe uns nicht in Verſuchung!“ Fang wieder an von vorn.

Willie

(ſieht immer nach William Ratcliff und ſpricht ängſtlich und unſicher).

„Vater unſer im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Gieb uns unſer täglich Brot immerdar. Und vergieb uns unſre Sünden; denn auch wir vergeben Allen, die uns ſchuldig ſind. Und führe uns nicht —

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht —“

Tom (ärgerlich).

„In Verſuchung!“

Willie (weinend).

Lieber Vater, ſonſt ging mir's
Vom Maul wie Waſſer. Aber der dort ſitzt, —
(er zeigt auf William Ratcliff)
Der ſieht mich immer an mit ſchlimmen Augen.

Tom.

Heut Abend, Willie, kriegſt du keine Fiſche,
(drohend)
Und ſtiehlſt du ſie mir wieder aus dem Kaſten —

Willie
(weinend und im Vaterunſertone).

„Führe uns nicht in Verſuchung!"

Ratcliff.

Laſſt nur den Buben gehn. Auch ich hab' nie
Im Kopf behalten können dieſe Stelle.

(Schmerzlich.)

„Führe uns nicht in Verſuchung!"

Tom.

Auch thät mir's leid, wenn einſt der Bube würde
Wie Ihr und dieſe dort.

(Zeigt nach den Schlafenden.)

Jetzt geh nur, Willie.

Willie
(abgehend und weinerlich vor ſich hinmurmelnd).

„Führe uns nicht in Verſuchung!"

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen ohne Willie.

Ratcliff (lächelnd)

Wie meint Ihr Das?

Tom.

Fromm, chriſtlich ſoll er werden;
Kein ſolcher Galgenſtrick, wie ich, ſein Vater.

Ratcliff (ſpöttiſch).

Ihr ſeid ſo ſchlimm noch nicht.

Tom.

Jetzt freilich bin ich
Ein zahmes Thier, und zapfe Bier, ein Wirth.
Und weil mein Häuschen hübſch verſteckt im Wald liegt,
Beherberg' ich nur große Herrn wie Ihr,
Die gerne das Inkognito behaupten,
Am Tage ſchlafen und des Abends ausgehn.
Ich gebe Tagesquartier ſtatt Nachtquartier.
Ja, einſt mondſüchtelte ich auch, und ſchwärmte

(macht eine Fingerbewegung)

In fremde Häuſer und in fremde Taſchen.
Doch nie hab' ich's ſo toll gemacht wie Dieſe.

(Er zeigt nach den Schlafenden.)

Seht dieſen Fuchskopf. Das iſt ein Genie!
Der hat ein angeborenes Gelüſte
Nach fremden Taſchentüchern. Stiehlt wie'n Rabe.
Ei, ſeht, wie er im Schlafe haſtig fingert!
Er ſtiehlt ſogar im Traum. Seht nur, er ſchmunzelt.
Der Lange dort mit magern Heuſchreckbeinen
War einſt ein Schneider, mauſte anfangs Läppchen,
Bald aber Lappen, endlich Stücke Tuch.
Mit Noth iſt er dem Hängen einſt entronnen;
Seitdem hat er das Zucken in den Beinen.
Seht, wie er zappelt! O, ich wett', er träumt
Von einer Leiter, wie der Vater Jakob.
Doch ſeht mal dort den alten dicken Robin,
Wie er ſo ruhig liegt und ſchnarcht, und, ach!
Der hat ſchon zehn Mordthaten auf der Seele.
Ja, wenn er noch katholiſch wär', wie wir,

Und abſolvieren könnt'! Er iſt ein Ketzer,
Und nach dem Hängen muß er dort noch brennen.

Ratcliff
(iſt immer unruhig im Zimmer auf und ab gegangen und ſieht beſtändig nach der Uhr).

Glaubt's nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
Dort oben giebt es eine andre Jury,
Als hier in Großbritannien. Robin iſt
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigſeelen,
Die Buben, oft im Überfluſſe ſchwelgen,
In Sammt und Seide ſchimmern, Auſtern ſchlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raſſeln,
Und ſtolz herabſehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langſam und ſeufzend nach dem Leihhaus wandert.

(Bitter lachend.)

O ſeht mir doch die klugen, ſatten Leute,
Wie ſie mit einem Walle von Geſetzen
Sich wohlverwahret gegen allen Andrang
Der ſchreiend überläſt'gen Hungerleider!
Weh' Dem, der dieſen Wall durchbricht!
Bereit ſind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
Je nun! manchmal giebt's Leut', die Das nicht ſcheun.

Tom.

So dacht' ich auch, und theilte ein die Menſchen
In zwei Nationen, die ſich wild bekriegen,
Nämlich in Satte und in Hungerleider.
Weil ich zu letzterer Partei gehörte,

So mußt' ich mit den Satten oft mich balgen.
Doch hab' ich eingeſehn, der Kampf iſt ungleich,
Und zieh' allmählich mich zurück vom Handwerk.
Ich bin es müd, unſtät herumzuſtreichen,
Niemand ins Aug' zu ſchaun, das Licht zu fliehn,
An jedem Galgen im Vorbeigehn ängſtlich
Hinaufzuſchaun, ob ich nicht ſelbſt dran hänge,
Und nur zu träumen von Botany-Bai,
Vom Zuchthaus und vom ew'gen Wolleſpinnen.
  Wahrhaftig, Das iſt nur ein Hundeleben!
Man wird durch Buſch und Feld gehetzt wie'n Wild,
In jedem Baume ſieht man einen Häſcher,
Und ſitzt man auch in ſtill verborgner Kammer,
Erſchrickt man, wenn die Thür ſich öffnet —

Siebenter Auftritt.

Lesley tritt haſtig ein. Ratcliff ſtürzt ihm entgegen. Tom fährt erſchrocken zurück mit dem Ausruf: „Jeſus.“

Lesley.

Er kömmt! Er kömmt!

Ratcliff.

Er kömmt? Wohlan, ſo gilt's.

Tom (ängſtlich).

Wer kömmt? Seit ein'ger Zeit bin ich ſo ſchreckhaft —

Lesley (zu Tom).

Beruh'ge dich, und laß uns jetzt allein.

Tom
(mit pfiffiger Miene).

Ha! ich verſteh', ihr habt jetzt Was zu theilen.

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne Tom.

Ratcliff.

Er kömmt? So will ich gehn.

(Er greift nach Hut und Degen.)

Lesley
(hält ihn zurück).

Ho! ho! ſo geht's nicht.
Erſt muß es dunkler ſein. Man paßt dir auf.
Mac-Gregor's Knechte lauern. Wie du ausſiehſt,
Weiß jedes Kind; man hat dich gut beſchrieben.
Wahrhaftig, ſag mir mal, was ſoll der Spaß?
Du ſuchſt Gefahr, Gefahr, die dir nicht nützt.
Geh mit zurück nach London; biſt dort ſicher.
Du ſollteſt meiden dieſe ſchlimme Gegend.
Man weiß es, daß du Macdonald und Duncan
So abgemurkſt.

Ratcliff
(mit trotziger Würde).

Nicht abgemurkſt. Im Zweikampf
Fiel Macdonald und Duncan. Ehrlich focht ich;
Und auch mit Douglas will ich ehrlich fechten.

Leslen.

Erleichtre dir's. Verſtehſt ja Italiäniſch.

(Macht eine Banditenbewegung.)

Doch ſprich, wo trat dir Douglas in den Weg?
Was that er dir? Woher dein Groll, dein Haß?

Ratcliff.

Ich ſah ihn nie; ich ſprach ihn nie; er that
Mir niemals Was zu Leid; ich haſſ' ihn nicht.

Leslen.

Und doch willſt du ſein Lebenslicht auslöſchen?
Biſt du verrückt? Bin ich verrückt, daß ich
Behilflich bin zu ſolchem Tollhausſtreich!

Ratcliff.

Weh dir, wenn du begriffeſt ſolche Dinge!
Weh deinem Hirnfuttral, es müßte berſten,
Und Wahnſinn würde gucken aus den Ritzen!
Wie eine Eierſchale würde berſten
Dein armer Kopf, und wär' er ſo geräumig
Als wie die Kuppel der Sankt Paulskirche.[1]

Leslen
(fühlt ſich ironiſch ängſtlich den Kopf).

Du machſt mich bang; o ſchweige lieber ſtill!

Ratcliff.

Glaub nicht, ich ſei ein weicher Mondſcheinheld,
Ein Bilderjäger, der vom eignen Windhund,

[1]) der Weſtminſterkirche

Von Phantaſie, durch Nacht und Höll' gehetzt wird,
Ein magenkrank ſchwindſüchtelnder Poet,
Der mit den Sternen Unzucht treibt, der Leibſchmerz
Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der ſich aus Seufzern eine Leiter baut,
Und endlich mit dem Strick[1] verſchlungner Reime
Sich aufhängt an der Säule ſeines Ruhms.

Lesley.

Das könnt' ich ſelbſt im Nothfall wohl beſchwören.

Ratcliff.

Und doch geſteh' ich — ſpaßhaft mag's dir klingen —
Es giebt entſetzlich ſeltſame Gewalten,
Die mich beherrſchen: dunkle Mächte giebt's,
Die meinen Willen lenken, die mich treiben
Zu jeder That, die meinen Arm regieren,
Und die ſchon in der Kindheit mich umſchauert.[2]
Als Knabe ſchon, wenn ich alleine ſpielte,
Gewahrt' ich oft zwei neblichte Geſtalten,
Die weit ausſtreckten ihre Nebelarme,
Sehnſüchtig ſich in Lieb' umfangen wollten,
Und doch nicht konnten, und ſich ſchmerzlich anſahn!
Wie luftig und verſchwimmend ſie auch ſchienen,
Bemerkt' ich dennoch auf dem einen Antlitz
Die ſtolzverzerrten Züge eines Mannes,
Und auf dem andern milde Frauenſchönheit.
Oft ſah ich auch im Traum die beiden Bilder,
Und ſchaute dann noch deutlicher die Züge;
Mit Wehmuth ſah mich an der Nebelmann,
Mit Liebe ſah mich an das Nebelweib. —

---

[1] Und mit dem ſeidnen Strick
[2] Umtanzten.

Doch als ich auf die hohe Schule kam
Zu Edinburgh, ſah ich die Bilder ſeltner,
Und in dem Strudel des Studentenlebens
Verſchwammen meine bleichen Traumgeſichte.
Da brachte mich auf einer Ferienreiſe
Zufall hierher, und nach Mac-Gregor's Schloſs.
Maria ſah ich dort! Mein Herz durchzuckte
Ein raſcher Blitz bei ihrem erſten Anblick.
Es waren ja des Nebelweibes Züge,
Die ſchönen, ſtillen, liebefrommen Züge,
Die mich ſo oft im Traume angelächelt!
Nur war Mariens Wange nicht ſo bleich,
Nur war Mariens Auge nicht ſo ſtarr.
Die Wange blühte und das Auge blitzte;
Der Himmel hatte allen Liebeszauber
Auf dieſes holde Bild herabgegoſſen:
Die Hochgebenedeite ſelber war
Gewiſs nicht ſchöner, als die Namensſchweſter;[1]
Und von der Liebe Sehnſuchtweh ergriffen,
Streckt' ich die Arme aus, ſie zu umfangen —
(Pauſe.)
Ich weiß nicht, wie es kam, im nahen Spiegel
Sah ich mich ſelbſt — Ich war der Nebelmann,
Der nach dem Nebelweib die Arme ausgeſtreckt!
War's eitel Traum? War's Phantaſieentrug?
Maria ſah mich an ſo mild, ſo freundlich,
So liebend, ſo verheißend! Aug' in Auge
Und Seel' in Seele tauchten wir. O Gott!
Das dunkle Urgeheimnis meines Lebens
War plötzlich mir erſchloſſen, und verſtändlich
War mir der Sang der Vögel, und die Sprache
Der Blumen, und der Liebesgruß der Sterne.

---

[1] Die Hochgebenedeite hatte ſelbſt [illegible]
[illegible] die Namensſchweſter.

Der Hauch des Zephyrs und des Baches Murmeln,
Und meiner eignen Bruſt geheimes Seufzen!
Wie Kinder jauchzten wir und ſpielten wir.
Wir ſuchten uns und fanden uns im Garten.
Sie gab mir Blumen, Myrten, Locken, Küſſe;
Die Küſſe gab ich doppelt ihr zurück.
Und endlich ſank ich hin vor ihr aufs Knie,
Und bat: O ſprich, Maria, liebſt du mich?
(Verſinkt in Träumerei.)

Lesley.

Da hätt' ich dich doch ſehen mögen, Ratcliff,
Die ſtarken Fäuſte bittend fromm gefaltet,[1]
Das funkelnd wilde Aug' ſehnſüchtig ſchmachtend,
Und zärtlich ſanft die Stimm', die auf der Landſtraß'
Dem reichen Lord ſo ſchrecklich ins Gehör ſchallt.

Ratcliff
(wild ausbrechend).

Verfluchte Schlang'! Mit ſeltſam ſcheuen Blicken,
Und Widerwillen faſt, ſah ſie mich an,
Und höhniſch knixend ſprach ſie froſtig: Nein!
Noch hör' ich's lachen unter mir: Nein! nein!
Noch hör' ich's ſeufzen über mir: Nein! nein!
Und klirrend ſchlagen zu des Himmels Pforte!

Lesley.

Das war ja ganz infam und niederträchtig.

Ratcliff.

Mac-Gregor's Schloß verließ ich, und ich reiſte
Von dort nach London; im Gewühl der Hauptſtadt
Dacht' ich des Herzens Qual zu übertäuben.

[1] gefalten.

Ich war mein eigner Herr, denn meine Eltern
Verlor ich früh, noch eh' ich ſie gekannt hab'.
Schlecht, ſchlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten;
Nach jedem Glaſe ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beim Faro fand ich keine Ruh'.
Maria's Aug' ſchwamm auf dem grünen Tiſche:
Maria's Hand bog mir die Parolis;
Und in dem Bild der eckigen Koeur-Dame
Sah ich Maria's himmelſchöne Züge!
Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem:
Sie winkte: ja! ſie nickte: ja! — va banque! —
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Lesley (lacht).

Ha! ha! da zogſt du aus dem Stall dein Rößlein,
Schwangſt dich hinauf, wie's Schottlands Rittern ziemt,
Und wie die Ahnen lebteſt du vom Stegreif.
Die Liebe iſt dir jetzt gewiß vergangen:
Man wird ſchon nüchtern, wenn man oft des Nachts
Durch Wind und Wetter reitet, und beim Galgen
Vorbeikömmt, und dort gute Freunde ſieht,
Die pendulartig mit den Beinen grüßen.

Ratcliff.

Ich kam ins Feuer. Wilder nur entbrannte
In mir die wilde Sehnſucht nach Marien.
In England ward's mir oft zu eng; nach Schottland
Zog's mich mit unſichtbaren Eiſenarmen.
Nur in Mariens Nähe ſchlaf' ich ruhig,

Und athm' ich frei, und iſt mir nicht ſo ängſtlich,
Und iſt mir wohl — denn höre mein Geheimniß:
Geſchworen hab' ich bei dem Wort des Herrn,
Und bei der Macht des Himmels und der Hölle,
Und hab' mit grauſem Fluch den Schwur beſiegelt, —
„Von dieſer Hand ſoll fallen der Vermeſſne,
Der's wagt, Marien bräutlich zu umfangen.“
Die Stimm' in meiner Bruſt ſprach dieſen Schwur,
Und blindlings dien' ich jener dunkeln Macht,
Die mit mir kämpft, wenn ich Mariens Freiern
Am Schwarzenſtein ein Roſenbett bereite.

Lesley.

Jetzt erſt verſteh' ich dich; doch billg' ich Nichts.

Ratcliff.

Billg' ich's denn ſelbſt? Nur jene Stimme hier,
Die fremde Stimm', die ſich hier eingeniſtet,
Sagt: ja; nur jene Bilder nicken Beifall,
Die ich im Traume ſeh' —

(aufſchreiend)

Jeſus Maria!
Dort! dort! ſiehſt du? dort, dort! Die Nebelmenſchen!

(Es iſt dunkler geworden. Man ſieht zwei neblichte Geſtalten über die Bühne ſchwanken und verſchwinden. — Die im Hintergrunde liegenden Räuber und Gauner, durch Ratcliff's Schrei aus dem Schlafe geweckt, ſpringen auf mit dem Ausrufe: „Was giebt's? Was giebt's?“)

Lesley.

Biſt du des Teufels, Ratcliff?
Ich ſehe Nichts.

Mehrere.

Was ſieht er? Sieht er Häſcher?

Lesley.

Nein, juſt das Gegentheil, denn Geiſter ſieht er.

(Alle lachen.)

Robin (verdrießlich).

Goddam! man hat auch keine Ruh' am Tag.

Ratcliff.

Es dunkelt; ich will gehn.[1]

Lesley.

Ich gehe mit.

Ratcliff.

Das leid' ich nicht.

Lesley.

Nur bis zum Schwarzenſtein;
Vielleicht ſtehn Wachen dort.

Ratcliff.

Die Angſt treibt ſie
Schon weg; dort iſt es nicht geheu'r des Nachts.

Lesley.

Lebt wohl, ihr Herrn!

Ratcliff.

Lebt wohl!

---

[1] Ich will jetzt gehn, 's iſt Nacht.

Alle.

Gott ſegne euch!
(Ratcliff und Lesley gehn ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Ratcliff und Lesley.

Robin.

Goddam! Der iſt beſoffen oder toll.

Dick.

So war er immer, denn ich kenn' ihn noch
Von London her. In Rascal-Tavern hab' ich
Ihn oft geſehn. Er pflegte Stunden lang
Mit krauſer Stirn zu ſitzen in der Ecke,
Und immer ſtill und ſtumm ins Licht zu ſtarrn.
Oft ſaß er zwiſchen uns vergnügt und lachend —
Nur lacht' er gar zu hell — erzählte Späße —
Nur gar zu wilde Späße — und er war
Vergnügt und lachte — o, da zuckte plötzlich
Und gräßlich ſpöttiſch ſeine Oberlippe,
Ein Ton des Schmerzes pfiff aus ſeiner Bruſt,
Und wüthend ſprang er auf: „Johann, mein Pferd!“ —
Und ritt zum Teufel, und er kam nach ein'gen
Monaten erſt zurück. Nach Schottland, ſagt man,
Pflegt' er alsdann zu reiten, Tag und Nacht.

Robin.

O, Der iſt krank.

Dick.

Was kümmert's mich? Lebt wohl!

(Geht ab.)

Bill.

Es iſt ſchon Zeit, daß man zur Arbeit geht.

(Betend vor dem Heiligenbilde.)

Beſchütz mich in Gefahr und gieb mir Segen!

(Er und Mehrere gehn ab.)

Robin

(hält ſich ſeine Fauſt vorm Geſicht).

Mein Schutzpatron, beſchütz mich in Gefahr.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Zwei Gauner bleiben ſchlafend liegen. Tom, der Wirth, ſchleicht herein und ſtiehlt ihnen das Geld aus der Taſche.

Tom

(mit ſchlauer Miene).

Sie dürfen mich nicht vor Gericht verklagen.

(Er geht ab.)

(John und Taddie wachen auf.)

John (gähnend).

Der Schlaf iſt doch die köſtlichſte Erfindung!

Taddie (gähnend).

Komm, John, zum Frühſtück.

John.

Frühſtück! Was giebt's Neues?

Taddie.

Gewiß hat man Freund Riffel heut gehängt.

John.

Das Hängen iſt die ſchlechteſte Erfindung.

(Trollen Beide fort.)

Elfter Auftritt.

Wilde Gegend am Schwarzenſtein. Nacht. Links abenteuerliche Felſenmaſſen und Baumſtämme. Rechts ein Denkmal in der Form eines Kreuzes. Der Wind brauſt. Man ſieht zwei weiße Nebelgeſtalten, die ſehnſüchtig die Arme gegen einander ausſtrecken, ſich nahen, immer wieder auseinanderfahren und endlich verſchwinden. Ratcliff tritt auf.

Ratcliff (allein).

Hui, wie Das pfeift! Die Hölle hat all' ihre
Querpfeifer ausgeſandt. Die ſpielen auf.
Der Mond hüllt ſich in ſeinen weiten Plaid,
Und ſchüttelt nur ein ſparſam Licht herab.
Ha! ha! meinthalb kann er ſich ganz verhüllen.
Denn wie's auch dunkel ſei, die Schneelawine
Bedarf nicht der Laterne, um zu ſchaun
Wohin ſie rollen ſoll; es wird das Eiſen
Den Weg zu dem Magnet von ſelber finden;
Und ohne Meilenzeiger findet Ratcliff's
Erprobtes Schwert den Weg zu Douglas' Bruſt.
Ob auch das Gräflein kömmt? Ob nicht der Sturm,

Die Furcht vor Schnupfen, Huſten und Erkältung
Es gar zurückhält? Und es denkt vielleicht:
Ich will's auf morgen Nacht verſchieben.
Ha! ha!
Und juſt um dieſe Nacht iſt's mir zu thun,
Kömmt er nicht her, ſo komme ich zu ihm
Ins Schloſs.
(An ſein Schwert ſchlagend.)
Der Schlüſſel paſſt für alle Zimmer;
Und dieſe Freunde
(legt die Hand an die Piſtolen im Gürtel)
decken mir den Rücken.
(Nimmt eine Piſtole heraus und betrachtet ſie.)
Der ſieht mich an ſo ehrlich; gerne möcht' ich
Auf ſeinen Mund feſtdrücken meinen Mund,
Und drücken —
Ach, nach ſolchem Feuerkuſſe
Da wär' mir wohl, und wich' mein wildes Weh!
(Sinnend.)
Vielleicht im ſelben Augenblick drückt Douglas
Gleichfalls den Mund feſt auf Mariens Mund —
Ha! ha! Das iſt's. Deſshalb darf ich nicht ſterben.
Ich müſſt' allnächtlich aus dem Grabe ſteigen
Und als ohnmächt'ger Schatten knirſchend zuſehn,
Wie'n Gimpel mit dem lüſtern Mopsgeſicht
Beſchnüffelt und begafft Mariens Reize.
Ich darf nicht ſterben. Käm' ich in den Himmel
Und ſchaute durch den Ritz der Himmelsdecke
Zufällig in Graf Douglas' Schlafgemach —
Ich würde fluchen, daſs den frommen Englein
Erblaſſen würden ihre rothen Backen,
Und ängſtlich in der Kehle ſtecken bliebe
Das wäſſrig langgezogne Hallelujah.

Und bin ich mal verdammt zur ew'gen Hölle,
Wohlan, ſo will ich auch ein Teufel ſein,
Und nicht ein jämmerlicher, armer Sünder.

Zwölfter Auftritt.

Ratcliff. Douglas.

Ratcliff.

Horch, horch, ich höre Tritte!
(Ruft laut.)
Holla! holla!
Wer biſt du, der ſich dorten naht? Gieb Antwort!

Douglas.

Die Stimm' iſt mir bekannt. Es iſt die Stimme
Des edeln Reiters, der mich jüngſt gerettet
Aus Räuberklaun, im Wald bei Inverneß.
(Nähert ſich ihm.)
Ja, ja, Ihr ſeid's, jetzt könnt Ihr nicht entrinnen.
Ich muß Euch danken für die edle That.

Ratcliff.

O, ſpart den Dank. Es war nur eine Grille,
Daß ich Euch half. *Drei* lagen über Euch.
Das war zu viel. Wär's *Einer* nur geweſen,
Bei Gott! ich wäre ſtill vorbeigeritten.

Douglas.

Seid nicht ſo grämlich. Laßt uns Freunde werden.

Ratcliff.

Wohlan es ſei. Doch als Beweis der Freundſchaft
Müſſt Ihr mir eine Bitte gleich gewähren.

Douglas.

Sprecht nur. Mit Leib und Seel' gehör' ich Euch.

Ratcliff.

Mein neuer Freund, verlaſſt jetzt dieſen Platz, —
(lachend)
Es ſeie denn, daß Ihr Graf Douglas hießet.

Douglas (befremdet).

Bei Gott, ſo heiß' ich.

Ratcliff.

Was? Ihr heißt Graf Douglas?
(Lachend.)
O, Das iſt ſchlimm, ſo iſt es ja ſchon aus
Mit unſrer hübſchen, neugebacknen Freundſchaft;
Denn wiſſt, Herr Graf, ich heiße — William Ratcliff.

Douglas
(wild und das Schwert ziehend).

Du biſt der Mörder Macdonald's und Duncan's?

Ratcliff
(zieht ſein Schwert).

Ich bin's, und um das Kleeblatt vollzumachen,
Hab' ich auch Euch, Herr Graf, hieher beſchieden.

Douglas
(ſtürzt auf ihn ein).

Verruchter Mörder, wehr dich deiner Haut.
(Gefecht.)

Ratcliff.

Ha! ha! ich ſchlag', ſo gut ich kann. Ha! ha!

Douglas (innehaltend)

Lach nicht ſo gräßlich auf.

Ratcliff (lachend)

Ich lache nicht,
Das thun die bleichen Nebelmenſchen dort —

Douglas.

Lach, wie du willſt. Ihr Schatten Macdonald's
Und Duncan's, ſteht mir bei!

(Gefecht.)

Ratcliff.

Teufel und Hölle!
Der todte Duncan fängt die Quarten auf.[1]
Miſch dich nicht ein, verfluchter todter Fechter!

Douglas.

Ha! ha! der Hieb der ſaß!

Ratcliff.

Tod und Verrath!
Jetzt kommt der Macdonald noch obendrein, —
Das iſt zu Viel — Drei gegen Einen —
(Er weicht zurück und ſtolpert über das Piedeſtal des Monuments.)
Ha!
Fluch und Verdammnis! Ratcliff liegt am Boden —
Stoßt zu, ſtoßt zu! ich bin Eu'r größter Feind.

[1] die Hiebe auf.

Douglas (kalt).

Ihr habt jetzund des Douglas Schwert erprobt.
Vielleicht verdankte ich Euch jüngſt das Leben.
Jetzt ſollt Ihr's mir verdanken. Wir ſind quitt.
Ich denk', Ihr kennt mich jetzt, und die Lektion
Hat Euch vielleicht das böſe Herz gebeſſert.

(Er geht ſtolz ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Ratcliff liegt regungslos am Fuße des Monuments. Der Wind heult wilder. Die zwei Nebelgeſtalten erſcheinen, nahen ſich mit ausgeſtreckten Armen, fahren wieder auseinander und verſchwinden.

Ratcliff
(ſteht langſam und betäubt auf).

War's eine Menſchenſtimme? War's der Wind?
Ein wahnſinnſchwangres Wort ſummt mir im Ohr.
War es ein toller Traum? Wo bin ich denn?
Was iſt Das für ein Kreuz, und was ſteht drauf?

(Er lieſt die Inſchrift des Monuments.)

„Graf Duncan und Lord Macdonald ſind hier
„Von gottverfluchter Hand ermordet worden."

(Auffahrend.)

Es iſt kein Traum. Ich bin am Schwarzenſtein,
Und bin beſiegt, verſpottet und verachtet!
Boshafte Winde kichern mir ins Ohr:
Hier ſteht der Mann, der ſtarke Rieſengeiſt,
Der Großbritanniens Menſchen und Geſetze
Verhöhnt, der trotzig mit dem Himmel rechtet —
Nun kann er's nicht verhindern, daß Graf Douglas

Heut Nacht in ſeines Liebchens Armen liegt,
Und lachend ihr erzählet, wie der Wurm,
Der William Ratcliff heißt, am Schwarzenſtein
Sich krümmte, jämmerlich am Boden krümmte,
Und wie des Douglas Fuß ihn nicht zertreten,
Um ſich nicht zu beſudeln —

(In Wuth ausbrechend.)

O, verfluchte,
Verdammte Hexen, lacht nicht ſo entſetzlich,
Reibt nicht verhöhnend eure Zeigefinger!
Ich werſe Felſen auf eu'r ſcheußlich Haupt,
Ich reiße Schottlands Tannenwälder aus,
Und geißle euch damit den gelben Rücken,
Und mit dem Fuß ſtampf' ich das ſchwarze Gift
Aus euren dürren, gottverhaſſten Leibern!
Nordwind, zerzauſe und zerreiß die Welt![*]
Brich, Himmelsdecke, und zermalme mich!
Erde, vernachte und verſchlinge mich!

(Halb wild, halb ängſtlich, und in einen geheimnisvollen Ton übergehend.)

Verdammter Doppelgänger, Nebelmenſch,
Anglotze mich nicht mit den ſtieren Augen —
Mit deinen Augen ſaugſt du aus mein Blut,
Erſtarren machſt du mich, Eiswaſſer gießſt du
In meine glühnden Adern, machſt mich ſelbſt
Zum todten Nachtgeſpenſt — du zeigſt dorthin?
Mit langem Nebelarm zeigſt du dorthin?
Soll ich? Marie? Die weiße Taube? Blut?
Soll ich? Holla, wer ſpricht? Das war kein Wind.
Maria ſoll ich mit mir nehmen? Nickſt du?
Es ſei, es ſei, mein Wille iſt von Eiſen,
Und iſt allmächt'ger noch, als Gott und Teuſel.

(Er ſtürzt fort.)

---

*) Raſt, Winde, raſt, zerzauſt, zerreißt die Welt!

Vierzehnter Auftritt.

Mac-Gregor's Schloſs. Erleuchtetes Zimmer mit einem verhängten Kabinette in der Mitte. Man hört verhallende Tanzmuſik und Mädchengekicher. Maria, feſtlich geſchmückt, und Margarethe treten eben herein.

Maria.

Ach Gott! mir iſt ſo ängſtlich —

Margarethe.

'ſ thut das Schnürleib.
Komm her, ich will dich ausziehn, liebes Püppchen.

(Sie hilft Marien beim Auskleiden.)

Maria.

Das Herz iſt mir beklommen.

Margarethe.

Ei, mein Püppchen,
Graf Douglas iſt ein hübſcher Mann.

Maria
(heiter lachend).

Das iſt er!
Und luſtig, und verträglich, und ein Mann!

Margarethe.

Iſt Püppchen auch verliebt?

Maria.

Verliebt? verliebt?
O, Das iſt dumm. Man muß ſich leiden können.

Margarethe.

Man ſprach nicht immer ſo. Als William Ratcliff —

Maria
(hält ihr ängſtlich den Mund zu).

O, bitte, bitte, bitte, ſprich nicht aus
Den böſen Namen, es iſt Nacht und ſpät —

Margarethe.

Mein Püppchen war verliebt.

Maria.

Ach nein! Im Anfang
Da ſchien er lämmchenſanft, und ſein Geſicht
Das ſchien mir ſo bekannt, und ſeine Stimme
Klang mir ſo weich, und auch ſein Odem
That meiner Wange heimlich wohl, ſein Auge,
Das ſchaute gar zu ſpaßhaft lieb und fromm —
(zuſammenſchauernd)
Doch plötzlich ſah er aus wie ein Geſpenſt,
So blaſs, ſo ſtarr und wild verzerrt und blutig,
Und drohend grimm, als wollt' er mich ermorden —
Er ſah faſt ähnlich jenem Nebelmann,
Der oft im Traum die Arme nach mir ausſtreckt,
Und mich ſo lang' entſetzlich zärtlich anſchaut,
Bis daſs ich ſelbſt ein luft'ges Bildnis werde,
Und neblicht ſelbſt ausbreite meine Arme.

Margarethe.

Du biſt doch juſt wie deine ſel'ge Mutter;
Sie that ſo bös, und doch wie eine Katz'
War ſie verliebt in Ratcliff —

Maria.

Wie, in Ratcliff?

Margarethe.

In Edward Ratcliff, William Ratcliff's Vater —
O, deine Mutter war ſo hübſch, ſo hübſch!
Sie hieß Schön-Betty. Locken hatte ſie
Wie pures Gold, und Händ' wie Marmelſtein,
Und Augen — o die kannte Edward Ratcliff!
Der ſah den ganzen Tag hinein, und hat
Sich faſt die eignen Augen ausgeguckt —
Und ſingen konnt' ſie wie die Nachtigall;
Und wenn ſie an dem Herde ſaß und ſang:
(Sie ſingt.)
„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward? Edward?"
So blieb die Köchin ſtill ſtehn, und der Braten
Verbrannte jedesmal — Ach Gott! ich wollte,
Ich hätt' ihr nie das böſe Lied gelehrt.
(Sie weint.)

Maria.

O, liebe Margreth, o erzähl mir Das.

Margarethe.

Schön-Betty, deine Mutter, ſaß allein
Und ſang:
(Sie ſingt.)
„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward? Edward?" —
Da ſprang ins Zimmer plötzlich Edward Ratcliff,
Und ſang im ſelben Tone trotzig weiter:
(Sie ſingt.)

„Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, o!"
Da hat Schön-Betty ſich ſo ſehr entſetzt,
Daß ſie den armen wilden Edward nimmer
Wollt' wiederſehn; und um ihn noch zu ärgern,
Heirathete ſie deinen Vater. Edward Ratcliff,
Der wurde toll vor Wuth, und um zu zeigen,
Daß er Schön-Betty leicht entbehren könne,
Nahm er zur Frau, ganz aus Verzweiflungstrotz,
Lord Campbell's Jenny, und der William Ratcliff,
Das iſt der Sohn aus dieſer tollen Ehe.

Maria.

Die arme Mutter!

Margarethe.

Ei, Schön-Betty war
Ein eigenſinnig Ding. Ein ganzes Jahr lang
Hat ſie den Namen Ratcliff nie genannt.
Doch wie zum zweiten Mal Oktober kam —
Ich glaub', es war juſt Ratcliff's Namenstag —
Da frug ſie wie von ungefähr: „Margreth,
Haſt du von Edward Nichts gehört?" O, ſagt' ich,
Der hat die Jenny Campbell ſich zur Frau
Genommen. „Campbell's Jenny?" rief Schön-Betty,
Und wurde blaß und roth, und bitterlich
Fing ſie zu weinen an — dich hielt ich juſt
Im Schoß, Marie, drei Monat warſt du alt —
Und du fingſt auch zu weinen an, — und ich,
Um nur Schön-Betty's Thränen fortzuſchwatzen,
Erzählte ihr: der Edward könne doch nicht
Ablaſſen von Schön-Betty, Tag und Nacht
Säh man ihn ſchleichen hier ums Schloß, man ſähe,

Wie er die Arme nach Schön-Betty's Fenſter
Sehnſüchtig ausſtreckt — „O, Das wuſſt' ich längſt!"
Rief jetzt Schön-Betty lachend; haſtig flog ſie
Ans Fenſter, ſtreckte aus die Arm' nach Edward —
O, Das war ſchlimm, Mac-Gregor ſah Das juſt,
Dein eiferſücht'ger Vater —

(Hält erſchrocken ein.)

Maria.

Nun, und da?
Erzähl doch weiter.

Margarethe.

Nun, und da iſt's aus.

Maria.

Erzähl doch weiter.

Margarethe (ängſtlich).

Nun, am andern Morgen
Lag bei der alten Schloſsmau'r todt und blutig
Der Edward Ratcliff —

Maria.

Und die arme Mutter?

Margaretha.

Je nun, Die ſtarb vor Schreck drei Tage drauf.

Maria.

O, Das iſt gräſslich!

Margarethe
(im kalten, höhniſchen Wahnſinntone.)

Hätteſt du erſt ſelbſt
Geſehn mit deinen kleinen Augen, Püppchen,
Wie an der Schloßmau'r Edward Ratcliff lag —
Hu, hu, das blut'ge Bild klebt mir im Kopf!
Und weil ich weiß, wer ihn erſchlagen hat,
Und weil ich Das Niemanden ſagen darf,
Und weil ich toll bin — hu! kann ich nicht ſchlafen,
Und überall ſeh' ich den Edward Ratcliff,
Den bleichen, blutigen, mit ſeinen ſtarren,
Dolchſpitzen Augen, mit dem Zeigefinger
Geſpenſtiſch aufgehoben, langſam ſchreitend —

Fünfzehnter Auftritt.

William Ratcliff, bleich, verſtört und blutig, tritt herein. Die Vorigen.

Margarethe (wild aufſchreiend).

Jeſus Marie, der todte Edward Ratcliff!

(Sie kauert nieder in einer Ecke des Zimmers, und bleibt dort ſtarr und regungslos ſitzen.)

Maria (aufſchreiend.)

Entſetzlicher? Bringſt du mir Douglas' Ring?

Ratcliff (bitter lachend).

Das Karouſell, das Ringeſtechen iſt
Jetzt aus. Zwei Ringe ſtach ich, doch der dritte
Wollt' ſich nicht ſtechen laſſen, und ich ſtürzte
Hinunter von dem Holzpferd.

Maria
(plötzlich im vertraulich ängſtlichen Tone).
William! William!
Du bluteſt ja. Komm her, ich will die Wunde
Verbinden.
(Sie zerreißt ihren weißen Hochzeitſchleier.)
Gott! wo bin ich? Böſer William —
Nein, du biſt Edward, ich, ich bin Schön-Betty —
Dein armer Kopf iſt blutig, und der mein'ge
Iſt ſo verwirrt — Ich weiß nicht, was ich thu' —
Komm her; wenn du mich lieb haſt, kniee nieder —
(Sie will ihm die Kopfwunde verbinden.)

Ratcliff
(ſtürzt zu ihren Füßen. Schmerzhaft zärtlich).
Neckt mich ein Traum? Ich liege vor Marien?
Liege zu ihren Füßen? Kleine Füße,
Seid ihr nicht Nebel, die der Wahnſinn bildet,
Und die zerrinnen, wenn ich ſie umfaſſe?

Maria
(beſchwichtigend und ihm den Kopf mit dem Schleier verbindend).
Bleib ruhig. An den goldnen hübſchen Locken
Klebt Blut. Lieg ſtill; du machſt mich ſelber blutig.
Ja, wenn du ſtill liegſt, küſſ' ich dich aufs Auge.
(Sie küſſt ihn.)

Ratcliff.
Mir iſt die Nacht vom Auge fortgeküſſt;
Die Sonne kann ich wieder ſehn — Maria!

Maria
(wie aus einem Traume aufgeſchreckt).
Maria? Und du biſt auch der William Ratcliff?
(Hält ſich die Augen zu.)

O, Das iſt gar zu traurig!
(Schaudernd.)
Fort! geh fort!

Ratcliff
(ſpringt auf und umſchlingt ſie).

Ich weiche nicht! Ich hab' dich lieb, Maria,
Und du haſt William lieb —
(Vertraulich.)
Im Traum haſt du's
Mir oft geſagt. Weißt du, wir ſehn uns ähnlich?
Schau in den Spiegel.
(Er führt ſie an einen Spiegel und zeigt ihr beide Spiegelbilder.)
Deine Züge ſind
Zwar ſchöner, edler, reiner, als die mein'gen;
Doch ſind ſie ihnen ähnlich. Dieſe Lippen
Umzuckt derſelbe Stolz, derſelbe Trotz.
Hier ſitzt der Leichtſinn eben ſo wie dort.
Sprich mal ein Wörtchen.

Maria
(ſich ſträubend).

Laſs mich! laſs mich!

Ratcliff.

Hörſt du?
Die Stimm' klingt wie die mein'ge, nur weit ſanfter.
Das tiefe Blau des Auges iſt daſſelbe;
Nur glänzender bei dir. Gieb her die Hand.
(Nimmt ihre Hand und vergleicht ſie mit der ſeinigen.)
Siehſt du dieſelben Linien?
(Erſchrickt.)

Sieh mal her,
Die Lebenslinie iſt ſo kurz wie hier —

Maria.

O laß mich, William, und entflieh! entflieh! —
Nur ſchnell, ſie kommen gleich —

Ratcliff.

Ja, du haſt Recht,
Wir wollen fliehn. Komm, folge mir, mein Lieb.
Komm, folge mir. Geſattelt ſteht mein Roß,
Das ſchnellſte in ganz Schottland.

(Zieht ſein Schwert hervor.)

Hier mein Schwert
Bahnt uns den Weg. Sieh mal, wie's funkelt! Horch!

Margarethe (wahnſinnig ſingend).

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward? Edward?
Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, o!“

Ratcliff.

Wer ſprach das blut'ge Wort? War's dort die Eule,
Die ſich ans Fenſter klammert? War's der Wind,
Der im Kamin pfeift? War's die bleiche Hexe,
Die in der Ecke kauert? Ja, Die war es;
Ihr Leib iſt marmorſtarr, doch aus der Bruſt
Schrillt ihr der heiſre Sang. Ich ſoll mein Liebchen

(im höchſten Schmerz)

Todtſchlagen, ſingt ſie — O, Das muß ich ja —

Maria.

Entſetzlich rollt dein Aug', — dein Odem brennt —
Dein Wahnſinn ſteckt mich an — verlaß mich! laß mich!

Ratcliff.

O, ſträub dich nicht, mein Lieb. Der Tod iſt ja
So ſüß. Ich nehm' dich mit ins ſchöne Land,
Wovon wir oft geträumt. Komm mit, mein Lieb.

Maria
(ſich von ihm losreißend).

Entflieh! entflieh! Denn trifft dich hier Graf Douglas —

Ratcliff
(in Wuth ausbrechend).

Verfluchter Name! Loſungswort des Todes!
Kein Gott ſoll dich beſitzen. Mir gehörſt du —
(Er will ſie erſtechen.)

Maria
(ſich in das verhängte Kabinett flüchtend).

William! du willſt mich morden —

Ratcliff
(ſtürzt ihr nach ins Kabinett).

Mir gehörſt du —
Mein iſt Maria —
(Man hört Marias Stimme: „William! Hilfe! William!“)

Margarethe (ſingt).

„Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, o!“

(Die zwei Nebelbilder erſcheinen von entgegengeſetzten Seiten, ſtellen ſich am Eingang des Kabinetts, ſtrecken die Arme nach einander aus, und verſchwinden bei Ratcliff's Hervortreten.)

Ratcliff

(das blutige Schwert in der Hand, ſtürzt aus dem Kabinette).

Halt! halt! entweich mir nicht, mein Doppelgänger!
Du bleiches Nachtgeſpenſt, du haſt's gethan.
An deiner Nebelhand klebt rothes Blut.
Komm, ficht mit mir, du haſt Marie ermordet —

Sechzehnter Auftritt.

Mac-Gregor ſtürzt herein mit bloßem Schwerte. Die Vorigen.

Mac-Gregor.

Um Hilfe rief's —

(erblickt Ratcliff)

Dich treff' ich hier, verruchter,
Verhaſſter Mörder, Störer meiner Ruh' —

Ratcliff

(wild auflachend).

Das bin ich, und auch du biſt mir verhaſſt,
Weiß nicht warum, doch biſt du mir verhaſſt.
Nach deinem Blute lechz' ich —

(Sie ſtürzen fechtend auf einander ein.)

Mac-Gregor.

Böſewicht!

Ratcliff.

Ha! ha! ha!

Margarethe (ſingt).

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward, Edward?“

Mac-Gregor (ſtürzt nieder).

Verfluchtes Lied!

(Er ſtirbt.)

Ratcliff (erſchöpft).

Die gift'ge Schlang' iſt todt.
Nun iſt mir's leicht ums Herz. Den Vorgeſchmack
Der Ruh' genieß' ich ſchon. Marie iſt mein.
Mein Tagwerk iſt vollbracht. Ich komm', Marie.

(Er geht ins Kabinett; man hört inwendig ſeine Stimme.)

Hier bin ich, ſüßes weißes Lieb. Maria!

(Es fällt ein Schuß im Kabinette.)

(Die zwei Nebelbilder erſcheinen von beiden Seiten, ſtürzen ſich haſtig in die Arme, halten ſich feſt umſchlungen und verſchwinden. Man hört lautes Rufen und verworrene Stimmen.)

Siebenzehnter Auftritt.

Douglas, Gäſte und Diener treten beſtürzt herein. Die Vorigen.

Ein Diener.

Jeſus Marie! hier liegt der edle Herr!

Viele Stimmen.

Mac-Gregor!

Douglas.

Todt! todt iſt der edle Laird.
Sucht nur den Mörder! Schließt des Schloſſes Pforte!

Margarethe
(richtet ſich langſam in die Höhe, nähert ſich der Leiche Mac-Gregor's und ſpricht im wahnſinnigen Tone).

Ei! ei! ſo blutig und ſo bleich lag auch
Der todte Edward Ratcliff an der Schloßmau'r.
Der böſe, zornige Mac-Gregor hatte
Den armen Edward Ratcliff todtgeſchlagen!
(Weinend.)
Ich hab' es nicht gethan, hab's nur gewußt.
Und Den
(zeigt nach Mac-Gregor's Leiche)
Hat William Ratcliff todtgeſchlagen —
Und auch der William hat jetzt Ruh'. Er ſchläft
Jetzt bei Marie — Still! ſtill! weckt ſie nicht auf —
(Sie geht auf den Fußzehen nach dem Kabinette und hebt die Gardine deſſelben auf. Man ſieht die Leichen von Maria und William Ratcliff.)

Alle.

Entſetzlich!

Margarethe (vergnügt lachend).

Sie ſehn faſt aus wie Edward und Schön-Betty!

Änderungen für die Bühnendarſtellung
des
„William Ratcliff.“

(Von A. Klingemann.)

Das Erſcheinen und Verſchwinden der beiden Nebelgeſtalten (auf den Seiten 125, 129, 134, 145 und 147) fällt weg. Außerdem iſt der Anfang des fünften Auftritts (S. 113 ff.) geändert, wie folgt:

Tom (leiſe).

Nun, Willie, fahre fort im Vaterunſer!

Willie.

Die ſechſte Bitte?

Tom.

Ja, doch nicht zu raſch.

Willie.

„Und führe uns nicht —

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht —“

Tom.

Siehſt du? Du ſtotterſt. „Führe uns nicht in Verſuchung.“
Fang wieder an von vorn.

Willie

(ſieht immer nach William Ratcliff und ſpricht ängſtlich und unſicher).

„Und vergieb uns unſre Sünden: denn auch wir vergeben Allen, die uns ſchuldig ſind. Und führe uns nicht —

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht —“

Tom

(ärgerlich).

„In Verſuchung!“

Neuer Frühling.

(1831.)

Motto:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden — — — —
— —

Er träumt von einer Palme
Die fern — — — —
— —

Seiner Schweſter,

Charlotte Embden, geb. **Heine,**

widmet

dieſen „Neuen Frühling“

artig und liebevoll

der Verfaſſer.

Prolog.[*]

In Gemälde-Galerieen
Siehſt du oft das Bild des Manns,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.[1]

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch ſich mürriſch wehrt.

So in holden Hinderniſſen
Wind' ich mich mit Luſt und Leid,[2]
Während Andre kämpfen müſſen
In dem großen Kampf der Zeit.

---

*) Morgenblatt Nr. 50, vom 28. Februar 1811.

1) Schwert und Lanz'.
2) in Luſt und Leid.

1.[*]

Unterm weißen Baume ſitzend,
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt, wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſchoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon, mit Schneegeſtöber
Hab' der Baum dich übergoſſen.

Doch es iſt kein Schneegeſtöber,
Merkſt es bald mit freud'gem Schrecken;[1]
Duft'ge Frühlingsblüthen ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein ſchauerſüßer Zauber!
Winter wandelt ſich in Maie,
Schnee verwandelt ſich in Blüthen,
Und dein Herz, es liebt aufs Neue.

---

[*] Morgenblatt, Nr. 40, vom 16. Februar 1831.

[1] Daß es doch kein Schneegeſtöber,
Merkſt du bald mit freud'gem Schrecken;

2.*

In dem Walde ſprießt und grünt es
Faſt jungfräulich luſtbeklommen:
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling ſei willkommen!

Nachtigall! auch dich ſchon hör' ich,
Wie du flöteſt ſelig trübe,
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied iſt lauter Liebe!

3.**

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe, ſie hebt dich wieder.[1]

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

---

*) Morgenblatt, Nr. 157, vom 2. Juli [illegible].

**) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829. Stuttgart, Cotta.

[1] So hebt dich die Liebe wieder.

4.*

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich ſchau' in alle Blumenkelche,
Und ſuch' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine,
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch' ein Herz, ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang:
Uns Beiden iſt ſo bang und wehe,
So weh und bang.

5.**

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

---

*) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.
**) Geſellſchafter, 101. Blatt vom 26. Juni 1822.

Die Nachtigallen ſingen[1]
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,[2]
Ich liege krank im Gras;
Ich höre[3] fernes Klingen,
Mir träumt,[4] ich weiß nicht was.

6.*

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag, ich laſſ' ſie grüßen.

---

[1] Die luſtigen Vöglein ſingen
[2] ſpringen und ſingen.
[3] Ich hör' ein
[4] Und träum'.
*) Reiſebilder. Bd. II. 2. Aufl. 1831

7.*

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmal,
Ihn ſelber aber goldig zart
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es [1] der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt:
Ich aber lieb' euch all':
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall!

8.**

Es erklingen alle Bäume,
Und es ſingen alle Neſter —
Wer iſt der Kapellenmeiſter
In dem grünen Wald-Orcheſter?

---

*) Morgenblatt, Nr. 157, vom 2. Juli 1831.
[1] Oder

**) Morgenblatt, Nr. 49, vom 26. Februar 1831.

Iſt es dort der graue Kiebitz,
Der beſtändig nickt ſo wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kuckuckt zeitmaßrichtig?

Iſt es jener Storch, der ernſthaft,
Und als ob er dirigieret,
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während Alles muſicieret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeiſter,
Und ich fühl', wie er den Takt ſchlägt,
Und ich glaube, Amor heißt er.

9.*

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth'.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß:
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund':

---

*) Reiſebilder, Bd. II. 2. Aufl. 1831.

Doch wenn das Roſenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So ſpricht zu ſeinen Spätzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie iſt ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und ſchmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.*

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz ſich nicht in Acht,
So wird es ſich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen alln
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die ſingenden Nachtigalln
Mich vor der Lilje warnen.

---

*) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.

11.*

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und, ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei ſchöne Augen,
Sie haben ſich wider mein Herz verſchworen.

Der Frühling und zwei ſchöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube, die Roſen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieſer Verſchwörung.

12.**

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzenmild,
Und ich fürchte, dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder himmliſch quälend
In die kaum geneſne Bruſt.

---

*) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.
**) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.

13.*

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor:
Das ſind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke ſie und denke,
Und die Gedanken all',
Die mir im Herzen ſeufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, ſingt ſie
Lautſchmetternd,[1] daß es ſchallt:
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß ſchon der ganze Wald.

14.**

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

---

*) Morgenblatt, Nr. 49, vom 26. Februar 1831.
[1] Sie ſchmettert. (Und ſchmettert.)

**) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.

Dann drehſt du dich um und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

15.[*]

Die ſchlanke Waſſerlilie
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.[1]

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab[2] zu den Welln —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen,
Den armen[3] blaſſen Geſelln.

16.[**]

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

---

[*] Morgenblatt, Nr. 157 vom 2. Juli 1831.
Folgende Varianten ſind einem Manuſkriptfakſimile in der „Europa." Jahrg. 1860, Bd. I. entnommen.

[1] Es hebt die Waſſerlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß.
Da wirft der Mond herunter
(Da wirft der Mond aus dem Himmel)
(Da wirft der Mond aus der Höhe)
Viel lichten Liebeskuß.

[2] Wieder herab

[3] Den zärtlich (Den zitternd)

[**] Reiſebilder, Bd. II. 2. Aufl. 1831.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn, ſie wird mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber, dich verwirren:
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

17.[*]

Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?
Du haſt die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen ſind erſchrocken!
Die Roſen, ſie ſind vor Scham ſo roth,
Die Lilien, ſie ſind ſo blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und ſtocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geſchlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wiſſen, daß ſie gelauſcht,
Als ich, von glühender Liebe berauſcht,
Mit den Sternen droben geſprochen?

[*] Reiſebilder. Th. II. 2. Aufl. 1831.

18.*

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da ward mir ſo träumend zu Sinne,
Daſs ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts: —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

19.**

Wieder iſt das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die beſuchteſten Alleen,
Unter jedem Strohhut ſuch' ich[1]
Meine Schöne zu erſpähen.

---

*) Morgenblatt, Nr. 157, vom 2. Juli 1831.

**) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.

[1] Unter jedem Hute ſuch' ich

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräuſch des Waſſerfalles
Hör' ich wieder leiſes Klagen,
Und mein ſchönes Herz verſteht es,
Was die weißen Wellen ſagen.

Wieder in verſchlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren.

20.*

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das, was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall: —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

*) Reiſebilder. Th. II, 2. Aufl. 1831.

21.[*]

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht![1]
Wie paßt[2] dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht![3]

Weil ich dich liebe, wird ſo bläßlich,
So elend mager mein Geſicht —
Du fändeſt mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht![4]

22.[**]

Ich wandle unter Blumen
Und blühe ſelber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und ſchwanke bei jedem Schritt.

O, halt mich feſt, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir ſonſt zu Füßen,
Und der Garten iſt voller Leut'.

---

[*] Morgenblatt, Nr. 49, vom 26. Februar 1831.
Die nachſtehenden Varianten ſind einem Manuſkript-Fakſimile in der „Europa," Jahrg. 1840, Bd. I, entnommen.

[1] Dich ſtets vermeiden — zürne nicht!
(Ausweichen dir — o zürne nicht!)

[2] Schlecht paßt

[3] Dein Antlitz, das ſo heiter blühend,
(Dein Antlitz iſt ſo ſchön, ſo blühend,)
Paßt nicht zu meinem Angeſicht.

[4] Ich weich' dir aus — o zürne nicht!

[**] Reiſebilder. Bd. II. 2. Aufl. 1831.

23.*

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er ſelber ſtill und ſicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Alſo wandelſt du, Geliebte,
Still und ſicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erſchüttert.

24.**

Es haben unſre Herzen
Geſchloſſen die heil'ge Allianz;
Sie lagen feſt an einander,
Und ſie verſtanden ſich ganz.

Ach, nur die junge Roſe,
Die deine Bruſt geſchmückt,
Die arme Bundesgenoſſin,
Sie wurde faſt zerdrückt.

---

*) Morgenblatt, Nr. [illegible] vom [illegible] Februar [illegible]

**) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr [illegible]

25.*

Sag mir, wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er ſaß in der Winternacht und ſann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag mir, wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küſſte und dachte Nichts dabei.
Es war im ſchönen Monat Mai,
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen.

26.**

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüſtern,

---

*) Reisebilder. Bd. II. 2. Aufl. 1831.
**) Morgenblatt Nr. 49. vom 26. Februar 1831.

Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben,
Furchtſam zärtliches Umſchlingen —
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

27.*

Hab' ich nicht dieſelben Träume
Schon geträumt von dieſem Glücke?[1]
Waren's nicht dieſelben Bäume,
Blumen, Küſſe, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unſrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang ſtille Wache?

Ach! ich weiß, wie ſich verändern
Dieſe allzu holden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir ſelber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergeſſen,
Wir, die jetzt ſo zärtlich fühlen,
Herz an Herz ſo zärtlich preſſen.

---

*) Morgenblatt. Nr. 50. vom 28. Februar 1851.
[1] Hab' ich nicht im Reich der Träume
Schon geſchwelgt in dieſem Glücke?

28.*

Küſſe, die man ſtiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe, wie beſel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinnrungſüchtig
Denkt die Seele ſich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft Mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt: —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt!

29.**

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;

---

*) Morgenblatt, Nr. 50. vom 28. Februar 1831.
[1]) die da liebt!
**) Reiſebilder, Bd. II. 2. Aufl. 1831.

Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie muſſten Beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

30.*

In meiner Erinnrung erblühen[1]
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

---

*) Morgenblatt Nr. 50. vom 26. Februar 1831.
[1] erglühen

31.[*]

„Mondſcheintrunkne Lindenblüthen,
Sie ergießen ihre Düfte,[1]
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter[2]
Durch des Baumes[3] Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden.

„Doch du lächelſt, wie verloren
In entfernten Sehnſuchtsträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünſche
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegeſtöber brächte;

---

*) Morgenblatt, Nr. [illegible], vom [illegible]. Februar 1831.

1) Sie zerfließen faſt in Düfte.

2) Mondenſtrahlen

3) Durch die duft'gen

Und daſs wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeſchmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, peitſchenknallend,
Über Fluſs und Fluren glitten.

32.*

Durch den Wald im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten:
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Röſslein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

---

*) Morgenblatt Nr. 50. vom 28. Februar 1831.

33.*

Morgens ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Roſen,
Die ich brach in Dämmrungſtunden.

Weißt du, was die hübſchen Blumen
Dir Verblümtes ſagen möchten?
Treu ſein ſollſt du mir am Tage[1]
Und mich lieben[2] in den Nächten.

34.**

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang:
Du willſt mich nicht mehr lieben,[1]
Aber dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuſkript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Wenn man den Abſchied giebt.[2]

---

*) Reiſebilder. Bd. II. 2. Aufl. 1831.
Die nachfolgenden Varianten ſind einem Manuſkript-Fakſimile in der „Europa." Jahrg. 1840. Bd. I. entnommen.

[1] Fragſt du, was die duft'gen Boten
Im Geheim bedeuten möchten?
Sei mir treu am ganzen Tage,

[2] Liebe du mich

**) Reiſebilder. Bd. II. 2. Aufl. 1831.
Die nachfolgenden Varianten ſind einem Manuſkript-Fakſimile in der „Europa." Jahrg. 1840. Bd. I. entnommen.

[1] gar nicht lieben,
(nimmer lieben,

[2] Bei Körben, die man giebt. (Auch noch im Salon. Bd. II. 1. Aufl. 1834.)

35.*

Sorge nie,[1] daſs ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt in ſtill verborgner Hut
Jenes glühende Geheimnis,
Jene tief geheime Gluth.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Roſen — ſorge nie!
Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen
Und ſie nimmt's für Poeſie.

36.**

Wie die Tage, macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

---

*) Morgenblatt, Nr. 157, vom 2. Juli 1831.

1) Sorge nicht.

**) Reiſebilder, Bd. II, 2. Aufl. 1831.

Nur noch märchenſüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es ſanfter, ſehnſuchtmilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Roſen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen ſie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Hiſtorie —

Und mir ſelbſt iſt dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und ſänge
Dieſen Roſen meine Liebe,
Träumend ſing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener andren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenſter ſchwärmen.

37.*

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schoß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!

*) Morgenblatt, Nr. 160, vom 4. Juli 1831.

Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

38.*

Ernſt iſt der Frühling, ſeine Träume
Sind traurig, jede Blume ſchaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O, lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber! eine Thräne
Küſſ' ich ſo gern dir vom Geſicht.

39.**

Schon wieder bin ich fortgeriſſen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgeriſſen —
O wüſſteſt du, wie gern ich bliebe!

---

*) Morgenblatt, Nr. 157, vom 2. Juli 1831.
**) Morgenblatt, Nr. 158, vom 4. Juli 1831.

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluſs darunter fließt ſo trübe:
Ich ſcheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen ſie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

40.*

Die holden Wünſche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich, und Das vertrübet
Mir alle Lieb' und Luſt;
Mein Herz iſt ſo klug und witzig,
Und verblutet in meiner Bruſt.

41.**

Wie ein Greiſenantlitz droben
Iſt der Himmel anzuſchauen;

---

*) Morgenblatt, Nr. 158, vom 4. Juli 1831.
**) Morgenblatt, Nr. 158, vom 4. Juli 1831.

Roth einäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,
Müſſen welken Blum' und Blüthe,
Müſſen welken Lieb' und Lieder
In dem menſchlichen Gemüthe.

42.*

Verdroſſnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reiſ' ich verdrießlich durch die kalte Welt.
Zu Ende geht der Herbſt, ein Nebel hält
Feucht eingehüllt die abgeſtorbne Gegend.[1]

Die Winde pfeifen, hin und herbewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es ſeufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmſte noch, es regent!

43.**

Spätherbſtnebel, kalte Träume,
Überfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert ſchon die Bäume,
Und ſie ſchaun geſpenſtiſch kahl.

---

*) Morgenblatt, Nr. 158, vom 6. Juli 1831.

[1] ein feuchter Nebel hält
Tief eingehüllt die abgeſtorbne Gegend.

**) Mit der Überſchrift: „Ramsgate [illegible]." zuerſt abgedruckt im „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr [illegible]."

Nur ein einz'ger, traurig ſchweigſam
Einz'ger Baum ſteht unentlaubt,
Feucht von Wehmuthsthränen gleichſam,
Schüttelt er ſein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieſer Wildnis,
Und der Baum, den ich dort ſchau'
Sommergrün, Das iſt dein Bildnis,
Vielgeliebte ſchöne Frau!

44.*

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt iſt noch dieſelbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt ſie ſich in der Elbe.

Lange Naſen, noch langweilig
Werden ſie wie ſonſt geſchneuzet,
Und Das duckt ſich noch ſcheinheilig,
Oder bläht ſich, ſtolz geſpreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich dieſen Menſchenkehrich
Wiederſeh' und dieſes Wetter!

---

*) Morgenblatt. Nr. 158 vom 4. Juli 1831

Verſchiedene.

Seraphine.

1.*

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumeriſchen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Geſtalt.

Iſt es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein ſanftes Angeſicht?
Oder iſt es nur der Mondſchein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leiſe rinnen hör'?
Oder gehſt du, Liebſte,[1] wirklich
Weinend neben mir einher?

---

*) Der Freimüthige oder Berliner Konverſations-Blatt, Nr. 5 vom 7. Januar [illegible].

[1] Liebe.

2.*

An dem ſtillen Meeresſtrande
Iſt die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüſtert aus den Wogen:

„Jener Menſch dort, iſt er närriſch,
Oder iſt er gar[1] verliebet?
Denn er ſchaut ſo trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet.“

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme ſpricht er:
Jener iſt verliebt und närriſch,
Und noch obendrein ein Dichter.

3.**

Das iſt eine weiße Möwe,
Die ich dort flattern ſeh'
Wohl über die dunklen Fluthen:
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

*) Der Freimüthige. Nr. 5. vom 7. Januar 1830.
[1] nur
**) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.

Der Haifiſch und der Roche,
Die ſchnappen hervor aus der See,
Es hebt ſich, es ſenkt ſich die Möwe,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

O, liebe flüchtige Seele,
Dir iſt ſo bang und weh!
Zu nah iſt dir das Waſſer,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

4.*

Daſs du mich liebſt, Das wuſſt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt:
Doch als du mir's geſtanden,
Hat es mich tief erſchreckt.

Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz iſt wie die Sonne
So flammend anzuſehn,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

*) Der Freimüthige, Nr. 6, vom 8. Januar 1833.

5.*

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So feſt mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wiſſen,
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küſſen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur ſelber wüſſte,
Was mir in die Seele ziſcht!
Die Worte und die Küſſe
Sind wunderbar vermiſcht.

6.**

Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu,
Und wie ein Reh geſchwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo ſich zum Meer der Felſen ſenkt,
Da hab' ich ſie erreichet,

---

*) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.
**) Der Freimüthige. Nr. 6, vom 8. Januar 1833.

Da hab' ich ſanft mit ſanftem Wort
Ihr ſprödes Herz erweichet.

Hier ſaßen wir ſo himmelhoch,
Und auch ſo himmelſelig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne ſank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Verſank die ſchöne Sonne;
Die Wogen rauſchten drüber hin,
Mit ungeſtümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat ſich in mein Herz verſteckt
Mit allen ihren Gluthen.[1]

7.*

Auf dieſen Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.

Vernichtet iſt das Zweierlei,
Das uns ſo lang' bethöret;

---

[1] In der älteſten Faſſung folgten noch die Strophen:
Aus meinen Augen grüßt ſie dich
Mit brennendem Verlangen,
Aus meinem Munde ſtrahlt ſie die
Erröthen auf die Wangen.
O, weine nicht, laß an mein Herz
Dein liebes Herz erwarmen!
Ich und die Sonne liegen dir
Glückſelig in den Armen.

*) Salon, Bd. I. 1. Aufl. 1834.

Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott, Der iſt im Licht
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt Alles, was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen.

8.[*]

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Waſſer
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten ſpielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen ſchwellen.

Heidniſch halb und halb auch kirchlich
Klingen dieſe Melodeien,
Steigen muthig in die Höhe,
Daß ſich drob die Sterne freuen.

---

*) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Luſtgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen ſie umher am Himmel.

Zur Muſik, die unten tönet,
Wirbeln ſie die tollſten Weiſen;
Sonnen-Nachtigallen ſind es,
Die dort oben ſtrahlend kreiſen.

Und Das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenwolluſt[1]
Stürmiſch in mein Herze dringen.

9.*

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, Alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen,
Schwindet hin, wie Träumerein;
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

---

[1] Rieſenlüſte

*) Salon Bd. I. 1. Aufl. 1834.

10.*

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, ſein Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

11.**

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt, wie ſehr ich traurig bin,
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

---

*) Zuerſt in dem Cyklus „Hortenſe“ abgedruckt im „Freimüthigen.“ Nr. 32, vom 14. Februar 1833.

**) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.

12.*

Wie ſchändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menſchen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab' es den Fiſchen erzählet.

Ich laſſ' dir den guten Namen
Nur auf dem feſten Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von deiner Schande.

13.**

Es ziehen die brauſenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie ſchwellen und zerſchellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns Das?

---

*) Der Freimüthige, Nr. 6. vom 8. Januar 1823.

**) Zuerſt in dem Cyklus „[illegible]" abgedruckt im „Freimüthigen," Nr. 32. vom 14. Februar 1823.

14.*

Es ragt ins Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen ſchrein,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

15.**

Das Meer erſtrahlt im Sonnenſchein,
Als ob es golden wär'.
Ihr Brüder, wenn ich ſterbe,
Verſenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Fluth
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

*) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834
**) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834

Angelique.

1.*

Nun der Gott mir günſtig nicket,
Soll ich ſchweigen wie ein Stummer,
Ich, der, als ich unbeglücket,
So Viel ſang von meinem Kummer,

Daß mir [1] tauſend arme Jungen
Gar verzweifelt [2] nachgedichtet,
Und das [3] Leid, das ich beſungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

2.**

Wie raſch du auch vorüberſchritteſt,
Noch einmal ſchauteſt du zurück,

---

*) Als „Prolog" zu dem Cyklus „Verſchiedene" zuerſt abgedruckt im „Freimüthigen," Nr. 5, vom 7. Januar 1833.

[1] Ich, dem

[2] So verzweifelt

[3] Daß das

**) Salon, Bd. I, 1. Aufl. 1834.

Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmiſcher Hochmuth in dem Blick.

O, daſs ich nie zu faſſen ſuchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O, daſs ich nie ſie wiederfand!

Verſchwunden iſt ja deine Wildheit,
Biſt wie die Andern zahm und klar,
Und ſanft und unerträglich gütig.
Und ach! nun liebſt du mich ſogar!

3.[*]

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,
Was die ſpröde Lippe ſpricht:
Solche große ſchwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Dieſe braungeſtreifte Lüge,
Streif ſie ab! Ich liebe dich.
Laſs dein weißes Herz mich küſſen —
Weißes Herz, verſtehſt du mich?

---

[*] Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.

4.*

Wie entwickeln ſich doch ſchnelle
Aus der flüchtigſten Empfindung
Leidenſchaften ohne Grenzen
Und die zärtlichſte Verbindung!

Täglich wächſt zu dieſer Dame
Meines Herzens tiefſte Neigung,
Und daß ich in ſie verliebt ſei,
Wird mir faſt zur Überzeugung.

Schön iſt ihre Seele. Freilich,
Das iſt immer eine Meinung;
Sichrer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erſcheinung.

Dieſe Hüften! Dieſe Stirne!
Dieſe Naſe! Die Entfaltung
Dieſes Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut[1] iſt ihre Haltung!

---

*) Zuerſt im „Freimüthigen," Nr. 33. vom 15. Februar 1833. — ſpäter nur noch im erſten Bande des „Salon" abgedruckt.

[1] Und wie ſchön

5.*

Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich
Dein Gemüth ſich mir erſchließet,
Und von nobelſter Geſinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählſt, wie immer
Du ſo groß und würdig dachteſt,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachteſt!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkaufteſt,
Lieber würdeſt du ja ſterben!

Und ich ſteh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende:
Wie ein ſtummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände —

---

*) Zuerſt im „Freimüthigen,“ Nr. 33 vom 15. Februar 1833, — ſpäter nur noch im erſten Bande des „Salon“ abgedruckt.

6.[*]

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läſſt ſie mich nicht mehr in Ruh',
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend ſpät bis Morgens früh,
Sie fragt zu jeder Stund:
„Was hälſt du mir die Augen zu,
Wenn du mir küſſt den Mund?“

Ich ſag' ihr nicht, weßhalb ich's thu',
Weiß ſelber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund.

7.[**]

Wenn ich, beſeligt von ſchönen Küſſen,[1]
In deinen Armen mich wohlbefinde,
Dann muſſt du mir nie von Deutſchland reden: —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

---

[*] Dies Gedicht war beim älteſten Abdruck im „Salon“ (Bd. I. 1. Aufl.) dem Cyklus „Yolante und Marie“ eingereiht.

[**] Morgenblatt, Nr. 121, vom 21. Mai 1835.

[1] von Liebesküſſen.

Ich bitte dich, laſs mich mit Deutſchland in Frieden!
Du muſſt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippſchaft und Lebensverhältnis; —
Es hat ſeine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen ſind grün, und blau ſind die Augen
Der deutſchen Frauen; ſie ſchmachten gelinde,
Und ſeufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben!
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

8.[*]

Fürchte Nichts, geliebte Seele,
Überſicher biſt du hier;
Fürchte nicht, daſs man uns ſtehle,
Ich verriegle ſchon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daſs auch nicht ein Brand entſtehe,
Löſch' ich unſre Lampe aus.

Ach, erlaube, daſs ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet ſich geſchwinde
In Ermanglung eines Shawls.

---

[*] Nur im „Salon," Bd. I. abgedruckt.

9.*

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie die Hände lilienweiß!
Wie das Haar ſich träumend ringelt
Um das roſ'ge Angeſicht!
Ihre Schönheit iſt vollkommen.

Heute nur will mich bedünken
— (Weiß nicht, warum), — ihre Taille
Sei nicht mehr ſo ſchlank wie ehmals,
Könnt' ein biſschen ſchmäler ſein.[1]

10.**

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätzen ſpähe,
Und vor fremden Liebesthüren
Schmachtend auf und niedergehe:

---

*) Dies Fragment (der Schluß eines verloren gegangenen Gedichts) findet ſich mit nachfolgender Variante im Originalmanuſkript der „Neuen Gedichte."

[1] Heute nur will mich bedünken,
Nicht mehr ganz ſo ſchlank wie ehmals
Sei die Taille, auch ihr Gang
Sei nicht mehr ſo ganz ätheriſch.

**) Neue Gedichte, 1. Aufl., 1844.

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenſtern
Äugeln ſie mit meinem Schatze.

Das iſt menſchlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns Allen,
Geb' uns Allen Glück und Segen!

11.*

Ja freilich, du biſt mein Ideal,
Hab's dir [1] ja oft bekräftigt
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl:
Doch heute bin ich beſchäftigt.

Komm morgen zwiſchen Zwei und Drei,
Dann ſollen neue Flammen
Bewähren meine Schwärmerei: [2]
Wir eſſen nachher zuſammen.[3]

Wenn ich Billette bekommen kann,
Bin ich ſogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann:
Man giebt Robert-le-Diable.

---

*) Salon, Bd. I. 1. Aufl. 1834.

[1] Ich hab' es

[2] Beweiſen meine Lieb' und Treu, Bewähren meine Ergebenheit. Ms.

[3] Die beiden eben folgenden Verſe fehlen in der älteren Verſion.

Es iſt ein großes Zauberſtück
Voll Teufelsluſt und Liebe;
Von Meyerbeer iſt die Muſik,
Der ſchlechte Text von Scribe.

12.*

Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durſt
Gelöſcht der holde Trunk;[1]
Behalt mich noch ein Vierteljahr,[2]
Dann hab' auch ich genung.[3]

Kannſt du nicht mehr Geliebte ſein,
Sei Freundin mir ſodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundſchaft an.

13.**

Dieſer Liebe toller Faſching,
Dieſer Taumel unſrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

---

*) Der Freimüthige, Nr. 33, vom 15. Februar 1833.

[1] wenn auch dein Herz
Sich mir entfremdet hat

[2] ein halbes Jahr, Ms.

[3] auch ich dich ſatt.

**) Mit der Überſchrift: „An Emma, Berlin, 1829," zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 215, vom 2. November 1829.

Ausgetrunken iſt der Kelch,
Der mit Sinnenrauſch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken iſt der Kelch.

Es verſtummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig ſpielten,
Zu dem Tanz der Leidenſchaft;
Auch die Geigen, ſie verſtummen.

Es erlöſchen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergoſſen
Auf den bunten Mummenſchanz:
Auch die Lampen, ſie erlöſchen.

Morgen kommt der Aſchermittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aſchenkreuz und ſpreche:
Weib, bedenke, daß du Staub biſt!

Diane.[*]

1.

Dieſe ſchönen Gliedermaſſen
Koloſſaler Weiblichkeit
Sind jetzt ohne Widerſtreit
Meinen Wünſchen überlaſſen.

Wär' ich, leidenſchaftentzügelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereute ſolche That!
Ja, ſie hätte mich geprügelt.

Welcher Buſen, Hals und Kehle!
(Höher ſeh' ich nicht genau.)
Eh' ich ihr mich anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele,

---

[*] Die drei Gedichte dieſes Cyklus wurden zuerſt abgedruckt im „Freimüthigen." Nr. 61. vom 26. März 1846.

2.

Am Golſe von Biscaya
Hat ſie den Tag[1] erblickt;
Sie hat ſchon in der Wiege
Zwei junge Katzen erdrückt.

Sie lief mit bloßen Füßen
Wohl über die Pirenäen;
Drauf ließ ſie als junge Rieſin
In Perpignan ſich ſehn.

Jetzt iſt ſie die größte Dame
Im Faubourg Saint-Denis;
Sie koſtet dem kleinen Sir William
Schon dreizehntauſend Louis.

3.

Manchmal, wenn ich bei Euch bin
Großgeliebte, edle Doña,
Wie erinnernd ſchweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten iſt ein großer Brunn,
Fonte del Gigante[2] heißt er,
Obendrauf ſteht ein Neptun
Von Johann, dem alten Meiſter.

---

1) das Licht
2) Der Gigantenbrunnen

Hortenſe.

1.*

Ehmals glaubt' ich, alle Küſſe,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seien uns durch Schickſalsſchlüſſe
Schon urzeitlich vorbeſtimmt.

Küſſe nahm ich, und ich küſſte
So mit Ernſt[1] in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müſſte
Thaten der Nothwendigkeit.

Jetzo weiß ich: überflüſſig,
Wie ſo Manches, iſt der Kuſs,
Und mit leichtern Sinnen küſſ' ich,
Glaubenlos im Überfluſs.

---

*) Zuerſt als „Epilog“ zu dem „Cyklus: „Verſchiedene“ im „Freimüthigen“ Nr. 61, vom 26. März 1833, — ſpäter 1834 mit der Überſchrift „Erfahrung“ im erſten Bande des „Salon“ abgedruckt. Erſt in den „Neuen Gedichten“ erhielt das Lied obige Stelle.

[1] Als ernſt

2.*

Wir ſtanden an der Straßeneck
Wohl über eine Stunde;
Wir ſprachen voller Zärtlichkeit
Von unſerm Seelenbunde.

Wir ſagten uns viel hundertmal,
Daſs wir einander lieben;
Wir ſtanden an der Straßeneck,
Und ſind da ſtehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen flink und heiter
Kam ſie vorbei und ſah uns ſtehn,
Und lachend[1] ging ſie weiter.

3.**

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele[1]
Dein allerliebſtes Lachen.

---

*) Der Freimüthige, Nr. 32 vom 14. Februar 1833.
[1]) lächelnd

**) Morgenblatt, Nr. 121, vom 21. Mai 183[illegible].
[1]) Stets klingt vor meiner Seele
(Stets klingt in meiner Seele Ms.)

Denkſt du noch Montmorency's,
Wie du auf dem Eſel ritteſt,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Diſteln glitteſt?

Der Eſel blieb ruhig ſtehen,
Fing an, die Diſteln zu freſſen —
Dein allerliebſtes Lachen
Werde ich nie vergeſſen.[2]

4.*

(Sie ſpricht.)

Steht ein Baum im ſchönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt ſich am Aſte
Eine Schlange, und ich kann
Von den ſüßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und Das ziſchelt ſo verheißend,
Und Das lockt wie holdes Glück!

(Die Andre ſpricht.)

Dieſes iſt die Frucht des Lebens,
Koſte ihre Süßigkeit,[1]
Daß du nicht ſo ganz vergebens
Lebteſt deine Lebenszeit!

---

[2] niemals vergeſſen.

*) Neue Gedichte, 1844.

[1] Koſte ſeine Süßigkeit. M.

Schönes Kindchen, fromme Taube,
Koſt einmal und zittre nicht —
Folge meinem Rath und glaube,
Was die kluge Muhme ſpricht.

5.*

Neue Melodieen ſpiel' ich
Auf der neugeſtimmten Zither.
Alt iſt der Text! Es ſind die Worte
Salomo's: „Das Weib iſt bitter."

Ungetreu iſt ſie dem Freunde,
Wie ſie treulos[1] dem Gemahle!
Wermuth ſind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.[2]

Alſo wahr iſt jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es ſteht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauſcht ſie noch[3] in allen Büſchen,
Koſ't mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörſt ſie gerne ziſchen.

---

*) Zuerſt abgedruckt unter der Ueberſchrift „[illegible]," in der „Mitternachtzeitung," Nr. 9, vom 14. Januar 1826. Im Originalmanuſkript lautet die Ueberſchrift: „[illegible] I. [illegible] — das Weib iſt bitter."

[1] Treulos [illegible] dem Freunde,
Wie ſie treulos

[2] Hier folgt in der älteſten Verſion noch die Strophe:
Traurig bin ich worden, traurig
Wie der Tod. Ein trüber Ritter,
[illegible] durch das Leben ſchwankend,
Sing' ich jetzt: „Das Weib iſt bitter!"

[3] [illegible] noch jetzt

Ach, es wird ſo kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und ſie krächzen. Luſt und Liebe
Iſt auf lange jetzt begraben.[4]

6.*

Nicht lange täuſchte mich das Glück,
Das du mir zugelogen.
Dein Bild iſt wie ein falſcher Traum
Mir durch das Herz[1] gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne ſchien,
Der Nebel iſt zerronnen:
Geendigt hatten wir ſchon längſt,
Eh' wir noch kaum begonnen.

---

[4] Sind geſtorben und begraben.
(Iſt auf immer jetzt begraben. Ms.)
In der älteſten Verſion folgen hier noch die Strophen:

Nimmer werden auferſtehen
Meines Frühlings Nachtigallen.
Selbſt das Echo ihrer Lieder
Wird im Herzen mir verhallen.

Auf die letzten welken Blumen,
Auf die letzten goldnen Flitter
Meines Glückes ſchau' ich nieder
Kummervoll — Das Weib iſt bitter!

*) Der Freimüthige, Nr. 32 vom 14. Februar 1833.

[1] durch den Sinn

Klariſſe.

1.*

Meinen ſchönſten Liebesantrag
Suchſt du ängſtlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob Das ein Korb ſei?
Fängſt du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich — drum erhör mich,
Lieber Gott! Hilf dieſer Dirne,
Trockne ihre ſüßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne!

2.**

Überall, wo du auch wandelſt,
Schauſt du mich zu allen Stunden,
Und jemehr du mich mißhandelſt,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

---

*) Der Freimüthige Nr. 15 vom 21. Januar 1833.
**) Der Freimüthige Nr. 15 vom 21. Januar 1833.

Denn mich feſſelt holde Bosheit,
Wie mich Güte ſtets vertrieben:
Willſt du ſicher meiner los ſein,
Mußt du dich in mich verlieben.

3.*

Hol' der Teufel[1] deine Mutter,
Hol' der Teufel[2] deinen Vater,
Die ſo grauſam mich verhindert,
Dich zu ſchauen im Theater!

Denn ſie ſaßen da und gaben,[3]
Breitgeputzt, nur ſeltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und ſie ſaßen da und ſchauten[4]
Zweier Liebenden Verderben,
Und ſie klatſchten großen Beifall,
Als ſie Beide ſahen ſterben.[5]

---

*) Der Freimüthige, Nr. 15. vom 21. Januar 1833.

[1]) Hol' der Kuckuck

[2]) Hol' der Kuckuck

[3]) vorn und gaben

[4]) Und ſie ſchauten auf der Bühne

[5]) Lachten laut, und Beifall klatſchend
Sahen ſie den Helden ſterben.

4.[*]

Geh nicht durch die böſe Straße,
Wo die ſchönen Augen wohnen —
Ach! ſie wollen allzu gütig
Dich mit ihrem Blitz verſchonen.

Grüßen allerliebſt herunter
Aus dem hohen Fenſterbogen,
Lächeln freundlich (Tod und Teufel!),
Sind dir ſchweſterlich gewogen.

Doch du biſt ſchon auf dem Wege,
Und vergeblich iſt dein Ringen;
Eine ganze Bruſt voll Elend
Wirſt du mit nach Hauſe bringen.

5.[**]

Jetzt verwundet, krank und leidend,
In den ſchönſten Sommertagen,
Trag' ich wieder, Menſchen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

---

[*] Salon, Bd. I, 1834.
[**] Nur abgedruckt im Salon, Bd. I

Die geſchwätz'gen Vögel ſchweigen
Mitleidsvoll in meiner Nähe:
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit bei meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
„Katze, meine ſchöne Katze!“
Jammert's aus den Bergen wieder.

„Katze, meine ſchöne Katze,
Konnteſt du mich ſo verletzen,
Wie mit grimmer Tigertatze
Mir das arme Herz zerfetzen!

„Dieſes Herz war, ernſt und trübe,
Längſt verſchloſſen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

„Heimlich ſchienſt du zu miauen:
Glaube nicht, daß ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze.“

— — — — —
— —

6.*

Wälderfreie Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Beſſer müſſen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Dieſe gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und ſie picken an den Finger,
Wenn ſie deinen Zucker wittern.

Welch gemüthlich zarte Scene!
Engel müſſen drob ſich freuen!
Und ich ſelbſt muß eine Thräne
Meiner tiefſten Rührung weihen.

7.**

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk,
Mit Jubel und Muſicieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

---

*) Nur abgedruckt im Salon, Bd. I.
**) Nur abgedruckt im Salon, Bd. I.

Er bringt Jasmin und Röſelein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

8.*

Schütz' euch Gott vor Überhitzung,
Allzu ſtarke Herzensklopfung,
Allzu riechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

Wie am Tage eurer Hochzeit,
Sei die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längſt im Ehejoch ſeid,
Und eur Leib, er ſei gedeihlich.

9.**

Jetzt kannſt du mit vollem Recht,
Gutes Mädchen, von mir denken:
Dieſer Menſch iſt wirklich ſchlecht,
Mich ſogar ſucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm geſagt,
Was im G'ringſten ihn beleidigt,

*) Nur abgedruckt im Salon. Bd. I.
**) Nur abgedruckt im Salon. Bd. I.

Und, wo man ihn angeklagt,
Leidenſchaftlich ihn vertheidigt —

Mich, die im Begriffe ſtand
Einſtens ihn ſogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überſpannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

10.*

Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt,
Wie du dich verdrießlich windeſt,
Wenn du, ohne ſelbſt zu lieben,
Dennoch Eiferſucht empfindeſt!

Nicht die duftig rothe Roſe
Willſt du riechen oder küſſen;
Nein, du ſchnüffelſt an den Dornen,
Bis die Naſe dir zerriſſen.

11.**

Es kommt zu ſpät, was du mir lächelſt,
Was du mir ſeufzeſt, kommt zu ſpät!
Längſt ſind geſtorben[1] die Gefühle,
Die du ſo grauſam einſt verſchmäht.

---

*) Zuerſt im Freimüthigen, Nr. 18 vom 21. Januar 1833 — ſpäter nur noch im Salon, Bd. I abgedruckt.

**) Zuerſt abgedruckt in der „Mitternachtzeitung," Nr. 2 vom 2. Januar 1836. Doch fehlt daſelbſt die dritte Strophe, welche erſt 1844 in den „Neuen Gedichten" hinzugefügt ward.

[1] Geſtorben ſind ja

Zu ſpät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All' deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenſtrahlen auf ein Grab.

* * *

Nur wiſſen möcht' ich: wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

Yolante und Marie.

1.*

Dieſe Damen, ſie verſtehen,
Wie man Dichter ehren muſs:
Gaben mir ein Mittageſſen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Haſe war geſpickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunſt,
Und ich wurde endlich ſatt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwieſen hat.

---

*) Salon, Bd. I. 1. Aufl. 1834.

2.*

In welche ſoll ich mich verlieben,
Da Beide liebenswürdig ſind?
Ein ſchönes Weib iſt noch die Mutter,
Die Tochter iſt ein ſchönes Kind.

Die weißen,[1] unerfahrnen Glieder,
Sie ſind ſo rührend anzuſehn!
Doch reizend ſind geniale Augen,
Die unſre Zärtlichkeit verſtehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwiſchen zwei Gebündel Heu
Nachſinnlich grübelt, welch von beiden[2]
Das allerbeſte Futter ſei.

3.**

Vor der Bruſt die trikoloren
Blumen, ſie bedeuten: frei,
Dieſes Herz iſt frei geboren,
Und es haſſt die Sklaverei.

---

*) Mit der Überſchrift: „Ramsgate 1828.“ zuerſt abgedruckt im „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.“

[1] Die jungen

[2] Still nachdenkt, welches von den beiden

**) Nur abgedruckt im Salon, Bd. I.

Königin Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche, die vor dir regierte,
Wurde ſchmählich abgeſetzt.

4.*

Die Flaſchen[1] ſind leer, das Frühſtück war gut,
Die Dämchen ſind roſig erhitzet.
Sie lüften das Mieder mit Übermuth,[2]
Ich glaube, ſie ſind beſpitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüſtchen wie nett![3]
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen ſie lachend ſich aufs Bett[4]
Und hüllen ſich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und ſchnarchen am End' um die Wette.
Da ſteh' ich im Zimmer, ein einſamer Thor,[5]
Betrachte verlegen das Bette.

---

*) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.

[1] Die Gläſer

[2] Sie ziehen ſich lachend die Kleider aus. (Sie lüften die Kleider mit Übermuth. Ms.)

[3] Die Schulter wie fein, die Brüſtchen wie weiß!

[4] Sie legen ſich lachend in mein Bett (Und lachend werfen ſie ſich ins Bett Ms.)

[5] ein [illegible] Mann

5.*

Jugend, die mir täglich ſchwindet,
Wird durch raſchen Muth erſetzt,
Und mein kühnrer Arm umwindet
Noch viel ſchlankre Hüften jetzt.

That auch Manche ſehr erſchrocken,
Hat ſie doch ſich bald gefügt;
Holder Zorn, verſchämtes Stocken
Wird von Schmeichelei beſiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabei.
Iſt es die verſchwundne ſüße,
Blöde Jugend-Eſelei?

*) Salon. Bd. I. 1. Aufl. 1834.

Jenny.*

Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt,
Und du biſt fünfzehnjährig kaum . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundertſiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Geſtalt und Weſen,
Auch trug ſie ganz wie du das Haar.

Ich geh' auf Univerſitäten,
Sprach ich zu ihr, ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner. —
Sie ſprach: „Du biſt mein einz'ges Glück."

Drei Jahre ſchon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am erſten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet ſei.

Es war am erſten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel ſangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenſtrahl.

---

*) Nur abgedruckt in der „Mitternachtzeitung," Nr. 4 vom 5. Januar 1836.

Ich aber wurde blaß und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wiſſen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas. Meine Geſundheit
Iſt jetzt ſo ſtark wie'n Eichenbaum . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Emma.

1.*

Er ſteht ſo ſtarr wie ein Baumſtamm
In Hitz' und Froſt und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben ſind.

So quält ſich Bagiratha lange,
Und Brahma will enden ſein Weh,
Er läßt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

Ich aber, Geliebte, vergebens
Martre und quäl' ich mich ab,
Aus deinen Himmelsaugen
Fließt mir kein Tropfen herab.

---

*) Neue Gedichte. 1. Aufl. 1844.

2.*

Vierundzwanzig Stunden ſoll ich
Warten auf das höchſte Glück,
Das mir blinzelnd ſüß verkündet,
Blinzelnd ſüß der Seitenblick.

O! die Sprache iſt ſo dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding;
Wird es ausgeſprochen, flattert
Fort der ſchöne Schmetterling.

Doch der Blick, der iſt unendlich,
Und er macht unendlich weit
Deine Bruſt, wie einen Himmel
Voll geſtirnter Seligkeit.

3.**

Nicht mal einen einz'gen Kuß
Nach ſo monatlangem[1] Lieben!
Und ſo bin ich Allerärmſter
Trocknen Mundes ſtehn geblieben.

---

*) Neue Gedichte, 1. Aufl. 1844.

) Zuerſt, unter der Überſchrift „Sh." abgedruckt in der „Mitternachtzeitung" Nr. 6 vom 7. Januar 1826.

[1] jahrelangem

Einmal kam das Glück mir nah,
Schon konnt' ich den Athem ſpüren,
Doch es flog vorüber, ohne
Mir die Lippen zu berühren.

4.[*]

Emma, ſage mir die Wahrheit:
Ward ich närriſch durch die Liebe?
Oder iſt die Liebe ſelber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach, mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

5.[**]

Bin ich bei dir, Zank und Noth!
Und ich will mich fort begeben!
Doch das Leben iſt kein Leben
Fern von dir, es iſt der Tod.

Grübelnd lieg' ich in der Nacht,
Zwiſchen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube, dieſes Elend
Hat mich ſchon verrückt gemacht.

---

[*] Neue Gedichte. 1. Aufl. 1844.
[**] Neue Gedichte. 1. Aufl. 1844.

6.*

Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten
Schleicht die böſe Nacht heran;
Unſre Seelen, ſie ermatten,
Gähnend ſchauen wir uns an.

Du wirſt alt und ich noch älter,
Unſer Frühling iſt verblüht.
Du wirſt kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende iſt ſo trübe!
Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

---

*) Mit dem Datum: „Berlin, 1829." zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt." Nr. 215, vom 2. November 1830.

Der Tannhäuser.*

Eine Legende.

(Geſchrieben 1836.)

---

*) Zuerſt abgedruckt in den „Elementargeiſtern.“ Salon, Bd. III. 1837

1.

Ihr guten Chriſten, laſſt euch nicht
Von Satan's Liſt umgarnen!
Ich ſing' euch das Tannhäuſerlied,
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küß mich geſchwind, und ſage mir,
Was du bei mir vermiſſet?

„„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein[1]
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?““

[1] Hab' ich nicht den allerſüßeſten Wein

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele worden krank:
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

„Wir haben zu viel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen."

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen vieltauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm, laſs uns in die Kammer gehn
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner lilienweißer Leib
Erheitert deine Sinne.""

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen:
Wie Viele einſt für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner lilienweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

„Dein ſchöner lilienweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie Viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!"

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„„Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun[2] ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.““

2.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet,
Da zieht einher die Proceſſion,
Der Papſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Papſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger[1] Vater, Papſt Urban,
Ich laſſ' dich nicht von der Stelle,

---

[2]) Nun hör' ich
[1]) O heil'ger

Du höreſt zuvor meine Beichte an,[2]
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis[3] zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder —
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt?
Vor dem Papſte kniet er nieder.

„O heiliger[4] Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.[5]

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch[6] zu nippen,
So flatterte meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken:
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

[2] Du hörſt zuvor [illegible] Beichte an.
[3] im Kreiſe.
[4] O heil'ger.
[5] Die Stimme iſt wie Blumenduft,
Wie Blumenduft ſo weiche.
[6] Den zarten Duft.

„Schaun dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet:
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen!

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren —[7]
Iſt Das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?[8]

„O heiliger[9] Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!“

Der Papſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſel'ger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der ſchlimmſte von allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

[7] Mit unbezwinglichen Flammen —
[8] Und wird mich Gott verdammen?
[9] O heil'ger

3.

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße die wurden ihm wunde,
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich ins Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brot,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabei ſo ſüße.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben;

Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hieher geeilet.

„Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papſt geſehn,
Der Papſt er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz[1] hinaufgeklommen.

„Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu ſchneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,[2]
Die Adler krächzen und ſchreien.[3]

„Und als ich auf dem Sankt Gotthard ſtand,
Da hört' ich Deutſchland ſchnarchen;
Es ſchlief da unten in ſanfter Hut
Von ſechsunddreißig Monarchen.[4]

„In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Gar liebe Geſchöpfchen und Tröpfchen!

---

[1] Die Alpen.
[2] Die blauen Seen lachten mich an. Ms.
[3] Dieſe Strophe fehlt in der erſten Verſion.
[4] In der franzöſiſchen Ausgabe (De l'Allemagne, Vol. II.) lautet hier die Schlußſtrophe: „J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma mie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne

Auf kleinen Kackſtühlchen ſaßen ſie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.[5]

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße:
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

„Zu Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt gehört zu den Beſſern,[6]
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wäſſern.[7]

„Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſei todt,
Und Eckermann ſei noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrei —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.""

„Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte;
Ich kam dort durch in ſtockfinſtrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!

---

[5] Doch thut's der Mühe nicht [illegible]
Daß du den Großen von jenen [illegible]
Wenn nicht du die Kleinen [illegible]
[6] Der einſt ſehr ſcharf gebiſſen.
[7] [illegible]

Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

„Zu Hamburg frug ich, warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten?
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir,
Das käme von den Fleethen.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechte Geſelle;
Und als ich auf die Börſe kam,
Ich glaubte, ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg ſah ich Altona,
Iſt auch eine ſchöne Gegend:
Ein andermal erzähl' ich dir,
Was mir alldort begegent.“*)

---

*) „Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll Keiner mich wiederſchauen!
Ich bleibe jetzt im Venusberg
Bei meinen ſchönen Frauen.“

Schöpfungslieder.*

1.

Im Beginn ſchuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Geſtirne;
Hierauf ſchuf er auch die Ochſen,
Aus dem Schweiße ſeiner Stirne.

Später ſchuf er wilde Beſtien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er hübſche kleine Katzen.[1]

Zur Bevölkerung der Wildnis
Ward hernach der Menſch erſchaffen:
Nach des Menſchen holdem Bildnis
Schuf er intreſſante Affen.[2]

Satan ſah Dem zu und lachte:
„Ei, der Herr kopiert ſich ſelber!
Nach dem Bilde ſeiner Ochſen
Macht er noch am Ende Kälber!“

---

*) Die erſten vier Gedichte dieſes Cyklus wurden mit der Überſchrift: „Der Schöpfer,“ zuerſt abgedruckt im erſten Bande des „Salon„ 1. Aufl. 1834.

[1] Schuf er dann die kleinen Katzen.
[2] Schuf er gar nachher die Affen.

2.

Und der Gott ſprach zu dem Teufel:
„Ich, der Herr, kopier' mich ſelber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochſen mach' ich Kälber,
Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menſchen mach' ich Affen:
Aber du kannſt gar Nichts ſchaffen.“

3.

„Ich hab' mir zu Ruhm und Preis erſchaffen
Die Menſchen, Löwen, Ochſen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen
Erſchuf ich zu meiner eigenen Wonne.“

4.

Kaum hab' ich die Welt zu ſchaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgeſonnen
Jahrtauſendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen ſelbſt iſt eitel Bewegung,
Das ſtümpert ſich leicht in kurzer Friſt;
Jedoch der Plan, die Überlegung,
Das zeigt erſt, wer ein Künſtler iſt.

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doktores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

5.*

Sprach der Herr am ſechſten Tage:
„Hab' am Ende nun vollbracht
Dieſe große, ſchöne Schöpfung,
Und hab' Alles gut gemacht.

„Wie die Sonne roſengoldig
In dem Meere wiederſtrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Iſt nicht Alles wie gemalt?

„Sind nicht weiß wie Alabaſter
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Iſt ſie nicht ſo ſchön vollendet
Und natürlich, die Natur?

„Erd' und Himmel ſind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Menſch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!"

*) Neue Gedichte, 1. Aufl., 1844.

6.[*]

„Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das ſaugt ſich nicht aus dem Finger:
Kein Gott erſchafft die Welt aus Nichts,
So wenig, wie irdiſche Singer.

„Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erſchuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenſpeck
Erſchuf ich die ſchönen Weiber.

„Den Himmel erſchuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung:
Der Stoff gewinnt erſt ſeinen Werth
Durch künſtleriſche Geſtaltung.“

7.[**]

„Warum ich eigentlich erſchuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnſinn den Beruf.

„Krankheit iſt wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs geweſen;
Erſchaffend konnte ich geneſen,
Erſchaffend wurde ich geſund.“

---

[*] Neue Gedichte, 1. Aufl., 1844.
[**] Neue Gedichte, 3. Aufl., 1851.

Friederike.[*]

(1823.)

1.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande
Und dünnen Thee und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſcharen nach dem Ganges ſchreiten
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen,

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

[*] Neue Gedichte, 1. Aufl., 1844. — Dieſe Sonette ſind, wie aus der Überſchrift im Originalmanuſkripte hervorgeht, an die ſchöne Friederike Robert gerichtet.

2.

Der Ganges rauſcht, mit klugen Augen ſchauen
Die Antilopen aus dem Laub, ſie ſpringen
Herbei muthwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln ſtolzgeſpreizte Pfauen.[1]

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, dringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird mir's[2] zu enge.

3.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Der Himalaya ſtrahlt[3] im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenherde ſtürzt und brüllt —

---

[1] Der Ganges rauſcht, es wandeln ſtolz die Pfauen
Und ſonnen ſich, die Antilopen ſpringen
Im grünen Gras, die Hyacinthen klingen,
Viel tauſend Diamanten niederthauen. Ms
[2] will's mir
[3] Himalaya erſtrahlt Ms

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelſt, greifen
Gandarven nach der Zither, und ſie ſingen
Dort oben in dem goldnen Sonnenſaal.[1]

---

[1]) Die Engel droben nach der Harf' und ſingen
Des Halleluja dröhnenden Choral. Ms.

Katharina.

1.[*]

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der ſüßen Troſt herniederlacht
Und neues Leben mir verſpricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenſchwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

2.[**]

„Wollen Sie ihr nicht vorgeſtellt ſein?“
Flüſterte mir die Herzogin. —
„Bei Leibe nicht, ich müßt' ein Held ſein,
Ihr Anblick ſchon wirrt mir den Sinn.“

Das ſchöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'

---

[*] Zeitung für die elegante Welt, Nr. 105 vom 1. Juni 1839.
[**] Salon, Bd. IV, 1. Aufl. 1840.

Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Luſt, mit neuem Weh.

Es hält wie Angſt mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnſucht hin zu ihr!
Wie meines Schickſals wilde Sterne
Erſcheinen dieſe Augen mir.

Die Stirn iſt klar. Doch es gewittert
Dahinter ſchon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erſchüttert
Bis in der Seele tiefſten Sitz.

Der Mund iſt fromm. Doch mit Entſetzen
Unter den Roſen ſeh' ich ſchon
Die Schlangen, die mich einſt verletzen
Mit falſchem Kuſs, mit ſüßem Hohn.

Die Sehnſucht treibt. — Ich muſs mich näh'ren
Dem holden, unheilſchwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme iſt ihr Wort.

Sie fragt: „Monſieur, wie iſt der Name
Der Sängerin, die eben ſang?“
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' Nichts gehört von dem Geſang.“

3.*

Wie Merlin, der eitle Weiſe,
Bin ich armer Nekromant[1]
Nun am Ende feſtgebannt
In die eignen Zauberkreiſe.[2]

Feſtgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich[3] in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, ſie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was *ſie* geſprochen.

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

---

*) Morgenblatt Nr. 121, vom 21. Mai 1835.

[1] Gleich Merlin, dem eitlen Weiſen, Biſt du armer Nekromant.

[2] In den eignen Zauberkreis.

[3] [illegible]

4.*

Du liegſt mir ſo gern[1] im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht:
Sie ſchreien und wüthen und ſchelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund:
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir Beide,
Daſs wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in deinem Himmel
Das Haupt,[2] mein liebſter Stern!

---

*) Morgenblatt, Nr. 121 vom 21. Mai 1830.

[1] Du liegſt mir gern

[2] In deinem Himmel verbirgſt du Dein Haupt.

5.*

Unſre Seelen bleiben freilich
In platoniſcher Empfindung
Feſt vereinigt, unzerſtörbar
Iſt die geiſtige Verbindung.

Ja, ſogar im Trennungsfalle
Fänden ſie doch leicht ſich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei ſind ſie unſterblich,
Und die Ewigkeit iſt lange;
Und wer Zeit hat und wer ſuchet,
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung ſehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine, und ſind ſterblich.

Das bedenke, ſchöne Kitty,
Sei vernünftig, klug und weiſe;
Bleib in Frankreich bis zum Frühling,
Bis ich mit nach England reiſe.

---

*) Nur abgedruckt im Morgenblatt, Nr. 121 vom 21. Mai 1835.

6.*

Ich liebe ſolche weiße Glieder,[1]
Der zarten Seele ſchlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von ſchwarzer Lockenfülle![2]

Du biſt ſo recht die rechte Sorte,
Die ich geſucht in allen Landen;
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verſtanden.

Du haſt an mir den Mann gefunden,
Wie du ihn brauchſt. Du wirſt mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küſſen,
Und dann verrathen,[3] wie gebräuchlich.

7.**

Der Frühling ſchien ſchon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten;
Die ganze Gegend ſteht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

---

*) Morgenblatt Nr. 121 vom 21. Mai 1835.

[1] zarte Glieder.

[2] Ich liebe ſolche ſanfte Augen
Und ſolche wilde Lockenfülle.

[3] Und dann verlaſſen.

**) Salon. Bd. IV. 1. Aufl. 1840.

Die Liebſte ſitzt an meiner Seit'
Im raſch hinrollenden Wagen;
Sie ſchaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl' ich ſchlagen.

Das trillert und duftet ſo ſonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geſchmeide!
Sein weißes Blüthenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen ſchaun aus der Erd' hervor,
Betrachten neugierigen Blickes
Das ſchöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

8.*

Kitty ſtirbt! und ihre Wangen
Seh' ich immer mehr erblaſſen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muſs ich Ärmſter ſie verlaſſen.

Kitty ſtirbt! und kalt gebettet
Liegt ſie bald im Kirchhofsgrunde.

*) Nur abgedruckt im Morgenblatt Nr. 123 vom 23. Mai 1835.

Und ſie weiß es! Doch für Alle
Sorgt ſie bis zur letzten Stunde.

Sie verlangt, daſs ich die Strümpfe
Nächſten Winter tragen ſolle,
Die ſie ſelber mir geſtrickt hat
Von der wärmſten Lämmerwolle.

9.*

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab, —
Ach, Alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und ſinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein ſchmerzlicher Sonnenſchein;
Das mögen die letzten Küſſe
Des ſcheidenden Sommers ſein.

Mir iſt, als müſſt' ich weinen
Aus tiefſtem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unſre Abſchiedsſtund'.

Ich muſſte dich verlaſſen,
Und wuſſte, du ſtürbeſt bald!
Ich war der ſcheidende Sommer,
Du warſt der ſterbende Wald.

---

*) Nur abgedruckt im Morgenblatt Nr. 123 vom 23. Mai 1836.

10.*

Jüngſtens träumte mir: ſpazieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär' der Himmel eine Hölle.

Dort ſah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt!

Kirchenväter und Apoſtel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Känze, ein'ge junge —
Letzre ſahn noch ſchlechter aus!

Lange, heilige Geſichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verſchiedne Juden),
Gingen ſtreng an uns vorüber;

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein ſchönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingeſt,
Tändelnd, lächelnd, kokettierend!

Nur ein Einz'ger ſah dich an,
Und es war der einz'ge ſchöne,

---

*) Salon, Bd. IV. 1. Aufl. 1840.

Schöne Mann in dieſer Schar:
Wunderherrlich war ſein Antlitz.

Menſchengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einſt
Schaute Jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner iſt ſo rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eiferſucht berühret —

Und ich muſs geſtehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genierte
Unſer Heiland, Jeſus Chriſtus [1]

11.*

Ein Jeder hat zu dieſem Feſte
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut ſich der blühenden Sommernacht; [2] —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beſte.

Ich wandle allein, gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Luſt, ich fliehe den Tanz,
Und die ſchöne Muſik und den Lampenglanz; —
In England ſind meine Gedanken.

---

[1] „Sein Chriſt." (Beilage zum Brief an H. Laube vom 27. September 1835).

*) Morgenblatt. Nr. 121 vom 21. Mai 1835.

[2] Frühlingsnacht; —

Ich breche Roſen, ich breche Nelken,
Zerſtreuten Sinnes und kummervoll:
Ich weiß nicht, wem ich ſie geben ſoll —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

12.[*]

Geſanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder:
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodiſch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die ſich ſchlecht vertragen,
Und dennoch brechen, wenn ſie ſcheiden.

Manchmal iſt mir, als fühlt' ich wehen
Über dem Haupt die deutſchen Eichen —
Sie flüſtern gar von Wiederſehen —
Das ſind nur Träume — ſie verbleichen.

Manchmal iſt mir, als hört' ich ſingen
Die alten deutſchen Nachtigallen —
Wie mich die Töne ſanft umſchlingen! —
Das ſind nur Träume — ſie verhallen.

Wo ſind die Roſen, deren Liebe
Mich einſt beglückt? — All ihre Blüthe
Iſt längſt verwelkt! — Geſpenſtiſch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

[*] Morgenblatt Nr. 123 vom 23. Mai 1855.

In der Fremde.

1.*

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;
Im Winde klingt ein ſanftes Wort,
Schauſt dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich ſanft zurück:
„O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du biſt mein einz'ges Glück!"

Doch weiter, weiter, ſonder Raſt,
Du darfſt nicht ſtille ſtehn;[1]
Was du ſo ſehr geliebet haſt,
Sollſt du nicht wiederſehn.

---

*) Mit der Überſchrift „[illegible]" zuerſt abgedruckt im „Salon," Nr. 1. 1834.
[1] Du darfſt nicht rückwärts gehn.

2.*

„O des liebenswürd'gen Dichters,
Deſſen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!"

Während liebenswürd'ge Damen
Alſo liebenswürdig dachten,
Mußt' ich hundert Meil' entfernt
In der öden Fremde ſchmachten.

Und es hilft uns Nichts im Norden,
Wenn im Süden ſchönes Wetter,
Und von zugedachten Küſſen
Wird das magre Herz nicht fetter.

3.**

Mir träumte von einem ſchönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir ſaßen unter der grünen Lind'
In blauen Sommernächten.

---

[*] Mit der Überſchrift: „Reminiſzenz. 1828." zuerſt abgedruckt im „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829."

[**] Nur abgedruckt im erſten Band des „Salon" mit der Überſchrift: „Träumereien. I."

Wir hatten uns lieb und küſſten uns gern,
Und koſ'ten von Freuden und Leiden.
Es ſeufzten am Himmel die gelben Stern',
Sie ſchienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und ſchau' mich um,
Ich ſteh' allein im Dunkeln
Am Himmel droben, gleichgültig und ſtumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

4.*

Du biſt ja heut ſo grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geſchaut.
Es perlet ſtill von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkſt du der Heimat, die ſo ferne,
So nebelferne dir verſchwand?
Geſtehe mir's, du wäreſt gerne
Manchmal im theuren Vaterland.

Denkſt du der Dame, die ſo niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürnteſt du, dann ward ſie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkſt du der Freunde, die da ſanken
An deine Bruſt in großer Stund'?

---

*) Mit der Überſchrift: „Träumereien II." zuerſt abgedruckt im „Salon." Bd. I. 1. Aufl., 1834.

Im Herzen ſtürmten die Gedanken,
Jedoch verſchwiegen blieb der Mund.

Denkſt du der Mutter und der Schweſter?
Mit Beiden ſtandeſt du ja gut.
Ich glaube gar, es ſchmilzt, mein Beſter,
In deiner Bruſt der wilde Muth![1]

Denkſt du der Vögel und der Bäume
Des ſchönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es iſt ſchon ſpät. Die Nacht iſt helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun ſchnelle
Und in Geſellſchaft gehn. O weh!

5.*

Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort ſo hoch, die Veilchen nickten ſanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf Deutſch, und ſprach auf Deutſch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

---

[1] Ich glaube gar, du [illegible], mein Beſter,
In — — — — — — —

*) Mit der Überſchrift „Träumereien, III." zuerſt abgedruckt im „Salon" Bd. I, 1. Aufl. 1834.

Tragödie.*

1.

Entflieh mit mir und ſei mein Weib
Und ruh an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde ſei mein Herz[1]
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehſt du nicht mit,[2] ſo ſterb' ich hier,
Und du biſt einſam und allein:
Und bleibſt du auch im Vaterhaus,
Wirſt doch wie in der Fremde ſein.

2.

(Dieſes iſt ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

---

*) Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829.

[1] In weiter Fremde ſei mein Herz
(Mein Herz ſei in der Fremde dann Salon, Bd. I.)

[2] Entfliehn wir nicht.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

3.

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter ſitzt auf dem grünen Platz
Der Müllersknecht mit ſeinem Schatz.

Die Winde die wehen[1] ſo lind und ſo ſchaurig,
Die Vögel die ſingen[2] ſo ſüß und ſo traurig,
Die ſchwatzenden Buhlen die werden ſtumm[3],
Sie weinen und wiſſen ſelbſt nicht, warum.

---

[1] Die Winde wehen
[2] Die Vögel ſingen
[3] Sie werden ſtumm

Romanzen.

1.

Ein Weib.*

Sie hatten ſich Beide ſo herzlich lieb,
Spitzbübin war ſie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenſtreiche machte,
Sie warf ſich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud'[1] und Luſt,
Des Nachts lag ſie an ſeiner Bruſt.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie ſtand am Fenſter und lachte.

Er ließ ihr ſagen: „O komm zu mir,
Ich ſehne mich ſo ſehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich ſchmachte —“
Sie ſchüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechſe des Morgens ward er gehenkt,
Um Sieben ward er ins Grab geſenkt;
Sie aber ſchon um Achte
Trank rothen Wein und lachte.

---

*) Mitternachtzeitung, Nr. 21, vom 5. Februar 1839.
[1] M: [illegible]

2.

Frühlingsfeier.*

Das iſt des Frühlings traurige Luſt!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,
Sie ſtürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Bruſt: —
„Adonis! Adonis!“

Es ſinkt die Nacht. Bei Fackelſchein,
Sie ſuchen hin und her im Wald,
Der angſtverwirret wiederhallt
Von Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrein:
„Adonis! Adonis!“

Das wunderſchöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und todt,
Das Blut färbt alle Blumen roth,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
„Adonis! Adonis!“

---

*) Neue Gedichte, 1. Aufl. 1844.

1.

Ein Weib.[*]

Sie hatten ſich Beide ſo herzlich lieb,
Spitzbübin war ſie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenſtreiche machte,
Sie warf ſich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud'[1] und Luſt,
Des Nachts lag ſie an ſeiner Bruſt.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie ſtand am Fenſter und lachte.

Er ließ ihr ſagen: „O komm zu mir,
Ich ſehne mich ſo ſehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich ſchmachte —“
Sie ſchüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechſe des Morgens ward er gehenkt,
Um Sieben ward er ins Grab geſenkt;
Sie aber ſchon um Achte
Trank rothen Wein und lachte.

[*] Mitternachtzeitung, Nr. 21, vom 4. Februar 1836.
[1] in Saus

4.

Die Beſchwörung.[*]

Der junge Franciskaner ſitzt
Einſam in der Kloſterzelle,
Er lieſt im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtſtunde ſchlug,
Da konnt' er nicht länger ſich halten,
Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

„Ihr Geiſter! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der ſchönſten Frauen,
Belebt ſie mir für dieſe Nacht,
Ich will mich dran erbauen.“

Er ſpricht das grauſe Beſchwörungswort,
Da wird ſein Wunſch erfüllet,
Die arme verſtorbene Schönheit kommt,
In weiße Laken gehüllet.

Ihr Blick iſt traurig. Aus kalter Bruſt
Die ſchmerzlichen Seufzer ſteigen.
Die Todte ſetzt ſich zu dem Mönch,
Sie ſchauen ſich an und ſchweigen.

---

[*] Neue Gedichte 1. Aufl. 1844

5.

Aus einem Briefe.[*]

(Die Sonne ſpricht.)

Was gehn dich meine Blicke an?
Das iſt der Sonne gutes Recht,
Sie ſtrahlt auf den Herrn wie auf den Knecht;
Ich ſtrahle, weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke, was deine Pflichten ſind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und ſei ein deutſcher Biedermann.

Ich ſtrahle, weil ich nicht anders kann.
Ich wandle am Himmel wohl auf, wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter ſpricht.)

Das iſt ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten
Der Sehkraft, und es ſinken nieder.

---

[*] Im Originalmanuſkript: „Sonne und Dichter“ betitelt; zuerſt 1844 in den „Neuen Gedichten“ abgedruckt.

Wie ſchwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlider . . .

(Chor der Affen.)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil ſie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Fröſche.)

Im Waſſer, im Waſſer,
Da iſt es noch naſſer
Als auf der Erde,
Und ohne Beſchwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe.)

Was doch die Leute Unſinn ſchwatzen
Von Strahlen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Zücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm ſpricht.)

Wie ſich die Sonne wichtig macht
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbeſcheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht![1]

---

[1] Dieſe Strophe fehlt im Originalmanuſkript.

6.

Unſtern.[*]

Der Stern erſtrahlte ſo munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragſt mich, Kind, was Liebe iſt?
Ein Stern in einem Haufen Miſt.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrath bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau ſie grunzt,
Im Kothe wälzt ſich ihre Brunſt.

O, fiel' ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünſchet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

---

[*] Salon, Bd. IV. 1. Aufl. 1840.

7.

Anno 1829.*

Daſs ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laſſt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreun ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch[1] die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.[2]

O, daſs ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal, —

---

*) Mit der Überſchrift: „Sehnſucht nach der Fremde. Bremen, 1831." zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 215, vom 2. November 1839.

[1] Und

[2] Dieſe Strophe fehlt in dem älteren Abdruck.

Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort![3]
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — fort! nur fort![4]

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt,
Ängſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

8.

Anno 1839.*

O Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt!
Das muntre[1] Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Nur der Verſtand, ſo kalt und trocken,
Herrſcht in dem witzigen Paris —
O Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim ſo ſüß!

---

[3] fremden Ort!
[4] immer fort!
*) Mit der Überſchrift: „Heimweh. Paris. 1839." zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt." Nr. 216 vom 2. November 1839.
[1] Das heitre

Höfliche Männer! Doch verdroſſen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einſt genoſſen
Im Vaterland, Das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder ſtets bewegt!
Da lob' ich Deutſchlands Frauenzimmer,
Das ſchweigend ſich zu Bette legt.

Und Alles dreht ſich hier im Kreiſe
Mit Ungeſtüm, wie'n toller Traum!
Bei uns bleibt Alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.

Mir iſt, als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, ſanft und traut:
Nachtwächterlieder hör' ich ſingen,
Dazwiſchen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war ſo wohl daheime,
In Schilda's theurem Eichenhain;
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft[2] und Mondenſchein.

---

[2] Aus Blumenduft

9.

In der Frühe.*

Auf dem Faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute Morgen,
Spätherbſtnebel, dicht und ſchwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Geſtalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, ſie war wie Mondenlicht
Leicht hinſchwebend, zart und zierlich;
Solchen ſchlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna ſelbſt vielleicht,
Die ſich heut bei einem ſchönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartier Latin verſpätet?

Auf dem Heimweg dacht' ich nach:
Warum floh ſie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

*) Salon. Bd. IV. 1. Aufl. 1840

10.

Ritter Olaf.*

I.

Vor dem Dome ſtehn zwei Männer,
Tragen Beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König,
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:[1]
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,[2]
Daſs vollendet ſchon die Trauung —
Halt bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche:
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.[3]

Leichenblaſs und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter:
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf,[4]
Und ſein rother Mund, der lächelt.[5]

---

*) Zeitung für die elegante Welt, Nr. 105, vom 1. Juni 1839.

[1] Und der König ſpricht zum Henker:

[2] „Am Geſang der Prieſter merk' ich

[3] Geht das neuvermählte Ehepaar.

[4] blickt Herr Olaf,

[5] Und die rothen Lippen lächeln.

Und mit lächelnd rothem Munde[*]
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laſs mich
Nur bis Mitternacht noch leben,[**]
Daſs ich meine Hochzeit feire
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laſs mich leben, laſs mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laſs bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſei gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —[***]
Halt bereit dein gutes Richtbeil.“

II.

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

---

[*] rothen Lippen

[**] — Ich bitte,
Laſs bis Mitternacht mich leben.

[***] Und der König ſpricht zum Henker:
„Unſerm Eidam ſei das Leben
Bis um Mitternacht gefriſtet —

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt [1]
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen bei Fackelglanz
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die Beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert [2] zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht, wie lieb ich dich hab' —
So kalt iſt das Grab“ —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

III.

Herr Olaf, es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds [3]
In freier Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

[1] Der Reigen beginnt. Herr Olaf erfaßt
[2] Herr Olaf ſpricht
[3] Königskinds

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel' Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:[2]

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen;
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land,
Und die Blumen auf der Aue;[3]
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft[4]
Wie die Augen meiner Fraue.[5]

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch euch verlier' ich mein Leben![6]
Ich ſegne auch den Holunderbaum,
Wo du dich mir ergeben.“

---

[2] Dieſe Strophe fehlt im älteſten Abdruck.
[3] auf den Auen.
[4] die ſind ſo ſanft
[5] Frauen.
[6] das Leben!

11.

Die Nixen.[*]

Am einſamen Strande plätſchert die Fluth,
Der Mond iſt aufgegangen;
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten[1] Träumen befangen.

Die ſchönen Nixen, im Schleiergewand,
Entſteigen der Meerestiefe.
Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er ſchliefe.

Die Eine betaſtet mit Neubegier
Die Federn auf ſeinem Barette;
Die Andre neſtelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken[2] Schwert geſtützt
Beſchaut ſie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüſtert aus tiefem Gemüthe:

---

*) Zeitung für die elegante Welt, Nr. 172, vom 3. September 1839.
1) Von ſüßen
2) Und auf das blanke

„O, daß ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menſchenblüthe!“

Die Fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnſucht und Verlangen;
Die Sechſte zögert und küßt am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter iſt klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müſſen;[1]
Er läßt ſich ruhig im Mondenſchein
Von ſchönen Nixen küſſen.

12.

Bertrand de Born.[*]

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf ſeiner Stirn Gedankenſpur,
Er konnte jedes Herz beſiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten ſeine ſüßen Töne
Die Löwin des Plantagenet's;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er ſang ſie Alle in ſein Netz.

---

[1] er hütet ſich fein,
Die Augen aufzuſchließen;

[*] Zeitung für die elegante Welt. Nr. 249, vom 20. December 1839.

Wie er den Vater ſelbſt bethörte!
In Thränen ſchmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

13.

Frühling.*

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Am Fluſſe ſitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichſten Kränze.

Das knoſpet und quillt, mit duftender Luſt —[1]
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Die Schäferin ſeufzt aus tiefer Bruſt:[2]
„Wem geb' ich meine Kränze?“

Ein Reiter reitet den Fluß entlang,
Er grüßt ſie ſo blühenden Muthes![3]
Die Schäferin ſchaut ihm nach ſo bang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die ſchönen Blumenkränze.
Die Nachtigall ſingt von Lieb' und Kuß —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze.

---

*) Zeitung für die elegante Welt Nr. 172. vom 3. September 1839.

[1] und duftet und ſingt —

[2] aus vollem Gemüth.

[3] Er grüßt ſo luſtigen Muthes!

14.

Ali Bei.*

Ali Bei, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeſchmack des Paradieſes
Gönnt ihm Allah ſchon auf Erden.

Odaliſken, ſchön wie Houris,
Und geſchmeidig wie Gazellen —
Kräuſelt ihm den Bart die Eine,
Glättet ſeine Stirn die Andre.

Und die Dritte ſchlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küſſt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich ſchmettern
Die Trompeten, Schwerter raſſeln,
Waffenruf und Flintenſchüſſe —
„Herr, die Franken ſind im Anmarſch!“

Und der Held beſteigt ſein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume —

---

*) Zeitung für die elegante Welt. Nr. 249, vom 20. December 1830.

Denn ihm iſt zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis herunterſäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt ſanft und zärtlich.

15.

Pſyche.*

In der Hand die kleine Lampe,
In der Bruſt die große Gluth,
Schleichet Pſyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und ſie zittert,
Wie ſie ſeine Schönheit ſieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Ärmſte ſtirbt beinah!
Pſyche faſtet und kaſteit ſich,
Weil ſie Amorn nackend ſah.

*) Zeitung für die elegante Welt, Nr. 106, vom 1. Juni 1839.

16.

Die Unbekannte.*

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen
In dem Tuileriengarten
Unter den Kaſtanienbäumen.

Täglich geht ſie dort ſpazieren,
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?[1]

Eingeſchüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel ſtrenger eingeſchüchtert,

Wagt' ich nie, ein ſeufzend Wörtchen
Im Vorübergehn zu flüſtern,
Und ich wagte kaum, mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erſt hab' ich erfahren
Ihren Namen; Laura heißt ſie,

---

*) Zeitung für die elegante Welt Nr. 104, vom 31. Mai 1842.

[1] Dem älteſten Abdruck folgte hier noch die Strophe:

Niemand konnt' mir Auskunft geben,
Wer ſie ſei. Bei allen Freunden
Frug ich nach, und ſtets vergebens;
Ich erkrankte faſt vor Sehnſucht.

Wie die ſchöne Provençalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt ſie! Nun, da bin ich
Juſt ſo weit, wie einſt Petrarcha,
Der das ſchöne Weib gefeiert
In Kanzonen und Sonetten.

Laura heißt ſie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platoniſch ſchwelgen
In dem Wohllaut dieſes Namens —
Weiter hat er's nicht gebracht.

17.

Wechſel.*

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerathe dieſes Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Iſt ſo fromm, ſo ſanft, ſo mild!
In der Hand den Liljenſtengel,
Wäre ſie ein Heil'genbild.

Schlanke, ſchwärmeriſche Glieder,
Wenig Fleiſch, ſehr viel Gemüth:

---

*) Zeitung für die elegante Welt Nr. 104, vom 31. Mai 1842.

Und für Liebe, Hoffnung, Glaube
Ihre ganze Seele glüht.

Sie behauptet, ſie verſtünde
Gar kein Deutſch — ich glaub' es nicht.
Niemals hätteſt du geleſen
Klopſtock's himmliſches Gedicht?

18.

Die Hexe.*

„Liebe Nachbarn, mit Vergunſt!
Eine Hex', durch Zauberkunſt,
Kann ſich in ein Thier verwandeln,
Um die Menſchen zu mißhandeln.

„Eure Katz' iſt meine Frau;
Ich erkenne ſie genau
Am Geruch, am Glanz der Augen,
Spinnen, Schnurren, Pfötchenſaugen . . .“

Der Nachbar und die Nachbarin,
Sie riefen: „Jürgen, nimm ſie hin!“
Der Hofhund bellt: „Wau! wau!“
Die Katze ſchreit: „Miau!“

---

*) Aus dem Originalmanuſkript der „Neuen Gedichte“ hier zum erſten Male abgedruckt.

19.

Fortuna.[*]

Frau Fortuna, ganz umſunſt
Thuſt du ſpröde! deine Gunſt
Weiß ich mir durch Kampf und Ringen
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Überwältigt wirſt du doch,
Und ich ſpanne dich ins Joch,
Und du ſtreckſt am End' die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verſtrömt mein rothes Blut,
Und der ſchöne Lebensmuth
Will erlöſchen; ich erliege
Und ich ſterbe nach dem Siege.

---

[*] Neue Gedichte, 1. Aufl. 1844.

20.

Klagelied
eines altdeutſchen Jünglings.*

Wohl Dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh Dem, der ſie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die böſen Geſellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es tröſteten mich die Mädchen
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als ſie mich ganz beſoffen gemacht
Und meine Kleider zerriſſen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeſchmiſſen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Wie wundr' ich mich über die Sache!
Da ſaß ich armer Jüngling
Zu Kaſſel auf der Wache.

---

*) Neue Gedichte. 1. Aufl. 1844.

21.

Laß ab!*

Der Tag iſt in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebeſt mich!

Du liebſt mich — ſchon erfaſſen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüthe welkt,
Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —[1]
Laß ab von mir und dem Unglück!

---

*) Mit der Überſchrift: „An Emma. Geſchrieben zu Berlin [illegible].“ zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 215, vom 2. November [illegible].

[1] Den heiteren Schmetterling,
Der im Sonnenlichte gaukelt —

22.

Frau Mette.*

(Nach dem Däniſchen).

Herr Peter und Bender ſaßen beim Wein.
Herr Bender ſprach: „Ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.“

Herr Peter ſprach: „Ich wette mein Roſs
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette ſing' ich nach meinem Hoſ,
Noch heut in der Mitternachtſtunde.“

Und als die Mitternachtſtunde kam,
Herr Peter hub an zu ſingen;
Wohl über den Fluſs, wohl über den Wald
Die ſüßen Töne dringen.

Die Tannenbäume[1] horchen ſo ſtill,
Die Fluth hört auf zu rauſchen,
Am Himmel zittert der blaſſe Mond,
Die klugen Sterne lauſchen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
„„Wer ſingt vor meiner Kammer?““

---

*) Mit der Überſchrift: „Die Wette. Hamburg, 1839.“ zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt.“ Nr. 249, vom 20. December 1839.

[1] Die ſchwarzen Tannen

Sie achſelt ihr Kleid, ſie ſchreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluſs
Sie ſchreitet unaufhaltſam;
Herr Peter zog ſie nach ſeinem Hof
Mit ſeinem Liede gewaltſam.

Und als ſie Morgens nach Hauſe kam,
Vor der Thüre ſtand Herr Bender:
„Frau Mette, wo biſt du geweſen zur Nacht?
Es triefen deine Gewänder.“

„„Ich war heut Nacht am Nixenfluſs,
Dort hört' ich prophezeien,
Es plätſcherten und beſpritzten mich
Die neckenden Waſſerfeien.““

„Am Nixenfluſs iſt feiner Sand,
Dort biſt du nicht gegangen,
Zerriſſen und blutig ſind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen.“

„„Ich war heut Nacht im Elfenwald,
Zu ſchaun [2] den Elfenreigen,
Ich hab' mir verwundet Fuß und Geſicht
An Dornen und Tannenzweigen.““

„Die Elfen tanzen im Monat Mai
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrſcht der kalte Herbſt
Und heult der Wind in den Wäldern.“ [3]

2) Ich ſchaute
3) Und heult in den öden Wäldern.

„„Bei Peter Nielſen[4] war ich heut Nacht.
Er ſang, und zaubergewaltſam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluſs,
Es zog mich unaufhaltſam.

„„Sein Lied iſt ſtark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Gluth;
Ich weiß, jetzt muſs ich ſterben.““ —[5]

Die Kirchenthür iſt ſchwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das ſoll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender ſteht vor der Leichenbahr',
Und ſeufzt aus Herzensgrunde:
„Nun hab' ich verloren mein ſchönes Weib
Und meine treuen[6] Hunde.“

23.

Begegnung.*

Wohl unter der Linde[1] erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,

---

[4] Der Peter Niels
[5] Ich weiß es, ich werde ſterben.““ —
[6] Und meine guten

*) Mit der Überſchrift: „Die Waſſerleute. Geſchrieben im Herbſt 1841.“ zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt.“ Nr. 11, vom 15. Januar 1842.

[1] Wohl unter den Linden

Da tanzen Zwei, die Niemand kennt,
Sie ſchaun ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab
In ſeltſam fremder Weiſe;
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie,[2]
Die wächſt nur tief in Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adam's Familie.

„Ihr ſeid der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab Euch erkannt beim erſten Blick
An Euren fiſchgrätigen Zähnen."

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir, warum ſo naß der Saum
An Eurem weißen Gewand iſt?

„Ich hab' Euch erkannt beim erſten Blick
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen, die Nixe."

[2] Waſſerlilie.

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die Beiden,
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

24.

König Harald Harfagar.*

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen
Bei ſeiner ſchönen Waſſerfee;
Die Jahre kommen und ſchwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht ſterben;
Zweihundert Jahre dauert ſchon
Sein ſeliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor,
Kann nicht genug ſie betrachten.

Sein goldnes Haar ward ſilbergrau,
Es treten die Backenknochen
Geſpenſtiſch hervor aus dem gelben Geſicht,
Der Leib iſt welk und gebrochen.

---

*) Zeitung für die elegante Welt. Nr. 104, vom 31. Mai 1842.

Manchmal aus ſeinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeſchüttert,
Denn droben ſtürmt ſo wild die Fluth
Und das gläſerne Schloſs erzittert.

Manchmal iſt ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erſchallen:
Er hebt die Arme mit freudiger Haſt,
Läſſt traurig ſie wieder fallen.

Manchmal iſt ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer ſingen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König ſtöhnt und ſchluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt ſich hinab die Waſſerfee[1]
Und küſſt ihn mit lachendem Munde.

---

[1] Die Waſſerfee beugt ſich hinab

25.

Unterwelt.*

1.

„Blieb ich doch Junggeſelle!"
Seufzet Pluto tauſendmal —
„Jetzt in meiner Ehſtandsqual
Merk' ich: früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

„Blieb ich doch ein Junggeſelle!
Seit ich Proſerpinen hab',
Wünſch' ich täglich mich ins Grab!
Wenn ſie keift ſo hör' ich kaum
Meines Cerberus' Gebelle.

„Stets vergeblich, ſtets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich
Kein Verdammter iſt mir gleich!
Ich beneide Siſyphus
Und die edlen Danaiden."

---

*) Die erſten vier Gedichte dieſes Cyklus wurden mit der Bemerkung: „Geſchrieben im Frühling 1840." zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 11, vom 15. Januar 1842.

2.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten,
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proſerpine
Mit finſtrer Miene,
Und im Herzen ſeufzet ſie traurig:

„Ich lechze nach Roſen, nach Sangesergüſſen
Der Nachtigall, nach Sonnenküſſen —
Und hier unter bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertraur' ich!

„Bin feſtgeſchmiedet am Ehejoche
In dieſem verwünſchten[1] Rattenloche!
Und des Nachts die Geſpenſter,
Sie ſchaun mir ins Fenſter,
Und der Styx, er murmelt ſo ſchaurig!

„Heut' hab' ich den Charon zu Tiſche geladen —
Glatzköpfig iſt er und ohne Waden,
Auch die Todtenrichter,
Langweil'ge Geſichter —
In ſolcher Geſellſchaft verſaur' ich."

[1] In dieſem unheimlichen Ms.

3.

Während ſolcherlei Beſchwerde
In der Unterwelt ſich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft
Ohne Haube,[1] ohne Kragen
Schlotterbuſig durch das Land,
Deklamierend jene Klagen,
Die euch Allen[2] wohlbekannt:

„Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyr's Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

„Ach, wie lang' iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur!

---

[1] Ohne Mütze
[2] Die uns Allen

Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Haſt du, Zeus, ſie mir entriſſen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſein?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſel'gen Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang' der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.“ [*]

4.

„Meine Schwiegermutter Ceres,
Laß die Klagen, laß die Bitten!
Dein Verlangen, ich gewähr' es —
Habe ſelbſt ſo Viel gelitten!

---

[*] Dieſe Strophe fehlt bei dem älteſten Abdruck.

„Tröſte dich, wir wollen ehrlich
Den Beſitz der Tochter theilen,
Und ſechs Monden ſoll ſie jährlich
Auf der Oberwelt verweilen.

„Hilft dir dort an Sommertagen
Bei den Ackerbaugeſchäften;
Einen Strohhut wird ſie tragen,
Wird auch Blumen daran heften.

„Schwärmen wird ſie, wenn den Himmel
Überzieht die Abendröthe,
Und am Bach ein Bauerlümmel
Zärtlich bläſt die Hirtenflöte.

„Wird ſich freun mit Gret' und Hänschen
Bei des Erntefeſtes Reigen;
Unter Schöpſen, unter Gänschen
Wird ſie ſich als Löwin zeigen.

„Süße Ruh'! Ich kann verſchnaufen
Hier im Orkus unterdeſſen!
Punſch mit Lethe will ich ſaufen,
Um die Gattin zu vergeſſen.“[1]

---

[1] Die zwei letzten Strophen lauteten im Originalmanuſkript urſprünglich wie folgt:
„Wird ſich freun bei Erntetänzen,
Trunken von Muſik und Schnäpſen,
Eine Löwin, wird ſie glänzen
Unter Gänschen, unter Schöpſen.

„Ich verweilen, ich genieße
Hier die Ruh', die mir beſchieden —
Kein Gezänke! O, wie ſüße
Der ſemeſterliche Frieden!“

5[*].

„„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnſucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeſchick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„„Du nickſt ſo traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit, —
Unheilbar iſt dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!"“

---

[*] Mit der Überſchrift: „Zuweilen." zuerſt abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 104, vom 31. Mai 1842.

◆

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Siebzehnter Band.

Dichtungen. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

Dichtungen

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Atta Troll. Deutſchland. Zeitgedichte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die im Inhaltsverzeichnis mit einem * bezeichneten Gedichte fehlen in den früheren Ausgaben der „Neuen Gedichte;“ die mit einem † verſehenen ſind auch in der franzöſiſchen Ausgabe enthalten

Seite
Vorwort des Herausgebers VII

Atta Troll.

† Vorrede 3
† Atta Troll; ein Sommernachtstraum 11

Deutſchland.

† Vorwort 123
† Deutſchland; ein Wintermärchen 129

Zeitgedichte.

* Deutſchland; ein Traum 227
† Doktrin 231
Adam der Erſte 232
Warnung 233
An einen ehemaligen Goetheaner 234
Geheimnis 235
† Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris 236
† Der Tambourmajor 238
* Entartung 241
† Heinrich 242
† Lebensfahrt 243

Seite
Das neue iſraelitiſche Hoſpital zu Hamburg 244
* An Georg Herwegh 246
An Denſelben. Bei ſeiner Ausweiſung aus Preußen 247
Die Tendenz 248
Das Kind 249
Verheißung 250
Der Wechſelbalg 251
† Der Kaiſer von China 252
* Schloßlegende 254
* Der neue Alexander. 1. 2. 255
* Lobgeſänge auf König Ludwig. 1—3. 257
Kirchenrath Prometheus 262
An den Nachtwächter 263
† Zur Beruhigung 264
Verkehrte Welt 266
Erleuchtung 267
* Deutſchland 268
Warte nur 269
† Nachtgedanken 270
* Auf dem Harze. 1. 2 272
† * Die Weber 277
* Unſere Marine 278

Vorwort des Herausgebers.

Der „Atta Troll“ wurde zuerſt in Nr. 1 — 10 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 4. Januar bis 8. März 1843, abgedruckt. Das Originalmanuſkript befindet ſich noch in Händen des Herrn Heinrich Laube, der ſo gütig war, mir die Benutzung deſſelben zu geſtatten. Erſt 1847 wurde das Gedicht in der vorliegenden, völlig umgearbeiteten Geſtalt in Buchform veröffentlicht. Ich habe den aus dem ſpäteren, im Beſitz des Herrn J. Campe befindlichen Manuſkript entnommenen Varianten ein Ms. hinzugefügt, während die unbezeichneten Varianten dem älteren Manuſkripte entlehnt ſind.

Das Wintermärchen „Deutſchland“ erſchien zuerſt 1844 in den „Neuen Gedichten“ und gleichzeitig in einer Separatausgabe.

Die „Zeitgedichte“ waren größtentheils bisher gleichfalls den „Neuen Gedichten“ einverleibt. Das Gedicht „Unſere Marine“ habe ich vor Jahren aus einem Journal abgeſchrieben, deſſen Titel mir entfallen iſt. Nach einer Notiz in den v. Theodor von Kobbe begründeten „Humoriſtiſchen Blättern“ (Achter Jahrgang, Nr. 12, vom 20. März 1845): „Heinrich Heine's neueſtes Gedicht, „Die Marine,“ wird in Kurzem erſcheinen und dann ſogleich mitgetheilt werden,“ dürfte daſſelbe in den Anfang des Jahres 1845 zu ſetzen ſein. Wahrſcheinlich iſt es, wie in der Note auf S. 278 bemerkt worden, zuerſt in der von Bernays herausgegebenen Pariſer Zeitſchrift „Vorwärts!“ abgedruckt, die ich bis jetzt leider nicht erlangen konnte.

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum.

(1841—1842.)

Motto:

Aus dem ſchimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete fürſtliche Mohr:
So tritt aus ſchimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle, hervor.

Der Mohrenfürſt, von Ferd. Freiligrath.

Vorrede.

Der Atta Troll entſtand im Spätherbſte 1841 und ward fragmentariſch abgedruckt in der „Eleganten Welt," als mein Freund Laube wieder die Redaktion derſelben übernommen hatte. Inhalt und Zuſchnitt des Gedichtes muſſten den zahmen Bedürfniſſen jener Zeitſchrift entſprechen; ich ſchrieb vorläufig nur die Kapitel, die gedruckt werden konnten, und auch dieſe erlitten manche Variante. Ich hegte die Abſicht, in ſpäterer Vervollſtändigung das Ganze herauszugeben, aber es blieb immer bei dem lobenswerthen Vorſatze, und wie allen großen Werken der Deutſchen, wie dem Kölner Dome, dem Schelling'ſchen Gotte, der preußiſchen Konſtitution ꝛc., ging es auch dem Atta Troll — er ward nicht fertig. In ſolcher unfertigen Geſtalt, leidlich aufgeſtutzt und nur äußerlich geründet, übergebe ich ihn heute dem

Publico, einem Drange gehorchend, der wahrlich nicht von innen kommt.

Der Atta Troll entſtand, wie geſagt, im Spätherbſte 1841, zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verſchiedenfarbigſten Feinde ſich gegen mich zuſammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte. Es war eine ſehr große Emeute, und ich hätte nie geglaubt, daſs Deutſchland ſo viele faule Äpfel hervorbringt, wie mir damals an den Kopf flogen! Unſer Vaterland iſt ein geſegnetes Land; es wachſen hier freilich keine Citronen und keine Goldorangen, auch krüppelt ſich der Lorber nur mühſam fort auf deutſchem Boden, aber faule Äpfel gedeihen bei uns in erfreulichſter Fülle, und alle unſere großen Dichter wuſſten davon ein Lied zu ſingen. Bei jener Emeute, wo ich Krone und Kopf verlieren ſollte, verlor ich keins von beiden, und die abſurden Anſchuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, ſind ſeitdem, ohne daſs ich mich zu einer Widerrede herabzulaſſen brauchte, aufs kläglichſte verſchollen. Die Zeit übernahm meine Rechtfertigung, und auch die reſpektiven deutſchen Regierungen, ich muſs es dankbar anerkennen, haben ſich in dieſer Beziehung verdient um mich gemacht. Die Verhaftsbefehle, die von der deutſchen Grenze an auf jeder Station die Heimkehr des Dichters mit

Sehnſucht erwarten, werden gehörig renoviert jedes Jahr, um die heilige Weihnachtzeit, wenn an den Chriſtbäumen die gemüthlichen Lämpchen funkeln. Wegen ſolcher Unſicherheit der Wege wird mir das Reiſen in den deutſchen Gauen ſchier verleidet, ich feiere deſshalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beſchließen. Die wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtſinns beſchuldigten, gehen unterdeſſen im Vaterlande ſehr ſicher umher, als wohlbeſtallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäſte eines Klubbs, wo ſie ſich des Abends partriotiſch erquicken am Rebenſafte des Vater Rhein und an meerumſchlungenen ſchleswig-holſtein'ſchen Auſtern.

Ich habe oben mit beſonderer Abſicht angedeutet, in welcher Periode der Atta Troll entſtanden iſt. Damals blühte die ſogenannte politiſche Dichtkunſt. Die Oppoſition, wie Ruge ſagt, verkaufte ihr Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäſcherinnen der chriſtlich-germaniſchen Nationalität. Es erhub ſich im deutſchen

Bardenhain ganz beſonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzloſe Enthuſiasmusdunſt, der ſich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten ſtürzte, und mich immer an den amerikaniſchen Matroſen erinnerte, welcher für den General Jackſon ſo überſchwänglich begeiſtert war, daſs er einſt von der Spitze eines Maſtbaums ins Meer hinabſprang, indem er ausrief: „Ich ſterbe für den General Jackſon!“ Ja, obgleich wir Deutſchen noch keine Flotte beſaßen, ſo hatten wir doch ſchon viele Matroſen, die für den General Jackſon ſtarben, in Verſen und in Proſa. Das Talent war damals eine ſehr miſsliche Begabung, denn es brachte in Verdacht der Charakterloſigkeit. Die ſchelſüchtige Impotenz hatte endlich nach tauſendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; ſie fand nämlich die Antitheſe von Talent und Charakter. Es war faſt perſönlich ſchmeichelhaft für die große Menge, wenn ſie behaupten hörte: die braven Leute ſeien freilich in der Regel ſehr ſchlechte Muſikanten, dafür jedoch ſeien die guten Muſikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber ſei in der Welt die Hauptſache, nicht die Muſik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf ſein volles Herz, und die Geſinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftſtellers, der es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnete, daß er nicht ſchreiben könne; für ſeinen hölzernen Stil bekam er einen ſilbernen Ehrenbecher.

Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff desſelben war ein Proteſt gegen die Plebiscita der Tagestribünen. Und in der That, ſchon die erſten Fragmente, die vom Atta Troll gedruckt wurden, erregten die Galle meiner Charakterhelden, meiner Römer, die mich nicht bloß der literariſchen, ſondern auch der geſellſchaftlichen Reaktion, ja ſogar der Verhöhnung heiligſter Menſchheits-Ideen beſchuldigten. Was den äſthetiſchen Werth meines Poems betrifft, ſo gab ich ihn gern Preis, wie ich es auch heute noch thue: ich ſchrieb daſſelbe zu meiner eignen Luſt und Freude, in der grillenhaften Traumweiſe jener romantiſchen Schule, wo ich meine angenehmſten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeiſter geprügelt habe. In dieſer Beziehung iſt mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber du lügſt, Brutus, du lügſt, Caſſius, und auch du lügſt, Aſinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine koſtbare Errungenſchaft der Menſchheit ſind und für die ich ſelber ſo viel geſtritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichſter Klarheit und Größe beſtändig vorſchweben, ergreift ihn deſto unwiderſtehlicher die Lachluſt, wenn er ſieht, wie roh, plump und täppiſch von der beſchränkten Zeitgenoſſenſchaft jene Ideen aufgefaſſt werden können. Er ſcherzt dann gleichſam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche ſo verſchoben geſchliffen ſind, daſs ſelbſt ein Apollo ſich darin als eine Karikatur abſpiegeln muſs und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.

Noch ein Wort. Bedarf es einer beſondern Verwahrung, daſs die Parodie eines Freiligrath'ſchen Gedichtes, welche aus dem Atta Troll manchmal muthwillig hervorkichert und gleichſam ſeine komiſche Unterlage bildet, keineswegs eine Miſswürdigung des Dichters bezweckt? Ich ſchätze Denſelben hoch, zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendſten Dichtern, die ſeit der Juliusrevolution in Deutſchland aufgetreten ſind. Seine erſte Gedichteſammlung kam mir ſehr ſpät zu Geſicht, nämlich eben zur Zeit, als der Atta Troll entſtand. Es mochte wohl an meiner damaligen Stimmung liegen, daſs namentlich der Mohrenfürſt ſo beluſtigend auf mich wirkte. Dieſe Produktion wird übrigens als die gelungenſte gerühmt. Für Leſer, welche dieſe Produktion gar nicht kennen — und es mag Deren wohl in China und Japan geben, ſogar am Niger und am Senegal — für Dieſe bemerke ich, daſs der Mohrenkönig, der zu Anfang des Gedichtes aus ſeinem weißen Zelte, wie eine Mondfinſternis, hervortritt, auch eine ſchwarze Geliebte beſitzt, über deren dunkles Antlitz die weißen Straußfedern nicken. Aber kriegsmuthig verläſſt er ſie, er zieht in die Negerſchlacht, wo da raſſelt die Trommel, mit Schädeln behangen — ach! er findet dort ſein ſchwarzes Waterloo und wird von den Siegern an die Weißen verkauft. Dieſe ſchleppen den edlen Afrikaner nach Europa, und hier finden wir ihn wieder im Dienſte einer herumziehenden Reitergeſellſchaft, die ihm bei ihren Kunſtvorſtellungen die türkiſche Trommel anvertraut hat. Da ſteht er nun, finſter und ernſthaft, am Eingange der Reitbahn und trommelt, doch während des Trommelns denkt er an ſeine ehemalige Größe, er denkt daran, daſs er einſt ein abſoluter Monarch war am fernen, fernen Niger, und daſs er gejagt den Löwen, den Tiger —

„Sein Auge ward naſs; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daſs es raſſelnd zerſprang.“

Geſchrieben zu Paris, im December 1846.

Heinrich Heine.

Kaput I.

Rings umragt von dunklen Bergen,
Die ſich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Waſſerſtürzen
Eingelullet, wie ein Traumbild,

Liegt im Thal das elegante
Cauterets. Die weißen Häuschen
Mit Balkonen: ſchöne Damen
Stehn darauf und lachen herzlich.

Herzlich lachend ſchaun ſie nieder
Auf den wimmelnd bunten Marktplatz,
Wo da tanzen Bär und Bärin
Bei des Dudelſackes Klängen.

Atta Troll und ſeine Gattin,
Die geheißen ſchwarze Mumma,
Sind die Tänzer, und es jubeln
Vor Bewundrung die Baskeſen.

Steif und ernſthaft, mit Grandezza,
Tanzt der edle Atta Troll,

Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anſtand.

Ja, es will mich ſchier bedünken,
Daſs ſie manchmal kankaniere,
Und gemüthlos frechen Steißwurfs[1]
An die Grand'-Chaumière erinnre.

Auch der wackre Bärenführer,
Der ſie an der Kette leitet,
Scheint die Immoralität
Ihres Tanzes zu bemerken.

Und er langt ihr manchmal über
Ein'ge Hiebe mit der Peitſche,
Und die ſchwarze Mumma heult dann,
Daſs die Berge wiederhallen.

Dieſer Bärenführer trägt
Sechs Madonnen auf dem Spitzhut,
Die ſein Haupt vor Feindeskugeln
Oder Läuſen ſchützen ſollen.

Über ſeine Schulter hängt
Eine bunte Altardecke,
Die als Mantel ſich gebärdet;
Drunter lauſcht Piſtol und Meſſer.

War ein Mönch in ſeiner Jugend,
Später ward er Räuberhauptmann;
Beides zu verein'gen, nahm er
Endlich Dienſte bei Don Carlos.

[1] Ja, ich möchte ſchier behaupten,
Daſs ſie manchmal ſehr bedenklich
Mit gemüthlos frechen Sprüngen

Als Don Carlos fliehen mußte
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meiſten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen —

Herr[2] Schnapphahnski wurde Autor) —
Da ward unſer Glaubensritter
Bärenführer, zog durchs Land
Mit dem Atta Troll und Mumma.

Und er läßt die Beiden tanzen
Vor dem Volke, auf den Märkten: —
Auf dem Markt von Cauterets
Tanzt gefeſſelt Atta Troll!

Atta Troll, der einſt gehauſet,
Wie[3] ein ſtolzer Fürſt der Wildnis,
Auf den freien Bergeshöhen,
Tanzt im Thal vor Menſchenpöbel!

Und ſogar für ſchnödes Geld
Muß er tanzen, er, der weiland,
In des Schreckens Majeſtät[4]
Sich ſo welterhaben fühlte!

Denkt er ſeiner Jugendtage,
Der verlornen Waldesherrſchaft,
Dann erbrummen dunkle Laute
Aus der Seele Atta Troll's:

Finſter ſchaut er wie ein ſchwarzer
Freiligräth'ſcher Mohrenfürſt,

[2] Fürſt
[3] Als
[4] In der Majeſtät des Schreckens

Und wie Dieſer ſchlecht getrommelt,
Alſo tanzt er ſchlecht vor Ingrimm.

Doch ſtatt Mitgefühl erregt er
Nur Gelächter. Selbſt Juliette
Lacht herunter vom Balkone
Ob den Sprüngen der Verzweiflung. — —

Juliette hat im Buſen
Kein Gemüth, ſie iſt Franzöſin,
Lebt nach außen; doch ihr Äußres
Iſt entzückend, iſt bezaubernd.

Ihre Blicke ſind ein ſüßes
Strahlennetz, in deſſen Maſchen
Unſer Herz, gleich einem Fiſchlein,
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

Kaput II.

Daß ein ſchwarzer Freiligrath'ſcher
Mohrenfürſt ſehnſüchtig lospaukt
Auf das Fell der großen Trommel,
Bis es praſſelnd laut entzweiſpringt:

Das iſt wahrhaft trommelrührend
Und auch trommelfellerſchütternd —
Aber denkt euch einen Bären,
Der ſich von der Kette losreißt!

Die Muſik und das Gelächter,
Sie verſtummen, und mit Angſtſchrei
Stürzt vom Markte fort das Volk,
Und die Damen, ſie erbleichen.

Ja, von ſeiner Sklavenfeſſel
Hat ſich plötzlich losgeriſſen
Atta Troll. Mit wilden Sprüngen
Durch die engen Straßen rennend —

Jeder macht ihm höflich Platz –
Klettert er hinauf die Felſen,
Schaut hinunter, wie verhöhnend,
Und verſchwindet im Gebirge.

Auf dem leeren Marktplatz bleiben
Ganz allein die ſchwarze Mumma
Und der Bärenführer. Raſend
Schmeißt er ſeinen Hut zur Erde,

Trampelt drauf, er tritt mit Füßen
Die Madonnen! reißt die Decke
Sich vom ſcheußlich nackten Leib,
Flucht und jammert über Undank,

Über ſchwarzen Bärenundank!
Denn er habe Atta Troll
Stets wie einen Freund behandelt
Und im Tanzen unterrichtet.

Alles hab' er ihm zu danken,
Selbſt das Leben! Bot man doch
Ihm vergebens hundert Thaler
Für die Haut des Atta Troll!

Auf die arme ſchwarze Mumma,
Die, ein Bild des ſtummen Grames,
Flehend, auf den Hintertatzen,
Vor dem Hocherzürnten ſtehn blieb,

Fällt des Hocherzürnten Wuth
Endlich doppelt ſchwer, er ſchlägt ſie,
Nennt ſie Königin Chriſtine,
Auch Frau Munoz und Putana. — —

Das geſchah an einem ſchönen,
Warmen Sommernachmittage,
Und die Nacht, die jenem Tage
Lieblich folgte, war ſüperbe.

Ich verbrachte faſt die Hälfte
Jener Nacht auf dem Balkone.
Neben mir ſtand Juliette
Und betrachtete die Sterne.

Seufzend ſprach ſie: „Ach, die Sterne
Sind am ſchönſten in Paris,
Wenn ſie dort des Winterabends,
In dem Straßenkoth ſich ſpiegeln.“[1]

---

[1] Statt obiger drei finden ſich in der älteſten Faſſung des Gedichtes folgende ſechs Strophen:

Wir verlaſſen, theurer Leſer,
Hier den grimmigen Bärenführer
Und die bartgeſtutzte Mumma
Und wir folgen Atta Troll.

Wir erzählen, wie der edle
Refugié ſich hingeflüchtet
Zu den Seinen, wir beſchreiben
Ganz genau den Bärenhaushalt;

Später gehn wir auf die Jagd,
Klimmen, klettern, ſchwitzen, träumen
In Geſellſchaft des Laskaro,
Der den Atta Troll getödtet.

Traum der Sommernacht! Phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied. Ja, zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe!
Wittert nicht darin Tendenzen!

Atta Troll iſt kein Vertreter
Von dickhäutig deutſcher Volkskraft,
Und er greift nicht allegoriſch
Mit der Tatze in die Zeit ein —

Nicht einmal ein deutſcher Bär
Iſt mein Held. Die deutſchen Bären —
Schreibt man — wollen nicht mehr tanzen
Doch auch nicht die Kette brechen.

Kaput III.*

Traum der Sommernacht! Phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer ſammt der Schöpfung!

Nur der eignen Luſt gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt ſich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegaſus.

Iſt kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwuth,
Das pathetiſch ſtampft und wiehert!

Goldbeſchlagen ſind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenſchnüre ſind die Zügel,
Und ich laſſ' ſie luſtig ſchießen.

Trage mich, wohin du willſt!
Über luſtig ſteilen Bergpfad,

---

*) Dies Kaput fehlt in der älteſten Faſſung des Gedichts — mit Ausnahme der erſten drei Verſe, die ſich am Schluſſe des vorigen Abſchnitts finden. Siehe S. 17.

Wo Kaſkaden angſtvoll kreiſchend
Vor des Unſinns Abgrund warnen![1]

Trage mich durch ſtille Thäler,
Wo die Eichen ernſthaft ragen[2]
Und den Wurzelknorrn entrieſelt[3]
Uralt ſüßer Sagenquell!

Laſs mich trinken dort und näſſen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwaſſer,
Welches ſehend macht und wiſſend.

Jede Blindheit weicht! Mein Blick
Dringt bis in die tiefſte Steinkluft,
In die Höhle Atta Troll's —
Ich verſtehe ſeine Reden!

Sonderbar! wie wohlbekannt
Dünkt mir dieſe Bärenſprache!
Hab' ich nicht in theurer Heimat
Früh vernommen dieſe Laute?

---

[1] Wo Kaſkaden ſchäumend raſen
Und des Unſinns Abgrund gähnt. Ms.
[2] Wo die Rieſeneichen ragen Ms.
Wo die Eiche ragt nachdenklich Ms.
[3] Und aus wilden Wurzeln rieſelt Ms.

Kaput IV.

Ronceval, du edles Thal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verſchollne blaue Blume!

Glänzend ſteigt empor die Traumwelt,
Die jahrtauſendlich verſunken,
Und die großen Geiſteraugen
Schaun mich an, daß ich erſchrecke!

Und es klirrt und toſt! Es kämpfen
Saracen und Frankenritter;
Wie verzweifelnd, wie verblutend,
Klingen Roland's Waldhornrüfe!

In dem Thal von Ronceval,
Unfern von der Rolandsſcharte —
So geheißen, weil der Held,
Um ſich einen Weg zu bahnen,

Mit dem guten Schwert Duranda
Alſo todesgrimmig einhieb
In die Felswand, daß die Spuren
Bis zu[1] heut'gem Tage ſichtbar —

---

[1] Bis auf

Dort in einer düſtern Steinſchlucht,
Die umwachſen von dem Buſchwerk
Wilder Tannen, tief verborgen,
Liegt die Höhle Atta Troll's.

Dort, im Schoße der Familie,
Ruht er aus von den Strapazen
Seiner Flucht und von der Mühſal
Seiner Völkerſchau und Weltfahrt.

Süßes Wiederſehn! Die Jungen
Fand er in der theuren Höhle,
Wo er ſie gezeugt mit Mumma;
Söhne vier und Töchter zwei.

Wohlgeleckte Bärenjungfraun,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter;
Braun die Buben, nur der Jüngſte
Mit dem einz'gen Ohr iſt ſchwarz.

Dieſer Jüngſte war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm ſpielend
Abgebiſſen einſt ein Ohr;
Und ſie fraß es auf vor Liebe.

Iſt ein genialer Jüngling,
Für Gymnaſtik ſehr begabt,
Und er ſchlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunſtmeiſter Maßmann.

Blüthe autochthoner Bildung,
Liebt er nur die Mutterſprache,
Lernte nimmer den Jargon
Des Hellenen und des Römlings.[2]

---

[2] Der Hellenen und der Römer.
Des Hellenen und Quiriten. Ms.

Friſch und frei und fromm und fröhlich,
Iſt verhaſſt ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waſchens,
Wie dem Turnkunſtmeiſter Maßmann.[3]

Am genialſten iſt der Jüngling,
Wenn er klettert auf dem Baume,
Der entlang der ſteilſten Felswand
Aus der tiefen Schlucht emporſteigt,

Und hinaufragt bis zur Koppe,
Wo des Nachts die ganze Sippſchaft
Sich verſammelt um den Vater,
Koſend in der Abendkühle.

Gern erzählt alsdann der Alte,
Was er in der Welt erlebte,
Wie er Menſchen viel' und Städte
Einſt geſehn, auch Viel erduldet,

Gleich dem edlen Laertiaden,
Dieſem nur darin unähnlich,
Daß die Gattin mit ihm reiſte,
Seine ſchwarze Penelope.

Auch erzählt dann Atta Troll
Von dem koloſſalen Beifall,
Den er einſt durch ſeine Tanzkunſt
Eingeerntet bei den Menſchen.

Er verſichert, Jung und Alt
Habe jubelnd ihn bewundert,

---

[3] Er verabſcheut auch die Seife,
Luxus des modernen Waſchens.
Und in jeder ſchmutz'gen Pfütze
Sudelt er herum ſein Haupt.

Wenn er tanzte auf den Märkten,
Bei der Sackpfeif' ſüßen Tönen.

Und die Damen ganz beſonders,
Dieſe zarten Kennerinnen,
Hätten raſend applaudiert
Und ihm huldreich zugeäugelt.[4]

O, der Künſtlereitelkeiten!
Schmunzelnd denkt der alte Tanzbär
An die Zeit, wo ſein Talent
Vor dem Publiko ſich zeigte.

Übermannt von Selbſtbegeiſtrung,
Will er durch die That bekunden,
Daß er nicht ein armer Prahlhans,
Daß er wirklich groß als Tänzer —

Und vom Boden ſpringt er plötzlich,
Stellt ſich auf die Hintertatzen,
Und wie ehmals tanzt er wieder
Seinen Leibtanz, die Gavotte.

Stumm, mit aufgeſperrten Schnauzen,
Schauen zu die Bärenjungen,
Wie der Vater hin und her ſpringt
Wunderbar im Mondenſcheine.

[4] zugelächelt.
zugenickt. Ms.

Kaput V.

In der Höhle, bei den Seinen,
Liegt gemüthskrank auf dem Rücken
Atta Troll, nachdenklich ſaugt er
An den Tatzen, ſaugt und brummt:

„Mumma, Mumma, ſchwarze Perle,
Die ich in dem Meer des Lebens
Aufgefiſcht, im Meer des Lebens
Hab' ich wieder dich verloren!

„Werd' ich nie dich wiederſehen,
Oder nur jenſeits des Grabes,
Wo von Erdenzotteln frei
Sich verkläret deine Seele?[1]

„Ach! vorher möcht' ich noch einmal
Lecken an der holden Schnauze
Meiner Mumma, die ſo ſüße,
Wie mit Honigſeim beſtrichen!

„Möchte auch noch einmal ſchnüffeln[2]
Den Geruch, der eigenthümlich

---

[1] Wo du, frei von Erdenzotteln,
Dich verklärſt, ſchneeweiß, ätheriſch?
[2] Auch noch einmal möcht' ich ſchnüffeln

Meiner theuren ſchwarzen Mumma,
Und wie Roſenduft ſo lieblich!

„Aber ach! die Mumma ſchmachtet
In den Feſſeln jener Brut,[3]
Die den Namen Menſchen führet,[4]
Und ſich Herrn der Schöpfung dünkelt.[5]

„Tod und Hölle! Dieſe Menſchen,
Dieſe Erzariſtokraten,
Schaun auf das geſammte Thierreich
Frech und adelſtolz herunter,

„Rauben Weiber uns und Kinder,
Feſſeln uns, mißhandeln, tödten
Uns ſogar, um zu verſchachern
Unſre Haut und unſern Leichnam!

„Und ſie glauben ſich berechtigt,
Solche Unthat auszuüben
Ganz beſonders gegen Bären,
Und ſie nennen's Menſchenrechte!

„Menſchenrechte! Menſchenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer that es die Natur,
Dieſe iſt nicht unnatürlich.

„Menſchenrechte! Wer gab euch
Dieſe Privilegien?

---

[3] Unthier.
[4] führen.
[5] dünken.

Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die iſt nicht ſo unvernünftig!“[*]

„Menſchen, ſeid ihr etwa beſſer,
Als wir Andre, weil geſotten
Und gebraten eure Speiſen?
Wir verzehren roh die unſern,

„Doch das Reſultat am Ende
Iſt daſſelbe — nein, es adelt
Nicht die Atzung; Der iſt edel,
Welcher edel fühlt und handelt.

„Menſchen, ſeid ihr etwa beſſer,
Weil ihr Wiſſenſchaft und Künſte
Mit Erfolg betreibt? Wir Andre
Sind nicht auf den Kopf gefallen.

„Giebt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen
Wie Kommercienräthe? Trommeln
Nicht die Haſen ganz vorzüglich?

„Hat ſich nicht in Hydroſtatik
Mancher Biber ausgezeichnet?
Und verdankt man nicht den Störchen
Die Erfindung der Klyſtiere?

„Schreiben Eſel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Kömödie?

---

[*] Statt obiger zwei Strophen findet ſich in der älteſten Faſſung die folgende:
„Menſchenrechte! Wer belehnte
Euch damit? Nicht die Natur;
Dieſe iſt nicht unnatürlich.
Nicht Vernunft; die iſt vernünftig.

Giebt es eine größre Mimin,
Als Batavia, die Meerkatz'?

„Singen nicht die Nachtigallen?
Iſt der Freiligrath kein Dichter?
Wer beſäng' den Löwen beſſer
Als ſein Landsmann, das Kamel?

„In der Tanzkunſt hab' ich ſelber
Es ſo weit gebracht, wie Raumer
In der Schreibkunſt — ſchreibt er beſſer,
Als ich tanze, ich der Bär?

„Menſchen, warum ſeid ihr beſſer,
Als wir Andre? Aufrecht tragt ihr
Zwar das Haupt, jedoch im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken.[7]

„Menſchen, ſeid ihr etwa beſſer,
Als wir Andre, weil eur Fell
Glatt und gleißend? Dieſen Vorzug
Müßt ihr mit den Schlangen theilen.

„Menſchenvolk, zweibein'ge Schlangen,
Ich begreife wohl, warum ihr
Hoſen tragt! Mit fremder Wolle
Deckt ihr eure Schlangennacktheit.

„Kinder! hütet euch vor jenen
Unbehaarten Mißgeſchöpfen!
Meine Töchter![8] Traut nur keinem
Unthier, welches[9] Hoſen trägt!"

---

[7] jedoch es kriechen.
Niedrig kriechen die Gedanken

[8] Meine Lieben!

[9] Menſchen, welche

Weiter will ich nicht berichten,
Wie der Bär in ſeinem frechen
Gleichheitsſchwindel räſonnierte
Auf das menſchliche Geſchlecht.

Denn am Ende bin ich ſelber
Auch ein Menſch, und wiederholen
Will ich nimmer die Sottiſen,
Die am Ende ſehr beleid'gend.

Ja, ich bin ein Menſch, bin beſſer,
Als die andern Säugethiere;
Die Intreſſen der Geburt
Werd' ich nimmermehr verleugnen.

Und im Kampf mit andern Beſtien
Werd' ich immer treulich kämpfen
Für die Menſchheit, für die heil'gen
Angebornen Menſchenrechte.

Kaput VI.*

Doch es iſt vielleicht erſprießlich
Für den Menſchen, der den höhern
Viehſtand bildet, daß er wiſſe,
Was da unten räſonniert wird.

Ja, da unten in den düſtern
Jammerſphären der Geſellſchaft,
In den niedern Thierweltſchichten,[1]
Brütet Elend, Stolz und Groll.

Was naturgeſchichtlich immer,
Alſo auch gewohnheitsrechtlich,
Seit Jahrtauſenden beſtanden,
Wird negiert mit frecher Schnauze.

Von den Alten wird den Jungen
Eingebrummt die böſe Irrlehr',

---

*) Das vorſtehende und die drei nächſten Kapitel fehlen faſt ganz in der älteſten Faſſung des Gedichtes.

[1] Jammerſphären, in den niedern
Thierweltſchichten der Geſellſchaft. Ms.

Die auf Erden die Kultur
Und Humanität bedroht.

„Kinder“ — grommelt Atta Troll,
Und er wälzt ſich hin und her
Auf dem teppichloſen Lager —
„Kinder, uns gehört die Zukunft!

„Dächte jeder Bär, und dächten
Alle Thiere ſo wie ich,
Mit vereinten Kräften würden
Wir bekämpfen die Tyrannen.

„Es verbände ſich der Eber
Mit dem Roß, der Elephant
Schlänge brüderlich den Rüſſel
Um das Horn des wackern Ochſen:

„Bär und Wolf von jeder Farbe,
Bock und Affe, ſelbſt der Haſe,
Wirkten ein'ge Zeit gemeinſam,
Und der Sieg könnt' uns nicht fehlen.

„Einheit, Einheit iſt das erſte
Zeitbedürfnis. Einzeln wurden
Wir geknechtet, doch verbunden
Übertöpeln wir die Zwingherrn.

„Einheit! Einheit! und wir ſiegen,
Und es ſtürzt das Regiment
Schnöden Monopols! Wir ſtiften
Ein gerechtes Animalreich.[2]

[2] Und ein Ende hat das Lächeln
Und das Monopol; wir gründen
Unſre große Republik.

„Grundgeſetz ſei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,[3]
Ohne Unterſchied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

„Strenge Gleichheit! Jeder Eſel
Sei befugt zum höchſten Staatsamt,
Und der Löwe ſoll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

„Was den Hund betrifft, ſo iſt er
Freilich ein ſerviler Köter,
Weil Jahrtauſende hindurch
Ihn der Menſch wie'n Hund behandelt;

„Doch in unſerm Freiſtaat geben
Wir ihm wieder ſeine alten
Unveräußerlichen Rechte,
Und er wird ſich bald veredeln.

„Ja, ſogar die Juden ſollen
Volles Bürgerrecht genießen,
Und geſetzlich gleichgeſtellt ſein
Allen andern Säugethieren.

„Nur das Tanzen auf den Märkten
Sei den Juden nicht geſtattet;
Dies Amendement, ich mach' es
Im Intreſſe meiner Kunſt.[4]

---

3) „Grundgeſetz ſei hier die Gleichheit
Aller Beſtien auf der Erde.

4) Die letzten 11 Strophen finden ſich in der älteſten Faſſung an einer ſpäteren Stelle. Siehe S. 108.

„Denn der Sinn für Stil, für ſtrenge
Plaſtik der Bewegung, fehlt
Jener Race, ſie verdürben
Den Geſchmack des Publikums.“

Kaput VII.

Düſter in der düſtern Höhle
Hockt im trauten Kreis der Seinen
Atta Troll, der Menſchenfeind,
Und er brummt und fletſcht die Zähne:

„Menſchen, ſchnippiſche Kanaillen!
Lächelt nur! Von eurem Lächeln
Wie von eurem Joch wird endlich
Uns der große Tag erlöſen!

„Mich verlezte ſtets am meiſten[1]
Jenes ſauerſüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menſchenlächeln!

„Wenn ich in dem weißen Antlitz
Das fatale Zucken ſchaute,
Drehten ſich herum entrüſtet
Mir im Bauche die Gedärme.

„Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart ſich

---

[1]) Mich verlezt am meiſten noch

Durch das Lächeln eines Menſchen
Seiner Seele tiefſte Frechheit.[1]

„Immer lächeln ſie! Sogar
Wo der Anſtand einen tiefen
Ernſt erfordert, in der Liebe
Feierlichſtem Augenblick!

„Immer lächeln ſie! Sie lächeln
Selbſt im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen dieſe Kunſt,
Die ein Kultus bleiben ſollte.

„Ja, der Tanz, in alten Zeiten,
War ein frommer Akt des Glaubens;[2]
Um den Altar drehte heilig
Sich der prieſterliche Reigen.

„Alſo vor der Bundeslade
Tanzte weiland König David;
Tanzen war ein Gottesdienſt,
War ein Beten mit den Beinen!

„Alſo hab' auch ich den Tanz
Einſt begriffen, wenn ich tanzte
Auf den Märkten vor dem Volk,
Das mir großen Beifall zollte.

„Dieſer Beifall, ich geſteh' es,
That mir manchmal wohl im Herzen;

---

[1] Die letzten drei Strophen finden ſich in der älteſten Faſſung des Gedichts, etwas anders lautend, an einer ſpäteren Stelle. Siehe S. 103.

[2] War ein religiöſer Akt, Ms.
War ein frommer Glaubensakt, Ms.

Denn Bewundrung ſelbſt dem Feinde
Abzutrotzen, Das iſt ſüß!

„Aber ſelbſt im Enthuſiasmus
Lächeln ſie. Ohnmächtig iſt
Selbſt die Tanzkunſt, ſie zu beſſern,
Und ſie bleiben ſtets frivol.“

Kaput VIII.

Mancher tugendhafte Bürger
Duftet ſchlecht auf Erden, während
Fürſtenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümiert ſind.

Jungfräuliche Seelen giebt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laſter hat zuweilen
Sich mit Roſenöl gewaſchen.

Darum rümpfe nicht die Naſe,
Theurer Leſer, wenn die Höhle
Atta Troll's dich nicht erinnert
An Arabiens Spezereien.

Weile mit mir in dem Dunſtkreis,
In dem trüben Mißgeruche,
Wo der Held zu ſeinem Sohne
Wie aus einer Wolke ſpricht:

„Kind, mein Kind, du meiner Lenden
Jüngſter Sprößling, leg dein Einohr

An die Schnauze des Erzeugers
Und ſaug ein mein ernſtes Wort!

„Hüte dich vor Menſchendenkart,
Sie verdirbt dir Leib und Seele;
Unter allen Menſchen giebt es
Keinen ordentlichen Menſchen.

„Selbſt die Deutſchen, einſt die Beſſern,
Selbſt die Söhne Tuiskions,
Unſre Vettern aus der Urzeit,
Dieſe gleichfalls ſind entartet.

„Sind jetzt glaubenlos und gottlos,
Pred'gen gar den Atheismus —
Kind, mein Kind, nimm dich in Acht
Vor dem Feuerbach und Bauer!

„Werde nur kein Atheiſt,
So ein Unbär ohne Ehrfurcht
Vor dem Schöpfer — ja, ein Schöpfer
Hat erſchaffen dieſes Weltall!

„In der Höhe Sonn' und Mond,
Auch die Sterne — die geſchwänzten
Gleichfalls wie die ungeſchwänzten —[1]
Sind der Abglanz ſeiner Allmacht.

„In der Tiefe, Land und Meer,
Sind das Echo ſeines Ruhmes,[2]
Und jedwede Creatur
Preiſet[3] ſeine Herrlichkeiten.

---

[1] Ebenſo wie ungeſchwänzten Ms.
[2] ſeiner Weisheit. Ms.
[3] Rühmet Ms.

„Selbſt das kleinſte Silberläuschen,
Das im Bart des greiſen Pilgers
Theil nimmt an der Erdenwallfahrt,
Singt des Ew'gen Lobgeſang![4]

„Droben in dem Sternenzelte,
Auf dem goldnen Herrſcherſtuhle,
Weltregierend,[5] majeſtätiſch,
Sitzt ein koloſſaler Eisbär.

„Fleckenlos und ſchneeweiß glänzend
Iſt ſein Pelz; es ſchmückt ſein Haupt
Eine Kron' von Diamanten,
Die durch alle Himmel leuchtet.

„In dem Antlitz Harmonie
Und des Denkens ſtumme Thaten;
Mit dem Scepter winkt er nur,
Und die Sphären klingen, ſingen.

„Ihm zu Füßen ſitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Märtyrthumes Palmen.

„Manchmal ſpringt der Eine auf,
Auch der Andre, wie vom heil'gen
Geiſt geweckt, und ſieh! da tanzen
Sie den feierlichſten Hochtanz —

„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte,

---

[4] Preiſt und ſingt des Schöpfers Lob! Ms.
[5] Ewig aufrecht. Ms.

Und vor Seligkeit die Seele
Aus der Haut zu ſpringen ſucht!

„Werde ich unwürd'ger Troll
Einſtens ſolchen Heils theilhaftig?
Und aus irdiſch niedrer Trübſal
Übergehn ins Reich der Wonne?

„Werd' ich ſelber, himmelstrunken,
Droben in dem Sternenzelte,
Mit der Glorie, mit der Palme
Tanzen vor dem Thron des Herrn?“

Kaput IX.

Wie die ſcharlachrothe Zunge,
Die ein ſchwarzer Freiligräth'ſcher
Mohrenfürſt verhöhnend grimmig
Aus dem düſtern Maul hervorſtreckt:

Alſo tritt der Mond aus dunkelm
Wolkenhimmel.[1] Fernher brauſen
Waſſerſtürze, ewig ſchlaflos
Und verdrießlich in der Nacht.

Atta Troll ſteht auf der Koppe
Seines Lieblingsfelſens einſam,
Einſam, und er heult hinunter
In den Nachtwind, in den Abgrund:

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin es, den ihr Zottelbär,
Brummbär, Iſegrim und Petz
Und Gott weiß, wie ſonſt noch nennet.

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin die ungeſchlachte Beſtie,

---

[1]) Obige Zeilen finden ſich in der älteren Faſſung des Gedichts an einer ſpäteren Stelle. Siehe S. 108 dieſes Bandes.

Bin das plumpe Trampelthier,
Eures Hohnes, eures Lächelns!

„Bin die Zielſcheib' eures Witzes,
Bin das Ungethüm, womit
Ihr die Kinder ſchreckt des Abends,
Die unart'gen Menſchenkinder.

„Bin das rohe Spottgebilde
Eurer Ammenmärchen, bin es,
Und ich ruf' es laut hinunter
In die ſchnöde Menſchenwelt.[2]

„Hört es, hört, ich bin ein Bär,[3]
Nimmer ſchäm' ich mich des Urſprungs
Und bin ſtolz darauf, als ſtammt' ich
Ab von Moſes Mendelsſohn!“

---

[2] Bin es, und ich ruf' es laut
In die Menſchenwelt hinaus. Ms.

[3] Hört es, hört es, bin ein Bär, Ms.

Kaput X.

Zwo Geſtalten, wild und mürriſch,
Und auf allen Vieren rutſchend,
Brechen Bahn ſich durch den dunklen
Tannengrund um Mitternacht.

Das iſt Atta Troll, der Vater,
Und ſein Söhnchen, Junker Einohr.
Wo der Wald ſich dämmernd lichtet,
Bei dem Blutſtein, ſtehn ſie ſtille.

„Dieſer Stein“ — brummt Atta Troll —
„Iſt der Altar, wo Druiden
In der Zeit des Aberglaubens
Menſchenopfer abgeſchlachtet.

„O der ſchauderhaften Greuel!
Denk' ich dran, ſträubt ſich das Haar
Auf dem Rücken mir — Zur Ehre
Gottes wurde Blut vergoſſen!

„Jetzt ſind freilich aufgeklärter
Dieſe Menſchen, und ſie tödten

Nicht einander mehr aus Eifer
Für die himmliſchen Intreſſen; —

„Nein, nicht mehr der fromme Wahn,
Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbſtſucht
Treibt ſie jetzt zu Mord und Todtſchlag.

„Nach den Gütern dieſer Erde
Greifen Alle um die Wette,
Und Das iſt ein ew'ges Raufen,
Und ein Jeder ſtiehlt für ſich!

„Ja, das Erbe der Geſammtheit
Wird dem Einzelnen zur Beute,
Und von Rechten des Beſitzes
Spricht er dann, von Eigenthum!

„Eigenthum! Recht des Beſitzes!
O des Diebſtahls! O der Lüge!
Solch' Gemiſch von Liſt und Unſinn
Konnte nur der Menſch erfinden.

„Keine Eigenthümer ſchuf
Die Natur, denn taſchenlos,
Ohne Taſchen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir Alle.

„Keinem von uns Allen wurden
Angeboren ſolche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebſtahl zu verbergen.

---

[1] Dies

„Nur der Menſch, das glatte Weſen,
Das mit fremder Wolle künſtlich
Sich bekleidet, wuſſt' auch künſtlich
Sich mit Taſchen zu verſorgen.

„Eine Taſche! Unnatürlich
Iſt ſie, wie das Eigenthum,
Wie die Rechte des Beſitzes —
Taſchendiebe ſind die Menſchen!

„Glühend haſſ' ich ſie! Vererben
Will ich dir, mein Sohn, den Haß.
Hier auf dieſem Altar ſollſt du
Ew'gen Haß den Menſchen ſchwören!

„Sei der Todfeind jener argen
Unterdrücker, unverſöhnlich
Bis ans Ende deiner Tage, —
Schwör es, ſchwör es hier, mein Sohn!“

Und der Jüngling ſchwur, wie ehmals
Hannibal. Der Mond beſchien
Gräßlich gelb den alten Blutſtein
Und die beiden Miſanthropen. — —

Später wollen wir berichten,
Wie der Jungbär treu geblieben
Seinem Eidſchwur; unſre Leier
Feiert ihn im nächſten Epos.

Was den Atta anbetrifft,
So verlaſſen wir ihn gleichfalls,
Doch um ſpäter ihn zu treffen
Deſto ſichrer mit der Kugel.

Deine Unterſuchungsakten,
Hochverräther an der Menſchheit
Majeſtät! ſind jetzt geſchloſſen;
Morgen wird auf dich gefahndet.[3]

---

[3] Statt obiger drei, finden ſich in der älteſten Faſſung folgende zwei Strophen:

Später werde ich berichten,
Wie der Jüngling treu geblieben
Seinem Eid. Er ging nach Deutſchland
Und er wurde ein Tendenzbär.

Zum Entſetzen aller Menſchen,
Und der Muhmen ganz beſonders,
Brummt er dort herum und wüthet
Droht, und Alle aufzufreſſen.

Kaput XI.*

Wie verſchlafne Bajaderen
Schaun die Berge, ſtehen fröſtelnd
In den weißen Nebelhemden,
Die der Morgenwind bewegt.

Doch ſie werden bald ermuntert
Von dem Sonnengott, er ſtreift
Ihnen ab die letzte Hülle
Und beſtrahlt die nackte Schönheit!

In der Morgenfrühe war ich
Mit Laskaro ausgezogen
Auf die Bärenjagd. Um Mittag
Kamen wir zum Pont-d'Eſpagne.

So geheißen iſt die Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien,
Nach dem Land der Weſtbarbaren,
Die um tauſend Jahr' zurück ſind.

Sind zurück um tauſend Jahre
In moderner Weltgeſittung —

---

*) Hier folgt in der älteſten Faſſung Kaput XXIII mit den dort angeführten Änderungen.

Meine eignen Oſtbarbaren
Sind es nur um ein Jahrhundert.

Zögernd, faſt verzagt, verließ ich
Den geweihten Boden Frankreichs,
Dieſes Vaterlands[1] der Freiheit
Und der Frauen, die ich liebe.

Mitten auf dem Pont-d'Eſpagne
Saß ein armer Spanier. Elend
Lauſchte aus des Mantels Löchern,
Elend lauſchte aus den Augen.

Eine alte Mandoline
Kneipte er mit magern Fingern:
Schriller Mißlaut, der verhöhnend
Aus den Klüften wiederhallte.

Manchmal beugt' er ſich hinunter
Nach dem Abgrund und er lachte,
Klimperte nachher noch toller
Und er ſang dabei die Worte:

„Mitten drin in meinem Herzen
Steht ein kleines güldnes Tiſchchen,
Um das kleine güldne Tiſchchen
Stehn vier kleine güldne Stühlchen.

„Auf den güldnen Stühlchen ſitzen
Kleine Dämchen, güldne Pfeile
Im Chignon; ſie ſpielen Karten,
Aber Clara nur gewinnt.

---

[1] Dieſes Vaterland

„Sie gewinnt und lächelt ſchalkhaft.
Ach! in meinem Herzen, Clara,
Wirſt du jedesmal gewinnen,
Denn du haſt ja alle Trümpfe.“ —

Weiter wandernd, zu mir ſelber
Sprach ich: Sonderbar, der Wahnſinn
Sitzt und ſingt auf jener Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien.

Iſt der tolle Burſch das Sinnbild
Vom Ideentauſch der Länder?
Oder iſt er ſeines Volkes
Sinnverrücktes Titelblatt?

Gegen Abend erſt erreichten
Wir die klägliche Poſada,
Wo die Ollea-Potrida
Dampfte in der ſchmutz'gen Schüſſel.

Dorten aß ich auch Garbanzos,
Groß und ſchwer wie Flintenkugeln,
Unverdaulich ſelbſt dem Deutſchen,
Der mit Klößen aufgewachſen.

Und ein Seitenſtück der Küche
War das Bett. Ganz mit Inſekten
Wie gepfeffert — Ach! die Wanzen
Sind des Menſchen ſchlimmſte Feinde.

Schlimmer als der Zorn von tauſend
Elephanten iſt die Feindſchaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Muſſt dich ruhig beiſsen laſſen —
Das iſt ſchlimm — Noch ſchlimmer iſt es,
Wenn du ſie zerdrückſt: der Miſsduft
Quält dich dann die ganze Nacht.

Ja, das Schrecklichſte auf Erden
Iſt der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Geſtank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!

Kaput XII.

Wie ſie ſchwärmen, die Poeten,
Selbſt die zahmen! und ſie ſingen
Und ſie ſagen: die Natur
Sei ein großer Tempel Gottes:

Sei ein Tempel, deſſen Prächte
Von dem Ruhm des Schöpfers zeugten,
Sonne, Mond und Sterne hingen
Dort als Lampen in der Kuppel.

Immerhin, ihr guten Leute!
Doch geſteht, in dieſem Tempel
Sind die Treppen unbequem —
Niederträchtig ſchlechte Treppen!

Dieſes Ab- und Niederſteigen,
Bergaufklimmen und das Springen
Über Blöcke, es ermüdet
Meine Seel' und meine Beine.

Neben mir ſchritt der Laskaro,
Blaß und lang wie eine Kerze:
Niemals ſpricht er, niemals lacht er,
Er, der todte Sohn der Hexe.

Ja, es heißt, er ſei ein Todter,
Längſt verſtorben, doch der Mutter,
Der Uraka, Zauberkünſte
Hielten ſcheinbar ihn am Leben. —

Die verwünſchten Tempeltreppen!
Daß ich ſtolpernd in den Abgrund
Nicht den Hals gebrochen mehrmals,
Iſt mir heut noch unbegreiflich.

Wie die Waſſerſtürze kreiſchten!
Wie der Wind die Tannen peitſchte,
Daß ſie heulten! Plötzlich platzten
Auch die Wolken — ſchlechtes Wetter!

In der kleinen Fiſcherhütte,
An dem Lac-de-Gobe fanden
Wir ein Obdach und Forellen:
Dieſe aber ſchmeckten köſtlich.

In dem Polſterſtuhle lehnte,
Krank und grau, der alte Fährmann.
Seine beiden ſchönen Nichten,
Gleich zwei Engeln, pflegten ſeiner.

Dicke Engel, etwas flämiſch,
Wie entſprungen aus dem Rahmen
Eines Rubens: goldne Locken,
Kerngeſunde, klare Augen,

Grübchen in Zinnoberwangen,
Drin die Schalkheit heimlich kichert,
Und die Glieder ſtark und üppig,
Luſt und Furcht-zugleich erregend.

Hübſche, herzliche Geſchöpfe,
Die ſich köſtlich diſputierten:
Welcher Trank dem ſiechen Oheim
Wohl am beſten munden würde?

Reicht die Eine ihm die Schale
Mit gekochten Lindenblüthen,
Dringt die Andre auf ihn ein
Mit Hollunderblumen-Aufguſs.

„Keins von Beiden will ich ſaufen,“ —
Rief der Alte ungeduldig —
„Holt mir Wein, daſs ich den Gäſten
Einen beſſern Trunk kredenze!“

Ob es wirklich Wein geweſen,
Was ich trank am Lac-de-Gobe,
Weiß ich nicht. In Braunſchweig hätt' ich
Wohl geglaubt,[1] es wäre Mumme.

Von dem beſten ſchwarzen Bocksfell
War der Schlauch; er ſtank vorzüglich.
Doch der Alte trank ſo freudig,
Und er ward geſund und heiter.

Er erzählte uns die Thaten
Der Banditen und der Schmuggler,
Die da hauſen frei und frank
In den Pirenäenwäldern.

Auch von älteren Geſchichten
Wuſſt' er viele, unter andern

---

[1] Weiß ich nicht. In Braunſchweig hätte
Ich geglaubt. Ms.

Auch die Kämpfe der Giganten
Mit den Bären in der Vorzeit.

Ja, die Rieſen und die Bären
Stritten weiland um die Herrſchaft
Dieſer Berge, dieſer Thäler,
Eh' die Menſchen eingewandert.

Bei der Menſchen Ankunft flohen
Aus dem Lande fort die Rieſen,
Wie verblüfft: denn wenig Hirn
Steckt in ſolchen großen Köpfen.

Auch behauptet man: die Tölpel,
Als ſie an das Meer gelangten
Und geſehn, wie ſich der Himmel
In der blauen Fluth geſpiegelt,

Hätten ſie geglaubt, das Meer
Sei der Himmel, und ſie ſtürzten
Sich hinein mit Gottvertrauen:
Seien ſämmtlich dort erſoffen.

Was die Bären anbeträfe,
So vertilge jetzt der Menſch
Sie allmählich, jährlich ſchwände
Ihre Zahl in dem Gebirge.

„So macht Einer“ — ſprach der Alte —
„Platz dem Andern auf der Erde.
Nach dem Untergang der Menſchen
Kommt die Herrſchaft an die Zwerge,

„An die winzig klugen Leutchen,
Die im Schoß der Berge hauſen,

In des Reichthums goldnen Schachten,
Emſig klaubend, emſig ſammelnd.

„Wie ſie lauern aus den Löchern,
Mit den pfiffig kleinen Köpfchen,
Sah ich ſelber oft im Mondſchein,
Und mir[2] graute vor der Zukunft!

„Vor der Geldmacht jener Knirpſe!
Ach, ich fürchte, unſre Enkel
Werden ſich wie dumme Rieſen
In den Waſſerhimmel flüchten!“

---

[2] mich

Kaput XIII.

In dem ſchwarzen Felſenkeſſel
Ruht der See, das tiefe Waſſer.
Melancholiſch bleiche Sterne
Schaun vom Himmel. Nacht und Stille.

Nacht und Stille. Ruderſchläge.
Wie ein plätſcherndes Geheimnis
Schwimmt der Kahn. Des Fährmanns Rolle
Übernahmen ſeine Nichten.

Rudern flink und froh. Im Dunkeln
Leuchten manchmal ihre ſtämmig
Nackten Arme, ſternbeglänzt,[1]
Und die großen blauen Augen.

Mir zur Seite ſitzt Laskaro,
Wie gewöhnlich blaß und ſchweigſam.
Mich durchſchauert der Gedanke:
Iſt er wirklich nur ein Todter?

Bin ich etwa ſelbſt geſtorben,
Und ich ſchiffe jetzt hinunter

[1] Leuchten manchmal ſternbeglänzt
Ihre ſtämmig nackten Arme

Mit geſpenſtiſchen Gefährten
In das kalte Reich der Schatten?

Dieſer See, iſt er des Styxes
Düſtre Fluth? Läſſt Proſerpine,
In Ermangelung des Charon,
Mich durch ihre Zofen holen?

Nein, ich bin noch nicht geſtorben
Und erloſchen — In der Seele
Glüht mir noch und jauchzt und lodert
Die lebend'ge Lebensflamme.

Dieſe Mädchen, die das Ruder
Luſtig ſchwingen und auch manchmal
Mit dem Waſſer, das herabträuft,
Mich beſpritzen,[2] lachend, ſchäkernd —

Dieſe friſchen, drallen Dirnen
Sind fürwahr nicht geiſterhafte
Kammerkatzen aus der Hölle,
Nicht die Zofen Proſerpinens!

Daß ich ganz mich überzeuge
Ihrer Oberweltlichkeit,
Und der eignen Lebensfülle
Auch thatſächlich mich verſichre,

Drückt' ich haſtig meine Lippen
Auf die rothen Wangengrübchen,
Und ich machte den Vernunftſchluß:
Ja, ich küſſe, alſo leb' ich!

---

[2] Mich beſpritzen mit dem Waſſer,
Das herabträuft.

Angelangt ans Ufer, küſſt' ich
Noch einmal die guten Mädchen;
Nur in dieſer Münze ließen
Sie das Fährgeld ſich bezahlen.

Kaput XIV.

Aus dem ſonn'gen Goldgrund lachen
Violette Bergeshöhen,
Und am Abhang klebt ein Dörſchen,
Wie ein keckes Vogelneſt.

Als ich dort hinaufklomm, fand ich,[1]
Daß die Alten ausgeflogen
Und zurückgeblieben nur[2]
Junge Brut, die noch nicht flügge.

Hübſche Bübchen, kleine Mädchen,
Faſt vermummt in ſcharlachrothen
Oder weißen wollnen Kappen;
Spielten Brautfahrt auf dem Marktplatz.[3]

Ließen ſich im Spiel nicht ſtören,
Und ich ſah, wie der verliebte
Mäuſeprinz pathetiſch kniete
Vor der Katzenkaiſerstochter.

---

[1] Dort hinaufgeklommen, fand ich.
[2] Und ich fand dort nur die Kinder
[3] Spielten Brautfahrt auf dem Marktplatz,
Hübſche Bübchen, kleine Mädchen,
Faſt vermummt in ſcharlachrothen
Oder weißen wollnen Kappen.

Armer Prinz! Er wird vermählt
Mit der Schönen. Mürriſch zankt ſie,
Und ſie beißt ihn und ſie frißt ihn:
Todte Maus, das Spiel iſt aus.

Faſt den ganzen Tag verweilt' ich
Bei den Kindern, und wir ſchwatzten
Sehr vertraut. Sie wollten wiſſen,
Wer ich ſei und was ich triebe?

Lieben Freunde, — ſprach ich — Deutſchland
Heißt das Land, wo ich geboren:
Bären giebt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.

Manchem zog ich dort das Fell
Über ſeine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich ſelber
Stark gezauſt von Bärentatzen.

Doch mit ſchlechtgeleckten Tölpeln
Täglich mich herumzubalgen
In der theuren Heimat, Deſſen[4]
Ward ich endlich überdrüſſig.

Und ich bin hierhergekommen,
Beſſres Weidwerk aufzuſuchen:
Meine Kraft will ich verſuchen
An dem großen Atta Troll.[5]

Dieſer iſt ein edler Gegner,
Meiner würdig. Ach! in Deutſchland

[4] Doch der ſchlechtgeleckten Bären
Meiner Heimat, dieſer plumpen
Und zugleich [illegible] Beſtien.

[5] Meine Kräfte will ich meſſen
Mit dem großen Atta Troll.

Hab' ich manchen Kampf beſtanden,
Wo ich mich des Sieges ſchämte. — —

Als ich Abſchied nahm, da tanzten
Um mich her die kleinen Weſen
Eine Ronde, und ſie ſangen:
„Girofflino, Girofflette!“

Keck und zierlich trat zuletzt
Vor mir hin die Allerjüngſte,
Knixte zweimal, dreimal, viermal,
Und ſie ſang mit feiner Stimme:

„Wenn der König mir begegnet,
Mach' ich ihm zwei Reverenzen,
Und begegnet mir die Kön'gin,
Mach' ich Reverenzen drei.

„Aber kommt mir gar der Teufel
In den Weg mit ſeinen Hörnern,
Knix' ich zweimal, dreimal, viermal —
Girofflino, Girofflette!“

„Girofflino, Girofflette!“
Wiederholt' das Chor, und neckend
Wirbelte um meine Beine
Sich der Ringeltanz und Singſang.

Während ich ins Thal hinabſtieg,
Scholl mir nach, verhallend lieblich,
Immerfort, wie Vogelzwitſchern:
„Girofflino, Girofflette!“

Kaput XV.

Rieſenhafte Felſenblöcke,
Miſsgeſtaltet und verzerrt,
Schaun mich an gleich Ungethümen,
Die verſteinert, aus der Urzeit.

Seltſam! Graue Wolken ſchweben
Drüber hin, wie Doppelgänger;
Sind ein blödes Konterfei
Jener wilden Steinfiguren.

In der Ferne raſ't der Sturzbach,
Und der Wind heult in den Föhren!
Ein Geräuſch, das unerbittlich
Und fatal wie die Verzweiflung.

Schauerliche Einſamkeiten!
Schwarze Dohlenſcharen ſitzen
Auf verwittert morſchen Tannen,
Flattern mit den lahmen Flügeln.

Neben mir geht der Laskaro,
Blaſs und ſchweigſam, und ich ſelber
Mag wohl wie der Wahnſinn ausſehn,
Den der leid'ge Tod begleitet.

Eine häßlich wüſte Gegend.
Liegt darauf ein Fluch? Ich glaube
Blut zu ſehen an den Wurzeln
Jenes Baums, der ganz verkrüppelt.

Er beſchattet eine Hütte,
Die verſchämt ſich in der Erde
Halb verſteckt; wie furchtſam flehend
Schaut dich an das arme Strohdach.

Die Bewohner dieſer Hütte
Sind Cagoten, Überbleibſel
Eines Stamms, der tief im Dunkeln[1]
Sein zertretnes Daſein friſtet.

In den Herzen der Baskeſen
Würmelt heute noch der Abſcheu
Vor Cagoten. Düſtres Erbtheil
Aus der düſtern Glaubenszeit.[2]

In dem Dome zu Bagnères
Lauſcht ein enges Gitterpförtchen;
Dieſes, ſagte mir der Küſter,
War die Thüre der Cagoten.

Streng verſagt war ihnen ehmals
Jeder andre Kircheneingang,
Und ſie kamen wie verſtohlen
In das Gotteshaus geſchlichen.

---

1) Eines Stammes, der im Dunkeln
2) Ach! es hegt noch heut zu Tage
Der Baskeſe tiefen Abſcheu
Vor Cagoten. Ein Geheimnis
Iſt der Urſprung dieſes Elends.

Dort auf einem niedern Schemel
Saß der Cagot, einſam betend
Und geſondert, wie verpeſtet,
Von der übrigen Gemeinde. —

Aber die geweihten Kerzen
Des Jahrhunderts flackern luſtig,
Und das Licht verſcheucht die böſen
Mittelalterlichen Schatten! —

Stehn blieb draußen der Laskaro,
Während ich in des Cagoten
Niedre Hütte trat. Ich reichte
Freundlich meine Hand dem Bruder.

Und ich küßte auch ſein Kind,
Das, am Buſen ſeines Weibes
Angeklammert, gierig ſaugte:
Einer kranken Spinne glich es.

Kaput XVI.

Schauſt du dieſe Bergesgipfel
Aus der Fern', ſo ſtrahlen ſie,[1]
Wie geſchmückt mit Gold und Purpur,
Fürſtlich ſtolz im Sonnenglanze.[2]

Aber in der Nähe ſchwindet
Dieſe Pracht, und wie bei andern
Irdiſchen Erhabenheiten
Täuſchten dich die Lichteffekte.

Was dir Gold und Purpur dünkte,
Ach, Das iſt nur eitel Schnee,
Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einſamkeit ſich langweilt.

Oben in der Nähe hört' ich,
Wie der arme Schnee gekniſtert,[3]
Und den fühllos kalten Winden
All ſein weißes Elend klagte.[4]

„O, wie langſam" — ſeufzt' er — „ſchleichen
In der Öde hier die Stunden!

---

[1] Aus der Ferne, ſtolz und fürſtlich,
[2] Strahlen ſie im Sonnenglanze.
[3] Wie der Ärmſte ſeufzt und kniſtert.
[4] Klagt.

Dieſe Stunden ohne Ende,
Wie gefrorne Ewigkeiten!

„O, ich armer Schnee! O, wär' ich,
Statt auf dieſe Bergeshöhen,
Wär' ich doch ins Thal gefallen,
In das Thal, wo Blumen blühen!

„Hingeſchmolzen wär' ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönſtes Mädchen wüſche lächelnd
Ihr Geſicht mit meiner Welle.

„Ja, ich wär' vielleicht geſchwommen
Bis ins Meer, wo ich zur Perle
Werden konnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!“

Als ich dieſe Reden hörte,
Sprach ich: „Liebſter Schnee, ich zweifle,
Daß im Thale ſolch ein glänzend
Schickſal dich erwartet hätte.

„Tröſte dich. Nur Wen'ge unten
Werden Perlen, und du fieleſt
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärſt du geworden!“

Während ich in ſolcher Weiſe
Mit dem Schnee Geſpräche führte,
Fiel ein Schuß, und aus den Lüften
Stürzt herab ein brauner Geier.

Späßchen war's von dem Laskaro,
Jägerſpäßchen. Doch ſein Antlitz

Blieb wie immer ſtarr und ernſthaft.
Nur der Lauf der Flinte rauchte.

Eine Feder riß er ſchweigend
Aus dem Steiß des Vogels, ſteckte
Sie auf ſeinen ſpitzen Filzhut,
Und er ſchritt des Weges weiter.

Schier unheimlich war der Anblick,
Wie ſein Schatten mit der Feder
Auf dem weißen Schnee der Koppen
Schwarz und lang ſich hinbewegte.

Kaput XVII.

Iſt ein Thal gleich einer Gaſſe,
Geiſterhohlweg iſt der Name:
Schroffe Felſen ragen ſchwindlicht
Hoch empor zu jeder Seite.

Dort, am ſchaurig ſteilſten Abhang,
Lugt ins Thal, wie eine Warte,
Der Uraka keckes Häuslein;
Dorthin folgt' ich dem Laskaro.

Mit der Mutter hielt er Rath
In geheimſter Zeichenſprache,
Wie der Atta Troll gelockt
Und getödtet werden könne.

Denn wir hatten ſeine Fährte
Gut erſpürt. Entrinnen konnt' er
Uns nicht mehr. Gezählt ſind deine
Lebenstage, Atta Troll!

Ob die Alte, die Uraka,
Wirklich eine ausgezeichnet
Große Hexe, wie die Leute
In den Pirenä'n behaupten,

Will ich nimmermehr entſcheiden.
So Viel weiß ich, daß ihr Äußres
Sehr verdächtig. Sehr verdächtig
Triefen ihre rothen Augen.

Bös und ſchielend iſt der Blick;
Und es heißt, den armen Kühen,
Die ſie anblickt, trockne plötzlich
In der Euter alle Milch.

Man verſichert gar, ſie habe,
Streichelnd mit den dürren Händen,
Manches fette Schwein getödtet
Und ſogar die ſtärkſten Ochſen.

Solcherlei Verbrechens wurde
Sie zuweilen auch verklagt
Bei dem Friedensrichter. Aber
Dieſer war ein Voltairianer,

Ein modernes flaches Weltkind,
Ohne Tiefſinn, ohne Glauben,
Und die Kläger wurden ſkeptiſch,
Faſt verhöhnend, abgewieſen.

Officiell treibt die Uraka
Ein Geſchäft, das ſehr honett;
Denn ſie handelt mit Bergkräutern
Und mit ausgeſtopften Vögeln.

Voll von ſolchen Naturalien
War die Hütte. Schrecklich rochen
Bilſenkraut und Kuckucksblumen,
Piſſewurz und Todtenflieder.

Eine Kollektion von Geiern
War vortrefflich aufgeſtellt,
Mit den ausgeſtreckten Flügeln
Und den ungeheuren Schnäbeln.

War's der Duft der tollen Pflanzen,
Der betäubend mir zu Kopf ſtieg?
Wunderſam ward mir zu Muthe
Bei dem Anblick dieſer Vögel.

Sind vielleicht[1] verwünſchte Menſchen,
Die durch Zauberkunſt in dieſem
Unglückſel'gen, ausgeſtopften
Vogelzuſtand ſich befinden.[2]

Sehn[3] mich an ſo ſtarr und leidend,
Und zugleich ſo ungeduldig;
Manchmal ſcheinen ſie auch ſcheu
Nach der Hexe hinzuſchielen.[4]

Dieſe aber, die Uraka,
Kauert neben ihrem Sohne,
Dem Laskaro, am Kamine.
Kochen Blei und gießen Kugeln.

Gießen jene Schickſalskugel,
Die den Atta Troll getödtet.
Wie die Flammen haſtig zuckten
Über das Geſicht der Hexe!

---

[1] Scheinen mir

[2] befanden.

[3] Sahn

[4] Statt der letzten zwei, finden ſich in der älteſten Faſſung folgende ſechs Zeilen:

Daß ich dachte, hier, ſie würden
Plötzlich ihre Schnäbel öffnen,

Und mit einer Menſchenſtimme
Ihre Seelennöthen klagen
Und mich anflehn um Erlöſung
Aus der Haft der böſen Hexe.

Sie bewegt die dünnen Lippen
Unaufhörlich, aber lautlos.
Murmelt ſie den Drudenſegen,
Daß der Kugelguß gedeihe?

Manchmal kichert ſie und nickt ſie
Ihrem Sohne. Aber Dieſer
Fördert ſein Geſchäft ſo ernſthaft
Und ſo ſchweigſam wie der Tod. —

Schwül bedrückt von Schauerniſſen,
Ging ich, freie Luft zu ſchöpfen,
An das Fenſter, und ich ſchaute
Dort hinab ins weite Thal.

Was ich ſah zu jener Stunde —
Zwiſchen Mitternacht und Eins —
Werd' ich treu und hübſch berichten
In den folgenden Kapiteln.

Kaput XVIII.

Und es war die Zeit des Vollmonds,
In der Nacht vor Sankt Johannis,
Wo der Spuk der wilden Jagd
Umzieht durch den Geiſterhohlweg.

Aus dem Fenſter von Uraka's
Hexenneſt konnt' ich vortrefflich
Das Geſpenſterheer betrachten,
Wie es durch die Gaſſe hinzog.

Hatte einen guten Platz,
Den Spektakel anzuſchauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabentſtiegner Todtenfreude.

Peitſchenknall, Halloh und Huſſa!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Wie Das jauchzend wiederhallte!

Lief voraus, gleichſam als Vortrab,
Abenteuerliches Hochwild,
Hirſch' und Säue, rudelweis;
Hetzend hinterdrein die Meute.

Jäger aus verſchiednen Zonen
Und aus gar verſchiednen Zeiten;
Neben Nimrod von Aſſyrien
Ritt zum Beiſpiel Karl der Zehnte.

Hoch auf weißen Roſſen ſauſten
Sie dahin. Zu Fuße folgten
Die Piqueure mit der Koppel
Und die Pagen mit den Fackeln.

Mancher in dem wüſten Zuge
Schien mir wohlbekannt — Der Ritter,
Der in goldner Rüſtung glänzte,
War es nicht der König Artus?

Und Herr Ogier, der Däne,
Trug er nicht den ſchillernd grünen
Ringenpanzer, daß er ausſah
Wie ein großer Wetterfroſch?

Auch der Helden des Gedankens
Sah ich manchen in dem Zuge.
Ich erkannte unſern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen —

Denn, verdammt von Hengſtenberg,
Kann er nicht im Grabe ruhen,
Und mit heidniſchem Gelichter
Setzt er fort des Lebens Jagdluſt.

An des Mundes holdem Lächeln
Hab' ich auch erkannt den William,
Den die Puritaner gleichfalls
Einſt verflucht: auch dieſer Sünder[1]

Muſs das wilde Heer begleiten
Nachts auf einem ſchwarzen Rappen.
Neben ihm, auf einem Eſel,
Ritt ein Menſch — Und, heil'ger Himmel!

An der matten Betermiene,
An der frommen weißen Schlafmütz',
An der Seelenangſt, erkannt' ich
Unſern alten Freund Franz Horn.[2]

Weil er einſt das Weltkind Shakſpeare
Kommentiert, muſs jetzt der Ärmſte
Nach dem Tode mit ihm reiten
Im Tumult der wilden Jagd![3]

Ach, mein ſtiller Franz muſs reiten,
Er, der kaum gewagt zu gehen,[4]
Er, der nur im Theegeſchwätze
Und im Beten ſich bewegte!

Werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätſchelt ſeine Ruhe,
Sich entſetzen, wenn ſie hören,
Daſs der Franz ein wilder Jäger!

Wenn es manchmal im Galopp geht,
Schaut der große William ſpöttiſch

---

[1] Einſt verflucht ob ſeiner Sünden.
[2] Den Franz Horn, den Pietiſten.
[3] In dem wilden Jagdgetümmel!
[4] Er, der kaum zu gehen wagte.

Auf den armen Kommentator,
Der im Eſelstrab ihm nachfolgt,

Ganz ohnmächtig, feſt ſich krampend
An den Sattelknopf des Grauchens,
Doch im Tode, wie im Leben,
Seinem Autor treulich folgend.

Auch der Damen ſah ich viele
In dem tollen Geiſterzuge,
Ganz beſonders ſchöne Nymphen,
Schlanke, jugendliche Leiber.

Rittlings ſaßen ſie zu Pferde,
Mythologiſch ſplitternackt;
Doch die Haare fielen lockigt
Lang herab, wie goldne Mäntel.

Trugen Kränze auf den Häuptern,
Und mit keck zurückgebognen,
Übermüth'gen Poſituren
Schwangen ſie belaubte Stäbe.

Neben ihnen ſah ich ein'ge
Zugeknöpfte Ritterfräulein,
Schräg auf Damenſätteln ſitzend,
Und den Falken auf der Fauſt.

Parodiſtiſch hinterdrein,
Auf Schindmähren, magern Kleppern,[5]
Ritt ein Troß von komödiantiſch
Aufgeputzten Weibsperſonen,

[5] Auf Schindmähren gleich Skeletten.
Auf Skeletten, magern Kleppern, Ms.
Auf ſkeletthaft magern Kleppern, Ms.

Deren Antlitz reizend lieblich,
Aber auch ein bißchen frech.
Schrien, wie raſend, mit den vollen,
Liederlich geſchminkten Backen.

Wie Das jubelnd wiederhallte!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Peitſchenknall, Halloh und Huſſa!

Kaput XIX.

Aber als der Schönheit Kleeblatt
Ragten in des Zuges Mitten
Drei Geſtalten — Nie vergeſſ' ich
Dieſe holden Frauenbilder.

Leicht erkennbar war die Eine
An dem Halbmond auf dem Haupte;
Stolz, wie eine reine Bildſäul',
Ritt einher die große Göttin.

Hochgeſchürzte Tunika,
Bruſt und Hüfte halb bedeckend.
Fackellicht und Mondſchein ſpielten
Lüſtern um die weißen Glieder.

Auch das Antlitz weiß wie Marmor,
Und wie Marmor kalt. Entſetzlich
War die Starrheit und die Bläſſe
Dieſer ſtrengen edlen Züge.

Doch in ihrem ſchwarzen Auge
Loderte ein grauenhaftes

Und unheimlich ſüßes Feuer,
Seelenblendend und verzehrend.

Wie verändert iſt Diana,
Die, im Übermuth der Keuſchheit,
Einſt den Aktäon verhirſchte
Und den Hunden preisgegeben!

Büßt ſie jetzt für dieſe Sünde
In galanteſter Geſellſchaft?
Wie ein ſpukend armes Weltkind
Fährt ſie nächtlich durch die Lüfte.

Spät zwar, aber deſto ſtärker
Iſt erwacht in ihr die Wolluſt,
Und es brennt in ihren Augen
Wie ein wahrer Höllenbrand.

Die verlorne Zeit bereut ſie,
Wo die Männer ſchöner waren,
Und die Quantität erſetzt ihr
Jetzt vielleicht die Qualität.[1]

Neben ihr ritt eine Schöne,
Deren Züge nicht ſo griechiſch
Streng gemeſſen, doch ſie ſtrahlten
Von des Celtenſtammes Anmuth.

Dieſes war die Fee Abunde,
Die ich leicht erkennen konnte
An der Süße ihres Lächelns
Und am herzlich tollen Lachen!

---

[1] Und die Qualität erſetzt ſie,
Wie es heißt, durch Quantität.

Ein Geſicht, geſund und roſig.
Wie gemalt von Meiſter Greuze,
Mund in Herzform, ſtets geöffnet.
Und entzückend weiße Zähne.

Trug ein flatternd blaues Nachtkleid,
Das der Wind zu lüften ſuchte —
Selbſt in meinen beſten Träumen
Sah ich nimmer ſolche Schultern!

Wenig fehlte und ich ſprang
Aus dem Fenſter, ſie zu küſſen!
Dieſes wär' mir ſchlecht bekommen,
Denn den Hals hätt' ich gebrochen.

Ach! ſie hätte nur gelacht,
Wenn ich unten in dem Abgrund
Blutend fiel zu ihren Füßen —
Ach! ich kenne ſolches Lachen!

Und das dritte Frauenbild,
Das dein Herz ſo tief bewegte.
War es eine Teufelinne,
Wie die andern zwo Geſtalten?

Ob's ein Teufel oder Engel,
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem gluthenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,
Auch die Kleider mahnten koſtbar
An Scheherezadens Märchen.

Sanfte Lippen, wie Granaten,
Ein gebognes Liliennäschen,
Und die Glieder ſchlank und kühlig
Wie die Palme der Oaſe.

Lehnte hoch auf weißem Zelter,
Deſſen Goldzaum von zwei Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß[1]
An der Fürſtin Seite trabten.

Wirklich eine Fürſtin war ſie,
War Judäa's Königin,[2]
Des Herodes ſchönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrt hat.

Dieſer Blutſchuld halber ward ſie
Auch vermaledeit: als Nachtſpuk
Muß ſie bis zum jüngſten Tage
Reiten mit der wilden Jagd.

In den Händen trägt ſie immer
Jene Schüſſel mit dem Haupte
Des Johannes, und ſie küßt es;
Ja, ſie küßt das Haupt mit Inbrunſt.

Denn ſie liebte einſt Johannem —
In der Bibel ſteht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüſte jener Dame —[3]

---

[1] Lehnte hoch auf einem Zelter,
Der am Goldzaum ward geleitet
Von zwei Mohren, die zu Fuße

[2] Viertelsfürſtin,

[3] Fürſtin —

Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den ſie nicht liebt?

War vielleicht ein biſschen böſe
Auf den Liebſten, ließ ihn köpfen;
Aber als ſie auf der Schüſſel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte ſie und ward verrückt,
Und ſie ſtarb in Liebeswahnſinn —
(Liebeswahnſinn! Pleonasmus!
Liebe iſt ja ſchon ein Wahnſinn!)

Nächtlich auferſtehend trägt ſie,
Wie geſagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert ſie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindiſch lachend,
Und ſie fängt es ſehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als ſie mir vorüberritt,
Schaute ſie mich an und nickte
So kokett zugleich und ſchmachtend,
Daſs mein tiefſtes Herz erbebte.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Geſpenſt.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,

Loderte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — denn Federbetten
Gab's nicht in Uraka's Hütte[*] —

Und ich ſann: was mag bedeuten
Das geheimnisvolle Nicken?
Warum haſt du mich ſo zärtlich
Angeſehn, Herodias?

---

[*] Gab es nicht in jener Hütte —

Kaput XX.

Sonnenaufgang. Goldne Pfeile
Schießen nach den weißen Nebeln,
Die ſich röthen, wie verwundet,
Und in Glanz und Licht zerrinnen.

Endlich iſt der Sieg erfochten,
Und der Tag, der Triumphator,
Tritt in ſtrahlend voller Glorie*)
Auf den Nacken des Gebirges.

Der Gevögel laute Sippſchaft
Zwitſchert in verborgnen Neſtern,
Und ein Kräuterduft erhebt ſich,
Wie'n Koncert von Wohlgerüchen. —

In der erſten Morgenfrühe
Waren wir ins Thal geſtiegen,
Und derweilen der Laſkaro
Seines Bären Spur verfolgte,

Suchte ich die Zeit zu tödten
Mit Gedanken. Doch das Denken

---

*) Tritt in voller Strahlenglorie

Machte mich am Ende müde
Und ſogar ein bißchen traurig.

Endlich müd' und traurig ſank ich
Nieder auf die weiche Moosbank,
Unter jener[2] großen Eiche,
Wo die kleine Quelle floß,[3]

Die mit wunderlichem Plätſchern[4]
Alſo wunderlich bethörte[5]
Mein Gemüth, daß die Gedanken
Und das Denken mir vergingen.

Es ergriff mich wilde Sehnſucht
Wie nach Traum und Tod und Wahnſinn,
Und nach jenen Reiterinnen,
Die ich ſah im Geiſterheerzug.

O, ihr holden Nachtgeſichte,
Die das Morgenroth verſcheuchte,
Sagt, wohin ſeid ihr entflohen?
Sagt, wo hauſet ihr am Tage?

Unter alten Tempeltrümmern,
Irgendwo in der Romagna,
(Alſo heißt es) birgt Diana
Sich vor Chriſti Tagesherrſchaft.

Nur in mitternächt'gem[6] Dunkel
Wagt ſie es hervorzutreten,

---

[2] Unter einer
[3] Neben einer kleinen Quelle.
[4] Deren Rieſeln und Geplätſcher
[5] Alſo lieblich mir bethörte Ms.
[6] im mitternächt'gen

Und ſie freut ſich dann des Weidwerks
Mit den heidniſchen Geſpielen.

Auch die ſchöne Fee Abunde
Fürchtet ſich vor Nazarenern,
Und den Tag hindurch verweilt ſie
In dem ſichern Avalun.

Dieſes Eiland liegt verborgen
Ferne, in dem ſtillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelroſſes Flügeln.

Niemals ankert dort die Sorge,
Niemals landet dort ein Dampfſchiff
Mit neugierigen Philiſtern,
Tabackspfeifen in den Mäulern.

Niemals dringt dorthin das blöde
Dumpf langweil'ge Glockenläuten,
Jene trüben Bumm-Bamm-Klänge,
Die den Feen ſo verhaſſt.

Dort in ungeſtörtem Frohſinn,
Und in ew'ger Jugend blühend,
Reſidiert die heitre Dame,
Unſre blonde Frau Abunde.

Lachend geht ſie dort ſpazieren
Unter hohen Sonnenblumen,
Mit dem koſenden Gefolge*)
Weltentrückter Paladine.

*) In dem koſenden Geleite

Aber du, Herodias,
Sag, wo biſt du? — Ach, ich weiß es!
Du biſt todt und liegſt begraben
Bei der Stadt Jeruſcholayim!

Starren Leichenſchlaf am Tage
Schläfſt du in dem Marmorſarge!
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitſchenknall, Halloh und Huſſa!

Und du folgſt dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenoſſen,
Denen Kreuz und Qual verhaſſt iſt!

Welche köſtliche Geſellſchaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt' ich ſtets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meiſten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du todte Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und ſei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und ſei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf*

---

*) Narrkopf

Sammt der Schüſſel, und genieße
Schmackhaft beſſere Gerichte.

Bin ſo recht der rechte Ritter,
Den du brauchſt — Mich kümmert's wenig,
Daſs du todt und gar verdammt biſt —
Habe keine Vorurtheile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich ſelber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier-ſervente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir koſen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Luſt, und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.[*]

Ja, am Tage ſitz' ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgrüfte,

---

[*] Statt der letzten ſechs Zeilen finden ſich in der älteſten Faſſung die folgenden:
Und wir lachen. Zu erquicken
Such' ich dich mit guten Witzen,
Oder auch mit Apfelſinen.
Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Sitz' ich auf deinem Grabe.

Auf dem Grabe der Geliebten,
Bei der Stadt Jeruſcholayim.

Alte Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann[10] gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruſcholayim.

---

[10] ganz

Kaput XXI.

Argonauten ohne Schiff,
Die zu Fuß gehn im Gebirge,
Und anſtatt des goldnen Fließes
Nur ein Bärenfell erzielen —

Ach! wir ſind nur arme Teufel,
Helden von modernem Zuſchnitt,
Und kein klaſſiſcher Poet
Wird uns im Geſang verew'gen!

Und wir haben doch erlitten
Große Nöthen! Welcher Regen
Überfiel uns auf der Koppe,
Wo kein Baum und kein Fiaker!

Wolkenbruch! (Das Bruchband platzte.)
Kübelweis ſtürzt' es herunter!
Jaſon ward gewiſs auf Kolchis
Nicht durchnäſſt von ſolchem Sturzbad.

„Einen Regenſchirm! Ich gebe
Sechsunddreißig Könige

Jetzt für einen Regenſchirm!“
Rief ich, und das Waſſer troff.[1]

Sterbensmüde, ſehr verdrießlich,
Wie begoſſne Pudel, kamen
Wir in ſpäter Nacht zurück
Nach der hohen Hexenhütte.

Dort am lichten Feuerherde
Saß Uraka und ſie kämmte
Ihren großen, dicken Mops.
Dieſem gab ſie ſchnell den Laufpaß,

Um mit uns ſich zu beſchäft'gen.
Sie bereitete mein Lager,
Löſte mir die Eſpardillen,
Dieſes unbequeme Fußzeug,

Half mir beim Entkleiden, zog mir
Auch die Hoſen aus; ſie klebten
Mir am Beine, eng und treu,[2]
Wie die Freundſchaft eines Tölpels.

„Einen Schlafrock! Sechsunddreißig
Könige für einen trocknen
Schlafrock!“ rief ich, und es dampfte[3]
Mir das naſſe Hemd am Leibe.

Fröſtelnd, zähneklappernd ſtand ich
Eine Weile an dem Herde.

---

[1] „Sechsunddreißig Kronen gäb' ich
Jetzt für einen Regenſchirm!“
Rief ich ſchmerzlich, und wie Thränen
Troff das Waſſer mir vom Leibe.

[2] unzertrennlich

[3] Sechsunddreißig Kronen gäb' ich
Jetzt für einen trocknen Schlafrock!“
Rief ich ſchmerzlich, und es dampfte

Wie betäubt vom Feuer ſank ich
Endlich nieder auf die Streu.

Konnt' nicht ſchlafen. Blinzelnd ſchaut' ich
Nach der Hex', die am Kamin ſaß
Und den Oberleib des Sohnes,
Den ſie ebenfalls entkleidet,

Auf dem Schoß hielt. Ihr zur Seite,
Aufrecht, ſtand der dicke Mops,
Und in ſeinen Vorderpfoten
Hielt er ſehr geſchickt ein Töpfchen.

Aus dem Töpfchen nahm Uraka
Rothes Fett, beſtrich damit
Ihres Sohnes Bruſt und Rippen,
Rieb ſie haſtig, zitternd haſtig.

Und derweil ſie rieb und ſalbte,
Summte ſie ein Wiegenliedchen,
Näſelnd fein; dazwiſchen ſeltſam
Kniſterten des Herdes Flammen.

Wie ein Leichnam, gelb und knöchern,
Lag der Sohn im Schoß der Mutter;
Todestraurig, weit geöffnet
Starren ſeine bleichen Augen.

Iſt er wirklich ein Verſtorbner,
Dem die Mutterliebe nächtlich
Mit der ſtärkſten Hexenſalbe
Ein verzaubert Leben einreibt? —

Wunderlicher Fieberhalbſchlaf!
Wo die Glieder bleiern müde

Wie gebunden, und die Sinne
Überreizt und gräßlich wach!

Wie der Kräuterduft im Zimmer
Mich gepeinigt![4] Schmerzlich grübelnd
Sann ich nach, wo ich Dergleichen
Schon gerochen? Sann vergebens.

Wie der Windzug im Kamine
Mich geängſtigt! Klang wie Ächzen
Von getrocknet armen Seelen —
Schienen wohlbekannte Stimmen.

Doch zumeiſt ward ich gequält[5]
Von den ausgeſtopften Vögeln,
Die, auf einem Brett, zu Häupten
Neben meinem Lager ſtanden.

Langſam ſchauerlich bewegten
Sie die Flügel, und ſie beugten
Sich zu mir herab mit langen
Schnäbeln, die wie Menſchennaſen.

Ach! wo hab' ich ſolche Naſen
Schon geſehn? War es zu Hamburg
Oder Frankfurt, in der Gaſſe?
Qualvoll dämmernd die Erinnrung![6]

Endlich übermannte gänzlich
Mich der Schlaf, und an die Stelle
Wachender Phantaſmen trat
Ein geſunder, feſter Traum.

[4] Mich beklemmte! Ms.
[5] beläſtigt
[6] Dämmernd quälende Erinnrung!

Und mir träumte, daſs die Hütte
Plötzlich ward zu einem Ballſaal,[*]
Der von Säulen hochgetragen
Und erhellt von Girandolen.

Unſichtbare Muſikanten
Spielten aus Robert-le-Diable
Die verruchten Nonnentänze;
Ging dort ganz allein ſpazieren.

Endlich aber öffnen ſich
Weit die Pforten, und es kommen,
Langſam feierlichen Schrittes,
Gar verwunderliche Gäſte.

Lauter Bären und Geſpenſter!
Aufrecht wandelnd, führt ein jeder
Von den Bären ein Geſpenſt,
Das vermummt im weißen Grabtuch.

Solcherweis gepaart, begannen
Sie zu walzen auf und nieder
Durch den Saal. Kurioſer Anblick!
Zum Erſchrecken und zum Lachen!

Denn den plumpen Bären ward es
Herzlich ſauer, Schritt zu halten
Mit den weißen Luftgebilden,
Die ſich wirbelnd leicht bewegten.

---

[*] Statt der letzten vier, finden ſich in der älteſten Ausgabe folgende acht Zeilen:

Der verzerrten Zwitterwirthſchaft
(Wirklichkeit mit Wahnſinn'ance!)
Trat ein feſter Traum mit feſtem
Grund und Boden, mit Konturen,
Rein gezeichnet, ſcharf, plaſtiſch,
Wie ich ſtets zu träumen pflege.

Statt in enger Hexenhütte,
Fand ich mich in einem Ballſaal.

Unerbittlich fortgeriſſen
Wurden jene armen[*] Beſtien,
Und ihr Schnaufen überdröhnte
Faſt den Brummbaſs des Orcheſters.

Manchmal walzten ſich die Paare
Auf den Leib, und dem Geſpenſte,
Das ihn anſtieß, gab der Bär
Ein'ge Tritte in den Hintern.

Manchmal auch, im Tanzgetümmel,
Riſs der Bär das Leichenlaken
Von dem Haupt des Tanzgenoſſen:
Kam ein Todtenkopf zum Vorſchein.

Endlich aber jauchzten ſchmetternd
Die Trompeten und die Cymbeln,
Und es donnerten die Pauken,
Und es kam die Galoppade.

Dieſe träumt' ich nicht zu Ende —
Denn ein ungeſchlachter Bär
Trat mir auf die Hühneraugen,
Daſs ich aufſchrie und erwachte.

---

*) arme

Kaput XXII.

Phöbus, in der Sonnendroſchke,
Peitſchte ſeine Flammenroſſe,
Und er hatte ſchon zur Hälfte
Seine Himmelsfahrt vollendet —

Während ich im Schlafe lag
Und von Bären und Geſpenſtern,
Die ſich wunderlich umſchlangen,
Tolle Arabesken! träumte.

Mittag war's, als ich erwachte,
Und ich fand mich ganz allein.
Meine Wirthin und Laskaro
Gingen auf die Jagd ſchon frühe.

In der Hütte blieb zurück
Nur der Mops. Am Feuerherde
Stand er aufrecht vor dem Keſſel,
In den Pfoten einen Löffel.

Schien vortrefflich abgerichtet,
Wenn die Suppe überkochte,
Schnell darin herumzurühren
Und die Blaſen abzuſchäumen.

Aber bin ich ſelbſt behext?
Oder lodert mir im Kopfe
Noch das Fieber? Meinen Ohren
Glaub' ich kaum — es ſpricht der Mops!

Ja, er ſpricht, und zwar gemüthlich
Schwäbiſch iſt die Mundart;[1] träumend,
Wie verloren in Gedanken,
Spricht er folgendergeſtalt:

„O, ich armer Schwabendichter!
In der Fremde muß ich traurig
Als verwünſchter Mops verſchmachten,
Und den Hexenkeſſel hüten!

„Welch ein ſchändliches Verbrechen
Iſt die Zauberei! Wie tragiſch
Iſt mein Schickſal: menſchlich fühlen
In der Hülle eines Hundes!

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei den trauten Schulgenoſſen!
Das ſind keine Hexenmeiſter,
Sie bezaubern keinen Menſchen.

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei Karl Mayer, bei den ſüßen

---

[1] die Ausſprache.

Gelbveiglein des Vaterlandes,
Bei den frommen Metzelſuppen!

„Heute ſterb' ich faſt vor Heimweh —
Sehen möcht' ich nur den Rauch,
Der emporſteigt aus dem Schornſtein,
Wenn man Nudeln kocht in Stukkert!“

Als ich dies vernahm, ergriff mich
Tiefe Rührung; von dem Lager
Sprang ich auf, an das Kamin
Setzt' ich mich, und ſprach mitleidig:

„Edler Sänger, wie gerietheſt
Du in dieſe Hexenhütte?
Und warum hat man ſo grauſam
Dich in einen Hund verwandelt?“

Jener aber rief mit Freude:
„Alſo ſind Sie kein Franzoſe?
Sind ein Deutſcher, und verſtanden
Meinen ſtillen Monolog?

„Ach, Herr Landsmann, welch ein Unglück,
Daß der Legationsrath Kölle,
Wenn wir bei Taback und Bier
In der Kneipe diskurierten,

„Immer auf den Satz zurückkam,
Man erwürbe nur durch Reiſen
Jene Bildung, die er ſelber
Aus der Fremde mitgebracht!

„Um mir nun die rohe Kruſte
Von den Beinen abzulaufen,

Und, wie Kölle, mir die feinern
Weltmannsſitten anzuſchleifen:

„Nahm ich Abſchied von der Heimat,
Und auf meiner Bildungsreiſe
Kam ich nach den Pirenäen,
Nach der Hütte der Uraka.

„Bracht' ihr ein Empfehlungsſchreiben
Vom Juſtinus Kerner; dachte
Nicht daran, daſs dieſer Freund
In Verbindung ſteht mit Hexen.

„Freundlich nahm mich auf Uraka,[2]
Doch es wuchs, zu meinem Schrecken,
Dieſe Freundlichkeit, ausartend
Endlich gar in Sinnenbrunſt.

„Ja, es flackerte die Unzucht
Scheußlich auf im welken Buſen
Dieſer laſterhaften Vettel,
Und ſie wollte mich verführen.

„Doch ich flehte: Ach, entſchuld'gen
Sie, Madame; bin kein frivoler
Goetheaner, ich gehöre
Zu der Dichterſchule Schwabens.[3]

„Sittlichkeit iſt unſre Muſe,
Und ſie trägt vom dickſten Leder
Unterhoſen — Ach! vergreifen
Sie ſich nicht an meiner Tugend!

---

[2] Wurde freundlich aufgenommen.
[3] Zu der ſchwäb'ſchen Dichterſchule.

„Andre Dichter haben Geiſt,
Andre Phantaſie, und andre
Leidenſchaft, jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter.

„Das iſt unſer einz'ges Gut!
Rauben Sie mir nicht den ſittlich
Religiöſen *) Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!

„Alſo ſprach ich, doch ironiſch
Lächelte das Weib, und lächelnd
Nahm ſie eine Miſtelgerte
Und berührt' damit mein Haupt.

„Ich empfand alsbald ein kaltes
Mißgefühl, als überzöge
Eine Gänſehaut die Glieder.
Doch die Haut von einer Gans

„War es nicht, es war vielmehr
Eines Hundes Fell — Seit jener
Unheilſtund' bin ich verwandelt,
Wie Sie ſehn, in einen Mops!"

Armer Schelm! Vor lauter Schluchzen
Konnte er nicht weiter ſprechen,
Und er weinte ſo beträglich,
Daß er faſt zerfloß in Thränen.

„Hören Sie," ſprach ich mit Wehmuth,
„Kann ich etwa von dem Hundsfell

---

*) Sammet'chen

Sie befrein, und Sie der Dichtkunſt
Und der Menſchheit wiedergeben?"

Jener aber hub wie troſtlos
Und verzweiflungsvoll die Pfoten
In die Höhe, und mit Seufzen
Und mit Stöhnen ſprach er endlich:

„Bis zum jüngſten Tage bleib' ich
Eingekerkert in der Mopshaut,
Wenn nicht einer Jungfrau Großmuth
Mich erlöſt aus der Verwünſchung.

„Ja, nur eine reine Jungfrau,
Die noch keinen Mann berührt hat,
Und die folgende Bedingung
Treu erfüllt, kann mich erlöſen:

„Dieſe reine Jungfrau muß
In der Nacht von Sankt-Sylveſter
Die Gedichte Guſtav Pfizer's
Leſen — ohne einzuſchlafen!

„Blieb ſie wach bei der Lektüre,
Schloß ſie nicht die keuſchen Augen —
Dann bin ich entzaubert, menſchlich
Athm' ich auf, ich bin entmopſt!"

„Ach, in dieſem Falle" — ſprach ich —
„Kann ich ſelbſt nicht unternehmen
Das Erlöſungswerk: denn erſtens
Bin ich keine reine Jungfrau,

„Und im Stande wär' ich zweitens
Noch viel wen'ger, die Gedichte

Guſtav Pfizer's je zu leſen,
Ohne dabei einzuſchlafen." *)

*) In der urſprünglichen Faſſung des Gedichtes folgt hier das nachſtehende Kaput

Eingekauert, vor dem Herde,
Saß ich in der Hexenhütte;
Neben mir, den Keſſel rührend,
Stand der tugendhafte Mops.

War es Neugier, war es Hunger?
Endlich nahm ich aus den Pfoten
Ihm den Löffel, und im Keſſel
Fiſcht' ich mir ein Stückchen Fleiſch.

War ein großes Herz, gekocht
Ganz vortrefflich, äußerſt ſchmackhaft,
Doch ich hatt' es kaum verzehret,
Als ich hörte eine Stimme:

„O, der deutſche Freſſer! Dieſer
Frißt das Herz von einem Diebe,
Der gehenkt ward in Toloſa!
Kann man ſo gefräßig ſein!"

Jene Worte rief ein Geier,
Einer von den ausgeſtopften,
Und die andern, wie im Chore
Schnattern: „O, der deutſche Freſſer!"

Wer ein Diebesherz gegeſſen,
Der verſteht, was das Gevögel
Pfeift und zwitſchert, alſo heißt es;
Hab' erprobt der Sage Wahrheit.

Denn ſeit jener Stunde bin ich
Aller Vogelſprachen kundig;
Ich verſteh' ſogar die todten,
Ausgeſtopften Dialekte.

Draußen klopfte es ans Fenſter,
Und ich eilte, es zu öffnen.
Sieben große Raben waren's,
Die hereingeflogen kamen.

Nahten ſich dem Feuer, wärmten
Sich die Krallen, leidenſchaftlich
Ihre Fittige bewegend,
Krächzten auch diverſe Flüche.

Sie verwünſchten ganz beſonders
Jenen Juden Mendizabel,
Der die Klöſter aufgehoben,
Ihre lieben alten Neſter!

Fragten mich: „Wo geht der Weg
Nach Monacho Monachorum?"
Links, links um die Ecke, ſprach ich,
Grüßt mir dort den Vater Joſeph!

Doch die ſchwarzen Emigranten
Weilten an dem Herd nicht lange,
Und ſie flatterten von dannen
Wieder durch das offne Fenſter.

Federvieh von allen Sorten
Kam jetzt ab und zu geflogen.
Unſre Hütte ſchien ein Wirthshaus
Für das reiſende Gevögel.

Mehre Störche, ein'ge Schwäne,
Auch verſchiedne Eulen; dieſe
Klagten über ſchlechtes Wetter,
Sonnenſchein und Atheismus.

In Geſellſchaft zweier Gänſe,
Die wie Wärterinnen ausſahn
Und im Flug ihn unterſtützten,
Kam ein kranker Pelikan.

Wärmte ſeine wunde Bruſt,
Und mit leidender Verachtung
Auf die Eulenſippſchaft blickend,
Zog er wieder fort durchs Fenſter.

Auch etwelche Tauben ſchwirrten
An das Feuer, lachend, kollernd,
Und nachdem ſie ſich erquickt,
Flogen ſie des Weges weiter.

Endlich kam ein Wiedehopf,
Kurzbeflügelt, ſtelzenbeinig.
Als er mich erblickt, da lacht er:
„Kennſt nicht mehr den Freund Hut-Hut?"

Und ich ſelber mußte lachen,
Denn es war mein Freund Hut-Hut,
Der vor dritthalb tauſend Jahren
Kabinettskourier geweſen,

Und von Salomo, dem Weiſen,
Mit Depeſchen abgeſchickt ward
An die holde Balkaiſa,
An die Königin von Saba.

Jener glühte für die Schöne,
Die man ihm ſo ſchön geſchildert;
Dieſe ſchwärmte für den Weiſen,
Deſſen Weisheit weltberühmt war.

Ihren Scharfſinn zu erproben,
Schickten ſie einander Räthſel,
Und mit ſolcherlei Depeſchen
Lief Hut-Hut durch Sand und Wüſte.

Räthſelmüde zog die Kön'gin
Endlich nach Jeruſcholayim,
Und ſie ſtürzte mit Erröthen
In die Arme Salomonis.

Dieſer drückte ſie ans Herz,
Und er ſprach: „Das größte Räthſel,
Süßes Kind, das iſt die Liebe —
Doch wir wollen es nicht löſen!"

Ja, Hut-Hut, der alte Vogel,
War es, der mir freundlich nahte
Im verhexten Luftreviere
In der Hütte der Urala.

Alter Vogel! Unverändert
Fand ich ihn. Ganz gravitätiſch,
Wie'n Toupet, trug er noch immer
Auf dem Kopf das Federkämmchen.

Kreuzte auch das eine Streckbein
Übers andre, und geſchwätzig
War er noch, wie ſonſt, er kürzte
Mir die Zeit mit Heilgeſchichten.

Er erzählte mir auf's Neue
Was mir ſchon Arabiens Dichter
Längſt erzählt, wie Salomo
Einſt bezwang den Jebedence.

Und am Leben blieb — Unſterblich
Lebt er jetzt in Dſchinniſtan,
Herrſchend über die Dämonen
Als ein unbeſchränkter König.

„Auch die Kön'gin Balkiſa“ —
Sprach Hut-Hut — „iſt noch am Leben,
Kraft des Talismans, den weiland
Ihr der Herzgeliebte ſchenkte.

„Reſidirend in den fernſten
Mondgebirgen Äthiopiens
Blieb ſie dennoch in Verbindung
Mit dem König Salomo.

„Beide haben zwar gealtert
Und ſich abgekühlt, doch ſchreiben
Sie ſich oft, und ganz wie ehmals
Schicken ſie einander Räthſel.

„Kindiſch freut ſich Balkiſa,
Wenn das Räthſel, das ſie aufgab,
Nicht gelöſt ward von dem König,
Der vergeblich nachgegrübelt —

„Und ſie neckt ihn dann graciöſe
Und behauptet, mit den Jahren
Werde er ein bischen kopfſchwach,
Nennt ihn Schlafmütz' oder Schelling.

„Seinerſeits gab jüngſt der König
Eine harte Nuß zu knacken
Seiner Freundin, und er ſchickte
Ihr durch mich die Räthſelfrage:

„Wer iſt wohl der größte Lump
Unter allen deutſchen Lumpen,
Die in allen ſechsunddreißig
Deutſchen Bundesſtaaten leben?

„Hundert Namen hat ſeitdem
Schon die Kön'gin eingeſendet,
Immer ſchrieb zurück der König:
Kind, Das iſt noch nicht der größte! —

„Sehr verdrießlich iſt die Kön'gin!
Ob ſie gleich durch Emiſſäre
Überall in Deutſchland forſchte,
Blieb ſie doch die Antwort ſchuldig.

„Denn ſo oft ſie einen Lumpen
Als den größten proklamirt,
Läßt ihr Salomo vermelden:
Kind, es giebt noch einen größern!“ —

Als ich Dies vernahm, da ſprach ich:
Liebſter Freund, die Balkiſa
Wird noch lang' vergebens rathen,
Wem der Lumpen-Lorbeer ziemt.

[Denn, in meiner theuren Heimat,
Iſt das Lumpenthum im Fortſchritt,
Und es machen gar zu Viele
Anſpruch auf den ſchmutz'gen Lorbeer.

Geſtern noch ſchien dort der ****
Mir der größte Lump, doch heute
Dünkt er mir ein Unterlümpchen,
In Vergleichung mit dem ****

Und vielleicht im nächſten Zeitblatt
Offenbart ſich uns ein neuer
Erzlumpatius, der unſern
Großen **** überlumpt.]

Die eingeklammerten letzten drei Strophen ſind im Originalmanuſkript durchſtrichen.

Kaput XXIII.*

Aus dem Spuk der Hexenwirthſchaft
Steigen wir ins Thal herunter:
Unſre Füße faſſen wieder
Boden in dem Poſitiven.

---

*) Dies Kaput ſteht in der älteſten Faſſung vor Kaput XI. und beginnt, ſtatt der drei obigen, mit folgenden zwei Strophen aus dem Kaput IX der ſpäteren Ausgaben:

Wie die ſcharlachrothe Zunge,
Die ein ſchwarzer Freiligrath'ſcher
Mohrenfürſt verhöhnend grimmig
Aus dem düſtern Maul hervorſtreckt:

Alſo tritt der Mond aus dunklem
Wolkenhimmel und beſtrahlt:
Jene Koppe, wo da lauert
Atta Troll im Kreis der Seinen.

Dagegen findet ſich in der älteren Faſſung an dieſer Stelle ein anderes Kaput, von welchem in der ſpäteren Verſion die meiſten Strophen ſchon in Kaput VI (und VII) aufgenommen ſind, und welches, mit den obenſtehenden zwei erſten Strophen (Aus dem Spuk der Hexenwirthſchaft ꝛc.) beginnend, folgendermaßen fortfährt:

Wie gewöhnlich, hockt der Alte
In der Höhle bei den Jungen;
Dieſe liegen rings und ſchlafen
Mit dem Schnarchen der Gerechten.

Nur der Junker Einohr wacht,
Lauſchend auf das Wort des Vaters,
Welcher miſanthropiſch wieder
Auf die Menſchheit räſonnirt:

„Ja, mein Sohn, am meiſten ärgert
Mich der exkluſive Hochmuth
Jener aufgeblaſnen Weſen,
Wenn ſie Weltgeſchichte ſchreiben.

„Niemals iſt von Unſereinem
Hier die Rede, kaum erwähnen
Sie den Namen eines Pferdes,
Das getragen ihre Kön'ge.

„Läßt ſich mal ein Menſch herab,
Eines ſeiner Nebenthiere
Im Gedichte zu beſingen,
Zeigt ſich wieder ſeine Selbſtſucht:

„Denn im Liede, wie im Leben,
Uſurpiert er unſre Rechte,
Seine Subjektivität
Drängt ſich vor in jedem Verſe.

„Und anſtatt von einem Bären,
Den er feiern wollte, ſpricht er
Nur von ſich und ſeinen kranken
Narretheien und Hirngeſpinſten.

„Dieſes nennt er Ironie,
Und er lächelt — Ach, das Lächeln,
Jenes ſauerſüße Zucken
Um das Maul, iſt unerträglich!

„Wenn ich in dem Menſchenantlitz
Das fatale Lächeln ſchaute,
Drehten ſich herum entrüſtet
Mir im Bauche die Gedärme!

„Ja, noch weit impertinenter
Als durch Worte, offenbart ſich
Durch das Lächeln eines Menſchen
Seiner Seele tiefſte Frechheit.

„Lächelt, ſchnippiſche Kanaillen!
Lächelt nur! Von eurem Spotte,
Wie von eurem Joch, wird endlich
Uns der große Tag erlöſen.

Fort, Geſpenſter! Nachtgeſichte!
Luftgebilde! Fieberträume!
Wir beſchäft'gen uns vernünftig
Wieder mit dem Atta Troll.

In der Höhle bei den Jungen
Liegt der Alte, und er ſchläft
Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf.

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt ſich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim ſucht;
Auch ſkandiert er an den Tatzen.

Gleichfalls an des Vaters Seite
Liegen träumend auf dem Rücken,
Unſchuldrein, vierfüß'ge Lilien,
Atta Troll's geliebte Töchter.

Welche zärtliche Gedanken
Schmachten in der Blüthenſeele
Dieſer weißen Bärenjungfraun?
Thränenfeucht ſind ihre Blicke.

Ganz beſonders ſcheint die Jüngſte
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt ſie ſchon ein ſel'ges Zucken,
Ahnet ſie die Macht Kupido's.

„Dächte jeder Das ꝛc.

Die hier folgenden elf Strophen (die „Im Intreſſe meiner Kunſt") ſind bereits auf S. 90–91 der vorliegenden Ausgabe abgedruckt. Es reihen ſich ihnen in der erſten Faſſung nachſtehende Schlußſtrophen an:

„Aber horch, mein Sohn, ertönte
Draußen nicht die holde Stimme
Deiner Mutter? Süße Laute!
Mumma! Meine ſchwarze Mumma!"

Atta Troll mit dieſen Worten
Sprang vom Boden, und er ſtürzte
Aus der Höhle wie'n Verrückter
Ach! er ſtürzte in ſein Unglück!

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Iſt ihr durch den Pelz gedrungen,
Als ſie Ihn erblickt — O Himmel,
Den ſie liebt, Der iſt ein Menſch!

Iſt ein Menſch und heißt Schnapphahnski.
Auf der großen Retirade
Kam er ihr vorbeigelaufen
Eines Morgens im Gebirge.

Heldenunglück rührt die Weiber,
Und im Antlitz unſres Helden
Lag, wie immer, der Finanznoth
Blaſſe Wehmuth, düſtre Sorge.

Seine ganze Kriegeskaſſe,
Zweiundzwanzig Silbergroſchen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Eſpartero's.

Nicht einmal die Uhr gerettet!
Blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbſtück,
Koſtbar und von echtem Silber.

Und er lief mit langen Beinen.
Aber, unbewuſſt, im Laufen
Hat er Beſſeres gewonnen,
Als die beſte Schlacht — ein Herz!

Ja, ſie liebt ihn, ihn, den Erbfeind!
O, der unglückſel'gen Bärin!
Wüſſt' der Vater das Geheimnis,
Ganz entſetzlich würd' er brummen.

Gleich dem alten Odoardo,
Der mit Bürgerſtolz erdolchte
Die Emilia Galotti,
Würde auch der Atta Troll

Seine Tochter lieber tödten,
Tödten mit den eignen Tatzen,
Als erlauben, daß ſie ſänke
In die Arme eines Prinzen!

Doch in dieſem Augenblicke
Iſt er weich geſtimmt, hat keine
Luſt, zu brechen eine Roſe,
Eh' der Sturmwind ſie entblättert.

Weich geſtimmt liegt Atta Troll
In der Höhle bei den Seinen.
Ihn beſchleicht, wie Todesahnung,
Trübe Sehnſucht nach dem Jenſeits![1]

„Kinder!" — ſeufzt er, und es trieſen
Plötzlich ſeine großen Augen —
„Kinder! meine Erdenwallfahrt
Iſt vollbracht, wir müſſen ſcheiden.

„Heute Mittag kam im Schlafe
Mir ein Traum, der ſehr bedeutſam.
Mein Gemüth genoß das ſüße
Vorgefühl des bald'gen Sterbens.

„Bin fürwahr nicht abergläubiſch,
Bin kein Faſelbär — doch giebt es

---

[1] Auf der hohen Felſenkoppe
Bei den Seinen. Ihn beſchleichen
Trübe Sehnſucht, Todesahnung.

Dinge zwiſchen Erd' und Himmel,
Die dem Denker unerklärlich.

„Über Welt und Schickſal grübelnd,
War ich gähnend eingeſchlafen,
Als mir träumte, daß ich läge
Unter einem großen Baume.

„Aus den Äſten dieſes Baumes
Troff herunter weißer Honig,
Glitt mir juſt ins offne Maul,
Und ich fühlte ſüße Wonne.

„Selig blinzelnd in die Höhe,
Sah ich in des Baumes Wipfel
Etwa ſieben kleine Bärchen,
Die dort auf und nieder rutſchten.

„Zarte, zierliche Geſchöpfe,
Deren Pelz von roſenrother
Farbe war und an den Schultern
Seidig flockte wie zwei Flüglein.

„Ja, wie ſeidne Flüglein hatten
Dieſe roſenrothen Bärchen,
Und mit überirdiſch feinen
Flötenſtimmen ſangen ſie![*]

„Wie ſie ſangen, wurde eiskalt
Meine Haut, doch aus der Haut fuhr

---

[*] Statt der zwei obigen, findet ſich in der älteſten Faſſung nur die folgende Strophe:

„Zarte, zierliche Geſchöpfe,
Deren Pelz wie Seidenflocken
Und von roſenrother Farbe,
Und ſie ſangen flötenlieblich.

Mir die Seel', gleich einer Flamme:
Strahlend ſtieg ſie in den Himmel."

Alſo ſprach mit bebend weichem
Grunzton Atta Troll. Er ſchwieg
Eine Weile, wehmuthsvoll[3] —
Aber ſeine Ohren plötzlich

Spitzten ſich und zuckten ſeltſam,
Und empor vom Lager ſprang er,
Freudezitternd, freudebrüllend:
„Kinder, hört ihr dieſe Laute?[4]

„Iſt Das nicht die ſüße Stimme
Eurer Mutter? O, ich kenne
Das Gebrumme meiner Mumma!
Mumma! meine ſchwarze Mumma!"

Atta Troll mit dieſen Worten
Stürzte wie'n Verrückter fort
Aus der Höhle, ins Verderben!
Ach! er ſtürzte in ſein Unglück![5]

---

[3] tiefnachdenklich — Ms.

[4] Freudezitternd, laut aufkreiſchend: „Kinder, hört ihr dieſe Rufe? Ms.

[5] In der älteſten Faſſung fehlen die obigen vier Schlußſtrophen.

Kaput XXIV.

In dem Thal von Ronceval,
Auf demſelben Platz, wo weiland
Des Karoli Magni Neffe
Seine Seele ausgeröchelt.

Dorten fiel auch Atta Troll,
Fiel durch Hinterhalt, wie Jener,
Den der ritterliche Judas,
Ganelon von Mainz, verrathen.

Ach! das Edelſte im Bären,
Das Gefühl der Gattenliebe,
Ward ein Fallſtrick, den Uraka
Liſtig zu benutzen wuſſte.

Das Gebrumm der ſchwarzen Mumma
Hat ſie nachgeäfft ſo täuſchend,
Daſs der Atta Troll gelockt ward
Aus der ſichern Bärenhöhle. —

Wie auf Sehnſuchtsflügeln lief er
Durch das Thal, ſtand' zärtlich ſchnuppernd

Manchmal ſtill vor einem Felſen,
Glaubt, die Mumma ſei verſteckt dort —

Ach! verſteckt war dort Laskaro
Mit der Flinte: Dieſer ſchoß ihn
Mitten durch das frohe Herz —
Quoll hervor ein rother Blutſtrom.

Mit dem Kopfe wackelt' er[1]
Ein'gemal, doch endlich ſtürzt' er
Stöhnend nieder, zuckte gräßlich —
„Mumma!“ war ſein letzter Seufzer.

Alſo fiel der edle Held.
Alſo ſtarb er. Doch unſterblich
Nach dem Tode auferſtehn
Wird er in dem Lied des Dichters.

Auferſtehn wird er im Liede,
Und ſein Ruhm wird koloſſal
Auf vierfüßigen Trochäen
Über dieſe Erde ſtelzen.[2]

Der ****** ſetzt ihm
In Walhalla einſt ein Denkmal,
Und darauf, im ******
Lapidarſtil, auch die Inſchrift:

„Atta Troll, Tendenzbär; ſittlich
„Religiös; als Gatte brünſtig;[3]
„Durch Verführtſein von dem Zeitgeiſt,
„Waldurſprünglich Sanskülotte;

---

[1] Wackelte noch mit dem Kopfe
[2] ſchreiten.
[3] als Gatte wacker; Ms.

„Sehr ſchlecht tanzend, doch Geſinnung
„Tragend in der zott'gen Hochbruſt;
„Manchmal auch geſtunken habend;
„Kein Talent, doch ein Charakter!“[4]

---

4) Statt der letzten drei, enthält die älteſte Faſſung folgende vier Strophen:

Späte Enkel werden preiſen
Seinen Namen. Vorurtheile
Löſcht die Zeit, und aufgenommen
Wird er einſt in der Walhalla.

Dort wird ſeine Büſte prangen
Zwiſchen Liſzt und Fanny Elsler.
Und es feiert als Genoſſen
Ihn, wie folgt, der Lapidarſtil:

„Atta Troll, ein edler Bär,
„Auf den Pirenä'n geboren,
„Die Verſtandesrichtung Frankreichs
„Einerſeits, und andrerſeits

„Spaniens Gluth aufnehmend; knirſchend
„Auf dem Markt vor Pöbel tanzend;
„Manchmal auch geſtunken habend;
„Kein Talent, doch ein Charakter!“

Kaput XXV.

Dreiunddreißig alte Weiber,
Auf dem Haupt die ſcharlachrothe
Altbaskeſiſche Kapuze,
Standen an des Dorfes Eingang.

Eine drunter, wie Debora,
Schlug das Tamburin und tanzte,
Und ſie ſang dabei ein Loblied
Auf Laskaro Bärentödter.

Vier gewalt'ge Männer trugen
Im Triumph den todten Bären;
Aufrecht ſaß er in dem Seſſel,
Wie ein kranker Badegaſt.

Hinterdrein, wie Anverwandte
Des Verſtorbnen, ging Laskaro
Mit Uraka; Dieſe grüßte
Rechts und links, doch ſehr verlegen.

Der Adjunkt des Maires hielt
Eine Rede vor dem Rathhaus,

Als der Zug dorthin gelangte,
Und er ſprach von vielen Dingen —

Wie z. B. von dem Aufſchwung
Der Marine, von der Preſſe,
Von der Runkelrübenfrage,
Von der Hyder der Parteiſucht.

Die Verdienſte Ludwig Philipp's
Reichlich auseinanderſetzend,
Ging er über zu dem Bären
Und der Großthat des Laskaro.

„Du, Laskaro!“ — rief der Redner,
Und er wiſchte ſich den Schweiß ab
Mit der trikoloren Schärpe —
„Du, Laskaro! du, Laskaro!

„Der du Frankreich und Hiſpanien
Von dem Atta Troll befreit haſt,
Du biſt beider Länder Held,[1]
Pirenäen-Lafayette!“

Als Laskaro ſolchermaßen
Officiell ſich rühmen hörte,
Lachte er vergnügt im Barte
Und erröthete vor Freude,

Und in abgebrochnen Lauten,
Die ſich ſeltſam überſtürzten,
Hat er ſeinen Dank geſtottert
Für die große, große Ehre!

---

[1] Biſt der Held der beiden Länder.

Mit Verwundrung blickte Jeder
Auf das unerhörte Schauſpiel,
Und geheimnisvoll und ängſtlich
Murmelten die alten Weiber:

„Der Laskaro hat gelacht!
Der Laskaro hat erröthet!
Der Laskaro hat geſprochen!
Er, der todte Sohn der Hexe!“ —

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward verſteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürſchner ſie erſtanden.

Wunderſchön ſtaffierte Dieſer
Und verbrämte ſie mit Scharlach,
Und verhandelte ſie weiter
Für das Doppelte des Preiſes.

Erſt aus dritter Hand bekam ſie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt ſie vor dem Bett als Fußdeck'.

O, wie oft, mit bloßen Füßen,
Stand ich Nachts auf dieſer irdiſch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll!

Und von Wehmuth tief ergriffen,
Dacht' ich dann an Schiller's Worte:
„Was im Lied ſoll ewig leben,
Muß im Leben untergehn!“

Kaput XXVI.

Und die Mumma? Ach, die Mumma
Iſt ein Weib! Gebrechlichkeit
Iſt ihr Name! Ach, die Weiber
Sind wie Porzellan gebrechlich.

Als des Schickſals Hand ſie trennte
Von dem glorreich edlen Gatten,
Starb ſie nicht des Kummertodes,
Ging ſie nicht in Trübſinn unter —

Nein, im Gegentheil, ſie ſetzte
Luſtig fort ihr Leben, tanzte
Nach wie vor, beim Publiko
Buhlend um den Tagesbeifall.

Eine feſte Stellung, eine
Lebenslängliche Verſorgung,
Hat ſie endlich zu Paris
Im Jardin-des-Plantes gefunden.

Als ich dorten vor'gen Sonntag
Mich erging mit Julietten,

Und ihr die Natur erklärte,
Die Gewächſe und die Beſtien,

Die Giraffe und die Ceder
Von dem Libanon, das große
Dromedar, die Goldfaſanen,
Auch das Zebra — im Geſpräche

Blieben wir am Ende ſtehen
An der Brüſtung jener Grube,
Wo die Bären reſidieren —
Heil'ger Herr, was ſahn wir dort!

Ein gewalt'ger Wüſtenbär*)
Aus Sibirien, ſchneeweißhaarigt,
Spielte dort ein überzartes
Liebesſpiel mit einer Bärin.

Dieſe aber war die Mumma!
War die Gattin Atta Troll's!
Ich erkannte ſie am zärtlich
Feuchten Glanze ihres Auges.

Ja, ſie war es! Sie, des Südens
Schwarze Tochter! Sie, die Mumma,
Lebt mit einem Ruſſen jetzt,
Einem nordiſchen Barbaren!

Schmunzelnd ſprach zu mir ein Neger,
Der zu uns herangetreten:
„Giebt es wohl ein ſchönres Schauſpiel,
Als zwei Liebende zu ſehn?“

---

*) Ein gewaltig großer Eisbär

Ich entgegnete: Mit wem
Hab' ich hier die Ehr' zu ſprechen?
Jener aber rief verwundert:
„Kennen Sie mich gar nicht wieder?

„Ich bin ja der Mohrenfürſt,
Der bei Freiligrath getrommelt.
Damals ging's mir ſchlecht, in Deutſchland
Fand ich mich ſehr iſoliert.

„Aber hier, wo ich als Wärter
Angeſtellt, wo ich die Pflanzen
Meines Tropenvaterlandes
Und auch Löw' und Tiger finde:

„Hier iſt mir gemüthlich wohler,
Als bei euch auf deutſchen Meſſen,
Wo ich täglich trommeln muſſte
Und ſo ſchlecht gefüttert wurde!

„Hab' mich jüngſt vermählt mit einer
Blonden Köchin aus dem Elſaß.
Ganz und gar in ihren Armen,
Wird mir heimatlich zu Muthe!

„Ihre Füße mahnen mich
An die holden Elephanten.
Wenn ſie ſpricht Franzöſiſch, klingt mir's
Wie die ſchwarze Mutterſprache.

„Manchmal keift ſie, und ich denke
An das Raſſeln jener Trommel,
Die mit Schädeln war behangen;
Schlang' und Leu entflohn davor.

„Doch im Mondſchein ſehr empfindſam
Weint ſie wie ein Krokodil,
Das aus lauem Strom hervorblickt,
Um die Kühle zu genießen.

„Und ſie giebt mir gute Biſſen!
Ich gedeih'! Mit meinem alten,
Afrikan'ſchen Appetit,
Wie am Niger, freſſ' ich wieder!

„Hab' mir ſchon ein rundes Bäuchlein
Angemäſtet. Aus dem Hemde
Schaut's hervor, wie'n ſchwarzer Mond,
Der aus weißen Wolken tritt.“

Kaput XXVII.

(An Auguſt Varnhagen von Enſe.)

„Wo des Himmels, Meiſter Ludwig,
Habt Ihr all das tolle Zeug
Aufgegabelt?“ Dieſe Worte
Rief der Kardinal von Eſte,

Als er das Gedicht geleſen
Von des Roland's Raſereien,
Das Arioſto unterthänig
Seiner Eminenz gewidmet.

Ja, Varnhagen, alter Freund,
Ja, ich ſeh' um deine Lippen
Faſt dieſelben Worte ſchweben,
Mit demſelben feinen Lächeln.

Manchmal lachſt du gar im Leſen!
Doch mitunter mag ſich ernſthaft
Deine hohe Stirne furchen,
Und Erinnrung überſchleicht dich: —

„Klang Das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamiſſo
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondſcheinnächten?

„Iſt Das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt ſchalkhaft nicht dazwiſchen
Die bekannte Schellenkappe?

„In die Nachtigallenchöre[1]
Bricht herein der Bärenbrummbaß,
Dumpf und grollend, dieſer wechſelt
Wieder ab mit Geiſterliſpeln![2]

„Wahnſinn, der ſich klug gebärdet!
Weisheit, welche überſchnappt!
Sterbeſeufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!“ . . .

Ja, mein Freund, es ſind die Klänge
Aus der längſt verſchollnen Traumzeit;
Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.[3]

Trotz des Übermuthes wirſt du
Hie und dort Verzagnis ſpüren —
Deiner wohlerprobten Milde
Sei empfohlen dies Gedicht!

Ach, es iſt vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!

---

[1] In das feine Geiſterliſpeln
[2] Wieder ab mit Vogelſchreien?
[3] Ja, mein Freund, es ſind die Töne
Aus der längſt verſchollnen Traumzeit;
Nur moderne Variationen
Gaukeln durch das alte Thema.
(Gaukeln durch den alten Singſang.) Ms.

In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Welch ein Schnattern, wie von Gänſen,
Die das Kapitol gerettet!

Welch ein Zwitſchern! Das ſind Spatzen,
Pfennigelichtchen in den Krallen:
Sie gebärden ſich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!

Welch ein Gurren! Turteltauben,
Liebeſatt, ſie wollen haſſen,
Und hinfüro, ſtatt der Venus,
Nur Bellona's Wagen ziehen!

Welch ein Sumſen, welterſchütternd!
Das ſind ja des Völkerfrühlings
Koloſſale Maienkäfer,
Von Berſerkerwuth ergriffen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte![*]

---

[*] Ach, kein Phönix iſt darunter,
Welcher Wunderdinge ſänge! Ms.

Statt der letzten fünf Strophen, findet ſich in der älteſten Faſſung folgender Schluß:

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Wie ſie ſchnattern, jene Gänſe,
Die gemäſtet mit Tendenzen!

Auf den Wällen Deutſchlands flattern
Sie hocken mit lahmen Schwingen,
Platten Füßen, heiſern Kehlen —
Viel Geſchrei und wenig Wolle.

Manche weißgefärbte Raben
Sind darunter. Dieſe krächzen
Immerfort: „Die Gallier kommen!"
Sind des Kapitoles Retter.

Andre Vögel, andre Lieder!
Geſtern las ich in der Zeitung,
Daß der Fink vom Schlag gerühret
Und geheimer Hofrath worden.

Deutſchland.

Ein Wintermärchen.

(Geſchrieben im Januar 1844.)

Vorwort.

Das nachſtehende Gedicht ſchrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit ſchärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, ſchon gleich zu mildern und auszuſcheiden, was mit dem deutſchen Klima unverträglich ſchien. Nichtsdeſtoweniger, als ich das Manuſkript im Monat März an meinen Verleger nach Hamburg ſchickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung geſtellt. Ich muſſte mich dem fatalen Geſchäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geſchehen ſein, daſs die ernſten Töne mehr als nöthig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im haſtigen Unmuth ihre Feigenblätter wieder abgeriſſen, und zimperlich ſpröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es iſt mir leid, aber ich tröſte mich mit dem Bewuſſtſein, daſs größere Autoren ſich ähnliche Vergehen zu Schulden kommen ließen. Des Ariſtophanes will ich zu ſolcher Beſchönigung gar nicht erwähnen, denn Der war ein blinder Heide, und ſein Publikum zu Athen hatte zwar eine klaſſiſche Erziehung genoſſen, wuſſte aber wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich ſchon viel beſſer berufen; und Erſterer ſchrieb für den hohen Adel beider Kaſtilien, Letzterer für den großen König und den großen Hof in Verſailles! Ach, ich vergeſſe, daſs wir in einer ſehr bürgerlichen Zeit leben, und ich ſehe leider voraus, daſs viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alſter, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden! Was ich aber mit noch größerem Leidweſen vorausſehe, Das iſt das Zeter jener Phariſäer der Nationalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Cenſur genießen und in der Tagespreſſe den Ton angeben können, wo es gilt, jene Gegner zu befehden, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchſten Herrſchaften ſind. Wir ſind im Herzen gewappnet gegen das Miſsfallen dieſer heldenmüthigen Lakaien in ſchwarz-roth-goldner Livrée. Ich höre ſchon ihre Bierſtimmen: „Du läſterſt ſogar unſere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzoſen, denen du den freien Rhein abtreten willſt!“ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müßige oder knechtiſche Spielerei ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr, wie ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine ſchiefmäulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie vernünftig und gut ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daſs ich wünſchen ſollte, daſs meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Ruſsland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören ſoll, als den Landeskindern. Elſas und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſaſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir Dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte

Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus.

Ich werde in einem nächſten Buche auf dieſes Thema zurückkommen, mit letzter Entſchloſſenheit, mit ſtrenger Rückſichtsloſigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entſchiedenſten Widerſpruch werde ich zu achten wiſſen, wenn er aus einer Überzeugung hervorgeht. Selbſt der roheſten Feindſeligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will ſogar der Dummheit Rede ſtehen, wenn ſie nur ehrlich gemeint iſt. Meine ganze ſchweigende Verachtung widme ich hingegen dem geſinnungsloſen Wichte, der aus leidiger Schelſucht oder unſauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen ſucht, und dabei die Maſke des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchiſche Zuſtand der deutſchen politiſchen und literariſchen Zeitungsblätterwelt ward in ſolcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet, das ich ſchier bewundern muſſte. Wahrhaftig, Schufterle iſt nicht todt, er lebt noch immer und ſteht ſeit Jahren an der Spitze einer wohlorganiſierten Bande von literariſchen Strauchdieben, die in den böhmiſchen Wäldern unſerer Tagespreſſe ihr Weſen treiben, hinter jedem Buſch, hinter jedem Blatt verſteckt liegen und dem leiſeſten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Hamburg, den 17. September 1844.

Heinrich Heine.

Kaput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reiſt' ich nach Deutſchland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt' ich ein ſtärkeres Klopfen
In meiner Bruſt, ich glaube ſogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutſche Sprache vernahm,
Da ward mir ſeltſam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen ſang.
Sie ſang mit wahrem Gefühle
Und falſcher Stimme, doch ward ich ſehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie ſang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden

Dort oben in jener beſſeren Welt,
Wo alle Leiden ſchwinden.

Sie ſang vom irdiſchen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenſeits, wo die Seele ſchwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie ſang das alte Entſagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weiſe, ich kenne den Text,
Ich kenne auch die Verfaſſer;
Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich ſein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verſchlemmen ſoll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächſt hienieden Brot genug
Für alle Menſchenkinder,
Auch Roſen und Myrten, Schönheit und Luſt,
Und Zuckererbſen[*] nicht minder.

---

[*] Und kleine Erbſen

Ja, Zuckererbſen[2] für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlaſſen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachſen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir euch beſuchen
Dort oben, und wir, wir eſſen mit euch
Die ſeligſten Torten[3] und Kuchen.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied!
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miſerere iſt vorbei,
Die Sterbeglocken ſchweigen.

Die Jungfer Europa iſt verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit, ſie liegen einander im Arm,
Sie ſchwelgen im erſten Kuſſe.

Und fehlt der Pfaffenſegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen iſt mein Lied,
Das beſſere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchſten Weihe —

Begeiſterte Sterne, ſie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —

---

[2] Ja, [illegible]
[3] Die beſten Torten

Ich fühle mich wunderbar erſtarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutſche Erde trat
Durchſtrömen mich Zauberſäfte —
Der Rieſe hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchſen ihm neu die Kräfte.

Kaput II.

Während die Kleine von Himmelsluſt
Getrillert und muſicieret,
Ward von den preußiſchen Douaniers
Mein Koffer viſitieret.

Beſchnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hoſen, Schnupftüchern;
Sie ſuchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die ihr im Koffer ſucht!
Hier werdet ihr Nichts entdecken!
Die Kontrebande, die mit mir reiſt,
Die hab' ich im Kopfe ſtecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner ſind
Als die von Brüſſel und Mecheln,
Und pack' ich einſt meine Spitzen aus,
Sie werden euch ſticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,

Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch verſichern,
Mein Kopf iſt ein zwitſcherndes Vogelneſt
Von konfiscierlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satan's Bibliothek
Kann es nicht ſchlimmere geben;
Sie ſind gefährlicher noch, als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Paſſagier, der neben mir ſtand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußiſchen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein" — bemerkte er —
„Wird unſer Volksthum begründen,
Er wird das zerſplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er giebt die äußere Einheit uns,
Die ſogenannt materielle;
Die geiſtige Einheit giebt uns die Cenſur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie giebt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutſchland thut uns Noth,
Einig nach außen und innen."

Kaput III.

Zu Aachen im alten Dome liegt
Karolus Magnus begraben, —
Man muß ihn nicht verwechſeln mit Karl
Mayer, Der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht todt und begraben ſein
Als Kaiſer zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinſter Poet
Zu Stukkert am Neckarſtrome.[1]

Zu Aachen langweilen ſich auf der Straß'
Die Hunde, ſie flehn unterthänig:
„Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, Das wird
Vielleicht uns zerſtreuen ein wenig.“

Ich bin in dieſem langweil'gen Neſt
Ein Stündchen herumgeſchlendert.
Sah wieder preußiſches Militär,
Hat ſich nicht ſehr verändert.

---

[1] Ich möchte nicht begraben ſein
Als todter Kaiſer zu Aachen.
Weit lieber leben in Stukkert und dort
Die ſchlechteſten Reime machen!

Es ſind die grauen Mäntel noch
Mit dem hohen, rothen Kragen —
„Das Roth bedeutet Franzoſenblut,“
Sang Körner in früheren Tagen.

Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengrade geſchniegelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock,
Womit man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie,
Sie tragen ſie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Nicht übel gefiel mir das neue Koſtüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Beſonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der ſtählernen Spitze nach oben.

Das iſt ſo ritterlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter ſo ſchön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erſchienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchſten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entſteht,
Zieht leicht ſo eine Spitze
Herab auf euer romantiſches Haupt
Des Himmels modernſte Blitze!

Auch wenn es Krieg giebt, müſſt ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters ſchwerer Helm
Könnt' euch genieren im Laufen. — —

Zu Aachen, auf dem Poſthausſchild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir ſo tief verhaſſt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.[2]

Du häßlicher Vogel, wirſt du einſt
Mir in die Hände fallen,

---

[2] Zu Aachen, am Poſthaus, fand ich auch
Den häßlichen Vogel wieder,
Der königlich preußiſche Adler genannt;
Sah giftig auf mich nieder.

Wie ſieht ſie aus ſo ekelhaft,
Die ſchwarze geflügelte Kröte!
Ich fühlte, wie ſich im Magen mit
Herum das Eſſen drehte.

So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du ſollſt mir dann in luft'ger Höh'
Auf einer Stange ſitzen,
Und ich rufe zum luſtigen Schießen herbei
Die rheiniſchen Vogelſchützen.[3]

Wer mir den Vogel herunterſchießt,
Mit Scepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blaſen Tuſch
Und rufen: „Es lebe der König!“[4]

---

[3] Den nackten Balg, den will ich doch
Auf einem Pfahle ſpießen —
Ihr rheiniſchen Schützen kommt dann herbei
Zum luſtigen Vogelſchießen!

[4] Wer mir den Vogel herunterſchießt,
Soll Kron' und Scepter haben.
Am Galgen ſoll aber der Schinderknecht
Das todte Aas begraben.

Kaput IV.

Zu Köllen kam ich ſpät Abends an,
Da hörte ich rauſchen den Rheinfluſs,
Da fächelte mich ſchon deutſche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluſs —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er ſehr geſalzen war,
Muſſt' ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglaſe,
Und trinkſt du etwelche Schoppen zu viel,
So ſteigt er dir in die Naſe.

In die Naſe ſteigt ein Prickeln ſo ſüſs,
Man kann ſich vor Wonne nicht laſſen!
Es trieb mich hinaus in die dämmrende Nacht,
In die wiederhallenden Gaſſen.

Die ſteinernen Häuſer ſchauten mich an,
Als wollten ſie mir berichten

Legenden aus altverſchollener Zeit,
Der heil'gen Stadt Köllen Geſchichten.

Ja, hier hat einſt die Kleriſei
Ihr frommes Weſen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrſcht,
Die Ulrich von Hutten beſchrieben.

Der Kankan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier ſchrieb Hochſtraaten, der Menzel von Kölln,
Die gift'gen Denunciatiönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menſchen verſchlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleiſon geſungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gaſſe;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshaſſe.[1] —

Doch ſiehe! dort im Mondenſchein
Den koloſſalen Geſellen!
Er ragt ſo verteufelt ſchwarz empor,
Das iſt der Dom von Köllen.

Er ſollte des Geiſtes Baſtille ſein,
Und die liſtigen Römlinge dachten:
„In dieſem Rieſenkerker wird
Die deutſche Vernunft verſchmachten!“

---

[1] Judenhaſſe.

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!“ geſprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet — und Das iſt gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmal von Deutſchlands Kraft
Und proteſtantiſcher Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit ſchwachen Händen
Fortſetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geſchüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden ſogar:
Iſt Alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Liſzt
Zum Beſten des Doms muſicieren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens deklamieren!

Er wird nicht vollendet, der Köllner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu ſeinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine geſendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geſchrei
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich geſinnt, ſo gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit ſogar,
Wo man, ſtatt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdeſtall,
Was ſollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drei Königen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?“

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unſerer Zeit zu genieren?
Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logieren.

Folgt meinem Rath und ſteckt ſie hinein
In jene drei Körbe von Eiſen,
Die hoch zu Münſter hängen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa Einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menſchen,
Erſetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländ'ſchen.

Caput V.

Und als ich an die Rheinbrück' kam,
Wohl an die Hafenſchanze,
Da ſah ich fließen den Vater Rhein
Im ſtillen Mondenglanze.

Sei mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie iſt es dir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht
Mit Sehnſucht und Verlangen.

So ſprach ich, da hört' ich im Waſſer tief
Gar ſeltſam grämliche Töne,
Wie Hüſteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Geſtöhne:

„Willkommen, mein Junge, Das iſt mir lieb,
Daß du mich nicht vergeſſen;
Seit dreizehn Jahren ſah ich dich nicht,
Mir ging es ſchlecht unterdeſſen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verſchluckt,
Wahrhaftig, ſie ſchmeckten nicht lecker!

Doch ſchwerer liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

„Er hat mich beſungen, als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von Niemand rauben läſſt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht' ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen!

„Daſs ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer,
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich ſchmählich blamieret,
Gewiſſermaßen hat er mich auch
Politiſch kompromittieret.

„Denn kehren jetzt die Franzoſen zurück,
So muſs ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr ſo oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und ſpringen ſie noch wie ſonſt?
Tragen noch[1] weiße Höschen?

[1] Tragen auch

„Ich möchte ſie gerne wiederſehn,
Doch fürcht' ich die Perſifflage,
Von wegen des verwünſchten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alfred de Muſſet, der Gaſſenbub',
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All' ſeine ſchnöden Witze.“[2]

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt' ſich nicht zufrieden geben.
Ich ſprach zu ihm manch tröſtendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den ſpöttelnden Scherz der Franzoſen;
Sie ſind die alten Franzoſen nicht mehr,
Auch tragen ſie andere Hoſen.

Die Hoſen ſind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie ſingen nicht mehr, ſie ſpringen nicht mehr,
Sie ſenken nachdenklich die Köpfe.

Sie philoſophieren und ſprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Taback, ſie trinken Bier,
Und Manche ſchieben auch Kegel.

Sie werden Philiſter ganz wie wir,
Und treiben es endlich noch ärger;

---

[2] „ſchlechten Witze.“

Sie ſind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengſtenberger.

Der Alfred de Muſſet, Das iſt wahr,
Iſt noch ein Gaſſenjunge;
Doch fürchte Nichts, wir feſſeln ihm
Die ſchändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen ſchlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen ſchlimmern,
Wir pfeifen ihm vor, was ihm paſſiert
Bei ſchönen Frauenzimmern.

Gieb dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk nicht an ſchlechte Lieder,
Ein beſſeres Lied vernimmſt du bald —
Leb wohl, wir ſehen uns wieder.

Kaput VI.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harrys.

Napoleon ſah einen rothen Mann
Vor jedem wicht'gen Ereignis.
Sokrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugnis.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß
Des Nachts, hab' ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er Etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte,
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu ſein mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur;
Die Augen wie zwei Sterne,
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Köllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang,
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und ſtand
Ich ſtill, ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh mir Rede,
Was folgſt du mir auf Weg und Steg
Hier in der nächtlichen Öde?

Ich treffe dich immer in der Stund',
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt —
Steh Rede: Was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer biſt du und was willſt du?

Doch Jener erwiderte trockenen Tons,[1]
Sogar ein bißchen phlegmatiſch:

---

[1] mürriſchen Tons.

„Ich bitte dich, exorciere mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, Das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht:
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Konſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken.“

Kaput VII.

Ich ging nach Haus und ſchlief, als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutſchen Betten ſo weich,
Zumal wenn es Federbetten.

Wie ſehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländiſchen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag
In der ſchlafloſen Nacht des Exiles.

Man ſchläft ſehr gut und träumt auch gut
In unſern Federbetten.
Hier fühlt die deutſche Seele ſich frei
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt ſich frei und ſchwingt ſich empor
Zu den höchſten Himmelsräumen.
O deutſche Seele, wie ſtolz iſt dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen, wenn du nahſt!
Du haſt auf deinen Wegen

Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelſchlägen!

Franzoſen und Ruſſen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber beſitzen im Luftreich des Traums[1]
Die Herrſchaft unbeſtritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier ſind wir unzerſtückelt;
Die andern Völker haben ſich
Auf platter Erde entwickelt.[2] — —

Und als ich einſchlief, da träumte mir,
Ich ſchlenderte wieder im hellen
Mondſchein die hallenden Straßen entlang
In dem alterthümlichen Köllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein ſchwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war ſo müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Bruſt
War klaffend aufgeſchnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal iſt es geſchehen,
Daſs ich die Hausthürpfoſten beſtrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

---

[1] im Reiche des Traums

[2] Hier folgt im Originalmanuſkript noch die ſpäter durchſtrichene Strophe:

Nur wachend, am Tage, iſt uns nicht wohl,
Wir fühlen uns matt und ledern —
Sie hat ſich gemauſert, die arme Seel',
Es fehlen ihr die Federn. — —

Und jedesmal, wenn ich ein Haus
Bezeichnet in ſolcher Weiſe,
Ein Sterbeglöckchen erſcholl fernher,
Wehmüthig wimmernd und leiſe.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich ſchwarzen Roſſen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit ſeinem verborgenen Beile
Die dunkle Geſtalt — ſo wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen ſtanden die Pforten dort,
Wir ſind hineingegangen.

Es herrſchte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bei jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelſtein;
Das war die Drei-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drei Könige jedoch,
Die ſonſt ſo ſtill dort lagen,
O Wunder! ſie ſaßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drei Todtengerippe, phantaſtiſch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, ſie trugen auch
Das Scepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten ſie
Die längſtverſtorbenen Knochen:
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte ſogar den Mund
Und hielt eine Rede, ſehr lange:
Er ſetzte mir auseinander, warum
Er meinen Reſpekt verlange.

Zuerſt weil er ein Todter ſei,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger — jedoch
Das Alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens iſt deine Bemühung!
Ich ſehe, daß du der Vergangenheit
Gehörſt in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab
Iſt eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beſchlag
Die Schätze dieſer Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Kavallerie
Soll hier im Dome hauſen,
Und weicht ihr nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt
Und laſſ' euch mit Kolben lauſen!

So ſprach ich, und ich drehte mich um,
Da ſah ich furchtbar blinken
Des ſtummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verſtand mein Winken.

Er nahte ſich, und mit dem Beil
Zerſchmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er ſchlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entſetzlich! —
Blutſtröme ſchoſſen aus meiner Bruſt,
Und ich erwachte plötzlich.

Kaput VIII.

Von Köllen bis Hagen koſtet die Poſt
Fünf Thaler ſechs Groſchen Preußiſch.
Die Diligence war leider beſetzt
Und ich kam in die offene Beichaiſ'.

Ein Spätherbſtmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des ſchlechten Wetters und Wegs
Durchſtrömte mich ſüßes Behagen.

Das iſt ja meine Heimatluft!
Die glühende Wange empfand es,
Und dieſer Landſtraßenkoth, er iſt
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Miſtküglein dünkten mir ſchön
Wie die Äpfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt iſt nett,
Die Menſchen ſtill und fleißig.

War dort zuletzt im Monat Mai
Des Jahres Einunddreißig.

Damals ſtand Alles im Blüthenſchmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel ſangen ſehnſuchtvoll,
Und die Menſchen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterſchaft[1]
Wird bald von hinnen reiſen,
Und der Abſchiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaſchen von Eiſen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-rothen:
Vielleicht holt ſie ſogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!“

Ach Gott! die Ritter[2] ſind immer noch hier,
Und manche dieſer Gäuche,
Die ſpindeldürre gekommen ins Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blaſſen Kanaillen, die ausgeſehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben ſeitdem in unſerm Wein
Sich rothe Naſen geſoffen — — —

Und die Freiheit hat ſich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr ſpringen und ſtürmen:
Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

---

[1] Sie dachten: „Die Preußen, das magere Volk.
[2] Ach Gott! die Preußen

Der Kaiſer iſt auferſtanden ſeitdem,
Doch die engliſchen Würmer haben
Aus ihm einen ſtillen Mann gemacht,
Und er ließ ſich wieder begraben.

Hab' ſelber ſein Leichenbegängnis geſehn,
Ich ſah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Die elyſäiſchen Felder entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
Kam langſam der Zug gezogen.

Mißtönend ſchauerlich war die Muſik.
Die Muſikanten ſtarrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menſchen ſchauten ſo geiſterhaft
In alter Erinnrung verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder herauf beſchworen.[*]

Ich weinte an jenem Tag. Mir ſind
Die Thränen ins Auge gekommen,
Als ich den verſchollenen Liebesruf,
Das „Vive l'Empereur!“ vernommen.

[*] Das Märchen ihrer Kindheit ward
Ins Leben heraufbeſchworen.

Kaput IX.

Von Köllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiſet;[1]
Wir kamen nach Hagen ſchon gegen Drei,
Da wird zu Mittag geſpeiſet.

Der Tiſch war gedeckt. Hier ſand ich ganz
Die altgermaniſche Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdſelig ſind deine Gerüche!

Geſtovte Kaſtanien im grünen Kohl!
So aß ich ſie einſt bei der Mutter!
Ihr heimiſchen Stockfiſche, ſeid mir gegrüßt!
Wie ſchwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geſchmort
Die Bückinge und Eier.

---

[1] Mit der Schnellpoſt fortgereiſet;

Wie jauchzten die Würſte im ſpritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitſcherten mir: „Willkommen!"

„Willkommen, Landsmann," — zwitſcherten ſie —
„Biſt lange ausgeblieben,
Haſt dich mit fremdem Gevögel ſo lang
In der Fremde herumgetrieben!"

Es ſtand auf dem Tiſche eine Gans,
Ein ſtilles, gemüthliches Weſen.
Sie hat vielleicht mich einſt geliebt.
Als wir Beide noch jung geweſen.

Sie blickte mich an ſo bedeutungsvoll,
So innig, ſo treu, ſo wehe!
Beſaß eine ſchöne Seele gewiß,
Doch war das Fleiſch ſehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüſſel;
Noch immer ſchmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorberblättern den Rüſſel.

Kaput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein ſeltſames Fröſteln. Ich konnte mich erſt
Zu Unna im Wirthshaus erwärmen.

Ein hübſches Mädchen fand ich dort,
Die ſchenkte mir freundlich den Punſch ein:
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen ſanft wie Mondſchein.

Den liſpelnd weſtfäliſchen Accent
Vernahm ich mit Wolluſt wieder.
Viel ſüße Erinnerung dampfte der Punſch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Weſtfalen, womit ich ſo oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander ans Herz
Und unter die Tiſche geſunken!

Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben, guten Weſtfalen,
Ein Volk, ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie ſtanden ſie prächtig auf der Menſur
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen ſo grade, ſo ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, ſie trinken gut,
Und wenn ſie die Hand dir reichen
Zum Freundſchaftsbündnis, dann weinen ſie;
Sind ſentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er ſegne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten.

Er ſchenke deinen Söhnen ſtets
Ein ſehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübſch
Unter die Haube — Amen!

Kaput XI.

Das iſt der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beſchrieben,
Das iſt der klaſſiſche Moraſt,
Wo Varus ſtecken geblieben.

Hier ſchlug ihn der Cheruſkerfürſt,[1]
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutſche Nationalität,
Sie ſiegte in dieſem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit ſeinen blonden Horden,
So gäb' es deutſche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römiſch geworden![2]

In unſerem Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

---

[1] Hier hat der Cheruſker gewonnen die Schlacht.
[2] Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
So wären wir römiſch geworden.
Statt preußiſch. Niemand bekäme heut
Den rothen Adlerorden.

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vögelſchwärmen.

Birch-Pfeiffer ſöffe Terpentin,
Wie einſt die römiſchen Damen, —
(Man ſagt, daß ſie dadurch den Urin
Beſonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutſcher Lump,
Er wäre ein röm'ſcher Lumpacius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horatius.[3]

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann ſpräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen
Sich rauſen in der Arena, anſtatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt,
Statt Landesväter drei Dutzend.
Wir ſchnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtſchaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca,
Und käme in ſolchem Konflikt um.

---

[3] Ganz wie Virgil und Horatius

Zu unſrem Cornelius ſagten wir:
„Cacatum non est pictum.“ — —

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit ſeinen Legionen erlag,
Und wir ſind Deutſche geblieben!

Wir blieben deutſch, wir ſprechen Deutſch,
Wie wir es geſprochen haben:
Der Eſel heißt Eſel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutſcher Lump
Und kriegt den Adlerorden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Iſt kein Horaz *) geworden.

Gottlob, der Maßmann ſpricht kein Latein,
Birch-Pfeiffer ſchreibt nur Dramen,
Und ſäuft nicht ſchnöden Terpentin
Wie Rom's galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir Das!
Drum wird dir, wie ſich gebühret,
Zu Detmold ein Monument geſetzt;
Hab' ſelber ſubſkribieret.

---

*) Iſt kein Virgil

Kaput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaiſe. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten ſtill.
Das iſt nicht ſehr ergötzlich.

Der Poſtillon ſteigt ab und eilt
Ins Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das ſind die Wölfe, die heulen ſo wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Beſtien, und mir zu Ehre
Illuminierten ſie den Wald
Und ſingen ſie ihre Chöre.

Das iſt ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich ſoll gefeiert werden!

Ich warf mich gleich in Poſitur
Und ſprach mit gerührten Gebärden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich, heut
In eurer Mitte zu weilen,
Wo ſo viel' edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in dieſem Augenblick
Empfinde, iſt unermeßlich:
Ach! dieſe ſchöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke euch für das Vertraun,
Womit ihr mich beehret,
Und das ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue[1] Beweiſe bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet euch nicht fangen
Von Schelmen, die euch geſagt, ich ſei
Zu den Hunden übergegangen,

„Ich ſei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widerſprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu ſchwärmen.

---

[1] Durch viele

„Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfiſch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne ſind wölfiſch.

„Ich bin ein Wolf und werde ſtets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft euch ſelbſt,
Dann wird auch Gott euch helfen!“

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verſtümmelt hat Kolb ſie abgedruckt
In der „Allgemeinen Zeitung.“

Kaput XIII.

Die Sonne ging auf bei Paderborn
Mit ſehr verdroſſner Gebärde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Siſyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen
Im Frührothſchein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,

Der du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, du Menſchheitsretter!

Sie haben dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hätteſt geſchrieben ein Buch[1]
Über die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hätteſt du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Beſaßeſt ja Geiſt und Talent genug,
Und konnteſt ſchonen die Frommen!

Geldwechſler, Bankiers haſt du ſogar
Mit der Peitſche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängſt du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

---

[1] Zu deinem Malheur war das Drucken noch nicht
Erfunden in jenen Tagen;
Du hätteſt geſchrieben, wie wir, ein Buch

Kaput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaiſe wackelt im Schlamme;
Doch ſingt es und klingt es in meinem Gemüth:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Das iſt der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme geſungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ Das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Luſt und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenſtamme;
Das haben die Rächer der Fehme gethan —
„Sonne, du klagende Flamme!“

Die Sonne war Kläger, ſie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte ſterbend geſchrien:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Und denk' ich des Liedes, ſo denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich ſehe wieder ihr braunes Geſicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münſterland,
Und wuſſte in großer Menge
Geſpenſtergeſchichten, grauſenhaft,
Und Märchen und Volksgeſänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einſam auf der Heide ſaß
Und die goldnen Haare ſtrählte.

Die Gänſe muſſte ſie hüten dort
Als Gänſemagd, und trieb ſie
Am Abend die Gänſe wieder durchs Thor,
Gar traurig ſtehen blieb ſie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah ſie ein Roſshaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das ſie in die Fremde getragen.

Die Königstochter ſeufzte tief:
„O Falada, daſs du hangeſt!"
Der Pferdekopf herunter rief:
„O wehe, daſs du gangeſt!"

Die Königstochter ſeufzte tief:
„Wenn Das meine Mutter wüſſte!"
Der Pferdekopf herunter rief:
„Ihr Herze brechen müſſte!"

Mit ſtockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernſter und leiſer
Zu ſprechen begann und vom Rothbart ſprach,
Von unſerem heimlichen Kaiſer.[1]

Sie hat mir verſichert, er ſei nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verſteckt in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.

Kyffhäuſer iſt der Berg genannt,
Und drinnen iſt eine Höhle:
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marſtall iſt der erſte Saal,
Und dorten kann man ſehen
Viel' tauſend Pferde, blankgeſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.

Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel' tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.

---

[1] Statt der beiden oben folgenden, fand ſich im Originalmanuſkript urſprünglich nur die nachſtehende Strophe:

Mit ſeinem Kriegsheer ſitzt er verſteckt
In eines Berges Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.

Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkiſche Feuergewehre.

Sehr wenig' Kanonen, doch genug,
Um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.

Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal.
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl am ſteinernen Tiſch,
Das Haupt auf die Arme ſtützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zuſammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er empor ſich rütteln,

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: „Zu Pferd! zu Pferde!"
Sein reiſiges Volk erwacht und ſpringt
Laut raſſelnd empor von der Erde.

Ein Jeder ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Das wiehert und ſtampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, ſie ſchlagen gut,
Sie haben ausgeſchlafen.
Der Kaiſer hält ein ſtrenges Gericht,
Er will die Mörder beſtrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einſt
Die theure, wunderſame,
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme![3]

Wohl Mancher, der ſich geborgen geglaubt,
Und lachend auf ſeinem Schloß ſaß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang, —
Dem Zorne Barbaroſſa's! — — —

Wie klingen ſie lieblich, wie klingen ſie ſüß,
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubiſches Herze jauchzt:
„Sonne, du klagende Flamme!“

---

[3] Die Mörder, die den Meuchelmord
An der deutſchen Freiheit verübten,
Die uns vergiftet die Vaterlandsluſt
Und Alles, was wir liebten.

Kaput XV.

Ein ſeiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.

Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus!“ —
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.

Mich ſchläferte und ich entſchlief,
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.

Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl
Am ſteinernen Tiſch, wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus,
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.

Er watſchelte durch die Säle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Kurioſa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir,
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.

Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne ſtäubte er gleichfalls ab,
Und er ſprach: „Mein größter Stolz iſt,
Daſs noch keine Motte die Seide zerfraß
Und auch kein Wurm im Holz iſt.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Viel' tauſend Krieger, kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:

„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr',
Und Löhnungstag iſt heute.“

Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten,
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht,
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann
Als Sold nach jedem Jahrhundert.“

Im Saale, wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Händ',
Schien ſonderbar ſich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.

„Das iſt noch nicht die rechte Zahl,“
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Roſſen.

„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, Die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.

„Ich warte, bis die Zahl komplet,
Dann ſchlag' ich los und befreie
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue.“

So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag los, du alter Geſelle,
Schlag los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiderte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,
Und chi va piano, va sano, ſo heißt
Das Sprichwort im römiſchen Reiche.“

Kaput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch ſanken die Augenlider
Bald wieder zu, und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Säle:
Er frug mich Dies, er frug mich Das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intreſſe
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwig's Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum,
Iſt ſchon Kapellenmeiſter.

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klencke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Die Dubarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der Fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt,
Als man ſie guillotinierte.

Der König Ludwig der Fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der Sechzehnte aber ward guillotiniert
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es ſich gebührte,
Die Dubarry aber weinte und ſchrie,
Als man ſie guillotinierte. — —

Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn,
Und ſah mich an mit den ſtieren
Augen und ſprach: „Um Gotteswilln,
Was iſt Das, Guillotinieren?“

Das Guillotinieren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bei dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine.

Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt; —
Das ſenkt ſich; — du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwei Pfoſten; — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter; —
Bei dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiſer fiel mir in die Red':
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich Nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königin!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpekt
Und alle Etikette!

„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt,
Mich ſo vertraulich zu dutzen!
Warte, du Bürſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!

„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!“

Als ſolchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und ſonder Schranken
Und Schonung mich anſchnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimſten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du biſt
Ein altes Fabelweſen,
Geh, leg dich ſchlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlöſen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn ſie an unſerer Spitze,
So ein Geſpenſt mit Scepter und Kron'
Sie riſſen ſchlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutſchen Narren verdarben
Mir ſchon in der Burſchenſchaft die Luſt
An den ſchwarz-roth-goldnen Farben.

Das Beſte wäre, du bliebeſt zu Haus,
Hier in dem alten Kyffhäuſer —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiſer gezankt
Im Traum, im Traum verſteht ſich, —
Im wachenden Zuſtand ſprechen wir nicht
Mit Fürſten ſo widerſetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutſche zu ſagen
Die deutſche Meinung, die er ſo tief[1]
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht', fuhr ich einem Wald
Vorbei, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit,
Verſcheuchte meine Träume.

Die Eichen ſchüttelten ernſthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiſer
Sie nickten ſo warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiſer!

Vergieb mir, o Rothbart, das raſche Wort!
Ich weiß, du biſt viel weiſer

---

[1] Wagen wir ihnen zu ſagen
Die bittere Meinung, die wir ſo tief

Als ich, ich habe ſo wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiſer!

Behagt dir das Guillotinieren nicht,
So bleib bei den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechſle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bißchen die Bürger und Bauern, wir ſind
Ja Alle Gottesgeſchöpfe.

Stell wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Karl's des Fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heil'ge römiſche Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gieb uns den modrigſten Plunder zurück
Mit allem Firlefanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen — erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,

Von jenem Kamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.[1]

---

[1] Dem ekelhaften Gemiſche
Moderner Liſt und gothiſchen Wahns,
Das weder Fleiſch noch Fiſche.

Jag fort das Komödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodiert —
Komme du bald, o Kaiſer!

Kaput XVIII.

Minden iſt eine feſte Burg,
Hat gute Wehr und Waffen!
Mit preußiſchen Feſtungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu ſchaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück' ſtöhnten
So ſchaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Baſtionen ſchauten mich an,
So drohend und verdroſſen;
Das große Thor ging raſſelnd auf,
Ward raſſelnd wieder geſchloſſen.

Ach! meine Seele ward betrübt,
Wie des Odyſſeus Seele,
Als er gehört, daß Polyphem
Den Felsblock ſchob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Korporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und ſteche den Staar den Rieſen.

Im Wirthshaus ward mir noch ſchlimmer zu Muth,
Das Eſſen wollt' mir nicht ſchmecken.
Ging ſchlafen ſogleich, doch ſchlief ich nicht,
Mich drückten ſo ſchwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rothem Damaſte,
Der Himmel von verblichenem Gold,
Mit einem ſchmutzigen Quaſte.

Verfluchter Quaſt! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu ſein,
Und ich hörte ihn heimlich ziſchen:
„Du biſt und bleibſt in der Feſtung jetzt,
Du kannſt nicht mehr entwiſchen!“

O, daſs ich wäre — ſeufzte ich —
Daſs ich zu Hauſe wäre,
Bei meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg Poiſſonière!

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal Etwas geſtrichen,
Gleich einer kalten Cenſorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gendarmen, in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Geſpenſter ſchleppten mich fort,
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer ſteilen Felſenwand;
Dort war ich feſtgebunden.

Der böſe ſchmutzige Betthimmelquaſt!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch ſah er jetzt wie ein Geier aus,
Mit Krallen und ſchwarzem Gefieder.

Er glich dem preußiſchen Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Bruſt,
Ich habe geſtöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblaſſte.
Ich lag zu Minden im ſchwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaſte.

Ich reiſte fort mit Extrapoſt,
Und ſchöpfte freien Odem
Erſt draußen in der freien Natur
Auf Bückeburg'ſchem Boden.

Kaput XIX.

O, Danton, du haſt dich ſehr geirrt
Und muſſteſt den Irrthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürſtenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben:
So lehmigte Wege hab' ich wohl
Noch nie geſehen im Leben.

Zu Bückeburg ſtieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward:
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und lieſs mir die Stiefel putzen.
Ich ging ſogleich, die Stadt zu beſehn,
Ich reiſe gern mit Nutzen.

Mein Gott! da ſieht es ſauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gaſſen.

Viel' Prachtgebäude ſah ich dort,
Sehr imponierende Maſſen.

Beſonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von ſtattlichen Häuſern:
Dort wohnt der König, dort ſteht ſein Palaſt,
Er iſt von ſchönem Äußern,

(Nämlich der Palaſt.) — Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schilderhaus.
Rothröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie ſehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone ſprach: „Hier wohnt
Der Ernſt Auguſtus, ein alter,
Hochtoryſcher Lord[1], ein Edelmann,
Sehr rüſtig für ſein Alter.

„Idylliſch ſicher hauſt er hier,
Denn beſſer als alle Trabanten
Beſchützet ihn der manglende Muth
Von unſeren lieben Bekannten.

„Ich ſeh' ihn zuweilen, er klagt alsdann
Wie gar langweilig das Amt ſei,
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt ſei.

„An großbritanniſches Leben gewöhnt,
Sei es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte ſchier,
Daß er ſich mal erhänge.[2]

[1] Gar lieber Herr.
[2] Er hält' es nicht aus auf die Länge.

„Vorgeſtern fand ich ihn traurig gebückt
Am Kamin, in der Morgenſtunde;
Er kochte höchſt ſelbſt ein Lavement
Für ſeine kranken Hunde.“

Kaput XX.*

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war ſchon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erſchrak ſie faſt vor Freude;
Sie rief: „Mein liebes Kind!“ und ſchlug
Zuſammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen!
Du wirſt gewiß ſehr hungrig ſein —
Sag an, was willſt du eſſen?

„Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.“
So gieb mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter war glücklich und munter,
Sie frug wohl Dies, ſie frug wohl Das,
Verfängliche Fragen mitunter.

---

*) Dies Kaput ward zuerſt abgedruckt in Theodor von Kobbe's „Humoriſtiſchen Blättern,“ ſiebenter Jahrgang, Nr. 42, vom 17. Oktober 1844.

„Mein liebes Kind! und wirſt du auch
Recht ſorgſam gepflegt in der Fremde?
Verſteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt ſie dir Strümpfe und Hemde?"

Der Fiſch iſt gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn ſchweigend verzehren;
Man kriegt ſo leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfſt mich jetzt nicht ſtören.

Und als ich den braven Fiſch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl Dies, wohl Das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt ſich am beſten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirſt du den Vorzug geben?"

Die deutſche Gans, lieb Mütterlein,
Iſt gut, jedoch die Franzoſen,
Sie ſtopfen die Gänſe beſſer als wir,
Auch haben ſie beſſere Saucen.

Und als die Gans ſich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelſinen, ſie ſchmeckten ſo ſüß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen ſehr vergnüglich
Nach tauſend Dingen, mitunter ſogar
Nach Dingen, die ſehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! wie denkſt du jetzt?
Treibſt du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörſt du mit Überzeugung?“

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft
Und ich laſſe die Schalen liegen.

Kaput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählich;
Wie'n Pudel, der halb geſchoren iſt,
Sieht Hamburg aus, trübſelig.

Gar manche Gaſſen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermiſſe —
Wo iſt das Haus, wo ich geküſſt
Der Liebe erſte Küſſe?

Wo iſt die Druckerei, wo ich
Die Reiſebilder druckte?
Wo iſt der Auſterkeller, wo ich
Die erſten Auſtern ſchluckte?

Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen!
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?

Wo iſt das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerſchaft gethronet?

Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligſte nicht verſchonet.

Die Leute ſeufzten noch vor Angſt,
Und mit wehmüth'gem Geſichte
Erzählten ſie mir vom großen Brand
Die ſchreckliche Geſchichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man ſah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchenthürme loderten auf
Und ſtürzten krachend zuſammen.

„Die alte Börſe iſt verbrannt,
Wo unſere Väter gewandelt,
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die ſilberne Seele der Stadt,
Und die Bücher, wo eingeſchrieben
Jedweden Mannes Banko-Werth,
Gottlob! ſie ſind uns geblieben!

„Gottlob! man kollektierte für uns
Selbſt bei den fernſten Nationen —
Ein gutes Geſchäft — die Kollekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Die Hülfsgelderkaſſa wurde geführt
Von wahren Chriſten und Frommen —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wie Viel die rechte genommen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unſre offnen Hände,

Auch Viktualien nahmen wir an,
Verſchmähten keine Spende.

„Man ſchickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brot und Fleiſch und Suppen!
Der König von Preußen wollte ſogar
Uns ſchicken ſeine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, Das ließ ſich ſchätzen —
Jedoch den Schrecken, unſeren Schreck,
Den kann uns Niemand erſetzen!“

Aufmunternd[1] ſprach ich: Ihr lieben Leut',
Ihr müſſt nicht jammern und flennen;
Troja war eine beſſere Stadt
Und muſſte doch verbrennen.

Baut eure Häuſer wieder auf
Und trocknet eure Pfützen,
Und ſchafft euch beſſre Geſetze an,
Und beſſre Feuerſpritzen.

Gießt nicht zu viel Cayenne-Piment
In eure Mockturtleſuppen,
Auch eure Karpfen ſind euch nicht geſund,
Ihr kocht ſie ſo fett mit den Schuppen.

Kalkuten ſchaden euch nicht viel,
Doch hütet euch vor der Tücke
Des Vogels, der ſein Ei gelegt
In des Bürgermeiſters Perücke.

---

[1] Tröſtend

Wer dieſer fatale Vogel iſt,
Ich brauch' es euch nicht zu ſagen —
Denk' ich an ihn, ſo dreht ſich herum
Das Eſſen in meinem Magen.

Kaput XXII.

Noch mehr verändert, als die Stadt,
Sind mir die Menſchen erſchienen,
Sie gehn ſo betrübt und gebrochen herum,
Wie wandlende Ruinen.

Die Mageren ſind noch dünner jetzt,
Noch fetter ſind die Feiſten,
Die Kinder ſind alt, die Alten ſind
Kindiſch geworden, die meiſten.

Gar Manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochſen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit ſtolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geſchminkt
Und geputzt wie eine Sirene;
Hat ſchwarze Locken ſich angeſchafft
Und blendend weiße Zähne.

Am beſten hat ſich konſerviert
Mein Freund, der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt ſein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den ****, Den ſah ich nur von fern,
Er huſchte mir raſch vorüber;
Ich höre ſein Geiſt iſt abgebrannt
Und war verſichert bei Bieber.

Auch meinen alten Cenſor ſah
Ich wieder. Im Nebel, gebückt,
Begegnet' er mir auf dem Gänſemarkt,
Schien ſehr darnieder gedrückt.

Wir ſchüttelten uns die Hände, es ſchwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er ſich, mich wieder zu ſehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht Alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche geſegnet.
Ach! meinem Gumpelino ſogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele ſo eben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehova's ſchweben.

Vergebens ſuchte ich überall
Den krummen Adonis, der Taſſen
Und Nachtgeſchirre von Porzellan
Feilbot in Hamburg's Gaſſen.

Ob noch der kleine Meyer lebt,
Das kann ich wahrhaftig nicht ſagen;
Er fehlte mir, doch ich vergaß
Bei Cornet nach ihm zu fragen.

Sarras, der treue Pudel, iſt todt,
Ein großer Verluſt! Ich wette
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftſteller verloren hätte. — —

Die Population des Hamburger Staats
Beſteht ſeit Menſchengedenken
Aus Juden und Chriſten; es pflegen auch
Die Letztren nicht Viel zu verſchenken.[1]

Die Chriſten ſind Alle ziemlich gut,
Auch eſſen ſie gut zu Mittag,
Und ihre Wechſel bezahlen ſie prompt,
Noch vor dem letzten Reſpittag.

Die Juden theilen ſich wieder ein
In zwei verſchiedne Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen eſſen Schweinefleiſch,
Zeigen ſich widerſetzig,
Sind Demokraten;[2] die Alten ſind
Vielmehr ariſtokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch ſchwör' ich beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewiſſe Fiſchchen noch mehr,
Man heißt ſie geräucherte Sprotte.

[1] Die ganze Hamburg'ſche Population
Wird eingetheilt noch immer
In Juden und Chriſten, und Letztere ſind
Theils Männer, theils Frauenzimmer.

[2] Wie Demokraten;

Kaput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat beſſere Auſtern; man ſpeiſt
Die beſten im Keller von Lorenz.

Es war ein ſchöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten mit einander dort
In Rheinwein und Auſtern ſchlampampen.

Auch gute Geſellſchaft fand ich dort,
Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen, zum Beiſpiel Chaufepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, deſſen Geſicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademiſchen Feinde ſich
Recht leſerlich eingeſchrieben.

Da war der Fucks, ein blinder Heid',
Und perſönlicher Feind des Jehova,

Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.'

Mein Campe war Amphitryo
Und lächelte vor Wonne:
Sein Auge ſtrahlte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank mit gutem App'tit,
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe iſt wirklich ein großer Mann,
Iſt aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern laſſen,
Der aber giebt mir zu trinken ſogar;
Werde ihn niemals verlaſſen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der dieſen Saft der Reben
Erſchuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der durch ſein großes Werde
Die Auſtern erſchaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachſen ließ,
Die Auſtern zu bethauen —
Nun laß mich, Vater, dieſe Nacht
Das Eſſen gut verdauen!“

---

[1]) Glaubt nur an den Vatikan'ſchen Apoll
Und die Venus des Canova.

Der Rheinwein ſtimmt mich immer weich,
Und löſt jedwedes Zerwürfnis
In meiner Bruſt, entzündet darin
Der Menſchenliebe Bedürfnis.[2]

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muſs in den Straßen ſchlendern:
Die Seele ſucht eine Seele und ſpäht
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In ſolchen Momenten zerfließe ich faſt
Vor Wehmuth und vor Sehnen;
Die Katzen ſcheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — —[3]

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da ſah ich im Mondenſchimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbuſiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngeſund,
Die Augen wie blaue Turkoaſe,
Die Wangen wie Roſen, wie Kirſchen der Mund,
Auch etwas röthlich die Naſe.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'[4]
Von weißem geſteiften Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

---

[2] Ein höheres Seelenbedürfnis.

[3] Im Originalmanuſkript, wo mit der oben folgenden Strophe ein neues Kaput beginnt, findet ſich hier noch die Einſchaltung:

Was iſt der Menſch? Ein hohler Begriff,
Nur eine abſtrakte Hülle!
Konkreten Inhalt verleiht ihm erſt
Des Rheinweins edle Fülle.

[4] Sie hatte auf dem Haupt eine Mütz'

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgeſtell
Zwei doriſchen Säulen gleichend.

Die weltlichſte Natürlichkeit[5]
Konnt' man in den Zügen leſen;
Doch das übermenſchliche Hintertheil[6]
Verrieth ein höheres Weſen.

Sie trat zu mir heran und ſprach:
„Willkommen an der Elbe
Nach dreizehnjähr'ger Abweſenheit —
Ich ſehe, du biſt noch Derſelbe!

„Du ſuchſt die ſchönen Seelen vielleicht,
Die dir ſo oft begegent
Und mit dir geſchwärmt die Nacht hindurch,
In dieſer ſchönen Gegend.“[7]

---

[5] Die ordinärſte Natürlichkeit

[6] Jedoch der übermenſchliche Steiß

[7] Statt der oben folgenden vier Strophen findet ſich im Originalmanuſkript nachfolgende Stelle:

„Du ſuchſt vergebens! Du findeſt nicht mehr
Die lange Male, die dicke
Poſaunengel-Hannchen, du findeſt auch nicht
Die Braunſchweiger Mummen-Friedrike.

„Du ſuchſt vergebens! Du findeſt nicht mehr
Den Schimmel, die falſche Marianne,
Pique-As-Luiſe, die rothe Sophie,
Auch nicht die keuſche Suſanne.

„Du findeſt die Strohpuppen-Jette nicht mehr,
Nicht mehr die große Malwine,
Auch nicht die Kuddelmuddel-Marie,
Auch nicht die Dragoner-Kathrine.

„Das Leben verſchlang ſie, das Ungethüm,
Die unerſättliche Hyder;
Du findeſt nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenöſſinnen wieder!

„Seitdem du uns verlaſſen haſt,
Hat Manches ſich hier verwandelt,
Es wuchs ein junges Geſchlecht heran,
Das anders fühlt und handelt.

„Die Reſte der Vergangenheit
Verwittern und verſchwinden,
Du wirſt jetzt auf der Schwiegerſtraß'
Ein neues Deutſchland finden.“

Wer biſt du — rief ich — daß du kennſt
Die Namen jener Damen,
Die an des Jünglings Bildung einſt
Den thätigſten Antheil nahmen?

Ja, ich geſteh', es hängt mein Herz
Ein bischen an dem alten
Deutſchland noch immer, ich denke noch gern
An die ſchönen verlornen Geſtalten.

Doch du, wer biſt du? Du ſcheinſt mir bekannt,
Wie ein Bild aus alten Träumen —
Wo wohnſt du? — kann ich mit dir gehn?
Laßt uns nicht lange ſäumen!

„Das Leben verſchlang ſie, das Ungethüm,
Die hundertköpfige Hyder;
Du findeſt nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenöſſinnen wieder!

„Du findeſt die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten ſie — jetzt ſind ſie verwelkt,
Und der Sturm hat ſie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten ſogar
Von rohen Schickſalsfüßen —
Mein Freund, das iſt auf Erden das Loos[8]
Von allem Schönen und Süßen!“

Wer biſt du? — rief ich — du ſchauſt mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnſt du, großes Frauenbild?[9]
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und ſprach:
„Du irrſt dich, ich bin eine feine,
Anſtänd'ge, moraliſche Perſon;
Du irrſt dich, ich bin nicht ſo Eine.

„Ich bin nicht ſo eine kleine Mamſell,
So eine welſche Lorettin —[10]
Denn wiſſe: ich bin Hammonia,
Hamburg's beſchützende Göttin!

„Du ſtutzeſt und erſchrickſt ſogar,
Du ſonſt ſo muthiger Sänger!

[8] Von grauſam rohen Füßen,
Das iſt auf Erden das Schickſal ſtets
[9] holdes Frauenbild?

[10] Ich bin nicht ſo eine Laſter-Mamſell,
So eine leichte Lorettin —

Willſt du noch immer mit mir gehn?[11]
Wohlan, ſo zögre nicht länger.“

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge dir auf der Stelle —
Schreit du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!

---

[11] Willſt du mich noch begleiten jetzt?

Kaput XXIV.

Wie ich die enge Sahltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht ſagen;
Es haben unſichtbare Geiſter mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonia's Kämmerlein,
Verfloſſen mir ſchnell die Stunden.[1]
Die Göttin geſtand die Sympathie,
Die ſie immer für mich empfunden.

„Siehſt du," — ſprach ſie — „in früherer Zeit
War mir am meiſten theuer
Der Sänger, der den Meſſias beſang
Auf ſeiner frommen Leier.

„Dort auf der Kommode ſteht noch jetzt
Die Büſte von meinem Klopſtock,
Jedoch ſeit Jahren dient ſie mir
Nur noch als Haubenkopfſtock.

---

[1] Verbrachte ich ſelige Stunden.

„Du biſt mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildnis zu Häupten des Bettes;
Und, ſiehſt du, ein friſcher Lorber umkränzt
Den Rahmen des holden Porträtes.

„Nur daß du meine Söhne ſo oft
Genergelt, ich muß es geſtehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geſchehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von ſolcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch ſprich, wie kam der Gedanke dir,
Zu reiſen nach dem Norden [2]
In ſolcher Jahrzeit? Das Wetter iſt
Schon winterlich geworden!“ [3]

O, meine Göttin! — erwiderte ich —
Es ſchlafen tief im Grunde
Des Menſchenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmnis täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die ſonſt ſo leichte franzöſiſche Luft,
Sie fing mich an zu drücken;

---

[2] Hierher zu reiſen ſo plötzlich?
[3] Schon winterlich entſetzlich.“

Ich muſste Athem ſchöpfen hier
In Deutſchland, um nicht zu erſticken.

Ich ſehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutſchem Tabacksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daſs er deutſchen Boden ſtampfe.

Ich ſeufzte des Nachts, und ſehnte mich,
Daſs ich ſie wiederſähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten
Und immer großmüthig beſchützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.[*]

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!“
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich ſehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufſteigt aus deutſchen Schornſteinen,
Nach niederſächſiſchen Nachtigall'n,
Nach ſtillen Buchenhainen.

Ich ſehnte mich nach den Plätzen ſogar,
Nach jenen Leidensſtationen,
Wo ich geſchleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

---

[*] Auch einem gewiſſen Griesgram hat
Gar mancher Seufzer gegolten,
Ich dachte mit wahrer Wolluſt daran,
Wie oft er mich ausgeſcholten.

Ich wollte weinen, wo ich einſt
Geweint die bitterſten Thränen —
Ich glaube, Vaterlandsliebe nennt
Man dieſes thörichte Sehnen.

Ich ſpreche nicht gern davon; es iſt
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verſchämten Gemüthes, verberge ich ſtets
Dem Publiko meine Wunde.

Fatal iſt mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen ſeinen Geſchwüren.

Schamloſe ſchäbige Bettler ſind's
Almoſen wollen ſie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und ſeine Schwaben!

O meine Göttin, du haſt mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald geſunden.

Ja, ich bin krank, und du könnteſt mir
Die Seele ſehr erfriſchen
Durch eine gute Taſſe Thee;
Du mußt ihn mit Rum vermiſchen.

Kaput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegoſſen:
Sie ſelber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genoſſen.

An meine Schulter lehnte ſie
Ihr Haupt, — die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon —
Und ſie ſprach mit ſanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem ſittenloſen
Paris ſo ganz ohne Aufſicht lebſt,
Bei jenen frivolen Franzoſen.

„Du ſchlenderſt dort herum, und haſt
Nicht mal an deiner Seite
Einen treuen deutſchen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung iſt dort ſo groß,
Dort giebt es ſo viele Sylphiden,
Die ungeſund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh nicht zurück und bleib bei uns:
Hier herrſchen noch Zucht und Sitte,
Und manches ſtille Vergnügen blüht
Auch hier, in unſerer Mitte.

„Bleib bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer als ehmals munden;
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

„Auch die Cenſur iſt nicht mehr ſtreng,
Hoffmann wird älter und milder,
Und ſtreicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reiſebilder.

„Du ſelbſt biſt älter und milder jetzt,
Wirſt dich in Manches ſchicken,
Und wirſt ſogar die Vergangenheit
In beſſerem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging
In Deutſchland, iſt Übertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
In Rom, durch Selbſtentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

„Geſetzloſe Willkür herrſchte nie,
Dem ſchlimmſten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilſpruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutſchland nie,[1]
Trotz aller Zeitbedrängnis —
Glaub mir, verhungert iſt nie ein Menſch
In einem deutſchen Gefängnis.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche ſchöne Erſcheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit!
Jetzt herrſcht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktiſche äußere Freiheit wird einſt
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Buſen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unſre ſchöne Poeſie
Erliſcht, ſie iſt ſchon ein wenig
Erloſchen; mit andren Königen ſtirbt
Auch Freiligrath's Mohrenkönig.

„Der Enkel wird eſſen und trinken genug,
Doch nicht in beſchaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelſtück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könnteſt du ſchweigen, ich würde dir
Das Buch des Schickſals entſiegeln,
Ich ließe dir ſpätere Zeiten ſehn[2]
In meinen Zauberſpiegeln.

„Was ich den ſterblichen Menſchen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:

---

[1] So übel war es nicht bei uns.
[2] Und ließe dich ſpätere Zeiten ſchaun

Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannſt nicht ſchweigen!“

Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt —
Das wäre mein größtes Vergnügen,
Laß mich das künftige Deutſchland ſehn —
Ich bin ein Mann und verſchwiegen.

Ich will dir ſchwören jeden Eid,
Den du nur magſt begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —[3]
Sag an, wie ſoll ich ſchwören?

Doch Jene erwiederte: „Schwöre mir
In Vater Abraham's Weiſe,
Wie er Elieſern ſchwören ließ,
Als Dieſer ſich gab auf die Reiſe.

„Heb auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und ſchwöre mir Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften!“

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich ſchwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.[4]

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften.

[3]) Ich will dir mein Schweigen, hohe Frau
Mit den heiligſten Eiden bewähren.
Ich will dir leiſten den grauſigſten Eid —
[4]) Nach uralt bibliſchem Brauche.

Kaput XXVI.

Die Wangen der Göttin glühten ſo roth —
Ich glaube, in die Krone
Stieg ihr der Rum — und ſie ſprach zu mir
In ſehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburg's Begründung.
Die Mutter war Schellfiſchkönigin
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Karolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger ſogar
Als Friedrich der Große von Preußen.[*]

„Der Stuhl iſt zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl, worauf er ſaß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

[*] Als Friedrich Wilhelm von Preußen.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von ſcheinloſem Äußern,
Doch böte mir Rothſchild all ſein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehſt du, dort in dem Winkel ſteht
Ein alter Seſſel, zerriſſen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polſterkiſſen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kiſſen von dem Seſſel,
Du ſchauſt eine runde Öffnung dann,
Darunter einen Keſſel —[2]

„Das iſt ein Zauberkeſſel, worin
Die magiſchen Kräfte brauen,
Und ſteckſt du in die Ründung den Kopf,[3]
So wirſt du die Zukunft ſchauen —

„Die Zukunft Deutſchlands erblickſt du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch ſchaudre nicht, wenn aus dem Wuſt
Aufſteigen die Miasmen!“

Sie ſprach's und lachte ſonderbar,[4]
Ich aber ließ mich nicht ſchrecken,
Neugierig eilte ich, den Kopf
In die furchtbare Ründung zu ſtecken.[5]

Was ich geſehn, verrathe ich nicht,[6]
Ich habe zu ſchweigen verſprochen,

---

[2] Du findeſt darunter ein rundes Loch.
Und unter dem Loch einen Keſſel —
[3] Und ſteckſt du den Kopf in das runde Loch.
[4] lachte fürchterlich.
[5] In das runde Loch zu ſtecken.
[6] ich ſage es nicht.

Erlaubt iſt mir zu ſagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene ſchnöden, verfluchten
Vorſpielgerüche, das ſchien ein Gemiſch[7]
Von altem Kohl und Juchten.

Entſetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die ſich nachher erhuben;
Es war, als fegte man den Miſt
Aus ſechsunddreißig Gruben. — — —[8]

Ich weiß wohl, was Saint-Juſt geſagt
Weiland im Wohlfahrtsausſchuß:
Man heile die große Krankheit nicht[9]
Mit Roſenöl und Moſchus —

Doch dieſer deutſche Zukunftsduft[10]
Mocht' Alles überragen,
Was meine Naſe je geahnt —
Ich konnt' es nicht länger ertragen — — —

Mir ſchwanden die Sinne, und als ich aufſchlug
Die Augen, ſaß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Bruſt, die breite.[11]

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüſtern der Naſe,

---

[7] An jenen ſchnöden, verfluchten
Parfüm des Breiges, es war ein Gemiſch
[8] Hier folgt im Originalmanuſkript noch die Strophe:
Es roch nach Katzenjammererguß
Und nach gehenkten Schuften —
So Mancher, der ſchlecht im Leben riecht,
Wie müßt' er im Tode duften!
[9] Man mache keine Revolution
[10] Zukunftsgeruch
[11] Die Augen, lag ich auf dem Schoße
Der Göttin, und es lehnte mein Haupt
An ihre Bruſt, die große.

Bacchantiſch umſchlang ſie den Dichter und ſang
Mit ſchauerlich wilder Extaſe:[12]

„Es iſt ein König in Thule, Der hat
Ein'n Becher, es geht ihm Nichts drüber,
Und wenn er aus dem Becher trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

„Dann ſteigen ihm Gedanken auf,
Die kaum ſich ließen ahnden,
Dann iſt er kapabel und dekretiert,
Auf dich, mein Kind, zu fahnden.

„Geh nicht nach Norden, und hüte dich
Vor jenem König in Thule,
Hüt dich vor Gendarmen und Polizei,
Vor der ganzen hiſtoriſchen Schule.

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und eſſen
Den Wein und die Auſtern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergeſſen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude vertrübet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutſchen Poeten geliebet![13]

„Ich küſſe dich und ich fühle, wie mich
Dein Genius begeiſtert;
Es hat ein wunderbarer Rauſch
Sich meiner Seele bemeiſtert.

---

12) Bacchantiſch umſchlang ſie meinen Leib,
Und ſang mit wilder Extaſe;

13) Der Mißduft die Freude verkümmert' —
Ich liebe dich, du biſt ein Mann,
Und ich bin ein Frauenzimmer!

„Mir iſt, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter ſingen hörte —
Es ſind Hymenäen, Hochzeitmuſik,
Mein ſüßer Luſtgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie ſpringen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweiſe Senat,
Es kommen die Oberalten;
Der Bürgermeiſter räuſpert ſich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erſcheint
Das Korps der Diplomaten;
Sie gratulieren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarſtaaten.

„Es kommt die geiſtliche Deputation,
Rabbiner und Paſtöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit ſeiner Cenſorſchere!

„Die Scheere klirrt in ſeiner Hand,
Es rückt der wilde Geſelle
Dir auf den Leib — Er ſchneidet ins Fleiſch —
Es war die beſte Stelle.“[**]

**) Es naht der wilde Geſelle
Und ſchneidet dir ab . . . ach Gott! er ſtreicht
Im Buch die beſte Stelle.“

Kaput XXVII.

* Was ſich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich euch ein andermal,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geſchlecht der Heuchelei
Verſchwindet, Gott ſei Dank, heut,
Es ſinkt allmählich ins Grab, es ſtirbt
An ſeiner Lügenkrankheit.

Es wächſt heran ein neues Geſchlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Luſt —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knoſpet die Jugend, welche verſteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

---

*) Im Originalmanuſkript findet ſich vor der obigen noch die Anfangsſtrophe:
Deutſchland beſchäftigt ſich des Tags
Mit lauter Philiſterlarven,
Doch iſt es zaubergroß in der Nacht,
Dann iſt es ein zweites Idealien.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es iſt dieſelbe Leier, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es iſt die Leier, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreit,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen.

Im letzten Kapitel hab' ich verſucht,
Ein biſschen nachzuahmen
Den Schluſs der „Vögel“, die ſind gewiſs
Das Beſte von Vaters Dramen.[1]

Die „Fröſche“ ſind auch vortrefflich. Man giebt
In deutſcher Überſetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiken Geſchmacke;
Den Alten[2] amüſierte weit mehr
Modernes Froſchgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,

---

[1] von ſeinen Dramen.
[2] Den Vater.

Ich riethe ihm nicht ſich in Perſon
Nach Preußen zu begeben.[3]

Dem wirklichen Ariſtophanes,
Dem ginge es ſchlecht, dem Armen:
Wir würden ihn bald begleitet ſehn
Mit Chören von Gendarmen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubnis bald,
Zu ſchimpfen ſtatt zu wedeln:
Die Polizei erhielte Befehl,
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre ſie nur,
Doch ſchone, die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer ſind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erſchaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n
Des ganzen Olymp's Gelichter,
Und den höchſten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter beſtrafen freilich ſehr hart
Des Menſchen Miſſethaten,
Das Höllenfeuer iſt ziemlich heiß,
Dort muß man ſchmoren und braten —

---

[3] Ich möcht' dem Verfaſſer nicht rathen
Perſönlich aufzutreten jetzt
In den königlich preußiſchen Staaten.

Doch Heilige giebt es, die aus der Gluth
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmeſſen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Chriſtus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein ſtrenges Gericht,
Entſchlüpfen wird mancher Geſelle.

Doch giebt es Höllen, aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig iſt hier
Des Welterlöſers Verzeihung.

Kennſt du die Hölle des Dante nicht,
Die ſchrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingeſperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöſt ihn je
Aus dieſen ſingenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu ſolcher Hölle verdammen!

Zeitgedichte.

(1839—1846.)

Deutſchland.*

Ein Traum.

Sohn der Thorheit! träume immer,
Wenn dir's Herz im Buſen ſchwillt;
Doch im Leben ſuche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einſt ſtand ich in ſchönen Tagen
Auf dem höchſten Berg am Rhein:
Deutſchland's Gauen vor mir lagen,
Blühend hell im Sonnenſchein.

Unten murmelten die Wogen
Milde Zaubermelodein;
Süße Ahnungsſchauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lauſch' ich jetzt beim Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodei:
Schöner Traum iſt längſt verflogen,
Schöner Wahn brach längſt entzwei.[1]

---

*) Dies Jugendgedicht Heine's vom Jahr 1816 ward zuerſt in der Berliner Zeitſchrift „Der Zuſchauer," Nr. 3, vom 5. Januar 1822, abgedruckt. Später hat nur Steinmann daſſelbe in dem von ihm herausgegebenen „Muſenalmanach, 1843" und in „H. Heine; Denkwürdigkeiten ꝛc." mitgetheilt.

[1] Dieſe und die neunte Strophe fehlen bei Steinmann. Dagegen ſind die ſechſte und die vorletzte Strophe bei dem älteſten Abdruck von der Cenſur geſtrichen, und nur von Steinmann mitgetheilt.

Schau' ich jetzt von meinem Berge
In das deutſche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Rieſen Grab.

Mutterſöhnchen gehn in Seide,
Nennen ſich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeſchmeide,
Söldner brüſten ſich als Herrn.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Iſt das Volk im deutſchen Kleid;[1]
Denn die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit,

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo kein Jüngling ſeinem Mädchen
Modeſeufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Deſpötchen
Meineid in Syſtem gefügt;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eiſenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unſre Gartenbeete hegen
Tauſend Blumen wunderfein,

---

[1] Statt Verdienſte, zählt man Ahnen.
Und den Mann macht nur das Kleid.
Und ꝛc.

Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umſpielt vom Sonnenſchein.

Doch die allerſchönſte Blume
Blühet unſren Beeten nie,[3]
Sie, die einſt im Alterthume
Selbſt auf ſtarrem Fels gedieh;[4]

Die auf kalter Bergesfeſte
Männer mit der Eiſenhand
Pflegten als der Blumen beſte —
Gaſtlichkeit wird ſie genannt.

Müder Wandrer, ſteige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gaſtlich warmen Zimmer,
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläſt kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längſt im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen ſolche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich ſchauern da die Lüfte
Wie von Minneſängerhauch;
Denn in dieſe heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

---

[3] Blüht in unſren Gärten nie.
[4] Selbſt auf felſ'ger Höh' gedieh;

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich;
Denn ſie blühen wie der Mai,
Lieben auch, und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im Geheimen,
Ob das Märchen möglich ſei.

Unſre Mütter einſt erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den ſchönſten der Demanten
Nur der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Fraun in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein'!

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrſchen — Leben ohne Reiz:
Und die ſchöne Jordansperle
Hat verfälſcht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder ſchönrer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns verſagt!

2.

Doktrin.[*]

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küſſe die Marketenderin!
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marſchiere trommelnd immer voran,
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft.

Das iſt die Hegel'ſche Philoſophie,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn!
Ich hab' ſie begriffen, weil ich geſcheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

[*] Zuerſt abgedruckt in einer Pariſer deutſchen Zeitung. 1847

3.

Adam der Erſte.[*]

Du ſchickteſt mit dem Flammenſchwert
Den himmliſchen Gendarmen,
Und jagteſt mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach andren Erdenländern;
Doch daß ich genoſſen des Wiſſens Frucht,
Das kannſt du nicht mehr ändern.

Du kannſt nicht ändern, daß ich weiß,
Wie ſehr du klein und nichtig,
Und machſt du dich auch noch ſo ſehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich iſt doch dies
Konſilium abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen Mundi!

Vermiſſen werde ich nimmermehr
Die paradieſiſchen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume,

---

[*] Neue Gedichte. 1844.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringſte Beſchränknis,
Verwandelt ſich mir das Paradies
In Hölle und Gefängnis.

4.

Warnung.*

Solche Bücher läſſt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Muſſt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,[1]
Pfaffen haben lange Zungen,[2]
Und das Volk hat lange Ohren!

---

*) Neue Gedichte. 1844.
[1]) tauſend Arme. Ms.
[2]) tauſend Zungen. Ms.

5.

An einen ehemaligen Goetheaner.*

(1832.)

Haſt du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunſtkreis,
Womit einſt der kluge Kunſtgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntſchaft
Seiner Klärchen, ſeiner Gretchen?
Fliehſt du Serlos' keuſche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandtſchaft?

Nur Germanien willſt du dienen,
Und mit Mignon iſt's vorbei heut,
Und du ſtrebſt nach größrer Freiheit
Als du fandeſt bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lünebürgerthümlich kämpfſt du,
Und mit kühnen Worten dämpfſt du
Der Deſpoten Bundesroheit!

In der Fern' hör' ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob iſt,
Und wie du der Mirabeau biſt
Von der Lüneburger Heide!

---

*) Neue Gedichte, 1844.

6.

Geheimnis.*)

Wir ſeufzen nicht, das Aug' iſt trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit ſeinen ſtummen Qualen[1] liegt es
In unſrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,[2]
Krampfhaft verſchloſſen bleibt der Mund.

Frag du den Säugling in der Wiege,
Frag du die Todten in dem Grab,
Vielleicht daß Dieſe dir entdecken,
Was ich dir ſtets verſchwiegen hab'.

---

*) Dies Gedicht war im Originalmanuſkript urſprünglich dem Cyklus „Klariſſe" (Bd. XVI S. 214) angefügt und ward zuerſt in den „Neuen Gedichten," 1844 abgedruckt.

[1] Mit ſeinen ſtummen Schmerzen **Ms.**

[2] Wird es auch laut in unſrer Seele, **Ms.**

7.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.*

„Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen,
Du kommſt ſo verſtört einher gerannt![1]
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Iſt ſchon befreit das Vaterland?“

Vortrefflich geht es, der ſtille Segen,[2]
Er wuchert im ſittlich gehüteten Haus,[3]
Und ruhig und ſicher, auf friedlichen Wegen,[4]
Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir Das;
Habsburg hat auch dazu geſpendet,
Ein Wittelsbach ſchickt Fenſterglas.[5]

---

*) Dies Gedicht ward zu Neujahr 1842 von Heine ſeinem Verleger und Freunde Julius Campe zugeſandt, der es in einer Anzahl von Exemplaren als Manuſkript für Freunde in Cirkulation ſetzte. Bald darauf ward es auch im „Weißenſeer allgemeinen Unterhaltungsblatt.“ Nr. 35. abgedruckt.

[1] hieher gerannt?
[2] der Freiheit Segen.
[3] Er reift im wohlgehüteten Haus.
[4] auf ſtillen Wegen.
[5] Der Kölner Dom, des Glaubens Freude
Ein edler König baut ihn aus, —
Das iſt kein modernes Schattengebäude,
Kein ſündiges Deputirtenhaus.

Die Konſtitution, die Freiheitsgeſetze,
Sie ſind uns verſprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, Das ſind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.[6]

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten feſt ſein Haupt.[7]

Auch eine Flotte will Gott uns beſcheren,
Die patriotiſche Überkraft
Wird luſtig rudern auf deutſchen Galeren:
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Es blüht der Lenz,[8] es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So ſchwindet[9] am Ende von ſelbſt die Cenſur.

---

[6] Statt der obigen Strophe fand ſich in der älteren Verſion die folgende:
Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
Umſchlingen daſſelbe Bruderband,
Dieſelbe Linie von Douanen, —
Die Zöllner reichen ſich zärtlich die Hand.

[7] Obige Strophe war bei dem älteſten Abdruck die vierte des Gedichts. Die dritte und vierte Zeile lauteten:
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten feſt ſein Haupt.

[8] Der Frühling knoſpet.

[9] Verſchwindet

8.

Der Tambourmajor.*

Das iſt der alte Tambourmajor,
Wie iſt er jetzt herunter!
Zur Kaiſerzeit ſtand er im Flor,
Da war er glücklich und munter,

Er balancierte den großen Stock
Mit lachendem Geſichte;
Die ſilbernen Treſſen auf ſeinem Rock,
Die glänzten[1] im Sonnenlichte.

Wenn er im Trommelwirbelſchall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da ſchlug das Herz im Wiederhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und ſah und ſiegte leicht,
Wohl über alle Schönen;
Sein ſchwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutſchen Frauenthränen.

Wir muſſten es dulden! In jedem Land,
Wo die fremden Eroberer kamen,

---

*) Zeitung für die elegante Welt. Nr. 34. vom 23. Auguſt 1843.
[1] Sie glänzten

Der Kaiſer die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen[2] das Leid,
Geduldig wie deutſche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs,
Erhuben wir unſere Hörner,[3]
Entledigten uns des fränkiſchen Jochs
Und ſangen die Lieder von Körner.

Entſetzliche Verſe! ſie klangen ins Ohr
Gar ſchauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiſer und der Tambourmajor,
Sie flohen erſchrocken von dannen.

Sie ernteten Beide den Sündenlohn
Und nahmen ein ſchlechtes Ende.
Es fiel der Kaiſer Napoleon
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Inſel Sankt-Helena
Sie marterten ihn gar ſchändlich;
Am Magenkrebſe ſtarb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entſetzt
Gleichfalls von ſeiner Stelle.
Um nicht zu verhungern, dient er jetzt
Als Hausknecht in unſerm Hotele.

---

[2] ertragen
[3] Wir huben alſbald die Hörner,

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muſs Holz und Waſſer ſchleppen;
Mit ſeinem wackelnd greiſen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz beſucht, ſo kann
Er nicht den Spaß ſich verſagen,
Den drollig ſchlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laſs ab mit Spöttelein, o Fritz!
Es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr, mit ſchlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du ſollteſt mit Pietät, mich däucht,
Behandeln ſolche Leute;
Der Alte iſt dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.*

---

*) O Fritz! laſs ab mit Spöttelein,
Und ehre die weißen Haare
Des Alten — Er könnte dein Vater ſein! —
Verſteht ſich, in Hinſicht der Jahre.

Er könnte dein Vater ſein, o Fritz!
Und es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr, mit ſchlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

9.

Entartung.*

Hat die Natur ſich auch verſchlechtert,
Und nimmt ſie Menſchenfehler an?
Mich dünkt, die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie Jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuſchheit,
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küſſt und flattert
Am End' mit ihrer Unſchuld weg.

Von der Beſcheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel.[1] Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt ſie,
Und heimlich dürſtet ſie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob ſie empfindet,
Die Nachtigall, Das, was ſie ſingt;
Sie übertreibt und ſchluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

---

*) Neue Gedichte. 1844.

[1] An die Beſcheidenheit der Veilchen
Glaub' ich nicht viel. Ms.

Die Wahrheit ſchwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' iſt es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und ſtinken
Wie ſonſt, doch ſind ſie nicht mehr treu.

10.

Heinrich.*

Auf dem Schloßhof zu Canoſſa
Steht der deutſche Kaiſer Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht iſt kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenſter lugen
Zwo Geſtalten, und der Mondſchein
Überſchimmert Gregor's Kahlkopf
Und die Brüſte der Mathildis.

Heinrich mit den blaſſen Lippen
Murmelt fromme Paternoſter;
Doch im tiefen Kaiſerherzen
Heimlich knirſcht er, heimlich ſpricht er: [1]

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die ſtarken Berge,

---

*) Mit der Überſchrift: „Canoſſa“ und dem Datum: „Berlin, 1821“ abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 249, vom 20. Dec. 1839. Der älteſte Abdruck, mit der Überſchrift „Heinrich IV.“, im Berliner „Zuſchauer“, Nr. 105, vom 2. Sept. 1822, war leider nicht zu erlangen.

[1] In der „Zeitung f. d. eleg. Welt“ folgt hier, ſtatt obiger drei Schlußſtrophen, nur noch die Strophe:

„Schlechte Schenke, ſchlechter Gaſtwirth,
Wir bezahlen dir die Zeche!
Meiner Heimat ſchwarze Geier
Horſten hoch und brüten Rache.“

Und im ſtillen Bergesſchachte
Wächſt das Eiſen für die Streitaxt.

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchſten Eiche
Wächſt der Holzſtiel für die Streitaxt.

„Du, mein liebes, treues Deutſchland,
Du wirſt auch den Mann gebären,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederſchmettert mit der Streitaxt.“

11.

Lebensfahrt.*

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

---

*) Dies Gedicht, das Heine am 4. Mai 1843 zu Paris dichtete und in das Album des däniſchen Dichters H. C. Anderſen ſchrieb, ward zuerſt in Theodor v. Kobbe's „Humoriſtiſchen Blättern“, ſechſter Jahrgang Nr. 22, vom 1. Juni 1843, und bald nachher in der „Zeitung f. d. eleg. Welt“ Nr. 32, vom 9. Auguſt deſſelben Jahres abgedruckt.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen,
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie ſchwer!

Und Das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimat wie fern!

12.

Das neue iſraelitiſche Hoſpital zu Hamburg.*

Ein Hoſpital für arme, kranke Juden,
Für Menſchenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den böſen drei Gebreſten,
Mit Armuth, Körperſchmerz und Judenthume!

Das ſchlimmſte von den dreien iſt das letzte,
Das tauſendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeſchleppte Plage,
Der altägyptiſch ungeſunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieſes Haus den ſiechen Gäſten bietet.

---

*) Neue Gedichte. 1844.

Wird einſt die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das ſich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einſt der Enkel,
Geneſen und vernünftig ſein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preiſen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern ſuchte, was der Lindrung fähig,
Zeitlichen Balſam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künſte
Des Arztes (oder auch des Todes!), ſorgte
Für Polſter, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend ſeines Lebens, menſchenfreundlich
Durch Wohlthun ſich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende
Entrollte manchmal ſeinem Aug', die Thräne,
Die koſtbar ſchöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

13.

An Georg Herwegh.*

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Mit klirrendem Jubel ſteigſt du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutſchland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Weil du ſo himmelhoch dich ſchwingſt,
Haſt du die Erde aus dem Geſichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du beſingſt.

---

*) Dieſe im Winter 1841 geſchriebenen Strophen wurden nach einer von G. Herwegh mitgetheilten Abſchrift zum erſten Mal abgedruckt im „Orion.“ Bd. I. Heft 1. vom Januar 1863. — Das Original befindet ſich in Händen des Herrn Obermedicinalrathes Dr. Pfeufer zu München.

14.

An Denſelben.

Bei ſeiner Ausweiſung aus Preußen.*)

Mein Deutſchland trank ſich einen Zopf,
Und du, du glaubteſt den Toaſten!
Du glaubteſt jedem Pfeifenkopf
Und ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten.

Doch als der holde Rauſch entwich,
Mein theurer Freund, du warſt betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch ſo ſchön beſoffen![1]

Ein ſchimpfender Bedientenſchwarm,
Und faule Äpfel[2] ſtatt der Kränze —
An jeder Seite ein Gendarm,
Erreichteſt endlich du die Grenze.

Dort bleibſt du ſtehn.[3] Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra ſind geſtreift,
Und Seufzer dringen[4] aus der Seele:

---

*) Dies Gedicht war mit dem Motto „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ zuerſt abgedruckt in Theodor v. Kobbe's „Humoriſtiſchen Blättern“, ſiebenter Jahrgang, Nr. 21, vom 23. Mai 1844.

[1] Doch ach, der ſchöne Traum entwich
Und du, mein Freund, du ſtehſt betroffen,
Dein Volk ſo katzenjämmerlich,
Das geſtern noch ſo ſchön beſoffen!

[2] Und faule Eier

[3] Hier ſtehſt du ſtill.

[4] Und Seufzer ſteigen

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie ſchnell die ſchönen Tage ſchwanden,
Wo ich[5] vor König Philipp ſtand
Und ſeinen uckermärk'ſchen Granden!

„Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich geſpielt den Marquis Poſa;
In Verſen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Proſa.“[6]

15.

Die Tendenz.[*]

Deutſcher Sänger! ſing und preiſe
Deutſche Freiheit, daſs dein Lied
Unſrer Seelen ſich bemeiſtre
Und zu Thaten uns begeiſtre,
In Marſeillerhymnenweiſe.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geſchlagen,
Sollſt du deinem Volke ſagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

---

[5] Als ich
[6] Er hat dich huldvoll angeblickt,
Als du geſpielt den Marquis Poſa;
In Verſen haſt du ihn entzückt,
Doch ſchlecht gefiel ihm deine Proſa.

[*] Mit der Notiz: „Geſchrieben zu Paris im Januar 1842“ zuerſt abgedruckt in der „Zeitung f. d. eleg. Welt“ Nr. 10, vom 27. Januar 1842.

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idylliſche Gemüth —[1]
Sei des Vaterlands Poſaune,
Sei Kanone, ſei Karthaune,
Blaſe, ſchmettre, donnre, tödte!

Blaſe, ſchmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —[2]
Singe nur in dieſer Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur ſo allgemein als möglich.

16.

Das Kind.*

Den Frommen ſchenkt's der Herr im Traum,
Weißt nicht, wie dir geſchah!
Du kriegſt ein Kind und merkſt es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet ſich ein Bübelein
Von deiner Nabelſchnur,
Es wird ein hübſcher Schütze ſein,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einſt in höchſter Luft den Aar,
Und flög' er noch ſo ſtolz,

---

[1] Ein idylliſches Gemüth —
[2] Bis der letzte Druck entflieht —
*) Mit der Notiz: „Geſchrieben zu Paris im Januar 1842," zuerſt abgedruckt in der „Zeitung f. d. eleg. Welt," No. 19, vom 27. Januar 1842.

Den doppelköpfigen ſogar
Erreicht ſein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid',
Nicht wie der Liebesgott,
Soll er ſich ohne Hoſ' und Kleid
Zeigen als Sansküllott.

Bei uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizei
Gebieten ſtreng, daß Alt und Jung
Leiblich[1] bekleidet ſei.

17.

Verheißung.[*]

Nicht mehr barfuß ſollſt du traben,
Deutſche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommſt du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln ſollſt du haben!

Auf dem Haupte ſollſt du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß ſie dir die Ohren ſchütze
In den kalten Wintertagen.

---

[1] Züchtig Ms.

[*] Mit der Notiz: „Geſchrieben zu Paris im Januar 1842." zuerst abgedruckt in der „Zeitung f. d. eleg. Welt," Nr. 19 vom 27. Januar 1842.

Du bekommſt ſogar zu eſſen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom welſchen Satyr
Nicht verlocken zu Exceſſen!

Werde nur nicht dreiſt und dreiſter!
Setz nicht den Reſpekt bei Seiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeiſter!

18.

Der Wechſelbalg.*

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greiſem Zopf,
Mit ſpinnig langen, doch ſtarken Ärmchen,
Mit Rieſenmagen, doch kurzen Gedärmchen, —
Ein Wechſelbalg, den ein Korporal,
Anſtatt des Säuglings, den er ſtahl,
Heimlich gelegt in unſre Wiege, —
Die Mißgeburt, die mit der Lüge,
Mit ſeinem geliebten Windſpiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungethüm zu nennen, —
Ihr ſollt es erſäufen oder verbrennen!

---

*) Neue Gedichte. 1844.

19.

Der Kaiſer von China.*

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuſer;
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiſer.

Das iſt ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps,
Steht China ganz in Blüthe.

Das Reich der Mitte verwandelt ſich dann
In einen Blumenanger,
Ich ſelber werde faſt ein Mann,
Und meine Frau wird ſchwanger.

Allüberall iſt Überfluß,
Und es geſunden die Kranken;
Mein Hofweltweiſer Konfuſius,
Bekömmt die klarſten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Sammt und Seide.

---

*) Zuerſt abgedruckt in einer Pariſer deutſchen Zeitung vom Jahre 1842.

Die Mandarinenritterſchaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und ſchütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, iſt fertig geworden;
Die letzten Juden taufen ſich dort
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es ſchwindet der Geiſt der Revolution
Und es rufen die edelſten Mantſchu:
„Wir wollen keine Konſtitution,
Wir wollen den Stock, den Kantſchu!“

Wohl haben die Schüler Aeskulap's
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Beſten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!
Das ſchmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk iſt glücklich, hat's auch den Raps,
Und jubelt: Hoſianna!

20.

Schloſslegende.*

Zu Berlin im alten Schloſſe
Sehen wir, aus Stein gemetzt,
Wie ein Weib mit einem Roſſe
Sodomitiſch ſich ergetzt.

Und es heißt, daſs jene Dame
Die erlauchte Mutter ward
Unſres Fürſtenſtamms. Der Same
Schlug fürwahr nicht aus der Art.

Ja fürwahr, ſie hatten Wenig
Von der menſchlichen Natur!
Und an jedem Preußenkönig
Merkte man die Pferdeſpur.

Das Brutale in der Rede,
Das Gelächter ein Gewiehr,
Stallgedanken, — und das öde
Freſſen — jeder Zoll ein Thier!

Du allein, du des Geſchlechtes
Jüngſter Spröſsling, fühlſt und denkſt
Wie ein Menſch, du haſt ein rechtes
Chriſtenherz, und biſt — kein Hengſt!

*) Nur abgedruckt im Maiheft der „Pariſer Horen," herausgegeben von German Mäurer und Ferdinand Braun, Erſter Jahrgang. 1847.

21.

Der neue Alexander.*)

I.

Es iſt ein König in Thule, Der trinkt
Champagner, es geht ihm Nichts drüber:
Und wenn er ſeinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter ſitzen um ihn her,
Die ganze hiſtoriſche Schule;
Ihm aber wird die Zunge ſchwer,
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,
Mit ſeinem kleinen Haufen
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er ſich ans Saufen.

„Ihn hatten ſo durſtig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geſchlagen;
Er ſoff ſich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht Viel vertragen.

„Ich aber bin ein ſtärkerer Mann
Und habe mich klüger beſonnen:
Wie Jener endete, fang' ich an,
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

---

*) Nur abgedruckt in der von Bernays in Paris herausgegebenen Zeitung „Vorwärts!“ Jahrgang 1844.

„Im Rauſche wird der Heldenzug
Mir ſpäter weit beſſer gelingen;
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen.“

II.

Da ſitzt er und ſchwatzt mit lallender Zung',
Der neue Alexander;
Den Plan der Welteroberung,
Den ſetzt er auseinander:

„Lothringen und Elſaß, Das weiß ich längſt,
Die fallen uns zu von ſelber;
Der Stute folgt am End' der Hengſt,
Es folgen der Kuh die Kälber.

„Mich lockt die Champagne, das beſſre Land,
Wo jene Reben ſprießen,
Die lieblich erleuchten unſern Verſtand
Und uns das Leben verſüßen.

„Hier ſoll ſich erproben mein Kriegesmuth,
Hier ſoll der Feldzug beginnen;
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaſchen rinnen.

„Hier wird mein junges Heldenthum
Bis zu den Sternen mouſſieren!
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marſchieren.

„Dort vor der Barrière mach' ich Halt,
Denn vor den Barrière-Pforten,
Da wird kein Octroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten."

22.

Lobgeſänge auf König Ludwig.*

I.

Das iſt Herr Ludwig von Baierland,
Desgleichen giebt es Wenig';
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angeſtammelten König.

Er liebt die Kunſt, und die ſchönſten Fraun
Die läſſt er porträtieren;
Er geht in dieſem gemalten Serail
Als Kunſt-Eunuch ſpazieren.

Bei Regensburg läſſt er erbaun
Eine marmorne Schädelſtätte,
Und er hat höchſtſelbſt für jeden Kopf
Verfertigt die Etikette.

„Wallhallagenoſſen," ein Meiſterwerk,
Worin er jedweden Mannes
Verdienſte, Charakter und Thaten gerühmt,
Von Teut bis Schinderhannes.

---

*) Nur abgedruckt in den „Deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern," herausgegeben von A. Ruge und K. Marx, erſte Lieferung. Paris, 1844.

Nur Luther, der Dickkopf, fehlt in Wallhall,
Und es feiert ihn nicht der Wallhall-Wiſch.
In Naturalienſammlungen fehlt
Oft unter den Fiſchen der Walfiſch.

Herr Ludwig iſt ein großer Poet,
Und ſingt er, ſo ſtürzt Apollo
Vor ihm auf die Knie und bittet und fleht:
„Halt ein! ich werde ſonſt toll, o!“

Herr Ludwig iſt ein muthiger Held,
Wie Otto, das Kind, ſein Söhnchen:
Der kriegte den Durchfall zu Athen,
Und hat dort beſudelt ſein Thrönchen.

Stirbt einſt Herr Ludwig, ſo kanoniſiert
Zu Rom ihn der heilige Vater —
Die Glorie paſſt für ein ſolches Geſicht
Wie Manſchetten für unſeren Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Chriſtenthum ſich bekehren,
Sie werden gewiſs Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

II.

Herr Ludewig von Baierland
Sprach ſeufzend zu ſich ſelber:
„Der Sommer weicht, der Winter naht,
Das Laub wird immer gelber.

„Der Schelling und der Cornelius,
Sie mögen von dannen wandern;
Dem Einen erloſch im Kopf die Vernunft,
Die Phantaſie dem Andern.

„Doch daß man aus meiner Krone ſtahl
Die beſte Perle, daß man
Mir meinen Turnkunſtmeiſter geraubt,
Das Menſchenjuwel, den Maßmann —

„Das hat mich gebeugt, Das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerſchmettert:
Mir fehlt jetzt der Mann, der in ſeiner Kunſt
Den höchſten Pfahl erklettert!

„Ich ſehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Naſe;
Er ſchlug wie ein Pudel friſch-fromm-fröhlich-frei
Die Purzelbäume im Graſe.

„Nur Altdeutſch verſtand er, der Patriot,
Nur Jakob-Grimmiſch und Zeuniſch;
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,
Griechiſch zumal und Lateiniſch.

„Er hat, ein vaterländiſch Gemüth,
Nur Eichelkaffe getrunken,
Franzoſen fraß er und Limburger Käs,
Nach letzterm hat er geſtunken.

„O, Schwager! gieb mir den Maßmann zurück!
Denn unter den Geſichtern
Iſt ſein Geſicht, was ich ſelber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

„O Schwager! behalt den Cornelius,
Auch Schelling, (daß du den Rückert
Behalten kannſt, verſteht ſich von ſelbſt) —
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

„O, Schwager! begnüge dich mit dem Ruhm,
Daß du mich verdunkelt heute:
Ich, der in Deutſchland der Erſte war,
Ich bin nur noch der Zweite . . .“

III.

Zu München in der Schloßkapell'
Steht eine ſchöne Madonne;
Sie trägt in den Armen ihr Jeſulein,
Der Welt und des Himmels Wonne.

Als Ludewig von Baierland
Das Heiligenbild erblicket,
Da kniete er nieder andachtsvoll
Und ſtotterte ſelig verzücket:

„Maria, Himmelskönigin,
Du Fürſtin ſonder Mängel!
Aus Heil'gen beſteht dein Hofgeſind
Und deine Diener ſind Engel.

„Geflügelte Pagen warten dir auf,
Sie flechten dir Blumen und Bänder
Ins goldene Haar, ſie tragen dir nach
Die Schleppe deiner Gewänder.

„Maria, reiner Morgenſtern,
Du Lilie ſonder Makel,
Du haſt ſo manches Wunder gethan,
So manches fromme Mirakel —

„O, laß aus deiner Gnaden Born
Auch mir ein Tröpflein gleiten!
Gieb mir ein Zeichen deiner Huld,
Der hochgebenedeiten!“ —

Die Mutter Gottes bewegt ſich alsbald,
Sichtbar bewegt ſich ihr Mündchen,
Sie ſchüttelt ungeduldig das Haupt
Und ſpricht zu ihrem Kindchen:

„Es iſt ein Glück, daß ich auf dem Arm
Dich trage und nicht mehr im Bauche,
Ein Glück, daß ich vor dem Verſehn
Mich nicht mehr zu fürchten brauche.

„Hätt' ich in meiner Schwangerſchaft
Erblickt den häßlichen Thoren,
Ich hätte gewiß einen Wechſelbalg
Statt eines Gottes geboren.“

23.

Kirchenrath Prometheus.*

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düſtren Stirnen
Schaun die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchſte Zürnen.

Ob dem Raube, ob dem Diebſtahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schickſal,
Wenn dich Jovis Häſcher fangen!

Freilich, Jener ſtahl noch Schlimmres,
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menſchheit zu erleuchten —
Du, du ſtahleſt Schelling's Hefte.

Juſt das Gegentheil des Lichtes,
Finſternis, die man betaſtet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Ägypten einſt belaſtet.

---

*) Neue Gedichte, 1844.

24.

An den Nachtwächter.[*]

(Bei ſpäterer Gelegenheit).

Verſchlechtert ſich nicht dein Herz und dein Stil,
So magſt du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und ſollt' ich dich auch Herr Hofrath nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geſchrei
Von wegen deiner Verhofrätherei,
Vom Seineſtrand bis an der Elbe
Hört' ich ſeit Monden immer Daſſelbe:

Die Fortſchrittsbeine hätten ſich
In Rückſchrittsbeine verwandelt — O, ſprich,
Reiteſt du wirklich auf ſchwäbiſchen Krebſen?
Äugelſt du wirklich mit fürſtlichen Kebſen?

Vielleicht biſt du müde und ſehnſt dich nach Schlaf,
Du haſt die Nacht hindurch ſo brav
Geblaſen, jetzt hängſt du das Horn an den Nagel:
„Mag tuten, wer will, für den deutſchen Jan Hagel!"

Du legſt dich zu Bette und ſchließeſt zu
Die Augen, doch läſſt man dich nicht in Ruh.
Vor deinem Fenſter ſpotten die Schreier:
„Brutus, du ſchläfſt? Wach auf, Befreier!"

---

[*] Neue Gedichte. 1844.

Ach! ſo ein Schreier weiß nicht, warum
Der beſte Nachtwächter wird endlich ſtumm,
Es ahnet nicht ſo ein junger Maulheld,
Warum der Menſch am End' das Maul hält.

Du fragſt mich, wie es uns hier ergeht?
Hier iſt es ſtill, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen ſind ſehr verlegen,
Sie wiſſen nicht, wohin ſich bewegen …

25.

Zur Beruhigung.[*]

Wir ſchlafen ganz wie Brutus ſchlief
Doch Jener erwachte und bohrte tief
In Cäſar's Bruſt das kalte Meſſer!
Die Römer waren Tyrannenfreſſer.

Wir ſind keine Römer, wir rauchen Taback.
Ein jedes Volk hat ſeinen Geſchmack,
Ein jedes Volk hat ſeine Größe!
In Schwaben kocht man die beſten Klöße.[1]

Wir ſind Germanen, gemüthlich und brav,[2]
Wir ſchlafen geſunden Pflanzenſchlaf,

---

[*] Neue Gedichte. 1844.

[1] Wir ſind keine Römer, wir haben Gemüth,
Wir ſind von germaniſchem Geblüt,
Wir ſind germaniſch brav und edel;
In Schwaben giebt es die beſten Knödel.
Ms.

[2] edel und brav. Ms.

Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürſten,
Doch nicht nach dem Blute unſerer Fürſten.

Wir ſind ſo treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf ſind wir ſtolz!
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals ſich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäſar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäſar ſuchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben ſechsunddreißig Herrn,
(Iſt nicht zu Viel!) und einen Stern
Trägt jeder ſchützend auf ſeinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen ſie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigenthümlich gehört den Fürſten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würſten.

Wenn unſer Vater ſpazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine römiſche Mördergrube.

26.

Verkehrte Welt.*

Das iſt ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis
Erſchaffen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,
Auf Menſchen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholiſche Eule.

Der Häring wird ein Sanskülott,
Die Wahrheit ſagt uns Bettine,
Und ein geſtiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läſſt ein Pantheon
Erbauen für deutſche Helden.
Der Maßmann hat ſich jüngſt gekämmt,
Wie deutſche Blätter melden.

Germaniſche Bären glauben nicht mehr,
Und werden Atheiſten;
Jedoch die franzöſiſchen Papagein,
Die werden guten Chriſten.

---

*) Zuerſt abgedruckt in einer Pariſer deutſchen Zeitung vom Jahre 1844

Im uckermärk'ſchen Moniteur
Hat man's am tollſten getrieben:
Ein Todter hat dem Lebenden dort
Die ſchnödeſte Grabſchrift geſchrieben.

Laſſt uns nicht ſchwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns Wenig!
Laſſt uns beſteigen den Templower Berg
Und rufen: „Es lebe der König!“

27.

Erleuchtung.*

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkſt du itzt,
Daſs man dir die beſten Suppen
Vor dem Munde wegſtibitzt?

Als Erſatz ward dir verſprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleiſch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube ſchwächer
Oder ſtärker dein App'tit?
Du ergreifſt den Lebensbecher
Und du ſingſt ein Heldenlied!

---

*) Zuerſt abgedruckt in einer Pariſer deutſchen Zeitung vom Jahre 1844.

Michel! fürchte Nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanſt,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du ſtill verdauen kannſt.

28.

Deutſchland.*

Deutſchland iſt noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne iſt ſeine Amme,
Sie ſäugt es nicht mit ſtiller Milch,
Sie ſäugt es mit wilder Flamme.

Bei ſolcher Nahrung wächſt man ſchnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burſchen zu hadern!

Es iſt ein täppiſches Rieſelein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und ſchlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir ſingen und ſagen;
Der hat, nachdem er geſchmiedet ſein Schwert,
Den Amboß entzwei geſchlagen.

---

*) Mit der Notiz: „Geſchrieben im Sommer 1840" nur abgedruckt in der „Zeitung für die eleg. Welt", Nr. 11, vom 15. Januar 1842.

Ja, du wirſt einſt wie Siegfried ſein,
Und tödten den häßlichen Drachen,
Heiſa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirſt ihn tödten, und ſeinen Hort,
Die Reichskleinodien, beſitzen.
Heiſa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

29.

Wartet nur!*)

Weil ich ſo ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch ſehr, denn ich beſitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird ſich grauſenhaft bewähren,
Wenn einſt erſcheint der rechte Tag;
Dann ſollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterſchlag.

Gar manche Eiche wird zerſplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Pallaſt wird erzittern
Und ſtürzen mancher Kirchenthurm!

*) Neue Gedichte. 1844.

30.

Nachtgedanken.*

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,[1]
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn.
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht ans Herz geſchloſſen.

---

*) Zeitung für die elegante Welt, Nr. [illegible] vom 9. Auguſt 1843.
[1] die Alte,

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land;
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden
Werd' ich es immer wiederfinden.[2]

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,[3]
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So Viele ſanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir iſt, als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob! ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

---

[2] Deutſchland iſt kerngeſund, Es ſteht
So feſt! Und käm' ich noch ſo ſpät,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden
Werd' ich es ſtets am Leben finden.

[3] Ich lechzte nicht nach Wiederkehr.

31.

Auf dem Harze.[*]

I.

Sitz' ich auf dem Berge wieder,
In der alten Fichtenpracht,
Die das Heer der ew'gen Lieder
Einſt durchrauſcht wie wilde Jagd.

Träumte hier die alten Träume,
Glaubensſchmerz und Liebesglück,
Setzte in die öden Räume
Alten Wahns den Fuß zurück.

Doch von meiner Glaubensfeſte,
Einſt ſo ſtolz wie Heinrich's Bau,
Bleiben kaum ſo viel' der Reſte,
Altersmorſch und wettergrau.

Lieben aber, ach, ja lieben
Kann ich zwar noch ſehr,
Lernt' ich in Paris da drüben
Nach quarante manières.

---

[*] Die obenſtehenden Gedichte wurden von Heine am 1. und 2. September 1844 in das Album des Wirthshauſes auf dem Burgberge bei Harzburg geſchrieben. Das Album wurde vor einigen Jahren dem Beſitzer entwendet; doch hatte Letzterer die Gedichte zuvor wortgetreu in ein kleineres Album kopiert. Außer dieſer Abſchrift, lag mir ein Abdruck des größeren Gedichtes in Nr. 56 des Hamburger „Freiſchütz" vom 10. Mai 1851 vor, der nach einer von Herrn Theodor Gaßmann gefertigten Kopie des damals noch vorhandenen Originals veranſtaltet war. Das zweite Gedicht trug die Überſchrift: „Winter 1844."

II.

Ich ſah vom Berg der Saſſen
Hinab in den deutſchen Sand,
Den ich ſo lange verlaſſen —
Du armes, verlaſſenes Land!

Ich hätte dich gerne genommen
In meiner Taſche mit mir,
Daſs du in Paris bekommen
Doch etwas mehr Manier.

Nichts biſt du als geduldig,
Nur Warten fällt dir leicht;
Fühlſt dich mit Wolluſt ſchuldig,
Wenn dich die Ruthe ſtreicht.

Ich war noch nicht zu Ende,
Da rauſchte es im Wald;
Ich ſeh', da ich mich wende,
Eine nackte Rieſengeſtalt,

Mit ſtrupp'gem Bart und Brauen,
Eine Fichte ſchwingend wild,
So wie ſie ſtehn zu ſchauen
An manchem Wappenſchild.

Er rief: „Du ſündenblaſſer,
Du überkluger Wicht,
Dir geht der Topf zu Waſſer
So lange, bis er bricht.

„Mir reicht wohl zehnmal weiter
Der friſche Lebensſaft,
Mir iſt der Kampfplatz breiter,
Und dauernder die Kraft,

„Als deinem Schwindlervolke,
Das nie ſein Ziel erreicht,
Den Kankan und die Polke
Als neuſten Fortſchritt zeigt;

„Dem Mannheit fehlt vor Allen,
Das wie die Schüler lärmt,
Das Dem nur kann gefallen,
Der wie ein Schüler ſchwärmt.

„Ich aber in meinem Walde,
Ich hüte Germaniens Hort;
Mir reift die Zeit in Balde,
Mich rafft kein Schwindel fort!“ —

Er klopfte bei dieſen Worten
Die Schulter mir mit Gewicht;
Ich liebe dieſe Sorten
Von Freundſchaftszeichen nicht.

Schutzgeiſt des deutſchen Landes!
Als Solchen kennt man Euch
Am Mangel des Gewandes,
An Eurer Grobheit gleich.

Plagt euch, ſo ſprach ich weiter,
Denn immer noch der Wahn,
Ihr hättet auf der Leiter
Auch nur einen Schritt gethan?

Du kannſt kein Quentchen miſſen
Von deinem Philiſterthum:
Das Unnütze gründlich zu wiſſen,
Iſt ſtets dein einziger Ruhm.

Verordnungen und Geſetze,
Examina, armer Pedant!
Unzählige halten im Netze
Deinen geſunden Menſchenverſtand.

Dich führt das Heer der Beamten
Als Opferlamm am Seil,
Sie zerarbeiten, wie die Verdammten,
Sich für dein Seelenheil.

Ja, für dein reines Gewiſſen
Und für deine Seelenruh'
Haben ſich deine Fürſten zerriſſen
Und thun es noch immerzu!

Sie redeten, als ſie dich brauchten,
Im Futurum, im ſüßeſten Ton;
Jetzt, da ſie dich beugten und ſtauchten,
In Participial-Konſtruktion.

Viel geredet und geſungen,
Das haben ſie jedenfalls,
Den Schwanenorden geſchlungen
Um deinen dicken Hals.

Doch kommt der Schwan gezogen
Noch immer um Fünf zum Klub.
Es reiſen die Demagogen
Noch immer bloß per Schuh.

Noch immer übertünchen
Sie Recht und Wahrheit dir;
Noch immer rebellt in München
Der Deutſche für ſein Bier.

Noch immer beim Bundestage
Wird gläubig proteſtiert;
Noch immer geht die Sage,
Daſs man Eisbär'n im Hannover'ſchen ſpürt.

Noch immer wächſt über Nachten
Dir wieder der alte Zopf;
Noch immer läſſt du dich verachten
Im Ausland als dummer Tropf.

Noch immer wallfahrtet in Maſſen
Man zum ungenähten Kam'ſol;
Noch immer ediert man bei Baſſen
Den ungewaſchenen Kohl. —

So ſprach ich, und grimmig beknurrte
Der Alte die Redeart,
Stirnrunzelte und ſchnurrte;
Es raſchelte ſein Bart.

Hob drohend ſeine Hände,
Eilt' in den Wald hinweg —
Er ähnelt' in dem Momente
Dem Königsmörder Tſchech!

32.

Die Weber.*

Im düſtern Auge keine Thräne,
Sie ſitzen am Webſtuhl und fletſchen die Zähne:
„Deutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Götzen,[1] zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unſer Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groſchen von uns erpreſſt,
Und uns wie Hunde erſchießen läſſt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falſchen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

---

*) Zuerſt abgedruckt in H. Püttmann's „Album; Originalpoeſien." 1847. Das Original iſt in den Händen des Herrn Julius Campe.

[1]) Ein Fluch dem Gotte.

„Das Schiffchen fliegt, der Webſtuhl kracht,
Wir weben emſig Tag und Nacht —
Altdeutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!“

33.

Unſere Marine.*

Nautiſches Gedicht.

Wir träumten von einer Flotte jüngſt,
Und ſegelten ſchon vergnüglich
Hinaus aufs balkenloſe Meer,
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unſern Fregatten ſchon
Die ſtolzeſten Namen gegeben;
Prutz hieß die eine, die andre hieß
Hoffmann von Fallersleben.

Da ſchwamm der Kutter Freiligrath,
Darauf als Puppe die Büſte
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond
(Verſteht ſich, ein ſchwarzer!) grüßte.

Da kamen geſchwommen ein Guſtav Schwab,
Ein Pfizer, ein Kölle, ein Mayer;

---

*) Dies Gedicht, das mir vor Jahren mit Heine's Namen abgedruckt vorgelegen, wurde, wenn ich nicht irre, zuerſt 1844 im „Vorwärts!“ mitgetheilt. Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Auf jedem ſtand ein Schwabengeſicht
Mit einer hölzernen Leier.

Da ſchwamm die Birch-Pfeiffer, eine Brigg,
Sie trug am Fockmaſt das Wappen
Der deutſchen Admiralität
Auf ſchwarz-roth-goldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugſpriet und Raan
Und trugen uns wie Matroſen,
Die Jacke kurz, der Hut betheert,
Und weite Schifferhoſen.

Gar Mancher, der früher nur Thee genoß
Als wohlerzogener Ehmann,
Der ſoff jetzt Rum und kaute Taback,
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank iſt Mancher geworden ſogar,
Und auf dem Fallersleben,
Dem alten Brander, hat Mancher ſich
Gemüthlich übergeben.

Wir träumten ſo ſchön, wir hatten faſt
Schon eine Seeſchlacht gewonnen —
Doch als die Morgenſonne kam,
Iſt Traum und Flotte zerronnen.

Wir lagen noch immer im heimiſchen Bett
Mit ausgeſtreckten Knochen.
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf,
Und haben gähnend geſprochen:

„Die Welt iſt rund. Was nützt es am End',
Zu ſchaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumſegler kommt zuletzt
Zurück auf dieſelbe Stelle."

◆

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Dichtungen. Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

Dichtungen

von

Heinrich Heine.

Vierter Theil.

Romancero. Letzte Gedichte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die im Inhaltsverzeichnis mit einem * bezeichneten Gedichte fehlen in den früheren Ausgaben; die mit einem † verſehenen ſind auch in der franzöſiſchen Ausgabe enthalten.

Seite

Vorwort des Herausgebers XI

Romancero und Letzte Gedichte.

Romancero.

Nachwort zum „Romancero" 5

Erſtes Buch.

Hiſtorien.

† Rhampſenit 21

† Der weiße Elephant 24

Schelm von Bergen 31

Walküren 34

† Schlachtfeld bei Haſtings 35

* Der Helfer 40

† Karl der Erſte 41

Maria Antoinette 43

Pomare, I—IV 46

Der Apollogott, I—III 50

† Kleines Volk 56

Zwei Ritter 57

Seite
Das goldne Kalb 60
König David 61
König Richard 62
Der Aſra 63
† Himmelsbräute 64
† Pfalzgräfin Jutta 66
Der Mohrenkönig 67
† Geoffroy Rudèl und Meliſande von Tripoli 70
† Der Dichter Firduſi, I—III 73
Nächtliche Fahrt 80
Präludium 82
† Vitzliputzli I—III 85

Zweites Buch.

Lamentationen.

† Waldeinſamkeit 107
Spaniſche Atriden 113
Der Ex-Lebendige 124
Der Ex-Nachtwächter 125
* Feſtgedicht 130
* Epilog zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo . 133
Plateniden . . . . —
* Diesſeits und jenſeits des Rheins 135
Mythologie . . . . —
In Mathilden's Stammbuch 136
Maulthierthum 137
* Rationaliſtiſche Exegeſe 138
Symbolik des Unſinns 139
Die Engel 142
Hoffahrt 143
Winter 145
Altes Kaminſtück 146
Sehnſüchtelei 147
An die Jungen 148
Der Unglückliche 149
K.-Jammer 150

Seite
Zum Hausfrieden 150
*Lebe wohl 151
Jetzt wohin? 152
Wandere! 154
Altes Lied 155
Solidität 156
Alte Roſe 157
Auto-da-fé 158

Lazarus.

1. Weltlauf 159
2. Rückſchau . . . . —
3. Auferſtehung 161
4. Sterbende 162
5. Lumpenthum 163
6. Erinnerung 164
7. Unvollkommenheit 165
8. Fromme Warnung 166
9. Der Abgekühlte 167
10. Kluge Sterne 168
*11. Morphine 169
†12. Salomo 170
13. Verlorene Wünſche 171
14. Gedächtnisfeier 173
15. Wiederſehen 174
16. Frau Sorge 175
17. An die Engel 176
†18. Im Oktober 1849 177
19. Helena 180
20. Böſes Geträume . . . . —
21. Sie erliſcht 182
22. Vermächtnis 183
23. Enfant perdu 184

Drittes Buch.

Hebräiſche Melodien.

Seite
Prinzeſſin Sabbath 189
Jehuda ben Halevy, I—IV 195
Diſputation 230

Letzte Gedichte.

† Ruhelechzend 251
† Im Mai 252
† Leib und Seele 253
† Rothe Pantoffeln 254
† Babyloniſche Sorgen 256
† Das Sklavenſchiff, I. II. 258
† Der Philanthrop 263
* Jammerthal 267
* Edward 268
† Die Launen der Verliebten 269
* Der tugendhafte Hund 272
* Pferd und Eſel 274
† Die Libelle 277
* Die Libelle 279
† Mimi 280
† Guter Rath 282
Erinnerung an Hammonia 284
* Das Hohelied 286
* Lied der Marketenderin 288
Schnapphahn und Schnapphenne 289
† Jung-Katerverein für Poeſie-Muſik 290
Hans ohne Land 293
Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenſtagen 296
† Die Audienz 297
† Kobes I. 300
* Vermittelung 306
* Die Wahleſel 307
† Affrontenburg 310

Zum „Lazarus“.

Seite
†1. Laſs die heil'gen Parabolen 313
†2. Es hatte mein Haupt die ſchwarze Frau 314
†3 Wie langſam kriechet ſie dahin 315
4. Einſt ſah ich viele Blumen blühen 316
†5. Ich ſah ſie lachen, ſah ſie lächeln 317
*6. Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht 318
†7. Du warſt ein blondes Jungfräulein, ſo artig . . . . —
†8. Vom Schöppenſtuhle der Vernunft 319
†9. Ein Wetterſtrahl, beleuchtend plötzlich 320
10. Die Geſtalt der wahren Sphinx 321
11. Es ſitzen am Kreuzweg drei Frauen 322
†12. Mich locken nicht die Himmelsauen 323
*13. „Nicht gedacht ſoll ſeiner werden!“ 324
*14. Die Liebe begann im Monat März 325
*15. Dich feſſelt mein Gedankenbann 326
*16. Laſs mich mit glühenden Zangen kneipen 327
*17. Wer ein Herz hat, und im Herzen 328
*18. Nachts, erfaſſt vom wilden Geiſte 329
*19. Ganz entſetzlich ungeſund 330
*20. Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht 331
*21. Ich ſeh' im Stundenglaſe ſchon 332
*22. Den Strauß, den mir Mathilde band 333
*23. Ich war, o Lamm, als Hirt beſtellt 334
*24. Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht 335
*Halleluja 337
† Himmelfahrt 340
† Die Wahlverlobten 344
* Für die Mouche 345
† Epilog 351
Noten 352

Nachträge.

*Der ſterbende Almanſor 359
*Kitty 360
*Geträumtes Glück . . . . —
*Fragment 361

Vorwort des Herausgebers.

Der „Romancero“ erſchien zuerſt gegen Ende des Jahres 1851, während der größere Theil der „Letzten Gedichte“ 1854 im erſten Band der „Vermiſchten Schriften,“ und bald darauf unter dem Titel: „Le Livre de Lazare“ auch in franzöſiſcher Verſion (in der Revue des deux mondes vom 1. November 1854), publiciert ward.

So nahe es lag, die politiſchen Gedichte des vorliegenden Bandes den „Zeitgedichten“ im vorhergehenden Bande anzureihen und die romanzenartigen Gedichte dem „Romancero“ einzufügen, glaubte ich doch, auf eine ſolche Anordnung verzichten zu müſſen. Einerſeits wäre die chronologiſche Reihenfolge der Gedichte dadurch erheblich geſtört worden; andererſeits wäre der falſche Schein entſtanden, als hätte der Dichter in ſeiner letzten Lebenszeit nur zu verzweiflungsvollen Klagen das Wort gefunden, während er ſich im Gegentheil, neben dieſen, bis an ſein

Ende oft genug zu humoriſtiſch-politiſchen oder rein poetiſchen Produktionen angeregt fühlte, die uns beweiſen, wie mannhaft der ungebrochene Geiſt ſich ſtets wieder über die Qualen einer unſäglich ſchmerzvollen Krankheit emporſchwang.

Im Nachlaſſe des Dichters befinden ſich nur noch 32 abgeſchloſſene Gedichte und 13 Fragmente; unter letzteren das Bruchſtück eines größeren erzählenden Gedichtes: „Ponce de Leon.“ Manche dieſer bisher ungedruckten Poeſien ſind von cyniſcher Wildheit; faſt alle entbehren der letzten Feile. Nichtsdeſtoweniger hat das Publikum ein Recht, zu verlangen, daſs die Familie des Dichters ſeinen poetiſchen Nachlaſs, wie ſeine „Memoiren,“ endlich nicht länger der Veröffentlichung entziehe.

Romancero

und

Letzte Gedichte.

Romancero.

(1846 — 1852).

Nachwort zum „Romancero.“

Ich habe dieſes Buch „Romancero“ genannt, weil der Romanzenton vorherrſchend in den Gedichten, die hier geſammelt. Mit wenigen Ausnahmen ſchrieb ich ſie während den letzten drei Jahren, unter mancherlei körperlichen Hinderniſſen und Qualen. Gleichzeitig mit dem „Romancero“ laſſe ich in derſelben Verlagshandlung ein Büchlein erſcheinen, welches „Der Doktor Fauſt, ein Tanzpoem, nebſt kurioſen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunſt“ betitelt iſt. Ich empfehle ſolches einem verehrungswürdigen Publiko, das ſich gern ohne Kopfanſtrengung über dergleichen Dinge belehren laſſen möchte; es iſt eine leichte Goldarbeit, worüber gewiſs mancher Grobſchmied den Kopf ſchütteln wird. Ich hegte urſprünglich die Abſicht, dieſes Produkt dem „Romancero“ einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in Letzterem waltet und gleichſam ſein Kolorit bildet, zu ſtoren. Jenes Tanzpoem ſchrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein boſes Siechthum bereits bedenklich vorgeſchritten war, aber doch noch nicht ſeine grämlichen Schatten uber mein Gemüth warf. Ich hatte damals noch etwas Fleiſch und Heidenthum an mir, und ich war noch nicht zu dem ſpiritualiſtiſchen Skelette abgemagert, das jetzt ſeiner gänzlichen Auflosung entgegenharrt. Aber exiſtiere ich wirklich noch? Mein Leib iſt ſo ſehr in die Krümpe gegangen, daß ſchier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches ſich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um dieſe Bäume und ihr friſches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauſcht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und ſpat nur Wagengeraſſel, Gehämmer, Gekeiſe und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verſtorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu ſchreiben brauchen — Das iſt ein trauriger Zuſtand. Man hat mir längſt das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich ſterbe ſo langſam, daſs Solches nachgrade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat ſein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geſchloſſen finden, wo euch die Puppenſpiele meines Humors ſo oft ergötzten.

Was ſoll aber, wenn ich todt bin, aus den armen Hanswürſten werden, die ich ſeit Jahren bei jenen Darſtellungen employiert hatte? Was ſoll z. B. aus Maſsmann werden? Ungern verlaſſ' ich ihn, und es erfaſst mich ſchier eine tiefe Wehmuth, wenn ich denke an die Verſe:

Ich ſehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Naſe;
Er ſchlug wie ein Pudel, friſch, fromm, fröhlich, frei,
Die Purzelbäume im Graſe.

Und er verſteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften ſo oft das Gegentheil behauptet, daſs Niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmſte ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quixote geſchrieben ſei? und wenn mein armer Maſsmann antwortete: „In ſpaniſcher Sprache" — erwiderten ſie, er irre ſich, derſelbe ſei Lateiniſch geſchrieben und Das käme ihm ſo ſpaniſch vor. Sogar die eigene Gattin war grauſam genug, bei häuslichen Miſsverſtändniſſen auszurufen, ſie wundere ſich, daſs ihr Mann ſie nicht verſtehe, da ſie doch Deutſch und kein Latein geſprochen habe. Die Maſsmänniſche Großmutter, eine Wäſcherin von unbeſcholtener Sittlichkeit und die einſt für Friedrich den Großen gewaſchen, hat ſich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußiſcher Schuhflicker, bildete ſich ein, die ganze Familie ſei ſchimpfiert und vor Verdruſs ergab er ſich dem Trunk.

Ich bedaure, daſs meine jugendliche Unbeſonnenheit ſolches Unheil angerichtet. Die würdige Waſchfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Goſſe liegt, kann ich nicht mehr des Schnapſes entwöhnen; aber ihn ſelbſt, meinen armen Hanswurſt Maſsmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich Alles, was ich über ſeine Lateinloſigkeit, ſeine lateiniſche Impotenz, ſeine magna linguae romanae ignorantia, jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewiſſen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man ſehr empfindſam und weichſelig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich geſtehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebiſſen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene geprieſenen Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig gebärden, beſäßen ſie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daſs ich mich ſolcher angebornen Waffen nur ſelten bedient habe. Seit ich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amneſtie ertheilt; manche ſchöne Gedichte, die gegen ſehr hohe und ſehr niedrige Perſonen gerichtet waren, wurden deſshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ſelbſt enthielten, habe ich mit ängſtlichſtem Eifer den Flammen überliefert. Es iſt beſſer, daſs die Verſe brennen, als der Verſifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieſes Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie ſie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten ſich noch herber. Der geſammte hohe Klerus des Atheismus hat ſein Anathema über mich ausgeſprochen, und es giebt fanatiſche Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter ſpannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück ſtehen ihnen keine andern Folterinſtrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Miſère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miſerabler Grund. Das himmliſche Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die ſchwindligſten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheiſten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumeriſche Weſen iſt mit der Welt verwebt und verwachſen, gleichſam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muſs man eine Perſon ſein, und, um ihn zu manifeſtieren, muſs man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und Das iſt doch die Hauptſache — ſo muſs man auch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Außerweltlichkeit und ſeine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. ſ. w. annehmen. Die Unſterblichkeit der Seele, unſre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichſam mit in den Kauf gegeben, wie der ſchöne Markknochen, den der Fleiſcher, wenn er mit ſeinen

Kunden zufrieden iſt, ihnen unentgeltlich in den Korb ſchiebt. Ein ſolcher ſchöner Markknochen wird in der franzöſiſchen Küchenſprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen ſchmachtenden Kranken ſehr ſtärkend und labend ſind. Daſs ich eine ſolche réjouissance nicht ablehnte und ſie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Menſch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheiſten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs er im Grunde gar kein Gott iſt, ſowie überhaupt die Pantheiſten eigentlich nur verſchämte Atheiſten ſind, die ſich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den ſie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die Meiſten in Deutſchland während der Reſtaurationszeit mit dem lieben Gotte dieſelbe fünfzehnjährige Komödie geſpielt, welche hier in Frankreich die konſtitutionellen Royaliſten, die größten Theils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königthume ſpielten. Nach der Julius-Revolution ließ man jenſeits wie diesſeits des Rheines die Maſke fallen. Seitdem, beſonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipp's, des beſten Monarchen, der jemals die konſtitutionelle Dornenkrone trug, bildete ſich hier in Frankreich die Meinung, daſs nur zwei Regierungsformen, das abſolute Königthum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daſs man Eins von beiden wählen müſſe, daſs alles dazwiſchen liegende Miſchwerk unwahr, unhaltbar und verderblich ſei. In derſelben Weiſe tauchte in Deutſchland die Anſicht auf, daſs man wählen müſſe zwiſchen der Religion und der Philoſophie, zwiſchen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Konſequenz des Denkens, zwiſchen dem abſoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entſchiedener die Gemüther, deſto leichter werden ſie das Opfer ſolcher Dilemmen. Was mich betrifft, ſo kann ich mich in der Politik keines ſonderlichen Fortſchritts rühmen; ich verharrte bei denſelben demokratiſchen Principien, denen meine früheſte Jugend huldigte und für die ich ſeitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muſs ich mich des Rückſchreitens beſchuldigen, indem ich, was ich bereits oben geſtanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem perſönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läſſt ſich nun einmal nicht vertuſchen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund verſuchte. Ausdrücklich widerſprechen muſs ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückſchritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiöſen Überzeugungen und Anſichten ſind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik geſpielt und meiner Vernunft nicht ganz entſagt. Ich habe Nichts abgeſchworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber ſcheidend in Liebe und Freundſchaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abſchied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe ſchleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach faſt zuſammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unſere liebe Frau von Milo, auf ihrem Poſtamente ſteht. Zu ihren Füßen lag ich lange und ich weinte ſo heftig, daſs ſich Deſſen ein Stein erbarmen muſſte. Auch ſchaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich ſo troſtlos, als wollte ſie ſagen: „Siehſt du denn nicht, daſs ich keine Arme habe und alſo nicht helfen kann?“

Ich breche hier ab, denn ich gerathe in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhand nehmen kann, wenn ich bedenke, daſs ich jetzt auch von dir, theurer Leſer, Abſchied nehmen ſoll. Eine gewiſſe

Rührung beſchleicht mich bei dieſem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von dir. Der Autor gewöhnt ſich am Ende an ſein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Weſen. Auch dich ſcheint es zu betrüben, daſs ich dir Valet ſagen muſs; du biſt gerührt, mein theurer Leſer, und koſtbare Perlen fallen aus deinen Thränenſäckchen. Doch beruhige dich, wir werden uns wiederſehen in einer beſſeren Welt, wo ich dir auch beſſere Bücher zu ſchreiben gedenke. Ich ſetze voraus, daſs ſich dort auch meine Geſundheit beſſert und daſs mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieſer erzählt nämlich mit großer Zuverſicht, daſs wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieſer Welt getrieben, ruhig fortſetzen, daſs wir dort unſere Individualität unverändert bewahren, und daſs der Tod in unſerer organiſchen Entwickelung gar keine ſonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg iſt eine grundehrliche Haut, und glaubwürdig ſind ſeine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Perſonen ſah, die auf unſerer Erde eine Rolle geſpielt. Die Meiſten, ſagt er, blieben unverändert und beſchäftigen ſich mit denſelben Dingen, mit denen ſie ſich auch vormals beſchäftigt; ſie blieben ſtationär, waren veraltet, rokoko, was ſich mitunter ſehr lächerlich ausnahm. So z. B. unſer theurer

Doktor Martinus Luther war ſtehen geblieben bei ſeiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieſelben verſchimmelten Argumente niederſchrieb — ganz in derſelben Weiſe wie der verſtorbene Baron Eckſtein, der während zwanzig Jahren in der „Allgemeinen Zeitung“ einen und denſelben Artikel drucken ließ, den alten jeſuitiſchen Sauerteig beſtändig wiederkäuend. Aber, wie geſagt, nicht alle Perſonen, die hienieden eine Rolle geſpielt, fand Swedenborg in ſolcher foſſilen Erſtarrung: ſie hatten im Guten wie im Böſen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es ſehr wunderliche Erſcheinungen. Helden und Heilige dieſer Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtſen herabgeſunken, während auch das Gegentheil ſtattfand. So z. B. ſtieg dem heiligen Antonius der Hochmuth in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Chriſtenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarſten Verſuchungen widerſtanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenſtrick, der ſich mit ſeinem Schweine um die Wette in den Koth wälzt. Die keuſche Suſanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die ſie unbeſiegbar glaubte, gar ſchmählich zu Falle, und ſie, die einſt den Greiſen ſo glorreich widerſtanden, erlag der Verlockung des jungen Abſalon, Sohn David's. Die Töchter Loth's hingegen hatten ſich im Verlauf der Zeit ſehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muſter der Anſtändigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflaſche.

So närriſch ſie auch klingen, ſo ſind doch dieſe Nachrichten ebenſo bedeutſam wie ſcharfſinnig. Der große ſkandinaviſche Seher begriff die Einheit und Untheilbarkeit unſerer Exiſtenz, ſowie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menſchen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode iſt bei ihm kein idealer Mummenſchanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menſchen anziehen; Menſch und Koſtüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden ſich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einſt, als die däniſchen Miſſionäre ſie bekehren wollten, an Dieſe die Frage richteten: ob es im chriſtlichen Himmel auch Seehunde gäbe? Auf die verneinende Antwort erwiderten ſie betrübt: der chriſtliche Himmel paſſe 'alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde exiſtieren könnten.

Wie ſträubt ſich unſere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unſerer Perſönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuſchreibt, iſt vielmehr dem menſchlichen Gemüthe angeboren. Sei getroſt, theurer Leſer, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unſere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich dir Etwas ſchuldig bin, ſo ſchicke mir deine Rechnung. —

Geſchrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Hiſtorien.

2*

* Wenn man[1] an dir Verrath geübt,
Sei du um ſo treuer;
Und iſt deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier

Die Saiten klingen![2] Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluthen!
Da ſchmilzt der Zorn, und dein Gemüth
Wird ſüß verbluten.

---

*) Mit der Überſchrift „Der Dichter“ zuerſt abgedruckt in den Wiener „Sonntagsblättern,“ herausgegeben von L. A. Frankl, Nr. 37, vom 12. September 1847.

[1]) Hat man

[2]) Die Saiten erklingen!

Rhampſenit.

Als der König Rhampſenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte Dieſe,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbſt die Mumien, ſelbſt die Sphinxe,
Daß ſie ſchier zu berſten dachten.

Die Prinzeſſin ſprach: „Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfaſſen,
Der hat aber einen todten
Arm in meiner Hand gelaſſen.

„Jetzt begreif' ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern,
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlöſſern, Riegeln, Klammern.

„Einen Zauberſchlüſſel hat er,
Der erſchließet allerorten
Jede Thüre, widerſtehen
Können nicht die ſtärkſten Pforten.

„Ich bin keine ſtarke Pforte,
Und ich hab' nicht widerſtanden;
Schätzehütend dieſe Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.“[1]

So ſprach lachend[2] die Prinzeſſin
Und ſie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

An demſelben Tag ganz Memphis
Lachte, ſelbſt die Krokodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem ſchlammig gelben Nile,

Als ſie Trommelſchlag vernahmen
Und ſie hörten an dem Ufer
Folgendes Reſkript verleſen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

„Rhampſenit, von Gottes Gnaden
König zu und in Ägypten,
Wir entbieten Gruß und Freundſchaft
Unſern Vielgetreun und Liebden.

„In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres

[1] Und es kam mir dieſe Nacht,
Ha ha ha! ein Schatz abhanden.“
[2] Alſo lachte

Dreizehnhundert vierundzwanzig
Vor Chriſti Geburt, da war es,

„Daſs ein Dieb aus unſerm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet; es gelang ihm,
Uns auch ſpäter zu beſtehlen.

„Zur Ermittelung des Thäters[3]
Ließen ſchlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch Jene
Zu beſtehlen ſchlau vermocht' er.

„Um zu ſteuern ſolchem Diebſtahl[4]
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unſre Sympathie zu zeigen,
Unſre Ehrfurcht, Unſre Liebe,

„Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unſre einz'ge Tochter geben,
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürſtenſtand erheben.

„Sintemal uns die Adreſſe
Unſres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, ſoll dies Reſkript ihm
Bringen Unſrer Gnade Kunde.[5]

„So geſchehn den dritten Jänner
Dreizehnhundert zwanzig ſechs

---

[3] Um den Thäter zu ermitteln.

[4] Solchem Frevelthum zu ſteuern.

[5] Sintemal des Manns Adreſſe,
Unſres Eidams, noch zur Stunde
Unbekannt uns, bringt der Ausruf
Hierdurch Unſrer Gnade Kunde.

Vor Chriſti Geburt. — Signieret
Von Uns: Rhampſenitus Rex.“

Rhampſenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegerſohne,
Und nach ſeinem Tode erbte
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die Andern,
Schützte Handel und Talente;[*]
Wenig, heißt es, ward geſtohlen
Unter ſeinem Regimente.

Der weiße Elephant.[*]

Der König von Siam, Mahawaſant,
Beherrſcht das halbe Indienland,
Zwölf Kön'ge, der große Mogul ſogar,
Sind ſeinem Scepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Poſaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel' tauſend Kamele, hochberuckte,
Schleppen die koſtbarſten Landesprodukte.

Sieht er die ſchwerbepackten Kamele,
So ſchmunzelt heimlich des Königs Seele;

---

[*] Unterſtützte die Talente;

[*] Urſprünglich betitelt: „Die ſchöne Kaleſchi.“

Öffentlich freilich[1] pflegt er zu jammern,
Es fehle an Raum in ſeinen Schatzkammern.

Doch dieſe Schatzkammern ſind ſo weit,
So groß und voller Herrlichkeit;
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Märchen von „Tauſend und eine Nacht.“

„Die Burg des Indra“ heißt die Halle,
Wo aufgeſtellt die Götter alle,
Bildſäulen von Gold, fein ciſelieret,
Mit Edelſteinen inkruſtieret.

Sind an der Zahl wohl dreißig Tauſend,
Figuren abenteuerlich grauſend,
Miſchlinge von Menſchen- und Thier-Geſchöpfen,
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im „Purpurſaale“ ſieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, ſeltſamer Geſtalt,
Geſchnörkelt die Äſte, ein rother Wald.

Das Eſtrich iſt vom reinſten Kryſtalle
Und wiederſpiegelt die Bäume alle.
Faſanen vom bunteſten Glanzgefieder
Gehn gravitätiſch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawaſant
Trägt an dem Hals ein ſeidenes Band,
Dran hängt der Schlüſſel, welcher erſchleußt
Die Halle, die man den Schlafſaal heißt.

[1] Doch öffentlich laut

Die Edelſteine vom höchſten Werth,
Die liegen wie Erbſen hier auf der Erd'
Hochaufgeſchüttet; man findet dabei
Diamanten, ſo groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König ſich hinzuſtrecken;
Der Affe legt ſich zum Monarchen
Und beide ſchlafen ein und ſchnarchen.

Das Koſtbarſte aber von allen Schätzen
Des Königs, ſein Glück, ſein Seelenergötzen,
Die Luſt und der Stolz von Mahawaſant,
Das iſt ſein weißer Elephant.

Als Wohnung für dieſen erhabenen Gaſt
Ließ bauen der König den ſchönſten Pallaſt;
Es wird das Dach, mit Goldblech beſchlagen,
Von lotosknäufigen Säulen getragen.

Am Thore ſtehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elephanten,
Und knieend, mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert ſchwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüſſel
Die leckerſten Biſſen für ſeinen Rüſſel;
Er ſchlürft aus ſilbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den ſüßeſten Spezerein.

Man ſalbt ihn mit Ambra und Roſeneſſenzen,
Man ſchmückt ſein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Thier
Die koſtbarſten Shawls aus Kaſchemir.

Das glücklichſte Leben iſt ihm beſchieden,
Doch Niemand auf Erden iſt zufrieden.
Das edle Thier, man weiß nicht wie,
Verſinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Überfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügſten Verſuche ſcheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Muſikanten,
Doch Nichts erluſtigt den Elephanten.

Da täglich ſich der Zuſtand verſchlimmert,
Wird Mahawaſantes Herz bekümmert;
Er läſſt vor ſeines Thrones Stufen
Den klügſten Aſtrologen rufen.

„Sterngucker, ich laſſ' dir das Haupt abſchlagen,“
Herrſcht er ihn an, „kannſt du mir nicht ſagen
Was meinem Elephanten fehle,
Warum ſo verdüſtert ſeine Seele?“

Doch Jener wirft ſich dreimal zur Erde,
Und endlich ſpricht er mit ernſter Gebärde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannſt dann handeln nach Gutbefinden.

„Es lebt im Norden ein ſchönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elephant iſt herrlich, unleugbar,
Doch iſt er nicht mit ihr vergleichbar.

„Mit ihr verglichen, erſcheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Rieſin, im Ramajana,
Und an der Epheſer große Diana.

„Wie ſich die Gliedermaſſen wölben
Zum ſchönſten Bau! Es tragen dieſelben
Anmuthig und ſtolz zwei hohe Pilaſter
Von blendend weißem Alabaſter.

„Das iſt Gott Amor's koloſſale
Domkirche, der Liebe Kathedrale:
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falſch und Makel.

„Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu ſchildern;
Selbſt Gautier iſt Deſſen nicht kapabel, —
O, dieſe Weiße iſt implakabel!

„Des Himalaya Gipfelſchnee
Erſcheint aſchgrau in ihrer Näh';
Die Lilje, die ihre Hand erfaſſt,
Vergilbt durch Eiferſucht oder Kontraſt.

„Gräfin Bianka[2] iſt der Name
Von dieſer großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und Dieſe liebt der Elephant.

„Durch wunderbare Wahlverwandtſchaft,
Im Traume machte er ihre Bekanntſchaft,

---

[2] Gräfin Kalergi

Und träumend in ſein Herze ſtahl
Sich dieſes hohe Ideal.

„Sehnſucht verzehrt ihn ſeit jener Stund',
Und er, der vormals ſo froh und geſund,
Er iſt ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

„Geheimnisvolle Sympathie!
Er ſah ſie nie und denkt an ſie.
Er trampelt oft im Mondſchein umher
Und ſeufzet: ‚Wenn ich ein Vöglein wär'!'

„In Siam iſt nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka[3] im Lande der Franken;
Doch dieſe Trennung von Leib und Seele
Schwächt ſehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

„Die leckerſten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Oſſian;
Er hüſtelt ſchon, er magert ab,
Die Sehnſucht ſchaufelt ſein frühes Grab.

„Willſt du ihn retten, erhalten ſein Leben,
Der Säugethierwelt[4] ihn wiedergeben,
O König, ſo ſchicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptſtadt der Franken.

„Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der ſchönen Frau erfreut,
Die ſeiner Träume Urbild geweſen,
Dann wird er von ſeinem Trübſinn geneſen.

---

[3] Sind bei der Kalerchi
[4] Der Säugethierheit

„Wo ſeiner Schönen[5] Augen ſtrahlen,
Da ſchwinden ſeiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verſcheucht die letzten Schatten,
Die hier ſich eingeniſtet hatten:

„Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löſt ſie den Zwieſpalt in ſeinem Gemüth:
Froh hebt er wieder[6] die Lappen der Ohren,
Er fühlt ſich verjüngt, wie neugeboren.[7]

„Es lebt ſich ſo lieblich, es lebt ſich ſo ſüß
Am Seineſtrand, in der Stadt Paris!
Wie wird ſich dorten civiliſieren
Dein Elephant und amüſieren!

„Vor Allem aber, o König, laſſe
Ihm reichlich füllen die Reiſekaſſe,
Und gieb ihm einen Kreditbrief mit
Auf Rothſchild frères in der Rue Lafitte.

„Ja, einen Kreditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothſchild ſagt von ihm alsdann:
‚Der Elephant iſt ein braver Mann!‘“

So ſprach der Aſtrolog, und wieder
Warf er ſich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geſchenken,
Und ſtreckte ſich aus, um nachzudenken.

---

[5] Dort, wo Kalerchi's

[6] Er hebt wieder freudig

[7] Statt der fünf oben folgenden, ſtand im Originalmanuſkript urſprünglich nur die Strophe:

So ſprach der Sterngucker und warf ſich wieder
Dreimal vor dem Throne des Königs nieder.
Der König aber ſeufzte tief
Und dachte nach, bis er entſchlief.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen ſchwer.
Sein Affe ſich zu ihm niederſetzt,
Und Beide ſchlafen ein zuletzt.

Was er beſchloſſen, Das kann ich erzählen
Erſt ſpäter; die indiſchen Mall'poſten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düſſeldorf am Rhein
Wird Mummenſchanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauſcht die Muſik,
Da tanzen die bunten Geſtalten.

Da tanzt die ſchöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beſtändig;
Ihr Tänzer iſt ein ſchlanker Fant,
Gar höfiſch und behendig.

Er trägt eine Maſke von ſchwarzem Sammt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Faſtnachtsgeckenſchar,
Wenn Jene vorüberwalzen.

Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten ſchmettern drein,
Der närriſche Brummbaſs brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Muſik verſtummet.

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muſs nach Hauſe gehen —“
Die Herzogin lacht: „„Ich laſſ' dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz geſehen. —““

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —“[1]
Die Herzogin lacht: „„Ich fürchte mich nicht,
Ich will[2] dein Antlitz ſchauen.““

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —“
Die Herzogin lacht: „„Ich laſſe dich nicht,
Dein Antlitz zu ſchauen begehr' ich.““

Wohl ſträubt ſich der Mann mit finſterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riſs zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maſke vom Antlitz herunter.[3]

„Das iſt der Scharfrichter von Bergen!“ ſo ſchreit
Entſetzt die Menge im Saale

---

[1] Mein Weilen bringt Unglück und Grauen“ —
[2] Ich muſs
[3] Wohl ſträubt ſich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entſchuldigung wiſſen;
Sie hat zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maſke vom Antlitz geriſſen.

Und weichet ſcheuſam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.[4]

Der Herzog iſt klug,[5] er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog ſein blankes Schwert und ſprach:
„Knie vor mir nieder, Geſelle!“

„Mit dieſem Schwertſchlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,[7]
Und weil du ein Schelm, ſo nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.“

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein ſtolzes Geſchlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt ſchläft es in ſteinernen Särgen.

---

[4] „Das iſt der Scharfrichter von Bergen!“ ſchreit auf
Die Menge, die ſcheuſam weichet —
Die Herzogin ſchwankt nach ihrem Stuhl,
Sie iſt wie Kreide erbleichet.

(„Das iſt der Scharfrichter von Bergen!“ ſo ſchreit
Laut auf die Menge im Saale —
Die Geigen verſtummen, die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.)

[5] Der Herzog war klug.

[6] Er zog aus der Scheide ſein Schwert und ſprach:
„Knie nieder, ehrloſer Geſelle!

[7] „Empfange den Schlag, der ehrlich dich macht,
Sei adlig und ritterzünftig.
(„Mein Schwert berührt dich, und du biſt
Jetzt ehrlich und ritterzünftig.)

Walküren.*

Unten Schlacht. Doch oben ſchoſſen
Durch die Luft auf Wolkenroſſen[1]
Drei Walküren, und es klang
Schilderklirrend[2] ihr Geſang:

„Fürſten hadern, Völker ſtreiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrſchaft iſt das höchſte Gut,
Höchſte Tugend iſt der Muth.

„Heiſa! vor dem Tod beſchützen
Keine ſtolzen Eiſenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt[3]
Und der ſchlechtre Mann gewinnt.[4]

„Lorberkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Beſſern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.[5]

---

*) Mit der Überſchrift: „Geſang der Walküren“ zuerſt abgedruckt in den Wiener „Sonntagsblättern,“ Nr. 38, vom 19. September 1847. Das Gedicht ſchloß dort mit der vierten Strophe.

[1]) auf Nebelroſſen

[2]) Freudetrunken

[3]) verrinnt

[4]) Und der Schlechte, Der gewinnt,

[5]) Der ſein gutes Recht bewährt
(Der im Kampfe ſich bewährt Ms.)
Mit der Fauſt und mit dem Schwert.

„Bürgermeiſter und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüſſel vor,
Und der Zug geht durch das Thor.

„Hei! da böllert's von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,
Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel „Vivat!“ ruft.

„Lächelnd ſtehen auf Balkonen
Schöne Fraun, und Blumenkronen 1)
Werfen ſie dem Sieger zu.
Dieſer grüßt mit ſtolzer Ruh'.“

Schlachtfeld bei Haſtings.

Der Abt von Waltham ſeufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Haſtings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die ſchickt' er aus als Boten,
Sie ſollten ſuchen die Leiche Harold's
Bei Haſtings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:

---

1) „Auf beteppichten Balkonen
Schöne Frauen, Blumenkronen
Die beiden vorhergehenden Strophen ſind am ſpäteſten dem Gedicht eingefügt.

„Hochwürdiger Vater, die Welt iſt uns gram,
Wir ſind verlaſſen vom Glücke.

„Gefallen iſt der beſſre Mann,
Es ſiegte der Bankert, der ſchlechte,
Gewappnete Diebe vertheilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lauſigſte Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Inſel der Britten:
Ich ſah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh Dem, der jetzt ein Sachſe iſt!
Ihr Sachſenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr ſeid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wiſſen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutroth am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Beſen von Feuer.

„Bei Haſtings in Erfüllung ging
Des Unſterns böſes Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und ſuchten unter den Leichen.

„Wir ſuchten hin, wir ſuchten her,
Bis alle Hoffnung verſchwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik ſprachen alſo;
Der Abt rang jammernd die Hände,

Verſank in tiefe Nachdenklichkeit
Und ſprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenſtein,
Juſt in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürft'gen Hütte.

„Man hieß ſie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat ſie geliebt, geküſſt und geherzt,
Und endlich verlaſſen, vergeſſen.
Die Zeit verfließt; wohl ſechzehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen.[1]

„Begebt euch, Brüder, zu dieſem Weib
Und laſſt ſie mit euch gehen
Zurück nach Haſtings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erſpähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen."

Um Mitternacht gelangten ſchon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

---

[1] „Er liebte ſie und küßte ſie,
Und hat ſie mit zärtlichem Preſſen
Ans Herz gedrückt und ſie am End'
Verſtoßen und vergeſſen.

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Haſtings liegt
Der König Harold erſchlagen.

„Komm mit nach Haſtings, wir ſuchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten.“

Kein Wort ſprach Edith Schwanenhals,
Sie ſchürzte ſich geſchwinde[2]
Und folgte den Mönchen; ihr greiſendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgeſtrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten ſie ſchon
Zu Haſtings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählich; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abſcheulich.

Viel’ tauſend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verſtümmelt, zerfleiſcht,
Daneben die Äſer der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;

---

[2] Doch ſchürzte ſie ſich geſchwinde

Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Sie ſuchte hin, ſie ſuchte her,
Oft muſſte ſie mühſam verſcheuchen
Die fraßbegierige Rabenſchar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie ſuchte ſchon den ganzen Tag,
Es ward ſchon Abend — plötzlich
Bricht aus der Bruſt des armen Weibs
Ein geller Schrei, entſetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küſſte das Antlitz, das bleiche.

Sie küſſte die Stirne, ſie küſſte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küſſte auf des Königs Bruſt
Die Wunde, blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickt ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hinein gebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumſtämme zuſammenfugen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;

Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Todtenlitanein
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

Der Helfer.*

Frohlockſt, Plantagenet, und glaubſt,
Daß du die letzte Hoffnung uns raubſt,
Weil deine Knechte ein Grabmal fanden,
Worauf der Name „Arthur“ geſtanden.

Arthur iſt nicht geſtorben, es barg
Nicht ſeinen Leichnam der ſteinerne Sarg.
Ich ſelber ſah ihn vor wenig' Tagen
Lebendigen Leibes im Walde jagen.

Er trug ein Kleid von grünem Sammt,
Die Lippe lacht, das Auge flammt.
Er kam mit ſeinen Jagdgenoſſen
Einhergeritten auf ſtolzen Roſſen.

Wie allgewaltig ſein Hifthorn ſchallt,
Trara — trara — durch Thal und Wald!

*) Das Originalmanuſcript dieſes bisher ungedruckten Gedichts iſt im Beſitz des Herrn Julius Campe.

Die Zauberklänge, die Wundertöne,
Sie ſind verſtändlich für Cornwall's Söhne.

Sie melden: Die Zeit iſt noch nicht da,
Doch kommt ſie bald — Trara — trara!
Und König Arthur mit ſeinen Getreuen
Wird von den Normannen das Land befreien.

Karl I.*

Im Wald, in der Köhlerhütte ſitzt
Trübſinnig allein der König;
Er ſitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und ſingt eintönig:

„Eiapopeia, was raſchelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe —
Du trägſt das Zeichen an der Stirn[1] —
Und lächelſt ſo furchtbar im Schlafe.

„Eiapopeia, das Kätzchen iſt todt —
Du trägſt auf der Stirne das Zeichen —
Du wirſt ein Mann und ſchwingſt das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

„Der alte Köhlerglaube verſchwand,
Es glauben die Köhlerkinder —

---

*) Mit der Überſchrift: „Das Wiegenlied" zuerſt abgedruckt in H. Püttmann's „Album; Originalpoeſien." 1847.

[1] auf der Stirn,

Eiapopeia — nicht mehr an Gott,
Und an den König noch minder.

„Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Wir müſſen zu Schanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott,
Und ich, der König, auf Erden.

„Mein Muth erliſcht, mein Herz iſt krank,
Und täglich wird es kränker —
Eiapopeia — du Köhlerkind,
Ich weiß es, du biſt mein Henker.

„Mein Todesgeſang iſt dein Wiegenlied —[2]
Eiapopeia — die greiſen
Haarlocken ſchneideſt du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eiſen.

„Eiapopeia, was raſchelt im Stroh —
Du haſt das Reich erworben,
Und ſchlägſt mir das Haupt vom Rumpf herab —[3]
Das Kätzchen iſt geſtorben.

„Eiapopeia, was raſchelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe.[4]
Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, ſchlafe!“

[2] Dein Wiegenlied iſt mein Todesgeſang —
[3] herab vom Rumpf —
[4] Was blöken im Stalle die Schafe?

Maria Antoinette.

Wie heiter im Tuilerienſchloß
Blinken die Spiegelfenſter,
Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Geſpenſter.

Es ſpukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort Morgens ihr Lever
Mit ſtrenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meiſten ſtehn,
Auf Tabourets andre ſitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,[1]
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille iſt ſchmal, der Reifrock bauſcht.
Darunter lauſchen die netten
Hochhackigen[2] Füßchen ſo klug hervor —
Ach, wenn ſie nur Köpfe hätten!

---

[1] Die Kleider von Gold- und Silberbrokat,
[2] Und niedlichen

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin ſelbſt mankieret
Der Kopf, und Ihro Majeſtät
Iſt deßhalb nicht friſieret.

Ja, ſie, die[3] mit thurmhohem Toupet
So ſtolz ſich konnte gebahren,
Die Tochter Maria Thereſia's,
Die Enkelin deutſcher Cäſaren,

Sie muß jetzt ſpuken ohne Friſur
Und ohne Kopf, im Kreiſe
Von unfriſierten Edelfraun,
Die kopflos gleicherweiſe.

Das ſind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;
An Allem iſt Schuld Jean Jacques Rouſſeau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch ſonderbar! es dünkt mich ſchier,
Als hätten die armen Geſchöpfe
Gar nicht bemerkt, wie todt ſie ſind
Und daß ſie verloren die Köpfe.

Ein leeres Geſpreize, ganz wie ſonſt,
Ein abgeſchmacktes Scherwenzen —
Poſſierlich ſind und ſchauderhaft
Die kopfloſen Reverenzen.

Es knixt die erſte Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen;

---

*) Die Fürſtin, die

Die zweite reicht es der Königin,
Und Beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam' und die vierte Dam'
Knixen und niederknieen
Vor Ihrer Majeſtät, um ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knixt und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeiſterin ſteht dabei,
Sie fächert die Bruſt, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt ſie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenſter wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie ſie gewahrt den alten Spuk,
Prallt ſie erſchrocken zurücke.

Pomare.*

I.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blaſen ſie und rufen: „Heil!
Heil, der Königin Pomare!“

Jene nicht von Otahaiti —
Miſſionäriſiert iſt Jene —
Die ich meine, die iſt wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt ſie
Öffentlich ſich ihrem Volke
In dem Garten Mabill', tanzt
Dort den Kankan, auch die Polke.[1]

Majeſtät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürſtin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

---

*) Die erſten drei Gedichte dieſes Cyklus wurden zuerſt abgedruckt in H. Püttmann's „Album; Originalpoeſien“, 1847.

[1] und die Polke.

Alſo tanzt ſie — und es blaſen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!“ [2]

II.*

Sie tanzt. Wie ſie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied ſich zierlich biegt!
Das iſt ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu ſpringen.

Sie tanzt. Wenn ſie ſich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und ſtille ſteht
Am End'[1] mit ausgeſtreckten Armen,
Mag Gott ſich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derſelbe Tanz iſt Das,
Den einſt die Tochter Herodias
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge ſprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich raſend — ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich dir ſchenken ſoll?
Du lächelſt? Heda! Trabanten! Läufer!
Man ſchlage ab das Haupt dem Täufer!

---

[2] Im Originalmanuſkript folgten hier urſprünglich noch die Strophen:

Mit ihr tanzt ein dürrer Schneider,
So ein Pritchard von der Nadel;
Tolle Sprünge, ſehr obſcön,
Ohne Anmuth, ohne Adel.

Der Sergeant-de-Ville der Tugend
Würd' ihn gern zur Wache führen,
Fürchtet nur, man möcht' den Lump
Späterhin indemniſiren.

*) Dieſe Nummer war urſprünglich „Herodias II.,“ die folgende Nummer „Kourtiſane“ überſchrieben.

[1] Zuletzt

III.

Geſtern noch fürs liebe Brot
Wälzte ſie ſich tief im Koth,
Aber heute ſchon mit Vieren
Fährt das ſtolze Weib ſpazieren.
In die ſeidnen Kiſſen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich ſo fahren ſeh',
Thut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieſer Wagen
Nach dem Hoſpitale tragen,
Wo der grauſenhafte Tod
Endlich endigt deine Noth,
Und der Carabin mit ſchmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen ſchönen Leib zerſetzt,
Anatomiſch ihn zerſetzt —[1]
Deine Roſſe trifft nicht minder
Einſt zu Montfaucon der Schinder.

---

[1] Statt der vorhergehenden ſechs, enthält die älteſte Verſion nur folgende zwei Zeilen:

Wo der Carabin zuletzt
Deinen ſchönen Leib zerſetzt —

IV.

Beſſer hat es ſich gewendet,
Das Geſchick, das dich bedroht' —
Gott ſei Dank, du haſt geendet,
Gott ſei Dank, und du biſt todt.

In der Dachſtub' deiner armen,
Alten Mutter ſtarbeſt du,
Und ſie ſchloß dir mit Erbarmen
Deine ſchönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich,
Einen Sarg, ein Grab ſogar.
Die Begräbnißfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört' man ſingen,
Keine Glocke klagte ſchwer;
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friſeur.

„Ach, ich habe der Pomare,"
Seufzte Dieſer, „oft gekämmt
Ihre langen ſchwarzen Haare,
Wenn ſie vor mir ſaß im Hemd."

Was den Hund betrifft, ſo rannt' er
Schon am Kirchhofsthor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Roſ' Pompon,

Roſ' Pompon, der Provençalin,
Die den Namen Königin
Dir miſsgönnt und als Rivalin
Dich verklatſcht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
Mit dem Diadem von Koth,
Biſt gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du biſt todt.

Wie die Mutter, ſo der Vater[1]
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, Dieſes that er,
Weil auch du ſo viel geliebt.

Der Apollogott.

I.

Das Kloſter iſt hoch auf Felſen gebaut,
Der Rhein vorüberrauſchet;
Wohl durch das Gitterfenſter ſchaut
Die junge Nonne und lauſchet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft
Vom Abendroth beglänzet;
Es iſt bewimpelt von buntem Tafft,
Von Lorbern und Blumen bekränzet.

---

[1] auch der Vater

Ein ſchöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte:
Sein goldgeſticktes Purpurgewand
Iſt von antikem Schnitte.

Zu ſeinen Füßen liegen da
Neun marmorſchöne Weiber;
Die hochgeſchürzte Tunika
Umſchließt die ſchlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich ſingt
Und ſpielt dazu die Leier;
Ins Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie ſchlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt ſie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht ſcheucht das Kreuz die ſüße Qual,[1]
Nicht bannt es die bittre Wonne.

II.

„Ich bin der Gott der Muſika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Gräcia
Auf Mont-Parnaß geſtanden.

„Auf Mont-Parnaß in Gräcia,
Da hab' ich oft geſeſſen

---

[1] Das kann nicht ſcheuchen die ſüße Qual.

Am holden Quell Kaſtalia,
Im Schatten der Cypreſſen.

„Vokaliſierend ſaßen da
Um mich herum die Töchter,
Das ſang und klang, la-la, la-la!
Geplauder und Gelächter.

„Mitunter rief, tra-ra, tra-ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemiſia,
Mein Schweſterlein, die Stolze.

„Ich weiß es nicht, wie mir geſchah;
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Waſſer der Kaſtalia,
Da tönten meine Lippen.

„Ich ſang — und wie von ſelbſt beinah
Die Leier klang, berauſchend;
Mir war, als ob ich Daphne ſah,
Aus Lorberbüſchen lauſchend.

„Ich ſang — und wie Ambroſia
Wohlrüche ſich ergoſſen,
Es war' von einer Gloria
Die ganze Welt umfloſſen.

„Wohl tauſend Jahr' aus Gräcia
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch iſt mein Herz in Gräcia,
In Gräcia geblieben.“

[1] Es [illegible]

III.

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbſten ſchwarzen Serge,
Iſt vermummt die junge Nonne.

Haſtig längs des Rheines Ufern
Schreitet ſie hinab die Landſtraß',
Die nach Holland führt, und haſtig
Fragt ſie Jeden, der vorbeikommt:

„Habt Ihr nicht geſehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,
Lieblich ſingt er, ſpielt die Leier,
Und er iſt mein holder Abgott.“

Keiner will ihr Rede ſtehen,
Mancher dreht ihr ſtumm den Rücken,
Mancher glotzt ſie an und lächelt,
Mancher ſeufzet: „Armes Kind!“

Doch des Wegs herangetrottelt
Kommt ein ſchlottrig alter Menſch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näſelnd ſingt er vor ſich hin.

Einen ſchlappen Querſack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen;
Und mit ſchmunzelnd klugen Äuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

„Habt Ihr nicht geſehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,

Lieblich ſingt er, ſpielt die Leier,
Und er iſt mein holder Abgott.“

Jener aber gab zur Antwort,
Während er ſein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar poſſierlich
Zupfte an dem ſpitzen Bärtchen:

„Ob ich ihn geſehen habe?
Ja, ich habe ihn geſehen
Oft genug zu Amſterdam,
In der deutſchen Synagoge.

„Denn er war Vorſänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibiſch,
Was auf Hochdeutſch heißt Apollo —
Doch[1] mein Abgott iſt er nicht.

„Rother Mantel? Auch den rothen
Mantel kenn' ich. Echter Scharlach,
Koſtet acht Florin die Elle,
Und iſt noch nicht ganz bezahlt.

„Seinen Vater Moſes Jitſcher[2]
Kenn' ich gut. Vorhautabſchneider
Iſt er bei den Portugieſen.
Er beſchnitt auch Souveraine.[3]

„Seine Mutter iſt Kouſine
Meines Schwagers, und ſie handelt
Auf der Gracht mit ſauern Gurken
Und mit abgelebten Hoſen.

[1] Und
[2] Auch den Vater [illegible]
[3] Er beſchnitt auch wilde Männer.

„Haben kein Plaiſir am Sohne.
Dieſer ſpielt ſehr gut die Leier,[4]
Aber leider noch viel beſſer
Spielt er oft[5] Tarok und l'Hombre.

„Auch ein Freigeiſt iſt er, aß[6]
Schweinefleiſch, verlor ſein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geſchminkten Komödianten.

„In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhäring,
Holofernes, König David,
Dieſen mit dem beſten Beifall.

„Denn des Königs eignę Lieder
Sang er in des Königs eigner
Mutterſprache, tremulierend
In des Rigens alter Weiſe.[7]

„Aus dem Amſterdamer Spielhuis
Zog er jüngſt etwelche Dirnen,
Und mit dieſen Muſen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

„Eine dicke iſt darunter,
Die vorzüglich quiekt und grünzelt;
Ob dem großen[8] Lorberkopfputz
Nennt man ſie die grüne Sau.“

[4] Dieſer ſpielte gut die Leier.
[5] Spielte er
[6] war er, aß
[7] In des Rigens Singſang-Weiſe.
[8] Ob dem ſchweren

Kleines Volk.*

In einem Piſspott[1] kam er geſchwommen,
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da ſprach er: „Juffräuken, willſt du mich frein?[2]

„Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloſs, ins Brautgemach:
Die Wände ſind eitel Hobelſpäne,
Aus Häckerling beſteht das Dach.

„Da iſt es ſo puppenniedlich[3] und nette,
Da lebſt[4] du wie eine Königin!
Die Schale der Wallnuſs iſt unſer Bette,
Von Spinnweb ſind die Laken drin.

„Ameiſeneier gebraten in Butter
Eſſen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und ſpäter erb' ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die ſchmecken ſo ſüß.[5]

---

*) Mit der Überſchrift: „Brautfahrt" zuerſt abgedruckt im „Morgenblatt," Nr. 212, vom 4. Sept. 1846.

[1] Nachtpott

[2] ich will dich frein!

[3] Da iſt es puppenniedlich

[4] Da ſchläfſt

[5] Dieſe Strophe fehlt in dem älteſten Abdruck.

„Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte[6] voll Wein,
Auch wächſt eine Rübe in meinem Garten,
Du wirſt wahrhaftig glücklich ſein!“

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl ſeufzte die Braut: „Ach Gott! ach Gott!“
Sie war wehmüthig, wie zum Sterben —
Doch endlich ſtieg ſie hinab in den Pott.[7]

* * *

Sind Chriſtenleute oder Mäuſe
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.
Im[8] Beverland hört' ich die ſchnurrige Weiſe,
Es ſind nun dreißig Jahre her.[9]

Zwei Ritter.[*]

Krapülinski und Waſchlapski,[1]
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —

---

[6] Ich habe drei Fingerhüte
[7] Doch endlich ſtieg ſie in den Pott.
[8] In
[9] Es ſind ſchon zwanzig Jahre her.

[*] Urſprünglich betitelt: „Zwei Polen. (Aus dem Weichſelzöpfchen.)“
[1] Sielinski und Schafskopſki.

Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland iſt ſüß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und ſein Jonathan,
Liebten ſich die beiden Polen,
Küſſten ſich: „Kochan! Kochan!“

Keiner je verrieth den Andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob ſie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derſelben Stube,
Schliefen in demſelben Bette!
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten ſie ſich um die Wette.

Speiſten[2] in derſelben Kneipe,
Und da Keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden.

Auch dieſelbe Henriette
Wäſcht für beide edle Polen;
Trällernd kommt ſie jeden Monat, —
Um die Wäſche abzuholen.[3]

Ja, ſie haben wirklich Wäſche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob ſie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

[2]) Aßen (Fraßen)
[3]) Dient als Wäſcherin den Polen,
Jeden erſten Tag des Monats
Kommt ſie, Wäſche abzuholen.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegeſtöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punſch,
(Es verſteht ſich: unverzückert,
Unverſäuert, unverwäſſert)
Haben ſie bereits geſchlückert.

Und von Wehmuth wird beſchlichen
Ihr Gemüthe; ihr Geſicht
Wird befeuchtet ſchon von Zähren,
Und der Krapülinski[4] ſpricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,[5]
Die im Vaterland geblieben!“

Ihm erwiderte Waſchlapski:[6]
„O du biſt ein treuer Schlachzitz,
Denkeſt immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz.[7]

„Polen iſt noch nicht verloren,
Unſre Weiber, ſie gebären,
Unſre Jungfraun thun Daſſelbe,
Werden Helden uns beſcheren,

[4] Eſelinski
[5] Schaffell-Nachtmütz'.
[6] Ihm erwidert der Schafskopski:
[7] Schaffell-Nachtmütz.

„Helden, wie der Held Sobieſki,
Wie Schelmufſki und Uminſki,
Eskrokewitſch, Schubiakſki,
Und der große Eſelinſki.“ *)

Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakob's Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brum — brum — brum —
Paukenſchläge und Gelächter!

Hochgeſchürzt bis zu den Lenden
Und ſich faſſend an den Händen,
Jungfraun edelſter Geſchlechter
Kreiſen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenſchläge und Gelächter!

Aron ſelbſt wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnſinnwogen,
Und er ſelbſt, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenprieſterrock,
Wie ein Bock —
Paukenſchläge und Gelächter!

---

*) Wie Benjowſki und Schelmufſki,
Wie Uminſki, Eskrokewitſch
Wie Waſchlappſki und [illegible].
Für die letzte Zeile finden ſich im Originalmanuſkript noch folgende Varianten:
Eſelinſki und Schubiakſki.
[illegible], Eſelinſki.

König David.

Lächelnd ſcheidet der Deſpot,
Denn er weiß, nach ſeinem Tod
Wechſelt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtſchaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd und Farrn[1]
Bleibt es angeſchirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der ſich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend ſpricht zu Salomo
König David: „Apropos,
Daſs ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

„Dieſer tapfre General
Iſt ſeit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaſſten
Niemals ernſtlich anzutaſten.

„Du, mein Sohn, biſt fromm und klug,
Gottesfürchtig, ſtark genug,[2]
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.“

---

[1] Gaul und Farrn
[2] „Du, mein Sohn, biſt fromm und gut,
Gottesfürchtig, haſt auch Muth.

König Richard.

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungeſtüm ein Reiter:
Er bläſt ins Horn, er ſingt und lacht
Gar ſeelenvergnügt und heiter.

Sein Harniſch iſt von ſtarkem Erz,
Noch ſtärker iſt ſein Gemüthe,
Das iſt Herr Richard Löwenherz,
Der chriſtlichen Ritterſchaft Blüthe.

„Willkommen in England!“ rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
„Wir freuen uns, o König, daſs du
Öſtreichiſcher Haft entſprungen.“

Dem König iſt wohl in der freien Luft,
Er fühlt ſich wie neugeboren,
Er denkt an Öſtreichs Feſtungsduft —
Und giebt ſeinem Pferde die Sporen.

Der Aſra.*

Täglich ging die wunderſchöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern.

Täglich ſtand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern:
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürſtin
Auf ihn zu mit raſchen Worten:
„Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimat, deine Sippſchaft!“[1]

Und der Sklave ſprach: „Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm ſind jene Aſra,
Welche ſterben, wenn ſie lieben.“

---

*) Morgenblatt. Nr. 210, vom 2. September 1846.

[1] Auch die Heimat, auch die Sippſchaft!“

Himmelsbräute.

Wer dem Kloſter geht vorbei
Mitternächtlich, ſieht die Fenſter
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Geſpenſter.

Eine düſtre Proceſſion
Todter Urſulinerinnen:
Junge, hübſche Angeſichter
Lauſchen aus Kapuz' und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutroth ſchimmern;
Seltſam wiederhallt im Kreuzgang
Ein Gewiſper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und ſie ſetzen dort ſich nieder
Auf des Chores Buchsbaumſtühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weiſen,
Aber wahnſinnwüſte Worte:
Arme Seelen ſind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

„Bräute Chriſti waren wir,
Doch die Weltluſt uns bethörte,
Und da gaben wir dem Cäſar,
Was dem lieben Gott gehörte.

„Reizend iſt die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;
Doch verlockend ſind am meiſten
Cäſar's goldne Epaulette.

„Ach, der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirſchgeweihe —
Wir betrogen unſern Heiland.[1]

„Jeſus, der die Güte ſelbſt,
Weinte ſanft ob unſrer Fehle,
Und er ſprach: ‚Vermaledeit
Und verdammt ſei eure Seele!‘

„Grabentſtiegner Spuk der Nacht,
Müſſen büßend wir nunmehre
Irre gehn in dieſen Mauern —[2]
Miſerere! Miſerere!

„Ach, im Grabe iſt es gut,
Ob es gleich viel beſſer wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miſerere! Miſerere!

---

[1] „Ach, die Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Krönte jetzt ein Hirſchgeweihe —
Hahnrei ward unſer Heiland.

[2] Müſſen wir darob nunmehre
Irre gehn in dieſen Mauern —
(Büßend jene Schuld die ſchwere,
Gehn wir um in dieſen Mauern —)

„Süßer Jeſus, o vergieb
Endlich uns die Schuld, die ſchwere,
Schließ uns auf den warmen Himmel —
Miſerere! Miſerere!“

Alſo ſingt die Nonnenſchar,
Und ein längſt verſtorbner Küſter
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Regiſter.

Pfalzgräfin Jutta.*

Pfalzgräfin Jutta[1] fuhr über den Rhein
Im leichten Kahn, bei Mondenſchein.
Die Zoſe rudert, die Gräfin ſpricht:
„Siehſt du die ſieben Leichen nicht,[2]
Die hinter uns kommen
Einhergeſchwommen? —
So traurig[3] ſchwimmen die Todten!

„Das waren Ritter voll Jugendluſt —
Sie ſanken zärtlich an meine Bruſt
Und ſchwuren mir Treue[4] — Zur Sicherheit,
Daß ſie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich ſie ergreifen
Sogleich und erſäufen —
So traurig[5] ſchwimmen die Todten!“

*) Mit der Überſchrift: „Frau Jutte“ zuerſt abgedruckt im Morgenblatt, Nr. 210, vom 2. September 1846.

[1]) Jutte

[2]) Siehſt du die Menſchenleichen nicht.

[3]) Wie traurig

[4]) Treu

[5]) Wie traurig

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt ſo höhniſch durch die Nacht![6]
Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und ſtrecken die Finger empor,
Wie ſchwörend — Sie nicken
Mit gläſernen Blicken —
So traurig[7] ſchwimmen die Todten!

Der Mohrenkönig.[*]

Ins Exil der Alpuxarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigſam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen ſeines Hauſes Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maulthier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabiſch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen ſchlottrig in den Sätteln.

Keine Cymbel, keine Pauke,
Kein Geſangeslaut ertönte;[1]

---

[6] Die Zofe rudert; voll Übermuth
Lacht laut die Gräfin. Es rauſcht die
Fluth —

[7] Wie traurig

[*] Urſprünglich „Boabdil“ überſchrieben.

[1] Weder Zinken, noch Trompeten,
Auch kein Sangeslaut ertönet,

Nur des Maulthiers Silberglöckchen
Wimmern[2] ſchmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
Ins Duero-Thal hinabſchweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar ſind zum letzten Male,

Dorten ſtieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geſchmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Thürmen der Alhambra.

Ach, bei dieſem Anblick brachen
Aus des Königs Bruſt die Seufzer,
Thränen überſtrömten plötzlich
Wie ein Sturzbach ſeine Wangen.

Düſter von dem hohen Zelter[3]
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und ſie ſchalt ihn ſtolz und bitter.

„Boabdil el Chico,“ ſprach ſie,
„Wie ein Weib beweinſt du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wuſſteſt
Zu vertheid’gen wie ein Mann.“

---

[2] Klingeln
[3] Stolz herab von ihrem Zelter

Als des Königs liebſte Kebſin[4]
Solche harte Rede hörte,
Stürzte ſie aus ihrer Sänfte
Und umhalſte den Gebieter.

„Boabdil el Chico,“ ſprach ſie,
„Tröſte dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein ſchöner Lorber.[5]

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der ſieggekrönte
Günſtling jener blinden Göttin,
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmüth'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schickſal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menſchen Angedenken.“

„Berg des letzten Mohrenſeufzers“
Heißt bis auf den heut'gen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet
Seiner Liebſten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

[4] Als des Königs junge Liebſte
[5] ein ew'ger Lorber

Nimmer wird ſein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losſpringt von der letzten
Andaluſiſchen Guitarre.[*]

Geoffroy Rudèl und Meliſande von Tripoli.[*]

In dem Schloſſe Blaye erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einſt geſtickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele ſtickte
Sie hinein, und Liebesthräne
Hat gefeit das ſeidne Bildwerk,
Welches darſtellt jene Scene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend ſah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnſucht
Gleich erkannt'[1] in ſeinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum erſten
Und zum letzten Mal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

---

[*] Schnarrend losſpringt von dem letzten
Zitherſpiel der Poeſie.
[*] Morgenblatt, Nr. 210, vom 2. September 1846.
[1] erkannt

Über ihn beugt ſich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umſchlungen,
Küſſt den todesbleichen Mund,
Der ſo ſchön ihr Lob geſungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und ſo leerten ſie den Kelch
Höchſter Luſt und tiefſten Leidens. —

In dem Schloſſe Blaye allnächtlich
Giebt's ein Rauſchen, Kniſtern, Beben:
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame ſchütteln
Die verſchlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüſtern, ſanftes Tändeln,
Wehmuthſüße Heimlichkeiten,
Und poſthume Galantrie
Aus des Minneſanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein todtes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längſt erloſchnen Kohlen
Fühl' ich wieder ein Geglimme!“

„„Meliſande![1] Glück und Blume!
Wenn ich dir ins Auge ſehe,

---

[1] Im älteſten Abdruck heißt der Name ſtets „Meliſende.“

Leb' ich auf — geſtorben iſt
Nur mein Erdenleid und =Wehe.“‟

„Geoffroy! Wir liebten uns
Einſt im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur that dieſes Wunder!‟

„„Meliſande! Was iſt Traum?
Was iſt Tod? Nur eitel Töne.[3]
In der Liebe nur iſt Wahrheit,
Und dich lieb' ich, ewig Schöne.“‟

„Geoffroy! Wie traulich iſt es
Hier im ſtillen Mondſcheinſaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenſtrahle.‟[4]

„„Meliſande! theure Närrin,
Du biſt ſelber Licht und Sonne,
Wo du wandelſt, blüht der Frühling,
Sproſſen Lieb'[5] und Maienwonne!“‟

Alſo koſen, alſo wandeln[6]
Jene zärtlichen Geſpenſter
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauſchet durch die Bogenfenſter.

Doch den holden Spuk vertreibend
Kommt am End' die Morgenröthe —
Jene huſchen ſcheu zurück[7]
In die Wand, in die Tapete.

[3] Nur leere Töne!
[4] In dem Tagesſonnenſtrahle.
[5] Sproſſen Lied
[6] Alſo koſen ſie und wandeln.
[7] dann zurück

Der Dichter Firduſi.

I.

Goldne Menſchen, Silbermenſchen!
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Iſt die Rede nur von Silber,
Iſt gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürſten,
Eines Schaches, iſt ein Thoman
Gülden ſtets; ein Schach empfängt[1]
Und er giebt nur goldne Thoman.

Alſo denken brave Leute,
Alſo dachte auch Firduſi,
Der Verfaſſer des berühmten
Und vergötterten „Schach Nameh.“

Dieſes große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden ſeiner Verſe
Einen Thoman ihm verſprochen.

Siebzehnmal die Roſe blühte,
Siebzehnmal iſt ſie verwelket,
Und die Nachtigall beſang ſie
Und verſtummte ſiebzehnmal —

[1] Immer gülden, er empfängt

Unterdeſſen ſaß der Dichter
An dem Webſtuhl des Gedankens
Tag und Nacht, und webte emſig
Seines Liedes Rieſenteppich —

Rieſenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,[2]
Farſiſtan's uralte Kön'ge,

Lieblingshelden ſeines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberweſen[3] und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmliſch angeſtrahlt
Von dem heil'gen Lichte Iran's,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Deſſen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.[4]

Als vollendet war das Lied,
Überſchickte ſeinem Gönner
Der Poet das Manuſkript,
Zweimalhunderttauſend Verſe.

In der Badeſtube war es,
In der Badeſtub' zu Gasna,

---

[2] Märchenchronik.
[3] Fabelthiere (Zauberthiere)
[4] brannte.

Wo des Schaches ſchwarze Boten
Den Firduſi angetroffen —

Jeder ſchleppte einen Geldſack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrenſold für ſeine Dichtung.

Der Poet riſs auf die Säcke
Haſtig, um am lang entbehrten
Goldesanblick ſich zu laben —
Da gewahrt' er mit Beſtürzung

Daſs der Inhalt dieſer Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttauſend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgetheilt in drei
Gleiche Theile, und jedwedem
Von den beiden ſchwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der ſein Bad beſorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderſtab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptſtadt:
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von ſeinen Schuhen.

II.

„Hätt' er menſchlich ordinär
Nicht gehalten, was verſprochen,
Hätt' er nur ſein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich iſt,
Daß er mich getäuſcht ſo ſchnöde
Durch den Doppelſinn der Rede
Und des Schweigens größre Liſt.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Geſtalt und von Gebärden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, ſah er mich an,
Er, der Wahrheit ſtolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

III.

Schach Mahomet hat gut geſpeiſt,
Und gut gelaunet iſt ſein Geiſt.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn ſitzt er. Das plätſchert ſo kühl.

Die Diener ſtehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Anſari iſt unter ihnen.

Aus Marmorvaſen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmuthiglich
Die ſchlanken Palmen fächern ſich.

Es ſtehen regungslos die Cypreſſen,
Wie himmelträumend, wie weltvergeſſen

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein ſanft geheimnisvoller Geſang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
„Von wem iſt dieſes Liedes Text?“

Anſari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: „„Das hat Firduſi gedichtet.““

„Firduſi?“ — rief der Fürſt betreten —
„Wo iſt er? Wie geht es dem großen Poeten?“

Anſari gab Antwort: „„In Dürftigkeit
Und Elend lebt er ſeit langer Zeit

„„Zu Thus, des Dichters Vaterſtadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.““

Schach Mahomet ſchwieg eine gute Weile,
Dann ſprach er: „Anſari, mein Auftrag hat Eile —

„Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maulthiere und fünfzig Kamele.

„Die ſollſt du belaſten mit allen Schätzen,
Die eines Menſchen Herz ergötzen,

„Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Koſtbaren Kleidern und Hausgeräthen[1]

„Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und ſilbernen Schnurrpfeiferein,

„Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß geſprenkelt,

„Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabriciert in meinen Staaten —

„Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen[2] und Schabracken,

„Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speiſen, die man in Töpfen bewahrt,

„Auch Konfitüren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

„Füge hinzu ein Dutzend Gäule
Arabiſcher Zucht, geſchwind wie Pfeile,

„Und ſchwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, ſtrapazentrutzend.

„Anſari, mit dieſen ſchönen Sachen
Sollſt du dich gleich auf die Reiſe machen.

---

[1] Mit Koſtbarkeiten und Raritäten,
Koſtbaren Kleidern und reichen Geräthen

[2] Die ſchönſten Waffen

„Du ſollſt ſie bringen[3] nebſt meinem Gruß
Dem großen Dichter Firduſi zu Thus.“

Anſari erfüllte des Herrſchers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeſchenken, die wohl den Zins
Gekoſtet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er ſchon
Die Reſidenz, und in eigner Perſon.

Mit einer rothen Führerfahne,
Ritt er[4] voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten ſie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Weſtthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel ſcholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgeſang.

„La Illa Il Allah!“ aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Oſtthor, am andern End'
Von Thus, zog in demſelben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den todten Firduſi zu Grabe trug.

[3] Überbringe ſie
[4] Zog er

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte ſcheu;
Und als wir ſtiegen in den Kahn,
Wir waren unſrer Drei.

Es plätſchert' im Waſſer des Ruderſchlags
Verdroſſenes Einerlei;
Weißſchäumende Wellen rauſchten heran,
Beſpritzten uns alle Drei.

Sie ſtand im Kahn ſo blaſs, ſo ſchlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär' ſie ein welſches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt ſich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unſern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, geſpenſtiſche Möve war's,
Und ob dem böſen Schrei,
Der ſchauerlich klang wie Warnungsruf,
Erſchraken wir alle Drei.

Bin ich im Fieber? Iſt Das ein Spuk
Der nächtlichen Phantaſei?

Äfft mich ein Traum? Es träumet mir[1]
Grauſame Narrethei.

Grauſame Narrethei! Mir träumt'
Daſs ich ein Heiland ſei,
Und daſs ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit iſt ſchwer bedrängt,
Ich aber mache ſie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unſlätherei.

Du arme Schönheit, ſchaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich ſelber kredenze dir den Tod,[2]
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grauſamer Traum,
Wahnſinn und Raſerei!
Es gähnt die Nacht, es kreiſcht das Meer,
O Gott! o ſteh mir bei!

O ſteh mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddei!
Da ſchollert's hinab ins Meer — o Weh —[3]
Schaddei! Schaddei! Adonai! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir ſtiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unſrer Zwei.

[1] Drückt mich der Alp? Es träumet mir.
[2] Ich ſelber reiche dir den Kelch.
[3] Da ſchollert es ins Meer hinab —

Präludium.[*]

Dieſes iſt Amerika![1]
Dieſes iſt die neue Welt!
Nicht die heutige, die ſchon
Europäiſieret abwelkt. —

Dieſes iſt die neue Welt!
Wie ſie Chriſtoval Kolumbus[2]
Aus dem Ocean hervorzog.
Glänzet noch in Fluthenfriſche,[3]

Träufelt noch von Waſſerperlen,
Die zerſtieben, farbenſprühend,
Wenn ſie küſſt das Licht der Sonne.
Wie geſund iſt dieſe Welt!

Iſt kein Kirchhof der Romantik,[4]
Iſt kein alter Scherbenberg
Von verſchimmelten Symbolen
Und verſteinerten Perucken.

Aus geſundem Boden ſproſſen
Auch geſunde Bäume — keiner
Iſt blaſiert und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindſucht.

---

[*] Urſprünglich überſchrieben: „Amerika. Präludium zum Vitzliputzli.“
[1] Die erſte Zeile war urſprünglich die letzte dieſer Strophe.
[2] Welche Chriſtophor Kolumbus
[3] Wie ſie glänzt in Fluthenfriſche!
[4] Wie geſund iſt dieſe Welt!

Auf den Baumesäſten ſchaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenſchillernd. Mit den ernſthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig ſchwarz umrändert,
Schaun ſie auf dich nieder, ſchweigſam —
Bis ſie plötzlich ſchrillend aufſchrein
Und wie Kaffeſchweſtern ſchnattern.

Doch ich weiß nicht, was ſie ſagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tauſend Weiber hatte,

Und die Vögelſprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die todten, alten,
Ausgeſtopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Naſe dringen,

Neckend, prickelnd, leidenſchaftlich —
Und mein grübelnder Geruchſinn
Quält ſich ab: Wo hab' ich denn
Je Dergleichen ſchon gerochen?

War's vielleicht auf Regentſtreet,
In den ſonnig gelben Armen
Jener ſchlanken Javaneſin,
Die beſtändig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildſäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnisvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein' ich ſelbſt ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe.

Der erſchreckt ins Buſchwerk forthuſcht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angſtvoll rufend: „Ein Geſpenſt!
Ein Geſpenſt der alten Welt!“

Affe! fürcht dich nicht, ich bin
Kein Geſpenſt, ich bin kein Spuk:
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuſter Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten nahm ich an
Der Verſtorbenen Manieren[5]
Und geheime Seltſamkeiten.

Meine ſchönſten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuſer,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos

---

[5] Die verſtorbenen Manieren

Ledern abgeſchabten Hintern
Trägſt du Farben, die ich liebe.

Theure Farben! Schwarz-roth-goldgelb!
Dieſe Affenſteißkouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmuth
An das Banner Barbaroſſa's.

Vitzliputzli.

I.

Auf dem Haupt trug er den Lorber,
Und an ſeinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einſchrieb
Mit der eignen frechen Fauſt,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub' auf der Schulbank
Lernt' auswendig beide Namen —

Nach dem Chriſtoval Kolumbus
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenſchickſals letzte Tücke:
Unſer Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menſchen Angedenken.

Wär's nicht beſſer, ganz verhallen
Unbekannt, als mit ſich ſchleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradſchaft?

Meſſer Chriſtoval Kolumbus
War ein Held, und ſein Gemüthe,
Das ſo lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie dieſe.

Mancher hat ſchon Viel gegeben,
Aber Jener hat der Welt
Eine ganze Welt geſchenket,
Und ſie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wuſſt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menſchheit,
Die nicht bloß europamüde,
Sondern Afrika's und Aſiens
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beſſres
Als Kolumbus, Das iſt Jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, Der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er ſelber, Moſes heißt er,
Und er iſt mein beſter Heros.

Doch, mein Pegaſus, du weileſt
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wiſſe, unſer heut'ger Flugritt
Gilt dem gringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittig,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt ſchönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gaſtlich ſeinen ſpan'ſchen Gäſten
Angewieſen zur Behauſung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,
In verſchwenderiſcher Fülle,
Gab der Fürſt den fremden Strolchen —
Auch Geſchenke reich und prächtig,

Koſtbarkeiten, klug gedrechſelt,
Von maſſivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmuth des Monarchen.

Dieſer unciviliſierte,
Abergläubiſch blinde Heide
Glaubte noch an Treu' und Ehre
Und an Heiligkeit des Gaſtrechts.

Er willfahrte dem Geſuche,
Beizuwohnen einem Feſte,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit ſeinem Hofgeſinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das ſpaniſche Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Feſtſpiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
„Span'ſche Treue!" doch der Autor
Nannt' ſich Don Fernando Cortez.

Dieſer gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geißel.

Aber Montezuma ſtarb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung —
Wie ein wild empörtes Meer
Toſten, raſten immer näher
Die erzürnten Menſchenwellen.

Tapfer ſchlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg aufs Neue,
Und ermüdend war das Kampfſpiel.

Nach dem Tod des Königs ſtockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr;
Kürzer wurden die Rationen,
Die Geſichter wurden länger.

Und mit langen Angeſichtern
Sahn ſich an Hiſpaniens Söhne,
Und ſie ſeufzten und ſie dachten
An die traute Chriſtenheimat,

An das theure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten,
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verſchmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, ſchalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd, ſich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürſtchen.

Einen Kriegsrath hielt der Feldherr,
Und der Rückzug ward beſchloſſen:
In der nächſten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlaſſen.

Leicht gelang's hineinzukommen
Einſt durch Liſt dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Feſtland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inſelſtadt,
Liegt in einem großen See;
In der Mitte, fluthumrauſcht,
Eine ſtolze Waſſerfeſtung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Rieſenpfählen ruhen:
Kleine Inſeln bilden Furthen.

Noch bevor die Sonne aufging,
Setzten ſich in Marſch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirthe nicht
Aus dem ſüßen Schlafe wecken —
(Hunderttauſend Indianer
Lagerten in Mexiko.)

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne ſeinen Wirth die Rechnung;
Noch frühzeit'ger aufgeſtanden
Waren heut die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furthen harrten ſie,
Um den Abſchiedstrunk alldorten
Ihren Gäſten zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furthen,
Hei! da gab's ein toll Gelage!
Roth in Strömen floſs das Blut,
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepreſſt,
Und wir ſehn auf mancher nackten
Indianerbruſt den Abdruck
Span'ſcher Rüſtungsarabesken.

Ein Erdroſſeln war's, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das ſich langſam,
Schaurig langſam, weiter wälzte,
Über Brücken, Flöße, Furthen.

Die Indianer ſangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten ſchweigend;
Muſſten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaſs-Kämpfen
Boten gringen Vortheil heute
Alt-Europa's ſtrenge Kriegskunſt,
Feuerſchlünde, Harniſch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das ſie jüngſt erpreſſt, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlaſt

Lähmte, hemmte ſie im Kampfe,
Und das teufliſche Metall
Ward nicht bloß der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;
Schützen ſaßen drin und ſchoſſen
Nach den Brücken, Flößen, Furthen.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch ſie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaſton, der an jenem
Tag die Fahne trug, worauf
Konterfeit die heil'ge Jungfrau.

Dieſes Bildnis ſelber trafen
Die Geſchoſſe der Indianer;
Sechs Geſchoſſe blieben ſtecken
Juſt im Herzen — blanke Pfeile,

Ähnlich jenen güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Bruſt durchbohren
Bei Charfreitagsproceſſionen.

Sterbend übergab Don Gaſton
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahinſank. — Jetzt ergriff

Cortez ſelbſt das theure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen Abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertſechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden Viele,
Die erſt ſpäter unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Theils getödtet, theils erbeutet.

Gegen Abend erſt erreichten
Cortez und ſein Heer das ſichre
Uferland, ein Seegeſtade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

II.

Nach des Kampfes Schreckenstag,
Kommt die Spuknacht des Triumphes;
Hunderttauſend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttauſend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer,
Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläſte, Götterhallen,

Gildenhäuſer, und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzli's,
Götzenburg von rothem Backſtein,
Seltſam mahnend an ägyptiſch,[1]

Babyloniſch und aſſyriſch
Koloſſale Bauwerk-Monſtren,[2]
Die wir ſchauen auf den Bildern
Unſers Britten Henry Martin.[3]

Ja, Das ſind dieſelben breiten
Rampentreppen, alſo breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tauſend Mexikaner,

---

[1] Im Geſchmack der altägyptiſch
[2] Koloſſalen Bauwerk-Monſtra.
[3] Unſers theuern Britten Martin

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche luſtig bankettieren,
Hochberauſcht von Sieg und Palmwein.

Dieſe Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack nach der Plattform,
Einem baluſtradenart'gen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf ſeinem Thron-Altar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexiko's blutdürſt'ger Kriegsgott.
Iſt ein böſes Ungethüm,

Doch ſein Äußres iſt ſo putzig,*
So verſchnörkelt und ſo kindiſch,
Daſs er trotz des innern Grauſens
Dennoch unſre Lachluſt kitzelt —

Und bei ſeinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blaſſen Tod von Baſel
Und an Brüſſel's Mannken-Piſs.

An des Gottes Seite ſtehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt ſich heut die Kleriſei.

Auf des Altars Marmorſtufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,

---

*) iſt ſo ſpaßhaft.

Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein ſcharlach Kamiſölchen.

Dieſes iſt der Opferprieſter,
Und er wetzet ſeine Meſſer,
Wetzt ſie lächelnd, und er ſchielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli ſcheint den Blick
Seines Dieners zu verſtehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt ſogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempelmuſici,
Paukenſchläger, Kuhhornbläſer —
Ein Geraſſel und Getute —

Ein Geraſſel und Getute,
Und es ſtimmet ein des Chores[5]
Mexikaniſches Te-Deum —
Ein Miaulen wie von Katzen —

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,
Welche Tigerkatzen heißen
Und ſtatt Mäuſe Menſchen freſſen!

Wenn der Nachtwind dieſe Töne
Hinwirft nach dem Seegeſtade,
Wird den Spaniern, die dort lagern,
Katzenjämmerlich zu Muthe.

---

5) Und es ſtimmet ein der Sänger

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen Dieſe dort noch immer,
Und ſie ſtarren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewäſſer

Wiederſpiegelt, ſchier verhöhnend,
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauſpielhauſes.

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform iſt die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Myſterium tragiert wird.

„Menſchenopfer“ heißt das Stück.
Uralt iſt der Stoff, die Fabel;
In der chriſtlichen Behandlung
Iſt das Schauſpiel nicht ſo gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rothwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreiſpeis transſubſtituieret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß ſehr roh und ernſthaft
Aufgefaſſt: Man ſpeiſte Fleiſch,
Und das Blut war Menſchenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchriſten, das ſich nie,
Nie vermiſcht hat mit dem Blute
Der Moresken und der Juden.

Freu dich, Vitzliputzli, freu dich,
Heute giebt es Spanierblut,
Und am warmen Dufte wirſt du
Gierig laben deine Naſe.

Heute werden dir geſchlachtet
Achtzig Spanier, ſtolze Braten
Für die Tafel deiner Prieſter,
Die ſich an dem Fleiſch erquicken.

Denn der Prieſter iſt ein Menſch,
Und der Menſch, der arme Freſſer,
Kann nicht bloß vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt ſchon,
Und es kreiſcht das böſe Kuhhorn!
Sie verkünden, daß herauſſteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, ſchmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Feſtgebunden, ſchleppt und ſchleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man ſie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Poſſentänze,
Und man zwingt ſie durch Torturen,

Die ſo grauſam und entſetzlich,
Daß der Angſtſchrei der Gequälten
Überheulet das geſammte
Kannibalen-Charivari. —

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten,
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angſtrufſtimmen —

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen ſie auch ganz genau
Die Geſtalten und die Mienen —
Sahn das Meſſer, ſahn das Blut —

Und ſie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Pſalm der Todten,
Und ſie ſangen: „De profundis!“

Unter Jenen, welche ſtarben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der ſchönen Abbatiſſin,
Cortez' erſte Jugendliebe.

Als er auf der Bruſt des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildnis einſchloſs,
Weinte Cortez helle Thränen —

Doch er wiſcht' ſie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandſchuh,
Seufzte tief und ſang im Chore
Mit den Andern: „Miserere!“

III.

Blaſſer ſchimmern ſchon die Sterne,
Und die Morgennebel ſteigen
Aus der Seefluth, wie Geſpenſter
Mit hinſchleppend weißen Laken.

Feſt und Lichter ſind erloſchen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Eſtrich
Schnarchend liegen Pfaff und Laie.

Nur die rothe Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinſend, grimmig ſchäkernd,
Spricht der Prieſter zu dem Gotte:

„Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebſtes Göttchen Vitzliputzli!
Haſt dich heute amüſieret,
Haſt gerochen Wohlgerüche!

„Heute gab es Spanierblut —
O, das dampfte ſo appetitlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wolluſtglänzend.

„Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungethüme,
Die des Windes Geiſter zeugten,
Buhlſchaft treibend mit der Seekuh.

„Willſt du artig ſein, ſo ſchlacht' ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübſche Bübchen, ſüßes Blut,
Meines Alters einz'ge Freude.

„Aber artig mußt du ſein,
Mußt uns neue Siege ſchenken —
Laß uns ſiegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

„O, verderbe unſre Feinde,
Dieſe Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen übers Weltmeer —

„Warum ließen ſie die Heimat?
Trieb ſie Hunger oder Blutſchuld?
Bleib im Land und nähr dich redlich,
Iſt ein ſinnig altes Sprichwort.

„Was iſt ihr Begehr? Sie ſtecken
Unſer Gold in ihre Taſchen,
Und ſie wollen, daß wir droben
Einſt im Himmel glücklich werden!

„Anfangs glaubten wir, ſie wären
Weſen von der höchſten Gattung,[1]
Sonnenſöhne, die unſterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

„Aber Menſchen ſind ſie, tödtbar
Wie wir Andre, und mein Meſſer

---

[1] Weſen einer höhern Gattung.

Hat erprobet heute Nacht
Ihre Menſchenſterblichkeit.

„Menſchen ſind ſie und nicht ſchöner,
Als wir Andre, Manche drunter
Sind ſo häßlich wie die Affen;
Wie bei dieſen, ſind behaart

„Die Geſichter, und es heißt,
Manche trügen in den Hoſen
Auch verborgne Affenſchwänze —
Wer kein Aff', braucht keine Hoſen.

„Auch moraliſch häßlich ſind ſie,
Wiſſen Nichts von Pietät,
Und es heißt, daß ſie ſogar
Ihre eignen Götter fräßen!

„O, vertilge dieſe ruchlos
Böſe Brut, die Götterfreſſer —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Laß uns ſiegen, Vitzliputzli!“ —

Alſo ſprach zum Gott der Prieſter,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koſet mit dem Seeſchilf:

„Rothjack', Rothjack', blut'ger Schlächter,
Haſt geſchlachtet viele Tauſend,
Bohre jetzt das Opfermeſſer
In den eignen alten Leib.

„Aus dem aufgeſchlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele;

Über Kieſel, über Wurzel
Trippelt ſie zum Laubfroſchteiche.

„Dorten hocket meine Muhme
Rattenkön'gin — ſie wird ſagen:[2]
„„Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

„„Vitzliputzelt er vergnügt
In dem honigſüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

„„Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhaſſte Unheilsgöttin,
Mit den ſchwarzen Eiſenpfoten,
Die in Otterngift getränket?""

„Nackte Seele, gieb zur Antwort:
„„Vitzliputzli läſſt dich grüßen,
Und er wünſcht dir Peſtilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

„„Denn du rietheſt ihm zum Kriege,
Und dein Rath, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böſe,
Uralt böſe Prophezeiung

„„Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärt'gen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Oſten.

[2] [illegible] geliebte Rattenkön'gin —

„„Auch ein altes Sprichwort giebt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt iſt der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

„„Dieſe iſt es, die mir zürnet,
Sie, die ſtolze Himmelsfürſtin,
Eine Jungfrau ſonder Makel,
Zauberkundig, wunderthätig.

„„Sie beſchützt das Spaniervolk,
Und wir müſſen untergehen,
Ich, der ärmſte aller Götter,
Und mein armes Mexiko.““

„Nach vollbrachtem Auftrag, Rothjack,
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl,
Daſs du nicht mein Unglück ſchaueſt!

„Dieſer Tempel ſtürzt zuſammen,
Und ich ſelber, ich verſinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiederſehen.

„Doch ich ſterbe nicht; wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mauſern nur und wechſeln
Auch wie dieſe das Gefieder.

„Nach der Heimat meiner Feinde,
Die Europa iſt geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn' ich
Eine neue Karrière.[3]

---

[3] Eine neue Lebensweiſe.

„Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gottſeibeiuns;
Als der Feinde böſer Feind
Kann ich dorten wirken, ſchaffen.

„Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen ſie erſchrecken —
Vorgeſchmack der Hölle, Schwefel
Sollen ſie beſtändig riechen.

„Ihre Weiſen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis ſie lacht wie eine Metze.

„Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß' ich
Satanas und Belial,
Aſtaroth und Belzebub.

„Dich zumal begrüß' ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr mich deine Grauſamkeiten
Und die ſchöne Kunſt der Lüge!

„Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko."

Zweites Buch.

Lamentationen.

Das Glück iſt eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am ſelben Ort;
Sie ſtreicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich raſch und flattert fort.[1]

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefeſt ans Herz gedrückt;
Sie ſagt, ſie habe keine Eile,
Setzt ſich zu dir ans Bett und ſtrickt.[2]

---

[1] Sie küßt im Fluge deine Stirne
Und lacht dich an und flattert fort.

[2] aufs Bett und ſtrickt.

Das hier als Motto verwandte Gedicht war urſprünglich „Die Eine und die Andre“ überſchrieben.

Waldeinſamkeit.*

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der ſchöne Kranz gefiel wohl Allen,
Doch der ihn trug, hat Manchem miſsfallen;
Ich floh den gelben Menſchenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinſamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geiſtern und Thieren;
Feen und Hochwild von ſtolzem Geweih
Sie nahten ſich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten ſich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wuſsten, Das ſei kein ſchreckliches Wagnis;[1]
Daſs ich kein Jäger, wuſste das Reh,
Daſs ich kein Vernunftmenſch, wuſste die Fee.

---

*) Urſprünglich „Prolog,“ ſpäter „Der Kranz“ betitelt.
[1] kein gefährliches Wagnis.

Von Feenbegünſtigung plaudern nur Thoren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich geweſen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luſtiges Völkchen! Das plaudert und ſchnattert!
Ein bißchen ſtechend iſt der Blick,
Verheißend ein ſüßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Mai-Tanz und Mai-Spiel,
Erzählten mir Hofgeſchichten, zum Beiſpiel
Die ſkandaloſe Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, ſo tauchten und ſprangen
Hervor aus der Fluth, mit ihrem langen
Silberſchleier und flatterndem Haar,
Die Waſſerbacchanten, die Nixenſchar.

Sie ſchlugen die Cither, ſie ſpielten auf Geigen,
Das war der famoſe Nixenreigen;
Die Poſituren, die Melodei
War klingende, ſpringende Raſerei.

Jedoch zu Zeiten waren ſie minder
Tobſüchtig gelaunt, die ſchönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten ſie,
Das Köpfchen geſtützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welſche Romanzen,
Zum Beiſpiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menſchengeſicht.

Sie unterbrachen manchmal das Geſinge[*]
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beiſpiel: „Sag uns, zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menſchen ſchuf?

„Hat eine unſterbliche Seele ein Jeder
Von Euch? iſt dieſe Seele von Leder
Oder von ſteifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meiſtens ſo dumm?“

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unſterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geſchwätzt.

Anmuthig und ſchalkhaft ſind Nixen und Elfen;
Nicht ſo die Erdgeiſter, ſie dienen und helfen
Treuherzig den Menſchen. Ich liebte zumeiſt
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rothmäntelchen, lang und bauſchig,
Die Miene iſt ehrlich, doch bang und lauſchig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum ſie ſo ängſtlich die Füße verſteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden ſich ein, daß Niemand es wiſſe.
Das iſt eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr ſpötteln kunnt'.

Ach Himmel! wir Alle gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja Alle Etwas zu verbergen,

---

[*] Manchmal unterbrachen ſie ihr Geſinge

Kein Chriſtenmenſch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unſer Entenfüßchen ſteckt.

Niemals verkehrt' ich mit Salamandern.
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeiſtern ſehr wenig. Sie huſchten mir ſcheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind ſpindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgeſtickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, geſpickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein Jeder von ihnen:
Ein Jeder von ihnen bildet ſich ein,
Ein abſoluter König zu ſein.

Daſs ſie im Feuer nicht verbrennen,
Iſt freilich ein Kunſtſtück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeiſt iſt er nicht.

Die klügſten Waldgeiſter ſind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greiſengeſchlecht;
Woher ſie ſtammen, man weiß es nicht recht.

Wenn ſie im Mondſchein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Piſſewurzeln:
Doch da ſie mir nur Gutes gethan,
So geht mich Nichts ihr Urſprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer beſprechen, Vögel beſchreien,

Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unſichtbar macht.[*]

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runen-Sprüche, womit man ruft
Die Todten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht bethört,
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen ſind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten ſie mich, ſie haben
Mir Alles expliciert — umſonſt!
Hab' nie begriffen die Schatzgräberkunſt.

Wohl hatt' ich derſelben nicht nöthig dermalen,
Ich brauchte Wenig, und konnt' es bezahlen,
Beſaß auch in Spanien manch luſtiges Schloſs,
Wovon ich die Revenüen genoſs.

O ſchöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldſcherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O ſchöne Zeit! wo ſich zu grünen
Triumphespforten zu wölben ſchienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

---

[*] Auch wie man in der Johannisnacht
Das Kraut bricht, das unſichtbar macht.

Die ſchöne Zeit, ſie iſt verſchlendert,
Und Alles hat ſich ſeitdem verändert,
Und ach! mir iſt der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz iſt mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch ſeit der ſchöne Kranz mir fehlt,
Iſt meine Seele wie entſeelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel iſt öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und ſtumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde ſind die Elfen verſchwunden,
Jagdhörner hör' ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht iſt das Reh verſteckt,
Das thränend ſeine Wunden leckt.

Wo ſind die Alräunchen? ich glaube, ſie halten
Sich ängſtlich verborgen in Felſenſpalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo iſt die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erſte Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin ſie gehauſt,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzauſt.

Der Bach rauſcht troſtlos gleich dem Styxe;
Am einſamen Ufer ſitzt eine Nixe,
Todtblaß und ſtumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer verſunken zu ſein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt ſie auf und ſchaut mich an,
Und ſie entflieht mit entſetzten Mienen,
Als ſei ihr ein Geſpenſt erſchienen.[*]

Spaniſche Atriden.[**]

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundert dreiunddachtzig
Gab der König uns ein Gaſtmahl
Zu Segovia im Schloſſe.

Hofgaſtmähler ſind dieſelben[1]
Überall, es gähnt dieſelbe
Souveraine Langeweile
An der Tafel aller Fürſten.

Prunkgeſchirr von Gold und Silber,
Leckerbiſſen aller Zonen,
Und derſelbe Bleigeſchmack,
Mahnend an Lokuſte's Küche.

Auch derſelbe ſeidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen ſind verſchieden.

---

[*] Herr Gott! iſt Das die muntre Luiſe?
Rief ich erſchrocken – jedoch auch Dieſe
Fährt auf und ſchaut mich an und erſchrickt,
Als habe ſie ein Geſpenſt erblickt.

[**] Urſprünglich „Familiengeſchichte“ überſchrieben.

[1] ſind ſich ähnlich

Und das iſt ein Wiſpern, Sumſen,
Das wie Mohn den Sinn einſchläfert,
Bis Trompetenſtöße wecken
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, ſaß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltſam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blut'gen Hofgeſchichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man „König Grauſam“ nannte.[*]

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
Insgeheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tiſchgenoſſe ſeufzend:

„Sennor! glaubt nicht, was ſie klimpern
Auf den ſchlottrigen Guitarren,
Bänkelſänger, Maulthiertreiber,
In Poſaden, Kneipen, Schenken.

„Glaubet nimmer, was ſie faſeln
Von der Liebe Don Fredrego's
Und Don Pedro's ſchöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

---

*) Hier folgten urſprünglich noch die Strophen:

Er erzählte mir zum Beiſpiel,
Wie der König dem Don Gaſton,
Seinem leiblich eignen Vetter,
Abhaun ließ die beiden Hände —

Einzig und allein, weil Dieſer
Ein Poet war und der König
Einſt geträumt, der Vetter ſchreibe
Gegen ihn ein Spottſirvente.

„Nicht der Eiferſucht des Gatten,
Nur der Mißgunſt eines Neidhardts
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatrava's Ordensmeiſter.[3]

„Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, Das war ſein Ruhm,
Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken auspoſaunte.

„Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgeſtalt des Leibes,
Die ein Abbild ſolcher Seele.[4]

„Blühend blieb mir im Gedächtnis
Dieſe ſchlanke Heldenblume;
Nie vergeſſ' ich dieſes ſchöne
Träumeriſche Jünglingsantlitz.

„Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein märchenhaft Geheimnis
Sprach aus allen dieſen Zügen.

„Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelſtein, —[5]
Aber auch der ſtieren Härte
Eines Edelſteins theilhaftig

„Seine Haare waren ſchwarz,
Bläulich ſchwarz, von ſeltnem Glanze,"[6]

---

[3] In der Blüthe ſeines Glücks.
[4] dieſer Seele.
[5] Blendend faſt wie Edelſtein. —
[6] Und von wunderlichem Glanze.

Und in üppig ſchönen Locken
Auf die Schulter niederfallend.

„In der ſchönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letzten Male
Lebend — unglückſel'ger Prinz!“

„Eben kam er vom Alkanzor,
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauſchte
Hinterm Gitter ihres Fenſters.

„Seines Hauptes Helmbuſch wehte
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

„Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang ſein Liebling, Allan hieß er,
Eine Beſtie ſtolzer Race,
Deren Heimat die Sièrra.

„Trotz der ungeheuern Größe,
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung,
Ob ſie gleich dem Fuchſe ähnlich.

„Schneeweiß und ſo weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkruſtieret
War das breite goldne Halsband.

*) Und zur Reſidenz erwählte.
Sah ich ihn zum letzten Mal.
(Sah ich ihn zum letzten Male.)
(Lebend — ja, zum letzten Male.)

„Dieſes Halsband, ſagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

„O der ſchauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüthe,
Denk' ich dran, wie ſie ſich hier
Offenbart vor unſern Augen.

„O des ſchreckenvollen Tages!
Hier in dieſem Saale war es,
Und wie heute ſaß ich hier
An der königlichen Tafel.

„An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Kaſtilian'ſcher Ritterſchaft —

„Jenes Tags ſaß dort Don Pedro,
Finſter ſtumm, und neben ihm,
Strahlend ſtolz wie eine Göttin,
Saß Maria de Padilla.

„Hier am untern End' der Tafel,
Wo wir heut die Dame ſehen,
Deren große Linnenkrauſe
Wie ein weißer Teller ausſieht —

„Während ihr vergilbt Geſichtchen
Mit dem ſäuerlichen Lächeln
Der Citrone gleichet, welche
Auf beſagtem Teller ruht: —

„Hier am untern End' der Tafel
War ein leerer Platz geblieben;
Eines Gaſts von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

„Don Fredrego war der Gaſt,
Dem der goldne Stuhl beſtimmt war —
Doch er kam nicht — ach, wir wiſſen
Jetzt den Grund der Zögerung.

„Ach, zur ſelben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Unthat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedro's Schergen

„Hinterliſtig überfallen,
Und gebunden fortgeſchleppt[*]
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelſchein beleuchtet.

„Dorten ſtanden Henkersknechte,
Dorten ſtand der rothe Meiſter,
Der, geſtützt auf ſeinem Richtbeil,
Mit ſchwermüth'ger Miene ſprach:

„„Jetzt, Großmeiſter von San Jago,
Müſſt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelſtunde ſei
Euch bewilligt zum Gebete.“

„Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,

---

[*] Und gebunden und geſchleppt:

Sprach ſodann: „Ich hab' vollendet,“
Und empfing den Todesſtreich.

„In demſelben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

„Er erfaſſte mit den Zähnen
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieſer theuern Beute
Schoß er zauberſchnell von dannen.

„Jammer und Geſchrei erſcholl
Überall auf ſeinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

„Seit dem Gaſtmahl des Belſazar[9]
Gab es keine Tiſchgeſellſchaft,
Welche ſo verſtöret ausſah
Wie die unſre in dem Saale,[10]

„Als das Ungethüm hereinſprang[11]
Mit dem Haupte Don Fredrego's,
Das er mit den Zähnen ſchleppte
An den träufend blut'gen Haaren.

„Auf den leer gebliebnen Stuhl,
Welcher ſeinem Herrn beſtimmt war,
Sprang der Hund, und wie ein Kläger
Hielt er uns das Haupt entgegen.

---

[9] Seit dem Gaſtmahl Belſazar's
[10] Die verſtörter ausgeſehen
Als die unſre hier im Saale.
(Als die unſre im Momente.)
[11] Als das Ungethüm hereinrannt'
(Wie im Saal erſchien das Unthier)

„Ach, es war das wohlbekannte
Helden-Antlitz, aber bläſſer,
Aber ernſter durch den Tod,
Und umringelt gar entſetzlich

„Von der Fülle ſchwarzer Locken,
Die ſich bäumten wie der wilde
Schlangenkopfputz der Meduſe,
Auch wie dieſer ſchreckverſteinernd.

„Ja, wir waren wie verſteinert,
Sahn uns an mit ſtarrer Miene,
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angſt und Etikette.

„Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen;
Händeringend, laut aufſchluchzend
Jammerte ſie ahnungsvoll:

„„Heißen wird es jetzt, ich hätte
Angeſtiftet ſolche Mordthat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine ſchuldlos armen Kinder!““

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir ſahen,
Daß die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlaſſen.

Höfiſch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten ſelbander
Durch das alte Gothenſchloß.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeſtällen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher ſich verkünd'gen,

Dorten ſah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Feſt mit Eiſenwerk vergattert,[12]
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menſchliche Geſtalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben;
Angefeſſelt bei den Beinen,
Hockten ſie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig ſchien der Eine,
Wenig älter war der Andre;
Die Geſichter ſchön und edel,
Aber fahl und welk von Siechthum.

Waren ganz zerlumpt, faſt nackend
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Mißhandlung;
Beide ſchüttelte das Fieber.[13]

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten ſie zu mir empor,
Wie mit weißen Geiſteraugen,
Daß ich ſchier darob erſchrocken.

Wer ſind dieſe Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich haſtig

---

[12] Eingemauert und vergattert
Außen, dicht mit Eiſenſtäben
[13] Beide hatten ſie das Fieber.

Don Diego's Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego ſchien verlegen,
Sah ſich um, ob Niemand lauſche,
Seufzte tief und ſprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünſtelnd:[**]

„Dieſes ſind zwei Königskinder,
Früh verwaiſet, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

„Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transtamare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Laſt der Krone

„Und zugleich von jener größern
Laſt, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruderskinder
Don Henrico's Siegergroßmuth.

„Hat ſich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eignen Schloſſe gab er
Ihnen freie Koſt und Wohnung.

„Enge freilich iſt das Stübchen,
Das er ihnen angewieſen,
Doch im Sommer iſt es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

[**] Mit erkünſtelt heiterm Weltton.

„Ihre Speiſ' iſt Roggenbrot,
Das ſo ſchmackhaft iſt, als hätt' es
Göttin Ceres ſelbſt gebacken
Für ihr liebes Proſerpinchen.

„Manchmal ſchickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos,
Und die Jungen merken dann,
Daß es Sonntag iſt in Spanien.

„Doch nicht immer iſt es Sonntag,
Und nicht immer giebt's Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeiſter
Regaliert ſie mit der Peitſche.

„Denn der Oberkoppelmeiſter,
Der die Ställe mit der Meute,
Sowie auch den Neffenkäfig
Unter ſeiner Aufſicht hat,

„Iſt der unglückſel'ge Gatte
Jener ſauren Citronella
Mit der weißen Tellerkrauſe,
Die wir heut bei Tiſch bewundert,

„Und ſie keift ſo frech, daß oft
Ihr Gemahl zur Peitſche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

„Doch der König hat mißbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Daß man künftig ſeine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

„Keiner fremden Miethlingsfauſt
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinfüro[16]
Eigenhändig leiten will.“

Don Diego ſtockte plötzlich,
Denn der Seneſchall des Schloſſes
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgeſpeiſt? — —

Der Er-Lebendige.

Brutus, wo iſt dein Caſſius,
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einſt mit dir, im Seelenerguß,
Gewandelt am Seine-Ufer?

Ihr ſchautet manchmal in die Höh',
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke[1] war die Idee,
Die ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo iſt dein Caſſius?
Er denkt nicht mehr ans Morden!
Es heißt, er ſei am Neckarfluß
Tyrannenvorleſer geworden.

[16] Wird er anvertraun hinfüro
Seiner Neffen Zucht, die er
[1] Eine dunklere Wolke

Doch Brutus erwidert: „Du biſt ein Thor,
Kurzſichtig wie alle Poeten —
Mein Caſſius lieſt dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu tödten.

„Er lieſt ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch iſt jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder ſpat
Stirbt er[1] vor Langeweile.“

Der Ex-Nachtwächter.

Mißgelaunt, ſagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarſtrand,
Und zu München an der Iſar
Ward er Schauſpiel-Intendant.

Das iſt eine ſchöne Gegend
Ebenfalls, es ſchäumet hier,
Geiſt- und Phantaſie-erregend,
Holder Bock, das beſte Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholiſch wie eine Dante,
Wie Lord Byron gloomy, ſtumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,
Nicht das ſchlechteſte Gedicht,

---

[1] Er ſtirbt

Selbſt die traurigſten Tragödien
Lieſt er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht' erheitern
Dieſes gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke ſcheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an[1] ſo muntern Sinns —
„Geh ins Kloſter, armes Täubchen,“
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde ſind vergebens
Zu erluſt'gen ihn bemüht,
Singen: „Freue dich des Lebens,[2]
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!“

Kann dich Nichts zum Frohſinn reizen
Hier in dieſer hübſchen Stadt,
Die an amüſanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat ſie in jüngſten Tagen[3]
Eingebüßt ſo manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,[4]
Den man[5] ſchwer entbehren kann.

Wär' der Maßmann nur geblieben!
Dieſer hätte wohl am End'
Jeden Trübſinn dir vertrieben
Durch ſein Purzelbaumtalent.

---

[1] Lacht ihn an
[2] Freue, Träumer, dich des Lebens
[3] Zwar hat ſie in letzten Zeiten
[4] Der gehörte zu den Leuten
[5] Die man

Schelling, Der iſt unerſetzlich!
Ein Verluſt vom höchſten Werth!
War als Philoſoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daſs der Gründer der Walhalla
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuſkripte alle,
Gleichfalls ein Verluſt war Dies!

Mit Kornelius ging verloren
Auch des Meiſters Jüngerſchaft;
Hat das Haar ſich abgeſchoren,
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meiſter legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin ſich ſichtbar oft bewegte
Etwas, das lebendig war.

Todt iſt Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umſturz quoll ihm einſt die Thräne
Aus des Auges rothem Schlitz.[*]

Dieſes Raubthier hat ein Söhnchen
Hinterlaſſen, doch es iſt
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen friſſt.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —

---

[*] Von des heiligen Offiz
Umſturz redend, quoll die Thräne
Aus des Auges blut'gem Schlitz.

Das iſt ungefähr ſein Name —
Lebt er noch am Iſarfluß?

Dieſer bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals ſchaut' ich ſolch ein häßlich
Armeſünderangeſicht.

Wie es heißt, iſt er gekommen
Auf die Welt gar wunderſam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Charfreitag wallen
In dem Zug der Proceſſion,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelſte Perſon.

Ja, Monacho Monachorum
Iſt in unſrer Zeit der Sitz
Der Virorum obſkurorum,
Die verherrlicht Hutten's Witz.

Wie du zuckſt beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritſche, dort die Kutten,
Und wie ehmals ſchlage drauf![*]

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einſt that der Ullerich;
Dieſer ſchlug ſo rittermuthig,
Jene heulten fürchterlich.

[*] Wie der Ulrich ſchlage drauf!

Der Erasmus muſste lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daſs ihm platzte in dem Rachen
Sein Geſchwür und er genas.

Auf der Ebersburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutſchen Reichen
Das Gelächter wiederſcholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einz'ge Lache nur
War ganz Wittenberg, ſie ſungen
„Gaudeamus igitur!“

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh' im Überfluſs,
Und es muſste ſich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruſs.

Aber „Alea est jacta!“
War des Ritters Schlachtgeſchrei,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Kleriſei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlſt du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Iſarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen!

Deine langen Fortſchrittsbeine,
Heb ſie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, ſchlage drauf!

Jener aber ſeufzt, und ſeine
Hände ringend er verſetzt:
„Meine langen Fortſchrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

„Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutſche enge Schuh',[*]
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh'!

Feſtgedicht.[*]

Beeren-Meyer, Meyer-Beer!
Welch ein Lärm, was iſt der Mähr'?
Willſt du wirklich jetzt gebären
Und den Heiland uns beſcheren,
Der verheißen, der verſprochen?
Kommſt du wirklich in die Wochen?
Das erſehnte Meiſterſtück
Dreizehnjähriger Kolik,
Kommt das Schmerzenskind am End'
Das man „Jan von Leyden“ nennt?

Nein, es iſt nicht mehr Erfindung
Der Journale — die Entbindung
Iſt vollbracht, ſie iſt geſchehen!
Überſtanden ſind die Wehen;

---

[*] Habe enge deutſche Schuh'.

[*] Dies auch im poetiſchen Nachlaß Heine's befindliche Gedicht ward ſeither nur im Hamburger „Freiſchütz“ Nr. 46, vom 6. Juni 1849, abgedruckt.

Der verehrte Wöchner liegt
Mit verklärtem Angeſicht
In dem angſtbethränten Bette!
Eine warme Serviette
Legt ihm Gouin auf den Bauch,
Welcher ſchlaff wie'n leerer Schlauch.
Doch die Kindbettzimmerſtille
Unterbricht ein laut Gebrülle
Plötzlich — es erſchmettern hell
Die Poſaunen, Iſrael
Ruft mit tauſend Stimmen: „Heil!“
(Unbezahlt zum größten Theil.)
„Heil dem Meiſter, der uns theuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöthen, lang und ſchwer,
Der nach langen, ſchweren Nöthen
Uns geboren den Propheten!“

Aus dem Jubilantenchor
Tritt ein junger Mann hervor,
Der gebürtig iſt aus Preußen
Und Herr Brandus iſt geheißen.
Sehr beſcheiden iſt die Miene,
(Ob ihn gleich ein Beduine,
Ein berühmter Rattenfänger,
Sein Muſikverlagsvorgänger,
Eingeſchult in jeden Rummel,)
Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrauſche,
Wie einſt Mirjam that, als Mauſche
Eine große Schlacht gewann,
Und er hebt zu ſingen an:

„Genialer Künſtlerſchweiß
Hat bedächtig, tropfenweis,
Im Behälter ſich geſammelt,
Der mit Planken feſt verrammelt.
Nun die Schleuſen aufgezogen,
Bricht hervor in ſtolzen Wogen
Das Gewäſſer — Gottes Wunder!
's iſt ein großer Strom jetzunder,
Ja, ein Strom des erſten Ranges,
Wie der Euphrat, wie der Ganges,
Wo an palmigen Geſtaden
Elephantenkälber baden,
Wie der Rheinſtrom bei Schaffhauſen,
Wo Kaskaden ſchäumen, brauſen,
Und Berliner Studioſen
Gaffend ſtehn mit feuchten Hoſen,
Wie die Weichſel, wo da hauſen
Edle Polen, die ſich lauſen,
Singend ihre Heldenleiden
Bei des Ufers Trauerweiden:
Ja, er iſt faſt wie ein Meer,
Wie das rothe, wo das Heer
Pharaonis muſſt' erſaufen,
Während wir hindurchgelaufen
Trocknen Fußes mit der Beute —
Welche Tiefe, welche Breite!
Hier auf dieſem Erdenglobus
Giebt's kein beſſres Waſſer-Opus!
Es iſt hochſublim poetiſch,
Urtitaniſch majeſtätiſch,
Groß wie Gott und die Natur —
Und ich hab' die Partitur!“

Epilog

zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo.*

Die Neger berichten: der König der Thiere,
Der Löwe, wenn er erkrankt iſt, kuriere
Sich dadurch, daſs er einen Affen zerreißt
Und ihn mit Haut und Haar verſpeiſt.

Ich bin kein Löwe, ich bin kein König
Der Thiere, doch wollt' ich erproben ein wenig
Das Neger-Recept — ich ſchrieb dies Poem,
Und ich befinde mich beſſer ſeitdem.

Plateniden.

Iliaden, Odyſſeen
Kündigſt du uns prahlend an,
Und wir ſollen in dir ſehen
Deutſcher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die du einſt zu thun gedenkſt! —

---

*) Das Originalmanuſkript dieſes bisher ungedruckten Gedichts iſt im Beſitz des Herrn Julius Campe.

O, ich kenne ſolche Sorten
Geiſt'ger Schuldenmacher längſt.

Hier iſt Rhodus, komm und zeige
Deine Kunſt, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und ſchweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannſt.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen bar, was ſie verzehrt,
Schiller, Goethe, Leſſing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorſchuß-Lorberkronen,
Rühmten ſich nicht keck und plump.

Todt iſt längſt der alte Junker,
Doch ſein Same lebt noch heut —
O, ich kenne das Geſtunker
Künftiger Unſterblichkeit.

Das ſind Platen's echte Kinder,
Echtes Plateniden-Blut —
Meine theuern Hallermünder,
O, ich kenn' euch gar zu gut![1]

[1] Meine alten Hallermünder,
Oh, ich kenne euch ſo gut!

Diesſeits und jenſeits des Rheins.*

Sanftes Raſen, wildes Koſen,
Tändeln mit den glühnden Roſen,
Holde Lüge, ſüßer Dunſt,
Die Veredlung roher Brunſt,
Kurz, der Liebe heitre Kunſt —
Da ſeid Meiſter ihr, Franzoſen!

Aber wir verſtehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemüthes Tiefen quillt er,
Deutſcher Haß! Doch rieſig ſchwillt er,
Und mit ſeinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

Mythologie.

Ja, Europa iſt erlegen —
Wer kann Ochſen widerſtehen?
Wir verzeihen auch Danäen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

---

*) Aus dem Manuſkript des „Romancero“ zum erſten Mal abgedruckt im „Orion,“ Bd. I. Heft 1. vom Januar 1863.

Semele ließ ſich verführen —
Denn ſie dachte: „Eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht kompromittieren.“

Aber tief muſs uns empören
Was wir von der Leda leſen —
Welche Gans biſt du geweſen,
Daſs ein Schwan dich konnt' bethören!

In Mathildens Stammbuch.

Hier, auf gewalkten Lumpen, ſoll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernſthaft halb, halb drollig,
Verſificierten Firlefanz —

Ich, der gewohnt, mich auszuſprechen
Auf deinem ſchönen Roſenmund,
Mit Küſſen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefſtem Herzensgrund!

O Modewuth! Iſt man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album ſetzt.

Maulthierthum.*

Dein Vater, wie ein Jeder weiß,
Ein Eſel leider war der Gute;
Doch deine Mutter, hochgeſinnt,
War eine edle Vollblut-Stute.

Thatſache iſt dein Maulthierthum,
Wie ſehr du Deſſen dich erwehreſt;
Doch ſagen darfſt du guten Fugs,
Daſs du den Pferden angehöreſt, —

Daſs du abſtammſt vom Bucephal,
Dem ſtolzen Gaul, daſs deine Ahnen
Geharniſcht nach dem heil'gen Grab
Gefolgt den frommen Kreuzzugfahnen, —

Daſs du zu deiner Sippſchaft zählſt
Den hohen Schimmel, den geritten
Herr Gottfried von Bouillon, am Tag,
Wo er die Gottesſtadt erſtritten; —

Kannſt ſagen auch, daſs Roſs Bayard
Dein Vetter war, daſs deine Tante
Den Ritter Don Quixote trug,
Die heldenmüth'ge Roſinante.

---

*) Zu dem Cyklus „Zur Ollea" zuerſt abgedruckt in den „Neuen Gedichten." 3. Auflage. 1852.

Freilich, daß Sancho's Grauchen auch
Mit dir verwandt, mußt du nicht ſagen:
Verleugne gar das Eſelein,
Das unſern Heiland einſt getragen.

Auch iſt nicht nöthig, daß du juſt
Ein Langohr in dein Wappen ſetzeſt.
Sei deines eignen Werths Wardein —
Du giltſt ſo hoch, wie du dich ſchätzeſt.

Rationaliſtiſche Exegeſe.*

Nicht von Raben, nein mit Raben
Wurde Elias ernähret —
Alſo ohne Wunder haben
Wir die Stelle uns erkläret.

Ja, anſtatt gebratner Tauben,
Gab man ihm gebratne Raben,
Wie wir deren ſelbſt mit Glauben
Zu Berlin geſpeiſet haben.

*) Das Originalmanuſkript dieſes bisher ungedruckten Gedichtes iſt im Beſitz des Herrn Julius Campe.

Symbolik des Unſinns.*

Wir heben nun zu ſingen an
Das Lied von einer Nummer,
Die iſt geheißen Nummer Drei;
Nach Freuden kommt der Kummer.

Arabiſchen Urſprungs war ſie zwar,[1]
Doch chriſtenthümlich frummer
In ganz Europa Niemand war,
Wie jene brave Nummer.

Sie war ein Muſter der Sittlichkeit
Und wurde roth wie ein Hummer,
Fand ſie den Knecht im Bette der Magd:
Gab Beiden einen Brummer.

Des Morgens trank ſie den Kaffee
Um ſieben Uhr im Summer,
Im Winter um neun, und in der Nacht
Genoß ſie den beſten Schlummer.

Jetzt aber ändert ſich der Reim,
Und ändern ſich die Tage;
Es muß die arme Nummer Drei
Erdulden Pein und Plage.

---

*) In dem Cyklus „Zur Ollea" zuerſt abgedruckt in den „Neuen Gedichten," 3. Auflage, [illegible]

[1] Arabiſch war ihr Urſprung zwar. Ms.

Da kam ein Schuſter und ſagte: der Kopf
Der Nummer Drei, der ſähe
Wie eine kleine Sieben aus,
Die auf einem Halbmond ſtehe.

Die Sieben ſei aber die myſtiſche Zahl
Der alten Pythagoräer,
Der Halbmond bedeute Dianendienſt,
Er mahne auch an Sabäer.

Sie ſelber, die Drei, ſei Schiboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch deſſen Buhlſchaft ſie einſt gebar [2]
Die heil'ge Dreieinigkeitsfabel.

Ein Kürſchner bemerkte dagegen: die Drei
Sei eine fromme Trulle,
Verehrt von unſern Vätern, die einſt
Geglaubt an jede Schrulle.[3]

Da war ein Schneider, der lächelnd ſprach,
Daß gar nicht exiſtiere
Die Nummer Drei, daß ſie ſich nur
Befinde auf dem Papiere.

Als Solches hörte die arme Drei
Wie eine verzweifelte Ente
Sie wackelte hin, ſie wackelte her,
Sie jammerte und flennte:[4]

---

[2] Sie ſelber, die Drei, ſei Hauptſymbol
Im Kultus der neuen Babel;
Durch Buhlſchaft mit Dieſer gebar ſie
einſt Ms.

[3] Sei eine alte Schrulle,
Wie unſre Väter ſo manche verehrt,
Sie ſei nur eine Nulle. Ms.

[4] Hier folgen im Originalmanuſkript die ſpäter durchſtrichenen Strophen:
„Gott Vater, Gott Sohn und Gott heil'ger Geiſt!
Ich dulde euretwegen,
Wie grinſend [illegible] tritt der Hohn
Mir allenthalben entgegen!

„Ich bin ſo alt wie das Meer und der Wald,
Wie die Stern', die am Himmel blinken:
Sah Reiche entſtehn, ſah Reiche vergehn,
Und Völker aufſteigen und ſinken.

„Ich ſtand am ſchnurrenden Webſtuhl der Zeit
Wohl manches lange Jahrtauſend;
Ich ſah der Natur in den ſchaffenden Bauch,
Das wogte brauſend und ſauſend.

„Und dennoch widerſtand ich dem Sturm
Der ſinnlich dunkeln Gewalten —[5]
Ich habe meine Jungferſchaft
In all dem Spektakel behalten.

„Was hilft mir meine Tugend jetzt?
Mich höhnen Weiſe und Thoren!
Die Welt iſt ſchlecht und ungerecht,
Läſſt Niemand ungeſchoren.

„Doch tröſte dich, mein Herz, dir blieb
Dein Lieben, Hoffen, Glauben,
Auch guter Kaffee[6] und ein Schlückchen Rum,
Das kann keine Skepſis mir rauben.“

„Welch eine kalte Hölle iſt
Der proteſtantiſche Norden!
Von dieſem kritiſchen Schnüffeln iſt
Mein Herze krank geworden.

„Gott Vater, Gott Sohn und Gott heil'ger Geiſt!
Bringt mich nach wärmern Zonen,
Nach meinem arabiſchen Vaterland,
Der Heimat der Kaffebohnen —

„Wo Palmen rauſchen und vor dem Zelt
Die adligen Roſſe ſchnauben,
Wo ſingend ſich der Phönix verbrennt
Auf würzigem Scheiterhaufen —

[5] Und dennoch ziehen mich nie dahin
Die ſinnlich dunkeln Gewalten —
[6] Ein Täßchen Kaffee

Die Engel.[*]

(In ein Buch.)

Freilich, ein ungläub'ger Thomas,
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Roma's
Und Jeruſalem's verſpricht.

Doch die Exiſtenz der Engel,
Die bezweifelte ich nie:
Lichtgeſchöpfe ſonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln ſie.

Nur, genäd'ge Frau, die Flügel
Sprech' ich jenen Weſen ab;
Engel giebt es ohne Flügel,
Wie ich ſelbſt geſehen hab'.

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem ſchönen Blick
Schützen ſie den Menſchen, wenden
Von ihm ab das Mißgeſchick.

Ihre Huld und ihre Gnaden
Tröſten Jeden, doch zumeiſt
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

[*] Dieß, wenn wir nicht irren, in das Album der Madame Rothſchild zu Paris geſchriebene Gedicht ward zuerſt 1852 in dem Cyklus „Zur Ollea" am Schluß der „Neuen Gedichte," 3. Auflage, abgedruckt.

Hoffahrt.*

O Gräfin Gudel[1] von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menſchheit,[2] denn du haſt Geld!
Du wirſt[3] mit Vieren kutſchieren,
Man wird dich[4] bei Hof präſentieren,
Es trägt dich die goldne Karoſſe
Zum kerzenſchimmernden Schloſſe;
Es rauſchet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;[5]
Dort oben, in bunten Reihen,
Da ſtehen die Diener und ſchreien:[6]
„Madame la Comtesse de Gudelfeld!“

Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelſt du durch die Gemächer.
Belaſtet mit Diamanten
Und Perlen und Brüſſeler Kanten,
Dein weißer Buſen ſchwellet
Und freudig überquellet.
Das iſt ein Lächeln und Nicken
Und Knixen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia
Die nennt dich: „cara mia.“

---

*) Zuerſt in dem Cyklus „Zur Ollea“ abgedruckt in den „Neuen Gedichten,“ 3. Auflage, 1852. — Die nachſtehenden Varianten ſind einem mir vorliegenden Bleiſtift-Brouillon von Heine's Hand entnommen.

[1] O Gudula

[2] Dir huldigt die Welt.

[3] Ich ſeh' dich

[4] Man will dich

[5] Schloßhoftreppe;

[6] Dort ſtehen die Lakaien
In langen Reihen und ſchreien:

Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen:
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: „Süperbe
Schwingt ſie den Steiß, die Gudelfeld!“ [7]

Doch, Ärmſte, haſt du einſt kein Geld, [8]
Dreht [9] dir den Rücken die ganze Welt.
Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe ſpeien. [10]
Statt Bückling und Scherwenzen
Giebt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzt ſich,
Und der Kronprinz ruft und ſchneuzt ſich:
„Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld.“

---

[7] Dieſe Strophe lautet in dem erwähnten Brouillon:
Die Herzogin von Pavia,
Die nennt dich: „**cara mia**,“
Die deutſche Großprinceſſe,
Sie nennt dich: „Liebe Komteſſe!“
Die Kavaliere und Schranzen,
Sie wollen mit dir tanzen;
Und es ſagt des Thrones Erbe,
Du trägeſt den Steiß ſüperbe.

[8] Doch haſt du einſt, o weh, kein Geld.

[9] Dann dreht

[10] Im Brouillon lautet der Schluß:
Man wird ſich vor dir bekreuzen
Und eklig die Naſe ſchneuzen —
Und die Großprinceß mit Grinzen
Wird ſagen zu dem Prinzen:
„Nach Knoblauch ſtinkt die Gudelfeld!“
Von den beiden erſten dieſer Zeilen findet ſich noch die durchſtrichene Variante:
Die Damen werden ſich ſpreizen,
Die Herren werden ſich ſchneuzen —

Winter.[*]

Die Kälte kann wahrlich brennen
Wie Feuer. Die Menſchenkinder
Im Schneegeſtöber rennen
Und laufen immer geſchwinder.

O bittre Winterhärte!
Die Naſen ſind erfroren,
Und die Klavier-Koncerte
Zerreißen uns die Ohren.

Weit beſſer iſt es im Sommer,
Da kann ich im Walde ſpazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder ſkandieren.

---

[*] Zuerſt in dem Cyklus „Zur Ollea" abgedruckt in den „Neuen Gedichten," 3. Auflage, 1852.

Altes Kaminſtück.*

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm iſt laut;
Hier im Stübchen iſt es trocken,
Warm und einſam, ſtillvertraut.

Sinnend ſitz' ich auf dem Seſſel
An dem kniſternden Kamin,
Kochend ſummt der Waſſerkeſſel
Längſt verklungne Melodien.

Und ein Kätzchen ſitzt daneben,
Wärmt die Pfötchen an der Gluth;
Und die Flammen ſchweben, weben,
Wunderſam wird mir zu Muth.

Dämmernd kommt heraufgeſtiegen
Manche längſt vergeſſne Zeit,
Wie mit bunten Maſkenzügen
Und verblichner Herrlichkeit.

Schöne Fraun mit kluger Miene,
Winken ſüßgeheimnisvoll,
Und dazwiſchen Harlekine
Springen, lachen, luſtigtoll.[1]

---

[*] Zuerſt in dem Cyklus „Zur Ollea" abgedruckt in den „Neuen Gedichten," 3. Auflage. 1852.

[1] Schöne Frauen lächeln freundlich,
Winken ſüßgeheimnisvoll,
Und dazwiſchen ſpringen feindlich
Harlekine, luſtigtoll.

Ferne grüßen Marmorgötter,
Traumhaft neben ihnen ſtehn
Märchenblumen, deren Blätter
In dem Mondenlichte wehn.

Wackelnd kommt herbeigeſchwommen
Manches alte Zauberſchloß;
Hinterdrein geritten kommen
Blanke Ritter, Knappentroß.

Und das Alles zieht vorüber,
Schattenhaſtig übereilt —
Ach! da kocht der Keſſel über,
Und das naſſe Kätzchen heult.

Sehnſüchtelei.*

In dem Traum ſiehſt du die ſtillen
Fabelhaften Blumen prangen;
Und mit Sehnſucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Doch von dieſen Blumen ſcheidet
Dich ein Abgrund tief und ſchaurig,
Und dein Herz wird endlich traurig,
Und es blutet und es leidet.

---

*) Zuerſt in dem Cyklus „Zur Ollea“ abgedruckt in den „Neuen Gedichten.“ 3. Auflage. 1852.

Wie ſie locken, wie ſie ſchimmern!
Ach, wie komm' ich da hinüber?
Meiſter Hämmerling, mein Lieber,
Kannſt du mir die Brücke zimmern?

An die Jungen.*

Laſs dich nicht kirren, laſs dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile ſchwirren,
Doch halten ſie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen iſt halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Beſinnen! Die Königinnen
Erwarten ſchon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! beſteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O ſüßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauſchter Triumphtod zu Babylon![1]

---

[*] Im Originalmanuſkript urſprünglich „Alexandriner“ betitelt; mit der Überſchrift: „Zur Doktrin“ zuerſt abgedruckt in H. Püttmann's „Album; Originalgedichte.“ 1847.

[1] Wir ſind die Erben. Wir ſchlagen in Scherben
Die Becher, woraus wir getrunken ſchon!
Und müſſen wir ſterben, zuletzt wir erwerben
Den ſchönen Triumphtod in Babylon.

Der Ungläubige.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen ſonder Schranken
Erbebt und ſchwillt mein ganzes Herz
Bei dieſem Zaubergedanken.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Ich ſpiele mit den ſchönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich ſoll des Himmels höchſte Luſt
Hier ſchon genießen auf Erden.

O, heil'ger Thomas! Ich glaub' es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.-Jammer.

Dieſe graue Wolkenſchar
Stieg aus einem Meer von Freuden:
Heute muſs ich dafür leiden,
Daſs ich geſtern glücklich war.

Ach, in Wermuth hat verkehrt
Sich der Nektar! Ach, wie quälend
Katzenjammer, Hunde-Elend
Herz und Magen mir beſchwert![1]

Zum Hausfrieden.[*]

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Thun ſie heimlich dir ein Wehe,
Darfſt du dennoch dich nicht mucken.

Denn ſie rächen, ſchelmiſch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willſt du drücken
Sie ans Herze, lieberöchelnd,
Ach, da drehn ſie dir den Rücken.[2]

---

[1] Süße Luſt, wie biſt du heut
Gallenbitter! Kaum ertragen
(Gall' und Wermuth! Kaum ertragen)
Kann ich in Gemüth und Magen
Dieſe Katzenjammerhaftigkeit.

[*] Urſprünglich „Warnung" betitelt.

[2] Denn zur Nachtzeit, lieberöchelnd
Willſt du an dein Herz ſie drücken —
Aber ſchmollend, rachelächelnd
Drehn ſie dir alsdann den Rücken.

Lebewohl.*

Hatte wie ein Pelikan
Dich mit eignem Blut getränket,
Und du haſt mir jetzt zum Danke
Gall' und Wermuth eingeſchenket.

Böſe war es nicht gemeint,
Und ſo heiter blieb die Stirne;
Leider mit Vergeſslichkeit
Angefüllt iſt dein Gehirne.

Nun lebwohl — du merkſt es kaum,
Daſs ich weinend von dir ſcheide.
Gott erhalte, Thörin, dir
Flatterſinn und Lebensfreude![1]

---

*) Aus dem Manuſkript des „Romanzero" zum erſten Mal abgedruckt im „Orion", 1. Heft, Januar 1863.

[1] Deine flatterſinn'ge Freude!

Jetzt wohin?*

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutſchland tragen;
Doch es ſchüttelt klug das Haupt
Mein Verſtand und ſcheint zu ſagen:

„Zwar beendigt iſt der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habeſt einſt
Viel Erſchießliches geſchrieben.“

Das iſt wahr, unangenehm
Wär' mir das Erſchoſſenwerden;[1]
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetiſchen Gebärden.

Gern würd' ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — ſchon ihr Duft
Giebt Erbrechen mir und Krämpfe.[2]

Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu ſegeln,

---

*) Urſprünglich „Fragment eines Briefes“ betitelt. Vgl. den Brief aus Helgoland vom 1. Julius 1830, Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 56 ff.

[1] Wär' es, das Erſchoſſenwerden.

[2] Weckt in mir die Hebenkrämpfe.

Nach dem großen Freiheitſtall,
Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln —[3]

Doch es ängſtet mich ein Land,[4]
Wo die Menſchen Taback käuen,
Wo ſie ohne König kegeln,
Wo ſie ohne Spucknapf ſpeien.

Rußland, dieſes ſchöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig ſchau' ich in die Höh',
Wo viel' tauſend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich ſelber mich verirrt
In dem irdiſchen Getümmel. —

[3]) Zu der Selbſtſucht Urwald-Flegeln —
[4]) Wo Gewinn allein Verdienſt,

Wandere![*]

Wenn dich ein Weib verrathen hat,
So liebe flink eine Andre:
Noch beſſer wär' es, du ließeſt die Stadt —[1]
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findeſt bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden:
Hier weinſt du aus dein kleines Weh[2]
Und deine engen Leiden.

Wenn du den ſteilen Berg erſteigſt,
Wirſt du beträchtlich ächzen;
Doch wenn du den felſigen Gipfel erreichſt,
Hörſt du die Adler krächzen.[3]

Dort wirſt du ſelbſt ein Adler faſt,
Du biſt wie neugeboren,
Du fühlſt dich frei, du fühlſt: du haſt
Dort unten[4] nicht Viel verloren.

[*] Mit der Überſchrift „Guter Rath" zuerſt abgedruckt in H. Püttmann's „Album. Originalpoeſien," 1847, — dann in dem Cyklus „Zur Ollea" mitgetheilt in den „Neuen Gedichten," 3. Auflage, 1852.

[1] Noch beſſer wär's, du verließeſt die Stadt —

[2] dein ganzes Weh

[3] Doch weiter! weiter! Laß hinter dir
(Schau dich nicht um, laß hinter dir Ms.)
Die Menſchenſorgen liegen,
Erſteige den Berg, das Luftrevier,
Wo ſtolze Adler fliegen!

[4] Da unten

Altes Lied.*

Du biſt geſtorben und weißt es nicht,
Erloſchen iſt dein Augenlicht,
Erblichen iſt dein rothes Mündchen,
Und du biſt todt, mein todtes Kindchen.

In einer ſchaurigen Sommernacht
Hab' ich dich ſelber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen ſangen,
Die Sterne ſind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort wiederhallte die Litanei;[1]
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben[2] Todtengebete gebrummet.

Am Weidenſee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich ſtehn und ſchienen
Uns anzuſchaun mit Beileidsmienen.

---

*) Der Verleger der von L. Biſchoff redigierten „Rheiniſchen Muſikzeitung“ M. Schloß in Köln, ſetzte im Jahre 1851 einen Preis von 50 Thalern für die beſte Kompoſition eines einſtimmigen Liedes mit Klavierbegleitung aus. Es waren, außer dem obigen, welches den Titel „Der Liebe Leichenbegängnis“ führte, noch zwei andere Gedichte (von Pfarrius und Sternau) zur Auswahl für Preisbewerber in Nr. 30 jener Zeitung mitgetheilt.

[1] Da ſtanden die Bäume in dunkler Reih' — Ms.

[2] Die haben Ms.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da ſtieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.[3]

Solidität.

Liebe ſprach zum Gott der Lieder:
Sie verlange Sicherheiten,
Ehe ſie ſich ganz ergebe,
Denn es wären ſchlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
„Ja, die Zeiten ſich verändern,
Und du ſprichſt jetzt, wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

„Ach, ich hab' nur eine Leier,
Doch ſie iſt von gutem Golde.
Wie viel Küſſe willſt du borgen
Mir darauf, o meine Holde?“

---

[3] Der Mond der ſtieg vom Himmel herab
Und hielt eine Red' auf deinem Grab.
Die Sterne weinten, die Vögel ſangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen.

(Wohl auf dem Kirchhof, an deinem Grab,
Mir ſtrömten die Thränen die Wange hinab,
Und hätt' ich nicht dort eine Rede geſprochen,
So wär' mir das Herz im Leibe gebrochen. Ms.)

Alte Roſe.

Eine Roſenknoſpe war
Sie, für die mein Herze glühte:
Doch ſie wuchs, und wunderbar
Schoſs ſie auf in voller Blüthe.

Ward die ſchönſte Roſ' im Land,
Und ich wollt' die Roſe brechen,
Doch ſie wuſste mich pikant
Mit den Dornen fortzuſtechen.

Jetzt, wo ſie verwelkt, zerſetzt
Und verklatſcht von Wind und Regen —
„Liebſter Heinrich" bin ich jetzt,
Liebend kommt ſie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit ſüßen Tönen:
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Iſt es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borſten ſind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh ins Kloſter, liebes Kind,
Oder laſſe dich raſieren.

Auto-da-fé.

Welke Veilchen, ſtäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerriſſene Billette,
Längſt vergeſſner Herzenstand —[1]

In die Flammen des Kamines
Werf' ich ſie verdroſſnen Blicks;
Ängſtlich kniſtern dieſe Trümmer
Meines Glücks und Mißgeſchicks.

Liebeſchwüre,[2] flatterhafte
Falſche Eide, in den Schlot
Fliegen ſie hinauf — es kichert
Unſichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich ſeh'
Wie die Fünkchen in der Aſche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

---

[1] Liebestand —
[2] Ew'ge Schwüre.

Lazarus.

1.

Weltlauf.[*]

Hat man Viel, ſo wird man bald
Noch viel Mehr dazu bekommen.
Wer nur Wenig hat, Dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar Nichts haſt,
Ach, ſo laſſe dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die Etwas haben.

2.

Rückſchau.[**]

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieſer holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genoſſen wie je ein Held!

---

*) Urſprünglich „Bittre Klage“ betitelt.
**) Urſprünglich „Denkblatt“ betitelt.

Hab' Kaffe getrunken, hab' Kuchen gegeſſen,
Hab' manche ſchöne Puppe beſeſſen:
Trug ſeidne Weſten, den feinſten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roſs;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloſs.
Ich lag auf der grünen Wieſe des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigſten Blicks;
Ein Lorberkranz umſchloſs die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Roſen und ewigem Mai —
Es ward mir ſo ſelig zu Sinne dabei,
So dämmerſüchtig, ſo ſterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taſchen
Sie zogen hervor Champagnerflaſchen . . .
Das waren Viſionen, Seifenblaſen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Raſen,[1]
Die Glieder ſind mir rheumatiſch gelähmt,
Und meine Seele iſt tief beſchämt.
Ach, jede Luſt, ach, jeden Genuſs
Hab' ich erkauft durch herben Verdruſs;[2]
Ich ward[3] getränkt mit Bitterniſſen
Und grauſam von den Wanzen gebiſſen;
Ich ward bedrängt von ſchwarzen Sorgen,
Ich muſste lügen, ich muſste borgen
Bei reichen Buben und alten Betteln —[4]
Ich glaube ſogar, ich muſste betteln.

---

[1] Sie platzten — Ich lieg' auf dem feuchten Raſen,

[2] Ach, jede Luſt, ach, jeder Genuſs
Ward ſchmerzlich erkauft durch herben Verdruſs.
Hier folgten urſprünglich noch die Zeilen:
Ich muſste alle Freuden bezahlen
Viel hundertfach mit Leiden und Qualen.

[3] Ward oft

[4] Ich ward gepeinigt von alten Betteln —

Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will[5] ich mich im Grabe verſchnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr chriſtlichen Brüder,
Ja, Das verſteht ſich, dort ſehn wir uns wieder.

3.

Auferſtehung.

Poſaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar ſchallt es wieder;
Die Todten ſteigen aus der Gruft,
Und ſchütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, Das trollt ſich fort,
Es wallen die weißen Geſtalten
Nach Joſaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf ſitzet Chriſtus dort
In ſeiner Apoſtel Kreiſe.
Sie ſind die Schöppen, ihr Spruch und Wort[6]
Iſt minniglich und weiſe.

Sie urtheln nicht vermummten Geſichts;
Die Maſke läſſt Jeder fallen
Am hellen Tage des jüngſten Gerichts,
Wenn die Poſaunen ſchallen.

[5] Jetzt kann
[6] ihr Urtheil und Wort

Das iſt zu Joſaphat im Thal,
Da ſtehn die geladenen Scharen,[2]
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier ſummariſch verfahren.

Das Böcklein[3] zur Linken, zur Rechten das Schaf,
Geſchieden ſind ſie ſchnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

4.

Sterbende.[*]

Flogeſt aus nach Sonn' und Glück,
Nackt und ſchlecht kommſt du zurück.
Deutſche Treue, deutſche Hemde,
Die verſchleißt man in der Fremde.

Siehſt ſehr'[1] ſterbebläßlich aus,
Doch getroſt, du biſt zu Haus.
Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutſchen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hauſe kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Daß der Herr ſich ſein erbarme!

---

[2] Da ſtehn die verfehmten Scharen.
[3] Die Böcklein

[*] Urſprünglich „Ja! Ja!“ betitelt.
[1] Siehſt wohl

5.

Lumpenthum.

Die reichen Leute, Die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelein —
Das Geld iſt platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geſchmeichelt ſein.

Das Weihrauchfaß,[1] das ſchwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;
Bet an im Staub, bet an im Dreck,
Vor Allem aber lob nicht halb.

Das Brot iſt theuer dieſes Jahr,
Jedoch die ſchönſten Worte hat
Man noch umſonſt — Beſinge gar
Mäcenas' Hund, und friß dich ſatt!

[1] Ein Weihrauchfaß

6.

Erinnerung.[*]

Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,
O Wilhelm Wiſetzki, du ſtarbeſt ſo fruhe —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da iſt er im Waſſer umgekommen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben —[1]
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Biſt klug geweſen, du biſt entronnen
Den Stürmen, haſt früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Biſt früh entronnen, biſt klug geweſen,
Noch eh' du erkrankteſt, biſt du geneſen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Seit langen Jahren,[2] wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmuth gedenk' ich deiner —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

[*] Urſprünglich „Wiſetzki," ſpäter „Gedächtnißblume" betitelt.

[1] unter Blumen begraben —

[2] Seit vierzig Jahren.

7.

Unvollkommenheit.

Nichts iſt vollkommen hier auf dieſer Welt.
Der Roſe iſt der Stachel beigeſellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben ſind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:
„Auch Ehrlich ſtahl einmal ein Ferkelſchwein.“[1]
Hätte Lukretia ſich nicht erſtochen,
Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der ſtolze Pfau.
Uns kann die amüſant geiſtreichſte Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltair's, ſogar wie Klopſtock's Meſſiade.

Die bravſte, klügſte Kuh kein Spaniſch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorſteiß
Der Venus von Canova iſt zu glatte,
Wie Maßmann's Naſe viel zu ärſchig platte.

Im ſüßen Lied iſt oft ein ſaurer Reim,
Wie Bienenſtachel ſteckt im Honigſeim.
Am Fuß verwundbar war[2] der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas iſt ein Metis.

---

1) Ferkelein
2) Am Fuß verwundbar iſt

Der ſtrahlenreinſte Stern am Himmelzelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beſte Apfelwein ſchmeckt nach der Tonne,
Und ſchwarze Flecken ſieht man in der Sonne.

Du biſt, verehrte Frau, du ſelbſt ſogar[*]
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du ſchauſt mich an — du fragſt mich, was dir fehle?
Ein Buſen, und im Buſen eine Seele.

8.

Fromme Warnung.

Unſterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Daſs du nicht Schaden leideſt,
Wenn du aus dem Irdiſchen ſcheideſt;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptſtadt des Lichts,
Da ſtehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier Nichts.

Am Eingang läſſt der Pilger zurück
Die ſtäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr ein, hier findeſt du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und ſchöne Muſik.

[*] „Und mir, geſtrenger Herr! was fehlet mir?" —

9.

Der Abgekühlte.[*]

Und iſt man todt, ſo muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehen
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehen.

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöſchet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beſeligt werben.

Und eine Blonde müſſt' es ſein,
Mit Augen ſanft wie Mondenſchein —
Denn ſchlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenſchaft,
Das iſt ein Raſen, Schwören, Poltern
Und wechſelſeit'ges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz geſund,
Wie ich es bin zu dieſer Stund',
Möcht' ich noch einmal lieben, ſchwärmen
Und glücklich ſein — doch ohne Lärmen.

[*] Urſprünglich „Der Gemäßigte" betitelt.

10.

Kluge Sterne.*

Die Blumen erreicht der Fuß ſo leicht,
Auch werden zertreten die meiſten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreiſten.

Die Perlen ruhn in Meeresruhn,
Doch weiß man ſie aufzuſpüren;
Man bohrt ein Loch und ſpannt ſie ins Joch,
Ins Joch von ſeidenen Schnüren.

Die Sterne ſind klug, ſie halten mit Fug
Von unſerer Erde ſich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig ſicher die Sterne.

*) Zuerſt in dem Cyklus „Zur Ollea" abgedruckt in den „Neuen Gedichten," 2. Auflage. 1852.

11.

Morphine.*

Groß iſt die Ähnlichkeit der beiden ſchönen
Jünglingsgeſtalten, ob der Eine gleich
Viel bläſſer, als der Andre, auch viel ſtrenger,
Faſt möcht' ich ſagen viel vornehmer ausſieht,
Als jener Andre, welcher mich vertraulich[1]
In ſeine Arme ſchloſs — Wie lieblich ſanft
War dann ſein Lächeln und ſein Blick wie ſelig!
Dann mocht' es wohl geſchehn, daſs ſeines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und ſeltſam duftend allen Schmerz verſcheuchte[2]
Aus meiner Seel' — Doch ſolche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; geneſen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn ſeine Fackel ſenkt
Der andre Bruder, der ſo ernſt und bleich. —
Gut iſt der Schlaf, der Tod iſt beſſer — freilich
Das Beſte wäre, nie geboren ſein.

---

*) Urſprünglich „Fragment" überſchrieben. Aus dem Manuſkript des „Romancero" zum erſten Mal abgedruckt im „Orion", Bd. I. Heft 1. vom Januar 1863.

[1] Als jener Andre, der vertraulich mich

[2] Und ſeine Düfte allen Schmerz verſcheuchten

12.

Salomo.

Verſtummt ſind Pauken, Poſaunen und Zinken.
An Salomo's Lager Wache halten
Die ſchwertgegürteten Engelgeſtalten,
Sechstauſend zur Rechten, ſechstauſend zur Linken.

Sie ſchützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finſter die Brauen zuſammen,
Da fahren ſogleich die ſtählernen Flammen,
Zwölftauſend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen[1]
Verſchwindet, es glätten ſich wieder die Brauen
Des Schläfers, und ſeine Lippen lallen:

„O Sulamith! das Reich iſt mein Erbe,
Die Lande ſind mir unterthänig,
Bin über Juda und Iſrael König —
Doch liebſt du mich nicht, ſo welk' ich und ſterbe.“

[1]) Das träumende Grauen

13.

Verlorene Wünſche.

Von der Gleichheit der Gemüthsart
Wechſelſeitig angezogen
Waren wir einander immer,
Mehr als uns bewuſſt, gewogen.[1]

Beide ehrlich und beſcheiden,
Konnten wir uns leicht verſtehen;
Worte waren überflüſſig,
Brauchten uns nur anzuſehen.

O wie ſehnlich wünſcht' ich immer,
Daſs ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder[2]
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebſter Wunſch war immer,
Daſs ich immer bei dir bliebe!
Alles, was dir wohlgefiele,
Alles thät' ich dir zu Liebe.

Würde eſſen, was dir ſchmeckte,
Und die Schüſſel gleich entfernen,

---

1) Waren wir in Jugendjahren,
Mehr als wiſſend, uns gewogen.
(Waren wir in Jugendzeit uns
Mehr als uns bewuſst, gewogen.)

2) Als ein tapfrer Waffenbruder

Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Cigarren rauchen lernen.

Manche polniſche Geſchichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt' ich wieder dir erzählen
In Judäa's Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde ſchwärmen —
An dem Herde deines Glückes
Wollt' ich meine Kniee wärmen. — —

Goldne Wünſche! Seifenblaſen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und ade! ſie ſind zerronnen,
Goldne Wünſche, ſüßes Hoffen!
Ach, zu tödlich war der Fauſtſchlag,
Der mich juſt ins Herz getroffen.[3]

---

3) Der mich tief ins Herz getroffen.
Die beiden letzten Strophen lauteten urſprünglich:

Trollt euch fort, verwünſchte Wünſche,
Wie Geſpenſter höhnend, quälend!
Bin ein hoffnungsloſer Krüppel,
Der ſich krümmt am Boden elend.

Qualvoll ſterb' ich hin, die Wurzel
Meines Lebens iſt verletzt —
Ach, Das kommt von einem Fußtritt,
Den man mir ins Herz verſetzt — —

14.

Gedächtnisfeier.*

Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadoſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und Nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an ſolchem Tage,
Wenn das Wetter ſchön und milde,
Geht ſpazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt ſie, mir das Grab zu ſchmücken,
Und ſie ſeufzet: „Pauvre homme!“
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! ſie ſchwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfſt
Nicht zu Fuß nach Hauſe gehen;
An dem Barrière-Gitter
Siehſt du die Fiaker ſtehen.

*) Urſprünglich „Gedächtnistag“ betitelt.

15.

Wiederſehen.

Die Geisblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir ſaßen wieder, wie ehmals, am Fenſter —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Geſpenſter.

Zwölf Jahre ſchwanden, ſeitdem wir beiſammen
Zum letzten Male hier geſeſſen;
Die zärtlichen Gluthen, die großen Flammen,
Sie waren erloſchen unterdeſſen.

Einſilbig ſaß ich.[1] Die Plaudertaſche,
Das Weib, hingegen ſchürte beſtändig
Herum in der alten Liebesaſche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und ſie erzählte: wie ſie die böſen
Gedanken bekämpft, eine lange Geſchichte,
Wie wackelig ſchon ihre Tugend geweſen —
Ich machte dazu ein dummes Geſichte.[2]

[1] Einſilbig blieb ich.
[2] Wie nah ich dem höchſten Glücke geweſen,
Erzählte ſie jetzt, dann auch die Geſchichte,
Wie langſam ihr leidendes Herz geneſen —
Ich machte dabei ein dummes Geſichte.

Als ich nach Hauſe ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geiſter. Wehmüthige Stimmen riefen —
Doch ich und die Todten, wir ritten ſchnelle.

16.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen beſten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück iſt fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloſchen iſt der Sonnenglanz,
Zerſtoben iſt der Mückentanz,
Die Freunde, ſo wie die Mücke,
Verſchwinden mit dem Glücke. *)

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein ſchwarzes Mützchen, und ſchnupft Taback.

*) Der Freund, ſo wie die Mücke,
Verſchwindet mit dem Glücke.

Die Doſe knarrt ſo gräßlich,
Die Alte nickt ſo häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen ſei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundſchaft und der Mückenſchwarm —
Da knarrt die Doſe — daß Gott erbarm'!
Es platzt die Seifenblaſe —
Die Alte ſchneuzt die Naſe.

17.

An die Engel.

Das iſt der böſe Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufſchlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden ſoll ich laſſen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht faſſen!

Sie war mir Weib [1] und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird [2] Wittwe ſie und Waiſe ſein!
Ich laſſ' in dieſer Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

[1] Sie war mein Weib
[2] Würd' (Müßt)

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beſchützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beſchützt, beſchirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unſer Menſchenweh,
Beim Wort, das nur der Prieſter kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beſchwör' ich euch, ihr Engel, ſchützt Mathilde.

18.

Im Oktober 1849.*

Gelegt hat ſich der ſtarke Wind,
Und wieder ſtille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut ſich wieder ſeiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, Das iſt vom Übel —
Die Friedensſchwalbe kehrt zurück,
Die einſt geniſtet in des Hauſes Giebel.

---

*) Mit der Überſchrift „Deutſchland" zuerſt abgedruckt in der „Deutſchen Monatsſchrift," Septemberheft 1850.

Gemüthlich ruhen Wald und Fluß,
Von ſanftem[1] Mondlicht übergoſſen;
Nur manchmal knallt's — Iſt Das ein Schuß? —
Es iſt vielleicht ein Freund, den man erſchoſſen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen,
(Nicht Jeder hat ſo viel Verſtand
Wie Flaccus, der ſo kühn davon geloffen.)

Es knallt. Es iſt ein Feſt vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sonntag, die dem Grab entſteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier!

Auch Liſzt taucht[2] wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgeröthet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
Kein Ruſſe, noch Kroat[3] hat ihn getödtet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet ſich zu Tode —
Doch unverſehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt[4] in der Kommode.

Er lebt, der Franz,[5] und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis[6] —
„So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge!“

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutſche Wams zu enge,

---

[1] Vom ſanften
[2] Auch Liſzt lebt
[3] Kein Ruſſe, kein Kroat
[4] er ruht
[5] Es lebt der Franz
[6] Kinder Kreis

Es brauſt darunter wie ein Meer,
Mir iſt, als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüth
Die Heldenſage, längſt verklungen,
Das eiſern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es iſt dasſelbe Heldenloos,
Es ſind dieſelben alten Mähren,
Die Namen ſind verändert bloß,
Doch ſind's dieſelben „Helden lobebären.“

Es iſt dasſelbe Schickſal auch —
Wie ſtolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muſs der Held, nach altem Brauch,
Den thieriſch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochſe gar
Mit Bären einen Bund geſchloſſen —
Du fällſt; doch tröſte dich, Magyar,
Wir Andre haben ſchlimmre Schmach genoſſen.

Anſtänd'ge Beſtien ſind es doch,
Die ganz honett dich überwunden;
Doch wir gerathen in das Joch
Von Wölfen, Schweinen[7] und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum[8] den Duft der Sieger,
Doch ſtill, Poet, Das greift dich an —
Du biſt ſo krank, und ſchweigen wäre klüger.

---

[7] Von Wölfen, Füchſen Ms.

[8] Ertragen nicht

Die letzte Strophe lautete urſprünglich im Originalmanuſkript:

Wär' nur ein großer Pavian
Im Heere unſer Ueberwinder! —
Doch ſtill, Poet, Das greift dich an,
Du biſt ſo krank, und ſchweigen wär' geſünder.

19.

Helena.*

Du haſt mich beſchworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebteſt mich mit Wolluſtgluth —
Jetzt kannſt du die Gluth nicht ſtillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menſchen Odem iſt göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten ſind unerſättlich.

20.

Böſes Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottiljen[1] Hand in Hand.

---

*) Zuerſt als Motto zum Tanzpoem „Der Doktor Fauſt,“ ſodann in dem Cyklus „Zur Ollea“ in den „Neuen Gedichten,“ 2. Auflage, 1852, abgedruckt.

[1] Mit mir mein munteres Mühmchen

Wie das Perſönchen fein formiert! Die ſüßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie ſteht ſo feſt auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme iſt ſo treu und innig,
Man glaubt zu ſchaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was ſie ſpricht, iſt klug und ſinnig;
Wie eine Roſenknoſpe iſt der Mund.

Es iſt nicht Liebesweh, was mich beſchleichet,
Ich ſchwärme nicht, ich bleibe bei Verſtand; —
Doch wunderbar ihr Weſen mich erweichet
Und heimlich bebend küſſ' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilje,[2]
Die gab ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilie,[3]
Damit ich fromm wie du und glücklich ſei.“

Was ſie zur Antwort gab, Das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Troſtlos daniederliegt[4] ſeit manchem Jahr. — —

[2] [illegible] Blume.
[3] Heirathe mich, du allerliebſte Rubine.
[4] [illegible] am Boden liegt

21.

Sie erliſcht.

Der Vorhang fällt, das Stück iſt aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall ſchallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatſchte dankbar ſeinen Dichter.
Jetzt aber iſt das Haus ſo ſtumm,
Und ſind verſchwunden Luſt und Lichter.

Doch horch! ein ſchollernd ſchnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Seite ſprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich raſcheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und ziſcht
Verzweiflungsvoll und ſie erliſcht.
Das arme Licht war meine Seele.

22.

Vermächtnis.

Nun mein Leben geht zu End',
Mach' ich auch mein Teſtament;
Chriſtlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geſchenken.

Dieſe würd'gen, tugendfeſten
Widerſacher ſollen erben
All mein Siechthum und Verderben,
Meine ſämmtlichen Gebreſten.

Ich vermach' euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeſchwerden, die perfiden
Preußiſchen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe ſollt ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter ſchöne Gottesgaben.

Codicill zu dem Vermächtnis:
In Vergeſſenheit verſenken
Soll der Herr eur Angedenken,
Er vertilge eur Gedächtnis.

23.

Enfant perdu.*

Verlorner Poſten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich ſeit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daſs ich ſiege,
Ich wuſſte, nie komm' ich geſund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — ich konnt' nicht ſchlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieſer Braven
Mich wach, wenn ich ein biſschen ſchlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten Nichts) —
Sie zu verſcheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachſam ſtand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So ſchoſs ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den ſchnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es ſich ereignen,
Daſs ſolch ein ſchlechter Gauch[1] gleichfalls ſehr gut
Zu ſchießen wuſſte — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verſtrömt mein Blut.

---

*) Urſprünglich „Verlorene Schildwacht" überſchrieben.

[1]) Daſs ſolch verdächt'ger Gauch

Ein Poſten iſt vakant! — Die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeſiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Drittes Buch.

Hebräiſche Melodien.

O laſs nicht ohne Lebensgenuſs[*]
Dein Leben verfließen!
Und biſt du ſicher vor dem Schuſs,
So laſs ſie nur ſchießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faſs es am Zipfel.
Auch rath ich dir, baue dein Hüttchen im Thal
Und nicht auf dem Gipfel.

---

[*] Liebesgenuſs
Das Gedicht war urſprünglich „Stammbuchblatt“ überſchrieben.

Prinzeſſin Sabbath.

In Arabiens Märchenbuche
Sehen wir verwünſchte Prinzen,
Die zu Zeiten ihre ſchöne
Urgeſtalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Iſt ein Königſohn geworden,
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blaſend.

Doch die Zauberfriſt zerrinnt,
Und wir ſchauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungethüm verzottelt.

Einen Prinzen ſolchen Schickſals
Singt mein Lied. Er iſt geheißen
Iſrael. Ihn hat verwandelt
Hexenſpruch in einen Hund.

Hund mit hündiſchen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche

Durch des Lebens Koth und Kehricht,[1]
Gaſſenbuben zum Geſpötte.

Aber jeden Freitag Abend,
In der Dämmrungſtunde, plötzlich
Weicht der Zauber und der Hund
Wird aufs Neu' ein menſchlich Weſen.

Menſch mit menſchlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Feſtlich, reinlich ſchier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, eure heil'gen
Eingangspfoſten küſſt mein Mund!“

Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Wiſpern und ein Weben,
Und der unſichtbare Hausherr
Athmet ſchaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneſchall,
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geſchäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Troſtverheißend goldne Lichter,
Wie ſie glänzen, wie ſie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüſtung des Almemors.

---

[1] Schmutz und Kehricht.

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahret und verhängt iſt
Mit der koſtbar ſeidnen Decke,
Die von Edelſteinen funkelt —

Dort an ſeinem Betpultſtänder
Steht ſchon der Gemeindeſänger:
Schmuckes Männchen, das ſein ſchwarzes
Mäntelchen kokett geachſelt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haſpelt er am Halſe, ſeltſam
An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.

Trällert vor ſich hin ganz leiſe,
Bis er endlich laut aufjubelnd[2]
Seine Stimm' erhebt und ſingt:
„Lecho Daudi Likras Kalle!

„Lecho Daudi Likras Kalle —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entſchleiert
Ihr verſchämtes Angeſicht!“

Dieſes hübſche Hochzeitkarmen
Iſt gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minneſinger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Iſrael's

---

[2] laut aufjubelt.

Mit der Frau Prinzeſſin Sabbath,
Die man nennt die ſtille Fürſtin.

Perl' und Blume aller Schönheit
Iſt die Fürſtin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Buſenfreundin,

Die, ein Blauſtrumpf Äthiopiens,
Durch Eſprit brillieren wollte,
Und mit ihren klugen Räthſeln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzeſſin Sabbath, welche
Ja die perſonificierte
Ruhe iſt, verabſcheut alle
Geiſteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal iſt ihr die trampelnd
Deklamierende Paſſion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöſtem Haar einherſtürmt.

Sittſam birgt die ſtille Fürſtin
In der Haube ihre Zöpfe;
Blickt ſo ſanft wie die Gazelle,
Blüht ſo ſchlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebſten Alles,
Ausgenommen Tabackrauchen —
„Liebſter! Rauchen iſt verboten,
Weil es heute Sabbath iſt.[3]

---

[3]) Weil wir heute Sabbath haben.

„Dafür aber heute Mittag
Soll dir dampfen, zum Erſatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
Heute ſollſt du Schalet eſſen!“

„Schalet, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium!“
Alſo klänge Schiller's Hochlied,
Hätt' er Schalet je gekoſtet.

Schalet iſt die Himmelſpeiſe,
Die der liebe Herrgott ſelber
Einſt den Moſes kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchſte gleichfalls
All' die guten Glaubenslehren
Und die heil'gen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet iſt des wahren Gottes
Koſcheres Ambroſia,
Wonnebrot des Paradieſes,
Und mit ſolcher Koſt verglichen

Iſt nur eitel Teufelsdreck
Das Ambroſia der falſchen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speiſt der Prinz von ſolcher Speiſe,
Glänzt ſein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weſte,
Und er ſpricht mit ſel'gem Lächeln:

„Hör' ich nicht den Jordan rauſchen?[*]
Sind Das nicht die Brüſſelbrunnen
In dem Palmenthal von Beth-El,
Wo gelagert die Kamele?

„Hör' ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind Das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileath-Gebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?“

Doch der ſchöne Tag verflittert;
Wie mit langen Schattenbeinen,
Kommt geſchritten der Verwünſchung
Böſe Stund' — Es ſeufzt der Prinz.

Iſt ihm doch, als griffen eiskalt
Hexenfinger in ſein Herze.
Schon durchrieſeln ihn die Schauer
Hündiſcher Metamorphoſe.

Die Prinzeſſin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchſe.
Langſam riecht er — will ſich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzeſſin
Auch den Abſchiedstrunk dem Prinzen —
Haſtig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er beſprengt damit den Tiſch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Näſſe,
Daß es kniſtert und erliſcht.

---

[*] die Waſſer rauſchen?

Jehuda ben Halevy.

(Fragment.)

I.

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein,*) Jeruſalem —“

Wort und Weiſe, unaufhörlich
Schwirren ſie mir heut im Kopfe,
Und mir iſt, als hört' ich Stimmen,
Pſalmodierend, Männerſtimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorſchein
Bärte, ſchattig lange Bärte —
Traumgeſtalten, wer von euch
Iſt Jehuda ben Halevy?

Doch ſie huſchen raſch vorüber;
Die Geſpenſter ſcheuen furchtſam
Der Lebend'gen plumpen Zuſpruch —
Aber ihn hab' ich erkannt —

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenſtolzen Stirne,

---

*) Deiner ꝛc.

An der Augen ſüßer Starrheit —
Sah'n mich an ſo ſchmerzlich forſchend —

Doch zumeiſt erkannt' ich ihn
An dem räthſelhaften Lächeln
Jener ſchön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, ſind verfloſſen
Siebenhundertfünfzig Jahre —[1]

Hat zuerſt das Licht erblickt
Zu Toledo in Caſtilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm ſein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung ſeines Geiſtes
Sorgte früh der ſtrenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Dieſe las er mit dem Sohne
In dem Urtext, deſſen ſchöne,
Hieroglyphiſch pittoreſke,
Altchaldäiſche Quadratſchrift

Herſtammt aus dem Kindesalter
Unſrer Welt, und auch deßwegen
Jedem kindlichen Gemüthe
So vertraut entgegenlacht.

[1] Siebenhundertfünfzig Jahre
Sind verfloſſen ſeit dem Tage,
Wo geboren ward der Dichter.

Dieſen[3] echten alten Text
Recitierte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singſang-Weiſe, Tropp geheißen —

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er ſchlug dabei den Triller,
Den Schalſcheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,
Der geſchrieben iſt in jenem
Plattjudäiſchen Idiom,
Das wir „Aramäiſch“ nennen

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie das Schwäbiſche zum Deutſchen —
Dieſes Gelbveiglein-Hebräiſch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm ſolche Kenntnis
Bald darauf[4] ſehr gut zu Statten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,
Und da hat er ihm erſchloſſen
Die Halacha, dieſe große

Fechterſchule, wo die beſten
Dialektiſchen Athleten

---

[3] Jenen
[4] Späterhin

Babylon's und Pumpeditha's
Ihre Kämpferſpiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künſte der Polemik:
Seine Meiſterſchaft bezeugte
Späterhin das Buch Coſari.

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verſchiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Alſo,

Alſo leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man theilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erſtre nannt' ich eine Fechtſchul' —

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantaſtiſch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylon's entſproſſen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln und gar manche
Vögelthümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde
Promenieren, wie wir andern

Säugethiere, und ſie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf koloſſalen Säulen
Prangten Palmen und Cypreſſen,
Goldorangen, Blumenbeete,[5]
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und feſt verbunden
Durch unzähl'ge Hängebrücken,[6]
Die wie Schlingepflanzen ausſahn
Und worauf ſich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernſte Vögel,
Tiefe Denker, die nicht ſingen,
Während ſie umflattert kleines[7]
Zeiſigvolk, das luſtig trillert —

Alle athmen ein, beſeligt,
Einen reinen Balſamduft,[8]
Welcher[9] unvermiſcht mit ſchnödem
Erdendunſt und Mißgeruche.

Die Hagada iſt ein Garten
Solcher Luftkindgrillen-Art,
Und der junge Talmudſchüler,[10]
Wenn ſein Herze war beſtäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Diſpute

---

5) Prangten ſtolze Edelbäume
Seltner Gattung, Blumenbeete,
6) Von unzähl'gen goldnen Brücken,
7) Und umflattert ſind von kleinem
8) Jene reinen Balſamdüfte,
9) Welche
10) Talmudiſt

Über das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Feſttag,

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann,[11] ſich zu erfriſchen,
In die blühende Hagada,

Wo die ſchönen alten Sagen,
Engelmärchen[12] und Legenden,
Stille Märtyrerhiſtorien,
Feſtgeſänge, Weisheitsſprüche,

Auch Hyperbeln, gar poſſierlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — o, Das glänzte,
Quoll und ſproß ſo überſchwänglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der[13] wunderſamen Schmerzluſt

Und den fabelhaften Schauern
Jener ſeligen[14] Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,[15]
Die wir nennen Poeſie.

---

[11] Flüchtete.
[12] Martyrmärchen
[13] Und der
[14] Jener ſchöneren
[15] Die nur wen'gen Augen ſichtbar,
(Die nur Geiſteraugen ſichtbar.)

Obige zwei Strophen lauteten urſprünglich:

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von den Schauern
Einer zweiten, ſanftverklärten
Und viel ſchöneren Geheimwelt —

Tief empfand er ihre wilde
Abenteuerliche Süße,
Ihre wunderbare Schmerzluſt.

Auch die Kunſt der Poeſie,
Heitres Wiſſen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunſt heißen,
That ſich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunſt Meiſter,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel ſeiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,[16]
Eine wunderbare, große

Feuerſäule des Geſanges,
Die der Schmerzenskarawane
Iſrael's vorangezogen
In der Wüſte des Exils.

Rein und wahrhaft, ſonder Makel
War ſein Lied, wie ſeine Seele —
Als der Schöpfer ſie erſchaffen,
Dieſe Seele, ſelbſtzufrieden

Küßte er die ſchöne Seele,
Und des Kuſſes holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch dieſe Gnade.

Wie im Leben, ſo im Dichten
Iſt das höchſte Gut die Gnade —

---

[16] Stern und Fackel, Licht und Leuchte
Seiner Zeit und ſeines Volkes.

Wer ſie hat, der kann nicht ſünd'gen,
Nicht in Verſen, noch in Proſa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches iſt er.

Nur dem Gotte ſteht er Rede,
Nicht dem Volke — In der Kunſt,
Wie im Leben, kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten. —

II.

„Bei den Waſſern Babel's ſaßen
Wir und weinten, unſre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden" —
Kennſt du noch das alte Lied?

Kennſt du noch die alte Weiſe,
Die im Anfang ſo elegiſch
Greint und ſumſet, wie ein Keſſel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange ſchon, jahrtauſendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiob's.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel —
Doch Das kann nur kühlend lindern —

Heilen kann mich nur der Tod,
Aber ach, ich bin unſterblich!

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webſtuhl läuft geſchäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, Das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menſchenthränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt ſie ein mit ſtiller Gier —

Tolle Sud! Der Deckel ſpringt —
Heil dem Manne, deſſen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerſchmettert an der Felswand.

Gott ſei Dank! die Sud verdampfet
In dem Keſſel, der allmählich
Ganz verſtummt.[1] Es weicht mein Spleen,
Mein weſtöſtlich dunkler Spleen —

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, ſcheint den böſen
Nachtalp von ſich abzuſchütteln,
Und die klugen Augen fragen:

„Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudiſten,
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?“

---

[1] Gott ſei Dank! ich athme freier,
Es verdampft die Sud im Keſſel,
Und er ſchweigt.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Abſoluter Traumweltsherrſcher
Mit der Geiſterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Kanzonetten und Ghaſelen
Ausgegoſſen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich, ebenbürtig war
Dieſer Troubadour den beſten
Lautenſchlägern der Provence,

Poitou's und der Guienne,
Rouſſillon's und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Chriſtenheit.

Der galanten Chriſtenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie ſie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung![*]

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man, ſtatt des wahren Gottes,
Nur den falſchen Gott der Liebe
Und der Muſen angebetet.

Klerici, mit Roſenkränzen
Auf der Glatze, ſangen Pſalmen

---

*) der Romantik!

In der heitern Sprache d'oc;
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Roſſen trabend,
Spintiſierten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es war dem Minneſänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrot die Butter.

Auch der Held, den wir beſingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte ſeine Herzensdame;
Doch ſie war beſondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, ſterbliche Geſtirne,
In dem Dome am Charfreitag
Den berühmten Brand geſtiftet —

Sie war keine Chatelaine,
Die im Blüthenſchmuck der Jugend
Bei Turnieren präſidierte
Und den Lorbeerkranz ertheilte —

Keine Kußrechtskaſuiſtin
War ſie, keine Doktrinärrin,
Die im Spruchkollegium
Eines Minnehofs docierte —

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,

Der Zerſtörung Jammerbildnis,
Und ſie hieß Jeruſalem.

Schon in frühen Kindestagen
War ſie ſeine ganze Liebe;
Sein Gemüthe machte beben
Schon das Wort Jeruſalem.

Purpurflamme auf der Wange,
Stand der Knabe, und er horchte,
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande[3]

Und erzählte, wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtſpur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balſamieret
Von dem ew'gen Odem Gottes —
„O des Jammeranblicks!" rief
Einſt ein Pilger, deſſen Bart

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder ſchwärzte und es ausſah,
Als ob ſich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht' es ſein, die Augen lugten
Wie aus tauſendjähr'gem Trübſinn,[4]
Und er ſeufzt': „Jeruſalem!

[3] Aus dem Morgenland zurückkam
[4] tauſendjähr'ger Tiefe.
(tauſendjähr'ger Nacht.)

„Sie, die volkreich heil'ge Stadt,
Iſt zur Wüſtenei geworden,
Wo Waldteufel, Wehrwolf, Schakal
Ihr verruchtes Weſen treiben —

„Schlangen, Nachtgevögel niſten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fenſters luft'gem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

„Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüſte,
Der ſein höckriges Kameel
In dem hohen Graſe weidet.

„Auf der edlen Höhe Zion's,
Wo die goldne Veſte ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

„Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns anſehn ſchmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, ſie weinten.

„Und es heißt, ſie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab —
Und mit thränend eignen Augen

„Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen ſickern,
Und ich hörte weheklagen
Die gebrochnen Tempelſäulen.“ — —

Solche fromme Pilgerſagen
Weckten in der jungen Bruſt
Des Jehuda ben Halevy
Sehnſucht nach Jeruſalem.

Dichterſehnſucht! ahnend, träumend
Und fatal war ſie, wie jene,
Die auf ſeinem Schloß zu Blaye
Einſt empfand der edle Vidam,

Meſſer Geoffroy Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang betheuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl' und Blume aller Frauen
Sei die ſchöne Meliſande,[5]
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für dieſe Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er beſang ſie, und es wurde
Ihm zu eng im Schloſſe Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er ſich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und ſterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt' er Meliſanden
Endlich auch mit Leibesaugen,

---

[5] Im Originalmanuſkript lautet der Name ſtets „Paliſande."

Die jedoch des Todes Schatten
In derſelben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebesſang
Singend, ſtarb er zu den Füßen
Seiner Dame Meliſande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit
In dem Schickſal beider Dichter!
Nur daß Jener erſt im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen ſeiner Liebſten,
Und ſein ſterbend Haupt, es ruhte[*]
Auf den Knien Jeruſalem's.

III.

Nach der Schlacht bei Arabella
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

---

*) Alſo ſtarb auch dieſer Pilger (Dichter)
Zu den Füßen ſeiner Liebſten,
Und ſein müdes Haupt, es ruhte
Statt dieſer Strophe findet ſich im Originalmanuſkript folgender Schluß:
Auch Jehuda ben Halevy
Trieb's von hinnen, er beſtieg
Eine ſpaniſche Feluke,
Die ihn nach Kairo brachte.

Mit der Karawane ging er
Von Ägypten nach Arabien,
Und den Wüſtenſand durchwandernd
Kam er nach Jeruſalem.

Auf des Tempels Trümmern ſaß er,
Singend ſeine große Minne,
Das berühmte Klaglied „Zion,“
Als ihn traf der Speer des Todes.

Elephanten und Dariken,
Kron' und Scepter, goldnen Plunder,
Eingeſteckt in ſeine weiten
Macedon'ſchen Pluderhoſen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn, um nicht höchſtſelbſt
Gleichfalls eingeſteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Käſtchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken[1]
Und mit inkruſtierten Steinen
Und Kameen reich geſchmückt –

Dieſes Käſtchen, ſelbſt ein Kleinod
Unſchätzbaren Werthes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre ſchenkte Alexander
An die Tapfern ſeines Heeres,
Darob lächelnd, daß ſich Männer
Kindiſch freun an bunten Steinchen.

Eine koſtbar ſchönſte Gemme
Schickte er der lieben Mutter;
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Broſche.[2]

Seinem alten Weltarſchpauker
Ariſtoteles, Dem ſandt' er

---

[1] Rings mit Miniaturbildwerken
[2] Einſt der Siegelring des Cyrus,
Ward ſie jetzt zu einer Broſche.

Einen Tand für ſein großes
Naturalienkabinett.

In dem Käſtchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atoſſa
Einſt geſchenkt der falſche Smerdis —

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab ſie
Einer ſchönen Tänzerin
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Dieſe trug ſie in den Haaren,
Die bacchantiſch aufgelöſt,[3]
In der Brandnacht, als ſie tanzte
Zu Perſepolis und frech

In die Königsburg geſchleudert
Ihre Fackel, daß laut praſſelnd
Bald die Flammenlohe aufſchlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feſte.

Nach dem Tod der ſchönen Thais,
Die an einer babylon'ſchen
Krankheit ſtarb zu Babylon,
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börſenſaal vergantert.
Sie erſtand ein Pfaff aus Memphis,
Der ſie nach Ägypten brachte,
Wo ſie ſpäter auf dem Putztiſch

---

[3] Dieſe trug ſie als ein Stirnband.
Draus hervor das Haar geflattert.

Der Kleopatra erſchienen,
Die die ſchönſte Perl' zerſtampft
Und mit Wein vermiſcht verſchluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden
Kam die Perlenſchnur nach Spanien,
Und ſie ſchlängelte am Turban
Des Kalifen zu Corduva.

Abderham der Dritte trug ſie
Als Bruſtſchleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleima's ſtach.

Nach dem Fall der Mohrenherrſchaft
Gingen zu den Chriſten über
Auch die Perlen, und geriethen
In den Kronſchatz von Kaſtilien.

Die kathol'ſchen Majeſtäten
Span'ſcher Königinnen ſchmückten
Sich damit bei Hoffeſtſpielen,
Stiergefechten, Proceſſionen,

So wie auch Autodafés,
Wo ſie, auf Balkonen ſitzend,
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,
Satan's Enkel, dieſe Perlen

In Verſatz, um der Finanzen
Deficit damit zu decken.[4]

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorſchein,
Und ſie ſchimmerte am Halſe
Der Baronin Salomon.

So erging's den ſchönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Ging's dem Käſtchen, dies behielt
Alexander für ſich ſelber.

Er verſchloß darin die Lieder
Des ambroſiſchen Homeros,
Seines Lieblings, und zu Häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Käſtchen — Schlief der König,[5]
Stiegen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und ſie ſchlichen
Gaukelnd ſich in ſeine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls[6]
Die Geſänge von den Thaten
Des Peliden, des Odyſſeus.

Damals war ſo ſonnengoldig
Und ſo purpurn mir zu Muthe,

---

[4] Mendizabel, Sohn des Satans,
Kam zuletzt und gab die Perlen
In Verſatz, damit ſie deckten
(In Verſatz, um raſch zu decken)
Der Finanzen Deficit.

(Mendizabel, Satan's Enkel,
Späterhin Finanzminiſter,
Gab die Perlen in Verſatz,
Um ein Deficit zu decken.)

[5] — Wenn er ſchlief,

[6] Ich, auch ich, ich liebte weiland

Meine Stirn umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon! — gebrochen liegt
Jetzt mein ſtolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, ſo wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Cymbelklängen
Mich umtanzten, und ich ſelbſt
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — ſtill davon! —

Still davon! — es iſt die Rede
Von dem Käſtchen des Darius,
Und ich dacht' in meinem Sinne:
Käm' ich in Beſitz des Käſtchens,

Und mich zwänge nicht Finanznoth,
Gleich daſſelbe zu verſilbern,
So verſchlöſſe ich darin
Die Gedichte unſres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Feſtgeſänge, Klagelieder,
Die Ghaſelen, Reiſebilder
Seiner Wallfahrt — Alles ließ' ich

Von dem beſten Zophar ſchreiben
Auf der reinſten Pergamenthaut,
Und ich legte dieſe Handſchrift
In das kleine goldne Käſtchen.

Dieſes ſtellt' ich auf den Tiſch
Neben meinem Bett, und kämen

Dann die Freunde und erſtaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den ſeltnen[7] Basreliefen,
Die ſo winzig, doch vollendet
Sind zugleich, und ob den großen[8]
Inkruſtierten Edelſteinen —

Lächelnd würd' ich ihnen ſagen:
Das iſt nur die rohe Schale
Die den beſſern Schatz verſchließet —
Hier in dieſem Käſtchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Wiederſchein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenloſe Turkoaſen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene,[9]
Die der Königin Atoſſa
Einſt geſchenkt der falſche Smerdis,

Und die ſpäterhin geſchmücket
Alle Notabilitäten
Dieſer mondumkreiſten Erde,
Thais und Kleopatra,

Iſisprieſter, Mohrenfürſten,
Auch Hiſpaniens Königinnen
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon —

[7] Ob den ſchönen
[8] Die ſo winzig ſind und dennoch
So vollendet, ob den großen
[9] Perlen, ſchöner als dieſen gen.

Dieſe weltberühmten Perlen,
Sie ſind nur der bleiche Schleim
Eines armen Auſterthiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Käſtchen
Sind entquollen einer ſchönen
Menſchenſeele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer —

Denn es ſind die Thränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jeruſalem geweinet —

Perlenthränen, die, verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunſt güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieſes Perlenthränenlied
Iſt die vielberühmte Klage,
Die geſungen wird in allen
Weltzerſtreuten Zelten Jakob's

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jeruſalem's Zerſtörung
Durch den Titus Veſpaſianus.

Ja, Das iſt das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jeruſalem geſungen —

Barfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchſtück
Einer umgeſtürzten Säule: —
Bis zur Bruſt herunter fiel

Wie ein greiſer Wald ſein Haupthaar,
Abenteuerlich beſchattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geiſterhaften Augen —

Alſo ſaß er und er ſang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuſchaun — dem Grab entſtiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte ſchier der wilde Schmerzlaut
Des Geſanges, und die Geier
Nahten horchend, faſt mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam deſſelben Wegs geritten,
Hoch zu Roſs, im Bug ſich wiegend
Und die blanke Lanze ſchwingend —

In die Bruſt des armen Sängers
Stieß er dieſen Todesſpeer,
Und er jagte raſch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floſs das Blut des Rabbi,
Ruhig ſeinen Sang zu Ende
Sang er, und ſein ſterbeletzter
Seufzer war Jeruſalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene ſei
Gar kein böſer Menſch geweſen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward geſendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieſer Erde, und zu fördern
Ohne Qual ins Reich der Sel'gen.

Droben, heißt es, harrte ſeiner
Ein Empfang, der ſchmeichelhaft
Ganz beſonders für den Dichter,
Eine himmliſche Sürpriſe.

Feſtlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Muſik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verſe, jenes

Synagogen-Hochzeitkarmen,
Jene Sabbath-Hymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodieen — welche Töne!

Englein blieſen auf Hoboen,
Englein ſpielten Violine,
Andre ſtrichen auch die Bratſche
Oder ſchlugen Pauk' und Cymbel.

Und Das ſang und klang ſo lieblich,
Und ſo lieblich in den weiten
Himmelsräumen wiederhallt es:
„Lecho Daudi Likras Kalle.“

IV.

Meine Frau iſt nicht zufrieden
Mit dem vorigen Kapitel,
Ganz beſonders in Bezug
Auf das Käſtchen des Darius.

Faſt mit Bitterkeit bemerkt ſie:
Daß ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöſe ſei, das Käſtchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für ſeine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaſchemir zu kaufen,
Deſſen ſie ſo ſehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte ſie, Der ſei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chineſiſch eleganten
Arabesken, wie die hübſchen
Bonbonnièren von Marquis
Im Paſſage Panorama.

„Sonderbar!“ — ſetzt ſie hinzu —
„Daß ich niemals nennen hörte
Dieſen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.“

Liebſtes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der franzöſiſchen Erziehung,

Der Pariſer Penſionate,
Wo die Mädchen, dieſe künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgeſtopfte
Pharaonen von Ägypten,
Merovinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen China's,
Porzellanpagodenkaiſer —
Alle lernen ſie auswendig,
Kluge Mädchen, aber, Himmel! —

Fragt man ſie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabiſch-althiſpaniſch
Jüdiſchen Poetenſchule,

Fragt man nach dem Dreigeſtirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moſes Iben Esra —[1]

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen ſchaun

[1] Fragt man ſie nach jenen großen
Namen der arabiſch-ſpaniſch
Jüdiſchen Poetenſchule,
Nach Jehuda ben Halevy,

Nach dem Salomon Gabirol,
Rabbi Moſes Iben Esra,
. . . .
. . . .

Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochſinnen.

Rathen möcht' ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Verſäumte
Und Hebräiſch zu erlernen —
Laß Theater und Koncerte,

Widme ein'ge Jahre ſolchem
Studium, du kannſt alsdann
Im Originale leſen
Iben Esra und Gabirol

Und, verſteht ſich, den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunſt,
Das dem Saitenſpiel Davidis
Einſt entlockt die ſchönſten Laute.[2]

Alchariſi — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt iſt,
Ob er gleich, franzöſ'ſcher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon ſechshundert Jahr' vor Voltair' —
Jener Alchariſi ſagte:

„Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeiſt dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunſt
Und behagt weit mehr dem Künſtler —

---

[2] Einen ſchönſten Laut entlockte.

„Aber Beider Eigenſchaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er iſt ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menſchen.“

Iben Esra war ein Freund
Und, ich glaube, auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in ſeinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgeſucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medikus

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,[3]
Die mit hoffnungsloſer Flamme
Iben Esra's Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergeſſen,
Griff er nach dem Wanderſtabe,
Wie ſo mancher der Kollegen;
Lebte unſtät, heimatlos.[4]

Pilgernd nach Jeruſalem,
Überfielen ihn Tartaren,
Die, an einen Gaul gebunden,
Ihn nach ihren Steppen ſchleppten.

---

[3] Iben Esra, Liebſte! war
Freund Jehuda's ben Halevy,
Der in ſeinem Wallfahrtbuche
Und erzählt, wie er vergebens

In Granada aufgeſucht
Seinen Freund, und dort gefunden
Nur den Bruder, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen.

[4] Griff er, wie ſo mancher Andre,
Nach dem Wanderſtab und trieb ſich
Unſtät, heimatlos umher.

Muſste Dienſte dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wen'ger eines Dichters,
Muſste nämlich Kühe melken.

Einſtens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert ſaß,
Ihre Euter haſtig fingernd,
Daſs die Milch floſs in den Zuber —

Eine Poſition, unwürdig
Eines Rabbis, eines Dichters —
Da befiel ihn tiefe Wehmuth
Und er fing zu ſingen an,

Und er ſang ſo ſchön und lieblich,
Daſs der Khan, der Fürſt der Horde,
Der vorbei ging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geſchenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenen-Mandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterſchickſal! böſer Unſtern,
Der die Söhne des Apollo
Tödlich nergelt, und ſogar
Ihren Vater nicht verſchont hat,

Als er hinter Daphnen laufend
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorberbaum erfaſste,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier iſt
Ein Schlemihl, und gar der Lorber,
Der ſo ſtolz die Stirne krönet,
Iſt ein Zeichen des Schlemihlthums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wiſſen wir. Hat doch Chamiſſo
Ihm das Bürgerrecht in Deutſchland
Längſt verſchafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen[5] Niles Quellen,
Iſt ſein Urſprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deßhalb an unſern
Freund Chamiſſo, ſuchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines ſchattenloſen Peters

Einſt verrathen. Alsbald nahm ich
Eine Droſchke und ich rollte
Zu dem Kriminalrath Hitzig,
Welcher ehmals Itzig hieß —

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er ſäh' geſchrieben

---

5) Wie des alten

An dem Himmel ſeinen Namen
Und davor den Buchſtab H.

„Was bedeutet dieſes H?"
Frug er ſich — „etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Iſt ein ſchöner Titel — aber

„In Berlin nicht paſſend" — Endlich
Grübelnsmüd nannt' er ſich Hitzig,
Und nur die Getreuen wuſſten:
In dem Hitzig ſteckt ein Heil'ger.

Heil'ger Hitzig! ſprach ich alſo,
Als ich zu ihm kam, Sie ſollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel' Umſchweife nahm der Heil'ge,
Konnte ſich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer chriſtlich — Bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe riſſen
An der Hoſe der Geduld,
Und ich anfing ſo zu fluchen,
So gottläſterlich zu fluchen,

Daſs der fromme Pietiſt,
Leichenblaſs und beineſchlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir Folgendes erzählte:

„In der Bibel iſt zu leſen,
Als zur Zeit der Wüſtenwandrung

Iſrael ſich oft erluſtigt
Mit den Töchtern Kanaan's,

„Da geſchah es, daß der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri
Buhlſchaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm[6] der Kananiter,

„Und alsbald ergriff er zornig[7]
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle todtgeſtochen —
Alſo heißt es[8] in der Bibel.

„Aber mündlich überliefert
Hat im Volke ſich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

„Sondern daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unverſehens
Einen ganz Unſchuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday.“ —

Dieſer nun, Schlemihl I.,
Iſt der Ahnherr des Geſchlechtes
Derer von Schlemihl. Wir ſtammen
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldenthaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wiſſen,
Daß er ein Schlemihl geweſen.

[6] Aus dem Volk
[7] Und entrüſtet griff er haſtig
[8] Alſo ſteht es

Doch geſchätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob ſeinen guten Früchten,
Sondern nur ob ſeinem Alter —
Drei Jahrtauſend' zählt der unſre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtauſende verfloſſen,
Seit geſtorben unſer Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längſt iſt auch der Pinhas todt —
Doch ſein Speer hat ſich erhalten,
Und wir hören ihn beſtändig
Über unſre Häupter ſchwirren.

Und die beſten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moſes Iben Esra,
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, dieſen treuen
Gottgeweihten Minneſänger,
Dieſe fromme Nachtigall
Deren Roſe Gott geweſen —

Dieſe Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder ſang
In der Dunkelheit der gothiſch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerſchrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Geſpenſtern,
Ob dem Wuſt von Tod und Wahnſinn,
Die geſpukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, ſie dachte
Nur an ihren göttlich Liebſten,
Dem ſie ihre Liebe ſchluchzte,
Den ihr Lobgeſang verherrlicht! —

Dreißig Lenze ſah Gabirol[*]
Hier auf Erden, aber Fama
Auspoſaunte ſeines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr ſein nächſter Nachbar,
Welcher gleichfalls Verſe machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter ſingen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,
Und der Lieder Süße wurde
Bittre Wehmuth für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaſſten
Nächtlich in ſein Haus, erſchlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hauſe in dem Garten.

Aber ſiehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingeſcharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarſten Schönheit.

Seine Frucht war ſeltſam länglich
Und von ſeltſam würz'ger Süße;

---

*) Dreißig Jahre ſang Gabirol

Wer davon genoß, verſank
In ein träumeriſch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End' zu den erlauchten
Ohren des Kalifen kam.

Dieſer prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine ſtrenge
Unterſuchungskommiſſion.

Man verfuhr ſummariſch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingeſtand die Unthat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorſchein kam die Leiche
Des erſchlagenen Gabirol.

Dieſe ward mit Pomp beſtattet
Und betrauert von den Brüdern;
An demſelben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

Disputation.[*]

In der Aula zu Toledo
Klingen ſchmetternd die Fanfaren;
Zu dem geiſtlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das iſt nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eiſenwaffe blitzet —
Eine Lanze iſt das Wort,
Das ſcholaſtiſch ſcharf geſpitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier,[1] nicht Damendiener —
Dieſes Kampfes Ritter ſind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen ſie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Skapulier und Arbekanfeß
Sind der Harniſch, drob ſie trutzen.

Welches iſt der wahre Gott?
Iſt es der Hebräer ſtarrer
Großer Eingott, deſſen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

---

[*] Urſprünglich „Kontroverſe“ betitelt.
[1] Fechten dort.

Oder iſt es der dreifalt'ge
Liebegott der Chriſtianer,
Deſſen Kämpe Frater Joſe,
Gardian der Franciskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenſchlüſſe
Und Citate von Autoren,
Die man anerkennen müſſe,

Will ein jeder Kämpe ſeinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonſtrieren.

Feſtgeſtellt iſt: daß Derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen ſei verbunden,

Daß der Jude ſich der Taufe
Heil'gem Sakramente füge,
Und im Gegentheil der Chriſt
Der Beſchneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigeſellt ſind elf Genoſſen,
Die zu theilen ſein Geſchick
Sind in Freud' und Leid entſchloſſen.

Glaubensſicher ſind die Mönche
Von des Gardians Geleitſchaft,
Halten ſchon Weihwaſſerkübel
Für die Taufe in Bereitſchaft,

Schwingen ſchon[2] die Sprengelbeſen
Und die blanken Räucherfäſſer —
Ihre Gegner unterdeſſen
Wetzen die Beſchneidungsmeſſer.

Beide Rotten ſtehn ſchlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauſcht vom Hofgeſinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Dieſe gleichet einem Kinde.

Ein franzöſiſch ſtumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd ſind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß ſich ihrer Gott erbarme! —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde ſie verpflanzt, die Arme,

Hierher in den ſteifen Boden
Der hiſpaniſchen Grandezza;
Weiland hieß ſie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt ſie jetzo.

Pedro wird genannt der König,
Mit dem Zuſatz der Grauſame;

[2] Schwingen auch

Aber heute, milden Sinnes,
Iſt er beſſer als ſein Name.

Unterhält ſich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Dieſe Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsſchranzen,
Sie befehl'gen ſeine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.[3]

Aber plötzlich Paukenſchläge,
Und es melden die Trompeten,
Daſs begonnen hat der Maulkampf,
Der Diſput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziſkaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Iſt abwechſelnd ſeine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des heil'gen Geiſtes Namen
Exorcieret er den Rabbi,
Jakob's maledeiten Samen.[4]

Denn bei ſolchen Kontroverſen
Sind oft Teufelchen verborgen

---

[3] Statt dieſer Strophe fanden ſich im Originalmanuſkript urſprünglich die beiden folgenden:
Edelleuten ohne Vorhaut,
Solcher Gattung, war der König
(Solchem vorhautloſen Volk,
Solchen Rittern war der König)
Stets gewogen, und ſie dienten
Ihm getreu und unterthänig;
Füllten ſeines Schatzes Säckel,
Fochten brav in ſeinem Heere,
Bis ihn der Infant getödtet,
Don Henrico Transtamare.

[4] Exorciert er jetzt den Rabbi,
Jene auch, die mit ihm kamen.

Zu dem Juden, die mit Scharfſinn,
Witz und Gründen ihn verſorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorcismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daſs in der Gottheit
Drei Perſonen ſind enthalten,
Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es paſſend, ſich geſtalten —

Ein Myſterium, das nur
Von Demjen'gen wird verſtanden,
Der entſprungen iſt dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferſchaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Öchslein bei ihm ſtunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Ägypten floh, und ſpäter
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urtheil unterſchrieben,

Von den harten Phariſäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der[5] entſtiegen ſeinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit iſt,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Joſaphat die Todten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!“ rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert,
Den ihr[6] in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachſucht,
Juden, Das ſeid ihr geweſen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlöſen.

„Judenvolk, du biſt ein Aas,
Worin hauſen die Dämonen;
Eure Leiber ſind Kaſernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino ſagt es,
Den man nennt den großen Ochſen
Der Gelehrſamkeit, er iſt
Licht und Luſt der Orthodoxen.

[5] Er
[6] Und die

„Judenvolk, ihr ſeid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Todten Leichnam
Blutfraßgierig aufzuſtöbern.[*]

„Juden, Juden, ihr ſeid Säue,
Paviane, Nashornthiere,
Die man nennt Rhinoceroſſe,
Krokodile und Vampyre.

„Ihr ſeid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuſe, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Baſiliſken,
Galgenvögel, Nachtgeſchöpfe.

„Ihr ſeid Vipern und Blindſchleichen,
Klapperſchlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Chriſtus wird
Eur verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade ſprudelt —
Drin ſollt ihr die Köpfe ſtecken —

„Waſcht dort ab den alten Adam
Und die Laſter, die ihn ſchwärzen;

---

[*] Schauderhaft hervorzuſtöbern.

Des verjährten Grolles Schimmel,
Waſcht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauſet euch an Chriſti Bruſt
Von der Sünde Ungeziefer!“[*]

„Unſer Gott, der iſt die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu ſühnen unſre Schuld
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unſer Gott, der iſt die Liebe,
Jeſus Chriſtus iſt ſein Namen;
Seine Duldſamkeit und Demuth
Suchen wir ſtets nachzuahmen.

„Deßhalb ſind wir auch ſo ſanft,
So leutſelig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Verſöhners, Muſterbilde.

„Einſt im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottſelig,
In den Händen Lilienſtenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichſten Gewänder

---

[*] Statt obiger zwei, fand ſich im Manuſkript urſprünglich nur folgende Strophe:

„Waſcht dort ab von euren Herzen
Des verjährten Grolles Schimmel
Und der Sünden Ungeziefer,
Und euch öffnet ſich der Himmel —

Von Mouſſlin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unſre Köpfe;
Allerliebſte Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübſche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher ſind hier unten,
Worin ſchäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegentheil viel enger,
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen ſein,
Das dort oben uns beſchieden.[9]

„Trinkend, küſſend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleiſon ſingen.“

Alſo ſchloß der Chriſt. Die Mönchlein
Glaubten ſchon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und ſie ſchleppten
Flink herbei das Taufgeräthe.

Doch die waſſerſcheuen Juden
Schütteln ſich und grinſen ſchnöde.[10]

---

[9] Statt obiger zwei, fand ſich im Manuſkript urſprünglich nur folgende Strophe:
„Weinpokale werden droben
Noch viel weitre Ränder haben,
Und die Frauen kleinre Mündchen,
Als hier unten, uns zu laben.

[10] Fängt kein Köder, grinſen ſchnöde.

Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geiſtes dürren Acker,
Mit Miſtkarren voll Schimpfwörter
Haſt du mich beſchmiſſen wacker.

„So folgt Jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anſtatt dich drob zu ſchelten,
Sag' ich Dank dir, wohlverſöhnet.

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unſre Leut' nicht paſſen,
Die mit Regula-de-tri
Sich von Jugend auf befaſſen.[11]

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Perſonen ſind enthalten
Iſt beſcheiden noch, ſechstauſend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt iſt mir der Gott,
Den ihr Chriſtum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab' ich nicht die Ehr' zu kennen.

„Ich bedaure, daß er einſt,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jeruſalem erfahren

---

[11] „Dein Dreifaltigkeits-Geheimnis
Wollen wir beſprechen künftig,
Wenn der Mond im erſten Viertel
Bin dann weniger vernünftig.

„Als am nüchtern hellen Tage,
In der lichten Sonnenklarheit,
Wo die Regula-de-tri
Herrſcht in ihrer trocknen Wahrheit.

„Ob die Juden ihn getödtet,
Das iſt ſchwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus delicti
Schon am dritten Tag verſchwunden.

„Daß er ein Verwandter ſei
Unſres Gottes, iſt nicht minder
Zweifelhaft; ſo viel wir wiſſen
Hat der Letztre keine Kinder.

„Unſer Gott iſt nicht geſtorben
Als ein armes Lämmerſchwänzchen
Für die Menſchheit, iſt kein ſüßes
Philantröpſchen, Faſelhänschen.

„Unſer Gott iſt nicht die Liebe;
Schnäbeln iſt nicht ſeine Sache,
Denn er iſt ein Donnergott
Und er iſt ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die ſpäten Enkelkinder.

„Unſer Gott, der iſt lebendig
Und in ſeiner Himmelshalle
Exiſtieret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unſer Gott, und der iſt auch
Ein geſunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Kokythos.

„Unſer Gott iſt ſtark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Geſtirne;
Throne brechen, Völker ſchwinden,
Wenn er runzelt ſeine Stirne.

„Und er iſt ein großer Gott.
David ſingt: Ermeſſen ließe
Sich die Größe nicht, — die Erde
Sei der Schemel ſeiner Füße.

„Unſer Gott liebt die Muſik,
Saitenſpiel und Feſtgeſänge;
Doch wie Ferkelgrunzen ſind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan heißt der Fiſch,
Welcher hauſt im Meeresgrunde;
Mit ihm ſpielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäſchert ward ſein Tempel;
An dem Tag iſt er zu grämlich.

„Des Leviathan's Länge iſt
Hundert Meilen, hat Floßfedern
Groß wie König Ok von Baſan,
Und ſein Schwanz iſt wie ein Cedern.

„Doch ſein Fleiſch iſt delikat,
Delikater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferſtehung
Wird der Herr zu Tiſche beten

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weiſen —
Unſres Herrgotts Lieblingsfiſch
Werden ſie alsdann verſpeiſen,

„Theils mit weißer Knoblauchbrühe,
Theils auch braun in Wein geſotten,
Mit Gewürzen und Roſinen,
Ungefähr wie Matelotten.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettig —
So bereitet, Frater Joſe,
Mundet dir das Fiſchlein, wett' ich!

„Auch die braune iſt ſo lecker,
Nämlich die Roſinenſauce,
Sie wird himmliſch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Joſe.

„Was Gott kocht, iſt gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rath an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick dich am Leviathan.“

Alſo lockend ſprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich ſchmunzelnd,
Und[12] die Juden ſchwangen ſchon
Ihre Meſſer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu ſkalpieren
Die verfallenen Vorhäute,

---

[12] Doch

Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Streite.[13]

Doch die Mönche hielten feſt
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derſelben nicht berauben.

Nach dem Juden ſprach aufs Neue
Der katholiſche Bekehrer;
Wieder ſchimpft er, jedes Wort
Iſt ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf repliciert der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie ſein Herz auch überkocht,
Doch verſchluckt er ſeinen Geifer.

Er beruft ſich auf die Miſchna,
Kommentare und Traktate;
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel' beweiſende Citate.

Aber welche Blasphemie
Mußt' er von dem Mönche hören!
Dieſer ſprach: der Tausves-Jontof
Möge ſich zum Teufel ſcheren.

„Da hört Alles auf, o Gott!“
Kreiſcht der Rabbi jetzt entſetzlich;

---

[13] Alſo lockend (ködernd) ſprach der Rabbi,
Wie die Schlang' im Paradeiſe.
Leckte manchmal ſich die Finger,
Wie nach einer fetten Speiſe.

Freudig ſchütteln ſich die Juden;
(Als der Rabbi ſchloß, die Juden)
Glaubten ſchon zu triumphieren,
Und ſie griffen zu den Meſſern,
Die Beſchneidung zu vollführen.

Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.[14]

„Gilt Nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was ſoll gelten? Zeter! Zeter!
Räche, Herr, die Miſſethat,
Strafe, Herr, den Übelthäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das biſt du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Leugner muſſt du
Deines Namens Ehre rächen.[15]

„Laſs den Abgrund ihn verſchlingen,
Wie des Kora böſe Rotte,
Die ſich wider dich empört
Durch Emeute und Komplotte.

„Donnre deinen beſten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hatteſt du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharao'n getroffen,
Der uns nachgeſetzt, als wir
Wohl bepackt davon geloffen.

„Hunderttauſend Ritter folgten
Dieſem König von Mizrajim,

---

[14] An der Jacke der Geduld
Reißen ihm die Knöpfe plötzlich.

[15] Das biſt du! Du mußt den Frechen
[illegible], der vom Tausves-Jontof
Wagt ſo lächerlich zu ſprechen.

Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den ſchrecklichen Jadajim.

„Gott! da haſt du ausgeſtreckt
Deine Jad, und ſammt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im rothen Meere.

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich ſingen dann und ſagen,
Und dabei, wie Mirjam that,
Tanzen und die Pauke ſchlagen.“

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:[16]
„Mag dich ſelbſt der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem ſchmutz'gen Fliegengotte,
Luciſer und Belzebube
Belial und Aſtarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geiſtern,
Deinen dunkeln[17] Höllenpoſſen,
Denn in mir iſt Jeſus Chriſtus,
Habe ſeinen Leib genoſſen.

---

[16] Grimmig fiel der Kapuziner
In die Red' dem Zornentflammten:
[17] Deinen grimmen

„Chriſtus iſt mein Leibgericht,
Schmeckt viel beſſer, als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchſauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

„Ach! anſtatt zu diſputieren,
Lieber möcht' ich ſchmoren, braten
Auf dem wärmſten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden."

Alſo toſt in Schimpf und Ernſt
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreiſchen, ſchelten, wüthen, ſchnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem's kein End' iſt abzuſchauen:
Müde wird das Publikum
Und es ſchwitzen ſtark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der ſchönen Königin
Wendet fragend ſich der König:

„Sagt mir, was iſt Eure Meinung?
Wer hat Recht von dieſen Beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entſcheiden?"

Donna Blanka ſchaut ihn an,
Und wie ſinnend ihre Hände

Mit verſchränkten Fingern drückt ſie
An die Stirn und ſpricht am Ende:[19]

„Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich ſchier bedünken,
Daſs der Rabbi und der Mönch,
Daſs ſie alle Beide ſtinken.“[20]

---

[19] Blanka ſah den König an,
Wiegte lang, als ob ſie ſinne,
In der Hand das Lockenköpfchen,
Endlich ſprach die Königinne:
(Donna Blanka ſieht den König
Lange an, in ihre Hände
Sinkt das Kinn, als ob ſie ſinne;
Und ſie gähnt und ſpricht am Ende:)

[20] Daſs ſowohl der Kapuziner,
Als der Rabbi, Beide ſtinken.“

Letzte Gedichte.

(1853—1855).

Ruhelechzend.

Laſs bluten deine Wunden, laſs
Die Thränen fließen unaufhaltſam —
Geheime Wolluſt ſchwelgt im Schmerz,
Und Weinen iſt ein ſüßer Balſam.

Verwundet dich nicht fremde Hand,
So muſſt du ſelber dich verletzen;
Auch danke hübſch dem lieben Gott,
Wenn Zähren deine Wangen netzen.

Des Tages Lärm verhallt, es ſteigt
Die Nacht herab mit langen Flören.
In ihrem Schoße wird kein Schelm,
Kein Tölpel deine Ruhe ſtören.

Hier biſt du ſicher vor Muſik,
Vor des Pianofortes Folter,
Und vor der großen Oper Pracht
Und ſchrecklichem Bravourgepolter.

Hier wirſt du nicht verfolgt, geplagt
Vom eitlen Virtuoſenpacke
Und vom Genie Giacomo's
Und ſeiner Weltberühmtheitsklacke.

O Grab, du biſt das Paradies
Für pöbelſcheue, zarte Ohren —
Der Tod iſt gut, doch beſſer wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren.

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Die haben das Schlimmſte an mir verübt.
Mein Herze bricht; doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt ſie den Monat der Wonne.[1]

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der luſtige Vogelgeſang erſchallt.
Und Mädchen und Blumen, ſie lächeln jungfräulich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Da lob' ich mir den Orkus faſt:
Dort kränkt uns nirgends ein ſchnöder Kontraſt:
Für leidende Herzen iſt es viel beſſer
Dort unten am ſtygiſchen Nachtgewäſſer.

Sein melancholiſches Geräuſch,
Der Stymphaliden ödes Gekreiſch,
Der Furien Singſang, ſo ſchrill und grell,
Dazwiſchen des Cerberus Gebell —

---

[1] Mond der Wonne.

Das paſſt verdrießlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, dem traurigen Thal,
In Proſerpinens verdammten Domänen,
Iſt Alles in Einklang mit unſeren Thränen.

Hier oben aber, wie grauſamlich
Sonne und Roſen ſtechen ſie mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Leib und Seele.

Die arme Seele ſpricht zum Leibe:
„Ich laſſ' nicht ab von dir, ich bleibe
Bei dir — ich will mit dir verſinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warſt ja ſtets mein zweites Ich,
Das liebevoll umſchlungen mich,
Als wie ein Feſtkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt ſoll ich gleichſam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abſtrakt,
Hinlungern als ein ſel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,
In jenen kalten Himmelshallen,
Wo ſchweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — ſie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.

O, Das iſt grauenhaft; o bleib,
Bleib bei mir, du geliebter Leib!“

Der Leib zur armen Seele ſpricht:
„O tröſte dich und gräm dich nicht!
Ertragen müſſen wir in Frieden
Was uns vom Schickſal ward beſchieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muſs
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirſt droben auserleſen ſein,
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinſten Glanz — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morſcher Zunder
Zuſammenſinkend, und ich werde,
Was ich geweſen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröſte dich!
Vielleicht auch amüſiert man ſich
Im Himmel beſſer, als du meinſt.
Siehſt du den großen Bären einſt
(Nicht Meyer-Bär) im Sternenſaal,
Grüß ihn von mir viel tauſendmal!“

Rothe Pantoffeln.

Gar böſe Katze, ſo alt und grau,
Sie ſagte, ſie ſei eine Schuſterfrau;
Auch ſtand vor ihrem Fenſter ein Lädchen,
Worin Pantoffeln für junge Mädchen,
Pantöffelchen von Maroquin,
Von Saffian und von Satin,

Von Sammt, mit goldnen Borden garniert
Und buntgeblümten Bändern verziert.
Am lieblichſten dort zu ſchauen war
Ein ſcharlachrothes Pantöffelchenpaar;
Es hat mit ſeiner Farbenpracht
Gar manchem Dirnchen ins Herz gelacht.

Eine junge weiße Edelmaus,
Die ging vorbei dem Schuſterhaus,
Kehrt' wieder um, dann blieb ſie ſtehn,
Thät nochmals durch das Fenſter ſehn —
Sprach endlich: „Ich grüß' Euch, Frau Kitze, Frau Katze,
Gar ſchöne rothe Pantöffelchen hat Sie;
Sind ſie nicht theuer, ich kauf' ſie Euch ab,
Sagt mir, wie Viel ich zu zahlen hab'."

Die Katze rief: „Mein Jüngferlein,
Ich bitte gehorſamſt, treten Sie ein,
Geruhen Sie, mein Haus zu beehren
Mit Dero Gegenwart; es verkehren
Mit mir die allerſchönſten Madel
Und Herzoginnen, der höchſte Adel —
Die Töffelchen will ich wohlfeil laſſen —
Doch laſſt uns ſehn, ob ſie Euch paſſen —
Ach, treten Sie ein und nehmen Sie Platz" —

So flötet die boshaft liſtige Katz,
Und das weiße, unerfahrene Ding
In die Mördergrub', in die Falle ging —
Auf eine Bank ſetzt ſich die Maus
Und ſtreckt ihr kleines Beinchen aus,
Um anzuprobieren die rothen Schuhe —
Sie war ein Bild von Unſchuld und Ruhe —

Da packt ſie plötzlich die böſe Katze
Und würgt ſie mit der grimmigen Tatze
Und beißt ihr ab das arme Köpfchen,
Und ſpricht: „Mein liebes, weißes Geſchöpfchen,
Mein Mäuschen, du biſt mauſetodt!
Jedoch die Pantöffelchen ſcharlachroth,
Die will ich ſtellen auf deine Gruft;
Und wenn die Weltpoſaune ruft
Zum jüngſten Tanz, o weiße Maus,
Aus deinem Grab ſteigſt du heraus,
Ganz wie die Andern, und ſodann
Ziehſt du die rothen Pantöffelchen an.“

Moral.

Ihr weißen Mäuschen, nehmt euch in Acht.
Laſſt euch nicht ködern von weltlicher Pracht!
Ich rath' euch, lieber barfuß zu laufen,
Als bei der Katze Pantoffeln zu kaufen.

Babyloniſche Sorgen.

Mich ruft der Tod — Ich wollt', o Süße,
Daſs ich dich in einem Wald verließe,
In einem jener Tannenforſten,
Wo Wölfe heulen, Geier horſten
Und ſchrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — Es wär' noch beſſer,
Müſſt' ich auf hohem Seegewäſſer

Verlaſſen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenngleich der tolle Nordpol-Wind
Dort peitſcht die Wellen,[1] und aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort ſchliefen,
Haifiſch' und Krokodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeſchwommen —
Glaub mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
Nicht ſo gefährlich iſt das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald,
Als unſer jetziger Aufenthalt!
Wie ſchrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifiſche und ſonſtige Meerungeheuer:
Viel grimmere, ſchlimmere Beſtien enthält
Paris, die leuchtende Hauptſtadt der Welt,
Das ſingende, ſpringende, ſchöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —
Daß ich dich hier verlaſſen ſoll,
Das macht mich verrückt, Das macht mich toll!

Mit ſpöttiſchem Sumſen mein Bett umſchwirrn
Die ſchwarzen Fliegen; auf Naſ' und Stirn
Setzen ſie ſich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menſchengeſichter,
Auch Elephantenrüſſel daran,
Wie Gott Ganeſa in Hindoſtan. — —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verſtand reiſt ab — o wehe! —
Noch früher, als ich ſelber gehe.

---

[1] Wenngleich alldort der tolle Nordwind
Die Wellen peitſcht.

Das Sklavenſchiff.

I.

Der Superkargo Mynheer van Koek
Sitzt rechnend in ſeiner Kajüte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi iſt gut, der Pfeffer iſt gut,
Dreihundert Säcke und Fäſſer;
Ich habe Goldſtaub und Elfenbein —
Die ſchwarze Waare iſt beſſer.

„Sechshundert Neger tauſchte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalfluſſe.
Das Fleiſch iſt hart,[1] die Sehnen ſind ſtramm,
Wie Eiſen vom beſten Guſſe.

„Ich hab' zum Tauſche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Procent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro.“

---

1) Das Fleiſch iſt gut.

Da plötzlich wird Mynheer van Koek
Aus ſeinen Gedanken geriſſen;
Der Schiffschirurgus tritt herein,
Der Doktor van der Smiſſen.

Das iſt eine klapperdürre Figur,
Die Naſe voll rother Warzen —
„Nun, Waſſerfeldſcherer,“ ruft van Koek,
„Wie geht's meinen lieben Schwarzen?“

Der Doktor dankt der Nachfrage und ſpricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchſchnitt ſtarben täglich zwei,
Doch heute ſtarben ſieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verluſt
Sogleich in die Kladde geſchrieben.

„Ich inſpicierte die Leichen genau;
Denn dieſe Schelme ſtellen
Sich manchmal todt, damit man ſie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eiſen ab;
Und wie ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Frühe.

„Es ſchoſſen alsbald hervor aus der Fluth
Haifiſche, ganze Heere,
Sie lieben ſo ſehr das Negerfleiſch;
Das ſind meine Penſionäre.

„Sie folgten unſeres Schiffes Spur,
Seit wir verlaſſen die Küſte;
Die Beſtien wittern den Leichengeruch,
Mit ſchnupperndem Fraßgelüſte.

„Es iſt poſſierlich anzuſehn,
Wie ſie nach den Todten ſchnappen!
Die faſſt den Kopf, Die faſſt das Bein,
Die Andern ſchlucken die Lappen.

„Iſt Alles verſchlungen, dann tummeln ſie ſich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten ſie
Sich für das Frühſtück bedanken.“

Doch ſeufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: „Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progreſſion
Der Sterblichkeit verhindern?“

Der Doktor erwidert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze geſtorben;
Ihr ſchlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum ſo ſehr verdorben.

„Auch ſtarben Viele durch Melancholie,
Dieweil ſie ſich tödlich langweilen;
Durch etwas Luſt, Muſik und Tanz
Läſſt ſich die Krankheit heilen.“

Da ruft van Koek: „Ein guter Rath!
Mein theurer Waſſerfeldſcherer
Iſt klug wie Ariſtoteles,
Des Alexander's Lehrer.

„Der Präſident der Societät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Iſt ſehr geſcheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verſtande die Hälfte.

„Muſik! Muſik! Die Schwarzen ſolln
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer ſich beim Hopſen nicht amüſiert,
Den ſoll die Peitſche kuranzen.“

II

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel' tauſend Sterne ſchauen,
Sehnſüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von ſchönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorſtrahlendem Purpurduft;
Wollüſtig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenſchiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch ſchimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmuſik ſpektakelt.

Die Fiedel ſtreicht der Steuermann,
Der Koch, Der ſpielt die Flöte,
Ein Schiffsjung' ſchlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläſt die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Fraun,
Sie jauchzen und hopſen und kreiſen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eiſen.

Sie ſtampfen den Boden mit tobender Luſt,
Und manche ſchwarze Schöne
Umſchlingt wollüſtig den nackten Genoß —
Dazwiſchen ächzende Töne.

Der Büttel iſt Maitre des plaisirs,
Und hat mit Peitſchenhieben
Die läſſigen Tänzer ſtimuliert,
Zum Frohſinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Waſſerwelt,
Die dort blödſinnig ſchliefen.

Schlaftrunken kommen geſchwommen heran
Haifiſche, viele hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie ſind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühſtückſtund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufſperrend den Rachen; die Kiefer ſind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng —
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifiſche beißen vor Ungeduld
Sich ſelber in die Schwänze.

Ich glaube, ſie lieben nicht die Muſik,
Wie Viele von ihrem Gelichter.
„Trau keiner Beſtie, die nicht liebt
Muſik!“ ſagt Albion's Dichter.[1]

Und Schnedderedeng und Dideldumdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmaſt ſteht Mynheer van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Chriſti willen verſchone, o Herr,
Das Leben der ſchwarzen Sünder!
Erzürnten ſie dich, ſo weißt du ja,
Sie ſind ſo dumm wie die Rinder.

„Verſchone ihr Leben um Chriſti willn,
Der für uns Alle geſtorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So iſt mein Geſchäft verdorben.“

Der Philanthrop.

Das waren zwei liebe Geſchwiſter,
Die Schweſter war arm, der Bruder war reich.
Zum Reichen ſprach die Arme:
„Gieb mir ein Stückchen Brot.“

---

[1] Muſik!“ ſagt Shakſpeare, der Dichter.

Zur Armen ſprach der Reiche:
„Laß mich nur heut in Ruh.
Heut geb' ich mein jährliches Gaſtmahl
Den Herren vom großen Rath.

„Der Eine liebt Schildkrötenſuppe,
Der Andre Ananas,
Der Dritte ißt gern Faſanen
Mit Trüffeln von Perigord.

„Der Vierte ſpeiſt nur Seefiſch,
Der Fünfte verzehrt auch Lachs,
Der Sechſte, der frißt Alles,
Und trinkt noch mehr dazu."

Die arme, arme Schweſter
Ging hungrig wieder nach Haus;
Sie warf ſich auf den Strohſack
Und ſeufzte tief und ſtarb.

Wir müſſen Alle ſterben!
Des Todes Senſe trifft
Am End' den reichen Bruder,
Wie er die Schweſter traf.

Und als der reiche Bruder
Sein Stündlein kommen ſah,
Da ſchickt' er zum Notare
Und machte ſein Teſtament.

Beträchtliche Legate
Bekam die Geiſtlichkeit,
Die Schulanſtalten, das große
Muſeum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte
Der große Teſtator zumal
Die Judenbekehrungsgeſellſchaft
Und das Taubſtummen-Inſtitut.

Er ſchenkte eine Glocke
Dem neuen Sankt-Stephansthurm:
Die wiegt fünfhundert Centner
Und iſt vom beſten Metall.

Das iſt eine große Glocke
Und läutet ſpat und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Manns.

Sie meldet mit eherner Zunge,
Wie viel er Gutes gethan
Der Stadt und ſeinen Mitbürgern
Von jeglicher Konfeſſion.

Du großer Wohlthäter der Menſchheit,
Wie im Leben, ſoll auch im Tod
Jedwede deiner Wohlthaten
Verkünden die große Glock'!

Das Leichenbegängnis wurde
Gefeiert mit Prunk und Pracht;
Es ſtrömte herbei die Menge,
Und ſtaunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem ſchwarzen Wagen,
Der gleich einem Baldachin
Mit ſchwarzen Straußfederbüſcheln
Gezieret, ruhte der Sarg.

Der ſtrotzte von Silberblechen
Und Silberſtickerein;
Es macht auf ſchwarzem Grunde
Das Silber den ſchönſten Effekt.'

Den Wagen zogen ſechs Roſſe,
In ſchwarzen Decken vermummt;
Die fielen gleich Trauermänteln
Bis zu den Hufen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen
Bediente in ſchwarzer Livrée,
Schneeweiße Schnupftücher haltend
Vor dem kummerrothen Geſicht.

Sämmtliche Honoratioren
Der Stadt, ein langer Zug
Von ſchwarzen Paradekutſchen,
Wackelte hinten nach.

In dieſem Leichenzuge,
Verſteht ſich, befanden ſich auch
Die Herren vom hohen Rathe,
Doch waren ſie nicht komplet.

Es fehlte Jener, der gerne
Faſanen mit Trüffeln aß;
War kurz vorher geſtorben
An einer Indigeſtion.

Jammerthal.[*]

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
Und auf dem Dachſtublager
Zwei arme Seelen gebettet ſind;
Sie ſchauen ſo blaſs und ſo mager.

Die eine arme Seele ſpricht:
„Umſchling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück feſt deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen."

Die andere arme Seele ſpricht:
„Wenn ich dein Auge ſehe,
Verſchwindet mein Elend, der Hunger, der Froſt
Und all mein Erdenwehe."

Sie küſsten ſich viel, ſie weinten noch mehr,
Sie drückten ſich ſeufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und ſangen ſogar,
Und ſie verſtummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommiſſär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konſtatiert
Den Tod der beiden Kadaver.

---

[*] Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach." 7. Jahrgang. 1857.

„Die ſtrenge Witterung,“ erklärte er,
„Mit Magenleere vereinigt,
Hat Beider Ableben verurſacht, ſie hat
Zum mindeſten ſolches beſchleunigt.“

Wenn Fröſte eintreten, ſetzt’ er hinzu,
Sei höchſt nothwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls geſunde Nahrung.

Eduard.*

Panaſchierter Leichenwagen,
Schwarzbehängte Trauerpferde!
Ihm, den ſie zu Grabe tragen,
Glückte Nichts auf dieſer Erde.

War ein junger Mann. Er hätte
Gern wie Andre ſich erquicket
An dem irdiſchen Bankette,
Doch es iſt ihm nicht geglücket.

Lieblich ward ihm eingeſchenket
Der Champagner, perlenſchäumend;
Doch er ſaß, das Haupt geſenket,
Melancholiſch ernſt und träumend.

---

*) Nur abgedruckt in Schad’s „Deutſchem Muſenalmanach.“ 7. Jahrgang. 1857.

Manchmal ließ er in den Becher
Eine ſtille Thräne fließen,
Während rings umher die Zecher
Ihre Luſt erſchallen ließen.

Nun geh ſchlafen! Viel freudſamer
Wachſt du auf in Himmelsſälen,
Und kein Weltrauſch-Katzenjammer
Wird dich dort wie Andre quälen.

Die Launen der Verliebten.

(Eine wahre Geſchichte, nach ältern Dokumenten wiedererzählt und aufs Neue in ſchöne deutſche Reime gebracht.)

Der Käfer ſaß auf dem Zaun, betrübt:
Er hat ſich in eine Fliege verliebt.

„Du biſt, o Fliege meiner Seele,
Die Gattin, die ich auserwähle.

„Heirathe mich und ſei mir hold!
Ich hab' einen Bauch von eitel Gold.

„Mein Rücken iſt eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.“

„„O daß ich eine Närrin wär'!
Ein'n Käfer nehm' ich nimmermehr.

„„Mich lockt nicht Gold, Rubin und Smaragd;
Ich weiß, daſs Reichthum nicht glücklich macht.

„„Nach Idealen ſchwärmt mein Sinn,
Weil ich eine ſtolze Fliege bin. —““

Der Käfer flog fort mit großem Grämen;
Die Fliege ging ein Bad zu nehmen.

„„Wo iſt denn meine Magd, die Biene,
Daſs ſie beim Waſchen mich bediene;

„„Daſs ſie mir ſtreichle die feine Haut,
Denn ich bin eines Käfers Braut.

„„Wahrhaftig, ich mach' eine große Partie;
Viel ſchöneren Käfer gab es nie.

„„Sein Rücken iſt eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

„„Sein Bauch iſt gülden, hat noble Züge;
Vor Neid wird berſten gar manche Schmeißfliege.

„„Spute dich, Bienchen, und friſier mich,
Und ſchnüre die Taille und parfümier mich;

„„Reib mich mit Roſeneſſenzen, und gieße
Lavendelöl auf meine Füße,

„„Damit ich gar nicht ſtinken thu',
Wenn ich in des Bräut'gams Armen ruh'.

„„Schon ſirren heran die blauen Libellen,
Und huldigen mir als Ehrenmamſellen.

„„Sie winden mir in den Jungfernkranz
Die weiße Blüthe der Pomeranz'.

„„Viel Muſikanten ſind eingeladen,
Auch Sängerinnen, vornehme Cicaden.

„„Rohrdommel und Horniß, Bremſe und Hummel,
Sie ſollen trompeten und ſchlagen die Trummel;

„„Sie ſollen aufſpielen zum Hochzeitfeſt —
Schon kommen die buntbeflügelten Gäſt',

„„Schon kommt die Familie, geputzt und munter;
Gemeine Inſekten ſind viele darunter.

„„Heuſchrecken und Weſpen, Muhmen und Baſen,
Sie kommen heran — Die Trompeten blaſen.

„„Der Paſtor Maulwurf im ſchwarzen Ornat,[1]
Da kommt er gleichfalls — es iſt ſchon ſpat.

„„Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
Wo bleibt mein liebſter Bräutigam?““ — —

Bim-bam, bim-bam, klingt Glockengeläute,
Der Bräutigam aber flog fort ins Weite.

Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
„„Wo bleibt mein liebſter Bräutigam?““

---

[1] im vollen Ornat.

Der Bräutigam hat unterdeſſen
Auf einem fernen Miſthaufen geſeſſen.

Dort blieb er ſitzen ſieben Jahr',
Bis daß die Braut verfaulet war.

Der tugendhafte Hund.[*]

Ein Pudel, der mit gutem Fug
Den ſchönen Namen Brutus trug,
War vielberühmt im ganzen Land
Ob ſeiner Tugend und ſeinem Verſtand.
Er war ein Muſter der Sittlichkeit,
Der Langmuth und Beſcheidenheit.
Man hörte ihn loben, man hörte ihn preiſen
Als einen vierfüßigen Nathan den Weiſen.
Er war ein wahres Hundejuwel!
So ehrlich und treu! eine ſchöne Seel'!
Auch ſchenkte ſein Herr in allen Stücken
Ihm volles Vertrauen, er konnte ihn ſchicken
Sogar zum Fleiſcher. Der edle Hund
Trug dann einen Hängekorb im Mund,
Worin der Metzger das ſchön gehackte
Rindfleiſch, Schaffleiſch, auch Schweinefleiſch packte. —
Wie lieblich und lockend das Fett gerochen:
Der Brutus berührte keinen Knochen,
Und ruhig und ſicher, mit ſtoiſcher Würde,
Trug er nach Hauſe die koſtbare Bürde.

---

[*] Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach." 7. Jahrgang. 1857.

Doch unter den Hunden wird gefunden
Auch eine Menge von Lumpenhunden —
Wie unter uns, — gemeine Köter,
Tagdiebe, Neidhardte, Schwerenöther,
Die ohne Sinn für ſittliche Freuden
Im Sinnenrauſch ihr Leben vergeuden!
Verſchworen hatten ſich ſolche Racker
Gegen den Brutus, der treu und wacker,
Mit ſeinem Korb im Maule, nicht
Gewichen von dem Pfad der Pflicht. —

Und eines Tages, als er kam
Vom Fleiſcher und ſeinen Rückweg nahm
Nach Hauſe, da ward er plötzlich von allen
Verſchwornen Beſtien überfallen;
Da ward ihm der Korb mit dem Fleiſch entriſſen,
Da fielen zu Boden die leckerſten Biſſen,
Und fraßbegierig über die Beute
Warf ſich die ganze hungrige Meute. —
Brutus ſah Anfangs dem Schauſpiel zu
Mit philoſophiſcher Seelenruh';
Doch als er ſah, daſs ſolchermaßen
Sämmtliche Hunde ſchmauſten und fraßen,
Da nahm auch er an der Mahlzeit Theil
Und ſpeiſte ſelbſt eine Schöpſenkeul'.

Moral.

Auch du, mein Brutus, auch du, du friſſt?
So ruft wehmüthig der Moraliſt.
Ja, böſes Beiſpiel kann verführen;
Und, ach! gleich allen Säugethieren,
Nicht ganz und gar vollkommen iſt
Der tugendhafte Hund — er friſſt!

Pferd und Eſel.[*]

Auf eiſernen Schienen, ſo ſchnell wie der Blitz,
Dampfwagen und Dampfkutſchen
Mit dem ſchwarzbewimpelten Rauchfangmaſt
Praſſelnd vorüberrutſchen.

Der Troſs kam einem Gehöft vorbei,
Wo über die Hecke guckte
Langhalſig ein Schimmel; neben ihm ſtand
Ein Eſel, der Diſteln ſchluckte.

Mit ſtierem Blick ſah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und ſeufzt und ſpricht:
„Der Anblick hat mich erſchüttert!

„Wahrhaftig, wär' ich nicht von Natur
Bereits geweſen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär' mir die Haut
Jetzt weiß geworden, — o Himmel!

„Bedroht iſt das ganze Pferdegeſchlecht
Von ſchrecklichen Schickſalsſchlägen.
Obgleich ein Schimmel, ſchau' ich doch
Einer ſchwarzen Zukunft entgegen.

---

*) Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach," 7. Jahrgang. 1857. — Die nachſtehenden Varianten ſind einer Abſchrift dieſes und des vorhergehenden Gedichts entnommen, welche der Verfaſſer (mit der Überſchrift „Fabeln für Julius") dem Sohne ſeines Verlegers geſchenkt hat.

„Uns Pferde tödtet die Konkurrenz
Von dieſen Dampfmaſchinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird ſich der Menſch
Des eiſernen Viehes bedienen.

„Und kann der Menſch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?

„Des Menſchen Herz iſt hart wie Stein:
Der Menſch giebt keinen Biſſen
Umſonſt. Man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müſſen.

„Wir können nicht borgen und ſtehlen nicht,
Wie jene Menſchenkinder.
Auch ſchmeicheln nicht, wie der Menſch und der Hund —
Wir ſind verfallen dem Schinder.“

So klagte das Roß, und ſeufzte tief.
Der Langohr unterdeſſen
Hat mit der gemüthlichſten Seelenruh'
Zwei Diſtelköpfe gefreſſen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung',
Und gemüthlich begann er zu ſprechen:
„Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

„Ihr ſtolzen Roſſe ſeid freilich bedroht
Von einem ſchrecklichen Morgen.
Für uns beſcheidne Eſel jedoch
Iſt keine Gefahr zu beſorgen.

„So Schimmel wie Rappen, ſo Schecken wie Fuchs,
Ihr ſeid am Ende entbehrlich;
Uns Eſel jedoch erſetzt Hans Dampf
Mit ſeinem Schornſtein ſchwerlich.

„Wie klug auch die Maſchinen ſind,
Welche die Menſchen ſchmieden,
Dem Eſel bleibt zu jeder Zeit
Sein ſicheres Daſein beſchieden.

„Der Himmel verläſſt ſeine Eſel nicht,
Die ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter gethan,
Tagtäglich traben zur Mühle.

„Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt,
Und ſchüttet das Mehl in die Säcke;
Das trag' ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Menſch friſſt Bröte und Wecke.

„In dieſem uralten[1] Naturkreislauf
Wird ewig die Welt ſich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,[2]
Wird auch der Eſel beſtehen.“

Moral.

Die Ritterzeit hat aufgehört,
Und hungern muß das ſtolze Pferd.
Dem armen Luder, dem Eſel, aber
Wird niemals fehlen ſein Heu und Haber.[3]

[1] In dieſem großen
[2] wie die Welt.
[3] Das arme Luder, der Eſel, aber
Bleibt wohlgefüttert mit Heu und Haber.

Die Libelle.

Es tanzt die ſchöne Libelle
Wohl auf des Baches Welle;
Sie tanzt daher, ſie tanzt dahin,
Die ſchimmernde, flimmernde Gauklerin.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die ſchlanke Taille.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Sein bißchen Käfer-Verſtand verlor;
Die Buhlen ſumſen von Lieb' und Treu,
Verſprechen Holland und Brabant dabei.

Die ſchöne Libelle lacht und ſpricht:
„Holland und Brabant brauch' ich nicht,
Doch ſputet euch, ihr Freier,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

„Die Köchin kam in Wochen,
Muß ſelbſt mein Süpplein kochen;
Die Kohlen des Herdes erloſchen ſind —
Holt mir ein Fünkchen Feuer geſchwind.“

Kaum hat die Falſche geſprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.

Sie ſuchen Feuer, und laſſen bald
Weit hinter ſich den Heimatwald.

Sie ſehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube;
Und die Verliebten, mit blindem Muth
Stürzen ſie ſich in die Kerzengluth.

Kniſternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die Einen büßten das Leben ein,
Die Andern nur die Flügelein.

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel ſind! Im fremden Land
Muſs er wie ein Wurm am Boden kriechen,
Mit feuchten Inſekten, die häſslich riechen.

„Die ſchlechte Geſellſchaft," hört man ihn klagen,
„Iſt im Exil die ſchlimmſte der Plagen.
Wir müſſen verkehren mit einer Schar
Von Ungeziefer, von Wanzen ſogar,

„Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im ſelben Schmutze waten —
Drob klagte ſchon der Schüler Virgil's,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

„Ich denke mit Gram an die beſſere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimat-Äther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geſchaukelt,

„Aus Roſenkelchen Nahrung ſog
Und vornehm war, und Umgang pflog

Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
Und mit der Cikade, der Künſtlerin —

„Jetzt ſind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück ins Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

„O, daſs ich nie geſehen hätt'
Die Waſſerfliege, die blaue Kokett'
Mit ihrer feinen Taille —
Die ſchöne, falſche Kanaille!"

Die Libelle.*

Es iſt die Libelle, die blaue,
Im Käferland die ſchönſte Perſon.
Die Schmetterlinge ſind mit Paſſion
Verliebt in die ſchöne Fraue.

Sie iſt ſo fein von Hüften,
Sie trägt ein Flügelkleid von Gaß;
In jeder Bewegung Ebenmaß,
Gaukelt ſie keck in den Lüften.

Die bunten Buhlen fliegen
Ihr nach, und mancher junge Fant

---

*) Dieſe (vermuthlich ältere) Bearbeitung des vorhergehenden Stoffes iſt nur in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach," 7. Jahrgang, 1857, abgedruckt.

Schwört laut: „Ich geb' dir Holland und Brabant,
Willſt du meiner Brunſt dich fügen.“

Da ſpricht die falſche Libelle:
„Holland und Brabant, die brauch' ich nicht;
Ich brauche nur ein Fünkchen Licht,
Damit ich mein Stübchen erhelle.“

Kaum hören ſie dieſe Töne,
Und die Verliebten flattern wetteifernd fort;
Sie ſuchen geſchäftig von Ort zu Ort
Ein Fünkchen Licht für die Schöne.

Sieht Einer eine Kerze,
So ſtürzt er drauf zu, wie blind und bethört;
Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
Ihn und ſein liebendes Herze.

Die Fabel iſt japaniſch;
Doch auch in Deuſchland, liebes Kind,
Giebt es Libellen, und ſie ſind
Gar ſehr perfid und ſataniſch.

Mimi.

„Bin kein ſittſam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen ſpinn' ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich.

„Wenn ich ſommernächtlich ſchwärme,
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Muſik,
Und ich ſinge, was ich fühle."

Alſo ſpricht ſie. Aus dem Buſen
Wilde Brautgeſänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjunggeſellen.

Alle Katerjunggeſellen,
Schnurrend, knurrend alle kommen,
Mit Mimi zu muſicieren,
Liebelechzend, luſtentglommen.

Das ſind keine Virtuoſen,
Die entweiht jemals für Lohngunſt
Die Muſik, ſie blieben ſtets
Die Apoſtel heil'ger Tonkunſt.

Brauchen keine Inſtrumente,
Sie ſind ſelber Bratſch' und Flöte;
Eine Pauke iſt ihr Bauch,
Ihre Naſen ſind Trompeten.

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Koncert gemeinſam jetzo;
Das ſind Fugen, wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das ſind tolle Symphonien,
Wie Kapricen von Beethoven
Oder Berlioz, Der wird
Schnurrend, knurrend übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge ſonder Gleichen!
Sie erſchüttern ſelbſt den Himmel,
Und die Sterne dort erbleichen.

Wenn ſie hört die Zauberklänge,
Wenn ſie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angeſicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Läſtermaul, die alte
Prima-Donna Philomele,
Rümpft die Naſe, ſchnupft und ſchmäht
Mimi's Singen — kalte Seele!

Doch gleichviel! Das muſicieret,
Trotz dem Neide der Signora,
Bis am Horizont erſcheint
Roſig lächelnd Fee Aurora.

Guter Rath.

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird ſich dir bequemen,
Und du führeſt heim die Braut.

Wirf dein Gold den Muſikanten,
Denn die Fiedel macht das Feſt;

Küſſe deine Schwiegertanten,
Denkſt du gleich: „Hol euch die Peſt!“

Rede gut von einem Fürſten
Und nicht ſchlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würſten,
Wenn du ſchlachteſt eine Sau.

Iſt die Kirche dir verhaßt, Thor,
Deſto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Paſtor,
Schick ihm auch ein Fläſchchen Wein.

Fühlſt du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, ſo zieh Pantoffeln an.

Hat verſalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wuth,
Sag ihr lächelnd: „Süße Puppe,
Alles, was du kochſt, iſt gut.“

Trägt nach einem Shawl Verlangen
Deine Frau, ſo kauf ihr zwei;
Kauf ihr Spitzen, goldne Spangen,
Und Juwelen noch dabei.

Wirſt du dieſen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießeſt du
Einſt das Himmelreich dort oben,
Und du haſt auf Erden Ruh’.

Erinnerung an Hammonia.

Waiſenkinder, zwei und zwei,
Wallen fromm und froh vorbei,
Tragen alle blaue Röckchen,
Haben alle rothe Bäckchen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Jeder ſieht ſie an gerührt,
Und die Büchſe klingeliert;
Von geheimen Vaterhänden
Fließen ihnen reiche Spenden —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Frauen, die gefühlvoll ſind,
Küſſen manchem armen Kind
Sein Rotznäschen und ſein Schnütchen,
Schenken ihm ein Zuckerdütchen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Schmuhlchen wirft verſchämten Blicks
Einen Thaler in die Büchs —
Denn er hat ein Herz — und heiter
Schleppt er ſeinen Zwerchſack weiter.
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Einen goldnen Louisd'or
Giebt ein frommer Herr; zuvor

Guckt er in die Himmelshöhe,
Ob der liebe Gott ihn ſähe? —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Litzenbrüder, Arbeitsleut',
Hausknecht', Küper, feiern heut:
Werden manche Flaſche leeren
Auf das Wohlſein dieſer Gören — [illegible]
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Schutzgöttin Hammonia
Folgt dem Zug inkognita,
Stolz bewegt ſie die enormen
Maſſen ihrer hintern Formen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Vor dem Thor, auf grünem Feld,
Rauſcht Muſik im hohen Zelt,
Das bewimpelt und beflittert;
Dorten werden abgefüttert
Dieſe hübſchen Waiſenkinder.

Sitzen dort in langer Reih,
Schmauſen gütlich ſüßen Brei,
Torten, Kuchen, leckre Speischen,
Und ſie knuſpern wie die Mäuschen,
Dieſe hübſchen Waiſenkinder.

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waiſenhaus, worin
Kein ſo fröhliches Gaſtieren;
Gar elendig lamentieren
Dort Millionen Waiſenkinder.

Die Montur iſt nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl;
Keiner geht dort mit dem Andern,
Einſam, kummervoll dort wandern
Viel' Millionen Waiſenkinder.

Das Hohelied.*

Des Weibes Leib iſt ein Gedicht,
Das Gott der Herr geſchrieben
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geiſt getrieben.

Ja, günſtig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeiſtert;
Er hat den ſpröden, rebelliſchen Stoff
Ganz künſtleriſch bemeiſtert.

Fürwahr, der Leib des Weibes iſt
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen ſind
Die ſchlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee
Iſt dieſer Hals, der blanke,
Worauf ſich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

---

*) Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach." 4. Jahrgang. 1854.

Der Brüſtchen Roſenknoſpen ſind
Epigrammatiſch gefeilet;
Unſäglich entzückend iſt die Cäſur,
Die ſtreng den Buſen theilet.

Den plaſtiſchen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwiſchenſatz mit dem Feigenblatt
Iſt auch eine ſchöne Stelle.

Das iſt kein abſtraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleiſch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit ſchöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poeſie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobſingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir ſind nur Stümper gegen dich,
Den himmliſchen Poeten.

Verſenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme ſeinem Studium
Den Tag mitſammt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht ſtudier' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir ſo dünn —
Das kommt vom vielen Studieren.

Lied der Marketenderin.*

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Und die Huſaren lieb' ich ſehr,
Ich liebe ſehr Dieſelben;
Ich liebe ſie ohne Unterſchied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb' ich ſehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Officiere.

Die Kavallerie und die Infanterie,
Ich liebe ſie Alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geſchlafen.

Ich liebe den Deutſchen, ich lieb' den Franzos,
Die Welſchen und Niederländſchen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menſchen.

Gleichviel, von welcher Heimat, gleichviel,
Von welchem Glaubensbund iſt
Der Menſch, er iſt mir lieb und werth,
Wenn nur der Menſch geſund iſt.

---

*) Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach.“ 4. Jahrgang. 1854.

Das Vaterland und die Religion
Das ſind nur Kleidungsſtücke —
Fort mit der Hülle! daß ich ans Herz
Den nackten Menſchen drücke.

Ich bin ein Menſch, und der Menſchlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude;
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für Den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute ſchenk' ich Malvaſier
Aus einer friſchen Tonne.

Schnapphahn und Schnapphenne.

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Laura's Arm umſchlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Buchs
Stibitzt er mir die Bankbillette.

Da ſteh' ich nun mit leeren Taſchen!
War Laura's Kuß gleichfalls nur Lug?
Ach! was iſt Wahrheit? Alſo frug
Pilat und thät die Händ' ſich waſchen.

Die böſe Welt, die ſo verdorben,
Verlaſſ' ich bald, die böſe Welt.

Ich merke: hat der Menſch kein Geld,
So iſt der Menſch ſchon halb geſtorben.

Nach euch, ihr ehrlich reinen Seelen,
Die ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt ſich mein Herz. Dort braucht ihr Nichts,
Und braucht deßhalb auch nicht zu ſtehlen.

Jung-Katerverein für Poeſie-Muſik.[*]

Der philharmoniſche Katerverein
War auf dem Dache verſammelt
Heut Nacht — doch nicht aus Sinnenbrunſt;
Da ward nicht gebuhlt und gerammelt.

Es paßt kein Sommernachthochzeitstraum,
Es paſſen nicht Lieder der Minne
Zur Winterjahrzeit, zu Froſt und Schnee:
Gefroren war jede Rinne.

Auch hat überhaupt ein neuer Geiſt
Der Katzenſchaft ſich bemeiſtert;
Die Jugend zumal, der Jung-Kater iſt
Für höheren Ernſt begeiſtert.

Die alte frivole Generation
Verröchelt; ein neues Beſtreben,

---

[*] Urſprünglich betitelt: „Des Jung-Katers Poeſie-Muſik."

Ein Katzenfrühling der Poeſie,
Regt ſich in Kunſt und Leben.

Der philharmoniſche Katerverein,
Er kehrt zur primitiven
Kunſtloſen Tonkunſt jetzt zurück,
Zum ſchnauzenwüchſig Naiven.

Er will die Poeſiemuſik,
Rouladen ohne Triller,
Die Inſtrumental- und Vokalpoeſie,
Die keine Muſik iſt, will er.[1]

Er will die Herrſchaft des Genies,
Das freilich manchmal ſtümpert,
Doch in der Kunſt oft unbewuſſt
Die höchſte Staffel erklimpert.

Er huldigt dem Genie, das ſich
Nicht von der Natur entfernt hat,
Sich nicht mit Gelehrſamkeit brüſten will
Und wirklich auch Nichts gelernt hat.

Dies iſt das Programm des Katervereins,
Und voll von dieſem Streben
Hat er ſein erſtes Winterkoncert
Heut Nacht auf dem Dache gegeben

Doch ſchrecklich war die Exekution
Der großen Idee, der pompöſen —
Häng dich, mein theurer Berlioz,
Daſs du nicht dabei geweſen!

[1] Hier folgte urſprünglich noch die Strophe:
Er will eine Tonkunſt ohne Kunſt,
Er will vom Perückenthume
Emancipieren die Ton-Poeſie,
Des Traumes blaue Blume.

Das war ein Charivari, als ob
Einen Kuhſchwanzhopfaſchleifer
Plötzlich aufſpielten, branntweinberauſcht,
Drei Dutzend Dudelſackpfeifer.

Das war ein Tauhu-Wauhu, als ob
In der Arche Noä anfingen
Sämmtliche Thiere uniſono [2]
Die Sündfluth zu beſingen.

O, welch ein Krächzen und Heulen und Knurrn,
Welch ein Miaun und Gegröhle!
Die alten Schornſteine ſtimmten ein
Und ſchnauften Kirchenchoräle.

Zumeiſt vernehmbar war eine Stimm',
Die kreiſchend zugleich und matte,
Wie einſt die Stimme der Sonntag war,
Als ſie keine Stimme mehr hatte.

Das tolle Koncert! Ich glaube, es ward
Ein großes Tedeum geſungen,
Zur Feier des Siegs, den über Vernunft
Der frechſte Wahnſinn errungen.

Vielleicht auch ward vom Katerverein
Die große Oper probieret,
Die Ungarns größter Pianiſt
Für Charenton komponieret.

Es hat bei Tagesanbruch erſt
Der Sabbath ein Ende genommen;

---

[2] Uniſono anfingen
Sämmtliche Thiere der Arche Noä

Eine ſchwangere Köchin iſt dadurch
Zu früh in die Wochen gekommen.

Die ſinnebethörte Wöchnerin
Hat ganz das Gedächtnis verloren;
Sie weiß nicht mehr, wer der Vater iſt
Des Kindes, das ſie geboren.

War es der Peter? War es der Paul?
Sag, Liſe, wer iſt der Vater?
Die Liſe lächelt verklärt und ſpricht:
„O Liſzt! du himmliſcher Kater!“[*]

Hans ohne Land.

„Leb wohl, mein Weib,“ ſprach Hans ohne Land,
„Mich rufen hohe Zwecke:
Ein andres Weidwerk harret mein,
Ich ſchieße jetzt andre Böcke.

„Ich laſſ' dir mein Jagdhorn zurück, du kannſt
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben; du haſt ja zu Haus
Das Poſthorn blaſen gelernet.

„Ich laſſ' dir auch meinen Hund zurück,
Daſs er die Burg behüte;

---

[*] Die Liſe lächelt nachſinnend und ſpricht:
„Ich glaube, es war ein Kater.“

Mich ſelbſt bewache mein deutſches Volk
Mit pudeltreuem Gemüthe.

„Sie bieten mir an die Kaiſerkron',
Die Liebe iſt kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild in ihrer Bruſt
Und auf den Tabackspfeifen.

„Ihr Deutſchen ſeid ein großes Volk,
So ſimpel und doch ſo begabet!
Man ſieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
Das Pulver erfunden habet.

„Nicht Kaiſer, Vater will ich euch ſein,
Ich werde euch glücklich machen —
O ſchöner Gedanke! er macht mich ſo ſtolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

„Nicht mit dem Verſtand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren;
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politiſieren.

„Ich bin ein Jäger, ein Menſch der Natur,
Im Walde aufgewachſen
Mit Gemſen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

„Ich ködre durch keine Proklamation,
Durch keinen gedruckten Lockwiſch;
Ich ſage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfiſch.

„Gefall' ich dir nicht als Kaiſer, ſo nimm
Den erſten beſten Lausangel;

Ich habe zu eſſen auch ohne dich,
Ich litt in Tyrol nicht Mangel.

„So red' ich: doch jetzt, mein Weib, leb wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Poſtillon
Erwartet mich ſchon mit den Gäulen.

„Reich mir geſchwind die Reiſemütz'
Mit dem ſchwarz-roth-goldnen Bande —
Bald ſiehſt du mich mit dem Diadem
Im alten Kaiſergewande.

„Bald ſchauſt du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem ſchönen,
Den weiland dem Kaiſer Otto geſchenkt
Der Sultan der Sarazenen.

„Darunter trag' ich die Dalmatika,
Worin geſtickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Gethier,
Von Löwen und Kamelen.

„Ich trage die Stola auf der Bruſt,
Die iſt gezieret bedeutſam
Mit ſchwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht iſt äußerſt kleidſam.

„Leb wohl! Die Nachwelt wird ſagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar Nichts von mir ſagen."

Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen.

Wir Bürgermeiſter und Senat,[1]
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichſt an alle Klaſſen
Der treuen Bürgerſchaft erlaſſen:

„Ausländer, Fremde, ſind es meiſt,
Die unter uns geſät den Geiſt
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! ſind ſelten Landeskinder.

„Auch Gottesleugner ſind es meiſt:
Wer ſich von ſeinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von ſeinen irdiſchen Behörden.

„Der Obrigkeit gehorchen, iſt
Die erſte Pflicht für Jud' und Chriſt.
Es ſchließe Jeder ſeine Bude,
Sobald es dunkelt, Chriſt und Jude.

„Wo ihrer Drei beiſammen ſtehn,
Da ſoll man auseinander gehn.
Des Nachts ſoll Niemand auf den Gaſſen
Sich ohne Leuchte ſehen laſſen.

---

[1] Im Manuſkript findet ſich die Bemerkung: „Sollte der Anfangsvers lokaliter bedenklich erſcheinen, ſo könnte als Variante geſetzt werden:
Krähwinkler! Wir, der hohe Rath, ꝛc."

„Es liefre ſeine Waffen aus
Ein Jeder in dem Gildenhaus:
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am ſelben Orte.

„Wer auf der Straße raiſonniert,
Wird unverzüglich füſiliert:
Das Raiſonnieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart beſtrafet werden.

„Vertrauet eurem Magiſtrat,
Der fromm und liebend ſchützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweiſes Walten;
Euch ziemt es, ſtets das Maul zu halten.“

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

„Ich laſſ’ nicht die Kindlein, wie Pharao,
Erſäufen im Nilſtromwaſſer;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabſchlachtenlaſſer.

„Ich will, wie einſt mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.“[1]

---

[1] Ich will kein König Pharao ſein,
Kein Kinderersäufenlaſſer.
Ich liebe die Menſchen, ich liebe den Wein,
Ich haſſe nur das Waſſer.

„Laß zu mir kommen die Kindlein, ich will
Mich an der Einfalt laben,
Vor Allen laß kommen das große Kind,
Den Einfaltspinſel aus Schwaben.“

So ſprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das ſeinen Diener machte.

Der König ſprach: „Du biſt wohl ein Schwab'?
Das iſt juſt keine Schande."
„„Gerathen!"" erwidert der Schwab', „„ich bin
Geboren im Schwabenlande.""

„Stammſt du von den ſieben Schwaben ab?"
Frug Jener. „„Ich thu' abſtammen
Nur von einem einz'gen,"" erwidert der Schwab',
„„Doch nicht von allen zuſammen.""

Der König frug ferner: „Sind dieſes Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?"
„„Ich danke der Nachfrag',"" antwortet der Schwab',
„„Sie ſind ſehr gut gerathen.""

„Habt ihr noch große Männer?" frug
Der König. „„Im Augenblicke
Fehlt es an großen,"" erwidert der Schwab',
„„Wir haben jetzt nur dicke.""

„Hat Menzel," frug weiter der König, „ſeitdem
Noch viel' Maulſchellen erhalten?"
„„Ich danke der Nachfrag',"" erwidert der Schwab',
„„Er hat noch genug an den alten.""

Der König ſprach: „Du biſt nicht ſo dumm,
Als wie du ausſiehſt, mein Holder."
„„Das kommt,"" erwidert der Schwab', „„weil mich
In der Wiege vertauſcht die Kobolder.""

Der König ſprach: „Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun ſage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimat getrieben?"

Der Schwabe antwortet: „„Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleiſch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.""

„Erbitte dir eine Gnade," ſprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „„O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

Der Menſch iſt frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutſchen Volk
Zurück ſeine Menſchenrechte!""

Der König ſtand erſchüttert tief —
Es war eine ſchöne Scene; —
Mit ſeinem Rockärmel wiſchte ſich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König ſprach endlich: „Ein ſchöner Traum! —
Leb wohl, und werde geſcheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter,

„Zwei ſichre Gendarmen, Die ſollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muſs zur Parade gehn,
Schon hör' ich[2] die Trommel rühren."

[2] Ich hör' ſchon

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König ſeitdem nicht mehr
Die Kindlein zu ſich kommen.

Kobes I.

Im Jahre achtundvierzig hielt,
Zur Zeit der großen Erhitzung,
Das Parlament des deutſchen Volks
Zu Frankfurt ſeine Sitzung.

Damals ließ auch auf dem Römer dort
Sich ſehen die weiße Dame,
Das unheilkündende Geſpenſt;
Die Schaffnerin iſt ſein Name.

Man ſagt, ſie laſſe ſich jedesmal
Des Nachts auf dem Römer ſehen,
So oft einen großen Narrenſtreich
Die lieben Deutſchen begehen.

Dort ſah ich ſie ſelbſt um jene Zeit
Durchwandeln die nächtliche Stille
Der öden Gemächer, wo aufgehäuft
Des Mittelalters Gerülle.

Die Lampe und ein Schlüſſelbund
Hielt ſie in den bleichen Händen;
Sie ſchloß die großen Truhen auf
Und die Schränke an den Wänden.

Da liegen die Kaiſer-Inſignia,
Da liegt die goldne Bulle,
Der Scepter, die Krone, der Apfel des Reichs
Und manche ähnliche Schrulle.

Da liegt das alte Kaiſer-Ornat,
Verblichen purpurner Plunder,
Die Garderobe des deutſchen Reichs,
Verroſtet, vermodert jetzunder.

Die Schaffnerin ſchüttelt wehmüthig das Haupt
Bei dieſem Anblick, doch plötzlich
Mit Widerwillen ruft ſie aus:
„Das Alles ſtinkt entſetzlich!

„Das Alles ſtinkt nach Mäuſedreck,
Das iſt verfault und verſchimmelt,
Und in dem ſtolzen Lumpenkram
Das Ungeziefer wimmelt.

„Wahrhaftig, auf dieſem Hermelin,
Dem Krönungsmantel, dem alten,
Haben die Katzen des Römerquartiers
Ihr Wochenbett gehalten.

„Da hilft kein Ausklopfen! Daſs Gott ſich erbarm'
Des künftigen Kaiſers! Mit Flöhen
Wird ihn der Krönungsmantel gewiſs
Auf Lebenszeit verſehen.

„Und wiſſet, wenn es den Kaiſer juckt,
So müſſen die Völker ſich kratzen —
O Deutſche! Ich fürchte, die fürſtlichen Flöh',
Die koſten euch manchen Batzen.

„Jedoch wozu noch Kaiſer und Flöh'?
Verroſtet iſt und vermodert
Das alte Koſtüm — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

„Mit Recht ſprach auch der deutſche Poet
Zum Rothbart im Kyffhäuſer:
„„Betracht' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer!""

„Doch wollt ihr durchaus ein Kaiſerthum,
Wollt ihr einen Kaiſer küren,
Ihr lieben Deutſchen! laſſt euch nicht
Von Geiſt und Ruhm verführen.

„Erwählet kein Patricierkind,
Erwählet einen vom Plebſe,
Erwählt nicht den Fuchs und nicht den Leu,
Erwählt den dümmſten der Schöpſe.

„Erwählt den Sohn Kolonia's
Den dummen Kobes von Köllen;
Der iſt in der Dummheit faſt ein Genie,
Er wird ſein Volk nicht prellen.

„Ein Klotz iſt immer der beſte Monarch,
Das zeigt Äſop in der Fabel;
Er friſſt uns arme Fröſche nicht,
Wie der Storch mit dem langen Schnabel.

„Seid ſicher, der Kobes wird kein Tyrann,
Kein Nero, kein Holofernes;
Er hat kein grauſam antikes Herz,
Er hat ein weiches, modernes.

„Der Krämerſtolz verſchmähte dies Herz,
Doch an die Bruſt des Heloten
Der Werkſtatt warf der Gekränkte ſich
Und ward die Blume der Knoten.

„Die Brüder der Handwerksburſchenſchaft
Erwählten zum Sprecher den Kobes;
Er theilte mit ihnen ihr letztes Stück Brot,
Sie waren voll ſeines Lobes.

„Sie rühmten, daſs er nie ſtudiert
Auf Univerſitäten,
Und Bücher ſchrieb aus ſich ſelbſt heraus,
Ganz ohne Fakultäten.

Ja, ſeine ganze Ignoranz
Hat er ſich ſelbſt erworben;
Nicht fremde Bildung und Wiſſenſchaft
Hat je ſein Gemüth verdorben.

„Gleichfalls ſein Geiſt, ſein Denken blieb
Ganz frei vom Einfluſs abſtrakter
Philoſophie — Er blieb Er ſelbſt!
Der Kobes iſt ein Charakter.

„In ſeinem ſchönen Auge glänzt
Die Thräne, die ſtereotype;
Und eine dicke Dummheit liegt
Beſtändig auf ſeiner Lippe.

„Er ſchwätzt und flennt und flennt und ſchwätzt,
Worte mit langen Ohren!
Eine ſchwangere Frau, die ihn reden gehört,
Hat einen Eſel geboren.

„Mit Bücherſchreiben und Stricken vertreibt
Er ſeine müßigen Stunden:
Es haben die Strümpfe, die er geſtrickt
Sehr großen Beifall gefunden.

„Apoll und die Muſen muntern ihn auf,
Sich ganz zu widmen dem Stricken —
Sie erſchrecken, ſo oft ſie in ſeiner Hand
Einen Gänſekiel erblicken.

„Das Stricken mahnt an die alte Zeit
Der Funken. Auf ihren Wachtpoſten
Standen ſie ſtrickend — die Helden von Köln,
Sie ließen die Eiſen nicht roſten.

„Wird Kobes Kaiſer, ſo ruft er gewiß
Die Funken wieder ins Leben.
Die tapfere Schar wird ſeinen Thron
Als Kaiſergarde umgeben.

„Wohl möcht' ihn gelüſten, an ihrer Spitz'
In Frankreich einzudringen,
Elſaß, Burgund und Lothringerland
An Deutſchland zurückzubringen.

„Doch fürchtet Nichts, er bleibt zu Haus;
Hier feſſelt ihn friedliche Sendung,
Die Ausführung einer hohen Idee,
Des Kölner Doms Vollendung.

„Iſt aber der Dom zu Ende gebaut,
Dann wird ſich der Kobes erboſen
Und mit dem Schwerte in der Hand
Zur Rechenſchaft ziehn die Franzoſen.

„Er nimmt ihnen Elſaß und Lothringen ab,
Das ſie dem Reiche entwendet,
Er zieht auch ſiegreich nach Burgund —
Sobald der Dom vollendet.

„Ihr Deutſche! bleibt ihr bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiſer,
So ſei es ein Karnevalskaiſer von Köln
Und Kobes der Erſte heiß' er!

„Die Gecken des Kölner Faſchingvereins,
Mit klingelnden Schellenkappen,
Die ſollen ſeine Miniſter ſein;
Er trage den Strickſtrumpf im Wappen.

„Der Drickes ſei Kanzler, und nenne ſich
Graf Drickes von Drickeshauſen;
Die Staatsmaitreſſe Marizzebill,
Die ſoll den Kaiſer lauſen.

„In ſeiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes reſidieren —
Und hören die Kölner die frohe Mähr,
Sie werden illuminieren.

„Die Glocken, die eiſernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle,
Und die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland
Erwachen in ihrer Kapelle.

„Sie treten hervor mit dem Klappergebein,
Sie tänzeln vor Wonne und ſpringen.
Halleluja und Kyrie
Eleiſon hör' ich ſie ſingen." — —

So ſprach das weiße Nachtgeſpenſt,
Und lachte aus voller Kehle;
Das Echo ſcholl ſo ſchauerlich
Durch alle die hallenden Säle.

Vermittlung.[*]

Du biſt begeiſtert, du haſt Muth —
Auch Das iſt gut!
Doch kann man mit Begeiſtrungsſchätzen
Nicht die Beſonnenheit erſetzen.

Der Feind, ich weiß es, kämpfet nicht
Für Recht und Licht —
Doch hat er Flinten und nicht minder
Kanonen, viele Hundertpfünder.

Nimm ruhig dein Gewehr zur Hand —
Den Hahn geſpannt —
Und ziele gut — wenn Leute fallen,
Mag auch dein Herz vor Freude knallen.

[*] Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach.“ 7. Jahrgang 1857.

Die Wahleſel*.

Die Freiheit hat man ſatt am End',
Und die Republik der Thiere
Begehrte, daſs ein einz'ger Regent
Sie abſolut regiere.

Jedwede Thiergattung verſammelte ſich,
Wahlzettel wurden geſchrieben;
Parteiſucht wüthete fürchterlich,
Intrigen wurden getrieben.

Das Komité der Eſel ward
Von Alt-Langohren regieret;
Sie hatten die Köpfe mit einer Kokard',
Die ſchwarz-roth-gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte ſie nicht zu ſtimmen;
Sie hatte Angſt vor dem Geſchrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als Einer jedoch die Kandidatur
Des Roſſes empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und ſchrie: „Du biſt ein Verräther!

---

*) Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach." 7. Jahrgang. 1857.

„Du biſt ein Verräther, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eſelsblute;
Du biſt kein Eſel, ich glaube ſchier,
Dich warf eine welſche Stute.

„Du ſtammſt vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie iſt geſtreift zebräiſch;
Auch deiner Stimme näſelnder Laut
Klingt ziemlich ägyptiſch-hebräiſch.

„Und wärſt du kein Fremdling, ſo biſt du doch nur
Verſtandeseſel, ein kalter;
Du kennſt nicht die Tiefen der Eſelsnatur,
Dir klingt nicht ihr myſtiſcher Pſalter.

„Ich aber verſenkte die Seele ganz
In jenes ſüße Gedöſel!
Ich bin ein Eſel, in meinem Schwanz
Iſt jedes Haar ein Eſel.

„Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav';
Ein deutſcher Eſel bin ich.
Gleich meinen Vätern. Sie waren ſo brav,
So pflanzenwüchſig, ſo ſinnig.

„Sie ſpielten nicht mit Galanterei
Frivole Laſterſpiele;
Sie trabten täglich, friſch-fromm-fröhlich-frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

„Die Väter ſind nicht todt! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die ſterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun ſie auf uns mit Vergnügen.

„Verklärte Eſel im Gloria-Licht!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen.

„O welche Wonne, ein Eſel zu ſein!
Ein Enkel von ſolchen Langohren!
Ich möcht' es von allen Dächern ſchrein:
Ich bin als ein Eſel geboren!

„Der große Eſel, der mich erzeugt,
Er war von deutſchem Stamme;
Mit deutſcher Eſelsmilch geſäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme.

„Ich bin ein Eſel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eſelei,
Am Eſelthume halten.

„Und weil ich ein Eſel, ſo rath' ich euch,
Den Eſel zum König zu wählen;
Wir ſtiften das große Eſelreich,
Wo nur die Eſel befehlen.

„Wir alle ſind Eſel! I—A! I—A!
Wir ſind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Roſſen! Es lebe, hurrah!
Der König vom Eſelsgeſchlechte!“

So ſprach der Patriot. Im Saal
Die Eſel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und ſtampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geſchmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte ſtumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

Affrontenburg.

Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß,
Das alte Schloß mit Thurm und Zinne
Und ſeinem blöden Menſchenvolk,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinne.

Ich ſehe ſtets die Wetterfahn',
Die auf dem Dach ſich raſſelnd drehte.
Ein Jeder blickte ſcheu hinauf,
Bevor er nur den Mund aufthäte.

Wer ſprechen wollt', erforſchte erſt
Den Wind, aus Furcht, es möchte plötzlich
Der alte Brummbär Boreas
Anſchnauben ihn nicht ſehr ergötzlich.

Die Klügſten freilich ſchwiegen ganz —
Denn ach, es gab an jenem Orte
Ein Echo, das im Wiederklatſch
Boshaft verfälſchte alle Worte.

Inmitten im Schloßgarten ſtand
Ein ſphinxgezierter Marmorbronnen,

Der immer trocken war, obgleich
Gar manche Thräne dort geronnen.

Vermaledeiter Garten! Ach,
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Da gab's wahrhaftig keinen Baum,
Worunter nicht Beleidigungen
Mir zugefüget worden ſind
Von feinen und von groben Zungen.

Die Kröte, die im Gras gelauſcht,
Hat Alles mitgetheilt der Ratte,
Die ihrer Muhme Viper gleich
Erzählt, was ſie vernommen hatte.

Die hat's geſagt dem Schwager Froſch[1] —
Und ſolcherweis erfahren konnte
Die ganze ſchmutz'ge Sippſchaft ſtracks
Die mir erwieſenen Affronte.

Des Gartens Roſen[2] waren ſchön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Doch früh hinwelkend ſtarben ſie
An einem ſonderbaren Gifte.[3]

Zu Tod iſt auch erkrankt ſeitdem
Die Nachtigall, der edle Sproſſer,
Der jenen Roſen ſang ſein Lied; —
Ich glaub', vom ſelben Gift genoß er.[4]

[1] dem Vetter Froſch —

[2] Des Gartens Blumen

[3] Sie welkten hin, ſie ſtarben früh
An einem ungeſunden Gifte.

[4] Daſſelbe ungeſunde Gift,
Das hat auch ſpäterhin getödtet
Die Nachtigall, die einſt ihr Lied
Den kranken Roſen vorgeflötet.

Vermaledeiter Garten! Ja,
Es war, als ob ein Fluch drauf laſte;
Manchmal am hellen, lichten Tag
Mich dort Geſpenſterfurcht erfaſſte.[5]

Mich grinſte an der grüne Spuk,
Er ſchien mich grauſam zu verhöhnen,
Und aus den Taxusbüſchen drang
Alsbald ein Ächzen, Röcheln, Stöhnen.[6]

Am Ende der Allee erhob
Sich die Terraſſe, wo die Wellen
Der Nordſee zu der Zeit der Fluth
Tief unten am Geſtein zerſchellen.

Dort ſchaut man weit hinaus ins Meer.
Dort ſtand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Bruſt —
Das war ein Toſen, Raſen, Schäumen —

Ein Schäumen, Raſen, Toſen war's,
Ohnmächtig gleichfalls wie die Wogen,
Die kläglich brach der harte Fels,
Wie ſtolz ſie auch herangezogen.

Mit Neid ſah ich die Schiffe ziehn
Vorüber nach beglückten Landen —
Doch mich hielt das verdammte Schloß
Gefeſſelt in verfluchten Banden.

---

[5] Ein Geiſterſchauer mich ergriff
Am hellen, lichten Tag zuweilen
In jenem Garten — Grauenhaft
Scholl in der Fern' der Hunde Heulen.

[6] Der grüne Spuk, er pflegte mich
Unheimlich höhniſch anzugrinſen;
Wie leichenwitternd hört' ich dann
Den Schloßhund in der Ferne winſeln.

Zum „Lazarus.“

1.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr[1] nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig.

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt Das eine Antwort?

---

[1] Gott der Herr

2.

Es hatte mein Haupt die ſchwarze Frau
Zärtlich ans Herz geſchloſſen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Thränen gefloſſen.

Sie küſſte mich lahm, ſie küſſte mich krank,
Sie küſſte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib iſt jetzt ein Leichnam, worin
Der Geiſt iſt eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirſch zu Sinn,
Er tobt und raſt und berſerkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein ſchlimmſter Fluch
Wird keine Fliege tödten.
Ertrage die Schickung, und verſuch,
Gelinde zu flennen, zu beten.

3.

Wie langſam kriechet ſie dahin,
Die Zeit, die ſchauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegunglos
Blieb ich hier auf demſelben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenſtrahl, kein Hoffnungſchimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertauſch' ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich geſtorben längſt;
Es ſind vielleicht nur Spukgeſtalten
Die Phantaſieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.[1]

Es mögen wohl Geſpenſter ſein,
Altheidniſch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters. —

Die ſchaurig ſüßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geiſtertreiben,[2]
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuſchreiben.

---

1) Vielleicht ſind, ach! nur Spukgeſtalten
Die Phantaſien, die mit im Hirn
Den nächtlich bunten Umzug halten.

2) Die ſchaurig ſüßen Orgia
Der Nacht, das tolle Geiſtertreiben.

4.

Einſt ſah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf ſtolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todesſiech und elend,
Jetzt, wo geſchaufelt ſchon die Gruft,
Oft im Gedächtnis höhnend, quälend,
Spukt der verſchmähten Blumen Duft.

Beſonders eine feuergelbe
Viole brennt mir ſtets im Hirn.
Wie reut es mich, daß ich dieſelbe
Nicht einſt genoß, die tolle Dirn'.

Mein Troſt iſt: Lethe's Waſſer haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menſchenherz zu laben
Mit des Vergeſſens ſüßer Nacht.

5.

Ich ſah ſie lachen, ſah ſie lächeln,
Ich ſah ſie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugeſehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit;
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speiſt' ich zu Mittag mit App'tit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübnis
Denk' ich der längſtverſtorbnen Schar;
Wie lodernd plötzliche Verliebnis
Stürmt's auf im Herzen wunderbar!

Beſonders ſind es Julchens Thränen,
Die im Gedächtnis rinnen mir;
Die Wehmuth wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr! — —

Oft kommt zu mir die todte Blume
Im Fiebertraum; alsdann zu Muth
Iſt mir, als böte ſie poſthume
Gewährung meiner Liebesgluth.[1]

---

[1] Ich ruf' nach dir, du todte Blume,
Im Fiebertraum wird mir zu Muth
Manchmal, als kämeſt du, poſthume
Gewährung ſchenkend meiner Gluth.
(Im Fiebertraum; — mir wird zu Muth
Alsdann, als böteſt du poſthume
Gewährung meiner letzten Gluth.)

Statt mit dieſer und der oben folgenden, ſchloß das Gedicht urſprünglich mit nachſtehender Strophe:
O Julia, du weißt, ich habe
Dich ſtets geliebt, o Julia!
Ich komm', ich hol' dich aus dem Grabe, —
Ich liebe dich, du weißt es ja. —

O zärtliches Phantom, umſchließe
Mich feſt und feſter, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — verſüße
Die Bitternis der letzten Stund'!

6.*

Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht,
So Männer wie Frauenzimmer,
Ich habe große Dummheiten gemacht —
Die Klugheit bekam mir noch ſchlimmer.

Die Magd ward ſchwanger und gebar —
Wozu das viele Gewimmer?
Wer nie im Leben thöricht war,
Ein Weiſer war er nimmer.

7.

Du warſt ein blondes Jungfräulein, ſo artig,
So niedlich und ſo kühl — vergebens harrt' ich
Der Stunde, wo dein Herze ſich erſchlöſſe,
Und ſich daraus Begeiſterung ergöſſe —

---

*) Zum erſtenmal abgedruckt aus dem Manuſkript der „Vermiſchten Schriften." Bd. I.

Begeiſterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verſtand und Proſa achten gringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieſer Erde ſchwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einſt in Sommertagen.
Die Sonne lachte; aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken und die Roſen ſandten
Uns rothe Küſſe, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichſten Gänſeblümchen ſchien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingeſt ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid, voll Zucht und Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netſcher;
Ein Herzchen im Korſett[1] wie'n kleiner Gletſcher.

8.

Vom Schöppenſtuhle der Vernunft
Biſt du vollſtändig freigeſprochen;
Das Urtheil ſagt: „Die Kleine hat
Durch Thun und Reden Nichts verbrochen."

Ja, ſtumm und thatlos ſtandeſt du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —

---

[1] Ein Herzchen in der Bruſt

Du ſchürteſt nicht, du ſprachſt kein Wort,
Und doch muſs dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des böſen Willens dich, und ſagt,
Du habeſt mich zu Grund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugnis bei,
Sie ſchleppt ein Bündel von Urkunden:
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Iſt auch die Klägerin verſchwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Akten ſich geflüchtet —
Nur Eins bleibt im Gedächtnis mir,
Das iſt: ich bin zu Grund gerichtet.

9.

Ein Wetterſtrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief;
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück iſt, wie tief entſetzlich.

Selbſt dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So ſchweigſam ſtandeſt wie ein Bildnis,
Das marmorſchön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend ſein!
Denn ſie ſogar beginnt zu ſprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein ſogar erbarmt ſich mein!

Erſchüttert hat mich, was ich ſah!
Auch du erbarm dich mein und ſpende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende[1]
Die ſchreckliche Tragödia.

10.

Die Geſtalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faſelei iſt jener Zuſatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel iſt das Räthſel
Dieſer wahren Sphinx. Es hatte
Kein ſo ſchweres zu errathen
Frau Jokaſtens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt ſein eignes
Räthſel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Löſungswort,
Fiele dieſe Welt in Trümmer.

[1] Erbarm auch du dich mein und ſpende,
O Gott, mir Ruhe bald; ach, ende

11.

Es ſitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinſen und ſpinnen,
Sie ſeufzen und ſinnen;
Sie ſind gar häßlich anzuſchauen.

Die Erſte trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Deßhalb iſt die Hängelippe ſo trocken.

Die Zweite läßt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreiſe,
In drolliger Weiſe;
Die Augen der Alten ſind roth wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie ſummt Miſerere;
Die Naſe iſt ſpitz, drauf ſitzt eine Warze.

O ſpute dich und zerſchneide
Den Faden, den böſen,
Und laß mich geneſen
Von dieſem ſchrecklichen Lebensleide!

12.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im ſel'gen Land;
Dort find' ich keine ſchönre Frauen,
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinſten Schwingen
Könnt' mir erſetzen dort mein Weib;
Auf Wolken ſitzend Pſalmen ſingen,
Wär' auch nicht juſt mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär' das Beſte,
Du ließeſt mich in dieſer Welt;
Heil nur zuvor mein Leibgebreſte,
Und ſorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es iſt voll Sünd' und Laſter
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf dieſem Erdpechpflaſter
Zu ſchlendern durch das Jammerthal.

Genieren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn ſelten geh' ich aus:
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich ſie ſchwätzen,
Trinkt meine Seele die Muſik
Der holden Stimme mit Ergetzen.
So treu und ehrlich iſt ihr Blick!

Geſundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel' ſchöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

13.*

„Nicht gedacht ſoll ſeiner werden!“
Aus dem Mund der armen alten
Eſther Wolf hört' ich die Worte,
Die ich treu im Sinn behalten.

Ausgelöſcht ſein aus der Menſchen
Angedenken hier auf Erden,
Iſt die Blume der Verwünſchung —
Nicht gedacht ſoll ſeiner werden!

Herz, mein Herz, ſtröm aus die Fluthen
Deiner Klagen und Beſchwerden,
Doch von ihm ſei nie die Rede —
Nicht gedacht ſoll ſeiner werden!

Nicht gedacht ſoll ſeiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund, im dunkeln Grabe,
Du verfaulſt mit meinem Fluche!

Selbſt am Auferſtehungstage,
Wenn, geweckt von den Fanfaren

---

*) Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach,“ 7. Jahrgang. 1857.

Der Poſaunen, ſchlotternd wallen
Zum Gericht die Todtenſcharen,

Und alldort der Engel ablieſt
Vor den göttlichen Behörden
Alle Namen der Geladnen —
Nicht gedacht ſoll ſeiner werden!

14.[*]

Die Liebe begann im Monat März,
Wo mir erkrankte Sinn und Herz.
Doch als der Mai, der grüne, kam:
Ein Ende all mein Trauern nahm.

Es war am Nachmittag um Drei
Wohl auf der Moosbank der Einſiedelei,
Die hinter der Linde liegt verſteckt,
Da hab' ich ihr mein Herz entdeckt.

Die Blumen dufteten. Im Baum
Die Nachtigall ſang, doch hörten wir kaum
Ein einziges Wort von ihrem Geſinge,
Wir hatten zu reden viel' wichtige Dinge.

Wir ſchwuren uns Treue bis in den Tod.
Die Stunden ſchwanden, das Abendroth
Erloſch. Doch ſaßen wir lange Zeit
Und weinten in der Dunkelheit.

[*] Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach." 7. Jahrgang. 1857.

15.*

Dich feſſelt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich ſann,
Das muſſt du denken, muſſt du ſinnen —
Du kannſt nicht meinem Geiſt entrinnen.

Stets weht dich an ſein wilder Hauch,
Und wo du biſt, da iſt er auch;
Du biſt ſogar im Bett nicht ſicher
Vor ſeinem Kuſſe und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geiſt, der iſt lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Neſtchen ihm,
Du wirſt nicht los das Ungethüm,
Und flöheſt du bis China, Japan —
Du wirſt nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin du reiſt,
Sitzt ja im Herzen dir mein Geiſt,
Und denken muſſt du, was ich ſann —
Dich feſſelt mein Gedankenbann!

---

*) Nur mitgetheilt von A. Meißner in deſſen „Nachträgen zu den Erinnerungen an H. Heine.“

16.*

Laß mich mit glühnden Zangen kneipen,
Laß grauſam ſchinden mein Geſicht,
Laß mich mit Ruthen peitſchen, ſtäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten iſt die ſchlimmſte Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechſe
Hab geſtern ich umſonſt geharrt —
Umſonſt; du kamſt nicht, kleine Hexe,
So daß ich faſt wahnſinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamſt du nicht — ich ſank zurück!

Du kameſt nicht — ich raſe, ſchnaube,
Und Satanas raunt mir ins Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquiert ſich deiner, alter Thor!

---

*) Nur mitgetheilt von A. Meißner in deſſen „Nachträgen zu den Erinnerungen an H. Heine.“

17.[*]

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, iſt überwunden
Schon zur Hälfte; und ſo lieg' ich
Jetzt geknebelt und gebunden — —

Wenn ich ſterbe, wird die Zunge
Ausgeſchnitten meiner Leiche;
Denn ſie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Todte
In der Gruft, und nie verrathen
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten.

---

[*] Die nachfolgenden Gedichte, Nr. 17 — 24. ſind nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach," 7. Jahrgang. 1857.

18.

Nachts, erfaſſt vom wilden Geiſte,
Streck' ich die geballten Fäuſte
Drohend aus — jedoch erſchlafft
Sinkt der Arm, mir fehlt die Kraft.

Leib und Seele ſind gebrochen,
Und ich ſterbe ungerochen.
Auch kein Blutsfreund, zornentflammt,
Übernimmt das Rächeramt.

Ach! Blutsfreunde ſind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die ſchnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wuſſten ſie mich hinzuſtrecken —
Leicht erſpäht Familienliſt,
Wo der Held verwundbar iſt.

19.

Ganz entſetzlich ungeſund
Iſt die Erde, und zu Grund,
Ja, zu Grund muſs Alles gehn,
Was hienieden groß und ſchön.

Sind es alten Wahns Phantasmen,
Die dem Boden als Miasmen
Stumm entſteigen und die Lüfte
Schwängern mit dem argen Gifte?

Holde Frauenblumen, welche
Kaum erſchloſſen ihre Kelche
Den geliebten Sonnenküſſen,
Hat der Tod ſchon fortgeriſſen.

Helden, trabend hoch zu Roſs,
Trifft unſichtbar das Geſchoſs;
Und die Kröten ſich beeifern,
Ihren Lorber zu begeifern.

Was noch geſtern ſtolz gelodert,
Das iſt heute ſchon vermodert;
Seine Leier mit Verdruſs
Bricht entzwei der Genius.

O wie klug ſind doch die Sterne!
Halten ſich in ſichrer Ferne
Von dem böſen Erdenrund,
Das ſo tödlich ungeſund.

Kluge Sterne! wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden,
Und mit uns elendig werden —

Wollen nicht mit uns verſinken
In den Twieten, welche ſtinken,
In dem Miſt, wo Würmer kriechen,
Welche auch nicht lieblich riechen —

Wollen immer ferne bleiben
Vom fatalen Erdentreiben,
Von dem Klüngel und Geruddel,
Von dem Erdenkuddelmuddel.

Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun ſie oft auf unſer Wehe;
Eine goldne Thräne fällt
Dann herab auf dieſe Welt.

20.

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte ſtets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunſt ſchlug. Mein Lied war Luſt und Feuer,
Hat manche ſchöne Gluthen angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab' ich die Ernte ſchon in meine Scheuer —
Und jetzt ſoll ich verlaſſen, was ſo theuer,
So lieb und theuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entſinkt das Saitenſpiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich ſo fröhlich eben
An meine übermüth'gen Lippen preſſte.

O Gott! wie häßlich bitter iſt das Sterben!
O Gott! wie ſüß und traulich läſſt ſich leben
In dieſem traulich ſüßen Erdenneſte!

21.

Ich ſeh' im Stundenglaſe ſchon
Den kargen Sand zerrinnen.
Mein Weib, du engelſüße Perſon!
Mich reißt der Tod von hinnen.

Er reißt mich aus deinem Arm, mein Weib,
Da hilft kein Widerſtehen,
Er reißt die Seele aus dem Leib —
Sie will vor Angſt vergehen.

Er jagt ſie aus dem alten Haus,
Wo ſie ſo gerne bliebe.
Sie zittert und flattert — „Wo ſoll ich hinaus?“
Ihr iſt wie dem Floh im Siebe.

Das kann ich nicht ändern, wie ſehr ich mich ſträub',
Wie ſehr ich mich winde und wende;
Der Mann und das Weib, die Seel' und der Leib,
Sie müſſen ſich trennen am Ende.

22.

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weiſ' ich ihn ab. — Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen ſchauen.

Sie ſagen mir, daſs ich nicht mehr
Dem ſchönen Leben angehör',
Daſs ich verfallen dem Todtenreiche,
Ich arme unbegrabene Leiche.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen — Von dieſer Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Luſt und Lieben,
Sind mir die Thränen nur geblieben.

Wie glücklich war ich, wenn ich ſah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör' ich ſchon das fatale Geſchlürfe
Der Kirchhofratten und Grab-Maulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballett, ein ganzes Chor
Von parfümierten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal herangeſprungen,

Mit Kaſtagnetten und Cymbelklang,
In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen,
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen!

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel' holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke — —

23.

Ich war, o Lamm, als Hirt beſtellt,
Zu hüten dich auf dieſer Welt;
Hab' dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Waſſer aus dem Born geletzt.
Wenn kalt der Winterſturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Bruſt erwärmt.
Hier hielt ich feſt dich angeſchloſſen:
Wenn Regengüſſe ſich ergoſſen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felſenbette,
Du bangteſt nicht, haſt nicht gezittert.
Selbſt wenn den höchſten Tann zerſplittert
Der Wetterſtrahl — in meinem Schoß
Du ſchliefeſt ſtill und ſorgenlos.

Mein Arm wird ſchwach, es ſchleicht herbei
Der blaſſe Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenſpiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Beſtattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn ſie ſticht —

O ſchütz' ihr Fließ vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerliebſte Futter ſprießen;
Und laß ſie ſchlafen, ſorgenlos,
Wie einſt ſie ſchlief in meinem Schoß.

24.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich ſie nur ob ihrem Tod,
Dem ſchmerzlos raſchen Verſcheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen ſie froh beim Lebensbankett —
Da trifft ſie jählings die Hippe.

Im Feſtkleid und mit Roſen geſchmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum ſie entſtellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt ſie an ihrem Hof
Zarewna Proſerpine.

Wie ſehr muſs ich beneiden ihr Loos!
Schon ſieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebreſten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht ſterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daſs ich kein Talent
Zum Martyrthume habe.

Ob deiner Inkonſequenz, o Herr,
Erlaube, daſs ich ſtaune:
Du ſchufeſt den fröhlichſten Dichter, und raubſt
Ihm jetzt ſeine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholiſch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholiſch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Chriſten —
O Miſerere! Verloren geht
Der beſte der Humoriſten!

Halleluja.[*]

Am Himmel Sonn' und Mond und Stern',
Sie zeugen von der Macht des Herrn;
Und ſchaut des Frommen Aug' nach oben,
Den Schöpfer wird er preiſen, loben.

Ich brauche nicht ſo hoch zu gaffen,
Auf Erden ſchon ſind' ich genung
Kunſtwerke, welche Gott erſchaffen,
Die würdig der Bewunderung.

Ja, lieben Leute, erdenwärts
Senkt ſich beſcheidentlich mein Blick
Und findet hier das Meiſterſtück
Der Schöpfung: unſer Menſchenherz.

Wie herrlich auch der Sonne Pracht,
Wie lieblich auch in ſtiller Nacht
Das Mondenlicht, der Sterne Glanz,
Wie ſtrahlend der Kometenſchwanz —

Die Himmelslichter alleſammt,
Sie ſind nur eitel Pfennigskerzen,
Vergleich' ich ſie mit jenem Herzen,
Das in der Bruſt des Menſchen flammt.

---

[*] Nur abgedruckt in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach.“ 7. Jahrgang. 1857.

Das iſt die Welt in Miniatur,
Hier giebt es Berge, Wald und Flur,
Einöden auch mit wilden Beſtien,
Die oft das arme Herz beläſt'gen. —

Hier ſtürzen Bäche, rauſchen Flüſſe,
Hier gähnen Gründe, Felsabſchüſſe,
Viel' bunte Gärten, grüne Raſen,
Wo Lämmlein oder Eſel graſen. —

Hier giebt's Fontänen, welche ſpringen,
Derweilen arme Nachtigallen,
Um ſchönen Roſen zu gefallen,
Sich an den Hals die Schwindſucht ſingen.

Auch an Abwechslung fehlt es nicht;
Heut iſt das Wetter warm und licht,
Doch morgen ſchon iſt's herbſtlich kalt,
Und nebelgrau die Flur, der Wald.

Die Blumen, ſie entlauben ſich,
Die Winde ſtürmen fürchterlich,
Und endlich flockt herab der Schnee,
Zu Eis erſtarren Fluſs und See.

Jetzt aber giebt es Winterſpiele,
Vermummt erſcheinen die Gefühle,
Ergeben ſich dem Mummenſchanz
Und dem berauſchten Maſkentanz. —

Freilich, inmitten dieſer Freuden
Beſchleicht ſie oft geheimes Leiden,
Trotz Mummenſchanz und Tanzmuſik,
Sie ſeufzen nach verlornem Glück. —

Da plötzlich kracht's. — Erſchrecke nicht!
Es iſt das Eis, das jetzo bricht:
Die Rinde ſchmilzt, die froſtig glatte,
Die unſer Herz umſchloſſen hatte.

Entweichen muſs, was kalt und trübe;
Es kehrt zurück — o Herrlichkeit! —
Der Lenz, die ſchöne Jahreszeit,
Geweckt vom Zauberſtab der Liebe! —

Groß iſt des Herren Gloria,
Hier unten groß, wie in der Höh',
Ich ſinge ihm ein Kyrie
Eleiſon und Halleluja.

Er ſchuf ſo ſchön, er ſchuf ſo ſüß
Das Menſchenherze, und er blies
Hinein des eignen Odems Geiſt,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Muſen, fort! in frömmern Weiſen
Will ich den Herrn der Schöpfung preiſen.

Fort mit der Heiden Muſika!
David's frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgeſang!
Mein Pſalm ertönt: Halleluja!

Himmelfahrt.

Der Leib lag auf der Todtenbahr',
Jedoch die arme Seele war,
Entriſſen irdiſchem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.

Dort klopft' ſie an die hohe Pforte,
Und ſeufzte tief und ſprach die Worte:
„Sankt Peter, komm und ſchließe auf!
Ich bin ſo müde vom Lebenslauf —
Ausruhen möcht' ich auf ſeidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte ſpielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh!“

Man hört Pantoffelgeſchlappe jetzund,
Auch klirrt es wie ein Schlüſſelbund,
Und aus einem Gitterfenſter am Thor
Sankt Peter's Antlitz ſchaut hervor.

Er ſpricht: „Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten —
Sie kommen einzeln und in Rotten,
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und ſelig ſein.
Holla! Holla! Für Galgengeſichter
Von eurer Art, für ſolches Gelichter

Sind nicht erbaut die himmliſchen Hallen —
Ihr ſeid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch ſchnelle
Zum ſchwarzen Pfuhle der ewigen Hölle!“ —

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er ſpricht
Gutmüthig am Ende die tröſtenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken ſcheinſt du nicht zu gehören —
Nu! Nu! ich will deinen Wunſch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag juſt
Und mich erweicht barmherzige Luſt —
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du biſt; ſag mir zugleich,
Ob du vermählt warſt? — Ehliches Dulden
Sühnt oft des Menſchen ärgſte Schulden:
Ein Ehmann braucht nicht in der Hölle zu ſchmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelsthoren.“

Die Seele antwortet: „Ich bin aus Preußen,
Die Vaterſtadt iſt Berlin geheißen.
Dort rieſelt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wäſſern die jungen Kadette;
Sie fließt gemüthlich über, wenn's regent —
Berlin iſt auch eine ſchöne Gegend!
Dort bin ich Privatdocent geweſen,
Und hab' über Philoſophie geleſen —
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat ſie oft entſetzlich krakehlt,
Beſonders wenn im Haus kein Brot —
Drauf bin ich geſtorben und bin jetzt todt.“

Sankt Peter rief: „O weh! o weh!
Die Philoſophie iſt ein ſchlechtes Metier.

Wahrhaftig, ich begreiſe nie,
Warum man treibt Philoſophie.
Sie iſt langweilig und bringt Nichts ein,
Und gottlos iſt ſie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Xantuppe
Oft über die magre Waſſerſuppe,
Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröſtend angelächelt hätt' —
Nun, ſei getroſt, du arme Seele!
Ich habe zwar die ſtrengſten Befehle,
Jedweden, der ſich je im Leben
Mit Philoſophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutſchen,
Ich ſoll ihn ſchimpflich von hinnen peitſchen —
Doch mein Geburtstag, wie geſagt,
Iſt eben heut, und fortgejagt
Sollſt du nicht werden, ich ſchließe dir auf
Das Himmelsthor, und jetzo lauf
Geſchwind herein —

„Jetzt biſt du geborgen!
Den ganzen Tag, vom frühen Morgen
Bis Abends ſpät, kannſt du ſpazieren
Im Himmel herum, und träumend flanieren
Auf edelſteingepflaſterten Gaſſen.
Doch wiſſe, hier darfſt du dich nie befaſſen
Mit Philoſophie; du würdeſt mich
Kompromittieren fürchterlich —
Hörſt du die Engel ſingen, ſo ſchneide
Ein ſchiefes Geſicht verklärter Freude, —
Hat aber gar ein Erzengel geſungen,
Sei gänzlich von Begeiſtrung durchdrungen,

Und ſag ihm, daß die Malibran
Niemals beſeſſen ſolchen Sopran —
Auch applaudiere immer die Stimm'
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche ſie mit Signor Rubini,
Mit Mario und Tamburini —
Gieb ihnen den Titel von Excellenzen
Und knickre nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geſchmeichelt werden —
Der Weltkapellenmeiſter hier oben,
Er ſelbſt ſogar, hört gerne loben
Gleichfalls ſeine Werke, er hört es gern
Wenn man lobſinget Gott dem Herrn,
Und ſeinem Preis und Ruhm ein Pſalm
Erklingt im dickſten Weihrauchqualm.

„Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir; dann ſpielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Lanzknecht bis zum König Pharo.
Wir trinken auch — Doch, Apropos!
Begegnet dir von ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich, woher
Du ſeieſt, ſo ſage nicht: aus Berlin,
Sag lieber: aus München oder aus Wien.“

Die Wahlverlobten.

Du weinſt und ſiehſt mich an, und meinſt,
Daſs du ob meinem Elend weinſt —
Du weißt nicht, Weib! dir ſelber gilt
Die Thrän', die deinem Aug' entquillt.

O, ſage mir, ob nicht vielleicht
Zuweilen dein Gemüth beſchleicht
Die Ahnung, die dir offenbart,
Daſs Schickſalswille uns gepaart?
Vereinigt, war uns Glück hienieden,
Getrennt, nur Untergang beſchieden.

Im großen Buche ſtand geſchrieben,
Wir ſollten uns einander lieben.
Dein Platz, er ſollt' an meiner Bruſt ſein,
Hier wär' erwacht dein Selbſtbewuſſtſein:
Ich hätt' dich aus dem Pflanzenthume
Erlöſt, emporgeküſſt, o Blume,
Empor zu mir, zum höchſten Leben —
Ich hätt' dir eine Seel' gegeben.

Jetzt, wo gelöſt die Räthſel ſind,
Der Sand im Stundenglas verrinnt —
O weine nicht, es muſſte ſein —
Ich ſcheide, und du welkſt allein;
Du welkſt, bevor du noch geblüht,
Erlöſcheſt, eh' du noch geglüht;

Du ſtirbſt, dich hat der Tod erfaſſt,
Bevor du noch gelebet haſt.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! du biſt es,
Die ich geliebt. Wie bitter iſt es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde ſchlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm iſt zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl! Wir ſcheiden heut
Auf immerdar. Kein Wiederſehn
Giebt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit iſt dem Staub verfallen,
Du wirſt zerſtieben, wirſt verhallen.
Viel anders iſt es mit Poeten,
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —
Leb wohl auf ewig, ſchöne Leiche!

Für die Mouche.*

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reſte alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaiſſance.

---

*) Dies vermuthlich letzte Gedicht Heine's, im Januar 1856 geſchrieben, iſt nur in A. Meißner's „H. Heine, Erinnerungen ...“ abgedruckt.

Nur hie und da, mit doriſch ernſtem Knauf,
Hebt aus dem Schutt ſich einzeln eine Säule,
Und ſchaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob ſie ſpotte ſeiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Menſch und Thier vermiſcht, Centaur und Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es ſteht ein offner Marmorſarkophag
Ganz unverſtümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unverſehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend ſanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie ſcheinen mühſam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten ſieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Geſtalten.

Hier ſieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit ſeinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva ſtehn dabei, ſind Beid'
Verſehn mit keuſchem Schurz von Feigenblättern.

Hier ſieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor ſah man;
Moſes und Aaron gleich daneben ſtand,
Auch Eſther, Judith, Holofern und Haman.

Deßgleichen war zu ſehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proſerpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben ſtand der Eſel Balaam's
— Der Eſel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort ſah man auch die Prüfung Abraham's
Und Loth, der mit den Töchtern ſich beſoffen.

Hier war zu ſchaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüſſel,
Die Hölle ſah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsſchlüſſel.

Abwechſelnd wieder ſah man hier ſkulpiert
Des geilen Jovis Brunſt und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu ſehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeſchürzte Nymphen, Doggen,
Hier ſah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält ſein Arm den Rocken.

Daneben iſt der Sinai zu ſehn,
Am Berg ſteht Iſrael mit ſeinen Ochſen,
Man ſchaut den Herrn als Kind im Tempel ſtehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegenſätze ſind hier grell gepaart,
Des Griechen Luſtſinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide ſchlingt der Epheu ſeine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen ſolcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich ſelber ſei
Der todte Mann im ſchönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruheſtätt'
Stand eine Blume, räthſelhaft geſtaltet,
Die Blätter ſchwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt ſie die Blum' der Paſſion
Und ſagt, ſie ſei dem Schädelberg entſproſſen,
Als man gekreuzigt hat den Gottesſohn,
Und dort ſein welterlöſend Blut gefloſſen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe dieſe Blum',
Und alle Marterinſtrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge ſie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requiſiten der Paſſion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beiſpiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe ſtand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küſſt ſie mir die Hand,
Küſſt Stirne mir und Augen, troſtlos ſchweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltſamlich,
Die Blum' der Paſſion, die ſchwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis ſich,
Und das iſt Sie — die Liebſte, ja, Dieſelbe!

Du warſt die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küſſen muſſt' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen ſind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geſchloſſen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beſtändig dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Graſe glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag, was ſie duften, Nachtviol' und Roſen —
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner ſchlummerkühlen Marmortruhe
Den ſchönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungeſtörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesſtille, du,
Nur du kannſt uns die beſte Wolluſt geben,
Den Kampf der Leidenſchaft, Luſt ohne Ruh',
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es ſchwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich ſich ein Lärm erhoben:
Es war ein ſcheltend, ſtampfend wüſter Streit,
Ach, meine Blum' verſcheuchte dieſes Toben!

Ja, draußen ſich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeiſe, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basrelieffe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und diſputieren dieſe Marmorſchemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Moſis Anathemen!

O, dieſer Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geſchieden ſein der Menſchheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, ſchimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieſer Kontroverſe, der langweil'gen,
Da war zumal der Eſel Balaam's,
Der überſchrie die Götter und die Heil'gen!

Mit dieſem I—a, I—a, dem Gewiehr,
Dem ſchluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung ſchier das dumme Thier,
Ich ſelbſt zuletzt ſchrie auf — und ich erwachte.

Epilog.

Unſer Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrenthum!
Eine beſſre Wärme giebt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küſſt
Und beträchtlich riecht nach Miſt.
Gleichfalls eine beſſre Wärme
Wärmt dem Menſchen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punſch
Oder Grog nach Herzenswunſch
In den niedrigſten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen ſind entlaufen,
Aber leben, athmen, ſchnaufen,
Und beneidenswerther ſind,
Als der Thetis großes Kind. —
Der Pelide ſprach mit Recht:
„Leben wie der ärmſte Knecht
In der Oberwelt, iſt beſſer,
Als am ſtygiſchen Gewäſſer
Schattenführer ſein, ein Heros,
Den beſungen ſelbſt Homeros.“

◆

Noten.

I.

Zu Seite 21:

Rhampſenit.

„Des Königs Rhampſenitus Reichthum an Geld, ſagten die ägyptiſchen Prieſter, ſei ſo groß geweſen, daſs ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten oder ihm nahe kommen konnte. Da er nun ſeine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein ſteinernes Gemach erbaut, das mit einer ſeiner Wände an den äußern Flügel ſeines Hauſes ſtieß. Der Werkmeiſter davon habe nun, aus böſen Abſichten, Folgendes angeſtellt. Einen der Steine habe er ſo eingerichtet, daſs er ſich von zwei Männern oder von Einem leicht aus der Wand herausnehmen ließ. Und als dieſes Gemach aufgeführt war, verwahrte der König ſeine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeiſter, kurz vor ſeinem Lebensende, ſeine Söhne (deren er zwei hatte) und erzählte denſelben, wie er für ſie geſorgt, daſs ſie vollauf zu leben hätten, und den Kunſtgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe; und nach genauer Beſchreibung, wie der Stein herauszunehmen ſei, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn ſie immer auf dieſe Acht hätten, würden ſie Verwalter von den Schätzen des Königs ſein. Darauf endigte er ſein Leben; ſeine Söhne aber ſchoben das Werk nicht lange auf: ſie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er ſich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu ſehen, wuſste aber doch Niemanden Schuld zu geben, da die Siegel (an der Thüre) unverſehrt waren, und das Gemach verſchloſſen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Öffnen die Schätze immer vermindert ſah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte er's alſo. Er ließ Schlingen verfertigen und legte ſie um die Gefäße her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen wie zuvor, und einer hineinſchlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er ſogleich in der Schlinge gefangen. So wie er aber ſeine Noth bemerkte, rief er ſogleich ſeinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß Denſelben eiligſt hereinſchlüpfen und ihm den Kopf abſchneiden, damit er nicht, ſähe man ihn und fände wer er ſei, Denſelben ebenfalls ins Verderben brächte. Dem ſchien Das wohlgeſprochen, und er befolgte es wirklich, paſſte dann den Stein wieder in die Fuge und ging nach Hauſe mit dem Kopf ſeines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge ſtak, während das Gemach unbeſchädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieſer Verlegenheit ſoll er es nun alſo gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und ſtellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls ſie Einen weinen oder wehklagen ſähen, Den ſollten ſie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, ſoll es ſeiner Mutter arg geweſen ſein. Sie ſprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne, und gebot ihm, es zu veranſtalten, wie er nur könne, daſs er den Leib ſeines Bruders herunterkriege; und, wenn er Das unterlaſſen wollte, drohte ſie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, daſs er die Schätze habe. Als ſich nun die Mutter ſo hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und Alles, was er ihr ſagte, vergeblich war, ſoll er folgenden Kunſtgriff angewandt haben. Er ſchirrte Eſel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Eſel vor ſich her; und als er an die Wache des aufgehängten Todten kam, ſo zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der Wein auslief, ſchlug er ſich vor den Kopf mit lautem Geſchrei, als wiſſe er nicht, zu welchem Eſel er ſich zuerſt wenden ſolle. Die Wächter aber ſahen nicht ſo bald die Menge Wein, die auslief, als ſie ſämmtlich mit Gefäßen in den Weg rannten und den ausfließenden Wein als gute Beute einſammelten, worüber er ſich zornig ſtellte und Alle ausſchalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, ſtellte er ſich, als werde er allmählich ruhiger und ſein Zorn laſſe nach; und zuletzt trieb er die Eſel aus dem Wege und ſchirrte ſie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch Der und Jener ſeinen Spaß mit ihm hatte und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu, und jetzt beſchloſſen ſie, an Ort und Stelle ſich zum Trinken zu legen, wollten auch ihn dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er ſich denn auch verſtand und dablieb. Endlich, als ſie ihm beim Trinken herzlich ſchön thaten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, ſtreckten ſie ſich an derſelben Stelle hin, wo ſie getrunken hatten. Nun nahm er, da es ſchon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und ſchor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab, legte dann den Leichnam auf die Eſel und trieb ſie nach Haus, nachdem er ſo, was ihm ſeine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König ſoll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes ſei entwendet, ſehr arg empfunden haben; und da er durchaus ausfindig machen wollte, wer in aller Welt Solches angeſtellt habe, ſoll er, was mir einmal nicht glaubwürdig iſt, Folgendes gethan haben. Er ließ ſeine Tochter in der Bude feil ſitzen, und gab ihr auf, Jeden ohne Unterſchied anzunehmen; ehe ſie aber zuſammenkamen, müſſe ihr Jeder den klügſten und den ſündlichſten Streich ſagen, den er in ſeinem Leben ausgeführt, und wenn da Einer die Geſchichte mit dem Dieb erzähle. Den ſolle ſie ergreifen und nicht herauslaſſen. Dies that das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war; der Dieb aber, der verſtand, wo Das hinaus wolle, beſchloſs, den König noch an Verſchlagenheit zu übertreffen, und ſoll Folgendes gethan haben. Er ſchnitt den ganzen Arm vom friſchen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da ſie ihn ebenſo wie die Andern befragte, erzählte er ihr, als ſeinen ſündlichſten Streich, daſs er ſeinem Bruder, der im Schatz des Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeſchnitten, und als den klügſten, daſs er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam ſeines Bruders herunter genommen habe. Als ſie Das hörte, wollte ſie ihn faſſen; der Dieb aber ſtreckte ihr im Dunkeln den Arm des Todten hin, worauf ſie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, ſeinen eigenen Arm feſtzuhalten; und nun ließ er denſelben los und entwiſchte ſchnell zur Thüre hinaus. Als nun auch Dieſes dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menſchen. Zuletzt ſoll er aber in ſämmtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen laſſen, mit Gewährung von Strafloſigkeit und mit großen Verſprechungen, wenn er ſich vor ſein Angeſicht ſtellen würde. Dem habe der Dieb getraut und ſich ihm geſtellt; und Rhampſenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter zur Hausfrau gegeben, als dem allergeſcheiteſten Menſchen; wiefern er nämlich die Ägyptier über alle Andere ſetzte, und ihn über die Ägyptier."

(Herodot's Geſchichte, zweites Buch, 121. Kapitel.)

II.

Zu Seite 36:

Schlachtfeld bei Haſtings.

Sépulture du roi Harold.

„Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandèrent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allèrent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinèrent avec soin l'un après l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et désespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressèrent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maitresse, et la prièrent de se joindre à eux. Elle s'appelait Édithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé."

(p. 349 de l'histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry.)

III.

Zu Seite 164:

Erinnerung.

„Auch der kleine Wilhelm liegt dort (auf dem Kirchhofe), und daran bin ich ſchuld. Wir waren Schulkameraden im Franciskanerkloſter (zu Düſſeldorf) und ſpielten auf jener Seite deſſelben, wo zwiſchen ſteinernen Mauern die Düſſel fließt, und ich ſagte: „Wilhelm, hol doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und luſtig ſtieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riſs das Kätzchen aus dem Waſſer, fiel aber ſelbſt hinein, und als man ihn herauszog, war er naſs und todt — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

(Heinrich Heine's „Reiſebilder," — Sämmtl. Werke, Band 1. Seite 225.)

IV.

Zu Seite 195:

Jehuda ben Halevy.

„Das Lied, was der Levit Jehuda geſungen, — iſt als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geſchlungen, — als Perlenſchnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, — weilend in den Hallen der Wiſſenſchaft, — der Gewaltige, der Liebesſpeerſchwinger, — der die Rieſen des Geſanges hingeſtreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weiſen den Dichtermuth, — faſt ſchwindet vor ihnen Aſſaph's und Jeduthan's Kraft und Gluth, — und der Korachiten Geſang — däucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunſt Speicher und plünderte die Vorräthe, — und entführte die herrlichſten Geräthe, — er ging hinaus und ſchloſs das Thor, daſs Keiner nach ihm es betrete. — Und Denen, die folgen den Spuren ſeines Ganges, — zu erlernen die Kunſt ſeines Sanges, — nicht ſeines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde ſein Wort, — und küſſen ſeiner Füße Ort. — Denn in der künſtlichen Rede Werke — zeigt ſich ſeiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit ſeinen Gebeten reißt er die Herzen hin, ſie überwindend, — in ſeinen Liebesliedern mild wie der Thau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in ſeinen Klagetönen — läſſt er ſtrömen die Wolke der Thränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfaſſt, — iſt alle Poeſie eingefaſſt.“

(Rabbi Salomo Al-Charizi's über Rabbi Jehuda ben Halevy.)

Nachträge.

(Zu Bd. XV., S. 88 und 89.)

Der ſterbende Almanſor.[*]

Auf die ſchlafende Zuleima
Fallen Thränen, glühend heiße;
Meiner Thränen Fluth benetzet
Ihre Hand, die ſchwanenweiße.

Auf die ſchlafende Zuleima
Fällt mein Blut in rothen Tropfen;
Und ſie ſeufzet ſchwer im Traume,
Und das Herzchen hör' ich klopfen.

Ach! der Schmerz iſt ſtumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Blut,
Blut aus tiefer Todeswunde.

---

[*] Dieſe ſpätere Umarbeitung des „Ständchen eines Mauren“ wurde, nebſt den beiden folgenden Gedichten, nur in Nr. 36 der Wiener „Sonntagsblätter.“ vom 5. September 1847, abgedruckt.

(Zu Bd. XVI., S. 254.)

Kitty.

Den Tag, den hab' ich ſo himmliſch verbracht,
Den Abend verbracht' ich ſo göttlich,
Der Wein war gut und Kitty war ſchön,
Und das Herz war unerſättlich.

Die rothen Lippen, die küſſten ſo wild,
So ſtürmiſch, ſo ſinneverwirrend;
Die braunen Augen ſchauten mich an
So zärtlich, ſo kniſternd, ſo girrend.

Das hielt mich umſchlungen, und nur mit Liſt
Konnt' ich entſchlüpfen am Ende,
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar
Ihr feſtgebunden die Hände.

(Zu Bd. XVI., S. 256.)

Geträumtes Glück.

Als die junge Roſe blühte
Und die Nachtigall geſungen,
Haſt du mich geherzt, geküſſet
Und mit Zärtlichkeit umſchlungen.

Nun der Herbſt die Roſ' entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Biſt du auch davon geflogen,
Und ich bin allein geblieben.

Lang und kalt ſind ſchon die Nächte —
Sag, wie lange wirſt du ſäumen?
Soll ich immer mich begnügen,
Nur vom alten[1] Glück zu träumen?

(Zu Bd. XVIII.)

Fragment.*

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungeſund;
Mit dem einen Maule ſchon
Schwätzt zu viel der Erdenſohn!
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er ſchweigen unterdeſſen;
Hätte er der Mäuler zwei,
Löge er ſogar beim Freſſen.

---

[1] von altem

*) Aus dem Nachlaſſe des Dichters hier zum erſten Male von A. Meißner mitgetheilt.

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Neunzehnter Band.

Briefe. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers IX

Briefe.

1820 — 1831.

1. An Friedrich Steinmann. 29. Oktober 1820 . 3
2. An Denſelben. 4. Februar 1821 . 11
3. An Friedrich Raßmann. 20. Oktober „ . 19
4. An Karl Immermann. 24. December 1822 . 22
5. An Ferdinand Dümmler. 5. Januar 1823 . 29
6. An Karl Immermann. 14. „ „ . 31
7. An Denſelben. 21. „ „ . 37
8. An Dr. J. Wohlwill. 1. und 7. April „ . 40
9. An Friedrich Steinmann 10. „ „ . 49
10. An Karl Immermann. 10. „ „ . 53
11. An Maximilian Schottky. 4. Mai „ . 61
12. An Moſes Moſer. ? „ „ . 67
13. An Fr. de la Motte Fouqué. 10. Juni „ . 72
14. An Karl Immermann. 10. „ „ . 77
15. An Moſes Moſer. 18. „ „ . 86

Seite
16. An Moſes Moſer. 24. Juni 1823 . 96
17. An Dr. Leopold Zunz. 27. „ „ . 97
18. An Moſes Moſer. 11. Juli „ . 100
19. An Denſelben. 23. Auguſt „ . 102
20. An Denſelben. 27. und 30. September „ . 111
21. An Denſelben. 5. oder 6. November „ . 125
22. An Denſelben. 28. „ „ . 131
23. An Denſelben. 1. December „ . 136
24. An Denſelben. 9. Januar 1824 . 139
25. An Denſelben. 21. „ „ . 145
26. An Denſelben. 2. Februar „ . 150
27. An Denſelben. 25. „ „ . 153
28. An Denſelben. 19. März „ . 157
29. An Denſelben. 4. April „ . 161
30. An Denſelben. 17. Mai „ . 162
31. An Denſelben. 25. Juni „ . 166
32. An Denſelben. 20. Juli „ . 173
33. An Denſelben. 25. Oktober „ . 177
34. An Denſelben. 30. „ „ . 187
35. An Denſelben. 11. Januar 1825 . 190
36. An Karl Immermann. 24. Februar „ . 196
37. An Moſes Moſer. 1. April „ . 201
38. An Profeſſor Guſtav Hugo. 16. „ „ . 206
39. An Moſes Moſer. 1. Juli „ . 213
40. Heine's Promotions-Theſen 20. „ „ . 219
41. Heine's Doktor-Diplom 20. „ „ . 222
42. An Moſes Moſer. 22. „ „ . 225
43. An Denſelben. Anfangs November „ . 229
44. An Denſelben. 14. December „ . 238
45. An Joſeph Klein. Weihnacht „ . 248

Seite
46. An Karl Simrock. 30. Decbr. 1825 . 251
47. An Moſes Moſer. 9. Januar 1826 . 255
48. An Denſelben. 14. Februar „ . 259
49. An Denſelben. 24. „ „ . 261
50. An Denſelben. 23. April „ . 264
51. An Dr. L. Zunz. ? Mai „ . 269
52. An Karl Simrock. 26. Mai „ . 270
53. An Wilhelm Müller. 7. Juni „ . 273
54. An Moſes Moſer. 8. Juli „ . 277
55. An T. T. 25. und 28. „ „ . 280
56. An Denſelben. 4. Auguſt „ . 285
57. An Denſelben. 16. „ „ . 287
58. An Denſelben. 6. Oktober „ . 289
59. An Moſes Moſer. 14. „ „ . 291
60. An Karl Immermann. 14. „ „ . 296
61. An T. T. 16. November „ . 301
62. An Denſelben. 1. Januar 1827 . 304
63. An Denſelben. 23. April „ . 305
64. An Denſelben. 1. Juni „ . 307
65. An Moſes Moſer. 9. „ „ . 309
66. An T. T. 20. Auguſt „ . 314
67. An Moſes Moſer. 19. Oktober „ . 315
68. An Denſelben. 30. „ „ . 316
69. An Julius Campe. 1. December „ . 319
70. An T. T. 31. „ „ . 323
71. An Eduard v. Schenk. Anfangs Sept. 1828 . 325
72. An Moſes Moſer. 6. „ „ . 328
73. An Salomon Heine. 15. „ „ . 331
74. An Eduard v. Schenk. 1. Oktober „ . 335
75. An F. J. Tjutſchew. 1. „ „ . 339

Seite
76. An J. F. Cotta. 11. Novemb. 1828 . 343
77. An Dr. G. Kolb. 11. „ „ . 348
78. An Dr. L. Zunz. 22. März 1829 . 350
79. An Moſes Moſer. 22. April „ . 352
80. An Denſelben. 30. Mai „ . 353
81. An Denſelben. 5. Juni „ . 355
82. An Denſelben. 6. Auguſt „ . 356
83. An Denſelben. 13. Oktober „ . 357
84. An Karl Immermann. 17. Novemb. „ . 359
85. An Denſelben. ? December „ . 363
86. An Moſes Moſer. 30. Decemb. „ . 368
87. An Karl Immermann. 3. Febr. 1830 . 370
88. An Denſelben. 14. März „ . 374
89. An Denſelben. 25. April „ . 380
90. An Denſelben. 10. Auguſt „ . 404
91. An W. Häring. 17. Januar 1831 . 408
92. An Moſes Moſer. 27. Juni „ . 410
93. An den Grafen M. Moltke. 25. Juli „ . 411

Vorwort des Herausgebers.

Indem wir nachfolgend die chronologiſch geordnete Korreſpondenz Heine's zum erſten Male der Öffentlichkeit übergeben, ſind wir uns bewuſſt, einen wichtigen Beitrag zur Charakteriſtik des Dichters und ſeiner Beſtrebungen, ſowie zur Geſchichte der jüngſtverfloſſenen Literaturepoche zu liefern. Wenn es, trotz aller aufgewandten Mühe, auch nicht möglich war, in den Beſitz ſämmtlicher Briefe zu gelangen, die Heine geſchrieben hat, ſo wird doch ſchon in der vorliegenden Korreſpondenz kaum eine weſentliche Lücke bemerkbar ſein, und ſpätere Nachträge werden nur hie und da dem in feſten Kontouren hervortretenden Bilde noch einige ausmalende Lichter und Schatten hinzufügen können. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Reſultate einzugehn, welche ſich für die Beurtheilung des Dichters aus dieſem ſeither unbekannten Material ergeben; nur ſo Viel mag angedeutet werden, daſs aus der bis ins gleichgültigſte Detail ſich erſtreckenden Übereinſtimmung der verſchiedenen Briefe eine gewiſſenhafte Wahrheitsliebe hervorgeht, wie ſie dieſem Schriftſteller von Freund und Feind bisher ſelten zuerkannt worden iſt.

Bei der Dürftigkeit aller ſeitherigen Angaben über Heine's äußere Lebensumſtände, ſowie über ſeine innere Entwicklung, und bei der unverkennbaren Wichtigkeit der vorliegenden konfidentiellen Mittheilungen für die Signatur der Zeit, war es eine ſchwierige Aufgabe, zu beſtimmen, was in den einzelnen Briefen als unweſentlich auszuſcheiden, was zur Aufhellung dieſes oder jenes unklaren Punktes abzudrucken ſei. Ich überlaſſe es der Kritik, zu beurtheilen, ob ich hier überall das Richtige getroffen. Die Diskretion gegen lebende oder verſtorbene Perſonen ſchien freilich hin und wieder die Unterdrückung weiterer Stellen zu empfehlen, das unparteiliche hiſtoriſche Intereſſe dagegen die Aufnahme derſelben mit gebieteriſcher Nothwendigkeit zu verlangen. Die Entſcheidung bei ſolchem Dilemma würde mir in einzelnen Fällen erleichtert worden ſein, wenn die Familie des Dichters, welche dem Publikum immer noch die „Memoiren“ und den ſonſtigen literariſchen Nachlaſs Desſelben vorenthält, nicht meine wiederholten dringenden Aufforderungen zu ihrer Mitwirkung bei der Herausgabe von H. Heine's ſämmtlichen Werken aufs beſtimmteſte abgelehnt hätte. Nichtsdeſtoweniger hielt ich mich für verpflichtet, zahlreiche herbe Äußerungen des Dichters über das verletzende Gebahren ſeiner Verwandten zu unterdrücken und nur ſo viel ſeiner derartigen Klagen mitzutheilen, wie mir nöthig ſchien, um die ſchmerzliche Abhängigkeit erkennen zu laſſen, in welcher

H. Heine zeitlebens durch den Geldſtolz einer reichen Familie erhalten ward, die ihm jegliche Unterſtützung meiſt nur in der demüthigenden Form eines Almoſens zufließen ließ, und nach dem Tode ſeines Oheims Salomon Heine die Fortzahlung der ihm von Dieſem zugeſicherten Penſion anderthalb Jahre lang ſogar an die ſchimpfliche Bedingung knüpfte, daſs der Dichter, welcher zwei Decennien lang einen bitteren Kampf mit den deutſchen Cenſurbehörden geführt, von jetzt an gar all' ſeine Publikationen einer bornierten Familien-Cenſur unterwerfe! — eine Zumuthung, die von Demſelben natürlich mit verdienter Entrüſtung zurückgewieſen ward.

Die Briefe Heine's an ſeinen Freund und Verleger Julius Campe bis zum Jahre 1834 ſind leider, bis auf zwei kürzere Schreiben, bei dem Brande Hamburg's im Mai 1842 ſämmtlich von den Flammen zerſtört worden. Der Abdruck der Briefe an Immermann, Moſer, Wohlwill, Zunz, Simrock, Dümmler, Wilhelm Müller, W. Häring, J. Klein und den Grafen M. Moltke iſt theils von den Adreſſaten, theils von deren Erben, mit zuvorkommender Liberalität geſtattet worden. Den Brief an Profeſſor Hugo und das Dokterdiplom Heine's verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Hofraths Prof. Dr. W. Francke in Göttingen, die Mittheilung der Promotions-Theſen der Güte des Herrn Dr. L. Zunz in Berlin. Das Original des Briefes an Profeſſor M. Schottky befindet ſich in

Händen der Buchhandlung Adolf & Co. in Berlin. Das Schreiben an den Baron de la Motte Fouqué iſt der 1848 ebendaſelbſt erſchienenen Briefſammlung des Letzteren entnommen. Die Briefe an E. v. Schenk, F. J. Tjutſchew, Dr. G. Kolb, J. F. Cotta und Salomon Heine ſind mir in Original-Brouillons von Paris eingeſandt worden. Die Briefe an X. X. wurden in Nr. 18 der „Grenzboten,“ vom 1. Mai 1863, abgedruckt; die Echtheit derſelben iſt mir von der Redaktion beſtätigt worden, mit dem Bemerken, daſs der Adreſſat, obwohl verſtorben, einſtweilen nicht genannt werden dürfe. Die drei Briefe an Steinmann wurden von Demſelben bei Lebzeiten Heine's 1842 im erſten Heft des „Meſiſtofeles“ (Leipzig, Verlag von Friedrich Fleiſcher) veröffentlicht und ſind als echt zu betrachten, da der Dichter wohl gegen den damaligen unbefugten Abdruck derſelben proteſtierte, ihre Authenticität aber nicht beſtritt. Was endlich das kurze Billett an Fr. Raſsmann betrifft, ſo wurde dasſelbe von Friedrich Steinmann (in ſeiner Schrift: „H. Heine; Denkwürdigkeiten ꝛc.“ Prag, Kober, 1857. S. 170 ff.) bereits vor Herausgabe der größtentheils als Fälſchungen entlarvten „Nachträge zu H. Heine's Werken“ veröffentlicht und trägt innerlich wie äußerlich ſo augenſcheinliche Spuren der Echtheit, daſs ich glaubte, mir die Aufnahme unbedenklich geſtatten zu dürfen.

Briefe.

(1820—1831).

Bayeriſche

1. An Friedrich Steinmann.

Göttingen, den 29. Oktober 1820.

Mit zuſammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich juſt im Begriff, einen Himmel und Hölle zerſprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie*) ſchließen wollte, als ein königlich hannövriſcher Beamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat ſich mein ganzes Weſen; doch der Fluch, der hübſche Fluch iſt dadurch zum Teufel gegangen. Indeſſen, der Schaden iſt ſo groß nicht, Heine kann nicht lange in einer ſeelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht ſchon die nächſte Stunde ſchickt mir einen Ärger an den Hals; die böſen Geiſter ſteigen wieder ins Haupt und beſagter Tragödienfluch bricht um ſo furchtbarer heraus.

---

*) Heine hatte den „Almanſor," von welchem hier die Rede iſt, urſprünglich in fünf Akte eingetheilt; der dritte Akt endete auf Seite 63 des XVI Bandes der vorliegenden Ausgabe.

Wirklich ſchon, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, verfliegt allmählich meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben ſich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Bruſt iſt, und dieſe ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — ſo wird dieſe Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterſcheide ich die Worte: „Du hätteſt in Bonn bleiben ſollen."

Das ſind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich ſie in allerlei Variationen nachgreine, und die ganze Tonleiter durchſeufze! — Ich habe es ja nicht beſſer gewollt, und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig ſeine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Ärger ſeine Strümpfe denſelben nachwarf.

Ja, wie ſehr ich mich auch dadurch blamiere, ſo will ich euch doch ehrlich bekennen, daſs ich mich hier furchtbar ennuyiere. Steifer, patenter, ſchnöder Ton. Jeder muſs hier wie ein Abgeſchiedener leben. Nur gut ochſen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradieſiſchen Beul's*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, ſah ich im Verklärungsglanze vor mir ſchweben den leuchtenden Genius des Ochſens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldey's Inſtitutionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgia Auguſta's. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauſcht:

Ochſe, deutſcher Jüngling, endlich
Reite deine Schwänze nach;
Einſt bereuſt du, daſs du ſchändlich
Haſt vertrödelt manchen Tag!

Klingt Das nicht höchſt tragiſch? Wahrlich, es liegt ein ernſterer und ſchauerlicherer Sinn drin, als im Schwanengeſang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieſer Brief, wie ihr an der Aufſchrift erſehen könnt, iſt an euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüſſte gar nicht, wie ich es anfangen ſollte, Jedem von euch privatim zu ſchreiben: ſintemal ich doch ſehr gut weiß, daſs Das, was ich dem Einen ſchreibe, dem Andern nicht gleichgültig iſt. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreiſe gelebt, was ich in Beul geſagt und geſungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirſt du gewiſs ſchon an ** erzählt haben, lieber Steinmann; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den dritten Akt meiner Tragödie geſchloſſen. Das war der ſchwerſte und längſte Akt. Hoffentlich werde ich dieſen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, ſo wird es doch wenigſtens ein großes Aufſehen erregen. In dieſes Stück habe ich mein eigenes Selbſt hineingeworfen, mitſammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Haſſe und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne Weiteres dem Drucke. Es wird ſchon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anſtrengung hat mir das Stück ſchon genug gekoſtet. Und, aufrichtig geſagt, ich fange faſt an zu glauben, daſs eine gute Tragödie zu ſchreiben viel ſchwerer ſei, als eine gute Klinge zu ſchlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht.

---

*) Ein Bonn gegenüberliegendes Dorf am Rhein, wo ſich Heine während der Sommerferien 1820 aufhielt.

— Ich habe mich ganz an den Komment des Ariſtoteles gehalten, und habe ſeine Menſur in Hinſicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewiſſenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch geſucht, etwas Poeſie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht ſo viel als im „Cervantes“ von Hofrath G. Döring. Über meine Gedichte nächſtens. — Du ſiehſt, mein guter Steinmann, daſs ich, gegen meine Gewohnheit, Viel auf einmal gedichtet habe. Von dir hoffe ich Daſſelbe zu hören. Mit wie viel' hundert Stanzen iſt deine Muſe niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgeſtaltet? Schone nicht das kritiſche Amputiermeſſer, wenn's auch das liebſte Kind iſt, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächſchen mit zur Welt gebracht hat. Sei ſtreng gegen dich ſelbſt; Das iſt des Künſtlers erſtes Gebot. Ich glaube, dir hierin oft ein Beiſpiel gegeben zu haben. Mit unſerm „Poeten“*) geht's, Gottlob! recht gut. Er hat bisher, wie du weißt, mit der Muſe in wilder Ehe gelebt, hat mit ſeinem Gaſſenmenſch, der Demagogia, manchen Wechſelbalg gezeugt, und wenn er ja mal die ächte Muſe ſchwängerte, ſo hatte er bei ſolcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daſs ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunſt geführt, ſeine Hand in die der wahren Muſe gelegt, und über Beide den ehelichen Segen ausgeſprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine ſolche Weihe der Poeſie auszuüben; doch wo der Prieſter fehlt, da kann auch oft eine ſchlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, du wirſt vor Verwunderung die Augen aufſperren, wenn du ſiehſt, welch ein tüchtiger Poet unſer „Poet“ jetzt geworden iſt. Er hat meine Ermahnungen beherzigt, und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten, ohne dabei zu denken“ und das Folleniſche Kraftwortereſieren, endlich abgelegt. Ich habe lange nichts ſo Hübſches und Zartes geleſen, wie eins ſeiner Sonette; ſeine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umſungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem ſchöngeſchliffenen Kryſtallpokal*). — Du weißt, ich lobe ſelten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, ſo quillt es mir um ſo unaufhaltſamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüſtig, mein lieber Poet; den Lorber verdienſt du, und daſs man ihn dir nicht vorenthalten ſoll, dafür laſs nur mich ſorgen. Aber du muſſt mir auch folgen. Kümmere dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im ſelben Glanze leuchten, wenn längſt die Hunde verſtummt ſind, die ihn anbellten. Sein Goldſchimmer erſtreckt ſich über die ganze Erde. Aber wie weit erſtreckt ſich die Stimme eines Hundes? — Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die perſönliche Bekanntſchaft von Dr. Schulz gemacht. Mit ſeinem Aſſocié habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zuſammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wunderſüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, Geborne Poeſie, hat ſich dort ſehr ennuyiert. Ich habe meinen Vorſatz aufgegeben, auf den Sandſteppen der Mark einige Blumen aus unſerm Poeſiegärtlein zu verpflanzen und den Samen derſelben dort wuchern zu laſſen; denn mit

---

*) Unter dieſer Bezeichnung iſt Johann Baptiſt Rouſſeau gemeint, mit welchem Heine in Bonn ſtudierte.

---

*) Das Gedicht auf das Nibelungenlied findet ſich in J. B. Rouſſeau's „Gedichten“ (Crefeld, bei Funke, 1823).

---

die 8 Sonette an H. Heine in den „Poeſien für Liebe und Freundſchaft“ (Hamm, bei Schulz und Wundermann, 1823).

dem „Unterhaltungsblatt“ iſt durchaus Nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'ſchen Schule. Ich habe zwar deine Gedichte, welche du mir mitgegeben, Demſelben zugeſtellt, lieber Steinmann; doch bei obiger Bewandtnis der Dinge zweifle ich nicht, daſs es mit dem Abdruck ſehr ſaumſelig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach euch, liebe Freunde, nächſten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, ihr werdet Beide Einer auf den Andern wohlthätig gewirkt haben. Rouſſeau wird ſich an Steinmann's löbliche plaſtiſche Umriſſe gewöhnt haben, und Steinmann an Rouſſeau's romantiſchen Farbenſchmelz und Wortfluſs. Aber Keiner ſoll ſich an der Eigenthümlichkeit des Andern vergreifen. — Ich werde euch nächſtens mehr ſchreiben über meine Studien, mein Poetiſieren, meinen Umgang ꝛc. Ich habe Dr. Hundeshagen's ſämmtliche Aufträge richtig beſorgt, welches ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben werde, da jetzt die Poſt abgeht und es zu ſpät iſt, noch Etwas zu ſchreiben. — Denkt euch, Hofrath Beneke iſt hier der Einzige, welcher über altdeutſche Literatur lieſt, und nur (horribile dictu!!) 9 (ſage neun) Zuhörer hat.

Unter dieſe gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen nächſten Sommer über Nibelungen leſen wird, ſo möchte mich Dieſes wahrſcheinlich nach Bonn zurückziehen. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daſs ich deinen Brief erbrochen (in England ſteht darauf der Galgen) erhalten habe, und daſs dein Solinger Freund nur ein neues Kouvert mit meiner Adreſſe über den erbrochenen Brief gezogen hatte. — — Schreibe mir nur recht viel, lieber Steinmann, ich hatte lange auf Briefe von dir gewartet, und erhalte nach ſo langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unſere Freunde. — Lebt wohl, ſonſt geht mir die Poſt ab. Schreibt! ſchreibt! ſchreibt bald!

H. Heine,
Stud. Juris.

2. An Friedrich Steinmann.

Göttingen, den 4. Februar 1821.

Staune! ſtaune! ſtaune! — ich habe hier das Consilium abeundi erhalten!

Ich habe wegen allerlei Miſshelligkeiten ſchon ſeit drei Monaten in beſtändiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgeſucht und wurde endlich vorige Woche

wegen Übertretung der Duellgeſetze

auf ein halb Jahr conſiliiert*). Nur unter dem Vorwand, daſs ich zu krank ſei, das Zimmer zu verlaſſen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An ** kannſt du dieſe Nachricht zeigen, aber du muſſt ihm erſt das Wort abnehmen, daſs er ſie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düſſeldorfer würden es erfahren und nach Hauſe ſchreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannſt dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorſtellen; ſehnſüchtig Spieße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, ſo ſitze ich ſchon den ganzen Morgen und ſchrieb ſo eben Jemand ins Stammbuch:

---

*) Heine hatte, in Folge eines beleidigenden Ausdrucks, den Studioſus Wilhelm Wiebel aus Eutin am 2. December 1820 auf Piſtolen fordern laſſen. Das Duell, welches in Münden ſtattfinden ſollte, ward jedoch durch Einſchreiten der Univerſitätsbehörde verhindert und Heine mit dem Consilium abeundi auf ein halbes Jahr belegt. Wiebel's Beſtrafung wurde ausgeſetzt, da inzwiſchen neue Unterſuchungen gegen ihn eingeleitet waren.

Selig dämmernd, ſonder Harm,
Liegt der Menſch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von ſeinen Lieben
Muſs der Menſch ſich weiter ſchieben.

Aber wohin ſoll ich mich ſchieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältniſſe halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daſs man mir von Haus die Univerſität beſtimmen wird, wohin ich mich begeben ſoll. Wahrſcheinlich wird es Berlin ſein. Ich werde euch dieſes näher anzeigen.

Mit Vergnügen ſehe ich, daſs du dir die Schuhe mit eiſernen Nägeln beſchlagen haſt, um beſſer den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen deine überſandten dramatiſchen Proben geleſen und abermals geleſen. Doch daſs du mein Urtheil über dieſelben verlangſt, ſetzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menſchen im Allgemeinen, um nicht zu wiſſen, daſs man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigſt um die ſtrengſte Beurtheilung bittet, daſs man doch im Herzen letztere ungerecht anſieht, wenn ſie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daſs, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deſswegen juſt nicht haſſen wird, man ihn doch deſshalb nicht noch deſto mehr lieben wird. Denn die Menſchen ſind die eitelſten unter allen Kreaturen, und die Poeten ſind die eitelſten unter allen Menſchen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein *doppeltes* Majeſtätsverbrechen.

Das iſt eben mein Wahnſinn, und Das macht mich eben allgemein verhaſſt, daſs ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich ſehe dir an, guter Steinmann, du haſt mich beim Rock erfaſſt, und beſtehſt drauf, daſs ich mich über deine Dramen ausſprechen ſoll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da du es doch dringend verlangſt, über meine eigne Tragödie ſprechen.

Ich habe mit aller Kraftanſtrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnſchweiß dabei geſchont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entſetzen finde ich, daſs dieſes von mir ſelbſt angeſtaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine *gute* Tragödie iſt, ſondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend ſchöne Stellen und Scenen ſind drin; Originalität ſchaut überall draus hervor, überall funkeln überraſchend poetiſche Bilder und Gedanken, ſo daſs das Ganze gleichſam in einem zauberhaften Diamantſchleier blitzt und leuchtet. So ſpricht der eitle Autor, der Enthuſiaſt für Poeſie. Aber der ſtrenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geſchliffene Brille, ſchüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine ſchöne Drahtfigur. „*Eine Tragödie muſs draſtiſch ſein*“ — murmelt er, und Das iſt das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatiſches Talent? Leicht möglich. Oder haben die franzöſiſchen Tragödien, die ich ſonſt ſehr bewundert habe, unbewuſſt ihren alten Einfluſs ausgeübt? Dies Letztere iſt etwas wahrſcheinlicher. Denke dir, in meiner Tragödie ſind alle drei Einheiten höchſt gewiſſenhaft beachtet, faſt nur vier Perſonen hört man immer ſprechen, und der Dialog iſt faſt ſo preciös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre“ oder in der „Zaire“. Du wunderſt dich? Das Räthſel iſt leicht gelöſt: ich habe verſucht, auch im Drama romantiſchen Geiſt mit ſtreng plaſtiſcher Form zu verbinden. Deſshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegel's „Jon.“ Nämlich weil Letzterer ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt.

Nach deinen Probeſcenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daſs deine Dramen dieſen Fehler haben werden. (Von der Überſchrift „dramatiſches Gedicht“ nehme ich keine Notiz; ſo Etwas beſticht mich nicht). Wenigſtens wirſt du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? „Das iſt die Frage“ — ſagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausſtehlich ſind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus laſſe ich dort gelten. Doch dürfen dieſe nicht reimen; höchſtens in ganz lyriſchen Stellen, wie z. B. das Geſpräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expoſitionsſcenen, wie in deiner „Anna von Cleve.“ Der Anfang von Letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metriſcher Hinſicht finde ich die Jamben weit beſſer, als ich dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengeſindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold,“ dem ich, wie du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetiſchen Bilder in jenen zwei Proben ſehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meiſten bei dir wundert, iſt, daſs Alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die „Anna von Cleve“ fertig. Ich glaube, du könnteſt ſie auf die Bühne bringen, wenn du Anſpielungen auf den Proceſs der jetzigen Königin von England einwebteſt. Studiere jenen Proceſs. Aber überhaupt, ſei ſtreng gegen dich ſelbſt. Dieſes iſt bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich ſingt der perſiſche Goethe, der herrliche Saadi:

Streng ſei gegen dich ſelbſt. Beſchneide die üppigen Reben,
Deſto fröhlicher wächſt ihnen die Traube dereinſt.

Aber beſonnene Strenge gegen ſich ſelbſt iſt ganz etwas Anderes, als das unbeſonnene Gedichte-Autodafé eines wahrſcheinlich Beſoffenen. Indeſſen, ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wiſſen, daſs ein Poet ſich weit eher die Naſe abſchneidet, als daſs er ſeine Gedichte verbrennt. Letzteres iſt nur ein ſtehender Ausdruck für Beiſeitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müſſen nicht Geiſteskinder uns viel theurer ſein, als Leibeskinder, da letztere oft ohne ſonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erſtern aber ungeheure Anſtrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht ſatt dran ergötzen. Ich habe es wenigſtens ſchon zwanzigmal laut vorgeleſen und die Schönheiten desſelben mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt. Den „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach“ hab' ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet?“ Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machſt du? Ich ſpreche jetzt ſehr oft von dir mit deinem Freunde **. Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft des Letztern gemacht. Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas Klares, Reines, Beſtimmtes, Heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſol Waldeck iſt ein ſehr guter Poet und wird mal Viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel Beide tüchtig angeſpornt, habe Denſelben meine Anſichten über Poeſie faſslich entwickelt, und glaube, daſs wenigſtens bei Letzterm dieſer Same wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholiſch geworden ſind?*) Nun muſs ich endlich doch in einen ſauern Apfel beißen und dir ſagen, wie es mit meinen Gedichten ſteht. Du thuſt mir Unrecht, wenn du glaubſt, daſs ich an der Verzögerung der Herausgabe Schuld bin. Ich habe dieſelben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerſt zierlichen und höflichſten Antwort: daſs er gar zu ſehr in dieſem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen ſei. Ich will jetzt ſehen, daſs ich ſie irgend anders unterbringe. Es iſt dem großen Goethe ebenſo gegangen mit ſeinem erſten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken laſſen. Lebe wohl!

---

*) Es waren die Gebrüder Goßler, von denen der Eine zur Zeit Franciscanermönch zu Paderborn iſt.

H. Heine,
Stud. Juris.

Ich werde wahrſcheinlich übermorgen abreiſen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreiſe nach dem Harz machen. Du und der Poet, ihr könnet mir daher nicht eher ſchreiben, bis ich euch nochmals geſchrieben habe. Dies ſoll in vier Wochen geſchehen.

3. An Friedrich Raſsmann.

Einliegend erhalten Euer Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach.“

Aus den paar Worten, die ich im „Geſellſchafter“ über den Almanach geſagt habe*), erſehen Ew. Wohlgeboren, daſs mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desſelben diesmal eine beträchtliche Einſendung machen, wenn nicht juſt alle meine vorzüglichſten Gedichte in einer geſchloſſenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Preſſe iſt und im Verlag der Maurer'ſchen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine“ nächſten Monat erſcheinen wird. Ja, ich befürchtete, daſs der Almanach wieder ſo ſpät erſcheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathſam, Etwas zu ſchicken, was in jener Sammlung enthalten iſt.

Vor vier Monaten ſchrieb mir mein Freund Rouſſeau, daſs Ew. Wohlgeboren für die Dichtergalerie biographiſche Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich unterſagte es ihm ernſtlich, dieſe zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erſt durch Werke beweiſen muſs, daſs es mir mit der Poeſie gar beſonders Ernſt iſt, und weil ich zweifle, ob Rouſſeau meine äußern Verhältniſſe kennt. Iſt daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, ſo bitte ich, ſie zu ſtreichen; iſt es indeſſen doch der Fall, ſo erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin ſchrieb mir Rouſſeau, daſs mein Verbot zu ſpät kam.

---

*) Die Recenſion iſt in Bd. XIII (S. 191 ff.) der ſämmtlichen Werke abgedruckt.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünſchen, Etwas von meiner Perſönlichkeit dem Namensverzeichniſſe des Almanachs beizufügen, ſo bitte ich, bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 Jahre alt, geboren in Düſſeldorf, erhielt im dortigen Gymnaſium ſeine Schulbildung, ſtudierte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woſelbſt er jetzt lebt.“

Über meine literariſchen Hervorbringungen iſt ſchwerlich was zu ſagen*).

---

*) Der in Rede ſtehende Almanach auf das Jahr 1822 bringt die Notiz:

„Harri Heine, geb. zu Düſſeldorf 1797, ſtudierte die Rechte zu Bonn, Göttingen und Berlin, an welchem letztern Orte er jetzt lebt; eine Sammlung ſeiner Gedichte, von denen der „Geſellſchafter“ mehrere Ausſtellungen enthält, wird nächſtens bei Maurer erſcheinen.“

Über das hier falſch angegebene Geburtsjahr Heine's vergleiche man den Brief an Taillandier vom 3. November 1851, im folgenden Bande.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebener
H. Heine.
Behrenſtraße Nr. 71, 3. Etage.
Berlin, den 20. October 1821.

4. An Karl Immermann.

Berlin, den 24. December 1822.

Sie ſollten längſt ſchon einen Brief von mir haben. Wie ich die menſchenverſöhnenden Liebesworte las, die Sie vorigen Sommer im „Anzeiger"*) über meine Gedichte ausgeſprochen, nahm ich mir vor, Ihnen zu ſchreiben. Unterdeſſen ſandte mir unſer gemeinſchaftlicher Bekannter Dr. Schulz Ihre Tragödien, und ich wollte, ſtatt Ihnen Lobeserhebungen und andere leere Worte zu ſchicken, Ihnen erſt Ihren Liebesdienſt wirklich vergelten und in der Domkirche der Literatur, im kritiſchen Berlin, bei Ihrem Geiſteskinde Gevatter ſtehen, und ihm den rechten verdienten Namen geben, und es beſonders dem Schutze und der Pflege der Frauen empfehlen. Als ich bald drauf — das Wort „Domkirche“ iſt wohl nicht das rechte, und ſtatt deſſen ſollte ſtehen: Packhaus, Börſe, Rumpelkammer, Nothſtall, Spinnhaus, Tanzſaal, und Gott weiß was, aber ich liebe nicht das Ausſtreichen, und fahre alſo lieber fort — als ich bald drauf eine große Reiſe antrat, nahm ich zwar Ihre Tragödien und die „Papierfenſter“*) mit, beſchäftigte mich geiſtig mit Ihnen auf der ganzen Reiſe und wurde ſehr vertraut mit Ihnen, aber das Schreiben unterblieb. Bei meiner Zurückkunft hierher wollte ich Ihnen mit Freude gleich ſchreiben, wie überall, wo ich die Saat Ihres Ruhmes hingeſtreut, tauſendfältige, ſchwere Halme mir jetzt entgegenwallten; aber Krankheit und Unmuth ließen mich nicht dazu kommen. Vor ſechs Wochen reiſte von hier nach Münſter mein beſter Freund, der Referendarius Chriſtian Sethe, der wegen einiger Umwegsreiſen vielleicht erſt jetzt dort eingetroffen, und durch Dieſen war ich Willens

---

*) Immermann's Kritik über Heine's erſte Gedichtſammlung wurde am 31. Mai 1822 im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt" (Nr. 23) des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers" abgedruckt.

---

*) Die „Papierfenſter eines Eremiten,“ von K. Immermann; Hamm, Schulz, 1822.

Ihnen einen Brief zuſtellen zu laſſen. Aber ich habe noch nicht ſeine Adreſſe und will nicht ſo lange mehr warten, da ich geſtern zufällig erfahre, daſs Sie in Kurzem nach Berlin kommen würden. Zwar glaube ich es nicht, da Alles, was mir am liebſten wäre, nie geſchieht. Doch iſt es mir ſelber unerklärlich, wie Das, was mich eigentlich zu einer Verlängerung meines Stillſchweigens veranlaſſen ſollte, mich juſt am meiſten antreibt, Ihnen ſchnell zu ſchreiben. Es iſt vielleicht die Beſorgnis, daſs ich bei Ihrer Hierherkunft Ihnen nicht frei ins Geſicht ſehen könnte, weil ich ſo lange damit ſäumte, Sie meiner höchſten Achtung und innigſten Liebe zu verſichern. Ja, ich bin begierig, Ihnen das Alles mündlich zu ſagen, und wenn Sie nicht herkommen, ſo will ich deſshalb dieſen Frühling zu Ihnen nach Münſter kommen. Wenn dieſer Brief Sie noch in Münſter trifft und mein Freund Sethe ſchon dort iſt, ſo wünſchte ich, daſs Sie ſeine Bekanntſchaft machten; Sie ſind ihm ſchon bekannt, und er wird Ihnen ſagen, daſs ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andre Leute eine bloße Grille nennen, im Stande iſt, eine bedeutende Reiſe zu machen. Vielleicht ſagt er Ihnen ſogar, daſs ich ſeinet- und Ihrethalben ſchon längſt das Projekt gefaſſt, dieſes Frühjahr nach Münſter zu kommen. — Ich ſehe dieſe Tage eine kleine Pièce über Goethe und Puſtkuchen von Ihnen angezeigt. Sagen Sie doch an Schulz und Wundermann, daſs man ſie mir gleich herſchicke.

Ihre „Gedichte“ haben mich nicht befriedigt; denn ich las die Tragödien früher. Ein andermal mehr über dieſen Punkt, der vielleicht greller ausſieht, als er iſt. Es iſt Vielen ſo gegangen, und ich ſage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man ſeine Meinung ohne Umſchweife ſagen kann. Aber wie wäre es mir möglich, das ganze große Foliolob Ihrer Tragödien auf dieſem Quartblättchen niederzuſchreiben! Ich muſs dieſes ſchöne Geſchäft mir aber doch vorbehalten für eine ſchönere Zeit, wo mich nicht Krankheit ſo ſehr niederdrückt wie jetzt. Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Verſicherung, daſs ich Sie nächſt Oehlenſchläger für den beſten jetzt lebenden Dramatiker halte (denn Goethe iſt todt). Ich werde nie den ſchönen Tag vergeſſen, wo ich Ihre Trauerſpiele erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Die laue Anzeige derſelben im „Geſellſchafter“ von Varnhagen v. Enſe hat mir miſsfallen; ich hatte anders mit ihm gewettet. — Einen Gruß muſs ich Ihnen beſtellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau v. Hohenhauſen, der ich in Ihrem Namen ein Exemplar der Trauerſpiele verehrte. Ich hoffe, Sie werden dieſes eigenmächtige Verfahren nicht mißbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beizutragen, obſchon Das, was ſie in mehreren Zeitungen, beſonders im Leipziger „Konverſationsblatte“ darüber ſchrieb, auch ehrlich flach iſt; ſie hatte eine beſſere Recenſion derſelben an Müllner geſchickt, die Dieſer bloß benutzt zu ſeinem Wiſchiwaſchi. An eine Aufführung Ihrer Tragödien auf dem hieſigen Theater glaube ich nicht; ſie ſind zu gut. Mein Freund Köchy, der nächſtens im „Konverſationsblatte“ über Ihre Tragödien etwas Beſſeres ſagen wird, hat ein Exemplar derſelben, das ich ihm auf einer Reiſe nach Braunſchweig mitgegeben, dem dortigen Direktor Klingemann mitgetheilt und von Demſelben das Verſprechen erhalten, den „Petrarcha“ aufzuführen. — Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie ſehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie ſie geprieſen worden, kritiſiert und getadelt — von Dichterlingen. Letztere ſind die natürlichen Feinde der guten Dichter, und dieſes Geſchmeiß wird nicht ermangeln, Ihren ſchönen Lorber anzufreſſen. Sie haben bis jetzt noch das beſondere Glück gehabt, daß, in dem obſkuren Münſter, Ihre Perſönlichkeit den Meiſten verborgen war. Aber wo der wahre Dichter auch ſei, er wird gehaſſt und angefeindet, die Pfennigsmenſchen verzeihen es ihm nicht, daſs er Etwas mehr ſein will als ſie, und das Höchſte, was er erreichen kann, iſt doch nur ein Martyrthum. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie im „Anzeiger“ über meine Gedichte ausgeſprochen; ich geſtehe es, Sie ſind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber, bald ganz von Ihnen gekannt zu werden; vielleicht gelang es mir, in meiner nächſten poetiſchen Schrift den Paſſepartout zu meinem Gemüthslazarethe niedergelegt zu haben. Ich werde dieſes Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mittheile; eigentlich ſind es doch nur Wenige, für die man ſchreibt, beſonders wenn man, wie ich gethan, ſich mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen. Dieſes Buch wird meine kleinen malitiös-ſentimentalen Lieder, ein bildervolles ſüdliches Romanzendrama und eine ſehr kleine nordiſch düſtre Tragödie enthalten. Thoren meinen, ich müſſte wegen des weſtfäliſchen Berührungspunkts (man hat Sie bisher für einen Weſtfalen gehalten) mit Ihnen rivaliſieren, und ſie wiſſen nicht, daſs der ſchöne klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem ſchwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt iſt, und woraus der Hammer der Zeit böſe, wilde Funken ſchlägt. Aber was geben uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden. Profeſſor Gubitz hat mir längſt den Auftrag gegeben, Sie für den „Geſellſchafter" zu werben; aber ich kann Ihnen nicht rathen, ſich durch Zeitblätter zu verſplittern, bewundre indeſſen Ihre literariſche Thätigkeit. Die Natur muſs ihnen außer der Poeſie noch das ſchöne Geſchenk einer guten Geſundheit gemacht haben. Sie können viel, unendlich viel Gutes wirken. Ich fand dieſe Tage eine kleine Burſchenſchrift: „Ein Wort zu ſeiner Zeit, von Immermann." Ich glaube, ſie iſt von Ihnen, und mit Freude habe ich daraus erſehen, wie Ihnen ſchon früh ein ſtarkes Wollen des Guten und Rechten innewohnte. Kampf dem verjährten Unrecht, der herrſchenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in dieſem heiligen Kampfe, ſo reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poeſie iſt am Ende doch nur eine ſchöne Nebenſache.

H. Heine.

Adreſſe: H. H. aus Düſſeldorf,
beim Univerſitätspedellen zu erfragen.

5. An Ferdinand Dümmler.

Herrn Ferd. Dümmler in Berlin.

Gemeinſchaftliche Bekannte haben mir Ihre Thätigkeit und Loyalität gerühmt. Weil ich, durch Erfahrung gewitzigt, dieſe beiden Eigenſchaften bei einem Buchhändler am höchſten achte, mehr als jedes andere Intereſſe, ſo mache ich Ihnen hiemit das Anerbieten, ein Buch von mir in Verlag zu nehmen. Dieſes enthält: 1) eine kleine Tragödie (etwa 3½ Druckbogen ſtark), deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum ſein ſoll, und die Leſewelt gewiſs vielfach beſchäftigen wird, 2) ein größeres dramatiſches Gedicht, genannt „Almanſor," deſſen Stoff religiös-polemiſch iſt, die Zeitintereſſen betrifft, und vielleicht etwas mehr als ſechs Bogen beträgt, und 3) ein drei bis drei und ein halb Druckbogen ſtarker Cyklus humoriſtiſcher Lieder im Volkstone, wovon in Zeitſchriften Proben ſtanden, die durch ihre Originalität viel Intereſſe, Lob und bittern Tadel erregt. Die kleine Tragödie, die ich für die Bühne beſtimmt habe, und die gewiſs auch aufgeführt wird, nenne ich Ihnen oder theile ich Ihnen mit, ſobald ich Sie meinem Anerbieten nicht abgeneigt finde; ich wünſche nämlich nicht, daſs Sie hier bekannt werde, bevor der Druck angefangen, und ich habe ſie hier nur zwei Perſonen, dem Profeſſor Gubitz und dem Legationsrathe Varnhagen v. Enſe, leſen laſſen.

Über meinen eignen Werth als Dichter darf ich ſelbſt wohl kein Urtheil fällen. Nur Das bemerke ich, daſs meine Poetereien in ganz Deutſchland ungewöhnliche Aufmerkſamkeit erregt, und daſs ſelbſt die feindliche Heftigkeit, womit man hie und da über dieſelben geſprochen, kein übles Zeichen ſein möchte. Von den zahlreichen öffentlichen Ausbrüchen der Art ſchicke ich Ihnen nur beiliegendes Blatt*), erſtens weil ich nur dieſes beſitze, und zweitens weil der Tadel darin ziemlich bedeutend iſt. Es iſt ſo halb und halb eine Entgegnung auf Karl Immermann's unbedingt lobendes Urtheil über mich in derſelben Zeitſchrift, ſchließt ſich an Das, was in den weſtfäliſchen und rheiniſchen Blättern in ſo vollem Maße über mich geſagt worden, und iſt in ſüddeutſchen Blättern (Heſperus, Morgenblatt, Rhein. Erholungen u. ſ. w.) ebenfalls auf ungewöhnliche Weiſe ausgeſprochen worden.

---

*) Das „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt,“ Nr. 24, vom 7. Juni 1822, welches eine höchſt geiſtvolle, mit —Schm— unterzeichnete Kritik der Heine'ſchen Gedichte enthielt.

Ich glaube nicht, daſs ich hier in Berlin ſehr bekannt bin; aber deſto mehr bin ich es in meiner Heimat, am Rhein und in Weſtfalen, wo man, wie ich von allen Seiten erfahre, auf das Erſcheinen meines langerwarteten poetiſchen Buches ſehr geſpannt iſt, und wo dasſelbe gewiſs den größten Abſatz finden wird.

Ich habe nächſter Tage das Vergnügen, Sie perſönlich zu beſuchen und mit Ihnen über das Übrige, Honorarbeſtimmung u. Dgl., zu ſprechen. Ich bin

mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.
Taubenſtraße, Nr. 32.

Berlin, den 5. Januar 1823.

6. An Karl Immermann.

Berlin, den 14. Januar 1823.

Lieber Immermann!

Ich will Ihnen eine gute Meinung beibringen von meiner Pünktlichkeit im Schreiben, Berichten, Auskunftgeben u. ſ. w.; darum zögere ich nicht mit der Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 31. — Meine Freunde wollen mich zwar in dieſem Punkte nicht ſonderlich loben; der gute Sethe — ſagen Sie ihm aber, ich ſchreibe ihm mit nächſter Poſt — wird gewiſs auch kein Loblied anſtimmen über meine Briefſchreibungs-Ordentlichkeit; aber Das iſt Alles bloßes Vorurtheil.

Obzwar wir uns durch Ihr freundliches Schreiben näher gerückt ſind, gewiſs 20 Poſtſtationen, etwa bis Potsdam, ſo iſt unſere Entfernung von einander doch immer noch zu weit, und ein Centner Briefporto iſt zu theuer, und das Briefſchreiben iſt zu mühſam, und meine Faulheit iſt zu groß — als daſs ich mit nöthiger Ausführlichkeit Ihnen ſagen könnte, wie Ihr Brief mir das Gemüth erregt und bewegt und erfreut und getröſtet und geſtärkt.

Ich will mich daher lieber an das Geſchäftliche halten, und Ihnen meine Meinung über das Verlegerweſen mittheilen.

Durch Profeſſor Gubitz hatte ſich die M.'ſche Buchhandlung zu dem Verlage meiner Gedichte bequemt, und außer 40 Freiexemplaren, wovon mir bis auf dieſe Stunde noch 10 Exemplare aus filziger Knickrigkeit vorenthalten werden, habe ich keinen Pfennig erhalten. Dieſes ſage ich Ihnen sub rosa zu Ihrer Tröſtung, da ich zweifle, ob das

Honorar für Ihr erſtes Werk beſonders bedeutend geweſen ſein mag. Durch ihre häſslichen Winkelzüge und ſchmutzigen verletzenden Kniffe iſt mir aber die M.'ſche Buchhandlung (ihr Chef heißt B.) jetzt ſo verleidet, daſs ich ihr dieſe Tage meinen Unwillen auf die empfindlichſte Weiſe zu erkennen gab, und mein zweites Buch gewiſs nicht bei M. erſcheinen wird und ich ſchon dieſe Woche einen andern Verleger dazu ſuchen will. Bei meiner angebornen Unbeholfenheit in allen Geſchäften, die ins Merkantiliſche einſchlagen, wird mir Dieſes nicht ſehr leicht werden.

Ich ſchreibe Ihnen dieſes Detail, damit Sie ſehen, daſs ich Ihre Tragödie oder die Zeitſchrift in dieſem Augenblick M. nicht anbieten kann; ich wünſche daher Ihren Beſcheid, ob Profeſſor Gubitz in Ihrem Namen beſagter Buchhandlung den „Periander“ antragen ſoll. Zwar glaube ich nicht, daſs M. gegenwärtig zum Verlag belletriſtiſcher Artikel geneigt ſind; in honorierender Hinſicht ſind ſie immer die größten Filze. Ich denke aber noch in dieſem Monate für meine Dramen einen Verleger zu finden, und da werde ich nicht ermangeln, ihm Ihr Drama und die Zeitſchrift anzubieten. Ich bin hier mit keinem Buchhändler außer M. perſönlich bekannt; doch Dieſes iſt nicht nothwendig, wenn man einen Verleger ſucht. Es iſt hier der Gebrauch, daſs der Schriftſteller der Buchhandlung einen ſchriftlichen Antrag macht. Wollen Sie, daſs ich Dieſes bei einigen hieſigen Buchhändlern in Ihrem Namen thue, ſo geben Sie mir dazu den beſtimmten Auftrag. Ich rathe Ihnen aber, ſchreiben Sie lieber ſelbſt von Münſter an bekannte hieſige Buchhandlungen und bemerken denſelben, daſs Sie mir den Auftrag gegeben, noch beſonders mit ihnen zu ſprechen über Ihre Anträge, ſowohl des „Periander's" als der Zeitſchrift. — Ich hoffe, daſs Sie mich trotz meines konfuſen Schreibens verſtanden haben. Das Verlegerſuchen gehört zu den Anfängen des ſchriftſtelleriſchen Martyrthums. Nach dem buchhändleriſchen Verhöhnen und dem Insgeſichtgeſpucktwerden kommt die theegeſellſchaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwiſchen zwei kritiſierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!

Ich hoffe, daſs Ihnen in der Verlegernoth der Legationsrath Varnhagen v. Enſe nützlich ſein wird, wenn Sie ihn ebenſo als nachhelfenden Buchhändlerbeſprecher gebrauchen wollen. Er iſt ein Mann, deſſen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchſte Vertrauen verdient, deſſen

Zuneigung ich mir ebenfalls durch die ſchöne Vermittlerin Poeſie erworben habe, der übrigens der Einzige iſt, auf den ich in dieſem falſchen Neſte mich verlaſſen kann, und deſſen freundſchaftliche Theilnahme an Ihrem Wirken das Schönſte und Beſte iſt, was Ihnen hier meine Vermittlung erwerben konnte. Ich habe ihm, um ihn über die Verlegerſache zu konſultieren, Ihren Brief an mich nebſt der Puſtkuchiana gleich mitgetheilt, und um Ihnen eine Freude zu machen, und zu gleicher Zeit um nicht nöthig zu haben, Ihnen ſelbſt meine Meinung über dieſe zwei Broſchüren zu ſagen, ſchicke ich Ihnen das Billett, das mir vorgeſtern Varnhagen's Frau darüber geſchrieben. Zur Verſtändnis desſelben bemerke ich nur, daſs in den von Goethe ſo ſchön gewürdigten Briefen über die „Wanderjahre,“ die im „Geſellſchafter“ ſtanden, die mit „Friederike“ unterzeichneten aus der Feder von Frau v. Varnhagen gefloſſen ſind, und daſs in dem einen (es iſt der erſte) einige mit Ihrer Schrift gleichlautende Ausdrücke vorkommen. Übrigens iſt Das die geiſtreichſte Dame, die ich je kennen gelernt, und ich wünſche dieſes Billett gelegentlich von Ihnen zurückzuerhalten. Daſs mir deſſen Inhalt wie aus der Seele herausgeſchnitten iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Wie Varnhagen über Ihre kritiſche Schrift urtheilt, werden Sie in ſeiner Anzeige derſelben im „Geſellſchafter“ leſen. Er läſſt Ihnen ſagen, daſs Sie es doch nicht unterlaſſen möchten, an Goethe und an Tieck ein Exemplar derſelben zu ſchicken. Wir haben vorgeſtern Abend viel von Ihnen geſprochen: auch Herr v. Varnhagen verſpricht ſich Viel von einer Zeitſchrift, worin Sie einen Theil der kritiſchen Gerechtigkeitspflege ausüben. Ich intereſſiere mich gern für dieſes Projekt; doch kann ich in Betreff literariſcher Arbeiten keine beſtimmte Zuſagen machen; von meinem Geſundheitszuſtande wird Alles abhängen. — Mit Freude habe ich Ihre lieben Worte über meine Poeterien geleſen; Ihre ſchöne Freimüthigkeit beweiſt mir, daſs Sie es gut mit mir meinen. Sobald ich Ihnen in Hinſicht der Verlegerangelegenheiten tröſtlichere Beſcheide mittheilen kann, ſchreibe ich Ihnen; das Ihnen heute Geſagte mag Ihnen dienen zu einem politiſchen Verhalten gegen ihren jetzigen Verleger. Dr. Schulz iſt mir immer ſehr wacker und brav vorgekommen. — Grüßen Sie Sethe recht freundſchaftlich; ſagen Sie ihm, daſs ich ihn ſehr vermiſſe. — Von ganzer Seele iſt Ihnen gut

H. Heine.

7. An Karl Immermann.

Berlin, den 21. Januar 1823.

In Betreff der Verlegerfrage habe ich, beſter Immermann, Ihnen einen Nachtrag zu meinem letzten Briefe zu geben. Herr v. Varnhagen ſchreibt dieſe Tage an Brockhaus in Leipzig, daſs er Ihnen den Rath zukommen laſſe, ſich in Verlagsangelegenheiten an ihn zu wenden. Varnhagen wird zu gleicher Zeit obigen Buchhändler in Kenntnis ſetzen, wie vortheilhaft es für ihn iſt, literariſche Produktionen von Ihnen in Verlag zu nehmen. Sie können daher ſchon mit umgehender Poſt an Brockhaus ſchreiben und ihm Ihren „Periander“ und die Zeitſchrift zum Verlag anbieten. In Hinſicht des „Periander“ werden Sie ſelbſt wiſſen, was Sie ihm, außer den Honorar- und übrigen Bedingungen, als zweckmäßig ſchreiben müſſen; in Hinſicht der Zeitſchrift wird es nöthig ſein, daſs Sie ihm den ganzen Plan und die Tendenz derſelben mittheilen. Ich ſollte meinen, Leipzig liegt für ihren Zweck nicht gar zu entfernt. Literariſche Entfernungen können nicht nach Meilen berechnet werden.

Profeſſor Gubitz, den ich in meinen eigenen Verlegerangelegenheiten gebraucht, habe ich über denſelben Gegenſtand befragt, und er erbietet ſich, Ihren „Periander“ unterzubringen bei einer ſich eben etablierenden, mit großen Fonds verſehenen Buchhandlung (ich glaube: die Vereinsbuchhandlung), die ſchon jetzt viel Bedeutendes druckt, ſich meiſtens mit Verlag beſchäftigen wird, und von den beſten deutſchen Schriftſtellern ſchon Verlagszuſicherungen hat. Gubitz wünſcht daher, daſs Sie ihm Ihre Honorarbedingungen und das Manuſkript mittheilen. Ich überlaſſe es Ihnen, wie Sie von dieſer Offerte Gebrauch machen wollen.

Varnhagen und Gubitz ſind bis jetzt die Einzigen, die ich mit Ihrem Verlegergeſuche bekannt gemacht. Ich habe jetzt, wegen meiner eigenen Produkte, mit Dümmler angeknüpft, will aber noch nicht mit ihm über Ihren „Periander“ ſprechen, bis Sie es verlangen; ſein Verlag iſt unbedeutend. Mir iſt es um baldigen Druck zu thun. Ich freue mich wie ein Kind auf das Erſcheinen meines eigenen Buches; eben weil ſo viel infames Geſindel mich anfeindet. Warten Sie nur, auch Ihnen werden die Stiefkinder der Muſe auf den Hals rücken. Auf Ihren „Erwin,“ ſagt man mir, wird heillos geſchimpft; Ihr „Petrarcha“ aber ſoll unter aller Kritik ſein. Ich habe den Grundſatz angenommen, Alles zu ignorieren, was man über mich ſchimpft und ſchimpfen wird. Ich weiß, es hat ſich ordentlich eine Societät gebildet, die ſyſtematiſch durch ſchnöde Gerüchte und öffentliche Kothbewerfung mich in Harniſch bringen will. Einliegend ein Pröbchen aus dem „Freimüthigen“. Scheint mir von einem armen Edelmann, Namens U., herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatiſche Licht der Zeit, ſobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daſs ich in ſeinen Geſellſchaftskreiſen die Exiſtenz eines Immermann verkündigte. Ich kann mir's denken, daſs Sie bei Ihrer Geſundheit über Miſère und Witzmangel lachen würden.

Ihre Schrift über Goethe und Puſtkuchen hab' ich nochmals geleſen und nicht genug bewundern können. Sie verdienen die größte Würdigung. Ein Gleichgeſinnter wird dieſe bald im Literaturblatt des „Morgenblatts“ ausſprechen. — Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner mit Wohlwollen. Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beſchwerniſſen für einen Kleinigkeitskrämer halten, ſo will ich Ihnen gern geſtehen, daſs ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Geſundheitszuſtand, vielleicht aber weil ich noch ſo halb Kind bin. Es iſt ein Kniff, daſs ich mir gern die Kindheit ſo lang als möglich erhalte, eben weil ſich im Kinde Alles abſpiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, ſogar die Verruchtheit und die Konvenienz. — Ihr Sie liebender

H. Heine.

8. An Dr. Immanuel Wohlwill.

Berlin, den 1. April 1823.

An Wolf, genannt Wohlwill!

Glaube nur nicht, Aimabelſter, daſs an der ſo lang verzögerten Beantwortung deines lieben Briefes eine Freundſchaftserkaltung von meiner Seite Schuld ſei; nein, wahrlich, obſchon in dieſem ſtrengen Winter manche Freundſchaft eingefroren iſt, ſo hat ſich dein geliebtes dickes Bild aus den engen Pforten meines Herzens noch nicht herauswinden können, und der Name Wolf, oder beſſer geſagt: Wohlwill, ſchwebt warm und lebendig in meinem Gedächtniſſe. Noch geſtern ſprachen wir von dir anderthalb Stunden — unter wir muſſt du immer verſtehn: ich und Moſer. Es iſt wirklich auffallend, welche äußere Ähnlichkeit du haſt mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwei chineſiſchen

Gelehrten, die auf der Behrenſtraße für 6 Groſchen zu ſehen ſind. Gans findet dieſe Beide ſehr intereſſant, und in ſeinem neuen Buche wirſt du, bei Gelegenheit des chineſiſchen Erbrechts, folgendes Citat finden: „Siehe die Chineſen auf der Behrenſtraße Nr. 65, ſowie auch meine Nankinghoſe, und vgl. damit Teu-zing-leu-li, B. x. Kap. 8.“ — Man will hier zwar behaupten, daſs dieſe zwei Chineſen verkleidete Öſtreicher ſind, die Metternich hergeſchickt hat, um an unſerer Konſtitution zu arbeiten. Zunz hat die Chineſen noch nicht geſehen . . . Ich mag ihn gut leiden, und es ſchmerzt mich bitterlich, wenn ich ſehe, wie dieſer herrliche Menſch ſo ſehr verkannt wird wegen ſeines ſchroffen, abſtoßenden Äußern. Ich erwarte Viel von ſeinen nächſtens erſcheinenden Predigten; freilich keine Erbauung und ſanftmüthige Seelenpflaſter; aber etwas viel Beſſeres, eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Iſrael. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer & Co.) haben den Körper des Judenthums von ſeinem fatalen Hautgeſchwür durch Aderlaſs zu heilen geſucht, und durch ihre Ungeſchicklichkeit und ſpinnwebige Vernunftsbandagen muſs Iſrael verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daſs das Herrlichſte in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einſeitigen Negation, im idealiſchen Auerbachthume beſtehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu faſten, zu haſſen, und aus Haſs zu dulden: Das iſt das Motiv unſerer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorationen und Kouliſſen geben, und der Souffleur ſoll ein weißes Beſſchen ſtatt eines Bartes tragen; ſie wollen das Weltmeer in ein niedliches Baſſin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kaſſeler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Marcus anziehen. Andere wollen ein evangeliſches Chriſtenthümchen unter jüdiſcher Firma, und machen ſich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen ſich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiſtstaube und Unterhoſen aus chriſtlicher Liebe, und ſie fallieren, und die Nachkommenſchaft ſchreibt ſich: „Gott, Chriſtus & Co.“ Zu allem Glücke wird ſich dieſes Haus nicht lange halten, ſeine Tratten auf die Philoſophie kommen mit Proteſt zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn ſich auch ſeine von Miſſionarien in Afrika und Aſien geſtifteten Kommiſſionshäuſer einige Jahrhunderte länger halten. [Dieſer endliche Sturz des Chr......... wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat ſich dieſe faule

Idee gehalten. Ich nenne das Chr........ eine Idee, aber welche! Es giebt ſchmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieſer alten Welt, der verlaſſenen Bettſtelle des göttlichen Geiſtes, ſich eingeniſtet, wie ſich Wanzenfamilien einniſten in der Bettſtelle eines polniſchen Juden. Zertritt man eine dieſer Ideen-Wanzen, ſo läſſt ſie einen Geſtank zurück, der jahrtauſendelang riechbar iſt. Eine ſolche iſt das Chr........, das ſchon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden ſeit der Zeit noch immer die Luft verpeſtet.]*).

Verzeih mir dieſe Bitterkeit; dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts nicht getroffen. Auch iſt Alles nicht ſo ernſt gemeint, ſogar das Frühere nicht; auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauſchel" nachrufen zu laſſen und zu faſten ꝛc. Ich hab' nicht mal die Kraft, ordentlich Mazzes zu eſſen. Ich wohne nämlich jetzt bei einem Juden (Moſern und Gans gegenüber) und bekomme jetzt Mazzes ſtatt Brot und zerknacke mir die Zähne. Aber ich tröſte mich und denke: wir ſind ja im Gohles! Auch das Sticheln auf Friedländer iſt nicht ſo ſchlimm gemeint, ich habe noch unlängſt den ſchönſten Pudding bei ihm gegeſſen, und er wohnt mir ganz vis-à-vis, und er ſteht jetzt am Fenſter und ſchneidet ſich eine Feder und ſchreibt gleich an Eliſe von der Recke, und auf ſeinem Geſichte iſt ſchon zu leſen: „Edelgeborene Frau, ich bin wirklich nicht ſo unausſtehlich, wie der Profeſſor Voigt ſagt, denn — — —“

---

*) Die von [ ] umſchloſſene Stelle iſt im Originalbriefe durchſtrichen.

Berlin, den 7. April 1823.

Es ſind jetzt acht Tage her, daſs ich hier im Schreiben unterbrochen wurde und ſchon des Briefes vergaß; unterdeſſen erhielt ich deinen Brief vom 1. April (wir ſchicken uns wechſelſeitig in den April), und ich will hier nur noch Einiges hinzuſchreiben, trotz meinen Schmerzen, die wie heißes Blei meinen Kopf durchrieſeln, und mich zur ſchneidendſten und feindſeligſten Bitterkeit verſtimmen.

Es freut mich, daſs es dir in den Armen der aimablen Hammonia zu behagen beginnt; mir iſt dieſe Schöne zuwider. Mich täuſcht nicht der goldgeſtickte Rock, ich weiß, ſie trägt ein ſchmutziges Hemd auf dem gelben Leibe, und mit den ſchmelzenden Liebesſeufzern: „Rindfleiſch! Banko!“ ſinkt ſie an die Bruſt des Meiſtbietenden. Es giebt dort aber zwei Sorten Rindfleiſch: rohes und gekochtes.

Letzteres iſt das ſchlechteſte, weil es ſaft- und kraftlos iſt; es iſt das aufgeklärte. — Vielleicht thue ich aber der guten Stadt Hamburg Unrecht; die Stimmung, die mich beherrſchte, als ich dort einige Zeit lebte, war nicht dazu geeignet, mich zu einem unbefangenen Beurtheiler zu machen; mein inneres Leben war brütendes Verſinken in den düſtern, nur von phantaſtiſchen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüſt, cyniſch, abſtoßend; mit einem Worte, ich machte es zum ſchneidenden Gegenſatze meines innern Lebens, damit mich dieſes nicht durch ſein Übergewicht zerſtöre. Ja, amice, es war ein großes Glück für mich, daſs ich juſt aus dem Philoſophie-Auditorium kam, als ich in den Cirkus des Welttreibens trat, mein eignes Leben philoſophiſch konſtruieren konnte und objektiv anſchauen — wenn mir auch jene höhere Ruhe und Beſonnenheit fehlte, die zur klaren Anſchauung eines großen Lebensſchauplatzes nöthig iſt. Ich weiß nicht, ob du mich verſtanden; wenn du einſt meine Memoiren lieſt und einen Hamburger Menſchentroſs geſchildert findeſt, wovon ich Einige liebe, Mehrere haſſe und die Meiſten verachte, ſo wirſt du mich beſſer verſtehen; jetzt möge das Geſagte nur dazu dienen, einige Äußerungen in deinen lieben Briefen zu beantworten, und dir zu erklären, warum ich deinen Wunſch nicht erfüllen kann, dieſen Frühling nach Hamburg zu kommen, — obſchon ich nur wenige Meilen davon entfernt ſein werde. Ich reiſe nämlich in vier Wochen nach Lüneburg, wo meine Familie lebt, bleibe dort ſechs Wochen, und reiſe alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich iſt, nach Paris. Mein Oheim hat mir noch zwei Jahr' zum Studieren zugeſetzt, und ich habe nicht nöthig, meinem früheren Plane gemäß in Sarmatien eine Profeſſur zu ſuchen. Ich denke, daſs ſich bald Manches geändert haben wird, daſs ich keine Schwierigkeiten haben werde, mich am Rhein zu fixieren. Iſt Das nicht der Fall, ſo fixiere ich mich in Frankreich, wo ich franzöſiſch ſchreibe und mir einen Weg ins Diplomatiſche bahne. Die Hauptſache iſt die Herſtellung meiner Geſundheit, ohne welche alle Plane thöricht ſind. Gott möge mir nur Geſundheit geben, für das Übrige will ich ſelbſt ſorgen. Mein Arzt giebt mir Hoffnung, daſs mich das Reiſen, beſonders das Fußreiſen, herſtellen wird . . . Meine Sturzbäder habe ich eingeſtellt, ſie haben mir Nichts geholfen und unmenſchliches Geld gekoſtet. Obendrein muſs ich mich geiſtiger Anſtrengung enthalten, und ich habe dieſen Winter faſt gar nichts Anderes gethan, als den nicht ſemitiſchen Theil Aſiens ſtudiert, im Schelling und Hegel etwas geleſen, Chroniken durchſtöbert und mich erfriſcht an der reinen Schönheit, die mir entgegenhauchte aus den Geiſteswerken der Griechen. Sempiterna solatia generis humani nennt ſie der alte Wolf. Für Geſellſchaft war ich ungenießbar, gedichtet hab' ich wenig, mein hiſtoriſches Studium hat noch weniger gewonnen, und am allerwenigſten mein „Hiſtoriſches Staatsrecht des germaniſchen Mittelalters.“ Letzteres war dieſen Sommer faſt zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Aſiens gewonnen, ſo wie auch das Beiſpiel der Art, wie Gans ſein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philoſophiſche Anregungen von Moſer machten, daſs ich den größten Theil meines Buches dem Feuer übergab und das Ganze in Paris, und zwar in franzöſiſcher Sprache, aufs Neue ſchreiben werde. — Daſs dir mein Memoir über Polen*) gefallen, Das iſt ſehr edel von dir. Von allen Seiten hat man meiner ſcharfen Auffaſſung Polens großes Lob gezollt, nur ich ſelbſt kann in dieſes Lob nicht einſtimmen. Ich war dieſen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zuſtande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern.

---

*) Heine's ſämmtliche Werke, Bd. XIII, S. 131 ff.

Dieſer Aufſatz hat das ganze Großherzogthum Poſen in Bewegung geſetzt, in den Poſener Blättern iſt ſchon dreimal ſo Viel, als der Aufſatz beträgt, darüber geſchrieben, d. h. geſchimpft worden, und zwar von den dortigen Deutſchen, die es mir nicht verzeihen wollen, daſs ich ſie ſo treu geſchildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben. — Meine Gedichte ſind in Weſtfalen und am Rhein noch immer Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, und ich höre viel Erfreuliches darüber. Wie kannſt du aber den Wiſch in der Leipziger „Literaturzeitung" des Erwähnens werth halten? Es iſt das Seichteſte und Unbedeutendſte, was über mich geſagt worden. — Ich ſchicke dir dieſe Tage meine Tragödien. Ich habe dieſelben meinem Oheim Salomon Heine dediciert. Haſt du ihn geſehen? Er iſt Einer von den Menſchen, die ich am meiſten achte; er iſt edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, Letzteres iſt mir das Höchſte. — Haſt du dort meine Schweſter geſehen? Es iſt ein liebes Mädchen. Kommſt du dort viel unter Weiber? Nimm dich in Acht, die Hamburgerinnen ſind ſchön. Aber bei dir hat es Nichts zu ſagen, du biſt ein ſtiller, ordentlicher, ſeelenvergnügter Menſch, und wenn du mal glühſt, ſo iſt es für die ganze Menſchheit. Bei mir iſt Das anders. Auch haſt du das Glück, ein moraliſcher Menſch zu ſein, und reflektierſt und machſt ethiſche Betrachtungen, und biſt zufrieden und biſt brav und biſt gut, und weil du ein ſo guter Junge biſt, habe ich dir einen ſo langen Brief geſchrieben.

Heine.

9. An Friedrich Steinmann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe in Rückſtand iſt. Sollte ich es ſein, was auch ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo habe die Güte, mich zu entſchuldigen. Was du auch erdenken magſt, das mich entſchuldigen könnte, ſo wirſt du leider immer die Wahrheit treffen. Ärgerliche Stürme, Verluſt des Allerliebſten, Krankheit und Unmuth und dergleichen ſchöne Dinge mehr ſind ſeit zwei Jahren die hervorſtechenden Punkte in dem Leben deines Freundes. Ich tröſtete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daſs du alte und neue Wunden aufreißeſt und Herzblut in Briefkouvert ihm zuſchickſt; aus manchem meiner trüben Lieder, das ihm hie und da ans Ohr geklungen ſein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Bruſt ſeines Freundes ausſieht; — am meiſten aber beſchwichtigte ich mich mit der Unkenntnis deiner Adreſſe. Dieſe letztere Entſchuldigung gilt aber nicht mehr ſeit vier Monaten, ich erfuhr, daſs du in Münſter biſt, dem Chriſtian gab ich viele Grüße mit für dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck „rollen,“ weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felſenlaſt von der Seele rollt. Der ehrliche Chriſtian, deſſen bloßes Wort am jüngſten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttauſenden, dieſer Chriſtian ſoll bürgen, daſs meine Geſinnungen gegen dich unverändert geblieben, wie oft und barſch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen beſten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweiſe. Aber wer bürgt mir für dich? Auch da ſoll mir dein bloßes Wort genügen, du guter, ehrlicher Steinmann! Von deinen poetiſchen Arbeiten iſt mir ſeitdem Manches zu Geſicht gekommen, und das Meiſte hat mich auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen. Aber auch Vieles hat mich unbefriedigt gelaſſen. Du kennſt von Alters her meine ehrliche Strenge und ſtrenge Ehrlichkeit in ſolchen Dingen, und wenn du noch der Alte biſt und noch das alte Zutrauen zu mir haſt, ſo wird dich ein ſolches Urtheil gewiſs nicht verletzen. Einige deiner Lieder haben mir ſehr gut gefallen, doch in einem derſelben hätte ich über das alte wohlbekannte holprige „hold“ faſt ein Bein zerbrochen; und wie ſehr das Trauerſpielchen Achtung und Beifall in Anſpruch nahm, ſo wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desſelben faſt erfroren. Ich hoffe, daſs du Etwas ſchreiben wirſt, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine „Tragödien“ haben eben die Preſſe verlaſſen. Ich weiß, man wird ſie ſehr herunterreißen. Aber ich will dir im Vertrauen geſtehen: ſie ſind ſehr gut, beſſer als meine Gedichteſammlung, die keinen Schuſs Pulver werth iſt. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er ſchreibt viel. In ſeinen Sonetten ſind ſüperbe Sachen, ein ächter poetiſcher Hauch und freudige Lebensfriſche. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren: nur tragen ſie auch den Fehler dieſer Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel ſchlägt, und daher viel' unbedeutende Schöſslinge und viel nutzloſes Blattwerk hervorbringt. Freilich, unſere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüſe, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbſen. Kennſt du den Karl Immermann? Vor Dieſem müſſen wir Beide den Hut abziehen, und du zuerſt. Das iſt eine kräftige, leuchtende Dichtergeſtalt, wie es deren wenige gibt. — Ob du mir mal ſchreiben wirſt, Das hängt ganz von dir ab; wenigſtens ſollſt du nicht die Ausrede haben, daſs du meine Adreſſe nicht kennſt. Dieſe iſt an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moſer, Neue Friedrichſtraße Nr. 47. — Ich reiſe freilich in 14 Tagen von hier ab, aber meine Briefe werden mir nachgeſchickt. — Anbei folgt ein Exemplar meiner „Tragödien," welches du durchleſen und dann an ** übergeben ſollſt. Sage ihm, daſs ich böſe ſei wegen ſeines Stillſchweigens und theile ihm meine Adreſſe mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um dir eins beſonders zu ſchicken, zudem iſt es mir nur darum zu thun, daſs du die Sachen lieſt.

Dein Freund

H. Heine.

10. An Karl Immermann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Immermann!

Ihren Brief vom 3. Februar würde ich ſchon längſt beantwortet haben, wenn ich nicht beabſichtigt hätte, Ihnen zu gleicher Zeit meine „Tragödien“ zu ſchicken. Ich war unterdeſſen öfters geſonnen, Ihnen die fünf erſten Bogen derſelben, nämlich den „Ratcliff,“ zuzuſenden; aber ich bezwang mich, und ich bin Deſſen auch froh, weil ſich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustauſch“ auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitſchleichen konnte. Auf der andern Seite iſt es mir wieder leid, daſs ich es nicht that; das eigentliche Leben iſt meiſtens kurz, und wenn es lang wird, iſt es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man ſoll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgeſinnten ſein Herz erſchließen oder einem ſchönen Mädchen das Buſentuch lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meiſtervers: „Willſt du ewig ferne ſchweifen“ ꝛc. begreifen konnte. — Ja, ich verſprech' es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erſcheinen, ſoll mich nie mehr befangen, wenn ich

Ihnen Konfeſſionen machen möchte. Eben eine ſolche Hauptkonfeſſion liegt im „Ratcliff," und ich habe die Marotte, zu glauben, daſs Sie zu der kleinen Zahl Menſchen gehören, die ihn verſtehn. Darum thun Sie mir auch den einzigen Gefallen und leſen ihn zu einer guten Stunde und ohne die Lektüre zu unterbrechen. Ich bin von dem Werthe dieſes Gedichtes überzeugt (hark! hark!), denn es (das Gedicht) iſt wahr, oder ich ſelbſt bin eine Lüge; alles Andere, was ich geſchrieben und noch ſchreibe, mag untergehn und wird untergehn. Ich würde über dieſen Punkt mehr ſagen, und ich bin auch konfuſe genug dazu, aber zum Glück habe ich keine Zeit, der Buchbinder bringt eben neue Exemplare meiner „Tragödien", und ich muſs deren nach Hauſe ſchicken und muſs Briefe ſchreiben, und die Poſt geht ſchon um 6 Uhr ab, und es iſt mir zu Muthe wie einer Frau, die eben in Wochen gekommen. Ob mir der kleine neugeborene Balg Freude machen wird? Schwerlich wird dieſe ſo groß ſein wie das Herzleid, das ich ſchon vorausſehe. Die hieſigen Kröten- und Ungeziefer-Koterien haben mir jetzt ſchon ihre ſchmutzigen Zeichen der Aufmerkſamkeit geſchenkt, man hat ſich ſchon mein Buch zu verſchaffen gewuſſt, ehe es ganz aus der Preſſe war, und, wie ich höre, will man dem „Almanſor" eine

Tendenz unterſchieben und dieſe auf eine Weiſe ins Gerücht bringen, die mein ganzes Weſen empört und mit ſouveränem Ekel erfüllt.

Dieſes mag, mir ſelbſt unbewuſſt, Manches dazu beigetragen haben, daſs ich in vierzehn Tagen von hier abreiſe. Ich bitte Sie daher, wenn Sie mir ſchreiben, folgende Adreſſe zu machen: „An H. Heine, abzugeben bei M. Moſer, Neue Friedrichsſtraße Nr. 47.“ Dieſer ſchickt mir die Briefe nach. Von hier reiſe ich nach Lüneburg, wo ich im Schoße meiner Familie einige Monate zubringe; von da reiſe ich durch Weſtfalen und — wie Sie wohl denken können, über Münſter — nach dem Rhein, und dieſen Herbſt bin ich in Paris. Dort will ich noch einige Zeit ſtudieren und mich in die diplomatiſche Karrière lancieren. Ich habe letztere ſchon längſt ins Auge gefaſſt, und ich ſtimme daher ganz damit überein, was Sie mir darüber ſchreiben. Dieſer Punkt bietet ſo vielen Stoff zu Betrachtungen, daſs ich mich nicht ſo ganz in der Kürze darüber ausſprechen könnte. Ihnen würde es nicht ſo ſehr ſchwer werden, wenn Sie ſich ins diplomatiſche Fach werfen wollen, und das beſte und effektivſte Mittel, das ich Ihnen dazu rathen und vorſchlagen könnte, wäre, daſs Sie bei einer guten Gelegenheit eine Broſchüre ſchrieben, welche die Aufmerkſamkeit der Diplomaten reizen muſs. Entre nous, Das iſt auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote ſteht. Wenn wir uns mündlich über dieſen Punkt näher beſprechen und ſobald ich mal in Paris, im Foyer der Diplomatie, ſein werde, mag ſich Manches finden, was ein ſolches Vorhaben am beſten fördert, und es wird mir eine ſüße Freude gewähren, wenn ich dazu behilflich ſein kann, daſs der Mann, von deſſen Kraft ich ſo große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell*) hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unſinn zu erwarten hat. Mir fehlt die Kourage zu ſolchen Handlungen, und ich beſchwichtige und entſchuldige meine Feigheit gegen mich ſelbſt mit den feinen Betrachtungen, daſs bei mir ſo Vieles mißdeutet werden kann u. ſ. w.

Ich habe dieſen Winter den Junker Dunſt de la Motte Fouqué geſprochen und aus Malice (beſſer geſagt: Neckerei, denn ich liebe das Gemüth dieſes Mannes) ihn über den Werth Ihrer Tragödien befragt. Er hat Ihnen freilich kein Talent abſprechen können, aber ich muſſte eine lange, breite Geſchichte anhören, die darauf hinauslief, daſs ein unbekannter Herr v. Liſt einſt ſich bei ihm melden ließ, ihm Ihre Duellſchrift vorgezeigt und ihn gefragt, wie er, der ritterliche Baron, mit Ihnen, wie er höre, in Verbindung ſtehen könne? Dieſe habe er alſo brechen müſſen, wie ſich von ſelbſt verſteht. Ich erzähle Ihnen die Geſchichte, weil Sie ſie vielleicht ſelbſt nicht wiſſen, vielleicht auch nicht wiſſen, daſs Sie hier wegen dieſer alten Univerſitätsgeſchichte noch klatſchende Feinde haben. Unſer Freund B., dem ich die Geſchichte erzählte, rief ärgerlich aus: „Der ritterliche Baron iſt ein Narr!“ — Doch ich ſchweife zu ſehr ab, ich traue Ihnen viel Talent zu in politiſcher Schriftſtellerei, und ich denke: das Meſſer, das einen Puſtkuchen ſo hübſch tranchiert hat*), kann auch einen diplomatiſchen Haſen zerlegen. Jener Brief über die „Wanderjahre,“ worin ein ſo freudiges Talent der Darſtellung, des kritiſchen Zerſetzens und der ſcharfſinnigſten Kombinationen gezeigt, hat hier vielen Beifall gefunden. Die von Frankfurt datierte Korreſpondenz darüber im „Morgenblatte“ iſt hier geſchrieben, und zwar von dem Bruder der Frau v. Varnhagen. Es iſt merkwürdig, daſs aus Weſtfalen, wo die falſchen „Wanderjahre“ geſchrieben ſind, auch eine Schrift wie die Ihrige hervorgegangen. Ich äußerte jüngſt darüber in Geſellſchaft das amerikaniſche Sprichwort: „In den Ländern, wo viele Schlangen ſind, wachſen auch viele Kräuter, die ihren Biſs heilen.“ — Mein von Schmerzen zerdrückter Kopf verbietet mir leider, ſo wie Sie, wackerer Immermann, den Feldzug gegen die Lemgoer Glaubensarmee mitzumachen; aber früh oder ſpät werden Sie doch meine Stimme hören, und in Paris, wo jetzt Liebe für deutſche Literatur, beſonders für Goethe auftaucht, gedenke ich das Meinige zu thun. Ich ſehe mit der größten Spannung dem Erſcheinen Ihres „Periander's“ entgegen, ich hege die größten Erwartungen davon und zweifle nicht, daſs das einzige Miſsfällige, was ich an Ihren Tragödien auszuſetzen hatte, darin vermieden ſein wird. Dieſes beſteht darin, daſs die Reden der Perſonen darin oft zu lang ſind, und daſs ſich die Poeſie darin oft breit macht. Noch iſt kein junger Dichter dieſer Klippe entgangen bei ſeinen Erſtlingen. Meinen „Almanſor“ trifft derſelbe Vorwurf, nur daſs ſolcher leider nicht der einzige iſt; im „Ratcliff“ iſt er ganz vermieden, vielleicht etwas zu ſehr. Die vermaledeite Bilderſprache, in welcher ich den Almanſor und ſeine orientaliſchen Konſorten ſprechen laſſen muſſte, zog mich ins Breite. Außerdem, fürchte ich, werden die Frommen im Lande an dieſem Stücke Viel auszuſetzen haben. Herr v. Varnhagen ſagt mir geſtern, daſs ich Sie auffordern ſoll, Etwas für mich zu thun, nämlich eine Beurtheilung meiner „Tragödien“ zu ſchreiben. Ich will nicht mehr kleinlich ſein und will Ihnen geſtehen, daſs ich auch ohne dieſe Anregung Sie erſucht hätte, meine „Tragödien“ im „Weſtfäliſchen Anzeiger“ zu recenſieren. In keinem Falle darf es Ihnen, vielleicht bei zu großer Beſchäftigung, eine unbequeme Laſt ſein, ſonſt bitte ich Sie: thun Sie es nicht; auch müſſte ich Sie recht herzlich bitten, recht ernſtlich ſtreng zu ſein, bei Leibe nicht an den Verfaſſer zu denken, wenn Sie das Werk recenſieren. Wenn Sie ein Exemplar Ihrer Beurtheilung an Varnhagen ſchicken wollen, wäre es mir ſehr lieb. — Für die Überſendung Ihrer Bilder danke ich Ihnen recht ſehr, es war mir ein ſehr liebes Geſchenk. Wegen der Zeitſchrift werden Sie gewiſs bereits an Brockhaus geſchrieben haben; es wäre nöthig, zu bemerken, daſs dieſelbe alle vierzehn Tage oder vier Wochen erſchiene, ſonſt müſſte ſie ja konkurrieren mit dem „Hermes.“ Ihre Elegien haben mir ſehr gefallen. An der Behandlung des Versmaßes habe ich ſehr Viel auszuſetzen, recht ſehr Viel. Ich geſtehe es Ihnen frei, aber ich geſtehe auch, daſs ich in meinem ganzen Leben nicht ſechs Zeilen in dieſer antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Weſen widerſtrebt, theils weil ich zu ſtrenge Forderungen an den deutſchen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derſelben zu unbeholfen bin. — Ich habe längſt eine Frage auf dem Herzen: welche von Ihren drei Tragödien haben Sie zuerſt geſchrieben? Ich habe bisher immer „Das Thal von Ronceval“ dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Thränen. Es kommt mir vor, als hätte ich ſelbſt dieſe Stelle mal ſchreiben wollen, und konnte es nicht vor übergroßem Schmerze. Im „Almanſor“ habe ich es irgend wieder verſucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle ſchon finden. Wunderbar, wie manche Ähnlichkeit dieſe Stücke haben; ſogar im Stoff und Lokal.

---

*) Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle ꝛc. Leipzig, Klein, 1817.

---

*) Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre ꝛc. Hamm, Schulz, 1823.

H. Heine.

Meine Konfuſion am letzten Poſttage hat richtig verurſacht, daſs ich beiliegenden Brief an Sie vergaß in das Packet zu legen. Sollte ich ein noch größeres Verſehen begangen haben, indem ich vielleicht einen fremden Brief in Ihr Packet eingeſchloſſen, ſo bitte ich Sie, mir denſelben zurückzuſchicken. Ich werde wohl noch bis zum 8. Mai hierbleiben. Sollte es Ihnen nicht möglich ſein, mir noch ein Exemplar Ihres Porträts zu ſchenken? Was werden Sie von mir halten, wenn ich Ihnen geſtehe, daſs ich das von Ihrer Güte erhaltene Exemplar verſchenkt habe? Aber ich habe ja nie die Kunſt verſtanden, den Weibern Etwas abzuſchlagen. Leben Sie glücklich und bleiben Sie mir gewogen.

H. Heine.

Den 15. April 1823.

NB. Ich bitte Sie, beiliegende Packete dort auf die Poſt zu legen. Lieber wär' es mir, wenn Sie für das Packet an Blomberg eine Gelegenheit fänden, die eben ſo ſchnell und ſicher iſt wie die Poſt.

---

11. An Maximilian Schottky.

Berlin, den 4. Mai 1823.

Lieber Profeſſor!

Mein trauriger Geſundheitszuſtand und die damit in Verbindung ſtehende Gemüthsverſtimmung haben mich davon abgehalten, Ihren lieben Brief vom Februar früher zu beantworten, und auch jetzt würde ich noch nicht ſchreiben, wenn nicht eine äußere Veranlaſſung mich antriebe, endlich ans Werk zu gehen. Außerdem wollte ich gern Ihre Zurückkunft von Wien abwarten, und dieſe wird jetzt gewiſs ſchon ſtattgefunden haben.

Grüßen Sie mir Ihre Erwählte, deren ſchönes Bild, wie ich es in Ihrem Zimmer ſah, mir in dieſem Augenblick wieder ganz lebendig vorſchwebt. Muſik in den Zügen und in der Seele, und, wie Sie mir ſagten, auch Muſik in der Stimme und in den Fingerſpitzen — was kann ein Erdenſohn mehr verlangen von einem Weibe? Iſt ein ſolches nicht ein wandlendes Paradies? Ich wünſche Ihnen Glück zum Beſitze desſelben. Ich Ritter von der traurigen Geſtalt werde nie eines ſolchen theilhaftig werden können, und, wie die Weiber im Koran, muſs ich mich mit dem bloßen Anblick des Paradieſes begnügen. Es muſs Ihnen jetzt nicht mehr ſo drückend ſein, daſs Sie von Deutſchland abgeſchnitten ſind; dieſes Letztere wird zwar in Deutſchland, beſonders am Rhein und in Weſtfalen, wo Sie jetzt viele Freunde haben, vielfach bedauert; doch meiſtens aus patriotiſchem Eigennutze, wie kürzlich im „Weſtfäliſchen Anzeiger,“ wo heftig geklagt ward, daſs der Mann, der am rüſtigſten für deutſche Geſchichte arbeiten könnte, jetzt in Sarmatien junge Bären dreſſieren muſs. Was ich über dieſen Punkt im „Geſellſchafter“ ausſprach*), war Nichts mehr, als deutſche Schuldigkeit; ich habe in zweckmäßigen Privatmittheilungen Beſſeres darüber geſagt, und Sie werden in der Folge ſehen, wie Alles, was Sie betrifft oder betreffen kann, mir am Herzen liegt.

Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief geleſen, der im „Geſellſchafter“**) gegen mein Memoir über Polen abgedruckt war; daſs in den Poſener Zeitungsblättern noch fiſchweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf, und habe mir dieſe Tage jene Blätter zu verſchaffen gewuſſt. Daſs ich hierbei ebenfalls nur die Achſel zuckte, können Sie ſich wohl vorſtellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter geſitteten Menſchen unerhörte Weiſe, wie der Schmierer jener Blätter bei dieſer Gelegenheit auch Sie, guter

---

*) Siehe die betreffende Stelle im Aufſatz „Über Polen,“ — Sämmtl. Werke, Bd. XIII, S. 177 ff.

**) „Bemerker“ Nr. 5, Beilage zum 33. Blatte des „Geſellſchafters,“ vom 26. Februar 1823.

Schottky, mit Koth beſpritzte. Ich ſtelle es Ihnen ganz frei, meinen Namen zu nennen; ich würde es ſelbſt gethan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obſkuren Skriblers nur im Mindeſten Notiz zu nehmen. —

Eine nähere Veranlaſſung zu meinem heutigen Briefe iſt beifolgendes Buch, das ich Ihnen als ein Zeichen meiner Freundſchaft überſende. Außerdem liegt dieſer Überſendung eine eigennützige Abſicht zum Grunde, indem ich wünſche, daſs Sie für den Succeſs des Buches Etwas thun mögen. Ich bin zu ſehr ohne Bretterkonnexionen, und bin zu ſehr unwillig gegen unſere Theaterintendanzen, die nur das Schlechte auf die Bühne bringen, als daſs ich es nicht für mich rathſamer halten konnte, den „W. Ratcliff,“ den ich für die Bühne geſchrieben, drucken zu laſſen, als denſelben einer Direktion anzubieten; indem ich erwarte, daſs ein mannigfach öffentlich Beſprochenwerden dieſes Stückes eine oder die andre Direktion anreizen mag, dasſelbe auf die Bühne zu bringen. Was Sie, lieber Schottky, in dieſer Hinſicht in Wien durch Ihre dortigen Freunde für mein Buch thun können, überlaſſe ich ganz Ihrem Gutdünken. Wenn Sie etwa eine ausführliche Beurtheilung desſelben, verſteht ſich eine ſchonungsloſe, in den „Wiener Jahrbüchern“ ſchreiben wollten, wär' es mir ſehr lieb; nur darf es Sie nicht im Mindeſten genieren und darf Ihnen überhaupt ſolche Aufforderung nicht ungelegen ſein; ich bitte Sie, es mir freimüthig zu ſagen, ich will dann einen andern Freund dazu auffordern. Thun Sie ſich alſo keinen Zwang an, Sie ſehen, wie ſehr ich aufrichtig gegen Sie bin, indem ich Ihnen offen zeige, wie ſehr ich mich für das Schickſal meines Buches intereſſiere, wegen der Wichtigkeit, mit welcher es auf meine äußere Lage influenziert, und noch insbeſondere wegen der vielen Anfeindungen, die ich ſeit ſechs Monaten hier erfahre und in noch weit lieblicherem Grade zu erwarten habe.

Ich hoffe, daß Ihnen die Tragödien gefallen, und daſs Sie mit meiner jetzigen Behandlungsweiſe des Volksliedes, wie ich ſie im „lyriſchen Intermezzo“ zeige, zufrieden ſein werden. Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen öſtreichiſchen Tanzreime mit dem epigrammatiſchen Schluſſe oft vorgeſchwebt. Den Wunſch, Ihre Zeitſchrift (die ich noch gar nicht zu Geſicht bekommen) mit Beiträgen zu verſehen, habe ich wegen meiner Krankheit nicht erfüllen können; noch weniger konnte ich eine Korreſpondenz liefern. Wie ich gegenwärtig über das geiſtige Berlin denke, darf ich jetzt nicht drucken laſſen; doch werden Sie es einſt leſen, wenn ich nicht in Deutſchland mehr bin, und ohne literariſche Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutſche Literatur in einem eigenen Werkchen mich ausſprechen werde.

Ich reiſe nämlich in einigen Tagen von hier ab, durchwandre einige Zeit Weſtfalen und Rheinland, und dieſen Herbſt hoffe ich in Paris zu ſein. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, dort auf der Bibliothek emſig zu ſtudieren und nebenbei für Verbreitung der deutſchen Literatur, die jetzt in Frankreich Wurzel faſſt, thätig zu ſein. In Betreff dieſes Letztern hätte ich Ihnen Viel zu ſchreiben, aber mein Brief wird zu lang. Schreiben Sie mir bald Antwort, lieber Profeſſor, und machen darauf folgende Adreſſe: An H. Heine aus Düſſeldorf, abzugeben bei Herrn M. Moſer, Neue Friedrichsſtraße No. 47. — Die Briefe werden mir richtig nachgeſchickt. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

H. Heine.

·12. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den . . Mai 1823.

Lieber Moſer!

Dienstag Abend bin ich in Lübtheen angelangt, nachdem ich Montagnacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde und mich über das läſtige Geſchwätze der Reiſegeſellſchaft ärgerte, und meinen Phantaſien Audienz gab, und Viel fühlte und an dich dachte. Letzteres beſchäftigte mich am meiſten, faſt ſo ſehr, daſs ich ſentimental wurde, und mich darüber ärgerte und dir gewiſs recht viel' Sottiſen geſagt haben würde, wenn ich deiner habhaft geweſen wäre. Wenn dir Dienstag und Montag-Abend viele barocke Gefühle durch das Gemüth gezogen ſind, ſo erkläre dir Das nur durch den ſympathetiſchen Rapport. Wenn ich nächſtens von guten Gedanken überſchlichen werde oder gar Hegel'ſche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, ſo will ich mir Das auf ähnliche Weiſe erklären. — Ich habe in Lübtheen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr Nachmittags bei meiner Familie angelangt. Du ſiehſt, ich habe Mittwochnacht in Lübtheen geſchlafen, wo mich die allerfatalſten Träume plagten. Ich ſah eine Menge Menſchen, die mich auslachten, ſogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief ſchäumend vor Ärger zu dir, mein guter Moſer, und du öffneteſt mir deine Freundesarme, und ſpracheſt mir Troſt ein, und ſagteſt mir, ich ſolle mir Nichts zu Gemüthe führen, denn ich ſei ja nur eine Idee, und um mir zu beweiſen, daſs ich nur eine Idee ſei, griffeſt du haſtig nach Hegel's Logik und zeigteſt mir eine konfuſe Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenſter, — ich aber ſprang wüthend im Zimmer herum und ſchrie: „Ich bin keine Idee, und weiß Nichts von einer Idee und hab' mein Lebtag keine Idee gehabt." — Es war ein ſchauderhafter Traum, ich erinnere mich, Gans ſchrie noch lauter, und auf ſeiner Schulter ſaß der kleine Marcus und ſchrie mit unheimlich heiſerer Stimme die Citate hinzu und lächelte auf eine ſo gräſslich freundliche Weiſe, daſs ich vor Angſt aufwachte.

Ich übergehe den anderen fatalen Traum: wie der Tr.....doktor Oppert in ſeiner Equipage bei mir vorfuhr, mit ſeinem Orden und in weißſeidenen Strümpfen in meine Stube trat und mir im Vertrauen erzählte, er ſei ein gebildeter Mann; ich übergehe dieſen abgeſchmackten Gegenſtand und melde dir bloß, daſs ich meine Eltern in vollem Wohlſein antraf.

Den 22. Juni heirathet meine Schweſter, die Hochzeit iſt wahrſcheinlich in der Nähe von Hamburg. Ich werde wohl mehrere Monate hier bleiben und mich langweilen. Bei meinem Eintritt in Lüneburg merkte ich, daſs hier großes Riſcheſs herrſcht, und ich nahm mir vor, ganz iſoliert zu leben. Leider bin ich ohne Bücher. Die Bibliothek meines Bruders beſteht nur aus lateiniſchen und griechiſchen Klaſſikern, und dieſe ſind es, die ich aus Langeweile leſen werde. Ich wünſchte ſehr, daſs du mir einige Theile des Gibbon, die zwei Bände des Basnage, worin bloß Geſchichte iſt, und eine kurzgefaſſte italiäniſche Grammatik nebſt einem italiäniſchen Leſebuche überſchickteſt. Wird es Viel koſten, wenn du das Alles mit der Poſt ſchickſt? Ich bin in ſolcher Bücherverlegenheit, daſs ich dich während meines hieſigen Aufenthalts viel beläſtigen werde. Du muſſt auch Geld für mich auslegen, indem du nämlich für mich ein kleines italiäniſches Handwörterbuch und die wohlfeile Stereotypausgabe des Esprit des lois Montesquieu's kaufen und herſchicken muſſt. Ich kann nämlich hier Nichts haben, wie ich es will, und nach Hamburg kann ich mich deſshalb nicht wenden. Kannſt du mir etwas leichte italiäniſche Proſa ſchicken, ſo wär' es mir ſehr lieb. Wenn mich meine Kopfſchmerzen etwas verlaſſen werden, ſo will ich hier Viel ſchreiben. Freilich wär' es mir wohlthätiger, wenn ich zu Fuß herumreiſte. — In Hinſicht der Aufnahme meiner „Tragödien“ habe ich hier meine Furcht beſtätigt gefunden. Der Succeſs muſs den üblen Eindruck verwiſchen. Was die Aufnahme derſelben bei meiner Familie betrifft, ſo hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar geleſen, aber nicht ſonderlich goutiert, meine Schweſter toleriert ſie bloß, meine Brüder verſtehen ſie nicht, und mein Vater hat ſie gar nicht geleſen. — Zeitſchriften bekomme ich gar nicht zu leſen, und vom anderweitigen Schickſale meines Buches erfahre ich alſo gar Nichts. Ich muſs alſo Alles von dir erfahren; auch Lehmann habe ich erſucht, mir Alles zu ſchreiben, was öffentlich über mich ausgeſprochen wird. Ich bitte dich, lieber Moſer, ganz beſonders, es mir gleich zu ſchreiben, wenn du Etwas leſen ſollteſt, was meine Perſönlichkeit berührt. — Du wirſt wohl nicht vergeſſen haben, den Briefträgern anzuzeigen, daſs ſie alle Briefe, die an mich adreſſiert ſind, bei dir abgeben. Meine Adreſſe iſt: An Harry Heine, Cand. juris., bei S. Heine in Lüneburg. Mache deine Briefe nur immer feſt zu. Ich hoffe, daſs ich die Koffer bald erhalten werde. Wenn du mir die Bücher ſchickſt, ſo ...

Während ich Dieſes ſchreibe, erhalte ich den kleinen Koffer nebſt deinem lieben Billett vom 20. Mai. Wahrhaftig, du biſt der Mann in Iſrael, der am ſchönſten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menſchen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle ſind ſchwere Goldbarren, die meinigen ſind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß ſeinen Werth vom Zutrauen der Menſchen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als ſcheinloſer Klumpen in der Ecke liegt.

Haſt du an obigem Bilde nicht gemerkt, daſs ich ein jüdiſcher Dichter bin? Doch wozu ſoll ich mich genieren, wir ſind ja unter uns, und ich ſpreche gern in unſeren Nationalbildern. Wenn einſt Ganstown erbaut ſein wird, und ein glücklicheres Geſchlecht am Miſſiſſippi Lulef benſcht und Mazzes kaut, und eine neu-jüdiſche Literatur emporblüht, dann werden unſere jetzigen merkantiliſchen Börſenausdrücke zur poetiſchen Sprache gehören, und ein poetiſcher Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille ſingen: „Sie ſaßen an den Waſſern der Spree und zählten Treſorſcheine, da kamen ihre Feinde und ſprachen: gebt uns Londoner Wechſel — hoch iſt der Kours. —“

Genug der Selbſtperſifflage. Lebe wohl und behalte mich lieb. Haſt du nicht Gelegenheit, die Bücher, die ich von dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu ſchicken? Wenn man ſie dort mit der Poſt her nach Lüneburg ſchickt, koſtet es mir nicht Viel; ſie direkt mit der Poſt herzuſchicken, iſt viel zu theuer. Ich ſpekuliere, wie ich dir deinen Marquis Poſa-Mantel am beſten zuſchicke; doch ſollſt du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und ſeine Frau, ſowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg, beſonders aber mache vielmals meine Empfehlung an Hillmar und ſeine Familie. — Herrn M. Friedländer und ſeinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

Dein Freund

H. Heine.

13. An den Baron Friedrich de la Motte Fouqué.

Herr Baron!

Ich kann es nicht ausſprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Brieſes empfunden habe.

Derſelbe traf mich hier im Schoße meiner Familie, die ich beſuchen kam, um der Hochzeitfeier einer Schweſter beizuwohnen, mich von meinem Krankſein zu reſtaurieren, und meinen Eltern vor meiner Abreiſe nach Paris Lebewohl zu ſagen. Dieſe wird nun wohl vor der Hand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In dieſem Zuſtande, Herr Baron, muſſte mich Ihr Brief deſto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren theuern Namen, ſo war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all' jene leuchtende Lieblingsgeſchichten, die ich in meinen beſſern Tagen von Ihnen geleſen, und ſie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwiſchen hörte ich wieder die ſchönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnſuchtgluth, Todesſeligkeit — vor Allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetroſt zu vernehmen. Es muſſte den armen Kunſtjünger ſehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meiſter Anerkennung gefunden zu haben, entzücken muſſte es ihn, da dieſer Meiſter eben jener Dichter iſt, deſſen Genius einſt ſo Viel in ihm geweckt, ſo gewaltig ſeine Seele bewegt und mit ſo großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das ſchöne Lied*), womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die böſen Flammen derſelben beſchworen. Ich möchte gern dieſes

---

*) Dasſelbe iſt vom 21. Mai 1823 datiert und lautet wie folgt:

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich ja wohl!
Doch ſinge ſo wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!

Ich habe ſo zürnend geſungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da ſtrahlte durch Wolken Mondesruh'
Da fühlt' ich: dort iſt nicht hier!

Da wuſſt' ich: es giebt ein allſüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Feſt.
Doch warnte mich's: Tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten ſo feſt!

Wer bis an ſein Grab mit den Schlangen ſpielt,
Dem kriechen ſie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln ſie's wieder bergab.

Gedicht einigen Freunden mittheilen, aber ich habe zu ſehr Angſt, daſs Dieſelben ſo indiskret ſein möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieſes Gedicht gehört zu den ſchönſten, die ich von Ihnen geleſen, und ich zweifle nicht, daſs es auch andern Leuten Thränen entlocken kann.

Ich lebe hier ſehr iſoliert, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, ſich ſehr zurückziehn, und ich hier keinen Menſchen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reiſe nach Hamburg machen, und acht oder, wenn ich mich amüſiere, vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntſchaft Sie mir durch einige Zeilen verſchaffen wollten, ſo würden Sie mich dadurch erſtaunlich verbinden.

Den Oſterpſalm habe ich geleſen; er iſt mehr als ein Gedicht, und folglich beſſer. — Mein „Al-

---

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz:
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja ſo lieb,
Und haucht ihm zu: „Dich verſöhn' ich!“
Die Schlange, Das iſt der uralte Dieb,
Dein Gott iſt der ewige König!

manſor“ wird Sie nicht ganz angeſprochen haben. Ich hatte dieſes Gedicht früher verworfen, erſt durch ſtarkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu laſſen, und jetzt, wo es manchen Beifall findet, viel mehr als der „Ratcliff,“ habe ich doch noch nicht angefangen, günſtiger darüber zu urtheilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieſes helle, milde Gedicht iſt mir im höchſten Grade unheimlich, ſtatt daſs ich mit Behagen an den düſtern, ſteinernen „Ratcliff“ denke. — Ich erinnere mich: die Romanze von Donna Clara und Don Gaſairos im „Zauberring,“ an die ich in den bedeutendſten Lebensſituationen lebhaft gedacht, und die ich in manchen Augenblicken ſelber geſchrieben zu haben vermeine, dieſe liebliche Romanze hat mir oft vorgeſchwebt, als ich den „Almanſor“ ſchrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausſpricht, iſt leider nur zu ſehr die Wahrheit.

Wie konnte ich dieſes Lied miſsverſtehen! Der ſchöne Maitag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorſchweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie Ihre freundliche Neigung, wenn auch fremdes Dazwiſchengerede oder gar mein eigenes Irren dieſe zerſtören wollte, und ſein Sie verſichert, daſs Nichts, weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unausſprechlich zu lieben.

Ihr ergebener

H. Heine.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

---

14. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Ihr Brief vom 13. Mai, lieber Immermann, hat mich mit Vergnügen erfüllt; ich habe darin die Sprache des herzlichſten Wohlwollens erkannt und Gemüthsſtärkung gefunden. Erſchrecken Sie nicht, daſs ich Ihnen ſo ſchnell wieder mit einem Briefe über den Hals komme, Sie brauchen ſo bald keine Antwort zu ſchreiben und es ſoll deſshalb auch nicht viel Fragliches hineinkommen; — ich benutze bloß eine Schreibegelegenheit, indem ich Sie bitte, beikommenden Brief an ſeine Adreſſe zu befördern. Können Sie mir nächſtens einmal bei Gelegenheit mittheilen, ob Sethe ſich wohlbefindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, ſo würden Sie mir dadurch einen Gefallen erzeigen. Der Umſtand, daſs Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, daſs Sie in keinem ſonderlich nahen Verhältniſſe mit Sethe ſtehen mögen, vielleicht etwa wegen Verſchiedenheit der Anſichten über das Univerſitätsleben, ein Erzſteckenpferd Sethe's. Glauben Sie nur nicht, daſs Dieſes bei mir Etwas mehr als eine müßige Vermuthung ſei; ich habe bis auf dieſer Stunde keinen Brief von Sethe aus Münſter erhalten, nicht das Mindeſte von ihm gehört, und Das iſt es eben, was mich beunruhigt. Dieſes mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner beſten Freunde angekündigt; aber es iſt dennoch ſo, wir ſind zwölf Jahre lang Herzensfreunde geweſen, ſaßen ſchon in der Schule immer beiſammen, und blieben auch in der Folge immer beiſammen, und jetzt läſſt er mich ſechs Monat ohne Antwort! — Ich lebe jetzt ſeit einigen Wochen hier in Lüneburg, im Schoße meiner Familie, wo ich ſo lange bleiben will, bis mein kranker Kopf wieder geſund wird. Dieſes ſcheint ſehr langſam von Statten gehn zu wollen, und die Götter mögen ſich meines armen Reiſeplanes erbarmen. Ich ſehe voraus, lieber Immermann, daſs es ſich noch ſehr lange herumziehen wird, bis ich nach der Knipperdollingſtadt komme, und dem Dichter, mit dem ich hoffe alt zu werden, die Hand ſchüttele. Sie haben ſelbſt einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, und Sie können es kaum glauben, wie mich dieſes aus großartigem Selbſtgefühle natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefſter Seele bewegt hat. Die ewigen Götter wiſſen's, daſs ich gleich in der erſten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für Das erkannte, was Sie ſind; und ich bin eben ſo ſicher in dem Urtheile, das ich über mich ſelbſt fälle. Jene Sicherheit entſpringt nicht aus träumeriſcher Selbſttäuſchung, ſie entſpringt vielmehr aus dem klaren Bewuſſtſein, aus der genauen Kenntnis des Poetiſchen und ſeines natürlichen Gegenſatzes, des Gemeinen. Alle Dinge ſind uns ja nur durch ihren Gegenſatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poeſie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale ſehen könnten, wir ſelber erkennen unſer eigenes Weſen nur dadurch, daſs uns das fremdartige Weſen eines andern Menſchen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; — jene hirntolle, verſchrobene, ſchwülſtige Schlingel, die ſich von oben herein für Shakſpeare und Arioſte halten, laſſen uns ihre, ihnen ſelbſt oft nicht bemerkbare Unſicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängſtliches Haſchen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeſchrei: daſs ſie durch und durch poetiſch wären, daſs ſie gar nicht einmal aus der Poeſie heraus könnten, und daſs beim Verſeſchreiben der göttliche Wahnſinn immer ihre Stirn umſpiele.

Es fällt mir ein, daſs dieſe letzten Zeilen wirklich die eigenen Worte ſind, die ich einſt in Geſellſchaft von einem Berliner Elegant ausſprechen hörte, und ich glaube, ich erzähle dieſes Alles und habe auch obige Äußerungen freimüthig hingeſtellt, um Ihnen, lieber Immermann, den Glauben einzuflößen, daſs es mehr als eine gewöhnliche Phraſe iſt, wenn ich ſage: ich kenne meine Fehler und ich geſtehe ſie gerne ein. Mit Vergnügen erſah ich aus Ihrem Briefe, daſs Sie eine Beurtheilung meiner „Tragödien" ſchreiben werden, und ich muſs Ihnen wiederholen, daſs Sie mich Nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterſte in derſelben ausſprechen. Ich will Ihnen gern eingeſtehn den Hauptfehler meiner Poeſien, durch deſſen Vorwurf Sie mich wahrſcheinlich zu verletzen glauben: — es iſt die große Einſeitigkeit, die ſich in meinen Dichtungen zeigt, indem ſie alle nur Variationen desſelben kleinen Themas ſind. Niemanden kann dies leichter auffallen als Ihnen, deſſen Poeſie die ganze große Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten zum Thema hat. Ich habe Dies noch kürzlich gegen Herrn von Varnhagen geäußert. Sie haben Das mit Shakſpeare gemein, daſs Sie die ganze Welt in ſich aufgenommen, und wenn Ihre Poeſien einen Fehler haben, ſo beſteht er darin, daſs Sie Ihren großen Reichthum nicht zu koncentrieren wiſſen; Shakſpeare verſteht Das beſſer, und deſshalb iſt er Shakſpeare; auch Sie werden dieſe Kunſt des Koncentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird beſſer als die vorhergegangene ſein. In dieſer Hinſicht behagt mir auch der „Petrarcha“ beſſer, als der „Erwin,“ obſchon Dieſer reicher iſt. (Hier liegen die Gründe, weſshalb Sie ſo fruchtbar ſind, warum ſie oft bei der Maſſe des Angeſchauten nicht wiſſen, wohin damit, und zu zuſammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müſſen, wo Shakſpeare Geſtalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakſpeare's ausgeben möchten, Andere für einen Nachahmer Goethe's, mit welchem Letzteren Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakſpeare, weil Dieſer nur in einer Form, in der dramatiſchen, Jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Roman, im Lied, im Epos, ja ſogar im nackten Begriffe, ſeine große Weltanſchauung künſtleriſch darſtellen konnte.)

Es iſt wahr, nur weil Sie Ihren unermeſslichen Reichthum nicht ſtreng zu koncentrieren wuſſten, kann nicht Jeder denſelben überſchauen, und Ihre Tragödien wirken nicht phalanxartig, wie die mancher unſerer heutigen Tragiker, die alle ihre vorräthige Runkelrübenpoeſie in fünf Akten mühſam zuſammenquetſchen. Bei mir war die Kunſt des Koncentrierens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema, darzuſtellen hatte. Ich habe ſeitdem, beſonders dieſen Winter, im Zuſtand der Krankheit, mehr in mich aufgenommen, und in der Tragödie, die ich vielleicht in einigen Jahren liefere, mag es ſich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Hiſtorie von Amor und Pſyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, ebenſogut den trojaniſchen Krieg malen kann. — Das iſt das traurige Geheimnis meiner poetiſchen Kraft; mein Unwohlſein mag meinen letzten Dichtungen auch etwas Krankhaftes mitgetheilt haben — ach Gott! es giebt ſo Vieles in meinem neuen Buche, das vor der echten Kritik nicht Stich hält, und es würde mich gewiſs nicht ſchmerzen, wenn man auch Das aufdeckt, was ich ſelbſt noch nicht erkenne. Nur Etwas kann mich auf's ſchmerzlichſte verletzen: wenn man den Geiſt meiner Dichtungen aus der Geſchichte (Sie wiſſen, was dieſes Wort bedeutet), aus der Geſchichte des Verfaſſers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich geſtern im Briefe eines Bekannten erſah, wie er ſich mein ganzes poetiſches Weſen aus zuſammengerafften Hiſtörchen konſtruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politiſche Stellung, Religion, u. ſ. w. Ähnliches, öffentlich ausgeſprochen, würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, daſs nie Dergleichen geſchehen. Wie leicht auch die Geſchichte eines Dichters Aufſchluſs geben könnte über ſein Gedicht, wie leicht ſich wirklich nachweiſen ließe, daſs oft politiſche Stellung, Religion, Privathaſs, Vorurtheil und Rückſichten auf ſein Gedicht eingewirkt, ſo muſs man Dieſes dennoch nie erwähnen, beſonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichſam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desſelben, wenn jener Einfluſs der Geſchichte, den man nachweiſt, wirklich vorhanden iſt; man verunſtaltet das Gedicht, wenn man ihn fälſchlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig iſt oft das äußere Gerüſte unſerer Geſchichte mit unſerer wirklichen, inneren Geſchichte zuſammenpaſſend! Bei mir wenigſtens paſſte es nie.

Aus dem vielen Schwatzen in dieſem Briefe erſehen Sie, lieber Immermann, daſs ich hier in Lüneburg ganz iſoliert lebe. Aber ich muſs auch in meinem vorigen Briefe aus Zerſtreuung Viel geſchwatzt haben. Aus Ihrem Briefe erſehe ich, daſs ich über den Baron Fouqué gekohlt. Dieſer hat ſich mir vor meiner Abreiſe von Berlin und jetzt in einem Briefe von einer ſchönen Seite gezeigt, und ich muſs ihm das beſte und edelſte Herz zuerkennen.

Möglich iſt es freilich, daſs ich in der Folge anders urtheile. Auf jeden Fall aber, geſtehe ich, geſchieht ihm kein Unrecht, wenn er ſeines Ultraweſens halber gehechelt wird.

Wenn ich ihn auch noch ſo ſehr liebe als Menſch, ſo ſehe ich es dennoch für ein verdienſtliches Werk an, daſs man mit der Geißel jene trübſeligen Ideen bekämpft, die er durch ſein ſchönes Talent ins Volk zu pflanzen ſucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine ſolche Weichheit abgehalten werden, das Dunſtthum zu perſifflieren. In tiefſter Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Klicke, zu deren Grundſätzen ſich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daſs auch ich darnach lechze, ſie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unſeres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde ſelbſt, machen möchten.

Ich bin geſpannt auf Ihren „Periander“!

Was Sie im Betreff der Zeitſchrift ſchreiben, iſt mir leid; ich weiß wirklich nicht, was da zu thun iſt. Vom Rhein habe ich ſeit vier Monaten Nichts gehört. Herr von Varnhagen iſt mit der Kompilation eines Buches beſchäftigt, das Goethe betrifft. Ich wünſche, daſs Varnhagen Ihre Beurtheilung meiner „Tragödien“ leſen möge. Wenn ſie ins „Konverſationsblatt“ kömmt, wird Dies der Fall ſein, die „Deutſchen Blätter“ kommen ſowohl ihm als mir nicht zu Geſicht, und Sie würden mich ganz erfreuen, wenn Sie, im Fall in dieſen Blättern jene Beurtheilung abgedruckt würde, ein Exemplar derſelben an Herrn v. Varnhagen zukommen laſſen wollten. Ich glaube, auch Gubitz würde dieſe Beurtheilung ſehr gern im „Geſellſchafter“ aufnehmen, da er ſich gegen mich geäußert, er wünſche, daſs Jemand meine „Tragödien“ im „Geſellſchafter“ weitläufiger beurtheile, als Herr von Varnhagen, von welchem die kurze Anzeige derſelben in jenem

Blatte abgefaſſt war. — Ich wünſche, daſs dieſer Sommer recht viel' herrliche poetiſche Früchte bei Ihnen hervorbringe, vor Allem aber wünſche ich, daſs er Ihnen viele Freuden (dieſe ſtehen ſelten mit der Literatur in Verbindung) beſcheren möge.

Ich ehre Sie und liebe Sie von ganzer Seele.

H. Heine.

Adreſſe: H. Heine aus Düſſeldorf,
in Lüneburg.

---

15. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 18. Juni 1823.

Du nimmſt wohl keine Million und ſchreibſt mir, ehe ich deinen Brief förmlich beantwortet oder, beſſer geſagt, erwidert? Gewöhne dir dieſe Philiſtröſität ab. Ich warte geſtern begierig auf die Poſt und auf einen Brief von dir, und vergeſſe, daſs ich erſt ſelber hätte wieder ſchreiben müſſen. Dies hätte ich auch ſchon früher gethan, wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Kontrarietäten entſpringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde dir heute ebenfalls nicht ſchreiben, wenn ich es dir nicht ſo früh als möglich einprägen wollte, daſs du mir ſehr oft, wenn auch nur Wenig, ſchreiben muſſt, ohne erſt abzuwarten, daſs ich jede deiner geehrten Zuſchriften mit einer darauf paſſenden Antwort eigens beehre. Wenn ich dir ſchreiben will, werde ich mich wenig darum bekümmern, ob ſchon ein Brief von dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde dir wohl mehrere Briefe hinter einander ſchreiben, ohne erſt die Etikette zu fragen, ob es ſich auch ſchickt, und ob es politiſch ſei, Jemanden zu ſchreiben, ohne erſt ſeine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, beſonders aus der Konfuſion, womit es ausgedrückt iſt, wirſt du erſehen haben, daſs ich verdrießlich, mürriſch, enfin unausſtehlich bin. Du kannſt alſo den Brief weglegen, wenn du jetzt grad bei guter Laune biſt; du kannſt jetzt meiner Grämlichkeit beſſer ausweichen, als bei meiner Anweſenheit in Berlin, wo ich dir in höchſteigener Perſon auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz iſoliert, mit keinem einzigen menſchlichen Menſchen komme ich zuſammen, weil meine Eltern ſich von allem Umgang zurückgezogen. Juden ſind hier, wie überall, unausſtehliche Schacherer und Schmutzlappen, die chriſtliche Mittelklaſſe unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Riſcheſs, die höhere Klaſſe ebenſo im höheren Grade. Unſer kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weiſe berochen und maltraitiert, und die Chriſtenhunde haben offenbar Riſcheſs gegen den Judenhund. Ich habe hier alſo bloß mit den Bäumen Bekanntſchaft gemacht, und dieſe zeigen ſich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauſchen mir alte vergeſſene Lieder ins Gedächtnis zurück, und ſtimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und Dies iſt es vielleicht, was meine Kopfſchmerzen vermehrt oder, beſſer geſagt, in die Länge zieht; denn ſie ſind nicht mehr ſo ſtark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, ſchreiben noch weniger. Sonntag ſchrieb ich einen Aufſatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen geſtern ſchickte, daſs er ihn ſeinem Buche über Goethe*) einverleibe. Ich hatte ihn längſt verſprochen, und ſchrieb ihn jetzt en pleine carrière, daſs er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirſt in dieſem Aufſatz ¼ Dutzend deiner eigenen Ideen finden; ich war ehrlich genug, ſie nackt hinzuſtellen, denn hätte ich ſie mit meinen Purpurlappen umhängt, du würdeſt ſie wahrlich ſelber nicht wiedererkannt haben. Der Aufſatz ſoll dir bald zu Geſicht kommen. Denke dir, mein Feſtſpiel iſt ungeſchrieben geblieben (ich ſchreibe es aber hinterher), hingegen meine Tragödie geſtaltet ſich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufſatz für die Zeitſchrift*) den großen Judenſchmerz (wie ihn Börne nennt) auszuſprechen, und es ſoll auch geſchehen, ſobald mein Kopf es leidet. Es iſt ſehr unartig von unſerem Herrgott, daſs er mich jetzt mit dieſen Schmerzen plagt; ja, es iſt ſogar unpolitiſch von dem alten Herrn, da er weiß, daſs ich ſo Viel für ihn thun möchte. Oder iſt der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrſcher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden, und hat ſeine Nationalität abgelegt, und giebt ſeine Anſprüche und ſeine Anhänger auf, zum Beſten einiger vagen, kosmopolitiſchen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr ſagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas.“ Und wir? wir exiſtieren? Um des Himmels willen, ſag nicht noch einmal, daſs ich bloß eine Idee ſei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt ihr alle zu Ideen werden: nur laſſt mich ungeſchoren. Weil du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden ſeid, wollt ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob' ich, Den habt ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann möchte gern Idee werden, und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit ſeinem Demonſtrieren, daſs ich eine Idee ſei — ſeine Magd weiß es beſſer. Die Doktorin Z . . . hat mir mit thränenden (Judaism) Augen geklagt, daſs man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und daſs ſie dadurch all ſeine Kraft und Saft verlöre, Joſt hätte ſich deſshalb vom Verein zurückgezogen, und Auerbach ſei mal dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, daſs du noch nicht weißt, welche Idee ich ſei, — welches ſo Viel heißt, als ſei ich eine ſonderbare Idee; und „ſonderbar“ iſt Tuſch.

---

*) „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden; zum 28. Auguſt 1823.“ — Der Aufſatz Heine's (vgl. den Schluſs des Briefes Nr. 19, vom 23. Auguſt 1823) wurde nicht abgedruckt und ſcheint verloren gegangen zu ſein.

---

*) Es iſt die „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums; herausgegeben vom Vereine für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden“ gemeint.

Genug des aberwitzigen Gewäſches. In einigen Tagen reiſe ich nach der Hochzeit meiner Schweſter, die zwiſchen hier und Hamburg ſtattfindet. Bald darauf — ſage und ſchreibe es aber keiner menſchlichen Seele — reiſe ich auf acht Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeſchnitten, weil eine zu heftige und für einen Brief nicht ziemliche Äußerung mir entſchlüpft iſt. Mit meinem Oheim ſtehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu ſtehen wünſchte, um mit Sicherheit feſte Lebensplane für die Folge entwerfen zu können. Erſt nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich dir in dieſer Hinſicht etwas Beſtimmteres ſagen. Wenn ich kann, ſuche ich noch einmal nach Berlin zu kommen und dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohn in Hamburg beſuchen. Von dir erwarte ich, daſs du mir ſchreibſt (aber kurz), wie ich in Hinſicht des Vereines*) mich dort zu betragen habe, wen ich dort beſuchen kann, und Dergleichen. Kann ich dort einen beſtimmten Auftrag des Vereins ausführen, der ſich auf ein ſchon in Berlin Beſprochenes gründet, ſo will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich, die Monas**) wiederzuſehen. Du kannſt doch an Gans*) ſagen, daſs ich auf acht Tage nach Hamburg reiſe, vielleicht fällt es ihm ein, daſs ich dort Etwas thun kann; nur ſoll er es nicht hinſchreiben. — Hamburg wird viele ſchmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen ſein, daſs ich hinreiſe.

---

*) Heine war ſeit dem 4. Auguſt 1822 ordentliches Mitglied des am 7. November 1819 in Berlin geſtifteten und bis zum Herbſt 1824 beſtehenden „Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden.“ Letzterer zählte in Hamburg etwa ein Dutzend Mitglieder.

**) Scherzname für Immanuel Wohlwill.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntſchaften in Hamburg machen, die in dieſer Hinſicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, daſs ich mit meiner abſtoßenden. Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menſchen verfeinden als befreunden werde.

Der Poſaunenſtoß in der Hamburger Zeitung, meine „Tragödien“ betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man darüber geſagt? Wenn meine Tragödien ignoriert würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geſchätzteſter! Blätterlob macht mir höchſtens flüchtigen Spaß, ſtärkt mich nicht und erquickt mich nicht, und iſt mir doch von größter Wichtigkeit. Doch ſei außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, daſs meine Tragödien in den Blättern viel beſprochen werden; wenn's Andre nicht thun, thue ich es ſelbſt. Immermann ſchreibt mir, daſs er eine kräftige Recenſion der Tragödien ſchreiben werde, worin er manches Verletzende ausſprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die Tragödie, und andere Gegenſtände, deren vorzüglichſter ſeine Freude iſt, mich in Münſter zu ſehen, und ſeine Einladung, bei ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geſchickte Brief war von Blomberg, voll äſthetiſchen Raiſonnements. Von dem Rouſſeau habe ich noch keinen Brief erhalten, und theils dein Wink über das „Unterhaltungsblatt,“ deſſen judenfeindliche Stelle mir ſehr auffiel, theils noch manches Andre giebt ſichere Anzeichen, daſs man am Rhein von katholiſcher Seite über den „Almanſor“ höchſt unwillig ſei, ihn ignorieren möchte, ihn dennoch allgemein beſpricht, und den Rouſſeau gegen mich aufſätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu ſehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längſt gefühlt, daſs ein gar zu feuriger Enthuſiasmus für meine Perſönlichkeit endlich verkohlen muſs und, wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem ſchwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieſes Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit ſehen, daſs mich die Menſchen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Abwechſelung einmal mit Koth werfen. — Ich habe unlängſt eine Anzeige der Rouſſeau'ſchen Gedichte*) geſchrieben, die ich unverändert im „Geſellſchafter“ abdrucken laſſe.

---

*) Damaliger Präſes des Vereins.

Sage doch an Lehmann, daſs er das Traumgedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ aus dem Almanach**) herausnehmen ſolle, wenn er ihn Jemanden liehe; da es möglich iſt — daſs ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen ſehr herzlichen Brief geſchrieben und mir ein ſehr ſchönes Gedicht gewidmet; ich will es dir gelegentlich mittheilen***). Auch Dieſer wird dieſes Gedicht einmal ungeſchrieben wünſchen, wenn er meinen Stammbaum genauer unterſucht hat. Sorge nur, daſs mir durch Dummheit des Poſtboten kein Brief verloren geht, und ſchreib es mir gleich, wenn du irgend in einem Blatte ein Hinweiſen über dieſen meinen Stammbaum findeſt. — Ich werde dir bei meiner Rückkunft von Hamburg Viel zu ſchreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, ſowie auch ſeine Frau. Sage ihnen, daſs ich viel an ſie denke; welches auch ganz natürlich iſt, da ich hier ganz iſoliert lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlin's in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moſer, ſehe ich überall, und es iſt vielleicht Etwas mehr als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmüthigſte Weiſe überwältigt werde von dem Wunſche, wieder mit dir zuſammen zu leben. Geben die Götter, daſs dieſer Wunſch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch ſo viele Freuden finden können, als ich ſchon Schmerzen dort empfand? Dieſes iſt freilich unmöglich —

---

*) Die Recenſion findet ſich im XIII. Band der ſämmtl. Werke, S. 197 ff.

**) Der „Weſtteutſche Muſenalmanach auf das Jahr 1823, herausgegeben von J. B. Rouſſeau“, enthielt jenes Gedicht nebſt 7 andern Heine'ſchen Liedern.

***) Daſſelbe iſt auf S. 74 dieſes Bandes abgedruckt.

Glücklicherweiſe ruft mich hier mein Bruder zu Tiſche, und ſtatt mit einer Sentimentalität ſchließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagseſſens.

H. Heine.

16. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 24. Juni 1823.

Lieber Moſer!

Den 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenſpieker der Vermählung meiner Schweſter beigewohnt. Es war ein ſchöner Tag der Feſtlichkeit und Eintracht. Das Eſſen war gut, die Betten waren ſchlecht, und mein Oheim Salomon war ſehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen; äußerlich leben wir auf dem allerbeſten, er kajoliert mich ſogar öffentlich. Mit meinem Oheim Henry Heine bin ich ebenfalls in gute Verhältniſſe getreten. Ich reiſe in acht oder zehn Tagen nach Hamburg und bleibe dort acht Tage; du brauchſt jetzt kein Geheimnis daraus zu machen. Die Poſt geht gleich ab. Ich hab' noch nicht deinen Mantel abgeſchickt, es ſoll aber dieſer Tage geſchehen. Was ſagſt du zu dieſer Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich bei meiner Zurückkunft geſtern Brief gefunden. Sage ihm, daſs ich ihm dieſer Tage ſchreibe. Ich habe die Recenſion im „Freimüthigen“ geleſen!!! Auch im „Konverſationsblatt“ ſteht eine Recenſion, die ich zufällig zu Geſicht bekam. Ich höre, meine Gedichte ſind aufs Neue in einer Literaturzeitung recenſiert. Ich möchte es gern leſen, und du thuſt mir aus beſonderen Gründen den allergrößten Gefallen, wenn du mir dieſe Recenſion abſchreibſt und herſchickſt, und zwar bald. Überhaupt ſchreibe mir gleich, wo du Etwas über mich lieſt. Die Poſt geht ab. Leb wohl, künftig mehr!

H. Heine.

17. An Dr. Leopold Zunz.

Lüneburg, den 27. Juni 1823

Auch bitte ich, die Frau Doktorin Zunz recht herzlich von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, und ſeien Sie meiner aufrichtigen Freundſchaft verſichert. Kann ich irgends nutzen — verſteht ſich, ohne daſs es mir viele Mühe macht — ſo brauchen Sie es mir bloß zu ſagen. Ende nächſter Woche mache ich eine kleine Reiſe nach Hamburg, und wenn Sie oder der Verein dort von meiner Unwirkſamkeit Gebrauch machen können, ſo ſchreiben Sie mir es entweder per Adreſſe Wohlwill's, oder ſchreiben

Bayerische Staatsbibliothek München

es an den Candidatus Juris Harry Heine auf dem Markt in Lüneburg, in welchem Falle der Brief mir nachgeſchickt wird. Ich habe vor, nur acht Tage in Hamburg zu bleiben. Ich habe von Moſer die Zeitſchrift*) erhalten, und ſelbige bereits aufgeſchnitten, durchblättert und theilweiſe mit Ärger geleſen. Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daſs die Sachen darin gut ſind, aber ich muſs freimüthig geſtehen — und erführe es auch der Redakteur — der größte Theil, ja drei Viertel, des dritten Heftes iſt ungenießbar wegen der verwahrloſten Form. Ich will keine goethiſche Sprache, aber eine verſtändliche, und ich bin feſt überzeugt: was ich nicht verſtehe, verſteht auch nicht David Levy, Iſrael Moſes, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutſch ſtudiert, ſächſiſch Deutſch, ſchwäbiſch Deutſch, fränkiſch Deutſch — aber unſer Zeitſchriftdeutſch macht mir die meiſten Schwierigkeiten. Wüſste ich zufällig nicht, was Ludwig Marcus und Doktor Gans wollen, ſo würde ich gar Nichts von ihnen verſtehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weiteſten gebracht hat in Europa, Das iſt L. Bernhardt. Bendavid iſt klar, aber was er ſchreibt, paſſt weder für die Zeit, noch für die Zeitſchrift. Das ſind Aufſätze, die Anno 1786 im theologiſchen Journal paſſend geweſen wären. Nur von S. 523—539 hat mich die Zeitſchrift erfreut. Ich weiß ſehr gut, daſs ich Ihnen dieſe Klagen nicht vorbringen ſoll, ohne anzugeben, wo beſſere Aufſätze zu haben ſind; ich weiß ſehr gut, daſs ich, der noch Nichts geliefert und noch Nichts zu liefern bereit hat, ganz ſchweigen ſollte. Außerdem weiß ich, daſs Sie Das Alle mit der gleichgültigſten Ruhe leſen, aber leſen ſollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitſchrift auf Kultur des Stils. Ohne dieſe kann die andere Kultur nicht gefördert werden. Indeſſen, ich möchte hier ungefähr Das anwenden, was Sie beim Erſcheinen der erſten Bände Joſt'ſcher Geſchichte*) äußerten, indem Sie ſich alles Urtheils darüber enthielten, weil es doch möglich ſei, daſs dieſe vorſätzlich ſo ſchlecht geſchrieben worden, damit die ſpäteren Bände deſto glänzender ausfielen; auf gleiche Weiſe möchte ich vermuthen, die Aufſätze der Zeitſchrift werden von Ihnen ſo geordnet, daſs man einſt in einer Reihe von Jahrgängen genau nachweiſen kann, wie ſich der deutſche Stil unter uns Wiſſenſchaftsjuden allmählich ausgebildet. Über dieſe Bedeutung der Zeitſchrift möchte ich einen eigenen Aufſatz ſchreiben, betitelt: „Die Naturſeite der Zeitſchrift.“

---

*) Die „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums," herausgegeben von Dr. L. Zunz.

---

*) J. M. Joſt, Geſchichte der Iſraeliten ꝛc. 9 Theile. Berlin, Schleſinger, 1820—29.

Seien Sie mir des Obengeſagten halber nicht böſe, lieber Zunz; erſtens bin ich ja ein Abonnent der Zeitſchrift, zweitens liebe ich Sie. Daſs dies Letztere keine Phraſe iſt, dürfen Sie glauben. Ich weiß es.

Ihr Freund

H. Heine.

---

18. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 11. Juli 1823.

Lieber Moſer!

Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit iſt ſpärlich gemeſſen, und ich habe heute keine Kommiſſion für dich und ich ſchreibe dir doch. Auch hat ſich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! deſto mehr Innerliches.

Die alte Leidenſchaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn ſollen; wenigſtens muſs ich machen, daſs ich ſo bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, ſelbſt zu glauben, daſs ich geiſtig anders organiſiert ſei und mehr Tiefe habe, als andere Menſchen. Ein düſterer Zorn liegt wie eine glühende Eiſendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab' ich noch wenig geſprochen. Vorgeſtern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgaſſen Hamburg's durchwandelte, ſchlägt mir Jemand auf die Schulter, und es iſt Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es ſei eine allerliebſte Kühle. Charmant!

Von meiner Familie bin ich ſehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichſten Dinge verſprochen, iſt aber leider geſtern um 6 Uhr Morgens, halb in Geſchäften, halb zur Rekreation, von hier abgereiſt. Ich habe mich entſchloſſen, à tout prix es einzurichten, daſs ich ihn nicht mehr nöthig habe, da es ſo ganz und gar unter meiner Würde iſt, und da — —

Aber meine Kopfſchmerzen ſind entſetzlich, und ich muſs Alles in der Welt thun, um ſie los- zu werden. — In Cohn habe ich einen ſehr guten Menſchen kennen gelernt.

H. Heine.

19. An Moſes Moſer.

Ritzebüttel, den 23. Auguſt 1823.

Lieber Moſer!

Sei froh, daſs ich dir ſo lange nicht geſchrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer ſchlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Kuſine und die dadurch entſtandene Beſtürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derſelben auf; dieſes Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Laſſen beſtimmen. Wär' ich ein Deutſcher — und ich bin kein Deutſcher, ſiehe Rühs, Fries a. v. O. — ſo würde ich dir über dieſes Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen ſchreiben; aber doch ſehne ich mich danach, dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft iſt. — Cohn war mir ein ſehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn ſehr lieb. Die Juden ſind dort miſerables Pack; wenn man ſich für ſie intereſſieren will, darf man ſie nicht anſehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. Dr. Salomon hab' ich beſucht, er hat mir nicht ganz miſsfallen, er iſt dennoch ein Auerbachianer. K . . . hab' ich nicht beſucht, du weißt, er war mir von jeher zuwider, und er iſt wirklich ekelhaft. Die Monas iſt noch die Alte, ich liebe ihn und möchte ihn gern heilen von einer Sentimentalität, die er in ſich ſelbſt hineingelogen und die ihn jetzt verſtimmt. B . . . . . s habe ich predigen gehört, er iſt ein Charlatan, keiner von den Juden verſteht ihn, er will Nichts, und wird auch nie eine andere Rolle ſpielen; aber er iſt doch ein geiſtreicher Mann, und hat mehr Spiritus in ſich, als Dr. K . . ., Salomon, Auerbach I. und II. Ich hab' ihn nicht beſucht, obſchon ich hinlänglichen Anlaſs hatte. Ich achte ihn nur, inſofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den ſeligen Cartouche achte ich weit mehr. Gans hat in Hamburg den Namen eines Narren, und ich habe mich darüber nicht gewundert. Kaum gelang es mir, den Leuten es beizubringen, daſs du es nicht biſt. Man hatte dort Nichts weniger als eine richtige Meinung von dir; was man von mir hält, kann auch nichts Beſonderes ſein. Iſt mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch ſchon den Wahn benommen, daſs ich ein Enthuſiaſt für die jüdiſche Religion ſei. Daſs ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichſtellung enthuſiaſtiſch ſein werde, Das geſtehe ich, und in ſchlimmen Zeiten, die unausbleiblich ſind, wird der germaniſche Pöbel meine Stimme hören, daſs es in deutſchen Bierſtuben und Paläſten wiederſchallt. Doch der geborene Feind aller poſitiven Religionen wird nie für diejenige Religion ſich zum Champion aufwerfen, die zuerſt jene Menſchenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt ſo viel' Schmerzen verurſacht; geſchieht es auf eine Weiſe dennoch, ſo hat es ſeine beſonderen Gründe: Gemüthsweichheit, Starrſinn und Vorſicht für Erhaltung eines Gegengifts. Doch nie werde ich es dem Steinweg*) vorausſagen, wenn ich Etwas für ihn thun will, nie ſoll er Etwas von mir erwarten, und nie ſoll er ſagen dürfen, daſs ich ſeine Erwartungen nicht erfüllt. Das war immer meine Weiſe, und es iſt mir ſehr leid, daſs Ganſiſche Thorheit, ſein Schwatzen gegen Freund und Feind, mich nur einen Augenblick aus dem Geleiſe gebracht. Es geſchieht Ganſen ganz recht, wenn die Juden über ihn ſchimpfen und ihm jedes Übel in die Schuhe ſchütten; warum ſchwatzt er ſo viel von Dem, was er thun will, warum verſpricht er und berechtigt zu Erwartungen? Ich gedenke wahrlich auch Etwas zu thun, vielleicht thue ich ſchon Etwas durch das bloße Exiſtieren, doch werde ich in der Folge Maßregeln ergreifen, mich gegen Ganſiſche Publicität ſicher zu ſtellen, da der Gang meines Thuns dieſelbe nicht ertragen darf. Ich habe hier meine Meinung hart ausgeſprochen; wenn ich mündlich mehr darüber ſprechen könnte, würdeſt du ſie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen, daſs ſie eben aus der Liebe, aus der Liebe für unſere gute Sache hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie ſonſt, in der Folge wirſt du immer ſehen, wie ſehr er meinem Herzen theuer iſt, wie ſehr ich ſeinen Edelmuth ſchätze und wie ſehr ich auf ihn rechne. Daſs ich ihm nicht ſchreibe, liegt theils an meinem Mangel an lichten Stunden, theils in der Beſorgnis, er könnte, was ich unbefangen ſchreibe, an ſeine zu große Anzahl wahrhafter Freunde vertraulich mittheilen. Auch dir, lieber Moſer, würde ich heute nicht ſchreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Abſicht; ewige Freundſchaftsdienſte, ewige Plackereien, Unruh', Beſchwerde — ich rathe dir, gebe die Freundſchaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde dir erſt ſpäter ſchreiben, wenn ich es nicht nöthig hätte zu eilen, des eignen Nutzens wegen. Ich bin in dieſem Augenblick wie zerſchlagen, die ganze Nacht habe ich auf der Nordſee herumgeſchwommen, ich wollte nach Helgoland reiſen, doch in der Nähe dieſer Inſel muſſte der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entſetzlich war. Es hat ganz ſeine Richtigkeit mit Dem, was man von der Wildheit des Meeres ſagt. Es ſoll einer der wildeſten Stürme geweſen ſein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Waſſerberge zerſchellten gegen einander, die Wellen ſchlagen über das Schiff zuſammen und ſchleudern es herauf und herab, Muſik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matroſen, dumpfes Heulen der Winde, Brauſen, Summen, Pfeifen, Mordſpektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmliſchen Heerſcharen ihre Nachttöpfe ausgöſſen, — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte Nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich ſage dir: obſchon ich im Winde die Poſaunen des jüngſten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abraham's Schoß weit geöffnet ſah, ſo befand ich mich doch weit beſſer, als in der Societät mauſchelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elyſium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich deteſtiere und am meiſten liebe, wo mich die abſcheulichſten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünſche, und wo ich mich gewiſs in der Folge öfter befinden werde, und —

---

*) Die Hauptſtraße des Hamburger Judenviertels.

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort ſehr gut empfangen, war entzückt von mir, und gab gute Ausſichten. Ich freute mich, wegen des ſchlechten Zuſtandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur hundert Thaler vierteljährlich, eine Summe, womit ich nie auskommen konnte, und die auch ſo unbedeutend iſt, daſs ich es auch den beſten Freunden verſchwieg, daſs ich ſo Wenig erhalte. Er hatte mir vorig Jahr Oktober durch Lipke ſagen laſſen, daſs Derſelbe mir auf zwei Jahre jährlich vierhundert Thaler geben ſolle. Ich habe von hieraus die nächſten hundert Thaler, die den 1. Oktober fällig waren, durch dich einkaſſieren laſſen (denn ich nahm immer vierteljährlich hundert Thaler), und denke dir mein Erſtaunen und meinen Unwillen, als ich hier einen Brief von Salomon Heine erhielt, worin er ſchrieb: „Ich hoffe, du biſt wohl und munter; zu meinem Verdruſs haben die Herren Lipke und Komp. die letzten hundert Thaler auf mich angewieſen, die zufolge meiner Ordre erſt den 1. Januar 1824 hatten gegeben werden ſollen; ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, daſs er gegen meine Ordre gehandelt, indeſſen ich gab derzeit mein

Wort, fünfhundert Thaler zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten.“

Dies ſind die eigenen Worte, und aus dem übrigen Theile des Briefes, der die Frucht einer Launenſtunde und gehäſſiger Zuflüſterung zu ſein ſcheint, geht hervor, daſs er mit obigen Worten bedeutet: daſs ich kein Geld mehr von ihm zu erwarten habe. — Nicht wahr, Das iſt ſüperbe, unvergleichlich! Über dieſen Punkt antwortete ich ihm Nichts, als daſs er in Betreff der Gelder, die ich von Lipke empfing, in einem Irrthume ſei, den er aus der Kopie meines Briefes an Lipke erſehe. Der übrige Theil meines Schreibens an Salomon Heine war wohl ein Meiſterſtück von Würde und Perſifflage, und mag wohl keine milde Stimmung hervorbringen. Dieſes iſt zwar unklug, aber es iſt die Schuld meiner Hausmagd, die mir beim Schreiben des Briefes das dritte Glas Waſſer nicht gebracht hat. Ich kenne ſehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieſes Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, daſs mein Oheim zu andern Zeiten die Generoſität ſelbſt iſt; aber es iſt doch in mir der Vorſatz aufgekommen, Alles anzuwenden, um mich ſo bald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterſtützung iſt, die er mir zufließen läſſt, ſo kann ich dieſelbe nicht entbehren. Ich ſchicke dir den Brief an Lipke, den du leſen, verſiegeln und abgeben ſollſt. Du ſiehſt, ich habe nicht darin geſchrieben, daſs mein Oheim die Geldzuſicherung auf zwei Jahre ignorieren will. Aber es iſt mir durchaus nöthig, daſs Lipke in ſeinem Briefe an meinen Oheim ausdrücklich erwähne: daſs Derſelbe damals jene Zuſicherung auf zwei Jahre gegeben. Siehe zu, wie du Das machſt. Lipke ſteht auf einem Fuße mit meinem Onkel, daſs er keine Umſtände mit Demſelben zu machen braucht und ihm die Wahrheit ſagen kann. Du muſſt daher Lipke anregen, daſs er ſich in dieſer ſchlimmen Geſchichte für mich ſehr intereſſiere. —

Das Seebad, das ich hier brauche, bekömmt mir ſehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemüthsbewegungen! Meine Nerven ſind ſehr geſtärkt, und wenn die Kopfſchmerzen nachlaſſen, werde ich noch in dieſem Jahre viel Kräftiges ſchreiben. Die Tragödie iſt im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederſchreiben, ſobald ich kann und Ruhe hab'. Sie wird ſehr tief und düſter. Naturmyſtik. Weißt du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, leſen kann? Ich habe nämlich eine alte Italiänerin, die Zauberei treibt, zu ſchildern. Ich leſe Viel über Italien. Denk an mich, wenn dir Etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, beſonders den venetianiſchen Karneval. — Wo ich dieſen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht: du ſiehſt aus Obigem, daſs ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß, wovon er übermorgen leben ſoll. — Dieſe Tage reiſe ich von hier ab und erwarte in Hamburg bei Cohn Brief von dir, ſchreibe mir Viel. Ich will dir nächſtens mehr ſchreiben. Grüße Marcus, ich werde ihm ſchreiben, ſobald ich kann. Auch grüße Lehmann. Gans und Zunz verſteht ſich von ſelbſt. — Hitzig's Biographie Hoffmann's leſe ich jetzt hier, grüße ihn, vielleicht ſchreibe ich ihm ſelbſt. Varnhagen habe ich in Hamburg geſprochen, wir ſind keine guten Freunde mehr, deſshalb darf ich auch nichts Ungünſtiges über ihn ſchreiben. Es war ihm nicht lieb, daſs ich in Hamburg war. Über deinen Aufſatz ſchreibe ich dir nächſtens, jetzt wackelt mir der Kopf. — Mein Aufſatz über Goethe iſt nicht gedruckt; Varnhagen ſagt, er ſei zu ſpät gekommen; ich glaube aber, er hat ihm nicht gefallen. Wenn er wirklich ſchlecht iſt, ſo kommt Das von deinen Ideen, die darin ſind. Wirklich, meine Aufſätze werden immer ſchlecht, wenn eine vernünftige Idee darin iſt. — Ich wünſchte, daſs du mir ſechs Exemplare meiner Tragödien, laut beiliegendem Zettel, ungebunden von Dümmler holen läſſt und ſie mir ſo bald als möglich, unter Kouvertadreſſe von Wohlwill, nach Hamburg ſchickſt. — Lebe wohl, und habe mich lieb, und bleibe mein Freund, und mache eine Ausnahme von der Menge Derer, die ſich ſchon meine Freunde nannten. Doch du machſt in ſo vielen Dingen eine Ausnahme, und ich liebe dich.

H. Heine.

20. An Moses Moſer.

Lüneburg, den 27. September 1823.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der Reſidenz der Langeweile. Mit meiner Geſundheit ſieht es eigen aus; geſtärkte Nerven, aber anhaltender Kopfſchmerz. Dieſer bringt mich noch immer zur Verzweiflung, da ich jetzt wieder an meiner Juriſterei arbeite. — Ich habe dir ſo Viel zu ſchreiben, daſs ich wahrlich nicht weiß, womit ich anfangen ſoll. Wenn ich nicht von deiner Freundſchaft überzeugt wäre, hätte ich dir früher geſchrieben; unſer Freund Cohn wird nämlich nicht ermangelt haben, dir recht viel Schönes und Gutes von mir mitzutheilen, um deine Freundſchaft für mich zu befeſtigen. Glaube nicht, daſs ich mit Bitterkeit gegen Cohn erfüllt ſei, wie ſehr er es auch gegen mich ſein mag. Du wirſt gewiſs gelacht haben, als du hörteſt, daſs ich mich mit ihm wegen des Tempels überworfen. Ich hatte ihm bei meiner erſten Anweſenheit in Hamburg meine ehrliche Meinung darüber mitgetheilt, aber in höchſt gemilderten Ausdrücken. Bei meiner zweiten Anweſenheit in Hamburg beſchuldigte er mich (und, auf Ehre, mit Unrecht), daſs ich mich bei Salomon Heine über K... und V.....s anders geäußert, als bei ihm. Dies hatte zur Folge, daſs ich, als ich ihn bei meinem Oheim traf, meine Äußerungen ſo grell als möglich wiederholte. Ich hatte noch einmal ihn zu beſuchen, um ein paar Louisd'or, die er noch für mich hatte, in Empfang zu nehmen; ſpäter ſah ich ihn zufällig an der Börſenhalle, und ſeit der Zeit haben ihn meine Augen nicht wiedergeſehen. — Dieſe Geſchichte hat für mich manches Unangenehme zur Folge gehabt, das ich dir mal mündlich mittheilen werde; ich werde auf vielfache Weiſe gereizt und gekränkt, und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Geſellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geiſtig bluten muſs. Mich, mich muſs man erbittern! Juſt zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingeſtellt habe, die Wogen des Judenhaſſes gegen mich anbranden zu laſſen. Wahrlich es ſind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haſſt im lieben Deutſchland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieſes Haſſes, der doch kaum emporgekeimt iſt. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden ſich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meiſten liebe, haſſen mich am meiſten, Alle ſuchen zu ſchaden. Du fragſt in deinen Briefen ſo oft, ob Rouſſeau geſchrieben; ich finde dieſe Frage ſehr überflüſſig. Ganz andere Freunde haben mir abgeſagt und widerſagt. Von der großen lieben Rotte, die mich perſönlich nicht kennt, will ich gar nicht ſprechen. —

Unterdeſſen ſind meine Familien- und Finanzumſtände die ſchlechteſten. Du nennſt mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thuſt mir Unrecht; ich weiß nicht, warum ich juſt gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten ſoll, die ich gegen alle andere Menſchen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muſs, und ſtottert, wenn er von dem beſten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich Das nicht zu beſchwören, du haſt es ſelbſt erlebt, daſs ich in ſolchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen beſitzt, aber nicht gern einen Groſchen miſſt, durch keine freundſchaftliche und gönnerſchaftliche Verwendungen Geld zu erpreſſen. Es war mir ſchon fatal genug, das mir zugeſagte Geld für das Jahr 1824 zu vindicieren, und ich bin ärgerlich, über dieſe Geſchichte weiter zu ſchreiben. Ich danke dir für deine freundſchaftliche Bemühung in dieſer Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daſs ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daſs er übrigens ſicher ſein könne, von meiner Seite nie in Geldſachen beläſtigt zu werden. Für ſolche Genügſamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daſs mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf ſeinem Landhauſe verbrachte, ſehr ehrte und ſehr auszeichnete und genädig anſah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrückſicht bewegen ſollte, Etwas von ſeiner innern Würde zu veräußern. Du ſiehſt mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgeſetztem Studium meiner Juriſterei, die mir in der Folge Brot ſchaffen ſoll. Wie du denken kannſt, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie iſt dagegen, außer ich. Und dieſer ich iſt ſehr eigenſinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannſt du es dir wohl abſtrahieren, daſs mir die Taufe ein gleichgültiger Akt iſt, daſs ich ihn auch ſymboliſch nicht wichtig achte, und daſs er in den Verhältniſſen und auf die Weiſe, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daſs ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenoſſen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiſs wirklich nicht, wie ich mir in meiner ſchlechten Lage helfen ſoll. Ich werde noch aus Ärger katholiſch und hänge mich auf. Doch auch dieſes fatale Thema breche ich ab, und da ich dich in einigen Monaten perſönlich ſpreche, will ich die Beſprechung desſelben bis dahin verſchieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Beſten, und die Beſten müſſen Schurken werden. Ich verſtehe ſehr gut die Worte des Pſalmiſten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daſs ich deinen Namen nicht läſtre!“ — Ich denke, Neujahr nach Göttingen zu reiſen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muſs mein jus mit mehr Fleiß als jeder Andere ſtudieren, da ich — wie ich vorausſehe — nirgends angeſtellt werde und mich aufs Advocieren legen muſs. Ehe ich nach Göttingen reiſe, denke ich dich in Berlin auf einen Tag zu beſuchen. Du kannſt kaum glauben, wie ſehr ich mich darauf freue! Es liegt ſo Vieles, ſo Schlimmes auf meiner Bruſt!

Den 30. September.

Ich würde dich noch früher beſuchen, wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die ſechs Wochen in Cuxhaven haben mir 30 Louisd'or gekoſtet. (Mein Oheim ſchenkte mir 10 Louisd'or vor meiner Abreiſe nach dem Bad.) Hier lebe ich bei meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es iſt fatal, daſs bei mir der ganze Menſch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundſätze hat Geldmangel oder Überfluſs nicht den mindeſten Einfluſs, aber deſto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moſer, der H. Heine iſt ſehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus iſt größer als ich! Es iſt

Dies kein Scherz, ſondern mein ernſthafteſter ingrimmigſter Ernſt. Ich kann dir Das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht miſſt nach dem Maßſtabe deiner eigenen großen Seele. Die meinige iſt Gummi elastic, zieht ſich oft ins Unendliche und verſchrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, ſo gut wie Sterne. Das genüge dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die ſich bei mir ausſpricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal ſo einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältſt. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin biſt, und Adelungiſch, Spaniſch, Syriſch, Hegelianiſch, Engliſch, Arabiſch und Kalkuttiſch verſtehſt, und mir deinen Mantel geliehen haſt, und Geld geliehen haſt, und für mich den Kopf zergrübelt haſt und Dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närriſchen Mienen, die ich dir mal abgelauſcht, und wegen einiger pudelnärriſchen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben ſind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kaſſa oder ſentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod beſoffen hätte, oder, beſſer geſagt, für den ich mich hätte todtſchlagen laſſen, und für den ich mich noch todtſchlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war veneriſch, und hatte die ſchlechteſten Grundſätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf ſo wunderliche Weiſe das Wort „Was?“ ſprechen konnte, daſs ich in dieſem Augenblick weinen und lachen muſs, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr ſagen: „Du haſt mich doch nicht verſtanden, und Das iſt gut;“ ich glaube, du entbehrſt nicht gern den Pathos in der Freundſchaft. — Ich will dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: „Delenda est Carthago.“

Um Gotteswillen glaube nicht, daſs ich dem guten Gans unhold ſei oder ſeinen Werth verkenne. Es iſt wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher, die er ſchreibt, und wegen der edeln Weiſe, womit er handelt, ſondern bloß wegen der ſpaßhaften Weiſe, womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte, und wegen der gutmüthig kindlichen Miene, die er machte, wenn ihm etwas Feindſeliges oder Böſes geſchah. Das Einzige, was ich gegen ihn habe, iſt, daſs er durch ſein Schwatzen mir manches Unangenehme erregt, und vorzüglich daſs er, ungeachtet meiner wohlbegründeten Bitten, mit dem Schufte Dr. G** über mich geſprochen. Dieſer Schuft, der ein Jude iſt und ſich bei einigen jämmerlichen Unbeſchnittenen dadurch beliebt zu machen ſuchte, daſs er mich anfeindete, iſt zwar nicht der Einzige dieſer Art, und ich habe auf ſolche Weiſe ſchon manchmal dulden und achſelzucken müſſen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn ſie ſich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieſer Kerl iſt der Buſenfreund von einem gewiſſen K**, der ſich ebenfalls auf die feindſeligſte Weiſe gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich ſah unlängſt die „Elegante Welt“ und ſah daraus, daſs dieſer K** jetzt in Braunſchweig lebt, indem ich in dieſer Zeitſchrift Artikel über das Braunſchweiger Theater las, woran ich die Feder dieſes Menſchen erkannte. Ich bin überzeugt, dieſer Kerl hat in Braunſchweig entweder das Ausgepfiffenwerden des „Almanſor's“ eingeleitet oder wenigſtens angeregt*). Ich weiß, wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menſchen, und jetzt wirſt du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln, die ich beim Erſcheinen des „Almanſor“ nehmen muſſte, genugſam einſehen. Ich höre, das Stück ſei ausgetrampelt worden; haſt du nichts Specielles gehört? Braunſchweiger Meſsjuden haben dieſe Nachricht in ganz Iſrael verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geſchichte iſt mir ſehr fatal, ſie influenciert ſchlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie Dieſes zu reparieren iſt. Die Welt mit den dazu gehörigen Dummköpfen iſt mir nicht ſo gleichgültig, wie du glaubſt. — Ich kriege hier die „Elegante Welt“ nicht zu ſehen, und ich bitte dich, wenn du Etwas über den „Almanſor“ darin findeſt, es abzuſchreiben und mir umgehend herzuſchicken. — Vergiſs nicht!!!

---

*) Vgl. die Anmerkung in Bd. XIII, S. 8.

Ich ſage dir, es iſt eine wahre Kunſt, kleine Briefe zu ſchreiben. Ich nahm mir vor, dir heute nur zwei Seiten zu ſchreiben, und ſchon drei ſind voll, ohne daſs ich eine Hauptſache berührt. Dies iſt deine mir nach Hamburg geſchickte Recenſion. Ich bedürfte noch einiger Blätter, wenn ich ausführlich darüber ſprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden, daſs ſie mir ganz erſtaunlich gefallen, daſs die zweite Hälfte derſelben auch ſtiliſtiſch vortrefflich iſt, und daſs noch Niemand mich ſo tief begriffen hat wie der Verfaſſer dieſer Recenſion. Ich ſage dieſem geliebten Verfaſſer meinen innigſten Dank. Es iſt noch ein beſonderer Grund hinzugetreten, weſshalb ich wünſche, daſs

Derſelbe unbekannt bleibe. Es hat doch Niemand erfahren, daſs du der liebe Verfaſſer biſt. Daſs man mich am Rhein ignorieren will, iſt begreiflich; ich bin den literariſchen Lausangeln über den Kopf gewachſen, und obendrein ſind ſie erbittert auf den unchriſtlichen „Almanſor.“ Erhältſt du noch den „Weſtfäliſchen Anzeiger“ und die „Rheiniſchen Blätter“? Wenn du ſie vielleicht geſammelt haſt, ſo ſchicke ſie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Weſtfalen ſchreiben, daſs man ſie mir herſchicke. — Immermann ſcheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe ſeinen „Periander“ geleſen. Es iſt dies Buch eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Ich kann es nicht beurtheilen; daſs entzückend ſchöne Einzelheiten darin enthalten ſind, ſehe ich wohl; ob aber das Ganze eine geiſtreiche Zuſammenſchmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloß eine verunglückte Zuſammenknetung des Sophokles und des Shakſpeare's iſt, — Das weiſs ich nicht. Es ſind rein antike und rein moderne Formen neben einander geſtellt, wahrhaft antiker Geiſt bricht manchmal hervor — aber ich will erſt mal hören, was Andere ſagen. — Ich ſchreibe jetzt gar nichts Poetiſches, doch drängt's mich, meine Tragödie zu ſchreiben. Es hängt Alles von meinem Kopfe ab. Wenigſtens Das weiß ich, daſs ich ſo bald Nichts drucken laſſe. — Denk an die Notizen über Liebeszauber. Die ſechs Exemplare der Tragödien habe ich ebenfalls erhalten.

Was macht der arme Marcus? Hat Cohn Etwas für ihn gethan? Er hatte es mir verſprochen. Ich legte es ihm dringend ans Herz. Gegen mich hatte er, bei meiner erſten Anweſenheit in Hamburg, ſich mal pekuniär ſehr nobel geäußert, als er in mich drang, ob mich etwa Geldnoth embarraſſiere; er erbot ſich, mir in dieſem Falle hilfreich zu ſein, und, wie ein Kaufmann immer Alles beſtimmt, ließ er mir merken, daſs ich bis zu der Summe von 150 Thalern bei ihm Kredit hätte. Ich dankte ihm, höchſtens ſei ich dann und wann um ein paar Louisd'or verlegen, und dann ſeiſt du es immer, an den ich mich zu wenden pflege. Das gefiel mir aber von Cohn, ich nahm daher Gelegenheit, über Marcus mit ihm zu ſprechen, und hatte gute Auſpicien. — Ich bin höchſt verdrießlich, daſs ich ſelbſt jetzt zu arm bin, um dem guten Menſchen zu helfen. — Ich will ſuchen, daſs ich ſo reich werde wie die Hamburger Gaudiebe, Eſel, Schweinigel und übrige Ehrenmänner. — Wohlwill habe ich in Hamburg ſelten angetroffen. „Er iſt ein dicker Mann, folglich ein guter Mann,“ ſagt Cervantes. Er iſt ſehr verſtimmt, ſentimental wie ein Pudel. Ich bin ihm herzlich gut. Er hat viel Gefühl, nur ſchade: in ſeinen Gefühlen ſind keine Knochen. — Ich bitte dich ſchreibe doch an C . . ., daſs er bei meinem Oheim nicht auf mich ſchimpfen ſoll. — Auch bitte ich dich, erkundige dich mal bei Dümmler, wie es mit dem Abſatze der „Tragödien" ausſieht; zwar iſt die Antwort vorauszuſehen, Verleger klagen immer. — Auch bitte ich dich, ſorge, daſs Gans mir nicht böſe wird, ich werde ihm wohl bald ſchreiben. Iſt ſein „Erbrecht" erſchienen? Grüße mir auch Zunz recht herzlich, ſowie auch Lehmann. Glaube nicht, daſs ich ſo ganz und gar nicht an den Verein dächte; ich bin jetzt nur gar zu übel daran. Erkundige dich auch bei dem Rendanten, wann und wie Viel ich zu bezahlen habe. — Haſt du bei deinem Aufſatz für die Zeitſchrift den Basnage nöthig? Der deinige ſteht dir jetzt wieder zu Dienſten. Soll ich ihn dir ſchon ſchicken?

Nun habe ich noch ein Anliegen. Mein Bruder*), welcher mehrere Jahre die Landwirthſchaft praktiſch erlernt hat und einem Inſpektordienſt vorſtehen kann, hat jetzt keine Stelle. Theils läge die Schuld, ſagt er, in dem Umſtande, daſs er beſchnitten ſei, theils in dem Umſtande, daſs jetzt alle Landwirthe en embarras ſind und ihre Leute abſchaffen; am meiſten ſei ihm aber der Jude im Wege, wenn er eine Stelle nachſucht. Da ich von Berlin her weiß, daſs J . . . . n Güter im Meklenburgiſchen hat, ſo glaube ich, es iſt möglich, daſs mein Bruder, der die allerbeſcheidenſten Anſprüche macht, bei dieſen Gütern auf irgend eine Weiſe beſchäftigt werden kann, wenn man ſich in Berlin bei J . . . . n ſelbſt für ihn verwendet. Sehe daher zu, lieber Moſer, daſs Dieſes durch dich oder durch jemand Anders geſchehe, und ſchreibe mir darüber ſo bald als möglich. Überhaupt, wenn du einen andern Ausweg für meinen Bruder weißt, theile mir ihn mit. Der arme Junge iſt wirklich in Verlegenheit, und iſt ein ſo guter Menſch, daſs ich mich für ihn verwenden würde, wenn er auch mein Bruder nicht wäre. Mein jüngſter Bruder*) ſtudiert fleißig die Alten und wird Mediciner werden. Ich glaube, daſs er gedeihen wird als Gelehrter und — Menſch. Grüße mir Lipke vielmal. Ich ließe ihm vielen Dank ſagen, ſollſt du ihm ſagen; ich bin dem Manne Dank ſchuldig. — Lebe wohl, guter Moſer,

---

*) Guſtav Heine; jetzt Eigenthümer und Herausgeber des Wiener „Fremdenblattes."

---

*) Maximilian Heine; jetzt Medicinalrath in St. Petersburg.

und bleibe mir gewogen, ſchreibe mir bald, es braucht ja nicht Viel zu ſein, und du brauchſt mich ja nicht weitläufig philoſophiſch zu konſtruieren, wie in deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Geſundheit ſieht es ſeit drei Tagen viel beſſer aus, drei Tage ohne Kopfſchmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenskraft und Hoffnung zu empfinden. Biſt du nicht mit dem Schluſſe meines Briefes zufrieden?

H. Heine.

21. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 5 oder 6. November 1823.

Lieber Moſer!

Ich habe dir Nichts zu ſchreiben, als daſs ich wünſche, recht bald Brief von dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mittheilungen, aber dort deſto mehr, und du wirſt es alſo ſein, der die Koſten der Korreſpondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt ſich mein Egoismus. Alles verlangen, Nichts geben. Wahrhaftig, ich bin ein Egoiſt, ich bin es, der ſeine Freunde beſtändig in Kontribution ſetzt, der aber ſelber Niemand nützt, der keine

Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegentheil den Altar mitſammt dem Guten hinopfert für ſeine Grille. Grille? „Ha, da liegt's," würde der Prinz Hamletius ſagen. Was ſind wir ſelbſt am Ende mehr, als eine Grille des Weltſchöpfers! Und in Betracht des Egoismus kann man Denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groſchen zuſammenſpart, ſchmutzig knauſert und knickert und vielleicht die Armenbüchſe beeinträchtigt — um für all ſein Geld ein Kloſter zu bauen oder, wenn du willſt, eine Synagoge! Beurtheile Niemand Anderleuts Grillen! Dies iſt die Antwort auf deine Frage, warum ich à tout prix mir eine feſte und lukrative Stellung verſchaffen will, und deßhalb auf das Advocieren hinziele und mich nicht weiter in Armuth und Drangſal herumſchleppen will. Ich kann dir Dieſes nicht weiter erörtern, einſt wirſt du den Schlüſſel zu allen meinen Handlungen, den passe-partout zu meinem ganzen Leben erhalten, und dann wirſt du einſehen, wie unmöglich und (hier fehlt ein Wort) es war, mir jetzt zu rathen, oder gar mich zu beurtheilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus deinem Briefe zu erſehen, daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir geſagt und geſchrieben. Auch in dem

Briefe von Anſelmi fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von dir, daſs du mir Alles offenherzig ſchreibſt. Es iſt mir unendlich Viel daran gelegen, zu wiſſen, was man in Hamburg von mir ſpricht. Wahrlich, dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoiſt gehandelt. Ich habe trotz allen Nebenrückſichten mich nicht entſchließen können, der widerwärtigen Gebrechlichkeit zu huldigen und auf die Kraft zu ſchmähen. Ich meine hier meine ſo verketzerten Äußerungen über K . . . und B . . . . . s. Wenn du mich kennſt, ſo muſſt du wiſſen, daſs mich meiner Natur nach Erſterer mitſammt ſeinem Gelichter ſehr anwidern muſſte, und daſs mir der kräftige B . . . . . s, obſchon ihm die negativen Tempeltugenden fehlen, ſehr achtungswerth vorkommen muſste. Meine Vorliebe für das konſequente und rigoröſe Rabbinenthum lag ſchon vor vielen Jahren in mir als ein Reſultat hiſtoriſcher Unterſuchungen, nicht als aprioriſche Annahme, oder gar G. G. Cohn'ſche Tagesberechnung. Wär' ich nicht ein großer Mann, ſo würde ich mir den Spaß machen, auf echt burſchikoſe Weiſe „die Fenſter des Herren“ mit Steinen einzuwerfen. — Aber eben weil ich ein großer Mann bin, oder wenigſtens ein Mann, oder, wenn du auch Das nicht zugeben willſt, ein ganzer Menſch, ſo konnte ich in Hamburg nicht gefallen. Das merkte ich bald, und hielt mich fern von dem Judengeſindel. Und dennoch will dieſes Pack von mir ſprechen? Menſchen, von deren Exiſtenz ich Nichts weiß, haben meinem Bruder erzählt, daſs ich mit ihnen geſprochen, und Gott weiß was geſprochen. Dergleichen jüdiſche oder, beſſer geſagt, nur in Iſrael mögliche Ekelhaftigkeiten drängen an mich heran. — Dennoch will ich durchaus, daſs du mir ſagen ſollſt, was man geſagt. Vielleicht mag ein erdichtetes Faktum meine Ehre beeinträchtigen. — Aber du ſollſt durchaus dich nie meiner gegen Freunde, wie C . . ., annehmen. —

Ich ſchreibe faſt gar Nichts. Kopfſchmerzen und Jurisprudenz beſchäftigen mich ausſchließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber ſo bald nicht gedruckt werden. — Du ſchreibſt von „anliegenden Zeilen Varnhagen's,“ aber in deinem Briefe lagen keine — qu'est-ce que ça? Michel Beer's „Paria“ iſt ein Meiſterſtück, ich will es jetzt gern geſtehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte ſein „Erbrecht.“ In der dir geſchickten Romanze*) muſſt du in der fünften Strophe den zweiten Vers verändern, nämlich: „Wie er ſang die Liebesworte“ muſſt du ſetzen. Es giebt einen Abraham von Saragoſſa, aber Iſrael fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze iſt eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baroneſſe in Señora, und ich ſelbſt in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es iſt bloß das erſte Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von ſeinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verſpottet zeigt, und das dritte zeigt dieſes Kind als erwachſenen Dominikaner, der ſeine jüdiſchen Brüder zu Tode foltern läſſt. Der Refrain dieſer beiden Stücke korreſpondiert mit dem Refrain des erſten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich ſie ſchreibe. Auf jeden Fall werde ich dieſe Romanze in meiner nächſten Gedichtſammlung aufnehmen. Aber ich habe ſehr wichtige Gründe, zu wünſchen, daſs ſie früher in keine chriſtliche Hände gerathe; ich empfehle dir daher bei etwaigen Mittheilungen derſelben alle mögliche Behutſamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn ſehr. — In Betreff meines Bruders ſchreibe mir doch bald; es iſt wirklich Unrecht, daſs ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannſt an M...r Z.......n ſagen, daſs er mich ſehr verbindet, wenn er meinen Bruder auf ſeinen Gütern employiert, in welcher Qualität es auch ſei, damit Derſelbe nur beſchäftigt werde. — Lebe wohl. Zunz laſſe ich vielmal grüßen. Seinen Brief habe ich juſt einen Monat ſpäter erhalten, als er datiert iſt. — Hillmars grüße, ſowie auch Lehmann. — Was ich dir in Betreff der „Eleganten Welt“ ſchrieb, darfſt du nicht vergeſſen.

---

*) „Donna Clara.“ Sämmtl. Werke, Bd. XV, S. 272 ff.

Nun habe ich dir auch Etwas zu ſagen: ſei mir ſo gut, als es dir möglich iſt, und wenn ich dir miſsfalle, ſo zucke die Achſeln, aber ſchüttele nicht den Kopf.

Dein dich liebender Freund

H. Heine.

Du haſt mir keine Antwort geſchrieben in Betreff der Weſtfäliſchen Blätter. Was machen Hohenhauſens?

22. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 28. November 1823.

Liebſter Moſer!

Es fängt ſchon an, ſehr kalt zu werden, und du haſt mir nie geſagt, ob du auch deinen Mantel zurückerhalten haſt. Vor meiner Abreiſe nach Hamburg hatte ich ihn auf die Poſt gegeben. Es fiel mir dieſe Nacht ein, daſs du eine ſo vermaledeite Delikateſſe haſt, und vielleicht den Mantel nicht erhalten haſt und ſchweigſt.

Deinen Brief vom 8. Oktober hab' ich erhalten. Damit kreuzte ſich mein Brief. Das iſt ein kaufmänniſcher Ausdruck, deſſen ich mich erinnere aus den Tagen, wo ich partout ein Kaufmann ſein wollte. Ho! Ho! ich kenne noch dergleichen Ausdrücke viele und könnte ein iſraelitiſches Erbauungsbuch ſchreiben.

Du ſchreibſt mir nicht! Das iſt nicht kaufmänniſch! Du ſollſt den „Nalus“ und den Hegel zum Teufel werfen und dich an Nelkenbrecher halten. Aufgabe: Wenn die Elle Kattun 6 Groſchen werth iſt, was iſt dann der „Almanſor“ werth? und wenn der „Almanſor“ 3 Groſchen 4 Pfennig werth iſt, was iſt dann der Verfaſſer werth?

$$\begin{array}{cccccc} & ? & — & 1 & & \\ & 1 & — & \cancel{6} & 2 & \\ 2 & 4 & — & 5 & & \\ 32 & \cancel{183\frac{1}{4}} & — & \cancel{250} & 112 & \\ & 1 & — & 3\frac{3}{4} & 23 & 2 \\ \hline \end{array}$$

facit: 2 Groſchen 3 Pfennig.

So Viel bin ich werth, und für dieſen Brief muſſt du mehr bezahlen, — du biſt ein ſchlechter Kaufmann. Aber Gott ſei Dank, ich bin doch Etwas werth, und ſei es noch ſo Wenig. Ich bitte dich, rechne es aus in Hamburger Banco und ſchreib es an Cohn.

Aber mir ſollſt du haarklein ſchreiben, was man in Hamburg für mich giebt und zu welchem Kours man mich dort berechnet hat.

Daſs dir die Romanze gefallen, iſt mir lieb. Daſs du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft ſo, ich kann meine eignen Schmerzen nicht erzählen, ohne daſs die Sache komiſch wird. Daſs du *die* Romanze Leuten wie Roberts mitgetheilt, tadle ich nicht. Herzlich gern leide ich es, wenn du von dem Gedichte einer Dame, von der du weißt, daſs ſie es nicht in die unrechten Hände giebt, eine Abſchrift ertheileſt. Unbekannterweiſe meinen ehrlichſten Gruß an Madame Moritz Robert. Übrigens habe ich geſtern Abend an Ludwig Robert geſchrieben und es ihm übertragen, dieſe Romanze (ohne meinen Namen) in den „Rheinblüthen“ abdrucken zu laſſen. Da ich ſeine Adreſſe dort nicht weiß, ſo bitte ich dich, den einliegenden Brief ihm unverzüglich zu geben oder zu überſchicken. Ludwig Robert iſt mir ſehr lieb. Er hat ſich nicht kleinlich gegen mich gezeigt, und Das iſt Viel in dieſer kleinlichen, egoiſtiſchen Welt. Seine Schweſter lieb' ich auch ſehr. Varnhagen iſt mir noch immer lieb, aber eine feindliche Stunde hat uns Beide auf immer geſchieden. Bei meinem Zuſammentreffen mit ihm in Hamburg hat er mich verletzt, und du weißt, wie reizbar ich dort war. Nicht wahr, die Robert iſt ſchön? Hab' ich dir zu Viel geſagt? Sie vereinigt in ſich die Jokaſte und die Julia, das Antikſte und Modernſte.

Ich arbeite Viel, ich werde ſehr gelehrt; aber zu poetiſchen Arbeiten iſt mein Kopf zu dumpf und zu ſehr von Schmerzen durchzuckt. — Wie Unrecht thuſt du mir, wenn du ſagſt, daſs ich über Marcus ſpotte! Bei Gott, ich bin doch beſſer, als du glaubſt. Ich habe heute dem kleinen armen Menſchen einen herzlichen Brief geſchrieben, den du ihm zuſtellen oder, wenn er abgereiſt iſt, frankiert nachſchicken ſollſt. — Die Ankündigung von Gans' Buch iſt mir zu Geſicht gekommen. „Verrückt“ iſt der gelindeſte Ausdruck. Der ſpecielle Titel des Buches iſt ungeſchickt. Von dem Buche ſelbſt erwarte ich Viel, und es freut mich herzlich, daſs es Anerkennung findet. Grüße mir den guten, lieben Gans. Sage ihm, daſs ich noch ſehr krank ſei, jede Zeile macht mir Schmerzen, und darum ſchreibe ich ihm nicht. Ich bin ein blaſſer Irrwiſch; Gans iſt aber ein Licht, ein Licht des Exils. Auch den guten braven Zunz grüße.

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern*) hab' ich Brief erhalten, er ſchreibt mir, daſs ich am ganzen Rheinſtrom jetzt eben ſo verhaſſt ſei, wie ich ſonſt geliebt war, weil man dort ſagt, daſs ich für die Juden mich intereſſiere. Wahrlich, ich habe gelacht! O wie verachte ich das Menſchenpack, das unbeſchnittene mitſammt dem beſchnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drei Exemplare des bald herauskommenden (???) zweiten Bandes (ſoll gewiſs Heft heißen) der Zeitſchrift zu beſtellen. Er wird von dort aus den Betrag einſchicken. — Auch über die J . . . . n'ſche Antwort hab' ich gelacht. Wär' ich in Berlin, ſo würde ich dem Verein den Vorſchlag machen, den

---

*) Simon von Geldern in Düſſeldorf, auswärtiges Mitglied des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden.

Dr. Z . . . . n zum Präſidenten der Ackerbaugeſellſchaft zu erwählen. Wahrlich, ich will mich hüten, je in den Fall zu kommen, für mich ſelbſt die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anſpruch nehmen zu müſſen. —

In Betreff meiner Plane für die Zukunft habe ich Nichts geändert. Bei Göttingen bleibt's. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme, iſt ungewiſs, es koſtet mir zu viel Geld, und du weißt, ich kann Nichts miſſen. Und Schulden zu machen iſt nicht meine Gewohnheit. Das weißt du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und ſei verſichert, daſs ich dich liebe. — Um Gotteswillen, iſt es dein Ernſt, daſs der „Ratcliff" auf die Bühne kommen ſoll? Gieb mir Gewiſsheit. Es wär' mein Glück, wenn Dieſer gefällt.

H. Heine.

Nach Pommern brauchſt du meines Bruders halber nicht zu ſchreiben. Es wäre Schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einſtweiliges Unterkommen in Holſtein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beigelegt. — Erkundige dich genau wegen des „Ratcliff's." Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden.

Wär' ich nicht zu verſtimmt und ärgerlich, ſo würde ich etwas Anregendes über Denſelben ſchreiben. Die Zeitſchriften ſind freilich nur die Piſsecken der Literatur, aber alle Annoncen ſind dort angeſchlagen. Es iſt wohl von mir nirgends mehr die Rede? O, Böhringer! Böhringer! laſs mich mit dir tauſchen! — Ich glaube, Dümmler hat meine Anweiſung, an die meiſten Redaktionen der Zeitſchriften Exemplare zu ſchicken, nicht ausgeübt. Forſche ihn doch darüber 'aus. Vergiſs nicht! — Wenn du dir mal ein Vergnügen machen willſt, ſo leſe die „Corinna“ von Madame Staël; es wird dich anſprechen. — Mache doch, daſs Gans ſein Verſprechen hält und mir das Erbrecht ſchickt. —

23. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 1. December 1823.

Es iſt unverzeihlich! Schon zwei Briefe haſt du von mir, worauf ich noch keine Zeile Erwiderung geſehen. Und ſeit 14 Tagen blamiere ich mich beim Poſthalter, indem ich täglich fragen laſſe, ob ich keinen Berliner Brief habe. Du ſollſt keine deutſchausführliche Foliobriefe ſchreiben; nur kurze Zeilen. Sage mir bloß, daſs du lebſt. Siehe mal, jetzt z. B. kann ich nicht darauf ſchwören, daſs du nicht todt ſeiſt: — welches für mich, der an die ſchrecklichſten Schläge des Schickſals gewöhnt iſt, kein ſo großer Verluſt wäre, wie für die übrige Menſchheit. Schreibe mir gleich, ob du lebſt — aber warte nur, ich weiß, wie man dich zum prompteſten Brief-Beantworter macht: man muſs dir immer Kommiſſionen geben. Und ſo will ich dir heute eine Kommiſſion geben, die für mich die wichtigſte iſt, und die ich doch nicht länger aufſchieben kann. Hör alſo: Ich komme nicht nach Berlin: ich muſs meine Gelder zu Rathe halten. Ich will aber die erſten Tage des Januars von hier nach Göttingen abreiſen. Vorher muſs ich mich in Berlin exmatriculieren laſſen, und mir von der dortigen Univerſität ein Abgangszeugnis verſchaffen. Du ſollſt die Güte haben, Dieſes in meinem Namen zu bewirken; Gans kann dir ſagen, was du dabei zu thun haſt. Es werden von der Univerſitäts-Behörde, die mir ſolches Zeugnis ausſtellt, die Zettel verlangt, worauf das Gehörthaben der Kollegien teſtiert iſt.

Die Publica wollte ich, und die per Schwanz gehörten konnte ich mir nicht teſtieren laſſen, und daher habe ich nur drei Kollegien-Zeugniſſe aufzuweiſen. Nämlich: ein Zeugnis von Hegel (!!!), ein desgleichen von Haſſe, und eine Karte von Schmalz. Bei Letzterem muſſt du ſtatt der Karte ein Zeugnis verlangen oder verlangen laſſen. Ich habe ihm vor meiner Abreiſe die Quittung von der Quäſtur auf der Straße gegeben und hatte keine Zeit, eines Zeugniſſes wegen nochmals zu ihm zu gehen. Vergiſs Das nicht.

Ich füge auch hierbei meine Matrikel zu etwaniger Legitimation, und wünſche, daſs du mir dieſelbe nebſt dem erhaltenen Abgangszeugniſſe ſo bald als möglich herſchickſt. Auch der Pedell kann dir Alles beſorgen. Du wirſt vielleicht einen Thaler Auslage haben. — Ich verlaſſe mich auf dich. Ich kann nämlich nicht abreiſen, ehe ich dieſes verlangte Zeugnis, ohne welches kein Studierender in Göttingen erſcheinen darf, erhalten habe. — Ich ſchreibe Dies höchſt eilig und von Kopfſchmerzen zerriſſen. Lebe wohl und behalte lieb

deinen getreuen Freund

H. Heine.

Vergiſs auch nicht, wegen der weſtfäliſchen Blätter zu antworten. Grüße alle Welt, und den Gans noch extra.

24. An Moſes Moſer.

Noch immer Lüneburg, den 9. Januar 1824.

Lieber Moſer!

Deine Briefe vom 20. December und 3. Januar habe ich erhalten. So ſehr ich auch das Bedürfnis fühle, dir einen großen Brief heute zu ſchreiben, ſo kann ich dir doch nur einige Zeilen, und zwar ſehr flüchtige, ſchreiben. Ich bin zu ſehr kaput, und mein Kopf dröhnt. Ich reiſe heute über acht Tag' ab nach Göttingen und denke, daſs mich die Reiſe, die ich nicht gar zu ſchnell abzuthun gedenke, aufheitern und, durch die Lebensveränderung, auch ſtärken wird. Heute will ich dir bloß für die Beſorgung des Zeugniſſes danken. Bei den heute anbei zurückkommenden Büchern findeſt du 1½ Louisd'or, wovon du vier Thaler zwanzig Silbergroſchen für deine letzte Zeugnisauslage behältſt und den Reſt dem Rendanten des Vereins zuſtellſt. Ich weiß wirklich nicht, wie Viel mein Beitrag, der jetzt gewiſs ein halb Jahr unbezahlt geblieben, beträgt. (Ich habe mal von dir über dieſe Anfrage keine Antwort erhalten.) Iſt es eine Kleinigkeit mehr, ſo thue mir die Liebe, lege ſolche bei. Du biſt wahrlich der Marquis Poſa und Kreditor deiner Freunde! Ich muſs bei dir ſehr hoch in der Kreide ſtehen, habe dich ſchon mal deſshalb gefragt, weiß nicht wie Viel; und, ehrlich geſagt, bin auch deſshalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen, die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieſer Schuld genieren in dieſem Augenblick, aber es iſt dir nicht verloren: obſchon du einſt mit einem köſtlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegteſt: „Studenten bezahlen nie Etwas zurück.“ Ich muſs in dieſem Augenblick herzlich lachen, wenn ich an den Ton denke, womit du Dieſes ſagteſt. Und wahrhaftig, du haſt Recht. Ich verliere Viel auf dieſe Art. Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, ſo ſchenke ich ihm lieber dreiundzwanzig Groſchen und habe einen Groſchen reinen Profit. Iſt es aber nicht dumm von mir, daſs ich dir, meinem Kreditor, Dieſes ſage?

Verdrießlich hat's mich gemacht, daſs du meinen Wunſch, kurze Briefe von dir zu haben, auf eine Art, die faſt eine Unart iſt, auf eine grämlich pikierte Weiſe, gloſſiert. Um des lieben Himmels willen, ein Menſch, der den Hegel und den Valmiki im Original lieſt und verſteht, kann eine meiner gewöhnlichſten Geiſtesabbreviaturen nicht verſtehn! Um Gotteswillen, wie müſſen mich erſt die übrigen Menſchen miſsverſtehen, wenn Moſer, ein Schüler Friedländer's und Zeitgenoſſe von Gans, Moſer, Moſes Moſer, mein Erzfreund, der philoſophiſche Theil meiner ſelbſt, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menſchen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weiſen, der Recenſent von Bernays, die eiſerne Kiſte von Cohn, der Normalhumaniſt, — wo halte ich? — ich will nur ſagen, wie ſchlimm es für mich ausſieht, wenn auch Moſer mich miſsverſteht. Sogar die Beiwörter „gut“ und „gelehrt“ miſsfallen dir; wollte Gott, ich könnte ſie bei mir ſelbſt in ſo weitem Sinne anwenden! „Ich liebe dich von ganzer Seele und bin kein Schuft“ — wenn du dieſe Formel im Kopfe behältſt, werden dir meine Ausdrücke nie miſsfallen, ſogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe, als lange, die ſelten kommen. Oft will ich Brief von dir haben, wenn du auch Wenig zu ſchreiben haſt. Gewiſs iſt es mir lieber, wenn du oft und Viel ſchreibſt.

O Menſchen! ihr piſſt wie Freigeiſter und denkt wie Saffianſtiefel!

Vom Verein ſchreibſt du mir Wenig. Denkſt du etwa, daſs die Sache unſerer Brüder mir nicht mehr ſo ſehr am Herzen liege wie ſonſt? Du irrſt dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, ſo hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergeſſe, Jeruſcholayim!“ ſind ungefähr die Worte des Pſalmiſten, und es ſind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit dir unterhalten über Das, was ich, meiſt durch die eigene Lage angeregt, über Iſrael gedacht, und du würdeſt ſehen wie — die Eſelzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine ſein wird und muſs. Ich bin neugierig auf deinen Aufſatz im vierten Hefte*); ſchicke mir es nur gleich nach Göttingen, ſobald es erſcheint. Ich ſchreibe dir, ſobald ich ankomme, und ſchicke dir meine Adreſſe. Wenn es mir möglich iſt, will ich gewiſs einen guten Aufſatz für die Zeitſchrift liefern. Wenigſtens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieſer Artikel der Mühe werth iſt abzuſchreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über ſeine Beförderung herzlich gefreut. Entſchuldige mich, daſs ich ihm noch nicht geſchrieben, ich will ihm bald von Göttingen aus ſchreiben. Du darfſt ihm verſichern, daſs es nicht meine Faulheit iſt, was mich am Schreiben hindert, ſondern mein armer Kopf. Dieſe Zeilen ſchreibe ich ſogar unter Schmerzen. Ich muſs alle meine Freunde und Verhältniſſe vernachläſſigen. Darum habe ich auch dem Kriminalrath Hitzig noch nicht geſchrieben, wie ich es längſt gewollt. Gans hat Urſache, mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg iſt mir wirklich böſe und legt mir mein Stillſchweigen falſch aus. Du warſt ja bei der Hohenhauſen; wie iſt ſie auf mich zu ſprechen? Es iſt ſchändlich von mir, daſs ich der guten Frau keine Zeile geſchrieben. Apropos! wie iſt „Der Paria“ aufgenommen worden? Gewiſs gut, denn er iſt auch nicht ſchlechter als die Tragödien der meiſten andern Dichter des Tages, und daſs eine Tragödie nothwendig ſchlecht ſein muſs, wenn ein Jude ſie geſchrieben hat, dieſes Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Iſt aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeſchmückten Schutras des Parterres, ſo tröſte ihn mit dem Schickſal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rath, in den Armen einer Bajadere den Druck des Kaſtengeiſtes zu vergeſſen, und zwar durch die Ehe gandorva. (Siehe Gans, Erbrecht I.)

---

*) Das vierte Heft der „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums“ iſt niemals erſchienen.

Jetzt habe ich auch den Zettel von „Almanſor“ zu Geſicht bekommen. Er iſt mir von Braunſchweig zugeſchickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Perſonenverzeichnis*) hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert, wenn du ihn ſiehſt, und ſage mir, was er macht, ſowie auch deſſen Schöne. — Iſt dein Freund Leßmann ſchon in Berlin, ſo empfehle mich Demſelben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörſt du Nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie iſt noch keine Zeile geſchrieben.

Ich bin, Gottlob! von einem ärgerlichen Ausſchlag jetzt kuriert. Ich hatte mir denſelben durch die Boyiſenſche Überſetzung des Korans zugezogen. An dieſen Mohammed habe ich glauben müſſen. Meine Beſtialität findet ihres Gleichen nicht. Oder iſt es Ironie, daſs ich mich im Gaſſenkoth wälze? — Mit Hamburg ſtehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich dich ſchone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muſs man ſchonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

---

*) Mitgetheilt in Bd. XVI, S. 93.

25. An Moſes Moſer.

Hannover, den 21. Januar 1824.

Mögen die Götter dein Haupt beſchirmen!

Aus dieſer Apoſtrophe ſiehſt du, daſs ich noch an die Götter glaube und daſs ich nicht ſo gottlos bin, wie man ſagt; aus dem Datum oben erſiehſt du, daſs ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erſt vor einigen Jahren abgeſchafft hat. Ich bin geſtern Abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erſchöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in ſehr ſchlechtem Wetter und noch ſchlechterer Geſellſchaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karcer, die läppiſchen Löwen auf dem Weenderthore und den Roſenſtrauch auf dem Grab der ſchönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; Das hat was Unheimliches. Ich glaube auch, daſs ich die erſte Zeit ſehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zuſtand, befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende iſt mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon ſcheiden muſs. Es iſt mir immer ſo gegangen, ſo halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.

Das Licht iſt tief herabgebrannt, es iſt ſpät, und ich bin zu ſchläfrig, um deutſch zu ſchreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutſcher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutſcher wäre. O ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete, civiliſierte Völker: die Franzoſen, die Chineſen und die Perſer. Ich bin ſtolz darauf, ein Perſer zu ſein. Daſs ich deutſche Verſe mache, hat ſeine eigene Bewandtnis. Die ſchöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daſs das Deutſche Ähnlichkeit habe mit ihrer Mutterſprache, dem Perſiſchen, und jetzt ſitzt das liebliche Mädchen zu Iſpahan und ſtudiert deutſche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuſchmuggeln gewuſſt, pflegte ſie, zur grammatiſchen Übung, Einiges zu überſetzen in ihre ſüße, roſige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach! wie ſehne ich mich nach Iſpahan! Ach, ich

Armer bin fern von ſeinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es iſt ein ſchreckliches Schickſal für einen perſiſchen Dichter, daſs er ſich abmühen muſs in eurer niederträchtig holprigen deutſchen Sprache, und daſs er zu Tode gemartert wird von euren ebenſo holprigen Poſtwägen, von eurem ſchlechten Wetter, euren dummen Tabacksgeſichtern, euren römiſchen Pandekten, eurem philoſophiſchen Kauderwelſch und eurem übrigen Lumpenweſen. O Firduſi! O Iſchami! O Saadi! wie elend iſt euer Bruder! Ach! wie ſehne ich mich nach den Roſen von Schiras! Deutſchland mag ſein Gutes haben, ich will es nicht ſchmähen. Es hat auch ſeine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was iſt alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Niſami! Aber obſchon ich ein Perſer bin, ſo bekenne ich doch: der größte Dichter biſt du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obſchon ich ihn nur durch die Boyſen'ſche Überſetzung kenne, wird mir ſo leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!

Daſs Michel Beer's „Paria“ in Berlin ſo großen Beifall gefunden, habe ich geſtern Morgen zu Celle gehört, und zwar, ſonderbar genug, durch einen alten Juden, bei dem ich einige Dukaten verwechſelte. Dieſer hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen, und ſich dort ſelbſt überzeugt hat, daſs der „Paria" pari ſteht mit Schiller's und Goethe's Werken. Ich bin halb neugierig, lieber Moſer, dein Urtheil über das Stück zu hören, an welchem du gewiſs großen Antheil genommen haſt, da M. Beer ebenſo gut als Fränkel zu deinen Repräſentanten gehört. Ich kenne das Stück ſchon längſt, da der Verfaſſer mir dasſelbe ſelbſt vorgeleſen. Es hatte mir gut gefallen, und hätte mir noch beſſer gefallen, wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntnis von Indien und indiſchem Geiſte gehabt hätte. Fatal, höchſt fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daſs der Paria ein verkappter Jude iſt. Man muſs Alles aufbieten, daſs es Niemand einfalle, Letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indiſchen Paria, und es iſt dumm, wenn man dieſe Ähnlichkeit gefliſſentlich hervorhebt. Am allerdümmſten und ſchädlichſten und ſtockprügelwertheſten iſt die ſaubere Idee, daſs der Paria muthmaßt: ſeine Vorfahren haben durch eine blutige Miſſethat ihren traurigen Zuſtand ſelbſt verſchuldet. Dieſe Anſpielung auf Chriſtus mag wohl manchen

Leuten gefallen, beſonders da ein Jude, ein Waſſerdichter, ſie ausſpricht. (Tu n'oses pas mal-interprêter cette expression: ein Jude, ein Waſſerdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, but a jew who is not yet baptized a water-proof-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft, und ſpräche ſich derb, ächt almanſorig, in Hinſicht des Chriſtenthums aus, ſtatt daſs er dasſelbe ängſtlich ſchont und ſogar, wie oben gezeigt, mit demſelben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und ſein Gedicht mehr geſprochen, als *mir* ziemt, aber es geſchah hauptſächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem Faktum macht, das uns nicht gleichgültig ſein kann. — Ich erwarte bald Brief von dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Adreſſe: H. H. aus D., Studiosus juris, zu erfragen bei dem Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, *ſchreibe mir Viel*, und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

•26. An Moſes Moſer.

O weh! Göttingen, den 2. Februar 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt ſchon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich ſchon. Aber ich hab' es ja ſelbſt gewollt, und es iſt gut, und ſtill davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las geſtern Abend die Briefe Rouſſeau's, und ſah, wie langweilig es iſt, wenn man ſich beſtändig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Geſundheit wegen, und — Das muſſt du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpeſten ſuchen, haben mir ſelten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn du glaubſt, daſs ich kein guter Juriſt werde, ſo irrſt du dich. Du magſt immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere Dieſes nicht gegen andere Leute, ſonſt muſs ich wahrhaft Hungers ſterben. Ich will aus der Wagſchale der Themis mein Mittagsbrot eſſen, und nicht mehr aus der Gnadenſchüſſel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düſteren, dämoniſchen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen.

Am Ende iſt vielleicht auch mehr Schlechtes in mir, als Gutes; obzwar Beides in koloſſalen Maſſen. Ich liebe dennoch das Gute, und darum auch dich, guter Moſer.

Schreibe mir Viel. Bei mir fällt Nichts vor. Hier iſt Alles ſtill, und in der Hauptſache anders, als bei euch. Wie du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menſchen ihr Leben damit, daſs ſich Einer mit dem Andern beſchäftigt und deſſen Thun und Laſſen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eigenen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man ſich mehr um die lebendigen Menſchen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beſchäftigt man ſich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Literatur derſelben. Um mit meinem Freund Rouſſeau zu ſprechen: À Berlin on est plus curieux des sottises, qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptiſt in Köln, der wahrſcheinlich nicht mehr mein Freund iſt. Ich habe ſeit elf Monaten Nichts von ihm gehört. Er ſoll in Köln eine Zeitſchrift redigieren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Weſtfalen zu Geſicht bekommen. Andere Blätter, beſonders belletriſtiſche aus dem übrigen Deutſchland, habe ich hier Gelegenheit gehabt durchzuſtöbern, und zu meinem Ärger fand ich, daſs der vermaledeite Dümmler meine „Tragödien“ in keinem einzigen Blatte, außer der Berliner Zeitung, angezeigt hat. Ich bitte dich, ihn dafür tüchtig zu rüffeln. Verurſache aber ja nicht, daſs er die dümmere Dummheit begehe, die alte Annonce jetzt nochmals abdrucken zu laſſen. Du ſollſt nur zu bewirken ſuchen, daſs er die „Tragödien“ beſſer zu verbreiten ſuche. Gebe ihm auch meine Adreſſe, im Fall er mir eine Recenſion zu ſchicken gedächte. Einliegend findeſt du einen Louisd'or, wofür du mir fünf oder ſechs Exemplare meiner „Tragödien“ bei Dümmler kaufen und mir dieſelben mit der baldigſten fahrenden Poſt hierherſchicken ſollſt.

Was ſoll ich thun? ich habe einigen ſchönen Frauen (nicht hier) die „Tragödien“ verſprochen, und muſs ſie wohl ſchenken, da meine Galanterie immer größer iſt, als meine pauvreté! Hier haben einige Freunde die „Tragödien“ ebenfalls vergeblich im Buchladen verlangt, und ich verſprach ſie kommen zu laſſen, und verliere Geld für den Kram. Ich finde die Brockhauſiſchen Verlagsartikel hingegen in allen Leihbibliotheken. — Gebe mir mal eine Definition von Käſeladen! — In Lüneburg werde ich raſend viel geleſen und gefeiert. — Leb wohl. Gans, Zunz, Lehmann, Rubo und Hillmars zu grüßen.

H. Heine.

---

27. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 25. Februar 1824.

Lieber Moſer!

Ich weiß nicht, wie ich mir dein Stillſchweigen erklären ſoll. Jemehr ich drüber nachdenke, je mehr beängſtigt fühle ich mich. Iſt der Freund oder die Freundſchaft todt? Ich weiß nicht, was von Beidem mich am ſchmerzlichſten ſchmerzen würde. Todt biſt du gewiß nicht, dazu biſt du viel zu beſcheiden und geduldig. Aber deine Freundſchaft für mich? O, Das wäre gar zu früh, wenn dieſe ſchon geſtorben ſein ſollte! Alle meine übrigen Freundſchaften haben länger gelebt, und wenn die eine nicht vom Schlag gerührt, die andere von der Verleumdung vergiftet oder von der Schwindſucht der Lauheit vertrocknet oder durch andere Krankheit fortgerafft worden wäre, ſo würden ſie ſämmtlich noch am Leben ſein.

Ich kann mit Recht von der Seligkeit der Freundſchaft ſprechen, denn ſo manche ſelige Freundſchaft iſt mir geblieben. — Wie befindeſt du dich?

Jedoch, ich will mir und andern Leuten kein Unrecht thun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle, die mal in meiner Bruſt aufgeſtiegen ſind, bleiben ungeſchwächt und unzerſtört, ſo lange die Bruſt ſelbſt und Alles, was darin ſich bewegt, unzerſtört bleibt. Und was andere Leute betrifft, ſo mag es wohl ſein, daſs ihre Gefühle nicht von ſo ganz unzerſtörbarem Stoff ſind wie die meinigen, doch merke ich, daſs ich dieſen andern Leuten oft Unrecht thue, wenn ich glaube, daſs ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe beſtehen, etwa aus Poſtpapier, Charpie, Himbeergelée u. ſ. w. O, ich habe Manche angetroffen, deren Gefühle wie Holz ſtark waren, und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben dieſe hölzernen und ledernen Gefühle „dem Geſetze der Zeit gehorchen müſſen.“ Sogar dem armen Rouſſeau habe ich Unrecht gethan; ich erhielt dieſer Tage von ihm einen rührend freundſchaftlichen Brief, worin er ſich beklagt, daſs ich ihn ſo ganz vergeſſe, ihn, der mir ſo freundſchaftlich zugethan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet, daſs ich es ſei, der ſo lange ohne Brief gelaſſen werden, der ſogar durch ſeine Ausdrücke verletzt ſei ꝛc. Ich ließ ihm wohl merken, daſs ich ihn von aller Duplicität nicht ganz frei glaube; dennoch habe ich ihm die zweite Auflage meiner Freundſchaft angekündigt.

Ich lebe ſehr ſtill. Das Corpus juris iſt mein Kopfkiſſen. Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chronikenleſen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es iſt nicht mehr die frühere, die einſeitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheiſt in der Liebe, ſondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, ſo neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Mediceiſche Venus, die hier auf der Bibliothek ſteht, und die ſchöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei Beiden liebe ich unglücklich! . . .

. . . .

Zu allem Glück werde ich in dieſem Augenblicke geſtört. Nicht wahr, ich lege es darauf an, dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundſchaft, das noch für mich in deiner Seele glimmen möchte, mit einem naſſen Aufguſs von Galle und Unflätbigkeit zu verlöſchen. Aber wahrhaftig, je suis très enrhumé, oder, um deutſch zu ſprechen, ich habe ſehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch, als ich verdrießlich bin, bin ich

dein Freund

H. Heine.

Bitte Niemanden zu grüßen. Auch Gans nicht. Er hat mir ja ſein „Erbrecht“ nicht geſchickt. Wenn er es mir aber ſchicken will, ſo will ich ihm auch im Vertrauen ſagen, was Hugo davon geſagt. — Wie lange bleiben Roberts noch in Berlin? Wenn du die ſchöne Schwäbin*) mal wiederſiehſt, ſo ſag ihr, ich habe die Bekanntſchaft ihrer Kouſine gemacht, nämlich die der Medicäiſchen Venus. — Der Gajus iſt doch ein großer Mann! Faſt ſo groß wie ſein großer Kommentator in Berlin, neue Friedrichsſtraße Nr. 48**).

---

*) Friederike Robert, die Frau von Ludwig Robert, war eine Tochter des Buchhändlers Braun in Karlsruhe.

**) Eduard Gans gab 1820 „Scholien zum Gajus“ (Berlin, Dümmler) heraus.

128. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 19. März 1824.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja, ich hege den Plan, wenn ich mich in 14 Tagen nicht gar zu ſchlecht befinde, nach Berlin zu reiſen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nämlich vier Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entſetzlichkeit melancholiſch, für meine Kopfſchmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, iſt eine durchrüttelnde Reiſe heilſam, und dann — ich könnte dir wohl glauben machen, daß du es endlich biſt, der mich am meiſten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch geſtern den ganzen Tag eingebildet, aber dieſen Morgen im Bette frug ich mich ſelbſt, ob ich wohl nach Göttingen reiſen würde, wenn du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was ſoll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Urſachen aufzufinden warum ich nach Berlin reiſe — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß du mir ſchreibſt, daß Roberts ſchon dieſen Monat nach Wien gehen. Wäre Dies nicht, ſo würde ich mir einbilden, ich reiſte Madame Robert's wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzuſehen, aber was breche ich mir den Kopf? genug, ich komme. Ich ſchreibe dir noch einige Tage vor meiner Abreiſe, damit du mir ein ſtilles Zimmer auf einige Wochen miethen kannſt.

Dein langes Stillſchweigen hatte mir viel' ſchlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannſt du dafür, daſs ſo viel Schlimmes in mir ſteckt und bei dem mindeſten Anreiz zur Erſcheinung kömmt? Sage es noch an Niemand, daſs ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe, zu wünſchen, daſs man meine dortige Anweſenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die erſten Tage meines Dortſeins nicht mit Beſuchen verbringen. Du wirſt ſehen, wie es mit meinem armen Kopfe ausſieht, wie ich beſorgt ſein muſs, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte dich ſchon im Voraus, laſs mich, wenn wir zuſammenkommen, kein Hegel'ſches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit du mir recht viel Mattes und Wäſſrichtes ſagen kannſt, laſs dir dünken, ich ſei ein Schafskopf wie Cajus und Titius ꝛc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir, wie du in deinem Briefe verlangſt; mag es mit meiner Poeſie aus ſein oder nicht, und mögen unſere äſthetiſchen Leute in Berlin von mir ſagen, was ſie wollen — was geht Das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloſchenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daſs ich Nichts ſchreiben will, ſo lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder ſpät muſs ja die Flamme des Geiſtes im Menſchen erlöſchen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — iſt jene Flamme, die als Liebe (die Freundſchaft iſt ein Funken derſelben) dieſen morſchen Leib durchſtrömt. Ja, Moſer, wenn dieſe Flamme erlöſchen wollte, dürfteſt du ängſtlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängſt dem Profeſſor Gubitz einen Cyklus kleiner Gedichte*) zum Abdruck im „Geſellſchafter" zugeſchickt. Sprich doch mit ihm, daſs er ſie bald abdruckt, und wenn Dieſes vor meiner Anweſenheit dort geſchieht, ſo laſſe dir von Gubitz acht Exemplare dieſer Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

---

*) Es waren 33 Lieder aus dem Cyklus: „Die Heimkehr," abgedruckt im „Geſellſchafter," 49—52-ſtes Blatt vom 26.—31. März 1824.

Ich wünſche, daſs du drei Exemplare des ganzen Cyklus jener neuen Gedichte, jedes beſonders, heften laſſen, und davon zwei Exemplare unter Kreuzkouvert franko an meine Schweſter ſchicken möchteſt. Du machſt darauf die Adreſſe: An Madame Charlotte von Embden, Geborne Heine, Neuer Wall Nr. 167. Das dritte Exemplar von den drei gehefteten ſchickſt du, ebenfalls unter Kreuzkouvert, an den Herrn Dr. R. Chriſtiani in Lüneburg. — Entſchuldige, daſs ich dir ſo viel' Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und ſind die Gedichte unterdeſſen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, ſo wär' es mir lieb, wenn du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzkouvert ſchicken wollteſt. — Viele dieſer Gedichte können weder dich noch andere Leute anſprechen, und dennoch ſind eben dieſe am eigenthümlichſten, beſonders in der Form, und haben deſshalb entſchiedenen Werth. — Grüße mir deinen Freund Leßmann; ich freue mich, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge dich mit Dem, was ich bin und ſein will, und grüble nicht darüber, was ich ſein könnte. Stirb auch nicht, bis ich dich wiederſehe.

H. Heine.

29. An Moſes Moſer.

Magdeburg, den 4. April 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt ſchon einige Tage hier, und mein Freund Immermann, welcher jetzt hier lebt, hält mich feſt. Vielleicht aber reiße ich mich morgen wieder los, und mit einer Gelegenheit oder mit der Schnellpoſt fahre ich nach Berlin. Im letzteren Fall (im ſchnellpoſtlichen) werde ich meinen Koffer an dich adreſſieren. Sei jetzt ſo gut und miethe mir irgendwo ein Zimmer, wenn es möglich iſt *wochenweis*, nicht zu theuer, aber auch nicht ſchlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends wo in der Nähe ein Schloſſer oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch ſiehe, daſs das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut geſprochen wird. Entſchuldige, daſs ich dir ſo viele Mühe mache, die ich dir mit gar

Nichts anders vergelten kann, als daſs ich dich liebe. — Ich befinde mich ſehr unwohl, habe eine traurige Nacht auf dem Harze zugebracht, Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel ſeinen geliebten Blocksberg! — Die Raben flattern noch um den Kyffhäuſer herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird ſich noch einige Zeit gedulden müſſen.

Von Magdeburg wüſste ich dir Nichts zu ſagen, als daſs es einen prächtigen Dom und in dieſem Augenblick zwei ſehr bedeutende Dichter mit ſeinen Mauern umſchließt. Der eine iſt

dein Freund

H. Heine.

30. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 17. Mai 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereiſt, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton deiner Stimme, und Sonnabend um 6 Uhr klangen ſchon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philiſter und

Studenten. Ich muſſte durch Magdeburg reiſen, ohne Immermann geſprochen zu haben. Die Poſt hielt ſich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müſſen, wenn ich ſie verſäumte, und es drängte mich gar zu ſehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz iſoliert und höre Pandekten, und ſitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Bruſt voll unverſtandener Sehnſucht und dem Kopfe voll von noch unverſtandenerem juriſtiſchen Wiſchiwaſchi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf iſt noch nicht ganz frei, aber wenigſtens ſchmerzt er nicht. Ich gedenke für dieſen Sommer Viel los zu bekommen — ich denke, wir ſind ja doch mal im Gohles. — Ich werde dir Wenig zu ſchreiben haben dieſen Sommer; bei dir hingegen paſſiert alle Tage Etwas, das mich intereſſiert, und du muſſt Viel ſchreiben. — Heute will ich dir mal etwas Liebes erweiſen, indem ich dir einen Auftrag gebe, deſſen Verrichtung unter Brüdern tauſend Thaler werth iſt. Du ſollſt nämlich der ſchönen Madame Robert einliegendes Sonett*) in meinem Namen zuſtellen. Laſs es Niemanden vorher ſehen. Es iſt nicht viel werth, aber ich hatte verſprochen, der ſchönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein ſolches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältniſſe) den wirklichen Ernſt theils heiſchte, theils verbot, dafür iſt das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der ſchönen Frau gefallen und ſie erfreuen und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigſtens wirſt du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.

---

*) S. die Sonette an Friederike, Bd. XVI, S. 249 ff.

Sage der ſchönen Frau, daſs ich ihr auch nächſtens über das den Almanach Betreffende ſelbſt ſchreiben werde, und daſs ich Immermann nicht geſprochen habe, aber ihm des Almanachs wegen bereits geſchrieben. — Wenn Rubo wieder von der Reiſe zurück iſt, ſo bitte ihn, daſs er dir das mir verſprochene Heft von Meiſter zuſtelle, und du verbindeſt mich ganz außerordentlich, wenn du mir dasſelbe ſo bald als möglich mit der fahrenden Poſt zukommen laſſen wollteſt. — Wie gebärdet ſich Gans? Iſt er zur Vernunft gekommen? — Bei meiner Hierherkunft fand ich ein großes Packet von Rouſſeau, worin die Zeitſchrift „Agrippina“ mit der darin enthaltenen großen Recenſion meiner Gedichte, ſowie auch mehrere neu edierte Werke ſchlechter Poeten am Rhein, die mir ſolche mit allertiefſten Ehrfurchtsbücklingen zuſchickten, und endlich „Das Buch der Sprüche“ von Rouſſeau ſelbſt, das mir Derſelbe auf ſehr liebevolle Weiſe zugeeignet hat. Ich werde ſchon einrichten, daſs du ein Exemplar dieſes Büchelchens erhältſt, und du wirſt ſicher mit mir übereinſtimmen, daſs höchſt treffliche Sachen darin enthalten ſind. — Grüße mir alle Bekannte, beſonders Zunz und die Zunz.

Meine Adreſſe iſt H. H. aus D., Studiosus juris, wohnt bei Eberwein auf der Gronerſtraße in Göttingen. — Sage an Lehmann, daſs ich bedauere, ihn nicht vor meiner Abreiſe geſehen zu haben und daſs ich ihm nächſtens ſchreiben werde. Auch Leßmann grüße mir recht herzlich, ich danke ihm für die freundliche Mittheilung ſeiner „Göttin,“ und werde dieſelbe genießen, ſobald ich ſie aus meinem Koffer hervorpacke. Denn auch zu deiner Notiz bemerke ich, daſs ich eben den kleinen Koffer erhalten habe. Ich danke dir für die gütige Beſorgung. Halte mich lieb, und ſei überzeugt, daſs ich nie aufhöre, zu ſein

dein Freund

H. Heine.

Bitte: laſſe doch meinem Vetter Schiff ſagen, daſs ich das verlangte Recept noch nicht gefunden; laſſe ihm's bald ſagen, ſonſt bringt der Kerl mich nochmals um Briefporto.

31. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 25. Juni 1824.

Lieber Moſer!

Heute Morgen fällt mir's ein, daſs ich von dir keinen Brief zu erwarten habe, bis ich dir deinen Brief vom 31. Mai wirklich beantwortet habe, da du bei deiner großen Vielſeitigkeit auch natürlicherweiſe ein Philiſter biſt. Das iſt nun ärgerlich, im Grunde wird es mir ſauer, dir heute zu ſchreiben, weil ich dir nichts Beſtimmtes mitzutheilen habe und dennoch ſich ſo Manches von meinem Herzen in unbeſtimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbeſtimmtheit, wenn er nicht die Unbeſtimmtheit vielleicht ſelbſt iſt. Ich lebe hier im alten Gleiſe, d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfſchmerzen, ſtehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerſt anfangen ſoll; unterdeſſen kommt langſam die neunte Stunde herangeſchlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meiſter eile — ja, der Kerl iſt göttlich, er iſt idealiſch in ſeiner Hölzernheit, er iſt der vollkommenſte Gegenſatz von allem Poetiſchen, und eben dadurch wird er wieder zur poetiſchen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz beſonders trocken und ledern iſt, ſo kommt er ordentlich in Begeiſterung. In der That, ich bin mit Meiſter vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit ſeiner und Gottes Hilfe loskriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenſtudium, und ganz beſonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem „Rabbi,“ *) und vielleicht auch wegen inneren Bedürfniſſes. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geiſt der jüdiſchen Geſchichte offenbart ſich mir immer mehr und mehr, und dieſe geiſtige Rüſtung wird mir gewiſs in der Folge ſehr zu Statten kommen. An meinem „Rabbi“ habe ich erſt ein Drittel geſchrieben, meine Schmerzen haben mich auf ſchlimme Weiſe darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieſer Gelegenheit merkte ich auch, daſs mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es iſt bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paſchafeier iſt mir gelungen, ich bin dir für die Mittheilung der Agade*) Dank ſchuldig, und bitte dich, noch außerdem mir das Cebo Lachma Anja und die kleine Legende Maaſſe b'Rabbi Elieſer wörtlich überſetzt zukommen zu laſſen, auch die Pſalmſtelle im Nachtgebete: „Zehntauſend Gewaffnete ſtehn vor Salomon's Bette" mir wörtlich überſetzt zu ſchicken. Vielleicht gebe ich dem „Rabbi" einige Druckbogen Illustrations auf engliſche Weiſe als Zugabe, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geſchichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinen Tiſch herumreiſt, läſſt dich herzlich grüßen. Er wünſcht, daſs ihn Zunz mal bearbeite und mit Überſetzung herausgebe. Die Überſetzung und Bearbeitung vom franzöſiſchen Dr. Witte, die ich vor mir habe, iſt unter aller Kritik ſchlecht, Nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir der Schudt**) ſehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgeleſen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Riſcheſs, das über jedes Blatt ausgegoſſen, oder ob ich mich mehr amüſiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Riſcheſs vorgebracht wird. O wie haben wir Deutſche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die ſpaniſchen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und beſonders über ihre Akademien in Spanien zu dieſer Zeit; wo finde ich was? oder, beſſer geſagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Intereſſant iſt es, daſs dasſelbe Jahr, wo ſie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden. — Wenig poetiſche Ausbeute wird dieſes Jahr liefern, ich mache faſt gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfſchmerzen und Studien in Beſchlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott ſtehe mir bei, wenn es nicht der Fall iſt! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch ſeit neun Monaten nicht geſchrieben. — Wahrlich, ich bin doch kein ſolcher Schweinhund, wie die Hamburger glauben. — Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Miniſterium des Kultus haben mich ſehr intereſſiert; du kannſt wohl denken, in welcher Hinſicht. Es iſt Alles jetzt ſo verwirrt im preußiſchen Staat, daſs man nicht weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Ich möchte wohl wiſſen, an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Geſuch an das Miniſterium. Ich habe ſchon in Berlin mit dir darüber geſprochen, die Zeit rückt heran, wo ich ſolche Vorſätze zur Ausübung bringen ſollte, und ich kann's dir nicht genug empfehlen, dieſe Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich ſelbſt bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen ſelbſt zu machen und zu überdenken; meine Freunde ſind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, ſäßen Weiber am Staatsruder, ſo wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu ſein. —

---

*) „Der Rabbi von Bacharach,“ an welchen Heine damals ſchrieb.

---

*) Vgl. Bd. IV, S. 13 ff.

**) Jüdiſche Merkwürdigkeiten. 4 Theile. Frankfurt, Eßlinger, 1717—18.

Was macht dein Vis-à-vis, der Herr Normann? Mein Oheim Henry Heine iſt dieſen Sommer in Pyrmont. — Iſt Michel Beer von Paris zurück? Ad vocem Michel Beer vergiſs nicht, Demſelben meine freundlichſten Grüße zuzuſtellen, wenn er jetzt dort iſt. Sage ihm, ich würde ihm wohl unterdeſſen geſchrieben haben, wenn ich gewuſſt hätte, wo ihn mein Brief treffe; ich hätte gern Manches von ihm über Paris erfahren, z. B. ob er Börne kennen gelernt und wie Deſſen Adreſſe iſt. —

Roberts ſind gewiſs längſt abgereiſt. Haſt du die Schöne nochmals geſprochen? — Mit Sehnſucht habe ich bis jetzt auf das Meiſter'ſche Heft gewartet, und ich bitte, mir bald zu bedeuten, ob ich es bekomme oder nicht. — Wie ſteht oder liegt der Verein? Vergiſs nicht dieſen Punkt. Mit Hamburg ſeid ihr wohl ganz zerfallen? Was giebt es dort Neues? — Ich habe mich hier vier Wochen lang über Gans nachträglich geärgert, ich hatte ja in Berlin keine Zeit dazu. Und iſt es denn nicht ärgerlich, daſs einer der größten Denker unſerer Zeit ſo wenig nachdenkt über ſich ſelbſt und über ſeine äußere Erſcheinung? Es iſt zwar Unrecht von mir, daſs ich ihn neckte, obzwar Nichts weniger als verletzend, und obzwar er unwillkürlich zur Neckerei auffordert; es wär' beſſer, ich hätte ihm jedesmal ſtreng die Wahrheit geſagt, wenn er ſeine Schwächen zur Schau trägt und dieſelben zu aller Welts Fabel macht. Dies ſollten ſeine Freunde immer thun. Noch dieſe Tage hörte ich dergleichen Ganſiſche Anekdoten, die nur Denjenigen bekannt ſein ſollten, die es wiſſen, wie ſehr man ihn von Seiten ſeines Geiſtes ſchätzen und von Seiten ſeiner Perſönlichkeit lieben muſs. Die Welt aber ſieht beim Kometen nur das Acceſſorium.

Lehmann wird dir für mich ein Exemplar von Rouſſeau's Buch mittheilen. Du wirſt ſehen, daſs über Erwarten viel Gutes drin iſt. Auch in ſeine

Zeitſchrift hat er manches Lobenswerthe geliefert, und im Ganzen läſſt ſich nicht leugnen, daſs er ein Dichter iſt. Er ſcheint noch mit altem Enthuſiasmus an mir zu hangen, und Das iſt auch ſehr lobenswerth. — Gleichgültig iſt es mir, höchſt gleichgültig, ob meine Poeſien dem großen und dem kleinen Haufen gefallen. Nicht gleichgültig iſt es mir aber in dieſem Augenblick, was man davon ſchreibt, und ich darf dir dein Verſprechen in Hinſicht des „Morgenblattes“ durchaus nicht erlaſſen. R. beſorgt gern den Aufſatz. Byron iſt jetzt todt, und ein Wort über ihn iſt jetzt paſſend. Vergiſs es nicht; du thuſt mir einen ſehr großen Gefallen; es iſt auch das einzige belletriſtiſche Blatt, das hier geleſen wird. — Der Todesfall Byron's hat mich übrigens ſehr bewegt. Es war der einzige Menſch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; ſcherze nur darüber, ſoviel du willſt. Ich las ihn ſelten ſeit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menſchen, deren Charakter von dem unſrigen verſchieden iſt. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakſpeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu ſehr, daſs ich nicht ſeines Gleichen bin, er iſt der allgewaltige Miniſter, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es iſt mir, als ob er mich jeden Augenblick abſetzen könnte.

H. Heine.

32. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 20. Juli 1824.

Lieber Moſer!

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu finden, um mich über dein Stillſchweigen zu beklagen. Was iſt die Urſache? Unordentlichkeit darf ich bei dir nicht vorausſetzen, denn du biſt der ordentlichſte Menſch deines Zeitalters. Auch nicht Mangel an Freundſchaft; denn ſo leicht iſt nicht zu vermuthen, daſs dein Marquis-Poſa-Mantel von den Motten der Zeit aufgenagt worden ſei. Um Gotteswillen, es ſind ja noch keine drei Monat, daſs wir uns zuletzt ſahen! Oder hat Gans, der mich durch Reinganum officiell nicht grüßen ließ, in deinen ſchönen Poſa-Mantel ein Loch hineingeſchwatzt? Oder beſchäftigt dich gar ein neues Philoſophem oder ein Unger'ſcher Lehrſatz ſo ſehr, daſs du nicht an mich denken kannſt?

Wie ſehr anders iſt es bei mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beſtändig an dich. Noch dieſe Nacht träumte ich von dir. In altſpaniſcher Tracht und auf einem andaluſiſchen Hengſt ritteſt du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jeruſalem zogen. Der kleine Marcus, mit ſeinen großen Landkarten und Reiſebeſchreibungen, ging voran als Wegweiſer. Zunz en escarpins trug die in rothen Maroquin eingebundene Zeitſchrift; die Doktorin Zunz lief nebenher als Marketenderin, ein Fäßchen jonteftigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdiſches Heer, und Gans lief von Einem zum Andern, um Ordnung zu ſchaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild David's und der Bendavid'ſche Lehrſatz gemalt. Zucker-Cohn führte die Tempeljaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Aſcher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten, und den Beſchluſs des Zuges machten eine Menge Karoſſen; in der einen ſaßen der Tr..... doktor Oppert als Feldarzt und Joſt als Geſchichtſchreiber der zu begebenden Thaten, in einer andern Kutſche ſaß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigſten Staatskaroſſen ſaß Michel Beer als Geniekorps, und neben ihm ſaßen

Wolf und die Stich, die den „Paria“ unverzüglich in Jeruſalem aufführen und verdientes Lob einernten ſollten.

Wahrſcheinlich war ich geſtern Abend im Leſen des Basnage eingeſchlafen.

Ad vocem Basnage, ſo kann ich nicht genug meine Bewunderung für dieſen Schriftſteller ausdrücken. Es iſt ein Mann von vielem Geiſt, tiefem Geſchichtsforſcherblick, edlem Herzen, reiner Unparteilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienſt. Jetzt erſt lerne ich ihn würdigen, nachdem ich ſeine kleinen Mittel und ſeine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich ſtecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und, Gottlob! ich kriege den Wuſt allmählich in den Kopf. Ich ſtrenge mich ſehr an, überwinde meine Schmerzen, und darf gar nichts Poetiſches ſchreiben. Mein Bruder wird wahrſcheinlich dieſe Michaelis nach Berlin kommen, um Medicin zu ſtudieren. — Ich lebe jetzt in Seelenangſt wegen des bevorſtehenden Wochenbettes meiner Schweſter. — Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten. Bei den meiſten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiiſcher oder wenigſtens Zuſchauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Beſſeres habe.

Und im Grunde iſt es auch beſſer, als das ſeichte Gewäſche der jungen und alten Docenten unſerer Georgia Auguſta. Ich weiche dem Volk überall aus. Den alten Eichhorn habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am „Gottinger gelehrten Anzeiger“ angeworben und mir gleich ſchon Bopp's „Ardſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel aus dem Mahabarata: Berlin, bei Wilh. Logier“ zum Recenſieren übergeben. Auch habe ich dieſe Tage von Bopp einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von dir, daſs du benanntes Werk leſen und mir viel Gelehrtes und Geiſtreiches darüber ſchreiben wirſt, und zwar ſo bald als möglich, damit ich dich geiſtig plündere. Wenn die Recenſion geſchrieben und gedruckt, ſo wünſche ich, daſs du ſie an Bopp mittheileſt und ihm Manches von mir ſagſt. Ich werde ſie dir mit einem Brief an Bopp zu ſeiner Zeit ſchicken. — Die Poſt geht ab, und ich hätte dir noch Vieles zu ſagen, z. B. nicht am Literatur-Blatt des „Morgenblattes“ zu vergeſſen. — Lebe wohl und ſchreibe mir bald. Habe doch die Güte, der Maurer'ſchen Buchhandlung meine Adreſſe mitzutheilen. Vergiſs Das bei Leibe nicht, denn V.*)

---

*) Chef der Maurer'ſchen Buchhandlung in Berlin.

habe ich dieſelbe beſtimmt verſprochen und daran vergeſſen. — Ich bin ganz

dein Freund

H. Heine.

Sag an Lehmann, daſs ich mich wundre, keinen Brief von ihm erhalten zu haben. Grüße mir Leßmann.

·33. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 25. Oktober 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gotteswelt einen Menſchen giebt, der Recht hat, über mich böſe zu ſein, ſo iſt es Moſes Moſer aus Lippehne! Wie lange habe ich dir nicht geſchrieben, dir, dem einzigen Freunde! Faſt möcht' ich ſelbſt böſe werden, daſs du nicht zwei, drei Briefe hintereinander geſchickt haſt, worin du dich bitterböſe über mein Stillſchweigen beklagſt. Ich bin Selbſtquäler genug, mir einzureden, du ſeiſt nicht hinlänglich wegen meiner beſorgt. Dem einzigen Freunde ſo lange nicht zu ſchreiben! Dem Menſchen, der Das thun konnte, muſs es ſehr weh ums Herz geweſen ſein;

und in der That, Das war der Fall. Du warſt mir zu lieb, als daſs ich dir dieſen Sommer die Giftdünſte meines Unmuths brieflich mittheilen ſollte, und ich war mir ſelbſt zu lieb, als daſs ich meine Schmerzen dadurch erhöhte, daſs ich ſie ausſprach. Ich habe einen triſten Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfſchmerzen. Meine einzige Zerſtreuung waren ſchlechte Studentenſpäße, Duelle und einige Proceſſe, die ich führte und verlor. Seit ich Juriſt bin, werde ich noch mehr geprellt, als ſonſt. Ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wiſſen, ob ich was los habe. Wenn Meiſter das diesmalige Dekanat ausſchlägt, ſo bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bitterſten Feinde, Dekan. Du muſſt wiſſen, ich habe mich hier auch ſchon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich dieſen Sommer geſchrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verſe gar keine. Am „Rabbi“ wenig, ſodaſs kaum ein Drittel davon geſchrieben iſt. Er wird aber ſehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unſäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Bruſt. Iſt es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der

Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, ſo würde ich es gar nicht ſchreiben. Ich ſehe voraus, wie Viel ich dadurch verſchütte und Feindſeliges herbeirufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unſterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verpraſſelndes Theaterlicht. Ich habe viel Geſchriebenes in dieſem Buche wieder ausgelöſcht, jetzt erſt iſt es mir gelungen, das Ganze zu faſſen, und ich bitte nur Gott, mir geſunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuſchreiben. Lächele nicht über dieſes Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; ſo ein gewöhnliches Gänſeei (ich meine nicht Dr. Gans) iſt ſchneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geiſtes. Du haſt vergeſſen, mir ein paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des „Rabbi“ verlangte. Dem Dr. Zunz laſſe ich für ſeine Mittheilung über die ſpaniſchen Juden tauſendmal danken. Obſchon ſie höchſt dürftig iſt, ſo hat Zunz mir doch mit einem einzigen ſcharfſinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchſtöberte Quartbände, und er wird unbewuſſt auf den „Rabbi“ influenziert haben.

Da Zunz kein Formelmenſch iſt, ſo kann ich einen beſonderen Brief ſparen, indem ich dir mittheile, was du ihm ſagen ſollſt. Dieſes beſteht noch darin: 1) daſs ich ihn liebe, 2) daſs ich ihn ſchätze, 3) daſs ich wünſche, er hätte die Güte, mir anzuweiſen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanels genannt). — Im Basnage habe ich Wenig gefunden. Die ſchmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich ſpeciell ſuchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues endeckte ich, und viel' neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches iſt großartig, und einen Theil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

An Edom!

Ein Jahrtauſend ſchon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldeſt, daſs ich athme,
Daſs du raſeſt, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbteſt du mit meinem Blut!

Jetzt wird unſre Freundſchaft feſter,
Und noch täglich nimmt ſie zu;
Denn ich ſelbſt begann zu raſen,
Und ich werde faſt wie du!

Aber, wie ein Wort das andere giebt, ſo giebt auch ein Vers den andern, und ich will dir zwar unbedeutendere Verſe mittheilen, die ich geſtern Abend machte, als ich über die Weenderſtraße trotz Regen und Wetter ſpazieren ging und an dich dachte, und an die Freude, wenn ich dir mal den „Rabbi“ zuſchicken kann, und ich dichtete ſchon die Verſe, die ich auf den weißen Umſchlag des Exemplars als Vorwort für dich ſchreiben würde, — und da ich keine Geheimniſſe für dich habe, ſo will ich dir ſchon hier jene Verſe mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düſtres Martyrerlied,
Das ich ſo lang getragen
Im flammenſtillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beſchworen
Den tauſendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im ſtillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche dich nicht darauf aufmerkſam zu machen, daſs die Verſe, welche ich jetzt ſchreibe, wenig werth ſind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von Nichts ſprechen als von Stillicidium, Teſtamenten, Emphyteuſis u. ſ. w. Und wenn ich mal in einer Freiſtunde hinüberſchiffe nach Theſſalien, um mich auf dem Parnaſs zu ergehn, ſo treffe ich nur Juden, die dort (ſiehe Basnage) Gemüſe bauen, und ich ſpreche mit ihnen von den Schmerzen Iſrael's — Und dennoch hoffe ich, noch viel' gute Verſe zu liefern! Im Geiſte dämmern mir viel' ſchöne Gedichte, unter andern — ein Fauſt. Ich habe ſchon an dem Karton gearbeitet. — Aber, um Gotteswillen! ich vergeſſe dir zu erzählen, daſs ich vor ſechs Wochen eine große Reiſe machte, erſt vor vierzehn Tagen zurückkam und folglich vier Wochen unterwegs war. Sie war mir ſehr heilſam, und ich fühle mich durch dieſe Reiſe ſehr geſtärkt. Ich habe zu Fuß, und meiſtens allein, den ganzen Harz durchwandert, über ſchöne Berge, durch ſchöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eiſenach und Kaſſel bin ich wieder zurückgereiſt, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz geſpenſtiſch mit mir gewandert wäre, ſo hätte ich wohl die Welt ſehr ſchön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugeſetzte Jahr naht ſich ſeinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig, und ſitze alſo in der Klemme. Überdies herrſcht in dieſem Augenblick kein beſonderer Enthuſiasmus für mich, ich bin nicht Narr genug, mir Dieſes zu verhehlen, und kenne ſehr gut die Gründe manches Achſelzuckens und Kopfſchüttelns. Mit einem Wort, man hält mich für geiſtig bankerott, und ich kann's keinem verſtändigen Kaufmann verdenken, wenn er mir nicht traut. Du verſtehſt mich. — Ich hätte dir Vieles von der Harzreiſe zu erzählen; aber ich habe ſchon angefangen, ſie niederzuſchreiben, und werde ſie dir wohl dieſen Winter für Gubitz ſchicken. Es ſollen auch Verſe drin vorkommen, die dir gefallen, ſchöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was ſoll man thun! — Wahrhaftig, die Oppoſition gegen das abgedroſchene Gebräuchliche iſt ein undankbares Geſchäft. —

Nun zu deinem Briefe vom 31. Juli, der zu den wenigen Papieren gehörte, die mich auf meiner Reiſe begleiteten und mir ſo oft das Herz angenehm erwärmt. Ungern vermiſſe ich in deinem Briefe Nachricht über den Verein. Du kannſt mir ja ſeinen Zuſtand mit wenig' Worten andeuten. Hat der Verein ſchon Karten herumgeſchickt pour prendre congé? oder wird er ſich halten? wird Gott ſtark ſein in den Schwachen, in Auerbach und Konſorten? wird ein Meſſias gewählt werden? Da Gans ſich taufen laſſen will, ſo wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Meſſias hält ſchwer. Die Wahl des Eſels wäre ſchon weit leichter. Will der Hamburger Kolonialverein noch immer ſeine Unabhängigkeit (d. h. ſeine Steuerloſigkeit) gegen den Mutterverein behaupten? Rebellion der Glieder gegen den Magen; freilich, die Hamburger glauben, *ſie* wären der Magen, und zwar aus dem Grunde, weil ſie Freſſer ſind! —

Du oder Gans oder ich ſelbſt in früherer Zeit muſs wohl dieſen Witz geriſſen haben. — Daſs Gans mir verſöhnend ſchreiben wollte, iſt ganz überflüſſig, inſofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das iſt es eben, was mir ſo viel' Schmerzen im Leben verurſacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer. Sage Das an Gans. Was macht er? Hat er ſchon die letzten Scenen des zweiten Theils ſeines Erbrechts geſchrieben? Überlegt er noch des Morgens mit Male, wen er des Tags über citieren ſoll, und macht er noch am Abend die Bilance ſeines Ruhmes? —

Alter, abgedroſchener, ſchlechter Witz!

Ich danke dir für die mitgetheilten Notizen, keine davon iſt mir unintereſſant. — Aus dem „Morgenblatte“ zu urtheilen, iſt Robert nach Berlin. Iſt Dies der Fall, ſo grüße mir ihn und ſie.

Dir ziemt es mehr, als mir, über Michael Beer zu witzeln. Ich habe das neue Kunſt- und Alterthumheft geleſen. Wir leben in fürchterlichen Zeiten. Wenn du den Beer ſiehſt, ſo frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich ſetze voraus, daſs er Dieſem vielfach empfohlen war, ebenſo wie dem großen Goethe, — Auguſt Wolf, Herrn und Madame Wolf, Zelter u. ſ. w. Grüße mir Leßmann recht herzlich, recht herzlich. Ich war in Weimar; es giebt dort ſehr gutes Bier. Von Immermann ich habe dieſe Tage Brief und ſein neues Luſtſpiel „Das Auge der Liebe,“ erhalten. Wenn man es mit ſeinem Titel lieſt, ſo gefällt es; ſonſt nicht. Aber es iſt doch viel Herrliches darin. Denk dir, ich habe Bopp's Buch noch nicht geleſen; aber es ſoll bald geſchehen. Ich wünſche noch immer, von dir Etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemeſſen, ja jetzt mehr als je, daſs du dich über Byron und Komp. vernehmen ließeſt. — Das Ruboniſche Heft habe ich jetzt nicht mehr nöthig. — Was du mir in Betreff des Kammergerichtsraths Wilken bemerkſt, iſt wahr; es ſind mir indeſſen weit auffallendere Geſchichten der Art paſſiert. Das Ergötzlichſte darunter iſt, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien“ mit ſich ſchleppte, um ſie, während der ſchönen Reiſemuße, zu ſeinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich paſſieren mir ähnliche Poſſen, die manchmal mich ſehr flattieren, manchmal auch ſehr demüthigen. Auf der Reiſe und auch hier merkte ich, daſs meine kleinen Gedichte ſich auf eine ſonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indeſſen, man wird Sie nicht lieben,“ ſagte der große Sartorius.

Grüße mir Joſeph Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in dieſem Augenblick, ob ich oder er ſchreiben muſs. Schreibe mir viel Neues, ich lechze darnach.

Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänſebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eiſenach und in Kaſſel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem ſchlechten braunen abgeſchabten Überrock. Das Bier in Weimar iſt wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, dich wohl nächſtes Frühjahr wiederzuſehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu ſein.

Viele, ſehr viele Grüße an den theuern Biographen Hoffmann's und Werner's*).

Dein Freund

H. Heine.

34. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 30. Oktober 1824.

Lieber Moſer!

Meinen Brief, den ich dir vorige Woche ſchrieb, wirſt du wohl ſchon erhalten haben. Indeſſen, ich kann nicht wohl deine Antwort erwarten, um dir wieder zu ſchreiben und einen Liebesdienſt von dir zu verlangen. Ja, ich habe das Miſsgeſchick, immer Gefälligkeiten von dir verlangen zu müſſen, ohne dir etwas Anderes dafür geben zu können, als meine brüderlichſte Liebe. Indeſſen, ich will dieſe nicht gar zu niedrig anſchlagen. Mancher ſchlechte Stein gilt ſchon Etwas, weil er ungewöhnlich und ſelten iſt. —

---

*) Kriminalrath Dr. Eduard Hitzig.

Marquis! deine Kenntniſſe, deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anſpruch genommen. Du muſſt nämlich ſtatt meiner die Recenſion des beſprochenen Bopp'ſchen Buches („Ardſchuna's Reiſe zu Indra's" ꝛc., Berlin bei W. Logier) ſtatt meiner anfertigen. Ich hatte verſprochen, ſie ungefähr um dieſe Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reiſe das Buch nicht zur Hand, um die Recenſion zu ſchreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte, werde ich durch unvorhergeſehene Hinderniſſe davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreiſe" ſchon zur Hälfte geſchrieben, und will nicht abbrechen. Dieſe ſchreibe ich in einem lebendigen enthuſiaſtiſchen Stil, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung ſchwer werden, wieder hineinzugerathen, ſondern auch würde es mir ſchwer fallen, aus dieſem Stil in die trockne „gelehrten Anzeiger“-Proſa überzugehen.

Außerdem muſs ich mich, ſobald ich nur kann, mit einer Diſſertation befaſſen, die in eine ganz andere Sphäre ſpielt als Indien, und mir, der ſich ſo leicht verwirrt, nicht erlaubt, an eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und dieſe Diſſertation, die ich für einen meiner Freunde ſchreibe, muſs ich durchaus unternehmen, ſonſt kommt ein ſehr liebenswürdiger Menſch in die größte Miſère. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für ſie zu ſchreiben, und ich quäle wieder dich, um für mich zu ſchreiben; ſo quälen die Menſchen Einer den Andern nach der bekannten Bell- und Lancaſter'ſchen Methode. Außerdem leide ich noch ſehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Kollegien bei — Hugo, Bauer und Meiſter.

Ich glaube, dieſes Letztere iſt hinreichend, um dich zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Ich brauche dir wohl nicht vorzuſchreiben, wie du die Recenſion zu ſchreiben haſt. Die Hauptſache iſt ruhiges, klares, verſtändliches Referat. Nur grundgelehrt, und ſoviel als möglich mit neuen Gedanken und Anſichten geſpickt. Über Indien im Allgemeinen und über das Buch insbeſondere. Ich weiß, daſs dir Das wenig Mühe macht, auf den Stil kömmt

Nichts an, nur klar und verſtändlich muſs der Aufſatz ſein, und — ich bitte dich — in 14 Tagen fertig.

Willſt du aber meinen Wunſch nicht erfüllen, ſo bitte ich dich, mir Dieſes umgehend zu antworten. In dieſer Erwartung verharrt

dein ſehr gequälter und quälender Freund

H. Heine.

---

35. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 11. Januar 1825.

Theurer Moſer!

Warum kannſt du mir nicht mal ſchreiben, ehe du von mir Brief erhalten? Muſſteſt du warten, bis ich deinen Brief von 10. November beantworte? Hierzu brauchteſt du weder ein Genie noch ein Eſel zu ſein. Ich, der ich mir ſchmeichle, Beides nicht zu ſein, würde ſo handeln, wenn ich der Moſer wäre, der neue Friedrichsſtraße 48 Parterre im Friedländer'ſchen Komptoir ſitzt und ein Freund jenes Heine iſt, der Jüdenſtraße Nr. 21 im Hugo'ſchen Kollegium ſchmachtet. Wenn ich ſage, daſs ich kein Eſel und kein Genie bin, ſo will ich nicht damit renommieren. Wäre ich Erſteres, ſo wäre ich längſt befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutſchland ſind Genies, und ich, juſt ich, bin der Einzige, der kein Genie iſt. Ich ſcherze nicht, es iſt Ernſt. Was die ordinärſten Menſchen zu faſſen vermögen, wird mir ſchwer. Ich bewundre, wie die Menſchen das Halbbegriffene, das aus dem Zuſammenhang des Wiſſens Geriſſene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer Dieſes kann, Den halte ich für ein Genie. Indeſſen, wegen der Rarität wird jenen Menſchen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das iſt die große Ironie. Das iſt der letzte Grund meiner Genialität. Das iſt auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erſt zu Oſtern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poeſie iſt es auch ſo eine ganz zweideutige Sache. Das Talent iſt mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetiſches Genie zu ſein, muſs man erſt das Talent dazu haben. Das iſt der letzte Grund der Goethe'ſchen Größe. Das iſt der letzte Grund, warum ſo viele Poeten zu Grunde gehen; z. B. ich!

Freund meiner Seele! Seele meines Freundes! Freundliche Seele! Du ſiehſt, daſs ich in der ſchlechteſten Laune von der Welt bin! Freundliche Seele — nein! dieſer Ausdruck iſt zu bitter. Gieb mir nie Gelegenheit, ihn zu gebrauchen. Mit der Freundlichkeit haben mich meine meiſten Freunde getödtet. Ärgere dich über mich, und laſſe mir dieſen Ärger fühlen. — Gottlob! ich ſehe, du ärgerſt dich ſchon, indem ich, ſtatt dir über meinen jetzigen Zuſtand etwas Beſtimmtes zu ſagen, lauter Unſinn ſchwatze. Aber lange ärgere ich nie meine Freunde, drum will ich kurz mich hier mittheilen.

Wie oben bemerkt iſt, ich arbeite angeſtrengt an meinem Jus, lebe übrigens ganz einſiedleriſch. Bin nicht geliebt hier, und weiß noch nicht, ob es rathſam iſt, Oſtern hier zu promovieren. Vor drei Tagen habe ich, an meinen Onkel Salomon Heine geſchrieben, daſs ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünſche. Ich ſchrieb ihm koncis und ohne Umſchweife. Ich bin geſpannt auf ſeine Antwort. Du ſiehſt alſo, daſs ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen kann, was ich nächſtens thun werde. Das hat auch gar Nichts zu bedeuten; das Schlimmſte iſt nur gar zu ſehr beſtimmt, nämlich daſs ich auf eine unerträgliche und geiſteshemmende Weiſe von meinen Kopfſchmerzen gequält werde, z. B. in dieſem Augenblick. Ich ſchreibe wenig, leſe viel. Immer noch Chroniken und Quellenſchriftſteller. Ich bin, ehe ich mich Deſſen verſah, in die Reformationsgeſchichte gerathen, und in dieſem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tiſche; ich habe geſtern Abend darin die Reuchlin'ſche Schrift gegen das Verbrennen der hebräiſchen Bücher mit großem Intereſſe geleſen. Für dein Studium der Religionsgeſchichte kann ich Schröckh's Kirchengeſchichte mit Enthuſiasmus, wegen der gründlichen Zuſammenſtellung, dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich ſchon zwei Dutzend Bände davon verknopert. Doch du hängſt für die erſten Jahre noch in den Mythen des Orients. Außerdem leſe ich franzöſiſche Vaudevilles. — Meine „Harzreiſe“ habe ich längſt, ſeit Ende November, fertig gemacht, ſoweit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe ſie vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine geſchickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen. Sie enthält viel Schönes, beſonders eine neue Sorte Verſe, wird, wenn ich ſie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird ſehr gefallen, und iſt im Grunde ein zuſammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortſetzung meines armen „Rabbi“ darf ich in dieſem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren ſchreiben, die einſt zuſammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner ſchleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetiſcher und unpoetiſcher Meiſterwerke. Unter Anderm will ich auch eine lateiniſche Abhandlung über die Todesſtrafe ſchreiben. Verſteht ſich: *dagegen*. Beccaria iſt todt, und kann mich nicht mehr des Diebſtahls anklagen. Ich werde ſyſtematiſch auf den Gedankendiebſtahl ausgehen. —

Grüße mir Gans recht brüderlich und herzlich. Mit Donndorf (ehemals hieß er Doktor), mit welchem ich hier oft zuſammen komme, ſpreche ich oft über ihn. Wenn er noch, wie du ſchreibſt, ſo ſehr oft zu Varnhagens kommt, ſo könnte er mir eine Gefälligkeit erzeigen; ich würde ihn nämlich alsdann erſuchen, Herrn von Varnhagen zu bitten, mir die Privat-Adreſſe von Cotta zu geben. Vergiſs Das nicht, und, wo möglich, beſorge es bald. — Grüße mir Leßmann recht herzlich. — Daſs du mich in Hinſicht der indiſchen Recenſion im Stiche läſſt, iſt ſehr lieblos. Ich habe das Buch noch immer, und ſehe voraus, daſs, da ich den Aufſatz in dieſem Augenblick unmöglich ſchreiben und liefern kann, mir das Buch nächſtens zurückgefordert wird. Kannſt du mir nicht helfen? Wenn du es jetzt noch thun wollteſt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden. Es kommt hier auf trockene Gelehrſamkeit an. — Blätter bekomme ich gar nicht zu Geſicht. — Vom Verein ſagſt du mir gar Nichts. Grüße mir Zunz und ſeine Frau, ſowie auch J. Lehmann, wenn du ihn ſiehſt, und den guten Marcus. Schreib mir bald und Viel. Ich ſchmachte nach Brief von dir. Du weißt ja, wie ich hier lebe. — Wenn du mir das Wohlwollen Hitzig's, den ich ſehr ſchätze, erhalten kannſt, ſo thue es. Grüße mir Denſelben, wenn du ihn ſiehſt. — Endlich bitte ich dich, bleibe auch du mir gewogen, und ſei überzeugt, daſs ich von ganzer Seele bin

dein Freund

H. Heine.

Rouſſeau hat jetzt in Aachen eine neue Zeitſchrift, die „Flora,“ angelegt. — Ich ſoll mich bei dir erkundigen, ob der Dr. Reinganum noch in Berlin iſt?

36. An Karl Immermann.

Göttingen, den 24. Februar 1825.

Lieber Immermann!

Daſs ich auf Ihren lieben Brief vom 12. Oktober noch nicht geantwortet, iſt unverzeihlich. Es iſt aber auch unverzeihlich, daſs ich bis jetzt noch immer mehr oder minder an meinem Kopfe gelitten, und halsſtarrig meine Juriſterei fortgetrieben. Was den Kopf betrifft, ſo beſſert es ſich täglich, und ich hoffe, nach einiger Zeit recht klar und geſund zu werden. Was die im beſagten Kopfe einzupfropfende Jurisprudenz betrifft, ſo hoffe ich, in einigen Monaten mit derſelben fertig zu ſein. Eben deſshalb liege ich jetzt mehr als je darin verſenkt, und war ich und bin ich bis jetzt noch nicht im Stande, Ihnen zu ſchreiben, ſo zu ſchreiben, wie ich es wohl wünſchte. Und eben Dieſes anzudeuten, iſt der Zweck dieſes Briefes, der alſo eigentlich gar kein Brief iſt. Ach, und doch möchte ich Ihnen ſo gern einen rechten Brief ſchreiben, ſo recht Alles, was ich in der letzten Zeit über Sie gedacht und gefühlt, ſo recht Viel.

Ich machte verfloſſenen Herbſt eine Fußreiſe durch den Harz, und wenn ich da ſo eine von den

Höhen erklommen, wo man den Magdeburger Thurm erkennen kann — dann blieb ich manchmal lange ſtehen und dachte an Immermann, und es war mir, als ſähe ich Immermann's Genius hoch ſich erhebend, viel höher als der Thurm. Vielleicht, in jenen Momenten, ſaßen Sie zu Hauſe am Schreibtiſche, gedichteſinnend. Als ich nach Göttingen zurück kam, fand ich Ihr „Auge der Liebe." Ich las es mit dem Auge der Liebe. Zeit und Stimmung waren günſtig zum vollen Genießen des Gedichtes. Wirklich, ich habe dasſelbe mehr genoſſen, als kritiſch betrachtet. Dennoch, um es nicht vorurtheilsvoll und blindlings zu verehren, habe ich es die ſtrengſtmögliche Probe beſtehen laſſen — nämlich gleich hernach las ich Shakſpeare's „Sommernachtstraum." Und ich kann es beſtimmt ausſprechen: Ihr Gedicht hat Nichts dadurch gelitten, d. h. ſein Eindruck wurde nicht dadurch geſchwächt. Von Vergleichung kann hier nicht die Rede ſein.

Das dritte Buch, das ich in dieſer Folge las, war „Graf Platen's Luſtſpiele." Dieſe ſind in Form und Geſtaltung den Ihrigen ſehr verwandt. Nur daſs der Witz dem armen Platen trotz ſeines Danachhaſchens durchaus abgeht, und daſs die Poeſie in ihm zwar echt, aber nicht reichlich fließt. Hingegen aus dem „Auge der Liebe" ergießen ſich in freudiger Fülle die Blitzſtrahlen des Witzes und die Wunderquellen der Poeſie. Ich erwähnte Platen's Buch nur um Sie darauf aufmerkſam zu machen.

Ihren „Neuen Pygmalion“ habe ich ebenfalls geleſen. Ich möchte ungefähr Daſſelbe darüber ausſprechen, was der tolle Engländer dem Goethe in Neapel auf der Treppe über den „Werther“ geſagt hat, nämlich: „Das Buch gefällt mir nicht, aber ich begreife nicht, wie es möglich war, es zu ſchreiben.“ Wirklich, dieſe Erzählung gefällt mir nicht, ich bin ſogar ein Feind dieſer Gattung, aber ich ſtaune über Ihre meiſterhafte Darſtellung, und noch mehr über Ihre vollendete Proſa.

Ich bin eigentlich kein Freund der Almanachsliteratur, und wenn ich in dieſem Briefe nicht nöthig hätte, Sie noch beſonders zu einer Almanachslieferung anzuregen, und wenn ich nicht ſelbſt im Begriff wäre, Etwas von meiner Feder für die „Rheinblüthen“ zu liefern*), ſo würde ich gegen alle Almanache ordentlich losziehen und Ihnen von aller Theilnahme an denſelben abrathen. Doch die wunderſchöne Madame Robert (die Schweſter des Buchhändlers Braun in Karlsruhe, der die „Rheinblüthen" herausgiebt) intereſſiert ſich ſehr für dieſen Almanach, und mahnt mich daran, daſs ich ihr Hoffnung gemacht, meines Freundes Immermann's Mitwirkung für dieſen Almanach zu gewinnen. Ihr Mann (er iſt der Bruder von Frau von Varnhagen) unterſtützt dieſe Mahnung, es wird mir gezeigt, daſs derſelbe nur Auserleſenes enthalten ſoll, und ich wiederhole Ihnen die Frage, ob Sie einen Beitrag dazu geben wollen. Denſelben müſſten Sie aber bald an beſagten Buchhändler Braun in Karlsruhe einſenden, der Sie übrigens gewiſs eben ſo gut wie jeder andere Redakteur honorieren wird. — Ich habe alſo hiermit meinen wiederholten Auftrag wiederholentlich ausgerichtet, kann mir alſo nicht vorwerfen, daſs ich in Angelegenheiten meiner Freunde ſaumſelig ſei, will mir aber auch nicht vorwerfen, daſs ich meinen lieben Freund auf unbequeme Weiſe dränge, und ich bitte Sie daher bloß, mir umgehend zu ſchreiben, ob Sie Etwas liefern wollen oder nicht. Dieſes koſtet Ihnen nur wenige Zeilen, und ich warte bis dahin mit meiner Berichtung an Roberts. Ich bitte Sie aber, laſſen Sie mich nicht gar zu lange auf dieſe Antwort warten, ich will ja keinen Brief, bloß wenige Zeilen. Ich kann mir's wohl denken, theurer Immermann, daſs Sie eben ſo ſchwer belaſtet ſind als ich.

---

*) Die „Harzreiſe;“ doch ward dieſelbe nicht in den „Rheinblüthen“ abgedruckt.

Ärgerlich war's, daſs ich die Hitzig'ſche Karte in meinen letzten Brief einzulegen vergaß, und — ich weiß nicht, wie es kommt — ſie erſt jetzt zu ſchicken. Wie ich höre, ſteht Hitzig an der Spitze vieler literariſchen Umtriebe, und hat einen Poetenverein in Berlin geſtiftet. — Wenn ich geſund und frei werde, will ich gern Theil nehmen an jedem literariſchen Unternehmen, wozu Sie mich einladen. Indeſſen, es iſt eine kritiſche Zeit für Zeitſchriften. — Von dem Steinmann'ſchen Journal habe ich Nichts geſehen; er ſchrieb mir ebenfalls mehrmals, aber ich konnte nicht antworten.

Rouſſeau iſt am Rhein thätig, auf ſeine gewöhnliche Weiſe. — Wie heißt doch der Poet in dem Luſtſpiele „Künſtlers Erdenwallen" von J. von Voß?

Bis Juli bleibe ich beſtimmt hier. Dann wende ich mich entweder nach Berlin oder nach Hamburg. Wie geſagt, mit meiner Geſundheit beſſert es ſich, und ich hoffe, nächſtens manches Gute ſchreiben zu können. Doch mit dem Herausgeben werde ich immer ſaumſelig und ängſtlich ſein. —

Leben Sie wohl, guter Immermann; ſein Sie überzeugt, daſs ich Sie liebe und daſs ich Sie unausſprechlich ehre.

H. Heine.

37. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 1. April 1825.

Lieber Moſer!

Es iſt ſchön von dir, daſs du meiner nicht ganz und gar vergiſſeſt. Ich gebe meinen Freunden nicht viel Anregung, und bei meiner Grämlichkeit oder, beſſer geſagt, bei meiner Lage, wäre es kein ſonderliches Wunder, wenn ſie ſich allmählich von mir wenden. — Ich will hiermit gar Nichts geſagt haben; denn, bei Gott, ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande, an etwas Anderes zu denken, als an meine phyſiſchen Schmerzen. Dieſe haben mich die letzten 14 Tage gequält, faſt ſo ſehr gequält, wie ich meine Freunde quäle mit der beſtändigen Erwähnung dieſer Schmerzen. — Der eigentliche Zweck dieſes Briefes iſt, dir meinen Bruder zu empfehlen, der im Begriff iſt, nach Berlin zu reiſen, um Medicin zu ſtudieren. Das Beſte, was du für ihn thun kannſt, iſt, daſs du ihn mit einem geſcheiten Mediciner bekannt machſt, der ihm ſagt, was er hören ſoll, und daſs du ihn mit einem guten Ökonomen bekannt machſt, der ihm ſagt, wie er in Berlin am ökonomiſchſten leben kann. Mache ihn auch mit Zunz und Gans bekannt; wenn's dir gefällt, auch mit dem alten Friedländer. Er iſt noch jung genug, um Dieſen mit Bewunderung goutieren zu können. Auch an Hillmar laſſe ich ihn empfehlen. — Mein Bruder iſt ein ordentlicher, williger Menſch, äußerlich nicht ſehr anziehend, innerlich voll von griechiſchen und römiſchen Autoren, und beſonders zu hüten vor Äſthetik, Venerie und andern anſteckenden Krankheiten. — Da ich mal am Empfehlen bin, ſo will ich mich ſelbſt dir ebenfalls aufs Neue empfehlen. Behalte mich, denn du findeſt wirklich keinen Freund, an dem du alle Geduld und Mühen der Freundſchaft beſſer ausüben kannſt, als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!

Meine äußere Lage iſt nicht ſehr verändert. Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, habe manche ſehr geſunde Tage gehabt, und wenn ich in dieſem Augenblick nicht einen ſo ſchlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, ſo würde ich mich jetzt zum juriſtiſchen Promovieren melden. Doch in dem Zuſtand, worin ich mich jetzt befinde, kann ich nicht daran denken; welches um ſo trauriger iſt, da ich nach der Promotion Viel ſchreiben wollte, unter Anderm die Vollendung des „Rabbi," der mir centnerſchwer auf der Seele liegt. Dieſes uneigennützigſte Werk wird auch das gediegenſte werden. — Ich habe gute Hoffnung, dieſen Sommer recht zu geſunden, mein Arzt giebt ſich viele Mühe, und ich auch. Viel Geldausgaben und Verſchlucken unangenehmer Medicinen.

Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugeſetzt. Aber Alles, was er thut, geſchieht auf eine unerfreuliche Weiſe. Ich habe ihm bis auf dieſe Stunde noch nicht geantwortet; denn es iſt mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppiſch und erbärmlich man mich bei ihm verklatſcht. Ebenfalls aus Ekel übergehe ich hier dieſe Eitermaterie. — Bin ich geſund, ſo habe ich Kraft genug, Alles zu ändern; bis dahin will ich mich gedulden.

An Roberts in Karlsruhe habe ich geſchrieben. Ich will meine „Harzreiſe" für die „Rheinblüthen" geben. Dieſe habe ich deſshalb von meinem Onkel Henry Heine, dem ich ſie geſchickt hatte, zurückverlangt, und ſobald ich ſie erhalte, ſchicke ich ſie nach Karlsruhe. Ich war früher geſonnen, ſie ins „Morgenblatt" zu geben, und deſshalb wollte ich an Cotta ſchreiben. Ungern gebe ich ſie in die „Rheinblüthen;" das Almanachweſen iſt mir im höchſten Grade zuwider. Doch ich habe nicht das Talent, ſchönen Weibern Etwas abzuſchlagen. Im Grunde iſt mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum ſchleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet ſind, als mit ſolchen, die für die Gegenwart paſſen. Z. B. ein angefangener „Fauſt," meine Memoiren und Dergleichen. Ekelhaft iſt mir die Gegenwart mit ihrem Lob, und noch mehr mit ihrem Tadel. — Meine äußere Abhängigkeit von dieſer Gegenwart iſt mir noch das Unangenehmſte.

Wie Immermann denkt und wie es mit ihm ſteht, kann ich dir am beſten zeigen, wenn ich dir ſeinen letzten Brief mittheile. Ich bitte aber, zeige ihn keinem Dritten, beſonders wegen ſeines Urtheils über Robert. Ich habe ſeinen „Paradiesvogel" noch nicht geleſen; kenne aber Tieck's geſtiefelten Kater, mit welchem derſelbe mehr als nöthige Ähnlichkeit zu haben ſcheint.

Iſt Michel Beer in Berlin? ich habe nämlich einen Bagatellauftrag an ihn.

Wenn Das, was ein gewiſſer Peters über mich im „Geſellſchafter" *) geſchrieben, dir im mindeſten gefiel, ſo thut mir Das ſehr leid, und zwar um deinetwillen. Es iſt der fadeſte und lächerlichſte Kerl auf Gottes Erde, ein Eſel mit Roſinenſauce, den ich zu Luſt und Ergötzen meiner Freunde zu-

---

*) „Bemerker," Nr. 3, Beilage zum 11. Blatte des „Geſellſchafters," vom 19. Januar 1825.

weilen zum Narren habe. Nun iſt es noch das Allerergötzlichſte, daſs dieſer Kerl meine Werke beurtheilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte und wie ich ihm gern, ſogar ſelbſtbefördernd, erlaubte, indem ich ihn auf ſein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich, man muſs eine gute Doſis Ironiearſenik im Leib haben, um nicht über die Anmaßung und das dumm Hämiſche eines ſolchen Kerls unwillig zu werden und ſich gern auf dieſe Weiſe am Publikum gerächt zu ſehen. Letzteres iſt unter aller Kritik. —

Lebe wohl, ich ſchließe, weil das Papier zu Ende geht. Nächſtens mehr, und gewiſs eine beſſere Stimmung. Grüße mir gelegentlich den Kriminalrath Hitzig, vielleicht hat er kürzlich durch Müller Grüße von mir erhalten.

H. Heine.

38. An Profeſſor Guſtav Hugo.

Decane, vir excelse nec non prudentissime!
Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis, adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779*) Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter

---

*) Der wunderliche Schreibſehler „1779“ (ſtatt 1799) ſindet ſich im Original dieſes Briefes in den Fakultätsakten der Göttinger Univerſität. —

Eine Diſſertation hat Heine nicht geſchrieben; ſie war zu jener Zeit nicht erforderlich, und wurde daher meiſt nur von Solchen verfaſſt, die ſich als Privatdocenten zu habilitieren gedachten. Die (engere) Fakultät bildeten damals

tres fratres, quorum alter rei rusticae, alter arti medendi operam dat. Pater meus Siegm.

---

die Profeſſoren Meiſter, Hugo, Bauer und Eichhorn. Das Promotions-Examen, um welches Heine im obigen Briefe nachſucht, fand am 3. Mai 1825 ſtatt. Zur Erläuterung der erſten Zeilen, in denen Heine um Geſetze zur Interpretation bittet, ſei bemerkt, daß jedem Kandidaten zwei Stellen aus den Rechtsquellen zur Interpretation aufgegeben werden, und zwar jetzt zu ausführlichen ſchriftlichen Arbeiten, deren Prüfung die Zulaſſung zum Examen bedingt. Früher jedoch las der Kandidat im Beginn des Examens ſelbſt eine kurze Expoſition dieſer Stellen vor, die nicht zu den Akten gelegt wurde. Nur die betreffenden Geſetzesſtellen ſind in den Fakultätsakten bezeichnet, als Cap. 28 Extra. De jurejurando 2. 24, und Lex 18 Digestorum. De pignoribus (20. 1). — Wir laſſen eine deutſche Überſetzung dieſer ſogenannten literae petitoriae folgen:

Hochwohlgeborner und hochweiſer Herr Dekan!

Hochberühmte, hochgelehrte und hochverehrte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät!

Da ich die höchſten Ehren in der juridiſchen Fakultät zu erlangen wünſche, ſo wage ich an Sie die Bitte, mir anzugeben, welche Geſetzesſtellen ich erklären ſolle, und mir eine beſondere Rechtsinterrogation zu verwilligen.

Meinen Lebenslauf, der allerdings ziemlich ſtürmiſch und mehr von unglücklichen als glücklichen Ereigniſſen erfüllt war, will ich kurz erzählen, indem ich nur Das be-

Heine, quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus lae-

---

rühre, was äußerlich am meiſten dazu beitrug, meinen Geiſt für Wiſſenſchaft und Kunſt auszubilden.

Ich bin im December 1779 zu Düſſeldorf am Rhein geboren, als der älteſte unter drei Brüdern, deren einer dem Landbau, der andere der Heilkunde obliegt. Mein Vater, Siegmund Heine, früher Soldat, dann Kaufmann, jetzt krank und geſchäftslos, hatte in glücklicheren Tagen Eliſabeth von Geldern geheirathet, meine Mutter, jetzt die edle Krankenpflegerin ihres Gatten, die Theilnehmerin ſeiner Sorgen, der Troſt ſeines Alters.

Im Franciskanerkloſter zu Düſſeldorf wurde ich in meiner Kindheit zuerſt unterrichtet. Den hochwürdigen, jetzt verſtorbenen Herrn Schallmeyer — bei Lebzeiten katholiſcher Geiſtlicher und Rektor des Düſſeldorfer Gymnaſiums — verehre ich als den erſten Ausbilder meines Geiſtes und Herzens. Ich genoß den beſonderen Unterricht dieſes Mannes, als ich unter die Zahl der Schüler ſeines Gymnaſiums aufgenommen war, deſſen ſämmtliche Klaſſen ich der Reihe nach durchmachte, und verließ dann erſt dieſe Freiſtatt der Wiſſenſchaft, als beim Ausbruch jenes zweiten Krieges gegen die Franzoſen die oberſte Klaſſe des Gymnaſiums von all' ihren Schülern verlaſſen wurde, deren größter Theil (und ich unter dieſer Zahl) ſeine Dienſte dem Vaterlande darbot, das jedoch unſre Anerbietungen wenig benutzte, da bald nachher der Pariſer Friede geſchloſſen ward.

Darauf begab ich mich um die Mitte des Jahres 1819 nach Bonn, beſuchte die kürzlich in dieſer Stadt errichtete tioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrota-

---

Univerſität, und hörte bei Mackeldey und Welcker juridiſche, ſowie hiſtoriſche und äſthetiſche Vorleſungen bei Schlegel, Hüllmann, Arndt, Radlof ꝛc., welche Alle mir ein beſonderes Wohlwollen bewieſen. Im Oktober 1820 begab ich mich auf die Göttinger Univerſität, wo ich nur ein Semeſter verweilte, weil ich wegen Verletzung des Duell-Verbots die Weiſung erhielt, die Univerſität zu verlaſſen. Ich hörte damals die Vorleſungen von Sartorius und Beneke, welche Beide, zumal Erſterer, mich ihrer beſonderen Gunſt würdigten. Dann bezog ich die Berliner Univerſität, wo ich im April 1821 unter die Zahl der akademiſchen Bürger aufgenommen wurde, bis zum December 1823 ſtudierte und in dieſer Zeit die juridiſchen Vorleſungen von Haſſe und Schmalz, ſowie die philoſophiſchen von Hegel, Wolf, Bopp, Raumer ꝛc. beſuchte. Danach begab ich mich wieder nach Göttingen, und hörte Ihre Vorleſungen, hochwohlgeborner Herr Dekan, und hochberühmte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät.

Obwohl ich in jenen ſechs Jahren, in denen ich meinen Studien oblag, mich ſtets zum juridiſchen Fache hielt, war es doch nie meine Abſicht, die Rechtskunde zum einſtigen Broderwerb zu erwählen, vielmehr ſuchte ich Geiſt und Herz für die Humanitätsſtudien wiſſenſchaftlich auszubilden. Nichtsdeſtoweniger habe ich mich in dieſer Hinſicht keines ſehr günſtigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche ſehr nützliche Disciplinen hintanſetzte und mit zu großer Vorliebe die Philoſophie, die Literatur des Morgenlandes,

tionis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari hujus viri institutione utebar, quum adscitus essem in numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes per-

---

die deutſche des Mittelalters und die belletriſtiſche der neuern Völker ſtudierte. In Göttingen aber befleißigte ich mich ausſchließlich der Rechtswiſſenſchaft, allein ein hartnäckiges Kopfleiden, das mich zwei Jahre lang bis heute gequält, war mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daß meine Kenntniſſe nicht meinem Fleiß und Eifer entſprechen.

Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, ſehr auf Ihre Nachſicht, deren ich mich künftig mit der größten Geiſtesanſtrengung nicht unwürdig zu erweiſen gelobe.

Der gehorſamſte Verehrer Ihrer Namen

Heinrich Heine.

Göttingen, den 16. April 1825.

currebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionesque juridicas Mackeldeyi et Welckeri audiebam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli, Hüllmanni, Arndtii, Radlofii etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii et Benekeii, qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in nummerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam navabam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii et Schmalzii aeque ac lectiones philosophicas Hegeli, Wolfii, Boppii, Raumeri etc. Tum denuo Gottingam profectus sum, ubi vestras lectiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens; nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas, bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nomimum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

---

39. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 1. Juli 1825.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 11. vorigen Monats habe ich richtig erhalten, und mit Freude habe ich aus dem Ton desſelben erſehen, daſs du guter Laune biſt. Mit mir geht es ſo ziemlich. Mein Kopf geſundet allmählich, und ich thue Alles, was dazu förderlich iſt. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemiethet, gehe des Abends zwiſchen Roſenbüſchen ſpazieren, und werde Morgens drei Viertel auf ſechs von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es iſt doch beſſer, daſs Dieſes durch Nachtigallen, als durch klopfende Stiefelputzer, geſchieht. Dann arbeite ich ſo angeſtrengt, als möglich, Jurisprudenz, Geſchichte und den „Rabbi" u. ſ. w. Letzterer ſchreitet nur langſam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdroſſen weiter, indem ich das Bewuſſtſein in mir trage, daſs nur ich dieſes Buch ſchreiben kann, und daſs das Schreiben desſelben eine nützliche, gottgefällige Handlung iſt. Doch ich breche hiervon ab, indem dieſes Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße ſelbſtbeſpiegelnd zu renommieren. —

Zunz hat mir zwar ſchon mal durch dich geſchrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmſte Schule der ſpaniſchen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wiſſen, ob Dieſes auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verſtehen iſt? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube, im Basnage geleſen zu haben, daſs ſie früher ſchon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels Etwas erfahren, was ich nicht aus chriſtlichen Quellen ſchöpfen kann. Wolf hat dieſe alle in ſeiner Bibliothek angeführt. Bagl iſt dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zuſammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht geleſen. Wenig, unbegreiflich Wenig enthalten die ſpaniſchen Hiſtoriker von den Juden. Überhaupt iſt hier ägyptiſche Finſternis.

Ende dieſes Jahres denke ich den „Rabbi" fertig zu haben. Es wird ein Buch ſein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich dir, daß du auf die Lektüre meiner „Harzreiſe" nicht begierig zu ſein brauchſt. Ich ſchrieb ſie aus pekuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüſiert dich der Nekrolog Saul Aſcher's, den du darin finden wirſt. Ich ſchreibe nächſtens nach Karlsruhe, daß man für meine Rechnung mehrere Exemplare der „Rheinblüthen," worin meine „Harzreiſe", und das Honorar dafür an deine Adreſſe nach Berlin befördern ſoll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchſchaulich politiſchen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen, bis ich meine Doktorpromotion anzeigen kann. Haſt du Luſt, mir in dieſem Augenblick zehn Louisd'or zu leihen, lieber Moſer, ſo erzeigteſt du mir einen höchſt großen Freundſchaftsdienſt. Du kannſt alsdann von den Geldern, die du für mich aus Karlsruhe erhältſt und die faſt doppelt ſo Viel betragen, dich binnen zwei bis drei Monaten wieder rembourſieren; welches mir zugleich höchſt bequem iſt. Außerdem bürge ich dir mit meinem Ehrenworte bei dieſer Anpumperei, und ich würde noch mehr Dergleichen hinzuſetzen, wenn ich nicht wüſſte, daſs ich dich verletze durch Miſstrauen in dein Vertrauen. Indeſſen, ich geſtehe es, obgleich ich weiß, du kennſt dich und mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß du ſicher gehſt, wenn ich dich anpumpe, und obgleich ich auch weiß, daſs du mir gern hilfreich biſt, ſo würde ich doch lieber von jedem Andren borgen, wenn ich in dieſem Augenblick weniger verſtimmt, iſoliert und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich dich, mir die zehn Louisd'or ſo bald als möglich zu ſchicken, und die beſte Gelegenheit ſcheint mir per Poſt in Treſorſcheinen. —

Wenn ich meinem Oheim ſchreibe, werde ich mir auch Gelder für eine Badereiſe erbitten, und wird dieſe Bitte erfüllt, ſo komme ich früher nach Berlin, als ich dachte. — Daſs ich dir von Goethe Nichts geſchrieben, und wie ich ihn in Weimar geſprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablaſſendes geſagt, daran haſt du Nichts verloren. Er iſt nur noch das Gebäude, worin einſt Herrliches geblüht, und nur Das war's, was mich an ihm intereſſierte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er iſt mir lieber geworden, ſeit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber ſind ich und Goethe zwei Naturen, die ſich in ihrer

Heterogenität abſtoßen müſſen. Er iſt von Haus aus ein leichter Lebemenſch, dem der Lebensgenuſs das Höchſte, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausſpricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeiſtert für die Idee, und immer gedrängt, in dieſelbe mich zu verſenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuſs begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun iſt in mir der große Kampf zwiſchen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuſs billigt und alle aufopfernde Begeiſterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwiſchen meiner ſchwärmeriſchen Neigung, die oft unverſehens aufſchießt, und mich gewaltſam ergreift, und mich vielleicht einſt wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht beſſer iſt zu ſagen: hinaufzieht; denn es iſt noch die große Frage, ob der Schwärmer, der ſelbſt ſein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während ſeines ganzen ſechsundſiebzigjährigen egoiſtiſch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut iſt mir der Kopf ganz matt von unſäglichen Abmühungen. Wirſt auch jenes Thema im „Rabbi“ wiederfinden.

Der Saphir, von dem du ſprichſt, ſcheint noch ſehr ungeſchliffen zu ſein. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im „Geſellſchafter“ geleſen. Witz in ſeiner Iſolierung iſt gar Nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear.“ Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard, den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daſs wir Beide ſelbſt uns zu Zeiten herablaſſen, einen Witz zu reißen. — Beiliegend erhältſt du ein Gedicht aus meiner Harzreiſe. Ich bitte dich, keinem unſerer Freunde es zu zeigen, nicht mal meinem Bruder. Ich habe gute Gründe, dir dieſes Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von dir. Meine Adreſſe iſt: H. H. Stud. jur. aus

D., wohnt auf dem Garten der Rektorin Seiffert vor dem Albanithore.

Dein Freund

H. Heine.

40. Heine's Promotions-Theſen*).

Theses,
quas
illustris jureconsultorum ordinis
auctoritate atque consensu
in
Academia Georgia Augusta
pro
summis in utroque jure honoribus
rite obtinendis
Die XX. Mens. Julii A. MDCCCXXV
publice defendet
HENRICUS HEINE
Duesseldorpiensis.

---

*) Dieſe bei Karl Eduard Roſenbuſch in Göttingen gedruckten Theſen lauten in deutſcher Überſetzung, wie folgt:

Opponentibus:

C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

Theſen,

welche
auf Geheiß und Verwilligung
der hochpreislichen Juriſten-Fakultät
auf
der Göttinger Univerſität,
um
die höchſten Würden eines Doktors beider Rechte
vorſchriftmäßig zu erlangen,
am 20. Juli 1825
öffentlich vertheidigen wird

Heinrich Heine
aus Düſſeldorf.

Opponenten:
C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

1.

Der Ehemann iſt Herr der Mitgift.

2.

Der Gläubiger muß eine Quittung ausſtellen.

3.

Alle Rechtsverhandlungen ſind öffentlich zu führen.

I.

Maritus est dominus dotis.

II.

Creditor apocham dare debet.

III.

Omnia judicia publice peragenda sunt.

IV.

Ex jurejurando non nascitur obligatio.

V.

Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus.

4.

Aus dem Eid erwächſt keine Verpflichtung.

5.

Die confarreatio war bei den Römern die älteſte Art einer rechtlichen Eheverbindung.

41. Heine's Doktor-Diplom.

Quod felix faustumque sit!

Auspiciis et indultu
Augustissimi ac potentissimi Principis ac Domini
Domini

Georgii IV.

Britanniarum Hannoveraeque regis,
Defensoris fidei,
Ducis Brunsvicensis et Luneburgensis.
Rectoris academiae suae magnificentissimi,
domini nostri longe clementissimi,

magnifico academiae Prorectore

Jo. Frid. Lud. Goeschen

juris utriusque doctore, professore publico ordinario regiae scientiarum
academiae Borussicae socio per epistolas,

Promotor legitime constitutus

Gustavus Hugo

Eques Guelphicus, juris utriusque doctor,
Regi a consiliis justitiae sanctioribus, juris professor in academia Georgia
Augusta ordinarius, Casanensis universitatis membrum honorarium ordini
ethicopolitico literarum commercio conjunctum,
Vilnensis universitatis sodalis,
Collegio legum imperio Russico ferendarum a consiliis per epistolas suadendis,
Instituti Hollandici acad. Italicae et societatis artium et scientiar.
publ. apud Trajectinos socius extraneus,
Academiae legislationis Parisiensi et acad. agriculturae scientiarumque
Argentinensi adscriptus,
Ordinis jureconsultorum h. t. Decanus,

ex ordinis decreto

Viro praenobilissimo atque doctissimo

HENRICO HEINE

DUESSELDORPIENSI

post exhibita publice privatimque legitimae scientiae specimina *)

die XX. M. Julii A. MDCCCXXV

---

*) Wie aus dieſem Diplom und den Dekanats-Akten hervorgeht, hat Heine im juridiſchen Examen nur den dritten Grad erlangt (der erſte Grad wird durch den Zuſatz egregia, der zweite durch laudabilia specimina bezeichnet). Das Diplom lautet in deutſcher Ueberſetzung:

Zum Heil und Segen!
Unter der Obhut und Gnade
des allerhöchſten und großmächtigſten Fürſten und Herrn,
des Herrn

Georg IV.,

Königs von Großbritannien und Hannover,
Beſchützers des Glaubens,
Herzogs von Braunſchweig und Lüneburg,
des huldreichſten Rektors ſeiner Akademie,
unſeres allergnädigſten Herrn,

unter dem hochanſehnlichen Prorektor der Univerſität

Joh. Friedr. Lud. Göſchen,

beider Rechte Doktor, öffentlichem ordentlichen Profeſſor, der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften korreſpondierendem Mitgliede,

Summos in utroque jure honores et privilegia doctoralia
rite contulit
hujusque rei has literas testes
Sigillo ordinis jureconsultorum
muniri jussit.

---

hat der rechtmäßig beſtellte Promotor
Guſtav Hugo,
Ritter des Welfenordens und beider Rechte Doktor,
Königlicher geheimer Juſtizrath, ordentlicher Profeſſor der Rechte an der Göttinger Univerſität,
korreſpondierendes Ehrenmitglied der ethiſch-politiſchen Fakultät an der Univerſität zu Kaſan.
Mitglied der Univerſität zu Wilna,
korreſpondierender Beirath des Kollegiums für die auf ruſſiſchen Befehl auszuarbeitenden Geſetze,
des holländiſchen Inſtituts, der italieniſchen Akademie und der Utrechter Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Künſte auswärtiges Mitglied,
der Pariſer Geſetzgebungs-Akademie und der Straßburger landwirthſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Akademie Mitglied,
zeitweiliger Dekan der juridiſchen Fakultät,
nach dem Beſchluſſe der Fakultät,
dem hochedlen und wohlgelahrten Herrn
Heinrich Heine
aus Düſſeldorf,
nach öffentlich und privatim gegebenen Beweiſen der gehörigen Kenntniſſe,
am 20. Juli 1825
die höchſten Würden und Privilegien eines Doktors beider Rechte
förmlich übertragen
und zum Zeugnis dafür dies Dokument
mit dem Siegel der Juriſten-Fakultät
verſehen laſſen.

---

42. An Moſes Moſer.

Göttingen, den 22. Juli 1825.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 5. des Monats hätte ich längſt beantwortet, wenn mich nicht meine Promotion, die, von einem Tage zum andern ſich herumziehend, erſt vorgeſtern ſtattfand, daran verhindert hätte. Aber auch heute kann ich dir bloß den Empfang der 10 Louisd'or melden und, wie geſagt, die Nachricht der ſtattgefundenen Promotion. Ich habe disputiert wie ein Kutſchenpferd über die 4te und 5te Theſis, Eid und confarreatio. Es ging ſehr gut, und der Dekan (Hugo) machte mir bei dieſer feierlichen Scene die größten Elogen, indem er ſeine Bewunderung ausſprach, daſs ein großer Dichter auch ein großer Juriſt ſei. Wenn mich letztere Worte nicht miſstrauiſch gegen dieſes Lob gemacht hätten, ſo würde ich mir nicht Wenig darauf einbilden, daſs man vom Katheder herab, in einer langen lateiniſchen Rede, mich mit Goethe verglichen und auch geäußert, daſs nach dem allgemeinen Urtheil meine Verſe den Goethe'ſchen an die Seite zu ſetzen ſind*). Und Dieſes ſagte der große Hugo aus der Fülle ſeines Herzens, und privatim ſagte er noch viel Schönes denſelben Tag, als wir Beide mit einander ſpazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendeſſen geſetzt wurde. Ich finde alſo, daſs Gans Unrecht hat, wenn er in geringſchätzendem Tone von Hugo ſpricht. Hugo iſt einer der größten Männer unſeres Jahrhunderts.

---

*) Nach einem Briefe des Hofraths Prof. Dr. W. Francke in Göttingen, ſoll Hugo u. A. geſagt haben: Heine

Geſtern habe ich den ganzen Tag mit Briefſchreiben an meine Familie und Gratuliertwerden vertrödelt, und heute bin ich todt. Erſchrick nicht über letztere Worte, ich ſprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann dir alſo heute nicht ſchreiben, obſchon ich unendlichen Stoff dazu habe, beſonders wenn ich dir ausführlich ſagen wollte, wie ſehr ich dich liebe und wie ſehr du es verdienſt, geliebt zu werden.

Im Ganzen geht es gut mit meiner Geſundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In einem Briefe an meinen Onkel habe ich meinen Wunſch, nach einem Seebade zu reiſen, durchſchimmern laſſen, und ich erwarte von ſeiner sagacité und Gnade, daſs dieſer Wunſch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine iſt hier durchgereiſt, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen

---

ſei mit Goethe darin zu vergleichen, daſs er ſich früher (oder beſſer) als Dichter denn als Juriſt bewährt habe.

freundlich, ſo daſs wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen, mit ihm über meine Privatverhältniſſe zu ſprechen; und als ich mit nach Kaſſel fahren ſollte, war der Wagen ſo ſehr bepackt, daſs Peter Schlemihl zurückbleiben muſſte. — Doch ich bin gewitzigt genug, um nicht zu glauben, daſs morgen ſchönes Wetter ſei, weil heute die Sonne ſchien.

Beiliegend erhältſt du ein Packet Theſen, wovon du ein Exemplar nach dem Hauſe von Varnhagen ſchickſt. (Kannſt du mir nicht ſagen, ob Derſelbe verreiſt iſt oder nicht?) Auch ein Exemplar ſchicke an den Kriminalrath Hitzig, deſſen lebhafte Theilnahme an meinen Schickſalen mich immer lebhaft erfreut. Grüße ihn auch. Die übrigen Exemplare vertheile an unſere Freunde und Bekannten, an Zunz (dem ich für ſeine Notizen ſehr danke), Rubo, Lehmann, Leßmann, den alten Friedländer, wenn du willſt auch an Hillmars oder Veits u. ſ. w. Wenn du an Gans oder Marcus ein Exemplar beſorgen kannſt, wäre es mir auch lieb. Grüße mir Zunz recht herzlich, ſage ihm, daſs ich ihm recht ſehr danke für ſeine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn ſie werden in der Kapitulation dieſer Stadt ausdrücklich erwähnt. Über Abarbanel habe ich die Diſſertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle chriſtlichen Quellen zuſammengeſtellt, aber ſehr dürftig.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald; ſollte dein Brief mich nicht mehr hier antreffen, ſo gebe ich Ordre, daſs er mir nachgeſchickt wird. Haſt du aber nichts Wichtiges mir mitzutheilen, ſo warte mit dem Schreiben, bis ich dir ſage, ob ich nach dem Bade reiſe.

Ich bin, wie geſagt, heute todt und in großer Verwirrung und weiß kaum, was ich ſchreibe. Ich weiß aber ſehr gut und klar, daſs du mein liebſter und wahrhafteſter Freund biſt und ich

der deinige

H. Heine.

Schicke auch ein Exemplar der Theſen an Profeſſor Gubitz, und ein Exemplar an den Banquier Lipke; ſie können zwar Beide kein Latein, aber ſie haben mir Freundlichkeiten einſt erzeigt.

43. An Moſes Moſer*).

Mit Begierde haſche ich nach allen Buchhändler-Anzeigen, um zu erfahren, ob die „Rheinblüthen“ erſchienen. Sie bleiben wirklich lange aus, und ich bin im Begriff, an Roberts zu ſchreiben und zu fragen, welche Bewandtnis es damit hat. Gewiſſenloſigkeit ohne Gleichen wär' es, wenn der Almanach ausbliebe, ohne daſs mir Anzeige davon gemacht wird. Ich laſſe in dieſem Falle das Manuſkript zurückkommen und auf der Stelle drucken. — Sogar über ſchöne Frauen muſs ich mich ärgern! — — Aber ich ſehe, du lächelſt, und will meiner zehn Louisd'or-Anleihe nicht erwähnen, und lieber ernſthaft denken, wie ich ſie decke. — Nächſtens Beſtimmtes hierüber.

Erkundige dich doch, ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputiert hat, dort philoſophiſche Kollegien leſen darf? —

Schreib mir Viel. Mit meinem Bruder, den ich hier vorgefunden, ſchwatze ich beſtändig von dir. Es iſt mir eine Seelenergötzung, wieder zu hören, wie du leibſt und lebſt, wie dein Geiſt immer glänzender und dein Schlafrock immer zerriſſener wird, und wie du Sonntags früh in dieſem Fetzenrock den Homer vor dich hin brümmelſt, wie unſere Vorfahren den Tausves Jontof. Mein Bruder hat mir auch geſagt, daſs du vom Segur ſo ſehr erbaut ſeiſt und ihn den neuen Salluſt nannteſt. Ich hatte daher Nichts eiliger zu thun, als ihn zu leſen, begann vorgeſtern, und verſchlang ſchon dieſen Morgen den letzten Geſang. Dieſes Buch iſt ein Ocean, eine Odyſſee und Ilias, eine Oſſian'ſche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen franzöſiſchen Volks! Ein Salluſt? Meinethalben! Ich kann nicht drüber urtheilen. Ich bin noch wie betäubt.

---

*) Ohne Datum; wahrſcheinlich aus Lüneburg vom Anfang November 1825.

Da mal die Rede von Büchern iſt, ſo empfehle ich dir Golowin's Reiſe nach Japan. Du erſiehſt daraus, daſs die Japaner das civiliſierteſte, urbanſte Volk auf der Erde ſind. Ja, ich möchte ſagen: das chriſtlichſte Volk, wenn ich nicht zu meinem Erſtaunen geleſen, wie eben dieſem Volk Nichts ſo ſehr verhaſſt und zum Greuel iſt, als eben das Chriſtenthum. Ich will ein Japaner werden. — Es iſt ihnen Nichts ſo verhaſſt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.

Vielleicht ſchicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi," worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich ſehr, das Gedicht, ſowie auch was ich dir von meinen Privatverhältniſſen ſage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger ſpaniſcher Jude, von Herzen ein Jude, der ſich aber aus Luxusübermuth taufen läſſt, korreſpondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und ſchickt ihm jenes Gedicht, aus dem Mauriſchen überſetzt. Vielleicht ſcheut er es doch, eine nicht ſehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu ſchreiben, aber er ſchickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach. — — —

Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, will ich den „Rabbi“ fortſetzen. Meine letzte Reiſe will ich beſchreiben. Meine Gedichte wachſen an, und ich werde wohl Oſtern ein Bändchen wieder herausgeben können. Materialien zu großen Arbeiten liegen bereit, und ich hoffe, daſs der liebe Gott mir geſunde Tage ſchenke.

Grüße mir Zunz und ſeine Frau. Ich laſſe ihm danken, daſs er meinem Bruder Freundlichkeiten erzeigt. Derſelbe hat mir viel' neue Zunzwitze erzählt.

Ich ſehe mit Spannung Gans' Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, daſs Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, daſs, obgleich der erſte Theil des Erbrechtes mit vollem Recht, nach Zunziſcher Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdiſchen Geſchichte betrachtet werden kann, dennoch der Theil des Erbrechts, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erſcheint, keine Quelle zur jüdiſchen Geſchichte ſein wird, eben ſo wenig wie die Worte Savigny's und anderer Gojim und Reſchoim. Kurz, Gans wird als Chriſt, im wäſſerigſten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren. Ich fürchte, Zucker-Cohn wird ſein Karl Sand.

Den 8.*)

Geſtern Abend hat mein Bruder — der dich grüßen läſſt — deinen Brief erhalten. Ich habe nicht viel Zeit mehr, und dieſer Brief iſt ſchon lang genug, ſonſt würde ich dir noch Manches ſagen. Auch iſt mir der Kopf voller Sorgen, und ich ſehe mich ſchon vor den Thoren Hamburg's. Laſs doch in irgend einem Zeitblatt einrücken, daſs ich in Göttingen diſputiert und promoviert, oder laſs es von Lehmann, den ich herzlich grüßen laſſe, beſorgen. Ich muſs jetzt wieder ſorgen, daſs man mich preiſt, kann's aber auch mit gutem Gewiſſen, denn täglich nehme ich zu an poetiſcher Vielſeitigkeit und Objektivität.

Was der „Unparteiiſche“**) von Gans erzählt, habe ich geleſen und hat mich ſehr amüſiert. Mit

---

*) Wahrſcheinlich vom 8. November 1825.

**) „Die Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburg'ſchen unparteiiſchen Korreſpondenten,“ Nr. 174, vom 1. No-

Verwunderung hör' ich, daſs jetzt unſer Komet in London ſichtbar iſt. Wenn er dort angliſiert wird — doch die Zeit drängt.

---

vember 1825, enthält folgenden (aus London vom 25. Oktober datierten) Artikel, auf welchen ſich vermuthlich die obige Stelle des Heine'ſchen Briefes bezieht: „Die neueſten nordamerikaniſchen Zeitungen haben ein höchſt merkwürdiges Dokument mitgebracht, eine Proklamation an die Juden, von Mardochai Manuel Noah, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, vormaligem Konſul derſelben in Tunis, Ober-Sheriff von New-York, Gerichtsrath und von Gottes Gnaden Gouverneur und Richter von Iſrael: Da jetzt die Zeit herbeigekommen, wo die Verheißungen des Volks Gottes in Erfüllung gehen ſollen, thut er ſämmtlichen in der Welt zerſtreuten Juden kund und zu wiſſen, daſs ein Aſyl für ſie bereitet iſt, wo ſie Frieden, Bequemlichkeit und Glück genießen können, wo ihre Perſon, ihr Eigenthum und ihre religiöſen Rechte geſchützt ſind, wo ſie ſich für die große, endliche Wiederherſtellung in den Beſitz ihres alten Erbes vorbereiten können, worauf die Zeit ſo wichtig hindeutet, und zwar in einem Lande, wo Milch und Honig fleußt und Iſrael unter Weinreben und Feigenbäumen ausruhen kann. Das Aſyl iſt im Staate New-York, dem größten und kultivierteſten der Konföderation. Der Ort, wo der Centralpunkt desſelben, die Stadt Arrarat gegründet werden ſoll, iſt die große Inſel (Grand-Island) im Niagara-Strom, wenige Meilen von dem Ontario- und Erie-See entfernt. Die Inſel iſt 12 Meilen lang und 3 bis 7 Meilen breit und enthält gegen

Lebe wohl und behalte mich lieb. Mit meiner Geſundheit geht es auf die Beſſerung. Wenn du

---

17000 Acres außerordentlich reiches und fruchtbares Land, iſt aufs herrlichſte für Handel und Wandel gelegen, und wird einſt gewiß der Mittelpunkt des größten Verkehrs und Handels in der neuen und beſſern Welt werden. Von der Nachricht, daß ſie hier Land beſitzen können, welches Recht ſie Jahrhunderte entbehrten, hofft Herr Noah beſonders einen wohlthätigen Eindruck. Im Namen Gottes, der einſt die Urväter aus Ägyptenland geführt, erneuert er, kraft der Proklamation, das Regiment der jüdiſchen Nation, unter den Auſpicien und dem Schutze der Konſtitution der Vereinigten Staaten und fordert alle Rabbiner, Präſidenten, Älteſte der Synagogen ꝛc. auf, ſeiner Proklamation Eingang und Befolgung zu verſchaffen. Das Erſte, was Herr Noah verfügt, iſt eine Volkszählung, wobei Alter und Beſchäftigung angegeben, und vorzüglich alle Diejenigen bemerkt werden ſollen, die ſich auf irgend eine Weiſe auszeichnen. Diejenigen, die aus irgend einem Grunde lieber an den Orten, wo ſie wohnen, bleiben wollen, können Dies. Doch wird von ihnen erwartet, daß ſie das Auswandern junger und unternehmender Perſonen befördern, und beſonders Solche herüberſchicken, die durch Induſtrie, Rechtlichkeit und Patriotismus dem Nationalcharakter Ehre machen. Die Juden, die in Militärdienſt der verſchiedenen Souveräne Europa's ſtehen, ſollen bis auf weitere Befehle bleiben und ſich brav und treu benehmen. Bei dem Kampfe zwiſchen den Griechen und Türken befiehlt Mardochai Noah, ſich ganz neutral zu verhalten, weil es ſonſt den vielen Juden, die an Varnhagen Grüße von mir zukommen laſſen kannſt, ſo thue es. Sei auch ſo gütig, den Kriminal-

---

unter dem Scepter der Pforte leben, ſchlimm ergehen könne. Die jährlichen Gaben, die Jahrhunderte lang an die Brüder in Jeruſalem gezahlt worden, ſollen bleiben, ebenſo ſollen die überall beſtehenden Bildungsanſtalten und Wohlthätigkeitsinſtitute vermehrt werden, damit Weisheit und Tugend fortwährend unter dem auserwählten Volke herrſche. Ferner wird für immer die Polygamie verboten, die noch bei den Juden in Aſien und Afrika herrſcht, und es ſollen keine Verheirathungen ſtattfinden, wenn nicht Braut und Bräutigam das gehörige Alter erreicht haben und die Sprache des Landes, wo ſie leben, leſen und ſchreiben können. Die Gebete ſollen immer in hebräiſcher Sprache geſprochen, aber Gelegenheitsreden ꝛc. auch in andern Landesſprachen gehalten werden. Die karaitiſchen und ſamaritaniſchen Juden, ſo wie die ſchwarzen Juden in Indien und Afrika, in Cochinchina und die Sekte an der Küſte von Malabar, ſollen gleicher Rechte und religiöſer Privilegien theilhaft werden. Die Indianer des amerikaniſchen Kontinents ſollen, als aus Aſien ſtammend, nach und nach mit dem auserwählten Volke vereinigt werden. Außerdem iſt ein Kopfgeld von drei Säckeln jährlich, oder 1 ſpaniſcher Thaler, ausgeſchrieben zur Beſtreitung der Ausgaben für die Reorganiſation der Regierung, Unterſtützung von Emigranten, Ankauf von Ackergeräth ꝛc. Das Konſiſtorium in Paris ſoll alle vier Jahre einen Richter in Iſrael wählen, wobei alle Kongregationen eine Stimme haben. Zu Kommiſſarien Mardochai Noah's ſind ernannt: Der Ober-Rabbi rath Hitzig von mir zu grüßen. Sag ihm, daſs ich mich in Norderney viel mit ihm beſchäftigt, indem unter

---

Abraham de Cologna, Ritter der eiſernen Krone und Präſident des jüdiſchen Konſiſtoriums in Paris, der Ober-Rabbi Andrade in Bordeaux, die Rabbiner Herſchel und Mendoza in London, Aaron Nunez Cardoja in Gibraltar, Abraham Buſaac in Livorno, Benjamin Gradis in Bordeaux, Dr. E. Gans und Profeſſor Zunz in Berlin, Dr. Leo Wolf in Hamburg. Dieſe ſollen die in der Proklamation ausgeſprochenen Zwecke befördern, Agenten in verſchiedenen Theilen der Welt ernennen, Auswanderungsgeſellſchaften errichten, damit die Juden mehr centraliſiert werden, und ein beſonderes Korps bilden, an deſſen Spitze in den verſchiedenen Königreichen und Republiken diejenigen Beamten ſtehen ſollen, welche Mardochai auf Vorſchlag der obengenannten Herren ernennen wird. Letztere ſollen desfalls nächſtens Inſtruktionen erhalten. Das Konſiſtorium in Paris ſoll drei Perſonen nach den Vereinigten Staaten ſenden, um über den gegenwärtigen Zuſtand derſelben Bericht zu erſtatten. Rheshodes Adar oder der 7. Februar 1826 ſoll als Dank- und Betfeſt gefeiert werden. Am Schluſs wird den Juden empfohlen, Frieden und Eintracht unter ſich zu halten, Milde und Wohlwollen, Duldung und Liberalität gegen alle Andersgläubige zu beobachten, ſich Treue und Glauben, Mäßigkeit, Sparſamkeit und Fleiß angelegen ſein zu laſſen. Die Proklamation iſt datiert aus Buffalo im Staat New-York, am 2. Tisri im Jahr der Welt 5585, welcher iſt der 15. September 1825, im 50. Jahr der Unabhängigkeit Amerika's, und unterſchrieben von dem Richter und einſtweiligen den wenigen Büchern, die ich dort fand, „Hoffmann's Biographie“ war, welche ich nochmals las. Ich laſſe ihm danken für ſeinen fortwährenden Antheil, obſchon er Wenig von mir zu hören kriegt. Die Harz-Idylle könnteſt du wohl Hitzig (aber anderen Leuten nicht) mittheilen.

Haſt du ſchon gehört, daſs mein Vetter Schiff Hoffmann's „Kater Murr“ fortgeſetzt? Ich habe von dieſer Schreckensnachricht faſt den Tod aufgeladen. — Grüße mir Lehmann. Auch Veits grüße und ſage ihnen, daſs ich mir die Freiheit nehme, Madame Veit in Hamburg zu beſuchen. Aber wie iſt dieſe Dame erfragbar? indem gewiſs dort mehrere Veits ſind. Entſchuldige, lieber Moſer, daſs ich ſo konfus ſchreibe. Ich ſchreibe ja heute Viel, und darum verlange auch nicht, daſs ich gut konſtruiere oder das Geſchriebene überleſe. O du großer Lateinicus! —

Apropos, wenn ich mal vergeſſe, Hillmars zu grüßen, ſo muſſt du Denſelben dennoch ſagen, ich

---

Sekretär A. B. Seixas. — Im „New-York Commercial Advertiser“ lieſt man eine ausführliche Nachricht von der Feierlichkeit, mit welcher am 15. September in Buffalo die Herſtellung der jüdiſchen Regierung und die Wahl des erſten Richters in der Perſon des Herrn Noah vor ſich gegangen iſt.“

hätte grüßen laſſen. Auch verſchreie mich nicht als ſchlechten Juriſten. Sei ohne Sorge, Dieſes werden ſchon andre Leute thun, die nicht dazu nöthig haben, meine Freunde zu ſein. — Aber Das iſt purer Neid von dir, du miſsgönnſt mir, daſs ich Doktor bin, und ſtichelſt daher auf juriſtiſche Kenntniſſe, — ohne welche ich bin

dein getreuer Freund

H. Heine.

44. An Moſes Moſer.

Verdammtes Hamburg, den 14. December 1825.

Theurer Moſer! lieber, gebenedeiter Menſch!

Du begehſt großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch dieſe erhalte ich nicht. Und nie war ich derſelben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Bruſt ausgebrochen iſt, alle Gefühle ſich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich ſage dir, es iſt ein ſchlechter Spaß. — Laſs Das gut ſein.

Da ſitz' ich nun auf der ABCſtraße, müde vom zweckloſen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und hölliſcher Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Im Grunde iſt es hübſch, daſs die Hamburger ſchon ein halb Jahr im Voraus dran denken, wie ſie ſich zu Weihnacht beſchenken wollen. Auch du, lieber Moſer, ſollſt dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich juſt nicht bei Kaſſe bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, ſo will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht ſchenken, nämlich das Verſprechen: daſs ich mich vor der Hand noch nicht todtſchießen will.

Wenn du wüſſteſt, was jetzt in mir vorgeht, ſo würdeſt du einſehen, daſs dieſes Verſprechen wirklich ein großes Geſchenk iſt, und du würdeſt nicht lachen, wie du es jetzt thuſt, ſondern du würdeſt ſo ernſthaft ausſehen, wie ich in dieſem Augenblicke ausſehe.

Vor Kurzem hab' ich den „Werther" geleſen. Das iſt ein wahres Glück für mich.

Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleiſt geleſen, bin voller Bewunderung für den Verfaſſer, kann nicht genug bedauern, daſs er ſich todtgeſchoſſen, kann aber ſehr gut begreifen, warum er es gethan.

Was mein äußeres Leben betrifft, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daſs ich davon ſpreche. Du ſiehſt Cohn ja dieſe Tage, und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrſcheinlich kann Cohn dir die Urſache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, beſſer geſagt, im Herzen; und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beſchäftigt mit mir ſelbſt, und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorleſungen, die ich an der Berliner Univerſität halten will. —

Hat es Zeit, daſs ich dir die 10 Louisd'or in Berlin bei meiner Zurückkunft wieder bezahle? Sag mir es ausdrücklich. Ich ärgere mich gründlich, daſs ich dir das Geld länger, als ich beabſichtigte, vorenthalte. Der Almanach, wodurch ich dich rembourſieren wollte, iſt nicht erſchienen dieſes Jahr. Ausgaben über Ausgaben, Vereitlung meiner Pläne zum Hierbleiben und Dergleichen mehr, ſind Schuld, daſs ich jetzt nicht weiß, wo aus, wo ein. —

Wir ſprechen ſehr viel von dir, und Wohlwill hat kürzlich geäußert, daſs du, wenn dich ein Freund beſtiehlt, ihm doch deine Freundſchaft bewahren und bloß ſagen würdeſt: „Er hat nun mal dieſen Fehler, und man muſs Das wegen ſeiner beſſern Eigenſchaften überſehen.“ — Der dicke Monasverehrer weiß ſelbſt nicht, wie treffend er dich bezeichnet hat, dich und jene Geiſteshöhe, zu der man ſich mit Kopf und Herz hinaufgeſchwungen haben muſs, um jener Toleranz fähig zu ſein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben hinab, ſondern von unten hinauf ſehe. —

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, Cohn verſichert mich, Gans predige das Chriſtenthum und ſuche die Kinder Iſrael zu bekehren. Thut er Dieſes aus Überzeugung, ſo iſt er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei, ſo iſt er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben; dennoch geſtehe ich, weit lieber wär's mir geweſen, wenn ich ſtatt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe ſilberne Löffel geſtohlen.

Daſs du, lieber Moſer, wie Gans denken ſollſt, kann ich nicht glauben, obſchon es Cohn verſichert und es ſogar von dir ſelber haben will. — Es wäre mir ſehr leid, wenn mein eigenes

Getauftſein dir in einem günſtigen Lichte erſcheinen könnte. Ich verſichere dich, wenn die Geſetze das Stehlen ſilberner Löffel erlaubt hätten, ſo würde ich mich nicht getauft haben. Mündlich mehr hiervon.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und beſonders ſtichelte: „wie ſie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, ſich verlocken laſſen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.“

Ich verſichere dir, die Predigt war gut, und ich beabſichtige, den Mann dieſe Tage zu beſuchen. — Cohn zeigt ſich groß gegen mich. Ich eſſe bei ihm am Schabbes, er ſammelt glühende Kuggel auf mein Haupt, und mit Zerknirſchung eſſe ich dieſes heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judenthums mehr gewirkt hat, als alle drei Hefte der Zeitſchrift. Indeſſen, es hat auch größeren Abſatz gehabt.

Freitag.

Während ich geſtern an dich ſchrieb, erhielt ich deinen lieben Brief vom 13. December. Ich hätte dir Manches darüber zu ſagen, muſs mich aber auf Das beſchränken, was mir in dieſem Augenblick das Wichtigſte ſcheint.

Ich habe nämlich Luſt, nächſte Oſtern unter dem Titel „Wanderbuch, erſter Theil“ folgende Piecen drucken zu laſſen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meiſt Reiſebilder, und wovon du ſchon 33 kennſt.
2. Die „Harzreiſe,“ die du dieſer Tage im „Geſellſchafter“ ſchon ſehen wirſt, aber nicht vollſtändig.
3. Das dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die „Seebilder,“ wovon du einen Theil beikommend erhältſt.

Will mir der Kriminalrath Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, ſo intereſſiert er ſich für dieſes Unternehmen. Ich würde ihm ſelbſt drum ſchreiben, wenn es nicht gar zu häſslich ausſähe, bei Eröffnung einer Korreſpondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe iſt jetzt erſtens, das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweitens, ſo viel Honorar, als möglich, von ihm zu bedingen. Ich denke, daſs er mir zwei Louisd'or für den Bogen giebt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner „Tragödien“ Geld ſchuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir verſprach, jene Exemplare mir um ein Billiges abzulaſſen, wie ich ihm denn auch bemerkt hatte, daſs ich ſie, ledig und allein, um dem Buche Gönner und Poſaunen zu ſchaffen, an literariſche Blätter und Charaktere verſandt habe.

Zu beſprechen wäre mit Dümmler, ob es nicht rathſam wäre, das „Lyriſche Intermezzo,“ welches zwiſchen den Tragödien ſteht, nochmals abdrucken zu laſſen, das neue Intermezzo (1.) damit zu verbinden, und das Ganze als ein Büchlein von zehn bis elf Bogen unter dem Titel „Das große Intermezzo“ beſonders erſcheinen zu laſſen. Dieſes Büchlein würde ein höchſt originelles Ganze bilden und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch, das nicht ſo leicht ſeines Gleichen fände. Die oben angeführten andren drei Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend, ebenfalls ein Buch für ſich zu bilden. — Du kannſt allenfalls, lieber Moſer, wenn Dümmler obigen Intermezzo-Plan aus begreiflichem Verleger-Egoismus ablehnen wollte, ihm anbieten, daſs ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, ſo daſs er faſt nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honorieren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu beſtimmen. —

Die Cenſur wird die „Harzreiſe“ im „Geſellſchafter, wo ich ſie vorher abdrucken laſſe, ziemlich maltraitieren*). Indeſſen, hoffe ich, wird ſie im „Wanderbuch" ganz gedruckt werden können; an neuem Zuſchmuck ſoll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warſchau und neue Zeitereigniſſe regen mich an, dieſes Memoire jetzt erſcheinen zu laſſen; ich ſelbſt zwar hab' nie einen großen Werth darauf gelegt (du gar keinen), aber Andere verſichern mich, daſs es ſeines Gehalts wegen wichtig ſei (z. B. Sartorius), und daſs ich drauf rechnen kann, daſs es die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Ich könnte Viel über dieſen Gegenſtand ſagen, wenn ich nicht wüſſte, daſs dir der Aufſatz nie gefallen hat.

Etwas beſſer, hoffe ich, gefallen dir die „Seebilder", deren Manuſkript du durch Cohn erhältſt. Ich wünſche nicht, daſs du ſie Jemandem anders mittheilſt, als dem Kriminalrath Hitzig, und daſs du auch Dieſen bitteſt, ſie Niemandem mitzutheilen. Tieck und Robert haben die Form dieſer Gedichte, wenn nicht geſchaffen, doch wenigſtens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichſten, was ich geſchrieben habe. Du ſiehſt, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin alſo doch nicht auf eine bloß lyriſch-malitiöſe zweiſtrophige Manier beſchränkt. —

---

*) Die „Harzreiſe" ward — allerdings ziemlich verſtümmelt — im „Geſellſchafter," 11.—24. Blatt, vom 20. Januar — 11. Februar 1826 abgedruckt.

Den zweiten und dritten Theil des „Wanderbuchs“ bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reiſebilder, Briefe über Hamburg, und der „Rabbi,“ der leider jetzt wieder liegt.

Heute Morgen habe ich das neue Juli-Auguſt-September-Heft der „Wiener Jahrbücher“ geleſen, mit innerem Miſsbehagen. Es ſteht nämlich eine Recenſion darin, mehr über mich, als über meine „Tragödien.“ Du muſſt ſie leſen, denn ſie trifft dich mit, erſtens weil ich und Auerbach dich repräſentieren, zweitens weil du ein Stück von mir ſelbſt biſt. — Ich ſehe noch ſchlimmeren Ausfällen entgegen. Daſs man den Dichter herunterreißt, kann mich wenig rühren; daſs man aber auf meine Privatverhältniſſe ſo derbe anſpielt oder, beſſer geſagt, anprügelt, Das iſt mir ſehr verdrießlich. Ich habe chriſtliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. ſ. w.

Nie waren meine Verhältniſſe kitzlicher, als in dieſem Augenblicke. — Apropos, willſt du zu dem „großen Intermezzo“ eine Vorrede ſchreiben? Das wäre hübſch, und du hätteſt da viel Intereſſantes zu ſagen. Antworte mir hierüber.

Montag.

Cohn, dem ich dieſen Brief mitgeben wollte, iſt einige Tage länger hier geblieben, und ich kann dir noch einige Zeilen ſchreiben.

Madame Bella Veit habe ich beſucht. Eine liebenswerthe Frau, die ich öfter beſuchen will. Sie hat mich nicht in meiner roſenfarbigen Stimmung geſehen, und ich will ihr zeigen, daſs ich nicht immer ein ernſthaft langes Geſicht herumtrage. Ihre Unterhaltung iſt angenehm, ſo recht wärmend, wie ich es wünſche in dieſem feuchten Nebelwetter. Sie hat recht liebe Geiſtestournüren. Wir ſprachen von Gans. Kann man denn in dieſer Welt von etwas Anderem ſprechen? Jeder ſieht ihn, Jeder hört ihn. Halleluja!

Grüß mir meinen Bruder, Zunz, J. Lehmann, Hillmars. Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen hübſchen jüdiſchen Brief ſchreiben. Ich werde jetzt ein rechter Chriſt; ich ſchmarotze nämlich bei den reichen Juden.

Lebe wohl, ſchreib mir bald Antwort, und ſei überzeugt, daſs ich dich liebe und ſehr verdrießlich bin.

Dein ganzer Freund

H. Heine.

45. An Joſeph Klein.

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obſchon wir wechſelſeitig gewiſſenhaft verſprachen, uns in der Folge oft zu ſchreiben, ſo mögen doch wohl drei bis vier Jahre verfloſſen ſein, ohne daſs es Einem von uns einfiel, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Meinerſeits kann ich mich ſehr gut damit entſchuldigen, wenn ich dir verſichere, daſs ich oft nicht an dich gedacht habe. Geſtern Abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und ſchwatzte ich von dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Komponiſten Albert Methfeſſel, dem ich von dir und deinem Muſik-Genie ſo Viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daſs ich ihm meine von dir ſo trefflich komponierten Lieder nicht ſchnell verſchaffen konnte. Ich geſtehe dir, ich ſelbſt möchte ſie gern zuweilen hören, ſintemal Keiner von Denen, die ſich dran verſucht, ſie ſo hübſch komponiert hat wie du*), der du den ſpeciellen Vortheil hatteſt, eben ſo verrückt geweſen zu ſein, wie der Verfaſſer der Texte. Geſtehen muſs ich zwar auch, daſs ich mehre Kompoſitionen derſelben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein Ries in Berlin dazu geſetzt hat und die ſehr hübſch ſein ſollen. Unſer Fr .... hat mich blamiert. — Ich verſprach dem Methfeſſel, dir umgehend zu ſchreiben und obige Kompoſitionen von dir zu verlangen. Wenn du es wünſcheſt, ſchafft er dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen, gute Lieder zu empfehlen. Er ſelbſt will ſich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daſs es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, ſo vermag auch ich ſelbſt für einen Solchen zu ſorgen. Auch für den Beifall. Wenn Dieſes dir alſo gefällt, ſo ſchicke mir beſagte Liederkompoſitionen hierher mit der fahrenden Poſt, und zwar ſobald du nur kannſt, indem ich nicht weiß, ob ich länger als zwei Monate noch hierbleibe. Meine Adreſſe iſt: „An den Herrn H. Heine, Dr. Juris, per Adreſſe Moritz von Embden auf dem Neuen Wall Nr. 167 in Hamburg.“ Dieſe Adreſſe iſt ſicher. —

---

*) In dem Nachlaſſe des verſtorbenen Joſeph Klein befindet ſich u. A. eine noch ungedruckte treffliche Kompoſition des Heine'ſchen Gedichts: „Die Grenadiere," über

---

welche Heine ſich ganz entzückt ausſprach, als ihm dieſelbe im Jahre 1854 von einigen Mitgliedern des Kölner Männergeſangvereins bei deren Anweſenheit in Paris vorgeſungen ward.

Schreib mir auch, wie es dir geht, Kreisler. Mit meiner Geſundheit geht es beſſer. Juli habe ich Göttingen verlaſſen und reiſte für meine Geſundheit. Auf Norderney, einer Inſel der Nordſee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S.... zuſammen. Der S........ hat geheirathet, damit die liebe, gute, treuherzige Race nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdeſſen ſehr berühmt geworden. Verdiene es auch; ſchon allein aus dem Grunde, weil ich Wenig ſchreibe.

Die Ideenaſſociation des Wenigſchreibens führt mich auf Johann Baptiſt Rouſſeau — haſt du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiſs mit Recht, miſsfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradſchaft aufgekündigt. Im Grunde iſt er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und ſchätze ihn. Laſs ihn froh ſein, daſs er mich nicht ganz verſteht; er kann um deſto lebensglücklicher ſein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, ſondern im Gegentheil Rouſſeau — iſt ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich ſterbe, ihn wiederzuſehen und ihm lachend zu zeigen, daſs Alles nur ein Spaß iſt, ſogar die Liebe, die uns ſo beſonders ernſthafte Geſichter ſchneiden macht. O Johannes, komponiere mir doch ein brillantes Muſikſtück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andre Hälfte vor Weinen ſich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, komponiere viel, ſchreib mir viel, ſei vernünftig, grüß mir Smets, laſs ihn eine Meſſe für mich leſen, und lebe wohl!

46. An Karl Simrock.

Herrn Karl Simrock aus Bonn,
Referendarius beim Stadtgerichte in Berlin.

Hamburg, den 30. December 1825.

Lieber Simrock!

Du haſt mir mal geſchrieben, daſs einer unſerer Landsleute, Ries, einige meiner Lieder in Muſik geſetzt hat. Kannſt du mir nicht dieſe Kompoſitionen verſchaffen? Du thuſt mir einen ſehr großen Gefallen. Eine liebe Sängerin hat mich nämlich geſtern Abend dreiviertel Stund' lang gequält, ihr einige Kompoſitionen meiner Lieder zu beſorgen. Du ſiehſt, lieber Freund, wenn ich die Leute nöthig habe, ſo ſchreibe ich ihnen. Du aber hätteſt wohl verdient, daſs ich dir früher mal ſchreiben ſollte; hab' ich doch vor geraumer Zeit den „Muſenalmanach“ mal zu Geſicht bekommen und in einigen Reimen geſehen, daſs du, den ich gleich als den Verfaſſer erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkſt — an mich, der ich dir auf deinen lieben Brief vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entſchuldigungen hab' ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit. Erſtere hielt mich ſehr niedergedrückt; doch jetzt geht es beſſer. Seit Auguſt hab' ich Göttingen verlaſſen, reiſte nach der Inſel Norderney, wo ich mit Erfolg das Seebad gebrauchte; und jetzt will ich hier überwintern und mit den erſten Schwalben nach Berlin zurückkehren. Dort hoffe ich dich zu ſehen. Mit hiſtoriſchen Studien und Vorarbeiten zu künftigen Werken bin ich jetzt noch beſchäftigt. Poetiſches fließt wenig aus meiner Feder.

Die gute Aufnahme meiner erſten Produktionen hat mich nicht, wie es leider zu geſchehen pflegt, in den ſüßen Glauben hineingewiegt, ich ſei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poeſie geruhig aus ſich herausfließen und von aller Welt bewundern zu laſſen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühſam es iſt, etwas Literariſches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tiefern Geiſte ſein muſs, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu ſchreiben. Bei ſolchem Streben kannſt du dir wohl vorſtellen, daſs ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entſprechen kann. So iſt unter Andern mein Freund Rouſſeau unwillig geworden, daſs ich ihn nicht in ſeinen poetiſchen Unternehmungen kräftig unterſtützt, und er hat mir ſogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradſchaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit ſeines Zeitſchrifttreibens gegen ihn ausſprach. Du magſt ſagen, was du willſt, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient, ſchon ſeines Herzens wegen, ein beſſeres Schickſal in der Literatur. Aber der Teufel hole ſein zweckloſes Treiben. Mich wenigſtens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiſte minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Richtiges.

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürriſchen Ernſt, der mich anwandelt; auch dich wird er einſt erfaſſen, wenn du mancher Dinge überdrüſſig biſt, die dich vielleicht jetzt noch amüſieren. Ich darf glauben, daſs wir manche Anſchauungsweiſe mit einander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum dir, Simrock, manches Gedicht von mir zuſagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von dir, das mir ſeitdem durch den „Geſellſchafter“ und durch den „Muſenalmanach“ zu Geſicht gekommen, eine geiſtige Blutsverwandtſchaft geahnt habe. Über die erſten Ergüſſe der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe ſind wir Beide ſchon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyriſche hervortreten laſſen, ſo iſt es doch ganz und gar durchdrungen von einem geiſtigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch goethiſch freundlich gaukelt, bei mir hingegen ſchon ins Düſterbittere überſchnappt. Ich wünſche ſehr, daſs deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einſt weniger Roſen und mehr Belladonnablüthen entgegenduften.

Doch, ich wollte ja bloß wegen der Ries'ſchen Kompoſitionen ſchreiben. Was ſie koſten, im Fall ſie gedruckt ſind, oder was das Abſchreibegeld betragen mag, im Fall ſie noch Manuſkript ſind, will ich gern bezahlen. Schick mir die Sachen nur recht bald per fahrender Poſt unter Adreſſe an den Dr. jur. H. Heine bei Moritz von Embden, Neuerwall Nr. 167 in Hamburg.

Und nun lebe wohl und bleib freundſchaftlich gewogen

deinem Freund und Landsmann

H. Heine.

47. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 9. Januar 1826.

Lieber Moſer!

Ich hoffe, daſs mir Cohn einen langen Brief von dir mitbringt. Ich bitte dich, wenn er noch nicht abgereiſt iſt, ſchick mir durch ihn die „Seebilder“ wieder zurück. Ich muſs ſie doch vor dem Abdruck nochmals durchſehen. — In Hinſicht Dümmler's erwarte ich deine Antwort. Ich hab' mich indeſſen jetzt einigermaßen anders berathen, und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken laſſen; ſondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche, worin die „Harzreiſe“ und „Seebilder,“ als ein Ganzes aufnehmen. Es iſt alſo jetzt bloß die Aufgabe, dem Dümmler ein Buch von circa 18—20 Bogen zum Verlag anzubieten. Ich will dieſe Tage dem Kriminalrath Hitzig noch beſonders über dieſen Gegenſtand ſchreiben.

Der L . . . von Gubitz hat trotz ſeines ſchriftlichen Zuſagens die „Harzreiſe“ noch nicht im „Geſellſchafter“ abgedruckt; der L . . . ſoll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach nicht über meine Lappalien. Die Welt iſt jetzt freilich von größeren Intereſſen erfüllt. Hier ging's in der merkantiliſchen Welt ſehr ſtürmiſch zu, und trotz meiner Iſolierung von derſelben hab' ich die Wirkung dieſer Stürme empfinden müſſen. — Ich lebe ganz iſoliert, leſe den Livius, revidiere meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen und ſchreibe unbedeutendes ſchlechtes Zeug.

Über meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig ſprechen. So Viel kann ich dir vertrauen: es ſteht mit mir beſſer, als ich ſelber weiß. — Wer mich am meiſten quält, Das bin ich noch immer ſelbſt. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich ſo ſehr bewegt, daſs ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den „Rabbi“ ausſchreiben zu können!

Mein einziger Umgang hier iſt im Hauſe meiner Schweſter, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking, und des Kandidaten Wohlwill. — Mein Oheim zeigt ſich mir ſehr gnädig, ſehr gnädig. —

Mit meiner Geſundheit geht es ſo ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades ſcheint heilſam geweſen zu ſein.

Aber was machſt du, guter, theurer Moſer? Iſt es dir bei deiner Vielſeitigkeit noch immer leicht, mich zu lieben? Ich denke hier an dich weit öfter, als in Göttingen, weil ich hier iſolierter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohn. Er erzeigt mir viel Liebes, hat mir bei meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um ſo verdienſtlicher iſt, da Letzterer mit lauter Menſchen umgeben iſt, die mir feindſelig ſind. Ich bin jetzt bei Chriſt und Jude verhaſſt. Ich bereue ſehr, daſs ich mich getauft hab'; ich ſeh' noch gar nicht ein, daſs es mir ſeitdem beſſer gegangen ſei — im Gegentheil, ich habe ſeitdem Nichts als Unglück. — Doch ſtill hiervon, du biſt zu ſehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß mir meinen Bruder, er iſt ein guter Junge, und ich hoffe, daſs er ein Menſch wird.

Apropos! iſt Cohn noch nicht abgereiſt, ſo laſſe ich ihn erſuchen, in der Maurer'ſchen Buchhandlung ein Exemplar meiner „Gedichte“ zu kaufen und mir mitzubringen. Ich will ihm gern den Thaler wiederzahlen. Ich ſag' es aus dem Grunde, damit du ihn nicht auslegen ſollſt. Es iſt nur die

Frage, ob Cohn ſich auch gern mit dem Buche beläſtigt, da man auf der Schnellpoſt Wenig mitnehmen kann. — Grüß mir Lehmann, Zunz und Gemahlin. Sag aber nicht an Zunz, daſs ich Lehmann's Namen zuerſt genannt.

Die Fonds haben gewiſs auch dich ſehr in Unruhe geſetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der „Wiener Jahrbücher“ einzeln kaufen? Ich möchte dasſelbe gern beſitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte dich, erkundige dich deſshalb. Auch ſuch zu erfahren, wer darin die Recenſion über mich geſchrieben*). Iſt es nicht närriſch? kaum bin ich getauft, ſo werde ich als Jude verſchrieen. Aber ich ſage dir, Nichts als Widerwärtigkeiten ſeitdem. — Z. B. auch, daſs ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, ſchreib mir viel, beſonders ob du mir noch mit ganzem Gemüthe wohlwillſt. Wohlwill iſt krank.

Dein Freund

H. Heine.

---

*) Der Verfaſſer jener ausführlichen Recenſion von Heine's „Tragödien“ war Wilhelm Häring.

48. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 14. Februar 1826.

Lieber Moſer!

Ich will dir nächſtens ordentlich ſchreiben, recht ordentlich und heiter. Heute aber bin ich zu preſſiert und verſtimmt. Nur Weniges will ich dir mittheilen.

Unſer Freund Cohn hat aus Thorheit oder aus Abſicht mir Schlimmeres zugefügt, als der ſchlimmſte Feind gegen mich erſinnen konnte. Während ich hier bis am Hals beſchäftigt ſitze, wohl deſshalb auch die Menſchen negligiere, hat mein eigener Schwager, der mich haſſt, niederträchtige Gerüchte über mich verbreitet (z. B., ich ſpielte u. ſ. w.) und trieb auch deinen Freund Cohn an, der in der Abſicht, mir zu nützen, der ganzen Welt die Ohren vollſchwatzt: ich läge hier müßig, hätte kein Geld, mein Oheim müſſe mir Geld geben u. ſ. w. Da Dieſes mir zu Ohren kam, überzeugte ich den plumpen Geſellen, daſs mir das Wenige, was ich hier brauche, nicht fehle, und ich bat ihn, ſich um meine Angelegenheiten ferner nicht zu bemühen. Bis Auguſtmonat habe ich meine Gründe, mit ihm (Cohn) in intimer Freundſchaft zu bleiben. Nun erfolgt aber an dich die Bitte: in Briefen an Cohn kein Wort über mich zu ſchreiben, überhaupt kein

Wort über meine Privatverhältniſſe, keinen Rath für mich und Dergleichen zu äußern. — Sollteſt du dagegen handeln, ſo müſſte ich, der in dieſem Leben ſchon ſo Viel verloren hat, auch dich und deine Freundſchaft aufgeben. Es iſt Dies mein ernſteſtes Wort. Überhaupt muſs ich dich ſelbſt warnen, gegen ſolche Freunde auf deiner Hut zu ſein. Er kompromittiert, ohne es zu wiſſen. Mündlich mehr.

Etwas länger, als ich beabſichtigte, bleibe ich hier. Ich muſs Manches ausarbeiten. Auch den „Rabbi" will ich — gegen deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er ſoll ſchon im zweiten Theil meiner Reiſeſchriften erſcheinen, deren erſter Theil im Verlag von Hoffmann und Campe dieſe Oſtern herauskommt. (Ich habe dieſen erſten Theil für 50 Louisd'or verkauft.) Die ſchändlich miſshandelte „Harzreiſe" ſoll drin erſcheinen, auch die ſpaniſchen Romanzen, die ich dir geſchickt, ſowie auch die „Seebilder," von denen mir Cohn ſagte, daſs er ſie geleſen — du verſtehſt mich. — Erzähle keinem Menſchen, was ich dir hier ſchreibe. Grüß mir meinen Bruder. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Adreſſe: An den Dr. jur. H. H., wohnt bei
Kaſang am Dragonerſtall Nr. 42.

49. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 24. Februar 1826.

Lieber Moſer!

Obſchon kopfmüde, kann ich doch nicht umhin, dir einige Zeilen zu ſchreiben. — Ich ſehe, du haſt den Marquis Poſa abgelegt, und möchteſt nun gern den Antonio präſentieren. Glaub mir, ich bin weder Taſſo noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarſten meine Entrüſtung ausſprach, ſo hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch ſprechen von mir, was man will; ganz anders iſt es aber, wenn man dieſes Gedachte oder Geſprochene mir ſelbſt, perſönlich ſelbſt, inſinuiert. Das iſt meine perſönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Univerſität zweimal geſchlagen, weil man mich ſchief anſah, und einmal geſchoſſen, weil man mir ein unziemliches Wort ſagte. Das ſind Angriffe auf die Perſönlichkeit, ohne deren Integrität ich ſelbſt jetzt nicht exiſtieren möchte. — Nun will ich dir erzählen: Der Mann meiner Schweſter ſuchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweiſe bei der ganzen

Welt verleumdete, und unter Anderm auch Cohn antrieb, bei meinem Oheim, zu meinem eigenen Beſten, meine ſchlechte Lebensart zu ſchildern, um ihn anzuſpornen, mich von hier zu entfernen. Da ſoll nun Cohn im Hauſe meines Oheims geäußert haben: ich ſei ein Spieler, lebte müßig, müſſe in ſchlechten Händen ſein, ich hätte keinen Charakter, kurz Dergleichen mehr, ſei es um ſich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf ſolche Weiſe zu nützen glaubte. Da ſolche Menſchen nun gefährlicher und ſchädlicher ſind, als offenkundige Feinde, indem ſie ſich ein Air von Protektoren und Seelſorgern geben, ſo muſſte ich dich bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Abſicht Nichts gegen ſolche Menſchen über mich zu äußern; ſie unterſtützen ihr Geſchwätz gern, wenn ſie aufweiſen können, von den intimſten Freunden aufgefordert zu ſein. „Etwas für den Menſchen zu thun.“ Dieſer Ausdruck ſchon allein kann mich toll machen. — Moſer, ich weiß, du liebſt mich, in meiner Seele iſt nicht der geringſte Unmuth gegen dich — aber geſteh offen: welche Bewandtnis hat es mit dem Geſchwätz, daſs du durch Cohn aufgefordert biſt und der Kriminalrath Hitzig wieder von dir aufgefordert iſt, in Berlin ein Unterkommen für mich zu ſuchen? Ja, ich bin raſend — Meine perſönliche Ehre aufs tiefſte gekränkt; — was mich aber am meiſten kränkt, Das iſt, daſs ich ſelbſt dran Schuld bin durch ein zu offenes und kindiſches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. — Es ſoll nicht mehr geſchehen, ich werde im Nothfall auch ſo abſichtlich ernſt ausſehen wie ihr Andern. Daſs ich mit Cohn nicht förmlich zerfalle, und ihm erſt den 1. Auguſt meine Meinung ſage, iſt auch nöthig. Er hat die Karre in den Dreck geſchoben und kann ſie wieder herausſchieben. Haſt du für einen alten Freund noch ſo viel Freundſchaft, ſo beſtärkſt du ihn darin — er hat wenigſtens die Abſicht geäußert, ſeine Plumpheit wieder gut zu machen — und du bedenkſt, daſs du, freilich nur mittelbar, dazu beigetragen haſt, mir namenloſes Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmuth. Ich kann faſt nicht ſchreiben. —

Es iſt Thorheit von dir, wenn du äußerſt, daſs ich im Ernſt meine Freundſchaft *** wollen; meine Freundſchaft hängt nicht vom *** ab, ſondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich ſelbſt beherrſcht werde. Es iſt ganz wie bei der Liebe, bei der meinigen, der H. Heine'ſchen. Du denkſt anders, kannſt meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt dir Nichts von meiner Freundſchaft. Das iſt meine Toleranz.

Schreib mir mal; denn in deinem Briefe ſteht wirklich kein Wort. — Grüß mir unſere Freunde. Gans' Recenſion im „Morgenblatt" habe ich geleſen und die erſte Hälfte leider nicht verſtanden. Die Nachwelt wird Gans' Deutſch deſto beſſer verſtehn. — Mein neues Büchlein iſt in vollem Gedrucktwerden; ſobald es fertig iſt, ſchick' ich's dir. — Es iſt mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meiſten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' dieſer Tage meine Schweſter verloren. Leb wohl, ſchreib bald.

H. Heine.

50. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 23. des Monat Gans 1826.

Dieſe Nacht dachte ich mehre Stunden lang an dich, und unter Anderm machte ich die ſcharfſinnige Bemerkung: daſs du mehr Scharfſinn habeſt als ich. — Stimmſt du nun ein in dieſes Urtheil, ſo muſſt du doch geſtehen, daſs ich einigen Scharfſinn beſitze, und meinſt du das Gegentheil des ausgeſprochenen Urtheils, ſo haſt du mir eo ipso eine Doſis Scharfſinn zugeſprochen.

Was ſoll ich thun! Alles, was ich in der Bruſt habe, alle Gefühle meines Herzens gelten Nichts mehr bei dir, und wenn ich mich wieder bei dir in Kredit ſetzen will, ſo muſs ich irgend eine einſeitige Verſtandesfähigkeit für mich vindicieren, da ich weiß, daſs du auf Dergleichen Etwas zu geben pflegſt. Was ſoll ich thun! Ich muſs ſogar den Verdacht auf mich laden, als hätte ich Verſtand, Alles aus ambierender Freundſchaft zu dir. Ich möchte die goldenen Hufen meines Pegaſus bei einem Juden verſetzen, nur um Verſtand zu borgen. Gold verſetzt, um Münzgroſchen zu borgen. — Genug des Unverſtandes und der unverſtändlichen Reden über Verſtand — ich wollte mir nur den Anſchein geben, als dächte ich Etwas dabei.

Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff“ und „Almanſor“ bei Dümmler erſchienen, und du lieber Moſer, die ſchönen Stellen daraus bewunderteſt, und dich, während wir p...ten, in den Mantel hüllteſt und pathetiſch ſpracheſt, wie der Marquis Poſa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz ſeiner Nankinghoſen — und doch iſt es mir, als ob es damals wärmer geweſen ſei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger ſchon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchenſträußern u. ſ. w. u. ſ. w. Es iſt damals viel wärmer geweſen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und ſchrieb lange Vereinsreden, und trug ſich mit dem Wahlſpruch: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.“

Ich erinnere mich, der Pſalm: „Wir ſaßen an den Flüſſen Babel's“ war damals deine Force, und du recitierteſt ihn ſo ſchön, ſo herrlich, ſo rührend, daſs ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Pſalm.

Du hatteſt damals auch einige ſehr gute Gedanken über Judenthum, chriſtliche Niederträchtigkeit der Proſelytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Abſicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, ſondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erſchachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die du gelegentlich einmal aufſchreiben ſollteſt. Du biſt ja ſelbſtändig genug, als daſs du es wegen Gans nicht wagen dürfteſt; und was mich betrifft, ſo brauchſt du dich wegen meiner gar nicht zu genieren.

Wie Solon ſagte, daſs man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich nennen könne, ſo kann man auch ſagen, daſs Niemand vor ſeinem Tode ein braver Mann genannt werden ſollte.

Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid ſind alt, und werden bald ſterben, und Dieſe haben wir dann ſicher, nnd man kann unſerer Zeit nicht den Vorwurf machen, daſs ſie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne.

Verzeih mir den Unmuth, er iſt zumeiſt gegen mich ſelbſt gerichtet. Ich ſtehe oft auf des Nachts und ſtelle mich vor den Spiegel und ſchimpfe mich aus. Vielleicht ſeh' ich des Freundes Seele jetzt für einen ſolchen Spiegel an; aber es kommt mir vor, als ſei er nicht mehr ſo klar wie ſonſt.

Sei nicht mürriſch, weil ich es bin. Ich will dir in Allem Recht geben. Nenne mich ungerecht, und ich will dir Recht geben. Ja, was noch ſchlimmer iſt als ungerecht, ich bin ſogar ſubjektiv. Und in ſolcher ungerechten Subjektivität ſchmähe ich auf das ſchöne Wetter, auf Gans — — Nun, wenn ich das Aprilwetter mit dem gewöhnlichen Beiworte nenne, wirſt du doch nicht böſe ſein? — Aber, o wetterwendiſcher, inkonſequenteſter Monat April, verzeih mir, daſs ich dir Unrecht that und mit dem Dr. Gans dich zuſammenſtellte. Das verdienſt du nicht! (Ich meine den Monat.) Es iſt ein männlicher, konſequenter Monat, ein ordentlicher Monat u. ſ. w.

Grüß mir unſern „außerordentlichen" Freund, und ſag ihm, daſs ich ihn liebe. Und Dieſes iſt mein ſeelenvollſter Ernſt. Er iſt mir noch immer ein liebes Bild, obſchon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich ſelbſt nicht denken will. So dachte ich dieſe Nacht: mit welchem Geſicht würde wohl Gans vor Moſes treten, wenn Dieſer plötzlich auf Erden wieder erſchiene? Und Moſes iſt doch der größte Juriſt, der je gelebt hat, denn ſeine Geſetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag.

Ich träumte auch, Gans und Mardochai Noah*) kamen in Strahlau zuſammen, und Gans war, o Wunder! ſtumm wie ein Fiſch. Zunz ſtand ſarkaſtiſch lächelnd dabei und ſagte zu ſeiner Frau: „Siehſt du, Mäuschen?" Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und geſpickt mit „Aufklärung," „Wechſel der Zeitverhältniſſe," „Fortſchritte des Weltgeiſtes," eine lange Rede, worüber ich nicht einſchlief, ſondern im Gegentheil, worüber ich erwachte. Und wachend, wie geſagt, dachte ich an dich und machte die ſcharfſinnige Bemerkung:

---

*) Vgl. die Anm. zu dem Briefe Nr. 43, S. 232 ff.

daſs du mehr Scharfſinn habeſt wie ich — quod erat demonstrandum.

Ich liebe dich

H. Heine.

51. An Dr. L. Zunz.

Hamburg, im heiligen Maimond 1826.

An Dr. Zunz, deſignierter Richter über Iſrael*), Vicepräſident des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, Präſident des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, Redakteur der „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums,“ Mitglied der Ackerbau-Kommiſſion, Bibliothekar —

Bei letzterem Titel werde ich ſtehen bleiben, indem ich Ihnen anbei ein Exemplar meines neueſten Buches für die Vereinsbibliothek überſchicke, mit der Bitte, im Fall letztere ſchon nach Arrarat**) verſetzt iſt, das beſagte Exemplar an die Frau Doktorin Zunz, zum Verbrauch in der Küche, gefälligſt zu übergeben.

---

*) **) Bezüglich der obigen Anſpielungen vgl. die Anm. zu dem Briefe Nr. 43 (an M. Moſer), S. 232 ff.

Der größte Theil dieſes Buches iſt Quelle, und iſt daher nicht entbehrlich für die Geſchichte unſerer Juden. Ich aber bin mit aller Liebe und Freundſchaft

Ihr Freund

H. Heine.

Dr. jur. und Mitglied des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden im achtzehnten Jahrhundert.

P. S. Im zweiten Theil der „Reiſebilder“ erſcheint der „Rabbi,“ und zwar ſehr beſchnitten — doch ſollen in demſelben Theile noch viele Krurioſa enthalten ſein.

---

52. An Karl Simrock.

Hamburg, den 26. Mai 1826.

Lieber Simrock!

Erlaſs mir alle Entſchuldigungen für das ſpäte Beantworten deines lieben Briefes. Ich danke dir für die mitgetheilte hübſche Melodie und für die liebevolle Theilnahme, die ich bei dir finde. Ich hätte dir auch früher geſchrieben, wenn ich nicht etwas Gedrucktes mitſchicken wollte, und Das hat ſich bis heute verzögert, und du erhältſt anbei mein neueſtes Büchlein, ganz friſch, wie es aus der Preſſe kommt. Aus dem Inhalt ſiehſt du, daſs es nicht auf die Neugier berechnet iſt, und daſs es nicht bloß das Intereſſe des Tages erregen will. Ich habe deſshalb alle Polemik daraus verbannt, obſchon es mich ſehr juckt, mal, beſonders in Hinſicht der Literatur, meine Meinung zu ſagen. Ich denke, in den folgenden Bänden der „Reiſebilder“ Das in Proſa zu bewirken, was ihr mit euren Xenien in Hexametern zu bewirken ſtrebt. Ich bin nun mal ein iſolierter Kauz und muſs ſo ganz allein das Ding verſuchen. Bleib mir nur gewogen und, wo es Noth iſt, hilfreich. Willſt du über den erſten Band der „Reiſebilder“ Etwas öffentlich ſagen, ſo wär' es mir ganz beſonders lieb, da ich dir ein bedeutendes Urtheil über mich zutraue, und du auch leichter, als Andere, meine Weiſe verſtehſt. Ich kann mich nun mal, trotz deines Proteſtierens, nicht von dem Gedanken trennen, daſs du mir auch im Schlimmen geiſtig ähnlich biſt, und ich muſs dich lachend darauf aufmerkſam machen, daſs du, wenn du gar zu hart über mich urtheilen wollteſt, auch zu gleicher Zeit über dich ſelbſt den Stab brechen würdeſt.

Du wirſt mich nicht miſsverſtehen, lieber Simrock, und wenn du ſehen könnteſt, wie ich in dieſem Augenblick herzlich lache, du würdeſt es noch weniger. Wenn ich mich deinem Urtheil unterſtelle, ſo erwarte ich etwas Strenges — —

Ich weiß nicht, wie ich durch Ideenaſſociation in dieſem Augenblick auf Rouſſeau komme. Ich hab' jetzt ſeit Jahr und Tag Nichts von ihm gehört, hab' auch keine Luſt, ihm zu ſchreiben, und du könnteſt mir vielleicht ſagen, ob er noch lebt. O, ſag mir, lebt man überhaupt noch am Rhein?

In meinem nächſten Bande der „Reiſebilder“ ſollſt du den Rhein fließen ſehen. Ich hoffe, du biſt damit zufrieden, daſs ich die „Harzreiſe“ umgearbeitet und in einer anſtändigen Geſtalt erſcheinen laſſe. Sie ſah im „Geſellſchafter“ ſo müffig aus und ſo triſt, daſs ich es als eine Ehrenſache betrachtete, ſie in einem beſſeren Aufzuge dem Publiko zu präſentieren. Ob dieſes Letztere an den „Nordſeebildern“ Geſchmack finden werde, iſt ſehr dubiös. Unſere gewöhnlichen Süßwaſſer-Leſer kann ſchon allein das ungewohnt ſchaukelnde Metrum einigermaßen ſeekrank machen. Es geht doch Nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleiſe der alten Landſtraße. Du kannſt kaum glauben, lieber Simrock, wie ſehr ich das Meer liebe;

ich will in Kurzem wieder aufs Waſſer, und es kann wohl noch einige Zeit anwähren, bis ich wieder nach Berlin komme. Aber es dauert nicht allzu lang. Deine Briefe werden mich immer finden, wenn du ſie an Hoffmann und Campe in Hamburg adreſſierſt.

Mit meiner Geſundheit geht es noch immer nicht ſehr glänzend, aber doch beſſer als ſonſt. Lebe wohl, bleib mir freundſchaftlich gewogen, und erzähl mir, was du machſt.

Grüße mir alle Gleichgeſinnte

H. Heine.

53. An Wilhelm Müller,

den Dichter der „Griechenlieder“ ꝛc.

Hamburg, den 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Überſendung meiner „Reiſebilder“ einige Worte des Herzens zukommen zu laſſen. Ich hätte Ihnen ſchon längſt ſchreiben und Ihnen danken ſollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte, und ein ſolcher Zuſtand könnte auf dieſer Erde vielleicht ſchon Glück genannt werden. Mit der Poeſie geht es noch beſſer, und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordſee" gehört zu meinen letzten Gedichten, und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anſchlage und in welchen neuen Weiſen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daſs mein kleines „Intermezzo"-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, ſondern daſs es wahrſcheinlich ſeinen geheimſten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'ſchen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo" ſchrieb. Ich habe ſehr früh ſchon das deutſche Volkslied auf mich einwirken laſſen; ſpäterhin, als ich in Bonn ſtudierte, hat mir Auguſt Schlegel viel' metriſche Geheimniſſe aufgeſchloſſen, aber ich glaube erſt in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer ſtrebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar ſind Ihre Lieder, und ſämmtlich ſind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen iſt nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Geſellſchaft. Ja, ich bin groß genug, es ſogar beſtimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgeſprochen finden, daſs mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerſt klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich ſind, ohne daſs man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchſichtig klarer — doch, was ſpreche ich Viel von Formweſen, es drängt mich mehr, Ihnen zu ſagen, daſs ich keinen Liederdichter außer Goethe ſo ſehr liebe wie Sie. Uhland's Ton iſt nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er ſeine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller iſt Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln Alles, was ich an mir ſelbſt tadle: wir ſind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft ſo unleidlich, wie ich es mir ſelbſt werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir alſo rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Friſche und jugendlichen Urſprünglichkeit. Mit mir ſelbſt, wie geſagt, ſteht es ſchlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und Das mögen Sie ſelbſt fühlen. Die Proſa nimmt mich auf in ihre weiten Arme, und Sie werden in den nächſten Bänden der „Reiſebilder“ viel proſaiſch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes leſen; abſonderlich Polemiſches. Es iſt eine gar zu ſchlechte Zeit, und wer die Kraſt und den freien Muth beſitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernſthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das ſich ſo aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das ſich ſo breit macht, ſo unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laſſt uns in gemeinſchaftlichem Streben alt zuſammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daſs mein Name einſt, wenn wir Beide nicht mehr ſind, mit dem Ihrigen zuſammengenannt wird — darum laſſt uns auch im Leben liebevoll verbunden ſein. Ich will nicht überleſen, was ich an Sie geſchrieben; ich habe nur der Feder raſchen Lauf gelaſſen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu ſehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu Wenig oder zu Viel ſage.

Ihr ſehr ergebener

H. Heine.

54. An Moses Moser.

Norderney, den 8. Juli 1826.

Lieber Moser!

An meinem langen Stillſchweigen haben die Götter Schuld. Ihnen ſchütte ich jetzt Alles in die Schuhe. Es iſt das Bequemſte.

Oft, zehntauſend oft würde der Chineſe ſagen, denk' ich an dich, und es ſoll auch nicht lang dauern, bis ich dich wiederſehe von Angeſicht zu Angeſicht. Ich will dieſen Winter, wenigſtens zum Theil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber ſind noch nicht beſtimmt geordnet. Es iſt aber ganz beſtimmt, daſs es mich ſehnlichſt drängt, dem deutſchen Vaterland Valet zu ſagen. Minder die Luſt des Wanderns, als die Qual perſönlicher Verhältniſſe (z. B. der nie abzuwaſchende Jude), treibt mich von hinnen.

Mit meiner Geſundheit beſſert es ſich, obſchon nicht ganz, doch allmählich, und ich vermag jetzt Beſtimmtes auf die Beihilfe meiner Phyſis zu rechnen. — Jetzt ſchwimme ich wieder auf der Nordſee. Das Salzwaſſerelement ſagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zu Muth, wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und her geworfen wird, das Erſaufen iſt mir ein tröſtender Gedanke, der einzige Troſt, den mir der grauſame Prieſter von Heliopolis gelaſſen hat — indem er dem Waſſer keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet iſt doch der Mythos des ewigen Juden! Im ſtillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das ſchaurige Märchen, die Kleinen drücken ſich ängſtlicher an den Herd, draußen iſt Nacht — das Poſthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Meſſe. — Wir, die wir die Helden des Märchens ſind, wir wiſſen es ſelbſt nicht. Den weißen Bart, deſſen Saum die Zeit wieder verjüngend geſchwärzt hat, kann kein Barbier abraſieren.

Dein Vereinsbild: „der rieſige Chriſtus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtauſende ſchreitet,“ kommt mir oft ins Gedächtnis. Du biſt milder und beſſer als ich, darum ſind auch deine Bilder ſchöner, ſanfter und verſöhnender.

Mein Chriſtus auf dem Waſſer, zwölftes Seebild*), hat viel Unmuth gegen mich erweckt; ſowie denn überhaupt meine „Reiſebilder“ mir hinlängliche Feindſchaften bereitet. Ich bin entzückt, daß dir das Buch gefallen. Wohlwill ſagt mir, du wärdeſt eine Recenſion darüber ſchreiben. Das iſt ſehr edel von dir, ſehr nobel u. ſ. w. Aber Scherz bei Seite, es war mir bei meiner fatalen Stellung ſehr nützlich, daſs das Buch einige günſtige öffentliche Urtheile gewonnen. Was du für das Buch thun kannſt, Das thue. Auch meine financiellen Verhältniſſe haben ſich durch das Buch verbeſſert. Der zweite Theil ſoll Ende des Jahres gedruckt werden. Er ſoll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den „Rabbi.“ „Und dich hat niemals rathend beſchützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ Du haſt Recht, und haſt immer Recht.

---

*) Bd. XV, S. 230 ff.

Du biſt mir der liebſte meiner Freunde, und du verdienſt es zu ſein, weil dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt, als an dem Bild desſelben. Solche Geſinnung verlang' ich. Ich freu' mich drauf, dich wiederzuſehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abſtecher nach Holland; werde aber Anfangs September in Lüneburg ſein, wohin du, wenn du mir ſchreiben willſt, deinen Brief adreſſieren könnteſt. Sag Das auch meinem Bruder, der ſonſt nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß mir Lehmann ſehr herzlich; er hat es um mich verdient, daſs ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreiſe von Hamburg habe ich Madame Bella Veit beſucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreiſe neun Tage verbrachte, wegen konträren Windes, habe ich viele ſchöne Stunden in der Geſellſchaft von Jeanette Jacobſon, verehelichte Goldſchmidt, verbracht. Nein, ich will dich nicht belügen, nicht der Weſtoſtwind, ſondern die weſtöſtliche Dame ſelbſt hat mich neun Tage in Cuxhaven feſtgehalten*). O, ſie iſt ſchön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr ſteht, ſieht es aus, als wäre ſie unverheirathet; denn der Mann bedeutet Nichts, ſo unbedeutend iſt er, — aber herzensgut.

55. An X. X.

Norderney, den 25. Juli 1826.

Lieber Freund!

Dir vielen Dank für deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebſt dem Scott'ſchen Roman richtig erhalten. Geſtern Mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldſchmidt iſt eine ſehr ſchöne Frau; übrigens aber war es ſehr langweilig in Cuxhaven, welches Neſt, wenn es nicht unter Hamburgiſchem Schutz ſtände, mit etwas herberem Namen von mir benannt ſein würde. Aber die Goldſchmidt iſt ſehr ſchön.

---

*) Nach dieſer Angabe und dem nächſtfolgenden Briefe an X. X. zu urtheilen, ſcheint das obige Schreiben an Moſer falſch datiert zu ſein, und mag wahrſcheinlich, ſtatt vom 8. Juli, vom 8. Auguſt 1826 ſtammen, wenn nicht der Brief an X. X. vom 25. und 28. Juni (ſtatt Juli) zu datieren iſt.

Vorgeſtern Nacht um ein Uhr reiſte ich ab von Cuxhaven. Es war eine wilde Nacht, und meine Stimmung war auch nicht von der ſanfteſten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Rhede, und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurückgeſchlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte ſich wie ein Pferd und Wenig fehlte, daſs nicht eine Menge ungeſchriebener Seebilder nebſt ihrem Verfaſſer zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblick ſehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!

Hier ſieht es ſehr lebhaft aus. Die ſchöne Frau iſt ſchon hier, ſowie auch die Fürſtin Solms, mit der ich vorig Jahr ſehr angenehme Tage hier verlebte. Hab' auch ſchon geſpielt, und mit mehr Glück als zu Cuxhaven, wo ich fünf Louisd'or verloren. Ich würde dir heute mehr ſchreiben, aber das viele Bücken wird mir ſauer. Der Tiſch in der kleinen Fiſcherhütte, worin ich jetzt ſchreibend ſitze, iſt zu niedrig. Gott weiß, ob überhaupt auf dieſem Tiſche jemals ſchon geſchrieben worden. Er iſt grün und ſchwarz angeſtrichen — ich komme wohlfeil zu dieſer Bemerkung. —

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch Etwas gegen mich losgelaſſen, ſo bitte ich dich, es mir mitzutheilen. — Verdammter Tiſch!

Ich ſchreibe dir nächſten Tag mehr — verdammter Tiſch! — und ich denke auch, bald einen Brief von dir zu erhalten. Der liebevolle Antheil, den du an dem ſchlimmen Heine nimmſt, erfreut mich unſäglich —

O wie iſt es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden
Jetzt in unſrer Zeit, wo täglich u. ſ. w. —

Du ſiehſt aus dieſen Verſen, welch ein ſchlechter Menſch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner Freunde verdiene! Doch zu unſerm Troſt ſei es geſagt, ſtatt jener Verſe war ich im Begriff, etwas innigſt Freundſchaftlich-Seelenvolles zu ſagen, und der ironiſche Teufel hat mir wieder, wie gewöhnlich, entgegengeſetzte Worte untergeſchoben. —

Leb wohl und ſo glücklich, als es einem honetten Menſchen jetzt möglich iſt.

Den 28. Juli 1826.

Die Poſt iſt noch nicht abgegangen, und ich kann noch einige Zeilen nachſchicken. — Es iſt hier ſehr amüſant. Wellengeräuſch, ſchöne Frauen, gutes Eſſen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl' ich mich ſehr niedergedrückt. Es iſt Erſchlaffung, die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché, und käſige Gefühle. In dieſem todten Zuſtande nehme ich dennoch viel' Naturanſchauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantaſie manches begonnene Gedicht. „Seebilder" und neue Scenen zu meinem „Fauſt." — Ich werde wohl vier Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluſte — geſtern hat ſich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne, werde ich wohl nach Holland gehen. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieſer unbeſtimmten Lebensart, wo Alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur bei Leibe Niemandem von dieſer Thorheit. — Es macht mir Vergnügen, mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen.

Wenn du bald noch nicht abgeſchreckt biſt, werde ich dich wohl für dieſes ganze Leben in Liebe und Freundſchaft behalten. — Gott! welche närriſche Unterſcheidungen haben wir Deutſche eingeführt! „Liebe und Freundſchaft,“ „Speck und Schweinefleiſch.“ —

In dieſem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — „meine Seele iſt traurig!“ — ich ſchließe um ſo ſchneller.

H. Heine.

„Das Meer war ſo wild, daſs ich oft zu verſaufen glaubte. Aber dies wahlverwandte Element thut mir nichts Schlimmes. Es weiß recht gut, daſs ich noch toller ſein kann. Und dann, bin ich nicht der Hofdichter der Nordſee? — Sie weiß auch, daſs ich noch eine zweite Abtheilung zu ſchreiben habe.“

H. H.

56. An X. X.

Norderney, den 4. Auguſt 1826.

Lieber Freund!

Ich kann die Poſt nicht von hier abgehen laſſen, ohne einige liebe Grüße an dich mitzuſchicken. Das Bad bekömmt mir ſehr gut, und Das iſt die Hauptſache, die ich dir mitzutheilen habe. Ich lebe hier nicht ſo vergnügt wie vorig Jahr, und daran hat gewiſs meine Stimmung mehr Schuld, als die Menſchen hier. Ich bin gegen Dieſe oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken, als ſei die ſchöne Frau aus Celle nicht mehr ſo ſchön wie 1825. Auch das Meer erſcheint mir nicht mehr ſo romantiſch wie ſonſt. — Und dennoch habe ich an ſeinem Strande das ſüßeſte, myſtiſch lieblichſte Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeiſtern konnte. Der Mond ſchien mir zeigen zu wollen, daſs in dieſer Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir ſprachen kein Wort. — Es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Muſik dazu. — Im Vorbeigehen faſste ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derſelben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab' nachher geweint.

Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück raſch zu erfaſſen, ſo kann ich es doch nicht lange feſthalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein ſchönes Auge, es wird noch lang in meiner Bruſt leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich ſelbſt.

Der Mond iſt an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beſtändig, aber man kann ſeine Worte ſelten verſtehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirſt reinen Mund halten, und ſo bleibt es verborgen in der eignen Nacht.

Das Leben hier iſt ziemlich lebhaft. Der hannöverſche Adel ſpielt hier die Hauptrolle. Eine Menge fürſtlicher Perſonen. Die Fürſtin Solms iſt ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr ſo viel wie vorig Jahr, ſie ſcheint mir nicht mehr ſo innig gewogen zu ſein, und wenn wir uns begegnen, droht oder warnt ſie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht ſagen, was Das eigentlich bedeuten ſoll. — An der ſchönen Cellenſerin bewundre ich jetzt nur noch die Stimme. Ich ſauge ein ihre Worte. Ich glaube gewiſs nicht, daſs ſie mir gewogen iſt, obſchon ſie letzthin zu mir ſagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack.“

Leb wohl, ſo wohl man es in dieſer Welt vermag.

Dein Freund

H. Heine.

57. An X. X.

Norderney, vielleicht den 16. Auguſt 1826.

Lieber Freund!

Eben bringt mir die Poſt deinen Brief vom 11. Auguſt, und da ein junger Freund im Begriff iſt, mit günſtigem Winde nach Bremen zu ſchiffen, ſo kann ich deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwidern.

Das lichte Ereignis am Strande iſt nicht ſo bedeutend, wie du glaubſt und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anſchlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabſchoſs, in grauſamer Schnelligkeit, und keine Spur zurückläſſt — denn ich bin triſt und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern! Für den überſchickten Homer danke ich dir. Ich leſe ihn, einſam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerlei Gedanken. Überhaupt gehe ich viel am Strand ſpazieren, beſonders Nachts bei Mondſchein. Ich lebe ganz iſoliert, und nicht mal, wie vorig Jahr, mache ich den ſchönen Weibern die Kour. Ich glaube, meine Betrübnis iſt eine unſelige Nachwirkung — ſie wird vorübergehn.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vorher noch einen Geldzuſchuſs von zwölf Louisd'or, denn unter meinen Piſtolen iſt eine verwünſchte Sterblichkeit eingeriſſen. Ich bitte dich aber bei allen Göttern, mache mir keine Vorwürfe in Betreff des Spielens, nicht dieſes hauptſächlich hat mich in Geldverlegenheit gebracht, ſondern die Gutmüthigkeit, einem Landsmann Geld zu borgen. Übrigens ſpiele ich ſeit vorgeſtern nicht mehr, weil mich das ewige Verlieren ärgert, ich gab daher Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu ſpielen.

Deine Nachricht wegen Mlle. M. hat mich überraſcht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieſer kleinen Centaurin erwartete. Deine Erzählung von der ſchönen Frau, die ſich nach mir erkundigt, intriguiert mich ſehr. Iſt es keine Myſtifikation von dir? — Ein ruſſiſcher Fürſt K., der einſt als Geſandter überall geweſen, erzählt mir hier viel Intereſſantes. Nous sommes inséparables. Er weckt in mir die Luſt nach high life. Ich lerne ſchwimmen. — Mein Bruder ſchreibt mir, daſs in Berlin die „Reiſebilder“ noch immer ſtark geleſen und bekrittelt werden; im Ganzen würde ich gekreuzigt. Daſs du Kleiſt jetzt zu leſen beginnſt, freut mich. Er hat in höherm Grade, was dir bei mir gefällt. Er iſt ganz Romantiker, will nur das Romantiſche geben, und giebt Dieſes durch lauter plaſtiſche Geſtalten, ſo daſs er wieder äußerlich ganz Plaſtiker iſt.

Dein Freund

H. Heine.

---

58. An X. X.

Lüneburg, den 6. Oktober 1826.

Lieber Freund!

Ich hab' dir lange nicht geſchrieben; deſto öfter hab' ich an dich gedacht. Das böſe Fieber hat mich abgeſchreckt, nach Friesland und Holland zu reiſen: die Reiſe iſt aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mal von Hamburg aus mit dem Dampfſchiff direkt nach Amſterdam. Dennoch will ich meine letzte Reiſe beſchreiben. Im Grunde iſt es gleichgültig, was ich beſchreibe: Alles iſt ja Gottes Welt und der Beachtung werth: und was ich aus den Dingen nicht herausſehe, das ſehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfſchmerzen gequält, obſchon das Bad mir erſtaunlich heilſam war. — Hier hab' ich bereits acht große Seebilder geſchrieben, höchſt originell, vielleicht von nicht allzugroßem Werth, aber doch immer bemerkenswerth; und ich ſteh' dafür, ſie werden bemerkt werden. Wenn es ſich nur mit meiner Geſundheit etwas mehr beſſert, ſo wird der zweite „Reiſebilder"-Theil das wunderbarſte und intereſſanteſte Buch, das in dieſer Zeit erſcheinen mag. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg iſt nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg iſt noch lange nicht Rom. Ich befinde mich ſchlecht und voll Poeſie. Ein Reiſender, der eben in ganz Deutſchland gekreuzt, hat überall von meinen „Reiſebildern" ſprechen gehört. Gott! ich muſs den zweiten Theil unendlich beſſer geben, es ſoll geſchehen. Auf was für elendem Papier iſt Tieck's „Cevennenkrieg" gedruckt! — Campe ſchreibt einen ganz allerliebſten Briefſtil. Er könnte ſich wahrhaftig ſeine „Reiſebilder" ſelbſt ſchreiben: man darf's ihm nur nicht ſagen, ſonſt werde ich überflüſſig. — Haſt du nicht gehört, ob der ſchwarze Ungehenkte*) noch viel über mich herumgelogen? Überhaupt wäre es mir lieb, wenn ich beſtimmt wüſſte, gegen welche Leute er gedroht hat, mich prügeln zu laſſen. Das iſt mir ſehr wichtig; für die Folge *denk daran*. NB. Ich *unterſtreiche* ſelten.

---

*) Vgl. den nachfolgenden Brief, S. 294.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und ſei überzeugt, daſs mein Herz Repreſſalien gegen dich gebraucht.

Dein Freund

H. Heine.

59. An Moſes Moſer.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Moſer, mein guter Moſer!

Herzinniger Unmuth war Schuld, daſs ich zu Norderney meinen Brief an dich nicht ausſchrieb. Wozu ſoll ich dir Jeremiaden ſchreiben? jetzt iſt Vieles verwunden und ich kann dir in beſtimmten Worten ſagen: ich befinde mich beſſer als ſonſt, und meine äußere Lage iſt ſo ziemlich erträglich, leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monats bis zur Abreiſe faſt der einzige übrigbleibende Badegaſt. Ich miethete mir ein Ewer und zwei Schiffer, und den Tag über fuhr ich beſtändig auf der Nordſee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen beſſeren gehabt. — Nächte am Meer;

wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an dich. Ja, es kam mir vor, als finge ich jetzt erſt an, dich zu begreifen. Große Natureindrücke müſſen unſere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menſchen faſſen können. Bleib mir nur gut; werde nur nie irre an mir. Ich will ja gern all meine Gebrechen eingeſtehen und mich vor dir beugen.

Nur Das beleidigt mich, daſs du ſo groß biſt und doch ſo ablehnend beſcheiden, während ich ſo viel kleiner bin und ſo viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten, und jetzt fühl' ich mich erſt wieder fähig, ruhig zu denken und zu ſchaffen. Im Januar werde ich wohl wieder auf eine kurze Zeit in Hamburg ſein, und dort ſoll Oſtern der zweite Theil der „Reiſebilder“ gedruckt werden. Dieſer Theil ſoll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muſs etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der „Nordſee,“ die den zweiten Band eröffnen wird, iſt weit originaler und kühner, als die erſte Abtheilung, und wird dir gewiſs gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor habe ich in einem ſelbſtbiographiſchen Fragment verſucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch ſoll der zweite Band eine Reihe Nordſee-Reiſebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen“ ſpreche. Willſt du mir nicht einige neue Ideen dazu ſchenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentariſche Ausſprüche über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Berlin oder Deutſchland oder Europa — wer könnte die leichter hinſkizzieren als du? Und wer könnte ſie beſſer verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geſchichte, — welche reiche Themata! Du wirſt es nie bequemer bekommen; und ich ſeh' voraus, du wirſt nie ein ganzes Buch ſchreiben, und keins, was gleich die ganze Welt lieſt. Es iſt nicht ſo ſehr die Luſt, mich mit deinen Federn zu putzen, ſondern mehr der liebevolle Zug, dich geiſtig in mein geiſtigſtes Weſen aufzunehmen, dich, den gleichgeſinnteſten meiner Freunde. Willſt du aber über jene Themata etwas Abgeſchloſſenes ſchreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, ſo will ich ihn — verſteht ſich, ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung in dem zweiten Theile meiner „Reiſebilder“ aufnehmen. Du kannſt ja ſehr populär ſchreiben, wenn du nur willſt. Und meine Diskretion verbürge dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und ſag mir deinen Willen. Es iſt eine Lieblingsidee von mir ſeit acht

Tagen, und ich möchte nicht, daſs du ſie ganz gleichgültig von der Hand wieſeſt. —

Mein Bruder iſt jetzt hier, und wir ſprechen Viel von dir. — Von Zunz habe ich einige Zeilen erhalten; grüße ihn herzlich von mir. — Auch Gans grüße. Ich hoffe nicht, daſs Gans, der faſt noch Brandfuchs des Chriſtenthums iſt, ſchon zu chriſteln anfängt! Nein, unſer G. G. Plumper hat mich belogen. Sollte er es aber jemals thun, ſo wird ihm dein als Weltheiland gekreuzigtes Chriſtenthum ſchmerzlich zurufen: „Dr. Eli! Dr. Eli! lama asabthani?“ Grüß mir den guten Gans und ſag ihm, daſs ich ihn ſehr liebe. Ich denke täglich an ihn und ſein liebes Herz, und er wird immer einen innigen Freund an mir haben. — Haſt du von Roberts Etwas gehört? Ich unglücklich ſaumſeliger Briefſchreiber hab' in der letzten Zeit meine beſten Freunde ohne Brief gelaſſen. — Grüß mir auch Leßmann. Mein Bruder ſagt mir, er ſchriebe ein großes hiſtoriſches Werk. —

Daſs ein ſtinkiger Jude in Hamburg überall herumgelogen hat, er habe mich geprügelt, wirſt du gehört haben. Der Schweinhund hat mich bloß auf der Straße angegriffen, ein Menſch, den ich nie im Leben geſprochen habe. Jenen Angriff (er hat mich kaum an dem Rockſchoß gefaſſt, und das Volksgewühl des Burſtahs hat ihn gleich fortgedrängt), jenes Attentat, jenen Konat hat der Kerl noch obendrein abgeleugnet, als ich ihn deſshalb bei der Polizei verklagte. Dies war mir Alles, was ich wünſchte. Er ſagte aus, ich hätte ihn wegen eines Grolls von 1815 (ich war damals noch gar nicht in Hamburg) in meinen Schriften angegriffen*) und nachher auf der Straße. — Die Geſchichte wurde von infamen Schurken hinlänglich benutzt. Doch wozu dir ſolche ſchmutzige Notizen ſchreiben! — Laſs dich auch nicht ängſtigen, wenn man dir ſagt, man wolle mir Arm und Bein entzweiſchlagen. Es thut mir leid, daſs ich nie gegen dich geprahlt habe mit den Gefahren, die ich ſchon im Leben beſtanden; für mich iſt geſorgt. — Und nun lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

Briefe an mich ſchick nur an
Dr. jur. H. H. bei S. Heine in Lüneburg.
Mein Bruder grüßt dich.

---

*) Die Affäre bezieht ſich auf den „ſchwarzen, noch ungehenkten Makler“ in der „Harzreiſe“ (Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 120). Vgl. den vorhergehenden Brief.

60. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Immermann!

Soll ich wegen meines langen Stillſchweigens Ihnen lange Entſchuldigungen ſchreiben? Ich überlaſſe Ihnen ſelbſt dies Geſchäft. Sie wiſſen ja, wie ſo einem armen Subjektivling zu Muthe iſt, und man braucht es Ihnen nicht erſt weitläuftig auseinanderzuſetzen. Äußere Begebenheiten drängten ſich bei mir allzu ſehr, als daſs zum Mittheilen Zeit übrig blieb. Ich verließ Göttingen, ſuchte in Hamburg ein Unterkommen, fand aber Nichts als Feinde, Verklatſchung und Ärger, gab aus Gegentrotz den erſten Theil der „Reiſebilder“ heraus (ich habe ſie Ihnen geſchickt; haben Sie ſie erhalten?), reiſte zum zweiten Male nach dem Norderneyer Seebad, ſchwamm und kreuzte verdrießlich auf der Nordſee herum, und bin vor drei Wochen hier im Schoße meiner Familie zurückgekehrt, bedeutend geſunder, aber noch immer krank, kirchhofruhig, und in der Abſicht, einige Monate oder ſo lange hier zu bleiben, bis die Langeweile mich forttreibt. Aber was kein Menſch weiß, und was ich bloß Ihnen ſage — und was Sie keinem Menſchen wiederſagen dürfen — Das iſt mein Plan, mein wiedergefaſſter Plan, Deutſchland auf immer zu verlaſſen, nachdem ich dieſen Winter noch einige Zeit in Hamburg verweilt, wo ich den zweiten Theil der „Reiſebilder“ alsdann drucken laſſe. Von da ſoll es zur See nach Amſterdam gehen, und von da nach Paris. O, wie lieb' ich das Meer! Ich bin mit dieſem wilden Element ſo ganz herzinnig vertraut worden, und es iſt mir wohl, indem es tobt. An Varnhagens habe ich, ſeit ich ihm die „Reiſebilder“ geſchickt und die liebevollſte Antwort erhielt, noch nicht wieder geſchrieben, aber dieſen Freunden werde ich jenen Reiſeplan nicht verhehlen; hat ja Varnhagen ſelbſt ihn veranlaſſt durch ſeinen Rath. Sonſt heißt es noch immer unter meinen Freunden, ich käme nach Berlin, um dort zu leſen.

Wahrlich, ich habe viel zu ſchwache Nerven, um in Deutſchland bleiben zu können. Ja, hätte ich die Kraft meines Immermann, dieſe täglich wachſende Kraft!

Ich habe unterdeſſen Ihren „Cardenio“ geleſen. Ich bin begeiſtert für dieſes Buch. Es iſt das beſte Buch, das ich ſchreiben wollte. Und doch iſt es ein Glück für dieſes Buch, daſs ich es nicht geſchrieben habe. Dieſer Cardenio hat alle phantaſtiſchen Krankheiten Heine's, und doch zugleich alle unverwüſtliche Geſundheit Immermann's. In dieſem Buche haben ſich unſere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es iſt noch außerdem ein allerhöchſt vortreffliches Buch, bis jetzt mein Lieblingsbuch. — Verzeih mir, Immermann, die Eitelkeit, daſs ich mir auf dieſes Buch Etwas einbilde.

Ich würde Ihnen noch immer nicht geſchrieben haben, wenn nicht ein äußerer Anlaſs gekommen. Wenn Sie nicht lachen wollen, will ich Ihnen ſolchen gründlich bekennen: Vorigen Winter hörte ich, daſs in den Wiener „Jahrbüchern“ eine gar merkwürdige Recenſion meiner Tragödien erſchienen und da ich damals ganz iſoliert lebte, hatte ich Müh' und Noth, jenen Band zu Geſicht zu bekommen, und nachdem Dieſes erlangt war, konnte ich trotz aller Müh' und Noth nicht zum Beſitz jenes Bandes kommen, da die Buchhändler erſt ihn von Wien verſchreiben zu müſſen vorgaben, auch ihn nicht einzeln aus dem ganzen Jahrgang herausgeriſſen verkaufen wollten u. ſ. w., und ich war froh genug, als ich ihn endlich durch die Freundſchaft meines Verlegers ſpäterhin erhielt. Dieſes Alles drängte ſich mir wieder ins Gedächtnis, als ich geſtern den neueſten Band der „Wiener Jahrbücher“ zu Geſicht bekam und eine augenſcheinlich vom Verfaſſer, der mich recenſiert hat,*) gleichfalls geſchriebene, unmenſchlich lange Recenſion Ihrer ſämmtlichen Werke darin fand. Obzwar nun dieſe mir zu hart, ja zuweilen höchſt ungerecht dünkt, und Nichts weniger als mit meinen Anſichten über Sie zuſammenſtimmt, ſo enthält ſie doch viel Gutes und Schönes, und es freute mich, daſs Sie doch wenigſtens einmal ordentlich und großartig gewürdigt worden. Zu gleicher Zeit aber dachte ich mir den armen Immermann iſoliert in einer preußiſchen Feſtung und gewiſs nicht im Stande, jenen Band aufzutreiben, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinem Freund und Verleger, dem Buchhändler Campe in Hamburg, ſagen zu laſſen, daſs er jenen Band der „Wiener Jahrbücher“ mir durchaus überlaſſen und Ihnen, als ein Geſchenk von mir, ſo bald als möglich zuſchicken ſolle. Nun denk' ich alſo, daſs Sie wahrſcheinlich bald im Beſitz jenes Bandes ſein werden — Und nun lachen Sie! Ich gebe Ihnen ſelbſtlachend die Erlaubnis.

Ich habe in Hamburg ſehr Vielen den Immermann gepredigt, und ſo iſt auch jener Campe ein Verehrer von Ihnen. Iſt Ihr alter Zeitſchriftplan noch immer warm in Ihrem Kopfe, ſo wäre

---

*) W. Häring (Willibald Alexis).

Campe wohl der Mann, der eine wohlberechnete Zeitſchrift, redigiert von uns Beiden, wohl verlegen würde, wenn ich ihm dieſen Winter in Hamburg perſönlich die Sache darſtelle. Ich kann jetzt wieder fleißiger die Feder führen, und ich möchte wohl, daſs wir Etwas zuſammen herausgäben. — Bei dem verunglückten „Rheinblüthen“-Almanach ſind Sie freilich durch mich geäfft worden. Doch ich ward es nicht minder. Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken! Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner „Reiſebilder hineingeben, ſo ſteht Ihnen darin der beſte Platz offen*), und ich berechne Ihnen zwei Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübſch. Die „Reiſebilder“ ſind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum Alles vorbringe, was ich will. Sie haben enormen Abſatz gefunden und werden wohl bald eine zweite Auflage erleben. Ich denke indeſſen, der zweite und dritte Band ſoll noch beſſer ausfallen.

Meine Adreſſe iſt: H. H., Dr. jur., bei S. Heine in Lüneburg.

Leben Sie wohl und behalten Sie recht lieb
Ihren Freund
H. Heine.

---

*) Die von Immermann in Folge dieſer Aufforderung eingeſandten Xenien ſiehe in Bd. I, S. 185—192.

61. An X. X.

Lüneburg, den 16. November 1826.

Lieber Freund!

Da ich ſo oft und viel und anhaltend an dich denke, ſo bin ich wahrlich nicht im Stande, zu ſagen, ob ich es bin, an dem die Reihe des Schreibens iſt, oder ob ſie an dir iſt. Ich befinde mich größtentheils en misère. Ich ſchreibe Wenig, aber das Wenige iſt ſehr gut, und wird dir gefallen. Ich denke viel, leſe viel und es kann einſt Etwas aus mir werden. Unſer Buch ſchreitet, wenn auch etwas zu langſam, doch immer vortrefflich fort, es ſoll viel Freude und Angſt machen. Du wirſt ſehen, le petit bon homme vit encore. Napoleon und die franzöſiſche Revolution ſtehen darin in Lebensgröße. Ich lebe hier ganz iſoliert. — Geſtern erhielt ich einen Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame dir mitſchicken, bitte ihn bei Leibe Niemanden zu zeigen und mir ſolchen gleich zurückzuſchicken. Er bezieht ſich hauptſächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reiſen und dort ein europäiſches Buch zu ſchreiben. Von dieſem Plan darf Niemand Etwas wiſſen. Ich denke etwas Beſſeres zu liefern, als die Morgan; die Aufgabe iſt, nur ſolche Intereſſen zu berühren, die allgemein europäiſch ſind. —

Geſtern hab ich auch Müllner's Schnöditäten über meine Reiſebilder im Mitternachts-Blatt geleſen. Dieſer Mann kann doch nur verletzen, und hat gewiſs geglaubt, mein Teufel bezöge ſich auf ihn. Er ſieht überall nur ſich. — Einige Freunde dringen darauf, daſs ich eine auserleſene Gedichteſammlung, chronologiſch geordnet und ſtreng gewählt, herausgeben ſoll, und glauben, daſs ſie ebenſo populär wie die Bürger'ſche, Goethe'ſche, Uhland'ſche u. ſ. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieſer Hinſicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner erſten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloſer Umgehung, gegeben hat; ich nehme faſt das ganze „Intermezzo" — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die ſpätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte und nicht fürchtet, daſs die „Reiſebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie geſagt, ich wollte für dieſes Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erforderniſſe des Popularwerdens wären meine einzigen Rückſichten, es wäre meine Freude, Maurern und

Dümmlern zu zeigen, daſs ich mir doch zu helfen weiß, und dieſes Buch würde mein Hauptbuch ſein und ein pſychologiſches Bild von mir geben — die trüb-ernſten Jugendgedichte, das „Intermezzo," mit der „Heimkehr" verbunden, meine blühenden Gedichte, z. B. die aus der „Harzreiſe" und einige neue, und zum Schluſs die ſämmtlichen koloſſalen Epigramme. Ich nenne dieſen Plan hübſch, weil ich noch manchen hübſchen Einfall damit verbinde, indem ich, das Publikum kennend, ihn an deſſen Tagesintereſſen zu knüpfen wüſſte; ich hätte doch keine leichte Arbeit, z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb, und ſei überzeugt, daſs ich armer, matter Menſch, deſſen Kopf in dieſem Augenblick ſo arm und matt iſt, doch immer warm und herzlich bleibe

dein Freund

H. Heine.

62. An X. X.

Lüneburg, den 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunſch, lieber Freund! Ich ſitze nur gar zu ſehr bis am Hals in Schreiberei, ſonſt würde ich dir Viel ſchreiben — aber ich muſs mich beſchränken. Daher nur wenige Worte auf dein geſtriges liebes Schreiben.

Du muſſt in den Seebildern „ausſchilt“ ſtatt des unrichtigen „ausſchaltet“ ſetzen*). Auch kannſt du**) „gottbefruchtete Jungfrau“ ſtatt „gottgeſchwängerte“ ſetzen. Übrigens bezieht ſich Das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter ſie geſchwängert hatte, wie ſie denn auch den Herkules, den 12-Wunderthäter, als ſolchen Gottesſohn verfolgt. Die „Metze“ laſſ' ich mir aber nicht nehmen, die muſs ſtehen bleiben, und dieſes plebejiſche Schimpfwort giebt eben der ſchönen Sonne das tragiſche Mitleiden — am Ende muſs ſie durch dieſe Ehe untergehen — „Sonnenuntergang.“

---

*) In dem Gedicht: „Untergang der Sonne,“ Bd. XV, S. 340.

**) In dem Gedicht: „Die Götter Griechenlands,“ Bd. XV, S. 345.

Übrigens ſahſt du recht, die drei Bilder ſind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragiſchen Humor. Der zweite Theil ſoll noch viele ſolcher Klänge enthalten. Leider muſs ich, wenn ich kein Lump ſein will, das Buch raſch fertig machen. „Unauslöſchliches Gelächter“ iſt ein homeriſcher Ausdruck, und muſs bleiben.

Iſt das Wort „Joſty — Baiſers*)“ nicht richtig geſchrieben, ſo ändre es.

Dein getreuer

H. Heine.

63. An X. X.

London, Craven Street No. 32, Strand, den 23. April 1827.

Lieber Freund!

Draußen ſchneit es und in meinem Kamin iſt kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug geſehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anſchauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinſicht ſeiner Großartigkeit, aber ich habe mich ſelbſt verloren. Ich habe noch wenig' Beſuche gemacht — deine Freunde ſah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptreſource. — Ich friere und leide fürchterlich. — Ich bin zu krank, um Etwas thun zu können, doch meine nächſte Arbeit ſoll die Vorrede meiner Gedichte ſein. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Ratcliff.“ — Ich werde höchſtens bis Mitte Juni in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monate nach einem engliſchen Seebad. Ich habe Letzteres durchaus nöthig. — Fürchterlich koſtſpielig iſt das hieſige Leben, bisher hab' ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, 1½ Pfund hab' ich für Beköſtigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfſchiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich faſt ein Pfund Zoll zu bezahlen u. ſ. w. Bücher ſelbſt ſind hier raſend theuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Weſtminſterabtei habe ich noch nicht beſucht. — Wie wird es mir noch gehn in dieſer Welt! Ich werde es, trotz meiner beſſern Einſicht, nimmermehr laſſen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freiſinnig zu ſprechen. Ich bin begierig, von dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am

---

*) In der älteſten Verſion des „Geſangs der Okeaniden,“ Bd. XV, S. 341.

Herde in der Heimat ſitzen, und ruhig den „Deutſchen Anzeiger“ oder die „Halliſche Literatur-Zeitung“ leſen und ein deutſches Butterbrot eſſen. — Es iſt hier ſo fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Menſch verſteht Einen, kein Menſch verſteht Deutſch. — Leb wohl!

Dein Freund

H. Heine.

64. An X. X.

London, den 1. Juni 1827.

Lieber Freund!

Meine Schreibſaumſeligkeit muſſt du nicht auf Rechnung meiner Geſinnung ſchreiben. Bin zu ſchlechtgeſtimmt, auch krank und verwirrt, um ſchreiben zu können. Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekannteſten Menſchen voll Enthuſiasmus. Dagegen ſchreibt mir Varnhagen: „Aufſehn, viel Aufſehn macht Ihr Buch, und Dümmler und Konſorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leſer verſtutzen, ſie wiſſen nicht, ob ſie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentableugnen ſollen, ſelbſt die Freunde thun erſchrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger“ — kurz, aus ſerviler Angſt wird Alles getadelt. Wie kontraſtiert dagegen der offne ſüddeutſche Brief aus Augsburg. Es iſt mir nichts Neues, daſs mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefeſſelt an Norddeutſchland. Ein ſchöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefeſſelt. Und dennoch muſs ich hier mit Gold alle jene Anſchauungen aufwiegen, die ich einſammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgebe. Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Koſten. — Geſtern dachte ich, ob ich nicht einige Aufſätze über England fürs „Morgenblatt“ ſchreiben ſoll. — Aber Das iſt auch nicht der Mühe werth. Ich muſs mich darin politiſch zähmen, und die Sachen verlören ihr Intereſſe, wenn ich ſie als Buch wieder abdrucke. Das Beſte iſt, ich gebe gar Nichts. Was ich ſeitdem aufgefaſſt, kommt dann deſto ſchöner in ſpäteren Produkten. Ich will ſo kein Narr ſein und *gute* Bücher ſchreiben im Sinne Dümmler's. Ich lebe hier ſehr iſoliert; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hieſigen Blätter unter andern wichtig politiſchen Nachrichten meine Anweſenheit in London angezeigt und bemerkt, daſs ich auf dem Weg nach Frankreich begriffen ſei. Ich werde euch mündlich Viel erzählen.

Leb wohl, behalte mich lieb und ſchreib bald

Deinem Freund

H. Heine.

65. An Moſes Moſer.

London, den 9. Juni 1827.

Lieber Moſer!

Verzeih mir meine lange Saumſeligkeit im Briefſchreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzu ſehr gehetztes Thier. Vor meiner Abreiſe von Hamburg habe ich Sorge getragen, daſs dir mein Buch geſchickt wurde. Ich dachte, du wirſt es als einen Brief betrachten. Du wirſt daraus erſehen haben, was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke, der „Le Grand“ wird dir gefallen haben; alles Übrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, iſt Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieſes Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutſchland gewonnen; wenn ich geſund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weitſchallende Stimme. Du ſollſt ſie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenſchergen und Unterdrücker heiligſter Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Profeſſur erlangen in der Univerſitas hoher Geiſter.

Der Hauptzweck meines heutigen Briefes iſt die Wiederholung des alten Textes: daſs ich dich liebe und daſs ich wünſche, mir deine Liebe zu erhalten. Als ein Beweis meiner Liebe ſchicke ich dir heute die 10 Louisd'or zurück, die du mir ſeit Jahr und Tag geliehen. Nur meinen liebſten Freunden pflege ich Geld zurückzubezahlen. Bei dieſer Gelegenheit dank' ich dir auch, daſs du damals, als ich jenes Geldes ſo ſehr bedurfte, mir ſo freundlich damit beiſtandeſt. Ich weiß, daſs dir dieſes Danken miſsfällt, aber ich kann es nicht unterlaſſen — ich habe ſo ſelten Gelegenheit zum Danken. Über die 12 Louisd'or, die ich, nach Abzug der dir ſchuldigen 10 Louisd'or, von der einliegenden Anweiſung auf 22 Louisd'or herausbekomme, wünſche ich folgendermaßen zu verfügen:

An den Aſſeſſor Chriſtian Sethe, der jetzt wahrſcheinlich in Münſter iſt und deſſen Adreſſe du von ſeinem Vater, dem Präſidenten des Kaſſationshofes Sethe in Berlin, erfahren kannſt, bin ich 5 Louisd'or ſchuldig und ich wünſche, daſs du ſie ihm in meinem Namen ſchickeſt mit der Bemerkung, daſs ich von London aus dazu Ordre gegeben. — Dann an meinen lieben Freund Karl von Raumer, Stud. juris, wohnend alldort Maurerſtraße Nr. 53, bin ich von Göttingen aus noch 2 Louisd'or ſchuldig, und wenn du nicht vorziehſt, ſie ihm in meinem Namen zu ſchicken, ſo wünſche ich, daſs du ſie ihm ſelbſt bringſt und ihn meines vollen Wohlſeins verſicherſt — ſonſt glaubt er, ich läge auf dem Todbette, indem er weiß, daſs Schuldenbezahlen nicht meine Paſſion iſt. Er iſt einer meiner liebſten Freunde und kann dir erzählen, wie ich in Göttingen gelebt. — Endlich erinnere ich mich auch, unſerem guten Joſeph Lehmann noch einen Louisd'or ſchuldig zu ſein, und da ich doch im Zug bin, ſo will ich auch, daſs du dieſen in meinem Namen bezahlſt. Der gute Lehmann wird ſich zwar dieſer kleinen Schuld nicht mehr beſinnen wollen; aber ich habe ein gutes Gedächtnis. Sag ihm, daſs ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreibe. — Nach dieſen Auszahlungen bleiben mir noch 4 Louisd'or bei dir zu gut, worüber ich nächſtens verfügen will. Ich will dir nicht auf einmal gar zu vielen Stoff zum Lachen geben. Entſchuldige die Mühe, die ich dir verurſache.

Wie ich hier lebe, kannſt du dir wohl vorſtellen, da du mich und England kennſt. Ich ſehe hier Viel und lerne Viel. In einigen Tagen will ich in ein engliſches Seebad reiſen. Die Herren B. A. Goldſchmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe adreſſieren laſſe, haben Ordre, mir ſolche nachzuſchicken. — Mit meiner Geſundheit will es ſich noch immer nicht ganz beſſern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reiſe war, Hamburg zu verlaſſen. Ich hoffe, die Kraft zu haben, nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht ſonderlich. Seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier iſt Alles zu theuer und zu weitläuftig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Weſtminſterabbey, engliſche Tragödie, ſchöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, ſo ſind die Weiber nicht Schuld dran; ſie thun das Ihrige. Engliſche Literatur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unſrige — Das will Viel ſagen. —

Wenn du dort in der Journalenwelt Etwas für den zweiten Reiſebilderband thun kannſt, ſo unterlaſs es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde ſitzen gewöhnlich ſtill. Auch iſt es für Beamte, königlich preußiſche, etwas miſslich, über mein Buch ſich ehrlich auszuſprechen. Ich will dich, den Nichtbeamten, darauf aufmerkſam machen, aber ich weiß, es hilft Nichts, du biſt zu tief, als daſs man dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein biſschen Seichtigkeit wäre dir nützlich. Im Grunde, was iſt tief? Iſt die Grube tiefer als der flache Spiegel, der ſie mit ihrer tiefſten Tiefe zurückſtrahlt? — Lebe wohl und grüß mir Gans und Zunz, die beiden Freunde. Ich denke viel an Gans, und immer mit weicher, herzlicher Geſinnung. Der Doktorin Zunz meine Grüße. Siehſt du Bendavid, ſo grüß ihn von mir, ſowie auch den alten Friedländer; es ſind Menſchen, die ich achte. Wenn du mir ſchreiben willſt, ſo ſchreib mir bald. Grüß mir Leßmann. Dem Kriminalrath Hitzig, wenn du ihn ſiehſt, meine Empfehlung; ich habe meinem Buchhändler vor meiner Abreiſe Ordre gelaſſen, ihm mein Buch zu ſchicken. —

Es iſt heut ſchönes Wetter; etwas Seltenes in London. Ich will meine Freundinnen, die Chineſinnen, die hier ſind, beſuchen.

Dein Freund

H. Heine.

66. An X. X.

Norderney, Norderney, Norderney, d. 20. Auguſt 1827.

Lieber Freund!

Wie du ſiehſt, ich bin wieder in Norderney. Ich hörte, daſs man hier ſehr ungehalten gegen mich ſei, mich todtſchlagen wolle u. ſ. w. — und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Muth" — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als ſie mich ankommen ſahen. Indeſſen, ich glaube, ich bedarf hier keines Muthes: nur das Kommen ſelbſt, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Muth. Ich habe dieſesmal ein Recht zum Prahlen. Die Poſt iſt im Begriff abzugehen, ſonſt geſchähe es noch weit mehr. Ich kann dir auch heute noch nicht recht ſchreiben. — England hat mich in financieller Hinſicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein ſchlechtes Buch, aber lukratives, ſchreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geiſt.

Dein Freund,

Dein bald Brief von dir erwartender Freund

H. Heine.

Doctor Juris auf Norderney.

67. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Lieber Moſer!

Wenn du mir auch nicht einen langen Brief ſchreiben willſt, ſo ſchreib mir doch wenigſtens ſo bald als möglich, ob du meinen Brief nebſt der darin enthaltenen Anweiſung von 22 Louisd'or auf Gebrüder Veit (ausgeſtellt von B. A. Goldſchmidt & Co.) von London aus erhalten haſt. — Ich bin im Begriff, Hamburg zu verlaſſen, und erwarte deinen Brief unter der Adreſſe von S. Heine in Lüneburg. *Schreib mir nur gleich*, und wenn es auch nur mit einer Zeile iſt. Dein Stillſchweigen und meine Nachläſſigkeit iſt mir plötzlich gar zu beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund

(Ich bin im Begriff, nach München zu reiſen. Von dort aus, oder noch auf der Reiſe, will ich dir intereſſante Dinge ſchreiben.)

68. An Moses Moser.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Ich reiſe dieſen Abend weiter, muſs noch packen, daher wenig' Worte. Von Kaſſel aus will ich dir auf deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reiſe nach München, wo mir Viel verſprochen worden, und, was noch beſſer iſt, bereits garantiert iſt. Meine Geſundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit. Schrecklich, daſs ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reiſen muſs. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München ſein werden, ſind die von 1828 an dort erſcheinenden „Allgemeinen politiſchen Annalen,“ die in regenerierter Geſtalt unter meiner Redaktion erſcheinen ſollen. Ich wünſche, daſs dieſes wichtige, gar vornehm diplomatiſche Journal auch von dir mit geeigneten Aufſätzen unterſtützt werden möge. Beſtimme dir eine fortlaufende Rubrik, worunter du deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mittheilſt. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter für das Januarheft von dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daſs jetzt endlich dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verſchwiegenheit kannſt du rechnen. Sag Gans Nichts. Daſs ich dem Ariſtokratenknecht Goethe miſsfalle, iſt natürlich. Sein Tadel iſt ehrend, ſeitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachſenden Titanen. Er iſt jetzt ein ſchwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daſs er Nichts mehr erſchaffen kann. Raumer kann bezeugen, daſs ich ihn ſchon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief beſtochen worden.

Das „Buch der Lieder“ iſt Nichts als eine Geſammtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch ſchon an dich von Hamburg aus abgeſchickt. Es iſt wunderſchön ausgerüſtet, und wird wie ein harmloſes Kauffarteiſchiff, unter dem Schutze des zweiten Reiſebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergeſſenheit hinabſegeln. Daſs letzteres Buch ein Kriegsſchiff iſt, das allzu viel' Kanonen an Bord führt, hat der Welt erſchrecklich miſsfallen. Der dritte Band ſoll noch fürchterlicher ausgerüſtet werden, das Kaliber der Kanonen ſoll noch größer ausfallen, und ich habe ſchon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht ſo viel Ballaſt wie der zweite Band führen. —

Da du die 5 Louisd'or noch nicht an Sethe beſorgt haſt, ſo wünſche ich, daſs du für dieſe und für die 4 Louisd'or, die ich bei dir zugut habe, d. h. alſo für 9 Louisd'or, mir ein Wechſelchen auf Frankfurt a. M. kaufſt und mir ſolches ſo bald als möglich nach Kaſſel nachſchickſt. Du adreſſierſt deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Kaſſel (Heſſen). Da ich einige Tage dort bleibe, ſo hoffe ich deinen Brief zu finden. Sollteſt du die 5 Louisd'or ſchon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, ſo muſſt du mir dieſe 5 Louisd'or auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nämlich, mit meinem Reiſegelde nicht auszukommen, und erſt bei meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, du hilfſt mir gern, und daher beläſtige ich dich. In vier Wochen, auf Ehrenwort, erhältſt du die 5 Louisd'or zurück, im Fall du ſie mir oberwähntermaßen leiheſt. Gottlob, daſs meine Finanzen in beſſeren Zuſtand jetzt kommen; nur das Disponieren verſtehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde, und unterſtütze mich für die „Annalen." Ich bin, ſolang ich lebe, dein unwandelbarer

H. Heine.

69. An Julius Campe.

München, den 1. December 1827.

Lieber Campe!

Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten Sie einem ſo unzuverläſſigen Menſchen wie Witt einen Brief für mich anvertrauen? Wuſſten Sie denn nicht, daſs ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Witt*) haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, daſs er in keine unrechte Hände komme. Meine Adreſſe iſt hier: H. H., Dr. jur., abzugeben in der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb todt. Ich bin langſam gereiſt, überall, in Kaſſel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin ſo krank, daſs ich bis jetzt faſt immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiſte, ſowie der Dr. Lindner und Andre, womit ich hier zuſammenſtehe, haben mir ſehr gut gefallen. Alle

---

*) Der bekannte Johannes Witt, genannt von Döring.

Verhältniſſe zu meiner Zufriedenheit reguliert. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfnis iſt geſorgt. Ich brauche nicht mal zu ſchreiben, wo ich nicht will. Die „Annalen“ redigiere ich mit Dr. Lindner, ſowie ich auch einige Hauptartikel des „Auslandes“ redigiere. Sein Sie ohne Sorge, Campe, der dritte „Reiſebilder“-Band leidet nicht darunter, und ihm ſollen meine beſten Stunden gewidmet ſein. Wären nicht dergleichen Rückſichten geweſen, ſo hätte ich mich vielleicht beſchwätzen laſſen, das „Morgenblatt,“ deſſen Redakteur*) eben geſtorben, oder die Hauptredaktion des „Auslandes“ zu übernehmen und dabei ſehr, ſehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei ſein, und wenn das Klima wirklich ſo fürchterlich iſt, wie man mir droht, will ich nicht gefeſſelt ſein; finde ich meine Geſundheit gefährdet, ſo packe ich meinen Koffer und reiſe nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen ꝛc. liegt mir Wenig, und ich will am Leben bleiben. Überall auf meiner Reiſe fand ich die „Reiſebilder“ en vogue, überall Enthuſiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, ſchon ſo berühmt zu ſein. Das hab' ich zwei Menſchen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Dieſe Beiden ſollen auch zuſammenhalten. Ich wenigſtens werde ſo leicht nicht aus Verbeſſerungsſucht und Gewinnſucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zuſammen werden und uns immer verſtehn. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher ſituiert bin, meine Verſicherung unwandelbarer Geſinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich ſchreibe heut konfus, ich wollte eigentlich ſagen, daſs ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schickſal deutſcher Schriftſteller befürchte, nämlich frühes Hinſterben. Im Ernſt, theurer Campe, ich bin ſehr krank.

---

*) Der Dichter Wilhelm Hauff.

Mein Bruder Guſtav Heine präſentiert Ihnen eine Anweiſung auf zehn Louisd'or. Ich bitte Sie, bezahlen Sie ſie, obgleich ich erſt Oſtern von Ihnen Geld bekommen ſollte. Ich bin kaum angekommen und will nicht gleich Geld nehmen (beſonders nicht, um nach Hamburg zu ſchicken), und doch hatte ich meinem Bruder mein Ehrenwort gegeben, ihm zehn Louisd'or, die er mir bei meiner Abreiſe lieh, gleich zurück zu beſorgen. Es iſt zwar eine kleine Bitte, aber ich hoffe, daſs Sie, obgleich es mein Bruder iſt, mein Wort honorieren. Ich verlaſſe mich alſo darauf, und Sie ſollen ſich auch auf mich verlaſſen können. Sehe ich aber, daſs ich mich geirrt habe, ſo iſt es billig, daſs ich auch — Doch, Das ſind überflüſſige Worte, Sie wiſſen, wie ich denke, und ich weiß, wie die Welt ſich herumdreht. — Im Grunde weiß ich gar Nichts. —

Ich bin heut ein krank altes Weib und ſchwatze.

Meinen Brief! Meinen Brief ſuchen Sie doch von Witt zurück zu erhalten oder ſchicken ihm meine Adreſſe zum Befördern desſelben. — Ich höre von Merckeln, daſs einer von Ihren beiden Hunden mein „Buch der Lieder“ angebellt habe. Den Paſtor*) ſollen Sie behalten, er kuſcht. Aber den Magiſter**), der den Lebrun immer umwedelt und an Gubitz apportiert, ſollen Sie zum Teufel jagen, und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdütſch piſſen laſſen. — Frankh in Stuttgart, ein unternehmendes Köpfchen, lobte Sie in Hinſicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich ſeufzte und ſagte ihm nicht, daſs auch Sie einige niederträchtige

---

*) Dr. Puſtkuchen-Glanzow, Verfaſſer der falſchen „Wanderjahre“ ꝛc.

**) Dr. Nikolaus Bärmann, der für den Berliner „Geſellſchafter“ korreſpondierte, und deſſen plattdeutſche Reimereien (Dat grote Höög- un Häwel-Book) auf demſelben eleganten Papier wie Heine's „Buch der Lieder“ gedruckt wurden.

Hunde halten, die Sie im Schranke verſchloſſen haben. Halten Sie ſich deren, ſo viel' Sie wollen, aber laſſen Sie ſie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Werth auf gute Geſellſchaft. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und ſein Sie meiner beſten Geſinnungen verſichert. Wenn ich kranker werde — ich ſcherze nicht — ordne ich meine Papiere und adreſſiere ſie an Sie für den Fall meines Abſterbens. Dann geben Sie ſolche heraus, und das Honorar ſoll meine irdiſchen Schulden hienieden decken. Aber, theurer Freund, laſſen Sie mich doch in meinem Erbbegräbniſſe neben keinem todten Hunde ruhen.

H. Heine.

---

70. An X. X.

München, den 31. December 1827.

Ich wünſche dir ein gutes neues Jahr, ein beſſeres als das, welches im Begriff iſt, abzurollen. Ich wollte, ich könnt' mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin ſehr krank und ſchlechter Laune. —

Du ſcheinſt, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu zu ſein! Du ſollteſt wiſſen, daſs ich, der ich den nöthigſten und liebſten Freunden jahrelang nicht ſchreibe, nicht, um dich zu amüſieren, lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich, der Egoismus der Freundſchaft iſt unerträglicher, als der der Feindſchaft. Ich kann keine lange Briefe ſchreiben.

Das Klima hier tödtet mich, ſonſt aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Menſch. Lieſt mit Theilnahme die „Politiſchen Annalen,“ wie er ſagt. In acht Tagen erſcheint das erſte Heft der „Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner.“ Es iſt ein kleiner Aufſatz drin von mir über Freiheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muſs ich derart für die Annalen ſorgen. Meine Finanzen ſind zerrüttet, ich habe Schulden, will dieſen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich ſorgt, ſo viel Geld nehme, muſs ich auch Etwas liefern. Drum ſollen in jedem Heft der „Annalen“ wenigſtens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund; ich zeige der Welt, daſs ich etwas Andres bin, als unſre ſonettierenden Almanachspoeten.

Lach dich todt! eben kömmt ein Freund und bemerkt mir, erſt morgen ſei Sylveſterabend! Und ich habe ſchon ſeit einer Stunde in den üblichen ernſten Jahresabſchluſsbetrachtungen gebrütet — und muſs ſie morgen nochmals wiederholen.

Dein Freund

H. Heine.

71. An Eduard von Schenk*).

Jetzt erſt ſchreib' ich — denn jetzt erſt komme ich einige Momente zur Beſinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu beſtimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann, (worin Sie mir die längſt erwartete freudige Nachricht mittheilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H. poste restante in Florenz; in zwei bis drei Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Macchiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort leſe ich Ihre Zeilen. Ich weiß, ſie ſtecken bis am Hals in Geſchäften, deſshalb ſage ich: Zeilen. Im Grunde iſt es auch nicht nöthig, daſs Leute unſerer Art ſich einander Viel ſchreiben. Unſere Bücher ſind große Briefe, die doch zumeiſt an die Leute unſerer Art gerichtet ſind.

---

*) Ohne Datum, aber wohl jedenfalls aus den Bädern von Lucca, Anfangs September 1828.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher ſpät oder früh gedruckt leſen. Der Mangel an Kenntnis der italiäniſchen Sprache quält mich ſehr. Ich verſteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen ſprechen. Ich ſehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier ſprechen die Steine, und ich verſtehe ihre ſtumme Sprache. Auch ſie ſcheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, ſo ein zerbröckelter Longobardenthurm, ſo ein verwittertes gothiſches Pfeilerſtück verſteht mich recht gut. Bin ich doch ſelbſt eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich verſteht ſich ſchon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläſte etwas Heimliches zuflüſtern, ich kann ſie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräuſch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond iſt ein guter Dolmetſch, der den Lapidarſtil verſteht und in den Dialekt meines Herzens zu überſetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verſtehen, dann ſchläft das junge Volk mit ſeiner jungen Opernſprache, und die Alten ſteigen aus ihren kühlen Betten und ſprechen mit mir das ſchönſte Latein. Es hat etwas Geſpenſtiſches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht verſteht und ſtatt Deſſen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtauſend dort geblüht und, längſt verſtorben, nur noch von mitternächtlichen Geiſtern geredet wird, eine todte Sprache.

Indeſſen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes ſich verſtändlich machen kann. Und es iſt die ſchönere Hälfte, die man par excellence das ſchönere Geſchlecht nennt. Dieſe Sprache blüht in Italien ganz beſonders. Wozu Worte, wo ſolche Augen mit ihrer Beredſamkeit einem armen Tedesco ſo tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die beſſer ſprechen als Demoſthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die ſo groß ſind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kömmt meine ſchöne Wäſcherin, und ich muſs aufhören mit meinem eignen Gewäſche. Adieu, Dichter des „Beliſar's“! Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume ſehe, und je mehr ich an Sie denke, deſto mehr muſs ich Sie lieben.

72. An Moſes Moſer.

Bagni di Lucca, den 6. September 1828.

Lieber Moſer!

Dieſen Brief erhältſt du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit ſchönen Frauen ſchwatze, die Apenninen erklettere und tauſenderlei Thorheiten begehe. Ich hätte dir Viel zu ſchreiben, aber ich ſehe eben mit Entſetzen, daſs das Papier fließt. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von dir poste restante. — Ich denke viel an dich, und finde es Unrecht, daſs du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köſtliches Leben geführt, und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der beſten Porträtmaler abkonterfeien laſſen *), und da ich raſch abreiſte, gab ich ihm deine Adreſſe und die Ordre, das Bild an dich nach Berlin zu ſchicken. Wahrſcheinlich haſt du es jetzt ſchon erhalten. Es iſt für meine Eltern in Hamburg beſtimmt, und ich ließ es über Berlin reiſen, damit du und die Freunde dort es ſehen können. Ich bitte dich daher, beſagtes Bild, wenn du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu ſchicken und ihnen ſagen zu laſſen oder zu ſagen, daſs ich ihnen bald ſchreibe und daſs ſie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren ſollen.

---

*) Dies von Reichmann gemalte Ölbild iſt jetzt im Beſitz der Schweſter Heine's, der Frau Charlotte von Embden.

Sage mir, lieber Moſer, was dir das Porto gekoſtet, und, was mir noch wichtiger iſt, ſag mir, ob endlich die längſt beſchriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt ſind? Ich bin dir dann das Geld ſchuldig, und ſchicke es dir von München aus. Ich brauche jetzt ſo raſend viel Geld — es koſtet mir hier täglich 1½ Napoleond'or, — daſs es eine Schande wäre, meinen beſten Freunden Etwas ſchuldig zu bleiben. Ich weiß ſehr gut, du lächelſt, — aber ich habe jetzt den Grundſatz, nur ſolchen Leuten Etwas ſchuldig zu ſein, an die ich ſelten denke. — Das Papier fließt ganz entſetzlich. — Ich will dir nächſtens, noch ehe ich Italien verlaſſe, wieder ſchreiben. Bis dahin leb wohl und grüß mir Gans, Zunz, ſowie auch Lehmann und Leßmann. — Haſt du in den „Politiſchen Annalen“ meine Recenſion über Menzel's Werk geleſen?*) Ich ſpreche da von Goethe. — Cotta quält mich, anſtatt der „Politiſchen Annalen" ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich habe keine Freunde, auf deren literariſche Unterſtützung ich mich verlaſſen könnte. Ich ſtehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien-herum amüſieren. Ich lebe viel und ſchreibe wenig. Ich leſe die ſchönſten Gedichte, ſogar Heldengedichte. — In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geſchworen, mich zu erſtechen; die Polizei ſogar ſagte mir, ſolche Leute hielten gewiſſenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureiſen — ich blieb aber ſechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere ſpazieren. — Ich leſe alle Abend im Plutarch, und ich ſollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reiſebilder" herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr ſo ſehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Nobleſſe lebe, und die liebenswürdigſten Ariſtokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde.

---

*) Die oben erwähnte Kritik Heine's über Wolfgang Menzel's „Deutſche Literatur" iſt in Bd. XIII der ſämmtlichen Werke, S. 267 ff., abgedruckt.

Aber mann irrt ſich. Meine Liebe für Menſchengleichheit, mein Haſs gegen Klerus war nie ſtärker wie jetzt, ich werde faſt dadurch einſeitig. Aber eben um zu handeln, muſs der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk und Moſer werden eben wegen ihrer Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiſs nicht, Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

73. An Salomon Heine.

Lucca, den 15. September 1828.

Dieſen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich ſeit vierzehn Tagen bade. Die Natur iſt hier ſchön und die Menſchen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einathmet, vergiſſt man ſeine kleinen Sorgen und Schmerzen und die Seele erweitert ſich.

Ich habe dieſe Tage ſo lebhaft an Sie gedacht, ich habe ſo oft mich danach geſehnt, Ihnen die Hand zu küſſen, daſs es wohl natürlich iſt, wenn ich Ihnen ſchreibe. Wollt' ich's aufſchieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und

Kummer wieder in meine Bruſt einziehen, ſo würde ich auch kummervoll Bitteres ſchreiben. Das ſoll aber nicht geſchehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer ſind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, laſſen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da ſie ſich doch alle auf Geld reducieren laſſen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Bco ꝁ ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — ſtatt daſs meine Klagen unberechenbar ſind, unendlich, denn ſie ſind geiſtiger Art, wurzelnd in der Tiefe der ſchmerzlichſten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu ſehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zuſammengezählt würden, ſo gingen ſie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Faſſungskraft zu ſein brauchte, und ſie gingen ſogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich ſetze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich faſſen zu können, und der Sack riſſe — glauben Sie wohl, Onkel, daſs Das eben ſo Viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überſtopft hat?

Doch genug, die Sonne ſcheint heute ſo ſchön, und wenn ich zum Fenſter hinausblicke, ſo ſehe ich Nichts wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen geſtehen, daſs dieſe doch noch ſchöner iſt, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien geſehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann, Karl und die niedliche Thereſe. Bedingterweiſe habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächſt mir ſelber hätte ich ſie Keinem lieber gegönnt, wie dem Dr. Halle. Tilly iſt jetzt ſo gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Geſicht, beſonders am mittelländiſchen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daſs wir die ſüßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, iſt Jammerſchade. Ach! es hängt ſo manches überflüſſige Geſicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Chriſt ſogar meine Feinde lieben ſollte; aber ich bin erſt ein junger Anfänger in der chriſtlichen Liebe. Moritz Oppenheimer iſt aber ſchon ein alter Chriſt, und ſollte mich lieben, und mich nicht aus der Achtung der Menſchen herauszulächeln ſuchen*).

---

*) Statt des obigen Abſatzes fand ſich im Brouillon dieſes Briefes urſprünglich folgende ausführlichere Stelle:

„Ich fühle tiefer, wie andre Menſchen; Das habe ich Ihnen mal aus Göttingen geſchrieben, und Sie haben darüber geſcherzt. Unterdeſſen iſt manches ſchöne Herz in Deutſchland auf den Gedanken gekommen, daß es wohl der Fall ſein mag. Ich hätte Ihnen jetzt wieder über Das, was ich in der Welt noch thun werde, Dinge zu erzählen, die Ihren Scherz hervorrufen könnten, ich will deßhalb warten, bis die öffentliche Meinung Ihnen Daſſelbe ſagt. — Madame Heine zu grüßen, ſo kalt als möglich, denn ich weiß: ſie fühlt auch für mich keine allzu große Hitze. Ich habe zuletzt in Hamburg eine einzige Silbe aus ihrem Munde gehört, die mir verrieth, woher der Wind pfiff. Ich bin zu groß, um Etwas verſchweigen zu müſſen, und geſtehe daher ehrlich: ich glaube, der Wind pfiff aus Moritz Oppenheimer's Naſe. Seitdem haſſe ich dieſe Naſe, obgleich ich als Chriſt alle Naſen lieben ſollte, ſogar die, welche Böſes von mir ſchniffeln. Aber ich bin in der chriſtlichen Liebe erſt ein junger Anfänger, und es wird noch lange dauern, bis ich Moritz Oppenheimer's Naſe lieben kann. Er aber als alter Chriſt ſollte mich mehr lieben.

„Es iſt freilich kleinlich, daß ich über kleine Leute klage, um ſo mehr, da ich eine Peitſche habe, die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreicht; ſind es aber Leute, denen ich wegen Rieſchen Heine Nichts thue, ſo muß ich mich durch Klagen erleichtern."

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich. Und nun leben Sie wohl! Es iſt gut, daſs ich Ihnen nicht ſagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie ſind um ſo eher überzeugt, daſs dieſer Brief Sie in keiner Hinſicht beläſtigen ſoll. Er iſt bloß ein Seufzer. Es iſt mir leid, daſs ich dieſen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld koſten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, guter, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

74. An Eduard von Schenk.

Florenz, den 1. October 1828.

Lieber Schenk!

Dieſen Morgen um 7 Uhr bin ich hier angelangt, und mein Erſtes war, nach der Poſt zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück iſt die Poſt hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz iſt der herrlichſte und intereſſanteſte Anblick, den nur ein Menſch finden kann. Die Alterthümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die

Großartigkeit, dabei dennoch überall der Hauch altflorentiniſcher Grazie, überall Blüthe des Medicäerthums, und gar oben im Palaſt Uffizi die griechiſchen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimüthig geſtehen, im Boudoir der medicäiſchen Venus vergaß ich Schenk und ſeinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zuſammengeflickte Göttin der Liebe, die mich ſo gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italiänerin, die gar andächtig an ſie hinaufſah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach, Schenk! die Seele iſt mir ſo voll, ſo überfließend, daſs ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthuſiaſtiſche Bücher ſchreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längſte und göttlichſte Zeit verweilte, habe ich ſchon zur Hälfte ein Buch geſchrieben, eine Art ſentimentaler Reiſe. Sie und Immermann habe ich mir meiſtens als Leſer gedacht, und wenn ich die erſten Kapitel nächſtens im „Morgenblatt“ abdrucken laſſe, ſo werden Sie ſehen, wie ich Immermann abzufinden gewuſſt habe. Ich muſs bei dieſem Wort laut auflachen, um ſo mehr, da ich weiß, Sie verſtehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen ſchon jetzt zu ſagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl

Ihren ehrlichen Namen zu dieſem Buche hergeben müſſen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch ſein Sie nicht in Angſt, es wird Ihnen auch erſt zum Leſen gegeben, und es wird viel Artiges und meiſt Sanftes enthalten. Ich muſs Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Geſinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu ſichern, und ſo wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einſt danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will ſie gern zum Guten anwenden.

Und nun weiß ich, in eben dieſem Moment macht Schenk ein verdrießliches Geſicht, und zwar über ſich ſelbſt — Nein, ſein Sie außer Sorge, ich habe freundſchaftliche Phantaſie genug, um hundert Urſachen zu erdenken, weſshalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich ſelbſt die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen ſchrieb, daſs ich hier ſein würde, mir die Ausfertigung des königlichen Dekrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz ſein. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freilich beſtimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nämlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies iſt kein Unglück, Florenz wird mir unterdeſſen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, ebenſo wenig, wie ich, ſind Sie Freund vom Briefſchreiben, aber ſo lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie ſich Herr von Savigny ausdrückt, ſo lange ich nicht die Ausfertigung des Dekrets habe, lebe ich in einer gewiſſen Unbeſtimmtheit, die ſehr unbequem iſt. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geſchrieben; erſt wenn ich Ihren Brief erhalte, ſchreib' ich ihm meinen Entſchluſs, eine neue Zeitſchrift unter meinem Namen ſtatt der Annalen Januar vom Stapel laufen zu laſſen, alsdann muſs ich auch Januar wieder in München ſein u. ſ. w. Sie ſehen, es iſt nicht bloß meine kindiſche Eitelkeit, ſondern auch die Nothwendigkeit, weſshalb ich Sie um ſchleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu thun, deſshalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müſſen jetzt gewiſs ſchon aus der Preſſe ſein, und da ich ſie von Ihnen ſelbſt haben will und an die kleinklatſchende Buchhandlung nicht deſshalb ſchreiben möchte, müſſen Sie mir das Buch per fahrender Poſt hierherſchicken, ebenfalls poste restante. — Und ich würde noch mehr ſchreiben, wenn ich nicht von der Nachtreiſe und von den neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erſchöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut
Ihrem ganz ergebenen
H. Heine.

75. An Feodor Iwanowitſch Tjutſchew*).

Lieber Tutſchef!

Dieſen Morgen bin ich in Florenz angelangt. Ich habe ſchon die Götter und Göttinnen im Palaſt Uffizi geſehen, ich habe ſchon die Bekanntſchaft einiger Gottheiten gemacht, die eben ſo ſchön und nicht ſo kalt wie Dieſe ſind, ich ſchrieb eben einen langen Brief an Herrn Schenk — Sie begreifen wohl, daſs ich ein Recht habe, müde zu ſein.

---

*) Geboren 1803 zu Moſkau, wurde ſchon in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre der ruſſiſchen Geſandtſchaft in München als Attaché beigegeben, und vermählte ſich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterſon, Gebornen Gräfin Bothmer. Eine Überſetzung ſeiner „Lyriſchen Gedichte“ von Heinrich Noé iſt 1861 (München, E. A. Fleiſchmann's Buchhandlung) erſchienen. — Das Original dieſes Briefes iſt in franzöſiſcher Sprache abgefaſſt.

Trotzdem muſs ich Ihnen ſchreiben, vielleicht können Sie mir nützen — Sie werden mir ja gewiſs baldmöglichſt antworten! Hören Sie.

Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Profeſſor iſt Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daſs ich ihm, ſobald ich in Italien angelangt ſei, meine Adreſſe mittheilen ſolle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieſer Erwartung ſchrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz ſenden. Dieſen Morgen angelangt, eile ich nach der Poſt, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geſchrieben, worin ich ihm angezeigt, daſs ich hier bleiben werde, um ſeine Antwort zu erwarten. Tauſend Gründe können die Urſache ſeines Schweigens ſein, aber da er Poet iſt, vermuthe ich, daſs es die Faulheit, jene Geiſtesfaulheit iſt, die uns ſo arg zuſetzt, wenn wir an unſre Freunde ſchreiben ſollen. Auch für Sie gilt dieſe Bemerkung — was mich betrifft, ſo ſein Sie überzeugt, daſs ich weder an Schenk, noch an Sie ſchriebe, wenn ich nicht möglichſt raſch die Nachrichten erhalten müſſte, die mich beſtimmen werden, entweder in Italien zu bleiben oder nach München zurückzukehren, was ich ſofort nach Empfang meines Ernennungsdekrets thun werde. Einliegend der Brief, den ich an Schenk geſchrieben und den Sie ihm gütigſt ſogleich überſenden wollen. Beſuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie ſehr Sie mein Freund ſind — ſagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutſchland abhängt, und da Sie Diplomat ſind, wird es Ihnen leicht ſein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daſs Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daſs er ſich der Pflicht entbunden glaubt, mir ſelbſt zu ſchreiben. Sie wiſſen, wie ſehr ich Schenk liebe, wie ſehr ich von ſeinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er iſt mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt ſeine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daſs die Nachwelt ihn mit Rückſicht hierauf beurtheilen wird — aber er iſt bei Alledem ein Staatsmann.

Schreiben Sie mir alſo, lieber Tutſchef, baldmöglichſt poste restante nach Florenz; ich werde hier bleiben, bis ich Ihre und Schenk's Antwort erhalten habe. Meine Empfehlung an Madame Tutſchef; ſie iſt eine treffliche Frau. Ich liebe ſie ſehr — und damit genug! Wäre ich nicht ſo ermüdet, wie es der Fall iſt, ſo fände ich wohl eine minder triviale Phraſe. Grüßen Sie Herrn Lindner von mir, wenn Sie ihn ſehen; ſagen Sie ihm, daſs ich ihm bald ſchreibe. Grüßen Sie Ihre allerliebſte Schweſter, Ihre Tante, und auch, wenn Sie wollen, die Frau déchargeuse d'affaires Amalie von Krüdener. Ich denke an ſie, weil ich eben Frau von Medicis, vormals Frau von Vulkan, Geborne Jupiter, geſehen. Ich bin

Ihr Freund

H. Heine.

Noch ein Wort. Sagen Sie ja dem erſten Kommis in der artiſtiſch-literariſchen Anſtalt der Cotta'ſchen Buchhandlung zu München (ſein Name iſt Wittmeyer), daſs ich ihn bitte laſſe, falls er Briefe für mich erhalten, dieſelben mir poste restante nach Florenz zu ſchicken.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

.76. An den Baron J. F. Cotta.

Florenz, den 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieſer Brief findet Sie ohne Schnupfen, Huſten und ähnliche Freuden, die jetzt im Lande, wo die Citronen blühen, ebenfalls ganz beſonders blühen und noch wohlfeiler, als letzte, zu haben ſind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüthe eines Katharrs, der es nicht rathſam macht, jetzt zurück über die Alpen zu gehen. Ich muſs wohl hier überwintern und Ihnen ſchreiben, ſtatt Ihnen perſönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben, ich ſei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deſshalb hier und wär' recht börniſch faul, ſo habe ich aus meinem italiäniſchen Tagebuch den Anfang ausgearbeitet, d. h. die Kapitel ausgeſchieden, die für das „Morgenblatt“ zu ſtark ſind, und ich ſchicke Ihnen für dasſelbe beikommendes Manuſkript*).

Ich habe ſeitdem in den Bädern von Lucca ſehr ſchöne Tage gelebt, ſowie auch in Livorno.

---

*) Auszüge aus der „Reiſe von München nach Genua,“ abgedruckt im „Morgenblatt,“ Nr. 288—298, vom 1. bis 12. December 1828.

Hier bin ich ſeit ſechs Wochen, warte auf Briefe und ſtudiere ſchöne Künſte, wozu auch das Ballett gehört! Ich mache Sie aber nochmals drauf aufmerkſam, daß ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich ſich eine ſolche Liebe ſehr gut mit Schnupfen und Huſten verträgt und ein eben ſo großes Unglück iſt. Im Gegentheil, ich bin fleißig, ſchreibe Viel, leſe jetzt Malthus und Bentham, und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eignen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird.

Was die Fortſetzung der „Annalen“ betrifft, ſo weiß ich nicht, was ich Ihnen beſtimmt drüber ſagen ſoll. Ich habe mir gedacht, es ſei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. „Neue Annalen; eine Zeitſchrift für Politik, Literatur und Sittenkunde, herausgegeben von * *,“ Dies wär' ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, und wobei man auch diejenigen Materialien, die nicht für „Das Ausland“ paſſen, vollauf benutzen kann. Wünſchen Sie ganz beſonders, Herr Baron, meinen Namen als Redakteur auf den Titel zu ſetzen, ſo will ich Ihnen darüber meine Gedanken, ſoweit ich ſie ſelbſt kenne, offen mittheilen.

1) werden immer Ihre Wünſche, wenn ich ſie, wie hier der Fall iſt, erfüllen kann, mir mehr gelten,

als Privatrückſichten, und wenn Sie drauf beſtehen, ſo will ich gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, daſs Sie alsdann auch für das Journal Etwas thun, d. h. ein anſtändig Honorar ausſetzen für Originalaufſätze, Bearbeitungen und Überſetzungen; ich dächte: für erſtere 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem ſie mehr oder minder ſelbſtändige ſind, 1 Louis für Überſetzungen. Wahrlich, ich denke nicht ſehr an Selbſtnutzen, aber ich will auch mein ſauer erworbenes Biſschen Namen nicht einbüßen durch ein ſchlechtdotiertes Journal.

2) Lindner hat in der letzten Zeit immer geſeufzt, er wünſche von den „Annalen" loszukommen u. ſ. w. War Dieſes eine damalige Extrapolitik und haben ſich ſeine Anſichten geändert, ſo will ich gern noch mit ihm die „Annalen" herausgeben, mit der einzigen Bedingung, daſs er keine Noten macht. Würde er aber nicht redigieren, ſo hat er verſprochen, Viel für die fortgeſetzten „Annalen" zu ſchreiben, ſo daſs die Lindner'ſche Politik immer darin einen ſtehenden Artikel bilden ſollte.

3) Wenn Lindner nicht redigiert, ſo muſs unſer Freund Kolb ſich des Ganzen annehmen, beſonders bis Ende April, wo ich ganz beſtimmt nach Deutſchland zurückkehre. Es würde mir auch Vergnügen

machen, ſeinen Namen neben dem meinigen als Redaktoren auf dem Titel zu ſehen. Mebold, auch Hermes haben in dieſem dritten Falle ihre Mitwirkung verſprochen, Menzel wird ebenfalls das Seinige beitragen, und bei gutem Willen dieſer Herren könnte man monatlich ein gutes Annalenheft liefern.

4) Auf mich iſt nicht Viel zu rechnen, Kolb und wieder Kolb muſs für Alles ſorgen — aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren; erſt ſpäterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang iſt, mögen Sie, Herr Baron, ſelbſt beſtimmen, was ich Ihnen dabei werth war.

Ich glaube, mich beſtimmt genug ausgeſprochen zu haben, und im letzteren Falle können Sie an Kolb den Inhalt dieſes Briefes mittheilen, und ich will noch beſonders einige Zeilen an ihn ſchreiben.

Hoffentlich hat mich Lindner ſchon bei der Frau Baronin Cotta hinlänglich entſchuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen für den „Damenalmanach“ nicht Folge geleiſtet. Ich habe direkt nicht ſchreiben wollen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag, und lief fort nach Italien. Ich hatte keine Muße, Poetiſches zu ſchreiben, wenn ich nicht die Badezeit verſäumen wollte. Indeſſen, glaub' ich, hat Herr Köchy in

Br(aunſchweig), den ich dazu aufforderte, eine Novelle für den Almanach eingeſchickt, und ich habe eine ungewöhnlich gute Meinung von ihm. Hat ein Herr Detmold von Heidelberg aus Etwas für das „Morgenblatt“ geſchickt, ſo bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen; er iſt ein ausgezeichneter Kopf. — Der Kunſtbaron Rumohr hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſchreiben, daſs er das beſprochene Romanfragment nicht ins „Morgenblatt“ ſchicken würde. Ich ſehe ihn ſelten, er kann mich nicht ausſtehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht ſonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundſchaft zwiſchen uns aufkommen. Zuletzt ſah ich ihn im Foyer der medicäiſchen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente. Ich bin mit dieſem Fürſten mehrmals ſolcherart zuſammengetroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu ſprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daſs ich mal unter ſeiner Regierung auf die Feſtung käme. Es iſt ſeltſam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böſe, welches ſie einſt thun können, und nicht an das Gute, welches ſie wahrſcheinlich thun werden. Der Menſch fürchtet immer mehr, als er hofft. Und ſo fürchte ich, dieſer Brief wird zu lang. und ich ſchließe.

77. An Dr. Guſtav Kolb.

Florenz, den 11. November 1828.

Lieber Kolb!

Ich habe heute dem Baron Cotta geſchrieben: wenn Lindner darauf beſteht, von den „Annalen“ zurückzutreten, ſo ſei ich erbötig, für die Fortſetzung derſelben als Redakteur genannt zu werden, und ich wünſchte alsdann ganz außerordentlich, daß der Dr. Kolb ſich als Mitredakteur nenne. Außerdem müſſe ſich mein Freund Dr. Kolb die ganze Laſt der Redaktion aufladen, wenigſtens bis nächſten Mai, wo ich nach München zurückkehre.

Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen ſelbſt ſagen, wie wenig Privatintereſſe mich dabei leitet; mein einziger Wunſch iſt nur, der liberalen Geſinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutſchland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für einen ſolchen Zweck. Es iſt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale ſind unſre Feſtungen. Ich bin gewöhnlich faul und läſſig, aber wo, wie hier, ein gemeinſames Intereſſe ganz beſtimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermiſſen. Laſſen Sie alſo die „Annalen“ nicht fallen; mein Name ſteht Ihnen dabei zu Dienſten, und auch für die Geldmittel iſt in ſo geſorgt, da ich den Baron Cotta gebeten habe, für Originalaufſätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3 Louisd'or und für Überſetzungen, wie gewöhnlich, 1 Louisd'or auszuſetzen. Für ſolch Honorar können Sie ſchon in jedem Monatheft etwas Gutes liefern.

Hermes und Mebold haben ihre Mitwirkung zugeſagt, Menzel wird gern ebenfalls Etwas geben, und Lindner liefert jeden Monat einen politiſchen Artikel. Ich werde freilich, wenigſtens ſolang ich in Italien bin, kaum ein Scherflein jeden Monat beitragen können. Wir ſind aber durch die Materialien, die „Das Ausland" hat und nicht brauchen kann, hinlänglich gedeckt. Iſt Herr Lanteub noch in München, ſo grüßen Sie mir ihn, er iſt ein fleißiger Arbeiter, und ich wünſche, daſs er für die „Annalen" ſo Viel als möglich liefere. Kurz, lieber Kolb, thun Sie das Ihrige, unterziehen Sie ſich der Redaktion, ich bin mit jeder Bedingung, die Sie etwa machen möchten, im Voraus einverſtanden. Ich wiederhole Ihnen: nur im Fall es der Baron Cotta beſonders wünſcht und es beſonders zweckdienlich erachtet, mag mein Name als Redakteur genannt werden; ich wiederhole nochmals, daſs ich alsdann ſehr wünſchte, den

Ihren neben dem meinigen zu ſehn, und endlich mache ich Ihnen auch den Vorſchlag, gar keinen einzelnen Redakteurnamen, ſondern die Namen der Mitarbeiter in franzöſiſcher Journalweiſe auf den Titel zu ſetzen; auch hiermit wäre ich ganz zufrieden. Nach meiner Anſicht mag folgender Titel gewählt werden: „Neue Annalen; eine Monatſchrift für Politik, Literatur und Sittenkunde," und als Motto ſchlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien."

Sie dürfen auch auf keinen Fall unterlaſſen, lieber Kolb, am Ende des Heftes in einer Note zu bemerken, daß man während meiner Abweſenheit alle Beiträge an Sie adreſſieren ſoll.

H. Heine.

---

78. An Dr. Leopold Zunz.

Berlin, den 22. März 1829.

Lieber Zunz!

Ich habe geſtern mit dem Baron Cotta über das von Ihnen zu ſchreibende Werk ziemlich wirkſam geſprochen und ihn demgemäß nicht abgeneigt gefunden, den Verlag desſelben zu unternehmen. Nach dieſer Eröffnung können Sie jetzt ſelbſt am beſten mit ihm darüber verhandeln. Er wohnt Hôtel de Brandebourg, und iſt am beſten des Morgens bis elf Uhr zu ſprechen. Ich habe ihm geſagt, daſs Sie bereit wären, die äußere Form des Buches den Abſatzbedürfniſſen gemäß einzurichten, und daſs Ihr Werk zu gleicher Zeit als theologiſches Fakultätsbuch den Theologen nöthig ſein wird, und zugleich als wichtige literariſche Erſcheinung auch den Nicht-Theologen und dem geſammten gebildeten Publikum intereſſant erſcheinen muſs, dergeſtalt, daſs auf Leſer und Käufer von beiden Klaſſen zu rechnen iſt.

Sie werden mich zu jeder Zeit bereit finden, in dieſer Angelegenheit Ihr Intereſſe zu vermitteln, indem Keiner mehr als ich das Geſchriebenwerden Ihres Werkes, der beförderten Wiſſenſchaft und meines eignen Vergnügens wegen, wünſchen kann.

Mit Hochachtung

Ihr Freund

H. Heine.

79. An Moses Moſer.

Potsdam, den 22. April 1829.

Lieber Moſer!

Dieſe Zeilen haben nur zum Zweck, dir meine Adreſſe mitzutheilen. Ich wohne nämlich ſeit vorigen Freitag hier bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich ſeit ſechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, ſo habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich ſehe hier Nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher ſind hier genug, ſowie auch Zeitungen. Ich las geſtern, wie auch in Paris ein Dutzend Bühnendichter ſich vereinigt, um einen Genieſtreich zu machen. Nämlich die Bittſchrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

Die Dummheit der Menſchen iſt immer dieſelbe, nur überall modificiert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo ſagen können.

Schicke mir meine Briefe, ſobald deren für mich ankommen. Ich bitte dich, frage nach in meinem vorigen Logis, ob Nichts für mich da abgegeben worden. Leb wohl, wahrſcheinlich ſeh' ich dich nächſte Woche. —

Dein Freund

H. Heine.

Schick mir doch die Bibel, ſprich Gans in Betreff der „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik," beweg ihn, mir den Thiers zu beſorgen, und wenn du den Sterne bekommen, ſo ſchick ihn mir. Hat die Börſenhalle die erſten Jahrgänge des Globe? und könnteſt du ſie für mich geliehen bekommen?

Wie befindet ſich Frau von Varnhagen?

Ich wohne bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

•80. An Moſes Moſer.

Potsdam, ich glaube den 30. Mai 1829.

Lieber Moſer!

Wenn du mir nicht gleich vierzig Thaler ſchickſt, ſo werde ich auf deine Koſten hier verhungern, du muſſt ſie alſo gleich auf die Briefpoſt geben. Am liebſten wär' es mir, wenn du mir ſie morgen

(Sonntag) ſelbſt brächteſt, denn ich glaube, daſs ich wohl nicht ſo bald auf den Gedanken des Nachberlinreiſens gerathe. Ich befinde mich zu ſehr in Miſsſtimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke dir für dieſe Güte, beſonders für die Grammatik. — Wenn du Veit mitbrächteſt, wär's hübſch. Zu ſeinem Almanach werde ich ganz beſtimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was beſſer wäre als die ſchon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wiſſen, wenn ich in einer Gattung nichts Beſſeres, als das ſchon Geleiſtete, geben kann. — Jetzt habe ich die italiäniſche Reiſe zur Feder genommen, und ſie ſoll den dritten Band der „Reiſebilder“ füllen. Du wirſt ſehen, daſs ich nicht im Gleiſe der alten Manier, ſondern in einer neuen, freien Form weiter ſchreibe. Ich umarme dich.

Dein Freund

H. Heine.

81. An Moses Moser.

Potsdam, den 5. Juni 1829.

Lieber Moſer!

Schönen Dank für die Beſorgung des Geldes. — Das Wetter iſt wieder ſo ſchlecht, daſs ich wohl auf die Hoffnung, dich morgen zu ſehen, verzichten muſs. — Ich habe mich ſeit vorigem Sonntag äußerſt ſchlecht befunden, und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu ſchicken. Jetzt geht's leidlich beſſer. — Ich denke an dich hier viel mehr, als es ſonſt dir wohl vergönnt ſein möchte, in der treibenden Tageszerſtreuung an mich zu denken. — Dieſe Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier beſucht. — Ich kann Wenig ſchreiben. — Bitte dich, ſag doch an Lehmann, daſs er dir die drei Hefte der „Politiſchen Annalen" geben ſoll; wenn ich zu dir nach Berlin komme, kann ich ſie dann zu mir ſtecken. Außer franzöſiſchen Memoiren, treib' ich jetzt wieder engliſche Geſchichte. Ich bitte dich, laſs das Sanskrit liegen und lerne Chineſiſch und überſetze mir einen chineſiſchen Roman; Das iſt das Beſte, was Einer thun und leſen kann. Seit meiner Bekanntſchaft mit den beiden Kouſinen iſt meine Seele in Peking, Nanking und To-tzong, ja in Orten, die meine Zunge nicht einmal ausſprechen kann. Ich umarme dich; leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

82. An Moſes Moſer.

Helgoland, den 6. Auguſt 1829.

Lieber Moſer!

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlaſſen, dir einige freundliche Grüße nach dem Kontinent hinüberzuſchicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seeſturm, glücklich hierhergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem rothen Felſen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer iſt mein wahlverwandtes Element, und ſchon ſein Anblick iſt mir heilſam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erſt, unſäglich elend geweſen, als ich mich in Berlin befand; du haſt gewiß darunter leiden müſſen. Ein melancholiſcher Freund iſt eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen dich dieſe Zeilen in vollem Wohlſein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Nikkels in Helgoland in der Nordſee.

Alle Okeaniden laſſen dich grüßen. — Ich wünſchte, du ſäheſt mal das Meer; vielleicht begriffeſt du die Wolluſt, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fiſch mit heißem Blute und ſchwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fiſch auf dem Lande. Auch die Seehunde laſſen dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich geſtern kennen lernte, läſſt ſich erkundigen, ob ‚Gans' ſein Buch fertig iſt? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

83. An Moses Moser.

Hamburg, den 13. Oktober 1829.

Liebſter Moſer!

Ich hoffe, daſs dich dieſe Zeilen in behaglichem Wohlſein antreffen, und ich ſende ſie dir eigentlich, um beiliegenden Brief meines Bruders zu begleiten, den ich ſchon zehn Tage liegen habe. Unterdeſſen iſt ſchon Brief aus der Türkei, wo er ſich wohl befindet, von ihm angelangt. —

Zwei Monate bin ich in Helgoland geweſen, und ſeit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, beſchäftigt mit Liebe, Politik und Ärger.

Wie gefallen dir einliegende Verſe*), die ich auf den Muſenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbſtperſifflage, als um unſere kleinen Freunde zu ſtacheln! Glaubſt du, daſs ſie von Dieſen nicht miſsdeutet werden können, ſo ſchick ſie an Gubitz für den „Geſellſchafter.“ Glaub aber nicht, daſs ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe, als dieſe Bagatelle und Ähnliches. Der dritte Band der „Reiſebilder“ gehört zu dieſen letzteren und ſoll jetzt gedruckt werden und dir Weihnacht ſeine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen läſſt dich grüßen. — Kannſt du mir deine Mendelsſohn-Rede mittheilen? Meine Adreſſe iſt: Hoffmann & Campe. — Leb wohl, laſs bald Etwas von dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

---

*) Dieſelben ſcheinen verloren gegangen zu ſein.

84. An Karl Immermann.

(Hamburg, den 17. November 1829.)

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen Nichts zu ſagen, als was die ganze Welt weiß, nämlich daſs geſtern Abend Ihr Trauerſpiel*), bei gutbeſetztem Hauſe und gutem Spiel, mit dem würdigſten Beifall aufgenommen wurde.

Zum erſten Male ſeit ſechs Monaten war ich wieder im Theater, in Geſellſchaft lieber Damen, deren Lippen allerliebſt ausſahen, als ſie das Lob Immermann's ausſprachen.

Heute habe ich Kopfſchmerzen, da das Theater, und beſonders wenn ich ein ganzes Stück anſehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich geſtern deſto geſund glücklicher!

Geſtern Morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitſcht und geſtern Abend Karl Immermann applaudiert. Zu erſterem Geſchäfte, das erſt zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müſſen, hab's lang genug aufgeſchoben, und ich ſelbſt war eben ſo wie die Andern ſehr neugierig, was ich thun würde. Sie, Immermann, haben den Richter geſpielt, ich will den Scharfrichter ſpielen oder vielmehr recht ernſthaft darſtellen. Der „Ödipus“ hat in Berlin nur Unwillen erregt; deſto mehr wird er hier von einer gewiſſen Klike, die mit dem Grafen ſteißlich einverſtanden iſt, ſehr goutiert. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, iſt geſtern arriviert, und ich bin gefaſſt auf die jämmerlichſten Machinationen. Ich ſprach ihn zuletzt in Italien, und erſt von ihm erfuhr ich, daſs Platen eben durch eine Xenie von Ihnen*) ſo ſehr in Harniſch gekommen. Ich kann vor lauter Lachen nicht ſchreiben. Unglückliche Xenie, ſie hat mich ins Verderben geſtürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die ſchrecklichſten Vorwürfe machen! Aus Rache ſoll Ihnen der dritte Theil der „Reiſebilder“ dediciert werden, und ich denke Ihnen das Buch in 4 bis 5 Wochen zu ſchicken. Ich hatte Ihnen freilich ein beſſeres Buch zugedacht, aber ich darf dieſe Gelegenheit nicht vorüber gehen laſſen, Ihnen eben das Buch zu präſentieren, worin die Spolia opima des großen Champion der Klaſſicität enthalten ſind. Ich ſpreche im Ernſt, ich hatte Ihnen etwas Beſſeres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat auch ſeinen Werth. Übrigens iſt das Buch zahm geſchrieben, nicht im mindeſten demagogiſch, ſagar gut ruſſiſch, was jetzt ſo viel iſt wie ultrapreußiſch. Wenn es mir möglich, beſuche ich Sie nächſtes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübſinnig, und erſt jetzt komme ich allmählich wieder in beſſere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monate hier. —

---

*) „Das Trauerſpiel in Tyrol," früher „Andreas Hofer" betitelt.

---

*) Siehe die Xenien von Immermann in Heine's „Reiſebildern;“ ſämmtliche Werke, Bd. I, S. 185 ff. Es iſt hier die Xenie gemeint:

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaſelen.

Ihren „Friedrich“ *) habe ich mit Entzücken geleſen. Er iſt mir unendlich lieber als der „Hofer,“ den ich, ſo hoch ich ihn verehre, dennoch am wenigſten unter Ihren Stücken liebe.

Geſtern Abend freilich gefiel er mir beſſer, als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als ſei er in gedrückt krankhafter Stimmung geſchrieben. Köſtlich machten ſich geſtern Abend die Tyrolerlieder, während in der Ferne geſchoſſen wurde. Lenz hat gut geſpielt, Schön-Elſi vortrefflich. Der letzte Akt, poetiſch der ſchönſte, war

---

*) Das Trauerſpiel „Friedrich II.“ von Immermann.

theatraliſch der ſchwächſte. Bis zum vorletzten Akt erhielt ſich im Publikum die athemſchöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatraliſchen Reiz und einen wohlbekannten Ausgang. Er hat daher weniger zugeſagt, als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals leſen, und nächſtens ſage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Adreſſe iſt: Hoffmann und Campe. Es freut mich, daſs Campe Ihre ſämmtlichen Schriften herausgiebt. Je n'y ai pas nui. — Sämmtliche Redakteure Cotta'ſcher Zeitſchriften ſind mir feindlich, im „Morgenblatt" verſtümmeln ſie meine Aufſätze aufs ſchändlichſte*). Der alte Cotta ſelbſt iſt ſehr brav. Einige Abende vor meiner Abreiſe von München, als ich ihm ſagte, daſs in ſeinem Verlage das Platen'ſche Pasquill erſchiene, ſagte er mir, daſs ich es mir von ſeinen Leuten geben laſſen ſolle. Es hätte mir nur ein Wort gekoſtet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

---

*) Kap. XXII — XXV und XXXII — XXXIII der „Reiſe von München nach Genua," ſowie Kap. I und II der „Stadt Lucca" wurden zuerſt in Nr. 265, 266, 284, 285 und 286 des „Morgenblatts," vom 5., 6., 27., 28. und 30. November 1829, abgedruckt.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie ſehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgeſinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb ſind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nämlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

Ihr Freund

H. Heine.

85. An Karl Immermann*).

Anbei, lieber Immermann, mein Buch, deſſen zweite Hälfte Etwas werth iſt, da ich darin zum erſtenmal verſucht habe, einen Charakter leben und ſprechen zu laſſen; es iſt dies Stück, „Die Bäder von Lucca," nur Fragment eines größeren Reiſeromans, den ich Ihnen vielleicht nächſten Herbſt vollendet ſchicke. Dies ſoll mich auch decken gegen die mögliche Beſchuldigung, daſs ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dediciert. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie ſich gebührt, aus dem Buche hinausgeſchmiſſen. Sein anonymer Aufſatz: „Aus dem Tagebuche eines Leſers“ *) bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm ſelbſt zu nehmen. Ich habe dieſen Wurm jetzt ſo tief durchſchaut, er iſt mir ſo beſtimmt aufgegangen in all ſeiner Miſère, daſs ich ihn nur noch wie ein eignes Werk der Phantaſie betrachte; ich könnte gleichſam jetzt die Platen'ſchen Werke fortſetzen, und ſogar Alles ſelbſt ſchreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, ſondern gegen ſeine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich ſah den guten Willen, daſs man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke geweſen, wenn ich Rückſichten und Verhältniſſe halber ſchonen wollte. Mein Leben iſt ſo rein, daſs ich ruhig erwarten kann, daſs man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war ſo mäßig, daſs ich keinen Skandal auftiſchte, daſs die wenigen Perſonalnotizen, die ich gab, nur das Literariſche erklären ſollten. Der Dieb, der in Odenſee im Zuchthauſe ſitzt — iſt ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, ſchrieb er an Schenk, daſs Cotta ihn verhungern laſſe, daſs man Etwas bei dem König

---

*) Dieſer Brief, deſſen Schluſs verloren gegangen, iſt unzweifelhaft im December 1829 geſchrieben.

---

*) Im „Morgenblatt,“ Nr. 279, vom 21. November 1829.

für ihn thun müſſe, daſs er ja doch nicht lange leben könne, er ſei in der Auflöſung. Zu jener Zeit beſchwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu ſagen, weil von Schenk die Königliche 600-Guldengnade abhinge — ich ſprach zu ſeinen Gunſten, ich ſtimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verſchweigen muſs — und zu derſelben Zeit ſchrieb der Elende den „Ödipus." Ich weiß, er haſſte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daſs wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchener Lorberen, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat ſein Haſs ins Wort, um ſo freier, da ich zufällig nicht der Miniſter bin, und um ſo ſtärker, da er dem Miniſter noch ſchmeicheln muſſte. Und, heiliger Gott! welcher Baſſeſſe der Schmeichelei iſt ſolch Auswürfling der Adelskaſte fähig! Ich weiß Greul, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder perſönliche Anläſſe. Er empfiehlt ſich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädraſten, der verbreiteter und mächtiger iſt, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich ſpreche ſo ernſt wie eine Bildſäule: die Pädraſten ſind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen Bunde der Ultramontanen und Ariſtokraten. Warum man eigentlich ſo erbittert gegen Sie iſt, weiß ich nicht;

aber man iſt es. Die literariſchen Erſcheinungen worüber Sie Ihr Befremden ausſprachen, ſind keine Zufälligkeiten. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Kongregation, aber er macht ihr die Kour.

Wie es hier mit Ihrem „Hofer“ gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, iſt das Stück mit großem Beifall geſehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Korreſpondenten in den Blättern, die Alle gegen das Stück ſind, ihm Poeſie genug zuſchreiben, aber eben deſshalb behaupten, es ſei nicht für die Bühne. Lebrun, den ich zufällig ſprach, ſagt auch, das Stück habe nicht miſsfallen, im Gegentheil; ſo auch Zimmermann hat nur von Beifall gehört. Es iſt läppiſch, von ſolchem Parterregeklätſche zu ſprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hieſige Primadonna iſt vorgeſtern Pietiſtin geworden, hielt geſtern ſchon Betſtunden, und hat der Direktion anzeigen laſſen, daſs ſie in keinen ſinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus-Wranitzky. —

Was Uechtritz betrifft, ſo haben Sie Recht, und ich habe Unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platen's ſitzend, geſtehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Uechtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es iſt mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu haben, und bei nächſter Auflage ſoll alles auf ihn Bezügliche wegfallen*). — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde ſelbſt, wie Napoleon, der immer ſehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre! Es galt kein ſcherzendes Turnier, ſondern Vernichtungskrieg, und bei aller Beſonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überſchauen. Ich ſchrieb es unter ſchlechten Umſtänden, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin iſt, entſtand durch Kontraſt — ach, ich ſalbadre. Ich wünſche, daſs die Art, wie ich bei Platen die Päderaſtie behandelt, Ihnen nicht ganz miſsfalle. Es galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, daſs er

. . . .,

ſo würde man mir Leidenſchaftlichkeit zugemuthet haben. So muſste ich die Wahrheit ſelbſt verſchweigen, um glaubwürdig zu bleiben. . . . . Deſto beſtimmter war ich in Hauptſachen.

---

*) Die auf das Drama: „Alexander und Darius“ von Uechtritz bezüglichen Stellen ſind leider auf S. 184 und 293 des erſten Bandes der vorliegenden Ausgabe wieder abgedruckt, da dem Herausgeber dieſer Brief Heine's an Immermann erſt ſpäter bekannt geworden iſt.

86. An Moſes Moſer.

Hamburg, den 30. December 1829.

Lieber Moſer!

Ich wünſche dir Glück zum neuen Jahre, und, um mich kurz zu faſſen, wünſche ich dir Alles, was mir fehlt. Dazu gehört in dieſem Augenblick auch Geſundheit.

Meine Schreibſaumſeligkeit entſtand dadurch, daß ich dir zugleich mit einem Briefe auch den dritten Theil der „Reiſebilder“ ſchicken wollte. Doch da dieſer die Preſſe verließ, faſt noch ehe er geſchrieben war (irländiſcher Bull), ſo hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Poſt zu ſchicken — und nun gar verſäumte ſie mein Burſche. Doch jetzt wirſt du das Buch erhalten haben. Du muſſt mich bei Lehmann und Zunz vertreten, daſs ich ihnen nicht, wie früher, das Buch geſchickt; es geſchah aus dem natürlichen Grunde, weil mein Verleger mir früherhin 74 Freiexemplare und diesmal nur 12 gegeben hat. Du muſſt daher den Freunden dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lektüre.

Da du in deinem wohlverſchanzten Komptoir keine Idee von den giftigen Pfeilen haſt, die ſeit Jahr und Tag gegen mich heimtückiſch geſchoſſen werden, ſo erlaube ich dir immerhin, die ſtrenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu miſsbilligen. —

Ich wünſche, daſs dich das Buch durch theilweiſes Amüſement für die Ennui der Lektüre entſchädige; ſpätere Bücher mögen im Stande ſein, manche Herbheiten darin als nothwendig nachzuweiſen. — Da dieſes Buch ſchon vor der Geburt ſeine kompetenteſten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits ſehe, ſo wünſche ich, daſs du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches Etwas thun können (namentlich Gans), dazu aufforderſt, und zwar bedürfte es der ſchleunigſten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt dieſe Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Kritiſches darüber zu ſchreiben, wie er mir verſprach, ſo bitte ich ihn, es bald zu thun, und wenn keine dortige Redaktion Solches bereitwillig iſt zu drucken, ſo bitte ich ihn, es mir ſelbſt zu ſchicken. Es iſt Krieg, und du wirſt ſehen, wie ſehr ich der Beihilfe bedarf. Auch an Lehmann muſst du in meinem Namen ſolche Bitte vortragen. — Was dich ſelbſt betrifft, ſo bin ich zufrieden, wenn dir in deiner idylliſchen Komptoirruhe das ferne Waffengeräuſch nicht gar zu unangenehm an die Ohren tönt. Verzeih mir, lieber Moſer, daſs ich meine Feinde todtſchlage, die mich todtſchlagen wollten. — Ich denke, dich bald wieder zu ſehen. — Das Wetter iſt das Einzige, was mich vom Reiſen abhält. Meine Adreſſe iſt Dr. H. bei Wittwe B. Heine, Geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Bei dem Überfluſs an Namensgenoſſen, deren ſich dieſe Stadt erfreut, bedarf es ſolch ausführlicher Adreſſe. —

Leb wohl, und laſs die Ritzen an dem Fenſter, wo dein Pult ſteht, mit Baumwolle verſtopfen, die Zugluft iſt bei jetziger Witterung ſchädlich. Ich habe Zahnſchmerzen — folglich darfſt du im Scherze ſelbſt 50% Ernſt annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

87. An Karl Immermann.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Liebſter Immermann!

Ihr „Tulifäntchen“ liegt ſeit 10 Tagen auf meinem Tiſche (ich glaube nicht, daſs Sie Dieſes ungerne hören, obgleich Sie mich nicht beſonders dazu berechtigt, es zu leſen), und ich würde Ihnen ſchon vor 8 Tagen darüber geſchrieben haben, wenn ich nicht ſo halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu ſchreiben; ich ſprach ihm geſtern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht geleſen, und daſs ich nur einige Kleinigkeiten daran auszuſetzen hätte. Dies, wollte er nun, ſollte ich Ihnen ſchreiben, und in der That, lieber Immermann, ich habe zu ſehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, als daſs ich Ihnen Etwas verſchweigen dürfte, was Ihnen vielleicht miſsfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausſchicken; ich tadle an „Tulifäntchen“ einige Longeurs, und dann hie und da das Metriſche. Beides ließe ſich leicht verbeſſern, Erſteres durch Streichen, das Andre durch einige Wortverſetzungen und Vertauſchung einiger Worte. Die metriſchen Mängel beſtehen nämlich darin, daſs die Worte und die Versfüße immer zuſammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich iſt, nämlich wenn nicht juſt das Metrum ſich ſelbſt parodieren ſoll, was im „Tulifäntchen“ oft Ihre Abſicht iſt. Sie verſtehen; ich meine, daſs da, wo das Wort ſich endet, auch immer der Versfuß (— ◡)

ſich bei Ihnen endigt. Wie leicht läſſt ſich Dem meiſtens abhelfen! Mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metriſchen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiſs ſchnell genug geſchrieben, nochmals in ſolcher Hinſicht durchſehen? Die zweite Durchſicht wäre gewiſs Gewinn. Oder wollen Sie, daſs ich es für Sie in ſolcher Hinſicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorſchlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweiſen können?

Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts?

Ich habe Campe erſucht, das Gedicht noch zur Oſtermeſſe zu bringen (welches nicht ſeine Abſicht zu ſein ſchien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher Dergleichen Monate lang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunſch zu entſprechen, verlangte Campe, daſs ich Ihnen gleich ſchreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Laſſen Sie ſich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in Betreff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und deſshalb nicht ſchreiben. Ach, lieber Immermann, ich würde es Ihnen ſogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenſeite jenes Buches ſähen und es Ihnen miſsfiele.

Dazu kommt noch das Schweinekoncert der Angeſtochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; Das könnte Einen leicht verwirren, wenn man nicht ſeiner Sache ſicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einſicht, ich habe drei Monate nachgedacht über Das, was ich thun wollte, und ich that nur, was die eiſerne Nothwendigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenſchaftlichen Übereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: „Der arme Heine, der arme Immermann!“ — Das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie beſtechen — als ich in München zuerſt hörte, daſs der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill ſchreibe, ſagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daſs ich ihn dafür züchtigen werde, ſelbſt wenn er mich darin verſchont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich ſelbſt betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkſte that, ſo geſchah es, weil Dieſes oder gänzliches Schweigen nothwendig war.

Doch, ich bin froh, meine Freunde in Berlin, beſonders Varnhagen, der beſonnene Varnhagen, giebt mir Recht, und obgleich hier ein Neſt platoniſcher Liebenden und alle Sottiſen gegen mich von hier ausgehen, ſo hat mein Buch hier die enthuſiaſtiſchſten Zuſtimmer, darunter auch, ganz unbedingt, unſern Freund Zimmermann. Doch, ich verließ ein lieberes Thema, nämlich unſer liebes „Tulifäntchen,“ den kleinen Helden, den epiſchen Kolibri. Er iſt durch und durch poetiſch, beſonders das vorletzte Kapitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, ſüße Drolligkeit und Anmuth überall durchlauernd. Es iſt ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und ſich allerliebſt mit den Elementen des Kindermärchens vermiſchen, die mit naivem Ernſte darin laut werden.

88. An Karl Immermann.

Lieber Immermann!

Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern ſchreibe ich Ihnen dennoch, lieber Immermann, um Ihnen ohne Zeitverſäumnis einliegende Bildchen zu ſchicken, die mir eben der Maler Lyſer*) endlich fertig gebracht. Was Ihnen daran miſsfällt, ſagen Sie, auch können Sie nach Belieben eins oder das andre verwerfen. Sie müſſen auch ſelbſt die Unter- oder Überſchriften angeben, die der trübſelige Campe (wir ſtehen gar nicht gar zu ſüperbe) vor der Hand verfertigt hat. Das Manuſkript hat ſeitdem und noch immer der Maler in Händen gehabt, ſo daſs ich es nicht zum zweiten Male durchgehen konnte; es wird wohl nicht viel Zeit zu weiterer Beſprechung übrig ſein, wenn das Gedicht gleich nach Ihrer Genehmigung der Zeichnungen in die Preſſe kommen ſoll. — Und wenn ich es genau bedenke, ſind die metriſchen Veränderungen, die Sie wohl vornehmen könnten, nicht von der Art, daſs der Mangel derſelben dem Gedichte in den Augen des großen Publikums ſchaden könnte; denn das große Publikum verſteht gar Nichts von Metrik und verlangt nur ſeine kontrahierte Silbenzahl. Überhaupt ſind ganz gute Verſe im Deutſchen eine Unmöglichkeit. An dieſe Bemerkung ſchließt ſich meine Dankſagung für die Gedichteſammlung — doch miſsverſtehen Sie mich nicht, ich bin voller Bewunderung für einen großen Theil derſelben, in poetiſcher Hinſicht, ich ſtaune ob Ihrer Produktivität überhaupt (ich mache gar keine Gedichte mehr), und nur an — ⌣ — ⌣ ⌣ — ⌣ hab' ich allenfalls Etwas auszuſetzen. „Die Wiege des Königs von Rom“ iſt ſüperbe; die letzten 4 Zeilen hätte ich fortgewünſcht. Die Elegien herrlich, auch die Vorſprüche bei jedem Abſchnitt — doch wer kann eine Gedichteſammlung in ſolcher Einzelweiſe loben oder tadeln! Am liebſten wär's mir, ich könnte mündlich mal mit Ihnen ſchwatzen. Wird aber nicht ſo bald angehen. Meine Geſundheit iſt zerrüttet, und ich muſs wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder in Helgoland baden kann. Sagen Sie an Herrn Schnaaſe, daſs der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, ſich bald nach meiner Abreiſe dort erſchoſſen hat, und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm ſchon vorher abgemerkt, daſs ihm das Leben zur Laſt war, da er am liebſten bei hoher See zum Vogelſchießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu ſcheinen, manchmal begleitet habe. Er ſchoſs noch viele Vögel, manch hübſchen Vogel, und den merkwürdigſten zuletzt.

---

*) Der taube Maler J. P. Lyſer hatte Illuſtrationen zu Immermann's „Tulifäntchen“ angefertigt, die indeß bis jetzt nicht veröffentlicht worden ſind.

Dies Alles ſchrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße ſpedierte — ſagen Sie Das an Schnaaſe.

Ich bin ſehr lebensheiterer Stimmung und habe dem ſiechen Körper dieſen Winter manchen Genuſs abgetrotzt — eine Folge ſolchen Trotzes iſt meine Müdigkeit in dieſem Augenblick.

An Platen denke ich wenig, obgleich ich oft genug an ihn erinnert werde. Man ſchimpft — und darauf war ich gefaſſt. Doch regen ſich ſchon einſichtsvolle und unparteiiſche Stimmen. Wenn Sie irgend eine tüchtige Feder für mein Buch gewinnen können, ſo unterlaſſen Sie es nicht; man kann für fremde Bücher mit mehr Eifer die Leute zum Verfechten anregen, als für eigne Bücher. Es könnte noth thun; im Süden, höre ich, rüſtet man ſich. Was geht's mich an! Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Campe iſt ein echter Buchhändler — es iſt Alles damit geſagt; es iſt eine Sünde, wollte man generöſe gegen ihn ſein. Sehen Sie ſich vor.

Mit Menzel hab' ich ſeit Jahr und Tag keine Berührung gehabt; habe ihm mein Buch nicht geſchickt, da ich nichts Gutes von ihm erwarte. Haben Sie Nachricht von Beer? Ach, ich bitte Sie, legen Sie es ihm ans Herz, mich in München, beſonders gegen Schenk, in der Platen'ſchen Sache zu vertreten*). Ich verliere nicht gern Freunde, obgleich ich mir jetzt immer für den kleinſten Freund, den ich verliere, gleich zwei große Freundinnen anſchaffe. — Und nun, leben Sie wohl und ſchreiben mir bald. Die Zeichnungen können Sie direkt an Campe ſchicken; er verſichert mir, Ihr Unmuth beruhe auf Miſsverſtändnis. Ich hab' ihm gehörig den Text geleſen. — Geſtern Abend, bei einem Diner, habe ich ſehr viel mit dem Theaterdirektor Schmidt über Sie geſprochen; er verehrt Sie ſehr. Schreiben Sie nur immer ohne Rückſicht auf die Bühne, überlaſſen Sie das Bühnengerechtmachen einem Handwerksverſtändigen, und die Sachen werden beſſer gehn. So ließe ſich der „Petrarcha“ ſehr gut aufführen. Ein andermal mehr davon.

---

*) Immermann ſchrieb in Folge dieſer Mahnung den 2. April 1830 an Beer: „Heine's „Reiſebilder“ habe ich geſendet und wünſche Ihr Urtheil zu hören. Er hat ſich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geſchrieben in ſeiner kindlich zutraulichen, drolligen Weiſe. Ihm ſcheint an Ihrem Wohlwollen Viel zu liegen, er erwähnte Ihrer faſt in jedem Briefe. Im letzten ſchrieb er mir, ich möchte Sie bitten, daſs Sie ihn in der Platen'ſchen Sache gegen Herrn v. Schenk verträten, was ich denn hiemit thue. Seine Replik iſt idealiter zwar ſchwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, daſs man ſeinerſeits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens iſt zu erwägen, daſs Platen ihn perſönlich auf die gemeinſte Weiſe zuerſt angefaſſt hat.“ — Michael Beer antwortete am 11. April 1830: „Von Schenk habe ich ſeit längerer Zeit keine direkten Nachrichten, und ich weiß nicht, wie er über Heine's Buch denkt. In der Korreſpondenz oder im mündlichen Geſpräche will ich ſpäter gern den Anwalt desſelben ſpielen, ſoweit es meine Ehrlichkeit zuläſſt. Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weiſe ich ſeiner erwähnte, ſo ſagen Sie ihm, er ſollte ſich erinnern, wie oft er mir geſagt, daſs ich die meiſten Dinge mit Glacéhandſchuhen anfaſſte. Ich hätte mir dieſe Handſchuhe bei Lektüre ſeines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine ſo derbe Koſt wie ſeine Satire nicht ohne Indigeſtion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel

Ihr Freund

H. Heine.

Hamburg, den 14. März 1830.

---

dabei geworden. Übrigens grüße ich ihn aufs herzlichſte, und meine perſönliche Neigung für ihn ſei noch immer die alte. Ich bitte, ſchreiben Sie ihm Das.“

89. An Karl Immermann.

Änderungs-Vorſchläge zum „Tuliſäntchen“.*)

Erſtes Buch.

Erſtes Lied.

S. 11. Das Geſchlecht der Tulifant
Blüht' einſt hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlöſſer, reiches Kornland ꝛc.

Die Endungen der Verſe wollen mir nicht zuſagen durch ihren Gleichklang. Ließe ſich nicht etwa ſetzen:

Einſt im Fantenreiche blühte
Das Geſchlecht der Tulifant ꝛc.

S. 12. Seht Ihr dort . . . . .
. . . .

---

*) Die Seitenzahlen beziehen ſich auf die älteſte Auflage (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830). — Die von Heine empfohlenen Änderungen wurden von Immermann faſt ſämmtlich ausgeführt. Letzter ſchreibt darüber an Michael Beer unterm 3. Mai 1830: „Heine ſchickt mir vier enggeſchriebene Bogen über „Tuliſäntchen“ mit (meiſt metriſchen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr ſind. Sie ſollen noch benutzt werden. Dieſer Beweis von Antheil hat mich natürlich ſehr erfreut, und ich muß ihm daher ſchon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“

Jenes Mäuer*chen*, *zwei* Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das „*chen*“ als lange Silbe, wenn „zwei“ als kurz gebraucht wird, miſsfällt mir. Da doch die Verſe mit ſpondäiſchen Trochäen ſich endigen, ſo könnten Sie in beiden Verſen ſehr gut „*Mäuerlein*“ ſetzen. Die ſchweren Trochäen machen ſich überhaupt im komiſchen Pathos ſehr gut.

S. 12. Eine Mauer iſt die Mauer,
Und die Thür iſt eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür
Öffnet den Kartoffelkeller.

Den dritten Vers verſteh' ich nicht. Iſt da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und *rufte*: (?)

Zweites Lied.

S. 14. Chriſtoph, Don Chriſtofo
Soll er heißen; wie Sankt Chriſtoph ꝛc.

Im erſten Vers iſt ein Fuß zu wenig; ſoll's etwa „Chriſtoforo“ heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genoſſin . . . .
. . . .
Und er ſprach zu ihr *bedeutend*:

Ich würde, auch ſchon wegen des Wortſinnes, „bedeutſam“ ſetzen; es klänge mit der folgenden ſchweren Trochäusendigung gut zuſammen.

S. 16. Denn ich ſeh' des alten Hauſes
— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich ſeh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

ſchlag' ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieſer Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch beſſer und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauſes Ehre
Solch chineſiſch Teufelchen.
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Beſſer wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie ſoll, ſpricht Donna Tulpe,
Hohes Weſen, Das geſchehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Weſen" angeredet werden.

S. 21. Rieben ängſtlich ſich die Augen.

? Etwa: „Und ſie rieben ſich die Augen." (Wär' auch epiſch einfacher.)

Viertes Lied.

S. 22. Willſt zu den Lilliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?

Letzterer Ausdruck miſsfällt mir, riecht zu ſehr nach der Reimnoth. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? („Willſt zu Lilliputanern?" klänge, obſchon ſchlecht, doch immer beſſer, als „futtern.") Das Ganze iſt aber köſtlich; drolliger Ernſt.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, ſitzet,
Rüſtet's Schwert dem tapfern Söhnlein.

Außer der Härte des „Rüſtet's Schwert" miſsfällt mir auch der Ausdruck ſelbſt.

S. 25. Edle Donna, nun beweiſet
Muth, gleich der ſpartan'ſchen Mutter!

Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch“ nicht ebenfalls „Denn“ heißen?

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe koſt' er.

„Mit der Nixe“ ſoll's wohl heißen, iſt ein Schreibfehler.

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er ꝛc.

Könnte der erſte Vers nicht verbeſſert werden?

S. 34. Groß iſt unſer Reich, noch nicht
Schloſſen ſich des Landes Grenzen.

„Noch nicht?“

S. 34. Doch wie kam es, daſs das Mannsvolk
Euch gewichen iſt ſo kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette ꝛc.

Ich wünſchte ein anderes Wort für „kraftlos,“ damit an dem hübſchen epiſchen Beiwort „die kräftige Brünette“ Nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächſt eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuſchung
Sucht' in dem galanten Sachſen.

Beſſer wär' wohl „Irrthum.“

S. 36. Dieſer Baumflock iſt Regale.

Oder heißt es „Baumfleck?“ Undeutlich geſchrieben.

S. 37. Denn ſo hieß die Stadt, die große.

Mir gefiele beſſer: „die große Stadt.“

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.

Ich ſchlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen“.

S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette

Allzu hart!

S. 39. Statt: Doch die Premierminiſtrin
Lauſchet durch des Zuges Falte.

würde ich ſetzen:

Aber die Premierminiſtrin ꝛc.,

Premier als Jambus gebrauchend.

S. 40. Unabläſſig flog die Wilde
Um die Fürſtin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldoſe,
Um den Scepter, Hermelinflies. (um die Krone).

Bei ſolchem Tauſch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verſe, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel,“
„Der bemeldete Reichsapfel“

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Princip des Zeitmaßes ſtatuieren will, und ich muſs wirklich geſtehen, daſs letzterer Vers dem Ohre nicht widerſteht, indem das Ausſprechen des Wortes „Reichsapfel,“ beſonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber dieſe Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erſpart worden iſt und ſomit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verſe, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem ſchönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, ſtets erſehnte,
Nie genug geleckte Freſſen,

Etwas ſtark unedel!

Das Erſtechen der Fliege iſt etwas zu breit beſchrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. „Opfer ſeiner Leidenſchaften,
Haucht der Wüthrich aus zum Hades
Seine Seele, laſterſchmutzig.

Paſſt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierminiſtrin
Sprach jetzt die Premierminiſtrin.

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präſentierte knixend
Sie den Helden Grandioſen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran iſt richtig, und doch gefällt er mir nicht.

Zweites Buch.

Erſtes Lied.

Wunderſchön! Dieſes Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, beſonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appoſitionen, die Whims. Nur ein Wort miſsfiel mir, nämlich „bekleiben."

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! Rother Raſen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rothe Bett von Raſen.

Das Beiwort „ſchwarz" miſsfällt mir hier, weil der „rothe Raſen" ja ebenfalls von Blut gefärbt iſt. Ich ſchlüge vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu ſetzen.

S. 61. . . . . denn ſie gähnet
Über Gott ſelbſt und den Himmel.

Ich ſchlüge vor:

. . . . denn ſie gähnet
Über Gott ſogar und Himmel.

S. 61. Eine welthiſtor'ſche Stimmritz'

Was iſt Das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß ſagt, daſs er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schläfer ſtehn im Schutze ꝛc.

Hier hätte ich weit lieber die epiſche Wiederholung, daſs er den Bauer ſchützen will, daſs er dem Schläfer helfen will u. ſ. w. Die Luft heilen, weil ſie zerriſſen worden, ſcheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil ſie mit ſchmutz'gem Athem vermiſcht worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

S. 67. Rathet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tuliſante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: „Geldes brauchte.“

S. 69. Macht's auf Ehre ganz charmant.

Dieſer Vers (nachdem der Rieſe die letzte Tonne ausgeſoffen) klingt mir etwas matt. Laſſen

Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

S. 78. Einen tiefen Blick heut Abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieſer Vers iſt zu ſehr ſchlagadodriſch.

S. 79. Noch drei Tage ſoll ſie leben,
Nach drei Tagen ſoll ſie *dran*!

Wär' nicht beſſer: „*ſterben*?“

Fünftes Lied.

S. 80. Was den Helden *nur* verdroſſen?
Was den Muth ihm nur verdüſtert?

Das mangelnde Hilfszeitwort iſt gegen die epiſche Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug giebt, und ſo z. B. klänge beſſer:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Muth verdüſtert?

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig ſitzen bleibt im Walde,
Und am ſchwanken Binſenaſte
Schwertlein, Schildelein der Roſt zehrt.

Mir klänge beſſer: „Schwertlein, Schildlein dort verroſtet.“ Es verſteht ſich, daſs das „dort“ ein Flickwort iſt und durch jedes beliebige erſetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt Dein unvergleichlich Kampfroſs?

Ich würde das „dir“ im erſten Vers fortfallen laſſen, und im zweiten Vers würde ich dann, ſtatt „unvergleichlich,“ ein Beiwort nehmen, deſſen letzte Silbe kürzer als „lich“ iſt und ſomit das Zeitmaß beſſer auskomme und mit dem vorhergehenden Verſe korreſpondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr’ ich ꝛc.

. . . .

Schon drei Tage klopf’ ich ꝛc.

. . . .

Schon drei Tage fordr’ ich ſchlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfſtreich;
Sitzt er auf der Mau’r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn’ges Fodern
Iſt vergebens, nicht bemerkt er’s.
Seine Augen überſehn mich ꝛc. ꝛc.

Faſt ſollt' ich glauben, es ſei hier ein Abſchreibefehler; die unterſtrichenen Verſe müſſten erſt vor dem letzten Vers kommen, ungefähr ſo:

. . . .

Mir herab auf Schwerteskampfſtreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Iſt vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut ſein Tüpto;
Seine Augen überſehn mich ꝛc. ꝛc.

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.
Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus iſt meine Bahn. Der Stern fiel.
Meine Bahn iſt aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine ſchwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieſer Sir war ſeines Volkes,
Des maſchinengrübeltiefen, ꝛc.

„Sir" iſt nicht zu ſtatuieren. Schiller gebraucht es in „Maria Stuart" aus Unwiſſenheit. „Dieſer Sir" kann man gar nicht ſagen. Statt „Sir" müſſen Sie „Gentleman" ſetzen.

S. 86. Jener Sir ſprach denkend alſo ꝛc.

„Der Sir“ kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angeſicht
Glätteten die Runzeln ſich,

Daſs beide männliche Versendungen auch aſſonieren, tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rothem Lichte
Zog ſich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erſcheinung.

Deutlicher wäre:

. . . .
Zog ſich nach, wo ſie geflogen,
Dieſe göttliche Erſcheinung.

Auch das Beiwort „göttlich“ will mir bei einer Fee nicht munden.

Sechſtes Lied.

S. 90. . . . (Der Rieſe ſaß) . . . .
Traurigkeit im finſtern Auge
Über ſeine ſtrenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leſer, die das Komma ſehen, und des verſtändlichern Klangs wegen würde ich die Appoſition nicht hinzu ſetzen, oder ich würde ungefähr ſagen:

Die den Mord befahl dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu ſehr überladen.

Siebentes Lied.

S. 101. . . . . das Geſicht
Glich, ein wenig abgeſchmackt ꝛc.
S. 101. . . . . . der Sir aus England.
S. 101. Die Leidträger aber ſind
Dampfbedienter, Dampfmiſtreſs.

„Miſtreſs“ kann gewiſs nur als Trochäus gebraucht werden, auch ſagt man nicht „die Miſtreſs,“ ſondern „die Lady; ich würde vorſchlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

S. 103. Ach, mein Roſs, mein liebes Röſslein! (Roſs!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Röſslein“ klagen laſſen. Daſſelbe gilt nachher:

S. 103. . . . . . Ach, mein Röſslein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge beſſer:

. . . . Ach, mein Roſs,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro!

S. 104. — daſs wir durch keinen Sieg

Sieger werden des gemeinen
Loſes aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Geſanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorſpruch.

S. 107. Doch im Innern blieb ſie, wie
Sie geweſen, Chaos blieb ſie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt ſich's herrlich und vortrefflich.

Das „ſich's" iſt zu hart; beſſer „man."

Erſtes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Todten,
Kennt die Todt' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die Todt'" würde ich nicht ſagen; das „e" darf nicht wegfallen. Iſt ja leicht zu ändern.

Zweites Lied.

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht
. . . .
Einer Blüthe, Augenblicks
Aufgeknoſpet, blühnd, verwittert!

Statt der letzen Zeile würde ich ſetzen:

Aufgeknoſpet, duftend, blühend,
Und auch Augenblicks verwitternd.

Verſteht ſich, ſtatt des „duftenden“ Flickworts iſt jedes andre eben ſo gut, doch das Wort „verwittern“ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied.

S. 121. Dein Gatte, der geſchändet
Zum Himmel auf rachflehnd ſein Antlitz
wendet!

Zu hart!

S. 121. Ich ſehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung iſt das Wetter.

„ſehe, o i“ — ein raffinierter Hiatus!

S. 124. Jetzt wiſſe, daſs ein Zwang war
Die Heirath. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Dieſe Reime miſsfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverſe, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt' ich mich — ich that, was meines
Rangs war.

Viertes Lied.

S. 126. Polizeiſoldaten ſuchen,
Vetter Hinz ſchlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter ꝛc. ꝛc.

Ich wünſche dieſe Verſe heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur ſo beiläufig unbeſtimmt erwähnt iſt, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenſtaat erſcheinen.

S. 126. Die Frau Premierminiſtrin
Nimmt, ſehr aufgeregt, ſtark Cremor.

Zu hart!

S. 127. Menſchenſchickſal! Was iſt Größe,
Die der Sterbliche ſich anträumt?

Ich würde wenigſtens vorſchlagen:
Die ein Sterblicher ſich anträumt.

Die Verſe, S. 127: (Tulifäntchen)
Er ſaß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in ſeiner Seele.
Ohne Trank und ohne Speiſe
Saß er, ohne ſüßen Schlummer,
Einſam, wach, verzweiflungsſtarr.

Dieſe Verſe ſind nicht bloß zu matt, um des Helden Zuſtand im Käfig darzuſtellen, ſondern ſie ſind auch überflüſſig. Laſſen Sie ſie nur ganz weg.

Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um ſo mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein iſt nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er ſeinen Zuſtand genug ausſpricht. Es iſt überdies weit epiſcher, wenn der Held ſeine Zuſtände, beſonders die Gemüthszuſtände, in Dem, was er ſpricht, andeutet, als wenn der Dichter ſolche mit ſeinen eignen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken“ (gar die Sonne lockt vor) ſtatt „hervorlocken“ möcht' ich nicht billigen.

S. 129. Aus den Seufzern . . . .
Ballt ſich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor ꝛc.

Verwerflicher Vers. Das „der“ als lang zwiſchen „ſich“ und „Luft,“ die kurz gebraucht werden, iſt nicht zu tolerieren.

S. 130. (Die langen Wolkenſtreifen,)
Die ihr Alle wohl am Himmel
Oft ſaht ſtehn ſo dumm und thöricht,
Daſs ſie euch zu ſagen ſchienen ꝛc.

Beſſer wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:
Die ihr Alle oft am Himmel
Stehen ſaht ſo dumm und thöricht ꝛc.

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und „pred'gen" zweiſilbig annehmen, ſchlöſſe ſich die Periode viel beſſer.

Sechſtes Lied.

S. 133. (Denn heut iſt Johannisabend,)
Wo der Gnom ſchlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürſtet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felſenkante.

Vorſchlag:

Wo der Gnom aus ſeinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürſtet,
Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felſenkant' ſich hinſetzt.

Das Wort „dahlen" (S. 135) ſcheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daſs Pandemchen es einſt gebrauchte. Worte von putzig winziger Kourtoiſie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem ſchnellen Roſſe,
Jetzt die ſilberblühnde Wolke.

Ich würde „Roß“ ſtatt „Roſſe“ ſetzen.

Liebſter, liebſter Immermann! Dieſe Elfenwirthſchaft iſt meiſterhaft, ich kann vor lauter Entzucken nicht auf die Füße ſehen. Dieſe drollige Zartheit, dieſer kleine Blüthenpunſchtropfenrauſch iſt entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-fallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteſte im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas beſtimmter hervorheben können. In den wichtigſten Zeilen haben Sie gar Buchſtaben ſparen wollen, z. B. die „Jüngſt’“ ſtatt „die Jüngſte“, „ſchreind in Ohnmacht“ ſtatt „ſchreiend:“

S. 137. Dunkel wurden vor Entſetzen
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cikaden machten Pauſe,
Zitternd ſprangen durcheinander
Die Libellen von dem Thau; (?)
Doch die Jüngſt’, ein ſchönes Kind
Mit dem weichſten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Roſalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cikaden machten Pauſe,

Voll Beſtürzung durch einander
Rannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngſte fiel erbleichend
Und mit leiſem Schrei in Ohnmacht.
Roſalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenſtehender Art, den Schrecken der Verſammlung nicht zu ſtark ſchildern, wird das In-Ohnmacht-fallen der Kleinen deſto hervorſtechender. Dann müſſten auch etwas gemildert werden die Verſe:

S. 136. Sprach's. Da drang in aller Bruſt
Trauer, Gram und wilder Schrecken.

Siebentes Lied.

S. 142. Und aus Nacht zu ſel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, ſah
Um ſich, über ſich, empor
Er in Fee Libellens Augen,
Er in Roſalindens ſüße,
Klare, himmeltrunkne Äuglein.

. . . .
. . . . ſah er
Um ſich, über ſich, empor
Nur in Fee Libellens Augen

Nur in Roſalindens . .

. . . .

S. 143. Sich „zu“ einem Palaſt verwandeln, ſtatt „in“?

Wandsbeck, den 25. April 1830.

Ich denke, lieber Immermann, Sie werden die Andeutungen, die ich auf die vorhergehenden Blätter gekritzelt, leicht begreifen und in keiner Hinſicht miſsverſtehen; da Sie gewiſs noch ein Brouillon des Gedichtes beſitzen, werden Sie mit deſſen Hilfe beſtimmen können, was in Ihrem Manuſkript etwa zu ändern wäre. Ich wollte mir und Ihnen das nochmalige Hin- und Herſchicken desſelben erſparen.

Nachdem es mir Campe auf 14 Tage vertraut, will ich es ihm morgen wieder zurückſtellen. Ich hätte Ihnen ſchon früher dieſe nebenſtehenden Blätter geſchickt, wenn es mir weniger Mühe gekoſtet hätte, ein Gedicht, deſſen Lektüre mich poetiſch bewegte und manchmal berauſchte, auch zugleich mit nüchternen Metrikeraugen durchzuſchnüffeln. Ich muſs Ihnen jetzt noch ſtärker als vorher meinen Beifall ausſprechen; ja, ja, das Gedicht iſt vorzüglich, voll echten Humors, beſtimmte, überraſchend beſtimmte Geſtaltungen enthaltend, und, wie ich jetzt glaube, auch metriſch gut genug. Wenigſtens, neben den metriſchen Mängeln enthält es auch metriſche Vortrefflichkeiten, die aus der Seele, dem Urſitz der Metrik, hervorgegangen ſind, die kein Graf Platen mit all ſeinem Sitzfleiſch (dem Afterſitz der Metrik) hervordrechſeln könnte. Überhaupt möchte ich dieſem Letzteren ſeine metriſchen Verdienſte nicht allzu hoch anrechnen; aus Perfidie ließ ich ſie gelten, der ſcheinbaren Gerechtigkeitsliebe wegen. Auch die Metrik hat ihre Urſprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetiſcher Stimmung hervortreten, und die man nicht nachahmen kann. Sie, lieber Immermann, ſündigen oft genug gegen die äußern Regeln der Metrik, die man allenfalls auswendig lernen kann; ſelten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens. Beſonders zeigt ſich Das in Ihren Cäſuren; dieſe, das geheime Athemholen der Muſe, deſſen kürzeres oder längeres Anhalten nur Derjenige kennt, der in ihren Armen träumte — Das iſt Ihre metriſche Force, wie ſie ſich beſonders in Ihren Sonetten gegen Platen zeigt. Gott weiß, in weſſen pedantiſchen Armen Dieſer ſich die Metrik aklaviert, die er nur im Wiegen der Silben ergriffen hat. — Geſtern ſchickte mir Campe das neueſte Blatt des

„Kometen“, worin von Herloßſohn (den ich gar nicht kenne) mein Buch vertreten wird. Ein toller *Druckfehler*, der mit rother Kreide, in dem Blatt, das ich erhalten, — wahrſcheinlich von dem Verfaſſer ſelbſt — verbeſſert iſt, injuriiert Sie; Das verdarb mir die halbe Luſt. In einem ähnlichen Aufſatz des „Freimüthigen“ glaube ich Häring's Feder zu erkennen. Allmählich werden die Leute vernünftig, aber nur allmählich. — Campe reiſt Ende dieſes Monats nach Leipzig. Ich lebe iſoliert auf dem Lande, unter franzöſiſchen Revolutionsmemoiren und großen Bäumen, die allmählich grün werden. —

Behalten Sie mich lieb!

Ihr Freund

H. Heine.

Adreſſe: Bei Wittwe Heine, Geb. v. Geldern,
Neuerwall, Nr. 28 Lit. D. in Hamburg.

90. An Karl Immermann.

Helgoland, den 10. Auguſt 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Briefſchreiben aufſchiebend, muſs ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entſchließen, da das Schiff, womit ich dieſe Zeilen befördere, in einigen Stunden abſegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, daſs ich vor vier Wochen an meine Schweſter nach Ems ſchrieb, bei ihrer Reiſe durch Düſſeldorf ſolle ſie noch bei Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich hoffe, daſs Einlage nicht zu ſpät eintreffe und bitte Sie, ſolche bei Vorfordern an meine Schweſter zu übergeben. Ich kann nicht umhin Ihnen zu bemerken, daſs Letztere, Frau von Embden, unſäglich von mir geliebt wird, daſs ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie ſie bei Brüdern ſelten ſind, zugethan bin, und daſs ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Weſen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als Das, was mir ſelbſt erzeigt wird. Die junge Dame iſt leider ſehr krank. — Mit meiner Geſundheit ſieht es dies Jahr beſſer aus, und ich bade hier zur Befeſtigung derſelben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeſchichte, noch ſo viel' Privatgeſchichten um die Ohren, daſs ich die letzten Monate faſt in ſtupider Betäubung zugebracht. Hier ſind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängerinnen und Tänzerinnen gemartert werden. Von erſterer Sorte habe ich die Eine kaum abgefertigt, als mir die Andere ſchon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Komödienzettelmenſch; freilich, mit dem großen Raupach würde ich um die Herrſchaft über Hanswurſtchen tüchtig kämpfen müſſen. —

Ich komme wegen Deyri,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekoſtet, da man mir mit Proceſſen drohte, und ich — der ich zur Exceptio veritatis entſchloſſen war — beſtändig ſchlagfertig mit Daten und Witzen Stand halten muſſte. Dergleichen lang' im Kopf halten müſſen, iſt Anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erſcheint mir das Ganze wie ein literariſches Märchen. — Ihr „Kölniſcher Karneval" hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich ſtaune über Ihre Meiſterſchaft in der Proſa und im epiſchen Entfalten. Ich will dieſen Herbſt ebenfalls mal eine Novelle ſchreiben. Sollen wir gemeinſchaftlich einige herausgeben? — Mit Vergnügen ſehe ich dem Erſcheinen Ihres „Tulifäntchen" entgegen. Als Sie mir auftrugen, dafür zu ſorgen, daſs das Manuſkript Ihnen zurückgeſchickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereiſt. Wie ſich von ſelbſt verſteht, band ich es ſeinem Geſchäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunſch gleich zu melden; in meiner Gegenwart ſchrieb er deſshalb an Campe — und als Dieſer nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer Ordre Nichts wiſſen und gab er vor, das Manuſkript zum Druck nach Nürnberg geſchickt zu haben.

Ich merkte wohl, daſs eine Nücke gegen Sie zu Grunde lag, Sie können ſich meine Wuth denken; in meiner Gegenwart muſſte ſein erſter Kommis erklären, ihm wegen Zurückſendung des Manuſkripts gleich geſchrieben zu haben, ich ſorgte, daſs Campe jetzt gleich deſshalb nach Nürnberg ſchrieb; er verſprach, wenn ſchon Etwas gedruckt ſei, auch wegen der kleinſten Ändrung, die Sie wünſchen, Kartons drucken zu laſſen u. ſ. w. Ich hoffe, daſs ſich Alles zu Ihrer Zufriedenheit geſtaltet. Ihnen damals noch beſonders deſshalb zu ſchreiben, verſchmähte ich; theils weil ich mir einbilde, daſs Ihr Vertrauen gegen mich zu groß iſt, um mir auch nur die levissima culpa beizumeſſen, theils auch weil ich die alten Klagen über Buchhändlermiſère nicht wieder und wiederkäuen wollte. Es iſt mit dieſem Volk nicht fertig zu werden, und da ſie Alle Nichts taugen, ſo iſt bei Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinſames Intreſſe iſt jetzt das Einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, ſo iſt es aus Depit wegen ſeines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald, per Adreſſe meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

91. An W. Häring (Willibald Alexis).

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's, lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe ſchreiben und ſchiebt's auf von Tag zu Tag, in Erwartung einer allerbeſten Stunde, und da geſchieht's daſs man plötzlich Etwas mitzutheilen hat, und man muſs in der ſchlechteſten Stunde den kurzgefaſſteſten Brief hinkratzen. So geht's mir heute. Einer meiner Freunde, A. Lewald, erſucht mich, Ihnen beikommende Novelle zu ſchicken, die im zweiten Theil ſeiner Novellenſammlung erſcheinen wird. Er wünſcht, ſie im „Freimüthigen“ abgedruckt zu ſehen, und dieſer Abdruck müſſte unverzüglich ſtattfinden. Ich denke, dieſe Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfaſſers erkennen laſſen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anſchauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognoſtikon geſtellt, daſs er einſt in ſeinem Fache zu den beliebteſten Schriftſtellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch ſeine Arbeiten erſt kennen lernen, und das günſtige Vorurtheil, das ich hege, iſt daher keine Parteilichkeit. Ich wünſche, lieber Häring, daſs Sie den erſten Band von Lewald's Novellen, der jüngſt erſchienen, leſen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirkſame Recenſion liefern wollten, wär's mir ſehr angenehm, da ich ſelbſt bis am Halſe in Politik ſtecke und nichts Äſthetiſches ſchreiben kann. Und doch verdient das Buch eine raſche Empfehlung, wenn ſolche auch nur das Eine bezweckte, daſs der Verfaſſer einſähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er ſeine Kräfte vergeudet, für ſein Talent geeignet iſt.

Ich ſchreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngſtes Buch macht hier viel Glück und überall Lärm — vielleicht ſinge ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgeſinnten. — Ich muſs ſchließen.

Ihr Freund

H. Heine.

92. An Moſes Moſer.

Paris, den 27. Juni 1831.

Dein Bruder hat mir geſtern deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willſt mein Stillſchweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten; dieſen Irrthum muſs ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgend ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Menſch übte, getadelt oder gelobt haſt, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillſchweigen iſt keine ſtumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich ſo lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffeſt. Du haſt letzteres nicht verſtanden, und Das iſt es, was mir Kummer gemacht. Du verſtehſt es noch nicht, haſt nie mein Leben und Streben verſtanden, und unſere Freundſchaft hat daher nicht aufgehört, ſondern vielmehr nie exiſtiert. Wir verlangen von einem Freunde nie Beiſtimmung, ſondern Verſtändnis unſerer Handlungen, er mag ſie loben oder tadeln je nach ſeinen eigenen Principien, aber immer ſoll er ſie verſtehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unſerem beſonderen Standpunkte aus, wenn auch der ſeinige ganz verſchieden iſt. —

Leb wohl, beſorge Einlage nicht durch die Stadtpoſt, ſondern durch beſondere Zuſchickung, und ſei überzeugt von meiner Achtung und Liebe.

H. Heine.

93. An den Grafen M. Moltke in Paris.

Herr Graf!

Die Schrift, die ich gegen Sie herausgegeben*), iſt mir ſelbſt noch nicht zu Geſicht gekommen. Beſitzen Sie dieſelbe, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten, wenn Sie ſie mir *ſo bald als möglich* auf einige Stunden leihen wollten. Die Einleitung iſt leider in Haſs und Leidenſchaft geſchrieben, und es iſt beim Druck noch allerlei Miſsliches vorgefallen. Es iſt möglich, daſs ich die Schrift in dieſer Geſtalt noch desavouieren muſs.

---

*) „*Kahldorf* über den *Adel*, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine.“ Sämmtliche Werke, Bd. XIV, S. 3 ff.

Auf jeden Fall, ſind Sie, Herr Graf, etwa nicht glimpflich genug drin behandelt, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Soviel ich mich erinnere, konnte ich in dem Lob, das Ihnen der Verfaſſer perſönlich ſpendet, keine Ironie entdecken.

Ich will mir gern morgen früh das Vergnügen machen, Sie zu beſuchen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Paris, den 25. Juli 1831.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

Bayerische

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwanzigſter Band.

Briefe. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers XI

Briefe.
1832 — 1843.

94. An X. X. 24. Auguſt 1832 . 1
95. An Karl Immermann. 19. December „ . 3
96. An Julius Campe. 28. „ „ . 7
97. Bitte. 1. Januar 1833 . 10
98. An Heinrich Laube. 8. April „ . 12
99. An Denſelben. 10. Juli „ . 14
100. Erklärung. 19. November „ . 18
101. Erklärung. 19. März 1835 . 20
102. An Julius Campe. 7. April „ . 21
103. An Auguſt Lewald. 11. „ „ . 26
104. An Julius Campe. 2. Juli „ . 27
105. An Denſelben. 26. Juli „ . 35
106. An Heinrich Laube. 27. September „ . 37
107. An Julius Campe. 11. Oktober „ . 42
108. An Heinrich Laube. 23. November „ . 45

Seite
109. An Julius Campe. 4. December 1835 . 52
110. An Denſelben. 12. Januar 1836 . 55
111. An die hohe Bundesverſammlung.
28. Januar „ . 61
112. An Julius Campe. 4. Februar „ . 63
113. An Denſelben. 8. März „ . 66
114. An Denſelben. 14. „ „ . 68
115. An Denſelben. 22. „ „ . 70
116. An Heinrich Laube. 31. „ „ . 73
117. An Auguſt Lewald. 3. Mai „ . 76
118. An Julius Campe. 28. Juli „ . 81
119. An Denſelben. 1. September „ . 84
120. An Denſelben. 7. Oktober „ . 85
121. An Denſelben. 5. November „ . 87
122. An Auguſt Lewald. 5. „ „ . 89
123. An Moſes Moſer. 8. „ „ . 91
124. An Auguſt Lewald. 21. „ „ . 94
125. An Denſelben. 13. December „ . 95
126. An Julius Campe. 20. „ „ . 96
127. An Denſelben. 23. Januar 1837 . 99
128. An Auguſt Lewald. 25. „ „ . 105
129. An Denſelben. 1. Februar „ . 109
130. An Denſelben. 11. „ „ . 110
131. An Hvas. 24. „ „ . 112
132. An Auguſt Lewald. 28. „ „ . 115
133. An Julius Campe. 1. März „ . 116
134. An Denſelben. 17. „ „ . 125
135. An Auguſt Lewald. 10. April „ . 128
136. An Julius Campe. 13. „ „ . 129
137. An Denſelben. 3. Mai „ . 134

Seite
138. Literäriſche Anzeige. 1. Mai 1837 . 137
139. An Julius Campe. 10. „ „ . —
140. An Denſelben. 17. „ „ . 140
141. An Auguſt Lewald. 2. Juni „ . 141
142. An Julius Campe. 18. Juli „ . 142
143. An Denſelben. 5. September „ . 145
144. An Denſelben. 15. „ „ . 147
145. An Auguſt Lewald. 18. „ „ . 149
146. An Julius Campe. 20. „ „ . 150
147. An Denſelben. 3. Oktober „ . 152
148. An Auguſt Lewald. 18. „ „ . 154
149. An Denſelben. 4. December „ . 155
150. An Julius Campe. 19. „ „ . 157
151. An Auguſt Lewald. 1. Januar 1838 . 163
152. An Denſelben. 1. März „ . 165
153. An Denſelben. 6. „ „ . 176
154. An Julius Campe. 30. „ „ . 177
155. An Auguſt Lewald. 2. April „ . 182
156. An Julius Campe. 16. Juni „ . 184
157. An Denſelben. 7. Juli „ . 186
158. An Denſelben. 23. „ „ . 187
159. An Denſelben. 18. Auguſt „ . 189
160. An Denſelben. 10. September „ . 194
161. An Denſelben. 18. „ „ . 195
162. An Denſelben. 30. „ „ . 200
163. An Denſelben. 19. December „ . 201
164. An Denſelben. 23. Januar 1839 . 204
165. Erklärung. 21. „ „ . 206
166. An Guſtav Kühne. 30. „ „ . 207
167. An Julius Campe. 20. Februar „ . 208

Seite
168. Schriftſtellernöthen. Offener Brief an Julius Campe. 3. April 1839 . 211
169. An Denſelben. 12. „ „ . 234
170, Erklärung. 28. Mai „ . 240
171. An Heinrich Laube. 24. Juni „ . 245
172. An Guſtav Kühne. 11. Oktober „ . 247
173. An Auguſt Lewald. 16. November „ . 248
174. An Heinrich Laube. December „ . 250
175. An Denſelben. „ „ . 251
176. An Denſelben. „ „ . 252
177. An Denſelben. „ „ . 253
178. An Julius Campe. 18. Februar 1840 . 254
179. An Denſelben. 8. März „ . 260
180. An Denſelben. 28. „ „ . 263
181. An Denſelben. 18. April „ . 265
182. An Denſelben. 8. Mai „ . 268
183. An Denſelben. 10. Juni „ . 269
184. An Denſelben. 17. oder 18. Juli „ . 270
185. An Denſelben. 21. Juli „ . 273
186. An Denſelben. 24. „ „ . 275
187. An Denſelben. 8. Auguſt „ . 278
188. An Auguſt Lewald. 31. „ „ . 279
189. An Heinrich Laube. Anfangs September „ . 281
190. An Julius Campe. 14. September „ . 283
191. An Denſelben. 25. „ „ . 286
192. An Denſelben. 16. November „ . 288
193. An Denſelben. 11. März 1841 . 289
194. An Dr. Guſtav Kolb. 3. Juli „ . 292
195. An Julius Campe. 7. „ „ . 297
196. Vorläufige Erklärung. 7. „ „ . 299

Seite
197. Mittheilung. 11. Auguſt 1841 . 302
198. An Julius Campe. 23. „ „ . 304
199. An Denſelben. 1. September „ . 316
200. An Denſelben. 5. „ „ . 321
201. An Denſelben. 9. „ „ . 325
202. An Denſelben. 4. Oktober „ . 326
203. An Auguſt Lewald. 13. „ „ . 333
204. An Julius Campe. 1. December „ . 335
205. An Guſtav Kühne. 6. Januar 1842 . 337
206. An Julius Campe. 28. Februar „ . 339
207. An Guſtav Kühne. 16. April „ . 346
208. An Julius Campe. 17. Mai „ . 347
209. An Auguſt Lewald. 17. Oktober „ . 349
210. An Heinrich Laube. 7. November „ . 350
211. An Denſelben. Ende Januar 1843 . 356
212. An Julius Campe. 27. April „ . 358
213. An Denſelben. 29. December „ . 361

Druckfehler.

S. 137, Zeile 1, ſtatt 183 lies: 138.

Vorwort des Herausgebers.

Wie der vorhergehende Band mit der Überſiedelung Heine's nach Paris, ſo findet der nachſtehende ſeinen naturgemäßen Abſchluſs mit der Reiſe des Dichters nach Deutſchland, welche in mancher Hinſicht eine neue Wendung ſeines poetiſchen Schaffens bezeichnet und ein ſtarkes Wiederaufleben ſeiner Vorliebe für die Heimat zur Folge hatte.

Die Briefe Heine's aus den dreißiger Jahren geben dem Literarhiſtoriker ein reiches Material zur Geſchichte der Beſtrebungen des ſogenannten „Jungen Deutſchland" und der wider dasſelbe gerichteten, vom Bundestag angeordneten Verfolgungen an die Hand. Es erhellt namentlich aus den Mittheilungen des Dichters an ſeinen Freund und Verleger Julius Campe, daſs Heine ſich in dem unabläſſigen Kampfe wider die Cenſurplackereien aufs muthvollſte benahm, daſs er kein Opfer ſcheute, wo es die Ehre des Schriftſtellerſtandes und der unabhängigen Geſinnung zu retten galt. Wir haben daher allen Grund, Herrn Campe zu danken, daſs er ſich durch kein Bedenken einer falſchen Empfindlichkeit abhalten ließ, den unverkürzten Abdruck der an ihn gerichteten Briefe zu geſtatten, ſofern deren Inhalt uns irgendwie intereſſant und bedeutungsvoll erſchien. Die von uns ausgeſchiedenen Stellen beziehen ſich (mit Ausnahme einiger allzu gehäſſigen Bemerkungen über Karl Gutzkow, die zu veröffentlichen kein triftiger Grund vorlag) auf geſchäftliche Verhandlungen perſönlichſter Art, deren Mittheilung für keinen Leſer erwünſcht ſein konnte, da ſich aus den zum Abdruck gebrachten Stellen ein vollkommen klares Bild von Heine's Weiſe, derartige Affären zu behandeln, ergeben wird.

Zum Verſtändnis des Ehrenhandels, welchen der Dichter im Jahre 1841 mit Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M. auszufechten hatte, ſchien es uns nöthig, die in Rede ſtehenden, heut zu Tage meiſt ſchwer zu erlangenden Zeitungsartikel unverkürzt mitzutheilen, da Herr Straus es zu jener Zeit für gut fand, dieſe perſönlichſte Angelegenheit nach Kräften vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.

Die Briefe an Heinrich Laube und Guſtav Kühne ſind uns von den Adreſſaten zur Benutzung für die Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke gütigſt eingeſandt worden. Leider ward ein großer Theil der von dem Dichter an H. Laube gerichteten Briefe durch eine Feuersbrunſt in der Wohnung des Letzteren zerſtört. Die Briefe an Auguſt Lewald wurden zuerſt in den „Hausblättern“, Heft 1—3, Jahrgang 1857, mitgetheilt und aus dieſer Zeitſchrift mit Genehmigung des Adreſſaten, hier wieder abgedruckt. Der Brief an Hvas befindet ſich im Beſitz des Kunſthändlers G. Heubel in Berlin. Der Brief an die Bundesverſammlung und die unter Nr. 97, 100, 101 und 196 mitgetheilten öffentlichen Erklärungen ſind der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, — die Erklärungen über den „Schwabenſpiegel“ (Nr. 165) und über Herrn Ludwig Wihl (Nr. 170), ſowie der Aufſatz „Schriftſtellernöthen“ (Nr. 168), der „Zeitung für die elegante Welt“ entnommen.

Briefe.

(1832 — 1843).

94. An X. X.

Dieppe, den 24. Auguſt 1832.

Theurer Freund und Gönner!

Obgleich an einer lahmen und einer ſchwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang, dir zu ſchreiben. Längſt hatte ich dazu Luſt, zumal ſeit Dr. Chriſtiani der Mirabeau der Lüneburger Heide geworden iſt. Das iſt ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweiſen wollte, daſs er ein noch größerer Ironiker iſt, als ich. — Da ich dich kenne, liebſter Freund, ſo weiß ich voraus, daſs du ganz beſtimmt dir einbildeſt, ich ſchreibe dir, weil ich die Abſicht hege, einige Bücher herauszugeben (Plapperlotte wird es dir wohl geſagt haben), und weil ich alsdann wünſchte, daſs du dabei deine kritiſchen Augen in Bewegung ſetzeſt.

Indeſſen, ſoviel ich weiß, iſt die Hauptabſicht dieſer Zeilen, dich zu bitten, mir mal zu ſchreiben, wie es in Deutſchland ausſieht, mir immer zu ſchreiben, was dort vorgeht, ſo faktiſch als möglich, und hauptſächlich politiſche Verhältniſſe betreffend. Du thuſt zugleich ein patriotiſches Werk, indem ich thätiger bin, als du weißt, und oft im Dunkeln tappen muſs. — Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht ſehe, Etwas enthalten, was mich beſonders ehrenrührig betrifft, ſo bitte ich es mir zu notificieren; in der Vorrede zu dem erſten Werk, welches erſcheint, will ich Dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff, wieder nach Paris zu reiſen, wo ich mein Hauptquartier behalte, und wo ich deine Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, ſehe die Weltgeſchichte mit eignen Augen an, verkehre amicalement mit ihren größten Helden, und werde einſt, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Hiſtoriker. Im Schreiben von belletriſtiſcher Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich ſchwamm, als daſs ich poetiſch frei arbeiten konnte. Ein Roman iſt mir miſsglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich dieſen Winter beſorge, und worin ich auch den „Rabbi“ hineinſchmeiße, einige Romanſtücke geben. — Ich habe wenig' Gedichte gemacht, und doch muſs ich ſie bei einem beſondern Abdruck des „Neuen Frühlings“ hinzufügen, damit dieſer etwas buchlich erſcheine. —

Ich bin übrigens fleißiger, als ſonſt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris ſechsmal ſo viel Geld brauche, als in Deutſchland. — Und nun leb wohl, ſchreib bald, wie es dir geht, und ſchreib Viel und ſei nicht eigenſinnig. — Wenn ich dir Wenig ſchreibe, ſo iſt die Urſache keine andre, als daſs ich dir Viel zu ſagen hätte. — Je suis, Monsieur l'ami,

Votre devoué
H. Heine.

---

95. An Karl Immermann.

Paris, den 19. December 1832.

Theuerſter Immermann!

Seit Jahr und Tag ſchieb' ich es auf, Ihnen zu ſchreiben, und nun muſs ich plötzlich Ihnen ſchnell vor Abgang der Poſt einen Geſchäftsbrief ſchreiben. Es betrifft ein franzöſiſches Journal, die Europe littéraire, deren Redakteure Ihnen noch beſonders ſchreiben und einen Proſpekt ſchicken werden. Dieſes Journal, welches in Folio-Format dreimal die Woche herauskommen wird, durchaus der Politik fremd bleibt, und ſich nur mit Wiſſenſchaft und ſchönen Künſten beſchäftigen ſoll, iſt eine bedeutende Erſcheinung. Die bedeutendſten Schriftſteller Europa's werden daran Theil nehmen, und ich namentlich werde großen Antheil dran nehmen. In dieſem Augenblick ſchreibe ich ſchon dafür eine Reihe Artikel über die deutſche Literatur während unſerer Zeit, und ich hoffe, daſs dieſes Tableau auch für Deutſchland wichtig ſein wird. Der ſüddeutſchen mauvaise foi muſs, unter uns geſagt, entgegen gearbeitet werden, und Paris iſt eine gute Tribüne zu dieſem Zweck. Ich bin hier ſehr thätig und hoffe, auch Sie bald den Franzoſen bekannt zu machen und auf Ihre Lorberen von hier aus ein Licht zu ſtreuen, worüber ihren Feinden die Augen übergehen ſollen. Das planmäßige Intrigieren gegen Sie, das perfide Herabläſtern, hat mich in der letzten Zeit aufs widerwärtigſte berührt. In dieſer Abſicht müſſen Sie mir auch helfen. Ich habe nämlich, außer dem „Trauerſpiel in Tyrol" und dem „Friedrich", hier Nichts von Ihnen, und demnach bedürfte ich der drei Trauerſpiele, die bei Schultz in Hamm erſchienen, ferner des „Cardenio und Celinde" und des „Periander's". Dieſe drei Piecen muſs ich bald haben, Sie müſſen ſie mir anſchaffen, und ich kann ſie Ihnen auch zurückbeſorgen. —

Aber Das iſt's heute nicht, was mich zum Schreiben zunächſt drängt. Ich wünſche, daſs Sie für die Europe littéraire einen Aufſatz über den Zuſtand der Malerei in Deutſchland gäben. Da ich Ihre Verbindung mit Schadow kenne, ſo dachte ich, daſs es Ihnen nicht gleichgültig ſei, in welche Hände der Bericht über die deutſche Malerei komme, und daſs Sie hinlänglich im Stande ſind, die jetzigen Malerſchulen zu charakteriſieren.

Hierüber folgende Beſtimmungen:

1) Der Aufſatz muſs in zwei Artikel getheilt ſein, wovon jeder faſt zwei Bogen wie die meiner „Reiſebilder“ beträgt; dieſe zwei Bogen ſind ſo weitläuftig gedruckt, daſs zwei kaum einen Bogen wie die der franzöſiſchen Revues, etwa der Revue de Paris, betragen; da nun die Herausgeber für einen gewöhnlichen ſolchen Bogen 250 Franks zahlen wollen, ſo bemerke ich, daſs Ihnen alſo die Hälfte dieſer Summe für einen ſolchen Bogen, der wie meine „Reiſebilder,“ iſt, honoriert wird.

2) Muſs ich den Aufſatz beſtimmt den 20. Januar hier haben.

3) Muſs ich *umgehend Antwort haben*, ob Sie dieſen Vorſchlag eingehen, ob ich beſtimmt darauf rechnen kann. Die Sache iſt ſehr preſſant.

Dazu bedarf es auch der Zeit, wo ich den Aufſatz ins Franzöſiſche überſetzen laſſe, und Dies ſoll ſo gut als möglich geſchehen. — Alſo, auf jeden Fall habe ich umgehend Antwort von Ihnen, und zwar adreſſiert an: H. H. par Adresse du Docteur Donndorff, rue neuve des bons enfants, Hôtel d'Hollande à Paris.

Es wird Ihnen in Düſſeldorf nicht an Notizen fehlen über Das, was jetzt in Berlin und München gemalt wird. Ich bitte, wenn Sie etwa ebenfalls, wie ich, die Münchener Tendenzen verdammen, ſie ſcharf zu geißeln. Dort wird, wie in der Wiſſenſchaft, ſo in der Kunſt alles Schlimme gebraut. Schelling hat die Philoſophie an die katholiſche Kirche verrathen. Der dortige Parnaſs, unſer Ami Beer dabei — — nur mündlich will ich über Letzteren Sie ſprechen, wenn ſo unbedeutende Weſen der Beſprechung überhaupt werth ſind. — Sehen Sie zu, daſs ich Ihre erwähnten Tragödien bald erhalte. Auch den „Alexis“ habe ich noch nicht zu Geſicht bekommen. Deutſche Journale ſehe ich hier gar nicht. Wenn Sie mir ſchreiben, ſo laſſen Sie mir zugleich wiſſen, was in Deutſchland irgend Geſchwatztes mich intereſſieren könnte. — Von der Politik ſtehe ich jetzt ferne. Ich werde von den Demagogen gehaſſt. Durch die Vorrede zu den „Zuſtänden,“ die Sie wohl nächſtens ſehen, habe ich nur zeigen wollen, daſs ich kein bezahlter Schuft bin.

Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter.

Ich umarme Sie.

Ihr

H. Heine.

Sie können in dem Aufſatz der neudeutſchen Malerei auch, ſoviel Sie wollen, über neudeutſche Literatur ſprechen. Sie verſtehen mich: die Literatur, Das ſind wir und unſre Feinde.

---

96. An Julius Campe.

Paris, den 28. December 1832.

Verheiratheter Campe!

Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutſchland als ein trübſeliger Schmeichler des Königs von Preußen erſcheine*)

---

*) Die Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden“ (in Band VIII, S. 14—43, vollſtändig abgedruckt) war von der Cenſurbehörde aufs ärgſte verſtümmelt worden.

— ſtände nicht auch darin, daſs Profeſſor Raumer der beſte unter den Schriftſtellern ſei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuſkript ſtand: er iſt von allen ſchlechten Schriftſtellern noch der beſte.) — Ich bin betäubt vor Kummer, und erſt mit nächſter Poſt erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Poſt geht ab.

Eben weil es jetzt ſo ſchlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muſs jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daſs ich mir Deutſchland auf Lebenszeit verſperre, wenn die Vorrede erſcheint, aber ſie ſoll ganz ſo erſcheinen, wie das Manuſkript iſt, und nebſt der Vorrede zur Vorrede*), die Sie vor mehreren Wochen ſchon erhalten. Der Titel der Broſchüre iſt „Vorrede“. Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erſcheinen müſſen. — Das iſt ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig koſten. Nur ſchnell! Das Manuſkript von G. erwarte ich jetzt mit jedem Poſttag, unter Adreſſe Dr. Donndorff, Hôtel de Hollande, rue neuve des bons enfants. Mein Name braucht gar nicht auf dem Brief zu ſtehen. — Zugleich ſchicken Sie doch an Heideloff einige Dutzend Exemplare meines Buchs mit der fahrenden Poſt und fügen dazu

---

*) Abgedruckt in Bd. VIII, S. 5—13.

12 Exemplare für mich. Ich muſs ſo ſchnell als möglich Exemplare haben, da über das Buch in den hieſigen beſten Journalen Artikel gemacht werden ſollen, welches günſtig nach Deutſchland zurückwirkt. — Ich kann nicht eher honett ſchlafen, bis die „Vorrede“ in der Welt iſt. Merken Sie ſich Das. — Suchen Sie, daſs trotz der unterdrückten Preſſe nicht bloß die Obſkuranten mein Buch recenſieren. — So wie Ihre Neujahrsgeſchäfte vorbei, muſs ich meine Rechnung haben, ich brauche enorme Gelder, muſs mit meinen Finanzen geregelt ſein, mein Budget für nächſtes Jahr, wo bedeutende Bücher von mir erſcheinen können, muſs beſtimmt ſein. *Umgehend* geben Sie mir den Betrag an, wofür ich auf Sie traſſieren kann. — Merckel iſt ſchadenfroh; ſagen Sie ihm, ich ſei begeiſtert wie ein Menſch, welcher weiß, daſs er den Sieg Deſſen, wofür er ſich in alle möglichen Miſèren hineinſchreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr' ſtill bleiben. Aber meine „Vorrede“ muſs doch ſchnell, ſchnell gedruckt werden.

Ich glaube nicht, daſs die Briefe aufgemacht werden. Unſere Deſpoten haben noch gar nicht nöthig, ſo pfiffig zu ſein. Schreiben Sie mir daher direkt oder indirekt. Wir leben jetzt wieder im Schoß der Ruhe. — Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — G. wird meinen Brief erhalten und Ihnen vielleicht von meinen übrigen Arbeiten Etwas geſagt haben. —

Leben Sie wohl und hole Sie der Teufel! Ich kann gewiſs nicht ſchlafen, ehe die Vorrede gedruckt iſt. Es wär' beſſer geweſen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Schererei um dieſe Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! Ich habe in weniger Zeit, als mir die Vorrede koſtete, faſt ein halbes Buch geſchrieben, nämlich eine Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit dem Verfall der Schlegel. — Der Teufel hole Sie!

Ihr Freund

H. Heine.

97. Bitte.

Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muſs, empfinde ich mit deſto tieferem Leidweſen jedes Miſsereignis, wodurch das deutſche Publikum verleitet werden dürfte, meine Geſinnungen zu verkennen. Dieſes kann namentlich der Fall ſein beim Erſcheinen der „Franzöſiſchen Zuſtände,“ einem Buche, worin eine Zuſammenſtellung politiſcher Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten ſein ſollte.

Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne dieſe Vorrede, worin ich die Geſinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet ſind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige Beſprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie ſoll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieſer Vorrede brieflich erhielt und daraus erſah, daſs mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler iſt, daſs durch dieſe Unterdrückungen Alles, was ich ſagte, nicht bloß entſtellt, ſondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden iſt! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entſtehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, dieſe Zeilen abzudrucken.

Paris, den 1. Januar 1833.

Heinrich Heine.

98. An Heinrich Laube.

Paris, den 8. April 1833.

Mein lieber neuer Freund!

Sie ſind mir nicht ganz unbekannt. Herr Campe hatte Sie mir bereits angekündigt. Sie haben mir mit Ihrem Briefe viel Vergnügen gemacht, er kam mir recht tröſtlich zu einer Zeit, wo der Tod mir viele Schmerzen und das Leben faſt noch größere verurſacht hat. Ich habe ſolcher böſen Zeit wegen Ihnen nicht gleich antworten können. Ich ſchickte Ihnen mein Programm zur deutſchen Literatur*), und erſt heute erfahr' ich zufällig, daſs es nur bis zur Grenze frankiert werden konnte, ſo daſs ich unverſchuldeterweiſe Ihnen wohl viel Porto koſte. Aber ich halte das Büchlein ſelber für merkwürdig. Es war nöthig, nach Goethe's Tode dem deutſchen Publikum eine literariſche Abrechnung zu überſchicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, ſo iſt dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, muſſte wohl Dergleichen geben. — Ich hoffe, in dieſem Jahr ſehr thätig zu ſein, je nachdem es noth thut.

---

*) Es iſt der erſte Theil von Heine's Buch: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" (Paris und Leipzig, bei Heideloff und Campe) gemeint.

Ich will Ihnen eine Kopie meines Geſichtes liefern in vier Wochen. In ſechs Wochen auch eine Selbſtbiographie. Ob Lieder, weiß ich noch nicht. Bin ſehr überbeſchäftigt. — Was Sie über mich geſchrieben, intereſſiert mich ſehr. Schicken Sie mir doch die Nummer der „Eleganten,“ worin Das ſteht, und zwar mit der Poſt unter Kreuzkouvert. Meine Adreſſe iſt: H. H., rue des petits-Augustins No. 4, Hôtel d'Espagne, à Paris. — Ihre Anfrage in Betreff meiner Lieder, die im „Freimüthigen“ ſtehen ſollen, begreife ich nicht. Ich leſe hier das Blatt nicht und weiß nicht, welche Lieder von mir drin ſtehn. Der hieſige Schleſinger, Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des „Freimüthigen“, hat vorig Jahr mal Manuſkript von mir verlangt. Aber ich weiß nicht mehr was, und ob Das in den „Freimüthigen“ gekommen*). Übrigens ſtand ich mit Willibald Alexis ſehr gut, ſoviel ich weiß, ſogar bis jetzt, und ich will ihm deſſbald ſchreiben, da Herr Schleſinger nicht mehr hier iſt. Oder auch, ſchreiben Sie mir lieber umſtändlich, wovon es ſich handelt; ein darauf ſich beziehender literariſcher Streit, deſſen Sie erwähnen, iſt mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in dieſem Augenblick ein dummes Geſicht, wie Einer, der nicht weiß, warum die Leute lachen. — Schreiben Sie mir bald wieder ein freundliches Wort. Kann ich Ihnen ſonſtig literariſch hier nützlich ſein, ſo verfügen Sie ganz über mich*).

---

*) Ein Theil der Lieder aus den Cyklen: „Seraphine,“ „Angelique“, „Diane“, „Hortenſe“ und „Klariſſe“ (Bd. XVI, S. 187 ff.) wurde zuerſt im Berliner „Freimüthigen“, Nr. 5, 6, 32, 33 und 61, vom 7. und 8. Januar, 14. und 15. Februar und 26. März 1833, abgedruckt.

99. An Heinrich Laube.

Paris, den 10. Julius 1833.

Alter Freund!

Ich habe Sie nämlich wirklich ſchon wie einen alten Freund behandelt, indem ich Sie ohne Antwort bis jetzt gelaſſen und doch mich gegen jedes Miſsverſtändnis von Ihrer Seite geſichert dünkte. Haben Sie nur Geduld mit mir; mit Ihnen bin ich vollauf zufrieden. In dieſer ſchlimmen Zeit war mir Ihr plötzliches Beitreten ein höchſt erfreuliches Ereignis.

---

*) Der Schluſs des Briefes nebſt der Unterſchrift fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, wie es in dieſem Augenblick um mich her toſt und ſtürmt. Ich habe hier das Jüſte-milieu, die heuchleriſch katholiſche Karliſtenpartei und die preußiſchen Spione auf dem Hals. Meine „Franzöſiſchen Zuſtände" ſind nämlich in franzöſiſcher Sprache erſchienen, begleitet von meiner ganzen, unverſtümmelten Vorrede. Dieſe iſt jetzt auch bei Heideloff in deutſcher Sprache erſchienen, und kann jetzt ungefähr ſchon in Leipzig ſein, wo Sie ſie ſehen. Ich würde ſie Ihnen ſchicken, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie dadurch kompromittiert werden könnten. Nehmen Sie ſich in Acht. Hier nicht einmal iſt man ſicher. Vorigen Samstag ſind hier mehre Deutſche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick, arretiert zu werden.

Vielleicht iſt mein nächſter Brief aus London datiert. Ich bedeute Ihnen das Alles, um Sie zur Vorſicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie ſich in dieſem Augenblick ſo ruhig als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Feſtung, die „Elegante Welt," für die Folge. Diſſimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe Dies nie gefürchtet. Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angſt, wird wohl das Publikum belehren, daſs es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas allzu gelinde flöte. — Ich werde ſeiner Zeit ſchon die große Trompete blaſen, und bin dieſen Augenblick mit der Abfaſſung einiger tüchtigen Trompeterſtückchen beſchäftigt. — Mit der Kopie meines Kopfes und verſprochenen poetiſchen Schnurrpfeifereien werde ich wohl Sie unverzeihlichſt dahinhalten; aber wollen Sie das Ganze nicht auf nächſtes Jahr verſchieben? Nächſtes Jahr kann man ruhiger ſich zeigen. — Leider in dieſem Augenblick, wo ich von den öffentlich und perſönlich wichtigſten Dingen umlärmt bin, habe ich noch den äſthetiſchen Kram auf dem Hals, muſs für Campe ein Buch zuſammenkneten, auch über deutſche Literatur ſchreiben ꝛc. ꝛc. Der zweite Theil meines „Zur deutſchen ſchönen Literatur“ erſcheint dieſe Woche bei Heideloff hieſelbſt: werde Ihnen das Büchlein gleich zuſchicken.

Für Alles, was Sie mir Freundliches geſchrieben und über mich gedruckt haben, danke ich mit ganzer Seele. Sein Sie überzeugt, daſs ich Sie verſtehe, und alſo wahrhaft ſchätze und ehre. Sie ſtehen höher, als alle die Anderen, die nur das Äußerliche der Revolution, und nicht die tieferen Fragen derſelben, verſtehen. Dieſe Fragen betreffen weder

Formen, noch Perſonen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beſchränkung einer Monarchie, ſondern ſie betreffen das materielle Wohlſein des Volkes. Die bisherige ſpiritualiſtiſche Religion war heilſam und nothwendig, ſo lange der größte Theil der Menſchen im Elend lebte und ſich mit der himmliſchen Religion vertröſten muſſte. Seit aber durch die Fortſchritte der Induſtrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menſchen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beſeligen, ſeitdem — Sie verſtehen mich. Und die Leute werden uns ſchon verſtehen, wenn wir ihnen ſagen, daſs ſie in der Folge alle Tage Rindfleiſch ſtatt Kartoffel eſſen ſollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. — Verlaſſen Sie ſich darauf, die Menſchen ſind keine Eſel. —

Ich ſchreibe dieſe Zeilen im Bette meiner ſchönheftigen Freundin, die mich dieſe Nacht nicht fortließ, aus Furcht, daſs ich arretiert würde.

Ihr

H. Heine.

100. Erklärung.*)

Da ich in meiner Jugend über die perſönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht ſelten überhäuft, immer ein unerſchütterliches Stillſchweigen beobachtet, ſo darf man wohl vermuthen, daſs ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen Dergleichen ziemlich unempfindlich geworden, und daſs nur die allgemeinen Intereſſen, die ich vertrete, mich veranlaſſen mögen, einigen anonymen Zeitungslügen zu widerſprechen. In Beziehung auf einen Pariſer Artikel der „Leipziger Zeitung" vom 12. November will ich daher zunächſt erklären: daſs ich nie bei der preußiſchen Regierung eine Anſtellung geſucht, und daher meine bisherigen und künftigen Ausſprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anſtellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daſs mir nie die Thorheit kam, zu äußern: ich brauchte mich nur in Deutſchland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Unwahrheit die eben ſo alberne Angabe, als habe ich den Schutz des Herrn Polizeipräfekten Gisquet und Sr. Excellenz des Herrn Geſandten von Werther gegen die Drohungen preußiſcher Officiere und Edelleute nachgeſucht, oder nachſuchen wollen. Ich erkläre, daſs ich dieſe Drohungen größtentheils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgeſinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preußiſchen Händelſuchern, in Gemeinſchaft mit mir, die gebührende Genugthuung zu beſorgen. Ich erkläre auch, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen beſtätigte, nicht vorgewieſen haben, wenn nicht die Gegner behauptet hätten, er ſei von mir erdichtet; dieſen Brief werde ich außerdem in meinem nächſten Buche abdrucken laſſen, welches nicht rathſam wäre, trüge er nicht in ſich ſelber die Merkmale der Echtheit, und beſäße ich nicht zugleich hinlängliche Kunde von dem Überbringer [welcher in meiner Abweſenheit mich bei meinen Freunden aufgeſucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte.] Über die grobe Ausflucht, über die anonyme Inſinuation, als habe man durch einen [nach Boulogne direkt geſandten] Brief mit fingierter Unterſchrift mich myſtificiren wollen, bedarf es wohl keiner beſondern Erklärung.

---

*) Die „Leipziger Zeitung“ vom 12. November 1833 enthielt einen Artikel aus Paris, der von Heine erzählte, man habe ihn mit einem falſchen Briefe arg myſtificiert. Dieſer Brief ſei ihm nach Boulogne, wo der Dichter badete, nachgeſchickt worden und habe von einer Miſſion preußiſcher Officiere geſprochen, die nach Paris kommen und Heine todtſchießen wollten. Darauf habe Dieſer in äußerſter Beſtürzung die Hilfe des Polizeipräfekten Gisquet und des preußiſchen Geſandten angeſprochen. In Betreff dieſer Dinge veröffentlichte Heine in der außerordentlichen Beilage Nr. 425 zu Nr. 332 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (vom 28. November 1833) die obige Erklärung, welche gleichfalls in Nr. 235 der „Zeitung für die elegante Welt“ (vom 30. November 1833) mit den von [ ] umſchloſſenen Zuſätzen abgedruckt ward. In einem verloren gegangenen Begleitbriefe an Heinrich Laube, den Redakteur der letztgenannten Zeitſchrift, ſchrieb Heine: „die Leute glaubten wahrſcheinlich, er werde, wie ſonſt immer, alle Lügen unbeantwortet laſſen, aber die Goethe'ſche Silberne-Löffel-Periode ſei vorüber.“

Paris, den 19. November 1833.

H. Heine.

101. Erklärung.

Der Verfaſſer des zweiten Theils des „Salon von H. Heine,“ welcher bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienen, benachrichtigt das Publikum, daſs dieſes Buch, von der Verlagshandlung eigenmächtig abgekürzt und zugeſtutzt, in einer verſtümmelten Geſtalt gedruckt worden iſt. Diejenigen Zeitungs-Redaktionen, die wenigſtens gegen Buchhändlerwillkür die deutſche Schriftſtellerwürde vertreten wollen, werden erſucht, dieſe Anzeige der öffentlichen Kunde zu übergeben.

Paris, den 19. März 1835.

102. An Julius Campe.

Paris, den 7. April 1835.

Lieber Campe!

Ich eile, Ihren Brief vom erſten April ſo ſchnell als möglich zu beantworten. Hauptſächlich drängt mich dazu der Wunſch, Ihnen zu verſichern, daſs ich bei Miſshelligkeiten in meinen Autorgeſchäften immer die Verlagshandlung Hoffmann und Campe ſehr ſcharf von der Perſon meines alten Freundes Julius Campe unterſcheide. Aber in Betreff der beſagten Verlagshandlung war ich vollauf berechtigt, die Geduld zu verlieren. Ich hatte an Hoffmann und Campe geſchrieben, daſs man mir mit der Poſt eine gewiſſe Anzahl Exemplare meines zweiten „Salons“ gleich hierher ſchicke. Zwei Monat war das Buch heraus, und ich erhielt keine Exemplare. Ja, ich habe bis auf dieſe Stunde ſie nicht erhalten und muſste Abſicht in dieſer Nichtſendung erkennen, als mir hier in dem Laden von Heideloff und Campe der gedruckte „Salon“ zu Geſicht kam. Beim flüchtigſten Durchblättern ſah ich überall Lücken und Auslaſſungen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen zu proteſtieren,*) wie es meine Pflicht als Schriftſteller erforderte. Ich muſſte glauben, daſs man mir das Buch abſichtlich nicht hergeſchickt, damit ich dieſen Frevel nur ſpät erführe, und alsdann aus Trägheit jede Reklamation unterließe. Es waren keine Cenſurſtriche zu ſehen und die unterdrückten Stellen waren mir eben die wichtigſten, ſie hatten durchaus keine politiſche Gefährlichkeit, und der Verleger von Börne'ſchen Briefen durfte wahrlich nicht davor erſchrecken. Ich bin überhaupt keineswegs als Demagoge verrufen, habe den Regierungen Beweiſe meiner Mäßigung gegeben, und in einem philoſophiſchen Buche durfte man wohl einige revolutionäre Boutaden durchlaufen laſſen. Einen Tag ſpäter nach der Abſendung meiner Erklärung erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir meldeten, daſs die Cenſur ſo Viel geſtrichen. Und warum meldeten Sie dieſes zwei Monat nach dem Erſcheinen des

---

*) Die unter Nr. 101 mitgetheilte „Erklärung“ war in der außerordentlichen Beilage Nr. 114 u. 115 zu Nr. 86 der „Allgemeinen Zeitung.“ vom 27. März 1835 abgedruckt.

Buches? Dieſes iſt um ſo tadelnswerther, da ich in der Meinung ſtehen muſſte, daſs Bücher über 20 Bogen keiner Cenſur unterworfen ſeien. Ich hatte, für den Fall, daſs mein Manuſkript nicht bis zu 20 Bogen ausreiche, Sie erſucht, den „Neuen Frühling“ mit Ausnahme des letzten Gedichtes beizudrucken und eine Verlegernotiz über dieſen ſchon gedruckten Cyklus mitzutheilen. Statt Deſſen ſehe ich, daſs kein Wort dieſen erneuten Abdruck juſtificiert, und dabei fehlen noch ſechs Gedichte von dieſem Cyklus . . . ja, es fehlt die Dedikation ſogar . . . ich will dieſes Alles noch hingehen laſſen . . . Aber, es ſtoßen mir bei dieſer Erſcheinung gar viele widerwärtige Gedanken auf. Ich laſſe mich nicht wie ein Junge, der ſchweigen muſs, behandeln. Ich war vielleicht ein kleiner Junge, als Sie mich zuerſt ſahen, aber Das ſind jetzt zehn Jahre, und ich bin ſeitdem ganz erſchrecklich gewachſen. Und gar in den letzten vier Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftſteller, denen ihre Verleger, mit welchen ſie nicht einmal in Freundſchaft ſtehen, doppelt ſo viel Honorar zahlen, wie Sie mir zahlen. Es iſt wahr, ganz kleine Jungen von Schriftſteller erhalten jetzt ſo viel Honorar wie ich; aber Das ſollte Sie doch nicht verleiten, meine reelle Größe in Anſchlag zu bringen, wenn es die Behandlung gilt; denn wahrlich, eben wie eine honette Köchin, habe ich immer weniger auf Gehalt, als vielmehr auf gute Behandlung geſehen.

Und noch auf dieſe Stunde habe ich meine Exemplare vom zweiten „Salon“ nicht erhalten und muſſte für mein armes Geld bei Heideloff ein Exemplar kaufen!

Genug, ich war zur Annonce in der „Allgemeinen Zeitung“ hinreichend befugt. Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe kann erwidern, was ſie will. Ich laſſe Nichts darüber mehr in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken. Alles, was ich thun kann, iſt, daſs ich die Erwiderung dieſer Verlagshandlung in meinem nächſten Buche berückſichtige, und ſie ehrlich und offen jeder Rüge entlaſte, die ſie nicht verdient. Daſs Ihnen dieſe Geſchichte verdrießlich, daſs Sie über mich ungehalten ſind, verdenke ich Ihnen nicht; es macht Ihnen vielmehr Ehre, und es zeigt, daſs Sie auf Charakter halten. Das habe ich immer an Ihnen zu ſchätzen gewuſſt. Ehrlich geſagt, die freundlichen Stellen Ihres vorletzten Briefes, Ihr Wunſch, daſs wir in freundſchaftlicher Verbindung bleiben, Ihre heitere Hoffnung der Gevatterſchaft, hat mir, der ich Tags zuvor meine Erklärung an die „Allgemeine“ geſchickt, ſehr wehmüthig die Seele bewegt. Sie dürfen mir es auf meine Ehre glauben: die glänzendſten Anerbietungen Ihrer Kollegen habe ich bis heute unbeantwortet gelaſſen. Wäre die verdammte Geſchichte des Wartens auf Exemplare und der Ärger über die Verſtümmelung meines Buchs nicht dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich Ihnen bereits meine neuen Anträge gemacht, und Ihnen offen, wie immer, meine Hoffnungen und Wünſche mitgetheilt, und Ihnen beſtimmt geſagt, was ich im Laufe dieſes Sommers und Herbſtes bringen kann und was ich bringen möchte. Ich würde heute ſchon Beſtimmtes drüber ſchreiben, aber mir ſummen eine Menge Widerwärtigkeiten um die Ohren. Jedenfalls binnen 8 Tagen erhalten Sie die verſprochenen Erläuterungen. — Ich denke, wenn Sie bald ein neues Buch von mir dem Publikum bringen, ſo iſt Dieſes eine hinlängliche Reparation in den Augen desſelben. — Leben Sie wohl und thun Sie, was Sie wollen. Mein Ärger iſt verraucht, und eigentlich mißbilligen kann ich nicht, was ich gethan. Verlaſſen Sie ſich immer auf meine Loyalität, und ſomit Punktum. Unverändert Ihr

H. Heine.

103. An Auguſt Lewald.

Paris, den 11. April 1835.

Wie ſoll ich mein Stillſchweigen gegen Sie entſchuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundſchaft, mir die gute Ausrede zu inſinuieren, daſs Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit geſtehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeſchichte ſaß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit Oktober hat Nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, Niemand ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke .... und ſo habe ich oft darüber geſeufzt, daſs Sie mein Stillſchweigen miſsverſtehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und Das iſt Alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daſs ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben, und die Stücke werden gewiſs aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen.

Leſen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann.

H. Heine.

104. An Julius Campe.

Paris, den 2. Juli 1835

„Eh' er ſingt und eh' er aufhört,
Muſs der Dichter leben! —“

Dieſe Worte, liebſter Freund, brauche ich heute zu meiner Juſtifikation in jeder Hinſicht. Seit vier Monaten iſt mein Leben ſo ſtürmiſch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten ſchlagen mir die Wogen des Lebens ſo gewaltig über den Kopf, daſs ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen ſchreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenſchaft ſei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel raſender Menſchlichkeit hineingeriſſen werden, ich ſei den ewigen Göttern gleichgeſtellt in Ruhe, Beſonnenheit und Mäßigung — und ſiehe! ich tobte wieder wie ein Menſch, und zwar wie ein junger Menſch. Jetzt, Dank meiner unverwüſtlichen Gemüthskraft, iſt die Seele wieder beſchwichtigt, die aufgeregten Sinne ſind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelaſſen auf dem Schloſſe einer ſchönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreiſe vornehmer Perſonen und vornehmer Perſönlichkeiten.

Ich glaube, mein Geiſt iſt von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verſe werden ſchöner werden, meine Bücher harmoniſcher. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig iſt, habe ich in dieſem Augenblick einen wahren Abſcheu.

Bei ſolcher Stimmung mögen Sie es gewiſs natürlich finden, daſs manche unterbrochene Arbeit unvollendet bleibt, wenigſtens für jetzt. Indeſſen hoffe ich, dennoch in dieſem Jahre manches Gute, auf jeden Fall Beſſeres, als meine früheren Arbeiten, zu dichten und zu ſchaffen. Von hier, in kürzeſter Friſt, reiſe ich nach Boulogne sur mer, welches liebliche Meerſtädtchen mir, wie Sie wiſſen, als beſte Arbeitsſtube dient. Ein koſtbares, welterfreuliches Buch will ich dort ſchreiben. Ich habe mir vor journaliſtiſchen Andringlichkeiten Ruhe geſchafft, und trotz der enormen Ausgaben, die ich in dieſem Jahr ſchon beſtanden, hoffe ich, daſs dieſe Ruhe nicht durch Finanznöthen geſtört wird. Zu dieſem Behufe will ich heute mit Ihnen überlegen, und Ihnen, wie Sie es dringend immer verlangen, beſtimmt melden, was Sie für die nächſte Zeit von mir zu erwarten haben, was ich von Ihnen wünſche, worauf ich rechne, worauf Sie zählen können, ehrlich und unverhohlen, wie Sie es bei mir gewöhnt ſind. Ich habe Ihnen die Urſache meines langen Stillſchweigens gemeldet, damit Sie Solches keinen falſchen Gründen beimeſſen. Weder hieſige Buchhändler, wie Sie irrig wähnen, noch fremde, die mich in der letzten Zeit, wo mein Name europäiſch geworden, mit Anträgen quälen, haben mich in dem Vorſatz, manche Ihrer beſchwerlichſten Kitzeleien zu ertragen, wankend gemacht. Ich mache mir über den Charakter Ihrer Herren Kollegen keine Illuſion, bei einer Verlagsveränderung kann ich höchſtens ein oder zwei Louisd'or mehr gewinnen, der übliche Ärger wird mir bei Keinem erſpart werden, ja ich würde auf ganz neue Unerträglichkeiten ſtoßen. Bei Ihnen, glaub' ich, habe ich das Drückendſte überſtanden: die Pfeffernüſſe*), die angeklebten Verlagsanzeigen mit Koth-Renomméen, die Schadenfreude bei ſchlechten Recenſionen, die ewigen Klagen, die großen Auflagen, die kleinen Foppereien, kurz die Julius-Campejaden. Können Sie Ihre Natur etwas für die Zukunft bezwingen, ſo thun Sie es doch, bitte! Von den großen Honorarserhöhungen, die Sie zu befürchten ſtanden, ſollen Ihnen auch die Haare nicht grau werden. Ich habe nie dran gedacht, mir ein Vermögen zu erſchreiben; wenn ich eben habe, was ich brauche, bin ich zufrieden. Knauſereien von Ihrer Seite führten immer dahin, daſs ich mich lukrativeren Beſchäftigungen hingeben muſſte. Sie handelten in dieſer Hinſicht immer unpolitiſch. Ich brauche dies Jahr noch 2000 Mark Banko, ich will ſie von Ihnen haben, und auf folgende Weiſe.

---

*) Zur Erklärung dieſer ſcherzhaften Anſpielung diene folgende Anekdote. Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine eines Abends im Alſterpavillon mit ſeinem Verleger Campe und ſeinem Freunde Friedrich Merckel zuſammen. Nach einer lebhaften und anregenden Unterhaltung geleiteten Letztere den Dichter bis an ſein Logis auf dem Valentinskamp, und ſchlenderten dann noch eine Weile zwiſchen den Buden des Gänſemarktes umher. Campe, der ſich entſann, daß Heine gern Kuchen eſſe, kaufte ein Packet Pfeffernüſſe und kehrte ſofort mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach ſein muſſte, da ſeine Zimmerfenſter erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße ſeinen Namen zu rufen, ſo wurde das Licht ausgelöſcht. Campe ſchellte jetzt an der Hausthür, und gab die Pfeffernüſſe für Heine ab, mit dem Zuſatze: „Von Profeſſor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüſſe geſchmeckt?“ frug Campe, als er Heine nach einigen Tagen wieder im Alſterpavillon ſitzen ſah. „Was!“ rief Heine, indem er ſich ärgerlich vor die Stirn ſchlug, „Sie haben mir die Kuchen geſchickt? Und ich Thor habe ſie verbrannt! Da ſie mir im Namen des Profeſſors Hugo überbracht wurden, und ich auf der Straße meinen Namen hatte ſchreien hören, ſo glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen

Ich denke, 20 Bogen werde ich in Boulogne ſchreiben, und für dieſe zahlen Sie 1000 Mark Banko; iſt das Buch ſtärker als zwanzig Bogen, iſt es geringer, ſo berechnen wir die Differenz. Es iſt ein Buch amüſanten Inhalts, und kein Cenſor in der ganzen Welt wird Etwas dran

---

ich in der „Harzreiſe“ ſo übel mitgeſpielt, wollten mich aus Rache vielleicht durch vergiftete Pfeffernüſſe umbringen!“ Begreiflicherweiſe ward Heine von ſeinem Verleger, wie von andern Freunden, noch oft mit dieſer Geſchichte geneckt.

auszuſetzen haben. Auf Termine der Beendigung kann ich mich nicht beſtimmt einlaſſen; will aber auch über das Honorar nicht früher verfügen, als bis ich Ihnen das Manuſkript ſchicke.

Dann offeriere ich Ihnen meine Geſchichte der romantiſchen Poeſie, beſtehend aus den beiden Bändchen, die bei Heideloff & Campe herausgekommen, vermehrt um cirka 6 bis 7 Bogen. Sie wiſſen, ich hatte dieſen Herren beide Bändchen nur auf ein halb Jahr verkauft, jedes für 400 Franks. Juli vorigen Jahrs hatte ich ſchon ſeit anderthalb Jahr das Recht, zum Wiederabdruck zu ſchreiten, welchen ich dieſen Herren, wenn ich mich nicht irre, zu einem Honorar von 100 Louisd'or antrug. Freund Heideloff konnte ſich nicht entſcheiden, wegen Abweſenheit des großen Napoleon*), und Dieſer ſchrieb endlich, daſs wegen der damaligen Verfolgungen abſeiten der deutſchen Regierungen er Nichts von mir drucken könne, und daſs er mir eher rathe, bei Ihnen das Buch erſcheinen zu laſſen. Vom erſten Bändchen war Alles vergriffen, vom zweiten Bändchen noch einiger Vorrath, trotz der ſchlechten Verſendungsart. Ein Andrer hätte von ſeinem Recht der erneuten Auflage ſchon längſt ſeit Jahr und Tag Gebrauch gemacht, aber theils weil ich nicht ſehr geldbenöthigt war, theils auch weil ich ſpäter mit Ihnen in zufälligen Konfuſionen war, wartete ich bis heute, Ihnen dieſes Buch anzutragen, und auch für dieſes ſollen Sie mir 1000 Mark Banko Honorar geben. Ich geſtehe, daſs mir Ihr Vetter eben Sie zum Verlag vorſchlug, hat in mir die widerſprechendſten Ideen erregt. So Viel ſein Sie gewiſs: das Buch in ſeiner erneuten Geſtalt iſt wie ein Handbuch; Jeder nimmt es zu dem bezeichneten Honorar, und ſei es auch nur, um mit mir in Verbindung zu treten. Ich bitte, ich bitte, bei Leibe, laſſen Sie mir auch nicht den geringſten Klagelaut hören, als fordere ich zu Viel, da das Buch ſchon einen früheren Abdruck erlitt. Dieſer beſtand nur aus 1000 Exemplaren; 6, wie geſagt, bis 7 Bogen vermehren das Buch, und wäre es auch nur honoris causa, darf es nicht fehlen bei dem Verleger, der alles Andre von mir verlegt. Sein Sie überzeugt, ich werde nie Unbilliges von Ihnen verlangen, und wenn Sie manchmal nicht im Stande ſind, meine Anſprüche zu präciſieren, ſo bedenken Sie, daſs, wenn Sie ſich bei einem Buche wenig, Sie ſich bei dem anderen Buche von mir deſto mehr Nutzen verſprechen können. Genug, ich glaube mit Gewiſsheit, bei meinem nächſten Buche eine Vogue der außerordentlichſten Art prophezeien zu können — wenn Sie keine Plapperlotte wären, würde ich Ihnen den Titel nennen. Und nun Lebewohl — ich habe Ihnen meine jüngſten Miſsgeſchicke, meine erneute Arbeitsluſt hinlänglich angedeutet — und ich hoffe, daſs Sie mich, der Ihnen Wunſch und Verlangen offen ausgeſprochen, mit liebreicher Antwort unterſtützen und bei Leibe durch keine Knickerei unmuthig machen und zu widerwärtigen Anknüpfungen mit fremdem Volke nöthigen. Ich verlaſſe mich auch ein gut Stück auf alte Freundſchaft.

---

*) Napoleon Campe war der Aſſocié Heideloff's.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Schreiben Sie mir unter Adreſſe du Comte de Breza, Rue Traversière, Saint-Honoré, Hôtel de Bristol à Paris. Dieſer ſchickt mir die Briefe nach Boulogne.

·105. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1835.

Mein hochzuverehrender Freund, insonders werthgeſchätzter Verleger und Gönner, Herr und Gebieter — liebſter Campe!

Entſchuldigen Sie, daſs ich auf Ihren Brief vom 9. Juli erſt heute antworte. Sie ſind es ſelber Schuld, Sie wiſſen, es iſt mir Nichts widerwärtiger, als weitläuftiges Wiederholen des Einmalgeſagten und ich zögere dann von einem Tag zum andern mit Antworten. Und dennoch muſs ich heute endlich ſchreiben, denn Ihr Brief giebt mir nicht hinlänglichen Beſcheid auf meine Anfrage, und doch wünſchte ich, Ihnen nie Gelegenheit zu geben, über voreiliges Verlaſſen von meiner Seite zu klagen. Können Sie die „Literatur“ nicht gebrauchen, ſo muſs ich ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, einem Andern geben, und Dieſer, wie vorauszuſehen, verlangt dann auch das nächſte neue Buch von mir. Ich wollte mir dieſes Dilemma erſparen, mir die Negociation abkürzen, indem ich Ihnen die beiden Artikel zugleich antrug. Die „Literatur“ hätte ich Ihnen ſchon längſt geben können, aber ich wartete, bis ich Ihnen auch zugleich etwas ganz

Neues offerieren konnte, bis ich Ihnen Solches ganz beſtimmt antragen konnte, und Sie alſo eine Garantie hätten, in dem neuen Buche jenen größeren Nutzen zu finden, den Sie bei der „Literatur“ vielleicht nicht erwarten. Die „Literatur“ wird indeſſen eins meiner beſten Bücher ſein, und ſie wird in der neuen Geſtalt und durch Ihre Betriebſamkeit ſich eines neuen Schwungs erfreuen. Sie ſind gewöhnt, lieber Campe, Novitäten zu verlegen, und berechnen den Erfolg eines Buches immer nach dem erſten Jahre. Ich bin Ihr einziger Klaſſiker, ich bin der Einzige, der ein ſtehender auflegbarer Literaturartikel geworden — doch wozu ein altes Lied Ihnen wieder vorleiern, das Sie kennen! Sie wiſſen ſo gut wie ich, daſs meine Bücher, gleichviel welche, noch oft aufgelegt werden müſſen — und ich wiederhole meine Bitte, handeln Sie chriſtlich in der Exemplarzahl der Auflage. O, liebſter Campe, ich gäbe was drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Leſen meiner eignen Schriften hat Ihrem Gemüthe Viel geſchadet, jenes zarte gläubige Gefühl, das Sie ſonſt beſaßen, iſt verloren gegangen, Sie glauben nicht mehr, durch gute Werke ſelig zu werden, nur der Schund iſt Ihnen angenehm, Sie ſind ein Phariſäer geworden, der in den Büchern nur den Buchſtaben ſieht und nicht den Geiſt, ein

Sadducäer, der an keine Auferſtehung der Bücher, an keine Auflagen glaubt, ein Atheiſt, der im Geheim meinen heiligen Namen läſtert — o, thun Sie Buße, beſſern Sie ſich!

Ich hab' heut nicht viel Zeit, ſonſt würde ich Ihnen eine häſsliche Geſchichte erzählen, nämlich wie ich durch das Ablehnen eines Verlegerantrags mir eine Widerwärtigkeit ſchnödeſter Art zugezogen. Die Sache iſt zu merkwürdig; vielleicht ſchreibe ich ſie Ihnen dieſe Tage, denn ich weiß, daſs Sie im Grunde ſo viel Freundſchaft für mich übrig haben und zu honett ſind, um nicht tief empört zu werden über jene Geſchichte. Ganz

Ihr

H. Heine.

---

106. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 27. September 1835.

Lieber Laube!

Dank, herzlichſten Dank für die unermüdliche Liebe, die Sie mir bezeugen! Wenn ich Ihnen ſelten ein Lebenszeichen gebe, ſo, ums Himmelswillen, ſchließen Sie nur nicht auf Indifferenz. Sie ſind der Einzige in Deutſchland, der mich in jeder Beziehung intereſſiert; ich fühle Dieſes tief, und eben deſshalb kann ich Ihnen ſelten ſchreiben. Ich fühle mich zu tief bewegt, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu ſchreiben, und, wie Sie gewiſs gemerkt haben, ich gehöre zu den Leuten, die vor allen Gemüthsbewegungen eine zaghafte Scheu hegen und ſie ſoviel als möglich vermeiden möchten. Ach! trotz der größten Vorſicht erfaſst uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unſer Sinn getrübt und unſer Geiſt erſchüttert iſt, ſind wir nicht mehr die Genoſſen der Götter. Dieſer Genoſſenſchaft — jetzt kann ich es geſtehen — habe ich mich lange freuen können; ich wandelte ruhig und im Lichte; aber ſeit neun Monden ſind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden, und, unabſehbar lange Schatten lagerten ſich um mich her. Dieſes Bekenntnis mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beſchäftigt, die aufgeregte Seele zu beſchwichtigen und, wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigſtens mich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten.

Ihren Brief, den Sie mir durch einen Homöopathen ſchickten, habe ich richtig erhalten; aber den Überbringer habe ich leider nicht ſehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schloſſe des ſchönſten und edelſten und geiſtreichſten Weibes . . . in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigſte und Thörichtſte zu lieben . . . begreifen Sie, wie Das einen Menſchen quälen muſs, der ſtolz und ſehr geiſtreich iſt?

Ich war nicht wenig Ihretwegen beſorgt während Ihrer Gefangenſchaft; Ihr Brief, ſo wehmuthig er mich auch ſtimmte, war er mir doch ein beruhigendes Labſal. Es wird Ihnen ſchon gut gehen, ich hoffe es, obgleich ich doch fürchte, daſs Sie dem Schickſal, welches Leute unſerer Art verfolgt, nicht entgehen werden. Sie gehören auch nun einmal zu jenen Fechtern, die nur in der Arena ſterben.

Eigentlich bin ich böſe auf Sie; ich denke ſo ungern an Deutſchland, und Sie ſind Schuld, daſs ich an Deutſchland denken muſs, denn Sie ſind dort, und nun gar ſoll ich Ihnen dorthin ſchreiben! Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutſchen, die mir in Paris zu Geſicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geſchützt. Lumpengeſindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beſtändig von Ehrlichkeit und Vaterland ſprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen: aus Ihrem Briefe erſah ich, daſs Sie von ſelbſt mich beklagten ob des ſaubern Perſonals, das ſich mir hier als deutſche Landsmannſchaft präſentiert. Poignées de main habe ich den ſchmutzigen Geſellen nie geben können, und jetzt verſage ich ihnen ſogar den Anblick meines Antlitzes.

Ich bin trübe und bitter heute geſtimmt; ich lebe am Meer, und meine Gedanken tragen immer deſſen Kolorit; heut iſt das Meer dunkelgelb mit ganz ſchwarzen Streifen. — Werde noch einige Zeit hierbleiben; wenn Sie mir zu ſchreiben haben, adreſſieren Sie den Brief nur an Mr. Henri Heine, recommandé aux soins de Mr. Mangin à Boulogne sur mer.

Ich bin in dieſem Augenblick ganz ohne Fetzen Manuſkript und kann Ihnen für den Almanach nur die beifolgenden vier Gedichte anbieten. Leider gehören ſie nicht zu meinen vorzüglicheren Produkten. Ich bitte, beurtheilen Sie ſie ſelbſt mit unparteiiſcher Gelaſſenheit; und ſind Sie ebenfalls meiner Meinung, daſs ſie nicht vorzüglich, ſo laſſen Sie ſie bei Leibe nicht drucken. — Nr. 4*) gefällt mir am beſten, und dieſes Gedicht ſchützt vielleicht die andern. Kann Nr. 4 des freien Tones halber nicht gedruckt werden, ſo muſs ich dringend verlangen, daſs auch die drei andern Gedichte nicht gedruckt werden. — Laſſen Sie an Wolf einen freundlichen Gruß zukommen. —

Ihre „Reiſenovellen“ habe ich mir nie verſchaffen können. Kenne nur Ihren Roman. Die 4 bis 5 letzten Monate Ihrer „Eleganten Welt“ habe ich, aber erſt Ende vorigen Jahres, zu Geſicht bekommen. Das war mir eine erquickliche Lektüre. — Ich kriege hier in Frankreich nur durch Zufall manchmal ein äſthetiſches Blatt zu Geſicht. Giebt's von daher etwas für mich Intereſſantes in dieſem Augenblick? — Eine Miſchung von Pöbelthum und Schurkenhaftigkeit iſt doch der Menzel. — Leben Sie wohl. Ich ſchreibe Ihnen bald wieder.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Das Gedicht:

Jüngſtens träumte mir, ich ginge
In dem Himmelreich ſpazieren ꝛc.

107. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 11. Oktober 1835.

Edelſter Citoyen der Republik Hamburg!

Die zwei Briefe, die Sie mir hierher geſchrieben, habe ich ſeiner Zeit richtig erhalten. Es iſt mir nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, daſs wir, wenn wir uns einander verſtändlich gemacht, nicht übereinſtimmen ſollten. Vor 4 Wochen ungefähr habe ich Ihnen durch das Dampfboot von Havre das Manuſkript „Die romantiſche Schule“ zugeſchickt. Ich zweifle nicht, daſs Sie es richtig erhalten haben; doch es iſt Nachläſſigkeit, daſs ich Sie nicht bat, mir gleich den Empfang anzuzeigen. Sie werden ſich nun mit eignen Augen überzeugt haben, daſs ich zu den beiden Literaturbändchen ein gutes Stück hinzuſchreiben muſſte, um ein Ganzes zu bilden, um dem Buch ſeinen neuen Titel geben zu dürfen; und ich weiß, es iſt für Sie von dem größten Nutzen, daſs ich dem Buche mit Recht einen neuen Titel geben konnte. Ich bin jetzt mit dem Buch zufrieden, ich glaube, es enthält keine einzige ſchwache Stelle, und es wird als nützliches, lehrreiches und zugleich ergötzlich unterhaltendes Buch länger leben, als der Verfaſſer und der Verleger, denen Beiden ich doch für jeden Fall ein langes Leben wünſche. Einige Stellen im Manuſkript, wo ich das Geburtsjahr oder Sterbedatum der Schriftſteller offen gelaſſen, werden Sie, wie ſich von ſelbſt verſteht, ergänzt haben. Sie werden bemerkt haben, daſs ich auch hie und da Cenſur ausübte; und ich rechne darauf, daſs mir kein Wort im ganzen Buch ausgelaſſen wird. Iſt mir es nicht möglich, unverſtümmelt gedruckt zu werden, ſo will ich lieber die ganze deutſche Schriftſtellerei aufgeben. Die letzte Zeile der Vorrede*), wenn Sie ſie zu herbe finden, mögen Sie indeſſen immerhin ausſtreichen! Ich hoffe, der Titel „Romantiſche Schule“ gefällt Ihnen. Für mein nächſtes Buch habe ich noch keinen Titel, und ich weiß nicht, ob ich es nicht gar lieber als 3. Salontheil erſcheinen laſſe. Doch darüber zu ſeiner Zeit, und in ſolchen Außendingen höre ich gern von Ihnen Rath. Obgleich ich ſehr fleißig bin, ſo rücken meine Arbeiten nur langſam vorwärts. Ich habe die Dummheit begangen, an zwei heterogenen Thematis zu gleicher Zeit zu arbeiten. Vor Januar werde ich wohl nicht fertig, welches mich ſehr verſtimmt. — Um ungeſtört arbeiten zu können, entſchließ' ich mich vielleicht, noch zwei Monat von Paris entfernt zu bleiben. Das iſt Heroismus. Über die Summe, die Sie ſchon ſeit drei Monaten zu meiner Verfügung haben, werde ich heute traſſieren. — Für die mitgetheilten Nachrichten danke ich herzlich. Da ich gar keine deutſchen Journale zu Geſicht bekomme und mit Niemand in Deutſchland korreſpondiere, ſo werden Sie mich immer verpflichten, wenn Sie mir Intereſſierendes ſchreiben. Iſt Etwas herausgekommen, wo meine Wenigkeit im Guten oder im Böſen beſprochen wird, ſo bitte ich Sie, es mir zu ſchicken. Die Deutſchen in Paris ſind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deſshalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich ausüben. Was ſchadet's! Leben Sie wohl, heiter und geduldig.

---

*) Bd. VI, S. 12. „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die ſchutzloſen Gedanken ſeiner Schriftſteller.“

Ihr Freund

H. Heine.

·108. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 23. November 1835.

Liebſter Laube!

Ihr Brief, den ich zu beantworten eile, hat mir eine peinliche Stimmung verurſacht. Ich erſah daraus die Unerquicklichkeit dortiger Zuſtände und Ihre eignen beängſtigenden Wirrniſſe. Seit etwa 3 ½ Monat, wo ich von Paris entfernt, habe ich kein deutſches Journal zu Geſicht bekommen, und außer einigen Andeutungen im Briefe meines Verlegers vor vier Wochen habe ich von dem literariſchen Greul, der losgebrochen iſt,*) Nichts erfahren. — Ich beſchwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutſchland jetzt führt, wo nicht Partei zu faſſen, doch wenigſtens eine ſehr *ſchützende* Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte dieſe Jugend anzutaſten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel' Konceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt, noch nicht entſchieden iſt. Erſt ſpäter kommt die Frage, durch welche Mittel dieſe Idee im Leben realiſiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Ariſtokratie, oder gar durch Abſolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch ſolche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Cenſur beſchwichtigen; denn Diskuſſion über das religiöſe Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze proteſtantiſche Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zuſtimmung der Philiſter . . . Sie verſtehen mich, ich ſage: das religiöſe Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleiſch iſt, Eins und Dasſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſiert werden, als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben.

---

*) Wolfgang Menzel's denunciatoriſche Aufſätze gegen Gutzkow's „Wally" und die übrigen Schriftſteller des „Jungen Deutſchlands" waren in Nr. 93, 94, 108, 109, 110 und 115 des „Literaturblatts" vom September, Oktober und November 1835 enthalten.

Vielleicht ohne dieſe Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der proteſtantiſchen Befugnis verſchanzt, ſo wie Sie auch leicht die pöbelhafte Liſt der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwieſen, mich, den geborenen Antagoniſten des jüdiſch-mohammedaniſch-chriſtlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabſehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Loſungswort der Zukunft kennt, gegen Den vermögen die Schächer der Gegenwart ſehr Wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngſthin hat einer meiner ſaint-ſimoniſtiſchen Freunde in Ägypten ein Wort geſagt, welches mich lachen machte, aber doch ſehr ernſthaften Sinn hatte; er ſagte, ich ſei der erſte Kirchenvater der Deutſchen.

Dieſer Kirchenvater hat in dieſem Augenblick ſehr viel' Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich ſehr andrängend beſchäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutſchland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Noth groß, ſo werde ich doch ins Geſchirr gehn. Daſs man mit Herrn Menzel juſt zu ſchaffen hat, iſt ekelhaft. Er iſt ein ſchäbiger Burſche, an dem man ſich nur beſudeln kann. Er iſt durch und durch ein heuchleriſcher Schurke. Wenn man Stricke ſchreiben könnte, ſo hinge er längſt. Es iſt eine gemeine Natur, ein gemeiner Menſch, dem man Tritte in den Hintern geben ſollte, daſs ihm unſre Fußſpitze zum Halſe herauskäme.

Uns jetzt anzugreifen! jetzt, wo die Gegenpartei den Fuß auf unſeren Nacken hat, Das konnte nur ein Menzel, dem es nie mit unſerer Sache Ernſt war, der ſich nur nach der Juliusrevolution uns anſchloſs, als ſich im Hintergrunde poſitive Vortheile darboten . . . Und ſo ſind wieder allerlei Bübereigedanken im Hintergrunde jetzt, wo er der antiliberalen Partei auf unſere Koſten ein moraliſches Vergnügen bereitet. Ziehen Sie Handſchuhe an, mein Theuerſter, und nehmen Sie einen guten Stock, und züchtigen Sie dieſen ſchmutzigen Wicht, wie er es verdient, perſönlich, d. h. in ſeiner perſönlichen Geſchichte, die ſo viel' Blößen bietet. Das iſt Ihre Sache; laſſen Sie ſich aus Breslau und der Schweiz, wo er geſtänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie. — Er kriegt gewiſs von der Jugend der deutſchen Univerſitäten ſeine thatſächlichſten Schläge . . .

Ich befinde mich in dieſem Augenblick in mancherlei Verdrießlichkeiten, deren Schauplatz

Paris, und die mich wohl bis zum Frühjahr in Anſpruch nehmen. Dem Journal, das Sie jetzt zur Auferſtehung bringen,*) kann ich alſo nicht Viel verſprechen; gern jedoch will ich meinen Namen daran knüpfen, und die Gedichte, die Sie von mir haben, können Sie drucken. Anbei noch zwei Schnitzel, die ebenfalls nicht viel werth ſind. Das Gedicht jedoch, welches anfängt: „Ich bin nun drei und dreißig Jahr' alt, und du biſt fünfzehnjährig kaum," **) können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu ſetzen; die Natürlichkeit iſt hier bis zur Karikatur geſteigert, Das fühl' ich; es war ein Verſuch, Jahrzahlen und Datum im Gedichte einzuführen. — Mit dem übrigen jungen Deutſchland ſteh' ich nicht in der mindeſten Verbindung; wie ich höre, haben ſie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revue***) geſetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubnis gegeben habe. — Einen guten Rückhalt ſollen dieſe jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchſt verdrießlich, wenn es zwiſchen Letzteren und Ihnen zu Reibungen käme. Ich bitte Sie, durch gemeinſchaftliche Freunde dieſe jungen Leute von den Bedingniſſen Ihrer Stellung zu unterrichten, damit nicht Miſsverſtand ein Unheil anrichte.

---

*) Heinrich Laube übernahm vom 1. Januar 1836 an die Redaktion der in Braunſchweig erſcheinenden „Mitternachtszeitung."

**) Bd. XVI, S. 226.

***) Ludolf Wienbarg beabſichtigte, unter dem Titel: „Deutſche Revue", ein Journal herauszugeben, das jedoch vor dem Erſcheinen des erſten Heftes verboten ward.

Vergeſſen Sie Das nicht. — In allen Fällen rechnen Sie auf die gefühlteſte Theilnahme bei Allem, was Sie perſönlich betrifft. Daſs Sie mit einigen meiner Berliner Freunde in gutes Verſtändnis getreten, iſt mir lieb. Varnhagen iſt einer der außerordentlichſten Menſchen und klar und ſicher; wir ſind ſo einverſtändig, daſs wir gar nicht einmal eines Briefwechſels bedürfen. — Ihre Frage im Betreff einer Rückkehr nach Deutſchland hat mir ſehr weh gethan; denn ungern geſtehe ich, daſs dieſes freiwillige Exil eins der größten Opfer iſt, die ich dem *Gedanken* bringen muſs. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müſſen, die mich allen möglichen Miſsdeutungen ausſetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. — Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; die famoſe Vorrede,*) die ich bei Campe, als ſie ſchon gedruckt war, zu zernichten gewuſſt, iſt ſpäter nur durch den preußiſchen Spion Klaproth in die Welt gekommen, Das wuſſte die Geſandtſchaft, ſo daſs mir auch nicht einmal ein Preſsvergehen ſtark aufgebürdet werden kann; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris ſehr gut ſtehe .... aber alles Dieſes ſind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. — Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutſchen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hauſe ginge, um wieder deutſches Sauerkraut zu eſſen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes ſehen würden. Bis jetzt können ſie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert. Meine Reiſe nach Wien, wie Sie ſehen, muſs daher auf ſehr lange Zeit hinausgeſchoben werden. — In einigen Wochen werde ich nach Paris zurückkehren. Haben Sie mir noch vorher Etwas wiſſen zu laſſen, ſo ſchreiben Sie nur hierher. Selbſt wenn ich auch nach Paris ſchon gegangen wär', würde mir Ihr Brief von hier aus richtig zugeſchickt werden. Leben Sie wohl und heiter.

---

*) Zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden“.

Ihr Freund

H. Heine.

109. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 4. December 1835.

Liebſter Campe!

Herzlichen Dank für die freundlichen Mittheilungen Ihres Briefes vom 23. October. Seit 4 Monaten habe ich, außer Ihrem Briefe, Nichts aus der deutſchen Preſswelt erfahren. In 3 bis 4 Wochen bin ich in Paris, wo ich über den literariſchen Bürgerkrieg das Nähere zu ermitteln forſche. Daſs Herr Menzel ein Lump iſt, daſs er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das „Literaturblatt,“ immer miſsbrauchen wird, habe ich längſt gewuſſt. Er hat auch mich manchmal angebellt, aber ich hab' ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unſterblichkeit gezüchtigt zu werden.

Ich habe hier ſehr ſchlechte Geſchäfte gemacht, beſonders in Betreff des Fiſchfangs. Wir haben dieſes Jahr wenig' Fiſche gefangen in der Nordſee. Hoffentlich iſt es Ihnen auf der Jagd beſſer gegangen. Sonderbar, der Verleger iſt ein Jäger, und der Autor iſt ein Fiſcher; Dieſes verhinderte aber nicht den Letzteren, ſehr viele Böcke in dieſem Jahre zu ſchießen. Der Herr Jäger kann dagegen gewiſs mit vielen Krebſen aufwarten. — Seit ſechs Wochen habe ich einen Stockſchnupfen, und trotzdem ſchreib' ich an meinen Büchern. Denn ich treibe jetzt in der Literatur die doppelte Buchhaltung; es iſt ein Verſuch. Dieſe Tage wird wohl ein Buch fertig, in Paris ſchreib' ich es ab, und ſo werden Sie wohl Ende nächſten Monats Manuſkript bekommen. Ich habe mich noch nicht darüber entſchloſſen, ob ich das Buch ſeparat oder als dritten Salonband erſcheinen laſſe; da es höchſt amüſant iſt, auch populär, für alle Klaſſen berechnet, ſo entſchließe ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remorquieren. Herr Jäger, Das iſt ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen.

In einigen Wochen werde ich die Anker lichten und nach Paris zurückſegeln. Briefe oder Packete adreſſieren Sie gefälligſt dorthin: Grand Hôtel de Bristol, rue Traversière, Saint-Honoré, à Paris. — Ich werde nämlich dieſen Winter ins bewegteſte Quartier ziehen und mich im Mittelpunkt des geſelligen Lebens herumtreiben. — Den 15. dieſes Monats traſſiere ich wieder auf Sie die gleiche Summe, wie das vorige Mal. Für die freundliche Zahlung meiner letzten Tratte danke herzlich. — Vergeſſen Sie nicht, meiner Mutter die „Romantiſche Schule“ zu ſchicken. — Haben Sie mir nicht mal geſchrieben, daſs Sie eine Literaturgeſchichte von Schleſier herausgäben? Aus ſeinen Aufſätzen gefiel er mir ſehr wohl. Wo iſt Wienbarg? Seine „Äſthetiſchen Feldzüge“ hab' ich erſt vor Kurzem und zwar zufällig geleſen; es iſt mir leid, daſs ich ihn nicht mündlich darüber ſprechen kann. — Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir alle guten Bekannten. Hoffentlich befindet ſich Ihre Familie wohl. Ich wünſche Ihnen eine gute Jagd; que le bon Dieu vous prenne dans sa sainte et digne garde.

H. Heine.

·110. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebſter Campe!

Ihre Briefe, ſowohl den erſten, welchen Sie ans Hôtel d'Eſpagne adreſſiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adreſſiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgeſtiegen, bis mein neues Apartement fertig wurde. Dieſes iſt prächtig und wollüſtig angenehm, ſo daſs ich jetzt warm und wollig ſitze. Es iſt: Cité Bergère No. 3, welche Adreſſe Sie gefälligſt auf Ihre Briefe ſetzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantiſchen Schule“, habe ich jetzt erhalten, und ich überlaſſe Ihrer Imagination, ſich die Gefühle vorzuſtellen, die mir die Verſtümmlungen darin erregten. Ihre Entſchuldigung, daſs das Buch dem Cenſor in die Hände kam zu einer Zeit, als die Denunciationen des Stuttgarter „Literaturblattes“ die Behörden in Alarm ſetzten, iſt gewiß triftig. Ich habe deſshalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nöthig wäre, da meine Feinde glauben, ich ſelbſt hätte im Buche die ſcharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlaſſe dieſe Ankündigung Ihnen ſelbſt, lieber Campe, und habe dabei noch einen Nebenzweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack geſpielt, indem das Gehäſſige ſeiner Denunciationen recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen, worin Sie melden, daſs Sie nicht geglaubt hätten, daſs mein Buch einer ſchweren Cenſur unterliegen würde, daſs Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk unverkürzt drucken zu dürfen, daſs Sie aber nicht vorausſehen konnten, daſs Denunciationen, wie die Menzel'ſchen, in einem Augenblick erſcheinen würden, wo mein Buch in Händen eines Cenſors war. Wenn Sie ſagen könnten, daſs der Cenſor, um ſeine Strenge zu entſchuldigen, auf das erwähnte „Literaturblatt" Sie verwieſen, ſo können Sie die Sache noch eklatanter machen. Sie müſſen ſagen, daſs Sie es Ihrem Freunde, mir, ſchuldig zu ſein glauben, mich des Verdachtes feiger Konceſſionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muſs man Vortheil zu ziehen ſuchen.)

Über den Artikel der „Nüremberger Zeitung," wonach meine Schriften in Preußen, nebſt denen des übrigen „jungen Deutſchland," verboten ſeien,*) weiß ich Ihnen heute noch Nichts zu ſagen. Ich erwarte von Ihnen hierüber nähere Beſtätigung

---

*) Die oben erwähnte Zeitung theilte zuerſt in Nachſtehendem den Inhalt des von der deutſchen Bundesverſammlung am 10. December 1835 gefaſſten Beſchluſſes mit:

„Nachdem ſich in Deutſchland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutſchland“ oder „Die junge Literatur“ eine literariſche Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletriſtiſchen, für alle Klaſſen zugänglichen Schriften die chriſtliche Religion auf die frechſte Weiſe anzugreifen, die beſtehenden ſocialen Verhältniſſe herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerſtören: ſo hat die deutſche Bundesverſammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig ſei, dieſen verderblichen, die Grundpfeiler aller geſetzlichen Ordnung untergrabenden Beſtrebungen durch Zuſammenwirken aller Bundesregierungen ſofort Einhalt zu thun, und unbeſchadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umſtänden zu ergreifender Maßregeln — ſich zu nachſtehenden Beſtimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutſche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfaſſer, Verleger Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutſchland“ oder „Die junge Literatur“ bekannten literariſchen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigeſetze ihres Landes, ſo wie die gegen den Mißbrauch der Preſſe beſtehenden Vorſchriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieſer Schriften, ſei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf ſonſtige Weiſe, mit allen ihnen geſetzlich zu und Aufſchlüſſe. Ich denke, auch Sie laſſen ſich nicht ſo leicht einſchüchtern. Die ganze Verfolgung des „Jungen Deutſchlands“ nehme ich nicht ſo wichtig. Sie werden ſehen: viel Geſchrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proſkriptionsliſte geſtellt ſein, ſo glaube ich, daſs man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu löſen. Es iſt nur auf Demüthigungen abgeſehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geſchrieben ſind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich laſſe mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne

---

Gebote ſtehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinſichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemeſſener Weiſe verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie ſehr es in ihrem wohlverſtandenem eigenen Intereſſe liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerſtörende Tendenz jener literariſchen Erzeugniſſe auch ihrerſeits, mit Rückſicht auf den von ihnen in Anſpruch genommenen Schutz des Bundes, wirkſam zu unterſtützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieſer Beziehung insbeſondere der Hoffmann und Campe'ſchen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweiſe Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu laſſen.“

man bietet, je leichter laſſen ſich die Leute behandeln. Angſt iſt bei Gefahren das Gefährlichſte. Im Bewuſſtſein, ſeit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geſchrieben zu haben, mich, wie es notoriſch iſt, von dem Jakobinismus geſchieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewiſſen, wie ich bin, werde ich nicht ſo feige ſein, die jungen Leute, die politiſch unſchuldig ſind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung" geſchickt (die vielleicht ſchon gedruckt iſt), worin ich erkläre, daſs ich gar keinen Anſtand genommen hätte, an der „Deutſchen Revue" mitzuarbeiten*). — Spaßhaft genug iſt es, daſs ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen laſſen, an irgend einer ſolchen Zeitſchrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf dieſe Stunde weder an Gutzkow noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zuſchrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo iſt jetzt Wienbarg? Geben Sie mir ſeine Adreſſe.

---

*) Der Abdruck jener Erklärung Heine's ward beanſtandet. Einer redaktionellen Andeutung zufolge (Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der „Allgemeinen Zeitung", vom 25. Januar 1836), ſprach ſich Heine darin für jenes projektierte literariſche Unternehmen aus, das „von der Jugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden" ſei.

Sollte die preußiſche Regierung ſich wirklich zu jenem proſkribierenden Wahnſinn verleiten laſſen, ſo glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu ſchreiben, daſs ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlaſſen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächſten Buche gar Nichts geben, was politiſch oder religiös miſsfällig ſein könnte, und ich richte es danach ein, daſs ein Cenſor auch kein einziges Wort daran ſtreichen kann. Dieſes giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Theil fertigen Manuſkriptes muſs ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wiſſen, hier nur wenige Blätter zu Geſicht bekomme, ſo bitte ich Sie, mich über Alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und laſſt uns in ſchwierigen Zeiten eben ſo viel Gelaſſenheit zeigen, wie bei unſeren Gegnern ſtürmiſche Wuth zum Vorſchein kömmt. — Ich befinde mich geſünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollſaugender Seele alle Süßigkeiten dieſer Luſtſaiſon. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

111. An die hohe Bundesverſammlung.

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beſchluſs, den Sie in Ihrer 31ſten Sitzung von 1835 gefaſſt haben. Ich geſtehe Ihnen, meine Herren*), zu dieſer Betrübnis geſellt ſich auch die höchſte Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daſs Sie mich weder mündlich noch ſchriftlich vernommen, ohne daſs Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daſs irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römiſche Reich, an deſſen Stelle der deutſche Bund getreten iſt; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, verſehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erſcheinen, und ſich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern iſt von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiöſen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft ſich gern auf das Beiſpiel des Meiſters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Perſon zu vertheidigen, ſo bewilligen Sie mir wenigſtens freies Wort in der deutſchen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich ſchreibe, verhängt haben. Dieſe Worte ſind keine Proteſtation, ſondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, ſo iſt es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillſchweigen für ein Eingeſtändnis ſtrafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften anſehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt iſt, hoffe ich bündigſt zu erweiſen, daſs meine Schriften nicht aus irreligiöſer und unmoraliſcher Laune, ſondern aus einer wahrhaft religiöſen und moraliſchen Syntheſe hervorgegangen ſind, einer Syntheſe, welcher nicht bloß eine neue literariſche Schule, benamſet das junge Deutſchland, ſondern unſere gefeiertſten Schriftſteller, ſowohl Dichter als Philoſophen, ſeit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entſcheidung über meine Bitte ausfalle, ſo ſein Sie doch überzeugt, daſs ich immer den Geſetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daſs ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen;

---

*) „Messeigneurs“ in der von Heine veranſtalteten franzöſiſchen Überſetzung, welche im Journal des Débats vom 30. Januar 1836 erſchien.

ich ehre in Ihnen die höchſten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die perſönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweiſe, ohne Beſorgnis vor Miſsdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Verſicherungen meiner tiefſten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

---

112. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebſter Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mittheilten, habe ich richtig erhalten und bin ſehr froh, daſs Sie Dergleichen mit unverblüffter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckſchuſs zu ſein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein biſschen zu ſtreicheln und mein kindlich ſyruplich ſubmiſſer Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt ſein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um ſo wohler thun. „Messeigneurs!“ „Vos Seigneuries!“ Das iſt ihm noch nicht geboten worden! „Seht“, wird er ſagen, „da iſt einmal ein Menſch, welcher menſchlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und dieſen edlen Menſchen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoraliſch erklärt!“ — Und ſechsunddreißig Taſchentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen ſcheint ebenfalls zur Beſinnung zu kommen, und der Repräſentant der Intelligenz ſieht wohl ſchon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichſte blamiert. Aber auch hier ſoll mildeſt nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einſicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchſt intereſſant und liebenswürdig ſei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieſes Buch iſt im Manuſkript bereit, wenigſtens bis auf eine kleine Abſchreiberei, und ich hatte die Abſicht, dasſelbe unter dem Titel: „Salon, dritter Theil“ herauszugeben, um die vorhergehenden Bände etwas zu pouſſieren. Werden Sie dieſes Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daſs der harmloſe Inhalt das Buch ſchützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preußiſchen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu ſetzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band“ nennen?

Ich glaube, es wäre ſogar ſehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, daſs die Drohniſſe nicht in Anwendung kommen, und dann kann man ſpäter auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, ſo iſt es ſpäter vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch ſein Miſsliches, iſt eine demüthigende Konceſſion; für dieſen Fall müſste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derſelbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter miſsverſtehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauſpiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar Nichts paſſiert ſei. Aufſchieben die Herausgabe, iſt auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut ſich, wenn wir uns nicht banghoſig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politiſchen und Religiöſen Viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

---

113. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündfluth von Beſchäftigungen, liebſter Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umſtändlich zu beantworten. Daher für heute das Nöthigſte.

Ich habe Ihnen ein Packet geſchickt, deſſen Inhalt Sie jetzt gewiſs ſchon geleſen haben. Es iſt das Manuſkript des Buchs, welches jetzt erſcheinen ſoll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, dieſem Buche einen beſondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das ſtille Buch?“ Gefällt Ihnen dieſer Titel nicht, ſo können Sie das Buch „Märchen“ titulieren. Es beſteht aus drei Partien:

1) Elementargeiſter, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne“; alles

Politiſche und Antireligiöſe iſt ausgemerzt, und das Ganze nimmt ſtoffartiges Intereſſe in Anſpruch.

2) Erſte Nacht der „Florentiniſchen Nächte", worin Sie ſehen, daſs ich die drei Thürme*) nicht vergeſſe.

3) Zweite florentiniſche Nacht.

Das Buch muſs ſo reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, daſs das Manuſcript über 20 Bogen giebt, ſo ſagen Sie mir Dieſes umgehend, und ich füge noch Etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überſchicke, ſobald ich Ihre Antwort habe.

Die Hauptſache aber iſt, daſs dieſes Buch gar keiner Cenſur, und am allerwenigſten einer preußiſchen Cenſur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußiſchen Cenſur unterwerfen, um ein Buch erſcheinen laſſen zu dürfen; Dieſes iſt indirekter Verkauf, dieſe filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier iſt ein Ehrenpunkt. Können Sie alſo das Buch nicht ohne Cenſur drucken, ſo möge es ungedruckt bleiben; ſind Sie aber überzeugt, daſs es keiner ignobeln Cenſur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, ſo ſchicken Sie es gleich in die Preſſe. Es kann alsdann in 5 bis 6 Wochen erſcheinen.

---

*) Wappen der Stadt Hamburg.

Leider muſs ich jetzt meine wichtigſten Arbeiten im Pulte liegen laſſen, und hätte doch das Geld nöthig. Iſt Das nicht Opfer genug? Sie ſehen, mein Servilismus iſt nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

114. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebſter Campe!

Ich gebe Ihnen durch dieſe Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe. Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen beſtimmt angezeigt, daſs ich lieber gar Nichts drucken laſſe, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußiſchen Cenſur zu unterwerfen; indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie das überſchickte Manuſkript meines neuen Buches nur unter preußiſcher Cenſur drucken können. Die Preußen haben hierher an die „Revue des deux mondes“ geſchrieben, daſs ſie dieſelbe verbieten werden in Deutſchland, wenn ich Aufſätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geſchrieben; noch in kleinlich anderer Weiſe kontreagieren ſie mich in meiner literariſchen Thätigkeit; ſie haben die Abſicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole alſo meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken können; ich würde ſonſt in Vorſchuſs bei Ihnen ſein, welches meine kritiſche Lage in dieſem Augenblick nicht erlaubt.

Jetzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfſchiffe ſchicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder“ bedarf; dieſe neue Auflage, ſowie auch die dritte Auflage der „Reiſebilder“, werde ich aber unterlaſſen, im Fall eine preußiſche Cenſur ſich darein miſchen möchte. Ich vertrete in dieſem Augenblick den letzten Fetzen deutſcher Geiſtesfreiheit.

Leſen Sie im „Quarterly Review“ die Kritik meiner „De l'Allemagne“; daſs die Verfolgung gegen mich gleichzeitig koncertiert iſt, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu ſehr beſchäftigt, ſonſt würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief Vieles antworten. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

115. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich dieſe Nacht zu Hauſe vorfand, hat mich in eine Beſtürzung verſetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache ſteht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutſche Preſſe an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringſten Makel meinem ſchönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußiſchen Cenſur unterwerfen! Und

Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demütigen Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir ſolche Schmach zumuthen? Der Kontraſt jenes Briefes mit dem letzten iſt unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewiſſen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewiſſen rein behalten.

Mein Packet enthielt keinen Brief; da die fahrende Poſt viel ſchneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig, wenigſtens nach Leſung des Manuſkripts, eintreffen ſollte, etwas ſpäter. In dieſem Brief, ſo wie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen dieſe Tage ſchrieb, haben Sie meinen feſteſten Willen in Betreff der preußiſchen Cenſur bereits erfahren. Ich hoffe, daſs Sie demgemäß bereits dringendſt Anſtalten getroffen, mein Manuſkript wieder zurück zu erhalten. Iſt Dieſes noch nicht geſchehen, ſo thun Sie es gleich. Das Manuſkript iſt ſo unſchuldiger Natur, daſs man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Poſt wieder nach Paris zurück zu ſchicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieſes war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers ſchöpfte, der ſich anbot, unter ſolchem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf Nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie ſakriſicieren mich!

Ich will gar Nichts thun. Das Buch ſoll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, ſo ſauer es mir wird, ich entbehre dadurch in dieſem Augenblick das Honorar, welches ich ſchon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft häſsliches, preußiſches Jahr!

Im Übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten Brief, worin ich Ihnen auch ausdrücklich ſagte, daſs Sie meine Tratte nicht acceptieren ſollten, im Fall Sie nur unter preußiſcher Cenſur mein Buch drucken könnten. Ich Ärmſter dachte ſchon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnoth, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Avance ſein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaktion der Furcht in Ihrem Gemüthe raſet.

Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir gleich Antwort. Wiſſen Sie ein andres Mittel, als preußiſche Cenſur, für das Erſcheinen des Buches, ſo melden Sie es mir gleich; denn das Buch muſs bald erſcheinen, oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich dieſe unter preußiſcher Cenſur ſchreiben? Schon der Name „Vorrede“ brächte die Leutchen in Harniſch.

Ich bin krank vor Gram. Ich ſehe ein, daſs auch die Partei der Gemäßigten eine geſchlagene iſt. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererſt rette ich meine Ehre. Ich verſtehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuſkript. Früher kann ich nicht ſchlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

116. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebſter Laube!

Glauben Sie nur bei Leibe nicht, daſs ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir ſaurer, als Sie ſich vorſtellen. Heute habe ich an Varnhagen zu ſchreiben, und will dieſe Zeilen für Sie mitſchicken. Grüße, aus tiefſter Seele hervorblühende Grüße, darunter auch einige für Ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einſamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildeſten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir ſelber kommen kann, und betäubt bin von den ſchreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht ſagen wie ein Hund — Wie ſehne ich mich nach einer ruhigen deutſchen Feſtung, wo eine Schildwache vor meiner Thür ſtünde und Niemanden hereinließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenſchaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye (welchen ich nicht liebe) habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Literaturgeſchichte ſagen (wovon ich bereits ſeit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müſſen uns wehren, und auch ich werde bald wieder einen kritiſchen Tanz anſtimmen. Indeſſen, ich hege nicht die geringſte Furcht vor den Zuſammenrottungen unſerer Gegner; Dieſe werden, Einer nach dem Andern, zu Grunde gehn. Sehen Sie doch, wie ruiniert iſt Menzel, Tieck und Konſorten! Wir leben. Traurig ſind die Spaltungen unter den Bundesgenoſſen.

Ich habe Mundt und Gutzkow ſehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich ganz und gar ſympathiſiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendſten Harmonie befinde. Nun zerren ſie ſich unter ſich, Gutzkow und Mundt. Erſterer iſt ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Literaturgeſchichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Schicken Sie mir (in Falle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abſchrift Ihrer Literaturgeſchichte hierher nach Paris, eine leſerliche, wo möglich mit lateiniſchen Lettern geſchriebene Abſchrift, die ich hier unter meinen Augen überſetzen laſſe — ſo daſs das Werk zu gleicher Zeit in Deutſchland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen dieſe Idee? Das Buch erhält dadurch gleich eine europäiſche Wichtigkeit und erreicht ſchneller ſeinen Zweck. Ich will ſchon dafür ſorgen, daſs es meiſterhaft überſetzt wird (die meiſten hieſigen Translatoren ſind Stümper) und die franzöſiſche Ausgabe in den hieſigen Journalen die nöthigen Trompetenartikel bekömmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin ſehr verſtimmt. -- Meine Adreſſe iſt Rue Cadet No. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

117. An Auguſt Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau,
den 3. Mai 1836.

Seit geſtern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdſeligen Monat Mai . . . es fiel nämlich dieſen Morgen ein ſanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde ſitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt ſich nicht im Brennen, iſt durchaus nicht leidenſchaftlich geſtimmt und verkündet ſeine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. — Ich habe die letzte Zeit in Paris ſehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beſtändige Unbeſtändigkeit der Laune; nur höchſt ſelten noch denke ich daran, mich ſelbſt zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahrſcheinlich auf eine andre Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Langeweile ſtirbt.

Herr R. hatte ihr ſo viel Rühmliches über meine Schriften geſagt, daſs ſie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel*) ging und die franzöſiſche Ausgabe der „Reiſebilder“ für ſie holte. Aber kaum hatte ſie eine Seite drin geleſen, als ſie blaſs wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verſchließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin geſtoßen, und, eiferſüchtig wie ſie iſt, will ſie auch nicht einmal, daſs ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben ſollte; ja, ich muſſte ihr verſprechen, daſs ich hinfüro auch keine Liebesphraſen an erfundene Idealgeſtalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellſten Intereſſen betreffend, ſage ich Ihnen meinen tiefinnigſten Dank. Meine Finanzen ſind durch die miſerabeln Zeitereigniſſe in hinlänglich trüben Zuſtand gerathen, als daſs ich nicht jede Förderung von dieſer Seite mit Dank anerkennen würde.

---

*) Name des erſten Verlegers der franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder“.

(In dieſem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich raſieren will. Ich zittre vor ihrem Meſſer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Raſiert bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muſs nicht ein Dichter ausſtehen in dieſer rauhen Welt! Zumal wenn er ſich nicht ſelbſt raſieren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch ſtinken meine Stiefel ganz entſetzlich — man hat ſie dieſen Morgen, ſtatt mit Wichſe, nur mit Thran beſchmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontraſt mit Paris, wo ich noch vorgeſtern Abend das Meiſterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levaſſeur ſchreit noch wie ein Waldeſel. Welch ein Meiſterſtück! Es wird mir ſchwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meiſterſtück! —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das beſprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältniſſe zu den deutſchen Regierungen werden ſich wohl aufklären, und ſie werden doch am Ende einſehen, daſs ſie mir ein poſitives Unrecht thun, daſs ſie mir ohne Urtheil und Unterſuchung mein armes Eigenthum antaſten, daſs ſie direkte Urſache ſind, wenn gewiſſe Leute die größten Beraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und ſtattdeſſen einen Aufſatz zu meinen Gunſten geſchrieben, den hoffentlich die „Allgemeine Zeitung“ drucken wird*). Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin ſicher ſtellen müſſen. Ich bin ganz von allem deutſchen Verkehr abgeſchnitten; ſteht in deutſchen Blättern Etwas, was ſich auf meine wirklichen Intereſſen bezieht, ſo bitte ich Sie, mir Nachricht davon zu geben. Ich leſe jetzt auch nicht mal mehr die „Allgemeine Zeitung“ und das „Morgenblatt.“

---

*) Über dieſen Aufſatz, der niemals gedruckt worden und jetzt wahrſcheinlich verloren gegangen iſt, findet ſich in der außerordentlichen Beilage Nr. 211 u. 212 zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung“, vom 8. Mai 1836, folgende redaktionelle Bemerkung: „Herr H. Heine hat aus Paris unterm 26 April an die „Allgemeine Zeitung“ eine Erklärung geſandt, worin er zuerſt anführt, daſs von dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg ein Manuſkript von ihm (Heine) ohne ſein Vorwiſſen nach Berlin zur Cenſur geſchickt worden ſei. Sobald er (vor etwa ſechs Wochen) davon Kunde empfangen, habe er ſeinem Verleger die beſtimmteſte Ordre ertheilt, ſein Manuſkript wieder von Berlin zurückzufordern, und es ganz ungedruckt zu laſſen, wenn es nicht anders als mit preußiſchem Imprimatur gedruckt werden könne. Dieſem Begehr habe auch der Verleger auf der Stelle entſprochen. Indem er (Heine) nun wünſche, daſs ſein Benehmen bei dieſem Vorfalle keineswegs als politiſche Widerſetzlichkeit, oder gar als kindiſcher Eigenwille, am allerwenigſten als Animoſität gegen preußiſche Behörden gedeutet werde, wolle er die Gründe, die ihn beſtimmten, unumwunden erörtern, die Aufnahme dieſer Erörterung aber, welche auf die Beſchluſsnahmen des Bundestages und der preußiſchen Regierung

Ich hoffe, das „Morgenblatt“ hat meine zweite florentiniſche Nacht ſchon zu drucken begonnen. Sonntag iſt ſie auch franzöſiſch in der „Revue“ erſchienen. Aus dieſer zweiten florentiniſchen Nacht werden Sie vielleicht erſehen, daſs ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenſchreiben leben könnte. Ehrlich geſagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüſement. Man muſs aber Alles können in ſchlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr ſchreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu ſtark nach Thran. Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; ſogar die ſolideſten Franzoſen ſind die Unzuverläſſigkeit ſelbſt. Ihre Abreiſe von Paris war für mich ein trüber Verluſt. —

---

umſtändlicher eingeht und über Heine's Lage und Stellung als Schriftſteller ſpricht, iſt auf Hinderniſſe geſtoßen, ſo daſs hier bloß jene veranlaſſenden Thatſachen angeführt werden.“

118. An Julius Campe.

Coudry, den 28. Julius 1836.

Auf Ihren Brief vom 20. Mai hatte ich im Grunde Nichts zu antworten — Erſt aus Ihrem Brief vom 11. Juli erſah ich, daſs Sie mein Buch endlich in Druck gegeben — jetzt wird der Druck wohl zu Ende geſchritten ſein, und ich habe in dieſer Hinſicht nur zu bemerken, daſs ich Alles, was Sie mir in Betreff der darauf bezüglichen Cenſurſcherereien ſagen, durchaus nicht begreife. Iſt das Buch über 20 Bogen, ſo bedarf es keiner Cenſur; bedarf es der Cenſur, ſo hat es auch Nichts zu bedeuten, wenn das Manuſkript nicht auslangt. Ich habe indeſs Etwas bereit liegen, welches ich für dieſen Fall, oder vielmehr für allenfalls ſchicken könnte; Dieſes ſoll von Paris aus geſchehen. Ich befinde mich nämlich 10 Stunden von Paris auf dem Lande, in ungeſtörter Einſamkeit, in fruchtbarer Gemüthsruhe, die ich mir auch durchaus nicht ſtören will — ſonſt würde ich Ihnen die miſsmüthigſten Dinge und Verlegenheiten auseinanderſetzen, worin ich eben durch Sie, durch Ihr Verfahren bei den letzten Büchern gerathen bin. Sie haben mir viel Ungemach und Kummer verurſacht

— doch hierüber ſchreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieſes Jahr wohl begeben werde. Ich bin ſo ermüdet vom vielen Arbeiten, daſs ich mehr als jemals nach dem Meere hinſchmachte. Heute eile ich, auf Sie zu traſſieren, damit mich die Rimeſſe noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geſchrieben, ſchicken wollen, würden Sie mich ſehr verbinden. Adreſſieren Sie ſie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieſer Vetter wird ſie an mich befördern, wo ich auch ſei. Ich habe große Reiſeplane, hab' zu lange in Paris gehockt, muſs noch Viel ſehen. Bin ſehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muſs mich durch neue Reiſen auffriſchen.

Ad vocem Gedichte — im nächſten Briefe, in dieſen Tagen, von Paris aus. Über die Weiſe der Herausgabe muſs ich ausführlich ſein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir ſelber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei Bänden erſcheinen laſſe. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entſchuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, daſs ich ihm nicht geſchrieben. Der Tod Carrel's macht die Antwort überflüſſig. Ich ſtand mit

Letzterem in keiner Verbindung. Er war mir ſogar feind wegen meiner monarchiſtiſchen Grundſätze; alle Republikaner grollen mir in dieſer Beziehung — und, ſpaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchſt beſchränkten deutſchen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien. Übrigens, ich muſs es Ihnen ſagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, iſt die Firma Hoffmann und Campe an der Strenge Schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nöthig ſein, daſs Sie mir nächſtens eine fingierte oder kaſchierende Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber bei Leibe nicht Brunet*) . . . doch, ich kann heute nicht Viel ſchreiben — leben Sie wohl, herzlich wohl, und ſein Sie meiner loyalſten Freundſchaft verſichert.

H. Heine.

---

*) Unter dieſer fingirten Firma waren mehrere Bände von L. Börne's „Briefen aus Paris“ erſchienen.

119. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebſter Campe!

Ich bin ein gehetzter Hund in dieſem Augenblick, die unvorhergeſehen peinlichſten Ereigniſſe ſtürmen auf mich ein, und alle meine literariſchen Intereſſen müſſen darunter leiden. Dieſe Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reiſe noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich ſchreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts Anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reiſekaſſe zu ordnen, und da ich Nichts ſchuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie traſſiert. Sie ſehen, ich vergeſſe Sie nicht, und Sie wiſſen: wenn ich Geld traſſiere, iſt das Druckenlaſſen ſicher. Auch die zwei erſten Bogen des dritten Salontheils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerſchrecklichſten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuſkript fehle, vielmehr häuft ſich Deſſen bei mir bis zur erfreulichſten Wohlhabenheit — aber die Angſt vor Cenſur — auch das Unſchuldigſte iſt jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichſten Schriftſteller. Dreimal habe ich die

Vorrede zu dem „Salon" bis zur Mitte geſchrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir ſchreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verſtändnis zu ſetzen . . . Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig ſind. Ich habe aus der Schriftſtellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe deſshalb ſelten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurtheilt werden zu müſſen. — Dieſe Tage erhalten Sie Manuſkript, etwa 2 bis 3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daſs Deſſen mehr nöthig ſei zum dritten Salontheil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

*120. An Julius Campe.

Marſeille, den 7. Oktober 1836.

Liebſter Campe!

Sie dürfen dem Äskulap einen Hahn opfern! Ich ſtand ſchon vor den Pforten des Todtenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus beſonderer

Gnade, mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen von Amiens aus ſchrieb, fühlt' ich ſchon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbſucht, mit Cholera oder ſonſtig fabelhaft ſcheußlicher Krankheit accompagniert. Acht Tage lang nicht gegeſſen noch geſchlafen, ſondern nur Erbrechung und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marſeille geſchickt, und vorgeſtern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven ſehr irritiert: mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräuſch der ſchachernden Seeſtadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marſeille iſt Hamburg, ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der beſten Überſetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daſs das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salontheil eine neue Verzögerung, die unerwartetſte, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuſkript ſchicken, und war jedenfalls ſicher, daſs für den Fall, daſs ich kein geeignetes altes Manuſkript beſäße, ich doch immer im Stande ſei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu ſchreiben. In der That, bei der wüthenden Cenſur, die mir auch den harmloſeſten Gedanken ſtreicht, kann ich nur reine Phantaſiearbeiten drucken laſſen, und leider habe ich Nichts der Art fertig. Aber die nächſten ſonnigen Tage, ſobald mir nur einige Strahlen Geſundheit wieder ins Gemüth fallen, ſchreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin ſich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unſchuldig an ſolcher Verzögerung, ſchweres unerwartetes Leid betraf mich, und Wenig fehlte, ſo hatte meine ganze Schriftſtellerei ein frühzeitiges Ende. Entſchuldigen Sie mich, daſs ich zuerſt an mein Leben und erſt hiernach an den „Salon“ dachte. In acht Tagen ſchreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

121. An Julius Campe.

Ich ſchreibe Ihnen, liebſter Campe, dieſe Zeilen in Aix, ehemalige Hauptſtadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreiſe nach Paris befinde; es iſt mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier zu überwintern, die Ärzte ſind hier ſehr ſchlecht, und mein Arzt in Paris iſt der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieſes Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marſeille noch etwas Gelbſucht, und erſt dieſer Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei ſchicke ich Ihnen den Schluſs des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, ſich den „Elementargeiſtern“ anſchließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen ſtark, jetzt hinzuſchreiben will; Sie ſollen ſie ſo bald als möglich erhalten und ſie für die Intereſſen des Buches ſehr angemeſſen finden. Sie ſehen, ſelbſt auf einer Reiſe, wo meine Geſundheit der nächſte Zweck iſt, vergeſſe ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie ſollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenſter ſteht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groſchen Geld hatte und immer in Geldnoth war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen ſchreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede ſchicke. In 14 Tagen, höchſtens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünſchend dieſe fruchtloſe Reiſe. Schon der Gedanke, daſs ich dieſes Jahr keine Seebäder nehmen konnte, macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluſs des Buches*) iſt, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

H. Heine.

Aix, den 5. November 1836.

122. An Auguſt Lewald.

Aix, den 5. November 1836.

— Sie erhalten dieſen Brief aus Aix, welches die ehemalige Reſidenz der Grafen von Provence und wegen allerlei hiſtoriſcher Geſchichten, die dort paſſiert ſind, ſehr merkwürdig iſt. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reiſe nach Italien im Hafen von Marſeille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der ſpaniſchen Küſte, und das Schiff bekam einen Leck. Es iſt in den Sternen geſchrieben, daſs ich dieſen Winter in Paris zubringen ſoll; welches mir ſehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbſucht litt und meine Geſundheit ein milderes Klima rathſam macht.

---

*) Das Tannhäuſerlied. Bd. VII, S. 243, ff.

Auch auf der Seine war ich unlängſt in Gefahr, zu erſaufen; das Dampfſchiff ſchlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke ſchrien wie wahnſinnig, ich beruhigte ſie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!“ — Aber wie dürfte ich erſaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittſchrift?*) Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daſs ich am Leben bleibe.

Liebſter Freund, ich war ſehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, ſondern reell. Deſshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Verſprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich ſehe und höre Nichts von Deutſchland, und man könnte mich dort todtſchlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutſch geſprochen.

---

*) Abgedruckt unter Nr. 111 des vorliegenden Bandes.

123. An Moſes Moſer.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängſt, erfreuen, obgleich die Veranlaſſung Nichts weniger als erfreulich? Wirſt du verſtehen, daſs dieſer Brief der höchſte Beweis iſt, den ich dir von der Zuverſicht meiner Freundſchaft geben konnte? Wirſt du ihn ſogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deſshalb ſchreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerſtreben, ja ſogar mit der wehmüthigen Freude, daſs ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu ſchreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an dich, und als ich unlängſt in Paris todkrank darniederlag und in ſchlafloſer Fiebernacht alle meine Freunde muſterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daſs ich deren keine zwei auf dieſer Erde beſitze, und nur auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deſshalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geſchrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchſt tragiſches Ereignis, in einer Geldnoth, von welcher du keinen Begriff haſt, während ich entfernt von den wenigen Reſſourcen bin, welche mir, nach den ſchändlichen Beraubungen, welche Privatperſonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben ſind. Ich liebe dich zu ſehr, als daſs ich dich durch eine Schilderung Deſſen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daſs du nicht im Stande wäreſt, mein Anſuchen zu erfüllen, und du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdeſt. Du kannſt mir durch ein Darlehen von 400 Thalern in dieſem Augenblick, in der ſchmerzlichſten Paſſionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienſt leiſten. Das iſt Alles, was ich dir heute ſagen will. Kannſt du dieſe Summe miſſen, ſo ſchick ſie mir in einer Anweiſung auf Paris und adreſſiere den Brief: Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris; es wird mir alsdann nachgeſchickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, ſo muſs ich dir zu gleicher Zeit ſagen: meine Geſchäfte ſtehen in dieſem Augenblick ſo ſchlecht, daſs nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängſt aufs bitterſte überworfen; ich konnte ſeine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine franzöſiſchen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtſinn in großen Geldſchaden gebracht. Andre haben mich exploitiert. In Deutſchland darf ich Nichts drucken laſſen, als zahme Gedichte und unſchuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daſs man ohne Anklage und Urtheil, ſo zu ſagen, meine Feder konfisciert hat, iſt eine Verletzung der unbeſtreitbarſten Eigenthumsrechte, des literariſchen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es iſt dieſen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, theurer Moſer, ob ich dir noch ſo Viel werth bin wie ehemals; ich weiß nur daſs ich ſeitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieſes der Fall, ſo befände ich mich heute nicht in ſchmerzlicher Geldnoth, wenigſtens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir ſagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterſchrieben iſt, darfſt du Glauben ſchenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von

Chriſten und Juden; Letztere ſind gegen mich erboſt, daſs ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Naſſau oder ſonſtigen Krähwinkelſtaaten. O der Kurzſichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Haſt auch du mich miſsverſtanden?

Ich ſchreibe dir dieſe Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Reſidenz der Päpſte und der Muſe Petrarca's; ich liebe Dieſen eben ſo wenig wie Jene; ich haſſe die chriſtliche Lüge in der Poeſie eben ſo ſehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

deinem Freunde

H. Heine.

---

124. An Auguſt Lewald.

Lyon, den 21. November 1836.

Ich bin ſehnlichſt begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, ſchreiben Sie mir bald, um ſo mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daſs ich bis zum Frühjahr dort bleiben muſs, da Mathilde allzuſehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beſchwatzen laſſe. Aber immer liegt mir Spanien im Sinne, und es zieht mich unwiderſtehlich nach Madrid. Ich will mal den Don Quixote in der Mancha leſen; auch hoffe ich, mich im Aſſonanzenbau dort ſehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron Cotta ſehen, ſo empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichſte; ich habe das höchſte Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, daſs er ſeinen Vater auf ſo würdige Weiſe fortſetzt. Übrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Fall ich mich entſchließe, dort zu bleiben, gleich zu ſchreiben. Es iſt nicht meine Schuld, ſondern eine Folge von kummervollen politiſchen und häuslichen Ereigniſſen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, Dies zu thun.

125. An August Lewald.

Paris, den 13. December 1836.

Mathilde läſſt ſchönſtens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo ſie während meiner Abweſenheit ihren Wittwenſitz hielt; ich habe vernommen, wie man ſie in Deutſchland verleumdet hat; die Art und Weiſe dieſer Verleumdung macht dem deutſchen Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir ſind ein großes Volk, wir beſpritzen nicht unſere Feinde mit ätzenden Epigrammen, ſondern wir begießen ſie mit deutſcheſtem Unflath.

---

126. An Julius Campe.

Paris, den 20. December 1836.

Wenn ich, liebſter Campe, Ihre Geduld dieſes Jahr auf große Proben ſetze, ſo iſt es wahrlich nicht meine Schuld. Erſt in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon angekommen, die verdrießlichſten Geldgeſchäfte haben gleich alle meine Gedanken in Anſpruch genommen, und dann iſt es jetzt für mich eine Höllenqual, in der Situation zu ſchreiben, worin Sie mich verſetzt haben. Ich ſage: Sie; denn während, nach Verſicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen ſich gelegt und in Deutſchland wieder ſtarke Sachen gedruckt werden, haben

Sie es nöthig gefunden, ſelbſt das Zahmſte, was ich ſchreibe, der Cenſur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben *mich* zum Sündenbock erkoren und zur Verſöhnung der deutſchen Staatsgötter mich abſchlachten laſſen. Von allen Seiten, ja von den höchſten Männern, gelangt zu mir die Verſicherung, daſs ich für die Sünden der Campe'ſchen Buchhandlung mehr als für die eignen leiden muſste — und in der That, ich ſchaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menſchen Sie mir ſeitdem als Verlagskollegen zugeſellt! Ich nenne Ihnen Keinen, weil ich nicht will, daſs dergleichen Lumpengeſindel auch nur ahne, daſs ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngſten Autor nannte, verhüllte ich mein Geſicht.

Sie kennen, liebſter Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit verſetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu cenſieren; zu ſchreiben, während das Cenſurſchwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das iſt, um wahnſinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängebogen von dem Manuſkript, das ich Ihnen von Aix aus ſchickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht ſchlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantiſchen Schule“ und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet wurden, und wie ich gar jetzt nur mit halber Zunge ſtammeln ſoll, ich, der ich ſonſt wie ein Mann geſprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tauſende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht ſo ſehr, als um jene Literaturſchmerzen. — Meine Mutter ſchreibt mir, ich gäbe ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn ſolche Lügen erfinden? Ich ſtehe ſchon ſchlecht genug mit meinem Oheim, ich ſitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er läſſt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Miſère auch nur in einer Zeile ſich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren“ ſchrieb, wo er oft beſprochen werden muſſte, ſtanden wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet.

Leben Sie wohl, in acht Tagen werden Sie Manuſkript erhalten, und ich hoffe, Sie werden es nicht cenſieren laſſen. Meine Adreſſe iſt: Cité Bergère Nr. 4.

Wenn Wienbarg in Hamburg iſt, ſo grüßen Sie mir Denſelben aufs freundlichſte. Ihre Mittheilungen über Helgoland haben mich erfreut — wie gern wäre ich dort geweſen, froh und heiter! Melancholiſch ſchleppte ich mich unterdeſſen in der Provence herum. Und eben dieſes Jahr, wo ich ſo viel Kraft bedarf, konnte ich nicht in der See baden, wegen der Gelbſucht.

Ich wünſche Ihnen den fröhlichſten Weihnacht.

Ihr ſehr bedrängter Freund

H. Heine.

127. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1837.

Liebſter Campe!

Ich habe ihnen einen langen Brief ſchreiben wollen, aber eine Todesnachricht, welche ich ſo eben erfahre (den Tod meiner Tante) betäubt mich zu ſehr, als daſs ich heute Ihnen zunächſt aufs bündigſte zeigen könnte, wie ſehr Sie ſich irren in Ihrem letztem Briefe. Ich werde vielleicht ſchon in einigen Wochen im Stande ſein, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, fremden Inſinuationen in Betreff Ihrer Gehör zu geben, und wie gern ich im freundſchaftlichſten Verhältniſſe mit Ihnen verharre. Wenn wir nicht alt zuſammen werden, ſo iſt es nicht meine Schuld. Zwei Dinge ſind es nur, die mich in Bezug auf Sie verſtimmen, ja die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das Eine iſt der gerechte Vorwurf, daſs Sie, während Sie die kühnſten Dinge drucken ließen, ja während Sie in dieſem Augenblicke noch den 15ten Theil des Herrn Börne verlegen (wir wiſſen Alles), dennoch meine Werke aufs grauſamſte der fremdhändigen Verſtümmlung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung muſſte ich mich entſchließen, Dinge zu ſchreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Pulte ruhen laſſen muſs, ſo daſs ich, bei den gequälteſten Geldnöthen, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Miſsgeſchicken lieber den Anderen, als ſich ſelber, die Schuld, und ſo, wenn meine Geldnoth am quälendſten wird, pflege ich Julius Campe ſehr ſtark anzuklagen. Ich bin in dieſem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichſten Ereigniſſen, in eine Schuldenlaſt von 20.000 Franks gerathen, und, ſo wahr mir Gott helfe! ich werde ſie in ſehr kurzer Friſt tilgen. Wäre, ſtatt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, ſo wüſſte ich Dieſes durch meine Feder in Kurzem zu bewerkſtelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu nehmen, wie ſie jetzt Denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meiſter ſehen und nicht den zehnten Theil meiner Popularität genießen. Das iſt der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloſer, als zu andern Zeiten, ausſprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Theil des Salon*). Wenn Sie dieſelbe aufmerkſam geleſen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir koſtete, ſo delikate Gegenſtände in einer Form zu ſchreiben, die alles Miſswollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe Alles geſagt, und doch ohne im mindeſten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunſten geſtimmt. Die wichtigſten Männer in Preußen intereſſieren ſich in dieſem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor literariſcher Scheererei künftig ſchützt. In Öſtreich iſt mir der Fürſt Metternich geneigt und miſsbilligt die Unbill, die mir widerfahren. Ohne daſs ich ſervil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einſehen, daſs mein Revolutionsgeiſt ſich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, ſondern an die Bekehrung der Höchſtgeſtellten. Die Uneigennützigkeit, die ich ſeit ſechs Jahren bei den verlockendſten Anträgen bewieſen habe, wirkt mehr zu meinen Gunſten, als alle Dienſtbarkeit unſerer Teutomanen. Liebſter Campe, wenn Sie die Vorrede geleſen, werden Sie einſehen, daſs es ſich um die perſönlichſten Intereſſen ebenfalls handelt, und daſs kein Iota darin ausgelaſſen werden darf. Ich rechne darauf beſtimmt, und ich habe kaum nöthig, zu erwähnen, daſs der ganze Beſtand unſerer Verhältniſſe davon abhängt. Zugleich ſchlage ich Ihnen vor, die Vorrede beſonders drucken zu laſſen und das Exemplar ſpottwohlfeil zu verkaufen. Sie ſind das der jungen Literatur ſchuldig, die an ihrem Denuncianten ein eklatantes Exempel ſtatuieren will. Sie verſtehen mich. Ich gebe Ihnen hiermit wieder ein Pfand meines höchſten Zutrauens. Ich hätte, wenn ich nicht Ihr Intereſſe bei dem dritten Salontheil vorzüglich ins Auge faſſte, den Inhalt dieſer Vorrede bei dem erſten, beſten Buchhändler als beſondere Broſchüre ſelber herausgeben und einen beträchtlichen Gewinn dafür ziehen können. Aber ich gebe dieſes Stück dem Buche, und für ihren beſonderen Abdruck verlange ich Nichts. — Ich nehme nur die Verſicht, von dem Manuſkript eine beſondere Abſchrift zurückzubehalten, und fehlt im Buche auch nur ein Wort, ſo wird die Vorrede mit gehöriger Rechtfertigung beſonders und unverzüglich erſcheinen. — Iſt es nicht qualſam genug, daſs ich gegen Herrn Menzel's unbeſchränkte Kalumnien in der beſchränkteſten Weiſe antworten muſs? Ich hoffe, daſs er diesmal einſieht, was ihm am nützlichſten, ob Feigheit oder Muth, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Menſur. Er muſs von allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen ſchlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigſtens durch einzujagende Furcht. — Laſſen Sie, ich beſchwöre Sie, Niemanden dieſe Blätter ſehen, damit Menzel nur bei dem Erſcheinen des Buches, wenn das große Publikum zu ſummen beginnt, die Gefahr erfährt, und nicht vorher dagegen wirken kann. Keine Seele kennt dieſe Blätter, und daher nur durch Unvorſichtigkeit von Ihrer Seite könnte Menzel allzu frühzeitig Etwas erfahren. Schreiben Sie mir gleich Antwort und ſchicken Sie mir auch die Aushängebogen des Abdrucks meines von Aix aus geſchickten Manuſkriptes; tagtäglich erwarte ich dieſelben. Opfern Sie mich nicht, vielmehr helfen Sie mir in dieſer trüben Zeit.

---

*) Über den Denuncianten. Bd. XIV, S. 49 ff.

Für jetzt noch kein Wort über die Herausgabe der neuen Auflage meiner Gedichte — wenigſtens heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu ſprechen. Ich habe ein beſonderes Projekt, welches Ihnen wahrſcheinlich zuſagt. Wenigſtens will ich für dieſes wichtigſte meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kaſſa, ſo warten Sie nicht, bis ich auf Sie traſſiere, ſondern ſchicken mir mal Geld aus freier Fauſt; denn in dieſem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beſtändiger Geldſorge, und nur des Nachts, im Traume, denke ich an andre Kümmerniſſe. Schon daran, daſs ich Sie bitte, mir Geld zu ſchicken, ſehen Sie, wie ſehr Sie ſich in ihrem letzten Briefe geirrt haben, und wie wenig ich wünſche, unſere Verhältniſſe aufgelöſt zu ſehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundſchaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inſtändigſt, Ihnen langes Leben, Geſundheit, Generoſität und Reichthum zu ſchenken; auch bitte ich ihn, Ihren Muth zu renovieren, nicht den perſönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, ſondern den buchhändleriſchen. Welch ein kühner Jüngling waren Sie einſt, Sie ſahen mit unerſchrockenem Blick in die ſchwarzen Höhlen, wo die Preſsbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich laſſe Sie jetzt abmalen mit einer Schlafmütze von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Röthel ausgeſtrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

---

128. An Auguſt Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu Viel zu ſchreiben hat, unterläſſt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Stile muſs ich die höchſten Lobſprüche zollen. Ich bin kompetent in Beurtheilung des Stils. Nur, bei Leibe, vernachläſſigen Sie ſich nicht und ſtudieren Sie immer fort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Leſſing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine; Gott erhalte dieſen letzten Klaſſiker! —

Durch Herrn * * werden Sie den ſchönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie geſtickt hat. Durch dieſe mühſame und langwierige Arbeit hat ſie mir bewieſen, daſs ſie während meiner Abweſenheit ſehr fleißig und alſo auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdeſſen gewiſs eben ſo wenig gefehlt, wie der ſeligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daſs dieſe Madame Ulyſſes des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran ſie des Tags geſponnen? Dieſes hat ſie dem Alten weißgemacht, als Dieſer ſich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen geſponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als ſie wuſſte, daſs ich Ihnen denſelben zum Geſchenke beſtimmte. — Wir leben Beide ſehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelſtunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daſs man in der Liebe *beſitzen* müſſte, und habe immer Oppoſition gebildet gegen die Entſagungspoeſie; aber das Platoniſche hat auch ſein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu ſchlafen, und jedenfalls iſt es nicht ſehr koſtſpielig.

Auch für die freundſchaftliche Theilnahme, womit Sie ſich für meine pekuniären Intereſſen bemühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Geſammtwerke mir in dieſer betrübſamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, iſt gewiſs wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus exekutieren; früher war ich des Geldes nicht ſo bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendſte einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben ſoll, wovon ich Ihnen mündlich ſprechen werde, und der es wohl verdient, daſs ich einige tauſend Gulden in die Schanze ſchlage. Vor etwa zwei Monaten ſchrieb mir die * *ſche Buchhandlung in dieſer Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daſs es die alte Buchhandlung dieſes Namens ſei. Nun kommt Herr * *, bringt mir einen perſönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma ſtecke. Ihr zweiter Brief kam etwas ſpät.

Vorgeſtern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der * *ſchen Buchhandlung, worin ſie mich drängt, ihr über den Verlag meiner ſämmtlichen Werke meine beſtimmteſten Bedingungen zu melden, und auch verſpricht, wenn dieſelben nicht exorbitant ſeien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Geſammtausgabe beſtimmte Offerten mittheilen, ſo wär' mir Das ſehr lieb; denn, wie geſagt, ich habe große koſtſpielige Reiſeprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutſchen Regierungen geſtaltet ſich mein Verhältnis täglich verſöhnender, und ſogar in Preußen haben die höchſtgeſtellteſten Staatsmänner, ja die einfluſsreichſten, ſich zu meinen Gunſten ausgeſprochen. In Öſtreich iſt der Fürſt Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet ſich für mich. Ohne daſs ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Überzeugung zu ſprechen, kommen die Leute von ihrem Miſswollen zurück. Freilich, ſie wiſſen, wie ſchlecht ich ſtehe mit den Jakobinern und wie mein Streben kein politiſch revolutionäres iſt, ſondern mehr ein philoſophiſches, wo nicht die Form der Geſellſchaft, ſondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es literariſch Neues giebt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, ſo ſehe ich nur Franzoſen, und wenn ich ſie ſchließe, ſehe ich wieder gar Nichts.

-129. An Auguſt Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

— **Über den Verlag meiner ſämmtlichen Werke habe ich noch nichts Beſtimmtes verhandelt,** und in dieſer Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daſs mein Reiſeplan mich nöthigt, hierüber endlich, ſo bald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich ſowohl weil ich des Geldes ſo ſehr bedürfte, als vielmehr weil ich dieſem Geſchäfte eine gewiſſe Zeit weihen müſſte und für eine gewiſſe Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von ſehr wichtigen Verhältniſſen für den nächſten Sommer ſehr ferne und lange in ſehr weiter Ferne feſtgehalten werde. Bei der Kenntnis meines antidemagogiſchen Weſens, werden Sie wiſſen, daſs meine Miſsverſtändniſſe mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Friſt, doch immer ſehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieſer Hinſicht Nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängſt in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Geſpräch mit Herrn * * entfallen iſt. Hat Dieſer

Etwas über mich geſchrieben, und was? — Überhaupt, was giebt es Neues, was mich intereſſieren könnte?

---

130. An Auguſt Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

— Wenn Sie die Grippe nicht haben, ſo rathe ich Ihnen, den Göttern dafür aufs ſchönſte zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieſer charakterloſen Juſtemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben ſcheint, wodurch man weder leben noch ſterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poeſie. In dieſer widerwärtigen Periode muſſte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigſten Intereſſen nehmen, doppelt erfreulich ſein! Ich ſchreibe vorerſt nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteſte beizubringen ſuche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in dieſem Augenblick nicht ſehr genehm wäre — — — Sie kennen den Mann und verſtehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht ſchulde ich ihm nur einige hundert Franks, was ich aus der Abrechnung erſehen werde. Es iſt freilich für mich vom größten Werthe, das Geſchäft ſo bald als möglich abzuſchließen, damit ich meine großen Reiſeprojekte deſto ſchneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rückſichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von ** iſt verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinſicht Preußens macht mir jedoch die wenigſte Sorge, und ſo denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenſeitige Konceſſionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur ſo Viel: ſein grader, ehrlicher, beſtimmter Brief hat mir ſehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geſchäft recht bald und zu beiderſeitiger Freude abzuſchließen. Ich laſſe ihn bitten, unterdeſſen gar nicht davon zu ſprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt ſchreibe, bemerklich ſein wird, nicht mißdeutet werden mag.

131. An Hvas.

(Geſchäftsführer der Brodhag'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Wertheſter Herr Hvas!

Ich hoffe, daſs dieſe Zeilen Sie ganz hergeſtellt finden, und ich bedaure ſehr, daſs Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht geſagt haben, wie die Reiſe in Ihrem bedenklichen Zuſtande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, ſo leide ich ſeit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote," hat der Influenz dieſer Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieſelbe aber bereits längſt in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit ſo ſpät zukam, und dann muſſte ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, daſs der Überſetzer auch Viardot's Bericht über das Leben des Cervantes mittheilt. Überhaupt aber war es mir ſtörſam, daſs ich nicht wuſſte, mit welchen Noten oder ſonſtigen Erklärungen der Überſetzer das Buch begleitet, und daſs ich nur wenige von den Holzſchnitten bis jetzt ſehen konnte. Und doch war

Vieles hierüber zu ſagen. Wenn Sie am Schluſſe etwa Noten geben (geben Sie ſie bei Leibe nicht unter dem Text), ſo möchte ich wohl noch einige Schluſsworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quixote“ geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrſcheinlich in Lieferungen publicieren, iſt Dergleichen dieſer Publikation förderlich. Es verſteht ſich, daſs ich Nichts dafür verlange. Da ich für ſolches Nachwort Zeit genug habe, ſo kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußeſtunde etwas Beſſeres ſchreiben, als jetzt mit aller Anſtrengung. Für dieſen Fall dürften Sie ankündigen, daſs ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhag'ſchen Buchhandlung auf ihren Brief, wo ſie wiederholt meine Bedingungen für die Geſammtausgabe zu kennen wünſcht, nicht antwortete, warum ich wahrſcheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit unter meiner Erwartung ſtehende Offerten macht, aber dieſe Offerten ganz beſtimmt mir entgegen bringt, nächſtens abſchließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie ſich Deſſen, was wir in dieſer Beziehung hier in Paris geſprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, daſs in dem Brief der Brodhag'ſchen Buchhandlung mit keinem

Worte des „Don Quixote's“ Erwähnung geſchah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Rimeſſe erhielt, ſo ſchicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Perſonal ich nicht kenne; und Sie, mein wertheſter Herr Hoas, bitte ich, mir den Reſt des Honorars, 500 Franks, in einem Wechſel auf Paris recht bald zuzuſenden. Ich ſage: ſo bald als möglich, denn ich bin nicht ſtark bei Kaſſe. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändleriſche Geſchäfte entdeckt zu haben glaube, auch ſonſtig das größte Vertrauen in Sie ſetze, ſo wünſchte ich, daſs Sie meiner nicht vergeſſen, wenn ſich die Gelegenheit bietet, in einer literariſchen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt ſein, daſs man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht ſchreibe ich Ihnen nächſtens über ein Unternehmen, wobei Ihre Einſicht mir vielleicht von großem Nutzen ſein kann. Mit *Ihnen* möchte ich gern in Geſchäftsverbindung bleiben. Die Brodhag'ſche Buchhandlung iſt für mich eine unbekannte Größe, und ich kann kein Geſchäft machen, wenigſtens keins, wo die höchſten Intereſſen auf dem Spiele ſtehen, ohne die Perſonen zu kennen. Jedenfalls bitte ich Sie aber, ſobald Sie mir über die definitive Geſtaltung dieſer Buchhandlung etwas Genaues ſagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlaſſen; auf Diskretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald, ſchicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, ſchicken Sie mir die erſten Aushängebogen. Auch ſagen Sie mir genau, wie lang' der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daſs Ihnen mein Vorſchlag einer Nachrede zuſagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

·132. An Auguſt Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837.

— Herr X. war hier, und war ſechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht ſprechen (weil ich gar keinen Deutſchen annehme), ſchrieb mir endlich, daſs er bald abreiſe und reiſte ab, ohne daſs ich ihn ſah. Jetzt höre ich, daſs er ein ſehr ordentlicher Menſch ſei, und vielleicht ſchreibe ich ihm dieſe Tage ſelber, daſs ich bedaure, ihn nicht geſehen zu haben. —

133. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebſter Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächſt den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdrießlichkeit, ja gar ſtarkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie ſehr ich mich eben jetzt freundſchaftlich gegen Sie erwieſen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den raſendſten Kopfſchmerz habe, beweiſen.

Auf die wiederholten Anträge der Brodhag'ſchen Buchhandlung antwortete ich nicht einmal. Erſt als der Geſchäftsführer derſelben, Herr Hvas, hier war und ein kleines Geſchäft mit mir machte, nämlich eine Vorrede zum „Don Quixote“ für 1000 Franks von mir kaufte (welche ich ihm dieſe Tage zuſchickte), ließ ich mich über den Antrag des Verlags einer Geſammtausgabe meiner Werke folgendermaßen gegen ihn vernehmen: ich habe nie mit Julius Campe über eine Geſammtausgabe meiner Werke kontrahiert, ich habe ihm immer nur einzelne Bücher in einzelnen Ausgaben verkauft, ich ſei weder durch Kontrakte noch durch mündliche Verſprechungen im mindeſten gehalten, ihm den Verlag der Geſammtausgabe vorher anzubieten, ehe ich mit jedem Andern darüber abſchlöſſe, ich habe ſogar Urſache, mit ihm als Verleger wegen Cenſurgeſchichten und Honorarknickereien unzufrieden zu ſein; doch ſei ich mit ihm perſönlich zu ſehr befreundet und es wäre mir zu ſehr empfindlich, wenn er auch nur den geringſten Grund einer ſchlechten Behandlung gegen mich hegen könnte, und ehe ich das Gebot, das mir ein Anderer für die Geſammtausgabe machen würde, annehme, würde ich an Julius Campe daſſelbe Geſchäft zu denſelben Bedingungen anbieten und ihm damit beweiſen, daſs ich gezwungen ſei, auch meine ſpäteren Werke in einen anderen Verlag zu geben. Später werde ich Ihnen den Grund ſagen, weſshalb ich Abneigung hegte, mit der Brodhag'ſchen Handlung mich für eine Geſammtausgabe einzulaſſen, ſelbſt für den Fall, daſs Sie nicht darauf eingingen; wahrlich nicht des Geldes wegen, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs ſie mir nicht ſehr tief unter 20.000 Florins geboten hätten, die Hälfte bar, die andre Hälfte in jährlicher Rente (was mich freilich nicht ſehr avanciert hätte). Daſs ich, wenn die jetzigen Cenſurzuſtände nicht wären, auf mehr als 20.000 Florins rechnen konnte, iſt mir nicht bloß wahrſcheinlich, ſondern auch gewiſs; ich verſichere Sie, daſs Cotta gegen einen meiner Freunde geäußert, dieſe Summe wäre zu einer milderen Zeit ſehr annehmbar für den Verleger. (Er ſagte Dieſes vor einem Jahre.) Weder an ihn, noch an einen Andern habe ich mich, auf Ehre, jemals in dieſer Beziehung gewendet. Der Brief von Scheible kam mir ganz unerwartet. Acht Tage lang ließ ich ihn verdrießlich auf dem Tiſch liegen, unmuthig über die Geringheit der Summe, unmuthig über meine jetzige Geldverlegenheit, die ich Herrn Hoas nicht verborgen, und die durch das Zuſammenklatſchen der Stuttgarter Buchhändler auch dem Scheible bekannt ſein muſſte. — Lewald ſchrieb mir auch, daſs ich ſpäter zu größeren Summen gelangen könne, daſs ich aber jetzt wenigſtens den Vortheil hätte, ſobald ich mit Scheible abſchlöſſe, mit umgehender Poſt 10.000 Franks bar zu erhalten. — Und ich entſchloſs mich, an meine Mutter zu ſchreiben, und Ihnen die Exploitation zu einer Geſammtausgabe meiner Werke auf zehn Jahre zu denſelben Bedingungen, die ich Scheible bewilligen würde, anzubieten. Erſt Mitte voriger Woche ſchrieb ich Antwort an Herrn Scheible, damit er mein Stillſchweigen nicht miſsdeute und ſich nicht einbilde, ich ſuche bei einem anderen Verleger eine höhre

Summe zu erlangen, und zögere deſshalb mit Antwort. Ich ſchrieb ihm zum erſten Mal in meinem Leben, ich ſagte ihm, was ich bereits an Herrn Hvas geſagt, daſs ich, bevor ich Etwas einginge, zuerſt an Sie ſchriebe, daſs ich Ihnen das Geſchäft anbiete, obgleich ich leider keine Hoffnung des Erfolges hege, daſs ich Dieſes thue, um mit Ihnen in guter Freundſchaft zu bleiben, aus Kourtoiſie, und daſs, ſobald ich Antwort von Ihnen erhielte, nämlich abſchlägige Antwort, ich umgehend mit ihm abſchließen werde unter Bedingungen, die von den vorgeſchlagenen nicht ſehr abwichen, und von deren Annahme ich ſchon durch Lewald überzeugt war. Dieſe Abweichungen betreffen namentlich 1) die Erlaſsſumme für den Fall, daſs in einer gegebenen Friſt die preußiſche Regierung die Cenſurſtrenge gegen mich nicht aufhebt, und dann 2) der Wunſch, daſs ich der Geſammtausgabe meine Biographie voranſetzte. Schon Lewald hatte mir geſagt, daſs Letzteres nicht beſonders exigiert werde, und ich ſagte Herrn Scheible: für den Fall, daſs ich mit ihm abſchlöſſe, ſei ich nicht geneigt, einen kurzen dürren Lebensabriſs zu geben, ſondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluſs der Geſammtausgabe bilden ſollten und die ganze Zeitgeſchichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfaſſe, ſammt den markanteſten Perſonen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutſche Zuſtände bis zur Juliusrevolution, die Reſultate meines Aufenthaltes im Foyer der politiſchen und ſocialen Revolution, das Reſultat meiner koſtſpieligſten und ſchmerzlichſten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieſes Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per **Druckbogen** und einen unbeſtimmten Lieferungstermin verlangen.

Sie ſehen alſo, liebſter Campe, daſs ich bei dieſer Gelegenheit eher Lob, als Tadel, von Ihnen verdiente; daſs ich, um Ihre Freundſchaft zu behalten, das größte Opfer brachte — Zeitverluſt. Denn, Sie dürfen ſich darauf verlaſſen, und Sie ſelber wiſſen es eben ſo gut, als ich, ich habe das unwiderlegbarſte Recht zu jener Geſammtausgabe (wie der Fall oft genug vorgekommen und alle Buchhändler es den Schriftſtellern immer eingeräumt), ich bin durch Nothwendigkeit gedrängt, mir Geld zu ſchaffen in kürzeſter Friſt — und dennoch habe ich Ihnen erſt geſchrieben, verliere dadurch vier bis fünf Wochen, gewährte Ihnen Zahlungserleichterungen, wobei ich doch immer eine gute Summe Intereſſen einbüße — und Alles der bloßen Hoffnung wegen, daſs wir vielleicht bei einander bleiben können! — Daſs Sie jetzt ein Auskunftsmittel gefunden haben, bei Gott! Das erfreut mich in tiefſter Seele — und wie Sie bei näherem Ermeſſen meiner Handlungsweiſe eingeſtehen werden, daſs ich offen und freundſchaftlich gehandelt, ſo ſollen Sie auch ſehen, daſs ich wirkliche Opfer bringe, um Sie zu kontentieren, um alle Miſsmüthigkeiten und Miſsverſtändniſſe auszugleichen, und für die Folge alle möglichen Konteſtationen fortzuräumen. Wenn es mir bei meinem Kopfſchmerz möglich iſt, ſo ſchicke ich Ihnen noch heute einen Kontrakt, worin ich Ihnen mehr zugeſtehe, als Sie wohl erwarten, und auf deſſen Annahme ich rechne. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin nächſten Monat, nämlich in vier Wochen, in großen Zahlungsnöthen.

Hätte ich an Scheible die Geſammtausgabe meiner ſämmtlichen Werke auf zehn Jahre verkauft, ſo verkaufte ich ſie ihm nur als Geſammtausgabe, nur als ſolche durfte er ſie debitieren, gleichviel ob in einem Bande oder in Lieferungen von zwei Bogen, gleichviel auch in welchem Formate, aber immer nur als Geſammtausgabe, und hier behielt ich Anſprüche auf die Auflagen einzelner Schriften; Ihnen aber, liebſter Campe, mache ich ein Zugeſtändnis, das Ihnen vielleicht eben ſo Viel werth iſt, wie die ganze Exploitation der Geſammtausgabe: ich geſtatte Ihnen nämlich, neben der Geſammtausgabe während zehn Jahren von den einzelnen Schriften, die Sie von mir im Verlag haben, ſo viel' beſondere und öftere Auflagen zu machen, als Sie nur immer wollen — Und, ehrlich geſtanden, werden Sie durch dieſen Vortheil nicht ſchon allein für die Summe gedeckt, die Sie mir jetzt auf einmal bewilligen, und die Sie mir doch mit der Zeit für nach einander folgende Auflagen gegeben hätten? Dieſes Zugeſtändnis will ich im Kontrakte beſonders hervorheben, und ich bitte, jetzt ehrlich zu geſtehen, ob ich Sie nicht freundſchaftlich behandle, und ob Sie nicht ein gutes Geſchäft machen! Was ich thun kann, ſoll immer zu Ihrem Vortheile geſchehen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewiſſenhafteſte Ihr Intereſſe bei jeder Gelegenheit zu fördern ſuchen. Sie wiſſen, wie ich im Stande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, daſs bei allen reizendſten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächſt denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als Anderen gewähre. Sie wiſſen, ich halte meine Verſprechungen in ſolcher Beziehung gewiſſenhaft. Hätte ich nicht heute raſenden Kopfſchmerz, ſo würde ich Ihnen über das nächſte Buch, das ich herausgebe, das Umſtändlichſte mittheilen. Ich habe nämlich wirklich ſchon begonnen, mein Leben zu ſchreiben; nur der Zeitumſtände wegen zögere ich gern mit dieſer Publikation, ich wollte ihr auch den höchſten Glanz verleihen und lange daran ſchreiben; aber gern kontrahiere ich ſchon jetzt mit Ihnen über dieſes Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einſt den Schluſs der Geſammtausgabe bildet, iſt der Werth derſelben unberechenbar zu Ihrem Vortheile erhöht. Die Geſammtausgabe möchte ich mit einer ſchönen Vorrede eröffnen, und deſshalb möchte ich doch genau wiſſen, wann dieſe wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgeſehene, verbeſſerte und vermehrte Geſammtausgabe.“ Ich möchte ſie wirklich gern genau durchſehen, ein für allemal. Da ich nicht Viel in Zeitſchriften geſchrieben, was nicht ſchon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuſkripte verbrannt ſind, die ich wohl als alten Hexel mitgeben könnte, ſo wird die Vermehrung nicht ſehr groß ſein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern Zerſtreute und etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zuſammen ſtoppele. Für dieſen Band, den Sie aber in keinem Falle beſonders drucken dürfen, werde ich gar Nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als daſs ich Ihnen heute mehr ſchreiben könnte; die Hauptſache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unſerem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen ſchicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde Alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder miſsfällig ſein könnte, ſo daſs Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterſchrift zuſchicken können und ich keine Zeit verliere. — Sein Sie Deſſen nur eingedenk, daſs ich immer gern mehr leiſte, als ich verſpreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und ſein Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Intereſſen es verbieten, werde ich auch in Geſchäften meine Freundſchaft für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

134. An Julius Campe.

Paris, den 17. März 1837.

Liebſter Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einſchluſs meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die ſich darin ausſprach, und betrachte unſer Geſchäft in dieſem Augenblick bereits als abgeſchloſſen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halſe in der Krebsſuppe ſitzt, wenn er ſeine Makulaturlaterinen fegt, und die Friſt von acht Tagen, die Sie noch verlangten, ward Ihnen gern geſtattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, daſs die Stuttgarter unterdeſſen ſich einbilden, ich zöge ſie an der Naſe herum, um von anderen Buchhändlern mehr Geld zu erlangen; (welches Letztere gewiſs leicht wäre.) Ich freute mich ſchon darauf, jetzt nach Stuttgart ſchreiben zu können, daſs Freund Campe, ſobald ich ihm das Geſchäft vorgeſchlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten, zugeſendet. Auf jeden Fall ſage ich Das ſpäter, ſobald ich Mitte nächſter Woche, wie ich rechne, den unterſchriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon“; bis heute habe ich dieſe Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inſtändigſt, angſtvoll dringend, nach der Druckerei zu ſchreiben, daſs man ſie mir ſchleunigſt zuſchickt, unter Kreuzkouvert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigſten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden-Baden reiſen werde, ſondern nach Boulogne sur mer, und zwar, ſobald es mir möglich iſt: ſo bitte ich Sie, die Vorrede, ſobald ſie erſcheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu ſchicken und ihm zu bemerken, meine Adreſſe ſei: Cité Bergère Nr. 3 in Paris. — Ich habe, wie Sie am beſten wiſſen, lange gezögert, ehe ich dieſe Vorrede ſchrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutſchen bei dieſem Skandal wieder ungerecht gegen mich ſein werden.

Tag und Nacht beſchäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erſt fühle ich den ganzen Werth Deſſen, was ich durch den Brand im Hauſe meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Abſicht, dieſes Buch erſt in ſpäteren Zeiten herauszugeben, aber angeregt durch die Idee der Geſammtausgabe meiner Werke, ſoll es das nächſte ſein, was das

Publikum von mir erhält; Nichts ſoll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits geſagt, daſs ich mich freue, ein ſolches Buch Ihnen anbieten zu können. Die Verſtimmung, die ich vielleicht, durch Geldnoth, unverſchuldete Geldnoth gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Geſammtausgabe auflud, dieſe Verſtimmung, wenn ſie nicht etwa ſchon ganz verflogen iſt, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Intereſſe überbietet, ganz in Vergeſſenheit bringen. Sie wiſſen, ich prahle nicht, und ich kann ſchon jetzt das Außerordentlichſte prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Perſonen, Zuſtände und Ereigniſſe es belehrt und unterhalten ſein will. Ich habe Ihnen ebenfalls geſagt, daſs Sie bereits jetzt mit mir über dieſes Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues ſagen kann; unter der Hand nämlich dehnt ſich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände ſchätze, könnte ſpäterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie Viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reiſebilder“-Format) geben, und wie viele Exemplare laſſen Sie abdrucken? — und wenn Sie wohlerwägt haben, daſs hier auf einen ganz anderen Abſatz zu rechnen iſt, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommée und mein Recht auf erhöhete Anſprüche wohlerwogen haben und mir Billiges vorſchlagen, ſo dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Poſt Ihre Anwartſchaft auf dieſes Buch kontraktlich unterzeichnet zu ſehen. Sein Sie überzeugt, daſs ich nur wünſche, Sie zu verpflichten und Ihnen den beſten Beweis zu geben, wie großen Werth ich darauf lege, die alten freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Ihnen aufs erfreulichſte fortzuſetzen. Wir ſind Beide noch keine Greiſe und können noch Viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

---

135. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebſter Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, ſende ich Ihnen einige Zeilen für * *; ich glaube doch, Das wird ihm Zutrauen einflößen, daſs ich auf Rechnung Deſſen, was ich ihm in dieſem Jahre liefere, ſchon jetzt Geld nehme. Vergeſſen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf ſein Haus zu traſſieren. Vergeſſen Sie Das nicht. — An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter ſchreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen geleſen. — Von Berlin noch keine beſtimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht ſo leicht aufgeben. — G.'s Skandalſucht iſt ſehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

136. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebſter Campe!

Ihr Brief vom 5ten April nebſt dem in Duplo unterſchriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieſes Kontraktes, welchem ich meine Unterſchrift zufügte, erhalten

Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfang Anzeige zu machen. Wie ſehr ich mich freue, dieſen Gegenſtand (unter ſo ungünſtigen Umſtänden betrieben) endlich erledigt zu ſehen, davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerſtreutheit, die Sie in meinen letzten Briefen bemerkt haben müſſen, dürfte Ihnen ſchon von ſelbſt bewieſen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Intereſſen zu verhandeln, ohne auf die ſeinigen die Hauptrückſicht nehmen zu können. Daſs aber dennoch die Ihrigen mir Viel gelten, daſs ich ſie nie außer Augen laſſe, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweiſen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, daſs ich offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, ſonſt würde ich auch Das heute Ihnen haarklein beweiſen.

Ob ich den Proſpektus zur Geſammtausgabe ſelbſt ſchreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder ſchreiben laſſe, Das weiß ich auch noch nicht. Dieſer Tage (aber Das bleibt unter uns) ſchreibe ich an Varnhagen v. Enſe, und erlauben es ihm ſeine preußiſchen Verhältniſſe, einen ſolchen Proſpektus für mich zu ſchreiben, ſo wäre Das in doppelter Rückſicht vortheilhaft. Ich denke, mit Preußen, in ſo weit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. — Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie ſolche verlangen, werde ich dieſer Tage anfertigen, und Ihnen zuſchicken. — Ich beabſichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder“ mit einer von einem Freunde abgefaſſten biographiſchen Vorrede herauszugeben, Alles, was ich metriſch geſchrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte“ zu nennen. Aber die Herausgabe der Geſammtwerke verrückt ganz dieſen Plan. Zunächſt weil ich jetzt mein Leben ſelbſt im Großen herausgebe und ſolches mein nächſtes Buch ſein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt, Gottlob! nicht mehr ſtattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Geſammtausgabe folgende iſt:

Die zwei erſten Bände der Geſammtausgabe betitele ich „Gedichte,“ und der erſte Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder.“ Er ſoll auch das ganze „Buch der Lieder“ enthalten. Der zweite Band enthält einen Theil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder“ aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff“ und „Almanſor,“ ſo wie auch den „Neuen Frühling,“ die Gedichte, die im erſten Theile des „Salons“ enthalten, und ähnliche, die zum Theil im „Morgenblatt“ gedruckt, zum Theil noch im Manuſkript vorhanden ſind u. ſ. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie ſpäter wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Geſammtausgabe ſchon erſchienen iſt und Dümmler nach Erſcheinen derſelben ſchon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlaſſen werde, freundlich beſchwichtigt ſein wird. Jetzt ſcheint es mir unrathſam, dem „Buch der Lieder“ einen neuen Titel zu geben und durch ſpätere Zumiſchung ſeinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Theil des Succeß verdankt, zu benehmen. Ich dächte daher, wir druckten das „Buch der Lieder“ ganz wie es iſt mit ſeinem alten Titel, um dem Bedürfniß des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbeſſern, welche ich Ihnen überſchicken werde. Auch ſcheue ich mich, das Geringſte davon auszuſcheiden. Die, welche meine übrigen zerſtreuten Gedichte zu haben wünſchen, finden ja bald bei Erſcheinen der Geſammtausgabe Gelegenheit, dieſen Wunſch zu befriedigen, und ich glaube, es wird Manchen zum Anſchaffen dieſer Geſammtausgabe verlocken. Ich hatte längſt gefühlt, daß es am ſchönſten und literäriſch rathſamſten wäre, das „Buch der Lieder“ immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantiliſcher Grund, den ich jetzt unerörtert laſſen kann, hätte mich ſchier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenſte zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daſs Sie davon kleine Auflagen machen, und daſs das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches ſehen wird. — Für Menzel iſt es ein Vortheil, daſs ich jetzt nicht nach Süddeutſchland reiſe, und, wie ich höre, hat er ſchon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenoſſen; man ſchreibt mir, aus dem Meſskatolog ſei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreiſe nicht.) Ich rechne jetzt um ſo peinlicher darauf, daſs nur recht viel' Exemplare meiner ganzen Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich literärſche. Denn Tinte fließt auf jeden Fall — Er ſelber freilich, hoffe ich, kommt auf die Menſur, und ich verſichere Sie, ich ſchieße nicht in die blaue Luft.

Ihr Freund

H. Heine.

137. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1837.

Liebſter Campe!

Von Tag zu Tag erwartete ich mit ängſtlicher Spannung das Schluſsreſultat in Betreff der Menzeliade; ich warte deſshalb mit Schreiben, und ſo kommt's, daſs Sie die Korrekturen zum „Buch der Lieder" nicht früher erhalten. Ich bitte, für diplomatiſch genauen Abdruck zu ſorgen; es iſt mein Hauptbuch, und ich denke, daſs Sie ihm jetzt die rechte Popularität durch vielerlei Ausgaben geben werden. Um Papier zu erſparen, habe ich die Dedikationen ausgelaſſen; in einem kleinen Vorwort, das Sie noch erhalten werden, werde ich dieſer Dedikationen kurſoriſch erwähnen. Wünſchen Sie, daſs der „Neue Frühling" dem „Buch der Lieder" noch hinzugefügt werden ſoll, ſo ſagen Sie es mir umgehend, und ich ſchicke Ihnen die Korrekturen desſelben. — Aber Menzel, Menzel? Ich bin im Begriff, von Paris abzureiſen, um die alte Bretagne zu beſuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wiſſen, wie dieſe Sache ſteht. — Ihrem Wunſche, daſs ich dem Publikum ſelbſt eine Anzeige mache, woraus es glauben ſoll, daſs eine Geſammtausgabe meiner Werke nicht ſo bald erſcheine, will ich gern entſprechen. Zu dieſem Behufe habe ich einliegende Zeilen geſchrieben, die, däucht mich, das Verdienſt haben, Ihnen freie Hand zu laſſen für den Fall, daſs Sie das Erſcheinen der Geſammtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfniſſen entſpricht. Das Publikum glaubt bei dieſer Anzeige, daſs die Herausgabe noch im weiten Feld ſteht, und die Buchhändler ſehen, daſs der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieſer Tage einen dringenden Brief ſchrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indeſſen, meine herzliche Freimüthigkeit wird ihm und ſeinen Kommittenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon mal geſagt, daſs ich dieſen Winter eine Einleitung zum „Don Quixote“ geſchrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekannten Societät; er gab mir dafür 1000 Franks und erhielt leider das Schlechteſte, was ich je geſchrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich Dergleichen zur beſtimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnoth ſchrieb. — An Varnhagen werde ich, in Beziehung auf den beſprochenen Proſpektus dieſer Tage ſchreiben; ich habe ihm eben auch zu antworten auf einen dringenden Brief, worin er Rahel's Briefe von mir verlangt. Er weiß nicht, daſs dieſe, vielleicht über fünfzig Stück, bei meiner Mutter verbrannt ſind. Doch habe ich noch einige Briefe, die ſie mir über den St. Simonismus hierherſchrieb, und die das Bedeutendſte ſind, was je aus ihrer Feder gefloſſen. Ich denke für meine Lebensbeſchreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieſes merkwürdige Weib plaſtiſch darſtelle. — Hab' die letzten vierzehn Tage wenig arbeiten können — Weibergeſchichten und Männergeſchichten, nämlich Liebesklatſchereien und Duelle. —

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich Ihnen, wie ich es mit den Wechſeln gemacht habe, da ich ſie nicht nach Hamburg zum Accept ſchicken konnte, während Sie in Leipzig. Ich laſſe noch einige Tage hingehen, ehe ich ſie abgehen laſſe; die Vorzeigung des Kontrakts war hinreichend, um mir in dieſer Zwiſchenzeit Hilfe zu verſchaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöthen, welche Sorgen! Das Leben iſt doch eine beſtändige Quälerei. — Ich ſchreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder“ nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

138.

~~183~~. Literäriſche Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunſch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann und Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, daſs eine verbeſſerte und vermehrte Geſammtausgabe meiner Werke, die im Verlag Desſelben erſcheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfaſſer und Verleger, ohne Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt zu ſein, auf das unparteiiſche Wohlwollen der reſp. Cenſurbehörden Deutſchlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

139. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebſter Campe!

Ich ſchreibe Ihnen in einer ſehr trüben Stimmung. Verdrießlichkeiten ohne Ende verleiden mir in dieſem Augenblick das ſchöne Paris dergeſtalt, daſs ich froh bin, es dieſer Tage verlaſſen zu können. Ich wäre im Grunde bereits ſchon abgereiſt, wenn ich nicht ſtündlich das Reſultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie ſchreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, daſs mein Miſsbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu ſein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reiſe diesmal, ſtatt nach der Normandie, auf einige Zeit nach der Bretagne, und finde ich dort einen wohnlichen Ort am Meer, ſo bade ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einſamkeit zu meinen Arbeiten; eine Menge verdrießlicher Avantüren haben mich hier in den letzten vier Wochen zu keiner *vernünftigen* Zeile gelangen laſſen; und es drückt mich, mein Leben, nämlich das geſchriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon Heine ſtehe ich ſehr ſchlecht, er hat mir vorig Jahr eine ſchreckliche Beleidigung zugefügt, wie man ſie im reiferen Alter ſchwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es iſt ſchlimm genug, daſs dieſer Mann, der, wie ich höre, Inſtitute ſtiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, ſeinen Neffen mit Weib und Kind in den unverſchuldetſten Nöthen lungern läſſt. — Ich ſage: *Weib* und Kind, aber unter dem erſteren Worte verſtehe ich etwas

Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.

Wahrſcheinlich erhalten Sie erſt vom Meerſtrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wiſſen, ganz ohne literäriſche Nachrichten bin, ſo wird es mich ſehr intereſſieren, wenn Sie mir recht Vieles ſchreiben. — Die Vorrede zum „Don Quixote,“ die ich dieſen Winter für Herrn Hvas ſchrieb, der jetzt als „Verlag der Klaſſiker“ ſich ankündigt, muſs längſt erſchienen ſein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und ſchon am ſchlechten Stil werden Sie es merken. — Ich tauge verdammt wenig zum Lohnſchreiber. — Dem Gerücht, daſs ich mich in Stuttgart niederlaſſen würde, bitte ich überall zu widerſprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich aus einem eben erhaltenen Brief erſehe, ſcheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir viel, und behalten Sie mich lieb und werth. Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüthe zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

140. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebſter Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons“ — Ich vergehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die Vorrede zum „Buch der Lieder“, und ich bitte Sie, für getreueſten Abdruck zu ſorgen. — Die Vorrede zur Geſammtausgabe ſchreibe ich in den nächſten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieſer Tage, ganz beſtimmt, kratze ich ab von hier; möglich iſt es jedoch, daſs ich wieder nach Boulogne gehe; habe dort meine alte ſtille Arbeitsſtube. — Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.

141. An Auguſt Lewald.

Granville, den 2. Junius 1837.

— Centnerſchwer lag es mir auf dem Herzen, daſs Sie mein langes Stillſchweigen miſsdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daſs wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich ſage: wir. Sie haben mir in jüngſter Zeit zu viel thätige Freundſchaft gezeigt, als daſs ich Ihrer vergeſſen könnte. Ich hätte Ihnen auch längſt geſchrieben, wenn ich nicht beabſichtigte, Ihnen zu ſagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag ſchob ich die Reiſe auf, und erſt heute kann ich Ihnen ſagen, daſs mich Ihre Briefe unter der Adreſſe: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlaſſen und durchſchwärme die Bretagne, theils des Fiſchfangs wegen, theils auch um die Küſten kennen zu lernen, die für den Geſchichtsforſcher, beſonders in Betreff des Vendéekrieges, intereſſant ſind. — Ich ſtudiere gern Geſchichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgeſetzt, mit mir zu reiſen, ſtatt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die ſchöne Jahrzeit zu genießen. Aber dieſe Begleitung hat ſo viel Beſchwerliches wegen der Wildheit der theuren Perſon, wodurch ich mich beſtändig ängſtige.

Ich ſchreibe in dieſem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an Auguſt Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verſchiedenheit des franzöſiſchen und deutſchen Theaters rede. —

Ich höre und ſehe Nichts aus Deutſchland. Leſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Blätter und erhalte keine literariſchen Nachrichten. Iſt mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was ſagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, ſchreiben Sie mir bald und Viel! Sie verſtehn mich!

---

142. An Julius Campe.

Paris, den 18. Julius 1837.

Liebſter Campe!

Dieſen Morgen bin ich wohl und heiter in Paris wieder angelangt, nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich rechnete beſtimmt darauf, hier Brief von Ihnen in Betreff meines

Buches vorzufinden, und kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr es mich afficiert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief iſt mir vor etwa ſechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrte mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die ſich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne iſt eins der merkwürdigſten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menſchen und Alterthümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieſes Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpäſslichkeit, und ich muſs dies Jahr nochmals ans Meer reiſen, um zu baden. An meinem Leben habe ich weiter geſchrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, ſehe ich, daſs Lewald für ſeine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchſt drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreiſe eine große (über zwölf Druckbogen „Reiſebilder“-Format) Arbeit geſchrieben, die aber unter dem Titel „Die franzöſiſche Bühne“ in der Lewald’ſchen Revue erſcheinen ſoll und nur den kleinen Theil eines größeren Ganzen bildet. Über falſche Titel für Artikel ärgere ich mich eben ſo, wie über falſche Interpunktion.

Ach, liebſter Campe, in Rennes habe ich den erſten Theil der „Reiſebilder“ vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei ſchicke ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie erſehen, daſs man mir ſeit meiner Abweſenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendſte Interpunktion druckt; ich habe nur das Wenigſte redreſſieren können, aber ich bitte Sie ſehr, ſehen Sie darauf, daſs meine Interpunktion nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des erſten Reiſebildertheils auch eine kleine Vorrede nöthig, ſo ſagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutſchen Literatur“ ein neues Titelbatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zuſammengehefteten alten Buche vorkleben laſſen; ich glaube nicht, daſs Dergleichen erlaubt iſt. — Vielleicht, wenn ich dieſes Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abſtecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereiſt, mein Kopf iſt noch wie zerbröckelt; Sie werden's dieſem Brief anſehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft ſchreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis ſchicken.

Und nun bitte ich um baldigſte Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundſchaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiſs von ganzer Seele. Wir werden noch manche gemeinſame Freuden mit einander haben, und ich werde gewiſs von jetzt an Alles thun, damit Sie mit mir zufrieden ſeien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter ſchreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

143. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebſter Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reiſen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geſchickt, und nachher nach Dieppe. Dieſer Umſtand und meine Verzögerung des Abreiſens von hier, iſt Schuld, daſs ich Ihnen erſt heute ſchreibe. Morgen früh reiſe ich nach Paris zurück, ganz beſtimmt, und dort werde ich

Ihnen gleich ſagen, welche franzöſiſche Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher ſetzen können, um vor Nachdruck geſchützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin aſſociiert iſt und die illuſtrierten franzöſiſchen Prachtausgaben der franzöſiſchen Klaſſiker herausgiebt) reden, und auf Dieſen kann ich mich verlaſſen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heideloff habe die „Literatur“ nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeklebt. —

Seit einigen Tagen leide ich ſchrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir peinlichſt mühſam von Statten. Aber ſobald ich in Paris retour bin, ſollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, daſs Menzel ſich ſchlägt; man muſs ihn auf alle mögliche Weiſe dazu reizen.

Von Süddeutſchland ſchreibt man mir, daſs der „Denunciant“ das größte Aufſehen erregt. — Ich habe ſeit drei Wochen faſt gar Nichts geſchrieben. — Börne findet nach ſeinem Tode große Anerkennung als Menſch. Deutſchland verliert in ihm unſtreitig ſeinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünſchen, ſoll immer geſchehen, und auf die Treue und Zuverläſſigkeit meiner Freundſchaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

144. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebſter Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlaſſen, beängſtigt durch ein Augenübel, das ſich faſt ſtündlich vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts und mit dem linken nur Wenig ſehen. Der beſte hieſige Augenarzt, Sichel, hat mich aber ſo weit hergeſtellt, daſs ich heute ausfahren und ſchreiben kann. Nur kann ich die Buchſtaben noch nicht genau ſehen. Bin auch ſchwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelaſſen und bis dieſen Morgen Nichts gegeſſen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er iſt feſter Meinung, wenn Sie ſeine Firma auf das Titelblatt meiner Bücher ſetzen, daſs kein Nachdrucker hier es wagen wird, ſie nachzudrucken, und daſs er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beſchlag legen kann. Er wird Alles thun, was in ſolchem Falle energiſch zu thun ſein wird.

Sie können ſich ganz auf Renduel verlaſſen. Sein Charakter, ſowohl die Licht- als die Schattenſeite desſelben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen franzöſiſchen Campe. — Laſſen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder" und der „Reiſebilder," ſo wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No. 3."

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von dieſem Ereignis und meiner Geneſung in Kenntnis; ich würde ſonſt an ihn ſchreiben. Es diene ihm als Beiſpiel, wie in dieſer Zeit alle Unglücke ſich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

145. An Auguſt Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebſter Lewald!

Im Moment meiner Abreiſe von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundſchaftliche Theilnahme, die ſich in jeder Zeile desſelben ausſpricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabſichtigte, um ſo bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konſultieren. In Rouen konnte ich faſt gar Nichts mehr ſehen, die Pupille des rechten Auges war faſt ſo groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete ſchon das Schlimmſte. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel ſo weit wieder hergeſtellt, daſs ich ganz klar ſehe, nur noch an Augenſchwäche leide, und wenig leſen und noch weniger ſchreiben kann. Welch ein ſchreckliches Unglück iſt die Blindheit!

146. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebſter Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute Nichts zu ſchreiben, als daſs es mit meinen Augen beſſer geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüthe erliſcht. Meinen dritten Salontheil habe ich erſt im Heideloff'ſchen Laden zu Geſicht bekommen; ſchicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verſtändigt, und die Angſt ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, iſt vorüber. Durch Zufall entdeckte ich nämlich, daſs Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhland nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich ſelber ſchon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweiſe, ſpäter an die Reihe zu kommen. Freimüthig beſprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die feſteſte Verſicherung, daſs ich von dieſer Seite Nichts zu befürchten habe, daſs wir Beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hieſige Stellung und durch noch andere Dinge, worüber ein andermal, kann ich Heideloffen hier ſehr nützlich ſein, und indem ich die hier auftauchenden deutſchen Oppoſitions-Buchhandlungen nicht, wie dieſe es wünſchen, durch mein Anſehen unterſtütze und fördere, zeige ich mich Heideloffen ſehr gefällig. So z. B. habe ich dieſe Tage den Antrag der hieſigen deutſchen Leſegeſellſchaft, die nur einige Zeilen von mir wünſchte zu einer Glanzannonce, beſtimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir ſogar neue Feinde u. ſ. w.; kurz, ich werde Heideloff durch ſein eignes Intereſſe genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdruckſorgen ſich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Intereſſen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er iſt dumm, jetzt zu ſchweigen; ſchweigt er noch drei Monat, ſo iſt er auf immer verloren. — Vielleicht muſs ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehre Wochen ohne Arbeiten zubringen. — Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir, was es Neues gibt.

Ihr Freund

H. Heine.

147. An Julius Campe.

Liebſter Campe!

Ich bitte Sie, dieſen Korreſpondenzartikel aus Stuttgart ſo bald als möglich im Hamburger „Korreſpondenten“ abdrucken zu laſſen; Runkel*) muſs es thun, ſonſt hole ihn der Teufel. Dieſer Artikel, eben wegen ſeiner gemäßigten Abfaſſung, wird die beſte Wirkung thun. Ich verlaſſe mich darauf, daſs Sie ſo viel Kredit und Einfluſs beim „Korreſpondenten“ haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, ſo laſſen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls viel verbreitet iſt. Auf jeden Fall ſtrenge Verſchwiegenheit, daſs ich dieſen Artikel Ihnen mitgetheilt. — Mit meinen Augen geht es gut, ſind faſt ganz hergeſtellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

---

*) Der mit Heine befreundete Redakteur des Blattes, welcher übrigens die in Rede ſtehende Korreſpondenz nicht aufnahm. Ob dieſelbe in einem andern Journal abgedruckt worden iſt, war nicht zu ermitteln.

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlaſſen und begiebt ſich nach Waldenburg in Schleſien, wo der Gemahl ſeiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung“ die geiſtreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht ſchreibt, als Ökonom lebt. Unſere Stadt verliert hierdurch einen geiſtreichen und rüſtigen Mitbürger, welcher in die ſtillen und ſchläfrigen Kreiſe des hieſigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit ſeiner unerbittlichen Kritik die Gelehrſamkeit Menzel's beleuchtet hat und auch die perſönliche Ehre desſelben in der Broſchüre „Über den Denuncianten“ beſprochen worden, iſt hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es ſei denn, daſs er, Heine's Anerbieten benutzend, die ſchmählichſte Anſchuldigung durch die That widerlegt; Dieſes begehren, mit poſitiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es Alle, überwindet Herr Menzel endlich ſeinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeſchlagene Rettungsmittel.

148. An Auguſt Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebſter Freund!

Aus Ihrem letzten Briefe erſah ich mit Kummer, daſs Sie unpäſslich; ich hoffe, recht bald von Ihnen zu erfahren, daſs Sie wieder ganz hergeſtellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unſeren armen D. geſchrieben worden, über den honetteſten Lügner und ehrlichſten Aufſchneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich ſehr betrübt. — Dieſen Morgen höre ich mit Erſtaunen, daſs der Herr Wihl einen Muſenalmanach mit mir herausgebe; widerſprechen Sie doch Dergleichen überall, aber ſo, daſs jener Monſieur es nicht merkt, daſs ich ſelbſt dieſen Widerſpruch provociert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens ſteht er mir ſehr fern; nur beſucht hat er mich einigemal. — Mathilde freute ſich kindiſch über die Nachricht, daſs Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, ſobald ich Sie wirklich hier ſehe. — Wir leben eingezogen und ſo halb und halb glücklich; dieſe Verbindung wird aber ein trübes

Ende nehmen; es iſt deſshalb heilſam, Dergleichen vorherzuwiſſen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

149. An Auguſt Lewald.

Paris, den 4. December 1837.

Der nächſte Zweck dieſer Zeilen iſt, Ihnen einliegenden Artikel zu ſchicken, welcher den 30. November in der Preſſe erſchienen iſt und vielleicht als das Beſte betrachtet werden kann, was ein Franzoſe über ein deutſches Buch zu ſagen im Stande war*); ich glaube aber, auch in Deutſchland iſt nie geiſtreicher über die „Reiſebilder“ geſchrieben worden. Einer der hieſigen Deutſchen wollte den Artikel für ein deutſches Journal überſetzen, aber er verſteht ſo Wenig vom franzöſiſchen Eſprit, daſs er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm verſprochen, ſo lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daſs er aufs beſte ins Deutſche überſetzt und abgedruckt worden. — Für die Überſendung der Aushängebogen*) danke ich. Es ſind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der erſten Briefe hat ** das Hundegebet geſtrichen, und ſomit iſt die feinſte Witzintention verloren worden. Das Ganze ſchließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ ſtatt des Accuſativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber iſt es nicht ſchön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ ſetzen.

---

*) Der Aufſatz war eine Beſprechung der Heine'ſchen „Reiſebilder“ von Théophile Gautier.

Auf dem hieſigen Theater gibt es nichts Vorzügliches, außer etwa „Rita l'Espagnole", welches unterhaltſam. — Den „Spinoza"**) habe erhalten, und danke recht herzlich für dieſe Zuſendung. Der erſte Band hat mir ungemein zugeſagt, der zweite ſchon weniger. Der Verfaſſer hat viel Geiſt, viel Talent der Darſtellung, nicht viel Poeſie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutſche Leſekabinett errichtet iſt, erfahre ich doch ſchon mehr Heimiſches, als ehemals. — Grüßen Sie mir gefälligſt Frau * *; Die würde ſich wundern, wenn ſie mich ſähe, ſo fett bin ich geworden. — Wiſſen Sie mir kein literariſches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groſchen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anſtändig unterhalten.

---

*) Der Briefe an A. Lewald über die franzöſiſche Bühne. Bd. XI, S. 131 ff.

**) Roman von Berthold Auerbach.

150. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1837.

Liebſter Campe!

Das neue Jahr iſt vor der Thüre, und zum freudigen Empfang desſelben bringe ich Ihnen heute meinen Glückwunſch. Möge der Himmel Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlſein, Sie und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlagsautoren rechne. Das ſchlimmſte Übel iſt Krankheit; Das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, beſonders bei Gelegenheit meiner Augen, die ſeit einigen Tagen ſich wieder verdüſtern. Ich folge ängſtlich den Vorſchriften des Arztes und laſſ' für das Übrige den Gott der deutſchen Literatur ſorgen. — Bis auf eine trübe Gemüthsverſtimmung befinde ich mich ſonſt geſund und rüſtig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude . . . viel Unvorhergeſehenes ſtürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende läſtig, ſchauderhaft läſtig.

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's ſchreiben, freut mich. Der „Telegraph“ iſt jedenfalls eine nützliche Acquiſition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den beſten Journaliſten zur Redaktion. Gutzkow iſt das größte Talent, das ſich ſeit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, iſt für die Gegenwart ganz wie geſchaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, ſondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verurſachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daſs ſie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht ſo irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräſentanten des heiligen Geiſtes, einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; — aber ſo muſs er ſein, ſonſt könnte er ſein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldne Federgeſchichte*) habe ich ſehr gelacht! Die lyriſche Poeſie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden Sie nicht wieder auf die Beine bringen —

Der Sangesvogel, der iſt todt,
Du wirſt ihn nicht erwecken!
Du kannſt dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder ſtecken.

(Wegen Unwohlſein habe ich mehre Tage nicht ſchreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflicken —:)

So eben erhalte ich Brief von Havre, daſs man ein Packet von Ihnen mir hierherſchickt; es enthält wahrſcheinlich meine Exemplare des „Buchs der Lieder“ und des „Salon“. Ad vocem „Buch der Lieder“: wenn ich gewuſst hätte, daſs Sie den

---

*) Es war im „Telegraphen“ eine goldne Feder als Preis für das beſte lyriſche Gedicht ausgeſetzt worden. Der „Telegraph (Nr. 29) brachte ſpäter eine vom 8. Februar 1838 datierte, von Hoffmann & Campe und K. Gutzkow unterzeichnete Erklärung, worin Dieſe mittheilten, daſs ſie die erwähnte Preisausſchreibung zurücknähmen und — um zu zeigen, daſs kein Geldintereſſe im Spiele ſei — zwölf Dukaten an das Komité des in Braunſchweig zu errichtenden Leſſing-Denkmales ſenden würden.

Druck der Geſammtausgabe ſo lange aufſchöben, ſo würde ich den „Neuen Frühling“ und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder“ einverleibt haben. Denn ich weiß, es iſt eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine geſammelten Gedichte ohne die proſaiſchen Beigaben zu beſitzen. Wollen Sie nun den Druck der Geſammtausgabe bald beginnen, ſo werde ich alle meine metriſchen Arbeiten in die zwei erſten Bände geben; ſind Sie aber noch nicht dazu geneigt, ſo mache ich Ihnen folgenden Vorſchlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder“ ganz beſonders heraus, und in dieſem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder“ enthalten ſind, und begleite dieſelben mit einer Vorrede, ſo daſs das Ganze ein hübſches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht ſagen, wie ſtark die Vorrede, kann auch Nichts darüber verſprechen; auch verlange ich Nichts für dieſe Zugabe. Ich wünſche dadurch nur Ihre Intereſſen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Geſammtausgabe gehen, ſo wäre mir Das freilich lieber, aus ſehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in Betreff der preußiſchen Verbote antworte ich keine Silbe: weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in

Ihren Kram paſſte, ſo wäre dem Julius Campe das preußiſche Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: daſs man nur gegen Campe unwirſch ſei, dagegen nur den geringſten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Daſs ich mit dieſem Winke zögere, bis ich beſtimmt weiß, wann Sie den Druck der Geſammtausgabe wirklich beginnen, werden Sie ſehr politiſch finden; je länger ich zögere, deſto geſänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und deſto weniger gerathe ich in Verdacht, meiner Privatvortheile wegen meinen Moderantismus kundzugeben. Die politiſche Aufregung hat ſich ſo ſehr, ſeit drei Jahren, bei mir gelegt, daſs ich wahrhaftig jetzt keine Konceſſionen zu machen brauche, und daſs es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu ſchützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daſs ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Geſinnung zu ſchreiben. Es iſt nicht hinreichend, ehrlich zu ſein, man muſs ſich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten.

Mit Heideloff ſtehe ich auf dem beſten Fuße, und Sie haben von ihm Nichts zu befürchten.

Auch wünſchte ich, daſs Sie von Ihrer Seite ſich ihm freundlich zeigten. Die Hauptſache iſt ja, daſs er Ihre Intereſſen nicht gefährdet. — Laſſt uns über Das, was anderer Leute Intereſſen betrifft, ein Auge zudrücken. Verſtehen Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewald's „Revue“ habe ich erhalten; in meiner Arbeit ſchändliche Druckfehler und verdrießliche Auslaſſungen. Vergeſſen Sie doch nicht, mir zu ſagen: ob dieſe „Revue“ ſchon ausgegeben iſt?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübſches Zwiſchenbüchlein gegangen, das ich Ihnen Ende Februar fertig zu ſchicken denke — was es aber iſt, ſage ich nicht — oder ich ſage es Ihnen erſt Ende Januar. Schweigen iſt ein großes Talent, und nächſt dem Sprechen auch das nützlichſte Talent. — Leben Sie wohl, theurer Campe, und bleiben Sie mit Freundſchaft zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Auerſperg ſehe ich hier oft; haben Sie ihm Etwas zu ſagen?

---

151. An Auguſt Lewald.

Erſter Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutſchen, beſchäftige ich mich bereits ſeit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerſt die Rittner'ſche Kunſthandlung, mit welcher ich es aufs brillanteſte zu realiſieren dachte, aber von Rittner muſſte ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillanteſten Keepſake, den je die deutſche Welt geſehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt ſind. — Da der Keepſake nur belletriſtiſchen Inhalts und Geiſtes, glaube ich nicht, daſs Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel ſtelle. Schlimmſten Falles iſt an dieſem Verbote Nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft. — Öſtreich, mein theures Öſtreich aber deſto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Ruſsland und Amerika zu ſo großer Popularität gelangt und in dieſen Ländern ſo viel' deutſche Bücher Abſatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens koſtet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundſatz des laisser venir, theils auch Angſt, man könnte die harmloſeſte Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf dieſen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beſchwichtigen. — So Viel in der Eile; Ende dieſer Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muſs alle Tage mehre Stunden reiſen, um Mathilde zu beſuchen — denn ſie wurde jüngſt ſo krank und dabei ſo eigenſinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daſs ich ſie in ein maison de santé einſperren muſſte, welches an der Barrière St. Jacques gelegen iſt. Was man ausſteht! Ihre Grüße habe ich beſtellt, und ſie freut ſich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu ſehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energiſche Maßregeln genommen, ſie wär' mir geſtorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder ſchreiben müſſen. — Sonderbar, die glückliche Liebe ſchreibt gar keine Verſe, kaum erlaubt ſie Einem in Proſa zu ſchreiben. —

— Daſs * * mir das Hundegebet geſtrichen, entſtellt ſehr, iſt ſehr verdrießlich; der alte * * hätte es nicht gethan. Der hielt Viel auf mich, und ich werde ihn nie vergeſſen. Wir wollen ſehen, wie der junge * * ſich gegen mich ſtellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Iſt in der Vierteljahrſchrift ein intereſſanter Artikel gegen mich, ſo bitte ich Sie ſehr, ſchicken Sie mir dieſelbe per Kreuzband. — Herr B. hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch ſchon dieſen kleinen Kläffern, die ſich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

---

152. An Auguſt Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu beſitzen, dem wir unſre materiellſten Intereſſen offenbaren können, ohne zu befürchten, daſs er das Geiſtige, das Ideale, das ſich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, daſs ich ſo Vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu ſagen, daſs wir nur Außendinge zu beſprechen haben, im Weſentlichen aber uns ſchweigend verſtehn! —

So werden Sie gewiſs bei dem Gerüchte, daſs ich hier eine „Pariſer Zeitung“ herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daſs ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, daſs ich in dieſem Kriege eine formidable Baſtion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am beſten ſpielen laſſen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muſs man küſſen), und nicht mehr auf dem politiſchen, ſondern auf dem literariſchen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg ſchwingen.

Wie es nun mit dieſer zu errichtenden deutſchen Pariſer Zeitung eigentlich ſteht, will ich Ihnen aufrichtig berichten. —

Schon ſeit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Miſsverſtändniſſe mit den deutſchen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußiſchen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbſtgefühl um keinen Preis, und es muſſte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich ſie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geſchlagen.

Unter dieſen Umſtänden habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchſtgeſtellten der preußiſchen Regierung freimüthig angegangen mit dem Geſuche: ob man einer deutſchen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußiſchen Staaten erlauben würde? In etwa acht Tagen muſs ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieſer Seite zu erwarten habe. Ganze *Unparteilichkeit* habe ich verſprochen — ſind die Leute klug, ſo verſtehen ſie, daſs ich nicht mehr *verſprechen* durfte, aber mehr *erfüllen werde*. Denn in Betreff der wichtigſten politiſchen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußiſchen Intereſſen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortſchreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als ſeinen Vortheil erkennen. Daher von dieſer Seite die Verſtändigung eingeleitet und leicht geſichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, ſo darf ich mir ſchmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch ſie alle beſtehenden Blätter übertrifft und ſich aufs großartigſte geltend machen kann. Seit zehn Jahren ſtudiere ich den Organismus der Preſſe in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand iſt ihren Geheimniſſen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Perſonal und die Reſſourcen der Tagespreſſe ſo genau, daſs ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichſte zu leiſten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieſer Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptſächlich durch ſich ſelbſt, aber auch durch ſeine Stellung zwiſchen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politiſchen Faits und Raiſonnements ſein wird, ſo iſt eine deutſche Zeitung, die von hier direkt nach Deutſchland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariſer Korreſpondenzen dem Verdacht des Daheimfabricierten ausgeſetzt ſind und nicht ſelten von den ſchlechtgewählteſten Korreſpondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutſchland aus die Pariſer Korreſpondenten kontrolieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daſs der Korreſpondent in Paris ſich ſeine Korreſpondenz von der hieſigen Polizei extra bezahlen läſſt, ſie ſonſtig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reiſen gegangen und unterdeſſen die Korreſpondenz von dem erſten, beſten Lumpian beſorgen läſſt, oder gar verrückt geworden iſt, wie der *** Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung.“ Statt daſs Dieſe bei ihrer Pariſer Korreſpondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatintereſſes unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korreſpondenzen täglich, die ſicher und ſürveilliert ſind — ſo z. B. daſs jedes Blatt mit drei bis ſechs wohlgewählten Korreſpondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür ſorgen, die franzöſiſche Korreſpondenz der „Allgemeinen Zeitung“ nicht bloß glänzend zu überflügeln, ſondern in ihrer klatſchthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, ſehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daſs ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariſer Zeitung nenne — Jeder verſichert mir, daſs der Name ſie nicht bloß aufs brillanteſte und von ſelbſt annoncieren wird, ſondern auch Zutrauen und Abſatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie ſchon bei dem erſten Gerüchte, daſs ich eine deutſche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannſchaft zujubelte, wie Jeder ſich gern unter meine Fahne ſtellen will, und wie man mich als den legitimſten Träger eines ſolchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Reſſourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntnis dieſer geheimſten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner beſten Freunde ein Annoncenbureau geſtiftet, und ich auch mit andern Franzoſen, die das Annoncengeſchäft treiben, viel zuſammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, faſt ganzen Theil der Koſten zu decken, und ſogar bei einem ganz neu geſtifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenkourtiers. — Geſtern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

geſtern Morgen noch wollte Jemand den für Annoncen beſtimmten Raum des Journals für jährlich 50.000 Franks pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erſcheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenkourtier (es war die Societät, wobei mein beſter Freund Kompagnon) theilen wollte, ſo daſs ich im erſten Jahr, wo neu entſtehende Journale ſehr Wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen; dieſe Materie iſt ſehr verwickelt, und der deutſche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, iſt dennoch ganz unwiſſend in den Raffinements, die im Annoncengeſchäft ſeit einigen Jahren ſtattfinden. Hier werden Journale geſtiftet, wo die natürlichen Koſten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Abſatz ſich ſteigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse“ verdient jetzt ſchon jährlich 100.000 Franks an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals iſt der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung ſo entſetzlich vertheuert (nämlich um 18 Franks den Jahrgang eines Exemplars), daſs mir das Herz in die Hoſen fällt, daſs ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbſtvertrauen verliere, daſs ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert ſteht, in tiefſter Seele zittere. Ich ſoll nämlich mit meiner Ehre gutſtehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie ſchuldlos ich auch ſei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz poſitiv ſicher bin — und dieſe Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu ſchreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination gerathen, wobei erſtens der Preis der Zeitung nicht mehr ſo groß iſt, und zweitens ich ſelber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariſer Zeitung (wegen Stempel und Poſtporto) nicht unter 50 Franks jährlich dem deutſchen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Franks monatlich als Redakteur en chef, ſonſt aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Koſten — nur die Inſertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutſches Publikum einen ſo hohen Preis zahlen? Kann man auf ſehr großen Abſatz rechnen bei ſo hohem Preiſe? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieſer Ungewißheit projektiere ich Folgendes, um ganz ſicher zu gehen:

Die „Pariſer Zeitung“ wird in Paris geſchrieben, in Paris redigiert, in Paris iſt ihr Redaktionszimmer, und auf der deutſchen Grenze iſt eine Preſſe, wo ſie gedruckt und von wo aus ſie expediert wird. Die Exekution dieſes Projektes iſt keinen großen Schwierigkeiten, aber ſehr vielen Details unterworfen; über dieſe ſpäterhin, auch kann ich ſie noch nicht genau beſprechen, da ich den

Grenzort, wo die Zeitung gedruckt werden ſoll, noch nicht genau beſtimmen kann. Doch, um Ihnen von der Exekution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, ſetze ich den Fall, die Zeitung ſollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländiſche Partie des Journals, nämlich faits du jour, die Tageskorreſpondenzen und Briefe aus England und dem Weſten, um ſechs Uhr Nachmittags von hier mit der Poſt abgehen (welche günſtige Stunde!!) nach Straßburg, wo Jemand das Packet gleich von der Poſt abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo ſie in die ſchon zum Theil mit deutſchen Nachrichten und ſonſtigen ſtehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, ſo daſs dieſe, wenn die Poſt von Kehl abgeht (was erſt ſpät, da ſie in Straßburg gewiſs eine geraume Zeit verweilt) gleich nach Deutſchland weiter expediert werden kann. Auf dieſe Weiſe würde meine deutſche Zeitung den franzöſiſchen (die in Paris ſo lange vor Abgang der Poſt gedruckt) immer den Vorſprung abgewinnen. Da doch die Poſt überall eine Weile ſtillhält, ſo läſſt ſich, wenn man in dieſer Kombination noch einen täglichen Zwiſchenkourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Poſt den Vorſprung abgewinne, ſehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derſelben Weiſe beſorgt man die mit deutſchen Nachrichten aufs friſcheſte verſorgte Zeitung nach Paris, wo ſie doch nicht wegen der hieſigen faits du jour, ſondern wegen der hieſigen Korreſpondenzartikel und deutſchen Nachrichten ein Intereſſe findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutſchen Abſatz berechnet iſt, ſo iſt die ſchnelle Beförderung der Pariſer Korreſpondenzen nach Deutſchland die Hauptſache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daſs der Druckort die Grenze iſt; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptſache ſein, ſie erhalten eine in Paris geſchriebene Zeitung, und erfährt man auch, daſs ſie in Kehl gedruckt iſt, ſo finden es doch die Klügeren im Publikum ſehr begreiflich, *daſs Dergleichen geſchieht, um die Nachrichten ſchneller zu befördern* — es heißt dann, man ſchicke ſie immer mit einem Kourier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geſchehen muſs. Auch kann man vorſchützen: man müſſe die Zeitung auf deutſcher Grenze drucken, damit ihrem Einlaſs in deutſchen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengeſetzt werden — und in der That, die Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieſes Projekts ſteht Wenig zu riskieren und enorm Viel zu gewinnen. —

Zu ſchriftlichen Unterhandlungen iſt keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen ſtattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutſchen Zeitung ſich herumtragen, die, kämen ſie mir zuvor, zwar keine Seide ſpinnen werden, aber das Projekt präjudicieren könnten. Es iſt der miſerable B***, der bei der franzöſiſchen Polizei um Unterſtützung für eine deutſche Zeitung herum intrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen P., der ſich bei der untergegangenen „Monde“ ausgezeichnet, mit ſich herumſchleppt, und außerdem einen berüchtigten Börſenſpieler als Hauptaktionär in ſeine Intereſſen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde iſt auf der Beſſerung. Geſtern iſt ſie zuerſt wieder ausgegangen, und iſt mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem ſie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todtmüde lief — ſo daſs ich heute vor Ermattung kaum ſchreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze Woche dem Karneval gehuldigt. Das iſt auch Schuld daran, daſs ich den Artikel gegen mich von

Pf. noch nicht ganz geleſen habe. Was wollen Sie? ich habe erſt den Anfang geleſen, und finde ihn gar nicht giftig, ſondern nur ſchlecht geſchrieben*).

153. An Auguſt Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daſs mir von Berlin der erfreulichſte Beſcheid zugekommen, — 2) daſs es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die öſtreichiſchen Staaten zu ſichern. — In überraſchender Weiſe finde ich ſogar von dieſer Seite die größte Zuvorkommenheit. —

Schon in ſeiner erſten Geſtalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendſten Auſpicien; nach neuen

---

*) Das erſte Heft der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift" (Stuttgart, Cotta 1838) enthielt einen gehäſſigen Aufſatz von Guſtav Pfizer über „Heine's Schriften und Tendenz."

Kombinationen habe ich ausgefunden, daſs in dieſem Fall die Koſten geringer wären, als ich zuerſt meinte.

---

154. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebſter Campe!

Endlich, endlich iſt dieſer wüſte, verſchnupfte, vermaledeite, hundsföttiſche Winter überſtanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verſtimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieſes und ein Geſchäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als rathſam in Anſpruch nahm, war Schuld, daſs Sie erſt heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben ſollten, daſs ich unterdeſſen für Ihr Intereſſe nicht thätig geweſen ſei; obgleich das erwähnte Geſchäft für mich nicht in Ausführung kommt, ſo wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilſamſten Früchte tragen. Dieſes Geſchäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutſchen Zeitung hier in Paris, wobei mir geiſtige und materielle Mittel zu Gebot ſtanden, die Alles übertreffen, was man in dieſer Art nur träumen kann — es galt nur, von den Preußen die beſtimmte Zuſicherung zu erlangen, daſs ſie den Eingang der Zeitung in den preußiſchen Staaten geſtatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel ſetzte, muſste ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußiſche Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daſs man mir jetzt Alles, was ich honetter und billiger Weiſe verlange, geſtatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung iſt der alte Unmuth noch nicht ganz und gar erloſchen geweſen, und meinen Anſprüchen wurde nicht ſo unbedingt gewillfahrtet, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine beſtimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl ſcheitern — doch Das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu ſagen, daſs durch jene Unterhandlungen die Miſsverhältniſſe mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen ſind, doch in ſo weit gelindert wurden, daſs ſie allmählich ganz verſchwinden. Es iſt (aber im ſtrengſten Vertrauen) ganz beſonders der Miniſter Werther, welcher ſich für mich intereſſiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen ſucht. Faktiſch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Geſammtausgabe meiner

Werke von der preußiſchen Regierung Nichts zu fürchten, wenn ſie auch den Buchſtaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es iſt nicht meine Schuld, wenn Sie den verſprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder“ noch nicht in Händen haben. (Iſt der Titel gut?) Dieſer Nachtrag ſoll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling,“ — 2) die Gedichte des erſten Theils des „Salons,“ — 3) dreißig meiner beſten neuen Gedichte, — 4) den Tannhäuſer, — 5) den „Ratcliff,“ 6) eine ſehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu ſagen habe. No: 1 und 2 ſind längſt korrigiert, No. 3, die neuen Gedichte, ſind längſt abgeſchrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuſer“ (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Dutzend Exemplare vom „Buch der Lieder“ und kein einziges Exemplar des „dritten Salontheils“ geſchickt. (!!?!) Eben ſo wenig habe ich die „Tragödien,“ worin ich den „Ratcliff“ doch durchſehen muß. — Meine Mutter gab die „Tragödien“ einem Franzoſen mit für mich, welcher ſie, ſtatt nach Paris, nach Bordeaux verſchleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, ſchneiden Sie den „Ratcliff“ aus den „Tragödien“ und den „Tannhäuſer“ aus dem „Salon“ und ſchicken Sie mir beide

Piècen unter Kreuzkouvert. Ich ſchicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zuſagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächſten Monat auch das Manuſkript eines neuen Buches zu ſchicken — aber ach! der Menſch denkt und Gott lenkt — die verdammten Zeitungsverhandlungen ſind Schuld, daſs ich, kaum im Zuge, das Buch ſeitdem liegen ließ — was für mich ſehr betrübſam, da das Honorar ſchon auf meinem Budget ſtand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächſte Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die ſtrengſte Einſamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Guſtav Pfützer im „Telegraphen“ ſehr pompös angekündigt. Ich habe ſie geleſen. Gott erhalte Sie bei guter Geſundheit! Gegen meine Feinde muſs ich aber ſelbſt Etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, daſs Sie Niemanden von dieſer Anfrage ſprechen. Ich habe nämlich nicht übel Luſt (theils um ein Organ für mich ſelber zu ſtiften, theils um eben ſo gut wie andre Leute den Sinn für periodiſche Publikationen zu meinem Vortheil zu exploitieren), eine Monatſchrift herauszugeben, betitelt: „Paris und London,“ oder: „London und Paris, eine deutſche Monatſchrift, von Heinrich Heine.“ Jeden Monat müſſten ſechs bis acht Bogen erſcheinen, bei Ihnen in Hamburg. Ich würde dieſe Zeitſchrift für meine Rechnung herausgeben, und wünſchte von Ihnen zu wiſſen, wie groß die Koſten ſind und wie viel Kommiſſion Sie mir berechnen möchten. Da mir heute nur drum zu thun iſt, den Koſtenüberſchlag zu kennen, ſo ſage ich Ihnen noch Nichts von Inhalt und Richtung. — Ich glaube, die zu jedem Hefte nöthigen Kupfer und Bilder von hier und London aus ſchicken zu können, doch möcht' ich auch wiſſen, ob kolorierte Lithographien, in Hamburg verfertigt, nicht theurer ſind als an anderem Ort?

Und nun leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald das Verlangte unter Kreuzkouvert, und ſeien Sie überzeugt, daſs ich mit großer Liebe Ihre Intereſſen beherzige. Es wird mir immer mehr als leid ſein, wenn Sie nicht mit mir zufrieden. — Aber Sie wiſſen ja aus der Geſchichte der begabteſten Schriftſteller, daſs wir nicht immer können, wie wir wollen.

Ihr Freund

H. Heine.

155. An Auguſt Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend ſich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf beſtimmtere Antworten von Berlin; dann ſollte Jemand ſchon vor zehn Tagen nach Berlin reiſen, der meine Sache gewiſs in Ordnung gebracht hätte, — und durch ſonderbares Miſsgeſchick noch nicht abreiſen konnte; endlich ließ ſich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Poſitives ſagen — daher mein Stillſchweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuſchreiben, oder gar als eine Aufgabe derſelben betrachten dürfen. — Ich halte meine [illegible] ation feſt — nämlich die Herausgabe einer deutſchen Pariſer Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die alſo weder Stempel noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Anſehen einer Pariſer Originalzeitung genöſſe und alle übrigen deutſchen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Daſs ich dieſer Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zufüge, iſt nicht die Hauptidee, ſondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daſs ich von den deutſchen Regierungen ob meines Namens chikaniert würde, weiß ich Mittel, dieſe Chikanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeſte einzubüßen. —

Wegen des Herrn von B. ſeien Sie außer Sorge. Dieſer und der Lumpian *, welcher ſich wegen des Bankrottes der „Monde“ noch nicht öffentlich ſehen laſſen darf, haben ſich aſſociiert, behaupten, ein gewiſſer Herr v. M. habe ihnen Geldunterſtützung zur Errichtung der Zeitung zugeſichert (woran kein wahres Wort iſt). Die preußiſche Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles Dieſes, um ſchon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armſeliges Leben zu friſten. —

Sie kennen ja dieſen Menſchen; in Berlin weggejagt wegen ſchlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgeriſſen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr geſtohlen; von der hieſigen Polizei hat er ſich als Agent provocateur bei den deutſchen Handwerkern gebrauchen laſſen; kurz, der verworfenſte und zugleich der gefährlichſte Menſch — daher meine Behutſamkeit. — Dieſer Tage ſchreibe ich Ihnen einen Zettel für C., es iſt weitläuftig zu erzählen. Iſt C. mir gewogen, wie ſein guter Vater, ſo ſoll er ſich meiner zu freuen haben. Will ſehen. —

156. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebſter Campe!

Dieſes ſind die erſten Zeilen, die ich ſeit vier Wochen geſchrieben; mein Augenübel iſt nämlich in verſtärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Leſen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt ſehr ſchwer, und ich kann Ihnen nur das Nothwendigſte hinkritzeln:

Ich bin ſehr verſtimmt, daſs Sie mir weder den Empfang der Gedichte noch den Empfang der Nachrede*) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Geſtern höre ich, daſs im „Telegraphen“ eine Notiz ſteht, die mich eben ſo ſehr verdrießt, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieſelben in Druck erſcheinen? Dieſes kann mir in vielerlei Weiſe ſchaden. Was ſoll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Lewald's Europa drucken laſſen? Schreiben Sie mir umgehend, was Dergleichen bedeuten ſoll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß ſind; man könnte nämlich glauben, ich ſei abhängig von fremdem Rathſchluſs in der Sammlung meiner Gedichte.

---

*) Später unter dem Titel: „Der Schwabenſpiegel“ gedruckt.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie verſprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutzkow vorgeſtellt worden ſein, und Sie hegen jetzt gewiſs ſchon die geziemendſte Vorſtellung von ſeinen Verdienſten, worunter ſeine Begabung für Poeſie am rühmlichſten und bemerkenswertheſten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen dieſen jungen Poeten aufs angelegentlichſte, und es wird mich ſehr freuen, wenn Sie im Stande ſind, ihm Dienſte zu erweiſen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu ſagen, daſs mein Augenübel mich verhindert hat, die verſprochenen Briefe zu ſchreiben, und daſs ich ihm überhaupt, ſobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, ſchreiben werde.

Leben Sie wohl, theuerſter Freund, und bleiben Sie liebreichſt zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

157. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juli 1838.

Liebſter Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, Viel zu ſchreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt iſt es eine ſchlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakſpeare, die man mir abnöthigt) den Verſuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonſt befinde ich mich wohl. Über die Zögerniſſe bei dem Abdruck der neuen Gedichteſammlung bin ich ſehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt, daſs der Mörike eher mein Bundesgenoſſe als Gegner iſt, ſo können Sie immerhin anſtatt ſeines Namens einige Sternchen (* * *) ſetzen, im Übrigen das über ihn Geſagte ſtehen laſſend.

Wenn Gutzkow herkäme, ſo wäre mir Das eine der größten Lebensfreuden.

Daſs Herr Wihl einen eignen Aufſatz, und zwar einen großen, über mich ſchreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewuſſt; iſt ein ehrlicher guter Menſch, und ich verzeih' ihm im Voraus, daſs er mich kompromittiert; Letzteres iſt ſicher, bei ſeinem Mangel an Menſchenkenntnis und ſeinem Überfluſs an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

158. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebſter Campe!

Hätte Ihnen Viel zu ſchreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute ſchreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hieſige Buch- und Kunſthändler Delloye Ihnen ſchreiben wird. Letzterer iſt einer der reſpektabelſten und honetteſten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwiſchen Cadix und Harburg giebt;

(ich ſage Harburg, denn weiter öſtlich liegt Hamburg und ſeine Bohnenſtraße). Er iſt Chef mehrer Aſſociationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferſtiche der Shakſpeare'ſchen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erſchienen, und die er auch in Deutſchland herausgeben will. Um der deutſchen Ausgabe einen beſonderen Reiz zu geben, wollte er ſie auch mit einigen Bogen Text von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu dieſem Zweck einige Bogen zu ſchreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, daſs man ſich im entgegengeſetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte. Die Arbeit iſt fertig, und da ich in einem Guſs diktierte, liegt eine größere Menge Manuſkript, als ich beabſichtigte, nämlich etwa ſieben Druckbogen, bereit; (unter uns geſagt: kein Meiſterſtück, aber immer gut genug für den Zweck.) Ich habe nun Herrn Dellove erſucht, ſich mit Ihnen zu verſtändigen, daſs auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutſchland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daſs Sie in dieſem Fall den Abſatz des Werks emſig betreiben werden, und dasſelbe, obgleich es mehr eine Kupferſtichſammlung als ein

Buch iſt, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Daſs der Text ganz zahm geſchrieben iſt, damit von Cenſurbehörden kein Einſpruch geſchieht, verſteht ſich von ſelbſt; außerdem ſtehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen jetzt ganz vortrefflich, und kann drauf rechnen, daſs mir von dieſer Seite kein neuer Schabernack geſchieht. — Ich grüße Sie liebreichſt,

Ihr heute ganz beſonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen" Etwas ſteht, was mich intereſſieren kann, ſo ſchicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs No. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

---

159. An Julius Campe.

Granville, den 18. Auguſt 1838.

Liebſter Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebſt der Gutzkow'ſchen Einlage. Die Poſt geht ab in einer Stunde, und dieſe will ich dazu benutzen, Ihnen und Herrn Delloye in Paris zu ſchreiben. Ihr Schweigen in Betreff des Letzteren ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreiſe (als ich ihm das ganze Manuſkript zu ſeiner Verfügung zuſtellte) bemerkte Delloye, daſs er nicht mehr warten dürfe und den Debit des Buchs einem anderen Deutſchen übergeben müſſe — (wie ich ſehe, hatte er in ſeinem Briefe an Sie von feſten Exemplar-Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf In-Kommiſſion-geben rechnete — aber ſo ſind die Franzoſen, ſie kennen unſere deutſchen Uſanzen nicht.) Ich ſchreibe ihm ſogleich, daſs er Ihnen melden müſſe, wie es mit dem Debit der Shakſpeare'ſchen Frauen gemeint ſei, daſs er ſie Ihnen nämlich in Kommiſſion giebt, und ich hoffe, daſs mein Brief nicht zu ſpät kömmt. —

Gutzkow's Brief ſetzt mich in die außerordentlichſte Verlegenheit*). Was ſoll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichſten Miſsverſtändniſſe gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen

---

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil ſeiner „Neuen Gedichte", namentlich manche der in dem Cyklus „Verſchiedene" enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu laſſen.

Gedanken vertrauen, aber Ihnen, ſo will ich mich ſo ehrlich und naiv als möglich ausſprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, daſs es erſt ſpäter in der Geſammtausgabe gedruckt wird, und durch dieſen Aufſchub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das iſt naiv? Aber in der That, liebſter Campe, Das iſt mein eigentlicher Verdruſs. Wie machen wir's aber, daſs Ihnen dieſes Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dächte, Sie druckten die Nachrede als beſondere Broſchüre, und in meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muſs. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieſelbe ausgeben, im „Telegraphen" abdrucken, ſo mögen Sie es immerhin thun, nur muſs eine Note hinzugefügt werden: daſs die Redaktion die Erlaubnis eines ſolchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen" geben. Der Aufſatz, der dort über mich abgedruckt[*]), ſoll entſetzlich kompromittierend für mich ſein. Ich hatte Sie erſucht, denſelben mir sous bande zu ſchicken, und meine Vorausſicht, daſs Wihl mich zum Piedeſtal ſeiner Großmannsſucht machen würde, ſcheint ſich zu beſtätigen. Lewald ſchreibt mir: bei der Lektüre dieſes Artikels habe ſich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Dieſe Tage ſchreibt mir ein Freund aus Paris: daſs in jenem Artikel mit der ehrlichſten Schafsmiene die perfideſten Inſinuationen über meine Geliebte und mein Anſehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Beſtätigung erhielten; kurz, man iſt außer ſich vor Unwillen. Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande ſo bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiſs gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichſten Wuth, ſeine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits geſagt, er iſt aber unheilbar. — Das Ganze iſt mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen“ in dieſem Augenblick, die Wihl'ſchen Dummheiten nicht ſelber accreditieren. Das fehlte noch!

---

[*]) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl." Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutſchland," Juli 1838.

Sie können dem Wihl Alles wiederſagen. Der Teufel ſoll ihn holen, wenn Das ſich beſtätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu ſagen, was ich Literariſches vorhabe.

Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris ſagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalſten Korreſpondenzgeklatſche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Jahrbuch der Literatur“ ſagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichſte Vogue giebt. — Morgen ſchreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn ſehr, aber auch ihn ſoll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Reſpekt; denn er iſt ein ſehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindſchaft, ſelbſt da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigſte Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft zu erwarten ſtand. Morgen ſchreib' ich ihm; jedenfalls ſollen Sie ihm ſchon heute in meinem Namen danken für das Intereſſe, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und ſeien Sie meiner aufrichtigſten Freundſchaft verſichert.

H. Heine.

160. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebſter Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigſten Platze der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. Auguſt vorgefunden; da ich morgen nach Paris reiſen muſs und Ihnen nur von dort ordentlich ſchreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigſte zu antworten. Ich ſehe, es hat mit dem Beitrag für das Jahrbuch Eile, und ein erſt zu fabricierender Artikel käme zu ſpät; ich will Ihnen daher gern den „Schwabenſpiegel," nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literariſchen Jahrbuch überlaſſen; nur müſſen Sie ihn nicht gleich in die Preſſe geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuſchreiben muſs, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuſchicke. — Ich bin der Meinung, daſs das Jahrbuch nicht einmal, ſondern wenigſtens zweimal jährlich erſcheinen muſs. — Wihl's Aufſatz hab' ich geleſen; käme er aus der Feder eines Feindes, ſo würde ich ihn ein Meiſterſtück nennen! — Gutzkow freundlichſt zu grüßen: auch ſeinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von

Paris aus mehr. (Meine Adreſſe iſt Rue des Martyrs No. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

161. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838

Liebſter Campe!

Noch immer ſehr zerſchlagen von den Mühſeligkeiten der Rückreiſe (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich Ihnen zu ſchreiben. — Mein Buch: „Shakſpeare's ſchöne Mädchen und Frauen; mit Erläuterungen von H. Heine“ wird wohl die erſten Tage der nächſten Woche fertig gedruckt ſein, und Herr Delloye wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genaueſter Abſprache mit mir Ihnen zu ſchreiben; Dieſes wird er auch heute thun, und ich habe nur auf ſeinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutſcher Händler ſich anheiſchig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feſte Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit übertrüge; und Delloye, welcher mit dem deutſchen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich ſchon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutſchen in Kommiſſion gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgeſetzten fünfzig noch viel ſpäter, — Delloye, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet ſich, daſs es ihm auch bei Ihnen ſo gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm verſichert, daſs bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Abſatz des Buches immer unzweifelhaft ſei, und daſs es für ihn gar nicht nöthig ſei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feſte Rechnung ſich zuſichern zu laſſen; ich bemerkte ihm ferner, daſs ein deutſcher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feſte Rechnung abnehme, gar Nichts riskiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, daſs er ſich von ſolchen Anerbietungen nicht verleiten laſſen möge, eine mir miſsliche Firma auf das Buch zu ſetzen, und daſs gewiſs, wenn ich Sie, den Julius Campe, beſtimmt angehe, auch von Ihnen ein ſolches Erbieten zu erwarten ſtehe. Er wird Ihnen alſo mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommiſſion geben und über die Verſendungen derſelben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel', erwarten. Ich habe ihm auch geſagt, es ſei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch beſonders zu Geſchenken geeignet ſei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Abſatzes für das Buch zugeſichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran ſchreiben — aber ſtatt einiger Bogen ſchrieb ich zehn ſehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, daſs ſie, ein anſtändiges Ganze bildend und aus einem ſchönen Guſs beſtehend, bei dem Publikum gewiſs eine gute Aufnahme finden können — Als mich daher Delloye geſtern auf Gewiſſen fragte: wie großen Abſatz ich beſtimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu ſein, ihm zu tauſend Exemplaren Hoffnung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich Nichts zu fürchten, Rochow hat ſich gegen einen meiner Freunde geäußert, daſs man mich bei dieſer Publikation mit keinem Verbote inkommodieren werde, und im Buch iſt überhaupt Nichts, was Miſsfallen erregen könnte. — Es hängt alſo von Ihnen ab, ob mein Freund Delloye bei dieſem Unternehmen gut fährt — ich bin nur moraliſch dabei intereſſiert — ich habe längſt das Meinige gethan, das Manuſkript abgeliefert, wofür mir Delloye 4000 Franks ausbezahlt hat. — Sie ſollen mal ſehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt iſt!

Nach Beachtung Deſſen, was ich Ihnen eben geſagt, werden Sie alſo wiſſen, wie Sie mit Delloye dran ſind und wie Sie ihm zu ſchreiben haben. Er iſt ein höchſt wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung ſeines franzöſiſchen Verlags können Sie, wenn er einmal ſieht, daſs er ſeine Rechnung dabei findet, durch Kommiſſionsübernahme ſehr bedeutende Geſchäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längſt wieder ausgeſöhnt, und ich erwarte ihn hier dieſer Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch“ iſt, wie geſagt, die Nachrede beſtimmt; aber ich muſs durchaus, wo nicht eine ſehr große (wozu vielleicht keine Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuſchreiben. — Was das Buch ſelbſt betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), ſo will es mich bedünken, daſs, wenn ich etwa ein Dutzend Gedichte hinauswerfe und durch neue erſetzte, auch ſonſt noch was hinzudichte, das Buch dennoch nächſtens gedruckt werden könne. Ich werde Dieſes im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Dutzend ſakrificieren müſſe? Nicht den Wibl, dem es beim beſten Willen an Takt fehlt. Ich muſs den guten Wihl (der wahrlich ein beſſeres Schickſal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über ſeinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geſeufzt; aber Andere ſind darüber wüthend. Geſtern ſagt mir V., daſs Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waſchen wolle, und zwar im „Telegraphen". (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung ſchreibt," ſagen Sie an Wihl), ſpricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", den Savoye geſchrieben habe, und worin er ihn und ſogar mich mit einem Desavouieren von Seiten Auerſperg's bedrohe. Ja, die mildeſten Menſchen ſind gegen dieſen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiſte. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächſtens von mir was geben, ſo laſſen Sie es bei Leibe nicht in Darmſtadt drucken; dort ſitzen meine alten Burſchenſchaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Cenſurplackereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichſt Herrn Gutzkow.

Ihr Freund

H. Heine.

162. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebſter Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muſs. Ich wollte etwas Großes noch hinzuſchreiben, aber die Anweſenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeſchichte meines Vetters verwirren mir in dieſem Augenblick ſo ſehr den Kopf, daſs ich mit dem beſten Willen Nichts ſchreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs beſtimmteſte einzuſchärfen, daſs er nicht das Mindeſte an meiner Interpunktion ändere. Es iſt entſetzlich, wie gewiſſenlos dieſelbe in Allem, was ich nicht ſelber korrigieren kann, in Allem, was Sie in meiner Abweſenheit von mir druckten, miſshandelt werden. Und ſie iſt doch ſo wichtig. — Grüßen Sie mir Gutzkow. — Nächſtens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

·163. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1838.

Liebſter Campe!

Wenn ich Ihnen erſt heute ſchreibe, ſo liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muſs faſt immer diktieren, und diktierter Unwille ſieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muſs ich Ihnen durchaus ſchreiben, denn ſo eben erhalte ich den „Schwabenſpiegel“. Hier bin ich wieder verkauft und verrathen, oder wenigſtens ſind meine theuerſten Intereſſen den kläglichſten Rückſichten, wo nicht gar dem leichtſinnigſten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten ſchon genug an mir verſündigt durch die ohne mein Wiſſen zugegebene Verſtümmlung des zweiten Salontheils und der „Romantiſchen Schule“ — und jetzt ſchreibe ich das politiſch und cenſurlich Harmloſeſte, eine Zurechtweiſung der perſönlichen Feinde, und ſelbſt in dieſer kleinen Arbeit ſind die widerwärtigſten Verſtümmelungen zugelaſſen, Verſtümmelungen in den wichtigſten Übergängen und von einer faſt tückiſchen Art, daſs ich nicht einmal an Cenſurroheit glauben kann. In einer ſolchen Schrift, wo ich mit ganzer Perſönlichkeit gegen perſönliche Unbill auftrete, muſſte Ihnen jeder

Buchſtab heilig ſein. — Bei Gott! Dergleichen habe ich zum letzten Male erduldet, ich werde ſchon meine Maßregeln nehmen, daſs Dergleichen nicht mehr verfällt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich ſie geſchrieben habe, dem Publikum mitzutheilen. Ich kann ſie aus dem Kopf ſchon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, daſs durch Ihre Schuld der Druck dieſer Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köſtliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Werth hatte, geprellt wurde? Die Imprimaturverweigerung in Gießen iſt leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war Dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein Reſultat gewuſſt. Alle Geſandten betheuern mir hier, daſs, wie für meine Perſon, ſo auch für meine Geiſteskinder, die ich jetzt in die Welt ſchicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten ſei. — Als Sie an Dellove, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt ſchrieben, ſo daſs Derſelbe endlich genöthigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommiſſion zu geben — da muſſten dieſe Herren, um einen Verlagſchein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Cenſur geben, — und nicht eine

Zeile, nicht ein Jota ward im Buche von der Cenſur geſtrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwabenſpiegel“, war das Buch voll der ſchrecklichſten Stellen in Betreff der Politik und der Religion.

Ich ſchreibe Ihnen dieſer Tage, ich bin in dieſem Augenblick zu wüthend, zu tief indigniert. Ich war ſchon hinlänglich mit Degout regaliert durch ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Complicität mit Bornſtedt ziehen, in Betreff des unglückſeligen Wihl's, Ihres Ritters der Wahrheit, deſſen Eitelkeitsloſigkeit Ihnen jetzt gewiſs noch in höchſter Glorie verleuchtet. Und dabei machen Sie mich noch auf Beurmann'ſche Schmähungen aufmerkſam, die doch nur in Hamburg beſtellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihl's ein Linderungspflaſter aufzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkow's iſt, ſo begreife ich wahrlich nicht, wie dieſer Letztere Dergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfaſſte mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es ſo nöthig, in vollem Einverſtändnis mit Ihnen zu leben, alle dieſe Kräkeleien verſtimmen mich ſo ſchmerzlich, und es iſt auch höchſt traurig, daſs ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlaſſen kann!

H. Heine.

164. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebſter Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächſt in Betreff des „Buchs der Lieder“.

Der neue Beweis, daſs dieſes Buch noch große Zukunft hat, beſtimmt mich, in Ihrem Intereſſe, die zum Druck bereit liegende neue Gedichte-Sammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder. zweiter Band“ herauszugeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs der Lieder“ mit der Überſchrift: „Buch der Lieder, erſter Band“ drucken zu laſſen. Ich glaube, Das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes ſind in der zweiten Auflage ſehr viele Druckfehler, ſo daſs ich das alte „Buch der Lieder“ nochmals durchgehen muſs und Ihnen erſt in vierzehn Tagen einige Verbeſſerungen zuſchicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metriſcher Form, will ich hinzugeben.

Das Manuſkript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“, den „Nachtrag“, ſchicken Sie mir jetzt umgehend per Poſtwagen. Damit das alte „Buch der Lieder“ durch dieſen hinzugekommenen Band nicht krompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anſtoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen ſakrificiert zu werden braucht; dieſe Lakune werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen ſuchen (ich hab' ſie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von dieſem zweiten Bande fortlaſſe, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieſer Hinſicht möchte ich die Überſetzung der erſten Scene aus Byron's „Manfred“, die in meiner früheſten Gedichteſammlung enthalten iſt, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir dieſe Gedichteſammlung (die bei Maurer in Berlin erſchienen) mitzuſchicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich intereſſieren könnten. Z. B. ſchicken Sie mir Schiff's „Gevatter Tod“, ſowie auch Exemplare des dritten Salontheils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den cenſierten Bogen des „Schwabenſpiegel's“ werden Sie erſehen haben, daſs ich zu dem grenzenloſeſten Ärger vollauf Urſache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verſtümmlungen kämen von der Redaktion. Aber, um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Neſt wie Grimma Etwas zur Cenſur! — Künftig mehr hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einſt Herrn Wihl genannt haben; ich glaube, auch Sie rühmten an ihm ſeine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt ſingen Sie ja in einem ganz entgegengeſetzten Ton), ſagen Sie Herrn Wihl, daſs Herr B.r den Wechſel von 200 Franks nicht bezahlt hat, proteſtieren ließ, ſich endlich eklipſierte, und daſs ich genöthigt war, dieſes Geld aus meiner Taſche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

·165. Erklärung.

„Der Schwabenſpiegel,“ ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur“ von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufſatz, iſt, im Intereſſe der darin beſprochenen Perſonagen, durch die heimliche Betriebſamkeit ihrer

Wahlverwandten, dergeſtalt verſtümmelt worden, daſs ich die Autorſchaft desſelben ablehnen muſs.

Paris, den 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

---

166. An Guſtav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen*) in der „Eleganten“ abzudrucken. Sie werden mich dadurch aufs freundlichſte verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen geſtehe, daſs ich erſt vor einigen Wochen Ihre Bekanntſchaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere“ geleſen hab’; — aber es wird Sie keineswegs wundern, daſs ich davon auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich ſelten, geben mir eine Garantie für den fortſchreitenden Geiſt der Humanität in Deutſchland und die Talente ſeiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein ſonderbares Heimweh — Vielleicht aber irre ich mich und es giebt nur Wenige Ihres Gleichen in Deutſchland. Empfangen Sie meine herzlichſten Grüße und die Verſicherung meiner heiteren Hochachtung.

---

*) Die unter Nr. 165 mitgetheilte Erklärung, welche in der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 28, vom 8. Februar 1839, abgedruckt ward.

H. Heine.

Adreſſe: Rue des Martyrs 23.

---

167. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebſter Campe!

Entweder noch heute oder in den nächſten Tagen ſchicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durchkorrigierten zweiten Auflage, welches als Manuſkript zum Abdruck dienen ſoll, habe ich vor etwa ſieben Tagen nach Hamburg geſchickt. Ach, liebſter Campe, ich muſs heute wieder das alte Lied ſingen: wie viel Kummer hatte ich, bei der neuen Durchſicht des „Buchs der Lieder"! Sie wiſſen, wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und ſehen Sie mal: wie liederlich iſt dieſe beim Druck berückſichtigt! Bei einem Buche, wie dieſes, ſollte dem Drucker jedes Komma heilig ſein. Die Durchſicht hat mir acht bittere Tage gekoſtet, und ich hoffe, daſs diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daſs man mit diplomatiſcher Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt ſorgen Sie für beſſeren Druck — Vergleichen Sie in dieſer Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausſtattung anderer Gedichteſammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erſchienen!

Was ſoll ich aber ſagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daſs die Cenſur ſogar im „Buch der Lieder“ einige Gedichte verſtümmelt hat! Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Cenſor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in deſſen Verſen die wenigſten politiſchen Anklänge? Habe ich nicht ſtreng Alles ausgeſchieden, was dem „Buch der Lieder“ nur die mindeſte Parteifärbung geben konnte? Ich habe die verſtümmelten Gedichte wieder aus der erſten Auflage hineingeklebt, und ich denke, es wird kein Jota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daſs ich jetzt nicht mehr in ſolcher Weiſe ſakrificiert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Deſſen auch ſicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich dieſe Sicherheit nicht empfange. Schon aus dem Grunde ſollten Sie Alles dran ſetzen, mich unverſtümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erſcheint, der wenigſtens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel ich in dieſer Beziehung gethan habe, um Ihre Intereſſen zu wahren, und ich werde auch immer Alles thun — aber thun Sie wenigſtens das Ihrige, ſorgen Sie für Cenſurbefreiung, drucken Sie treu und ſchön, geben Sie gute Ausſtattung meinen Kindern —

Ich ſterbe an dem Schnupfen, der mich ſeit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenſpiegel“ nicht, wie man mir rieth, wiederabdrucken laſſen, ich beſchränkte mich darauf, die Verſtümmlung dem Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber ſpäterhin in ſeiner wahren Geſtalt geben. — Herr Wihl ſoll im „Korreſpondenten“ den Schwaben auf meine Koſten den Fuchsſchwanz geſtrichen haben; der eitle Poet, Alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

168. Schriftſtellernöthen*).

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'ſchen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebſter Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben, daſs mir der „Telegraph“ des Herrn Gutzkow hier nicht zu Geſicht komme, irrten Sie ſich. Dasſelbe iſt der Fall, wenn Sie ſicher darauf bauten, daſs ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff des „Schwabenſpiegels“**), aus perſönlichen Rückſichten, Nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, ſo würde ich gewiſs ſchweigen, alter Freundſchaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrauſenden Miſslaunen des Gemüthes gern entſchuldigend, zumal in dieſer ſchweren Zeit, wo ſo viel' Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftſteller, ſo auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigſtens der Vernünftigere dem Leidenſchaftlicheren, manche Unbill verzeihen ſollte . . . Aber, liebſter Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit beſiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, ſo iſt doch Ihre Erklärung von der Art, daſs ſie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläſſt, die das Anſehen meines Wortes und alſo auch jene heiligen Intereſſen, denen mein Wort gewidmet iſt, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen ſchreibe ich Ihnen dieſen offenen Brief.

---

*) Die von [ ] umſchloſſenen Stellen dieſes Aufſatzes ſind aus dem (in Händen des Herrn Dr. G. Kühne befindlichen) Originalmanuſkripte ergänzt worden.

**) Die vom 15. Februar 1839 datierte Erklärung von Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen für Deutſchland“ abgedruckt und lautete, wie folgt: „In Bezug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daſs er den unſerm „Jahrbuche der Literatur“ einverleibten „Schwabenſpiegel“ mehrfacher Verſtümmlungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, daſs dieſelben lediglich nur der ſächſiſchen Cenſur, der das „Jahrbuch“ unterworfen war, zur Laſt fallen. Wir bemerken dies deſswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was ſie unter „der heimlichen Betriebſamkeit ihrer Wahlverwandten“ zu verſtehen haben.“

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt“ dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erſchienene „Jahrbuch der Literatur“ enthalte einen Aufſatz von mir, betitelt „Schwabenſpiegel,“ welcher im Intereſſe der darin beſprochenen Perſonagen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergeſtalt verſtümmelt worden, daſs ich die Autorſchaft desſelben nicht mehr vertreten könne.

— Hierauf, liebſter Campe, ließen Sie im „Telegraphen“ des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verſtümmelungen fielen lediglich der [königlich ſächſiſchen] Cenſur zur Laſt! und Sie ſetzten hinzu die Worte: „Wir bemerken Dieſes deßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was ſie unter der heimlichen Betriebſamkeit ihrer Wahlverwandten zu verſtehen haben.“

Zunächſt alſo widerſprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktiſch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweiſes, der etwa Ihre Ausſage beſtätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein eben ſo kurzes Ja entgegen ſetzen, und es käme alsdann darauf an, weſſen Wort in Deutſchland den meiſten Glauben fände. Aber, wie ich ſchon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenſtück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, ſondern nur des Irrthums zeihen, und bei dieſem betrübſamen Geſchäfte ſtütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, ſondern nur auf Thatſachen, die Sie ſelbſt anerkannt, und auf die allerhöchſte Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe ſteht daher nicht direkt in Frage; ſpäter, wenn die Einmiſchung mancher Perſonen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewiſſen rothen Kreide weniger hemmend ſein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beſchränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publikum ſelbſt beurtheilen möge: ob Sie, theurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten, inofficioſen Weiſe zu widerſprechen?

Ich geſtehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen“ die beſagte Erklärung zu Geſicht kam. Hätte ich nicht längſt gewuſſt, unter welchen Einflüſſen Sie ſtehen, wahrhaftig die größten Beſorgniſſe für die Geſundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgeſtiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung ſchrieben oder unterſchrieben, litten Sie jedenfalls an einer entſetzlichen Untreue des Gedächtniſſes, Sie hatten ganz vergeſſen, was in Ihren jüngſten Briefen ſteht, und am allerwenigſten erinnerten Sie ſich Deſſen, was Sie mir zu anderen Zeiten ſchrieben, wo ich ebenfalls über Verſtümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn ſolche Klagen ſich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von dieſen Bitterniſſen, alle Luſt und Freude an der leidigen Schriftſtellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbiſſenen Lippen ganz ſchwieg, als daſs ich mein gefälſchtes Wort den ſchmählichſten Miſsverſtändniſſen bloßſtellte.

Das fing an mit den „Franzöſiſchen Zuſtänden.“ Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüſtungen in der Vorrede; Sie geſtanden mir, daſs Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Cenſur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Eheſtand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht grabezu verdammen. Ich berückſichtigte auch bei meiner nächſten Publikation dieſe veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den erſten Theil des „Salons“ konnten Sie getroſt ohne die Vorſichtsmaßregeln der Cenſur in Druck geben. Sie hatten mich ſicher gemacht, und vertrauungsvoll ſchickte ich Ihnen den zweiten Theil des „Salons“, der ebenfalls über zwanzig Bogen ſtark und keiner Cenſur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder ſo viel Keckes in die Welt hineingedruckt, z. B. Börne's Briefe, daſs ich meinte, der Campe ſei wieder der alte Campe . . . Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie ſo viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müſſen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons“, den Sie ſakrificierten, den Sie auf den Altar der Cenſur niederlegten, als Sühnopfer für Ihre Preſsſünden. Das Buch wurde gehörig abgeſchlachtet und dergeſtalt vermetzgert, daſs ſeine ganze patriotiſche Bedeutung verloren ging, daſs man eine gewiſſe theologiſche Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desſelben halten konnte, daſs dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deſshalb publicierte*), mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Miſsgeſchick Ihnen allein zur Laſt legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freiſprechen. Wir brouillierten uns damals, und verſöhnten uns wieder, flickten das geborſtene Zutrauen, und bald darauf ſandte ich Ihnen „Die romantiſche Schule“, die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieſelbe aus plötzlicher Angſt, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Cenſur geliefert und an Leib und Leben verſtümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geſchichte der neuern ſchönen Literatur“ in einer hier zu Paris erſchienenen Ausgabe der unverſtümmelte Text jenes Buches zum größten Theil enthalten, und ich mich alſo vor boshaften Miſsdeutungen einigermaßen geſchützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewiſſe Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeſchluſs gegen das junge Deutſchland, bei uns einſchlug. Während es ſchon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die verſöhnliche Hand, zuckte die Achſel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beſchloſs, hinfüro nur leichte Phantaſieſpiele drucken zu laſſen, die, aller politiſchen Beziehungen bar, überall die Cenſur paſſieren würden . . .

---

*) Siehe die Erklärung vom 19. März 1835, Nr. 101 des vorliegenden Bandes.

Mit ſolcher Reſignation ſchickte ich Ihnen den dritten Theil des „Salons“, welcher eine harmloſe Märchenſammlung und eine literariſch wilde, doch politiſch ſehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit ſich ſonderbare Dinge zutrugen. Dieſe war nämlich gegen den Stuttgarter Denuncianten gerichtet, und Derſelbe, wie ich erſt ſpäter erfuhr, genoſs damals bei gewiſſen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muſs vom Staate geſchützt werden, wenn er auch der erbärmlichſte Schuft iſt; ſonſt iſt keine Polizei möglich.] Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denuncianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe ſeiner Wahlverwandten, überall Vorſchub geleiſtet. Er ſtand nicht allein; ſo wie ſeine Denunciationen nicht bloß öffentlicher Art waren, ſo hatte er auch eine Menge im Dunkel einherſchleichender Gehilfen. Ja, jene Denunciationen waren nicht bloß öffentlicher Art, beſtanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie ſich, daſs Sie ſich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verſchaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erſcheinen der Bundestagsbeſchlüſſe an Theodor Mundt geſchrieben, und worin er blödſinnigerweiſe ſeine häſcherlichen Schelmereien ſelber verrieth.

Aber Sie vergeſſen Alles, lieber Campe, Sie vergeſſen ſogar, daſs Sie ſelber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theile des „Salon's“, gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'ſchen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und Dergleichen nur durch Gegenliſt vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie ſich damals über einen gewiſſen Dr. A[drian], Cenſor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daſs der Inhalt, der bis zum Erſcheinen desſelben ein Geheimnis bleiben ſollte, ſchon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In

Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 ſchrieben Sie mir:

„Geſagt habe ich Ihnen, daſs A[drian] Ihr Cenſor in Gießen iſt, [Derſelbe, der „Bilder aus England“ ſchrieb.] Dieſer gab in den „Phönix“ eine Notiz, daſs der Salon III mit heſſiſcher Cenſur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte Das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daſs er es mittheilte. Dieſe Notiz ging in andre Blätter über, und könnte ſo die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Abſicht dieſer Inſinuation liegt nicht tief.“

In einem ſpäteren Briefe klagten Sie, daſs man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verfloſſen über neun Monate, ehe das Buch erſchien) — und Ihr Verdacht ſteigerte ſich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Naſe herumgeführt,] ſchrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Miniſterium requiriert. Die Miniſter haben gelacht, aber [ſo ein H......tt, der „Skizzen aus England“ ſchreibt, iſt auf ſeinem Poſten allmächtig,] ſein Recenſent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will alſo Pietät üben.“

Dieſe Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten“ eigentlich verſtehe. Eine präciſe Definition iſt hier unmöglich. Das ſind Dinge, die weit eher gerochen, als geſehen und betaſtet werden. Sie können mir eben ſo gut zumuthen, den Wind mit feſter Hand zu erfaſſen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, daſs, ſo wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich Jedem zeigen wollte, ſpurlos verſchwunden ſind.

Polemiſche Arbeiten, wobei das Intereſſe des Augenblicks in Anſpruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den beſten Theil ihres Werthes; nichtsdeſtoweniger dankte ich Ihnen, daſs Sie unter dem Titel „Über den Denuncianten“ die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broſchüre unverſtümmelt herausgaben. Ich ſchöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder ſicher. Nicht wenig muſſte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“ ausſehe? die Antwort erhielt: Nicht ſo dumm, dieſsmal ſei das Manuſkript nicht nach Gießen zur Cenſur geſchickt worden, ſondern nach Darmſtadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich muſſte herzlich lachen, daſs der heldenmüthige Verleger der Börne'ſchen Schriften jetzt ſogar meine harmloſen Liebeslieder zur Cenſur giebt . . . Aber meine gute Laune ſchwand, als ich, der ich Nichts von Geographie verſtehe, mich bei einem ehemaligen deutſchen Lohnkutſcher näher erkundigte und den Beſcheid empfing: Darmſtadt und Gießen, Das ſei wie Speck und Schweinefleiſch, da ſei kein Unterſchied, ein Thorzettel aus Darmſtadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gaſſenvoigt ſei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinſpektors zu Darmſtadt. Ich ward daher nicht ſonderlich überraſcht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Naſe herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu dieſem Buche eine Nachrede geſchrieben, die, polemiſchen Inhalts, durch ſolche Druckverzögerung das Intereſſe der Aktualität ſchon ein Biſschen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorſchlage Gehör, dieſe Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur,“ welches Sie im Oktober auszugeben verſprachen, gleich abdrucken zu laſſen. Leider beſitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Theil, da ich mich bei Empfang desſelben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausſchnitt und Demſelben nach Paris zuſchickte; es befindet ſich daher im Briefe eine Lücke, was mir ſehr leid iſt; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treueſten Abdruck meiner Nachrede verſprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein ſehr naives Geſtändnis machten. Der Brief iſt vom 9. Auguſt 1838, und folgende Worte haben ſich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein
„Unternehmen ausgeheckt, das für die Intereſſen
„der Literatur von Wichtigkeit ſein wird; nämlich
„ein „Jahrbuch der Literatur," das im Oktober
„dieſes Jahrs ausgegeben werden ſoll und
„künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale,
„Monats- und Quartalſchriften genug —
„Was dieſe ſich erlauben, wiſſen die zur Fahne
„Gehörenden zur Gnüge. Das Jahrbuch ſoll in
„letzter Inſtanz entſcheiden, die Akten muſtern.
„Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen
„Platze ſich befinden. Gutzkow trug mir auf, Das
„Ihnen zu ſagen. Roſenkranz, Jung, König, Riedel,
„Daumer, Schücking, Dingelſtedt ꝛc. geben Beiträge.
„Die überſichtlichen Artikel von 1830 an giebt

„Gutzkow. Der ſogenannten jungen Literatur wird „Nutzen daraus werden. Wienbarg wird was geben. „Ihren Aufſatz hätte Gutzkow dafür gar gern — „Oder wollen Sie einen andern geben? Falls Sie „den Nachtrag gedruckt wiſſen wollen . . .“

Bei dieſen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er ſich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich ſchon frühzeitig in meinen Schriften ſeinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch ſpäterhin, in bedrängteſter Zeit, als die Genoſſen ihn gleichſam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn ausſprach. Sie wiſſen, wie ich ſein Vertrauen ehrte, und ſehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur“ die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenſpiegel“ vorſchlug.

Sie können ſich nun leicht eine Vorſtellung davon machen, wie ſchmerzlich, widerwärtig ſchmerzlich mein Gemüth berührt wurde, als nach ſolchen Vorgängen Ende December das „Jahrbuch der Literatur“ mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretenſiöſen Titel trug, ſo gründlich verſtümmelt fand, [daß ich nicht nur um meine Genugthuung an den darin beſprochenen Perſonagen geprellt ſchien, ſondern daſs, durch Verfälſchung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und ſonſtige Entſtellung der Form, auch mein artiſtiſches Anſehen bloßgeſtellt werden.] Das hat wahrlich kein Cenſor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufſatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn ſpäter in ſeiner urſprünglichen Geſtalt abdrucke, wird Jedem einleuchten, daſs die ſchäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Abſichten zurückgelaſſen haben.] Sie ſind unſchuldig daran, liebſter Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über dieſen Frevel gleich ſchrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. December 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir ſchien es auch, daſs Etwas fehlte; „ich verlangte daher das Manuſkript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes „vom Faktor der Druckerei ſehen. Zuvor ſchrieb „mir P. (der Schriftſteller und Buchdruckerei-Beſitzer), Ihr Aufſatz allein fände Anſtand beim „Cenſor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe „an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie ſie

„ſehen wollen, daſs ich erklärte: **wenn Etwas** „**geſtrichen würde**, worauf ich nicht gefaſſt „war, ſolle der Artikel **wegbleiben**.“

Eingeſtändlich hatten Sie alſo beſtimmten Befehl gegeben, im Fall die Cenſur an meinem Artikel ſtreichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken ... Wie kommt es nun, daſs der Artikel dennoch, trotz dieſem Befehl, ſo entſetzlich zuſammengeſtrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie ſelbſt nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichſten Zweifel an Ihrer Selbſtändigkeit, wenn Sie die Verſtümmelung meines Artikels lediglich der [königlich ſächſiſchen] Cenſur zur Laſt legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Cenſur verweiſen laſſen, und am allerwenigſten auf die [königlich ſächſiſche] Cenſur, die mir eben damals, als ihr „Jahrbuch“ erſchien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutſchland die Cenſur paſſieren muſs, ehe es in den deutſchen Bundesſtaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakſpeare’s Mädchen und Frauen“ [in Leipzig] cenſieren, und ſiehe! in dieſem Buche, [welches doch manche politiſch und theologiſch anzügliche Stelle enthielt,] hat die [königlich ſächſiſche] Cenſur kein einziges Wort geſtrichen! Warum ſoll nun [in Grimma] dieſelbe Cenſurbehörde ein weit harmloſeres Opus verſtümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorſtellungen der Cenſurſtrenge Etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt. . . Kurz, liebſter Campe, Alles, was Sie mir erwiderten, ſprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegentheil, Sie ſelbſt lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Cenſurbogen, den Sie gleichzeitig einſchickten, war Nichts weniger, als ein mit Imprimatur verſehener Cenſurbogen; dabei ſuchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar ſchrieben Sie mir:

„— — Den Cenſurbogen vom „Schwaben„ſpiegel“ habe ich Ihnen vor acht Tagen geſandt, „und werden Sie daraus die Überzeugung gewon„nen haben, in welchem ſchändlichen Verdacht Sie „Gutzkow und mich hielten! [Leider iſt es ſündlich, „wie der Cenſor gehandelt hat, und man ſieht: daſs „es reine Fraubaſereien ſind, die er in Schutz „nimmt, z. B. für Theodor Hell! Der Cenſor iſt

„ein Dresdner. Früher war es Gehe, Der iſt jetzt „in Paris — —“]

Nein, liebſter Campe, [Theodor Hell iſt unſchuldig; auch ſtand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im Mindeſten Denſelben verletzen konnte.] Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich ſo gern anrennen laſſen möchten, iſt unſchuldig. Er iſt unſchuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirſch von Gutzkow ſprach, ſo geſchah es zunächſt, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freiſprechen konnte. Sie ſagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daſs der Cenſor in Gutzkow's Aufſatz gar Nichts geſtrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politiſch-philoſophiſch ſo viele Zeitintereſſen diskutierte, war mein Aufſatz nur ein armer harmloſer Schwabenſpiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür ſorgte, daſs ſein Aufſatz bei der Cenſur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufſatz, den ich ihm gewiſſermaßen anvertraut hatte, nicht dieſelbe Sorgfalt? Da Sie, liebſter Campe, keine juriſtiſchen Bücher verlegen, ſo wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verſtehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmuthig war, ſo haben Sie ſelbſt, lieber Campe, durch eine gewiſſe kindliche Redſeligkeit am meiſten dazu beigetragen. Wer hat mich zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daſs manche Schmähartikel, die ihr Material augenſcheinlich aus Hamburg bezogen, ganz ſicher aus der Feder jenes edlen B[eurmann] gefloſſen, der am Ende doch Nichts anders iſt, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 ſtecken Sie mir, daſs ein Herr Wihl keine Zeile ſchreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belaſten Sie Letztern mit der Verantwortlichkeit für Alles, was Jener ſchreibt? Und wenn Jener, in einer Zeitſchrift meinen „Schwabenſpiegel“ beſprechend, die Schwaben und ſogar das Menzel'ſche Heldenthum gegen mich in Schutz nimmt, muſs ich alsdann nicht über Gutzkow miſslaunig werden, der ſeinem Bedienten vielmehr Ordre geben ſollte, meinen Aufſatz unterthänigſt zu reſpektieren, ſchon aus Gründen der Delikateſſe? Und wer, liebſter Campe, lieferte mir eine Charakteriſtik des beſagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuſkript des „Schwabenſpiegels“ ohne mein Vorwiſſen anvertraut und wochenlang in

Händen ließen? Wer ſchrieb mir in dem ſchon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl iſt eine Klatſche. Vor vierzehn Tagen
„habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der
„Menſch, der mit dem ganzen ſchreibenden Unrath
„hier frère et compagnie iſt, ſich erdreiſtete, mich
„in eine Klatſcherei zu bringen, wo ich eine Figur
„ſpielen ſollte, die ſich am Gängelbande Gutzkow's
„und Wihl's leiten ließe! — Es war ein
„dicker Knäul — — — — Nach dieſer Sage aber,
„„daſs ich vom „Telegraphen" abhängig; — daſs
„ich thun müſſe, was Gutzkow wolle" — ſprach
„ich mich gegen Gutzkow ſo ungefähr aus: daſs ich
„vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit ſeiner Klatſcherei
„bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger
„(ſeine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht
„in unſere Verhältniſſe, Vorhaben und Dergleichen
„blicken zu laſſen; er könne das Maul nicht halten
„und würde uns kompromittieren, und Plane, die
„mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden
„machen. Gutzkow habe — — — — — — — — — —
„Wihl iſt der klebrigſte und eitelſte Menſch,
„den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf ſolcher
„Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unſere erbärmlichen
„Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine

„ungeheure Weiſe. Er iſt Dichter! — ſteht durch
„Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die
„unſere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt
„er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuig-
„keitsträgers und aufwärts bis zum Runkel*), ſind
„ſeine Gönner und — loben ihn. Dabei iſt er
„ohne Menſchen- und Weltkunde, [ſündigt aus
„Dummheit wie aus böſem Willen] — — —“

Ich habe dieſe Stelle aus Ihrem Briefe in der beſondern Abſicht citiert, um Sie fühlen zu laſſen, wie wenig Sie für die literariſche Zuverläſſigkeit einer Perſon ſtehen können, die das Manuſkript meines Aufſatzes wochenlang in Händen hatte . . .

Wer aber hat meinen „Schwabenſpiegel“ verſtümmelt im Intereſſe der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Intereſſe einiger Redakteure Cotta'ſcher Zeitſchriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenoſſe, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reiſebilder“ verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längſt anzeigten, iſt krepiert, und Sie haben ſich ſeitdem ganz andere Hunde angeſchafft, die ich nicht perſönlich kenne, und die gewiſs, was ſie bei Ihnen erſchnüffelt, ſchnurſtracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Broſämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erſchnappen!

---

*) Redakteur des „Hamburger unparteiiſchen Korreſpondenten.“

Wüſſten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in dieſem Augenblick die Sonne aufs Papier ſcheint, wie heiter mein Gemüth, wie ſchön der Namenstag, der heute gefeiert werden ſoll, ach! Sie würden mich bedauern, daſs ich die holden Morgenſtunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln muſste! Und doch waren ſie nöthig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und ſchweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie ſich vielleicht wundern, da ich doch auf die ſchnödeſten Beſchuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broſchüren voll böſen Leumunds, ja auf ganze Miſtkarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger iſt es eine beſondere Sache. Man traut ſehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftſteller ferne ſtehen, denen ſeine Thüre verſchloſſen iſt, und die nur durch die Ritzen gucken: der Verleger hingegen wird gleichſam als unſer intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unſere Wirthſchaft, er habe überall hinter die Gardine geſchaut, und man leiht ſeinen Ausſagen ein willigeres Gehör. Ich muſſte daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinanderſetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verſtümmelung meiner Schriften die Rede iſt, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Beſtimmtheit meinen Behauptungen widerſprechen konnten; wie unſicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherſchwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluſs anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun geweſen, den letzteren zu konſtatieren und zu beweiſen, daſs Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit ſei, wahrlich, zu ſolcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenſtücks, als eben jener Erklärung ſelbſt. Denn ich frage Sie: was iſt der Zweck dieſer Erklärung? Hegten Sie etwa die Beſorgnis, daſs man die Verſtümmelung meines Aufſatzes Ihnen zuſchreiben könnte? In dieſem Falle war die erſte Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zuſatzes: „Wir bemerken Dieſes deſswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was ſie unter der „„heimlichen Betriebſamkeit ihrer Wahlverwandten““ zu verſtehen haben.“ Oder, lieber Campe, ſind Sie von meinen Gegnern ſo hart bedrängt worden, daſs Sie ihnen durch jenen Zuſatz eine perſönliche Genugthuung geben muſſten? Das iſt auch nicht der Fall, denn Sie ſind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Muth, um ſich eine Erklärung abdrohen zu laſſen; und am allerwenigſten würden Sie ſich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder ſchrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haſs gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu ſchaden? Nein, wir ſind die beſten Freunde, und es wäre ſchändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundſchaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdiſchen Vortheil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantiliſchen Intereſſe? Nein, Das kann es auch nicht ſein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen . . . Mein Grundſatz: „Je mehr wir den Menſchen koſten, deſto mehr lieben ſie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundſchaftgefühle indirekt zu ſteigern, und für meine nächſten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn alſo weder Delikateſſe, noch Furcht, noch Haſs, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele ſein konnte, ſo wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener ſchwäbiſchen Wahlverwandten, denen Sie, liebſter Campe, unbewuſſt als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widerſprachen, enthalten eine Beſtätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

169. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebſter Campe!

Nächſte Veranlaſſung des heutigen Briefes iſt der „Nachtrag des Buchs der Lieder," den ich aus Grimma zurückerhalten, und zwar in einem ſo wüſten Zuſtand, daſs mir noch eine heillos verdrießliche Arbeit bevorſteht. Ich muſs das Ganze wieder aufs Neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz, Das iſt fatal.

Welche fatale Beſchäftigung Sie mir aufgeſackt, werden Sie aus der „Eleganten Welt" erſehen. Ich hoffe, Sie bedanken ſich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein öffentliches Dementi gegeben — Liebſter Campe, jetzt unter vier Augen ſag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmüthigkeit habe ich Ihnen ſo milde geantwortet auf Ihre ſchauderhafte Anzeige — (Antworten muſste ich jedenfalls, ſonſt glaubte das Publikum, Sie hätten mich ſo ſehr in Händen, daſs ich mir Alles von Ihnen gefallen laſſen müſſe) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, ſo geſchah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einſah, daſs ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die ſo lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen muſste. Dazu kommt, daſs ich genau einſehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angeſtachelt worden — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, daſs er wenigſtens ein Biſschen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, Er, der vielmehr verpflichtet geweſen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen" zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnſinngrund jener Erklärung iſt aber nirgends anders zu ſuchen, als in der giftmiſcheriſchen Dummheit jenes kläglichen Wihl's, der, wo ſeine Poeteneitelkeit verletzt iſt oder Befriedigung erzielt, zu den ſchändlichſten Handlungen fähig iſt. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für alle Mal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in ſeinen dummen Kram paſſt, mit Perſonen verfeindet, die minder großmüthig als ich ſind. Sie werden auch jetzt einſehen, daſs dieſer Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeſte Mandat gegeben, einen Aufſatz über mich zu ſchreiben, mich nur zum Piedeſtal ſeiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängſtlichſter Vorſorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präſentierte er ſich bei Ihnen als ein Intimus von mir, ſogar bei meiner Mutter, wo er durch Entſtellung und klatſchſüchtige Verleumdung meiner häuslichen Verhältniſſe viel Böſes ſtiftete — Und nun gar ſein Artikel, wo er mein armes Weib mit Thereſe Levaſſeur vergleicht (Die hätte der Redakteur doch kennen müſſen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — Das war vielleicht gutmüthige Eſelei; doch, wäre er weniger dumm geweſen, hätte er wohl gemerkt, daſs ich von ſolchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich Etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern Etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franks koſtet — und mir vielleicht noch mehr gekoſtet hätte, wenn mich mein großes

Elend nicht davor ſchützte). Er konnte immerhin ſagen, daſs ich mit meinem Oheim ſchlecht ſtand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es war mir verdrießlich, daſs er, wahrſcheinlich ebenfalls aus Unverſtand, meinem Oheim jenes Elend zur Laſt legte, denn Dieſer hat mir damals immer eben ſo viel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut ſtehen — nur die Weiſe iſt verſchieden. Stand nun da, wie ein Lügner; zum Glück hat Keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutſches Blatt las, ſchilderte der Kerl wie einen klatſchblätterſüchtigen Wihl — das Niederträchtigſte an jenem Aufſatz darf ich gar nicht eingeſtehen —

Dieſe nachträgliche Expektoration war nöthig; ich wollte früherhin nicht unnöthig reizen, jetzt will ich Nichts mehr zurückhalten, von nun an laſſ' ich auch nicht mehr das Gringſte, was mir miſsfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr ſchreiben.

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuſkript von mir aus Händen, geben's an Niemanden, wer es auch ſei. Künftig, wenn Sie nicht die Cenſur umgehen können, geben Sie meine Manuſkripte nur da zur Cenſur, wo ich deren Liberalität voraus ermittelt (z. B. in Leipzig. In Stuttgart iſt faſt völlige Preſsfreiheit.) Ich will gern noch mit Herausgabe der Zeitmemoiren warten; nur ein einziges, koſtbares Büchlein, betitelt „Ludwig Börne,“ möchte ich dieſen Herbſt erſcheinen laſſen; aber ich laſſ' mir Nichts mehr verſtümmeln. Künftig, Das brauch' ich vielleicht gar nicht dem Freunde zu ſagen, wird in keinem Buch, nicht im „Telegraphen,“ überhaupt in keiner Schrift, worunter die Firma Hoffmann und Campe als Verleger ſteht, ein einziger perſönlicher Angriff gegen mich gedruckt. Schöne Sache! daſs Sie ſich rühmten, in dem Buche eines Herrn — (ich weiß in dieſem Augenblick nicht, wie er heißt) — die ſchnödeſten Ausfälle gegen mich ausgemerzt zu haben! So Etwas verſteht ſich von ſelbſt. Wenn Gutzkow im „Telegraphen“ nichts Gutes über meine Perſönlichkeit zu ſagen hat, ſo erſuchen Sie ihn, lieber ganz zu ſchweigen. Über den äſthetiſchen Werth meiner Schriften kann er ſagen, was er will — Treibt ihn aber ſein böſer Dämon, meine Perſon ſchmähen oder unglimpflich antaſten zu wollen, ſo mag er es in einem Buche oder in einem Blatte thun, worunter nicht der Name Campe als Verleger ſteht. Sie können überzeugt ſein, daſs ich nicht ſo ſchwachmüthig ſein würde, Ihnen künftig nur eine Zeile in Verlag zu geben, wenn mir der Verdruſs widerführe . . . Doch ich ſchreibe heute unter böſen Vorausſetzungen, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen oder Gutzkow damit Unrecht thue — aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das iſt vielleicht heilſam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow ſchreibe eine Biographie Börne's, ſo halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, daſs das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie iſt, ſondern nur die Schilderung perſönlicher Berührungen in Sturm und Noth, und eigentlich ein Bild dieſer Sturm- und Nothzeit ſein ſoll. Ich habe $^{2}/_{3}$ ſchon abgeſchrieben. Sagen Sie mir: wann erſcheint der Gutzkow'ſche Börne? Könnte ich ihn etwa in ſechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergeſſen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerkſam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir ſteht ein ganz anderes Material, durch perſönlichen Umgang und Pariſer Selbſterlebniſſe, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es ſo geiſtreich als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böſer Unmuth iſt, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den

Wihl ſoll er kuſchen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhetzen. Hab' Viel zu thun und meine Zeit iſt koſtbar.

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. Heine.

170. Erklärung.*)

Es iſt mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der ſich einen unerhörten Miſsbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimniſſen in den neueſten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“

---

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ nachſtehende Erklärung eingeſandt, welche — gemeinſam mit obiger, von H. Heine verfaſſten Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28. Mai 1839, abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieſer Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben, es nicht auf unſer Gewiſſen nehmen zu dürfen, dieſe Erklärung länger dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere, uns ebenfalls eingeſandte wörtlich wiederzugeben uns aufgelegt fühlen. Es iſt einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Weſen ſollte das Recht entzogen werden, ſich zu erklären.“ Die von [ ] umſchloſſenen Stellen ſind aus dem (in Händen des Herrn G. Kühne befindlichen) Originalmanuſkripte Heine's ergänzt. — Der Wihl'ſche Artikel lautete:

erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (deſſen ſeit einigen Jahren

---

„Erklärung.

„Es iſt mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der ſich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimniſſen in den neueſten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (deſſen ſeit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichteriſcher Größe und Charakterfeſtigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat), erweiſt mir — ich möchte faſt ſagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf die gehäſſigſte Weiſe anzutaſten. Wie Dieſer den Neid des Hrn. Heine auf ſeine ſeit dem Erſcheinen des „Blaſedow“ immer feſter im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das friſche, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichteriſche Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neueſten Nummern jener trefflichen Zeitſchrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in ſeinen Schriften beſchmutzte, mit derſelben ruhigen Verachtung über mich ergehen laſſen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entfernteſten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchſtichen, die mir ein Buchhändler in ſeiner Privatkorreſpondenz beibringt. Dieſer Mann ſpielt in der Dreiſtigkeit, die ſich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichteriſcher Größe und Charakterfeſtigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweiſt mir — ich möchte faſt ſagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehäſſigſte Weiſe anzutaſten. Wie Dieſer den Neid des Hrn. Heine auf ſeine ſeit dem Erſcheinen des „Blaſedow“ immer feſter im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das friſche, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen,“ den Neid auf dichteriſche Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen,

---

geſtattet, eine ſo bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in ſeiner Privatkorreſpondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung ſtehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler ſagt, die Zuträgereien, ſo würde es mir ein Leichtes ſein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, ſo wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatanſichten entwürdigen und ſtrafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlager der Cenſur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, ſtehenden ſchwäbiſchen Dichter in ſeinem Manuſkripte auch nur eine Zeile zu entſtellen.

„Ludwig Wihl.“

entlarvt hat, zeigen die neueſten Nummern jener trefflichen Zeitſchrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beſchmutzte, mit derſelben ruhigen Verachtung über mich ergehen laſſen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entfernteſten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichſtellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geſchmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabſcheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihm des hämiſchen Anbellens zu beſchuldigen. Hr. Heine entblödete ſich, in ſeinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszuſprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenſpiegel“ verſtümmelt im Intereſſe der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Intereſſe einiger Redakteure Cotta'ſcher Zeitſchriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenoſſe, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reiſebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längſt anzeigten, iſt krepiert, und Sie haben ſich ſeitdem ganz andere Hunde angeſchafft, die ich nicht perſönlich kenne, und die gewiſs, was ſie bei Ihnen erſchnüffelt, ſchnurſtracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Broſämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erſchnappen!" — — Tief verachte ich einen Menſchen, der ſelbſt die Ruhe der Todten nicht ſchont, der mit frecher Hand die Gräber der Verſtorbenen aufwühlt, der ſich durch unerlaubte Mittheilung von Privatanſichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, *ein ganz gemeiner Hund*, ſo wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu ſtrafen, der mich zu einem Handlager der Cenſur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings *unendlich höher*, als Hr. Heine, ſtehenden *ſchwäbiſchen Dichter* in ſeinem Manuſkripte auch nur eine Zeile zu entſtellen. — Ich bitte Sie, dieſe Erklärung ſchleunigſt abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Meſſe zurückkehrt, muſs ich kuſchen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

171. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebſter Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, daſs Sie Beide jetzt anfangen, ſich in dem wüſten Paris etwas behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, ſo befinde ich mich wie ein Fiſch im Waſſer; das Wort in ſeinem wahren Sinn, denn ich bade ſchon, und wenn ich nicht eben im Meere ſchwimme, ſo flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräuſch — und ſchematiſiere.

Ich hoffe, daſs Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeſchickt; was die meinige betrifft, ſo muſs ich ſie noch erſt abſchreiben, ein langweiliges und ödes Geſchäft, und auch ſchmerzlich wegen des Zuſtandes meiner Augen, die ſeit acht Tagen wieder ſehr leiden. Aber:

„Der iſt beſorgt und aufgehoben —
Der Herr wird ſeine Diener loben!“ *)

---

*) Der hier erwähnte Aufſatz Heine's wider Gutzkow iſt unſeres Wiſſens nicht veröffentlicht worden.

Meine Gatt- und Göttin befindet ſich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich ſchriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie iſt in dieſem Augenblick in die Meſſe gegangen . . . ſehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutſchen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutſchland über die Gutzkow'ſchen Händel Nichts geſchrieben wird, ſo müſſen Sie mich gleich davon in Kenntnis ſetzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutſchen Zeitungen geſagt oder geäußert wird. Leſen Sie keine, ſo ſagen Sie es Herrn Weill, der ſie lieſt, und geben ihm meine Adreſſe, um mir mitzutheilen, was er aus Deutſchland erfährt. Vielleicht ſchreib' ich ihm dieſer Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuſkript aus Deutſchland erhalten. Ich hoffe, die Überſetzung wird raſch gefördert. — Vergeſſen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konverſationslexikons. Fürchte aber, die Fürſorge kommt zu ſpät.

Ich lebe hier ſehr angenehm und glücklich und hoffe auch, daſs dieſer Aufenthalt manche literariſche Ausbeute liefert. — Laſſen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Beſuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

172. An Guſtav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebſter Kollege, indem ich Ihnen dieſe paar Gedichte ſchicke*), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht ſo bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erſcheinen ſpricht. Befindet ſich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anſtoſs nehmen, ſo daſs Sie das Gedicht nicht drucken können, dann laſſen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn ſie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poeſie — nämlich zur verſificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unſere ganze Zeit, iſt den Verſen nicht mehr günſtig und verlangt Proſa. — Ihre Proſa, liebſter Kühne, beiläufig geſagt, gefällt mir überaus gut, Sie ſchreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unſeren Freunden der Fall iſt. Es liegt ein ſanfter Schmelz drin, und die Gedanken ſchauen manchmal wie verſchämt aus einer ſilberfarbigen Gaze.

---

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 2. November 1839.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

---

173. An Auguſt Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unſer liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen verſichern, daſs jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohl thut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, ſo iſt der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, daſs wir uns auch ohne Korreſpondenz verſtehen. Ich brauche Ihnen nicht erſt lang auseinander zu ſetzen, was mir gefällt oder miſsfällt, was ich billige oder miſsbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundſchaft — Aber, ehrlich geſtanden, ich muſste in der letzten Zeit manchmal die Achſel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus ſogenannten Rückſichten der Poſition, mit Menſchen ſich alliierten, die an jedem freundſchaftlichen Verhältniſſe wie Ratten nagen, und es vergiften — Menſchen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundſchaft zu Ihnen einen geheimen Haſs nachtrugen. — — Und Sie, ein Menſchenkenner, Sie konnten ſich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar ſilbernen Löffel, die man Ihnen nachſagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reiſebilder", die er, wie wir wiſſen, zu ſo vielen Tauſenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder", worin dieſelben Gedichte, die in den „Reiſebildern", geht die dritte Auflage raſend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimſten Karten ſchauen zu laſſen. — Daraus werden Sie erſehen, weſshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde ſchweigen konnte. — Mögen ſie ſich immerhin einbilden, ich fürchte ſie — ein Centner Arſenik fürchtet ein Loth Grünſpan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß ſagen, daſs ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach! laſſen Sie dies Projekt nicht zu Waſſer werden. —

Wenn Sie hieherkommen, ſollen Sie auch eine Zeichnung meiner Viſage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hieherkommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Menſch, und zuverläſſiger, als die Verbündeten, die Sie ſich jetzt aufgeſackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

174. An Heinrich Laube[*]).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, daſs Sie mit uns gehn. Laſſen Sie mich Antwort wiſſen. Wir würden alsdann zuſammen eſſen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder ſollen wir zu Ihnen ſteigen?

Ihr

H. Heine.

---

[*]) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

175. An Heinrich Laube*).

Eben, lieber Laube, erhalte ich Ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und ſehe Sie alſo erſt morgen; ſein Sie, wo möglich, zwiſchen 1 und 2 Uhr morgen zu Hauſe. — Mit Teſſier, dem Buchhändler, habe geſprochen, bin aber zu keinem Reſultate gelangt; in dieſem harten geldbedrängten Decembermonat iſt mit Pariſer Buchhändlern Nichts anzufangen. War auch bei Delloye, konnte ihn aber nicht ſprechen; die Kerls haben jetzt zu Viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in Betreff Ihres Buches beiſpringen ſoll.

Ein ſchlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeſchäften mich herumtummeln muſs, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches, gelangen kann. — Auf Teſſier muſs wohl verzichtet werden, und deſshalb ſollen Sie den Hallberger feſthalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie ſchade, daſs mein Billett Sie

---

*) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris, vom December 1839.

Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir ſaßen allein in der größten und ſchönſten erſten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch.

176. An Heinrich Laube*).

Liebſter Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir ſein, oder ſoll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behauſung treffen, um allerlei Rückſprache zu nehmen?

Sie ſind nämlich für dieſen Abend bei Cuſtine zur Soirée eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

H. Heine.

Montag.

---

*) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

·177. An Heinrich Laube*).

Liebſter Laube!

Mein Übel fängt an, ſehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel anſetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu ſehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe, und geſtern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu ſehen. — Welch ein Miſsgeſchick, daſs Ihr Aufenthalt hier präciſe in eine Zeit fällt, wo wir Beide krank ſind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergeſtellt ſein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch früh.

Madame Laube laſſe ich mich freundlichſt empfehlen.

---

*) Ohne Datum. Aus Paris vom December 1839.

178. An Julius Campe.

Paris, den 18. Februar 1840.

Liebſter Campe!

Juſt heute, wo periculum in mora iſt, wenn ich Ihnen nicht ſchreibe, habe ich meinen Kopfſchmerz. Über den Brief meiner Frau Mutter, den ich eben erhalte, will ich daher keine langen Gloſſen machen, ſondern denſelben zu Ihrer eignen Betrachtung hier mitſchicken. Es geht erſtens daraus hervor, daſs meine Mutter, aus übertriebener Vorſorge, den ganzen Inhalt des Briefes, den ich dem Manuſkripte beilegte, Ihnen nicht mitgetheilt hat, ſondern Ihnen nur eine Ziffer, nämlich die verlangte Honorarſumme, gezeigt hat. Ich bin heute zu kopftrübe, um den Inhalt jenes Briefes, den Kommentar der beſagten Ziffer, hier umſtändlich zu wiederholen. Ich will daher gleich an meine Mutter ſchreiben, Ihnen den ganzen Brief mitzutheilen; er betraf nur die Verlagsangelegenheit, Sie werden meine durchaus milde Freundſchaftsgeſinnung daraus erſehen — ich habe überhaupt Nichts zu verhehlen!

Haben Sie nun aus dem Briefe an meine Mutter erſehen, welche Bewandtnis es mit meiner Honorarforderung hat, haben Sie ſich überzeugt, daſs kein ſteigernder Geldgeiz mich beſeelt (ich werde Ihnen auch heute den beſten Beweis liefern!), hat ſich Ihr für die Zukunft beängſtigtes Verlegergemüth etwas beruhigt, haben wir uns in dieſer Hinſicht verſtändigt — ſo ſollen Sie das Manuſkript zurück erhalten und in Druck geben können. Es iſt mir ſehr lieb, aus dem Briefe meiner Mutter zu erſehen, daſs ſie das Manuſkript nicht gleich nach Leipzig geſchickt hat, wie ich ihr beſtimmte Ordre gab, für den Fall, daſs Sie es nicht drucken. Nicht an einen Buchhändler ſollte ſie es ſchicken, ſondern an Laube unter einer gegebenen Buchhändleradreſſe; meine Mutter hat, aus unbegreiflicher Konfuſion, weder meinen Brief begriffen noch meine Ordre befolgt; ſelbſt auf die eigne Mutter kann man ſich in dieſer Welt nicht mehr verlaſſen. Ich bin ſehr verſtimmt und finde einen Halt nur in ſtoiſcher Ruhe. Ich thue meine Pflicht und handle ernſthaft und redlich. Gehn die Sachen ſchief, ſo iſt es nicht meine Schuld. — Für den Fall, daſs meine Mutter an Laube das Manuſkript geſchickt, ſchreibe ich Demſelben heute, daſs er mir das verſiegelte Packet unerbrochen hierherſchicke.

Im Grund iſt mir die Verzögerung, die dadurch entſteht, nicht unlieb. Denn Folgendes hat ſich unterdeſſen ereignet:

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne“ bereits erwartet wird, ängſtigte mich ein wenig, um ſo mehr da lange kein Buch von mir erſchienen. Ich habe mich daher entſchloſſen, ein ganz beſonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren,“ detachierte ich eine ſchöne Partie, welche die Enthuſiasmusperiode von 1830 ſchildert und in meinen „Börne,“ zwiſchen dem erſten und zweiten Buche, vortrefflich eingeſchaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie ſehen werden, ein geſteigertes Intereſſe verleiht. Jetzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne“ wird als das beſte Werk, das ich geſchrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, ſtatt aus vieren, beſtehen, es wird jetzt um $^1/_4$ dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation ſoll daher ausfallen und die prägnanteſte und überraſchendſte Wirkung hervorgebracht werden. — Iſt nun dieſe Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt ſich hierin ein Honorargeiz? Sie ſehen, ich thue Alles für das Werk, und ich ſakrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis ſechs Druckbogen, ſondern auch die weit unberechenbarern Intereſſen eines meiner koſtbarſten Manuſkripte.

— Sie wiſſen ſehr gut, welch ein unendlicher Vortheil es für Sie iſt, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieſes iſt mit dem „Börne“ der Fall, und Sie haben noch immer Vortheil dabei, wenn Sie ihn doppelt ſo hoch honorieren wie die „Franzöſiſchen Zuſtände,“ die vorher in allen politiſchen Blättern abgeklatſcht worden, oder wie „Die romantiſche Schule,“ die eigentlich eine andre Ausgabe eines ſchon ſeit Jahr und Tag exiſtierenden Buches, oder des „Salons,“ wovon ich ebenfalls das Meiſte vorher drucken und mir in Frankreich und Deutſchland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie ſehr gut wiſſen, ſo wie Sie auch wiſſen, daſs mein neues Werk, neben dem Reiz eines humoriſtiſchen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft hiſtoriſchen Werth haben und weit mehr, als meine rein phantaſtiſchen Schriften, von der poſitiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigenthum des Buches auf acht Jahre zugeſtand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen alſo mehre Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, daſs das Buch mehre Auflagen erleben wird), ſo habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billigkeit und Gerechtigkeit meiner Forderung ſo tief bewuſſt, daſs mich eine Betrübnis anwandelt, wenn ich darüber noch reden ſoll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daſs ich, nach ſicherer Erkundigung und überraſchend vortheilhaften, unbedingten Anträgen in tiefſter Seele überzeugt bin, von einem anderen Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in dieſem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie werden einſehen, daſs Sie diesmal eben ſo klug wie freundſchaftlich handeln, wenn Sie zu mir ſagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den verſprochenen Erfolg, ſo überlaſſe ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entſchädigen!“

Ja, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wiſſen. Und ich habe ſo viele Gelegenheiten, Ihre Intereſſen zu fördern, ohne daſs es mir Viel koſtet — doch die Delikateſſe erlaubt mir heute nicht, Ihnen Viel für die Zukunft zu verſprechen — Zeigen Sie mir Vertrauen. Daſs das Buch ohne Cenſur gedruckt wird, haben Sie bereits zugeſagt. Ich verlaſſe mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wiſſen, daſs es in keinem Fall den Regierungen ſtark miſsfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis ſechs Druckbogen enthalten nichts Gefährliches. Wie ich höre, braucht man in Leipzig über zwanzig Druckbogen nicht mehr cenſieren zu laſſen. Fanden Sie etwas politiſch Bedenkliches im Buche, ſo ſoll es wegfallen.

Ihr Freund
H. Heine.

Ich empfinde den unruhigſten Schmerz bei dem Gedanken, daſs das Buch an Laube abgegangen und darüber bereits verfügt ſein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir deſshalb nicht grollen. Ihr Unmuth ſollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der ſchnödeſten Hinterliſt und durch die perfideſten Inſinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne“ dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, ſo werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen und die Honorarforderung ſoll Sie dabei nicht erſchrecken. — Sie ſagten mir in Ihrem letzten Briefe, daſs Gutzkow's Bücher keinen Abſatz finden, daſs er nicht von der Menge geleſen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu ſagen, Das weiß ich. ... Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Bruſt hat, kann man nicht für die große Menge ſchreiben.

179. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebſter Campe!

Entſchuldigen Sie mich, daſs ich Ihren Brief vom 25. Februar erſt heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfing, ſteckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erſt dieſen Morgen leſe ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbeſſerlich bleibt und mich noch immer nicht ganz verſteht; wäre Letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Briefſchreiben koſten. Daſs durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre ſchon ſeit ſechs Monaten gedruckt) — Das mögen Sie gegen ſich ſelbſt verantworten; ich kann nicht glauben, daſs Sie das Gutzkow'ſche Buch erſt in die Preſſe geben wollen, denn dieſes iſt gewiſs etwas Anderes. Kennte ich Sie nicht beſſer, ich müſſte glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Juliusrevolution;“ ich werde einen Theil davon in der „Revue des deux mondes“ und in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken laſſen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich ſchon längſt beſtimmt gegen Sie ausſprechen, da ich des Titels wegen früh oder ſpäter bei Ihnen anfragen muſs. Es mag daher gleich geſchehen. Ich habe nämlich über franzöſiſche Kunſt eine Arbeit, die ich für eine Zeitſchrift beſtimmt, die aber darauf berechnet iſt, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Lewald ſchrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligſte Geheimnis). Eine beſondere ſchöne Einleitung habe ich bereits ausgeſonnen, und nun weiß ich nicht, ſoll ich das Buch „Franzöſiſche Kunſt“ titulieren oder ſoll ich es als vierten Band dem „Salon“ anreihen? Der „Salon“ würde alsdann aus vier Bänden beſtehen, die mit den „Reiſebildern“ parallel liefen. Ich bin nicht ſehr für den Titel „Franzöſiſche Kunſt“, da ſchon „Franzöſiſche Zuſtände" von mir exiſtieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons" würde ich durch das neu Hinzukommende beſſer die einzelnen Partien ordnen können. Iſt Dies ihre Meinung, ſo ſollen Sie bald Manuſkript haben. Es iſt kein großes Mord- und Weltſpektakelbuch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, ſein Publikum finden wird, ſo ſollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptſache, worüber ich Ihr beſtimmtes Ja oder Nein erwarte, iſt der unverſtümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter geſagt, daſs Sie es ohne Cenſur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne dieſe Bedingung müſſte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken laſſen, von wo aus mir in dieſer Beziehung die beſten Anträge gemacht worden, als man merkte, daſs wir über Cenſurquälereien mit einander haperten. — Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief geſagt, daſs Sie mich darauf aufmerkſam machen ſollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünſchten. Später iſt es zu ſpät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlaſſen. — Übrigens wiſſen Sie, daſs ich im Buche ſehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief Alles haarklein beſprochen und abgemacht ſei, bemerke ich zum

Schluſs, daſs ich, ſobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, ſogleich das Manuſkript des „Börne“ an Sie abſchicke. Schreiben Sie bald Antwort

Ihrem

H. Heine.

·180. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebſter Campe!

Geſchäfte von der unerquicklichſten Art haben mich dieſe ganze Woche ſo verſtimmt, daſs ich erſt heute Ihren Brief von 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Miſslaune nicht entgelten laſſen, was ſehr leicht geſchehen konnte, da Sie mich in mehre überflüſſige Schreibereien hineingezogen; dieſen wenigſtens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in Betreff Wandsbeck's ſagen, iſt ſehr gut; nur rechne ich drauf, daſs **nichts Anderes geſtrichen wird, als der Paſſus, wo ich dem König von Baiern (dem edelſten Fürſten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit wider-**

fahren laſſe*). Liebſter Campe, ich hoffe, Sie ſind Ihrer Sache ſicher, denn ſonſt müſſte ich darauf beſtehen, daſs das Buch ganz ohne alle Cenſur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die beſtimmteſte Wahrheit. Ich will lieber mit der Abſendung noch vierzehn Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen laſſen, als daſs ich, ſchnöden Ehrenſolds halber, meine Ehre ſelber aufs Spiel ſetzen ſollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir koſtet, ſo gemäßigt zu ſchreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung Etwas abgezwackt, ſo riskiere ich, ganz ſchmählich verkannt zu werden. Ich habe ſchon ſo Viel gelitten durch ſolches Miſsgeſchick! — Schreiben Sie mir alſo gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuſkript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie traſſiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligſt ſelbſt beſtimmen wollen. — Hab' in der That ſehr viel Geld nöthig in dieſem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon"-Theils mich mit Ihnen beſprechen; für dieſen aber, Das verſteht ſich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beſte ausſtatten; kann ihn aber, da ich etwas Beſonderes dazu ſchreiben will, erſt Mitte Juni liefern. Sagt Das Ihnen zu, ſo iſt die Sache gleich abgemacht, ich beſchäftige mich damit ernſtlich, und weiß, daſs ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

---

*) Siehe die betreffende Stelle, Bd. XII, S. 128. ff.

Ihr Freund

H. Heine.

---

181. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebſter Campe!

Eine Laſt der verdrießlichſten Geſchäfte erlaubt mir erſt heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuſkript des „Börne“ abzuſchicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), muſſte ich das ganze Manuſkript umpaginieren; ich bring' es in einer Stunde zur Poſt. Ich bin froh, endlich mit Ihnen aufſs Reine zu ſein und auch, daſs das Honorar des vierten „Salonbandes“ beſtimmt iſt; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in ſechs Wochen erhalten Sie Manuſkript; will das Buch ſchon hübſch zuſtutzen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne“ und drucken Sie nicht zu viel' Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenloſen Mühſeligkeiten entſchädigt werde. Daſs der Druck ſo ſorgfältig als möglich ſein wird, hoffe ich ebenfalls, ſowie auch, daſs außer dem Paſſus über den König von Baiern Nichts unterdrückt wird. Ich ſoll Sie gewähren laſſen — aber ich muſs Sie nochmals drauf aufmerkſam machen, daſs das Buch, trotz einiger ſtarken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art iſt, daſs es den Regierungen miſsfiele; am allerwenigſten die Preußen werden damit unzufrieden ſein, und dieſes Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getroſt drucken, ohne ſich durch die Gnade Sieveking's eine Art Cenſurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menſchen und laſſen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigne Doktrin im Buche ausgelaſſen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionären über mich ungehalten ſein, weil ich ſie tadle, ohne etwas Poſitives, die eignen Ideen, auszuſprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen und Sie dürfen es getroſt ohne Cenſur drucken, Sie haben hier Nichts zu riskieren. Laſſen Sie bei Leibe vom Inhalte des Buches vor dem Erſcheinen Nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, daſs ich bei der Abfaſſung des Buches Ihre Cenſurnöthen im Auge hatte, daſs ich die Selbſtcenſur ſehr gewiſſenhaft übte, und daſs ich ſogar ängſtlich bin, des Guten zu Viel gethan zu haben. Ich bitte, ſorgen Sie, daſs in dieſer Beziehung die öffentliche Meinung nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherſchreiben an den Nagel, als daſs ich mich des Servilismus beſchuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und ſo heiter, als es möglich iſt bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir laſten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewiſſenhaftigkeit meine Intereſſen; ich verſpreche, Dasſelbe zu thun für die Ihrigen.

Freundſchaftlich grüßend,

H. Heine.

·182. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebſter Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuſkripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, daſs es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben iſt. Ich bitte Sie, ſchicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, iſt: „Ludwig Börne, eine Denkſchrift von H. Heine.“ — Ich werde das Buch an Jemand dedicieren und werde Ihnen ſolche Dedikation nächſte Woche zuſchicken. — Ich werde Paris nicht eher verlaſſen und ins Bad reiſen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons“ für Sie bereitet habe. Ich werde denſelben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die ſehr zeitgemäß ſein wird. Ich arbeite ſehr viel und habe auch viel' Privatbeſchäftigungen, die mich ſehr in Anſpruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

183. An Julius Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebſter Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängebogen meines „Börne“ gewartet. Jetzt muſs das Buch ja ganz gedruckt ſein — ich bitte, ſchicken Sie mir unter Kreuzkouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geſchickt, ſo werden Sie wohl von ſelbſt gemerkt haben, daſs ich das Buch mit keiner Dedikation verſehe; ich werde dieſelbe für den vierten „Salon“-Band ſparen, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe nach Granville ſchicke: ich bin mit dem Abſchreiben beſchäftigt und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder“ kann ich erſt in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufſchiebe, deſto ſchöner wird er mit neuen Gedichten ausgeſtattet. Ich arbeite viel und hab' viel' Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich ſei dem Miniſterium verkauft, für 100,000 Franks; ich habe im „Constitutionnel“ dagegen reklamieren müſſen *). — Unterdeſſen bin ich arm wie Hiob,

---

*) Die betreffende Nummer des „Constitutionnel“ war bisher nicht zu erlangen.

und, beſchäftigt bloß mit höhern Intereſſen, verſchwand mir das Geld allmählich in der Taſche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muſs meine Feder zu exploitieren ſuchen, wenn ich nicht idealiſch wie ein deutſcher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

---

184. An Julius Campe.

Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebſter Campe!

Ich habe geſtern Ihren Brief vom 10. dieſes erhalten, und ſeit dieſen Morgen früh bin ich beſchäftigt, das Manuſkript zum vierten „Salon“-Theile zu beſorgen. Damit Sie gleich beſchwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Poſt Ihnen das Nöthige zu melden. Der vierte Theil beſteh:

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment beſaß (der Reſt verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt

nothdürftigſt, es wird etwa ſieben bis acht Bogen betragen, und ich ſchicke Ihnen das Manuſkript in zwei Sendungen mit der Briefpoſt. Übermorgen ſende ich ſchon die erſte Partie, ſo daſs der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewald's Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in dieſem Augenblick beſitze (das Ende fehlt mir), werde ſie aber bald erhalten. Aus Vorſorge ſuchen Sie ſich ebenfalls das Buch zu verſchaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da dieſe Briefe in der Lewald'ſche Theaterrevue ſehr eng gedruckt ſind, ſo ſchick' ich dieſes gedruckte Manuſkript ebenfalls mit der Briefpoſt, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten alſo das ganze Buch in der kürzeſten Friſt und auf dem ſchnellſten Wege. — Leider iſt dieſe Eile dran Schuld, daſs ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuſchreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureiſen, und des verdammten Buches wegen muſs ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daſs Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Intereſſe den vierten

„Salon“-Theil jetzt mit dem „Börne“ zugleich in die Welt ſchicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das ſanftere Buch, das unſchuldige Lamm, was der vierte „Salon“-Theil in der That iſt, mit fortreiße — die Cenſur iſt ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünſchen gern nachkommen.

Der „Börne“ iſt indeſſen politiſch nicht ſo ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche ſteht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchſten Miſsfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren übereingekommen, daſs die Stelle über den König von Baiern geſtrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugeſtanden — und zu meiner lachendſten Verwunderung, ſehe ich in den Aushängebogen, daſs Sie dieſe Stelle ganz unverkürzt abdrucken ließen. Nur dieſe Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verurſachen, und ich rathe Ihnen, in den Exemplaren, die nach Baiern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräſentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an*), müſſte die ganze Stelle unterdrückt werden. Ein Karton macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, ſo wäre es doch nöthig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

---

*) Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 128, Zeile 10 ff.

Ihr Freund

H. Heine.

---

185. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli 1840.

Liebſter Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon“-Theils; etwa noch zweimal ſo viel beträgt die Fortſetzung, das geſchriebene Manuſkript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieſer Tage nachſchicke. Hierauf ſchicke ich das gedruckte Manuſkript, ſo daſs Sie das Buch ſchleunigſt fördern können. — Die Aushängebogen des „Börne“ habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachleſen können; vielleicht ſchicke ich Ihnen eine Errata-Leſe. Da, wie ich ſehe, noch Zeit iſt, ſo haben Sie die Güte, den „Börne“ mit folgender Zueignung zu verſehen:

Seinem geliebten Freunde

Heinrich Laube

widmet

dieſe Denkſchrift

der Verfaſſer.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängſtlich Sorge, daſs Niemand Nichts vom „Börne“ zu Geſicht bekömmt und zu frühe Lärm ſchlagen kann.

Der Titel des erſten Stücks des vierten „Salon“-Theils iſt angeklebt; ginge das Blättchen verloren, ſo bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Bacharach.

Ein Fragment.

Ich habe dieſes mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geſchrieben, und was ich hier gebe, iſt nur die Expoſition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt iſt — vielleicht zu meinem Beſten. Denn im Verfolg traten die ketzeriſchſten Anſichten hervor, die ſowohl bei Juden wie Chriſten viel Zetergeſchrei hervorgerufen hätten.

Bitte, nur recht ſorgfältig die Korrektur durchzuleſen. — Sobald mein Manuſkript fertig, reiſe ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

186. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebſter Campe!

Geſtern ſandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi“; heute ſchicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluſs bildet. In zwei oder drei Tagen ſchicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe.“ — Ich hoffe, daſs Ihnen der „Rabbi“ gefällt, und ich glaube, daſs das Thema zeitliche Intereſſen und Sympathien berühren wird; wenigſtens wird das Buch als ein beachtenswerthes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, ſind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchſt wichtige Sache!

Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne“, nebſt Titel des

Umſchlags. Dieſen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu dieſem Miſsgriff kommen. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen beſtimmt genug geſchrieben, heißt:

Ludwig Börne.
Eine Denkſchrift
von
H. Heine.

Ich hoffe, daſs dieſer Titel ganz genau aufs Buch geſtellt wird. Aber auch auf dem Umſchlag muſs dieſer Titel ſtehen, und meinen Sie etwa, daſs auf dem Umſchlag mein Name obenan ſtehe, ſo ſetzen Sie immerhin:

H. Heine's
Denkſchrift
über
Ludwig Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzausſchreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geſchrieben, ſondern über den Zeitkreis, worin er ſich zunächſt bewegte, und ſein Name war hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, ſo begreifen Sie leicht, daſs mir der Umſchlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ ein Greul ſein muſs, und daſs ich Sie ſchleunigſt angehe, ihn zu verändern*). Sagen Sie mir auch umgehend, ob meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Aushängebogen habe noch nicht nachleſen können; hab' aber ſchon ſchreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie ſich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Der urſprüngliche Titel konnte in der vorliegenden Geſammtausgabe leider nicht wiederhergeſtellt werden, da das obige Schreiben dem Herausgeber erſt jetzt bekannt geworden iſt.

187. An Julius Campe.

Paris, den 8. Auguſt 1840.

So eben, liebſter Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. Auguſt. Bin ſehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäſslich, auch bedrängt durch die einſtürzenden Kriegstöne, ſo daſs ich erſt geſtern Ihnen Manuſkript und heute den Schluſs ſchicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daſs es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zuſammengedrängt werden und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen laſſen, wenn etwa mein Manuſkript nicht hinreichend. Auf jeden Fall ſorgen Sie bei den Gedichten für die ängſtlich genaueſte Korrektur. — Dienstag reiſe ich nach Granville, und wenn Sie mir ſchreiben, ſo adreſſieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen“ von mir geſagt? Ich ſeh' das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlaſſe ich dasſelbe ganz ſeinem Schickſal. Es mag ſich allein herumbeißen. Genug, es iſt mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil',

Ihr Freund

H. Heine.

188. An Auguſt Lewald.

Granville, den 31. Auguſt 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider ſchickte man ſie mir aber nicht sous bande, ſondern in einem Brief, ſo daſs ich ſiebzehn Franks und ſechs Sous dafür zahlen muſſte — wodurch ich faſt vor Schrecken geſtorben und noch jetzt krank bin, ſo daſs ich deshalb die Seebäder gebrauchen muſs. Heute freilich befinde ich mich ſehr wohl und heiter, und iſt es nun das ſchöne Sommerwetter oder das glänzend ſtolze Selbſtgefühl, eine koſtbare Stimmung beſeelt mich in dieſem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienſt, einen Liebesdienſt angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer ſo hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute ſind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerſtören Sie auch manche Miſsempfindung, die Andre mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, daſs G. bei dem Erſcheinen meines Buches über Börne das ganze Arſenal ſeiner Hinterliſt aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, um das Buch, was er ſelber über denſelben Gegenſtand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er ſich Campe's zu bemeiſtern und ihn zu meinem Nachtheil auszubeuten wuſste.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, ſobald ich Sie wiederſehe, denn es iſt mir immer, als erwartete ich Sie für den nächſten Tag. Doch Sie kennen die Hamburgiſchen und überhaupt die literariſchen Kloaken Deutſchlands zu gut, um nicht das Meiſte zu errathen. Bei der Anarchie unſerer Tageblätter wird es dem edlen ** leicht gelingen, durch ſeine Rotte in den deutſchen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuſchmuggeln. — Dieſem Unfug ſollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlaſſe ich die Art und Weiſe. Ich lebe im Ausland, ſtehe in keinem literariſchen Verkehr, mit Niemand, bin ganz iſoliert, und die anonyme Preſſe kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie alſo ſchnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde iſt eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unſer Eheſtand iſt eben ſo moraliſch wie der beſte in Krähwinkel. — In dieſem Augenblick erſcheint bei Campe der vierte Theil des „Salon," ein Buch, dem ich mehre ſehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe" einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchſtreiſe dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber ſelber. —

189. An Heinrich Laube*).

Liebſter Laube!

Mein Brief iſt geſtern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigſte hinzuzufügen. Leider iſt mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum ſchreiben. Geſtern Abend erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wiſſen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieſer alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichſam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutſchen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutſchland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, ſondern auch brav und ehrlich, und deſshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen ſtand ich des Abends auf einem einſamen Felſen am Meere und ſah den ſchönſten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

---

*) Ohne Datum. Aus Granville, Anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes iſt verloren gegangen.

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichſt Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigſten Bedauern. Trotzdem daſs ſie die Jagd liebt, ſo zweiſle ich doch, ob ihr die Läuſejagd, die mir bevorſteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünſchte, ſie bald wieder in Paris zu ſehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübſch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, ſonderbar genug, ſehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entſchließen, mich zu ärgern. Es iſt vielleicht Apathie, nicht Geſundheit. — Morgen oder übermorgen reiſe ich nach Paris, wo ich nächſten Donnerstag eintreffe; ſchreiben Sie mir daher bald. Meine Adreſſe iſt Rue Bleue No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte ſich, daſs W...'s Überſetzung der Pückler'ſchen Gartenkunſt ſchlecht ſei, und ſchickte ein Gutachten mit aus der Feder des erſten Überſetzers. Das Wahre an der Sache iſt, daſs das erſte Drittel des Buches ganz vortrefflich überſetzt iſt (ich habe es ſelbſt während zwei Tagen genau durchgeſehen), und daſs der Schlingel den Reſt mir ohne genaue Durchſicht zum Abſchicken übergeben. — In einigen Tagen ſchreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

190. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1840.

Liebſter Campe!

Seit vorgeſtern Abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reiſe in der Bretagne, wo ich die köſtlichſten Volkslieder geſammelt. Bereits in Saint-Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löſte ſich erſt, nachdem ich hier auch den „Telegraphen“ erhielt; in dieſem Augenblick, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville ſchickten und die mir hierher nachlieſen.

Ich geſtehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlichkeiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgeſponnen; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbſt wenn ich heute ſtürbe, ſo bleiben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen, der treuen Darſtellung der myſteriöſeſten Übergangskriſe, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geſchlecht wird auch die beſchiſſenen Windeln ſehen wollen, die ſeine erſte Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebſter Campe, Das iſt, daſs Sie wieder in die Hände meiner Feinde gerathen, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt ſchon Alles, und deſshalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube, daſs Sie es mit dem Intriganten et Konſorten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr beſſeres Ich wird ſich doch am Ende nicht mehr von vorgeſpiegelten Nothwendigkeiten beſchwichtigen laſſen — ſo will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich Alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz Recht, es wird Niemand glauben, daſs Sie den Aufſatz des Monſieur Gutzkow nicht laſen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muſs.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere Geſchäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, ſagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen ſehr gut die Schmiede, worin die verſchiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiiſch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen ſchreibe, werde ich geſtört. Ich will Ihnen ſpäter mehr ſchreiben. Leben Sie wohl. Meine Adreſſe iſt jetzt Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

191. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebſter Campe!

Dieſen Morgen erhielt ich Ihren Brief, ſo wie auch die No. der „Eleganten Welt“ und der „Halliſchen Jahrbücher,“ die Sie mir ſchickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Poſaune,“ die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres iſt nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu ſchicken, ſo wie überhaupt Alles, was gegen mich erſcheint. Fürchten Sie nur nicht, daſs Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harniſch, den ich trage, prallen alle dieſe Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu ſchicken. Auch was Derſelbe nach dem Erſcheinen meines Buches in den Text des ſeinigen hineinſetzte, haben Sie vor dem Druck nicht geſehen, eben ſo wenig wie Sie von deſſen Artikel im „Telegraphen“ vor dem Drucke Etwas wuſſten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel, den Sie mir anhefteten und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Miſsverſtehen Sie mich nicht; ich beſchuldige Sie keines Einverſtändniſſes mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daſs ich Ihnen dieſe Filzläuſe verdanke, ich habe ſie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten * * et Conſorten mir nie nahen können. Ich habe Dieſelben nie einer Antwort gewürdigt; nur als ſie hinter Ihren Namen ſich ſteckten, um mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, muſſte ich mich ausſprechen.

Laſſen Sie immerhin meinen vierten „Salon“-Theil vom Stapel laufen, aber ſchicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Varnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne“ hinzu, und ſorgen Sie mit demſelben Eifer für wahrheitsliebende Artikel wie Monſieur * * für erlogene ſorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkow's umgehend unter Kreuzkouvert. Ich will ſehen, ob Sie bei dem Druck deſſelben in politiſcher Hinſicht eben ſo ängſtlich waren wie bei dem Druck des meinigen, worüber Sie klagten, daſs der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück ſtürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angſt für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbſtcenſur bis zur Schwäche zu treiben. Ich ſage Ihnen Das, nicht aus Unmuth, denn meine Seele iſt heiter und zutrauungsvoll, aber um Sie fühlen zu laſſen, wie Viel Sie jetzt für mich thun müſſen —

Ihr Freund

H. Heine.

192. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebſter Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen; die darin erwähnte Broſchüre, die bei Sauerländer erſchienen*), möchte ich gern leſen, und ich bitte Sie, mir dieſelbe unter Kreuzkouvert herzuſchicken. Ehrlich geſtanden, intereſſieren mich die literariſchen Angriffe in dieſem Augenblick ſehr wenig, wo ich

---

*) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine.

Angriffe von weit ernſterer Art zu beſtehen habe — nämlich die, welche die Natur jedem ſterblichen Körper am Ende zuführt. — Von vielen Seiten kommen mir die wunderlichſten Freundſchaftsverſicherungen zu, ſogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück abſchreiben zu laſſen und Ihnen zu ſchicken.

Und nun leben Sie wohl und ſorgen Sie für Ihre Geſundheit; ich verſichere Sie, letztere iſt für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Literatur, mitſammt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichſten Falle Bücher ſtehlen. — Freudigſt grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

---

193. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841.

Liebſter Campe!

Mein Augenübel, welches diesmal weit ſchlimmer, als früher, ſich bei mir einſtellte, hat mich faſt den ganzen Winter inkommodiert; leſen kann ich faſt gar nicht und ſchreiben nur mit großer

Mühe. Das iſt der nächſte Grund, weſshalb ich Ihre letzten Briefe bis heute unbeantwortet ließ. — Mit Freude erſah ich daraus, daſs Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranſtalten müſſen. Zu dieſem Zwecke muſs ich aber die dritte Auflage noch einmal durchſehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, ſo giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, ſpäteſtens, erhalten Sie daher das Verzeichnis etwaiger Verbeſſerungen und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen ſpäter ſchicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie geſagt, dieſe vierte Auflage macht mir Vergnügen, da ſie eine Manifeſtation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder Theil nahm, noch Gefallen fand; es ſind in dieſer Beziehung die rührend ſchmeichelhafteſten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann ſchrieb mir auf dem Todbette Worte der ſchauerlichſten Begeiſtrung und Erkenntnis.

Ehrlich geſtanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne“ angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, ſo glaubte ich doch, daſs der gegen mich erregte Spektakel wenigſtens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beſchleunigen — ich weiß ſehr gut, daſs Sie dieſelbe bald nöthig erachten, aber ich hätte ſie jetzt gewünſcht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir über den Honorarbetrag auf Sie zu traſſieren — gleichviel auf welchen Termin, — ſo wär' mir Das in dieſem Augenblick, wo ich krank bin, ſehr erſprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel' Geldausgaben mein Zuſtand nöthig macht. —

Ich würde Ihnen heute mehr ſchreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig ſah; denn er wuſſte nicht, daſs ich krank war, und aus Beſcheidenheit miſsdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufſuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

194. An Dr. Guſtav Kolb*).

Cauterets, Hautes Pyrenées,
den 3. Juli 1841.

Ich ſchreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächſt zu beweiſen, daſs ich weder blind noch ſterbenskrank und am allerwenigſten todt bin, wie die franzöſiſchen Journale behaupten. Ich bin aber ſehr abgemattet, in Folge der Bäder, die ich hier gebrauche, ſehr abgemattet, und es koſtet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

---

*) Die Augsburger „Allg. Ztg.“, Nr. 196, Beilage, vom 15. Juli 1841, enthielt obigen Brief, eingeführt durch die redaktionelle Bemerkung: · „Der Redaktion war dieſer Privatbrief des Herrn Heine mitgetheilt, und ſie läſſt ihn, nach dem ihr ausgedrückten Wunſche, mit wenigen Auslaſſungen, abdrucken, da die Anklage durch viele deutſche Blätter gelaufen iſt, Heine ſei in der letzten Zeit durch einen Frankfurter, der ſich durch ſein vor etwa zwölf Monaten erſchienenes Buch über Börne verletzt gefühlt, in Paris thätlich inſultiert worden. Uns ſelbſt ſchrieb keiner unſerer Korreſpondenten ein Wort darüber, und ſo erwähnten wir eine Sache nicht, die, mochte ſie ſo oder ſo ſein, jedenfalls ein widriges Schauſpiel gab, das man den Franzoſen in dieſem Augenblick nicht in den Straßen ihrer Hauptſtadt hätte aufführen ſollen. Übrigens haben wir durch unſer früheres Urtheil über Heine's Buch gezeigt, daſs wir das Wahre darin nicht verkannt, das Tadelnswerthe nicht verborgen haben. Mit dem vorliegenden Streit möchten wir möglichſt unbehelligt bleiben, um ſo mehr als er, ſo wie er liegt, nicht vor dem Publikum ausgefochten werden kann“

Cauterets iſt eine der wüſteſten Schluchten der Pirenäen, doch nicht ſo unzugänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die ſich wohl einbildeten, ich erführe gar Nichts von den Lügen, die ſie gegen meinen guten Leumund ausheckten; wenigſtens, dachten ſie, würde ein etwaiger Widerſpruch von meiner Seite erſt bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten ſein, wenn ſie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillſchweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung“*) zu Handen,

---

*) Die „Mainzer Zeitung“ iſt uns nicht zur Hand; wir entnehmen die Schilderung des an Heine angeblich verübten Inſults daher der „Hamburger Neuen Zeitung“, Nr. 149, vom 29. Juni 1841:

„Paris, vom 12. Juni. Dem Dichter Heinrich Heine ward endlich, auf ſeine ſeit Jahren wiederholten Verleumdungen ſo vieler in Deutſchland geachteter Namen, der gerechte Lohn. Er bekam hier auf offener Straße, nicht fern von der Opéra comique und im Beiſein vieler Menſchen, vom Hrn. S., dem Gatten der (als Freundin Börne's bekannten) Madame Wohl, welche er ſo feige verunglimpft worin das ſchnöde Märchen, das Sie gewiſs mit Verwunderung geleſen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran iſt wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das ſich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig inſultieren ließe, und das Individuum, das ſich Deſſen rühmte, iſt gewiſs von allen Löwen der letzte, der Dieſes wagen dürfte! Das ganze Begegnis reduciert ſich auf einige hingeſtotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd ſich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adreſſe meiner Wohnung gab, mit dem

---

hatte, Ohrfeigen. In ſeiner Angſt verlor der berühmte Verfaſſer des Bacharacher Rabbiner (zugleich mit dem Hute) ſo den Kopf, daſs er ſeine Karte der Hand darbot, die er eben ſo unſanft auf ſeiner Wange gefühlt. Es war nun zu erwarten, der herausfordernde Verletzte würde Genugthuung fordern, aber Hr. Heine hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach den Pirenäen zu fliehen, in Begleitung ſeiner ihm treu gebliebenen Geliebten. Wahrſcheinlich will er dort, ein zweiter Don Diego, einen Cid zum Rächer ſich erwerben und noch obendrein die Thaten dieſes Rächers ſelbſt beſingen.“

Man wolle beachten, daſs dieſe Korreſpondenz bereits vom 12. Juni datiert iſt, während der in Rede ſtehende Vorfall, nach Ausſage der von Herrn Straus inſpirierten HH. Kolloff, Schuſter und Hamberg (vgl. die Note auf S. 310 dieſes Bandes) erſt am 14. Juni paſſiert ſein ſoll.

Beſcheid, daſs ich im Begriff ſei, nach den Pirenäen zu reiſen, und daſs, wenn „man mit mir zu ſprechen habe,“ man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man ſchon zwölf Monate mir Nichts geſchenkt.“ — Dies iſt das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geſchäfte, womit Einem der Tag vor der Abreiſe belaſtet iſt, entſchlüpfte es faſt meiner beſondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umſtände, daſs ihn kein Augenzeuge zurechtweiſen könne, daſs nach meiner Abreiſe ſeine alleinige Ausſage auf dem Platze bliebe, und daſs meine Feinde ſeine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau unterſuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu ſchmieden, den die „Mainzer Zeitung“ abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachſüchtigen Weibe zu thun . . . — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was ſoll ich von Zeitungsredaktionen und Korreſpondenten ſagen, die aus Leichtſinn oder Parteiwuth dergleichen Unweſen unterſtützen? . . .

Ich werde in acht, höchſtens zehn Wochen von meiner Reiſe oder, wie meine muthigen Feinde behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt ſein, und ich denke mit der heiterſten Ausbeute ... Vor meinem Fenſter ſtürzt ſich über Felsblöcke ein wildes Bergwaſſer, genannt le Gave, deſſen beſtändiges Geräuſch alle Gedanken einſchläfert und alle ſanften Gefühle weckt. Die Natur iſt hier wunderſchön und erhaben. Dieſe himmelhohen Berge, die mich umgeben, ſind ſo ruhig, ſo leidenſchaftslos, ſo glücklich! Sie nehmen nicht im mindeſten Theil an unſern Tagesnöthen und Parteikämpfen; faſt beleidigen ſie uns durch ihre ſchauerliche Unempfindlichkeit — aber Das iſt vielleicht nur ihre ſtarre Außenſeite. Im Innern hegen ſie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menſchen, und wenn wir krank und elend ſind, öffnen ſich die ſteinernen Adern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegenrieſeln. Die hieſigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu geneſen. — Von der Politik erfährt man hier Wenig. Das Volk lebt hier ein ſtilles, umfriedetes Leben, und man ſollte kaum glauben, daſs Revolution und Kriegsſtürme, die wilde Jagd unſerer Zeit, ebenfalls über die Pirenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältniſſen wurzeln dieſe Leute ſo feſt, ſo ſicher, wie die Bäume in dem

Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politiſcher Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeiſig.

Ihr

Heinrich Heine.

195. An Julius Campe.

Cauterets (Hautes Pyrenées), den 7. Juli 1841.

Liebſter Campe!

Ich ſchreibe Ihnen heute, weil ich eines Dienſtes bedarf, und daſs ich mich hier eben an Sie wieder wende, möge Ihnen als ein Beweis meines Vertrauens gelten. Ich glaube, meine Ehre hat für Sie immer Werth und Sie werden mit Energie handeln, wo es dieſe gilt.

Was die abgefeimte Madame Wohl mit ihrem * * gegen mich gebraut hat, werden Sie wiſſen. Schon vorig Jahr hat dieſer Letztere eine Lüge der Art herumbringen wollen, und jetzt, wo er wuſſte, daſs ich in den Pirenäen, ließ er das Zeug mit größerer Sicherheit los. Dieſer Tage erhielt ich bereits die „Mainzer Zeitung“ und ſchrieb vorläufig nach Augsburg, damit widerſprochen werde. Dieſen Morgen erhielt ich ein

Stück Hamburger Zeitung, worin die Leipziger Schändlichkeit wiederholt wird. Ich eilte, beiliegende Rüge abzufaſſen, und ich hoffe, die Hamburger Blätter drucken ſie gleich ab*). Est periculum in mora, Sie müſſen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müſſen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, ſondern auch ein Wort über die ſchändliche Exploitation der Preſſe geſagt wird ... Meine Erklärung wird wahrſcheinlich zur Folge haben, daſs bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar iſt — wenn ſie ſich nicht mit mir ſchlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, dieſe Sache wird großen Einfluſs auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonſt, wenn dieſe nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Die unter Nr. 196 mitgetheilte Erklärung Heine's wurde im „Korreſpodenten“ vom 17. Juli 1841, in der „Hamburger Neuen Zeitung“ vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

196. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literariſche Schelſucht, politiſche Parteiwuth, Miſère jeder Art, haben nicht ſelten die Tagespreſſe benutzt, um über mein Privatleben die gehäſſigſten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlaſſen, die Abſurdität derſelben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abweſenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich geweſen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer ſehr ſpät zu Geſicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin haſtig nachzulaufen, und mich mit dieſen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauſpiel einer ſolchen Jagd gewähre, ſo verleitet mich dazu minder die Miſsſtimmung des eignen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunſch, bei dieſer Gelegenheit auch die Intereſſen der deutſchen Journaliſtik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin ausſprechen, daſs die franzöſiſche Sitte, die dem perſönlichen Muthe, gegen ſchnöde Preſsbengelei, eine nach Ehrengeſetzen geregelte Intervention geſtattet, auch bei uns eingeführt werden müſſe. Früh oder ſpät werden alle anſtändigen Geiſter in Deutſchland dieſe Nothwendigkeit einſehen und Anſtalt treffen, in dieſer Weiſe die löſchpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, ſo wünſche ich herzlich, daſs mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beiſpiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daſs die Vornehmheit der literariſchen Kunſtperiode mit dieſer ſelbſt jetzt ein Ende hat, und daſs der königlichſte Genius gehalten ſein muſs, den ſchäbigſten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichſelzopf Desſelben nicht mit dem gehörigen Reſpekte geſprochen. Wir ſind jetzt, Gott erbarm' ſich unſer, Alle gleich! Das iſt die Konſequenz jener demokratiſchen Principien, die ich ſelber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieſes längſt eingeſehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitſchaft. Wer Dieſes bezweifelte, hätte ſich leicht davon überzeugen können. Es ſind aber nie dahin lautende Anſprüche in beſtimmter Form an mich ergangen. Was in dieſer Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung“ behauptet wird, iſt, eben ſo wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Inſultierung meiner Perſon, eine reine oder vielmehr ſchmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Perſon iſt nicht im entfernteſten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris inſultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der ſich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſage durch ſein eignes alleiniges Zeugnis, durch ſeine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrſcheinlich auch durch die Autorität ſeines Ehrenworts, bekräftigt, iſt ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigſten Geſtalt, der, im Dienſte eines liſtigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derſelben Schamloſigkeit, dieſelben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal ſuchte er die aufgefriſchte Erfindung durch die Preſſe in Umlauf zu bringen, er ſchmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung“, und die Lüge gewann wenigſtens einen mehrwöchentlichen Vorſprung, da ich nur ſpät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der ſpaniſchen Grenze, von dem ſaubern Gewebe Etwas erfahren und es zerſtören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daſs ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur ſchweigende Verachtung entgegenſetzen würde. Da wir unſere Leute kennen, ſo wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was ſoll ich aber von einem Korreſpondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ ſagen, der jeder böſen Nachrede ſo gläubig Vorſchub leiſtete, und dem auch der miſerabelſte Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu ſchaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutſcher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine ſo ſchnelle Publicität angedeihen ließen, wollen wir unterdeſſen höflichſt bitten, die nachhinkende Wahrheit eben ſo bereitwillig zu fördern.

Cauterets, den 7. Juli 1841.

Heinrich Heine.

197. Mittheilung*).

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erſte Licht auf das befremdliche Zeugnis, womit die Herren E. Kolloff, Dr. Schuſter aus Hannover und A. Hamberg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine behauptet hatte, daſs die verſchiedenen deutſchen Zeitungsartikel, welche ſeine Ehre ſo bedenklich gefährdeten, aus derſelben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Ausſage eines einzigen rachſüchtigen Menſchen vertreten werden könnten. Das Original des mitgetheilten Aktenſtücks liegt Jedem zur Anſicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe. —

---

*) Dieſe, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe geſandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korreſpondenten“ vom 18. Auguſt 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugnis der HH. Kolloff, Schuſter und Hamberg findet ſich in der Anmerkung auf S. 310 dieſes Bandes.

Paris, den 11. Auguſt 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunſche gemäß, wiederhole ich Ihnen ſchriftlich, daſs ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daſs er nicht Augenzeuge der Scene geweſen, welche am 14. Juni d. J. zwiſchen Ihnen und Herren Straus aus Frankfurt vorgefallen ſein ſoll, daſs er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieſes Auftritts in Kenntnis geſetzt worden ſei.

Ihr ergebenſter

Aug. Rochau.

198. An Julius Campe.

Paris, den 23. Auguſt 1841.

Liebſter Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder“ ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und laſſen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Verſteht ſich, daſs in dieſer Annonce nur rein Literariſches geſagt werde — iſt Wienbarg mir nicht ſo abhold, wie man mir ſagt, ſo dürfte er dazu wohl am geeignetſten ſein. Aber es müſſte gleich geſchehen. Iſt Gathy noch dort, ſo laſſen Sie es von Gathy ſchreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, ſo annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beſte. —

Monſieur Straus will ſich noch immer nicht ſchießen, erſt Mittwoch weiß ich ein Reſultat. Aber wir haben deſto größere Kampfluſt, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf Alles gefaſſt, und während die Gegner ſchimpfen und lärmen, handle ich mit Entſchloſſenheit und Ruhe. Das aber imponiert am meiſten und zeigt auch, auf weſſen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung“*) geleſen? Dieſer Artikel hat

---

*) In Nr. 229 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, vom 17. Auguſt 1841, war nachfolgender Aufſatz abgedruckt:

. ♂ Paris, den 10. Auguſt. Wenn Männern, die ein Volk unter ſeine hervorragendſten Geiſter zählt, Schuld gegeben wird, ſie hätten etwas Entehrendes gethan oder ohne Auflehnung erduldet, ſo iſt ein genaues Anſehen und doppelte Prüfung der Verhältniſſe für Alle, die ein Urtheil zu fällen ſich erlauben, unabweisbare Pflicht. Denn die Schmach Deſſen, der keinen Ruhm beſitzt, ficht nur ihn ſelbſt oder die Wenigen, die um ihn ſich kümmern, an, die Schande eines berühmten Menſchen aber muß Allen, die ihn bewundern, nahe gehen. Dieſe Betrachtung bewog den Verfaſſer dieſer Zeilen, zu unterſuchen, welche Anſprüche auf hiſtoriſche Echtheit das ſeit bald acht Wochen in allen Klatſchſtuben deutſcher Zunge ſo viel beſprochene Drama der Rue Richelieu vor den Richterſtuhl der Kritik zu bringen vermöge. In der zweiten Hälfte des verfloſſenen Junius theilten mehrere deutſche Blätter mit einer, wie es ſcheint kaum anſtändigen Bereitwilligkeit und Schnelle, und in einem Tone, der nicht ſchicklicher war, die Neuigkeit mit, Herr Heine ſei von einem Herrn S., den ohne den Verfaſſer der „Reiſebilder“ Niemand wohl außer Frankfurt nennen gehört hätte, den 14. genannten Monats an der Ecke der Straße Richelieu und St. Marc in Paris mit einer Ohrfeige überraſcht

---

worden und hierauf in die Pirenäen geflohen. Dieſe Nachricht, von der Herr Heine in den Pirenäen Kunde erhielt, wurde von ihm ſogleich als Verleumdung erklärt, dieſem Widerſpruch aber durch das Auftreten der HH. Kolloff, Hamberg und Schuſter, welche der urſprünglichen Angabe mit ihrem Zeugniſſe zu Hilfe kamen, unverweilt begegnet. Welchen Glauben verdient nun das Faktum ſelbſt, welche Gewähr bietet die Ausſage der bekräftigenden Zeugen? Herr Heine, heißt es, wurde am hellen Tage in einem der bevölkertſten Theile von Paris körperlich beſchimpft, die Sache erregte einen großen Zuſammenlauf, und am andern Morgen weiß Paris, mit Ausnahme des deutſchen Dorfes, kein Wort von der Sache, in der zuſammenſtrömenden Menge findet ſich zufällig nicht der Schatten eines Municipalgardiſten, um den Beleidigten zu ſchützen, allein die Leute kommen von allen Seiten herbei, um an dem ergötzlichen Schauſpiel ſich zu laben. Die Franzoſen wurden ſchon tüchtig verketzert und verſchwärzt, es giebt ſchwerlich ein Volk, dem man ſo viel Schlechtes nachgeſagt, allein weder Jahn, noch Arndt, noch Menzel haben ihnen jemals vorgeworfen, ſie hätten der Mißhandlung eines Menſchen, zumal eines Fremden, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Wohlgefallen zugeſehen. Wäre die Ohrfeige wirklich — wie Hr. Straus, hierin mit den öffentlichen Blättern einig, in einem Briefe, den er dieſer Tage an Herrn Heine ſchrieb, vorgiebt — ſo ganz ohne vorläufige Erklärung, in dem erſten Anlauf brutalen Zorns mit formloſem Ungeſtüm gegeben worden: die Entrüſtung der herbeigeeilten Maſſe würde ſich unfehlbar gegen den Angreifer gewendet und ihm ein anſtändigeres Benehmen auf vielleicht etwas derbe Weiſe em-

---

pfohlen haben. Wäre ſelbſt fragliche Ohrfeige nach allen Regeln des Ehrenbegriffs ertheilt worden, ſo würde das Publikum dieſen Akt der Selbſthilfe auf öffentlicher Straße als höchſt ungeeignet durch unverzügliche Äußerung verdammt haben. Daſs aber das Volk ſeine Freude an der Sache bewieſen hätte, Das iſt mehr als eine Lüge, Das iſt eine Abgeſchmacktheit, die der ganzen Erzählung den Stempel der Erfundenheit auf das deutlichſte aufdrückt. Dieſe Bemerkungen drängen ſich jedem Unbefangenen von ſelbſt auf, und als Herrn Heine's Erklärung aus den Pirenäen ankam, wurde von der Mehrheit der hieſigen Deutſchen wenigſtens die Sache allgemein in die Kategorie ſchlecht erdachter Fabeln verwieſen. Das Beiſpiel der falſchen Briefe, ſagte man, müſſe ſeine Früchte tragen, und falſche Ohrfeigen ſind ein ſo völlig neuer und kurioſer Artikel, daſs die Ankündigung desſelben nicht geringes Aufſehen verſprechen mochte. Kein Wunder alſo, daſs ehemänniſcher Haſs und ſpießbürgerliche Rachſucht zu einem Mittel griffen, von dem ein ſo großer Skandal zu erwarten war. Allein Herr S. ließ ſich durch dergleichen Kommentare nicht ſo ſchnell aus dem Sattel heben, er erinnerte ſich der inhaltſchweren Worte, die Mephiſtopheles an Madame Schwertlein richtete:

> Durch zweier Zeugen Mund
> Wird allerwege die Wahrheit kund;

ja, er war ſo glücklich, noch Einen mehr, als unumgänglich nöthig war, zu finden; denn er trieb drei menſchliche Weſen auf, die ſich dazu hergaben, die Wahrheit ſeiner Heldenthat mit dem Anſehen ihres männlichen Namens zu betheuern. Welchen Werth nun hat das Zeugnis dieſer Herren? Sie erklären, die Wahrheit des in Frage ſtehenden Vorfalls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und Leipziger „Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form auf ihre Ehre zu bekräftigen. Heißt Dies ſo Viel, als hätten die Unterzeichner der hier erwähnten Erklärung das große Ereignis als Augenzeugen mit angeſehen? Keine Kunſt der Hermeneutik vermag dem angeführten Satze dieſe Deutung zu geben. Die Wahrheit eines Vorfalls auf ſeine Ehre bekräftigen, iſt, wenn es überhaupt Etwas heißt, gewiß nicht ſynonym mit der Behauptung, daß man eine Begebenheit aus eigner Anſchauung zu beſtätigen vermöge. Und wäre dies Letztere der Fall geweſen: iſt es glaublich, iſt es denkbar, daß ſie es verſchwiegen hätten? Würden Die, denen an der Demüthigung Heine's ſo Viel lag, daß ſie die befremdende Ehre nicht ſcheuten, der hiſtoriſchen Feſtſtellung einer Ohrfeigengeſchichte als öffentliche Werkzeuge zu dienen, würden ſie, frag' ich, über den Punkt ihrer Stellung als Augenzeugen ſo leicht hinweggegangen ſein? Nein, noch einmal, Das iſt nicht denkbar. Iſt es alsdann wahrſcheinlich, daß Herr S., der in ſeinem oben angezogenen Briefe von einem zufälligen Zuſammentreffen mit Herrn Heine (rencontre fortuité) redet, das Trio ſeiner Zeugen, wie Ludwig XIV. ſeine Hiſtoriographen, durch alle Straßen von Paris mit ſich herumgeführt habe, um ſeine Großthaten der Mit- und Nachwelt ohne Säumnis mitzutheilen? Wie endlich, wenn es mindeſtens von einem der drei Herren Bekräftiger auf das beſtimmteſte nachzuweiſen wäre, daß er die ganze Geſchichte nur vom Hörenſagen kennt? Was muß vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung aus der Glaubwürdigkeit der beiden andern Zeugen werden, wenn ihr hier den Ausſchlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel!*) Vielleicht wird mein

---

Name ſo friedlich neben dem eines Kollegen ſteht, der dieſe Würde offenbar uſurpierte! Dazu kommt noch, daſs Derſelbe als Einſender eines Aufſatzes in die „Roſen,“ worin die Ohrfeigengeſchichte mit der ungebührlichſten Leidenſchaftlichkeit erzählt wird, von der Redaktion dieſer Zeitſchrift für die gebildete Welt offen genannt wird, und bei einer nur etwas aufmerkſamen Vergleichung der eben beſprochenen Mittheilung an die „Roſen“ mit einer Pariſer Korreſpondenz der Leipziger „Allgemeinen“ die Identität des Verfaſſers beider Arbeiten ſich auf das unverkennbarſte herausſtellt, und ſo der Beſtätiger einer fremden Behauptung ganz einfach zum Wiederholer ſeiner eignen Angabe wird. Welcher Schluſs aus der Zuſammenziehung dieſer Daten zu ziehen ſei, Dies zu entſcheiden überlaſſen wir vertrauungsvoll der Einſicht des deutſchen Publikums; wir erwarten allerdings die Anklage der Sophiſtik, allein wir werden nur dann vor dieſer Beſchuldigung erzittern, wenn ſie von einer triftigen Widerlegung unſerer Syllogiſmen begleitet iſt.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, Beilage zu Nr. 236, vom 24. Auguſt 1841, enthielt folgende

Mittheilung.

Die „Mainzer“, die „Leipziger Allgemeine“, und die „Neue Hamburger Zeitung“, und nach ihnen mehrere andere deutſche Blätter, meldeten jüngſt in übereinſtimmender Form, Herr Heinrich Heine ſei am 14. Junius auf der Rue Richelieu zu Paris von einem Herrn Str. aus Frankfurt thätlich inſultiert worden. In einer vorläufigen Erklärung, inſeriert in

Triumph noch größer, wenn der Straus ſelbſt retraktiert oder, aufs Neue in die Enge getrieben,

---

der „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Julius, erklärte Herr Heine dieſes Geſchichtchen für eine Lüge, für eine Prahlerei jenes Individuums, das kein anderes Zeugnis vorbringen könne, als ſeine alleinige Ausſage. Hierauf erſchien in der „Allgemeinen Zeitung“ und andern deutſchen Blättern eine vom 24. Julius 1841 datierte und von Ed. Kolloff, Dr. Schuſter aus Hannover und Anton Hamberg unterzeichnete Erklärung, welche wörtlich lautete:

„In einer vorläufigen Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ leugnet Hr. Heine die Thatſächlichkeit eines ihm am 14. Junius in Paris zugeſtoßenen Begegniſſes, wie es von vielen deutſchen Blättern berichtet worden. Unterzeichnete ſehen ſich daher veranlaſſt, die Wahrheit des Vorfalls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form hiermit auf ihre Ehre zu bekräftigen“.

Wir enthalten uns aller wehmüthigen Betrachtungen über dieſe Erklärung und publicieren hierbei einen Brief, den Herr Dr. Sichel, der berühmte Arzt, an Herrn Heinrich Heine geſchrieben, und zwar im Beiſein des Dr. Schuſter, der alle Ausdrücke gebilligt und ſich vorher mit ſeinen Freunden Kolloff und Hamberg beſprochen hatte. Das Original des Briefes liegt zur beliebigen Anſicht in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg.

„Lieber Heine!

„Herr Dr. Schuſter (aus Hannover), den ich ſeit Jahren als einen ſehr ehrenwerthen Kollegen kenne, hat auf meine ſich auch jetzt nicht ſchießt. Ich habe ihm nämlich neue Invektiven auf den Hals geſchüttet. — Die ſpaßhafte Rolle in dieſer Geſchichte ſpielt Ihr unglücklicher Landsmann Monſieur Gabriel Rieſſer*),

---

Anfrage, wie die von ihm und den HH. Kolloff und Hamberg unterzeichnete Erklärung vom 24. Julius 1841 zu verſtehen ſei, unumwunden geantwortet, daß keiner dieſer Herren bei dem zwiſchen Ihnen und Herrn Straus ſtattgehabten Vorfalle zugegen geweſen. Eine ſchriftliche Erklärung zu geben, hält Herr Dr. Schuſter um ſo mehr für unnöthig, als weder er noch ſeine Freunde ihrer Erklärung den Sinn beigelegt haben, daß ſie Augenzeugen des Ereigniſſes geweſen, welches ſie vielmehr nur aus Herrn Strauſens Munde kennen.

„Von meinem Briefe dürfen Sie, lieber Heine, den Gebrauch machen, den Sie für nöthig erachten.

„Paris, den 15. Auguſt 1841.

„Sichel, Dr. med.

*) Derſelbe veröffentlichte in den Anzeigeſpalten des „Hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten“ vom 23. Juli 1841 folgende

Erwiderung.

Eine in dem heutigen Blatte dieſer Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu ſagen. Würde Dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geſchmähten Verhältniſſe und Perſonen hinlänglich bekannt ſind, wo man die Frau, die von Herrn Heine als ein „liſtiges Weib“ und ihren Mann, der als ein „gehörnter Siegder bereits ohne den mindeſten Beruf ſich in dieſe Sache miſchte, Alles drauf anlegte, hier genannt

---

fried, armer Schlucker, Ritter von der traurigſten Geſtalt“ bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde ſie mit großer Gleichgültigkeit leſen und würde ſicherlich darüber ſchweigen; denn dort weiß Jeder, was er von dieſen Abſcheulichkeiten zu halten hat, und dort würden ſich, wenn es noth thäte, zahlreiche berufenere und beſſere Stimmen, als die meinige, erheben, um dieſe neue Schändlichkeit auf das Haupt Deſſen, der ſie zu Tage gefördert, zurückzuwälzen. In dem Kreiſe aber, den dieſe Zeitung zunächſt berührt, ſind die Menſchen und Dinge, von denen es ſich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der Einzige bin, der jene Verhältniſſe genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Perſonen befreundet zu ſein, ſo halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend Etwas gelten möchte, die Verſicherung zu geben, daſs die ſchändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angeſpielt wird, und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen ſein ſoll, Anlaſs gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher ſeine höchſt achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gewebe elender Verleumdung angeſehen werden. Ob Herr Heine die öffentlichen Mißhandlungen, von denen die Zeitungen erzählen, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer unzu werden, und jetzt vielleicht wirklich ſeinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu ſeinem Vortheil.

---

gewiſs bleiben; es iſt auch in der That Wenig daran gelegen. Ob er ſie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutſchland entſcheiden; und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterſtuhle wahrer Ehre ſchändet eine Handlung der Gewalt, wenn ſie unverdient war, allein Den, der ſie übte; wenn ſie verdient war, wenn der Arm, der ſie vollzog, das Todesurtheil vollſtreckte, das die öffentliche Meinung über die Ehre des Beſchimpften ausgeſprochen hat, dann — und dann allein — entehrt ſie den Beſchimpften, nicht weil ſie geübt, ſondern weil ſie verdient worden, und ohne darum ſelbſt in dieſem Fall Den, der ſie übte, zu ehren. — Daſs übrigens der Vorfall dann wahr iſt, wenn er wirklich, wie Herr Heine vorausſetzt, von dem Urheber der Beſchimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unzweifelhaften Wahrhaftigkeit dieſes Mannes überzeugt. Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der „Mainzer Zeitung“ im Weſentlichen gleichlautend — ſo nämlich, daſs Herr Heine mit der erſt nach Börne's Tod ausgeführten Schändlichkeit ſchon bei Deſſen Lebzeiten gedroht hat, daſs er dafür von demſelben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härteſten Worten gezüchtigt worden und keinen Verſuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote ſtehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiiſchen und glaubwürdigen Zeugen vernommen, deſſen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von deſſen

Iſt es Donquixoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieſer Tage durch einen meiner Freunde ſeinen Aufſatz ſelber zuzuſchicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion geben! So wie ich Zeit habe, ſchicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, ſondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Straus'ſchen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, iſt

---

Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daß er auch ſein öffentliches Zeugnis in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Öffentlichkeit gebracht worden, wenn es noth thut, nicht verſagen wird. — Man möge nun beurtheilen, in wie fern Der, welcher Verhältniſſe entſtellt und erdichtet hat, die, ſelbſt wenn ſie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeſchiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einſt ſeiner Freundſchaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greiſenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beflecken wollen, berechtigt iſt, von „ſchnöder Preßbengelei“ zu reden, ſich über Verbreitung gehäſſiger Märchen über ſein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutſchlands die Geſetze der perſönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Rieſſer, Dr.

Alles drauf berechnet, auf meine Koſten Aufſehen zu erregen, und es heißt ſchon im Publikum, daſs auch Herr Rieſſer nach Paris reiſe u. ſ. w.!

Sein Sie nur ruhig, ich werde dieſen Narren entweder mit der Kolbe lauſen oder mit ſeiner eignen Pritſche ſo zudecken, daſs man über ihn lachen ſoll! Was ſagen Sie zu dieſer Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei ſolchem Unſinn ſteht mir ſelber der Verſtand ſtill! So wie ich Zeit habe, ſchicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortſchreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigſtens nicht glaube, daſs ich die Narrheit ganz theile*). Glauben Sie Nichts, was Sie nicht von mir ſelber erfahren haben.

Und nun, leben Sie wohl. — Literariſche Blätter leſe ich hier gar nicht, und ſo erfahre ich nicht, wie drüben die Straus'ſche Geſchichte durchgeträtſcht worden. Ich ſehe nur die politiſchen. — In der „Mainzer Zeitung“ ſtand wieder eine ſchnöde Inſinuation in Betreff meiner Frau. — Sonſt, glaub' ich, iſt die ganze politiſche Preſſe mir günſtig, und man möchte mir gern eine gewiſſe Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man ſich von Straus und ſeinem

---

*) Dieſe Kopie hat ſich nicht vorgefunden.

Triumvirate anführen laſſen. Was Sie mir von Herrn Wille ſagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung“ theilnahm, erfreulichſt gutzumachen.

Ihr Freund
H. Heine.

199. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebſter Campe!

Ihren Brief nebſt Einlage (der Sichel'ſche Brief im „Hamburger Korreſpondenten“) habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die Drei jetzt entſetzlich zu Leibe; ſie ſind, eben ſo wie Straus, in der öffentlichen Meinung verloren. In Betreff des Letztern kann ich Ihnen heute noch keinen Abſchluſs melden; in einigen Tagen erſt kann Dieſes geſchehen. Er war ſchon ganz bereit zum Widerruf und Eingeſtändnis ſeiner Lüge; aber die Drei zwingen ihn, endlich die Piſtole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um ſeine Geſchäfte für etwaigen Todesfall zu ordnen: — er hat alſo nie an ein ernſtes Duell gedacht*)!

---

*) Über die vielfachen Verzögerungen des Duells vgl. man den nachſtehenden Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“:

Paris, vom 13. Auguſt. Der in jeder Weiſe beklagenswerthe Skandal, der in Bezug auf Heinrich Heine erhoben worden iſt, in Folge eines angeblichen Vorfalles, der von der einen Seite als wahr behauptet, von der andern geleugnet wird, ohne daß ſich darüber für Dritte etwas Gewiſſes ermitteln ließe, da wenigſtens der eine der drei Herren, welche auf ihre Ehre denſelben bekräftigten, freiwillig erklärt, daß er durchaus nicht Augenzeuge desſelben geweſen, betrifft einen in der Literatur ſo bedeutſamen Mann, daß es nicht ohne Intereſſe ſein wird, zu erfahren, wie Derſelbe ſich nach der letzten in dieſer Sache abgegebenen Erklärung benommen hat. Heine iſt ſogleich von Cauterets herbeigeeilt, nachdem ihm Freunde dieſe Erklärung überſendet. Er hat durch ſeine Freunde Gautier und Rover dem Herrn Straus ein ſchriftliches Dementi ſeiner Angabe, daß es ihm, ſich an Heine thätlich zu vergreifen, gelungen ſei, zuſtellen und ſich zu der in ſolchen Fällen üblichen Satiſfaktion bereit erklären laſſen. Darüber iſt hin und her verhandelt worden. Die erſte Schwierigkeit, die ſich erhob, war die Weigerung Heine's, zu Zeugen des Gegners einen jener Männer anzunehmen, welche die erwähnte Erklärung in den Zeitungen veröffentlicht haben, da ſie in den Augen Jemandes, der den Vorfall für erfunden erklären müſſte, dazu weder paſſend noch berechtigt ſchienen, Ich habe dieſer Tage viel' Ausgaben gehabt wegen einer häuslichen Geſchichte, wovon ich heute

---

und er Herrn Straus nur deßhalb zur Verantwortung ziehe, weil Derſelbe ihn gemißhandelt zu haben ſich rühme. Die Gegner beharrten ſo harnäckig auf ihrem Verlangen, daß Heine, um nicht den Anſchein zu haben, als ſuche er Vorwände zu Ausflüchten, jene Bedingung annahm, trotzdem daß nach der allgemeinen Anſicht das Recht der Weigerung auf ſeiner Seite war. Kaum war dieſe Schwierigkeit beſeitigt, ſo erhob ſich eine zweite. Heine hatte, wie hier bei Duellen von Civilperſonen in der ganzen Welt üblich, namentlich bei ſo ernſten Vorfällen, wo es ſich um thätliche Mißhandlungen handelt, Piſtolen als Waffe vorgeſchlagen. Indeß, man entgegnete ihm, daß nicht er, ſondern ſein Gegner der Beleidigte ſei, und zwar durch das Heine'ſche Buch, daß Jener ſomit die Wahl der Waffen habe, und Säbel zu wählen beliebe. Dagegen ward erwidert, daß, wenn die Mißhandlung wirklich geſchehen ſei, oder auch nur, wenn man ſich rühme, dieſelbe vollzogen zu haben, man ſich natürlich in die Stellung des Beleidigers und des gröbern verſetzt, und namentlich eine Handlung begangen habe, die allein ein Duell motiviere, was bei einem literariſchen Angriffe ſelten der Fall, ohnehin da auf denſelben keine Forderung erfolgt ſei. Über dieſen Punkt wird nun noch unter den Zeugen hin und her verhandelt, und wiewohl Heine in dem Falle, wo man ihm eine andere Satisfaktion zu verweigern fortfahren wird, auch in dieſer letzten Beziehung nachzugeben, durch die Stellung, die ihm gemacht worden, gezwungen ſein dürfte, ſo ſcheinen doch noch Nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits adviſierte Summe auf Sie

---

dieſe Thatſachen von der Art, daſs durch das Bekanntwerden derſelben überhaupt das Urtheil über dieſe Sache, wie es von ſo manchen Seiten gebildet worden, ſich ſehr modificieren möchte."

Mit dieſen Angaben ſtimmt im Weſentlichen auch die nachſtehende Privatmittheilung in Nr. 197 der „Breslauer Zeitung", Beilage, vom 25. Auguſt 1841, überein:

Paris, den 18. Auguſt. Sie werden aus deutſchen Blättern bereits erfahren haben, daſs Heine ſeit elf Tagen in Paris angekommen und unmittelbar nach ſeiner Ankunft durch die Herren Theophile Gautier und Alphonſe Royer dem Frankfurter Helden in Paris ein Kartell zugeſchickt hat. Ich enthielt mich bisher, Ihnen hierüber zu berichten, weil ich eine entſchiedene Wendung der Angelegenheit abwartete, um dann einen ſummariſchen Bericht und ein Schluſsurtheil darüber abgeben zu können. Allein der Frankfurter Therſites ſetzt meine und ſeines Gegners Geduld auf eine ſo grauſame Probe, daſs ich mich veranlaſſt ſehe, wenn nicht den beſtimmten Ausgang der Sache, oder wenigſtens eine entſcheidende Wendung derſelben, doch ein vorläufiges, aber ſicheres Urtheil über das Verfahren des Herrn Straus und ſeiner dienſteifrigen Freunde mitzutheilen. Bei Empfang des Kartells ernannte Herr Straus Herrn Raſpail, den berühmten Chemiker, und Herrn Kolloff, einen deutſchen Literaten, zu ſeinen Zeugen. Letzterer iſt einer der drei Herren, welche in einigen deutſchen Blättern mit ihrem Ehrenworte die Wahrheit des über den Vorfall zwiſchen Heine und Herrn zu traſſieren. Ich bitte, dieſe Tratte gefälligſt zu acceptieren. — In größter Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

Straus erſchienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung" bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer ſolchen Bekräftigung auf Ehrenwort Anderes verſtehen, als daß die Herren Kolloff, Schuſter und Hamberg Augenzeugen des Vorfalls waren, deſſen wahrhaftigen Bericht ſie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Ausſagen der Freunde des Frankfurter Helden wie der entſchiedenſten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürgen ſelbſt notoriſch, daß bei dem vorgeblich verübten Handſtreich weder ein Bekannter Heine's noch ſeines heroiſchen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuſter eine Erklärung abzudringen, worin Dieſer im Namen ſeiner Ehrnkollegen anerkennt, daß Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Dieſe Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugeſchickt, und ich überlaſſe es denſelben, dieſe Myſtifikation, deren Opfer ſie und ihre Leſer waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit ſolchem Leichtſinn ſeine Ehre verpfändet und das deutſche Publikum myſtificiert? Er machte daher gerechte Einſprache gegen Herrn Kolloff; fügte ſich jedoch, als man ihm bemerkte, daß man nach franzöſiſcher Sitte keinen Zeugen zurückweiſen könne. Nachdem dieſe Schwierigkeit beſeitigt war, wurde

200. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebſter Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt —

---

eine Menge anderer von Seiten des Herrn Straus und ſeiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte ſei und ſomit die Wahl der Waffen habe. Oftbeſagter Herr Straus nahm Deſſen Recht ausſchließlich und unbedingt in Anſpruch und beſtand darauf, ſich auf Säbel zu ſchlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es ſich jetzt zunächſt um die ihm zugefügte Inſulte handle, welche eine Verleumdung und ſchwere Beleidigung ſei, wofür nach franzöſiſcher Sitte die Piſtole die ausſchließlich angemeſſene Waffe, es ſich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle, daß er (Heine) nicht feig ſei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feſtſtellen wollte; die Piſtole überdies eine Waffe iſt, die man keinem Gegner, er ſei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des erſten Schuſſes zukomme, darauf verzichte und dem Looſe die Entſcheidung anheimſtelle. Die Verhandlung aber dieſer und ähnlicher Vorfragen dauert nun ſeit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anſpruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abſtatten wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verſtändigen, haben ſich deren beiderſeitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf ſchrieb Heine einen Brief an Herrn Straus, nämlich meine Vermählung mit dem ſchönen und reinen Weſen, das bereits ſeit Jahren unter dem

---

worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthloſe Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm geſtellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entſchieden ſich Heine in dieſer Zuſchrift ausſprach, ſo ſchüchtern empfindſam und ſelbſt weinerlich iſt die Antwort ſeines Gegners auf dieſelbe. Herr Straus, der früher die Annahme ſeiner Vorſchläge als die conditio sine qua non ſeines Zweikampfes mit Heine hingeſtellt hatte, verſuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befeſtigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Piſtole kombiniert werden ſollte. Zuerſt ſollte die blanke Waffe, ſodann, wenn kein entſcheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreiſe des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbeſitzer aus der Vendée, Herrn Teſſier de Molo, und den deutſchen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derſelben umgekehrt wiſſen, indem das zuerſt gegebene Kartell auch zuerſt an die Reihe kommen müſſe, dann jedoch auch Herr Straus die beleidigte Ehre ſeiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit ſind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewißheit beweiſen, daß der edle Therſites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun iſt, den Schein des Muthes zu retten."

Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen klatſchſüchtigen Deutſchen aus der Frankfurter Klicke mit ſchnöden Epitheten eklabouſſiert ward. Dieſe Ehrenrettung durch geſetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet durch die alleinige Ausſage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugnis ſehr in Noth gerieth — ich muſs es geſtehen, nie war mein Gemüth ſo niedergeſchlagen als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung las, und wär' es mir nicht gelungen, dieſe H.........r zu entlarven und zu entkräften, ſo hätte ich zu den furchtbarſten Mitteln, zu den entſetzlichſten, meine Zuflucht genommen. Jetzt laufen ſie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifeſtationen verleiten, wodurch ſie ſich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich laſſe mich nicht vom rechten Wege ablenken. Dieſen will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte ſucht, ſo hoffe ich doch, noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich ſchon im Begriff, mich zu ſchlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, daſs einer der Straus'ſchen Sekundanten nicht erſcheinen könne, und daſs das Duell, welches am Morgen in der Frühe ſtatt finden ſollte, wieder aufgeſchoben ſei*). Jetzt behauptet Straus, die Polizei wolle ſein theures Haupt ſchützen und man beobachte ihn — aber Das iſt nur eine Galgenfriſt, er muſs mir aufs Terrain, und müſſte ich ihn dahin ſchleppen bis an die chineſiſche Mauer. Wer ſich ſchlagen will, kann alle Hinderniſſe überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Übereinſtimmend hiemit leſen wir in einer Korreſpondenzmittheilung der „Breslauer Zeitung“, Nr. 212, Beilage, vom 11. September 1841:

„Paris, den 4. September. In einer geſtrigen Berathung, die nicht weniger als 8 Stunden, ſage acht Stunden, dauerte, haben die beiderſeitigen Zeugen der Herren Heine und Straus das Duell auf Piſtolen in einer Entfernung von 30 Schritten mit einer Barrière auf 20 Schritte auf heute Morgen feſtgeſetzt. Um 11 Uhr in der Nacht wurde dasſelbe, unter dem Vorgeben, Herr Straus habe vorerſt eine Rente auf den Namen ſeiner Frau zu überſchreiben, auf Montag verlegt. Heine hat am 31. v. M. die Frau, mit der er ſeit mehreren Jahren lebt, in aller Form geheirathet, vorgeſtern ſein Teſtament gemacht und ſie zum Univerſalerben eingeſetzt.“

201. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebſter Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abſchluſs der falſchen Ohrfeigengeſchichte, wie man ſie zu nennen pflegt. Vorgeſtern um ſieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Straus auf dem Terrain*) zu ſehen. Er zeigte mehr Muth, als ich ihm zutraute, und der Zufall begünſtigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel ſtreifte meine Hüfte, die in dieſem Augenblick noch ſehr angeſchwollen und kohlenſchwarz; ich muſs noch zu Bette liegen und werde ſo bald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrſcheinlich nicht gelitten, ſondern nur einen erſchütternden Druck genoſſen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich iſt die Sache alſo nicht für mich abgelaufen — in phyſiſcher Beziehung, nicht in moraliſcher. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Das Duell fand im Thale von St. Germain ſtatt. Außer Herrn Dr. Schuſter, der als Arzt bei demſelben fungierte, waren auch die Herren Kolloff und Hamberg zugegen.

202. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Theuerſter Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie darin meinen perſönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihren und meiner Mutter Wünſchen herzlich gern entſprechen und auf einige Zeit dort einen Beſuch abſtatten, aber erſtens erlaubt es meine Kaſſa nicht, neue Ortsveränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreiſe ſehr böslich mißdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugeſagt, und ich befinde mich in dieſem Augenblick ſehr leidend: die unterbrochene Badekur hat meinem armen Kopfe ſehr geſchadet.

Über das ſaubre Kleeblatt habe ich noch keine Zeile geſchrieben, mehr aus Ekel, denn aus Beſorgnis. Ich habe wahrlich weder dieſe Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber ſo eben erhalte

---

der Eine als Bevollmächtigter des Herrn Straus bei den vorausgehenden Unterhandlungen, der Andere als Zeuge des Letzteren.

ich die „Breslauer Zeitung,“ worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache ſo treffend beſpricht, daſs ich Sie bitte, dieſen Artikel*) in einer

---

*) Derſelbe ſtand in No. 224 der „Breslauer Zeitung“, vom 25. September 1841, und lautet, wie folgt:

Über die Erklärung der Herren Kolloff, Schuſter und Hamberg.

Die Herren Kolloff, Schuſter und Hamberg, die ſich in der Heine'ſchen Angelegenheit eine traurige Berühmtheit erworben haben, verſuchen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vom 17. September, indem ſie eine längſt abgemachte und vor dem Richterſtuhl des Publikums längſt entſchiedene Sache aufs Neue auf das Tapet bringen, in einer auf ihre Weiſe abgefaſſten Erklärung, dem öffentlichen Urtheil wiederum eine andre Wendung zugeben. Es gehört in der That ein ziemlich großer Grad von Dreiſtheit dazu, jetzt, nachdem das lächerliche Komplott gegen Heinrich Heine längſt enthüllt (Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 28. Auguſt) und die Theilnehmer desſelben in ihrer ganzen Niedrigkeit vor die Augen Aller hingeſtellt ſind, nachdem ſich bereits die öffentliche Meinung in allen Blättern auf das entſchiedenſte über das perfide Benehmen der genannten Herren ausgeſprochen hat, nach Alledem, ſtatt durch Stillſchweigen ihre Schande vergeſſen machen zu wollen, von Neuem dieſe Sache mit einer Frechheit, die nie zu ermüden und keine Grenzen zu kennen ſcheint, anzuregen, in der vergeblichen Hoffnung, durch wiederholte Unwahrheiten und wiederholte Zweideutigkeiten ſich rein waſchen zu können. — Die ganze

Hamburger Zeitung, wo möglich im „Korreſpondenten," abdrucken zu laſſen. Ich gebe Ihnen mein

---

Heine'ſche Geſchichte iſt ziemlich ſpaßhaft, und dürfte vielleicht einen Beitrag zur Charakteriſtik des Tages liefern. Sokrates ſoll, als ihm einer ſeiner Freunde einmal erzählte, daß die Sophiſten, wenn er nicht dabei wäre, Böſes von ihm redeten, geantwortet haben: „Wenn ich nicht dabei bin, mögen ſie mich auch ſchlagen." Hievon vielleicht ausgehend, kam Herr Straus mit ſeinen Verbündeten auf die eklatante Idee, Heine hinter ſeinem Rücken Ohrfeigen zu verabreichen, indem ſie ſorgfältig den Tag wählten, wo Heine nach Cauterets abgereiſt war. Wozu aber damals Sokrates ruhig lächeln konnte, Das konnte Heinrich Heine in unſerm Jahrhundert, wo die Meinung Alles gilt, nicht mit Stillſchweigen hingehn laſſen. Herr Straus mochte vielleicht darauf gerechnet haben, daß Heine, das Gerücht belächelnd, nicht eher Schritte thun würde, daſſelbe zu vernichten, als bis es ſich in die öffentliche Meinung eingeniſtet haben und es dann zu ſpät ſein würde. Aber Heine, der mit ſeinem richtigen Blick ſogleich erkannt hatte, von woher der Schlag käme, und welche Maßregeln man dagegen ergreifen müſſe, kehrte ſofort nach Paris zurück, ſchrieb ſeine „vorläufige Erklärung," indem er dabei auf ſeine gewohnte energiſche Weiſe verfuhr. Man hatte ausgebreitet, Heine ſei, um einem Duell auszuweichen, nach Cauterets gereiſt; Dem zu begegnen, ſchickte er Herrn Straus ſofort ſeine Herausforderung zu. — Die Folge dieſes energiſchen Verfahrens zeigte ſich auch ſogleich. Herr Straus, der gerne auf Heine den Verdacht der Feigheit hatte werfen wollen, zeigte durch ſein Zögern, Ehrenwort, daſs ich weder direkt, noch indirekt dieſen Artikel veranlaſſt habe und keine Ahnung

---

wie wenig phyſiſcher Muth unter ſeine Eigenſchaften gehöre: das Publikum wurde enttäuſcht, und inzwiſchen wurde bewieſen, daſs jene Ehrenmänner, welche ſich nicht entblödet hatten, jenes Gerücht als Thatſache öffentlich zu bekräftigen. der vorgeblichen Scene nicht beigewohnt haben konnten. Jetzt ward auch die Sache zwiſchen Heine und Herrn Straus beigelegt; rein ging Heine hervor trotz allen Verleumdungen, mit denen man ihn überſchüttet hatte, und alle Schande fiel auf die genannten Herren zurück Das fühlten ſie wohl auch, und daher kommt der letzte Verſuch, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ ſich zu rechtfertigen. Dieſe Rechtfertigung nun, die, mit der gewöhnlichen, nichtsſagenden Polemik dieſer Herren abgefaſſt, nur Den zu täuſchen im Stande wäre, der ſie nicht kennt, wollen wir etwas näher beleuchten.

Nachdem ſie ſich im Anfang wegen ihres Stillſchweigens entſchuldigt haben — eine Entſchuldigung, die wir um ſo lieber gelten laſſen, als uns dieſes Stillſchweigen in jeder Beziehung äußerſt erfreulich war, und wir den Wunſch von ihm nicht unterdrücken können, daſs es die Herren Kolloff, Schuſter und Hamberg auch fernerhin beibehalten möchten — gehen ſie unmittelbar zu ihrer höchſt ſinnreichen Vertheidigung über, die jedoch in nichts Anderem, als in einer Invektive gegen Heine beſteht. Das Merkwürdigſte aber iſt, daſs ſie ſelbſt eingeſtehen, der Scene nicht beigewohnt zu haben, ohne zu fühlen, wie ihnen Dies jedes Recht nimmt, als Zeugen aufzutreten. Denn wie kann man die Nichthabe, wer der Verfaſſer. Der Artikel iſt dadurch um ſo beſſer; ſuchen Sie Ihren Einfluſs geltend

---

achtung vor dem Publikum ſo weit treiben, daſs man öffentlich einen Vorfall zu behaupten wagt, den man nicht ſelbſt mit angeſehen hat, den man nur vom Hörenſagen kennt? Das öffentliche Urtheil ſoll durch dieſes Zeugnis beſtimmt werden, und dies Zeugnis ſelbſt iſt auch erſt auf die Ausſage eines Andern begründet! — Höchſtens könnten die Herren Kolloff u. ſ. w. dann beſcheinigen, daſs ihnen Herr Straus Das und Das aufgebunden habe; mit dem Faktum ſelbſt hat ihre Ausſage dann Nichts mehr zu thun. Wahrlich, nicht genug zu bewundern iſt die Naivetät des Herrn Kolloff und ſeiner Freunde, welche ſo weit geht, daſs ſie nicht einſehen, wie in einem ſolchen Falle nur ein Zeugnis de visa zuläſſig iſt! — Aber Herr Kolloff will auch nicht, daſs ſein Zeugnis ſeiner Wahrhaftigkeit wegen geglaubt werde. Er ſpricht es ja deutlich genug aus: nur durch ſeinen Namen will er imponieren! Freilich, der Name des Herrn Kolloff, bekannt genug durch die preußiſche Geſandtſchaftsgeſchichte, würde allein ſchon hinreichen, jeden Zweifel daniederzuſchlagen, ſein Name allein hinreichen, dem eines Heinrich Heine gegenüber jede Lüge in Wahrheit zu verkehren! — Aber das Alles genügt den Herren noch nicht. Hier, wo es ſich ganz einfach nur darum handelt, eine Thatſache zu bekräftigen oder für unwahr zu erklären, hier fangen dieſe Herren an, Heine und ſein Wirken zu kritiſieren, oder — um einen richtigern und der Verfahrungsweiſe dieſer Herren angemeſſenern Ausdruck zu wählen — zu bekritteln. Indem ſie ihm zur Laſt legen, ein Perſönlichkeitszu machen, daſs er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten über das Duell,

---

Syſtem erfunden zu haben, erſchöpfen ſie ſich, in denſelben Fehler verfallend, in niedrigen Perſönlichkeiten gegen ihn. Mit derſelben Naivetät, die wir ſchon oben erwähnt haben, wundern ſich die Herren, daſs jetzt nach Heine's Vertheidigung alle Schmach ſie und Herrn Straus trifft. Unbekannt ſcheinen ihnen Goethe's Worte zu ſein:

„Die Lüge trifft, ein abgedrückter Pfeil,
Verſagend und von einem Gott gewendet,
Den Schützen ſelbſt.“

Wenn es ferner in dem Schluſs heißt, daſs keiner der Unterzeichneten mit Heine je in nähere Berührung getreten iſt, ſo iſt Das allerdings wahr, aber die Folgerung, die ſie daraus ziehen wollen, daſs ihr Urtheil nicht der Parteilichkeit verdächtig ſein könne, dieſe iſt falſch. Nur deſshalb ſind ſie nie mit Heine perſönlich in Berührung gekommen, weil Heine, der überhaupt etwas difficil in ſeinem Umgang iſt, ſtets derlei Leute von ſich fern zu halten wuſste: daſs ſie ihn aber mit ihrer kleinlichen Rache ſchon längſt verfolgen, daſs Heine ſelbſt längſt bekannt iſt, wie niedrige Menſchen aus niedrigem Neid ihn zu verleumden bemüht ſind, darüber giebt ein Brief, der in der „Breslauer Zeitung“ vom 31. Auguſt von einem Freund Heine's veröffentlicht und ſchon vom Auguſt 1838 datiert iſt, intereſſante und beweiſende Aufſchlüſſe.

Doch genug davon. Umſonſt wollen uns die Herren Kolloff, Schuſter und Hamberg mit ihren Kunſtgriffen glauben von welchem der Verfaſſer keine Kunde zu haben ſchien. Das Duell war das beſte Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzkouvert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünſche ſehr, daſs Sie dieſen Winter endlich die Geſammtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit größter Sorgfalt dieſem Geſchäfte unterziehen. Vorher hätte ich Luſt, den zweiten Band des Liederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer Geſtalt, als früher projektiert, und mit andern Zuſammenſtellungen; eine neue Höllenmühe, für mich, der ich nicht gern abſchreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 46. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienbarg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

machen, die öffentliche Meinung habe ſich noch nicht entſchieden; die öffentliche Meinung hat längſt entſchieden, und vor ihrem Richterſtuhl iſt keine Appellation mehr möglich.

Breslau, den 24. September 1841.

F.

203. An Auguſt Lewald.

Paris, den 13. Oktober 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erſt heute antwortete, ſo liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, ſeit ich meine Badekur in den Pirenäen ſo traurig unterbrach, an dem alten Übel ſehr leidet; ja, letzteres hat ſich ſo verſchlimmert, daſs mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte unterſagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abweſenheit, ſondern auch auf meinen kranken Zuſtand, als ſie das ſchändliche Komplott gegen mich losließen, das ich, gottlob! ſo gründlich enthüllt. Ob aber der große Hauſe jetzt die ganze Büberei einſieht, eben ſo gut wie die Verſtändigen im Publikum, Das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, und in dieſer Beziehung iſt es gewiſs gut, wenn noch Etwas geſchieht, um die ganze Scheußlichkeit des Preſsfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieſer Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung,“ der mir ganz aus der Seele geſchrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß; leider iſt dieſes Blatt nicht im Süden ſehr repandiert, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebſten wäre mir der „Nürnberger Korreſpondent“ — dieſen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfaſſer noch keine Kunde gehabt zu haben ſchien. Selbſt wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korreſpondenten“ Etwas koſten ſollte, müſſte es geſchehen, und ich will Ihnen gern Das vergüten, nur muſs nicht erwähnt werden, daſs es Inſerat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, iſt ſo groß, daſs ich meine Freunde angehen muſs, ſich in der deutſchen Preſſe jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunſten zu regen. —

— Ich ſtehe ganz allein — aber ich habe Etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringſte zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen laſſen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müſſen, die in ſich ſelbſt zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunſch, zu Ihnen nach Deutſchland zu kommen; es läſſt ſich jetzt nicht ausführen. — Daſs ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Poſition in der Welt zu ſichern, in die Nothwendigkeit verſetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieſes eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, iſt gewiſs gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengaſſe! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieſer Seite gegen mich ſeit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damaskus iſt wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiederſehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieſer Tage bin ich umgezogen, und meine Adreſſe iſt jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne ſehr hübſch, und es ſieht ſehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutſchen Dichter zu ſein. —

---

204. An Julius Campe.

Paris, den 1. December 1841.

Liebſter Campe!

Ich ſchreib' in der größten Eil', einige Minuten vor Abgang der Poſt. Ich las eben im

„Hamburger Korreſpondenten“ die Anzeige einer Zeitſchrift, betitelt „Mephiſtofeles,“ die in Leipzig erſcheinen ſoll und „Jugendbriefe von H. Heine“ enthalte*). Ich bitte Sie, mir ſchleunigſt per Kreuzkouvert dieſes Journal zu ſchicken, damit ich ſehe, was es für eine Bewandtnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum myſtificiert oder an mir ein Verrath geübt wird; vielleicht iſt Beides der Fall, und ich ſehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

Herr Dingelſtedt iſt hier, hab' ihn aber noch wenig geſehen; ein äußerſt liebenswürdiger Menſch; ſchönes Talent, viel Zukunft, aber in der Proſa.

Daſs ſich Monſieur Gutzkow mit einem Schriftſetzer Mendelſohn balgen muſs, hab' ich mit Ergötzen geſehn. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, dieſem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Mache auch mitunter Gedichte, z. B. auf den

---

*) Die drei Briefe Heine's an Friedrich Steinmann, welche im vorhergehenden Bande enthalten ſind, wurden zuerſt in dem von Steinmann herausgegebenen „Mephiſtofeles“, 1. Heft (Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1842) abgedruckt.

Eheſtand. — Gathy ſeh' ich faſt gar nicht. — Meine Augen ſind ſehr ſchwach.

Ihr Freund
H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monſieur Mendelſohn gegen den Monſieur Gutzkow geantwortet.

205. An Guſtav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf Das, liebſter Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mittheilte, antwortete ich durch eine Einſendung für die „Elegante,“ die Sie durch dieſelbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden*). Heute ein kleiner Nachtrag;**) —

---

*) Es waren die Gedichte: „Deutſchland“ (Bd. XVII, S. 268), „Unterwelt“ (Bd. XVI, S. 303—307) und „Die Waſſerleute (Bd. XVI, S. 299 ff.), welche in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 11, vom 15. Januar 1842, abgedruckt wurden.

**) „Schwarz-roth-goldne Gedichte“ („Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris“, „Die Tendenz“, „Das Kind“ und „Verheißung“, Bd. XVII, S. 236—237 und 248—251).

möge er keinem Miſsverſtändniſſe begegnen, wie mein armes Buch, das Sie gewiſs nicht geleſen hatten, als Sie den Stab darüber brachen*). Sie ſind nicht der Einzige, der durch die Machination der Intriganten getäuſcht worden. Die Ohrfeigen-Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben; ich verdanke derſelben eine heilſame Reaktion im Gemüthe vieler edlen Menſchen, die man mir abtrünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube, wenn Sie ihn ſehen; ſeinen Wunſch, über jene miſerable Geſchichte das Thatſächlichſte zu ſchreiben, dürfe ich noch nicht erfüllen, ſonſt würde man mich der Leidenſchaft bezichtigen, und doch lebt in meiner Seele nur die kälteſte Verachtung für die Klicke, die an meiner Ehre einen beiſpielloſen Meuchelmord begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über

---

Der Cenſor, Profeſſor Bülau, ſtrich die Geſammtüberſchrift, ſowie die Schlußſtrophen des erſten Gedichtes. Die drei andern Gedichte wurden daher allein in Nr. 19 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 27. Januar 1842, abgedruckt.

*) Nach Erſcheinen von Heine's Buch über „Börne“ veröffentlichte die „Zeitung für die elegante Welt“ (in Nr. 174, 195, 196 und 219, vom 5. September, 5. und 6. Oktober und 7. November 1840) einige, zum Theil ſehr ſcharfe Angriffe gegen Heine.

ein reſpektives Publikum, das ſich durch die plumpſten Täuſchungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und ſein Sie meiner Hochſchätzung, meiner beſondern Theilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzkouvert zu ſchicken.

206. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebſter Campe!

Ihren Brief vom 28. dieſes (?) habe ich vorgeſtern erhalten. Auch hat mir Dingelſtedt ſeiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgetheilt. Was ſoll ich darüber ſagen! Ich verſtumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt*),

---

*) Zur Erläuterung dieſes Briefes entnehmen wir der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 10, Beilage, vom 10. Januar 1842, nachſtehende Mittheilung:

Breslau, den 27. December 1841.

Die „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" und die „Unpolitiſchen Lieder von Hoffmann von Fallersüberſteigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin ſeinen

---

leben, zweiter Theil" ſind hier nicht nur verboten, ſondern haben Veranlaſſung gegeben, daß der geſammten künftigen Thätigkeit der Verleger im Bereich der preußiſchen Monarchie eine Grenze geſtellt iſt, wie folgendes Verbots-Cirkular darthut:

Verbots-Cirkular.

Die dem Cenſurweſen vorgeſetzten königlichen Miniſterien haben ſich veranlaſſt gefunden, mittelſt Verfügung vom 8. d. M. alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erſcheinenden oder als Kommiſſions-Artikel von derſelben ausgegebenen Schriften, Blätter ꝛc., von welcher Art ſie auch immer ſein mögen, innerhalb der königlich preußiſchen Staaten zu verbieten. Demgemäß dürfen alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erſcheinenden dergleichen Schriften jeglicher Art weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Leſezirkeln oder von Antiquaren gehalten werden.

Sämmtliche hieſige wohllöbliche Buchhandlungen werden von dieſem Verbot mit der Auflage hierdurch in Kenntniß geſetzt, ihr „legi" hierunter zu vermerken. —

Breslau, den 16. December 1841.

Königl. Polizei-Präſidium.

Herr Campe veröffentlichte hierauf die nachſtehende

Offene Erklärung.

Mit dem größten Erſtaunen hat die unterzeichnete Buchhandlung das gegen ſie erlaſſene Interdikt in Erfah-

Grund, weil auch meine Intereſſen zugleich gekränkt ſind. Sie wollen meine beſtimmte Meinung?

---

rung gebracht, und ſieht ſich dadurch, um weder bei den hohen Regierungen, noch bei dem geſammten deutſchen Publikum in einem falſchen Lichte zu erſcheinen, zu folgender Erklärung dringend veranlaſſt. Sie hat ſowohl die „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“, als die „Unpolitiſchen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, zweiter Theil“ (der erſte iſt in Preußen erlaubt), unter der ſtrengſten Beobachtung aller geſetzlichen Vorſchriften gedruckt und befindet ſich im Beſitz des legitimen Imprimaturs für beide Werke, ſo daſs ſie ſich beim Druck derſelben keines Verſtoßes gegen beſtehende Geſetze bewuſſt iſt! Um ſo ſchmerzlicher hat es ſie daher berühren müſſen, daſs im vorliegenden Falle eine im deutſchen Buchhandel bisher unerhörte und im Geiſte unſerer Preſsgeſetze durch Nichts motivierte Strenge gegen ſie in Anwendung gebracht worden iſt.

Indem die unterzeichnete Buchhandlung, im beruhigenden Bewuſſtſein, kein beſtehendes Geſetz verletzt oder umgangen zu haben, hiermit den reinen wahren Thatbeſtand zur öffentlichen Kenntnis bringt, erwartet ſie von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen preußiſchen Miniſteriums, daſs dieſe einfache Anzeige genügen werde, eine Maßregel zurückzunehmen, die in ihrer Strenge eben ſo unerhört, wie in ihrer Veranlaſſung durch keine einzige, uns zu Schulden kommende Übertretung beſtehender Geſetze gerechtfertigt iſt.

Hamburg, den 4. Januar 1842.

Hoffmann und Campe.

Nun, ſo hören Sie: ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte iſt hier Nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wiſſen, die Mäßigung bis zum bedenklichſten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrauſenden Hitzköpfigkeit zuſchreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben iſt mir zuwider, weil es zunächſt immer unzeitig war; aber ich würde dem ſchäbigſten Tumultanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutſchen Buchhändler Ihnen in dieſem Kriege nicht beiſtehen, ſo ſind Dieſelben die größten Eſel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unſeren großen Dramatiker habe ich ſogar in Verdacht des geheimen Einverſtändniſſes mit preußiſchen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geſchehen kann, ſoll geſchehen. Weder Rückſichten der Vergangenheit noch der Zukunft nöthigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unſeren Regierungen

---

Das preußiſche Verbot des Hoffmann und Campe'ſchen Verlages blieb indeß nicht lange in Kraft; es ward ſchon im Mai 1842 nach den Hamburger Brande, ohne beſonderes Anſuchen des Herrn Campe, wieder aufgehoben.

Etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz iſt auch unbefleckt von ſervilen Hoffnungen. — Das iſt klarer Wein, den ich Ihnen heut einſchenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und Weiſe, in welcher Sie meiner verjährten Vorrede bei dieſer Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verſtimmen konnte; Sie hatten aber Unrecht, mich ſo bloß zu ſtellen, da Sie doch nicht wiſſen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberſtehe. — Aber in Ihrer Lage iſt Alles verzeihlich; eine ſchändlichere Ungerechtigkeit iſt noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber ausſprechen kann, ſondern das Ding bei ſeinem rechten Namen nennen müſſte, ſo ſchwieg ich bis jetzt. Sobald es nothwendig, will ich gern beſtimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eignen perſönlichſten Angelegenheiten zuwider iſt, ſo ſehr reizt ſie mich bei uneigennützigen, ideellen Anläſſen. — Sorgen Sie jetzt zunächſt für eine Firma, unter deren Namen man Alles drucken laſſen kann, ja für zwei Firmas, die eine für politiſch ſtarke, die andre für unpolitiſche Schriften. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächſt dieſe Noth eingebrockt, ſind ſpottſchlecht, und vom äſthetiſchen Standpunkte aus hatte die preußiſche Regierung ganz Recht, darüber ungehalten zu ſein: ſchlechte Späßchen, um Philiſter zu amüſieren bei Bier und Tabacк. —

Ich ſchreibe Viel; darüber nächſtens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins Bad reiſen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdeſſen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Luſt, den Druck der Geſammtwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich ſtehe Ihnen in dieſer Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie iſt es mit dem „Börne"? werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Beſtimmtes; es iſt nicht bloß des Geldes wegen, ſondern auch weil ich etwas Wichtiges, und ſogar Viel hinzuzuſchreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht ſo bald herausgeben, da ich im Zug bin, die ſchwachen durch neue und beſſere zu erſetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich ſicher bin, daſs es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder" nicht den Kürzern zieht. In dieſer Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daſs ich jetzt meine bedeutendſten lyriſchen Produkte geben kann. Nur Ruhe muſs ich mir ſchaffen und mich von meinem böſen Kopfübel etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten von vorigem Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, ſondern auch meine phyſiſche Heilung hintertrieben. Geld iſt nicht die Hauptſache, Geſundheit iſt viel mehr, die Ehre aber iſt Alles.

So Viel heute des Allgemeinen. Des Beſonderen habe ich Ihnen nur zu melden, daſs ich morgen die Summe endlich auf Sie traſſiere, deren Annahme Sie mir ſo bereitwillig zugeſichert; ich glaubte dieſe Tratte länger hinausſchieben zu können, aber zu meinem Verdruſs merke ich dieſer Tage, daſs ich bei Cotta weniger Geld ſtehen hatte, als ich glaubte, und deſshalb traſſiere ich auf Sie, ſtatt auf ihn, wie ich Anfangs vorhatte. Dingelſtedt ſehe ich leider nicht ſehr oft; er iſt aber immer für mich eine liebenswerthe Erſcheinung. — Wie geht die neue Auflage des Liederbuchs ab? Sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich lebe hier ſtill und iſoliert wie immer. Ruhiger Hausſtand. — Daſs es Ihrer Frau nicht beſſer geht, thut mir ſehr leid; Jeder hat ſein Kreuz. —

Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei*), das in Leipzig nicht die Cenſur der „Eleganten Welt"

---

*) „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris," Bd. XVII, S. 236. — Vgl. die Anmerkung **) zu dem vorhergehenden Briefe.

paſſiert, und für Sie vielleicht einiges Intereſſe hat. Lieber Himmel, wenn ich erſt die ſtarken Töne anſchlüge, wie würden die Leute erſchrecken! —

Schreiben Sie mir bald viel Neues, wenn es auch nichts Gutes iſt, nur Neues. Das Alte langweilt mich ſchrecklich.

Heiter und freundſchaftlich

H. Heine.

207. An Guſtav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebſter Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für ſolche kleine Beiträge betrifft, ſo ſtelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöſeren Arbeiten werde ich das Honorar für die eignen Fonds in Anſpruch nehmen und Dieſes alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wie Viel ich für einen Band Gedichte, eben ſo ſtark wie mein „Buch der Lieder," von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber ganz unter uns, denn es iſt noch immer möglich, daſs ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienſt.

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.

208. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebſter Campe!

Es läſſt ſich kaum ſagen, welche tiefe Erſchütterung das Unglück, das euch betroffen*), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Theilnahme die Franzoſen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältniſſen näher ſtehe und meine Lieben dort in Noth wuſſte, ſo können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinigen hatte und noch nicht das Ende der Kataſtrophe vorausſehen konnte. Es erzeugte ſich bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeiſtern kann, und mein Kopf iſt öde und wüſt.

---

*) Der große Brand.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daſs Sie durch kluge Vorſicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geſchützt ſind — Dies beſtätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es iſt ein ſchauderhaftes Ereignis, und der Verluſt iſt ungeheuer; ich ſehe wohl ein, daſs hier nicht Alles mit Geld erſetzt werden kann. Aber durch neugeweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moraliſche Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück ſelbſt der reichlichſte Segen abgewonnen werden. — Ob der einſchläfernden Influenza des Friedens ward vielleicht von der Vorſehung ſolche aufrüttelnde Feuermedicin ordonniert.

Hier haben wir unterdeſſen ebenfalls manchen bittern Löffel ſchlucken müſſen; das Unglück, das auf der Verſailler Eiſenbahn arriviert, iſt gräſslich, über alle Vorſtellung gräſslich.

Sobald Sie, liebſter Campe, wieder ein Biſschen Athem ſchöpfen können, wollen wir von Druckerei ſprechen. Unterdeſſen leben Sie wohl und bleiben Sie meiner freundſchaftlichſten Geſinnungen in Betreff Ihrer Perſon treuherzigſt verſichert.

H. Heine.

209. An Auguſt Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er ſich nämlich beklagt, daſs er in deutſchen Blättern ſo hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daſs man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, daſs Dergleichen der Fall ſei. Er verdient es wahrlich nicht, er iſt ſo gut und wacker! Ich lieb' ihn ſehr, und dieſe Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu ſchreiben. —

Meine Frau läſſt grüßen. Sie treibt heut ihre Hauswirthſchaft mit vielem Geräuſch. In dieſem Augenblick zankt ſie mit der Magd. Sie iſt durchaus keine ſtille Seele, wird aber täglich korpulenter.

210. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebſter Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Daſs Sie wieder die „Elegante“ eingenommen, iſt gewiſs für uns Alle ſehr erfreulich; ich ſage: „uns“ und verſtehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert ſind. Aber wird der herrſchende Plebs ſich jetzt nicht noch inniger zuſammenrotten und gegen uns losſchimpfen? Ich ſehe die Sachen aus der Ferne beſſer ein, und wenigſtens für mich ſehe ich ein ſchlimmeres Schickſal voraus, als die Vergeſſenheit, wenn ich mit euch jetzt Oppoſition bilde gegen den Phraſenpatriotismus und Zeitgeſchmack. Es iſt der feigen Lüge eines G** und Konſorten bereits gelungen, meine politiſchen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entſchiedenſte aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortſchrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird Das erſt geben, wenn ich in direktem Gegenſatz gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und ſonſtigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, daſs ich vorausſehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Beſorgniſſe inſofern begründet ſind, daſs Sie nicht mit Entſchiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, ſo will ich den Muth nicht ſinken laſſen. Jedenfalls aber werde ich die „Elegante,“ weil ſie Ihr Blatt, mit treueſter Liebe unterſtützen und fördern. Soviel es mir mein leidender Kopf geſtattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieſes Übels), werde ich für die „Elegante“ ſchreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung“ unter dem ♂ Zeichen ſchreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante“ eine laufende Korreſpondenz über die hieſigen Zuſtände liefern. Er wird Das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls Dergleichen unternehme, kann ich noch nicht ganz beſtimmt zuſagen, ich glaube aber, daſs ich dieſen Winter mich beſſer befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! intereſſante Korreſpondenz regelmäßig ſchicken.

Liebſter Freund! wir dürfen nicht die preußiſchen Doktrinäre ſpielen, wir müſſen mit den „Halliſchen Jahrbüchern“ und mit der „Rheiniſchen Zeitung“ harmonieren, wir müſſen unſre politiſchen Sympathien und ſocialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müſſen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Weltrückſichten vertheidigen, wir müſſen Das wahrhaft ſein, was Herr Gutzkow nur ſcheinen will. — Anders geht es uns noch ſchlimmer — ſchlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie geſagt, ich werde die „Elegante,“ ſoviel es mir nur irgend möglich, unterſtützen. Ich hoffe in dieſer Beziehung mehr zu leiſten, als ich heute verſpreche. Der Zufall will es, daſs ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des erſten Monats ſogleich ein ſehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoriſtiſches Epos geſchrieben, das großen Lärm machen wird. Es ſind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abtheilungen, indem ich auf das „Morgenblatt“ Rückſicht nahm, für welches ich die Arbeit beſtimmte. Leider — und Das macht mich ſehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab’s ihm verſprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichtsdeſtoweniger entſchließe ich mich, dieſe Arbeit in der „Eleganten“ drucken zu laſſen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Intereſſen ich hier ſakrificiere. Wichtige Intereſſen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterruhm ſelbſt liegt mir Nichts. Ich bin bereits ſeit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beſchäftigt, und in acht Tagen iſt es fix und fertig und eigenhändig abgeſchrieben. Ich will jetzt noch unabläſſiger mich dieſem Geſchäfte unterziehen. Da es aber eine ſehr große Arbeit iſt, die bereits auf meinem diesjährigen Budget ſteht, müſſen Sie Sorge tragen, daſs der Verleger der „Eleganten“ mir wenigſtens in Beziehung des Honorars Daſſelbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt“ erhalten hätte. Ich hatte ganz beſonders deſshalb bei ihm angefragt. Es iſt zehn Louisd'or per Druckbogen. Ich glaube, ſie wird ihm gewiſs das Geld werth ſein, da dieſe Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten“ durchlaufen und derſelben als eine koloſſale Annonce dienen wird; es iſt nämlich, unter uns geſagt, das Bedeutendſte, was ich in Verſen geſchrieben habe. Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiſs ein Evenement ſein. Ich bin ungemein neugierig, was Sie dazu ſagen werden. Sie ſehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geſchrei die Vergangenheit zu vertuſchen. — Der Held meines kleinen Epos iſt ein Bär, der einzige der zeitgenöſſiſchen Helden, den ich des Beſingens werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum. — Meine Adreſſe iſt Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt beſſer, ja ſogar ziemlich elegant, ſeitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernſthafteſten Eheſtand. Ich treibe Monogamie. Sonſt lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau läſſt ſich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich laſſe meine freundlichſten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Franzöſinnen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelaſſen, und ich habe noch oft von ihrer Grazie ſprechen hören, die eine Franzöſin nicht ſo leicht einer Deutſchen zugeſteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem ſchäbigſten Geſindel mich herumſchlagen muſſte, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, ſondern auch durch die That zu begegnen, ſchreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voſs, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner

Honorarforderung einverſtanden. Auch ſagen Sie mir, ob ich das Manuſkript alsdann per Poſtwagen ſchicken ſoll oder per Briefpoſt; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich dieſen Brief ſchreibe, betragen. Ich bin, wie geſagt, unermüdlich damit beſchäftigt und werde es ſogleich abſchicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie ſprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Muſikbeilagen geben? Für dieſen Fall kann ich von Meyerbeer ſehr hübſche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebreiche Geſinnung und das ſchöne Vertrauen, das Sie mir ſo frei gewidmet, und das ich immer als eine meiner koſtbarſten Errungenſchaften in dieſem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, daß Sie mein humoriſtiſches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel iſt: „Atta Troll, von H. Heine“*).

---

*) Zuerſt abgedruckt in Nr. 1—10 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 4. Januar bis 8. März 1843.

211. An Heinrich Laube*).

— — Was Sie mir von dem „Muſenalmanach“ des Herrn Friedrich Steinmann ſagen, würde mich amüſieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewiſſenloſigkeit zeugte, womit gewiſſe Leute in Deutſchland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloſer Abſicht geſpielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Muſenalmanach zeigen laſſen, und ich autoriſiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daſs die zwei Gedichte, die mit der Unterſchrift H. Heine und Paris darin abgedruckt ſtehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaſſt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem erſten dieſer Gedichte**) nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig

---

*) Dieſe Stelle aus einem verloren gegangenen Briefe an Heinrich Laube wurde in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 8. Februar 1843, abgedruckt und klingt wie ein antecipierter Proteſt gegen den induſtriöſen Herausgeber des ſogenannten Heine'ſchen Nachlaſſes.

**) „Wenn ich bei meiner Liebſten bin“, Bd. XV, S. 54. Das Gedicht wurde dem Muſiker Joſeph Klein in Köln zur Kompoſition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt.

Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrſcheinlich auch ſeitdem als Muſiktext erſchienen; von dem anderen Gedichte*) habe ich auch nicht die leiſeſte Erinnerung, doch iſt es leicht möglich, daſs es um dieſelbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem ſcherzenden Privatbriefe unter andern Selbſtperſifflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floſs. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verſe nicht aus Paris datiert und ſomit als Produkte meines hieſigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geſchwiegen, als derſelbe Herr Steinmann vor einem Jahre ſich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ**).

---

*) „Ich wollte, meine Lieder," Bd. XV, S. 57. — Außerdem ward in dem Steinmann'ſchen „Muſenalmanach. 1843" (Leipzig, Fr. Fleiſcher) noch das zuerſt im „Zuſchauer", Nr. 3, vom 5. Januar 1822, mitgetheilte Jugendgedicht Heine's: „Deutſchland. Ein Traum." (Bd. XVII, S. 227 ff.) — und zwar gleichfalls mit der Bezeichnung: „Paris" — wieder abgedruckt.

**) Die drei im vorhergehenden Bande mitgetheilten Briefe Heine's an Friedrich Steinmann wurden von Letz-

Seit länger als achtzehn Jahren ſtand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringſten Verkehr, nicht in der mindeſten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlaſſung, wodurch jene betrübſame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muſs gegen ſolches unerlaubte Verfahren endlich aufs beſtimmteſte proteſtieren, und Sie können, liebſter Freund, zu dieſem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mittheilen.

212. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebſter Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich ſchreiben, und dieſe Zeilen ſollen Sie nur mit der nothdürftigſten Beantwortung Ihrer jüngſten Anfrage in Betreff des zweiten „Reiſebilder“-Bands und des Liederbuchs beſchwichtigen. Ich autoriſiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reiſebilder“ in neuer Auflage

---

terem unbefugterweiſe im erſten Heft des „Meſiſtofeles“ (Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1842) abgedruckt.

erſcheinen zu laſſen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage dieſes zweiten Bandes ſo genau als möglich abdrucken laſſen. Ich denke nämlich, daſs keine ſonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in dieſem Buche Etwas umändern oder ausmerzen will, ſo iſt es für Sie jedenfalls beſſer, daſs Dergleichen in der Geſammtausgabe der Werke geſchieht, mit deren Druck Sie, nebenbei geſagt, jetzt nicht mehr lange zögern ſollten. Sobald Sie mir anzeigen, daſs dieſer Druck beginnen ſoll, ſchicken Sie mir zugleich die vier „Reiſebilder“-Theile, und ich gehe ſie genau durch, korrigiere und ordne, und eröffne mit denſelben die Geſammtausgabe.

Wenn es Ihnen recht iſt, ſollen die „Reiſebilder“ in dieſer neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausſcheide und ſie zum Beſchluſs der Geſammtausgabe liefere. Unterdeſſen glaube ich noch einen fünften Theil „Salon“ zu geben, aber auch dieſer (der ganze „Salon“) ſoll zuſammengedrängt in der Geſammtausgabe nur drei Theile betragen. Ich bemerke Ihnen Dieſes, damit Sie, wenn Sie etwa Luſt hätten, die Geſammtausgabe jetzt anzukündigen, dem Publiko anzeigen, daſs das Ganze acht ſehr ſtarke Bände betragen, und daſs zwei Bände „Reiſebilder“ die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder“ betrifft, ſo autoriſiere ich Sie ebenfalls, dieſelbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu laſſen, ſo genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu ſehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können ſich drauf verlaſſen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieſer neuen Auflage überſchicken.

Ich leide ſo ſtark an den Augen, daſs ich faſt gar nicht ſchreiben kann.

Wie man mir aus Deutſchland meldet, ſoll der „Telegraph“ wieder die niederträchtigſten Inſinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, ſchicken Sie mir ſo bald als möglich ein Exemplar, damit ich ermeſſe, in wie weit ich mich über ihre Unziemlichkeit und Liebloſigkeit zu beklagen habe. Jedenfalls geſchieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und Jeder ſagt mir, daſs ich wie ein Niais handle, wenn ich mir Dergleichen ruhig gefallen laſſe . . . Gäbe ich auch nach im Momente, ſo bliebe doch eine bittere Verſtimmung zurück, die uns ſpäter alle Luſt verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter in die Druckerei ſchickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieſes Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es iſt dringendſt nothwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

---

213. An Julius Campe.

Paris, den 29. December 1843.

Liebſter Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich Alles beſſer antraf, als ich mir vorſtellte; der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, ſo daſs mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch Tauſenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlaſſen wollte, ſchied ich faſt ohne Abſchied. Die wichtigſten Notizen, die ich einſammeln wollte, rein vergeſſen. Es freut mich unſäglich, daſs ich wenigſtens in Bezug auf Sie Alles aufs erfreulichſte für uns Beide geordnet, und die ſichere Grundlage für ein gemeinſames Zuſammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die ſich durch eine dreizehnjährige Abweſenheit bilden mußten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine ſchöne Zukunft rechnen. — Vor der Hand wünſche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläuftig mit Detmold über den „Telegraphen“ beſprochen. Er verſprach, Ihnen gleich darüber zu ſchreiben, und er wird Ihnen alſo ſelbſt ſeine Anſichten mitgetheilt haben. Ich glaube, ſo behindert er auch durch außerordentliche Umſtände in dieſem Momente iſt, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er iſt ebenfalls der Meinung, daſs Sie, um dem „Telegraphen“ einen bedeutenden Abſatz zu ſichern, ihm eine beſtimmt politiſche Richtung geben müſſen; er müſste nur eine literäriſche Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in ſolcher Weiſe iſt Etwas damit anzufangen. Sind Sie zu ſolcher Umwandlung entſchloſſen, ſo bietet ſich mir hier die Gelegenheit, die ſchiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheiniſchen Zeitung,“ nämlich die Redaktoren, beſonders Dr. Heſs und ſeinen ſchreibenden Anhang, auch den Anhang des leſenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen“ zu erwerben. Dr. Heß iſt eine der ausgezeichnetſten politiſchen Federn, und er wäre ſogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. Solange Sie, ſagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, ſind Sie von Gutzkow nicht los, und Derſelbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeit verſpinnen können. Reines Abbrechen mit Dieſem ſei nöthig, und wenn man auch Jenen dadurch ein bißchen vor den Kopf ſtößt. Als Mitarbeiter den Schirges, ſoviel Sie wollen, aber auf keinen Fall ſeinen als Lieutenant von Gutzkow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weill läſſt ſich Ihnen angelegentlichſt empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen“ weiterarbeiten, wenn Sie ihn anſtändig honorieren. — Wie geſagt, Sie antworten mir bald in Betreff der Ruge'ſchen Koterie (Sie ſehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen.) Was mich ſelbſt betrifft, ſo gehöre ich nie zu einer Koterie als ſolcher, unterſtütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Ruge'ſche Zeitſchrift*) habe ich daher gleich einen Beitrag geſchrieben und ihn bereits abgeliefert. Es ſind drei

---

*) Deutſch-franzöſiſche Jahrbücher, herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844.

Spottgeſänge auf Ludwig von Baiern*), das Sanglanteſte, was ich je geſchrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abſchrift davon mittheilen; die Revue wird nämlich erſt Anfang Februar erſcheinen.

Hab' auch auf meiner Reiſe mancherlei Verſe gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutſche Luft athme. Von künftigen Aufenthalten in Deutſchland verſpreche ich mir viel' poetiſche Früchte, und ich kann es als Poet noch zu Etwas bringen. Zur Ausſtattung meiner „Neuen Gedichte“ (Das iſt des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächſte Woche gehe ich ſchon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein biſschen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübnis ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit iſt. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die beſprochene Summe auf Sie traſſieren; ich bitte, ſolche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reiſe hat meinen Säckel ziemlich erſchöpft, und (was Niemand glaubt) ich habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anſpruch genommen. Wir haben uns wechſelſeitig mit der größten Delikateſſe behandelt.

---

*) Band XVII, S. 257 ff.

Ich habe noch keine paſſende Gelegenheit gehabt, mit Rothſchild in Betreff des bewuſſten Manuſkripts*) zu ſprechen; gegen Neujahr umwogt ihn ein Weltmeer von Geſchäften, und erſt einige Wochen nachher, wo die Brandung ein biſschen nachläſſt, wo der Strudel nicht mehr ſo betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn alſo erſt gegen Ende Januar ſprechen; unterdeſſen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuſkript bei Leibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich Ihnen aus meiner Taſche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundſchaft erzeigen, ſo ſchicken Sie mir das Manuſkript hierher nach Paris — ich bin dann im Stande, Etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als exiſtierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte, oder als hätte ich gar dieſelben ſelber nachträglich ins Leben gerufen, etwa aus Depit. — Ich möchte, ich geſtehe es, gar zu gern die ſchönen, liebreichen Dienſte, die mir Rothſchild ſeit zwölf Jahren erwieſen hat, ſoviel es honetterweiſe nur möglich iſt, zu vergelten ſuchen, aber der bloße Gedanke ſchon, daſs er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, ſchüchtert mich ein, macht mich faſt feige. Sie haben ſich in Betreff dieſer Angelegenheit ſo nobel gegen mich ausgeſprochen, daſs ich hoffen darf, Sie laſſen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundſchaftseifer für Rothſchild, indem Sie mir das feindſelige Manuſkript umgehend durch die Poſt zuſchicken. *Mein Ehrenwort* mag Ihnen dafür bürgen, daſs ich es nicht aus Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur ſeine Exiſtenz ausweiſen, und kann ich nicht das Wünſchenswerthe erzielen, ſo bin ich wenigſtens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar provociert. Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikateſſe nicht ſagen.

---

*) Friedrich Steinmann hatte Herrn Campe eine Geſchichte des Hauſes Rothſchild eingeſandt, welche zum Theil ſehr ſcharfe Invektiven gegen die Mitglieder jener Familie enthielt. Herr Campe zahlte dem Verfaſſer das von ihm geforderte Honorar, ließ aber das Buch nicht erſcheinen.

Und nun, theuerſter Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann faſt nicht mehr ſehen, was ich ſchreibe. Laſſen Sie mir bald Antwort zukommen in Betreff des „Telegraphen“ und Rothſchild's, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Geſinnungsgenoſſen. Ich bin wohl und heiter und verſchnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiſte, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutſchland graſſiert in meinem Herzen, ſie iſt unheilbar.

Ihr Freund

H. Heine.

Wien. Druck von Jacob & Holzhauſen
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Einundzwanzigſter Band.

Briefe. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers XI

Briefe.

1844—1856.

214.	An Julius Campe.	20.	Februar	1844	1
215.	An Denſelben.	17.	April	„	3
216.	An Denſelben.	3.	Mai	„	8
217.	An Denſelben.	23.	Juni	„	12
218.	An Denſelben.	11.	Juli	„	14
219.	An Denſelben.	18.	October	„	15
220.	An Denſelben.	24.	„	„	17
221.	An Denſelben.	4.	November	„	—
222.	An Denſelben.	19.	December	„	19
223.	An Denſelben.	8.	Januar	1845	21
224.	An Denſelben.	13.	„	„	23
225.	An Denſelben.	4.	Februar	„	25
226.	An Denſelben.	28.	März	„	37
227.	An Heinrich Laube.	5.	Mai	„	41
228.	An Denſelben.	24.	„	„	42

Seite
229. An Julius Campe. 21. Juli 1845 . 44
230. An Denſelben. 31. October „ . 47
231. An Dr. L. Wertheim. 22. December „ . 51
232. An Varnhagen von Enſe. 3. Januar 1846 . 53
233. An Julius Campe. 3. „ „ . 57
234. An Denſelben. 5. Februar „ . 58
235. An den Redakteur des „Unparteiiſchen Korreſpondenten.“ 5. „ „ . 59
236. An Julius Campe. 6. „ „ . 60
237. An Ferdinand Laſſalle 10. „ „ . 65
238. An Denſelben. 11. „ „ . 69
239. An Denſelben. ? „ „ . 72
240. An Denſelben. 27. „ „ . 77
241. An Julius Campe. 1. September „ . 79
242. An Heinrich Laube. 19. October „ . 83
243. An Julius Campe. 12. November „ . 85
244. An Dr. Arnold Mendelsſohn. 12. December „ . 92
245. An Julius Campe. 14. „ „ . 94
246. An Denſelben. 19. „ „ . 95
247. An Denſelben. 26. „ „ . 96
248. An Benjamin Lumley. 27. Februar 1847 . 98
249. An Heinrich Laube. 3. April „ . 100
250. An Denſelben. 5. „ „ . 101
251. An Benjamin Lumley. 7. „ „ . 102
252. An Denſelben. 3. Mai „ . 103
253. An Varnhagen von Enſe. 4. „ „ . 107
254. An Julius Campe. 20. Juni „ . 108
255. An Denſelben. 30. September „ . 113
256. An Alfred Meißner. 12. März 1848 . 114
257. An Julius Campe. 25. April „ . 116

					Seite
258.	An Denſelben.	14.	Mai	1848	. 119
259.	Erklärung.	15.	„	„	. 120
260.	An Julius Campe.	7.	Juni	„	. 124
261.	An Denſelben	10.	„	„	. 128
262.	An Denſelben	9.	Juli	„	. 130
263.	An Denſelben.	15.	Januar	1849	. 133
264.	Berichtigung.	15.	April	„	. 136
265.	An Julius Campe.	30.	„	„	. 139
266.	An Denſelben	30.	Juni	„	. 143
267.	An Denſelben.	16.	November	„	. 144
268.	An F. Laſſalle.	30.	April	1850	. 147
269.	An Julius Campe.	1.	Juni	„	. 148
270.	An Denſelben.	28.	September	„	151
271.	An Alfred Meißner.	1.	November	„	. 156
272.	An Julius Campe.	21.	April	1851	. 158
273.	An Profeſſor Oppenheim.	25.	Juli	„	. 160
274.	An Julius Campe.	21.	Auguſt	„	. 162
275.	An Denſelben.	28.	„	„	. 165
276.	An Denſelben.	7.	September	„	. 170
277.	An Denſelben.	10.	„	„	. 174
278.	An Denſelben.	20.	„	„	. 177
279.	An Denſelben.	23.	„	„	. 181
280.	An Denſelben.	1.	Oktober	„	. 185
281.	An Denſelben.	8.	„	„	. 191
282.	An Denſelben.	13.	„	„	. 193
283.	An Denſelben.	15.	„	„	. 198
284.	An Denſelben	21.	„	„	. 201
285.	An Denſelben.	27.	„	„	. 204
286.	An St. René Taillandier.	3.	November	„	. 209
287.	An Georg Weerth.	5.	„	„	. 212

Seite
288. An Julius Campe. 17. November 1851 . 217
289. An St. René Taillandier. 21. „ „ . 219
290. An Julius Campe. 24. „ „ . 223
291. An Denſelben. 8. December „ . 224
292. An Sigmund Engländer. 8. Januar 1852 . 231
293. An Julius Campe. 28. „ „ 232
294. An Benjamin Lumley. 21. Februar „ . 234
295. An Alfred Meißner. 1. März „ . 236
296. An Julius Campe. 18. u. 22. „ „ . 241
297. An Denſelben. 31. „ „ . 252
298. An Denſelben. 6. April „ . 256
299. An Denſelben. 14. „ „ . 258
300. An Denſelben. 7. Juni „ . 262
301. An Denſelben. 12. Auguſt „ . 267
302. An Denſelben. 24. „ „ . 280
303. An Denſelben. 12. September „ . 284
304. An Alfred Meißner. 13. Oktober „ . 293
305. An Julius Campe. 15. „ „ . 297
306. An St. René Taillandier. 25. „ „ . 301
307. An Julius Campe. 25. November „ . 302
308. An Denſelben. 14. December „ . 304
309. An den Redakteur des „Journal des Débats.“ 10. Januar 1853 . 307
310. An Julius Campe. 9. Februar „ . 312
311. An Denſelben. 30. April „ . 314
312. An Denſelben. 5. Oktober „ . 318
313. An Denſelben. 27. „ „ . 321
314 An Denſelben. 7. März 1854 . 324
315. An Denſelben. 10. „ „ . 332
316. An Denſelben. 19. „ „ . 334

				Seite
317. An Denſelben.	23.	März	1854	. 335
318. An Denſelben	15.	April	„	. 337
319. An Denſelben.	20.	„	„	. 340
320. An Denſelben.	22.	„	„	. 342
321. An Denſelben.	2.	Mai	„	. 343
322. An Alfred Meißner.	4.	„	„	. 348
323. An Julius Campe.	20.	„	„	. 349
324. An Denſelben.	30.	„	„	. 351
325 An Denſelben.	26.	Juni	„	. 354
326. An Denſelben.	1.	Juli	„	. 357
327. An Denſelben.	13.	„	„	. 359
328. An Denſelben.	15.	„	„	. 360
329. An Denſelben.	18.	„	„	. 364
330. An Denſelben.	26	„	„	. 366
331. An Denſelben.	1.	Auguſt	„	. 368
332. An Denſelben	3.	„	„	. 370
333. An Denſelben	10.	„	„	. 372
334. An Denſelben.	21.	„	„	. 374
335. An Denſelben.	3.	September	„	. 375
336. An Denſelben	7.	„	„	. 377
337. An Denſelben.	14.	„	„	. 379
338. An Denſelben.	16.	„	„	. 381
339. An Denſelben.	21.	„	„	. 384
340. An Denſelben.	3.	Oktober	„	. 386
341. An Joſeph Lehmann.	5.	„	„	. 389
342. An Julius Campe.	5.	„	„	. 393
343. An Denſelben.	12.	„	„	. 395
344. An Denſelben.	24.	„	„	. 398
345. An Denſelben.	8.	November	„	. 402
346. An St. René Taillandier.	9.	„	„	406

Seite
347. An Denſelben. 14. November 1854 . 407
348. An Julius Campe. 14. „ „ . 409
349. An Alexandre Dumas. 8. Februar 1855 . 411
350. An Julius Campe. 30. Mai „ . 418
351. An Denſelben. 26. Auguſt „ . 420
352. An Alexandre Dumas. Sommer od. Herbſt „ . 423
353. An St. René Taillandier. 8. September „ . 424
354. An Adolf Stahr. 7. Oktober „ . 425
355. An Julius Campe. 1. November „ . 426
356. An die Mouche. ? „ „ . 429
357. An Dieſelbe. ? „ „ . 430
358. An Dieſelbe. 1. Januar 1856 . 430
359. An Dieſelbe. Anfangs „ „ . 431
360. An Dieſelbe. Mitte „ „ . 432

Nachträge.

Vorrede zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte“ . 435
Seraphine. 3.a. . 437
Der neue Alexander. III. . 438
An Ferdinand Hiller. 24. Oktober 1832 . 439
An Denſelben. 19. November 1836 . 441
An Denſelben. 7. Oktober 1839 . 443
An Dr. Guſtav Kolb. 1. December 1840 . 444
An Michael Schloß. 15. November 1853 . 446
An Denſelben. 14. April 1854 . 447
An Denſelben. 4. Mai „ . 448
An Denſelben. 10. Juni „ . 451
An Denſelben 25. Auguſt „ . 453
An Denſelben. 9. November „ . 454
An Denſelben. 19. Februar 1855 . 456

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band führt die Sammlung der Heine'ſchen Briefe — und mit ihnen die von uns beſorgte Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Dichters — zum Abſchluſſe. Das verſpätete Erſcheinen dieſes letzten [illegible]des hat ſeinen Grund lediglich in dem Wunſche des Herausgebers wie des Verlegers, dem Publikum ein möglichſt vollſtändiges Korreſpondenzbild des Lebensdramas zu liefern, das mit ſo tragiſcher Steigerung in der Matratzengruft der Avenue Matignon endete. Auch jetzt noch ſind uns während des Druckes ſo zahlreiche ſchätzbare Beiträge zugegangen, daſs wir dieſelben nur zum Theil an betreffender Stelle einfügen konnten, und Manches unter die „Nachträge“ verweiſen muſsten.

Die Briefe an Heinrich Laube, Alfred Meißner, Profeſſor Oppenheim, Sigmund Engländer, Adolf

Stahr und Ferdinand Laſſalle ſind uns von den Adreſſaten zur Benutzung mitgetheilt worden. Dem letztgenannten Herrn verdanken wir gleichfalls die Veröffentlichung der Briefe an Dr. Arnold Mendelsſohn und an H. Laſſalle. Die Briefe an Georg Weerth und an Varnhagen von Enſe wurden uns von Herrn Karl Ziegler in Detmold eingeſandt. Das Schreiben an Dr. L. Wertheim (Nr. 231), ſowie die „Erklärung“ (Nr. 259) und die „Berichtigung“ (Nr. 264), wurden in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die Briefe an den Redakteur des Hamburger „Unparteiiſchen Korreſpondenten“ und den Redakteur des „Journal des Débats“ in den genannten Tagesblättern, die beiden Zuſchriften an Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ abgedruckt. Herr St. René Taillandier hatte die Freundlichkeit, uns ſeine in franzöſiſcher Sprache geführte Korreſpondenz mit dem verſtorbenen Dichter im Original mitzutheilen. Herr Joſeph Lehmann hat uns auf Befragen die Echtheit des an ihn gerichteten, ſchon früher veröffentlichten Briefes (Nr. 341) beſtätigt. Die Briefe an Benjamin Lumley ſind Deſſen „Reminiscences of the Opera“ (London, Hurst & Blackett, 1864), die kurzen Billette an die „Mouche“ den Erinnerungen Alfred Meißner's an Heinrich Heine entnommen. Das unter den „Nachträgen“ mitgetheilte Schreiben an Dr. Guſtav Kolb iſt im Beſitz des Buchhändlers M. Hartung in Leipzig, welcher uns gütigſt den Abdruck geſtattete. Die Briefe an Ferdinand Hiller und Michael Schloſs wurden uns von den Herrn Adreſſaten erſt in jüngſter Zeit eingeſandt, und muſſten daher gleichfalls dem Anhange beigefügt werden.

Unter dem Titel: „Correspondance inédite de Henri Heine“ iſt vor wenigen Wochen bei Michel Lévy frères in Paris eine wörtliche Überſetzung der beiden erſten Bände unſrer Ausgabe der Heine'ſchen Briefe, mit Einſchluſs ſämmtlicher Anmerkungen, erſchienen. Die literariſche Ehrlichkeit hätte wohl erfordert, daſs Überſetzer und Verleger minder ſchweigſam in Betreff der Quelle geweſen wären, aus der ſie geſchöpft, ſtatt durch Titel und Vorrede den Schein zu verbreiten, als hätten ſie ſelbſt jene Briefe geſammelt, und als würden dieſelben jetzt von ihnen zum erſten Male dem Publikum mitgetheilt.

Ich glaube die Grundſätze, nach denen ich bei Herausgabe der ſämmtlichen Werke Heinrich Heine's verfahren bin, in der Ankündigung des erſten Bandes deutlich genug dargelegt und im Verlauf meiner Arbeit treulich genug befolgt zu haben, um jetzt, am Schluſſe derſelben, die Entſcheidung über ihren Werth ruhig dem Urtheile der Kritik anheimgeben zu dürfen. Auch die in Ausſicht geſtellte Ergänzung der Geſammt-Ausgabe der Heine'ſchen Werke, die aus zuverläſſigen Quellen geſchöpfte Biographie des Dichters, hoffe ich, nach jahrelanger Anſammlung des Materials, mit Beſtimmtheit noch im Laufe dieſes Jahres zu vollenden. Beiträge zu derſelben werden mir von Allen, welche dem Dichter zu irgend einer Periode ſeines Lebens in perſönlichem oder brieflichem Verkehr nahe geſtanden, willkommen ſein.

Hamburg, im Januar 1867.

Adolf Strodtmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

214. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1844.

Liebſter Campe!

Ihren Brief habe ich bereits vor acht Tagen erhalten, und auch heute bin ich noch nicht im Stande, Ihnen ordentlich zu ſchreiben. Denn ſeit zehn Tagen iſt mein ſchreckliches Augenübel, ſchrecklicher als je, wieder eingetreten, und ich ſchreibe Ihnen dieſe Zeilen mit der größten Mühe; ich kann kaum die Buchſtaben ſehen. War juſt mitten in einer großen Arbeit, als das Malheur wieder kam. Hab', ſeitdem ich zurück, viel gearbeitet, z. B. ein höchſt humoriſtiſches Reiſe-Epos *), meine Fahrt nach Deutſchland, ein Cyklus von 20 Gedichten, gereimt, Alles gottlob fertig; werde eine Portion Proſa hinzuſchreiben und Ihnen alſo recht bald das nothwendige Bändchen geben. Sie werden ſehr mit mir zufrieden ſein, und das Publikum wird mich in meiner

---

*) Deutſchland, ein Wintermärchen.

wahren Geſtalt ſehen. Meine Gedichte, die neuen, ſind ein ganz neues Genre, verſificierte Reiſebilder, und werden eine höhere Politik athmen, als die bekannten politiſchen Stänkerreime. Aber ſorgen Sie frühe für Mittel, Etwas, was vielleicht unter 21 Bogen, ohne Cenſur zu drucken. —

In Betreff Rothſchild's *), ſchreibe ich Ihnen nächſte Woche, habe dorthin noch nicht gehn können. Unterdeſſen aber danke ich Ihnen herzlich, daſs Sie mir Gelegenheit geben, mich dieſen Leuten verbindlich zu zeigen. Ich zweifle nicht, daſs Dieſes mir nützlich eben ſo wie erfreulich ſein wird, denn die Influenz dieſer Leute auf die deutſchen Kanzeleien iſt ſehr groß, und ich habe derſelben vielleicht nöthig, wenn ich noch mehre Gedichte ſchreibe, wie die einliegenden — was ich aber bleiben laſſe.

Ich ſchicke Ihnen nämlich anbei meine Gedichte **) aus der Ruge'ſchen Revue, die Probebogen, die Sie aber Niemand zeigen dürfen, ehe die Revue dort angekommen, damit kein Halloh vorher entſteht. Dieſes Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen — denn ſie ſehen, weſſen ich fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebſter Campe, wiſſen doch, daſs ich der höchſten Mäßigung gleichfalls fähig bin, wo eingelenkt werden muſs im Intereſſe Ihres Verlags.

---

*) Vergl. den Schluſs des vorhergehenden Briefes, Bd. XX, S. 365—366.

**) Die Bd. XVII, S. 258 ff. abgedruckten „Lobgeſänge“ auf König Ludwig von Baiern.

Nächſte Woche will ich mal verſuchen zu diktieren; gelingt Das mir, ſo haben Sie das neue Büchlein bald, und ich kann dann ſogar noch mehr Manuſkript liefern, als in der alten Weiſe. — Aber welch' ein Unglück, dieſes Augenleid — es macht mich halb verrückt. Bin geſund an Geiſt und Seele.

Ihr Freund

H. Heine.

215. An Julius Campe.

Paris, den 17. April 1844.

Liebſter Campe!

Seit vier Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergeſtellt. Vorher war ich faſt blind. — Nicht ſchreiben können, und, was noch ſchrecklicher iſt, nicht leſen können — Sie haben keinen Begriff von dem Unmuth, der mich verzehrte. Zum Glück war mein großes Gedicht faſt vollendet. Nur der Schluſs fehlte, und ich habe ihn vielleicht ſehr nothdürftig erſetzt. Seitdem beſchäftigte ich mich mit dem Abſchreiben dieſer Arbeit, und das ſchöne, reinliche Manuſkript liegt jetzt vor mir. Ich will es nur noch mal durchgehn, mit der Lupe, und dann ſchicke ich es Ihnen direkt zu über Havre. Es iſt ein gereimtes Gedicht, welches, vier Strophen die Seite berechnet, über 10 Druckbogen betragen mag und die ganze Gährung unſerer deutſchen Gegenwart in der keckſten, perſönlichſten Weiſe ausſpricht. Es iſt politiſch-romantiſch und wird der proſaiſch-bombaſtiſchen Tendenzpoeſie hoffentlich den Todesſtoſs geben. Sie wiſſen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal ſicher, daſs ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird, als die populärſte Broſchüre, und das dennoch den bleibenden Werth einer klaſſiſchen Dichtung haben wird.

Ich hatte Anfangs die Abſicht, noch 10 bis 12 Bogen Proſa hinzuzuſchreiben und hier die merkwürdigen Veränderungen zu beſprechen, die ich in Deutſchland vorgefunden. Aber während meiner Blindheit verarbeitete ſich dieſer Stoff in meinem Kopfe weitläuftiger aus, und jetzt ſehe ich ein, daſs dieſer Stoff, wenn ich noch durch eine zweite Reiſe nach Deutſchland das mangelnde Material ſammle, eines meiner bedeutendſten Werke hervorbringen kann. Schon allein die Perſonenſchilderungen der ſeit 13

Jahren verſtorbenen Freunde und Bekannten in der Literatur könnten einen großen intereſſanten Band liefern: Hegel, Gans, Cotta, Immerman, M. Beer, Schenk, Arnim, Chamiſſo, Fouqué, Frau v. Varnhagen, Roberts, Maltitz, und noch eine Menge kleiner und großer Köter — nicht zu vergeſſen Grabbe, den wichtigſten — kurz, ein Buch von lauter Perſonen, die mir plaſtiſch vor Augen ſtehen. Deſshalb ſchicke ich Ihnen nur mein metriſches Gedicht, und wenn ich noch Etwas hinzuſchreibe in Proſa, ſo ſind es etwa 2 bis 3 oder 4 Bogen.

Aber jetzt ſtellt ſich nun die Hauptfrage hervor: wie können Sie das Buch drucken?

Damit Sie genau wiſſen, wie und was es iſt, ſchicke ich es Ihnen unverzüglich, mit vollem Vertrauen.

Sobald Sie es geleſen, werden Sie leicht einſehen, daſs, wenn es als kleines Büchlein von 10 oder 12 Bogen erſcheint, die Vogue ungeheuer ſein wird, daſs es ein großes Geſchäft iſt, daſs der enormſte Abſatz in dieſem Momente ſicher iſt. Aber zugleich werden Sie ſehen, daſs dieſes Büchlein durch keine Cenſur gehen kann, und wahrlich, ich habe bei der Abfaſſung auf alle Cenſur verzichtet und mir für den ſchlimmſten Fall einen Abdruck in Paris gedacht. — Alſo von Cenſur kann gar nicht die

Rede ſein. Ob Sie Ihre Firma auf den Titel ſetzen ſollen, mögen Sie ſelbſt beurtheilen: ich glaube, Sie können's. Nun ſtellt ſich alſo die Frage: können Sie ein Buch unter 20 Bogen dort ohne Cenſur gedruckt bekommen? Iſt Dieſes nicht der Fall, ſo muſs ich das Buch durch Zufügung von Allotria zu 20 Bogen anſchwellen, und in dieſem Falle ſchlüge ich Ihnen vor, den „Atta Troll“ hinzuzuthun, nämlich in der Geſtalt, wie er jetzt noch iſt, und in der neuen Gedichtſammlung würde ich ihn mit Zuthaten vollſtändiger geben. Doch ungern entſchlöſſ' ich mich dazu. Proſaiſche Aufſätze hinzuzugeben, würde dem Buche ſeinen poetiſchen Charakter rauben. — Schreiben Sie mir umgehend über dieſen Punkt, welcher der wichtigſte. Unterdeſſen ſchicke ich Ihnen das Manuſkript, zunächſt auf höchſte Verſchwiegenheit rechnend, und dann meine Intereſſen Ihnen unbedingt ans Herz legend. Ich muſs ganz ſicher auf Sie zählen können, dann kann ich auch Großes thun. Dann habe ich Muth und ſogar Talent. Über Honorar habe ich, ich ſchwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigſte Frage lag mir der unverſtümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. In dieſer Beziehung kann ich nicht umhin, Ihnen zu geſtehen, daſs Perſonen, die keine Zeile von meinem Gedichte kennen, aber den Zeitinhalt ahnen, mir die glänzendſten Propoſitionen gemacht, es hier in Paris drucken zu laſſen. — Ich habe, wie geſagt, Niemanden eine Zeile von meinem Gedichte gezeigt, laſſe auch keine Zeile (obgleich manche hochpoetiſch unverfängliche Stücke drin ſind) bei Laube drucken oder anderswo. Kurz, ich will überraſchen, einen Schlag machen — und rechne auf Ihre Klugheit und Freundſchaft. Auch Hamburg habe ich (zu Ihrem Ergötzen und Nutzen) mit harmloſem Humor bedacht. — Liebſter Campe! nur ſtumm wie ein Fiſch. — Der Titel des Buches iſt: „Deutſchland, ein Wintermährchen.“

Ich habe Ihnen über Rothſchild nicht weiter geſchrieben, nicht ſowohl wegen meines Augenübels, als auch weil ich durch eine ſeltſame Fatalität ihn nie recht treffen konnte und nicht mit ihm ordentlich geſprochen. Jetzt aber, wo ich freier bin, will ich ihn doch ſprechen, und ich denke, unterdeſſen iſt dort Nichts gegen ihn geſchehen. Mitte nächſter Woche ſchreibe ich Ihnen hierüber. — Unſre ehemaligen Revolutionäre ſind faſt zu Mouchards der hieſigen Ambaſſaden herabgeſunken; Das hat ſich bei Gelegenheit der Ruge'ſchen Revue gezeigt. Letztere wird in andrer Form fortgeſetzt; das Mißgeſchick entſtand durch die Uneinigkeit, nicht durch Geldmangel, noch weniger durch Mangel an gutem Manuſkript (noch geſtern erbot ſich Jemand, 40,000 Franks herzugeben, wenn ich mich als Redakteur nennen wollte, was ich aber bleiben laſſe. Ich habe mich genug pro patria bloßgeſtellt). Leske in Darmſtadt proponiert, ſie in Deutſchland als Bücher von 21 Bogen zu drucken. Aus Köln bieten ſogar Philiſter große Summen, damit die Revue fortgeſetzt werde. Aus Deutſchland ſind anonyme, aber vortreffliche Aufſätze eingeſchickt. — Sie ſehen, durch welche Lügen das Aufhören der Revue in deutſchen Blättern als ein Zeichen des Miſsfallens verleumdet wird. An Ruge iſt übrigens nicht Viel, und die Partei hat ihn abgeſetzt. Wir werden bald mündlich, hoffe ich, über Alles uns ausſprechen.

Ihr Freund

H. Heine.

216. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1844.

Liebſter Campe!

Ihre Briefe vom 13. und 22. April habe ich erhalten und aus letzterem erſehen, daſs Sie Alles, was ich Ihnen über mein Opus geſchrieben, nicht begriffen haben; denn ſonſt würden Sie mir die

Zumuthung nicht machen, es durch Sieveking durch die Cenſur zu bringen. Wenn Dieſer mein Vater wär', könnte er mir das Imprimatur nicht ertheilen; dazu kommt, daß das Gedicht am unleidlichſten Preußen und deſſen König berührt, wo Sieveking alſo aus Staatsgründen und Privatſympathie nicht gut für mich ſein würde*). Von Cenſur iſt keine Möglichkeit. Das Gedicht muß als 21 Bogen ohne Cenſur gedruckt werden, oder ich muſs, wenn Ihnen Dies nicht möglich iſt, das Gedicht hier oder in der Schweiz herausgeben. Anders ſehe ich hier keinen Ausweg. Mit Cenſur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bei der Durchſicht noch die grellſten Stellen ſtrich, Ihretwegen, auch Ihretwegen bei der Konception mich zügelte und gewiſs auch noch jetzt ein Übriges thäte. Denn ich habe ja das Ganze zunächſt Ihretwegen geſchrieben.

Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf 21 Bogen ausgedehnt, ohne Cenſur drucken können. Iſt Dies durchaus nicht möglich, ſo iſt es rein überflüſſig, daſs ich Ihnen das Manuſkript einſchicke; können Sie es aber in angedeuteter Weiſe drucken, ſo ſchicke ich

---

*) Trotz Heine's Befürchtung, wuſste Herr Campe dennoch das Imprimatur vom Syndikus Sieveking zu erlangen.

Ihnen das Manuſkript unverzüglich, und es bleibt dann nur die Frage: *was* ich hinzugebe. Ich hatte Ihnen in dieſer Beziehung den „Atta Troll“ vorgeſchlagen, aber bei näherem Erwägen *Ihrer* Intereſſen habe ich ausgefunden, daſs es viel beſſer wäre, wenn ich das neue Gedicht an die Stelle des „Atta Troll“ in den zweiten Gedichteband aufnehme. Ich ſichere dadurch dieſem zweiten Band die ungeheuerſte Vogue, ich gebe ihm einen Schwung, über den Sie erſtaunen werden. Den „Atta Troll“ würden Sie alsdann als beſonderes Opus allein herausgeben, und mit einigen Hinzufügungen, die mir noch im Geiſte liegen, würde auch dieſes Büchlein ſich luſtig in der Welt herumtrollen; da ich dies Jahr wieder ein Gebirgsbad nehme, wird die Bärenmuſe mich gewiſs zur Vollendung des Gedichts friſch unterſtützen.

Ich bleibe nur noch vier Wochen hier, dann muß ich meiner Augen wegen (ich bin wieder halb blind) durchaus ins Bad reiſen. Leuk in der Schweiz wird mir von den Ärzten angerathen. Ich hab' es durchaus nöthig, wenn ich nicht ganz erblinden will. Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr koſten, als ſie mir einbringen. Das iſt Schriftſteller-Miſère:

die kranken Augen anſtrengen, um die Heilungskoſten zu erſchwingen. —

In Betreff Rothſchild's hätte ich Ihnen zu Viel zu ſchreiben, als daſs es mir meine armen Augen heute erlauben. Ich hab' ihn geſprochen und will Ihnen nächſte Woche die Unterhaltung mittheilen; in wie weit er es verdient, geſchont zu werden, mögen Sie dann ſelbſt ermeſſen. Die Sache hat ſich ſchon ſo lange hingezogen, daſs es Ihnen wohl um eine Woche mehr nicht ankommen wird. — Ich ſchreibe Ihnen heute nur der wichtigeren Sache wegen. Antworten Sie mir aber ſogleich.

Wahrſcheinlich trifft Sie mein Brief in Leipzig; Sie können mir alſo einen Dienſt leiſten, um den ich Laube nicht angehen will. Ich habe nämlich Behufs meines zweiten Bands Gedichte eine Abſchrift nöthig von den Gedichten, die ich ſeit einigen Jahren in der „Eleganten Welt" drucken ließ. Kann ich die gedruckten Nummern haben, ſo iſt es mir lieb; wo nicht, müſſen Sie mir von dieſen Gedichten ſehr deutlich geſchriebene Abſchriften verfertigen laſſen, und zwar jedes Gedicht auf ein einzelnes Blättchen Poſtpapier. Ich weiß, Sie haben in der Meſſe Viel zu thun, aber ich muſs Sie dennoch mit dieſer Kommiſſion beläſtigen. Bitte, ſchicken Sie mir nur recht bald die Blättchen, denn ich will jedenfalls, ehe ich ins Bad reiſe, das Manuſkript zurechtmachen.

Ohne die geringſte Schuld von meiner Seite, hat Laube ſich ..... ſchmähend gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; Das war der Menſch auf den ich am meiſten baute unter Allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, ſelbſt wenn er Hofrath geworden wäre oder Cenſor, dennoch nie verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getröſtet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und ſehe ein, wie Wenig ich verloren habe.

Ihr Freund

H. Heine.

217. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juni 1844.

Liebſter Campe!

Seit acht Tagen könnte ich ſchon Antwort von Ihnen haben auf meinen letzten Brief. Und hatte Ihnen doch ſo dringend ans Herz gelegt, daſs ich ins Bad reiſen muſs und eher Paris nicht verlaſſen kann, ehe ich über das Schickſal meines jüngſten poetiſchen Kindes beruhigt bin. Ihr Stillſchweigen läſſt mich zwar hoffen, daſs Sie in Allem mit mir einverſtanden und das Buch gleich in die Preſſe gegeben. Dennoch will ich nicht eher abreiſen, ehe ich von Ihnen Brief erhalten. Haben Sie daher noch nicht geſchrieben, ſo eilen Sie. Wahrhaftig, durch dieſe Verzögerung geſchieht meiner Geſundheit ein großer Schaden. — Iſt das Buch in die Preſſe, ſo binden Sie doch dem Setzer auf die Seele, daſs er in Betreff der Interpunktion ſehr aufmerkſam ſei und namentlich vor einem Gedankenſtrich (—) keinen Punkt (—.) ſetze, wie oft geſchieht. — Einliegend drei Flöhe *), die Sie, wenn ſie Ihnen nicht miſsbehagen, den politiſchen Gedichten einverleiben können; doch will ich, wegen des Königs von Preußen, nicht beſtimmt dazu rathen. In Eil' vor Abgang der Poſt.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Vielleicht die in Band XVII, S. 254—258 abgedruckten Gedichte: „Schloßlegende“ und „Der neue Alexander.“

218. An Julius Campe.

Paris, den 11. Juli 1844.

Liebſter Campe!

Schon ſeit 4 bis 5 Tagen könnte ich Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen haben, worin ich Ihnen die Verlegenheit meldete, die mir Ihr Stillſchweigen verurſacht. Letzteres iſt mir unbegreiflich, und beunruhigt mich in einer Weiſe, die ich unmöglich ſchildern kann. Was geht mit Ihnen vor? Sind Sie krank? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Plagt Sie der Teufel? Oder bin ich ſelbſt toll? — Da laſſe ich die ſchöne Jahreszeit dahingehn, wo ich wegen meines Kopfübels nothwendig ins Bad gehen müſſte, und bleibe hier auf dem brennenden Asphaltpflaſter von Paris, in dem dumpfen Wagengeraſſel, nach grünen Bäumen und reiner Luft lechzend, die Nerven fieberhaft irritiert, vor Ungeduld unfähig die Feder in der Hand zu halten — und das Alles, weil ich keine Zeile von Ihnen erhalte! Sind geringfügige Urſachen hier im Spiel, wenn nicht gar merkantiliſche, ſo wär' Das unverzeihlich. An meiner Geſundheit leide ich einen Schaden, der wahrlich nicht zu erſetzen iſt, und von Zeitverluſt will ich gar nicht reden, und beklage ihn nur in Bezug auf die Verſpätung meiner

Reiſe. Ich werde wahrſcheinlich, indem ich bis Ende der nächſten Woche noch auf Brief von Ihnen warte, gar nicht mehr ins Bad gehn können — Haben Sie Dies gewollt, haben Sie etwa meine Reiſe nach der Schweiz ungern geſehen, ſo iſt es Ihnen gelungen, ſie mir zu vereiteln — Aber, der Teufel! warum laſſen Sie einen Freund in dieſer Noth? Sie wiſſen doch, daſs ich keine Ruhe habe, ehe ich über das Schickſal meines Manuſkripts Gewiſsheit erlangt — Ich glaube, ich werde es zuletzt nicht mehr aushalten können und über Hals und Kopf nach Hamburg eilen. — Geſtern ging ich mit Hebbel drei Stunden lang auf und ab, und da er ebenfalls keine Nachricht von Ihnen hat, brachen wir uns vergebens die Köpfe. Ich ſchließe, denn die Feder fällt mir aus der Hand.

Ihr Freund

H. Heine.

219. An Julius Campe.

Paris, den 18. Oktober 1844.

Liebſter Campe!

Nebenſtehend die Vorrede *) der ich leider nur wenige Augenblicke widmen konnte. Sie iſt dennoch

---

*) Zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte“. Dieſe Vorrede, welche zu ſpät eintraf, um noch mitabgedruckt zu werden, findet ſich unter den „Nachträgen“ dieſes Bandes.

nützlich. Ich habe eine Maſſe von Geſchäften vorgefunden, ſtecke bis am Hals in Trödeleien, und kann Ihnen erſt in einigen Tagen ordentlich ſchreiben. Ich erwarte mit Sehnſucht Brief von Ihnen über das Schickſal meines Buchs in Bezug auf die Autoritäten. In der Preſſe ſoll die „Trierer Zeitung“ (Gott weiß, durch welche Intrige) ſchon die heftigſten Angriffe gegen mich enthalten. Die „Allgemeine Zeitung“ hat ſich ſehr klug benommen und widmet mir einen Artikel, der tadelnd iſt, aber auf das Buch die Aufmerkſamkeit lenkt; man ſieht, es iſt keine Kameraderie. Leider ſcheint Kolb nicht in Augsburg zu ſein. Das „Vorwärts“ *) ſpricht heute von meinem Buch und giebt die ganze Vorrede. Schicken Sie mir doch sous bande, wenn dort Etwas erſcheint, was mich betrifft. Auch ein Exemplar des „Telegraphen“, worin meine Vorrede, als Kurioſität. Meine Reiſe war glücklich. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Eine Pariſer deutſche Zeitung, die von Bernays und H. Börnſtein herausgegeben ward.

220. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1844.

Liebſter Campe!

Der Zweck dieſer Zeilen iſt, Sie zu bitten, mir, ſobald die zweite Auflage meines Buchs *) aus der Preſſe iſt, 12 Exemplare hierher zu ſchicken.

Ich befinde mich wohl, jedoch mein Augenübel beläſtigt mich noch immer, und ich kann gar nicht leſen und nur wenig ſchreiben. Ich habe an Börnſtein geſagt, daſs er Ihnen 5 Exemplare des „Vorwärts“ zuſchicke, wovon Sie ſelbſt 1 Exemplar, Hocker 1 Exemplar nehmen und gewiſs die anderen 3 Exemplare unterbringen werden; Das iſt das Wenigſte, was wir thun. Es muſs aber aus vielen Gründen Etwas gethan werden. Übrigens hält ſich das Blatt. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

221. An Julius Campe.

Paris, den 4. November 1844.

Liebſter Campe!

Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt ſehe ich zwar etwas beſſer, doch ſind meine Augen ſo

---

*) „Neue Gedichte.“

ſchwach, daſs ich wenig ſchreiben kann. Daher ſchreibe ich Ihnen nur das Nothdringlichſte.

Zunächſt meinen herzlichſten Glückwunſch ob der Verlobung Ihrer Tochter; eine Nachricht, die mich ſehr erfreute.

Ihre jüngſten zwei Briefe habe ich erhalten, ſo wie auch die Zeitungsblätter; ſind noch mehr dergleichen erſchienen, ſo bitte ich Sie, mir ſie zu ſchicken.

Den „Atta Troll“ will ich bald vornehmen: ich thäte es ſchon jetzt, aber ich bekomme in dieſem Augenblick eine Arbeit über den Hals, die nicht aufſchiebbar; auch ein kleiner Feldzug ſteht mir bevor, den mir die hieſige Agentatur der deutſchen Regierungen und meine alten Pappenheimer eingebrockt. Schnöde Dinge, über die Sie ſich wundern werden, plänkern auf mich los. Man rechnet wieder auf mein Stillſchweigen, und man verrechnet ſich. Künftig mehr hierüber. — Da mir ein Feldzug bevorſteht, ſo will ich meine Kriegskaſſe in Ordnung bringen, und da ich dieſes Jahr noch 1000 mk Bco. bei Ihnen zu Gut habe, ſo wünſche ich darüber zu verfügen. — Ich kann kaum leſen was ich ſchreibe, ſo traurig ſind meine Augen.

Übrigens befinde ich mich ganz wohl, und werde hoffentlich dieſen Winter mehr Thätigkeit entwickeln können, als es den Anſchein hatte. Die Nachrichten aus Deutſchland in Betreff meiner „Neuen Gedichte“ ſind, wie ich ſie erwartet, und ich freue mich, nicht geirrt zu haben; aber daſs Sie Nichts thun, um in der Preſſe der preußiſchen Unterdrückung meines Namens entgegen zu arbeiten, iſt ſehr unrecht. Leben Sie wohl, liebſter Campe, und ſchreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr Freund

H. Heine.

222. An Julius Campe [*]).

Paris, den 19. December 1844.

Schreiben Sie mir gleich, damit ich Ihnen mit erleichtertem Gemüthe über eine Publikation ſchreiben kann, die ſehr drängt; ich muſs nämlich eine Reihe Briefe über Deutſchland publicieren, voll der wichtigſten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend, und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinanderſetzungen.

---

*) Der weggelaſſene Anfang dieſes Briefes enthält lange, unerquickliche und gereizte Auseinanderſetzungen über eine Gelddifferenz zwiſchen Autor und Verleger, die auf einem bloßen Miſsverſtändniſs beruhte und ſich raſch zu Beider Zufriedenheit aufklärte. Nur der letzte Abſatz dieſes Briefes iſt von Heine's eigener Hand geſchrieben.

Ich zögerte mit dem „Atta Troll“, weil ich einige Stücke hinzufügen wollte und dieſe auf dem Schauplatze des Gedichtes in den Pirenäen dieſes Frühjahr ſchreiben wollte. Epiſche Gedichte müſſen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Arioſt, wie oft Taſſo! Der Dichter iſt nur ein Menſch, dem die beſten Gedanken erſt hintennach kommen. Das Wintermärchen iſt auch in der jetzigen Geſtalt unvollendet; es bedarf bedeutender Verbeſſerung, und die Hauptſtücke darin fehlen. Ich habe den heißeſten Wunſch, dieſe ſo bald als möglich zu ſchreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und ſtark vermehrte neue Ausgabe des Gedichtes zu veranſtalten. Sie werden ſehen, wie es dadurch vollendet ſein wird, und welcher Nachjubel entſteht.

Meine Augen ſind im ſchlechteſten Zuſtand, und ich habe diktieren müſſen. Gott verzeih’ es Ihnen, daſs Sie mich eben jetzt beläſtigt, wo ich mit meinen Briefen über Deutſchland beſchäftigt, die gleichzeitig hier und dort erſcheinen ſollen. Ich habe gute Laune nöthig, und Sie rauben mir dieſelbe. Und ſind ſo reich jetzt, und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen — Ich glaub' es nicht, es iſt fabelhaft — ein ſchnödes Wintermärchen.

H. Heine.

·223. An Julius Campe.

Paris, den 8. Januar 1845.

Liebſter Campe!

Ich weiß, daſs trotz unſerer jüngſten Differenz Sie mir doch als Freund beiſtehen, und in der delikateſten Sache wende ich mich an Ihre kluge Thätigkeit. Sie werden die Sache leicht begreifen. Ich ſchicke Ihnen zwei Briefe: der eine iſt ein Brief von Karl Heine, den Sie mir gefälligſt aufbewahren wollen. Sie ſehen daraus, was man mit mir vorhat. Ich glaube, daſs, wenn ich mich knebeln laſſe, mir die Penſion nach wie vor ausbezahlt würde; man will mich nur in Händen haben, daſs ich wegen des Teſtamentes ſchweige und daſs ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heine's Frau und Schwiegermutter, deren Intereſſen ich gekreuzt, Nichts unternehme. Dann ſchicke ich Ihnen einen Brief für Karl Heine, den Sie leſen und in Abſchrift für mich aufbewahren müſſen. Das Original ſchicken Sie unverzüglich verſiegelt an Karl Heine. — Ich ſchreibe in der größten Eile. So Viel werden Sie merken, daſs ich einen Todeskampf beginne und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müſſte ich es mit meinem Tode beſiegeln. Sprechen Sie mit Sieveking, daſs er durch Halle *), der dabei Viel verſchuldet, meinen Vetter zu ſtimmen ſuche. Wiſſen Sie ſonſt Jemand, der mit ihm rede? Ich ſchreibe in der größten Eil'. Est periculum in mora.

In einigen Tagen ſchicke ich Ihnen eine Vollmacht für einen Advokaten. Wen wähle ich? Ich glaube Karl Heiſe. Dann ſchicke ich die auf Beweisführung bezüglichen Papiere; kurz, ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Miſtkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere ſind nicht daran gewöhnt, und bedenken ſich vielleicht, ehe ſie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefaſſt — erbittert durch unerhörte Dinge. Seit zwei Tagen ſitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und ſpricht kein Wort: das Uner-

---

*) Dr. Adolf Halle, Salomon Heine's Schwiegerſohn und Verfaſſer von deſſen Teſtament.

hörte hat ſie wie verſteinert. Ich bin nie ſo entſchloſſen geweſen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daſs ſie mich nicht geſchont. Handeln Sie für mich.

Ihr Freund
H. Heine.

Vergeſſen Sie nur nicht, von dem Brief an Karl Heine eine Abſchrift zu behalten.

Konferieren Sie gefälligſt mit meiner Schweſter.

224. An Julius Campe.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebſter Campe!

Ich kann Ihnen auch heute noch nicht mit Ruhe ſchreiben. Ich bin ſo krank, ich kann ſo wenig ſehen, und es drängt dabei ſo viel Unheimliches auf mich ein. Lever de bouclier meiner Feinde, die den Augenblick günſtig glauben. Mr. Straus und Konſorten laufen in allen Zeitungsbureaux und verleumden und zahlen ſogar Inſerate. Dabei wird der Zuſtand meiner Frau bedenklicher, und die Nächte ſind böſe. Aufrecht erhält mich nur mein ſittliches Bewuſſtſein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden

Preis befriedigen, und es iſt hier nicht blos eine Geldfrage. Auf geſchmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beſeitigen. Ich hab' vergeſſen, Ihnen zu bemerken, daſs ſogar die Summen von Karl Heine falſch angegeben wurden; ſeit meiner Verheirathung erhielt ich von meinem Oheim jährlich 4800 Franks (früher hatte er nur 4000 Franks ſtipuliert); monatliche Auszahlung von 400 Franks, Lebenslänglichkeit, und übergehend auf meine Frau nach meinem Tode. Ich liege und krame in Papieren, wobei mancher beruhigender Fund. E. Arrago und Cremieux haben ſich unverzüglich konſultiert, ſo daſs ich den Proceſs, wenn ich ihn machen muſs, mit gutem Winde führe. Aber welch ein Unglück, dieſe Extremität! Und doch ſetzt man mich in die Nothwendigkeit.

Ich habe noch Niemand hier gefunden, der den deutſchen Proceſsgang kennt, und habe daher noch keine Vollmacht zu formulieren gewuſſt; ich verſtehe, obgleich Dr. Juris, verflucht Wenig von der Advokaterei. Ich weiß noch nicht, wen ich nehme. Auf den Dr. Karl Heiſe, wenn Dieſer annimmt, reflektiere ich zunächſt.

So eben erhalte ich einen höchſt freundſchaftlichen Brief vom Präſes Adolf Halle. Er feiert darin den Verſtorbenen mit dem höchſten Lobe; ja, die Erbſchaft hat ſein kaltes Blut ſogar mit Begeiſterung durchglüht. Er iſt wegen meiner Geſundheit ſehr beſorgt, rathet mir eine ernſtliche Kur, und erkundigt ſich auch mit Intereſſe nach meinen literariſchen Arbeiten — Andre erzürnen mich durch ihr plump hämiſches Beileid, Dieſer durch ſeine kluge Höflichkeit, ſein feines Umgehen meiner materiellen Noth, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage!), doch ruhig entſtehen ließ; er ſtand gelaſſen dabei, als man mich meuchelte. Doch halte ich ihn für den Beſten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, daſs er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen.

In dieſem Augenblick kommt der Arzt und iſt wüthend, daſs ich ſchreibe, gegen ſein ausdrückliches Verbot. Grüßen Sie mir die Freunde.

Ihr ergebener

H. Heine.

---

225. An Julius Campe.

Paris, den 4. (?) Februar 1845.

Liebſter Campe!

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die ſich in Ihrem jüngſten Briefe ausſpricht, und Ihre Vermittlung iſt mir ganz recht; wahrlich, was auf friedlichem Wege zu erlangen iſt, darf nicht verabſäumt werden. Ich hätte Ihnen bereits ſchon früher wieder geſchrieben, aber ſeit 14 Tagen ſtecke ich bis am Hals in einer Hetze von Quälniſſen, hauptſächlich in Folge der preußiſchen Verfolgungen gegen Alle, die am „Vorwärts“ geſchrieben; heute muſs ſchon Marx weg, und ich bin rein wüthend. Dabei kommen die Umtriebe gemeiner Frankfurter Juden und ihrer Spadaſſins gegen mich, von feigſter Art. Meine Frau krank, und ich halb blind. Sie ſehen, ich könnte den hamburger Succeſſionskrieg wohl entbehren — können Sie mir ihn vom Halſe ſchaffen, deſto beſſer, und ich führe meine anderen Kriege mit deſto mehr Macht. Dr. Heiſe laſſ' ich herzlich danken für den mir verſprochenen juriſtiſchen Beiſtand; er irrt ſich aber, wenn er glaubt, Karl Heine werde es nicht zum Eklat kommen laſſen; ich kenne Karl Heine beſſer. Der iſt eben ſo ſtarrköpfig wie verſchloſſen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er iſt in dieſer Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling ſchmeichelte; Karl Heinen iſt es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenſchaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müſſte er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber ſeine Ruhe. Hier iſt die Lücke des Harniſches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceſs, der nur der Rahmen ſein ſoll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren ſchreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmiſchen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid ſchwören laſſen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Proceſs verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer beſitze, iſt Nebenſache, obgleich ich auch da gut verſorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.

Vor etwa 8 Tagen kam mir ein hamburger Artikel zu Geſicht, der aus der „Kölner Zeitung“ in das „Frankfurter Journal“ und andre Blätter übergegangen und die ſchnödeſte Inſinuation in Bezug auf Dr. Halle enthielt. Hätte man etwa von D . . . . Dergleichen gemeldet, von dieſer alten Wanze, die aus einer dicken Kravatte hervorlächelt, ſo würde ich vielleicht der Sache Glauben ſchenken. Aber ſo plump handelt nimmermehr der feine, gebildete, taktvolle Halle! In der erſten Regung meines Herzens wollte ich ſchon in der „Allg. Ztg.“ den Leumund des Angegriffenen großmüthig vertreten, aber bei reiferem Nachdenken merkte ich, daſs ich auf dem Wege war, eine ſentimentale Dummheit zu begehen. Übrigens weiß ich jetzt, welche Feindſchaft mein Familienunglück gern ausbeuten möchte, um dem Dr. Halle Etwas ans Zeug zu flicken und mich auf ihn loszuhetzen. Dieſer Tage muſſte ich im ſchlechteſten Wetter, durch Dick und Dünn, von einem Zeitungsbureau zum andern wandern, um durch perſönliche Intervention einen Artikel aus Hamburg zu hintertreiben, von dem ich Wind bekommen, daſs er gedruckt werden ſolle, und vorzüglich zwar gegen den Senat, insbeſondere aber ganz furchtbar gegen Dr. Halle gerichtet ſei. Und ich verſichere Ihnen, er war nicht von Zucker. Aber verdient es der Mann, daß ich mir ſolche Unbill zu Gemüthe führe? Wenn er auch nie Etwas gegen mich gethan, ſo hat er doch niemals Etwas für mich gethan, er kannte meine Zukunft in beſtimmten Zahlen, und er machte mich ſorglos in der Gegenwart — er hat wenigſtens ſtillſchweigend Viel an mir verbrochen. Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er ſtand ruhig dabei, als das

Meſſer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen muſſte, und als ich wirklich blutend zu Boden ſank, ſchreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Geſundheit und meine literariſche Thätigkeit ausſpricht, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben! Indeſſen, er kann zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, daſs ich ihn nie mit meinen Intereſſen ausdrücklich beauftragt. Das iſt wahr, und weit entfernt, in ihm einen Widerſacher zu ſehen, habe ich nach reiflichem Nachdenken ſogar beſchloſſen, ihm jetzt meine Intereſſen vertrauungsvoll in die Hände zu legen und ihn zum Vermittler zwiſchen mir und Karl Heine zu machen. Dieſes iſt der Hauptzweck meines heutigen Briefes, und ich bitte Sie, in meinem Namen zu Dr. Halle zu gehen und ſeine gütige Vermittlung für mich in Anſpruch zu nehmen. Er wird vielleicht dieſe Gelegenheit gern ergreifen, um mir ſeinen generöſen Dienſteifer zu beweiſen, und er wird gewiſs ſeinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitſache ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen. Er iſt geſcheit genug, in der Tiefe einzuſehen, daſs hier wirklich periculum in mora iſt — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, praſſelt bald in lichte Flammen auf, und unverſehens ſteht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchſe, ſondern ſogar die unſchuldigſten Haſen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einſicht als die Andern, er weiß auch, daſs jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt iſt, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr beſitzt, daſs Beſchränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daſs ich, ſchonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daſs ich, zum Äußerſten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger ſtellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger ſtehen und weit verdrießlichere Geſichter ſchneiden wird als ich, der ich an Dergleichen ſchon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!

Aber hoffentlich kommt es nicht dazu — und deſshalb gebe ich Ihnen unbedingte Vollmacht, entweder direkt mit Karl Heine, wenn Derſelbe dazu geneigt wäre, oder indirekt durch die Vermittlung des Dr. Halle meine Penſionsfrage auszugleichen. Da ſowohl meine Finanzen als meine Ehre Ihnen am Herzen liegen, ſo ertheile ich Ihnen die weiteſte Befugnis. Als mein Ultimatum beſtimme ich Ihnen zwei Punkte:

1) Die lebenslängliche Penſion muſs mir unbedingt und unverkürzt, wie ich ſie in den letzten Jahren bezog (nämlich 4800 Franks jährlich) legal zugeſichert werden, damit ich, wenn ich meinen armen Vetter überlebe (was der Himmel verhüte!), von ſeinen Rechtsnachfolgern nicht gekränkt werden kann; daſs die Hälfte der Penſion, im Fall ich vor meiner Frau ſterbe, derſelben zu Gute kommen ſolle, wird gewiſs Karl Heine ſchon aus Großmuth bewilligen, da er ja doch die Wittwe von Heinrich Heine nicht vor Hunger ſterben laſſen darf.

2) Ich meinerſeits bin bereit, einen Revers auszuſtellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu ſchreiben, die meine Familie verletzen könnte. Die Abfaſſung dieſer Verpflichtung mag ſo bindend als möglich ſein — hat dieſelbe Ihre Billigung, ſo wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir ſichern, ſo werde ich eben ſo zahm und lenkſam ſein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muſs.

Daſs die mir im Teſtamente vermachten 8000 *m/B* mir ebenfalls ausbezahlt werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt; dieſe haben Nichts mit meiner Penſionsfrage zu ſchaffen. Schon vor acht Tagen habe ich bei einem Notar eine Vollmacht aufſetzen laſſen, wodurch ich Ihnen die Befugnis ertheile, jene Summe für mich in Empfang zu nehmen. Wegen der vielen gerichtlichen und geſandtſchaftlichen Formalitäten werde ich dieſe Vollmacht erſt in einigen Tagen Ihnen ſchicken können. Ich habe Ihnen darin zugleich in Betreff meiner Penſion die hinlänglichſten Befugniſſe ertheilt, meine Rechtsanſprüche gerichtlich geltend zu machen und auch zu dieſem Behufe einem Advokaten die hinlängliche Bevollmächtigung zu ertheilen. Zahlt man Ihnen die erwähnte Summe gleich aus, ſo bitte ich Sie, mir dieſelbe hierher in einem Wechſel auf Paris zu remittieren. Werde Ihnen dieſer Tage noch beſonders deſswegen ſchreiben.

Was Sie mir von einer Teſtamentsklauſel ſagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage ſein Legat einbüßen könne, ſo iſt Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Teſtamenten vorkömmt; wäre ſie ernſthaft durchzuführen, ſo brauchte der Univerſalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen: denn wegen Chikanen muſs man doch klagen, ſonſt bekömmt man Nichts von gewiſſen Leuten; — und nun ſollte eben dieſe Klage das Reſultat haben, daſs man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute ſich durch ein ſolches Dilemma des Unſinns verblüffen laſſen! Nein, liebſter Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Penſion; eben ſo wenig, wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats — doch Das führt zu weit. Für heute genug. Apropos des Teſtamentes meines Oheims: ſuchen Sie doch, aber ohne daſs ich Koſten dadurch mir mache, eine richtige Abſchrift desſelben zu bekommen. Ich dürfte vielleicht ſpäter in den Fall kommen, dasſelbe mit Randgloſſen herauszugeben.

Suchen Sie doch die Revue des deux Mondes vom 15. Januar zu leſen: es iſt ein großer Artikel über mich darin, und Ew. Wohlgeboren werden darin ſehr huldreich erwähnt.

Und nun, leben Sie wohl, und machen Sie, daſs ich meine Familienärgerniſſe mir ſchnell vom Halſe ſchaffe; ſie ſtören mich verflucht.

Ihr Freund

H. Heine.

Beſonderer Zuſatz.

Liebſter Campe!

Zu dem beikommenden Briefe noch einige kompletierende Worte:

Ich habe dieſen Brief nicht bloß für Sie geſchrieben, ſondern auch den Hintergedanken gehabt, daſs Sie ihn an Dr. Halle leſen laſſen. Sie zeigen ihm denſelben, bitten ihn, genau zu leſen, damit er Ihre Bevollmächtigung ermeſſe. Eile thue Noth.

Sie wiſſen, welche ungeſtüme Federn zunächſt ins Feld rücken wollen. Das iſt wahr, ich brauch' nur zu pfeifen, und gar die franzöſiſche und engliſche Preſſe! Jemand wollte hier einen Artikel im „Charivari“ drucken: comment on devient Senateur à Hambourg; Halle wäre auf immer verloren, wenn es geſchähe. Dergleichen laſſen Sie merken. Laſſen Sie den Anzug ungeheurer Miſtkarren ein biſschen riechen.

In Betreff meines Ultimatums bemerken Sie ſich noch Folgendes:

Von der Summe der Penſion (4800 Franks) kann ich mir keinen Sou abkürzen laſſen. Beſtehen Sie auch ſo viel als möglich darauf, daſs man die Hälfte nach meinem Ableben meiner Frau bewillige. Finden Sie unüberwindlichen Widerſtand, ſo geben Sie dieſen letzteren Punkt auf. Später denke ich, mit Karl Heine verſöhnt, Dieſes ergänzen zu können. Die Leute haben hier Gelegenheit, generöſe zu ſein oder es zu ſcheinen. Es iſt mir ganz gleichgültig, daſs ſie ſich das Anſehn geben mögen, Alles aus Generöſität gethan zu haben. *In dieſer Beziehung mögen Sie, liebſter Campe, ihnen allen möglichen Vorſchub leiſten.* In der Erklärung, die Sie ſich anheiſchig machen ſollen zu drucken, um in der Preſſe das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Miſsverſtändniſſes auf mich ſchieben, die Großmuth der Familie hervorſtreichen, kurz mich ſakrificieren. Ich geſtehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weiſe anderer Menſchen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums: mir iſt nur Eins wichtig, die Befriedigung meines innern Willens — die Selbſtachtung meiner Seele.

Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, ſo liegt mir Wenig dran, daß Sie ihn ſo bindend als möglich ausſtellen. Wahrlich, was ich ſchreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencenſur, aber ich will gern meinen Privatgroll verſchlucken und gar Nichts über das . . . . . . pack ſchreiben, das ſich alsdann ſeines obſkuren Daſeins ruhig erfreuen mag und ſeiner blöden Vergeſſenheit nach dem Tode ſicher ſei. Komme ich ſpäter mit Karl Heine auf beſſeren Fuß, ſo werde ich mich mit ihm leicht verſtändigen über Das, was ich jetzt unbedingt aufgebe. Sie können daher den Beſorgniſſen der Leute von meiner Seite die beſtimmteſten Garantien geben und hier Jeden zufrieden ſtellen. Ich habe im Grunde beſſere Perſonen zu ſchildern, als die Schwiegerſöhne meines Oheims.

So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, ſchaffen Sie Ruhe meinem Geiſte, der wirklich eine beſſere Beſchäftigung verdient. Ich ward durch die Geſchichte in der köſtlichſten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigſten Gelddiskuſſionen ertödten in mir alle Poeſie. Und gar ein Proceſs! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich ſchmiſſe dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück iſt mein Wille auch ſo ſtarr wie der eines Wahnſinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhauſe.

In einigen Tagen ſchicke ich Ihnen die notarielle Vollmacht zur Hebung des Legats. Ich zweifele nicht, daſs man es Ihnen unbedingt auszahlt, ohne Chikane in der Abfaſſung der Quittung, widrigenfalls Sie mit noch größerem Skandal drohen. Man hat mich ſchon niederträchtig genug behandelt; hier, in der franzöſiſchen Societät, in der vornehmen Welt, wo die Hinterlaſſenſchaft von Salomon Heine Aufmerkſamkeit erregt, iſt man indigniert über die Handlungsweiſe meiner Sippſchaft. Ich habe überall die öffentliche Meinung für mich.

Sorgen Sie nur, daſs die Verſchreibung, die ich von Karl Heine verlange, nicht durch ſpäteren Letztwillen annulliert werden kann. Will man meine Verzichtleiſtung auf Publikation von Familienangelegenheiten darin als Verpflichtung von meiner Seite anführen, ſo mag es immerhin geſchehen, und der Akt iſt alsdann, glaub' ich, ein Kontrakt. Genug, die Form iſt gleichgültig und ich will nur die Sache, die Sicherſtellung der Penſion, und da ich bona fide mein Verſprechen zu halten gedenke, ſo iſt mir auch gleichgültig, wie ſtark man mich bindet.

Und nun, leben Sie wohl, theurer Freund, handeln Sie mit Diskretion und Amönität, und bringen Sie die Sache zum ſchleunigſten Abſchluſs. Antwort nur bald.

Ihr Freund

H. Heine.

226. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1845.

Theuerſter Freund!

Für die Freundſchaftsbeweiſe, den Eifer, den Sie mir in dieſer ſchlimmen Zeit bewährt, meinen gefühlteſten Dank! Auf Ihren Brief vom 16. Februar, woraus ich erſah, mit welcher Thätigkeit Sie ſich meiner annahmen, hätte ich längſt geantwortet — aber ſeit 4 Wochen bin ich blinder als je, auch heute ſchreibe ich nur mit einem Auge, ſehe kaum meine Buchſtaben, und Diktieren giebt mir Kopfkrämpfe. Dabei zieht ſich meine Lähmung über die Bruſt. Daher will ich Ihnen nur nothdürftig den Stand der Dinge ankündigen.

Daſs ſich die Negociation mit Halle zerſchlagen, iſt natürlich, da Derſelbe keine Sympathie für mich hat und ſein Haſenherz nicht erfuhr, daſs er, wenn die Sachen für mich ganz ſchlecht gingen, perſönlich gefährdet — denn er iſt, nach Aller Meinung, doch der letzte Grund meines teſtamentariſchen Miſsgeſchicks, und ihn brauche ich nicht zu ſchonen aus eingewurzelter Liebe, wie meinen Vetter Karl.

Ihre Unterredung mit Halle wird jedoch von günſtiger Wirkung ſein, und ſchon Das ſcheint mir von großem Nutzen, daſs Karl Heine dadurch erfährt, wie milde und verſöhnlich Sie für die Familie geſtimmt ſind und jede Verhandlung mit Ihnen nur von unverletzender Natur ſein kann. Dieſes bietet uns den Vortheil, daſs, wenn es nöthig, Sie direkt mit Karl Heine verhandeln können, zur Schlichtung des verdrießlichen Handels. Es wird aber wahrſcheinlich nicht nöthig ſein. Vorgeſtern habe ich ihm den verſöhnlichſten Brief geſchrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundſchaft beſchworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wiſſen zu laſſen über ſeinen jetzigen Willen. — Sie ſehen, daſs ich Alles gethan, ehe ich zum Proceſs ſchreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerſtören. Der Proceſs wäre gewiſs eine unauslöſchliche Beleidung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht iſt zu klar und notoriſch.

Ich habe an meinen Vetter, in dem erwähnten Briefe, zu gleicher Zeit geſchrieben, daſs ich Ihnen eine notarielle Vollmacht einſende, um das Legat von 8000 *mk* Bco. in der Ihnen geeigneten Weiſe für mich zu erheben. Dieſe Vollmacht erhalten Sie nun einliegend, und ich überlaſſe Ihrem Gutdünken, ob Sie ſich an die Teſtamentsexekutoren oder an Karl Heine direkt wenden wollen. Sie könnten wohl dieſe Gelegenheit benutzen, um mit Letzterem überhaupt zu ſprechen; und da Sie ihn, in Folge der Schritte, die ich gethan, in beſänftigter Stimmung finden würden, ſo würden Sie gewiſs mündlich Alles ausgleichen und die Sicherheiten von ihm erlangen können, die ich wünſche. Mein letzter Brief diene Ihnen in dieſem Falle ebenfalls als Norm. Sie würden, wenn Sie Schriftliches erlangen, die Ruhe meiner Zukunft ſichern. Ich bin auch der Meinung meiner Schweſter, daſs jetzt Alles beendigt wäre, wenn Sie mit Karl Heine ſelbſt geſprochen hätten, wie Sie mit Halle ſprachen.

Können Sie mein Gekritzel leſen? Ich nicht!

Sobald Sie die 8000 *mk* für mich erhoben, ſo laſſen Sie ſich gefälligſt für den Betrag von meinem Onkel Henri Heine einen Wechſel auf Paris geben und ſchicken mir denſelben ſo bald als möglich; denn ich habe das Geld verflucht nöthig. Seit Januar habe ich keinen Sou verdient, auch meine Penſion nicht erhoben (obgleich Karl Heine keine Gegenordre in Bezug derſelben gegeben zu haben ſcheint), und ich habe Viel borgen müſſen.

Vergeſſen Sie nicht, mir genau die Ausdrücke wiſſen zu laſſen, in welchen mein Legat im Teſtamente ausgeſprochen iſt.

Literariſches melde ich Ihnen nicht; in meinem nächſten Briefe ſollen Sie Deſſen erfahren. Geſchrieben hab' ich Nichts, gedacht Viel dieſen Winter. Nochmals herzlichſten und dankbarſten Dank für Ihren freundſchaftlichen Pacifikationseifer.

H. Heine.

227. An Heinrich Laube.

Paris, den 5. Mai 1845.

Liebſter Laube!

Der Überbringer dieſer Zeilen iſt Felicien David, der große Komponiſt. Ich empfehle Ihnen Denſelben mit innigſter Sympathie, die gewiſs auch auf Sie übergehen wird. Ich zweifle nicht, daſs er Ihnen als Menſch eben ſo ſehr wie als Muſiker gefallen wird.

Ich bin noch immer faſt blind. Ja, mein Zuſtand hat ſich verſchlimmert, ſonſt hätte ich Ihnen ſchon längſt geſchrieben. Ich kann kaum meine Buchſtaben ſehen.

David kommt wahrſcheinlich in Geſellſchaft eines Mannes zu Ihnen, den Sie gewiſs genau kennen — es iſt der Vater Enfantin, das ehemalige Oberhaupt der Saint-Simoniſten — der bedeutendſte Geiſt der Gegenwart.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

228. An Heinrich Laube.

Paris, den 24. Mai 1845.

Liebſter Laube!

Ich hätte Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir in meinen Familiennöthen bewieſen, längſt gedankt; aber der Zuſtand meiner Augen erlaubt mir Wenig nur zu ſchreiben, und ich bin überhaupt ſeitdem ſehr unpäßlich geweſen. Mein Übel iſt eigentlich eine Paralyſie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine ſechs Zeilen hintereinander leſen und ſuche mich zu zerſtreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, iſt geſund.

Meine Familienangelegenheiten ſind jetzt ſo halb und halb in Ordnung, und wären ſie es nicht, ſo würde ich mich doch in einem Augenblick, wo ich körperlich ſo bedenklich angegriffen, wenig darum bekümmern. Meine Stimmung iſt eine heitere, ja eine lebensluſtige, es fehlt mir nicht an Proviant, ja ſogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hundsföttiſch ſchlecht!

Ich wollte nach den Pirenäen reiſen, aber das Wetter iſt zu ſchlecht, meine Augen würde ſpäter die Sonne zu ſehr angreifen, und ich werde wohl bei Paris aufs Land gehn. Meine Frau, welche ſich ebenfalls ſehr unpäſslich befindet, läſſt Sie und Madame Laube recht freundſchaftlich grüßen; ich habe verſprochen, dieſe Grüße neben den meinigen zu beſorgen. Wann ſehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie ſich jetzt ſo viel und mit ſo vielem Glück mit der Bühne beſchäftigen, gäbe Ihnen Paris gewiſs beſſere Ausbeute, als in früherer Zeit.

Nochmals meinen Dank für Ihre thätige Unterſtützung in der delikaten Angelegenheit. Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inſeratkoſten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieſelben zukommen laſſen ſoll. — Geſtern las ich in der „Allg. Zeitung“ eine Annonce von Kaatzer's Album, und in dem Inhaltsverzeichnis ſteht „Heine und ſeine Erbſchaft“ angeführt. Ich möchte dieſen Artikel gern leſen, und da das Buch in Leipzig erſchienen, ſo bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkouvert hierher zu ſchicken.

Grüßen Sie mir Freund Kuranda, dem ich ebenfalls herzlich danke für ſeinen Liebeseifer. Ich werde ihm ſchreiben, ſobald meine Augen nur ein Leidliches ſich beſſern. Die „Grenzboten“, ſagen Sie ihm gefälligſt, die er hierher ſchicken wollte, ſind bis jetzt noch nicht angekommen.

Ich lebe hier ganz iſoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, ſelten meldet mir Campe Etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntnis zu ſetzen, wenn ſich bei Euch Etwas ereignet, was für mich von direktem Intereſſe.

Sind Sie mit Meyerbeer wieder ausgeſöhnt? Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; perſönlich iſt er mir wenig bekannt. Er macht hier Furore, neben Tom Pouce und den Eiſenbahnaktien.

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundſchaftlichen Intereſſes thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menſchen, die ich in Deutſchland liebe.

Ihr

Heinrich Heine.

229. An Julius Campe.

Montmorency, den 21. Juli 1845.

Theuerſter Freund!

Ihren jüngſten Brief hätte ich gleich beantwortet, wenn ich nicht ſeit 14 Tagen auch bettlägerig geweſen wäre und dabei das Schreiben mit einem halben Auge mich doppelt angegriffen hätte. Heute ſtehe ich auf, matt und wie zerſchlagen, doch mein Erſtes ſei, Sie über den Zuſtand meiner Geſundheit zu beruhigen. Er iſt keineswegs ſo troſtloſer Art, wie man in Deutſchland glaubt, nach den

Briefen zu urtheilen, die ich empfange. Zu dem Augenübel hat ſich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes geſellt, die aber hoffentlich ſchwindet. Ins Bad reiſen konnte ich nicht, und ich zog aufs Land nach Montmorency, wo meine Frau mich liebevoll pflegt. Ich habe ganz meine Geiſtesheiterkeit bewahrt, denke viel, und erlaubt es ſpäter mein phyſiſcher Zuſtand, ſo werde ich mich noch dieſes Jahr auf den literariſchen Gebärſtuhl ſetzen und Ihre Hebammendienſte in Anſpruch nehmen. Aber vor Allem Wiederherſtellung meiner Geſundheit, ſie iſt mir die Hauptſache, alles Andere tritt in den Hintergrund, ſogar meine Finanznöthen und Differenzen mit meiner Familie, die ſich zwar auszugleichen ſcheinen, aber noch nicht ganz beendigt ſind, da ich mich jetzt um keinen Preis aufregen und mit widerwärtigen Expektorationen beſchäftigen darf — daher ſpäter das Nähere über meine Stellung zu Karl Heine. Dieſer hat ſich ſchrecklich an mir verſündigt und ahnt nicht die Bedeutung ſeiner Miſſethat.

Ich habe Ihnen noch für Ihren vorletzten Brief zu danken: Ihr treuer Freundſchaftseifer hat meinem Gemüthe wohlgethan; ich danke Ihnen aus innigſtem Herzen. Zugleich gratuliere ich Ihnen nachträglich zu Ihrer Vermählung; möge der Himmel Ihnen auch in dieſer Lotterie ein gutes Loos beſchieden haben! Die Ehe iſt überall eine gute Sache, in Deutſchland aber iſt ſie eine Nothwendigkeit.

Es wäre gewiſs gut, wenn ich nach Hamburg käme, auch hegte ich die Abſicht, aber es iſt rein unmöglich; ich muſs mich auch vor Emotionen hüten. Lebe ich lange, ſo gleichen ſich meine Familiendifferenzen von ſelbſt aus, und lebe ich nicht lange, ſo könnte mir doch dieſe Ausgleichung Wenig nützen. So denke ich jetzt und genieße heute in ländlicher Ruhe einige ſchmerzloſe Momente.

Ihren Wunſch, daſs ich Ihnen endlich den „Atta Troll“ ſchicke, werde ich bald erfüllen. Er ſoll nächſte Woche von mir aus dem Pult gezogen werden und ich will mich ernſthaft mit ihm beſchäftigen; Sie ſollen ihn bald haben.

Sagen Sie an Detmold, daſs ich ihm nicht ſchreibe, weil ich ſo ſehr leidend. Ich habe ihm durch Beſchreibung meines elenden Zuſtandes keinen Kummer machen wollen und er erhielt deſshalb keinen Brief von mir ſeit 6 Monat.

Ihre Briefe werden mir richtig hierher geſchickt. Grüßen Sie mir dortige Freunde. Die Feder fällt mir vor Müdigkeit aus der Hand.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

230. An Julius Campe.

Paris, den 31. Oktober 1845.

Mein theurer Freund!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entſetzlich angreift, und dann auch weil ich mich ſchäme, den längſt verſprochenen „Atta Troll“ noch nicht eingeſchickt zu haben. Letzteres aber iſt nicht meine Schuld, die Unglücksfälle dieſes Jahres haben ſo ſehr mein Gemüth vertrübt, daß ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt, welche durchaus nöthig, damit ich die heiteren Stücke, die in dem Gedichte fehlen, mit gehöriger Laune ſchreibe. Ach, theurer Freund, man hat ſich ſchrecklich an mir verſündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder geſund ſprudelt. Ein tieferer Ernſt, ein unklarer Ungeſtüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche geſtattet in Proſa und Verſen — aber Das iſt doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einſt ſüßeſtes Leben, jetzt Verdüſterung und Todesluſt.

Mit dem „Atta Troll“ bitte ich Sie deßhalb noch eine Weile, etwa 6 Wochen oder 2 Monate, zu warten. Ich möchte ihn leicht verderben durch meine jetzige Miſslaune. — Was Das mit meinen Augen geben wird, weiſs der liebe Himmel; das linke iſt ſeit Januar immer geſchloſſen, und auch das rechte iſt trüb und lahm. Ich kann gar Nichts leſen, aber noch ſchreiben, und gehe einer gänzlichen Blindheit entgegen. Ich mache mir viel Bewegung, aber auf die Börſe gehe ich doch nicht, wie Monſieur Börnſtein in den verſchiedenen deutſchen Blättern inſinuiert. Ich habe in dieſes große Spielhaus ſeit 14 Jahren keinen Fuß geſetzt, aber das Eiſenbahnweſen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simoniſten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigſte Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller wie geiſtiger Hinſicht intereſſiert und beſchäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vortheile davon, in der Gegenwart ſind ſie aber noch nicht realiſiert. Ich bin noch immer in ſehr engen Tagesnöthen und habe nur höchſt dürftiges Auskommen. Ich ſage Ihnen Das, damit Sie ganz beſtimmt wiſſen, daſs ich Ihrer bedarf.

Ich traſſiere dieſer Tage die Summe auf Sie, welche mir für 1845 laut Kontrakt noch zukommt. Sie ſehen, wie pünktlich ich Ihre Verpflichtungen zur Erfüllung bringe. Es iſt wahrhaftig nicht ſo ſehr der Ordnung wegen, als des momentanen

Geldbedürfniſſes wegen, warum ich dieſe kleine Summe auf Sie traſſiere.

Mit meinem Vetter Karl Heine ſtehe ich noch immer in der unerquicklichſten Poſition. Jeder, dem ich die Sache im Vertrauen geſtehe, beſchwört mich, der Zeit die Ausgleichung zu überlaſſen, der beſſeren Natur, die bei Karl Heine endlich hervortreten würde, zu vertrauen; ich würde auch keinen Pfennig einbüßen. Das ſagte mir noch geſtern Abend der wackere Meyerbeer, der mir jedes Defizit garantierte aus eigenen Mitteln und mir überdies ſchon vor geraumer Zeit ein ſchriftliches Zeugnis darüber ausſtellte, daſs Salomon Heine, als er mir die Penſion durch ſeine Vermittlung bewilligte, ſie auf lebenslänglich konſtituierte, indem ſie namentlich dazu dienen ſollte, mich in meinen alten Tagen vor Nahrungsſorgen zu ſchützen und unterdeſſen meine Geiſtesfreiheit zu fördern. Aber an Beweiſen und Dokumenten von meines Oheims eigner Hand fehlte es nicht, und doch hilft mir das Alles Nichts, weil ich keinen Proceſs machen wollte und Karl Heine mit unbegreiflichſter Hartnäckigkeit in ſeinem vorgefaſſten Unrecht beharrt. Ich ſage ihm in jedem Brief, daſs ein Keim zu böſen Ausbrüchen zurückbleibt, ſolange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Penſion, die er verpflichtet iſt, im

Namen ſeines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigenſinnig zu zeigen, für dieſe Auszahlung als für eine Gnadenſache dankbar ſein wolle, wenn ſie unverkürzt und unbedingt ſtattfindet. Auf Bedingungen laſſe ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich auch nicht das Geringſte vergeben, wenn ich auch als Menſch den Familienrückſichten mich unterwürfig zeige.

Was hören Sie von Detmold? Seit Februar habe ich ihm nicht geſchrieben.

Ich hoffe, Sie ſind glücklich in Ihrer Ehe; ich bin es ſo ziemlich in der meinigen. Meine Frau iſt ein gutes, edles Kind, leider aber ſehr leidend an einer ſehr fatalen Krankheit. — Im März komme ich vielleicht nach Hamburg.

Ich ſchicke Ihnen unter Kreuzkouvert einen Artikel den Philarète Chasles vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes“ abdruckte. Er will jetzt dieſe Arbeit erweitern, ein ordentliches Buch draus machen, dasſelbe unter ſeinen Augen von einem Deutſchen überſetzen laſſen und ſelbſt das Buch in deutſcher Sprache bei Hoffmann & Campe zu Hamburg herausgeben, wenn der Herr Verleger es honorieren will. Er hat dabei Überſetzungskoſten zu zahlen, und ich glaube, das Buch wäre für Sie intereſſant und antiariſtokratiſch, ja antihannövriſch-ariſtokratiſch zeitgemäß. Was ſoll ich ihm antworten?

Leben Sie wohl, theurer Freund, und bleiben Sie mir ſo herzlich ergeben, wie ich es Ihnen bin. Grüßen Sie mir dort alle wohlwollende Mitfreunde. Was macht Wille? Grüße an Schirges! Vergeſſen Sie nicht Mendelſohn. Ich höre und ſehe Nichts von dort, doch denke ich an Euch viel. Zumal jetzt, wo die ſchöne Auſter-Zeit bei Euch beginnt, wo jede Muſchel wieder eine wahre Offenbarung, einen koſtbaren Seelentroſt enthält! Leben Sie wohl, eſſen Sie wohl!

H. Heine.

231. An Dr. med. L. Wertheim *).

Liebſter Doktor!

Ich theile ganz Ihre Anſicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieſer Dame, als ich mich mit ihm geſchoſſen hatte und verwundet ward, die in ſolchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlaſſen, ſo würde ich mich gewiſs mei-

---

*) Vgl. in Betreff dieſes in Nr. 3 der „Augsb. Allg. Ztg.“ vom Jahre 1846 abgedruckten Briefes auch die Briefe Nr. 234, 235 und 236.

nerſeits beeifert haben, ſeiner Frau die bündigſte Ehrenerklärung zu geben, um ſo mehr, da ich ſchon damals die feſte Überzeugung gewonnen, daſs die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundloſen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die ſich mir darbietet, in der geeignetſten Weiſe meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranſtalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbeſſerte Geſammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daſs darin die Stellen, welche Madame Straus perſönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame dieſe Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daſs jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im urſprünglichen Manuſkripte ſtanden, wie ich es nach Hamburg zum Drucke ſchickte, und daſs ſie erſt ſpäter, als ich mir dasſelbe wieder zur Durchſicht hierher zurückſchicken ließ, flüchtig hineingeſchrieben wurden, in einer menſchlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 22. December 1845.

232. An Varnhagen von Enſe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Theuerſter Varnhagen!

Es iſt Dieſes der erſte Brief, den ich in dieſem neuen Jahre ſchreibe, und ich beginne ihn mit dem heiterſten Glückwunſch. Möge in dieſem Jahre leibliches und geiſtiges Wohlſein Sie beglücken! Daſs Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübnis. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröſtendes Wort zugerufen, aber Hekuba iſt eine ſchlechte Tröſterin. Mir ging es nämlich in der jüngſten Zeit ſpottſchlecht, und das Schreiben erinnert mich beſtändig an mein körperliches Miſsgeſchick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge ſehen, indem ich ein ganz geſchloſſenes und ein bereits ſich ſchließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigſter Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündlich Nachrichten von mir zukommen zu laſſen, und da dieſer Freund eingeweiht iſt in allen meinen Nöthen, kann er Ihnen umſtändlich mittheilen, wie entſetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgeſpielt worden, und was etwa in dieſer Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Laſſalle, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt ein junger Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben: mit der gründlichſten Gelehrſamkeit, mit dem weiteſten Wiſſen, mit dem größten Scharfſinn, der mir je vorgekommen, mit der reichſten Begabnis der Darſtellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erſtaunen ſetzen, und wenn ſeine Sympathie für mich nicht erliſcht, ſo erwarte ich von ihm den thätigſten Vorſchub. Jedenfalls war dieſe Vereinigung von Wiſſen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erſcheinung, und Sie, bei Ihrer Vielſeitigkeit im Anerkennen, werden gewiſs ihr volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Herr Laſſalle iſt nun einmal ſo ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder heuchleriſch in unſerer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaſelt. — Dieſes neue Geſchlecht will genießen und ſich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unſichtbaren, haſchten nach Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entſagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die ſo ſtolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tauſendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich ſelbſt war ſein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeſchmiſſen, und den Kittel angezogen, ſie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir ſelber, noch ein Gelüſte, mit den alten Traumgenoſſen herumzutummeln im Mondſchein — und ich ſchrieb den „Atta Troll“, den Schwanengeſang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie ſind mein wahlverwandteſter Waffenbruder geweſen, in Spiel und Ernſt. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert und erſchrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich ins Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt!

Ich bin durch Buchhändler-Vertrag verpflichtet, den „Atta Troll“ herauszugeben. Das ſoll in einigen Monaten geſchehen, mit Vorſicht, damit man mir nicht den Proceß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muthe iſt. Solche ſchwachmatiſche Stimmung iſt jedoch zumeiſt in meiner Kränklichkeit begründet; ſchwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eiſernen Reif mir die Bruſt einklemmt, ſo wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und faſt tödlich beſchädigt. Wer die Umſtände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Verſuch ſehen; die ſchleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidiſch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesſtunde erreicht. Im Grunde iſt auch Das eine alte Geſchichte, die ſich immer erneut.

Ja, ich bin ſehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, iſt ſie ein biſschen gebeugt, aber keineswegs welk, und ſie wurzelt noch feſt in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theurer Varnhagen; mein Freund wird Ihnen ſagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um ſo begreiflicher, da ich jetzt gar nicht leſen kann, und bei den langen Winterabenden nur von Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.

233. An Julius Campe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Liebſter Campe!

Ich hoffe, daſs das neue Jahr ſich Ihnen angenehm eröffnet. — Veranlaſſung meines heutigen Schreibens ſind zwei Dinge.

1) Wenn es noch möglich, ſo haben Sie die Güte, in meiner Vorrede*), wo es heißt: „die Oppoſition, wie Ruge ſagt, verkaufte ihr Leder und ward Poeſie“ die Worte: „wie Ruge ſagt“ zu ſtreichen, dagegen aber die citierte Stelle mit Gänſefüßchen zu verſehen, damit man ſieht, daſs es fremde Worte ſind. — Ruge hat nämlich, wie ich höre, wieder umgeſattelt und gegen mich geſchrieben: will ihn daher nicht erwähnen.

2) Liebſter Freund, ſchicken Sie mir umgehend unter Kreuzkouvert ein kürzlich bei Hammerich in Altona erſchienenes und von einem Meyer verfaſſtes Buch über Fauſt. Ich glaube, es behandelt Goethe's Fauſt insbeſondere. Schicken Sie mir es gefälligſt umgehend, da ich es eben brauchen konnte. Sagen Sie mir auch beſtimmt, ſo bald als möglich, wann wohl der „Atta Troll“

---

*) Zum „Atta Troll.“

die Preſſe verläſſt; ich muſs es wiſſen einer Vorkehrung wegen, die eine Böswilligkeit vereiteln ſoll, wovon ich Ihnen ſpäter ſchreibe. — Leben Sie wohl und heiter. Mir bekömmt die Kälte verflucht ſchlecht, und muſs beſtändig das Zimmer hüten, ohne leſen zu können.

Ihr Freund

H. Heine.

234. An Julius Campe.

Paris, den 5. Februar 1846.

Mein theurer Campe!

Ich bitte Sie, dafür zu ſorgen, daſs die einliegende Reklamation, nämlich mein Brief an den Redakteur des „Korreſpondenten“, unverzüglich in dem „Korreſpondenten“ abgedruckt wird. Ich wünſche, daſs es ebenfalls im corpsdu journal geſchehe. Dies kann Runkel *) nicht verweigern. Weigert er ſich überhaupt, den Brief zu drucken, ſo bezahlen Sie für mich Inſerat. Sorgen Sie auch dafür, daſs ihn die Blätter aufnehmen, die, etwa nach dem Vorgange des „Korreſpondenten“, den ſchauderhaften Druckfehler propagandiert. Letzterer könnte meine Geſammtausgabe präjudicieren, zu deren In-Werkſtel-

---

*) Der Redakteur jenes Blattes.

lung ich im Frühjahr bei Euch eintreffen werde. Ich bin noch immer krank, war aber noch vor 14 Tagen ſo ſchlecht, daſs ich nicht ausgehen konnte. Von Herzen bin ich geſund, und auch geiſtig thätig. Dieſer Tage ſchreibe ich Ihnen mehr; zu dem Brief an Wertheim komme ich wie die Magd zum Kind.

Ihr Freund

H. Heine.

235. An den Herrn Redakteur des „Unparteiiſchen Korreſpondenten“ in Hamburg.

Einen Brief von mir*), der urſprünglich nicht für Veröffentlichung beſtimmt war und ohne äußere Veranlaſſung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geſchrieben ward, haben Sie aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, wo er unter den Annoncen inſeriert worden, in den inneren Spalten des „Hamburgiſchen Korreſpondenten“ vom 26. Januar wieder abgedruckt. Leider haben Sie ihn aber mit einem ſehr intereſſanten Druckfehler bereichert. Es iſt nämlich in dieſem Briefe die Rede davon, daſs ich in Betreff einer Dame meine Meinung geändert, und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die ſich mir darbietet, in der geeignetſten Weiſe meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden.“ Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweiſe, ich ſei mit der verbeſſerten Geſammtausgabe meiner Werke beſchäftigt, ſo iſt es mir eben nicht ganz gleichgültig, daſs die oberwähnten Worte: „in jener Beziehung“ von dem Setzer des „Hamburgiſchen Korreſpondenten“ in die Worte: „in jeder Beziehung“ verwandelt worden ſind; und ich bitte Sie, dieſe Berichtigung unverzüglich Ihrem geſchätzten Publiko mitzutheilen. Hochachtungsvoll grüßend

---

*) Der unter Nr. 231 abgedruckte Brief an Dr. L. Wertheim.

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkte aus der „Allgemeinen Zeitung“, ſondern aus dieſen Blättern entlehnt haben, werden erſucht, auch dieſe Berichtigung aufzunehmen.

·236. An Julius Campe.

Paris, den 6. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich habe Ihnen geſtern mit etwas allzu großer Haſt geſchrieben. Ich wollte noch vor Abgang der

Poſt, im ſelben Augenblick, wo ich bei Gallignani im Leſekabinett den ſchauderhaften Druckfehler bemerkte, denſelben rektificieren. Leider wird auch meine Reklamation das Gepräge dieſer Eile tragen, und zwei Engländer, die neben mir ſaßen und quäkten, ſind wohl Schuld daran, daſs der Anfang dieſer Reklamation ſo ſchändlich ſtiliſiert iſt, wie mir ſpäter einfiel. Iſt der Wiſch noch nicht gedruckt, ſo bitte ich Sie, jenen Anfang durch folgende Worte zu erſetzen:

„Nr. . . des „Unparteiiſchen Korreſpondenten“ enthält einen Brief, den ich, ohne äußere Veranlaſſung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geſchrieben, und der alſo urſprünglich nicht für den Druck beſtimmt war. Indem Sie denſelben aus der „Augsb. Allg. Zeitung“, wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inſeriert worden, aufs Neue in den Korreſpondenzſpalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem ſehr intereſſanten Druckfehler bereichert. Es iſt nämlich in dieſem Briefe die Rede davon, daſs u. ſ. w.“

Wenn es alſo noch Zeit iſt (und müſſten Sie deſshalb auch in die Druckerei laufen), ſo laſſen Sie dieſen verbeſſerten Anfang meiner Berichtigung an die Stelle des geſtern geſandten drucken*). Sie ſehen, wie diffizil ich bin in Stiliſtik. Bei unſerer Geſammtausgabe werden Sie Das noch mehr erfahren. Anfangs Mai bin ich bei Euch in Hamburg. Dann will ich dort auch ſelbſt den Druck des „Atta Troll's" beſorgen, ob deſſen Verzögerung ich mich nicht genug zu entſchuldigen weiß; ich werde Ihnen aber durch eine bedeutende Vorrede einige Vergütung bieten. Möge mein dortiger Aufenthalt, wo ich der heiterſten Geiſtesruhe bedarf, durch keine Nachwehen oder gar Erneuerungen meiner Familienzwiſte geſtört werden. Indem ich Karl Heine jüngſt ankündigte, weſshalb ich nächſtes Frühjahr nach Hamburg kommen müſſe, bat ich ihn, um Gotteswillen vorher die Differenz, die noch obwaltet zwiſchen uns, zu ſchlichten. Aber leider, je mehr ich meinen Stolz kaſteie und mich unterwürfig und flehend zeige, deſto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche anſieht und nie begriff, daſs ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte.

---

*) Die Erklärung Heine's war bei Ankunft dieſes Briefes ſchon in der Tags zuvor geſandten Form veröffentlicht.

Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daſs auch Sie, wie ſo viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu ſolcher Selbſtdemüthigung angetrieben und an die Macht der verſöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte verſucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das ſich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entſchließen konnte, ſo leidend angerathen; ſo habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverſtand mir beſtändig in die Ohren ziſchte, daſs man in dieſer Welt ſelten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenſchen! Mein Schwert iſt meine Feder, und dieſes Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote ſtehen! Dieſer beſtändige Widerſpruch, in welchem mein Gemüth und mein Verſtand ſich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erſt jetzt, wo ich einſehe, daſs in Karl Heine's Bruſt kein menſchliches Herz ſchlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, ſtatt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entſetzlichen Memoire beſchäftigt, ſeit einigen Tagen, wo die Inſolenz von Karl Heine dem Faſſe den Boden ausgetreten. Den Proceſs werde ich unterlaſſen, damit man ſehe, es iſt hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präſident bin, und keinem reichsſtädtiſchen Schlendrian ausgeſetzt. Meine Penſion achte ich für verloren und ich ſchlage ſie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundſchaft geſtanden und weil ſie wiſſen, daſs ich ein Mann bin, den der Tod nicht ſchreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloſter und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, ſeit ich Alles gethan, was ein Menſch thun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität. — Sie ſehen, theurer Freund, ich bin ſehr zu bedauern, und es iſt nicht meine Schuld, wenn ich jetzt keine heitere Bärenjagden und Wintermärchen ſchreibe. Leben Sie wohl und heiter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau und allen Wohlwollenden dort aufs beſte.

Ihr Freund

H. Heine.

237. An Ferdinand Laſſalle.

Paris, den 10. Februar 1846.

Mein theuerſter Laſſalle! —

Läge es mir nicht laſtend auf der Seele, daſs ich Ihnen unverzüglich danken muſs für ſo viel Liebeseifer, ſo würde ich Ihnen dennoch heute noch nicht ſchreiben, denn ich bin ſeit drei Wochen leidender als je. — Vierzehn Tage lang muſſte ich das Zimmer hüten, und jetzt muſs ich ängſtlich meinen kranken Kopf ſchonen, damit kein Gehirnfieber ſich ausbildet. — Acht Tage lang nach Ihrer Abreiſe hatte ich gar zu anſtrengend gearbeitet, um das Verſäumte wieder einzuholen, und Das mag mir wohl die Krankheit befördert haben. Warum ich Ihnen den Brief wegen M. noch nicht geſchickt, iſt Ihnen jetzt begreiflich; in einigen Tagen werde ich Ihnen denſelben zuſenden. Heut beſchränke ich mich darauf, Ihnen zu danken: noch nie hat Jemand ſo Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand ſo viel Paſſion und Verſtandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu ſein — wir Andern urſurpieren bloß dieſes göttliche Recht, dieſes himmliſche Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine beſcheidene Fliege. Ich ſprach noch geſtern Abend davon mit Grün, dem ich ein halb Dutzend der übermüthigſten Gedichte für den Muſenalmanach von Püttmann *) gegeben habe. —

Was Sie mir von Varnhagen ſagen, freut mich; er iſt der erfahrenſte Menſch, der die Verhältniſſe und Perſonen am beſten kennt. — Achten Sie auf ſeine Worte, ſogar auf Das, was er nicht ſagt. — „Sein Sprechen iſt belehrend, ſein Schweigen iſt bildend“ — wo ſteht Das? — Was z. B. Varnhagen über Sieveking in Hamburg ſagt, iſt gewiſs richtig, und es iſt mir von der äußerſten Bedeutung. — Ich bin entzückt, daſs der dortige Miniſterreſident von Hamburg und ſeine Frau für mich gewonnen, Das iſt von einer größeren Wichtigkeit für die Folge, als Sie glauben. — Wenn Mendelsſohn nicht ſchreiben will, ſo iſt mir Das ganz recht, denn ſein Schreiben würde doch in dieſem Augenblick Nichts fruchten, wogegen ſpäter ein bloßer Antrag der Vermittlung von ſeiner Seite von entſcheidendſtem Nutzen ſein kann. — An Humboldt's Sympathie hab' ich nie gezweifelt, ſein Brief iſt offenherzig, und es ſchlägt darin ein warmes Herz. — Dieffenbach's Freundſchaft iſt für mich ein tröſtender Gedanke; ich ſage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu ſehr zu moleſtieren, denn der heilende Gott iſt mein Freund.

---

*) Erſchien 1847 unter dem Titel: „Album. — Originalpoeſien.“

Zum Glück habe ich keine eigentliche Schmerzen, ſondern nur Lähmungen, Genuſs- und Lebenshinderniſſe — Meine Lippen ſind manchmal ſo lahm, daſs ich ganze Abende ſchweigend neben meiner Frau am Kamin ſitze. Quelle conversation allemande! ruft ſie dann manchmal ſeufzend aus. — Was ſoll ich nun aber vom Fürſten Pückler ſagen! — welch ein grand Seigneur! Sein Brief iſt nicht bloß ein ſchriftſtelleriſches Meiſterſtück, ſondern auch ein bedeutſames Denkmal, bedeutſamer als es ihm ſelber dünken mag, in Bezug auf unſere ſocialen Verhältniſſe und Umwälzungen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſer Brief gedruckt werden muſs, er iſt von dem allgemeinſten Intereſſe, und die Sehenden werden wohl merken, daſs Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's iſt an A. B. in Sachen C. D., ſondern daſs hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsariſtokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldariſtokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Beſten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion iſt ſiegreich, der chevalereske Hochſinn zeigt ſich hier auf ſeinem ſchönſten Turnierroſſe und in ſeinem fleckenloſeſten Harniſch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe ſelbſtiſche Krämerthum, ich hätte faſt geſagt: das Bürgerthum, findet hier ſeine kläglichſte Niederlage; und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernſten Gegner der jetzigen Geldherrſchaft — Sie wiſſen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich ſpielt hier eine trübſelige Figur; die Romantik, die er ſelber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn ſelbſt in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürſt in den Idealprovinzen des Geiſtes iſt, ſo iſt er es doch auch in dem preußiſchen Schleſien, und ſeine Handlungsweiſe iſt eben ſo adlig als edel. —

Ich werde bei nächſter Gelegenheit dem Fürſten ſchreiben; unterdeſſen melden Sie ihm gefälligſt meinen gerührten Herzensdank. Sein Brief muſs in jedem Falle publiciert werden. Das Beſte wäre, Varnhagen ſchriebe einen Korreſpondenz-Artikel für die „Allgemeine Zeitung" und theilte den Brief mit in demſelben, nach eingeholter Erlaubnis des Fürſten. — Den Artikel müſſte Herr v. Varnhagen direkt an den Baron Cotta nach Stuttgart ſchicken, denn in Augsburg iſt zwar Kolb mein innigſter Freund, aber auf ſeinen Kollegen kann ich mich nicht verlaſſen; Cotta's iſt man aber ſicher, wo er die Namen Varnhagen, Pückler und Heine ſieht.

Hier iſt Alles ſtill, oder vielmehr ich ſehe und höre Nichts. Roger hat einen großen bal paré et costumé gegeben, wo ich aber nicht ſein konnte. Hermance iſt noch immer bettlägerig. Madonna habe ich noch nicht beſucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, Dein Name iſt — —! — Mit Rothſchild ſehr geſpannt, aber eben in der geeignetſten Stellung zu meinem Projekt. — Mein Ballett*) habe ich geſchrieben, iſt mir vorzüglich gelungen, — weiß aber noch nicht, ob es nicht zu ſpät angelangt. — Hab' wieder angefangen, an der Börſe zu ſpielen. Brauche noch immer die Homöopathie. — Aber die große Nachricht, die Sie jetzt längſt wiſſen, Calmonius kommt in 8 Tagen hierher mit Ihrer Schweſter! Geſtern hab' ich Brief von ihm erhalten. Es ſcheint, daſs das Zinkprojekt, wozu ich die Inziation gab, ihm im Kopfe ſteckt. Ich freue mich ſehr, ihn und Ihre Schweſter zu ſehen. — Bin neugierig ob ſie auch ſo feine paſſionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie ſehr; es iſt ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen ſo lange, bis man Sie liebt.

Heinrich Heine.

238. An Ferdinand Laſſalle.

Paris, den 11. Februar 1846.

Liebſter Laſſalle!

Sie haben in Ihrem letzten Briefe vergeſſen, mir Ihre direkte Adreſſe mitzutheilen, und ich hege ein Bedenken, über den wichtigſten Punkt Ihres Brieſes Ihnen durch Beförderung dritter Hand meine unumwundene Anſicht zu ſagen — Jedenfalls melde ich Ihnen, daſs Alles, was Sie wünſchen, geſchehen ſoll. In Bezug Mendelsſohn's — wie Sie auf dieſe unbedeutende Sache Werth legen können, begreife ich nicht — in Bezug Felix Mendelsſohn's füge ich mich gern Ihrem Wunſche, und es ſoll keine böſe Silbe mehr gegen ihn gedruckt werden — Ich habe Malice auf ihn wegen ſeines Chriſtelns, ich kann dieſem durch Vermögensumſtände unabhängigen Menſchen nicht verzeihen, den Pietiſten mit ſeinem großen, ungeheuren Talente zu dienen. — Jemehr ich von der Bedeutung des letzteren durchdrungen, deſto erboſter werd' ich ob des ſchnöden Miſsbrauchs. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moſes Mendelsſohn zu ſein, ſo würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die Piſſe des Lämmleins in Muſik zu ſetzen. Unter uns geſagt, der nächſte Grund, warum ich manchmal Mendelsſohn prickelte, betraf einige hieſige Stockenthuſiaſten desſelben, die ich ärgern wollte, — z. B. Ihren Landsmann Frank, auch Heller, — und die unedel genug waren, jenen Angriffen das Motiv unterzulegen, ich wollte dadurch Meyerbeer den Hof machen. — — — — — — — —

---

*) Der „Doktor Fauſt."

Ich ſchreibe Ihnen alles Dieſes mit Vorſatz und ausführlich, damit Sie ſpäter die Gründe meines Zerwürfniſſes mit M. beſſer kennen mögen, als der Pöbel, dem man ſie entſtellt inſinuieren wird. Bis dahin bleibt Alles unter uns. Ich werde Ihnen ausführlich ſchreiben, ſobald ich Ihre direkte Adreſſe habe. Ich bin noch immer ſehr leidend, kann faſt gar nicht ſehen, und meine Lippen ſind ſo gelähmt, daſs mir das Küſſen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, deſſen ich mich wohl enthalten konnte. — Ich freue mich ſehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schweſter. Hier iſt Alles ſtill; Maſkenbälle und Oper; man ſpricht ſeit 8 Tagen von Nichts als von Halevy's „Mousquetaires", für welche meine Frau ſchwärmt. — Letztere befindet ſich wohl und zankt in dieſem Jahre ſo wenig, wie es von einer tugendhaften Frau nur irgend zu verlangen iſt. — Leben Sie wohl und ſein Sie überzeugt, daſs ich Sie unausſprechlich liebe. Wie freut es mich, daſs ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je ſo viel getraut, — ich, der ich ſo miſstrauiſch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, ſchwillt mir der Muth und ich befinde mich beſſer.

Ihr Freund

H. Heine.

239. An Ferdinand Laſſalle.

Paris, (ich weiß nicht genau) 1846.

Mein theuerſter Waffenbruder!

Ich ſchreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entſetzlichen Zuſtande iſt und jeder Brief mir ein Stück Leben koſtet. Von meinen Augen ſpreche ich nicht; die Lippen, Zunge u. ſ. w. ſind weit verdrießlicher angegriffen, und das Gehirn ſcheint nicht neutral zu bleiben. Die Kälte und der Pariſer Tumult bekömmt mir ſo ſchlecht, und alle meine Hoffnungen ſind auf den Süden gerichtet; — Das rathen mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf, und wenn die Karl Heine'ſche Angelegenheit vor der Hand geordnet, gehe ich gar nicht nach Hamburg, ſondern unverzüglich nach Italien, um dort mich bloß mit der Herſtellung meiner Geſundheit zu beſchäftigen. — Das bleibt unter uns. — Ich bin ſo unglücklich und elend, wie ich es nie war, und ließe ich nicht ein hilfloſes Weib zurück, ſo würde ich ruhig meinen Hut nehmen und der Welt Valet ſagen. — Es iſt mir ſeit vier Wochen nur Erfreuliches paſſiert, meine Finanzen heben ſich, meine Frau iſt liebenswürdiger als je, meiner Eitelkeit wird geſchmeichelt, die Krankheit würde ich auch wohl in dieſer Phaſe mit

Reſignation ertragen — aber die — — Angelegenheiten, die ich auch ſchon mit Gelaſſenheit betrieb, fangen ſeitdem einen ſolchen Tumult an in meinem Gemüthe, daſs ich wahrlich manchmal fürchte, verrückt zu werden. — Hat mich aber Etwas rein wahnſinnig gemacht, ſo iſt es der Brief, den ich geſtern Abend (leider vorm Schlafengehen) von Varnhagen erhielt, und deſshalb ſchreib' ich Ihnen ſogleich, trotz meines leidenden Kopfes. — Denken Sie ſich, Varnhagen, der ſo erfahrene Weltmann, iſt noch ſo abergläubiſch, daſs er — — — — — mir das Eyapopeya vorſingt, womit man mich ſchon vor einem Jahre ins Verderben geſungen. — Ich ſoll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine ſchreiben. — Das thu' ich ja ſeit vorigen Mai, und nach jedem ſolchen Gewinſel wirft er ſich hochmüthiger in die Bruſt. — Mein erſter Plan war, als mir das Unglück paſſierte, durch das entſchiedenſte Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu ſetzen. — Dieſen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Anſicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem ſie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, ſcheiterte Alles durch Inkonſequenz. — So ſollte z. B. — — — und ſtatt Deſſen legte er ſich aufs Bitten, auf Sentimentalität, und Alles war verloren, und ich ſelber muſſte vom hohen Kampfroſs herabſteigen und mich auf eine flennende Schindmähre ſetzen! — Durch dieſe Selbſterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen ſchon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, ſobald ſie Ernſt ſehen, ſobald ſie eine öffentliche Manifeſtation erleben, und beſtimmt fühlen, daſs man zu Dergleichen entſchloſſen ſei — Sagen Sie Das an Varnhagen, ſagen Sie ihm: die Herzen der Geldpharaone ſeien ſo verſtockt, daſs das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend ſei, obgleich ſie wohl wiſſen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der ſchon vor ihren eignen Augen ſo manches Schlangenkunſtſtück verrichtet hat — Nein, dieſe Menſchen müſſen die Plagen fühlen, ehe ſie daran glauben und ihren zähen Selbſtwillen aufgeben, ſie müſſen Blut ſehen, auch Fröſche, Ungeziefer, wilde Thiere, Jan Hagel u. ſ. w., und erſt beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erſtgeburt todtſchlägt, geben ſie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eignen Tod. — Wahrlich, hätte Moſes ſich mit der Güte befaſſt, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Iſrael ſäßen noch heute in Ägypten. Sagen Sie an Varnhagen, Alles, was er rathe, ſei ſchon verſucht worden, und mein jetziger kläglicher Zuſtand ſei eben das Reſultat jener Verſuche. Sie, theurer Laſſalle, haben die Sache am beſten begriffen. —

Iſt Herr v. Varnhagen nicht geneigt, dieſer Richtung beizutreten, ſo ſtehen Sie nur gleich ab von dem Wunſche, daſs er den Artikel, der den Pückler'ſchen Brief einflechte, ſchreiben möge, und Sie, mein theurer Freund, ſchreiben ihn ſelbſt; wird er alsdann, wie ich fürchte, für die „Allg. Ztg." zu jugendlich ſchneidend im Ausdruck, ſo ſuchen Sie ihn anderswo drucken zu laſſen. — Laſſen Sie ſich auf keinen Fall durch die entgegengeſetzte Meinung von Varnhagen in der Einheit Ihrer energiſchen Handlungsweiſe irre machen und zu einem Mittelweg verleiten, der mich ſchon einmal ins Verderben gebracht. — Will hingegen Herr v. Varnhagen in obigem Sinne den Artikel ſchreiben, ſo iſt es gewiſs gut, daſs eben die härteſten Dinge und Androhungen, in ſeinem milden und wunderbar lindernden Stile geſchrieben werden, deſſen nur Varnhagen fähig iſt, und wodurch er eine Puiſſance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. — Er iſt unſer großer Stiliſt, ich habe noch dieſer Tage darüber ſtundenlang geſprochen mit meinem Freunde Seuffert, der in dieſer Beziehung einen Artikel über Varnhagen in der „Epoque" geſchrieben (wenn dieſer Artikel, wie mir Seuffert geſtern ſagte, in der heutigen Nummer jenes Journals erſcheint, ſchicke ich ihn Ihnen mit und Sie befördern ihn gefälligſt an Varnhagen) — Ja, Varnhagen's Stil iſt wahrlich die eiſerne Hand mit einem Handſchuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handſchlag geben, den er nicht vergiſſt bis ans Ende ſeiner Tage. —

Schreibt Varnhagen den Artikel, ſo iſt er vielleicht auch geneigt, ihn zu unterzeichnen, wie er bei einigen andern Artikeln in der „Allg. Zeitg." gethan hat. Dies wäre von einem erſtaunlichen Gewichte, und meine ſchreckliche Lage erwägend entſchließt ſich vielleicht dazu der Freund, der ſonſt ſo behutſam. — Aber auch meinem Herzen, „meinem beleidigten Herzen", wie Rahel ſagen würde, dürfte es wohlthun, den vornehmen Varnhagen ſo rückſichtslos aus ſeiner Höhe mir öffentlich zur Hilfe beiſpringen zu ſehen. X hat es gethan und ſich ein ewiges Verdienſt um mich erworben, der Pöbel wird ob ſeiner That ſehr beſchämt ſein. Ich kann ihm noch nicht ſchreiben, denn jeder Brief koſtet mir jetzt einen Fetzen Geſundheit, — laſſen Sie ihn das wiſſen. Gewiſs ſind ſehr ſchnöde Antworten von Hamburg angekommen. Ich möchte ſie wohl kennen, obgleich ich ſie errathe. — Und nun leben Sie wohl, theurer geliebter Freund.

H. Heine.

·240. An Ferdinand Laſſalle.

Paris, den 27. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich hoffe, daſs Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eignen Adreſſe geſchrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn von Varnhagen ſchrieb, von demſelben mitgetheilt bekommen haben. — Unterdeſs erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf Wenig zu beantworten war. Ich glaubte Alles im beſten Zug, da erhalte ich ſo eben einen Brief von Varnhagen, woraus ich erſah, daſs er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er ſcheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verſtehen, und ich ſehe wohl, daſs er in ſeinem Moderantismus mit Ihnen nicht zuſammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.“, wo der Pückler'ſche Brief interkaliert werden ſollte, wird er alſo *nicht* ſchreiben, ja er bemerkte mir ſogar, daſs es unſchicklich gegen den Fürſten gehandelt wäre, wenn man deſſen Schreiben veröffentlichte, und dieſer es nicht erlauben dürfe. Dieſe Bemerkung beſtimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten.

Mein körperlicher Zuſtand iſt entſetzlich. Ich küſſe, fühle aber Nichts dabei, ſo ſtark gelähmt ſind meine Lippen.

Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge ſind afficiert, und Alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir wie Erde. Dieſer Tage habe ich kaiſerlich ruſſiſche Bäder verſucht, nach der ſtrengſten Obſervanz. An Muth fehlt es mir nicht. —

Mit Ihrer Frau Schweſter bin ich ſehr viel zuſammen, und ganze Stundenlang plaudern wir von Ihnen. Sie hat außerordentlich viel Geiſt und die köſtlichſte Ähnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt ſie ſehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan ꝛc. einlade — könnte ich Sie dabei ſehen! So auf 8 Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit). Sogleich nach Ihrer Abreiſe, in zwei Morgenſtunden, ſchrieb ich mein Ballett *), das vielleicht noch dies Jahr in London gegeben wird. Auch mit der Börſe habe ich mich wieder beſchäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muſs Das thun, ſonſt wird meine Familienmiſère eine ſtationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Trotz meines elen-

---

*) Der Doktor Fauſt.

den Körperzuſtandes ſuch' ich mich zu zerſtreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; deſshalb hatte ich auch noch nicht den Muth, Madonna zu beſuchen — ſie könnte aus Zerſtreutheit ſich in der Perſon irren. Leben Sie wohl, ich dürſte darnach, zu wiſſen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philiſterhafteſte Angſt. — Mit Ihrem Schwager plaudre ich Geſchäfte, die ſeinigen gehen gut, und er iſt wahrhaftig ein Genie. —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

241. An Julius Campe.

Tarbes, den 1. September 1846.

Liebſter Campe!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir beſſer gehen, ſo daſs ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte als heute; leider aber hat mein Zuſtand, der ſich ſeit Ende Mai bedenklich verſchlimmert, in dieſem Augenblick eine ſo ernſthafte Form angenommen, daſs ich ſelbſt erſchrecke. Während der erſten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geſchöpft, aber ſeitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge ſind ſo gelähmt, daſs ich nicht ſprechen kann, und eſſen kann ich nicht ſeit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abweſenheit des Geſchmacks. Auch bin ich entſetzlich abgemagert, mein armer Bauch iſt kläglich verſchwunden, und ich ſehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beſtändige Ohnmachten) haben mich nun beſtimmt, nach Paris zurückzueilen, und geſtern hab' ich Barèges verlaſſen. Ich bin keineswegs ängſtlich, ſondern ſehr gefaſſt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was ſich nicht ändern läſſt und ein altes Menſchenſchickſal iſt.

Meine Meinung geht dahin, daſs ich nicht mehr zu retten bin, daſs ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchſtens zwei Jahre, in einer trübſeligen Agonie mich hinfriſten kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das iſt die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdſelige Bewuſſtſein, ein ſchönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele ſelbſt in dieſer kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten — Unter uns geſagt, dieſer letztere iſt das wenigſt Furchtbare, das Sterben iſt etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube. /

Was ſoll ich zu dem Zufall ſagen, der eben in jetziger Zeit eine falſche Todesnachricht von mir in Deutſchland verbreitete? Dieſe hat mich eben nicht ergötzlich geſtimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich drüber gelacht. Zum Glück hatte ich faſt gleichzeitig einen Artikel in der „Allg. Ztg.“, der meinen Feinden gewiſs eine Freude verdorben hat, wenn ſie nicht etwa ſelbſt jene Nachricht geſchmiedet.

So wie ich nach Paris komme, ſchreibe ich Ihnen in Betreff meiner Geſammtausgabe, die ich jetzt nicht länger verſchoben ſehen möchte. Ich bitte Sie, da jetzt noch Dampfſchiffe gehen, ſchicken Sie mir gefälligſt alle meine Bücher (die Expl., die ich hatte, ſind alle verzettelt), und ich gebe mich gleich an die Durchſicht und Anordnung der Geſammtausgabe. Daſs ich Ihnen den „Troll“ noch nicht geſchickt, iſt wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeſchichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich ſo auszurüſten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, ſchnell fördern, und werde es bei meiner Ankunft in Paris ſchnell vornehmen. Mein Geiſt iſt klar, ſogar ſchöpferiſch geweckt, aber nicht ſo beſeligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Verſündigung die ſie an mir verſchuldet. Wahrlich nicht die Geldſache, ſondern die moraliſche Entrüſtung, daſs mein intimſter Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort ſeines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich ſterbe an dieſem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falſche Todesnachricht meinen Vetter ſehr erſchreckt; er hatte wahrlich erſchreckende Gründe.

Unter den jetzigen Umſtänden iſt es wohl überflüſſig geweſen, Ihnen beſonders zu melden, daſs ich auf das Vergnügen, Ihr Söhnchen über die Taufe zu halten, verzichten muſs. In dieſem Jahr wäre ich ſehr gern nach Hamburg gekommen, um meine alte Mutter noch einmal zu ſehen und mich an heimiſcher Theilnahme in meinem Unglück zu tröſten! Aber es ſollte nicht ſein. — Meine Finanzen ſind ſchlecht, dieſe Krankheit und die Reiſe nach Barèges haben mich ſchier ausgebeutelt und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskoſten dieſen Winter erſchwinge! Selbſt indem ich die 200 mk Bco., die ich dieſes Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris an die Ordre von A. Leo auf Sie abgebe, bin ich noch nicht ſehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekoſtet! doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutſchen Dichterleben ſo fürchterlich bitter rebaſchiert wird. —

Leben Sie wohl und glücklich, und ſein Sie überzeugt, daſs ich es immer ehrlich und gut mit Ihnen gemeint und auch Ihre freundſchaftliche Sympathie immer zu ſchätzen wuſſte. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde. — Ich habe in Paris meine Wohnung verändert und wohne jetzt: Faubourg Poissonnière Nr. 41. —

Ihr treu ergebener

H. Heine.

242. An Heinrich Laube.

Paris, den 19. Oktober 1846.

Liebſter Laube!

Auf Ihren freundſchaftsvollen Brief vom 10. Oktober kann ich heute noch nicht ordentlich antworten, weil ich noch extra leidend bin; doch ich werde dieſer Tage bei beſſerem Leibeswetter das Verſäumte nachholen. Heute beſchränke ich mich darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigſten Punkt desſelben auszuſprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorſatz, hierherzukommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müſſen ein biſschen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortſchreitende iſt, ſo kann ich doch nicht einſtehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu ſpät kommen, um mit mir über Unſterblichkeit, Literatenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchſte Fragen der Menſchheit zu reden; Sie könnten einen ſehr ſtillen Mann an mir finden. Ich bleibe dieſen Winter auf jeden Fall hier und wohne vor der Hand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, ſo ſuchen Sie mich gefälligſt auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuſchvoll iſt.

Auch meine Frau freut ſich, Monſieur et Madame Laube dieſen Winter hier zu ſehen, denn wir ſetzen voraus, daſs Letztere mitkommt.

Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine ſolche Freude, ihren eignen Nekrolog zu leſen, wird ſelten den Sterblichen geboten. Die falſche Todesnachricht hat mich jedoch ſehr verſtimmt, und es thut mir leid, daſs auch meine Freunde dadurch afficiert wurden; zum Glück kam die rektificierende

Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, ſchnell hinterdrein. Sie wundern ſich, daſs ſo viele falſche Nachrichten über mich im Umlauf, und ſagen, daſs ich komplet mythiſch werde. Ich könnte leicht den Schlüſſel zu dieſen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen. Der Mr. St . . . . hier hat geſtanden, daſs er über 4000 Franks ausgegeben für Journale und Journaliſten, um ſeine roh erdachten und von den uns wohlbekannten Spiegelbergen verfeinerten Verunglimpfungen meines Privatlebens ins Publikum zu bringen. Ich habe nie dagegen reklamieren wollen, um den Leuten nicht Stoff zu Diskuſſionen zu liefern *).

243. An Julius Campe.

Paris, den 12. November 1846.

Liebſter Campe!

Ich habe Sie bis heute auf Ihre zwei jüngſten Briefe ohne Antwort gelaſſen, weil mich das

---

*) Der Schluſs dieſes Briefes iſt verloren gegangen.

Schreiben unſäglich anſtrengt, nicht ſowohl wegen meines ſchwachen letzten Auges, als wegen der Bruſt, deren Beklemmung Tag und Nacht dauert, daſs mir bei dem beſtändigen Schluckſen und Gluckſen ſchon jetzt in dieſem Augenblicke, wo ich über den Schreibtiſch mich lehne, das Waſſer beſtändig aus dem Maule läuft und der Athem ausgehn will. Daher faſſ' ich mich heute nothdürftig kurz und erlaſſe Ihnen zunächſt den Rüffel für Ihren vorletzten Brief. Daſs Sie an meine Krankheit nicht glaubten, erkläre ich mir daraus, daſs Sie gewiſs bei meiner Mutter Erkundigungen einzogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegentheil meines Zuſtandes berichte.

In Bezug auf den „Atta Troll“ melde ich Ihnen nun, daſs ich, obgleich Sie damit füglich warten konnten, dennoch jeder Verpflichtung gegen Sie mich ſo bald als möglich zu entledigen ſuchte und damit eilte, das Gedicht für den Druck bereit zu machen; es ging aber weniger ſchnell als ich glaubte, ich muſste Vieles umändern, mehre neue Stücke hineindichten, und in dieſem Augenblick hat es mein Abſchreiber, ſodaſs ich nach erneuerter Durchſicht das Gedicht ſelbſt in acht Tagen zuſchicken kann, damit Sie es unverzüglich in Druck geben; da dieſer Druck wohl 14 Tage dauern mag, ſo ſchicke ich Ihnen die Vorrede, die durchaus nöthig, 14 Tage ſpäter, alſo in drei Wochen.

Was die Geſammtausgabe betrifft, ſo irren Sie ſich, wenn Sie glauben, daſs ich für den Fall meines Todes nicht daran gedacht hätte, über die Anordnung Etwas gethan zu haben. Ich habe für dieſen Fall in meinem Teſtamente die Freunde Detmold und Laube beauftragt, jene Ausgabe an meiner Statt zu beſorgen, und was die Anordnung betrifft, wie ich Sie ſelbſt für die geeignetſte halte, ſo will ich Ihnen heute darüber einige Worte ſagen, damit Sie mir ſagen, ob Sie mit mir einverſtanden; denn ich habe ſeit zwanzig Jahren Ihre merkantiliſchen Intereſſen beſtändig im Auge behalten — die meinigen hab' ich immer vernachläſſigt.

Ich ſchlage Ihnen vor, die Geſammtausgabe in neunzehn Bänden erſcheinen zu laſſen, wünſche jedoch zu wiſſen, in welchen Zeiträumen die verſchiedenen Lieferungen erſcheinen und aus wie viel Bänden ſie beſtehen würden.

Band I ſoll enthalten: Die Harzreiſe und
Das Buch Legrand.

Band II: Den Almanſor und
Den Ratcliff.

Band III:	Das Buch der Lieder, mit Ausnahme der „Nordſee.“
Band IV:	Die Nordſee, nämlich die zwei poetiſchen und die dritte proſaiſche Abtheilung. Der Rabbi von Bacharach.
Band V:	Italien, erſter Theil.
Band VI:	Italien, zweiter und dritter Theil.
Band VII:	England (aus dem vierten Theil der Reiſebilder.) Fragment einer Überſetzung von Manfred.
Band VIII:	Schnabelewopski. Pariſer Kunſtausſtellung (aus dem erſten Theil des Salon.)
Band IX:	Die romantiſche Schule.
Band X:	Zur Geſchichte der Philoſophie in Deutſchland (zweiter Theil des Salon.)
Band XI:	Elementargeiſter (aus dem dritten Theil des Salon.) Florentiniſche Nächte (dito.)
Band XII:	Franzöſiſche Zuſtände, mit Ausnahme der kleinen Briefe am Schluſs.

Band XIII:	Die kleinen Briefe am Schluſs der Zuſtände. Vorrede der Zuſtände. Vorrede zum Adel. Vorrede zum Salon. (Etwa als Unparteilichkeit mein Artikel über Menzel aus den Politiſchen Annalen.) Der Denunciant. Der Schwabenſpiegel.
Band XIV:	Monſieur Louis Börne.
Band XV:	Shakeſpear's Frauen. Theaterbriefe (aus dem vierten Theil des Salon.)
Band XVI:	Artikel aus der Allg. Zeitung.
Band XVII:	Fortſetzung derſelben. Das Wintermärchen.
Band XVIII:	Neue Gedichte, mit Ausnahme des Wintermärchens.
Band XIX:	Atta Troll und ſpätere Gedichte, die ich ſeitdem geſchrieben oder noch ſchreiben werde, ſehr ſchöne und gut honorierte Gedichte. —

Sagen Sie mir, ob Ihnen dieſe Anordnung genehm iſt, und Sie können bald den Druck anfangen, da ich die erſten zwei oder drei Bände nur in druckfehlerlicher Beziehung durchzuleſen brauche. Es verſteht ſich, daſs Sie in keiner öffentlichen Ankündigung das Detail obiger Anordnung mittheilen; denn ich könnte Einiges abändern wollen.

Bedürfen Sie einer beſondern Ankündigung für das Publikum, ſo verlangen Sie dieſelbe von meinem Freunde Varnhagen v. Enſe; Sie haben bald die beſte Gelegenheit dazu, indem Sie ihm den „Atta Troll“ gedruckt zuſchicken; er iſt ihm nämlich dediciert.

Was die Expl. betrifft, deren ich ſelbſt bedarf, ſo bemerke ich Ihnen, daſs ich von vielen meiner Bücher verſchiedentlich Expl. erhalten, aber von manchen gar keine, z. B. von den „Franzöſiſchen Zuſtänden.“ Ich beſitze die „Reiſebilder“, den „Salon“, den „Börne“, die „Romantiſche Schule“, den „Denunciant“, ich glaube, auch die „Neuen GeGedichte.“ Leider aber habe ich von den zwei erſten Bänden der „Reiſebilder“ die letzte Ausgabe, und vom dritten und vierten Band die erſte Ausgabe. Ich muſs aber von den erſten zwei Bänden die zweite Ausgabe jetzt vornehmen (da ich dieſe noch in Deutſchland ſelbſt korrigiert), und aus demſelben Grunde die erſte Ausgabe von den zwei letzten Bänden. Halten Sie dieſelben daher für mich bereit, und hab' ich ſie nöthig, ſo kann ich ſie per Kreuzband durch die Briefpoſt ſchnell erhalten.

Daſs Sie aus meinem letzten Brief Etwas drucken ließen, iſt an und für ſich gewiſs Unrecht, aber ich bin überzeugt, ſie hatten eine freundſchaftliche Abſicht. — Die voreilige Nachricht meines Todes hat mir viele Theilnahme gewonnen; rührend edle Briefe in Menge. Auch Karl Heine ſchrieb mir den liebreichſten Freundſchaftsbrief. Die kleine Trödelei, die lumpige Gelddifferenz, iſt ausgeglichen, und Dieſes that meinem verletzten Gemüthe wahrhaft wohl. Aber das Vertrauen zu meiner Familie iſt dahin, und Karl Heine, wie reich er auch iſt und wie liebreich er ſich mir zuwendet, ſo wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf beſtanden, daſs er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort ſeines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle ſie viel theurer, mit dem Reſt meiner Geſundheit. Es ſieht mit dieſer ſehr ſchlecht aus, es iſt möglich, daſs mein Tod Ihnen eine ſehr vorzügliche Reklame macht für meine Geſammtausgabe; Sie werden mal ſehen, wie viel populärer ich alsdann noch werde, obgleich, wie ich aus närriſchen Buchhändlerbriefen ſehe (nächſtens ſchreibe ich Ihnen darüber) meine Popularität ſchon ſehr groß ſein muſs. Für einen populären Abriſs meines Lebens will einer mir das Erſtaunlichſte zahlen. Spaß machte es mir, daſs ſo ein Antrag aus Stuttgart mir durch Vermittlung des miſerablen Banquier K., der mich ſo ſehr haſſt, zukam. — Sein Sie ruhig, ich ſchreibe gar Nichts. Ich will Ruhe haben, und an meinem Ruhme iſt mir am wenigſten gelegen.

Ihr Freund

H. Heine.

244. An Dr. Arnold Mendelsſohn.

Hochgeehrteſter Hr. Doktor!

Sie überſchätzen meinen Kredit in Augsburg und irren ſich, wenn Sie glauben, daſs ich mit der „Allg. Ztg.“ in beſtändiger Verbindung ſtände. Ich ſchreibe jetzt dorthin höchſt ſelten. Indeſſen, wenn Sie es dringend wünſchen, will ich in Bezug Ihrer dieſer Tage nach Augsburg ſchreiben, und die Redaktion der „Allg.“ in Kenntniß ſetzen, wie ungerecht die Verletzung iſt, die Sie darin erlitten, und wie wenig ſie im Einklang iſt mit Ihrem perſönlichen Charakter und Ihren wiſſenſchaftlichen Verdienſten. Sie können ganz über mich in dieſer Hinſicht verfügen; doch geſtehe ich Ihnen, daſs ich ſelbſt auf die ſchändlichſten Zeitungsartikel keinen Werth legen würde; Das ſprießt und welkt und fällt ab, ohne ſonderliche Spur zu hinterlaſſen, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Beſchuldigen Sie mich nicht, für fremde Kümmerniſſe ſo kühle Worte zu geben. Empfänden Sie nur drei Tage lang meinen gegenwärtigen Zuſtand, ſo würden Sie der peinlichſten Verunglimpfung, die Ihnen jetzt widerfährt, nur ein untergeordnetes Intereſſe widmen. Haben Sie aber durchaus Luſt, zu reklamieren, ſo thun Sie es. Es ſchafft Ihnen vielleicht moraliſche Erleichterung, poſitiv nutzt es aber gar nicht. Ich zweifle nicht, daſs die „Allg. Ztg.", nachdem Sie ſo ſtark darin angegriffen worden, und auch mit Perfidie angegriffen worden, bei ihrer vorherrſchenden Loyalität keineswegs zögern wird, auch Ihre Reklamation aufzunehmen; es verſteht ſich, wenn ſie mit Mäßigung und Takt abgefaſſt iſt.

Ich gehe jetzt faſt gar nicht mehr aus, wegen zunehmendem Unwohlſein, und ich habe Ordre gegeben, Sie zu jeder Zeit zu mir zu laſſen.

Einen freundſchaftlichen guten Morgen wünſchend,

Heinrich Heine.

Paris, den 12. December 1846.

245. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1846.

Liebſter Campe!

Ein Miſsgeſchick mit dem Abſchreiber, der den „Troll“ zum zweiten Male kopieren muſſte, und ein Rückfall in meiner Krankheit, die in dieſem Augenblick mich an jeder Arbeit hindert, iſt Schuld, daſs ich Ihnen das beikommende Manuſkript nicht früher geſchickt. Es fehlt nur noch die Vorrede, die, etwa 6 bis 8 Seiten ſtark, in einigen Tagen nachgeſchickt wird. Laſſen Sie den Abdruck nur mit großer Genauigkeit ſtattfinden; ich verlaſſ' mich drauf. Vier Kapitel habe ich neu hineingeſchrieben und Manches ſtark variiert, ſo daſs ich jetzt für das Gedicht wohl auf ein Succès d'estime rechnen kann. Ohne Ihre preſſante Anforderungen hätte ich es aber gar nicht herausgegeben. Wenn es auf dickem Velin gedruckt wird, macht es wohl ein hübſches Bändchen. Sie bringen es in einem literariſch günſtigen Momente, und es iſt daher vielleicht beſſer, daſs es jetzt erſcheint, als ſpäter, wo Paſſionsſtürme raſen. — Ich bin verflucht krank.

Die böſe Jahreszeit zerrüttet mich fürchterlich. — Sie haben jetzt, wegen Weihnacht, den Kopf und die Hände voll und können nicht an die Geſammtausgabe denken; iſt aber Neujahr vorbei, ſo bitte ich, mir auf meinen letzten Brief beſtimmt Ihre Reſolution zu ſagen. — Ich hoffe, daſs Sie jetzt, wo ich den „Atta Troll“ trotz meines Unwohlſeins gefördert, ihn auch gleich in Druck geben, ob Sie jetzt Viel zu thun haben; ich rechne drauf, aus wichtigen Gründen.

Ich hoffe, daſs Sie und Ihre ganze Familie, Gattin nebſt der Sedez-Ausgabe, ſich wohl befinden. — Hier iſt Alles ſtill, nur daſs viele wahnſinnige Deutſche herkommen und mich ſtören und langweilen. — Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr ſehr verdrießlicher Freund

H. Heine.

246. An Julius Campe.

Liebſter Campe!

Ich ſchicke Ihnen anbei die Vorrede zum „Atta Troll“. Sorgen Sie eifrigſt für getreuen Abdruck. Vergeſſen Sie nicht, dem Setzer zu bemerken, daſs über das letzte Kapitel des Gedichts der Name von Varnhagen mit größern Lettern gedruckt werden muſs, da dadurch die Dedikation gezeigt wird. — Die verfluchte Vorrede hat mir mehr Mühe gekoſtet als zehn Druckbogen.

Ich befinde mich ſeit 8 Tagen etwas beſſer, und da ich mich gegen alle äußere und innere böſe Influenzen in Acht nehme, hoffe ich den Winter beſſer zu überſtehen, als anfänglich zu erwarten war. Auch arbeite ich ſchon mit mehr Leichtigkeit. Geh' faſt gar nicht aus; das beſtändige Sitzen am Kamin hat leider mein letztes Auge noch mehr getrübt. Könnte ich nur leſen!

Ich wünſche Ihnen und den Ihrigen einen heitern Weihnacht. — Laſſen Sie mir doch gleich wiſſen, ob der „Troll" zum Druck gegeben worden, und ſchicken Sie mir alsdann ſchleunigſt die erſten Aushängebogen.

Freundſchaftlich grüßend

H. Heine.

Paris, den 19. December 1846.

---

247. An Julius Campe.

Paris, den 26. December 1846.

Liebſter Campe!

Ich habe in meinem letzten Brief vergeſſen, Ihnen den Titel meines Büchleins in optima forma mitzutheilen. Aus Vorſorge thue ich es nachträglich. Es heißt:

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum,

von

H. Heine.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, Ihnen das ſchönſte Glück zum Neuen Jahre zu wünſchen. — Vergeſſen Sie nicht, ſobald Sie aus dem Geſchäftsſtrudel des Jahrwechſels getreten, mir gleich zu melden, wann mein Büchlein die Preſſe verläſſt, wegen Maßregeln, die ich in dieſer Beziehung zu machen habe.

Mit meiner Geſundheit ſieht es noch immer ſehr kläglich aus, und ich fange an darüber ſehr verdrießlich zu werden.

In Deutſchland ſcheint wieder die Heuchelei der Ernſthaftigkeit zu graſſieren, und mein Bär kommt zur rechten Zeit, um zu treffen, aber auch um getroffen zu werden.

Ihr Freund

H. Heine.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

248. An Benjamin Lumley in London.

Paris, den 27. Februar 1847.

Werther Freund!

Hiermit erhalten Sie das Manuſkript, das ich Ihnen Ende dieſes Monats zu liefern verſprach. Ich verſichere Ihnen, daſs ich nie wieder ein Verſprechen dieſer Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie ſehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Verſuch geſchadet, meine Aufgabe würdig zu löſen. Verſchaffen Sie ſich ſo bald wie möglich die engliſche Überſetzung, und leſen Sie dieſelbe in einer ruhigen, müßigen Stunde. Solch eine Lektüre wird Sie mein Ballettbuch beſſer verſtehen laſſen, in welchem z. B. der „Hexenſabbath“ nur dürftig ſkizziert iſt, während mein Brief eine ebenſo vollſtändige wie authentiſche Beſchreibung davon giebt. Sie werden ſelbſt darüber urtheilen, wenn Sie den Fürſten der Finſternis mit ſeiner Domina tanzen laſſen. Während meiner Nachforſchungen hab' ich einige wunderbare Dinge in Betreff des phantaſtiſchen Tanzes entdeckt, von denen ich Ihnen, wenn mir das Leben erhalten bleibt, ſpäter mehr ſchreiben werde.

Die wenigen Anmerkungen, welche ich meinem langen Briefe hinzugefügt, ſind Citate, die Sie, nach

Ihrem Ermeſſen, in der Broſchüre weglaſſen mögen, der ich folgenden Titel zu geben gedenke:

Die Legende von Doktor Johannes Fauſt,
ein pantomimiſches Ballett;
nebſt einem erläuternden Schreiben an den Direktor
von Her Majesty's Theatre.
Von
Heinrich Heine.

Sollte Ihnen der Inhalt der Anmerkungen nicht zuſagen, ſo müſſte der Verleger beiläufig erwähnen, daſs ſie weggelaſſen worden ſind. Laſſen Sie mir gütigſt ein Exemplar der engliſchen Überſetzung des Buches und des Briefes zukommen, damit ich ſie vor dem Druck korrigieren kann. Meine Broſchüre müſſte für Diejenigen, die nur den Goethe'ſchen „Fauſt“ kennen, ſehr intereſſant ſein. Ich werde ſie daher ſpäter einmal in deutſcher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Geſtalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unſrer hochweiſen Fauſtologen verfalle. Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nöthigenfalls „Aſtaroth.“ Ich habe in meinem Briefe bewieſen, daſs dieſer Name, eben ſo gut wie Mephiſtopheles, dem von Fauſt angerufenen Dämon gebühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denſelben als proviſoriſchen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm ſein, zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, daſs Sie den wirklichen Fauſt der Legende vorführen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

249. An Heinrich Laube.

Sonnabend, den 3. April [*].

Liebſter Laube!

So eben ſchickt Mignet zu mir und läſst mir ſagen, daſs Dich Thiers auf morgen zum Mittageſſen einladet, und daſs Du alſo Punkt halb ſieben zu ihm (Mignet) morgen Nachmittag kommen ſollſt, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe, um mit Dir dort zu ſpeiſen. Fürchtend, daſs Du vielleicht morgen zu früh ausgehſt, habe ich Dir dieſe Mittheilung noch dieſen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiſs.

---

[*]) 1847.

Ich blieb bis gegen 2 heute zu Hauſe, führte meine Frau nach dem David'ſchen Koncert, und kehrte bald wieder nach Hauſe, in Erwartung, Dich zu ſehen, was leider nicht der Fall. Dieſen Morgen hab' ich, obſchon im ekelhafteſten Zuſtand, mir die Weill'ſche Vorrede*) vom Halſe geſchrieben.

Verflucht ſchlechte bruſtgluckſende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Miſère ein Ende machen!

Dein Freund

H. Heine.

250. An Heinrich Laube**).

Liebſter Laube!

Mein Zuſtand iſt noch immer derſelbe — mein Kopf iſt ſo ſchwach, als wäre ich der Verfaſſer einer Auerbach'ſchen Dorfnovelle — mein Magen eben ſo katzenjämmerlich ſentimental und religiös-ſittlichflau wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen 11 Uhr zu Dir kommen.

---

*) Das in Band XIV, S. 147 ff. abgedruckte Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Dorfleben".

**) Dieſer Brief ohne Datum iſt vom 5. April 1847.

Montag, 8 Uhr.

Dein kranker Freund

H. Heine.

---

251. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werther Freund!

Ich bezweifle nicht, daſs Sie bis an die Ohren in Geſchäften ſitzen, und daſs all' Ihre Gedanken auf die täglichen Plackereien gerichtet ſind. Trotzdem bitte ich Sie inſtändigſt, daſs Sie ein paar Minuten an mich denken und ſie dazu verwenden, — erſtens mir etwas Geld zu ſchicken, ſodann mir ungefähr die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Aufführung gelangen wird. Vor Allem, vergeſſen Sie das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich verſichert, daſs England, ſo enorm ſeine Ausgaben in dieſen kriegeriſchen Zeitläuften ſein müſſen, immer noch reich genug iſt, ſeinen ärmeren Alliierten, welche ſehr tapfer, aber ſehr bettelhaft (très gueux) ſind, einige Subſidien zu ſenden. Auf jeden Fall ſchreiben Sie mir gleich. Meine unglücklichen induſtriellen

Affairen haben mich in eine Finanznoth geſtürzt, die eben ſo läſtig wie die Sr. Majeſtät des Königs von Preußen iſt.

Da ich der Meinung bin, daſs Sie mein Ballett im Laufe dieſes Monats aufführen werden, habe ich Vorkehrungen getroffen, mein Verlagsrecht in Frankreich zu ſichern. Ich habe von einem verſchwiegenen Drucker insgeheim ein paar Dutzend Exemplare herſtellen laſſen; und durch vorſchriftsmäßige Hinterlegung derſelben im Archive des Miniſters des Innern habe ich mich gegen Piraten geſchützt . . .

Tauſend freundliche Wünſche von Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

252. An Benjamin Lumley.

Paris, den 3. Mai 1847.

Werther Freund!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. v. M. erhalten. Niemand vermag liebenswürdiger zu ſein, als Sie. Ich danke Ihnen für den Vorſchuſs von 6000 Franks, deren Empfang ich den HH. Lafitte & Co. beſtätigte. Ich muſs geſtehen, daſs mir das

Geld ſehr gelegen kommt; daher weiß ich Ihnen doppelt Dank. Es wird mich herzlich freuen, von der Aufführung meines Balletts zu hören — ſein Erfolg ſcheint mir zweifellos. Alles, was ich bisher geleiſtet, hat beim Publikum günſtige Aufnahme gefunden; und was Sie betrifft, ſo ſteht das Glück Ihnen zur Seite, wie ich aus den großen Triumphen, zu denen ich Ihnen gratuliere, erſehen kann. Sie werden finden, daſs mein Ballett über all unſre Erwartung hinaus Furore machen, und ſelbſt einen Platz in den Annalen der Schauſpielkunſt einnehmen wird. In der That, Ihre Generoſität würde mich ſehr niederdrücken, zweifelte ich nur einen Augenblick an einem großen Erfolg.

Was den geheimen Druck des Buches betrifft, von welchem ich geſprochen, ſo würde es mich tiefſtens kränken, wenn ich glaubte, daſs dadurch Ihre Rechte verletzt werden könnten; aber ich habe Nichts dieſer Art zu befürchten. Mein Geheimnis ruht ſicher in den Händen eines Mannes, der naturgemäß äußerſt diskret iſt, — nämlich Buloz, der Direktor der Revue des deux Mondes, welcher eine eigene Preſſe auf den Namen ſeines erſten Gehilfen beſitzt. Letzterer iſt als mein Verleger genannt, und ſämmtliche Exemplare ſind in meinen Händen, mit Ausnahme von zweien, welche ich beim Miniſter des

Innern deponiert habe, und welche daher in den Katakomben für Druckſachen in der Rue de Grenoble begraben liegen. Außerdem läſſt ſich aus dem Titel nicht erſehen, daſs es ein Ballett iſt. Alle Exemplare, ich wiederhole es, ſind in meinen Händen, und ich werde ſie mittelſt der Meſſagerie nach London ſenden. Heute noch ſchicke ich ein Exemplar mit dem Briefe ab, den ich Ihnen jetzt trotz des ſchrecklichen Zuſtandes meiner Augen ſchreibe. Buloz hat auch ein perſönliches Intereſſe, mein Geheimnis zu bewahren. Ich habe ihn nämlich von meiner Abſicht in Kenntnis geſetzt, mein Libretto mit dem Begleitbriefe an Mr. Lumley in der Revue des deux Mondes erſcheinen zu laſſen, ſobald mein Ballett in London aufgeführt worden ſei; und er ſelbſt rieth mir, ein paar Franks zu opfern, um es vorläufig und insgeheim drucken zu laſſen, damit ich geſetzlich gegen die dramatiſchen Piraten geſchützt ſei, die ſich meines Werkes bemächtigen würden, wenn es in der nicht hinlänglich gegen Nachdruck geſicherten Revue erſchiene. Sie ſehen, werther Freund, daſs ich in gutem Glauben aufs beſte gehandelt habe. Sagen Sie mir nun, ob Sie gegen die Veröffentlichung meines Balletts in der Revue des deux Mondes, unmittelbar nach der erſten Aufführung in London, Etwas einzuwenden haben — denn ich wünſche

Nichts ohne Ihre Genehmigung zu thun. Jedenfalls ſchicken Sie mir ein Dokument, das ich nur zu unterzeichnen habe, um Ihnen das Verlagsrecht, ſo weit Dies möglich iſt, zu ſichern. Ich bin mit den Geſetzen Englands in Betreff derartiger Intereſſen unbekannt; aber es ſcheint mir, daſs Alles, was Sie benachtheiligen könnte, durch ein ſehr einfaches Mittel zu beſeitigen wäre. Sie brauchten nur ein paar Exemplare in engliſcher Sprache drucken zu laſſen und ſie bis zum Tage der erſten Aufführung unter Schloſs und Riegel zu halten. Übrigens werden Sie, der Sie die perſonificierte Geſchicklichkeit ſind, die Mittel zu Ihrem Schutze ſchon zu finden wiſſen. Mit den Exemplaren des Balletts werde ich Ihnen ein langes phantaſtiſches Gedicht ſenden, das ich in die Revue des deux Mondes einrücken ließ, und das großartigen Erfolg gehabt hat. Sie finden darin eine Schilderung der nächtlichen Jagd und der Jägerin Diana, die als ein Phantom erſcheint. Indem ich mein Ballett hier in der Revue des deux Mondes veröffentliche, zeige ich, daſs ich ihm eine ganz beſondere artiſtiſche Bedeutung beimeſſe, und das literariſche Gewicht der Revue wird uns ſolcherweiſe gut zu Statten kommen. Ich denke, es würde nicht unräthlich ſein, die deutſche Verſion des Buches (mit einigen Stellen der Vorrede) gleichzeitig in der „Augsburger Zeitung“ abzudrucken. Dies würde Ihnen eine Ankündigung erſparen. Verfügen Sie in jeder Hinſicht über mich. — Erklären Sie beiläufig Ihrem Ballettmeiſter, was ich in meinem Briefe über das Thema des „Hexen-Sabbaths“ geſchrieben, und fragen Sie ihn, ob es nicht möglich iſt, (nach dem Abgange Fauſt's) die Herzogin ein fürchterlich groteskes Pas de deux mit dem hölliſchen Ziegenbock tanzen zu laſſen. Die Herzogin würde dadurch die in meinem Briefe beſchriebene Domina des Feſtes; jedoch glaube ich nicht, daſs man in einem ſo faſhionablen Theater wie dem Ihrigen wagen darf, ſo weit zu gehen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

---

253. An Varnhagen von Enſe.

Paris, den 4. Mai 1847.

Liebſter und verſtändigſter Freund!

Wären nicht meine Augen in ſo fatal ſchmerzlichem Zuſtande, würde ich Ihnen durch Überbringer, Herrn Grenier, einen langen Brief zuſchicken und Ihnen Denſelben weitläuftigſt empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigſten, da er ſich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gediegenen Werthes, in den erſten fünf Minuten durch ſich ſelber hinlänglich empfehlen wird. Herr Grenier, ein langjähriger Freund, iſt einer der ausgezeichnetſten jungen Franzoſen, die ich kenne, mit deutſcher Sprache tief vertraut und dürſtend nach innigſtem Begreifen des deutſchen Weſens. Seien Sie ihm dazu hilfſam. — Mögen dieſe Zeilen Sie in beſtem Wohlſein antreffen — mir geht es körperlich ſchlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme iſt bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umſchleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

254. An Julius Campe.

Montmorency, den 20. Juni 1847.

Liebſter Campe!

Mein Krankheitszuſtand, zumal mein Augenleid, macht es mir unmöglich, viel zu ſchreiben, und ich laſſe daher die politiſchen Expektorationen Ihres letzten Briefes unbeleuchtet. Die Zeit des Kannegießerns iſt für mich vorüber, da meine Stunden, und gar die brauchbaren Stunden, mir kärglich zugemeſſen —. Ich ſage Ihnen daher in der Kürze, Sie hatten Unrecht, aus den angeblichen Zeiturſachen die Geſammtausgabe nicht dieſen Winter begonnen zu haben; ich kann Sie nicht zwingen, aber ich bitte Sie ſehr, zu bedenken, daſs es eine große Frage iſt, ob ich dieſen Winter ausdauere mit meinem ſchrecklich zerſtörten Leibe. Die Kälte hat auch meine Bruſt, die im Herbſt noch gar nicht leidend war, ſtark angegriffen. Ich wollte deſshalb nach dem Süden gehen und dort zu überwintern ſuchen, aber meine Finanzen erlauben es nicht, und ich werde daher in Paris bleiben. Laſſt uns den Spätherbſt und den Anfang des Winters mit der Geſammtausgabe beginnen und fortſchreiten, und deſshalb geben Sie mir beſtimmte Antwort über meinen Proſpektus der Anordnung; Sie haben keine Silbe darüber geſagt. — Es ſcheint als ob Sie meinen Tod zur Herausgabe der Geſammtausgabe, als fördernde Reklame, abwarten wollten; anders kann ich mir Ihr laues Zögern nicht erklären. Sein Sie ohne Sorge, dieſe Reklame wird nicht ausbleiben, nicht lange.

Ich würde Ihnen auch heute, liebſter Campe, noch nicht geſchrieben haben, wenn ich Ihnen nicht wegen einer neuen Publikation eine Offerte zu machen hätte und bereits länger, als ich ſollte, damit gezögert. Sie bezieht ſich auf ein Ballett, das ich für meinen Freund Lumley in London geſchrieben, ein Gedicht, welches vom Ballett nur die Form hat, ſonſt aber eine meiner größten und hochpoetiſchſten Produktionen iſt. Der Stoff iſt für Deutſchland von ſo großem Intereſſe und ſo denkwürdig, daſs ich darüber gleichzeitig in Briefform eine humoriſtiſche Abhandlung geſchrieben, und dieſe, nebſt dem Text des Tanzgedichtes und einigen Noten, die ich noch hinzugebe, beträgt 10 Druckbogen, und bildet ein Büchlein, welches vielleicht viel Anfechtung erleidet, für meinen Herrn Verleger aber ſehr profitabel ſein wird. Was iſt der Titel, was iſt der Stoff? Vielleicht iſt das Geheimnis ſchon verrathen, aber durch Sie ſoll es nicht ausgeläutet werden, und ich würde Ihnen das Manuſkript nicht eher ſchicken, bis ich ſicher, daſs das Ballett in London zur Aufführung gelangt. Für dieſes Büchlein verlange ich von Ihnen 1000 mℳ Bco. und ich verkaufe Ihnen für dieſes ein für alle Mal bezahlte Honorar zugleich das Recht, ſo viel' Auflagen, als Ihnen beliebt, ſpäter von dieſem Büchlein zu machen und dasſelbe unverzüglich auch der Geſammtausgabe meiner Werke einzuverleiben, wo es, will's Gott, eine ehrenwerthe und charakteriſtiſche Stellung einnehmen wird. Jene 1000 Mark Banco würde ich 3 Monat Dato gleich nach Abſendung des Manuſkriptes auf Sie traſſieren.

Schreiben Sie mir umgehend Antwort in Bezug auf dieſe Offerte. Aber nur ein kurzes Ja oder Nein; ich bin wahrlich zu krank, um mich auf Geldverhandlungen einlaſſen zu können, ich mag kaum Dergleichen leſen, und ſollte von Ihrer Seite mir nur irgend ein Bedenken geäußert werden, ſo betrachte ich Das als eine Verneinung, und ich werde wahrhaftig kein Wort mehr über die Sache verlieren. Ich will hiermit nicht ſagen, daſs ich das Büchlein in ſolchem Falle einem andern Buchhändler geben würde, nein, ſo viel Werth lege ich weder auf das Buch noch auf das lumpige Geld; dazu ſind Sie mir auch zu werth und theuer; aber ich würde das Büchlein ganz ungedruckt laſſen. Sie ſehen, wie wenig ich es drauf anlege, Sie merkantiliſch zu nöthigen. Ich verlange nur Lakonismus von Ihnen, denn, wie geſagt, meine blinden Augen und meine ächzende Bruſt können das lange Briefwechſeln nicht vertragen.

Liebſter Freund, es geht mir herzlich ſchlecht, obgleich ich von aller Welt in dieſem Augenblick (ausgenommen von meiner miſerabeln Sippſchaft) gehätſchelt und geſtreichelt werde. Was letztere betrifft, ſo hat Laube's Brief in der „Allg. Zeitg.“, wo er unumwunden dieſelbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beiſtimmendſte Entrüſtung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit geſagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu ſein. Daſs Derſelbe, während ich dem Grabe nahe ſtehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Penſion lebenslänglich zu zahlen, iſt fürwahr keine ſo koloſſale Großmuth. Ich habe aber, ich geſtehe es, nicht mehr verlangt, da ich einſt, wie ich Ihnen ſeiner Zeit ſchrieb, auch von meinem Oheim keine höhere Zuſicherung empfangen, auch nicht in Anſpruch genommen, freilich damals in der Vorausſetzung, daſs ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchſchlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Abſicht Sie darauf aufmerkſam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Verſöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber ſeine Börſe ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfniſſe, wegen der Krankheitspflege, faſt verdreifacht, da ich gar wenig erſchreiben kann, ſo würde der Himmel mich ſogar in eine große Verlegenheit ſetzen, wenn er mir ein längeres Leben ſchenkte. Gottlob, ich werde juſt auskommen, ohne irgend eine Baſſeſſe begangen zu haben. — Leben Sie wohl, und ſchonen Sie Ihre Geſundheit. Ich bin ſehr verſtimmt, und dabei ſitzt eine melancholiſche Nachtigall vor meinem Fenſter, die beſtändig jammert. — Meine Adreſſe iſt:

Mr. Henri Heine à Montmorency (Département Seine et Oise) en France. — Grüßen Sie mir Ihre Frau und den jungen Sprößling.

Ihr

H. Heine.

255. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1847.

Ich bin, liebſter Campe, ſeit ungefähr vier Monat ohne Antwort auf den Brief, den ich Ihnen von Montmorency aus ſchrieb; ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Heute beſchränke ich mich darauf, Ihnen Advis zu geben über die Summe, die ich in dieſem Jahre noch von Ihnen zu fordern habe, und ich werde dieſelbe morgen auf Sie traſſieren. — Ich bin Ihnen noch eine kleine Summe für Bücher ſchuldig, die ich in Hamburg von Ihnen bekommen; ich bitte mir zu ſagen, wie Viel Das iſt, und mir zugleich

Generalquittung zu geben, daſs ich Ihnen ſonſtig Nichts mehr ſchulde.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

41. Faubourg Poissonnière.

Über den angetragenen Verlagsartikel bedarf ich keiner Antwort, da mir Ihre Antwortszögerung bereits dieſe Publikation verleidet hat und ich jene Arbeit zu einer größeren verwenden will.

256. An Alfred Meißner.

Mein lieber Meißner!

Ein Brief, welchen ich Ihnen unmittelbar nach den Februartagen ſchrieb, iſt Ihnen offenbar nicht zugekommen, da ich weder eine Antwort darauf erhalten, noch Sie in Ihrem Briefe an Seuffert, obgleich Sie darin meiner gedenken, meines Schreibens im geringſten erwähnen. Es iſt ſehr leicht möglich, daſs Dies durch eine Nachläſſigkeit in der Adreſſe oder durch eine verfängliche Stelle des Inhalts (der Brief hätte Ihnen noch unter Metternich zukommen müſſen) verurſacht wurde, und ich ſpreche Ihnen nur deſshalb davon, damit Sie mich nicht für einen lauen Freund halten. Meine Gefühle bei dem Umſchwung, den ich unter meinen Augen vor ſich gehen ſah, können Sie ſich leicht vorſtellen. Sie wiſſen, daſs ich kein Republikaner war, und werden nicht erſtaunt ſein, daſs ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, iſt meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schickſal, weil ich zu ſchwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum ſeines Kleides nicht küſſen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen . . . Daſs ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daſs es mir kalt über den Rücken und die Arme hinauf wie ſtechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es iſt vorüber gegangen. Auch war es ſehr läſtig, als ich rings um mich lauter alte Römergeſichter ſah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängſtigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poeſie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur beſſer gehen könnte und nicht ſo krank wäre. Aber meine Gebreſten, die ich allenthalben mitſchleppen muſs, erdrücken mich ſchier, und ich glaube, Sie müſſen ſich ſputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch ſehen wollen. Einſtweilen herzliche Grüße. Weill hat 16,000 Stimmen erhalten. Il a l'air député des talons jusqu' aux sourcils.

Heinrich Heine.

Paris, den 12. März 1848.

---

257. An Julius Campe.

Paris, den 25 April 1848.

Liebſter Campe!

Ich ſchreibe Ihnen heute, um Sie auf Ihr vorletztes Schreiben und Ihr jüngſtes vom 15. dieſes nicht ganz ohne Antwort zu laſſen, wenigſtens in Bezug auf die in letzterem enthaltene Anfrage. Ich bin ſeit einigen Wochen kranker als je, und ohne die größte Anſtrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn ſeit 20 Tagen ſind meine Kinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar Wenig ſprechen, und dadurch, daſs ich nichts Konſiſtentes mehr kauen kann, bin in dieſem Augenblick ſehr ſchwach. Kann nicht mehr auf den Beinen ſtehen. —

Warum haben Sie alſo gewartet, warum hatte ich alſo keine Antwort voriges Jahr, als ich Ihnen meinen Proſpekt zur Geſammtausgabe ſchickte? Damals war ich noch im Stande zu arbeiten. Warum keine Antwort auf mein letztes Schreiben, wo ich um Quittung, Lebens und Sterbens wegen, dringend bat? Warum, während mir alle Freunde Zeichen der Theilnahme widmeten, obſtinierten Sie, Campe, ſich immer, meinen Krankheitszuſtand zu ignorieren? Waren Sie immer ſicher, daſs ich der thätigen Hilfe in ſolchem Zuſtande nicht manchmal bedürftig? Und ſagte Ihnen Ihr Gewiſſen nie, daſs Sie dazu moraliſch einigermaßen verpflichtet geweſen ſein möchten, wenn auch keine merkantiliſche Obligatio zu erfüllen war? Sein Sie in dieſer Beziehung außer Sorge, es geht mir pekuniär noch nicht ganz ſchlecht, und ginge es ganz ſchlecht, ſo ſind die Verpflichteten die Letzten, denen ich verpflichtet ſein möchte in meinen letzten Tagen.

Ich hoffe dieſer Tage im Stande zu ſein, Ihnen in Bezug auf Ihr vorletztes Schreiben mehr zu ſagen. Schicken Sie mir jedenfalls gleich Abſchrift des oberwähnten Proſpektus, und Ihre Wünſche in Betreff der Reihenfolge der Schriften ſollen bei der Geſammtausgabe beachtet werden; hinzuſchreiben kann ich jetzt leider Nichts mehr — warum warteten Sie?

Was die neue Auflage des erſten Theils der „Reiſebilder“ und des erſten Theils des „Salons“ betrifft, ſo können Sie immerhin beide Bücher wieder ſo abdrucken, wie ſie ſind. Ich habe nie meine

Geſinnung geändert, und habe alſo auch ſeit der Februar-Revolution Nichts in meinen Büchern zu ändern. Die neue Auflage des erſten Reiſebilderbands laſſen Sie gefälligſt nach der zweiten Auflage abdrucken, nicht nach der erſten. Die Gedichte im erſten Salontheile ſind in den „Neuen Gedichten" bei erneuertem Druck manchmal verbeſſert, und ich bitte den Abdruck hiernach zu bewerkſtelligen.

Ich habe mir unſägliche Mühe gegeben, meinen troſtloſen Zuſtand meiner Mutter zu verbergen, und ich empfehle Ihnen ernſthafteſte Diskretion. Vielleicht erſpart der Himmel der alten Frau den Kummer, welchen ihr die Kenntnis meines Elends bereiten müſſte. Deſshalb darf auch meine Schweſter Nichts wiſſen, und auch Dieſe habe ich immer zu täuſchen gewuſſt. — Ich bleibe bis zum 7. Mai in der Heilanſtalt, wo ich ſeit 2½ Monat darniederliege, und ich begebe mich wieder, um die großen Unkoſten zu ſparen, nach meiner Wohnung Rue de Berlin No. 9, wohin Sie gefälligſt Ihre Briefe adreſſieren wollen.

Ich werde, wie geſagt, Ihnen die nächſte Woche ſchreiben — der Kranke rechnet immer auf beſſere Tage. Mein Kopf iſt frei, geiſtesklar, ſogar heiter. Auch mein Herz iſt geſund, faſt lebensſüchtig, lebensgierig geſund — und der Leib ſo gelähmt, ſo makulaturig. Bin wie lebendig begraben. Sehe Niemand, ſpreche Niemand. — Schreiben Sie mir, was es Neues in Deutſchland giebt. — Grüßen Sie mir mein junges Pathchen, Der kommt zu einer wunderlichen Zeit in die Welt! Leben Sie wohl, und ſein Sie überzeugt, daſs ich Ihnen des zeitlichen Wohles in Hülle und Fülle wünſche und Ihnen ohne Eigenſüchtigkeit, wie immer, freundſchaftlich ergeben bin.

Heinrich Heine.

258. An Julius Campe.

Paris, den 14. Mai 1848.

Ich bitte Sie, liebſter Campe, die beiliegende Erklärung unverzüglich im „Hamburger Korreſpondenten“ abdrucken zu laſſen. Nur vage hörte ich von der Verunreinigung meines Namens reden, die Freunde verbargen mir die Blätter, und erſt dieſer Tage bekam ich den „Allg. Ztgs.“-Koth zu Geſicht. Trotzdem, daſs ich noch blinder und elender bin, als vorige Woche, habe ich doch zur Feder gegriffen. Sobald die „Revue retrospective“ ſich erklärt — ſie hat die miniſteriellen Papiere in Händen — theile ich Ihnen die Antwort mit.

Ihr Freund

H. Heine.

259. Erklärung.

Die „Revue Retroſpective“ erfreut ſeit einiger Zeit die republikaniſche Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte ſie auch die Rechnungen des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geſchäftsführung Guizot’s. Der Umſtand, daſs der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehäſſigſten Art, und perfide Zuſammenſtellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retroſpective“ vorlag, diente einem Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung“ zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Miniſterium Guizot für beſtimmte Summen meine Feder erkauft, um ſeine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korreſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr die Meinung ausſpricht, daſs ich nicht für Das, was ich ſchrieb, jene Unterſtützung empfangen haben möge, „ſondern für Das, was ich nicht ſchrieb.“ Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung,“ die ſeit zwanzig Jahren nicht ſowohl durch Das, was ſie von mir druckte, als vielmehr durch

Das, was ſie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daſs ich nicht der ſervile Schriftſteller bin, der ſich ſein Stillſchweigen bezahlen läſſt — beſagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verſchonen können. Nicht dem Korreſpondenzartikel, ſondern der Redaktionsnote widme ich dieſe Zeilen, worin ich mich ſo beſtimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizot'ſchen Miniſterium erklären will. Höhere Intereſſen beſtimmen mich dazu, nicht die kleinen Intereſſen der perſönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre iſt nicht in der Hand des erſten, beſten Zeitungskorreſpondenten; nicht das erſte, beſte Tagesblatt iſt ihr Tribunal; nur von den Aſſiſen der Literaturgeſchichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daſs Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterſtützung, welche ich von dem Miniſterium Guizot empfing, war kein Tribut: ſie war eben nur eine Unterſtützung, ſie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten. Ich nahm ſolche Hilfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch financiell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, ſondern auch Alles, was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daſs mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kaſſe des Miniſteriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf die Penſionsfonds, angewieſen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgeſetzt, hatte zunächſt ſeinen Grund in dem Umſtand, daſs die andern Kaſſen dermalen zu ſehr belaſtet geweſen. Vielleicht auch wollte die franzöſiſche Regierung nicht oſtenſibel einen Mann unterſtützen, der den deutſchen Geſandtſchaften immer ein Dorn im Auge war, und deſſen Ausweiſung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich-preußiſchen Freunde mit ſolchen Reklamationen die franzöſiſche Regierung behelligten, iſt männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweiſung und zahlte mir jeden Monat meine Penſion, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringſten Dienſt. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daſs er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortſetzung meiner Penſion notificieren ließ, antwortete er mit melancholiſcher Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutſchen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Dieſe Worte ſagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erſte und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daſs ich die Ehre hatte, ihn zu ſprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retroſpective“ die Beweiſe geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentiſchen Quellen, die ihr zugänglich ſind, mag ſie jetzt, wie es franzöſiſcher Loyauté ziemt, ſich über die Bedeutung und den Urſprung der in Rede ſtehenden Penſion ausſprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

260. An Julius Campe.

Paſſy, den 7. Juni 1848.

Liebſter Campe!

Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, ſodaſs ich nur im Lehnſeſſel und auf dem Bette ſein kann; meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die ſchrecklichſten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu ſterben, und Gott weiß, ob ich Ihnen noch ſchreiben kann. Diktieren peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Blindheit iſt noch mein geringſtes Übel.

Vergebens wartete ich auf einen beſſern Tag, um Ihnen Viel zu ſchreiben, und heute muſs ich mich auf zwei Dinge beſchränken.

1) Wenn ich nicht irre, iſt die Jubilatemeſſe, wo das erſte Halbjahr meiner Penſion von Ihnen gezahlt werden ſoll, ſchon begonnen, und ich wünſche jetzt über die Summe zu verfügen. Aber wie? Giebt es noch in Paris einen Bankier, der eine Tratte auf Hamburg annimmt? Ich weiß nicht. Vielleicht Leo, und ich werde ihn fragen laſſen. Für den Fall er die Tratte übernimmt, diene Ihnen dieſer Brief

bereits als Advis. Der Geldverkehr mit dem Ausland iſt hier äußerſt ſchwierig. Faſt alle Bankiers liquidieren und ziehen ſich zurück.

2) Bitte ich Sie, mir über den längſt mitgetheilten Plan der Reihenfolge meiner Schriften in der Geſammtausgabe ein Wort zu ſagen. Ich wünſche hier mit Ihren buchhändleriſchen Bedürfniſſen Hand in Hand zu gehen. Ich habe über dieſes Thema wieder neuerdings nachgedacht und ſchlage Ihnen jetzt vor:

Das ganze Material in 18 Bänden zu vertheilen, und in Lieferungen von 3 Bänden. Die erſte Lieferung ſei:

1. Theil, enthaltend: Die Harzreiſe und das Buch Legrand.
2. Theil, enthaltend: Die Nordſee und die erſte Abtheilung der Italiäniſchen Reiſe.
3. Theil, enthaltend: Die zweite Abtheilung der italiäniſchen Reiſe und die dritte Abtheilung, nämlich die Bäder von Lukka.

Die zweite Lieferung beſtände aus einem

4. Theil und enthielte: Fragmente über England und Shakeſpear's Frauen.
5. Theil: Die kleine Tragödie William Ratcliff, der Rabbi von Bacharach und Schnabelewopski.

6. Theil: Florentiniſche Nächte und die Gemäldeausſtellung 1831 (Salon).

Die dritte Lieferung beſtände aus dem

7. Theil, enthaltend: Die franzöſiſchen Zuſtände bis Anfang der einzelnen Briefe.
8. Theil: Dieſer Reſt der franz. Zuſtände. Die Vorrede zu denſelben. Die Vorrede zum Kahldorf, ſo wie auch die Vorrede zum erſten Theil des Salon.
9. Theil: Die Romantiſche Schule.

Die vierte Lieferung beſtände aus dem

10. Theil: Zur Geſchichte der deutſchen Philoſophie und Literatur.
11. Theil: Elementargeiſter. Theaterbriefe.
12. Theil: Über Ludwig Börne.

Die fünfte Lieferung enthielte Vermiſchtes, wie z. B.

13. Theil: Denunciant, Schwabenſpiegel und Dergl.
14. Theil: Aufſätze aus der Allg. Zeitung ꝛc.
15. Theil: Die Tragödie Almanſor, Überſetzung vom Fragment Manfred und dergl. Gedichte.

Die ſechſte Lieferung endlich enthielte:

16. Theil: Buch der Lieder (ohne die Nordſee).
17. Theil: Neue Gedichte (reich vermehrt).
18. Theil: Atta Troll und Wintermärchen.

Billigen Sie, liebſter Campe, dieſe Anordnung, ſo können Sie, mit genauer Bezugnahme auf die Einzeltitel, den Proſpektus der Geſammtausgabe bereits ſelbſt anfertigen. Ich bitte Sie, eilen Sie. Est periculum in mora.

Dadurch, daſs ich die „Reiſebilder“ und den „Salon“ unter anderen Titeln umgeſchmolzen, leiſte ich Ihnen gewiſs einen Dienſt in Bezug auf die älteren Ausgaben.

Meine Addreſſe iſt: H. H.,
Grande rue No. 64 à Passy, près de Paris.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Weltſpektakel. Ich bin ein armer, ſterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfniſſe und Koſten meiner Krankheit zu beſtreiten. Es geht mir ſehr ſchlecht. Möge es Ihnen beſſer und recht wohl und glückvoll ergehen. Das iſt mein heißeſter Wunſch. — Ich denke, Sie approbieren den Proſpektus, und wenn es mir möglich, ſchreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und ſehe ſo miſerabel ſchlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, ſo dient Ihnen heutiger Brief ſogleich als Adviſobrief, der Wechſel ſei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein ſchauderhaftes, verfluchtes Schickſal verfolgt doch die deutſchen Dichter! Möge ſich auch Dieſes in Deutſchland ändern.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

261. An Julius Campe.

Paſſy, den 10. Juni 1848.

Liebſter Campe!

Ich muſs Ihnen dennoch wieder ſchreiben, ſo ſauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkaſſierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verläſſt Paris. Und dennoch muſs ich Geld haben. Meine Krankheit iſt ein goldfreſſendes Thier, nicht bloß blutſaugend. Unter dieſen Umſtänden bitte ich Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuſchicken. Die Napoleonsd'or ſind in Hamburg leicht einzuwechſeln, ſind dort ſogar nicht ſo theuer wie hier, und in dieſer Geldſorte könnten Sie mir das Geld, wie geſagt, direkt hierherſchicken, adreſſiert an Henri Heine, grande rue No. 64 à Passy, près de Paris. Wenn Sie keine Napoleonsd'or finden, ſo ſchicken Sie mir gefälligſt den erwähnten Betrag in engliſchen Banknoten oder in einer Anweiſung auf London, welches Papier hier am leichteſten zu negocieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schweſter, mit großer Liſt, zu verheimlichen gewuſſt. Erſtere darf Nichts wiſſen; denn trotz meines traurigen Zuſtandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erſpart. Meine Frau wünſcht jedoch, daſs ich meiner Schweſter Etwas davon wiſſen laſſe, damit ſie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, Nichts vorwerfen. Ich geſtatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schweſter über meine wahre Lage in Kenntnis zu ſetzen. Helfen kann ſie mir nicht. Hier ſehen möchte ich ſie ebenfalls nicht. Ich erſuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verſchlimmerung meines Zuſtandes zu melden; auch die Adreſſe Desſelben wünſche ich unverzüglich zu haben; vielleicht ſchreibe ich ihm ſelbſt.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach der mitgetheilten Anordnung, ſelber den Proſpektus der Geſammtausgabe und ſchicken Sie mir denſelben zur Genehmigung ſo bald als möglich — denn ich ſtehe jetzt ſehr ſchlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine ſind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine.

262. An Julius Campe *).

Paſſy, den 9. Juli 1848.

Liebſter Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngſten Briefe, und doch muſs ich Beſcheid haben, ſowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgetheilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünſche; letzteres um ſo dringender einfordernd, da meine ſchauderhafte Krankheit mit ſo vielen Koſten ungewöhnlicher Art mich bedrückt und ich jetzt die paar Pfennige, auf welche ich ein liquides Recht beſitze, um ſo nöthiger habe, da mir in dieſem Augenblick ſo verflucht Wenig geſchenkt wird von Leuten, die wohl den Beruf fühlen ſollten, mir jetzt manche wohlverdiente Vergütigung zufließen zu laſſen, auf die ich in beſſeren Zeiten gern verzichten konnte. Unter dieſen Umſtänden wiederhole ich Ihnen, was ich in meinen vorletzten Briefen, von den Bitterniſſen der Krankheit geſtachelt, gewiſs faſslich genug inſinuiert; ich meine, was ich Ihnen vor etwa 4 Monat ſchrieb.

---

*) Dies iſt der letzte ausführliche, von Heine eigenhändig geſchriebene Brief. Die folgenden ſind, — einzelne Bleiſtift-Poſtſkripte abgerechnet, — mit Ausnahme der durch ein † angemerkten, nur von Heine unterzeichnet, im Übrigen aber diktiert.

Wie ich höre, kann man wieder bei einigen Bankiers auf Hamburg traſſieren, und ich will morgen zu Herrn v. Rothſchild ſchicken, um zu wiſſen, ob dieſelben mir die Summe, die Sie mir zu zahlen haben, negocieren wollen. Ich kann, wie ich Ihnen geſagt, nicht mehr ausgehen und mich nicht vom Stuhl erheben, und muſs daher brieflich alle Geſchäfte betreiben. Nehmen die Herrn v. Rothſchild die beſagte Tratte, ſo diene dieſer heutige Brief Ihnen als Advis. Ich bitte Sie dringendſt, laſſen Sie mich nicht lange ohne Beſcheid auf den andern Gegenſtand, nämlich die Anordnung, den Proſpektus, den Sie jetzt, wo ich noch einige Athemzüge, einige Geiſtbläschen, in der Naſe habe, nach Ihren Wünſchen gemodelt ſehen können; wenn ich todt bin, bereuen Sie ſolche Zögerung gewiſs. Das Schreiben wird mir hölliſch ſauer. Deſshalb kann ich mich noch nicht ausſprechen über Ihren Wunſch, meine Gedichte unter einem Geſammttitel vereinigt herauszugeben. Warten Sie damit. In der Geſammtausgabe geſchieht Dieſes von ſelbſt, und ich kann da noch den letzten verſificierten Blutstropfen meiner Muſe einfließen laſſen. Genug, Sie verlieren Nichts durch ſolche Zögerung. — Unterdeſſen mache ich Sie drauf aufmerkſam, daſs vor geraumer Zeit in einem radikalen Almanach von Püttmann und im

Morgenblatt (1846, Auguſt?) und an andern Orten Gedichte von mir gedruckt worden, wovon ich eine Kopie zu haben wünſchte. — Ob z. B. die Spottgedichte auf die Rülpſe von Baiern und Preußen nochmals in einer Sammlung von Ihnen gedruckt werden können, möchte ich gern wiſſen.

Könnte ich Sie nur auf einigen Stunden mal hier ſprechen! welche Erleichterung! Und die Eiſenbahnen machen eine Vergnügungsreiſe nach Paris zu einem wahren Katzenſprung. Der Raum exiſtiert nicht mehr. Meine Krankheit wird täglich unerträglicher, und ich ſchreibe nur mit äußerſter Anſtrengung. Kann die eignen Schriftzüge nicht ſehen. Dabei aber geiſtig ſtark, geweckt, ja geweckt wie ich es nie vorher geweſen. Viel geht mit mir zu Grabe, was die Menſchen erfreut hätte; aber da iſt nicht zu jammern.

Ich bitte, ſchreiben Sie mir ſo bald als möglich Antwort auf den Entwurf und ſetzen Sie den Druck feſt, wenn Sie mit dem Entwurf einverſtanden.

Über die Zeitereigniſſe ſag' ich Nichts; Das iſt Univerſalanarchie, Weltkuddelmuddel, ſichtbar gewordener Gotteswahnſinn! Der Alte muſs eingeſperrt werden, wenn Das ſo fort geht. — Das haben die Atheiſten verſchuldet, die ihn toll geärgert.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir mein Pathchen, auch die Frau Mutter, meine Gevatterin, und ſeien Sie überzeugt, daſs ich Ihnen mit Freundſchaft ergeben bin.

H. Heine.

263. An Julius Campe.

Paris, den 15. Januar 1849.

Liebſter Campe!

Ich habe von Tag zu Tag zu ſchreiben gezögert, ſchon aus dem Grunde, weil ich Ihnen eine Beſſerung meines Zuſtandes zu melden verhoffte. — Leider geht es aber noch immer ſehr ſchlecht; ſeit ſieben Monaten hab' ich das Bett nicht verlaſſen, beſtändig auf dem Rücken liegend, wo mir vier Wunden eingebrannt worden, die meine Rückgratskrämpfe etwas gemildert. Ich bin faſt ganz blind und ſehr ſchwach. Meine Ärzte geben mir jedoch Hoffnung. Ich werde zwar nie mehr mit meinen Füßen gehen können, aber dennoch transportabel ſein. — Wenn Dieſes in dieſem Frühjahre der Fall ſein mag, ſo laſſ' ich mich nach Hamburg transportieren, um dort in einem ruhigen Winkel meine Tage zu beſchließen. Wenigſtens hab' ich da den

Vortheil, daſs ich Ihnen nicht mehr zu ſchreiben brauche. Da ich Ihnen auch jetzt nicht eigenhändig ſchreiben kann, und mich in dieſem Augenblicke ſogar einer ausländiſchen Feder bedienen muſs, ſo beſchränke ich mich auf das Allernöthigſte, und mein heutiger Brief bezweckt zunächſt Ihnen zu melden, daſs ich wieder den Betrag meiner Semeſter-Penſion an die Ordre der HH. Rothſchild Frères auf Sie traſſiere. — Ich habe, obgleich dieſes Semeſter längſt abgefloſſen, bis heute mit dem Traſſieren gewartet, die dortigen Wirrniſſe beachtend, und ich würde auch heute noch nicht traſſieren, wenn ich nicht des Geldes gar zu bedürftig wäre. Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel mir meine Krankheit koſtet, obgleich ich nicht einmal alle meine Bedürfniſſe befriedige, und mir Vieles verſage, das mir in meinem traurigen Zuſtande nothwendig wäre. Es wäre Vieles hierüber zu ſagen, aber ich ſchweige. Daſs ich von Ihnen keinen Brief erhalte, auch in Bezug auf die Geſammtausgabe Nichts von Ihnen vernommen habe, iſt mir ſehr begreiflich, da unterdeſſen eine ganze Welt zuſammengeſtürzt iſt und Sie einige Ries Papier bedürften, wenn Sie jetzt Ihre Gedanken mit mir austauſchen wollten. Deutſchland hat eine ſchreckliche Zeit überſtanden, und ich glaube, daſs ihr euch aus dem Chaos jetzt allmählich wieder hervorwühlen könnt. Ich gehöre nicht zu den Peſſimiſten. — Wie geſagt, ich hege die Hoffnung, Sie dieſes Frühjahr wieder zu ſehen und mündlich mit Ihnen zu verkehren. Ich bitte Sie jedoch, laſſen Sie mich unterdeſſen nicht ganz ohne Briefe, und melden Sie mir insbeſondere, ob Sie nicht ſchon jetzt mit dem Druck der Geſammtausgabe beginnen wollen, da doch ſchon jetzt der Markt ſtiller wird. Die Tagesereigniſſe haben dem Succeſs unſerer Geſammtausgabe gewiſs ſehr vorgearbeitet, und wie ich aus guten Quellen weiß, iſt mein Name in Deutſchland noch populärer geworden, als er früher war. Schreiben Sie mir bald; meine Adreſſe iſt: Rue d'Amsterdam No. 50 à Paris. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde, ſowie auch unbekannter Weiſe Ihre Frau Gemahlin. Ihr Junge wird hoffentlich gedeihen, und ich widme ihm meine beſten Wünſche. — Sie glauben kaum, wie ſehr ich mich danach ſehne, das Vaterland wieder zu ſehen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Muſſte den Brief von einem Franzoſen ſchreiben laſſen und kann ihn nicht ganz leſen; ſobald ich einen deutſchen Schreiber habe, ſchreib' ich Ihnen mehr.

264. Berichtigung.

Deutſche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spener'ſche Zeitung", haben über meinen Geſundheitszuſtand, ſowie auch über meine ökonomiſchen Verhältniſſe, einige Nachrichten in Umlauf geſetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob ſie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten iſt, woran der Deutſche, der im Auslande privatiſiert, zu leiden pflegt, ob ſie ein franzöſiſches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutſche Rückgratſchwindſucht iſt — ſo Viel weiſs ich, daſs ſie eine ſehr garſtige Krankheit iſt, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervenſyſtem, ſondern auch das Gedankenſyſtem bedenklich erſchüttert hat. In manchen Momenten, beſonders wenn die Krämpfe in der Wirbelſäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Menſch wirklich ein zweibeiniger Gott iſt, wie mir der ſelige Profeſſor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin verſichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres muſſte ich mich zu Bette legen, und ich bin ſeitdem nicht wieder aufgeſtanden. Unterdeſſen, ich will es freimüthig geſtehen, iſt eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieſte Deutſche nach Goethe“, wie mich Ruge in geſündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionyſus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimar'ſchen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübſinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Menſch! So Viel über meinen Geſundheitszuſtand aus authentiſcher Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältniſſe betrifft, ſo ſind ſie, ich geſtehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterſtatter der oberwähnten Tagesblätter überſchätzen meine Armuth, und ſie ſind von ganz beſonders irrthümlichen Annahmen befangen, wenn ſie ſich dahin ausſprechen, als habe ſich meine Lage dadurch noch verſchlimmert, daſs mir die Penſion, die ich von meinem ſeligen Oheim Salomon Heine genoſſen, ſeit dem Ableben Desſelben entzogen oder vermindert worden ſei. Ich will mich mit der Geneſis dieſes Irrthums nicht befaſſen, Erörterungen vermeidend, die ebenſo kummervoll für mich wie langweilig für Andere ſein möchten. Aber dem Irrthum ſelbſt muſs ich mit Beſtimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillſchweigen einerſeits die Freunde in der Heimat beunruhige, andrerſeits nicht einer Verunglimpfung Vorſchub leiſte, die juſt das edelſte Gemüth träfe, das jemals ſich mit ſchweigendem Stolze in einer Menſchenbruſt verſchloſſen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Beſprechung perſönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemeſſen, folgende Thatſachen hier hervorzuſtellen: Die in Rede ſtehende Penſion iſt mir ſeit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und ſie wurde immer richtig bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit dieſen Auszahlungen belaſtet ſteht, hat mir, ſeitdem ſich mein Krankheitszuſtand verſchlimmert, noch außerordentliche trimeſtrielle Zuſchüſſe angedeihen laſſen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Derſelbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunſten des vieltheuern Weibes, das mit mir ihre irdiſche Stütze verliert, auch die bitterſte aller Sorgen von meinem Krankenlager verſcheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter ſehr fehlerhaft adreſſierten Zuſchriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen Geſtändniſſen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Geſchrieben zu Paris (Rue d'Amsterdam No. 50), den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

---

265. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1849.

Liebſter Campe!

Ich habe immer vergebens auf einen guten Tag gewartet, um Ihnen zu ſchreiben, und heute muſs ich mich trotz meiner Leiden entſchließen, die Feder — zur Hand nehmen zu laſſen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie dringend ich Briefe von Ihnen erwarte, und ich bitte Sie, mir doch bald zu ſchreiben. Ich begreife ſehr gut Ihr Stillſchweigen; ich weiß, wenn ſich der Stoff zu ſehr angeſammelt hat, kommt man gar nicht zum Schreiben. Sie müſſen mir durchaus bald in Bezug auf die Geſammtausgabe antworten. Ich bin ſehr krank, und bei längerer Zögerung iſt es mehr als wahrſcheinlich, daſs ich den Druck nicht erlebe. Ich bitte

Sie daher, auf zwei Punkte beſonders bedacht zu ſein: nämlich erſtens, während ich noch nicht die Augen auf immer geſchloſſen habe, die Reihenfolge der verſchiedenen Schriften, welche die Geſammtausgabe bilden, mit mir zu verabreden, und zu dieſem Behufe habe ich Ihnen längſt, ich glaube ſchon im vorigen April, einen Proſpektus geſchickt. Ich werde Ihre Wünſche bei ſolcher Reihenfolge mit Vergnügen erfüllen, wie ich denn immer Ihren merkantiliſchen Intereſſen meine literäriſchen Bedenken unterordnete. Ich glaube nicht, daſs Freunde, die als Herausgeber meiner Werke auf ihr eigenes Gewiſſen angewieſen wären, nach meinem Tode zu Ihren Gunſten eine ſolche Toleranz üben dürften. Zweitens bitte ich Sie daher (und Das iſt der andere Hauptpunkt), daſs wir uns jetzt darüber einigen, welche Perſonen ich eventualiter, im Falle ich vor dem Druck der Geſammtausgabe ſterbe, mit der Herausgabe derſelben teſtamentariſch betraue. Sie merken alſo, liebſter Campe, daſs ich Letzteres noch nicht definitiv gethan habe; ich habe mich erſt mit Ihnen darüber beſprechen wollen, da Sie, ebenſo gut wie Andere, die ich zu Herausgebern wählen möchte, mein Freund ſind, und ich für Niemand ſo große Freundſchaft hätte, als daſs ich in ſolcher Beziehung Etwas thun möchte, was Ihnen miſsfällig wäre. Wenn ich nicht befürchten müſſte, daſs die Verleger-Intereſſen mit den Intereſſen meines Namens in gar zu bedenkliche Kolliſionen gerathen könnten, ſo würde ich gewiſs den Freund Julius Campe mit der Vertretung dieſer letzteren belaſten, und ich würde mich um meine Bücher gar nicht mehr bekümmern. Aber die wichtigſte Stimme in dieſer Sache ſoll Ihnen verbleiben, und ich will nur Den wählen, der Ihnen genehm iſt. Ich habe zu ſeiner Zeit mit Laube geſprochen; iſt er Ihnen recht? Die Zeiten verändern ſo ſehr die Menſchen, und man beſchuldigt ihn großer Umwandlungen. Ich habe an Detmold gedacht. Iſt Der Ihnen recht? Ich habe ihm noch kein Wort in dieſer Beziehung geſchrieben, wie ich denn überhaupt ſeit 3 Jahren mit ihm in keinem Briefwechſel geſtanden habe und alſo nicht weiß, was er jetzt macht. Sagen Sie mir Ihre beſtimmte Meinung. Mein Bruder Max wäre wohl der Geeignetſte, und mir der Liebſte; aber er lebt in Ruſsland. Ich bin ſehr krank, ich diktiere Ihnen unter den größten Schmerzen, und vielleicht bin ich bald nicht mehr im Stande, mich auch geiſtig zu manifeſtieren; Sie müſſen daher eilen, mit mir die obigen zwei Punkte freundſchaftlich abzureden. Seien Sie verſichert, daſs das liebreichſte Wohlwollen für Sie mich beſeelt. —

Anbei erhalten Sie eine „Berichtigung" *), die ich an die Allgemeine Zeitung, ſowie auch an die Haude- und Spener'ſche Zeitung geſchickt habe; ſollten dieſe Blätter, die ich hier nicht kontrollieren kann, beſagte „Berichtigung" nicht abgedruckt haben, ſo bitte ich Sie dafür zu ſorgen, daſs ſie anderwärts aufgenommen wird. Ich kann kein Inſerat bezahlen, ich bin zu arm. Ich habe jedoch, wie Sie in jener „Berichtigung" ſehen, die Glorie einer allzugroßen Dürftigkeit ablehnen müſſen, um nicht von ungeſchickten Freunden kompromittiert zu werden. Sie merken wohl, von welchen täppiſchen Manifeſtationen ich bedroht war, und warum ich die Freunde in Deutſchland in Bezug auf meine finanzielle Lage zu beruhigen ſuchte. Ihnen aber kann ich und muſs ich geſtehen, daſs ſie noch immer ſehr ſchlecht iſt, und ich wünſchte ſehr, daſs ſich Ihr erfindungsreicher Geiſt mit der Verbeſſerung derſelben eben ſo eifrig beſchäftigte, wie mit der Erweiterung meines Ruhmes, der mir leider nicht ſo Viel eingebracht hat, als daſs ich auf dem Sterbebette ohne Sorgen dahinſchlummern könnte. Sie haben keinen Begriff davon, wie entſetzlich viel Geld meine Krankheit täglich auffriſſt. Und dabei weiß ich nicht, wie lange Das noch

---

*) Unter Nr. 264 abgedruckt.

dauern kann! Nie haben die Götter, oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu ſagen pflege), einen Menſchen ärger heimgeſucht. Nur zwei Tröſtungen ſind mir geblieben und ſitzen koſend an meinem Bette: meine franzöſiſche Hausfrau und die deutſche Muſe. Ich knittele ſehr viel' Verſe, und es ſind manche darunter, die wie Zauberweiſen meine Schmerzen kirren, wenn ich ſie für mich hin ſumme. Ein Poet iſt und bleibt doch ein Narr!

Unterdeſſen leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.

266. An Julius Campe.

Paris, den 30. Juni 1849.

Liebſter Campe!

Ich bin noch immer ohne Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief, und ich bitte Sie recht dringend, mir über den Inhalt deſſelben Beſtimmtes zu ſchreiben. Es haben freilich ſeitdem wieder große Stürme in Deutſchland umhergetoſ't, und damit möchte ich wohl Ihre Saumſeligkeit beſchönigen. Aber jetzt, wo wir wieder ins alte Geleiſe zurückkehren, können Sie auch an mich reiflicher und thätiger denken.

Der Zweck meines heutigen Briefes iſt eine Advisgabe über meine Semeſter-Penſion, welche ich heute, einen Monat nach dato zahlbar, an die Ordre der HH. Rothſchild Frères, auf Sie traſſiere. —

Mir geht es, theuerſter Freund, noch immer herzlich ſchlecht und ich leide Tag und Nacht die unleidlichſten Schmerzen. Ich vereinſame ſehr, weil viele meiner Feunde Paris verlaſſen. Es wird mir nachgerade ſehr unheimlich an hieſigem Orte. Wäre ich transportabel, ſo käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkältern Menſchen alldort, dürften mir nicht ſehr heilſam ſein. — Leben Sie wohl, grüßen Sie von mir Madame Campe, und herzen Sie in meinem Namen recht liebreichſt Ihr Söhnlein. Schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr freundſchaftlichſt ergebener

Heinrich Heine.

267. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1849.

Ich bin noch immer ohne Nachrichten von Ihnen, doch iſt Dieſes nicht der Grund, warum ich heute ſchreibe oder vielmehr ſchreiben laſſe, eine Operation, die mir in dieſem Augenblick, wo ich an den furchtbarſten Krämpfen leide, ſehr penibel iſt. Meine Krankheit iſt halsſtarriger, als ich erwartete, und ich leide außerordentlich viel. Sie haben außerdem keine Idee davon, wie koſtſpielig meine Schmerzen. Daſs ich mich unter dieſen Umſtänden noch anſtrengen muſs, die Mittel zu dieſen Ausgaben herbeizutrommeln, iſt entſetzlich. Ich würde Ihnen zum Beiſpiel heute nicht ſchreiben, und nicht meinen Krampfzuſtand erhöhen, wenn mich nicht die Finanznoth dazu triebe. Ich muſs nämlich Ihnen heute Advis geben, daſs ich die noch in dieſem Jahr fällige Summe bereits heute auf Sie traſſiere, und zwar einen Monat nach dato, und an die Ordre von Rothſchild Frères, wie gewöhnlich; ich hätte gern mit dieſer Tratte noch gezögert, da ich wohl weiß, daſs Dieſes keine ſehr barſchaftliche Epoche für Sie iſt, und Ihnen erſt nach dem neuen Jahr die vielen Gelder einkommen, aber, wie geſagt, meine Ausgaben überſteigen alle meine Erwartung, und ich weiß nicht, wie ich dieſes Jahr auch finanziell zu Ende leben kann. Denken Sie darüber nach, wie Sie mir einen Zuſchuſs von etwa 1000 mk Bco. einleiten könnten, ohne daſs ich dadurch meine Lage aggraviere. Mein Vetter hat unter den obwaltenden

Verhältniſſen genug gethan, und von dieſer Seite kann und will ich Nichts mehr in Anſpruch nehmen. Betteln iſt eine ſehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen iſt noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre ſolcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf ſolcherlei Reſſource ein für alle Mal reſigniert. Die Koſten meiner Agonie, liebſter Campe, dürften Ihnen fabelhaft erſcheinen. Es iſt ſchon theuer genug, in Paris zu leben; aber in Paris ſterben iſt noch unendlich theurer. Und dennoch könnte ich jetzt daheim in Deutſchland oder in Ungarn ſo wohlfeil gehenkt werden! Beifolgendes Gedicht*) habe ich vor vier Wochen geſchrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kömmt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abſchriften kurſiert, müſſen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem iſt es ein wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung ſchildernd. Ich habe viel' und mitunter große Gedichte gemacht, die ich kaum leſerlich mit Bleiſtift aufs Papier kritzle. Wenn ich ſie aber aus dieſer Form nothdürftig korrekt diktieren ſoll, ſo iſt

---

*) Im Oktober 1849. Band XVIII, S. 177 ff.

Das bei dem leidenden Zuſtand meiner Augen eine gräſslich peinigende Operation, die, wie begreiflich, meinen Nerven nicht ſehr zuträglich iſt. Es iſt alſo im wahren Sinn des Wortes mein verſificiertes Lebensblut, was ich ſolchermaßen gebe. — Meine Frau iſt gefallen, und hat ſich den Fuß verrenkt, ſo daſs ſie ſchon ſeit vierzehn Tagen zu Bette liegt.

Die Ihrigen laſſe ich freundſchaftlich grüßen, ſo wie auch den jungen Herrn, meinen künftigen Verleger.

Ihr Freund

H. Heine.

268. An H. Laſſalle in Breslau *).

Paris, den 30. April 1850.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin ſehr begierig, Etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte ſein Geſicht ſehen, wenn ihm zu Ohren

---

*) Von dieſem, an den Vater Ferdinand Laſſalle's gerichteten Briefe iſt uns nur der hier abgedruckte Schluſs mitgetheilt.

kommt, daſs ich, aller atheiſtiſchen Philoſophie ſatt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es iſt in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Übertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geiſtesruhe, ſo dürfte auch bei ihm dieſe Nachricht ein heilſames Nachdenken hervorbringen. Und nun leben Sie wohl, melden Sie mir bald eine erfreuliche Nachricht und genehmigen Sie die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

---

269. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juni 1850.

Liebſter Campe!

Ich mache Ihnen hiermit Anzeige, daſs ich das im verfloſſenen Monat fällige Semeſter meiner Penſion auf Sie traſſiert habe. Es iſt aber nicht genug, liebſter Campe, daſs Sie Ihre merkantiliſchen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von großer Wichtigkeit und auch ſehr löblich iſt: Sie ſollten ſich auch beſtreben, den moraliſchen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belaſtet ſind, und die Sie durch Ihr Stillſchweigen faſt frevelhaft verabſäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigſten Anfragen durchaus nicht kenne, ſo darf ich dieſelben nicht von vornherein allzu herbe verdammen, aber ſoviel weiß ich, daſs Sie durch Ihre Zögernis meinen literäriſchen Intereſſen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerſtörniſſe verurſacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geiſteswelt bedeutende Umwälzungen ſtattfanden, hätte ſchnell ins Publikum gefördert werden müſſen, was geſchrieben vorhanden lag, nicht weil es ſonſt für das Publikum minder koſtbar geworden wäre, ſondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, einen Verrath an meinen eignen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte. Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott ſpielen; wie gegen die Menſchen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles was aus der frühern blasphematoriſchen Periode noch vorhanden war, die ſchönſten Giftblumen hab' ich mit entſchloſſner Hand ausgeriſſen, und bei meiner phyſiſchen Blindheit vielleicht zugleich manches unſchuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen kniſterte, ward mir, ich geſtehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wuſſte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnſinniger ſei, und neben mir hörte ich die ironiſch tröſtende Stimme irgend eines Mephiſtopheles, welche mir zuflüſterte: „Der liebe Gott wird dir das Alles weit beſſer honorieren, als Campe, und du brauchſt jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hoſen.“ Ach, liebſter Campe, ich wünſche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewiſſen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein ſo grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir laſtet. — Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu ſpät iſt. Liegt Ihrer Schreibſäumnis irgend eine politiſche Heſitation oder ein merkantiliſches Bedenken zum Grunde, ſo ſagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Inſtruktionen hinterlaſſen für den Fall, daſs ich vor dem Beginn des Drucks meiner Geſammtausgabe das Zeitliche ſegne. Erſchrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche ſegnen“; es iſt nicht pietiſtiſch gemeint; ich will damit nicht ſagen, daſs ich das Zeitliche mit dem Himmliſchen vertauſche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, ſo ſteht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als ſei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöſe Umwälzung, die in mir ſich ereignete, iſt eine bloß geiſtige, mehr ein Akt meines Denkens, als des ſeligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir feſt bewuſſt bin. Es ſind große, erhabene, ſchauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes, und nicht die Phosphordünſte der Glaubenspiſſe. Ich ſage Ihnen Das beſonders in der Abſicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch ſelber die Geſammtausgabe beſorge, in unfreier Weiſe Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

270. An Julius Campe.

Paris, den 28. September 1850.

Liebſter Campe!

Das beſte Epitethon, das ich Ihrem Stillſchweigen beilegen kann, iſt, daſs es kindiſch iſt. Ja, kindiſch, und es erinnert an die primitiven Zeiten, wo Sie mit Ihrem Patroklus Merckel mir Makaronen durchs Fenſter ins Zimmer warfen *), ich glaube auf dem Valentinskamp. Seit einigen Monaten wird mir von mehreren Seiten gemeldet, daſs Sie hierher nach Paris kämen. Ich glaube nicht daran, obgleich ich es ſehr wünſche. Laſſen Sie doch das kindiſche Stillſchweigen; wir ſind beide längſt aus dem Knabenalter getreten. Was die nächſten Kundgebungen betrifft, die ich von Ihnen erwarte, ſo brauche ich wohl heute nicht wieder darauf zurückzukommen. Sie haben ſich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren ſich; ich brauche Ihnen nur zu ſagen, daſs ich ſein Buch über das Parlament geleſen habe. Vor Schrecken ſtanden mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verſtehe. Es fehlt mir hier ſehr an deutſchen Büchern, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir mit Überſendung von Büchern, die ich Ihnen pünktlich zurückſchicken könnte, auszu-

---

*) Es ſind die Pfeffernüſſe gemeint, von denen in Heine's Brief vom 2. Juli 1835 (S. die Anm. auf S. 30 des vorhergehenden Bandes) die Rede iſt, und von denen Campe einen Theil gegen Heine's Fenſter warf, um ihn herunterzulocken.

helfen wüſſten. Ich habe z. B. im Augenblick folgende nothwendig, die ich hier nicht auftreiben kann: das Buch, welches Bülow über H. von Kleiſt jüngſt herausgegeben, Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, und die Kronwächter, erſter und zweiter Theil, von Achim von Arnim. Haben Sie ſeit dem Höög- und Häwel-Book *) etwas Belehrendes oder Gutes verlegt, ſo theilen Sie es mir mit; auch den Katalog eines dortigen guten Antiquars wünſchte ich zu haben. — Sie haben keinen Begriff davon, wie ſehr ſich das Perſonal der Deutſchen hier in Paris noch verſchlimmert hat. Wenn ich Wihl mit großem Vergnügen hier ſehe, ſo iſt Das, weil er wirklich vor den Andern emporragt, durch Anſtändigkeit, und ich habe ihm auch wohl noch manche zu herbe Beleidigung zu vergüten.

Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebbel ſich auch gegen mich benommen hat, ſo kann ich ihm doch bis jetzt noch keinen Geſchmack abgewinnen. Herr Stahr und Mademoiſelle Lewald ſind hier zum Beſuche, und ich ſah ſie mit Vergnügen. Ich leſe jetzt Deſſen italiäniſche Reiſe, ſo wie auch die Jung'ſche

---

*) Eine wie geringe Meinung Heine von dem Werth obigen Buches hegte, zeigt ſich in einer Bemerkung ſeines Briefes vom 1. December 1827. (Sämmtliche Werke, Bd. XIX, S. 322).

Geſchichte der Frauen; finde Beides ſehr bedeutend. Ich bin freilich nicht einverſtanden mit dem Weiber-Emancipations-Enthuſiasmus im letzteren Buche, denn ich bin ſelbſt zu ſehr verheirathet. Wüſſte ich beſtimmt, daſs Sie mir antworteten, ſo würde ich Sie um Nachrichten über Ihr häusliches Wohlergehn bitten, und einige Empfehlungen für Madame Campe hinzufügen. —

Schreiben Sie mir bald; Ihr Stillſchweigen hat mir viel geſchadet und auch Ihnen wird mittelbar kein Nutzen daraus erwachſen; denn nachdem ich Sie vergebens angegangen, eine Kombination zu finden, wodurch Sie mir hilfreich unter die Arme greifen könnten, ohne dabei ſelbſt zu große Opfer bringen zu müſſen, hat die Gewalt der Umſtände mich genöthigt, den Dienſterbietungen Anderer wenigſtens ſchon ein halbes Ohr zu ſchenken; ich habe Nichts beſchloſſen, aber Viel angehört, und da Sie mich weder als Charlatan noch als Lügner kennen, ſo dürfen Sie mir wohl auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen ſage, daſs ich mich mit einem Federzug aus allen meinen Nöthen reißen könnte, vorausgeſetzt, daſs es Julius Campe's ernſtliche Abſicht wäre, meine billigſten Anſprüche unbeachtet zu laſſen. Sie kennen den Zuſtand meiner Finanzen; Sie wiſſen, daſs Karl Heine's Großmuth kaum bis an die

Waden meiner Bedürfniſſe reicht, und Sie können daher leicht ermeſſen, daſs ich den Beſchlüſſen der Nothwendigkeit Folge leiſten muſs.

Doch wozu überflüſſige Worte? Sie wiſſen, ich habe das „Buch der Lieder“ Ihnen nicht angeprieſen, ehe es gedruckt war; Sie wiſſen, Dasſelbe war der Fall mit den „neuen Gedichten“, und die dritte Säule meines lyriſchen Ruhmes wird vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von beſſerem Stoffe ſein. Sie begreifen wohl, warum ich die drei gerne bei einander ließe, und hätten Sie nur die geringſte Ahnung von meinen geiſtigen Bedürfniſſen, ſo begriffen Sie auch leicht die materiellen Opfer die ich bringe. Aber Noth bricht Eiſen. Dazu kommt, daſs mein Krankheitszuſtand täglich unleidlicher wird und daſs ich am Ende genöthigt bin, alles Geſchäftliche einem bewährten Freunde zu überlaſſen, der nur die Geſetze des Nutzens befolgen würde. Ich habe heute die fürchterlich ſchlechteſte Nacht verbracht und würde Ihnen heute nicht ſchreiben, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehmen wollte, die Feder eines Freundes zu benutzen, der im Begriff iſt abzureiſen.

Und nun leben Sie wohl und danken Sie dem lieben Schöpfer, daſs Sie auf Ihren beiden Füßen herumgehen können im Weichbilde Hamonia's und mit gutem Appetite Mock-Turtleſuppe ſpeiſen in Geſellſchaft Ihrer Frau Gemahlin und Ihres Thronerben, dem ich praenumerando bereits meine unterthänigſten Huldigungen darbringe.

Ihr Freund

H. Heine.

271. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. November 1850.

Liebſter Meißner!

Ihren Brief habe ich ſeiner Zeit erhalten, ſowie auch die wenigen Zeilen, die mir Ihr Herr Vater überbrachte; ich befand mich leider in einem ſehr ſchlechten Zuſtande, als er bei mir war, in dem Momente einer ſehr böſen Kriſis, und ſo habe ich Wenig von ſeinem Beſuche genießen können; er verſprach mir zwar, mich nochmals zu beſuchen, doch ſcheint er keine Zeit mehr dazu gefunden zu haben. Intereſſant war mir die große Ähnlichkeit, die er mit Ihnen hat. Ich danke Ihnen für all den freundſchaftlichen Eifer, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, und ich bitte, mir nur recht oft und viel Nachricht von Ihnen zukommen zu laſſen. Ihr Artikel über mich hat außerordentlich viel Glück gemacht, und dem Stil ſowie der Haltung des Ganzen wird das glänzendſte Lob ertheilt. Ich freue mich ſehr, daſs Sie nicht bloß ſo viel poetiſche Begabnis an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Zizka las, ſondern daſs Sie auch ein ſo feines Ohr für deutſche Proſa haben, was viel ſeltener noch als Poeſie bei den Deutſchen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft Einem ſehr viel in der Proſa, dem Lügner wird der gute Stil ſehr erſchwert. — Ich würde Ihnen heute noch nicht ſchreiben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen beifolgenden Brief, der unter meiner Adreſſe an Sie einlief, ohne einige freundſchaftliche Grüße zu überſchicken; erſt durch Zufall bemerkte ich, daſs einige Zeilen den Brief enveloppierten, welche mich zur Erbrechung desſelben ermächtigten. Jetzt, wo ich ſeinen Inhalt erfahren, beeile ich mich denſelben zu fördern. Ich habe mehrere Deutſche in Bezug auf den Muſenalmanach befragt, z. B. den trauernden weſt-öſtlichen Schwalben-Rabbi, welcher mich ſo eben verläſſt, aber Niemand wuſſte mir Etwas davon zu ſagen. Vergebens befrug ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiſelle Lewald nochmals zu mir kam; Beide ſcheinen wieder abgereiſt zu ſein, denn Roſs und Reiter ſah ich niemals wieder. Iſt es ſicher, daſs der Almanach in Bälde herauskommt, wirklich herauskommt, oder ſind Sie mit dem Redakteur ſehr befreundet, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, einen Beitrag zu liefern . . . Mit meiner Geſundheit ſieht es noch immer miſerabel aus und mit Schaudern bemerke ich, daſs mein Rücken ſich krümmt. Meine Frau iſt wohl und läſſt freundlich grüßen. . .

An Laube habe ich endlich geſchrieben und meine Gedanken über ſein Parlamentsbuch unumwunden ausgeſprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, daſs ich allzu ſehr Deutſcher bin, als daſs ich meine Meinung verſchweigen könnte, und koſte es mir auch einen Freund. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren getreuſamen Freund

Heinrich Heine.

272. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1851.

Liebſter Campe!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daſs ich unter dem heutigen Datum das fällige Semeſter, zahlbar den 31. Mai, auf Sie traſſiere. Da ich noch immer der Höflichkeit einer Antwort auf meine früheren Schreiben entgegenſehe, ſo habe ich heute nichts Weiteres zu ſagen; — nur Eins, meinen Dank für die überſchickten Bücher, bei deren Überſendung ich den guten Willen achte. Das ſind alſo die Blüthen und Blumen Ihres Verlags während den letzten Jahren! Ich möchte Ihnen dringendſt rathen, dieſe Bücher auch in vollſtändiger Sammlung nach London zu ſchicken, um dort bei der großen Univerſal-Ausſtellung als ein Muſter-Verlag deutſcher Zunge bewundert zu werden! Das ſind alſo die unſterblichen Geiſtesmonumente, die Ihnen an Druckkoſten ſo viel Geld in Anſpruch nahmen, und Sie zwangen, meine vielfältigen Anrufungen um Unterſtützung, um Hilfe in der Noth unbeachtet zu laſſen. Sie haben ſich wahrlich für die Menſchheit aufgeopfert, und hätten gewiſs in Ihrem pekuniären Intereſſe beſſer gehandelt, wenn Sie mir das Geld geſchickt hätten, das Ihnen jene Bücher gekoſtet: Sie riſkierten hierbei Nichts, da Sie mich ja immer in Händen hatten, und hätten jetzt eine ſichere Anwartſchaft auf eine Produktion, die, wie ich Ihnen andeutete, der Popularität des „Buchs der Lieder“ gleichkommen und der ich jahrelange Arbeit widmen muſs. Selbſt im Fall ich unterdeſſen geſtorben wäre, war kein Verluſt für Sie zu befürchten, und ich hatte es Ihnen nahe genug gelegt, für dieſen Fall eine Garantie zu erſinnen. Ich konnte billig eine ſolche Hilfleiſtung von Ihnen erwarten, und ſtatt Deſſen hüllten Sie ſich in das zweideutigſte Stillſchweigen. Es iſt mir von anderer Seite unerwartet die großmüthigſte Hilfe in dieſer Beziehung zugekommen. Es iſt unbegreiflich, wie Sie von jeher immer mit Blindheit geſchlagen waren und meinen beſten Willen, meinen Eifer für Ihre Intereſſen, ich möchte faſt ſagen meine dumme Treue und Anhänglichkeit, ſo ſehr miſsachteten. Doch Das ſind überflüſſige Worte, da für die Zukunft Nichts mehr zu verbeſſern iſt, und ich ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtehe.

Ihr ſehr betrübter Freund

Heinrich Heine.

---

*273. An Profeſſor Oppenheim in Frankfurt am Main.

Herr Profeſſor!

Als ich im Jahre 1830 bei meiner Durchreiſe die Ehre hatte, Sie in Frankfurt zu ſehen, und

Sie mich angingen, Ihnen zu ſitzen, um mich abzukonterfeien, willfahrte ich Ihrem Wunſche, und Sie verſprachen mir, von meinem Porträt mir eine Kopie zukommen zu laſſen. Dieſes Ihnen abgenommene Verſprechen war nicht eine Redensart der Höflichkeit oder der Freude über das Gelingen einer Arbeit, welche Ihr ſchönes Talent bekundete, ſondern es war ein feſtgeſtelltes Bedingnis, und ich erinnere mich, daſs ich des Bildes wegen länger alldort verweilte, als ſchier räthlich war. Zu Paris, wo ich ſeitdem, wie notoriſch iſt, immer zu finden war und wo es Ihnen nicht an befreundeten Landsleuten jeder Gattung gebricht, harrete ich vergebens auf das verſprochene Porträt, und ſtatt Deſſen kam mir hier nur eine nach demſelben kopierte Lithographie und ein kleiner Kupferſtich zu Geſicht, der ſo miſerabel iſt, daſs ich das Erbieten meines Freundes Julius Campe, nach oben erwähntem Porträt einen honetten Kupferſtich verfertigen zu laſſen, mit Vergnügen annahm und dieſen Freund bat, Sie, Herr Profeſſor, bei ſeiner Durchreiſe in Frankfurt zu erſuchen, das Porträt, unter gehöriger Gewährleiſtung, während der zu einem Nachſtich nothwendigen Zeit zu ſeiner Verfügung zu ſtellen. Indem ich zu dieſem Anſuchen hinlänglich berechtigt, bin ich Ihrer Bereitwilligkeit im Voraus überzeugt.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verharre, Herr Profeſſor,

Dero ergebenſter

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Paris, den 25. Juli 1851.

·274. An Julius Campe.

Paris, den 21. Auguſt 1851.

Liebſter Campe!

Ich hätte Ihnen bereits längſt geſchrieben, wenn ich nicht während der ganzen Zeit ohne deutſchen Sekretär geweſen wäre; auch Herr Gathy war krank, und es iſt kaum eine Woche, daſs ich ihn wieder ſah. Ich gab ihm einen Theil meines Manuſkriptes zum Abſchreiben, aber bis jetzt hat er kaum den fünften Theil geliefert, welchen ich Ihnen durch die Poſt überſchicken würde, wenn ich nicht befürchten müſste, daſs unter den jetzigen Umſtänden ein ſo dicker Brief, adreſſiert an den berüchtigtſten deutſchen Buchhändler, auf der Poſt einigen Schickſalen ausgeſetzt ſein dürfte, indem man, ſtatt harmloſer Gedichte, eine politiſche Schrift wittern würde. Ich habe es daher vorgezogen, noch einige Tage zu warten, indem mein Bruder Guſtav, der in dieſem Augenblick hier iſt, heute über 8 Tage nach Hamburg reiſt und Ihnen alsdann faſt das ganze Manuſkript ſicher behändigen kann. Ich werde Ihnen nämlich mein ganzes Originalmanuſkript ſchicken, mit Ausnahme von etwa 3 bis 4 Druckbogen, welche Erläuterungen zum „Fauſt“ enthalten ſollen, die ich vorher durchaus umarbeiten muſs, eine Arbeit, woran ich in dieſem Augenblick nicht gehen kann, da meines Bruders Anweſenheit mich gänzlich in Anſpruch nimmt und es mir ſchon mühſam genug iſt, das Manuſkript, das ich ihm für Sie mitgebe, gehörig zu ordnen. Ich habe gleich nach Ihrer Abreiſe während 8 Tagen mich damit beſchäftigt, das ſchönſte meiner Gedichte, welches ich eben bei Ihrer Ankunft begonnen hatte, fertig zu machen, und ich bin ſehr damit zufrieden. In dem Manuſkripte, welches Sie erhalten, ſtehn nur 4 Strophen auf jeder Seite, aber Sie können immerhin 5 Strophen auf jeder Seite drucken, da ich genug Manuſkript habe. Ich habe ſehr viele Gedichte, die ich nicht bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politiſchen Anſtoß erregen konnte, unterdrückt, ſo daſs dieſes Buch Ihnen auch nicht die geringſten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für ſchöne typographiſche Ausſtattung;

ich wünſche, wie bereits angedeutet, daſs der Druck etwas reichlich ſei, und ich habe ein Augenmerk darauf gehabt, daſs nicht zu viel weißes Papier zum Vorſchein komme; dennoch muſs der Setzer jedem Gedichtstitel etwa den Raum von 2 Strophen gönnen. Ja, ich glaubte genug Manuſkript zu haben, um nicht des Ballaſtes zu bedürfen, und das Schifflein wird darum deſto flotter dahin ſegeln; doch, wie geſagt, ich rechne noch auf 3 bis 4 Bogen Beilage zum „Fauſt“, und Sie können nun ſelbſt beurtheilen, ob das Buch das gewünſchte Maß haben wird. — Ich hoffe, daſs Sie eine angenehme Rückreiſe gemacht haben; von Ihrer heitern Ankunft ward ich ſogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl Viel von Paris erzählen müſſen. Ich bitte mich Erſterer mit den freundlichſten Grüßen zu empfehlen. Mein Geſundheits-Zuſtand, oder vielmehr meine Krankheits-Lage iſt noch immer dieſelbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheiſche Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menſchen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich ſage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt ſeine Geier, und habe allen Reſpekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für dieſen Winter. Wäre ich nur transportabel, ſo würden Sie mich bald in Hamburg wiederſehn. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuſkript ſchicke, ſo wünſche ich abgeredetermaßen, daſs Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchſicht hierherſchicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

275. An Julius Campe.

Paris, den 28. Auguſt 1851.

Liebſter Campe!

Denſelben Tag, wo ich Ihnen bereits geſchrieben hatte, empfing ich Ihren erſten Brief, deſſen Beantwortung ich aufſchiebe, da der zweite, welcher dieſer Tage anlangte, zunächſt eine Beantwortung nothwendig macht. Sie hatten ganz Recht, auf beſchleunigte Abſendung des Manuſkripts zu dringen; Sie hätten Dies aber gar nicht nöthig gehabt, Ihre Intereſſen liegen mir zunächſt am Herzen und werden bei mir von jedem egoiſtiſchen Privatintereſſe aufgewogen. Ich beweiſe Ihnen Dieſes in dieſem Augenblicke, indem ich Ihnen durch meinen Bruder mein Original-Manuſkript mit Ausnahme der Schluſsbogen ganz zuſchicke, obgleich ich nicht von der Hälfte dieſes Manuſkripts eine Kopie zuzückbehalten kann. Hätte ich es von Gathy ganz abſchreiben laſſen wollen, ſo würden dadurch noch 3 Wochen vertrödelt oder hingedröhnelt worden ſein. Mein Bruder iſt geſtern Morgen von hier abgereiſt und wird Ihnen alſo in einigen Tagen mein Manuſkript einhändigen. Das Erſte, was Sie zu thun haben, iſt, daſs Sie die ganze dritte Abtheilung des Buches, welches „Hebräiſche Melodien“ betitelt iſt, von ſicherer Hand abſchreiben laſſen, um im Falle eines Miſsgeſchicks in der Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn dieſe ganze Partie exiſtiert nur in dieſem Original-Manuſkript, ich habe keine Zeile davon in Paris. Ich habe, wie geſagt, keine Zeit verlieren wollen, und dieſe ganze Abtheilung, ſowie auch die größeren Partien des erſten und zweiten Buches, nämlich der „Vitzliputzli“ nebſt ſeinem Präludium, ſowie auch die „Schlacht bei Haſtings“, Rudèl ꝛc., habe ich nicht von Gathy abſchreiben laſſen; ſchlimmſten Falls könnte ich letztere drei Piecen aus dem Brouillon erſetzen. Aber, wie geſagt, von der ganzen dritten Abtheilung habe ich nicht einmal einen Fetzen von Brouillon, und Sie müſſen ſie daher beſonders abſchreiben laſſen. Ich hatte freilich an Gathy geſagt, daſs ich nur eine flüchtige Abſchrift hier zu halten brauchte und nur ſchnelle Abſchrift verlangte, aber ... ich hätte noch mehrere Wochen warten müſſen. Indem ich Ihnen nun, liebſter Campe, mein Original-Manuſkript ſchicke, worin viele Veränderungen ſind und Manches von mir mit Bleiſtift verzeichnet iſt, was dennoch ſeine Geltung hat; und da ich Ihnen keine Gathy'ſche Reinſchrift ſchicken kann, weil ſie weder komplet noch ſonſtig für den Druck geeignet iſt: ſo ſehen Sie wohl die Nothwendigkeit ein, daſs Sie mir die letzten Korrekturbogen immer hierher zur Durchſicht ſchicken. Laſſen Sie ſie auf Poſtpapier drucken, da Sie dieſelben zwar unter Kreuzkouvert hierher ſchicken können, ich aber, wenn es verändert werden müſſte, dieſe Korrektur unter Briefkouvert zurückſchicken dürfte. Übrigens geht nicht ſo viel Zeit verloren, wie Sie etwa glauben. Durch die Anweſenheit meines Bruders iſt mein Kopf ſehr fatal aufgeregt, und es wird grade, und leider in dieſem Augenblick, unter meinem Fenſter von Tiſchlern geklopft und gehämmert, daſs meine Nerven in furchtbarſten Zuſtand gerathen, und ich nicht weiß, ob ich im Stande bin, in kurzer Friſt den Schluſs meines Manuſkriptes zu fertigen. Ich habe noch einen ganzen Druckbogen des wichtigſten Inhalts zu ſchreiben, muſs die früheren Erläuterungen, die in der That ſehr amüſant ſind, ganz umarbeiten, ich muſs das Ganze unter meinen Augen hier abſchreiben laſſen, und da können wohl 3 Wochen darauf hingehen, ehe ich des Ganzen entbunden bin. Da ich Ihnen aber dieſen Schluſs des Buches, auf Poſtpapier geſchrieben, durch die Briefpoſt zuſchicke, ſo erhalten Sie ihn doch noch immer zeitig genug und vielleicht noch lange voraus, ehe Das, was vorhergeht, geſetzt und gedruckt iſt. Genug, ich habe das Mögliche gethan und thue das Mögliche, und Sie haben jetzt freien Spielraum. Nur eine ſehr kurze Vorrede werde ich geben, obgleich ich doch ſo Manches im Intereſſe des Autors zu ſagen hätte. Das Gedicht, welches „Disputation“ überſchrieben, machte ich nach Ihrer Abreiſe in großer Eile; das vorhergehende iſt eigentlich nur ein Fragment, — es fehlte mir die Muße zu Feile und Ergänzung — doch ich habe eingeſehen, daſs ich durch langes Zögern Ihre Intereſſen gefährden könnte. Die Mängel, welche einem Buche durch ſolche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber ſie ſind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewiſſen des Autors.

Meinem Bruder habe ich gar keinen anderen Auftrag gegeben, als daſs er Ihnen das Packet einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir ſehr erfreulich, aber ich litt ſehr dadurch, daſs er während ſeines Aufenthalts in der peinlichſten Verſtimmung war, weil er einestheils beängſtigende, ſeine Intereſſen bedrohliche Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todkranke, von den ſchrecklichſten Nervenleiden geplagte Frau mit ſich führte ... Dazu kommt, daſs die Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten dennoch ſogar unter Brüdern einen fatalen Einfluſs ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das ſtörte jeden freimüthigen Erguſs. Es iſt doch eine ſchreckliche Sache mit der Politik; man kann ſich über dieſen Aberglauben nicht ganz hinausſetzen. Ich hoffe, daſs mein Bruder ſeine kranke Frau, mit welcher es bei der Abreiſe ſehr bedenklich ausſah, glücklich nach Hamburg gebracht hat, und ich bitte Sie, mir unverzüglich zu ſchreiben, ſobald Ihnen das Manuſkript behändigt iſt — Schändlicher Egoismus! mein Manuſkript beängſtigt mich mehr, als meine Schwägerin! Schreiben Sie mir nur gleich einige Zeilen. Meine Überſiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner

Unterhaltungen mit meinem Bruder. Ich muſs freilich noch überwintern hier in Paris, aber im Frühjahr rutſche ich fort.

Freundliche Grüße an alle Wohlwollende!

Ihr Freund

Heinrich Heine.

276. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1851.

Liebſter Campe!

Den Brief, worin Sie mir den Empfang meines Manuſkriptes anzeigen, habe ich richtig empfangen, und ich danke Ihnen für die gute Aufnahme, welche meine jüngſten Geiſteskinder bei Ihnen gefunden. Ich bin leider nicht ſo blind, wie Väter es gewöhnlich ſind für die geliebten Kleinen. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künſtleriſche Vollendung, noch die innere Geiſtigkeit, noch die ſchwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe ſind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht ſie der großen Menge zugänglicher, und Das kann Ihnen wohl einen Succeſs und nachhaltige Popularität verſchaffen. Jedenfalls aber weiß ich, daſs ich Sie nicht mit Schund angeführt habe. Mit großem Eifer habe ich die Erörterungen über Fauſt umgearbeitet, bin heute erſt damit fertig geworden und werde Ihnen dieſes ehrliche Stück Arbeit vielleicht ſchon morgen oder übermorgen zuſchicken. Sie werden Ihre Freude daran haben und begreifen, daſs ich für das Buch wirklich etwas Bedeutendes thue durch dieſe Zuthat, die vielleicht über vier Bogen beträgt und das Buch um ſolche verſtärkt. Ich hatte Anfangs die Idee, ſie, mit den gehörigen, nur von mir aufgegabelten Citationen vermehrt, überhaupt erweitert, als ein beſonderes Buch herauszugeben. Dieſe Idee bringe ich wirklich dem „Romancero“ zum Opfer. Da ich keine Zeit habe, die eben angekündigte Sendung beſonders abſchreiben zu laſſen, und ich Ihnen das Manuſkript, ohne eine Kopie zurückzuhalten, zuſchicke, ſo iſt es wohl nöthig, daſs Sie davon ſogleich eine zweite Abſchrift anfertigen laſſen, ehe Sie das Manuſkript in die Druckerei geben.

Außer dieſer Arbeit ſchreibe ich aber für das Ballett noch eine beſondere Einleitung von etwa ſechs bis ſieben Seiten, die noch vor dem Ballett, das Sie bereits in Händen haben, gedruckt werden muſs.

Eine Vorrede werde ich auch zum ganzen Buche ſchreiben, die aber nicht groß werden ſoll, und vielleicht 6—7 Seiten betragen wird. Bei dieſer Gelegenheit bitte ich Sie, liebſter Campe, in der Abtheilung meines Buches, welche „Hebräiſche Melodien" betitelt iſt, einen Irrthum zu berichtigen, den ich mir dort, wie mir jetzt einfällt, zweimal zu Schulden kommen ließ. Sowohl in der erſten Nummer des „Jehuda Ben Halevi", als auch in der „Disputation", wird der Tag der Zerſtörung Jeruſalem's als der zehnte Tag des Monats Ab angegeben, Das iſt aber ein Irrthum: es muſs dafür der neunte Tag des Monats Ab geſetzt werden.

Den erſten Korrekturbogen meines Buches habe ich heute in der Frühe erhalten.

Es verſteht ſich, lieber Campe, daſs es viel zu koſtſpielig wäre, Ihnen die Korrekturbogen im gewöhnlichen Briefkouvert zurückzuſchicken, aber ich kann ſie doch unter Kreuzkouvert nicht auf die Poſt geben, wenn ſie mit Tinte gar zu ſtark korrigiert ſind, und da Sie mir doch dünnes Papier ſchicken, ſo werde ich in ſolchen Fällen blos die Stellen ausſchneiden, die ich korrigiert habe, und Ihnen dieſe mit meinem Briefe ſchicken, welches alsdann nicht Viel koſten wird. Die Poſt hält die Kreuzkouvert-Packetchen zurück, wenn nur das Geringſte darin geſchrieben iſt, man wird noch obendrein beſtraft; wir wollen uns dieſer Schererei nicht ausſetzen, einiger Franks wegen. Sein Sie überzeugt, es geſchieht Alles von meiner Seite, daſs der Druck nicht einen Augenblick ſtocken wird. Den heutigen Brief kann ich erſt morgen auf die Poſt geben, da heute Sonntag iſt, wo ſie früh geſchloſſen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich gewogen

Ihrem getreu ergebenen

Heinrich Heine *).

Mein jetziger Sekretär iſt ein dummer Teufel, der nicht orthographiſch ſchreibt und falſch hört: — da ich ſeinen Brief nicht durchleſen kann, ſo mag Gott wiſſen, was er ſchrieb. Doch die Hauptſache werden Sie wohl verſtehen. — So eben erhalte ich den zweiten Korrekturbogen, ſah ihn ſelbſt flüchtig durch, und um keine Zeit zu verlieren, ſchicke ich Ihnen nur die Hauptkorrekturen. Ich bitte dem Setzer zu ſagen, daſs ich das i am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem Ypſilon (y) gedruckt haben will. Das ſeyn ſchreibe ich als Fürwort mit einem bloßen i, als Zeitwort mit einem y, zum Beiſpiel: Gott mag bey ihm ſeyn. Ich verlange überall

---

*) Das nachfolgende Poſtſkript iſt von Heine ſelbſt mit Bleiſtift geſchrieben.

dieſe Unterſcheidung von **i** und **y**, wie auch in meinen Büchern immer zu ſehen.

Ich lege Ihnen alſo die Blätter hier bei, worauf die Hauptkorrekturen.

Bin ſehr krank. Dieſer Tage mehr. Mein Kopf iſt ſchwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in dieſem Zuſtand. Aber man kann ſich auf mich bis zum letzten Athemzuge verlaſſen.

Ihr Freund

H. Heine.

277. An Julius Campe.

Paris, den 10. September 1851.

Liebſter Campe!

Beiliegend erhalten Sie das angekündigte Manuſkript, welches den Schluſs des Buches bildet; die Umarbeitung und Verkürzung dieſes Manuſkripts hat mir mehr Anſtrengung gekoſtet, als wenn ich es ganz aufs Neue geſchrieben hätte. Übermorgen ſchicke ich Ihnen das einleitende Wort, welches vor dem Ballette gedruckt wird, und welches ich deſshalb ſchreibe, weil ich in der Vorrede des Buches gar nicht von dem Ballett und Anhang ſprechen will, damit Sie beide ſpäterhin nach Belieben von den Gedichten ablöſen können, je nachdem es Ihren Bedürfniſſen paſſend. Die Gedichte würden in einem ſolchen Falle hinlänglich ſein, den Band zu füllen. Ich bin in dieſem Augenblick unendlich leidend, beſonders meine Augen ſind ſehr krank, und deſshalb kann ich Ihnen die Vorrede zum Buche erſt gegen Ende des Monats ſchicken; ich will meinen Kopf 14 Tage ausruhen laſſen und die Tagesgeſchäfte allmählich abthun. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein geplagter Menſch ich bin und wie wenig die Menſchen auf meine Lage Rückſicht nehmen. Werde von allen Seiten in Anſpruch genommen. — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich ſehr verſtimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten noch poſthum, einen Auftrag für Sie geben. Es iſt mir daran gelegen, daſs ich auch nach meinem Tode bei Ihnen in freundſchaftlichem Andenken bleibe. — Daſs in meinem Buche nicht Alles Blume iſt, ſondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, iſt mir wohl bewuſſt, aber ich wollte dieſes nicht ausräuten, da ich das Buch als einen Nachlaſs betrachtete. Jetzt aber will ich doch Einiges ausrupfen, und ich bitte Sie, folgende ſechs kleine Gedichte in der Abtheilung, welche „Lamentationen“ betitelt iſt, ungedruckt zu laſſen; ſie ſind wahrſcheinlich ſchon geſetzt, aber ſie müſſen nichtsdeſtoweniger hinausgeſchmiſſen werden. Es ſind folgende, und betitelt:

Altes Kaminſtück,
Diesſeits und Jenſeits,
Lebewohl (dieſes Gedicht fängt an mit den Worten: Habe wie ein Pelikan u. ſ. w.),
Wandere! (es fängt an mit den Worten: Wenn dich ein Weib u. ſ. w.),
Kluge Sterne, und endlich
Morphine.

Den dritten Druckbogen habe ich dieſen Morgen erhalten und bei dem ſchrecklichen Zuſtand meiner Augen nur flüchtig anſehen können.

Dieſe Nacht, liebſter Campe, fiel es mir ein Sie zu bitten, Ihrem Verſprechen gemäß mir den bewuſſten Brief meines Vetters und das darauf bezügliche Bewuſſte zu ſchicken; ich bin überzeugt, daſs Sie es mir in der Weiſe ſchicken, wie Sie es mir verſprachen, indem wir eines geliebten Hauptes dabei erwähnten, der mir Bürge ſein ſollte. — Ich laſſe meinen künftigen Verleger, der ſich hoffentlich wohl befindet, freundlich grüßen, ſowie auch ſeine Frau Mama. Wenn Sie Ihrem Freunde Hauenſchild ſchreiben, ſo ſagen Sie ihm, wie ſehr ich für ſeine liebreiche Geſinnung dankbar verpflichtet bin. Sobald ich aus dem Geſchäftsſtrudel ein biſschen heraus bin, will ich mich con amore mit ihm beſchäftigen.

Ihre Anfrage, liebſter Campe, in Betreff der „Neuen Gedichte“, bin ich noch nicht im Stande genügend zu beantworten; laſſen Sie nur gleich von dem heut überſchickten Manuſkripte eine Kopie anfertigen, ehe Sie ſolches in die Druckerei geben; denn ich beſitze kein Jota davon. Zeigen Sie mir auch gleich zu meiner Beruhigung, den Empfang an.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

278. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1851.

Liebſter Campe!

Obgleich Ihr Brief mir neue Sorgen auf den Hals jagt und meine Thätigkeit in einem Augenblicke in Anſpruch nimmt, wo ich ſehr leidend bin, ſo hat er mir doch großes Vergnügen bereitet, indem ich daraus erſehen habe, daſs ich Ihnen zwei Bücher ſtatt eines Buches geben kann, und ich bin gerne bereit, Dieſes zu thun. Der Grund der Moralität, die leicht ausmerzbaren Anſtößigkeiten in dem Brief an Lumley, ſind für mich nicht das Beſtimmende, aber dieſe Arbeit iſt zu groß, trotzdem daſs ich ſie ſchon verkürzt, um noch in den „Romancero" zu paſſen, und ich habe Dieſes ſelber ſchon gefühlt. Hatte ich doch vom Anfang an den Gedanken, nur das Ballett und nicht den Brief hier mitzutheilen, und ich ließ mich ſpäterhin durch eine beſondere Schrulle, die mir durch den Kopf fuhr, dazu bewegen. Ich hatte nämlich früher die Abſicht, dieſe Arbeit zu einer Publikation zu benutzen, wovon ich nicht gern ſprach, damit mir kein Anderer meine Ideen nehme: es war Dieſes — und auch jetzt bitte ich es geheim zu halten — es war Dieſes eine Herausgabe des älteſten Fauſtbuchs, das gar nicht bekannt, ſehr kurz und äußerſt poetiſch iſt, während das viel bekannte Fauſtbuch von Widmann ungeheuer voluminös und platt proſaiſch iſt.

Ich dachte, mit meinem Namen als Herausgeber würde das Buch ſehr in Kurs kommen, und eine populäre Anerkennung gewinnen. Ich muſs jetzt dieſe Idee aufgeben, ſchon meines Hinſterbens wegen, und möchte ſie gleichſam bei Ihnen deponieren. Leſen Sie mal gelegentlich das Büchlein in der wüſten Ausgabe bei Scheible, wo es in dem Wuſt begraben iſt; es beträgt kaum 150 Seiten.

Sie ſagen mir, daſs Sie bei Ihrem dicken Papier den „Romancero" mit den Gedichten abſchließen könnten. Ich bin es zufrieden, und ich habe Ihnen alſo nur noch eine Vorrede zu ſchicken, die, wie ich Ihnen bereits angekündigt, gegen acht Seiten betragen mag. Iſt der Bogen, deſſen Korrektur ich Ihnen geſtern zurück ſchickte, noch nicht in die Preſſe gegangen, ſo können Sie die beifolgenden Gedichte darin unterbringen; ſie können nämlich gedruckt werden gleich hinter das Gedicht, welches „Plateniden“ betitelt iſt, und zwar ſollen ſie in der Reihenfolge gedruckt werden, wie ich ſie ſchicke und paginiert habe. Leider kann ich mich nicht entſchließen, Gedichte, die ich für wahrhaft ſchwach halte, zu drucken, und da mir, außer ſolchen ſchwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, ſo kann ich Ihnen leider Nichts, als Füllwerk, ſchicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünſchen, der Vorrede den Namen: „Nachrede“, geben, und ſie ſomit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Regiſter am Ende geben. Nöthigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das Y betrifft, ſo wünſche ich jedenfalls, daſs es in dem Verbum ſeyn gedruckt werde, um dasſelbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterſcheiden. Und nun zum zweiten Buche, über deſſen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Iſt Ihnen vielleicht der Titel recht: „Der Doktor Johannes Fauſt, ein Tanz-Poem, nebſt kuriöſen Erläuterungen von Heinrich Heine.“ Was ich „Einleitende Bemerkungen“ genannt habe, bildet nun in dieſem Büchlein die Vorrede, und wird hier „Vorbemerkung“ genannt. Im Anfang ſind nur einige Worte zu ändern. Das ganze Opus bleibt ſolchermaßen unverändert, und bei reichlichem Druck mag es wohl als hübſches Büchlein gelten. Liegt Ihnen Viel daran, ſo kann ich wohl einen halben Druckbogen, ja noch mehr, Noten am Schluſſe hinzufügen. In der Vorrede zum „Romancero“ will ich das gleichzeitige Erſcheinen dieſes Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erſcheinen laſſen. Schlägt der „Fauſt“ ein, ſo habe ich die Freude, Ihnen ein hübſches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeſchadet des „Romancero“, der für ſich ſtark genug iſt, Etwas einbringen wird, ohne extra Honorar-Depenſen verurſacht zu haben — es ſei denn, daß Ihre Generoſität ſich zu einer beſonderen Gratifikation entſchlöſſe; doch Dieſes habe ich in dieſem Augenblicke nicht im Auge, doch iſt es menſchlich, daß ich Dergleichen erwähne. Der Menſch iſt ſo ein Lump, daß er nicht lange an das Intereſſe Anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch ſein eigenes Intereſſe fördern könne. —

Ich wünſche, daſs Sie etwas die beſondere Erſcheinung meines „Fauſtes“ geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche Dasſelbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, ſich zu präparieren. Die Vorrede zum „Romancero“ ſchicke ich Ihnen in einigen Tagen; und ſo wäre denn der Hauptinhalt Ihres Briefes erledigt. Rechnen Sie zu jeder Zeit darauf, daſs mir Ihre Intereſſen am Herzen liegen. Ihrer Familie die heiterſten Grüße. Mit meinem Willen ſieht es gut aus, aber ſchlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die ſchauderhafteſten Schmerzen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

279. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebſter Campe!

In dieſem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet iſt, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieſer Blätter in die äußerſte Beſtürzung gerathen, indem ich ſah, daſs Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erſchwingen, in der letzten Abtheilung nur vier Strophen auf jede Seite druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch ſchimpfiert, wahrhaft verleidet: nicht ſowohl, weil mir ſelber ein Horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren iſt, ſondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geiſtig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entſteht, fällt auf meine Gedichte zurück und ſchadet mir moraliſch. Kurz, ich kann und will Das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in dieſem Augenblick, ſo will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend iſt, ohne daſs Sie nöthig haben, zu ſo einem ſchauderhaften Mittel, zu einer typographiſchen Maulſperre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter ganz wie die vorigen Bogen, und ſo ſchwer es auch jetzt iſt, glaube ich doch auf folgende Weiſe das Deficit decken zu können. Als ich das Buch ſchier für zu dick hielt, glaubte ich mich nöthigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beſchränken zu können, um ſo mehr da mir das Schreiben jetzt ſehr ſauer, und ich nur der Symmetrie wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber ein Vorwort von etwa einem Druckbogen ſchreiben. Außerdem beträgt das Regiſter, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zuſehen, ob ich zum Schluſſe noch einige Seiten Noten geben kann, wahrſcheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieſer Woche ſchicke ich Ihnen dieſe Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie paſſender wäre, daſs dieſe Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede“ gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob dieſe Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls laſſen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen ſtatt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es iſt zu dunkel, als daſs ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöthen zu ſein, und ſehe jetzt leider, daſs ich noch in der Mitte ſtecke; doch Alles, was ich thue, geſchieht gewiſſenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erſcheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierſtrophigen Druck der letzten Abtheilung meines Buches fallen mir gleichſam die Hoſen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf Das, was ich Ihnen heute ſchrieb, und auch auf meinen letzten Brief in Bezug des Druckes des „Fauſt's“. — Gathy habe ich noch nicht geſehen, und ihm daher noch nicht Ihren Zettel gegeben. Von meinem Bruder habe ich ſeit ſeiner Abreiſe noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu beſorgen hat. Ich denke ihm ſo bald als möglich bis zum letzten Sou zurück zu bezahlen, was er mir vorgeſchoſſen. Er iſt bei aller brüderlichen Liebe ſeines krakehlichen Charakters wegen nicht die geeignete Perſon, der ich eine Einmiſchung in meinen literäriſchen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Chriſtiani ſagen, iſt richtig, doch hoffe ich Alles ſelbſt beſorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das Beſte wäre. Ein fremder Herausgeber iſt doch immer ein Stiefvater. Da iſt manches Kindlein, dem das Rotznäschen gehörig abgewiſcht werden muſs. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, ſo werde ich mich Allem mit dem größten Eifer ſelbſt unterziehen, und mancher Vortheil wird für Sie daraus erwachſen, den ich Ihnen ſpäter bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, ſo ſehe ich vor der Hand gar kein anderes Auskunftsmittel, als daſs ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich beſtimmt darüber ausſprechen. Ich hätte Ihnen noch Manches zu ſagen, aber ich habe in dieſem Momente Viſiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anſpruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf der Adreſſe ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligſt, daſs ich ihm ſchreiben werde, ſobald ich einige Muße habe.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

280. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Bier-Theorie *) mittheilen, — ſowie auch den vorletzten Brief,

---

*) Campe hatte geſchrieben: Wie der Schenkwirth, wenn ſein Biervorrath nicht auszureichen drohe, durch geſchickte Handhabung des Spundhahns die Gläſer zur Hälfte mit Schaum ſtatt mit Bier fülle, ſo wiſſe auch der Buchdrucker die mangelnde Bogenzahl des Manuſkriptes zur Noth durch ein ſolches Schaummanöver, durch weitläufigeren Satz, zahlreiche Schmutztitel ꝛc., zu erſetzen.

habe ich richtig erhalten. Geſtern ſchickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero“, ſowie auch das für dieſen beſtimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarſten Schmerzen und in dumpfer Betäubnis geſchrieben, für welche Anſtrengung ich vielleicht lange büßen muſs. Ich habe Sie nicht ſtecken laſſen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdeſſen wichtigere Intereſſen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beſchränke mich darauf, Ihnen heute das Nächſtliegende zu ſchreiben und Solches abzuthun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und laſſen Sie gefälligſt die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation“, welches das letzte im Buche iſt, folgendermaßen ändern:

Donna Blanka ſchaut ihn an,
Und wie ſinnend ihre Hände
Mit verſchränkten Fingern drückt ſie
An die Stirn und ſpricht am Ende:

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in ſeinem Blatte über mich geſchrieben hat; auch er ſchreibt mir davon, und ich möchte es wohl leſen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich iſt, ſchicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero“ ausgeben,

ein Exemplar unter Kreuzkouvert an den Dr. Peſchel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Dieſer verſpricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefkouvert hierher, da Sie dieſelben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren ſchicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorther kommen, werden hier zuvor im Miniſterium des Innern deponiert, wo ſie geöffnet werden; da ich bei ſolcher Öffnung nicht perſönlich gegenwärtig ſein kann, ſo habe ich meine Gründe, zu wünſchen, daß nie Papiere in ſolchen Packeten ſich befinden. Merken Sie ſich Dieſes gefälligſt für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare ſchicken, ſehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche“ von Frau von Paalzow mitſchicken können, indem Sie denſelben einer dortigen Leihbibliothek entlehnen; ich ſchicke Ihnen dann denſelben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Fauſtes“ mache ich mich gleich, ſowie ich nur etwas jappen kann.

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Avis über 2600 Mark Banko, die ich einen Monat nach dato

an die Ordre von Herrn Hamberg & Co. auf Sie traſſiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daſs mein Bruder in Prag war, und ſich mit dem dortigen Direktor der Gaskompagnie abgefunden hat, und ich laut dieſem Abfinden für eine Forderung von 16,000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechſeln, welche im künftigen Juli fällig.

Sie ſehen, welche gute Geſchäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimüthig machen möchte. Sie ſind ein Kröſus, haben manchmal mehr bares Geld, als Sie nothwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorar-Quotum des „Romancero“, das erſt im künftigen Juli fällig iſt, noch in dieſem Jahre zu erheben geſtatten, ſo würde mir Dieſes äußerſt angenehm ſein, und ich erſtens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu ſchaffen haben, und zweitens keine zu große Proviſion durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, daſs ich dieſe Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen paſſt oder nicht. Sowie ich mit meinen

Büchern fertig bin, befaſſe ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geſchäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede iſt keine Phraſe.

9) Über die „Neuen Gedichte“ habe ich noch nichts Definitives herausgeklügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetiſchen Heine in vier Bänden geben, das „Wintermärchen“ mit dem „Atta Troll“ zuſammendruckend, ſo rathe ich Ihnen, ſtatt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten“ den „William Ratcliff“ aus meinen „Tragödien“ zu drucken; denn dieſes Stück iſt ein Gedicht, welches in Geiſt und Ton zu den andern Gedichten paſſt und ſie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine ſchöne Verlegenheit geſetzt, wenn Sie meinen Anſprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Fauſtbuches dadurch begegnet hätten, daſs Sie mich frügen: wie viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Zipfelmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverſtändliches gebrümmelt, wie arme ehrſame Bürgersleute, denen man nach einer großen Hilfsleiſtung die Frage ſtellt: was unſere Schuldigkeit ſei? Es verſteht ſich, daſs Sie mir den „Romancero“ ſehr anſtändig honoriert haben, aber der „Fauſt“ iſt ein ganz anderes Buch, das Sie ſich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen laſſen. Und der Himmel

weiß, daſs ich mit großem Vergnügen die Sache ſo einrichtete und mein eigenes Intereſſe gern ſakrificierte. Ich begnüge mich mit der Avantage, die Dieſes mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa ſpäteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Intereſſe dem Ihrigen vorziehe. Aber dieſer Fall trifft vielleicht nicht ein, da ich ſehr krank bin und vielleicht nicht ſo bald daran denken kann, mich für eine große literariſche Arbeit anſtrengen zu dürfen. Mein Abſchied vom Publikum in der Nachrede iſt bedeutſamer, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu ſchicken und ihr ſagen zu laſſen, daſs ich mich wohl befände, aber zu ſehr beſchäftigt ſei, um ſchreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero"-Exemplar, welches meine alte Mutter bekömmt, die Nachrede ausgeſchieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundſchaftlichſt Ihre Lieben.

Ihr ſehr müder Freund
Heinrich Heine.

281. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Ich erhielt geſtern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem ſie flüchtig durchgegangen, gab ich ſie unverzüglich auf die Poſt. Da es ſpät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile, Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daſs der Titel „Nachwort“ nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, ſondern daſs ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines beſonderen Abſchnittes, gewidmet werden muſs. Das iſt nicht bloſs typographiſch nöthig, ſondern ſchützt auch vor dem Irrthum, als bezöge ſich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Ja, aus dieſem Grunde wünſche ich, daſs der Titel „Nachwort zum Romancero“ heiße. Ich bitte Dieſes nicht zu vergeſſen: wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Zu dem Fauſtbuche haben Sie jetzt alle Korrekturbogen: ich bitte, auch bei dieſem nicht zu vergeſſen, daſs die Rückſeite ſeines Titelblatts durchaus kein Motto erhält.

Die Verzierungen von Hauenſchild ſind wunderſchön, und werden ſich ſehr gut machen*).

Ihren jüngſten Brief, nebſt der Einlage alter Schreibeſünden, habe ich dieſen Morgen empfangen, doch iſt es noch zu dunkel, als daſs ich ihn leſen könnte; iſt etwas Dringendes darin enthalten, ſo ſoll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptſachen ſind ſchriftlich erledigt. Ich ſehe, Sie ſchicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht beſitzen, ſo laſſen Sie doch meiner Schweſter wiſſen, daſs ſie mir ihn unverzüglich ſchicken ſolle; denn Madame Embden beſitzt ihn ſicher, und da vielleicht Etwas darin ſteht, was meine Mutter nicht leſen ſoll, ſo will ich ſelber keine Anfrage direkt machen.

Geſtern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Leſebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeſchickt, und ich will es ſo einrichten, daſs die neue Sendung ſolcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero“ und des „Fauſt's“ zugeſchickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher ſind mir bis zu dieſer Stunde noch nicht zugekommen.

---

*) Hauenſchild hatte die Zeichnungen zu den Umſchlagsvignetten des „Romancero“ und „Fauſt“ entworfen.

So eben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebreich von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein ſchlechtes Zeichen iſt.

Ihr Freund

H. Heine,
Dr. Juris.

282. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Obgleich ich heute ſehr von Migräne geplagt und folglich ſehr unwirſch bin, will ich doch Ihren Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte" mit einer beſtimmten Antwort entgegnen, und Ihnen meinen beſtimmten Beſcheid melden. Obgleich ungern, doch nothgedrungen, entſchließe ich mich, anſtatt des „Wintermärchens" dorthin den „Ratcliff" zu geben; Ihre Gründe ſind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Ratcliff" bereits durchgeſehen und ſchicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie ſich gefälligſt, daſs die Aufſchriften:

„Erſter, Zweiter u. ſ. w. Auftritt“ überall wegfallen. Da das „Wintermärchen“ jetzt in den „Neuen Gedichten“ fehlen wird, ſo muſs dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es iſt auch nicht viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen“ geſchrieben iſt, findet alsdann ſpäter bei letzterm ſeinen Platz. Ich ſehe mich genöthigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten“ zu ſchreiben, die ich Ihnen ſpäter einſchicke. Alles, was Sie ſagen, liebſter Campe, in Bezug auf Ihre buchhändleriſchen Intereſſen, iſt ganz richtig. Der „Atta Troll“ iſt in der That zu dünnleibig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe ſchon bei der letzten Herausgabe das Möglichſte gethan, durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von ſechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Anerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in ſchöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Abſicht, den „Atta Troll“ um wenigſtens ein Drittel zu vermehren, und ich ſkizzierte bereits die köſtlichſten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich dieſen Plan ausführen ſollte und gewärtig ſein könne, daſs ich für dieſe neue große Arbeit honoriert werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epiſchen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und ſo ein Opus wächſt mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geiſtes gebrochen, iſt nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillſchweigen miſslich gewirkt; durch beſprechendes Verſtändnis hingegen, wie Sie in der jüngſten Zeit geſehen haben werden, gelangen wir beiderſeitig zu größerm Vortheil. Ein freudiger Gedanke iſt es mir, daſs ich Sie nächſtes Jahr vielleicht wieder hier in Paris ſehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen ſchematiſierten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflickerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Geſtern Abend beſuchten mich Herr Gottſchall und Cornet; Letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero“. Sie kündigten mir noch einige andere ſolcher Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Perſonen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn ſie mir Gottſchall bringt, werde ich ſie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigſtens 7 Exemplare des „Romancero“ hier nothwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieſer Zeilen, 1 für die Revue des deux Mondes u. ſ. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Dutzend Exemplare her zu ſchicken. In Hamburg wünſche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie ſelbſt. ſchicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schweſter und ein drittes an Karl Heine, mit einigen beſonders hinzugefügten Zeilen, daſs dieſe Zuſendung in meinem Namen geſchieht; ich bitte Sie, Dieſes nicht zu vergeſſen, damit mein Vetter mich keiner Vernachläſſigung zeiben kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Fauſt.“ Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Guſtav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebſt „Fauſt“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu ſchicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daſs Sie ſo bald als möglich an Herrn Doktor Peſchel in Augsburg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel ſchreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Fauſt“ unter Kreuzkouvert ſchicken, Das iſt Ihr eigenes Intereſſe. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Intereſſe, daſs Sie ein Exemplar an Varnhagen von Enſe in Berlin und ein Exemplar „Romancero“ und „Fauſt“ an Detmold in Hannover ſchicken. Unſern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, daſs Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und vom „Fauſt“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanſtalt in Prag ſchicken; es liegt mir Etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geſchrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte.

Wen ich für den Fall meines Abſterbens mit den Geſchäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingeſehen habe, wie der krakehlige Charakter meines Bruders zu ſolchen Dingen nicht paſſt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen ſoll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muſs.

Daſs ich mich zu einem Diskonto erbot, iſt wirklich mein Ernſt, obgleich ich wohl weiß, daſs Solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber das Rechnen iſt doch einmal in dieſer Welt eine nothwendige Sache, und ſo hoch kann der Hamburger Diskonto nicht ſein, daſs ich nicht dennoch dabei profitiere, wenn ich mich dem hieſigen Diskonto entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber vergeſſen Sie nicht, daſs mir viel damit gedient iſt, wenn ich meine Geſchäfte in Ordnung bringe und mich ganz meinen Arbeiten überlaſſen kann.

Ihr Freund

H. Heine.

283. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Jetzt erſt ſehe ich, wie ſchön mein „Romancero“ gedruckt iſt, nachdem ich ihn mit den „Neuen Gedichten“ verglichen, die ich zur Hand genommen, um das Deficit zu kollationieren. In den „Neuen Gedichten“ (die wir jetzt den zweiten Band nennen wollen) iſt nur das „Wintermärchen“ fünfſtrophig eng gedruckt, und wenn ich auch nun dieſes mitſammt der Vorrede ausſcheide und durch den „Ratcliff“ erſetze, ſo bleibt es doch ein ſehr magerer Band, und ich fürchte, Das wird ſehr dürftig ausſehen. Ich will zuſehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Theil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero“ geeignet fand, hier und da einſchiebe. Ich bin aber in dieſem Augenblick ſehr kopfbetäubt und habe in dieſem Augenblick ſchon ſo viel Opium im Leibe, daſs ich kaum weiß, was ich diktiere. Geſtern war Gottſchall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, daſs Stücke des „Romancero“ dort ſchon in vieler Leute Mund ſind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz geleſen und von Gottſchall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, Nichts davon mitzutheilen. Ohne dieſe Vorſicht hätte er bereits an Dingelſtedt das Gedicht, das an ſeine Adreſſe iſt, kopiert überſchickt. Ich hoffe, daſs auch Gottſchall Wort hält, den hieſigen Literaten Nichts vom „Romancero“ mitzutheilen, ſonſt füllen dieſe ihre Korreſpondenzen mit verſtümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am ſpäteſten käme; ich traue meinem Freund V. nicht, welcher, wie ich weiß, ſehr belgiſche Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch geſorgt, daſs von hier aus für unſer Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der Revue des deux Mondes geſtattet, in einer ſchönen Anzeige die franzöſiſche Überſetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden ſolche Piecen unverſtümmelt bekannt, ohne daſs man dennoch das Original hätte. Geſtern war Herr Taillandier bei mir, ſah das „Romancero“-Exemplar auf meinem Tiſche, und da ich ihm ſagte, daſs in dieſen

Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, ſo wird er wohl Sorge tragen, daſs die erwähnten Gedichte mit einer ſchönen Einleitung von ihm unverzüglich in der Revue erſcheinen; es ſind: „Der Schatz des Rhampſenit“, „Rudèl und Meliſande“, „Karl I.“ (dieſe beiden Gedichte waren bereits früher im Deutſchen gedruckt), ſo wie auch „Schlacht bei Haſtings“ und „Der weiße Elephant“, welcher ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hieſigen Hofes iſt, nämlich auf die Gräfin Kalergi, und gewiſs hier viel Aufſehn machen wird. Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher Standhaftigkeit ich den Deutſchen jede Mittheilung dieſer Art abſchlug. Auch Cotta habe ich Nichts ſenden wollen, und habe auch meinem Bruder, ſo hartnäckig er auch foderte, ein Gedicht für ſein Blatt verweigert. Sorgen Sie aber dafür, daſs die „Allgemeine Zeitung“ ſo raſch als möglich ein Exemplar bekömmt, unter der ſchon bemeldeten Adreſſe. Ich ſchicke dieſer Tage meiner Schweſter ein Verzeichnis für Bücher der Leihbibliothek, wovon ich einige zugeſchickt wünſche, und Sie können dann die Exemplare des „Romancero“ und des „Fauſt“ mitſchicken. Ich habe vergeſſen, Sie auch zu erſuchen, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Fauſt“ an Alfred Meißner nach Prag zu ſchicken; da Herbig in Leipzig ſein Verleger iſt, ſo wird Dieſer gewiſs die Bücher ſchnell zu befördern wiſſen, wenn Sie ihm ſolche adreſſieren.

Meine literäriſchen Sorgen haben ſo ſehr meinen Kopf in den letzten acht Tagen in Anſpruch genommen, daſs ich ganz vergaß, daſs heute der Tag ſei, wo die Miethe bezahlt wird, und nachdem Mademoiſelle Pauline in meinem Sekretair nachſah, wie viel Geld noch vorräthig, fand ſich zum Glück, daſs es zur Zahlung der Miethe ausreichte, und daſs mir noch 33 Sous übrig bleiben. Da ſage mir nun Jemand, ich ſei kein Dichter!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlich Frau und Kinder.

Mit Freundſchaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

284. An Julius Campe.

Paris, den 21. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Seit drei Tagen ſtöbere ich vergebens nach einigen Blättern herum, die ich noch vor drei Wochen zur Hand hatte, und welche Gedichte enthielten, die ich für den zweiten Gedichteband gern benutzt hätte; aber ich finde ſie nicht, und ſie ſind gewiſs, wie manches Andere, durch meine Weiber verzettelt worden. Ich muſs mich daher begnügen, Ihnen für den zweiten Gedichteband den beifolgenden Cyklus zu ſchicken, der „Ollea“ überſchrieben iſt, und zwiſchen den Romanzen und den Zeitgedichten gedruckt werden ſoll. Er beſteht zum größten Theil aus Gedichten, die ich im „Romancero“ nicht aufgenommen habe; und diejenigen Gedichte, deren Manuſkript Sie bereits in Händen haben, habe ich nur mit ihrem Titel bezeichnet, um doppeltes Abſchreiben und Briefporto zu erſparen. Ich füge auch anbei ein Gedicht, welches Sie zu den „Schöpfungsliedern“ im zweiten Gedichteband drucken können. Im erſten Theile des „Salons“, (Pag. 178, 179 und 180) iſt ein Gedicht, welches „Diana“ überſchrieben iſt; dieſes aus drei Nummern beſtehende Gedicht iſt in den „Neuen Gedichten“ nicht aufgenommen worden, und es kann jetzt im zweiten Gedichtbande, in derſelben Ordnung wie im „Salon“, interkaliert werden.

Ein Lump giebt mehr, als er hat! Und ſomit betrachte ich Ihre Wünſche im Betreff der „Neuen Gedichte“ erledigt.

Ich bin ſehr krank und kann Ihnen heute Nichts melden, außer daſs ich die Supplementbogen zum

„Romancero,“ aber durch den Kreuzkouvert-Bindfaden in ſehr ruiniertem Zuſtande, erhalten habe. Ich lege dieſe Bogen nebſt den empfangenen „Romancero-“Heften für ſpätere Zeit zurück, da ich in meinem Zuſtande mich mit keinem Buchbinder beſprechen kann, auch die Blätter keinem Landsmanne anvertraue.

Sagen Sie mir nur beſtimmt, an welchem Tage Sie das Buch ſchon ausgegeben haben oder ausgeben werden, und ſchicken Sie mir meine Exemplare nur direkt durch die Eiſenbahn hierher; denn ich habe mein früheres Projekt, die Exemplare mir durch meine Schweſter zukommen zu laſſen, jetzt aufgegeben. Unverzüglich aber ſchicken Sie mir unter Kreuzkouvert zwei Exemplare des „Fauſt“. Das Titel-Kupfer ängſtigt mich ſehr, wegen der nackten Dame.

Ich habe noch keine beſondere Stunde gehabt, um mir aus Hauenſchild’s Buch *) vorleſen zu laſſen; ich will ihm nicht eher ſchreiben, ehe ich das Buch nicht gründlich in mir aufgenommen habe.

Meinen herzlichſten Dank melden Sie ihm gefälligſt; er überhäuft mich wirklich mit Güte, wie ich Deſſen nicht in der jüngſten Zeit gewohnt bin.

---

*) „Nach der Natur.“

Leider Diejenigen, die es freundlich und liebreich mit mir meinen und dabei bedeutende Naturen ſind, leben fern von mir, während ich in meiner nächſten Umgebung nur Schraffel ſehe, die mich neidiſch anfeinden, wenn ſie merken, daſs ich mich nicht ausbeuten laſſe. Ich habe ſchreckliche Liedchen hierüber zu ſingen. Vielleicht erzähle ich Ihnen ſpäter davon. Ich wiederhole Ihnen auch meinen wohl motovierten Wunſch, den „Romancero" nur ſpät an die Pariſer Buchhandlungen abgehen zu laſſen. Ich finde, daſs Sie mein Bild ſehr theuer angeſetzt haben. Für eine Lithographie iſt es etwas zu theuer. Schicken Sie mir doch ſo bald als möglich einen Abdruck unter Briefkouvert; falten Sie ihn ſo, daſs das Geſicht nicht ganz verknickt wird. Ich will bloß ſehen, wie die Lithographie ausfällt.

Herr Gottſchall und Cornet ſcheinen ſich in Paris ſehr zu amuſieren.

Ihr Freund
Heinrich Heine.

285. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1851.

Liebſter Campe!

Ich habe nachträglich zu meinem letzten Briefe Ihnen zu bemerken, daſs, im Fall Ihnen der zweite

Gedichtband, trotz dem Hinzugefügten, dennoch ein zu magres Ausſehen zu haben bedünkt, ich Ihnen den Vorſchlag mache, das Fragment aus „Manfred“ von Byron, welches in meinen bei Maurer erſchienenen Gedichten enthalten iſt, jetzt in dem zweiten Gedichtbande aufzunehmen, ſo daſs dieſes Fragment gleich hinter dem „Ratcliff“ abgedruckt würde. Aber nur das „Manfred“-Fragment bitte ich zu drucken, nicht aber die wenigen andern Gedichte von Byron, welche ich hinzugefügt.

Ich glaube, es gehört zu meinen ſchönen Eigenſchaften, daſs man immer weiſs, wie man mit mir dran iſt. Wo ich ein Gleiches nicht finde, überkömmt mich eine gewiſſe Unbehaglichkeit, deren ich mich nicht erwehren kann. So Etwas, unter uns geſagt, paſſiert mir in Bezug auf Gathy; ich will mich nicht über ihn beklagen, aber es iſt nicht bloß eine natürliche Ängſtlichkeit bei ihm, ſondern etwas ſeltſam Verſtecktes, was mich bei ihm immer gewiſſermaßen unheimlich berührte. Meine Fühlhörner ziehen ſich zurück, ohne daſs ich recht weiß, warum. Ich ſage Das, damit Sie voraus wiſſen, wie wenig ich in Bezug auf beſprochene Projekte auf ihn rechnen darf. Er iſt gewiſs ein braver Menſch, aber er iſt nicht mein Mann. Mit Freude würde ich ihm Alles zu Liebe thun; jedenfalls möchte ich ihn nicht ausbeuten, und in dieſer Beziehung wünſche ich auch, daſs Sie die Arbeiten und Bemühungen, die ich ihm namentlich bei der Redaktion meines Fauſtbuches gemacht habe, anſtändig retribuieren. Sagen Sie mir gefälligſt, wie Viel ich ihm in Ihrem Namen geben ſoll. Da Dieſes gewiſs nicht unter hundert Franks ſein kann, ſo werde ich ihm ſolche vielleicht ſchon ehe ich Nachricht von Ihnen habe, auf die ich oft warten muſs, wenn ſie kein dringendes Geſchäftsintereſſe betrifft, zu behändigen wiſſen. Ich fand ihn in Geldangelegenheiten immer ſehr delikat; er würde gewiſs nicht davon ſprechen, aber es iſt deſto mehr meine Pflicht, dafür zu ſorgen, daſs jeder Arbeiter ſeiner Mühe nach belohnt werde. Ich würde Ihnen gar nicht vorher darüber ſchreiben, wenn ich nicht jüngſt nachgerechnet hätte, daſs mir das Fauſtbuch, wofür ich mir einen Platzregen von engliſchen Guineen verſprach, bereits über 550 Franks aus meiner eigenen Kaſſe gekoſtet hat, die ich Ihnen an den Fingern vorrechnen kann: über

150 Fks. gab ich meinem alten Abſchreiber für kalligraphiſche Abſchrift von 2 Ballett-Exemplaren und einem Exemplar des Briefes an Lumley in deutſcher Sprache und eines andern in franzöſiſcher Überſetzung und

noch einer Abſchrift des Ballettes in franzöſiſcher Sprache;

200 Fks. gab ich an Gathy, das erſte Mal 100 Fks. für Überſetzung des Balletts, und ſpäter 100 Fks. für Überſetzung des Lumley-Briefes; über

100 „ zahlte ich für Druckkoſten und einige andre Ausgaben, um einige gedruckte Exemplare des „Fauſtes“, zur Sicherung meiner Eigenthumsrechte, bei den verſchiedenen Behörden zu deponieren; wenigſtens

100 „ koſtete mir der Ankauf der 3 Bände von Scheible's Kompilationen und ähnlicher Piecen über Fauſt-Literatur. Kurz, wenigſtens

550 Fks. habe ich aus meiner Privat-Armen-Kaſſe bereits für das Buch ausgegeben, und es iſt mir nicht zu verdenken, wenn ich jetzt, wo ich allein in Ihrem Intereſſe handelte, nicht noch andre 100 Fks. opfern möchte, die aber doch unter jeder Bedingung entrichtet werden müſſen, da, wie geſagt, jeder Arbeiter ſeines Lohnes werth iſt. Sie ſehen, ich bin nicht umſonſt bibelfeſt.

Das Schriftchen über Fauſt, welches ich der Güte des Herrn Hauenſchild verdanke, habe ich mit großem Vergnügen geleſen, da es ſehr ſchlecht iſt und ich daraus erſehe, daſs mein Büchlein nicht überflüſſig iſt. Die Maſſe der Fauſtliteratur zeigt, daſs die Deutſchen noch immer für dieſen Stoff empfänglich ſind; mag immerhin Der und Jener ein neues Buch über den alten Zauberer oder das alte Buch in erneuter unbezaubernder Form herausgeben, wie Simrock Dieſes thun wird oder gethan hat: immerhin, in dieſen Büchern wird Etwas nicht enthalten ſein, was mein Buch ſchon auf dem Titelblatt bietet, oder wenn ich das alte Buch ſelbſt herausgebe, bieten wird, nämlich mein Name. *Mein* Publikum wird ſich dadurch angezogen fühlen, Andern wird der Name als Garantie gelten, daſs ich etwas Sehenswerthes bringe, und man wird auch einer bloßen Edition von mir einen Vorrang vor unbekannten Kompilatoren gewähren. Diesmal aber gebe ich in wenigen Bogen nicht bloß viel Belehrung, ſondern auch eine literariſche Kurioſität, die gewiſs nicht unbeachtet bleiben wird, wenn wir auch jetzt noch nicht wiſſen, welchen Schickſalen das tolle Kind entgegenläuft.

Freundſchaftlich grüßt Sie
Ihr treu ergebener
Heinrich Heine.

286. An St. René Taillandier.

Liebſter Herr Taillandier!

Ich ſchob es ein wenig auf, Ihnen zu ſchreiben, weil ich den Artikel von Chasles *) nicht auffinden konnte; endlich habe ich eine Art Korrekturabzug gefunden, und beeile mich, Ihnen denſelben zukommen zu laſſen. Gleichzeitig ſende ich Ihnen eine Notiz, die einer meiner Freunde vor ſieben Jahren verfaſſt hat, und die nicht gedruckt worden iſt.

Mein Kopf iſt zu zerrüttet, als daſs ich im Stande wäre, neue Noten zu diktieren. Ich beſchränke mich darauf, Ihnen zu ſagen, daſs das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographiſchen Notizen nicht eben genau angegeben iſt. Dieſe Ungenauigkeit mag die Folge eines abſichtlichen Irrthumes ſein, den man zu meinen Gun-

---

*) Herr Buloz, Redakteur der Revue des deux Mondes, hatte Herrn Taillandier um einen Aufſatz über H. Heine's ſämmtliche Werke erſucht, der auch im Hefte vom 1. April 1852 erſchienen iſt. Der in Rede ſtehende Artikel von Philarète Chasles wurde zuerſt 1835 in der Revue de Paris abgedruckt, und findet ſich auch in deſſen Études sur l'Allemagne au XIX. siècle (Paris, Amyot, 1861). Vgl. H. Heine's „Autobiographiſche Skizze“, — Sämmtl. Werke, Bd. XIII, S. 3 ff.

ſten während der preußiſchen Invaſion beging, um mich dem Dienſte Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem ſind all' unſre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zu Rath ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet. Das Wichtigſte iſt, daſs ich geboren, und an den Ufern des Rheines geboren bin, wo ich ſchon mit ſechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon ſchrieb. Sie finden dasſelbe in meinem „Buch der Lieder“ unter dem Titel „Die beiden Grenadiere“, und es wird Ihnen beweiſen, daſs mein ganzer Kultus damals der Kaiſer war. Meine Vorfahren gehörten der jüdiſchen Religion an; ich war niemals eitel auf dieſe Abkunft — fühlte ich mich doch ſchon hinlänglich gedemüthigt, wenn man mich für ein ſchlichtweg menſchliches Geſchöpf nahm, während Hegel mich glauben gemacht hatte, daſs ich ein Gott ſei! Ich war ſo ſtolz auf meine Göttlichkeit, ich hielt mich für ſo groß, daſs ich, ſo oft ich unter der Porte St. Martin oder St. Denis hindurch ging, unwillkürlich das Haupt ſenkte, um mich nicht an dem Bogen zu ſtoßen — Das war eine ſchöne Zeit! ſie iſt ſeit lange entſchwunden, und nur mit Trauer kann ich derſelben jetzt gedenken, wo ich elend auf dem Rücken liege. Meine Krankheit macht entſetzliche Fortſchritte.

Ich habe meinen „Fauſt“ noch nicht erhalten. Sobald er eintrifft, ſchicke ich Ihnen denſelben unter Kreuzband.

Ich danke Ihnen für alle Theilnahme, die Sie mir beweiſen, und kann Ihnen nicht genug ausſprechen, wie ſehr ich Ihnen zugethan bin und wie hoch ich Sie ſchätze. Empfangen Sie dieſe aufrichtige Verſicherung

Ihres ergebenſten

Henri Heine.

Paris, den 3. November 1851.

P. S. Ich habe durch ein paar Federſtriche eine Stelle dieſes Briefes *) bezeichnet, die Sie gern Ihrem Aufſatz einfügen mögen, wenn Sie es thun können, ohne daſs ich Theil daran zu haben ſcheine; ich brauche Ihnen das Schickliche nicht zu empfehlen, — Ihnen, der ſo viel Takt bewieſen hat und alle Gewandtheit eines Diplomaten beſitzt, obſchon Sie von transrhenaniſchem Geiſte durchhaucht ſind.

---

*) Die biographiſchen Notizen des zweiten Abſatzes, welche Taillandier in ſeinen Aufſatz aufnahm.

287. An Georg Weerth.

Paris, den 5. November 1851.

Liebſter Herr Weerth!

Sie werden gewiſs ſelber ſchon mal die Bemerkung gemacht haben, daſs wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumſeligkeit eine Antwort ſchuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief ſchreiben und mit ſolchem gleichſam ſo bald als möglich abzufertigen ſuchen. So geſchieht es auch, daſs Sie, lieber Weerth, ſich täglich in meinem Gedächtniſſe immer tiefer einwurzeln, während ich mir beſtändig den Vorwurf mache, daſs ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet, und beſonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgeſprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine geſunde Stunde, die nie kam, und heute endlich entſchließe ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben mehr als je in dieſem Augenblicke leidend und ſauertöpfiſch geſtimmt bin. Seit einigen Wochen iſt mein Zuſtand viel ſchlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtſinn auf

Beſſerung hoffen, und auf den ärgſten Fall mich vorbereitend ſuche ich wenigſtens meine Briefſchulden zu zahlen. Aber auch meine anderen Schulden tilge ich gewiſſenhaft, und es iſt vielleicht noch kein Dichter ſo philiſterhaft reſpektabel geſtorben, wie ich es ſein werde, wenn mich der Herr zu ſich rufen wird zum ewigen Leben, wie die Frommen ſagen. Es freut mich, daſs Ihnen meine Vorrede *) gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszuſprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daſs ich als Dichter ſterbe, der weder Religion noch Philoſophie braucht und mit beiden Nichts zu ſchaffen hat. Der Dichter verſteht ſehr gut das ſymboliſche Idiom der Religion und das abſtrakte Verſtandeskauderwelſch der Philoſophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philoſophie werden jemals den Dichter verſtehen, deſſen Sprache ihnen immer ſpaniſch vorkommen wird, wie dem Maſsmann das Latein. Durch dieſe linguiſtiſche Unkenntnis geſchah es, daſs dieſe und jene Herren ſich einbildeten, ich ſei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Miſtgeſchöpfe, denen ſie gleichen, wie Goethe ſagt, den ich um ſeinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich

---

*) Es iſt das Nachwort zum „Romancero“ gemeint.

habe vor einiger Zeit wieder Eckermann's Geſpräche mit Goethe geleſen und ein wahrhaft pomadiges, beſänftigendes Vergnügen daran gefunden. Leſen Sie doch dieſe zwei Bände, im Fall Sie ſie noch nicht kennen, und im Fall Sie vielleicht den ſpäter erſchienenen dritten Theil dieſer Geſpräche auftreiben können, ſuchen Sie mir denſelben gelegentlich zukommen zu laſſen. Ich beſchäftige mich gern zu meiner Geiſtesabſpannung mit ſolcher Lektüre; meiſtens leſe ich jetzt Reiſebeſchreibungen, und ſeit zwei Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Überdruſs, den mir die Weißen einflößen, iſt wohl Schuld daran, daſs ich mich in dieſe ſchwarze Welt verſenke, die wirklich ſehr amüſant iſt. Dieſe ſchwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unſere heimiſchen Landesväter, obgleich ſie ebenfalls von Menſchenrechten wenig wiſſen und die Sklaverei als etwas Naturwüchſiges betrachten.

Ich hoffe, daſs Ihnen mein „Romancero", beſonders aber mein „Fauſt" gefallen wird. Gott weiß, daſs ich auf dieſe Bücher keinen großen Werth lege, und daſs ſie nicht ſo bald das Tageslicht geſehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumſchrauben angelegt. Ich komme zu dieſer Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern.

Campe kann Ihnen erörtern, wie ich Das meine *). Über das Schickſal meiner Bücher bin ich ganz in Unwiſſenheit, da Campe, ſeit er Alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber giebt. Trifft dieſer Brief Sie in Hamburg, ſo erfahre ich vielleicht Etwas darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuſchrift erfreuen.

Ich bin ſo betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, daſs ich kaum weiß, was ich diktiere. Dazu kommt, daſs ſchon dieſen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauſchte; durch dieſen Austauſch von Ideen habe ich vielleicht ſeine dummen Ideen im Kopfe behalten, und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich derſelben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken faſſen kann. Der Mann ſah Alles grau in Grau, was auch ſeine eigne Farbe iſt; er ſagte, Deutſchland ſtände an einem Abgrunde — nun, da iſt es gut, daſs Deutſchland kein wildes Roſs iſt, ſondern ein ge-

---

*) Der „Doktor Fauſt“ ſollte nach Heine's urſprünglicher Abſicht als „Viertes Buch“ des „Romancero“ erſcheinen, wurde aber, auf Campe's Rath, von dieſer Gedichtſammlung getrennt und als beſonderes Buch herausgegeben.

ſcheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht ſchwindelt, und das an den Rand desſelben ruhig hinwandeln kann. —

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läſſt Sie freundlich grüßen.

Hier iſt Alles ruhig, nur daſs der Polizeipräfekt jüngſt, ein zweiter Herodes, gegen unſere unſchuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabſichtigte und die armen Kleinen ſehr ängſtigte. Sie muſſten ſich Alle auf die Polizei verfügen, um ihre hieſige Exiſtenz zu beweiſen, was Manchem ſehr ſchwer wird, der weder Exiſtenz noch Exiſtenzmittel beſitzt. Jener Herodes meinte, daſs ſich ein politiſcher Heiland unter uns befände, und die Denunciation rührt leider von einer Perſon her, der es nicht an Bildung fehlt, und die ſogar ein Literat iſt. — Das ſind verteufelt ſchauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daſs ſolche Perſonen ſich Jahre lang mir nahen konnten, ſo wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche ſchreckliche Sache iſt das Exil! Zu den traurigſten Widerwärtigkeiten desſelben gehört auch, daſs wir dadurch in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koaliſation aller Schufte ausſetzen wollen. Wie rührend ſchmerzlich und zugleich ingrimmig ſind über dieſes

Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!

Leben Sie wohl, theurer Freund! und bleiben Sie heiter zugethan

Ihrem herzlich ergebenen

Heinrich Heine.

288. An Julius Campe.

Paris, den 17. November 1851.

Liebſter Campe!

Ich bin in dieſem Augenblick ſo krank, ſo entſetzlich krank, daſs ich Ihren Brief nur noch oberflächlich leſen konnte, und heute nicht zu beantworten vermag. Was das öſtreichiſche Verbot betrifft, ſo haben Sie es ſich ſelbſt wegen früherer Sünden zuzuſchreiben, wie ich aus authentiſcher Quelle weiß. Gottſchall, den Sie bald ſehen werden, wird Ihnen berichten, daſs ich ihm ſchon vor vierzehn Tagen davon erzählt, wie ich einen Buchhändlerbrief erhalten habe, der, aus Animoſität gegen Sie geſchrieben, voller falſcher Annahmen iſt, ungerecht im höchſten Grade, aber mir doch zeigte, daſs ſchon gleichzeitig mit dem Erſcheinen meines Buches dagegen geſchmierailliſiert werde. Ich habe es mit ganz andern Kritiken zu thun, als mit jenen erſten Vorpoſten des Enthuſiasmus und der abgeſagten Feindſchaft; beide haben nicht Viel zu bedeuten, eben wegen ihrer voreiligen Hitze. Ich habe bis zu dieſer Stunde meinen Freunden hier noch kein Exemplar geben können. Schicken Sie mir unverzüglich unter Kreuzkouvert 5 Exemplare des Romancero und 7 Exemplare des Fauſtbuches. Den größten Theil dieſer Exemplare verwende ich ja in Ihrem eignen Intereſſe, wie ich Ihnen ſpäter aufzählen werde.

Habe ich dieſer Tage eine geſunde Stunde, ſo ſchreibe ich ein Vorwort zu den „Neuen Gedichten“, die keinen andern Titel haben können. In Parentheſe können Sie auf dem Titelblatt: „Zweiter Theil der poetiſchen Werke“ drucken.

Die Verſe, die Ihnen Chriſtiani mittheilt *), ſind ein alter Waſchlappen, und in der zweiten Zeile iſt ſogar ein Fuß zu viel, nämlich das Wort „dunkeln“.

Ich rathe nicht, die „Harzreiſe“ beſonders herauszugeben, da ſie in der Geſammtausgabe gleich im

---

*) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XVI, S. 100.

erſten Band erſcheinen wird. Sie fühlen, ich habe Recht.

Es grüßt Sie Ihr leidender Freund

Heinrich Heine.

289. An St. René Taillandier.

Paris, den 21. November 1851.

Liebſter Herr Taillandier!

Ich hatte geſtern einen Beſuch von Herrn de Mars, welcher mir Nachricht von Ihnen gab. Er ſagte mir, daſs die von Ihnen überſetzten Stücke mit dem großen Artikel, den Sie über mich ſchreiben *), erſcheinen und muthmaßlich demſelben eingefügt werden ſollen. Herr de Mars bat mich zugleich, Ihnen baldmöglichſt meine Arbeit über Fauſt nebſt der franzöſiſchen Verſion zu ſenden, von der ich Ihnen geſprochen. Ich ſagte ihm, daſs dieſe Überſetzung ſchwerfällig, daſs der Geiſt des Originals darin völlig verwiſcht, daſs ſie in jeder Hinſicht ſtillos ſei, und daſs ſie nur als Kommentar dienen könne, da der Überſetzer mindeſtens den Vorzug eines gründlichen Verſtändniſſes für das Sujet be-

---

*) Siehe die Anm. auf S. 211 dieſes Bandes.

ſaß, das immer einem Deutſchen näher liegt, als einem Franzoſen, wie gebildet und geiſtreich er auch ſei. Ich ſagte außerdem Herrn de Mars, daſs ich meine Arbeit ganz expreſs für die Revue eingerichtet habe: ich denke jedoch, daſs wir die einzige Änderung treffen, Das, was in meinem Buche die Einleitung iſt, ans Ende der Arbeit zu ſtellen, und nur eine Notiz vorauszuſenden, welche die Berichte enthält, die ich auf den erſten Seiten dieſer Einleitung gebe. Die Hauptſache iſt, daſs dies Werkchen ſich ſehr gut für die Revue eignen und den Anforderungen des Herrn Buloz entſprechen wird, der ſein Publikum in unterhaltender Weiſe belehren will. Ich ſchmeichle mir, ganz neue deutſche Legenden geboten und gleichzeitig ſehr ernſthafte Kunſt- und Literaturfragen behandelt zu haben. Ich ſchicke Ihnen alſo heut unter Kreuzband das kleine Buch, und ich ſchließe dieſem Briefe das Manuſkript der bewuſsten Überſetzung bei, das Ihnen vielleicht von einigem Nutzen iſt, aber von dem Sie gewiſs keine Zeile gebrauchen können. Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie ſich mit einer neuen Verſion befaſſen wollten, die, wie Sie ſehen werden, nicht leicht iſt, aber, wie ich hoffe, einigen Reiz für Sie haben und Ihren romantiſchen Neigungen einigermaßen entſprechen wird. Sie erweiſen mir dadurch einen großen Dienſt, und ich glaube, daſs Sie gleichzeitig der Revue damit erheblich nützen werden *).

Mein „Romancero“ bahnt ſich in Deutſchland ſeinen Weg mit großem Geräuſch; und obſchon meine Poeteneitelkeit dabei nicht ihre Rechnung findet, iſt es beſſer für meinen Zuſtand als Kranker, daß ich von dem Schauplatz dieſer Erfolge etwas entfernt bin. Selbſt ehedem, als ich geſund war, hatte die Begeiſterung der Deutſchen für mich etwas Erſchreckendes, das ſchlecht zu einer gewiſſen träumeriſchen Grandezza paſſte, die in meiner Natur liegt.

Ich hätte Ihnen viel' ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen, wenn ich nicht in Frankreich ſchon Takt genug erworben hätte, es nicht in einem Augenblicke zu thun, wo Sie einen Aufſatz über mich unter der Feder haben. Ich hoffe, daſs ich Ihnen genug Notizen für dieſe Arbeit geſandt habe. Ich meine, Sie könnten darin meinen Brief an Chasles **) wieder abdrucken, obſchon er bereits ſehr alt iſt und ſeine

---

*) Taillandier fertigte in der That die gewünſchte Überſetzung an, welche Heine ſehr gefiel und in der Revue des deux Mondes vom 1. Februar 1852 unter dem Titel: „Méphistophéla et la légende de Faust“ gedruckt wurde.

**) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XIII, S. 3 ff.

Hauptpunkte keinen direkten Bezug auf die gegenwärtige Zeit mehr haben. Der Brief iſt zu einer Zeit geſchrieben, wo ich die Zielſcheibe der Verfolgungen des deutſchen Bundestags war, der ſeine Dekrete wider das junge Deutſchland richtete, zu deſſen Haupt er mich erklärte. Zu jener Zeit bellte voll Franzoſenangſt wider uns die Bulldogge Menzel und denuncierte das junge Deutſchland als eine hölliſche Verbindung, welche Synagogen-Intereſſen verfolge und Deutſchland an Frankreich verrathe. Die ſogenannte nationale Partei hetzte durch eben ſo perfide wie alberne Inſinuationen die Menge wider uns auf; man beſchuldigte uns des „Franzoſenthums“ und der „Unſittlichkeit“. Ich hatte guten Grund, damals zu verſichern, daſs ich der proteſtantiſchen Kirche angehöre, und Dies war, ſo kindiſch es heute erſcheinen mag, in der Tagespolemik von einigem Nutzen. Die Verfolgungen des deutſchen Bundestags haben mir viel geſchadet, und ſie harmonierten vollkommen mit dem Haſs meiner untergeordneten Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der ſchrecklichſten war, welche die deutſchen Schriftſteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation iſt glücklicher, und ihr franzöſiſchen Schriftſteller wiſſt euer Loos nicht genug zu ſchätzen.

Leben Sie wohl, liebſter Taillandier. Meine Schmerzen geſtatten mir heute nicht, mehr zu diktieren. Sein Sie überzeugt, daſs ich Sie ungemein hochachte und liebe.

Ihr ergebenſter

Henri Heine.

290. An Julius Campe.

Paris, den 24. November 1851.

Liebſter Campe!

Vorſtehend die Vorrede zu den „Neuen Gedichten“. Ich bin krank und kann Ihnen erſt dieſer Tage ſchreiben. — Unter mein Porträt brauchen Sie gar kein Autograph zu ſetzen; das Publikum braucht die zitternde Handſchrift eines Blinden nicht zu kennen, und es würde einen unſchönen Eindruck machen. Überhaupt finde ich eine Handſchrift unter einem Porträt eine ſehr barbariſche Sache, habe die meinige immer verweigert und auch heute.

Ihr Freund

H. H.

291. An Julius Campe.

Paris, den 8. December 1851.

Liebſter Campe!

Obgleich ich heute ſehr leidend bin und mir der Kopf ſchon mit Opiumduſt betäubt iſt, will ich doch Ihren letzten Brief mit einigen Zeilen beantworten.

In Betreff meines Porträts mögen Sie immerhin das leichtfertige Wort, womit es mir aber ganz Ernſt iſt, nebſt einer nicht allzuſchlechten Namensunterſchrift, autographieren laſſen. Es iſt mir Alles ſo einerlei in meiner jetzigen Leidensperiode, die hoffentlich nicht dauern wird. Ein Pack Briefe liegt neben mir von der äußerſten Wichtigkeit, die ich unbeantwortet laſſen muſs, was mir bei meiner angebornen Höflichkeit ein wahres Herzleid iſt. Sagen Sie Das auch gefälligſt Herrn von Hauenſchild, vor dem ich wahrlich beſchämt bin, daſs ich ihm noch nicht geſchrieben. Weerth hat mir vor 14 Tagen über die Vignette des „Fauſtes“ ſo wunderliche Dinge geſagt, daſs ich ſie Ihnen wohl mittheilen möchte. Sie haben keinen Begriff davon, was ich wegen der nackten Perſon auf dem Fauſttitel auszuhalten habe. Hiermit beantworte ich indirekt, was Sie mir von der Klage wegen „Unſittlichkeit“ berichtet haben. Mein Bruder ſchreibt mir, daſs das öſtreichiſche Verbot durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert ſei, was ich nicht glaube, da er mir wegen ſeiner eignen Poſition dabei intereſſiert zu ſein ſcheint, daſs ich hinfüro Öſtreich ſchone. Wahrlich, den Öſtreichern iſt es nichts Neues, daſs Maria Antoinette geköpft worden, und ſie haben ſich mit dieſem hiſtoriſchen Faktum längſt abgefunden. Daſs Ihnen, liebſter Campe, in den letzten vier Jahren kein Verlagsartikel in Öſtreich verboten wurde, iſt ſehr natürlich, da es eben die fetten Jahre der revolutionären Bewegung waren, und jetzt erſt die magern wieder anfangen. Ich weiß nicht, ob es ein Buchhändler iſt, der mir ohne Kenntnis unſrer Verhältniſſe Dinge ſchrieb, die gar kein poſitives Intereſſe für mich hatten. Ich ſchließe es jedoch aus Äußerungen, die gleichlautend mit denen der Buchhändler, welche mich mit Anträgen angingen. Im Buchladen von Franck ſagte man, daſs das öſtreichiſche Verbot nicht gegen mich, ſondern gegen Sie gerichtet ſei, denn ich hätte ja immer in öſtreichiſchem Solde geſtanden. An dieſer Äußerung erkenne ich unſern ſaubern Monſieur V. Als ich vor vier Jahren einmal im Franck'ſchen Buchladen war, benutzte jener Patron die Gelegenheit, mit mir zu ſprechen, that als wäre ich ſeines

Gleichen, und mit der ihm eigenen frechen Familiarität ſagte er mir ins Geſicht: Es hieße, daſs ich von den Öſtreichern bezahlt ſei. Dieſer bankerotte und ſeinen Wiener Schulden entlaufene Geſell hatte wirklich die Frechheit, von einem deutſchen Dichter Dergleichen zu ſagen; doch die Sache war der Art, daſs ſie mich gar nicht erhitzte, und ich ihm in meiner ruhigen Weiſe antwortete: „Mein lieber Herr B., Sie irren ſich, ich werde eben ſo wenig von den Öſtreichern bezahlt, wie die Öſtreicher von Ihnen bezahlt werden.“ Sein Geſicht wurde ſo roth wie ſein Bart. Welch ein Glück, daſs die Leute nichts Beſſeres zu erfinden wiſſen und ſo wenig die Seite kennen, wo ich wirklich verletzlich wäre. Wahrlich, in Betreff des Geldes habe ich mir nie eine Blöße gegeben. Aber die „Sittlichkeit“ — aber da ſieht es auch nicht ſo ſchlimm aus, wie man meint. Ich habe Ihnen bereits in Paris geſagt, wie mich der ehrliche B. einmal bereden wollte, ihm den Kontrakt, den ich mit Ihnen abgeſchloſſen, zu zeigen, mir verſichernd, daſs er gewiſs ein Vortheilchen zu meinem Nutzen herausklauben würde, ein Filou-Gedanke, der mich wahrhaft tief empörte, da ich zu derſelben Zeit erfuhr, daſs Sie der Onkel des B. ſeien. Wenigſtens behauptete er es, indem er in ſeiner philiſterhaft witz-ſein-ſollenden Weiſe erzählte, daſs Sie, liebſter Campe, einſt die gerührteſten Thränen der Dankbarkeit an ſeinem Halſe geweint hätten, weil er Ihre ſelige Frau im Geſpräche ſeine Tante genannt hatte. Er bildete ſich Viel ein auf dieſen Schabernack, und meinte, daſs Sie ihm ſeitdem immer größere Liebe als ſeinen ſtolzern Brüdern, die von der Tante Nichts wiſſen wollten, bezeugten. Doch zu meinem Schrecken ſehe ich, daſs ich mich ins Klatſchen einlaſſe, was ich gewiſs nicht thäte, wenn ich nicht Ihrer Diskretion überzeugt wäre; jedoch empfehle ich Ihnen ſolche aus dem ganz beſonderen Umſtande, weil meine körperliche Lage mir nicht erlaubt, mich in Diskuſſionen einzulaſſen. Ein Mann, der keine Beine hat, muſs ſich von jedem B. ferne halten. Sonderbar, daſs der Burſche Sie, liebſter Campe, von einer Seite ridikülisieren wollte, die mir bei Ihnen eben als die reſpektabelſte immer vorgekommen und gezeigt hat, daſs Sie ein Mann von Herz und kein Philiſter ſind. — Ich fühle mich ſo kopfbetäubt, daſs ich mich gewiſs konfuſe oben ausgedrückt habe, und ich glaube berichtigen zu müſſen, daſs es noch bei *Lebzeiten* Ihrer ſeligen Frau war, als B., wie er mir ſagte, Ihnen die Ehre anthat, ſich nach dem Befinden ſeiner *Tante* zu erkundigen. —

Geſtern war Gathy bei mir. Ich ſehe, er iſt Ihnen ſehr attachiert, iſt jedenfalls dankbar, und ſpricht zu meiner Freude von Ihnen mit jenem Reſpekte, deſſen nur der gebildete Menſch fähig iſt. Der Pöbel iſt weder dankbar, noch anerkennend. Ich habe an Gathy vor geraumer Zeit, ſobald ich Ihre Bewilligung empfangen, in Ihrem Namen 100 Franks ausgezahlt, welche Sie mir gefälligſt gutſchreiben wollen.

Ich danke Ihnen für die Vergünſtigung, daſs ich mein Guthaben des Reſtes meines „Romancero“-Honorars bereits jetzt in der von Ihnen angegebenen Weiſe auf Sie traſſieren kann. Die neue Auflage der „Neuen Gedichte“ habe ich erhalten und bemerkt, wie Sie Ihre Bier-Theorie, die Benutzung des Schaumes, zur Anfertigung eines Inhaltverzeichniſſes angewendet.

Mit der „Harzreiſe“ können Sie es machen nach Belieben. Es iſt mir freilich ſchmerzhaft, daſs es die Umſtände mir nicht erlauben, durch eine neue Einleitung das Büchlein der jetzigen Generation vorzuführen. Ich muſs Zeit und Kräfte zu dringendern Bedürfniſſen anwenden.

In Bezug der Terminbeſtimmung meiner Semeſter-Penſion, ſo iſt die Sache ganz einfach: wenn Sie unſern Kontrakt nachſehen, ſo finden Sie, daſs meine Penſion von der Jubilat-Meſſe des Jahres

1848 an beginnt. Die Jubilat-Meſſe iſt aber im Monat Mai, und indem ich nun den 1. Juni und den 1. December als die Termine der Zahlung beſtimmt annehme, ſo glaube ich, auf dem rechten Wege zu ſein. Wollen Sie dieſelben einen Monat weiter hinausſtellen und den erſten Juli und den erſten Januar als ſolche Termine fixieren, ſo iſt dieſe Differenz von ſo geringer Bedeutung, daſs mir Nichts daran läge; wenigſtens aber wünſche ich, meines bevorſtehenden Todes wegen, die Geldverhältniſſe meiner Frau wohlgeordnet zurückzulaſſen und immer liquide zu ſein. Ich weiß, Sie reſpektieren dieſes Gefühl. Leider habe ich die Intereſſen meiner Frau, miſsleitet durch die Hoffnungen, die mir mein Oheim machte, in früherer Zeit ſehr vernachläſſigt, und auch um den Frieden mit Karl zu haben, habe ich Fünf eine grade Zahl ſein laſſen. Meine Frau wird nach meinem Tode bloß die Hälfte jener Penſion empfangen, die doch im Grunde die Rente eines Kapitals war, welches mein Oheim für mich beſtimmte, wie aus allen Umſtänden zu ſchließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riſs, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen. Ich kann zwar über die Generoſität von Karl Heine nicht klagen, er giebt mir mehr, als er zu geben braucht — aber die Dinge ſind doch nicht, wie ſie ſein ſollten. Ich habe freilich meine eigne Dummheit zunächſt anzuklagen. Auch mein Bruder ſcheint meine Geſchäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm ſelber habe ich Alles, was ich ihm ſchuldig war, zurückbezahlt. Sie begreifen, aus welchen wichtigen Gründen, und werden mir beiſtimmen.

Ich habe Ihnen ſ. Z. den Roman „Godwie Caſtle“ zurückgeſchickt und hoffe, daſs Sie denſelben erhalten.

Meine Exemplare unter Kreuzkouvert habe ich richtig empfangen.

Sagen Sie mir genau, welche Bewandtnis es mit dem Verbote in Preußen hat, ob es ſehr ernſt iſt, und ob die Sache vom Miniſter des Unterrichts und des Kultus abhängt. Ich werde vielleicht eine Demarche machen, die Ihnen zeigen wird, wie ſehr mir Ihre Intereſſen am Herzen liegen, und wie ich mit Freundſchaftseifer Alles applanieren möchte, was ſpäterhin bei der Geſammtausgabe hinderlich wirken könnte. Ein ander Mal mehr hierüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, Ihrer Tochter und dem jungen Thronerben. Herrn Gottſchall laſſe ich freundlich grüßen. Ich habe bis jetzt den Artikel, den mein Bruder über mich geſchrieben und worüber Schiff ſich bei mir beklagte, noch nicht erhalten; ich ward immer mit Verſprechen an der Naſe herumgeführt. Über die Art, wie meinem Romancero Vorſchub geleiſtet werden kann, ſpreche ich nächſtens.

Ihr Freund
H. Heine.

292. An Sigmund Engländer.

Paris, den 8 Januar 1852.

Liebſter Herr Engländer!

Ich befinde mich in dieſem Augenblick minder leidend, als während den letzten Tagen, und es wäre mir ſehr genehm, wenn Sie mir dieſen Abend das Vergnügen Ihres Beſuches ſchenken wollten, damit wir in der Geſchichte unſeres Egoiſten *), für welchen ich mich trotz ſeines Egoismus ſehr intereſſiere, weiter kommen. Ich denke ſehr oft an einzelne Züge jener Geſchichte, die werth ſind des größten Pſychologs, oder Fiſchelochs, wie mein Kalligraph **) auszuſprechen pflegt.

Ihr freundſchaftlich ergebener
Heinrich Heine.

---

*) Herr Engländer las einen von ihm verfaſſten, bis jetzt ungedruckten Roman: „Der Egoiſt“, an einer Reihenfolge von Abenden dem kranken Heine vor.

**) Der damalige Vorleſer und Sekretär Heine's, Richard Reinhardt.

293. An Julius Campe.

Paris, den 28. Januar 1852.

Mein liebſter Campe!

In demſelben Maße, wie die Revolution Rückſchritte macht, macht meine Krankheit die ernſtlichſten Fortſchritte, und ich ſehe dem Augenblicke entgegen, wo meine Augen gar Nichts mehr erblicken und ſehen werden. Geſtern Abend glaubte ich definitiv zu ſterben, doch dieſen Morgen will es mir vorkommen, als ſei ich noch am Leben, und ich benutze dieſe Gelegenheit, Ihnen zu melden, daſs jetzt meine Schweſter mir bald eine Kiſte mit Büchern ſchicken wird, und daſs Sie, ebenfalls dieſe Gelegenheit benutzend, mir die verlangten Bucher beipacken laſſen können. Schicken Sie mir nämlich einige Exemplare der Stereotyp-Ausgabe des „Romancero“, etwa 3 bis 4 Stück, ſo wie auch noch einige Exemplare des „Buchs der Lieder“ von derſelben Prachtausgabe, ferner 6 Exemplare des Fauſtbuchs, und endlich, wenn Sie wollen, noch ein Exemplar von Hauenſchild's „Aus der Junkerwelt“, welches ich leſen will, ſobald ich mit dem Buche „Aus der Natur“ fertig bin. Letzteres gefällt mir immer beſſer und beſſer. Können Sie noch ein „Schief-Levinche“ entbehren, ſo laſſen Sie es mitlaufen. Zugleich bitte ich Sie, mir einen Katalog der Bücher eines dortigen Antiquars zu ſchicken; ich brauche in dieſem Augenblicke ein altes Buch: Erfahrungs-Seelenkunde, von dem Hofrath P. Moritz, welches in den ſiebziger oder achtziger Jahren zu Berlin herausgekommen ſein muſs. Iſt es dort, ſo verſchaffen Sie mir es. In dem Katalog von Jowien befinden ſich leider wenig' alte Bücher; iſt Niemand dort, der jetzt dergleichen hat, wie früher Bernhardt? Der Transport der Bücher durch die Eiſenbahnen iſt ſchauderhaft theuer, weil in Köln unter dem Namen Kommiſſionäre eine Kompagnie Diebe dieſen Transport ausbeutet, indem ſie ſich dort als nothwendiger Vermittler den Eiſenbahnbureaux aufdrängt und imaginäre Speſen ſich zahlen läſſt. Wenn dieſem Unfug geſteuert wird, der dem Rheinzoll der alten Raubritter gleicht, werden die Transportkoſten der Bücher ſpottwohlfeil ſein; bis dahin ſind die Sendungen unter Kreuzkouvert und Briefpoſt noch immer die wohlfeilſten.

Ihr armer Freund

Heinrich Heine.

294. An Benjamin Lumley.

Paris, den 21. Februar 1852.

Werther Herr Lumley!

Um mein Herz zu erleichtern, fühle ich mich gedrungen, Ihnen von einer ärgerlichen Geſchichte zu ſprechen, die für Sie nur wenig Intereſſe haben mag, die mich aber ſehr empfindlich berührt. Ich hatte eine Überſetzung meines kleinen Fauſtbuches anfertigen laſſen, das zu einem größeren Werke, welches ich in dieſem Jahre herausgebe, gehören ſoll, und ich hatte ſie der Revue des deux Mondes zu vorläufiger Benützung überſandt. Vor etwa vierzehn Tagen ſprach Herr de Mars, der Leiter dieſer Zeitſchrift, bei mir vor; er ſagte, daſs er das Werk, nach Vornahme einiger ſtiliſtiſchen Verbeſſerungen, abdrucken werde, und bat mich, einige Partien zu ändern und wegzulaſſen. Ich ſtellte es ihm völlig anheim, nach Gutdünken zu handeln, unter der einzigen Reſervation, daſs er den Titel des Werkes nicht ändern, noch irgend eine Partie des an Sie gerichteten Briefes ſtreichen dürfe. Denken Sie ſich meinen Ärger, als ich beim Erſcheinen der letzten Nummer ſofort bemerkte, daſs mein in aller Form ausgeſprochenes Verlangen nicht erfüllt worden war. Ich ſtehe mit Herrn Buloz, dem

Redakteur der Revue des deux' Mondes, auf freundlichem Fuße, und habe bisher keinen Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen. In der That, ich habe ihn ſtets rechtlicher erfunden, als andere Redakteure franzöſiſcher Journale, die ſehr wenig Achtung vor der Würde eines Schriftſtellers haben, und, während ſie großmäulig von der Freiheit der Preſſe deklamieren, Einem die Gedanken beſchneiden und zerhacken, wie es die Laune ihnen eingiebt, — wahre Deſpoten, die ſie ſind. Um ſo erſtaunter war ich daher über Das, was Buloz bei dieſer Gelegenheit gethan. Ich werde mich bitter beſchweren, und zweiſle nicht, daſs er ſein Vergehen einräumen und beſonders in Betreff Ihrer ſein Bedauern bei einer künftigen Gelegenheit äußern wird. Ich bin gegenwärtig zu krank, um mich mit derartigen Diskuſſionen zu befaſſen, allein heute nöthigt meine Freundſchaft für Sie mich zum Reden. Ich weiß wohl, daſs es Sie nicht überraſchen wird, böſem Willen in der Pariſer Preſſe zu begegnen, aber es iſt doch immer gut, zu wiſſen, in welcher Geſtalt derſelbe zum Ausdruck kommt.

Mein Ballett iſt von Allen, die das „Fauſt“-Manuſkript geleſen, höchlich geprieſen worden, und Jedermann iſt erſtaunt, daſs Sie deſſen Aufführung bis jetzt verzögert haben. Es würde mich unendlich freuen, wenn die öffentliche Meinung Sie veranlaſſte, Ihre urſprüngliche Abſicht auszuführen, und wenn der Ruf des Buches Sie überzeugte, daſs dieſem höchſt gewiſſenhaften Werke der Erfolg in Her Majesty's Theatre nicht fehlen dürfte, falls Sie ſich nur zu deſſen Aufführung entſchlöſſen. Sein Sie verſichert, geehrter Herr, daſs wenige Perſonen Ihnen ſo aufrichtig gewogen ſind, wie

Ihr ergebener Diener

Heinrich Heine.

---

295. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. März 1852.

Liebſter Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die ſich in Ihrem letzten Briefe ausſpricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zuſtande bin, wo jedes Wort eine Anſtrengung koſtet. Es geht mir nämlich ſeit zwei Monaten immer ſchlimmer, und ich verliere ſogar die Luſt, zu klagen. Ruhe iſt mir in dieſem Augenblicke die höchſte Krankenpflicht, und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die ſolche gefährden könnten. Ich habe

Ihr „Weib des Urias“ bis auf dieſe Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daſs es mir baldmöglichſt zu Händen komme; für die zwei Bändchen „Gedichte“ und „Ziska“ danke ich ſchönſtens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen faſt gewaltſam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Règle génerale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich deſſen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigſten Bücher immer gewiſſenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn * *'s Gedichtſammlung ſchon ſiebenmal verliehen, und ſchon zum ſiebenten Male ſind dieſe Vöglein wieder zu mir in ihr Neſtchen zurückgeflattert. Ich werde ſie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, ſondern nur verſchenken.

Ich bin neugierig auf Ihren „Urias“, um die Beklagniſſe beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausgeheckt. Wie die Sachen zuſammenhängen habe ich leicht begriffen, nachdem mir * * * einige Indikationen über die Perſonage gegeben, die, unfähig etwas Tüchtiges ſelbſt zu leiſten, Sie durch Ihre Scheelſucht verfolgt, und in der That eine ſehr bedenkliche Propaganda gegen Sie organiſiert, da ihr alle gemeinen Mittel nicht zu ſchmutzig dünken. Aber getroſt! Solche Ärgerniſſe werden Sie früh oder ſpät überwinden und deſto ſiegreicher aus dem Treffen hervorgehen! Ich habe mit noch weit ſchlimmeren Subjekten zu thun gehabt, und wahrlich, nicht Dieſe haben mich zu Boden geworfen. Jedes große Talent, ſchrieb mir einmal der ſelige Wolff, hat ſeine Laus, und Sie wiſſen, wen er darunter meinte. Ich hatte aber eigentlich zwei Läuſe, und die eine lebt noch ihr miſerables Scheinleben. Sie, liebſter Meißner, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich eine fette Wanze, die ſehr kriechend iſt und überall herumläuft in der bekanten zudringlichen Hauſiererweiſe. —

Den Schwalbenvater ſehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt ſehr von weſtöſtlichem Geſindel gereinigt iſt. Den ſchwachen Menſchen * * wiſſen ſie zu lenken, und durch die Intrigen des Monſieur * * * geſchah es, daſs er ſich mit meiner Frau brouillierte, ſo daſs ich auch ihn nicht mehr ſehe, was mir leid thut. Der Monſieur * * * * iſt ein ganz gemeiner Polizeiſpion geworden, während er früher bloß ein Dieb war. Ich war leider die Veranlaſſung, die zufällige, zu ſeiner Enthüllung, und der Menſch läuft jetzt den ganzen Tag herum, um mich zu verleumden; auch ſein Socius * * ſteht ihm hierin bei und behauptet, ich hätte ihn, wahrſcheinlich aus Neid, verkleinern wollen. Ich wünſchte, Herr * * * hätte bereits eine reiche Heirath gemacht und brauchte ſich nicht mehr herumzuquälen in allen Konzerten und Soiréen und einen Aufwand zu machen, der miſsverſtanden wird. —

— — — — — — — — — —

Laſſen Sie ſich Nichts merken, Liebſter, von Dem, was ich Ihnen hier ſage; es iſt gut, daſs Sie die Dinge wiſſen, und es wird ſich bei ruhigem Abwarten ſchon Abhilfe finden, nur Gelaſſenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beiſpiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin! Ich hoffe Sie bald wieder zu ſehen; Ihren Wunſch, biographiſche Notizen betreffend, werde ich erfüllen, jetzt laſſt uns noch warten. Beileibe ſchreiben Sie Nichts in Ihrem neuen Buche über Händel, welche Perſonen betreffen, die hier noch herumkriechen und mir die Luft wieder verſtänkern könnten. — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde ſich dann bieten! Unbegreiflich iſt es mir, daſs ich in meiner jetzigen tiefſten Miſère noch den „Romancero“ ſchreiben konnte. Sie haben Recht, wenn Sie ſagten, daſs ſeit Buchhändlergedenken kein Buch bei ſeinem Erſcheinen, und gar eine Gedichtſammlung, ein ſolches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach ſeinem Erſcheinen war ſchon die vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen, und Campe geſteht mir, daſs er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abgedruckt. Unter den Namen derjenigen meiner Freunde, welchen er Exemplare ſchicken ſollte, war auch der Ihrige: Campe aber ſchrieb mir, daſs er nicht wüſſte, wie und wo er Ihnen ein Exemplar zukommen laſſen könne. Sagen Sie mir hierüber ein Wort. Kann man unter Kreuzkouvert Ihnen Gedrucktes von hier aus zuſchicken?

Und nun, liebſter Freund, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen bald wieder ſchreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken ausſprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer gewiſſenhaften Diskretion. Bei meiner Frau ſind Sie in heiterſter Erinnerung, und ſie läſſt Sie freundlichſt grüßen.

Über Politik ſchreibe ich Ihnen Nichts, und wie es hier ausſieht, werden Ihnen die Lakunen der hieſigen Blätter beredſam genug melden. Ihr Freund und Zeitgenoſſe

Heinrich Heine.

296. An Julius Campe.

Paris, den 18. März 1852.

Liebſter Campe!

Ich will Ihnen auf Ihr jüngſtes Schreiben heute nur mit einem kurzen Lebenszeichen antworten. Aus Allem, was Sie mir ſchreiben, treten für mich nur zwei Punkte hervor; der eine Punkt iſt die Mittheilung der Anzeige aus der Hamburger Zeitung, und der andre Punkt iſt die Bangigkeit, womit Sie über die künftige Geſammtausgabe ſprechen, die, wie Sie meinen, durch die eingetretenen Zeitereigniſſe weiter hinausgeſchoben werde. Dieſer kleinlaute Ton betrübt mich um ſo mehr, da meine Geſundheit ſich täglich verſchlimmert und ich ein weiteres Hinausſchieben der Geſammtausgabe für ein Miſsgeſchick anſehe. Dieſem ſo viel als möglich zu begegnen, habe ich in der vorigen Nacht ſtundenlang nachgeſonnen, und ſo ſchwer mir auch das Diktieren heute iſt, will ich Ihnen doch heute einige Andeutungen darüber machen. Vorher bemerke ich Ihnen, daſs die gedruckten Zeilen über einen ſogenannten Vernichtungsproceſs gegen den „Romancero" vielleicht, ja wahrſcheinlich, eine Erfindung der Feinde ſind, und das Vage, worin die ganze Anzeige gehalten iſt, verräth die ganze bübiſche Intention.

Man macht nie Proceſſe gegen ein Buch, ſondern nur gegen Perſonen; der Gerichtshof, wobei er anhängig gemacht werden ſoll, iſt verſchwiegen, und da ich in jedem Fall ſicher bin, daſs das Miniſterum des Kultus keine Anklage der Art gemacht hat, ſo bin ich ſehr geneigt, das Ganze für einen giftigen Canard zu halten, wodurch zu gleicher Zeit der ſittliche Geiſt meiner Gedichte verdächtigt werden ſolle. In dieſer Beziehung wäre es nicht übel, wenn Sie ebenfalls eine, in einem ſteifen Behördenſtil abgefaſſte Entgegnung dieſes Canards, von Berlin aus datiert, drucken ließen, ſo daſs es ausſähe wie eine obrigkeitliche Berichtigung. Auf dieſe Weiſe kommen wir auch auf den Grund der Sache, die indirekt rektificiert wird. Die Beſchuldigung der Immoralität iſt eine Lüge, und da das Buch in ſo viel' tauſend Händen iſt, ſo wird dieſe dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, ſo könnte man eine viel klotzigere Blumenleſe aus Luther's Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes ſelbſt, aus der Bibel, veranſtalten.

Um nun wieder auf die Geſammtausgabe zu kommen. Ich habe vor einigen Monaten auf feierlich notariellem Wege aufs Neue mein Teſtament gemacht, und für den Fall meines Abſterbens, ehe die Geſammtausgabe erſchienen ſei, den Freund deſigniert, der ſolche für mich leiten ſoll und dem ich in dieſer Beziehung die nöthigſten Inſtruktionen, an die er ſich wörtlich halten müſſe, hinterlaſſen würde. Ich habe eine Perſon gewählt, mit der Sie zufrieden ſein werden, damit Sie nicht durch Unverſtand und Eigenſinn in Ihren Anordnungen behindert werden können. Dieſe Inſtruktion ſoll nun hauptſächlich in dem Proſpektus beſtehn, worin ich die Eintheilung und Zuſammenſtellung der verſchiedenen Schriften, ihre Aufeinanderfolge, der Chronologie der Abfaſſung und ihrem innern Geiſte gemäß, feſtſtelle. Da dieſes Alles nicht bloß meiner Reputation wegen, ſondern auch Ihrer Intereſſen wegen geſchieht, ſo möchte ich, meines prekären Zuſtandes wegen, mich über einen ſolchen Proſpektus ſo bald als möglich mit Ihnen verſtändigen, ich will Ihnen daher einen ſolchen vorlegen. Da ich zunächſt darauf bedacht bin, die Bände nicht zu ſtark zu machen, und auch nicht wünſchte, ſchon der Symmetrie wegen, daſs ein Band viel ſtärker als der andre werde, ſo muſs ich in jedem Falle mich Ihrer Beihilfe bedienen, damit Sie die Schriften, die ich zuſammenſtelle, der Bogenzahl nach kollationieren und mir ſagen können, ob ich das Richtige getroffen habe; bei dem Zuſtande meiner Augen iſt mir ja dieſes Geſchäft ſelbſt unmöglich.

Den 22. März.

Ich bin von Beſuchen unterbrochen worden, und weiß kaum mehr, was ich Ihnen geſagt: doch will ich mit wenigen Worten über meine Anordnung der Geſammtausgabe Ihnen meine jetzigen Gedanken andeuten. Ich habe hier zwei Punkte beſonders im Sinne. Erſtens halte ich es für Ihre Intereſſen am angemeſſenſten, daſs jeder Band keine allzuſtarke Bogenzahl enthalte. Ich nehme 15 Bogen als die geeignetſte an; über Etwas mehr oder minder läſſt ſich Nichts genau abmeſſen. Ich erinnere mich, daſs wir ſeiner Zeit hierüber geſprochen, und daſs es auch Ihre Meinung war, eine geringe Bogenzahl zu geben. Zumal den Leihbibliotheken widerſtrebt die große Bogenzahl bei allen Büchern. Der zweite Punkt, den ich im Auge habe bei dieſer Anordnung, iſt, daſs ich den Gedanken der chronologiſchen Folge bei den Gedichten nicht in Anwendung bringe, ſondern vielmehr alle Gedichte in die Schluſsbände relegiere. Sie werden darüber ſehr zufrieden ſein, da Ihre Abſicht dahin geht, alle meine metriſchen Werke in vier Bänden herauszugeben, nämlich das „Buch der Lieder“ als 1. Theil, die „Neuen Gedichte“ als 2. Theil, „Atta Troll“ und „Wintermärchen“ als 3. Theil und den „Romancero“ als 4. Theil. Indem ich ſolche Anordnung auch in der

Geſammtausgabe beibehalte, und dieſe poetiſchen Werke erſt am Schluſſe derſelben herauskommen werden, glaube ich Ihren Bedürfniſſen ſehr praktiſch entgegenzukommen.

Folgendes iſt nun mein Vorſchlag, die Reihenfolge meiner Schriften bei der Geſammtausgabe betreffend:

Band I enthalte:

1) Die Harzreiſe.
2) Das Buch Legrand.

Es wird wohl nöthig ſein, einen kleinen Vorbericht als Eröffnung dieſem Bande voranzuſtellen, doch Dieſes iſt abhängig von Zeit- und Tagesbedürfnis; jedenfalls müſſte ſolches Vorwort kurz gefaſſt ſein, da der Band ſtark genug iſt.

Band II enthalte:

1) Die Nordſee. (Alle drei Abtheilungen).
2) Italien, 1. Theil (nämlich Die Reiſe von München nach Genua).

Ich muſs außer dem proſaiſchen Theil der Nordſee auch die zwei metriſchen Theile derſelben hier abdrucken, tiefliegender Gründe wegen, und im Wiederabdruck des „Buchs der Lieder“ werde ich ſie deſshalb nicht aufnehmen, ſondern auf dieſen 2. Band verweiſen.

Band III enthalte:

1) Italien, 2. Theil (Das ſind Die Bäder von Lucca).
2) Italien, 3. Theil (Das iſt Die Stadt Lucca). Dergeſtalt bilden dieſe 2 Abtheilungen einen ganzen, dem Inhalt nach ſelbſtändigen Band.

Band IV enthalte:

1) England. (Aus dem vierten Theile der Reiſebilder).
2) Die franzöſiſche Gemäldeausſtellung (welche unter dem Titel „Salon von 1831“ in dem erſten Theile des „Salon“-Buches enthalten).

Band V enthalte:

Franzöſiſche Zuſtände 1. Theil.

Ich gebe hier bloß die großen Artikel des Anfangs, und halte die darauf folgenden Tagesbriefe und die Vorrede zurück.

Band VI:

1) Franzöſiſche Zuſtände, 2. Theil. (Als ſolchen gebe ich die oben ausgelaſſenen kleinen Tagesberichte.)
2) Die Vorrede zu den Zuſtänden. (Dieſe gebe ich hier als Nachwort, in Verbindung mit obigem zweiten Theile.)
3) Die Vorrede zum 1. Theil des „Salon“-Buches.

4) Der Denunciant.

5) Der Schwabenſpiegel.

Von letzterm beſitze ich das unverſtümmelte Manuſkript.

Band VII:

1) Franzöſiſche Theaterbriefe.

2) Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. (Aus dem erſten Theil des „Salons“).

Band VIII:

Die romantiſche Schule.

Da das Buch zu ſtark wäre, ſo wird ausgelaſſen, was eigentlich eine Vorrede bilden ſollte, und am Ende des Buches enthalten iſt; es iſt nämlich das Stück, welches mit der Todtenbeſchau des Leichnams Karls des Großen anfängt. Auch die in dieſem Bande enthaltene Diatribe gegen Couſin wird ausgelaſſen. Beides wird in einem ſpätern Bande gegeben.

Band IX:

Zur Geſchichte der deutſchen Philoſophie und Theologie (welche im zweiten Theil des „Salons“ enthalten).

Band X:

1) Elementargeiſter (welche im 3. Theile des „Salons“ enthalten, nebſt der darauf folgenden

kleinen Fortſetzung, worin der „Tannhäuſer“ enthalten).

2) Mein Büchlein über den Doktor Fauſt.

Dieſer zehnte Band hat dadurch eine ſtrenge Einheit.

Band XI:

Das Buch über Börne.

Da dieſer Band zu ſtark iſt, ſo werde ich Mehres darin ſtreichen, namentlich die großen citierten Stellen aus Börne's Schriften, die Invektiven gegen mich ſelbſt, die ich ſelbſt abdruckte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs die Stelle, welche ſich auf Herrn Straus und ſeine Gattin bezieht, ausgelaſſen werde. Kurz, wo ich das Buch verkürzen kann, wird es geſchehen, und ich werde ganz beſonders hierauf zurückkommen.

Band XII:

1) Florentiniſche Nächte.

2) Der Rabbi von Bacharach.

Band XIII:

1) Almanſor. (Aus meinen „Tragödien“).

2) Der Anfang einer Überſetzung des „Manfred's“ von Byron. (Aus meinen bei Maurer erſchienenen „Gedichten“).

3) Berliner Briefe.

4) Vorrede zum „Don Quixote“.

5) Reiſe nach Polen. (Ein ſehr frühjugendlicher und ſehr vergubitzter Aufſatz aus dem „Geſellſchafter“, der ſtark reſtauriert werden muſs; der Schwanz, welcher von altdeutſchen Gedichten handelt, muſs ganz abgeſchnitten werden).

6) Vorrede zu Kahldorf's Adelsbriefen.

7) Vielleicht Kritik über Menzel.

Band XIV:

1) Vorrede zum „Wintermärchen“.

2) Vorrede zum „Atta Troll“.

3) Vorrede zu Weill's „Dorfnovellen“.

4) Shakſpeare's Mädchen und Frauen.

5) Tagesbriefe aus der „Allgemeinen Zeitung“.

In der Arbeit über Shakſpeare werden am Ende die Citationen ausgelaſſen. Gott weiß, was ich von den Briefen aus der „Allgemeinen Zeitung“ wegen veränderter Zeitumſtände jetzt benutzen kann. Ich muſs die Zuſätze der Redaktion ausmerzen; da die Zeichen gewöhnlich unrichtig, muſs ich ſelbſt meine Arbeiten aus einem Wuſt herausklauben, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll. Meine armen Augen! Alte Wäſche — aber doch Goldwäſche. Jedenfalls kommt Etwas dabei heraus.

Band XV:

Dieſer Band iſt noch viel mehr Kuddelmuddel, und wird wohl die Rumpelkammer der Sammlung bilden. Enthält unter Anderm:

1) Die zwei Stücke, die ich in der romantiſchen Schule ausgelaſſen, nämlich die Diatribe gegen Couſin und den vorhergehenden oberwähnten Aufſatz.
2) Vorrede zum „Buch der Lieder".
3) Diana, eine Pantomime.
4) Kleine Aufſätze: z. B. a) Eine alte Kritik über Reynolds, aus der „Allgemeinen Zeitung". b) Eine große verſchollene Kritik über Michael Beer, aus dem „Morgenblatte". c) Aufſätze aus der „Eleganten Welt", u. ſ. w. Kuddelmuddel, aber meine armen Augen! Wenn ich nicht ſelbſt dieſe Sachen hervorſuche, ſo findet Sie Niemand, oder, was noch ſchlimmer iſt, fremde Sünden würden mir aufgebürdet werden, wie z. B. bei der „Allgem. Zeitungs"-Ausbeute geſchehen würde.

Band XVI:

Buch der Lieder.

Die Nordſee wird hier ausgelaſſen — wenn es Ihnen recht iſt.

Band XVII:

Neue Gedichte. (Nach der zweiten vermehrten Ausgabe und Anordnung).

Band XVIII:

1) Wintermärchen.
2) Atta Troll.

Die Vorreden werden, wie oberwähnt, ausgelaſſen.

Band XIX:

Der Romancero.

Ich bemerke nachträglich, daſs die „Harzreiſe“ und „das Buch Legrand“ nicht nach der erſten Auflage abgedruckt werden ſollen, ſondern daſs von beiden die zweite Auflage zu dem jetzigen Abdruck benutzt werden ſoll.

Hier, liebſter Campe, haben Sie nun meinen reiflichſt ausgedachten Entwurf zur Reihenfolge der Bücher in der Geſammtausgabe, und es wäre nun dafür geſorgt, daſs, wenn ich vor dem Druck derſelben abſchiede, das ganze Werk nicht durch dieſes Hinſcheiden benachtheiligt würde. Sie wiſſen, wie der ordnende Geiſt zu meinen Haupteigenſchaften gehört. Sie werden es noch jüngſt bei der Herausgabe des „Romancero“ bemerkt haben, der gewiſs unendlich verloren hätte, wenn ich nicht der äußern

Anordnung viel Zeit und Nachdenken ſchenkte. Die Gedichteſammlung ſo vieler deutſchen Dichter würde das Publikum mehr anziehn, wenn ſie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbariſchen Geiſt ihrer Verfaſſer verriethe. Es ſollte mich freuen, wenn meine heutige Mittheilung Ihren ganzen Beifall gewonnen. Wenn Etwas abzuändern iſt, ſtehe ich zu Dienſten. Das iſt nun die Hauptſache. Ich ſchreibe Ihnen bald mehr.

Mit freundſchaftlicher Treue

Heinrich Heine.

---

297. An Julius Campe.

Paris, den 31. März 1852.

Liebſter Campe!

Der nächſte Zweck meines heutigen Briefes iſt die Anfrage, ob es Ihnen recht iſt, daſs ich mein Semeſter-Geld, welches, wenn ich nicht irre, nach jüngſter Übereinkunft auf den 1. Juli fixiert iſt, ſchon jetzt auf Sie traſſieren kann, wodurch ich mir bares Geld ſchaffe, deſſen ich in dieſem Augenblick ſehr knapp bin. Dieſes zeigt Ihnen zugleich, welch ein geldfreſſendes Ungeheuer meine Krankheit iſt, die mich in allerlei Verdrießlichkeiten ſtürzt, wovon ich mich nur durch Geld befreien kann. Auch wird mir in dieſem Jahre ſchlimmer, als je, in finanzieller Hinſicht mitgeſpielt; doch Das ſind Dinge, die ich nicht dem Papier vertrauen darf. Es iſt betrübſam, höchſt betrübſam, daſs ich in meinem jetzigen Zuſtand noch an Gelderwerb denken muſs, und doch bin ich dazu noch in dieſem Sommer gezwungen, und es iſt ſehr möglich, daſs ich (freilich ohne Ihre Intereſſen zu gefährden) eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muſs, die meinen Gewohnheiten und meinen Empfindungen ſehr zuwider iſt. Ich habe vielleicht der Delikateſſe immer zu ſehr geopfert, und man hat mir verflucht ſchlechten Dank dafür gewuſſt. Rückſichten für Überlebende ſakrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren“, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erſtaunen ſetzen würden. Miſsverſtehen Sie mich nicht, liebſter Freund, ich denke an keine ſolche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patſche reißen würde, und ich habe nicht im Mindeſten die Abſicht, indirekt in dieſer Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine große Geldnoth möchte ich Ihnen ans Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſehr krank und ſehr beſchäftigt, und wie ein Alp liegt es mir auf der Seele, daſs ich dem lieben guten Hauenſchild, der mir ſo viel Erfreuliches erwieſen hat, noch nicht geſchrieben. Sagen Sie ihm, ich behandle ihn ſchon gleich von Anfang wie einen alten Freund, indem ich alte Freunde immer mit Briefen warten laſſe, ſtatt daſs ich für die gleichgültigſten Tagesgeſichter immer einige flachen Höflichkeitszeilen bei der Hand habe.

Ich hoffe, daſs Ihnen mein Entwurf der Reihenfolge meiner Schriften zuſagt. Bei einigen Bänden wird Ihnen wohl manchmal der Gedanke kommen, als geriethen ſie gar zu dünn, aber ich geſtehe Ihnen, was ich nicht im Proſpekt bemerkt habe, daſs ich die Abſicht hegte, bei ſolchen Bänden meine Muſe in Anſpruch zu nehmen und erläuternde Mittheilungen einzuſtreuen. Jedoch ich bin zu krank, und habe die wenigen Momente, wo ich diktieren kann, für Tagesgeſchäfte gar zu nöthig, als daſs ich Etwas in dieſer Beziehung verſprechen dürfte. Man kann ſo Viel für ein Buch thun durch eine geringe Zuthat, und ich glaube es Ihnen z. B. durch die Nachrede zum „Romancero“ bewieſen zu haben. Es ſind manchmal nur wenige Blätter, die ein Buch in Zug bringen. Wenn ich noch etwas am Leben bleibe, kann ich noch Manches für die

Geſammtausgabe thun, aber auch für den ſchlimmern Fall will ich das Meinige gethan haben.

Ich bin ſehr übel dran mit der Hamburger Leſebibliothek, die mir, wie Sie ganz richtig bemerkten, nur Wenig bieten kann. Die jüngſte Sendung koſtet mir 16 Franks Porto, und nur die Sammlung der Briefe von J. H. Voſs gewährt mir einiges Intereſſe und war mir von literäriſchem Nutzen. Ich hätte gar zu große Luſt, meine Arbeit über deutſche Literatur zu vervollſtändigen, und ich beſchäftige mich mit dieſem Gedanken beſonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleiſt und Öhlenſchläger, die vier großen dramatiſchen Dichter, von denen ich ſchändlicher Weiſe nicht geſprochen habe, und über die ich doch ſo Viel zu ſagen hätte. Schicken Sie mir doch unter Kreuzkouvert einen Katalog von Bernhard, damit ich ſehe, was da für mich zu holen wäre.

Grüßen Sie mir Gattin, Tochter und Erbprinzen.

Mit Freundſchaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

298. An Julius Campe.

Paris, den 6. April 1852.

Liebſter Campe!

Die Revue des deux Mondes hatte bereits vor geraumer Zeit angekündigt, daſs ſie ihrem Publikum eine Reihenfolge der Notabilitäten unſrer Zeit, in Kupfer geſtochen, mittheilen würde, und die erſte Nummer *), wo ſie dieſes Verſprechen erfüllt, ſchicke ich Ihnen heute unter Kreuzkouvert. Es iſt nämlich mein eignes Geſicht, welches den Reigen anführt, und ein großer Aufſatz von Taillandier wackelt hintendrein, wo er, wie Sie ſehen, von vornherein auf den „Romancero“ hinweiſt. Den nächſten Gebrauch, den Sie nun von dieſer Nummer machen können, iſt, daſs Sie ſie zuerſt Ihren eignen Damen und dann auch meiner Schweſter des Porträts wegen zeigen, und dann, daſs Sie den Aufſatz des Franzoſen für deutſche Blätter ausbeuten, indem darin trotz des katholiſchen Standpunkts eine gemüthfreiere Anſicht ſich ausſpricht, auch eine umfaſſendere Weite herrſcht, als in dem größten Theil der deutſchen Kritiken. Jüngſt hat mir ein hieſiger Deutſcher, Herr Engländer, eine Kritik des „Romancero“ vorgeleſen, die zum Beſten gehört, was ich der Art

---

*) Vom 1. April 1852.

kenne, und beſonders die ſchnöde Inſinuation der Immoralität aufs eklatanteſte aus dem Felde ſchlägt. Ich glaube, ſie war beſtimmt für die Berliner „Nationalzeitung“, wurde aber gewiſs nicht in derſelben abgedruckt, und wenn es Ihnen recht iſt, bewege ich Herrn Engländer, aus dieſer Arbeit eine Broſchüre zu machen, die Sie gewiſs anſtändig honorieren werden, da ſie für die Intereſſen unſrer Geſammtausgabe von größter Wichtigkeit wäre; die Scheinheiligen mit ihrer plumpen Lüge, das Phariſäergeſchrei über Cynismus würde dadurch ekraſiert werden. Doch Das iſt Ihre Sache und ich bekümmere mich darum Ihretwegen; mich ſelber bedrücken in dieſem Augenblick andere Sorgen. Meine Kräfte nehmen verwünſcht ſchnell ab, und was ich Wichtiges zu thun habe, darf ich nicht auf die lange Bank ſchieben. — Von Deutſchland aus gelangen täglich an mich die rührendſten Zeichen von Sympathie; Jeder möchte mir helfen, aber Niemand vermag es; ich gehe oder vielmehr ich liege ruhig meinem Grabe entgegen. Ich habe dieſer Tage unter meinen Papieren einen erfreulichen Fund gemacht, von welchem ich nächſtens rede. —

Apropos: Meine jüngſte Anfrage, ob ich bereits jetzt mein Semeſter auf Sie traſſieren könne, nehme ich zurück, da ſich mir eine unvermuthete Geldreſſource bietet. Ich werde nämlich durch meinen Bruder ſchon verloren geglaubtes Geld zurückbezahlt erhalten.

Wenn ich vielleicht nächſte Woche meine Bücher nach Hamburg zurückſchicke, werde ich für Sie mein in Bronze gegoſſenes Medaillon beipacken. Ich habe expreſs für Sie ein Exemplar dieſes eiſernen Basrelief-Porträtes, das mir ſo außerordentlich ähnlich iſt, gießen laſſen; es kann Ihnen vielleicht ſpäter nützlich ſein, abgeſehn von dem Vergnügen, das es Ihnen im Momente bieten dürfte. Vergeſſen Sie nicht den gewünſchten Katalog. Wenn Sie mir die „Hundert Tage“ von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir ſehr angenehm.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

---

299. An Julius Campe.

Paris, den 14. April 1852.

Liebſter Campe!

Ich beeile mich, Ihren jüngſten Brief zu beantworten, damit die Verzögerung der Beantwortung mir nicht ſtörend im Gedächtniſſe laſte. Zunächſt melde ich Ihnen, wie es mir ſehr verdrießlich iſt, daſs Sie das Manuſkript des zweiten „Salon“-Bandes nicht wiedergefunden, und es für mich eine Höllenarbeit iſt, durch Vergleichung mit der franzöſiſchen Verſion die Cenſurlücken zu ergänzen. Ich habe mich gleich an die Arbeit gegeben, ſehe aber ein, daſs ich die unzähligen kleinen Verſtümmlungen nicht wieder verbeſſern kann; nur die großen Stücke, welche geſtrichen worden, werde ich aus dem Franzöſiſchen zurücküberſetzen können; es ſind beinahe zehn große Stücke; nur von zwei derſelben habe ich noch durch Zufall das Original-Manuſkript. Auch ein kleines Vorwort muſs ich wohl ſchreiben. Da dieſe neue Zugabe wohl über einen Druckbogen, vielleicht anderthalb Druckbogen beträgt, ſo können die kleinen Gedichte am Ende des Buches wegfallen. Hier ſind ſie ſtörend, und um ſo weniger an ihrem Platze, da ich ſie in den „Neuen Gedichten“ aufgenommen habe. In 14 Tagen ſollen Sie den zweiten „Salon“-Band druckfertig von mir erhalten, was ein großes Opfer iſt, da ich in dieſem Augenblicke mit wichtigern Arbeiten beſchäftigt bin.

Hier macht mein Porträt und der Aufſatz der Revue des deux Mondes das größte Aufſehen, und ich wiederhole Ihnen, Sie würden Nichts dabei verlieren und vielleicht gar dabei gewinnen, wenn Sie dieſen Aufſatz in deutſcher Überſetzung als Broſchüre erſcheinen laſſen wollten. Herr Gottſchall würde Dieſes ſehr hübſch machen und bevorwortend ſeinen ungedruckten Artikel dabei ſehr gut gebrauchen können.

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, auf Sie in kürzerm Termin traſſieren zu können, doch weiß ich noch nicht, ob ich davon Gebrauch mache, da ſich mir, wie ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, unvorhergeſehene Geldreſſourcen eröffnen. Ich brauche aber enorm Viel, unmenſchlich Viel, wenn ich in meinem jetzigen Zuſtande dieſes Jahr aufs Land ziehn will, was ich ſeit vier Jahren aus Ökonomie nicht thun konnte. Sie haben Recht, lieber Campe, wenn Sie ſagen, daſs man ſich nach der Decke ſtrecken müſſe. Das habe ich auch bis jetzt gethan; nur möchte ich mir jetzt eine längere Decke anſchaffen, und deſshalb ſuchte ich Rath bei Ihnen, den ich aber in Ihrer Antwort vergebens ſuchte, ſo daſs ich nun ſelber Rath ſchaffen muſs und will. Sie ſagen, daſs Sie glaubten, ich wäre durch das Honorar des „Romancero“ ganz aus meinen Sorgen geriſſen. Dieſes glaubte ich auch im erſten Augenblick zu ſein, aber Perſonen, die mich eben jenes großen Honorars wegen, welches vielleicht Fama's

Trompete noch vergrößert, für einen Kröſus halten, haben mir ſeitdem mehr Geld entzogen, als ich billig erwarten konnte, und überhaupt, wie Sie wiſſen, und aus eigner Erfahrung wiſſen, bin ich ein ſchlechter Rechner. Ich weiß Ihnen gewiſs Dank, daſs Sie mich einmal anſtändig honorierten, daſs Sie einmal mich des fatalen Feilſchens überhoben, und ich habe auch Alles gethan in der Luſt meines Herzens, was für Sie nur irgend nützlich ſein konnte. Sie ſehen, ich anerkenne Ihre Verdienſte, ich weiß aber auch Ihre Gewinnſte zu ſchätzen, und wie bisher wird Alles, was ich thue, für Sie erfreuſam und einbringend, für mich aber auch leiblich ergiebig ſein. Sobald ich mit mir ſelber aufs Reine bin und mit meiner Seele Rath gehalten habe, welcher großen Anſtrengungen ich noch fähig bin, ſobald ich meine Kräfte erwogen, werde ich Ihnen ſagen, ob und wie ich durch eine Publikation für unſern armen Freund Heinrich Heine etwas Erkleckliches thun kann. Sie kennen meine Gewiſſenhaftigkeit und wiſſen, ich vergaloppiere mich nicht gern mit Vorſätzen, wozu mir am Ende die Kräfte fehlen dürften.

Über den Proſpektus der Reihenfolge meiner Geſammtwerke haben Sie meine Anfragen unberührt gelaſſen. Ich empfehle Ihnen die Sache aber doch, ſobald Sie hinlängliche Muße dazu finden. Was Sie mir über das Ungeeignete des Momentes ſagen, bekümmert mich. Vergeſſen Sie nicht dieſe Sache.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie liebreich zugethan Ihrem armen, ſehr leidenden Freunde

Heinrich Heine.

---

300. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juni 1852.

Liebſter Campe!

Ich hoffe, daſs dieſe Zeilen Sie nach Ihrer Rückkehr von Leipzig geſund und heiter antreffen. Sie werden das Manuſkript vorgefunden haben, das ich Ihnen zum zweiten „Salon“-Bande ſchickte. Iſt die Vorrede noch nicht gedruckt, ſo wünſchte ich ſehr, die Korrektur zu beſorgen. Jedenfalls, wenn ſie noch nicht gedruckt iſt, wünſche ich einen Ausdruck darin zu verbeſſern. Bei Erwähnung der Herren Daumer, Bruno Bauer und Feuerbach kommen die Worte vor: „dieſe Götter ohne Gott“.

Statt dieſer Worte wünſche ich folgende zu ſetzen: „dieſe gottloſen Selbſtgötter.“

Ihren Katalog von Bernhard habe ich längſt erhalten, und vorgeſtern erhielt ich auch den von Laeiß. Letzterer ſcheint wohl der beſte zu ſein, aber ich kann ihn ſo bald noch nicht durchſehn. Den Bernhard’ſchen Katalog hingegen hatte ich bereits durchgeſehn und mir das beiliegende Verzeichnis bemerkt; die beſonders bekreuzten Nummern hätte ich am liebſten. Suchen Sie mir eine kleine Sendung zu machen, doch nicht durch die Eiſenbahn, ſondern durch Gelegenheit. Mein Bruder Max aus Petersburg wird über Hamburg zu mir hierherreiſen, und Demſelben können Sie die Bücher mitgeben. Ich habe die ſechs preußiſchen Bände von Vehſe mit der größten Gier durchgeleſen, und es wäre mir ſehr lieb, wenn Sie mir die darauf folgenden öſtreichiſchen Bände zukommen ließen, nicht um ſie zu behalten, ſondern nur um ſie mir vorleſen zu laſſen; da ich kein Bücherſammler bin, ſo gebe ich Dergleichen immer gern zurück. Dies Buch iſt für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daſs wir Deutſchen einmal eine ordentliche Nationalgeſchichte bekommen werden. Vehſe’s Buch iſt der Anfang. Sein Verdienſt iſt ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls ſein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorſchießen. Der Weg iſt gebahnt, und die Deutſchen bekommen endlich ihre Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Welche koſtbare Menagerie der originellſten Beſtien! Jedes in ſeiner Art von verſchiedenem Charakter, abgeſchloſſen und vollendet, wahre Meiſterſtücke des lieben Gottes, deſſen dichteriſche Schöpfungskraft, deſſen Autorgröße hier im klarſten Lichte erſcheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Dieſe preußiſchen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakſpeare und kein Raupach; da ſehen wir den Finger Gottes.

Ich habe leider Herrn Vehſe nicht viel ſehn können, und als er zuletzt nach meiner Behauſung kam, war ich ſo krank, daſs ich ihn nicht ſprechen konnte. Manches jedoch haben wir vorher mit einander geplaudert, und auch Ihnen müſſen die Ohren geklungen haben. Ehrlich geſtanden, Sie ſind noch immer gut dabei weggekommen, und ſowohl der große Hiſtoriker, als der große Poet, Beide haben Ihr Porträt nicht mit grellen Farben gemalt und ließen Ihnen viel Gerechtigkeit widerfahren. Eine literäriſche Publikation, mit welcher ich mich trug, hat mir Vehſe aus dem Sinn geredet, und er hat mich darauf aufmerkſam gemacht, daſs das Publikum viel mehr Gefallen jetzt findet an Schilderung ſocialer und politiſcher Zuſtände, als an dem alten belletriſtiſchen Kunſt- und Literatur-Geſchwätze. Ich benutze dieſe Winke, und in meinem Geiſte formiert ſich ein Buch, welches Blüthe und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forſchungen während einem Vierteljahrhundert in Paris ſein wird, und, wo nicht als Geſchichtsbuch, doch gewiſs als eine Chreſtomathie guter publiciſtiſcher Proſa, ſich in der deutſchen Literatur erhalten wird. Nach dem „Romancero“, verſicherten mir längſt einige Freunde, verlangte man Proſa von mir, und ich hoffe auch dieſer Forderung mit Gottes Hilfe aufs beſte zu entſprechen. Ich werde dabei durch merkwürdige Zufälle noch beſonders begünſtigt. Ich werde Ihnen recht bald darüber Beſtimmteres ſchreiben, da ich mit reiner Herzensfreude, mit voller Behaglichkeit mich dieſer Arbeit überlaſſen und von vornherein Alles beſeitigen will, was nur im Mindeſten ſtörſam auf meinen Geiſt wirken könnte. Bei meinem trüben Geſundheitszuſtand muſs ich alle Influenzen berechnen, wenn ich mich den mühſeligſten Geſchäften hingeben ſoll. Da ich nicht weiß, wie weit ich mich anſtrengen darf, ſo iſt jede Zeitbeſtimmung mir nicht gut möglich, und doch weiß ich, ſo wie ich Ihnen von meinem Projekte ſage, dringen Sie auf kurze Friſt. Doch genug für heute. Ich bemerke nur ſo Viel, daſs ich hoffe, noch in dieſem Jahre ein paar Bände zu liefern, die den Abſchluſs meines literariſchen Treibens bilden und die vorhandenen Leiſtungen rühmlich ergänzen werden.

Ich bin ſo beſchäftigt, daſs ich faſt die Hausangelegenheiten vergeſſe. In Bezug auf letztere habe ich die Ehre, Ihnen Anzeige zu machen, daſs ich dieſer Tage an die Ordre von Hamberg & Comp. die Summe von Bco.-Mark 650 auf Sie traſſiere, Das iſt nämlich der fällige Trimeſter-Termin, nebſt den 100 Franks, die ich für Sie an Gathy gezahlt.

Ich hoffe, Sie werden meinen Bruder Max ſehen, und da er nicht bloß ein ſehr geiſtreicher, ſondern auch höchſt vernünftiger Menſch iſt, werden Sie hoffentlich Ihre Freude an ihm haben. Er beſitzt mein ganzes Zutrauen und hat es immer verdient. — Was Sie mir über Herrn Kietz geſagt haben, hat mich äußerſt verwundert; ich muſs ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs ſein Croquis unendlich viel beſſer war, als der Steinabklatſch, die Karikatur meines Geſichtes mit dem geborgten Schellfiſchauge, das Sie mir mal überſchickten. Ich bin im Grunde zufrieden, es iſt mir nicht unlieb, daſs meine Viſage dieſer Verleumdung durch Steindruck entgangen iſt. Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

301. An Julius Campe.

Paris, den 12. Auguſt 1852.

Liebſter Campe!

Meinen heiterſten Dank für die zugeſandten Bücher, die mir nur eine Bagatelle, kaum 2 Franks Porto gekoſtet. Gleichfalls meinen Dank für die freundſchaftliche Geſinnung, die ſich in Ihrem jüngſten Briefe ausſprach. Ich kann heute nur einen Punkt desſelben in Erwägung ziehen; es iſt nämlich Ihre Auseinanderſetzung, wie merkantiliſch wichtig es für Sie ſei, daſs ein Buch nicht ganz zu ſpät im Jahre, nicht gegen Ende desſelben erſcheine. Das mag ganz ſeine Richtigkeit haben, aber ich kann dennoch bei der Herausgabe meines nächſten Buches keine allzugroße Rückſicht darauf nehmen; denn da dieſes Buch das letzte iſt, das bei meinen Lebzeiten von mir erſcheinen wird, ſo muſs ich mein Hauptaugenmerk darauf haben, daſs es gut ſei, daſs es vollendet ſei, und daſs ich nicht am Rande des Grabes Fiasko mache. Ich habe keinen zweiten Pfeil nachzuſchießen. Wenn ich bei ſolchem neuen Buche nur alte Artikel zuzuſtutzen hätte, wie Sie nach Ihrer Äußerung zu glauben ſcheinen, ſo wäre die Arbeit bald abgethan und der Druck könnte ſchon jetzt beginnen. Aber Dem iſt nicht ſo. Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Katakomben hervorgeſucht, finde ich ſie durch Cenſur und Zuſätze ſo entſtellt, ſo verſäuet, daſs ich nur den kleinſten Theil davon gebrauchen kann, und auch dieſen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweiſe wieder aufgefunden, mit Noth und Mühe reſtaurieren muſs; ganz ungedruckte Aufſätze muſs ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Theil Neues habe ich bereits hinzugeſchrieben, ich möchte faſt ſagen hinzugedichtet, und Sie begreifen nicht, welche hölliſche Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu erſchwingen, und durch einen beſonnenen Guſs ein harmoniſches Ganze hervorzubringen. Da kann ich mich nicht auf ſchnelles Stümpern einlaſſen, und muſs ich mir Zeit nehmen. Ihrer Idee, einen erſten Band vorauszuſchicken, dem ein andrer folgen könne, kann ich ebenfalls nicht Folge leiſten, da ich, wie prägnant ich auch, alles Weitſchweifige ausſcheidend, nur das Beſte gebe, doch nicht unter 30 Bogen erſcheinen laſſen kann, wenn ich ein Ganzes von Werth geben will; wenigſtens auf 30 Bogen beläuft ſich das Manuſkript nach meinem jetzigen Schematiſieren, und wenn ich auf einige geſunde Tage rechnen kann, ſo iſt vorauszuſehn, daſs die Arbeit auf eine größere Bogenzahl hinausläuft. Ich kann daher von vornherein beſtimmen, daſs das Buch in zwei Bändchen, die nicht getrennt werden können, erſcheinen muſs. Sie wiſſen, ich bin ein großer Meiſter in der Anordnung, und eben weil ich meine Kunſt der Form und des Stiles glänzender als je bekunden will, müſſen Sie mir in Betreff der Zeit und des Drucks freie Hand laſſen. Glauben Sie mir, es iſt Ihr eignes Beſte. Ich kann es Ihnen nicht deutlich machen, da ich heute, wo ich Ihnen das Buch beſtimmt zum Verlag anbiete nicht der Lobredner deſſelben ſein möchte. Daſs ich mit dieſem Verlagsantrag nicht länger zögern will, hat ſeinen Grund in zwei Punkten, die ich Ihnen aufrichtig geſtehen will. Der erſte Punkt iſt, daſs ich von vornherein die Honorarfrage aus dem Sinne haben möchte, damit ſie mich nicht beim Arbeiten beläſtige. Wäre das Buch ein rein literäriſches oder ein poetiſches wie der „Romancero“, ſo würde ich es ruhig fertig machen, wohl wiſſend, daſs Nichts dabei verloren geht, wenn die

Herausgabe erſt nach meinem Tod geſchähe, wenn etwa Freund Campe ſich bei meinen Lebzeiten in Betreff des Honorares etwas zähe zeigen möchte. Das Buch jedoch, welches ich jetzt anfertige, ſchreibe ich zunächſt des Geldes wegen. Aus dieſem Grunde gebe ich vorzugsweiſe ein Buch, das die Tagesgefühle anſprechen ſoll, und wenn es fertig iſt, kann ich es nicht Jahr und Tag liegen laſſen, im Fall meine Honoraranſprüche Sie zufällig nicht in guter Laune antreffen, oder keinem Zutrauen begegnen, wie Sie mir es freilich in der letzten Zeit geſchenkt haben, ſo daſs, was ich eben vorbringe, vielleicht ungerecht iſt — aber wir ſind Alle Menſchen, ſind der Stunde und der Stimmung unterworfen, und ich möchte mich ſo ſchnell als möglich von dem Gedanken befreien, daſs ich, wenn das Buch fertig iſt, und ich müde von der Arbeit wäre, dennoch genöthigt ſein könnte, auf die Handelſchaft zu gehn, in der Weiſe deutſcher Literaten herumzufragen, bei Dero Kollegen herumzufragen, was ſie wohl für mein Buch geben würden, und nach ſolcher Kläglichkeit endlich nach mühſeligem Schreiben die Sache abzumachen. Ich geſtehe Ihnen freimüthig, daſs, obgleich ich des Geldes ſehr bedürftig, dennoch einige Silberlinge mich nicht bewegen würden, das Buch in einen andern Verlag als den Ihrigen zu geben;

ſchon bei einem ſolchen Gedanken iſt mir zu Muthe, als liefe mir eine Laus über die Leber. Auch geſtehe ich Ihnen, daſs der Vorſchlag einiger Freunde, um meinen Finanzen ein für alle Mal aufzuhelfen, ein Werk auf Subſkription herauszugeben, mir durchaus nicht mundet, und daſs ich Denen, die mich von allen Seiten angehen, ihnen zu erlauben, Subſkriptionsliſten zu eröffnen, gern ſo bald als möglich öffentlich meinen ablehnenden Dank ſagen möchte, und daſs ich nur damit wartete, um zu gleicher Zeit andeuten zu können, daſs mein nächſtes Werk vielleicht noch dieſes Jahr bei Ihnen in Verlag erſcheine. Das iſt der zweite Punkt, warum ich Ihnen ſchon heute den definitiven Verlagsantrag mache, und ich bitte Sie, in der reſoluten Weiſe, die Ihnen eigen und die nicht genug zu ſchätzen iſt, mir umgehend zu ſchreiben, ob Ihnen Antrag und Bedingungen genehm ſind, ſo daſs Ihre Antwort mir in bündigſter Kürze als Kontrakt dienen möge. Dem Odyſſeus des deutſchen Buchhandels gegenüber wäre es thöricht, wenn ich nicht meine Gedanken ſo klar als möglich ausſpräche oder einen Hintergedanken verbergen wollte, da Sie Dergleichen doch leicht herauswittern würden; unumwundene Offenheit iſt daher für mich das Rathſamſte, und ich will daher die weſentlichen Punkte meines Antrags ſo beſtimmt als möglich und zu größerer Deutlichkeit auch numeriert hierherſetzen.

Dieſe Punkte ſind folgende: ſollte ich irgend Etwas, das zu Ihrem Vortheil ſein könnte, vergeſſen haben, ſo notieren Sie es mir eben ſo beſtimmt:

1. Was den Titel des Buches betrifft, ſo habe ich folgenden ausgeklügelt:

Unter der Regierung
Ludwig Philipp's von Orleans.
Tagesberichte
von
Heinrich Heine.

Das Wort „Tagesberichte“ könnte ich der größern Einfachheit wegen ganz weglaſſen. Sollten Sie es behalten wollen, und ſogar den Ausdruck: „Pariſer Tagesberichte“ vorziehen, ſo iſt es mir recht. Sie haben, liebſter Campe, vorig Jahr, als ich mit dem „Romancero“ niederkam, deſſen Titel mehr Ihnen als mir gehört, einen ſo feinen Takt und ſo ſchöpferiſchen Sinn für Titelgebung an den Tag gelegt, daſs ich hier wohl Ihre Kompetenz nicht abweiſen kann, und wohlthue, mich beſcheidentlich Ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich bemerke Ihnen deſshalb, daſs ich im Anfang auch an folgenden Titel dachte:

Tagesberichte,
geſchrieben zu Paris
vor dem Sturze Ludwig Philipp's von Orleans.
(oder: Königs der Franzoſen.)

Doch ich glaube, Sie werden mit dem zuerſt angegebenen Titel zufrieden ſein, da er ſogar einen etwas romanhaften, leihbibliothekariſchen Anſtrich hat, für die große Menge. Doch über dieſen Punkt haben wir noch Zeit zur Verſtändigung.

2. Was die Bogenzahl betrifft, ſo habe ich das Material im Geiſte ſchematiſiert, und es beläuft ſich ſchon auf dreißig Druckbogen. Es mag nun wohl, wenn ich weiter in die Arbeit hineinkomme, auf eine größere Anzahl hinauslaufen, ſo daſs ich jedenfalls zwei mehr oder minder ſtarke Bände herausgeben muſs. Ich mache mich aber nur zu dreißig Bogen anheiſchig; ich bin jetzt ſo kapriciöſe, daſs ich heute verwerfe, was ich geſtern geſchrieben, ſchon wenn mir der Stil nicht gefällt, und ich habe eine wahre Leidenſchaft des Zuſammendrängens. Sie wiſſen aber aus Erfahrung, ich gebe am Ende immer mehr, als ich verſprochen.

3. Was das Honorar betrifft, ſo verlange ich von Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als was Sie mir zuletzt für den „Romancero“ gegeben, womit Sie das Eigenthum des Buches, das Recht, ſo

viele Auflagen zu machen, als Ihnen beliebt, und das Buch in der Geſammtausgabe meiner Werke aufnehmen zu können, erkauft haben. Ich bin ehrlich mit meinem Gewiſſen zu Rathe gegangen, was ich Ihnen wohl abfordern könne, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich meinen letzten Succeſs ausbeuten und meine Preiſe erhöhen; ich habe nur das Weſentliche, den Werth meines Buches und die Höllenmühe, die ich daran verwende, beachtet, und ich kann Ihnen mit heiterm Sinne das erwähnte Honorar abfordern, ja ein Selbſtgefühl, ein Gefühl der Sicherheit, wie ich es nicht hatte, als ich Ihnen den „Romancero“ antrug, unterſtützt mich in dieſem Augenblicke. Ich weiß, ich gebe das Beſte, was geleiſtet werden kann, da im Verſemachen mir Viele gleichkommen, nicht aber in der Proſa, wo ich jetzt ein Muſterbuch geben dürfte, das, ganz abgeſehen von ſeinem intereſſanten und, will's Gott, auch pikanten Inhalt, ſeinen ſtehenden Werth behalten wird. Dazu kommt, daſs ich Ihnen um die Hälfte mehr Manuſkript gebe, als ich beim „Romancero“ zu geben gehalten war. Sie wiſſen, wie Viel ich mit einem einzigen Druckbogen für das Eingreifen eines Buchs zu thun vermag, und wie oft ich Gelegenheit habe, auch anderweitig Ihre Intereſſen zu fördern. Ich habe es Ihnen in der letzten Zeit bewieſen, beim „Romancero“, bei den „Neuen Gedichten“, bei dem „Salon“, und kann es Ihnen noch beſſer beweiſen, wenn ich bei der Geſammtausgabe noch am Leben bin. Sie wiſſen; ich bin gewiſſenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrecept, das Sie mir unklugerweiſe ſelber mitgetheilt haben, und wodurch ich im Stande wäre, Ihnen eitel Schaum ſtatt guten Breihahn einzuſchenken. Bezahlen Sie gut, ſo gebe ich gutes Bier; wo nicht, ſo heißt es: wie geblecht, ſo gezecht. Sie ſehen, wie offen ich bin. Ich verhehle Ihnen nicht mein Spiel; ich laſſe Sie in alle meine Karten ſehn, ich kann Dieſes jedoch ohne Schaden thun, da ich lauter Trümpfe in Händen habe. Ich bin wie von meiner Seele überzeugt, daſs, wenn ich noch mehr verlangen würde, Sie es dennoch geben würden; ich könnte große Summen von Ihnen erpreſſen, wenn Dergleichen meine Art wäre; auch möchte ich es vermeiden, daſs ſich irgend ein ſäuerliches Wölkchen über Ihr Antlitz hinzöge, und Unmuth gegen den Freund in Ihrem Herzen ſich einniſte. Die Hand aufs Herz, alter Freund Campe! bin ich es nicht, der Sie in Händen hat? Würden Sie um irgend einen Preis geſtatten, daſs einer Ihrer reſp. Kollegen auch nur ein Blatt von mir jetzt in Verlag bekäme? würde dieſes Blatt nicht in der Geſammtausgabe fehlen, die Sie doch nicht allzu lange hinausſchieben können? Iſt hier nicht Ihr Point d'Honneur engagiert, daſs Sie nicht der Honorarforderung wegen ein Buch von mir ungedruckt laſſen können, ſelbſt wenn Sie vorauswüſſten, daſs Sie auch einmal Schaden daran leiden würden? Sie ſehen, ich habe Ihre Blöße entdeckt, aber es iſt eine edle, generöſe Blöße, und ich bin nicht der Lump, der ſo Etwas miſsbraucht. Eigennützige Naturen ſehen bei Andern nur Motive des Eigennutzes, die beſſern Motive entgehn ihnen, und ſo iſt der Dichter oft ſogar in Geſchäften ſcharfſichtiger, als irgend ein trockner Geſchäftsmann.

4. Was die Zahlungsweiſe des Honorars betrifft, ſo wünſche ich, daſs es mir erlaubt ſei, den Betrag desſelben, ſobald ich das letzte Blatt des Manuſkriptes abgeliefert, drei Monate nach Dato auf Sie zu traſſieren.

5. In Betreff des Drucks des Buches ſpreche ich den Wunſch aus, daſs dasſelbe ganz wie die Reiſebilder gedruckt werden möge.

6. Endlich in Betreff der Ablieferungszeit des Buches kann ich nur das Verſprechen geben, daſs ich alles Mögliche aufbiete, um das Manuſkript gegen Ende Oktober abliefern zu können. Iſt es früher möglich — woran ich freilich zweifle — ſo

ſoll es gewiſs geſchehen; leider iſt der bedeutendſte Theil der Arbeit zu Anfang des Buches zu machen, während ich das Ende des Buches, wo das Material ſchon etwas ausgearbeitet iſt, leichter fertigen kann. Habe ich hinreichend geſunde Stunden, ſo fördere ich raſch, aber ich habe mir nun einmal ſteif und feſt vorgenommen, dem Buche, das gewiſs mein letztes iſt, eine ſchöne Vollendung zu ertheilen, die Dinge darin zu ſagen, die ich an keinem andern Orte mehr ſagen kann, kurz, mir diesmal einmal zu genügen, ohne irgend eine Rückſicht auf Campe, der am Ende doch hierdurch ſolidere Vortheile im Laufe der Zeit gewinnen wird, als ihm die momentane Ausbeutung der Saiſon-Konjunktur gewähren dürfte. Ich muſs Sie daher, liebſter alter Freund, inſtändigſt bitten, mir in Bezug auf den Ablieferungstermin freie Hand zu laſſen. Sie werden es wahrlich nicht bereuen. Je länger ich daran arbeite, deſto beſſer wird das Buch. Wäre ich geſund, ſo würde ich Sie auch in dieſem Punkte durch anhaltendes Arbeiten befriedigen, aber mein Geiſt iſt abhängig von einem hundsföttiſch kranken Körper, der mich manchmal im Stich läſſt, wie vorm Jahr beim „Romancero“ mein Sekretär. Eventualiter, für den Fall, daſs der dunkelſte Fall, nämlich das Menſchlichſte, einträte, ehe das Buch gedruckt wäre, habe ich mir eine Mappe angeſchafft, worin ich alles Manuſkript, das dazu gehört, ſo geordnet als möglich zuſammenlege, ſo daſs, wenn Ihnen dieſelbe zugeſtellt wird, Sie ſelber im Stande wären, mir den Liebesdienſt eines Herausgebers zu erzeigen, und dem Publikum, das gerne die Lakunen überſehen wird, das poſthume Werk gedruckt zu überliefern.

Ich muſs mich auf Alles gefaßt machen, denn wenn die Qualen, die ich jetzt erdulde, nicht abnehmen, ſo muſs ich die Boutique ſchließen. Meine geiſtige Aufregung iſt viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, ſo z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beſchwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln verſificiert, wovon ich vielleicht eine nächſtens unſerm Kronprinzen, dem jungen Cäſarowitſch Campe, meinem künftigen Verleger, zum Auswendiglernen ſchicken werde. Raſend vor Schmerzen, wirft ſich mein armer Kopf hin und her in den ſchrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Luſtigkeit.

Und nun leben Sie wohl, und laſſen Sie mich bei Leibe keinen Tag auf Antwort warten; Sie brauchen ja nur Wenig zu ſchreiben, Ja oder Nein, und Sie begreifen ſehr gut, daſs in meinem

Krankheitszuſtande jedes retardierende und zögernde Verfahren eine Spannung hervorruft, die heillos wie Gift wirkt und in der krampfhaften Erregung mich zu dem Tollköpfigſten verleiten kann. Apropos, es wäre mir nicht unlieb, wenn Sie meinen Bruder Max vor ſeiner Abreiſe von Hamburg darüber in Kenntnis ſetzen wollten, was den Inhalt meines heutigen Briefes bildet, und es kann ihm nicht gleichgültig ſein, wenn er von Ihnen erfährt, daſs ich noch in dieſem Jahr ein bedeutendes Honorar zu erwarten habe. Er iſt dabei, im Vertrauen geſagt, intereſſiert, da ich ihm ſchon ſeit geraumer Zeit eine Geldſumme ſchulde, und der gute Junge wegen meiner Finanznoth, die nur er begreift, in großer Sorge iſt. Er iſt im Beſitz aller meiner vertrauten Angelegenheiten. Er iſt ein guter, verſtändiger Menſch, und auf ſeine Diskretion kann man rechnen. Ich beſchwöre Sie außer ihm Niemandem ein Wort von meinem heutigen Briefe merken zu laſſen.

Treu und frei
Ihr Freund
Heinrich Heine.

302. An Julius Campe.

Paris, den 24. Auguſt 1852.

Liebſter Campe!

Ich habe Ihren Brief vom 15. d. erhalten; ich bin, gottlob! noch mit einem blauen Auge davon gekommen, und meine Vorſicht, den Guſs des Buches nicht eher zu vollbringen ehe ich weiß, ob es gleich gedruckt werden könne und alſo für die Aktualität des Tages berechnet ſein müſſte, oder ob ich es ſo einzurichten hätte, daſs durch verzögerten Druck das Buch Nichts an ſeiner Friſche verliere, war alſo nicht überflüſſig. Nur hätte ich gewünſcht, daſs Sie auf meinen deutlichen und wohlartikulierten Antrag ſich durch ein eben ſo deutliches und beſtimmtes Ja oder Nein ausgeſprochen hätten und ich nicht in die Nothwendigkeit käme, noch einmal einen Brief zu ſchreiben und Sie zu bitten, mir mit beſtimmten Worten zu ſagen, ob Sie meinen Antrag definitiv ablehnen. Wenn die „Franzöſiſchen Zuſtände“ keinen ſo großen Abſatz wie meine übrigen Bücher gefunden, ſo dürfte mich Dieſes nicht wundern, da dieſes Buch nichts Anderes war, als ein roher Abklatſch von rein politiſchen Artikeln, die drei Monate vorher in der „Allgem. Zeitung“ hinter einander geſtanden und faſt von allen deutſchen

Blättern gleichzeitig in mehr oder minder großen Auszügen, ja von den meiſten ganz und gar, abgedruckt worden. Das Buch war nicht für das große Publikum, das damals noch nicht an politiſche Lektüre gewöhnt war. Auch war es nicht ſehr anziehend, es iſt monoton, entbehrt alle humoriſtiſche Bewegung, es iſt weder von Kunſt noch Literatur noch Volksleben darin die Rede, es iſt eine thatſächliche Erzählung des Tages ohne politiſchen Fernblick, den der Neuling damals noch nicht haben konnte. Ich that für die Ausſtattung dieſes Buches Nichts, als daſs ich eine große brillante Vorrede ſchrieb, die, wie Sie wiſſen, leider nicht gedruckt worden. Ich weiß ſehr gut, was dazu gehört, daſs ein Buch Zug bekomme, und Sie wiſſen auch ſehr gut, daſs ich im Stande bin, bei gehöriger Muße dieſes Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irregeführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuſtänden“ ein falſches Prognoſtikon geſtellt? Warum alſo jetzt eine ungerechte Rekrimination? Was Sie über Ludwig Philipp ſagen, mag ſeine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche iſt er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn ſchrieb, die ſehr intereſſieren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desſelben, iſt die ſociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutſchland aufpoſaunte, plötzlich entfeſſelte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen ſuchte. Dieſen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet ſich am meiſten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution iſt nur der Ausbruch der Revolution und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorſchule derſelben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urtheile unterworfen, und ich kann ganz gut den Namen Ludwig Philipp's auf dem Titel fortlaſſen. Es iſt in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln: ich hatte einen deutſchen Bedienten, welcher treuherzig ſich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe ſei nicht ſehr beliebt und der Hoffmann ſei gänzlich unbekannt.

Jetzt, lieber Campe, meine dringendſte Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben erzeigt habe, verſchonen Sie mich ein für alle Mal mit der traurigen Gelddiskuſſion und möge dieſer Brief der letzte ſein, worin ich meine Geldintereſſen mit Ihnen zu beſprechen habe. Erleichtern Sie mir Alles, damit ich nicht auf dieſen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verſchimmelten „Franzöſiſchen Zuſtänden“, von Ihrem Ärger beim

„Romancero“, von der Subſkription, wo Sie mir dienſtbar ſein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernſthaften Maſke dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir ſo wohl bekannt iſt und der mich unter andern Umſtänden ſo oft ergötzte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muſs meine Zeit zu Rathe halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umſchweif mir zu ſagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm iſt oder nicht. Iſt Ihnen mein Antrag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann Dieſes nicht mehr ſo gut als ſonſt vertragen, da kein Fleiſch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell beſtehe) — ſo will ich ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meiſten bitte, iſt ſchleunigſter Beſcheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten ſtört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg iſt, doch für den Fall, daſs er noch da iſt, ſchreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wiſſen zu laſſen, wie unſre Verhandlungen ſtehn. Er iſt kein Geldmenſch, die ehrlichſte Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, daſs er, obgleich er mein Bruder iſt, bei unſern gemeinſchaftlichen Intereſſen ein getreuer Arbitre ſein könnte, ſo will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt ſich mit Ihnen zu verſtändigen. Er kennt meine Finanzbedürfniſſe, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit ſein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es rathſam hält, dürfte er Ihnen wohl Manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Himmel, und dieſer empfehle ich Sie. Jedenfalls ſein Sie überzeugt, daſs Ihre Freundſchaft mir lieb und theuer iſt — aber nochmals geſagt, zu theuer darf ſie nicht ſein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

303. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1852.

Liebſter Campe!

Die Abweſenheit meines Freundes Reinhard, der nur einmal in der Woche vom Lande zu mir kommt, iſt Schuld, daſs ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet. Außerdem war auch nichts Dringendes darüber zu ſagen, obgleich er hinlänglich verdrießlichen Inhalts. Ich weiſs nun eben, was ich zunächſt wiſſen wollte, nämlich daſs ich mein Buch in einer Geſtalt verfertigen muſs, wo Nichts daran gelegen iſt, daſs es nicht gleich in die Preſſe läuft und vielmehr Jahr und Tag ruhig in meinem Pulte liegen kann, ohne daſs es im mindeſten welk wird. Ich betrachte jetzt [illegible] Antrag als abgewieſen, und ich verſichere Ihnen auf mein Wort, daſs ich Nichts weniger als verſtimmt bin, daſs ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nöthig zu haben, in kurzer Friſt mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Laſt befreit, denn ich fühle, daſs ich keineswegs dieſes Jahr, ſondern erſt im Frühjahr mit meinem Buche fertig ſein kann, wenn ich ihm den intereſſanten Inhalt und die vollendete Form ertheilen ſoll, wie mir Solches vorſchwebt — ja, es hat ſich in meinem Geiſte der Plan des Werks noch dahin erweitert, daſs ich es bis auf die heutige Tagesgeſchichte ausdehne, und da mögen wohl Perſonalſchilderungen vorkommen, die es nicht rathſam machen, mit der Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewuſſt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen konnte, meine Loyalität im mindeſten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Aufſchrei über einen Brüderkongreſs, der ſich in Hamburg gegen Sie verſchworen, was bedeutet jene Definition eines Verkaufrechts, wobei Sie bemerken, daſs ein fingiertes Gebot nicht ſtatthaben dürfe? Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder Guſtav *), mag derſelbe noch ſo gerecht ſein,

---

*) Guſtav Heine hatte aus eigner Machtvollkommenheit am 25. Auguſt 1852 Herrn Campe einen Beſuch gemacht, um Letzteren zu bereden, ſich den von H. Heine für ſein neues Werk geſtellten Honorarforderungen zu fügen. Wie aus dem Briefe des Herrn Campe vom 26. Auguſt 1852 hervorgeht, bediente ſich Herr Guſtav Heine bei dieſer Gelegenheit der drohenden Äußerung: ihm ſei bekannt, daſs ſich in Wien ein Verein gebildet habe, an deſſen Spitze Herr Bacher ſtehe, und deſſen Abſicht dahin gerichtet ſei, eine Geſammtausgabe von H. Heine's Schriften zu veranſtalten. Dieſe Geſellſchaft werde dem Dichter für ſein neues Werk nicht allein das von ihm geforderte, ſondern ein noch weit größeres Honorar bezahlen, woran ſich das Weitere knüpfen werde. Ein Loch in einen Kontrakt ſei bald gemacht. „Sehen Sie“, fuhr Herr Guſtav Heine, auf ſeine Kravatte deutend, fort, „Dies iſt ein Kontrakt.“ Hiemit riſs er die Schleife auf, band ſie in anderer Art wieder zu, und ſagte lachend: „So, nun iſt es wieder ein Kontrakt!“ Herr Campe verbat ſich die Fortſetzung dieſer impertinenten Belehrungen und fügte hinzu: nicht Herr Bacher, ſondern er, Herr Guſtav Heine, ſei der Autor jenes grobkörnigen Geſpinnſtes, was Derſelbe auch zugab. Herr Campe bemerkt

Sie verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit ſolcherlei Beklagniſſen meine Bekümmerniſſe zu

---

ferner in dem oben erwähnten Briefe an Heinrich Heine: „Ihr Bruder Max befindet ſich ebenfalls hier: es hat ſich ein Kongreß gebildet — — Die erſte Stimme von dem Kongreß war ſehr brutal. Übel werden Sie es mir nicht nehmen, wenn ich die zweite, noch nicht gehörte Stimme, durch die erſte tief verletzt, jetzt ebenfalls ablehne.“ — Herr Guſtav Heine hatte die Stirn, obige Drohung neun Jahre ſpäter, im Sommer 1861, noch ſchroffer zu wiederholen, als ich mit ihm im Auftrage des Herrn Campe über den Ankauf des H. Heine'ſchen literariſchen Nachlaſſes unterhandelte. Wieder behauptete er, es habe ſich unter Leitung des Herrn Bacher ein Komité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalſubſkription zu Gunſten der Witwe Heinrich Heine's deſſen ſämmtliche Werke im Auslande, wahrſcheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Guſtav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literariſchen Nachlaß ſeines Bruders nicht, ohne vorher Einſicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht geſtattet werden könne, zu einem hohen Preiſe (es wurden erſt 30.000, dann 12.000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfaſſendes Heft meiſt fragmentariſcher Gedichte gefordert) ankaufe, ſo habe er, Guſtav Heine, ſich bereit erklärt, der Witwe ſeines Bruders, wenn ſie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Geſammtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespenſion verlöre, auch ferner dies Einkommen aus ſeinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt ſeines Bruders mit Herrn Campe betreffe, ſo ſeien vermehren? Habe ich meinen Bruder Guſtav zu Ihnen geſchickt? Hat er das geringſte Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längſt über Guſtav's zänkiſchen Charakter meine Meinung geſagt und Ihnen verſichert, daſs ich Alles ſo einrichten werde, daſs er niemals das Geringſte in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe

---

manche Beſtimmungen desſelben, wie Juriſten auf Befragen verſichert hätten, leicht anzufechten; das Teſtament des Verſtorbenen und andere Dokumente aus ſpäterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Geſammtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt ſeien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, ſondern erſt ſpäter vor Gericht aufweiſen werde, um die im Namen der Witwe anzuſtellende Klage zu begründen, ſobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekannten „geheimen Klauſeln“ verſtoße. Um all' dieſen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müſſe Letzterer ſich klugerweiſe à tout prix mit der Witwe abfinden und, „Druck für Werth“ kaufend, die erforderliche Summe bezahlen, — „einerlei ob er für ſein Geld Gedichtfragmente, unbeſchriebenes Papier oder fremde Viſitenkarten erhalte“. — Herr Campe machte hierauf ein von Herrn Guſtav Heine zurückgewieſenes Gebot auf die ihm bekannten nachgelaſſenen Gedichte H. Heine's und die ihm vorenthaltene Dispoſition zur Geſammtausgabe, verſchmähte es aber natürlich, ſich durch erpreſſte Geldzahlung Schutz vor den ihm angedrohten böswilligen Rechtsverletzungen zu erkaufen.

Ihnen die Vermittlung von Max vorgeſchlagen, der die verträglichſte Seele iſt und in ſeiner Gemüthlichkeit faſt zu weit geht, indem er für den Frieden unſerer Ehe ſelber Opfer bringen wollte — genug davon, Guſtav Heine iſt mein Bruder, ich liebe ihn als ſolchen, weil man unter allen Umſtänden ſeine Brüder lieben ſoll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienſte erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte ſein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen ſagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage ſeines Aufenthalts die meiſten Familienglieder gegen einander zu verhetzen ſuchte. Was ſoll ich alſo lange darüber jammern, daſs er auch uns beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten muſſten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwiſchen uns nicht in Abſicht ſtand. Hierzu mögen noch beſondere Intereſſen Antrieb geweſen ſein; ich habe ſchon längſt gemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zuſtande mein Bruder Guſtav ſich verpflichtet glaubte, mein literariſcher Vormünder zu ſein. In Bezug auf mein Buch hat er noch ſpecielle Abſichten, die ich aus Takt Ihnen nicht geſtehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er ſagte mir längſt, daſs er mit ſeinem Zeitungsinſtitute auch den

Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein ſolcher Narr ſein, des Geldes wegen meinen Namen von Guſtav für die Feuilletons ſeines Journales oder ſonſtwie als Annonce ausbeuten zu laſſen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorſchuſs gemacht auf Geſchäfte, deren Beſorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourſieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, ſondern wirklich Herr Bacher war Derjenige, der mit dem Subſkriptionsprojekte von freundſchaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Guſtav kann auch nichts wiſſen über meine „Memoiren,“ wovon in der That ein großer Theil vernichtet iſt; er hat nur Vermuthungen und ſagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daſs Sie ihn nicht von einer beſſeren Seite kennen gelernt; er hat ſehr viele gute Eigenſchaften, er hat ſie oft durch die That bewieſen, und nur die verdammte Zwiſtſucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhaſſt machen; ich aber werde, wie geſagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß ſogar, er hat ſchrecklich gegen mich raiſonniert, aber ich variiere nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadelſtichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Guſtav hier in Bezug auf Sie ſich keine böswillige Äußerung zu Schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie geſehen. Ihr ehrſamer Neffe, Herr B., iſt der Einzige, der ſich jemals entblödet hat, mir zuzumuthen, ihm unſern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfaſſung etwelche Vortheile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebſter Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, daſs ich zu ſolchem ſchändlichen Werke jemals die Hand bieten ſollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugeſtanden, ſind mir heilig. Ich habe durchaus kein Talent zum Stehlen, wenn ich es auch im Beſtohlenwerden bis zur Meiſterſchaft gebracht habe, Ihre Börſe iſt vor mir ſicher, ſelbſt wenn ſolche ſehr loſe aus Ihrer Rocktaſche heraushinge. Ich habe einen gewaltigen Reſpekt vor fremden Rocktaſchen. Kommt es Ihnen vor, als ob in Ihrem Kontrakt mit mir die Rechte, die ich Ihnen zugeſtand, nicht bündig genug formuliert ſind, ſo will ich herzlich gern irgend einen unzulänglichen Ausdruck verändern, und um übers Grab hinaus geſichert zu ſein, daſs ſpäterhin der Gültigkeit des

Vertrags keine Chikane etwas anhaben kann, mögen Sie immerhin denſelben jetzt durch alle mögliche gerichtliche Legaliſation mit unumſtößlicher Kraft ausrüſten laſſen. Ich biete gern dazu die Hand und wünſche jede unklare Beſorgnis aus Ihrem Gemüthe verſcheucht zu ſehen. Der Himmel ſchenke Ihnen noch viele glückliche und geſunde Lebenstage, aber wir ſind Alle Menſchen, und wer wie Sie Weib und Kind hat, muſs ſoviel, als möglich, übers Grab hinaus ſorgen, daſs Sie nicht von Verdrießlichkeiten jemals heimgeſucht werden. Das iſt meine Meinung als ehrlicher Mann.

Und nun leben Sie wohl, liebſter Campe, und laſſen Sie mich von meinem Buche Nichts mehr hören, beſonders verſchonen Sie mich mit erneuten Offerten, das Buch auf meine Koſten zu drucken, wie Sie es wieder in Ihrem letzten Brief gethan, obſchon ich Ihnen zweimal geſagt, wie mir ſolche Publikationsweiſe zuwider ſei. Es iſt Malice von Ihnen, nichts Anderes; wenn Das Ihnen Vergnügen macht, immerhin. So machte es Ihnen einſt Vergnügen, ein Schauſpiel des armen Maltitz in einem Ihrer gedruckten Bücherverzeichniſſe als ein Schachſpiel anzuzeigen, damit dieſer Freund, dem Sie übrigens ſehr zugethan waren, ſich über den Druckfehler ärgere. Da ich Sie nun kenne und mich an Ihr Schachſpiel gewöhnt habe, ſo wird es Ihnen nie leicht ſein, mich aus der idealen Ruhe meines Selbſtgefühls herabzuziehen in die Arena eines Flohgefechts. Wer Tag und Nacht an Rückenmarkkrämpfen leidet, Dem können ſolche Stiche Nichts anhaben. Mein Geiſt iſt bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt — mögen die Würmer ſich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen dieſen Schmaus, und es iſt mir leid, daſs ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Frei und treu,
Ihr Freund
Heinrich Heine.

304. An Alfred Meißner.

Heute, lieber Freund, ſollen Sie nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Dies würde ſchon längſt geſchehen ſein, wenn ich gewuſſt hätte, wo in der Welt Sie ſtecken, aber Sie ſind bald da, bald dort, bald in der Einſamkeit, bald im Gewühl, und man frägt ſich umſonſt, wohin man Ihnen ſchreiben ſoll, damit der Brief richtig eintreffe. Gehört hab' ich unterdeſſen ziemlich viel von Ihnen, und es hat mich ſehr gefreut, daſs

Ihr zweites Stück in Prag ſo günſtig aufgenommen wurde. Von jeher war es eine Erquickung für mich, wenn ich die alten Gemeinplätze und Sprichwörter durch die Ereigniſſe der wirklichen Welt widerlegt ſah, und ſo that es mir bei der Nachricht von Ihrem Triumph in Ihrer Vaterſtadt ſehr wohl, daſs ſich das alte Sprichwort: „Es gilt kein Prophet Etwas in ſeinem Lande,“ obgleich es dem Evangelium entnommen iſt, an Ihnen nicht als parole d'évangile erwieſen hat. In anderen Orten, namentlich in Wien, hat das Stück, wie ich höre, nicht ſo gut gefallen, allein mir ſcheint: man kann von den Dichtern ſagen, was Solon von den Politikern ſagt, daſs diejenigen die ſchlechteſten, die es aller Welt recht machen. Übrigens iſt es mit dem Publikum im Allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimmrecht beſchaffen. Es kann ſich nur über Das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verſtändnis hat. Die Wiener ſind Sybariten und an eine ſanfte Tragik gewöhnt. Man ſollte für ſie Trauerſpiele ſchreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemüthlichen Ländler ſchließen; ſolche würden ihnen gewiſs gefallen.

Was nun Ihre Tragödie: „Das Weib des Urias“ betrifft, ſo habe ich ſie mir zweimal vorleſen laſſen und habe auch von den beigelegten

Kritiken Kenntnis genommen. Das Stück hat einen ſehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognoſticiere Ihnen eine ſchöne Zukunft auf dieſem Gebiete. Das Stück iſt mit einem kühnen Verſtande geſchrieben und hat nur den Fehler, daſs es der ganzen deutſchen Sentimentalität ins Geſicht ſchlägt. Intereſſant war es mir, daſs die Handlung eine ſolche, die fortwährend über die Zwecke der Perſonen hinaus wächſt; Dies gibt dem Drama etwas Überraſchendes, ja Dämoniſches, und erinnert mich an Felſen, die, je weiter man geht, mit neuen, überraſchenden Zacken hervorſchießen. Ihre Batſeba iſt eine ſchöne, reine Geſtalt, mit dem keuſcheſten Pinſel entworfen, und im Gegenſatz zu ihr ihr Gemahl der kalte Tyrann, voll Energie und Geiſtesgegenwart, der er wirklich geweſen. Im dritten Akt iſt man wahrlich in die Wüſte verſetzt; am ſchönſten aber ſcheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu ſein. Wer ſolch ein Drama geſchrieben, Der mag ſich freuen.

Über die Borniertheit Ihrer Recenſenten iſt Nichts zu ſagen. Sie vermiſſen die patriarchaliſche Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein bibliſches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanſchauung darin nennen ſie raffiniert.

Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert geweſen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegen treten ſollen? Nein, Polemik gegen Leute wie * * iſt nicht zu führen. Solche Naturen ſind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muſs ſie an ihrem Neid und ihrer Impotenz ſterben laſſen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftſtellers eine Zeit, wo er ſtatt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und Jener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um ſich ſieht. Sobald Einer emporwächſt über die Köpfe, ſo wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierliteratur ſtörend, der Proceſs gemacht. Wohl Dem, der ihn überlebt, ſeinen Appetit behält, und weder in ſeiner Geſundheit noch in ſeinem Humor Schaden leidet! . . . . . Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Muth und Schwungkraft, und laſſen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.

Paris, den 13. Oktober 1852.

305. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebſter Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeſchickt, die Sie mir aus der Bernhardt'ſchen Leihbibliothek verſchafft, und ich ſage Ihnen nochmals meinen Dank für dieſe Zuſendung. Die Bücher des Herrn Jowien waren eine angenehme Sürpriſe, indem mir Derſelbe ohne Auftrag und nach eigner Auswahl jene Bücher hierherſchickte, eine Sürpriſe, die mir 16 Franks und einige Sous koſtete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverſchämteſte brandſchatzten, unter Vorwand von Speſennachnahme, die ſie nicht einmal der Mühe werth halten zu ſpezificieren. Sonderbar, daſs ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich ſo viele zu ertragen habe, mich im Grunde ſo wenig gräme, bei Anläſſen, wo die Spitzbüberei das allgemeine Wohl gefährdet, ſo leicht in Harniſch gerathe. Wäre dieſem Unfug nicht abzuhelfen? Ich habe an mehre Perſonen in Deutſchland deſshalb geſchrieben. Die Kölner Bahn kann ich daher für Bücherwechſel gar nicht benutzen, und die Kiſte an meine Mutter ſchicke ich lieber über Havre. Auf dieſem Wege müſſen Sie mir die Sendung machen, wenn Sie mir Bücher aus der Laeiß'ſchen Bibliothek ſchicken wollen; ich habe aus dem Kataloge von Laeiß das beifolgende Verzeichnis ausgezogen *).

---

*) Es waren nachſtehende Bücher: — Chamiſſo's Leben, von Hitzig. — Immermann, von Freiligrath. — Lebensnachrichten über Niebuhr. — Wieland's Leben, von Gruber. — Die Beguine, von L. Storch. — Die Inſel Felſenburg. — Sealsfield's Lebensbilder aus beiden Hemiſphären. — Mörder und Geſpenſter, von A. Lewald. — Deutſche Sagen, von L. Bechſtein. -- Volksſagen, von Binder. — Volksſagen aus Schweden. — Wittekind, von Starklof. — Männliche und weibliche Charaktere, von G. Kühne. — Literariſche Zuſtände, von Böttiger. — Die Entdeckung Peru's. — Erzählungen vom Harze. — Geheimniſſe von Hamburg. — Märchenbuch, von Bechſtein. — Sagen ꝛc., von E. Willkomm. — Soldatenleben, von Hackländer. — Gauner, von Thile. — Chriſtian II., von Bernhard. — Die Zigeuner, von Carit Etlar. — Nordiſches Novellenbuch. — Ein deutſcher Leineweber, von L. Storch. — Anderſen, Reiſeſchatten und Die beiden Baroneſſen. — Zwei Zeitalter, aus dem Däniſchen. — Prinz Louis Ferdinand, von Fanny Lewald. — Henriette Herz' Leben, von Fürſt. — Mohammed's Leben, von Irwing. — Hundert und ein Sabbath, von Dr. H. Schiff. — David Copperfield, von Dickens. — Ingemann, die Grönländer. — Ruſſiſches Leben und Dichten. — Maler Nolten, von Mörike. — Der Vogt von Sylt, von Th. Mügge. — Thackeray, Geſchichte des Pendennis. — Die mit Sperrſchrift gedruckten Bücher wünſchte Heine vorzugsweiſe zu erhalten.

Die Sendung hat keine allzugroße Eile. Mit ernſten Büchern bin ich noch ziemlich verſehen, aber da meine Krankheit ſeit einigen Wochen furchtbar zunimmt und meine Krämpfe ſo ſchauderhaft werden, daſs ich meine Gedanken lieber abſpannen als anſpannen darf, ſo könnte mir doch wohl eine erheiternde Lektüre mitunter erſprießlich ſein. Auch ſuche ich, da ich doch einmal arbeiten muſs, mich jetzt nur mit Stoffen zu beſchäftigen, die mir angenehm ſind und nicht allzuſehr anſtrengend meinen Geiſt in Anſpruch nehmen. In dieſer Beziehung, liebſter Freund, bin ich Ihnen wahrhaft Dank ſchuldig, daſs Sie meine Anträge, noch in dieſem Jahre ein ſtarkes und gewaltiges Buch herauszugeben, nicht gleich angenommen. Bei meinem zähen Eifer, meine Schuldigkeit zu thun und das Beſte zu leiſten, hätte ich mich vielleicht über die Gebühr angeſtrengt, und wahrlich das reichlichſte Honorar wäre doch nur kümmerliches Blutgeld geweſen, in Erwägung Deſſen, was mir das Buch gekoſtet hätte. Die delikateſte Freundſchaft hätte nicht wirkſamer für mein Wohl handeln können, wie Sie es aus andern Motiven gethan, und ich verſichre Sie auf meine Ehre, daſs ich Ihnen letztere gerne nachſehe und Ihnen in meinen Gefühlen deſshalb ſo zugethan bin, als hätten Sie mich wirklich durch einen großen Dienſt verpflichten wollen. Ich hoffe auch, daſs Ihre Hallucinationen vom Dreibrüderkomplott, von einer Pulververſchwörung gegen Ihre Kaſſe, und Gott weiß von welchem nächtlichen Einbruch in Ihre Rechte jetzt gänzlich verraucht ſind. Dergleichen finden ſich ſonſt nur bei krankhaft nervöſen Perſonen von aufgewiegelter Imagination; Sie aber, der ruhige praktiſche Geſchäftsmann, ſollten nicht von ſolchen Fieberträumen, von ſolchen Harpagonsviſionen heimgeſucht werden können — Ich kenne, nicht durch eigne Erfahrung, aber durch pſychologiſche Beobachtung, ſolche überreizte Stimmungen, wo man Zahlen ſieht, die auf Flöhen reiten, und wo man die Silberläuschen des Filzes erblickt, die ſich wie drohende Elephantenkälber aufblähen — Möge der Himmel Sie, liebſter Freund, vor ſolchen Zuſtänden bewahren, und Ihnen überhaupt Geſundheit und häusliche Freude erhalten!

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

306. An St. René Taillandier.

Paris, den 25. Oktober 1852.

Liebſter Herr Taillandier!

Ich kann Ihnen nicht mit Worten ſagen, wie groß meine Betrübnis iſt, daſs Sie mir die Ehre eines Beſuches juſt in einem Augenblicke zudachten, wo ich an unſerer National-Krankheit — ich meine nämlich die Krankheit aller Menſchen von Kopf: die Migräne — am furchtbarſten litt. Ich hatte mich ſo ſehr gefreut, Sie wiederzuſehen und Ihnen mündlich für all die viele Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwieſen haben, zu danken. Mit Buloz iſt mir jüngſt ein Ähnliches paſſiert, und ich hatte den Schmerz, daſs er mir in einem Moment angekündigt wurde, wo ich eine ſchnöde Operation erlitt. Das ſind die Nebenfatalitäten einer Krankheit, die mich immer mehr und mehr aufzehrt. Ich hoffe, Sie werden gütig genug ſein, ſolche Zuſtände berückſichtigend, dennoch wieder eine Reiſe nach der Rue d'Amſterdam zu machen, — ich bitte Sie, kommen Sie ſo bald als möglich.

Ich habe durchaus nicht vergeſſen, daſs Sie kein vollſtändiges Exemplar des „Romancero“ beſitzen, und ich ſchicke Ihnen anbei eine ſchöne Stereotypausgabe; ich füge hinzu das „Buch der Lieder“

im ſelben Drucke. Sobald ich eine ähnliche Ausgabe von meinen „Neuen Gedichten“, die ich jüngſt in veränderter Geſtalt herausgegeben, erhalten habe, werde ich ſie Ihnen ebenfalls zukommen laſſen. Ich begleite dieſe Büchlein mit einem Exemplar einer neuen Ausgabe des zweiten „Salon“-Bandes, den Sie längſt kennen; nur die Vorrede, die ich mit großer Bekümmernis geſchrieben, dürfte Ihnen etwas Neues bieten.

Indem ich Sie freundſchaftlich grüße, verharre ich mit Ergebenheit

Ihr

Henri Heine.

307. An Julius Campe.

Paris, den 25. November 1852.

Liebſter Campe!

Ich hatte zwar die Abſicht, Ihnen erſt in einigen Wochen zu ſchreiben, um Ihnen allerlei Kleinigkeiten zu melden, aber da eine Anhäufung von Geſchäften mich doch wohl verhindern dürfte, in dieſem Augenblick zu einer größern Mittheilung mich fähig zu fühlen, ſo will ich Ihnen heute vorläufig die Bitte zukommen laſſen, mir ſo bald als möglich eine neue Sendung von deutſchen Büchern zu beſorgen, wobei Sie ſich des Verzeichniſſes, das ich der Laeiß'ſchen Leihbibliothek entlehnte, bedienen können; ich habe nämlich Gelegenheit, in der Mitte des Januar die Bücher nach Hamburg retour zu befördern, und was die jetzige Herſendung betrifft, ſo mögen Sie immerhin den chemin de fer benutzen, wenn Sie etwa keine wohlfeilere Transportgelegenheit per Waſſer fänden. Ich habe Ihnen noch zu danken für die Bücher die Sie mir durch Herrn Mettler geſchickt haben. Ich kann Ihnen über die neue Ausgabe der „Harzreiſe“ Nichts ſagen, da ich ſie des feinen Drucks wegen noch nicht mit eignen Augen unterſuchen konnte. Ich hoffe, daſs Sie bei dieſem Abdruck die zweite Auflage der „Reiſebilder“ benutzt haben, indem dieſe ſorgſam von mir revidiert und verbeſſert wurde; iſt es nicht geſchehen, ſo vergeſſen Sie nicht dieſen Umſtand bei Gelegenheit eines ſpätern Abdrucks, namentlich beim Abdruck der Geſammtausgabe, im Fall ich dieſelbe mortis causa nicht ſelber leiten würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch etwa drei Exemplare der Goldſchnittausgabe des „Romancero“ ſchickten. Da ich die „Neuen Gedichte“ in der jetzigen Geſtalt nicht beſitze, und doch Manchen darauf aufmerkſam machen möchte, ſo bitte ich Sie, mir ebenfalls drei Exemplare davon zu ſchicken. Ich weiß, daſs ich ſehr ſchlecht den Augenblick wähle, wo ich Sie mit Aufträgen behellige, da Sie gewiſs jetzt ſchon mit dem Jahresabſchluſs ſich beſchäftigen und dem Hamburger Publikum, dem alten Göhr, ſeinen Weihnachtsbaum bereiten — mit großen Lichtern werden Sie ihn wohl dieſes Jahr nicht verzieren können, und Sie werden ſich wohl mit einigen literariſchen Pfennigskerzchen behelfen müſſen. Aber wenn das Ding einmal angezündet iſt, ſo ſieht es immer nach Etwas aus, und der kleine Junge unterſucht nicht genau, ob ihm ein Wachslicht oder ſtinkender Talg zum heiligen Chriſte leuchtet. Ich hoffe, daſs Alles bei Ihnen wohlauf ſei. Mir geht's noch immer ſchlecht. Heiter und freundſchaftlich grüßend,

Heinrich Heine.

---

308. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1852.

Liebſter Campe!

Ich bin heute ſo krank, daſs ich Ihnen nur wenige Zeilen ſchreiben kann; was ich Ihnen beſonders bemerke, damit Sie meine Wortkargheit in keinem Falle miſsdeuten.

Gathy hat mir dieſer Tage einen langen Brief von Herrn Strodtmann aus Amerika *) vorleſen wollen, aber ſobald ich den Inhalt errieth, bat ich ihn, mich damit zu verſchonen, indem die Sache nur Sie anginge, und ich auch wünſchte, daſs er Ihnen deſshalb ſo bald als möglich ſchriebe. Verwundert habe ich mich übrigens nicht, da ich bereits vor einiger Zeit durch einen Auswandrer nach Amerika, einen Mann von großer Geldbedeutung, erfuhr, daſs in einer andern Stadt der Freiſtaaten, ich erinnere mich nicht in welcher, aber nicht in Philadelphia, ein ähnliches Projekt ausgeheckt ſei und großartig bald zur Erſcheinung käme. Herr Strodtmann iſt wahrſcheinlich ein Konkurrent, aber weder um ſein Projekt, noch um die Projekte Anderer, die meines Freundes Campe Intereſſen ſchaden können, werde ich mich kümmern. Sie werden am

---

*) Ich war zu jener Zeit Buchhändler in Philadelphia und hatte, da mir die Abſicht anderer deutſch-amerikaniſcher Buchhändler bekannt wurde, Nachdrücke von Heine's Werken zu veranſtalten, den Plan gefaſſt, allen derartigen Unternehmungen zuvorzukommen, indem ich ſelbſt, mit Heine's und Campe's Einwilligung, und theilweiſe zum Nutzen Beider, in Amerika eine autoriſierte Geſammtausgabe der Werke des Dichters herausgäbe. Als ich die nachgeſuchte Einwilligung nicht erhielt, ließ ich ſofort das Projekt fallen.

Anm. des Herausgebers.

beſten wiſſen, liebſter Campe, was Sie zu thun haben. Gathy meinte, das Vernünftigſte wäre, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und mit Herrn Strodtmann ſich zu verſtändigen, indem Sie ſich ſelbſt bei ſeinem Unternehmen betheiligten, damit Sie ſelbſt in Amerika die Sache in Händen bekämen; aber ich fürchte, die Indignation macht Sie dazu unfähig, und ich begreife Das ſehr gut. Ich habe an mir ſelbſt dieſer Tage die Bemerkung gemacht, daſs man einen beſtimmt ausgeſprochenen Schaden leichter ertragen kann, als die geringſte Verletzung Deſſen, was wir unſer Recht nennen, und obgleich ich todtkrank bin, ſo habe ich mich geſtern zu der ſchlimmſten Sache, die es in der Welt giebt, nämlich zu einem Proceſſe entſchloſſen, um zu zeigen, daſs ich lieber wie ein Mann ſterbe, als einer Matzfotze gleich hinzuvegetieren. Mein alter Freund Renduel hat mich ſchon für todt angeſehn, und bei lebendigem Leibe beerben wollen, indem er meine franzöſiſchen „Reiſebilder“ hier nachdrucken ließ, ganz ohne mein Wiſſen und, wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne meine Erlaubnis. Es hatte Dieſes tauſenderlei Unannehmlichkeiten für mich, der ich in dieſem Buche große Veränderungen machen wollte. Der Proceſs wird heute eingeleitet und das Buch ſaiſiert. Verliere ich den Proceſs, ſo habe ich doch nur Geld verloren und nicht meine eigne Achtung: aber ich weiß wohl, daſs Dergleichen mich aufreibt, und Sie mögen daran merken, welch ein geplagter Menſch ich bin, und wie ſehr ich in ſolcher böſen Zeit des liebreichen Beiſtandes wahrer Freunde bedarf. Ich kann kein Unrecht leiden, und daran krepiere ich; aber Gott weiß, daſs ich mit derſelben Schärfe des Gefühls auch das Unrecht, das Andern widerfährt, empfinde, und gewiſs um keinen Preis der Welt dabei betheiligt ſein möchte. Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele iſt ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre ſchönen Sonnen-Aufgänge und Sonnen-Untergänge.

Grüßen Sie mir freundlich die Ihrigen. Der Himmel ſchenke Ihnen eine heitere Weihnacht.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

309. An den Redakteur des „Journal des Débats“ *).

Paris, den 10. Januar 1853.

Geehrter Herr!

Ich habe in Ihrer Nummer vom 7. Januar das Reſumé einer erklärenden Zuſchrift des Herrn

---

*) Der damalige Chefredakteur des „Journal des Débats“ war Armand Bertin. Das in franzöſiſcher Sprache

Eugène Renduel gefunden. Ich bedauere ſehr, daſs Sie nicht vollſtändig dies Schreiben mitgetheilt haben, das Herr Renduel, als er mir das letzte Mal die Ehre ſeines Beſuches erwies, unter meinen Augen abgefaſſt hatte, und das gleichzeitig dazu dienen ſollte, mir das leidige Geſchäft zu erſparen, mich in eigener Angelegenheit an das Publikum zu wenden. Ich will nicht ſagen, daſs die Thatſachen, welche dies Reſumé enthält, unwahr ſeien; aber die beiden Hauptthatſachen, obſchon im Grunde allerdings wahr, ſind in einer ſo unbeſtimmten Weiſe

---

verfaſſte Schreiben Heine's erſchien in der Nummer vom 12. Januar 1853. Die Notiz, auf welche ſich dasſelbe bezieht, war in der Nummer vom 8. (nicht 7.) Januar abgedruckt, und lautete, wie folgt: „Herr Renduel hat an uns eine Reklamation hinſichtlich einer Ausgabe der „Reiſebilder“ (Tableaux de voyage) gerichtet, welche kürzlich bei Herrn Lecou erſchienen iſt, und über welche ſich eine Miſshelligkeit erhoben hatte. Es geht aus dieſer erklärenden Zuſchrift hervor, daſs nach einer freundſchaftlichen Beſprechung anerkannt worden iſt, daſs Herr Renduel, der urſprüngliche Verleger des Herrn Heine, durch Letzteren, und in ſeinem eigenen Intereſſe, ermächtigt worden war, über eine Duodez-Ausgabe des genannten Werkes zu unterhandeln. Die ſtreitige Frage iſt alſo beendet: Herr Lecou wird ſeine Ausgabe verkaufen, und darauf wird ſich ſein Recht beſchränken, während Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer ſeiner Werke bleiben wird.“

ausgedrückt, daſs ſie irrigen und ſehr widerwärtigen Auslegungen Raum geben könnten.

Erſtens. Es iſt wahr, daſs ich Herrn Renduel ermächtigt hatte, in meinem Intereſſe über eine Duodez-Ausgabe meines Werkes „Reiſebilder“ (Tableaux de voyage) zu unterhandeln, deren urſprünglicher Verleger er war. Da man jedoch, in Ermangelung einer näheren Angabe, wähnen könnte, daſs dieſe Ermächtigung ganz vor Kurzem gegeben worden ſei, ſo laufe ich Gefahr, als ein leichtſinniger Menſch zu erſcheinen, der ſich am folgenden Tage nicht mehr eines Auftrages entſinnt, den er geſtern ertheilt hat. Nun iſt es aber ſchon ſehr lange her, ſeit ich Herrn Renduel bat, mir einen Verleger für eine Duodez-Ausgabe der „Reiſebilder“ zu ſuchen, indem ich ihn ermächtigte, mit einem Pariſer Buchhändler darüber zu unterhandeln. Ich hatte Herrn Renduel dieſe Ermächtigung einige Zeit vor der Februarrevolution ertheilt, und ſeit dieſer Epoche ſind, wie Sie wiſſen, vielerlei Dinge in Vergeſſenheit gerathen, und bei mehr als Einem unter uns iſt das Gedächtnis ſchwach geworden.

Zweitens. Es iſt wahr, wie am Schluſſe des Reſumés geſagt wird, daſs „Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer ſeiner Werke bleiben wird.“ Dies iſt vollſtändig wahr; nur könnte das Wort

„hinfort“ glauben laſſen, daſs dies Eigenthumsrecht mir früher nicht zuſtand, und in ſolchem Fall würde ich wieder als ein Unbeſonnener erſcheinen, der ſich leichtfertig in gerichtliche Klagen einläſſt. Ich würde für einen Proceſsliebhaber gelten, ich, der Zeit ſeines Lebens nie einen Proceſs gehabt, obſchon ich ſelbſt Rechtsgelehrter bin, und ſogar Doktor der Rechte, utriusque juris doctor, zu dieſer Würde promoviert durch den Dekan der juriſtiſchen Fakultät in Göttingen, den hochberühmten und hochgelahrten Profeſſor Hugo, welcher bei dieſer feierlichen Gelegenheit mir in der ſchönſten lateiniſchen Rede das Kompliment machte, daſs ich dereinſt ein großer Rechtsgelehrter, ein wahrer Papinian werden würde. Ich bin kein Papinian geworden, aber ich bin genugſam in der Jurisprudenz bewandert, um zu wiſſen, daſs man die Proceſſe vermeiden muſs, und ich hätte mich wohl gehütet, einen ſolchen wegen des Wiederabdrucks der „Reiſebilder“ anzuſtrengen, wenn ich nicht, außer meinen materiellen Rechten, geiſtige Intereſſen zu vertheidigen gehabt hätte. Indem ich mich freundſchaftlich mit Herrn Renduel verſtändigt, habe ich die materiellen Intereſſen in die Schanze geſchlagen; ich habe von ihm keinerlei Erſatz für die Ausgabe angenommen, deren Veröffentlichung er dem Herrn Lecou geſtattet; ich habe zu Gunſten Nothleidender auf jede Entſchädigung in dieſer Hinſicht verzichtet, und Herr Renduel hat ſich ſeinerſeits edelmüthig erboten, eine gewiſſe, gemeinſam von uns ſtipulierte Summe an die Armen eines in der Nähe ſeines Schloſſes belegenen Dorfes zu zahlen, deren traurige Lage er mir geſchildert. Was die geiſtigen Intereſſen betrifft, ſo würde ich dieſe nicht ſo leicht geopfert haben; ich hatte zu zeigen, daſs ein Schriftſteller während ſeiner ganzen Lebenszeit das Recht behält, ein Werk, das in einer früheren Epoche ſeiner Feder entfloſſen iſt, zu überarbeiten und zu verändern. Dies iſt, nach meiner Anſicht (welche vielleicht von der Anſicht Papinian's abweichen würde), ein unverjährbares und unveräußerliches Recht. Es war ſehr nöthig, daſs ich dies Recht bei Gelegenheit eines Wiederabdrucks der „Reiſebilder“ in Anſpruch nahm, die vor mehr als zwanzig Jahren geſchrieben ſind, und in denen ſich einige Stellen befinden, die von einer ſo kraſſen Religionsſpötterei befleckt ſind, daſs ich eine aufrichtige Reue darüber empfinde. Ich hatte die Abſicht, dies Buch durch eine neue Ausgabe zu purificieren, indem ich die anſtößigen Stellen entfernte, oder ſie durch widerlegende Anmerkungen und ein aufrichtiges Geſtändnis neutraliſierte, wie ich es bei den jüngſten Ausgaben meiner

Bücher in Deutſchland gethan habe. Sie begreifen alſo, welches Unrecht mir der Wiederabdruck meiner „Reiſebilder“ zugefügt hat, der ohne mein Wiſſen und ohne meine Betheiligung unternommen worden; es iſt ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht, das mich eben ſo ſehr im Himmel wie auf Erden kompromittiert.

Ich erwarte, geehrter Herr, von Ihrer hohen Rechtlichkeit und von der Sympathie, welche Sie für die Intereſſen der Schriftſteller an den Tag gelegt, den ſofortigen Abdruck dieſes Schreibens. Empfangen Sie im Voraus meinen Dank, und genehmigen Sie den aufrichtigen Ausdruck meiner vorzüglichſten Hochachtung.

Henri Heine.

310. An Julius Campe.

Paris, den 9. Februar 1853.

Liebſter Campe!

Ich hoffe daſs dieſe Zeilen Sie und die Ihrigen im beſten Wohlſein antreffen, und möchte damit bei Ihnen in Erinnerung bringen, daſs ich Ihnen vor geraumer Zeit ein Verzeichnis von Büchern geſchickt, wovon Sie mir eine Portion hieherbeforgen ſollten; das Verzeichnis war dem Katalog des Herrn Laeiß entnommen. Da ich nun keine Bücher erhalten habe, ſo wünſche ich darüber Auskunft zu haben, ob etwa mein Geſuch in Vergeſſenheit gerathen, oder ob die Bücher abgeſchickt und nicht angekommen ſind.

Ich hatte Jemanden beauftragt, Ihnen unter Kreuzkouvert den Artikel des „Journal des Débats" zu ſchicken, der meinen Originalbrief über meine Proceſseinleitung enthielt; bemerken Sie mir doch gelegentlich, ob Ihnen das Blatt richtig zu Händen gekommen. Iſt Letzteres der Fall, ſo werden Sie zugleich auch daraus erſehen haben, wie dumm, falſch und ekelhaft die deutſchen Blätter Auszüge meines Briefes geliefert. Ich muſs Ihnen bei dieſer Gelegenheit bemerken, daſs die franzöſiſche Ausgabe der „Reiſebilder" ganz anders geordnet iſt und einen ganz andern Zuſchnitt hat, als die deutſche; ſo ſind z. B. die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" darin aufgenommen. Auf dieſe bezieht ſich meine Selbſtanklage der impiété, nicht auf den übrigen Inhalt der „Reiſebilder", der harmlos iſt, und bei dem ich auch bei gegenwärtiger Denkweiſe Nichts umändern würde. Es wäre nicht übel, wenn Sie dieſen Umſtand etwas unter die Leute brächten, aber beileibe nicht als von mir ausgehend. Ich überlaſſe dem Pöbel ſein Interpretationsrecht, und reklamiere nie wegen Kleinigkeiten.

Freundſchaftlich und heiter grüßend,
Ihr treuſam ergebener
Heinrich Heine.

311. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebſter Campe!

Geſtern Abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutſchen Herausgabe meiner „exilierten Götter“ vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, daſs es ſich von ſelbſt verſteht, daſs ich dieſes Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutſch kann ich Alles herausgeben, was ich in der Revue des deux Mondes franzöſiſch publiciere, ſondern auch die franzöſiſche Verſion gehört mir eigenthümlich, und ich kann ſie jeden Augenblick in einem Buche aufs Neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, daſs man ſtümperhafte Auszüge meines Artikels in deutſchen Journalen geben könnte, und um meine ſchriftſtelleriſche Ehre zu decken, ſchickte ich ein für Deutſchland bearbeitetes Manuſkript an Brockhaus mit dem Geſuche, dasſelbe in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daſs eine deutſche Verſion der „exilierten Götter“, die der Feder des Verfaſſers entfloſſen und als allein authentiſch zu betrachten ſei, unverzüglich in den literariſchen Unterhaltungsblättern erſcheinen werde; Dieſes wird jetzt auch wohl ſchon geſchehen ſein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daſs irgend Jemand in Deutſchland die Unverſchämtheit haben würde, meine Arbeit als eine beſondre Broſchüre *) ohne die geringſte Autoriſation herauszugeben. Da Jeder weiß, daſs ich meine franzöſiſchen Arbeiten auch immer in deutſcher Sprache herausgebe und des ſchriftſtelleriſchen Erwerbs bedarf, ſo iſt der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lakunen der Legislation ungeſtraft geſchehen kann, daſs mir gleichſam unter meinen Augen mein literariſches Eigenthum ſtibitzt wird; ja, ich könnte es Diebſtahl nennen. Dazu kommt, daſs in meinen „exilierten Göttern“ ein Theil meinen ſchon gedruckten Schriften, dem

---

*) Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin, Guſtav Hempel, 1853.

„Salon“, entlehnt iſt, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich ſtehn geblieben, und alſo der Sache nach die Berliner Edition theilweiſe als Nachdruck zu betrachten iſt. Auf dieſe Weiſe könnte man jedes deutſche Buch, das einmal im Franzöſiſchen überſetzt worden, nachher im Deutſchen vorgeblich zurücküberſetzen, und da hier vielleicht Stil und Anordnung verbeſſert werden könnte, ſo käme der wirkliche Verfaſſer in den größten Schaden. Haben Sie nun Luſt, liebſter Campe, auf eigne Hand Klage gegen den Berliner Buchhändler anzuſtellen, ſo mögen Sie immerhin die dazu gehörigen Schritte gleich thun, und ich autoriſiere Sie gern, als mein Verleger meine Intereſſen zu vertreten. Aber ich ſelbſt bin in dieſem Augenblick zu krank, um das Geringſte in dieſer Sache zu thun, auch zu verdrießlich. Ich zweifle nicht, daſs die internationalen Verträge zwiſchen Preußen und Frankreich über das literariſche Eigenthum dem Berliner Buchhändler nicht erlaubten, meine franzöſiſche Arbeit im Deutſchen als Buch herauszugeben — aber ich bin über dieſe Materie nicht genau genug unterrichtet, um etwas Decidiertes thun zu können. — Sie haben keinen Begriff davon, liebſter Campe, wie viel Aufſehn bis auf heutige Stunde mein Artikel in Paris gemacht hat. Schon gleich ſchrieben mir viele deutſche Literaten, von ihren Verlegern Auftrag zu haben, mit mir über eine deutſche Herausgabe zu unterhandeln, und hier erbot ſich Jemand, meine Götter für ein anſtändiges Honorar gleich zu drucken. Aber allein Ihretwegen ging ich auf Nichts ein, das mich ſicher ſtellen konnte, weil ich Ihnen nicht die geringſte Gelegenheit gönnte, irgend eine Handlung von mir falſch zu interpretieren und Ihre Vorrechtsanſprüche verletzt zu glauben. Das Einfachſte wäre wohl geweſen, Ihnen gleichzeitig mit der Revue des deux Mondes die deutſche Überſetzung zur Herausgabe zuzuſchicken — aber wie durfte ich Dieſes thun unter den obwaltenden Umſtänden, wo Sie ein knergelndes Stillſchweigen in alter Weiſe, ein kindiſches Blindekuhſpiel, wie es unſerm Alter nicht ziemt, gegen mich ausüben, und ich nicht einmal wiſſen konnte, ob ich gleich Antwort erhielte. Die „Götter im Exil“ waren ein in meinem Kopfe ganz fertiges großes Buch, das ich nicht ſchrieb, weil mein Herr Verleger mir das Schreiben verleidete, und ich gab ein Stück desſelben nur nothgedrungen an die Revue des deux Mondes, weil ich ein großes Gedicht, das ich ihr zugeſagt hatte, nicht eben ſo ſchnell beendigen konnte. Dabei bin ich ſehr krank, und eine Laſt von Geſchäften drückt mich nieder, ſo daſs ich eher Ermunterung als Verhinderungen bei Ihnen finden ſollte.

Schicken Sie mir gefälligſt sous bande die Berliner Überſetzung meiner „Götter“, und wo möglich auch die, welche in den Hamburgiſchen Blättern erſchienen. Ich autoriſiere Sie ebenfalls, in Bezug auf die Erſcheinung der Berliner Überſetzung eine Reklamation in den deutſchen Blättern zu inſerieren, was Sie um ſo eher in eignem Namen thun dürfen, da man meinen Zuſtand als Kranken kennt. — Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen einem Freunde, der es immer treu und freundſchaftlich mit Ihnen meint.

Heinrich Heine.

312. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1853.

Liebſter Campe!

Ich war wahrlich froh, daſs Sie mir letzthin Gathy zuſchickten, und ich Ihnen vorläufig durch ihn wiſſen laſſen konnte, warum ich auf Ihre letzten zwei Briefe erſt ein paar Wochen ſpäter zu antworten im Stande ſein möchte; die Arbeitslaſt, die auf mir ruhte, habe ich mir aber leider noch nicht ganz vom Halſe ſchreiben können, und will heute nur noch beſtätigen, was ich Ihnen durch Gathy wiſſen ließ. Ich weiß nicht, ob er Ihnen mitgetheilt, was ich in Bezug auf Cotta und überhaupt auf Stuttgart ihm ſagte. Mein Freund Kolb aus Augsburg, der jüngſt hier war, wiederholte mir die Freude, die ich ihnen Allen machen würde, wenn ich im Cotta'ſchen Verlag, zu jedem mir beliebigen Honorare, ein Buch herausgäbe. Ich brauchte nur zu beſtimmen. Cotta's Steckenpferd iſt die Lyrik, und für einen Band Poeſie könnte ich ſeine Hoſe haben. Gewiſs hat Ihnen Gathy von Köln geſprochen. Hätte ich mit Ihnen nicht in ſo ſchlechtem Gewäſſer herumgeſchwommen, ſo würde ich Ihnen die „Götter im Exil" gleich zur Publikation geſchickt haben, mit einigen ähnlichen Arbeiten einen Band füllend, und kein Dieb hätte mir das Buch geſtohlen, das trotzdem, daſs es als ſchlechte Überſetzung diskreditiert worden, dennoch, wie ich höre, großen, ja ſehr großen Abſatz findet. Ihre jüngſte Deviſe, daſs Freundſchaft im Geſchäfte nicht in Anſchlag gebracht werden könne, habe ich mir nur zu gut gemerkt. Wie kommt es aber, lieber Campe, daſs Sie jedesmal, wenn Sie im Intereſſe Ihres Geſchäftes einen Gefallen von mir verlangten, immer von Freundſchaft ſprachen, während ich jetzt, wo es dieſer Freundſchaft in meiner Lage wohl bedürfte, jedesmal wo ich Geld begehre, einem ſtrengen Geſchäftsgeſichte begegne? Aber es ſei! ich will eingeſtehn, daſs ich mein ganzes Leben hindurch mich einer poetiſchen Täuſchung hingab; aber jetzt wollen wir dieſer entſagen, und Sie ſollen in mir, wo von Geſchäft die Rede iſt, ſich nicht über Intervention von Freundſchaftsintereſſen zu beklagen haben. Es iſt ein biſschen ſpät, aber Sie werden ſehen, daſs ich aus dieſer Enttäuſchung wenigſtens den Vortheil ziehe, den mir Pflicht und Würde nicht zu vernachläſſigen erlauben. Sie ſollen jetzt meine Freundſchaft ganz rein genießen, und der Geſchäftsmann ſoll kein Opfer bringen.

Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, was ich an Gathy in Bezug auf die Anfragen in Ihrem letzten Briefe geſagt habe. Laſſen Sie das „Buch der Lieder“ ſo drucken, wie ich es in Hamburg ſelbſt, während meiner Anweſenheit dort, korrigiert habe. Mit dem „Wintermärchen“ und dem „Atta Troll“ machen Sie, was Ihnen beliebt.

Ich bin heute zu ermüdet, um weiter zu diktieren, ſonſt könnte ich Ihnen Manches mittheilen, worüber Sie ſich wundern würden. Gathy wird Ihnen gewiſs geſagt haben, daſs der poetiſche Heine, den Sie mit dem Atta Troll abgeſchloſſen glaubten, noch ein bedeutend letztes Wort zu ſagen hat.

Und nun leben Sie wohl und heiter und glücklich im Kreiſe Ihrer Familie, die ſich hoffentlich ebenfalls geſund und wohl befindet. Sagen Sie mir doch, ob es ſich mit Herrn von Hauenſchild gebeſſert hat. Die Nachricht, die Sie mir über ihn mittheilten, hat mich ſehr betrübt. Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für die zugeſandten Goldſchnittbücher. Was meine Werke in dieſer Geſtalt betrifft, ſo beauftragte ich Gathy, Ihnen in Bezug auf dieſe Ausſtattung zu ſagen, daſs ich das Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, ſondern im Säckel zu haben wünſche.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.

---

313. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1853.

Liebſter Campe!

Der nächſte Zweck dieſer Zeilen iſt, Ihnen Anzeige zu machen, daſs ich die Ehre habe, den erſten November die Summe von ſechshundert Mark Banco auf Ihr geſchätztes Haus zu traſſieren. Dann, liebſter Campe, muſs ich auch Bücher haben, und bin ſehr preſſiert. Ich habe vor geraumer Zeit durch meine Schweſter Sie angehen laſſen, ihr ein älteres, von mir eingeſchicktes Verzeichnis von Büchern *) zu behändigen, damit ſie mir dieſelben beſorge, im Fall Sie keine Luſt dazu empfänden. Meine Schweſter ſagte mir aber, Sie wüſſten Nichts mehr von einem ſolchen Bucherzettel, und in der That, ich glaube, das eingeſchickte Verzeichnis bezog ſich nicht auf den Katalog der Laciß'ſchen Bibliothek, welchen Sie mir zuletzt eingeſchickt hatten, und ich habe denſelben deſshalb wieder vorgenommen und die beifolgenden Nummern aufgezeichnet. Die bekreuzten Märchenſammlungen habe ich dringendſt nöthig, ſo wie Sie mich überhaupt verpflichten würden, wenn Sie mir vielleicht unbekannte Märchenſammlungen einſchicken wollten. So z. B. giebt es ſerbiſche Volksſagen (nicht Volkslieder), welche ich gut gebrauchen könnte.

Beſitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil (Band) von Scheible's „Kloſter“ (Mythologie der deutſchen Volksſagen enthaltend), ſo bitte ich, mir dieſes Buch zu ſchicken; beſitzen Sie es nicht, ſo ſchreiben Sie gefälligſt umgehend

---

*) Vgl. die Anmerkung zum Briefe vom 15. Oktober 1852, auf S. 298 dieſes Bandes.

nach Leipzig, daſs man mir es hierher zuſchicke. Die beſte und ſchnellſte Weiſe ſolcher Zuſendung wäre, wenn man den dicken pappenen Deckel vom Buche ablöſte, dasſelbe in drei Theile durchſchnitte, und alle drei apart unter Kreuzkouvert mir mit der Briefpoſt ſchickte, welche nicht allzu dicke Broſchüren annimmt.

Können Sie Eiſenmenger's „Entdecktes Judenthum“ geliehen bekommen und mir mitſchicken, ſo wäre mir Das ſehr erſprießlich, da ich es hier nicht auftreiben kann. Ich würde es bald wieder zurückſchicken. Von den „Neuen Gedichten“ habe ich nur ein Exemplar erhalten. Das Buch ſieht verdammt kahl aus ohne das „Wintermärchen.“ Wir haben uns da vergallopiert, und es iſt hierüber Vieles zu bedenken. Das Innere des Buches iſt jetzt ſehr ſchwächlich ausgeſtattet in Vergleichung mit den übrigen, und es hat nur das Gute, daſs ich dieſe Gedichte und vielleicht auch den „Romancero“ durch eine ſpätere Vegetation deſto ſicherer überbieten kann.

Ich bin ganz ohne Lektüre, und in dem Verzeichnis ſteht Manches, was mich unterhalten würde, noch außer den Märchenſammlungen die ich nöthig brauche. Schicken Sie mir daher die Bücher bald.

Ihren hieſigen ministre plénipotentiaire, Monſieur Gathy, habe ich, ſeitdem er mir Ihre letzten Depeſchen brachte, nicht geſehen und ich weiß nicht, ob er die Dardanellen paſſiert hat, oder ſich am Pruth gegen die Türken ſchlägt.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir freundſchaftlichſt die Ihrigen, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

314. An Julius Campe.

Paris, den 7. März 1854.

Liebſter Campe!

Herr Dr. Trittau hat Ihnen gewiſs umſtändlich geſagt, wie ſehr mich Ihr jüngſtes Schreiben erfreut hat. Ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür, daſs Sie mir die Hand zum Frieden bieten, und in einer ſo wahrhaft unumwundenen Weiſe, daſs ich keinen Augenblick Bedenken trage, mich wieder mit ganzem Zutrauen Ihnen zuzuwenden. Es wäre Unrecht von mir, wollte ich bei ſolchen Worten noch den Verdacht eines Hintergedankens hegen, und ich ſehe darin eine ſchöne Reaktion Ihres Freundſchaftgefühls, das Ihnen Ehre macht. Weit entfernt, dieſes auszubeuten, will ich vielmehr Alles aufwenden, um Ihnen zu zeigen, wie ſehr mir Ihre Intereſſen am Herzen liegen, und wenigſtens mit den Geiſtesſchätzen, die ich Ihnen bieten kann, will ich nicht knickern. Ich hatte bereits an Herrn Trittau geſagt, daſs ich die Abſicht hegte, für dasſelbe Honorar, das ich Ihnen für zwei kleine, dreißig Bogen betragende Bändchen älterer Arbeiten mit einigen neuen Zufügungen abverlangte, Ihnen jetzt zwei große Bände zu liefern, die jeder zwanzig Bogen ſtark, ja wovon einer ſogar eine noch größere Bogenzahl betragen würde, und worin ich zehn Druckbogen meiner jüngſten Muſe geben wollte. Ich war entſchloſſen, etwas Außerordentliches für Sie zu thun, doch war ich noch nicht mit mir einig in der Wahl der Manuſkripte, die ich fertig machen könnte, und ſo wuſſte ich Herrn Trittau nichts ganz Exaktes, nichts ganz Beſtimmtes, darüber zu ſagen. Sie ſchreiben mir, liebſter Campe, Ihnen gleich Manuſkript zu ſchicken, vergaßen aber, daſs ich, ehe ich Ihren Brief erhielt, nicht wiſſen konnte, ob ich unter den obwaltenden Umſtänden Etwas fertig machen müſſte; ſo war alſo Nichts bereit zum Mitnehmen für Herrn Trittau, und Derſelbe drang vergebens in mich, mit wahren Freundſchaftseifer für Sie, und bei dieſer Gelegenheit auch eine hohe Anerkenntnis Ihres Charakters an den Tag legend. Ich habe aber nun ſeitdem mit mir ſelber Rath gehalten, und ich ſehe, daſs ich das Allererfreulichſte, weit mehr als Sie gewiſs erwarten, in Ihrem Intereſſe thun kann, und, ſtatt zehn Bogen Neues, liefere ich Ihnen jetzt einen erſten Band, worin Alles ganz neu iſt, worin Alles, mit Ausnahme einer einzigen, aber noch ungedruckten kleinen Pièce von anderthalb Bogen, im letzten Jahre aus meiner Feder gefloſſen: über zwanzig neue Bogen, und darunter — ſechs Druckbogen ganz neue Gedichte. Ich will Ihnen Nichts darüber ſagen, da Sie das Manuſkript dieſes erſten Bandes in acht bis vierzehn Tagen in Händen haben werden, denn ich will das ganze Manuſkript der Kiſte beipacken, worin ich meine Bibliotheksbücher zurückzuſchicken im Begriff bin. Ich adreſſiere die kleine Kiſte an Sie, und nicht an meine Schweſter, um der weiblichen Neugier keine Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ich nehme auch Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daſs Sie Niemanden eine Zeile meines Manuſkriptes leſen laſſen; weder in geſchlechtlicher noch in politiſcher Beziehung iſt darin etwas Häkliches, aber Sie werden fühlen, wie es nöthig iſt, daſs vor dem Erſcheinen des Buches Niemand davon Wind habe, und mir der Spektakel nicht zu ſchnell auf den Hals kommt. Ich nenne das Buch: „Vermiſchte Schriften von Heinrich Heine, zwei Theile.“

Der erſte Theil enthält:

1) „Geſtändniſſe;“ etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen ſehr zuſagen wird, weil ſie gleichſam den Vorläufer zu meinen „Memoiren“ bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreſkeren Stil geſchrieben werden —
2) „Gedichte;“ ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigenthümlichſten gehörend, das ich gegeben; etwa ſechs Druckbogen —
3) „Die Götter im Exil;“ zuſammengezogen, ſo daß ſie nebſt einem Anhang, welcher „Die Göttin Diana“ betitelt iſt, höchſtens ſechs Bogen betragen —
4) Etwa zwei Druckbogen über die jüngſte politiſche Umwälzung und das Empire, welche ich am Ende des zweiten Bandes geben wollte, der mir aber dadurch zu dick würde.

Der zweite Band der „Vermiſchten Schriften“ enthält in bunter Reihe die beſten Aufſätze, die ich in der „Allgemeinen Zeitung“ während der kurzen Zeit des Thiers'ſchen Miniſteriums und zu Anfang des Miniſteriums Guizot's geliefert, ſo daß ich hier die Blüthenperiode des parlamentariſchen Regimes, alſo ein Ganzes, gebe. Die Berichte über ſchöne Künſte, Theater, Salons, muſikaliſche Saiſons, Tanzböden, Volksleben, untermiſcht mit vielen Porträts, das Alles, gottlob reichlich mit Witz gepfeffert, raubt der Politik ihre Monotonie, und manche neuere Zuthat oder ungedruckt Gebliebenes wird Sie ſehr ergötzen. Ich tituliere das Ganze: „Briefe und Berichte aus der Glanzperiode des parlamentariſchen Regimentes.“ Das Buch wird hoffentlich eine Chreſtomathie der Proſa, und der Bildung des Stils für populare Themata ſehr förderlich ſein. Das iſt mein Verdienſt, aber Sie werden den Gewinn haben.

Sie zahlen mir für dieſes Werk ein für alle Mal, und für das Recht, ſo viele Auflagen zu machen, als Sie wollen, dasſelbe Honorar wie für den „Romancero“. Meine Ambition, das dumme Thier, wird ſolcherweiſe zufrieden geſtellt, indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Univerſitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Weſten verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daſs er ihm für dieſe Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, daſs er ſich in Geldſachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groſchen abziehen laſſe, und richtig bekomme, was er begehrt habe. Ich hatte Anfangs Luſt, wie ich Herrn Trittau ſagte, meine „Shakeſpear'ſchen Frauen" in die „Vermiſchten Schriften" aufzunehmen, aber ich beſann mich anders. Herr Trittau ſagte mir, daſs dieſe „Shakeſpear'ſchen Frauen" ja ſpäter der Geſammtausgabe zufielen, wie Sie ihm bemerkt. Das hat ganz ſeine Richtigkeit, und ich bin verpflichtet, dieſe Arbeit der Geſammtausgabe einzuverleiben, da ſie unter meinem Namen erſchienen. Aber das Buch iſt ſeitdem ganz vergriffen, es kann nicht mehr wieder neu aufgelegt werden, weil die Stahlplatten der Bilder untergegangen, aber der Text, den ich dazu geſchrieben, iſt ganz mein Eigenthum, ich habe außerdem bei dem Debacle von Delloye eine kleine Summe eingebüßt, und es wäre mir wohl zu gönnen, daſs ich noch vor der Erſcheinung der Geſammtausgabe einigen Vortheil von meiner Arbeit ziehe. Doch Das ſteht jetzt im weiten Feld, da es mir jetzt an Zeit zu Umarbeitungen fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, welche Höllenarbeit mir die Aufſätze aus der „Allgemeinen Zeitung" bereits gemacht, und ich habe noch jetzt ſaure Mühe daran zu verwenden. Denn ich mache

Alles, wie geſagt, gleich fertig. Es iſt wahrhaft betrübend, daſs dieſe zerſtückelnden Arbeiten, wie auch der erſte Band meines Buches war, mir zu einer Zeit auf den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoirenſchreibung ſo hübſch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiſs die Mittheilung gemacht haben, daſs ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfaſſung meiner „Memoiren“ unterziehe, und ich hoffe, daſs Dieſes die Krone meiner Schriften ſein wird. Aber Heroismus war es, ſtatt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, ſchon in dieſem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht ſagen darf, ſo ſchreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts hindert mich mehr, das Geſchriebene ſchon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu laſſen.

Ich breche hier ab, da mein Kopf heute wüſt vom vielen Arbeiten iſt, und ich mich auch hundeſchlecht befinde. Was ich Ihnen noch zu ſagen habe, ſchreibe ich Ihnen, ſobald ich das Kiſtchen mit dem Manuſkripte abgeſchickt; Das ſoll dieſer Tage geſchehen, und Sie können dasſelbe ſchon in nächſter Woche erhalten. Ich packe hinzu das Manuſkript über Grabbe*), ſo wie auch einige Bücher aus der Leſebibliothek von Jowien, die ich Sie bitte, Demſelben im Namen meiner Schweſter zurückzuſtellen. Meine Schweſter hat mir längſt geſteckt, daſs nach der Unterredung, die ſie mit Ihnen gehabt, ſie gemerkt habe, wie ſich bereits in Ihrem Gemüthe eine Reaktion zu meinen Gunſten gebildet, und wie ich einer größern freundſchaftlichen Theilnahme bei Ihnen jetzt ſicher ſei; Sie haben ihr geſagt, daſs ein mündliches Geſpräch zwiſchen uns von einigen Minuten hinreichend geweſen wäre, jede Differenz auszugleichen. Da haben Sie wahrlich Recht, und wir haben uns nur vor Miſsverſtändniſſen zu hüten, die in Lappalien ihren Grund haben, und nicht aus perſönlicher Diſſidenz hervorgehen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

*) Campe hatte das Manuſkript von Ziegler's Leben Grabbe's zur Beurtheilung an Heine geſandt.

315. An Julius Campe.

Paris, den 10 März 1854.

Liebſter Campe!

Ich habe geſtern, um nicht mehr von Bedenken allerlei Art angefochten zu werden, den Entſchluſs gefaſſt, Ihnen mein Manuſkript zuzuſchicken, ohne erſt die Gedichte, die einer Durchſicht bedurften, wieder durchzugehen, was einige Tage erfordert hätte. Auch der Anfang der „Götter im Exil“, den ich umzuarbeiten habe, fehlt, und ich ſchicke Ihnen denſelben dieſer Tage in einem Briefe. Sie werden gleich einſehen, welch ein wichtiges Stück die „Geſtändniſſe“ ſind, und auf den Werth meiner Gedichte verſtehen Sie ſich ebenſo gut wie der Juwelier Delvy auf Pretioſen. Doch des Geſchäftslaufs wegen kann ich Ihnen nicht die Notifikation erlaſſen: „Im Fall Ew. Wohlgeboren mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, und die Offerte zu den in meinem letzten Briefe erwähnten Bedingungen nicht annehmen wollten, Dieſelben mir unverzüglich davon Anzeige machen wollen, wo ich dann Ew. Wohlgeboren melden würde, an wen das Manuſkript in loco oder anderswo zuzuſenden wäre.“ Ich kann bei dieſer Notifikation, liebſter Campe, nicht ohne Lachen daran denken, daſs ſie dem Dekret des Hamburger Senates gleicht, welches den Bürgern notificiert, daſs ſie ihren Dienſtboten nicht zweimal die Woche Lachs zu eſſen geben dürften. Ich habe aber einmal die Form beobachten wollen, obſchon ich wohl weiß, daſs mein Manuſkript aus Ihren Händen nur in die des Druckers übergeht.

Das Manuſkript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgeſandt, iſt höchſt merkwürdig für die Literaturgeſchichte, und würde auch außerdem viel Aufſehn erregen. Aber es ſind doch für den Verleger, wenn er mit ſeinem Gewiſſen ſich abfinden will, ſehr häkliche Dinge darin, über die ich mich ein andermal äußern will. Gedruckt muſs das Manuſkript werden ſo wie es iſt, ſonſt geht ſein Werth verloren; doch iſt die Frage, ob Solches noch bei Lebzeiten der Frau geſchehen kann.

Ich befinde mich noch immer hundeſchlecht. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen wohl, und ich bitte, mich gelegentlich der Frau Campe artigſt zu empfehlen.

Mit freundſchaftlicher Ergebenheit

Heinrich Heine.

316. An Julius Campe.

Paris, den 19. März 1854.

Liebſter Campe!

Der Mangel an Nachricht über den Empfang meiner Kiſte ſetzt mich in Unruhe, in der Sie mich nicht laſſen dürfen. Da mir in keinem Fall das Manuſkript wieder hierherkömmt, ſo ſchicke ich zur Vervollſtändigung desſelben Ihnen anbei:

1) Den Anfang der „Götter im Exil“, welchen ich Sie bitte dem Manuſkript derſelben beizufügen als Anfang;

2) ſchicke ich Ihnen ein kleines Opus*), worüber Ihnen die neu hinzugeſchriebene Nachbemerkung hinlängliche Auskunft giebt; legen Sie dasſelbe zwiſchen dem Diana-Stück und dem Waterloo-Fragment.

Zum Glück fand ich mein altes Brouillon, worin ich den beſten Theil jenes Opus fand, den die „Allgemeine Zeitung“ nicht gedruckt hatte, und den ich hier interkalierte. Wenn Sie dieſe Denkrede leſen, ſo laſſen Sie ſich vorher von Ihrer

---

*) Die Denkrede auf Ludwig Marcus.

Frau ein Kiſſen geben und leſen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen ſo guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daſs faſt der ganze zweite Theil anbetungswürdig iſt in ſtiliſtiſcher Beziehung.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundſchaftlich gewogen Ihrem

Heinrich Heine.

317. An Julius Campe.

Paris, den 23. März 1854.

Mein Herr Freund und Verleger!

Die Packete, die man auf die königlichen Meſſagerien giebt, ſind immer richtig angekommen, und ſo viel ich weiß, iſt es meines Freundes Julius Campe Gewohnheit nicht, krank zu ſein, folglich muſs mein Manuſkript, das ich vor vierzehn Tagen von hier abſchickte, längſt in Ihren Händen ſein, und die Verzögerung der Anzeige des Empfangs und einer freudigen Übereinſtimmung mit meinen Wünſchen darf ich daher den betrübſamſten Urſachen zuſchreiben. Sie wiſſen, daſs ich in meiner Krankheit durch eine Verzögerung dieſer Art aufs grauſamſte agitiert werden konnte, und Sie warten dennoch mit Antwortſchreiben, um Gott weiß welche niedrige Vortheile zu erzielen, während ich doch, in der vollen Aufwallung meiner Freude über die mir zuverſicherte Wiederkehr Ihrer Freundſchaft, jedes kleinliche Bedenken zurückweiſend, Ihnen mit dem freundſchaftlichſten Vertrauen mein Manuſkript zuſchickte. Ich traute Ihnen vorzüglich die Einſicht zu, wie groß das Opfer iſt, das ich bei dieſem Buche bringe, für welches ich unter andern Umſtänden wenigſtens ein um die Hälfte erhöhtes Honorar verlangt hätte, und ich hielt Sie für zu geſcheit, um nicht das alte Sprichwort zu kennen: „Während ſich der Fuchs beſinnt, beſinnt ſich auch der Eſel“.

Ich fodere Sie daher jetzt mit den beſtimmteſten Worten als Ehrenmann auf, mir, im Fall Ihnen meine Verlagsofferte mit jeden ihren Bedingniſſen nicht zuſagt, unverzüglich mein Manuſkript hierher pr. Schnellpoſt zurückzuſenden. Es iſt unverantwortlich, wie Sie mir die Freude an meinen Arbeiten verderben, während ich doch beſtändig darauf denke, Ihre Intereſſen zu fördern. Ich will nicht hoffen, daſs Sie, bloß um eine einzige Suppe zu kochen, die Henne ſchlachten, welche goldne Eier legt; Sie tödten mich wahrhaftig durch ſolches nergelnde Verfahren, und Das iſt wahrhaftig kein Akt der Klugheit.

Ihr

Heinrich Heine.

---

† 318. An Julius Campe.

Paris, den 15. April 1854.

Liebſter Campe!

Mein Sekretär iſt unpäſslich und ich ſelbſt bin ſo krank, daſs ich nicht ſehe, was ich ſchreibe. Ich werde Ihnen daher erſt morgen oder übermorgen auf Ihren jüngſten Brief ordentlich antworten. Das Dringendſte iſt heute, daſs ich mich des peinlichen Gefühls entlaſte, welches mir Ihr Brief verurſacht, und Ihnen wiſſen laſſe, wie tief es mich ſchmerzt, wenn ich Sie mit Unrecht gekränkt hätte. Bei Ihrem unbegreiflichen Stillſchweigen konnte ich allen möglichen Qualgedanken Spielraum geben, aber ich hatte kein Recht, die geringſte beleidigende Beſchuldigung auszuſprechen, ehe ich wuſſte, was paſſiert ſei. Vergeſſen Sie aber nicht, daſs ich Poet bin und ich nicht denken konnte, daſs man nicht Alles ſtehen und liegen laſſe, um nur gleich meine Gedichte zu leſen — in ſolchem Gefühl der Eitelkeit würde Wolfgang Goethe einem Ludwig Wihl nicht nachſtehen. Aber bei ſolcher Vorausſetzung, daſs Sie meine Gedichte gleich geleſen, muſste der Poet das Stillſchweigen für Miſsbilligung ſeiner Poemata halten und unwirſch und toll werden. Dazu bin ich ſehr krank, die Ungeduld ſteigert meine Krämpfe, und es drängt die Zeit, wo ich meine ſchlechten Finanzen regulieren muſs. Unter ſolchen Umſtänden durften Sie keinen ſchäferlichen Liebesbrief erwarten, als ich drei Wochen ohne Nachricht war über das Schickſal meines Manuſkriptes, das auch, außer den Gedichten, eine höchſt wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel Aufſehen machen wird, meine religiöſen „Geſtändniſſe“, enthält. — Todtkrank vor Kummer und Sorge entſchloſs ich mich mit blutendem Herzen, einem ſicheren Freunde, dem Fürſten Pückler, alle meine literariſchen Geſchäfte zu übertragen, und bis zum letzten Augenblick zögerte er, ehe ich ihm die Vollmacht zur Rücknahme meines Manuſkriptes behändigte. Ich wollte mich um Nichts mehr bekümmern. . . Ich habe jetzt das Manuſkript, welches ich, um es nöthigenfalls dem Fürſten mitgeben zu können, raſch förderte, faſt ganz, bis auf Vorrede und Zwiſchenſtücke, vor mir liegen, und es enthält cirka 400 Seiten von der Handſchrift meines

Sekretärs — Tag und Nacht beſchäftigte mich dieſe Hundearbeit des Umarbeitens, des Hinzuſchmiedens von etwa 8 bis 10 Bogen, Alles um das Werk artiſtiſch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang erſcheinen zu laſſen. „Pariſer Briefe und Berichte aus der parlamentariſchen Periode — vom 1. März 1840 bis Juni 1843“ — iſt der Privattitel des zweiten Bandes, und Sie ſehen ſchon, daſs die Zeit kaum mehr als drei Jahre umfaſſt und das Buch, trotz der gaukelnden Abwechſlung der Themata, dennoch eine geſchloſſene Einheit hat — und ein Geſchichtsbuch iſt, das den heutigen Tag anſpricht und in der Zukunft fortleben wird. In dieſer Beziehung hat es für Sie weit mehr Werth als der erſte Band.

Kaum, liebſter Campe, ſehe ich noch, was ich ſchreibe; aber es erleichtert mir das Herz, daſs ich ſo nahe bin, ins alte Freundſchaftsgleiſe zu kommen. Der Himmel weiß, daſs Ihnen meine beſten Wünſche gelten und Ihr und Ihrer lieben Familie Glück mir am Herzen liegt. Zerwürfnis mit Ihnen wär' mir wahres Gift.

Apropos! da Sie vielleicht, den Inhalt dieſes Briefes genehmigend, den erſten Band gleich in die Preſſe geben, ſo bemerke ich Ihnen, daſs ich anſtatt des herben Gedichtes über Herwegh ein ſpaßhaftes neues Gedicht auf ihn geſchrieben, das ich Ihnen ſchicke; das erſtere fällt aus. Auch ſoll das kleine Gedicht „Erlauſchtes“, wodurch ich mir zwei Hamburger reiche Juden aufſacke, ganz ausfallen und erſetzt werden. Und nun, leben Sie wohl, glauben Sie nie an abſichtliche Verletzung von meiner Seite und ſein Sie überzeugt, daſs, wenn Sie mich jetzt durch Nachgiebigkeit erfreuen, mein Dank Ihnen nicht ausbleiben wird.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

† 319. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1854.

Liebſter Campe!

Geſtern Abend ſpät erhielt ich Ihren Brief, den ich erſt in dieſem Augenblick leſe und gleich eigenpfötig beantworte, da mein Sekretär erſt morgen kömmt und ich keinen Tag mehr mit Hin- und Herzerren mir verleidet ſehen will. Ich glaubte das Außerordentlichſte gethan zu haben, und jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur, die ich ſo lang erwartete, anfangen und mich dem luſtigen Memoirenſchreiben, das für mich keine

Arbeit, ſondern eine Erquickung, ergeben zu können — und eben um nicht mit Campe zu brechen, um das Dilemma, worin ich ſtecke, zu löſen, muſs ich mich einer neuen Geiſtesanſtrengung juſt in dieſer Zeit überliefern und Dinge publicieren, die eben nicht meinem Frieden mit den Menſchen förderlich ſein können. Ich habe nämlich Ihnen nichts Geringeres zu offerieren, als den Vortheil, Ihren Kunden drei Bände ſtatt zwei Bänden verkaufen zu können. Dadurch, ſo Viel verſtehe ich vom Handel, gewinnen Sie einen dreifachen ſtatt eines zwiefachen Profit, Sie ſind hier, ſelbſt wenn keine neue Auflage während den 1000 Jahren meiner deutſchen Unſterblichkeit gemacht würde, vor jedem Riſiko ſicher geſtellt — und ich, der Freund und gehorſame Packeſel, habe zwar kein Riſiko, aber auch keinen Sou Vortheil davon zu ziehen, wenn auch, ſei es auch ſpät, der größte Succeſs des Buches einträte. Ich hatte längſt dieſe Idee, aber die Arbeitsſcheu ſtieß ſie zurück, und erſt heut, wo ich mich beſtimmt entſchließen muſs, Etwas zu thun, um meiner Lage ein Ende zu machen, bringe ich Ihnen dieſe Offerte, und da ich eben nicht lange mehr trödeln und feilſchen kann und will, ſtelle ich es Ihrer eigenen Generoſität, Ihrer Ehrliebigkeit, Ihrem Rechtsſinn, jedenfalls Billigkeitsgefühl, anheim, ſelbſt zu beſtimmen, wie viel oder in welcher Weiſe Sie mich dafür remunerieren wollen, daſs ich mich der Hollenarbeit unterziehe, aus dem vorhandenen zweiten Theil der vermiſchten Schriften durch Interkalierung von neuen Berichten, ſonſtigen Zu- und Nachſetzungen, ſtatt eines Bandes, zwei Bände zu machen, wovon jeder wenigſtens 300 Seiten, ja wahrſcheinlich ganze 20 Bogen enthalten würde.

Das iſt, liebſter Campe, meine Offerte, worauf ich mit umgehender Poſt Ihren Beſchluſs erwarte. — — Ich kann nicht weiter ſchreiben, ich kann nicht mehr ſehen. Dieſer Brief iſt ein großes Opfer. Antworten Sie mir gleich — Sie ſehen, Herkules ſteht am Scheideweg und muſs wählen zwiſchen der Tugend und dem Laſter, zwiſchen Campe und — ich ſehe nicht mehr.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

† 320. An Julius Campe.

Paris, den 22. April 1854.

Liebſter Campe!

In meinem vorgeſtrigen Schreiben vergaß ich Ihnen zu ſagen, daſs Sie mir gefälligſt das Waterloo-Fragment umgehend per Briefpoſt zurückſchicken möchten; ich gab es ungern, da es, aus dem Zuſammenhang geriſſen, leicht miſsverſtändlicht werden kann von Böswilligen, und es ſtört die Harmonie des erſten Bandes, wo ich dieſes Stück durch ein Dutzend Gedichte erſetzen will, die ich Ihnen unverzüglich zuſchicke, ſobald ich Antwort von Ihnen erhalte und daraus auch erfahre, ob der Druck raſch ſtattfindet. Letzteres iſt ſehr nöthig, da beſonders die zwei anderen Bände viel' Aktualitäten haben werden. Ich hoffe in 4 Wochen die fehlende Maſſe fertig zu haben, wobei ich freilich genöthigt, manche halbfertige Arbeit, die ich ſpäter ausführen wollte, zu Ergänzungen zu benutzen, z. B. eine Perſonalbeſchreibung von der George Sand, von den Franzöſiſchen Kourtiſanen, von Rothſchild und ſeinem Komptoir, von der deutſchen Klatſchboutique in Paris — freimüthig, furchtlos. Es treibt mich fertig zu werden, und daſs ich dann auch Etwas für den kranken, ſehr leidenden Leib thun kann.

Ihr Freund

H. Heine.

321. An Julius Campe.

Paris, den 2. Mai 1854.

Liebſter Campe!

Ich will Ihnen heute nur den Empfang Ihres Briefes vom 27. April anzeigen, bin aber zu krank, ihn gehorig zu beantworten. Ich befinde mich ſeit zwei Tagen herzlich ſchlecht, was mir bei meinen großen Arbeiten ſehr fatal iſt. Gottlob, daſs ich jetzt mit Ihnen ins Reine gekommen, und wenigſtens von dieſer Seite keine Störung mehr habe. Bei meiner jetzigen Empfindſamkeit hat mich am meiſten in Ihrem Briefe die Nachricht afficiert, daſs Ihr Kleiner das Scharlachfieber hat. Ich begreife ſehr, daſs Ihnen dabei nicht roſig zu Muthe, und ich bitte Sie ſehr, nicht zu vergeſſen, mir die Beſſerung des Kleinen nur gleich zu melden. Ihr Befragen, die verlangte Schluſsnote betreffend, über den nähern Inhalt des zweiten und dritten Bandes der „Vermiſchten Schriften“ kann ich heute nicht umſtändlich beantworten. So Viel bemerke ich Ihnen als Hauptſache, daſs ich, Ihr merkantiliſches Intereſſe im Auge behaltend, nichts Heterogenes in dieſe zwei Bände miſche, ſondern daſs ſie beide ein für ſich beſtehendes Ganzes bilden, welches Sie auch unter einem Einzeltitel verkaufen konnen. Als ſolchen Einzeltitel ſchlage ich Ihnen vor:

Pariſer Berichte
aus der parlamentariſchen Periode.
(1840 bis 1843.)

oder auch:

Pariſer Berichte
über Politik, Kunſt und Volksleben.
(1840 bis 1843.)
oder auch ganz einfach:
Pariſer Berichte
aus den Jahren 1840 bis 1843.

Ihrem in ſolchen Dingen erprobten Ingenio überlaſſe ich nun die Wahl des Titels jener zwei Bände, worin ich, eine künſtleriſche Einheit bezweckend, mir die heilloſe Mühe gebe, aus alten, ungedruckten Brouillons ſo Viel anzufertigen, daſs ich die Bogenzahl herausbekomme. — Aber ſagen Sie mir: iſt das geſetzliche Erfordernis präciſe 21 Bogen, oder iſt es hinreichend, daſs ich einige Seiten über 20 Bogen gebe? Vergeſſen Sie nicht, mir Das zu ſagen. Vergeſſen Sie nicht, mir das Waterloo-Fragment zurückzuſchicken; mein Herr Sekretarius ſchreibt mir in dieſem Augenblick ein Dutzend kleiner Gedichte ab, die ich Ihnen zum Erſatz gleich einſchicke, ſo wie auch die zwei Gedichte, welche die zwei unterdrückten erſetzen ſollen.

Ich glaube, daſs es für Sie ſehr vortheilhaft iſt, daſs der zweite und dritte Theil der „Vermiſchten Schriften" auch als Einzelbuch von Ihnen verkauft werden können. Der Himmel weiß, ob es mir vergönnt ſein wird, einen vierten Theil auf die Beine zu bringen. Ich befinde mich hundeſchlecht, und auf die Beklagniſſe in Ihrem Briefe will ich wahrlich jetzt Nichts antworten. Der Teufel plagt Sie wieder, von meinem Bruder und ſeiner Kravatte*) zu reden, nachdem ich Ihnen zu ſeiner Zeit doch beſtimmt geſagt, wie ſehr ich ſeine Äußerungen miſsbilligte. Auch in Bezug auf meine Klagen über Sie ſind Sie im Irrthum: ſie betreffen nicht ſo ſehr Geldintereſſen, als Ambitions- und Gefühls-Intereſſen. Ich will nicht behandelt ſein als ein Rekrut. Als Sie hier bei mir waren, und ich Ihnen offerierte, meinen „Romancero“ erſt zu leſen, ehe Sie ihn mir abkauften, ſagten Sie zu mir: „Sie können nichts Schlechtes ſchreiben, und Sie brauchen mir nur ein Buch und Ihren Namen dabei zu geben.“ So, liebſter Campe, ſtand auch das Verhältnis zwiſchen Cotta und Goethe, obgleich der Letztere manches Schwache gab. Er ließ ſich nie ein auf Buchhändler-Kritik. Was habe ich nun Schlechtes ſeitdem geliefert, weſshalb Sie ſich berechtigt glauben, eine andre Sprache zu führen? Trauen Sie nur meiner geiſtigen Solvabilität, wie ich Ihrer merkantiliſchen Solvabilität vertraue. Nachdem Sie faſt ein Jahr boudiert, boten Sie die Hand zum Frieden, und verlangten, daſs ich gleich Manuſkript ſchickte. Herr Trittau, welcher zugleich kam, drang ſo ſehr in mich, Ihnen nur gleich Etwas zu ſchicken, weil Das eben bei Ihnen eine moraliſche Wirkung des befriedigten Selbſtgefühls ausübe, und ich, deſſen Gutmüthigkeit immer gleich, wie ein Mops, auf die Hinterbeine ſich ſtellt, eilte, Ihnen über Hals und Kopf ein Manuſkript zu ſchicken, unter Bedingungen, von denen ich mir nicht träumen ließ, daſs ſie Ihnen nicht willkommen wären — und daraus erblühte mir ſo viel Ärger und Verletzung des Selbſtgefühls, wie Sie ſich es nie träumen laſſen. Wenn ich mich über Sie bei Andern beklagte, liebſter Campe, ſo habe ich wahrlich nie Ihre Redlichkeit in Frage geſtellt, ſondern bloß geäußert, daſs Sie mir durch Ihr Nergeln das Herausgeben von Büchern verleideten. Denken Sie daher nur an die Förderung meiner Ruhe, und halten Sie nicht Das für Miſstrauen, was nur die Ängſtlichkeit eines Kranken iſt. Deſshalb ſchicken Sie mir auch nur gleich die verlangte Schluſsnote, denn, wie ich ſehe, habe ich Ihnen, ohne es zu wollen, das Nöthige gemeldet.

---

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe vom 12. September 1852 auf S. 286 dieſes Bandes.

Nächſte Woche ſchreibe ich Ihnen wohl mehr und proponiere Ihnen aufs uneigennützigſte, was für Sie von merkantiliſchem Intereſſe iſt. Bis dahin leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

---

322. An Alfred Meißner.

Den 4. Mai 1854.

Lieber Meißner!

Ich habe mit Freuden aus Ihrem Briefe erſehen, daſs Sie nicht nur mich und die anderen Pariſer Freunde in heiterem Andenken bewahren, ſondern auch den Vorſatz, recht bald in die korrupte Welt an den Ufern der Seine wieder zurückzukehren, nicht im Mindeſten verlaſſen haben . . . Mit mir geht es täglich ſchlechter; meine Sehkraft nimmt von Woche zu Woche ab, und ich ſehe die Zeit voraus, wo auch mein Geiſt, der auf Momente noch ſtark war und heiter, den körperlichen Schmerzen erliegen wird . . . Im Perſonal unſerer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, Wenig verändert finden. Von * * * wäre eine artige Geſchichte zu erzählen; da ich aber ſehr krank bin, begnüge ich mich, ſie in ihren Kontouren anzudeuten. Unſer Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anſtalten ein, die, ſo ſehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo ſonſt die Menſchen eine harmloſe Erleichterung ſuchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido's, und er verliebte ſich in die junge Dame, die dort am Kaſſiertiſch die Sousſtücke einnimmt. Um ſich der Theueren zu nähern, ſimulierte er eine chroniſche Diarrhöe, bis es ihm durch die Aſſiduität ſeiner Beſuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er ſoll, wie mir verläßliche Berichterſtatter melden, jetzt ſtundenlang im Zauberkreiſe der Geliebten weilen, und aus dem Verhältniſſe, das allmählich entſtanden, entkeimen ihm duftige Blüthen der Poeſie. Wie ich höre, wird er ſie demnächſt unter dem Titel „Violen und Kaktus“ dem Publikum übergeben. — Und nun, leben Sie wohl! Möchten Sie, wenn Sie kommen, noch unter den Lebenden antreffen

Ihren treuen

Heinrich Heine.

323. An Julius Campe.

Paris, den 20. Mai 1854.

Liebſter Campe!

Bis am Halſe ſtecke ich in meinen neuen Büchern, und kann heute Ihnen erſt den Empfang

Ihres Briefes anzeigen. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit der bewilligten 2000 Mark im Fall einer neuen Auflage*). — Ich habe genug Manuſkript: ohne daſs ich zu Aufſchriften meine Zuflucht zu nehmen brauche, und daſs es nöthig iſt, Etwas zu recken, kommen vielleicht fünf bis ſechs Bogen mehr heraus, als ich dachte, aber um das Ganze künſtleriſch zu runden, habe ich eben über drei Bogen noch hinzu zu ſchreiben. Dies geſchieht auch, um im Stande zu ſein, dem Buche einen Sondertitel zu geben, der Ihnen gefallen wird, und den mein Buch durch ſeinen Inhalt juſtificieren muſs. An dem Geſammttitel „Vermiſchte Schriften“ kann ich wohl Nichts ändern, aber dem zweiten und dritten Band gebe ich den abgeſonderten Titel:

„Lutetia.“

Ich weiß nicht, ob nöthig ſein wird, hinzuzuſchreiben:

„Tagesberichte (oder Berichte)
über Politik, Kunſt und Volksleben.“

Das überlaſſe ich ganz Ihren Bedürfniſſen. Halten Sie aber dieſen Titel geheim, damit ihn mir Niemand wegſchnappt, mir wegkapert, denn er ſcheint mir ein guter Fund, wie der Titel „Romancero“

---

*) Vgl. die Anm. auf S. 365 dieſes Bandes.

es war. Klingt ſchön und läſſt Viel erwarten. Für den Geſammttitel: „Vermiſchte Schriften“ wüſſte ich aber keinen beſſern, und er kann uns von Nutzen ſein, im Fall ein bedeutender Erfolg mich bewegt, einen vierten Band auf die Beine zu bringen.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief die Beſſerung Ihres Knaben erſehn. — Ich kann Niemanden ſchreiben vor zu großer Beſchäftigung, und meine Angehörigen klagen. In dieſem Augenblick iſt Auguſt Lewald hier, den ich bereits längſt hier erwartete, und deſſen freundſchaftlicher Beſuch mir viel Vergnügen machte. Er iſt einer der Menſchen, mit denen ich am leichteſten verkehrte, und der ſich durch ſeinen praktiſchen Sinn bei mir ſehr beliebt gemacht hat. Gathy habe ich geſehen, aber nur auf wenige Augenblicke. — In Eile grüßt Ihr freundſchaftlichſt ergebener und ſich ſo ſchlecht als möglich befindender

Heinrich Heine.

---

324. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1854.

Liebſter Campe!

Dieſen Morgen erhielt ich durch Herrn Klinckſiek ein unverſiegeltes Packet, welches Schiff's „Luſtſchlöſſer“ und das Manuſkript meines Fragments „Waterloo“ enthielt.

Sie ſchreiben mir, daſs Sie den erſten Band gleich in die Preſſe geben wollen, und deſshalb ſchicke ich Ihnen, damit Sie das Manuſkript vervollſtändigen können:

1) einen kleinen Cyklus Gedichte, betitelt: „Zum Lazarus.“

2) bemerke ich Ihnen nochmals, daſs das Gedicht „Erlauſchtes“ und das Gedicht „Simpliciſſimus“ unterdrückt werden, und an ihrer Stelle ſchicke ich Ihnen einliegend zwei andere Gedichte, betitelt: „Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen“ und „Die Audienz“.

3) bemerke ich Ihnen, daſs in dem mythologiſchen Stücke „Die Götter im Exil“, ungefähr auf der dritten Seite, eine Stelle wegfällt, welche anfängt mit den Worten: „Männiglich weiß“ und ſchließt mit den Worten: „tüchtig damit geknallt.“

Mit dem Manuſkript des erſten Theils der „Vermiſchten Schriften“ wären wir nun im Reinen. Was den Druck betrifft, ſo bemerke ich Ihnen erſtens, daſs jetzt bei hinlänglichem Manuſkripte der Druck etwas wohlhabender ausfallen darf, als in den „Reiſebildern“, nämlich daſs der Setzer nicht nöthig hat zu recken, was ſchlecht ausſieht. Ich kann den

Bierſchaum nicht vertragen, und will dem Leſer ehrlich klaren Breihahn einſchenken. Zweitens bemerke ich Ihnen in Bezug auf die Korrektur, daſs, wenn Sie das Buch in Halle drucken laſſen, Sie gefälligſt Sorge tragen, eine doppelte Korrektur dort zu verlangen. Ich wünſche zwei Druckbogen, weil ich vielleicht einen Freund zu gleicher Zeit mit einer Korrekturbeihülfe behellige, ſo daſs Derſelbe ebenfalls den Druck nachſehn kann, während ich zu Hauſe Dasſelbe thue.

Vorgeſtern drängte ſich Jemand bis in meine Stube, indem er ſich unter dem Namen Campe aus Hamburg ankündigen ließ. Er ſagte, einen Auftrag von Ihnen zu haben. Als ich ihm einen Brief von Ihnen abverlangte, ſtotterte er, er habe einen gehabt, aber verloren, worauf ich ihn aufforderte, er möge ihn ſuchen und nicht früher wieder meine Thürſchwelle betreten. Verdutzt trollte er ſich fort.

Von Schiff's Buch habe ich noch keine Zeile leſen können. Ich werde es mit größtem Intereſſe mir vorleſen laſſen. Unterdeſſen grüßen Sie ihn mir dankbarlichſt. Der närriſche Kauz amüſiert mich ſehr. Sein „Schief Levinche“ war vortrefflich.

Ihr freundſchaftlichſt treu ergebener

Heinrich Heine.

325. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juni 1854.

Liebſter Campe!

Aus Fürſorge, damit Sie nicht etwa von Ihrer Seite den Empfang des Geſammt-Manuſkripts abwarten, um den Anfang in Preſſe zu geben, beeile ich mich, Ihnen heute durch die Eiſenbahn das Geſammt-Manuſkript zuzuſchicken; es fehlen nur: eine kleine Vorrede, ein Inhaltsverzeichnis, welches ich nach meinen Brouillons noch anfertigen will, ſo wie auch einige Blätter im zweiten Theile, wozu ich noch einige Notizen mir verſchaffen muſs: und dieſe drei Dinge werde ich Ihnen nächſte Woche mit der Briefpoſt nachſchicken. Schon der Anblick des Manuſkripts wird Ihnen zeigen, daſs ich mehr gebe, als ich verſprochen, und ich darf ſagen, daſs ich ſeit ſechs Wochen unabläſſig gearbeitet habe, um das Buch zu verſchönern, und daſs dasſelbe mir mehr Mühe koſtete, als jede andre Schrift, die ich je herausgab. Wenn Sie beide Theile in einem Zug durchleſen, werden Sie bemerken, welche falſche Idee Sie ſich von dem Buche machten, als Ihnen die „Franzöſiſchen Zuſtände“ vorſchwebten. Nur inmitten des erſten Theiles kommen einige trockene Steppen vor, doch das Ganze lieſt ſich wie ein

Roman, während es zugleich ein hiſtoriſches Aktenſtück iſt, und mein prägnanteſter Stil ſich darin kund gibt. Ich glaube, die Konjunktur iſt gut, und wenn Sie das Buch gleich bringen, dürfte mir wohl eine zweite Auflage bald zu Theil werden. Jedenfalls ergänzt dieſes Buch die Serie meiner Schriften ſehr vortheilhaft, und Sie werden mir gewiſs Dank wiſſen, daſs ich aus ſchon verlornen Materialien etwas ſo höchſt Brauchbares geſchaffen habe. Denn ich wiederhole Ihnen, es wäre mir viel leichter geweſen, ein ganz neues Buch zu diktieren. Sobald ich Ihnen die oberwähnten Blätter geſchickt, gebe ich mich gleich wieder an die Arbeiten, die leider durch die Unterbrechung unendlich gelitten haben. Ich bin außerdem ſehr krank, und leide ſehr an Krämpfen. Laſſen Sie nur Niemand etwas wiſſen von den Perſonalien, die in meinem Buche enthalten, und ſpäter hinlängliche Grunzlaute hervorbringen werden. Haben Sie auch die Güte, mir unverzüglich den Empfang meines Manuſkripts anzuzeigen.

Ich habe jetzt Schiff's „Luftſchlöſſer“ geleſen, doch iſt mir heute der Kopf zu wüſt, als daſs ich ſie ordentlich beſpräche. Schiff's Talent iſt auch hier unverkennbar, doch geräth er zu leicht in Strömungen, die für ihn nicht paſſen. Er darf höchſt ſelten geſellſchaftliche Kulturſphären darſtellen, muſs ſich ſehr hüten, ins Raiſonnieren zu verfallen, und beſonders bekömmt es ihm immer ſchlecht, wenn er die eigne Perſon beſpricht, es ſei denn, daſs er unter der Maſke eines fingierten Geſchöpfes ſich ſelber und ſeine Lebensnöthen ſo thatſächlich als möglich darſtelle. Der lyriſche Humor eines Sterne paſſt nicht für ihn, und er muſs ſich an die plaſtiſche Weiſe des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie ſeinem Talente zuſagt. Wenn er glaubt, daſs ich, der Meiſter der Ironie, nicht herausluge, wie ſehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man ſeinem verſtellten Blödethun miſstrauen muſs, ſo irrt er ſich ſehr. Grüßen Sie ihn herzlichſt und freundſchaftlichſt.

Ich war wieder dieſer Tage durch eine Feuersbrunſt in Lebensgefahr; mein Nachbarhaus iſt bis auf den Grund abgebrannt. Leben Sie wohl, und erfreuen ſich mit Ihrer Familie der ſchönen Jahrzeit.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

326. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juli 1854.

Liebſter Campe!

Ihren Brief vom 24. v. M. habe ich vor drei Tagen erhalten. Der Druck meines Buches, wie ich Ihnen bereits geſagt, kann gleich anfangen. Im erſten Bande, in den „Geſtändniſſen“, hätte ich wohl, Ihrem Rathe folgend, einige Ausdrücke zu mildern, und da fällt mir z. B. ein, daſs die Stelle, wo ich von Blücher ſpreche, wirklich gemildert werden kann. Statt der ihn betreffenden Worte kann geſtellt werden: „Der Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinäre Knaſter, welcher einſt in einem Tagesbefehl“ ꝛc. Sonſt fällt mir Nichts ein. Alles, was dieſen Band betrifft, habe ich in meinem vorletzten Brief Ihnen geſagt.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Kiſte mit dem Manuſkript in Händen, und ich bitte Sie, nicht zu vergeſſen, mir gleich Anzeige davon zu machen. Ich hatte zu gleicher Zeit ein Kiſtchen an meine Schweſter zu ſchicken, wollte im Anfang das Manuſkript hinzupacken, beſann mich aber anders, und ſchickte Ihnen das Manuſkript apart. Meine dumme Haushälterin, welcher ich geſagt hatte, daſs ſie die Kiſte an meine Schweſter frankieren ſolle, frankierte aus Unbedacht auch das Kiſtchen an Sie, und ſo können Sie ſich als Verſehen erklären, was Ihnen gewiſs auffiel. Sie lächeln über meine Entſchuldigung.

Ich befinde mich noch immer herzlich ſchlecht, und werde unaufhörlich gequält von Beſuchern aus allen vier Ecken der Welt und von dem Klopfen der Arbeiter, welche an den verbrannten Mauern reſtaurieren.

Heiter grüßend
Ihr freundſchaftlich ergebener
Heinrich Heine.

N. S. Jemand ſagte mir jüngſt, daſs in den kleinen Heften der „Zeitgenoſſen“, welche in Leipzig erſcheinen, auch ein Heftchen über mich enthalten ſei; im Fall Sie ſolches haben, ſchicken Sie mir es doch unter Kreuzkouvert. — Ich wundre mich, daſs Sie gar nie wuſſten, welche Büberei die königliche Oper zu Berlin an mir verübt hat. Vor fünf Jahren ließ ich ihr durch Laube das Manuſkript meines Balletts zukommen, und es wurde kein Gebrauch davon gemacht; ſeitdem aber ſtahl man mir die Idee desſelben, und meine „Mephiſtophela“ tanzte mit großem Beifall unter dem Namen Satanella. Wäre ich nicht mit meinen Büchern beſchäftigt, ſo würde ich bereits jetzt den Berliner Generaldirektor

Meyerbeer in dieſer Beziehung tüchtig zauſen. Er hat ſelber gegen den Kölner Schloſs geäußert, daſs die Satanella wirklich meine Mephiſtophela ſei, und daſs ich das Recht habe, droits d'auteur zu verlangen — da er Dieſes nun weiſs, warum hat er nicht ſeine Amtsbefugniſſe geübt und mir Genugthung verſchafft? Ich bin übrigens immer ſehr froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geſchieht, und das Lumpenpack ſich dadurch blamiert.

327. An Julius Campe.

Paris, den 13. Juli 1854.

Liebſter Campe!

Da ich von der Ankunft eines an meine Schweſter gleichzeitig abgegangenen Kiſtchens durch Dieſelbe benachrichtigt worden, ſo hege ich keine Furcht, daſs auch das an Sie abgegangene Kiſtchen Ihnen glücklich zu Händen gelangt iſt. Da ich ſehe, daſs es mit dem Druck nicht ſo raſch vorwärts geht, ſo benutze ich dieſe Säumnis, um einige Dutzend Blätter mit Aktualitäten ſchreiben zu können, welche eine Pièce im zweiten Theil der „Lutetia" erſetzen ſollen, welche dort nicht an ihrer Stelle iſt und ausfallen ſoll. Es iſt nämlich Dieſes die Pièce, betitelt:

„Iriſche Revolution und Landung der Franzoſen in Irland“; der Harmonie wegen ſoll ſie wegbleiben, und ich ſchicke Ihnen dafür anderes Manuſkript. Sie erkennen darin die Delikateſſe meines Sinns für künſtleriſche Harmonie.

Ich erhielt bereits von Halle die Korrektur des erſten Druckbogens. Werden meine Augen nicht beſſer, ſo kann ich nur ſehr kurſoriſch die Korrektur beſorgen, nur die Überwachung haltend, daſs kein Imbroglio oder ein Sinnfehler ſtattfindet, während ich das Detail der Durchſchau Ihnen oder dem Faktor der Druckerei überlaſſen muſs.

Leben Sie wohl!

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

328. An Julius Campe.

Paris, den 15. Juli 1854.

Liebſter Campe!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief vom 12. d. Da ich aber ſehr krank bin und kaum reden kann, ſo diktiere ich nur das Höchſtnothwendige. Geſtern habe ich Ihnen den zweiten und dritten Bogen der „Geſtändniſſe“ nach Hamburg geſchickt.

Vor einigen Minuten bringt man mir auch ein Packetchen mit dem vierten Bogen der „Geſtändniſſe“ und dem zweiten und dritten Bogen der Gedichte. Ich kann dieſe erſt morgen früh, weil es heute zu ſpät iſt, korrigiert auf die Poſt geben. Nicht bloß habe ich mich darüber zu beklagen, daſs die „Geſtändnis“-Bogen ſo entſetzlich viel’ Druckfehler enthalten, die kein Kind ſtehen läſſt, ſo daſs Dergleichen mir ſehr unheimlich vorkommt; was aber das Allerſchlimmſte iſt, iſt, daſs deutſche Grobheit und Eſelhaftigkeit dieſe Korrektur-Zuſendung benutzt hat, um eine gemeine Sottiſe mir zu ſagen. In dem dritten Bogen der „Geſtändniſſe“, von welchem ich zwei Exemplare erhielt und Ihnen eins korrigiert nach Hamburg ſchickte, ſtand auf der Seite 41 eine geſchriebene Randgloſſe, die ich ausſchneide und dieſem heutigen Briefe anklebe, damit Sie das Außerordentliche dieſer Infamie ſelbſt ſehen und auch ſelbſt nach der Handſchrift beurtheilen können, daſs es nicht der ſchlechte Witz eines Druckerjungen, ſondern eines ſchon bejahrten Eſels ſein muſs. Sie werden Ihre Maßregeln nehmen, daſs dem Eigenthümer der Druckerei dieſer unerhörte Unfug angezeigt wird und mir von der Druckerei aus kein miſerabler Schabernack geſpielt werden kann. Jedenfalls ſehen Sie daraus, daſs meine Korrekturbogen in ſchlechte Hände gerathen, und Sie müſſen aus leicht begreiflichen Gründen ſtrenge Maßregeln nehmen.

Die Hauptſache iſt jetzt, daſs Sie Alles in Hamburg genau korrigieren laſſen, ſo daſs, ich meine Augen nicht zu ſehr bei der Korrektur anzuſtrengen brauche. Da ich wohl ſehe, daſs wenn ich auch die Korrektur der „Lutetia“ ſelbſt durchgehn ſoll, die Sache ſehr in die Länge gezogen wird, ſo entſchließe ich mich, alle eitle Autorkleinlichkeit bei Seite laſſend, Ihnen ſelbſt die Korrektur der „Lutetia“ zu überlaſſen, und ich rechne darauf, daſs Sie in Hamburg die exakteſte Korrektur beſorgen. Dabei müſſen Sie mir aber doch immer die letzte Korrektur zuſchicken, nicht damit ich ſie korrigiere, ſondern damit ich die Blätter vor Augen habe und im Stande bin, Ihnen Errata von etwaiger Wichtigkeit gleich mitzutheilen; hoffentlich aber, bei Ihrer dortigen Exaktitüde, wird kein Druckfehlerverzeichnis nöthig ſein.

Sie werden wohl ſelbſt nach Halle geſchrieben haben, daſs die Gedichte falſch paginiert ſind, indem ſie gleichſam die Fortſetzung der „Geſtändniſſe“. Die Gedichte bilden eine Verbindung zwiſchen letzteren und den „Göttern im Exil“, die ich bei der Auswahl im Auge hatte.

Wie wäre es, wenn Sie Detmold beauftragten, Ihnen einen Proſpektus in meinem Intereſſe zu machen? Jedenfalls müſſen wir ihn anſpannen, bei dem Erſcheinen des Buches Etwas für mich zu thun, wozu er gewiſs gern bereit iſt. Sie haben keinen Begriff, liebſter Campe, wie ſehr ich leiblich herunter bin und heroiſche Anſtrengungen machen muſs, um mich herauszubeißen. Suchen Sie mir daher den Weg ſo viel als möglich zu applanieren, ſonſt ſtreckt der Haſe alle vier Füße von ſich, wie auf dem allerliebſten Bilde von Lyſer*), deſſen Humor von der köſtlichſten und wahrſten Art iſt. Daſs für ſolche Menſchen in Deutſchland Nichts geſchieht, iſt empörend.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihre Familie, und bleiben Sie freundlich ergeben

Ihrem

p. H. H.

---

*) Es ſind die Illuſtrationen des tauben Malers J. P. T. Lyſer zu dem bekannten plattdeutſchen Märchen „De Swinegel als Wettrenner“ gemeint, welche damals eben bei Hoffmann und Campe erſchienen waren.

329. An Julius Campe.

Paris, den 18. Juli 1854.

Liebſter Campe!

Ich ſchickte Ihnen geſtern die Bogen, worin die Gedichte ſtehn, und heute ſchickte ich Ihnen noch zwei andre Bogen „Geſtändniſſe", die ich durchgeſehn, aber nicht nach Halle, ſondern Ihnen direkt ſchicken wollte, weil ich einen Ekel davor habe, mich mit einer Druckerei, durch die ich ſo beiſpiellos inſultiert worden, ſelbſt in Verbindung zu ſetzen. Was die zwei „Lutetia"-Bände betrifft, ſo bleibt es bei der Anordnung, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe vorſchlug. Ich habe bereits geſtern den erſten Bogen von Kaſſel erhalten, und bin ſehr damit zufrieden; der Druck iſt ſehr gut, nur paſſt er nicht zu dem ſchlechten Drucke des erſten Hallenſer Bandes, und es entſteht eine typographiſche Unebenheit, um ſo mehr, da, wie ich ſehe, hier auf jeder Seite die Zeilenzahl noch größer. Ich habe zum größten Theil dieſen erſten Bogen ſchon durchgeſehn und finde ihn faſt ganz fehlerfrei. Ich begreife noch immer nicht die Pagination der Gedichte; letztere müſſen an dem vorgeſchriebenen Ort ſtehen, weil ſonſt die Harmonie des Buches geſtört wird; ſie ſind die Naſe im Buche; ſie dürfen an keiner andern Stelle ſtehn; ſie ſind eine Fortſetzung der „Bekenntniſſe", und am Schluſſe des Buches komme ich wieder auf dasſelbe Thema zurück. Es ſind die letzten Gedichte, die ich geſchrieben in der jüngſten Zeit, kein einziges derſelben wollte ich drucken laſſen, wie ſehr man mich auch anging, und ich gab immer vor, ich müſſte für Campe einen zweiten Theil des „Romancero" liefern und dürfte denſelben nicht deflorieren. Ich hoffe, daſs ſie den Zug des Buches beſtimmen werden, und habe für letztern ſo große Hoffnung, daſs ich mir die Expektanz der zweiten Auflage meines Buches nicht mit 1900 Mark Banko *) gleich abkaufen ließe. Ich glaube, unter den ungünſtigſten Umſtänden noch immer etwas Bedeutendes hervorgebracht zu haben, während jetzt Nichts am Markt iſt. Die „Lutetia" enthält einen geiſtigen Schatz für die Erwecker des politiſchen Lebens in Deutſchland. Hier wird nicht bloß amüſiert, ſondern auch gelehrt, und da Sie jetzt das Buch bezahlt haben, werden Sie wohl meiner Meinung ſein.

---

*) Obgleich Campe ſämmtliche Auflagen der „Vermiſchten Schriften" durch Annahme der Heine'ſchen Forderung gekauft, hatte er ſich aus freien Stücken verpflichtet, dem Dichter noch weitere 2000 Mark Banko zu zahlen, falls eine zweite Auflage innerhalb zehn Jahren nöthig würde.

Ende dieſer Woche ſchicke ich Ihnen das fehlende Manuſkript, das ungefähr in der Mitte des zweiten Theils der „Lutetia" zu interkalieren iſt. Es war eine gute, aber mühſame Arbeit und muſs zum zweiten Mal abgeſchrieben werden, um auf der Briefpoſt nicht zu voluminös zu ſein. Sie ſehen, liebſter Campe, trotzdem daſs ich mich ſehr ſchlecht befinde und meine Augen heillos leiden, thue ich alles Mögliche, um die Publikation des Buches zu beſchleunigen. — Heiter grüßend,

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

330. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1854.

Liebſter Campe!

Vielleicht gebe ich noch gegen Ende des zweiten Theils der „Lutetia" einige Blätter. Es wäre mir ganz recht, daſs Sie, wenn dieſer zweite Theil etwa zu dick würde, im Anhang denjenigen Artikel ausfallen ließen, welcher „Iriſche Revolution und Landung der Franzoſen in Irland" überſchrieben iſt. Der Aufſatz iſt nicht ſchlecht, aber er iſt nicht ſo anziehend und aktualitätsartig wie die andern.

Wenn der erſte Theil der „Vermiſchten Schriften“ die hinlängliche Bogenzahl hätte ohne das Stück, welches „Die Göttin Diana“ betitelt iſt, ſo wäre es mir ebenfalls lieb, daſs dieſes Stück wegbliebe, indem es erſtens nicht vom höchſten Belang iſt, und zweitens mit einer ähnlichen Zuthat, die ich vorfand, ſich ſpäter beſſer ausnehmen würde. Ich habe immer meine artiſtiſchen Intereſſen im Auge.

Ich kann mit dem beſten Willen keinen Proſpektus ſchreiben, aber ich will eine große Vorrede geben, worin ich den Inhalt der „Lutetia“ reſumiere, und nach dieſem Reſymé und noch einigen beſondern Angaben kann dann ein Dritter die Sache leicht fertigen. Ich will daher Sorge tragen, daſs ich ſie nicht zu ſpät liefere. Denke Alles in einem Druckbogen abzumachen.

Es herrſcht hier eine entſetzliche Hitze, die ſehr ſchlecht auf mich wirkt.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

331. An Julius Campe.

Paris, den 1. August 1854.

Liebſter Campe!

So eben erhalte ich Ihren Brief, und eile, Ihnen wiſſen zu laſſen, was auf anhängendem Blatte ſteht, und ich bitte Sie dringendſt, mich ſo ſchnell als möglich aus der Unruhe zu ziehen, in welche mich Ihr Brief geſtürzt. Nicht bloß, daſs mir keine Korrekturen von den angegebenen Gedichten geſchickt worden ſind, es ängſtigt mich auch jetzt noch der Gedanke, daſs ſie gar nicht gedruckt worden. Aber dagegen ſpräche wieder der Umſtand, daſs mehre Druckbogen fehlen. Ich bin nicht ruhig, ehe mir die Bogen der Gedichte ſämmtlich zugeſchickt worden ſind.

Im Bezug auf die „Lutetia“ bemerke ich Ihnen, daſs das Wort „Kächenäer“ eine Nachbildung eines griechiſchen Wortes iſt und Maulaufſperrer bedeutet. Doch ich habe es vielleicht fehlerhaft geſchrieben. Ein weit ſchlimmerer Fehler iſt im zweiten Bogen, wo von der George Sand geſagt iſt: „ihre antinationalen Grundſätze,“ ſtatt „ihre antimatrimonialen Grundſätze.“ Je leſerlicher ein Manuſkript geſchrieben, deſto leichter machen die Setzer Fehler dieſer Art, und der Korrektor, der eben keinen Unſinn wittert, überſieht ihn. Das genaue Kollationieren iſt daher ſo wichtig. Die Vorrede gebe ich in der Form eines Zueignungsbriefes an einen Freund, und wenn ich nicht gar zu krank wäre, wäre ſie ſchon fertig; doch ſchreibe ich ſie noch Ende dieſer Woche, und Sie haben dieſelbe in acht Tagen. Ein Inhaltsverzeichnis kann kein Dritter machen, Das kann nicht bei einem Buche von ſolcher Gattung geſchehen, und nur allenfalls ein glücklicher Proſpektus kann aus einer fremden Feder fließen. Sie werden geſehen haben aus meiner letzthin geſandten retroſpektiven Vertheidigung, daſs es nicht räthlich iſt, im Proſpektus die Eigennamen von franzöſiſchen Miniſtern wie Thiers oder gar Guizot zu oft oder zu ſtark hervortreten zu laſſen. Die Hauptſache iſt, auf das viele thatſächliche Material und den Erfahrungsſchatz, den ich in dem Buche niedergelegt, aufmerkſam zu machen. In dem erwähnten Vorredebrief werde ich übrigens das Beſte ſelbſt thun.

Sorgen Sie nur, liebſter Campe, daſs die Miſsſtände in Bezug auf die Gedichte bald geordnet werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ich jetzt, wo der erſte Band nicht zu dick wird, die „Diana“ nicht ausfallen laſſe. Als ich Ihnen zuletzt ſchrieb, blieben mir noch einige Augenblicke

Zeit vor Abgang der Poſt, und ich ſchrieb auch, in Bezug auf die Gedichte, an Herrn Schmidt nach Halle, ihm anzeigend, daſs, im Fall ein Verſehen ſtatt fände, er augenblicklich mit dem Druck einhalte, bis daſſelbe ausgeglichen. In ſolchen Fällen, wo periculum in mora iſt, kann ein einziger Tag von großer Wichtigkeit ſein. Ich überwand daher meine Abneigung, nach Halle zu ſchreiben, und machte die Leute darauf aufmerkſam, daſs, im Fall ein großer Fehler begangen worden, auf ihre Koſten Kartons gedruckt werden müſſten, da wahrſcheinlich Herr Campe nicht dieſe Koſten bezahlen würde.

Ich bin ſehr leidend. Die Hitze hat mich zu Grunde gerichtet, und der Haſe ſtreckt alle Viere aus. Ich hoffe, daſs Sie und die Ihrigen ſich wohl befinden. Bald beruhigende Antwort erwartend,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

332. An Julius Campe.

Paris, den 3. Auguſt 1854.

Liebſter Campe!

Ich habe wieder die Koncepte der „Lutetia“ durchgeſehn, und die Überzeugung erlangt, daſs die

Natur des Werkes kein Inhaltsverzeichnis zuläſſt, ja daſs dasſelbe von vornherein ſchaden würde. Diejenigen, welche irgend eine Partikularität, von der man ihnen geſprochen, in dem Buche nachſehn möchten, ſollen ſich gefälligſt die Mühe geben, das ganze Buch durchzuleſen, und wenn ſie vielleicht nicht finden, was ſie ſuchten, werden ſie hoffentlich manchen Fund machen, den ſie nicht erwarteten. Ein Anderes iſt es mit einem Proſpektus, und ich werde Sorge tragen für eine geſchickte Anzeige. Von Ihrer Seite, zweifle ich nicht, wird Alles geſchehn, um für das Buch Freunde zu gewinnen, die nicht lobhudeln, ſondern das Verſtändnis vermitteln. Die Poeſien ſind etwas ganz Neues, und geben keine alten Stimmungen in alter Manier; aber zu ihrer Würdigung ſind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen. Die „Geſtändniſſe“ ſind ebenfalls nicht Jedem zugänglich, doch ſind ſie wichtig, indem die Einheit aller meiner Werke und meines Lebens beſſer begriffen wird. Die „Lutetia“ hat ihr inwohnendes Intereſſe, und man wird allenfalls ſich darüber aufhalten, daſs die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht geweſen, ſtatt Herr Leo Monſieur Schléo zu ſetzen, aber Das ſind feige Konceſſionen, die Keiner machen darf, der ſtark iſt.

Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gevatterſchaft ſchonen; ich gehöre zu keiner ſolchen Kompancia, die ſich einander trägt und belorbeert, und Schuld daran iſt, daſs die tüchtigſten Kerle in Deutſchland nicht aufkommen und beachtet werden können. Es mag Sie daher nicht befremden, wenn ich mit manchen Leuten Nichts zu ſchaffen haben will, die momentan meinem Buche nützlich ſein könnten, aber ſpäter mit widerwärtigen Anſprüchen mich beläſtigen dürften; und es mag Sie noch weniger befremden, wenn von ſolcher Seite aus an meinem Buche dieſelben Treuloſigkeiten ausgeübt werden, die wir ſchon früher erfahren. Es gilt, treu und ehrlich gegen ſich ſelber ſein, und man kommt dann ſchon zum Ziele, wenn auch etwas ſpäter. — Und nun leben Sie wohl. Ich habe heute ſchon einen Centner Opium verſchluckt und bin ſehr ſchläfrig.

Ihr Freund

p. H. H.

333. An Julius Campe.

Paris, den 10. Auguſt 1854.

Liebſter Campe!

Dieſer Tage war Alfred Meißner hier, und wollte einige Zeit hier verweilen, reiſte aber gleich wieder ab, als er ſah, wie die Cholera in dem Quartier, das er bezogen, wüthete. Er kehrt zurück nach Prag, faſt direkt, und ich habe ihm verſprochen, daſs von Ihnen, noch ehe mein Buch verſchickt wird, ihm ſogleich ein Exemplar nach Prag zugeſendet werde, damit er unverzüglich einen Artikel darüber ſchreibe. Die beſte Reklame wird wohl ſein, wenn ich in der hieſigen „Revue des deux Mondes“ Etwas daraus überſetzt — ich weiß noch nicht was — mittheile. Sonſt aber bin ich ganz abgeſchnitten von literäriſcher Kompèreſchaft, und ich muſs ganz auf Ihre Thätigkeit rechnen. Sagen Sie mir nun, werden Sie die drei Bände gleichzeitig ausgeben? was Sie leicht können, da Sie nach der Befugnis, die ich Ihnen gebe, ſelbſt die Korrektur zu beſorgen, den Druck ſchnell zu fördern vermögen. Und wann glauben Sie wohl, daſs das Buch erſcheinen kann? Ich bitte, mich darüber zu unterrichten, damit ich auch frühzeitig an die „Allgemeine Zeitung“ ſchreibe, was ſie thun ſoll. Ich habe Manches in dem Buch geſagt, was ihr freilich nicht ſehr ſchmecken wird, und in der Vorrede, die fertig, aber noch nicht abgeſchrieben iſt, laſſe ich ihr ebenfalls einige Unannehmlichkeiten riechen.

Und nun leben Sie wohl! Freundſchaftlich grüßt

Ihr

p. H. H.

334. An Julius Campe.

Paris, den 21. Auguſt 1854.

Liebſter Campe!

Die obigen Blätter ſind das Ihnen längſt angekündigte Zueignungsſchreiben, welches der „Lutetia“ als Vorrede dienen ſoll und dem erſten Bande beſagter „Lutetia“ vorgedruckt werden muſs. Ich wünſche, daſs der Druck dieſer Zueignung gar nicht abweichend ſei von den zwei Bänden des Buches und keine größern Lettern genommen werden, wie oft bei Vorreden geſchieht. Ich bitte Sie, Dieſes ausdrücklich nach Kaſſel der Druckerei wiſſen zu laſſen. Durch dieſe Gleichmäßigkeit des Druckes erſcheint die Zueignung als ein Brief kameradlicher Laune, und nicht als ein devotes Schreiben an einen Gönner. Hierdurch ehre ich auch den Mann weit mehr, als durch Kurialien-Geſchnörkel. — Schon ſeit ſechs Tagen liegen dieſe Blätter fertig zur Abſendung, und ich konnte bis zu dieſer Stunde noch nicht dazu kommen, ſie durchzuleſen. Sie erhalten Sie daher etwas ſpät. Ich bin nämlich außergewöhnlich ſtark krank, und in meinem Hauſe wird wieder gebaut, ſo daſs das Klopfen mich wahnſinnig macht. — In verdrießlichſter Eile,

Ihr freundſchaftlich ergebener

p. H. H.

† 335. An Julius Campe.

Paris, den 3. September 1854.

Liebſter guter Campe!

Ich bin vor drei Tagen ausgezogen und wohne:
Aux Batignolles, grande Rue No. 51.
Barrière de Paris,
brachte die größten Opfer, um mich zu verbeſſern, und ſiehe! meine Wohnung hat andre noch unerträglichere Fehler, und ich muſs vielleicht ſchon dieſer Tage wieder ausziehen und mich neu einrichten — Das größere Unglück iſt, daſs ich ſehr krank bin und vielleicht die Cholera habe — Geſtern war ich nah, ins Gras zu beißen. Ich ſtehe auf, um Ihnen gleich zu melden, daſs ich den Druck des Halle'ſchen erſten Theils keineswegs verzögre; die Druckbogen, die ich dorther erhielt, nahm ich für Aushängebogen. Ich ſchicke die Bogen nicht nach Halle; ſagen Sie Herrn Schmidt, daſs er immerhin nach den vorhandenen Korrekturen den Plunder ganz in die Preſſe gebe. Mein Sekretär fehlt mir, und ich bin zu krank.

Die Bogen von Halle durchſehend, bemerke ich zu meinem Schrecken die Note, die mein Herr Verleger, in die Befugniſſe und Rechte des Schriftſtellers übergreifend, mir unter meinen Text geſetzt hat, was mich aus tauſend Gründen verletzt, ſowohl äſthetiſchen als moraliſchen, nicht bloß aus Schriftſteller-Eigenſinn. Warum machen Sie mir dieſen Kummer? Ich bin ein Satyriker und habe den Berliner Lump, ohne ihn zu nennen, tüchtig genug gegeißelt — und jetzt bin ich ein Scharfrichter, ein Schinder und ein Abdecker! Was iſt da zu thun, damit, ohne daſs ich davon rede, das Publikum erfahre, daſs dieſe Note nicht in meinem Manuſkript ſtand? Ich lege Dieſes dem Freunde bitterlichſt bittend ans Herz.

Die Lutetia hat kein Inhaltsverzeichnis nöthig; ich hätte ein ſolches angefertigt, wenn ich nicht dadurch dem Titel ſeinen myſtiſchen Anreiz geraubt hätte. Auf keinen Fall könnte es ein Anderer als ich machen; das mir geſandte Inhaltsverzeichnis enthält nur Namen von Perſonen, welche die Staffage bilden, und man käme auch auf die Idee, daſs ich nur Zeitungsnachrichten wiederkäue, ſtatt daſs meine Perſonen nur Träger und Anknüpfungspfoſten von Gedanken.

Ihr Freund

H. Heine.

336. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1854.

Liebſter Campe!

In Folge meines Umziehens ſtecke ich noch immer im miſsbehaglichſten Zuſtand. Im Kulminatspunkte desſelben ſchrieb ich Ihnen vor einigen Tagen, um Ihnen auf der Stelle wiſſen zu laſſen, daſs es nicht an mir liegt, wenn nicht der erſte Band der „Vermiſchten Schriften“ längſt aus der Preſſe gegangen, und daſs Sie dem Hallenſer wiſſen laſſen können, daſs ich längſt die Sache als abgeſchloſſen betrachtete und mir Nichts daran lag, daſs ich z. B. den letzten Aushängebogen gar nicht erhalten. Um keine Minute zu verlieren, braucht auch von dem Zueignungsbrief, welcher dem erſten Theil der „Lutetia“ vorgedruckt wird, mir keine Korrektur geſchickt zu werden, ſondern nur gleich der Aushängebogen, und ich überlaſſe es, liebſter Campe, Ihrer Freundſchaft, daſs Sie für die exakteſte Korrektur Sorge tragen. In ſolcher Weiſe iſt der von Ihnen angegebene Termin des 15. September, wo Sie das Buch ausgeben wollen, alſo auch auf die „Lutetia“ zureichend. Alsdann aber tritt die große Frage hervor, wie am beſten für die Aufnahme des Buches im Publikum geſorgt werden kann. Auch dieſe Löſung überlaſſe ich ganz Ihnen. Ich habe vergeſſen Ihnen zu ſagen, daſs Alfred Meißner hinlänglich in Prag bekannt iſt, und daſs Sie ihm ohne beſondre Wohnungsbezeichnung die drei Bände gleich bei ihrem Erſcheinen unter Kreuzkouvert zuſchicken mögen. Auch an Dr. Detmold ſchicken Sie gefälligſt gleich ein Exemplar des Buches. Ich bin hier ganz iſoliert, und der einzige Menſch, der Etwas für mein Buch thun konnte und Geiſt genug hat, daſs man ſich mit ihm in Etwas einlaſſen kann, iſt, wie ich höre, in dieſem Augenblick aus Paris ausgewieſen worden. Es iſt Dieſes Engländer, und Das iſt mir in dieſem Augenblick ſehr fatal. Übrigens vertraue ich dem Inhalt des Buches hinlänglich, daſs es ſich durchbeißen kann, und nur den kleinen Reklam-Manövern der kleinen Feinde muſs durch Ihre Vermittlung auf demſelben Wege entgegengewirkt werden.

Ich befinde mich etwas beſſer; doch der Verdruſs, keine rechte Wohnung gefunden und ein Heidengeld falſcher Ausgaben gemacht zu haben, betrübt mich ſehr. Meinem jungen Freund und künftigen Verleger Campe junior laſſe ich für ſeine freundlichen Zeilen vielmals danken, und ich werde gewiſs ſeine Fabeln nicht vergeſſen; in dieſem Augenblick aber kann ich mich nicht in die unſchuldige Thierwelt

verſenken, obgleich die Menſchen, mit denen ich zu thun habe, ſich hinlänglich viehiſch gebärden.

Indem ich Sie heiter grüße, verharre ich

Ihr

Heinrich Heine.

337. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1854.

Liebſter Campe!

Sie ſagten mir beſtimmt, daſs Sie mein Buch den 15. dieſes Monats ausgeben wollten; ich kenne nicht die dortigen Förderungsmittel, und weiß nicht, ob Sie Dieſes durchſetzen. Im feſten Glauben an den anberaumten Termin eilte ich mich ſehr, über Hals und über Kopf, die „Bekenntniſſe“ ins Franzöſiſche zu überſetzen, und ich bot ſie der „Revue des deux Mondes“ an, damit ſie daraus nähme, was ſie wolle, um mit einer vorläufigen Anzeige meiner „Vermiſchten Schriften“ auch durch eine Überſetzung die Aufmerkſamkeit des Publikums zu kaptivieren. Ich ſchrieb dazu auch eine Note, worin ich ankündigte, daſs die „Lutetia“ beſonders in Ihrem Verlag erſcheine. Ich glaubte nicht, daſs die Revue ſogleich darauf eingehe; doch zu meiner Freude und zugleich zu meinem Miſsvergnügen erſah ich aus einem Billett, das ich geſtern erhielt, daſs die Revue ſchon in ihrer nächſten Nummer die zweite Hälfte der „Geſtändniſſe“ mit einer großen Reklame für unſre Publikation geben werde, ſo daſs das Publikum durch keine falſchen Korreſpondenzkritiken über den Geiſt meiner jüngſten Publikation irre geleitet werden könne; ich fürchtete nämlich zumeiſt übelwollende Auszüge aus dieſer Partie in deutſchen Blättern. Aber leider, da ich auf baldigen Abdruck drang, hatte man mir keine Korrekturbogen geſchickt, und ich, der ich gerne in der Korrektur meine franzöſiſchen Stilverbeſſerungen unternommen hätte, muſs jetzt die Dinge laufen laſſen, wie ſie ſind. Ich glaubte ſchon, da die Revue nur alle 14 Tage erſcheint, daſs der Aufſatz erſt im Oktober gedruckt werde, und vorausſetzend, daſs Sie den 15. d. mein Buch publicierten, wäre ich nicht hinlänglich gedeckt geweſen. Ich bin aber ſchneller bedient worden, als ich erwartete, und für das Buch iſt Dieſes eine koloſſale Reklame, die von keinem deutſchen Korreſpondenzartikel aufgewogen wird. Sobald ich die Nummer erhalte, ſchicke ich ſie Ihnen. Ich habe in meiner „Revue des deux Mondes“-Note vorläufig angezeigt, daſs ich auch eine franzöſiſche Überſetzung der „Lutetia“ publicieren werde; aber Dieſes that ich, um meine deutſchen Schnapphähne irre zu leiten.

Ich hoffe, daſs Ihnen und Ihrer Familie das Helgolander Seebad wohl bekommen habe. Mir iſt die Gartenluft, die ich jetzt genieße, ſehr heilſam, doch iſt meine Wohnung leider mit dem Fehler behaftet, daſs ſie im Winter etwas kalt und feuchtlich ſein wird, und ich deſshalb auf eine neue Umſiedelung bedacht ſein muſs. Neue Quälniſſe und, was noch ſchlimmer iſt, neue Koſten, die mich wieder aufs Neue ruinieren.

Freundſchaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

---

338. An Julius Campe.

Paris, den 16. September 1854.

Liebſter Campe!

Den Empfang Ihres Briefes vom 12. zeige ich Ihnen an, und ich habe mit Vergnügen daraus erſehn, daſs Sie guter Laune ſind und das Leben in einer Weiſe genießen, die am meiſten bietet, nämlich im häuslichen Behagen. Mir armen Schelm geht's nicht ſo gut, und wo ein Loch in der Brücke iſt, plumpſe ich hinein. So glaubte ich in meinem jüngſten Briefe, den Vogel abgeſchoſſen zu haben mit der „Revue des deux Mondes“, und ſiehe! in dieſem Augenblick kommt mir das Journal zu, und die Beſcherung iſt um raſend zu werden. Nur die zweite Hälfte der „Geſtändniſſe“ ſollte gedruckt werden, aber unverändert, und jetzt wird dieſe ſehr verſtümmelt gegeben und ein Stück vom Anfang ſehr ungeſchickt hinangeklatſcht. Meine Note, worin ich mich über unſre Publikation ausſprach und die eine bedeutende Reklame war, iſt kaum erwähnt, mein Titel iſt willkürlich verändert. Die ſchnödeſten Veränderungen werden gemacht — kurz, es iſt um raſend zu werden. Das hätte nicht Viel zu bedeuten, wenn Sie das Buch den 15. ausgegeben hätten, wie ich erwartete. Aber die Verzögerung, die Sie mir jetzt melden, ſetzt mich in die größte Verlegenheit, und ich muſs Sie dringendſt bitten, den erſten Theil der „Vermiſchten Schriften“ ſo ſchnell als möglich auszugeben. Die beiden Theile der „Lutetia“ müſſen freilich zuſammen ausgegeben werden, da ſie ein Ganzes bilden, und ich habe gar keinen Zweifel, daſs der zweite Theil der „Lutetia“ den erſten aufwiegt. Ich denke, Sie werden, meinem Anrathen nach, das Stück im zweiten Theil, welches „Die iriſche Revolution“ ꝛc. überſchrieben iſt, ausgelaſſen haben, indem dieſes Stück von ſo keinem prägnanten Intereſſe.

Ihres Sohnes Vogelfänge haben mich ſehr amüſiert. Der bildet ſich frühe. So wie ich nur im geringſten in Ordnung bin, ſuche ich ihm meine Fabeln hervor, und beſondern Succeſs verſpreche ich mir bei ihm von meiner Rattenfabel.

Bis zum 15. wahrſcheinlich des nächſten Monats verharre ich in meiner Gartenwohnung, und dann beziehe ich eine Wohnung in den Champs-Elysées, die meine Frau für mich gemiethet hat. Vor Ende Oktober werde ich alſo nicht zur Ruhe kommen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundſchaftlich zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S Apropos: Der Herr Warrens von der Lloydszeitung in Wien iſt nicht geeignet, für mein Buch Etwas zu thun. Er iſt nämlich eben Derſelbe, mit welchem mein Bruder die ſkandalöſeſten Auftritte hatte und noch jetzt, wie man mir ſagt, beſtändig Händel hat. Es iſt mir lieber, Sie ſchicken ein Exemplar an meinen alten Freund, der die

Oſt-Poſt herausgiebt, der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten“, Kuranda. Dieſer iſt ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen.

339. An Julius Campe.

Paris, den 21. September 1854.

Liebſter Campe!

Ich bin im Augenblicke ungewöhnlich krank und geplagt durch außerordentliche Fatalitäten, die theils in meiner Lokalveränderung begründet, theils auch durch Todesfälle entſtanden ſind. Die Mutter meines Lektors, die an der Cholera ſtarb, wurde heute begraben, und ſeit acht Tagen fehlt mir jederlei Vorleſung. Als Kontraſt erlebe ich in dieſem Augenblick einen großen Triumph; nämlich mein Artikel der „Revue des deux Mondes“ macht, trotz ſeiner Verſtümmelung, die ungeheuerſte Furore, und wie mir geſtern der Redakteur der Revue ſagte, wird in dieſem Augenblick nur von dieſem Artikel geredet, und Viele, welche Deutſch verſtehen, erwarteten mit Spannung, das Ganze im Deutſchen zu leſen. Mein Zweck, eine ungeheuere Annonce zu machen, iſt erreicht, aber es iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt, nöthig, daſs Sie das Buch raſcher aus der

Preſſe jagen. Wie mir der Direktor der Revue ſagte, habe noch nie ein Aufſatz ein ſo großes Aufſehn erregt, und er ſtünde nicht im geringſten Vergleich mit dem Succeſs der „Götter im Exil“. Ich kann Ihnen Dies nicht ohne Schadenfreude ſchreiben, denn eben dieſer Pièce ſtellte mein Freund Julius Campe ein ſo ſchlechtes Prognoſtikon. Im „Mousquetaire“ ſtanden den andern Tag darüber einige Bemerkungen, die ich Ihnen vielleicht zuſende, wenn ich des Blattes wieder habhaft; Sie können's vielleicht für Deutſchland ausbeuten. Mein journaliſtiſches Faktotum hier liegt paralyſiert in einer Maison de santé, ſo daſs ich gar Nichts erfahre, was in deutſchen Blättern vorgeht. Die Adreſſe Engländer's, welcher wirklich nicht mehr hier iſt, weiß ich nicht; er ſteht in beſtändiger Verbindung mit Hebbel in Wien, und Der kann ſie Ihnen gewiſs ſagen. In den erſten Tagen des nächſten Monats kommt Herr Taillandier nach Paris, und wenn ich ein vollſtändiges Exemplar meines Buches habe, macht er mir gewiſs einen Artikel. Ich bitte Sie daher, dem Buchdrucker in Kaſſel zu ſagen daſs er mir erſt die fertigen Bogen, die er mir nicht geſchickt hat, ſo bald als möglich zuſchicke, und zweitens, daſs er mir noch beſonders vom ganzen Buche, ſogleich wie es fertig iſt, ein Exemplar per Kreuzkouvert hierherſchicke. Der Succeſs meines Artikels giebt mir große Hoffnung, meinen Hamburg'ſchen Fabius Kunktator durch einen großen Abſatz zu beſchämen und auch zugleich die 2000 Mark Banco zu gewinnen, die ich gewiſs ehrlich genug verdient haben würde.

Freundſchaftlich grüßt Sie
Ihr
Heinrich Heine.

340. An Julius Campe.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebſter Campe!

Ihren Brief nebſt dem gedruckten Buchhändler-Cirkular habe ich erhalten. Letzteres iſt ganz vortrefflich. — Bei Durchleſung des zweiten Theils der „Lutetia" werden Sie am Ende ſehn, daſs der zweite Theil weit bedeutendern Werth hat, als der erſte. Ich kann die Bogen nicht leſen, da ich äußerſt leidend bin und eine Halsentzündung bekommen habe durch die Kälte und Feuchtigkeit meiner neuen Wohnung. Noch außer den ungeheuern Unkoſten habe ich fatale Streitigkeiten, noch vor dem Ausziehen, welches bereits in dieſem Monat noch geſchieht. Ich hatte früher dem Kolb der „Allgemeinen Zeitung“ ein Stück der „Geſtändniſſe“ verſprochen, ich ſchickte ſie ihm aber nicht, da ich erſtens fürchtete, es könnte Ihnen nicht recht ſein, und zweitens weil ich doch ſchon wuſſte, daſs Augsburg gemeinſchaftliche Sache mit München macht, daſs meine ſchlimmſten Feinde dort die Hand und zwar mehre Hände im Spiele haben, und ich unter dem Deckmantel der Freundſchaft von dorther nur Verrath zu erfahren habe. Ich habe mich nicht geirrt, denn, wie mir mein Herr Sekretarius geſtern erzählte, hat die „Allgemeine Zeitung“, obgleich ſie wuſſte, daſs meine „Geſtändniſſe“ im Begriff ſind, vom Stapel zu laufen, dennoch ſich nicht entblödet, von dem Fragment, das in der Revue erſchienen iſt, eine hundsföttiſch miſerable Überſetzung zu liefern, und durch eine ſolche Parodie meines Gedankens mir mehr zu ſchaden, als der offenkundigſte Feind vermöchte. Haben die Herren dort vielleicht ſchon Wink gehabt, daſs ich in der „Lutetia“ mich unumwunden über die „Allgemeine“ ausſpreche, und ich nicht mehr daran mitarbeiten kann? Genug, Sie ſehn, liebſter Campe, daſs ich nicht Unrecht habe, wenn ich zuweilen Lunte rieche, und zwar ſehr ſtinkige Lunte, da wo Ihnen Alles wie Roſenduft vorkommt. Merken Sie es ſich, daſs Meyerbeer, ſelber ſchweigend, eine Rotte Banditen in ſeinem Solde hat, und bei jedem Journal, in Frankreich wenigſtens, gewiſs auch in Deutſchland, ſeine Kreatur ſitzen hat, die Nichts gegen ihn durchläſſt und überall für ihn wirkt. Vergeſſen Sie nicht, daſs die Klatſchbude, die ich unumwunden geſchildert, in Hamburg, eben in Hamburg, ihre Familie und ihre Familiaren hat; Dieſes wiſſend, wird es Ihnen leicht ſein, wenigſtens die Hamburger Klatſchblätter zu überwachen, damit keine Lügen (an Schimpfreden iſt Nichts gelegen) eingeſchmuggelt werden. Das iſt nun Ihre Sache. Ich bin ganz iſoliert hier, erfahre Nichts, vielleicht auch aus Schonung wird mir Alles verſchwiegen, und es könnte doch vorfallen, daſs ich von Etwas Notiz nehmen müſſte. Ich erhalte viele Briefe aus Deutſchland voll Enthuſiasmus, und andrerſeits wieder einige anonyme Drohbriefe; von beiden will ich Ihnen nächſtens einige zukommen laſſen. Ich kann meines Halſes wegen nicht länger diktieren und will Ihnen übermorgen erſt ſchreiben, wie ich über die Exemplare, die Sie mir geben wollen, theils in unſerm gemeinſchaftlichen Intereſſe, theils auch in meinem bürgerlichen Privatintereſſe verfügen will.

Freundſchaftlich grüßend

Ihr ergebener

H. Heine.

---

341. An Joſeph Lehmann.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich geſtern erhalten, und beeile mich um ſo mehr, Ihnen zu ſchreiben, da ich Ihnen anzeigen muſs, daſs die Pièeen, die Sie mir zugeſchickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen ſind. Das Packet mit den kleinen Druckſchriften, das Sie wahrſcheinlich auf die Eiſenbahn hierher gegeben, iſt bis zu dieſer Stunde nicht angekommen, und ich bitte Sie, gefälligſt darüber an die Behörden ein Rundſchreiben zu erlaſſen; ich hoffe, auf dieſem Wege wird mir das Packet bald zukommen.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt Aux Batignolles, 51, grande rue. Dieſe neue Wohnung, die ich komfortabel einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieſes Monats verlaſſen müſſen, da die darin herrſchende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der „Allgemeinen Zeitung“. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar Nichts, da ich gänzlich iſoliert lebe, und außer meinen beiden Sekretären, die Beide zu anſtändig ſind, um ſich mit deutſchem Klatſch zu beſchäftigen, ſehe ich keinen einzigen Deutſchen. Mein Buchhändler ſchreibt mir nur, was eben ſeine eigenen Intereſſen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorther verſchwiegen, was ſehr lächerlich iſt, da ich bereits früher gegen alle Roheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meiſten weltlichen Eitelkeiten abgeſtorben bin.

Meine Frau hat die meiſten Deutſchen von meinem Hauſe verſcheucht, manchen ſogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeſchmiſſen. Auch ſind Viele in den letzten Jahren theils durch den Tod fortgerafft worden, theils abgereiſt, oder ſitzen in Irren- oder Zuchthäuſern, ſo daſs ich, wie ich Ihnen ſage, vom Vaterlande Nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer beſtimmten Lüge widerſprechen müſste, und in dieſer Beziehung wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir häufiger ſchrieben; ſicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich ſogar amüſieren. Dann auch, da ich, ſo bald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren verſenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schickſale und Transformationen landsmänniſcher alter Freunde für mich von einigem Nutzen ſein. Manchen glaube ich lebend, der längſt todt iſt; und Manchen glaube ich todt, der unterdeſſen bloß dumm geworden oder ſchlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufſatz in der „Revue des deux Mondes“ gemacht hat. In einigen Wochen ſoll er ganz gedruckt in meinem Buche „De l'Allemagne“ erſcheinen, für welches derſelbe als Schluſskapitel geſchrieben iſt.

Ich gebe meine Werke auf Franzöſiſch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwiſchen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Erſteren den Vorzug, vielleicht eben, weil ſie vom Stamme Levy. Ich glaube, daſs Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann iſt und mein Vertrauen verdient, und wenigſtens ich, ſollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil der Juden mich nicht leiten laſſen. Ich glaube, wenn man ſie Geld verdienen läſſt, ſo werden ſie wenigſtens dankbar ſein und uns weniger übervortheilen, als die chriſtlichen Kollegen. Eine große Civiliſation des Herzens blieb ihnen durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtauſenden. Ich glaube, ſie konnten deſshalb auch ſo ſchnell theilnehmen an der europäiſchen Kultur, weil ſie eben in Betreff des Gefühls Nichts zu erlernen hatten, und nur das Wiſſen ſich anzueignen brauchten. Doch Das wiſſen Sie Alles beſſer wie ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verſtändnis Deſſen, was ich in meinen „Geſtändniſſen“ geſagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dasſelbe Ihnen zu ſenden, ſo bekommen Sie es gewiſs doch erſt an dem Tage, wo auch der Meſſias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Eſel kommt und nicht die Eiſenbahn benutzen will.

Es iſt mir unendlich lieb, daſs Sie Das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsfilouerie des wackern Herrn F. geſagt, nicht vergeſſen haben: er hat meinen Bruder Guſtav wirklich durch die abgefeimteſten Lügen von ſeiner Verfolgung meiner Intereſſen abzuſtehen vermocht, und er ſpekuliert auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt ſich aber ſehr.

Ich weiß kaum, was ich diktiere, ſo ſchläfrig macht mich nämlich der Übergenuſs des Opiums, und ich ſchließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundſchaftlichſt grüße.

342. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Liebſter Campe!

Ich habe Ihnen vorgeſtern geſchrieben, daſs die Allgem. Ztg. den Aufſatz aus der Revue überſetzt hat, wie mir der Freund ſagte, der nur die erſte Hälfte geſehn. In dieſem Augenblick erhalte ich einen Brief aus Breslau, woraus ich erſehe, daſs der Aufſatz mit den ſchnödeſten Injurien begleitet war, wahrſcheinlich am Schluſs, doch immer weiß ich noch nicht was, weil mir nur Einliegendes geſchrieben wird, und auf dieſe Weiſe weiß ich noch nicht, was ich zu thun habe. Die Hauptſache iſt, daſs ich jetzt der „Allg. Ztg.“ ein für alle Mal einen Tritt in den Hintern gebe und mich zweideutiger Freundſchaften entledige. Iſt die verübte Gemeinheit groß, ſo kann man ſie ſogar in meinem Intereſſe ausbeuten. Ich kann aber die ganze Sache nicht begreifen, da mir noch jüngſt Cotta den liebreichſten Brief geſchrieben, und Kolb immer ſeit 25 Jahren ſich als Freund bewährte, bis auf die Narrethei, die ich in der „Lutetia“ beſprach. Die Überſetzung muſs von einem der Meſſieurs Redakteurs gemacht worden ſein, die ohne Kontrolle von Kolb zu handeln pflegen. Aber brechen muſs ich in jedem Fall.

In Betreff der Exemplarvertheilung brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daſs ich meine Frei-Exemplare im Intereſſe meines Buches verwende. Für Hamburg verlange ich von meinen „Vermiſchten Schriften“ nur 2 Exemplare, wovon Sie das eine an meine Schweſter und das andre an meinen Vetter Karl Heine gefälligſt zuſchicken wollen. Letzteres iſt eine Kourtoiſie, die ich nicht unterlaſſen darf, wenn ich nicht mit Recht der Liebloſigkeit und des Undanks bezichtigt werden ſoll. Ja, auch meiner Mutter ſchicken Sie die „Lutetia“ (beide Bände), aber nicht den erſten Band der „Vermiſchten Schriften“, durch meine Schweſter, die ihr weißmachen ſoll, daſs der erſte Band noch nicht erſchienen ſei: Sie begreifen warum. Auch nach Berlin ſchicken Sie ein Exemplar der drei Bände an Varnhagen von Enſe. Ja, Sie müſſen auch ein Exemplar der „Lutetia“, jeder Band unter Kreuzkouvert, an den Fürſten Pückler-Muskau poste restante in Koblenz, ſobald das Buch heraus iſt, zuſchicken. Die Exemplare, die Sie mir hierher gefälligſt ſchicken wollen, ſenden Sie mir durch die Eiſenbahn unter meiner jetzigen Wohnungsadreſſe. Ich verlange 12 Exemplare von allen drei Bänden der „Vermiſchten Schriften“, womit ich kaum auskomme, da ich zwei für meine Ärzte, zwei für meine Sekretarien, zwei für franzöſiſche Journaliſtik, drei nach England für ähnlichen Zweck, und gewiſs auch drei für dringende Anſprüche nöthig habe. — Ich habe durchaus nichts Deutſches in dieſem Augenblick zu leſen, und haben Sie noch meinen alten Bücherzettel und wollen Sie mir einiges aus der Laeiß'ſchen Bibliothek beipacken, in der Exemplarenkiſte, ſo käme mir Das im Augenblick eben recht. Ich habe verdammt viele Geſchäfte um die Ohren, theils meine Wohnungen betreffend, theils auch franzöſiſche Publikationen betreffend, und habe dabei Tag und Nacht die furchtbarſten Leiden.

Wenn Sie Schiff ſehn, ſo ſagen Sie ihm, daſs nur das Übermaß von Beſchäftigungen mich abhielt, mit ihm über ſeine Freundlichkeit mit heiterm Sinne direkt mich auszuſprechen. Grüßen Sie mir Ihren Konprinzen, den kleinen Heinrich den Finkler.

Ihr treuſam ergebener

Heinrich Heine.

343. An Julius Campe.

Paris, den 12. Oktober 1854.

Liebſter Campe!

Sie hatten ganz recht, daſs eine Parterre-Wohnung für mich Nichts taugt, und um nicht durch Kälte und Feuchtigkeit ganz auf den Hund zu kommen, laſſe ich in dieſem Augenblick in den Champs-Elysées eine wärmere Wohnung einrichten, die ich noch vor Ende des Monats beziehen kann. Ich kann nicht ſprechen wegen Halsentzündung. Für Ihre freundlichen Briefe danke ich Ihnen. Der Gedanke einer franzöſiſchen Verſion der „Lutetia“ hat Viel für ſich, und ich werde in jedem Fall durch die Herren Michel Levy frères, mit welchen ich über die Herausgabe in Charpentier-Format meiner Werke auf Franzöſiſch kontrahiert habe, meine „Lutetia“ ankündigen laſſen, und ich verlangte deſshalb von Ihnen unter Kreuzkouvert gleich zwei Exemplare, um ſie beim Miniſterium zu deponieren. Ich habe mich ſchon jetzt ſicher geſtellt, daſs man mich meines Eigenthums nicht beraubt. Verflucht Wenig bringt mir jene franzöſiſche Ausgabe ein, und koſtet mir doch ſo viele Mühe; aber da man mich in Deutſchland herunter haben will, ſo thue ich hier für meinen Namen etwas Bedeutendes, und die Steigerung meiner Reputation wird wieder meinem deutſchen Herrn Verleger zu gute kommen. Ein Angriff auf meine Reputation iſt eine Beeinträchtigung Ihrer Intereſſen, liebſter Campe, und von dieſem Geſichtspunkt aus müſſen Sie eine Belangung der „Allg. Ztg.“ motivieren; dieſe Belangung braucht gar nicht ſtattzufinden, ſondern muſs nur in den

Journalen angekündigt ſein. Es handelt ſich hier nicht, muſs man zeigen, um die paar Honorarthaler, die mir entzogen wurden, ſondern um die, durch eine illegale und treuloſe Überſetzung geübte Schmälerung meiner Reputation. Haben Sie den Berliner Artikel, den Sie mir geſchickt, nicht in Hamburg abdrucken laſſen, ſo thun Sie es noch jetzt und unterlaſſen es beileibe nicht. Die Schmähung in der „Allg. Ztg.", die mir noch nicht zu Geſicht gekommen, iſt ein böſes Symptom, und zeugt von einer Koaliſation, welche an die Zeit erinnert, wo Sie mein Buch über Börne herausgegeben. Es wäre nicht übel, wenn an Cotta geſchrieben würde. Ich bin zu krank, als daſs ich jetzt mehr als meine Haushaltungsbedrängniſſe bewältigen kann, und werde daher nicht nach Stuttgart ſchreiben. Das Diktieren iſt mir heute nicht mehr möglich, und ich ſage Ihnen vielleicht nicht das Wichtigſte. Gottlob, daſs ich bei all meinem Leid ſehr heitern Gemüthes bin, und die luſtigſten Gedanken ſpringen mir durchs Hirn. Meine Phantaſie ſpielt mir in ſchlafloſen Nächten die ſchönſten Komödien und Poſſen vor, und zu meinem Glück iſt auch meine Frau ſehr heiterer Stimmung.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

344. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1854.

Liebſter Campe!

Ich kann Ihnen nicht ſagen, in welche Verlegenheit es mich ſetzt, daſs ich die Exemplare meines Buches, die ich aufs ſchleunigſte mir zuzuſenden Sie bat, bis auf dieſe Stunde noch nicht erhalten habe, während ſchon während der ganzen verfloſſenen Woche, theils durch direkte Zuſendungen aus Deutſchland, theils auch durch die hieſigen Buchhandlungen, mein Buch hier in Paris in Cirkulation gekommen. Ich hatte, um ſicher zu ſein, Sie ſogar erſucht, mir zwei Exemplare der „Lutetia“ unter Kreuzkouvert zu ſchicken. Ich wollte dieſe eben, wie ich Ihnen ſchrieb, in Ihrem eigenen Intereſſe anwenden, und jeder Tag Verzug brachte Gefahr. Ich beabſichtigte nämlich, der Geſetzesvorſchrift zufolge, durch Niederlegung von zwei Exemplaren bei dem Miniſterium mir meine Eigenthumsrechte bei dieſem Buche zu ſichern, ſo daſs keine diebesfingrige Überſetzung von dem erſten, beſten deutſchen Lump hier verfertigt würde, und ich auch zugleich verhüte, daſs nicht lithographierte Abſchriften des deutſchen Textes von Spekulanten gemacht werden, die, auf den exorbitanten Preis des Buches ſpekulierend, wie

Jemand ſich bereits geäußert hat, ihre gute Rechnung dabei finden würden. Iſt es nicht ſchon verdrießlich genug, daſs gewiſſe Perſonen aus Frankfurt (man ſagt mir nämlich, es ſeien Frankfurter) das Buch täglich für einen Franken per Band ausleihen? Als vorigen Sonnabend noch keine Nachricht von der Eiſenbahn über Ihre Sendung angelangt war, ſchickte ich zu Vieweg, um von ihm zwei Exemplare der „Lutetia“ für mein eigenes Geld zu verlangen. Ich ſchickte die zwei Exemplare der „Lutetia“ ſogleich meinem franzöſiſchen Verleger, den Herren Michel Levy frères, um ſie in unſer beiderſeitigem Namen dem Miniſterium zu übergeben, welches auch ſogleich geſchah. — Das Buch koſtet mir mehr als Leben, ſondern auch die Ruhe, die ich nöthig hätte, um meinen wichtigſten Arbeiten mich hinzugeben, und wahrhaftig, wenn mir in dieſer miſslichen Zeit der Athem ausgeht, ſo iſt auch für Sie der Schaden groß. Ich hatte Sie inſtändigſt gebeten, mich ſelber aus dem Spiele zu laſſen in jeder direkten und indirekten Polemik mit der „Allgemeinen“, und jetzt treiben Sie mich durch innere Nothwendigkeit auf den Fechtplatz. Wie ich aus dem Cirkular erſehe, das Sie an alle meine Gegner erlaſſen, zeigen Sie denſelben an, daſs ich mich über den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu Tode ärgere.

Erſtens iſt es nicht wahr, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daſs ich bis auf dieſe Stunde noch keine Zeile von jenem Artikel geleſen. Das von Ihnen geſchickte Exemplar iſt uneröffnet aus den Händen meiner Wärterin in die Hände des Schreibers dieſes übergegangen. Mein Freund hat mir noch keine Zeile daraus vorgeleſen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort, und ich werde mir erſt dann den Artikel vorleſen laſſen, wenn ich über die Sache ſchreiben muſs. Zweitens aber ſehen Sie nicht ein, welche Freude Sie eben meinen Gegnern machen, wenn Dieſe ſich einbilden können, daſs man mich durch einen Artikel zu ärgern vermag. Sie ſollten nur die Deloyalität des Verfahrens ausbeuten, aber keine larmoyante Rundſchreiben machen. Hätte ich nur Ruhe! Das Ausziehen iſt für mich eine Lebensfrage. Ich kann bei dieſem Transport Acceſſe bekommen, die der ganzen Komödie ein Ende machen. Höchſtens acht Tage bleibe ich noch hier in den Batignolles, dann transportiert man mich, wenn ein ſchöner Tag iſt: 3, Avenue Matignon (Champs-Elysées), Paris. Freilich haben Sie Recht, daſs ich um jeden Preis mir Ruhe verſchaffen muſs, um zu arbeiten; doch habe ich Mühe, die ungeheuern Ausgaben, die faſt fabelhaft groß ſind, zu verſchmerzen. Mit aller Arbeit gerathe ich doch dieſes Jahr wieder in ein Deficit, da die Vor- und die Nachwehen meines Buches mir nicht erlaubten, etwas Neues zu ſchreiben. Ich würde gern die franzöſiſche Ausgabe der „Lutetia“ durch die herrlichſten Zuſätze ausſchmücken, aber ich verzettele viel Zeit, und überhaupt bringt mir dieſes Buch im Franzöſiſchen, ſo wie überhaupt die ganze franzöſiſche Ausgabe meiner Bücher, nur Wenig ein, und dient nur als Reklame meines Namens. Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich ſich erworben hat, darf ſich keiner europäiſchen Reputation rühmen; und ſo wird indirekt dem Eigenthümer meiner deutſchen Werke, durch die Mühen, die ich mir bei den franzöſiſchen Verſionen gebe, wieder das Beſte zu Gute kommen, nämlich die Sicherheit, daſs mein Name immer mehr und mehr ziehen wird.

Leben Sie wohl, liebſter Campe, und forſchen Sie gefälligſt nach, warum ich von der Eiſenbahn noch nicht meine Kiſte erhalten. Es iſt, als ob ich bei dieſem Buche nur Verdruſs haben ſollte, da durch ſeine Verzögerung meine beſten Einleitungen zu Schanden werden. Setzen Sie mit der „Allgemeinen Zeitung“ nur die Drohung der Beklagnis fort, laſſen aber mich gefälligſt immer aus dem Spiele, und vergeſſen Sie nicht, daſs, wenn Ihnen manchmal der Skandal fruchtet, ſo muſs ich am Ende doch dafür büßen; beim Dukatenſchlagen bekommen Sie die Dukaten und ich die Schläge. Ich ſchließe, denn das Sprechen greift mich zu ſehr an.

Ihr ſich hundsföttiſch ſchlecht befindender und Ihnen freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Wie geht's dem armen Gathy?

---

345. An Julius Campe.

Paris, den 8. November 1854.

Liebſter Campe!

Ich habe Ihnen die angenehme Nachricht mitzutheilen, daſs ich vorgeſtern Abend ohne miſslichen Vorfall in meiner neuen Behauſung angelangt bin, mit welcher ich bis jetzt ſehr zufrieden. Die Reiſe war lang und mühſam, da ich einige Tage vorher eine Operation erlitten hatte, und ich bin in dieſem Augenblick äußerſt angegriffen und ſchwach. Ich habe im Augenblick ſo viel Zerſtreuung um die Ohren, daſs der Verdruſs, den mir das Ausbleiben meiner Exemplare verurſacht, nicht ſo ausſchließlich die Seele beſchäftigen kann, obgleich durch dieſes Ausbleiben mir unſäglich viel Unheil erwachſen. Ich habe wohl gewuſſt, liebſter Campe, und Dero Freunde haben's mir deutlich genug verſtehen laſſen, daſs Sie in dieſem Augenblick keinen einzigen Menſchen in der deutſchen Schriftſtellerei mehr haben, auf deſſen Sympathien Sie rechnen könnten, wenn ein neues Buch von mir vom Stapel liefe, und daſs alſo in einem ſolchen Falle ich ſelber das Nöthige thun müſſe, um nicht den Feinden gleich von vorn herein die Muße zu laſſen, mein Buch durch die bekannten Mittel im Publikum zu präjudicieren; wie Letzteres die Abſicht iſt, haben Sie bei Gelegenheit der „Allg. Ztg." wohl bemerkt, wo der Angriff im Momente ſtattfand, wo Sie das Buch ausgeben wollten. Da ich keine Exemplare hatte, ſo konnte ich auch nicht mit der geringſten Annonce für Deutſchland Jemand betrauen, und nicht einmal für Taillandier hatte ich die „Lutetia". Ich gab ihm nur den erſten Theil der „Vermiſchten Schriften", und nur dieſe konnte er in der „Revue des deux Mondes" beſprechen; ich ſchicke Ihnen anbei im franzöſiſchen Original die wenigen, aber ſchönen Worte, die er der Überſetzung meiner Gedichte vorandruckte. Ich ſagte ihm, ſie „Das Buch Lazarus" zu nennen, indem ſpätere Gedichte ſich daran knüpfen und ein Ganzes bilden werden. Die Überſetzung iſt ſehr gut, und ich bekomme von allen Seiten Lobſpenden, die ich kaum erwartete; ich wundre mich, daſs die Leute gleich eingeſehn, wie hier wieder ein ganz neuer Ton angeſchlagen worden, und alſo ein Fortſchritt vorhanden. Sie ſchreiben mir, daſs die „Grenzboten“ und die „Kölner Zeitung“ mein Buch beſprochen, und letztere Zeitung über Cotta geredet. Schicken Sie mir doch dieſe Sachen, die mir nützlicher ſind, als der Wiener Jeſuitenbrei, der, wie mir mein Sekretär ſagt, nur Auszüge aus der „Aveux“ Überſetzung der „Allg. Ztg.“ enthält, mit deren direkten Lektüre ich mich in dieſem Augenblick noch nicht befaſſen will. Für ſchimpfenden Dreck, wie Sie mir oft geſchickt, gebe ich nicht gern einen Sou aus, und ich bitte mir aber zu ſchicken, was ich wiſſen muſs und worüber mein Freund Reinhardt, der alle Kreuzkouverte erbricht, mir getreulich referiert. Laſſen Sie doch die Taillandier'ſchen Worte von Gathy überſetzen, und fördern Sie dieſelben in ein bedeutendes deutſches Journal. Der ſchöne Proſpektus *) den ich Ihnen geſchickt, iſt zwar ruhmredig, ſchildert aber ſehr wahrhaftig meine Stellung in Frankreich, und zumal mein erſtes Auftreten. — Sie ſchreiben mir, daſs die Jahrzahlen bei meinen Briefen dem Abſatz ſchädlich. Erkundigen Sie ſich bei einem Kunſt-

---

*) Zur franzöſiſchen Ausgabe der Heine'ſchen Werke.

verſtändigen, welcher Ihnen ſagen würde, daſs, wenn ſolche Jahrzahlen nicht exiſtiert hätten, ich als Künſtler gezwungen geweſen wäre, ſie zu erfinden. Die Briefe von Junius haben ihre Jahrzahlen und leben noch heute. Die Annalen des Tacitus haben Jahrzahlen und leben ebenfalls noch heute. Ich hoffe, daſs Ihr Junge Dies einſt beſſer verſtehn wird, als Sie. Da ich doch einmal ins Schwatzen gerathe, ſo bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der „Oſtdeutſchen Poſt“ zu ſprechen. Ich hatte von Kuranda ſeit acht Jahren Nichts erfahren, und daſs er in Bezug auf mich Etwas gegen Sie in ſeinem Journale druckte, erfuhr ich erſt durch Sie ſelbſt, als ich, unſchuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu ſchicken. Verderben Sie mir doch nicht meine gute Laune und die wenigen Augenblicke, die ich wichtigern Dingen zu widmen hätte. — Hier wurde ich geſtern unterbrochen durch den Beſuch von Perſonen, welche mir auf das Erfreulichſte erzählten, daſs man in der ganzen Geſellſchaft in Paris mit dem größten Enthuſiasmus von meinen überſetzten Gedichten in der „Revue des deux Mondes“ ſpreche. —

Während die Perfidie in Augsburg gegen mich verübt wurde, war Kolb in der Schweiz, und er liegt jetzt ſeit einigen Wochen todtkrank in Stuttgart. —

Leben Sie wohl und melden mir bald etwas Angenehmes. Ich hoffe, daſs Ihre Familie ſich wohl befindet. —

Ihr

H. Heine.

346. An St. René Taillandier *).

Liebſter Herr Taillandier!

Ich habe Ihnen noch für die Überſetzung meiner Gedichte zu danken, welche, wie man mir ſagt, einen blitzartig einſchlagenden Erfolg gehabt. Sie haben mir eine große Freude gemacht und zu gleicher Zeit einen großen Dienſt erwieſen, einen Dienſt ſo recht zu gelegener Zeit. Da ich die Exemplare der „Lutetia“ noch nicht von Hamburg erhalten habe, war ich genöthigt, einige in der Franck'ſchen Buch-

---

*) Dieſer Brief ohne Datum, iſt vom 8. oder 9. November 1864. — Die in Rede ſtehenden, von Herrn Taillandier überſetzten Poeſien ſind die „Letzten Gedichte“ Heine's, welche kurz vorher im erſten Band der „Vermiſchten Schriften“ erſchienen waren. Die franzöſiſche Verſion wurde unter dem Titel „Le Livre de Lazare“ in der „Revue des deux Mondes“ vom 1. November 1854 abgedruckt. (Vgl. die im Inhaltsverzeichnis mit † einem bezeichneten Gedichte, — H. Heine's Sämmtliche Werke, Bd. XVIII, S. VIII und IX).

handlung holen zu laſſen, und ich beeile mich, Ihnen das Buch zu ſenden, das Sie hoffentlich recht ergötzen wird. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſagt habe, daſs Cotta äußerſt betroffen iſt über die ſchändliche Perfidie, welche man in der „Augsburger Zeitung“ gegen mich angezettelt hat während der Abweſenheit des Hauptredakteurs, meines Freundes Kolb, der in der Schweiz war und ſeitdem in Stuttgart todtkrank danieder liegt. Sie ſehen, daſs die Redlichkeit nicht in dem alten Deutſchland ihren Wohnſitz hat, wie ſentimentale Touriſten es den Franzoſen aufbinden wollen.

Seit zwei Tagen bin ich in meiner neuen Wohnung in den Champs-Elyſées, Avenue Matignon Nr. 3, inſtalliert, und hoffe Sie bald dort zu ſehen.

Ihr ergebenſter
Henri Heine.

---

347. An St. René Taillandier.

Liebſter Herr Taillandier!

Ich habe unendlich bedauert, daſs Sie mich neulich gerade in dem Augenblick beſuchen kamen, wo ich eine ſchnöde Operation erlitt, die mich für Jeden, wer es auch ſei, unzugänglich machte. Es iſt ein ganz beſonderes Malheur, aber ich wäre troſtlos, wenn es mich des Vergnügens berauben ſollte, mich noch vor Ihrer Abreiſe mit Ihnen zu unterhalten. Außer den Dankſagungen, die ich Ihnen von Neuem ſchuldig bin wegen der Komplimente, die der günſtige Erfolg Ihrer Überſetzung *) mir tagtäglich einbringt, habe ich auch mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, welche die Revue betrifft, und von welcher ich Buloz Nichts ſagen möchte, bevor ich Sie zu Rathe gezogen und mich mit Ihnen darüber verſtändigt habe; denn Sie wiſſen: ſobald man ihm von einer Sache ſpricht, drängt er allzu ſehr auf ihre Ausführung. Ich bitte Sie daher, ſuchen Sie, ſo bald Sie dazu im Stande ſind, mich auf, und, wenn möglich, ſchon morgen, wo ich mich etwas beſſer zu befinden hoffe, denn heute bin ich ſehr krank, ſogar außerordentlich krank. Sie ſehen, daſs ich meine Hoffnung immer auf morgen ſetze, und ſo wird es gehen bis zu dem Tage, der kein „morgen“ mehr haben wird.

Von Herzen Ihr

Henri Heine.

Paris, den 14. November 1854.

---

*) Es iſt immer noch die im vorigen Brief erwähnte Überſetzung der „Letzten Gedichte“ gemeint.

P. S. Haben Sie die Güte, Herrn de Mars zu ſagen, daſs es mich ſehr freuen würde, ihn am 16. bei mir zu ſehen, denn Das iſt der Tag, wo er ſich ſeiner Nummer entledigt haben wird, und die beſte Zeit für ihn, mir einen Beſuch zu machen.

348. An Julius Campe.

Paris, den 14. November 1854.

Liebſter Campe!

Bis zu dieſer Stunde iſt weder Kiſte noch Laufzettel von der Nord-Eiſenbahn an mich gelangt, und Sie können ſich wohl vorſtellen, daſs bei dem Krankheitszuſtand, der ſich täglich bei mir ſteigert, meine Ungeduld darüber alle Grenzen überſteigt. Dergleichen Miſèren fehlten noch, um mir die Schriftſtellerei zu verleiden, wenigſtens Alles, was ſie Ungeſundes hat; abſonderlich das Publicieren bei Lebzeiten werde ich hinfüro zu vermeiden wiſſen. — Meine neue Wohnung iſt wunderſchön, und lebe ich nur noch ein einziges Jährchen, ſo entſchädigt ſie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen. Aber meine

Finanzen hat Letzteres erſchöpft, und indem ich mir Barſchaft zuſammentrommeln muſs, werde ich bereits morgen die Summe, die als Semeſter meiner Penſion den 1. Februar fällig, auf Sie traſſieren; ich glaubte erſt im December dieſe Tratte machen zu müſſen.

Ich befinde mich hundeſchlecht, und der große Succeſs durch die „Revue des deux Mondes“, welcher mir täglich enthuſiaſtiſche Viſiten und Alles, was der Eitelkeit des Menſchen nur ſchmeicheln kann, zuzieht, erheitert mich nur wenig, und verdoppelt ſogar manchmal meinen Trübſinn, wenn ich bedenke, wie das Alles zu ſpät kommt. Ich habe nicht die Kourage, in meinem jetzigen Zuſtand zu blaſphemieren, ſonſt würde ich wohl über die Perfidie Gottes mich ärgerlich äußern.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich, ſo wie auch ſo zuverläſſig als möglich, zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

349. An Alexandre Dumas *).

Paris, den 8. Februar 1855.

Mein lieber Dumas!

Man hat mir mehre der letzten Nummern Ihres Journals vorgeleſen, und ich ſehe, daſs Sie mit Ihrer unermüdlichen Herzensgüte eine neue Kollekte

---

*) Zur nähern Erläuterung dieſes in franzöſiſcher Sprache abgefaſſten Briefes, welchen Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ vom 14. Februar 1855 abdrucken ließ, diene folgende Stelle eines Schreibens über den Geſundheitszuſtand Heine's, das ſein Sekretär, Herr Reinhardt, am 8. Februar 1855 an Herrn Campe abſandte: „Von dem Zeitungstreiben in Deutſchland iſt Heine jetzt ganz entfremdet, und läſſt er plärren und ſchreien, ohne ſich darum zu bekümmern, oder ſich nur anzeigen zu laſſen, wo und wie man es thut. Das Einzige, wofür Jemand ſeine humoriſtiſche Neugierde noch zu erregen wuſſte, war die Venedey'ſche Reklame im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ wegen dem Gedicht „Kobes I.“, und als ich mir dieſe darauf verſchaffte und ſie ihm vor einiger Zeit vorlas, lachten wir zuſammen aufs köſtlichſte über dieſe Verſifexerei der zornigen Ohnmacht und ſchlecht maſkierten Eitelkeit, und Heine machte darüber die luſtigſten und ſpaßhaft mörderiſchſten Gloſſen.“ — Der Zweck, für welchen Alexandre Dumas Geldbeiträge entgegen nahm, war hauptſächlich die Unterſtützung Nothleidender bei der damaligen ſtrengen Winterkälte von 14 Grad.

zu Gunſten Ihrer großen Klientel von Unglücklichen veranſtalten. Ich beeile mich, dieſem Aufruf zu entſprechen, indem ich Ihnen beiliegend ein Fünfzigfranks-Billett auf die Bank von Zürich überſende, das ich von einem meiner Landsleute empfangen, der ſich in der Schweiz aufhält und mir vor zwanzig Jahren die Summe von 50 Franks abgeborgt haben will. Ich möchte mich dieſes Billetts ſo bald wie möglich entledigen, denn es ſtinkt. Es entſtrömt ihm ein Eſelsgeruch, der mir Ekel erregt; der Eſel iſt mir fürwahr von allen Thieren am meiſten zuwider; es iſt Das eine Idioſynkraſie, die ſchon aus meiner Kindheit her datiert; wenn ich einen Eſel ſchreien hörte, empfand ich immer eine entſetzliche Angſt und gab eiligſt Ferſengeld.

Ich habe nie dieſe Abneigung zu überwinden vermocht, die ich mit vielen unſrer Genoſſen theile; das Gebrüll eines Löwen oder Tigers macht mich nicht zittern. Die hungrigen Wölfe, welche mich zuweilen Nachts im Walde verfolgten, konnten mich eben ſo wenig durch ihr Geheul erſchrecken. Das Miauen der Katzen iſt mir ſchon peinlicher, aber es flößt mir keine ſolche Furcht ein wie meinem berühmten Landsmanne Meyerbeer, der beim bloßen Anblick einer Katze erbleicht; ein Jünger des Pythagoras, der an die Seelenwanderung glaubt, würde behaupten, der große Maeſtro ſei während ſeiner vormaligen Exiſtenz ein armes Mäuslein geweſen, und er trage noch in ſeinem jetzigen Leibe das furchtſame Herz einer Maus, die ſich vor der kleinſten Katze ängſtigt. Das Grunzen der Säue beluſtigt mich auch nicht ſonderlich, und wenn man ein Schwein ſchlachtet, ziehe ich den Melodieen, die es erſchallen läſſt, die Muſik eben jenes großen Maeſtros Giacomo Meyerbeer vor.

Nur durch lange Gewohnheit habe ich mich in das Gebell der Hunde jeder Art, vom Bulldog bis zum kleinſten Spitz, gefunden, und ich bin dahin gelangt, der vereinigten Anſtrengungen einer ganzen Meute zu ſpotten, die meinen Schlaf zu ſtören ſucht; aber das Thier, vor dem ich mich, wie geſagt, entſetze, iſt der Eſel; und gar unerträglich iſt mir das Geſchrei eines Eſels, den man wüthend gemacht, wie unſre muthwilligen Rangen es zu thun pflegen, indem ſie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern ſtecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausſtößt, das beißen möchte, aber nur ſchreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „I-a! i-a!“, über dies eben ſo entſetzliche wie abgeſchmackte und poſſierliche Geſchluchz, über dieſe unerhörten, vor

Stupidität faſt erhabenen Töne, die ein wüthender Eſel in ſeinem ohnmächtigen Grimme vernehmen läſſt. Das eben ſo greuliche wie lächerliche Ungethüm iſt ſo erbittert, daſs es Nichts mehr ſchonen will, weder die Ohren der Menſchen noch der Götter, und es zerreißt ſie mitleidslos, da es nichts Andres zerreißen kann. Es iſt wahr, das erſte Unrecht haben die Menſchen verübt, die ihm Pfeffer an den beſagten Ort geſteckt; aber der gequälte Eſel iſt nichtsdeſtoweniger ein garſtiges und bösartiges Thier, denn ſein Verzweiflungsgeſchrei, bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Neid, Unverſchämtheit, gemeinem Groll, Argliſt und Hinterliſt tief in den Eingeweiden verborgen lag. Das abſurde Geſchöpf war ſonſt ſo demüthig, es ertrug die Stockſchläge mit ſo rührender Beſcheidenheit, es beſaß jene Miene vulgären Ernſtes, die man ſich immer mit einer gewiſſen Ehrlichkeit verbunden denkt, es war zu dumm, zu albern und einfältig, als daſs man es nicht für ehrlich gehalten, es ſchien immer zu ſagen: „Ich bin ein Tropf, darum bin ich ehrlich!“ und in der That, es gelang ihm zuweilen, daſs man von ihm ſprach als von „dem ehrlichen . . .“

Aber halt, lieber Dumas, ich hätte faſt einen Bock geſchoſſen und dem ſogenannten ehrlichen Eſel einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum, ihn „Martin“ zu nennen, obſchon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es giebt mehr als einen Eſel, der Martin heißt;“ denn ich riſkiere immer, daſs ſich zufällig in irgend einem Winkel meiner Heimat ein obſkurer Martin findet, der eine ſolche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne dieſe Sippſchaft, die ſich mit Gier an den beiläufigſten Ausſpruch klammert, der einer Feder von einigem Ruf entſchlüpft, um denſelben zu Gunſten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die Nichts ſehnlicher wünſcht, als in den Journalen ihr Geſchrei erheben und dem Redakteur ſchreiben zu können: „Mein Herr, der Eſel, von welchem Heinrich Heine in ſeinem Briefe ſpricht, der Eſel bin ich! I-a! i-a! i-a! i-a!“

Nein, ich will einem Eſel, der um jeden Preis ſeine Eſelei kund thun möchte, keinen Anlaſs zu ſolch einer Reklame geben, und ich verlaſſe dies Thema, mit welchem ich Sie jedoch behelligen muſste, um Ihnen begreiflich zu machen, weſshalb ich mich eines Bankbilletts entledigen will, das den Geruch eines Eſels hat, den man vielleicht durch eine zu ſtarke Doſis Pfeffer zur Wuth gereizt. Außerdem lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daſs die Wohlthätigkeit keine Rolle bei der Zuſendung dieſes Geldes ſpielt, über das ich Sie zu verfügen bitte, wie es Ihnen zu Gunſten Ihrer Klienten am beſten dünkt.

Ich hätte Ihnen ſonſt noch Vielerlei zu ſagen, aber ein Hals- und Bruſtkrampf, der mich jeden Augenblick zu erſticken droht, geſtattet mir nicht, dies Diktat allzu ſehr zu verlängern; mein Arzt hat mir ſogar das Sprechen gänzlich verboten. Das ſind die Folgen eines leidigen Anfalls, der mich vor zwei Monaten betraf, und von dem ich mich erſt langſam zu erholen beginne. Denken Sie ſich, in welchem Zuſtand ich mich befinden muſſte. Jede Zerſtreuung durch Arbeit war mir unmöglich, ſelbſt das Reden war mir unterſagt; es war mir zu Muth wie einem Hunde, den man geknebelt und dem man obendrein einen Maulkorb angelegt.

Aber weſshalb beſuchen Sie mich nicht? Ich erfahre, daſs Sie jetzt in derſelben Rue d'Amſterdam wohnen, von wo ich vor einiger Zeit fortgezogen bin, um mein Quartier in den Champs Elyſées, Avenue Matignon Nr. 3, aufzuſchlagen, wo Sie mich jederzeit antreffen. Das iſt nicht weit von Ihnen, und Ihr Kabriolett könnte Sie in fünf Minuten dahin führen. Schämen Sie ſich! während Sie, junger Mann, Ihren Beſuch verzögern, hat ein Greis von fünfundſiebzig Jahren, der im Marais wohnt und hartnäckig darauf beſteht, alle Ausgänge zu Fuß zu machen, kurz unſer vortrefflicher Neſtor Béranger, mich neulich trotz des abſcheulichſten Wetters aufgeſucht. Ich hatte ihn ſeit vierundzwanzig Jahren nicht geſehen, und ich fand ihn rüſtig und munter wie einen Gamin de Paris. Eine Dame, deren Namen Sie errathen, und die bei dem Beſuche Béranger's zugegen war, verwunderte ſich über ſein gutes Ausſehen, und als er uns ſagte, daſs er fünfundſiebzig Jahre alt ſei, wollte ſie durchaus nicht daran glauben, und behauptete ſteif und feſt, er könne allerhöchſtens ſechzig Jahre zählen. Die Antwort, welche der Chanſonnier ihr gab, hat mich einen ganzen Tag lang erheitert; denn mit jenem zugleich traurigen und boshaften Tone, mit jener anſcheinenden Treuherzigkeit, unter welcher ſich die ſchalkhafteſte Durchtriebenheit verbirgt, ſagte er, die Worte zimperlich dehnend: „Sie irren ſich, Madame, und wenn Sie mir geſtatteten, Ihnen den Beweis zu liefern, würde ich Ihnen ſchon zeigen, daſs Sie ſich irren, und daſs ich wirklich ein Mann von fünfundſiebzig Jahren bin.“ Welch ein ehrwürdiger Gaſſenjunge!

Die Dame, von der ich ſo eben geſprochen, und die ſich, beiläufig geſagt, künftig hüten wird, Greiſen Komplimente über ihr Alter zu machen, hatte mich ſeit langer Zeit beauftragt, Ihnen ihren aufrichtigſten Dank für die artige Überraſchung auszuſprechen, die Sie uns durch Zuſendung des Manuſkriptes gemacht haben, das Sie ſo ſorgfältig, und ausdrücklich für ſie, mit derſelben Hand geſchrieben, die der Welt 33$\frac{1}{3}$ Meiſterwerke geſchenkt hat. Ich ſage dreiunddreißig und ein Drittel, denn ich vermuthe und hoffe, daſs Sie wohl noch zwei Drittel der „Mohikaner von Paris“ für Ihr Publikum im Rückhalt haben, das mit aufgeſperrtem Schnabel danach giert.

Doch ich muſs mein Diktat beenden — ich erſticke.

Von Herzen Ihr Freund
Heinrich Heine.

† 350. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1855.

Liebſter Campe!

Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge ſieht auch Nichts mehr), ſchreibe ich Ihnen dennoch, um nur flüchtig zu melden, daſs ich noch lebe und mehr als je in freundſchaftlicher Geſinnung für Sie verharre. Es ſind keine Gemüthsdiſſidenzien, ſondern nur berechenbare Geſchäftsdifferenzen, welche allenfalls ein Häpern und Kabbeln verurſachen konnten. Zwiſchen mir und Herrn Richard Reinhardt, meinem ehemaligen Sekretär, ſteht es anders; obgleich er meine Intereſſen, materielle wie moraliſche, ſehr warm vertritt, ſo fehlt ihm doch jene Gefühlstoleranz, die ich in ſo hohem Grade beſitze und wodurch es mir möglich iſt, in Fällen, wo nur mein Geldintereſſe oder meine Eitelkeit im Spiele iſt, 5 eine grade Zahl ſein zu laſſen, und trotz aller Widerbellerei den Ehefrieden aufrecht zu erhalten. — Geſtern hab' ich die Gemüthsverſchiedenheit, die zwiſchen mir und meinem ehemaligen Sekretär beſteht, ganz einſehen müſſen, und das Beiwort ehemalig ſagt Ihnen, daſs wir uns trennen muſſten. Nächſtens ſage ich Ihnen, was er von mir verlangte, was ich nur verſprechen ſollte für den Fall meines Todes, und was ich dennoch beſtimmt verſagte, ehrlich wie immer auf alle momentane Vortheile verzichtend, um keinen ſpäteren Vorwürfen von Zweideutigkeit mich auszuſetzen. Ich will lieber hilflos in meiner iſolierten Lage verſchmachten. Sie werden, wenn ich Ihnen das Reinhardt'ſche Begehrnis melde, mir geſtehen, wie ſehr Sie Unrecht hatten, mir durch Lappalien nur einige Minuten zu verbittern. — Durch Reinhardt konnte ich Ihnen nicht ſchreiben laſſen und hatte auch nichts Andres zu melden, als daſs ich nach Ihrer Abreiſe acht Tage lang dem Tode nahe war; jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Krämpfe; bekomme ich Ruhe, ſo werden ſie wohl nachlaſſen.

Die „Lutetia“ hat das Außerordentlichſte erreicht: während vier Wochen ſprach ganz Paris von dieſem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Todtkrank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monat täglich 5 bis 6 Stunden an dieſer franzöſiſchen „Lutetia“ und war doch im Stande, ihr die ſtiliſtiſche Ründung zu geben, die das Original beſitzt. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb und werth Ihren Freund

Heinrich Heine.

(Den Kleinen zu grüßen!)

351. An Julius Campe.

Paris, den 26. Auguſt 1855.

Liebſter Campe!

Durch die Dummheit meiner Wärterin blieben geſtern einige Zeilen, die ich Ihnen ſchrieb, auf dem Tiſche, und in die Enveloppe, worin ich ſie zu ſtecken hieß, kam nur eine kleine Gelegenheitsfabel für unſern Kleinen, über welche ich Ihnen vielleicht ſpäter Aufklärung und Kommentar ertheile. Vielleicht auch bedürfen Sie Deſſen nicht, wenn Sie etwa auch dort erfuhren, welche Lüge die Wiener Preſſe gegen mich ausgeheckt. Es liegt mir wenig dran und zeigt nur, welch ein Stichwort die reiche Klicke, die gegen mich verbündet iſt, gewählt hat.

Ich habe Ihnen geſtern nur wenige Worte über die Anträge mittheilen wollen, die mir aus Amerika*) zugingen. Doch ich unterlaſſe es und begnüge mich, Ihnen zu ſagen, daſs ich auch auf die Vorſchläge, mich bei einer engliſchen Überſetzungs-Geſammtausgabe meiner Werke reichlich zu betheiligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographiſches hinzugäbe — daſs ich auf ſolche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort ſchreibe, ja keine Antwort, um ganz ſicher zu ſein, daſs Nichts von meiner Seite geſchehen, wodurch im Intereſſe des dortigen Nachdrucks mein Name miſsbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Loyalität, im Geringſten auf falſche Annahmen und irrige Gedanken gerathen könnten. Sie ſehen, wie ängſtlich ich Alles vermeide, was Ihr Miſstrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches

---

*) Vermuthlich von dem Verleger der in Philadelphia publicierten höchſt unvollſtändigen Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke.

Widerſtreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen ſollten, daſs, wo unſre Intereſſen kollidieren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht ſein wollen. Ich kann nicht ſehen, was ich ſchreibe, indem meine Augen in der Hitze ſo leidend. Hab noch keinen ſichern Sekretär und dadurch meine liebe Noth. Deſshalb konnte ich Ihnen noch nicht Beſtimmtes ſelbſt direkt mittheilen über Alles, was ich Herrn Gathy mündlich auftrug, Ihnen proviſoriſch wiſſen zu laſſen. Ich wollte nur, daſs Sie durch Gathy erführen, wie ſehr mir Ihre Wünſche am Herzen liegen, und wie ich ſo bald als moglich dafür ſorgen werde, Alles fortzuräumen, was ſpätere Differenzen hervorbringen könnte. Heinrich Laube war hier, und dieſer praktiſche Freund, dem ich unſre ſchriftliche Übereinkunft zeigte, betheuerte mir, daſs er nicht begreife, wie Sie einen Augenblick über meine Befugniſſe in Zweifel ſein könnten. — Sie ſehen, liebſter Campe, wie ich der Einſicht und dem Rechtsgefühl jedes braven Menſchen getroſt das Urtheil überlaſſen darf, ob ich die Arbeit, die jetzt vielleicht als Pfand meine vorzüglichſte Unterſtützung werden muſs, Ihnen gleichſam zum Theil umſonſt hingeben muſs, wenn wir über Nachlaſshonorar Nichts ſtipuliert. — In ſolchem Falle wäre ich ja ein Thor, nur eine Feder anzuſetzen — Doch davon ſoll heute nicht ausführlich die Rede ſein, und ich beſchränke mich darauf, Sie freundſchaftlich zu grüßen.

Ihr wahrhaft ergebener

H. Heine.

352. An Alexandre Dumas *).

Mein lieber Dumas!

Ich kann Ihnen nicht ſchildern, wie ſehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Dieſe Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeſchluchzt, als geſchrieben, und mit einem faſt grauſamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müſſen.

Ich danke Ihnen für dieſe Thränen, oder, beſſer geſagt, für dieſen Vorwand, um zu weinen: denn das menſchliche Herz, dieſer hochmüthige Hund von einem Herzen, iſt ſo beſchaffen, daſs es, wie bedrückt es ſich fühlen mag, zuweilen lieber krepieren, als ſich durch Thränen erleichtern möchte. Dieſer Hund von einem hochmüthigen Herzen ſollte doch immer froh ſein, wenn es ihm geſtattet iſt, ſeine eignen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anſchein zu haben, als weine es über das Unglück ſeiner Mitmenſchen.

---

*) Vom Sommer oder Herbſt 1855.

Ich danke Ihnen alſo für die rührenden Blätter über Marie Dorval.

353. An St. René Taillandier.

Den 8. September 1855.

Liebſter Taillandier!

Da ich in dieſem Augenblick einige Zeilen an die Revue zu ſenden habe, ſo ergreife ich dieſe Gelegenheit, um Ihnen beiliegende Blätter zu ſenden, damit Sie nach Bequemlichkeit einen Blick darauf werfen, ehe Sie zu mir kommen. Auf jeden Fall erwarte ich morgen Ihren liebenswürdigen Beſuch. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt, aber nicht zu ſpät. Ihre Überſetzung*) iſt prächtig, und meine Korrekturen ſind nur Varianten, die ich Ihnen vorſchlage, einzig um doch die Hand daran gelegt zu haben. Ach, wie ſchwer iſt es mir, meine poetiſchen deutſchen Gefühle auszuſprechen! Meine transrhenaniſche Empfindſamkeit klingt in der Sprache des Poſitivismus allzu proſaiſch-vernünftig. Glauben

---

*) Es handelt ſich um die Überſetzung des „Neuen Frühling", welche Herr Taillandier auf Heine's Wunſch angefertigt hatte, und welche unter dem Titel „Nouveau Printemps" in der „Revue des deux Mondes" vom 15. September 1855 erſchien.

Sie mir, liebſter Freund, daſs es der armen deutſchen Nachtigall, die ſich ihr Neſt in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut hat, herzlich ſchlecht zu Muthe iſt.

Alſo auf morgen!

Ihr ergebenſter

Henri Heine.

---

354. An Adolf Stahr.

Liebſter Freund!

Ich bin nicht nachläſſig, aber ſehr krank, und konnte Ihnen erſt heute die beifolgenden Bücher beſorgen *).

Die „Allemagne“, die „Lutèce“ und die „Poëmes et legendes“ bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und dieſelben mögen als Kurioſität in Ihrer Bibliothek prangen.

Den zerriſſenen erſten Theil des „Salons“ ſowie auch die „Revue des deux Mondes“ bitte ich jedoch, ſobald Sie derſelben nicht mehr bedür-

---

*) Es waren einige Bücher über die Geſchichte der franzöſiſchen Malerei, welche Heine dem Profeſſor Stahr zu ſeinen Studien über die große Kunſtausſtellung in Paris 1855 zu ſchaffen ſich freundlich erboten hatte.

ſen, mir zurückzuſenden. — Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adreſſe gegeben, und ich denke, er wird unſerer hochgeehrten und vielgeliebten Freundin *) ſeine Aufwartung machen. Ich ſelbſt ſchmachte nach ihrem Roman — **) um ſo mehr, da ich Nichts mehr zu leſen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen ſollen ein ſehr zähes Leben haben!! —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 7. Oktober 1855.

355. An Julius Campe.

Paris, den 1. November 1855.

Liebſter Campe!

Ich habe mit Schreiben gezögert, weil ich ſeit Monaten jeden Tag meine Schweſter hier ewartete, welche mein Bruder, von Wien über Hamburg reiſend, zur Ausſtellung, begleiten wollte. Iſt ſie noch nicht abgereiſt, ſo wird ſie gewiſs von Ihnen Aufträge für mich fodern oder fodern laſſen, und in dieſem Fall könnten ſie auch einige Bücher aus der Bibliothek von Laeiß für mich mitgeben; beiliegend einige Nummern ſeines Bücherverzeichniſſes zu dieſem Zwecke. Schicken Sie mir auch den Schluſs des Romans von Meißner; ich hab' nur den erſten und zweiten Band. — Mit Guſtav werde ich ernſthaft ſprechen, und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm beſtimmt ſagen, wie er Ihre Freundſchaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten ſolle, als er bisher gethan. Es iſt mir aus ſehr vielen Gründen lieb, ihn zu ſehen; ich bin noch immer bedeutend krank und bedarf liebender Zuſprüche. — Mr. Gathy hab' ich ſeitdem nicht geſehen und ſchließe daraus, daſs er meinen Auftrag verrichtet und Ihnen gezeigt, wie ich Ihren erprobteſten Freunden die geſchäftliche Differenz, die noch zwiſchen uns obwaltet, und zwar nur eventualiter obwaltet, zur Beurtheilung überlaſſen kann. Die Hauptſache iſt leider, daſs ich in dieſem Augenblick verflucht wenig arbeiten kann, und dieſes Jahr ein Deficit von etwa 15000 Franks (durch verfehlte Hilfsverſuche) darbieten dürfte. Deſshalb muſs ich auch im Beginn dieſes Monats die 600 ℳ Banco, die den 1. Februar als Penſionsſemeſter zahlbar, alſo 3 Monat dato (an die Ordre von Homberg & Comp.) auf Sie traſſieren. Solche Symptome können Ihnen immer zeigen, wie mich die Finanzfragen importunieren. Vergeſſen Sie Das nie, und Sie werden nie mir verargen, wenn ich auch Sie mit dieſen Fragen behellige.

---

*) Frau Fanny Lewald-Stahr.

**) Die „Wandlungen“, von denen Heine den erſten Theil geleſen hatte.

Ich kann heut faſt gar nicht ſehen, und meine Augen brennen. Seit ich mich von Herrn Reinhardt getrennt, habe ich Niemand, dem ich einen Brief im Deutſchen diktieren kann; ſonſt würde ich Ihnen öfter ſchreiben. Niemand erhält Brief von mir, Niemand Antwort. Viel paſſiert. Drei niederträchtige Klicken machen mir den gemeinſten Krieg — und ich bekümmere mich nicht darum. — Grüßen Sie mir herzlich den Schiff; ſeine Novellen haben mich höchlich ergötzt, und ich werde ihm durch meine Schweſter Alles wiſſen laſſen, was mir zu ſchreiben oder gar zu diktieren unmöglich, z. B. meine Lage, wo ich hier oft die beſten Freunde monatlang nicht ſehen darf. Eben weil ich Madame Embden erwartete, ſchrieb ich nicht an Schiff.

Hier iſt Stahr nebſt Fanny Lewald, die ich oft ſehe. Eine Menge Deutſche bringt die Ausſtellung, ich hab' aber nur Wenige empfangen können.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut und unſer lieber junger Burſche gedeiht leiblich und geiſtig; ich laſſe ihn, ſo wie überhaupt Ihre Familie, freundlichſt grüßen.

Meine Gedichte haben im Franzöſiſchen einen fabuloſen Beifall. Ich, ich ſelbſt, überſetze jetzt auch die noch ungedruckten, und Das iſt mir eine heitere, anregende, höchſt anziehende Beſchäftigung geworden.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

356. An die Mouche *).

Liebſte holde Freundin!

Ich danke für die ſüßherzlichen Zeilen — bin froh, daſs Sie wohl ſind — ich leider bin immer ſehr krank, ſchwach und unwirſch, manchmal bis zu Thränen über den geringſten Schickſalsſchabernak afficiert. — Jeder Kranke iſt eine Ganache. Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſerablen Zuſtande ſehen, aber die liebe mouche muſs ich dennoch ſumſen hören. Komm Du bald — ſo bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — ſo bald als möglich, — komm, mein theures, liebes Schwabengeſicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

---

*) November 1855 geſchrieben.

357. An die Mouche *).

Mittwoch, 3 Uhr.

Liebſte Seele!

Bin ſehr elend. Huſtete 24 Stunden lang; daher heute Kopfſchmerz, wahrſcheinlich auch morgen — deſshalb bitte ich die Süßeſte, ſtatt morgen (Donnerstag), lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muſs ich lungern. Mein Serinsky **) hat für die ganze Woche ſich krank melden laſſen. Welche unbehagliche Miſsſtände! Ich werde faſt wahnſinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der ſo grauſam an mir handelt, bei der Thierquälergeſellſchaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdeſſen küſſe ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero wahnſinniger

H. H.

358. An die Mouche *). ***)

Liebes Kind!

Ich gratuliere Dir zum neuen Jahre und ſchicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigſtens de bon goût iſt. Ich weiß ſehr gut, daſs es Dir nicht ganz recht iſt, wenn ich dergleichen Konvenienzen beobachte, aber es geſchieht auch unſerer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeachtung der üblichen Aufmerkſamkeit einen Mangel an wechſelſeitigem Eſtime ſehen würde. Ich liebe Dich ſo ſehr, daſs ich für meine Perſon gar nicht nöthig hätte, Dich zu eſtimieren. Du biſt meine liebe Mouche, und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geiſtes denke. Leider kann ich Nichts für Dich thun, als Dir ſolche Worte, „gemünzte Luft“, ſagen. Meine beſten Wünſche zum neuen Jahre, ich ſpreche ſie nicht aus — Worte!

---

*) Gleichfalls vom November 1855, einige Tage ſpäter als das vorige Billett.

**) Damit iſt Heine's letzter Sekretär gemeint.

***) Vom 1. Januar 1856.

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouche zu ſehen, dann laſſe ich es ihr wiſſen. Jedenfalls aber kommt ſie übermorgen zu Ihrem

Nebukadnezar II.,

ehemaliger preußiſcher Atheiſt, jetzt Lotosblumenanbeter.

359. An die Mouche *).

Liebſte Mouche!

Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges

---

*) Vom Anfang Januar 1856.

fällt zu, und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Aber ich liebe Dich ſehr und denke an Dich, Du Süßeſte! Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du biſt nicht ſo dumm, als Du ausſiehſt! Zierlich biſt Du über alle Maßen, und daran erfreut ſich mein Sinn. Werde ich Dich morgen ſehen? Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe bâillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefſter Jammer, dein Name iſt

H. Heine.

360. An die Mouche *).

Liebſte Freundin!

Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daſs ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. Leb wohl.

H.

---

*) Mitte Januar 1856.

Nachträge.

(Zu Band XVI, S. 3.)

Vorrede
zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte."

(Geſchrieben zu Paris, den 18. Oktober 1844.)

Vor etwa vier Wochen haben dieſe „Neue Gedichte" die Preſſe verlaſſen, und faſt gleichzeitig erſchien im Einzeldruck das darin enthaltene Wintermärchen, „Deutſchland" betitelt. Mein Verleger, der durch die großen Auflagen, die er von meinen Werken zu machen pflegt, dem Genius des Verfaſſers das ehrenvollſte Vertrauen ſchenkt, widmete mir diesmal eine geſteigerte Huldigung, und er druckte von den „Neuen Gedichten" eine noch weit enthuſiaſtiſchere Anzahl von Exemplaren. Vergebens ſtellte ich ihm vor, welcher bitteren Enttäuſchung er ſich dadurch ausſetze, und ich geſtand ihm, wie ich in authentiſchen Zeitungsblättern mit eignen Augen geleſen habe, daſs meine Popularität ſehr geſunken ſei, daſs ich von den jüngern Poeten des Tags ganz überflügelt worden, und daſs ich überhaupt nur noch der Vergangenheit angehöre. Aber mein Verleger lächelte ſonderbar und berief ſich auf ſeine Handlungsbücher, worin der Abſatz meiner Schriften tagtäglich mit trockner Gewiſſenhaftigkeit eingezeichnet wird, und dieſe erquicklichen und progreſſiven Zahlen bildeten eine Argumentation, die ſchwer zu widerlegen war. In dieſem Augenblick triumphiert der Mann ganz und gar über die Beſorgniſſe meiner Beſcheidenheit, und er veranſtaltet in verdoppelter Quantität eine zweite Auflage jener „Neuen Gedichte.“ Leider kann ich, da ich jetzt wieder vom Druckort entfernt bin, den Druck nicht ſo ſtreng überwachen, wie ich es bei der erſten Auflage gethan. Nachträgliche Veränderungen habe ich mir nirgends erlaubt, welches ich ausdrücklich bemerke *).

Heinrich Heine.

---

*) Dieſe Vorrede, welche zu ſpät eintraf, um noch mit abgedruckt zu werden, ſchloſs mit dem Vorwort zum „Wintermärchen“ (Bd. XVII, S. 123—128), eingeleitet durch den Satz: „Ich kann jedoch nicht umhin, das Vorwort, welches den Einzeldruck des „Wintermärchens“ begleitete, bis auf wenige Zeilen hier mitzutheilen; es iſt datiert: „Hamburg, den 17. September 1844“ und lautet, wie folgt:“

(Zu Band XVI, S. 189.)

Seraphine.

3. a. *).

Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leiſe;
Mir wird das Herz ſo bang und ſchwer,
Ich denk' der alten Weiſe,

Der alten Weiſe, die uns ſingt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten —

Das Läuten und das Beten, wiſſt,
Wird nicht den Städten frommen,
Denn was einmal begraben iſt,
Das kann nicht wiederkommen.

---

*) Dies im Sommer 1830 geſchriebene Gedicht wird, von J. P. Lyſer mitgetheilt, hier zum erſten Male abgedruckt.

(Zu Band XVII, S. 257.)

Der neue Alexander.

III. *).

„Mein Lehrer, mein Ariſtoteles,
Der war zuerſt ein Pfäffchen
Von der franzöſiſchen Kolonie,
Und trug ein weißes Beffchen.

„Er hat nachher, als Philoſoph,
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes hat er mich
Erzogen nach ſeinem Syſteme.

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt,
Das von den Extremen unſerer Zeit
Ein närriſches Gemiſch iſt.

„Ich bin nicht ſchlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht geſcheute,
Und wenn ich geſtern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute;

„Ein aufgeklärter Obſkurant,
Und weder Hengſt noch Stute;
Ja, ich begeiſtre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

---

*) Aus dem Originalmanuſkript eines Briefes hier zum erſten Male veröffentlicht.

„Herr Jeſus iſt meine Zuverſicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröſter, vermittelnd ſtets
Die beiden Götter-Extreme."

(Zu Band XX.)

Briefe an Ferdinand Hiller.

1.

Paris, den 24. October 1832.

Geſtern, Liebſter, ſagte mir Dr. Donndorff, daſs Sie nach München reiſen, und Brief dorthin von mir verlangten. Ich merke, Sie wiſſen nicht, daſs der Verfaſſer des „Paria" in dieſem Augenblick die Hauptſtadt des Königs von Baiern mit ſeiner Gegenwart ziert. Dieſer (nicht der Paſcha, ſondern der Beer) wird glücklich ſein, Sie in München herum zu präſentieren und gleichſam die Honneurs der Stadt zu machen.

Auf jeden Fall beſuchen Sie den Legationsrath Dr. Lindner und grüßen ihn freundlichſt von mir. Ich hoffe, ihn wohl in Paris wieder zu ſehen. Fragen Sie ihn, ob Tjutſcheffs noch in München ſind und was ſie machen. Vergeſſen Sie Das nicht. Sagen Sie Lindnern, er könnte wohl mir ſchreiben.

Wir hätten ja jetzt Friede und Ruhe, die Demagogen ſeien jetzt ſtill, und vernünftige Leute könnten wieder ungeſtört mit einander reden. Ich hätte mit Vergnügen gehört, daſs Figaro und Siſſi ſich als wahre Freunde des Throns und des Altars bewieſen haben. Welche Hunde! Wie verſchieden ſind ſie von jenem jakobiniſchen Hunde der großen Woche, der bei den Juliuskämpfern am Louvre begraben liegt! Sie ſollen aber dem Dr. Lindner noch Mehreres ſagen, was mir jetzt nicht einfällt.

Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, ſo ſagen Sie: „wie ein Fiſch im Waſſer“, oder vielmehr, ſagen Sie den Leuten, daſs, wenn im Meere ein Fiſch den anderen nach ſeinem Befinden fragt, ſo antworte dieſer: „ich befinde mich wie Heine in Paris.“

Grüßen Sie mir in Frankfurt den Profeſſor Oppenheim, den Kopiſten meines Geſichtes, und bitten ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geſchenk zukommen laſſen will, Ihnen ſolche mitzugeben. Grüßen Sie mir dann auch Ihre Familie; Herrn E. ſagen Sie viel Freundliches von mir. Vor Allem aber kehren Sie bald zurück. Sie finden mich noch immer im alten Logis und bis am Hals im ſüßeſten Geſellſchaftsleben ſchwimmend. Ich habe, wie jedes Jahr, wieder zwei Monate am Meere zugebracht und mich, zum erſten Male, am Meere ennuyiert. Ich bin jetzt ein fleißiger Beſucher der Oper, ein Anhänger von Ludwig Philipp, meine Backen ſind roth, zwei Finger an der linken Hand ſind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Weſten — Sie werden mich kaum wieder erkennen.

Und nun leben Sie wohl. Ach, vergeſſen Sie auch nicht, Herrn Rouſſeau von mir zu grüßen.

Ihr

H. Heine.

2.

Lyon, den 19. November 1836.

Liebſter Hiller!

Ich komme dieſer Tage von Marſeille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeſchifft. . . . Da ich abergläubig bin, hielt ich Das für ein ſchlechtes Omen, und beſchloſs nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdeſſen Neapel dafür entſchädigen, daſs ich dieſen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber verſuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiſeplanen ſchwanger ſind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa dieſen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand ſein werden? Ein Zuſammentreffen mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um ſo mehr, da ich, wie ich ſeit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen ſehne. Ich lebe nämlich allein ſeit zwei Monaten, und habe deſshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Liſzt hatte mir aus Genf geſchrieben, daſs er nach Italien reiſe; ich ſchrieb ihm von Marſeille aus, um über ſeinen Reiſeweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, iſt er in Genf? Schreiben Sie mir unter Adreſſe meiner alten Wohnung: Cité Bergère No. 4. Ende nächſter Woche bin ich in Paris. Hier ennuyiere ich mich ſchrecklich. Das Theater iſt meine einzige Reſſource. Geſtern Abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater ſagte mir: „Meyerbeer iſt kein Muſiker, ſondern ein Gott“. Ich antwortete ihm, daſs ich ihn perſönlich kenne, worauf er mich auf heute Mittag zu Tiſche lud. Sie ſehen alſo, wie nützlich es mir iſt, wenn meine Freunde große Opern machen und große Muſiker werden, oder ſogar Götter. Geben Sie ſich alſo ein biſschen Mühe, ſchon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

3.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebſter Hiller!

In dieſem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mich dieſe Mittheilung betrübt hat. Noch vorgeſtern, Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verluſt Ihrem Herzen eine ſo tiefe Wunde ſchlägt. Wunden dieſer Art heilen langſam, aber ſie hinterlaſſen ſchöne Narben, ſtatt daſs manche andere Kümmerniſſe ſehr häſsliche Narben laſſen, z. B. wenn wir geliebte Perſonen nicht durch den Tod, ſondern durch das Leben verlieren. — Von Tröſtung kein Wort; wer in gewiſſen Fällen getröſtet werden kann, Der hatte gewiſs des Troſtes nicht nöthig.

Da die Kunſt Ihnen nicht bloß ein Spielzeug iſt, da Sie ihr immer mit Ernſt zugethan waren, wird ſie ſich wohl jetzt dankbar erweiſen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngſten muſikaliſchen Leiden und Freuden hat mich Sichel längſt in Kenntnis geſetzt; ich merkte, daſs letztere nicht ſehr bedeutend, erſtere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbſtgefühl zu beugen. Die Hauptſache bleibt immer, daſs wir uns ſelber genug thun.

---

*) Hiller's Mutter.

Von mir darf ich Dieſes rühmen, ich war nie mit mir ſelbſt zufriedener als eben jetzt, und nie war ich ſo gleichgültig wie jetzt gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, ſondern, was mehr ſagen will, einen ſehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daſs ich ſehen kann. In dieſem Augenblick habe ich eine Halsentzündung — Sie ſehen, Jeder iſt in ſeiner Art beſchäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgeſtiegen, um dieſen Brief zu ſchreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entſchuldigen daher mein ſchlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

An Dr. Guſtav Kolb in Augsburg.

Liebſter Kolb!

Einliegender Artikel iſt von dem hieſigen Herrn A. Weil, der viel Geiſt hat, auch gut unterrichtet iſt, aber leider nicht ſehr methodiſch denkt und ſchreibt. Er bat mich, Ihnen denſelben für die „Allg. Ztg." zu ſchicken, und ich entledige mich hiermit dieſes Auftrags. Ich ſelber leide in dieſem Augenblick an einem ſehr hartnäckigen Kopfübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben unterſagt. Sie werden daher in dieſen Monat ſelten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Poſten finden. Ich glaube den Lärm dieſes Jahres zur rechten Zeit vorausgeſehen zu haben. Jetzt bin ich der Meinung, daß die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen.

Die Geſandten ſind hier wüthend, daß Thiers die eleuſiniſchen Geheimniſſe der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hieſigen deutſchen Radikalen ſind in dieſem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg." erboſ't; ich weiß nicht, weßhalb.

Ihr Freund

H. Heine.
25. rue Bleue.

Paris, den 1. December *).

Grüßen Sie mir Lebret.

---

*) 1840

(Zu Band XXI.)

Briefe an Michael Schloſs in Köln.

1.

Paris, den 15. November 1853.

Wertheſter Herr Schloſs!

Ich habe die Ehre, Ihnen anbei die jüngſt zugeſchickten Bücher zurückzuſenden, und danke Ihnen für die mir erwieſene Freundlichkeit. Wenn ich nicht irre, ſprachen Sie mir von einem kleinen Nachtrag zu Ihrem Katalog, den Sie eben drucken ließen; ſind dieſe Blätter erſchienen, ſo bitte ich Sie, mir dieſelben unter Kreuz-Kouvert zukommen zu laſſen, und finde ich da Etwas, was mich intereſſiert, bin ich ſo frei, Sie mit neuen Aufträgen zu behelligen.

Die hübſche Norwegerin, Mademoiſelle Ingier, hatte ich das Vergnügen, kurz vor ihrer Abreiſe bei mir zu ſehen: doch befand ich mich eben in einem ſo traurigen Zuſtande, daſs ich nur wenig' Minuten ihren holdſeligen Beſuch genießen konnte.

Freundſchaftlich grüßend,
Ihr ergebener
Heinrich Heine.

2.

Paris, den 14. April 1854.

Wertheſter Herr Schloſs!

Mit großem Vergnügen habe ich aus Ihrem Billette die Nachricht Ihrer Vermählung empfangen, und ich beeile mich, Ihnen meinen freundſchaftlichſten Glückwunſch abzuſtatten. Haben Sie während Ihres kurzen Aufenthalts hier noch einige Augenblicke für mich übrig, ſo würde mir der angekündigte Beſuch zu jeder Ihnen beliebigen Stunde willkommen ſein*). Ich hoffe Sie daher bald zu ſehen, und verharre hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

---

*) Bei Gelegenheit dieſes Beſuches brach Heine in die herbſten Klagen über die Undankbarkeit Meyerbeer's aus, dem er früher ſehr nützlich geweſen, und der ihn nun vollſtändig ignoriere; da Herr Schloſs mit Meyerbeer bekannt war, ſo lag es nahe, daſs er zu einer Ausſöhnung Beider die Hand bot. Heine war einverſtanden, jedoch nur unter der Bedingung, daſs Meyerbeer den erſten Schritt thun wolle, indem er die General-Intendanz in Berlin veranlaſſe, ihm (Heine) als dem eigentlichen Autor des Ballets „Satanella“ Tantième zukommen zu laſſen. Heine nahm nämlich mit Recht an, daſs Taglioni die „Satanella“ aus

3.

Paris, den 4. Mai 1854.

Wertheſter Herr Schloſs!

Das Packet mit den Büchern nebſt Ihrer freundlichen Zuſchrift habe ich richtig erhalten — Doch bevor ich Ihnen hierfür danke und auf Ihren Brief antworte, muſs ich Sie inſtändig bitten, mich bei Madame Schloſs, meiner liebenswürdigen Freundin, zu entſchuldigen, daſs ich ihr noch nicht direkt gemeldet, wie ſehr ſie mich durch ihren gemüthreichen Brief erfreut und erquickt hat. Es iſt ganz der wahrhaftige Abdruck ihrer ſchönen Seele, ihrer edlen Natur, und der Anhauch derſelben bot mir einigen Erſatz für die Bäume und Blumen, deren Anblick ich entbehren muſs, ein Entbehrnis, das wirklich ſo ſchmerzlich iſt, wie das weibliche Mitgefühl es ſo richtig ahnte. Ich kann ihr nicht genug für dieſe Theilnahme danken, und wünſche ihr viel Heil und Heiterkeit in ihrer neuen Heimat. Ich bitte, ſie freundlichſt in meinem Namen zu umarmen, und ich denke, daſs Ihnen dieſe Kommiſſion nicht ſchwer fallen wird.

Deſſen „Fauſt" geſchöpft habe. Meyerbeer, obſchon dieſen Thatbeſtand zugebend, glaubte ſich der Intendanz gegenüber nicht mächtig genug, und empfahl daher den Rechtsweg. Die gehoffte Verſöhnung hat nie ſtattgefunden.

Ich habe mit Vergnügen, liebſter Herr Schloſs, aus Ihrem Briefe erſehen, wie auch Meyerbeer ſich dahin geäußert hat, daſs das Berliner Ballett aus meiner Mephiſtophela hervorgegangen und ich die gerechteſten Anſprüche auf Droits d'auteur geltend machen könne. Ich bin aber in dieſem Augenblick ſo krank und ſo ſehr beſchäftigt, daſs ich mich um dieſe Sache nicht eifrig bemühen kann; ich will abwarten, ob Meyerbeer Herz genug hat, aus freien Stücken in dieſer Sache meine Intereſſen zu betreiben, und in ſeiner Eigenſchaft eines General-Intendanten aller königlichen Muſik die an mir verübte Uſurpation gehörig zurechtzuweiſen. Er hat alle Befugniſſe dazu in ſeiner Machtvollkommenheit, und ſein Einfluſs iſt ſo groß, daſs er nur zu befehlen hat, und das Unrecht wird redreſſiert; ich darf ihn daher wohl in dieſer Sache als ſelbſtverantwortlich mir gegenüber betrachten, ſelbſt wenn ich ihm nicht direkt ſchreibe, wie Sie mir inſinuieren. Seine Beklagnis, daſs ich ihn in der Preſſe angreife, muſs auf Irrthum beruhen, oder auf falſche Angebereien; ſeit dem Mai 1847 habe ich niemals mit einem Worte ſeiner öffentlich erwähnt. Ein Scherzgedicht über ihn aus meiner Feder*) iſt ohne meine Erlaubnis, durch Miſsbrauch von Zutrauen, verſtümmelt genug gedruckt worden. Ihren Wunſch, die beabſichtigten Publikationen über Meyerbeer zu unterdrücken, werde ich ſo viel als möglich erfüllen. Drei Bände publiciere ich bei Campe; im erſten iſt ein ſehr unbedeutender Angriff, und ich würde ihn ausmerzen, wenn er noch in meinen Händen wäre, und wenn er überhaupt Etwas mehr als Scherz bedeutete; die zwei anderen Bände aber, die ich an Campe erſt in vier Wochen zu ſchicken brauche, ſind noch in meinen Händen, und da, was ich darin über Meyerbeer ſchrieb, ziemlich voluminös iſt, ſo kann ich es vor der Hand leicht herausnehmen, und ich habe nur die Mühe, es durch eine andere Arbeit zu erſetzen; es iſt kein großes Opfer, da die Konjunktur nicht günſtig, und es jedenfalls eine beſſere Wirkung thäte, wenn Dergleichen bei einer prägnanten Gelegenheit erſchiene. Es iſt das höchſte Bedürfnis für mich, jedenfalls meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten, und nicht wie ein Hund mit einem Maulkorb zu krepieren. Ich geſtehe Ihnen, dieſes Miſsgefühl kann ich nicht überwältigen, und Sterbende haben keine Furcht vor den Mitteln, die dem großen General-Intendanten der Muſik zu Gebot ſtehen.

---

*) Dasſelbe findet ſich in Band XVIII, S. 130 ff., der ſämmtlichen Werke.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

4.

Paris, den 10. Juni 1854.

Wertheſter Herr Schloſs!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen heute Ihre letzte Bücherſendung mit Dank zurückzuſchicken. Sie hatten es ſehr glücklich getroffen, und faſt alle dieſe Bücher gewährten mir eine große Unterhaltung.

Ich danke Ihnen auch für die zugeſchickte ſatiriſche Schrift. Die Broſchüre von Liſzt über Chopin habe ich richtig durch Brandus erhalten, aber noch nicht geleſen; an wen muſs ich ſie zurückſchicken? In Bezug auf Wagner haben Sie mich miſsverſtanden: ich habe nämlich keinen Aufſatz über Denſelben geſchrieben, ſondern ein Gedicht,*) welches in einem Cyklus enthalten, den der erſte Band meiner „Vermiſchten Schriften" bringen wird. Von letzteren, die bei Campe herauskommen, hat Derſelbe noch nicht den Druck angefangen, und erſt wenn ich meine Aushängebogen erhalte, könnte ich jenes Gedicht kommunicieren. Statt zwei, gebe ich drei Bände bei Campe heraus, und vergeſſe faſt meine Krankheit vor lauter Schererei und literariſcher Abquälerei.

---

*) „Jung-Katerverein für Poeſie-Muſik." — Sämmtliche Werke, Band. XVIII, S. 290 ff.

Grüßen Sie mir freundſchaftlich die liebe Prinzeſſin Ingier aus Norwegen, die hübſche Fee, die dermalen in Köln als Dero Frau Gattin und Hausfrau ſich etabliert hat. Ich denke oft an ihre Feen-Erſcheinung in Paris, und ihr freundliches Wohlwollen bleibt mir unvergeßlich.

Iſt etwa etwas Neues von Boz-Dickens erſchienen? Hat der Otto Müller noch andere Romane geſchrieben? Die „braunen Märchen“ und den „Leſſing“ von Sternberg kenne ich nicht, auch nicht „die deutſchen Leinweber“, Roman von L. Storch. Ich bemerke Das für den Fall, wo Sie mir eine neue kleine Sendung machen würden.

Unterdeſſen empfangen Sie die freundſchaftlichſten Grüße Ihres

treuherzig ergebenen

Heinrich Heine.

5.

Paris, den 25. Auguſt 1854.

Wertheſter Herr Schloſs!

Ich habe bis heute gezögert, Ihnen die beiliegenden Bücher zurückzuſchicken, um einige Zeilen hinzuſchreiben zu können. Sie haben keinen Begriff davon, wie meine Zeit ſeitdem durch Tagestribulationen in Anſpruch genommen worden. In dieſem Augenblicke bin ich beſchäftigt mit Anſtalten zu einer Ueberſiedlung in eine Wohnung, wo ich endlich einen großen Garten habe und friſche Düfte der Bäume und Blumen einathmen kann, welche Nachricht gewiſs der Madame Schloſs Freude machen wird. Mit meiner Hamburger Bücherquälerei bin ich noch nicht zu Ende. Das wird wohl erſt Ende September der Fall ſein. Ich danke Ihnen für Ihre Bücherſendung, doch iſt es ſelten, daſs, wenn die Wahl dem Zufall überlaſſen wird und keine Angabe von mir vorhergegangen, irgend ein Buch mir zukommt, das mir unbekannt wäre oder mich intereſſieren könnte. So habe ich ganze Sendungen von Hamburg unbenutzt laſſen müſſen.

Bis jetzt habe ich kein Wort Beſcheid von Meyerbeer, und Sie werden ſehen, ich bin dupiert. Sie haben mir gütigſt verſprochen, mir entweder das Libretto der ſogenannten „Satanella,“ oder eine thatſächliche Berichterſtattung darüber zu ſchicken: ich bitte Sie, dieſem Verſprechen nun recht bald nachzukommen.

Mit meiner Geſundheit geht es immer ſchlimmer, aber ich bin heiter und ruhig. Ich bitte, meine ſchöne Freundin recht herzlich von mir zu grüßen. Ich hoffe, daſs ſie ſich wohl befinden wird.

Indem ich Sie freundlichſt grüße, verharre ich

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

Die neue Wohnung, die ich gemiethet habe und nächſte Woche beziehe, iſt:

51, grande rue, aux Batignolles, Paris.

6.

Paris, den 9. November 1854.

Liebſter Herr Schloſs!

Sie müſſen mich wahrhaftig für einen Windbeutel halten, weil ich Ihnen mein jüngſtes Buch noch nicht geſchickt; aber ich bin doch unſchuldig an dieſer Verzögerung. Seit fünf Wochen erwarte ich täglich vergebens die Kiſte mit Exemplaren, welche

Campe mir verſichert, daſs er ſie durch die Eiſenbahn an mich abgehen ließ, ſo daſs ich keinem meiner Freunde das Buch mittheilen konnte, während es doch in den Händen aller meiner Feinde und gottlob zahlreicher Miſsgönner. Geſtern ließ ich mir einige Exemplare aus der hieſigen Buchhandlung kommen, und von dieſen ſchicke ich Ihnen das beifolgende durch die Eiſenbahn. Ich wünſche, daſs das Buch Sie amüſiere, und die darin enthaltenen Gedichte empfehle ich als Lektüre meiner lieben norwegiſchen Prinzeſſin Ingier, die ich freundlichſt und herzinnigſt grüßen laſſe. — Ich habe ſeitdem zweimal umziehen müſſen, und hatte dadurch tauſenderlei Tribulationen; jetzt aber wohne ich ſehr gut, und meine Adreſſe iſt: aux Champs-Elysées, 3 avenue Matignon.

Man ſagt mir, daſs in der „Kölner Zeitung" ein kleiner Artikel ſtehe, welcher eine Schweinerei betreffe, die mir in der „Augsburger Zeitung" während der Abweſenheit des Haupt-Redakteurs, meines Freundes, des Dr. Kolb, paſſiert iſt. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir denſelben unter Kreuzkouvert umgehend zuſchicken wollten. Ich bin ſo iſoliert von allem deutſchen Treiben, ſehe keinen einzigen Deutſchen, und erfahre nur zufällig, was dort vorfällt, zumal da mir meine Herren Sekretäre nur kärglich referieren, was ſogar in Zuſchriften enthalten; meine Augen erlauben mir nicht ſelbſt zu leſen, obgleich ich ſonderbar genug mit der Bleifeder ſchreiben kann und das Geſchriebene nicht ſehr unleſerlich iſt. In dieſer Weiſe ſchreibe ich viel.

Ich bin gegen Meyerbeer, obgleich mir der zweite Theil der „Lutetia“ hinlängliche Gelegenheit böte, noch nicht ernſthaft hervorgebrochen, und habe dennoch bis auf dieſe Stunde noch immer keine Antwort auf meine Anfragen. Schon dieſe Beleidigung verdient Züchtigung, und der liebe Gott weiß, daſs ich in ſolchen Fällen Nichts ſchenke.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich gütigſt Ihrer Frau, und bewahren Sie mir Ihre freundliche Zuneigung.

Ihr

Heinrich Heine.

7.

Paris, den 19. Februar 1855.

Liebſter Herr Schloſs!

Sie wiſſen nicht, daſs ich zwei Monat lang todtkranker als jemals war, und noch jetzt bin ich nicht im Stande zu ſprechen. Dies mag Ihnen erklären, warum ich Ihnen erſt heute ſchreibe und für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen danke. Laſſen Sie mir nun aber bald wiſſen, wie ſich meine liebenswürdige norwegiſche Freundin nach ihrem großen Feldzug befindet. Ich habe viel an ſie deſshalb gedacht, und kann nicht ohne Emotion dieſe Bitte an Sie richten.

Wäre es nicht ſehr betrübend für den Menſchenfreund, daſs die Eſel, wie wir bisher glaubten, mit ihrer Eſelei nicht auch eine gewiſſe Ehrlichkeit verbinden, ſo hätte mich die Schlingelei des Monſieur *** ſehr ergötzt*); denn ſo was iſt noch nicht vorgekommen, daſs die Eſelswuth ſich ſogar in Verſen ausbreitet. Dieſes Verbrechen muſs Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poeſie wird dadurch ekelhaft und ſtinkig. Man hätte dieſe Verſe gleich nach Sebaſtopol an Mentſchikoff ſchicken ſollen, und er hätte ſich gewiſs gleich übergeben. Ich werde kein ſolcher Narr ſein und mich lächerlich machen, indem ich mit dieſem neuen Dichter öffentlich in die Schranken träte und einen Wettgeſang anſtimmte; um ſo mehr, da ich weiß, wie einige Zeitungsredakteure (ich meine beileibe nicht die „Kölniſche

---

*) Vergl. den Brief an Alexander Dumas, vom 8. Februar 1855, auf S. 419 dieſes Bandes.

Zeitung") darauf ſpekulieren, amüſante Aufſätze für ihre Leſer, und zugleich gratis, mir durch Angriffe zu entlocken. Was ich auf ſchnöde Inſinuationen zu erwidern habe, dazu bieten ſich beſſere Gelegenheiten, und Das hat keine Eile. Hat denn dieſer Unglückliche wirklich eine reiche Heirath gemacht? ſo daſs der ſonſt ſo demüthige Eſel plötzlich in die Frechheit überſchnappt und mir 50 Franks zuſchickt, die er behauptet, mir vor zwanzig Jahren abgeborgt zu haben, während ich doch gut weiß, daſs ich ihm dieſe kleine Summe ſchenkte, und von keinem Leihen die Rede war. Wenn ich Geld lieh, waren es leider immer bedeutendere Summen, und manche unſrer Bekannten werden aus Erfahrung Dieſes bezeugen. Ich habe dieſes ſtinkige Geld den Armen gegeben, wie ich es erhalten, öffentlich, da der Eſel öffentlich darauf anſpielt, und ich habe nur die Vorſicht genommen, ihm keine Gelegenheit zu geben, ſich durch Reklame geltend zu machen. Das Seltſame an der Sache iſt, daſs noch ein Anderer aus Ihrer Stadt die Karnevalsmaſke des Köbes auf ſich bezieht, indem er der Trickes ſei, den ich gemeint haben müſſe*).

---

*) Siehe das Gedicht „Köbes I." — Sämmtl. Werke, Bd. XVIII. S. 300.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau, und bleiben Sie freundſchaftlich wohlwollend

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Ich erfahre Nichts aus der deutſchen Druckwelt, und jede Mittheilung von Ihnen, mich betreffend, werde ich dankbar entgegennehmen.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

H. Heine's

letzte Gedichte und Gedanken.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Supplementband.

Letzte Gedichte und Gedanken.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1869.

Letzte
Gedichte und Gedanken

von

Heinrich Heine.

Aus dem Nachlaſſe des Dichters
zum erſten Male veröffentlicht.

Il morto Enrico poetava ancora.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1869.

Das Recht der Überſetzung wird vorbehalten.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers . . . IX

Gedichte.

I.

Lieder.

1. Wenn junge Herzen brechen . . . 3
2. Jegliche Geſtalt bekleidend . . . 4
3. Die Wälder und Felder grünen . . . 5
4. Ich dacht' an ſie den ganzen Tag . . . 6
5. Ich will mich im grünen Wald ergehn . . . 8
6. Wir wollen jetzt Frieden machen . . . 9
7. Es faſſt mich wieder der alte Muth . . . 10
8. Tag und Nacht hab' ich gedichtet . . . 11
9. Daß ich dich liebe, o Möpschen . . . 12
10. Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut . . . 13
11. Lieben und Haſſen, Haſſen und Lieben . . . 14
An J. B. Rouſſeau . . . 15
Dresdener Poeſie . . . 16
Berlin . . . 17
Erinnerung . . . 19
Ramsgate . . . 23

Zum Polterabend.

1. Mit deinen großen, allwiſſenden Augen . . . 24
2. O, du kannteſt Koch und Küche . . . 25
3. O, die Liebe macht uns ſelig . . . 26
4. Der weite Boden iſt überzogen . . . 27
5. Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk . . . 28
An die Tochter der Geliebten . . . 29

II.

Seite
Die Flucht 33

Lieder.

1. Welch ein zierlich Ebenmaß 35
2. „Augen, ſterblich ſchöne Sterne!“ 36
3. Es erklingt wie Liedestöne 37
4. Was bedeuten gelbe Roſen? 38
5. Beſel'gend iſt es, wenn die Knoſpe 39
6 Wir müſſen zugleich uns betrüben 40
7. Das macht den Menſchen glücklich 41
8. Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht 42
Einem Abtrünnigen 43
Die ungetreue Luiſe 44

Kitty.

1. Augen, die ich längſt vergeſſen 46
2. Mir redet ein die Eitelkeit 47
3. Es glänzt ſo ſchön die ſinkende Sonne 48
4. Er iſt ſo herzbeweglich 49
5. Es läuft dahin die Barke 50
6. Das Glück, das geſtern mich geküſſt 51
Wo? 52

III.

Hymnus 55
An einen politiſchen Dichter 56
Stoßſeufzer 57
Fragment. (Die Eule ſtudierte Pandekten) 58
Varianten und Fragmente zum „Atta Troll.“ 1—3 . 59
Abſchied von Paris. 61
Zur Notiz 64

Sonette.

1. Gedanken, die wie Glieder einer Kette 65
2. Was giebt es Süßres, als in Feld und Wieſen . 66
3. Ich hatte ehmals eine alte Muhme 67
4. Vergleichbar mag ich einem Mann mich achten . 68
Herakles Muſagetes 69
Die Lernäiſche Hyder. 1. 2. 70
Teſtament 72

IV.

Seite
Bimini. I—IV. 77
Warnung 118
Duelle 119
Erlauſchtes 121
Aus der Zopfzeit 124
An Eduard G. 127
Simpliciſſimus I. 129
König Langohr I. 133
Zur Teleologie. 140
Guter Rath. 144
Päan 145
Der Wanzerich. 1. 2. 147
Die Menge thut es 151
Antwort 156
1649—1793—???? 157
Die Wanderratten 159

Zum „Lazarus.“

1. Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth . . 162
2. Wenn ſich die Blutegel vollgeſogen 166
3. Im lieben Deutſchland daheime 167
4. Geleert hab' ich nach Herzenswunſch 168
5. Die Liebesgluthen, die ſo lodernd flammten. . 169
6. Es geht am End', es iſt kein Zweifel . . . 169
7. Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig 170
8. Glaube nicht, daß ich aus Dummheit . . . 171
9. Hab' eine Jungfrau nie verführet 172
10. Ewigkeit, wie biſt du lang 173
11. Stunden, Tage, Ewigkeiten 174
12. Worte! Worte! keine Thaten! 175
13. Für eine Grille — keckes Wagen! 176
14. Mittelalterliche Roheit 177
15. Es gab den Dolch in deine Hand 178
16. Sie küßten mich mit ihren falſchen Lippen . . 180
17. Es kommt der Tod — jetzt will ich ſagen . . 181
Der Scheidende 182

Gedanken und Einfälle.

Seite
I. Perſönliches 185
II. Religion und Philoſophie 188
III. Kunſt und Literatur 203
IV. Staat und Geſellſchaft 232
V. Frauen, Liebe und Ehe 252
VI. Vermiſchte Einfälle 255
VII. Bilder und Farbenſtriche 263

Vermiſchte Aufſätze und Briefe.

Albert Methfeſſel 271
Nachträge zu den „Reiſebildern“ 273
Verſchiedenartige Geſchichtsauffaſſung 306
Zu den „Göttern im Exil“ 311
Briefe über Deutſchland 316
Die Februarrevolution 329
Waterloo 333
Loeve-Veimars 349
Vorrede zur letzten franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder“ 358
Eingangsworte zur franzöſiſchen Überſetzung eines lappländiſchen Gedichts 361
Briefe an Mathilde Heine. 1—17 365
Anmerkungen 396

Vorwort des Herausgebers.

Zwiſchen dem Tode H. Heine's und der jetzt endlich ermöglichten Veröffentlichung ſeines literariſchen Nachlaſſes iſt ein Zeitraum von mehr als dreizehn Jahren verfloſſen. Unter gewöhnlichen Umſtänden dürfte es kaum überraſchen, wenn im Verlauf einer ſo langen Periode das Intereſſe des Publikums an den Werken eines Schriftſtellers, der in ſo eminentem Grade ein Sohn ſeiner Zeit war, merklich erkaltet wäre. In Bezug auf H. Heine iſt jedoch eher das Umgekehrte der Fall. Zur Zeit ſeines Hinſcheidens war die Zahl ſeiner Freunde und Verehrer äußerſt gering, Wenige folgten ſeinem Sarge, und ſelbſt angeſehene Journale empfanden nicht die Pflicht, einem Manne, der einer ganzen Literaturepoche den Stempel ſeines Genius aufgedrückt, mehr als einen dürren Nekrolog unter den Tagesnotizen zu widmen. Erſt ſeit eine wohlgeordnete Geſammtausgabe ſeiner Werke einen bequemen Überblick ſeiner Leiſtungen gewährt, und ſeit eine tiefer eindringende Kritik den bedeutſamen Zuſammenhang ſeines Entwicklungsganges mit den bewegenden Ideen des Jahrhunderts in ein helleres Licht geſtellt, iſt die Popularität Heine's wieder in beſtändigem Wachſen begriffen. Wir glauben daher, daß ſein ſchriftſtelleriſcher Nachlaß heute eine gewogenere Aufnahme und eine unparteilichere Würdigung finden wird, als ſie demſelben zu Ende der fünfziger Jahre hätte prognoſticiert werden dürfen. Zudem iſt der innere Werth und Reichthum dieſer poſthumen Gabe wohlgeeignet, den Leſer für ihr verzögertes Erſcheinen hinreichend zu entſchädigen. Die langerwarteten „Memoiren“ ſind freilich nicht dabei — ſie befanden ſich bis vor Kurzem in Händen des Herrn Guſtav Heine zu Wien, und wenn die ſeither nicht widerrufene Angabe der Tagesblätter ſich beſtätigt, wonach das koſtbare Manuſkript im vorigen Jahre durch Vermittlung des Fürſten Richard Metternich an die öſterreichiſche Regierung verkauft und in den Archiven der k. k. Hofbibliothek eingeſargt worden iſt, ſo dürfte dasſelbe vorausſichtlich noch lange, wo nicht für immer, der Kenntnis des Publikums entzogen bleiben, oder doch nur in ſehr verſtümmelter Geſtalt dereinſt an die Öffentlichkeit gelangen. Um ſo erfreulicher iſt es, daß die Wittwe H. Heine's ſich jetzt entſchloſſen hat, den geſammten übrigen literariſchen Nachlaß des

Dichters in den Originalhandſchriften der Verlagshandlung zu übermitteln, welche es für ihre Pflicht hielt, die Herausgabe dieſes letzten Vermächtniſſes eines der ausgezeichnetſten Geiſter unſres Jahrhunderts ſo viel wie irgend thunlich zu beſchleunigen.

In der That tragen die von H. Heine hinterlaſſenen Arbeiten in Poeſie und Proſa, mehr noch als der „Romancero“ und die „Vermiſchten Schriften,“ den Charakter eines literariſchen Vermächtniſſes. Der eiferſüchtig über ſeinen Ruhm wachende Dichter hat auf ſeinem langjährigen Sterbelager zu wiederholten Malen eine genaue Durchſicht ſeiner ungedruckten Manuſkripte vorgenommen, und als Opfer ſolcher Reviſionen ſind mancherlei Erzeugniſſe ſeiner Muſe, deren Veröffentlichung nach ſeinem Tode er zu verhindern wünſchte, von ihm ſelbſt ſchon bei Lebzeiten vernichtet worden. Es läßt ſich alſo wohl annehmen, daß er, wenn auch nicht alle, ſo doch den weitaus größten Theil der bei ſeinem Tode vorgefundenen Papiere für jenen Nachlaßband beſtimmt hatte, von welchem in ſeinen Briefen an Campe mehrfach die Rede iſt, und für welchen er, unter der Vorausſetzung, daß ihm ſelbſt noch die Ordnung und Redaktion deſſelben möglich ſein würde, gerne ſchon im Voraus das Honorar ſtipuliert hätte. Der Tod ereilte ihn, bevor er dieſe Arbeit begonnen, und fremde Hand muß nun verſuchen, in den bunt durch einander gewirrten Haufen von Manuſkripten durch planmäßige Ordnung, ſo weit möglich, jenen geiſtigen Zuſammenhang zu bringen, welcher den oft fragmentariſchen Charakter des Einzelnen zwar nicht verdecken, aber doch den Genuß des Gebotenen dem Leſer erhöhen und das Verſtändnis mancher zeitgeſchichtlichen Anſpielung erleichtern wird.

Über die äußere Geſtalt der Heine'ſchen Manuſkripte, deren Herausgabe mir anvertraut worden, ſei zunächſt bemerkt, daß denſelben zahlreiche bereits in der Geſammtausgabe der Werke veröffentlichte Gedichte und Proſafragmente beilagen, zwiſchen denen ſich hie und da einzelne noch ungedruckte Lieder, Verszeilen oder Witzeinfälle befanden. Von dieſen glaubte ich bloße Varianten früher ſchon publicierter Gedichte oder Proſa-Arbeiten für jetzt nicht berückſichtigen zu ſollen, während alles weſentlich Neue und Unbekannte ſorglich an betreffender Stelle eingereiht worden iſt. Das Datum der Entſtehung ſeiner einzelnen Produktionen hat Heine niemals den Originalbrouillons beigefügt; doch ließ ſich in den meiſten Fällen ſchon aus dem jedesmaligen Charakter ſeiner Handſchrift, die zu verſchiedenen Zeiten eine ſehr verſchiedene war, mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit die Zeit der Abfaſſung ermitteln. In der Jugend war ſeine Handſchrift regelmäßig, ziemlich groß und ſchön, eine deutliche, wohlausgebildete Kaufmannshand: in den dreißiger Jahren pflegte er ſeine Brouillons vorwiegend auf gelblichem Papier mit kleinen, kritzlichen Buchſtaben zu ſchreiben: ſeit dem Beginn ſeiner Krankheit in der Mitte der vierziger Jahre bediente er ſich meiſt eines bläulichen Papieres, und ſeine vormals ſo zierliche und feſte Schrift trug bei zunehmender Erblindung, trotz der vergrößerten Buchſtaben, ein unreinliches, verwaſchenes Gepräge; in den fünfziger Jahren ſchrieb er nur noch, im Bette ſitzend, mit Bleiſtift auf große milchweiße Blätter in Querfolio, mühſam mit der Linken das halbgeſchloſſene Augenlid empor ziehend, um die immer undeutlicher werdende, unregelmäßige Schrift zu leſen. Manche dieſer Aufzeichnungen ſind heute ſchon halb verwiſcht; doch iſt es mir, bei meiner, durch vieljähriges Studium erworbenen, genauen Kenntnis der Heine'ſchen Handſchrift, wenn auch oft erſt nach langer vergeblicher Anſtrengung, geglückt, mit Hilfe einer Lupe endlich noch jedes Wort dieſer zitternden Krankenhand zu entziffern.

Schwieriger faſt war oftmals die Enträthſelung der flüchtigen Züge und ſeltſamen Abbreviaturen, mit welchen Heine in früheren Jahren ſeine witzigen Gedanken und Einfälle, wie die Stunde ſie brachte, zu gelegentlicher Verwendung notierte, heute auf einem abgeriſſenen Papierfetzen, morgen auf der Rückſeite einer Viſitenkarte oder eines Einladungsbilletts, ein andermal am Fuße eines Briefes oder auf dem leer gebliebenen Raume eines Gedichtbrouillons. Was er von dieſen Bemerkungen ſpäter in der einen oder andern Geſtalt benutzte, hab' ich in der Regel ausgeſchieden, oder, falls ich die Mittheilung aus irgend einem Grunde für wünſchenswerth hielt, mit einem Hinweis auf die betreffende Stelle der ſämmtlichen Werke begleitet.

Bei Zuſammenſtellung der Gedichte iſt durchſchnittlich die chronologiſche Ordnung bewahrt worden. Doch habe ich mir in künſtleriſchem Intereſſe manche kleine Abweichung von derſelben geſtattet, worüber in wichtigeren Fällen die Anmerkungen Auskunft geben. Im Allgemeinen umfaſſt die erſte Abtheilung Gedichte aus der Jugendzeit bis 1830; die zweite Lieder aus den dreißiger Jahren; die dritte meiſt politiſche Satiren aus der Mitte der vierziger Jahre; und die vierte faſt ausnahmslos lyriſche und epiſche Produktionen, welche ſeit dem Erſcheinen des „Romancero" entſtanden ſind. Wie ſchon der flüchtigſte Überblick zeigt, iſt jede Periode der poetiſchen Laufbahn Heine's durch ſeinen literariſchen Nachlaß um werthvolle Zeugniſſe bereichert worden, und wenn auch die Muthmaßung nahe liegt, daß die ſtrenge

Selbſtkritik des Verfaſſers an dem hyperſentimentalen Ton einiger Lieder aus der erſten Jugendzeit ſpäter begründeten Anſtoß nahm, vermag man doch bei der überraſchenden Schönheit anderer ſchwer zu begreifen, was ihn zu ſo langer Zurückhaltung derſelben bewog. Das hervorragendſte Intereſſe gewähren auf jeden Fall die Gedichte aus ſeiner letzten Lebensperiode. Die heroiſche Obmacht des Geiſtes über den gebrochenen Leib zwingt uns ſtaunende Bewunderung ab — hier wiederholt ſich vor unſeren Augen das Schauſpiel des Prometheus, welcher, unbekümmert um den Geier, der ihm die Bruſt zerfleiſcht, den Göttern trotzt. Während ſich in nicht wenigen dieſer Produktionen, wie in dem unvergleichlich reinen und ſchönen Gedichte „Bimini", die ſchöpferiſche Geſtaltungskraft Heine's auf den höchſten Gipfel der Kunſt erhebt, und ſelbſt den entſetzlichſten Jammer phyſiſchen Elends — wir verweiſen nur auf den ſchmerzlichen Erinnerungstraum aus der Schenke von Godesberg — poetiſch zu bewältigen weiß, ſteigert ſich in anderen dieſer Erzeugniſſe der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endreſultat ſeiner geiſtigen Entwicklung war, zu cyniſcher Wildheit, oder bisweilen gar zu ſo ſkurriler Obſcönität, daß die Mittheilung einzelner ſolcher Krankheitsphantaſien für jetzt unterbleiben mußte. Wie furchtbar der Stachel jener nihiliſtiſchen

Weltanſchauung ſich zuletzt nicht gegen die romantiſchen Auswüchſe allein, ſondern gegen die Poeſie ſelber kehrt, erhellt unter Anderm aus dem Nachworte zu einem dieſer nicht zur Veröffentlichung geeigneten Gedichte, wo mit nacktem Hohne erklärt wird:

Wiſſt ihr doch, daß jede Kunſt
Iſt am End' ein blauer Dunſt!

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantiſch ſüß geblüht
In des Ofterdingen Lied?
War's vielleicht die blaue Naſe
Seiner mitſchwindſücht'gen Baſe,
Die im Adelsſtifte ſtarb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband geweſen ſein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame? — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

Zum Glück ſind derartig grauſame Selbſtverhöhnungen der Poeſie in der vorliegenden Sammlung doch nur ſelten, und ihr geller Verzweiflungsſchrei wird durch die ſüß melodiſchen Weiſen echter Kunſt weit übertönt. Dazwiſchen klingeln die altbekannten

Grazioſes des Heine'ſchen Humors luſtig mit ihren Schellen; Maßmann und Venedey, Herwegh und Meyerbeer werden mit einer Lauge ätzenden Spottes überſchüttet; die Berliner Weißbierphiliſter und hochmüthig von „Kanaille" ſchwatzenden Gardeleutnants werden ſo wenig verſchont wie die Geldſäcke der Hamburger Judenſchaft; ſogar die harmloſen Schwabendichter, welche Anno 1837 in corpore aus dem Muſenalmanach deſertierten, weil derſelbe mit dem Porträt H. Heine's geſchmückt war, müſſen ſich zur Strafe für dieſen Frevel eine poſthume Neckerei derbſten Kalibers gefallen laſſen — es iſt, wie Hektor Berlioz in einem ungedruckten Briefe ſagt, als ſtünde der Dichter am Fenſter ſeines Grabes, um dieſe Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beſchauen und über ſie zu ſpotten.

Bei der ungemeinen Sorgfalt, welche Heine auf die künſtleriſche Abrundung ſeiner Werke zu verwenden pflegte, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er bei längerem Leben manches Detail in ſprachlicher wie in metriſcher Hinſicht noch gefeilt und verbeſſert hätte. Schon in den mir vorliegenden Originalbrouillons iſt, namentlich bei den Gedichten, kaum eine Zeile ohne Varianten und mehrmalige Änderungen geblieben, deren große Anzahl die Manuſkripte oft noch unleſerlicher macht.

Die hinterlaſſenen Proſa-Arbeiten Heine's ſind, wie es im Voraus zu erwarten ſtand, großentheils fragmentariſcher Natur: doch bieten die meiſten derſelben nicht unwichtige Ergänzungen zu ſeinen übrigen Schriften. Am glänzendſten offenbart ſich hier der verſatile Geiſt des Dichters in dem Brillantfeuerwerk von „Gedanken und Einfällen“, das den Hauptbeſtandtheil der zweiten Hälfte dieſes Nachlaßbandes ausmacht. War es doch eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Heine'ſchen Genius, daß ſich ihm jeder Gedanke unwillkürlich zum witzigen Impromptü geſtaltete. Ich hoffe, daß es mir gelungen iſt, dieſe vielen Hunderte von aphoriſtiſchen Bemerkungen über Kunſt und Literatur, Religion und Philoſophie, Staat und Geſellſchaft, de omnibus rebus et quibusdam aliis, in ſo überſichtlicher Weiſe zu ordnen, daß die kaleidoſkopiſch bunten Fragmente ſich jeden Augenblick gruppenförmig zu beſtimmten Bildern zuſammen ſchließen, aus denen ſich, trotz der vielfach wechſelnden Beleuchtung von Ernſt und Scherz, die Weltanſchauung des Dichters im Ganzen mit Klarheit erkennen läßt. Die meiſten dieſer Aufzeichnungen ſtammen aus den dreißiger und vierziger Jahren, äußerſt wenige aus ſpäterer Zeit.

Nicht minder werden die in wortgetreuer Überſetzung aus dem Franzöſiſchen mitgetheilten Briefe

Heine's an ſeine Frau beſonderes Intereſſe erregen. Zum erſten Mal erhalten wir hier einen authentiſchen Einblick in das idylliſche Schäferſpiel der Ehe des Dichters, über welche gewiſſenloſes Zeitungsgeklätſch einſt ſo viel' unglimpfliche und grundloſe Verleumdungen in Umlauf gebracht. Jede Zeile dieſes anmuthig koſenden Geplauders belehrt uns, daß Heine ſich in der leidenſchaftlichen, oft bis zu drolligſter Eiferſucht geſteigerten Liebe zu dem ſchlichten, weltunerfahrenen, grundgutmüthigen Naturkind Mathilde herzinnig beglückt fühlte. Wir ſehen, wie er mit faſt übertriebener Angſtlichkeit jedes unſaubere Element aus dem Kreiſe ſeiner ſtillbefriedeten Häuslichkeit zu verbannen ſucht, wie er ſeiner Frau nicht minder bei ſeinen Hamburger Verwandten, als bei ſeinen Pariſer Freunden, die ſchuldige Achtung zu verſchaffen weiß, und wie er nach faſt zehnjähriger Ehe, bei kurzer Abweſenheit von Paris, ſeiner „Nonotte" nahezu einen Tag um den andern, wie ein zärtlicher Bräutigam, die anmuthigſten Liebeserklärungen ſchreibt. Mit rührender Aufmerkſamkeit bemüht er ſich, ſie in ihrer Strohwittwenſchaft zu erheitern und von Allem, was ſie intereſſieren kann, zu unterhalten, ſie jeder Sorge zu überheben, ihr alle Furcht zu benehmen, daß eine Zeile ihres unorthographiſchen Gekritzels in fremde Hände gerathen möchte, und jeder flüchtige Gruß von ihr verſetzt ihn in jubelndes Entzücken. Der ſehnſüchtige Wunſch Heine's, die Vermögensumſtände ſeiner Frau noch über ſeinen Tod hinaus zu regulieren und ihr ein feſtes Jahreseinkommen zu ſichern, ſpricht eben ſo beredt aus dieſen Briefen, wie aus den herzbeweglichen Worten ſeines, vor Kurzem an anderer Stelle (H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 604 ff.) veröffentlichten Teſtamentes, welchem er zu Gunſten Mathildens ſpäter eine noch präciſere Faſſung zu geben gedachte, — eine Abſicht, die ihn noch in den letzten Lebensſtunden beſchäftigte, und deren volle Ausführung nur der Tod durchſchnitt.

Hamburg, den 20. Oktober 1869.

Adolf Strodtmann.

Gedichte.

I.

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Lieder.

1.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und ſie ſprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menſchen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müſſen ſich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die ſo verderblich
Den armen Menſchen drunten;
Drum ſind wir auch unſterblich.“

2.

Jegliche Geſtalt bekleidend,
Bin ich ſtets in deiner Nähe.
Aber immer bin ich leidend,
Und du thuſt mir immer wehe.

Wenn du, zwiſchen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten —
Hörſt du mich nicht leiſe klagen?

Wenn du eine Roſe pflückeſt,
Und mit kindiſchem Behagen
Sie entblätterſt und zerſtückeſt —
Hörſt du mich nicht leiſe klagen?

Wenn bei ſolchem Roſenbrechen
Böſe Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu ſtechen —
Hörſt du mich nicht leiſe klagen?

Hörſt du nicht die Klagetöne
Selbſt im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht ſeufz' ich und ſtöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

3.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling iſt erſchienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengeſang erweicht mir
Das winterlich ſtarre Gemüth,
Und aus dem Herzen ſteigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was ſingſt du ſo trüb und bang?"
Das iſt ein Liedchen, o Kleine,
Das ſing' ich ſchon Jahre lang!

Das ſing' ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beſchwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieſes Lied gehört!

4.

Ich dacht' an ſie den ganzen Tag,
Und dacht' an ſie die halbe Nacht,
Und als ich feſt im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Roſ',
Und ſitzt ſo ruhig, ſtill beglückt,
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf ſie weiße Lämmchen ſtickt.

Sie ſchaut ſo ſanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr ſteh'.
„Was iſt ſo blaß dein Angeſicht,
Heinrich, ſag mir's, wo thut's dir weh?"

Sie ſchaut ſo ſanft, und ſtaunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge ſeh'.
„Was weineſt du ſo bitterlich,
Heinrich, ſag mir's, Wer thut dir weh?"

Sie ſchaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber faſt vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir thut, mein Lieb, biſt du,
Und in der Bruſt da ſitzt das Weh."

Da ſteht ſie auf, und legt die Hand
Mir auf die Bruſt ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verſchwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

5.

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen ſprießen und Vögel ſingen;
Denn wenn ich im Grabe einſt liegen werde,
Iſt Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht ſprießen ſehn,
Und Vögelgeſang hör' ich nicht klingen.

6.

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein,
Wir wollen ſchwatzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Roſe mit rothem Geſicht,
Du Nelke mit bunten Flecken,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen ſein —
Nur mit der ſchlimmen Reſede
Laſſ' ich mich nicht mehr ein.

7.

Es faſſt mich wieder der alte Muth,
Mir iſt, als jagt' ich zu Roſſe,
Und jagte wieder mit liebender Gluth
Nach meiner Liebſten Schloſſe.

Es faſſt mich wieder der alte Muth,
Mir iſt, als jagt' ich zu Roſſe,
Und jagte zum Streite mit haſſender Wuth,
Schon harret der Kampfgenoſſe.

Ich jage geſchwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoß und mein ſchönes Kind,
Sie müſſen Beide erliegen.

8.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab' doch Nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geſchwommen,
Und bin doch zu Nichts gekommen.

9.

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das iſt dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckſt du mir die Hand.

Du willſt auch nur ein Hund ſein,
Und willſt nicht ſcheinen Mehr;
All' meine übrigen Freunde
Verſtellen ſich zu ſehr.

10.

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unſereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir ſchenken ein,
Wir klopfen an, ſie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeſchickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächſt am Rheine Mehr!

11.

Lieben und Haſſen, Haſſen und Lieben,
Iſt Alles über mich hingegangen:
Doch blieb von Allem Nichts an mir hangen,
Ich bin der Allerſelbe geblieben.

An J. B. Rouſſeau.

(Ins Stammbuch.)

Bang hat der Pfaff ſich in der Kirch' verkrochen,
Der Herrſchling zittert auf dem morſchen Thrönlein,
Auf ſeinem Kopfe wackelt ſchon ſein Krönlein —
Denn Rouſſeau's Namen hab' ich ausgeſprochen.

Doch wähne nicht, das Süpplein, womit kochen
Die Myſtiker, ſei Rouſſeau's Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rouſſeau's Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen.

Sei deines Namens werth, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf mit deutſchem Sinne,
Schlag drein mit Wort und Schwert, ſei treu und bieder.

Glaube, Freiheit, Minne ſei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So haſt du doch den Lorbeerkranz der Lieder.

Dresdener Poeſie.

Zu Dresden, in der ſchönen Stadt der Elbe,
Wo's giebt Taback- und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt ſich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Iſt nun mit Herrn und Fraun beſetzt daſſelbe,
So leſen vor, Gluth-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Noſtiz — o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage ſteht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit ſchwademt, Kind's Kindheit iſt kindiſch,
Dazwiſchen kriecht das krit'ſche Beiblatt hündiſch.

Arnoldi ſorgt fürs Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung ſei das Weltorakel.

Berlin.

Berlin! Berlin! du großes Jammerthal,
Bei dir iſt Nichts zu finden, als lauter Angſt und Qual.
Der Officier iſt hitzig, der Zorn und der iſt groß:
Miſerabel iſt das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer iſt,
So iſt eine große Hitz':
So müſſen wir exercieren,
Daß uns der Buckel ſchwitzt.

Komm' ich auf Wachtparad'
Und thu' einen falſchen Schritt,
So ruft der Adjutant:
„Den Kerl dort aus dem Glied!

„Die Taſche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geſchlagen,
Daß er ſich nicht mehr regt!"

Und wenn's dann Friede iſt,
Die Kräfte ſind dahin;
Die Geſundheit iſt verloren,
Wo ſollen wir denn nun hin?

Alsdann ſo wird es heißen:
Ein Vogel und kein Neſt!
Nun, Bruder, häng den Schnappſack an,
Du biſt Soldat geweſt.

Erinnerung.

Was willſt du traurig liebes Traumgebilde?
Ich ſehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du ſchauſt mich an mit wehmuthvoller Milde:
Ich kenne dich, und ach! du kennſt mich auch.

Ich bin ein kranker Mann jetzund, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz iſt ausgebrannt,
Mißmuth umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders war's, als ich dich einſtens fand!

In ſtolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Jagte ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerſtampfen, und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegſt viel Narrn und Böſewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabſt dem deutſchen Land
Manch guten Kaiſer und den beſten Dichter,
Und biſt die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die ſchöngebaute.
Es war die Meſſe juſt, die Schacherzeit.
Und bunt war das Gewimmel, und ich ſchaute
Wie träumend auf des Volks Geſchäftigkeit.

Da ſah ich Sie! Mit heimlich ſüßem Staunen
Erblickt' ich da die ſchwebende Geſtalt,
Die ſel'gen Augen und die ſanften Braunen —
Es zog mich fort mit ſeltſamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, ſchmal und traulich klein —
Da dreht ſich um die Holde, lächelt heiter,
Und ſchlüpft ins Haus — ich eile hintendrein.

Die Muhme nur war ſchlecht, und ihrem Geize
Opferte ſie des Mädchens Blüthen hin;
Willig ergab das Kind mir ſeine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Muſen,
Verſteh' ich mich, mich täuſcht kein glatt Geſicht.
So, weiß ich, klopft kein einſtudierter Buſen,
Und ſolche Blicke hat die Lüge nicht.

Und ſie war ſchön! Schöner iſt nicht geweſen
Die Göttin, als ſie ſtieg aus Wellenſchaum.
Vielleicht war ſie das wunderſchöne Weſen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn, und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich ſtets geſchmachtet,
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch ſchöner war ſie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wunderſüß
Verträumt an ihrem wunderſüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als ſie, mit wild verzweiflender Gebärde
Und aufgelöſtem Haar, die Hände rang,
Und endlich nieder ſtürzte auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie umſchlang!

Ach Gott! es hatte ſich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten ſah ich ſie —
Und doch riß ich mich los -- und hab' verloren
Mein armes Kind, und wieder ſah ich's nie!

Fort iſt der alte Wahn, jedoch das Bildnis
Des armen Kindes umſchwebt mich, wo ich bin.
Wo irrſt du jetzt, in welcher kalten Wildnis?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelſen, gleich einem ſchönen, weißen Frauenbuſen, erhebt ſich über dem Meere, das verliebte Meer drängt ſich an ihn heran, umſpielt und beſpritzt ihn neckend, und umſchlingt ihn mit ſeinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felſen ſteht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, ſteht eine ſchöne Frau und ſpielt heitere Weiſen auf der ſpaniſchen Guitarre.

Unter dem Balkone ſteht ein deutſcher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinab ſteigen, ſo accompagniert ſie ſeine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, daß ich wär' das wilde Meer,
Und du der Felſen drüber her —“

Unſer deutſcher Dichter hat aber dieſe Worte nicht geſungen, ſondern bloß gedacht. Erſtens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde — Als er am ſelben Abend die ſchöne Frau längs der Meeresküſte ſpazieren führte, da war er ganz und gar ſtumm.

Die Wellen drängten ſich wilder an die weiße Felſenbruſt, und über dem Waſſer warf der Mond ſeinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

Zum Polterabend.

1.

Mit deinen großen, allwiſſenden Augen
Schauſt du mich an, und du haſt Recht:
Wie konnten wir zuſammen taugen,
Da du ſo gut, und ich ſo ſchlecht!

Ich bin ſo ſchlecht und bitterblütig,
Und Spottgeſchenke bring' ich dar
Dem Mädchen, das ſo lieb und gütig,
Und, ach! ſogar aufrichtig war.

2.

O, du kannteſt Koch und Küche,
Loch und Schliche, Thür und Thor!
Wo wir nur zuſammen ſtrebten,
Kamſt du immer mir zuvor.

Jetzt heiratheſt du mein Märchen,
Theurer Freund, Das wird zu toll —
Toller iſt es nur, daß ich dir
Dazu gratulieren ſoll!

3.

„O, die Liebe macht uns ſelig,
O, die Liebe macht uns reich!“
Alſo ſingt man tauſendkehlig
In dem heil'gen röm'ſchen Reich.

Du, du fühlſt den Sinn der Lieder,
Und ſie klingen, theurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erſcheint:

Wo die Braut, mit rothen Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater, mit den Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns ſelig,
O, die Liebe macht uns reich!

4.

Der weite Boden iſt überzogen
Mit Blumendecken, der grüne Wald,
Er wölbt ſich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugmuſik erſchallt.

Es kommt der ſchöne Lenz geritten,
Sein Auge ſprüht, die Wange glüht!
Ihr ſolltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

5.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk,
Mit Jubel und Muſicieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röſelein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen —
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

An die Tochter der Geliebten.

Ich ſeh' dich an und glaub' es kaum —
Es war ein ſchöner Roſenbaum —
Die Düfte ſtiegen mir lockend zu Häupten,
Daß ſie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närriſch und jung —
Jetzt bin ich alt und närriſch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich ſprechen
In Reimen ſogar — es wird mir ſchwer,
Das Herz iſt voll, der Kopf iſt leer!

Du kleine Kouſinenknoſpe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar ſeltſame Trauer, in ſeinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange ſchliefen —
Sirenenbilder, ſie ſchlagen auf
Die lachenden Augen, ſie ſchwimmen herauf
Luſtplätſchernd — die Schönſte der Schar,
Die gleicht dir ſelber auf ein Haar!

Das iſt der Jugend Frühlingstraum —
Ich ſeh' dich an und glaub' es kaum!
Das ſind die Züge der theuren Sirene,
Das ſind die Blicke, Das ſind die Töne —
Sie hat ein ſüßflötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein ſpielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen ſpärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuſchaun
Wie anmuthſtolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den roſigen Wänglein —
Doch leider! weder Menſchen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichſte Weſen
Hat ſeine Fehler, wie wir leſen
In alten Märchen. Herr Luſignan,
Der einſt die ſchönſte Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenſchwanz gefunden.

II.

Die Flucht.

Die Meeresfluthen blitzen,
Beſtrahlt vom Mondenſchein.
Im ſchwanken Kahne ſitzen
Zwei Buhlen, die ſchiffen allein.

„Du wirſt ja blaß und blaſſer,
Du Herzallerliebſte mein!" —
„„Geliebter! dort rudert's im Waſſer,
Mein Vater holt uns ein."" —

„Wir wollen zu ſchwimmen verſuchen,
Du Herzallerliebſte mein." —
„„Geliebter! ich hör' ihn ſchon fluchen,
Ich höre ihn toben und ſchrein."" —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebſte mein!" —
„„Geliebter! das Waſſer, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein."" —

„Es werden ſteif mir die Füße,
O Herzallerliebſte mein!“ —
„„Geliebter! der Tod muß ſüße
In deinen Armen ſein.““

Lieder.

1.

Welch ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeſchoſſnen Gliedern!
Auf dem ſchlanken Hälschen wiegt ſich
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Iſt das Antlitz, wo ſich miſchen
Wolluſtblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern
Hie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenſtaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresfluth entſtiegen,
Anmuthblühend, ſchönheitſtrahlend,
Und, verſteht ſich, wohlgewaſchen.

2.

„Augen, ſterblich ſchöne Sterne!“
Alſo mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte ſingen.

Eine kleine Dirne ſang es,
Die am Meere Netze flickte;
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rothes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab' ich wieder denken müſſen,
Als ich dich zuerſt erblickte —
Doch nun muß ich dich auch küſſen.

3.

Es erklingt wie Liedestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine ſchöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maeſtro im Theater
Meines Herzens iſt er jetzt;
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich ſchon in Muſik geſetzt.

4.

Was bedeuten gelbe Roſen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und ſich dabei erboſen.

5.

(Fragment.)

Beſel'gend iſt es, wenn die Knoſpe
Sich zitternd unſerm Kuß erſchließt;
Nicht mindre Luſt gewährt die Blume,
Die blühend ſtolz in Duft zerfließt.

6.

Wir müſſen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir ſchaun,
Daß ſich die Herzen lieben
Und ſich die Köpfe nicht traun.

Fühlſt du, mein ſüßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie ſchüttelt das Köpfchen und flüſtert:
„Gott weiß, für Wen es ſchlägt!“

7.

Das macht den Menſchen glücklich,
Das macht den Menſchen matt,
Wenn er drei ſehr ſchöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der Einen lauf' ich des Morgens,
Der Andern des Abends nach:
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab' zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die ſchöne Natur.

8.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,
Nichts iſt mit dummen anzufangen;
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da iſt es mir noch ſchlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich ſelber das Wichtigſte frug,
Da blieben ſie lachend die Antwort ſchuldig.

Einem Abtrünnigen.

O des heilgen Jugendmuthes!
O, wie ſchnell biſt du gebändigt!
Und du haſt dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verſtändigt.

Und du biſt zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachteſt,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachteſt!

O, das thut das viele Leſen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Geſtern noch ein Held geweſen,
Iſt man heute ſchon ein Schurke.

Die ungetreue Luiſe.

Die ungetreue Luiſe,
Sie kam mit ſanftem Geflüſter.
Da ſaß der arme Ulrich,
Die Kerzen, die brannten ſo düſter.

Sie koſ'te und ſie ſcherzte,
Sie will ihn heiter machen . . .
„Mein Gott, wie biſt du verändert,
Ich hör' dich nicht mehr lachen!“

Sie koſ'te und ſie ſcherzte,
Zu ſeinen Füßen gelagert . . .
„Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!“

Sie koſ'te und ſie ſcherzte,
Doch mußte ſie wieder ſtocken . . .
„Mein Gott, ſo grau wie Aſche
Sind jetzo deine Locken!“

Da ſaß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen.
Er küſſte ſein böſes Liebchen,
Doch hat er kein Wort geſprochen.

Kitty.

1.

Augen, die ich längſt vergeſſen,
Wollen wieder mich verſtricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens ſanften Blicken.

Ihre Lippen küſſen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich ſchwamm des Tags in Thorheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

2.

Mir redet ein die Eitelkeit,
Daß du mich heimlich liebeſt;
Doch klügre Einſicht flüſtert mir,
Daß du nur Großmuth übeſt;

Daß du den Mann zu würd'gen ſtrebſt,
Den Andre unterſchätzen,
Daß du mir doppelt gütig biſt,
Weil Andre mich verletzen.

Du biſt ſo hold, du biſt ſo ſchön,
So tröſtlich iſt dein Koſen!
Die Worte klingen wie Muſik,
Und duften wie die Roſen.

Du biſt mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid verſüßet.

3.

Es glänzt ſo ſchön die ſinkende Sonne,
Doch ſchöner iſt deiner Augen Schein.
Das Abendroth und deine Augen,
Sie ſtrahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwiſchen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

4.

Er iſt ſo herzbeweglich,
Der Brief, den ſie geſchrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unſäglich.

Sie ennuyiere ſich täglich,
Ihr ſei die Bruſt beklommen —
„Du muſſt herüber kommen
Nach England, ſo bald als möglich.“

5.

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemſe.
Bald ſind wir auf der Themſe,
Bald ſind wir im Regentsparke.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebſtes Weibchen:
Es giebt kein weißeres Leibchen
Im Weſt-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt ſie den Waſſerkeſſel
Und rückt an den Herd den Seſſel:
Den Thee, den find' ich fertig.

6.

Das Glück, das geſtern mich geküſſt,
Iſt heute ſchon zerronnen,
Und treue Liebe hab' ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat ſie mir mal ins Herz geſchaut,
Iſt ſie davon geflogen.

Die Eine lachte, eh' ſie ging,
Die Andre thät erblaſſen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor ſie mich verlaſſen.

Wo?

Wo wird einſt des Wandermüden
Letzte Ruheſtätte ſein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüſte
Eingeſcharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küſte
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Todtenlampen ſchweben
Nachts die Sterne über mir.

III.

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben geſiegt. Wir haben geſiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgeſänge tönen die Choräle der Todtenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

An einen politiſchen Dichter.

Du ſingſt, wie einſt Tyrtäus ſang,
Von Heldenmuth beſeelet,
Doch haſt du ſchlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen ſie dir zwar,
Und loben, ſchier begeiſtert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeiſtert.

Sie pflegen auch beim Glaſe Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgeſang von dir
Lautbrüllend nachzuſingen.

Der Knecht ſingt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.

Stoßſeufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn ſie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen iſt vonnöthen,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Haſſen,
Sollt ihr uns den Herrgott laſſen,
Weil man ſonſt nicht fluchen könnt' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Fragment.

Die Eule ſtudierte Pandekten,
Kanoniſches Recht und die Gloſſa,
Und als ſie kam nach Welſchland,
Sie frug: „Wo liegt Canoſſa?“

Die alten, matten Raben
Sie ließen die Flügel hangen,
Sie ſprachen: „Das alte Canoſſa
Iſt längſtens untergegangen.

„Wir möchten ein Neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beſte:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäſte.“

Varianten und Fragmente zum „Atta Troll“.

1.

Traum der Sommernacht, phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied, ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe.
Keinem Zeitbedürfnis dient es.

Sucht darin nicht die Vertretung
Hoher Vaterlandsintreſſen:
Dieſe wollen wir befördern,
Aber nur in guter Proſa.

Ja, in guter Proſa wollen
Wir das Joch der Knechtſchaft brechen —
Doch in Verſen, doch im Liede
Blüht uns längſt die höchſte Freiheit.

Hier im Reich der Poeſie,
Hier bedarf es keiner Kämpfe,
Laſſt uns hier den Thyrſus ſchwingen
Und das Haupt mit Roſen kränzen!

2.

Sternenfunkelnd liegt die Nacht
Auf den Bergen, wie ein Mantel
Von pechſchwarzem Hermelin,
Der geſpickt mit goldnen Schwänzchen.

Es verſteht ſich, daß der Kürſchner
Toll war, der den Hermelin
Pechſchwarz färbte und mit goldnen
Statt mit ſchwarzen Schwänzchen ſpickte —

Häng dich, Freiligrath, daß du
Nicht ergrübelt haſt das Gleichnis
Von dem ſchwarzen Hermelin,
Der geſpickt mit goldnen Schwänzchen.

3.

In dem großen Viehſtall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geſchöpf die Krippe
Und darin ſein gutes Futter!

Abſchied von Paris.

(Urſprüngliches Eingangskapitel des „Wintermärchens“.)

Ade, Paris, du theure Stadt,
Wir müſſen heute ſcheiden,
Ich laſſe dich im Überfluß
Von Wonne und von Freuden.

Das deutſche Herz in meiner Bruſt
Iſt plötzlich krank geworden,
Der einzige Arzt, der es heilen kann,
Der wohnt daheim im Norden.

Er wird es heilen in kurzer Friſt,
Man rühmt ſeine großen Kuren;
Doch ich geſtehe, mich ſchaudert ſchon
Vor ſeinen derben Mixturen.

Ade, du heitres Franzoſenvolk,
Ihr meine luſtigen Brüder,
Gar närriſche Sehnſucht treibt mich fort,
Doch komm' ich in Kurzem wieder.

Denkt euch, mit Schmerzen ſehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidſchnucken der lüneburger Heid',
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich ſehne mich nach Tabaksqualm,
Hofräthen und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutſch, Schwarzbrot, Grobheit ſogar,
Nach blonden Predigerstöchtern.

Auch nach der Mutter ſehne ich mich,
Ich will es offen geſtehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau geſehen.

Ade, mein Weib, mein ſchönes Weib,
Du kannſt meine Qual nicht faſſen,
Ich drücke dich ſo feſt an mein Herz,
Und muß dich doch verlaſſen.

Die lechzende Qual, ſie treibt mich fort
Von meinem ſüßeſten Glücke —
Muß wieder athmen deutſche Luft,
Damit ich nicht erſticke.

Die Qual, die Angſt, der Ungeſtüm,
Das ſteigert ſich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutſchen Boden ſtampfe.

Vor Ende des Jahres bin ich zurück
Aus Deutſchland, und ich denke
Auch ganz geneſen, ich kaufe dir dann
Die ſchönſten Neujahrsgeſchenke.

Zur Notiz.

Die Philiſter, die Beſchränkten,
Dieſe geiſtig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wiſſen ſtets in unſren Scherzen
Lieb' und Freundſchaft zu entdecken.

Sonette.

1.

Gedanken, die wie Glieder einer Kette,
Der ein' des andern Sproß, zuſammen hangen,
Die laſſen oft mich nicht zum Schlaf gelangen,
Und ſeufzend, ſtöhnend wälz' ich mich im Bette.

Was iſt es, das vom Denken mich errette?
Wie tödt' ich dieſe hundertköpf'gen Schlangen,
Die, neu ſich ſtets erzeugend, mich umfangen? —
Ich fand es endlich aus: — ich mach' Sonette!

Schon Manchen haben ſie in Schlaf geſenket,
Drum will ich jetzo ihre Kraft erproben,
Denn nicht darf's ſein, daß man bei ihnen denket.

Und es gelingt! — ſchon winkt der Ruhe Hafen;
All' die Gedanken ſind wie Spreu zerſtoben,
Kaum fing ich an: — ſchon bin ich eingeſchlafen.

2.

Was giebt es Süßres, als in Feld und Wieſen
Den Spuren der Geliebten nachzugehn,
Und all' die Freuden, durch ſie doppelt ſchön,
Der Theuren nachempfindend zu genießen!? —

Da wo ſie von dem Gras mit leichten Füßen
Den Thau geſtreift, ſüßſinnend ſtillzuſtehn,
Die Bäum' und Blumen, die ihr Blick geſehn,
Als tiefbefreundet alle zu begrüßen! —

So, theurer Freund, hat jüngſt es mich gefreuet,
Im „Werther" Ihre Spuren zu entdecken
Durch jene gelben ſchnupftabacknen Flecken;

Auch fand ich vielfach Schnupftaback verſtreuet,
Vielleicht als Libation zu Goethe's Ehren,
Vielleicht als Streuſand auf vergoſſne Zähren.

3.

Ich hatte ehmals eine alte Muhme,
Die jetzo todt bereits geraume Zeit.
(Sie lebt' und ſtarb als unbefleckte Maid,
Zur Ehre Gottes und ſich ſelbſt zum Ruhme.)

Aus ihrem Nachlaß ward zum Eigenthume
Ein Sopha mir, das an Bequemlichkeit
Und Pracht von allen Sophas weit und breit
Ganz ohne Zweifel iſt die Kron' und Blume.

Wie Veſta's Altar war es früher heilig;
Nur Flöhe mochten allenfalls und Fliegen
Auf ihm der Liebe pflegen nach Begehr.

Doch jetzo — wie verändert! wie abſcheulich!
Da wo die alte Jungfer lag, da liegen
Anjetzo junge, und die ſind's nicht mehr.

4.

Vergleichbar mag ich einem Mann mich achten:
Das iſt der Sänger, den man Fraunlob nannte,
Weil immer nur für Frauen er entbrannte,
Ihr Lob als einz'gen Zweck ſchien zu betrachten.

Nie ſang er Helden, nie den Ruhm der Schlachten,
Zu anderm Preis er nie die Saiten ſpannte,
Sein Lohn und Dank war dann der wohlbekannte:
Es waren Fraun, die ihn zu Grabe brachten.

So weih' auch ich mein Daſein ganz den Theuern,
All' meine Pflichten ſind nur ihr Vergnügen,
Mein einz'ges Thun, denſelben obzuliegen.

Wie Frauenlob, will ich nur ſie ſtets feiern,
Und ſeinen Lohn werd' ich auch noch erringen:
— Sie werden's ſein, die mich zu Grabe bringen!

Herakles Muſagetes.

Der alte Linus und ſein alt Gedudel
Mißfiel zuletzt dem jungen Gottesſohn:
„Von Vater Teut, von Armin's Schwert und Thron,
„Von Vater Rheines vaterländ'ſchem Sprudel."

Noch mehr verdreußt ihn erſt das Lobgedudel
Auf Hans den Dümmſten und auf Hanſens Sohn;
Das Lied von Deutſchheit klingt ihm nur wie Hohn,
Und Dombauverſe ſchimpft er gar Geſudel.

„So hol' der Teufel doch die alte Leier!"
Entbrennt ſein Grimm: „was ſoll der ſchale Klang?
Schweig endlich mit dem abgeſtandnen Sang!

„Sonſt holt noch dich und dein Geplärr der Geier!"
Die Cither ſauſt, des Greiſes Schädel bricht:
Und Linus leiert nie mehr ein Gedicht.

Die Lernäiſche Hyder

1.

Neunköpfig ziſchte die geſchwollne Schlange
Im unzugänglichen Lernäa-Sumpf;
Von Qualm und Moder war die Höhle dumpf,
Aus der hervor ſie bricht zum Menſchenfange.

Was hilft es, daß ſein Schwert mit hellem Klange
Die Köpfe mäht? der ſcharfe Stahl wird ſtumpf;
Für einen treibt der Hälſe blut'ger Rumpf
Zwei Köpfe aus im raſchen Lebensdrange.

Wo nicht das Eiſen hilft, da hilft die Flamme:
Herakles greift zum hellen Feuerbrand
Und brennt die Wunden zu mit raſcher Hand;

Da ſtockt der Saft in dem verſengtem Stamme;
Den letzten Kopf, der abgehaun noch lebt,
Tief in des Sumpfes Grund ſein Schwert vergräbt.

2.

Wie? tauchen auf verſunkne Wunderzeichen?
Graunvolle Märchen werden wieder wach!
Die Nacht erweckt, was längſt begrub der Tag;
Vor der Verweſung muß das Leben weichen.

Im Moder lag bei längſt vergeſſnen Leichen
Das müde Haupt; da regt es ſich gemach,
Als wacht' es auf, und hebt ſich nach und nach
Ans Sonnenlicht aus unterird'ſchen Reichen.

Am Haupte dehnt ſich ſchon der Hals: es ringelt
Ein langer Leib ſich aus dem Sumpf hervor
Und ſteigt im bunten Schuppenkleid empor.

Viel' Köpfe wachſen ihm, es ziſcht, es züngelt — — —
Der Drache ward lebendig: ſei zur Hand,
Mein Held, mit deinem Schwert und Feuerbrand!

Teſtament.

Ich mache jetzt mein Teſtament,
Es geht nun bald mit mir zu End'.
Nur wundre ich mich, daß nicht ſchon längſtens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängſten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luiſe! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe,
Und dreimalhunderttauſend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rath
Mir immer rieth und nie was that,
Jetzt, als Vermächtnis, rath' ich ihm ſelber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb' ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geiſt und Sohn?
Der Kaiſer von China, der Rabbi von Poſen,
Sie ſollen Beide darum loſen.

Den deutſchen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblaſen vom beſten Schaum,
Vermach' ich dem Cenſor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich iſt Pumpernickel.

Die Thaten, die ich noch nicht gethan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebſt einem Recept gegen Katzenjammer,
Vermach' ich den Helden der badiſchen Kammer.

Und eine Schlafmütz, weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidſchnuckenrechte ſo kühn geredet;
Jetzt ſchweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Piſtolen, (doch nicht geladen,)
Kann ſeiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem St— ß
Vermach' ich der ſchwäbiſchen Schule: ich weiß,
Ihr wolltet mein Geſicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegentheil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Waſſer vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüth, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverſtopfung;
Ihn tröſtete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und Dieſes iſt ein Kodicill:
Für den Fall, daß Keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, ſo ſollen ſie alle
Der römiſch-katholiſchen Kirche verfallen.

IV.

Bimini.

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verſchollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte ſie im Menſchenherzen
Zu der Zeit, von der wir ſingen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War ſie ſelbſt. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Menſch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlſten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, ſah der Menſch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit ſelbſt die tollſten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Oceanes
Blauen Fluthen ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menſchenſorten, neuen Beſtien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdeſſen unſre alte,
Unſre eigne alte Welt,
Umgeſtaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde ſie

Durch Erfindniſſe des Geiſtes,
Des modernen Zaubergeiſtes,
Durch die Schwarzkunſt Berthold Schwarzes
Und die noch viel ſchlaure Schwarzkunſt

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärt'gen Hexenmeiſtern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübſch verdolmetſcht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott ſelber
Abgefaßt in zwei verſchiednen
Himmelſprachen, und er ſchrieb ſie,
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünſchelruthe,
Fand derſelbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang geſuchten Heimat
Der Gewürze, wo ſie ſprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantaſtiſchen Gewächſe,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen ſind,

Jene ſeltnen Specereien,
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menſchen oft geneſen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem ſie miſcht die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem * * * Banat.

Als ſich nun die Gartenpforte
India's erſchloß — balſamiſch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündfluth von wollüſtig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauſchend, ſinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitſcht von Feuerbränden,
Flammenruthen, in der Menſchen
Adern raſ'te jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Loſung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann ſich Jeder leicht verſchaffen
Alle irdiſchen Genüſſe.

Gold war jetzt das erſte Wort,
Das der Spanier ſprach, beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erſt nachher frug er nach Waſſer.

Mexiko und Peru ſahen
Dieſes Golddurſts Orgie.
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbeſoffen ſich im Golde.

Bei dem Tempelſturm von Quito
Perez Vacca ſtahl die Sonne,
Die zwölf Centner Goldes wog:
Doch dieſelbe Nacht verlor er

Sie im Würfelſpiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das iſt Lopez, der die Sonne
Hat verſpielt vor Sonnenaufgang.“

Hei! Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder,
(Ganz vollkommen iſt kein Menſch.)
Doch ſie thaten Wunderthaten,

Überflügelnd die Preueſſen
Furchtbarlichſter Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Radetzki.

In der Zeit des Wunderglaubens
Thaten auch die Menſchen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.

Nur der Thor war damals Zweifler,
Die verſtänd'gen Leute glaubten;
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief ſein Haupt der Weiſe.

Seltſam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beſtändig die Geſchichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte,
Aber jahrelang vergebens
Aufgeſucht die Wunderinſel
Seiner Sehnſucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Bruſt
Bebt das Herz, und die verſtorbnen
Jugendträume, ſie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen ſie mich an wehmüthig;
Todte Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erſchrocken,
Meine kranken Glieder ſchüttelnd
Alſo heftig, daß die Näthe
Meiner Narrenjacke platzen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreiſchten drollig und zugleich
Melancholiſch: Bimini.

Hilf mir, Muſe, kluge Bergfee
Des Parnaſſes, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunſt —

Zeige, daß du hexen kannſt,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberſchiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab' ich das Wort geſprochen,
Geht mein Wunſch ſchon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberſchiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Rünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr geneſen
Von den ſchändlichen Gebreſten;
Hydropathiſch iſt die Kur!

Fürchtet Nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr ſolide iſt mein Schiff;
Aus Trochäen, ſtark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantaſie ſitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' iſt der Witz, der flinke;
Ob Verſtand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen ſind Metaphern,
Die Hyperbel iſt mein Maſtbaum,
Schwarz-roth-gold iſt meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Trikolore Barbaroſſa's,
Wie ich weiland ſie geſehen
Im Kyffhäuſer und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberſchiff,
Seine träumeriſchen Furchen.

Funkenſtäubend, mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätſchert, tummelt ſich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Waſſerpoſtillone,
Amoretten, die pausbäckig
Auf bizarren Muſchelhörnern

Schallende Fanfaren blaſen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne dieſe Laute,
Dieſe ſüßmoquanten Stimmen —
Das ſind ſchnippiſche Undinen,
Nixen, welche ſkeptiſch ſpötteln

Über mich, mein Narrenſchiff,
Meine Narrenpaſſagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Inſel Bimini.

I.

Einſam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem ſtillen Waſſerſpiegel,
Steht ein Menſch, und er betrachtet
In der Fluth ſein Konterfei.

Dieſer Menſch iſt alt, doch ſpaniſch
Kerzenſteif iſt ſeine Haltung.
Halb ſeemänniſch, halb ſoldatiſch
Iſt ſein wunderlicher Anzug.

Weite Fiſcherhoſen bauſchen
Unter einem Rock von gelber
Elennshaut; von reichgeſticktem
Goldſtoff iſt das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutroth keck die Hahnenfedern.

Sie beſchatten melancholiſch
Ein verwittert Greiſenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenoſſen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen ſich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit ſonderlichem
Wohlgefallen ſcheint der Greis
In dem Waſſer zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend ſtreckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und ſeufzend
Spricht er endlich zu ſich ſelber:

„Iſt das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die ſtolze
Schleppe der Alkadentochter?

„Schlank und luftig war der Fant,
Und die goldnen Locken ſpielten
Um das Haupt, das voll von Leichtſinn
Und von roſigen Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten ſeines Pferdes Hufſchlag,
Und ſie flogen raſch ans Fenſter,
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter ſeinen Hunden,
Mit der Zung' am Gaumen ſchnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherröthend ſchöner Frauen.

„Iſt das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Moren war,
Und, als wären's Diſtelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angeſicht des ganzen
Chriſtenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterſchlag ertheilet.

„An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes ſchönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen
Noch Gekoſe ſchöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre
Meiner erſten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernſt
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Columbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreiſe.

„Treuſam blieb ich ihm ergeben,
Dieſem andern großen Chriſtoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Waſſer.

„Ich vergeſſe nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigſam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen ſeine Leiden.

„Als der Admiral zurück ging
Nach Hiſpanien, nahm ich Dienſte
Bei Ojeda, und ich ſchiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh' bis zum Scheitel,
Keinen beſſern zeigte weiland
König Artus' Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wolluſt
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein gift'ger Wurfſpieß,
Nahm er ſtracks ein glühend rothes
Eiſen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einſt, bis an die Hüfte watend
Durch Moräſte, deren Ausgang
Unbekannt, aufs Gradewohl,
Ohne Speiſe, ohne Waſſer,

„Hatten wir ſchon dreißig Tage
Uns dahingeſchleppt; von hundert
Zwanzig Mann ſchon [mehr als] achtzig
Waren auf dem Marſch verſchmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Ojeda ſprach uns Muth ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao — dieſer Held,
Der ſo muthig wie Ojeda,
War kriegskund'ger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Niſteten in ſeinem Haupte,
Und in ſeinem Herzen herrlich
Strahlte Großmuth wie die Sonne.

„Ihm verdankt die Krone Spaniens
Hundert Königthümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königthümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein hänfen Halsband,
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebaſtian's gehenkt.

„Kein so ritterlicher Degen,
Auch von gringerm Heldenſinn,
Doch ein Feldherr ſonder Gleichen,
War der Cortez, Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienſte — die Strapazen
Fehlten nicht bei dieſem Feldzug.

„Dort gewann ich ſehr viel Geld,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Geſundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab' ich Schiffe
Ausgerüſtet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab' ich endlich
Hier entdeckt die Inſel Cuba,

„Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Caſtilien
Und Fernand von Arragon,
Die mir allerhöchſt gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menſchen gierig laufen:
Fürſtengunſt und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

„Bin Statthalter, ich beſitze
Wohl an hunderttauſend Peſos,
Gold in Barren, Edelſteine,
Säcke voll der ſchönſten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieſer Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Beſſer wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, ſchmachvoll ohnmächtig
Knirſch' ich mit den morſchen Stummeln.

„Jugendzähne, nebſt der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür,
Alle meine Perlenſäcke,

„Alle meine Edelſteine,
All mein Gold, an hunderttauſend
Peſos werth, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichthum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber Junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznaſ'!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Thoren,
Der ſich ſchamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt ſein eitles Elend!

„Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüthe, dir geſtehend,
Was ich nimmermehr geſtände
Einem Heil'gen in dem Himmel —

„Dieſe Heil'gen ſind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, biſt ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlſt du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Menſch, wenn ſeines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derſelbe Herbſtwind
Ihres Blätterſchmucks entkleidet —

„Alle ſtehen kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Deſſen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenoſſen.

„Ach! bei uns, den Menſchen, lebt
Jeder ſeine eigne Jahrzeit;
Während bei dem Einen Winter,
Iſt es Frühling bei dem Andern,

„Und der Greis fühlt doppelt ſchmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieſes winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt,
Und mein Blut gefrieren macht —

„Sag der Sonne, daß ſie wieder
Gluth in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Bruſt die Nachtigallen —

„Ihre Roſen, gieb ſie wieder
Meinen Wangen, gieb das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau —
Gieb mir meine Jugend wieder!“

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor ſich hinſprach Solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er ſein Antlitz ſchmerzhaft.

Und er ſchluchzte und er weinte
So gewaltig und ſo ſtürmiſch,
Daß die hellen Thränengüſſe
Troffen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Feſtland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einſt auf ſeinem Schiffe
Schläft er Nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenſchlagbewegung,
Die ſo oft ihn eingeſchläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läſſt den Hamak ſchaukeln.

Dies Geſchäft verichtet Kaka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während ſie die luft'ge Wiege
Mit dem greiſen Kinde ſchaukelt,
Lullt ſie eine märchenhafte
Alte Weiſe ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singſang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die ſo flötend wie Gezwitſcher
Eines Zeiſigs? Und ſie ſingt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fiſchchen Brididi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stängen.

„Auf der Inſel Bimini
Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Im Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenſchaftlich ſind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen ſie den Blumen unten
Schattenküſſe, holde Kühle.

„Auf der Inſel Bimini
Quillt die allerliebſte Quelle;
Aus dem theuren Wunderborn
Fließt das Waſſer der Verjüngung.

„So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieſes Waſſers, blüht ſie auf,
Und ſie prangt in friſcher Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieſes Waſſers, treibt es wieder
Neue Knoſpen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Waſſer,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von ſich, wie ein Käfer
Abſtreift ſeine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling ſich getrunken hatte,
Schämte ſich zurückzukehren
Als Gelbſchnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die ſich wieder jung geſchlückert,
Wollte nicht nach Hauſe gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt ſie gefeſſelt
In dem ew'gen Jugendlande . . .

„Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!“

Alſo ſang des Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede ſchlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume
Lallt er kindiſch: „Bimini!"

III.

Heiter überſtrahlt die Sonne
Golf und Strand der Inſel Cuba:
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rothgeküſſt vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,
Bunt geputzt wie eine Braut
Blüht und glüht die ſchöne Inſel.

Auf dem Strande, farbenſchillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom ſelben Pulsſchlag.

Denn derſelbe Troſtgedanke
Hat ſie Alle gleich ergriffen,
Gleich beſeligt — Er bekundet
Sich im ſtillen Freudezittern

Einer alten Beguine;
Die ſich an den Krücken hinſchleppt,
Und, den Roſenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoſter murmelt —

Es bekundet ſich derſelbe
Troſtgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kokettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuſelnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Geſicht der ſteifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das ſich menſchlich heut entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiſte Kapuziner
Streichelt froh ſein Doppelkinn!

Selbſt der Biſchof, der gewöhnlich
Griesgram ausſieht, wenn er Meſſe
Leſen ſoll, weil dann ſein Frühſtück
Ein'gen Aufſchub leiden muß —

Selbſt der Biſchof ſchmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Naſe, und im Feſtſchmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt ſind

Und goldgelbe Sonnenſchirme
Über ihre Köpfe halten,
Koloſſalen Champignons,
Welche wandeln, ſchier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestiſche
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresſtrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heil'genbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Geräth, Goldflittern,
Und Wachskerzen, luſtig funkelnd.

Seine Eminenz der Biſchof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen ſprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Rhede ſchaukelnd,
Im Begriff iſt abzuſegeln
Nach der Inſel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, ſie ſind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüſtet und bemannt,
Um die Inſel aufzuſuchen,

Wo das Waſſer der Verjüngung
Lieblich ſprudelt — Von dem Ufer
Viele tauſend Segenswünſche
Folgen ihm, dem Menſchheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohlthäter —
Hofft doch Jeder, daß der Ritter
Bei der Rückkehr einſt auf Cuba
Ihm ein Fläſchchen Jugend mitbringt —

Mancher ſchlückert ſchon im Geiſte
Solche Labung, und ſie ſchaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Rhede.

Es beſteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Felucken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralſchiff iſt die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Caſtilien,
Arragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Iſt ſie ausgeſchmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Guirlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hintertheil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß ſkulptiert aus Eichholz;

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirniſſten Kouleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Eine ſtattliche Figura.

Ziegelroth iſt das Geſichte,
Ziegelroth iſt Hals und Buſen,
Der aus grünem Mieder quillt;
Auch des Rockes Farb' iſt grün.

Grün iſt auch des Hauptes Kranz,
Pechſchwarz iſt das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechſchwarz.
In der Hand hält ſie ein Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie beſteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter ſind
Nur ſechs Weiber und ſechs Prieſter.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karavelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbſt befehligt. Kaka heißt

Jene Dame — ja, die alte
Kaka iſt jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanita,
Seit der Ritter ſie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeiſtrin,
Oberhamakſchaukeldame,
Und Mundſchenkin künft'ger Jugend
Auf der Inſel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält ſie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeſchürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Koſtbarliche Brüßler Kanten,
Perlenſchnüre, viele Dutzend,
Decken ſpöttiſch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Rokoko-anthropophagiſch,
Karaibiſch-Pompadour,
Hebet ſich der Haarwulſtkopfputz,
Der geſpickt iſt mit unzähl'gen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenſchmelz wie Blumen ausſehn,
Die formiert aus Edelſteinen.

Dieſe närriſche Friſur
Von Gevögel paſſt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenſtück zu dieſer Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuverſichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im Voraus ſchon geworfen
Ins Koſtüm der lieben Jugend,
Und ſich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelſchuhn mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbſchnabel, und geſchlitzte
Hoſen, wo das rechte Bein
Roſafarben, während grün.

Grün geſtreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachſelt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Alſo ausſtaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und ertheilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten ſoll, im Augenblicke.
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenſchüſſen
Cuba ſalutieren ſollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht ſich
Auf dem Abſatz wie ein Kreiſel —
Bis zur Trunkenheit berauſcht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß ſie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singſangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fiſchchen Brididi,
Fliegt und ſchwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!“

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Thor, kein Faſelante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Inſel Bimini.

Ob der Exiſtenz der Inſel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singſang
War ihm Bürgſchaft und Gewähr.

Mehr als andre Menſchenkinder
Wundergläubig iſt der Seemann;
Hat er doch vor Augen ſtets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauſcht beſtändig
Die geheimnisvolle Meerfluth,
Deren Schoß entſtiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel' Strapazen,
Ungemach und Drangſal ausſtand —

Ach, anſtatt von altem Siechthum
Zu geneſen, ward der Ärmſte
Heimgeſucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebreſten.

Während er die Jugend ſuchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das ſtille Land, wo ſchaurig
Unter ſchattigen Cypreſſen
Fließt ein Flüßlein, deſſen Waſſer
Gleichfalls wunderthätig heilſam —

Lethe heißt das gute Waſſer!
Trink daraus, und du vergiſſt
All dein Leiden — ja, vergeſſen
Wirſt du, was du je gelitten —

Gutes Waſſer! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläſſt es
Nimmermehr — denn dieſes Land
Iſt das wahre Bimini.

Warnung.

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd,
Um Hilfe bittend zu dir kömmt —
Er iſt vielleicht ein Götterſohn.

Siehſt du ihn wieder einſt, ſodann
Die Gloria ſein Haupt umflammt;
Den ſtrengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Duelle.

Zwei Ochſen disputierten ſich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes,
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Eſel genannt.
Da „Eſel" ein Tuſch iſt bei den Ochſen,
So muſſten die beiden John Bulle ſich boxen.

Auf ſelbigem Hofe zu ſelbiger Zeit
Geriethen auch zwei Eſel in Streit,
Und heftig ſtritten die beiden Langohren,
Bis einer ſo ſehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes I a ausſtieß,
Und den andern einen Ochſen hieß.
Ihr wiſſt, ein Eſel fühlt ſich tuſchiert,
Wenn man ihn „Ochſe" tituliert.

Ein Zweikampf [folgte], die beiden ſtießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben ſich manchen Tritt in den Podex,
Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
Wo unvermeidlich ſind die Duelle;
Es muß ſich ſchlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

Erlauſchtes.

„O kluger Jekef, wie Viel hat dir
Der lange Chriſt gekoſtet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war ſchon ein bischen verroſtet.

„Du zahlteſt ſechzig tauſend Mark?
Du zahlteſt vielleicht auch ſiebzig?
Iſt nicht zu Viel für Chriſtenfleiſch —
Dein Töchterlein war ſo ſchnippig.

„Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt ſo Viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab' für all' mein ſchönes Geld
Nur Schund, nur Schofel bekommen.“

Der kluge Jekef lächelt ſo klug,
Und ſpricht wie Nathan der Weiſe:
„Du giebſt zu Viel und zu raſch, mein Freund,
Und du verdirbſt uns die Preiſe.

„Du haſt nur dein Geſchäft im Kopf,
Denkſt nur an Eiſenbahne;
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh'
Spazieren und brüte Pläne.

„Wir überſchätzen die Chriſten zu ſehr,
Ihr Werth hat abgenommen;
Ich glaube, für hundert tauſend Mark
Kannſt du einen Papſt bekommen.

„Ich hab' für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräut'gam im Petto,
Der iſt Senator und miſſt ſechs Fuß,
Hat keine Kouſinen im Ghetto.

„Nur vierzig tauſend Mark Kourant
Geb' ich für dieſen Chriſten;
Die Hälfte der Summe zahl' ich komptant,
Den Reſt verzinſt in Friſten.

„Mein Sohn wird Bürgermeiſter einſt,
Trotz ſeinem hohen Rücken;
Ich ſetz' es durch — der Wandrahm ſoll
Sich vor meinem Samen bücken.

„Mein Schwager, der große Spitzbub', hat
Mir geſtern zugeſchworen:
„Du kluger Joſef, es geht an dir
Ein Talleyrand verloren.““

Das waren die Worte, die mir einſt,
Als ich ſpazieren gegangen
Zu Hamburg auf dem Jungfernſtieg,
Ans Ohr vorüber klangen.

Aus der Zopfzeit.

Fabel.

Zu Kaſſel waren zwei Ratten,
Die Nichts zu eſſen hatten.

Sie ſahen ſich lange hungrig an;
Die eine Ratte zu wiſpern begann:

„Ich weiß einen Topf mit Hirſebrei,
Doch leider ſteht eine Schildwach' dabei;

„Sie trägt kurfürſtliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der iſt enorm;

„Die Flinte iſt geladen mit Schrot,
Und wer ſich naht, Den ſchießt ſie todt.“

Die andere Ratte kniſtert
Mit ihren Zähnchen und wiſpert:

„Des Kurfürſten Durchlaucht ſind geſcheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

„Die Zeit der alten Katten,
Die lange Zöpfe hatten.

„Durch ihre Zöpfe die Katten
Wetteiferten mit den Ratten.

„Der Zopf iſt aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur;

„Wir auserwählten Geſchöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

„O Kurfürſt, liebſt du die Katten,
So liebſt du auch die Ratten;

„Gewiß für uns dein Herze klopft,
Da wir ſchon von der Natur bezopft.

„O gieb, du edler Philoſoph,
O gieb uns frei den Hirſetopf,

„O gieb uns frei den Topf mit Brei,
Und löſe ab die Schildwach' dabei!

„Für ſolche Huld, für ſolchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb' und Treu'.

„Und ſtirbſt du einſt, auf deinem Grab
Wir ſchneiden uns traurig die Schwänze ab,

„Und flechten ſie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorber ſei ein Rattenſchwanz!“

An Eduard G.

Du haſt nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Haſt Wappenſchild mit panaſchiertem Helm,
Du biſt vielleicht auch Excellenz geworden —
Für mich jedoch biſt du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden ſehr geſchickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philiſters weißes Bruſthemd ſchmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, ſteckt nur
Ein nackter Menſch, behaftet mit Gebreſten,
Ein ſeufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern Alle,
Biſt du der Atzung, k—ſt auch jedenfalls
Wie ſie — deshalb mit dem Gemeinplatzſchwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals!

Simpliciſſimus I.

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück vertrauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunſt der Frauen.

Als ich dich ſah zum erſten Mal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejiſchen Hände
Noch nicht Glacéhandſchuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugeſt, war grün
Und zählte ſchon ſehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachſtelzenſchwänze.

Du trugeſt ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte ſich nicht dein Kinn ſo vornehm
In einer geſtickten Atlaskravatte.

Die Stiefel ſahen ſo ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs ſie fabricieret;
Noch nicht mit gleißend franzöſiſchem Firnis,
Sie waren mit deutſchem Thran geſchmieret.

Nach Biſam und Moſchus rocheſt du nicht,
Am Halſe hing noch keine Lorgnette,
Du hatteſt noch keine Weſte von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugeſt dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneuſten Mode
Von Schwäbiſch Hall — Und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hatteſt Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchſen Gedanken — aber jetzt
Iſt kahl und leer dein armer Schädel.

Verſchwunden iſt auch der Lorbeerkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich ſo gerauft? Wahrhaftig,
Siehſt aus wie eine geſchorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenbändlers, ſind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutſchen Dichtkunſt
Habe er keine Seide geſponnen.

Iſt Das der Lebendige, der die Welt
Mit all' ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würſten
Verſchlingen wollte, und in den Hades
Verwies den Pückler Muskau, den Fürſten?

Iſt Das der irrende Ritter, der einſt,
Wie jener andre, der Manchaner,
Abſagebriefe ſchrieb an Tyrannen,
Im Stile der keckſten Tertianer?

Iſt Das der Generaliſſimus
Der deutſchen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emancipation, der hoch zu Roſſe
Einher ritt vor ſeinem Freiſcharenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längſt verſchimmelt;
Begeiſtrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liſzt zu Pferde, ein ſomnambüler
Marktſchreier, Hansnarr, Philiſtergünſtling,
Ein miſerabler Heldenſpieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Naſe;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im ſchönen Auge blitzte Extaſe.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmuth des Gatten,
Als Flintenſchüſſe ſeine zarten
Unterleibsnerven erſchüttert hatten.

Sie ſprach zu ihm: „Sei jetzt kein Haſ',
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu ſiegen oder zu ſterben —
Die Kaiſerkrone ſteht auf dem Spiele.

„Denk an die Noth des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöthen.
In Frankfurt laſſ' ich dich krönen, und Rothſchild
Borgt dir wie andren Majeſtäten.

„Wie ſchön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatſchreien,
Ich hör' es ſchon; ich ſeh' auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen ſtreuen“ —

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Giebt es, woran die Beſten ſiechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unſer Held kein Pulver riechen.

Die Schüſſe knallen — der Held erblaſſt,
Er ſtottert manche unſinnige Phraſe,
Er phantaſieret gelb — die Gattin
Hält ſich das Tuch vor der langen Naſe.

So geht die Sage — Iſt ſie wahr?
Wer weiß es? Wir Menſchen ſind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das iſt auf Erden des Schönen Loos!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, ſie ſelber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie ſich verſteht,
Hatten die Eſel die Majorität,
Und es wurde ein Eſel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Eſel bildete ſich
Jetzt ein, daß er einem Löwen glich:
Er hing ſich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe ſo laut.
Er pflegte Umgang nur mit Roſſen —
Das hat die alten Eſel verdroſſen.
Bulldoggen und Wölfe waren ſein Heer,
Drob murrten die Eſel noch viel mehr.
Doch als er den Ochſen zum Kanzler erhoben,
Vor Wuth die Eſel raſ'ten und ſchnoben.
Sie drohten ſogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und ſtülpte die Kron'
Sich ſchnell aufs Haupt, und wickelte ſchnell
Sich in ein muthiges Löwenfell.

Dann ließ er vor ſeines Thrones Stufen
Die malkontenten Eſel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

„Hochmögende Eſel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, daß ich ein Eſel ſei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Leu;
Das ſagt mir Jeder an meinem Hofe,
Von der Edeldame bis zur Zofe.
Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er ſpricht:
„Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel iſt, iſt deiner Seele
Die Großmuth des Löwen angeboren —
Es hat dein Herz keine langen Ohren!“
So ſingt er in ſeiner ſchönſten Strophe,
Die Jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die ſtolzeſten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künſte beſchütz' ich: man muß geſtehn,
Ich bin zugleich Auguſt und Mäcen.
Ich habe ein ſchönes Hoftheater;
Die Heldenrollen ſpielt ein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,
Und zwanzig Möpſe bilden die Truppe.
Ich hab' eine Maler-Akademie

Geſtiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab' ich in Petto,
Den Rafael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagieren;
Er ſoll mich auch ſelber porträtieren.
Ich hab' eine Oper, ich hab' ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Gar allerliebſte Vögel ſingen
Und höchſt talentvolle Flöhe ſpringen.
Kapellenmeiſter iſt Meyer-Bär,
Der muſikaliſche Millionär;
Jetzt ſchreibt der große Bären-Meyer
Ein Feſtſpiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich ſelber übe die Tonkunſt ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich ſchlage die Laute,
Und manches ſchöne Auge ſchaute
Sehnſüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenſpiel.
Mit Freude wird einſt die Königin
Entdecken, wie muſikaliſch ich bin!
Sie ſelbſt iſt eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinſten Blute.
Sie iſt eine nahe Anverwandte
Von Don Quixote's Roſinante;
Ihr Stammbaum bezeugt, daß ſie nicht minder

Verwandt mit dem Bayard der Heymonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen
Gar manchen Hengſt, der unter den Fahnen
Gottfried's von Bouillon gewiehert hat,
Als Dieſer erobert die heilige Stadt.
Vor Allem aber durch ihre Schöne
Glänzt ſie! Wenn ſie ſchüttelt die Mähne,
Und wenn ſie ſchnaubt mit den roſigen Nüſtern,
Jauchzt auf mein Herz, entzückt und lüſtern —
Sie iſt die Blume und Krone der Mähren,
Und wird mir einen Kronerben beſcheren.
Ihr ſeht, verknüpft mit dieſer Verbindung
Iſt meiner Dynaſtie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klio's Annalen beſtehn.
Die hohe Göttin wird von mir ſagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Bruſt, daß ich weiſe und klug
Regiert, und auch die Laute ſchlug."

Hier rülpſte der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter ſprach er:

„Hochmögende Eſel, ihr jungen und alten!
Ich werd' euch meine Gunſt erhalten,
So lang' ihr derſelben würdig ſeid.

Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit,
Und wandelt ſtets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter gethan,
Die alten Eſel! In Froſt und Schwüle
Sie trugen geduldig die Säcke zur Mühle,
Wie ihnen gebot die Religion;
Sie wuſſten Nichts von Revolution —
Kein Murren entſchlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen ſie ruhig ihr friedliches Heu!
Die alte Zeit, ſie iſt vorbei.
Ihr neueren Eſel ſeid Eſel geblieben,
Doch ohne Beſcheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Eſel euch die Welt;
Ihr ſeid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demüthigen Eſelei.
Steckt man euch Pfeffer in den St—ß,
Sogleich erhebt ihr des Eſelgeſchreis
Entſetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleiſchen
Die ganze Welt, und könnt nur kreiſchen.
Unſinniger Jähzorn, der Alles vergißt!
Ohnmächtige Wuth, die lächerlich iſt!
Eur dummes Gebreie, es offenbart,

Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Argliſt ſogar
In der Eſelshaut verborgen war.“

Hier rülpſte der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter ſprach er:

„Hochmögende Eſel, ihr jungen und alten!
Ihr ſeht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchſt ungehalten bin ich,
Daß ihr ſo ſchamlos widerſinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eſelsſtandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwen-Ideen
Von meiner Politik verſtehen.
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächſt manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die ſchönſten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rath' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rath' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Raiſonneure, die frechen Sünder,
Die laſſ' ich öffentlich ſtäupen vom Schinder;
Sie ſollen im Zuchthaus Wolle kratzen.

Wird Einer gar von Aufruhr ſchwatzen,
Und Straßen entpflaſtern zur Barrikade —
Ich laſſ' ihn henken ohne Gnade.
Das hab' ich euch, Eſel, einſchärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hauſe trollen."

Als dieſe Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Eſel, die jungen und alten;
Sie riefen einſtimmig: „I-A! I-A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!"

Zur Teleologie.

(Fragment.)

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzuſtreben;
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unſre Menſchheit kleben ſolle;
Um ein Stillſtandsknecht zu ſein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir ſchauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir leſen,
Wär ein Auge gnug geweſen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir ſchauen und begaffen,
Wie er hübſch die Welt erſchaffen
Zu des Menſchen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gaſſen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten laſſen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz beſonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott verſah uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes ſpenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eiſentruhn,
Wie gewiſſe Leute thun —
(Ihren Namen auszuſprechen,
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir ſie gern,
Doch ſie ſind ſo große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche ſind auch unſre Gönner,
Und man macht aus deutſchen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.)

Gott gab uns nur eine Naſe,
Weil wir zwei in einem Glaſe
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verſchlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungeſund.
Mit dem einen Maule ſchon
Schwätzt zu viel der Erdenſohn.
Wenn er doppeltmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.

Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er ſchweigen unterdeſſen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er ſogar beim Freſſen.

Mit zwei Ohren hat verſehn
Uns der Herr. Vorzüglich ſchön
Iſt dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz ſo lang wie die,
So er unſern grauen, braven
Kameraden anerſchaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meiſterſtücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunſt-Kolik
Und Hämorrhoidal-Muſik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in ſolcher Weiſe ſprach,
Seufzte ſie und ſagte: „Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritiſieren unſern Schöpfer,
Ach! Das iſt, als ob der Topf
Klüger ſein wollt' als der Töpfer!

Doch der Menſch fragt ſtets: Warum?
Wenn er ſieht, daß Etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du haſt mir gut erklärt,
Wie zum weiſeſten Behuf
Gott dem Menſchen zwiefach ſchuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Naſ' und Mund —
Doch nun ſage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur
Warum ſchuf er . . . . .

Guter Rath.

Gieb ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagſt du es nicht, ergeht's dir ſchlimmer:
Zu deinem Eſelbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Thoren —
„Das ſind ja meine langen Ohren!“
Ruft Jeder, „dieſes gräßlich grimme
Geſchreie iſt ja meine Stimme!
Der Eſel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Eſel bin ich! I-A! I-A!“ —
Haſt einen Dummkopf ſchonen wollen,
Und zwölfe ſind es, die dir grollen.

Päan.

(Fragment.)

Streiche von der Stirn den Lorber,
Der zu lang herunter baumelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe ſtammelt.

Ja, nur ſtammeln, ſtottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Deſſen hoher Genius
Iſt ein wahrer Kunſtgenuß,
Deſſen Ruhm ein Meiſterſtück iſt,
Und kein Zufall, nicht ein Glück iſt,
Das im Schlafe ohne Müh'
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Rotznaſ',
Dem Roſſini oder Mozart.

Nein, der Meiſter, der uns theuer,
Unſer lieber Beeren-Meyer,
Darf ſich rühmen: er erſchuf
Selber ſeines Namens Ruf,
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wiſſenſchaft,
Durch politiſche Geſpinſte
Und die feinſten Rechenkünſte —
Und ſein König, ſein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämmtlicher Muſikanſtalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüſtet, ...

die ich heute unterthänigſt ehrfurchtsvoll in Anſpruch nehme.

Der Wanzerich.

1.

Es ſaß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und ſpreizte ſich,
Wie ein Rentier, und ſprach: „Wer Geld hat,
Auch Ehr' und Anſehn in der Welt hat.
Wer Geld hat, iſt auch lieblich und ſchön —
Es kann kein Weib ihm widerſtehn;
Die Weiber erbleichen ſchon und zittern,
Sobald ſie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;
Sie wälzte ſich auf ihren Matratzen,
Und muſſte ſich beſtändig kratzen.“

Ein luſtiger Zeiſig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört:
Im heiteren Unmuth ſein Schnäbelein ſchliff er,
Und auf das Inſekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und ſchmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er ſich:
Er ſagte, daß ihm der Zeiſig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Und die Moral? Der Fabuliſt
Verſchweigt ſie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unſeren Tagen
Das reiche Ungeziefer iſt.
Es ſitzt mit dem Geldſack unter dem A —,
Und trommelt ſiegreich den Deſſauer Marſch.

2.

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz;
Zumal die muſikaliſchen Wanzen,
Die Komponiſten von ſchlechten Romanzen,
(Welche, wie Schleſinger's Uhr, nicht gehn,)
Allüberall im Bündnis ſtehn.
Da iſt der Mozart der Krätze in Wien,
Die Perle äſthetiſcher Pfänderleiher,
Der intrigiert mit dem Lorber-Meyer,
Dem großen Maeſtro in Berlin.
Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Miten-Inſekt,
Für bares Geld in die Preſſe ſchmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.

Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es ſind ſo leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willſt du thun in ſolchen Nöthen?
Du mußt die Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfſt nicht reden, du darfſt nicht klagen:
Willſt du das ſchnöde Geſchmeiß zertreten,
Verſtänkert es dir die Luft, die ſüße,
Und ſchmutzig würden deine Füße.
Das Beſte iſt ſchweigen — Ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

Die Menge thut es.

„Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroſchen, ich geb' ſie nunmehr für zwei Silbergroſchen; die Menge thut es.“

Nie löſcht, als wär' ſie gegoſſen in Bronce,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einſt ich las im Intelligenz-Blatt
Der intelligenten Boruſſenhauptſtadt.

Boruſſenhauptſtadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grün
Als wie die Bäume deiner Linden —
Leiden ſie immer noch an Winden?
Wie geht's dem Thiergarten? Giebt's dort noch ein Thier,
Das ruhig trinkt ſein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Boruſſenhauptſtadt, Berlin, was machſt du?
Ob welchem Eckenſteher lachſt du?
Zu meiner Zeit gab's noch keine Nante:
Es haben damals nur gewitzelt
Der Herr Wiſotzki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne ſitzelt.
Es iſt ihm ſeitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hangen.
Ich habe ein Faible für dieſen König;
Ich glaube, wir ſind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geiſt, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein ſchlechter Regent.
Wie mir, iſt auch zuwider ihm
Die Muſik, das edle Ungethüm;
Aus dieſem Grund protegiert auch er
Den Muſikverderber, den Meyerbeer.
Der König bekam von ihm kein Geld,
Wie fälſchlich behauptet die böſe Welt.
Man lügt ſo viel! Auch keinen Dreier
Koſtet der König dem Beerenmeyer.
Derſelbe dirigiert für ihn
Die große Oper zu Berlin,
Und doch auch er, der edle Menſch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das iſt gewiß,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk' ich an Berlin, auch vor mir ſteht
Sogleich die Univerſität.
Dort reiten vorüber die rothen Huſaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren —
Es dringen die ſoldatesken Töne
Bis in die Aula der Muſenſöhne.
Wie geht es dort den Profeſſoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Perſon,
Vielleicht iſt ſie längſt geſtorben ſchon —
Ich weiß es nicht — ihr dürft's mir entdecken,
Ich werde nicht zu ſehr erſchrecken.
Auch Lott' iſt todt! Die Sterbeſtunde,
Sie ſchlägt für Menſchen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft,
Und gern zu einem römiſchen Knechte
Den deutſchen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Naſ',
Hat Maßmann noch nicht gebiſſen ins Gras?
Ich will es nicht wiſſen, o ſagt es mir nicht,
Wenn er verreckt — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf ſeinen kurzen Beinchen,

Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanſt! O dieſe Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich ſehe ſie noch —
So klein ſie war, ſie ſoff wie ein Loch,
Mit ſeinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeiſter am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweiſen, daß rohe Kraft
Und Flegelthum noch nicht erſchlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!
Die ungewaſchnen germaniſchen Hände,
Sie ſchlugen ſo gründlich, Das nahm kein Ende,
Zumal in den St—ß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht verſagen
All' meine Bewundrung: wie kannſt du ertragen
So viele Prügel? du biſt ein Brutus!
Doch Maßmann ſprach: „Die Menge thut es."

Und apropos: wie ſind gerathen
In dieſem Jahr die Teltower Rüben
Und ſauren Gurken in meiner lieben
Boruſſenſtadt? Und die Literaten,
Befinden ſie ſich noch friſch und munter?
Und iſt immer noch kein Genie darunter?

Jedoch, wozu ein Genie? wir laben
Uns beſſer an frommen, beſcheidenen Gaben,
Auch ſittliche Menſchen haben ihr Gutes —
Zwölf machen ein Dutzend — die Menge thut es.

Und wie geht's in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben Sie noch ihre Arroganz
Und ihre ungeſchnürte Taille?
Schwadronieren ſie noch von Kanaille?
Ich rathe euch, nehmt euch in Acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht:
Und es iſt das Brandenburger Thor
Noch immer ſo groß und ſo weit wie zuvor,
Und man könnt' euch auf einmal zum Thor hinaus ſchmeißen,
Euch Alle, mitſammt dem Prinzen von Preußen —

Die Menge thut es.

Antwort.

(Fragment.)

Es iſt der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magſt du dich weidlich irren;
Das ſind nicht Düfte von Muskat und Myrrhen,
Die jüngſt aus Deutſchland mir verletzend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
So lang' noch Säbel tragen unſre Sbirren:
Mich ängſtet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Eſel Freiheitslieder flöten —

. . . .

1649 — 1793 — ????

Die Britten zeigten ſich ſehr rüde
Und ungeſchliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall ſeine letzte Nacht.
Vor ſeinem Fenſter ſang der Spott
Und ward gehämmert an ſeinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzoſen waren.
In einem Fiaker haben Dieſe
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remiſe,
Wie nach der alten Etikette
Der Majeſtät gebühret hätte.

Noch ſchlimmer erging's der Marie Antoinette,
Denn ſie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sanskülotte mit ihr fuhr.
Die Wittwe Capet hob höhniſch und ſchnippe
Die dicke habsburgiſche Unterlippe.

Franzoſen und Britten ſind von Natur
Ganz ohne Gemüth; Gemüth hat nur
Der Deutſche, er wird gemüthlich bleiben
Sogar im terroriſtiſchen Treiben.
Der Deutſche wird die Majeſtät
Behandeln ſtets mit Pietät.
In einer ſechsſpännigen Hofkaroſſe,
Schwarz panaſchiert und beflort die Roſſe,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitſche
Der weinende Kutſcher — ſo wird der deutſche
Monarch einſt nach dem Richtplatz kutſchiert
Und unterthänigſt guillotiniert.

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und ſatten.
Die ſatten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel' tauſend Meilen,
Ganz ohne Raſten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält ſie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie ſchwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche erſäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden laſſen die todten zurück.

Es haben dieſe Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geſchoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie laſſen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber ſind Gemeindegut.

Der ſinnliche Rattenhaufen,
Er will nur freſſen und ſaufen,
Er denkt nicht, während er ſäuft und frißt,
Daß unſre Seele unſterblich iſt.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, ſie hat kein Geld
Und wünſcht aufs Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie ſind ſchon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre ſchon
Ihr Pfeifen, die Zahl iſt Legion.

O wehe! wir ſind verloren,
Sie ſind ſchon vor den Thoren!
Der Bürgermeiſter und Senat,
Sie ſchütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerſchaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet iſt das Palladium
Des ſittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweiſe Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel' Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgeſpinſte
Der abgelebten Redekünſte.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogiſmen,
Sie ſpringen über die feinſten Sophiſmen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurſt-Citaten.

Ein ſchweigender Stockfiſch, in Butter geſotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel beſſer, als ein Mirabeau
Und alle Redner ſeit Cicero.

Zum „Lazarus“.

1.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren:
Aus dem tollen Wuſt tritt endlich hervor
Ein Bild mit feſten Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne ſchwebt,
Iſt Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals iſt mir trocken, als hätt' ich verſchluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flaſche Wein
Aus Eurer beſten Tonne!

Es fließt der holde Rebenſaft
Hinunter in meine Seele,
Und löſcht bei dieſer Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flaſche, Herr Wirth! Ich trank
Die erſte in ſchnöder Zerſtreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich ſah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantiſch beſchienen
Vom Abendroth, ſich ſpiegelt im Rhein
Mit ſeinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergeſang
Und dem kecken Gezwitſcher der Finken —
So trank ich zerſtreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber ſteck' ich die Naſe ins Glas,
Und ernſthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich ſchlucke: manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, ſchluck' ich.

Doch ſonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker ſei
Mit mir zuſammen gekoppelt.

Der ſieht ſo krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar ſchmerzlich verhöhnend ſchaut er mich an,
Wodurch er mich ſeltſam nergelt.

Der Burſche behauptet, er ſei ich ſelbſt,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Menſch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenſtube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügſt, du bleicher Bube!

Du lügſt, ich bin ſo geſund und roth
Wie eine blühende Roſe,
Auch bin ich ſtark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erboſe!

Er zuckt die Achſel und ſeufzt: „O Narr!“
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch ſonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burſchen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich ſchlage mir Beule auf Beule.

Bei dieſer fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde ſtocken.

Mir ſchwinden die Sinne, und traumhaft hör'
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — ein Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen ſtündlich in jeden.

2.

Wenn ſich die Blutegel vollgeſogen,
Man ſtreut auf ihren Rücken bloß
Ein bischen Salz, und ſie fallen ab —
Doch dich, mein Freund, wie werd' ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutſauger,
Wo find' ich für dich das rechte Salz?
Du haſt mir liebreich ausgeſaugt
Den letzten Tropfen Rückgratſchmalz.

Auch bin ich ſeitdem ſo abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber ſchwolleſt ſtattlich empor,
Die Wänglein ſind roth, das Bäuchlein iſt fett.

O Gott, ſchick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raſchem Stoß —
Nur dieſen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langſam ſaugt — wie werd' ich ihn los?

3.

Im lieben Deutſchland daheime,
Da wachſen viel' Lebensbäume;
Doch lockt die Kirſche noch ſo ſehr,
Die Vogelſcheuche ſchreckt noch mehr.

Wir laſſen uns wie Spatzen
Einſchüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirſche lacht und blüht,
Wir ſingen ein Entſagungslied:

Die Kirſchen ſind von außen roth,
Doch drinnen ſteckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Giebt's Kirſchen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt,
Die unſere Seele lobt und preiſt —
Nach dieſen ſehnet ewiglich
Die arme deutſche Seele ſich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächſt das ew'ge Vergnügen;
Hier unten iſt Alles Sünd' und Leid
Und ſaure Kirſche und Bitterkeit.

4.

Geleert hab' ich nach Herzenswunſch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert;
Das iſt ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognakpunſch.

Da lob' ich mir die laue Wärme
Der Freundſchaft; jedes Seelenweh
Stillt ſie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Taſſe Thee.

5.

Die Liebesgluthen, die ſo lodernd flammten,
Wo gehn ſie hin, wenn unſer Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher ſie einſt gekommen,
Zur Hölle, wo ſie braten, die Verdammten.

6.

Es geht am End', es iſt kein Zweifel,
Der Liebe Gluth, ſie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die beſſre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Menſch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er ſpeiſt vergnügt ſein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos ſein Haupt, er ruhet warm
In ſeiner treuen Gattin Arm.

7.

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirſt du deiner fetten Hanne,
Und du liebſt jetzt jene ſpinnig
Dürre, magre Marianne!

Läſſt man ſich vom Fleiſche locken,
Das iſt immer noch verzeihlich;
Aber Buhlſchaft mit den Knochen,
Dieſe Sünde iſt abſcheulich!

Das iſt Satan's böſe Tücke,
Er verwirret unſre Sinne:
Wir verlaſſen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

8.

Glaube nicht, daß ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub auch nicht, ich ſei ein Herrgott,
Der gewohnt iſt zu verzeihen.

Deine Nücken, deine Tücken
Hab' ich freilich ſtill ertragen.
Andre Leut' an meinem Platze
Hätten längſt dich todt geſchlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich ſchlepp' es!
Wirſt mich ſtets geduldig finden —
Wiſſe, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du biſt mein Fegefeuer,
Doch aus deinen ſchlimmen Armen
Wird geläutert mich erlöſen
Gottes Gnade und Erbarmen.

9.

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wüſſt' ich, daß ſie vermählet ſei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu ſtrahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir ſpucken ins Geſicht.

10.

Ewigkeit, wie biſt du lang,
Länger noch als tauſend Jahr';
Tauſend Jahre brat' ich ſchon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie biſt du lang,
Länger noch als tauſend Jahr';
Und der Satan kommt am End',
Friſſt mich auf mit Haut und Haar.

11.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Dieſe grauen Rieſenſchnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das ſüß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im ſelben Nu zerſtäubet
Dieſe Wonne, und mir bleibet
Das Bewuſſtſein nur, das ſchwere,
Meiner ſchrecklichen Miſére.

12.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleiſch, geliebte Puppe,
Immer Geiſt und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht iſt dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenſchaft.

Ja, ich fürchte faſt, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel geſünder, glaub' ich ſchier,
Iſt für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deßhalb unſrem Herzensbund,
Liebſte, widme deine Triebe:
Solches iſt dir ſehr geſund,
Eine Art Geſundheitsliebe.

13.

Für eine Grille — keckes Wagen! —
Hab' ich das Leben eingeſetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfſt dich nicht beklagen.

Die Sachſen ſagen: „Minſchenwille
Iſt Minſchen-Himmelryk" — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Friſt;
Doch wer von Wonne trunken iſt,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, iſt Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zuſammen,
Hier giebt es weder Raum noch Zeit.

14.

Mittelalterliche Roheit
Weicht dem Aufſchwung ſchöner Künſte:
Inſtrument moderner Bildung
Iſt vorzüglich das Klavier.

Auch die Eiſenbahnen wirken
Heilſam aufs Familienleben,
Sintemal ſie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippſchaft.

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortſchrittswelt!

15.

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böſer Dämon in der böſen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In ſtillen Nächten denk' ich oft,
Du ſollteſt mal dem Schattenreich entſteigen,
Und löſen alle Räthſel mir
Und mich von deiner Unſchuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommſt du nicht, ſo ſteig' ich ſelbſt zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede ſtelle.

Ich komme, und wie Orpheus einſt
Trotz' ich der Unterwelt und ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wollteſt du
Im tiefſten Höllenpfuhle dich verſtecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wiſſen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz ſpeien.

16.

Sie küßten mich mit ihren falſchen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es ſchmilzt das Fleiſch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Argliſtig ſtahlen ſie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Chriſt — wie es im Kirchenbuche
Beſcheinigt ſteht — deßhalb, bevor ich ſterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir ſauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

17.

Es kommt der Tod — jetzt will ich ſagen,
Was zu verſchweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geſchlagen!

Der Sarg iſt fertig, ſie verſenken
Mich in die Gruft. Da hab' ich Ruh'.
Doch du, doch du, Maria, du
Wirſt weinen oft und mein gedenken.

Du ringſt ſogar die ſchönen Hände —
O tröſte dich — Das iſt das Loos,
Das Menſchenloos: — was gut und groß
Und ſchön, Das nimmt ein ſchlechtes Ende.

Der Scheidende.

Erſtorben iſt in meiner Bruſt
Jedwede weltlich eitle Luſt,
Schier iſt mir auch erſtorben drin
Der Haß des Schlechten, ſogar der Sinn
Für eigne wie für fremde Noth —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück iſt aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutſches Publikum.
Die guten Leutchen ſind nicht dumm:
Das ſpeiſt jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt ſein Schöppchen, ſingt und lacht —
Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland ſprach im Buch Homeros:
Der kleinſte lebendige Philiſter
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher iſt er,
Als ich, der Pelide, der todte Held,
Der Schattenfürſt in der Unterwelt.

Gedanken und Einfälle.

I. Perſönliches.

Um meine Wiege ſpielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erſte Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, ſie habe während ihrer Schwangerſchaft im fremden Garten einen Apfel hängen ſehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüſte nach ſchönen Äpfeln, aber verbunden mit Reſpekt vor fremdem Eigenthum und Abſcheu vor Diebſtahl.

*

Ich habe die friedlichſte Geſinnung. Meine Wünſche ſind: eine beſcheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Eſſen, Milch und Butter, ſehr friſch, vor dem Fenſter Blumen, vor der Thür einige ſchöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an dieſen Bäumen etwa ſechs bis ſieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die ſie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß ſeinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis ſie gehenkt werden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben: aber ich kann ſie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erſt öffnet ſich ihnen mein Herz. So lange man ſich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Chriſt ward, iſt die Schuld jener Sachſen, die bei Leipzig plötzlich umſattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehn, oder ſeines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht geſagt hat, daß es zu Moskau im Winter ſehr kalt iſt.

*

Wenn Montalembert Miniſter wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholiſch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturaliſieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für ſeine Maitreſſe kühler wird, ſobald man bei der

Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geiſt fühlt ſich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die ſie gegen mich geſchrieben, obgleich ſie geiſtig ſo tief unter mir ſtanden, wie ich unter dir ſtehe, o mein Gott!

II. Religion und Philoſophie.

Die Erde iſt der große Felſen, woran die Menſchheit, der eigentliche Prometheus, gefeſſelt iſt und vom Geier des Zweifels zerfleiſcht wird. Sie hat das Licht geſtohlen, und leidet nun Martern dafür.

*

Kunſt und Philoſophie, das Bild und der Begriff, wurden erſt durch die Griechen von einander getrennt. Die Verſchmelzung derſelben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Perſönlichkeit Gottes als Geiſt iſt eben ſo abſurd wie der rohe Anthropomorphismus; denn die geiſtigen Attribute bedeuten Nichts und ſind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der beſten Spiritualiſten iſt eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angeſtrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, iſt ein Bild des Pantheiſten, der ſeinen Gott in der Bruſt trägt.

*

Nothwendigkeit des Deismus. — ER und Ludwig Philipp, Beide ſind nothwendig — ER iſt der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke iſt die unſichtbare Natur, die Natur der ſichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Geſpenſterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Menſch entſchwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinſten, geiſtigſten Element, im Feuer. Bei den Chriſten wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er iſt wie das Korn, und ſproßt wieder hervor als Geſpenſt (ein körperlicher Leib wird geſät, ein geiſtiger entſproßt), — er behält die Schauer der Verweſung.

*

Gott hat Nichts manifeſtiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwieſe; auch Moſes redet nicht davon. Es iſt Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer ſo feſt annehmen — In ſeiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Sürpriſe machen.

*

Bei keinem Volke iſt der Glaube an Unſterblichkeit ſtärker geweſen, wie bei den Celten: man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme chriſtliche Wucherer ſollten ſich daran ſpiegeln!

*

Irdiſches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünſche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunſt derſelben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu ſein. Vgl. Ariſtoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV., ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zuſtand der Menſchheit zur Zeit der Cäſaren erklärt den Succeß des Chriſtenthums. Der Selbſtmord der ſtolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war ſo häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abſchied zu nehmen, ergriff den langſamen Selbſtmord der Entſagungsreligion. (Chriſti Paſſion war ja ebenfalls eine Art Selbſtmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die erſten Chriſten; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden ſie eine Macht, die Konſtantin begriff, und der römiſche Weltherrſchaftsgeiſt bemächtigte ſich bald derſelben, und disciplinierte ſie, durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwiſchen Chriſten und heidniſchen Philoſophen vertauſchen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier ſehen wir einen chriſtlichen Vorſehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechiſches Götterſchwert in der Hand des Chriſten. Ketzereien entſpringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Chriſtenthums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um ſo eher ſich auf das Feld der Philoſophen hinaus wagen, da die Philoſophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne ſaß — durch Polemik arbeitet ſich das Dogma aus.

*

Unterſchied des Heidenthums (der Inder, Perſer) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urweſen, aber dieſes iſt bei Jenen in der Welt, mit welcher es identiſch, und es entfaltet ſich mit dieſer aus dem Geſetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden iſt außer der Welt und erſchafft ſie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Ariſtokratie: Ein Gott hat die Welt erſchaffen und regiert ſie; alle Menſchen ſind ſeine Kinder, aber die Juden ſind ſeine Lieblinge und ihr Land iſt ſein auserwähltes Dominium. Er iſt ein Monarch, die Juden ſind der Adel, und Paläſtina iſt das Exarchat Gottes.

Chriſtenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erſchaffen und regiert, aber alle Menſchen gleich liebt und alle Reiche gleich beſchützt. Er iſt kein Nationalgott mehr, ſondern ein univerſeller.

*

Das Chriſtenthum tritt auf zur Tröſtung: Die, welche in dieſem Leben viel Glück genoſſen, werden im künftigen davon eine Indigeſtion haben — Die, welche zu wenig gegeſſen, werden nachträglich das beſte Gaſtmahl aufgetiſcht finden; die irdiſchen Prügelflecken werden von den Engeln geſtreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freude hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Chriſtenthume kommt der Menſch zum Selbſtbewußtſein des Geiſtes durch den Schmerz — Krankheit vergeiſtigt, ſelbſt die Thiere.

*

Das Chriſtenthum wuſſte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte ſie mit ſeinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießeſt in einem Augenblick die Ruhe nach einer ſechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen ſind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein iſt bewegt worden. Dies Mauſoleum des Katholicismus, das er ſich noch bei Lebzeiten bauen laſſen, iſt die ſteinerne Hülle eines erloſchenen Gefühls — (Ironiſch drehen die Uhr) — Drinnen in dieſem Steinhauſe blühte einſt ein lebendiges Wort, drinnen iſt es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeſeufzer des Chriſtenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu ſchmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich ſeinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie

Bileam, dem Sohne Boer's, der Iſrael zu fluchen auszog, und gegen ſeine Abſicht es ſegnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Eſels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitel zu erobern, müſſe man zuerſt die Gänſe angreifen.

*

Die katholiſchen Schriftſteller haben gute Kriegswerkzeuge, wiſſen ſie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chineſen haben ſie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber ſchießen iſt eine andere Sache. Sie ſind Kinder mit großen Säbeln, die ſie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wiſſen ſie erſt recht nicht zu handhaben.

*

Die römiſche Kirche mißtraut ihren modernen Seïden — ſie fürchtet, daß ſo ein Eiferer, ſtatt den Pantoffel zu küſſen, ihr in den Fuß beiße mit raſender Inbrunſt.

*

Die römiſche Kirche ſtirbt an jener Krankheit, wovon Niemand geneſt: Erſchöpfung durch die Macht der Zeit. Weiſe, wie ſie iſt, lehnt ſie alle Ärzte ab: ſie hat in ihrer langen Praxis ſo manchen Greis ſchneller als nöthig ſterben ſehen, weil ein energiſcher

Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieſes Artikels, den Drucker, der ihn ſetzt, ſelbſt den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Chriſtlichwerdung Europas ſich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieſes proteſtantiſche Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Chriſtenthum aus Wahlverwandtſchaft mit dem jüdiſchen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutſchen des Orients, und jetzt ſind die Proteſtanten in den germaniſchen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutſchland, Holland) Nichts anders als altorientaliſche Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erſt mit der romantiſchen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, geſteigert durch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdiſche Geſchichte iſt ſchön; aber die jungen Juden ſchaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer ſetzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüſſte, es befände ſich irgendwo ein Exemplar von dieſem Volk, man würde hundert Stunden reiſen, um es zu ſehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geſchichte der neueren Juden iſt tragiſch, und ſchrieb man über dieſes Tragiſche, ſo wird man noch ausgelacht — Das iſt das Allertragiſchſte.

*

Es iſt charakteriſtiſch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), daß die Revolutionäre erſt ihr Tagesgeſchäft vollendeten, und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigſten, vornehm intriguiert, die Affen freuten ſich, die Schlangen wanden ſich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär ſtreckte ſich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich ſogar dreifarbig — die Thiere ſahen menſchlich vernünftig aus, im Gegenſatz zu den Menſchen, die thieriſch wild raſ'ten.

Ein Jude ſagte zum andern: „Ich war zu ſchwach.“ Dies Wort empfiehlt ſich als Motto zu einer Geſchichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor ſtand, ſagte:

„Wenn heute die Juden beleidigt werden, ſo geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns.“ Kaſſandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den böſen; um am Scheidewege zagend ſtehen zu bleiben, dazu ſeid ihr zu ſchwach — Dies vermochte kein Herkules, und er muſſte ſich für einen der Wege bald entſcheiden.

*

Der Taufzettel iſt das Entréebillett zur europäiſchen Kultur.

*

Niemals von jüdiſchen Verhältniſſen ſprechen! Der Spanier, welcher ſich im Traume mit der Muttergottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater, aus Delikateſſe: die unmakulierteſte Empfängnis ſei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe ſie (die Juden) perſönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unſer Heiland entſproſſen, ich würde mich Deſſen eher rühmen, als ſchämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unſer Heiland der Einzige wäre, der dieſem Stamm entſproſſen —

aber es iſt demſelben ſo viel Lumpengeſindel ebenfalls entſproſſen, daß dieſe Verwandtſchaft anzuerkennen ſehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn ſie gut, ſind ſie beſſer, wenn ſie ſchlecht, ſind ſie ſchlimmer, als die Chriſten.

*

Für das Porzellan, das die Juden einſt in Sachſen kaufen muſſten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt — Am Ende wird Iſrael für ſeine Opfer entſchädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieſes Volk-Geſpenſt, das bei ſeinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutſche hoben ihn.

*

Iſt die Miſſion der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Induſtrie, Arbeit Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eiſenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Roſen werden geſtreut auf ſeinen Pfaden.

*

Wie Viel hat Gott ſchon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Moſis Zeit that er Wunder über Wunder, ſpäter in der Geſtalt Chriſti ließ er ſich ſogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Geſtalt Enſantin's that er das Ungeheuerſte, um die Welt zu retten: er machte ſich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaſſt ihn vielleicht der Wahnſinn der Verzweiflung, und er zerſchellt ſein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, ſobald die Götter von den Philoſophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Chriſtenthum iſt auf denſelben Punkt gelangt. Strauß iſt der Porphyrius unſerer Zeit.

*

Es ſind in Deutſchland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutſchland wird das Chriſtenthum gleichzeitig in der Theorie geſtürzt und in den Thatſachen: Ausbildung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

*

Die Philoſophen zerſtörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidniſche, aber eine neue, die chriſtliche, ſtieg hervor. Auch dieſe iſt bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philoſophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt iſt ein großer Viehſtall, der nicht ſo leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochſen drin bleiben und immer neuen Miſt anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am beſten durch die Religion geleitet, wie in ſtockfinſtrer Nacht ein Blinder unſer beſter Wegweiſer iſt; er kennt Wege und Stege beſſer, als ein Sehender — Es iſt aber thöricht, ſobald es Tag iſt, noch immer die alten Blinden als Wegweiſer zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wiſſenſchaft während der mittelalterlich chriſtlichen Periode aus der Bibel heraus die wiſſenſchaftlichen Wahrheiten zu entdecken ſuchten, ſo ſuchen jetzt die Männer der Religion die theologiſchen Wahrheiten in der Wiſſenſchaft zu entdecken, in der Geſchichte, in der Philoſophie, in der Phyſik: die Dreieinigkeit in der indiſchen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. ſ. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geiſt der Zeit durch Einzelne ausgeſprochen und durch Mirakel beſtätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geiſt der Zeit durch Viele ausgeſprochen und beſtätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Phyſik ausgebildet worden: Oken ſieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieſer will nicht mit Boske rivaliſieren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Troſt im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir ſind in der Gefangenſchaft, Jehova zürnt uns, aber er ſchickt einen Retter.“ Bei den Mahomedanern Fatalismus: „Keiner entgeht ſeinem Schickſal, es ſteht oben geſchrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Chriſten ſpiritualiſtiſche Verachtung des Angenehmen und der Freude, ſchmerzſüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Verſuchung des Böſen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt iſt immer adäquat der Herrlichkeit des Geiſtes, der ſie betrachtet. Der Gute findet hier ſein Paradies, der Schlechte genießt ſchon hier ſeine Hölle.

*

Unſere Moralbegriffe ſchweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menſchen, Recht und Unſterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, iſt kein Hirngeſpinſt.

*

Heilige wie der Stylit ſind jetzt unmöglich, da die Philanthropie ſie gleich in einer Irrenanſtalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geſchichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Chriſtenthums beginnt die Dämmerung, wehmüthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt ſteigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Geſpenſter, welche Nachtwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtſchlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich ſehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein roſenfarbiger, und hindurch ſchimmern goldene Säulen und Geſchmeide und klingt es ſüß.

III. Kunſt und Literatur.

Ein Buch will ſeine Zeit, wie ein Kind. Alle ſchnell in wenigen Wochen geſchriebenen Bücher erregen bei mir ein gewiſſes Vorurtheil gegen den Verfaſſer. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verſchiedenſten Geſtalten ein Vorleben geführt — ſeine Intuition iſt wie Erinnerung.

*

Eine Philoſophie der Geſchichte war im Alterthum unmöglich. Erſt die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Boſſuet ꝛc. — Ich glaube, die Philoſophen müſſen noch tauſend Jahr' warten, ehe ſie den Organismus der Geſchichte nachweiſen können; bis dahin, glaube ich, nur Folgendes iſt anzunehmen. Für Hauptſache halte ich: die menſchliche Natur und die Verhältniſſe (Boden, Klima, überlieferte Geſetzgebung, Krieg, unvorhergeſehene und unberechenbare Bedürfniſſe), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geſchichte, ſie finden aber immer ihre Signatur im Geiſte, und die Idee, von welcher ſie ſich repräſentieren laſſen, wirkt wieder als Drittes auf ſie ein: Das iſt hauptſächlich in unſeren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakſpeare zeigt uns in der Geſchichte nur die Wechſelwirkung von der menſchlichen Natur und den äußern Verhältniſſen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in ſeinen Tragödien; daher eine viel klarere Geſtaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in ſeinen Entwicklungen, da das Menſchliche immer Daſſelbe bleibt zu allen Zeiten. Das iſt auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke ſind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß ſie ſo gut ausgefallen wären, wenn ſie eine Zeit darzuſtellen gehabt hätten, wo eine Idee ſich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Chriſtenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrſchte Identität des Lebens und der Poeſie. Sie hatten daher keine ſo großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegenſatz der Poeſie bildet. Shakſpeare's große Zeh enthält mehr

Poeſie, als alle griechiſchen Poeten, mit Ausnahme des Ariſtophanes. Die Griechen waren große Künſtler, nicht Dichter; ſie hatten mehr Kunſtſinn, als Poeſie. In der Plaſtik leiſteten ſie ſo Bedeutendes, eben weil ſie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poeſie war und ihnen die beſten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darſtellten und zur Ausſicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, ſo hingegen iſt nach chriſtlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und ſchattenhaft, und erſt nach dem Tod kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Troſt im Unglück geben, aber taugt nicht für den plaſtiſchen Dichter. Darum iſt die Ilias ſo heiter jauchzend, das Leben wird um ſo heiterer erfaßt, je näher unſre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Chriſtenthum die Kunſt: — Kunſt des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunſt der Sinne (Malerei und Baukunſt). Die gothiſche iſt Nichts als kranke Kunſt. Als ich im Dom von Toulouſe (St. Sernin) doppelt ſah, ſah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entſtehung des gothiſchen Spitzbogens aus dem römiſchen Kreisbogen.

*

Kunſtwerk.

Das ſichtbare Werk ſpricht harmoniſch den unſichtbaren Gedanken aus: daher iſt auch Lebekunſt die Harmonie des Handelns und unſrer Geſinnung.

Schön iſt das Kunſtwerk, wenn das Göttliche ſich dem Menſchlichen freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion: erhaben, wenn das Menſchliche ſich zum Göttlichen gewaltſam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert ſein Kind. Die Chriſtusmythe iſt ſchön und erhaben zugleich.

*

In der Kunſt iſt die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denſelben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er laſſe ſich nur die Façon bezahlen, und den Stoff ſchenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Löſung richtig ſein: Es giebt Menſchen, denen Alles von außen kommt, die ſogenannten Talente, wie Leſſing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts iſt in ihrem Geiſte, was ſie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menſchen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakſpeare, denen das Gebären aber ſchwerer wird, wie dem ſogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Dieſen ein organiſches Entſtehen.

*

Das Genie trägt im Geiſte ein Abbild der Natur, und durch dieſe erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und ſchafft analytiſch, was das Genie ſynthetiſch ſchafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwiſchen beiden ſchweben.

*

Die Daguerreotypie iſt ein Zeugnis gegen die irrige Anſicht, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur ſei — die Natur hat ſelbſt den Beweis geliefert, wie wenig ſie von der Kunſt verſteht, wie kläglich es ausfällt, wenn ſie ſich mit Kunſt abgiebt.

*

Philarète Chasles ordnet als Literarhiſtoriker die Schriftſteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik]), ſondern nach dem inneren geiſtigen Princip, nach Wahlverwandtſchaft. So will Paracelſus die Blumen nach dem Geruch klaſſificieren — wie viel ſinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar ſo ſonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klaſſificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. ſ. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgeſtochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demſelben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Geſundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Prieſter, der um zehn Uhr Meſſe leſen und um zwölf Uhr in der Synagoge ſingen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geſchieht, wird man bald weder die Meſſe noch die Synagoge beſuchen.

Den Dichtern wird es noch ſchwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meiſten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preiſt den dramatiſchen Dichter, der es verſteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichſte Zwiebel, mit dieſer theilt er ſeinen Ruhm.

*

Das Theater iſt nicht günſtig für Poeten.

*

Eine neue Periode iſt in der Kunſt angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieſelben Geſetze, die auch in unſerem Menſchengeiſte walten, man vermenſchlicht ſie (Novalis), man entdeckt in dem Menſchengeiſte die Geſetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abſtoßende Pole (Heinrich von Kleiſt). Goethe zeigt das Wechſelverhältnis zwiſchen Natur und Menſch: Schiller iſt ganz Spiritualiſt, er abſtrahiert von der Natur, er huldigt der kantiſchen Äſthetik.

*

Goethe's Abneigung, ſich dem Enthuſiasmus hinzugeben, iſt eben ſo widerwärtig wie kindiſch. Solche Rückhaltung iſt mehr oder minder Selbſtmord: ſie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht ſich zu konſumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert ſich ſelbſt: je ſchöner ſie brennt, deſto mehr nähert ſie ſich der Vernichtung, dem Erlöſchen. Ich beneide nicht die ſtillen Nachtlichtchen, die ſo beſcheiden ihr Daſein friſten.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke ſeine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, ſchwingen den Thyrſus, tanzen wie Bacchanten — beſoffene Reflexionen.

*

Jacobi, dieſe greinende, keifende Natur, dieſe klebrigte Seele, dieſer religiöſe Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns ſolche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute unterſagt war und die ſich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüſterte, fand in dieſer gedämpften Poeſie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholiſch zirpte.

*

In den altdäniſchen Romanzen ſind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmaſſen ſind darauf gethürmt mit ſchmerzwilder Rieſenhand. In den Uhland'ſchen Gedichten ſind die Gräber der Liebe mit hübſchen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter. Die Helden der „Kämpeviſer" ſind Normannen, die Helden des Uhland ſind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth graſſiert ſo in Deutſchland, daß man eine Sonettenſteuer einrichten ſollte.

*

Clauren iſt jetzt in Deutſchland ſo berühmt, daß man in keinem Bordell eingelaſſen wird, wenn man ihn nicht geleſen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht geleſen — ich denke: er iſt ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht geleſen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien geſucht, und haben Amerika gefunden; wir ſuchen jetzt das geiſtige Indien — was werden wir finden?

*

Es iſt zu wünſchen, daß ſich das Genie des Sanskritſtudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, ſo bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epiſchen Gedichte der Indier ſind ihre Geſchichte; doch können wir ſie erſt dann zur Geſchichte benutzen, wenn wir die Geſetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geſchehene ins phantaſtiſch Poetiſche umwandelten. Dies iſt uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Dieſen ſchwerer ſein, weil Dieſe das Geſchehene beſtändig zur Fabel ausbildeten in immer beſtimmterer Plaſtik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantaſtiſche Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet, und nicht nach Dichterlaune in beſtimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Rieſenfragmente ſind geiſtige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gerichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzuſammenhang ſchneiden konnte, wie überhaupt der Anſchauungsmenſch. Die ganze Welt iſt ihm ein Gericht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indiſchen mit unſerer Myſtik: dieſe übt den Scharfſinn an Zertheilung und Zuſammenſetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anſchauungsideen ſind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indiſche Muſe iſt die träumende Prinzeſſin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fauſts“, benutzt die „Sakontala.“

*

Wie überhaupt Jeder einen beſtimmten Gegenſtand in der Sinnenwelt auf eine andere Weiſe ſieht, ſo ſieht auch Jeder in einem beſtimmten Buche etwas Anderes, als der Andre. Folglich muß auch der Überſetzer ein geiſtig begabter Menſch ſein, denn er muß im Buche das Bedeutendſte und Beſte ſehen, um Daſſelbe wieder zu geben. Den Wortverſtand, den körperlichen Sinn kann Jeder überſetzen, der eine Grammatik geleſen und ein Wörterbuch ſich angeſchafft hat. Nicht kann aber der Geiſt von Jedem überſetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, proſaiſche Überſetzer Scott'ſcher Romane, der ſo ſehr prahlt mit ſeiner Überſetzungstreue! Wie es auf den Geiſt ankommt, beweiſe zunächſt Forſter's Wiederüberſetzung der „Sakontala.“

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unſerer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktiſchen, zur Proſa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter iſt Geſundheit — weſtfäliſche, öſtreichiſche, ja ungariſche Geſundheit.

*

Die höchſten Blüthen des deutſchen Geiſtes ſind die Philoſophie und das Lied. Dieſe Blüthezeit iſt vorbei, es gehörte dazu die idylliſche Ruhe; Deutſchland iſt jetzt fortgeriſſen in die Bewegung, der Gedanke iſt nicht mehr uneigennützig, in ſeine abſtrakte Welt ſtürzt die rohe Thatſache, der Dampfwagen der Eiſenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserſchütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verſcheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgeſtank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unſre Lyrik iſt ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff ſenſualiſtiſch: die Sehnſucht des iſolierten Geiſtes nach Verſchmelzung mit der Erſcheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Senſualismus muß dieſe Lyrik aufhören, es entſteht Sehnſucht nach dem Geiſt: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihiliſtiſche Pimperlichkeit, hohler Phraſennebel, eine Mittelſtation zwiſchen Geweſen und Werden, Tendenzpoeſie.

*

Der harmloſe Dichter, der plötzlich politiſch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, iß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrſchaft gelangt, hat alle Poeſie ein Ende. Der Übergang zu dieſem Ende iſt die Tendenzpoeſie. Deßhalb — nicht bloß, weil ſie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoeſie von der Demokratie begünſtigt. Sie wiſſen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poeſie ein Ende.

*

In der Poetenwelt iſt der tiers-état nicht nützlich, ſondern ſchädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem ſei es erlaubt, nach Willkür, alſo ſo ſchlecht er wolle, zu ſchreiben, und doch ſoll kein Anderer ihn ſtiliſtiſch überragen und beſſer ſchreiben dürfen.

*

Demokratiſcher Haß gegen die Poeſie — der Parnaß ſoll geebnet werden, nivelliert, macadamiſiert, und wo einſt der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauſcht, wird bald eine platte Landſtraße ſein, eine Eiſenbahn, wo der Dampfkeſſel wiehert und der geſchäftigen Geſellſchaft vorüber eilt.

*

Demokratiſche Wuth gegen das Beſingen der Liebe — Warum die Roſe beſingen, Ariſtokrat! beſing die demokratiſche Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politiſchen Zeit wird ſelten ein reines Kunſtwerk entſtehen. Der Dichter in ſolcher Zeit gleicht dem Schiffer auf ſtürmiſchem Meere, welcher fern am Strande ein Kloſter auf einer Felsklippe ragen ſieht; die weißen Nonnen ſtehen dort ſingend, aber der Sturm überſchrillt ihren Geſang.

*

Die Werke gewiſſer Lieblingsſchriftſteller des Tages ſind ein Steckbrief der Natur, keine Beſchreibung.

*

Es iſt nicht der arme Ungar Niembſch oder der Handlungsbefliſſene aus Lippe-Detmold, welcher das ſchöne Gedicht hervorgebracht, ſondern der Weltgeiſt. Nur Dieſem gebührt der Ruhm, und es iſt lächerlich, wenn Jene ſich Etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß ſeiner Tochter — da ſteht ein alter Jude im Parterre des Theatre français und glaubt, er ſei Iphigenie oder Andromache, es ſei ſeine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, ſo verbeugt er ſich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römiſchen Geiſtes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberſchleim, den die Inſekten auf dem Boden zurücklaſſen, worüber ſie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopſtock — Keiner lieſt ihn, Jeder ſpricht mit Reſpekt von ihm. Er iſt unſer großer Hiſtoriker, wie Jener unſer großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegenſetzten. Er iſt ſteiflangweilig, — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Hiſtoriker zu haben.

*

Ranke iſt das raiſonnierende Leder, — der literariſche Laufburſche der Brockhauſiſchen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeſchichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geiſt gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geiſt zu geben — die Aufgabe iſt gut gelöſt.

*

Hiſtoriker, welche ſelbſt alle Geſchichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutſchland, welche die Wuth hatten, ſelbſt Stücke zu ſchreiben. Haller bemerkt, daß man deſto beſſer ſpiele, je ſchlechter das Stück — ſchrieben ſie ſchlecht, um ſich als gute Schauſpieler zu zeigen? oder ſpielten ſie ſchlecht, um als gute Schriftſteller zu ſcheinen? Daſſelbe könnte man bei unſern Hiſtorikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengſtenberg — Der ſtellt ſich nur ſo dumm, Das iſt ein Brutus, der einſt die Maſke fallen läßt, ſich vernunftgläubig zeigt und euer Reich ſtürzt.

*

Ruge iſt der Philiſter, welcher ſich mal unparteiiſch im Spiegel betrachtet und geſtanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch ſchöner ſei. — Er hat die Freiheit ſchon im Geiſte, ſie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie ſehr er auch für helleniſche Nacktheit ſchwärmt, kann er ſich doch nicht entſchließen, die barbariſch modernen Beinkleider, oder gar die chriſtlich germaniſchen Unterhoſen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien ſehen lächelnd dieſem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erſchuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Deſſen nicht, deutſcher Patriot! es ſind die Latrinen deines deutſchen Vaterlands, die du fegſt.

*

Ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß Dieſer Latein verſtand — Venedey aber verſteht's nicht; Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in ſeiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Eſte, Medicis, Gonzagas, Scalas ſind berühmt als Mäcene. Unſre Fürſten haben gewiß eben ſo guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu ſuchen — denn Dieſe melden ſich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen ſelbſt auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, und wie man die italiäniſchen Fürſten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, ſo wird man einſt die unſern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen ſie Doſen, Becher, Penſionen und Orden verliehen. Man ſagt, es ſei von großen Schriftſtellern unklug, die obskuren — und ſei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen: aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Dieſe Menſchen müſſen Stockſchläge im Leben haben: denn nach ihrem Tode kann man ſie nicht beſtrafen, man kann ihren Namen nicht ſchmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn ſie hinterlaſſen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel iſt der witzigſte Kopf — es wird intereſſant und wichtig für die Wiſſenſchaft ſein, wenn man an ſeinem Schädel einſt phrenologiſche Unterſuchungen machen kann. Ich wünſche, daß man ihm den Kopf ſchone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu ſind, nicht für Witz und Poeſie gehalten werden.

*

Und dieſer unwiſſende Haſe gebärdet ſich als der Champion des deutſchen Volks, des tapferſten und gelehrteſten Volks, eines Volks, das auf tauſend Schlachtfeldern ſeinen Muth und in hunderttauſend Büchern ſeinen Tiefſinn bewieſen hat, ein Volk, deſſen breite Bruſt mit glorreichen Narben bedeckt iſt und über deſſen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigſten Furchen hinterlaſſen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war ſehr beſcheiden, als ſie ihn ſchuf, ihn, den Unbeſcheidenſten

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poeſie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darſtellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesſchwächen des Publikums zu erſpähen, ſie in ſeinem Privatintereſſe auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und ſchmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntniſſe und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulſionen, ſondern er empfängt ſie von demſelben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er iſt ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt ſein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil ſeiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen geſtohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne ſtatt des Talgs — So errathe ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum ſollte ich jetzt widerſprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen laſſen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach ſeinem Tode Lügen von ihm ſagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie.

*

Freiligrath.

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen, zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt ſich ſchon der Übergang in den komiſchen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beſtändiger Janitſcharenmuſik, die aus einem Fabrikantenirrthume entſpringt. Seine ſchönen Reime ſind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath iſt ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er beſitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entſpringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke iſt Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich ſo nennen: halb epiſch, halb lyriſch) participiert mehr oder minder vom Liede, ſelbſt in den breiteſten Rhythmen — nicht ſo bei Freiligrath; ſein Wohllaut iſt meiſtens rhetoriſcher Art.

Es exiſtiert eine gewiſſe Ähnlichkeit zwiſchen Freiligrath und Platen. Dieſer hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt muſikaliſcher, aber ihm fehlt die Cäſur, die Freiligrath beſſer hat, weil er geſunder fühlt — Cäſur iſt der Herzſchlag des dichtenden Geiſtes und läſſt ſich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er iſt Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Hiſtorienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländiſchen Genrebilder ſind türkiſche Holländerei.

Sein Charakter iſt die Sehnſucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in ſüdliche Zuſtände. Aber der Orient iſt ihm nicht aufgegangen in ſeiner Poeſie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorſchwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tauſend und eine Nacht“ uns zuſammen geträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poeſie-Orient — Nein, er iſt exakt wie Burkhardt und Niebuhr, ſeine Gedichte ſind ein Appendix zum Cotta'ſchen „Ausland“, und die Verlagshandlung hat ſeine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde ſehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher ſein Werth für die große Maſſe, die nach realiſtiſcher Koſt verlangt: ſeine Anerkennung iſt ein bedenkliches Zeichen einreißender Proſa.

*

Die deutſche Sprache an ſich iſt reich, aber in der deutſchen Konverſation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieſes Reichthums; faktiſch ſind wir alſo ſpracharm.

Die franzöſiſche Sprache an ſich iſt arm, aber die Franzoſen wiſſen Alles, was ſie enthält, in der Konverſation auszubeuten, und ſie ſind daher ſprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutſchen ihren ganzen Sprachſchatz, und die Franzoſen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hauſe — ſie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hauſe. Bei den Franzoſen juſt das Gegentheil: mehr Ideen in der Geſellſchaft, als in den Büchern, und die Geiſtreichſten ſchreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt ſich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne ſchaut — Rouſſeau iſt ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menſchen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man leſe ſeine Dedikation des „Mahomed") dem Papſte ironiſch und freiwillig.

Rouſſeau konnte nicht dazu gebracht werden, ſich dem Könige präſentieren zu laſſen — ſein Inſtinkt leitete ihn richtig; er war der Enthuſiasmus, der ſich nicht abfinden kann.

*

Die älteren franzöſiſchen Schriftſteller hatten einen beſtimmten Standpunkt: Licht und Schatten ſind immer richtig, nach den Geſetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftſteller ſpringen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden iſt eine widerwärtige Konfuſion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheiſtiſchen Weltanſicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube ſich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der franzöſiſchen Literatur herrſcht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geiſt die Hand in der Taſche des andern, und Das zieht ihnen einen gewiſſen Zuſammenhang. Bei dieſem Talent des Gedankendiebſtahls, wo Einer dem Andern den Gedanken ſtiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geiſt Gemeingut — In der république des lettres iſt Gedankengütergemeinſchaft.

*

Die neufranzöſiſche Literatur gleicht den Reſtaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauſcht, die Ingredienzien der Gerichte und ihre Zubereitung geſehen, würde man den Appetit verlieren — der ſchmutzige Koch zieht Handſchuh an, wenn er auf blanker Schüſſel ſein Gemätſch aufträgt.

*

Die franzöſiſchen Autoren der Gegenwart gleichen den Reſtaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag ſpeiſt. Anfangs munden ihre Gerichte, ſpäter entdeckt man, daß ſie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und ſchon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzöſiſchen Romantiker ſind Dilettanten des Chriſtenthums, ſie ſchwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorſam anzuhängen, ſie ſind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr ſein, daß Frankreich zum Chriſtenthume zurückverlangt? Iſt Frankreich ſo krank? Es läſſt ſich Märchen erzählen — Will es ſich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name iſt Menſch!

*

Chateaubriand will das Chriſtenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet ſich im umgekehrten Falle wie der neapolitaniſche Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand iſt ein Polichinell, der ſeine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand iſt ein Faſelhans, Royaliſt durch Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuſchheit jeder Lilie, und ſtatt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon ſagt, der Stil ſei der Menſch ſelbſt. Villemain iſt eine lebende Widerlegung dieſes Axioms: ſein Stil iſt ſchön, wohlgewachſen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in ſeiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, iſt es ſehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftſteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury iſt der Patron der Schriftſtellerinnen, er hilft den Dürftigen, er iſt ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, ſeine Artikel ſind eine kleine Sakriſtei, wo ſie verſchleiert hinein ſchleichen, ſogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva geſteht ihm Dinge, die ihr die Schlange geſagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil ſie ſolche dem Adam verſchwieg.

Er iſt kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftſteller — Walfiſche haben keinen Platz unter ſeiner Lupe, wohl aber intereſſante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchſtabe, ſondern der Geiſt.

*

Michel Chevalier iſt Konſervateur und Progreſſiſter zugleich — mit der einen Hand ſtützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf ſtürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Geſellſchaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib exiſtiert nicht mehr, nur die Stimme iſt geblieben — Der Hiſtoriker iſt immer ein Merlin, er iſt die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts ſchauende Prophet.

*

Die franzöſiſche Kunſt iſt eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzoſen ſeit fünfzig Jahren ſo Viel erleben und ſehen konnten, ſo ſind ihre Kunſtwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Geſehenen viel bedeutender, als die Werke deutſcher Künſtler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anſchauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, ſind die Franzoſen zurück.

In der Muſik geben ſie den Ton ihrer Nationalität: Verſtand und Sentimentalität, Geiſt und Grazie; — im Drama: Paſſion. Der Eklekticismus in der Muſik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer iſt der muſikaliſche maître de plaisir der Ariſtokratie.

*

Meyerbeer iſt ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in ſeine früheren Verhältniſſe zurücktreten will, muß er ſich erſt taufen laſſen.

*

Roſſini's „Othello“ iſt ein Veſuv, der ſtrahlende Blumen ſpeit.

Der Schwan von Peſaro hat das Gänſegeſchnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poeſie im Künſtler — der Kranz ſchwindet ihm vom Haupte.

Sein Paſticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der ſpaniſchen Galerie, der als Leiche die Pſalmen ſchreibt. Es fröſtelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Herausſehnen aus dem Diesſeits, ohne an ein Jenſeits recht zu glauben — vaporöſe Skepſis.

*

Leſſing ſagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeſchnitten, ſo wär' er doch ein Maler geweſen.“ In derſelben Weiſe können wir ſagen: Schnitte man Herrn * * den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakſpeare hat die dramatiſche Form von den Zeitgenoſſen: Unterſcheidung dieſer Form von der franzöſiſchen.

Den Stoff ſeiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; ſogar die rohen Umriſſe, wie die erſten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Iſt die Theilung der Arbeit auch im geiſtigen Producieren vortheilhaft? Das Höchſte wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakſpeare nicht allein ſeine Tragödien geliefert — er gab nur den Geiſt, der die Vorarbeiten beſeelte.

Bei Goethe ſehen wir Ähnliches — ſeine Plagiate.

*

Junius iſt der Ritter der Freiheit, der mit geſchloſſenem Viſier gekämpft.

*

Dante iſt der öffentliche Ankläger der Poeſie.

IV. Staat und Geſellſchaft.

Die Geſellſchaft iſt immer Republik — die Einzelnen ſtreben immer empor, und die Geſammtheit drängt ſie zurück.

*

Bei den Alten rühmen ſich die Patrioten beſtändig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchſten Freiheit eben ſo, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns dieſe Zeit, ſo werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmloſen haben gewiß Recht, wenn ſie die Beſcheidenheit predigen. Es wird ihnen ſo leicht, dieſe Tugend auszuüben, ſie koſtet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenloſigkeit.

*

Man muß ganz Deutſchland kennen, ein Stück iſt gefährlich. Es iſt die Geſchichte vom Baume, deſſen Blätter und Früchte wechſelſeitiges Gegengift ſind.

*

Luther erſchütterte Deutſchland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegoſſen wird, ſtillt es die Gedankenſtürme?

*

Es giebt kein deutſches Volk: Adel, Bürgerſtand, Bauern ſind heterogener, als bei den Franzoſen vor der Revolution.

*

Der preußiſche Adel iſt etwas Abſtraktes, er bezieht ſich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußiſchen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövriſchen Junker ſind Eſel, die nur von Pferden ſprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, ſind darum doch keine freie Menſchen — die Dienſtbarkeit iſt in ihrer Seele.

*

Der Deutſche gleicht dem Sklaven, der ſeinem Herrn gehorcht ohne Feſſel, ohne Peitſche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtſchaft iſt in ihm ſelbſt, in ſeiner Seele: ſchlimmer als die materielle Sklaverei iſt die ſpiritualiſierte. Man muß die Deutſchen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H . . . . . n — Das Denken auf Umweg äußert ſich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutſchen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu ſpät. Wenn ſie dieſelbe fertig haben, wird das Nationalitätsweſen in der Welt aufgehört haben und ſie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müſſen, ohne wie Franzoſen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Rieſenkind, wie das deutſche Volk, bedarf ebenfalls eines ſo koloſſalen Spielzeugs wie der Kölner Dom iſt — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutſche Volk ein Rieſenkind; jedenfalls iſt es kein Kind mehr, es iſt ein großer Junge, der viel' natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernſthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faſſt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politiſche Wetterfahnen.

Sie beſchwören Stürme und verlaſſen ſich auf ihre Beweglichkeit — ſie vergeſſen, daß ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm ſtürzt, worauf ſie ſtehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel ſpreche, nehme ich davon aus: erſtens Alle, die im Adreßbuch ſtehen, und zweitens Alle, die nicht drin ſtehen.

*

Die neubürgerliche Geſellſchaft will im Taumel der Vergnügungen haſtig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch ſie hört ſchon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Feſtſaal eintreten werden und die Tiſche umſtürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher ſeine Schweine zu Pferde hüten — Dieſe Bankiers haben ſich aufs hohe Pferd geſetzt und treiben noch immer das alte ſchmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, ſagte er: „Sie ſind ſchlecht ohne Grazie, flößen Abſcheu ein gegen die Schlechtigkeit, und ſchaden mir mehr, als ſie nutzen.“

*

Auch Rothſchild könnte eine Walhalla bauen, — ein Pantheon aller Fürſten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothſchild's beſteht aus Allen, die Nichts haben: ſie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothſchild. Hinzu fließt die Maſſe Derer, die ihr Vermögen verlieren: ſtatt ihrer Dummheit dieſen Verluſt zuzuſchreiben, glauben ſie, die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, ſei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothſchild's Feind.

*

Der Kommuniſt, welcher mit Rothſchild ſeine 300 Millionen theilen will: Dieſer ſchickt ihm ſeinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommuniſten hegen einen achſelzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die mageren, nach den mageren gar kein Fleiſch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im

Winter eine Revolution erleben, die wird ſchrecklicher als alle früheren ſein! Wenn das Blut im Schnee rinnt . . . .

*

Der Volksſtrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen. (Müller und Brauer) dazwiſchen: Schriftſteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Aſſociation der Ideen, in dem Sinne wie Aſſociation in der Induſtrie, z. B. Verbündung philoſophiſcher Gedanken mit ſtaatswirthſchaftlichen, würde überraſchende neue Reſultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realiſiert ſich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andre ſieht hundert Meilen weit, der dritte ſchießt ſo weit, der vierte bläſt Armeen fort — Eiſenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Preſſe.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wiſſen, wenn man auf dieſen Ort ſäet, ob Korn wachſen wird?

*

Die Hinrichtungen in Maſſe auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier ſehen, daß das adlige Blut nicht ſchöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnſinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem praktiſchen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

Viſion.

Der Platz Ludwig's XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Verſuche, ob er wieder zuſammen zu heilen, ſchüttelt das Haupt: „Unmöglich!" und geht ſeufzend fort — Höflinge verſuchen das todte Haupt feſt zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, iſt ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnſinnige will nicht in den Tuilerien ſpazieren gehn: er ſieht die Bäume zwar ſchön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon ſtanden, deſto mehr bewunderten ſie ihn — bei ſonſtigen Helden iſt das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon haſſt die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Dieſe zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen ſich, aber ſie haſſen ihn (ſie glauben die Revolution für ſich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt ſie für ſich und für das Volk). Sie ſehen die Reſtauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiſer war keuſch wie Eiſen.

Seine Feinde die Nebelgeſpenſter, die des Nachts die Vendomeſäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie ſchimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewiſſen Reſpekt — während ſie mit der rechten Hand Koth auf ihn werfen, halten ſie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweiſe in Revolutionszeiten gelebt, wo ſie die Leidenſchaften und höchſten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moraliſche Kraft zeigt. Dieſe Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eiſen die kranke Nation, ſeine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moſes der Franzoſen; wie Dieſer ſein Volk durch die Wüſte herum zieht, um es durch dieſe Kurzeit zu heilen, ſo trieb er die Franzoſen durch Europa. — Dieſer Regierung ſteht die Partei der Pourris gegenüber als Oppoſition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie iſt geiſtreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Neſtor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er iſt le grand inconséquent, ein unſterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flaſche Jordanwaſſer, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Conſtant war der Beſte, und Der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche böſen Dünſten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, ſo erhaben wie ihre Berge, aber ihre Anſichten der Geſellſchaft ſind ſo eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: ſie wollte dem Cäſar geben, was des Cäſars war; als Dieſer aber Deſſen nicht wollte, frondierte ſie ihn, gab ſie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, ſie beging den Unſinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rouſſeau, wie Frau von Staël ein paſſiver Rouſſeau, und man könnte ſie ſelber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall ſpricht ſie Religion und Moral — nirgends aber ſagt ſie, was ſie darunter verſteht.

Sie ſpricht von unſerer Ehrlichkeit und unſerer Tugend und unſerer Geiſtesbildung — ſie hat unſere Zuchthäuſer, unſere Bordelle und unſere Kaſernen nicht geſehen, ſie ſah nicht unſere Buchhändler, unſere Clauren, unſere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — ſaubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel ſein

Vaterland, ſeine Freunde und ſein eignes Herz verkaufte, der Andre ein hochnaſiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unſere Fürſten ſo alt werden — ſie fürchten ſich zu ſterben, ſie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüſtungen, ſo tauſchten die Völker dort ihre Haut: die Franzoſen zogen unſre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätiſch, wir klettern auf Bäume. Jene ſchelten uns Voltairianer — ſeid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir ſind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unſerer Wunderzeit! ſogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang ſich Paris den höchſten Ruhm. Aber die Götter, neidiſch ob der Größe der Menſchen, ſuchen ſie herabzudrücken, demüthigen ſie, durch erbärmliche Ereigniſſe zum Beiſpiel.

*

Die Preſſe gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, ſo erkrankt man; genießt man die Blätter, ſo geneſt man von dieſer Krankheit, und umgekehrt. So iſt es mit der Lektüre der legitimiſtiſchen und der republikaniſchen Blätter in Frankreich.

*

Die franzöſiſchen Journale tragen ſämmtlich eine ganz beſtimmte Parteifarbe; ſie weiſen jeden Artikel zurück, der ſich nicht mit den augenblicklichen Tagesintereſſen, den ſogenannten Aktualitäten, beſchäftigt. — In Deutſchland iſt juſt das Gegentheil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutſchen Blätter ſo viele Gegenſtände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entfernteſten Berührung ſtehen, ſo gründlich behandeln, z. B. die chineſiſchen oder oſtindiſchen Kulturbezüge: ſo muß ich dennoch mich freuen über dieſen Kosmopolitismus der deutſchen Preſſe, die ſich ſelbſt für die abenteuerlichſten Nöthen auf dieſer Erde intereſſiert und alle menſchenthümlichen Beſprechungen ſo gaſtlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX. S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert ſich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt, — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachreiſt, allen ſeinen Vorſtellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieſes Schauſpiel durchaus betrachten will, gleicht dem Hiſtoriker, der in Paris darauf wartet, bis das franzöſiſche Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun dieſen Löwen inzwiſchen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige geſtiftet würde, ſo wäre Ludwig Philipp der beſte Kandidat. Unter ihm herrſchte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot iſt kein Engländer, ſondern ein Schotte, er iſt Puritaner, aber für ſich, weil's ſein Naturell. Da er aber die entgegengeſetzteſten Naturen begreift, iſt er tolerant ſelbſt gegen die Frivolität.

Die hervorragendſte Eigenſchaft iſt ſein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er Dieſem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn ſo gut erſchaffen.

*

Durch die Eiſenbahnen werden plötzliche Vermögenswechſel herbei geführt. Dieſes iſt in Frankreich gefährlicher, als in Deutſchland. Deßhalb geht die Regierung mit Scheu an die Eiſenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, ſondern wegen der Vulgarität derſelben, und weil die große Menge unfähig iſt eine höhere Doktrin zu faſſen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächſt in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befeſtigen werden. Ich ſage: für einige Zeit, denn jene plebejiſchen Republiken, wie unſere Radikalen ſie träumen, können ſich nicht lange halten. . . Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraus ſehen, tröſten wir uns ob der Fortſchritte des Republikanismus. Er iſt vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzuſtand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einſt daraus hervor bricht, deſto farbenreicher beflügelt ſeine Schwingen entfalten und im ſüßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen ſpielen wird! — Wir ſollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantiſches Weſen zwar unbequem für weltluſtige Söhne, aber dennoch nützlich iſt für deren künftiges Etabliſſement. Aus Pietät, wenn nicht ſchon aus Politik, ſollten wir daher nur mit einer gewiſſen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unſere Gloſſen ausſprechen. Wir wollen euch ſogar ehren, wo nicht gar unterſtützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutuſſe an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück ſchmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und tröſten uns mit dieſer Hypotheſe von einer kurzen Dauer des republikaniſchen Regimentes in derſelben Weiſe, wie jene greiſen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil ſehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marſeillaiſe anſtimmen . . .

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!
(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII. S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denſelben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: ſie beſteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchſten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Haſſe der

vornehmen Römer, die als Biſchöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortſetzen muſſten.

*

Die Franzoſen ſind ſicherer im Umgang, eben weil ſie poſitiv und traumlos — der träumende Deutſche ſchneidet dir eines Morgens ein finſteres Geſicht, weil ihm geträumt, du hätteſt ihn beleidigt, oder ſein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzoſen ſind allem Traumweſen ſo entgegen geſetzt, daß man ſelbſt von ihnen nie träumt, ſondern nur von Deutſchen.

*

Die Deutſchen werden nicht beſſer im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten ſind wenige Deutſche — die meiſten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß ſie auch in der Fremde keine Propheten ſind.

*

Das junge Mädchen ſagte: „Der Herr muß ſehr reich ſein, denn er iſt ſehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derſelben Weiſe: „Der Mann muß ſehr gelehrt ſein, denn er iſt ſehr langweilig.“ Daher der Succeß vieler Deutſchen in Paris.

*

Es ſcheint die Miſſion der Deutſchen in Paris zu ſein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenſpiel ziehen die durchreiſenden Deutſchen mir hier vorbei, Keiner entwickelt ſich.

*

Gefährliche Deutſche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Taſche, oder beginnen ein Geſpräch über Philoſophie

*

Deutſche und franzöſiſche Frauen.

Die deutſchen Öfen wärmen beſſer, als die franzöſiſchen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern ſieht, iſt angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Froſt im Rücken — Deutſcher Ofen, wie wärmſt du treu und ſcheinlos!

*

Eine Allianz zwiſchen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts ſo gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrſcht der Geiſt der Revolution: hier in der Maſſe, dort koncentriert in einer Perſon; hier in republikaniſchen, dort in abſolutiſtiſchen Formen; hier die Freiheit, dort die Civiliſation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktiſchen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die

Vergangenheit, die ſie verachten, ja haſſen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abſchneidet, iſt dieſelbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeſchnitten wurden, es iſt die Schere der Revolution, ihre Cenſurſchere, womit ſie nicht einzelne Phraſen oder Artikel, ſondern den ganzen Menſchen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens ſchneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieſes ſeiner Regierungsform, dem Abſolutismus, propagandiſtiſch gefährlich war, nicht ſeinen Regierungsprincipien: ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beſchränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieſer Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der Nothwendigkeit, die ihm das höchſte Geſetz — die Zaren unterwerfen ſich demſelben immer, und müſſen ſie dabei auch ihre perſönlichen Sympathien opfern. Das iſt ihre Force, ſie ſind deshalb immer ſo ſtark, und iſt Einer ſchwach, ſo ſtirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Cuſtine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen: dieſe muß auch im Zar ihre Spitze finden: von ſeiner Höhe ſieht er den Kontraſt der kleinen Verhältniſſe mit den großen Phraſen, und im

Bewuſſtſein ſeiner koloſſalen Macht muß er jede Phraſeologie bis zur Perſifflage verachten. (Der Marquis verſtand Das nicht.) Wie kläglich müſſen ihm die chevaleresken Polen erſcheinen, dieſe Leichen des Mittelalters mit modernen Phraſen im Munde, die ſie nicht verſtehen: er will ſie zu Ruſſen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was ſind die gemeinen Ruſſen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menſchen heran knutet? Sein Wille iſt edel, wie ſchrecklich immer ſeine Mittel ſind.

*

In Rußland zeigt ſich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politiſche, nationale und ſogar religiöſe Gleichheit zu ſtärken. Die Autorität, geübt durch die höchſte Intelligenz, verfährt terroriſtiſch gegen ſich ſelbſt, jede Schwäche von ſich ausſcheidend: Peter III. ſtirbt, Paul ſtirbt, Konſtantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetſten Herſcher tritt auf ſeit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolas. Die Revolution trägt hier eine Krone und iſt gegen ſich ſelbſt ſo unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals ſein konnte.

*

Nikolas iſt, ſo zu ſagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollſtändigſte Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geſchichtliche.

*

Es war grauſam von den Ruſſen, den polniſchen Juden das Schubbez zu nehmen — ſie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war ſo bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptſache war: er ſelber ging ſo hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir ſollen uns jetzt auf Rußland ſtützen, auf den Stock, womit wir einſt geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der ſchlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeſchichte leſe, und irgend eine That oder Erſcheinung mich frappiert, ſo möchte ich manchmal das Weib ſehen, das als geheime Triebfeder dahinter ſteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — ſie machen Geſchichte, obgleich der Hiſtoriker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang iſt ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein phyſikaliſches Phänomen oder ein hiſtoriſches Faktum angenommen werden. Iſt es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eiſen anzieht? Oder iſt eine Vorgeſchichte vorhanden, deren dunkles Bewußtſein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abſtoßung ſich ausſpricht?

*

In der Jugend iſt die Liebe ſtürmiſcher, aber nicht ſo ſtark, ſo allmächtig wie ſpäter. Auch iſt ſie in der Jugend nicht ſo dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungeſtüm ſeines Blutes, die Überfülle ſeiner Sehnenkraft. Später, wo dieſe aufhört, wo das Blut langſamer in den Adern ſickert, wo der Leib nicht mehr verliebt iſt, liebt die Seele ganz allein, die unſterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote ſteht, da ſie nicht ſo gebrechlich iſt wie der Leib, nimmt ſie ſich Zeit und liebt nicht mehr ſo ſtürmiſch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenſchlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippe's ein ſo großer Philoſoph geworden, iſt merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber ſchreiben konnte er nicht. Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlaſſen.

*

Wie viel höher ſteht die Frau bei Moſes, als bei den andern Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Dieſe ſagen beſtimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt: Mahomed hat ſie davon ausgeſchloſſen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr ſei, wenn Jeder ſeine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, iſt wie der Doge, der ſich mit dem adriatiſchen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Muſik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Muſik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutſchen Frauen ſind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutſche Ehe iſt keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, ſondern eine Magd, und lebt ſein iſoliertes Hageſtolzleben im Geiſte fort, ſelbſt im Kreis der Familie. Ich will darum nicht ſagen, daß er der Herr ſei, im Gegentheil er iſt zuweilen nur der Bediente ſeiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hauſe nicht.

VI. Vermiſchte Einfälle.

Weiſe erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten ſie.

*

Neben dem Denker ein proſaiſcher Menſch, der ruhig ſein Geſchäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlöſende Idee, den Tag erblickt, ſteht auch ein Ochſe, der ruhig frißt.

*

Kadmus bringt die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Schriftkunſt, nach Griechenland — dieſe ſind die Drachenzähne, die er geſäet; die aſſocierten geharniſchten Männer zerſtören ſich wechſelſeitig.

*

Es giebt hohe Geiſter, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben ſind und den Thron nur für einen Stuhl anſehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geiſter, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eiſen iſt. Sie haben keine Scheu vor der eiſernen Kravatte, wenn ſie nur dadurch ein Publikum um ſich verſammeln können; dieſem imponieren ſie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt werden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unſre Geſinnung, durch beſtändige Beſchäftigung mit dem Gegenſatz. Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denſelben am Ende gar nicht mehr ſo unanſtändig und möchte wohl gar mittanzen. Der Proteſtant ſieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für ſo greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Meſſe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir ſelbſt Ruinen ſind.

*

De mortuis nil nisi bene — man ſoll von den Lebenden nur Böſes reden.

*

Kourtoiſie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil ſie das Ei geſehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muß gläſerne Handſchuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifeſtation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beſtändiger Öffentlichkeit. „Vor ſeinem Tode," ſagt Solon, „iſt Niemand glücklich zu ſchätzen" — und wir dürfen auch ſagen: Vor ſeinem Tode iſt Niemand als Charakter zu preiſen. Herr * * iſt noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft ſich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenſtreiche — vielleicht aber hat er ſchon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur ſeine Thaten nicht, wegen ſeiner obſkuren Weltſtellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichthum ſeinem Beſitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarſte Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Flies und vom Niblungshort ſind ſehr bedeutungsvoll. Das Geld iſt ein Talisman, worin Dämonen hauſen, die alle unſre Wünſche erfüllen, aber uns dennoch gram ſind ob des knechtiſchen Gehorſams, womit ſie uns dienen müſſen, und dieſen Zwang tränken ſie uns ein durch geheime Tücke, indem ſie eben die Erfüllung unſerer Wünſche zu unſerem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müſſen, ehe ſie als ganz prachtvoll gebaut hervor ſteigen, wie ein Phönix aus der Aſche, ſo gewiſſe Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendſten. Nach jedem Brande erhob es ſich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht veraſſekuriert.

*

„Gebt Gotte, was Gottes, dem Cäſar, was des Cäſars iſt!“ — Aber Das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menſchen oft ſehr dumm ſind, ſo ſind die Dummen manchmal ſehr geſcheit.

*

Ich las das langweilige Buch, ſchlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu leſen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer ſo langweilig, erſt in der Mitte amüſiere man ſich, man ſollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu leſen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß ſie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die ſchöne junge ** heirathet den alten A. Der Hunger trieb ſie dazu — ſie hatte zu wählen zwiſchen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., ſei ſtolz darauf, daß ſie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laſter ſo großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die ſonſt eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder chokiert: „Bei ſolchen Dimenſionen ſcheint mir die Sache nicht mehr ſo unanſtändig.“

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfeſtigung und der Promenaden, die ſehr ſchön ſind, wie ſich denn Hamburg überhaupt gern ein ſchönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu eſſen hat, während der Mittagsſtunden eine Promenade um die Stadt machen kann: — auch Bänke zum Leſen, z. B. eines Kochbuchs, und elegiſche Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsſtädten.

Handwerker oder Philologe ſoll man werden — man wird zu allen Zeiten Hoſen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn ſie auf Eſeln ritten.

*

Die Affen ſehen auf die Menſchen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, ſo wie die Holländer das Deutſche für verdorbenes Holländiſch erklären.

*

E. iſt mehr ein Freund der Gedanken als der Menſchen. Er hat Etwas von Abelard — hat er ſeine Heloiſe gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume geſehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu ſteigen — ihre Flügel ſind nicht ſtark genug.

*

Ehe ** Myſtiker wurde, war er ein ſchlichter verſtändiger Menſch.

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, ſo war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel ſelbſt, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält ſich ängſtlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schreckniſſe, die außerhalb desſelben die begabteſten Geiſter überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überſchreiten wagt, wo er ſich ſelbſtwillig gebannt und ſicher iſt.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, ſo ſchlecht ſingt er ſchon.

*

Ob ſie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber ſie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe iſt ſchon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der ſo alt war, daß er endlich kindiſch ward, und als man ihn ſchlachtete, ſchmeckte ſein Fleiſch wie bejahrtes Kalbfleiſch.

*

Sonne und Mond ſind die Fußſchemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel iſt ſeine grauwollene Jacke, mit Sternen geſtickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, ſtecken Sie noch ein Perſepolis in Brand!

Mr. Jeſus Chriſt, laſſen Sie ſich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergeſſen. Was mag es wohl ſein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte ſich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menſchenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, iſt das menſchliche Herz — es iſt herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, ſtrahlender und blühender — es iſt unendlich in ſeiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es iſt die Gottheit ſelbſt.

VII. Bilder und Farbenſtriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner iſt geſtorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule ſitzt mürriſch recenſierend — die Nachtigall ſingt der Roſe ihr Lied; ſobald es ganz dunkel wird, überwältigt ſie die Liebe und ſie ſtürzt auf den Roſenſtrauch, und zerriſſen von den Dornen verblutet ſie — Der Mond geht auf — der Nachtwind ſäuſelt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es ſei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vgl. Heine's Werke, Bd. II. S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er ſieht ſich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothſchild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben, und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joſeph's und Maria's. Erſterer ſitzt an der Wiege des Kindes und ſchaukelt es, ſingt auch

Eiapopeia — Proſa. Maria ſitzt am Fenſter zwiſchen Blumen und ſtreichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt“.

Der Direktor zeigt mir ſein Kurioſitätenkabinett, z. B. der erſte Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwaſſer, das gegen Blindheit ſchützt. Er hat ſelbſt nicht dran geglaubt und iſt blind geworden. Tragiſche Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnſinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutſchland.

Zuerſt das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Geſpenſtiſchen, des Viſionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Geſpenſter, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem erſten „Werda!“ ruf' ich: Alle guten Geiſter loben Gott.

*

In den Flaſchen ſehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaſchen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu ſehen.

*

Der Engländer, der mit ſeiner Miß immer an den Badeſtrand geht, damit der Anblick der nackten Männer ſie gegen Sinnlichkeit abſtumpfe.

*

Die Parabel vom Schauſpieler. Der Hund, der Eſel: „Du ſollſt bellen, du ſollſt Stroh freſſen!“ — Der arme **, er bellt ſchon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieſer nagende Bandwurm ſeiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Griſetten werden ihn zerreißen, wie die thrakiſchen Weiber ſeinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er ſagt. Durchführung des Verſchweigens.

*

Die Hoffnung iſt eine ſchöne Jungfrau mit kindlichem Geſicht, aber welken Brüſten, woran . . . .

*

Ich finde in einem einſamen Gärtchen eine Roſe, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöſes Weſen, ihr Leichtſinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln iſt wie ein ſtrahlendes Netz, ſie warf es aus und meine Seele verfing ſich darin, und zappelt in den holden Maſchen, wie ein Fiſch, ſeit Jahren.

*

Ein gefühlvoll helles Auge, ruhige ſinnreiche Lippen — eine ſchöne, lächelnde Blume — eine tiefſinnige Stimme.

*

Ein ſüßlich zerquetſchtes, eingemachtes Geſicht mit ängſtlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er ſprudelte von Dummheit.

*

Ein Geſicht wie ein Fötus in Weingeiſt.

*

Eine Dame, welche ſchon anfing, nicht mehr jung zu ſein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache der die Sonne ins Geſicht ſcheint.

*

Sie ſchrieb anonyme Briefe, unterſchrieben: „Eine ſchöne Seele.“

*

Er lobt ſich ſo ſtark, daß die Räucherkerzchen im Preiſe ſteigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weiteſten gebracht.

*

Was ** betrifft, ſo ſagt man, daß er von mehreren Juden abſtamme.

*

Ein fetter Maſtbritte.

*

Schön gekämmte, friſierte Gedanken.

*

Es ſteigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich ſah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis ſeine Zunge blutete.

*

Den Mond, deſſen Glanz bleich und ſahl war, umgab eine Maſſe gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umſäumen pflegt.

*

Die Felſen, minder hart als Menſchenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen ſich und der ſchmerzlindernde Quell rieſelt hervor.

Vermiſchte Aufſätze und Briefe.

Albert Methfeſſel.

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unſre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalaniſtiſchen Schwenke einen noch unvergeſſenen Verluſt erlitt, ſcheint jetzt hinlänglichen Erſatz dafür zu finden, indem ſich einer der ausgezeichnetſten Muſiker hier niederlaſſen will. Das iſt Albert Methfeſſel, deſſen Liedermelodien durch ganz Deutſchland verbreitet ſind, von allen Volksklaſſen geliebt werden, und ſowohl im Kränzchen ſanftmüthiger Philiſterlein als in der wilden Kneipe zechender Burſche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu ſeiner Zeit manches hübſche Lied aus dem Methfeſſel'ſchen Kommersbuche ehrlich mitgeſungen, hat ſchon damals Mann und Buch hochgeſchätzt. Wahrlich, man kann jene Komponiſten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art ſind, daß ſie ſich Eingang bei dem Volk verſchaffen, und rechte Lebensluſt und wahren Frohſinn verbreiten. Die meiſten Komponiſten ſind innerlich ſo verkünſtelt, verſumpft und verſchroben, daß ſie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organiſch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete iſt es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der ſie allen Gemüthern einprägt und ſie populär macht. Einige unſerer Komponiſten ſind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß ſie dergleichen ſchlichte Liederkompoſitionen liefern könnten; aber theils dünken ſie ſich zu vornehm dazu, theils gefallen ſie ſich in abſichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man ſie nicht für wirkliche Künſtler halten möchte, wenn ſie nicht muſikaliſche Kunſtſtücke machen. Das Theater iſt die nächſte Urſache, warum das Lied vernachläſſigt wird; Alles, was nur den Generalbaß ſtudiert oder halb ſtudiert oder gar nicht ſtudiert hat, ſtürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenſeelen wollen koloſſale Elephanten-Muſik hervor poſaunen und pauken; handfeſte Kraftkerle wollen ſüße Roſſini'ſche Roſinen-Muſik oder gar noch überzuckerte Roſinen-Muſik hervor hauchen. Gott beſſer's! — Wir wollen daher Komponiſten wie Methfeſſel ehren — und ihn ganz beſonders — und ſeine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Nachträge zu den „Reiſebildern“.

(H. Heine's ſämmtliche Werke, Band II. S. 88 und 89.)

Die Kleine mochte wohl bemerkt haben, daß ich, während ſie ſang und ſpielte, mehrmals nach ihrer Roſe hingeſehen, und ſie lächelte mit ſchlauem Blick, als ich hernach ein nicht allzu kleines Geldſtück auf den zinnernen Teller warf, womit ſie ihr Honorar einſammelte.

Die Nacht war unterdeſſen herein gebrochen, und das Dunkel brachte Einheit in meine Gefühle. Die Straße wurde leer, und der Himmel füllte ſich mit Sternen. Dieſe blickten herab ſo duftig, ſo keuſch, ſo rein, daß mir ſelbſt zu Muthe wurde wie einem reinen Stern. Da nahte ſich mir unverſehens die kleine Harfeniſtin, und halb ſchüchtern, halb keck frug ſie: ob ich ihre Roſe haben wolle.

Ich war geſtimmt wie ein reiner Stern, und ich antwortete Nein. Die Roſe aber wurde bleich, das Mädchen erröthete, aus der Harfe erklang ein leiſer, ein einzelner Ton, ſo ſchmerzlich wie aus der Tiefe einer todwunden Seele — und ich hatte ſchon einmal dieſen Ton gehört, eben ſo vorwurfsvoll. Eine traurige Erinnerung überſchauerte mich plötzlich. Es war wieder die dämmernde braune Stube, die Lampe flimmerte wieder ſo ängſtlich, ich hob die blau geſtreifte Gardine von dem ſtillen Bette, küßte die Lippen der todten Maria, und aus ihrem Winkel ertönte von ſelbſt die verlaſſene Harfe, und es war derſelbe Ton —

Erſchrocken ſprach ich zu der kleinen Harfeniſtin: Na, na! liebes Kind, gieb mir deine Roſe. Wenn ſie auch ſchon zur Weltlichkeit übergegangen und nicht mehr ganz ſo friſch duftet, und wenn auch eine Roſe ohne Duft einem Weibe ohne Keuſchheit zu vergleichen iſt, ſo hat Das doch Nichts zu ſagen bei einem Manne, der ſchon ſeit Jahren den Stockſchnupfen hat.

Da lachte die Kleine und gab mir ihre Roſe, und Das geſchah auf der Straße zu Trient, vor der Bottega, der Albergo della Grande Europa gegenüber, im Angeſicht von vielen tauſend entdeckten und noch mehreren unentdeckten Sternen, die mir alle bezeugen müſſen, daß die Geſchichte nicht auf meinem Zimmer paſſiert und keine Allegorie iſt.

Ja, denk dir nichts Böſes, theurer Leſer — die Sterne ſahen ſo hell und keuſch vom Himmel herab, und ſchienen mir ſo tief ins Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich hatte lange nicht an ſie gedacht, und jetzt in Trient, wo ich eben den Fuß auf italiäniſchen Boden geſetzt, tauchte ihr Bild, mit wunderſamem Schauer, in meiner Seele wieder hervor, und es war mir, als träte ſie leibhaftig vor mich hin und ſpräche: „Warum haben Sie mich nicht mitgenommen nach Italien, wie Sie mir einſt verſprachen?“ — Liebes Kind, Sie ſind ja todt, ſprach ich träumend. — „Süßer Freund, das bischen Todtſein hat ja Nichts zu bedeuten.“ — Aber wie kommen Sie hierher? Ich glaubte erſt nach vielen Millionen Jahren das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu ſehen. Oder ſind dieſe vielen Jahre ſchon verfloſſen? Gott, wie vergeht die Zeit! —

Ach nein, lieber Leſer, es war nicht Maria ſelber, die im Dome gebeichtet; ich bin nicht ſo abergläubiſch, als daß ich glauben könnte, die Todten ſtiegen aus den Gräbern, um die letzten geringen Liebesſünden, die ſie nicht einmal ſelbſt verſchuldet, abzubeichten. Auf jeden Fall aber iſt es ſonderbar, daß deutſche Liebe ſelbſt dem vernünftigſten Menſchen bis in Italien nachſpukt, und daß ich eben, lieber Leſer, gleich bei meiner Ankunft im warmen, blühenden Italien dir eine Geſchichte erzählen muß, die an einem deutſchen Winterabend paſſiert, wo kalter Nordwind im Schornſtein pfiff und Schneegeſtöber an die Fenſter ſchlug. Aber das Gemach, worin die Geſchichte paſſiert und worin ich mich allein mit Maria befand, ach! da war es duftig warm, der Kamin flackerte traulich, dämmernde Blumenköpfe ragten aus blanken Vaſen, nickende Heiligenbilder bedeckten die Wände, Maria aber ſaß am Flügel und ſpielte eine altitaliäniſche Melodie. Ihr Haupt war niedergebeugt, das Licht, das vor ihr ſtand, warf einen gar ſüßen Schein auf ihre kleine Hand, und ich ſtand ihr gegenüber, betrachtete die bewegte Hand, jedes Grübchen, jedes Geäder der Hand — Unterdeſſen zogen die Töne ſo warm und innig in mein Herz, ich ſtand und träumte einen Traum von unausſprechlicher Seligkeit, die Töne wurden immer ſiegend gewaltiger, dann und wann wieder hinab ſchmelzend in beſiegter Hingebung, ich ſtarb, ich lebte und ſtarb wieder, Ewigkeiten rauſchten vorüber, und als ich erwachte, ſtand ſie milde vor mir und bat mich mit ſchauernder Stimme, daß ich ihr die Ringe, die ſie wegen des Klavierſpielens abgelegt hatte, wieder an die Finger ſtecken möchte. Ich that es, und ſagte ihr ein Denkwort bei jedem Ring. Bei dem Rubinenring ſagte ich: Lieben Sie mich nur unbedingt; bei dem Saphir ſagte ich: Sein Sie mir nur immer treu; bei dem Diamanten ſagte ich: Sein Sie nur immer rein wie jetzt, und endlich drückte ich die ganze Hand an meine Lippen und ſprach: Maria, warum ſind Sie mir geſtern im Koncerte beſtändig ausgewichen, und haben nie nach mir hingeſehen? Und ſie antwortete mit weicher Stimme: „Laſſt uns gute Freunde ſein.“

Was ich dir aber, lieber Leſer, hier erzählt, Das iſt kein Ereignis von geſtern und vorgeſtern, und Jahrtauſende, viele tauſend Jahrtauſende werden dahin rollen, ehe ſie ihren Schluß erhalten, einen gewiß guten Schluß! Denn wiſſe, die Zeit iſt unendlich, aber die Dinge in dieſer Zeit, die faßlichen Körper, ſind endlich; ſie können zwar in die kleinſten Theilchen zerſtieben, doch dieſe Theilchen, die Atome, haben ihre beſtimmte Zahl, und beſtimmt iſt auch die Zahl der Geſtaltungen, die ſich gottſelbſt aus ihnen hervor bilden; und wenn auch noch ſo lange Zeit darüber hingeht, ſo müſſen doch, nach den ewigen Kombinationsgeſetzen dieſes ewigen Wiederholungſpiels, alle Geſtaltungen, die auf dieſer Erde ſchon geweſen ſind, ſich wieder begegnen, anziehen, abſtoßen, küſſen, verderben, vor wie nach — Und ſo wird es einſt geſchehen, daß wieder ein Mann geboren wird ganz wie ich, und ein Weib geboren wird ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Thorheit enthalten mag, und in einem beſſeren Lande werden ſie ſich Beide begegnen, und ſich lang betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die

Hand reichen und mit weicher Stimme ſprechen: „Laſſt uns gute Freunde ſein."

Aber ach! es geht doch dabei viel Zeit verloren, dacht' ich ſchon damals, als ich vor dem Bette ſtand, worauf die todte Maria lag, der ſchöne, blaſſe Leib, die ſanften, ſtillen Lippen. Ich bat die alte Frau, die bei der Leiche wachen ſollte, ſich im Nebenzimmer ſchlafen zu legen, und mir unterdeſſen ihr Amt zu überlaſſen; denn es war ſchon über Mitternacht, und ſo eine alte Frau mit rothen Augenlidern bedarf der Ruhe. Ich weiß nicht, was der Seitenblick bedeutete, den ſie mir zuwarf, als ſie zur Thür hinaus ging; aber ich erſchrak darob im tiefſten Herzen. Die kleine Flamme der Lampe zitterte, die Nachtviolen, die auf dem Tiſche im Glaſe ſtanden, dufteten immer ängſtlicher —

Ich muß mich heut durchaus dazu bequemen, ein Materialiſt zu ſein; denn ſollte ich anfangen zu denken, daß die Todten nicht ſo viel' Millionen Jahre nöthig haben, ehe ſie wieder kommen können, und daß ſie uns ſchon in dieſem Leben nachreiſen, und daß es wirklich die todte Maria war, die im Dome zu Trient die letzte Sünde gebeichtet — Genug davon! ich will ein neu Kapitel anfangen und dir erzählen, was ich noch außerdem in Trient geträumt habe.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 53.)

Ich liebe keine Republiken — (ich habe einige Zeit in Hamburg, Bremen und Frankfurt gelebt) — ich liebe das Königthum — (ich habe Ludwig von Baiern geſehen) — außerdem werde ich als Poet eher beſtochen von Thaten der Treue, als von Thaten der Freiheit, die minder poetiſch ſind, da jene im dämmernden Gemüthe, dieſe im mathematiſch lichten Gedanken ihre Wurzel haben. Dennoch liebe ich die Schweizer mehr, als die Tyroler. Jene fühlen mehr die Würde der Perſönlichkeit.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 372.)

Ich weiß nicht, aber mich dünkt: wenn Deſpotiſmus und Sklaverei zuſammen kommen, ſo hört man deutſche Worte und ſieht man deutſche Geduld. Dieſe Geduld iſt wohl Urſache, daß durch deutſche Soldaten immer am meiſten ausgerichtet werden; die Italiäner ſind gewiß eben ſo ſtark und muthig wie die Öſtreicher, werden aber jeder Zeit von Dieſen unterjocht werden. Denn nicht der Muth, ſondern die Geduld regiert die Welt.

(H. Heine's Werke, Band II, Seite 375, und Band XII, Seite 165 und 166.)

Wenn die Könige aus Faulheit oder durch anderweitige Beſchäftigungen, Jagd, Maitreſſen, Kongreſſe, Bälle, Paraden und dergleichen, lange nicht regiert haben, und plötzlich in der Angſt vor den Demagogen wieder geſchwind die Königsuniform anziehen und zum Regierprügel greifen, dann wollen ſie in der geſchwindeſten Geſchwindigkeit Alles wieder einholen, und ſie ſtrengen ſich dann aus Leibeskräften an, und nehmen ſich noch obendrein einige geübte Scharfrichter und dergleichen Expedienten zu Gehilfen, und es wird dann drauf los regiert, daß Einem angſt und bange wird. So machte es auch der König von Sardinien, und diejenigen Demagogen, die nicht geköpft wurden, ſchickte er auf die Galeren; ich ſah deren einige im Hafen von Genua, und ich lobte in meinem Herzen Gott, meinen Schöpfer, und die noch gnädigere preußiſche Regierung. Ach, in meinem Herzen muſſte ich geſtehen, unſre deutſchen Demagogen verdienten weit eher die Galere, als die italiäniſchen, und zwar wegen ihrer Dummheit und Pedanterei. Die Italiäner wuſſten, was ſie wollten, und wollten etwas Ausführbares und Gerechtes. Sie wollten jene Ideen realiſieren, die von den weiſeſten Menſchen dieſer Erde als wahr befunden werden, und wofür die beſten geblutet. Sie wollten Gleichheit der Rechte aller Menſchen auf dieſer Erde, keinen bevorrechteten Stand, keinen bevorrechteten Glauben, und keinen König des Adels, keinen König der Pfaffen, nur einen

König des Volks. Zu einer Zeit, wo faſt alle Nationalitäten aufhören, wo es keine Nationen mehr giebt in Europa, ſondern nur Parteien, und wo dieſe große Wahrheit nirgends tiefer verſtanden wird, als in dem vielſeitigen, kosmopolitiſchen Deutſchland, in dem Lande, das die Humanität am erſten und tiefſten gefühlt hat, juſt da entſtand eine ſchwarze Sekte, die von Deutſchheit, Volksthum und Ureichelfraßthum die närriſchſten Träume ausheckte und durch noch närriſchere Mittel auszuführen dachte. Sie waren nicht unwiſſend, denn ſie hatten Alles geleſen. Sie waren vielſeitig in der Beſchränktheit. Sie waren durchaus keine franzöſiſch oberflächliche Demagogen. Sie waren gründlich, kritiſch, hiſtoriſch — ſie konnten genau den Abſtammungsgrad beſtimmen, der dazu gehörte, um bei der neuen Ordnung der Dinge aus dem Weg geräumt zu werden; nur waren ſie nicht einig über die Hinrichtungsmethode, indem die Einen meinten, das Schwert ſei das Altdeutſcheſte, die Andern hingegen behaupteten, die Guillotine könne man immerhin anwenden, da ſie eine deutſche Erfindung ſei und ſonſt „die welſche Falle“ geheißen habe. Nichts war abgeſchmackter als ihre blutdürſtige Pedanterei, ich hörte ſie einſt diſputieren, ob ein gewiſſer deutſcher Gelehrter, der mal gegen Fries, den feinen Anſtifter des Kotzebue'ſchen Meuchelmords, etwas

Hartes geſchrieben, ebenfalls auf die Proſkriptionsliſte geſetzt werden müſſe, und das Reſultat war, daß man den Mann durchaus nicht köpfen oder welſchfallen dürfe, ehe der letzte Theil ſeines großen philoſophiſchen Werks herausgekommen ſei, da man dann erſt ſein ganzes Syſtem ſyſtematiſch beurtheilen könne.

(H. Heine's Werke. Bd. II. S. 150.)

Auch die politiſche Reformation, die franzöſiſche Revolution, hat ihre Bilderſtürmer gehabt, und nicht ohne Unmuth ſieht der Reiſende jene zerbrochenen Kunſtwerke, die nicht ſo leicht wie das alte Syſtem reſtauriert werden können, und vielleicht mehr werth waren als dieſes. Nicht bloß die adligen Wappen, ſondern auch die Statuen der Ahnen wurden zertrümmert, marmorne Meiſterbilder wurden ironiſch verſtümmelt, und die heiligſten Gemälde wurden mit frechem Pinſel geſchändet. Dieſe Greul findet man auch im nördlichen Italien, abſonderlich in Genua. Im Rathsſaal des herzoglichen Palaſtes hat der Pöbel am ſündbarſten gewirthſchaftet, und fragt man jetzt nach jenen Standbildern der Dogen, die einſt in langer Reihe dort ernſthaft gewaltig den Reiſenden anblickten, ſo zuckt man die Achſel und geſteht, daß ſie ein Opfer der Zeit geworden.

Ich kann es daher dem bairiſchen Adel nicht verdenken, wenn ihn die Fortſchritte demokratiſcher Geſinnung ſo gewaltig beunruhigen. Ihre großen Stimmführer hätten Recht, wenn ſie ihre geheimſten Beſorgniſſe ganz laut ausſprächen. Sie zittern für ihre Kunſtſchätze, für ihre Gemäldegalerien, für ihre Bibliotheken, für all' jene Meiſterwerke, die ſie, eben ſo wie ihre italiäniſchen Kollegen, durch ihren gebildeten Sinn befördert und geſammelt, und die bürgerliches Geſindel nimmermehr zu ſchätzen und zu ſchonen wüſſte. Das Entſetzliche ſehen ſie ſchon im Geiſte, ſie ſehen die Jakobiner ſtürmen nach dem Palazzo Baſſenheim, von den Wänden geriſſen werden die Gemälde, worauf die Heldenthaten des weltberühmten Geſchlechtes von den großen Malern gemalt ſind, zertrümmert werden die Statuen aller jener großen Baſſenheime, die in allen Jahrhunderten den Ruhm Deutſchlands verbreitet haben und dafür von Deutſchlands Dichtern gefeiert wurden, in Liedern und Sagen, mit Sang und Klang. Und haben ſie ſolchermaßen alle hiſtoriſchen Denkmale vernichtet, ſo ſind jene Jakobiner ſogar im Stande zu lachen und zu leugnen, daß es jemals Baſſenheime gegeben habe.

Scherz und Baſſenheims bei Seite, ich darf, der Wahrheit wegen, nicht unerwähnt laſſen, daß ſich der italiäniſche Adel vom deutſchen ſehr vortheilhaft unterſcheidet. Wenn ich irgend einen deutſchen Baron in italiäniſcher Geſellſchaft beobachtete, ſo muſſte mir jener Unterſchied recht auffallen. Dieſer beſteht aber nicht bloß darin, daß der Italiäner von ſeinen Dichtern und Künſtlern, der Deutſche hingegen nur von ſeinen Pferden und noch dümmeren Ahnen ſpricht, ſondern daß Letzterer wirklich Nichts als ein Stallknecht iſt, der von Stallknechten ſtammt und nach dem Stalle riecht, während Jener ſeinen Dante, Rafael und Michel Angelo nicht bloß beſpricht, ſondern auch fühlt, ſo daß der Italiäner, wenn er auch jetzt an produktiver Poeſie ſehr arm iſt, doch noch den alten Kunſtſinn bewahrt und den Fremden damit lieblich anweht, gleich einem Bettler, der ein Fläſchchen mit Roſenöl in den Händen gehabt hat und noch immer nach Roſen duftet.

Charakteriſtiſcher iſt jene Thätigkeitsliebe, die den italiäniſchen Adel von dem deutſchen unterſcheidet. .

. . . .

. . . .

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 179.)

Wie alt halten Sie ſie?

Ungefähr elf und zwanzig.

Was will Das ſagen? Meinen Sie etwa ein und dreißig?

Gott bewahre! Es giebt gar keine Frau, die dreißig Jahr' alt wäre. Aus den Zwanzigen geht's gleich in die Vierzig. Auch habe ich noch keine Frau gefunden, die fünfzig Jahr' alt war; aus den Vierzigen geht's gleich in die Sechzig.

Iſt Mylady jetzt von Mylord geſchieden?

Ich weiß nicht, aber ſo Viel weiß ich, der kalte, gähnende, ſchwerfällige Engländer paſſte nicht zu einer ätheriſchen Irländerin, die mit ihrem Herzen voll Sonne und ihrem Kopfe voll Blumenwitz die ganze Welt als ihr Spielzeug betrachtete. Da entſtand viel Kummer, und es iſt wunderbar, wie Viel ſo ein zartes Bild ertragen kann, deſſen Anblick ſchon uns ſo tief rührt, daß wir die Natur grauſam nennen, die ein ſolches Weſen, das nur auf indiſchem Blumenboden wandeln ſollte, dem nebelkalten England und deſſen plumpen Fäuſten preisgegeben.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 180.)

Es iſt Schade, Herr Doktor, daß Sie keinen beſſern Titel haben, von wegen der Präſentation. Ich wollte, Sie wären von Adel.

O, edler Marcheſe! Sein Sie deßwegen nur außer Sorge. Sie dürfen mich immerhin für einen Edelmann ausgeben. Etwaigen Mangel an Ahnen erſetze ich durch deſto mehr Schulden, und was meinem

Adel auf der einen Seite fehlt, Das wird alſo anderſeitig wieder vollauf kompenſiert. Ich will mir nächſtens einen Stammbaum von lauter Gläubigern anfertigen laſſen. Wüſſte ich nur, wie die Kerls alle heißen und wo ſie ſich jetzt aufhalten. Nur die zudringlichen Geſichter und äußern Mißformen ſtehen mir noch im Gedächtnis, die Namen ſelbſt aber habe ich rein vergeſſen. Und doch möcht' man zuweilen wiſſen, wo die Seinigen auf dieſer Erde weilen! Da ich jetzt auch die Namen urkundlich haben muß, ſo weiß ich mir wahrlich nicht anders zu helfen, als daß ich eine Perſonalbeſchreibung meiner Gläubiger in den Hamburger Korreſpondenten ſetze, daß ich ſie gleichſam mit Steckbriefen verfolge, und darin ganz genau ihre Geſtalten, Geſichter und ſonſtige Gebrechen beſchreibe und ſogar die Kleidung, welche ſie bei meiner Abreiſe getragen.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 185.)

Hätt' ich aber doch Rothſchild ſein Geld! Was hilft's ihm? Er hat doch keine Bildung, er verſteht ſo Viel von Muſik wie ein ungeborenes Kalb, und von Malerei wie eine Katze, und von Poeſie wie Apollo — ſo heißt mein Hund. Wenn ſolche Menſchen mal ihr Geld verlieren, exiſtieren ſie nicht mehr. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie ſich der Menſch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm ſelbſt Unterricht in der Bildung. Ich ſage ihm oft: Was iſt Geld? Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ich zeige ihm als Exempel ſeinen Freund Nebbich Adolf Goldſchmidt; der Junge hatte Geld verdient und hat noch mehr haben wollen und ſo viel wie Rothſchild, und hat wieder Alles verloren und iſt wieder ein gemeiner Menſch, ein ganz todter Menſch, der den Leuten weißmachen möchte, er lebe noch ein biſchen, und ſich Nachts vor den Spiegel ſtellt und ſich ſelber erzählt, wie viel Millionen er einſt beſeſſen — denn kein Anderer will die alte Geſchichte mehr anhören.

Ja, Marcheſe, wenn ſo ein Ikarus der Sonne Rothſchild zu nahe kommt, dann verbrennt er ſich die ſtaatspapiernen Flügel und ſtürzt hinab ins Meer der Nichtigkeit.

Mit dem Geld, Doktor, geht bei ſolchen Leuten Ehre und Charakter verloren. Wenn ich aber, was Gott verhüte, mein Geld verliere, ſo bin ich doch noch immer ein großer Kunſtkenner, ein Kenner von Malerei, Muſik, und Poeſie.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. [illegible])

Gedichte? Gott behüte mich vor Gedichten und vor allerlei Gedanken, die bloß Gedanken ſind — ich bin ein Praktikus, ein Weltmenſch — Verzeihen Sie, ich dachte nicht dran, daß Sie ſelbſt Gedichte machen, ſchöne Gedichte, ich habe ſie ſogar geleſen, um mir ein paar Deviſen für Lotterielooſe daraus abzuſchreiben, doch, aufrichtig geſtanden, es ſind wenig' Gedanken drin, die ich brauchen kann; mein Schwager Mendel und mein Bruder Moritz haben mir ſogar geholfen beim Leſen und wir haben oft geſagt: Wenn der Dokter Heine ſeinen Verſtand auf etwas Beſſeres legte und ein ordentlich Geſchäft anfinge, ſo könnte er ein großer Mann werden, — und, aufrichtig geſagt, was beſingen Sie immer die See? Ich bin ſelbſt in Cuxhaven geweſen und hab' mir die See angeſehen. Was kann man Viel davon ſagen? Es iſt ja Nichts als Waſſer und wieder Waſſer.

Es iſt etwas Wahres in Ihren Worten, Herr Hyacinthos; jenſeits des Jordans denken viele Leute wie Sie — Aber ſagen Sie mir, was haben Sie eben geſchrieben?

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 228, und Bd. XII, S. 16—18.)

Solche Bücher läſſt du drucken!
Theurer Freund du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Muſſt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren.

Dieſe Verſe, die eigentlich der Extrakt eines ſechs Bogen langen Briefes ſind, den mir, kurz nach Erſcheinung des zweiten Bandes der „Reiſebilder", ein Freund geſchrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und ſind Schuld, daß ich den ehrlichen Hirſch Hyacinthos nicht weiter ſprechen laſſe. Ich pflege ſonſt Nichts zu fürchten; die Pfaffen begnügen ſich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben auf dieſe Weiſe der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürſten ſchütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet ſetze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothſchild empfinde ich zitternde Angſt. Ehe ich mich Deſſen verſehe, ſchickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und läßt mich nach der erſten, beſten Feſtung abführen. Ich kriege Angſt — bin ich in dieſem Augenblick auch ganz ſicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtſinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beſchränktheit nicht genug zu ſchätzen wuſſte, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder geſehen habe, täglich mehr achten und ſogar lieben lerne, ſo daß es mir ordentlich ſchmerzlich wäre, wenn er jemals den Mißgriff beginge, mich einzuſtecken und ſich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußiſchen Regierung den Wink, im Fall ſie es mal für dienlich halten ſollte, mich einzuſtecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, ſondern ſich direkt an mich ſelbſt zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Feſtung, die man mir nur zu beſtimmen hat, hinbegeben, ohne im mindeſten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu laſſen. Kann man mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das iſt wahrer Patriotismus, wenn man lieber ſich ſelber als Volontär auf die Feſtung ſetzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt, ſich zu blamieren!

Ich ſehe in dieſem Augenblick, wie den älteſten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen ſtürzen; nein, rufen ſie Alle aus, wie ſehr haben wir dieſen Menſchen verkannt! Welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieſes Gemüthes; denn wiſſt, aus patriotiſcher Vorſorge habe ich ſogar jetzt ſchon meine Freunde darauf vorbereitet, daß ich nächſten Sommer einige Monate in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz ſicher bin, daß die wirklichen Urſachen eines etwaigen Aufenthalts daſelbſt nimmermehr errathen würden. Ihr ſeid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: „Dieſer edle Menſch, dieſer zweite Regulus, ſoll nicht auf die Feſtung kommen, lieber wollen wir ſelbſt ſtatt ſeiner dort ſitzen“ — Aber ich, ich ſage euch, ich will hin, ich habe mich auf dieſe großmüthige That ſchon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelſte Aufopfrungsvergnügen — „Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und ſchluchzen: Keine Feſtung, ſondern tauſend Thaler Zulage!“ — Welch ein Zeitalter! werden einſt die Nachkommen, die dieſes Buch leſen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftſteller ſich wechſelſeitig an Großmuth zu überbieten ſuchten! —

Du ſiehſt jetzt, lieber Leſer, wie gut ich mich mit der Regierung ſtehe. Sei alſo nicht gleich ängſtlich, wenn ich mal laut herausſage, was Andre ſo gar heimlich verſchweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren. Du, lieber Leſer, kannſt ſagen, du habeſt es, ſobald du es ausgeleſen, mit Unwillen fortgeworfen, es ſei ein ſchlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit -- du verſtehſt mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich eben ſo Wenig zu riskieren, ich ſage, wie Luther in ſeinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! ſie haben mir Nichts gegeben auf dieſer Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre ſehr politiſch geweſen, wenn ſie mich unter einer Laſt von Staatswürden niedergebeugt hätten: jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, ſorglos und leicht wie ein Vogel, und ſinge Freiheitslieder, ſelbſt ein Lied und ein Bild der Freiheit. Freilich, obgleich man bei unſerer jetzigen Civiliſation überall ſeine Bequemlichkeit findet, ſo möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anſchaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Beſitzthum käme auch die Furcht und die Knechtſchaft. Es verdrießt mich ſchon genug, daß ich mir vor Kurzem ein Theeſervice angeſchafft habe — die Zuckerdoſe war ſo lockend ſchön vergoldet, und auf einer von den Taſſen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Taſſe war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt.

Ich hab' wahrhaftig ſchon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Miſſion ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreiſen ſollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer feſten Anſtellung entfliehen müßte. Ich fühle jetzt ſchon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde ſo zahm vorſichtig, ich ſchmeichle oft aus Angſt — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern ſah mich ſo lockend an, und eben Er, der liebenswürdigſte der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstaſſe, wird zum Fenſter hinausgeſchmiſſen, und wer juſt vorbei geht, mag ſich vor den Scherben hüten.

Je mehr ich mein Porzellan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir immer der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindeſten, daß er mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewiſſes tendre für Metternich. Ich laſſ' mich nicht täuſchen durch ſeine politiſchen Beſtrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg beſitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächſt, kann im Herzen den Servilismus und den Obſkurantismus nimmermehr lieben. Es iſt vielleicht eine Weinlaune von ihm, daß er der einzige freie und geſcheite Mann in Öſtreich ſein will. Nun, Jeder hat ſeine Laune, und ich will auch Metternich die ſeinige hingehen laſſen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächſtens in Wien gebratene Hähnderl eſſen.

Auch mit den Rothſchilden will ich es nicht verderben, und ich will nächſtens in einem beſonderen Buche ihren Werth noch beſonders anerkennen und ihre Verdienſte preiſen.

In der That, wenn ich über die Staatsökonomie dieſer letzten Zeiten nachdenke, ſo wird es mir immer klarer, daß ohne die Hilfe jener Menſchen die allgemeine Finanzverlegenheit in den meiſten Staaten von den Revolutionären benutzt worden wäre, um die Maſſe des Volks zum Umſturz der beſtehenden Ordnung oder Unordnung zu verleiten. Denn der Ausbruch von Revolutionen wird gewöhnlich durch Geldnoth herbeigeführt, und dieſer abhelfend hat das Rothſchild'ſche Syſtem vielleicht die Ruhe Europas erhalten. Ja, dieſes Syſtem, oder vielmehr Nathan Rothſchild, deſſen Erfinder, ſcheint jene Ruhe noch in ſo fern zu begründen, daß zwar die einzelnen Staaten nicht dadurch abgehalten werden, gegen einander nach wie vor Krieg zu führen, aber nimmermehr das Volk ſo leicht im Stande ſein wird, ſich gegen ſeine Regierungen aufzulehnen. Freilich, die frommen Diener der Religion behaupten täglich: wenn man ihnen wieder ihre Abteien, Zehnten und ſonſtigen Gerechtſame zurückgäbe und ihnen überhaupt freie Hand ließe, würden ſie durch ihre Erziehungsmethode und bekannten Hausmittelchen die neue Generation zu ſolch legitimer Dummheit erziehen, daß es dem dümmſten Miniſter leicht ſein ſolle ſie zu regieren, und folglich die Ruhe von Europa auf immer geſichert ſein würde. Aber dieſe ſchwarzen Pädagogen lügen oder irren ſich, wir laſſen uns nicht mehr dumm machen, und nicht mehr in unſerer Dummheit, ſondern vielmehr in unſerer Klugheit findet die Regierung jetzt die beſten Garantien ihrer Sicherheit. Die Religion iſt nicht mehr im Stande, den Regierungen die Ruhe der Völker zu verbürgen, und das Rothſchild'ſche Anleiheſyſtem vermag Dieſes viel ſicherer, es beſitzt die moraliſche Zwangsgewalt, die in der Religion erloſchen, es mag jetzt als Surrogat derſelben dienen, ja es iſt eine neue Religion, die beim Untergang der älteren Religion die praktiſchen Segnungen derſelben erſetzen wird. Wunderſam genug, ſind es wieder die Juden, die auch dieſe neue Religion erfunden . . . . Das gemeuchelte Judäa war liſtig wie der ſterbende Neſſus, und ſein vergiftetes, mit dem eignen Blute vergiftetes Gewand verzehrte ſo wirkſam die Kraft jenes Herkules, daß die gewaltigen Glieder ermatteten, daß ihm Panzer und Helm abfiel von dem welken Leib, daß ſeine mächtige Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Gewimmer — ſo elend, eines langſamen Jahrtauſendtodes ſtirbt Rom durch das judäiſche Gift.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 353.)

Endlich kam der große Tag, dem noch ein größerer Abend folgen ſollte. Ich ſtand ſchon um acht Uhr auf, und eilte nach dem Garten Boboli, wo ich jeder Cypreſſe und jeder Statue zuflüſterte: Heute iſt Franceska's Benefiz, heute wird ſie tanzen — Aber die dunkeln Bäume blieben unbeweglich und die weißen Marmorbilder verzogen keine Miene. Nachher, um die Zeit zu tödten, machte ich die Runde durch alle Kirchen. Meine Bruſt war ſo voll, daß ſelbſt der Dom mir heute zu eng erſchien. In San Lorenzo muſſte ich laut lachen über die Verſchwendungspracht der Medicis — O ihr Armen, was nützen euch all' die reichen Grabſteine! Ihr könnt Franceska nicht tanzen ſehen! In Santa Croce ging ich lange auf und ab und las vor Langeweile die Inſchriften der Grabmäler — ich ſuchte den Namen Boccaccio, aber ich fand ihn nirgends. Warum findet man ihn nicht in Santa Croce? Gleichviel! dieſe Frage ehrt ihn mehr als das glänzendſte Denkmal. Iſt Aretino da? Ja, er iſt da, denn Keiner läſſt ſich das Vergnügen nehmen, das Grab eines obſkuren frommen Geiſtlichen, Namens Aretino, für das Grab des luſtigen Spötters zu halten, und ſo hat Dieſem der weiſe Zufall ein Monument geſetzt, das ihm die bedenkliche Klugheit verſagt hätte. Michel Angelo, Dante, Galileo — dieſe Namen konnten mich heute nicht rühren.

Die Verzweiflung der Unruhe trieb mich nach der Galerie Uffizi. In der Tribüne, vor der Statue der mediçäiſchen Venus, ſaß in einem hohen Seſſel mein Freund, der Marcheſe di Gumpelino, ganz verſunken in Kunſtbetrachtungen, die er dann und wann ſeinem Bedienten, der hinter ihm ſtand, zuflüſterte. Da mich Beide nicht bemerkten, ſo erhorchte ich folgendes Geſpräch:

Hirſch, betrachte mal die Beine!

Herr Gumpel, was thu' ich mit den Beinen?

Es geſchieht Alles zu deiner Bildung! Betrachte mal die Beine! Gott! Gott! die Beine —

Ich finde ſie ſehr ſchmutzig —

Die Arme ſind neu, auch der Kopf iſt wahrſcheinlich neu, und Einige ſagen: viel zu klein. Aber Gott! Gott! die Beine — Da oben hängt die Venus von Tizian, da kannſt du gleich ſehen, daß die Malerei nicht ſo Viel leiſten kann wie die Bildhauerkunſt. Aber das Fleiſch! Gott! Gott! was für Fleiſch! — Tizian, mit dem Zunamen Vercelli, iſt geboren in Venedig im Jahr 1477, geſtorben im Jahr 1576.

Und Das ſoll ich Alles im Kopf behalten, Herr Gumpel? Was ſoll ich thun! Ich muß auf meinen alten Tagen noch die Beine von der Venus auswendig lernen, damit ich mich im Nothfall als ein gebildeter Menſch proſtituieren kann. Ich ſag' im Nothfall, denn ſo lang ich in Hamburg bleibe, hab' ich es nicht nöthig — aber, man kann nicht wiſſen, ich komme vielleicht nach einem andern Ort — —

Um einem Kunſtgeſpräch zu entgehen, ſchlich ich wieder fort, ohne daß weder der Herr noch der Diener mich bemerkten, und ergab mich andern Verſuchen, die Zeit zu morden, worunter auch das Mittageſſen gehörte, ſowie auch ein Beſuch bei Signora Laura, wohin mich ihr eigner Liebhaber, mein Freund William, der mich am Arno traf, mit Gewalt hinſchleppte. Aber alle Entfaltungen ihrer Schönheit, ja ſogar ihre kleinen Unartigkeiten konnten meine Gedanken von

Franceska nicht abwenden, und als es Sechs ſchlug, küßte ich William und ſeine Geliebte und eilte von dannen.

Sei mir nicht böſe, William, daß ich dich ſo unbarmherzig verließ. Nächſt Franceska und Mathilde biſt du mir die liebſte Erinnerung aus Italien. Wie oft, wie ſüß oft lachten wir über unſre wechſelſeitigen Perfidien! Wie glücklich war ich, wenn ich deine ſchöne Stirne küſſen und ganz freundſchaftlich mit einem allerliebſten Geweih verzieren konnte! Weißt du noch, wie du auf dem Ponte Vecchio, juſt auf der Stelle wo einſt der große Buondelmonte erſtochen worden, mit Verwundrung bemerkteſt, daß ich deine Stiefel trüge? Du warſt aber ganz zufrieden mit meiner Ausrede: daß ſie neben Laura's Sofa geſtanden, wo ich ſie im Dunkeln ſtatt der meinigen angezogen. Noch jetzt trage ich dieſe ledernen spolia opima —

Genug davon, ich habe jetzt zu erzählen, wie mich die Ungeduld nach Signora Franceska's Wohnung trieb. Ich rieche wieder Duft von Signora Lätizia's Pomaden, ich höre wieder Guitarrentöne und den ſeufzenden Geſang des Profeſſore:

Ach, dieſer Buſen öffnet der Freude ſich wieder,
Amenaide! du mein einzig Sehnen!
Du meiner heißen Thränen
Und meiner Wünſche einziges Ziel!

Signora Lätizia ſtand vor ihrem kleinen Spiegel und machte große Toilette, ließ ſich von dem armen Bartolo ſtatt des Spucknäpfchens heute das Schminktöpfchen vorhalten, und ſtieß dann und wann einige wilde Recitative hervor, die der Profeſſor mit Guitarrenſturm begleitete.

Auf dem Sofa aber lag die ſchöne Franceska, noch ganz in ihrem ſchwarzſeidenen Negligé, und lächelnd wie ein Kind an ſeinem Geburtstag. . .

. . . .

. . . .

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 217.)

Wir ſpielten alte Zeit, oder vielmehr junge Zeit, da die unſre alt und grau iſt, und ſelbſt unſer Amor greiſe Haare und müde Augen hat — Ich hatte den Himmel in meinen Armen und vergaß der Erde und des Vaterlandes und der lieben Landsleute, die da oben am Eispol ſaßen, bis an den Nabel im Schnee, und folglich ſehr tugendhaft waren, und Moralkompendien, Erbauungsbücher und Dogmatiken ſchrieben.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 377.)

„Was hat er gethan?“ riefen wir alle Drei, als ein ziemlich wohlgekleideter junger Menſch, mit Ketten beladen, vorbei geführt wurde. Auf ſeinem blaſſen

Geſichte lag Adel und Betrübnis, und mehr gleich einem Märtyrer, als gleich einem Verbrecher, ſchritt er ruhig zwiſchen zwei Sbirren, die wie Banditen ausſahen, rothe Mützen auf den Häuptern, in den Händen eine Art ſchäbiger Stutzflinten, die alte Jacke von olivenfarbigem Mancheſter wie ein Dolman über die Schulter geworfen.

Er hat Jemanden umgebracht, berichtete uns Einer der Vorübergehenden.

Der arme Menſch! ſeufzte Signora.

Du muſſt aber nicht glauben, lieber Leſer, als ob dieſer Seufzer dem Ermordeten gegolten, ſondern er galt bloß dem Mörder, indem Dieſer in Italien als Gegenſtand des Mitleids betrachtet wird. Der Mord iſt hier nicht ſowohl eine That, als vielmehr ein Ereignis, und weſſen Hände daran Schuld waren, wird bedauert. Sogar der prämeditierte Meuchelmord wird entſchuldigt. Man ſcheint Dergleichen als eine Art Juſtizpflege zu betrachten, und wirklich, in einem Lande, wo die Geſetze ſo mangelhaft ſind und ſo ſchlecht verwaltet werden, iſt eine ſolche Selbſthilfe, als eine letzte Perſonalinſtanz, mehr als bei uns zu verzeihen. Der Mord iſt bei den Italiänern in den meiſten Fällen gleichſam ein Gewohnheitsrecht, und unſre hiſtoriſche Schule müſſte ihn hier, wenn ſie ihren Principien treu bleibt, ganz in Schutz nehmen und als das beſte, vollgültigſte Recht zu ſanktionieren ſuchen, wie manche andre Gewohnheitsrechte, die ebenfalls mit Vernunft und Religion in Widerſpruch ſtehen.

Es iſt ein Dieb, verbeſſerte ein andrer Vorübergänger, und Signora ſagte ruhig: So mag er in Gottes Namen hängen.

Wundre dich nicht über dieſe Härte, lieber Leſer. Die Italiäner, bei ihrem civiliſierten Gefühl, verabſcheuen den eigentlichen Diebſtahl, obgleich ſie, von Armuth gedrängt, auf alle mögliche Weiſe den Fremden zu beeinträchtigen ſuchen, und ſo voll Liſt und Trug ſind, daß Mylady einſt ſehr richtig bemerkte: „Wenn Europa der Kopf der Erde iſt, ſo iſt Italien daran der Diebsorgan.“ Aber ich wiederhole nochmals: ſie ſind Diebe, die nicht ſtehlen, ja ihre Liebenswürdigkeit raubt uns ſogar allen Unmuth, wenn ſie uns das Geld aus der Taſche locken.

Hängen? ſagte Mylady mit einem bitteren Tone und warf einen tadelnden Blick auf Signora, die ſchon gleich vergeſſen, was ſie geſagt, und wieder träumeriſch in die Welt hinein lächelte. Hängen? Wenn ich König wäre, ließe ich keinen Menſchen hängen, deſſen ganzes Verbrechen darin beſteht, daß er eigenhändig den Leuten die Kehle abgeſchnitten oder ihnen eigenhändig die Taſchen geleert, ohne ſich hierzu eines Feldmarſchalls oder eines Finanzminiſters zu bedienen.

Aber der arme Menſch war weder Mörder noch Dieb, im Gegentheil, er war ein Karbonaro, wie uns ein Abbate nähere Auskunft gab.

Er iſt ein Feind des Thrones und des Altars, ſagte uns dieſer geiſtliche Herr: er iſt einer jener gefährlichen Menſchen, die ſich gegen ihren Fürſten und ſelbſt gegen Gott verſchworen. Man ſollte hier in Toskana ſie nicht zu milde behandeln, ſondern ſie, wo man ſie ergreift, gleich köpfen laſſen oder gebrandmarkt auf die Galere ſchicken, wie in Piemont und Neapel.

Ich verſtehe Sie, antwortete ich ihm; da er aber mich nicht verſtanden, ſagte er noch einige ſalbungsvolle Worte und reichte mir beim Abſchied die Hand.

Es war eine weiche, wurmweiche Hand, und ſo faulend nachgiebig, daß ich faſt fürchtete, ſie bliebe mir in Händen.

O du Schuft Gottes! rief ich, du biſt nicht werth, auf toskaniſchem Boden zu wandeln. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Lucca, welches doch mitten im Toskaniſchen liegt, ſo edel denkt wie der Großherzog in Florenz; aber ich habe doch im lucceſiſchen Nichts von jenen Hinrichtungsſchreckniſſen und Regierungsſchandthaten gehört, deren Kunde uns täglich aus andern Theilen Italiens zu Ohren kam. Der Großherzog von Toskana ſelbſt iſt einer der humanſten und liberalſten Menſchen, die es giebt, im Florentiniſchen fühlte ich mich ſo frei, als wäre ich in Baiern, und zahlloſe politiſche Flüchtlinge und Exilierte finden dort ein ungeſtörtes Aſyl. Wie ſehr die Feinde des öſtreichiſchen Princips Unrecht haben, wenn ihr Unmuth auch das öſtreichiſche Regentenhaus trifft, ſieht man hier in Toskana, indem der Großherzog ein öſtreichiſcher Prinz iſt, eben ſo wie einſt Joſeph II., einer der größten Menſchen der Welt, und Das iſt doch gewiß noch Mehr, als ein großer Kaiſer. Bei der Kinderloſigkeit ihres Fürſten ſind die Florentiner ſehr in Angſt, daß ihr ſchönes, freies Land an die öſtreichiſchen Erbſtaaten und der Metternich'ſchen Politik anheim fallen möge. Wenn ich leztere mit empörter Seele verabſcheue, ſo unterſcheide ich ebenfalls wieder die Politik von dem Manne ſelbſt. Kann ich mir's doch nicht denken, daß ein Mann, dem der Johannisberg gehört, der beſte Wein der Welt, auch im Herzen ein Freund des Obſkurantismus und der Sklaverei ſein ſollte!

(H. Heine's Werke. Bd II. S. 354.)

Nur in der Dunkelheit kann der Katholicismus uns bezwingen; der lichte Tag verſcheucht den Eindruck ſeiner trüben Schatten.

(H. Heine's Werke. Bd. II. S. 343.)

Ich habe jetzt die Geſichter geſehen, die zum Katholicismus gehören, und zwar in der beſten Beleuchtung. Was ich darauf entdeckt, läſſt ſich ſchwerlich wieder erzählen, denn jeder Mönch und Prieſter, wie jeder Menſch überhaupt, hat ein anderes Geſicht, und da ſich die Menſchen ſo wenig gleich ſehen, möchte es mich ſogar bedünken, als ob man irrig und folglich ſündlich handele, wenn man ſie nach äußeren Abzeichen in Klaſſen theilt und über dieſe Klaſſen nun ein beſtimmtes Kompendiurtheil ausſpricht — wie vielleicht ich ſelbſt in einem der früheren Kapitel. Die Kutte macht nicht den Mönch — eben ſo wenig wie die Uniform eines Generaladjutanten den Helden macht. Wechſeln Beide ihre Kleidung, ſo mag mancher Mönch wie ein Held und mancher Generaladjutant wie ein Mönch ausſehen, und in dieſem Fall gäbe es vielleicht beſſere Gebete und größere Heldenthaten.

(H. Heine's Werke. Bd. II. S. 380.)

Alle Religionen ſind heilig, denn bei aller Verſchiedenheit der äußeren Formen hegen ſie doch ein und denſelben heiligen Geiſt. Das iſt die Religion der Religionen.

Verſchiedenartige Geſchichtsauffaſſung.

Das Buch der Geſchichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengeſetzte Anſichten treten hier beſonders hervor. — Die Einen ſehen in allen irdiſchen Dingen nur einen troſtloſen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in dieſem, wie in der organiſchen Natur überhaupt, ſehen ſie ein Wachſen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. „Es iſt nichts Neues unter der Sonne!" iſt ihr Wahlſpruch; und ſelbſt dieſer iſt nichts Neues, da ſchon vor zwei Jahrtauſenden der König des Morgenlandes ihn hervor geſeufzt. Sie zucken die Achſel über unſere Civiliſation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; ſie ſchütteln den Kopf über unſere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich ſeien; ſie lächeln über alle Beſtrebungen eines politiſchen Enthuſiasmus, der die Welt beſſer und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeſchicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuſchungen, womit der einzelne Menſch ſein Leben verbringt, in dieſer Menſchengeſchichte ſehen ſie auch die Geſchichte der Menſchheit. In Deutſchland ſind die Weltweiſen der hiſtoriſchen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goethe'ſchen Kunſtperiode ganz eigentlich dieſer Anſicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen ſentimentalen Indifferentismus gegen alle politiſchen Angelegenheiten des Vaterlandes allerſüßlichſt zu beſchönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutſchland weiß ganz beſonders dieſe Anſicht zu ſchätzen, ſie läßt ordentlich Menſchen darauf reiſen, die unter den elegiſchen Ruinen Italiens die gemüthlich beſchwichtigenden Fatalitätsgedanken in ſich ausbilden ſollen, um nachher, in Gemeinſchaft mit vermittlenden Predigern chriſtlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufſchläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geiſteskraft emporſprießen kann, Der mag am Boden ranken: jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben beſprochenen, gar fatalen fataliſtiſchen Anſicht ſteht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorſehung verwandt iſt, und wonach alle irdiſchen Dinge einer ſchönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln ſind zu einem höheren gottähnlichen Zuſtande des Menſchengeſchlechtes, deſſen ſittliche und politiſche Kämpfe endlich den heiligſten Frieden, die reinſte Verbrüderung, und die ewigſte Glückſeligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, ſondern vor uns: wir ſeien nicht aus dem Paradieſe vertrieben mit einem flammenden Schwerte, ſondern wir müſſten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, ſondern das ewige Leben. — „Civiliſation“ war lange Zeit der Wahlſpruch bei den Jüngern ſolcher Anſicht. In Deutſchland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsſchule. Wie beſtimmt die ſogenannte philoſophiſche Schule dahin zielt, iſt männiglich bekannt. Sie war den Unterſuchungen politiſcher Fragen ganz beſonders förderlich, und als höchſte Blüthe dieſer Anſicht predigt man eine idealiſche Staatsform, die, ganz baſiert auf Vernunftgründen, die Menſchheit in letzter Inſtanz veredeln und beglücken ſoll. — Ich brauche wohl die begeiſterten Kämpen dieſer Anſicht nicht zu nennen. Ihr Hochſtreben iſt jedenfalls erfreulicher, als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir ſie einſt bekämpfen, ſo geſchehe es mit dem koſtbarſten Ehrenſchwerte, während wir einen raufenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Anſichten, wie ich ſie angedeutet, wollen nicht recht mit unſeren lebendigſten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umſonſt begeiſtert ſein und das Höchſte ſetzen an das unnütz Vergängliche: auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Werth behalte, und daß ſie nicht bloß als Mittel gelte, und die Zukunft ihr Zweck ſei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger geſtimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als ſeien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Menſch in die Natur und in die Geſchichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer Nichts wußte, indem jedes Erſchaffnis ſich ſelbſt bezweckt und jedes Ereignis ſich ſelbſt bedingt, und Alles, wie die Welt ſelbſt, ſeiner ſelbſt willen da iſt und geſchieht. — Das Leben iſt weder Zweck noch Mittel; das Leben iſt ein Recht. Das Leben will dieſes Recht geltend machen gegen den erſtarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieſes Geltendmachen iſt die Revolution. Der elegiſche Indifferentismus der Hiſtoriker und Poeten ſoll unſere Energie nicht lähmen bei dieſem Geſchäfte:

und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker ſoll uns nicht verleiten, die Intereſſen der Gegenwart und das zunächſt zu verfechtende Menſchenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu ſetzen. — Le pain est le droit du peuple, ſagte Saint-Juſt, und Das iſt das größte Wort, das in der ganzen Revolution geſprochen worden.

Zu den „Göttern im Exil.“

(H. Heine's Werke. Band VII. S. 262.)

Über die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars ſeit dem Siege der Chriſten weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnete ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frundsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechts, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten, ſo ſchmählich verwüſten ſah. Ebenfalls hieß es, daß er lange Zeit als Scharfrichter in Padua gehauſt. Die darauf bezügliche Tradition will ich mit wenigen Worten hier mittheilen.

Ein junger Weſtfale, welcher Hans Werner hieß und um zu ſtudieren nach Padua gereiſt war, hatte bei ſeiner Ankunft dort ſpät in der Nacht mit ſeinen Landsleuten pokuliert. Als er nach der Herberge zurückkehrend über den Marktplatz ſchritt, ergriff ihn eine ſo übermüthige Laune, daß er ſein Schwert aus der Scheide zog, es an den Steinen wetzte und laut ausrief: „Wer mit mir fechten will, Der komme!“ Der menſchenleere Marktplatz glänzte ſtill im Mondſchein und die Glocke ſchlug Mitternacht. Hans Werner wetzte immerfort ſein Schwert, daß es klang und klirrte, und rief nochmals ſeine Ausforderung. Als er zum dritten Male die frevlen Worte gerufen, nahte ſich ein Mann von hoher Geſtalt, der unter einem rothen Mantel ein breites, blankes Schwert hervor zog und ſchweigend damit einhieb auf den kecken Weſtfalen. Dieſer ſetzte ſich gleich zur Wehr, ſchlug ſeine beſten Quarten und noch beſſeren Quinten, aber vergebens: er konnte ſeinen Gegner weder verwunden, noch entwaffnen. Des unnützen Kampfes müde, hielt Hans Werner endlich inne und ſprach: „Du biſt kein lebender Menſch, denn meine Mutter hat einen ſo guten Segen über meine Waffen geſprochen, daß mir kein lebender Menſch widerſtehen kann, du biſt alſo entweder ein Teufel oder ein Todter.“ — „Ich bin weder das Eine noch das Andre,“ antwortete Jener.

„Ich bin der Gott Mars, und ſtehe als Scharfrichter im Dienſte der Republik Venedig. Dieſes iſt mein Richtſchwert. Es iſt mir ganz Recht, daß man eine abergläubiſche Scheu hegt vor jeder Berührung mit mir, und das langweilige Tagesvolk bleibt mir vom Leibe. Es fehlt mir jedoch nicht an Umgang, und gar heute Nacht habe ich den Vorſitz bei einem Bankett, welches die ſchönſten Damen mit ihrer Gegenwart beehren werden. Komm mit, wenn du keine Furcht haſt!“ — „Ich habe keine Furcht,“ antwortete Jener, „und nehme die Einladung mit Vergnügen an.“

Arm in Arm ſchritten nun Beide durch die öden Gaſſen, hinaus vors Thor, und nachdem ſie eine Strecke gewandert, gelangten ſie zu einem erleuchteten Garten. Als ſie hinein traten, gewahrte Hans Werner geputzte Gruppen, die unter den Bäumen ſich ergingen und wiſperten. Manche hatten einen ganz eigenthümlichen Gang, und da war beſonders ein langer Menſch, deſſen Beine beſtändig krampfhaft zuckten, als hätte er das Zipperlein, und auch den Kopf immer ſchief auf einer Seite trug. „Iſt Das Spaß oder Krankheit?“ frug der Weſtfale ſeinen Gefährten, indem er darauf hindeutete. „Das kommt vom Gehenktwerden,“ antwortete Letzterer ganz trocken. „Was fehlt aber jenen beiden Perſonen,“ fuhr Hans Werner fort, „die ſo mühſam, wie mit gebrochenen Gliedern, einher ſchwanken?" — „Es fehlt ihnen gar Nichts," erhielt er zur Antwort: „wenn man gerädert worden iſt, behält man auch nach dem Tode eine gewiſſe ſchlottrige Bewegung." Auch die Damen hatten ein ſonderbares Anſehen. Sie waren außerordentlich koſtbar gekleidet, nach den bunten Moden damaliger Zeit, nur etwas abenteuerlich übertrieben, und ihr Putz und ihr ganzes Weſen offenbarte eine frevelhafte, verruchte Üppigkeit. Manche waren darunter von außerordentlicher Schönheit, die Geſichter mehr oder minder roth geſchminkt. Doch bei einigen kam eine kreideweiße Bläſſe zum Vorſchein, und um die Lippen ſchwebte ein Lächeln, das zugleich ſchmerzlich und höhniſch. Der junge Weſtfale ergetzte ſein Herz an dem Anblick dieſer ſchönen Weiber, und als man zu Tiſche ging, gab er einer jungen Blondine, die ihm beſonders wohlgefiel, den Arm. Man ſpeiſte auf einer Terraſſe, oder vielmehr auf einem hohen Viereck, welches von Lampen- und Blumenguirlanden eingefaſſt; die Geſellſchaft beſtand aus einigen fünfzig Perſonen, und der Gefährte des jungen Deutſchen ſaß gleichſam als Wirth am Oberende der Tafel. Er ſelber ſaß an der Seite der jungen Blondine, die ſehr witzig war und durchaus nicht ſpröde ſchien, wenn auch ſeine Galanterien ſehr ſtark gefärbt. Auch hier finden wir wieder den unheimlichen Umſtand, daß das Salz fehlte. Auch noch andre Sonderbarkeiten mußten dem jungen Deutſchen bei Tiſche auffallen. Er ſah nämlich viele ſchwarze Vögel, Raben und Dohlen, umher flattern, die ſogar auf die Häupter der Gäſte herab ſchoſſen und ihnen die Friſur zerpickten; nur mit vieler Mühe wurden ſie verſcheucht. Bei mehreren Damen, deren Krauſe ſich verſchoben, bemerkte der junge Weſtfale einen breiten blutrothen Streif, der ſich rund um den Hals zog. „Was iſt Das?“ frug er ſeine Nachbarin. Dieſe öffnete die Häkchen ihres Mieders, und an ihrem Halſe kam ein ähnlicher blutrother Streif zum Vorſchein, und ſie antwortete: „Das kommt vom Geköpftwerden.“ — Ich übergehe das grauenhaft wollüſtige Ereignis, womit das Feſt ſchloß, und den blutigen Spaß, womit der heidniſche Gott ſeine Gäſte zuletzt regalierte. Die Geſchichte endigt ungefähr wie die, welche ich zuerſt erzählte: der Held, welcher in den Armen ſeiner Schönen eingeſchlafen, erwacht des Morgens auf der Schädelſtätte des Hochgerichts.

Briefe uber Deutſchland.

Erſter Brief.

. . . .

. . . .

. . . .

Sie, mein Herr, haben unlängſt in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeiſterung auf die Verfaſſerin der „Corinna" hingewieſen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen hervor ging; denn Sie haben zeigen wollen, wie ſehr ſie die heutigen Schriftſtellerinnen, namentlich die Mères d'Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich theile in dieſer Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo ſie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Anſichten über Deutſchland, ſeine Zuſtände und ihre Repräſentanten, zu verbreiten. Nur in dieſer Abſicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël

„De l'Allemagne" in einem eignen Buche entgegen, welches denſelben Titel führte. An dieſes Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erſter Ihnen gewidmet ſein ſoll.

. . . .

. . . .

Ja, das Weib iſt ein gefährliches Weſen. Ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Auch Andre machen dieſe bittere Erfahrung, und noch geſtern erzählte mir ein Freund in dieſer Beziehung eine furchtbare Geſchichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutſchen Maler geſprochen, der geheimnisvoll zu ihm ſagte: „Sie haben Madame la Comteſſe de** in einem deutſchen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie ſind ein Mann des Todes, wenn es wieder geſchieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres." Iſt Das nicht ſchrecklich? Klingt Das nicht wie ein Schauer- und Nachtſtück von Anna Radcliffe? Iſt dieſe Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadaſſins ſtürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht phyſiſch, doch gewiß moraliſch. Wie kommt aber dieſe Dame zu einer ſolchen düſtern Gewalt? Iſt ſie ſo ſchön, ſo reich, ſo vornehm, ſo tugendhaft, ſo talentvoll, daß ſie einen ſo unbedingten Einfluß auf ihre Seiden ausübt, und Dieſe ihr blindlings gehorchen? Nein, dieſe Gaben der Natur und des Glücks beſitzt ſie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht ſagen, daß ſie häßlich ſei: kein Weib iſt häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daß, wenn die ſchöne Helena ſo ausgeſehen hätte wie jene Dame, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt werden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch ſo vornehm iſt ſie nicht, und das Ei, woraus ſie hervor gekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann ſie nicht mit der Helena verglichen werden: ſie iſt einem bürgerlichen Kaufmannshauſe zu Frankfurt entſprungen. Auch ihre Schätze ſind nicht ſo groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither ſo ſchön ſpielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), ſie von dort entführte; im Gegentheil, die Fourniſſeurs der Dame ſeufzen, ſie ſoll ihr letztes Ratelier noch ſchuldig ſein. Nur in Bezug auf die Tugend mag ſie der berühmten Madam Menelaus gleichgeſtellt werden.

Ja, die Weiber ſind gefährlich: aber ich muß doch die Bemerkung machen, daß die ſchönen lange nicht ſo gefährlich ſind wie die häßlichen. Denn Jene ſind gewohnt, daß man ihnen die Kour mache, Letztere aber machen jedem Manne die Kour und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich iſt Dies in der Literatur der Fall. Ich muß hier zugleich erwähnen, daß die franzöſiſchen Schriftſtellerinnen, die jetzt am meiſten hervor ragen, alle ſehr hübſch ſind. Da iſt George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louiſe Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienloſigkeit der bas bleux zu Schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette leſen, gern perſönlich die Beweiſe unſeres Reſpekts darbringen möchten. Wie ſchön iſt George Sand und wie wenig gefährlich, ſelbſt für jene böſen Katzen, die mit der einen Pfote ſie geſtreichelt und mit der andern ſie gekratzt, ſelbſt für die Hunde, die ſie am wüthendſten anbellen; hoch und milde ſchaut ſie auf dieſe herab, wie der Mond. Auch die Fürſtin Belgiojoſo, dieſe Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungeſtraft verletzen: es ſteht Jedem frei, eine Madonna von Rafael mit Koth zu bewerfen, ſie wird ſich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht bloß von ihren Feinden, ſondern ſogar von ihren Freunden immer gut ſpricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Huldigungen, iſt die Sprache der Roheit ihr faſt fremd, und ſie ſieht dich an verwundert. Die ſchöne Muſe Delphine, wenn du ſie beleidigſt, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt ſich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagſt du etwas Mißfälliges über Madame Collet, ſo ergreift ſie ein Küchenmeſſer und will es dir in den Leib ſtoßen. Das iſt auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comteſſe **! Du biſt ein Kind des Todes. Vier Vermummte ſtürzen auf dich ein — vier souteneurs littéraires — Das iſt die Tour de Nesle — du wirſt erſtochen, erwürgt, erſäuft — den andern Morgen findet man deine Leiche in den Entrefilets der Preſſe.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht ſchön war, und dem großen Kaiſer Napoleon ſehr viel Böſes zufügte. Sie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben, ſondern ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Mittel zu befehden, ſie war einige Zeit die Seele diplomatiſcher Intrigen, welche der Koalition gegen Napoleon voran gingen: auch ſie wußte ihrem Feinde einige Spadaſſins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, ſondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne" und einigen hunderttauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine lebendige Illuſtration ihres

Buches mitbrachte. . . . .

. . . . Seit der Zeit ſind die Franzoſen Chriſten geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Das ginge mich am Ende Nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, ſo langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, um ſo mehr, da es bisher das geiſtreichſte und heldenmüthigſte war, das jemals auf dieſer Erde geſchanzt und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwas intereſſiert, denn als die Franzoſen dem Satan und ſeiner Herrlichkeit entſagten, haben ſie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieſer Gelegenheit ein Preuße. Ja, ſo ſchrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Noth, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen, und ſeitdem lebe ich als Prussien libéré hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigſten Beſchäftigungen war, dem herrſchenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that Dieſes in einer Reihe Artikel, welche ich bald darauf als vollſtändiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch dieſe Titelwahl, mit dem Buche der berühmten Frau in eine literariſche Rivalität treten zu wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer geiſtigen Fähigkeiten, ſie hat Genie, aber leider hat dieſes Genie ein Geſchlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widerſprechen, der um ſo gefährlicher wirkte, da ſie in ihren deutſchen Mittheilungen eine Maſſe von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geiſter bezauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrthümer und Fälſchungen nicht ein, und beſchränkte mich, zunächſt den Franzoſen zu zeigen, was eigentlich jene romantiſche Schule bedeutete, die Frau von Staël ſo ſehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß ſie nur aus einem Haufen Würmern beſtand, die der heilige Fiſcher zu Rom ſehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem ſind auch vielen Franzoſen in dieſer Beziehung die Augen aufgegangen, und ſogar ſehr chriſtliche Gemüther haben eingeſehen, wie ſehr ich Recht hatte, ihnen in einem deutſchen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher ſchlichen, und jetzt kühner als je das geſchorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutſche Philoſophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der erſten Klaſſe bekannt war, und hier zu Lande ſtutzte man nicht wenig über dieſe Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen geſtand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, und die deutſchen Philoſophen ſeien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht athmeten. Ich habe freilich den Franzoſen keine ausführliche Darſtellung unſerer verſchiedenen Syſteme geben können — auch liebte ich ſie zu ſehr, als daß ich ſie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen dieſen Syſtemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil iſt von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philoſophie hat in Deutſchland gegen das Chriſtenthum denſelben Krieg geführt, den ſie einſt in der griechiſchen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und ſie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie iſt die heutige Religion eben ſo aufs Haupt geſchlagen, ſie iſt in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechaniſches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeſchnitten, und die es gar nicht zu merken ſcheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel' Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat (um wie Couſin zu reden), weiß ich nicht, aber es iſt von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt ſich weit mehr von unſerem armen Proteſtantismus, der, um ſeine Exiſtenz zu friſten, alle möglichen Konceſſionen gemacht, und dennoch ſterben muß: es half ihm Nichts, daß er ſeinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch Aderläſſe alles ſinnliche Blut auspumpte, daß er ihn gleichſam filtrierte zu einem reinen Geiſte, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend beſteht — Alles half Nichts, und ein deutſcher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Franzöſiſch fleuve de flamme) moquiert ſich nicht wenig über dieſe Attribute des „Gott-Reiner-Geiſt“, deſſen Liebe kein beſonderes Lob verdiene, da er ja keine menſchliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht Viel koſte, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen ſei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt ſchwer fallen würde, nicht tugendhaft zu ſein, da er ohne Leib iſt! Ja, nicht bloß die proteſtantiſchen Rationaliſten, ſondern ſogar die Deiſten ſind in Deutſchland geſchlagen, indem die Philoſophie eben gegen den Begriff „Gott“ alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne“ gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutſchen Himmel und Jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verſchwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer ſitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch ſpäter Jeder erfahren mußte, und was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenſeits des Rheines. Und in welchem fanatiſchen Tone manchmal werden die antireligiöſen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheiſmus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verſteckter Deiſt ſei. Ich muß geſtehen, dieſe Muſik gefällt mir nicht, aber ſie erſchreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëſtro geſtanden, als er ſie komponierte, freilich in ſehr undeutlichen und verſchnörkelten Zeichen, damit nicht Jeder ſie entziffre — ich ſah manchmal, wie er ſich ängſtlich umſchaute, aus Furcht, man verſtände ihn. Er liebte mich ſehr, denn er war ſicher, daß ich ihn nicht verrieth; ich hielt ihn damals ſogar für ſervil. Als ich einſt unmuthig war über das Wort: „Alles, was iſt, iſt vernünftig", lächelte er ſonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: „Alles, was vernünftig iſt, muß ſein."" Er ſah ſich haſtig um, beruhigte ſich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später erſt verſtand ich ſolche Redensarten. So verſtand ich auch erſt ſpät, warum er in der Philoſophie der Geſchichte behauptet hatte:

das Chriſtenthum ſei ſchon deßhalb ein Fortſchritt, weil es einen Gott lehre, der geſtorben, während die heidniſchen Götter von keinem Tode Etwas wuſſten. Welch ein Fortſchritt iſt es alſo, wenn der Gott gar nicht exiſtiert hat! . . . .

Mit dem Umſturz der alten Glaubensdoktrinen iſt auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutſchen werden doch noch lange an letztere halten. Es geht ihnen wie gewiſſen Damen, die bis zum vierzigſten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe werth hielten, das ſchöne Laſter zu üben, wenn auch ihre Grundſätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moraliſche, ſondern auch eine politiſche Wichtigkeit: die Maſſen tragen nicht mehr mit chriſtlicher Geduld ihr irdiſches Elend, und lechzen nach Glückſeligkeit auf Erden. Der Kommunismus iſt eine natürliche Folge dieſer veränderten Weltanſchauung, und er verbreitet ſich über ganz Deutſchland. Es iſt eine eben ſo natürliche Erſcheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Beſtehende die fortgeſchrittenſten Geiſter, die Philoſophen der großen Schule, als Führer beſitzen; Dieſe gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längſt geträumt und ausgeſprochen in den

Worten: „Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten: wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien.“ Dieſe Worte ſtehen in meinem Buche „De l'Allemagne“, wo ich beſtimmt voraus geſagt habe, daß die politiſche Revolution der Deutſchen aus jener Philoſophie hervor gehen wird, deren Syſteme man ſo oft als eitel Scholaſtik verſchrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja geſehen, wie die Drachenzähne geſät wurden, aus welchen heute die geharniſchten Männer empor wachſen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider ſich unter einander würgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erſchienen, habe ich für das Publikum Nichts über Deutſchland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillſchweigen breche, ſo geſchieht es weniger, um die Bedürfniſſe des eignen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünſchen meiner Freunde zu genügen. Dieſe ſind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwiſſenheit, die in Bezug auf deutſche Geiſtergeſchichte hier zu Lande herrſcht, eine Unwiſſenheit, die von unſeren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich ſage: von unſeren Feinden, und verſtehe darunter nicht jene armſeligen Geſchöpfe, die von Zeitungsbüreau zu Zeitungsbüreau hauſieren gehen, und rohe, abſurde Verleumdungen feilbieten, und einige ſogenannte Patrioten als Allümeurs mit ſich ſchleppen: dieſe Leute können auf die Länge nicht ſchaden, ſie ſind zu dumm, und ſie werden es noch dahin bringen, daß die Franzoſen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutſchen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unſere wahrhaft gefährlichen Feinde ſind jene Familiaren der europäiſchen Ariſtokratie, die unter allerlei Vermummungen, ſogar in Weiberröcken, uns überall nachſchleichen, um im Dunkeln unſeren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reiſen ſo unſicher und unbequem machen, glücklich entronnen ſind, ſollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, ſollen wenigſtens ihren Namen tagtäglich beſchimpft und gekreuzigt ſehen. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Februarrevolution.

Paris, den 3. März 1848.

Ich habe Ihnen über die Ereigniſſe der drei großen Februartage noch nicht ſchreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beſtändig Getrommel, Schießen und Marſeillaiſe. Letztere, das unaufhörliche Lied, ſprengte mir faſt das Gehirn, und ach! das ſtaatsgefährlichſte Gedankengeſindel, das ich dort ſeit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entſtand, einigermaßen zu dämpfen, ſummte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. „Heil dir im Siegerkranz“ oder „Üb du nur Treu und Redlichkeit“ — vergebens! der welſche Teufelsgeſang überdröhnte in mir alle beſſern Laute. Ich fürchte, die dämoniſchen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt ſich der große

Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Beſten gab, nicht ſchon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen laſſen unter dem Titel ‚die Juliusrevolution'? Aber ein gutes Stück kann man zweimal ſehen. Jedenfalls iſt es verbeſſert und vermehrt, und zumal der Schluß iſt neu und ward mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorſtellung beizuwohnen, ich hatte gleichſam einen Sperrſitz, da die Straße, wo ich mich befand, von beiden Seiten durch Barrikaden geſperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behauſung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzoſen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verſchanzungen, zu deren Anfertigung die deutſche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, ſie werden hier in einigen Minuten improviſirt, ſie ſpringen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man ſollte glauben, die Erdgeiſter hätten dabei unſichtbar die Hand im Spiel. Die Franzoſen ſind das Volk der Geſchwindigkeit. Die Heldenthaten, die ſie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls mit Erſtaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen laſſen. Auch andere Leute haben Muth: der Menſch iſt ſeiner Natur nach eine tapfere Beſtie. Die Todesverachtung, womit die franzöſiſchen Ouvriers gefochten haben, ſollte uns eigentlich nur deßhalb in Verwunderung ſetzen, weil ſie keineswegs aus einem religiöſen Bewuſſtſein entſpringt und keinen Halt findet in dem ſchönen Glauben an ein Jenſeits, wo man den Lohn dafür bekömmt, daß man hier auf Erden fürs Vaterland geſtorben iſt. Eben ſo groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch ſagen eben ſo uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen ſich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig, und dadurch verſchieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entſteht, als durch die Befriedigung diebiſcher Gelüſte, die uns am Ende doch nicht weit fördern — ehrlich währt am längſten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erſtaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrſchten, ſich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkaſten und machten große Augen, als nirgends geſtohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen ſogar nicht ganz recht, und es ward gewiſſen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als ſie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erſchieße. Unter einem ſolchen Regimente, dachten ſie, iſt man am Ende doch ſeines Lebens nicht ſicher. Zerſtört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man ſie fand, und in jenen königlichen Palläſten ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel ſich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unſerm Hauſe wohnte und ſich mitgeſchlagen, brachte ſeiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genaſcht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er ſich, daß die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er ſie nannte, ſo äußerſt wohlſchmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In ſo hohem Alter wieder zum Wanderſtab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter ſchmecken!

Waterloo.

Unterdrückte Blätter aus den „Geſtändniſſen“.

(H. Heine's Werke, Bd. XIV, S. 234.)

Es ſind nicht bloß die Franzoſen und der Kaiſer, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzoſen ſtritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber ſie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiſer kämpfte hier nicht ſowohl für ſeine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Ariſtokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo ſich gegenüber ſtanden — Und dieſe letztere ſiegte, die ſchlechte Sache des verjährten Vorrechts, der ſervile Knechtſinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Intereſſen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderſchaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menſchheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutſchland, wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daß ſie nur gegen einen einzigen Menſchen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wuſſten ſehr gut, daß man, wie das Sprichwort ſagt, auf den Sack ſchlägt und den Eſel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns ſchlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon“ auch uns transportierte, daß Hudſon Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelſen von Sankt Helena unſer eignes Golgatha war, und unſre erſte Leidensſtation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten dieſen Namen nicht nennen hören, ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unſrer Bruſt aufziſchten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unſrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der ſchnöde Zauber iſt jetzt gebrochen, und die herzzereißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens iſt jetzt verſchwunden!

Welchem mirakuloſen Ereigniſſe wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, iſt bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, ſie war jedoch nicht komplet;

es war nur Balſam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzoſen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß ſie den Beſiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieſes alte, abgelebte Königsgeſchlecht vorher die ſchrecklichſte Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die ſchmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menſchenfreundlichen Ludwig's XVI., dieſes ſchauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum, als daß ein Franzoſe ruhig ſchlafen konnte, ſo lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs ſaß; dieſe Linie war unmöglich geworden, und muſſte früh oder ſpät, gleich einem Geſchwür, aus dem franzöſiſchen Staatskörper ausgeſchnitten werden, ganz ſo wie es den Stuarts in England geſchah, als dort ähnliche Urſachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und ſeine Familie war möglich, weil ſein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er ſelbſt zu den Vorkämpen der Revolution einſt gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er beſaß alle bürgerlichen Tugenden eines

Bourgeois und kein einziges Laſter eines Grand Seigneur. Er ſaß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete ſeine Erziehung, und er war wiſſenſchaftlich gebildet wie ein Gelehrter: auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik ſein Brot verdienen, oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader laſſen, weßhalb er auch ein Feldſcherer-Etui beſtändig bei ſich trug. Er war höflich, großmüthig, und verzieh eben ſo wohl ſeinen legitimiſtiſchen Verleumdern, wie ſeinen republikaniſchen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Bruſt bedroht war, doch als es galt, auf das Volk ſchießen zu laſſen, überſchlich ihn die alte philanthropiſche Weichherzigkeit, und er warf die Krone von ſich, ergriff ſeinen Hut und nahm ſeinen alten Regenſchirm und ſeine Frau unter den Arm, und empfahl ſich. Er war ein Menſch. Fabelhaft groß war ſein Reichthum, und doch blieb er arbeitſam wie der ärmſte Handwerker. Er war vacciniert; iſt auch nie von den Pocken heimgeſucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Geſetzen geſchworen. Er gab den Franzoſen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügſam, keuſch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die

Jeſuiten nicht. Er war das Muſter eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiſer, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzoſen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Urſprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, ſondern einer kleinen Koterie von Geldmenſchen, die ihn auf den vakanten Thron geſetzt, weil er ihnen die beſte Garantie ihrer Beſitzthümer dünkte, und weil bei dieſer Beſetzung keine große Einrede von Seiten der europäiſchen Ariſtokratie zu befürchten ſtand, die ja einſt nicht ſo ſehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haß gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den ſie Krieg zu führen vorgab, die Reſtauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürſten des Nordens nicht, daß ihre Protegés ſo ohne Umſtände fortgejagt wurden, aber ſie hatten Dieſelben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quaſi-Legitimität, ſeine erlauchte Geburt und ſein ſanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und ſie ließen ſich den galliſchen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daß man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daß man ihn mit dem unwürdigſten Undank behandelt, daß er ein wahrer Märtyrer war, und daß die Februarrevolution überhaupt ſich als ein beklagenswerthes Ereignis auswies, das unſäglich viel Unheil über die Welt brachte, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger geſtehen, daß ſie wieder für die Franzoſen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, ſo wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewuſſtſein ſich daran ſtärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollſtändig war dieſe letztere noch nicht, und ſie ſchlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieſes verſchuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volksſouveränität, der ihnen die unumſchränkteſte Macht verlieh, durch ihr Ungeſchick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelſpiel verzettelten. Ich will nicht ſagen, daß ſie ſchlechte Menſchen waren; im Gegentheil, es wäre uns beſſer ergangen, wenn wir entſchiedenen Böſewichtern in die Hände gefallen wären, die energiſch und konſequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergoſſen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und ſchlechten Muſikanten, die ſich aus Ehrgeiz im Augenblick des entſetzlichſten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringſten Kenntniſſe politiſcher Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bouſſole nur ihre Eitelkeit konſultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der erſten Stunde der proviſoriſchen Regierung, die ſich eben dieſen Namen gab, offenbarte ſich das Unvermögen der kleinen Menſchen. Schon dieſer Name „Proviſoriſche Regierung“ bekundete officiell ihre Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was ſie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchſte Gewalt ertheilte und ſie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beſchützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waiſenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miſerablere Nieten gezogen, als die Perſonen waren, welche jene proviſoriſche Regierung bildeten. Es befanden ſich unter ihnen miſerable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenſpielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakſpeare im „Sommernachtstraum“ ſo ergötzlich vorführt. Dieſe täppiſchen Geſellen hatten in der That vor Nichts mehr Angſt, als daß man ihr Spiel für Ernſt halten möchte, und Snug der Tiſchler verſicherte im Voraus, daß er kein wirklicher Löwe, ſondern nur ein proviſoriſcher Löwe, nur Snug der Tiſchler ſei, daß ſich das Publikum vor ſeinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein proviſoriſches Brüllen ſei — und dabei, in ſeiner Eitelkeit, hatte er Luſt, alle Rollen zu ſpielen, und die Hauptſache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müſſe, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart ſei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, ſich vor dieſen proviſoriſchen Löwen zu fürchten — ſie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber ſie faſſten ſich bald, als ſie ſahen, welche Thiere in der Löwenhaut ſteckten, und ſie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politiſche Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzuſehen — denn ſie konnten mit Recht ſagen: „Es iſt uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron geſetzt, aber es geſchah nicht aus Zärtlichkeit für Dieſe, ſondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erſchlugen, und zu Sankt Helena, Gott ſei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieſer todt iſt, und unter den proviſoriſchen Regierungslöwen Keiner ſich befindet, der uns wieder unſre liebe Nachtruhe rauben könnte, ſo iſt es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrſcht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter iſt als Erſterer, aber freilich eben ſo wenig wie ſein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem ſeligen Bogulawski, den man in eine Paſtete buk und auf die Tafel des Kurfürſten von Sachſen ſetzte — der tapfere Pole biß und hieb ſich aber mit ſeinen Zähnen und ſeinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus, und ſpazierte auf der kurfürſtlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenſtück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der ſich ſchwerlich ſo heroiſch aus der Februarpaſtete wieder herausfriſſt.“

Ich bemerke ausdrücklich, daß es die auswärtigen Fürſten ſind, die ſich in ſo wegwerfender Weiſe über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich ſelbſt von dieſem Tribunen reden, der während ſeiner ephemeren Machthaberei ſich zwar nicht durch Intelligenz, aber deſto mehr durch eine faſt deutſche Sentimentalität auszeichnete. In allen ſeinen Reden war er immer von den ſchönen Gefühlswallungen ſeines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beſtändig, daß er bis zu Thränen gerührt ſei, und er flennte dabei ſo beträchtlich, daß dieſe wäſſrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenſeits des Rheins eine gewiſſe Popularität erwarb, indem nämlich die deutſchen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälſen, die beſtändig weinen, den Namen des larmoyanten franzöſiſchen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindiſche Äußere Deſſelben geſcherzt. Ich aber habe niemals ſein Köpſchen betrachten können, ohne von einem gewiſſen Erſtaunen ergriffen zu ſein; nicht weil ich etwa das viele Wiſſen des Männchens bewundert hätte — nein, er iſt im Gegentheil von aller Wiſſenſchaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem ſo kleinen Köpſchen ſo viel Unwiſſenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieſer bornierte, winzige Schädel jene koloſſalen Maſſen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in ſo reicher, ja verſchwenderiſcher Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt ſich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wiſſenſchaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geſchichtſchreibung. Nur iſt zu bedauern, daß er juſt jene Titanenkämpfe beſchreiben wollte, welche wir die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nennen. Es iſt Schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachſen wäre, der ſeiner Statur angemeſſener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Geſinnung, ſo klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre ſeiner Kollegen von jener proviſoriſchen Regierung, welche den nordiſchen Potentaten ſo wenig Furcht einjagte. Alles, was dieſe Fürſten ſagten, iſt reine

Wahrheit: Unter den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung war kein Einziger, der im Mindeſten Ähnlichkeit hatte mit jenem Störefried, mit jenem Unfugſtifter, jenem ſchrecklichen korſikaniſchen Taugenichts, der in allen Hauptſtädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenſter einwarf, die Laternen zerſchlug und unſre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er ſie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unſre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtſchlaf genießen während der Herrſchaft der proviſoriſchen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieſer Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals ſo unartig geweſen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu ſchlagen, Keiner von ihnen erlaubte ſich bei Auſterlitz oder bei Wagram irgend einen Exceß des Sieges. Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachſagen, daß er bei den Pyramiden die Mamelukken niedergemetzelt habe — Es iſt wahr, er unternahm eine Reiſe in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze cirka vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn ſie wollten, doch auf die Pyramiden ſelbſt machte der Anblick ſeiner berühmten Perſon keinen ſonderlichen Eindruck, ſie blieben unbewegt, ſintemalen ſie faſt blaſiert ſind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Geſicht gekommen, z. B. Moſes, Pythagoras, Plato, Julius Cäſar, Chriſtus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es iſt möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber ſicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verſchluckt — Nein, dieſer Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfreſſer, er war immer zahm und ſanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines proviſoriſchen Löwen zu ſpielen hatte, brüllte er ſo zärtlich, ſo ſüßlich, ſo ſchmachtend, wie in der Shakſpeare'ſchen Komödie Snug der Tiſchler zu brüllen verſprach, um nicht die Damen zu erſchrecken — In den Kanzleien des Nordens erſchrak wirklich Niemand beim Empfang der melodiſchen Manifeſte des neuen franzöſiſchen ministre des affaires étrangéres, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und ſeine diplomatiſchen Meditationen und Harmonien beluſtigten ſehr die Fürſten der abſoluten Proſa —

In der That, dieſe Letzteren waren ſehr beruhigt über die Abſichten des Löwen, welcher damals die Marſeillaiſe des Friedens gezwitſchert hatte, und ſie waren vollkommen überzeugt, daß er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht ſchon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daß jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, ſondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blitzableiter war, und ſie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein ſolcher ſein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichſte Volksgewitter das alte gothiſche Geſellſchaftsgebäude zu zerſchmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt: er ſelbſt hat ſich das Brandmal dieſes Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle ſtille ſteht, entſchlüpften ihm einſt die naiven Worte: man beſchuldige ihn, mit den Rädelsführern der republikaniſchen Partei gegen die Ordnung der Dinge konſpiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konſpiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze konſpiriere. Dieſer falſche Bruder war bei all' ſeiner Duplicität auch die Unfähigkeit ſelbſt, und da er für einen Dichter gilt, ſo konnten jetzt wieder die proſaiſchen Weltleute darüber ſpötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue.

Nein, ihr irrt euch: die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner: die Muſen ſind ganz unſchuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es iſt noch eine Frage, ob Das überhaupt Poeſie iſt, was bei ihm die Franzoſen bewundern. Seine Schönrednerei, ſeine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So Viel iſt gewiß, der chantre d'Eloah ſündigte nicht durch Überfluß an Poeſie: er iſt nur ein lyriſcher Ehrgeizling, der uns in Verſen immer gelangweilt und in Proſa dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht beſonders zu erörtern, daß erſt am 20. December 1852 das franzöſiſche Volk die vollſtändige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde ſeines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefſter Seele dieſen Triumph, da ich einſt die Niederlage ſo ſchmerzlich mitempfunden. Ich bin ſelbſt ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daß ich die Gedanken leſe auf den Geſichtern unſrer alten Feinde, die gute Miene zum böſen Spiel machen. Es iſt nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem franzöſiſchen Thron ſitzt, ſondern derſelbe Napoleon Bonaparte iſt es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den ſie den Krieg geführt und den ſie entſetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einſt der König im alten Frankreich nie ſtarb, ſo ſtirbt im neuen Frankreich auch der Kaiſer nicht — und eben indem er ſich jetzt Napoleon III. nennen läſſt, proteſtiert er gegen den Anſchein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiſer unter dieſem Namen anerkannten, verſöhnen ſie das franzöſiſche Nationalgefühl durch einen eben ſo klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konſequenzen einer ſolchen Rehabilitation ſind unendlich, und werden gewiß heilſam ſein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutſchen. Es iſt nur Schade, daß viele der alten Waterloo-Helden dieſe Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon ſchon einen Vorgeſchmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit ſeinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, ſoll er miſerabler und katzenjämmerlicher als je ausgeſehen haben. Er iſt auch bald hernach verreckt, und John Bull ſteht an ſeinem Grab, kratzt ſich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umſonſt in die ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die mich zwingt, wie ein Galerenſklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?“ Ja, dieſe hat jetzt ihre frühere ſchnöde Bedeutung verloren, und Waterloo iſt nur der Name einer verlorenen Schlacht, Nichts mehr, Nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutſch zu reden, wie Jena und Auſterlitz.

Loeve-Veimars.

Als ich das Überſetzungstalent des ſeligen Loeve-Veimars für verſchiedene Artikel benutzte, muſſte ich bewundern, wie Derſelbe während ſolcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der franzöſiſchen Sprachgewohnheiten oder gar ſeine eigne linguiſtiſche Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langſtündigem Zuſammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiſte des franzöſiſchen Idioms ſo ernſthaftig, ſo ſcheinbar erſtaunt, daß ich am Ende wirklich glauben muſſte, Alles ſelbſt überſetzt zu haben, um ſo mehr da der feine Schmeichler ſehr oft verſicherte, er verſtünde das Deutſche nur ſehr wenig.

Es war in der That eine ſonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß Derſelbe, der das Deutſche eben ſo gut verſtand wie ich, dennoch allen Leuten verſicherte, er verſtünde kein Deutſch. In den eben erſchienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris“ befindet ſich in dieſer Beziehung eine ſehr ergötzliche Anekdote.*)

Mit großem Leidweſen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängſt geſtorben, von ſeinen Nekrologen in der Preſſe ſehr unglimpflich beſprochen worden, und daß ſogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag ſein brillanter Nebenbuhler war, mehr Neſſeln als Blumen auf ſein Grab geſtreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er ſprach von dem erſchrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idylliſch ruhigen Rue des Prêtres die heran raſſelnde Karoſſe des Baron Loeve-Veimars verurſachte, als Derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus Bagdad einen Beſuch bei der Redaktion des „Journal des Débats“ abſtattete. Und die Karoſſe war ſtattlich armoiriert, die koſtbar angeſchirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabſpringend mit unverſchämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Burſche trug einen hellgrünen Rock

---

*) Dr. L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes ſeiner oben erwähnten Memoiren, er habe einſt die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tiſche geladen und Herrn Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewieſen, mit der Bemerkung: „Sie können Deutſch reden.“ Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verſtehe kein Wort Deutſch, aber Fräulein Elsler verſteht Franzöſiſch, und ich behalte meinen Platz.“
Anm. des Herausgebers.

mit goldnen Treſſen, an ſeinem Bandelier hing ein Hirſchfänger, auf dem Haupte ſaß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und ſtolz flatterten.

Ja, Das iſt wahr, dieſer Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich ſtark nach Tabak, ſuchte ſo dumm als möglich auszuſehen, und behauptete, der franzöſiſchen Sprache unkundig zu ſein, im Gegenſatz zu ſeinem Herren, der ſich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verſtünde er kein Wort Deutſch. Nebenbei geſagt, trotz ſeines radebrechenden Franzöſiſch und ſeiner gemeinen Manieren hatte ich Monſieur Gottlieb, der durchaus ein Deutſcher ſein wollte, im Verdacht, niemals ſchwäbiſche Original-Klöße gegeſſen zu haben und gebürtig zu ſein aus Meaux, Departement de Seine & Oiſe.

Ich, der ich den Lebenden ſelten Schmeicheleien ſage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeſchiedenen zu ſchmeicheln, die wir nur dadurch am beſten würdigen, wenn wir die Wahrheit ſagen. Und wahrlich, unſer armer Loeve braucht dieſe nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß ſeine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugniſſe konſtatiert ſind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwieſen blieb, auch unerweislich war, und ſchon mit ſeinem Naturell in Widerſpruch ſtand. Das Schlimmſte, was man gegen ihn verbrachte, war nur die Eitelkeit, ſich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieſer adligen Oſtentation ſehe ich kein ſo großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der ſonſt ſo liebenswürdig menſchlich intelligent war, einen ſo grämlichen Anfall von puritaniſchem Zelotismus bekommen konnte. Der illüſtre Biograph Debureau's und des todten Eſels ſchien vergeſſen zu haben, daß er ſelber ſeine eigne Karoſſe beſaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in ſeinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutſcher behaftet war, der ſehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, beſoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, ſelbſt heran zu ſpringen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Neſt, worin die tollen Einfälle des großen franzöſiſchen Humoriſten luſtig zwitſcherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geiſtern die poſthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlaſſen ſollen. Mancher darunter, der Demſelben ſein Hauptvergehen, die Baroniſierung, vorwarf, würde ſich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen

Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth ſeiner Eitelkeit beſeſſen hätte. Loeve-Veimars aber hatte dieſen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, ſo intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unſerer Tage mäkelten nicht zu ſehr an ſeinem Stammbaum, da er immer ſtählerne Urkunden in Bereitſchaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unſerem Loeve nicht abgeſprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforſchte, — ſo war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu ſein. Er hatte alle guten Eigenſchaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade beſaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte ſie bis zum Exceß, und er mahnte mich in dieſer Beziehung zuweilen an die arabiſchen Ritter der Wüſte, welche vielleicht zu ſeinen Ahnherrn gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchſte Tugend gerühmt ward. Iſt ſie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabiſchen Märchen, die uns Galland überſetzt hat, die Geſchichte von dem jungen Menſchen las, der den großen Reichthum, den ihm ſein Vater hinterlaſſen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, ſo daß ihm am Ende von allen ſeinen Schätzen nur eine außerordentlich ſchöne

Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er ſterblich verliebt: doch als ein unbekannter Beduine, der ſie geſehen, ihre Schönheit mit Begeiſtrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth, und höflich ſagte er: „Wenn dieſe Dame dir ſo außerordentlich gefällt, ſo nimm ſie hin als Geſchenk.“ Trotz ſeiner großen Leidenſchaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieſer war der berühmte Kalif Harun al Raſchid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um ſich inkognito mit eignen Augen über Menſchen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menſchen ſo ſehr erbaut, daß er ihm nicht bloß ſeine Geliebte zurück ſchickte, ſondern ihn auch zu ſeinem Großveſier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Pallaſt, dem ſchönſten in Bagdad, beſchenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meiſten Märchen der Scheherezade, die Hauptſtadt von „Tauſend und eine Nacht“, dieſe Stadt, deren Name ſchon einen phantaſtiſchen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unſeres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als franzöſiſcher Konſul dort reſidierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war ſeine natürliche Prunkſucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verſchwendung und Pracht. Wenn er in ſeiner Litière, oder in einem verſchloſſenen, reich geſchmückten Palankin, durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn ſeine Dienerſchaft in den abenteuerlichſten Koſtümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den ſonderbarſten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren ſitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Burſche, der in einem Kaftan von Goldbrokat ſtak, auf dem Haupte einen indiſchen Turban trug, der mit Perlenſchnüren, Edelſteinen und Maraboutfedern geſchmückt, und Dieſer hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabiſcher Sprache ſchrie: „Platz für den allmächtigen, weiſen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unſer Monſieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutſchen, ſondern einen Ägypter oder Äthiopen vorſtellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäiſchen Sprachen zu verſtehen, und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen

Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Viſite, worüber der alte Kamerad ſich ſo mißlaunig in ſeinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch ſeine äußere Erſcheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und ſogar Obeſität repräſentiert ſehen. Dieſe Vorzüge mangelten aber dem franzöſiſchen Konſul, der von ſehr ſchmächtiger und eben nicht ſehr großer Geſtalt war, obgleich er auch durch ſeine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu ſein verdiente durch ſeinen Charakter, ſo trug auch ſeine leibliche Erſcheinung alle Merkmale adlicher Art und Weiſe. Auch in ſeinem Äußern war etwas Edelmänniſches: eine feine, aalglatte, zierliche Geſtalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit beſonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, faſt weibiſches Geſichtchen mit ſtechend blauen Augen, und Wangen, deren roſige Blüthe mehr ein Produkt der Kunſt als der Natur, und blondes Haar, das äußerſt ſpärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Öle, Kämme und Bürſten ſehr ſorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbſtzufriedenheit zeigte Loeve ſeinen Freunden zuweilen den Kaſten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und

Bürſten von allen Dimenſionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das ſeine Spielſachen muſtert — aber war Das ein Grund, ſo bitterböſe über ihn Zeter zu ſchreien? Er gab ſich für keinen Cato aus, und unſere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen ſie in ihren Journalen ſich ſo republikaniſch drapieren. Loeve-Veimars war kein Ariſtokrat, ſeine Geſinnung war vielmehr demokratiſch, aber ſeine Gefühlsweiſe war, wie geſagt, die eines Gentilhomme. . . .

. . . .

Vorrede zur letzten franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder“.

Die ältere, im Jahr 1846 erſchienene Ausgabe der „Reiſebilder“ war durch Anordnung der einzelnen Stücke und durch große Auslaſſungen ſehr verſchieden von der deutſchen Originalausgabe. Dies war ein Gebrechen, dem ich in der heutigen neuen Ausgabe abzuhelfen ſuchte; die Folge der Stücke iſt hier chronologiſch, wie in der deutſchen Originalausgabe, und viele Stücke dieſer letzteren, die ich früher ausſchied, ſind heute aufgenommen worden. Dagegen habe ich mit größerem Eifer an mehren Orten die Auswüchſe getilgt, welche von jugendlicher Überſpannung zeugten, und jetzt nicht mehr zeitgemäß und aufregend nützlich ſind. Schon in der Vorrede von 1846 bemerkte ich, wie ſchon damals die grellſten revolutionären Ergüſſe in der erſten franzöſiſchen Ausgabe des Buches ausgemerzt worden. Da im Jahr 1853 ohne mein Vorwiſſen ein neuer unveränderter Abdruck deſſelben veranſtaltet worden, ſo bin ich, leicht begreiflicher Weiſe, nothgezwungen, keine allzu merkliche neue Milderungen vorzunehmen, und nur mit großer Bekümmernis denke ich an die vielen thörichten wie gottloſen Stellen, an das giftige Unkraut, das im Buche fortwuchert — Um es auszureuten, müßte man den ganzen Geiſteswald, worin ſie wurzeln, umhacken, und, ach! ſolche gedruckte Wälder ſind nicht ſo leicht umzuhauen wie eine gewöhnliche Götzen-Eiche. Sie ſollen ewig ſtehen bleiben, blühende Denkmäler unſerer Verirrungen, und die Jugend mag ſich nächtlich darin herum tummeln und ihre Spiele treiben mit den ſpukenden Dryaden, Satyrn und ſonſtigen Heidenböcken der Sinnenluſt! Ich falte andachtsvoll meine Hände, wie alte Sünder thun, wenn ihnen nichts Andres übrig bleibt wie die Reue und Entſagung.

Momentanen Nothwendigkeiten gehorchend, habe ich bei der franzöſiſchen Geſammtausgabe meiner Werke nicht chronologiſch verfahren können. Die „Reiſebilder“ hätten die Reihe eröffnen müſſen. An dieſe ſchließt ſich chronologiſch das Buch „De la France“, das ich mit großen Ausſcheidungen und noch größern Zuſätzen hoffentlich ſchon im nächſten Monat erſcheinen laſſe. Es ergänzt das Buch „Lutèce“, das eine ſpätere Periode behandelt und leider früher als ſein Vorgänger in der franzöſiſchen Geſammtausgabe dem großen Publiko geliefert werden muſſte. Ich ſage: dem großen Publiko, denn keine meiner Produktionen hat jemals in ſo hohem Grade die Aufmerkkeit der Menge in Anſpruch genommen. Seine Vogue hat mich ſchier erſchreckt. Vierzehn Tage lang beſchäftigte ſich ganz Paris mit dieſem Buche. Vierzehn Tage! Kann die Eitelkeit eines Poeten mehr begehren? Ja, es wird mir unheimlich zu Muthe, wenn ich daran denke, daß ſolche ungeheure Succeſſe auch durch große Avanien abgebüßt zu werden pflegen. Ich habe ſo manchen Triumphator geſehen, auf deſſen belorbertes Haupt unverſehens ein ignobles Geſchirr ausgegoſſen worden.

Eingangsworte zur Überſetzung eines lappländiſchen Gedichts.

Lappland bildet die äußerſte Spitze der ruſſiſchen Beſitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindſucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reiſen, um hier die Annehmlichkeiten eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieſer kranken Exulanten geſellen ſich dann zu dem phyſiſchen Siechthum auch wohl die moraliſchen Krankheiten der europäiſchen Civiliſation, mit welcher ſie in Kontakt kommen. Sie beſchäftigen ſich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirees de St. Petersbourg", die ſie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieſer Hauptſtadt, belehrt ſie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Geſellſchaft der Henker ſei: doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maiſtre ſpringen ſie über zum herbſten Kommunismus, ſie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, ſie leſen Hegel und werden Atheiſten; doch bei zunehmender Rückgratſchwindſucht lenken ſie wieder gelinde ein und ſchlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem franzöſiſchen Leſer ſind dieſe zwei Religionsſekten vielleicht wenig bekannt; in Deutſchland ſind ſie es leider deſto mehr, in Deutſchland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrſchen vorzüglich in den öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie, wo die höchſten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daß es nicht hinreichend ſei, ſein Leben ohne Sünde zu verbringen, ſondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerſtanden haben müſſe; der Sieger, und ſei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht geweſen. Deßhalb, in ihren Zuſammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Perſonen beider Geſchlechter, ſuchen ſie ſich wechſelſeitig, durch wollüſtige Betaſtungen, zur Sünde zu reizen, doch ſie widerſtehen allen Anfechtungen der Sünde — Iſt es nicht der Fall, je nun, ſo werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptſitz in einer weſtpreußiſchen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewiſſe Hegel'ſche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Menſch, ſondern die ganze Menſchheit ſei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unſerer Zeit, der ſogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern er könne nur von der ganzen Menſchheit gezeugt werden, und ſeine Gebärerin, die Sionsmutter, müſſe daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern von der Geſammtheit der Menſchen, von der Menſchheit, befruchtet werden. Dieſe Idee einer Befruchtung durch die Geſammtheit der Menſchen ſuchte nun die Sionsmutter ſo nahe als möglich zu verwirklichen, ſie ſubſtituierte ihr die Vielheit der Menſchen, und es entſtand eine myſtiſche Polyandrie, welcher die preußiſche Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Perſon. Sie verſchwand vom Schauplatz, und ihre Miſſion iſt gewiß auf eine Andere übergegangen — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verläſtern ſie und ihren Eifer für das Heil der Menſchheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgeſetzt ſind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines ſüdlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poeſie. Einer ſolchen Kontagion verdanken wir das nachſtehende Gedicht, deſſen Verfaſſer ein junger Lappländer iſt, der wegen Rückenmarkſchwindſucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit geſtorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetſten Geiſtern der Hauptſtadt, und beſchäftigte ſich viel mit deutſcher Philoſophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die beſondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieſer Seelengefahr gerettet, er kam noch vor ſeinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was ſeine Unglaubensgenoſſen ſehr ſkandaliſierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus ſchrie Anathem über den Renegaten der Gottloſigkeit. Unterdeſſen aber nahmen ſeine körperlichen Leiden zu, ſeine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Rennthiere, welche ſein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegeſſen. Im Hoſpitale, dem letzten Aſyl der Poeten, ſprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlaſſe dieſe Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrſchaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich ſah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als ſolches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, ſondern von den Begabteſten, von der ganzen Zeitgenoſſenſchaft und bis zum äußerſten Winkel der Welt.“ In dieſem Augenblicke klang unter den Fenſtern des Hoſpitales ein Leierkaſten, dudelnd: „Das Gold iſt nur Chimäre,“ die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und ſtarb.

Briefe an Mathilde Heine.

1.

Bremen, den 28 Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin ſo eben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es iſt acht Uhr Morgens, und ich werde noch heute Abend weiter reiſen, ſo daß ich morgen in Hamburg eintreffe. Ja, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchſt langweilig und ermüdend war. Ich bin ganz erſchöpft. Ich hatte viel Ungemach und ſchlechtes Wetter. Alle Welt reiſt hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche ſteif vor Kälte ſind. Bei Alledem iſt mein Herz voller Sorgen; ich habe mein armes Lamm in Paris gelaſſen, wo es ſo viel Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe ſchon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme dich! — Ich ſchreibe dir in einem Zimmer, das voller Leute iſt; das Geſchrei um mich her verurſacht mir die entſetzlichſten Kopfſchmerzen. — Tauſend Grüße von mir an Madame Darte und unſre vortreffliche, phantaſtiſche Aurecia! Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

2.

(Hamburg, den 31. Oktober 1843.)

Schönſter Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in beſtem Wohlſein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims: obgleich er ſich augenblicklich etwas erholt hat, iſt ſein Zuſtand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächſten Anfalle ſeiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er ſieht, daß ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, ſondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu ſehen, ſo ſtehe ich hoch in ſeiner Gunſt. Er hat ſich bei mir ſehr angelegentlich nach dir erkundigt, und ſtets aufs rühmlichſte von dir geſprochen. Ich ſehe mit Freuden, daß man im Allgemeinen gut von dir ſpricht, hier in Hamburg, wo man ſich grimmiger als anderswo verläſtert; es iſt ein Neſt voll Klatſchereien und Schmähſucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daß Sie ſich vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere ſehr, daß Sie nicht mitgekommen ſind, uns in Hamburg zu beſuchen. Jeder, der ſo glücklich war, Sie zu ſehen, ſpricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchſt begierig, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Unſere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen Alle, daß Sie uns nächſtens mit Ihrem liebenswürdigen Beſuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenſter Neffe
Ludwig.

Obige Zeilen ſind von meinem Neffen, welcher mich ſo eben beſuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünſchte. Meine Schweſter befindet ſich wohl, meine Nichte Madame de Boß ebenfalls; alle Beide ſind zart wie Bernſtein.

Was meine Mutter betrifft, ſo finde ich ſie ſehr verändert. Sie iſt ſehr ſchwach und entkräftet. Sie iſt durch Alter und Sorgen zuſammen geſchrumpft. Ängſtlich, wie ſie iſt, regt die geringſte Kleinigkeit ſie ſchmerzlich auf. Ihr größtes Übel iſt der Stolz. Sie geht nirgendshin, da ſie nicht die Mittel hat, bei ſich Beſuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt ſie zwei kleine Zimmer: es iſt ein Jammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da ſie bei einer Geſellſchaft verſichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Neffe, Herr de Vos, iſt ein ſehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine ſcherzt immer über meine Eiferſucht und wundert ſich, daß ich mich habe entſchließen können, dich in Paris zu laſſen! — Du biſt meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, daß du artig und vernünftig biſt. Ich bitte dich inſtändigſt, dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach der Heilanſtalt zu gehen; ich hoffe, daß du den oberſten der Tröpfe nicht bei dir empfangen wirſt; glaube mir, du haſt Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche Nichts ſehnlicher verlangen, als dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tauſend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heiné.

3.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönſter Schatz! geliebte Nonette!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein garſtiger Kopf etwas an jener nervöſen Krankheit, welche du kennſt. Geſtern dinierte ich bei meinem Oheim, der ſehr verſtimmt war; der arme Mann ſteht ſchreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute ſpeiſe ich bei meiner Schweſter mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter iſt ſchön und ſo milde, daß ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an dich, meine liebe Nonette. Es iſt ein großer Entſchluß, daß ich dich allein in Paris gelaſſen, in dieſem ſchrecklichen Abgrund! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf dir ruht; ich weiß Alles, was du thuſt, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich ſpäter erfahren.

Ich hoffe, daß du nicht verſäumt haſt, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und daß du deine jetzige Muße wohl benutzeſt.

Ich bin überzeugt, daß du in dieſem Augenblick keinen Sou mehr in deiner Geldbörſe haſt. Künftige Woche werde ich dir die nöthige Quittung ſenden, um in meinem Namen meine monatliche Penſion bei Fould erheben zu laſſen, und ich werde dir gleichzeitig mittheilen, wie ich über dieſe Summe zu diſponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von dir erhalten: wenn du noch nicht geſchrieben haſt, ſo bitte ich dich, das Schreiben nicht länger aufzuſchieben. Du haſt doch nicht meine Adreſſe verloren: „An Herrn H. H., Adr. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg.“

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreiſe beſtimmen: wahrſcheinlich wird ſich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieſes Monats verlängern. Glaub mir, es iſt keine verlorene Zeit. Meine Geſchäfte mit meinem Buchhändler ſind verwickelt, und ich habe hier in dieſer Hinſicht Viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Theuerſtes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten geſprochen, die ſich bei mir nach den franzöſiſchen Penſionaten erkundigten. Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann

Henri Heiné.

4.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von dir erhalten, und ich fange ſchon an, mich darüber recht zu beunruhigen. Ich bitte dich dringend, mir ſo bald als möglich zu ſchreiben, unter der Adreſſe der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich dir ſchon angegeben. Ich werde hier wahrſcheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreiſe werde ich meine Vorſichtsmaßregeln treffen, damit keine Briefe nach Paris zurückgeſandt werden, falls ſie zu ſpät anlangen ſollten. Ich werde hier von aller Welt gehätſchelt. Meine Mutter iſt glücklich; meine Schweſter iſt außer ſich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenſchaften. Auch bin ich ſehr liebenswürdig. Welch ſaure Arbeit! ich muß den unintereſſanteſten Leuten gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich ſo ſauertöpfiſch wie möglich ſein, um mich von den Anſtrengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beſtändig an dich, und ich vermag nicht ruhig zu ſein. Unbeſtimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du biſt die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

All' meine Verwandten machen mir Vorwürfe, daß ich dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig zu ſtudieren, bevor ich in deiner Begleitung käme. Wahrſcheinlich werden wir den Frühling und Sommer hier verbringen. Ich hoffe, daß du für deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden wirſt. Ich werde das Mögliche thun, dich dafür ſchadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine Liebſte, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiß nicht, Madame Darte tauſend Artigkeiten von mir zu ſagen. Ich hoffe, daß du mit der guten Aurecia auf beſtem Fuße ſtehſt. — Ich beſchwöre dich, keine Leute zu beſuchen, mit welchen ich ſchlecht ſtehe, und welche dich eines Tags verrathen würden, wenn du dich mit ihnen überworfen haſt. — Morgen oder übermorgen werde ich dir die nöthigen Papiere ſenden, um meine Penſion zu erheben.

Mein Gott! mein Gott! ſeit vierzehn Tagen hab' ich dich nicht zwitſchern hören. Und ich bin ſo fern von dir! Es iſt ein wahres Exil — Ich küſſe dich auf das kleine Grübchen deiner rechten Wange.

Henri Heiné.

5.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteſte Freundin!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; was mich betrifft, ſo ſpielt mein abſcheulicher Kopf mir immer noch Poſſen und hindert mich, meine Geſchäfte in Hamburg ſchnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an dich; ich bin faſt toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chaillôt einſchlagen — Was macht jetzt meine Frau, die tollſte der Tollen? Es war Tollheit von mir, dich nicht mit hieher zu bringen. — Um Gotteswillen, thue Nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böſe werden könnte. Verhalte dich ſo ſtill wie möglich in deinem Neſtchen, arbeite, ſtudiere, langweile dich rechtſchaffen, ſpinne Wolle, wie die biedere Lukretia, welche du im Odeon geſehen haſt. — Heute will ich dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schweſter, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modiſtin, und wähle dort zwei der modernſten Hüte aus, die du findeſt. Wenn Nichts nach deinem Geſchmack im Magazin vorräthig iſt, ſo beſtelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, ſie brauchen nicht allzu ſehr mit Spitzen garniert zu ſein, und ſelbſt wenn ſie nicht von Sammet ſind, hat Das Nichts zu ſagen, wenn ſie nur recht modern und elegant ſind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, ſondern helle Farben: weiß oder roſa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schweſter nicht liebt. Ich glaube, auch grün iſt eine wenig empfehlenswerthe Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß ſein, es muß etwas Kleines und Zierliches ſein. Übrigens kannſt du dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlaſſen, welche das kleine Perſönchen geſehen hat. Meine Schweſter hat einen langen und ſchmalen Kopf, und ſie trägt Schmachtlocken, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muß alſo tiefer hinab gehn, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert ſein. — Deine Modiſtin muß die Einpackung und ſogar die Abſendung beſorgen. Ich weiß nicht, ob das Dampfſchiff noch jeden Sonnabend von Hâvre abgeht: wo nicht, ſo muß die Schachtel auf dem Landwege geſchickt werden. Aber deine Modiſtin wird Das auf dem Büreau der Meſſageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt ſein und unten ſtehende Adreſſe tragen muß.

Richte den Auftrag gut aus. Du kannſt deiner Modiſtin ſagen, wenn ſie mich diesmal gut bediente, ſo würde meine ganze Familie mir ihre Kundſchaft ſchenken, und ich würde ihr viel' Hüte abkaufen. Es iſt wirklich ein Verſuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfehlung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heine.

Folgendes iſt die Adreſſe, welche auf die Hutſchachtel geſetzt werden muß:

An Madame Honoré de Voß.
Alter Wandrahm No. 58.
Hamburg.

6.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von dir ſeit ſo langer Zeit! Mein Gott! Ich verſichere dir, es iſt ſchrecklich! Dennoch muß ich noch bis Ende der nächſten Woche hier bleiben (heute iſt Sonnabend). Ich werde direkt nach Paris zurück kehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, ſo daß ich in vierzehn Tagen dich, mein Schatz, wiederſehen werde. Inzwiſchen ſei ruhig, fleißig und verſtändig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler ſind ins Reine gebracht. Alles iſt geordnet, ſelbſt für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke für alle Zeit auszubeuten, ſtatt des Termines, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür ſeinerſeits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banco (Das ſind ungefähr 2400 Franks). Wenn ich vor dir ſterbe, ſo wird dieſe Rente auf dich übergehen, und mein Buchhändler muß dir alljährlich dieſelbe Summe auszahlen. Dieſe Rente beginnt erſt mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in dieſen vier Jahren ſterbe, verpflichtet ſich mein Buchhändler, ſchon von da ab dir deine 2400 Franks per Jahr zu bezahlen: ſo daß dir von heute an dieſe Summe für dein ganzes Leben geſichert iſt. Das iſt die Baſis unſres Kontraktes. Es iſt ein großes Geheimnis, das ich Niemanden mittheile: aber da du Details von mir zu hören wünſcheſt, vermag ich dir dies neue Arrangement nicht zu verſchweigen, das mir in vier Jahren 200 Franks monatlich mehr verſchafft, um unſeren Lebensunterhalt zu beſtreiten. Zugleich iſt es ein Anfang, deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht ſo bald eintreten wird, denn ich befinde mich vortrefflich. — Es iſt die Pflicht jedes Mannes, für das Schickſal ſeiner Frau in ſeinem Todesfalle zu ſorgen und ſeine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgeſetzt zu laſſen. Das iſt kein Verdienſt, ſondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Chr — — i nicht ſo gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Kouſine ihm als Mitgift zugebracht, 140,000 Franks, die mein Oheim ihr geſchenkt hatte, und er hat unter lügneriſchen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepreſſt, der Nichts mehr von ihm hören will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm verſteigert, bis auf die Nippſachen ſeiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieſer Verfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem Oheim geht es beſſer. Unſre ganze Familie befindet ſich wohl. Ich höre nicht auf, von dir mit meinen Nichten zu ſprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu ſehen. Geſtern war eine Tanzgeſellſchaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, dich dort mit deinem dicken — herumwirbeln zu ſehen! Ich muß meine Abreiſe beſchleunigen, denn es grämt mich zu ſehr, daß du nicht bei mir biſt. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig deine Handſchrift. Was die Stunden im Deutſchen betrifft, ſo denke ich, daß du ſie erſt bei meiner Rückkehr nehmen wirſt. — Ich bin in dieſem Augenblick mit Geſchäften überhäuft. — Meine freundſchaftlichſten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche ſie dir widmen wird. Sie hat ſo viel Geiſt und Geduld, und ſie weiß den Schatz unerſchöpflicher Güte, den du im Herzen trägſt, hinlänglich zu würdigen, um dir gern jenen Ungeſtüm zu verzeihen, welcher ſo ſchnell verfliegt. Was Aurèce betrifft, ſo ſage ihr, daß ich recht oft an ſie denke, und daß ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe ſie geſund und munter wieder zu ſehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an dich ſchreibe. Ich habe ſo Vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreiſe werde ich dir noch ſchreiben. Ich liebe dich von ganzem Herzen und ich denke, daß du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirſt.

Dein Mann

Henri Heiné.

.7

Hamburg, den 6. December 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reiſe ich ab. Ich habe nicht früher abreiſen können wegen meiner Geſchäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Geſtern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich dir geſchrieben; du haſt keine Vorſtellung davon, wie viel' Scherereien ich wegen dieſes Kontrakts gehabt. Er iſt köſtlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, wenn ich an dich denke, die mir ſo lange nicht geſchrieben. Ich hatte dich gebeten, mir unter allen Umſtänden zu ſchreiben, und du haſt es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfſchmerz. — Was für hübſche Geſchenke ich dir von Hamburg mitbringe! Selbſt meine Kouſine Thereſe (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) intereſſiert ſich aufs liebenswürdigſte für dich, und ſie hat mir einen Schmuck für dich gegeben, den ſie ſelbſt getragen. Das freut mich doppelt, vor Allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tauſend Grüße an deine Freundinnen! Ich bin ſehr in Eile.

Henri Heine.

8.

Bückeburg, den 10. December 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, daß du nicht weißt, wo Bückeburg, eine ſehr berühmte Stadt in den Annalen unſrer Familie, liegt. Aber Das thut Nichts, die Hauptſache iſt, daß ich unterwegs bin, daß ich mich wohlbefinde, daß ich dich herzlich liebe, und daß ich dich wahrſcheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke faſt einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüſſel nach Paris reiſe.

Ich werde dir ſchreiben, ſobald ich in Brüſſel eintreffe, damit du genau die Stunde meiner Ankunft wiſſeſt. Ich werde von Sorgen deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von dir zu ſein, o Gott, wie ſchrecklich! Auch bin ich dir deßhalb böſe, und werde dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küſſe ſtatt tauſend geben.

Ich hoffe, daß du noch auf beſtem Fuße mit Madame Darte und Aurecia ſtehſt, und ich bitte dich, ihnen die ſchönſten Grüße zu ſagen von deinem armen Manne

Henri Heinë.

9.

Hamburg, Montag, den 12. Auguſt 1844.

Meine liebe Nonotte!

Ich bin ſeit deiner Abreiſe zu Tode betrübt. Wenn du dieſen Brief empfängſt, wirſt du dich hoffentlich ſchon von den Anſtrengungen deiner Reiſe erholt haben. Du haſt ſchönes Wetter gehabt, keinen Wind, und die Überfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreiſe geweſen ſein. Alle Welt hier, beſonders meine arme Mutter, iſt betrübt wegen deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich dich nicht geſehn habe! Dieſe Tage ſind mir wie Schatten entſchwunden. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar Nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen ſeiner Anſchnauzereien faſt um Verzeihung bittet; er geſteht auf eine rührende Weiſe, daß ſein leidender Zuſtand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Urſachen jener ſchlechten Laune ſind, welche bei jeder Gelegenheit losplatzt. Obſchon ich an meiner ſchrecklichen Migräne litt, muſſte ich doch geſtern, Sonntag, bei ihm ſpeiſen. Er war ſehr liebenswürdig. Aber mein Kopf iſt heute wie ein gebratener Apfel. Du kennſt jenen Zuſtand von Stumpfſinn, in welchem ich mich am nächſten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angeſtrengt habe. Ich vermag kaum zu ſchreiben: ich hoffe, daß du mein Gekritzel leſen kannſt. Schreibe mir bald und viel: du brauchſt dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wiſſen, ob du wohl und munter angekommen biſt, ohne Unfall, ohne beſtohlen zu ſein, ob die Douane dich nicht chikaniert hat, ob du gut untergebracht biſt, ob du dich wohlbefindeſt, und *ob ich deinethalb ruhig ſein kann*. Halte dich ſtill in deinem Neſte bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutſchen nicht deinen Schlupfwinkel aufſpüren: ſie haben vielleicht aus dem Geſchwätz einiger deutſchen Blätter erfahren, daß du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt biſt.

Wir kennen Einen von ihnen, der nicht allzu zartfühlend iſt, und der fähig wäre, nach der Penſion zu kommen: vergiß nicht, für dieſen Fall deine Vorſichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiſelle Pauline, an Mademoiſelle Clotilde, und vor Allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu ſprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe dich mehr als je!

Von Herzen dein

Henri Heiné.

10.

(Hamburg, den 16 Auguſt 1844.)

Meine liebe Nonotte!

Man hämmert neben mir, meinem Kopfe geht's noch nicht beſſer, ich bin trübſelig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von dir; ich beſchwöre dich, mir wenigſtens zweimal die Woche zu ſchreiben, denn wenn ich deinetwegen nicht ruhig bin, ſo verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieſes armen Kopfes, da der Horizont ſich verfinſtert und meine Angelegenheiten ſich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen

— wenn ich inzwiſchen nicht regelmäßig Nachricht von dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, ſo würden daraus unberechenbare Verluſte erwachſen. Vergiß nicht mir aufs genaueſte zu ſchreiben, wie's dir geht, ob du dich wohlbefindeſt. Ich habe wohl nicht erſt nöthig, dir recht viel Vorſicht in Allem, was du thuſt, anzuempfehlen — du weißt, wie ſehr ich die Perfidie der Deutſchen und zuweilen ſelbſt der Franzoſen zu fürchten habe.

Meinem alten Oheim geht es viel ſchlimmer; ich hätte ihm Vielerlei zu ſagen, aber es ſcheint, daß er er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieſer Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieſes Jahr nicht überleben. Ich werde ihn heute beſuchen; mir wird das Herz ſchwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demſelben Zuſtand wie vorige Woche zu ſehen.

Meine Mutter befindet ſich bewunderungswürdig wohl, und ſie ſpricht immer von dir mit ihrer Dame d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Panſa, kurz, mit Jette. Meiner Schweſter und ihren Kindern geht es gut, ſie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rathe dir, Unterricht im franzöſiſchen Stil zu nehmen... Pauline kann dir Stickerei Unterricht geben, laß dir dieſe Gelegenheit nicht entgehen. Lerne Etwas während meiner Abweſenheit: ich bin mit Allem einverſtanden, was du für die Ausbildung deiner Anlagen ausgeben wirſt: Das iſt gut angewandtes Geld. — Leb wohl! Tauſend Grüße an deine Freundinnen und tauſend Küſſe für dich!

Henri Heine.

11.

Hamburg, den 20. Auguſt 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit deiner Abreiſe thue ich Nichts als ſeufzen. Ich denke unaufhörlich an dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfweh, und dieſe Schmerzen werden immer geſteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von dir getrennt ſein! Wie ſchrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, dich immer vor Augen zu haben. Sage dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachrichten von dir habe. Schreibe mir, ich beſchwöre dich, ſo oft wie möglich, wenigſtens zweimal die Woche, unter der Adreſſe der Herren Hoffmann und Campe: der Faktor giebt mir in Perſon meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlaſſe ich mein großes Logis, und werde ein Zimmer beziehen, das mir nicht ſo Viel koſtet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat ſich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verſchworen; Das macht mich jede Nacht wüthend.

Schreibe mir, ob du viel an der Seekrankheit gelitten haſt, ob du nicht von der Douane chikaniert worden biſt, ob du unterwegs Nichts verloren haſt, und vor Allem, ob du in der Penſion gut aufgehoben biſt. Ich bitte dich inſtändig, mir in dieſer Hinſicht die volle Wahrheit zu ſagen; denn wenn du es nicht gut haſt, werde ich meine Rückkehr noch mehr beſchleunigen, als ich es ſo ſchon thue. Sage mir, ob deine Lage einigermaßen erträglich iſt, dann kann ich meine Geſchäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge iſt hier noch derſelbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von dir, und da ich ſelbſt noch keine habe, bin ich um ſo beſorgter. — Ich hoffe, daß du mein Gekritzel leſen kannſt; ich habe keine Dinte mehr, und meine Feder iſt abſcheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte und an deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über dich ſchreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres ſchönen Beines ſei. — Bleibe ruhig in deinem Neſt, mein armes Täubchen; zeige dich nicht öffentlich, damit Niemand meiner Bekannten erfährt, daß du ohne mich in Paris biſt.

Dein armer Hund

Henri Heine.

12.

Hamburg, den 27. Auguſt 1844.

Meine liebe Nonotte!

Endlich, Gott ſei Dank, endlich habe ich deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abſpannung verſunken war, von welcher du dir keine Vorſtellung machen kannſt. Bei dem bloßen Anblick deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Geſang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme“, und ich verſchlang vier Akte davon. Ob gut geſpielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war ſo mit meinen Gedanken beſchäftigt, daß ich des Stücks vollſtändig vergaß — ich dachte nur an dich, meine arme Freundin, die eine ſo gefahrvolle Überfahrt gehabt, die ſo ſchrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herum gerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübſche Frauen iſt, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Böſewicht! ſich an Nonotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die ſchändlichen Douaniers, welche dir 20 Franks für die Strümpfe abgepreſſt haben — du haſt ihnen alſo nicht geſagt, daß einige darunter für das ſchönſte Bein in Chaillôt beſtimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld iſt, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verſtecken müſſen. Ich freue mich aber ſehr, daß du deine Sachen nicht verloren haſt, und daß man dir nicht, wie Odry in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn ich aber dich ſelbſt durch einen Schiffbruch oder durch einen Korſaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo iſt meine Frau?“ die Antwort zugekommen ſein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich beſſer, ſeit ich Nachricht von dir habe; ſchreibe mir oft, ſonſt verſinke ich wieder in meine ſchwarze Laune. Alle befinden ſich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz ſeiner Krankheit iſt er auf einige Tage nach Travemünde gereiſt. Tauſend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich ſehr erfreut haben.

Von Herzen Dein armer Mann
Henri Heine.

13.

Hamburg, den 30. Auguſt 1844.

Liebſter Schatz!

Obſchon ich heut meine Migräne habe — (und du weißt, was Das heißt!) — will ich dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer ſenden. So eben habe ich deinen zweiten Brief nebſt demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir ſehr wohlgethan hat. Ich bitte dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu ſagen.

Seit ich Nachrichten von dir empfing, bin ich ruhiger und beende meine Geſchäfte mit gewohnter Sicherheit, faſt hätte ich geſagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden ſich wohl; Karl und Thereſe, die von ihrer Bummelfahrt zurückgekehrt ſind, haben deine Abreiſe ſehr bedauert. — Ich verabſcheue das Meer, ſeit ich weiß, wie viel' Leiden es dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt iſt, fühlt man erſt recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich ſein, dich bald wieder zu ſehen!

Was du von Aurecia ſchreibſt, nimmt mich nicht ſehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß ihr Herz eben ſo kupferbraun iſt wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgendwie in die Klätſchereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorſichtig genug benommen, um außerhalb derſelben zu bleiben, um mich nicht im geringſten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, ſagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und ſucht ſeine Eier der Zwietracht dort einzuſchmuggeln. Meine Liebe, ſuchen wir immer uns vor der Bosheit der böſen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu ſchaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was du in meiner Abweſenheit gethan haſt — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke ſtets an dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächſtes Jahr um dieſe Zeit werden wir in Italien ſein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann
Henri Heine.

14.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebſter Schatz!

Ich weiß wohl, daß du nicht ſehr ſchreibluſtig biſt, daß Briefe zu ſchreiben für dich ein ſehr langweiliges Geſchäft iſt, daß es dich ärgert, deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von ſelbſt galoppieren laſſen zu können — aber du weißt wohl, daß du dich vor mir nicht zu genieren brauchſt, und daß ich deine Gedanken errathe, wie ſchlecht ſie auch ausgedrückt ſein mögen. Ich habe in dieſem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutſch ſpreche und ſchreibe, macht es mir auch ſchon einige Mühe, Franzöſiſch zu ſchreiben. Das mag dir zugleich erklären, weshalb ich dir weniger oft und nicht ſo lange Briefe ſchreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke ſtets an dich, und ich habe dir Tauſenderlei zu ſagen. Das Wichtigſte, was ich dir mitzutheilen habe, iſt, daß ich dich liebe bis zum Wahnſinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß du die deutſche Sprache noch nicht vergeſſen haſt.

Ich habe für dich einen Brief von George erhalten, nebſt einem Briefe von Pauline: letzterer iſt voll Zärtlichkeit, die faſt nach Empfindſamkeit duftet. Tauſend Grüße an mein ſentimentales Melönchen! Was das Sendſchreiben von George betrifft, ſo iſt es unleſerlich: er ſchreibt wie ein großer Mann, welcher es unter ſeiner Würde achtet, auf den Leſer Rückſicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß ſeine ganze Familie ſich wohlbefindet. Gleichzeitig hab' ich für dich einen Brief von Madame Renouard und einen dito von Jenny erhalten. Der Brief von der Mutter iſt traurig, und die arme Frau ſcheint viel zu leiden; ich hoffe. ſie weiß nicht, daß du in Paris biſt; ſei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil ſie mit Madame Darte zerfallen iſt. Jenny iſt in ihrem Briefe, wie ſie in Perſon iſt: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sèvres, niedlich, amüſant, von gutem Ton, und ein bischen rokoko. — Ich werde dir dieſe ganze Korreſpondenz in Paris übergeben, um nicht die Poſt zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Abſicht hat, mich anzupumpen. Gieb wohl Acht, daß dieſer Herr dir nirgends begegnet, und daß er nicht deine Anweſenheit in Paris erfährt. Durch ſeine Taktloſigkeit, durch ſeine Verbindungen und durch ſeine zudringliche Frechheit iſt er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in ſolchen Dingen, und daß meine Rathſchläge ſtrengſtens befolgt werden müſſen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; ſelbſt meinem Oheim geht's beſſer, und er iſt umgänglicher. Ich bin wohlangeſehen bei Hofe. Über meine Abreiſe habe ich noch Nichts beſtimmt. Ich bin in derſelben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stockwerk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethe zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich eſſe ich bei meiner Mutter, ſo daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch du nicht Viel ausgiebſt; meine

Geſchäfte ſind nicht ſehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich dir nächſte Woche Geld ſenden.

Leb wohl, meine geliebte Nenotte. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann
Henri Heiné.

15.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat ſich verſchlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend iſt und einer gewiſſen Periodicität unterliegt, ſo beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären ſo raſch zu beenden, wie ich gewünſcht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieſes Monats zur Abreiſe bereit ſein werde. Wahrſcheinlich werde ich mich acht Tage ſpäter auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabſäumen, und die Dinge liegen ziemlich verzwickt. — Ich erhalte keine Nachrichten von dir, und doch ſollteſt du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, ſchreiben. Ich bitte dich dringend, mich nicht ohne Brief zu laſſen, ſondern mir Viel und ſo oft wie möglich zu ſchreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für dich lebe, und wenn du in dieſem Augenblicke nicht glücklich biſt, ſo beunruhige dich nicht: die Zukunft gehört uns.

Beifolgend ſende ich dir eine Anweiſung auf 250 Franks, zahlbar ſofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe ſie mir von meinem Onkel Henry geben und ſie an deine Ordre ausſtellen laſſen. Wenn du hinſchickſt, um das Geld holen zu laſſen, ſo vergiß nicht, auf die Rückſeite dieſer Anweiſung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu ſetzen:

Pour acquit
Mathilde Heine.

Schreibe mir ſofort, daß du meinen Brief erhalten, und daß die Anweiſung bezahlt worden iſt. Du magſt über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlaſſe es, dir Sparſamkeit zu empfehlen. Du kennſt ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich ſchicke dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den du ſofort beantworten mußt, indem du Paulinens Feder dazu leihſt. — Ich habe viel an dieſe junge Dame gedacht; neulich ſpeiſte ich bei meinem Oheim, und es gab dort eine ſehr ſchöne Melone. Ich ſagte, daß ich die Melonen liebe, aber ſie nicht eſſe. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen dein

Henri.

N. S. Ich wiederhole dir, lieber Schatz, die dringlichſten Ermahnungen Betreffs deiner Lebensweiſe in dieſem Augenblick, damit Niemand dir in Paris begegne. Du weißt, wie ſchlecht die Welt iſt. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgeſetzt, die um ſo gefährlicher ſind, weil ſie gut maſkiert ſind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch Liſt und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechteſten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böſes zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirſt du nachſichtiger gegen meine Reizbarkeit ſein, ſelbſt wenn ſie dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch iſt ſchon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme dich zärtlichſt!

Henri Heiné.

16.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geſchäften in Anſpruch genommen, welche ich vor meiner Abreiſe erledigen will; mit meinen Augen hat ſich's gebeſſert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch dieſen kränklichen Zuſtand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermiethet iſt — du ſiehſt wohl, daß ich keine Zeit habe, dir lange Briefe zu ſchreiben. Meine Abreiſe bleibt auf nächſten Sonnabend, den 5. Oktober, feſtgeſetzt, und ich werde dieſe wenigen Tage im Hauſe meiner Schweſter ſchlafen. Ich hoffe, daß du die 100 Franks, welche ich dir vorige Woche ſchickte, erhalten haſt. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter ſein, ferne von dir, meine geliebte Nonotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieſer Erde! Vergiß nicht, was ich dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutſchen wiſſen, daß du in Paris biſt — ſei wohl auf der Hut, daß ſie dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß du ohne mich in Paris biſt, macht mich zittern. Mein armes Lamm, du biſt in Paris, in der Hauptſtadt der Werwölfe — Nimm dich wohl in Acht, einige von ihnen haben ein ſehr ſanftes Ausſehen: die ſchlimmſte Sorte iſt die, welche Glacéhandſchuh trägt. Du weißt wohl, daß du nur ſicher biſt unter der Hut deines treuen Schäfers, welcher zugleich dein Hund iſt. Ich ſchreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir. —

Tauſend Grüße an deine jungen Freundinnen, beſonders an Pauline, welche ich ſehr liebe: ich ziehe dieſe Melone den ſchönſten Ananas vor. Welch ſchönes Herz! welch ſchönes Bein! — Meine beſte Empfehlung an Madame Darte, der ich nächſter Tage ſchreiben werde, um ihr mitzutheilen, was mein Schwager mir ſo eben in Betreff einer vorzüglichen Stelle ſagt, die in Liſſabon vakant iſt und über die er verfügen kann; ſobald Herr Darte hier ankommt, muß er ſich in meinem Namen an Herrn Moritz Embden, Große Theaterſtraße, wenden. — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage dich, wie ich es wünſche, beweiſe mir, daß du alles Deſſen würdig biſt, was ich für dich empfinde.

Dein Mann
Henri Heiné.

17.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteſte!

Ich war bereit, heute Abend abzureiſen; aber es iſt ein abſcheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geſchrei. Ich füge mich alſo darin, noch einige Tage länger zu bleiben und das nächſte Dampfſchiff abzuwarten. Mir bleiben nur ein paar Minuten, um dieſen Brief zu expedieren, da ich meinen Onkel Henry erſt um ſechs Uhr ſprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweiſung auf 100 Franks zu erhalten, welche ich dir einliegend ſende. Ich ſchicke dir dies Geld, obſchon ich nicht gut bei Kaſſe bin und dich noch nicht auf dem Trockenen glaube; aber ich fürchte immer bei dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte dich alſo, Nichts davon auszugeben, es ſei denn für nothwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm! — Nicht wahr, es iſt dir Recht, daß ich mich nicht den Nordſeeſtürmen ausſetze? — Du erhältſt dieſen Brief durch das Dampfſchiff; ich werde dir noch vor meiner Abreiſe ſchreiben.

Von Herzen dein

Henri Heine.

Die Anweiſung, welche ich dir ſende, iſt zahlbar bei den Foulds, wie die früheren.

Anmerkungen.

S. 5, 10, 11, 12 und 14. — Die unter Nr. 3, 7, 8, 9 und 11 mitgetheilten „Lieder“ ſind, mit der Chiffre **** e unterzeichnet, in der von J. B. Rouſſeau zu Köln herausgegebenen Zeitſchrift „Agrippina“, Nr. 89 und 90, vom 23. und 25. Juli 1824, abgedruckt.

S. 6. — Das Lied Nr. 4 iſt der „Aurora: Taſchenbuch für 1823“, S. 166 und 167, entnommen.

S. 8, 9 und 13. — Das Originalmanuſkript der Lieder Nr. 5, 6 und 10 wurde von Heine ſeinem Univerſitätsfreunde Chriſtian Sethe geſchenkt, und iſt jetzt im Beſitz ſeines Sohnes, des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin.

S. 15. — Das Original des Stammbuch-Sonettes an J. B. Rouſſeau, welches die Unterſchrift „Bonn, den 15. September 1820“ trägt, befindet ſich in der Radowitz'ſchen Autographenſammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

S. 16. — Das Sonett „Dresdener Poeſie“ iſt nur von Friedr. Steinmann in ſeinem Buche „H. Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe ꝛc.“, S. 168, mitgetheilt. Obſchon die Echtheit bisher durch kein anderes Zeugnis verbürgt ward, ſcheint es doch aus inneren Gründen keinem Zweifel zu unterliegen, daß Heine wirklich der Verfaſſer iſt.

S. 17. — Das Gedicht „Berlin“ wurde in der oben erwähnten Zeitſchrift „Agrippina“, Nr. 97, vom 11. Auguſt 1824, abgedruckt, und war mit folgender Bemerkung begleitet:

„Dieſes Volkslied, welches, wie die Prügelerwähnung andeutet, aus früheren Zeiten herſtammt, iſt im Hannöveriſchen aus dem Munde des Volkes aufgeſchrieben worden. H. Heine.“ — Da auch das von Heine verfaßte „Klagelied eines altdeutſchen Jünglings“ in derſelben Zeitſchrift (Nr. 93, vom 1. Auguſt 1824) mit der Bemerkung, daß es „ein noch nirgends abgedrucktes Volkslied“ ſei, veröffentlicht worden war, läßt ſich wohl mit Beſtimmtheit annehmen, daß auch obiges Soldatenlied von ihm ſelber gedichtet iſt. Der Abdruck deſſelben hatte die ſofortige Unterdrückung der „Agrippina“ zur Folge. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von Adolf Strodtmann, Bd. I, S. 326.

S. 19. — Das Originalmanuſkript des Gedichtes „Erinnerung“ trägt die offenbar fingierte Bezeichnung: „Uberſetzt aus dem Engliſchen. Sentimental Magazine, Vol. XXXV.“

S. 23. — Die Rhapſodie „Ramsgate“ iſt im Originalmanuſkripte als Nr. 2 dem Liede „O des liebenswürd'gen Dichters“ angehängt, das mit der Uberſchrift „Ramsgate, 1828“ im „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1829“ abgedruckt wurde. Vgl. H. Heine's ſämmtl. Werke, Bd. XVI, S. 264 [S. 233 der Volksausgabe].

S. 24 ff. — Den Gedichten „Zum Polterabend“ gingen im Originalmanuſkripte das auf S. 3 dieſes Bandes mitgetheilte Lied „Wenn junge Herzen brechen“ und die im Cyklus „Klariſſe“ in den „Neuen Gedichten“ abgedruckten Lieder „Meinen ſchönſten Liebesantrag“ und „Wälderfreie Nachtigallen“ (Heine's Werke, Bd. XVI, S. 214 und 218 [S. 190 und 193 der Volksausgabe]) voran. Das ebenfalls dort bereits mitgetheilte Schlußgedicht „So kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk“ mußte, wegen ſeines integrierenden Zuſammenhangs mit dem vorhergehenden Liede, hier ausnahmsweiſe wieder abgedruckt werden.

S. 29. — Über die Entſtehung des Gedichtes „An die Tochter der Geliebten" vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II. S. 101 u. 102. Der Hergang ſelbſt iſt dort buchſtäblich richtig erzählt; nur datiert derſelbe, wie die Unterſchrift „Hamburg, den 5. September 1844" beweiſt, aus viel ſpäterer Zeit. Wir glauben jedoch, daß dies Gedicht nach Ton und Inhalt eine geeignetere Stelle am Schluſſe der erſten Abtheilung findet, als unter den ſatiriſchen Gedichten der vierziger Jahre. Obgleich daſſelbe bisher im ganzen Familienkreiſe des Dichters für eine Improviſation gehalten ward, hat ſich dieſe Anſicht doch als irrthümlich erwieſen, ſeit im Nachlaſſe H. Heine's das vielfach überarbeitete und geänderte Originalbrouillon aufgefunden ward.

S. 39. — Das Fragment „Beſel'gend iſt es, wenn die Knoſpe" ſcheint eine ausgeſchiedene Strophe des in dem Cyklus „Yolante und Marie" in den „Neuen Gedichten" (Heine's Werke, Bd. XVI. S. 223 [S. 196 der Volksausgabe]) abgedruckten Liedes „In welche ſoll ich mich verlieben" zu ſein.

S. 59. — Das erſte der hier mitgetheilten „Atta Troll"-Fragmente iſt die älteſte Faſſung des Kaput III, welches urſprünglich den Schluß des vorhergehenden Kapitels bildete. Vgl. Heine's Werke, Bd. XVII. S. 18.

S. 65 ff. — Die hier mitgetheilten Sonette, welchen noch ein fünftes beilag, deſſen allzu obſcöner Inhalt den Abdruck an dieſem Orte zu verbieten ſchien, und die nachfolgenden „Herakles Muſagetes" und „Die Lernäiſche Hyder" haben ſich unter den Nachlaßpapieren Heine's vorgefunden, jedoch ausnahmsweiſe weder in ſeiner eigenen, noch in der Handſchrift eines ſeiner gewöhnlichen Sekretäre. Für die Echtheit ſpricht jedoch der Umſtand, daß jedes dieſer Sonette unverkennbar den Stempel der Heine'ſchen Muſe trägt.

S. 77 ff. — Nach der breiten Anlage des Prologs zu ſchließen, ſcheint Heine Anfangs den Plan gehegt zu haben, das Gedicht „Bimini" in etwas detaillierterer Weiſe auszuführen. Nachdem er dasſelbe mit dem kurzen Endkapitel abgeſchloſſen, mag er dies Mißverhältnis des überlangen Prologs ſtörend empfunden und an eine Kürzung des Eingangs gedacht haben. Wenigſtens findet ſich aus ſpäterer Zeit folgender Anfang, welcher die erſten 29 Strophen vollſtändig getilgt hätte:

Männer wie Columbus, Cortez,
Und Pizarro und Bilbao,
Habt ihr in der Schul' auswendig
Schon gelernt; ihr kennt ſie gut.

Wenig oder gar nicht kennt ihr
Ihren Zeit- und Zunftgenoſſen,
Jenen Waſſerabenteurer,
Namens Juan Ponce de Leon.

Welcher Florida entdeckte ꝛc.

Eben ſo ſind in einer fragmentariſchen Abſchrift von der Hand ſeines Sekretärs Richard Reinhardt die letzten 17 Strophen des Prologs durch folgenden abgekürzten Schluß erſetzt:

Muſe, kleine Zauberin,
Mach mein Lied zu einem Schiffe,
Und mit aufgeſpannten Segeln
Fahren wir nach Bimini!

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini

Kleiner Vogel, Kolibri!
Kleines Fiſchlein, Brididi!
Fliegt und ſchwimmt voran und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!

S. 143. — Der ſkabröſe Schluß des Gedichtes „Zur Teleologie" konnte hier aus Schicklichkeitsgründen nicht mitgetheilt werden. Aus derſelben Urſache habe ich ein ähnliches, die Grenze des Wohlanſtandes allzu muthwillig überſchreitendes Gedicht: „Citronia", bis auf die in der Vorrede citierten Schlußverſe, ebenfalls unterdrückt.

S. 146. — Zum Verſtändnis der proſaiſchen Schlußzeile des „Päan" überſchriebenen Fragmentes ſei erwähnt, daß Heine der feſten Meinung war, ſein „Fauſt"-Ballett, welches er durch Vermittelung Heinrich Laube's im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin angeboten, ſei dort 1854 von dem Ballettmeiſter Taglioni unter dem Namen „Satanella" in Scene geſetzt worden. In den Briefen an ſeinen Verleger Julius Campe und an Michael Schloß in Köln beſchwerte er ſich bitter darüber, daß Meyerbeer, als Generaldirektor der königlichen Oper zu Berlin, ſich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftſtellers nicht eifrigſt angenommen und ihm nicht die Tantième, auf welche er als der eigentliche Autor des Librettos Anſpruch erhob, verſchafft habe. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann. Bd. II, S. 559.

S. 147–150. — Die Spottgedichte „Der Wanzerich" beziehen ſich auf den Wiener Komponiſten Joſ. Deſſauer, welcher ſich, nach Heine's — wie uns verſichert wird, irrthümlicher — Behauptung, der Gunſtbezeugungen einer gefeierten franzöſiſchen Schriftſtellerin gerühmt haben ſollte. Über die Uhr Schleſinger's und ſonſtige Anſpielungen vgl. Heine's Werke, Band XI, S. 387–392.

S. 151. — Von dem Gedicht „Die Menge thut es“ fand ſich im Nachlaſſe des Dichters nur eine ziemlich fehlerhafte Abſchrift von der Hand deſſelben Kopiſten vor, welcher nach dem Tode Heine's im Auftrage der Wittwe einen Theil der vorhandenen Manuſkripte ins Reine ſchrieb. Da das Original verloren gegangen, habe ich mir wenigſtens ſolche Berichtigungen erlaubt, welche durch Einſchiebung eines ausgelaſſenen oder Korrektur eines offenbar falſch geleſenen Wortes den hie und da zerſtörten Sinn wieder herſtellten.

S. 171. — Das im Cyklus „Zum Lazarus“ unter Nr. 8 mitgetheilte Lied führt im Originalbrouillon die Uberſchrift „Celimene“.

S. 175. — Im Nachlaſſe Heine's befindet ſich, außer dem hier unter Nr. 12 abgedruckten, ein zweites Gedicht an die „Mouche“, das einen noch frivoleren Charakter trägt.

S. 178 und 179. — Das Originalmanuſkript des hier unter Nr. 15 mitgetheilten Liedes trägt die Uberſchrift „Orpheiſch“. — Zur Erklärung dieſes, wie des vorhergehenden und des nachfolgenden Gedichtes vgl. das Kapitel über den Erbſchaftsſtreit in H. Heine's Leben ꝛc., von A. Strodtmann, Bd. II, S. 497—518.

S. 182. — Einzelne Verſe und Gedanken des Schlußgedichtes „Der Scheidende“ ſind von Heine ſpäter anderweitig benutzt worden. Vgl. die Gedichte „Sie erliſcht“ und „Epilog“ in H. Heine's Werken, Bd. XVIII, S. 182 und 351 [S. 164 und 324 der Volksausgabe].

S. 221 ff. — Im Gegenſatze zu dieſer abfälligen Kritik der älteren Dichtungen Freiligrath's vgl. man übrigens Heine's ſpätere anerkennende Außerungen über dieſen Dichter in der Vorrede zum „Atta Troll“ und, mehr noch, in dem kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen Vorworte zur letzten franzöſiſchen Ausgabe ſeines Buches „Uber Deutſchland“ (Heine's

Werke, Bd. V, S. 10), wo Freiligrath „ein Talent erſten Ranges und ein kräftiger Koloritmaler“ genannt und ihm „eine große Originalität“ nachgerühmt wird.

S. 271. — Der kleine Aufſatz über Albert Methfeſſel ward bisher nur im Berliner „Geſellſchafter“ vom 3. November 1823 abgedruckt.

S. 273 ff. — Die Nachträge zu den „Reiſebildern“ ſind dem Originalbrouillon der italiäniſchen Reiſe entnommen, von welchem ſich der größte Theil in Händen der Frau Profeſſor A. Benary zu Berlin befindet, während andere, dort fehlende Blätter dem literariſchen Nachlaſſe H. Heine's beilagen. Bei der ſehr haſtigen Ausarbeitung des dritten und vierten Bandes der „Reiſebilder“ — die einzelnen Manuſkriptbogen wanderten oftmals, kaum trocken, in die Druckerei — wurde Manches, zu deſſen Ausführung die Zeit fehlte, ganz übergangen, Anderes ſtark gekürzt und verändert, — nicht immer zum Vortheil der künſtleriſchen Wirkung. Das ſpukhafte Hineinragen der Erinnerung an die todte Maria in der „Reiſe von München nach Genua“ gewinnt, unſeres Bedünkens, ſehr an Verſtändlichkeit durch das hier (auf S. 273 ff.) mitgetheilte Kapitel, welches ſpäter faſt bis zur Undeutlichkeit verkürzt wurde. Eben ſo wird in den „Bädern von Lucca“ das Intereſſe an der Geſtalt Mathildens weſentlich erhöht durch die kurze Anſpielung auf ihre unglückliche eheliche Vergangenheit (auf S. 285 des vorliegenden Bandes). Für die Fortſetzung der „Bäder von Lucca“ ſcheint es, wie aus dem auf S. 296 ff. mitgetheilten Kapitel hervor geht, urſprünglich Heine's Abſicht geweſen zu ſein, das ſpätere Zuſammentreffen mit Lätizia und Franceska nicht in der Stadt Lucca, ſondern in Florenz ſtattfinden zu laſſen.

S 306. — Der Aufſatz „Verſchiedenartige Geſchichtsauffaſſung“ ſtammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre.

S. 311. — Der Nachtrag zu den „Göttern im Exil“ iſt, nach der Handſchrift zu urtheilen, ſchon 1846 oder 1847 geſchrieben und vom Verfaſſer bei Veröffentlichung jener Arbeit im Jahre 1853 wahrſcheinlich nur deßhalb zurückgelegt worden, um der beabſichtigten, in den Schlußworten annoncierten Fortſetzung eingefügt zu werden.

S. 316. — Nach ſeinem Beſuche Hamburg's im Herbſt 1843 gedachte Heine eine Reihe polemiſcher Briefe über Deutſchland zu ſchreiben, in welchen er die veränderten literariſchen, politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände in der Heimat beſprechen, und welche er gleichzeitig in deutſcher und franzöſiſcher Sprache veröffentlichen wollte (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. XXI, S. 4, 19 und 20). Es ſcheint jedoch nur das vorſtehend mitgetheilte Fragment des erſten Briefes geſchrieben worden zu ſein, welches Heine ſpäter theilweiſe für die „Geſtändniſſe“ (Bd. XIV, S. 226 ff.) benutzte. Die Eingangsworte beziehen ſich auf einen Artikel von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) über Bettina von Arnim in der Revue des deux Mondes vom 15. April 1844, wo die betreffende Stelle auf S. 296 und 297 zu finden iſt.

S. 329. — Der Aufſatz über die Februarrevolution war der letzte Korreſpondenzartikel, welchen Heine für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ ſchrieb.

S. 333. — Das Fragment „Waterloo“, welches von Heine ſelbſt aus den „Geſtändniſſen“ ausgeſchieden ward, ſollte nach der Abſicht des Verfaſſers als beſonderer Aufſatz dem erſten Bande ſeiner „Vermiſchten Schriften“ angereiht werden. Auf dringlichen Wunſch ſeines Freundes und Verlegers Julius Campe, welcher von der Veröffentlichung dieſes Aufſatzes eine bedenkliche Erſchütterung der Popularität Heine's bei dem deutſchen Publikum befürchtete, zog der Verfaſſer denſelben einſtweilen zurück. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann. Bd. II. S. 610.

S. 349. — Die Lebensſkizze des am 7. November 1854 zu Paris verſtorbenen Schriftſtellers Loeve-Veimars iſt einer Vorrede entnommen, welche Heine im Winter 1855—56 als Einleitung zu einer franzöſiſchen Überſetzung des „Neuen Frühlings“, der „Heimkehr“ Lieder und eines dritten, nicht namhaft gemachten Gedichtecyklus (oder vielleicht auch des „William Ratcliff“) ſchrieb, welche zu einem zweiten Bande ſeiner „Poëmes et Légendes“ vereinigt werden ſollten. Von dieſer unvollendeten, vielleicht letzten Arbeit des Dichters iſt leider die zweite Manuſkriptſeite verloren gegangen; der noch erhaltene Anfang lautet, wie folgt:

„Der „Neue Frühling“ und die vorſtehenden zwei Piecen ſollten eine Trilogie bilden, wovon ich nur den erſten Theil unter dem erwähnten Titel in der Revue des deux Mondes mitzutheilen gedachte. Ich glaubte, daß es unmöglich ſei, dieſe Gedichte nur einigermaßen genießbar ins Franzöſiſche zu überſetzen, und ich wollte vielleicht auch das Publikum nicht mit einer allzu großen Doſis von Roſen-, Mondſchein- und Nachtigallen-Frikaſſée überfüttern. Die Überſetzung des „Neuen Frühlings“ hatte jedoch einen beſſern Erfolg, als ich erwartete, und ich kann nicht umhin, über die beſonderen Umſtände, welche mich hier begünſtigten, dem theilnehmenden Leſer einige Andeutungen mitzutheilen. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mit meinem Freunde Taillandier, der ſo vortrefflich das Buch „Lazarus“ überſetzt, über die größeren Schwierigkeiten geſprochen, welche eine Übertragung des „Neuen Frühlings“ böte, und dieſer Freund äußerte, daß er dennoch einen Verſuch machen wolle. Späterhin dachte ich, daß dieſes Projekt wohl in Vergeſſenheit gerathen ſein möchte, ich unternahm ſelbſt die

Arbeit, und ich hatte eben die Überſetzung des „Neuen Frühlings“ vollendet, als mein Freund Taillandier. . . . .
. . . . “

S. 358. — Das bisher ungedruckte Vorwort zur letzten franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder“, welche 1856, wenige Monate nach dem Tode des Dichters, erſchien, datiert aus derſelben Zeit wie der vorhergehende Aufſatz.

S. 361. — Auch die Eingangsworte zur franzöſiſchen Überſetzung eines lappländiſchen Gedichts ſcheinen aus dem Ende des Jahres 1855 zu ſtammen. Es war bisher nicht zu ermitteln, auf welchen Verfaſſer und welche Dichtung Deſſelben ſie ſich beziehen.

S. 365. — Zur Zeit, als die Briefe Heine's an ſeine Frau geſchrieben wurden, befand ſich Mathilde in der Penſion der Madame Darte, Chaillot No. 101, zu Paris; das erſte Mal (1843) in Geſellſchaft ihrer Freundin Aurecia, das zweite Mal (1844) gemeinſchaftlich mit dieſer und mit ihrer nachmaligen treuen Geſellſchafterin Mademoiſelle Pauline, welche von Heine in gutmüthigem Scherze bald als ſüße Melone mit ihrer Sentimentalität geforpt, bald wieder mit ihrem hübſchen Beine geneckt wird. Über Mademoiſelle Jenny vgl. Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 14 und 195. — Während die Briefe an ſeine Frau — gegen die ſonſtige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzoſen ſchrieb oder ſeinen Namen unter franzöſiſchen Überſetzungen ſeiner Arbeiten drucken ließ — ſämmtlich mit „Henri Heine“ unterzeichnet ſind, iſt auf den Kouvert-Adreſſen an Madame Henri Heine niemals der franzöſiſche Accent aigu ſeinem Namen beigefügt. — Der letzte Brief trägt irrthümlich das Datum des 4. September, iſt aber, wie auch der Poſtſtempel des Kouverts beweiſt, vom 4. Oktober zu datieren.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Heinrich Heine's

Memoiren.

Heinrich Heine's

ſämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Supplementband.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1884.

Heinrich Heine's

Memoiren

und neugeſammelte

Gedichte, Proſa und Briefe.

Mit Einleitung

herausgegeben von

Eduard Engel.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1884.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Zur Geſchichte der Heine'ſchen Memoiren 1
Memoiren 81

Anhang.

I. Erhaltene Bruchſtücke aus Heine's erſten Memoiren 199
II. Neue Proſa-Funde aus Heine's Nachlaßpapieren 265
III. Neue Gedichte aus Heine's Nachlaß und größere Varianten zu gedruckten Gedichten 289
IV. Neue Briefe von Heinrich Heine 309

Zur Geſchichte der Heine'ſchen Memoiren.

Von

Eduard Engel.

Heinrich Heine's Memoiren waren ſeit dem Tode des Dichters — am 17. Februar 1856 — faſt ununterbrochen der Gegenſtand heftigen literariſchen Streites. Sie haben ungefähr das Schickſal der Memoiren Lord Byrons in der Literaturgeſchichte gehabt, nur daß man von den letzteren wußte, das wahrſcheinlich einzige eigenhändige Manuſkript ſei in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen nach Byrons Tode verbrannt worden und ſomit faſt jede Hoffnung auf ihr Zutagekommen geſchwunden; während bezüglich der Heine'ſchen Memoiren bis zu ihrer endlichen Entdeckung und Veröffentlichung der Glaube an ihr Vorhandenſein genährt und beſtärkt wurde. Nur an der Wahrſcheinlichkeit ihrer Veröffentlichung hat man, in Folge von Erklärungen Guſtav Heine's, gezweifelt; ihre Exiſtenz, gleichviel in weſſen Händen, hat bis auf unſere Tage feſtgeſtanden.

Ich ſtelle auf den folgenden Blättern zunächſt das gewichtigſte Beweismaterial für das Vorhandenſein und die Natur von Heine's Memoiren zuſammen: des Dichters eigne Aeußerungen über dieſelben. Sie enthalten eine ſo erſchöpfende Auskunft über die Memoirenfrage, daß nur der Wunſch nach Vollſtändigkeit mich veranlaſſen kann, außer ihnen die Zeugniſſe von Freunden und Verwandten Heine's über das vielumſtrittene Manuſkript gleichfalls anzuführen und ſie durch Vergleich mit des Dichters eigenen Worten und an der Hand des Manuſkriptes ſelbſt zu prüfen.

Schwerlich iſt jemals ein bedeutender Schriftſteller ſo frühzeitig dem Drange gefolgt, ſeine Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, wie Heinrich Heine. Weniger perſönliche Eitelkeit als die Vorausſicht des berechtigten Intereſſes der Nachwelt für die Zeit, in welcher er mithandelnd gelebt, hat ihn dazu beſtimmt. An verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe und noch in der Einleitung zu den Memoiren letzter Hand ſpricht Heine von den Wechſelbeziehungen zwiſchen äußeren Verhältniſſen und innerer Entwickelung, welche zu ſchildern er ſich vorgeſetzt. Daß trotzdem das karge uns gerettete Bruchſtück ſeiner Memoiren ſich faſt ausſchließlich mit des Dichters eigener Perſon beſchäftigt, iſt dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es leider nur die Knaben- und erſten Jünglingsjahre umfaßt. Doch auch hierbei benutzt der Memoirenſchreiber jede Gelegenheit zu weiteren Ausblicken auf Menſchen und Dinge ſeiner Zeit.

Die erſte Erwähnung der Memoiren findet ſich in einem Brief Heine's an Immanuel Wohlwill, Lehrer der iſraelitiſchen Gemeindeſchule in Hamburg, vom 1. April 1823, und lautet (Werke Band XIX, S. 79 *):

> „— — Ich weiß nicht, ob Du mich verſtanden; wenn Du einſt meine Memoiren lieſt und einen Ham-

---

*) Ich citire überall nach der letzten Geſammtausgabe in 22 Bänden (Hamburg 1876, Hoffmann und Campe).

> burger Menſchentroß geſchildert findeſt, wovon ich Einige liebe, Mehrere haſſe und die Meiſten verachte, ſo wirſt Du mich beſſer verſtehen.“

Ob dieſe Stelle auf ſchon angefangene oder erſt anzufangende Memoiren deutet, bleibt zweifelhaft.

Aehnliches gilt von einer Stelle in dem Briefe an Ludwig Robert — Rahel Levin's Bruder — vom 27. November 1823 (Band XIX, S. 177):

> „— — Nicht kleinlich ſein, das iſt etwas, das mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenſchaften, die von unſeren Moralkompendien ſo viel geprieſen werden. Glauben Sie aber auch nicht, daß ich es ſei, wenn ich es auch zuweilen ſcheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntniſſe zu leſen, und zu ſehen, wie ich meine Zeitgenoſſen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigſte, in die Idee übergeht. — —“

Ganz beſtimmte Erwähnung vorhandener Memoiren findet ſich in dem Brief vom 25. Oktober 1824 an ſeinen intimſten Berliner Freund Moſes Moſer (Band XIX, S. 242):

> „— — Blutwenig habe ich dieſen Sommer geſchrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verſe

gar keine. Am „Rabbi“ (von Bacharach) wenig, ſo daß kaum ein Drittel davon geſchrieben iſt. — —“

Ziemlich ähnlich heißt es ein halbes Jahr ſpäter (Brief aus Göttingen vom 4. März 1825, an Ludwig Robert, — Band XIX, S. 264):

„Ich will nur erwähnen, daß ich, wegen meines Kopfübels, das jetzt erſt allmählich verſchwindet, ſeit einem Jahre wenig Bedeutendes ſchreiben konnte. Ich ſchrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung“, die nur in ſehr ſpäteren Zeiten erſcheinen darf, und an meinem „Rabbi“, der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mittheilung geeignet iſt. — —“

Die letzte Mittheilung über die Arbeit an den Memoiren aus den 20er Jahren findet ſich gleichfalls in einem Briefe an Robert, vom 1. April 1825 (Band XIX, S. 272):

„— — Im Grunde iſt mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum ſchleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet ſind, als mit ſolchen, die für die Gegenwart paſſen. Z. B. ein angefangener „Fauſt“*), meine Memoiren und dergleichen. — —“

---

*) Somit wäre Heine's Antwort auf Goethe's Frage bei dem Beſuche in Weimar (Oktober 1824): „Womit be-

Durch faſt 12 Jahre findet ſich in den Briefen keine Spur von den Memoiren. Daſs aber Heine auch in dieſer Zeit ernſthaft daran gearbeitet, beweiſt unwiderleglich das große Fragment der Memoiren oder Tagebücher aus dem Jahre 1830, welches in dieſem Bande noch einmal abgedruckt wird (Anhang I).

Das ganze zweite Buch ſeiner Schrift „Ueber Börne“ iſt nichts als ein Bruchſtück der früheſten Memoiren, wie aus folgender Briefſtelle an ſeinen Verleger Julius Campe vom 18. Februar 1840 (Band XXI, S. 228) unzweifelhaft hervorgeht:

> „— — Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne“ bereits erwartet wird, ängſtigte mich ein wenig, um ſo mehr, da lange kein Buch von mir erſchienen. Ich habe mich daher entſchloſſen, ein ganz beſonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren“, detachierte ich eine ſchöne Partie, welche die Enthuſiasmusperiode von 1830 ſchildert und in meinem „Börne“, zwiſchen dem erſten und zweiten Buche, vortrefflich eingeſchaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie

---

ſchäftigen Sie ſich jetzt?“ — „Mit einem Fauſt“ — keine ganz grundloſe Keckheit geweſen.

> ſehen werden, ein geſteigertes Intereſſe verleiht. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, ſtatt aus vieren, beſtehen. — — Sie ſehen, ich thue alles für das Werk, und ich ſakrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis ſechs Druckbogen, ſondern auch die weit unberechenbareren Intereſſen eines meiner koſtbarſten Manuſkripte. — —“

Und durchaus der Wahrheit gemäß heißt es in den „Geſtändniſſen“ (Band XIV, S. 236): „An einem andern Orte, in meinen „Memoiren“, erzähle ich weitläufiger, als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Julius-Revolution meinen Bann brach und nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe.“

Es ergiebt ſich ſomit aus dieſen Stellen und aus dem ganz entſprechenden Zuſtande des Werkes „Ueber Börne“ die geradezu verblüffende Thatſache: daß das deutſche Publikum ſeit länger als 40 Jahren im ungehinderten Beſitz eines ſehr werthvollen Bruchſtücks der Memoiren Heine's geweſen iſt, ohne deſſen gewahr zu werden! Das im Anhange I dieſes Bandes abgedruckte große Fragment bietet eine vorzügliche Probe des Tones, in welchem jene frühen Memoiren gehalten waren, und es läßt aufs ſchmerzlichſte den Entſchluß Heine's bedauern, ſein allerdings koſtbares, wenn auch nicht koſtbarſtes, Manuſkript vor ſeinem Tode durchs Feuer zu vernichten, wie er das ſicher gethan hat.

Ich fahre in der chronologiſchen Aufzählung der Stellen über die Memoiren fort. — Unter dem 20. Dezember 1836 ſchreibt Heine an Julius Campe:

> „— — Ich ſtehe ſchon ſchlecht genug mit meinem Oheim, ich ſitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er läßt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Miſère auch nur in einer Zeile ſich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren“ ſchrieb, wo er oft beſprochen werden mußte, ſtanden wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet. — —“

Von nun an häufen ſich die Erwähnungen der Memoiren, — ja nach einigen Stellen zu ſchließen, hat es nur von zufälligen Umſtänden abgehangen, daß Heine nicht ſchon gegen Ende der 30er Jahre ſeine Lebensgeſchichte veröffentlicht hat.

Da hat ihm ein Verleger Namens Scheible angeboten, eine Geſammtausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten, mit dem Wunſche, „daß ich derſelben meine Biographie voranſetze", worauf Heine laut ſeinem Brief an Campe vom 1. März 1837 geantwortet (Band XXI, S. 67):

„— — Ich ſagte Herrn Scheible: für den Fall, daß ich mit ihm abſchlöſſe, ſei ich nicht geneigt, einen kurzen. dürren Lebensabriſs zu geben, ſondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände. welche den Schluſs der Geſammtausgabe bilden ſollten und die ganze Zeitgeſchichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfaſſen, ſammt den markanteſten Perſonen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutſche Zuſtände bis zur Juliusrevolution, die Reſultate meines Aufenthaltes im Fover der politiſchen und ſocialen Revolution, das Reſultat meiner koſtſpieligſten und ſchmerzlichſten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieſes Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per Druckbogen und einen unbeſtimmten Lieferungstermin verlangen. — —"

Und an einer ſpäteren Stelle desſelben langen Briefes (S. 70):

„— — Hätte ich nicht heute raſenden Kopfſchmerz, ſo würde ich Ihnen über das nächſte Buch, das ich herausgebe, das Umſtändlichſte mittheilen. Ich habe nämlich wirklich ſchon begonnen, mein Leben zu ſchreiben; nur der Zeitumſtände wegen zögere ich gern mit dieſer Publikation, ich wollte ihr auch den höchſten Glanz verleihen und lange daran ſchreiben; aber gern kontrahiere ich ſchon jetzt mit Ihnen über dieſes Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einſt den Schluß der Geſammtausgabe bildet, iſt der Werth derſelben unberechenbar zu Ihrem Vortheil erhöht. — —“

In demſelben Monat kommt Heine wieder auf das durch Scheible in den Vordergrund ſeiner Pläne gerückte Unternehmen zurück (Brief an Campe vom 17. März 1837, — Band XXI, S. 74):

„— — Tag und Nacht beſchäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erſt fühle ich den ganzen Werth deſſen, was ich durch den Brand im Hauſe meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Abſicht, dieſes Buch erſt in ſpäteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Geſammtausgabe meiner Werke, ſoll es das Nächſte ſein, was das Publikum von mir erhält; Nichts ſoll früher von mir heraus-

> kommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits geſagt, daß ich mich freue, ein ſolches Buch Ihnen anbieten zu können. — — Sie wiſſen, ich prahle nicht, und ich kann ſchon jetzt das Außerordentlichſte prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Perſonen, Zuſtände und Ereigniſſe es belehrt und unterhalten ſein will. Ich habe Ihnen ebenfalls geſagt, daß Sie bereits jetzt mit mir über dieſes Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues ſagen kann; unter der Hand nämlich dehnt ſich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände ſchätze, könnte ſpäterhin über drei hinauslaufen. — —“

Unterm 13. April 1837 gleichfalls an Campe, den er überhaupt fortlaufend über die Arbeit an den Memoiren unterrichtete — (Band XXI, S. 78):

> „— — Die Herausgabe der Geſammtwerke verrückt ganz dieſen Plan. Zunächſt weil ich jetzt mein Leben ſelbſt im Großen herausgebe und ſolches mein nächſtes Buch ſein wird. — —“

Hin und wieder erhalten wir auch Aufſchluß über den Inhalt der Memoiren; ſie haben jedenfalls reichlich Perſonalſchilderungen berühmter Zeitgenoſſen enthalten:

> „— — Ich habe noch einige Briefe, die ſie (Rahel) mir über den St. Simonismus hierher ſchrieb, und die das Bedeutendſte ſind, was je aus ihrer Feder gefloſſen. Ich denke für meine Lebensbeſchreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieſes merkwürdige Weib plaſtiſch darſtelle. — —“ (An Campe, unterm 3. Mai 1837. — Band XXI, S. 83.)

Dann folgt eine Mittheilung an ſeinen Bruder Maximilian Heine, aus „Hâvre de Grace, ich glaube den 5. Auguſt 1837“ datirt (Band XXI, S. 92):

> „— — Ich ſchreibe viel. Mein wichtigſtes Werk ſind meine Memoiren, die aber doch nicht ſo bald erſcheinen werden; am liebſten wäre es mir, wenn ſie erſt nach meinem Tode gedruckt würden. — —“

Wie Heinrich Heine darauf urplötzlich ein Stück dieſer ſo oft genannten Memoiren an Campe ſendet zur Erweiterung ſeines Buches über Börne, wurde oben (vgl. S. 6) bemerkt. — **Unbegreiflich bleibt nur, daß Campe nach Kenntnißnahme dieſer glänzenden Probe der Memoiren nicht energiſcher auf den Druck des Ganzen drang. Als es nach** 15 Jahren geſchah, hatte Heine's Stimmung ſich ſo verändert, daß er mit den Memoiren, dieſem

„koſtbarſten Manuſkript“, dieſer „Krone ſeiner Werke“, umging wie mit irgendwelchem unbedeutenden Brouillon.

Nun wieder ein Zwiſchenraum von einigen Jahren, nach denen wir über den Umfang des Manuſkripts Genaueres erfahren (Brief an Campe vom 14. September 1840, — Band XXI, S. 258):

> „— — Nur wenig und kaum bis zur Haut werde ich berührt von den Schändlichkeiten — —; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbſt wenn ich heute ſtürbe, ſo bleiben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und, ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen, der treuen Darſtellung der myſteriöſeſten Uebergangskriſe, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geſchlecht wird auch die Windeln ſehen wollen, die ſeine erſte Hülle waren. — —“

Nur zum Theil auf die Memoiren bezüglich iſt eine längere Ausführung in dem Briefe an Campe vom 4. Februar 1845 (Band XXII, S. 53) aus Anlaß der ſchnöden Handlungsweiſe Karl Heine's, Sohnes des Erzmillionärs Salomon Heine, welcher ſeinem Jugendfreund und leiblichen Vetter Heinrich Heine die Weiterzahlung einer winzigen Penſion und eines in Anbetracht der hinterlaſſenen 30 Millionen geradezu lächerlichen Legates verweigert hatte, falls der Dichter ſich nicht ſchriftlich verpflichtete, in Zukunft nichts zu ſchreiben, was ſeinen lieben Verwandten etwa unangenehm ſein könnte!! Heinrich Heine, der ſchon um die Zeit leidend war, bekam vor Aerger über dieſe zärtliche Verwandtſchaft einen Schlaganfall, von dem eine ſtets zunehmende Lähmung zurückblieb. Wer ſich für dieſes dunkelſte Blatt der Geſchichte der Hamburger Heines intereſſirt, leſe den erwähnten Brief Heinrich Heine's und die Darſtellung des ganzen Rechtshandels in Strodtmanns bekannter Biographie (Band II, S. 317 u. ff.). Karl Heine, der Millionenerbe, hat auch keineswegs aus frommer Rührung ſeinem todtkranken Vetter das ihm rechtmäßig zukommende Erbtheil ausgezahlt, ſondern es bedurfte dazu des öffentlichen Skandals und eines offenen Briefes des Fürſten von Pückler-Muskau zu Gunſten Heinrich Heine's, um dem Dichter zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Heinrich Heine's Wittwe hat aber bis an ihren Tod unter dem Druck wiederholter Drohungen geſtanden, man werde ihr die verbriefte Penſion entziehen, falls ſie irgend etwas drucken laſſe, was der edeln Familie nicht behage. Der im Anhang zum erſten Male abgedruckte deutſche Entwurf des Heine'ſchen Teſtaments ſowie die betreffende Stelle in ſeinem endgültigen, franzöſiſch geſchriebenen, Teſtament ſind nur deshalb ſo nachſichtig gegen Karl Heine gehalten, um dieſen günſtiger gegen Heinrich Heine's Wittwe zu ſtimmen und ihr die Fortzahlung der ganzen Penſion nach des Dichters Tode zu ſichern.

Beſonders kam es dieſer Sippſchaft darauf an, die in Heine's Memoiren jedenfalls enthaltenen Spitzigkeiten gegen ſeine Hamburger Verwandtſchaft unſchädlich zu machen, — daher die unerhörte Forderung eines Reverſes über ſeinen künftig zu beachtenden Ton bei Erwähnung der Familie. Und der arme Heine war bereit, dieſen Revers zu unterſchreiben! „Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich ſchmiſſe dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße", heißt es in demſelben langen Brief an Julius Campe. Aber — —:

„— — Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, ſo liegt mir wenig dran, daſs ſie ihn ſo bindend als möglich ausſtellen. Wahrlich, was ich ſchreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencenſur, aber ich will gern meinen Privatgroll verſchlucken und gar nichts über das Lumpenpack ſchreiben, das ſich alsdann ſeines obſkuren Daſeins ruhig erfreuen mag und ſeiner blöden Vergeſſenheit nach dem Tode ſicher ſei. — — Ich habe im Grunde beſſere Perſonen zu ſchildern, als die Schwiegerſöhne meines Oheims. — —“

Man erinnere ſich der von Max Heine mitgetheilten Anekdote, wonach Heinrich Heine einſt ſeinem Millionär-Onkel Salomon Heine erzürnt zugerufen habe: „Weißt Du Onkel, das Beſte an Dir iſt, daſs Du meinen Namen trägſt!“ — Und an ſeinen Bruder Max ſchrieb er unterm 29. Auguſt 1837 (Werke, Band XXI, S. 100):

„Ich habe wahrhaftig zu dem Anſehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; daſs aber die Familie nie das Bedürfniſs fühlte, dieſes Anſehen, und ſei es in den kleinſten Dingen, zu befördern, iſt mir unbegreiflich.“

Mehrere Gedichte, davon das eine auf die Memoiren zu deuten, ſind dieſem widerwärtigen Erbſchaftsſtreit gewidmet. Ahnungsvoll hat er das Schickſal der Memoiren geweisſagt; als er, um keinen öffentlichen Hader mit der gefühlloſen Vetternſchaft anzufangen, auf alle Bedingungen eingegangen, klagte er (in den Gedichten „Zum Lazarus“, Band XVIII, S. 303):

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, iſt überwunden
Schon zur Hälfte; und ſo lieg' ich
Jetzt geknebelt und gebunden. — —

Wenn ich ſterbe, wird die Zunge
Ausgeſchnitten meiner Leiche;
Denn ſie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Todte
In der Gruft, und nie verrathen
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten.

Im übrigen leſe man die herben Anklagen in den Gedichten: „Nachts, erfaßt von wildem Grimme“ (XVIII, S. 303) — „Sie küßten mich mit ihren falſchen Lippen" (XVIII, S. 393) —, namentlich aber das in Band XVIII, S. 392 abgedruckte:

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böſer Dämon in der böſen Stunde —
Ich weiß nicht wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In ſtillen Nächten denk ich oft,
Du ſollteſt mal dem Schattenreich entſteigen,
Und löſen alle Räthſel mir
Und mich von deiner Unſchuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommſt du nicht, ſo ſteig ich ſelbſt zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede ſtelle.

Ich komme und, wie Orpheus einſt,
Trotz ich der Unterwelt und ihren Schrecken.
Ich finde dich und wollteſt du
Im tiefſten Höllenpfuhle dich verſtecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen,
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen.

Jetzt weiß ich, was ich wiſſen wollt'!
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen.
Doch hindern kann ich nicht, daſs jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz ſpeien.

Das war zu Ende der 40er Jahre. — Erſt im Jahre 1850 hören wir nun wieder von den Memoiren; aber inzwiſchen war Heine der unſeligen Krankheit rettungslos verfallen, welche ihm acht lange Jahre täglich und nächtlich keine Ruhe ließ bis zu dem Tage, da er ſeine Matratzengruft in der Avenue Matignon mit dem engen Fleckchen Erde auf dem Kirchhof von Montmartre vertauſchte. Ueber manche irdiſchen und göttlichen Dinge hatte er in dem einſamen Krankenzimmer eine mildere Auffaſſung gewonnen. Wie Heine's Teſtament es ausſpricht, daſs er manche kecke Aeußerung ſeiner früheren Jahre bereute, ſo haben auch die Memoiren in dieſen letzten ſechs Jahren eine Umarbeitung und Abſchwächung der Herbigkeit ihres Tones erfahren. Abgeſehen von einer mündlichen Äußerung, auf die ich ſpäter zu ſprechen komme, liefert eine längere Briefſtelle über dieſe Umwandelung der Memoiren Aufſchluſs. Ja, hier erhalten wir zum erſten Male Nachricht von ſtattgehabter Vernichtung einzelner Manuſkriptſtücke. Am 1. Juni 1850 ſchreibt Heine an Julius Campe in vorwurfsvollem Tone, veranlaßt durch ſeines Verlegers Schweigen über wichtige geſchäftliche Dinge, wodurch die Memoiren-Herausgabe verzögert worden und die Memoiren ſelbſt gelitten hätten — (Band XXII, S. 173):

„— — So viel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögerniß meinen literäriſchen Intereſſen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerſtörniſſe verurſacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen verfielen, und auch in meiner inneren Geiſteswelt bedeutende Umwälzungen ſtattfanden, hätte ſchnell ins Publikum gefördert werden müſſen, was geſchrieben vorhanden lag, nicht weil es ſonſt für das Publikum minder koſtbar geworden wäre, ſondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, einen Verrath an meinen eigenen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte.

Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott ſpielen; wie gegen die Menſchen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der frühern blasphamatoriſchen Periode noch vorhanden war, die ſchönſten Giftblumen hab' ich mit entſchloſſner Hand ausgeriſſen, und bei meiner phyſiſchen Blindheit vielleicht zugleich manches unſchuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen kniſterte, ward mir, ich geſtehe es, gar wunderlich zu Muthe: ich wußte nicht recht mehr, ‚ob ich ein Heros oder ein Wahnſinniger ſei, und neben mir hörte ich die ironiſch tröſtende Stimme irgend eines Mephiſtopheles, welche mir zuflüſterte: „Der liebe Gott wird Dir das alles weit beſſer honorieren, als Campe, und Du brauchſt jetzt nicht mit dem Druck Dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hoſen.“ Ach, liebſter Campe, ich wünſche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann auf's Gewiſſen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein ſo grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir laſtet. — —“

Zu den Rückſichten auf den lieben Gott kamen noch andere, ſehr weltliche, aber ſehr zwingende Rückſichten: die auf ſeine Frau und ihr Fortkommen nach ſeinem mit Sicherheit bald zu erwartenden Tode. Er wuſste, daſs ſeine Hamburger Verwandtſchaft, die ſich inzwiſchen in die Pariſer

Haute Finance hineingeheirathet hatte, ſeiner Wittwe die Penſion ſchonungslos entziehen würde, falls ſie nach ſeinem Tode die Memoiren veröffentlichte. Leider bedachte er nicht, daſs er das Loos ſeiner Wittwe durch nichts beſſer ſichern und unabhängig von dem beleidigten Dünkel des verwandtſchaftlichen Protzenthums machen konnte als eben durch den Verkauf ſeiner Memoiren, die unzweifelhaft ein Kapital eingetragen hätte größer als das, welches der Penſionszahlung an Mathilde Heine (von 4800 Francs) zu Grunde lag.

In dieſem Sinne ſchreibt er unterm 31. März 1852 an Campe (Band XXII, S. 277):

„— — Ich habe vielleicht der Delikateſſe immer zu ſehr geopfert, und man hat mir verflucht ſchlechten Dank dafür gewuſst. Rückſichten für Ueberlebende ſakrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren", und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erſtaunen ſetzen würden. Miſsverſtehen Sie mich nicht, liebſter Freund, ich denke an keine ſolche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patſche reißen würde, und ich habe nicht im Mindeſten die Abſicht, indirekt in dieſer Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. — —"

Mit den letzten beiden Briefauszügen halte man nun zuſammen die Stelle der in dieſem Buche veröffentlichten Memoiren (Einleitung zu denſelben, Seite 83):

> „Dieſe Aufzeichnungen, denen ich ſelbſtgefällig den Titel Memoiren verlieh, habe ich jedoch ſchier zur Hälfte[*]) wieder vernichten müſſen, theils aus leidigen Familienrückſichten, theils auch wegen religiöſer Skrupeln.
>
> Ich habe mich ſeitdem bemüht, die entſtandenen Lakunen nothdürftig zu füllen, doch ich fürchte, poſthume Pflichten oder ein ſelbſtquäleriſcher Ueberdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verſchonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Oeffentlichkeit erblicken.“

Man halte ferner damit zuſammen die Stelle ſeines urſprünglichen Teſtamentsentwurfs, der mir während der Arbeit an dieſem Bande von Herrn Julius Campe junior zuging und der im Anhange zum erſten Male gedruckt erſcheint —:

> „Die Manuſkripte, welche ich noch beſaß, waren leider von der Art, daß eine Umwandlung in meinen

---

[*]) Urſprünglich ſtand im Original: „zum größten Theil“.

> religiöſen Anſichten und Rückſichten auf Perſonen, die ich nicht durch Mißverſtand verletzen durfte, mich nöthigten, ſie zum größten Theil zu vernichten (verbrennen), — vielleicht muſs ich ſie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, ſodaſs bei meinem Ableben auch dieſe Reſſource für meine Wittwe verloren geht.“

Iſt es nach den beiden Briefſtellen und nach dieſen Angeſichts des Todes geſchriebenen Einleitungsworten zu den Memoiren letzter Hand und dieſer Stelle des Teſtaments nicht völlig klar, daſs Heine ſeine urſprünglichen Memoiren ganz oder theilweiſe vernichtet hat? Mir ſcheint dies ſchon aus dem angeführten Material allein mit aller Sicherheit zu folgen.

Es kommen noch zwei wichtige Beweisgründe hinzu. Zunächſt das Faktum, daſs Heine in den letzten beiden Jahren ſeines Lebens (nicht früher!) ſich an die Abfaſſung ganz neuer „Denkwürdigkeiten“ machte, eben der Memoiren dieſes Bandes. Was konnte ihn bewegen, eine völlig neue Abfaſſung vorzunehmen und ſie für die Veröffentlichung zu beſtimmen, wenn er das alte Memoirenmanuſkript nicht zuvor vernichtet hatte? — Auf den

Einwand: das Manuſkript war nicht vernichtet, ſondern an Guſtav Heine verpfändet worden, komme ich ſpäter zu reden, bemerke aber ſchon jetzt, daſs dieſer Einwand durch Nichts irgendwie begründet iſt.

Iſt aber das Memoirenfragment, welches dieſer Band enthält, wirklich eine neue Bearbeitung? Iſt es nicht vielleicht ein kleines Stück der urſprünglichen Memoiren, während Guſtav Heine das größere Stück in ſeinem Beſitz hat? — Nein! — das lehrt die Stelle der Einleitung (vgl. S. 83). Nein! — das lehrt ein Brief vom 7. März 1854 an Julius Campe (Band XXII. S. 350):

„— — Es iſt wahrhaft betrübend, daſs dieſe zerſtückelnden Arbeiten mir zu einer Zeit auf den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoirenſchreibung ſo hübſch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiſs die Mittheilung gemacht haben, daſs ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfaſſung meiner „Memoiren“ unterziehe, und ich hoffe, daſs Dieſes die Krone meiner Schriften ſein wird. Aber Heroismus war es, ſtatt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, ſchon in dieſem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht ſagen darf, ſo ſchreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts hindert mich mehr, das Geſchriebene ſchon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu laſſen. — —“

Und an einer früheren Stelle deſſelben Briefes, wo Heine ſeinem Verleger von der beabſichtigten Herausgabe von zwei Bänden „vermiſchter Schriften“ ſpricht, heißt es (Band XXII, S. 348):

> — — „Der erſte Band enthält:
>
> 1) „Geſtändniſſe“*); etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen ſehr zuſagen wird, weil ſie gleichſam den Vorläufer zu meinen „Memoiren“ bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreſkeren Stil geſchrieben werden.“

Zu beachten iſt das „geſchrieben werden“, nicht „geſchrieben ſind“: Heine hatte um dieſelbe Zeit, wo dieſer Brief abging, ſeine Memoiren letzter Hand in der Arbeit, wie auch aus gewiſſen Zeitangaben im Text der Memoiren nachweisbar iſt.

Die letzten Erwähnungen der Memoiren finden ſich in einem Briefe an Campe vom 21. April 1854 (Band XXII S. 368):

---

*) Jetzt in Band XIV.

> „Ich glaubte, jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur, die ich ſo lange erwartete, anfangen und mich dem luſtigen Memoirenſchreiben, das für mich keine Arbeit, ſondern eine Erquickung, ergeben zu können — —“

und in der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Ueber Deutſchland“ (Band V, S. 10), geſchrieben am 15. Januar 1855:

> „In einem andern Werke, das ich noch zu vollenden hoffe, werde ich Gelegenheit haben, ausführlich von vielen deutſchen Schriftſtellern zu reden, die meine Zeitgenoſſen geweſen ſind. Ich werde dann reichlich die Lücken dieſes Werkes ausfüllen, und ich ſtehe dafür ein, daß weder das Publikum, noch die Schriftſteller, mit welchen ich mich jetzt nicht habe beſchäftigen können, Etwas dabei verloren haben ſollen, daß ſie gewartet.“

Die Verbrennung der urſprünglichen Memoiren — von mir fortan zum Unterſchiede von denen letzter Hand, oder „zweiten“ Memoiren, „erſte Memoiren“ genannt — hat aller Wahrſcheinlichkeit nach im Jahre 1854 ihren Abſchluß gefunden, nachdem Heine, wie oben erwähnt, ſchon zu Ende der 40er Jahre mit der Vernichtung begonnen.

Daß im Sommer 1854 wahrſcheinlich noch ein Stück der erſten Memoiren unverſehrt geweſen, geht aus der Mittheilung eines ſo durchaus glaubwürdigen Zeugen hervor, wie es Alfred Meißner iſt. Dieſer hat in ſeinen unter dem friſchen Eindruck des Erlebten geſchriebenen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Hamburg 1856, Hoffmann und Campe) folgendes erzählt (S. 211):

> Heine zeigte auf ein Käſtchen, das zu oberſt auf einem Schranke gerade ſeinem Bette gegenüber ſtand, und fuhr plötzlich neubelebt fort:
>
> „Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren; darin ſammle ich ſeit Jahren fratzenhafte Portraits, abſchreckende Silhouetten. Manche wiſſen von dem Käſtchen und zittern, daß ich es öffne, und verhalten ſich inzwiſchen in banger Erwartung ſtill oder laſſen wenigſtens nur verſtohlen durch nichtige Subjekte und literariſche Handlanger den Krieg gegen mich führen. In dieſem Käſtchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Trümpfe. Meine Nerven laſſen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopf zu faſſen und ihm die Haut

über die Ohren zu ziehn. Das entſetzliche Geſchrei, das der Hallunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und ſtößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpekt ein. — —"

Er ſchmauſte eine lange Zeit in Gedanken an die Erfolge ſeiner Angriffe. Endlich ſetzte er hinzu:

„Ja, ja! Ich habe ſo manchen aufgeblaſenen Froſch, manche perfide Schlange, manchen unausſtehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht ſo leicht meinem Glaſe! Mich dauert Deutſchland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverſchämt auf allen Tiſchen umherkriechen, wenn ich todt ſein werde, ich, der große Vertilger!" . . . .

Alfred Meißner, von den noch lebenden intimeren Freunden Heine's wohl der Einzige, der die erſten Memoiren mit eignen Augen geſehen, hat nachmals wiederholt über dieſelben geſchrieben. So in einem Artikel der „Neuen freien Preſſe" vom 4. März 1880:

„Er arbeitete angeſtrengt an ſeinen Memoiren. Ich habe das Manuſkript dieſes verloren gegangenen Buches, deſſen Exiſtenz jetzt ſogar geleugnet wird, weil Niemand zu ſagen weiß, wo es ſteckt, zu wiederholten Malen geſehen. Es wurde auf Foliobogen mit Bleiſtift geſchrieben, denn Heine konnte in ſeinem Bette kein Tintenfaß brauchen. Er bediente ſich dabei als Unterlage einer ſehr primitiven Mappe, eines breiten Stückes Pappendeckel, dem der Buchbinder einen paſſenden ſchwarzen Ueberzug gegeben hatte. Heine zeigte mir öfter mit einer Art Triumph, wie viel von den Memoiren ſchon vorhanden ſei; ich ſchätzte den Umfang ſchon damals (1854) auf drei Bände . . . Der ganze Menſch ſchien dem Tode verfallen, aber in dem vollſchönen, von Schmerz verklärten Haupte wohnten noch die Bilder und Gedankenblumen einer unerſchöpflichen Phantaſie, ſprühten noch wie Leuchtkäfer die Funken der Ironie und des ſtets bereiten Witzes. Was er ſo ſann und dachte, malte die müde Hand mit großen Zügen aufs Papier."

Die Angabe: „ſchon damals auf drei Bände" bedarf einer näheren Prüfung. Falls Meißner das ganze Manuſkript nicht in der Hand gehabt und ſelbſt durchgeblättert hat, ſondern es lediglich in dem obenerwähnten Käſtchen hat liegen ſehen, während Heine vor ſeinen Augen weiter daran ſchrieb, ſo iſt die Möglichkeit eines Irrthums über den Umfang des fertigen Manuſkripts nicht ausgeſchloſſen, denn in dem Käſtchen haben noch andere Manuſkripte gelegen. Ein bloßer Fingerzeig Heine's auf ein ſolches Manuſkripten-Käſtchen mit den Worten: „Dort liegen meine Memoiren“ konnte allerdings irre führen. Entweder alſo hat Meißner das noch unverbrannte Manuſkript der erſten Memoiren geſehen: dann iſt ſeine Angabe über deren Umfang vielleicht richtig: oder er hat das in dieſem Bande abgedruckte Fragment der zweiten Memoiren geſehen: dann iſt ſeine Angabe von „drei Bänden“ eine irrthümliche,*) veranlaßt durch den Anblick eines größeren Konvoluts verſchiedenartiger Manuſkripte von gleichem Format, auf welchem obenauf die Blätter der zweiten Memoiren lagen. Heine hat in den letzten 5—6 Jahren alle ſeine Manuſkripte, nicht bloß die Memoiren, mit Bleiſtift auf ſehr großen Foliobogen niedergeſchrieben: eine zuſammenfaſſende Verwechſelung war alſo bei Meißner ſehr leicht möglich.

Aber Irrthum oder nicht, — die Frage ſtellt ſich höchſtens ſo: ob Heine ſeine erſten Memoiren im Anfang des Jahres 1854, als er ſeine zweiten Memoiren zu ſchreiben begann, oder ob er ſie erſt im Spätſommer deſſelben Jahres verbrannt hat? — eine Frage, deren genaue Beantwortung kaum möglich, aber zum Glück auch nicht nothwendig iſt. Es genügt, daß wir wiſſen, aus Heine's eigner Feder und Äußerungen ſeines Mundes wiſſen, daß das Manuſkript der erſten Memoiren von ihm verbrannt worden iſt. Nach den Eingangsworten zu unſern Memoiren (vgl. S. 83) hat er zweifellos „ſchier die Hälfte“ oder „den größten Theil“ verbrannt; in Bezug auf die zweite Hälfte ſpricht Heine ſelbſt die Befürchtung aus, daß es gleichfalls zu einem Autodafé kommen werde.

---

*) Es ſei denn, daß das gerettete Manuſkript urſprünglich viel umfangreicher geweſen und erſt nach Heine’s Tode von fremder Hand verkürzt worden, was nicht unmöglich iſt. (Vgl. S. 42.)

Und dieſes Autodafé der zweiten Hälfte der erſten Memoiren iſt erfolgt! — Herr *Henri Julia*, der letzte Inhaber der zweiten Memoiren, iſt Zeuge für die vollzogene Verbrennung der erſten Memoiren. Dieſer Herr Julia war mit Heine einige Jahre vor deſſen Tode durch eine kleine Arbeit über Voltaire bekannt geworden und ſeitdem ein ziemlich häufiger Gaſt in Heine's Wohnung. Er war ein junger Rechtsbefliſſener um jene Zeit, iſt ſpäter zur Verwaltungscarrière übergegangen, hat es zum Unterpräfekten gebracht und lebt heute abwechſelnd in

Paris und auf einem Landſitz in der Provinz. Dieſer erzählt in einem Schriftſtück, welches er dem Verleger dieſes Bandes, Herrn Campe in Hamburg, zugeſandt, die Szene, wie Heine ihm das Manuſkript der zweiten Memoiren vorgezeigt und ſeiner Obhut nach des Verfaſſers Tode überantwortet habe. Ich bemerke vorweg, daß Herrn Julia's Glaubwürdigkeit in dieſem Punkte zweifellos iſt; er hat zudem ſein Zeugnis abgelegt lange nachdem das Manuſkript ihm abgekauft worden, er alſo keinerlei Intereſſe hatte, den Werth des Manuſkripts der zweiten Memoiren dadurch zu ſteigern, daß er behauptete, die erſten Memoiren wären verbrannt worden. Zudem ſtimmt ſeine Erklärung durchaus mit allem Vorangegangenen ſo vollkommen und ſelbſt die von ihm wiedergegebenen Ausdrücke Heine's ſind ſo echt heiniſch und paſſen zudem ſo durchaus zu dem Inhalt des geretteten Manuſkripts, daß der Schreiber dieſer Zeilen, obgleich im übrigen wenig erbaut von Herrn Julia's Handlungsweiſe bezüglich der Memoiren, kein Bedenken trägt, der nachſtehenden Erzählung vollen Glauben beizumeſſen.

Nachdem er berichtet, wie Heine ſelbſt ihn ſeiner Frau für die Zeit nach ſeinem Tode als Rechtsbeiſtand empfohlen und demzufolge Mathilde Heine ihm alle Nachlaßpapiere Heine's zur Bewahrung anvertraut, und wie er dann im Jahre 1856 zuerſt mit einem Herrn Düsberg, dann mit Alfred Meißner zuſammen die Ordnung der Papiere vorgenommen, fährt Herr Julia fort:

Ich befand mich damals alſo ohne jede Widerrede im Beſitz der Manuſkripte Heine's. Das eine derſelben, die Memoiren, hatte zwiſchen Frau Heine und mir den Gegenſtand langer Unterredungen gebildet. Ich wußte in dieſer Beziehung mehr, als Frau Heine ſelber.

Heinrich Heine hatte eines Tages vor meinen Augen aus einer kleinen Tiſchſchublade, in der ſehr viele Papiere aufgehäuft lagen, ein Bündel großer, mit Bleiſtift beſchriebener Blätter herausgenommen und zu mir, ſie mir zeigend, geſagt: „Ich habe meine Memoiren geſchrieben und wieder umgeſchrieben. Alles iſt verbrannt worden. So oft ich daran ſchrieb, konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, empfangene Beleidigungen, erlittene Schmerzen zu rächen; auch riß ich viele Masken ab. Aber bei näherer Überlegung ſagte ich mir, der Löwe müßte ſich großmüthig zeigen, und ſo zog ich meine Krallen ein. Dies hier", fügte er hinzu, „iſt ein letzter Verſuch. Ich weiß nicht, ob ich ihn werde fortſetzen und beendigen können.

Wie dem auch ſei: geben Sie dieſes Manuſkript nicht aus Händen ohne Zuſtimmung meiner Frau. Ich verlaſſe mich in der Beziehung auf ſie und auf Sie, die Ihr nicht nur meine Perſon, ſondern auch meinen Ruhm liebt. Sie werden in dieſer Beziehung nach beſtem Wiſſen handeln.“

Frau Heine und ich haben oft die Frage erörtert, ob wir die Blätter veröffentlichen ſollten oder nicht. Wir hatten volle Freiheit, es zu thun, und mehr als einmal waren wir der Verſuchung nahe. Was aber Frau Heine zurückhielt, war die Furcht, die Familie ihres Gatten möchte ihr die Penſion entziehen, von der ſie lebte. Der damalige Chef des Hamburger Hauſes*) hatte ſich über den Punkt kategoriſch genug ausgeſprochen. Er hatte in die Fortzahlung der Penſion gewilligt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nichts über die perſönlichen Beziehungen des Dichters zu ſeiner Familie veröffentlicht würde.

Er fährt dann fort, daß die Rückſicht auf die Penſion Mathilde Heine bis zu ihrem Tode den Mund geſchloſſen über die Memoiren und ebenſo ihm, Julia, daß er aber nach dem Tode der Erbin Heine's keine Veranlaſſung gehabt, weiteres Schweigen zu beobachten, und ſo ſei denn das Manuſkript für die Erben der Wittwe Heine's verkauft worden.*)

---

*) Karl Heine, geſtorben 1869.

Man halte dieſe einfache, jedes rhetoriſchen Schmuckes ledige Darſtellung Julia's zuſammen mit den Briefſtellen auf S. 20 und S. 22 ſowie mit dem Schickſal des Memoirenfragments nach Heine's Tode, und man wird ihre Glaubhaftigkeit unbedingt zugeben müſſen. Auch dafür, daſs „der Löwe ſich großmüthig gezeigt und die Krallen eingezogen", ſpricht der ſehr gemäßigte, faſt ganz harmloſe Ton dieſer zweiten Memoiren, die einen ſehr milden Heine aufweiſen.

Zwei Zeugniſſe ſtehen ſcheinbar in einem ſchwachen Widerſpruch mit Herrn Julia's Darſtellung. Zunächſt hat Alfred Meißner nach Heine's Tode die Memoiren abermals geſehen und erzählt darüber im „Magazin für Literatur", Jahrgang 1880 Nr. 1, daſs er die Memoiren zuerſt 1850 geſehen, ſie — wie wir ſchon wiſſen — 1854 wieder geſehen und 1856 zum letzten Mal: —

> Er ſchrieb ſie mit Bleiſtift auf großen Foliobogen nieder, da er in ſeinem Bette kein Tintenzeug brauchen

---

*) Durch die Vermittelung des Verfaſſers dieſer Einleitung, im Januar 1884.

> konnte, und zeigte mir mehrmals, wie viel ſchon davon vorhanden ſei; ich ſchätzte 1854 den Umfang derſelben auf 3 Bände. Und wieder: im Mai 1856, kurz nach Heine's Tode, beſchäftigte ich mich mit einem Herrn Henri Julia, dem Rechtsfreund der Wittwe, Heine's hinterlaſſene Gedichte zu ſichten. Mehrere Vormittage brachten wir damit zu. Als wir unſere Arbeit beendigt hatten, fuhr ich mit Herrn Julia nach Asnières, wo die Wittwe damals eine Sommerwohnung bezogen hatte. Herr Julia führte mich in ein kleines Parterrezimmer, öffnete einen Wandſchrank und ſagte: „und hier liegen die Memoiren!“ Da lagen die großen Foliobogen, von denen ich ſo viele geſehen, mit Bleiſtift von Heine's Hand geſchrieben, und zwar, daß ſich die Schrift nicht verwiſche, nur auf einer Seite. Es war ein gewaltiger Stoß, wohl an 600 Bogen. Herr Julia hob einzelne Blätter empor, ich betrachtete nachdenklich die charakteriſtiſchen Schriftzüge, dann wurde der Wandſchrank wieder verſchloſſen. — —

Das in dem vorliegenden Bande abgedruckte Manuſkript der zweiten Memoiren zählte alles zuſammen etwa 160 Bogen. Wenn Meißner alſo wirklich „wohl an 600 Bogen“ geſehen hat, ſo giebt es drei Möglichkeiten, von denen die erſte außer Betracht kommt: das hier abgedruckte, nach Heine's Tode ſtets im Beſitz von Mathilde Heine geweſene, von Herrn Julia aufbewahrte Manuſkript iſt nicht dasſelbe, welches Meißner 1856 geſehen. Bliebe die Möglichkeit, daſs das Manuſkript, von dem nur 160 Bogen nachweisbar ſind, im Mai 1856 umfangreicher geweſen und ſeitdem zum großen Theil zerſtört worden iſt, — eine Möglichkeit, die ſchon auf S. 31 in der Anmerkung von mir zugelaſſen iſt und auf S. 42 ihre nähere Erörterung findet. Oder drittens die Möglichkeit, welche der Gewiſsheit gleich kommt: Meißner hat bei ſeiner Schätzung des Manuſkripts im Mai 1856 denſelben verzeihlichen Irrthum begangen, wie im Sommer 1854, indem er andere an demſelben Ort aufbewahrte Manuſkripte mit zu den Memoiren rechnete. Sagt er doch ſelbſt, daſs Herr Julia, nicht er ſelbſt, nur einzelne Blätter des Konvoluts emporgehoben.

Nun hat aber Herr Julia mir, dem Schreiber dieſer Zeilen, in einer perſönlichen Unterredung auf meine eindringliche Frage nach dem Grunde des Widerſpruchs zwiſchen Meißners Angabe über den Umfang und dem wirklichen Umfang des geretteten Manuſkripts verſichert: in dem Wandſchranke hätten noch andere Manuſkripte Heine's, ſeitdem längſt gedruckte, gelegen, alſo erklärte ſich Meißners irrige Angabe ganz leicht. — Ich halte hiernach dieſen Zweifel für gehoben.

Über den Umfang der Memoiren im Jahre 1854 haben wir übrigens noch eine Beweisſtelle in Heine's Briefen. Unterm 5. October 1854 ſchreibt er an ſeinen Freund aus der Berliner Zeit Joſeph Lehmann (Band XXII, S. 418):

> „— — Es wäre mir ſehr lieb, wenn Sie mir häufiger ſchrieben; ſicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich ſogar amüſieren. Dann auch, da ich, ſobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren verſenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schickſale und Transformationen landsmänniſcher alter Freunde für mich von einigem Nutzen ſein. Manchen glaube ich lebend, der längſt todt iſt; und Manchen glaube ich todt, der unterdeſſen bloß dumm geworden oder ſchlecht. — —“

Die geſperrt gedruckte Stelle ſpricht ſicher nicht dafür, daß im Oktober 1854 ſchon viel von den zweiten Memoiren fertig geweſen, welche er ja auch erſt im Februar oder im März begonnen (vgl. den Brief auf S. 25).

Ein zweites widerſpruchsvolles Zeugnis legt Camilla Selden ab in ihrem kürzlich erſchienenen Buche: „Les derniers jours de Henri Heine“ (Paris 1884, C. Lévy). Camilla Selden iſt der Name der als „Mouche“ bekannten Dame deutſcher Herkunft, welche als Troſtengel an Heine's Sterbelager ungekannt erſchien (Ende 1854) und nach ſeinem Tode ungekannt verſchwand, um jetzt nach 30 Jahren durch ihre Erinnerungen an Heine ſich ſelbſt wieder in Erinnerung zu rufen. Im Anhange IV ſtehen die Briefe Heine's an die „Mouche“ abgedruckt. Die Dame lebt gegenwärtig als Lehrerin in Rouen.

Camilla Selden nun erzählt (ich gebe die Stelle lieber im Original, Seite 65 und 66):

„Il est mal, il ne se soutient plus que par l'énergie de la volonté et par l'impétueux désir d'achever la rédaction des Mémoires, qui devront à la fois fournir la justification de ses actes et le complément de son oeuvre.“

„— — Que de fois j'ai trouvé Heine couvrant les grandes feuilles de papier blanc éparses devant lui, de ces vigoureux caractères, dont la forme seule trahissait l'audace et la nettete de sa pensée! Le crayon, qui courait avec une activité fébrile sur les blancheurs de la page, prenait, entre les doigts effilés du malade, l'inflexibilité d'une arme meurtrière et semblait raturer des réputations intactes."

„Un jour, le bruit du crayon fut remplacé par celui d'un rire cruel, un rire de vengeance assouvie. Je regardai Henri Heine. "Je les tiens", fit-il. "Morts ou vifs, ils ne m'échapperont plus. Gare à qui lira ces lignes, s'il a osé s'attaquer à moi! Heine ne meurt pas comme le premier venu, et les griffes du tigre survivront au tigre lui-même.""

Der letzte Abſatz wird durch keine vorhandene Stelle der zweiten Memoiren gerechtfertigt; die Löwenkrallen, welche Heine einzuziehen verſprochen, haben ſich während der Arbeit nicht in „Tigerkrallen" verwandelt, es müſsten denn die Stellen auf S. 126 und 202 gemeint ſein. Natürlich iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daſs auch die von Camilla Selden bezeichnete Stelle nach Heine's Tode von ſeinem Bruder Maximilian verbrannt worden iſt!

Zu verſchiedenen Malen ſchon ſah ich mich genöthigt, die Zerſtörung von Manuſkript durch

Heine's Bruder Maximilian zu erwähnen. Für die Verübung dieſer Frevelthat ſpricht nicht nur der jetzige verſtümmelte Zuſtand der Memoiren, ſondern das beſtimmte Zeugnis der Wittwe Heine's, welches Herr Julia in ſeinem früher genannten Schriftſtück wie folgt wiedergiebt:

„Dieſe Blätter (der zweiten Memoiren) ſind ſeit 1856 faſt immer in meinen Händen geblieben. Wollte Gott, ſie wären nie aus ihnen herausgekommen! Eines Tages erzählte mir Frau Heine ſehr beſtürzt, daß ſie ſie ihrem Schwager Maximilian Heine aus Petersburg, der gerade in Paris anweſend, zu leſen gegeben und daß dieſer eine gewiſſe Anzahl Blätter ins Feuer geworfen.

„„Warum haben Sie das nicht verhindert?““ ſagte ich (Julia).

„„— — Ich kam und ging im Zimmer, während Max las; ich gab auf ihn nicht weiter Acht. Auf wen konnte ich mich mehr verlaſſen als auf einen Schwager, der mir ſtets ſeine lebhafteſte Freundſchaft bezeugt hatte!““

In dem Originalmanuſkript, welches — ungeachtet mehrerer Doppelblätter — von 1 bis 147 foliirt iſt, fehlen heute die Blätter 6 bis 31 incl. Dieſe ſind alſo von Maximilian Heine hinterrücks verbrannt worden. Ob das urſprüngliche

Manuſkript noch über Blatt 147 hinausgereicht, iſt heute nicht mehr feſtzuſtellen. Das Blatt 147 ſchließt mit einem Punktzeichen, aber das iſt nicht beweiskräftig für den Abſchluſs des Manuſkripts.

Warum hat Maximilian Heine die Anfangsblätter des Manuſkriptes verbrannt? Aus denſelben kleinlich eiteln Beweggründen, aus denen er in ſeinem Buche „Erinnerungen an Heinrich Heine" (Berlin 1868, Dümmler) über Heine'ſche Familienfragen die lächerlichſten Entſtellungen wider beſſeres Wiſſen vorgebracht hat. Überhaupt iſt dieſe Schrift ein ſchlagender Beweis für die unglaubliche Unwiſſenheit, in welcher ſich Heine's nächſte Verwandten über ſein äußeres und nun gar über ſein inneres Leben befanden und noch heute befinden. Sie iſt zugleich ein Beweis dafür, wie wenig Gewicht wir auf Mittheilungen der Verwandten über die allereinfachſten Thatſachen der Biographie Heine's zu legen haben. Das ganze Buch iſt nichts als eine Sammlung von Kinderanekdötchen und Studentenſuiten zweifelhafter Glaubwürdigkeit, von abſichtlicher Vertuſchung oder Aufbauſchung. Ein werthloſes, ein unwahres Buch!

Da ſchreibt ein Bruder über den weltberühmten Bruder, — und nichts als ſolche Schnurren und Familienklatſch iſt das Reſultat. Noch Schlimmeres gilt von einem Buche der Nichte Heinrich Heine's, der Prinzeſſin della Rocca, welche einfach alle Anekdötchen aus Meißner's und Maximilian Heine's „Erinnerungen" abgeſchrieben hat.

Maximilian Heine hat es, gleich der übrigen Verwandtſchaft des großen Dichters, als eine Schmach empfunden, daſs Heine, wie ſie alle ſammt und ſonders, aus einer verarmten jüdiſchen Familie herſtammt. Das iſt der ſehr durchſichtige Grund der Geheimniskrämerei und Unwahrhaftigkeit, welche ſich in Worten und Schriften ſeiner nächſten Verwandten über ihren weltberühmten Blutsgenoſſen offenbaren. Heinrich Heine hat jedenfalls auf den verbrannten Blättern 6 bis 31 offen und ehrlich, wie es ſich ziemte und ſtets ſeine Art geweſen, über ſeine gar ſehr beſcheidene Herkunft geſprochen. Er hat darin wahrſcheinlich auch dem alten Märchen von einer adligen Herkunft ſeiner Mutter ein Ende gemacht. Heine's Mutter war die Enkelin des einſt fabelhaft reich geweſenen Juden Iſaak in Düſſeldorf, der nach ſeinem früheren Wohnſitz im benachbarten Holland ſich van Geldern (nicht von Geldern) nannte. Sie ſelbſt wie ihr Vater und Großvater ſind bis an ihr Ende Juden geblieben und nie geadelt worden. Daſſelbe gilt von Heine's väterlichem Großvater und von ſeinem Vater. Das alles wußte Maximilian Heine natürlich ſo gut wie jeder Andre; aber es war ihm inzwiſchen, nach ſeiner Erlangung der Staatsrathwürde in Rußland, unbequem geworden, uud darum vernichtete er — wider Wiſſen und Willen der rechtmäßigen Beſitzerin — diejenigen Blätter der Memoiren ſeines Bruders, welche die Urgeſchichte der Familie enthielten. Geleſen hat er die Memoiren ganz: dafür ſpricht die Stelle ſeiner „Erinnerungen", wo er faſt wörtlich mit den Memoiren gleichlautend ſeines Bruders Liebe zu der ſchönen Scharfrichterstochter erzählt, — und eine andre Stelle der „Erinnerungen" (S. 4), wo es heißt:

„Mein Bruder Heinrich giebt in ſeinen noch im Manuſkript vorhandenen Memoiren (die mit der Zeit erſcheinen werden) ein ſehr ausführliches Bild vom Vater, voll innigſter Pietät und kindlichſter Liebe."

Die Leſer der nachſtehenden Memoiren werden dieſe Angabe beſtätigt finden.

Eine Zeitlang hieß es, die öſterreichiſche Regierung habe von der Wittwe Heine's oder von Guſtav Heine die gefährlichen Memoiren gekauft und bewahre dieſelben in ihren bombenſicherſten Kaſematten vor jedem ſtaatsgefährlichen Miſsbrauch auf. Dies müßige Gerede iſt natürlich jetzt verſtummt. Ganz ohne ein Körnchen Begründung war es jedoch nicht: es iſt von einer und der andern deutſchen Regierung der Verſuch gemacht worden, die Memoiren durch Ankauf unſchädlich zu machen, und Frau Mathilde Heine hat ſich dieſen ſtaatsrettenden Verſuchen gegenüber keineswegs ſpröde bewieſen. Sie hat Regierungsagenten die Durchſicht des Manuſkriptes geſtattet, hat es aber zu ihrer Betrübnis erleben müſſen, daſs die betreffenden Bevollmächtigten die Harmloſigkeit der Memoiren erkannten und ihren Regierungen vom Ankauf abriethen.

Soweit läge die Sache ſehr einfach ſo, daſs Heinrich Heine ſeine erſten Memoiren verbrannt und im Frühling 1854 die zweiten Memoiren begonnen hat, welche jetzt, bis auf ein von Maximilian Heine vernichtetes Stück, in dieſem Buche erſcheinen, — — wenn nicht der andre Bruder, Herr Guſtav Heine, im Jahre 1861 mündlich und ſpäter wiederholt durch ſeine Zeitung „Wiener Fremdenblatt" ſchriftlich erklärt hätte, daſs er im Beſitz von drei Bänden Memoiren ſeines Bruders ſei, dieſelben aber vorerſt nicht veröffentlichen wolle aus Rückſichten auf Überlebende.

Bei der Prüfung des Werthes dieſer Erklärung iſt man bisher ſtets von den Vorausſetzungen ausgegangen: 1) Herr Guſtav Heine könne unmöglich die Unwahrheit geſprochen haben; 2) Herr Guſtav Heine habe die Memoiren im Wege eines Pfandgeſchäftes von ſeinem Bruder Heinrich erhalten.

Geſtützt auf die erſte Vorausſetzung iſt man leider ſo weit gegangen, bei der Wahl zwiſchen der Glaubwürdigkeit Guſtav Heine's oder Heinrich Heine's dem Erſteren den Vorrang zu laſſen, obwohl die erheblichſten Gründe gegen deſſen Wahrhaftigkeit beſtehen und obwohl nichts, weder in Schriften noch in Briefen noch in mündlichen Äußerungen, Heinrich Heine's, auf einen bewußten Widerſpruch mit der Wahrheit deutet. Freilich, wenn man ungeprüft Guſtav Heine's Behauptung, er beſitze die Memoiren, für richtig hält, und wenn man, gleichfalls ungeprüft, das Gerede von einer Verpfändung der Memoiren durch Heinrich an Guſtav Heine für eine Thatſache nimmt, — dann, aber auch nur dann, kann man dahin kommen, gewiſſe ſehr energiſche und unzweideutige Stellen in Heine's Briefen über ſeinen Bruder und deſſen Beziehungen zu den Memoiren für „Nothlügen" zu erklären, wie das von einem ſonſt höchſt vorſichtigen, hervorragenden Schriftſteller neuerdings geſchehen iſt.*)

Guſtav Heine war derjenige von des Dichters Geſchwiſtern, mit welchem er am wenigſten Geiſtes- und Herzensbeziehungen gehabt und über den er ſich, trotz aller brüderlichen Liebe, am härteſten ausgeſprochen. Guſtav war der Störenfried der Familie, der alle Welt gegen einander aufhetzte, Intriguen ſpann, ſich wichtig that, wo er keine Vollmacht dazu hatte, und der ſeinem Bruder

---

*) Von Karl Emil Franzos in Nr. 2 der „Gegenwart" von 1884.

Heinrich ſtets am meiſten Aerger von allen Geſchwiſtern bereitet. Herr Guſtav Heine hat zu der Ausgabe der Briefe ſeines Bruders nicht einen einzigen der zahlreichen an ihn gerichteten Briefe beigeſteuert; es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der Inhalt dieſes Theils von Heine's Korreſpondenz für den Empfänger wenig ſchmeichelhaft iſt.

In den 20er Jahren, als Guſtav Heine ein ſtellenloſer junger Landwirth war, hat ſich der Briefwechſel wahrſcheinlich überwiegend darum gedreht, wie für dieſen ein Unterkommen zu beſchaffen ſei, — wenigſtens deuten Briefe Heine's an Freunde darauf. Wir haben zahlreiche Briefſtellen Heine's über ſeinen Bruder Guſtav: von ihnen iſt kaum eine frei von Unmuth über Charakter und Handlungsweiſe deſſelben. Es macht mir — und wahrſcheinlich auch dem Leſer — wenig Vergnügen, dieſe Stellen zu betrachten, in denen ein Dichter wie Heinrich Heine ſich genöthigt ſieht, gegen ſeinen eigenen Bruder hart zu ſein. Aber es gehört das leider zu der Aufgabe, die mir obliegt: zu beweiſen, daß aus inneren wie aus äußeren Gründen Guſtav

Heine nicht im Beſitz der Memoiren Heinrich Heine's ſein kann, trotz aller ſeiner unſubſtantiirten Erklärungen. — Übrigens bilden des Dichters Briefe an ſeine andern Geſchwiſter und an ſeine Mutter, ſowie auch alle briefliche Äußerungen gegen Andere über ſeinen Bruder Maximilian, im Gegenſatz zu Guſtav, ein ſehr erfreuliches Gegengewicht gegen jene unerquicklichen Dinge.

Am Sylveſterabend 1827 ſchreibt Heine von München aus an ſeinen Freund Friedrich Merckel (Band XX, S. 53):

> „— — Willſt Du Mord und Todtſchlag verhindern, ſo geh zu Campe und ſage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Guſtav geben ſoll. Denk Dir, dieſer hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu ſchreiben. Ich berſte vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimniſſe meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue! — —“

Ich denke, das iſt klar geſprochen. —

Heine hat ſein Urtheil über dieſen Bruder niemals weſentlich geändert, am wenigſten nachdem Guſtav Heine das Wiener „Fremdenblatt“ gegründet. Und ebenſowenig hat Guſtav Heine dem Hange widerſtehen können, ſich unbefugter Weiſe in die literariſchen Geſchäfte ſeines Bruders einzumiſchen und dadurch überall Mißverſtändniſſe und Zwiſtigkeiten anzuzetteln.

Zweimal hat Guſtav Heine den kranken Dichter in den 50er Jahren beſucht, einmal 1851 und dann, in Begleitung der Schweſter Charlotte, 1854. Bei dem erſten Beſuche nun ſoll Heine, ſo geht ein Gerücht, ſeinem Bruder das Manuſkript ſeiner erſten Memoiren gegen ein Gelddarlehen verpfändet haben, und ſeit jener Zeit ſoll Guſtav Heine dieſes koſtbare Pfandobjekt in Händen haben, — als Beſitz, nicht als Eigenthum! Ich komme hiermit zu dem wichtigſten Punkte des Memoirenſtreites, denn von allem Gerede iſt heute ſchließlich nur das Eine noch übrig geblieben, daß Guſtav Heine nach wie vor den größten Theil der Memoiren beſitze.

Zunächſt frage ich: falls Heine die Memoiren ſeinem Bruder Guſtav 1851 verpfändet hat, — wie erklärt ſich dann der Brief aus dem Jahre 1852 (vgl. S. 22)? wie erklärt ſich die Stelle der Einleitung der zweiten Memoiren (vgl. S. 23)?

wie die Stelle des Teſtaments (vgl. S. 23)? — wie erklärt ſich das unantaſtbare Zeugnis Alfred Meißner's, der 1854 die Memoiren geſehen hat (vgl. S. 28)?!

Wie erklärt ſich, frage ich weiter, daß über jene angebliche Verpfändung kein einziges glaubwürdiges Zeugnis, weder mündlich noch ſchriftlich, exiſtiert? Woher ſtammt überhaupt das Gerede von der unbeſehen als Thatſache hingenommenen „Verpfändung“?! Alle Schriftſteller, die über dieſen ſo wichtigen Punkt geſchrieben haben, z. B. auch Franzos, ſtützen ſich auf eine Stelle in Strodtmann's Heine-Biographie, worin, ohne Anführung von Beweismaterial, beiläufig geſagt wird, Heine habe ſeinem Verleger Campe bei einem Beſuche des Letzteren in Paris im Jahre 1852 die ſtattgehabte Verpfändung eingeſtanden.

An dieſem Geſtändnis Heinrich Heine's über die Verpfändung ſeiner Memoiren iſt kein wahres Wort. Herr Julius Campe jr., der jetzige Inhaber der Verlagshandlung Hoffmann & Campe, Sohn von Julius Campe, hat mir auf meine Frage, ob ſein Vater jemals von einer ſolchen Verpfändung geſprochen oder etwas gewußt, die ſchriftliche Verſicherung gegeben, daß ſein Vater nicht nur nichts von einer ſolchen Verpfändung gewußt, ſondern ſtets der Meinung geweſen iſt, Guſtav Heine's Behauptung, er beſitze die Memoiren, ſei unwahr! Julius Campe habe nach Heine's Tode niemals an die Exiſtenz der erſten Memoiren geglaubt. Ich ſetze hinzu, er hatte dazu allen Grund, denn Heine hatte ihn über deren Verbrennung oft genug in Kenntnis geſetzt (vgl. die Briefſtellen auf S. 20 und S. 22).

Somit entbehrt das Gerede von einem Pfandgeſchäft, deſſen Grundlage die Memoiren, aller und jeder thatſächlichen Begründung.

Wie iſt es nun aber wohl entſtanden? Wahrſcheinlich in dem Kreiſe Heine'ſcher Freunde in Paris, die Kenntnis hatten von Geldgeſchäften zwiſchen Heinrich und Guſtav Heine. Der Dichter hatte ſich nämlich durch einen deutſchen Schwindler verleiten laſſen, an einer Prager Gasgeſellſchaftsgründung ſich zu betheiligen. Er hatte an die Gründer eine ziemlich hohe Geldforderung — 16000 Francs —, und dadurch in Geldverlegenheit gerathen, nahm er von ſeinem Bruder Guſtav ein baares Darlehen an, beauftragte dieſen aber

— der ihn wahrſcheinlich zu jener Spekulation mit verleitet hatte —, ſeine Forderung an die Prager Geſellſchaft einzuziehen. Hierauf und auf Guſtav Heine's Beſuch beziehen ſich die folgenden Stellen in den Briefen an Julius Campe. Unterm 28. Auguſt 1851 (Band XXII, S. 194):

„— — Meinem Bruder habe ich gar keinen andern Auftrag gegeben, als daß er Ihnen das Packet einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir ſehr erfreulich, aber ich litt ſehr dadurch, daß er während ſeines Aufenthalts in der peinlichſten Verſtimmung war, weil er einestheils beängſtigende, ſeine Intereſſen bedrohende Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todtkranke, von den ſchrecklichſten Nervenleiden geplagte Frau mit ſich führte … Dazu kommt, daß die Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten dennoch ſogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und das ſtörte jeden freimüthigen Erguß. — —“

Und bei dieſem Beſuch ſoll Heine ſeinem Bruder das Manuſkript der Memoiren verpfändet haben!

Aber kaum iſt Guſtav Heine in Hamburg angekommen, als ſeine Zettelungen anfangen:

„— — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich ſehr verſtimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten noch poſthum, einen Auftrag für Sie geben.“ (Brief an Campe, vom 10. September 1851, Band XXII, S. 200.)

„— — Von meinem Bruder habe ich ſeit ſeiner Abreiſe noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu beſorgen hat. Ich denke ihm ſo bald als möglich bis zum letzten Sou zurück zu bezahlen, was er mir vorgeſchoſſen. Er iſt bei aller brüderlichen Liebe ſeines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Perſon, der ich eine Einmiſchung in meinen literäriſchen Angelegenheiten vertrauen dürfte.“ (Band XXII, S. 208).

Und endlich:

„— — Auch mein Bruder ſcheint meine Geſchäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm ſelber habe ich alles, was ich ihm ſchuldig war, zurückbezahlt.“

Wie ſteht es hiernach mit einem Pfandgeſchäft?!

Aber es kommt noch beſſer. Unterm 1. Oktober 1851 ſchreibt Heine an Campe (Band XXII, S. 211):

„— — Achtens melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war und

> ſich mit dem dortigen Direktor der Gaskompagnie abgefunden hat, und ich laut dieſem Abfinden für eine Forderung von 16000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechſeln, welche im künftigen Juli fällig.“

Man halte feſt, daß Guſtav Heine im Auguſt 1851 bei ſeinem Bruder geweſen, daß Campe ſeinen Autor im Jahre darauf in Paris beſuchte, und dann leſe man den folgenden Brief Heine's vom 12. September 1852 (Band XXII, S. 308). — Zum beſſeren Verſtändnis deſſelben ſchicke ich voraus, daß Guſtav Heine ſich gegen Campe höchſt unpaſſend über des Dichters Verlagsvertrag mit Hoffmann & Campe geäußert und gedroht hatte, er, Guſtav Heine, werde denſelben umzuſtoßen wiſſen, während des Lebens oder nach dem Tode des Dichters; auch hatte er eine öſterreichiſche Nachdrucksausgabe (wo möglich in Guſtav Heine's „Fremdenblatt“-Verlag) in Ausſicht geſtellt und zugleich mit allerhand Redensarten über ſeines Bruders Memoiren um ſich geworfen. Da ſchreibt Heinrich Heine:

> „— — Ich bin mir bewußt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität

im mindeſten zu bezweifeln. — Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder Guſtav*), mag derſelbe noch ſo gerecht ſein, Sie verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit ſolcherlei Beklagniſſen meine Bekümmerniſſe zu vermehren? Habe ich meinen Bruder Guſtav zu Ihnen geſchickt? Hat er das geringſte Mandat von mir? Habe ich Ihnen nicht längſt über Guſtav's zänkiſchen Charakter meine Meinung geſagt und Ihnen verſichert, daß ich Alles ſo einrichten werde, daß er niemals das Geringſte in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? — — Genug davon, Guſtav Heine iſt mein Bruder, ich liebe ihn als ſolchen, weil man unter allen Umſtänden ſeine Brüder lieben ſoll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienſte erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte ſein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen ſagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage ſeines Aufenthaltes die meiſten Familienglieder gegen einander zu verhetzen ſuchte. Was ſoll ich alſo lange darüber jammern, daß er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten muſsten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwiſchen uns nicht in Abſicht ſtand.

---

*) Wegen eines Gebahrens, welches nicht anders als illoyal zu bezeichnen iſt; daſſelbe hat ſich 1861 wiederholt, worüber man Strodtmann's Anmerkung zu Band XXII, S. 306 nachleſe.

Hierzu mögen noch beſondere Intereſſen Antrieb geweſen ſein; ich habe ſchon längſt bemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zuſtande mein Bruder Guſtav ſich verpflichtet glaubte, mein literariſcher Vormünder zu ſein. — — Er ſagte mir längſt, daſs er mit ſeinem Zeitungsinſtitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. — — Max meint wirklich, ich würde ein ſolcher Narr ſein, des Geldes wegen meinen Namen von Guſtav für die Feuilletons ſeines Journales oder ſonſtwie als Annonce ausbeuten zu laſſen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorſchuſs gemacht auf Geſchäfte, deren Beſorgung ich ihm übertragen*); er weiß, er wird rembourſieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. — — Mein Bruder Guſtav kann auch nichts wiſſen über meine „Memoiren", wovon in der That ein großer Theil vernichtet iſt; er hat nur Vermuthungen und ſagt immer mehr, als er weiß. — —

Er hat ſehr viele gute Eigenſchaften, er hat ſie oft durch die That bewieſen, und nur die verdammte Zwiſtſucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhaſst machen."

---

*) Die Einziehung des erwähnten Wechſelbetrages in Prag (vgl. S. 56).

Ich frage, klingt das wie eine „Nothlüge?“ Und ſchreibt Jemand ſo an einen Mann, dem er angeblich einige Monate vorher mündlich ſelbſt eingeſtanden, er habe die Memoiren ſeinem Bruder verpfändet?!

Auch hätte jedes Motiv der Geldnoth gefehlt, um Heine zu einem mit allen Äußerungen und Geſinnungen über ſeinen Bruder ſo unvereinbaren Schritt zu bewegen. Wenn Heine Geld brauchte, ſo war Campe ohne allen Zweifel mit Freuden bereit, jeden beliebigen Vorſchuß auf das koſtbare Memoiren-Manuſkript zu zahlen, ohne daß Heine darum nöthig gehabt hätte, ſogleich die Veröffentlichung der Memoiren vorzunehmen. Es gibt keinen Verwandten oder intimeren Freund Heine's, den er weniger zum Aufbewahrer irgend eines Manuſkripts, geſchweige der Memoiren beſtimmt hätte, als gerade Guſtav Heine, der auch in Heine's Teſtament mit keinem Wort erwähnt wird. Damit halte man zuſammen die Stelle der Einleitung zu den Memoiren ſelbſt (S. 84), wo er nicht von Verwandten, ſondern von Freunden als den Vollſtreckern ſeines Willens in Bezug auf die Memoiren ſpricht, und man wird das nunmehr ſeit 24 Jahren kolportierte Gerede von dem Memoirenbeſitz Guſtav Heine's als nichts anderes betrachten, denn als eine Bethätigung der „Emancipation von der Wahrheit", wie Heinrich Heine ſo unnachahmlich euphemiſtiſch von ſeinem Herrn Bruder geſagt.

Uebrigens bemerke ich, daſs Guſtav Heine's Behauptung, er beſitze die Memoiren, mindeſtens den Zweifel an der Rechtmäßigkeit des „Beſitzes" herausfordert. Welchen Beſitztitel könnte Guſtav Heine verweiſen, wenn die berechtigten Erben Heine's, zu denen er laut Teſtament nicht gehört, mit dem Anſpruch aufträten, ihnen ihr Beſitzthum auszuliefern?! Auf welche Weiſe hat Guſtav Heine das Manuſkript erworben, welches zu beſitzen er vorgiebt? Durch eine Schenkung unter Lebenden? Aus reiner brüderlicher Freundſchaft ſollte Heinrich Heine gerade dieſem Bruder das Memoirenmanuſkript geſchenkt haben, dem er „nicht die Geheimniſſe ſeiner Katze, viel weniger die Geheimniſſe ſeiner Seele anvertrauen" wollte? Und zu welchem Zweck geſchenkt? Zum Zweck der Veröffentlichung nach ſeinem Tode? Dazu bedurfte es wahrlich nicht der oben (vgl.

S. 55) ſo energiſch perhorreszierten Dazwiſchenkunft ſeines Bruders. Und iſt anzunehmen, daß Heine, ſonſt ſo ängſtlich für die Sicherſtellung des Auskommens ſeiner Gattin nach ſeinem Ableben beſorgt, ihr dieſes unſchätzbare Vermögensſtück zu Gunſten ſeines reichen Bruders entzogen haben würde?!

Dabei iſt zu bedenken, daß ein ſolches Geſchenk ſelbſt nach den damaligen literariſchen Zuſtänden ein kleines Vermögen, heute aber ein ſehr beträchtliches Vermögen darſtellen würde, und Herr Guſtav Heine müßte von einer ebenſo unglaublichen, wie durch nichts entſchuldbaren Entſagung beſeelt ſein, wenn er nicht das koſtbare Manuſkript längſt für eine Summe verkauft hätte, die für 3—4 Bände Memoiren mit 100000 Mark nicht zu hoch gegriffen iſt. Dabei brauchte ihn keine Rückſicht auf die Dynaſtie Heine zu geniren, denn es iſt doch nicht anzunehmen, daß Heinrich Heine in ſeinen Memoiren gar nichts anderes gethan hat, als ſeine Verwandten bloßzuſtellen, oder etwa die k. k. öſterreichiſche Regierung anzugreifen; es dürften ſich in einer Autobiographie Heinrich Heine's doch wohl auch etwelche ganz harmloſe, aber literariſch höchſt werthvolle Aufſchlüſſe über ſeine ſchriftſtelleriſche Entwickelung und über literariſche Zeitgenoſſen gefunden haben, und für dieſe Stellen allein hätte Guſtav Heine zu jeder Zeit einen ſehr bereitwilligen Käufer gefunden. Aber wir können uns beruhigen: Heinrich Heine hat ſeinem Bruder Guſtav nie eine Zeile ſeiner Memoiren geſchenkt.

Für eine Verpfändung nun gar exiſtirt, wie wir bewieſen zu haben glauben, nicht der geringſte Anhalt, da das Geſtändnis Heine's an Campe darüber völlig aus der Luft gegriffen iſt. — Und endlich: angenommen das Unmögliche wäre möglich, Heinrich Heine hätte heimlich ſeinem Bruder Guſtav die Memoiren verpfändet, ohne darüber irgend etwas Schriftliches zu hinterlaſſen, ohne ſeiner Gattin das Geringſte zu ſagen, unter fortgeſetzten „Nothlügen“ bis an ſeinen Tod, — nun, dann kann Herr Guſtav Heine jeden Tag durch eine Klage der Erben Mathilde Heine's — und deren giebt es — zur Herausgabe ſeines „Beſitzes“ gezwungen werden gegen Rückzahlung des „Darlehens“.

Aber es wird zu einer ſolchen Klage nicht kommen, und käme es auch dazu, ſo wäre ſie fruchtlos, denn:

> **Guſtav Heine hat zu keiner Zeit Heinrich Heine's Memoiren beſeſſen und er beſitzt ſie auch zu dieſer Stunde nicht.**

Der vorliegende Band enthält Alles, was von Heine's Memoiren gerettet worden; alles Fehlende (die erſten Memoiren), ſicher fünfmal ſo viel wie das hier Veröffentlichte, iſt von Heine ſelber durch Feuer vernichtet worden, — mit Ausnahme einzelner Blätter, welche ſein Bruder Maximilian ſpäter verbrannt hat. Man mag alſo über den literariſchen oder ſonſtigen Werth der nachſtehenden Memoiren denken ſo hoch oder ſo gering wie man will —: ſie ſind Alles, was jemals an Heine'ſchen Memoiren zum Vorſchein kommen wird.

Ich kann dieſen Punkt: die Frage nach Guſtav Heine's Memoirenbeſitz, nicht verlaſſen, ohne eine Antwort zu verſuchen auf die pſychologiſch immerhin intereſſante Frage des Leſers, die ſich ihm wie mir naturgemäß aufdrängt: Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Guſtav Heine, über den man hart urtheilen mag, dem man aber keine direkte

Ehrloſigkeit nachſagen kann, — ein Mann, der jetzt ein hoher Siebenziger iſt und ſchwerlich mit einer groben Unwahrheit über eine ſo wichtige Frage ins Grab ſteigen will, — wie iſt es möglich, daſs der öffentlich erklären konnte, er beſäße die Memoiren, während er ſie doch nicht beſaß? —

Die Antwort lautet: Herr Guſtav Heine beſitzt höchſt wahrſcheinlich werthvolle Manuſkripte Heinrich Heine's, darunter ſolche, welche wichtige Aufſchlüſſe über Heine's Leben enthalten, und dieſe Papiere betrachtet er als Memoiren.

Zuvörderſt beſitzt er ſicher mehrere hundert Briefe Heine's an ihn ſelbſt. Ich ſchätze deren Zahl auf reichlich 200, darunter viele ſehr ausführliche. Dieſelben behandeln aber ſicherlich überwiegend Familienangelegenheiten, und zwar vielfach höchſt unerquicklicher Art. Es iſt alſo ſehr begreiflich, daſs Herr Guſtav Heine dieſe Briefe ſchwerlich jemals im Druck erſcheinen laſſen wird. Ich mache noch einmal auf die Thatſache aufmerkſam, daſs in den 4 Bänden des Heine'ſchen Briefwechſels ſich nicht ein einziger Brief an Guſtav Heine befindet, ſo wenig wie Briefe an Karl

Heine — jetzt im Beſitze der Wittwe desſelben, einer höchſt deutſchenfreſſeriſchen Franzöſin — und die „120 Briefe", welche Herr Ludwig von Embden, Heine's Schweſterſohn, nach der Angabe der Prinzeſſin della Rocca beſitzt. Von den Briefen an Maximilian Heine ſind einige wenige von dieſem ſelbſt in deſſen „Erinnerungen" abgedruckt; die zahlreichen übrigen Briefe an dieſen jüngſten Bruder Heine's ſollen vor deſſen Tode (1879) von ihm verbrannt worden ſein!

Herr Guſtav Heine beſitzt aber ſehr wahrſcheinlich noch andere Briefe und Papiere Heine's von biographiſchem Werth, und geſtützt auf dieſen Beſitz glaubt er ſich berechtigt öffentlich zu erklären, er ſei im Beſitze der Memoiren. Wenn man hierzu den Kopf ſchüttelt und es für unmöglich hält, daſs Jemand, der einige hundert Briefe von Heine's Hand aus allen Phaſen ſeines Lebens beſitzt, ſich einreden könne, er beſitze Memoiren, ſo erinnere ich an die geradezu grotteske Erklärung eines deutſch-böhmiſch-franzöſiſchen Penny-a-liner's, der kürzlich in deutſchen Zeitungen allen Ernſtes behauptete — nachdem die Memoiren, deren Echtheit er ſelbſt zugegeben, nach Deutſchland verkauft worden —: die Memoiren, „die wirklichen Memoiren“ befänden ſich nach wie vor in Herrn Julia's Händen, und zwar beſtänden dieſe „wirklichen Memoiren“ — man halte das Lachen zurück! — aus etwa 1000 an Heine gerichteten Briefen (darunter beiläufig mehr als 900 gänzlich werthlos!)*) Wenn im Gehirn des einen Journaliſten ſchon Briefe von Krethi und Plethi an Heine die Memoiren Heine's darſtellen, — iſt es da ſo ſehr zu verwundern, wenn ein anderer Journaliſt, nämlich Herr Guſtav Heine, ſich und der Welt einredet, die in ſeinem Gewahrſam befindlichen zahlreichen Briefe von Heine ſeien deſſen Memoiren?! Nicht einer bewußten Unwahrheit zeihe ich ſomit Herrn Guſtav Heine, ſondern einer Selbſttäuſchung, die bei einem in literariſchen Dingen ſo unbewanderten Journaliſten entſchuldbar iſt, — Herr Guſtav Heine war nämlich urſprünglich Landwirth, dann „Spediteur und Produktenhändler“ in Hamburg und ſpäter Offizier.

Es iſt nicht unmöglich, daß dieſer Herr trotz alledem einfach wieder einmal eine Erklärung abgiebt: er beſitze die Memoiren und damit baſta. Er hat ſich bis jetzt auf ſolche Erklärungen beſchränkt; geſehen hat ſeine Memoiren keines Sterblichen Auge. Es iſt aber an der Zeit, ihm zu ſagen, daſs ſolche Erklärungen fortan völlig bedeutungslos ſind; es iſt jetzt unter Anführung von triftigen Beweiſen öffentlich ausgeſprochen, daſs Guſtav Heine die Memoiren nicht beſitzt, — und auf ſolche Beweiſe giebt es in Zukunft nur eine Antwort: das Vorzeigen der Memoiren an einen glaubwürdigen Zeugen, oder das Eingeſtändnis, daſs man ſich geirrt. Sollte alſo Herr Guſtav Heine auf meine — nicht Behauptung, ſondern Beweisführung einfach erwidern, daſs er dennoch die Memoiren beſitze, ſie aber weder zeigen noch veröffentlichen wolle, ſo erkläre ich ſchon heute dieſe ſeine Erwiderung für bedeutungslos, weil auf einem Irrthum beruhend. Das ſchließt nicht aus, daſs ich im Falle einer Veröffentlichung der Memoiren durch Guſtav Heine ſofort alles zurücknehmen und mich über die Rettung des Manuſkriptes mehr freuen würde als darüber, daſs ich Recht behielte, worauf ja nichts ankommt.

---

*) Ich habe dieſe Briefe ſelbſt geſehen. — E. E.

Ich ſagte oben, Herr Guſtav Heine ſei wahrſcheinlich im Beſitze werthvoller Papiere und Manuſkripte ſeines Bruders. Ich will ihm auch gleich ſagen, was wahrſcheinlich in dieſen Papieren enthalten iſt: außer den Briefen Heinrich Heine's an Guſtav Heine noch die Brouillons zahlreicher franzöſiſch geſchriebener Briefe an franzöſiſche Staatsmänner und Schriftſteller, darunter Thiers, Guizot, Michelet. Ferner 67 Gedichte gegen den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Endlich ein Manuſkript „Napoleon III.“ Möglicherweiſe noch andere ungedruckte Schriften.

Woher ich das weiß? Aus Strodtmann's Werk, der in einer Anmerkung zum II. Bande (S. 432) Mittheilungen macht über das höchſt zweifelhafte Individuum Namens Ferdinand Friedland, den Prager Gasbeleuchtungsdirector, leider auch Laſſalle's Schwager, von Heine in Erinnerung an Friedrichs des Großen Hofjuden mit dem Spitznamen „Calmonius“ bedacht. Dieſer hat Heine zu Spekulationen verleitet, die meiſt fehlſchlugen.

Und nun erzählt Strodtmann:

„Calmonius“ wurde ſpäter als Ritter von Friedland in den Adelsſtand erhoben und als Kurator des Muſeums in Wien angeſtellt. Nach dem Tode H. Heine's drängte er ſich der Wittwe deſſelben als Freund und Rathgeber auf und ließ ſich von ihr einen Theil der Nachlaßpapiere des Dichters aushändigen, um ſolche zu ihrem Nutzen zu verwerthen. Unter den Bettelbriefen Deutſcher an Napoleon III., welche aus den Papieren des kaiſerlichen Kabinets im Frühjahre 1872 veröffentlicht wurden. („L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870) befindet ſich die Notiz, daß der Ritter von Friedland durch Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten in Wien, Herrn von Grammont, dem franzöſiſchen Gouvernement verſchiedene Papiere des verſtorbenen Dichters H. Heine angeboten habe. Der Geſandte ſchrieb hierüber an den Kaiſer: „Das Packet enthält ein Manuſkript ‚Napoleon III.‘, das in einem ſchlechten Geiſte verfaſſt zu ſein ſcheint, ferner 67 Gedichte gegen den König von Preußen, und eine große Menge von Korreſpondenzen zwiſchen Heine und den Herren Thiers, ‚Guizot, Michelet‘ u. ſ. w. Wahrſcheinlich iſt dies Alles mit feindſeligen Gefühlen gegen das Gouvernement des Kaiſers geſchrieben. Man verlangt 30 000 Francs.“ Der Handel ſcheint indeſſen nicht abgeſchloſſen worden zu ſein; doch ſind die Papiere eben ſo wenig in die Hände der Frau Mathilde Heine zurück gelangt; wenigſtens befand ſich — mit Ausnahme des „Waterloo“-Fragmentes, das mit dem Manuſkripte „Napoleon III." identiſch ſein mag*) — kein einziges der genannten Stücke in dem literariſchen Nachlaſſe des Dichters, als derſelbe im Herbſt 1869 an Herrn Campe verkauft wurde."

Strodtmann fügt dann hinzu:

„Eine weitere Aufklärung dieſer ſchmutzigen Angelegenheit wäre dringend zu wünſchen, damit man erfahre, was aus den betreffenden Papieren geworden iſt. Da der ſonſt in Angelegenheiten ſeines Bruders ſo erklärungsluſtige Herr Guſtav Heine der oft wiederholten Behauptung, daſs er der öſterreichiſchen Regierung die „Memoiren" und andere Nachlaſspapiere des Dichters verkauft habe, trotz aller öffentlichen Mahnungen niemals widerſprochen hat, liegt die Vermuthung nahe, daſs die dem Ritter von Friedland anvertrauten Papiere ſpäter in ſeine (G. Heine's) Hände gerathen ſind; **denn die Wittwe H. Heine's hat ihm, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung, nie den geringſten Bruchtheil der literariſchen Hinterlaſſenſchaft ihres Gatten überliefert.**"

Ich zweiſle keinen Augenblick, daſs Herr Guſtav

---

*) Ich bin hierin nicht der Meinung Strodtmann's; das am Schluſs des XIV. Bandes abgedruckte „Waterloo"-Fragment beſchäftigt ſich mit Napoleon dem Dritten ſehr wenig und iſt außerdem alles andere, nur nicht Napoleonfeindlich.

Heine dieſe von „Calmonius" der Wittwe H. Heine's abgeſchwindelten Papiere an ſich gebracht, — auf dem ehrlichſten Wege, verſteht ſich, — und im Beſitz all' dieſer Papiere und der Briefe ſeines Bruders behauptet er gelaſſen, er beſitze die Memoiren! Es iſt ſogar nicht ganz unmöglich, daſs vereinzelte, zufällig unverbrannte Blätter der erſten Memoiren ſich unter dieſen, der Wittwe Heine's abgeſchwindelten Papieren befunden haben, zumal da mir ſelbſt bei der Bearbeitung der zweiten Memoiren mehrere ſolcher überzähligen, zufällig zwiſchen den Blättern der Memoiren letzter Hand liegen gebliebenen Blätter der erſten Memoiren aufgeſtoßen ſind, welche im Anhang I abgedruckt erſcheinen. Wie viele ſolcher Blätter Herr Guſtav Heine beſitzt, weiß ich nicht; gegenüber der beſtimmten Verſicherung Heinrich Heine's, daſs die erſten Memoiren ganz verbrannt ſeien, kann es ſich nur um ſolche einzelnen verlorenen Blätter handeln, wie ſie aus Vergeſslichkeit und „phyſiſcher Blindheit", über die Heine klagt, unverbrannt ſich in den zweiten Memoiren verſprengt vorfinden.

Das in dieſem Bande abgedruckte Manuſkript der zweiten Memoiren weiſt im Original die Seitenzahlen — von Heine's eigner Hand — auf: 1 bis 5, und 31 bis 147. Es iſt auf übergroßen Foliobogen mit weichem Bleiſtift geſchrieben und enthält zahlreiche Korrekturen und Durchſtreichungen. Die Schrift iſt ſehr ungleich: manchmal an die beſten Tage des Dichters erinnernd, in denen ſeine Schrift geradezu einer kalligraphiſchen Vorlage glich, — dann wieder zittrig, unbehilflich, wie ſie die ſchmerzvollen Krämpfe ſeiner entſetzlichen Krankheit mit ſich brachten. Vereinzelte Irrthümer in Stil, Orthographie u. ſ. w. beweiſen, daß Heine nicht die Zeit gefunden, das flüchtig Hingeſchriebene einer letzten Feile zu unterziehen. Manchmal fehlt ein „nicht“, oder es fehlen mehrere Silben eines Wortes, oder es ſchleicht ſich ein Lapſus ein wie „Lampſakus“ ſtatt „Pittakus“, — alles Dinge, die Heine, der ängſtlichſte Korrektor ſeiner eigenen Manuſkripte vor dem Druck, ſonſt gewiß verbeſſert hätte.

Daß er ſelbſt dieſe Memoiren zur Veröffentlichung beſtimmt hat, geht ſchon aus dem Brief auf S. 26 (oben) hervor. Auch ſpricht er an mehreren Stellen des Manuſkripts zu dem „theuren Leſer“.

Für das Datum des Beginnes der Abfaſſung geben die beiden Briefſtellen — vom 7. März 1854 (vgl. S. 25 u. 26) Anhaltspunkte. Hiermit ſtelle man zuſammen die Worte aus der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches „über Deutſchland“ (Werke, Band V, S. 10, abgedruckt auf S. 27 des vorliegenden Bandes).

Die in den Einleitungsworten (S. 83) angeredete „theure Dame“ iſt wohl ſchwerlich etwas anderes als eines jener Phantaſiegebilde, an welche ſich Heine in Vers und Proſa zu wenden pflegte. Nicht ganz ausgeſchloſſen iſt, daß er dabei an die „Mouche“ gedacht, mit welcher er zuerſt 1854 bekannt wurde. — Da urſprünglich ſtatt des „theure Dame“ der Eingangsworte im Original geſtanden hat: „erlauchte Dame“, ſo ließe ſich noch auf eine andere Freundin Heine's ſchließen: auf die Prinzeſſin Chriſtina Belgiojoſo, eine geborne Marcheſa Trivulzi, eine um die jungitalieniſche Einheitsbewegung hochverdiente Dame, in deren Villa bei Montmorency Heine in beſſeren Tagen als willkommener Gaſt häufig verkehrt hatte. Die Prinzeſſin war eine intime Freundin der Frau Caroline Jaubert, an welche die im Anhang abgedruckten Briefe Heine's gerichtet ſind. In ſeinen „Briefen über Deutſchland" (Werke, Band V, S. 274) hat er ihr mit den Worten: „Die Fürſtin Belgiojoſo, dieſe Schönheit, die nach Wahrheit lechzt", ein dankbares Denkmal geſetzt.

Auf der Rückſeite des erſten Blattes der Widmung ſteht, mit Bleiſtift geſchrieben, folgendes Gedicht-Brouillon von Heine's Hand:

Manch koſtbar edle Perle birgt
Der Ocean; manch ſchöne Blume
Küſſt nie ein Menſchenblick, nur ſtumme
Waldeinſamkeit ſchaut ihr Erröthen
Und troſtlos in der Wildnisöde
Vergeudet ſie die ſüßen Düfte. —

Wenngleich tobſüchtig dort der Wind
Die Fluten peitſchet, daſs ſie heulen,
Und ihnen ſtraks zu Hülfe eilen
Entſetzlich gähnend aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort ſchliefen — —

Die erſte Strophe dieſer ziemlich formlos gebliebenen Dichtung iſt eine lebhafte Reminiſcenz, wenn nicht die freie Überſetzung einer Strophe **aus Gray's „Elegy written in a country churchyard“**:

„Full many a gem of purest ray serene
The dark unfathom'd caves of ocean bear;
Full many a flower is born to blush unseen,
And waste its sweetness on the desert air.“,

Entſprechend den Gründen, welche Heine beſtimmt hatten, ſeine erſten Memoiren zu verbrennen, iſt dieſer „letzte Verſuch“ ſehr ruhig im Ton gehalten. Daſs es dabei nicht geblieben wäre im weiteren Fortgang, iſt anzunehmen, und daſs ſelbſt in dieſem ausgeſucht ruhigen Schriftſtück Heine ſich nicht ganz verleugnet, wird der Leſer bald herausfinden.

Die Stimme der Wahrhaftigkeit iſt in dieſen Memoiren unverkennbar. Heine hat zwar kurz vor ihrer Abfaſſung in den „Geſtändniſſen“ (Band XIV, S. 215) geſagt: „Mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen“, — aber dieſen beſten Willen wenigſtens hat er gehabt. Ein klaſſiſcher Zeuge, Heine's Feind Ludwig Börne, ſagt über Heine's Wahrhaftigkeit: „Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hatte, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken.“

Mehr als vielleicht ſonſt eine Schrift Heine's beweiſen dieſe Memoiren den Einfluſs des Exils auf ſeine Sprache. Heine hat niemals vollkommen franzöſiſch geſchrieben oder geſprochen, — dazu verſtand er zu gut Deutſch. Er hat keine der franzöſiſchen Überſetzungen ſeiner Werke ohne fremde Hilfe angefertigt. Nicht nur daſs dieſe Memoiren an manchen Stellen wie gute Überſetzung aus dem Franzöſiſchen klingen, — Heine hat auch oft bei ihrer Abfaſſung den Gedanken erſt franzöſiſch gedacht, ehe er ihn deutſch niederſchrieb: im Text finden ſich an vielen Stellen die franzöſiſchen Ausdrücke in Parentheſe zwiſchen oder über den entſprechenden deutſchen.

Heine hat ſich über dieſen betrübenden Einfluſs der ihn umgebenden fremden Sprache keiner

Täuſchung hingegeben. So heißt es auf einem der Papierſchnitzel des Nachlaſſes (Band XIV, S. 307): „Mein Geiſt fühlt ſich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.“ In ſeiner Schrift über Börne ſagt Heine von dieſer ſprachlichen Verbannung: „Glücklich ſind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig hinmodern, denn dieſe Kerker ſind eine Heimath mit eiſernen Stangen, und deutſche Luft weht hindurch, und der Schlüſſelmeiſter, wenn er nicht ganz ſtumm iſt, ſpricht er die deutſche Sprache! — Es ſind heute über ſechs Monde, daſs kein deutſcher Laut an mein Ohr klang, und Alles, was ich dichte und trachte, kleidet ſich mühſam in ausländiſche Redensarten. — Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geiſtigen Exil kann nur ein deutſcher Dichter ſich eine Vorſtellung machen, der ſich gezwungen ſähe, den ganzen Tag franzöſiſch zu ſprechen, zu ſchreiben und ſogar des Nachts am Herzen der Geliebten franzöſiſch zu ſeufzen!“ (Werke XII, S. 227.) — Und in dem erwähnten Buche Meißners wird eine Äußerung Heine's über daſſelbe Elend wiedergegeben: „Ich deutſcher Waldvogel, gewohnt ſein Neſt aus dem bunteſten und einfachſten Material zuſammenzubauen — ich niſte da in der Allongeperüque Voltaire's.“

Man leſe auch die rührende Schilderung, welche Heine von ſeiner Begegnung mit einem deutſchen Auswandererzuge auf der Landſtraße nach Havre entwirft, in der Vorrede zum 1. Bande des „Salon“ (Band XIV, S. 40); wie ihm da das Herz ſchlägt beim Tone der Mutterſprache im fremden Lande!

Ich habe mich bei der Herausgabe der Memoiren und der andern bisher ungedruckten Schriften Heine's natürlich ſtreng an ſeinen Wortlaut, ja Buchſtabenlaut gehalten und nur da ändernd eingegriffen, wo ein offenbarer Schreibfehler vorlag. Leider war dies, bei der Art der Abfaſſung, ziemlich oft der Fall. Heine's Orthographie beizubehalten war nicht gut möglich mit Hinblick auf die der Geſammtausgabe. Heine iſt merkwürdig modern in ſeiner Orthographie, ſchreibt „Akzion“ u. dergl., hält aber zugleich zäh an dem „y“ ſtatt „i“ am Ende der Wörter feſt, worüber er ſogar einmal ein langes Poſtſkriptum an Campe erläßt (Werke, Band XXII, S. 198). Auf das y in „bey“ verzichtete er übrigens nach einer Einrede

Campe's und wollte nur „ſeyn" von „ſein" unterſchieden wiſſen. Zum beſſeren Verſtändnis des Zuſammenhanges, in welchem der Anfang der Memoiren ſelbſt (S. 87) geſtanden haben mag, verweiſe ich auf die Stelle in den „Geſtändniſſen" (Band XIV, S. 320 u. ff.), wo Heine erzählt, wie er beinahe von ſeiner Mutter zum katholiſchen Geiſtlichen beſtimmt worden wäre, was ihm dann Anlaſs zu ſehr luſtigen Zukunftsträumen giebt. Auch ſei einer Äußerung Heine's zu Adolf Stahr im Oktober 1850 Erwähnung gethan (Strodtmann, Band I, S. 679), wonach er von Jugend auf Sympathie für den Pomp der katholiſchen Kirche, namentlich für ihre Prozeſſionen gehabt habe. Sein Vater beſaß in Düſſeldorf ein Haus, „welches das onus hatte, bei den Prozeſſionen einen Altar zu errichten, und er ſetzte eine Ehre darin, dieſen Altar ſo ſchön und reich wie möglich auszuſtatten."

Über die im Anhange abgedruckten Nachlaſsarbeiten werde ich an den betreffenden Stellen ein aufklärendes Wort ſagen.

Berlin, den 22. März 1884.

Eduard Engel.

Memoiren.

Ich habe in der That, theure Dame, die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, inſofern meine eigene Perſon damit als Zuſchauer oder als Opfer in Berührung kam, ſo wahrhaft und getreu als möglich aufzuzeichnen geſucht.

Dieſe Aufzeichnungen, denen ich ſelbſtgefällig den Titel Memoiren verlieh, habe ich jedoch ſchier zur Hälfte wieder vernichten müſſen, theils aus leidigen Familienrückſichten, theils auch wegen religiöſer Skrupeln.

Ich habe mich ſeitdem bemüht, die entſtandenen Lakunen nothdürftig zu füllen, doch ich fürchte, poſthume Pflichten oder ein ſelbſtquäleriſcher Überdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verſchonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken.

Ich nehme mich wohl in Acht, die Freunde zu nennen, die ich mit der Hut meines Manuſkriptes und der Vollſtreckung meines letzten Willens in Bezug auf daſſelbe betraue: ich will ſie nicht nach meinem Ableben der Zudringlichkeit eines müßigen Publikums und dadurch einer Untreue an ihrem Mandat bloßſtellen.

Eine ſolche Untreue habe ich nie entſchuldigen können: es iſt eine unerlaubte und unſittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftſteller zu veröffentlichen, die er nicht ſelber für das große Publikum beſtimmt hat. Dieſes gilt ganz beſonders von Briefen, die an Privatperſonen gerichtet ſind. Wer ſie drucken läßt oder verlegt, macht ſich einer Felonie ſchuldig, die Verachtung verdient.

Nach dieſen Bekenntniſſen, theure Dame, werden Sie leicht zur Einſicht gelangen, daß ich Ihnen nicht, wie Sie wünſchen, die Lektüre meiner Memoiren und Briefſchaften gewähren kann.

Jedoch, ein Höfling Ihrer Liebenswürdigkeit, wie ich es immer war, kann ich Ihnen kein Begehr unbedingt verweigern, und um meinen guten Willen zu bekunden, will ich in anderer Weiſe die holde Neugier ſtillen, die aus einer liebenden Theilnahme an meinen Schickſalen hervorgeht.

Ich habe die folgenden Blätter in dieſer Abſicht niedergeſchrieben, und die biographiſchen Notizen, die für Sie ein Intereſſe haben, finden Sie hier in reichlicher Fülle. Alles Bedeutſame und Charakteriſtiſche iſt hier treuherzig mitgetheilt, und die Wechſelwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereigniſſe offenbart Ihnen die Signatura meines Seyns und Weſens. Die Hülle fällt ab von der Seele, und Du kannſt ſie betrachten in ihrer ſchönen Nacktheit. Da ſind keine Flecken, nur Wunden*). Ach! und nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geſchlagen hat!

Die Nacht iſt ſtumm. Nur draußen klatſcht der Regen auf die Dächer und ächzet wehmüthig der Herbſtwind.

Das arme Krankenzimmer iſt in dieſem Augenblick faſt wohllüſtig heimlich, und ich ſitze ſchmerzlos im großen Seſſel.

---

*) Eine echtheineſche Wendung, die ſich ſchon in einem Briefe an Varnhagen (19. November 1830) ganz ähnlich findet.

Da tritt Dein holdes Bild herein, ohne daſs ſich die Thürklinke bewegt, und Du lagerſt Dich auf das Kiſſen zu meinen Füßen. Lege Dein ſchönes Haupt auf meine Kniee und horche ohne aufzublicken.

Ich will Dir das Märchen meines Lebens erzählen.

Wenn manchmal dicke Tropfen auf Dein Lockenhaupt fallen, ſo bleibe dennoch ruhig; es iſt nicht der Regen, welcher durch das Dach ſickert. Weine nicht und drücke mir nur ſchweigend die Hand.

– – – – – – – – – – – – – – –

Welch ein erhabenes Gefühl muß einen ſolchen Kirchenfürſten beſeelen, wenn er hinabblickt auf den wimmelnden Marktplatz, wo Tauſende entblößten Hauptes mit Andacht vor ihm niederknieend ſeinen Segen erwarten!

In der italieniſchen Reiſebeſchreibung des Hofraths Moritz las ich einſt eine Beſchreibung jener Scene, wo ein Umſtand vorkam, der mir ebenfalls jetzt in den Sinn kommt.

Unter dem Landvolk, erzählt Moritz, das er dort auf den Knieen liegen ſah, erregte ſeine beſondere Aufmerkſamkeit einer jener wandernden Roſenkranzhändler des Gebirges, die aus einer braunen Holzgattung die ſchönſten Roſenkränze ſchnitzen und ſie in der ganzen Romagna um ſo theurer verkaufen, da ſie denſelben an obenerwähntem Feiertage vom Pabſte ſelbſt die Weihe zu verſchaffen wiſſen.

Mit der größten Andacht lag der Mann auf den Knieen, doch den breitkrämpigen Filzhut, worin ſeine Waare, die Roſenkränze, befindlich, hielt er in die Höhe, und während der Pabſt mit ausgeſtreckten Händen den Segen ſprach, rüttelte jener ſeinen Hut und rührte darin herum, wie Kaſtanienverkäufer zu thun pflegen, wenn ſie ihre Kaſtanien auf dem Roſt braten: gewiſſenhaft ſchien er dafür zu ſorgen, daſs die Roſenkränze, die unten im Hut lagen, auch etwas von dem päbſtlichen Segen abbekämen und alle gleichmäßig geweiht würden.

Ich konnte nicht umhin, dieſen rührenden Zug von frommer Naivetät hier einzuflechten, und ergreife wieder den Faden meiner Geſtändniſſe, die alle auf den geiſtigen Prozeſs Bezug haben, den ich ſpäter durchmachen muſste.

Aus den früheſten Anfängen erklären ſich die ſpäteſten Erſcheinungen. Es iſt gewiſs bedeutſam, daſs mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahr alle Syſteme der freien Denker vorgetragen wurden, und zwar durch einen ehrwürdigen Geiſtlichen, der ſeine ſacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringſten vernachläſſigte, ſo daſs ich hier frühe ſah, wie ohne

Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglauben ſondern auch die toleranteſte Gleichgültigkeit entſtand.

Ort und Zeit ſind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des ſkeptiſchen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzoſen ſondern auch der franzöſiſche Geiſt herrſchte.

Die Franzoſen, die ich kennen lernte, machten mich, ich muſs es geſtehen, mit Büchern bekannt die ſehr unſauber und mir ein Vorurtheil gegen die ganze franzöſiſche Literatur einflößten.

Ich habe ſie auch ſpäter nie ſo ſehr geliebt, wie ſie es verdient, und am ungerechteſten blieb ich gegen die franzöſiſche Poeſie, die mir von Jugend an fatal war.

Daran iſt wohl zunächſt der vermaledeite Abbé Daunoi Schuld, der im Lyzeum zu Düſſeldorf die franzöſiſche Sprache docierte und mich durchaus zwingen wollte franzöſiſche Verſe zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die franzöſiſche ſondern die Poeſie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrirter Prieſter, war ein ältliches Männchen mit den beweglichſten Geſichtsmuskeln und mit einer braunen Perüque, die ſo oft er in Zorn gerieth eine ſehr ſchiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere franzöſiſche Grammatiken ſowie auch Chreſtomathien, worin Auszüge deutſcher und franzöſiſcher Klaſſiker, zum Überſetzen, für ſeine verſchiedenen Klaſſen geſchrieben; für die oberſte veröffentlichte er auch eine Art oratoire und eine Art poëtique, zwei Büchlein, wovon das erſtere Beredſamkeitsrezepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beiſpiele von Predigten Fléchiers, Maſſillons, Bourdaloues und Boſſuets, welche mich nicht allzu ſehr langweilten. —

Aber gar das andere Buch, das die Definizionen von der Poeſie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux, auch die franzöſiſche Proſodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzoſen enthielt, welch ein ſchrecklicher Alp!

Ich kenne auch jetzt nichts abgeſchmackteres als das metriſche Syſtem der franzöſiſchen Poeſie, dieſer art de peindre par les images, wie die

Franzoſen dieſelbe definieren, welcher verkehrte Begriff vielleicht dazu beiträgt, daſs ſie immer in die maleriſche Paraphraſe gerathen.

Ihre Metrik hat gewiſs Prokruſtes erfunden; ſie iſt eine wahre Zwangsjacke für Gedanken, die bei ihrer Zahmheit gewiſs nicht einer ſolchen bedürfen. Daſs die Schönheit eines Gedichtes in der Überwindung der metriſchen Schwierigkeiten beſtehe, iſt ein lächerlicher Grundſatz, derſelben närriſchen Quelle entſprungen. Der franzöſiſche Hexameter, dieſes gereimte Rülpſen (hoquet), iſt mir wahrhaft ein Abſcheu. Die Franzoſen haben dieſe widrige Unnatur, die weit ſündhafter als die Greuel von Sodom und Gomorrha, immer ſelbſt gefühlt, und ihre guten Schauſpieler ſind darauf angewieſen, die Verſe ſo ſaccadirt zu ſprechen, als wären ſie Proſa — warum aber alsdann die überflüſſige Mühe der Verſifikazion?

So denk ich jetzt und ſo fühlt ich ſchon als Knabe, und man kann ſich leicht vorſtellen, daſs es zwiſchen mir und der alten braunen Perüque zu offnen Feindſeligkeiten kommen muſste, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich ſey, franzöſiſche Verſe zu machen. Er ſprach mir allen

Sinn für Poeſie ab und nannte mich einen Barbaren des teutoburger Waldes.

Ich denke noch mit Entſetzen daran, daß ich aus der Chreſtomatie des Profeſſors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopſtock'ſchen Meſſiade in franzöſiſche Alexandriner überſetzen ſollte! Es war ein Raffinement von Grauſamkeit, die alle Paſſionsqualen des Meſſias ſelbſt überſteigt, und die ſelbſt dieſer nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih, ich verwünſchte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe dran ein Franzoſenfreſſer zu werden.

Ich hätte für Frankreich ſterben können, aber franzöſiſche Verſe machen — nimmermehr!

Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwiſt beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verſe machen lernte, und ſeien es auch nur franzöſiſche. Sie hatte nemlich damals die größte Angſt, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmſte, ſagte ſie immer, was mir paſſiren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nemlich nicht ſehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Thaler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hoſpital ſtirbt.

Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie ſpielte die Hauptrolle in meiner Entwickelungsgeſchichte, ſie machte die Programme aller meiner Studien, und ſchon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorſam ihren ausgeſprochenen Wünſchen, jedoch geſtehe ich, daß ſie Schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meiſten Verſuche und Beſtrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieſelben niemals meinem Naturell entſprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, beſtimmte meine Zukunft.

In uns ſelbſt liegen die Sterne unſeres Glücks.

Zuerſt war es die Pracht des Kaiſerreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eiſenfabrikanten unſerer Gegend, die mit meiner Mutter ſehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann ſehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum

König avanciren würde, — ach da träumte meine Mutter für mich die goldenſten Epauletten oder die brodirteſten Ehrenchargen am Hofe des Kaiſers, deſſen Dienſt ſie mich ganz zu widmen beabſichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweiſe diejenigen Studien betreiben, die einer ſolchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyzeum ſchon hinlänglich für mathematiſche Wiſſenſchaften geſorgt war, und ich bei dem liebenswürdigen Profeſſor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydroſtatik, Hydraulik und ſo weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra ſchwamm, ſo mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich in Stand ſetzen ſollten, ein großer Strategiker oder nöthigenfalls der Adminiſtrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiſerreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die ſie für mich geträumt, entſagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und ſonderbar! ſie ließen auch keine Spur in meinem Geiſte zurück, ſo ſehr waren ſie demſelben fremd. Es war nur eine mechaniſche Errungenſchaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen. Das Rothſchildſche Haus, mit deſſen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit ſeinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürſten der Bank und der Induſtrie hatten in unſerer Nähe ſich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geſchlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantiliſchen Fache das Ungeheuerlichſte erreichen und ſich zum höchſten Gipfel der weltlichen Macht emporſchwingen könne. Sie beſchloſs daher jetzt, daſs ich eine Geldmacht werden ſollte, und jetzt muſste ich fremde Sprachen, beſonders Engliſch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wiſſenſchaften ſtudieren.

Um etwas vom Wechſelgeſchäft und von Kolonialwaaren kennen zu lernen, muſste ich ſpäter das Comptoir eines Banquiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen Spezereyhändlers beſuchen; erſtere Beſuche dauerten höchſtens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch ich lernte bei dieſer Gelegenheit, wie man einen Wechſel ausſtellt und wie Muſkatnüſſe ausſehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum Erwerb, und lachend geſtand ich ihm, daſs er wohl Recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskriſis entſtand und wie viele unſerer Freunde auch mein Vater ſein Vermögen verlor, da platzte die merkantiliſche Seifenblaſe noch ſchneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter muſste nun wohl eine andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müſſe durchaus Jurisprudenz ſtudieren.

Sie hatte nemlich bemerkt, wie längſt in England, aber auch in Frankreich und im konſtituzionellen Deutſchland der Juriſtenſtand allmächtig ſei, und beſonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die ſchwatzenden Hauptrollen ſpielen und dadurch zu den höchſten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.

Da eben die neue Univerſität Bonn errichtet worden, wo die juriſtiſche Fakultät von den berühmteſten Profeſſoren beſetzt war, ſchickte mich meine Mutter unverzüglich nach Bonn, wo ich bald zu den Füßen Mackeldeys und Welkers ſaß und die Manna ihres Wiſſens einſchlürfte.

Von den ſieben Jahren, die ich auf deutſchen Univerſitäten zubrachte, vergeudete ich drei ſchöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römiſchen Kaſuiſtik, der Jurisprudenz, dieſer illiberalſten Wiſſenſchaft.

Welch ein fürchterliches Buch iſt das Korpus Juris, die Bibel des Egoismus!

Wie die Römer ſelbſt blieb mir immer verhaßt ihr Rechtskodex. Dieſe Räuber wollten ihren Raub ſicher ſtellen, und was ſie mit dem Schwerte erbeutet, ſuchten ſie durch Geſetze zu ſchützen; deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat und es entſtand eine Miſchung der widerwärtigſten Art.

Wahrhaftig jenen römiſchen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, das vorher nur als Thatſache beſtand, und die Ausbildung dieſer Lehre in ihren ſchnödeſten Konſequenzen iſt jenes geprieſene römiſche Recht, das allen unſeren heutigen Legislazionen, ja allen modernen Staatsinſtituten zu Grunde liegt, obgleich es im grellſten

Widerſpruch mit der Religion, der Moral, dem Menſchengefühl und der Vernunft ſteht.*)

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entſchließen, von ſolcher Errungenſchaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, daſs Andere mich in der Advokaſſerie und Rabuliſterei leicht überflügeln würden, hing ich meinen juriſtiſchen Doktorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernſtere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein ſehr erwachſener Menſch geworden, der in dem Alter ſtand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muſs.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem ſie nach ſo manchem Fiasko die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute ſie, wie wir oben geſehen,**) daſs ſie mich nicht dem geiſtlichen Stande gewidmet.

---

*) Man vergleiche hiermit eine zum Theil wörtlich gleichlautende Stelle der „Geſtändniſſe" (Band XIV S. 307), welche im Winter 1853/54 geſchrieben worden.

**) Muſs in den von Maximilian Heine vernichteten Anfangsblättern geſtanden haben. (Vgl. die ſchöne Stelle in Band XIV S. 321.)

Sie iſt jetzt eine Matrone von 87 Jahren*) und ihr Geiſt hat durch das Alter nicht gelitten. Über meine wirkliche Denkart hat ſie ſich nie eine Herrſchaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe ſelbſt.

Ihr Glauben war ein ſtrenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemeſſen. Sie war eine Schülerin Rouſſeau's, hatte deſſen „Emile" geleſen, ſäugte ſelbſt ihre Kinder, und Erziehungsweſen war ihr Steckenpferd. Sie ſelbſt hatte eine gelehrte Erziehung genoſſen und war die Studiengefährtin eines Bruders geweſen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh ſtarb. Schon als ganz junges Mädchen muſste ſie ihrem Vater die lateiniſchen Diſſertazionen und ſonſtige gelehrte Schriften vorleſen, wobei ſie oft den Alten durch ihre Fragen in Erſtaunen ſetzte.

---

*) Dies muß unter allen Umſtänden auf einem Schreibfehler oder auf einem Irrthum über das wirkliche Alter ſeiner Mutter beruhen, denn Heine's Mutter, Betty Heine, iſt geboren am 27. November 1771; ſie war alſo erſt im Jahre 1858 87 Jahre alt, während Heine ſchon 1856 geſtorben. Die lange Trennung vom mütterlichen Hauſe — er war zuletzt im Jahre 1844 in Hamburg geweſen — erklärt ſeine Unkenntnis des richtigen Alters ſeiner Mutter. Geſtorben iſt dieſe 1859, drei Jahre nach dem Tode ihres großen Sohnes.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Geſundheit ſelbſt, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantaſtiſche und die Romantik. Sie hatte, wie ich ſchon erwähnt, eine Angſt vor Poeſie, entriß mir jeden Roman, den ſie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Beſuch des Schauſpiels, verſagte mir alle Theilnahme an Volksſpielen, überwachte meinen Umgang, ſchalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Geſpenſtergeſchichten erzählten, kurz, ſie that alles Mögliche, um Aberglauben und Poeſie von mir zu entfernen.

Sie war ſparſam, aber nur in Bezug auf ihre eigene Perſon; für das Vergnügen Andrer konnte ſie verſchwenderiſch ſeyn, und da ſie das Geld nicht liebte ſondern nur ſchätzte, ſchenkte ſie mit leichter Hand und ſetzte mich oft durch ihre Wohlthätigkeit und Freigebigkeit in Erſtaunen.

Welche Aufopferung bewies ſie dem Sohne, dem ſie in ſchwieriger Zeit nicht bloß das Programm ſeiner Studien, ſondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Univerſität bezog, waren die Geſchäfte meines Vaters in ſehr traurigem Zuſtand, und meine

Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier erſten Univerſitätsjahre zu ſichern.

Ich war übrigens nicht der erſte in unſerer Familie, der auf der Univerſität Edelſteine aufgegeſſen und Perlen verſchluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie dieſe mir einſt erzählte, erprobte dasſelbe Kunſtſtück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch ſeiner verſtorbenen Mutter verzierten, muſsten die Koſten ſeines Aufenthalts auf der Univerſität beſtreiten, als ſein Vater, der alte Lazarus de Geldern*), durch einen Succeſſionsprozeſs mit einer verheiratheten Schweſter in große Armuth gerathen war, er, der von ſeinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von deſſen Größe mir eine alte Großmuhme ſo viel Wunderdinge erzählte.

Das klang dem Knaben immer wie Märchen von Tauſend und einer Nacht, wenn die Alte von den großen Paläſten und den perſiſchen Tapeten und dem maſſiven Gold- und Silbergeſchirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürſten*) und der Kurfürſtin ſo viel Ehren genoſs, ſo kläglich einbüßte. Sein Haus in der Stadt war das große Hotel in der Rheinſtraße; das jetzige Krankenhaus in der Neuſtadt gehörte ihm ebenfalls, ſowie ein Schloſs bei Gravenberg, und am Ende hatte er kaum, wo er ſein Haupt hinlegen konnte.

---

*) In dieſen Aufzeichnungen giebt Heine inſofern der Wahrheit die Ehre, als er ſeinen mütterlichen Ahnen kein „von“, ſondern nur ein deutbares und dehnbares „de“ verleiht; dagegen hat er in der Überſchrift des ſchönen Gedichtes an ſeine Mutter (Werke XV, S. 77) dieſe „geborne von Geldern“ genannt.

Eine Geſchichte, die ein Seitenſtück zu der obigen bildet, will ich hier einweben, da ſie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte. Ich las nemlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daſs das Laſter des Trunks, woran derſelbe zu Grunde gegangen, ihm durch ſeine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden ſei, indem ſie dem Knaben, ja dem Kinde Brantewein zu trinken gegeben habe. Dieſe Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindſeliger Verwandter erfahren, ſcheint grundfalſch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der ſelige Grabbe mehrmals von ſeiner Mutter ſprach, die ihn oft gegen „dat Suppen“ mit den nachdrücklichſten Worten verwarnte.

---

*) Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, der Begründer der Malerakademie in Düſſeldorf.

Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn ſie ihren jungen Wolf-Dietrich kareſſirte, mag ſie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bischen gekratzt haben. Aber ſie hatte doch ein ächtes Mutterherz und bewährte ſolches, als ihr Sohn nach Berlin reiſte, um dort zu ſtudieren.

Beim Abſchied, erzählte mir Grabbe, drückte ſie ihm ein Paquet in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, ſich ein halb Dutzend ſilberne Löffel nebſt ſechs dito kleinen Kaffelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein ſtolzer Hausſchatz, deſſen die Frauen aus dem Volke ſich nie ohne Herzbluten entäußern, da ſie gleichſam eine ſilberne Dekorazion ſind, wodurch ſie ſich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterſcheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakoniſch: ich bin an meinem dritten Löffel, oder ich bin an meinem vierten Löffel. Die Großen gehen dahin, ſeufzte er einſt, und es wird ſehr ſchmale Biſſen geben, wenn die Kleinen, die Kaffelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn dieſe dahin ſind, gibts gar keine Biſſen mehr.

Leider hatte er Recht und je weniger er zu eſſen hatte, deſto mehr legte er ſich aufs Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und ſpäter häuslicher Gram trieben den Unglücklichen, im Rauſche Erheiterung oder Vergeſſenheit zu ſuchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flaſche gegriffen haben, wie andere zur Piſtole, um dem Jammerthum ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, ſagte mir einſt ein naiver weſtphäliſcher Landsmann Grabbes, der konnte viel vertragen und wäre nicht geſtorben weil er trank, ſondern er trank weil er ſterben wollte; er ſtarb durch Selbſttrunk.

Obige Ehrenrettung einer Mutter iſt gewiß nie am unrechten Platz; ich verſäumte bis jetzt, ſie zur Sprache zu bringen, da ich ſie in einer Charakteriſtik Grabbes aufzeichnen wollte*); dieſe kam nie zu Stande, und auch in meinem Buche „de l'Allemagne“ konnte ich Grabbes nur flüchtig erwähnen.

---

*) Nach einer brieflichen Mittheilung an Auguſt Lewald hatte Heine ſie 1837 begonnen. Es heißt in dem Briefe: „An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt.

Obige Notiz iſt mehr an den deutſchen als an den franzöſiſchen Leſer gerichtet, und für letzteren will ich hier nur bemerken, daſs beſagter Dietrich Grabbe einer der größten deutſchen Dichter war und von allen unſeren dramatiſchen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiſte Verwandtſchaft mit Shakeſpeare hat. Er mag weniger Saiten auf ſeiner Leyer haben als Andre, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er beſitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Britten gefunden wird. Er hat dieſelben Plötzlichkeiten, dieſelben Naturlaute, womit uns Shakeſpeare erſchreckt, erſchüttert, entzückt.

Aber alle ſeine Vorzüge ſind verdunkelt durch eine Geſchmackloſigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelaſſenheit, die das Tollſte und Abſcheulichſte überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es iſt aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödſinn, was dergleichen hervorbrachte, ſondern

---

aber ich will nicht weiter ſchreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen geleſen.“ (Werke XXI. S. 76.)

eine geiſtige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes ſehr treffend einen wahnſinnigen Sokrates nannte, ſo könnte man unſern Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakeſpeare nennen.

In ſeinen gedruckten Dramen ſind jene Monſtruoſitäten ſehr gemildert, ſie befanden ſich aber grauenhaft grell in dem Manuſkript ſeines „Gothland“, einer Tragödie, die er einſt, als er mir noch ganz unbekannt war, überreichte*) oder vielmehr vor die Füße ſchmiß mit den Worten: ich wollte wiſſen, was an mir ſei, und da habe ich dieſes Manuſkript dem Profeſſor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geſchüttelt und, um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der eben ſo tolle Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit beſſer verſtünde, — hier iſt nun der Bulk!

Nach dieſen Worten, ohne Antwort zu erwarten, trobbelte der närriſche Kauz wieder fort, und da ich eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm ich das Manuſkript mit, um ihr die Primeur eines

---

*) Im Jahre 1822.

Dichters zu verſchaffen; denn ich hatte an den wenigen Stellen, die ich las, ſchon gemerkt, daß hier ein Dichter war.

Wir erkennen das poetiſche Wild ſchon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu ſtark für weibliche Nerven, und ſpät, ſchon gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen rufen und beſchwor mich um Gotteswillen, das entſetzliche Manuſkript wieder zurückzunehmen, da ſie nicht ſchlafen könne, ſolange ſich dasſelbe noch im Hauſe befände. Einen ſolchen Eindruck machten Grabbes Produktionen in ihrer urſprünglichen Geſtalt.*)

Obige Abſchweifung mag ihr Gegenſtand ſelbſt rechtfertigen.

Die Ehrenrettung einer Mutter iſt überall an ihrem Platze, und der fühlende Leſer wird die oben mitgetheilten Äußerungen Grabbes über die arme verunglimpfte Frau, die ihn zur Welt gebracht, nicht als eine müßige Abſchweifung betrachten.

---

*) Ueber Grabbe's „Gothland" heißt es in Heine's „Gedanken und Einfällen" (Werke XIII, S. 341): „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie."

Jetzt aber, nachdem ich mich einer Pflicht der Pietät gegen einen unglücklichen Dichter erledigt habe, will ich wieder zu meiner eigenen Mutter und ihrer Sippſchaft zurückkehren, in weiterer Beſprechung des Einfluſſes, der von dieſer Seite auf meine geiſtige Bildung ausgeübt wurde.

Nach meiner Mutter beſchäftigte ſich mit letzterer ganz beſonders ihr Bruder, mein Oheim Simon de Geldern. Er iſt todt ſeit 20 Jahren. Er war ein Sonderling von unſcheinbarem, ja ſogar närriſchem Äußeren. Eine kleine, gehäbige Figur, mit einem bläſslichen, ſtrengen Geſichte, deſſen Naſe zwar griechiſch gradlinigt, aber gewiſs um ein Drittel länger war, als die Griechen ihre Naſen zu tragen pflegten.

In ſeiner Jugend, ſagte man, ſei dieſe Naſe von gewöhnlicher Größe geweſen und nur durch die üble Gewohnheit, daſs er ſich beſtändig daran zupfte, ſoll ſie ſich ſo übergebührlich in die Länge gezogen haben. Fragten wir Kinder den Ohm, ob das wahr ſey, ſo verwies er uns ſolche reſpektwidrige Rede mit großem Eifer und zupfte ſich dann wieder an der Naſe.

Er ging ganz altfränkiſch gekleidet, trug kurze Beinkleider, weißſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe und nach der alten Mode einen ziemlich langen Zopf, der, wenn das kleine Männchen durch die Straßen trippelte, von einer Schulter zur andern flog, allerlei Kapriolen ſchnitt und ſich über ſeinen eigenen Herrn hinter ſeinem Rücken zu mokieren ſchien.

Oft, wenn der gute Onkel in Gedanken vertieft ſaß oder die Zeitung las, überſchlich mich das frevle Gelüſte, heimlich ſein Zöpfchen zu ergreifen und daran zu ziehen, als wäre es eine Hausklingel, worüber ebenfalls der Ohm ſich ſehr erboſte, indem er jammernd die Hände rang über die junge Brut, die vor nichts mehr Reſpekt hat, weder durch menſchliche noch durch göttliche Autorität mehr in Schranken zu halten und ſich endlich an dem Heiligſten vergreifen werde.

War aber das Äußere des Mannes nicht geeignet, Reſpekt einzuflößen, ſo war ſein Inneres, ſein Herz deſto reſpektabler, und es war das bravſte und edelmüthigſte Herz, das ich hier auf Erden kennen lernte. Es war eine Ehrenhaftigkeit in dem Manne, die an den Rigorismus der Ehre in altſpaniſchen Dramen erinnerte, und auch in der Treue glich er den Helden derſelben. Er hatte nie Gelegenheit, der „Arzt ſeiner Ehre“ zu werden, doch ein „Standhafter Prinz“ war er in ebenſo ritterlicher Größe, obgleich er nicht in vierfüßigen Trochäen deklamierte, gar nicht nach Todespalmen lechzte und ſtatt des glänzenden Rittermantels ein ſcheinloſes Röckchen mit Bachſtelzenſchwanz trug.

Er war durchaus kein ſinnenfeindlicher Aſcete, er liebte Kirmesfeſte, die Weinſtube des Gaſtwirths Raſia, wo er beſonders gern Krammetsvögel aß mit Wachholderbeeren — aber alle Krammetsvögel dieſer Welt und alle ihre Lebensgenüſſe opferte er mit ſtolzer Entſchiedenheit, wenn es die Idee galt, die er für wahr und gut erkannt. Und er that dieſes mit ſolcher Anſpruchloſigkeit, ja Verſchämtheit, daß niemand merkte, wie eigentlich ein heimlicher Märtyrer in dieſer ſpaßhaften Hülle ſteckte.

Nach weltlichen Begriffen war ſein Leben ein verfehltes. Simon de Geldern hatte im Kollegium der Jeſuiten ſeine ſogenannten humaniſtiſchen

Studien, Humaniora, gemacht, doch als der Tod ſeiner Eltern ihm die völlig freie Wahl einer Lebenslaufbahn ließ, wählte er gar keine, verzichtete auf jedes ſogenannte Brodſtudium der ausländiſchen Univerſitäten und blieb lieber daheim zu Düſſeldorf in der „Arche Noä“, wie das kleine Haus hieß, welches ihm ſein Vater hinterließ und über deſſen Thüre das Bild der Arche Noä recht hübſch ausgemeißelt und bunt koloriert zu ſchauen war.

Von raſtloſem Fleiße, überließ er ſich hier allen ſeinen gelehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, ſeiner Bibliomanie und beſonders ſeiner Wuth des Schriftſtellerns, die er beſonders in politiſchen Tagesblättern und obſcuren Zeitſchriften ausließ.

Nebenbei geſagt koſtete ihm nicht bloß das Schreiben ſondern auch das Denken die größte Anſtrengung.

Entſtand dieſe Schreibwuth vielleicht durch den Drang, gemeinnützig zu wirken? Er nahm Theil an allen Tagesfragen und das Leſen von Zeitungen und Broſchüren trieb er bis zur Manie, aber nicht eigentlich wegen ſeiner Gelahrtheit, ſondern weil ſein Vater und ſein Bruder Doktoren der Medizin geweſen. Und die alten Weiber ließen es ſich nicht ausreden, daſs der Sohn des alten Doktors, der ſie ſo oft kuriert, nicht auch die Heilmittel ſeines Vaters geerbt haben müſſe, und wenn ſie erkrankten, kamen ſie zu ihm gelaufen mit ihren Urinflaſchen, mit Weinen und Bitten, daſs er dieſelben doch beſehen möchte, ihnen zu ſagen, was ihnen fehle. Wenn der arme Oheim ſolcherweiſe in ſeinen Studien geſtört wurde, konnte er in Zorn gerathen und die alten Trullen mit ihren Urinflaſchen zum Teufel wünſchen und davonjagen.

Dieſer Oheim war es nun, der auf meine geiſtige Bildung großen Einfluſs geübt und dem ich in ſolcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie ſehr auch unſere Anſichten verſchieden und ſo kümmerlich auch ſeine literäriſchen Beſtrebungen waren, ſo regten ſie doch vielleicht in mir die Luſt zu ſchriftlichen Verſuchen.

Der Ohm ſchrieb einen alten ſteifen Kanzleiſtyl, wie er in den Jeſuitenſchulen, wo Latein die Hauptſache, gelehrt wird, und konnte ſich nicht leicht befreunden mit meiner Ausdrucksweiſe, die ihm zu leicht, zu ſpielend, zu irreverenziös vorkam. Aber ſein Eifer, womit er mir die Hülfsmittel des geiſtigen Fortſchritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen.

Er beſchenkte ſchon den Knaben mit den ſchönſten, koſtbarſten Werken; er ſtellte zu meiner Verfügung ſeine eigene Bibliothek, die an klaſſiſchen Büchern und wichtigen Tagesbroſchüren ſo reich war, und er erlaubte mir ſogar, auf dem Söller der Arche Noä in den Kiſten herumzukramen, worin ſich die alten Bücher und Skripturen des ſeligen Großvaters befanden.

Welche geheimnisvolle Wonne jauchzte im Herzen des Knaben, wenn er auf jenem Söller, der eigentlich eine große Dachſtube war, ganze Tage verbringen konnte.

Es war nicht eben ein ſchöner Aufenthalt, und die einzige Bewohnerin deſſelben, eine dicke Angorakatze, hielt nicht ſonderlich auf Sauberkeit und nur ſelten fegte ſie mit ihrem Schweife ein bischen den Staub und das Spinnweb fort von dem alten Gerümpel, das dort aufgeſtapelt lag.

Aber mein Herz war ſo blühend jung, und die Sonne ſchien ſo heiter durch die kleine Lukarne, daſs mir Alles von einem phantaſtiſchen Lichte übergoſſen ſchien und die alte Katze ſelbſt mir wie eine verwünſchte Prinzeſſin vorkam, die wohl plötzlich aus ihrer thieriſchen Geſtalt wieder befreit ſich in der vorigen Schöne und Herrlichkeit zeigen dürfte, während die Dachkammer ſich in einen prachtvollen Palaſt verwandeln würde, wie es in allen Zaubergeſchichten zu geſchehen pflegt.

Doch die alte gute Märchenzeit iſt verſchwunden, die Katzen bleiben Katzen, und die Dachſtube der Arche Noä blieb eine ſtaubige Rumpelkammer, ein Hoſpital für inkurablen Hausrath, eine Salpetrière*) für alte Möbel, die den äußerſten Grad der Dekrepitüde erlangt und die man doch nicht vor die Thüre ſchmeißen darf, aus ſentimentaler Anhänglichkeit und Berückſichtigung der frommen Erinnerungen, die ſich damit verknüpften.

Da ſtand eine morſch zerbrochene Wiege, worin einſt meine Mutter gewiegt worden: jetzt lag darin die Staatsperücke meines Großvaters, die ganz vermodert war und vor Alter kindiſch geworden zu ſein ſchien.

Der verroſtete Galanteriedegen des Großvaters und eine Feuerzange, die nur einen Arm hatte, und anderes invalides Eiſengeſchirr hing an der Wand. Daneben auf einem wackligen Brette ſtand der ausgeſtopfte Papagei der ſeligen Großmutter, der jetzt ganz entfiedert und nicht mehr grün ſondern aſchgrau war und mit dem einzigen Glasauge, das ihm geblieben, ſehr unheimlich ausſah.

---

*) Name eines Krankenhauſes in Paris.

Hier ſtand auch ein großer, grüner Mops von Porzellan, welcher inwendig hohl war; ein Stück des Hintertheils war abgebrochen, und die Katze ſchien für dieſes chineſiſche oder japaniſche Kunſtbild einen großen Reſpekt zu hegen; ſie machte vor demſelben allerlei devote Katzenbuckel und hielt es vielleicht für ein göttliches Weſen; die Katzen ſind ſo abergläubiſch.

In einem Winkel lag eine alte Flöte, welche einſt meiner Mutter gehört; ſie ſpielte darauf, als ſie noch ein junges Mädchen war, und eben jene Dachkammer wählte ſie zu ihrem Konzertſaale, damit der alte Herr, ihr Vater, nicht von der Muſik in ſeiner Arbeit geſtört oder auch ob dem ſentimentalen Zeitverluſt, deſſen ſich ſeine Tochter ſchuldig machte, unwirſch würde. Die Katze hatte jetzt dieſe Flöte zu ihrem liebſten Spielzeug erwählt, indem ſie an dem verblichenen Roſaband, das an der Flöte befeſtigt war, dieſelbe hin und her auf dem Boden rollte.

Zu den Antiquitäten der Dachkammer gehörten auch Weltkugeln, die wunderlichſten Planetenbilder und Kolben und Retorten, erinnernd an aſtrologiſche und alchimiſtiſche Studien.

In den Kiſten, unter den Büchern des Großvaters befanden ſich auch viele Schriften, die auf ſolche Geheimwiſſenſchaften Bezug hatten. Die meiſten Bücher waren freilich mediziniſche Scharteken. An philoſophiſchen war kein Mangel, doch neben dem erzvernünftigen Carteſius befanden ſich auch Phantaſten wie Paracelſus, van Helmont und gar Agrippa von Nettesheim, deſſen „Philosophia occulta“ ich hier zum erſten Mal zu Geſicht bekam. Schon den Knaben amüſierte die Dedikazionsepiſtel an den Abt Trithem, deſſen Antwortſchreiben beigedruckt, wo dieſer Compère dem andern Charzatan ſeine bombaſtiſchen Komplimente mit Zinſen zurückerſtattet.

Der beſte und koſtbarſte Fund jedoch, den ich in den beſtäubten Kiſten machte, war ein Notizenbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer ſo viel zu ſingen und zu ſagen wuſsten.

Dieſer Großoheim, welcher ebenfalls Simon de Geldern hieß, muſs ein ſonderbarer Heiliger geweſen ſeyn. Den Zunamen der „Morgenländer“ empfing er, weil er große Reiſen im Oriente gemacht und ſich bei ſeiner Rückkehr immer in orientaliſche Tracht kleidete.

Am längſten ſcheint er in den Küſtenſtädten Nordafrikas, namentlich in den marokkaniſchen Staaten verweilt zu haben, wo er von einem Portugieſen das Handwerk eines Waffenſchmieds erlernte und dasſelbe mit Glück betrieb.

Er wallfahrtete nach Jeruſalem, wo er in der Verzückung des Gebetes, auf dem Berge Moria, ein Geſicht hatte. Was ſah er? Er offenbarte es nie.

Ein unabhängiger Beduinenſtamm, der ſich nicht zum Islam ſondern zu einer Art Moſaismus bekannte und in einer der unbekannten Oaſen der nordafrikaniſchen Sandwüſte gleichſam ſein Abſteigequartier hatte, wählte ihn zu ſeinem Anführer oder Scheik. Dieſes kriegeriſche Völkchen lebte in Fehde mit allen Nachbarſtämmen und war der Schrecken der Karawanen. Europäiſch zu reden: mein ſeliger Großoheim, der fromme Viſionär vom heiligen Berge Moria, ward Räuberhauptmann. In dieſer ſchönen Gegend erwarb er auch jene Kenntniſſe von Pferdezucht und jene Reiterkünſte, womit er nach ſeiner Heimkehr ins Abendland ſo viele Bewunderung erregte.

An den verſchiedenen Höfen, wo er ſich lange aufhielt, glänzte er auch durch ſeine perſönliche Schönheit und Stattlichkeit, ſowie auch durch die Pracht der orientaliſchen Kleidung, welche beſonders auf die Frauen ihren Zauber übte. Er imponierte wohl noch am meiſten durch ſein vorgebliches Geheimwiſſen, und niemand wagte es, den allmächtigen Nekromanten bei ſeinen hohen Gönnern herabzuſetzen. Der Geiſt der Intrigue fürchtete die Geiſter der Kabala.

Nur ſein eigener Übermuth konnte ihn ins Verderben ſtürzen, und ſonderbar geheimnisvoll ſchüttelten die alten Muhmen ihre greiſen Köpflein, wenn ſie etwas von dem galanten Verhältnis munkelten, worin der „Morgenländer“ mit einer ſehr erlauchten Dame ſtand, und deſſen Entdeckung ihn nöthigte, aufs ſchleunigſte den Hof und das Land zu verlaſſen. Nur durch die Flucht mit Hinterlaſſung aller ſeiner Habſeligkeiten konnte er dem ſichern Tode entgehen, und eben ſeiner erprobten Reiterkunſt verdankte er ſeine Rettung.

Nach dieſem Abenteuer ſcheint er in England einen ſichern aber kümmerlichen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ich ſchließe ſolches aus einer zu London gedruckten Broſchüre des Großoheims, welche ich einſt, als ich in der Düſſeldorfer Bibliothek bis zu den höchſten Bücherbrettern kletterte, zufällig entdeckte. Es war ein Oratorium in franzöſiſchen Verſen, betitelt „Moſes auf dem Horeb“, hatte vielleicht Bezug auf die erwähnte Viſion, die Vorrede war aber in engliſcher Sprache geſchrieben und von London datirt; die Verſe, wie alle franzöſiſche Verſe, gereimtes lauwarmes Waſſer, aber in der engliſchen Proſa der Vorrede verrieth ſich der Unmuth eines ſtolzen Mannes, der ſich in einer dürftigen Lage befindet.

Aus dem Notizenbuch des Großoheims konnte ich nicht viel ſicheres ermitteln; es war, vielleicht aus Vorſicht, meiſtens mit arabiſchen, ſyriſchen und koptiſchen Buchſtaben geſchrieben, worin ſonderbar genug franzöſiſche Citate vorkamen, z. B. ſehr oft der Vers:

Où l'innocence périt c'est un crime de vivre.*)

Mich frappierten auch manche Äußerungen, die ebenfalls in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; letztere ſcheint das gewöhnliche Idiom des Schreibenden geweſen zu ſein.

Eine räthſelhafte Erſcheinung, ſchwer zu begreifen, war dieſer Großoheim. Er führte eine jener wunderlichen Exiſtenzen, die nur im Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts möglich geweſen; er war halb Schwärmer, der für kosmopolitiſche, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl ſeiner individuellen Kraft die morſchen Schranken einer morſchen Geſellſchaft durchbricht oder überſpringt. Jedenfalls war er ganz ein Menſch.

Sein Charlatanismus, den wir nicht in Abrede ſtellen, war nicht von gemeiner Sorte. Er war kein gewöhnlicher Charlatan, der den Bauern auf den Märkten die Zähne ausreißt, ſondern er drang muthig in die Paläſte der Großen, denen er den ſtärkſten Backzahn ausriß, wie weiland Ritter Hüon von Bourdeaux dem Sultan von Babilon that. Klappern gehört zum Handwerk, ſagt das Sprichwort, und das Leben iſt ein Handwerk wie jedes andre.

---

*) In dieſer Form kein richtiger Vers; Heine, der aus dem Gedächtnis citiert, hat dem Alexandriner einen Fuß zu viel gegeben.

Und welcher bedeutende Menſch iſt nicht ein bischen Charlatan? Die Charlatane der Beſcheidenheit ſind die Schlimmſten mit ihrem demüthig thuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlataniſchen Zuthat.

Der Zweck heiligt die Mittel. Hat doch der liebe Gott ſelbſt, als er auf dem Berg Sinai ſein Geſetz promulgierte, nicht verſchmäht, bei dieſer Gelegenheit tüchtig zu blitzen und zu donnern, obgleich das Geſetz ſo vortrefflich, ſo göttlich gut war, daß es füglich aller Zuthat von leuchtendem Kolophonium und donnernden Paukenſchlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte ſein Publikum, das mit ſeinen Ochſen und Schafen und aufgeſperrten Mäulern unten am Berge ſtand und welchem gewiß ein phyſikaliſches Kunſtſtück mehr Bewunderung einflößen konnte, als alle Mirakel des ewigen Gedankens.

Wie dem auch ſei, dieſer Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beſchäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein junges Gemüth, und ich verſenkte mich ſo tief in ſeine Irrfahrten und Schickſale, daſs mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als ſei ich ſelbſt mein ſeliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortſetzung des Lebens jenes längſt Verſtorbenen!

In der Nacht ſpiegelte ſich daſſelbe retroſpektiv zurück in meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Journal, wo die obere Abtheilung die Gegenwart, den Tag mit ſeinen Tagesberichten und Tagesdebatten enthielt, während in der unteren Abtheilung die poetiſche Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons ſich phantaſtiſch kund gab.

In dieſen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großohm und mit Grauen fühlte ich zugleich, daſs ich ein anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Örtlichkeiten, die ich nie vorher geſehen, da gab es Verhältniſſe, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit ſicherem Fuß und ſicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menſchen in brennend bunten, ſonderbaren Trachten und mit abenteuerlich wüſten Phyſiognomien, denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hände drückte; ihre wildfremde, nie gehörte Sprache verſtand ich, zu meiner Verwunderung antwortete ich ihnen ſogar in derſelben Sprache, während ich mit einer Heftigkeit geſtikulierte, die mir nie eigen war, und während ich ſogar Dinge ſagte, die mit meiner gewöhnlichen Denkweiſe widerwärtig kontraſtierten.

Dieſer wunderliche Zuſtand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbſtbewußtſeyns kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idioſynkraſie, manche fatale Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell paſſen, ja ſogar manche Handlungen, die im Widerſpruch mit meiner Denkweiſe ſind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.

Wenn ich Fehler begehe, deren Entſtehung mir unbegreiflich erſcheint, ſchiebe ich ſie gern auf Rechnung meines morgenländiſchen Doppelgängers. Als ich einſt meinem Vater eine ſolche Hypotheſe mittheilte, um ein kleines Verſehen zu beſchönigen, bemerkte er ſchalkhaft: er hoffe, daſs mein Großoheim keine Wechſel unterſchrieben habe, die mir einſt zur Bezahlung präſentiert werden könnten.

Es ſind mir keine ſolche orientaliſchen Wechſel vorgezeigt worden, und ich habe genug Nöthe mit meinen eigenen occidentaliſchen Wechſeln gehabt.

Aber es giebt gewiſs noch ſchlimmere Schulden als Geldſchulden, welche uns die Vorfahren zur Tilgung hinterlaſſen. Jede Generazion iſt eine Fortſetzung der andern und iſt verantwortlich für ihre Thaten. Die Schrift ſagt: die Väter haben Härlinge (unreife Trauben) gegeſſen und die Enkel haben davon ſchmerzhaft taube Zähne bekommen.

Es herrſcht eine Solidarität der Generazionen, die auf einander folgen, ja die Völker, die hinter einander in die Arena treten, übernehmen eine ſolche Solidarität und die ganze Menſchheit liquidirt am Ende die große Hinterlaſſenſchaft der Vergangenheit. Im Thale Joſaphat wird das große Schuldbuch vernichtet werden oder vielleicht vorher noch durch einen Univerſalbankrott.

Der Geſetzgeber der Juden hat dieſe Solidarität tief erkannt und beſonders in ſeinem Erbrecht ſankzioniert; für ihn gab es vielleicht keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und er glaubte nur an die Unſterblichkeit der Familie; alle Güter waren Familieneigenthum, und niemand konnte ſie ſo vollſtändig alieniren, daſs ſie nicht zu einer gewiſſen Zeit an die Familienglieder zurückfielen.

Einen ſchroffen Gegenſatz zu jener menſchenfreundlichen Idee des Moſaiſchen Geſetzes bildet das römiſche, welches ebenfalls im Erbrechte den Egoismus des römiſchen Charakters bekundet.*)

Ich will hierüber keine Unterſuchungen eröffnen, und meine perſönlichen Bekenntniſſe verfolgend will ich vielmehr die Gelegenheit benutzen, die ſich mir hier bietet, wieder durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie die harmloſeſten Thatſachen zuweilen zu den böswilligſten Inſinuazionen von meinen Feinden benutzt worden. Letztere wollen nemlich die Entdeckung gemacht haben, daſs ich bei biographiſchen Mittheilungen ſehr viel von meiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von meinen väterlichen Sippen und Magen*) ſpräche, und ſie bezeichneten ſolches als ein abſichtliches Hervorheben und Verſchweigen und beſchuldigten mich derſelben eiteln Hintergedanken, die man auch meinem ſeligen Kollegen Wolfgang Goethe vorwarf.

---

*) Der vorſtehende Abſatz ſowie eine Bemerkung über das römiſche Recht (auf Seite 97) findet ſich weitläufiger ausgeführt in einer Stelle der faſt um dieſelbe Zeit wie dieſe Memoiren niedergeſchriebenen „Geſtändniſſe“ (vgl. Werke Band XIV, S. 306).

Vgl. außerdem den I. Anhang dieſes Bandes, welcher die obige Stelle in der Faſſung der erſten Memoiren enthält.

---

*) Ein Lieblingswort Heine's in Bezug auf ſeine Verwandtſchaft. Es findet ſich an mehreren Stellen dieſer Memoiren, doch hat er es oft wieder durchgeſtrichen. Meiſt hat er es in wegwerfendem Sinne angewandt, ſo in dem Sonett („Nachlaſsgedichte", Band XVIII):

„Sie küſsten mich mit ihren falſchen Lippen,
Sie haben mir credenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es ſchmilzt das Fleiſch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Argliſtig ſtahlen ſie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Chriſt — wie es im Kirchenbuche
Beſcheinigt ſteht — deshalb, bevor ich ſterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir ſauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daſs euch der Herr verdamme und verderbe!"

Es iſt freilich wahr, daſs in deſſen Memoiren ſehr oft von dem Großvater von väterlicher Seite, welcher als geſtrenger Herr Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt präſidierte, mit beſonderem Behagen die Rede iſt, während der Großvater von mütterlicher Seite, der als ehrſames Flickſchneiderlein auf der Bockenheimer Gaſſe auf dem Werktiſche hockte und die alten Hoſen der Republik ausbeſſerte, mit keinem Worte erwähnt wird.

Ich habe Goethen in Betreff dieſes Ignorierens nicht zu vertreten, doch was mich ſelbſt betrifft, möchte ich jene böswilligen und oft ausgebeuteten Interpretazionen und Inſinuazionen dahin berichtigen, daſs es nicht meine Schuld iſt, wenn in meinen Schriften von einem väterlichen Großvater nie geſprochen ward. Die Urſache iſt ganz einfach: ich habe nie viel von ihm zu ſagen gewuſst. Mein ſeliger Vater war als ganz fremder Mann nach meiner Geburtsſtadt Düſſeldorf gekommen und beſaß hier keine Anverwandten, keine jener alten

Muhmen und Baſen, welche die weiblichen Barden ſind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epiſcher Monotonie vorſingen, während ſie die bei den ſchottiſchen Barden obligate Dudelſackbegleitung durch das Schnarren ihrer Naſen erſetzen. Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konnte von dieſer Seite mein junges Gemüth frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte.

Mein Vater ſelbſt war ſehr einſilbiger Natur, ſprach nicht gern, und einſt als kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werkeltage in der öden Franziskaner-Kloſterſchule, jedoch die Sonntage zu Hauſe zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenheit wahr, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater geweſen ſei. Auf dieſe Frage antwortete er halb lachend, halb unwirſch: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.“ *)

Den andern Tag, als ich in den Schulſaal trat, wo ich bereits meine kleinen Kameraden verſammelt

---

*) Dieſer Großvater hieß Heymann Heine und iſt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geſtorben.

fand, beeilte ich mich ſogleich ihnen die wichtige Neuigkeit zu erzählen: daſs mein Großvater ein kleiner Jude war, welcher einen langen Bart hatte.

Kaum hatte ich dieſe Mittheilung gemacht, als ſie von Mund zu Mund flog, in allen Tonarten wiederholt ward, mit Begleitung von nachgeäfften Thierſtimmen. Die Kleinen ſprangen über Tiſche und Bänke, riſſen von den Wänden die Rechentafeln, welche auf den Boden purzelten nebſt den Tintenfäſſern, und dabei wurde gelacht, gemeckert, gegrunzt, gebellt, gekräht — ein Höllenſpektakel, deſſen Refrain immer der Großvater war, der ein kleiner Jude geweſen und einen großen Bart hatte

Der Lehrer, welchem die Klaſſe gehörte, vernahm den Lärm und trat mit zornglühendem Geſichte in den Saal und fragte gleich nach dem Urheber dieſes Unfugs. Wie immer in ſolchen Fällen geſchieht: ein jeder ſuchte kleinlaut ſich zu diskulpieren, und am Ende der Unterſuchung ergab es ſich, daſs ich Ärmſter überwieſen ward, durch meine Mittheilung über meinen Großvater den ganzen Lärm veranlaſst zu haben, und ich büßte meine Schuld durch eine bedeutende Anzahl Prügel.

Es waren die erſten Prügel, die ich auf dieſer

Erde empfing, und ich machte bei dieſer Gelegenheit ſchon die philoſophiſche Betrachtung, daſs der liebe Gott, der die Prügel erſchaffen, in ſeiner gütigen Weisheit auch dafür ſorgte, daſs derjenige, welcher ſie ertheilt, am Ende müde wird, indem ſonſt am Ende die Prügel unerträglich würden.*)

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche daſſelbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe ſie nicht vergeſſen.

Auch den Namen des Lehrers, der mich ſo unbarmherzig ſchlug, vergaß ich nicht: er war der Pater Dickerſcheit: er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergeſſen, aber nicht mittheilen will.

Der Liberalismus hat den Prieſterſtand oft genug mit Unrecht verunglimpft und man könnte ihm wohl jetzt einige Schonung angedeihen laſſen, wenn ein unwürdiges Mitglied Verbrechen begeht, die am Ende doch nur der menſchlichen Natur oder vielmehr Unnatur beizumeſſen ſind.

---

*) Eine ziemlich ähnliche tiefſinnige Bemerkung findet ſich ſchon im Munde Hyazinths in den „Reiſebildern" (Band II. S. 251).

Wie der Name des Mannes, der mir die erſten Prügel ertheilte, blieb mir auch der Anlaſs im Gedächtnis, nämlich meine unglückliche genealogiſche Mittheilung, und die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke iſt ſo groß, daſs jedesmal wenn von kleinen Juden mit großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung grüſelnd über den Rücken lief. „Geſottene Katze ſcheut den kochenden Keſſel," ſagt das Sprüchwort und jeder wird leicht begreifen, daſs ich ſeitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und ſeinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einſt dem kleinen, dahinbezügliche Mittheilungen zu machen.

Meine Großmutter väterlicherſeits,*) von welcher ich ebenfalls nur wenig zu ſagen weiß, will ich jedoch nicht unerwähnt laſſen. Sie war eine außerordentlich ſchöne Frau und einzige Tochter eines Banquiers zu Hamburg, der wegen ſeines Reichthums weit und breit berühmt war. Dieſe Umſtände laſſen mich vermuthen, daſs der kleine Jude, der die ſchöne Perſon aus dem Hauſe ihrer hochbegüterten Eltern nach ſeinem Wohnorte Hannover heimführte, noch außer ſeinem großen Barte ſehr rühmliche Eigenſchaften beſeſſen und ſehr reſpektabel geweſen ſein muſs.]

---

*) Mathe Eva Popert, nachmalige Heine, geſtorben 1799.

Er ſtarb frühe, eine junge Wittwe mit ſechs Kindern, ſämmtlich Knaben im zarteſten Alter zurücklaſſend. Sie kehrte nach Hamburg zurück und ſtarb dort ebenfalls nicht ſehr betagt.*)

Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg ſah ich einſt das Porträt der Großmutter. Der Maler, welcher in Rembrandtſcher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haſchte, hatte dem Bilde eine ſchwarze klöſterliche Kopfbedeckung, eine faſt ebenſo ſtrenge, dunkle Robe und den pechdunkelſten Hintergrund ertheilt, ſo daſs das vollwangigte, mit einem Doppelkinn verſehene Geſicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorſchimmerte.

Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, ſie waren zugleich milde und ernſthaft, und beſonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Geſicht einen Ausdruck von Vornehmheit eigenthümlicher Art: hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Bruſt gemalt, ſo hätte man ſicher geglaubt, das Portrait irgend einer gefürſteten Äbtiſſin eines proteſtantiſchen adligen Stiftes zu ſehen.

---

*) Sie hatte in zweiter Ehe einen gewiſſen Schiff geheirathet.

Von den Kindern meiner Großmutter haben, ſo viel ich weiß, nur zwei ihre außerordentliche Schönheit geerbt, nämlich mein Vater und mein Oheim Salomon Heine, der verſtorbene Chef des hamburgiſchen Banquierhauſes dieſes Namens.

Die Schönheit meines Vaters hatte etwas überweiches, charakterloſes, faſt weibliches. Sein Bruder beſaß vielmehr eine männliche Schönheit und er war überhaupt ein Mann, deſſen Charakterſtärke ſich auch in ſeinen edelgemeſſenen, regelmäßigen Zügen impoſant, ja manchmal ſogar verblüffend offenbarte.

Seine Kinder waren alle, ohne Ausnahme, zur entzückendſten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte ſie dahin in ihrer Blüthe und von dieſem ſchönen Menſchenblumenſtrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Banquierhauſes und ſeine Schweſter, eine ſeltene Erſcheinung mit — — —*)

---

*) Es folgten im urſprünglichen Manuſcript hier noch drei Zeilen unten auf dem Blatt und auf dem nächſten

Ich hatte alle dieſe Kinder ſo lieb und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls ſo ſchön war und früh dahinſchied, und alle haben mir viele Thränen gekoſtet. Ich habe wahrhaftig in dieſem Augenblicke nöthig, meine Schellenkappe zu ſchütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.

Ich habe oben geſagt, daſs die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er zumal in ſeiner Jugend oft erprobt und ich ſelbſt bin am Ende ein lebendes Zeugnis derſelben. Es ſollte das keine unziemliche Äußerung ſein; im Sinne hatte ich nur die Formen ſeiner körperlichen Erſcheinung, die nicht ſtraff und drall, ſondern vielmehr weich und zärtlich geründet waren. Den Contouren ſeiner Züge fehlte das Markierte, und ſie verſchwammen ins Unbeſtimmte. In ſeinen ſpäteren Jahren ward er fett, aber auch in ſeiner Jugend ſcheint er nicht eben mager geweſen zu ſein.

Blatt oben, welche mit einer Scheere abgeſchnitten ſind. Schwerlich von Heinrich Heine, wahrſcheinlich von Maximilian Heine oder einem andern der zärtlichen Verwandten, der Anſtoß genommen an einer Äußerung über die Kinder Salomon Heine's.

In dieſer Vermuthung beſtätigt mich ein Porträt, welches ſeitdem in einer Feuersbrunſt bei meiner Mutter verloren ging und meinen Vater als einen jungen Menſchen von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, in rother Uniform*), das Haupt gepudert und verſehen mit einem Haarbeutel, darſtellt.

Dieſes Porträt war günſtigerweiſe mit Paſtellfarbe gemalt. Ich ſage günſtigerweiſe, da letztere, weit beſſer als die Ölfarbe mit dem hinzukommenden Glanzleinenfirniſs, jenen Blüthenſtaub wiedergeben kann, den wir auf den Geſichtern der Leute, welche Puder tragen, bemerken, und die Unbeſtimmtheit der Züge vortheilhaft verſchleiert. Indem der Maler auf beſagtem Porträt mit den kreideweiß gepuderten Haaren und der ebenſo weißen Halsbinde das roſigte Geſicht encadrierte, verlieh er demſelben durch den Contraſt ein ſtärkeres Colorit, und es tritt kräftiger hervor.

---

*) Dieſe „Uniform" hat zu allerlei Aufſchneidereien ſeitens der Familie geführt. Maximilian Heine hat daran die Erfindung geknüpft, daſs ſein Vater Samſon Heine Militär geweſen und als ſolcher im van Geldern'ſchen Hauſe „im Quartier gelegen"; Heine's Nichte, die Prinzeſſin della Rocca, geht gar ſo weit, daſs ſie Samſon Heine einen Ufficiale (Officier) nennt.

Auch die ſcharlachrothe Farbe des Rocks, die auf Ölgemälden ſo ſchauderhaft uns angrinſt, macht hier im Gegentheil einen guten Effekt, indem dadurch die Roſenfarbe des Geſichtes angenehm gemildert wird.

Der Typus von Schönheit, der ſich in den Zügen deſſelben ausſprach, erinnerte weder an die ſtrenge keuſche Idealität der griechiſchen Kunſtwerke, noch an den ſpiritualiſtiſch ſchwärmeriſchen, aber mit heidniſcher Geſundheit geſchwängerten Stil der Renaiſſance; nein, beſagtes Porträt trug vielmehr ganz den Charakter einer Zeit, die eben keinen Charakter beſaß, die minder die Schönheit als das Hübſche, das Niedliche, das kokett-Zierliche liebte; einer Zeit, die es in der Fadheit bis zur Poeſie brachte, jener ſüßen, geſchnörkelten Zeit des Rokoko, die man auch die Haarbeutelzeit nannte und die wirklich als Wahrzeichen, nicht an der Stirn, ſondern am Hinterkopfe, einen Haarbeutel trug. Wäre das Bild meines Vaters auf beſagtem Porträte etwas mehr Miniatur geweſen, ſo hätte man glauben können, der vortreffliche Watteau habe es gemalt, um mit phantaſtiſchen Arabesken von bunten Edelſteinen und Goldflittern umrahmt auf einem Fächer der Frau von Pompadour zu paradieren.

Bemerkenswerth iſt vielleicht der Umſtand, daſs mein Vater auch in ſeinen ſpäteren Jahren der altfränkiſchen Mode des Puders treu blieb und bis an ſein ſeliges Ende ſich alle Tage pudern ließ, obgleich er das ſchönſte Haar, das man ſich denken kann, beſaß. Es war blond, faſt golden und von einer Weichheit, wie ich ſie nur bei chineſiſcher Flockſeide gefunden.

Den Haarbeutel hätte er gewiſs ebenfalls gern beibehalten, jedoch der fortſchreitende Zeitgeiſt war unerbittlich. In dieſer Bedrängnis fand mein Vater ein beſchwichtigendes Auskunftsmittel. Er opferte nur die Form, das ſchwarze Säckchen (sachet), den Beutel: die langen Haarlocken jedoch ſelbſt trug er ſeitdem wie ein breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen auf dem Haupte befeſtigt. Dieſe Haarflechte war bei der Weichheit der Haare und wegen des Puders faſt gar nicht bemerkbar, und ſo war mein Vater doch im Grunde kein Abtrünniger des alten Haarbeutelthums, und er hatte nur, wie ſo mancher Krypto-Orthodoxe dem grauſamen Zeitgeiſte ſich äußerlich gefügt.

Die rothe Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Porträte abkonterfeit iſt, deutet auf hannöverſche Dienſtverhältniſſe. Im Gefolge des Prinzen Ernſt vom Cumberland befand ſich mein Vater zu Anfang der franzöſiſchen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenſchaft eines Proviantmeiſters oder Kommiſſarius, oder, wie es die Franzoſen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen „Mehlwurm“.

Das eigentliche Amt des blutjungen Menſchen war aber das eines Günſtlings des Prinzen, eines **Brummels***) au petit pied und ohne geſteifte Cravatte, und er theilte auch am Ende das Schickſal ſolcher Spielzeuge der Fürſtengunſt. Mein Vater blieb zwar zeitlebens feſt überzeugt, daſs der Prinz, welcher ſpäter König von Hannover ward, ihn nie vergeſſen habe, doch wuſste er ſich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm ſchickte, niemals ſich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wiſſen konnte, ob ſein ehemaliger Günſtling nicht in Verhältniſſen lebte, wo er etwa ſeiner bedürftig ſein möchte.

---

*) Brummel der Name eines ſeiner Zeit weltberühmten Modelöwen und Günſtlings des Prinzregenten von England, des nachmaligen Königs Georg IV.

Aus jener Feldzugsperiode ſtammen manche bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählig abgewöhnen konnte. Z. B. er ließ ſich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatiſche Kunſt oder vielmehr ihre Prieſterinnen, und gar Pferde und Hunde waren ſeine Paſſion. Bei ſeiner Ankunft in Düſſeldorf, wo er ſich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablierte, hatte er zwölf der ſchönſten Gäule mitgebracht. Er entäußerte ſich aber derſelben auf ausdrücklichen Wunſch ſeiner jungen Gattin, die ihm vorſtellte, daſs dieſes vierfüßige Kapital zu viel Hafer freſſe und gar nichts eintrage.

Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeiſter zu entfernen, einen vierſchrötigen Flegel, der beſtändig mit irgend einem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten ſpielte. Er ging endlich von ſelbſt in Begleitung einer goldenen Repetiruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Werth.

Nachdem meine Mutter den Taugenichts los war, gab ſie auch den Jagdhunden meines Vaters ihre Entlaſſung mit Ausnahme eines einzigen, welcher Joly hieß, aber erzhäſslich war. Er fand Gnade in ihren Augen, weil er eben gar nichts von einem Jagdhund an ſich hatte und ein bürgerlich treuer und tugendhafter Haushund werden konnte. Er bewohnte im leeren Stalle die alte Kaleſche meines Vaters, und wenn dieſer hier mit ihm zuſammentraf, warfen ſie ſich wechſelſeitig bedeutende Blicke zu. Ja, Joly, ſeufzte dann mein Vater, und Joly wedelte wehmüthig mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund war ein Heuchler, und einſt in übler Laune, als ſein Liebling über einen Fußtritt allzu jämmerlich wimmerte, geſtand mein Vater, daſs die Kanaille ſich verſtelle. Am Ende ward Joly ſehr räudig und da er eine wandelnde Kaſerne von Flöhen geworden, muſste er erſäuft werden, was mein Vater ohne Einſpruch geſchehen ließ. — Die Menſchen ſakrifizieren ihre vierfüßigen Günſtlinge mit derſelben Indifferenz, wie die Fürſten die zweifüßigen.'

Aus der Feldlagerperiode meines Vaters ſtammte auch wohl ſeine grenzenloſe Vorliebe für den Soldatenſtand oder vielmehr für das Soldatenſpiel, die

Luſt an jenem luſtigen, müßigen Leben, wo Goldflitter und Scharlachlappen die innere Leere verhüllen und die berauſchte Eitelkeit ſich als Muth gebehrden kann.

In ſeiner junkerlichen Umgebung gab es weder militäriſchen Ernſt nach wahre Ruhmſucht; von Heroismus konnte gar nicht die Rede ſein. Als die Hauptſache erſchien ihm die Wachtparade, das klirrende Wehrgehenke, die ſtraffanliegende Uniform, ſo kleidſam für ſchöne Männer.

Wie glücklich war daher mein Vater, als zu Düſſeldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derſelben die ſchöne dunkelblaue, mit himmelbauen Sammetaufſchlägen verſehene Uniform tragen und an der Spitze ſeiner Colonnen an unſerem Hauſe vorbeidefilieren konnte. Vor meiner Mutter, welche erröthend am Fenſter ſtand, ſalutierte er dann mit allerliebſter Courtoiſie; der Federbuſch auf ſeinem dreieckigen Hute flatterte da ſo ſtolz und im Sonnenlicht blitzten freudig die Epauletten.

Noch glücklicher war mein Vater in jener Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, als kommandierender Offizier die Hauptwache zu beziehen und für die

Sicherheit der Stadt zu ſorgen. An ſolchen Tagen floſs auf der Hauptwache eitel Rüdesheimer und Aßmannshäuſer von den trefflichſten Jahrgängen, alles auf Rechnung des kommandirenden Offiziers, deſſen Freigebigkeit ſeine Bürgergardiſten, ſeine Creti und Pleti, nicht genug zu rühmen wuſsten.

Auch genoſs mein Vater unter ihnen eine Popularität, die gewiſs ebenſo groß war, wie die Begeiſterung, womit die alte Garde den Kaiſer Napoleon umjubelte. Dieſer freilich verſtand ſeine Leute in anderer Weiſe zu berauſchen. Den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewiſſen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaſchen, deren Schlünde vom größten Kaliber, zu erſtürmen. Aber ihr Heldenmuth war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaiſergarde fanden. Letztere ſtarb und übergab ſich nicht, während die Gardiſten meines Vaters immer am Leben blieben und ſich oft übergaben.

Was die Sicherheit der Stadt Düſſeldorf betrifft, ſo mag es ſehr bedenklich damit ausgeſehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache kommandierte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen auszuſchicken, die ſingend und klirrend in verſchiedenen Richtungen die Stadt durchſtreiften. Es geſchah einſt, daſs zwei ſolcher Patrouillen ſich begegneten und in der Dunkelheit die Einen die Andern als Trunkenbolde und Ruheſtörer arretieren wollten. Zum Glück ſind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, ſie ſind im Rauſche gutmüthig, „ils ont le vin bon“, und es geſchah kein Malheur; ſie übergaben ſich wechſelſeitig.

Eine grenzenloſe Lebensluſt war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genuſsſüchtig, frohſinnig, roſenlaunig. In ſeinem Gemüthe war beſtändig Kirmeſs, und wenn auch manchmal die Tanzmuſik nicht ſehr rauſchend, ſo wurden doch immer die Violinen geſtimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtſinns. Eine Sorgloſigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieſes Naturell ſtand im wunderlichſten Widerſpruch mit der Gravität, die über ſein ſtrengruhiges Antlitz verbreitet war und ſich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum erſten Male dieſe ernſthafte, gepuderte Geſtalt und dieſe wichtige Miene ſah, hätte gewiſs glauben können, einen von den ſieben

Weiſen Griechenlands zu erblicken. Aber bei näherer Bekanntſchaft merkte man wohl, daſs er weder ein Thales noch ein Lampſakus*) war, der über kosmogoniſche Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber ſie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind ſich eine große tragiſche Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivetät, die bei platten Verſtandesvirtuoſen ſehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tiefſinnigen Ausſpruch das bedeutendſte Anſchauungsvermögen (Intuition) verrieth.

Er witterte mit ſeinen geiſtigen Fühlhörnern, was die Klugen erſt langſam durch die Reflekzion begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigſte Herz, das man ſich denken kann. Das Lächeln, das manchmal um ſeine Lippen ſpielte und mit der obenerwähnten Gravität gar drollig anmuthig kontraſtierte, war der ſüße Widerſchein ſeiner Seelengüte.

---

*) Offenbar eine Verwechſelung mit dem weiſen Pittakus; ob eine abſichtliche oder unabſichtliche, bleibe unentſchieden.

Auch ſeine Stimme obgleich männlich, klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte faſt ſagen etwas, das an Waldtöne, etwa an Rothkehlchenlaute erinnerte; wenn er ſprach, ſo drang ſeine Stimme ſo direkt zum Herzen, als habe ſie gar nicht nöthig gehabt, den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der ſüdlichen Nachbarſchaft dieſer Stadt, das Deutſche am beſten ausgeſprochen wird. Das war ein großer Vortheil für mich, daß ſolchermaßen ſchon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Ausſprache des Deutſchen gewöhnt wurde, während in unſerer Stadt ſelbſt jenes fatale Kauderwelſch des Niederrheins geſprochen wird, das zu Düſſeldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln iſt das Toskana einer klaſſiſch ſchlechten Ausſprache des Deutſchen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, faſt riecht.

In der Sprache der Düſſeldorfer merkt man ſchon einen Übergang in das Froſchgequäke der holländiſchen Sümpfe. Ich will der holländiſchen Sprache bei Leibe nicht ihre eigenthümlichen Schönheiten abſprechen, nur geſtehe ich, daſs ich kein Ohr dafür habe. Es mag ſogar wahr ſein, daſs unſere eigene deutſche Sprache, wie patriotiſche Linguiſten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländiſch ſei. Es iſt möglich.

Dieſes erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitiſchen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menſchengeſchlechts erklärt; die Menſchen ſind nach ſeiner Meinung nur ausgebildete, ja überbildete Affen. Wenn die Affen ſprechen könnten, ſie würden wahrſcheinlich behaupten, daſs die Menſchen nur ausgeartete Affen ſeien, daſs die Menſchheit ein verdorbenes Affenthum, wie nach der Meinung der Holländer die deutſche Sprache ein verdorbenes Holländiſch iſt.*)

Ich ſage: wenn die Affen ſprechen könnten, obgleich ich von ſolchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal verſichern ſteif und feſt, die Affen ſeien Menſchen ganz wie wir, jedoch klüger, indem ſie ſich des Sprechens enthalten, um nicht als Menſchen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden; ihre ſcurrilen Affenſpäße ſeien lauter Pfiffigkeit, wodurch ſie bei den Machthabern der Erde für untauglich erſcheinen möchten, wie wir andre ausgebeutet zu werden.

---

*) Unter den im XIII. Bande der Werke als „Gedanken und Einfälle" geſammelten Zetteln findet ſich auch einer, der den Inhalt obiger Stelle kurz andeutet: „Die Affen ſehen auf die Menſchen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, ſowie die Holländer das Deutſche für verdorbenes Holländiſch erklären."

Solche Entäußerung aller Eitelkeit würde mir von dieſen Menſchen, die ein ſtummes Inkognito beibehalten und ſich vielleicht über unſere Einfalt luſtig machen, eine ſehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frei in ihren Wäldern, dem Naturzuſtand nie entſagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Menſch ein ausgearteter Affe ſei.

Vielleicht haben unſere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert Dergleichen ſchon geahnt, und indem ſie inſtinktmäßig fühlten, wie unſere glatte Überziviliſazion nur eine gefirnißte Fäulnis iſt, und wie es nöthig ſei, zur Natur zurückzukehren, ſuchten ſie ſich unſerem Urtypus, dem natürlichen Affenthum, wieder zu nähern. Sie thaten das Mögliche, und als ihnen endlich, um ganz Affe zu ſein, nur noch der Schwanz fehlte, erſetzten ſie dieſen Mangel durch den Zopf. So iſt die Zopfmode ein bedeutſames Symptom eines ernſten Bedürfniſſes und nicht ein Spiel der Frivolität — — doch ich ſuche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die Wehmuth zu überklingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verſtorbenen Vater denke.

Er war von allen Menſchen derjenige, den ich am meiſten auf dieſer Erde geliebt. Er iſt jetzt todt ſeit länger als 25 Jahren.*) Ich dachte nie daran, daſs ich ihn einſt verlieren würde, und ſelbſt jetzt kann ich es kaum glauben, daſs ich ihn wirklich verloren habe. Es iſt ſo ſchwer, ſich von dem Tod der Menſchen zu überzeugen, die wir ſo innig liebten. Aber ſie ſind auch nicht todt, ſie leben fort in uns und wohnen in unſerer Seele.

Es verging ſeitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen ſeligen Vater denken muſste, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang ſeiner Stimme zu hören, wie das Echo eines

---

*) Da Heine's Vater am 2. December 1828 geſtorben, ſo ergiebt ſich auch aus der obigen Zeitbeſtimmung das Jahr 1854 als das des Beginns der Memoirenabfaſſung. — Das „länger als" iſt korrigierend von Heine's Hand hineingeſchrieben, ſodaſs wir es hier mit einer wohlüberdachten Zeitangabe zu thun haben.

Traumes. Alsdann iſt mir zu Sinn, als müſst ich mich geſchwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that.

Mein Vater pflegte immer ſehr frühe aufzuſtehen und ſich an ſeine Geſchäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, und ich fand ihn gewöhnlich ſchon am Schreibtiſch, wo er ohne aufzublicken mir die Hand hinreichte zum Kuſſe. Eine ſchöne, feingeſchnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelklei wuſch. Ich ſehe ſie noch vor mir, ich ſehe noch jedes blaue Aederchen, das dieſe blendend weiße Marmorhand durchrieſelte. Mir iſt als ſteige der Mandelduft prickelnd in meine Naſe, und das Auge wird feucht.*)

Zuweilen blieb es nicht beim bloßen Handkuſs, und mein Vater nahm mich zwiſchen ſeine Knie und küſste mich auf die Stirn. Eines Morgens umarmte er mich mit ganz ungewöhnlicher Zärtlichkeit und ſagte: „Ich habe dieſe Nacht etwas Schönes von Dir geträumt und bin ſehr zufrieden mit Dir, mein lieber Harry.“ Während er dieſe naiven Worte ſprach, zog ein Lächeln um ſeine Lippen, welches zu ſagen ſchien: mag der Harry ſich noch ſo unartig in der Wirklichkeit aufführen, ich werde dennoch, um ihn ungetrübt zu lieben, immer etwas Schönes von ihm träumen.

---

*) Faſt wörtlich ſo in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopſki“ (Werke, Band IV S. 85).

Harry iſt bei den Engländern der familiäre Name Derjenigen, welche Henri heißen, und er entſpricht ganz meinem deutſchen Taufnamen „Heinrich". Die familiären Benennungen des letztern ſind in dem Dialekte meiner Heimath äußerſt mißklingend, ja faſt ſcurril, z. B. Heinz, Heinzchen, Hinz. Heinzchen werden oft auch die kleinen Hauskobolde genannt, und der geſtiefelte Kater im Puppenſpiel und überhaupt der Kater in der Volksfabel heißt „Hinze".

Aber nicht um ſolcher Mißlichkeit abzuhelfen, ſondern um einen ſeiner beſten Freunde in England zu ehren, ward von meinem Vater mein Name angliſirt. Mr. Harry war meines Vaters Geſchäftsführer (Korreſpondent) in Liverpool; er kannte dort die beſten Fabriken, wo Velveteen fabrizirt wurde, ein Handelsartikel, der meinem Vater ſehr am Herzen lag, mehr aus Ambizion als aus Eigennutz, denn obgleich er behauptete, daß er viel Geld an jenem Artikel verdiene, ſo blieb ſolches doch ſehr problematiſch, und mein Vater hätte vielleicht noch Geld zugeſetzt, wenn es darauf ankam, den Velveteen in beſſerer Qualität und in größerer Quantität abzuſetzen als ſeine Kompetitoren. Wie denn überhaupt mein Vater eigentlich keinen berechnenden Kaufmannsgeiſt hatte, obgleich er immer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel war, wie die Kinder Soldaten oder Kochen ſpielen.

Seine Thätigkeit war eigentlich nur eine unaufhörliche Geſchäftigkeit. Der Velveteen war ganz beſonders ſeine Puppe, und er war glücklich, wenn die großen Frachtkarren abgeladen wurden, und ſchon beim Abpacken alle Handelsjuden der benachbarten Gegend die Hausflur füllten; denn die letzteren waren ſeine beſten Kunden, und bei ihnen fand ſein Velveteen nicht bloß den größten Abſatz ſondern auch ehrenhafte Anerkennung.

Da Du, theurer Leſer, vielleicht nicht weißt, was „Velveteen“ iſt, ſo erlaube ich mir, Dir zu erklären, daſs dieſes ein engliſches Wort iſt, welches ſammtartig bedeutet, und man benennt damit eine Art Sammt von Baumwolle, woraus ſehr ſchöne Hoſen, Weſten, ſogar Kamiſöle verfertigt werden.

Es trägt dieſer Kleidungsſtoff auch den Namen „Mancheſter“ nach der gleichnamigen Fabrikſtadt, wo derſelbe zuerſt fabrizirt wurde.

Weil nun der Freund meines Vaters, der ſich auf den Einkauf des Velveteens am beſten verſtand, den Namen Harry führte, erhielt auch ich dieſen Namen, und Harry ward ich genannt in der Familie und bei Hausfreunden und Nachbarn.

Ich höre mich noch jetzt ſehr gern bei dieſem Namen nennen, obgleich ich demſelben auch viel Verdruſs, vielleicht den empfindlichſten Verdruſs meiner Kindheit verdankte. Erſt jetzt, wo ich nicht mehr unter den Lebenden lebe und folglich alle geſellſchaftliche Eitelkeit in meiner Seele erliſcht, kann ich ohne Befangenheit davon ſprechen.

Hier in Frankreich iſt mir gleich nach meiner Ankunft in Paris mein deutſcher Name „Heinrich“ in „Henri“ überſetzt worden, und ich muſste mich darin ſchicken und auch endlich hier zu Lande ſelbſt ſo nennen, da das Wort Heinrich dem franzöſiſchen Ohr nicht zuſagte, und überhaupt die Franzoſen ſich alle Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen „Henri Heine“ haben ſie nie recht ausſprechen können, und bei den meiſten heiße ich Mr. Enri Enn: von vielen wird dieſes in ein Enrienne zuſammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.*)

Das ſchadet mir in mancherlei literäriſcher Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vortheil. Z. B. unter meinen edlen Landsleuten, welche nach Paris kommen, ſind manche, die mich hier gern verläſtern möchten, aber da ſie immer meinen Namen deutſch ausſprechen, ſo kommt es den Franzoſen nicht in den Sinn, daſs der Böſewicht und Unſchuldbrunnenvergifter, über den ſo ſchrecklich geſchimpft ward, kein anderer als ihr Freund Monsieur Enrienne ſei, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel ſchießen laſſen; die Franzoſen wiſſen nicht, daſs von mir die Rede iſt, und die transrhenaniſche Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeſchoſſen.

---

*) In einigen Briefen an ſeine Frau ſchrieb Heine deshalb ſeinen Namen: Heiné, ebenſo in einem franzöſiſch geſchriebenen Brief an die „Mouche“; auf den Titeln der von ihm beſorgten franzöſiſchen Ausgaben ſeiner Werke ſteht regelmäßig Henri Heine, ohne Accent. — Daſs die Franzoſen noch heute ſeinen Namen ungefähr wie „Aehn“ ausſprechen, dürfte bekannt ſein.

Es hat aber, wie geſagt, etwas mißliches, wenn man unſern Namen ſchlecht ausſpricht. Es giebt Menſchen, die in ſolchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tagen legen. Ich machte mir mal den Spaß, den alten Cherubini zu befragen, ob es wahr ſei, daß der Kaiſer Napoleon ſeinen Namen immer wie Scherubini und nicht wie Kerubini ausgeſprochen, obgleich der Kaiſer des Italieniſchen genugſam kundig war, um zu wiſſen, wo das italieniſche ch wie ein que oder k ausgeſprochen wird. Bei dieſer Anfrage expektorierte ſich der alte Maeſtro mit höchſt komiſcher Wuth.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri — alle dieſe Namen klingen gut, wenn ſie von ſchönen Lippen gleiten. Am beſten freilich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen, mit großen ſilbernen Sternen geſtickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen Landes, das die Heimath der Schönheit iſt und Raphael Sanzio von Urbino, Joachimo Roſſini und die Principeſſa Chriſtina Belgiojoſo hervorgebracht hat.

Da mein körperlicher Zuſtand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Geſellſchaft zu leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich exiſtirt, ſo habe ich auch die Feſſel jener perſönlichen Eitelkeit abgeſtreift,*) die jeden behaftet, der unter den Menſchen, in der ſogenannten Welt ſich herumtreiben muſs.

Ich kann daher jetzt mit unbefangenem Sinn von dem Miſsgeſchick ſprechen, das mit meinem Namen „Harry“ verbunden war und mir die ſchönſten Frühlingsjahre des Lebens vergällte und vergiftete.

Es hatte damit folgende Bewandnis. In meiner Vaterſtadt wohnte ein Mann, welcher „der Dreckmichel“ hieß, weil er jeden Morgen mit einem Karren, woran ein Eſel geſpannt war, die Straßen der Stadt durchzog und vor jedem Hauſe ſtill hielt, um den Kehricht, welchen die Mädchen in zierlichen Haufen zuſammengekehrt, aufzuladen und aus der Stadt nach dem Miſtfelde zu transportieren. Der Mann ſah aus wie ſein Gewerbe, und der Eſel, welcher ſeinerſeits wie ſein Herr ausſah, hielt ſtill vor den Häuſern oder ſetzte ſich in Trab, je nachdem die Modulazion war, womit der Michel ihm das Wort „Haarüh!“ zurief.

---

*) Um ein Beiſpiel zu geben von der Sorgſamkeit, mit welcher Heine nach dem paſſendſten Ausdruck ſuchte, folge hier der Wortlaut des Manuſkripts ohne Rückſicht auf Durchſtreichungen: „— — ſo bin ich von aller Eitelkeit befreit“ . . . „die perſönliche Eitelkeit“ . . . „ſeit Jahren nicht mehr von jener Eitelkeit behaftet“ . . . „alle jene Eitelkeit abgeſtreift, die“ . . . „genas ich ſeit längſt von jener Eitelkeit“ . . . „ſo giebt es für mich auch nicht mehr jene Rückſichten der Eitelkeit, womit“.

All dieſe Anſätze hat Heine wieder durchgeſtrichen und ſtatt derſelben den im Text gedruckten gewählt.

War ſolches ſein wirklicher Name oder nur ein Stichwort? Ich weiß nicht, doch ſo viel iſt gewiſs, daſs ich durch die Ähnlichkeit jenes Wortes mit meinem Namen Harry außerordentlich viel Leid von Schulkameraden und Nachbarskindern auszuſtehen hatte. Um mich zu nergeln, ſprachen ſie ihn ganz ſo aus, wie der Dreckmichel ſeinen Eſel rief, und ward ich darob erboſt, ſo nahmen die Schälke manchmal eine ganz unſchuldige Miene an und verlangten, um jede Verwechſelung zu vermeiden, ich ſollte ſie lehren, wie mein Name und der des Eſels ausgeſprochen werden müſsten, ſtellten ſich aber dabei ſehr ungelehrig, meinten, der Michel pflege die erſte Silbe immer ſehr lang anzuziehen, während er die zweite Silbe immer ſchnell abſchnappen laſſe; zu anderen Zeiten geſchähe das Gegentheil, wodurch der Ruf wieder ganz meinem eigenen Namen gleichlaute, und indem die Buben in der unſinnigſten Weiſe alle Begriffe und mich mit dem Eſel und wieder dieſen mit mir verwechſelten, gab es tolle coq-à l'âne, über die jeder andere lachen, aber ich ſelbſt weinen muſste.*)

Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, meinte ſie, ich ſolle nur ſuchen, viel zu lernen und geſcheit zu werden, und man werde mich dann nie mit einem Eſel verwechſeln.

Aber meine Homonymität mit dem ſchäbigen Langohr blieb mein Alp. Die großen Buben gingen vorbei und grüßten: „Haarüh!" die kleineren riefen mir denſelben Gruß, aber in einiger Entfernung. In der Schule ward dasſelbe Thema mit raffinierter Grauſamkeit ausgebeutet; wenn nur irgend von einem Eſel die Rede war, ſchielte man nach mir, der ich immer erröthete, und es iſt unglaublich, wie Schulknaben überall Anzüglichkeiten hervorzuheben oder zu erfinden wiſſen.

Z. B. der Eine frug den Andern: Wie unterſcheidet ſich das Zebra von dem Eſel des Barlaam Sohn Beers? Die Antwort lautete: Der eine ſpricht zebräiſch und der andere ſprach hebräiſch. — Dann kam die Frage: Wie unterſcheidet ſich aber der Eſel des Dreckmichels von ſeinem Namensvetter, und die impertinente Antwort war: den Unterſchied wiſſen wir nicht. Ich wollte dann zuſchlagen, aber man beſchwichtigte mich, und mein Freund Dietrich, der außerordentlich ſchöne Heiligenbildchen zu verfertigen wuſste und auch ſpäter ein berühmter Maler wurde, ſuchte mich einſt bei einer ſolchen Gelegenheit zu tröſten, indem er mir ein Bild verſprach. Er malte für mich einen heiligen Michael — aber der Böſewicht hatte mich ſchändlich verhöhnt. Der Erzengel hatte die Züge des Dreckmichels, ſein Roſs ſah ganz aus wie deſſen Eſel, und ſtatt einen Drachen durchſtach die Lanze das Aas einer todten Katze.

---

*) In einem Briefe an Alexander Dumas vom 8. Februar 1855 (Band XXII S. 446) ſagt Heine: „Der Eſel iſt mir wahrlich von allen Thieren am meiſten zuwider; es iſt das eine Idioſynkraſie, die ſchon aus meiner Kindheit herſtammt."

Sogar der blondlockigte, ſanfte, mädchenhafte Franz,*) den ich ſo ſehr liebte, verrieth mich einſt: er ſchloſs mich in ſeine Arme, lehnte ſeine Wange zärtlich an die meinige, blieb lange ſentimental an meiner Bruſt und — rief mir plötzlich ins Ohr ein lachendes Haarüh! — das ſchnöde Wort im Davonlaufen beſtändig modulierend, daſs es weithin durch die Kreuzgänge des Kloſters wiederhallte.

---

*) Franz von Zuccalmaglio, an welchen eines der erſten Gedichte Heine's gerichtet iſt: „Es zieht mich nach Nordland ein gold'ner Stern“ (Werke, Band XV, S. 286).

Noch roher behandelten mich einige Nachbarskinder, Gaſſenbuben jener niedrigſten Klaſſe, welche wir in Düſſeldorf „Haluten" nannten, ein Wort, welches Etymologienjäger gewiſs von den Heloten der Spartaner ableiten würden.

Ein ſolcher Halut war der kleine Jupp, welches Joſeph heißt, und den ich auch mit ſeinem Vatersnamen Flader benennen will, damit er bei Leibe nicht mit dem Jupp Röriſch verwechſelt werde, welcher ein ganz artiges Nachbarskind war und, wie ich zufällig erfahren, jetzt als Poſtbeamter in Bonn lebt. Der Jupp Flader trug immer einen langen Fiſcherſtecken, womit er nach mir ſchlug, wenn er mir begegnete. Er pflegte mir auch gern Roſsäpfel an den Kopf zu werfen, die er brühwarm, wie ſie aus dem Backofen der Natur kamen, von der Straße aufraffte. Aber nie unterließ er dann auch das fatale Haarüh! zu rufen und zwar in allen Modulazionen.

Der böſe Bub war der Enkel der alten Frau Flader, welche zu den Klientinnen meines Vaters gehörte. So böſe der Bub war, ſo gutmüthig war die arme Großmutter, ein Bild der Armuth, und des Elends, aber nicht abſtoßend, ſondern nur herzzerreißend. Sie war wohl über 80 Jahre alt, eine große Schlottergeſtalt, ein weißes Ledergeſicht mit blaſſen Kummeraugen, eine weiche, röchelnde, wimmernde Stimme, und bettelnd ganz ohne Phraſe, was immer furchtbar klingt.

Mein Vater gab ihr immer einen Stuhl, wenn ſie kam, ihr Monatsgeld abzuholen an den Tagen, wo er als Armenpfleger ſeine Sitzungen hielt.

Von dieſen Sitzungen meines Vaters als Armenpfleger blieben mir nur diejenigen im Gedächtnis, welche im Winter ſtattfanden, in der Frühe des Morgens, wenns noch dunkel war. Mein Vater ſaß dann an einem großen Tiſche, der mit Geldtüten jeder Größe bedeckt war; ſtatt der ſilbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren ſich mein Vater gewöhnlich bediente und womit er, deſſen Herz ſo viel Takt beſaß, vor der Armuth nicht prunken wollte, ſtanden jetzt auf dem Tiſche zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, die mit der rothen

Flamme des dicken, ſchwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anweſende Geſellſchaft beleuchteten.

Das waren arme Leute jedes Alters, die bis in den Vorſaal Queue machten. Einer nach dem andern kam ſeine Tüte in Empfang zu nehmen, und mancher erhielt zwei: die große Tüte enthielt das Privatalmoſen meines Vaters, die kleine das Geld der Armenkaſſe.

Ich ſaß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und reichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich ſollte lernen, wie man giebt, und in dieſem Fache konnte man bei meinem Vater etwas tüchtiges lernen.*)

Viele Menſchen haben das Herz auf dem rechten

---

*) Alfred Meißner erzählt in ſeinen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Hamburg 1856, Hoffmann & Campe) aus genauer Kenntnis: „Zahlloſe Flüchtlinge haben Heine's wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei ſie angehörten, wenn ſie ſogar aus einem Lager kamen, deſſen Fahne er verſpottete und in deſſen Reihen ihm feindliche Kämpfer niſteten. Zu jeder Geldſammlung für irgend ein edles oder unverſchuldetes Unglück ſteuerte er mit, beinahe mehr als ſeine Mittel es geſtatteten, und ſagte dabei lächelnd und wie zur Entſchuldigung: ‚Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Viſitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.‘“

Fleck, aber ſie verſtehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille des Herzens den Weg bis zur Taſche macht: zwiſchen dem guten Vorſatz und der Vollſtreckung vergeht langſam die Zeit wie bei einer Poſtſchnecke. Zwiſchen dem Herzen meines Vaters und ſeiner Taſche war gleichſam ſchon eine Eiſenbahn eingerichtet. Daß er durch die Akzionen ſolcher Eiſenbahn nicht reich wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Bei der Nord- oder Lyon-Bahn iſt mehr verdient worden.

Die meiſten Klienten meines Vaters waren Frauen und zwar alte, und auch in ſpäteren Zeiten, ſelbſt damals als ſeine Umſtände ſehr unglänzend zu ſein begannen, hatte er eine ſolche Klientel von bejahrten Weibsperſonen, denen er kleine Penſionen verabreichte. Sie ſtanden überall auf der Lauer, wo ſein Weg ihn vorüberführen mußte, und er hatte ſolchermaßen eine geheime Leibwache von alten Weibern, wie einſt der ſelige Robeſpierre.

Unter dieſer altergrauen Garde war manche Vettel, die durchaus nicht aus Dürftigkeit ihm nachlief, ſondern aus wahrem Wohlgefallen an ſeiner Perſon, an ſeiner freundlichen und immer liebreichen Erſcheinung.

Er war ja die Artigkeit in Perſon, nicht bloß den jungen ſondern auch den älteren Frauen gegenüber, und die alten Weiber, die ſo grauſam ſich zeigen, wenn ſie verletzt werden, ſind die dankbarſte Nazion, wenn man ihnen einige Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit erwieſen, und wer in Schmeicheleien bezahlt ſein will, der findet in ihnen Perſonen, die nicht knickern, während die jungen ſchnippiſchen Dinger uns für alle unſere Zuvorkommenheiten kaum eines Kopfnickens würdigen.

Da nun für ſchöne Männer, deren Spezialität drin beſteht, daß ſie ſchöne Männer ſind, die Schmeichelei ein großes Bedürfnis iſt und es ihnen dabei gleichgültig iſt, ob der Weihrauch aus einem roſigten oder welken Munde kommt, wenn er nur ſtark und reichlich hervorquillt, ſo begreift man, wie mein theurer Vater, ohne eben darauf ſpekuliert zu haben, dennoch in ſeinem Verkehr mit den alten Damen ein gutes Geſchäft machte.

Es iſt unbegreiflich, wie groß oft die Doſis Weihrauch war, mit welcher ſie ihn eindampften, und wie gut er die ſtärkſte Porzion vertragen konnte. Das war ſein glückliches Temperament, durchaus nicht Einfalt. Er wußte ſehr wohl, daß man ihm ſchmeichle, aber er wuſste auch, daſs Schmeichelei, wie Zucker, immer ſüß iſt, und er war wie das Kind, welches zu der Mutter ſagt: ſchmeichle mir ein bischen, ſogar ein bischen zu viel.

Das Verhältnis meines Vaters zu den beſagten Frauen hatte aber noch außerdem einen ernſteren Grund. Er war nämlich ihr Rathgeber, und es iſt merkwürdig, daſs dieſer Mann, der ſich ſelber ſo ſchlecht zu rathen wuſste, dennoch die Lebensklugheit ſelbſt war, wenn es galt, anderen in miſslichen Vorfallenheiten einen guten Rath zu ertheilen. Er durchſchaute dann gleich die Poſition, und wenn die betrübte Klientin ihm auseinandergeſetzt, wie es ihr in ihrem Gewerbe immer ſchlimmer gehe, ſo that er am Ende einen Ausſpruch, den ich ſo oft, wenn alles ſchlecht ging, aus ſeinem Munde hörte, nämlich: „in dieſem Falle muſs man ein neues Fäſschen anſtechen“. Er wollte damit anrathen, daſs man nicht in einer verlorenen Sache eigenſinnig ferner beharren, ſondern etwas Neues beginnen, eine neue Richtung einſchlagen müſſe. Man muſs dem alten Faſs, woraus nur ſaurer Wein und nur ſparſam tröpfelt, lieber gleich den Boden ausſchlagen und „ein neues Fäſschen anſtechen“! Aber ſtatt deſſen legt man ſich faul mit offenem Mund unter das trockene Spundloch und hofft auf ſüßeres und reichlicheres Rinnen.

Als die alte Hanne meinem Vater klagte, daſs ihre Kundſchaft abgenommen und ſie nichts mehr zu brocken und, was für ſie noch empfindlicher, nichts mehr zu ſchlucken habe, gab er ihr erſt einen Thaler und dann ſann er nach. Die alte Hanne war früher eine der vornehmſten Hebammen, aber in ſpäteren Jahren ergab ſie ſich etwas dem Trinken und beſonders dem Tabakſchnupfen; da in ihrer rothen Naſe immer Thauwetter war, und der Tropfenfall die weißen Betttücher der Wöchnerinnen ſehr verbräunte, ſo ward die Frau überall abgeſchafft. — Nachdem mein Vater nun reiflich nachgedacht, ſagte er endlich: Da muſs man ein neues Fäſschen anſtechen, und diesmal muſs es ein Branntweinfäſschen ſein; ich rathe Euch, in einer etwas vornehmen, von Matroſen beſuchten Straße am Hafen einen kleinen Liquörladen zu eröffnen, ein Schnapslädchen.

Die Ex=Hebamme folgte dieſem Rath, ſie etablierte ſich mit einer Schnapsboutique am Hafen, machte gute Geſchäfte und ſie hätte gewiſs ein Vermögen erworben, wenn nicht unglücklicherweiſe ſie ſelbſt ihre beſte Kunde geweſen wäre. Sie verkaufte auch Tabak, und ich ſah ſie oft vor ihrem Laden ſtehen mit ihrer roth aufgedunſenen Schnupftabaksnaſe, eine lebende Reklame, die manchen gefühlvollen Seemann anlockte.

Zu den ſchönen Eigenſchaften meines Vaters gehörte vorzüglich ſeine große Höflichkeit, die er, als ein wahrhaft vornehmer Mann, ebenſo ſehr gegen Arme wie gegen Reiche ausübte. Ich bemerkte dieſes beſonders in den oberwähnten Sitzungen, wo er, den armen Leuten ihre Geldtüte verabreichend, ihnen immer einige höfliche Worte ſagte.

Ich konnte da etwas lernen, und in der That, mancher berühmte Wohlthäter, der den armen Leuten immer die Tüte an den Kopf warf, daſs man mit jedem Thaler auch ein Loch in den Kopf bekam, hätte hier bei meinem höflichen Vater etwas lernen können. Er befragte die meiſten armen Weiber nach ihrem Befinden und er war ſo gewohnt an die Redeformel: „ich habe die Ehre“, daſs er ſie auch anwandte, wenn er mancher Bettel, die etwa unzufrieden und patzig, die Thüre zeigte.

Gegen die alte Flader war er am höflichſten und er bot ihr immer einen Stuhl. Sie war auch wirklich ſo ſchlecht auf den Beinen und konnte mit ihrer Handkrücke kaum forthumpeln.

Als ſie zum letzten Mal zu meinem Vater kam, um ihr Monatsgeld abzuholen, war ſie ſo zuſammenfallend, daſs ihr Enkel, der Jupp, ſie führen muſste. Dieſer warf mir einen ſonderbaren Blick zu, als er mich an dem Tiſche neben meinem Vater ſitzen ſah. Die Alte erhielt außer der kleinen Tüte auch noch eine ganz große Privattüte von meinem Vater und ſie ergoſs ſich in einen Strom von Segenswünſchen und Thränen.

Es iſt fürchterlich, wenn eine alte Großmutter ſo ſtark weint. Ich hätte ſelbſt weinen können, und die alte Frau mochte es mir wohl anmerken. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein hübſches Kind ich ſei, und ſie ſagte, ſie wollte die Muttergottes bitten, dafür zu ſorgen, daſs ich niemals im Leben Hunger leiden und bei den Leuten betteln müſſe.*

---

*) „Ich ward bedrängt von ſchwarzen Sorgen,
Ich muſste lügen, ich muſste borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube ſogar, ich muſste betteln“

klagt Heine in einem ſeiner „Lazarus“-Gedichte(Band XVIII, S. 147).

Mein Vater ward über dieſe Worte etwas verdrießlich, aber die Alte meinte es ehrlich: es lag in ihrem Blick etwas ſo geiſterhaftes aber zugleich frömmiges und liebreiches, und ſie ſagte zuletzt zu ihrem Enkel: geh, Zupp, und küſſe dem lieben Kinde die Hand. Der Zupp ſchnitt eine ſäuerliche Grimaſſe, aber er gehorchte dem Befehl der Großmutter; ich fühlte auf meiner Hand ſeine brennenden Lippen wie den Stich einer Viper. Schwerlich konnte ich ſagen, warum, aber ich zog aus der Taſche alle meine Fettmännchen und gab ſie dem Zupp, der mit einem roh blöden Geſicht ſie Stück vor Stück zählte und endlich ganz gelaſſen in die Taſche ſeiner Bux ſteckte.

Zur Belehrung des Leſers bemerke ich, daſs „Fettmännchen" der Name einer fettigdicken Kupfermünze iſt, die ungefähr einen Sou werth iſt.

Die alte Flader iſt bald darauf geſtorben, aber der Zupp iſt gewiſs noch am Leben, wenn er nicht ſeitdem gehenkt worden iſt. — Der böſe Bube blieb unverändert. Schon den andern Tag nach unſerm Zuſammentreffen bei meinem Vater begegnete ich ihm auf der Straße. Er ging mit ſeiner wohlbekannten langen Fiſcherruthe. Er ſchlug mich wieder mit dieſem Stecken, warf auch wieder nach mir mit einigen Roſsäpfeln und ſchrie wieder das fatale Haarüh! und zwar ſo laut und die Stimme des Dreckmichels ſo treu nachahmend, daſs der Eſel desſelben, der ſich mit dem Karren zufällig in einer Nebengaſſe befand, den Ruf ſeines Herrn zu vernehmen glaubte und ein fröhliches I-A erſchallen ließ.

Wie geſagt, die Großmutter des Jupp iſt bald darauf geſtorben und zwar in dem Ruf einer Hexe, was ſie gewiſs nicht war, obgleich unſere Zippel ſteif und feſt das Gegentheil behauptete.

Zippel war der Name einer noch nicht ſehr alten Perſon, welche eigentlich Sibille hieß, meine erſte Wärterin war und auch ſpäter im Hauſe blieb. Sie befand ſich zufällig im Zimmer am Morgen der erwähnten Scene, wo die alte Flader mir ſo viele Lobſprüche ertheilte und die Schönheit des Kindes bewunderte. Als die Zippel dieſe Worte hörte, erwachte in ihr der alte Volkswahn, daſs es den Kindern ſchädlich ſei, wenn ſie ſolchermaßen gelobt werden, daſs ſie dadurch erkranken oder von einem Übel befallen werden, und um das Übel abzuwenden, womit ſie mich bedroht glaubte, nahm ſie ihre Zuflucht zu dem vom Volksglauben als probat empfohlenen Mittel, welches darin beſteht, daſs man das gelobte Kind dreimal anſpucken muſs. Sie kam auch gleich auf mich zugeſprungen und ſpuckte mir haſtig dreimal auf den Kopf.

Doch dieſes war erſt ein proviſoriſches Beſpeien, denn die Wiſſenden behaupten, wenn die bedenkliche Lobſpende von einer Hexe gemacht worden, ſo könne der böſe Zauber nur durch eine Perſon gebrochen werden, die ebenfalls eine Hexe, und ſo entſchloſs ſich die Zippel noch denſelben Tag zu einer Frau zu gehen, die ihr als Hexe bekannt war und ihr auch, wie ich ſpäter erfahren, manche Dienſte durch ihre geheimnisvolle und verbotene Kunſt geleiſtet hatte. Dieſe Hexe beſtrich mir mit ihrem Daumen, den ſie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel des Hauptes, wo ſie einige Haare abgeſchnitten; auch andere Stellen beſtrich ſie ſolchermaßen, während ſie allerlei Abrakadabra-Unſinn dabei murmelte, und ſo ward ich vielleicht ſchon frühe zum Teufelsprieſter ordiniert.

Jedenfalls hat dieſe Frau, deren Bekanntſchaft mir ſeitdem verblieb, mich ſpäterhin, als ich ſchon erwachſen, in die geheime Kunſt iniziert.

Ich bin zwar ſelbſt kein Hexenmeiſter geworden, aber ich weiß, wie gehext wird,*) und beſonders weiß ich, was keine Hexerei iſt.

Jene Frau nannte man die Meiſterin oder auch die Göchin, weil ſie aus Goch gebürtig war, wo auch ihr verſtorbener Gatte, der das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters trieb, ſein Domizil hatte und von nah und fern zu Amtsverrichtungen gerufen wurde. Man wuſste, daſs er ſeiner Wittwe mancherlei Arkana hinterlaſſen, und dieſe verſtand es, dieſen Ruf auszubeuten.

Ihre beſten Kunden waren Bierwirthe, denen ſie die Todtenfinger verkaufte, die ſie noch aus der Verlaſſenſchaft ihres Mannes zu beſitzen vorgab. Das ſind Finger eines gehenkten Diebes und ſie dienen dazu, das Bier im Faſſe wohlſchmeckend zu machen und zu vermehren. Wenn man nämlich den Finger eines Gehenkten, zumal eines unſchuldig Gehenkten, an einem Bindfaden befeſtigt im Faſſe hinabhängen läſst, ſo wird das Bier dadurch nicht bloß wohlſchmeckender, ſondern man kann aus beſagtem Faſſe doppelt, ja vierfach ſo viel zapfen, wie aus einem gewöhnlichen Faſſe von gleicher Größe. Aufgeklärte Bierwirthe pflegen ein razionaleres Mittel anzuwenden, um das Bier zu vermehren, aber es verliert dadurch an Stärke.

---

*) Heine hatte allerdings die merkwürdigſten Studien über Hexenweſen gemacht, ſein Buch: „Elementargeiſter" (Werke, Band VII) iſt ein wahres Handbuch des Volksaberglaubens.

Auch von jungen Leuten zärtlichen Herzens hatte die Meiſterin viel Zuſpruch und ſie verſah ſie mit Liebestränken, denen ſie in ihrer charlataniſchen Latinitätswuth, wo ſie das Latein noch lateiniſcher klingen laſſen wollte, den Namen eines Philtrariums ertheilte; den Mann, der den Trank ſeiner Schönen eingab, nannte ſie den Philtrarius und die Dame hieß dann die Philtrariata.

Es geſchah zuweilen, daſs das Philtrarium ſeine Wirkung verfehlte oder gar eine entgegengeſetzte hervorbrachte. So hatte z. B. ein ungeliebter Burſche, der ſeine ſpröde Schöne beſchwatzt hatte, mit ihm eine Flaſche Wein zu trinken, ein Philtrarium unverſehens in ihr Glas gegoſſen und er bemerkte auch in dem Benehmen ſeiner Philtrariata, ſobald ſie getrunken hatte, eine ſeltſame Veränderung, eine gewiſſe Benautigkeit, die er für den Durchbruch einer Liebesbrunſt hielt, und glaubte ſich dem großen Momente nahe. Aber ach! als er die Erröthende jetzt gewaltſam in ſeine Arme ſchloſs, drang ihm ein Duft in die Naſe, der nicht zu den Parfümerien Amors gehört, er merkte, daſs das Philtrarium vielmehr als ein Laxarium agirte, und ſeine Leidenſchaft ward dadurch gar widerwärtig abgekühlt.

Die Meiſterin rettete den Ruf ihrer Kunſt, indem ſie behauptete den unglücklichen Philtrarius miſsverſtanden und geglaubt zu haben, er wolle von ſeiner Liebe geheilt ſein.

Beſſer als ihre Liebestränke waren die Rathſchläge, womit die Meiſterin ihre Philtrarien begleitete; ſie rieth nämlich, immer etwas Gold in der Taſche zu tragen, indem Gold ſehr geſund ſei und beſonders dem Liebenden Glück bringe. Wer erinnert ſich nicht hier an des ehrlichen Jagos Worte im „Othello“, wenn er dem verliebten Rodrigo ſagt: „Take monney in your pocket!“ *)

Mit dieſer großen Meiſterin ſtand nun unſere Zippel in intimer Bekanntſchaft, und wenn es jetzt

---

*) Abgeſehen von dem kleinen orthographiſchen Fehler in monney iſt das Citat auch ſonſt nicht genau; Jago ſagt: „Put money in your purse!“

nicht eben mehr Liebestränke waren, die ſie hier kaufte, ſo nahm ſie doch die Kunſt der Göchin manchmal in Anſpruch, wenn es galt, an einer beglückten Nebenbuhlerin, die ihren eigenen ehemaligen Schatz heirathete, ſich zu rächen, indem ſie ihr Unfruchtbarkeit, oder dem Ungetreuen die ſchnödeſte Entmannung anhexen ließ. Das Unfruchtbarmachen geſchah durch Neſtelknüpfen. Das iſt ſehr leicht: man begiebt ſich in die Kirche, wo die Trauung der Brautleute ſtattfindet, und in dem Augenblick, wo der Prieſter über dieſelben die Trauungsformel ausſpricht, läſst man ein eiſernes Schloſs, welches man unter der Schürze verborgen hielt, ſchnell zuklappen; ſo wie jenes Schloſs, verſchließt ſich auch jetzt der Schoß der Neuvermählten.

Die Ceremonien, welche bei der Entmannung beobachtet werden, ſind ſo ſchmutzig und haarſträubend grauenhaft, daſs ich ſie unmöglich mittheilen kann. Genug, der Patient wird nicht im gewöhnlichen Sinne unfähig gemacht, ſondern in der wahren Bedeutung des Wortes ſeiner Geſchlechtlichkeit beraubt, und die Hexe, welche im Beſitze des Raubes bleibt, bewahrt folgendermaßen dieſes corpus delicti, dieſes Ding ohne Namen, welches ſie auch kurzweg „das Ding“ nennt; die lateinſüchtige Göcherin nannte es immer einen Numen Pompilius, wahrſcheinlich eine Reminiscenz an König Numa, den weiſen Geſetzgeber, den Schüler der Nymphe Egeria, der gewiſs nie geahnt, wie ſchändlich ſein ehrlicher Namen einſt miſsbraucht würde.

Die Hexe verfährt wie folgt. Das Ding, deſſen ſie ſich bemächtigt, legt ſie in ein leeres Vogelneſt und befeſtigt daſſelbe ganz hoch zwiſchen den belaubten Zweigen eines Baumes; auch die Dinger, die ſie ſpäter ihren Eigenthümern entwenden konnte, legt ſie in daſſelbe Vogelneſt, doch ſo, daſs nie mehr als ein halb Dutzend darin zu liegen kommen. Im Anfang ſind die Dinger ſehr kränklich und miſerabel, vielleicht durch Emozion und Heimweh, aber die friſche Luft ſtärkt ſie und ſie geben Laute von ſich wie das Zirpen von Zikaden. Die Vögel, die den Baum umflattern, werden davon getäuſcht und meinen, es ſeien noch unbefiederte Vögel, und aus Barmherzigkeit kommen ſie mit Speiſe in ihren Schnäblein, um die mutterloſen Waiſen zu füttern, was dieſe ſich wohl gefallen laſſen, ſo daſs ſie dadurch erſtarken, ganz fett und geſund werden, und nicht mehr leiſe zirpen, ſondern laut zwitſchern.

Drob freut ſich nun die Hexe, und in kühlen Sommernächten, wenn der Mond recht deutſch-ſentimental herunterſcheint, ſetzt ſich die Hexe unter den Baum, horchend dem Geſang der Dinger, die ſie dann ihre ſüßen Nachtigallen nennt.

Sprenger in ſeinem „Hexenhammer", „malleus maleficarum", erwähnt auch dieſe Verruchtheiten der Unholdinnen in Bezug auf obige Zauberei, und ein alter Autor, den Scheible in ſeinem „Kloſter"*) citiert und deſſen Name mir entfallen, erzählt, wie die Hexen oft gezwungen werden, ihre Beute den Entmannten zurückzugeben.

Die Hexe begeht den Mannheitsdiebſtahl aber meiſtens in der Abſicht, von den Entmannten durch die Reſtitution ein ſogenanntes Koſtgeld zu erpreſſen. Bei dieſer Zurückgabe des entwendeten Gegenſtands giebt es zuweilen Verwechſelungen und qui-pro-quo's, die ſehr ergötzlicher Art, und ich kenne die Geſchichte eines Domherrn, dem ein falſcher Numa Pompilius zurückgeliefert ward, der, wie die Haushälterin des geiſtlichen Herrn, ſeine Nymphe Egeria, behauptete, eher einem Türken als einem Chriſtenmenſchen angehört haben mußte.

---

*) Am 27. Oktober 1853 ſchreibt Heine an Campe (Band XXII, S. 344): „Beſitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil von Scheible's „Kloſter" (Mythologie der deutſchen Volksſagen enthaltend), ſo bitte ich, mir dieſes Buch zu ſchicken; beſitzen Sie es nicht, ſo ſchreiben Sie gefälligſt umgehend nach Leipzig, daß man mir es hierher zuſchicke".

Als einſt ein ſolcher Entmannter auf Reſtitution drang, befahl ihm die Hexe, eine Leiter zu nehmen und ihr in den Garten zu folgen, dort auf den vierten Baum hinaufzuſteigen und in einem Vogelneſt, das er hier befeſtigt fände, das verlorene Gut wieder herauszuſuchen. Der arme Menſch befolgte die Inſtruktion, hörte aber, wie die Hexe ihm lachend zurief: Ihr habt eine zu große Meinung von Euch. Ihr irrt Euch, was Ihr da herausgezogen, gehört einem ſehr großen geiſtlichen Herrn, und ich käme in die größte Schererei, wenn es mir abhanden käme. —

Es war aber wahrlich nicht die Hexerei, was mich zuweilen zur Göcherin trieb. Ich unterhielt die Bekanntſchaft mit der Göcherin, und ich mochte wohl ſchon in einem Alter von ſechzehn Jahren ſein, als ich öfter als früher nach ihrer Wohnung ging, hingezogen von einer Hexerei, die ſtärker war als alle ihre lateiniſch bombaſtiſchen Philtraria.

Sie hatte nämlich eine Nichte, welche ebenfalls kaum 16 Jahre alt war, aber, plötzlich aufgeſchoſſen zu einer hohen ſchlanken Geſtalt, viel älter zu ſein ſchien. Das plötzliche Wachsthum war auch Schuld, daſs ſie äußerſt mager war. Sie hatte jene enge Taille, welche wir bei den Quarteronen in Weſtindien bemerken, und da ſie kein Corſet und kein Dutzend Unterröcke trug, ſo glich ihre eng anliegende Kleidung dem naſſen Gewand einer Statue. Keine marmorne Statue konnte freilich mit ihr an Schönheit wetteifern, da ſie das Leben ſelbſt und jede Bewegung die Rhythmen ihres Leibes, ich möchte ſagen ſogar die Muſik ihrer Seele offenbarte. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geſchnittenes Geſicht; die Farbe deſſelben wie ihre Haut überhaupt war von einer etwas wechſelnden Weiße. Ihre großen tiefdunklen Augen ſahen aus, als hätten ſie ein Räthſel aufgegeben und warteten ruhig auf die Löſung, während der Mund mit den ſchmalen hochaufgeſchürzten Lippen und den kreideweißen, etwas länglichen Zähnen zu ſagen ſchien: du biſt zu dumm und wirſt vergebens rathen.

Ihr Haar war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab.

ſo daſs ſie dasſelbe unter dem Kinn zuſammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Ausſehen, als habe man ihr den Hals abgeſchnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das Blut.

Die Stimme der Joſepha, oder des rothen „Seſchen“, wie man die ſchöne Nichte der Göcherin nannte, war nicht beſonders wohllautend und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klangloſigkeit verſchleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenſchaft eintrat, brach der metallreichſte Ton hervor, der mich ganz beſonders durch den Umſtand ergriff, daſs die Stimme der Joſepha mit der meinigen eine ſo große Ähnlichkeit hatte.

Wenn ſie ſprach, erſchrak ich zuweilen und glaubte, mich ſelbſt ſprechen zu hören und auch ihr Geſang erinnerte mich an Träume, wo ich mich ſelber mit derſelben Art und Weiſe ſingen hörte.

Sie wuſste viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für dieſe Gattung geweckt, wie ſie gewiſs den größten Einfluſs auf den erwachenden Poeten übte, ſo daſs meine erſten Gedichte der „Traumbilder“, die ich bald darauf ſchrieb, ein düſtres und grauſames Kolorit haben*) wie das Verhältnis, daſs damals ſeine blutrünſtigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, die Joſepha ſang, war ein Volkslied, das ſie von der Zippel gelernt, und welches dieſe auch mir in meiner Kindheit oft vorgeſungen, ſo daſs ich zwei Strophen im Gedächtnis behielt, die ich um ſo lieber hier mittheilen will, da ich das Gedicht in keiner der vorhandenen Volksliederſammlungen fand. Sie lauten folgendermaßen — zuerſt ſpricht der böſe Tragig:**)

„Otilje lieb, Otilje mein,
Du wirſt wohl nicht die letzte ſein —
Sprich, willſt du hängen am hohen Baum?
Oder willſt du ſchwimmen im blauen See?
Oder willſt du küſſen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beſcheert?“

---

*) In der Vorrede zu der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Gedichte (vom Juni 1855) bemerkt Heine: „Meine erſten lyriſchen Produktionen finden ſich in den ‚Nachtſtücken‘ — (den „Traumbildern“ der deutſchen Ausgabe) — und datieren von 1816. Es ſind die vier erſten Gedichte und ſie gehörten einem Cyklus toller Traumbilder an. Zu derſelben Zeit ſchrieb ich ‚Die beiden Grenadiere‘.“

**) Deutlich ſo im Manuſkript. Vielleicht liegt ein Schreibfehler vor.

Hierauf antwortet Otilje:

„Ich will nicht hängen am hohen Baum
Ich will nicht ſchwimmen im blauen See,
Ich will küſſen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beſcheert!“

Als das rothe Seſchen einſt das Lied ſingend an das Ende dieſer Strophe kam und ich ihr die innere Bewegung abmerkte, ward auch ich ſo erſchüttert, daß ich in ein plötzliches Weinen ausbrach, und wir fielen uns beide ſchluchzend in die Arme, ſprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während uns die Thränen aus den Augen rannen und wir uns wie durch einen Thränenſchleier anſahen.

Ich bat Seſchen, mir jene Strophen aufzuſchreiben, und ſie that es, aber ſie ſchrieb ſie nicht mit Tinte, ſondern mit ihrem Blute: das rothe Autograph kam mir ſpäter abhanden, doch die Strophen blieben mir unauslöſchlich im Gedächtnis.

Der Mann der Göchin war der Bruder von Seſchen's Vater, welcher ebenfalls Scharfrichter war, doch da derſelbe früh ſtarb, nahm die Göchin das kleine Kind zu ſich. Aber als bald darauf ihr Mann ſtarb und ſie ſich in Düſſeldorf anſiedelte, übergab ſie das Kind dem Großvater, welcher ebenfalls Scharfrichter war und im Weſtphäliſchen wohnte.

Hier, in dem „Freihaus", wie man die Scharfrichterei zu nennen pflegt, verharrte Seſchen bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wo der Großvater ſtarb und die Göchin die ganz Verwaiſte wieder zu ſich nahm.

Durch die Unehrlichkeit ihrer Geburt führte Seſchen von ihrer Kindheit bis ins Jungfrauenalter ein vereinſamtes Leben und gar auf dem Freihof ihres Großvaters war ſie von allem geſellſchaftlichen Umgang abgeſchieden. Daher ihre Menſchenſcheu, ihr ſenſitives Zuſammenzucken vor jeder fremden Berührung, ihr geheimnisvolles Hinträumen, verbunden mit dem ſtörrigſten Trutz, mit der patzigſten Halsſtarrigkeit und Wildheit.

Sonderbar! ſogar in ihren Träumen, wie ſie mir einſt geſtand, lebte ſie nicht mit Menſchen, ſondern ſie träumte nur von Thieren.

In der Einſamkeit der Scharfrichterei konnte ſie ſich nur mit den alten Büchern des Großvaters beſchäftigen, welcher letztere ihr zwar Leſen und Schreiben ſelbſt lehrte, aber doch äußerſt wortkarg war.

Manchmal war er mit ſeinen Knechten auf mehrere Tage abweſend, und das Kind blieb dann allein im Freihaus, welches nahe am Hochgericht in einer waldigen Gegend ſehr einſam gelegen war. Zu Hauſe blieben nur drei alte Weiber mit greiſen Wackelköpfen, die beſtändig ihre Spinnräder ſchnurren ließen, hüſtelten, ſich zankten und viel Brantewein tranken.

Beſonders in Winternächten, wo der Wind draußen die alten Eichen ſchüttelte, und der große flackernde Kamin ſo ſonderbar heulte, ward es dem armen Sefchen ſehr unheimlich im einſamen Hauſe; denn alsdann fürchtete man auch den Beſuch der Diebe, nicht der lebenden, ſondern der todten, der gehenkten, die vom Galgen ſich losgeriſſen und an die niederen Fenſterſcheiben des Hauſes klopften und Einlaſs verlangten, um ſich ein bischen zu wärmen. Sie ſchneiden ſo jämmerlich verfrorene Grimaſſen. Man kann ſie nur dadurch verſcheuchen, daſs man aus der Eiſenkammer ein Richtſchwert holt und ihnen damit droht; alsdann huſchen ſie wie ein Wirbelwind von dannen.

Manchmal lockt ſie nicht bloß das Feuer des Heerdes, ſondern auch die Abſicht, die ihnen vom

Scharfrichter geſtohlenen Finger wieder zu ſtehlen. Hat man die Thür nicht hinlänglich verriegelt, ſo treibt ſie auch noch im Tode das alte Diebesgelüſte, und ſie ſtehlen die Laken aus den Schränken und Betten. Eine von den alten Frauen, die einſt einen ſolchen Diebſtahl noch zeitig bemerkte, lief dem todten Diebe nach, der im Winde das Laken flattern ließ, und einen Zipfel erfaſſend, entriſs ſie ihm den Raub, als er den Galgen erreicht hatte und ſich auf das Gebälke deſſelben flüchten wollte.

Nur an Tagen, wo der Großvater ſich zu einer großen Hinrichtung anſchickte, kamen aus der Nachbarſchaft die Collegen zum Beſuche, und dann wurde geſotten, gebraten, geſchmauſt, getrunken, wenig geſprochen und gar nicht geſungen. Man trank aus ſilbernen Bechern, ſtatt daſs dem unehrlichen Freimeiſter oder gar ſeinen Freiknechten in den Wirthshäuſern, wo ſie einkehrten, nur eine Kanne mit hölzernem Deckel gereicht wurde, während man allen anderen Gäſten aus Kannen mit zinnernen Deckeln zu trinken gab. An manchen Orten wird das Glas zerbrochen, woraus der Scharfrichter getrunken; niemand ſpricht mit ihm.

jeder vermeidet die geringſte Berührung. Dieſe Schmach ruht auf ſeiner ganzen Sippſchaft, weshalb auch die Scharfrichterfamilien nur untereinander heirathen.

Als Sefchen, wie ſie mir erzählte, ſchon acht Jahr alt war, kamen an einem ſchönen Herbſttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gäſten aufs Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder ſonſtige peinliche Amtspflicht zu vollſtrecken ſtand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, faſt alle ſehr alte Männchen mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen rothen Mänteln ihr Richtſchwert und ihre ſonntäglichſten, aber ganz altfränkiſchen Kleider trugen. Sie kamen, wie ſie ſagten, um zu „tagen", und was Küche und Keller am koſtbarſten beſaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetiſcht.

Es waren die älteſten Scharfrichter aus den entfernteſten Gegenden, hatten einander lange nicht geſehen, ſchüttelten ſich unaufhörlich die Hände, ſprachen wenig, und oft in einer geheimnisvollen Zeichenſprache und amüſierten ſich in ihrer Weiſe, das heißt „moulet tristement", wie Froiſſart von den Engländern ſagte, die nach der Schlacht bei Poitiers banquettierten.

Als die Nacht hereinbrach, ſchickte der Hausherr ſeine Knechte aus dem Hauſe, befahl der alten Schaffnerin, aus dem Keller drei Dutzend Flaſchen ſeines beſten Rheinweins zu holen und auf den Steintiſch zu ſtellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen ſtand; auch die Eiſenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzuſtellen und endlich ſchickte er die Alte nebſt den zwei anderen Betteln mit einem Vorwande aus dem Hauſe. Sogar an des Hofhundes kleinem Stall, wo die Planken eine Öffnung ließen, verſtopfte er dieſelben mit einer Pferdedecke; der Hund ward ſorgſam angekettet.

Das rothe Sefchen ließ der Großvater im Hauſe, er gab ihr den Auftrag, den großen ſilbernen Pokal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muſcheltrompeten abgebildet, rein auszuſchwenken und auf den erwähnten Steintiſch zu ſtellen, — dann aber, ſetzte er mit Befangenheit hinzu, ſolle ſie ſich unverzüglich in ihrem Schlafkämmerlein zu Bette begeben.

Den Neptunspokal hat das rothe Sefchen ganz gehorſamlich ausgeſchwenkt und auf den Steintiſch zu den Weinflaſchen geſtellt, aber zu Bette ging ſie nicht, und von Neugier getrieben verbarg ſie ſich hinter einem Gebüſche nahe bei den Eichen, wo ſie zwar wenig hören, jedoch alles genau ſehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis herangeſchritten und ſetzten ſich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintiſch, wo die Harzlichter angezündet worden und ihre ernſthaften, ſteinharten Geſichter gar grauenhaft beleuchteten.

Sie ſaßen lange ſchweigend, oder vielmehr in ſich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pokal voll Wein, den jeder nun austrank und mit wieder neu eingeſchenktem Wein ſeinem Nachbar zuſtellte; nach jedem Trunk ſchüttelte man ſich auch biderbe die Hände.

Endlich hielt der Großvater eine Anrede, wovon das Sefchen wenig hören konnte und gar nichts verſtand, die aber ſehr traurige Gegenſtände zu behandeln ſchien, da große Thränen aus des alten Mannes Augen herabtropften und auch die anderen alten Männer bitterlich zu weinen anfingen, was ein entſetzlicher Anblick war, da dieſe Leute ſonſt ſo hart und verwittert ausſahen wie die grauen Steinfiguren vor einem Kirchenportal — und jetzt ſchoſſen Thränen aus den ſtieren Steinaugen, und ſie ſchluchzten wie die Kinder.

Der Mond ſah dabei ſo melancholiſch aus ſeinen Nebelſchleiern am ſternloſen Himmel, daß der kleinen Lauſcherin das Herz brechen wollte vor Mitleid. Beſonders rührte ſie der Kummer eines kleinen alten Mannes, der heftiger als die anderen weinte und ſo laut jammerte, daß ſie ganz gut einige ſeiner Worte vernahm — er rief unaufhörlich: „O Gott! o Gott! das Unglück dauert ſchon ſo lange, das kann eine menſchliche Seele nicht länger tragen. O Gott, Du biſt ungerecht, ja ungerecht.“ — Seine Genoſſen ſchienen ihn nur mit großer Mühe beſchwichtigen zu können.

Endlich erhob ſich wieder die Verſammlung von ihren Sitzen, ſie warfen ihre rothen Mäntel ab, und jeder ſein Richtſchwert unterm Arme haltend, je zwei und zwei begaben ſie ſich hinter einen Baum, wo ſchon ein eiſerner Spaten bereit ſtand, und mit dieſem Spaten ſchaufelte einer von ihnen in wenigen Augenblicken eine tiefe Grube. Jetzt trat Seſchens Großvater heran, welcher ſeinen rothen Mantel nicht wie die anderen abgelegt hatte, und langte darunter ein weißes Paquet hervor, welches ſehr ſchmal, aber über eine Brabandter Elle lang ſein mochte und mit einem Bettlaken umwickelt war; er legte daſſelbe ſorgſam in die offene Grube, die er mit großer Haſt wieder zudeckte.

Das arme Seſchen konnte es in ſeinem Verſteck nicht länger aushalten; bei dem Anblick jenes geheimnisvollen Begräbniſſes ſträubten ſich ihre Haare, das arme Kind trieb die Seelenangſt von dannen, ſie eilte in ihr Schlafkämmerlein, barg ſich unter die Decke und ſchlief ein.

Am anderen Morgen erſchien dem Seſchen alles wie ein Traum, aber da ſie hinter dem bekannten Baum den aufgefriſchten Boden ſah, merkte ſie wohl, daſs alles Wirklichkeit war. Sie grübelte lange darüber nach, was dort wohl vergraben ſein mochte: ein Kind? ein Thier? ein Schatz? — ſie ſagte aber niemandem ein Sterbenswort von dem nächtlichen Begebnis, und da die Jahre vergingen, trat daſſelbe in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes.

Erſt fünf Jahre ſpäter, als der Großvater geſtorben und die Göcherin ankam, um das Mädchen nach Düſſeldorf abzuholen, wagte daſſelbe der Muhme ihr Herz zu öffnen. Dieſe aber war über die ſeltſame Geſchichte weder erſchrocken noch verwundert, ſondern höchlich erfreut, und ſie ſagte, daſs weder ein Kind noch eine Katze, noch ein Schatz in der Grube verborgen läge, wohl aber das alte Richtſchwert des Großvaters, womit derſelbe hundert armen Sündern den Kopf abgeſchlagen habe. Nun ſei es aber Brauch und Sitte der Scharfrichter, daſs ſie ein Schwert, womit hundertmal das hochnothpeinliche Amt verrichtet worden, nicht länger behalten oder gar benutzen; denn ein ſolches Richtſchwert ſei nicht wie andere Schwerter, es habe mit der Zeit ein heimliches Bewuſstſein bekommen und bedürfe am Ende der Ruhe im Grabe wie ein Menſch.

Auch werden ſolche Schwerter, meinen Viele, durch das viele Blutvergießen zuletzt grauſam und ſie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie ſie im Schranke, wo ſie aufgehenkt ſind, leidenſchaftlich raſſeln und rumoren*); ja, einige werden ſo tückiſch und boshaft ganz wie Unſereins und bethören den Unglücklichen, der ſie in Händen hat, ſo ſehr, daß er die beſten Freunde damit verwundet. So habe mal in der Göcherin eigenen Familie ein Bruder den andern mit einem ſolchen Schwerte erſtochen.

Nichtsdeſtoweniger geſtand die Göcherin, daß man mit einem ſolchen Hundertmordſchwert die koſtbarſten Zauberſtücke verrichten könne, und noch in derſelben Nacht hatte ſie nichts eiligeres zu thun, als an dem bezeichneten Baum das verſcharrte Richtſchwert auszugraben, und ſie verwahrte es ſeitdem unter anderem Zaubergeräthe in ihrer Rumpelkammer.

Als ſie einſt nicht zu Hauſe war, bat ich Seſchen, mir jene Kurioſität zu zeigen. Sie ließ ſich nicht lange bitten, ging in die beſagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das ſie trotz ihrer ſchmächtigen

---

*) Etwas ähnliches findet ſich in Brentano's „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl“ (vgl. auch Heine's Werke, Band VI, S. 189).

Arme ſehr kräftig ſchwang, während ſie ſchalkhaft drohend die Worte ſang:

„Willſt du küſſen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott beſcheert?“

Ich antwortete darauf in derſelben Tonart: „Ich will nicht küſſen das blanke Schwert — ich will das rothe Seſchen küſſen!“ und da ſie ſich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Gegenwehr ſetzen konnte, muſste ſie es geſchehen laſſen, daſs ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umſchlang und die trutzigen Lippen küſste. Ja, trotz dem Richtſchwert, womit ſchon hundert arme Schelme geköpft worden, und trotz der Infamia, womit jede Berührung des unehrlichen Geſchlechtes Jeden behaftet, küſste ich die ſchöne Scharfrichterstochter.

Ich küſste ſie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, ſondern auch aus Hohn gegen die alte Geſellſchaft und alle ihre dunklen Vorurtheile, und in dieſem Augenblicke loderten in mir auf die erſten Flammen jener zwei Paſſionen, welchen mein ſpäteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für ſchöne Frauen und die Liebe für die franzöſiſche Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich ergriffen ward im Kampf mit den Landsknechten des Mittelalters.

Ich will meine Liebe für Joſepha nicht näher beſchreiben. So viel aber will ich geſtehen, daß ſie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So ſchwärmt Romeo erſt für Roſalinde, ehe er ſeine Julia ſieht.

In der Liebe giebt es ebenfalls, wie in der römiſch-katholiſchen Religion, ein proviſoriſches Fegfeuer, in welchem man ſich erſt an das Gebratenwerden gewöhnen ſoll, ehe man in die wirkliche ewige Hölle geräth.

Hölle? Darf man der Liebe mit ſolcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich ſie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider iſt in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo ſie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Ähnlichkeit zu bieten, ſo wie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel ſind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel ſein mögen.

Aufrichtig geſagt: welche ſchreckliche Krankheit iſt die Frauenliebe! Da hilft keine Inokulation, wie wir leider geſehen.*) Sehr geſcheidte und erfahrene Ärzte rathen zu Ortsveränderung und meinen, mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Prinzip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, iſt vielleicht das probateſte.

So viel wirſt du gemerkt haben, theurer Leſer, daß die Inokulation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit verſuchte*), keinen günſtigen Erfolg hatte. Es ſtand geſchrieben, daß ich von dem großen Übel, den Pocken des Herzens, ſtärker als andere Sterbliche heimgeſucht werden ſollte, und mein Herz trägt die ſchlechtvernarbten Spuren in ſo reichlicher Fülle, daß es ausſieht wie die Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Façade des Palais Mazarin nach den glorreichen Juliustagen oder gar wie die Reputation der größten tragiſchen Künſtlerin.**)

Giebt es aber gar kein Heilmittel gegen das fatale Gebreſte? Jüngſt meinte ein Pſychologe man könnte daſſelbe bewältigen, wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Dieſe Vorſchrift mahnt jedoch an das alte naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle, womit der Menſch bedroht iſt, und unter anderen ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten ſolle, ſobald er ſich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr ſei, vom Dache herabzufallen.

---

*) Die betreffende Stelle gehört zu den von Max Heine vernichteten Blättern.

**) Rachel.

Ebenſo thöricht iſt es, wenn man einem Liebeskranken anräth, den Anblick ſeiner Schönen zu fliehen und ſich in der Einſamkeit an der Bruſt der Natur Geneſung zu ſuchen. Ach, an dieſer grünen Bruſt wird er nur Langeweile finden, und es wäre rathſamer, daſs er, wenn nicht alle ſeine Energie erloſchen, an ganz anderen und ſehr weißen Brüſten wo nicht Ruhe, ſondern heilſame Unruhe ſuchte; denn das wirkſamſte Gegengift gegen die Weiber ſind die Weiber; freilich hieße das, den Satan durch Belzebub bannen, und dann iſt in ſolchem Falle die Medizin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es iſt immer eine Chance, und in troſtloſen Liebeszuſtänden iſt der Wechſel der Inamorata gewiſs das Rathſamſte, und mein

Vater dürfte auch hier mit Recht ſagen: jetzt muſs man ein neues Fäſschen anſtechen.

Ja, laſst uns zu meinem lieben Vater zurückkehren, dem irgend eine mildthätige alte Weiberſeele meinen öfteren Beſuch bei der Göcherin und meine Neigung für das rothe Seſchen denunziert hatte. Dieſe Denunziationen hatten jedoch keine andere Folge, als meinem Vater Gelegenheit zu geben, ſeine liebenswürdige Höflichkeit zu bekunden. Denn Seſchen ſagte mir bald, ein ſehr vornehmer und gepuderter Mann in Begleitung eines Andern ſei ihr auf der Promenade begegnet, und als ihm ſein Begleiter einige Worte zugeflüſtert, habe er ſie freundlich angeſehen und im Vorbeigehen grüßend ſeinen Hut vor ihr abgezogen.

Nach der näheren Beſchreibung erkannte ich in dem grüßenden Manne meinen lieben gütigen Vater.

Nicht dieſelbe Nachſicht zeigte er, als man ihm einige irreligiöſe Spöttereien, die mir entſchlüpft, hinterbrachte. Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standrede, die längſte, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete: „Lieber

Sohn! Deine Mutter läßt Dich beim Rektor Schallmeyer Philoſophie ſtudieren. Das iſt ihre Sache. Ich, meines Theils, liebe nicht die Philoſophie, denn ſie iſt lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nöthig für mein Geſchäft. Du kannſt Philoſoph ſein, ſo viel du willſt, aber ich bitte Dich, ſage nicht öffentlich, was Du denkſt, denn Du würdeſt mir im Geſchäft ſchaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; beſonders die Juden würden keine Velveteens mehr bei mir kaufen, und ſind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch Recht, an der Religion zu halten. Ich bin Dein Vater und alſo älter als Du und dadurch auch erfahrener; Du darfſt mir alſo auf's Wort glauben, wenn ich mir erlaube, Dir zu ſagen, daß der Atheismus eine große Sünde iſt."

Anhang.

I.

Erhaltene Bruchſtücke
aus
Heine's erſten Memoiren.

Einzelne Blätter aus den erſten Memoiren.

Gefunden im Manuſcripte der zweiten Bearbeitung.

I.

(Zu Seite 120.)

— — — Citazionen in allen Sprachen. Unter andern fand ich oft den franzöſiſchen Vers:

„Où l'innocence périt il est un crime de vivre."

Die Familientradizionen über dieſen Großoheim machten einen ſolchen Eindruck auf den Knaben, daſs meine jugendliche Phantaſie ſich Tag und Nacht mit ihm beſchäftigte, daſs ich mich ganz in ihn hineinlebte, daſs ich das Leben des längſtverſtorbenen Mannes gleichſam fortzuſetzen glaubte.

Während mehrerer Jahre träumte ich, wie einen fortlaufenden Roman, die früheren Erinnerungen jenes Lebens. Örtlichkeiten und Zuſtände, die ich vorher nie geſehen, erſchienen mir wie alte Bekannte. Ich ſah hier Menſchen mit wildfremden Trachten, deren fremdklingende Sprache mir dennoch verſtändlich war, während ihre Phyſiognomien mir alte Liebe oder verjährten Haß einflößten. Ich ſelbſt ſprach dabei von Dingen, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und dieſes retroſpektive Traumleben ließ Empfindungen und Gedanken in mir zurück, die vielleicht im Widerſpruch mit meinem eigentlichen Naturell, dennoch mein ſpäteres Dichten und Trachten beſtimmten.

Doch dieſes Thema könnte mich zu weit führen. Zu rechter Zeit fällt mir auch ein, daſs charitable Perſonen unlängſt ſogar in wohlbezahlten Inſeraten dem Publico inſinuierten, ich ſpräche immer mit beſonderem eitlem Wohlgefallen von meiner Sippſchaft mütterlicher Seite, während ich von der väterlichen Sippſchaft ſorgſam ſchwiege; dies geſchähe, meinten ſie, aus demſelben Grunde, weſshalb auch Goethe in ſeinen Memoiren ſeinen Großvater, den Schultheiß, der mit hoher Peruque im Römer ſaß, ſo wohlgefällig oft erwähnt und mit keinem Wort von ſeinem andern Großvater ſpricht, der als ein ehrſames Schneiderlein beſcheiden auf ſeinem Tiſche hockte und die Hoſen der freien Reichsſtadt Frankfurt ausbeſſerte.

Ich habe zu ſolchen Inſinuazionen immer achſelzuckend geſchwiegen und dem lieben Gott gedankt, daſs man mir nichts Schlimmeres nachzuſagen wiſſe.

Die Thatſache hat ganz ihre Richtigkeit, nur die Interpretazion iſt falſch und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel in meiner Natur liegt.*) Ich ſprach wenig von meinen väterlichen Sippen und Magen, weil mein Vater, der als Fremder ſich in Düſſeldorf niedergelaſſen, dort keine alten Muhmen beſaß, die mich in ſeine Familienchronik frühzeitig einweihen konnten, und er ſelbſt, bei ſeiner Schweigſamkeit, mich nie mit alten Geſchichten unterhielt.

---

*) Die Stelle lautete urſprünglich:

„— — und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel mein Fehler iſt und jedes Verbergen in dieſer Beziehung mir in meinem demokratiſchen Stolze — —“.

Es iſt nicht unmöglich, daſs Heine im Hinblick auf eine Dame ſeiner Verwandtſchaft jenes beißende Gedicht geſchrieben:

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menſchheit, denn du haſt Geld! ꝛc.

(Werke, Band XVIII, S. 134: „Hoffahrt“.)

Nur einmal, als ich noch ein kleines Bübchen, ſtellte ich ihm eine dahin gerichtete Frage — ich erinnere mich, es war an einem jener ſchönen, ſonnigen Sonntage, die ich zu Hauſe zubringen durfte, während ich die übrigen Wochentage in der öden Kloſterſchule ſchmachtete, da bat ich meinen Vater, mir zu ſagen, wer mein Großvater geweſen ſei? und halb unwirſch halb lachend gab jener mir zur Antwort: Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.

Kaum trat ich des andern Tags in den großen Schulſaal des Kloſters, wo bereits meine kleinen Kameraden verſammelt waren, ſo berichtete ich ihnen gleich die große Neuigkeit, die mir mein Vater mitgetheilt, und ſie ging gleich von Mund zu Munde, und dabei wurde geſchrieen und gelärmt und wurden die Bänke umgeſchmiſſen, die Tintenfäſſer auf den Boden geworfen, ſogar die Tafeln purzelten von den Wänden, und der laute Refrain war immer der Großvater, der ein kleiner Jude war und einen großen Bart hatte.

Als der Lehrer plötzlich in den toſenden Saal trat und nach dem Urheber dieſes Unfugs forſchte, ward die ganze Schuld auf meinen Großvater geſchoben, und da ich denſelben nicht verläugnete, trafen mich die Prügel, die — —

II.

(Zu Seite 125.)

— — Die Rechtsbeſtimmungen (der Römer) in Bezug auf Teſtamente ſankzionieren hier den grinſenden Eigenwillen der Selbſtſucht, des ſtarren Perſonaldünkels, der bis übers Leben hinaus ſeine Beſitzthümer miſsbrauchen will und der am Ende unter dem Namen familia nur ſeine Hausſklaven kennt.

Doch ich will mich nicht in allgemeine Betrachtungen verlieren, und ich will die Gelegenheit benutzen, die ſich mir hier bietet, einer Inſinuazion zu begegnen, die vor mehr als ſieben Jahren in diverſe Journale eingeſchmuggelt und ſeitdem ſehr charitabel ausgebeutet worden. Jene Inſinuazion beſteht in der ſcharfſinnigen Entdeckung, daſs ich in meinen Schriften immer von meiner Familie mütterlicherſeits ſpräche und nie von meinen väterlichen Sippen und Magen, ein eitles Verſchweigen, das man auch in Wolfgang Goethe's Memoiren wahrnehme, wo beſtändig von dem Großvater, der als Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt ſtuhlte, die Rede iſt — — — —

III.

(Vgl. Seite 134.)

— — Ich ſagte oben, daſs die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Keineswegs meinte ich hiermit einen Mangel an Männlichkeit, was gewiſs von dem Sohn, der ein lebendes Zeugnis derſelben iſt, eine ebenſo ungerechte wie unziemliche Äußerung wäre. Ich hatte nur ſeine äußere Erſcheinung im Sinne, und da wollte ich nur andeuten, daſs ſeine Formen nicht ſtraff und drall und ſeine Geſichtszüge nicht ſtrenggemeſſen waren, daſs vielmehr alle Contouren bei ihm ſich weich und zärtlich rundeten und auch ſeine Geſichtszüge nichts Markiertes hatten. In ſeinen ſpäteren Jahren ward er wohlbeleibt, aber auch früher muſs er etwas fett geweſen ſein, wie ich nach einem Porträt ſchließe, welches aus ſeiner erſten Jugendzeit datiert und das wir leider durch eine Feuersbrunſt verloren.

Mein Vater wird hier dargeſtellt in rother Uniform, der Kopf kreideweiß gepudert und verſehen mit einem höchſt anmuthigen Haarbeutel. Das Porträt iſt mit Paſtelfarbe gemalt, was ein glücklicher Umſtand iſt, da die Ölfarbe durch ihre glatte Laſur allen roſigen Geſichtern, die keine hervortretenden Züge beſitzen, eine gewiſſe Fadheit ertheilt, während die Paſtelfarbe namentlich bei gepuderten Köpfen alle Fadheit des Geſichtes mit jenem Blüthenſtaub verdeckt, die der Puder denſelben anzuſtreuen pflegt, und das gepuderte Haar, das ſelbſt auf Ölgemälden eine ſo ſchlechte Wirkung macht, gewährt dem Paſtelmaler ein vortreffliches Mittel, jene fatale roſige Fadheit zu neutraliſieren, zu poetiſieren.

Auf dem erwähnten Porträt meines Vaters wird das Geſicht von dem kreideweiß gepuderten Haar und der weißen Kravatte ganz encadriert und erſcheint dadurch dunkler und kräftiger. Auch die rothe Farbe der Uniform, die auf Ölgemälden ſo ſchauderhaft auszuſehen pflegt, macht hier einen guten Effekt, da ebenfalls das Geſicht dadurch gehoben wird.

Die Schönheit meines Vater auf jenem Porträt trägt weder den Typus der Antike, noch den Typus der Renaiſſance, ſondern ſie iſt ganz modern, und wie der Haarbeutel bedeutſam ankündigt: ſie gehört der ſogenannten Haarbeutelperiode, welche wir auch Rokoko nennen, ſie erinnert an einen hübſchen Schäfer von Watteau auf einem der koſtbarſten Fächer der Frau von Pompadour.

Die rothe Uniform auf dem Porträt iſt eine hannövriſche, und mein Vater trug ſie etwa in ſeinem achtzehnten Jahr, als er im Gefolge des Prinzen Ernſt von Cumberland den franzöſiſchen Feldzug in Flandern mitmachte, ich glaube in der Eigenſchaft eines Proviantmeiſters, welches die Franzoſen officier de bouche, die Deutſchen einen Mehlwurm nennen. Doch ſeine Hauptcharge war die eines Günſtlings des Prinzen, eines — — —

Tagebuchblätter aus den erſten Memoiren.

Briefe aus Helgoland über die Julirevolution.*)

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich ſelber bin dieſes Guerilla-Krieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daſs ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthlebens bette, daſs eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu verſenken . . . ich muſſte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daſs er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riſs ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daſs ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

---

*) Vgl. den Brief auf S. 6 und 7.

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüſſte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe: ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert dir ein ſchreckliches „Wer da!“ entgegen. Wie die Citronen, ſo ſind auch die Goldorangen jetzt ſehr ſauer. Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſieren und Glacéhandſchuhe tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Man ſollte Einem noch Geld dazu geben, um dort zu wohnen, und ſtatt Deſſen koſtet Einem der Aufenthalt in England doppelt ſo Viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen, und die Menſchen wie Maſchinen gebärden. Das ſchnurrt und ſchweigt ſo beängſtigend. Als ich dem hieſigen Gouverneur präſentiert wurde, und dieſer Stockengländer mehre Minuten, ohne eine Wort zu ſprechen, unbeweglich vor mir ſtand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzuſehen, ob man etwa dort vergeſſen habe, die Maſchinen aufzuziehen. Daſs die Inſel Helgoland unter brittiſcher Herrſchaft ſteht, iſt mir ſchon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albion's Söhne überall ausdünſten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt ſich ein gewiſſes Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und Dieſes habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmoſphäre ganz davon geſchwängert iſt, aber in ſüdlichen Ländern, wo der reiſende Britte iſoliert umherwandert, und, die graue Aureole der Langeweile, die ſein Haupt umgiebt, in der ſonnig blauen Luft recht ſchneidend ſichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile ſei ein Produkt des Ortes, und, um derſelben zu entfliehen, reiſen ſie durch alle Lande, langweilen ſich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyé. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem ſeine Kameraden, als er ſchlafend auf der Pritſche lag, Unrath unter die Naſe rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche ſchlecht in der

Wachtſtube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück, und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt ſtänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngſt aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereiſten den Kontinent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat; an den franzöſiſchen Table-d'hôten ſähe man dicke Engländer, die Nichts als Vol-au-Vents, Crème, Süprèmes, Ragouts, Gelées und dergleichen luftige Speiſen verſchluckten, und zwar mit jenem koloſſalen Appetite, der ſich daheim an Roaſtbeefmaſſen und Yorkſhirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle franzöſiſchen Gaſtwirthe zu Grunde gehen müſſen. Iſt etwa wirklich die Exploitation der Table-d'hôten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreiſen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit ſie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien anſehen, ſind ſie es vielleicht, die uns myſtificieren, und ihre belächelte Neugier iſt Nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gaſtronomiſchen Abſichten.

Aber wie vortrefflich auch die franzöſiſche Küche, in Frankreich ſelbſt ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jeſuiten florieren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen . . . Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment thörichter als früher; denn als man ſie aus dem Todtenreich ans Tageslicht heraufließ, haben Manche von ihnen in der Haſt den erſten, beſten Kopf aufgeſetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten ſich gar heilloſe Miſsgriffe; die Köpfe paſſen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin ſpukt. Da iſt Mancher, welcher wie die Vernunft ſelbſt auf der Tribüne ſich ausſpricht, ſo daſs wir den klugen Kopf bewundern, und doch läſſt er ſich gleich darauf von dem unverbeſſerlich verrückten Herzen zu den dümmſten Handlungen verleiten . . . Es iſt ein grauenhafter Widerſpruch zwiſchen den Gedanken und Gefühlen, den Grundſätzen und Leidenſchaften, den Reden und den Thaten dieſer Revenants!

Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meiſten nordamerikaniſchen Provinzen abgeſchafft, empört mich nicht ſo ſehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entfernteſten Grade von einem Neger ſtammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, ſondern nur in der Geſichtsbildung eine ſolche Abſtammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen dieſe Amerikaner großes Weſen von ihrem Chriſtenthum und ſind die eifrigſten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben ſie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre ſchlechteſten Eigenſchaften zurückließen. Der weltliche Nutzen iſt ihre eigentliche Religion, und das Geld iſt ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbſtſucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, ſo harret ſeiner ein Märtyrthum das alle europäiſchen Begriffe überſteigt. Ich glaube, es war in Newyork, wo ein proteſtantiſcher Prediger über die Miſshandlung der farbigen Menſchen ſo empört war, daſs er, dem grauſamen Vorurtheil trotzend, ſeine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. Sobald dieſe wahrhaft chriſtliche That bekannt wurde, ſtürmte das Volk nach dem Hauſe des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und muſſte ſeine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. ſie ward ſplitternackt ausgekleidet, mit Theer beſtrichen, in den aufgeſchnittenen Federbetten herumgewälzt, in ſolcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geſchleift und verhöhnt . . .

O Freiheit, du biſt ein böſer Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da geſtern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Inſel lag und mir faſt das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich geſtehe es dir, trotzdem, daſs ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, ſondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche . . . Es iſt das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden ſollten ſich leicht tröſten, daſs ſie Jeruſalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . ſolcher Verluſt iſt doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerſtörbaren Schatze, den ſie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Muhammed, welcher die Juden „das Volk des Buches" nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefſinnig bezeichnend iſt. Ein Buch iſt ihr Vaterland, ihr Beſitz, ihr Herrſcher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieſes Buches, hier üben ſie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man ſie nicht verjagen, nicht verachten, hier ſind ſie ſtark und bewundrungswürdig. Verſenkt in der Lektüre dieſes Buches, merkten ſie wenig von den Veränderungen, die um ſie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben ſich und ſchwanden, Staaten blühten empor und erloſchen, Revolutionen ſtürmten über den Erdboden . . . ſie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten Nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes ſie „das Volk des Buches" nannte, ſo hat ſie der Prophet des Abendlandes*) in ſeiner Philoſophie der Geſchichte als „das Volk des Geiſtes" bezeichnet. Schon in ihren früheſten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abſtrakte, und ihre ganze Religion iſt Nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geiſt getrennt, und das Abſolute nur in der alleinigen Form des Geiſtes anerkannt wird. Welche ſchauerlich iſolierte Stellung muſſten ſie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die, dem freudigſten Naturdienſte ergeben, den Geiſt vielmehr in den Erſcheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entſetzliche Oppoſition bildeten ſie deshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Ägypten, gegen Phönicien, den großen Freudetempel der Aſtarte, oder gar gegen die ſchöne Sünderin, das holde, ſüßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunſt!

---

*) „der Prophet des Abendlandes, Hegel", ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie das Volk des Geiſtes ſich allmählich ganz von der Materie befreit, ſich ganz ſpiritualiſiert. Moſes gab dem Geiſte gleichſam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geiſt geſäet, pflanzte er das ſchroffe Ceremonialgeſetz und eine egoiſtiſche Nationalität als ſchützende Dornhecke. Als aber die heilige Geiſtpflanze ſo tiefe Wurzel geſchlagen und ſo himmelhoch emporgeſchoſſen, daſs ſie nicht mehr ausgereutet werden konnte, da kam Jeſus Chriſtus und riß das Ceremonialgeſetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er ſprach ſogar das Vernichtungsurtheil über die jüdiſche Nationalität ... Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserleſenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menſchheit das jüdiſche Bürgerrecht ... Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöſt wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachſen und Hannover ... Freilich, der Erlöſer, der ſeine Brüder vom Ceremonialgeſetz und der Nationalität befreite, und den Kosmopolitismus ſtiftete, ward ein Opfer ſeiner Humanität, und der Stadtmagiſtrat von Jeruſalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verſpottete ihn ...

Aber nur der Leib ward verſpottet und gekreuzigt, der Geiſt ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiſte die Weltherrſchaft erwarb, ward Sinnbild dieſes Sieges, und die ganze Menſchheit ſtrebte ſeitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und überſinnlichem Aufgehen im abſoluten Geiſte ...

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder geſunden von dem einſeitigen Streben nach Vergeiſtigung, dem tollen Irrthume, wodurch ſowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politiſchen Bewegung und in der Kunſt. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, ſich allerlei geſunde Körperbewegung zu geſtatten; Dieſer, indem er uns wieder für griechiſche Kunſt empfänglich machte und ſolide Werke ſchuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, feſtklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des abſoluten Geiſtes . . .

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Teſtamente habe ich das erſte Buch Moſis ganz durchgeleſen. Wie lange Karavanenzüge, zog die heilige Vorwelt durch meinen Geiſt. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken ſitzen die verſchleierten Roſen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochſen und Kühe vor ſich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorſchein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, ſtilles, hellſonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es ſich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne ſieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere ſieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf giebſt: Ich höre, wie ſie blöcken, die Schafe Jakob's, und ich ſehe, wie er ihnen die geſchälten Stäbe vorhält, wenn ſie in der Brunſtzeit zur Tränke gehn. Die geſprenkelten gehören jetzt uns. Unterdeſſen kommt Ruben nach Hauſe und bringt ſeiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt ſie ihr mit der Bedingung, daſs Jakob dafür die nächſte Nacht bei ihr ſchlafe. Was ſind Judaim? Die Kommentatoren haben ſich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß ſich nicht beſſer zu helfen, als daſs er dieſe Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es ſind vielleicht ſchwäbiſche Gelbveiglein. Die Liebesgeſchichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich ſehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht ſo ſentimentaliſch aufgefaſſt.

Abſcheulich iſt es, daſs ſie den unglücklichen Sichem und alle ſeine Angehörigen mit grimmiger Hinterliſt erwürgten, obgleich der arme Liebhaber ſich anheiſchig machte, ihre Schweſter zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, ſich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieſer Abſicht ſich und ſein ganzes Volk beſchneiden ließ. Die beiden Burſchen hätten froh ſein ſollen, daſs ihre Schweſter eine ſo glänzende Partie machte, die angelobte Verſchwägerung war für ihren Stamm von höchſtem Nutzen, und dabei gewannen ſie außer der koſtbarſten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, deſſen ſie eben ſehr bedurften ... Man kann ſich nicht anſtändiger aufführen, wie dieſer verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipiert hatte ... Aber Das iſt es, er hatte ihre Schweſter geſchwächt, und für dieſes Vergehen giebt es bei jenen ehrſtolzen Brüdern keine andere Buße, als den Tod ... und wenn der Vater ſie ob ihrer blutigen That zu Rede ſtellt und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verſchwägerung mit Sichem verſchafft hätte, antworten ſie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferſchaft unſrer Schweſter?“

Störrige, grauſame Herzen, dieſe Brüder! Aber unter dem harten Stein duftet das zarteſte Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieſes Sittlichkeitsgefühl, wie es ſich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, iſt nicht Reſultat einer poſitiven Religion oder einer politiſchen Geſetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder poſitive Religion, noch politiſches Geſetz, beides entſtand erſt in ſpäterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit iſt unabhängig von Dogma und Legislation, ſie iſt ein reines Produkt des geſunden Menſchengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünſchte, wir beſäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung Deſſen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten ſonſt verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romaniſchen Völker ſind in demſelben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit iſt, wie von Dogma und Legislation, ſo auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere ſind Erzeugniſſe des Klimas, der Geſchichte, und aus ſolchen Faktoren entſtanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indiſche, eine chineſiſche, eine chriſtliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menſchliche Sittlichkeit. Dieſe läſſt ſich vielleicht nicht im Begriff erfaſſen, und das Geſetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, iſt nur eine dialektiſche Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart ſich in Handlungen, und nur in den Motiven derſelben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die ſittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowin's Reiſe nach Japan ſtehen als Motto die ſchönen Worte, welche der ruſſiſche Reiſende von einem vornehmen Japaneſen vernommen: „Die Sitten der Völker ſind verſchieden, aber gute Handlungen werden überall als ſolche anerkannt werden.“

So lange ich denke, habe ich über dieſen Gegenſtand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Böſen, das ſeit anderthalb Jahrtauſend alle große Gemüther in quälende Bewegung geſetzt, hat ſich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht.

Aus dem alten Teſtament ſpringe ich manchmal ins neue, und auch hier überſchauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieſer Lektüre ſollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. XVI, Vers 12 u. 13. „Ich habe euch noch Viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, Der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern, was er hören wird, Das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlöſung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende, und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung.

Eine gewiſſe myſtiſche Doppelſinnigkeit iſt vorherrſchend im neuen Teſtamente. Eine kluge Abſchweifung, nicht ein Syſtem ſind die Worte: „Gieb

Cäſarn, was des Cäſars, und Gott, was Gottes iſt.“ So auch, wenn man Chriſtum frägt: „Biſt du König der Juden?“ iſt die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn ſei. Muhammed zeigt ſich weit offener, beſtimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich, ob er Gottes Sohn ſei, antwortete er: „Gott hat keine Kinder.“

Welch ein großes Drama iſt die Paſſion! Und wie tief iſt es motiviert durch die Prophezeiungen des alten Teſtamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, ſie war das rothe Siegel der Beglaubnis, testamentum. Gleich den Wundern, ſo hat auch die Paſſion als Annonce gedient ... Wenn jetzt ein Heiland aufſteht, braucht er ſich nicht mehr kreuzigen zu laſſen, um ſeine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen ... er läßt ſie ruhig drucken, und annonciert das Büchlein in der Allgemeinen Zeitung mit ſechs Kreuzern die Zeile Inſertionsgebühr.

Welche ſüße Geſtalt, dieſer Gottmenſch! Wie borniert erſcheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Teſtaments! Moſes liebt ſein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, ſorgt er für die Zukunft dieſes Volks.

Chriſtus liebt die Menſcheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen ſeiner Liebe. Welch ein lindernder Balſam für alle Wunden dieſer Welt ſind ſeine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden beſpritzt von dieſem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr geneſen! Die meiſten freilich trugen ſchon längſt in ſich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beſchleunigte ihren Tod. Zuerſt ſtarb Pan. Kennſt du die Sage, wie Plutarch ſie erzählt? Dieſe Schifferſage des Alterthums iſt höchſt merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inſeln Parä, welche an der Küſte von Ätolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die ſich darauf befanden, waren noch nicht ſchlafen gegangen, und viele ſaßen nach dem Nachteſſen beim Trinken, als man auf einmal von der Küſte her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (ſo hieß nämlich der Steuermann) ſo laut rief, daſs Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim erſten und zweiten Rufe ſchwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verſtärktem Tone dieſe Worte zu ihm ſagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangſt, ſo verkündige, daſs der große Pan geſtorben iſt!“ Als er nun dieſe Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan iſt todt!“ Auf dieſen Ruf erfolgten von dorther die ſonderbarſten Klagetöne, ein Gemiſch von Seufzen und Geſchrei der Verwunderung, und wie von Vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereignis in Rom, wo man die wunderlichſten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher unterſuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit. —

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Teſtamente geleſen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, iſt für mich dieſe Darſtellung, wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein

Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproſſt, Das fließt, Das funkelt, Das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das iſt wirklich das Wort Gottes, ſtatt daſs andere Bücher nur von Menſchenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, iſt die Darſtellung ein Produkt der Kunſt, und wenn auch der Stoff immer, eben ſo wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen iſt, ſo geſtaltet er ſich doch zu einem poetiſchen Gebilde, gleichſam umgeſchmolzen im Tiegel des menſchlichen Geiſtes; er wird geläutert durch einen geiſtigen Proceſs, welchen wir die Kunſt nennen. In der Bibel erſcheint auch keine Spur von Kunſt; Das iſt der Stil eines Notizenbuchs, worin der abſolute Geiſt, gleichſam ohne alle individuelle menſchliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derſelben thatſächlichen Treue, womit wir unſere Waſchzettel ſchreiben. Über dieſen Stil läſſt ſich gar kein Urtheil ausſprechen, man kann nur ſeine Wirkung auf unſer Gemüth konſtatieren, und nicht wenig muſſten die griechiſchen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als ſie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunſtbegriffen definieren ſollten. Longinus ſpricht von Erhabenheit. Neuere Äſthetiker ſprechen von Naivetät. Ach! wie geſagt, hier fehlen alle Maßſtäbe der Beurtheilung . . . die Bibel iſt das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftſteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das iſt Shakeſpeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakeſpeare'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber Das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakeſpeare iſt zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunſt, haben ſich in ihm verſöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Iſt vielleicht ſolche harmoniſche Vermiſchung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäiſchen Civiliſation? Wir ſind noch ſehr weit entfernt von einem ſolchen Reſultate. Der Grieche Goethe, und mit ihm die ganze poetiſche Partei, hat in jüngſter Zeit ſeine Antipathie gegen Jeruſalem faſt leidenſchaftlich ausgeſprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, ſondern nur einige Schreihälſe, wie z. B. der Jude Puſtkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengſtenberg, Dieſe erheben ihr phariſäiſches Zeter um ſo krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Juſtizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietiſten, da er immer, wenn er mir ſeinen Beſuch abſtattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deſshalb gern ein biſschen prickeln, und ein kauſtiſch oſtpreußiſches Lächeln beflimmert ſein mageres hageſtolzes Geſicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir ſprechen kann. Wir diſputierten geſtern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; Das iſt ja der Weltſchöpfer, und jedes Ding muſs ſeine Urſache haben. Es haperte ſchon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den ſich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit faſt ironiſcher Gutmüthigkeit annahm. Jedoch die dritte Perſon der Dreieinigkeit, der heilige Geiſt, fand den unbedingteſten Widerſpruch. Was der heilige Geiſt iſt, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geiſt hat es wohl am Ende dieſelbe Bewandtnis, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapoſt reiſt; man muſs immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu ſehen, dieſes dritte Pferd.“

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, iſt weder Pietiſt noch Rationaliſt, ſondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käſe, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung ſetzen, er iſt das Bild der nüchternſten Ruhe, und ſogar wenn er ſich mit meiner Wirthin über ſein Lieblingsthema, das Einſalzen der Fiſche, unterhält, erhebt ſich ſeine Stimme nicht aus der platteſten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muſs ich manchmal dergleichen Geſpräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit ſprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfiſch von einander unterſcheidet; es ſei im Grunde Ein- und Daſſelbe, und man bezeichne damit nur drei verſchiedene Einſalzungsgrade.

Mein Hauswirth iſt ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Inſel wegen ſeiner Unerſchrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und ſanft wie ein Kind. Er iſt eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit luſtigem Ernſte erzählte er mir von einem Phänomen, welches er geſtern am 28. Juli auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig. Mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach friſchgebackenem Kuchen, und zwar ſei ihm der warme, delikate Kuchenduft ſo verführeriſch in die Naſe geſtiegen, daſs ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehſt du, Das iſt ein Seitenſtück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wanderer in der arabiſchen Sandwüſte eine klare, erquickende Waſſerfläche vorſpiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. Auguſt.

— — Du haſt keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das ſich mit den Tagesintereſſen beſchäftigt, hieher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek beſteht aus Paul Warnefried's Geſchichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenweſen. Über Letzteres möchte ich gern ein intereſſantes Büchlein ſchreiben. Zu dieſem Behufe beſchäftigte ich mich jüngſt mit Nachforſchung über die letzten Spuren des Heidenthumnis der getauften modernen Zeit. Es iſt höchſt merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen ſich die ſchönen Weſen der griechiſchen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten ſie ſich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben ſeit dem Sieg der chriſtlichen Kirche immer eine ſtille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienſtes, der jauchzende Götterglaube ſich fortpflanzte von Geſchlecht auf Geſchlecht, durch die Tradition der heiligen Geſänge . . . Aber, ach! die ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der ſchwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechſeln ab in meinem Geiſte, und mir wird ſehr ungewiſs zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgeſöhnt (du weißt, wir waren en délicatesse), und wir ſitzen wieder des Abends beiſammen und halten geheime Zwiegeſpräche. Ja, ich will die Politik und die Philoſophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunſt hingeben. Iſt doch all dieſes Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, ſo wird doch dieſes wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im ſtarren Stillſtand, aber im erfolgloſeſten Kreislauf. Einſt, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daſs, wenn auch im Befreiungskampfe der Menſchheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende ſiege . . . Und ich erquickte mich an jenen ſchönen Verſen Byron's:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeſchwommen, und eine nach der andern zerbrechen ſie und zerſtieben ſie auf dem Strande, aber das Meer ſelber ſchreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieſer Naturerſcheinung länger zuſchaut, ſo bemerkt man, daſs das vorwärtsgeſchrittene Meer nach einem gewiſſen Zeitlauf ſich wieder in ſein voriges Bett zurückzieht, ſpäter aufs Neue daraus hervortritt, mit derſelben Heftigkeit das verlaſſene Terrain wieder zu gewinnen ſucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und, dieſes Spiel beſtändig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menſchheit bewegt ſich nach den Geſetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geiſterwelt übt der Mond ſeine ſideriſchen Einflüſſe. — —

Es iſt heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelſucht, womit ſich meine Seele hin und her quält, beſchleichen mich wunderliche Ahnungen... Es geſchieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche ſahen vorige Nacht ſo traurig aus, ſo betrübt . . .

Ich wandelte einſam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrſchte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothiſchen Kirche. Wie unzählige Lampen, hingen darin die Sterne; aber ſie brannten düſter und zitternd. Wie eine Waſſerorgel, rauſchten die Meereswellen; ſtürmiſche Choräle, ſchmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphierend. Über mir ein luftiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausſahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Proceſſion . . . Es ſah faſt aus, als ob ſie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer iſt geſtorben? ſprach ich zu mir ſelber. Iſt der große Pan todt?

Helgoland, den 6. Auguſt.

Während ſein Heer mit den Longobarden kämpfte, ſaß der König der Heruler ruhig in ſeinem Zelte und ſpielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode Denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume ſitzend, dem Kampfe zuſchaute, rief immer: „Wir ſiegen! wir ſiegen!“ — bis er endlich laut aufſeufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daſs die Schlacht verloren, aber zu ſpät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in ſein Zelt und erſtachen ihn . . .

Eben dieſe Geſchichte las ich in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom feſten Lande ankam. Es waren Sonnenſtrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und ſie entflammten meine Seele bis zum wildeſten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeiſterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kryſtallpaläſten haben die ſchönen Waſſerfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thé-danſant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deßhalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnſinnig im Hauſe herum, und küſſte zuerſt die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußiſchen Juſtizkommiſſarius, um deſſen Lippen freilich das froſtige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verſchwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz … Aber dieſes indifferente Fettgeſicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliusſonne in Perſon um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen ſein. Dieſe Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeiſterung iſt empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem ſie ihnen als warnendes Beiſpiel einen berauſchten Heloten zeigten, ſo ſollten wir in unſeren Erziehungsanſtalten einen Holländer füttern, deſſen ſympathieloſe, gehäbige Fiſchnatur den Kindern einen Abſcheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, dieſe holländiſche Nüchternheit iſt ein weit fataleres Laſter, als die Beſoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln …

Aber nein, keine Exceſſe! Die Pariſer haben uns ein ſo brillantes Beiſpiel von Schonung gegeben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu ſein, ihr Franzoſen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterſcheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche ſich aus jahrtauſendlicher Knechtſchaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnſinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menſchheit ſein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks ſind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband ſelbſt die Wunden ſeiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an ſeine Tagesbeſchäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!“

Du ſiehſt wie berauſcht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich citiere Schiller's banalſten Vers.

Und den alten Knaben, deſſen unverbeſſerliche Thorheit ſo viel Bürgerblut gekoſtet, haben die Pariſer mit rührender Schonung behandelt. Er ſaß wirklich beim Schachſpiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in ſein Zelt ſtürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Dieſe riefen immer: „Wir ſiegen! wir ſiegen!“ Unbegreiflich war dieſe Zuverſicht des königlichen Thoren ... Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Débats," wie einſt der Wächter während der Longobardenſchlacht, plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!"

Mit ihm, mit Karl X., hat endlich das Reich Karls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus ſich endigte mit Romulus Auguſtulus. Wie einſt ein neues Rom, ſo beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es iſt mir Alles noch wie ein Traum: beſonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandierend die Nationalgarde? Ich fürchte faſt, es ſei nicht wahr, denn es iſt gedruckt. Ich will ſelbſt nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen ... Es muß prächtig ausſehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die ſilbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter ... Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einſt mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit ... Es ſind jetzt ſechzig

Jahr', daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menſchheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz ... Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marſeillaiſe!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach friſchgebackenen Kuchen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt ... „Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht ...

Pan iſt todt!

Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ...

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muß ... Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen ... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge ... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte ... Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll .. Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenſtrahlen iſt mir einer ins Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Waſſer löſcht dieſes griechiſche Feuer. Aber es geht den Andern nicht viel beſſer. Auch die übrigen Badegäſte traf der Pariſer Sonnenſtich, zumal die Berliner, die dieſes Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Inſel zur andern kreuzen, ſo daß man ſagen konnte, die ganze Nordſee ſei überſchwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich ſie die Ereigniſſe nur inſtinktmäßig begreifen. Der Fiſcher, welcher mich geſtern nach der kleinen Sandinſel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben geſiegt!" Ja, mit ſeinem Inſtinkt begreift das Volk die Ereigniſſe vielleicht beſſer, als wir mit allen unſeren Hilfskenntniſſen. So erzählte mir einſt Frau von Varnhagen, als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wuſſte, ſei plötzlich die Magd ins Zimmer geſtürzt mit dem Angſtſchrei: „Der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen Nichts, wenn ſie nicht auch das Erbrecht beſiegen!“ Dieſe Worte ſprach der oſtpreußiſche Juſtizrath in einem Tone, der mir ſehr auffiel. Ich weiß nicht, warum dieſe Worte, die ich nicht begreife, mir ſo beängſtigend im Gedächtnis bleiben. Was will er damit ſagen, der trockene Kauz?

Dieſen Morgen iſt wieder ein Packet Zeitungen angekommen. Ich verſchlinge ſie wie Manna. Ein Kind, wie ich bin, beſchäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr, als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor ſehen! Dieſer intereſſiert mich weit mehr, als die Andern, die dem Philipp von Orleans mit ſchnellen Sprüngen die Krone apportiert haben. Der Hund Medor apportierte ſeinem Herrn Flinte und Patrontaſche, und als ſein Herr fiel und ſammt ſeinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe ſitzen, Tag und Nacht, von den Speiſen, die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derſelben in die Erde verſcharrend, vielleicht als Atzung für ſeinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr ſchlafen, und durch den überreizten Geiſt jagen die bizarrſten Nachtgeſichter. Wachende Träume, die über einander hinſtolpern, ſo daß die Geſtalten ſich abenteuerlich vermiſchen, und, wie im chineſiſchen Schattenſpiel, ſich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantiſch verlängern; zum Verrücktwerden. In dieſem Zuſtande iſt mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls ſich koloſſal ausdehnten und daß ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutſchland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich ſolchermaßen durch alle deutſche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und ſtörte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, ſo daß ich ſelbſt erſchrak und nicht gleich wußte, was ich eigentlich wollte und warum ich ſie weckte! Manche dicke Philiſter, die allzu widerwärtig ſchnarchten, ſtieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen ſie: „Wie viel Uhr iſt es denn?“ In Paris, liebe Freunde, hat der Hahn gekräht; Das iſt Alles, was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothiſcher Dome, die auf der Flucht zu ſein ſchienen und ängſtlich wackelten. Ich ſelber, des vielen Umherlaufens ſatt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und ſo flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, ſondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil ſie nicht wiſſen, worauf ſie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor ſtand offen. Lange, hohe, weithallende Säle mit altmodiſchen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da auf einem ſammtnen Armſeſſel ein alter gepuderter Bedienter ſaß, in verblichen rother Livrée und gelinde ſchlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren feſt verſchloſſen und obendrein mit großen runden Amtsſiegeln dreifach verſiegelt, wie in Häuſern, wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann ſaß, der unter hohen Papierſtößen kramte. War ſchwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geſchäftsgeſicht, und frug mich mit gedämpfter Stimme, was ich wolle? In meiner Naivetät hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich ſprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern!“ „Sprechen Sie nicht ſo laut,“ entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter ſeinen Papieren. „Das iſt der Herr Regiſtrator,“ flüſterte mir einer von den rothen Bedienten, der von ſeinem Schlafſeſſel ſich erhob und ſich gähnend die Augen rieb . . .

Pan iſt todt!

Cuxhafen, den 19. Auguſt.

Unangenehme Überfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; ſo daſs ich, wie immer in ſolchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Perſonen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälniſſen. Anfangs geht es gut, da laſſ' ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählich ſchwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Geſichte umſchwirren mich. Aus den dunkeln Meerſtrudeln ſteigen die alten Dämonen hervor, in ſcheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und ſie heulen ſchlechte unverſtändliche Verſe, und ſpritzen mir den weißen Wellenſchaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern geſtalten ſich droben die Wolken, die ſo tief herabhängen, daſs ſie faſt mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fiſtelſtimmchen die unheimlichſten Narretheien ins Ohr pfeifen.

Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu ſein, gewährt ſie dennoch die entſetzlichſten Miſsempfindungen, unleidlich bis zum Wahnſinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich hätte die Bibel verſchluckt, das alte mitſammt dem neuen Teſtamente, und ſiehe da, die heiligen

Geſtalten begannen in mir zu rumoren und zu geſtikulieren, daß ſich mir Alles im Bauche herumdrehte. Der König David ſpielte die Harfe, aber ach, die Saiten des Inſtrumentes waren meine eignen Gedärme! Die ganze Menagerie der Apokalypſe brüllte in mir, und dazwiſchen ſangen die Propheten, die vier großen in tiefem Tenor, die zwölf kleinen im Fiſtelbaß. Das grunzte und ruchzte verworren, aber den ganzen Chorus übertäubte die Stimme des Propheten Jonas, welcher beſtändig ſchrie:

„O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehen! In deinen Palläſten werden Bettler ſich lauſen, und in deinen Tempeln werden die babyloniſchen Küraſſiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Prieſter Baal's, euch wird man bei den Ohren faſſen, und eure Ohren feſtnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falſches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügeriſche Brode dem Volke verkauft! O, ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſpeiſe, und wenn es dürſtete, tranket ihr, ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch voraus ſagen mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles Mögliche thun, damit ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai … O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehn!“

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er ſchien dabei ſo ſtark zu geſtikulieren und ſich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daſs ſich mir Alles kullernd im Leibe herumdrehte … bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Als ich ſolcherweiſe plötzlich erleichtert ward, vernahm ich neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths, der zu mir ſprach: „Wohl bekomm's! Gut, daſs Sie endlich die tolle Lektüre wieder los ſind, die Sie auf Helgoland mit dem großen Hummer verſchlangen … Wir ſind jetzt gleich im Haſen, und eine Taſſe Thee wird uns bald wieder herſtellen.“ Ich befolgte ſeinen Rath und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gaſthofe zu Cuxhafen eine gute Taſſe Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, ſpazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder ſie liegen in den Kneipen und trinken ſehr ſtarken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzoſen ihr wohlverdientes Vivat, und der ſonſt ſo wortkarge Britte preiſt ſie eben ſo redſelig, wie jener geſchwätzige Portugieſe, der es bedauerte, daß er ſeine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfriſchen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzoſenhaß am tiefſten wurzelte, herrſcht jetzt Nichts als Enthuſiasmus für Frankreich . . . Alles iſt vergeſſen, Davouſt, die beraubte Bank, die füſilierten Bürger, die altdeutſchen Röcke, die ſchlechten Befreiungsverſe, Vater Blücher, „Heil dir im Siegerkranz," Alles iſt vergeſſen . . . In Hamburg flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marſeillaiſe, ſogar die Damen erſcheinen im

Theater mit dreifarbigen Bandſchleifen auf der Bruſt, und ſie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen ... Sogar die reichen Bankiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren ſehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daſs die Kourſe noch tiefer gefallen, ſchauen ſie deſto vergnügter und antworten: „Es iſt ſchon gut, es thut Nichts, es thut Nichts!“ —

Ja, uberall, in allen Landen, werden die Menſchen die Bedeutung dieſer drei Julitage ſehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Intereſſen erkennen und feiern. Die große That der Franzoſen ſpricht ſo deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchſten und den niedrigſten, und in den Steppen der Baſchkiren werden die Gemüther eben ſo tief erſchüttert werden, wie auf den Höhen Andaluſiens ... Ich ſehe ſchon, wie dem Neapolitaner der Makkaroni und dem Irländer ſeine Kartoffel im Munde ſtecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt ... Pultſchinell iſt kapabel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutſchland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unſeren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur ſo viel Tiefſinn, ſo viel Kraft, ſo viel Muth ertheilt hat, endlich unſere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meiſters, die Lehre von den Rechten der Menſchheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?

Es ſind jetzt ſechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle beſuchte, wo Doktor Luther gehauſt. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen laſſe; er vollbrachte ein Rieſenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hand küſſen für Das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm ſchmollen, daß er unſere Freunde allzu unhöflich anließ, als ſie in der Exegeſe des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er ſelber, als ſie auch die irdiſche Gleichheit der Menſchen in Vorſchlag brachten . . . Ein ſolcher Vorſchlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meiſter Hemling, der dir dein Haupt abſchlug, armer Thomas Münzer, er war in gewiſſer Hinſicht wohl berechtigt zu ſolchem Verfahren; denn er hatte das Schwert in Händen, und ſein Arm war ſtark!

Auf der Wartburg beſuchte ich auch die Rüſtkammer, wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flamberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daſs es ihm doch etwas zu ſchwer ſei, und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich Dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.

(Neun Jahre ſpäter[*]).

[Ueberall herrſchte eine dumpfe Ruhe. Die Sonne warf elegiſche Strahlen auf den breiten Rücken der deutſchen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unſeren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einſamen Felſen ſaß ein Sturmvogel; aber er ließ ſchläfrig ſein Gefieder hängen und ſchien ſelbſt zu glauben, daß er ſich getäuſcht habe, und daß ſo bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und faſt muthlos geworden, er, welcher kurz vorher ſo mächtig und geräuſchvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutſchland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Weſten ein Blitz über den Himmel, ein Donnerſchlag folgte und ein ſchreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erſchienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Kataſtrophe, von den drei Tagen zu Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen. Alles ſchien das Hereinbrechen jenes Weltunterganges zu weiſſagen, wovon die nordiſchen Skalden einſt mit Zittern und Zähnklappern geſungen; ja, man hätte glauben können, ſchon den rieſigen Fenriswolf ſeinen greulichen Rachen öffnen zu ſehn, um auf einmal den Mond zu verſchlingen, wie es die furchtbaren alliterierenden Verſe der Edda uns verkündigt. Er verſchlang ihn aber doch nicht, und der gute deutſche Mond leuchtet noch bis auf dieſe Stunde ſo ſtill und ſo zärtlich, wie in den Tagen Werther's und Lottens, empfindſamen Angedenkens.]

---

[*] Die beiden eingeklammerten Stellen ſind der (1855 geſchriebenen) Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Helgoländer Briefe entnommen.

Zwiſchen meinem erſten und meinem zweiten Begegnis mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unſere Zeit gleichſam in zwei Hälften auseinander ſprengte. Die vorſtehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die größte Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkſchrift ſollen ſie als vermittelnde Brücke dienen, zwiſchen dem erſten und dritten Buche.

Der Übergang wäre ſonſt zu ſchroff*). [Außerdem mögen ſie als ein geeignetes Dokument von der Stimmung zeugen, welche bei dem Eintreffen jenes Ereigniſſes in Deutſchland herrſchte, wo die trübſeligſte Entmuthigung und Niedergeſchlagenheit ſofort in das enthuſiaſtiſchſte Vertrauen auf die Zukunft überging. Alle Bäume der Hoffnung begannen wieder zu grünen, und ſelbſt die verkrüppeltſten Stämme, welche längſt verdorrt waren, trieben neues Laub. Seit Luther auf dem Reichstage zu Worms ſeine Theſen vor dem verſammelten Reiche vertheidigte, hat keine Begebenheit mein deutſches Vaterland ſo tief aufgeregt, wie die Juliusrevolution. Dieſe Aufregung ward freilich ſpäter ein wenig gedämpft, aber ſie erwachte wieder im Jahr 1840, und ſeitdem glomm das Feuer beſtändig unter der Aſche fort, bis im Februar 1848 die Flammen der Revolution auf's Neue im allgemeinen Brande emporſchlugen. Gegenwärtig ſind die alten Löſchmänner der heiligen Alliance mit ihrem alten ſtaatsretteriſchen Apparat auf die Bühne zurückgekehrt, aber es zeigt ſich gleichfalls ſchon zu dieſer Stunde ihre Unzulänglichkeit. Was mag das Schickſal den Deutſchen aufſparen? Ich prophezeie nicht gern, und ich halte es für nützlicher, von der Vergangenheit zu berichten, in welcher die Zukunft ſich ſpiegelt*).]

---

*) Statt obiger drei Sätze, finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe zu Anfang dieſes Abſatzes die Zeilen: „Die nachſtehenden Blätter wurden einige Tage vor und einige Tage nach der Juliusrevolution geſchrieben. Ich ſchalte ſie hier ein als ein geeignetes Dokument, das von der Stimmung Kunde geben mag, in welcher jenes Ereigniß Deutſchland antraf, wo die trübſeligſte Entmuthigung ꝛc.“

---

*) Der Schluſs der franzöſiſchen Vorrede lautet von hier an, wie folgt: „Ich hoffe daher, daſs die Mittheilung der nachſtehenden Briefe ſich von ſelbſt rechtfertigen wird. Ich habe ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt abgedruckt, obſchon manche kleine Unrichtigkeiten, die ſich darin vorfinden, hin und wieder eine Naivetät verrathen, welche dem franzöſiſchen Leſer ein Lächeln auf Koſten des deutſchen Neulings abdringen mag. Ich ließ dem General Lafayette ſein wallendes Silberhaar, obſchon ich einige Zeit nachher, als ich die Ehre hatte, Herrn de Lafayette in Paris zu begegnen, jene Silberlocken höchſt proſaiſch in eine braune Perücke verwandelt ſah; aber der biedere General hatte darum nicht minder ein ehrwürdiges Ausſehen, und trotz ſeiner modern ſpießbürgerlichen Kleidung erkannte man in ihm den großen Ritter ohne Furcht und Tadel, den Bayard der Freiheit. Gleich nach meiner Ankunft in Paris wollte ich auch die Bekanntſchaft des Hundes Medor machen; allein dieſer entſprach durchaus nicht meiner Erwartung. Ich ſah nur ein häſsliches Thier, in deſſen Blick keine

Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieſer Briefe mitzutheilen, da in den nächſtfolgenden der

---

Spur von Begeiſterung lag; es blinzelte darin ſogar etwas Schielend-falſches, etwas Verſchlagen eigennütziges, ja, ich möchte ſagen: etwas Induſtrielles. Ein junger Mann, ein Student, den ich dort traf, ſagte mir, es ſei gar nicht der rechte Medor, ſondern ein intriganter Pudel, ein Hund aus ſpäterer Zeit (un chien du lendemain), der ſich füttern und pflegen laſſe und den Ruhm des wahren Medor exploitiere, während dieſer nach dem Tode ſeines Herrn beſcheiden davongeſchlichen, wie das Volk, das die Revolution gemacht. — „Der arme Medor," fügte der Student hinzu, „irrt jetzt vielleicht in Paris umher, hungernd und obdachlos, wie mancher andere Juliheld; denn das Sprichwort, welches beſagt, ein guter Hund finde nie einen guten Knochen, iſt hier in Frankreich von betrübſamer Wahrheit. — man unterhält hier in warmen Ställen und füttert mit dem beſten Fleiſch eine Meute von Bulldoggen, Jagdhunden und andern ariſtokratiſchen Vierfüßlern; auf ſeidenen Kiſſen, wohlgekämmt und parfümiert, und mit Zuckerbrot geſättigt ſehen Sie den Wachtelhund oder das kleine Windſpiel ruhen, die jeden ehrlichen Menſchen anbellen, aber der Herrin des Hauſes zu ſchmeicheln wiſſen, und zuweilen ſelbſt eingeweiht ſind in menſchliche Laſter. Ach, ſolche ſchlechte, unmoraliſche Beſtien gedeihen in unſerer Geſellſchaft, während jeder tugendhafte Hund, jeder Wahrheits- und Naturköter (tout chien de la vérité et de la nature), der ſeinen Überzeugungen treu bleibt, elendiglich umkommt, und räudig, mit Ungeziefer bedeckt, auf einem Miſthaufen krepiert!" — So ſprach der Student, zeitliche Freiheitsrauſch allzu ungeſtüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während ſpäterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuſchte Herz in muthloſe, verzagende und verzweifelnde Gedanken ſich verliert! Schon die erſten Tage meiner Ankunft in der Hauptſtadt der Revolution merkte ich, daſs die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeiſterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's des Helden beider Welten, ſo majeſtätiſch flattern ſah, verwandelte ſich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre beſuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, ſich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, ſondern eine ganz gewöhnliche Beſtie, die ſich fremde Verdienſte anmaßte, wie bei den Franzoſen oft geſchieht, und, eben ſo wie viele

---

der mir wegen ſeiner hohen politiſchen Anſchauungsart ſehr gefiel. Es begann juſt zu regnen, und da er keinen Schirm hatte, nahm ich ihn unter den meinen während der Wegesſtrecke, die wir mit einander zurücklegten."

Andre, exploitierte er den Ruhm der Juliusrevolution ... Er ward gehätſchelt, gefördert, vielleicht zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege beſcheiden davon geſchlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht ...

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es iſt eine ſchon ältliche Geſchichte. Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoiſie, die eben ſo Wenig taugt wie jene Nobleſſe, an deren Stelle ſie trat mit demſelben Egoismus ... Das Volk hat Nichts gewonnen durch ſeinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber ſeid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für ſich ſelber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, echte Medor geehrt und gefüttert werden ... Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd ...

Doch ſtill, mein Herz, du verräthſt dich zu ſehr ...

II.

Neue Funde

aus

Heine's Nachlaſspapieren.

I.

Bruchſtück aus dem deutſchen Entwurf zu einem Teſtament Heine's.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Heine's franzöſiſch abgefaſſtes letztes Teſtament trägt das Datum des 13. November 1851. Es findet ſich abgedruckt in Strodtmann's Werk, Band II, S. 427—432.

Das folgende Bruchſtück gehört dem Entwurf eines ſpäteren Teſtaments an, iſt wahrſcheinlich im Jahre 1854 geſchrieben und beſonders werthvoll, weil es eine Stelle enthält, in welcher Heine von der Vernichtung ſeiner erſten Memoiren ſpricht.

Ich glaube das Recht zu haben, meinen Vetter Karl Heine als den natürlichen Schützer meiner Wittwe zu betrachten. Als er im Winter 1847 zu mir kam, um nicht durch einen Anwalt, ſondern direkt mit mir ſich über unſere Differenzen zu verſtändigen, zeigte er mir auch in Bezug auf meine Frau die großmüthigſte Bereitwilligkeit, allen meinen Wünſchen nachzukommen.

Ich verlangte von ihm die Verpflichtung, daſs er die Hälfte meiner Penſion, wie mir ſolche ſein ſeliger Vater bereits zugeſagt hatte, nach meinem Tode als ebenfalls lebenslängliche Penſion auf das Haupt meiner Wittwe übertragen ſolle. Mein Vetter Karl bewilligte mir dieſes mit ſeinem Ehrenworte und reichte mir zur Bekräftigung dieſer Stipulation ſeine edle Hand, die ich an meine Lippen preſſte. Ich war glücklich genug ihn verſöhnlich geſtimmt zu ſehen. Er hätte gewiſs keinen Augenblick gezögert, mir für meine Wittwe die ganze Penſion zuzuſagen, wenn ich ſolches auch nur mit einer Silbe verlangt hätte. Aber ich verlangte es nicht, weil ich überhaupt nur diejenigen Anſprüche geltend machen wollte, wo jede Einrede eine offenbare Ungerechtigkeit geweſen wäre. Daſs ich andere Anſprüche hatte, die ebenſo gerecht, auch ebenſo notoriſch, aber minder beweisbar waren, verſchwieg ich klüglich, ja böswillig. Und dann glaubte ich damals, daſs eine Verkürzung ihrer Penſion nicht von allzugroßer Wichtigkeit für meine

Wittwe ſein mochte. Die oberwähnte Stipulation mit meinem Vetter Karl Heine fand ſtatt den 25. Februar 1847.

Damals war meine Lage ſowie die Lage der Welt eine ganz andere. Im Bankerott der Februarrevolution gingen auch meine geringen Erſparniſſe verloren, welche in Aktien der Bank von Gouin und ähnlicher Etabliſſemente beſtand. Dazu kam meine Krankheit, die mich verhinderte, durch angeſtrengte Arbeit ein bedeutendes Kapital zu erwerben, während die zunehmenden Krankheitskoſten mich nöthigten, meine letzten Reſſourcen zu erſchöpfen. Dazu kommt, daß ich ſchon im Jahre 1846 mein bisheriges litterariſches Vermögen, die Eigenthumsrechte auf meine deutſchen Schriften für ein äußerſt geringfügiges Honorar alienirt hatte zu Gunſten meines Hamburger Buchhändlers, um durch ſolches Opfer Prozeſſe zu vermeiden, deren Skandal beſonders meinen damals noch lebenden Oheim Salomon unmuthig gemacht hätte, indem derſelbe, welcher durch letztwillige Verfügung mir eine glänzende Zukunft zu bereiten verſprach, wohl von mir erwarten konnte, daß ich wie bisher meine Talente nicht als Handelsmann zum bloßen

Gelderwerb, ſondern als Dichter zur Verherrlichung unſeres Namens anwenden würde.

Die Manuſkripte, welche ich noch beſaß, waren leider von der Art, daſs eine Umwandlung in meinen religiöſen Anſichten, und Rückſichten auf Perſonen, die ich nicht durch Miſsverſtand verletzen durfte, mich nöthigten, ſie zum größten Theil zu vernichten*), — vielleicht muſs ich ſie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, ſo daſs bei meinem Ableben auch dieſe Reſſource für meine Wittwe verloren geht. Mit der Erbſchaft meiner Wittwe ſieht es alſo nicht glänzend aus, und ich werde glücklich genug ſein, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlaſſe.

Ich geſtehe es, ohne die großmüthige Güte meines Vetters Karl, der mir jährlich eine Verdoppelung meiner Penſion auszahlte, hätte ich bereits, trotz aller Anſtrengung, die Koſten meiner Krankheit nicht erſchwingen können.

Unter ſolchen veränderten Umſtänden will ich meinen Vetter Karl ebenfalls mit einer poſthumen Bitte behelligen, von deren Erfüllung ich ſo ſehr überzeugt bin, daſs ich ihm im Voraus meinen

---

*) Urſprünglich ſtand im Manuſkript „verbrennen“.

Dank abſtatte. Ich bitte ihn nämlich nach meinem Tode nicht die Hälfte meiner Penſion, ſondern die unverkürzt ganze Penſion, wie ich ſie bei Lebzeiten ſeines Vaters genoſſen, ihr jährlich auszahlen zu laſſen; mein Oheim behandelte ſie immer mit Liebe und Auszeichnung und auch in dieſer Beziehung glaube ich meine Bitte gerechtfertigt. Es iſt wahrſcheinlich, wie geſagt, überflüſſig, daſs ich dieſen Appell an die Liberalität meines Vetters mache und ſeiner Generoſität vorgreife.*)

---

*) Man halte mit dieſem Bruchſtück zuſammen die Stellen in Heine's Briefen: Band XXII, S. 67, 83, 94, 102. — Namentlich bemerkenswerth iſt die Stelle eines Briefes vom 20. Juni 1847 an Campe (Band XXII, S. 130): „In Bezug Karl Heine's hat Laube nicht die ganze Wahrheit geſagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu ſein. Daſs derſelbe, während ich dem Grabe nahe ſtehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Penſion lebenslänglich zu zahlen, iſt fürwahr keine ſo koloſſale Großmuth. — — Ich habe nicht ohne Abſicht Sie darauf aufmerkſam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Verſöhnung, die mir Karl Heine oktroviert, wobei aber ſeine Börſe ganz unberührt geblieben.“ —

II.

Bruchſtück aus einer Denkſchrift über Heine's Verhältnis zur Augsburger Allg. Zeitung.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung hatte Heine's „Geſtändniſſe“ (Werke, Band XII), welche als „Aveux d'un poète“ in der Revue des Deux-Mondes erſchienen waren, ohne ſeine Genehmigung ins Deutſche überſetzt, obwohl Heine ausdrücklich das Erſcheinen einer eigenen deutſchen Überſetzung angekündigt hatte. — Er gerieth in die größte Entrüſtung über dieſes gegen das literariſche Eigenthum verübte Attentat einer Zeitung, deren Mitarbeiter er ſeit 25 Jahren geweſen, und ſchrieb darüber unterm 17. Oktober 1854 an den **Fürſten Pückler-Muskau** (Werke, Band XXII, S. 422): „Aber was ſagen Sie zu der unbegreiflichen Niederträchtigkeit, welche die „Allgemeine Zeitung“ an mir begangen hat, indem ſie einen Aufſatz der Revue des Deux-Mondes, den ich als gleichzeitig in deutſcher Verſion erſcheinend angekündigt hatte, — indem, ſage ich, die „Allgemeine“ dieſen Aufſatz aus dem ſchon verſtümmelten Franzöſiſch in das plumpſte Bairiſch überſetzte, mit neuen Verſtümmelungen und unter den Verſicherungen der Treue, während ſie nach dieſer Perfidie noch die Unverſchämtheit hat, mir die ſchnödeſten Sottiſen in den Kauf zu geben, die ich zwar noch nicht ſelber geleſen habe, die aber nach deutſchen Berichten alle Pöbelhaftigkeit durch Schmutz und Gift übertreffen ſollen. Sogar über meine Krankheit ſollen die infamſten Schmähungen vorkommen. — — So bricht man ſelbſt im ſchlimmſten Falle nicht mit Jemanden, mit welchem man faſt 25 Jahre, ja noch länger, innig befreundet war. — — Was Cotta betrifft, ſo iſt dieſer ein wahrer Edelmann von Loyalität und Ehrgefühl, und war immer ſo liebreich gegen mich, daß es unrecht von mir wäre, ihn auch nur im entfernteſten der Mitwiſſenſchaft zu zeihen. — —“

Der alte Baron Cotta mit ſeiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schillers und Goethes zu ſein, und er theilte mit dieſen Beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu ſein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienſte der Nachbarvölker bewenden ließ, ſondern auch für die Intereſſen der eigenen Landsleute raſtlos thätig war. Durch ſeine koloſſalen Geldmittel, durch ſeine Bekanntſchaft mit den beſten, deutſchen Schriftſtellern, hauptſächlich durch diplomatiſche Verhältniſſe, die ihn mit den bedeutendſten Staatsmännern in allen Weltgegenden in Verbindung ſetzten, ward es ihm möglich, die Allgemeine Zeitung zum höchſten Flor zu bringen. Auch war ſie ſein Stolz und ſeine Freude, der Gelderwerb ward Nebenſache. Die Allgemeine Zeitung war er ſelbſt, und wer den alten Cotta liebte, mußte am Ende auch das Blatt lieben, das eine Inkarnation des alten Herrn war und in welchem er, nach ſeinem leiblichen Hinſcheiden geiſtig fortlebte.

Dieſem Zauber gehorchte auch das Gemüth des Schreibers dieſer Blätter, der ſeine Freundſchaft für den alten Baron auch auf ſein Lieblingswerk übertrug, und dieſes Gefühl trug viel dazu bei, daß ich ſo lange Zeit bei der Allgemeinen Zeitung aushielt. Durch dieſe blieb ich zugleich in Verbindung mit dem Vaterland ſelbſt und mit den lieben Freunden und Geſinnungsgenoſſen, die ebenfalls an der Allgemeinen Zeitung arbeiteten, und wovon mehrere ſogar in Augsburg lebten — in der That, im Exil gewährt ſelbſt eine ſolche gedruckte Korreſpondenz ein wehmüthiges Labſal, und es war mir, als korreſpondierte ich nach Hauſe, an die Familie. Die Freunde ſind ſeitdem dahin geſtorben und das Journal nahm allmählig eine Farbe an, die mir nicht gefällt, obgleich der jetzige Baron Cotta, Eigenthümer des Journals, den Traditionen ſeines Vaters eben nicht untreu geworden zu ſein ſcheint. Ich weiß nicht, welche Einflüſſe ſeiner beſſeren Einſicht entgegenwirken. Bei ſeiner Oberlenkung des Journals verfügt er nicht bloß über große pekuniäre, ſondern auch über große intellektuelle Mittel, obgleich er ſie aus Beſcheidenheit nicht zur Schau ſtellt. In dem jüngſten Briefe, womit er mich beehrte, fand ich die rührenden Worte: „Ich erbte nicht den Geiſt meines Vaters, aber ich glaube, ſein Herz habe ich geerbt.“ Um ſolches zu ſagen, muſs man wirklich Geiſt beſitzen.

Ein ſonderbares Ereignis drängte mich heute bei Beſprechung der Allgemeinen Zeitung auch zu erwähnen, wie ſehr ich den edlen Charakter des Herrn von Cotta hochſchätze, der mir bis zur jüngſten Zeit bewieſen hat, daſs er auch Einiges von der Sympathie geerbt hat, womit mich ſein ſeliger Vater beehrte. Öffentliche Blätter verbreiteten nämlich die Nachricht, als ſei ich ſowohl ob einer perſönlichen Verunglimpfung als auch ob Verletzung meiner Geldintereſſen im Begriff, die Allgemeine Zeitung mit einer gerichtlichen Klage zu behelligen. Es iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein wahres Wort daran. Dieſes falſche Gerücht verdankt aber ſeine Entſtehung einem Ereigniſſe, welches leider nicht erfunden iſt. Nämlich in derſelben Augsburger Allgemeinen Zeitung, woran ich ſeit 25 Jahren Mitarbeiter war und die mich mit ſo liebreichem Eifer gegen Lüge und Schmähſucht vertheidigt, ja in dieſer Allgemeinen Zeitung ward eine Büberei gegen mich verübt, die unerhört in den Annalen der Schriftwelt: unter dem Vorwand, einen Artikel von mir in der Revue des Deux-Mondes ſo ſchnell als möglich dem deutſchen Vaterlande mitzutheilen, ward dieſer Artikel „Les aveux d'un poète“, der zu gleicher Zeit bei meinem Buchhändler Campe in Hamburg deutſch erſchien, dennoch aus der franzöſiſchen Verſion in das miſerabelſte und zugleich perfideſte Deutſch überſetzt, und mit den roheſten und gemeinſten Zuthaten begleitet.

Da dieſe Schmähungen nur bekannte Themata enthielten, welche die ſogenannte nationale Partei, oder vielmehr die mauvaise queue der alten Teutomanen und Gallophoben bereits ſeit Jahren in allen Tonarten gegen mich gegeifert,*) ſo berührten ſie mich ſehr wenig. Ich kenne ſie bis jetzt auch nur durch Berichterſtattung — und ich weiß, daſs ſie alles Maß überſchimpften und nur Ekel hervorgebracht haben. Nur der Umſtand, daſs die Allgemeine Zeitung ſich zu einer ſolchen Publikation hergab, ſetzte mich in ein betrübſames Erſtaunen.

Als ich dem Fürſten Pückler-Muskau meine Widmungsepiſtel zur „Lutetia" ſandte und einen Brief deſſelben beantwortete, worin er mit Entrüſtung ſein Befremden über „das Pasquill" der Allgemeinen Zeitung ausſprach, geſtand ich dem Fürſten, daſs ich das Verfahren der Redaction nicht begreifen könne, um ſo mehr, da meine Seele den Dr. Kolb auch von der entfernteſten Mitwiſſenſchaft freiſprechen muſs. Um mir aus der beſten Quelle eine authentiſche Auskunft zu verſchaffen, ſchrieb der Fürſt einen Brief an den Baron Cotta nach Stuttgart, worin er den erwähnten Schmähartikel und ſeinen Verfaſſer und deſſen Gemeinheit in ſeiner ſuperioren witzigen Weiſe ſtigmatiſiert und mit den Worten ſchließt: „Ich denke, Euer Hochwohlgeboren müſſen ſich wie ich unwillkürlich der Fabel der kranken Löwen erinnernd, erſtaunt geweſen ſein, daſs jener ihm den letzten Streich verſetzende Eſel, ſtatt aus einem Augiasſtalle, Ihnen unbewuſst aus Ihrem eignen Palaſt entſprungen ſei.“

---

*) Derſelbe Gedankengang, faſt in denſelben Worten ausgedrückt, findet ſich in der wahrſcheinlich zur nämlichen Zeit geſchriebenen Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Lutetia", vom März 1855; vgl. Werke, Band IX, S. 18 u. 20.

In ſeiner Antwort, datiert vom 28. Dezember vorigen Jahres, bekundete der Baron Cotta, daſs er in der That auch das Herz ſeines Vaters geerbt hat, und unumwunden desavouierte er den Miſsbrauch, den ein Interim-Redacteur von ſeiner kurzen Macht ausgeübt.

Ich habe jener Differenz mit der Allgemeinen Zeitung erwähnen müſſen, damit man wiſſe, wie wenig einigen harten Äußerungen über dieſelbe in der „Lutetia" eine wirkliche Animoſität zu Grunde haben. Das bedauerliche Ereignis hatte mich freilich im erſten Augenblicke verſtimmt, aber ich geneſe leicht von ſolcher Miſsempfindung. Ich lache zuletzt über mich ſelbſt.

Eine Stelle aus einer verſchollenen engliſchen Komödie von Farauhar ſchoſs mir ſelbſtverhöhnend durch den Sinn. Die Scene ſpielt in einem ziemlich unanſtändigen Etabliſſement, und ein alter irländiſcher Major beklagt ſich hier, daſs man ihm, der ſeit einem Vierteljahrhundert Stammgaſt und Zierde des Hauſes geweſen, am Ende ein ſehr zweideutiges Geſchirr an den Kopf geſchmiſſen habe! Die Wirthin ſucht ihn zu beruhigen und ſagt ihm, daſs die Metze, die ſich eines ſolchen Mangels an Anſtand ſchuldig gemacht, ſchmählich fortgejagt werden ſolle, und ein hoher Geiſt, wie er, nicht von einer ſo niedrigen Perſon beleidigt werden könnte. Der Major brümmelt jedoch, das ſei Alles ſehr wahr, aber ſeine Perücke ſei von dem unreinlichen Ereigniſſe acht Tage lang ſehr übelriechend geweſen.

III.

Offenes Sendſchreiben an Jakob Venedey.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachſtehende Sendſchreiben wurde hervorgerufen durch eine gröbliche Kränkung ſeitens Venedeys. Dies halte man feſt, um den vernichtenden Ton der Heine'ſchen Erwiderung zu entſchuldigen. Der Fall liegt hier ähnlich wie mit der bekannten Abfertigung Platens in den „Reiſebildern“: auch Platen hatte durch einen gemeinen Angriff Heine, der ihm nie etwas zu Leide gethan, zuerſt gereizt.

Zur Erklärung diene, daß Jakob Venedey Heine's Scherzgedicht „Kobes der Erſte“ (Werke, Band XVIII, S. 277) als gegen ſich gemünzt auffaßte und Rache ſchnob. Zuvörderſt ſandte er Heine eine kleine Geldſumme zurück, die er ihm vor 20 Jahren abgeborgt hatte, an die er ſich aber merkwürdigerweiſe erſt jetzt erinnerte; alsdann ſchrieb er Verſe gegen Heine — und die Kölniſche

Zeitung druckte ſie —, in denen unter anderen ſich folgende Rohheit fand:

„Und wärſt Du ein Mann, und wärſt Du nicht krank,
Ich malte Dir was auf den Rücken!"

Heine überſandte das Geld an Alexander Dumas zu einem wohlthätigen Zweck, mit einem längeren Begleitbriefe vom 8. Februar 1855, aus welchem wir folgende Stellen ausziehen (Werke, Band XXII S. 448): „Das Thier, vor dem ich mich entſetze, iſt der Eſel, und gar unerträglich iſt mir das Geſchrei eines Eſels, den man wüthend gemacht, wie unſre muthwilligen Rangen es zu thun pflegen, indem ſie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern ſtecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausſtößt, das beißen möchte, aber nur ſchreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „I-a! I-a!", über dies ebenſo entſetzliche wie abgeſchmackte und poſſierliche Geſchluchz, über dieſe unerhörten, vor Stupidität faſt erhabenen Töne, die ein wüthender Eſel in ſeinem ohnmächtigen Grimme vernehmen läßt. Das ebenſo greuliche wie lächerliche Ungethüm iſt ſo erbittert, daß er nichts mehr ſchonen mag, weder die Ohren der Menſchen noch der Götter. — Es iſt wahr, das erſte Unrecht haben die Menſchen verübt, die ihm Pfeffer an den beſagten Ort geſteckt; aber der gequälte Eſel iſt nichtsdeſtoweniger ein garſtiges und bösartiges Thier, denn ſein Verzweiflungsgeſchrei bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Neid, Unverſchämtheit, gemeinem Groll, Argliſt und Hinterliſt tief in den Eingeweiden verborgen lag. — — Ich hätte faſt einen Bock geſchoſſen und dem ſogenannten ehrlichen Eſel einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum ihn „Martin"*) zu nennen, obſchon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es gibt mehr als einen Eſel, der Martin heißt;" denn ich riskiere immer, daſs ſich zufällig in einem Winkel meiner Heimat ein obſkurer Martin findet, der eine ſolche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne dieſe Sippſchaft, die ſich mit Gier an den beiläufigſten Ausſpruch klammert, der einer Feder von einigem Ruf entſchlüpft, um denſelben zu Gunſten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die nichts ſehnlicher wünſcht, als in den Journalen ihr Geſchrei erheben und dem Redakteur ſchreiben zu können: „Mein Herr, der Eſel, von welchem Heinrich Heine in ſeinem Briefe ſpricht, der Eſel bin ich! I a! I a! I-a!"

Und in einem Brief vom 19. Februar 1855 an Michael Schloſs in Köln ſagt er: „So was iſt noch nicht vorgekommen, daſs die Eſelswuth ſich ſogar in Verſen ausbreitet. Dieſes Verbrechen muſs Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poeſie wird dadurch ekelhaft und ſtinkig. — Was ich auf ſchnöde Inſinuationen zu erwidern habe, dazu bieten ſich beſſere Gelegenheiten, und das hat keine Eile.“ — —

---

*) Franzöſiſcher Allgemeinname des Eſels.

In dieſem Geiſte ſchrieb Heine die nachfolgende Erwiderung, ließ ſie aber nicht drucken. Jetzt, wo Venedey todt, liegt keine Veranlaſſung vor, dies Stück echtheineſcher Polemik zu unterdrücken. Es beſteht aus 4 Folioblättern, deren erſtes eine Art von Diſpoſition enthält, flüchtig hingeworfene Notizen und einzelne Wörter, die bei der Ausführung nicht alle Verwendung fanden. Um einen Einblick in die Art zu geben, wie Heine arbeitete, ſei das zufällig erhaltene Notizenblatt hier mit abgedruckt.

Notizenblatt.

Ein Achilles der Memmen. Der alberne Lumpazius — Knote-Fechter. — Kümmeltürke.

Sokrates-Nathan der Weiſe. — Dieſer Pegaſus, der geflügelte Eſel. —

Gereimte Nachttöpfe.

Es giebt keine Kinder (Eſel) mehr.

Mehr als ein Eſel heißt Martin.

Kobes iſt ein Karnevalscharakter — Kobes iſt ein Charakter.

Keine Kaſſe iſt ſündlich — die Tugend einer Kaſſe iſt, daſs ſie zahlt; das ſchlimmſte: kauft und nicht bezahlt.

Zuletzt: ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen wie Maßmann. Der Spaß war, daſs Dieſer Latein verſtand — er aber verſteht es nicht — Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

Die Natur erſchuf Dich zum Abtrittsfeger — ſchäme Dich deſſen nicht, deutſcher Patriot, es ſind die Latrinen Deines deutſchen Vaterlandes, die Du fegſt.

Achilles der Unwiſſenheit.

Vergleich mit der zerquetſchten Wanze. —

Das Billet roch nach Lavendel, kam alſo aus der Taſche holder Weiblichkeit, nicht aus der Ihrigen, denn ſo viel ich mich erinnere, rochen Sie nie nach Lavendel, im Gegentheil.

Auch eine Thräne war dran, eine fette, dicke, eine männliche Thräne — eine deutſche Reichsthräne — Rührung ꝛc.

Zebra, ſchwarzrothgold geſtreift —

Simpel in der Schule — ſingend für ein Fettmännchen.

Sucht Taillandier auf.

Sendſchreiben.

Wahrhaftig, als Barlaam, der Sohn Boers, ſah, daſs ſein Eſel den Mund aufthat und ſprach, war er gewiſs nicht ſo beſtürzt, wie ich es geweſen bin, als ich ſah, wie mein guter Venedey ſo ganz aus der Haut gefahren, daſs er plötzlich zum Dichter geworden und Verſe machte! Und welche!

Entſetzlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Eſel in ſeinem Wahn,

wenn er ruft: auch ich bin ein Poet, und ſein verſifiziertes I-a ausſtößt.

Nein, Liebſter, dieſe Poeſie iſt nicht auszuhalten; ſelbſt ein minder ziviliſierter Magen würde ſeekrank davon werden; ſelbſt ein plattnaſiger Ruſſe würde den Geruch dieſes gereimten Spülichts nicht aushalten können, und man ſollte dieſe Gedichte an Menzikof nach Sebaſtopol ſchicken — er würde ſich gewiſs gleich übergeben! Ihre wiederkäuende Proſa iſt noch Ambroſia gegen dieſe vierfüßige Poeſie.

Jeder Vers ein Eſel! Goethe würde ſich im

Grab herumdrehen, wenn er dieſe Töne hörte. Jakob Grimm könnte der Schlag rühren, ſähe er, wie Ihre Verſe unſere ſchöne deutſche Mutterſprache verſäuen. Die arme deutſche Muſe — mit ſchamrothen Wangen und händeringend ruft ſie: O Jakob Venedey, du haſt mir wehe gethan, ja ſehr wehe gethan, denn meine reine weiße Tunika haſt Du beſudelt mit dem Kölniſchen Waſſer Deiner Poeſie, die wahrlich nicht ſo wohlriechend iſt wie das Waſſer Deines Landsmanns Maria Farina!

Ach, liebſter Venedey, Sie ſind ein weit größerer Sünder als ich, der ich nur in knabenhaftem Übermuthe die Röcke alter Weiber, und, ich geſtehe es, auch Ihren neuen Mantel ein bischen anfeuchtete, während Sie meine hohe Göttin, die deutſche Muſe, unſere ſchöne deutſche Sprache, die Seele des Vaterlandes beſudelt haben. Und unſere Sprache iſt das Beſte, was wir Deutſche beſitzen, ſie iſt das Vaterland ſelbſt, und dieſes haben Sie ſtinkig gemacht. O! was haben Sie gethan, Sie, der Sie vorgeben, ein Patriot zu ſein.

Verzeihen Sie mir, ich fühle, wie mich der Patriotismus überwältigt, wie ich alle angelernte wälſche Höflichkeit abſtreifend, echt deutſch ſackgrob werden und ausrufen könnte: Unfläthiger Knecht, die Natur hat Dich dazu beſtimmt, ein Abtrittsfeger zu ſein, und kein deutſcher Dichter! Betaſte mir nicht mit Deinen ſchmierigen Daktylen die deutſche Muſe, und beſudle nicht ihre weiße Robe, die ich ihr geſchenkt!

Entſchuldigen Sie dieſen Ausdruck der Rohheit — auch ich bin Deutſcher.

III.

Neue Gedichte

aus

Heine's Nachlaſs

und

größere Varianten zu gedruckten Gedichten.

1.

Citronia.

Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderſchule ging,
Wo ich das ABC anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigſtübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebſt
Wie Vöglein haben dort gepiepſt,
Gezwitſchert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchſtabiert.
Frau Hindermans im Lehnſtuhl ſaß,
Die Brille auf der langen Naſ'
(Ein Eulenſchnabel war's vielmehr),
Das Köpflein wackelnd hin und her,
Und in der Hand die Birkenruth,
Womit ſie ſchlug die kleine Brut,
Das weinend kleine arme Ding,

Das harmlos einen Fehl beging. — — —
Es wurde von der alten Frau
Geſchlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beſchimpft zu werden
Das iſt des Schönen Loos auf Erden.

Citronia hab ich genannt
Das wunderbare Zauberland,
Das einſt ich bei der Hindermans
Erblickt im goldnen Sonnenglanz —
Es war ſo zärtlich ideal,
Citronenfarbig und oval,
So anmuthvoll und freundlich mild
Und ſtolz empört zugleich — dein Bild,
Du erſte Blüthe meiner Minne!
Es kam mir niemals aus dem Sinne.
Das Kind ward Jüngling und jetzunder
Bin ich ein Mann ſogar — o Wunder,
Der goldne Traum der Kinderzeit
Taucht wieder auf in Wirklichkeit!
Was ich geſucht die Kreuz und Quer
Es wandelt leiblich vor mir her,
Ich hauche ein der holden Nähe
Gewürzten Odem — doch, o Wehe!
Ein Vorhang von ſchwarzbrauner Seide
Raubt mir die ſüße Augenweide!

Der dumme Lappen, der ſo dünne
Wie das Gewebe einer Spinne,
Verhüllet mir die Gloria
Des Zauberlands Citronia!

Ich bin wie König Tantalus,
Mich lockt und neckt zugleich Genuß:
Der Trunk, wonach die Lippen dürſten,
Entgleitet mir wie jenem Fürſten:
Die Frucht, die ich genöſſe gern,
Sie iſt mir nah und doch ſo fern!
Ein Fluch dem Wurme, welcher ſpann
Die Seide und ein Fluch dem Mann,
Dem Weber, welcher wob den Taft,
Woraus der dunkle ſchauderhaft
Infame Vorhang ward gemacht,
Der mir verfinſtert alle Pracht
Und allen goldnen Sonnenglanz
Citronia's, des Zauberlands.

Manchmal mit voller Fiebergluth
Faßt mich ein Wahnſinnübermuth.
O die verwünſchte Scheidewand!
Es treibt mich dann mit kecker Hand
Die ſeidne Hülle abzuſtreifen,
Nach meinem nahen Glück zu greifen.

Jedoch aus allerlei Rückſichten
Muſs ich auf ſolche That verzichten.
Auch iſt dergleichen Dreiſtigkeit
Nicht mehr im Geiſte unſrer Zeit!

Nachwort:

Unverblümt an andern Orten,
Werdet ihr mit klaren Worten,
Später ganz ausführlich leſen,
Was Citronia geweſen.
Unterdeſs — wer ihn verſteht,
Einen Meiſter nie verräth —
Wiſst ihr doch, daſs jede Kunſt
Iſt am Ende blauer Dunſt.

2.

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantiſch ſüß geblüht
In des Oſterdingers Lied?

War's vielleicht die blaue Naſe
Seiner mitſchwindſücht'gen Baſe,
Die im Adelsſtifte ſtarb?
Mag vielleicht von blauer Farb'

Ein Strumpfband geweſen ſein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

3.

Kalte Herzen.*)

Als ich dich zum erſten Male
In der Welt von Pappe ſah,
Spielteſt du in Gold und Seide
Shylock's Tochter: Jeſſica.

Klar und kalt war deine Stimme,
Kalt und klar war deine Stirne
Und du glichſt, o Donna Clara,
Einer ſchönen Gletſcherfirne.

Und der Jud' verlor die Tochter,
Und der Chriſt nahm dich zum Weibe;
Armer Shylock, ärm'rer Lorenz!
Und mir fror das Herz im Leibe.

---

*) Mitgetheilt aus der Autographenſammlung von Dr. W. Winter in Stuttgart.

Als ich dich zum and'ren Male
In vertrauter Nähe ſah,
War ich dir der Don Lorenzo
Und du warſt mir Jeſſica.

Und du ſchienſt berauſcht von Liebe,
Und ich war berauſcht von Weine,
Küßte trunken deine Augen,
Dieſe kalten Edelſteine.

Plötzlich ward mir eh'ſtandslüſtern:
Hatte ich den Kopf verloren?
Oder war in deiner Nähe
Der Verſtand mir nur erfroren?

Nach Sibirien, nach Sibirien!
Führte mich die Hochzeitsreiſe,
Einer Steppe glich das Eh'bett
Kalt und ſtarr und grau von Eiſe.

In der Steppe lag ich einſam
Und mir froren alle Glieder,
Leiſe wimmern hört ich meine
Halberſtarrten Liebeslieder

Und ich darf ein ſchneeig Kiſſen
An das heiße Herz mir drücken.

Amor klappern alle Zähne,
Jeſſika kehrt mir den Rücken. —

*

Ach und dieſe armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden ſämmtlich nun geboren
Mit erfrorner Naſenſpitze!

Meine Muſe hat den Schnupfen
— Muſen ſind ſenſible Thiere —
Und ſie ſagt mir: Lieber Heinrich,
Laſs mich ziehn, eh' ich erfriere.

O, ihr kalten Liebestempel,
Matt erwärmt von Pfennigskerzen,
Warum zeigt mein Liebescompas
Nach dem Nordpol ſolcher Herzen?

4.

Lotosblume.*)

(An die Mouche.)

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioſes Paar,

---

*) Vergl. Band XV, S. 49.

Die Liebſte iſt ſchwach auf den Beinen
Der Liebhaber lahm ſogar.

Sie iſt ein leidendes Kätzchen,
Und er iſt krank wie ein Hund,
Ich glaube im Kopfe ſind beide
Nicht ſonderlich geſund.

Sie ſei eine Lotosblume,
Bildet die Liebſte ſich ein;
Doch er, der blaſſe Geſelle,
Vermeint der Mond zu ſein.

Die Lotosblume erſchließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch ſtatt des befruchtenden Lebens
Empfängt ſie nur ein Gedicht.

5.

„Tirer la queue du diable": heißt Geld verlangen.

Es war einmal ein Teufel
Ein Teufel gar und ganz,
Da kam ein kleines Äfflein,
Das zog ihn an dem Schwanz.

Es zog und zog ſo lange,
Ihm ward, er wußt nicht wie,
Er jauchzte und er brüllte,
Er gab ihm drei Ecü.

6.

Ich mache die kleinen Lieder
Der Herzallerliebſten mein,
Die heben ihr klingend Gefieder
Und fliegen zu dir hinein.

Es ſtammen die kleinen Jungen
Vom ſchnalzenden Herrn Gemahl,
Die kommen zu dir geſprungen
Über Wieſe, Buſch und Thal.

Die Leute ſo gerne weilen
Bei meiner Lieder Chor;
Doch bei der Jungen Heulen
Sie halten ſich zu das Ohr.

Und der dies Lied geſungen,
Der liegt allein in der Nacht
Und hätte weit lieber die Jungen,
Ach, als die Lieder gemacht!

7.

Bei Gelegenheit eines Beſuches in Batignolles.

(2. Januar 1845.)

Hände küſſen, Hüte rücken
Kniee beugen, Häupter bücken,
Kind, das iſt nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei!

8.

Zum Wintermärchen.*)

[Gar mancher, der ſchlecht im Leben riecht,
Wie wird er erſt künftig duften
Am Galgen! Es roch nach Blut und Koth
Und nach gehenkten Schuften.]

Die Äſer, die ſchon vermodert längſt
Und nur noch hiſtoriſch geſtunken,
Sie dünſteten aus ihr letztes Gift,
Halb Todte, halb Halunken.

Und gar das heilige Geſpenſt,
Die auferſtandene Leiche,

---

*) Wahrſcheinlich ein Stück von Kaput XXVI etwa nach der 14. Strophe einzuſchalten.

Die ausgeſogen das Lebensblut
Von manchem Volk und Reiche,

Sie wollte noch einmal verpeſten die Welt
Mit ihrem Verweſungshauche!
Entſetzliche Würmer krochen hervor
Aus ihrem faulen Bauche —

Und jeder Wurm ein neuer Vampyr,
Der wieder tödtlich gerochen,
Als man ihm durch den ſchnöden Leib
Den heilſamen Pfahl geſtochen.

Es roch nach Blut, Taback und Schnaps
Und nach gehenkten Schuften —
Wer übelriechend im Leben war,
Wie mußt' er im Tode duften!

Es roch nach Pudeln und Dachſen und auch
Nach Mopſen, die zärtlich gelecket
Den Speichel der Macht und fromm und treu
Für Thron und Altar verrecket.

Dies war ein giftiger Moderdunſt,
Entſtiegen dem Schinderpfuhle, —
Drin lag die ganze Hundezunft,
Die ganze hiſtoriſche Schule.

9.

In dem Gedicht „In der Frühe“.

(Band XVI, S. 249.)

Meine gute, liebe Frau,
Meine güt'ge Frau Geliebte,
Hielt bereit den Morgenimbiß,
Braunen Kaffee, weiße Sahne.

Und ſie ſchenkt ihn ſelber ein,
Scherzend, koſend, lieblich lächelnd.
In der ganzen Chriſtenheit
Lächelt wohl kein Mund ſo lieblich!

Auch der Stimme Flötenton
Findet ſich nur bei den Engeln,
Oder allenfalls hienieden
Bei den beſten Nachtigallen.

10.

Überſetzung eines hebräiſchen Sabbathliedes.*)

Komme, Freund, der Braut entgegen, laß uns den
Sabbat begrüßen!
Schamor und Sachor ließ uns Gott der Einzige in
einem Wort vernehmen;

---

*) Von Jehuda ben Halevi. — Vgl. Heine's Gedicht „Prinzeſſin Sabbath“ (Band XVIII, S. 173).

Gott iſt einzig und ſein Name einzig: preiſen und rühmen wir ihn!
Komme, Freund ꝛc.

Auf und dem Sabbat entgegen; er iſt ein Quell des Segens; geweiht vom Anfang:
Der Schluß der Arbeit, doch der Anfang im Gedanken.
Komme, Freund ꝛc.

O Heiligthum des Königs, königliche Stadt, ermanne dich und erhebe dich aus deinen Trümmern;
Du haſt lange genug im Thale der Klagen geſeſſen; der Herr wird ſich deiner erbarmen!
Komme, Freund ꝛc.

Sei wieder jung und erhebe dich aus dem Staube, lege die Heldenkleider meines Volkes an,
Durch den Sohn Iſai's den Bethlemiten wird uns die Freiheit.
Komme, Freund ꝛc.

Erwache, erwache, dein Licht iſt erſchienen, komme, o Licht, erwache, erwache,
Singe begeiſterte Lieder; Gottes Majeſtät iſt dir erſchienen.
Komme, Freund ꝛc.

Schäme dich nicht und geh' nicht gebogen:
Die Stadt wird wieder aus ihrem Schutte erbaut werden.
Komme, Freund 2c.

Zu Spott und Schande werden deine Feinde, Alle, die dich gequält, werden erliegen;
Dein Gott wird ſich mit dir freuen, wie der Bräutigam ſich freuet mit der Braut.
Komme, Freund 2c.

Rechts und links wirſt du dich ausbreiten, und Gott lobpreiſen durch den Nachkommen Davids,
O der Freude, o des Jubels!
Komme, Freund 2c.

Komme in Frieden, Krone des Gatten; in Freude und Wonne unter den Gläubigen des ausgewählten Volkes, komme, o Braut, komme, o Braut!

Varianten.

Zu dem Gedicht: „Dich feſſelt mein Gedankenbann“.

(Band XVIII, S. 301.)

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geiſt er iſt lebendig noch,
Und wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde.

Vergönn' das traute Neſtchen ihm,
Du wirſt nicht los das Ungethüm,
Du wirſt nicht los den kleinen Schnapphahn
Und flöheſt Du nach China, Japan.

Denn überall wohin du reiſ't
Sitzt ja im Herzchen Dir mein Geiſt:

Hier träumt er ſeine tollſten Träume,
Hier ſchlägt er ſeine Purzelbäume.

Dich feſſelt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich ſann,
Das muſſt Du denken, muſſt Du ſinnen,
Kannſt meinem Geiſte nicht entrinnen.

Ein gar ſubtiler Spiritus
Iſt dieſer Geiſt, ein Dominus,
Ein Geiſterherr vom höchſten Range,
Ihn ehrt ſogar die Muhme Schlange.

Stets regt Dich an des Geiſtes Hauch
Und wo Du biſt, da iſt er auch.

2.

Zu dem Gedicht: „Die verkehrte Welt“.

(Band XVII. S. 244.)

Das iſt ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen,
Die Jäger werden dutzendweis
Erſchoſſen von den Schnepfen.

Die Affen bauen ein Pantheon
Für große Menſchen und Helden,
Nachtwächter*) heirathen Nachtigall'n**)
Wie deutſche Blätter melden.

Das arme Kameel, der Freiligrath,
Macht eine Löwenmiene,
Und ein geſtiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Die deutſchen Bären glauben nicht mehr
— (u. ſ. w. wie ſchon früher gedruckt.) —

3.

Zu dem Gedicht: „Es glänzt ſo ſchön die ſinkende Sonne“.

(Band XVI, S. 284.)

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Traurigkeit und Nacht und Weh.
Die ſinkende Sonne und deine Augen
Sie ſtrahlen mir ein langes Ade

---

*) Dingelſtedt.
**) Jenny Lind.

Ade, mein Kind, wir müſſen ſcheiden,
Und ach! mein Herz liebt Dich ſo ſehr!
Bald fließet zwiſchen meinem Herzen
Und Deinen Augen das große Meer.

IV.

Neue Briefe von Heinrich Heine.

I.

Ein Brief Heine's an Goethe.

Ew. Excellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu ſtehen. Ich will gar nicht beſchwerlich fallen, will nur Ihre Hand küſſen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile ſeit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihren alten Bekannten und Verehrern (dem ſeel. Wolf, Varnhagens ꝛc.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war ſo frey Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte“ und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo“ (Ratkliff und Almanzor) zuzuſenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine

Geſundheitsreiſe nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeiſterung und Ergebenheit

Weimar den 1. October 1824.

H. Heine.

II.

Briefe an Caroline Jaubert.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Madame Caroline Jaubert, die erſt vor Kurzem geſtorbene Gattin des Rathes am franzöſiſchen Kaſſationshofe Maxime Jaubert, des Teſtamentsvollſtreckers Heine's, war eine der treueſten Beſucherinnen des Dichters in ſeinen letzten Leidensjahren. Der letzte Abſchnitt ihres Buches „Souvenirs“ (Paris 1881, Hetzel), der „Henri Heine“ betitelt, iſt nach Meißners „Erinnerungen“ das Beſte, was von perſönlichen Freunden Heine's über den Verkehr mit ihm geſchrieben worden, und verdiente in Deutſchland bekannter zu werden. Sie war eine ſehr intime Freundin der Prinzeſſin Belgiojoſo, zu deren Kreis Heine in geſunden Jahren gehört hatte, und die vertraute Freundin Alfred de Muſſet's, an welche er, als an ſeine „Marraine“, ſo viele reizende Briefe gerichtet hat. —

Die Briefe Heine's an Madame Jaubert geben wir im franzöſiſchen Original, um ein Urtheil über ſein Franzöſiſch zu ermöglichen.

1.

J'ai l'honneur, madame, de vous envoyer ci-joint mon livre sur l'Allemagne. Je vous invite de lire la sixième partie; j'y parle des ondines, des salamandres, des gnomes et des sylves. Je sais bien que mes connaissances par rapport à cette matière sont très incomplètes, quoique j'aie lu, dans l'idiome original*), les oeuvres du grand Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim.

Mais lorsque j'ai écrit mon livre, je n'avais jamais vu de ces esprits élémentaires; je doutais même qu'ils fussent autre chose que des produits de notre imagination, qu'ils n'habitent pas les éléments, mais seulement le cerveau de l'homme ....: cependant, depuis avant-hier, je crois à la réalité de leur existence.

---

*) Der Schalk! Er ſelbſt hat in ſeinem Buch über Deutſchland erzählt, daß Paracelſus meiſt deutſch ſchrieb. (Band V, S. 145.)

... Ce pied que j'ai vu avant-hier ne peut appartenir qu'à un de ces êtres fantastiques dont j'ai parlé dans mon livre; mais est-ce que c'est le pied d'une ondine? — je pense qu'il est glissant comme l'onde et qu'il pourrait bien danser sur l'eau;

Ou appartient-il à une salamandre?

„Il ne fait pas froid, dit Joseph Marteau à Geneviève, quand le pied de la belle fleuriste embrase son imagination.“*)

Peut-être c'est le pied d'un gnome, — il est assez petit, mignon, fin et délicat pour cela, — ou le pied d'une sylve? La dame est véritablement si aérienne, si féerique ... Est-elle bonne ou méchante?

Je n'en sais rien; mais ce doute me tourmente, m'inquiète, me pèse. C'est vrai! je ne plaisante pas.

Vous voyez, madame, que je ne suis pas encore assez avancé dans la science occulte, que je ne suis pas grand sorcier: je ne suis que votre très humble et très obéissant serviteur.

---

*) In dem Romane „André“ von George Sand.

Le 22 avril 1835. Henri Heine.

2.

Madame,

Je vois avec grand plaisir que vous vous obstinez à ne pas m'oublier. Je vous en remercie, vous ne savez donc pas que je suis mort depuis longtemps?

Cela ne m'empêcherait pas de venir diner chez vous aujourd'hui, vu que ma dépouille mortelle m'a survécu; mais je souffre dans ce moment d'une migraine posthume assez fastidieuse. Je ne peux pas venir, et soyez persuadée que je le regrette beaucoup: vous savez ce que c'est que la migraine, ce petit enfer qu'on porte dans le cerveau.

Je viendrai, madame, ces jours-ci, vous remercier en personne. En attendant je prie les dieux immortels de vous prendre dans leur sainte et digne garde.

Lundi matin. Henri Heine.

3.

Petite Fée!

Comme un jeune étourdi que je suis, j'ai oublié hier qu'il est nécessaire, que je sois encore aujourd'hui de retour à Montmorency; je ne peux donc pas dîner avec vous, et je ne vous reverrai qu' à Marly, où j'irai probablement samedi. Je mentirais beaucoup si je disais que le plaisir que je ressens toujours en vous revoyant ne soit pas de ceux qui me rendent la vie quelque peu supportable.

Mercredi matin.

Votre tout dévoué
Henri Heine.

4.

Ce 13 avril 1847.

Je vous remercie, madame, de vos dernières petites lettres et de vos autres dragées. Juliette*), comme vous l'avez prévu, a croqué presque toute la boite. Que vous êtes aimable!

---

*) So ſoll Mathilde eigentlich geheißen haben.

J'ai passé un terrible hiver, et je suis étonné de n'avoir pas succombé. Ce sera pour une autre fois.

Je suis enchanté de ce que vous me dites de madame votre fille: ça est jeune et rétablissable. Je viendrai très prochainement chez vous. Je suis curieux de voir Mme de Grignan comme reconvalescente.

Elle doit avoir beaucoup maigri, et la maigreur lui donne sans doute un charme tout nouveau. Au bout du compte, la chair cache la beauté, qui ne se révèle dans toute la splendeur idéale qu'après qu'une maladie ait animé le corps; quant à moi, je me suis adonisé, à l'heure qu'il est, jusqu'au squelettisme. Les jolies femmes se retournent quand je passe dans les rues: mes yeux fermés (l'œil droit n'est plus ouvert que d'un huitième), mes joues creuses, ma barbe délirante, ma démarche chancelante, tout cela me donne un air agonisant qui me va à ravir! Je vous assure, j'ai dans ce moment un grand succès de moribond. Je mange des cœurs; seulement je ne peux pas les digérer. Je suis à présent un homme très dangereux, et vous verrez comme la marquise Christine Trivulzi deviendra amoureuse de moi; je suis précisément l'os funèbre qu'il lui faut.

Adieu, toute bonne et toute belle! Que Dieu vous préserve d'embellir à ma manière. Je vous recommande à sa sainte et digne garde.

Henri Heine.

5.

Paris, ce 16 juin 1848.

Citoyenne,

Si vous êtes à Paris, et que vous vous promeniez un jour au bois de Boulogne, je vous prie de vous arrêter quelques moments à Passy, 64, Grande-Rue, où, dans le fond d'un jardin, demeure un pauvre poète allemand, qui est à présent complètement paralysé. Mes jambes sont devenues tout à fait inertes, et on me porte et on me nourrit comme un enfant.

Salut et fraternité.

Henri Heine.

6.

Passy, 19 septembre 1848.

Petite Fée!

(C'est sous ce nom qui vous a été donné par Mme Heine, que vous êtes connue chez nous) j'ai encore à vous remercier de la première gracieuse lettre que vous m'avez écrite au moment où vous alliez monter en voiture pour vous rendre *aux Roches* ou chez Mme de Grignan, je ne sais. Ce matin, j'ai reçu votre seconde lettre, dont le ton affectueux et compatissement me fait beaucoup de bien, quoique la nouvelle que vous me donnez n'est guère réjouissante. Pour dire la vérité je suis tellement abasourdi de douleurs physiques que cette mauvaise nouvelle, la non-réussite aux affaires étrangères, ne me fait pas grand' chose: un coup d'épingle à un homme qui se trouve sur le brasier ardent de la torture du Saint-Office.

En attendant, je vous remercie du zèle que vous avez montré à cette occasion, et je vous prie aussi d'être auprès de monsieur votre frère l'organe de ma reconnaissance sincère.

Je vous écris aujourd'hui pour vous dire que, demain, vous ne me trouveriez plus dans ma villa Dolorosa de Passy, que je quitte pour rentrer à Paris, rue de Berlin, n° 9 (au coin de la rue d'Amsterdam) je n'y resterai que jusqu'à ce que Mme Heine ait trouvé un appartement plus convenable à l'état de ma santé. Depuis que j'ai eu la consolation de vous voir, les maux ont augmenté, et des symptômes alarmants me décident à rentrer à Paris . . . . .

Je ne veux pas être enterré à Passy: le cimetière doit y être bien ennuyeux. Je veux me rapprocher de celui de Montmartre, que j'ai depuis longtemps choisi pour ma dernière résidence.*) Mes crampes n'ont pas cessé; au contraire, elles ont envahi toute l'épine dorsale et montent jusqu'au cerveau, ou elles ont fait peut-être plus de dégât que je ne puis le constater moi-même; des pensées réligieuses surgissent . . . . .

---

*) Dort hat Heine — und ſeit einem Jahre auch Mathilde Heine — ſeine letzte Ruheſtätte gefunden.

Adieu, petite Fée, que le bon Dieu vous pardonne vos enchantements et qu'il vous prenne sous sa sainte et digne garde.

Henri Heine

Briefe an die „Mouche".

Vorbemerkung des Herausgebers.

Leider waren die deutſchen Originale der nachſtehenden Briefe von der Empfängerin, Frau Camilla Selden, nicht zu erhalten und mußten daher aus deren franzöſiſcher Überſetzung ins Deutſche zurückũberſetzt werden. — Einige Briefe Heine's an die „Mouche" ſind übrigens am Schluſs des XXII. Bandes ſchon gedruckt, aber nicht ganz vollſtändig. — Für ſeine Überſetzung bittet der Herausgeber um Nachſicht.

Die Reihenfolge der Briefe iſt nicht chronologiſch, weil bei den meiſten Briefen die genaue Angabe des Datums fehlte.

1.

Liebenswürdigſte und reizendſte Perſon.

Ich bedaure lebhaft, Sie neulich ſo wenig geſehen zu haben. Sie haben mir einen ſehr angenehmen Eindruck hinterlaſſen, und ich empfinde ein großes Verlangen, Sie wiederzuſehn. Kommen Sie von morgen ab, wenn es Ihnen möglich iſt, unter allen Umſtänden, kommen Sie ſo bald wie möglich. Ich bin bereit, Sie zu jeder Stunde zu empfangen, jedoch wäre mir's am liebſten von 4 Uhr bis — ſo ſpät wie Sie wollen.

Ich ſchreibe Ihnen ſelbſt, trotz meiner ſchwachen Augen, und zwar weil ich im Augenblick keinen Sekretair habe, auf den ich mich verlaſſen kann. Meine Ohren ſind betäubt von allerlei widerwärtigem Geräuſch, und ich bin die ganze Zeit über ſehr leidend geweſen.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebevolle Sympathie mir ſo wohl thut; ich abergläubiſches Weſen — bilde ich mir doch ein, mich habe eine gute Fee in der Stunde der Trübſal beſucht. Nein, war die Fee gut, ſo war auch die Stunde eine Stunde des Glücks. Oder wären Sie eine böſe Fee? Ich muſs das bald wiſſen.

Ihr

Heinrich Heine.

2.

Heute keine Schule, denn der Schulmeiſter iſt noch nicht „curé“, wie das alte Weib Lißt ſagt: darum will ich heute auf Deinen Beſuch verzichten. Laſs mich aber wiſſen, ob Du morgen, Montag, kommen kannſt. Ich habe ſtarkes Kopfweh: es wäre ſelbſtſüchtig, Dich kommen zu laſſen, ohne mich mit Dir unterhalten zu können.

Deiner Antwort gewärtig, bleibe ich
der liebſten Mouche
allertollſter
Heinrich Heine.

3.

Süßeſte, feinſte Mouche!

Oder ſoll ich von Ihrem Siegelring abſehen und Sie nach dem Parfüm Ihres Briefes benennen? In dieſem Falle müſſte ich Sie nennen „Zierlichſte Moſchuskatze“.

Ich habe Ihren Brief geſtern erhalten, — die pattes de mouche hüpfen mir beſtändig im Kopf herum, vielleicht gar im Herzen. Mein lebhafteſter Dank für all die Zuneigung, die Sie mir bekunden. Die Überſetzung der Gedichte iſt ſehr ſchön, und ich wiederhole, was ich Ihnen vor Ihrer Abreiſe darüber geſagt habe. Auch ich freue mich, Sie bald wiederzuſehen und auf das liebe Schwabengeſicht poser une empreinte vivante*) zu können. Ach, dieſer Satz würde eine weniger platoniſche Bedeutung gewinnen, wenn ich noch ein Mann wäre! Aber ich bin nur noch ein Geiſt; das mag Ihnen ſchon ganz recht ſein, mir aber behagt es nur ſo ſo.

Die franzöſiſche Ausgabe meiner Gedichte erſcheint ſoeben und macht Furore. Es kann aber immerhin noch 2 oder 3 Monate dauern, ehe die noch nicht veröffentlichten Gedichte, z. B. der „Neue Frühling“ in einem der letzten Bände der franzöſiſchen Ausgabe erſcheinen werden. Sie ſehen, Sie haben nicht viel verſäumt.**)

Ja, ich freue mich, Sie wiederzuſehen, holde Mouche meiner Seele! Die anmuthigſte der Moſchuskatzen und doch zugleich lieblich wie eine Angorakatze, gerade die Art, die ich gern habe.

Früher habe ich lange Zeit die Tigerkatzen geliebt, aber die Torte iſt zu gefährlich und die empreintes vivantes, die ſie manchmal auf meinem Geſicht zurückließen, waren ſehr fatal.

---

*) Lieblingsausdruck der „Mouche“.

**) Die Briefempfängerin weilte um die Zeit (Sommer 1855) in Wildbad.

Mir geht's immer noch ſehr ſchlecht; fortwährend Widerwärtigkeiten, Wuthanfälle, — Wuth über meinen verzweifelten Zuſtand.

Ich bin ein Todter, den es dürſtet nach den glühendſten Genüſſen, die das Leben gewährt! Es iſt entſetzlich.

Lebewohl! Möge Ihnen das Bad Stärkung und Geſundheit bringen.

Herzlichſte Grüße
von Ihrem Freunde
Heinrich Heine.

4.

Paris, ce 20 juillet 1855.*)

Ma chère amie.

Vous êtes à Paris et pourtant vous tardez encore à venir me serrer la main. J'ai grande envie de sentir le musc de vos gants, d'entendre le son de votre voix, de poser une empreinte vivante sur votre *Schwabengesicht.*

---

*) Dieſer Brief iſt auch im Original franzöſiſch.

— Ne vous fâchez pas: — quelque gracieuse que vous soyez, vous avez une figure de *Gelbveiglein* souabes!

Mais venez bientôt. Tout à vous,

Henri Heine.

5.

Liebſte Seele.

Ich bin ſo verwirrt, daſs ich nicht mehr weiß, ob ich Sie gebeten habe, heute Donnerstag oder erſt morgen Freitag zu kommen.

Heute bin ich leidend, und um ſicher zu gehen, wollen wir Ihren lieben Beſuch auf nächſten Sonnabend legen, aber dann rechne ich auch darauf. — Komm bald! —

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um Ihnen das Manuſkript der Gedichte zu ſchicken und bitte Sie es wieder mitzubringen, damit Sie nach erfolgter Durchſicht es mit mir zuſammen leſen und mir Ihre Bemerkungen über die vielleicht zweckmäßigerweiſe vorzunehmenden Änderungen mittheilen können.

Liebſtes geliebtes Geſchöpf! ich bin ſehr krank, moraliſch ebenſo krank wie phyſiſch. Die deutſche

Ehrlichkeit und Redlichkeit benehmen ſich gegen mich hundsföttiſch.

Ich ſchließe die Lotosblume in meine Arme und bin

Ihr ergebener

Donnerstag. **Heinrich Heine.**

6.

Freitag, den 11. Januar 1856.

Liebes Kind.

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, wie ich fürchte, noch bis morgen anhalten, oder noch ſchlimmer werden wird. Ich ſchreibe Dir eiligſt, um Dich wiſſen zu laſſen, daß morgen keine Schule iſt, und daß Du folglich über Deinen Nachmittag ganz nach Belieben verfügen kannſt. Ich rechne aber auf Dich übermorgen, Sonntag. Sollteſt Du nicht kommen können, ſo laß mich's wiſſen, liebſtes ſüßes Kind.

Ich werde Dich niemals prügeln, ſelbſt wenn Du eine ſolche Strafe durch allzugroße Dummheit verdienen ſollteſt. Um die Ruthe zu ſchwingen, bedarf es vor Allem einer größeren Kraft, als ich ſie beſitze. Ich bin niedergedrückt, leidend und traurig.

Küſſe die pattes de mouche.

Dein Freund

Heinrich Heine.

7.

Ich denke fortwährend an die Mouche, will ſie aber weder heute Dienſtag noch ſelbſt morgen ſehen: — ich bin ſehr krank! Aber Donnerstag rechne ich auf die liebſte Mouche.

Ich kann nicht ſehen, was ich ſchreibe.

Dienſtag. Heinrich Heine.

8.

Liebe Freundin,

ich bin immer noch ſehr krank und kann Dich heute nicht ſehen, hoffe aber, Du wirſt morgen, Dienſtag, kommen können. Schreibe mir ein Wort, ob Du nicht vor übermorgen kommen könnteſt.

Dein armer Freund

Nebukadnezar II.

Ich bin nämlich ebenſo verrückt wie der König von Babylon und eſſe nur noch gehacktes Kraut, welche Nahrung meine Köchin Spinat nennt.

9.

Liebſte, zierlichſte Katze.

Ich will Sie morgen, Mittwoch, nicht ſehen und zwar, weil ich eine Migräne nahen fühle; wenn Sie aber einige Augenblicke am Freitag Nachmittag bei mir zubringen können, ſo würde mich das dafür entſchädigen, daſs ich Sie ſo lange nicht ſehen kann. Von Freitag ab ſollen mir alle Tage recht ſein, und je öfter Sie kommen, deſto glücklicher für mich.

Meine gute, reizende, holde Mouche, komm und ſumſe mir um die Naſe mit Deinen kleinen Flügeln! Ich kenne ein Lied von Mendelsſohn mit dem Refrain: „Komm bald!“ Dieſe Melodie klingt mir fortwährend durch den Kopf: „Komm bald!“

Ich küſſe die beiden lieben Pfötchen, nicht auf einmal, ſondern eines nach dem andern.

Leb' wohl.

Heinrich Heine.

10.

Liebſtes Geſchöpf.

Ich habe heut entſetzliches Kopfweh und fürchte die Folgen dieſer Migräne für morgen. Ich bitte Sie demnach, nicht morgen, Sonntag, zu kommen, ſondern erſt Montag, es ſei denn, Sie hätten in meinem Viertel zu thun, in welchem Falle Sie auf Ihre Gefahr herankommen mögen.

Ich habe ein großes Verlangen Dich wiederzuſehen, letzte Blume meines trübſeligen Herbſtes, tolle Geliebte.

Ich bin nach wie vor mit toller Zärtlichkeit

Dein ergebener

Heinrich Heine.

11.

Ich benutze ſofort die reizenden Briefkouverts, um die geliebte Hand zu küſſen, die Hand, die ſie ſo liebenswürdig mit den Adreſſen verſehen hat.

Ich habe eine ſchlechte Nacht gehabt, mich halbtodt gehuſtet und kann nicht ſprechen.

Danke gleichfalls für die ausgezeichnete Abſchrift des Briefes von Frau von Rothſchild.*)

Zärtlichen Gruß! Ich lache vor Schmerz und knirſche mit den Zähnen, ich werde verrückt.

Heinrich Heine.

12.

Liebſte Freundin.**)

Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daſs ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint.

Ich drücke eine empreinte vivante auf all Deine Lieblichkeit, aber nur in der Phantaſie. Ich habe Dir nichts weiter zu bieten als die Phantaſie, poor girl.

---

*) Aus Anlaſs eines Trauerfalls im Rothſchild'ſchen Hauſe in Paris.

**) Der erſte Theil dieſes Briefes, bis zu den Worten „zu ſpotten ſcheint", iſt nach Heine's Original gedruckt (Band XXII, S. 469).

Leb' wohl.

Dienſtag Mittag. H.

Die Aushängebogen brauche ich nicht vor Donnerstag.

13.

Liebſte Mouche.

Ich habe eine ſchlechte, ſehr ſchlechte Nacht mit Stöhnen zugebracht und verliere faſt den Muth. Ich rechne darauf, Dich morgen um mich ſumſen zu hören.

Bei alledem bin ich ſentimental wie ein Mops, der zum erſten Male liebt. Warum kann ich nicht all dieſe Sentimentalität den Reizen der Frau Koreff widmen. — Aber Du verſtehſt nichts von dem, was ich da ſage, Du biſt eine Gans.

Dein Gänſerich

Genſerich der Erſte,
König der Vandalen.

14.*)

Liebſte holde Freundin!

Ich danke für die ſüßherzlichen Zeilen — bin froh, daſs Sie wohl ſind — ich leider bin immer ſehr krank, ſchwach und unwirſch, manchmal bis zu Thränen über den geringſten Schickſalsſchabernack afficiert. — Jeder Kranke iſt eine Ganache. Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſerablen Zuſtande ſehen, aber die liebe Mouche muſs ich dennoch ſumſen hören.

Komm Du bald — ſobald Ew. Wohlgeboren nur wollen, ſobald als möglich, — komm mein theures liebes Schwabengeſicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

Paris, 15. Auguſt 1855.

Liebſtes Weſen.

Ich ſchrieb Ihnen geſtern dieſe Zeilen, ohne ſie indeſſen abzuſenden, denn ich war ſo krank!

---

*) Der erſte Theil dieſes Briefes iſt ſchon nach dem Original gedruckt erſchienen (Band XXII, S. 465).

— Heute höre ich zu meinem lebhaften Bedauern, daſs Sie geſtern gekommen ſind, und ich beeile mich, Ihnen zu ſchreiben und Sie zu bitten, bald, aber recht bald dieſen Beſuch zu wiederholen. Ich bin viel wohler. Tauſend Dank für die Gedichte, obwohl ich ſie noch nicht geleſen habe.

Allerzärtlichſt
der Ihrige
Heinrich Heine.

15.

Der Beſuch meiner lieben Mouche hat mir geſtern wohlgethan, ich denke immerfort an die Beſte, die Holdeſte, die Lieblichſte der Mouches! Aber ich kann ſie erſt übermorgen wiederſehen — welche Ewigkeit! Hundertmal könnte ich über dem Warten ſterben, ohne mich beſonders dabei anzuſtrengen.

Denk ein Wenig an mich, kleine Gans.

Dein ergebenſter
Hans.

16.*

Ma chère enfant!

Je ne suis plus souffrant, mais seulement embêté: car, depuis deux jours, on travaille devant ma fenêtre pour y construire une tente dont je pourrais bien me passer. Je lis et relis votre petit manuscrit avec le plus grand plaisir; nous en causerons. Venez donc demain, si c'est possible! J'ai grand' soif de vous revoir, et ne cesse de penser à la fine Mouche.

Jeudi matin. H Heine.

17.

Holde Freundin!

Ich bin heute derartig krank, daſs ich ernſtlich fürchte, ich werde es auch morgen noch ſein. Ich muſs Sie ſomit bitten, mir das Glück Ihres Beſuchs bis zum Sonnabend oder Sonntag vorzubehalten.

Ihr Schleierchen iſt ſorgfältig zuſammengefaltet auf meinem Schreibtiſch liegen geblieben.

Ich liebe Sie mit der Zärtlichkeit eines Sterbenden, ſomit zärtlicher als ſonſt Jemand auf Erden.

Dienſtag. Heinrich Heine.

---

*) Auch im Original franzöſiſch geſchrieben.

18.

Sonntag, den 30. September 1855.

Liebes Herz.

Das Wetter iſt ſchlecht, mit mir ſteht's eben ſo ſchlecht wie mit dem Wetter, und ich will meine Lotosblume nicht den Unbilden dieſer ſpleenigen Nebel ausſetzen. Ach du lieber Gott, wie gern gäbe ich Ihnen einen jener ſtrahlenden indiſchen Sonnentage, wie man ſie an den Ufern des Ganges erlebt und wie ſie ſich für die Lotosblumen ſchicken.

Komm bald — aber wie geſagt, nicht heute. Ich erwarte Sie am Mittwoch Nachmittag.

Hoffentlich paſſt Ihnen der Tag.

Je pose etc. H. Heine.

19.

Liebſte.

Ich bin leidend und fürchte, es wird noch zwei Tage ſo dauern. Ich beeile mich alſo, Sie wiſſen zu laſſen, daß ich Sie erſt um die Mitte nächſter Woche wiederſehen kann, um unſer Zuſammenſein nicht durch meinen Kopfſchmerz zu ſtören.

Liebend und treulich

Sonntag Morgen. H. H.

20.*)

Liebſte Mouche.

Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Aber ich liebe Dich ſehr und denke an Dich, Du Süßeſte!

Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du biſt nicht ſo dumm als Du ausſiehſt! Zierlich biſt Du über alle Maßen, und daran erfreut ſich mein Sinn.

Werde ich Dich morgen ſehen? Noch weiß ich es nicht, denn wenn mein Leiden ſo fortdauert, erhältſt Du Nachricht.

Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe bâillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt, oder ein geſunder Mops, der ſich aus Medizin nichts macht.

Tiefſter Jammer, dein Name iſt

Heinrich Heine.

---

*) Auch dieſer Brief iſt zum größten Theil ſchon nach dem Original Heine's gedruckt. (Vgl. Band XXII, S. 468.)

Zwei Briefe an Michael Schloſſ.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die beiden folgenden Briefe ſind dem Buche von Hermann Hüffer: „Aus dem Leben Heinrich Heine's“ (Berlin 1878, Paetel) entnommen. Sie waren gerichtet an den Muſikverleger Michael Schloſſ in Köln und beziehen ſich auf eine von dieſem ausgeſchriebene Konkurrenz der beſten Kompoſition eines einſtimmigen Liedes. Heine hatte, auf Erſuchen des Verlegers, drei Gedichte eingeſandt, abgedruckt in den Werken, Band XVIII, S. 55, 78 und 142.

I.

Paris, 12. März 1851.

Geehrteſter Herr!

Aus Ihrem jüngſten Schreiben erſeh ich, daſs Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert ſehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als ſei dieſer Schluſs für den Componiſten nicht ſehr tauglich. Ich ſchlage Ihnen vor, dieſe letzte Strophe durch folgende zu erſetzen:

„Der Mond, der ſtieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab,
Die Sterne weinten, die Vögel ſangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen."

Das Lied mögen Sie immerhin anders titulieren. Ich ſchlage Ihnen vor, ihm die Aufſchrift zu geben: „Du biſt todt", oder: „Du biſt geſtorben", oder auch: „Der Liebe Leichenbegängnis."*)

Ich kann mir wohl denken, daſs mein drittes Gedicht: „Die nächtliche Fahrt", Ihnen nicht ganz verſtändlich ſei; ich muſs Ihnen aber bemerken, daſs eben das Myſteriöſe der Charakter und der Hauptreiz dieſer Dichtung ſein ſoll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daſs ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich ſpäter darauf zurück, wenn ein Componiſt mit einer beſonderen Frage mich angehen ſollte. Ich mache Sie auf die Hauptſache aufmerkſam: Drei Perſonen ſteigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr an's Land ſind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich dieſe Hauptſache prägnant hervorzuheben geſucht. Es geht daraus deutlich hervor, daſs ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die ſchweigend geblieben und höchſtens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. —

---

*) Jetzt unter dem Titel „Altes Lied" im Romancero XVIII, S. 42).

Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Beſtimmtes; nur ahnet man, daſs er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigoriſt oder ſonſt ein Heiland au petit pied begeht die That aus einem Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an ſeiner moraliſchen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unflätherei“, und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnſinn handelt. Dieſer innere Seelenprozeſs, der ſich bis zum letzten Angſtruf ſteigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Muſik am beſten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angſtrufe, wobei ich die bei kabaliſtiſchen Beſchwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenſte Ruhe ein, ja eine faſt ironiſche Ruhe der

Natur, die von den Quälniſſen der Menſchenſeele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht.

Ich werde Ihnen dieſer Tage Ihre jüngſte Bücherſendung wieder retour ſchicken und werde bei dieſer Gelegenheit die Vorſicht gebrauchen, daß ich auf dem Bücherverzeichniſſe, welches ich Ihnen mitſchicke, diejenigen Bücher, nach denen mich beſonders gelüſtet, vorzugsweiſe mit einem * bezeichne; ſollten Sie nun von dieſen bekreuzten Büchern gar keine vorräthig haben, ſo mögen Sie immerhin mit der Sendung einige Zeit ſäumen, damit ich ſicher ſei, daß unter den Büchern, welche ich erhalte, wenigſtens einige ſind, die mir zuſagen.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

(eigenhändig) Heinrich Heine.

2.

Paris, 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz beſondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr werthes Schreiben früher zu beantworten, auch war ich früher nicht im Stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu ſchicken, die Ihren Wünſchen einigermaßen entſprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine ſangbaren Lieder mehr in der frühern Weiſe; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und ſeit drei Jahren bettlägerig, was keine lyriſche Stimmung aufkommen läſſt. Das erſte der überſchickten Lieder ſind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtniſſe aufgefriſcht und zugeſtutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entſpricht, weiß ich nicht im Voraus, nur ein ſehr geiſtreicher Componiſt dürfte ſich an dieſe Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, das ich erſt dieſer Tage geſchrieben, etwas ſehr Componierbares gegeben zu haben; nur muß der Componiſt verſtehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der ſchwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenſchaftlichkeit aufſchreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls ſind hier Motive, welche einen Muſiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Bücherſendung;

ich werde Ihnen dieſer Tage die Bücher zurückſchicken und eine größere Liſte von Büchern, die mir allenfalls zuſagen, beifügen; ich wünſche nicht, daß Sie mir zur Complettierung einer Sendung etwas mitſchicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

(eigenhändig) Heinrich Heine.

Briefe an Dr. med. L. Wertheim in Paris.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Empfänger der nachſtehenden Briefe, Herr Dr. L. Wertheim, lebt noch gegenwärtig in Paris. Er hatte Heine als Arzt wie als perſönlicher Freund nahe geſtanden. Die bisherige Sammlung von gedruckten Briefen Heine's (Werke Bände XIX—XXII) enthielt nur einen Brief an Dr. Wertheim (Band XXII, S. 69) aus Anlaß des Streites Heine's mit einem Herrn Strauß.

1.

Barège (Hautes Pyrénées), den 21. Juni 1846.

Liebſter Doctor,

Ich bin erſt ſeit geſtern hier, denn ich verbrachte 14 Tage zu Bagnères de Bigorre, weil ich mich zu elend fühlte, um weiter reiſen zu können, obgleich Bagnères nur eine Tagereiſe von hier entfernt iſt. Ich litt nämlich an einem erſchrecklichen Echauffement, welches hauptſächlich dadurch entſtand, daß die seringue mit ihrem kalten Waſſer gar keine Wirkung mehr thut. Dabei kann ich gar nichts mehr eſſen wegen geſteigerter Lähmung des Mundes und des Schlundes, beſtändige Üblichkeiten und Schwindel, kurz und ſchlecht — es ſieht verdrießlich mit mir aus. Ich werde wohl länger hier bleiben müſſen, als ich gewillt war.

Meine Heiterkeit verläßt mich nicht, wozu auch die unauslöſchlich lachende Munterkeit meiner Frau viel beitragen mag, letztere iſt aber doch ein bischen leidend. Der Papagei befindet ſich aber gottlob ganz wohl und läßt Sie grüßen.

Schreiben Sie mir bald und viel Neues.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

2.

Montmorency, den 25. Sept. 1847.

Liebſter Wertheim,

Mir geht es ſo ſchlecht, oder vielmehr es geht gar nicht mehr; ſeit 14 Tagen ſind auch meine Beine und Füße ſo paralyſirt, daſs ich nicht das Zimmer verlaſſen konnte und kaum wenige Schritte zu gehen vermag. Der Unterleib ebenfalls ſo bedeutend paralyſiert und ich bin mehr als unwohl. Ich will deshalb Donnerstag mich wieder nach meiner alten Wohnung (Fbg. Poissonnière 41) verfügen, wo Sie mich Donnerstag Abend oder Freitag früh finden können. So iſt mir alſo auch Montmorency miſsglückt, wie voriges Jahr Barège, und mein Schickſal eilt dem Ende entgegen. Ich trage es mit Ruhe und Stolz.

Ihr

H. Heine.

3.

Liebſter Doctor.

Seit 10 Tagen befinde ich mich in der maison de santé meines Freundes Faultrier (84, rue de Lourcine) wohin mir ſeitdem meine ganze Familie (meine Frau, Pauline und die Perüſche) gefolgt iſt. Es geht mir leidlich und ich bin ruhig und ziemlich heiter. Hoffe Sie bald wohl zu ſehen. Die erwartete große Hämorrhoidalkriſe iſt glücklich eingetreten. Augen ſehr matt, kann mein Geſchreibſel nicht leſen.

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. Heine.

Den 16. Febr. (Ohne Jahreszahl, vermuthlich 1848.)

4.

Liebſter Doctor,

Ich richte dieſe Zeilen an Sie, getrieben vom Gefühle des Momentes. Sie haben keinen Begriff davon, wie oft und ungeſtüm ich jeden Tag an Sie denke, mich bei jeder Gelegenheit Ihrer freundſchaftlichen Theilnahme erinnere und wie groß die Lücke iſt, die bei mir entſtanden, ſeitdem Sie ſich zurückgezogen. Ich habe erſt dieſe Tage wieder einen deutſchen Secretär, ſonſt hätte ich mich unterdeſſen öfter darüber expectoriert, wie ſehr ich durch das Ereignis leide, das aus ein und derſelben Unglücksquelle entſprang, die mich ſchon ſo oft mit Bitterniſſen tränkte. Ich meine nämlich den Wahnſinn einer geliebten Perſon, der mehr oder minder ſelten hervorbricht, und der eben ſo unzurechnungsfähig wie unheilbar iſt. Hier iſt weder zu klagen noch etwas zu ändern, ſondern nur mit Ruhe zu dulden und mit Barmherzigkeit zu verzeihen. Mein theurer Freund, es iſt für mich das größte Miſsgeſchick, daſs ich Sie nicht ſehe, und jetzt Niemand habe, dem ich mich mit abandon über Alles ausſprechen kann, was mich drückt und plagt, körperlich wie geiſtig. Zum Glück haben Sie mich einem Arzte übergeben, der mit ebenſoviel Gewiſſenhaftigkeit, wie Sie ſelbſt ſie beſitzen, mich behandelt und durch conſequente Fortſetzung der Kur meinen Zuſtand täglich verbeſſert. Ich fühle mich etwas weniger ſterbend und pflege jeden Tag eine halbe oder auch eine ganze Stunde lang auf dem Seſſel zu ſitzen. Doch die Betrübnis über meinen Zuſtand iſt in Zunahme und ich will darüber ſchweigen. Ich hoffe, liebſter Freund, daſs es beſſer gehen wird, und daſs ich bald im Stande bin, Ihnen irgendwo unter grünen Bäumen ein Rendez-vous zu geben. Unterdeſſen bleiben Sie verſichert, daſs Keiner Sie mit ſo tiefer Anerkennung werthſchätzt und Ihnen mit Dankbarkeit zugethan bleibt, wie

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 5. April 1849.

5.

Paris, den 15. März 1850.

Liebſter Wertheim,

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie Ritter des Iſabellen-Ordens geworden ſind; dieſer Orden, den die Königin Iſabella geſtiftet hat, um die Vertreibung der Juden aus Spanien zu feiern, iſt eine ſehr ſchöne Decoration, und ich bin ſehr neugierig, Sie damit geſchmückt in Perſon wiederzuſehen. Indem ich Ihnen mein Compliment mache zu dieſer Beförderung, die ich erſt ſpät erfuhr, kann ich nicht umhin um ſo dringender zu bitten, den Beſuch, den Sie mir ſchon lange angekündigt, endlich in die Wirklichkeit treten zu laſſen. Sie haben keinen Grund mehr, die Erfüllung dieſes Verſprechens länger aufzuſchieben; Jahr und Tag ſind vergangen, ſeit ich Sie nicht bei mir ſah, Weiberhader verjährt in kürzerer Friſt, aber Männerfreundſchaft iſt langlebiger. Meine Lage iſt noch immer dieſelbe, d. h. ich liege noch immer auf demſelben Flecke, nur daß ich jetzt noch viel zuſammengekrümmter und abgezehrter bin als früher. Tag und Nacht leide ich an meinen niederträchtigen Krämpfen und Contraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphium einige Erleichterung finde. Mein Zuſtand iſt ſo tragiſch, daß ich ſelber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Übermuth noch nicht erlaubte.

Medizin nehme ich gar keine mehr, weder Arzt noch Apotheker können mir helfen. Die Hand Gottes liegt ſchwer auf mir; doch — ſein heiliger Wille geſchehe.

Ihr viel leidender Freund

Heinrich Heine.

6.

Paris, den 21. März 1850.

Liebſter Ritter und Doctor,

In dieſem Augenblick bin ich ganz ohne Garde; ich habe zu Gruby*) geſchickt, damit er mich mit einer ſolchen verſehe. Aber die Feinde von Napoleon hatten vor den alten Garden desſelben keine ſo große Angſt, wie vor den alten Garden Gruby's und ich ſehe mit Schrecken dem Scheuſal entgegen, das ſich mir in ſeinem Namen präſentieren wird. Ich bitte Sie daher, ja ich beſchwöre Sie, beſchäftigen Sie ſich damit unverzüglich, mir eine paſſende Garde, wie die Marie war, zu verſchaffen. Ich würde Sie fußfälligſt darum anflehen, wenn meine Füße und Kniee es geſtatten wollten; heute beſonders kann ich kein Glied rühren, wegen der ſchmerzlichſten Kontraktionen. Laſſen Sie ſich bald bei mir ſehen; Sie erfreuen mich unendlich.

---

*) Heine's Arzt während der letzten 6 Jahre.

Ihr leidender Freund

H. Heine.

50, rue d'Amsterdam.

7.

Liebſter Doctor.

Ich bin durch die Schmerzen, die ich dieſer Tage unaufhörlich ausgeſtanden, ſowie auch durch häusliche Kriteleien ſo herunter und ſo verſtimmt, daſs ich in dieſem Augenblicke nicht den Muth habe, ein neues Geſicht zu betrachten oder gar mich in irgend eine Unterhaltung einzulaſſen. Ich will daher erſt nächſte Woche den Bewuſsten zu mir erbitten. Wollen Sie, liebſter Doctor, aber unterdeſſen Sich bei mir ſehen laſſen, ſo würde mir das viel Freude und Troſt gewähren.

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 19 April 1850

8.

Paris, den 30. April 1850.

Liebſter Wertheim.

Ich habe vorgeſtern eine lange Entrevue mit dem Doctor Worms gehabt und ich wünſche nun Sie ſobald als möglich bei mir zu ſehen, um das übrige zu beſprechen. Es geht mir immer ſehr ſchlecht, meine Krankheit nimmt täglich zu und die Krämpfe und Kontraktionen bemächtigen ſich täglich mehr des Obertheils des Körpers, ſo daß auch der Rücken in den Nächten faſt ganz gekrümmt iſt. Der Überreiz des Schmerzes giebt mir eine gewiſſe Force.

Ihr freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

9.

Paris, den 15. Februar 1851.

Liebſter Doktor.

Als ich letzthin nur auf einige Augenblicke das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen, verſprachen Sie mir bald wiederzukommen, welches Verſprechen Sie aber bis heute unerfüllt gelaſſen. Dieſe Zeilen ſind alſo ein Mahnbrief, um den verſprochenen Beſuch bei Ihnen in Erinnerung zu bringen. Mein Zuſtand hat keine große Veränderung erlitten, aber ich befinde mich doch eher ſchlechter als beſſer, und eine fatale Troſtloſigkeit fängt nachgerade an, ſich meiner zu bemächtigen.

In einigen Wochen werden es 3 Jahre ſein, daß ich auf dem Rücken liege, und da hätte ich wohl das Recht, endlich verdrießlich zu werden.

Ihr wahrhaft freundſchaftlich ergebener

Heinrich Heine.

10.

Paris, 19. April 1852.

Liebſter Herr Wertheim.

Ich habe Sie nun ſchon ſehr lange Zeit nicht geſehen, was mich doppelt bekümmert, da ich eben in dieſem Augenblick Sie über etwas zu befragen habe, was meinen Krankheitszuſtand betreffend für mich von großer Wichtigkeit iſt. Ich möchte mich nämlich gern mit meinem ganzen Hausſtaate in eine maison de santé einquartieren, um wieder etwas friſche Luft zu genießen. Bei Ihrer Lokalkenntnis können Sie mir wohl die beſte Auskunft geben, wo ich die zweckmäßigſte maison de santé fände. Beſuchen Sie mich daher recht bald. Meine Frau läßt ſich Ihnen freundſchaftlichſt empfehlen. Ich bin leider in dieſem Augenblick ſehr leidend und meine Kräfte nehmen ſichtbar ab von Tag zu Tag.

Ihr aufrichtig ergebener

Heinrich Heine.

P. S. Man ſagt allgemein, eine Tochter von Ihnen, Mademoiſelle Wertheimer, habe mit dem größten Beifall in der Opéra comique debütiert. Ich habe widerſprochen und glaube, es iſt höchſtens eine Couſine von Ihnen.

11.

Paris, 7. Juni 1852.

Mein liebſter Wertheim.

Ich weiß gar nicht, wie Sie es über's Herz bringen können, mich ſo lange **unbeſucht zu laſſen. Kommen Sie ja recht bald, je eher je lieber, ich** hätte wahrhaftig manches Intereſſante mit Ihnen durchzuſprechen. Ich erwarte alle Tage Jemanden aus Deutſchland, der Ihr höchſtes Intereſſe in Anſpruch nehmen wird, beſonders als Arzt — rathen Sie mal, wer?*)

Indem ich Sie recht bald zu ſehen hoffe, verharre ich freundſchaftlich

Ihr getreuer

Heinrich Heine.

12.

Paris, 8. October 1852.

Liebſter Wertheim.

Ich habe Sie wieder in einer Ewigkeit nicht geſehen, und wenn das ſo fortgeht, weiß ich am

---

*) Heine erwartete ſeinen Bruder Dr. Maximilian Heine aus Petersburg.

Ende gar nicht mehr, wie Sie ausſehen. Schon kann ich mich nicht mehr erinnern, von welcher Couleur das Iſabellen-Ordensband iſt, welches Sie tragen.

Steuern Sie doch bald der rue d'Amsterdam zu, wo ich Ihnen zwar nichts angenehmes mittheilen kann, ſondern nur von der entſetzlichen Zunahme meiner Krämpfe zu erzählen hätte. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich Tag und Nacht ausſtehe. Kommen Sie daher bald, um mir, wo nicht ein helfendes, doch gewiß ein tröſtendes Wort zu ſagen.

Ihr freundſchaftlich ergebener
Heinrich Heine.

13.

Paris, 28. April 1855.

Liebſter Herr Wertheim.

Da Sie mich ſehr freundſchaftlich vernachläſſigen und ich Sie oft Ewigkeiten lang nicht ſehe, ſo will ich heute, um Ihres Beſuches ganz ſicher zu ſein, Ihnen ſagen, daß ich Sie für eine höchſt wichtige, in Ihren ärztlichen Beruf einſchlagende Sache zu ſprechen habe. Es iſt alſo nicht bloß als Freund, ſondern auch als Arzt, daß ich Sie ſehen will. —

Ich befinde mich ſehr ſchlecht, und Gruby, welcher mich eben verläßt, ſagt mir, daß er Sie geſtern geſehen. Der alte Jaubert iſt die Treppe hinabgefallen und hat ſich ſehr beſchädigt. Meine Lutezia auf Franzöſiſch macht hier viel Spektakel; ob ſie gefällt weiß ich nicht, iſt mir auch ſehr gleichgültig. Nur Narren wollen gefallen; der Starke will ſeinen Gedanken geltend machen.

Ihr freundſchaftlich ergebener
Heinrich Heine.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.